Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

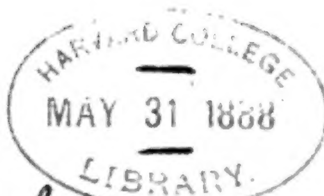
Funfzehnter Band,

Januar bis Juni

1839.

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Preis des Jahrganges (Berlin, in der Expedition der Allgemeinen Preußischen Staats-Zeitung, so wie bei allen Königl. Post-Aemtern ohne Erhöhung) drei Thaler Preuß. Cour.



Inhalts-Verzeichniß.

Meere. — Britisches Kolonial-Reich. — Die Todesfälle in Ludwig's XIV. Familie. — Bibliothekonomie. — Zur geographischen Kenntniß der Türkei. — Deutschland und Italien. — Dickens und seine Nachahmer. — Lady Blessington über A. von Lamartine. — Lord John Russell in Genua. — Kaiser Joseph II. in Brüssel. — Orientalische Werke. — Der Roman der Bulwerschen Ehe. — Türkische Akademieen.

Mai: Ueber das Erröthen. — Ein Orangenwald in Sardinien. — Für und wider die Phrenologie. — Neue Nachrichten über Shakespeare. — Silvio Pellico über die Verzweifelungs-Literatur der Franzosen. — Zeitung für Blinde. — Das Land Pendschab in Ostindien. — Neues Bauwerk in London. — Italiänische Unterrichts- und Examinations-Methode. — Lady Bulwer. — Londoner Kunstausstellung. — Ein Roman von Hauff ins Englische übersetzt. — Brougham und die Juniusbriefe. — Ausländische Literatur in England. — J. M. Lappenberg's Englische Geschichte. — Lord und Lady Cheveley. — Das Schicksal. — Irländische Bulls.

Juni: Der Essex-Ring. — Agnes Bernauerin in England. — Puschkin's letzte Stunden. — Italiänisches Theater. — Göthe und Schiller. — Mittelalterliche Studien. — Tasso, Göthe und Monti. — Janin's Schriften. — Philosophisches. — Irländische Zustände. — Equipagen-Rangordnung. — Indische Spitzbuben. — Homöopathen in Frankreich. — Matrosen des Vengeur. — Weibliche Unschlüssigkeit. — Shakespeare's Heinrich V. — Mehmed Ali unter den Schwarzen von Sennaar.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 1. Berlin, Mittwoch den 2. Januar 1839.

Frankreich.

Kultur und Literatur in ihrer Wechselbeziehung.

(Nach der Revue Française.)

Die Literatur ist der Prüfstein der Kultur. Die eine ist der Maßstab der anderen; beide sind mit dem Baume und der Frucht zu vergleichen. Wenn wir den Sagen des Alterthums glauben wollen, so waren die Führer der ersten Völker Helden, ihre Gesetzgeber aber gottbegeisterte Menschen und Dichter. Die Dichtkunst löste ihre Aufgabe; ihre Orakelsprüche, ihre begeisterte Stimme wirkten auf den Geist und das Herz und brachten die wandernden Familien zum Stillstande. Ursprünglich wurde daher auch der Dichter Seher und Prophet genannt, und es kann in der That keine göttlichere Eingebung geben, als diejenige, welche den Menschen über seine Bestimmung und sein Ziel aufklärt. Das heilige Feuer, welches die Dichter anzündeten, erlosch niemals. Der Dichter streute den Samen aus, der später seine Früchte trug. Die Menge sehnt sich nach dem Wunderbaren, nach überraschenden und starken Bewegungen, und der einfache Mensch ist für jeden poetischen Eindruck empfänglich. Er übersetzt seine Gedanken in Gefühle, seine Worte in Bilder und weilt am liebsten in den Gegenden, wo der Hinblick auf das Irdische verloren geht und wo die Seele gleichsam zwischen Himmel und Erde schwebt. So bildeten sich also die Völker durch die Dichtkunst. Noch waren indeß die Bedürfnisse beschränkt, das ganze Leben einförmig. In einer Gesellschaft, in welche das sittliche Verderben noch nicht eingedrungen ist, wo der Mensch noch mit dem Boden zusammenhängt und wo der Gedanke nicht über den engen Kreis der Familie hinausschweift, muß auch die Literatur, als Abbild der Sitten eines Volkes, einen naiven und kindlichen Charakter haben.

Die Gesellschaft bleibt indeß nicht auf demselben Punkte stehen. Die moralische Weltordnung ist, wie die physische, in beständiger Umgestaltung und Erneuerung begriffen, obgleich nichts untergeht. Die Gesellschaft hat das mit dem Individuum gemein, daß sie sich bewegt, meistens, um fortzuschreiten. Zuweilen tritt freilich scheinbar ein Rückschritt ein, aber dieser ist nur ein Mittel, desto sicherer und rascher zum Ziele zu gelangen. Die Thatsachen häufen sich, die Ideen reifen, die Gesichtspunkte werden verändert, das Geschick erfüllt sich, und es tritt ein Umschwung der allgemeinen Verhältnisse ein. Alles ist freilich nicht Gewinn, und gerade in der Zeit der höchsten Blüthe entwickeln sich die Keime des Verderbens. Auch die zersetzenden und zerstörenden Elemente durchströmen den Körper der Gesellschaft; die Ehrsucht verdrängt das Pflichtgefühl, der Stolz das Wohlwollen; die Leidenschaften wuchern üppig empor, und das Herz zieht sich zusammen. Jetzt reicht auch das natürliche Gesetz nicht mehr aus, sondern es muß das bürgerliche Gesetz, dieser kalte Zusatz einer selbstsüchtigen Bildung, hinzutreten. Aber die Krankheit führt auch das Heilmittel schon mit sich, und wenn dieses die Krankheit nicht gänzlich heilt, so lindert es sie wenigstens. Vergangenheit und Gegenwart sind durch einen unendlichen Zwischenraum geschieden; zwischen ihnen gähnt ein weiter Abgrund auf. In den ersten Zeiten der Gesellschaft ruhte das Gesetz im Herzen, jetzt wird es in Erz gegraben. Das erste Gesetz begeisterte zu Opfern, welche nicht schwer fielen; das zweite, ein todter Buchstabe, forderte sie und wurde drückend. Das neue Gesetz bedarf der Unterstützung der Gewalt, denn der Gehorsam wird nicht mehr freiwillig geleistet, und die Gebote sind hart; in jedem Winkel lauern Mißtrauen und Furcht.

Aus der Umwandlung der Gesellschaft geht auch eine neue Literatur hervor. Die kindliche Unbefangenheit, die Einfachheit sind entschwunden; die Kunst tritt an die Stelle der Natur. Es treten jetzt neue Neigungen, neue Triebe hervor. Zuerst erkrankt der Geist, dann das Herz. Das Gesetz ist nur noch eine Schlinge, in die man sich zu fallen hütet. Man macht feine Unterscheidungen und kämpft gegen den Buchstaben und den Geist des Gesetzes. In diesem Widerstreite entgegengesetzter Interessen tritt der Redner auf. Der Redner ist der Mann der gebildeten Gesellschaft, die sich im Guten und im Bösen vervollkommnet hat. Seine Stätte ist der Gerichtsplatz; er hat nichts Prophetisches und bewegt sich nicht mehr auf dem Gebiete der Poesie. Er muß eine großartige Gesinnung, eine hohe Geistesbildung besitzen; er soll ein rechtlicher, redegewandter Mann seyn, der das sittliche Gefühl immer lebendig in sich erhalten muß. Die Literatur einer alternden und übermäßig verfeinerten Nation, unter welcher Laster und Leidenschaften aller Art einen freien Tummelplatz gefunden haben, und welche Alles mit dem Erfolge entschuldigt, muß nothwendig das Abbild dieses Zustandes seyn. In einer Zeit, in welcher Alles zusammenzustürzen scheint, in einer Epoche der Gährung und des Ueberganges, wo man auf Entdeckungsreisen auszieht, ohne zu wissen, wo man anlanden wird, muß auch der Künstler vom Zweifel angesteckt werden. Der aus dem Himmel ausgestoßene Künstler wendet sich der Erde zu. Das Resultat von dem Allen ist, daß es eben so eine jungfräuliche und kindliche Literatur wie eine jungfräuliche und kindliche Gesellschaft giebt. Beide unterliegen demselben Einflusse; sie gleichen harmlosen Kindern, welche in derselben Wiege ruhen. Wenn dann die Gesellschaft erstarkt und sich mit glänzenden Farben schmückt, so folgt auch die Literatur ihrer Spur und verschmäht ihre ursprüngliche Einfachheit.

Wenn nun gar die Gesellschaft in ihren Grundfesten erschüttert ist, wenn der menschliche Geist in kühnem Aufschwunge nach einem Ziele strebt, das er nicht kennt, wie soll dann die Literatur in einer Zeit der großartigsten Anstrengungen und der unersättlichsten Bedürfnisse, der Kraft und der Ohnmacht, des Enthusiasmus und der kalten Berechnung, des Glaubens und des Zweifels sich gestalten? Dann erhält auch die Literatur einen leidenschaftlichen, unruhigen, fieberhaften, ausschweifenden Charakter. Sie hat alle Vorzüge, aber auch alle Fehler; sie mißbraucht ihre Kraft und wird niedrig, wenn sie naiv seyn will. Es ist ein Streit aller Elemente, aber wenn dieser beendigt ist, erscheint das Licht. Dieses Ueberspringen von einem Gegensatze zum anderen, diese wilden Phantasieen sind das Zeichen einer heftigen Krankheit, die indeß keine Furcht einflößen darf, denn sie führt zu einer Krise; es ist eine Uebergangs-Epoche, welche zwischen einer ablaufenden Vergangenheit und einer noch ungewissen, gestaltlosen Zukunft eintritt. Auf der Erde thun sich dem Menschen zwei Wege auf; der eine führt über die Erde hin, der andere schwingt sich zum Himmel auf. Wenn der Mensch die ideale Welt verlassen hat und in die der Wirklichkeit eingetreten ist, so ist die Umkehr schwer und der Ariadnenfaden nicht immer zur Hand. Die kalte verständige Untersuchung hat an Allem gerüttelt. Man fragt schon nicht mehr, wie einst ein berühmter Mathematiker: „Was beweist das?" sondern: „Was bringt das ein?" Die Industrie ist die Gottheit unserer Tage; hier ist das Glück. Das Glück! hört es und beugt Euch! Wären denn also der Literatur alle Hoffnungen abgeschnitten? Gewiß nicht! Die Menschheit hat manche Irrpfade betreten, aber der Fortschritt ist immer das Ziel der Geschichte geblieben. Es giebt eine Frucht, welche die Zeit und die Erfahrung reifen und deren Süße erst in einer gebildeten Zeit empfunden werden kann. Diese Frucht ist die Wissenschaft, das Erbtheil eines reiferen Alters der Menschheit, wie die Dichtkunst das glückbringende Geschenk der Kindheit des Menschengeschlechts war. Unsere Zeit ist die Zeit der Wissenschaft.

Ein Sonntag in der Normandie.

Von Mistreß Hall.

Der Sonntag ist, wie Jeder weiß, der Frankreich besucht hat, der große Festtag des Landes, den Jung und Alt, Reich und Arm feiert. Dies soll uns keinen Stoff geben, uns über die Weisheit des Gebots: „Erinnere dich, daß du den Sabbath heilig halten sollst", zu ergehen; aber wiewohl ich weit entfernt bin, die Art zu loben, in der dieser Tag nur zu allgemein verbracht wird, so kann ich doch nicht umhin, meine Ueberzeugung auszusprechen, daß der Gott, der seine Sonne über Gerechte und Ungerechte scheinen läßt, es gewiß dem eingesperrten Handwerker nicht zum Verbrechen anrechnen wird, wenn er am Sabbath sein enges Zimmer verläßt und mit Weib und Kind hinaus wandert in grüne Baumhecken und blühende Felder. Daher kann ich's auch unseren Nachbarn auf dem Festlande nicht verdenken, wenn sie sich an ihrem Sonntag freuen und guter Dinge sind, aber wohl verdenke ich's den Gesetzen, daß sie erlauben, an einem so

heiligen Festtag ununterbrochen zu arbeiten. Da ist keine Ruhe auf den Straßen, keine Rast für Mensch und Vieh; die Läden sind offen, die Pferde müssen ziehen, die Maurer, die Mühlen, die Schieferdecker, die Kärrner hämmern und klappern wie gewöhnlich: ja, in Havre scheinen sie am Sonntag fast noch mehr Spektakel als an einem anderen Tage der Woche zu machen. Ich habe Wäscherinnen in ihren Fässern an den öffentlichen Brunnen waschen sehen, während die Glocken der Notre-Dame-Kirche zum Gebet riefen. Mögen sie lieber den Sabbath ganz abschaffen, als solches Gespött damit treiben, den Klang von Hammer und Amboß mit der heiligen Musik der Kirchenglocke zu vermischen; die Sorgen und Geschäfte des Lebens mit seinem Feilschen und Markten bekommen so sehr dadurch die Oberhand, daß mir diese Entweihung des Sabbaths in Frankreich mehr unangenehme Erinnerungen erregt, als irgend etwas Anderes, was ich sonst in fremden Ländern gesehen habe. Erst gegen Abend werden die Straßen ruhiger, die Handwerker waschen und putzen sich, und nur Einer bleibt im Laden zurück. Männer und Weiber traben hinaus mit fröhlichen, heiteren Gesichtern. Dann kann man nicht umhin, sich mit ihnen zu freuen und zu wünschen, daß dieses wankelmüthige Volk auch den Morgen des Tages jener Ruhe widmen möchte, die zum Denken einladet. Ich erinnerte mich an die ruhigen, stillen Sabbath-Morgen Englands und wünschte, sie möchten auch hier immer zu unschuldigen, fröhlichen Abenden führen.

Unsere Freunde hatten eine Exkursion nach einem Ort, Namens Gourlay, hinter der alten Stadt Harfleur verabredet, deren Kirche eine der schönsten ist, die ich je gesehen, und zugleich für uns in jeder Rücksicht interessant wegen ihres Zusammenhangs mit der Englischen Geschichte. Die Stadt ist hübsch gelegen; die Franzosen, die gleich bei Allem in Extase gerathen, nennen sie superbe! magnifique! und charmante! Doch verzeiht man mit Recht eher Leuten, die zu schnell, als solchen, die niemals zufrieden sind; und wenn Jene ihr Entzücken leicht übertreiben, so muß man gestehen, daß wir wieder dem anderen Extrem zu viel nachgeben und davon statt Rosen nichts als Dornen in der Welt pflücken.

Die Stadt Harfleur also ist, wie ich verbessert habe, nur hübsch gelegen: der Kirchthurm allein verdient eine halbe Tagereise über die schlechten Straßen der Franzosen; unsere Alterthumsliebhaber würden sich über seine edle und ehrwürdige Bauart sehr freuen, obgleich das Aeußere viel schöner ist als das Innere; indeß sind auch zu viel Häuser in der Umgebung — ein so vollendetes Gebäude muß Raum haben, daß man es von allen Punkten betrachten kann. Die Gemeine ging eben aus einander, als wir die Kirche betraten, und der reiche Duft des Weihrauchs war für uns, die wir aus so reiner Luft herkamen, fast erstickend; das letzte Glöckchen läutete, der Segen ward gesprochen, und die Menge zerstreute sich; da lagen Banner und Trophäen, alte Monumente und Altäre mit dem gewöhnlichen Aufsatz von Kerzen, Blumen, Bildern und Gaben aller Art, aber keine so rührend, als die in der Kapelle unserer Gnadenmutter zu Honfleur.

Nachdem wir uns umgesehen und umhergewandert, bestiegen wir wieder unsere Wagen und fuhren von Harfleur ab nach dem Schlosse Gourlay, in dessen Umgegend wir den Tag zubringen sollten. Ein Herr unserer Gesellschaft fühlte sich von der Sonnenhitze so übermannt, daß er am Thor klingelte und die Dienerin um ein Glas Wasser bat — die Bitte ward abgeschlagen; sie meinte, ihre Herrin könnte zürnen, wenn sie einem Fremden Wasser gäbe!

Gewiß, das war sehr ungastfreundlich und bot den Engländern der Partie eine Gelegenheit, nach Herzenslust auf Frankreich zu schmähen, — dadurch wurden sie lebendig und aufgeräumt und bekamen einen vortrefflichen Appetit für das verschwenderische Mahl, das in dem Obstgarten einer hübschen Meierei von einem guten und braven Franzosen aufgetragen wurde, dessen Pasteten, Konfekte, Früchte und Champagner den eingefleischtesten John-Bull-Mann der Gesellschaft zu dem Geständniß zwangen, hier sey er in der Phantasie nach England versetzt. In der That, ich glaube, es war das erste Mal, daß ich erfuhr, der gute Mann besitze das, was man Phantasie nennt. — Nach Beendigung des Mahls eilten wir hinaus ins Freie und durchschritten zuerst ein Feld, wo die schweren goldenen Kornähren die Halme bis auf die Erde herabbogen. Wir passirten das, was man dort die Landstraße zu nennen beliebt, und dann gingen wir längs eines krummen, eingeschlossenen Stegs hin, der uns auf einmal eine Aussicht von ungewöhnlicher Schönheit erschloß. Wir standen auf dem Gipfel eines kleinen Hügels mit dichtbewaldeten Abhängen: die schlanken Buchenstämme glänzten wie silberne Stäbe, und ihre Blätter zitterten leise im sanften Abendhauch. Unter uns war ein kleines Thal, über welches das Auge zuerst hinwegsah, ohne es zu bemerken, so köstlich war die Aussicht, welche die Anhöhe an der entgegengesetzten Seite begränzte: die Aeste der schlanken Bäume verschlangen sich zu den wunderlichsten Bogenformen und bildeten so eine Art unnachahmlicher Wald-Architektur; das Sonnenlicht, das zwischen den Bäumen hindurchschimmerte, zeigte hier und da Gruppen von Reisenden, die sich mit Wein und Früchten erquickten, oder Haufen scherzender Bauern, deren fröhliches Lachen von den Echo's dieser lieblichen Lichtungen wiederholt wurde. Wie wir in das kleine Thal hinabstiegen, änderte sich der Charakter der Scene: sie war noch sehr schön, aber nicht mehr so, wie zuerst, als sie uns wie das Zauberschloß eines Feen-Mährchens blendete; das Gras im Thale war weich und grün wie Sammet und die Luft ganz heimlich, wie von den Hügeln und üppigen Bäumen eingeschlossen, doch konnten wir sie in den höchsten Zweigen rauschen hören, während das Zirpen des munteren Grashüpfers und das Sumsen von Myriaden Insekten ein Zeichen war von dem tausendfältigen Leben, das rings um uns herum webte. Wir hatten mehr als einmal ausgerufen „wie schön!" als eine helle Mannsstimme die kleine Volks-Ballade „Ma Normandie!" anhob. Auf diesem Fleck machte sie einen besonderen Eindruck, und im Chor von dem Bauernhaufen gesungen, würde sie überall ihren Eindruck nicht verfehlt haben. Wir hätten an diesem liebreizenden Orte lange verweilt, wenn wir uns nicht erinnert hätten, daß wir noch durch den Wald hindurch und einen Hügel hinabsteigen müßten, ehe wir unsere Wagen erreichten. Der Weg, den wir nahmen, wand sich an hohem Boden hin, und links erblickten wir dann und wann im Vorbeigehen blühende Thäler und glänzende Kornfelder, die in der untergehenden Sonne wie Goldblättchen glänzten; die grünen Spechte liefen pickend an den Buchen hinauf, und hier und da hüpfte der helle, runde Kopf oder der buschige Schwanz eines Eichhörnchens aus dem Sonnenschein hervor und verschwand sogleich wieder im Laubwerk. Vögel schreckten wir nicht viel auf, — so wie in England, wo ihr Gefieder und ihr Gesang so viel zur Schönheit der Landschaft beiträgt, waren die Baumhecken nicht von ihnen bevölkert; doch eine plötzliche Wendung des Weges brachte uns zu einer Gruppe, deren Studium mir viel interessanter war, als alle Ornithologie: auf einem kreisförmigen Rasenhügel unter dem Schatten einer großen Eiche saß ein Häuflein moissonneurs (Schnitter), Alle wohlgekleidet, und mit dem Sonntagsputz hatten sie auch ihre Sonntagsgesichter hervorgesucht — die Männer und Frauen waren von Arbeit gebräunt, und wiewohl sie an Alter sehr verschieden waren, so schienen sie doch Alle von demselben Geist der Freude und Geselligkeit durchdrungen; sie grüßten uns mit herzlicher Freundlichkeit, und wir wurden Alle wie bezaubert von der gesunden Schönheit eines Püppchens, das sein lachendes Rosengesicht an die Schulter seiner jungen Mutter klammerte, — den Großvater des Kleinen schien unsere Aufmerksamkeit zu freuen, und die schlanke Großmutter, die noch nicht vierzig Sommer hinter sich zu haben schien, war augenscheinlich die Herrin und Leiterin der Gesellschaft, von der sie La Mère Françon titulirt wurde.

„Ein schöner Abend, Mesdames", sagte sie mit der eigenthümlichen Betonung der Normandie, „das ist für uns ein Genuß, — die Sonne giebt uns die ganze Woche Arbeit, und Vergnügen an diesem Festtag; doch hab' ich gehört", fügte sie fragend hinzu, „daß sie in fremdem Lande nicht so glänzend scheint."

Ich antwortete natürlich mit einem wohl verdienten Kompliment für „die Französische Sonne", der ich den Vorzug gab vor allen anderen Sonnen, die ich jemals kennen gelernt, und die gute Dame nahm das wie eine Königin hin, nicht anders als wenn dies ihrem Lande gebührte; etwas entfernt von den anderen Schnittern saß, an den Stamm einer jungen Eiche gelehnt, ein junges Paar, Bursche und Dirne, doch so außerordentlich ähnlich, daß man sie auf den ersten Blick hätte für Zwillinge halten mögen; dieselben großen, schwarzen Augen, dasselbe Rabenhaar, ein gleich üppiges Roth auf ihren Wangen — so saßen sie da, die Hände in einander geschlungen, die großen Augen weit offen bei dem Anblick einer besonders fashionabeln Toilette, die ein Mitglied unserer Gesellschaft trug und über deren Form und Qualität mehrere leise Zeichen des Erstaunens zwischen ihnen wechselten. „Gewiß Bruder und Schwester", meinte einer von den Unsrigen, indem er dabei lächelte, als hätte er wer weiß was für eine herrliche Entdeckung gemacht oder ein schweres Problem gelöst. Ich konnte nicht umhin zu lachen, aber Männer sind einmal in Liebessachen sehr zurück. Ich wünschte, die Leser hätten den freudigen Ausdruck auf dem Gesicht des Jungen sehen können, als er mit allem Eifer der Wahrheit antwortete: „Non, Dieu merci!"

Die Mutter Françon betrachtete das junge Paar und lächelte, er hatte den Arm um das Mädchen geschlungen, als wollte er sie noch dichter an sich ziehen, und sie sah erröthend nieder und versuchte, sich loszumachen. „Schau auf, Marie, Du Kleine", sagte die Mutter Françon, „schau auf, Du darfst Dich nicht schämen, — auch in England wissen sie, was Liebe ist, nicht wahr?" Ihre Augen nahmen einen eigenen Ausdruck des Unwillens an, als sie unseren ernstblickenden Freund gewahrte, der mit so zärtlichen Gefühlen ganz unbekannt schien: — „Nicht wahr", fügte sie hinzu, „man liebt auch in England zuweilen, aber nicht wie bei uns zu Lande?"

Ich versicherte sie, daß ich dies nicht wüßte, weil ich in Französischer Liebesweise noch keine Erfahrung gemacht hätte; doch so viel sey gewiß, daß man es auf eine oder die andere Weise in allen Ländern verstehe. — Sie schien, meine Versicherung zu bezweifeln, indem sie meinte, die Franzosen seyen das galanteste Volk der Welt. Der Kredit ihres Landes lag ihr augenscheinlich am Herzen, darum widersprach ich ihr nicht, und die Mutter Françon glaubte, wie viele Andere, weil ich still blieb, daß ich ihr Recht gäbe.

Ich schaute mich nach dem jungen Paar um, sie waren aufgestanden; des Mädchens Hand ruhte auf dem Arm ihres Geliebten; sie waren Beide reizend und hübsch, besonders er; sein Gesicht war von so dunkler Färbung, wie ein Spanischer Knabe von Murillo, und Marie war nur die mildere Kopie von ihm; „sie sind verlobt", sagte die bonne Mère (wie sie die Sprecherin nannten), „und nach der Aerndte werden sie Hochzeit machen." Wir

wünschten den jungen Leuten Glück und boten der Dirne Geld an, aber sie schlug's aus mit der artigen Versicherung, daß sie es nicht brauche. Mir fielen die verhungernden Irischen Schnitter ein, und das Herz sank mir zu Boden bei der Erinnerung an ihre Armuth; hier war eine Bauerschaft ohne Armengesetze, so gut gekleidet (nach Verhältniß ihres Klima), so gut genährt und viel zufriedener als unsere Englischen Landleute; freilich war ich in der Normandie, und dies ist eine der reichsten Provinzen Frankreichs; doch die Erinnerung war schmerzlich, und um mich zu trösten, wandte ich mich an die bonne Mère. Das Tageslicht sank immer tiefer zum Vorspiel eines herrlichen Sonnenuntergangs, und die Gesellschaft schien geneigt, ihren Heimweg anzutreten. „Allez, mes enfans", sagte die Mutter zu den Verlobten — „und Gott segne Euch! aber vergeßt mir nicht das Schicksal Pierre's und Josephinens." — „Pierre und Josephine!" wiederholte der Großvater, der sein lachendes Enkelkind aus den Armen seiner Tochter genommen. „Eh, mon dieu! Mère Françon, warum denkst Du gerade an diese, oder warum erinnerst Du Marie daran? Josephine war ihre Tante. Sieh! sie hat Thränen in den Augen, — ei, ma bonne Mère, da hast Du einmal Unrecht gethan." — „Das hab' ich nicht", erwiederte sie streng; „sie thun schon so, als wenn sie nur allein auf der Welt lebten, und das ist nicht der rechte Weg, glücklich zu werden. Ei! ihr Männer habt's nie gern, wenn junge Mädchen von uns weisen Frauen die Wahrheit hören, weil wir sie warnen, Niemanden ihr Herz zu sehr hinzugeben. Seht! hier bin ich, die Mère Françon, und ich weiß bis zu dieser Stunde nicht, welchen von meinen beiden Gatten ich am meisten liebte!" — „Du würdest wohl dem dritten am besten seyn, wenn Du ihn hättest, nicht wahr?" fragte der Mann. — „Ja oder nein, wie Du willst", antwortete sie scherzend, „aber Kinder, ich sag's Euch, liebt einander nicht zu sehr, denn Ihr mögt sagen, was Ihr wollt, viel Liebe erzeugt viel Kummer, — ein freies Herz ist immer am glücklichsten." Die Liebenden sahen einander ins Gesicht und schüttelten den Kopf. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Souvnirs de Mr. Berryer, doyen des avocats de Paris, de 1774 à 1838. — Zwei Bände.
Histoire de la condition des femmes chez les peuples de l'antiquité. — Von L. A. Martin.
Introduction historique et critique aux livres de l'ancien et du nouveau testament. — Von Glaire.
Rénovation philosophique, ou exposé des vrais principes de la philosophie, déduits de l'observation. — Von Girard de Caudemberg.
La belle au bois dormant. — Roman von Arsène Houssaye.
L'inconstance. — Roman von Hippolyte Lucas.

Polen.

Die legislative Gewalt bei den Polen. *)

Seit den ältesten Zeiten bestand bei den Slawen die, wie es scheint, durch den Gebrauch geheiligte Verordnung, daß Alles, was das Gemeinwesen betraf, dem Volke in öffentlichen Versammlungen mitgetheilt werden mußte. Da wurden die Bedürfnisse des Landes berathen und die wichtigeren Zwistigkeiten der Privatpersonen geschlichtet. Diese Zusammenkünfte wurden aber auch Mittelpunkte zur Verbindung der vereinzelten Bürger und der verschiedenen Slawischen Völkerschaften. Zu Versammlungsorten dienten die Tempel der Götter, wie dies die Chroniken von Rugien ausdrücklich erwähnen.

Mit dem Untergange der Gemeindeherrschaft mußte auch diese Art der Berathung fallen. Doch war sie zu tief in der Slawischen Nationalität gewurzelt, als daß sie sich ganz hätte verlieren können; vielmehr wurden später bei manchen Gelegenheiten neben anderen alterthümlichen Einrichtungen auch diese gemeinschaftlichen Berathungen ins Leben zurückgerufen.

In Polen kamen die aus den Zeiten der Gemeindeherrschaft herstammenden Berathungen unter den ersten Königen nicht sowohl in Vergessenheit, als sie vielmehr nur eingeschränkt wurden. Doch gewannen sie mit der Zeit wieder so sehr an Bedeutung, daß sie das Forum der höchsten Gerichtsbarkeit und der Legislatur wurden. Sie theilten sich in gewöhnliche Berathungen (colloquia provincialia) und in allgemeine (walne, colloquia generalia). Auf den letzten wurden die Gesetze votirt. Denn Kromer irrt, wenn er behauptet, daß die Polen bis auf Kasimir den Großen keine geschriebene Gesetze gehabt hätten; in den Quellen der Geschichte werden die früheren Könige auch als Gesetzgeber aufgeführt, und viele Bruchstücke von Gesetzen sind neben Privilegien, die einzelnen Personen oder ganzen Körperschaften ertheilt worden sind, in den Chroniken enthalten.

Derselbe Geschichtschreiber behauptet irrthümlich, daß nur der Wille des Herrschers in Polen Gesetz gewesen sey, vielmehr fanden bis in den Anfang des 15ten Jahrhunderts bei den Polen die öffentlichen Berathungen nach alter Weise statt. Die gesetzlichen Bestimmungen vom Jahre 1419 beschreiben uns den Hergang bei denselben. Es versammelten sich die Gemeinden unter dem Vortritt ihrer Dignitare oder Aeltesten; durch einen der Versammelten erfolgte der Gesetzesvorschlag, welcher nun durch Stimmenmehrheit entweder angenommen oder verworfen wurde.

*) Aus dem dritten Theile des Werkes: „Historya Prawodawstw Slowiańskich" (Slawische Rechtsgeschichte) von dem Professor und Tribunalsrichter W. A. Maciejowski. — Warschau.

Verschieden von diesen Berathungen waren diejenigen, durch welche der Monarch in Verbindung mit den Prälaten und den Beamten das festsetzte, was für das ganze Land oder einzelne Landestheile bindend seyn sollte. Zuweilen jedoch präsidirte der König selbst auch bei den Gemeinde-Versammlungen. Den durch letztere erlassenen Bestimmungen durfte, damit sie Gesetzeskraft besäßen, die Sanction des Monarchen nicht fehlen. Die Bestimmungen der Prälaten und Staatsbeamten erhielten diese Kraft schon dadurch, daß sie zur Seite des Königs mit seinem Wissen und nach seinem ausdrücklichen Willen erfolgt waren. Ja, oft setzte der König gerade das Gegentheil von dem fest, was der Gemeinderath erlassen hatte.

Dagegen kamen auch schon im Jahre 1451 und 1456 in den öffentlichen Zusammenkünften der Prälaten und Beamten Beschlüsse zu Stande, die mit dem Willen des Monarchen nicht im Einklange waren. Dies geschah dadurch, daß diese Versammlung an der Ritterschaft einen mächtigen Bundesgenossen fand. Als nämlich im Anfange des 15ten Jahrhunderts die Ritterschaft von Polen und Masowien, durch Neugier angetrieben, bei den öffentlichen Berathungen erschien, begehrte Wladyslaw Jagiello, damals in die Kämpfe mit den Kreuzrittern verwickelt, von der anwesenden Ritterschaft unbedachtsamer Weise Rath in Betreff der Zölle und Abgaben (1404), und von da an begann auch der Adel an den öffentlichen Versammlungen Theil zu nehmen. Nun gedachte er auch nicht, wieder zurückzutreten, sondern erlangte immer größeres Ansehen, zumal da die Herren gerade mit Hülfe dieses Adels die Macht des Monarchen einzuschränken gedachten, was ihnen auch vollständig gelang. Später, insbesondere von dem Reichstage zu Neu-Korczyn an, da die Deputirten- oder Landboten-Kammer entstand (1468), begann die Ritterschaft, die Bedeutung der Prälaten bei den öffentlichen Berathungen zu schmälern, und that ihnen an, was diese einst dem Monarchen angethan hatten. Endlich, vorzüglich in den Jahren 1648 bis 1764, erschütterte der Uebermuth des Adels auch den Thron und zog Alles in den Abgrund hinein.

Von dieser Zeit an gewann die legislative Gewalt in Polen eine andere Gestalt und wechselte sogar den Namen. Sie hieß nun generale parlamentum, conventio, dietae, Polnisch seym. Je nachdem es die Nothwendigkeit erheischte, wurden von nun an bald die Deputirten des ganzen Landes zu einem „Reichstage" (seym walny) zusammenberufen, bald nur die Deputirten einzelner Landschaften zu einem Provinzialtage, und zwar bald zu der vom Gesetze bestimmten Zeit, bald zu einer anderen; daher unterschied man gewöhnliche und außerordentliche Versammlungen. Der Wichtigkeit der zur Berathung vorliegenden Gegenstände gemäß, dauerten die Reichstage bald längere, bald kürzere Zeit, bis im Jahre 1768 die Bestimmung erfolgte, daß die gewöhnlichen Reichstage sechs Wochen, die außerordentlichen vierzehn Tage dauern sollten. Der gewöhnliche Reichstag kam alle zwei Jahre zusammen, dies verlangte die nach Sigismund August's Tode erlassene Bestimmung, die auch 1775 erneuert wurde. Die Berufung und Auflösung des Reichstags geschah durch den Monarchen, und nur zweimal, unter Sigismund III. und August II. von Sachsen, konstituirte sich der Reichstag wider Wissen und Willen des Königs. Die Provinzialtage hielt der König mit jeder Provinz besonders ab, in Groß-Polen gemeiniglich zu Kolo, in Klein-Polen zu Korczyn, mit den Landboten der Rus zu Wisnicz, von Lithauen zu Wylkowyszek, später zu Slonim. Auch hatten Masowien und Preußen ihre besonderen Tage. Der Zweck dieser Provinzial-Versammlungen, die aber nach und nach eingingen, war, sich über dasjenige zu verständigen, was auf den allgemeinen Reichstag gebracht werden sollte, zugleich aber auch festzusetzen, was das Wohl der Provinz erheischte. In der Bandkieschen Gesetzsammlung finden sich einige Beschlüsse der Art. — Der Reichstag versammelte sich gewöhnlich in Piotrkowo (Petrikau); später, nach vollständiger Vereinigung Polens mit Lithauen, zu Warschau. Zur Zeit des Königs Michael wurde bestimmt, daß zwei Reichstage zu Warschau, der dritte zu Grodno stattfinden sollten.

Ein jeder Bürger, der einen Grundbesitz hatte, konnte zum Landboten erwählt werden und hatte als solcher Zutritt zu dem Reichstage. Doch war das Ansehen der berathenden Bürger nicht gleich. In früherer Zeit genossen der Erzbischof von Gnesen und der Bischof von Krakau sowohl auf dem Reichstage als bei allen Berathungen das größte Ansehen; als aber deshalb unter den beiden Prälaten Zwistigkeiten entstanden, so bestimmte der König Kasimir, aus dem Hause Jagiello, daß sie nur abwechselnd an den Versammlungen theilnehmen sollten, mit dem Vorbehalt, daß, während der Eine im Rathe sich befand, der Andere in seiner Wohnung verbleiben sollte, um in zweifelhaften Fällen die nöthigen Aufschlüsse ertheilen zu können. Die Landboten der Städte hatten auf den Reichstagen nur eine sehr geringe Bedeutung; in der Folge büßten sie auch diese ein und wurden von den Reichstags-Versammlungen gänzlich ausgeschlossen.

Je mehr die Bedeutung der Städte auf den Reichstagen sank, desto mehr hob sich das Ansehen des Adels. Schon zu Kasimir's Zeiten verglich man die Macht des Polnischen Adels mit der der Römischen Tribunen und Spartanischen Ephoren. König Alexander ging überdies für sich und seine Nachkommen die Verpflichtung ein, auf den Reichstagen Nichts ohne Willen der Landboten (nuncii terrestres) vornehmen zu wollen. Doch auch nachher behielt man in den Reichstags-Beschlüssen den Ausdruck bei, daß der Monarch „auf Bitten" der berathenden Stände Dies oder Jenes festgesetzt habe. König Sigismund I. verord-

nete (1510), daß, wer eine Person, die sich mit Vollmacht auf den Reichstag begiebt, verletze, ein Majestäts-Verbrechen begehe, und daß die Unverletzbarkeit der Landboten vier Wochen vor dem Beginn der Berathungen und eben so lange nach dem Schlusse derselben gelten sollte. Auch waren den Senatoren und Landboten sogenannte „Suspensa" zugestanden, d. h. sie durften binnen sechs Wochen vor und nach dem Reichstage nicht vor Gericht gefordert werden.

Zuerst übte man im Jahre 1539, unter der Regierung Sigismund's I., in Masse das Recht aus, den Reichstag aufzuheben und die Berathungen zu zerreißen. Erst 1652 wagte ein einzelner Landbote, indem er das Veto der Römischen Tribunen im Sinne hatte, dasselbe durchzusetzen.*) Man tadelte den Schritt, ahmte aber schon 1654 und dann noch oftmals dem Beispiele nach, obgleich 1672 in der Landboten-Kammer feierlichst dagegen protestirt und wiederholt wurde, daß die Gewohnheit, den Reichstag aus einander zu reißen, auf keine gesetzliche Bestimmung begründet sey. Im Jahre 1764 wurde endlich der Gebrauch des Veto förmlich verboten, aber auch diese Verordnung behielt nur vier Jahre hindurch, der bekannten Ursachen wegen, ihre Geltung.

Einige Reichstage hatten besondere Namen, den Angelegenheiten nach, die auf denselben vorgenommen wurden. So gab es Kapturtage, durch welche während des Interregnums Ordnung im Lande erhalten werden sollte; dann Convocations-, Elections- und Krönungstage, zu denen sich das Volk behufs der Erwählung und Krönung der Könige in Krakau zusammenfand. Noch gab es Inquisitionstage, zu welchen der König citirt wurde, um sich wegen seiner Handlungsweise zu verantworten, was in Polen einmal, unter Sigismund III., stattfand. — Zu den Wahltagen wurden nach Heinrich's von Valois Regierung keine Deputirten weiter erwählt, sondern das Volk versammelte sich massenweise nach Art der Römer, und nur den Kriegsleuten war es verwehrt, hier zu erscheinen. Diese Versammlungen wurden auf offenem Felde an einem mit Wall und Graben umgebenen Orte abgehalten, der eine große Aehnlichkeit mit dem Lager der Quiriten hatte. Es führten zu demselben nur drei Eingänge, der eine nach Osten gelegen für Groß-Polen, der andere gen Süden für Klein-Polen, und der dritte gen Westen für Lithauen.

Der Geschäftsgang bei den gewöhnlichen Reichstagen war folgender. Den von den Kreisen und Landschaften gewählten Deputirten sandte der König, in Gemäßheit eines Gesetzes vom Jahre 1521, sogenannte Instructionen zu, damit sie eine genaue Kenntniß von den Sachen erlangten, auf die es bei den Berathungen vorzüglich ankam. Der erste Akt der versammelten Landboten war die Erwählung eines Marschalls oder Präsidenten. Nach einander wählte man einen Marschall aus Groß-Polen, Klein-Polen und Lithauen; er empfing eine Gratification aus dem Schatze, außerdem aber wurde nur weniger bemittelten Deputirten freie Wohnung bei nichtadligen Bürgern überwiesen.

Sobald die Landboten unter Vortritt ihres Marschalls in den Sitzungssaal getreten waren und den Monarchen begrüßt hatten, begann der Reichstag mit Verlesung der Pacta conventa. Darauf wurden die Königlichen Gesetzes-Vorschläge, welche die Landboten bereits aus den an sie erlassenen Instructionen kannten, nochmals vorgelesen. Dann ließ der König die auf dem vorhergegangenen Reichstage gefällten heimlichen Beschlüsse aus dem Archiv herbeiholen und veröffentlichen, besonders dann, wenn kein Grund für die Verheimlichung mehr da war. Man folgte eine Prüfung darüber, ob alle Aemter gesetzmäßig besetzt worden wären, und dann erst gab der Senat seine Stimme über des Königs Vorschläge ab.

Dieser Senat bestand aus dem Erzbischof von Gnesen, der princeps Senatus war, aus den Bischöfen, Wojewoden, Kastellanen und einigen anderen hohen Beamten des Reichs. Der König hatte allein das Recht, die Senatoren zu ernennen; die Würde wurde auf Lebenszeit ertheilt. Ein Ausschuß, Anfangs von 16, später von 18 Senatoren, stand dem Könige außer den Ministern beständig zur Seite, und in keiner wichtigen Angelegenheit, die nicht gerade auf den Reichstag gehörte, durfte ohne Genehmigung dieses Ausschusses ein Beschluß gefaßt werden. Dieser Senat befand sich auch in pleno auf allen Reichstagen.

Nachdem die Landes-Deputirten die Meinung des Senats vernommen hatten, begaben sie sich in ein besonderes Zimmer, um sich gleichfalls unter dem Vorsitze ihres Marschalls über des Königs Forderungen zu berathen. Sie publizirten darauf im Sitzungssaal ihren Beschluß; stimmte derselbe mit des Königs Vorschlägen überein, so wurde er durch den König zum Gesetz erhoben, und dieser ernannte eine besondere Kommission zur Abfassung des Gesetzes. Im entgegengesetzten Falle aber wurde abgestimmt oder der Reichstag aufgelöst.

Während dieser Berathungen erfolgte eine Rechenschaft aus den Berichten der bei den fremden Höfen sich aufhaltenden Gesandten der Republik. Bei dieser Gelegenheit mußte sich, so oft eine wichtige Sache zur Sprache kam, das zuhörende Publikum entfernen und selbst die Berathenden einen Eid ablegen, daß sie die ihnen mitzutheilenden Geheimnisse nicht verrathen würden. Besondere Kommissionen prüften indessen die einzelnen Zweige der Landes-Administration; wenn Alles in dem gesetzmäßigen Zustande vorgefunden wurde, so wurde den Ministern Zufriedenheit bezeugt und über deren Wirksamkeit quittirt. Alle Berathungen mußten bei Tage geschehen.

Mit dem Jahre 1761 kam die Gewohnheit auf, daß die Reichstags-Beschlüsse durch den Druck bekannt gemacht wurden. Daraus entstanden die Diarien der Reichstage, eine vorzügliche, doch bis jetzt wenig benutzte Quelle für die Polnische Rechtsgeschichte. Seit 1766 wurden auch die Gesetzes-Vorschläge abgedruckt und zwei Tage vor der Abstimmung den Landboten eingehändigt.

*) Dies geschah durch Sicinski, den Landboten des Lithauischen Städtchens Upita, der dafür noch im Tode verabscheut worden ist. Er soll nach der Rückkehr vom Reichstage vor seinem Hause vom Blitze getödtet worden seyn. Der Leichnam wurde noch lange Zeit als eine Art Mumie in dem Städtchen vorgezeigt. — Mizkiewicz hat den berüchtigten Landboten zum Helden einer seiner vorzüglichsten Balladen gemacht.

Mannigfaltiges.

— Pauline Garcia. Wir haben diese liebenswürdige Sängerin verflossenen Sommer in Deutschland gehört, wo sie durch ihre so früh schon erreichte Virtuosität, — sie ist erst 17 Jahr, — die Bewunderung des größeren Publikums erregte und durch ihre außerordentlichen Anlagen noch mehr die Musiker selbst für sich einnahm. Wer da glaubte, daß der Name hier viel thue, und daß man sie minder beachtet hätte, wenn man nicht gewußt, daß sie die Schwester der Malibran sey, den wird gewiß das Urtheil der Pariser, denen die verstorbene große Sängerin noch in frischem Andenken ist, von jener Meinung zurückbringen. Pauline Garcia hat in Paris, wo sie erst jetzt zum erstenmale aufgetreten, eben solche Anerkennung gefunden, wie bei den Deutschen, die ihre Schwester nicht gekannt. Dort lag der Vergleich mit dieser noch nahe, und dennoch wurde die jüngere Schwester dadurch nicht verdunkelt. In einem der Berichte über ihr erstes Auftreten heißt es: „Das Theatre de la Renaissance war am Sonnabend gedrängt voll; die ganze fashionable Welt von Paris hatte sich zu dem großen Konzert eingefunden, in welchem die Schwester der unvergeßlichen Malibran debütiren sollte. Dlle. Garcia wurde mit enthusiastischem Applaus empfangen, der zu Anfange freilich noch allein dem Andenken derjenigen galt, deren Tod durch ganz Europa einen so traurigen Eindruck machte, wie vielleicht der Tod keines Künstlers seit Raphael. Die Debütantin hat in ihren Zügen so wie in ihrem ganzen Wesen etwas von ihrer Schwester; ihre Stimme erinnert uns noch mehr an unseren Verlust; sie gehört zu den ungewöhnlichen Stimmen, die den Sopran und Kontra-Alt in sich vereinigen; was indeß noch mehr werth ist, die Künstlerin besitzt musikalisches Genie, Seele und Begeisterung in einem seltenen Grade. Das Blut der Garcia's rinnt in ihren Adern: sie ist ein neuer Sproß dieses berühmten und fruchtbaren Künstlerstammes. Ihre Stimme hat zwar noch nicht all den Glanz und die Geschmeidigkeit, welche durch längere Uebung erlangt werden; aber wie wir hören, singt sie auch noch nicht viel über ein Jahr; dessenungeachtet rührt und elektrisirt sie die Zuhörer schon. Gewiß, wenn auch der Zauber ihres Namens nicht wäre, sie würde durch ihr erstaunenswerthes Talent dennoch die größte Wirkung hervorbringen." Pauline Garcia hat von ihrer Schwester auch andere Vorzüge des Geistes und des Herzens geerbt. Was die Fama uns von Letzterer berichtete, fanden wir in Ersterer ebenfalls: ein ungemeines Sprachtalent, eine geniale Führung des Crayons in Skizzen und Portraitirungen, das feinste musikalische Gehör, Gedächtniß und Gefühl, eigene schöpferische Kraft in dieser Kunst, endlich ein schönes, klares Gemüth, voll Naivetät, Anmuth und Bescheidenheit. Erst seit einem Jahre hat sie sich ganz dem Gesange gewidmet; früher war sie von den Aeltern für das Piano bestimmt, auf dem sie auch bereits eine große Fertigkeit erreicht hatte. Ihr Vater, einst ein berühmter Baryton, derselbe, der dem Verfasser der Phantasiestücke in Callot's Manier bei seiner Schilderung des Don Juan vorschwebte, starb vor einigen Jahren; ihre Mutter, ebenfalls früher eine ausgezeichnete Sängerin, lebt noch und begleitet ihre zweite Tochter und den Gatten ihrer verstorbenen Tochter, den Violin-Virtuosen Charles de Beriot, auf deren gemeinschaftlichen Kunstreisen. Beide Aeltern waren in Madrid geboren, Pauline Garcia aber ist, der Geburt nach, eine Pariserin; sie kam als Kind mit ihren Aeltern nach New-York und dann nach Mexiko, wo der Vater zuerst eine Italiänische Oper begründete. Ihre eigentliche Bildung erhielt sie indeß späterhin in Paris und Brüssel. In letzterer Stadt hat die Familie jetzt ihren bleibenden Aufenthaltsort.

— Zunahme der Einkünfte Großbritaniens. Bei dem Regierungs-Antritte Jakob's I. im Jahre 1603 belief sich die Staats-Einnahme von Großbritanien auf 600,000 Pfd. St.; zu Anfange der Regierung Karl's I., 1625, auf 896,819, beim Beginn der Republik, 1648, auf 1,517,247, zu Anfang der Regierung Karl's II., 1660, auf 1,800,000, Jakob's II., 1685, auf 2,000,000, Wilhelm's und Maria's, 1688, auf 2,001,855, Anna's, 1701, auf 3,895,305, Georg's I., 1714, auf 5,691,803, Georg's II., 1727, auf 6,762,643, Georg's III., 1760, auf 8,523,540, Georg's IV., 1820, auf 46,132,634, und Wilhelm's IV., 1830, auf 47,139,813 Pfund.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

№ 2. Berlin, Freitag den 4. Januar 1839.

Frankreich.

Die Sklaverei und der Sklavenhandel.*)

Unter diesem Titel hat Herr Agénor de Gasparin ein Werk ans Licht gestellt, worin er alle Schwierigkeiten und Hindernisse, die der Emancipation der Neger entgegenstehen, mit großer Gründlichkeit erörtert, nicht, um den Menschenfreund von einem so rühmlichen Ziele seines Strebens abzulenken, sondern, um der gerechten Sache durch alle Sophismen, mit denen Vorurtheil und schnöde Habsucht sie bekämpfen, Bahn zu brechen.

Zwar sind noch in diesem Jahre von Seiten der zahlreichen Gesellschaften, welche sich als Ziel gesteckt, einen das Christenthum schändenden Mißbrauch abzuschaffen, beredte Mahnungen an die Menschheit überhaupt und an die Britische Großmuth insbesondere ergangen. Aber in diesen leidenschaftlichen Ergüssen hat man nur selten der Schwierigkeiten und Gefahren gedacht, die mit einer solchen Reform verbunden sind. Das System der Lehrzeit in den Britischen Kolonieen hat in diesem Augenblick sogar aufgehört; wir kennen aber seine Ergebnisse nicht. Die Prügel, die Ketten, der Zwang, die Arbeit ohne Lohn sind abgeschafft; der Neger ist aus dem Zustande der Sklaverei getreten; allein wir wissen nicht, ob er in den eines Freibauern übergegangen ist. Es bleibt uns noch zu erfahren, ob die Feldarbeit fortbestehen werde; denn ohne sie muß allgemeine Hungersnoth entstehen — ob die Pflanzer den Negern Arbeitslohn bewilligen werden; denn ohne diesen harrt des Negers nur Elend, Müßiggang und Verzweiflung — ob Frieden und Ruhe fortdauern werden; denn im Falle eines Aufruhrs muß es dahin kommen, daß die ehemaligen Herren der Neger ihre ehemaligen Sklaven richten, wo es dann nicht an erneuten Beispielen unbarmherziger Strenge und empörender Strafen fehlen kann. Mit nicht geringer Besorgniß erwarten wir die Folgen eines großen Aktes uneigennütziger Menschenliebe, die leider nicht mit einem gleichen Grade von Klugheit verbunden war; und diese Erwartung kann noch Jahre lang schwebend bleiben, da die Folgen eines absoluten System-Wechsels bisweilen lange auf sich warten lassen, ehe sie sich bemerkbar machen.

Wir berühren nur flüchtig diejenigen Kapitel, in denen Herr Gasparin die Frage entwickelt und beleuchtet, ohne noch auf ihre Lösung einzugehen. Man hat von der geistigen Stumpfheit der Neger gesprochen, als ob ein Volk erst zur Sklaverei verdammt werden müßte, um dieses Resultat zu liefern! Der Verfasser behauptet aber, daß die geistige und moralische Fähigkeit der Neger bis zur Evidenz feststehe. Er zeigt uns, wie sie auf Haiti, nach der gewaltigsten aller Umwälzungen, eines der schwierigsten Menschenwerke vollenden, einer neuen bürgerlichen Gesellschaft ihr Daseyn geben. Er vergleicht die Schwarzen in allen Kolonieen Frankreichs mit der weißen Bevölkerung und zeigt, auf offizielle Berichte der Tribunale gestützt, daß, trotz des verderblichen Einflusses der Sklaverei auf den moralischen Menschen, die Zahl der Verbrecher unter den Negern verhältnißmäßig geringer ist, als unter den Weißen.

Weiße.

Guyana	5,058	Freie,	3	Verurtheilungen	(1 von 1686)
Martinique ..	37,955	〃	20	〃	(1 von 1897)
Insel Bourbon	35,623	〃	22	〃	(1 von 1619)
Guadeloupe ..	31,252	〃	26	〃	(1 von 1202)
	109,888	Freie,	71	Verurtheilungen	(1 von 1547)

Neger.

Guyana	16,898	Sklaven,	12	Verurtheilungen	(1 von 1408)
Martinique ..	78,076	〃	44	〃	(1 von 1774)
Insel Bourbon	70,406	〃	26	〃	(1 von 2700)
Guadeloupe ..	96,322	〃	19	〃	(1 von 5070)
	261,702	Sklaven,	101	Verurtheilungen	(1 von 2591)

Man hat behauptet, die Sklaverei sey durch die Sitten gemildert; sie bestehe in der That gar nicht mehr und sey nur ein leeres Wort, gegen welches die Anhänger der Emancipation Krieg führten. Unser Autor beweist, daß die Sklaverei immer empörende Folgen nach sich zieht, daß sie alle Familienbande zerstört, alle Vorschriften der Religion verletzt und den Unglücklichen, die ihr anheimgefallen, jede Aussicht auf Lebensglück abschneidet. Denjenigen, welche vorschlagen, man solle einen günstigeren Moment und das Ergebniß der Britischen Emancipation abwarten, bemerkt der Verfasser, jetzt eben sey der günstige Moment, indem später jenes Ergebniß selbst die Ereignisse übereilen könnte und der unvermeidliche Erfolg des Sklaventhums schon seit hundert Jahren den Kolonisten hätte einleuchten sollen.

Viele werden nicht müde, zu wiederholen, die Kolonieen seyen für Frankreich eine ergiebige Quelle von Einkünften, einer der fruchtbarsten Zweige seines auswärtigen Handels und die nothwendige Basis seiner Seemacht. Der Verf. antwortet hierauf, er wolle die Kolonieen retten und nicht ihnen schaden; übrigens gewährten sie keinen dieser Vortheile. Er bemerkt, es handle sich ja am Ende nur von wenig ausgedehnten Besitzungen, auf denen 371,000 Individuen, theils Freie, theils Sklaven, wohnten; und ihr vornehmster Industriezweig, die Fabrication des Zuckers, müsse in jedem Falle durch die Konkurrenz mit dem einheimischen Zucker zu Grunde gehen. In den glücklichsten Zeiten haben die Kolonieen, statt eine Quelle von Einkünften zu seyn, alle ihre Grundbesitzer ruinirt, und ihre Geschichte ist eine fortlaufende Reihe von Bankerotten. Vergleicht man den Gewinn, welchen der Kolonial-Handel abwirft, mit dem aus der Französischen Industrie, der landwirthschaftlichen wie der kaufmännischen, resultirenden Gewinne, so ist das Verhältniß kaum wie 1 zu 500; und wenn der Kolonial-Handel fünf- bis sechstausend Matrosen beschäftigt, so schadet er eben durch das Monopol, welches er ihnen zusichert, ihrer Ausbildung im Seedienste. Endlich weiß man aus Erfahrung, daß die Kolonieen, weit entfernt, gute Militair-Stationen zu seyn, in jedem Kriege verloren gehen.

„Das Verbrechen", sagt Herr G., „liegt klar am Tage, und die Sühne sollte zu früh kommen! Unsere Gesetzbücher sind befleckt, und es wäre nicht an der Zeit, diese entehrenden Flecken zu tilgen! Die Menschheit ist beleidigt, die Würde des Menschen verkannt, mit Füßen getreten; das Laster wird offen ermuthigt, unsterbliche Seelen werden zu Grunde gerichtet, und der günstige Zeitpunkt der Reform sollte nicht gekommen seyn!" Der Verfasser will zu dieser Reform nur die erste Bahn brechen; er will „durch sehr einfache Mittel eine vollständige Emancipation vorbereiten, die in kurzer Zeit, ohne Umwälzung, ohne Unterbrechung der Arbeit und beinahe ohne Kosten bewerkstelligt werden, auch die Pflanzer viel besser schadlos halten könne, als das Britische System."

„Ich werde", sagt der Verf., „von einem Gemeinplatz ausgehen, und ich schäme mich deß nicht; denn meines Bedünkens sind die alten, hell am Tage liegenden und unbestrittenen Wahrheiten nicht eben gering zu achten. Diejenige, die ich meinem ganzen System als Basis unterlegen werde, läßt sich in folgende einfache Worte fassen: „Man schenke die Freiheit nur solchen Menschen, die einen zweckmäßigen Gebrauch davon machen können."

Herr Gasparin glaubt, dieses Axiom bedürfe gar keines Beweises; wir müssen gestehen, daß wir etwas verschiedener Meinung sind. Hat man das Recht, Jemanden seine Freiheit zu rauben, weil er keinen zweckmäßigen Gebrauch davon macht? Darf man dem Nächsten die Freiheit eines denkenden, eines der Gottheit verantwortlichen Wesens darum entziehen, weil man glaubt oder vielleicht wähnt, daß er sie mißbrauchen könnte? Kann ein Individuum jemals ein Recht des Besitzes auf ein anderes Individuum haben? Wenn der Besitz eines Sklaven einem Raube oder Diebstahl gleich zu achten ist und also seinen Herrn zum Verbrecher macht, kann da die etwanige geistige Inferiorität des Sklaven das Verbrechen rechtfertigen? Wir glauben dies nicht, und doch kommen wir auf dasselbe Resultat, wie Herr von Gasparin, indem wir mit ihm annehmen, daß die verbrecherische Verfahrungsweise der Pflanzer und der Gesetzgeber ihnen eine Verbindlichkeit gegen die Schwarzen auferlegt hat. Sie sollen nicht allein das Böse unterlassen, sondern auch den von ihnen angerichteten Schaden wieder gut machen. Sie haben in ihren Sklaven die menschliche Einsicht unterdrückt und sind also gehalten, wieder Menschen aus ihnen zu machen, ehe sie ihnen zu-

*) Esclavage et Traité d'Esclaves, par A. de Gasparin, maître des requêtes. 1 Band. Paris, 1838.

muthen, sich als Menschen zu benehmen. Sie sind für das Schicksal der neuen, von ihnen gebildeten Gesellschaft verantwortlich und sollen daher diejenigen, denen sie ihre Rechte entzogen haben, vor der Rückstellung dieses Eigenthums in den Stand setzen, sich derselben mit Klugheit und Mäßigung zu bedienen.

Nun aber würde eine allgemeine, an einem bestimmten Termin erfolgende, ganz unvorbereitete Freilassung wahrscheinlich die Folge haben, daß die Neger, durch zu großen Mißbrauch ihrer Freiheit, ihre Lage noch schlimmer machten, als sie bis dahin gewesen.

Herr von G. scheint besonders einen unmittelbaren Kampf, einen Vertilgungskrieg zwischen den beiden Raçen als die Folge einer übereilten Emancipation zu besorgen. Der Neger, so meint er, wird nie das Böse vergessen können, das man ihm angethan, und diese Voraussetznng wird den schuldbewußten Europäer gegen seinen schwarzen Mitbürger immer argwöhnisch machen. Mit diesen Befürchtungen motivirt er auch die empörenden und leidenschaftlichen Declamationen gegen die Emancipation, welche besonders in den Versammlungen der südlichen Staaten der Amerikanischen Union gehalten werden. Allerdings könnte die Schmach und Unbill, welche unsere schwarzen Mitmenschen in so ungeheurem Grade erleiden müssen, den unversöhnlichsten Haß gegen alle Weißen entschuldigen; dennoch glauben wir, daß ein solcher Rachedurst von Seiten des Negers nicht historisch begründet werden kann. Wie manches schmählich unterdrückte Volk in Amerika und in Asien hat nicht gern zum endlichen Frieden mit seinem Unterdrücker die Hand geboten und forthin diejenigen geehrt, die es vormals fürchtete? Wenn der Weiße gegen den Schwarzen als Christ, als Bruder sich benimmt, so zweifeln wir nicht, daß Letzterer die Brüderschaft mit Freude und selbst mit Stolz annehmen werde.

Lassen wir aber die möglichen Rachegedanken bei Seite, so bietet uns die Organisation der neuen Gesellschaft, auf unmittelbare Emancipation gegründet, noch manche schwer zu bekämpfende Hindernisse. Die neue Gesellschaft soll gedeihen, soll mit Nahrung, Kleidung und Wohnung versorgt werden; sie muß also ein Einkommen haben, und wie kann sie dies, wenn nicht jedes Individuum seine Arbeit und Beschäftigung hat? Noch mehr, die vornehmste Grundlage des Lebensunterhalts ist die Bestellung der Felder; Industrie und städtische Gewerbe machen das Leben angenehmer, komfortabler, allein sie schaffen keine Nahrung. Nun aber hat der erste Vortheil, den die Freilassung eines Negers bis jetzt mit sich führte, darin bestanden, daß man ihm die Feldarbeiten erließ; die wahrscheinliche Wirkung einer allgemeinen Freilassung wäre also das Aufhören aller Feldarbeit.

Man begreift leicht, daß der Neger, sobald seine Fesseln gebrochen sind, heftig danach verlangen müsse, dem Schauplatz seines Elends Lebewohl zu sagen, die Hacke wegzuwerfen, die er niemals geführt, ohne die Peitsche des Aufsehers über seinem Haupte knallen zu hören, und einer Gegend den Rücken zu kehren, wo der bloße Anblick dessen, der ihn mißhandelt hat, sein Blut in Wallung bringt. Es darf uns also nicht Wunder nehmen, wenn schon am ersten Tage der Emancipation alle Aecker verlassen werden; und alsdann ist eine Hungersnoth so bedrohlich im Anzuge, daß der glühendste Abolitionist den Krebsgang gehen muß. Das Dekret vom 16. Pluviose des Jahres II. lautete: „Die Sklaverei ist in allen Französischen Kolonieen abgeschafft.“ Als aber der Kommissar des Konventes sah, daß alle Neger ihre Arbeit verließen, erklärte er sofort jedes Individuum ohne Eigenthum und ohne regelmäßigen Brod-Erwerb für einen Vagabunden. Ein ferneres Dekret des Konvents (vom 6. Prairial des Jahres III.) besagte, daß „alle Bürger und Bürgerinnen, deren Gewerbe die Feldarbeit sey, zur nächsten Aerndte mitwirken sollten.“ Jede Weigerung war mit der Strafe antirevolutionnairer Verbrechen bedroht. Endlich, am 5. Thermidor des Jahres III., dekretirte man, daß die Ackerbauer in allen Französischen Kolonieen gehalten seyen, das Land zu bauen.“ Es war dies eine Wiederherstellung der Sklaverei unter einem anderen Namen.

Gesetzt aber nun, der Neger hätte mehr Patriotismus und einen helleren Blick in die Zukunft, als man von ihm zu erwarten berechtigt ist, was wird er thun, wenn er Ackerbauer bleiben will? Wird er auf eigene Rechnung die öden Strecken im Innern mehrerer Inseln anbauen, welche den Maro-Negern als Zufluchtstätte dienen? Vielleicht werden Einige den Versuch machen; allein trotz des günstigen Klimas und fruchtbaren Bodens der Antillen dürfte ihre Existenz damit nicht gesichert seyn. Der Feldbau bedarf langer Vorarbeiten und der Garantie der Gesellschaft, um den Bauer zu ernähren. Wie groß auch die Ergiebigkeit einer Platanen-Pflanzung sey, so hat sie doch manches Jahr nöthig, um Ertrag zu liefern; und es erfordert eine unablässige Arbeit von mehreren Monaten, um den Mais und Manick zu ziehen und den Hühnerhof der neuen Wirthschaft zu versorgen. Die Europäer haben sich die fruchtbarsten Ländereien angeeignet; die Wüsten, welche dem Neger allein geblieben sind, wollen lange urbar gemacht seyn, ehe sie etwas hervorbringen; und wenn nun die lang erwartete, theuer erkaufte Frucht endlich zur Reife kommt: wird sie der Besitzer gegen die Menge ausgehungerter und vagabundirender Menschen bewachen können, welche, Dank der allgemeinen Emancipation, über das Land ausgegossen sind?

Die Abolitionisten haben darauf gerechnet, daß die Neger zu den Pflanzern zurückkehren würden, um Arbeit von ihnen zu verlangen; werden sie aber diese Arbeit finden? Schon die Entschädigung, welche der Pflanzer in den Britischen Kolonieen erhält, macht ihm Arbeiter viel entbehrlicher. Bezahlt man den Pflanzern den vollen Werth ihrer Sklaven, so hat man in gewissem Betrachte ihre Pflanzung angekauft; der Feldbau ist nicht mehr Gegenstand ihres Eigennutzes, und sie entsagen von Herzen gern einem Erwerbsmittel, das ihnen niemals am Herzen gelegen. Wirklich haben die meisten Pflanzer in Jamaika ihre Rechnungen in Ordnung gebracht, um die Insel im Jahre 1840, als dem Termin der aufhörenden Lehrzeit, verlassen zu können. Sie werden zwar ihrem Grundbesitze nicht entsagen, wohl aber um geringen Preis ihn verkaufen. Den Käufern wird es an Geld fehlen, um ihre Güter nutzbar zu machen; und gewiß werden sie nur solche Produkte ziehen, deren Anbau mit den geringsten Kosten verbunden ist.

Um die Handlungen der Menschen vorherzusehen, muß man oft ihre Leidenschaften mehr in Erwägung ziehen, als ihr Interesse. Nun aber ist die Arbeit um Tagelohn, von der man die Existenz aller schwarzen Individuen abhängig machen möchte, den Negern, die um solchen Lohn arbeiten sollen, nicht minder verhaßt, als den Pflanzern, denen man zumuthet, ihre ehemaligen Sklaven als freie und besoldete Arbeiter zu behalten.

Die weißen Besitzer der Pflanzungen fürchten die Emancipation nicht allein; sie hassen auch die Wortführer derselben und die Neger dazu. Sie wünschen den Abolitionisten jede Demüthigung und den freigelassenen Sklaven so viel Noth und Elend, daß sie gern zu ihrer Sklaven-Arbeit zurückkehren möchten. Wie viele Pflanzer werden am Tage der beendeten Lehrzeit zu ihren Schwarzen gesagt haben: „Packet euch, wir wollen euch nicht ferner auf unserem Gute beherbergen, räumet eure Hütten, laßt eure Kleider und Geräthschaften zurück, die unser Eigenthum sind, und genießet dann nach Herzenslust eure Freiheit.“ Mancher Kolonist, der seine Landwirthschaft fortsetzen will, hat schon jetzt geäußert, daß er keine Neger zu Feldarbeiten dingen werde; überall bewirbt man sich um Tagelöhner aus Europa, von der Insel Malta und aus Bengalen, um die Schwarzen entbehren zu können und bei Auszahlung des Tagelohns an keine Taxe gebunden zu seyn.

Der Plantagen-Besitzer ist aber dem Neger nicht bloß abgeneigt; er besitzt oft nicht einmal Umsicht und Energie genug, um ihn als freien Lohnarbeiter mit Nutzen gebrauchen zu können. Despotismus und Schrecken sind schlechte Mittel, um sich Gehorsam zu verschaffen, aber es sind wenigstens sehr einfache Mittel, deren Anwendung kein Talent erfordert. Die Peitsche macht viele Maßregeln der Klugheit überflüssig. Der weichlich lebende, durch sein Klima entnervte Pflanzer flieht vor dem glühenden Sonnenstrahl und ist unfähig, die Arbeiten seiner Leute selbst zu beaufsichtigen. Er überträgt dieses Amt dem schwarzen Zuchtmeister, der hinwiederum durch Schrecken und Züchtigungen regiert wird. Von der obersten Staffel bis zur untersten waltet die Peitsche, wie auf einer Türkischen Galeere, wobei denn sehr viel Kenntniß, Einsicht und Langmuth erspart wird. Wenn nun die Emancipation jählings erfolgt, so ist zur Bildung einer Mittelkasse keine Zeit mehr, und wo soll man da Leute finden, die über den Lohnarbeiter wachen und seine Beschäftigungen leiten?

Wir fürchten also gewiß nicht ohne Grund, daß die Gutsbesitzer weniger als die Hälfte der vorigen Arbeit von den Freigelassenen verlangen und nur zu sehr geringem Lohne sich verstehen werden; daß sie ihnen bei jeder Gelegenheit Haß und Abneigung zu erkennen geben und dabei selten fähig seyn werden, über ihre Beschäftigungen auf den Plantagen zu wachen. Geben sie dem Neger gleich in der Jahreszeit der großen Feldarbeiten Beschäftigung, so werden sie ihn gewiß in den sogenannten todten Jahreszeiten seinem Schicksal überlassen und vielleicht eine hämische Freude darüber empfinden, wenn die Freiheit ihn brodlos und elend macht.

Aber auch den freigelassenen Neger muß der Gedanke empören, sich seinem alten Herrn als Tagelöhner zu vermiethen. Die erste Idee der Freiheit erscheint ihm als das absolute Aufhören einer Arbeit, die für ihn ein Gegenstand des Grausens geworden ist. Nur die dringendste Noth wird ihn bewegen können, den Ort wieder aufzusuchen, an welchem er so viel gelitten hat; er arbeitet, um zu essen, zu trinken, oder sich zu berauschen; ist aber das Bedürfniß des Augenblicks befriedigt, so läßt er die Arme wieder sinken. Wo sollte er auch gelernt haben, an die Zukunft zu denken? Der Quasi-Kontrakt des Sklavenstandes überhob ihn dieser Mühe, denn er sicherte ihm Nahrung und Wohnung, mochte man nun seiner Arbeit bedürfen oder nicht. Die Pflanzer haben mit erfinderischer Grausamkeit alle Naturtriebe, die auf Sorge für die Zukunft hinzielen, in ihren Sklaven ertödtet; sie besitzen keine Art von Eigenthum und nicht einmal eine Familie; die Meisten haben keine Frauen, und ihre Kinder gehören ihnen gar nicht an!

Was die Neger am tiefsten entwürdigt, ist der Umstand, daß sie entweder unverheirathet oder doch von dem wahren häuslichen Glücke ausgeschlossen bleiben. Nur die Pflanzer und das Gouvernement haben dieses Uebel verschuldet; denn der Neger verheirathet sich gern; er rühmt sich seines ehelichen Standes, als wär' es eine Art von Adel, und, was besonders merkwürdig, er wählt fast immer eine Lebensgefährtin, die älter ist, als er selber. Das Verhältniß der verheiratheten Neger zu der ganzen schwarzen Bevölkerung ist aber außerordentlich gering. In vier Kolonieen kann man auf das Jahr nur 60 Neger-Heirathen rechnen; und wahrscheinlich leben von 260,000 Seelen

nur ungefähr 1200 Neger im Stande der Ehe. Die meisten Negerkinder bleiben ausschließlich unter der Obhut ihrer Mütter, die ihnen zärtliche Anhänglichkeit beweisen, obschon man Alles gethan hat, um sie moralisch zu entwürdigen. Man schenkt ihnen eine Prämie für jedes Kind, das sie zur Welt bringen, und doch will man das Muttergefühl in ihrem Busen ersticken; denn bald werden ihre Kinder von ihnen losgerissen und in ferne Gegenden verkauft. Sollte aber die Mutter auch im Zustande der Freiheit ganz allein für ihre Kinder sorgen? Sollte die neue Gesellschaft ein Ebenbild der von Neu-Seeland werden, wo der Mann entweder schläft oder sich berauscht, während die Frau alle Arbeit thun muß? (Schluß folgt.)

Ein Sonntag in der Normandie.

(Schluß.)

Mutter Françon war von zu korpulenter Gestalt, als daß sie schnell zu Fuß seyn konnte, und ich trabte langsam hinter ihr her, begierig, das Schicksal Pierre's und Josephinen's zu erfahren. Die Schnitter tanzten lustig voran, nicht ganz unbekümmert um die Gegenwart ihrer Aeltern, aber ohne die geringste Verlegenheit der Art, wie sie Leute ihres Standes in England zeigen würden, — sie plauderten und lachten von Herzen, und es gelang mir leicht, Mutter Françon zur Erfüllung meiner Bitte zu bewegen. Viel Sentimentalität ließ sich von ihr nicht erwarten. Sie hatte den Gang und die Stimme eines Mannes und etwas Absprechendes in der Bewegung von Kopf und Armen, als sey sie es gewohnt, beide im Nothfall geltend zu machen. Doch die grauäugige Mutter des Jungen, den sein Großvater im Triumph davon getragen, ging neben ihr und schien entschlossen, die strengen oder herben Bemerkungen ihrer Großtante gut zu machen. „Pierre und Josephine", sagte sie, „hatten sich beim Beginn der Aerndte in Harfleur verlobt, um, wie Jacques und Marie, nach dem Ende der Aerndte Hochzeit zu machen. Pierre war ein Schäfer und Josephine, das hübscheste Mädchen im Bezirk, pflegte zuweilen im Felde, doch gewöhnlich für ihre Kunst zu arbeiten. Sie hatte in der Nieder-Normandie Spitzen klöppeln gelernt und war immer im Stande, den besten Preis für ihre Arbeit zu bekommen."

„Ehe Sie die Schloß-Allee betraten, Madame, haben Sie da nicht ein ödes, einsames Schäferhaus bemerkt, das unter den Bäumen steht — es war ein solches, das auf Rädern sich bewegt und Raum genug im Innern hat für das Bett und Licht, das Schäfer brauchen, und neben ihm steht ein kleines Häuschen, nach demselben Plan eingerichtet — dies war für den armen Fidelle." — „Sie sind noch nicht bei Fidelle, Tante", fiel ihre Nichte ein. — „Gut, Pierre und Josephine waren verlobt und der Tag ihrer Trauung bestimmt. Pierre hatte zwei Schaafmütter und drei Lämmer für sein Geld gekauft, und Josephine's Großmutter trat ihnen in ihrem Hause ein Zimmer ab, das so hübsch, als man sich's nur wünschen kann, ausgeputzt ward. Drei Blumensträuße unter Glasbedeckung am Kaminsims, ein Bett von der längsten und schönsten Wolle, ein Kruzifix, so natürlich wie aus dem Leben, und sechs Strohstühle. Ich weiß nicht mehr, was außerdem da war, aber ich erinnere mich, es war wie ein kleines Paradies. Noch denke ich, als wär's erst gestern gewesen, wie wir in eben diesem Wäldchen spaziren gingen, ganz wie die armen Narren dort." — „Ach Tante", rief das junge Weib unwillig, „warum nennt Ihr sie Narren? Jacques ist ein braver Junge und Marie ein treffliches Mädchen." — „Alle junge Leute", erwiederte die Dame vornehm, „sind Narren, mehr oder weniger, und Du, liebe Nichte, machst keine Ausnahme davon." Die Nichte antwortete nicht, sondern sah mich an und lächelte.

„Sie spazirten in diesen Wäldern", wiederholte die Frau, „mit den Vögeln singend, mit den Blättern tanzend und sich geberdend, als wäre das Leben nur ein langer Sommertag ohne Sturm und Regen. Pierre sprach von seinem nahen Glück so viel und so laut, daß ich selbst, obgleich ich damals eben erst mit meinem ersten Mann verheirathet war und in den Lebenswechseln nicht viel Erfahrung hatte, nicht umhin konnte, ihm eine kleine Warnung zu geben und ihm bemerklich zu machen, daß es nicht immer so gut gehen möchte. Darüber wurde er böse, und dann funkelten seine Augen auf eine Weise, die mir nicht sehr gefiel. Ich sprach mit Josephinen diese Nacht sehr viel, und sie antwortete, wie Frauen immer vor ihrer Hochzeit zu sprechen pflegen, das Auge, welches Anderen Zorn funkle, würde sie nur mit Liebe ansehen. Ach, die Arme! sie wußte nichts."

„Einige Leute um das Schloß herum hörten einen lauten Schrei und dann ein lang wiederholtes Geheul des armen Fidelle — es war höchst kläglich; aber Jean, der Portier, fürchtete sich, das Thor des Nachts zu öffnen, und wartete also bis an den Morgen. Als er das Thor aufmachte, sah er die Schaafe ringsumher in sonderbarer Unordnung zerstreut, und Pierre war nirgends zu sehen. Der alte Portier wollte Josephine fragen, ob sie nichts von ihrem Geliebten wisse, und ging daher in die Hütte ihrer Mutter, die schon zur Hochzeit ausgeputzt war — Josephine war nicht da. Ihre Mutter sagte, sie wäre sehr früh ausgegangen, ehe noch die Dorfmädchen erwacht seyen, da sie mit Pierre verabredet, mit ihm im Garten des Nachbars Johanot zusammenzutreffen, der ihnen seine schönsten Blumen zu ihrem Feste versprochen hatte, und sie wüßte sich ihre längere Abwesenheit nicht zu erklären. Der Portier Jean, der selbst Vater gewesen war, wollte nicht die gute Mutter beunruhigen, und so ging er in Johanot's Garten, um sie hier zu suchen. Er fand den Gärtner Blumensträuße sammelnd und seine Lieblinge ängstlich erwartend. Der Garten lag am Abhang eines der schönsten Hügel der Normandie und gewährte die Aussicht über einen Theil des Weges, der von Josephinen's Hütte zum benachbarten Weiler führte. Der Gärtner erzählte, er habe bald nach Tagesanbruch gesehen, wie die beiden Liebenden in diesem Thal zusammentrafen und eine kurze Strecke neben einander gingen, und wie dann Pierre mit der größten Eile über den nächsten Hügel lief, so daß er geglaubt habe, die Flucht sey zum Scherz, als würde er von Josephine und seinem Hund Fidelle verfolgt und erwarte sie auf einem anderen Weg. Dies befriedigte Jean nicht, welcher fest überzeugt war, daß der Angstschrei, den er des Nachts gehört, von Pierre herrühre. Der Alte erinnerte sich auch, wie ihm mehr als einmal vorgekommen, daß der junge Schäfer mehr Kenntnisse besitze, als dazu gehört, solchen Leuten den Kopf verrückt zu machen. Er pflegte aus seiner kleinen Hütte stundenlang nach den Sternen zu sehen und sich wunderliche Figuren auf Schiefertafeln zu zeichnen: dann hatte er auch zwei bis drei seltsame Bücher, worüber er stundenlang brütete — dabei vernachlässigte er etwa nicht seine Schaafe: vielmehr war er wachsam genug auf sie und überhaupt freundlich gegen Thiere."

„Der Tag rückte vor, die Hochzeitsgäste kamen zusammen, und Alle, die das junge Paar kannten, liefen umher, es zu suchen. Das Gerücht war geschäftig wie immer; Einer sagte, er habe sie da, der Andere dort gesehen, und die arme Mutter Josephinen's stürzte ganz wahnsinnig von einem Ort zum anderen. Endlich kam ein kleiner Winzer, der seinen Weg dahin nahm, wo er ein Fest erwartete, und berichtete dem alten Jean, er habe eine Frau gesehen, die sich über einen von den Abhängen neigte, als er das Ufer verließ, er hätte aber solche Eil gehabt, das Dorf zu erreichen, daß er nicht zu ihr hinging." — „Tante", fiel die junge Frau ein, „Sie vergessen, wie die Leute sagten, es könne nicht Josephine seyn, da Pierre nicht bei ihr wäre." — „Richtig", sagte Mutter Françon, „aber der alte Johanot und ich dachten anders, und ohne Jemanden etwas zu sagen, gingen wir fort, um zu versuchen, ob wir nicht in dieser Richtung eine Spur von ihnen finden könnten; es war ein Tag so schön, wie er jemals vom Französischen Himmel herabschien, und wie wir so gingen, meinte noch der alte Gärtner, ein solcher Tag, wo die Natur über ihre Kinder so viel Segen ausschütte, könne unmöglich diejenigen hart treffen, die wir suchten; ja, ja, Madame, so sind solche einfache Menschen, die nur unter Vögeln und Blumen leben. Ich habe die herrlichsten Tage die greulichsten Handlungen beleuchten sehen, aber das wollte mir Johanot nimmermehr glauben. Wir gingen und gingen im heißen Sonnenschein, bis wir den Abhang, den der Winzer bezeichnet, erreicht hatten, und da war auch richtig die Dirne, die wir suchten. Sie lag am Rande des Abgrunds, den Hals ausgestreckt, wie ein wilder Seevogel; ihre Stellung war so gefährlich, daß wir fürchteten, ihr nahe zu kommen — wir riefen und riefen, aber das Echo der Höhlen war unsere einzige Antwort. Da muß doch ein Grund seyn, meinte Johanot, daß ein lebendiges Weib mit einem Mal zur Marmorstatue wird. Kriche du dicht an sie heran und ziehe sie an den Kleidern von diesem gräßlichen Orte weg; ich will die Klippe hinuntersteigen und sehen, was es giebt. Ich näherte mich vorsichtig dem Fleck: wie erschrak ich beim Anblick ihres Gesichts: es war so weiß wie Marmor. Ich kam immer dichter heran, ohne daß sie's bemerkte, bis ich endlich ihr Kleid sachte mit einer Hand zupfte und mich mit der anderen festhielt, um nach dem Strande unten zu sehen. Da lag der Körper des unglücklichen Pierre auf den Steinklippen mit dem Gesicht nach dem Himmel zu, und die Seevögel umschwärmten seinen verstümmelten Leichnam. Auch der Hund war da, der arme Fidelle, und vermischte von Zeit zu Zeit sein Geheul mit dem Geschrei des wilden Wasservogels. Als Johanot die verstümmelten Reste des armen Schäfers aufhob, würde sich Josephine herabgestürzt haben, wenn ich sie nicht mit Leibeskräften festgehalten hätte."

„Aber der Grund — der Grund?" fragte ich. — „Wer kann den Grund der Tollheit angeben?" erwiederte sie. „Einige meinten, Bücher —"

„Und Andere", fügte die Nichte hinzu, „gaben dem Mond die Schuld."

„Er war also wirklich todt?" — „Allerdings. Wahrscheinlich hat ihn der Wahnsinn des Nachts befallen, und er wanderte dann an den Ort, den sie verabredet, wo er die arme Josephine traf, die, erschreckt und geängstigt, ihm nachging bis an den unglücklichen Fleck, wo er kopfüber hinunterstürzte." — „Lebt sie noch?" fragte ich. — „Nein, aber sie lebte noch lange nach jenem Unglück", erwiederte die Erzählerin. „Die, welche die Braut hätten begleiten sollen, folgten dem Bräutigam zu Grabe. Josephinen's Verstand war so zerrüttet, daß ihre Freunde sie länger als ein Jahr beobachteten; ihre Mutter glich einem Gespenst, und als sie starb, blieb Josephine ganz gleichgültig, wiewohl sie sie früher, bis sie den Verstand verloren, zärtlich geliebt hatte. Endlich wurden wir's müde, sie zu beobachten, und der Einzige, der ihr bis zuletzt treu blieb, war der arme Fidelle. Als man sie aber auf dem Hügel, von wo herab sie ihres Geliebten Leiche gesehen, todt fand, da veranstalteten wir ihr ein großes Begräbniß, und der alte Johanot schmückte ihr Grab einmal jährlich mit den schönsten Blumen, bis auch er heimging. Nun, hab' ich

nicht recht, junge Leute vor dem Schicksal dieser Liebenden zu warnen? Ihre Liebe zu ihm machte sie wahnsinnig. Hörst Du, Nichte, dort singen sie im Thale, wir wollen die Tanzenden einholen."

Und weg hüpfte die Dame so munter und fröhlich, als hätte sie nie Leiden erlebt oder nicht eben das Schicksal Pierre's und Josephinens erzählt.

P o l e n.

Die ersten Bischöfe in Polen.

Wie unter der Regierung des unglücklichen Johann Kasimir (1648—1669) der Kosaken-Krieg, die Einfälle der Schweden und anderer feindlicher Nachbarn die wissenschaftliche Bildung in Polen, die unter den Sigismunden schon eine hohe Stufe erreicht hatte, wieder hemmten, so erschütterten früherhin nach dem Tode Mieczyslaw's II. († 1034), als sein Nachfolger Kasimir sich in einem abgelegenen Kloster verbarg, Mord und Brandstiftung unter dem kein Gesetz achtenden Landvolke die Grundlagen der eben erst aufblühenden Christuslehre. Zerstörte Gotteshäuser, hingewürgte Geistliche, das waren natürlich schlechte Stützen für den neuen Glauben; mit ihnen ging auch die kirchliche Ueberlieferung, mit ihnen gingen die genaueren Nachrichten über die Errichtung der ersten Bisthümer in Polen verloren, und man muß mühsam Alles aufsuchen, was einiges Licht darüber verbreiten kann.

Es ist eine fast allgemein angenommene Meinung, daß Mieczyslaw I. bei Einführung der christlichen Religion in Polen neun Bisthümer in den bedeutendsten Städten seines Reichs gegründet habe, in Gnesen, Krakau, Posen, Kruschwitz und so weiter. Selbst in der neuesten Zeit sind Viele noch in diesem Irrthum befangen geblieben. Wenn nun auch so entfernte Jahrhunderte in tiefes Dunkel gehüllt sind und eine ganz sichere Behauptung nicht gestatten, so berechtigt doch eine nähere Nachforschung in den historischen Quellen zu der Annahme, daß es kein Bisthum in Polen giebt, welches jenem Könige seinen Ursprung zu verdanken hätte. Mieczyslaw I. wurde, als er sich mit der Böhmischen Prinzessin Dombrowka vermählte, durch Ueberredung dieser Fürstin, noch mehr aber durch die Bemühungen Jordan's, des Bischofs von Posen, welches Bisthum schon vor Mieczyslaw von Kaiser Otto I. gegründet war, zum christlichen Glauben bekehrt. Mit dem neuen Lichte mußten natürlich auch Geistliche in das Land kommen, die das Volk belehrten und die christliche Religion weiter verbreiteten; es mußten Kirchen gebaut werden, wenngleich diese anfangs, wie früher in Deutschland, so in dem später bekehrten Slavenreiche, nur den Namen Propsteien (praepositurae) führten, bis sie nach und nach in den größeren Städten, mit den Fortschritten des Christenthums, in Bisthümer verwandelt wurden. So sagen Ditmar und Andere nach ihm, die über jene Zeit geschrieben, wo Otto I. die Magdeburger Metropole gründete und einige schon vorhandene Kirchen mit ihr vereinigte, daß der Kaiser befohlen habe, Pröpste zu Bisthümern auszuwählen, und es werden als solche genannt: pastor ecclesiae Merseburgensis, provisor ecclesiae Misnensis, custos Havelbergensis ecclesiae. Von solchen Propsteien finden sich auch in Polen Spuren; der Glossator Kadlubek's, der unter Kasimir dem Großen (1333—1370) lebte, sagt in seinen Erläuterungen zu jenem Geschichtsschreiber, daß Mieczyslaw I. der Kirche in Krakau den Bischof Jordan, damals noch nicht Posener, sondern ganz allgemein Polnischer Bischof genannt, vorgesetzt habe, damit dieser Oberhirt der erst vor kurzem gegründeten christlichen Heerde, da es noch an Geistlichen fehlte, einstweilen unter dem Namen eines Propstes ihre Leitung führen sollte.*)

Aus dem Gesagten geht hervor, daß in Polen schon lange Zeit Kirchen bestanden, ehe einige derselben in Bisthümer verwandelt wurden, und daß Jordan, als Polnischer Apostel, anfangs das Oberhaupt der Geistlichkeit in ganz Polen war und daher nicht nach der Stadt Posen, wo er seinen Sitz hatte, benannt war, sondern den allgemeinen Titel eines Bischofs von Polen führte, gleichwie der Bischof Christian von Kulm den Namen eines Bischofs von Preußen, ehe dieses Land in vier Diöcesen, in die von Kulm, Ermeland, Pomerellen und Samland, getheilt wurde. Wann aber diese Propsteien in Polen zu Bisthümern erhoben wurden, ist ebenfalls schwer zu ermitteln. Die Stiftung von Bisthümern war damals ein Beweis von der höchsten, souverainen Gewalt der Fürsten. Die Deutschen Kaiser nahmen diese Macht auch im Slavenreiche, auf welches sie fortwährend Rechte geltend machten, für sich in Anspruch und vereinigten die neubekehrten Länder jenseits der Oder mit dem Magdeburger Erzbisthum. Mieczyslaw I., den Ditmar von Merseburg persönlich kannte und von dem er sagt, er sey von solcher Ehrerbietung gegen Otto I. erfüllt gewesen, daß er sich selbst in Gegenwart der Kaiserlichen Markgrafen nicht niederzusetzen gewagt, würde sich gewiß eine Befugniß nicht angemaßt haben, die für ein ausschließliches Recht der Kaiser galt. Und daß er dies nicht that, dafür spricht das Zeugniß unserer eigenen Historiker. Kadlubek, der älteste unter ihnen, nennt in der Leipziger Ausgabe Boleslaw Chrobry (den Tapferen) als den Stifter zweier Erzbisthümer, ohne

*) Die Historia Polonica Kadlubek's, Bischofs von Krakau, reicht bis 1204.

diese namhaft zu machen und ohne zu sagen, welche Diöcesen er denselben unterordnete. In der Danziger Ausgabe bezeichnet er Gnesen als das eine und Krakau als das andere dieser Erzbisthümer. Bogufal, Bischof von Posen, erwähnt gar keines Erzbisthums, sondern äußert nur im Allgemeinen, Boleslaw habe sechs Hauptkirchen gegründet, zuerst die Posener, dann die Gnesener, ferner die Masovische und viertens die Krakauer.*) Wörtlich dasselbe bemerkt der anonyme Glossator Kadlubek's. Ein ebenfalls anonymer Chronikenschreiber des vierzehnten Jahrhunderts, im ersten Theile der Sommersbergschen Sammlung, sagt nur, Boleslaw habe viele Kirchen erbaut und Bischöfe eingesetzt, er habe die Gnesener Metropole gegründet und ihr viele Suffragane untergeordnet.

Wenn also auch die Meinungen unserer Chronikenschreiber etwas von einander abweichen, so stimmen sie doch alle darin überein, daß Mieczyslaw I. kein Bisthum gegründet hat, was auch Gallus bestätigt, der noch vor Kadlubek lebte. Dlugosz**) ist der Erste, der eine von den Zeiten Mieczyslaw's I., das heißt von der Einführung des Christenthums in Polen herstammende kirchliche Hierarchie annimmt, dieselbe in zwei Metropolen, die Gnesener und Krakauer, theilt und uns dies Mährchen ohne alle Beweise auftischt, so wie vor ihm Bogufal von den drei Brüdern Lech, Czech und Ruß fabelte. Einige unserer Historiker haben in Dlugosz unbedingtes Vertrauen gesetzt, wie Miechowit und Bielski, andere sind mit größerer Vorsicht zu Werke gegangen, wie Kromer. Fast dieselben Historiker, welche Mieczyslaw I. nicht für den Begründer der Bisthümer halten, dehnen das Leben dieses Königs, obwohl irriger Weise, bis zum Jahre 999 aus. Im darauf folgenden Jahre aber kam Kaiser Otto III. nach Gnesen, um das Grab des heiligen Adalbert zu besuchen, und wurde von dem Polnischen (Posener) Bischof Unger empfangen, ein neuer Beweis, daß es außer dem Posener noch keine andere Bisthümer in Polen gab. Dieses Jahr Tausend nun kann man dreist als dasjenige ansehen, in welchem die Polnischen Bisthümer ihren Anfang nahmen. Boleslaw Chrobry war es, der dazu ausersehen schien, sein Reich von allen Deutschen Banden, selbst in geistlicher Hinsicht, loszulösen. Ob den Kaiser ein mit Boleslaw abgeschlossener Vertrag oder auch eine geheime Abneigung gegen Giseleherr, den Erzbischof von Magdeburg und zugleich Metropoliten aller Slawischen Kirchen, dazu bewog, dessen Macht zu verkürzen, oder ob Otto, was am wahrscheinlichsten ist, sich dadurch bestimmen ließ, daß er die christliche Religion in Polen schon weit verbreitet sah, genug er erhob die Gnesener Kirche zur Metropolitane und erzbischöflichen Würde, ernannte den Gefährten des heiligen Adalbert, Radzyn oder Gaudentius, zum Erzbischof und stellte die vermuthlich auch damals neu gegründeten drei anderen Bischöfe, den Kolberger, Kruschwizer und Krakauer, unter sein Regiment. Wie es scheint, fühlte der Bischof von Posen sich hierdurch beleidigt, denn erst später unterwarf er sich der Gnesener Metropole. (Przyiaciel ludu.)

M a n n i g f a l t i g e s.

— Deutsches aus Frankreich. Die fünfte Lieferung des in diesen Blättern bereits mehrfach erwähnten Panorama de l'Allemagne enthält einen interessanten Artikel des Herrn St. Marc Girardin über den Zustand des öffentlichen Unterrichts in Oesterreich. Herr St. Marc Girardin hat bekanntlich diejenigen Theile Deutschlands, über deren Schulen nicht bereits Herr Cousin berichtet hatte, zum Gegenstande seiner Untersuchungen gemacht. So hat er früher bereits über die Schulen und Universitäten Bayerns berichtet und sich dabei so verbindlich besonders gegen Schelling gezeigt, daß dieser jetzt ein im Journal des Débats abgedrucktes langes Sendschreiben über den gegenwärtigen Standpunkt der Glasmalerei in München an den Französischen Professor und Zeitungs-Redacteur erlassen hat. In Oesterreich sind es besonders die Bürger-, Gewerb- und polytechnischen Schulen, deren praktische Einrichtungen und deren segenreichen Einfluß auf das bürgerliche Leben Herr St. Marc Girardin als musterhaft und überall in den Kreisen der allgemeinen Erwerb-Thätigkeit erkennbar darstellt. Ueber die Universitäten hat sich derselbe in der Abhandlung, so weit sie uns vorliegt, noch nicht ausgesprochen, und sind wir namentlich auf das begierig, was er über die ältesten Deutschen Hochschulen, Wien und Prag, sagen wird. Dieselbe Lieferung des Panorama enthält mit einem hübschen Bilde von dem Main-Quai, der „schönen Aussicht" und der Sachsenhäuser-Brücke von Frankfurt a. M. eine Skizze dieser freien Stadt aus der Feder des Dr. Beurmann, der jedoch hier, unstreitig weil er für ein Französisches Publikum geschrieben, mit viel größerer Zurückhaltung und Umschreibung auftritt, als in seinen bekannten „Skizzen über die Hansa-Städte." Eine Schilderung von Dürrenstein in Oesterreich, dem Donau-Felsenschlosse, auf welchem Richard Löwenherz ein halbes Jahr seiner in Gefängnissen hingebrachten Zeit verlebt hat, macht, nebst einer dazu gehörigen Abbildung, den Beschluß dieser Lieferung des Panorama de l'Allemagne.

*) Bogufal ist später als Kadlubek; sein Chronicon Poloniae reicht bis 1252.

**) Dieser Historiker, auch unter dem Lateinischen Namen Longinus bekannt, hat 13 Bücher Polnischer Geschichte geschrieben, die bis 1480 gehen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 3. Berlin, Montag den 7. Januar 1839.

Frankreich.

Lafayette in Versailles.

Vom General Mathieu Dumas.*)

Unter allen Berichten, welche über die Begebenheiten des 5. und 6. Oktober 1789 von den Schriftstellern beider Parteien veröffentlicht worden, ist mir immer der des Abbé's von Montgaillard als der wahrhafteste erschienen; ich meinerseits bringe hier als Augenzeuge eine Erklärung zu Papier, wie ich sie auf Ehre und Gewissen vor Gericht abgelegt hätte, wenn ich dazu aufgefordert worden wäre. Dieses Zeugniß ist weiter nichts, als die getreue Erzählung alles dessen, was ich selbst mit eigenen Augen während der vierundzwanzig Stunden vom 5. zum 6. Oktober sah, nichts weniger, nichts mehr.

Den 5ten gegen eilf Uhr Morgens begab ich mich mit dem Grafen von Gouvernet in die National-Versammlung; die Sitzung war noch nicht eröffnet. Indem wir uns noch auf der um das Amphitheater laufenden Galerie mit einigen befreundeten Mitgliedern unterhielten, trat Mirabeau ein und sagte im Vorübergehen zu uns: „In Paris herrscht große Aufregung; sie wollen Alle nach Versailles ziehen." Andere Mitglieder der Versammlung verbreiteten ebenfalls dieselbe Nachricht. Man war darüber sehr verschiedener Meinung. Herr von Gouvernet und ich eilten zu seinem Vater, dem Kriegs-Minister, um ihn von den Vorgängen zu benachrichtigen; ich begab mich auch zu dem Grafen von St. Priest, der jedoch schon von dem Tumulte wußte. Von Stunde zu Stunde langten beunruhigendere Nachrichten an. Schon war ein Haufen Weiber, von einem gewissen Maillard angeführt, an den Schranken der Versammlung erschienen. Die Unverschämtheit dieses elenden Wahnwitzigen und das Geschrei dieses Vortrabs der großen Emeute ließen die unglückseligsten Absichten ahnen; der Haufen schwoll immer mehr auf der Straße von Paris an. Die National-Garde von Versailles versammelte sich auf dem Waffenplatze vor dem Schlosse; sie stellte sich in Schlachtordnung auf, der linke Flügel lehnte an das Gitter, der rechte breitete sich auf der Straße nach Sceaux aus.

Gegen fünf Uhr hörte man, der König sey von der Jagd in den Waldungen von Meudon nach dem Schlosse zurückgekehrt, und die National-Versammlung habe noch vor dem Schluß der Sitzung eine Deputation an Se. Majestät abgesandt; das Gitter des Schlosses war zu; Herr von Estaing, der die Versailler National-Garde befehligte, ließ es öffnen, um die Deputation einzulassen; der König ließ auch einige von den Weibern vor, die Maillard in die Versammlung begleitet hatten. Ich ging auf dem großen Hofe umher und sah die Leibgarde ankommen, die sich außerhalb des Gitters, der Straße nach Paris gegenüber, in Schlachtordnung aufstellte; wenige Augenblicke darauf bildete das Regiment Flandern, der Versailler National-Garde gegenüber, eine Linie, der rechte Flügel desselben lehnte an das Gitter, der linke breitete sich in der Richtung nach St. Cloud hin aus. Um sechs Uhr ließ sich der Kriegs-Minister, nur von seinem Sohne und mir begleitet, das Gitter öffnen und stellte sich an die Spitze des Regiments Flandern. Der ganze Platz war mit Menschen bedeckt, doch konnte man noch frei auf demselben umhergehen. Alle Blicke waren auf die große Landstraße gerichtet, denn man hatte die baldige Ankunft des Herrn von Lafayette mit der Pariser National-Garde gemeldet. Vor der Fronte des Regiments Flandern begegnete ich mehreren Mitgliedern der National-Versammlung, unter Anderen auch Mirabeau, der jedoch nur einen Augenblick verweilte. Gegen Anbruch der Nacht gewahrten wir einige Unordnung auf dem linken Flügel der National-Garde, der an den rechten der Leibgarde anstieß; mehrere Flintenschüsse fielen von dieser Seite, und man meldete uns, ein Offizier der Leibgarde, Herr von Savonniere, sey schwer verwundet. Gleich darauf galloppirte der Graf von Estaing von rechts nach links vor der Fronte der Leibgarde vorüber, verfolgt von einem Haufen Männer und Weiber, die ihn zu erreichen trachteten; dicht neben uns ritt er durch die Grenadier-Compagnie des Regiments Flandern und begab sich durch das Gitter der Kapelle in das Schloß. Die Leibgarde wurde zusammengezogen und stellte sich im großen Hofe innerhalb des Gitters auf. Das Regiment Flandern erhielt Befehl, in seine Quartiere zurückzukehren, und ich verfügte mich mit Herrn de la Tour-du-Pin und seinem Sohne in den Pavillon des Kriegs-Ministers.

Auf dem Waffenplatze stieg der Tumult von Minute zu Minute; Herr de la Tour-du-Pin begab sich mit den übrigen Ministern zum Könige; ich blieb im Oeuil-de-Boeuf zurück, das mit Hofleuten, Militairs und Deputirten angefüllt war. Auf allen Gesichtern drückte sich die lebhafteste Besorgniß aus, man unterhielt sich nur flüsternd; endlich um eilf Uhr wurde gemeldet, daß die Spitze der Kolonne der Pariser National-Garde schon auf dem Waffenplatz angelangt sey. Der König befahl, Herrn von Lafayette vorzulassen, ich ging mit dem Grafen Gouvernet hinunter, ihm entgegen. Wir schritten durch den großen Minister-Hof, aus dem man die Leibgarde entfernt hatte, um sie, wie man uns sagte, auf den Terrassen an der Gartenseite aufzustellen. Als wir bei dem noch verschlossenen Gitterthore anlangten, sahen wir Herrn von Lafayette von seinem Generalstabe und einer großen Anzahl Grenadiere der National-Garde umgeben, die sich alle seinem Eintritt in das Schloß widersetzten, wofern es ihnen nicht gestattet sey, ihn zu begleiten. Dieser Streit dauerte fast eine halbe Stunde; der General beruhigte seine Freunde, er sagte ihnen, es sey eine Ehrensache für die National-Garde, dem Könige hier ihre Ergebenheit und ihr Vertrauen zu beweisen; er ginge, um in ihrem Namen Worte des Friedens und der Sicherheit zu überbringen; er habe nur eingewilligt, sich in diesem Falle an ihre Spitze zu stellen, in der festen Ueberzeugung, daß sie ihm vielmehr behülflich seyn würden, alle seine Pflichten als Bürger und treuer Unterthan zu erfüllen, statt ihn irgend wie daran zu hindern. Andererseits unterstützten Herr von Gouvernet und besonders ich, der ich den Meisten unter ihnen sehr wohl bekannt war, die Bemühungen des Generals durch die eifrigsten Versicherungen; endlich, nachdem Herr von Lafayette seine Gefährten überzeugt und ihr Wort empfangen hatte, wurde das Thor geöffnet, und als es sogleich hinter ihm sich wieder schloß, reichten ihm Alle noch durch das Gitter die Hände und hielten die seinigen so fest, daß wir ihn nur mit Mühe losreißen konnten. Er war von allen Anstrengungen so erschöpft, daß wir ihn fast in die Königlichen Gemächer tragen mußten; zwei von der Pariser Kommune zu Begleitern des Generals erwählte Kommissarien wurden ebenfalls eingelassen, und der König gestattete ihnen den Zutritt bis in den Rathssaal.

Als wir durch das Oeuil de Boeuf gingen, in dem ein düsteres Stillschweigen herrschte, und eben in das Lever-Zimmer eintreten wollten, sagte ein hochstämmiger Ludwigsritter mit erhobener Stimme: „Da kömmt Cromwell." Lafayette stand still, sah dem Manne fest ins Auge und sprach mit ruhiger Würde: „Der würde nicht allein hier erscheinen." Wir begleiteten ihn bis an die Thür des Königlichen Kabinettes und warteten im Rathszimmer mit anderen zur näheren Umgebung des Königs gehörigen Personen das Ende dieser denkwürdigen Audienz ab.

Man weiß, und dies ist eine wichtige Thatsache, die kein gleichzeitiger Geschichtsschreiber gehörig hervorgehoben hat, daß die Bewachung des Schlosses dem General Lafayette nicht übertragen wurde, daß, weit entfernt, die Gesetze einer leeren Etikette dem Ernst der Umstände zu opfern und den Oberbefehl so wie die Bestimmung aller zu ergreifenden Maßregeln demjenigen zu überlassen, der allein den Erfolg verbürgen konnte, man der National-Garde nur gestattete, die äußeren Posten nach der Stadt hin, welche früher die Französischen Garden inne hatten, zu besetzen. Der Graf von Luxemburg, dienstthuender Garde-Hauptmann, behielt den Oberbefehl im Innern des Schlosses und an der Hinterseite nach den Gärten zu.

Als Lafayette den König verlassen, fragte er in meiner Gegenwart den Grafen von Luxemburg, welche Vorsichtsmaßregeln man an der Gartenseite getroffen habe; dieser antwortete, daß

*) Aus den Memoiren dieses vor einem Jahre verstorbenen Generals, die nächstens zu Paris im Druck erscheinen werden, und die zwar keine vollständige, genaue Erzählung aller seit einem halben Jahrhundert in Frankreich und Europa vorgefallenen Ereignisse liefern, aber ein, dem Anschein nach, wahrhaftes und unparteiisches Zeugniß des Verfassers, der sechzig Jahre lang ununterbrochen eine Rolle bei vielen dieser Begebenheiten gespielt und wohl ein Urtheil darüber haben konnte. Mathieu Dumas war schon 1789 ein bekannter Name; während der Revolution hatte er den Muth, mit Mäßigung zu handeln; unter dem Kaiserreich gehörte er zu den einsichtsvollsten und thätigsten Dienern des mächtigen Herrschers; im Jahre 1830 findet man ihn wieder neben Lafayette an der Spitze der Nationalgarde, und noch im Jahre 1837 war er eines der geachtetsten Mitglieder des Staatsraths und der Pairs-Kammer.

die Leibgarde befehligt wäre, dort zu wachen. Der General wollte sich davon selbst überzeugen, ich führte ihn daher auf die Gallerie, von wo aus wir die ganze Masse der Leibgarde, die auf dem grünen Rasen sich gelagert hatte, übersehen konnten. Beim Weggehen aus dem Schlosse beschäftigte sich Lafayette gleich nebst dem General Gouvion und den Offizieren seines Generalstabes mit der Besetzung der ihm anvertrauten Posten und begab sich dann in die National-Versammlung, wie alle betreffenden Berichte es aussagen.

Am 6. Oktober um drei Uhr Morgens begleitete ich den General zu dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn von Montmorin, und erwartete ihn dann in seiner Wohnung im Hotel Noailles; er konnte in der That sein Quartier nicht näher am Schlosse nehmen, denn von diesem Hotel bis zum Gitter der Kapelle sind kaum hundert Schritte. Zwischen vier und fünf kehrte Lafayette in sein kleines Gemach im zweiten Stockwerke des Hotel Noailles zurück; Gouvion stattete ihm über die Inspection der Posten, die er vorgenommen, Bericht ab; er sagte, daß alle Zugänge des Schlosses besetzt wären und Alles vollkommen ruhig sey, daß die Horde von Weibern und Spitzbuben, die zum Theil vor und mit der Nationalgarde nach Versailles gekommen war, gänzlich zerstreut sey und hier und da herumirre. Ich trat in das Zimmer des Generals; er war ganz erschöpft, und man brachte ihm eine Sago-Suppe, während wir uns über die Vorgänge dieses schrecklichen Tages und über die Maßregeln unterhielten, die er ergreifen wollte, um die Ordnung in der Stadt Versailles zu erhalten. Herr von Lafayette dachte gar nicht daran, sich niederzulegen, sondern ließ sich sogleich sein Haar von seinem Kammerdiener ordnen; bei Tagesanbruch verließ ich ihn, um einige Augenblicke der Ruhe zu pflegen. Beim Hinausgehen aus dem Zimmer fand ich den General Gouvion, der sich quer vor die Thür niedergelegt hatte, um, wie er sagte, gleich beim ersten Lärm bereit zu seyn. Ich wohnte im kleinen Kriegspalast in der Orangeriestraße; es war schon ganz heller Tag, als ich über den Minister-Hof von einem Gitter zum anderen ging; ich bemerkte den Schweizer des Kriegs-Ministeriums an der Thür des Pavillons, ging auf ihn zu und fragte ihn, ob er wisse, was aus den Weibern geworden sey, die man den vorigen Abend in das Schloß gelassen und hinsichtlich derer sich der General Lafayette mit einiger Besorgniß geäußert hatte. „Ich will sie Ihnen zeigen", antwortete der Schweizer und öffnete die Thür des an den Audienzsaal anstoßenden Zimmers, wo diese elenden Geschöpfe in gräulicher Unordnung umherlagen. Ich begab mich in meine Wohnung und hatte noch nicht die Kleider gewechselt, als ich schon ein starkes Schießen hörte; sogleich zog ich mich wieder an, eilte nach dem Schlosse und war Zeuge des Auftrittes im Marmor-Hofe. Bald sah ich auch auf dem Balkon mitten unter der Königlichen Familie den General Lafayette, den ich erst vor kaum einer Stunde verlassen hatte. Seine Gegenwart und die Königlichen Worte, die er laut wiederholte, stillten die Wuth des Volkes; er verkündete den Entschluß des Königs, noch denselben Tag nach Paris zurückzukehren und die Tuilerieen zu seiner Residenz zu wählen.

Nachdem ich gegen Mittag der Abfahrt der Königlichen Familie beigewohnt, welcher der ganze Strom der Tumultuanten folgte, verließ ich das schon ganz verödete Versailles, schlug den Weg über St. Cloud ein und langte noch einige Augenblicke vor der Ankunft des Königs auf dem Stadthause an. Umgeben von hundert Mitgliedern der National-Versammlung, die zum Geleit des Königs beordert waren, begab sich Ludwig XVI. in den großen Saal, der von den lebhaftesten und aufrichtigsten Freudenbezeugungen wiederhallte. Als die Ruhe hergestellt war, sagte er mit fester Stimme zu Herrn Bailly: „Voll Vertrauen kehre ich in die Mitte meines Pariser Volkes zurück"; und als der Maire diese Königlichen Worte laut wiederholte, erhob die Königin ihre Stimme und sagte: „Wiederholen Sie, mit Vertrauen, Herr Bailly." Gleich darauf zog sich die Königliche Familie in die Tuilerieen zurück. (Schluß folgt.)

Die Sklaverei und der Sklavenhandel.

(Schluß.)

Wie verabscheuungswürdig das System der Sklaverei auch seyn möge, so legt es den Herren wenigstens die Verpflichtung auf, ihre Sklaven zu ernähren und für sie zu sorgen; das plötzliche Aufhören dieser Verpflichtung, wenn sie durch nichts ersetzt wird, kann die Neger dem Hunger preisgeben oder zur Empörung reizen. Es ergeht also an den Weißen, der seinen schwarzen Mitbruder herabgedrückt hat, die ernste Mahnung, ihn wieder moralisch aufzurichten; nachdem das Gesetz die Sklaverei in Ländern privilegirt, die sich für gebildet und christlich hielten, liegt es den Gesetzgebern ob, zu zeigen, daß sie endlich einmal Civilisation und Christenthum verstehen, daß sie wieder Menschen machen aus denen, die sie zu Thieren erniedrigt haben. Man spricht viel von Kirchen und Schulen zum Besten der Neger; wir sind weit entfernt, zu verkennen, daß es Pflicht sey, sie für eine bessere Welt zu erziehen; es giebt aber Gegenstände der Unterweisung, die noch dringender nothwendig sind: das Familien-Gefühl und die Idee der irdischen Zukunft.

Nachdem Herr G. die Gefahren der unmittelbaren Emancipation gezeigt und bewiesen hat, daß man den Neger fähig machen müsse, in der Freiheit zu leben, ehe man sie ihm schenkt, bemüht er sich, darzuthun, daß jeder Mensch nur für sich allein betrachtet die Bürgschaft seiner Fähigkeit geben kann. „Nur die persönlichen Garantieen", so sagt er, „lassen weder Ungewißheit noch Gefahr bestehen; sie allein sind zuverlässig. Eine Freilassung in Masse und an einem bestimmten Tage ist mit persönlicher Garantie unverträglich und bleibt also ein tollkühnes Verfahren, wie löblich auch ihr Zweck sey." Der Plan des Verfassers besteht nun darin, die Masse der Sklaven aufzuklären und moralisch zu erheben; hinsichtlich der Individuen aber will er die gesetzlich erlaubten Freiheits-Mittel dergestalt bestimmen, daß nur Menschen, die zur Freiheit reif und derselben würdig sind, sie erreichen können.

Eine der glücklichsten Wirkungen, welche die Revolution vom Jahre 1830 auf die Kolonieen äußerte, war die vermehrte Zahl der Freigelassenen; sie hat die schändliche Taxe von 1000 bis 2000 Franken, welche auf freiwilliger Emancipation stand, abgeschafft, und innerhalb sieben Jahren sind 30,000 Schwarze, über ein Neuntheil der Bevölkerung, freigelassen worden. Viele von ihnen leben schon in einem gewissen Wohlstande, viele zeigen große Geschicklichkeit in städtischen Gewerben, mehrere haben auch Ländereien erworben; aber keiner ist Bauer geworden, keiner arbeitet für einen Pflanzer im Tagelohn. Jede gegen sie ausgeübte Vormundschaft, jede anbefohlene Arbeit würde das Prinzip ihrer Freiheit verletzen und sie im Vereine mit den Sklaven gegen die Weißen bewaffnen, während im Gegentheil die Klasse wahrhaft freier Freigelassenen ein glückliches Mittelglied zwischen den von Anbeginn Freien und den Sklaven bildet. Durch Bande des Blutes mit den Letzteren, durch Gleichheit der Rechte mit den Ersteren verknüpft, muß der Freigelassene die Harmonie der neuen Gesellschaft wirksam fördern.

„Beschäftigen wir uns zunächst mit der Masse", sagt Herr von G. „In der Reform, deren Gegenstand sie ist, gebührt die erste Stelle von Rechtswegen dem Religions-Unterricht. Niemand leugnet dies. Ich setze hinzu, daß die Religion nicht bloß den ersten Platz einnehmen, sondern überall durchgreifen sollte. Wer sie in Tempelmauern einsperren will, der ist ihr Feind; sie muß aus dem Heiligthum heraustreten und auf alle Handlungen des Lebens ihren Einfluß üben ..... Unsere Kolonieen bedürfen einer großen Anzahl tüchtiger Seelsorger, die jede Negerhütte täglich besuchen sollten .... Der Besuch der Schulen muß dem Neger zu einer heiligen Pflicht gemacht werden; es giebt deren zwar genug; aber bloße Einladungen, wie man sie an civilisirte Europäer richtet, sind unzulänglich, um den Neger aus seiner dumpfen Gleichgültigkeit zu wecken .... kurz, wir müssen die Neger vor Allem aus dem Schlamme ziehen, in den sie moralisch versunken sind, und dann erst sie freilassen, nicht aber umgekehrt."

.... „Auch ist es erforderlich, daß man den Sklaven jenes Gefühl von sittlicher Würde und Verantwortlichkeit wiedergebe, das die barbarische Gesetzgebung, unter der sie bis jetzt leben, erstickt hat. Diese Gesetzgebung kann und soll von heute an modifizirt werden. Man behalte dasjenige bei, was zur Ausübung der Herrenrechte nothwendig ist, gestehe aber dem Neger andere Rechte zu, die mit den ersteren verträglich seyen, und die ihn allein zu der Unabhängigkeit, welche ihm eines Tages zugedacht ist, würdig vorbereiten können."

„Er kann Sklave bleiben und eine gesetzliche Persönlichkeit erhalten; er kann Sklave bleiben und in bürgerliche Ehe treten, einen Familien-Namen erhalten, der auf seine Kinder forterbt, die Geburt seines Sohnes und den Tod seines Vaters registriren lassen; er kann endlich Sklave bleiben und doch ein gesetzliches Eigenthum haben, das nach seinem Tode nicht an seinen Herrn zurückfällt, sondern auf seine Nachkommen forterbt. Nur durch solche Bewilligungen können die Ehen der Neger vermehrt und ihre Sitten veredelt werden. Behandelt sie als Menschen, wenn ihr wollt, daß sie sich als Menschen benehmen sollen. Vergesset nicht, daß die erste Wirkung des Gesetzes, welches den farbigen Menschen bürgerliche und politische Rechte gegeben, Vermehrung der gesetzlichen Heirathen gewesen ist. Auf Antigua hat, als erste Wirkung der Emancipation, eine solche Menge von Trauungen stattgefunden, daß der Juwelier der Insel Dublonen einschmelzen mußte, um eine hinreichende Zahl von Trauringen gießen zu können. Laster und Dienstbarkeit — vergesst es nie, meine civilisirten Mitbürger — Laster und Dienstbarkeit reichen einander die Hände, und man muß denen, von welchen man Tugenden verlangt, auch Rechte bewilligen."

„Religiöse Prinzipien, Unterweisung, eine Familie, bürgerliche Persönlichkeit — diese Vortheile sind es, was den Sklaven im Ganzen Noth thut; das Individuum aber soll seine Qualification zur Freiheit unter allen Umständen geltend machen dürfen. Man kann ihm diese Befugniß durch zwei Mittel sichern; das eine wäre die immer größere Erleichterung der freiwilligen Emancipationen, welche die Fähigkeit und gute Aufführung der Sklaven implicite beurkunden, das andere aber die Begründung des gezwungenen Loskaufs, der dieselben Thatsachen explicite beweist...."

„Einer der Vortheile des gezwungenen Loskaufs besteht darin, daß er den öffentlichen Schatz vieler den Eigenthümern zukommenden Entschädigungen überhöbe .... noch segensreicher erscheint mir aber die Eigenschaft desselben, daß er freie Arbeit von Seiten des Sklaven erheischt und diese freie Arbeit vor der Freilassung nothwendig macht.... Gewiß darf man einen Menschen, der lange Jahre hindurch freie Arbeit gethan, um seinen eigenen Wunsch zu realisiren, ohne Besorgnisse fre

geben; wer in solcher Art seinen Zweck verfolgt, der ist schon kein Sklave mehr. Er war der That nach frei, ehe man ihn von Rechtswegen für frei erklärte, und das scheint mir viel zweckmäßiger, als wenn man Leute, die der That nach Sklaven bleiben müssen, dem Rechte nach für frei erklärt.

Der Ausgangspunkt des gezwungenen Loskaufs sollte die unveränderliche Bestimmung des Preises der Sklaven seyn; denn jede Unsicherheit in diesem Punkte würde den Neger entmuthigen. Letzterer müßte an Sonnabenden jeder Sklavenarbeit überhoben seyn, der Eigenthümer aber die Verbindlichkeit haben, außerordentliche Arbeit seiner Sklaven um einen gewissen Preis anzunehmen, damit diese ihre Freiheit gleichsam Stück für Stück erkaufen können. Diese ganze Organisation der allmäligen Auslösung ist den Spanischen Kolonieen in Cuba und Portorico entlehnt, wo sie einen sehr guten Erfolg gehabt hat.

Eine dem Herrn von Gasparin angehörende Idee, die uns als die wichtigste und fruchtbarste von allen erscheint, ist in den einfachen Worten enthalten, daß man dem Freigelassenen seine Hütte und seinen Garten als Eigenthum zugestehen solle. „Man hat", so sagt er, „in den Britischen Kolonieen bemerkt, daß diejenigen Sklaven, denen der Pflanzer ihre Hütte und ihren Garten als Eigenthum überließ, an die Pflanzung sich gewöhnten und die Absicht äußerten, auch nach abgelaufener Lehrzeit auf derselben zu bleiben. Viele verzichteten sogar auf eine augenblickliche Freilassung, wenn sie mit dem Verluste ihrer Wohnstätte verbunden seyn sollte, und wer die Versicherung empfing, seine Hütte für immer behalten zu dürfen, der setzte sie mit großer Sorgfalt in Stand und beurkundete also zur Genüge, daß er nicht die Absicht hatte, sie jemals wieder zu verlassen."

Durch Bewilligung der Hütte und des Gartens ist der erste große Schritt geschehen. Man fesselt den Neger an das Feld; man bestimmt seine Wahl zu Gunsten der landwirthschaftlichen Betriebsamkeit; man entfernt die Veranlassungen zu einem vagabundirenden Leben, zu Aufruhr und Meuterei. Der Neger empfängt ein Grundeigenthum, ein Eigenthum, das er nicht im ersten Freiheitstaumel verprassen kann, das ihn zur Arbeit ruft und nur durch Arbeit für ihn Werth erhält. Sein Garten sichert ihm seinen Unterhalt in Zeiten, wo er draußen keine Arbeit findet; er schützt ihn vor dem beklagenswerthen Loose gewöhnlicher Tagelöhner, deren Existenz immer von dem guten Willen Anderer abhängt.

Dies ist noch nicht Alles — durch die Schöpfung solch' einer Klasse sehr kleiner Grundbesitzer wird ein endliches Aufhören der gezwungenen Lage der Kolonieen vorbereitet. Die Neger, welche jetzt eine so bedeutende Fähigkeit zu mechanischen Künsten zeigen, werden in der Landwirthschaft kein geringeres Talent entwickeln, wenn sie ihnen Gewinn verspricht; sie werden sich den Weißen bald als Meier oder Pachter anbieten und an der Ausbeutung ihres Eigenthums Theil nehmen. Ihre eigene Landwirthschaft erweitert sich unmerklich durch Ankauf neuer Stückchen Landes. Das Land wird ihre beste Sparkasse, und der Pflanzer von seiner Seite freut sich, Ländereien, auf denen kein Zucker mehr gebaut wird, stückweise verkaufen zu können. Bald kehrt der Feldbau zu seiner wahren und ursprünglichen Bestimmung zurück; die Erzeugnisse des Bodens wandern nicht mehr in entfernte Zonen; sie dienen zur unmittelbaren Consumtion der Einwohner, für die Bedürfnisse der Armen wird gesorgt, ehe man daran denkt, die Gelüste der Reichen zu befriedigen; eine zahlreiche Bevölkerung, gleichviel, ob weiß oder schwarz, kommt durch ihren Fleiß und ihre Thätigkeit in blühenden Wohlstand, sie bestreitet mit ihrem Ueberfluß einen großen Theil der öffentlichen Kosten; und die Kolonieen werden endlich in den Stand gesetzt, den Handel des Mutterlandes wahrhaft fördern zu können.

Geben wir nun den Inbegriff des Emancipations-Planes des Herrn Gasparin, wie er selbst ihn darlegt:

1) Man stifte in jeder unserer Kolonieen eine Sparkasse, die nur ausschließlich für Sklaven bestimmt sey.

2) Man vermehre die Unterrichts-Anstalten und verpflichte die Neger zum unausgesetzten Besuche derselben.

3) Man setze fest, daß einzelne Glieder einer legalen Sklaven-Familie nicht verkauft werden können. Ist eines derselben freiwillig losgekauft, so werde die Freilassung aller übrigen aus dem öffentlichen Schatze bestritten.

4) Man gebe den Sklaven eine bürgerliche Stellung; man lasse sie ihre Heirathen bürgerlich feiern. Ihr Eigenthum werde rechtskräftig anerkannt und gehe auf ihre nächsten Erben über, wenn sie eine legale Familie haben; im anderen Falle werde es unter die Sklaven derselben Pflanzung vertheilt, und zwar nach Maßgabe ihrer Zuschüsse zur Sparkasse. Endlich gebe man den Sklaven, die sich verheirathen, und den Freigelassenen bleibende Familien-Namen.

5) Der Eigenthümer des Sklaven erhalte eine Prämie, die dem vierten Theil des Werthes seines freigelassenen Sklaven gleich sey, und bewillige ihm dafür seine Hütte und seinen Garten als Eigenthum.

6) Man regle den gezwungenen Loskauf in folgender Weise. Der Preis derjenigen Neger, die in dem Alter zwischen 18 und 40 Jahren stehen, ist auf 1350 Franken festgesetzt; für die anderen Sklaven zahlt man 1081 Franken. Mit der Freiheit erhält jeder Freigelassene den vollständigen Besitz seiner Hütte und seines Gartens. Die außerordentliche Arbeit eines Negers, der mehr als 18 und weniger als 40 Jahre zählt, wird ihm von seinem Herrn mit 75 Centimes den Tag, die eines jüngeren oder älteren Negers mit 60 Centimes bezahlt. Die Unterhaltung der Sklaven fällt dem Herrn zur Last. Außerordentliche Arbeit kann man auch damit belohnen, daß man dem Sklaven ein Stückchen Land zum Nießbrauch überläßt. Am Sonntag ist jede Arbeit untersagt, und der Sonnabend bleibt den Sklaven überlassen. Gegen die Bezahlung des Fünftheils ihres Total-Preises wird ihnen auch der Freitag geschenkt, und eben so die übrigen vier Wochentage, gegen die Rückerstattung anderer Fünftheile. Nach Bezahlung des letzten Fünftheils erhält der Neger seine volle Freiheit. Stirbt er, bevor er sich ganz losgekauft hat, so stellt der Herr seinen Erben das ganze erste Fünftheil, die Hälfte des zweiten, ein Drittheil des dritten und ein Viertheil des vierten zurück.

Wir erlauben uns zu diesem Resumé nur Eine Bemerkung. Herr von Gasparin hält es für gerecht, daß der Besitzer für den Preis seines Sklaven volle Entschädigung bekomme, und er stellt diesen Preis sogar sehr hoch. Wir lassen die Entschädigung zu, weil wir das Gelingen der Operation erleichtert glauben, wenn die Pflanzer selbst Interesse daran nehmen und zwischen ihnen und den Negern ein gutes Vernehmen entsteht. Eben so einleuchtend sind uns die Vortheile eines Kontraktes, der den Neger an freie Arbeit gewöhnt, ehe er die Freiheit erlangt, weil er auf diesem Wege mitten in der Sklaverei zur Vorsicht, Sparsamkeit und Herrschaft über sich selbst erzogen wird. Allein wir können dem Verf. darin nicht beistimmen, daß die Herren der Sklaven, wenn die Emancipation glücklich von Statten geht, nur irgend ein Recht auf Entschädigung haben sollten. Die Herren sind durch den Quasi-Kontrakt des Sklaventhums verpflichtet, ihre Sklaven zu ernähren, wogegen letztere fünf Wochentage für sie arbeiten müssen. Um denselben Preis werden sie unter der Herrschaft der Freiheit an allen Wochentagen auf den Arm der Neger zählen können. Wie aber die moralische Kraft des Menschen in jedem Geschäfte des Lebens weiter reicht und Größeres leistet, als seine Muskelkraft, so ist auch die Arbeit eines freien Tagelöhners, der mit frischem Muthe ans Werk geht und nicht bloß an den Augenblick denkt, wenigstens um das Doppelte mehr werth als die eines Leibeigenen.

Man verstehe uns nicht so, als wollten wir jede Entschädigung abgeschafft wissen — wir möchten sie nur dem wirklichen Werthe des Negers genau angepaßt haben. Auf Unkosten eines armen Leibeigenen großmüthig oder verschwenderisch seyn, ist nicht ehrenvoll, denn es bedarf jahrelanger sauerer Arbeit von seiner Seite, um die geringe Summe herbeizuschaffen, die wir so leicht für ihn hingegeben. Ich glaube, daß die Entschädigung, welche England bezahlt, ganz billig ist, obschon sie für jedes Individuum nur 600 Franken beträgt. Auch erschreckt mich die Länge der Zeit, welche Herr Gasparin zur Auslösung des Negers statuirt hat: nach seiner Theorie wären $13\frac{1}{2}$ Jahr erforderlich, vorausgesetzt, daß der Sklave keinen einzigen Tag verlöre; er müßte sieben Jahre arbeiten, um nur den Freitag zu erkaufen. Die Aussicht auf Lohn und Hülfe muß dem Unglücklichen näher gelegt werden, wenn man seine schlafende Hoffnung wecken will. Ein Neger, der innerhalb zweier Jahre keinen seiner Tage verliert und seinen Arbeitslohn zu ersparen weiß, zeigt schon eine sehr lobenswürdige Kraft des Willens. Sein ausdauernder Fleiß und seine mannhafte Entsagung würden ihm in dieser Zeit nur 78 Franken einbringen. Wenn er diese Summe gesammelt hat, so wünschte ich, daß der öffentliche Schatz ihm zu Hülfe käme und das erste Fünftheil deckte oder den Freitag für ihn einlöste. Hat es der Neger erst so weit gebracht, so fühlt er, daß er sich verbessert; die Hoffnung findet von Stund' an in seinem Herzen Eingang und ist ihm ein hinreichender Antrieb zu fernerer Thätigkeit. Seine Ordnungsliebe und sein wirthlicher Sinn werden sich befestigen, und die übrige Probezeit wird immer noch lang genug seyn, indem selbst der musterhafteste Neger, wenn wir auch von dem Tarife des Verf. ein paar Jahre streichen — erst nach fünf bis sechs Jahren den vollen Besitz seiner Freiheit erlangen kann.

Das letzte Kapitel des Werkes ist Betrachtungen über den Sklavenhandel gewidmet, der trotz aller nachdrücklichen Verbote, trotz der Französischen und Englischen Kreuzfahrer noch immer mit empörendem Eifer betrieben wird. Die Verordnung vom 4. April 1833 hinsichtlich des Ankaufs neuer Sklaven von Seiten der Kolonisten ist ganz ungenügend. Herr von G. möchte folgende Bestimmungen hinzugefügt wissen: „1) Die Eigenthümer sollen gehalten seyn, in gewissen Terminen von den Geburten, Todesfällen und überhaupt allen Ereignissen, wodurch die Zahl ihrer Sklaven vermehrt oder vermindert worden ist, Rechenschaft abzulegen. — 2) Es soll wenigstens Ein Mal jährlich ein Protokoll über die ganze Plantage aufgenommen werden. — 3) Wenn die zu diesem Zwecke bestellten Commissaire einen Sklaven ermitteln, der auf dem Spezial-Register der Plantage nicht verzeichnet ist, so soll dieser Sklave ohne Entschädigung seines Herrn für frei erklärt und der Herr nach der Strenge des Gesetzes bestraft werden. — 4) Wenn die protokollirenden Commissaire einen Sklaven vermissen, der im Spezial-Register steht, so soll die Entdeckung der Regierung angezeigt werden, auf daß, erforderlichen Falles, eine gerichtliche Untersuchung stattfinden könne."

Herr von G. schließt sein Werk mit folgenden Worten, die jeder Menschenfreund und unbefangene Beurtheiler gern unterschreiben wird: „Mit Vertrauen übergebe ich meine Gedanken dem Publikum, weil diese Gedanken ernster Art sind, und weil ich sie aus dem Studium der Thatsachen geschöpft habe. Mein System ist ohne Zweifel vieler Verbesserungen fähig; allein es ruht auf einer sicheren Grundlage." (J. F.)

Bibliographie.

Au pied des Pyrénées, nouvelles béarnaises. — Vom Verf. der Natalie. 2 Bde. 15 Fr.
Les Boréales. — Gedichte des Fürsten Elim Metschersli und eines anderen Russen. 7½ Fr.
Geneviève. — Von Alph. Karr. 2 Bde. 15 Fr.
La cloche du trépassé, ou les mystères du château de Beauvoir. — Vom Baron de Lamothe-Langon. 2 Bde. 15 Fr.
Elémens du droit public et administratif. — Von E. V. Foucart. 3 Bde. 21 Fr.
Essai sur l'organisation de la tribu dans l'antiquité. — Aus dem Russischen des Katurga, von Chopin. 4 Fr.

Ostindien.

Nalas und Damajanti, eine Indische Dichtung, aus dem Sanskrit übersetzt von Franz Bopp. Berlin, Nikolai, 1838. 8. XII und 275 Seiten.

Der Verfasser, der sich nicht nur um die Sanskrit- und neuerdings auch um die Zendsprache, sondern auch um die vergleichende Sprachlehre dieses ganzen Sprachstammes, von der Mündung der Ganga bis zu der Mündung der Schelde, so verdient gemacht, beschenkt uns hier mit einer vollständigen Uebersetzung der berühmten Episode aus dem großen Indischen Heldengedichte Maha-Bharata. Ein anderer großer Dichter unseres Volks, Friedr. Rückert, hat dasselbe früher in kurzen Reimzeilen übersetzt, eine Arbeit, die wegen ihres leichten, fließenden Vortrags vielen Beifall gewonnen. Die Boppsche Uebersetzung hat den Vorzug der größeren Treue, sowohl in Hinsicht der Wortfolge als des Versmaßes. Das letzte besteht nämlich aus sogenannten Sloken oder Distichen, deren jeder Halbvers (Hemistich) vier Hebungen in ziemlich freier Form hat, wobei nur das Gesetz obwaltet, daß die vier letzten Sylben jedes Halbverses ein bestimmtes Maß haben: die des ersten ein Jambe nebst Trochäus oder Spondäus, die des zweiten zwei Jamben seyn müssen. Wenn also Rückert's Gedicht mehr einem Deutschen Volksliede gleicht, so haucht Bopp's Uebersetzung einen wunderbaren, morgenländischen Duft aus.

Eine kleine Vergleichung aus beiden trefflichen Uebertragungen giebt den Beleg. Als der König Nalas, seines Reiches und alles Eigenthums beraubt, im dichtesten Urwalde, wo Schlangen und Tiger hausen, seine treue Gattin, die reizende Damajanti, verlassen hatte, ruft sie einen Tiger, einen Berg und einen Baum an, um Nachricht über den entfernten Gemahl. Der Baum ist der schönste im Walde und heißt A-soka, d. h. ohne Leid, ohne Kummer (sans-souci). Rückert übersetzt ihn Kummerlos, Bopp Leidlos.

Bopp.	Rückert.
Ach dieser Baum, wie glückselig, Mitten in diesem Walde hier! Mit Blumen reich bekränzt strahlt er, Wie ein glücklicher Bergesfürst! Mache leidlos auch mich schleunigst, O Leidlos, du, so schön zu schaun! — — Sey werth des Namens, Baum Leidlos. Leidlos, weil du das Leiden tilgst.	Beglückter Baum in Waldesmitte, Der du ragest nach Königssitte, Von vielen Kronen behangen, Von keinem Kummer umfangen! Mir fiel ein schweres Kummerloos. O Kummerlos, mache mich kummerlos! — — So schade niemals dir ein Böser, O kummerloser Kummerlöser!

Die beiden letzten Zeilen von Rückert sind etwas frei bearbeitet, indem in der Urschrift keine Segnung vorkommt. Man könnte übrigens diese lieblichen Wortspiele auf unseren Deutschen Baum Linde anwenden; z. B.:

Mache linde auch meinen Schmerz jetzt,
O Linde, du, so schön zu schaun!
Sey werth des Namens, Baum Linde,
Und lindre mir des Schmerzes Grau'n.

Der kurze Inhalt des Gedichts ist: Nalas, König von Nischadha, saß einst im Walde bei seinem Schlosse und haschte eine Goldgans (der Uebersetzer hat sie in Silberschwäne und der Zeichner des Titelblattes in Goldschwäne verwandelt), welche um Freiheit bat und ihm dafür versprich, der schönen Damajanti, Königstochter von Widarbha, Liebesgruß zu bringen. Als die Gans den Gruß gemeldet, wird Damajanti vor Liebe krank. Ihr Vater Bhimas läßt nun eine Brautwerbung verkünden, zu der selbst die Welthüter-Götter herabsteigen. Doch Nalas erhält den Preis. Das glückliche schöne Paar würde in ungetrübter Heiterkeit gelebt haben, wenn nicht Nalas, dem Würfelspiele sehr ergeben, vom bösen Dämon Kalis besessen, der ihm wegen der gewonnenen Braut zürnt, gegen seinen Bruder Puschkaras Reich und alle seine Habe verloren hätte, so daß er nun, das einzige Gewand mit der treuen Gattin theilend, in die Verbannung geht. Hier treibt ihn der inwohnende böse Geist, seine reizende Gemahlin zu verlassen. Von einer Schlange angefallen, wird sie von einem jungen Jäger gerettet, der, von Glut zum schönen Weibe entzündet, durch ihren Fluch getroffen hinsinkt, wie vom Blitz ein Baum. Sie kommt nach vielem Irren zu einem Büßerwald, wo ihr die frommen Männer Vereinigung mit Nalas verkünden. Irrendes Fußes schließt sie sich einer Karawane an, welche, in der Nacht am Tränkplatz lagernd, von einer wilden Elephanten-Heerde fast ganz zertreten wird. Mit den dem Blutbade entronnenen Priestern gelangt sie endlich in die große Stadt des Fürsten Tschedi, wo des Fürsten Mutter sie an ihren Hof nimmt. Nalas inzwischen, nachdem er im Walde einen Schlangenkönig aus dem Feuer befreit, wird nun durch die Schlange vom bösen Dämon erlöst und gelangt zum Könige von Ajôdhja, wo er sich zu des Königs Wagenlenker verdingt, bis endlich, nachdem eine neue Gattenwahl nach Widarbha zu der wiedergefundenen Damajanti ausgeschrieben war, beide Gatten wieder vereinigt werden und er sein Reich wiederbekommt.

So wie einst Göthe bei Erscheinung der Sakontala über diese wunderbare dramatische Dichtung der Indier ein großes Wort sprach, so hat auch A. W. v. Schlegel über dieses epische Gedicht ein verherrlichendes Urtheil geäußert, welches in der Vorrede vom Uebersetzer angeführt ist: „Hier will ich nur so viel sagen, daß nach meinem Gefühle das Gedicht an Pathos und Ethos, an hinreißender Gewalt der Leidenschaften wie an Hoheit und Zartheit der Gesinnungen schwerlich übertroffen werden kann. Es ist ganz dazu gemacht, Alt und Jung anzusprechen, Vornehm und Gering, die Kenner der Kunst und die, welche sich bloß ihrem natürlichen Sinne überlassen. Auch ist das Mährchen in Indien unendlich volksmäßig und verschiedentlich in neueren Formen und Mundarten behandelt worden. Dort ist die heldenmüthige Treue und Ergebenheit der Damajanti eben so berühmt, als die der Penelope unter uns; und in Europa, dem Sammelplatz der Erzeugnisse aller Welttheile und Zeitalter, verdient sie es ebenfalls zu werden."

Der sinnige Uebersetzer hat als eine angenehme Zugabe hinten Anmerkungen beigefügt, theils sacherklärend, theils sprachvergleichend. Bei Agnis, dem Feuergotte, deutet er z. B. auf die Sprachverwandtschaft mit dem Lateinischen ignis, dem Lithauischen ugnis und dem Slavischen ogni. Der Liebesgott Kamas heißt auch An-angas, d. h. der Unkörperliche, gleichsam der geistige Eros beim Platon im Phädros, der Sohn der Venus Urania, und es wäre wohl möglich, daß dieses Anga im Sanskrit verwandt wäre mit dem Griechischen ἄγκα, was den Arm bedeutet und als Pars pro toto genommen seyn könnte. Das Sanskr. hansa ist das Altd. gansa (Gans), Lat. ansa (anser) Griech. chän (χήν). Die Stadt Ajôdhja, wo Nalas in Verbannung lebt, ist das jetzige Aude.

Zuletzt muß noch mit größtem Lobe die treffliche Ausstattung von Seiten des Verlegers erwähnt werden. Nicht nur sind Druck und Papier musterhaft, sondern auch der farbige Umschlag mit einer hübschen Arabeske verziert; aber vor Allem schmückt eine reizende, man möchte sagen, ätherische farbige Zeichnung von Asmus den Titel, wo der Goldschwan bei Damajanti den Liebesboten von Nalas macht und vier Gespielinnen nach den übrigen Goldschwänen haschen, oben aber sitzen zwei reizende geflügelte Mädchen, eine mit Harfe, eine mit Laute, andeutend, daß sich Himmlisches und Irdisches in diesem zarten Gedichte berühren.

Zeune.

Mannigfaltiges.

— J. van Lennep. Unter den lebenden Holländischen Schriftstellern nimmt Herr van Lennep in der Achtung seiner Landsleute den ausgezeichnetsten Rang ein. In früherer Zeit beschäftigte sich Herr van Lennep mit der Sammlung vaterländischer Stoffe, Sagen und Traditionen, die er auf poetische Weise zu bearbeiten verstand. Sein großes Gedicht „Adegild" erinnert in vielfacher Hinsicht an Tegner's „Frithioffs-Saga." Die Bekehrung der heidnischen Friesen zum Christenthum bildet den Gegenstand der Holländischen Dichtung, welche, eben so wie van Lennep's „Flandrischer Krieg", voll romantischer Episoden ist. Es sind diese Poesieen in sechs Bänden gesammelt erschienen, die den Titel führen „Nederlandsche Legenden in Rijm gebracht". In neuerer Zeit hat sich Herr van Lennep der eigentlichen Poesie ab- und ausschließlich dem historischen Roman zugewandt. Sein bekanntestes Werk in diesem Genre ist der „Pflegesohn" (der, wenn wir nicht irren, von Louis Lax ins Deutsche übersetzt worden). Es spielt dieser Roman in der Zeit des Abfalls der Niederlande von der Spanischen Herrschaft, und es ist darin ein wahrhaft Niederländisches Talent in der Zeichnung der Charaktere und Sitten jener Zeit entwickelt. Nachahmung Walter Scott's wird dem Verfasser nicht mit Unrecht vorgeworfen, doch gehört Herr van Lennep jedenfalls zu den begabteren Schriftstellern der Zeit.

— Zur Geschichte der Kunst. Unter dem stolz klingenden und viel versprechenden Titel, „die Kunst, als Kennzeichen des gesellschaftlichen Zustandes betrachtet"*), hat ein Herr Louis Dussieux in Paris ein Büchelchen herausgegeben, in welchem er, nach einer kurzen Einleitung, eine Reihefolge von synoptischen Tabellen zur Vergleichung des jedesmaligen Standpunktes der Kunst mit dem der Völker der Erde, von der frühesten Zeit bis auf die heutige, giebt. Sowohl Baukunst als Bildhauerei, Musik, Malerei, Holzschneide- und Kupferstecherkunst haben in den Tabellen ihre besondere Stelle, und wenn der Verfasser nicht einerseits etwas zu oberflächlich und andererseits in den Systemen der neueren Französischen Humanitarier und Sozietäts-Philosophen zu sehr befangen wäre, so würde seine Idee gewiß zu einem verdienstlichen Werke geführt haben.

*) L'art considéré comme le symbole de l'état social.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅞ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 4. Berlin, Mittwoch den 9. Januar 1839.

Griechenland.

Landschaftliche Bilder aus Griechenland.*)

1.
Das Thal Tempe.

Ungefähr vier Stunden nordöstlich von Larissa liegt das Thal Tempe, gebildet von den Bergen Olympos und Ossa (heutzutage Kissawos), welche in stets gleicher Entfernung dem Flusse Peneus sich nähern, der zwischen beiden, bald in einem breiteren, bald in einem engeren Bette hindurchfließt und das an sich schöne Thal noch mehr verschönert. Zur Rechten des Peneus liegt der Kissawos, zur Linken der Olympos; beide in ziemlich gleicher Höhe. Das Thal erstreckt sich von Südwest nach Nordost, ungefähr eine und eine halbe Französische Meile lang und in seiner größten Breite 236 Schritt, in seiner geringsten dagegen 94 Französische Fuß breit.

Das Thal Tempe ist theilweise voll malerischer Schönheiten; die Phantasie verschönert es im Uebrigen mit allen Reizen, die dieser zu Gebote stehen. Seine natürlichen Schönheiten gewähren an und für sich einen eben so großartigen als angenehmen Anblick und geben dem Thale einen Charakter der Ruhe und Anmuth, während die ewig fließenden Gebirgswässer den Anblick steter Frische und regen Lebens gewähren. Die nahen Berge sind von beiden Seiten mit Pflanzen und Gräsern bedeckt; auf den Felsen der Gebirge findet sich Epheu, Bärenklau und andere wilde Gewächse, und an einzelnen Abhängen derselben sind kleine Gärten mit Mandelbäumen und Granatbäumen sorgfältig angelegt und unterhalten, während aus ihnen Quellen des reinsten Wassers beständig hervorquillen und auf ihnen eine gesunde frische Luft herrscht.

Etwas unterhalb des Einganges in das Thal Tempe trifft der Blick zuerst auf das Dorf Hassan Baba, das, auf einer runden Fläche am Fuße des Kissawos gelegen, eine berühmte Moschee besitzt, welche ein gewisser Hassan erbaut und wovon der Ort wahrscheinlich den Namen selbst erhalten hat. Dieselbe liegt mitten unter Cypressen und pyramidenförmigen Ulmen, wie denn der ganze Ort selbst, von Platanen und schönen Spaziergängen umgeben, eine sehr günstige Lage hat. Die Hauptstraße auf dem rechten Ufer des Peneus führt durch Baba und wird fleißig von denen besucht, die von Larissa nach Salonichi reisen. Manche wollen meinen, daß es an der Stelle des alten Elatea liege.

Von Baba führt der Weg anfangs mitten durch einen malerischen Platanenwald. Noch haben sich die Nachkommen der alten Platanen erhalten, deren Zweige mit wilden Weinreben umrankt sind. Der trübe und von den Platanen beständig beschattete Fluß durchfließt dieses reizende Thal und gewährt ihm gleichsam die Ruhe eines Hafens. Das Wasser desselben, das ruhig und geräuschlos dahinfließt, scheint aus den Platanen hervorzuströmen, welche dieses Ufer des Peneus beschatten. An anderen Stellen ist es mit Agnus castus, an anderen nur mit Gras bewachsen, und theilweise ist es ganz kahl.

Die alten Thessalier feierten hier jedes Jahr ein Fest zur Erinnerung an das Erdbeben, als einst die Gewässer das Thal Tempe bildeten und die schönen Gefilde von Larissa vor kurzem der Kultur zurückgegeben wurden. Zu der Zeit dieses Festes kamen die Bewohner mehrerer nahen Städte in das Tempethal. Ueberall ward den Göttern Weihrauch geopfert. Der Peneus war mit Barken angefüllt, die ohne Unterlaß kamen und gingen. In den Wäldern und auf den Wiesen an den Ufern des Flusses waren Tafeln bereitet. Eine eigene Sitte war hierbei die, daß die Sklaven zugleich mit ihren Herren in der Gesellschaft waren, und daß die Letzteren die Ersteren bedienten, diese aber ihre Rolle mit einer oft zügellosen Freiheit spielten. Nach den Freuden der Tafel folgten Tänze und andere Spiele, die bis Mitternacht dauerten. Auch heutzutage noch feiern die Türken hier jährlich ein glänzendes Fest; unter den Platanen wird an steinernen Tischen ein reiches Mahl bereitet, wozu ein Jeder, von welchem Glauben und Volke er auch seyn mag, freien Zutritt hat und mehrere Tage lang Speise und Trank empfängt; und fast scheint es, als werde dieses Fest von den Türken zur Erinnerung an jenes alte Fest der Griechen gefeiert, ohne daß jedoch die Türken eine Idee von diesem hätten oder sonst die Sitten der damaligen Griechen kennten.

Weiterhin gelangt man an furchtbaren Felsen vorüber, die, wenngleich sie einen erhabenen Anblick gewähren, dennoch das rechte Ufer des Peneus in düsterer Gestaltung einengen und in das Thal herein so nahe zusammenrücken, daß an manchen Stellen nur ein Zwischenraum von 2—300 Fuß ist. Die mitten im Wege am rechten Ufer liegenden geradwinkligen Felsen bilden ein Amphitheater, in dessen Mitte die Trümmer eines kleinen Kastells vom alten Omale liegen, das jetzt den Namen des „Schlosses der Schönen" führt.

In der Mitte des Thales quillt aus dem Fuße eines Felsens eine kühle Quelle, Kryologos genannt, an welcher die Wanderer auszuruhen pflegen. Gegenüber auf der anderen Seite des Flusses steht auf einem Felsen ein verfallener Thurm von neuerer Bauart, und daselbst befinden sich unter einem Felsen des Olympos die Ueberreste eines Tempels der heiligen Paraskevi, wo bisweilen für die Bewohner des nahen Dorfes Rapsani Gottesdienst gehalten wird. Nach dem Olympos zu ist das Ufer eng, und es giebt nur den einen schon erwähnten Weg durch Baba.

Da, wo dieses Ufer früher ganz und gar mit Lorbeerbäumen bedeckt war, bietet sich den Blicken jetzt nur noch ein einziger derselben dar. In den alten Zeiten pflegten die Einwohner Delphi's (jetzt Kastri) aller neun Jahre Gesandte mit Musik in das Thal Tempe zu schicken; sie sagten, daß Apollo mit Kränzen und Zweigen eines Lorbeerbaums aus diesem Thale in ihre Stadt käme, und zum Andenken hieran veranstalteten sie jene jährlichen Gesandtschaften. Sie bestanden aus der schönsten Jugend Delphi's und brachten auf einem Altare an den Ufern des Peneus ein glänzendes Opfer dar; man hieb Zweige von dem nämlichen Lorbeerbaume, von welchem Apollo bekränzt wurde, und kehrte dann unter dem Gesange heiliger Hymnen nach Delphi zurück.

Statt dieser festlichen Züge, die einst unter Blumenschmuck den Fluß daherkamen, sieht man jetzt kaum hin und wieder einzelne Fahrzeuge, mit Bienenkörben beladen, auf dem Flusse hin und her gehen, damit diese fleißigen Thiere von den Abhängen des Olympos und Kissawos den wohlriechenden und süßen Honig eintragen.

Ungefähr eine halbe Stunde von der Quelle Kryologos fällt ein reißender Bergstrom, Namens Burlam, vom Kissawos herab über Felsenmassen mit heftigem Gebraus in den Peneus. Einige Schritte weiter gelangt man in die größte Enge des Thales, von wo ein künstlicher Weg den Wanderer in die Höhe führt. Man sieht hier noch Spuren eines alten gepflasterten Weges, der zum Theil durch die Felsen gehauen ist, zum Theil in Windungen aufsteigt, zum Theil an den engen Felsenwänden und ihren Vertiefungen hinläuft.

Am Ausgange des Thales befinden sich mehrere Türkische Ländereien, auf denen sich Denkmale der alten Griechen von Marmor erhalten haben. Eine halbe Stunde weiter ist eine Stelle, wo sich viele Urnen finden und wo die alten Griechen Säulen und dergleichen brachen. Sonst gab es auch in der Nähe des Thales eine Stadt, Namens Tempe, mit einem Bischofssitze; jetzt aber liegt dieselbe in Trümmern, die den häßlichen Namen: Lykostomion (Wolfsmaul) führen, wonach auch noch heutzutage der Bischof dieses ganzen Distrikts sich nennt.

Die anmuthigen Wanderungen der mit Rosen bekränzten Jungfrauen Thessaliens, um jährlich Wasser aus der heiligen Quelle zu schöpfen, beleben das Thal Tempe nicht mehr; dessenungeachtet hat es seine Schönheiten bewahrt, und noch jetzt durchwandert es der Grieche mit erhabenen Gefühlen der Andacht. An den Abhängen der Berge, die nichts Anderes als die Wohnung der Götter waren, vorübergehend, glaubt er auch noch jetzt in einem heiligen Haine dieser Götter sich zu befinden und von den Unsterblichen umgeben zu seyn.

Der Paß durch das Tempethal ist eben so wichtig für den Schutz Thessaliens und des nördlichen Griechenlands überhaupt, als es die Thermopylen für das südliche Griechenland waren und sind. Eine noch ganz leserliche Lateinische Inschrift an einem Felsen des Thales nennt den Prokonsul Kassius Longinus als

*) Entlehnt aus der im Jahre 1836 in Pesth erschienenen, Neugriechisch geschriebenen „Νεωτάτη τῆς Θεσσαλίας χωρογραφία" u. s. w., von Joannis Anastasios Leonardos aus Ampelakia in Thessalien.

einen solchen, der dasselbe befestigt habe, und eine Menge noch ununtersuchter Alterthümer bezeugt die frühere große Wichtigkeit des Tempethales. Uebertroffen wird sie jedoch von den zauberischen Reizen, womit es die Natur geschmückt hat.

Frankreich.

Lafayette in Versailles.

(Schluß.)

Das ist Alles, was ich von den Vorgängen des 5ten und 6. Oktober gesehen und erfahren habe, die durch die Aufregung der Gemüther so viel Einfluß auf das Resultat der Arbeiten der konstituirenden Versammlung ausübten. Von jenen Tagen an hielt die aristokratische Opposition der hohen Geistlichkeit und der Mehrzahl des Adels den König für gefangen, den Thron für umgestürzt und erledigt, die vollstreckende Königliche Gewalt für aufgehoben und die Krone Frankreichs unter den Schutz der Waffen des Auslandes gestellt. Andererseits führte eine anfangs unscheinbare und verachtete, aber bald den Freunden einer weisen Freiheit immer furchtbarer werdende republikanische Partei — die Faction der Gleichmacher — die Gemüther des Volkes irre, indem sie ihnen vorspiegelte, daß sie nur jene Opposition bekämpfe und die Rechte des Volkes mit der nöthigen Energie vertheidige.

Zwischen diesen beiden Factionen standen die wahren Patrioten und konnten die Frevel der einen Partei nicht unterdrücken, ohne der anderen zu viel Vortheil einzuräumen und selbst waffenlos dazustehen. Dies schienen mir damals, und, ich wage es auszusprechen, dies scheinen mir noch jetzt die Folgen des 5ten und 6. Oktobers.

Die unversöhnlichen Feinde der Freiheit, und besonders die des Herrn von Lafayette, haben auf diese unglückseligen Vorgänge eine Menge von Komplotten begründet; und da sie nur auf sehr gewagte Folgerungen hin ihre Intriguen anspinnen konnten, so haben sie ihre Rache und ihren Groll dadurch gesättigt, daß sie dem General eine Verantwortlichkeit aufbürdeten, die er nie auf sich genommen und die man sogar ihm zu übertragen verweigert hatte. Nachdem man seine Bürgschaft verworfen, konnte man ihn nur verleumden, indem man ihn der Nachlässigkeit beschuldigte, und es ist ihnen gelungen, eine durchaus falsche Thatsache glaubwürdig zu machen und bis auf die Nachwelt fortzupflanzen, denn noch vierzig Jahre nachher hörte man, der General habe ruhig geschlafen, während das Leben der Königlichen Personen in der größten Gefahr schwebte. Ganz getreu habe ich Alles dargelegt und bin allen Beschäftigungen und Handlungen des Generals Stunde für Stunde gefolgt, von seiner Ankunft in Versailles am Abend des 5. Oktober bis zum Tagesanbruch des 6ten; seine Verleumder mögen nun beweisen, wann und wo er sich dem Schlafe überlassen habe.

Der feindliche Einfall in den einen Theil des Schlosses, der Angriff auf die Leibgarde, das durch eine Horde von Nichtswürdigen in den Gemächern der Königin verübte abscheuliche Attentat, alles dies schien nur erklärlich, wenn man eine vorher verabredete Verschwörung annahm, welcher jedoch die eifrigsten Nachforschungen, die genauesten gerichtlichen Untersuchungen nicht auf die Spur kommen konnten. Bei glücklichen oder unglücklichen denkwürdigen Vorfällen forscht man immer nach tiefliegenden Beweggründen, nach wunderbaren Ursachen, und will nicht zugeben, daß oft nur zu gewöhnliche Fehler, einfache Vernachlässigungen, endlich der Zufall selbst, zur Entstehung der größten Begebenheiten das Meiste beitrugen; die Geschichte liefert dafür Beweise, und wenn man nach der Wahrheit forscht, muß man sich davon überzeugen. Ich will hier nur noch eine Thatsache anführen, die mir in dieser Hinsicht am meisten Licht verschafft hat.

Einer der Leibgardisten, welche so heldenmüthig die Thür des Gemaches der Königin vertheidigten, wahrscheinlich derselbe, von dem der Marquis von Ferrières in seinen Memoiren spricht, Miomandre de St. Marie, Neffe des Abbé Hauy, des berühmten Professors der Physik und der Naturgeschichte, war so bedeutend am Kopfe verwundet worden, daß man einige Zeit an seinem Aufkommen verzweifelte. Der General Lafayette, den man von seiner baldigen Genesung benachrichtigte, besuchte ihn in meiner Begleitung. Er befragte ihn, ob er sich noch alles dessen erinnere, was dem Augenblick, wo er überfallen worden, vorausgegangen sey, und wie es eigentlich möglich gewesen, daß die Mörder bis zum Gemache Ihrer Majestät vordringen konnten. Der Offizier erzählte uns, bis zum Tagesanbruch sey Alles im Garten ruhig gewesen, er habe mit einigen seiner Kameraden an einem Fenster gestanden, das auf die Terrasse, nach der Orangerie zu, hinausgegangen; sie bemerkten einige schlecht gekleidete, mit Flinten bewaffnete Männer, welche die Fenster des Schlosses betrachteten und sich dann nach dem Eingang an der Marmortreppe wendeten; diese Leute gaben anderen in der Ferne Nachkommenden ein Zeichen, ihnen zu folgen; vom Garten her eilte noch eine bedeutende Anzahl herbei, und Alle rannten so schnell die Marmortreppe hinauf, daß seine überraschten Gefährten rasch zu den Waffen griffen, sich in Vertheidigungsstand setzten und sich mit Allem, was sie nur auftreiben konnten, verschanzten; er selbst habe kaum so viel Zeit gehabt, in das Gemach der Königin zu stürzen und zu rufen: „Rettet die Königin!" Die Thür sey bald durch jene Elenden gesprengt, er selbst angegriffen und durch einen Schlag auf den Kopf zu Boden geworfen worden. Dieses Zeugniß bestätigte uns das, was wir schon wußten. Durch den Abzug der Leibgarde-Schwadronen, welche einen Theil der Nacht hindurch in den Gärten zubrachten, waren die verschiedenen Ausgänge nach der Reiterei und der Menagerie auf dem Wege nach St. Cyr unbewacht und unvertheidigt gelassen worden, und gerade da war die größte Wachsamkeit am nothwendigsten und für eine Abtheilung Reiterei auch am leichtesten. Es war dem General Lafayette untersagt worden, an jener Seite die geringsten Anordnungen zu treffen; die anderen Posten um das Schloß herum waren alle von der National-Garde besetzt, und die ganze Stadt wurde beständig von Patrouillen durchzogen. Jene Verbrecherhorde, dieselbe, die sich noch von den ersten Unruhen umhertrieb und in jeden Tumult sich mischte, konnte sogleich zersprengt und aufs Feld zurückgedrängt werden. Niemals hätte sie in die Gärten eindringen und sich dort vereinigen können, wenn die Leibgarde dageblieben wäre und militairische Vorsichtsmaßregeln getroffen hätte.

Die schlimmste Folge der unseligen Tage des 5. und 6. Oktober waren die Spaltungen und Meinungsverschiedenheiten, die unter den Majoritäts-Mitgliedern der konstituirenden Versammlung ausbrachen; einige der ausgezeichnetsten Redner, die am eifrigsten zu den ersten Beschlüssen dieser Versammlung mitgewirkt hatten, zogen sich zurück und schienen dadurch ihr eigenes Werk gewissermaßen zu brandmarken. Andere zeigten sich zu empfänglich für die Vorwürfe der Opposition; sie wollten zur unrechten Zeit gemäßigt erscheinen und ließen einen gehässigen Verdacht auf jenen thatkräftigen und unbescholtenen Männern haften, mit welchen sie unauflöslich hätten verbunden bleiben sollen. Es ist nur zu wahr, und man wird sich sowohl in der Politik wie im Kriege immer davon überzeugen, daß im Glücke Jeder den besten Theil des Erfolges für sich in Anspruch nimmt, während man sich beim Mißlingen immer nur an Einen hält.

Türkei.

Das Serai und das Harem des Sultans.

Das Wort Serai ist Persisch; es bezeichnet einen Palast, ein ansehnliches Gebäude, und dann auch, wie das Französische Hôtel, einen Gasthof oder eine Nachtherberge für Karawanen.*) Es ist den Türken und mehreren anderen Völkern des Orients bekanntlich eben so geläufig, wie den Persern; aber nirgends versteht man darunter bloß die Frauen-Wohnung, das Harem, wie mancher Schriftsteller des Abendlandes irrthümlich geglaubt. Diese bildet nur einen Theil des ersteren.

Kein Fürstliches Serai hat jemals größere Berühmtheit erlangt, als das zu Konstantinopel, einst der vollständige Inbegriff aller Macht, aller Herrlichkeit und aller Gräuelthaten der Sultane aus dem Geschlechte Osman's, jetzt aber von dem Beherrscher der Gläubigen verlassen, dem die Stätte unheimlich geworden, wo er seine Jugend hinter Gitter-Fenstern vertrauerte, wo sein edler Vorgänger, Selim III., blutig geendet hat. Dieses Serai ist eine Stadt für sich, von mehr als 6000 Personen bevölkert, die hier, wie in einem prächtig geschmückten Gefängniß, aufgewachsen sind und denen es nie nach der Außenwelt gelüstet. Das Serai ist der wahre Centralpunkt der morgenländischen Civilisation: die Sprache, die Formen und sogar die Moden haben hier ein ganz eigenthümliches Gepräge; und wäre das Wort Aristokratie nicht ganz widersinnig, wo es sich vom Orient handelt, so müßte man davon Gebrauch machen, um jene mehr Persischen als Türkischen Sitten zu charakterisiren, welche einen Itschoghlan, einen Pagen des Sultans, kenntlich machen. Die Itschoghlane zeigen nicht bloß in ihren Gewohnheiten und in ihren Waffen große Prachtliebe, sie bereichern auch ihre Sprache mit eleganten Persischen Redensarten und Arabischen Hyperbeln, die nur Leute von höherer Bildung verstehen. In dem Serai sind alle Mißbräuche, aber auch alle großartige Eigenschaften des Despotismus beisammen zu finden.

Um diese aus Weibern und Sklaven zusammengesetzte Bevölkerung zu schützen, bedurfte es einer besonderen Armee. Das Corps der Bostandschi's wurde die Polizeiwache für das Serai und seine Umgebungen; es bildete die wahre Leibwache des Sultans und ein tüchtiges Bollwerk gegen den Uebermuth der Janitscharen. Ihr Befehlshaber, der Bostandschi-Baschi, hat daneben die oberste Gerichtsbarkeit über die Dörfer am Bosporus und verwaltet sein Amt mit einer Strenge, die oft in Grausamkeit ausartet. Auch begleitet er den Sultan, so oft es diesem beliebt, eine Wasserfahrt auf dem Bosporus zu machen. Eine Eliten-Compagnie aus dem Corps der Bostandschi's, die Hasseki's, welche der Person des Sultans zunächst stehen, eskortiren immer die Damen des Harems, wenn sie in ihren vergitterten und mit Ochsen bespannten Käfigen ausfahren.

Der Großherr hat gewöhnlich fünf bis sieben Frauen; die Zahl seiner Sklavinnen ist unbeschränkt. Jeder Sultan muß bei seiner Thronbesteigung ein neues Harem sich anlegen. Seine Mutter und Schwestern und die höchsten Würdenträger beeifern sich dann, ihm schöne Sklavinnen zum Geschenk zu machen; aber den Titel Sultanin erhält nur diejenige, deren Schwangerschaft offiziell angezeigt worden ist. Von diesem Augenblick an bewilligt ihr der Sultan eine besondere, prächtig geschmückte Wohnung und zwanzig Hofdamen. Für solche Frauen des Harems, deren Blüthezeit vorüber ist, giebt es Aemter und Beschäftigungen genug, die ihnen bis ins höchste Alter eine komfortable Existenz sichern: die Eine bewacht den Schatz; die Andere

*) Das l in den Französischen und Italiänischen Formen serail, serraglio, ist ein ganz unbefugter Eindringling, mit dem wir uns, Gott weiß, wie lange, noch schleppen werden.

ist Ober-Aufseherin über die Bäder, das Weißzeug, oder die Schmucksachen u. s. w.

Am Ufer des Meeres, über einem Strande, der von dräuenden Batterieen beschützt wird, erheben sich hohe Terrassen und schwebende Gärten, die einen Theil der ersten Umkreisung des Serai's einnehmen. Hier hat man alle Hülfsquellen der Kunst und Industrie erschöpft, um die mannigfachsten Gaben der Natur auf Einen Punkt zusammenzudrängen. Hohe Cypressen, zierliche Jasmine, immer blühende Citronenbäume fußen hier mit ihren mächtigen Wurzeln in den Massen der Gartenerde, die man mit großen Kosten zusammengehäuft hat und deren Fruchtbarkeit unerschöpflich ist. Eine dem Sonnenstrahl unzugängliche Belaubung bietet den lustwandelnden Schönen Obdach gegen die drückendste Tageshitze und am Abend gegen die feuchten Winde, die vom Bosporus herüberwehen; aber diese anmuthige Schranke verhüllt dem Beschauer nicht das unermeßliche, rings umher aufgerollte Panorama. Ermüdet von dem Glanze der Minarets, die wie eben so viele herrliche Prismen über schneeweißen Terrassen emporsteigen, ergeht sich das Auge gern an der lachenden Küste Asiens, auf jenem ewig grünen, mit Palästen emaillirten Teppich der Natur. Am Fuße dieser Mauern brechen sich die silbernen Fluthen des Bosporus, und die Tausende bunter, auf dem Wasserspiegel sich schaukelnder Kaik's, die majestätischen, am Eingange des Hafens sich wiegenden Schiffe beleben die schönste Landschaft, die es auf Erden giebt.

Jene Gärten und Terrassen, von denen wir eben geredet, ziehen sich um das Sommer-Harem, wo die berühmten Tulpenfeste gefeiert werden. Ein Tulpenfest wird gewöhnlich durch die Geburt eines Prinzen veranlaßt; es hat schon darum für die Frauen des Harems einen hohen Werth, weil sie kein lebhafteres Bedürfniß kennen, als eine Unterbrechung der Einförmigkeit ihrer Genüsse.

Man weiß, wie sehr der Türke die Rosen und Tulpen liebt. Der Raum zwischen den Cypressen und den Orangen-Bäumen des Harems bildet ein sehr geräumiges Blumenbeet, wo man die seltensten Gattungen dieser Blumen zieht. Nichts ist mit feinerem Geschmack angelegt, als die Rabatten; nichts origineller, als die Anordnung der schimmernden Farben, der bunten Schattirungen; das Auge verliert sich in diesem wunderbaren Capriccio der Gartenkunst, wie auf einem phantastischen Teppich aus Persien oder auf dem bizarrsten Kaschmir-Shawl. Wir Europäer besitzen nicht die Kunst, so sinnig Blumen an Blumen zu reihen und alle Grillen der Phantasie in duftenden Charakteren an den Boden zu schreiben. Diese beneidenswerthe Kunst hat innerhalb der mächtigen Ringmauern des Serai's ihre ganze Reinheit und Originalität bewahrt.

Am Abende des Tulpenfestes giebt es unendliche Zurüstungen. Schon lange vorher sind die Rabatten erneuert und ihre Säume mit mehr Sorgfalt und Koketterie als jemals zugestutzt worden. Die Reihen der Tulpen und Rosen kreuzen und schneiden sich, ohne an irgend einer Stelle chaotisch in einander zu fließen; aber der spielende Glanz der Farben verbleicht, wenn die Sonne niedersinkt. Kaum ruhen die Schatten der Nacht auf Stambul, so öffnen sich die Pforten des Harems, und seine Bewohnerinnen eilen hinaus mit freudeglühendem Antlitz und zerstreuen sich in den dichten Laubgängen; bald finden sie sich wieder zusammen und besteigen gemeinschaftlich die Terrasse, welche das Blumenbeet beherrscht, dem Schauspiel entgegenharrend, das man ihnen versprochen hat.

Wenn nun die ganze Natur in tiefem Schlafe ruht und kaum noch der dumpfe Pulsschlag des Bosporus, das Rauschen seiner am Strande sich brechenden Wogen vernehmbar wird: da ertönt plötzlich ein lautes Freudengeschrei und tausend blutrothe Flammen tanzen labyrinthisch durch einander. Ein Trupp Sklaven, mit Fackeln in den Händen, treibt sich, alle erdenkliche Figuren beschreibend, auf dem geräumigen Beete herum und läßt überall Feuerzeichen zurück. Bald kann jede Blume ihr Bild in einen vor sie hingestellten Spiegel werfen und mit dem farbigen Glase, das sie zu beleben scheint, an Glanz wetteifern. Nichts ist imposanter, nichts magischer, als diese urplötzliche Erleuchtung; vermischt mit den lebhaften Farben einer Blume oder mit dem sanften Grün ihrer Blätter, steigen die Lichtströme zum Himmel empor. Man denke sich zu diesem Schauspiele noch den Jubel der Zuschauer und den Donner der Kanonen von der Rhede und aus den Forts, und man wird immer nur einen sehr schwachen Begriff von einer solchen Scene erhalten. Das wogende Lichtmeer und der Lärm auf allen Seiten wirken auf die zarten Nerven vieler Zuschauerinnen so mächtig, daß sie wie Furien von der Terrasse springen und, auf dem flammenden Beete herumschweifend, die Blumen ausreißen und in die Lüfte schleudern. Das Werk der Zerstörung wird mit rasendem Jauchzen und Gelächter vollendet; und dieser Augenblick äußerster Aufregung muß in dem Herzen der Frauen lange und freudige Erinnerungen zurücklassen.

Das Loos des weiblichen Theiles der Kaiserlichen Familie ist dem der männlichen Individuen weit vorzuziehen. Während Letztere von einer argwöhnischen und scheelsüchtigen Politik in der unwürdigsten Sklaverei gehalten werden, genießen die Frauen einer vergleichungsweise uneingeschränkten Freiheit. Der Sultan scheint die ganze Zuneigung, die er seinem Bruder und selbst seinen Söhnen vorenthalten muß, auf Mutter und Schwestern zu übertragen. Er sorgt dafür, daß seine Töchter und Schwestern glänzende und ehrenvolle Partieen machen; aber eine Prinzessin von Kaiserlichem Geblüte wird so heilig gehalten, daß der Ehestand ihre Freiheit in keiner Weise schmälert. Gemeinhin erweist der Sultan einem reichen und mächtigen Pascha die kostspielige Ehre, ihm eine Prinzessin zur Frau zu geben. Der neue Gemahl muß herkömmlicher Weise eine Art von jährlichem Tribut zum Unterhalt seiner Gemahlin entrichten; oft verläßt er nie seine Provinz und lebt fern von derjenigen, die man ihm zur Frau gegeben hat. In jedem Falle muß er aber, sobald die Hochzeitsfeierlichkeit vorüber ist, alle andere Frauen, die er etwa schon besitzt, verabschieden. Rufen ihn Dienstgeschäfte oder ein Großherrlicher Befehl nach Konstantinopel, so ist es ihm erlaubt, seine erlauchte Gemahlin zu besuchen; er muß aber bei diesem Besuche die strengste Etikette beobachten.

Werfen wir nun einige verstohlene Blicke in das Innere des Allerheiligsten, des Großherrlichen Harem's. Das berühmte Kupferwerk von Melling soll uns die Mysterien dieses geweihten Ortes erschließen. Die Oberhofmeisterin (Usta-Kadin), ausgezeichnet durch ihren Stab und ihr mit Pelz verbrämtes Gewand, ertheilt einem Offizier der schwarzen Eunuchen Befehle. Zu ihrer Linken hält eine Sultanin ihre Mahlzeit; mehrere Sklavinnen oder verschnittene Sklaven sind um sie geschäftig und nehmen die Gerichte in Empfang, die man hereinbringt. Im oberen Stock bemerken wir mehrere Frauen in betenden Stellungen; da aber die Frauen der Türken niemals gemeinschaftlich beten, so kann der Künstler wohl nur den Zweck gehabt haben, uns eine und dieselbe Frau in verschiedener Attitüde zu zeigen. Noch ein Stockwerk höher sehen wir mehrere Sklavinnen ein Bett machen. Das Bett besteht nur aus wenigen Matrazen, die man über eine Estrade legt*) und die bei Tage in Schränken verwahrt werden.

Schlagen wir nun dieses Blatt um, so finden wir auf einer anderen Kupfertafel drei Frauen, die um ein rundes, von einem Teppich überdecktes Gefäß, den sogenannten Tandur, kauern. Es ist dies ein Kohlenbecken, in welchem beständig wohlriechendes Holz brennt. An diesem traulichen Heerde versammelt, vertreibt man sich die Langeweile mit heiteren Gesprächen, mit dem Damenspiel, oder mit Arabischen Wunder-Mährchen, deren Interesse immer neu bleibt.

Diejenige Kadin, der unsere Aufmerksamkeit vorzugsweise gewidmet seyn soll — sie strahlt uns auf dem nächsten Bilde entgegen — ist die erkorene Favoritin des Sultans. Der Adel ihrer Gesichtszüge, die Anmuth und Majestät ihrer Haltung, der Silberklang ihrer Stimme haben sie dieser Auszeichnung würdig gemacht. Sie trägt zwei Paar lange Beinkleider, von denen das eine, aus rosenrothem Seidenzeug, bis unter die Kniee, das andere, aus Musselin, bis an die große Zehe reicht, ein Mieder und einen Gürtel von grünem Kaschmir — darüber ein zu beiden Seiten offenes Entari, und über dem Entari die Dschubé, einen mit Hermelin gefütterten Oberrock oder Mantel, dessen aufgestreifte Aermel aus Persischem Stoffe sind. Der Kopfputz ist noch bewundernswürdiger, als die Kleidung. Das in sechzig kleine Flechten abgetheilte Haar ist um den Kopf gewunden und bildet eine Seitenlocke, die unter dem reich gestickten Turban auf die Schulter hinabwallt; über dem Turban aber strebt ein mit Smaragden, Topasen und Rubinen besetztes Diadem nebst einem aus Diamanten gebildeten Halbmonde empor.

So herrlich geschmückt schreitet die Favoritin an der Spitze ihrer Sklavinnen durch einen dichten und kostbaren Vorhang in den großen Empfangssaal und läßt sich auf einem der Ehrenplätze des Sofa's nieder. Dieser Saal hat eben so reiche, aber weniger flitterartige Verzierungen, als die übrigen Gemächer. Die Mauern sind hier nicht mit fantastischen Arabesken bedeckt; die Grazie muß der Majestät weichen. Auf blauem Grunde erblickt man eine Reihe gemalter Palmbäume und viele künstlich verschlungene Inschriften in goldenen Buchstaben. Die Dielen des Fußbodens aber verschwinden unter einem überaus prachtvollen Teppich, der uns die Japanische Rose, den Syrischen Jasmin und die lieblichsten Veilchen Persiens in den mannigfachsten Gruppirungen zeigt.

Auf einem Divan aus rothem Brokate, mit goldgestickten Kissen, nachlässig hingestreckt, empfängt die Sultanin die Huldigungen der anderen Frauen des Harem's, so wie auch ihrer männlichen und weiblichen Dienerschaft. Ist diese Ceremonie vorüber, so befiehlt sie, daß man die Speisen auftrage. Sogleich setzen sich wohl funfzig dienstbare Geister in Bewegung, ihren Willen zu vollstrecken. Die Einen bringen den runden kaum zwei Fuß hohen Speisetisch, der mit artigem Schnitzwerk versehen ist; Andere legen ein Stück Leinwand darunter, um den Teppich zu schützen; und wieder Andere legen die elastischen Polster zurecht, auf welche ihre Gebieterin während des Essens sich lehnt. Dann reicht man ihr jede Speise einzeln. Die Gerichte sind: verschiedene Sorten Fleisch mit Bananen, Gemüse mit Honig, köstliches Geflügel und vor Allem saftige Pasteten. Hat die Sultanin abgespeist und wieder auf ihrem Divan Platz genommen, so klopft sie in die Hände, und man reicht ihr Kaffee in doppelten Tassen, von welchen die eine aus feinem Porzellan und die andere aus gediegenem Golde und mit Diamanten besetzt ist.

Nach der Mahlzeit und vor der Stunde des Mittags-Schlummers werden die Almeh's hereingelassen. Zuerst führen sie einen allgemeinen Tanz auf; sie schlingen ihre Arme in einander und zeigen sich in tausend verführerischen Stellungen; aber plötzlich erscheint die Tscherkessische Tänzerin, und die ganze Scene

*) Daher sagt man im Türkischen: ein Bett werfen, döschek brakmak.

verändert sich. Jene haben Terpsichoren's Kunst schulmäßig erlernt, um davon zu leben; bei der Cirkassierin aber ist sie innerer Beruf und höchster Lebenszweck; wer dieses Wesen nicht gesehen, nicht in Verzückung gerathen ist bei ihrem sinnigen und seelenvollen Tanze, dem vermag keine Sprache einen Begriff davon zu geben. Welcher Meister in Prosa oder Poesie könnte den über alles Irdische erhabenen Genuß schildern, welcher bei ihren ätherischen Stellungen, süß wie Veilchenduft und einfach rührend wie die Töne der Nachtigall, unsere ganze Seele füllt? Die Frauen des Orients kennen und würdigen diesen Genuß; denn nach dem Tanze der Cirkassierin dulden sie keine andere Belustigung mehr. Unsere Sultanin hält noch eine kurze Siesta und begiebt sich dann ins Bad.

Das Klima, die Sitten und selbst die Religion des Morgenlandes heiligen manche Gewohnheit, die wir als grob materiell verdammen oder wenigstens der Sorge für den Geist unterordnen. Der Orientale pflegt seinen Körper so sorgfältig wie seinen Geist, eines Theils, weil beides von Gott geschaffen ist, und anderen Theils, weil es der fühlenden und denkenden Seele nicht geziemt, in einer schmutzigen oder häßlichen Behausung zu wohnen. Und sollte es wirklich ein so schlechter Gebrauch unserer intellektuellen Kräfte seyn, wenn wir das materielle Glück, das die Natur uns bewilligt, zu erhöhen bedacht sind? Müssen wir nicht oft, in Ermangelung des letzteren, das erstere mit großer Mühe suchen? Der Orientale hat die Wissenschaft des Wohllebens im guten Sinne angebaut und fast alle übrige Zweige des Wissens dem Abendländer überlassen. Mit Recht dürfen wir uns auf unsere Ueberlegenheit in den schönen Künsten etwas zu Gute thun; allein wir sollten auch nicht vergessen, daß der Orient eben aus Hochachtung vor dem Werke Gottes, aus Ehrfurcht vor der Schönheit der Formen, keine Malerei besitzt. Das Gesetz hat nicht gewollt, daß die Wohlgestalt des Menschenleibes in den Händen ungeschickter Nachahmer zur Karrikatur würde.*)

Welche Pracht, welche Bequemlichkeit herrscht in den Bädern der Morgenländer und der Türken insbesondere! Das Bad ist aber auch der wichtigste Theil des Tagewerks einer vornehmen Türkin; jede Ergötzung, die ihm vorangeht, ist gleichsam nur eine Vorbereitung zu dem Genusse, der in den Marmorsälen des Hammam ihrer wartet. Seit mehr denn zwanzig Stunden brennt wohlriechendes Holz in dem großen Feuer-Becken; das duftende Wasser murmelt schon sanft, und ganze Wirbel seiner Dämpfe steigen zu der anmuthigen Kuppel empor, durch deren vielfarbige Fenster ein magisches Licht auf den Boden fällt.

Sind alle Vorkehrungen getroffen, so erscheint die Sultanin, umgeben von ihren Tellak's oder Badejungfern, und setzt sich auf eine Estrade aus polirtem Holz, die im ersten Saale für sie bereit steht. Hier wird sie entkleidet und begiebt sich dann in die heißere Atmosphäre der ersten Umkreisung, um auf einem aus zwölf bis funfzehn sehr dünnen Matratzen bestehenden Sopha an die gesteigerte Temperatur sich zu gewöhnen. Erst in der zweiten Umkreisung, wo die Hitze am glühendsten ist, wird gebadet. Die Tellak's drängen sich um ihre Gebieterin her und spenden ihr das edelste Räucherwerk; von Zeit zu Zeit erfrischt ein reines kaltes Wasser ihre geöffneten Poren, und bald ist sie von Wohlseyn wie berauscht. Sie birgt ihre kleinen Füße in Sandalen aus einem leichten kostbaren Holze und schreitet dann über die glühend heißen Platten, als wollte sie die Geschmeidigkeit ihrer Glieder prüfen; sie ist glücklich im Bewußtseyn ihrer Schönheit und Anmuth. Endlich fühlt sie ein sanftes Bedürfniß nach Ruhe; ein frisches Polster-Sopha empfängt sie, und während die Tellak's ihre noch feuchten Glieder mit einem Teige aus Rosen und sehr feiner Sarsche einreiben, kredenzen ihr andere Sklavinnen säuerlich-süße Erfrischungen aus Citronen und Orangen-Blüthen. Nach dem Bade lustwandelt die Sultanin noch eine Zeitlang in den Cypressen-Alleen, auf den Terrassen des Serai, und begiebt sich dann wieder in's Harem.

Wer in Konstantinopel ankommt, der bemerkt auf den Höhen von Skutari und im Hintergrunde der Vorstadt Galata prächtige Lustschlösser und unabsehbare, von dichtbelaubten Granaten-Bäumen überschattete Gärten. Diese Schlösser sind kleine ländliche Serai's, Miniatur-Bilder des großen Serai zu Konstantinopel, zum ausschließlichen Gebrauche der Sultaninnen bestimmt, die von Zeit zu Zeit ein paar Sommertage auf denselben zubringen. Doch gestattet man diese Freiheit nur solchen Damen des Harems, die bereits im Spätsommer ihres Lebens sich befinden und keiner großen Versuchung mehr ausgesetzt sind. Auf ihre Ottomane gelehnt, vertreibt sich die ehrwürdige Matrone ihre Zeit mit einer feinen Stickerei, oder mit dem Kugelfänger, einem artigen Gewandtheits-Spiele, das die Türkischen Damen leidenschaftlich lieben. Ist der Abend hereingebrochen, so lustwandelt sie, von zwei Sklavinnen geführt, in den Alleen und Irrgängen des Gartens herum und athmet die würzigen Düfte der Blumen und der Orangerieen; oder sie schaut von dem platten Dache ihres Kiosk der scheidenden Sonne nach, deren Strahlen in den Fluthen des Bosporus sich brechen. Zuweilen tönt ihr aus den Myrthen-Hecken und Citronen-Büschen eine rührende Melodie in das entzückte Ohr; in sanften Schlummer gewiegt, träumt sie von des Paradieses heiligen Hallen, und die Töne verklären sich zu dem himmlischen Gesange des Israfil.

Und nun fragen wir unsere Europäischen Schönen, ob das Loos einer Sultanin so unbedingtes Mitleid verdient. Kann man sich in den Jahren verblühter Schönheit eine sorgenfreiere und angenehmere Existenz wünschen, als die einer vornehmen Türkischen Matrone ist? Sanft eingewiegt von lachenden Erinnerungen aus der Vergangenheit, von goldenen Träumen der Zukunft, erreicht sie ohne Schmerz und Seelenpein das Ziel ihres irdischen Lebens und scheidet mit der süßen Hoffnung, den Freuden des Paradieses entgegen zu wallen, von denen sie auf dieser Erde einen Vorschmack gehabt.

*) Es bedarf kaum der Erinnerung, daß die Türken schon lange kein Bedenken mehr tragen, sich gut oder übel konterfeien zu lassen, wenn auch nur durch ungläubige Pinsel, wie denn überhaupt Mehreres, was dieser Artikel enthält, in Gemäßheit der Reformen Mahmud's, keine strenge Anwendung mehr findet. Da jedoch ein großer Theil dieser Reformen eben nur Formen betrifft und die wesentlichen Veränderungen noch lange nicht durchgedrungen sind, so kann von einem erheblichen Verstoße kaum die Rede seyn.

Mannigfaltiges.

— Waterloo-Album. In dem Gasthause La Belle Alliance, in dessen Nähe die große Schlacht gleiches Namens, die bei den Engländern den geläufigeren Namen Waterloo führt, geschlagen wurde, liegt seit mehreren Jahren ein sogenanntes „Album", ein Buch, aus, in welches die reisenden Besucher ihre Namen und, je nachdem sie eben poetischen oder prosaischen Gemüthes sind, auch allerlei gereimte oder ungereimte Bemerkungen eintragen. Ein Engländer hat sich zwei Bände dieses Albums aus den Jahren 1825 bis 1827 zu verschaffen gewußt und ist jetzt so boshaft, einen Theil dieser Stammbuchs-Ergötzlichkeiten mit ihren vollen Namens-Unterschriften im United Service-Journal abdrucken zu lassen. Meistens sind es Engländer, die das Schlachtfeld von Waterloo besuchen, und die Thorheiten oder Witze seiner Landsleute liefern daher auch dem Journalisten den meisten Stoff zu seiner Persifflage. Indessen sind auch Franzosen so artig gewesen, dem Löwen von Waterloo ihren Besuch abzustatten und sich in sein Album zu verzeichnen. Kleine Neckereien zwischen einer Nation und der anderen konnten dabei nicht ausbleiben. So schrieb z. B. ein Franzose das bekannte „La Garde meurt, mais elle ne se rend pas" nieder; ein Engländer setzte (natürlich in Englischer Sprache) darunter: „Zum Beweise warfen hier mehr als 1500 Mann von der Garde ihre Waffen fort und ergaben sich als Gefangene." Die Deutschen zeigen sich auch in dem Waterloo-Album als Kosmopoliten; ein Herr Crayen aus Sachsen tritt als Vermittler zwischen Franzosen und Engländern auf. „Ich habe in diesem Buche", schreibt er, „vielen Parteigeist gefunden; doch Ehre sey dem Muthe! Dies ist mein Wahlspruch, möge es sich nun von Franzosen, Deutschen oder Engländern handeln. Die tapfere Garde des Kaisers hat eben so vielen Anspruch auf Ruhm, als das 42ste Schottische Regiment, welches einen Tag lang einer ganzen Armee widerstand." Ein Spanier hat auf dem Schlachtfelde von Waterloo nichts als den Rachegeist seines Vaterlandes erblickt; voll alten Ingrimms schrieb er:

Napoleon pago en esta campaña
Su perfida invasion contra l'España;
Asi perezian todos algun dia
Los que atentaren á la patria mia!

M. Heros, Viscayno.*)

Ein Nord-Amerikaner, der sich Junius Brutus Booth unterzeichnet, spricht dagegen sein Bedauern aus, daß ein so prosaisches Volk, wie die Engländer, den großen Kaiser überwältigt habe, und äußert dabei (1826) die Hoffnung, daß der Herzog von Reichstadt seinen Vater rächen werde. Ein Belgier, ein Lithograph aus Brüssel, Namens Goubau, der mehrere Ansichten des Schlachtfeldes von Waterloo herausgegeben, war so unverschämt, Folgendes (in schlechtem Französisch) einzuschreiben: „Wie aus der Fäulniß Leben erwächst, so aus dem Unglück das Glück; dasselbe Waterloo, das so viele Tausende todt hingestreckt, giebt den Lithographen zu leben. Was jenen ein Unglück war, ist mir zum Glück geworden." Für diese Dummheit haben spätere Besucher die Namens-Unterschrift des Herrn Goubau mit folgenden Randglossen umgeben: „Unmensch!" „Esel!" „Gewiß ein Flamänder!" Mehrere sentimentale Engländerinnen haben ihren Schmerz darüber nicht unterdrücken können, daß hier so viel junges Blut vergossen worden; merkwürdig genug aber, interessiren sie sich Alle für die Franzosen mehr, als für ihre eigenen Landsleute; ja, eine Miß Georgina nimmt keinen Anstand, hier öffentlich zu verkünden, daß sie in Frankreich ihr Herz verschenkt habe. Der Englische Journalist, der besonders die Expectorationen seiner Landsmänninnen nicht genug verspotten kann, scheint dabei indessen übersehen zu haben, daß sich in solchen „Albums" der Muthwille und der wohlfeile Witz sehr oft auf Kosten der Frauen einen Scherz erlauben, an den diese selbst nicht im Entferntesten gedacht haben. Und so kann es wohl kommen, daß der Kommentator, der sich über so viele Andere lustig macht, hinterdrein von diesen ausgelacht wird.

*) Napoleon büßt' in dieser Schlacht
Die Schmach, die er über mein Land gebracht,
So mögen einst Alle zu Schanden werden,
Die Spaniens Ehr' und Ruh' gefährden.

M. Heros, aus Biscaya.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 5. Berlin, Freitag den 11. Januar 1839.

Frankreich.

Das Innere eines Pariser Zeitungs-Büreau's.

Theurer Leser, den wir hochachten und verehren, Du beschützender Gott der Zeitung, vorzüglich wenn Du keine unbekannte Gottheit bist, wir sehen Dich an einem kalten und düsteren Novembertage, wo ein weicher Lehnstuhl neben einem warmen Ofen so behagliche Empfindungen erweckt, in einem solchen Lehnstuhle nachlässig hingestreckt; Du reißest eben den Umschlag von dem Blatte ab, das man Dir gebracht hat, Du entfaltest das Blatt, welches Dir jeden Morgen berichtet, was in allen fünf Welttheilen Neues vorgegangen, Du siehst Dich nach den Kriegs- und Friedens-Nachrichten um, nach belletristischen, literarischen, wissenschaftlichen und Kunst-Nachrichten, nach Börsen- und Theater-Neuigkeiten, nach Feuersbrünsten und Diebstählen, nach Todtschlägen und Unglücksfällen, und die Zeitung, welche auf Deinen Befehl über alle diese Dinge Nachrichten eingezogen hat, bleibt Dir auf keine Deiner vielen Fragen die Antwort schuldig. So bist Du also plötzlich, Dank der Zeitung, vom Stande der Politik, der Literatur, der Industrie unterrichtet und kannst die Frage: „Was giebt es Neues?" beantworten. Jetzt hast Du Gesprächsstoff auf den ganzen Tag, wenigstens für die Menschen, mit denen man sich am liebsten nur über Gegenstände von allgemeinem Interesse bespricht.

Aber, vielgeliebter Leser, wenn Du die Zeitung in aller Ruhe und Behaglichkeit, im Schlafrock und in Pantoffeln liesest, möchtest Du dann nicht zuweilen gern wissen, wie eine aus so verschiedenen Elementen bestehende und sich täglich erneuernde Erscheinung zu Stande kömmt und dreihundertundsechzig Mal im Jahre zu Dir gelangen kann? Möchtest Du nicht gern wissen, wie die periodische Presse, welche eine Macht unserer Zeit geworden, täglich ihre tausend Arme ausstreckt? Kannst Du Dir wohl eine Vorstellung von dem Zeitungs-Büreau machen, von der Werkstatt, in welcher diese Macht, die von den anderen Mächten gefürchtet, beneidet, angegriffen wird und um deren Gunst sie alle buhlen, ihren Sitz aufgeschlagen hat? Die Zeitung ist die Verkünderin der Wahrheit oder eine Lügen-Trompete, ein Werkzeug des Guten wie des Bösen, je nachdem sie geleitet wird; die Zeitung hat manches Bestehende in Trümmer gelegt, aber vielleicht ist sie auch allein im Stande, aus dem Schutte wieder ein neues Gebäude aufzuführen.

Die Zeitungen sind, wie so manches Andere, nicht gleich das gewesen, was sie jetzt sind, und ihr Anfang war sehr bescheiden. Wie bescheiden traten die Zeitungen in der Revolutions-Zeit und auch noch später auf! Die politischen Blätter aus der Zeit des Kaiserthums und selbst im Anfange der Restaurations-Epoche erreichten nicht einmal die Größe der jetzigen sogenannten kleinen Blätter. Die Aufgabe unserer Vorgänger war ungleich leichter als die unsrige. Wir würden nicht die Hälfte, nicht das Drittheil unserer Spalten mit dem Stoffe füllen, mit dem sie ausreichten. Wer wollte nicht über den Aufwand von Kraft und Talent erstaunen, der jetzt in den nichtunterzeichneten Artikeln einer Nummer, die nicht einmal durch einen berühmten Namen vor der Vergessenheit bewahrt werden, verschwendet wird! Wie viel Meisterwerke des Stils, der Beredsamkeit würde man finden, wenn man die alten Jahrgänge der Zeitungen durchstöbern wollte, an denen Chateaubriand, Bonald, Michaud und so viele andere berühmte Schriftsteller gearbeitet haben.

Treten wir jetzt in das Heiligthum der Zeitung, in den Tempel, von dem die Orakel-Aussprüche nach allen vier Weltgegenden ausgehen. Zuvor müssen wir bemerken, daß die periodische Presse, ungeachtet ihres hohen Ranges und ihrer despotischen Gewalt, weder Schildwachen, noch betreßte Thürsteher hat. Ein oder zwei Laufburschen stehen in einem Vorzimmer von sehr bescheidenem Aussehen, denn gerade die angesehensten Zeitungen verschmähen den äußeren Glanz. Wir treten jetzt in ein Zimmer, dessen Hauptzierde ein langer Tisch ist, der mit grünem Tuche überzogen und mehr oder weniger mit Tinte bespritzt ist. An den Wänden hängen einige Landcharten. Auf dem Büchergestell steht eine Reihe dicker Bände, welche sich bald als Wörterbücher, Zeitungs-Sammlungen oder andere Werke zum Nachschlagen ausweisen. Auf dem Kamin steht eine Wasserflasche mit zwei oder drei Gläsern. Auf dem großen Tische liegen neben einem Dutzend Tinte- und Sandfässer, welche letztere indeß nicht mit Gold- oder Silbersand, sondern mit gewöhnlichem Streusand gefüllt sind, alle neue Blätter friedlich neben einander.

Es ist jetzt vier Uhr. In dem Redactions-Zimmer, denn dieses haben wir eben beschrieben, sitzen vier oder fünf fleißige Arbeiter neben einander und fangen an, die morgende Nummer zu machen. Derjenige, welcher sich von Zeit zu Zeit zu den Landcharten wendet und die geschriebenen oder lithographirten Korrespondenzen vor sich ausbreitet, ist der Redacteur der auswärtigen Nachrichten. Jetzt folgt er den Bewegungen Cabrera's und Espartero's. Er ist, obgleich in Paris ansässig, genöthigt, die Hälfte des Tages auf der Halbinsel zu leben, zu lagern und zuweilen auf dem Schlachtfelde zu übernachten. Er hätte wohl schon ein militairisches Ehrenzeichen verdient. Es versteht sich wohl, obgleich wir es nicht ausdrücklich angemerkt haben, daß wir nur von einer Zeitung sprechen, welche noch etwas auf die Wahrheit giebt und einige Achtung vor dem Publikum bewahrt. Wenn also der Redacteur der auswärtigen Nachrichten nicht leichtsinnig alle phantastische und lügenhafte Berichte, welche manche Zeitungen nicht verschmähen, aufnimmt, so ist es keinesweges eine leichte Aufgabe, unter so vielen unsicheren und sich widersprechenden Dokumenten die Wahrheit herauszufinden. Der Zeitungsschreiber irrt in einem Labyrinthe umher, in welchem es nicht immer so leicht ist, den leitenden Faden aufzufinden, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden und sich jede Beschämung zu ersparen. Einem anderen Redacteur fällt die innere Politik zu. Ihm gehören die Gemeinde-Angelegenheiten, die Erneuerungen und Veränderungen des Ministeriums, der Gang der Kammer-Sitzungen. Sein Kollege, der es mit den auswärtigen Nachrichten zu thun hat, weilt bei Maroto oder Narvaez, während er seinerseits sich in seinen Gedanken mit Molé, Thiers, Dupin oder Guizot identifiziren muß. Seine Sache ist es, die Männer des Tages und ihre Armseligkeiten zu verfolgen. Die constitutionnelle und repräsentative Atmosphäre ist das Element, in welchem er athmet, und dazu gehört wenigstens eine gute Lunge.

Unter den Gegenständen, welche einen Raum auf dem grünen Tische einnehmen, darf eine große Scheere nicht vergessen werden. Sie ist der Herrscherstab des Redacteurs der Pariser Ereignisse, der mit derselben aus den Zeitungen der Hauptstadt und der Provinz die Mordanfälle, Diebstähle, Unglücksfälle und alle andere derartigen Vorgänge ausschneidet. Dieses Amt könnte beim ersten Anblick sehr leicht erscheinen, aber das ist es durchaus nicht. Es erfordert im Gegentheil viel Takt und Einsicht, und besonders ist es hier sehr schwer, die empfehlenden Anzeigen, welche sich unter tausend Gestalten einschleichen, abzuhalten. Man kann sich kaum vorstellen, unter wie viel verschiedenen Masken sich diese einzuschleichen versuchen und ohne Insertionsgebühren und unter dem Schein eines Faktums von allgemeinem Interesse ein Zutrauen zu erwerben, welches man schwerlich einer offen auftretenden und unverhüllten Annonce schenken würde. Bald ist es ein Maurer, der von einem Gerüst herabstürzte und sein Leben nur der Geschicklichkeit des berühmten Doktors so und so, der sich zufällig an Ort und Stelle befand, verdankte. Dies ist nichts als eine Selbstempfehlung des Doktors. Dann ist es die romantische Geschichte eines Wahnsinnigen aus Liebe, der in den Feldern umherstreifte und von mitleidigen Bauern aufgegriffen und in die Heilanstalt des berühmten Doktors Hans oder Kunz gebracht wurde, wo er durch dessen ausgezeichnete und vielfach anerkannte Heilmethode unfehlbar wieder den Gebrauch seiner Vernunft erlangen wird. Vor einiger Zeit eröffnete ein Modewaaren-Händler eine Subscription für die Verwundeten der Afrikanischen Armee; er wollte bloß Käufer anlocken und seine Waaren unentgeltlich bekannt machen. Im letzten Winter war die Seine in ihrer ganzen Breite bei Bercy zugefroren, und viele Leute gingen auf der Eisdecke neben der Brücke über den Fluß. Da erscheint plötzlich in den Zeitungen die rührende Geschichte von fünf Unglücklichen, welche neben der Brücke von Bercy eingebrochen und jämmerlich ertrunken waren. Schade, daß an dieser Geschichte kein wahres Wort war, und daß die Actionaire der Brücke, welche die Verminderung des Brückengeldes schmerzlich empfanden, dieses Mährchen rein erfunden hatten, um dem Publikum einen Schreck einzujagen.

Jetzt erscheint noch ein Redacteur; er kömmt gerades Weges vom Gerichtshof, wo ein interessanter Rechtsfall verhandelt worden ist, und er bringt drei Spalten gerichtliche Chronik mit. Ein anderer kömmt aus der Deputirten-Kammer und entfaltet auf dem Tische eine Menge Blätter, welche mit stenographischem Gekritzel bedeckt sind. Dem Unglücklichen ist auf der Tribune der Zeitungsschreiber fast die Luft ausgegangen; vier bis fünf Stunden war er genöthigt, zu schreiben, zu sehen, zu hören und alle Ausrufungen, welche in den Tumult einer stürmischen Verhandlung hingeschleudert wurden, aufzugreifen. Dabei muß er jeden der Unterbrechenden erkennen und darf Niemand um ein Bravo oder ein Zeichen des Beifalls verkürzen. In dem Kopfe des Stenographen durchkreuzen sich die Gesetzesvorschläge und Entwürfe und umkreisen ihn in gespenstischem Tanze. Er muß die stenographische Schrift sodann in gewöhnliche Schrift umsetzen und den Setzern, welche schon auf ihre Beute lauern, vier oder fünf Spalten liefern. Bei den meisten Zeitungen ist die Druckerei in demselben Hause, wo das Büreau sich befindet, so daß die Artikel den Druckern noch naß übergeben werden können. Der Stenograph, dieser Märtyrer der Volks-Repräsentation, muß sich darein ergeben, erst dann zu Mittag zu speisen, wenn es dem Himmel und den Herren Deputirten beliebt. Die anderen Redacteure erwartet in der Feierstunde noch etwas Anderes; um diese Zeit strömen die Besucher und die Bittsteller in das Zeitungs-Büreau. Da sieht man Buchhändler und Schriftsteller mit ihren neuesten Erzeugnissen, die, ohne weiter zu fragen, ob das Buch sich auch zu einem Berichte in der Zeitung eignet, dringend eine empfehlende Anzeige nachsuchen. Hier muß der Redacteur sich mit aller ihm zu Gebote stehenden Freimüthigkeit und Unparteilichkeit waffnen und stets seiner Verpflichtungen gegen den Leser eingedenk seyn, um solchen Anforderungen auszuweichen. Und dennoch ist es kaum möglich, sich nicht zuweilen durch besondere Rücksichten, unablässige Bestürmungen und Uebereinstimmung der politischen Ansichten zu gewissen Gefälligkeiten verleiten zu lassen. Dann kommen auch noch die Leute, welche unter dem Vorwande einer dringenden Angelegenheit den ersten Redacteur zu sprechen wünschen und gar in das Allerheiligste, in sein Zimmer, hineinstürmen. Diese dringende Angelegenheit ist dann gewöhnlich eine lange Geschichte, welche Niemand interessirt und die der Redacteur zu seiner unaussprechlichen Qual mit anhören muß; und doch ist es schon spät und noch Manches zu thun übrig. Zum Ersatz für diese lästigen Besuche empfangen die Zeitungs-Redacteure freilich auch zuweilen werthvolle Mittheilungen von ihren politischen Freunden oder von hochstehenden Männern. Diese Besuche werden sehr gern gesehen.

Wer ist aber der Mann, der jetzt mit zwei oder drei Begleitern von ziemlich zweideutigem Ansehen eintritt? Wir sind in dem Büreau einer Zeitung, die sich nicht zum Lobredner der gegenwärtigen Ordnung der Dinge aufgeworfen hat, und dürfen deshalb auch nicht staunen. Dieser Mann ist der Polizei-Kommissarius, welcher die Zeitung mit Beschlag belegt. Nachdem er seine Vollmacht vorgezeigt, läßt er sich die Nummer überweisen, auf welche der ministerielle Bannstrahl gefallen ist; er setzt sich; man beeilt sich, ihm ein Schreibzeug anzubieten, damit er sein Protokoll aufnehmen könne. Hierauf entfernt er sich wieder, ohne daß dieser Zwischenfall einen besonderen Eindruck gemacht hätte, denn seit acht Jahren ist die Presse schon an diese Annehmlichkeiten gewöhnt. Vorher ist der Kommissarius schon auf die Post gegangen, um alle für die Provinz bestimmten Exemplare mit Beschlag zu belegen. Entscheiden die Geschwornen zu Gunsten der Zeitung, so werden die Exemplare freilich zurückgegeben, aber dann sind sie schon zwei oder drei Monate alt.

Um sechs Uhr wird das Büreau allmälig leerer, weil die Redacteure dann zum Mittagsessen gehen, und es tritt eine Pause bis um neun Uhr Abends ein. Dann beginnt eine andere Arbeit; es kommen nun die Nachrichten, welche die Abendblätter gebracht haben, und die Neuigkeiten des Nachmittags an die Reihe, und es wird die Ordnung der Zeitung gemacht. Derjenige, welcher die Ordnung macht, erklärt, daß er schon zu viel politische Ereignisse, Feuilleton, Pariser Begebenheiten, Annoncen u. s. w. hat, oder daß ihm noch funfzig, hundert, zweihundert Zeilen fehlen. Hiernach muß man sich richten. Gegen Mitternacht sind alle fertig mit Ausnahme des Faktors, welcher mit der Feder in der Hand über die Korrekturbogen hingestreckt sitzt und Jagd auf die Druckfehler, diese Zeitungshydra, macht. Zu vertilgen sind dieselben nicht. Während der Nacht arbeiten die Pressen, und am Morgen erscheinen die Falzerinnen, welche jede Nummer mit einem Umschlage versehen, so daß sie von den Boten ausgetragen werden kann. In einem Zeitungs-Büreau giebt es für jede Stunde des Tages und der Nacht etwas zu thun. Sodann wird dem Königlichen Prokurator ein vom verantwortlichen Redacteur unterzeichnetes Exemplar zugeschickt, damit die Gedanken-Inquisitoren ihre Prüfung vornehmen und jede übelklingende Stelle mit rother Tinte anstreichen können. Wenn die Morgenzeitungen im Büreau ankommen, so geht es an die Ausgabe für die Provinzen. Ein eigener Redacteur streicht aus dem für die Hauptstadt bestimmten Exemplare die Theater-Anzeigen und Alles, was sonst nur für die Hauptstadt von Interesse ist, und zieht dafür aus den Morgenblättern einige interessante Fakta aus. Hierauf kömmt die Ausgabe für die Provinz unter die Presse und wird der Post übergeben, wenn anders keine Hindernisse eintreten. So gelangen die Zeitungen endlich an ihren Bestimmungsort, wenn die Postverwaltung, wie dies leider häufig der Fall ist, sich keine Unachtsamkeit zu Schulden kommen läßt.

Auf diese Weise kommen die Zeitungen zu Stande, so geht es das ganze Jahr hindurch, mit Ausnahme der großen Festtage, in den Büreaus zu. Bringt man nun noch außer dem zahlreichen Generalstabe von Redacteuren, Beamten u. s. w. die ungeheuren Stempelgebühren in Anschlag, so muß man gestehen, daß eine Zeitung ein großartiges Unternehmen ist. Die unabhängigen Blätter haben dabei noch unaufhörliche Schikane, Beschlagnahme, Prozesse, Geldstrafen und Gefängniß zu fürchten. Es ist nicht zu leugnen, wer sich unter der Herrschaft der Charte, die eine Wahrheit ist, einer so schwierigen Aufgabe unterzieht, der muß viel Muth haben und seiner politischen Ansicht in hohem Grade ergeben seyn. **Th. Muret.**

Murat's Landung und Ende.

Vom Marschall Marmont.*)

In der Nacht des 28. Septembers 1815 ging die kleine Expedition von Ajaccio ab. Der Himmel war heiter, das Meer ruhig, das Gefolge des Königs kühn und muthig, der König selbst glücklich und hoffnungsvoll. Trügerische Vorspiegelungen des Glückes! — Der Neapolitanische Hof war von allen Bewegungen Murat's unterrichtet, denn sobald er ihn in Korsika wußte, sah er sich nach Jemand um, der Joachim's Schritte ausspionirte; ein gewisser Carabelli, ein geborener Korse, der ehemals unter Joachim's Regierung von diesem gebraucht wurde, ein geschickter und listiger, zu Allem fähiger Mensch, dem jede Dankbarkeit fremd war, meldete sich zu dieser unwürdigen Sendung bei den Behörden, oder wurde denselben durch seinen Ruf in dieser Hinsicht empfohlen. Dieser Elende langte in Korsika an und wußte sich leicht bei Murat einzuführen, der nicht das geringste Mißtrauen gegen ihn hegte. Obgleich ein Feind und von Feinden abgesandt, waren doch die Rathschläge ganz gut, die er dem Könige ertheilte. Unter dem Anschein einer großen Ergebenheit für seine Sache, bemühte er sich, denselben von seinem Vorhaben abzubringen, und befolgte darin getreulich die Instructionen der Regierung beider Sicilien, die sich über die Gefahren nicht täuschte, die eine Landung Murat's für sie herbeiführen könne. Carabelli unterrichtete den Neapolitanischen Hof von allen Plänen, Hoffnungen, Vorbereitungen und Schritten Murat's; doch traf der Hof keine Vertheidigungs-Maßregeln, weil er nicht wußte, wo der Ex-König landen würde, und weil er befürchtete, durch solche Bestätigung seiner Besorgnisse die Absichten Murat's im Königreiche zu verrathen, wo seine Anhänger zahlreich und thatenlustig, die der Bourbonen hingegen schüchtern und gering waren.

Sechs Tage segelte die kleine Flotte Murat's glücklich vorwärts, dann wurde sie durch einen drei Tage anhaltenden Sturm zerstreut. Zwei Schiffe, deren eines den Ex-König trug, irrten aufs Gerathewohl im Meerbusen von St. Eufemia umher, zwei andere im Angesicht von Policastro, ein fünftes an den Küsten von Sicilien, und das sechste, ganz dem Zufall preisgegeben, war weit von den übrigen verschlagen. Die Vorsehung verhinderte so die bei Salerno beabsichtigte Ausschiffung, und das war gewiß eine große Wohlthat des Himmels, denn die auf diesem Punkt zusammengezogenen Truppen, auf deren Anhänglichkeit Joachim gerechnet hatte, waren viel zu unbedeutend, um einen entschiedenen Erfolg zu sichern, und dennoch zu stark, um auf den ersten Schlag überwältigt zu werden; so würde also das Königreich der ganzen Wuth der Zwietracht und des Bürgerkrieges anheimgefallen seyn, die blutigsten Auftritte wären daraus entstanden und unendliche Thränen geflossen. Eine Zeit lang war Joachim unentschieden; dann, von der Verzweiflung angespornt, faßte er den kühnen Entschluß, bei Pizzo zu landen und mit achthundert Soldaten die Eroberung des Königreiches zu unternehmen.

Am 8. Oktober, einem Festtage, als gerade die Stadt-Milizen dieses Platzes zu Kriegs-Uebungen vereinigt waren, langten Murat und sein Heer mit fliegenden Fahnen an; sobald sie der Einwohner ansichtig wurden, riefen sie: „Es lebe König Murat!" Die Bevölkerung blieb jedoch bei diesem Ausrufe ganz stumm, weil sie das unglückselige Ende der tollkühnen Unternehmung schon voraussah. Die Kälte dieses Empfanges bestimmte Murat, seinen Marsch nach Montelone, der Hauptstadt der Provinz, zu beschleunigen, die er sich befreundet zu finden hoffte, weil er sie nicht undankbar glaubte. In Pizzo aber hielt sich ein Hauptmann Trentacapilli und ein Agent des Herzogs von Infantado auf, die Beide dem Hause Bourbon sehr ergeben waren, der Eine aus Gesinnung, der Andere durch lange Dienste; schnell sammelten sie ihre Anhänger, verfolgten Joachim, erreichten ihn und schossen auf ihn und sein kleines Heer. Murat hielt an, und statt ihnen auf eben solche Weise zu antworten, begrüßte er sie, um sie für sich zu gewinnen. Doch diese großmüthige Duldung flößt selbst den Feigsten Muth ein; eine neue Ladung tödtet den Hauptmann Moredo und verwundet den Lieutenant Pernice, die Anderen rüsten sich zum Kampf, aber ihr König verbietet es und wendet mit eigener Hand ihre auf den Feind gerichteten Waffen ab.

Die Menge nahm immer mehr zu, Bewaffnete bedeckten die Ebene und versperrten den Weg. Nur nach dem Meere

---

*) Aus dem so eben bei Ladvocat in Paris erschienenen fünften Bande der Memoiren des Herzogs von Ragusa.

zu war ein Rückzug möglich, und um dahin zu gelangen, mußten noch Bergrücken überstiegen werden. Murat wirft sich jedoch auf diese Seite und erreicht das Ufer; da sieht er das Fahrzeug, das ihn getragen, in See stechen. Aus allen Kräften ruft er den Namen des Capitains: „Barbara! Barbara!“ Dieser hört es sehr wohl, entfernt sich aber um so schneller, um im Besitz der beträchtlichen Summen Geldes und der anderen Reichthümer zu bleiben, die das Schiff enthielt, und beging so zu gleicher Zeit einen Diebstahl und eine Undankbarkeit; denn als Joachim noch in Neapel herrschte, hatte er diesen Elenden aus seinem schmachvollen Seeräuber-Handwerk herausgerissen, ihn, obgleich er ein Malteser war, in seine Marine aufgenommen, in kurzer Zeit zum Range eines Fregatten-Capitains erhoben und ihm nach und nach die Titel eines Ritters und Barons verliehen. Dieses Rettungsmittels beraubt und von Barbara im Stich gelassen, versucht er es, in einer kleinen am Ufer vergessenen Barke ins Meer zu stoßen, aber die Kräfte versagen ihm und seinen Gefährten, und während sie sich in vergeblichen Anstrengungen erschöpfen, langt Trentacapilli mit seinen Bewaffneten an; Murat wird umringt und gefangen genommen, man entreißt ihm die Kleinodien, die er am Hut und auf der Brust trägt, verwundet ihn im Gesicht und überhäuft ihn mit Schmähungen und unwürdigen Thätlichkeiten. Das war der schrecklichste Augenblick seines Lebens und der härteste Schicksalsschlag; denn die Beschimpfungen eines niedrigen Pöbels sind schlimmer als der Tod. In diesem Zustande führten sie ihn ab und sperrten ihn in das kleine Schloß von Pizzo ein, mit seinen auf dieselbe Weise gefangenen und mißhandelten Gefährten.

Die Behörden der Provinz wurden erst durch das Gerücht, dann durch Briefe aus Pizzo von diesem Ereigniß in Kenntniß gesetzt. Der Kommandant von Calabrien, der General Nunziante, schickte sogleich den Hauptmann Stratti nebst einigen Soldaten nach Pizzo; Stratti begab sich augenblicklich auf das Schloß, um eine Liste der Gefangenen aufzunehmen, weil er noch nicht glaubte, daß Joachim sich wirklich dabei befinde. Nachdem er zwei Namen aufgezeichnet, wendete er sich zum dritten Gefangenen und fragte nach dem seinigen. „Joachim Murat, König von Neapel“, antwortete dieser. Erstaunen und Ehrfurcht bemächtigten sich bei diesen Worten des Hauptmanns Stratti; er senkte die Augen, ersuchte Murat, ihm in ein angemesseneres Gemach zu folgen, bezeigte ihm viel wohlwollende Aufmerksamkeit und nannte ihn Majestät: letzte Gunst oder vielmehr letzte Ironie des Schicksals. Nunziante, der dem Capitain sogleich gefolgt war, langte inzwischen an, grüßte Joachim ehrfurchtsvoll und sorgte für alle seine Bedürfnisse. Der General verstand die schwere Kunst, während der kurzen Gefangenschaft Joachim's die Pflichten der Treue gegen den Bourbonischen Herrscher mit der Achtung zu verbinden, welche dem Unglück des Königs Murat gebührte.

Der Regierung wurden die Nachrichten aus Pizzo durch den Telegraphen und durch einen Courier gemeldet. Der König und die Minister erbebten bei dem Gedanken an die Gefahren, welche sie bedroht hatten, und waren froh, denselben entgangen zu seyn; doch blieb ihnen noch immer hinreichender Grund zu Verdacht und Besorgniß. Truppen-Abtheilungen mußten nach den Provinzen aufbrechen, der Prinz von Canosa ging mit unbeschränkter Vollmacht nach Calabrien ab, die Wachen des Palastes wurden verdoppelt und alle mögliche Vorsichtsmaßregeln getroffen. Man wußte sehr wohl, daß Murat's Tod allen diesen Besorgnissen ein Ende machen würde, und faßte daher den Entschluß, ihn zu verurtheilen. Der Befehl dazu wurde auf telegraphischem Wege und durch einen Courier nach Pizzo gesandt; ein Kriegsgericht sollte ihn als einen Feind der öffentlichen Ruhe zum Tode verdammen. Während die Befehle mit Blitzesschnelle von einem Orte zum anderen flogen, erfreute sich Murat im Schlosse zu Pizzo einer vollkommenen Heiterkeit; er lebte so zufrieden und schlief so ruhig wie die Glücklichen der Erde, verwendete, wie gewöhnlich, große Sorgfalt auf seine Person, unterhielt sich mit Nunziante wie ein König mit einem fremden General und sagte noch am Tage vor seinem Tode, daß eine Ausgleichung zwischen ihm und Ferdinand durchaus keine Schwierigkeiten habe; Ferdinand brauche ihm nur das Königreich Neapel zu überlassen, und er wolle ihm dagegen seine Rechte auf Sicilien abtreten. Die Denkweise und der Charakter Murat's zeigten sich klar in diesen eben so verwegenen als unzeitigen Worten.

Der Todesbefehl kam an; in der Nacht des 12. Oktobers war der Entschluß dazu gefaßt worden. Man ernannte sieben Richter; drei derselben, so wie den Königlichen Prokurator, hatte Murat während seiner Regierung aus dem Staube hervorgezogen und mit Gnaden und Ehrenbezeugungen überhäuft. Dies Gericht hielt seine Sitzung in einem Saale des Schlosses, während Joachim in einem anderen den letzten Schlaf seines Lebens schlief. Es war schon heller Tag, als Nunziante zu ihm eintrat; aus Mitleid wollte er ihn nicht aufwecken und wartete an seinem Bett. Endlich schlug Murat die Augen auf, und der General kündigte ihm mit betrübter Miene an, daß die Regierung den Befehl erlassen habe, ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen. „So bin ich denn verloren“, entgegnete Murat; „dieser Befehl, mich zu richten, ist ein Todesurtheil.“ Eine Thräne schwamm in seinen Augen, doch sich seiner Schwachheit schämend, unterdrückte er sie und fragte, ob man ihm erlaube, an seine Frau zu schreiben. Nunziante, der zu bewegt und keines Wortes mächtig war, antwortete nur durch ein bejahendes Zeichen.

Murat schrieb darauf mit fester Hand folgenden Brief in Französischer Sprache:

„Meine theure Karoline, meine letzte Stunde hat geschlagen. In wenig Augenblicken werde ich aufgehört haben, zu leben; in wenig Augenblicken wirst Du Deines Gatten beraubt seyn. Vergiß mich niemals. Ich sterbe unschuldig; mein Leben wurde von keiner Ungerechtigkeit befleckt. Lebe wohl, mein Achilles; lebe wohl, meine Lätitia; lebe wohl, mein Lucian; lebe wohl, meine Louise; zeiget Euch immer der Welt als meiner würdig. Ich lasse Euch ohne Königreich, ohne Güter, mitten unter zahlreichen Feinden .... Seyd immer einig unter einander; zeiget Euch erhaben über jedes Mißgeschick; denket stets daran, was Ihr seyd, was Ihr waret, und Gott wird Euch segnen. Fluchet nicht meinem Andenken. Mein größter Schmerz in den letzten Augenblicken meines Lebens ist der, fern von meinen Kindern zu sterben. Empfanget den väterlichen Segen; empfanget meine Umarmungen, meine Thränen. Behaltet Euren unglücklichen Vater immer im Gedächtniß. — Pizzo, den 13. Oktober 1815.“ — Nachdem der König diesen Brief beendet hatte, schnitt er einige Locken von seinem Haupte, legte sie in das Papier und übergab und empfahl es dem General Nunziante.

Dem unglücklichen Gefangenen stellte sich nun der zu seinem Defensor ernannte Hauptmann Starace vor, um ihn mit der schmerzlichen Pflicht bekannt zu machen, die er den Richtern desselben gegenüber auszuüben habe. „Meine Richter!“ rief Murat aus, „sie sind nicht meine Richter, sie sind meine Unterthanen. Könige können nicht von bloßen Privatleuten gerichtet werden. Die anderen Könige haben eben so wenig das Recht, sie zu richten, denn alle Könige stehen einander gleich. Die Könige haben keine andere Richter, als die Völker und Gott. Will man mich wie einen Französischen Marschall betrachten, so muß ein Gericht von Marschällen über mich Recht sprechen; als General, eine Versammlung von Generalen. Ehe ich mich so erniedrigen könnte, diejenigen für meine Richter anzuerkennen, die man dazu erwählt hat, müßte erst manches Blatt aus der Geschichte Europa's gerissen werden. Das Gericht ist inkompetent, ich schäme mich seiner.“ Als Starace auf seiner Vertheidigung bestand, erwiederte Joachim mit ganz bestimmtem Tone: „Sie können mein Leben nicht erhalten, so tragen Sie wenigstens das Ihrige dazu bei, meine Königsehre zu retten. Es handelt sich hier nicht darum, über mich Recht zu sprechen, sondern mich zu verurtheilen. Diejenigen, welche man meine Richter nennt, sind nichts als meine Henker. Sie werden nicht zu meiner Vertheidigung auftreten, ich will es nicht.“

Der Vertheidiger entfernte sich traurig und ließ den mit der Instruction des Prozesses beauftragten Richter eintreten. Dieser fragte, wie es Gebrauch ist, nach dem Namen des Gefangenen und wollte noch etwas hinzufügen, als ihm Joachim ungestüm ins Wort fiel und ausrief: „Ich bin Joachim Murat, König beider Sicilien und der Eurige. Gehet, befreiet mich von Eurer Gegenwart.“ Als er wieder allein war, saß er lange mit gesenktem Haupte und verschlungenen Armen und betrachtete unverwandt die Portraits seiner Familie, von denen er seine Augen nicht abzuwenden vermochte; an seinen schweren Seufzern und seiner tiefen Traurigkeit erkannte man, daß ein schrecklicher Gedanke auf seinem Herzen laste. Sein wohlwollender Hüter, der Hauptmann Stratti, fand ihn in dieser Stellung und wagte nicht, ihn anzureden; da sprach Murat zu ihm: „In Pizzo freut man sich über mein Unglück; was habe ich denn den Neapolitanern zugefügt, daß sie meine Feinde geworden sind? Ihrem Interesse habe ich alle Früchte meiner Arbeiten und meines langen Kriegslebens geopfert, ich lasse meine Familie arm zurück. Alles Freisinnige in ihren Gesetzen stammt von mir her. Wenn es eine von der Welt gekannte Neapolitanische Armee giebt, wenn die Nation einen Rang unter den mächtigsten Völkern Europa's einnimmt, so ist das mein Werk. Für die Neapolitaner habe ich jeder anderen Neigung entsagt, bin ich undankbar gegen Frankreich gewesen, das mich auf den Thron erhoben, von dem ich heute ohne Furcht und ohne Gewissensbisse herabsteige. Ich habe keinen Theil an der Enghien'schen Tragödie genommen, die der König Ferdinand heute durch eine andere rächt; ich habe keinen Theil daran, ich schwöre es bei Gott, vor den ich bald treten werde.“ Auf diese Worte folgte ein minutenlanges Stillschweigen. „Hauptmann Stratti“, hub er dann von neuem an, „es ist mir Bedürfniß, allein zu seyn. Ich danke Ihnen für die Theilnahme, welche Sie mir in meinem Unglück bewiesen haben; ich bin nicht im Stande, Ihnen meine Dankbarkeit dafür auf andere Art zu beweisen. Seyen Sie glücklich.“ Joachim schwieg, und der Hauptmann Stratti entfernte sich mit thränenfeuchten Augen, um ihn allein zu lassen.

Murat kannte sein Urtheil noch nicht, als kurz darauf der Priester Masdea in sein Zimmer trat. „Sire“, redete ihn dieser Geistliche an, „ich spreche zum zweiten Male mit Ew. Majestät. Als Sie zuerst vor fünf Jahren nach Pizzo kamen, bat ich um Ihren Beistand zur Vollendung unserer Kirche, und Ew. Majestät gab mehr als ich zu hoffen wagte. Meine Worte sind also bei Ihnen nicht ohne Erfolg, und ich habe die feste Zuversicht, daß Sie heute auf meine Gebete achten werden, deren einziger Zweck die ewige Ruhe Ihrer Seele ist.“ Joachim erfüllte mit philosophischer Ergebung alle Pflichten eines sterbenden Christen, und auf das Verlangen des Masdea schrieb er in Französischer Sprache nieder: „Ich sterbe als guter Christ. — J. M.“ —

Während diese rührenden Auftritte in einem Gemache des Schlosses vor sich gingen, erfüllte das Kriegsgericht in einem

anderen Saale seinen schrecklichen Auftrag, indem es erklärte: „daß Joachim Murat, der durch das Loos der Waffen wieder in den Stand eines einfachen Privatmannes, aus dem er hervorgegangen, zurückversetzt worden, dennoch mit 28 Mitschuldigen ein tollkühnes Unternehmen gewagt habe, welches mehr einen Aufstand als einen Krieg zum Zweck gehabt; daß er das Volk zur Empörung aufgereizt, den rechtmäßigen Herrscher angegriffen und danach getrachtet, das Königreich und Italien] umzustürzen; dieser Ursachen wegen, und als öffentlicher Feind, werde er zum Tode verurtheilt, laut eines während der zehnjährigen Occupation gegebenen und bis jetzt in Kraft erhaltenen Gesetzes." Es schien, als wollte das Schicksal dadurch seine blutige Ironie krönen; denn Murat selbst hatte vor sieben Jahren dieses gegen ihn angewendete und als Werkzeug seines Todes benutzte Gesetz gegeben, seine Anwendung aber in mehreren Fällen aus Gnade aufgehoben.

Kalt und verächtlich hörte der Gefangene die Vorlesung seines Todesurtheils mit an. Sogleich wurde er in den kleinen Hof des Schlosses geführt, wo man eine Compagnie Soldaten in doppelter Linie aufgestellt hatte. Man wollte ihm die Augen verbinden; er lehnte es ab, betrachtete heiteren Blickes alle Todeszurüstungen, nahm die erforderliche Stellung an, bot seine Brust den Kugeln dar und sagte zu den Soldaten: „Verschonet das Gesicht, zielet auf das Herz." Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so ertönten Schüsse, und todt sank derjenige nieder, der einst König beider Sicilien war, fest in seinen Händen die Portraits seiner Familie haltend; man beerdigte sie mit ihm, ohne sie dem Tempel zu entreißen, den seine Liebe ihnen errichtet hatte. Diejenigen, welche an Joachim Murat's Tod glaubten, beweinten ihn mit bitteren Thränen; aber die Mehrzahl der Neapolitaner suchten ihren Schmerz durch eitle Vorspiegelungen zu betäuben und wollten sich überreden, die Vorfälle in Pizzo seyen nur eine Erfindung des Hofes.

So endete Joachim Murat, im 48sten Jahre seines Alters und im 7ten seiner Regierung.

England.

Gesellschaftliche Grundlagen des Britischen Staats.

(Nach dem Atlas.)

Nichts erfüllt den Fremden, der den Englischen Angelegenheiten seine Aufmerksamkeit widmet, mit solchem Erstaunen, wie die Unversehrtheit, in welcher die Britische Verfassung aus so vielen Krisen glücklich entkömmt, und das wunderbare Gleichgewicht der Interessen, durch welches die politische Maschine in ihren Fugen erhalten wird, wenn sie auch gewaltsamen Stößen ausgesetzt ist, die ihrem Triebwerk mit gänzlicher Zertrümmerung zu drohen scheinen. Ihm kömmt es vor, als müßte Großbritanien unfehlbar zu einer Revolution hingedrängt werden durch das Elend der Armen, welches eine so große Last örtlicher Auflagen nöthig macht, durch die Wirkung der Korngesetze, durch die Theuerung in allen Dingen, an der die Einfuhrzölle schuld sind, und durch den mißlichen Zustand der fabrizirenden Klassen, deren Läden sich bei den mindesten äußeren Unruhen schließen, und deren Unterhaltsmittel durch die Verbesserungen im Maschinenwesen und durch die angestrengte Konkurrenz der Arbeiter des Auslandes täglich bedroht werden. Er begreift nicht, wie der Verband der drei Königreiche die in Irland systematisch fortdauernde Aufregung überleben kann, da in diesem Lande die wilde Gewalt eine völlige Disziplin begründet hat, die geachteter ist als das Gesetz, und da dort die Noth in fast jeglicher Gestalt den Menschen zum Aeußersten zu zwingen scheint.

Die feste Gliederung des gesellschaftlichen Systems und die gegenseitige Abhängigkeit seiner verschiedenen Theile von einander, dies ist der Grund, warum England frei bleibt von den Erschütterungen, welche denjenigen, die sich nur an die Außenseite der Dinge halten, unvermeidlich scheinen müssen.

Die Britische Aristokratie hat eine einsaugende Kraft in sich, die Alles, was auf der Oberfläche der Gesellschaft zum Vorschein kömmt, an sich zieht; sie öffnet ihre Reihen einem Jeden, der zu Reichthum gelangt, und sie verleiht ihm den Glanz, den die öffentliche Meinung den Wohlhabenden einräumt. So verhindert sie ihn, indem sie ihn in ihre Zahl aufnimmt, sich eine von ihrem Einfluß unabhängige und ihr feindliche Partei zu bilden. In der ersten Generation ragen die homines novi gewöhnlich durch Auszeichnung im Handel oder im Gewerbfleiß hervor; in der nächsten werden sie Parlamentsmitglieder oder Beamte an den Gerichtshöfen, und am Schluß einer ehrenvollen Laufbahn harrt ihrer die Pairswürde. Man braucht nur einen flüchtigen Blick auf die Pairie zu werfen, um sich zu überzeugen, daß dieser durch seinen esprit du corps so mächtige Stand sich auf diese Weise rekrutirt. Die Beispiele der Lords Brougham, Lyndhurst, Cottenham und Langdale, um nur bei den Rechtsgelehrten der drei letzten Ministerien stehen zu bleiben, zeigen hinlänglich, wie die Interessen der alten Familien, die den Wirkungen der Zeit und der Revolutionen entgangen sind, durch die Hinzugesellung von Individuen, welche Tag für Tag darin Aufnahme finden, neu gekräftigt werden. In anderen Ländern sind die Advokatur und der Handel im Besitz des Bürgerstandes und gelten für ein Gegengewicht gegen den Einfluß der Aristokratie; in England liefern sie vielmehr Theilnehmer an den Privilegien des erblichen Ranges und des großen Reichthums, statt eine Opposition dagegen zu bilden. Der Advokat von Westminster-Hall, der Schiffbauer von Liverpool und der Fabrikant von Sheffield und Manchester haben sich kaum ein Vermögen erworben, so nehmen ihre Gedanken auch schon das Gepräge jener aristokratischen Form an, die dem Geist der Britischen Sitten einen unverwüstlichen Stempel aufgedrückt zu haben scheint. Ob Einer in politischer Hinsicht ein Reformer oder in religiöser ein Dissenter ist, das thut nichts zur Sache; der Eine kauft ein mit Kirchen-Patronat verbundenes Gut, um es auf seinen ältesten Sohn zu vererben; der Andere macht seinen Einfluß bei den Grafschaftswahlen geltend und erwirbt sich dadurch einen Anspruch auf die Baronetswürde; und Beide, obgleich noch im ersten Aufblühen ihres von gestern herstammenden Reichthums, eilen ohne Zögern in ein Wappenamt, um sich ein Schild für ihre Familie geben zu lassen, — eine der natürlichsten und unverbesserlichsten Eitelkeiten.

Das Familienwesen, wenn man so sagen darf, ist in England die Stütze des Staatswesens, und die Institutionen des Landes entspringen aus seinen Sitten. Das tiefste Elend, welches dicht neben dem Glanz des Reichthums in grellem Kontrast dasteht, ist kein Hinderniß für das Gemeinwohl, obgleich im eigenen Schoße dieser künstlichen Gesellschaft der älteste Sohn mit einem Einkommen von Tausenden auf Kosten des gezwungenen Cölibats seiner Schwestern und der abhängigen Arbeitsamkeit seiner jüngeren Brüder lebt. Um den Naturtrieb zu hemmen, der einem solchen System gefährlich werden könnte, und um die Folgen von so viel einzelner Noth zu mildern, hat man Armen-Gesetze eingeführt und ist dadurch den Bedürfnissen der Armuth entgegengekommen; aber die ungeheure Menge der Verbrechen würde Stoff genug liefern, um einen ganzen neuen Kontinent zu bevölkern. Für die jüngeren Zweige reicher Familien wird in den Kolonieen gesorgt, oder in Indien, oder vermittelst der Pfründen einer Kirche, welche reicher ist, als der vereinigte Klerus der ganzen übrigen Christenheit, oder durch die verschiedenen Grade einer Marine, die an Umfang alle Marinen Europa's übertrifft. Diese kolossalen Reichthümer sind für die Englische Aristokratie das, was die Eroberung für die Römischen Patrizier war, das nothwendige Ergebniß ihrer Stellung, die unumgängliche Bedingung ihres Bestehens.

Mannigfaltiges.

— Janin in Deutschland. Seine Rückreise von Mailand durch die Rheingegenden über Holland nach Paris hat Jules Janin in einem Artikel beschrieben, der jetzt, als verspäteter Nachzügler zu den früher von uns erwähnten Berichten über seine Italiänische Reise, in der Revue du XIXe siecle abgedruckt ist. Das Journal des Débats, das die früheren Artikel gebracht, scheint Anstand genommen zu haben, auch den letzten aufzunehmen, und mit Recht; denn etwas Flacheres und Absprechenderes läßt sich wohl kaum über drei Völker zugleich sagen, als hier Herr Janin auf wenigen gedruckten Seiten über Italiäner, Deutsche und Holländer zusammengeschrieben hat. Am Rhein findet er auf jedem Schritte nichts als — Frankreich; „und warum ist hier nicht Frankreich?" fügt er in elegischer Stimmung hinzu. Gleichwohl sagt er in demselben Athemzuge von den Menschen, die dieses Frankreich bewohnen: „Niemals habe ich phlegmatischere Leute gesehen; sie sind glücklich, ohne sich Unruhe wegen des gestrigen oder Sorgen wegen des morgenden Tages zu machen; sie überlassen sich der Woge, von der sie eben geschaukelt werden. Sie essen und trinken den ganzen Tag, und wenn sie weder essen noch trinken, so rauchen sie Taback und werfen dabei einen wehmüthigen Blick auf die schöne herrliche Landschaft, zu der sie selbst die Staffage bilden. Welcher Unterschied zwischen diesen Menschen und jenen Italiänischen Vulkanen, die über weniger als Nichts in Feuer und Flamme gerathen, und jenen anderen Vulkanen, den Franzosen, die selbst auf dem Dampfboote von Paris nach St. Cloud Gelegenheit finden, mit ihren Frauen zu zanken, ihre Kinder auszuschelten und über ihre Geschäfte zu disputiren!" — In Mainz angekommen, fällt ihm natürlich zuerst die Statue Guttenberg's, des Erfinders der Buchdruckerkunst, in die Augen. Aber, was glaubt man wohl, sagt Janin von diesem Werke des unsterblichen Thorwaldsen, von dem Abbilde des Mannes, der hier mit der ersten gedruckten Bibel, die er an das Herz drückt, in der einen Hand, und mit den eben erfundenen Typen in der anderen, voll Majestät und Würde im alten Deutschen Gewande steht? „Die Wahrheit zu sagen!", sagt der wahrheitliebende Janin, „ist diese Statue Guttenberg's ganz miserabel. Es ist unmöglich, einen Mann von solchem Genie weniger zu begreifen und in einer groteskeren Weise darzustellen. Man hat aus Guttenberg eine Art von ungeschlachtem Deutschen gemacht, der so aussieht, als wollte er sich von den vorübergehenden Studenten eine Pfeife Taback ausbitten. Gleichwohl ist dies ein Werk jenes berühmten Thorwaldsen, bei dessen Durchreise ganze Städte in Bewegung kommen, eines Mannes, der eine Art von übertriebenem und emphatischem Canova ist und der für uns einige ganz abscheuliche Schüler gebildet hat." — Welcher Künstler in der Welt kann sich wohl fortan noch von dem Lobe Janin's, nachdem er solchen Tadel über Thorwaldsen ausgesprochen, geehrt fühlen?

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 6. Berlin, Montag den 14. Januar 1839.

England.

Die Papiere der Stuart's aus dem letzten Jahrhundert.

Wir entlehnen Lord Mahon's Geschichte Englands vom Utrechter bis zum Aachener Frieden, die eben mit dem dritten Bande vollendet erschienen ist, einige Auszüge, die sich auf den Kampf von 1745 beziehen und auf die Personen, die in demselben eine Hauptrolle spielten; man wird dieselben mit um so größerem Interesse lesen, als der Verfasser für diesen Theil seiner Geschichte aus der Sammlung von Dokumenten, die unter dem Namen der Stuart-Papiere erwähnt werden, ganz neue Aufklärungen geschöpft hat. Wir beginnen mit einer Skizze des Prinzen Karl Eduard, der, damals vierundzwanzig Jahr alt, von der Natur mit vielen und von der Phantasie seiner Anhänger mit allen großen Eigenschaften ausgestattet war.

„Karl Eduard Stuart ist ein Charakter, der nicht nach einer einzigen Auffassung darzustellen ist, sondern sich so sehr verändert hat, daß er für verschiedene Perioden aufs neue geschildert werden muß. In seinen späteren Jahren hat die Unmäßigkeit Spuren an ihm zurückgelassen, die eben so tief, aber nicht so ehrwürdig wie die der Zeit sind; wir sehen in seinem vorgerückten Alter nur den sinnlosen Trunkenbold, den grämlichen Gatten, den tyrannischen Herrn, mit geschwächtem Verstand und launischem Temperament. So war aber der Karl Stuart von 1745 nicht! So war nicht der ritterliche Prinz voll Jugend, Hoffnung und Muth, der, in den Wildnissen von Moidart mit sieben Mann landend, ein Königreich um seine Fahne sammeln und seine Feinde bei Preston und Falkirk vor sich her treiben konnte. So war der heitere und artige Gast von Holyrood nicht! So war der nicht, dessen Kampfgier und Ausdauer in Strapazen selbst von Hochländischen Häuptlingen bewundert wurden, während noch günstigere Beurtheiler die höchste Liebenswürdigkeit im Gespräch, die höchste Anmuth im Tanz an ihm rühmten. Daher hat er sich auch in so wenigen Monaten bei einer so hochherzigen Nation, wie die Schotten, eine so große Popularität erworben und mit seiner Erscheinung einen so tiefen Eindruck bei ihnen zurückgelassen, daß noch dreißig oder vierzig Jahre, nachdem er sie verlassen, sein Name von Allen, die ihn gekannt hatten, mit den feurigsten Lobsprüchen genannt wurde, daß man bei der Erinnerung an ihn die rauhesten Herzen gerührt und die gefurchten Wangen der Veteranen von Thränen benetzt sah. Ohne also die Fehler seines Charakters zu leugnen oder die Erniedrigung seines Alters beschönigen zu wollen, müssen wir dem Glanz seiner Mannesjahre Gerechtigkeit widerfahren lassen. Karl's äußere Gestalt (um der weiblichen Leser willen beginnen wir mit dieser) war schlank und wohlgebildet, seine Glieder kräftig und unverdrossen. Er zeichnete sich aus in allen männlichen Uebungen und war gewöhnt an jede Art Strapaze, besonders lange Fußreisen. Sein Gesicht war besonders schön und von vollkommen ovaler Form, seine Augen hellblau, seine Züge stolz und edel. Der Sitte der Zeit zuwider, welche den Gebrauch von Perrücken vorschrieb, ließ er gewöhnlich sein eigenes schönes Haar in langen Locken herabwallen. Mit dieser einnehmenden Gestalt verband er noch ein feines Benehmen, und indem er sich häufig bis zur vertraulichsten Leutseligkeit herabließ, die aber immer von einer gewissen Königlichen Würde geschützt war, hatte er eine besondere Gabe, zu gefallen und zu überreden, und verstand es, jedesmal seine Unterhaltung nach dem Geschmack und Stand der Personen, die er anredete, einzurichten. Doch er verdankte nichts seiner Erziehung: diese war dem Sir Thomas Sheridan, einem Irischen Katholiken, anvertraut worden, welcher nicht dem Verdacht entgangen ist, daß er im Solde der Britischen Regierung stehe und seine Pflicht als Lehrer verrathe. Ich muß sagen, daß ich keinen Beweisgrund für diese gehässige Anklage gefunden. Ich glaube, Sheridan ist als ehrlicher Mann gestorben; aber die Geschichte kann ihn nur von gemeiner Schurkerei freisprechen, indem sie ihm grobe Vernachlässigung Schuld giebt. Er hat seinen Zögling in den allergewöhnlichsten Elementen des Wissens ununterrichtet gelassen. Die Handschrift in den Briefen Karl's, die ich unter den Stuart-Papieren gesehen, ist groß, unbeholfen und schulknabenmäßig. In der Orthographie sind sie noch mangelhafter. Das Wort humour z. B. wird bei ihm umer, und selbst seines eigenen Vaters Name, James, erscheint unter der Gestalt Gems. Diese Fehler beschränken sich nicht auf Eine Sprache: wer, um eine Probe von seinem Französischen zu geben, würde in dem Worte coote de chas (couteau de chasse) ein Jagdmesser erkennen? Ich glaube es daher gern, wenn Dr. King uns versichert, er habe nur wenig von der Geschichte oder Verfassung Englands gewußt. Wenn aber die Briefe Karl's seinen Mangel an Erziehung darthun, so sind sie auch nicht weniger klare Zeugnisse von seinen natürlichen Fähigkeiten, der Energie seines Charakters und der Wärme seines Herzens. In einem vertraulichen Schreiben kurz vor seiner Fahrt nach Schottland sagt er: „Als ich am Pfingstfest meine Andacht verrichtete, empfahl ich mich ganz besonders dem Schutz und der Leitung des Allmächtigen und flehte, daß er mir immer die Gesinnung erhalten möchte, lieber etwas zu leiden, als irgend eine meiner Pflichten zu verletzen." Er gedenkt seines jüngeren Bruders, Heinrich's von York, mit der größten Zärtlichkeit, und obwohl er bei der Rückkehr von Schottland merkte, daß er Ursache habe, sich über Heinrich's Kälte und Zurückhaltung zu beklagen, so wird dieser Fehler nur obenhin berührt, und Karl bemerkt, so groß auch seines Bruders Mangel an Liebe sey, dies werde seine eigene nie vermindern. Der Ton, in welchem er zu seinem Vater spricht, ist höchst zärtlich und ehrerbietig, und als er, sich zu seiner großen Unternehmung im Jahre 1745 anschickend, den Papst um seinen Segen bittet, so kann es ihm gewiß der strengste Katholik nicht übel nehmen, wenn er hinzufügt, er würde einen Segen von seinem Vater für viel kostbarer und heiliger halten. Was seine Freunde und Anhänger betrifft, so hat man Karl den Vorwurf gemacht, daß er nicht genug von ihren Leiden gerührt oder für ihre Dienste dankbar sey. Auferzogen unter Mönchen und Frömmlern, die weniger zu fürchten schienen, daß er nicht zur Regierung komme, als daß er dieselbe, wenn er in ihrem Besitz sey, auf eine liberale Weise führen möchte, hatte er von Jugend auf die übertriebensten Vorstellungen von Prärogative und Erbrecht eingesogen. Daher mochte er glauben, daß die, welche in Schottland für ihn kämpften, nicht mehr thäten als ihre Pflicht und daher auf keine besondere Art von Lob oder Bewunderung Anspruch hätten. Andererseits müssen wir bedenken, wie geneigt alle Verbannten sind, ihr eigenes Verdienst zu übertreiben und sich über Vernachlässigung zu beklagen, selbst da, wo keine vorhanden ist; und doch könnte man aus Karl's vertrautester Korrespondenz eine Menge Stellen anführen, um zu zeigen, wie liebreich und besorgt er für seine Anhänger war. Noch sehr jung, war er entschlossen, lieber persönliche Entbehrung zu ertragen, als seine Freunde durch Schuldenmachen in Verlegenheit zu setzen. Als er von Schottland zurückkehrte, sagte er dem Französischen Minister d'Argenson, für sich verlange er nichts; er sey aber bereit, einen Fußfall zu thun, um für seine Mitverbannten etwas zu erlangen. Einmal, als er einige Fehler und Spaltungen unter seinen Dienern beklagt, erklärt er, ein ehrlicher Mann sey nichtsdestoweniger so viel werth, daß „wenn Ew. Majestät es nicht befiehlt, ich mich von ihnen mit trübem Herzen trennen würde." Ja ich glaube, diese Wärme Karl's für seine unglücklichen Freunde blieb fast allein übrig, als in seinen späteren Jahren jede andere edle Eigenschaft seines Herzens verwischt und untergegangen war.

Er hatte einige Erfahrung im Krieg, da er in seiner Jugend in der Spanischen Armee bei der Belagerung von Gaeta gedient und sich ausgezeichnet, und er liebte den Krieg als das Geburtsrecht der Sobieski's, wie der Stuart's. Unverwerfliche Zeugnisse rühmen seinen lebhaften Verstand, seine Schnelligkeit im Entschließen und seine Verachtung der Gefahr. Sein Anführer-Talent ist wahrscheinlich nie über das Gewöhnliche hinausgegangen, doch sieht man bei einigen Fällen in Schottland, wo er und seine geübteren, erfahreneren Offiziere verschiedener Meinung waren, daß sie Unrecht und er Recht hatten. Kein Ritter der alten Zeit hatte gewiß einen erhabeneren Begriff von Ehre; ja er trieb denselben zu solchen Extremen, daß er dadurch oft in Irrthum und Unglück gerieth. So verlor er die Schlacht von Culloden besonders darum, weil er es verschmähte, von dem Boden Vortheil zu ziehen, und es für ritterlicher hielt, dem Feinde unter gleichen Verhältnissen zu begegnen. So war auch der Grund seines eigensinnigen, wunderlichen Benehmens beim Aachener Frieden ein falsches point d'honneur, das er darin zu erkennen

glaubte. Zu anderen Zeiten wieder verdient diese Großmuth ungemischtes Lob: nie konnte man ihn dazu überreden oder reizen, harte Wiedervergeltungs-Maßregeln zu ergreifen; die große Milde, womit er seine Gefangenen behandelte, selbst solche, die seinem Leben nachgestellt, scheint unter seinen Truppen allgemeine Unzufriedenheit erregt zu haben, und selbst als man zu seiner Ermordung öffentlich ermuthigte und einen Preis auf seinen Kopf setzte, fuhr er mit dem größten Ernst fort, darauf zu dringen, daß in keinem Fall der „Kurfürst", wie er seinen Nebenbuhler nannte, eine persönliche Unbill oder Beleidigung erfahren solle.

„Eine andere Eigenschaft Karl's war große Festigkeit des Entschlusses, die durch Stolz und Kummer später in finstere Hartnäckigkeit ausartete. Auch war er zu allen Zeiten geneigt zu Ausfällen des Zorns, wo dann seine Sprache durch ein trotziges Bewußtseyn seines Mißgeschicks noch einmal so kurz und abweisend wurde. Ich fand unter seinen Papieren eine Note ohne nähere Bestimmung, wahrscheinlich für einen säumigen Offizier; sie enthielt nur die Worte: „Ich gebiete Ihnen, meine Befehle zu vollziehen oder nie mehr zurückzukehren." Solche Härte mochte manchen wankelmüthigen Anhänger bestimmen, das Letztere zu wählen. So waren auch die erbitterten Aeußerungen, die er zu verschiedenen Malen öffentlich gegen den Französischen Hof fallen ließ, gewiß mehr gerecht, als politisch. Sein Herz scheint immer von dem stolzen Bewußtseyn erfüllt gewesen zu seyn, daß kein Mensch es wagen dürfe, ihn seines Mißgeschicks halber irgendwie schlechter zu behandeln, und daß er eher Alles opfern würde, als seine Würde."

So war Karl in dem Beginn seiner seltsamen Laufbahn, und jetzt wollen wir einige Züge von dem Ende derselben entlehnen.

„In seiner Jugend hatte Karl beschlossen, nur eine protestantische Prinzessin zu heirathen; doch blieb er den größeren Theil seiner Laufbahn hindurch unvermählt, und erst 1772, als er 52 Jahr alt war, heirathete er ein katholisches Mädchen von 20 Jahren, die Prinzessin Louise von Stolberg. Diese Verbindung war eben so unpassend, als unglücklich. Karl behandelte seine junge Frau sehr unfreundlich. Er scheint überhaupt von ihrem Geschlecht im Allgemeinen eine sehr ungünstige Meinung gehabt zu haben, und ich fand unter den Papieren, die er um diese Zeit geschrieben: „Was die Männer betrifft, so habe ich sie durch und durch beobachtet, und wenn ich achtzig alt würde, könnte ich sie schwerlich besser kennen als jetzt; doch was die Frauen betrifft, so hielt ich dies ganz für unnütz, da diese noch einmal so böse und unergründlich sind." Als er diese unedlen und undankbaren Worte schrieb, hätte ihm nur das Bild der Flora Macdonald vorschweben sollen; dies hätte gewiß seine Feder stutzig gemacht. Der Graf und die Gräfin von Albany (diesen Titel hatten sie angenommen) lebten in Florenz mehrere Jahre zusammen, er ein böser Hausherr und sie ein intrigantes Weib, bis sie endlich, des Joches müde, mit ihrem Liebhaber Alfieri entfloh. So in seinem Alter einsam dastehend, nahm er seine mit Miß Walkinshaw erzeugte Tochter zu sich und erhob sie zur Herzogin von Albany, durch einen letzten Akt seiner Königlichen Prärogative. Sie war um 1753 geboren und überlebte ihren Vater nur ein Jahr. Ein anderer Trost seines kindischen Alters war ein öfterer Hinblick auf die Prophezeiungen des Nostradamus, deren ich mehrere unter seinen Papieren gefunden. Karl kehrte später mit seiner Tochter nach Rom zurück. Seine Gesundheit war schon lange im Verfall, und an seinem Leben hatte man mehr als einmal verzweifelt; doch im Januar 1788 ward er von einem Schlagfluß befallen, der ihn an der einen Hälfte des Körpers vollständig lähmte, bis er am 30sten desselben Monats den Geist aufgab.*) Sein Leichenbegängniß wurde von seinem Bruder, dem Kardinal, in Frascati vollzogen. In dem Todtengewölbe dieser Kirche modern die Reste eines einst so tapferen und ritterlichen Herzens, und unter dem Peters-Dom ist seitdem aus Canova's Meißel ein prächtiges Monument erstanden zum Gedächtniß Jakob's III., Karl's III. und Heinrich's IX., Könige von England — Namen, die ein Engländer kaum ohne ein Lächeln oder einen Seufzer lesen kann."

Wir übergehen, als hinlänglich von vielen Seiten beschrieben und besprochen, die Ereignisse, die zwischen den zwei berührten Epochen in der Mitte liegen, den großen Kampf in Schottland nämlich, dessen Interesse, wie Lord Mahon bemerkt, „um ein Bedeutendes gesteigert scheint, wenn wir in den geheimen, jetzt ans Tageslicht geförderten Papieren die Entdeckung machen, daß er nicht bloß gegen die Britische Regierung, sondern ohne Hülfe und sogar wider den Willen der Französischen geführt ward."

Da diese Papiere noch so wenig bekannt sind, wollen wir hier noch zwei Stücke der Stuartischen Korrespondenz hersetzen, die in einem Anhang des Werks abgedruckt steht.

Der Prätendent an Prinz Karl.

Albano, den 6. Juli 1745.

Gott weiß, wo oder wann Dich dies finden wird, mein theuerster Carluccio; nichtsdestoweniger treibt mich der Kummer und die Angst, in der ich um Deinetwillen bin durch das, was die Zeitungen von Schottland berichten, Dir zu schreiben. Ich zweifle nicht, daß diese Berichte übertrieben sind in Betracht der Quelle, aus der sie kommen. So viel aber ist nur zu klar, daß Deine Angelegenheiten nicht so stehen, wie ich wünschen möchte. Doch hoffe ich noch immer, daß Du im Stande seyn wirst, Dich in Schottland zu halten, bis Du aus Frankreich Hülfe hast: kannst Du Dich aber wirklich nicht in Schottland behaupten, so treibe um Gotteswillen die Dinge nicht zu weit, sondern denke an Deine eigene Sicherheit, von der so viel abhängt. Sollte auch Deine Unternehmung unglücklich ausfallen, die Ehre, die Du dadurch erworben, bleibt Dir immer; sie wird Dir im Auslande Achtung und Ansehen verschaffen, und, ich glaube dafür bürgen zu können, die Franzosen werden dadurch immer veranlaßt werden, Dir Schutz und Beistand zu verleihen und ein anderes Projekt für Dich zu rechter Zeit aufzunehmen; so daß Du in der That keinen Grund hast, zu kühnen oder verzweifelten Maßregeln Deine Zuflucht zu nehmen; denn sobald Du dies thätest, würdest Du Alle ins Verderben stürzen, und sogar die Ehre, die Du schon gewonnen, könnte darunter leiden. Schließlich, mein liebes Kind, trenne nie Klugheit und Muth. Die Vorsehung hat Dir bisher wunderbar geholfen und wird Dich auch für die kommende Zeit nicht verlassen. Dies ist meine feste Hoffnung, und ich will nicht aufhören, Gott zu bitten, daß er Dich segne und beschütze. Leb' wohl, mein theuerstes Kind, ich umarme Dich zärtlich und bin ganz der Deinige. James R.

(Schluß folgt.)

Griechenland.

Landschaftliche Bilder aus Griechenland.

II. Die Meteoren (τὰ μετέωρα).

Eine der größten Merkwürdigkeiten Griechenlands sind die Meteoren in Thessalien, in der Nähe der Stadt Trikala. Es sind dies hohe Felsenmassen, die größtentheils gerade stehen wie Mauern, so daß man sie für Menschenwerk hält, übrigens bald die Gestalt von Pyramiden, bald von Obelisken haben, bald stumpfen Kegeln, bald kolossalen Säulen gleichen, deren Ganzes aber das Bild einer Menge über einander gethürmter Felsen gewährt, etwa wie man sich die Werke der himmelstürmenden Giganten vorstellt. Staunend steht der Wanderer vor ihnen und zweifelt, ob es Wirklichkeit sey oder Einbildung, was er sieht. Auf diesen Felsen erbauten einst während der Türkischen Herrschaft fromme Eremiten und Mönche die Meteoren als Zufluchtsörter der Christen, gleich einem leuchtenden Pharus für die nächtlichen Schiffer. Auf diesen von Alters her mit dem Namen „die Meteoren" benannten Felsen glänzte von den Zeiten des Andronikos an das Kreuz ununterbrochen. Schon Homer gedenkt übrigens der Meteoren, wenn er von dem steilen Ithome in der Nähe von Trikka spricht. Desgleichen Strabo, wenn er der festen Lage Ithome's und der es umgebenden spitzen Felsen gedenkt. Damals war dort Alles wüst und verlassen. Die dort befindlichen Mönche versetzen die Erbauung von Klöstern auf diesen Felsen in die Zeiten von Andronikos und erzählen, daß früher dort vierundzwanzig Klöster gewesen; jetzt sind deren nur noch zehn, und davon sind nur sieben bewohnt. Das ausgezeichnetste davon ist dasjenige, welches vorzugsweise „die Meteora" heißt und 1371 von Joannis Palaeologos gegründet wurde. Im Jahre 1406 baute Maria Palaeologos ein Nonnenkloster zu Ehren der Dreieinigkeit.

Diese und die anderen Klöster hängen gleichsam auf den unzugänglichen Spitzen der Felsen wie in der Luft, abgeschieden von der übrigen Welt. Alte dickbelaubte Bäume beschatten die Felsen und lassen von weitem die Klöster oft kaum erkennen. Ihre Lage hält man für sicher vor den Ueberfällen der Klephten; indeß mußten die Mönche zu den Zeiten des grausamen Ali Pascha von Jannina nicht selten seine Gefangenen bewachen. Die Klöster sind sehr reich und zahlen dem Patriarchen und der Regierung eine jährliche Abgabe. Die Mönche selbst sind überaus gastfrei und nehmen jeden Fremden freundlich auf, der, wenn er will, entweder mittelst einer auf den vorspringenden Felsen ruhenden Leiter hinaufsteigt oder mit Hülfe eines an einem Seile befestigten Korbes heraufgezogen wird.

Nachdem wir (so erzählt uns ein Reisender, der auf diese Weise die Meteoren besucht hat) länger als eine halbe Stunde durch einen Engpaß gegangen waren, der sich entlang eines steilen Berges hinzieht, kamen wir in ein tiefes Thal oder vielmehr in eine Felsschlucht, in welcher der Weg durch einen den Raum zwischen beiden Felsreihen ausfüllenden Wald hindurchführte. Das Ganze erscheint wie eine einzige in die verschiedenartigsten Gestaltungen von Kegeln, Säulen und dergleichen zerrissene Felsenmasse, — eine Erscheinung, die man im Allgemeinen der Wirksamkeit eines Erdbebens zuschreiben mag, so wie der langsam, aber unaufhörlich fortschreitenden Auflösung der Felsen. Die Höhe dieser Felsen ist verschieden; die meisten erheben sich bis über hundert Fuß über den Spiegel des nahen Flusses (Kachios), andere bis zu zweihundert, einige auch bis zu dreihundert Fuß.

Die Griechischen Klöster liegen theils auf den Spitzen dieser Felsen, theils in den Vertiefungen, welche die Natur oder die Kunst gebildet hat. Das größte und am höchsten gelegene Kloster ist dasjenige, welches den Namen „Meteora" selbst führt. In der Nähe liegt ein anderes, auf einem hundertundzwanzig Fuß

*) Oeffentlich wurde der 31. Januar angegeben; doch ich habe erfahren, daß er in der That am 30sten starb, und daß seine Umgebungen, aus Scheu vor dem Omen, das in diesem Tage lag, als dem Jahrestag der Hinrichtung König Karl's I., trotz der Verschiedenheit des alten und neuen Styls, seinen Tod die Nacht über verbargen und hernach versicherten, er wäre um neun Uhr des Morgens gestorben. Dies erzählte mir Kardinal Caccia Piatti in Rom, der es von einigen Leuten aus des Prinzen Hause gehört.

hohen Felsen, das nicht minder merkwürdig ist; denn die Spitze desselben ist so schmal, daß die Mauern des Gebäudes eine einzige natürliche Reihe von geraden Felsenmauern zu seyn scheinen. Wir besuchten von den noch übrigen sieben Klöstern dasjenige, welches nach dem heiligen Stephanos genannt ist. Die Felsenspitze, worauf es liegt, erhebt sich bis zu einer Höhe von 180 Fuß. Anfangs stiegen wir einen felsigen Weg hinan, der von alten Bäumen beschattet wird, deren Wurzeln in die Felsenspalten verwachsen sind. Angelangt an dem Abhange der Felsenwand, erblickten wir die Klostergebäude, die über unseren Köpfen zu hängen schienen. Oben befand sich eine Winde mit einem Seile, das bis zu uns herabhing. Unser Tatar schlug uns vor, uns von einem der Männer oben hinaufwinden zu lassen; da jedoch die Mönche in der Kirche waren, so dauerte es fast zehn Minuten, ehe wir Antwort erhielten. Endlich sahen wir, daß ein anderes stärkeres Seil herunterkam, an dessen unterstem Ende eine Art Netz hing. Wir legten in dasselbe einen Mantel und ich und mein Freund setzten uns darauf hinein. Während wir nun hinaufgewunden wurden, dehnte sich in Folge der Schwere unserer Körper das Netz so aus, daß wir Beide über einander lagen und weder Hände noch Füße rühren konnten. Die Winde über uns ragte so weit über dem Felsen hervor, daß wir nicht zu besorgen hatten, wir möchten uns an diesen selbst stoßen; gleichwohl war mit dieser Art des Heraufwindens eine größere Furcht verbunden, als in einem Bergstollen. In drei Minuten höchstens waren wir oben, obgleich wir einen Raum von 150 Fuß bis zu den Mönchen zu durchschiffen hatten, die uns sogleich heraushalfen. Unser Diener war auf einem anderen, weniger sicheren Wege heraufgekommen, indem er auf einer hölzernen Leiter, die an dem Felsen herabging, nach einem in den Felsen gehauenen Weg gelangte, der sodann weiter zum Kloster selbst führte. Die Mönche empfingen uns sehr freundlich, und wir blieben mehrere Stunden bei ihnen. Die einzelnen Klostergebäude liegen zerstreut auf der Felsenspitze. Wir fanden in ihnen nur fünf Regular-Geistliche und einige Laienbrüder.

Süd-Amerika.

Die Silbermine von Serro de Pasco.*)

Jenes ganz durch Schutt versperrte Dorf, jener weite Erdbau mit den zweitausend Schlünden, die jährlich 25 Millionen Franken ausspeien, ist Serro de Pasco, die bedeutendste Mine von Peru, die sich dem unruhigen, kühnen Bergmanns-Volke erschloß, als Potosi nach allen Richtungen hin durchlöchert, als es aller seiner Millionen beraubt war, als von seinem 17,000 Fuß hohen Berge nur noch eine wankende, ausgehöhlte Rinde übrig blieb, die jeden Augenblick über den ungeschickten Nachzüglern einzustürzen drohte.

Die Mine von Serro de Pasco hat im Durchschnitt ungefähr eine Ausdehnung von anderthalb Stunden, und wo man auch nachgraben mag, überall findet man Silbererz, fast auf der Oberfläche der Erde. Hügel, die durch gefrorene Seen von einander getrennt werden, und kleine, hier und da mit gelblichem Rasen bedeckte Ebenen sind der einzige Schmuck einer Landschaft, die man sich nicht öder und trauriger denken kann. Auf dem ausgedehntesten dieser Hügel, beinahe 15,000 Fuß über der Meeresfläche, ragt eine Masse von hölzernen und steinernen Häusern hervor, welche unregelmäßig um die Minen herum gebaut sind, deren Haupteingang oft mitten in einer Straße sich öffnet. Um diese Schachte vor dem Nachstürzen der Erde zu bewahren, versieht man sie ringsum mit Brettern und Bohlen; das Erz wird aus der Mine in das nächste Haus getragen, mitten durch die Vorübergehenden, die ihre Geschäfte besorgen, mitten durch die Züge von Mauleseln und Lama's, die alle Bedürfnisse nach Serro bringen, von der Kohle und dem Holze an, welche hier das ganze Jahr hindurch gebrannt werden, bis auf das Brod und das Stroh zur Viehfütterung. Durch diese Nothwendigkeit, Alles von der Küste oder aus dem Innern des Landes herbeizuführen, erhalten die Straßen von Serro de Pasco das belebteste und ungewöhnlichste Ansehen. Jedes Haus ist ein Laden, wo man alles Mögliche aufgehäuft sieht, Englische und Französische Tuche, Spanische und Schwedische Eisenwaaren, Seidenstoffe aus Indien, China und Lyon, Madeira- und Bordeaux-Weine, Rum und Branntwein, Englisches und Chinesisches Fayence, Porzellan von Limoges, Nord-Amerikanische Galanteriewaaren, Akkordion's, Spieldosen, kurz Alles, was gebildete Leute bedürfen, um in dieser Eis-Zone zu leben, und Alles, was die Launen reicher Emporkömmlinge und Kaufleute nur begehren können. In diesem Ort des Glücksspiels wird Jeder einmal reich; denn der arme Mestize, welcher sechs Monate des Jahres hindurch auf Kredit bei einem Winkel-Gastwirthe lebt, verdient vielleicht während der anderen sechs 50 bis 200 Franken; die Gruben-Arbeiter erhalten nämlich keinen bestimmten Lohn, es ist ihnen nur erlaubt, einen Capacho, ungefähr dreißig Pfund, von dem Erze, das vor dem Eingang der Mine aufgehäuft liegt, als Bezahlung für die zwölfstündige Arbeit mitzunehmen. Wenn das Bergwerk sich in seinem gewöhnlichen Zustande befindet, das heißt, wenn es auf 50 Centner Erz acht bis zehn Mark Silber giebt, so kann der Arbeiter auf seinen Antheil drei bis fünf Realen, zwei bis drei Franken, rechnen; liefern aber die zu bearbeitenden Minen eine reichere Ausbeute, so bringt ihm derselbe Capacho einen Gewinn von zehn bis vierzig Piastern. Diese Art von Bezahlung ist aus einer Gewohnheit nach und nach zum Gesetz geworden; der Bergwerks-Besitzer dürfte es nicht wagen, den Lohn eines Arbeiters, und wäre es auch auf 50 Franken täglich, festzustellen; diese müssen nun einmal ihren Capacho voll Erz mitnehmen, mag er Kalksteine oder reines Silber enthalten.

Durch diese Zahlungs-Methode ist hier eine ganz eigene Art von Austausch, die man sonst nirgends findet, eingeführt worden; jeder Klein-Krämer ist auch zugleich Fabrikant von Silberbarren. Nach zwölfstündiger Arbeit trägt der Indianer oder der Mestize eine ganze Schürze voll Steine zum Gastwirth; dort trinkt er Branntwein, Chica (Meth aus Mais), kaut Coca (Kockelskörner), raucht seine Cigarre und bezahlt mit Erzstücken. Eben so macht er es mit allen seinen Bedürfnissen, mit den Kleidungsstücken, den Heizmitteln u. s. w. Jeder Krämer und jede Krämerin müssen sich also nothgedrungen auf die Schätzung des Silbererzes verstehen; dazu gehört lange Erfahrung und ein geübtes Auge, denn beim ersten Anblick kann man oft die mehr oder weniger silberhaltigen Steine nicht von einander unterscheiden. Ganz gewöhnlich ist es, daß eine Fischhändlerin vor der Thür ihres Ladens sitzt, den Verkauf ihrer Waare besorgt, dabei Erz zerbröckelt, es pulverisirt, mit Quecksilber durchknetet, es wäscht, schmilzt und daraus Silberbarren anfertigt.

Die Bevölkerung von Serro de Pasco beträgt 10 bis 15 tausend Seelen, je nach der Vermehrung oder Verminderung des Boia, ein Ausdruck, dessen man sich bedient, um anzudeuten, daß die Adern reich an Silber sind. Sobald es im Lande bekannt wird, daß die Minen von Serro in Boia sind, steigt die Bevölkerung des Ortes um ein Drittheil. Mestizen, Kreolen, entlaufene Matrosen, Bankerottirer, Spitzbuben und Mörder eilen herbei, um ihren Antheil am Silberflusse zu haben, die Einen, um zu arbeiten, die Anderen, um die Arbeiter auszubeuten. Alles greift zum schweren Hammer und zum Meißel des Bergknappen; am Eingange der Stollen hört aller Kasten-Unterschied auf; der Weiße, der den Mestizen verachtet, der Mestize, der den Indianer beraubt und mißhandelt, der Indianer selbst, dieses arme Lama der weißen Race, alle sind unter einander gleich geworden, alle sind Kameraden. Zwölf Stunden lang kauern sie auf dem Grunde der drei bis vier Fuß hohen Schachte; die Beine stecken in dem Schlamme, der durch das Siekern der feuchten Steinwände entsteht. Wenn sie mit großer Mühe ein sechs Zoll tiefes Loch gehauen haben, füllen sie es mit Pulver und zünden dieses an. Der dicke und schwefelichte Rauch findet keinen anderen Ausweg als durch die enge, einige hundert Schritt entfernte Oeffnung des Stollens; manchmal bleibt er auch Stunden lang zusammengedrängt und fast unbeweglich stehen, bevor er sich schwerfällig bis dahin fortwälzt. Träger, mit dem Capacho auf dem Rücken, schleppen den Schutt heraus und müssen oft auf Händen und Füßen kriechen. Alle zwölf Stunden verlassen die Arbeiter das Bergwerk und werden von neuen abgelöst, die eben so lange dort verweilen. Da giebt es keinen Unterschied zwischen Tag und Nacht; wenn das Oel der Lampe, die an der Mütze jedes Bergknappen befestigt ist, zu schwinden anfängt, so schließt er daraus, daß seine Feierstunde gekommen sey; ihm ist sehr wenig daran gelegen, ob die Leute, welche sich einige hundert Fuß über seinem Kopfe herumtummeln, diese Stunde Tag oder Nacht benennen.

Dieselben Menschen, welche die ganze Woche über neben einander gearbeitet haben, ohne sich zu begegnen, diese beiden Abtheilungen sich abwechselnder Arbeiter vereinigen sich Sonntags in den Kirchen und in den Schenken. Nicht Einer wird bei der Messe fehlen, aber sobald dieser aus Gewohnheit oder Furcht erfüllten Pflicht Genüge gethan ist, zerstreuen sie sich in die zahlreichen Kaffeehäuser und Schenken der Stadt und geben sich dem Spiel und jeder Ausschweifung mit der ganzen Wuth leidenschaftlicher, roher und reicher Leute hin. Sie sind alle reich, denn würde man wohl dem Manne Wein und Karten vorenthalten, der heute zwar arm ist, aber die bestimmteste Aussicht auf Säcke voll Piaster hat, sobald die Mine in Boia seyn wird; jeden Augenblick kann es dazu kommen, und die Schulden werden dann gewissenhaft bezahlt. Diese Orgien sind meistentheils von Messerstichen begleitet; man trifft in solchem Falle niemals halb, aus Furcht vor der Wiedervergeltung; der Erstochene wird in eine der Oeffnungen des Bergwerks geworfen, die immer bereit sind, sowohl Todte wie Lebende in sich aufzunehmen.

Die ausgebeuteten Stollen allein werden offen gelassen, die noch ergiebigen Minen schließt man Sonntag Morgens zu. Die Abwesenheit der Bergleute, die alt oder jung die ganze Sonntagsnacht bei Trunk und Spiel verprassen, wird von den Huayllaripas benutzt, die sich in die Minen hineinschleichen. Diese Metalldiebe sind ebenfalls eine besondere Eigenthümlichkeit von Peru. Die Mestizen und Kreolen legen sich vorzüglich auf diesen Erwerbszweig, der besonders vortheilhaft wird, wenn die Mine in Boia ist. Da sie selbst Arbeiter sind, so kennen sie die reichsten Adern. Sonnabends, während der letzten Arbeitsstunden, suchen sie sich die Erzblöcke aus, welche sie die folgende Nacht wegschaffen wollen, und fangen schon an, sie durch Meißelschläge abzulösen, ohne sie jedoch ganz herabfallen zu lassen. Oft verbirgt sich einer von ihnen unter einem Schutthaufen und öffnet seinen Kameraden später die Eingänge. Die Thätigkeit dieser Huayllaripas ist

---

*) Nach der Schilderung des Grafen von Sartiges, der im Jahre 1834 Süd-Amerika bereiste und nächstens in Paris eine Beschreibung seiner Reise herausgeben wird.

so groß, daß sie oft in einer einzigen Nacht jeder eine Last von 50 Centner stehlen.

Die Indianer sind selten sehr gefährliche Huayllaripas, denn zu diesem Handwerk bedarf es einer Entschlossenheit, die hier nur die weißen Männer und die Mestizen besitzen. Sind die Diebe im Bergwerk eingeschlossen, und kommen die davon benachrichtigten Eigenthümer mit ihren Leuten dazu, so werden jene von Stollen zu Stollen verfolgt; ist ihnen dann jedes Mittel zur Flucht abgeschnitten, so kehren sie um, und nun beginnt ein Kampf, der um so fürchterlicher wird, weil die Stollen so niedrig und eng sind, daß nur immer Mann vor Mann auf den Knieen liegend mit einander kämpfen kann. Da giebt es keine Gnade, denn es wird um Silber mit bewaffneter Hand gestritten. Der geschickteste oder der glücklichste stößt sein Messer in die Brust seines Gegners; ist der Zweikampf mit dem einen beendigt, so beginnt er von neuem mit dem folgenden.

Montags früh zieht man oft zehn bis funfzehn Leichname aus den Stollen und den die Stadt umgebenden kleinen Seen heraus, und Niemand tritt auf, um gegen die Mörder zu zeugen, weil die Mehrzahl der Bergleute schon selbst Mörder waren oder es noch werden können, denn das hängt bloß von den Umständen ab. Wird auch selbst ein Mörder auf der That ertappt und zum Tode verurtheilt, und er rettet sich in die Bergwerke, so entgeht er dadurch dem Arm der Gerechtigkeit, die ihm hier nichts anhaben darf. Dieses Zufluchtsrecht ist eins der zahlreichen Fueros, die den Bergknappen bewilligt wurden, um sie für die Arbeit in jener Zeit zu gewinnen, wo der König von Spanien noch ein Fünftel des reinen Ertrages aller Gold- und Silberminen bezog.

Natürlicherweise kann von einem gesellschaftlichen Verkehr unter Personen der Art, die aus allen Nationen zusammengewürfelt sind, gar nicht die Rede seyn. Ihr Geist ist zu ausschließlich auf eine und dieselbe Sache gerichtet, als daß sie auch nur auf einen Augenblick an etwas Anderes denken könnten. Die Aufregung, in die sie durch Wein oder Spiel versetzt werden, ist allein im Stande, die krankhafte Sucht nach Silber zu unterdrücken, die sie Tag und Nacht quält. Und diese Atmosphäre ist so ansteckend, daß selbst die Englischen und Französischen Kaufleute, welche anderswo für die liebenswürdigsten und friedlichsten Personen gelten, hier von dieser Silber-Tarantala dergestalt angesteckt werden, daß sie kein anderes Gefühl haben, kein Wort sprechen, kein Lächeln ihnen entschlüpft, das nicht auf Silber und immer wieder auf Silber sich bezöge.

Die verschiedenen Gruben, deren Anzahl sich auf 958 beläuft und die theilweise schon ausgebeutet sind oder es noch werden, gehören Gesellschaften, die aus drei, fünf oder zehn Personen bestehen, welche ihr Vermögen und ihren Kunstfleiß auf die Ausbeutung irgend eines Punktes des Berges von Pasco verwenden. Meistentheils sind dies Spanische Amerikaner aus Peru, Chili oder Buenos-Ayres; die wenigen Franzosen, Engländer und Nord-Amerikaner, die bei den Minen beschäftigt sind, treten gewöhnlich in diese Gesellschaften nur als Mechaniker, Zimmerleute oder als Grund-Verpächter ein; selten nehmen sie selbst an der Leitung des Unternehmens Theil. Da die Interessenten immer an Ort und Stelle gegenwärtig sind, die Arbeiten leiten, das Quecksilber und die Eisen-Werkzeuge für ihre Arbeiter einkaufen, für Stützen sorgen, wenn ein Erdfall vorkömmt, und Kanäle graben lassen, wenn aus dem Boden ihrer Grube eine Quelle hervorsprudelt, genug, da sie alle nöthige Verrichtungen mit angestrengter Wachsamkeit und großer Habgier beaufsichtigen, so wirft ihnen die Ausbeute zehn bis funfzig Prozent ab; sie belächeln den Mißkredit, in dem die Peruanischen Minen in Europa stehen, eben so wie sie vor zehn Jahren die übertriebenen Hoffnungen belächelten, welche die Europäer auf eben dieselben Bergwerke setzten.

Als im Jahre 1824 der freie Handelsverkehr gestattet und dadurch viele Fremde ins Land gezogen wurden, hegten die Europäischen Spekulanten und vorzüglich die Engländer die übertriebensten Erwartungen; sie hatten gesehen, daß die Spanier nach ihrer alten Methode jährlich fünf bis sechs Millionen Piaster aus den Minen Peru's zogen, sie schlossen also daraus, daß mit Benutzung aller Fortschritte der Chemie und Mechanik der Ertrag derselben Minen unter ihrer Bearbeitung wenigstens um ein Drittheil oder Viertheil steigen müsse. Es bildeten sich zahlreiche Gesellschaften; die vorzüglichsten davon waren: die Pasco-Peruanische; die Peruanische Gesellschaft für Handel und Kunstfleiß; die von Potosi, Lapaz und Peru, von Tarma-Huancavelica und Gualgayoc; die Chilisch-Peruanische und andere, welche Cours an der Londoner Börse hatten.

An die Spitze dieser Ausbeutungen stellte man Bergwerks-Ingenieure aus Europa; diese wußten, daß zur Austrocknung einer überschwemmten Mine eine Pumpe von so und so viel Pferdekraft nöthig sey; daß man hohe Oefen brauche, um das Erz zu schmelzen, und Dampfmühlen, um es gehörig zu zerstampfen; sie befrachteten also mehrere Schiffe mit schweren Maschinen, die sich freilich auf den Landstraßen von Manchester und Birmingham recht gut fortschaffen ließen. Als aber die Schiffe mit dieser Ladung in Valparaiso, Coquimbo, Islay und Callao anlangten, blieben die Maschinen auf den Hafendämmen liegen, weil es ganz unmöglich war, sie auf dem Rücken der Maulesel in das Innere des Landes zu transportiren. Die Gesellschaften hatten für hohen Preis unergiebige oder schon erschöpfte Minen angekauft, welche sie nun durchaus auf Europäische Weise bearbeiten wollten; die Ingenieure wurden der Sache überdrüssig, die Gesellschaften wollten kein Geld mehr schicken, weil sie keinen Gewinn daraus zogen, Alles schrie über Betrug, und von diesem Zeitpunkte an geriethen die Peruanischen Bergwerke in Europa gänzlich in Mißkredit. Dieses Vorurtheil ist aber durchaus ungerecht; eine gewöhnliche, gut bearbeitete Grube bringt 50, eine sehr ergiebige aber 200 bis 300 Prozent Gewinn. Von Serro de Pasco werden jährlich ungefähr drei Millionen Piaster nach Lima zum Ausmünzen abgesandt, wozu noch das in Barren verkaufte und als Contrebande ausgeführte Silber zu rechnen ist, das man auf eine Million Piaster anschlagen kann. Das Betriebs-Kapital beläuft sich auf zwei Millionen Piaster wirklicher Valuten und eine Million Piaster Kredit; ein Kapital von drei Millionen bringt also hier jährlich einen reinen Ertrag von vier Millionen.

Mannigfaltiges.

— Schauspieler-Memoiren. Der außerordentliche Beifall, mit dem die Memoiren des Schauspielers Fleury in Frankreich aufgenommen worden, hat den Beweis geliefert, daß des Mimen Kunst doch nicht ganz so spurlos vorüberzugehen brauche, wie der Dichter es darstellt und wie es allerdings nur zu häufig sich wiederholt. Der längst verstorbene Fleury wirkt noch jetzt durch seine Kunst, indem die Erinnerungen, die er mit Geist und Geschick von seinen besten Darstellungen festzuhalten und zu Papier zu bringen wußte, die Züge, die er aus dem eigenen, wie aus seiner Kollegen Künstlerleben erzählt, nicht wenig dazu beitragen können, einerseits die Eindrücke zu erneuern, die er auf seine Zeitgenossen gemacht, und andererseits jüngeren Kunstgenossen nützliche Winke und Lehren zu ertheilen. Es ist zu bedauern, daß wir nicht auch in Deutschland ähnliche Memoiren aus der Zeit besitzen, wo sich die Schauspielkunst noch auf der Höhe befand, die sie seitdem, wie es scheint, auf lange Zeit verlassen hat. Wie schön würde es nicht seyn, wenn wir aus der Feder Iffland's, der die klassische Epoche unserer dramatischen Literatur entstehen sah, förderte und selbst auch noch zu Grabe geleitete, oder Schröder's, von dem wir nur einige interessante Lebensmomente in den aufgezeichneten Erinnerungen des Hamburger Theater-Direktors Schmidt besitzen, oder endlich des genialen Devrient, Memoiren, Beobachtungen und Tagebücher erhalten hätten. Solche Denkwürdigkeiten sind jetzt auch wieder in England, wo man dergleichen bereits von Garrick, Mistreß Siddons und Kemble besitzt, von dem berühmten Monodramatisten Charles Mathews erschienen.*) Dieser große Komiker unterhielt bekanntlich viele Jahre lang das Englische Publikum durch sein Theater, auf welchem er Alles in Allem, d. h. die einzige mitspielende Person war. Seine „At Home's", wie seine Dramen genannt wurden, geißelten die moralischen Gebrechen der Hauptstadt mit einer solchen Schärfe, er kopirte in einem einzigen Stücke die verschiedensten Charaktere mit einer so feinen Nüancirung, daß ihm die Lustspieldichter sowohl als die berühmtesten Schauspieler seiner Zeit ein unerreichbares Talent zuerkannten. Er selbst hat seine Lebensbeschreibung abgefaßt, die jetzt von seiner Witwe mit vielen Anekdoten als Zugabe publizirt worden. Die Art und Weise, wie Mathews zuweilen selbst seine Frau und seine Kollegen durch die willkürliche Veränderung seiner Gesichtszüge und seiner Gestalt zu mystifiziren wußte, übertrifft selbst Alles, was man in dieser Beziehung von Garrick gehört hat.

— Ursachen des Theater-Verfalles in England. Das neueste Heft (Jan. 1839) der Quarterly Review sagt in dieser Beziehung: „Augenscheinlich hat die Bühne in unseren Tagen einen sehr großen Theil von dem Interesse verloren, welches ihr früher, als einer Quelle des Vergnügens und als einer Sache des guten Geschmackes, gewidmet war. Die Verspätung der Mittags- und Gesellschafts-Stunden in den Familien fast aller Volksklassen, die Vermehrung der leichten, beim Kaminfeuer Unterhaltung gewährenden Lektüre, der mehr verbreitete Unterricht, welcher die letztere Art des Amüsements in den Bereich einer viel größeren und täglich noch zunehmenden Anzahl von Leuten gebracht hat, endlich der Hang zur Politik, der in neuerer Zeit überhand genommen und der das Volk mehr zu öffentlichen Versammlungen, als ins Theater hinzieht — alles dies ist wahrscheinlich die Haupt-Ursache des Verfalles gewesen. Die Abgesperrtheit der Privatlogen hat indessen auch wohl viel dazu beigetragen, die übrigen Plätze des Hauses zu veröden, wo das größere Publikum sich auch nicht mehr dazu hergeben will, gesehen zu werden, seitdem Lords und Ladies das Theater nur incognito, d. h. in abgesperrten Logen, besuchen. Ein so aristokratisches Volk ist unser John Bull!"

*) Memoirs of Charles Mathews, Comedian. By Mrs. Mathews. 2 vols London, 1838.

Hierbei Titelblatt und Inhalts-Verzeichniß des vorigen Halbjahres.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 7. Berlin, Mittwoch den 16. Januar 1839.

Frankreich.

Graf Beugnot in den Revolutions-Gefängnissen. 1793—94.

Aus den Memoiren des Grafen.

.... In dieser traurigen Stimmung fand mich Lamourette, der constitutionnelle Bischof von Lyon, der mit mir ein Zimmer erhielt. Lamourette war ein guter Redner und zur Zeit des Ausbruchs der Revolution einer der ausgezeichnetsten Priester des Oratoriums. Wie fast alle Mitglieder dieser gelehrten Congregation, hatte auch er sich von den neuen Ideen verführen lassen und war so Bischof von Lyon geworden. Während der Belagerung bewies er den Eifer und Muth, der den Französischen Priestern im Augenblick der Gefahr nie fehlt. Mitten unter Kugeln und Kartätschen brachte er seinen Pfarrkindern geistlichen Trost. Unser guter Abbé Rosier, der Verfasser des Dictionnaire d'agriculture, so wie sein Großvikar, waren in der Belagerung getödtet worden; der Bischof ward nur verwundet, machte sich aber darauf gefaßt, daß des Henkers Eisen nachholen würde, was Dubois de Crancé's Söldner versäumt hatten. Vor dem Revolutions-Tribunal gestand er ein, wessen man ihn angeklagt, indem er sein Glaubensbekenntniß ablegte und das Zeichen des Kreuzes machte, worauf er sein Urtheil erwartete. Den Eid, den er auf die neue Verfassung des Klerus geschworen, widerrief er, und diese Widerrufung habe ich ihm versprochen, zu veröffentlichen.

Als mich Lamourette so betrübt sah, glaubte er, ich hätte morgen vor dem Tribunal zu erscheinen, und begann eine ernste Ermahnung, die sich darauf bezog. Ich zeigte ihm seinen Irrthum und erklärte ihm die Gründe meiner Niedergeschlagenheit. Er tadelte mich scharf und behauptete, ich müsse in der Ankunft meiner Frau einen mächtigen Trostgrund finden, was auch dann weiter erfolge. Auf meine Einwendungen antwortete er bloß: „Suchen Sie einmal von Herzen Christ zu seyn, und diese unruhigen Phantasieen werden Ihnen nichts anhaben." In der Nacht, die diesem Tage folgte, wurden wir Beide grausam geprüft; durch die Entfernung der Girondisten waren fünf Plätze in unserem Zimmer leer geworden, die jetzt von Lamourette, einem ehemaligen Prior von Molesme, Namens Sauménil, dem Portrait-Maler Boos, einem Pariser Schneider und dem gewesenen Finanz-Minister Clavières eingenommen wurden. Dieses Zimmer zeichnete sich vor den übrigen aus durch die Ordnung und Ruhe, die darin herrschten, und daher nannte man es auch das Zimmer der sieben Weisen. Clavières hatte materialistische Ansichten, der Bischof und der Prior waren sehr fromm, der Schneider war Protestant und der Maler gar nichts.

Dies Alles vertrug sich köstlich neben einander, und als Clavières sich einmal einige Spöttereien erlauben wollte, sagten die Priester gemeinschaftlich ihr Brevier her, und ich gewöhnte ihm dies bald ab. An dem Tage meiner ersten Zusammenkunft mit meiner Frau empfängt Clavières seine Anklage-Akte und die Nachricht, daß er am anderen Morgen sein Urtheil hören werde. Er liest die Akte bis zur Hälfte und zertritt sie dann unwillig mit den Füßen. „Lesen Sie", sagte er zu mir, „wenn Sie den Muth haben, und sagen Sie, was ein braver Mann zu thun hat." Ich lese in der That ein langes Register, in welchem von Clavières alle mögliche Beschuldigungen aufgezählt sind, nur nicht die wahren. Ich gab ihm den Rath, seinen Advokaten zu rufen. „Wozu dies?" antwortete er, „ich will lieber meinen Schwiegersohn Montessin holen lassen und mit diesem das Schicksal meiner Tochter besprechen." — „Das Eine", meinte ich, „schließt das Andere nicht aus." Er läßt sie Beide rufen; ich lade ihn ein, mit Lamourette und mir zusammen en trois zu speisen, weil es ihm hier besser gefallen würde, als an der lärmenden Tafel, wo er gewöhnlich aß und die von acht Personen besetzt war. Er giebt mir eine abschlägliche Antwort, erscheint an seinem Mittagstisch wie gewöhnlich, ißt nicht mehr noch weniger und behält seinen Gleichmuth; nur ein großes Messer spielt er geschickt auf die Seite und bringt es in unser Zimmer mit. Nach Tisch besucht ihn sein Schwiegersohn und sein Advokat, und er spricht mit uns von seinem Prozeß nicht mehr. Nur von dem Advokaten, Namens Lafeutrie, sagte er mir, daß dies ein Spaßvogel oder ein Dummkopf sey, weil er ihm einzureden versuchte, daß er schon Angeklagte, die in größerer Gefahr, als er, geschwebt hätten, wieder gerettet habe. „Hierauf", fuhr er fort, „antwortete ich: Bürger-Vertheidiger, Sie haben mir nicht genau den Puls befühlt. Uebrigens befrage ich Sie nicht über meinen Prozeß selbst, sondern ich will nur wissen, ob ich eine Aufschubs-Frist verlangen darf zur Herbeischaffung einer Menge Papiere, durch welche ich zwanzig Anklagepunkte widerlegen kann. Ist dieser Aufschub unmöglich, dann bleibt mir nichts weiter übrig, als Ihnen zu danken."

Als die Abendstunde kam, wurde Clavières mit uns zusammen eingeschlossen. Der Gegenstand unseres Gesprächs war, wie gewöhnlich, das Elend unserer Lage, und Lamourette mischte geschickt Betrachtungen ein über die Kürze des Lebens, die durch die Wuth unserer Verfolger nur um Weniges vermehrt werde. Dann legte sich Jeder nieder und schlief ein; denn auch hier schläft man. Die ersten Nächte, die man in einem Gefängniß zubringt, sind schlaflos, wenn man nicht eine große Stärke des Charakters besitzt; bald aber macht die Natur ihre gewohnten Rechte geltend, und was mich betrifft, so habe ich die Bemerkung gemacht, daß von dem Tage an, wo ich ins Gefängniß kam, lauter Scenen aus dem Zustand der Freiheit meine Träume ausfüllten, während ich wahrscheinlich nach meiner Befreiung, wenn diese mir anders zu Theil wird, von nichts als Kerker und Gefängniß träumen werde. Eine Stunde, nachdem wir uns gelegt hatten, wache ich auf, indem Lamourette ruft: „Clavières! Sie Unglücklicher, was haben Sie gethan!" Und ich hörte nun deutlich zwei Töne von gleich schrecklicher Art, das Röcheln eines sterbenden Menschen und das Geräusch des Blutes, das vom Bett auf den Boden fließt. Ich stürze aus meinem Bett, und die übrigen Vier thun dasselbe. Wir hatten kein Mittel, uns Licht zu schaffen; nur eine Laterne an einem der Eingänge des Palais de Justice, dem Fensterkreuz unseres Zimmers gegenüber, warf einige schwache Strahlen auf diese Schreckensscene, aber nicht genug, um sie zu beleuchten. Die beiden Priester werfen sich nieder und fordern uns auf, dasselbe zu thun, um Gottes Gnade für den unglücklichen Sterbenden zu erflehen. Nach einer halben Stunde war das Röcheln zu Ende, und man hörte nur noch das Blut fließen. Wir warfen uns wieder auf unser Lager, und da unsere Füße das Blut, womit der Boden bedeckt war, berührt hatten, so beschmutzten wir die Betten, so daß das unglückliche Zimmer, als es am anderen Morgen geöffnet wurde, einem Schlachthaus glich. Als wieder eine Art Ruhe eingetreten war, dachten wir an mehrere Umstände, die uns Clavières' Entschluß im Voraus andeuten konnten. Er hatte mehr als einmal erklärt, er werde seine Würde als Mensch durch das Erscheinen vor dem schändlichen Tribunal nicht herabsetzen. Er hatte ferner den Maler Boos gefragt, welche Stellung Personen, die sich erdolchten, in Kunstwerken bekämen, und sich die Stelle gemerkt, wo man an der linken Seite hineinstoßen muß, um das Herzohr zu erreichen. Endlich zeigten seine Reden am Tage vorher, daß er dem Tribunal ausweichen wolle, und dazu mußte er noch in derselben Nacht sterben. Die Todesart, die er gewählt, setzt einen unglaublichen Muth voraus; man begreift kaum, daß er, auf einem Gurtbett liegend und mit der linken Hand den Dolch stützend, mit der Rechten ihn zu wiederholten Malen hineinstoßen konnte, ohne ein Geschrei von sich zu geben, ohne die geringste Bewegung zu machen, die uns aufgeweckt hätte. Und doch war er nach der Aussage der Kunstverständigen nur auf diese Weise im Stande, sich den Tod zu geben. So starb Clavières, der erste Finanz-Minister, den die Republik gehabt hat. Er gehörte zu dem berüchtigten Triumvirat Roland, Clavières und Servan, die, von Ludwig XVI. zu seinem Schutz berufen, den Jakobinern in die Hände arbeiteten und die Scenen herbeiführten, die, tagtäglich an Schrecklichkeit zunehmend, mit der Hinrichtung des Königs endeten. Roland hatte sich auf der Straße nach Rouen vierzehn Tage vor Clavières erdolcht. Servan hatte sich eine Zuflucht in der Armee geschafft, aber auch hier erreichte ihn das Geschick. Clavières war ein Genfer und zwar einer von den Ausgezeichneten, d. h. er war ein Mann von Geist, ein geschickter Rechner und ein guter Schriftsteller. Er hatte Panchau's Unterricht genossen und galt für einen seiner besten Schüler. Clavières war schon in der Verwaltung angestellt, als Necker Minister wurde. Er war ein Gegner seines

berühmten Landsmannes während der Dauer der konstituirenden Versammlung. Besonders suchte er Waffen gegen ihn bei den Jakobinern, und als diese die Oberhand bekamen, war natürlich Clavières ihr Mann; er wurde Minister der Republik und hielt sich nun für berufen, seine großen ökonomischen und finanziellen Pläne zu verwirklichen und, was er Necker's großsprecherische Unwissenheit nannte, aufzudecken. Die Jakobiner, die von dem Allen nichts verstanden, nannten ihn einen Spitzbuben und Intriganten, sobald er sich ihrem Plünderungs-System widersetzte, verhafteten ihn als solchen und waren im Begriff, ihm den Hals abzuschneiden, als er so unverschämt war, ihnen zuvorzukommen.

Inzwischen ging das Tribunal seinen gewohnten Weg fort, indem es rechts und links ohne Unterschied tödtete, was ihm in die Hände kam. Ich fing an zu zweifeln, ob es meiner Frau gelingen würde, mich dem Geschick, das meine Kameraden, einen nach dem andern traf, zu entziehen. Als ich auf's Neue ans Pförtchen gerufen wurde, ging ich nicht mehr mit Angst hinab, sondern voller Hast, meinen Schutzengel zu sehen. Ich suche mit den Augen meine Gattin, sehe aber nur mehrere Arbeiterfrauen, die am Eingang des Gefängnisses als Wirthschafterinnen fungirten. Diese Frauen besorgten den Gefangenen mit Genehmigung des Kerkermeisters die kleinen häuslichen Dienste, sie brachten ihnen zu essen und bestellten ihre Aufträge. Junge Damen, die sich sehnten, die Gefangenen zu sehen, und keine Erlaubniß dazu erhielten, kamen auf den Einfall, die Kleider dieser Frauen anzulegen, ihre Körbe zu tragen und sich unter dieser Maske in das Gefängniß einzuschleichen. Die Frau, welche die Verkleidung hergab, bekam eine Assignate von zehn Franken, und eben so viel der Thürwächter, der es geschehen ließ. Auch meine Frau steckte unter diesem Schmuggelkostüm, so daß ich sie auf den ersten Blick nicht erkannte. Ich wunderte mich nur, daß eine Magd es wagte, mich so vertraulich anzureden. „Diesmal", sagte sie, „wirst du dich über meine Eleganz nicht beklagen; was meinst du?" Bei dem Ton der Stimme erkenne ich meinen Irrthum, ich betrachte sie genau, und wir fangen Beide an zu lachen. „Ich vertrete hier die Stelle der Wirthschafterin eines gewissen Herrn Ducourneau", sagte meine Frau; ich muß ihm weiße Wäsche geben und die schmutzige mitnehmen; ich bringe ihm Briefe, Taback und Bücher. Ich kenne ihn durchaus nicht, aber das Weib hat mir gesagt, wenn ich ihn rufen ließe, würde er sogleich kommen." — „Ganz richtig; ich werde ihn rufen lassen." — Ducourneau kommt; es war ein Bordelese und ein Girondist, ein junger Mensch voll Geist, der sich besonders auf Versemachen verstand. Die Wirthschafterin wendet sich an ihn mit höchst verlegener Miene. „Hier, mein Herr", sagt sie, „ist die Frau, die gewöhnlich Ihre Bedürfnisse besorgt...." — „Genug des Spiels, Bürgerin", fiel Ducourneau lebhaft ein, „der Herr hat mir Alles gesagt: er hat mir erzählt, Sie wären eine hübsche, muthige, etwas aristokratische Frau; von der Sorte lieb' ich sie, und ich bin Ihr gehorsamer Diener. Lassen wir jetzt die Wirthschafts-Details, und plaudern wir von etwas Besserem. Ich gratulire dem Bürger Beugnot, daß er so glücklich ist, Sie zu kennen." — „Das ist etwas sehr Natürliches", erwiederte ich, „da die heutige Wirthschafterin meine Frau ist." Es begann nun ein höchst belustigendes Gespräch unter uns über diese Maskerade, so daß vielleicht nirgends in Paris zu derselben Stunde so herzlich gelacht wurde, als hier. Als Ducourneau in sein Zimmer zurückgekehrt war, machte er für meine Frau ein sehr hübsches Gedicht unter dem Titel la Messagère révolutionnaire. Auch diesem liebenswürdigen Kind der Garonne vergönnte man nicht, die ersten Stufen unseres Helikon zu erklimmen; acht Tage nach jener Scene war er lachend gestorben.

Da ich nach der Ankunft meiner Frau in Paris noch drei Monate in der Conciergerie blieb, machte ich daselbst unaufhörlich neue Bekanntschaften, und wenn ich sie auch einige Tage darauf wieder verlor, so geschah dies zuweilen unter Umständen, die der Aufzeichnung werth sind. So hatte man einen Konvents-Deputirten des Departements du Calvados, Namens de Cussi, unter dem Vorgeben, daß er außer dem Gesetz stehe, in die Conciergerie gebracht. Es ist bekannt, daß damals ein außer dem Gesetz erklärtes Individuum ohne Weiteres dem Henker verfallen und seine Verhaftung und Hinrichtung unmittelbar eins war. Der Bürger Cussi war ein angesehener Mann in seinem Departement; er hatte mit Ehren an der konstituirenden Versammlung Theil genommen, und seine persönlichen Eigenschaften erregten Interesse. Er glaubte aus guten Gründen, daß das Proscriptions-Dekret, das seine Verhaftung bewirkt, nicht auf ihn anwendbar sey, und wandte sich deshalb in einer Bittschrift an den Konvent, dessen Antwort für ihn Leben oder Tod war. Von dem Tage an, wo er seine Bittschrift an den Konvent abgeschickt, standen zwei von uns am Pförtchen Schildwache, um sich des Abendblattes, sobald es kam, zu bemächtigen und es den Neugierigen nur dann zu geben, wenn darin nicht von Cussi die Rede war, oder wenn der Konvent zu seinen Gunsten entschieden hatte. Einige Tage wurde diese Vorsichtsmaßregel streng beobachtet; nur einmal versäumten wir sie, und gerade diesen Tag fiel das Journal unserem Mann in die Hände. Er bringt es der Sitte gemäß in das Zimmer, wo die Gefangenen zusammenkamen, um es vorlesen zu hören. Man kann sich denken, in welcher Angst wir schwebten. Cussi las laut und mit Ruhe. Er kommt an die Stelle der Konvents-Sitzung, wo der Wohlfahrts-Ausschuß über seine Bittschrift berichtet und den Antrag stellt, zur Tagesordnung überzugehen, d. h. nicht darauf zu achten. Er liest das Dekret, welches diesen Antrag genehmigt und ihn um den Kopf bringt. Indeß fährt er fort, in demselben Ton zu lesen, ohne die geringste Unruhe zu empfinden oder blicken zu lassen. Nach geendigter Vorlesung sagte er mit gelassenem Ton: „Gut! Morgen also komme ich dran; bis dahin habe ich Zeit, meine Angelegenheiten zu ordnen." Nach diesen wenigen Worten umarmte er einen von den Umstehenden, der ihm am nächsten war und den er seit lange her kannte; von Mitgefühl hingerissen umarmten wir ihn Alle, einer nach dem anderen; er dankte gerührt und fügte hinzu: „Theuerste Kameraden, Ihr erleichtert meine letzten Augenblicke; so starb auch Sokrates; aber uns ist es nicht vergönnt, philosophisch mit einander zu plaudern, bis der Schierlingsbecher kommt." Er hatte kaum vollendet, als der Schließer ihn beim Kragen ergriff, um ihn in die Kammer der Verurtheilten abzuführen.

.... Gegen das Ende des Jahres 1793 und in den ersten drei Monaten von 1794 beschäftigte man sich besonders mit zwei Klassen von Angeklagten, den Armee-Generalen, die man ohne Unterschied, ob sie Sieger oder Besiegte waren, mit der stehenden Beschuldigung des Verraths belastete, und den Anhängern der Gironde-Partei, die als Föderalisten in den Augen von Leuten, die nicht einmal die Bedeutung dieses Wortes kannten, für die ärgsten Verbrecher galten. Meine Frau hatte darauf gedrungen, daß ich mich mit dem Advokaten Lafeutrie beriethe. Ich war erst dagegen, indem ich behauptete, ein Advokat sey ganz überflüssig für mich, da selbst ein Demosthenes mich nicht retten würde, sobald ich einmal vor dem Tribunal stände. Doch es war nicht gerade um meine Vertheidigung zu thun, sondern es kam darauf an, zu erfahren, was man mir denn eigentlich vorwerfen könne, damit man falschen Maßregeln von Seiten derjenigen, die an meinem Schicksal Antheil nahmen, vorbeugen könne. Lafeutrie will vor Allem wissen, ob ich Föderalist bin; ich verneinte diese Frage, indem ich ihn erinnerte, daß ich in dem Verhaftsbefehl als „Mitschuldiger Kapet's, seiner Frau und Lafayette's" dargestellt werde. Es ist möglich, füge ich hinzu, daß man irgendwo einen Brief von mir an Lafayette aus dem Mai 1792 entdeckt hat, worin ich dem General seinen Plan, nach Paris zu kommen, widerrieth und unter anderen Gründen dagegen anführte, daß man in den Tuilerien diese Reise nicht gern sehen würde. Lafeutrie schien über diesen Brief, dessen Entdeckung wir auch nur vermuthen konnten, nicht im Geringsten beunruhigt. Er schloß nur daraus, daß ich Royalist sey und als solcher nichts zu fürchten hätte, da die Verfolgung der Royalisten jetzt nicht an der Tagesordnung sey. Die Föderalisten nehmen jetzt alle Aufmerksamkeit in Anspruch; mit diesen hat das Tribunal noch auf drei Monate zu thun, „und von jetzt in drei Monaten", fügte der Bürger-Vertheidiger elegant hinzu, „ist der König, Sie oder der Esel todt." — „Und Sie?" — „Ach, meiner Treu", erwiederte er, „Sie lachen; auch mich kann es treffen." Dieser Besuch wirkte sehr wohlthätig auf mich; ich blickte umher und fing an, mich zu beruhigen. Ich sah, daß das Tribunal in der That den Föderalisten den Vorzug gab und nur zu Gunsten der Generale von dieser einseitigen Richtung abwich. Von diesen Letzteren opferte man zwei oder drei jeder Dekade, um den Wetteifer in der Armee zu nähren. Diese tapferen, energischen Männer, die sich durch Wunderthaten vor dem Feinde ihre Würden erobert, ließen sich von Leuten, die sich Repräsentanten des Volks nannten, mir nichts dir nichts aus der Mitte ihrer Bataillone herausnehmen und mit gebundenen Händen in die Conciergerie schleppen, wie Hammel auf die Schlachtbank. Die Entschlossensten unter ihnen, wie Lafayette und Dumouriez, wußten weiter nichts zu thun, als zu fliehen. Das kam daher, weil Allen der Bürgermuth fehlte. Die alten Institutionen der Monarchie waren nicht geeignet, diesen aufkommen zu lassen; neue zu versuchen, hat es uns an Zeit gefehlt, und in einem Tage läßt sich dieser Muth, der die erste Tugend eines freien Volks ist, nicht erlernen.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Alger et le Général du Var. — Von E. Voulle.
L'alliance anglaise. — Von A. Walewski. 1½ Fr.
Anatomie pathologique. — Von Dr. E. Thibert 3 Fr.
Coup d'oeil sur la Valachie et la Moldavie. — Von R. Perrin.
De l'instruction intermédiaire et de son état dans le midi de l'Allemagne. — Von St. Marc-Girardin. Zweite Abtheilung. Oesterreich, Baden und Württemberg. 3½ Fr.
De la petite vérole considérée comme agent thérapeutique des affections scrophuleuses et tuberculeuses, et sur les résultats funestes de la vaccine. — Von H. Verde de Lisle. 2½ Fr.
De l'abus des boissons spiritueuses, considéré sous le point de vue de la police médicale et de la médecine légale. — Von Ch. Rösch. 3½ Fr.
Histoire de l'Europe et des colonies européennes depuis la guerre de sept ans jusqu'à la révolution de juillet 1830. — Von E. C. Venglet. Erster Band. 6 Fr.
Histoire naturelle des insectes. — Orthoptères. — Von Audinet Serville. 5½ Fr.
Nouveaux problèmes de physique. — Von E. Bary. 6 Fr.

England.

Die Papiere der Stuart's aus dem letzten Jahrhundert.

(Schluß.)

Das Folgende bezieht sich auf einen Akt, der der Sache der Stuarts sehr nachtheilig war, auf die Ernennung Heinrich Stuart's zum Kardinal, die, bis zum letzten Augenblick sorgfältig vor dem Bruder verborgen, zwischen Karl und seiner Familie eine fast vollständige Entfremdung herbeiführte.

Der Prätendent an Prinz Karl.

Albano, den 13. Juni 1747.

Ich weiß nicht, ob es Dich wundern wird, lieber Carluccio, wenn ich Dir schreibe, daß Dein Bruder am ersten Tage des nächsten Monats Kardinal werden wird. Eigentlich hätte man bei einem Entschluß der Art Dich zu Rathe ziehen sollen, ehe er in Ausführung gesetzt wird. Doch da der Herzog und ich unseren unabänderlichen Beschluß hierüber gefaßt haben und wir voraus sahen, Du würdest ihn wahrscheinlich nicht billigen, so meinten wir, daß es von mehr Rücksicht gegen Dich zeugte und Dir sogar noch angenehmer seyn müßte, wenn die Sache vor sich geht vor dem Eintreffen Deiner Antwort hierselbst, und Du dann sagen kannst, es sey ohne Dein Wissen und Gutheißen geschehen. Es ist wahr, ich erwartete nicht, den Herzog hier so bald zu sehen, und seine Zärtlichkeit und Liebe zu mir trieb ihn zur Unternehmung dieser Reise; doch nachdem ich ihn gesehen, erfuhr ich bald, daß der Hauptzweck derselben der sey, sich mit mir ausführlich und freimüthig über den Beruf zu besprechen, den er schon längst in sich gefühlt, in den geistlichen Stand zu treten, und den er mir so lange verborgen und bei sich behalten, ohne Zweifel aus dem Grunde, daß er es in seiner Macht habe, Dir in den Konjunkturen der letzten Zeit von Nutzen zu seyn. Aber jetzt ist die Sache anders, und da ich von der Aufrichtigkeit und Wahrheit seines Berufs vollkommen überzeugt bin, so würde ich dem Willen Gottes zu widerstehen und gegen mein Gewissen zu handeln glauben, wenn ich es wagte, ihn in einer Sache, die ihn so nahe angeht, zu beschränken. Die Grundsätze, in denen ich Dich auferzogen und die ich immer beobachtet, Anderen in Sachen der Religion Freiheit zu lassen, haben auch bei dieser Gelegenheit meine Handlungsweise bestimmt, zumal da ein König, der ein Vater seines Volkes seyn will, unmöglich ein Tyrann seiner Kinder seyn kann. Ueberdies will ich Dir nicht verbergen, mein lieber Carluccio, daß Gründe des Gewissens und der Billigkeit nicht allein mich in diesem Fall bestimmt haben, und daß, wenn ich ernstlich Alles bedenke, was in Betreff des Herzogs seit einigen Jahren vorgegangen, hätte er nicht den Beruf gehabt, den er hat, ich meine besten Bemühungen und alle mögliche Gründe aufgeboten hätte, ihn zu bewegen, daß er in diesen Stand trete. Wenn die Vorsehung Dich zum älteren Bruder gemacht, so ist er doch eben so sehr mein Sohn als Du, und ich bin meine väterliche Sorgfalt und Liebe Dir und ihm in gleichem Maße schuldig, so daß ich geglaubt hätte, in Beidem meine Pflicht gegen ihn zu verletzen, wenn ich mich nicht auf alle mögliche Weise bemüht, ihm, so viel in meinen Kräften, jene Ruhe und Glückseligkeit zu sichern, die er, wie ich sah, in keinem anderen Stand erreichen konnte. Du wirst meine Gedanken errathen, ohne daß ich mich über diesen unangenehmen Gegenstand weiter verbreite, und Du kannst Dich nicht beklagen, daß ich jeden Dienst, den Dir der Herzog hätte leisten können, unmöglich mache, da Du einsehen mußt, daß, Alles genau erwogen, er für Dich in der Welt ohne Nutzen gewesen wäre. Doch blicken wir lieber vorwärts, statt rückwärts. Der Entschluß ist gefaßt und wird ausgeführt seyn, ehe Deine Antwort hier eintreffen kann. Wenn Du es für gut hälst, zu sagen, Du wüßtest nichts davon und hättest ihn nicht gebilligt, so nehme ich Dir das nicht übel; aber um Gotteswillen laß nicht einen Schritt, der für den Rest unseres Lebens Friede und Eintracht unter uns sichern sollte, zu einer Quelle von Skandal werden, der mehr auf Dich als auf uns in unserer gegenwärtigen Lage fallen würde, und den ein kindliches und brüderliches Verhalten von Deiner Seite leicht verhindern kann. Dein Stillschweigen gegen Deinen Bruder und was Du mir über ihn schriebst, seitdem er Paris verlassen, würde Dir wenig Ehre machen, wenn es bekannt wäre; es sind dies Kränkungen, die Dein Bruder nicht verdiente, die aber seine Gesinnungen gegen Dich nicht ändern können. Er schreibt Dir jetzt selbst ein paar Zeilen; doch ich verbiete ihm, sich in Details einzulassen, da dies nach Allem, was ich hier von ihm gesagt, ihm und Dir unnütze Verdrießlichkeiten machen würde. Du weißt, daß ich bei vielen Gelegenheiten Ursache hatte, über Dich Klage zu führen, und daß ich darum lange Zeit gegen Dich mehr wie ein Sohn als wie ein Vater gehandelt. Doch ich kann versichern, mein Kind, daß ich von allem dem nichts nachtrage, und ich vergebe Dir um so aufrichtiger und herzlicher all' den Kummer, den Du mir gemacht, da ich überzeugt bin, daß es nicht Deine Absicht war, mir weh zu thun, und daß ich Ursache haben werde, für die Zukunft mit Dir zufrieden zu seyn. Diejenigen, die ihre eigenen Absichten gehabt haben mögen, indem sie uns von Deinen Angelegenheiten zu entfernen suchten, sind nicht mehr. Wir sind versöhnt, und Du bleibst Herr, so daß ich kein Korn von Zwietracht mehr übrig sehe, und überhaupt nichts, was unter uns Frieden und Einigkeit für die Zukunft hemmen kann. Gott segne meinen theuersten Carluccio, den ich zärtlich umarme. Ich bin ganz der Deinige,

James R.

Bibliographie.

On affliction and desertion. — Von dem Prediger J. East.
Ancient scottish melodies. — Von W. Dauney. 4.
East India Register for 1839.
Essays on important diseases of women. Puerperal fever. Part. 1.
Essays and selections. — Von Basil Montagu.
Grammar of law. By a barrister.
Hexametrical experiments, or a version of Four of Virgil. 4.
The land of promise, a history of South-America.
Lectures on the Romans. — Von Dr. Chalmers. 2 Bde.
Our Neighbourhood. — Von Mrs. Cameron.

Westindien.

Eine militairische Execution auf Barbados.

Vor wenigen Wochen hatte ich zum ersten Male Gelegenheit, dem ergreifenden Schauspiel der Hinrichtung eines Soldaten beizuwohnen. Die damit verknüpften Umstände waren von der Art, daß eine genauere Beschreibung derselben nicht ohne Interesse seyn dürfte.

Capitain Nugent, vom 36sten Regimente, stand mit seiner Compagnie zu Moncrief, einem Vorposten auf Barbados. Am Abend des 29. September 1838 ritt dieser Offizier von einem Diner nach Hause, und zwar auf dem Pferde eines anderen ihm befreundeten Offiziers, — ein anscheinend sehr geringfügiger Umstand, dem er aber, wie sich bald ergeben wird, die Rettung seines Lebens verdankte. Noch eine halbe Englische Meile von dem Cantonnement entfernt, hörte er plötzlich einen Flintenschuß. Erst kürzlich waren in der kleinen Garnison zwei Selbstmorde vorgefallen, und Capitain Nugent besorgte deshalb mit Grund, dieser Schuß verkünde ein drittes Verbrechen dieser Art. Er spornte das Pferd zum Galopp und fragte, als er Moncrief erreicht hatte, den Sergeant-Major, ob Etwas vorgefallen sey. Die Antwort lautete verneinend; der Schuß war in der Richtung einer benachbarten Plantage gehört worden.

Um ein Viertel vor zehn Uhr ging der Capitain mit dem Sergeanten aus, um nach den Schildwachten zu sehen. Sie fanden den Posten Nr. 3 unbesetzt, kehrten sogleich zurück und zogen deshalb Erkundigung ein. Der wachthabende Korporal erklärte, er habe den Soldaten Michael Kinnelly um 8 Uhr an den Posten Nr. 3 gestellt. Jetzt schickte Capitain Nugent kleine Abtheilungen Soldaten nach verschiedenen Richtungen aus, den Kinnelly zu suchen; allein sie kehrten sämmtlich nach Mitternacht zurück, ohne eine Spur von ihm entdeckt zu haben. Mit Tages-Anbruch wurden neue Patrouillen herumgeschickt, und der Capitain selbst bestieg sein Pferd und ritt aus. Als er etwa zwei Engl. Meilen von dem Cantonnement bei einer Hütte, in der man Grog schenkt, vorüberkam, erblickte er hier einen Soldaten, den er sogleich für Kinnelly erkannte. Mit dem Rücken gegen die Thür gelehnt, hielt der Deserteur seine Flinte zwischen den Beinen. Nugent schwenkte sein Pferd, um einem Korporal und zwei Soldaten, die ihm gefolgt waren, zu winken. In demselben Augenblick bemerkte ihn Kinnelly, trat schnell auf die Seite, um freie Hand zu haben, und legte sein Gewehr auf den Capitain an, der nur zehn Schritte von der Thür entfernt war. Der Capitain sprang mit bewundernswürdiger Geistesgegenwart vom Pferde und stürzte auf Kinnelly los; indem er dies that, bemerkte er, daß Letzterer mit dem Feuerrohr nach seiner (des Capitains) Brust zielte; die Flinte schwankte ein paar Augenblicke, dann lag sie wieder fest; Kinnelly's Hand spielte mit dem Schlosse; der Abzug bewegte sich — ein entschlossener Fingerdruck, und es war um den Capitain geschehen. Aber der Bösewicht verlor die rechte Zeit — Capitain Nugent kam ihm zu Leibe, packte ihn mit der rechten Hand bei der Gurgel und bemeisterte sich mit der Linken des Gewehrs. In demselben Moment waren der Korporal und die beiden Gemeinen angelangt; Kinnelly wurde entwaffnet und nach dem Cantonnement abgeführt. Capitain Nugent fand das Gewehr geladen und die Pfanne mit frischem Zündpulver bestreut.

Es ist ein altes Sprüchwort, daß der Erzfeind seine Opfer im Stiche läßt, sobald die Schlinge, die er ihnen selbst gelegt hat, ihren Fuß umstrickt. Eben so schien es Kinnelly zu ergehen; denn als man bei einer Zucker-Pflanzung vorbeikam, deutete er nach der Stelle, wo er in vergangener Nacht sich versteckt gehalten und einen Schuß gethan hatte, um den Capitain heranzuziehen und dann mit einem zweiten Schusse ihn niederzustrecken. „Es war sein Glück", sagte der Elende, „daß er ein fremdes Pferd ritt; ich hörte den Galopp — ich merkte gleich, daß es ein anderes Pferd seyn mußte — so glaubte ich, der Reiter sey ein anderer Offizier, oder ein Bedienter — und dieser Umstand rettete sein Leben; denn ich hatte mir vorgenommen, ihn zu erschießen."

Ist es nicht eine merkwürdige Thatsache, daß oft die abscheulichsten Bösewichter, im Anfang ihrer Verhaftnehmung, ihre beabsichtigten Verbrechen offen eingestehen, gegen sich selbst Zeugniß ablegen und anscheinend nichts Anderes beklagen, als das Mißlingen ihrer blutigen Pläne? Dies ist eine wunderbare, unerklärbare Anomalie der Seele; denn dieselben Menschen leugnen später — vermuthlich bei kühler Ueberlegung — mit großer Entschlossenheit das Nämliche, was sie ein paar Stunden vorher selbstgefällig bekannt haben.

Kinnelly wurde vor das Kriegsgericht gestellt: die Aussagen des Klägers, Capitain Nugent's, waren klar, bestimmt und männlich. Er berührte das Attentat auf sein Leben so kurz, als er nur konnte, und gab dem Gefangenen, so oft dieser eine Frage an ihn richtete, aus Großmuth lauter Antworten, die ihm möglichst vortheilhaft waren.

„Hatte ich", so entgegnete Kinnelly, „nicht Zeit genug, Sie zu erschießen, von dem Augenblick an, als Sie herbeigeritten kamen, bis zu dem Augenblick, als Sie mich ergriffen?"

„„Die hattest Du wohl"", versetzte der Kläger; „„allein Du warst unschlüssig, und ich stürzte auf Dich los.""

„Als Sie mich ergriffen", fuhr der Beklagte fort, „hätte ich da nicht mein Bajonett ziehen und Sie niederstoßen können, im Fall ich nach Ihrem Leben gestrebt hätte?"

„„Nein"", versetzte der Capitain; „„als ich Dich bei der

Kehle gepackt hatte, warst Du außer Stande, etwas gegen mich zu unternehmen.‟‟

Man verhörte noch mehrere Augenzeugen, und sowohl die Aussagen dieser Leute, als die vorgezeigte Ladung des Gewehrs ließen über Kinnelly's beabsichtigtes Verbrechen keinen Zweifel mehr.

Die Vertheidigung Kinnelly's war, wie man erwarten konnte, sehr kümmerlich und unsicher; er wußte Nichts vorzubringen, was seiner Sache nur irgend günstig gewesen wäre, und sein letzter Hoffnungs-Anker war — die Trunkenheit. Ein Neger hatte ihm — wie er erzählte — einen weißen Krug mit neuem Rum gebracht. Mit diesem Kruge that er sich gütlich, verließ seinen Posten, schlenderte auf den Feldern herum und sank endlich unter freiem Himmel in Schlaf. Als er am nächsten Morgen den Capitain erblickte, verspürte er noch die Wirkungen des sogenannten Rumfiebers, einer Art von Wahnsinn, und in diesem Zustande kam er, nach seiner Versicherung, auf einen vorübergehenden Mordgedanken. Sonst wollte er nie etwas Böses gegen den Capitain im Sinne gehabt haben. Zu seinem Unglück ergab aber eine ganze Reihe strafbarer Handlungen, die er schon früher begangen, daß Kinnelly ein Mensch von unverbesserlich bösem Charakter war, und das Kriegsgericht verurtheilte ihn zum Tode.

Wie wunderbar hatte das Auge der Vorsehung während des ganzen Attentates über Capitain Nugent gewacht! Wär' er nach der Gegend hingeritten, wo Kinnelly feuerte, um seine Aufmerksamkeit zu erregen, so würde ihn Kinnelly erschossen haben; hätte er sein eigenes Pferd geritten, statt eines fremden Pferdes, so wär' es um ihn geschehen gewesen. Wär' er nicht am folgenden Morgen mit so mannhafter Entschlossenheit auf den Mörder losgestürzt, hätte er gezagt oder zu entfliehen versucht — so würde Kinnelly's sinkender Muth einen kräftigen Sporn erhalten haben, und wir müßten den vorzeitigen Tod eines braven jungen Offiziers beklagen.

Kinnelly war ein Irländer und katholischen Glaubens; kein Priester seiner Konfession befand sich auf Barbados — aber der kommandirende General-Lieutenant wollte ihn nicht ohne geistlichen Trost aus der Welt schicken; er ließ auf eigene Kosten von St. Lucia einen Seelsorger kommen, um den Gefangenen zu seinem Ende vorzubereiten.

Der Priester kam — er war selbst von Geburt ein Irländer und hatte auf seinen vielen Reisen das menschliche Elend in jeder Form kennen gelernt. Dieser würdige Geistliche wachte und betete mit dem Unglücklichen in seiner finsteren Zelle, ermahnte ihn zur Reue, zur freudigen Hoffnung auf die Gnade des Erlösers und verwandelte endlich den bis dahin verstockten Sünder in einen zerknirschten Christen.

Der 20. Oktober war der zur Vollstreckung des Todesurtheils anberaumte Tag. Schon am Frühmorgen, als noch graues Zwielicht über der Erde hing, hörte man die Hörner und Trommeln der verschiedenen Regimenter. Endlich wurde die Morgen-Kanone gelöst; sie tönte uns wie eine Stimme aus dem Todtenreich, und wir dachten, welches wohl die Gefühle des Verbrechers seyn müßten, der in einer kurzen Stunde seine Zelle verlassen sollte, um ein enges und ihn entehrendes Grab zu beziehen. Jene Kanone, die ihn oft aus seinem fieberhaften Schlummer geweckt hatte, — jene Hörner und Trommeln, die ihn sonst täglich an seine Pflicht mahnten, — er hörte sie nun zum letzten Male.

Der zur Execution bestimmte Platz war ein niedriges und flaches, dem Soldaten-Kirchhofe gegenüber liegendes Stück Land, auf welchem Unkraut und schmutziges Dschongle üppig wucherten. Die Truppen stellten sich so auf, daß sie drei Seiten eines hohlen Vierecks beschrieben; ein schwarzer Fleck erschien im Mittelpunkt der vierten Seite — es war ein frisch aufgeschüttetes Grab. Die zum Feuern bestimmte Mannschaft — ein Lieutenant, ein Sergeant und zwanzig Gemeine — nahm in der Mitte des Vierecks Posto. Auf ein Zeichen des Brigade-Majors verkündete der erste Schlag auf die verhüllte Trommel den Anfang des Trauerzugs. Voran schritten die Spielleute des Regimentes; ihnen folgten vier militairische Arbeiter, die einen Sarg trugen; dann kam der Verurtheilte, von seinem Priester begleitet, und zuletzt eine militairische Eskorte mit umgekehrtem Gewehr. Auf den Hügeln und Felsen in der Nachbarschaft des Wachthauses und des Richtplatzes schaarte sich die schwarze Bevölkerung der Umgegend; alle Negerfrauen erschienen weiß gekleidet, zum Zeichen der Trauer. Es herrschte eine feierliche Stille, die nur der ergreifende Todtenmarsch aus dem Oratorium „Saul‟ unterbrach. Der Zug bewegte sich in langsamen gemessenen Schritten vorwärts, und mit jedem Schritte wurden die Grabestöne der verhüllten Trommel vernehmlicher.

Endlich trat der Zug am rechten Ende des Vierecks in den eingeschlossenen Raum und umging die drei Seiten desselben. Die Blicke aller Anwesenden waren auf den Verurtheilten gerichtet; allein er selbst sah Niemanden. Kinnelly trug die weiße Verbrecher-Kleidung, und seine Arme waren auf dem Rücken gefesselt; er schritt eben so sicher und taktfest einher, als ging' es zur Parade. Auf seinem blassen Angesicht las man ruhige Fassung; die tiefen Furchen der Stirn, und der scheue Verbrecher-Blick, den er vor Gericht gehabt, waren verschwunden. Seine ganze Aufmerksamkeit schien auf das Anhören der Trostgründe gerichtet, die ihm der ehrwürdige Beichtvater einflößte.

Als der Brigade-Major die Verhandlungen und den Spruch des Kriegsgerichtes vorlas, machte Kinnelly ihm und dem Obersten seines Regiments eine tiefe Verbeugung. Dann trat er ein Paar Schritte voran und sprach, mit Ruhe sein Haupt erhebend:

„Kameraden, ich sterbe gern. Ich liebte meine Offiziere; aber hütet euch vor dem Rum — hütet euch vor der Trunkenheit — sie ist mein Verderben gewesen und hat mich zu diesem Ende gebracht.‟

Er schloß seine Lippen, seine letzte Handlung war vollzogen. Noch einmal hielt die Trauer-Prozession ihren Umzug, und als man wieder zum Grabe gekommen war, trat Kinnelly in seinen Sarg. Der Geistliche zog ihm eine weiße Kappe über das Gesicht, und sie beteten noch ein paar Minuten gemeinschaftlich. Unterdeß rückte die Abtheilung, welche feuern sollte, bis in eine Entfernung von zwölf Schritten heran; der Priester entfernte sich ruhig von dem Verurtheilten und winkte mit seinem Schnupftuche. Man hörte nichts, als den schweren Athem der Truppen und das Kirren der Flintenschlösser — plötzlich erfolgte eine Salve aus zwanzig Gewehren, und die weiße Figur, welche so gerade und fest, wie eine Statue, dagestanden hatte, war verschwunden — der entseelte Körper Kinnelly's lag ausgestreckt über seinem Sarge. Die Truppen zogen in geschlossener Reihe an den zerschmetterten Ueberresten ihres Kameraden vorüber. (U. S. J.)

Mannigfaltiges.

— Waverley-Manuskripte. Der Buchhändler Cadell in Edinburg besitzt eine lange Reihe in Juchten eingebundener Quartbände, welche die sämmtlichen eigenhändigen Manuskripte von Walter Scott's Romanen umfassen. Sir Walter schrieb eine nicht sehr elegante, aber regelmäßige und ungezwungene Hand; seine Romane sind sämmtlich auf Postpapier in großem Quartformat geschrieben, und zwar nur auf der einen Seite — wie dies häufig zur Bequemlichkeit der Setzer geschieht — doch folgt eine Pagina unmittelbar auf die andere, ohne daß irgendwo etwas eingeheftet oder durchstrichen ist, so sicher war der geniale Autor seines eleganten Stils und der Einheit seiner Arbeiten. Für die Ausgabe letzter Hand, die der Verfasser wenige Jahre vor seinem Ableben veranstaltete, hatte er sich ein gedrucktes Exemplar sämmtlicher Romane mit Papier durchschießen lassen, und darin änderte er Manches in der Wortstellung und in den Ausdrücken ab. Namentlich war er bemüht, die kleinen Scotticismen zu vertilgen, die ihm manche Englische Kritiker zum Vorwurfe gemacht, und die kein Schottischer Schriftsteller sich ganz abgewöhnen kann. So pflegte er z. B. immer das Zeitwort „inquire‟ mit „at‟ zu konstruiren (to inquire at some person) während es, der Regel zufolge, nur mit „of‟ konstruirt werden darf. In der Ausgabe letzter Hand sind diese „at‟ überall in „of‟ verändert. Auch die so revidirten und verbesserten Exemplare befinden sich im Besitze des Herrn Cadell, der die ganze Sammlung in einem Gothischen, mit Eichenholz ausgelegten Kabinett aufgestellt hat, das mit der Zeit, besonders für Engländer, einen immer unschätzbareren Werth erhalten dürfte.

— Welcher Art die meisten Rezensionen sind. Zur Zeit, als Florian in Frankreich Mode wurde und sein Numa Pompilius noch neu war, erzählte man sich von einer Hofdame, die allerdings sehr wenig von den Anfängen der Römischen Geschichte wußte, aber, um mit dem allgemein besprochenen Werke nicht unbekannt zu erscheinen, immerzu von dem kleinen Buche sprach, ohne es gelesen zu haben, und die, als Jemand sie über das Ende des Buchs befragte, ganz ruhig geantwortet haben soll: „Mein Gott, das endet, wie alle Romane: die Numa heirathet den Pompilius.‟ — Bei den Rezensenten kommt es zuweilen vor, daß sie, statt ein Buch von vorn bis hinten durchzulesen, um es zu beurtheilen, sich lieber der instinktmäßigen Methode jener Dame bedienen, auf die Gefahr hin, aus Numa und Pompilius ein Paar zu machen. Und doch ist nichts unverzeihlicher, als ein solcher Schnitzer: man braucht ja nur damit anzufangen, daß man die letzte Seite zuerst liest und auf diesen Anfang sein Urtheil begründet. In der Mitte zwischen diesen flüchtigen Kritikern und denen, die, im extremsten Gegensatz zu ihnen, sich's zur Pflicht machen, ein Buch von vorn bis hinten durchzulesen, ehe sie sich ein Urtheil erlauben, giebt es andere oft in der öffentlichen Meinung sehr hochgestellte Berichterstatter der Literatur, welche die Anzeige eines fremden Buchs benutzen, um ihr eigenes Talent glänzen zu lassen, welche, ohne sich eine vollständige Lektüre zur Aufgabe zu machen, eben so wenig ein absprechendes Urtheil über den Gesammt-Inhalt einer Schrift wagen, die sie nur theilweise kennen, sondern bei einem größeren Werk einzelne Stellen auswählen, an die sie eine Reihe selbstständiger, geistreicher Betrachtungen anknüpfen können. Wir sind weit entfernt, diese Methode zu tadeln, die den Gedanken des Schriftstellers eine Fruchtbarkeit giebt, wie sie da weniger zu erwarten ist, wo man den Ideen eines Anderen Schritt vor Schritt nachgeht, um sie gewissenhaft zusammenzufassen. Doch wiewohl sie an herrlichen Geistesblitzen mit Zinsen ersetzt, was sie an gründlicher Berichterstattung vermissen läßt, so hat sie jedenfalls doch den Mangel, daß sie dem Leser keine so erschöpfende Vorstellung von dem ganzen Buch giebt, wie dies eine bescheidene Analyse thut.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 8. Berlin, Freitag den 18. Januar 1839.

Frankreich.

Die Eisenbahnen in Frankreich, verglichen mit denen in Belgien, England und Nord-Amerika.

(Nach der Revue des deux Mondes.)

Es wäre wohl jetzt an der Zeit, daß der poetische Dunst, mit dem die Eisenbahnen so lange umhüllt waren, endlich zerflösse, und daß man zu einer ernsten und positiven Betrachtung derselben überginge. Man hat wahrhaftig schon übergenug von den Wunderdingen gefabelt, welche bei anderen Nationen, vermöge einer raschen Beförderung der Personen und Waaren, zu Stande gekommen sind; man hat in Bezug auf Frankreich noch größere Wunder vorher verkündet, wenn man sich nur hier erst ans Werk machen wolle. Wie indeß die Sache anzugreifen sey, und unter welchen besonderen Umständen dieselbe ins Leben treten müsse, davon hat man wohlweislich weniger gesprochen. Wo man übrigens auf diese Gesichtspunkte eingegangen ist, da hat man wenig Haltbares zu Tage gebracht, und bis auf diese Stunde sucht man noch in Frankreich, in Bezug auf die anzulegenden Eisenbahnen, nicht einmal nach dem absolut besten Verfahren, sondern auch noch nach demjenigen, welches die wenigen Erfahrungen auf diesem weiten Gebiete, die große Zersplitterung des Privat-Vermögens und die Gewohnheit, der Regierung Alles anheimzustellen, wie sehr man auch im Uebrigen dieselbe schmähe, als das zweckmäßigste erscheinen lassen.

In der vorjährigen Session der Kammern bekämpften sich das Ministerium und die Deputirten-Kammer auf dem unsicheren Boden der Eisenbahn, beide fest entschlossen, keine ihrer Ideen aufzugeben. Das Ministerium nahm alle Bahnen oder wenigstens alle Hauptlinien für eine bevorrechtete Körperschaft, für das Departement der Brücken und Heerstraßen, in Anspruch; die Kammer wollte sie ausschließlich den Compagnieen überweisen, um dadurch die Entwickelung des Associationsgeistes, von dem man Wunder erwartete, zu begünstigen. Wenn beide Staatsgewalten ihre Ansichten über diesen Punkt einander so schroff gegenüberstellten, so muß man dies wohl theilweise auf Rechnung des Widerspruchsgeistes setzen; theilweise ließen sie sich auch durch ihre gegenseitige Stellung dabei bestimmen. Das Ministerium glaubte sich natürlich, wie jedes andere Ministerium, zur Vertheidigung der Rechte der Verwaltungs-Behörden berufen, und die Deputirten-Kammer warf sich, wie dies in der Lage der Sachen gegeben ist, zum Verfechter der Privat-Industrie gegen die Ansprüche des Staates auf. Wir sind weit entfernt, das erste Votum, welches die Kammer in dieser Angelegenheit abgab, einer systematischen Feindseligkeit, deren man schon damals die Coalition beschuldigte, zuzuschreiben; dieselbe konnte ganz andere Fragen aufgreifen und hat sie auch aufgegriffen, um ihre Kräfte zu erproben. Gewiß waren unter der Majorität, welche sich gegen die Ansichten des Ministeriums aussprach, viele Deputirte, welche die Gelegenheit, ihm zu schaden, begierig ergriffen, aber dieselben gehorchten doch mehr einer inneren Ueberzeugung, welche ihnen sagte, daß man das Staats-Vermögen nicht mit einer ungeheuren Ausgabe belasten dürfe, bevor man nicht versucht habe, was die Privat-Associationen leisten können. Uebrigens standen beide Parteien bei der Erörterung dieser wichtigen Frage nicht bloß unter dem Einflusse eines blinden Oppositionsgeistes und wurden nicht bloß von dem Wunsche beseelt, ihren Schützlingen zu nützen. Beide konnten zur Unterstützung ihrer Ansichten glänzende Erfahrungen aus anderen Ländern anführen. Die Verfechter der Compagnieen konnten sich auf das Beispiel Englands und Amerika's stützen, und sie ermangelten nicht, es zu thun. Die Schutzredner der Privilegien des Departements der Brücken und Heerstraßen citirten das, was in einem benachbarten Lande, in Belgien, auf eine so rasche und erfolgreiche Weise ins Werk gesetzt worden war.

Ein Umstand, und vielleicht der wichtigste, wurde dabei übersehen. In beiden Heerlagern wappnete man sich mit fremden Erfahrungen und versäumte darüber, im eigenen Lande Beobachtungen anzustellen. Hätte man dies gethan, so wäre man vielleicht auf die Idee eines gemischten Systems geführt worden, und die Kräfte der Regierung und die Hülfsquellen der Speculation hätten zu einem gemeinsamen Zwecke vereinigt werden können. Vor ungefähr einem Jahre kam man freilich auf den Gedanken eines gemischten Systems, und zwar so, daß der Staat und die Compagnie sich zu gleichen Theilen in die Hauptlinien theilen sollten. Unglücklicherweise aber war dies nicht das geeignete Mittel, die Staats-Association und die Privat-Association zum Streben nach einem Ziele zu vereinigen. Auf diese Weise mußte zwischen beiden Gesellschaften, welche sich hätten die Hand reichen sollen, nicht ein ersprießlicher Wetteifer, sondern eine störende Eifersucht erweckt werden; die Mängel einer jeden mußten so ohne Gegengewicht bleiben. In der That würde bei einer so anarchischen Vereinigung, wenn man auf einer solchen Grundlage weiter gebaut hätte, eine jede Linie nur ihre eigenen Uebelstände zu tragen gehabt haben, ohne in den Vortheilen des anderen Systems einen Ersatz zu finden. Oft würden sogar beide an der Unmöglichkeit gescheitert seyn. Eben so gut hätte man die sich selbst widersprechenden und sich aufhebenden Behauptungen aufstellen können: Frankreich befinde sich in derselben Lage wie die Vereinigten Staaten und England, wo die Anlegung der Eisenbahnen der Privat-Industrie zufällt, oder Frankreich sey in demselben Falle von Belgien, wo der Staat als der geeignetste und sicherste Unternehmer der Eisenbahnen erachtet wurde. Man that nichts Anderes, indem man Frankreich in zwei gleiche Theile zerschnitt und den einen den Experimenten der Privat-Industrie, den anderen dem Departement der Brücken und Heerstraßen zuwies und beiden die ausgedehntesten Vollmachten gab, in ihren beiderseitigen Bezirken ausschließlich ihre Theorieen in Anwendung zu bringen.

Es fragt sich, welchen Werth haben die aus der Fremde herbeigeholten Beispiele, und in wie weit können England, Amerika oder Belgien für Frankreich als Muster hingestellt werden, da man doch einmal die Eisenbahnen in Frankreich nach dem doppelten Vorbilde, welches diese drei Völker hingestellt haben, zuschneiden will, ohne irgend eine durch Frankreichs Eigenthümlichkeit bedingte Veränderung zuzulassen. Hierauf könnte geantwortet werden, daß, wenn eines dieser Völker eine solche Aehnlichkeit mit Frankreich hätte, daß man sein Beispiel knechtisch nachahmen müßte, hierdurch schon von selbst die vollständige Annahme dieser verschiedenen Muster wegfiele. Und dennoch scheint man dies bezweckt zu haben, als man beide entgegengesetzte Methoden zur Ausführung bringen wollte. Erwägt man indeß die Eigenthümlichkeit dieser drei Völker, so kann man die wesentlichen Unterschiede, welche zwischen ihnen und den Franzosen bestehen, nicht in Abrede stellen. Diese finden in allen den Beziehungen statt, welche hier vorzüglich in Anschlag gebracht werden müssen, in dem Nationalreichthume, in der Ausdehnung der Länder, in der Dichtigkeit der Bevölkerungen, in den Veranlassungen zum Reisen, in der Lebhaftigkeit des Handels, überhaupt in allen Bedingungen, welche eine rasche Beförderung nothwendig machen.

Um mit England den Anfang zu machen, so fällt zunächst auf, daß dieses Land durch das Zusammentreten von Privatpersonen ein großes Eisenbahnnetz ins Leben rufen konnte, während dieses hier so wirksame Mittel sich in anderen Ländern, besonders in Frankreich, erfolglos zeigte. Das eigentliche England hat eine Bodenfläche von 9921 Französischen Quadratmeilen; Frankreich dagegen hat ein Areal von 34,512 Quadratmeilen. Hieraus sieht man schon, wie viel leichter es den Engländern werden mußte, ihr Land mit Eisenbahnen zu durchziehen. Die Bahn von London nach Liverpool, welche jetzt ganz vollendet ist, hat ungefähr dieselbe Ausdehnung, wie die projektirte Französische Hochebnenbahn mit ihren bedeutendsten Abzweigungen. Aber durch eine Verbindung Londons und Liverpools werden auch die beiden Meere verbunden, welche das mächtige Inselland im Osten und Westen bespülen. Jede Bahn, welche künftig von dieser großen Pulsader auslaufen wird, z. B. die von Brighton, wird ohne eine eben sehr kostspielige Verlängerung an dem Vortheil der Verbindung der Nordsee und des Kanals mit der Irischen See und dem St. Georgs-Kanal Theil nehmen können. Um Englands begünstigte Lage ganz zu begreifen, muß man daran denken, daß die Meere, welche es von allen Seiten umfließen, seine Haupt-Communication, seine große Handelsstraße bilden, und daß die Eisenbahnen im Innern des Landes nur als Abzweigungen derselben anzusehen sind. Hier braucht das Werk, welches die Natur nach einem so großen Maßstabe angelegt hat,

nur weitergeführt zu werden. In Frankreich dagegen muß die Kunst Alles schaffen, und sie hat eine ungeheure Aufgabe zu vollbringen; die Hochebnenbahn, welche wir mit der Bahn von London nach Liverpool verglichen haben, ist nur der erste und kürzeste Abschnitt einer Eisenbahn, welche beide Meere zu verbinden hätte; dieselbe müßte von Paris nach Marseille fortgeführt werden. Ein wie schwieriges und kostspieliges Unternehmen für eine Gesellschaft, welche auf sich selbst beschränkt wäre!

Sodann ist auch noch zu bedenken, daß England verhältnißmäßig weit bevölkerter ist als Frankreich, daß den Engländern aller Klassen der Trieb der Ortsveränderung inwohnt, und daß sie ein wahrhaftes Bedürfniß haben, das Innere des Landes nach allen Richtungen zu durchstreifen. Hierdurch wird die Bevölkerung, vermöge der raschen Beförderung, verdoppelt oder verdreifacht, und die Eisenbahnen erhalten so einen ungemeinen Vortheil, der den Französischen Spekulanten ganz entgeht. Wo wollte man in Frankreich unter den günstigsten Voraussetzungen eine Eisenbahnlinie auffinden, welche, wie die von London nach Birmingham, einen reinen Ertrag von 9 pCt. gewährte, wenn die Anlagekosten sich auf 2,500,000 Francs oder gar 3,000,000 Francs für die Französische Meile beliefen?

Die günstigen Resultate, welche dies kühne und kostspielige Werk schon jetzt ergiebt, sind natürlich nur geeignet, die Englischen Kapitalisten zu ähnlichen Unternehmungen zu ermuntern, während in Frankreich nur fast eben so große Opfer ohne Aussicht auf einen gleichen Gewinn zu fürchten sind. Damit ist indeß noch nicht Alles erschöpft; in dem Nachbarlande ist ein größerer Ueberfluß an Kapitalien, und dieselben erhalten beständig neuen Zufluß aus tausend anderswo unbekannten Hülfsquellen. Dadurch erhalten die Speculationen eine solche Kühnheit und Großartigkeit, und man macht täglich die gewagtesten Versuche, die in Frankreich, in Betracht des geringeren Nationalvermögens und der weniger ausgedehnten Handelsbeziehungen, abenteuerlich und verwegen erscheinen müßten. Dabei haben wir die Subsidien, welche das Parlament den Eisenbahn-Gesellschaften auf ihr Ansuchen zuweilen bewilligt, noch gar nicht in Anschlag gebracht. Diese Hülfsbewilligungen sind übrigens von ganz eigener Beschaffenheit und ganz anders aufzufassen, als es in Frankreich in den meisten Fällen geschehen würde: das Parlament bewilligt Subsidien, für welche es sich Zinsen bezahlen läßt, die durch ein besonderes Gesetz bestimmt werden. Beruht die Speculation also auf keiner sicheren Grundlage, so darf sie auch auf diese bezahlte und verzinste Unterstützung keine große Hoffnungen setzen. Eine beim Staate aufgenommene Anleihe ist nur eine Last mehr, ist ein Beweis, daß die Kostenanschläge überschritten sind, und es kann daraus nur ein ungünstiges Vorurtheil gegen das Unternehmen erwachsen. Man darf also wohl behaupten, daß in England die Kapitalien durch eine besondere und eigenthümliche Kraft nach diesem Industriezweige hingeleitet werden. Die Eisenbahnen würden hier gern des unvollkommenen und eigennützigen Schutzes, zu dem sie zuweilen ihre Zuflucht nehmen, entrathen.

In den Vereinigten Staaten sind die Kapitalisten gewiß nicht weniger unternehmend als in England, aber das Umlaufs-Kapital ist hier nicht so beträchtlich. Das bewegliche Vermögen, welches in der alten Welt aus den öffentlichen Fonds beständig den industriellen Unternehmungen zuströmt, und aus diesen wieder in die öffentlichen Fonds zurückfließt, hat in Nord-Amerika noch nicht diese Flüssigkeit erhalten, oder vielmehr die Leichtigkeit und Ausdehnung des Geldumsatzes ist nur eine scheinbare gewesen und gründete sich nur auf ein unhaltbares Kredit-System. In den Vereinigten Staaten würden die flüssigen Kapitalien nicht für die Anlegung von Eisenbahnen ausreichen, wenn dieselben hier eben so große Summen wie in England verschlängen. Außerdem ist die Bevölkerung in diesem Lande ungleich weniger dicht, als in Großbritanien, und die Bodenfläche, welche von den Eisenbahnen durchzogen werden soll, ist, besonders wenn man das unbebaute Land hinzurechnet, von einer so ungeheuren Ausdehnung, daß die schon spärliche Bevölkerung dadurch noch dünner wird. Da trotzdem die Ausführung von Eisenbahnen hier möglich geworden ist, ohne daß die Regierung sich sehr lebhaft oder auf direkte Weise dafür interessirt hätte, so läßt es sich wohl kaum bezweifeln, daß die Speculation hier durch die Oertlichkeit und andere Umstände in einer Weise begünstigt worden ist, wie sie es in Europa niemals werden könnte.

In der That hätten die so weit auseinanderliegenden Bundesstaaten ohne die Eisenbahnen nicht ihre gegenseitigen Naturerzeugnisse und ihre geistigen Schätze austauschen können. Vergeblich würde das jungfräuliche Land seinen Bebauern einen so reichen Ertrag gewähren, wenn der Ueberfluß desselben keinen Abfluß fände. Ohne die Aussicht auf einen Absatz seiner Erzeugnisse in der Ferne würden die Kolonisten nicht in die Einöden und Urwälder des Westens vorgedrungen seyn. Die Niederlassungen wären in diesem Falle auf die Staaten beschränkt geblieben, in denen sich schon eine dichtere Bevölkerung gesammelt hatte. So wäre der Kultur ein ungeheures Gebiet entzogen worden, oder sie hätte sich erst nach Jahrhunderten eine Aufgabe stellen können, die jetzt schon zum großen Theile gelöst ist. Zuerst mußten Wege eröffnet werden, denn es waren keine im Lande vorhanden, und da wählte man gleich die vollkommenste Art derselben. Indeß verfuhr man dabei auf eine ökonomische Weise; die Schienen waren plump, und man ließ Senkungen und Krümmungen zu, so oft die Beschaffenheit des Bodens oder ein wohlverstandenes Interesse diese Unvollkommenheiten anzurathen schienen. Selbst in Europa, wo die Kunst ihre höchsten Triumphe feiert, nimmt man die Sache nicht so genau, wenn die Bahn für die Benutzung eines Schmelzofens, eines Hammerwerks oder einer Steinkohlengrube bestimmt ist. Diese Bestimmung haben wesentlich die Nord-Amerikanischen Eisenbahnen, und es kömmt hauptsächlich nur darauf an, daß sie die nöthige Länge haben. So begreift man leicht, daß hier die Eisenbahnen durch die Beisteuer der bescheidensten Ersparnisse zu Stande kommen konnten; selbst wenn sie den Theilnehmern keine große Vortheile gesichert hätten, so waren sie doch im höchsten Grade nützlich und ein wahrhaftes Bedürfniß. Hiernach ist es denn auch klar, daß diejenigen Staaten, welche eine Uferbegränzung haben, oder in denen die Eisenbahnen auslaufen, die mächtigsten Beweggründe hatten, diese Unternehmungen, welche durchaus nicht aus dem Gesichtspunkte einer gewöhnlichen Speculation zu betrachten sind, zu unterstützen. Das nächste und wichtigste Interesse ist, die Produkte zu verwerthen, was ohne freie Circulation nicht möglich ist. Die Eisenbahnen sind die Nebensachen; die Nutzbarmachung des Bodens, die Manufakturen und der Handel die Hauptsache. Die Actionaire selbst denken weniger an den direkten Gewinn, den ihnen die Eisenbahnen gewähren, als an die Beförderung des allgemeinen Wohlstandes, dessen Hebel dieselben sind.

In Frankreich tritt eigentlich keiner von den Umständen, welche die Anlegung von Eisenbahnen so nothwendig machen, ein; es sind weder dieselben Antriebe, noch dieselben Bedürfnisse oder Aussichten wie in England und Nord-Amerika vorhanden. Es muß hier ein Hebel gefunden werden, welcher die Stelle derjenigen vertreten kann, die in England und Amerika so mächtig wirken, denn bis jetzt sind die Französischen Spekulanten noch nicht in Bewegung zu setzen gewesen. Vorher wäre indeß noch zu prüfen, ob nicht Frankreich vielleicht das von Belgien aufgestellte Beispiel zum Muster nehmen sollen. Hier müssen wir bevorworten, daß wir allerdings zu der Ansicht hinneigen, welche dem Staate die Errichtung der Eisenbahnen übertragen will. An Gründen zur Unterstützung dieser Ansicht dürfte es wohl nicht fehlen, indeß ist Belgien noch das einzige Land, welches dieselbe bis jetzt praktisch durchgeführt hat, und wir wollen daher das hier befolgte Verfahren etwas näher betrachten. Freilich ist die Reihe der Erfahrungen noch keinesweges geschlossen, indeß ergiebt sich auch aus dem, was bis jetzt bekannt ist, für den Beobachter schon ein einigermaßen genügendes Resultat. Es braucht wohl kaum noch an die unglaubliche Dichtigkeit der Bevölkerung des kleinen Königreichs erinnert zu werden; dasselbe zählt vier Millionen Einwohner, also den achten Theil der Bevölkerung Frankreichs, auf einer sechzehnmal kleineren Bodenfläche. Eine solche Begünstigung bleibt lange das Eigenthum des Volkes, dem sie einmal zu Theil geworden ist, und dieser Unterschied kann nur im Laufe von Jahrhunderten ausgeglichen werden. Belgien erfreut sich übrigens noch anderer Vorzüge. Außer den Gebietstheilen, welche es von Limburg und Luxemburg in Anspruch nimmt, begreift es nur noch neun Departements des ehemaligen Französischen Kaiserthums, und diese geringe Ausdehnung gestattete es, die Leitung aller Eisenbahn-Angelegenheiten Einem Manne zu übertragen. Der Beamte, dem dieses Geschäft übertragen wurde, hatte keine andere Obliegenheiten, welche seine Zeit und seine Kräfte in Anspruch genommen hätten, und konnte daher die Sache mit einer so außerordentlichen Schnelligkeit und einem solchen Nachdrucke betreiben. Da fragt es sich denn, wird man in Frankreich denselben Weg einschlagen? Wenigstens wäre es hier nothwendiger als irgendwo, wenn die Regierung die Ausführung der Eisenbahnen übernehmen wollte.

Das Eisenbahnnetz, welches Frankreich durchziehen sollte, müßte natürlich weit ausgedehnter und verwickelter seyn, als dasjenige, welches für Belgien genügt. Dem Departement der Brücken und Heerstraßen liegen indeß mehr Arbeiten vor, als es ausführen kann, selbst wenn es den Kreis seiner gewöhnlichen Beschäftigungen nicht überschreiten und sich nur mit der Verbesserung der Kanäle, der Flußschiffahrt, der Brücken, Heerstraßen u. s. w. befassen wollte. Die Zahl der Ingenieure müßte also vermehrt werden, und durch diese Vergrößerung des Personals würde eine neue Abtheilung, welche sich ausschließlich mit den Eisenbahn-Angelegenheiten zu beschäftigen hätte, entstehen. Mag aber dies und vieles Andere geschehen, so ist immer noch nichts gethan, wenn man nicht die Oberleitung einem Minister und einem so zuverlässigen Manne, wie Herrn Nothomb, überträgt. Aber unsere Minister sind allen politischen Schwankungen unterworfen und nicht sicher, ein halbes Jahr lang ihren Platz zu behaupten. Welche parlamentarische Notabilität würde sich wohl dazu verstehen, allen Partei-Umtrieben zu entsagen und Jahre lang bescheiden und in der Stille Gutes zu wirken? In der Erwartung besserer Zeiten würde man also wohl genöthigt seyn, zu den Gesellschaften zurückzukehren; aber auch hier würde das zu befolgende System ein anderes und weniger einfaches als das in England und Amerika durchgeführte seyn. Die Trennung und Vereinzelung der Gesellschaften hat nur traurige Früchte getragen, und ihre zu große Freiheit ist ihnen verderblich geworden; sie haben sich nicht bewegen können, weil ihnen das Leben fehlte. Wenigstens findet das Gesagte auf die größeren Gesellschaften seine Anwendung.

(Schluß folgt.)

Graf Beugnot in den Revolutions-Gefängnissen.
1793 — 94.

(Schluß.)

Unter den Generalen, die für das Revolutions-Tribunal reif waren, befand sich ein Divisions-General, Namens Lamarlière, der in Lille kommandirte, als die Oesterreicher unter dem Herzog von Sachsen-Teschen diese Stadt angriffen. Dieser Mann war dem ancien régime nicht ganz fremd gewesen; er bekleidete nämlich vor der Revolution das etwas lächerliche Amt eines Windspiel-Kommandanten Monsieur's. Als dieser Prinz auswanderte, ließ er die Windspiele und den Kommandanten in Frankreich zurück. Lamarlière, der ehrgeizig war, wechselte schnell die Farbe; aus einem Anhänger der Constitution von 1791 wurde er 1793 Republikaner, war aber übrigens ein Mann von Geist und liebenswürdigem Charakter, obgleich etwas zur Intrigue geneigt. Trotz dem Allen klagte man ihn an, daß er als Commandeur von Lille die Republik verrathen, und dieser Verrath muß von ganz besonderer Art gewesen seyn, da der Herzog von Sachsen-Teschen die Blokade aufgehoben und sich nicht ohne Verlust an Menschen und Geschütz zurückgezogen hatte. Die Sache dieses armen Generals war nur eine gute, und er vertheidigte sich auch mit eben so viel Gewandheit als Muth. Bei seinem freundlichen, zuvorkommenden Benehmen gelang es ihm im Gefängniß selbst, die Richter, die Geschworenen, die Gendarmen, ja, selbst die Thürwächter für sich einzunehmen. Niemand zweifelte, daß man ihn freisprechen würde, und alle Welt war von ihm entzückt. Er war auch die Veranlassung einer Beschwörungsscene in der Conciergerie, von der ich bald mehr sagen werde und wo ein Adjutant des Grafen d'Estaing die Rolle der Pythonisse spielte. Die rasche Erfüllung der Prophezeiung erfüllte uns Alle mit abergläubischen Ideen, und die Schrecken der Gegenwart steigerten sich durch die der Zukunft; ein Wunder war es, wenn der stärkste Geist hier seine Fassung behielt. Und als sollte Alles in Lamarlière's Ende ungewöhnlicher Art seyn, gab ihm das Geschick zum Begleiter aufs Schaffot meinen alten Schloßkameraden Parisot, der, nachdem er während der Revolution die verschiedensten Beschäftigungen ergriffen, ohne sein Glück zu finden, zuletzt aristokratischer Journalist wurde und als solcher den Tod fand. Er hatte gleichzeitig mit Lamarlière das Schaffot bestiegen, wo der Letztere sich einfallen ließ, das honorable Publikum zu haranguiren, zu erklären, daß er immer Republikaner gewesen und es bis auf den letzten Blutstropfen bleiben werde, und dem guten Volk seine Familie und sein Andenken zu empfehlen. Da er nicht enden wollte, wurde Parisot ungeduldig und rief mit lauter Stimme, indem er die Achseln zuckte: „Bürger, glaubt ihm doch nicht: er ist mehr Aristokrat als ich.“

Doch ich kehre zu der Beschwörungs-Scene zurück, deren ich oben gedacht. Der Adjutant des Grafen d'Estaing hatte den Amerikanischen Feldzug mitgemacht; er war ein gebildeter Mann, von feinen und behutsamen Manieren. Wir kamen alle Abend mit ihm und Lamarlière zusammen, in dem Zimmer eines gewissen Bunel, der zum Konvent gehörte, aber ein durchaus wohlmeinender Mann war und während eines langen Aufenthalts im Englischen Indien mit Eifer die ersten Spuren menschlicher Civilisation verfolgt hatte. Wir spielten gewöhnlich eine Partie Whist, und wenn noch Zeit übrig war, ehe man Jeden in seinen Kerker wies, unterhielten wir uns über einen Gegenstand der Philosophie. Um diese Zeit pflegte auch Bailly in unser Zimmer zu kommen, und er schmeichelte sich, hier eben so pünktlich zu seyn, wie früher in der Akademie. Der Adjutant stellte die Behauptung auf, daß das, was wir das Mögliche zu nennen pflegten, nur eine Bestimmung unserer Unwissenheit sey, die in der Zukunft sich als unwahr erweisen müsse. Er hatte Beispiele genug, um zu beweisen, wie sehr sich die Schranken des Möglichen seit Pythagoras und Aristoteles erweitert hätten. Das Christenthum, meinte er, habe den Schwung der Geister gehemmt, und darum freue er sich über den Sturz, der ihm drohe. Sein Religions-System war der Pantheismus: er glaubte, es gebe eine unzählige Menge belebter Wesen, die sich unserem Sinne entzögen, und der Mensch nehme noch lange nicht den Platz ein, der ihm in dem großen Ganzen gebühre. Bunel, dem es darum zu thun war, nicht umsonst Indisch gelernt und Pagoden besucht zu haben, unterstützte den Adjutanten mit Autoritäten, deren Echtheit zu prüfen wir nicht vorbereitet waren. Der General hielt fest an der Philosophie seines alten Voltaire; er gab zu, daß die Naturwissenschaften einige Fortschritte gemacht hätten, im Uebrigen schien ihm nichts so wechselnd und unsicher, als das, was von jedem Jahrhundert die Wahrheit genannt würde; er glaubte, die menschlichen Ideen bekämen von jeder Epoche andere Formen, bewegten sich aber immer in einem bestimmten Kreise, den sie nie überschreiten könnten. Unter Anderem bemerkte er auch Folgendes: „Sie loben gewiß, meine Herren, den Bischof von Paris, der so eben im Konvent öffentlich seine Religion abgeschworen. Gut! wir stehen nicht fern vom Ende des 18ten Jahrhunderts, und es ist nicht wahrscheinlich, daß Einer von uns das 19te erlebt; aber ich prophezeie, es wird noch eine Zeit kommen, wo man Kapuziner-Prozessionen in den Straßen von Paris sehen wird, und Konvents-Mitglieder, die mit dem Rosenkranz in der Hand daran Theil nehmen, wenn es ihnen gestattet wird.“ Bailly war für die erste Ansicht und für die unendliche Perfektibilität des Menschengeschlechts: „Der Orkan, der in diesem Augenblick tobt“, sagte er, „beweist freilich nichts und wird gar viele Blätter des Waldes verwehen, ja er wird einige Bäume entwurzeln; aber er wird auch alten Schmutz wegschaffen, und der gereinigte Boden kann dann ganz neue, bisher unbekannte Früchte liefern.“ — Gegen das Ende einer solchen Unterhaltung fragte der General den Adjutanten: „Sie glauben also an Mesmer, Cagliostro und tutti quanti?“ — „Allerdings“, antwortete der Adjutant kalt. — „Ich möchte sehr gern vor meinem Tode noch einer Scene aus dem Gebiet des Somnambulismus beiwohnen.“ — „Das ist hier nicht leicht, doch ich will thun, was ich kann.“

Dieser Adjutant, der, ich wiederhole es, eben so sehr gebildet als verständig war, sucht sich nun mit vielem Ernst die verschiedenen Instrumente, deren er zu einer solchen Scene bedarf, zusammenzuschaffen und unter dem Mittags-Couvert eines Jeden von uns in die Conciergerie einzuschmuggeln. Eine Seherin hineinzubringen, war nicht möglich; man mußte sich also mit einem jungen Knaben behelfen, der die nöthigen Bedingungen erfüllte: d. h. er durfte nicht älter, als 12 bis 14 Jahre, mußte unter dem Zeichen des Schützen, der Zwillinge oder der Jungfrau geboren und vor Allem von makelloser Reinheit seyn. Als es endlich gelungen war, einen solchen zu finden, traf der Beschwörer in dem Lokal, wo wir gewöhnlich die Whistpartie spielten, alle Anstalten, die seine Operation erforderte, und wir kommen an dem bestimmten Tage zusammen. Nachdem das Kind vor der Glaskugel eine knieende Stellung eingenommen, fragte der Beschwörer den General, welches Faktum der Vergangenheit oder Zukunft er zu wissen wünsche. — „Das Urtheil, das mich erwartet.“ — „General, wählen Sie einen anderen Gegenstand, ich wäre außer mir, wenn die Antwort schlecht ausfiele.“ — „Ich bleibe dabei und versichere Ihnen, daß die Antwort, welcher Art sie auch seyn möge, mich nicht erschrecken wird.“ — „Dann bin ich gezwungen, die Beschwörung aufzugeben, und wir kehren zum Spiel zurück.“ — „Wie? so schnell verlieren Sie den Muth, noch ehe Sie angefangen haben! Ich ahnte es gleich, daß hier nur Kinderei dahinterstecke.“ — „Sie wollen es durchaus, General? Gut, dann fange ich an.“

Nachdem sich der Beschwörer und der Knabe eine halbe Stunde lang heftig angestrengt, schwitzten sie Beide große Tropfen, und auch die drei Zeugen waren durch die Erwartung und die Zuckungen, die sie vor sich sahen, höchst unangenehm aufgeregt. Endlich trübt sich das Wasser, und das Kind schreit, es sehe. — „Was?“ — „Zwei Männer, die sich schlagen.“ — „Wer sind sie?“ — „Ich weiß nicht.“ — „Wer sind sie?“ Und jede Frage wird mit Beschwörungen, Drohungen und Geschrei so lange wiederholt, bis endlich das Kind antwortet: „Mein Gott! ein Nationalgardist und ein Offizier.“ — „Wer ist der Stärkere?“ — „Ach, mein Gott, der Nationalgardist streckt den Offizier nieder und haut ihm den Kopf ab!“ — Und nach diesen Worten fällt das Kind rücklings zu Boden.

Der arme General, der noch eben erst so gefaßt schien, zitterte jetzt an allen Gliedern. Wir suchten ihn damit zu trösten, daß das Urtheil, wonach er gefragt, und der Kampf zwischen einem Nationalgardisten und einem Offizier nichts gemein habe. Diese Scene hatte den 20. Dezember stattgefunden; am Abend des 21sten empfing der General seine Anklageakte, den 23sten wurde er verurtheilt und an demselben Tage von dem Henker hingerichtet, der zu jener Zeit als Grenadier der Nationalgarde gekleidet war. — Von den Zeugen, die der Scene beiwohnten, bin ich der Einzige, der noch lebt; doch zur Noth könnte ich auch an Herrn Bailleul appelliren, einen Konvents-Deputirten, der in der Conciergerie denselben Flügel bewohnte, wie wir. Zwar war er selbst bei der Beschwörung nicht zugegen, er muß sich aber erinnern, welches Aufsehen sie damals im Gefängniß machte. Daß dies eine Taschenspieler-Scene gewesen, zweifle ich; der Adjutant war viel zu ernst und wahrheitsliebend, um sich einen so strafbaren Scherz zu erlauben. Auch hatte er weder Zeit, noch Mittel gehabt, das Kind abzurichten, welches man von fünf anderen ausgewählt. Endlich waren wir schon im Begriff gewesen, die Operation aufzugeben, aus Furcht, Robespierre möchte davon erfahren und eine Verschwörung in ihr wittern.

Wenn mir Jemand diese Beschwörungs-Scene erzählte, würde ich ungläubig dazu lächeln; es steht also auch meinen Lesern frei, sie nicht zu glauben. Man kann sich denken, daß sie von Leuten, die nichts Besseres zu thun hatten, oft und viel besprochen wurde; aber eine befriedigende Lösung erreichten wir nie. War an diesem Apparat Alles Täuschung, dann hatte man Lamarlière damit kränken wollen; diese Kränkung konnte nur von einem Feinde ausgehen, und der General war nur von Freunden umgeben, die das gemeinschaftliche Unglück rasch verband; auch ist es nicht denkbar, daß man zu einem solchen Streich einen so furchtbaren Gegenstand, einen so schrecklichen Ort ausgesucht hätte. Was den jungen Menschen betrifft, so war dieser der Sohn eines Thürwächters, Namens Langlois, welcher selbst zugegen war, um den Sohn fortzunehmen, sobald man ihm etwas Unziemliches zumuthen sollte. In der Halsbandgeschichte kommt eine ähnliche Scene vor; hier spielt die Latour die Rolle der jungen Unschuldigen. Sie sieht den Engel Gabriel in die Wasserkugel steigen, und durch diesen schaut sie Alles, was man dem allzu leichtgläubigen Kardinal einreden mußte, um ihn kirre zu machen. Daß Cagliostro und Konsorten diese Gaukelei nach ihrem Belieben anordnen konnten, ist sehr denkbar; mit diesem armen Kardinal, der Alles glaubte, nur nicht an den Gott, der ihn reich machte, mußte eine Bande Spitzbuben, die sich vortrefflich unter einander verstanden, leichtes Spiel haben. Aber um 1793, in Paris, in einem Gefängnisse, und noch dazu in der

Conciergerie, kann man an dergleichen vernünftigerweise nicht denken. Trotzdem glaube ich weder an Zauberei, noch an Beschwörungen, weder an Wahrsager, noch selbst an die Rosenkreuzer. Die Scene, die ich beschrieben, ist aus ganz natürlichen, vielleicht höchst einfachen Ursachen zu erklären, und ich wundere mich nur, daß ich nicht im Stande war, dieselben zu entdecken.

E n g l a n d.

Die Schottischen und Englischen Puritaner des siebzehnten Jahrhunderts.

(Nach der Edinburgh Review.)

Die Puritaner sind vielleicht die merkwürdigste Genossenschaft, welche die Welt jemals gesehen. Was sie Hassenswerthes und Lächerliches an sich hatten, fiel sogleich in die Augen, und es hat ihnen nicht an geschickten und böswilligen Feinden gefehlt, welche dies ins grellste Licht zu setzen verstanden. Nach der Restauration waren die Puritaner viele Jahre hindurch ein Gegenstand der gröbsten Feindseligkeiten und der ungemessensten Spottsucht. Das Theater und die Presse, beide zu jener Zeit eine Beute der vollständigsten Zügellosigkeit, verfolgten sie mit den gemeinsten Beschimpfungen. Die Puritaner waren keine Gelehrten, als religiöse Sekte waren sie unpopulär, sie konnten sich nicht selbst vertheidigen, und das Publikum nahm sie nicht in Schutz; sie waren also ohne Barmherzigkeit allen Angriffen der Satiriker und der dramatischen Schriftsteller preisgegeben. Die etwas zu gesuchte Einfachheit ihrer Kleidung, ihr strenges und finsteres Aussehen, ihre näselnde Sprache, ihr schwerfälliger Gang, ihre langen Gebete vor jeder Mahlzeit, ihre alttestamentarischen Taufnamen, die Bibelstellen, welche sie bei jeder Gelegenheit oft ganz unpassend anführten, ihre Verachtung aller menschlichen Gelehrsamkeit, ihr Widerwille gegen die Vergnügungen der gebildeten Klassen, lieferten den Spöttern hinreichenden Stoff. Aber nicht von den Spöttern soll man Philosophie der Geschichte lernen, und derjenige, welcher die Puritaner genau studiren will, muß sich sorgfältig vor der Macht des Lächerlichen, welche schon so viele bedeutende Schriftsteller irre führte, zu bewahren suchen.

Männer, die den Widerstand des Volkes herausforderten, die Ansichten und Unternehmungen während einer langen Kette von Ungemach leiteten, die beste Armee, welche man bis dahin in Europa gesehen, aus wenig versprechenden Elementen organisirten, Königthum, Kirche und Adel stürzten und mitten unter inneren Empörungen und Aufständen den Schrecken des Englischen Namens über den ganzen Erdball verbreiteten, diese Männer waren keine gemeine Schwärmer. Manche ihrer Ungereimtheiten bestanden nur in der Form, wie die Zeichen der Freimaurer oder die Kleidung der Mönche. Man mag es bedauern, daß diese Sektirer, welche der Menschheit schätzenswerthe Dienste geleistet haben, nicht die eleganten Manieren der Hofleute Karl's I. oder Karl's II. besaßen, doch wenn wir wählen sollten, so würden wir, wie Bassanio, die schönen Kästchen, die nur Todten- oder Narrenköpfe enthielten, stehen lassen und nach dem unscheinbaren greifen, welches den Schatz in sich schloß.

Durch die beständige Betrachtung erhabener Dinge und himmlischer Interessen hatte der Geist der Puritaner eine ganz besondere Richtung genommen. Es genügte ihnen nicht, mit unbestimmten Ausdrücken eine über Alles sich erstreckende Vorsehung anzuerkennen, sondern sie schrieben jedes Ereigniß dem Willen des höchsten Wesens zu, für welches nichts weder zu groß noch zu klein sey. Es erkennen, ihm dienen, seine Gegenwart und seine Gemeinschaft genießen, war für sie das höchste Ziel des Daseyns. Mit Verachtung verwarfen sie den rein ceremoniellen Gottesdienst, den andere Sekten an die Stelle der Anbetung im Geist und in der Wahrheit eingeführt hatten. Anstatt einen schwachen Abglanz der Gottheit im Sinnlichen zu erfassen, trachteten sie danach, dieselbe in ihrer ganzen Herrlichkeit zu enthüllen und sie von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Daher ihre Verachtung gegen allen weltlichen Rang-Unterschied. Der Abstand zwischen dem hochgestelltesten und dem niedrigsten der Menschen verschwindet in ihren Augen vor der unendlichen Kluft, welche die Sterblichen von Dem trennt, auf Den ihre Blicke beständig gerichtet waren. Nur wen Gott seiner Gnade gewürdigt, der galt ihnen als erhaben über seine Mitmenschen, und da sie im Besitz dieser Gnade zu seyn vermeinten, so waren sie gleichgültig gegen alle Würden und Vorzüge dieser Welt.

Die Schriften der Dichter und Philosophen kannten sie nur oberflächlich, aber desto inniger waren sie mit den Offenbarungen Gottes vertraut. Ihre Namen standen nicht in den Registern der Waffen-Herolde, doch waren sie stolz darauf, dieselben ins Buch des Lebens eingetragen zu haben. Kein glänzendes Gefolge von Dienern umgab sie, doch wachten Engelschaaren nach ihrer Meinung über ihnen. Ihre Paläste waren Häuser, nicht mit Menschenhänden gemacht, und ihre Diademe unvergängliche Kronen des Ruhmes. Edelleute und Priester, Reiche und Redner, diese alle hatten vor ihnen wenig Werth; denn sie selbst waren durch eine höhere Geburt geadelt, Priester durch die Weihe einer mächtigeren Hand, reich durch einen köstlicheren Schatz und beredt in einer erhabeneren Sprache.

Im Puritaner waren zwei verschiedene Menschen vereinigt; der eine war ganz Verleugnung, Buße, Erniedrigung und Werkzeug der Gnade Gottes; der andere stolz, ruhig, scharfsichtig und unbeugsam. Er demüthigte sich im Staube vor seinem Schöpfer, aber er setzte den Fuß auf das Haupt der Könige. In seinen geheimen Andachtsübungen betete er mit Seufzern, Thränen, Aechzen und Verzückung; er war ganz außer sich, himmlische oder grauenhafte Gesichte dämmerten vor seiner Seele auf; er wähnte den Gesang der Engel oder die Drohungen des Versuchers zu hören; er schaute in seiner Einbildung die Freuden der ewigen Seligkeit oder die Flammen der Hölle. Wie Vane, glaubte er das Scepter des tausendjährigen Reichs in Händen zu halten; wie Fleetwood, schrie er voll Angst, Gott habe sein Angesicht vor ihm verborgen. Doch wenn er seinen Platz in den politischen Versammlungen einnahm oder sich mit dem Schwerte gürtete, um in den Kampf zu ziehen, entdeckte man an ihm keine Spur von diesen fieberhaften Wallungen. Die, welche nichts als das rauhe und abstoßende Aeußere der Puritaner sahen, nur ihre Seufzer und ihren näselnden Gesang vernahmen, hatten wohl Ursach, sie zu verspotten; aber gewiß lachte man nicht über sie, wenn man ihnen auf der Rednerbühne oder auf dem Schlachtfelde begegnete. Bei allen bürgerlichen oder kriegerischen Geschäften legten diese Schwärmer eine kalte und feste Urtheilskraft, einen kühnen Muth, eine Beständigkeit und Entschlossenheit an den Tag, die mehrere Schriftsteller für unverträglich mit ihrem religiösen Eifer hielten, die aber eigentlich nur eine nothwendige Folge desselben waren. Die Macht und Stärke ihrer Ueberzeugung in einer Hinsicht verlieh ihnen Zuversicht in allen anderen.

Ein herrschendes Gefühl unterjochte in ihnen alle andere Empfindungen, das Mitleid, den Haß, den Ehrgeiz, die Furcht. Sie lächelten und weinten, sie freuten und grämten sich, aber nicht um Dinge dieser Welt. Ihre Schwärmerei hatte sie zu Stoikern gemacht, indem sie ihren Geist von allen Vorurtheilen und gemeinen Leidenschaften befreite; diese Schwärmerei konnte sie wohl zuweilen verleiten, schlechte Absichten zu verfolgen, aber sie hinderte sie doch immer an der Wahl schlechter Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke. Sie durchzogen die Welt, stürzten und zerschmetterten die Bedrücker, sie mischten sich unter die Menschen, ohne ihre Gebrechen zu theilen, sie waren unempfindlich gegen Vergnügen, gegen Mühen und Sorgen, keine Waffe konnte sie verwunden, keine Schranke sie hemmen.

So war, nach unserer Ansicht, der Charakter der Puritaner. Man muß eingestehen, daß sie abgeschmackte Gebräuche befolgten; man muß die düstere Strenge ihrer häuslichen Sitten mißbilligen; ihre Verstandeskräfte waren oft getrübt und verwirrt, weil sie Dinge ergründen wollten, die für unsere schwachen Begriffe zu erhaben sind. Aus Haß gegen das Papstthum sind sie oft in die schlimmsten Fehler desselben, in Unduldsamkeit und übertriebene Kasteiungen verfallen; sie hatten ihre Kreuzbrüder, ihre Anachoreten, ihre Montforts, ihre Dominikus, ihre Escobards. Doch nachdem wir dies Alles eingeräumt, stehen wir nicht an, zu erklären, daß die Puritaner, im Ganzen betrachtet, tapfere, weise, redliche und nützliche Menschen waren.

Bibliographie.

Pathology on the human mind. — Von H. Mayo.
Selma, a tale of the sixth crusade.
Text-book of human anatomy. — Von Dr. A. Hunter.
Youth's encyclopedia of health and play-ground amusements. — Von W. Montagu.
Widow Barnaby. — Von Mrs. Trollope. 3 Bde.

M a n n i g f a l t i g e s.

— Journal-Literatur. Unter dem Titel: „Der vierte Stand, oder moralischer Einfluß der Presse"*), ist in London ein ähnliches Buch über die Englischen Zeitschriften erschienen, wie es die „Studien und Kritiken der Deutschen Journalistik" (Hanau, 1838) hinsichtlich unserer eigenen Zeitungs-Literatur sind. Der Engländer hatte auf seinem reichen Gebiete allerdings mehr Spielraum und mehr unterhaltenden Stoff als der Deutsche auf dem zwar quantitativ sehr fruchtbaren, aber qualitativ um so weniger eintragenden Felde der Zeitungen und Journale; gleichwohl hat der Engländer den Deutschen nur an Irrthümern und unrichtigen Darstellungen zu übertreffen gewußt, so daß sein Buch, nach dem Urtheil aller Engländer, eben so wenig, als das Deutsche, einen genügenden Ueberblick von dem Wesen und Treiben der Journalistik gewährt. Freilich verlangt diese Welt im Kleinen nicht bloß einen scharfsinnigen Beobachter, sondern auch eine Masse von statistischem, literarischem und biographischem Material, wie sie ein Einzelner, besonders in Deutschland, wo es an einem allgemeinen Centralpunkte fehlt, nicht leicht herbeischaffen kann; in diesem Falle aber sollte auch der Einzelne sich auf das beschränken, was ihm speziell bekannt ist, und nicht, wie es in den obenerwähnten „Studien" geschieht, mitunter ganz falsche Data über die Geschichte und die Wirksamkeit vielverbreiteter Blätter geben.

*) The fourth estate, or the moral influence of the press. By a student at law.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 9. Berlin, Montag den 21. Januar 1839.

Frankreich.

Die Rückkehr von Varennes.

Aus den Memoiren des Generals Mathieu Dumas.

Ich befand mich auf meinem Landhause zu Soisy-sous-Etioles, wo ich einige Tage zubringen wollte, als ich durch einen Courier, den meine Freunde an mich sandten, die sehr unerwartete Nachricht von der Abreise des Königs erhielt; sogleich eilte ich nach Paris. Bald erfuhr man hier, der König sey in Varennes angehalten und werde nach der Hauptstadt zurückgeführt. Ich wurde in einen Ausschuß der ausgezeichnetsten Mitglieder der National-Versammlung gerufen, wo ich auch den Marschall von Rochambeau antraf; man berathschlagte über die unter diesen Umständen zu ergreifenden Maßregeln. Einstimmig erklärte man sich diesmal für die Aufrechthaltung des monarchischen Prinzips und der Ehrfurcht, die der Königlichen Familie gebührte, und die Versammlung beschloß daher, daß drei Kommissarien aus ihrer Mitte dem Könige entgegengehen sollten, um über seine Sicherheit zu wachen; ein Offizier von Rang sollte sie begleiten und bis zum Einzuge des Königs in Paris den Oberbefehl über die Truppen führen, welche man auf seiner Reiseroute aufzustellen für nöthig erachtete. Mir wurde dieser Oberbefehl übertragen; die drei ernannten Kommissarien waren die Herren Barnave, Petion und Latour-Maubourg.

Der Moniteur vom Freitag den 24. Juni 1791 berichtete darüber in folgender Weise: „Die National-Versammlung, nachdem sie die Verlesung der Briefe und Aktenstücke angehört, welche ihr durch die Munizipalitäten von Varennes und St. Menehould, die Bezirks-Verwaltung von Clermont und die Behörden des Marne-Departements zugesandt worden, beschließt die kräftigsten und wirksamsten Maßregeln zur Beschützung der Sicherheit des Königs, des muthmaßlichen Thronerben und der anderen Personen der Königlichen Familie, welche den König begleiten, zu ergreifen und ihre Rückkehr nach Paris zu bewachen; sie befiehlt, daß zur Ausführung ihrer Anordnungen die Herren Latour-Maubourg, Petion und Barnave sich nach Varennes und denjenigen anderen Oertern begeben, wo ihre Gegenwart erforderlich seyn sollte, und bekleidet dieselben mit der Vollmacht und dem Titel von Kommissarien der National-Versammlung; sie verleiht ihnen die Macht, die National-Garden und Linien-Truppen in Bewegung zu setzen, den Verwaltungs- und Stadt-Behörden, so wie allen Civil- und Militair-Beamten, Befehle zu ertheilen und Alles anzuordnen, was sie zur Erfüllung ihrer Sendung für nöthig erachten; sie empfiehlt ganz besonders den Kommissarien an, darüber zu wachen, daß die der Königlichen Würde gebührende Ehrfurcht streng beobachtet werde. Sie bestimmt noch ferner, daß die besagten Kommissarien von dem General-Adjutanten der Armee, Herrn Dumas, begleitet werden, der beauftragt ist, die Ausführung ihrer Befehle zu unterstützen."

Obgleich ich sehr wohl einsah, daß es die Pflicht eines guten Bürgers und eines getreuen Unterthans erheische, den mir ertheilten Auftrag zu übernehmen, so kostete es mir doch anfänglich viel Ueberwindung, zum Besten meines Vaterlandes und für die Sicherheit der Königlichen Personen den Widerwillen zu bekämpfen, welchen mir diese peinliche Sendung einflößte; ich entschloß mich nur auf das Zureden der ausgezeichnetsten Mitglieder, sowohl der Majorität als der Minorität der National-Versammlung; vorzüglich bestimmte mich dazu der Rath des Chevaliers von Coigny, eines der ergebensten und treusten Diener des Königs, und der des Erzbischofs von Bourges, Bruders meines hochgeschätzten Freundes, des Grafen von Puysegur.

Den 23. Juni um 2 Uhr Morgens reiste ich mit den drei Kommissarien nach Chalons-sur-Marne ab; so schnell als möglich eilten wir vorwärts und hielten nicht eher an, als bis wir zwischen Chateau-Thierry und Chalons, zwei Meilen hinter Dormans, die Wagen Ihrer Majestäten antrafen, welche von National-Gardisten zu Fuß und zu Roß geleitet wurden; denn diese hatten zu Chalons die Pferde der dort garnisonirenden Leibgarde in Beschlag genommen. Der erste Wagen war eine große Berline, in welcher sich der König, die Königin, der Dauphin, die Prinzessin, Madame Elisabeth und Frau von Tourzel, die Erzieherin der Kinder Frankreichs, befanden; in dem zweiten Wagen saßen zwei Damen der Königin. Drei als Couriere gekleidete Leib-Gardisten in gelben Uniformen befanden sich auf dem Bocke der Berline.

Als wir ausstiegen, hielten die Wagen gerade am Fuße eines kleinen Hügels, wo der Weg sich dem linken Marne-Ufer nähert; die beiden Thüren der Berline standen offen, eine wilde lärmende Menge umringte den Wagen; man kündigte die Kommissarien der Versammlung an, und es wurde uns Platz gemacht. Als wir uns der Berline näherten, befand ich mich neben Barnave, der dem Könige das Dekret der National-Versammlung überreichte. Seine Majestät las es mit lauter Stimme und sagte: „Meine Herren, es freut mich, Sie zu sehen; ich war keinesweges Willens, mich aus dem Königreich zu entfernen; ich begab mich nach Montmedy; meine Absicht war, dort zu bleiben, bis ich die neue Constitution frei geprüft und angenommen hätte." Barnave flüsterte mir zu: „Wenn der König bei dieser Aussage bleibt, so können wir ihn noch retten." — Ich stand gerade der Madame Elisabeth zunächst, die auf dem Rücksitz des Wagens dem König gegenüber saß; die Prinzessin legte daher die Hand auf meinen Arm und sagte zu mir: „Es freut uns, Herr Dumas, daß Ihnen dieser Auftrag zu Theil wurde. Wir empfehlen Ihnen unsere drei Begleiter; nehmen Sie sich ihrer an, und geben Sie nicht zu, daß man dieselben von uns trenne."

Barnave war unterdessen auf den Bock des Wagens gestiegen, und es entstand tiefe Stille; er las das Dekret der National-Versammlung vor und wiederholte zweimal, daß ich mit dem Oberbefehl über die Eskorte beauftragt sey, und daß man mir unbedingt zu gehorchen habe. Auf die wiederholten Einladungen Ihrer Majestäten setzten sich Barnave und Petion noch in die Berline, welche nun acht Personen in sich faßte. Die drei Leib-Gardisten oder Couriere nahmen wieder ihren Platz auf dem Bock ein, und Latour-Maubourg, der durch seine Stärke die Unbequemlichkeit der erhabenen Reisenden nur vermehrt hätte, stieg in den zweiten Wagen.*) Mir brachte man ein Pferd. Ich versuchte, in die Masse der National-Gardisten und der bewaffneten und unbewaffneten Personen, deren Anzahl ich zusammen auf ungefähr zweitausend Mann schätzte, einige Ordnung zu bringen, und wir setzten uns dann im Schritt in Bewegung, weil wir wegen der Infanterie, welche vor uns her marschirte, nicht schneller vorwärts konnten.

Die Nacht brach herein; die Menge drängte sich dergestalt um den Wagen des Königs, daß die Postillone nur mit Mühe weiter fahren konnten; ich bemerkte große Verwirrung und hörte sehr lebhaftes Reden. Ich stieg ab und ging zu Fuß vor dem Wagen her, damit man Platz machen sollte. Da trat ein Mann in der Uniform der National-Garde, den ich nicht sogleich erkannte, zu mir heran und flüsterte mir leise ins Ohr: „Ich bin Evrard, ehemaliger Kammerdiener bei Herrn von Segur in Amerika; die aus Rheims herbeigekommenen Leute mißtrauen Ihnen; sie werden Ihnen Unannehmlichkeiten bereiten, denn sie verbreiten das Gerücht, Bouillé nähere sich von der anderen Seite der Marne, um den König zu entführen." Latour-Maubourg verließ fast in demselben Augenblicke seinen Wagen und kam zu mir, denn er hatte allerhand beunruhigende Reden vernommen. Wir gingen so mit einander bis ungefähr eine Meile vor Dormans, wohin ich schon geschickt hatte, um dem Maire aufzutragen, er solle eine Wohnung für die Königliche Familie im Postgebäude einrichten lassen. In einem Grunde, wo ein kleiner Fluß den Weg durchschnitt, ließ ich Halt machen, gebot Ruhe und erklärte, daß auf die Nachrichten, die ich erhalten hätte, und um jeden Ueberfall in der Nacht zu verhüten, die Königliche Familie in Dormans anhalten würde, wo mehrere Bataillone der National-Garde aus der Umgegend zusammengezogen seyen; um den Aufenthaltsort des Königs zu decken, würden wir hinter dem Flusse Posto fassen; nur ein Theil der Eskorte solle den Wagen nach Dormans geleiten, die Uebrigen hingegen sollten Wachtfeuer anzünden und bivouaquiren, so gut als dies hier möglich sey. Diese Anordnungen beruhigten die Gemüther; ehemalige Militairs, die sich mir angeschlossen hatten, waren mir bei der Ausführung derselben behülflich; um halb zehn Uhr Abends langten

*) Nach Lafayette's Angabe, in seinen Memoiren, hätte die Königin mit Latour-Maubourg im zweiten Wagen Platz genommen; da indeß General Dumas den ganzen Zug nach Paris zurück selbst geleitet hat, so ist seiner Aussage wohl mehr zu glauben. Man vergleiche Nr. 43 des Magazins vom vorigen Jahre.

wir glücklich in Dormans an. Diese kleine Stadt war erleuchtet, die Stadt-Behörden hatten ihre Schuldigkeit gethan; die Wohnung war in Bereitschaft, und die Königliche Familie zog sich in dieselbe zurück. Für die drei Kommissarien und mich hatte man ein Zimmer in der Nähe Ihrer Majestäten eingerichtet. Die Berline wurde in den Hof des Gasthauses gezogen, die Thüren derselben fest verschlossen und die Schlüssel der Königin eingehändigt. Um den Wagen herum stellte ich vier Schildwachen aus der Dormanser National-Garde auf, für welche ich, nach Rücksprache mit dem Maire, die Ehrenposten aufbewahrt hatte. Während der ganzen Nacht wurden diese Schildwachen nicht abgelöst, und ich gab ihnen den Befehl, Niemanden als meinen Adjutanten und Schwager Delarue in die Nähe des Wagens kommen zu lassen; gleich darauf sandte ich diesen ab, um die Befehle der Königin entgegenzunehmen und um ihr selbst Alles zu bringen, was sie wünschen könne. Diese Vorsicht war nöthig, um der Neugierde vorzubeugen. Die Königin übergab die Schlüssel an Delarue und forderte ein Kästchen und mehrere andere Gegenstände. Mein Schwager entledigte sich seines Auftrags vor Aller Augen, eine jede andere Mittelsperson hätte Verdacht erregen können; die vor dem Gasthause in ehrerbietigem Stillschweigen versammelte Menge betrachtete unverwandt den Wagen. Während unsers Abendessens im kleinen Zimmer hatte der König die Gnade, uns eine Flasche von seinem Tokayer zu übersenden. Ich brachte die ganze Nacht damit zu, die Stadt zu durchspähen, den Patrouillen in der Umgegend Befehle zu ertheilen und die National-Garden, die schon vor Tagesanbruch von allen Seiten herbeiströmten, zu rekognosziren und vertheilen zu lassen. Ich benachrichtigte die Arriere-Garde, welche ich eine Meile vor Dormans zurückgelassen hatte, daß Alles vollkommen ruhig sey, und daß der König, von zahlreichen Detaschements der National-Garden begleitet, früh abreisen werde. Nachdem wir deshalb die Befehle Seiner Majestät eingeholt hatten, setzten wir uns auch wirklich den 24. Juni um sieben Uhr Morgens wieder in Bewegung.

Ich habe schon erwähnt, daß sich in der Stadt Dormans nach und nach wenigstens an zehntausend National-Gardisten versammelt hatten; ich stellte sie an den beiden Seiten der Straße nach Paris in Linie auf. Die Wagen fuhren langsam zwischen diesen Reihen hindurch, die Truppen präsentirten das Gewehr, und die Fahnen senkten sich grüßend vor dem Könige, der von verschiedenen Stadt-Behörden, welche ihre Bataillone begleitet hatten, bekomplimentirt wurde. Sehr zufrieden mit dieser Stimmung der Gemüther, schmeichelte ich mir mit der Hoffnung, schnell und ohne Hindernisse die Reise zurücklegen zu können; aber alle diese National-Garden bestanden darauf, dem Wagen zu folgen und ihn, wie sie sagten, bis nach Paris zu eskortiren. Vergeblich bemühte ich mich, dieses Heer, das mit jedem Schritte anwuchs, los zu werden. So gelangten wir bis nach Chateau-Thierry, wo mir ein ehemaliger Kavallerie-Offizier, Herr Garnier, den ich aus Flandern her kannte, mit einer sehr schönen Schwadron der National-Garden von Soissons entgegenkam. Schnell setzte ich ihn von meiner unangenehmen Lage und von dem Dienste in Kenntniß, welchen er mir dadurch leisten könne, daß er am Fuße des Berges von Chateau-Thierry die ganze Masse Fußvolk zurückhielte, während wir die Pferde wechselten. Das Gedränge von National-Garden und Volksmassen auf dem rechten Marne-Ufer hinter der Brücke, begünstigte mein Vorhaben. Garnier's Schwadron, welche sich einen Durchgang öffnete, führte uns bis zum Relais am Fuße des Berges; sogleich ließ ich umspannen, während die Reiterei den Weg versperrte. Garnier hielt Stand, verhinderte die Infanterie, dem Wagen zuvorzukommen, und verschaffte uns so Zeit, la Ferté-sous-Jouarre im schnellen Trab, ohne Hindernisse, zu erreichen. Dem Maire dieser Stadt, Herrn Regnard, an den ich einen Courier abgefertigt hatte, wurde die Ehre zu Theil, die Königliche Familie zu empfangen und derselben einige Ruhestunden in seinem niedlichen Hause zu bereiten. Ganz einfach gekleidet und mit einem großen Schlüsselbunde am Gürtel, empfing und bediente Madame Regnard mit der eifrigsten, bescheidensten und zartesten Sorgfalt die Königliche Familie. Ich war sehr ermüdet und daher außerordentlich zufrieden, daß ich nicht genöthigt war, mich um die Vorgänge in der Stadt zu bekümmern, denn es herrschte in derselben die größte Ordnung, obgleich sich auch hier eine unermeßliche Menschenmenge zusammengedrängt hatte. Mit lebhafter Theilnahme betrachtete ich bei einem Spaziergange durch den Garten der angenehmen Wohnung des Herrn Regnard die Kinder Frankreichs, den Dauphin und die Prinzessin, welche ganz munter darin umhergingen.

Gegen Abend setzten wir unseren Weg fort, ohne von einem zu zahlreichen Geleit belästigt zu werden, und kamen in Meaux an, wo der bischöfliche Palast zur Wohnung für Ihre Majestäten eingerichtet war. Hier war der Zusammenfluß von Menschen größer, denn irgendwo. Die Posten inner- und außerhalb des bischöflichen Palastes waren von den Grenadieren der National-Garde besetzt. Vor den Gemächern, die man für die Königliche Familie eingerichtet hatte, befand sich ein großes Vorzimmer, das sich bald mit National-Gardisten und anderen Personen aus der Stadt und der Umgegend füllte. In dem daranstoßenden Speisesaal hielten sich die drei Leibgardisten auf; ich hatte befohlen, sonst Niemand hier hereinzulassen. Die Hitze war drückend, und der König ließ alle Thüren öffnen; er selbst saß in Hemdsärmeln an einem Tische und entzog sich den Blicken der Menge nicht, die, ohne sich an den Schildwachen vorüberzudrängen, vom ersten Zimmer aus Se. Majestät zu sehen strebte. Eine Stunde nach unserer Ankunft ließ mich der König zu sich bescheiden und fragte mich: „Dumas, hat man auch Schildwachen an der Gartenseite aufgestellt?" Ich antwortete, daß sie in meiner Gegenwart ihre Posten bezogen und daß ich ihnen Befehle ertheilt hätte. „Hier an diese Garderobe", fügte der König hinzu, „stößt eine Treppe, welche nach dem Garten zu führen scheint; sehen Sie doch zu, wo sie eigentlich hingeht." Ich stieg dieselbe hinunter und berichtete Sr. Majestät, daß eine Schildwache an derselben aufgestellt sey. Als ich mich zurückzog und an dem Zimmer der Königin vorüberging, näherte sich dieselbe der Thür und winkte mir, näher zu treten; ich blieb auf der Schwelle stehen. „Was für Nachrichten hat man aus Paris?" — „Es ist große Gährung dort gewesen, die öffentliche Ruhe aber doch aufrecht erhalten worden; mit Ungeduld erwartet man die Rückkehr Ihrer Majestäten." Ich grüßte und entfernte mich, um mich mit den Kommissarien über die Reise des folgenden Tages und über die von den Herren Bailly und Lafayette hinsichtlich des Einzuges in Paris gemachten Mittheilungen zu besprechen.

Bis zu diesem Augenblicke hatten Ihre Majestäten und die Königliche Familie nur die bei solchen Umständen unvermeidlichen Unannehmlichkeiten und das Lästige eines unermeßlichen Zusammenflusses von Bewaffneten und Volk ertragen, welche aus verschiedenen Gefühlen, aber vorzüglich aus Neugier, auf ihrem Wege sich versammelten. Seit der Ankunft der Kommissarien der National-Versammlung hatte kein aufrührerisches Geschrei, keine Schmähung, keine Beleidigung ihre unglückliche Lage noch härter gemacht; ungeachtet der Verwirrung, der man nicht immer vorzubeugen vermochte, hatte sich doch Niemand den Königlichen Personen ohne die ihnen gebührende Ehrfurcht genähert. Dasselbe war aber freilich nicht der Fall mit den drei Leibgardisten, welche vom Volke ganz ungerechterweise als die Hauptbeförderer der Flucht des Königs beschuldigt wurden. Ihre Verkleidung erhöhte noch die Erbitterung gegen sie, und ich hatte Grund zu befürchten, daß ihre Gegenwart bei der Annäherung an die Hauptstadt als Vorwand zu unglückseligen Gewaltthätigkeiten dienen möchte.

Als sich die Königliche Familie nach dem Abendessen in ihre Gemächer zurückgezogen und ich die Patrouillen angeordnet und meine Runde gemacht, begab ich mich zu den Kommissarien in das Zimmer, welches man für mich, dem des Königs gegenüber, eingerichtet hatte; ich traf hier den Grafen Franz von Jaucourt, einen meiner ältesten Freunde, der als Grundbesitzer im Departement der Seine und Marne in großem Ansehen stand; er war zu uns gekommen, um der Deputation seine Dienste anzubieten. Er gab uns sehr nützliche Rathschläge, beruhigte uns über die Stimmung der Bevölkerung der Umgegend und vorzüglich über die der National-Garde von Meaux. Ich theilte ihm meine Besorgniß über die drei Leibgardisten mit, so wie die Nothwendigkeit, in der ich mich befand, die Befehle Ihrer Majestäten zu vollziehen, die diese Leute durchaus auf dem Bock ihrer Berline behalten wollten. Mir kam der Einfall, ihren Courier-Anzug mit der Uniform von National-Gardisten zu vertauschen; Jaucourt ließ im Geheimen alles Nöthige zu dieser Verkleidung auf mein Zimmer schaffen; aber die Schwierigkeiten waren noch nicht besiegt, die Genehmigung des Königs mußte dazu eingeholt werden; leider gelang es mir nicht, dieselbe zu erhalten.

(Schluß folgt.)

Die Eisenbahnen in Frankreich, verglichen mit denen in Belgien, England und Nord-Amerika.

(Schluß.)

Der Gedanke eines festen Bundes zwischen dem Staate und den größeren Gesellschaften gewinnt täglich mehr Raum, und man tadelt schon unumwunden den unglückseligen Einfall, nach welchem sich beide brüderlich in die Hauptlinien theilen sollten. Die Thatsachen beweisen hinlänglich, daß die Bemühungen der Gesellschaften unfruchtbar geblieben seyn würden, und es war zu fürchten, daß die des Staates bei der gegenwärtigen Organisation der öffentlichen Arbeiten verderblich geworden wären. Die wahrhafte Verbindung des öffentlichen Kredites mit dem Privatkredite könnte nur darin bestehen, daß der Staat die Garantie der Zinsen übernähme. Diese Ansicht, die oft verspottet und abgewiesen worden ist, verdient dennoch zum wenigsten eine ernstere Erwägung. Zum Beweise übrigens, daß das gemischte System, welches uns in Frankreich das einzige ausführbare zu seyn scheint, immer mehr Eingang und Billigung findet, möge der Umstand dienen, daß das „Journal des Débats" sich zum Verfechter desselben aufgeworfen hat. In einem Artikel vom 16ten Dezember 1838 behauptet dasselbe, daß das Ministerium die beiden großen Gesellschaften, die der Bahnen nach Havre und Orleans, veranlassen könne, ihre Arbeiten zu beginnen, und nimmt sodann keinen Anstand, die Garantirung der Zinsen als das einzige Mittel zu bezeichnen, welches den Gesellschaften wieder aufhelfen könnte. Das ist um so wichtiger, als das „Journal des Débats" in einem Artikel vom 7. November den gegenwärtigen Zustand der Dinge für sehr zufriedenstellend erklärt hatte. „Wir", hatte es gesagt, „sind vollkommen überzeugt, daß der Associationsgeist dem Lande große materielle Vortheile verschaffen wird, und wir erwarten von demselben sogar eine heilsame politische Einwirkung. Uns setzt daher auch das Uebel weder sehr in Schrecken, noch tragen wir eine große Sehnsucht

nach dem Heilmittel. Wir fürchten nicht, für Gegner der Gesellschaften gehalten zu werden, wenn wir sagen, daß das Uebel ein anderes ist als das, was man so oft dafür ausgegeben hat; daß es nicht so gefährlich ist, als man behauptet, und daß wir in der gegenwärtigen Sachlage noch keinen Grund finden, welcher die Einmischung der Regierung und der Kammern nothwendig machte. An der Börse ist eine Krisis eingetreten; diese Krise schien einen Augenblick die Zukunft aller Gesellschaften zu bedrohen; aber ist diese Zukunft wirklich je ernstlich in Frage gestellt worden? Das können wir unmöglich zugeben. Es ist dadurch die Erbauung keiner einzigen wichtigen und für die Wohlfahrt des Landes nothwendigen Eisenbahn verhindert worden, denn das ganze Gesellschafts-Kapital, der Gesammtbetrag der Actien wird eingeschossen werden."

Glücklicherweise, kann man sagen, ist dies prophetische Vertrauen nicht allgemein verbreitet, und es sind jetzt angesehene Finanzmänner damit beschäftigt, die Mittel aufzusuchen, durch welche die Garantirung der Zinsen am besten mit dem Vortheil des Staats und der wirklichen Actionaire in Einklang gebracht werden könnte. Für jetzt ist diese Theorie noch im Fortschreiten und in der Ausbildung begriffen, und wir können deshalb auch einige Einwendungen und Bedenklichkeiten, welche sich auf die Ausführungsweise beziehen, anführen. Hier ist besonders ein Umstand zu beachten; eine Eisenbahn-Actie, welcher der Staat 4 pCt. Zinsen garantirt, von denen 1 pCt. für die Amortisirung bestimmt ist, wird von den Käufern bald einer konsolidirten Rente gleichgestellt werden. Zwar sind die Zinsen geringer, aber dieselben können auch sehr hoch steigen. Betrachtet man die neuen Fonds aus diesem Gesichtspunkte, so daß sie den sich darum bewerbenden Gesellschaften, wie die fünfprocentige, vierprocentige oder dreiprocentige Anleihe gegen versiegelte Gebote zugeschlagen würden, so ist nur noch Ein Schritt zu thun, und dieser hat keine Schwierigkeit. So würde die Anlegung einer Eisenbahn wie eine Anleihe zugeschlagen werden, nur mit dem Unterschiede, daß die Konzession der Gesellschaft bewilligt werden würde, welche sich mit der Garantirung eines kleineren Ausführungs-Kapitals begnügen wollte. Dies wäre ein Zuschlag zum Minimum, wogegen eine Anleihe nur dem zugeschlagen wird, der das größte Kapital dafür bietet.

Wahrscheinlich würde der Kostenanschlag, den das Departement der Brücken und Heerstraßen entworfen hätte, bei der Versteigerung als Ausgangspunkt dienen. Wenn man dies annimmt, ist es dann wohl wahrscheinlich, daß eine Gesellschaft, welche die Konzession dadurch erhalten hätte, daß sie am weitesten unter dem offiziellen, allgemein bekannten Kostenanschlag geblieben ist, viel Zutrauen im Publikum finden dürfte? Der offizielle Kostenanschlag dürfte ja, wie es so viele Erfahrungen erwiesen haben, noch weit überschritten werden. In der Blüthezeit des Actienschwindels würde vielleicht der Zuschlag an den Mindestfordernden, wodurch die Garantie des Staates von 4 pCt. auf 2 pCt. gesunken wäre, Käufer in Menge herbeigelockt haben, aber diese Zeit der Bethörung ist unwiederbringlich entschwunden. Gehen wir jetzt zu einer anderen Annahme über, daß nämlich das Privilegium einer Eisenbahnlinie fast zu demselben Preise, wie der ursprüngliche Kostenanschlag, ertheilt würde. Daraus würden sich zweierlei Folgerungen ziehen lassen, entweder, daß keine ernstliche Konkurrenz stattgefunden habe, oder daß die Bewerber im Einverständnisse gewesen und nur der Schein einer Mitbewerbung hätte hervorgebracht werden sollen. In beiden Fällen wäre es besser, wenn die Regierung unmittelbar und geradezu die Konzession bewilligte und dabei die Veranschlagungen ihrer Ingenieure zur Richtschnur nähme. Indeß scheint uns keines von beiden Verfahren, weder der Zuschlag für einen zu niedrigen Preis, noch die direkte Ertheilung der Konzession an einige angesehene Spekulanten, die passendste Auskunft, wenn der Staat die Garantie der Zinsen für eine dem ursprünglichen Kostenanschlage gleichkommende oder sich demselben annähernde Summe übernehmen will. Diese Hypothecirung auf den Nationalschatz soll nicht den Börsenwucher befördern, sondern die Actionaire entschädigen, wenn sie in ihren Hoffnungen getäuscht werden sollten. Scheint das Unternehmen den Actionairen günstig, so steigen die Actien schon vor der Ausgabe, und der Staatsschatz muß sich der Möglichkeit eines Verlustes aussetzen, um einer kleinen Zahl geschickter Menschen eine Prämie zu sichern.

Weit vorzüglicher erscheint uns eine direkte Konzession, wenn sie mit einer Subscription verbunden wird, an der ein Jeder Theil nehmen kann. So würde das Steigen der Actien nicht bloß die ersten Besitzer, sondern die zahlreichen Unterzeichner bereichern. Freilich können auch bei einer derartigen Subscription mancherlei Fehlgriffe und Schwierigkeiten eintreten. Die erste Schwierigkeit, der gordische Knoten, wäre die Vertheilung des Gesellschafts-Kapitals, so daß die einzelnen Unterschriften zwar beachtet, ihnen aber nicht sklavisch gewillfahrt würde. Der Börsenwucher kann sich auch hier einschleichen und dadurch, daß er Leute stellt, die bloß ihren Namen hergeben, eine hinlängliche Menge von Actien zusammenbringen, um das Börsenspiel zu beginnen. Früher haben wir schon einmal in einem anderen Artikel ein Mittel gegen eine solche Verschwörung der Börsen-Spekulanten anzugeben versucht und wollen deshalb nicht darauf zurückkommen. Ein anderer Einwand ist, daß die Unterzeichner von kleinen Summen, wenn man ihnen das Vorrecht der Banquiers bewilligt und sie die Actien aus erster Hand erhalten, auch wie Banquiers verfahren werden. Sie werden, sagt man, ihre kaum ausgegebenen Actien in Masse nach der Börse bringen, wenn sich ihnen nur die Aussicht auf einen kleinen Gewinn darbietet. Dagegen ließe sich nichts einwenden, wenn diese Actien von derselben Beschaffenheit wie die anderen jetzt umlaufenden Papiere wären. Die Garantie des Staates ändert indeß die Sache, und auch die Unterzeichner von kleinen Summen werden ihre Actien eben so wenig wie die Renten aus den Händen geben.

Ferner wendet man ein, indem man bei dem Vergleiche der von dem Staate garantirten Actien mit den Staatsschuldscheinen stehen bleibt, daß, so oft der Staat versucht hat, eine Anleihe durch direkte Subscription der kleinsten Summen und zum Paripreise aufzunehmen, die Sache nie hat rechten Fortgang gewinnen wollen. Aber dieser Vergleich hinkt durchaus. Die National-Anleihe setzt die Unterzeichner der Gefahr des Fallens aus und giebt ihnen wenig Aussicht auf Gewinn, denn die Anleihe wird ja zum Paripreise in einer Zeit eröffnet, wo der Kredit schwankt. Bei den Eisenbahn-Actien träte aber gerade das Gegentheil ein, denn 4 pCt. sind durch die Garantie gesichert, und außerdem kann sich ein Jeder den kühnsten Hoffnungen überlassen.

Welchen von diesen verschiedenen Wegen man indeß auch bei der Garantirung der Zinsen einschlagen möge, so sind immer drei verschiedene Arten von Eisenbahnen zu unterscheiden: 1) die noch zu bewilligenden; 2) diejenigen, welche schon die Konzession erhalten haben, aber noch nicht in der Ausführung begriffen sind; 3) diejenigen, an denen die Arbeiten schon mehr oder weniger vorgeschritten sind, oder deren Bau gar schon in den letzten Jahren beendet wurde.

Auf die Bahnen der ersten Klasse fände das auseinandergesetzte System seine volle Anwendung, und hier könnte keine Verlegenheit entstehen. Mit den Bahnen der zweiten Klasse müßte dagegen über die Bedingungen unterhandelt werden, unter welchen man ihnen die Begünstigung der Garantirung der Zinsen zu Theil werden lassen wollte. Ungerecht wäre es, wenn die Hauptbegründer der Bahn allein Nutzen aus dieser günstigen Veränderung zögen. Dies würde aber unfehlbar eintreten, wenn ihre künftigen Verhältnisse und ihre Verpflichtungen gegen die späteren Abnehmer nicht genau zum Voraus bestimmt würden. Im gegenwärtigen Augenblicke sind z. B. die Begründer und Konzessions-Inhaber der Bahn nach Havre und der Hochebnenbahn im Besitz des größten Theils der Actien, entweder weil sie dieselben nicht unterbringen konnten, oder weil sie dieselben zu einem niedrigen Preise wieder an sich kauften. Wenden wir uns nun zu den Bahnen der dritten Klasse, so wird die Entscheidung noch schwieriger, und dennoch ist die Frage nicht zu umgehen. Die meisten der schon vollendeten Bahnen rechnen natürlich auf einen glücklichen Erfolg und werden auch jede Unterstützung verschmähen. Eine giebt es indeß, die nicht so spröde thun wird, und das ist die Bahn nach Versailles auf dem linken Seineufer. Den Ruin derselben kann das Ministerium nicht wollen, da es zwei Bahnen nach Versailles genehmigt hat. Die Bahn auf dem linken Ufer ist schon weit im Bau vorgeschritten, und sie muß also zu Stande kommen. Aber wie? Man hat jetzt zu einer Anleihe seine Zuflucht genommen, und es kömmt daher nur darauf an, dieselbe zu befördern. Wenn die Regierung die Bahn nach Versailles auf diese Weise unterstützte, würde sie zugleich ein für die übrigen Gesellschaften sehr entmuthigendes Beispiel wegschaffen.

Griechenland.

Bruchstücke aus dem Neu-Griechischen Drama: Nikiratos, von der Griechin Evanthia.

Vor einiger Zeit erwähnten öffentliche Blätter, daß in Athen, und am Hofe selbst, das Neugriechische Drama: Nikiratos, aufgeführt worden sey. Dies veranlaßt uns, dasjenige hier mitzutheilen, was Alexander Sutsos in seiner „Histoire de la révolution grecque" (Paris, 1829), S. 407 f. über dieses Gedicht selbst, so wie über dessen Verfasserin sagt, und die von ihm a. a. O. entlehnten Bruchstücke daraus ebenfalls wiederzugeben.

Im Jahre 1826 — also beginnt Sutsos seine Mittheilung — befand sich auf der Insel Syra der Professor Theophilos Kairis, ein eben so durch seine seltenen Tugenden, als durch seine ausgebreiteten Kenntnisse ausgezeichneter Greis. Ich besuchte ihn eines Tages; unter dem nämlichen Dache mit ihm lebte, als Stütze seines Alters, die berühmte Evanthia, seine Schwester, Verfasserin eines Drama's, welches, unter dem Namen Nikiratos, die Katastrophe von Missolonghi mit lebhaften Farben schildert. Ich konnte mich eines Gefühls von Verehrung und einer innigen Rührung beim Eintritte in dieses Asyl nicht erwehren; ich sah damals zum ersten Male Evanthia, die, jung und bescheiden, die Reize der Schönheit mit den Vorzügen geistiger Bildung vereinigte. Ich beglückwünschte sie über den Beifall, den ihr vor kurzem erschienenes Gedicht gefunden hatte. „Ihr erinnert Euch", sprach sie darauf, „welchen lebhaften Eindruck die Nachricht des Falles von Missolonghi auf unsere Gemüther machte, welche tiefe Wunden sie unserem Herzen schlug. Es war mir unmöglich, die verhängnißvolle Nacht des 10ten (22.) Aprils zu vergessen: diese ausgehungerten Helden, seit mehreren Tagen mit dem Tode kämpfend und nur wie durch ein Wunder aufs neue sich belebend, um bei nächtlicher Weile die feindlichen Heerschaaren zu schrecken; der Abschied der Freunde und Verwandten; die Klagen der Mütter; das Schluchzen der Kinder; dagegen jene Tapferen, entschlossen, mit den Greisen und Ver-

wundeten zu sterben — dieses Gemälde wiederholte sich lebhaft in meiner Einbildungskraft. Ich würde mein Herz von der Last, die es bedrückte, nicht haben befreien können, wenn ich es nicht unternommen hätte, das, was ich zu hören und zu sehen glaubte, niederzuschreiben."

Voll Enthusiasmus für ihr Talent, wagte ich den Wunsch gegen Evanthia, einige Bruchstücke ihres Gedichtes von ihr selbst zu hören; ihre Bescheidenheit schien in Verlegenheit zu gerathen; ihr Blick wandte sich nach ihrem Bruder, gleichsam um ihn um Rath zu fragen; endlich nahm sie das Gedicht mit den Worten: „Nun, so will ich Euch die Stelle lesen, wo Christos Kapsalis (den ich unter dem Namen Nikiratos darstelle), entschlossen, in Missolonghi den Tod zu suchen, seine Tochter Kleonice und seinen Sohn Charigenes seinem Freunde Lysimachos anvertraut, der im Begriff ist, an der Spitze der Besatzung die Frauen and Kinder durch das feindliche Lager zu geleiten."

* * *

(Die Uhr schlägt die Stunde des Ausmarsches; die Frauen, bereit, der Besatzung von Missolonghi zu folgen, halten vor einer Kirche an und rufen:)

Sey uns gegrüßt, du Boden, der uns geboren! Du theure Stadt, wo wir frei gelebt haben, sey uns gegrüßt! Verlassene Wohnungen, die ihr von den süßen Gesängen der Freiheit nicht mehr wiedertönen werdet! Gräber unserer Väter, die wir nicht mehr mit unseren Thränen benetzen können! Tempel des Allmächtigen, in denen wir so oft die Hymnen des Dankes haben erschallen lassen, theure Gegenstände unserer Herzen, seyd uns gegrüßt! Wir verlassen euch jetzt, ohne zu wissen, wohin wir unsere Schritte richten. Gott des Erbarmens, würdige uns, uns Führer zu seyn in dieser furchtbaren Nacht! Schütze uns vor den Händen unserer unversöhnlichen Feinde! Habe Mitleid mit diesen unschuldigen Kindern! Bedarf es noch der Opfer für des Vaterlandes Wohl, so laß uns wenigstens die Letzten seyn! O, daß wir doch mit unserem Tode die Wuth der Tyrannen befriedigen könnten! — Auf! Geliebte, man ruft uns.... Kommt, uns gegenseitig zu umarmen, uns der göttlichen Vorsehung anzuvertrauen!.... (Sie umarmen sich und gehen weiter. Da wendet sich Nikiratos zu Lysimachos und spricht:)

Hier, Lysimachos, sind meine Kinder, die theuren Gegenstände meiner Zärtlichkeit! Ich vertraue sie Deinem Muthe, Deiner Freundschaft.... In Deine Hände lege ich ihre Zukunft.... Mögen sie frei leben, oder mögen sie.... Freund, Du verstehst mich.... (Zu seinem Sohne:) Komm, mein Sohn, mein geliebter Charigenes, daß ich Dich zum letzten Male umarme!.... Erinnere Dich immer dieses schrecklichen Augenblicks.... Wenn Du einst älter geworden seyn wirst, gedenke, daß die Ueberreste Deiner Mutter in Missolonghi ruhen; daß das Blut Deiner Brüder zur Vertheidigung dieser Mauern vergossen ward, daß Dein Vater bis zu den letzten Augenblicken seines Lebens in der Mitte dieser verlassenen Thürme verweilte! (Zu seiner Tochter:) Und Du theure Kleonice!.... meine Tochter!.... sonst meine Freude, jetzt mein Schmerz!.... Komm, nimm Abschied von Deinem unglücklichen Vater!.... Wer weiß, ob wir uns je wiedersehen!.... (Für sich, indem er das Gesicht von seinen Kindern abwendet:) Liebe zum Vaterlande! Nichts auf der Welt, als deine Macht, ist im Stande, mich von meinen Kindern zu trennen; halte du mich aufrecht, in diesen schrecklichen Augenblicken!.... Ach! mein Sohn, wie beklage ich Deine Unschuld!.... Mit welchem Blicke Du mich ansiehst! Du ahnest Dein Unglück kaum; Du lächelst Deinem unnatürlichen Vater, der sich Deiner entäußert für das Vaterland!.... Und Du, meine Kleonice! Du bleibst unbeweglich, Du bist stumm und lautlos; was denkst Du von mir? Warum sprichst Du nicht zu mir, meine Tochter?

Kleonice.

Und was soll ich Dir sagen, da Du mich nicht mehr liebest, da Du mich hassest?

Nikiratos.

Ich Dich hassen?.... Welches Wort sprichst Du aus?.... Ach! wenn Du die Bewegungen dieses Herzens kenntest!

Kleonice.

Warum beneidest Du mir das Loos, mit Dir zu sterben? Wenn ich Dir noch theuer bin, so nimm mir das Leben; nimm Dein Gut zurück; durchbohre dieses Herz, das sich von Dir nicht zu trennen vermag; oder, wenn es Dein Arm nicht kann, laß die eigene Hand gegen diese Brust sich kehren! (Sie zieht einen verborgenen Dolch aus ihrem Gewande, um sich damit zu durchbohren. Charigines wirft sich in ihre Arme und sucht ihr den Dolch zu entreißen.)

Nikiratos.

O, meine Kinder!.... O, meine Tochter!.... Du, mit mir sterben! in einem so zarten Alter! Zerreiße nicht mein Inneres, meine Kleonice! habe Mitleid mit Deinem unglücklichen Vater! Sieh' meine Thränen!.... Nöthige mich nicht.... Dringe nicht in mich....

Kleonice.

Mein Entschluß ist gefaßt; entweder verlassen wir Beide diesen Ort des Schreckens, oder Missolonghi wird unser gemeinschaftliches Grab werden!

Nikiratos.

Und Charigenes? Und Dein Bruder, der keine andere Stütze hat, als Dich, was soll aus diesem werden? Habe wenigstens mit diesem unschuldigen Wesen Mitleid! (Mit zerrissenem Herzen:) Meine Tochter!.... meine Tochter!....

Kleonice.

Uebergieb ihn den Händen unseres Freundes. Mag Lysimachos ihn mit sich führen; mag er suchen, ihn zu retten....

Charigines.

(Umarmt seine Schwester und ruft mit Thränen in den Augen:)

Nein, Kleonice, verlaß mich nicht! trenne mich nicht gewaltsam von Dir!....

Kleonice.

(Drückt ihn an ihre Brust und sagt mit zitternder Stimme:)

Geh', geliebter Charigenes; folge den Schritten des Lysimachos; bald werde ich wieder bei Dir seyn.

Charigenes. (Sie umarmend.)

Nein, nein, Du wirst nicht kommen; ich verstehe Dich, Kleonice.

Kleonice. (Bei Seite.)

So ist es denn nöthig, auch dieses Kind unsere Gefahren mit uns theilen zu lassen!.... Aber wenn der Feind.... Und ich die Ursache seines Todes!.... Soll denn von unserer ganzen Familie Niemand übrig bleiben, einst das Blut unserer Aeltern zu rächen?.... Doch wie könnte ich mich entschließen, einen so zärtlichen Vater zu verlassen?.... O, Gott! nimm die Tage meines Vaters und meines Bruders in Deinen Schutz! — Und für mich?.... O, heiliger Boden des Vaterlandes, sey du mein Grab!.... Nimm du meine Gebeine in deinen Schooß, daß sie mit der Asche meiner Mutter vereinigt werden!....

Lysimachos. (Bei Seite.)

Unglücklicher Nikiratos, was muß Dein Herz leiden!....

Nikiratos.

Ich hoffte, Lusimachos, meine Kinder zur Flucht zu überreden; ich hoffte, unbekümmert um ihr Schicksal, die Barbaren zu vernichten.... Und jetzt? Welche Heere, welche Feinde werden es wagen, sich mir zu nähern?.... Aber — sie sollen kommen!.... sie mögen es wagen!.... Sie sollen dafür bestraft werden; mit meinen eigenen Händen will ich sie vernichten!

Mannigfaltiges.

— Die Sylphide. Eine Russische Novelle, ein allerliebstes kleines Genrebild, liefert uns unter diesem Titel das neueste Heft des „Freihafens". Nicht Marie Taglioni, die seit einem Jahre von Russischen Blättern immer nur die Sylphide genannt wird, sondern ein noch ätherischeres Gebilde, ein wirkliches Kind der Luft- und Wasserwelt, ist die Heldin dieser Mährchen-Novelle, die auf eine anmuthige Weise das Leben der allerprosaischsten Russischen Land-Edelleute mit den poetischen Träumen und Idealen einer fessellosen Phantasie in Verbindung bringt. Der Verfasser, Fürst Wladimir Odojeffskij, bewährt sich darin als ein ausgezeichneter Sitten- und Seelen-Maler. Es ist, als hätte er nicht bloß auf Justinus Kerner und andere Geisterseher der Art, sondern auch und hauptsächlich auf deren philiströse Gegner eine Satire schreiben wollen. Wir sehen die Verirrungen eines poetischen Gemüthes vor uns entstehen, seine Geisterwelt öffnet sich uns auf die natürlichste Weise, aber so krank er uns auch erscheint — wir müssen ihn doch in dieser Krankheit für glücklicher halten, als in dem gesunden prosaischen Zustande, den ihm sein wohlmeinender Freund mit Hülfe eines höchst besonnenen Arztes wieder zu verschaffen weiß. Wir vermögen nicht zu beurtheilen, ob die Russische Novelle nicht durch die Deutsche Uebertragung an Eleganz und Zierlichkeit gewonnen hat — dem Verfasser ist nämlich die Auszeichnung zu Theil geworden, durch Varnhagen von Ense in die Deutsche Lesewelt eingeführt zu werden; — gleicht jedoch auch die äußere Form des Originals der Deutschen Kopie, so darf man den Fürsten Odojeffskij zu den besten Novellisten seiner Zeit zählen.

— Russische Uebersetzungen Deutscher Dramen. Zu den besten Uebersetzern aus dem Deutschen wird in Rußland Herr P. Obodoffskij gezählt. Manche seiner Bearbeitungen, wie z. B. die des allerdings sehr mittelmäßigen Dramas „Johann, Herzog von Finnland" (von Frau v. Weißenthurn), wird sogar für viel effektreicher und poetischer als das Original gehalten. Eben so soll durch einige Veränderungen im ersten Akte seiner Bearbeitung von Halm's „Griseldis" (welcher kürzlich auch die Ehre widerfuhr, auf dem Hoftheater in Stockholm Schwedisch aufgeführt zu werden) das Stück ungemein gewonnen haben. Nächst diesem Drama Halm's hat Herr Obodoffskij auch dessen „Camoens" und „Adept" übertragen. Vorzugsweise scheint sich der Uebersetzer jedoch an unsere schwächeren Autoren zu halten; namentlich hat er auch noch Dramen von Auffenberg (das böse Haus) und von Schenk (die Krone von Cypern) mit Glück bearbeitet.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 10. Berlin, Mittwoch den 23. Januar 1839.

Polen.

Eine Donnerstags-Mahlzeit beim Könige Stanislaw August. *)

Die Donnerstags-Mahlzeiten, welche eine Zeitlang an dem Hofe des Königs Stanislaw August stattfanden, waren den Französischen Salons damaliger Zeit nachgeahmt. Es wurden zu denselben nur Polnische Gelehrte, Künstler oder deren Mäcene und Protektoren, ausnahmsweise auch fremde Kavaliere und Gelehrte, die Empfehlungen an den König mitbrachten, zugezogen. Naruszewicz, Krasizki, Trembezki waren die gewöhnlichen Gäste. Die Auswahl derselben bestimmte der König immer selbst — und die Einladung galt für eine Anerkennung literarischer Verdienste. Der ungebildete Theil des Adels sah daher mit nicht geringem Widerwillen auf diesen Vorzug einiger weniger Auserwählten. — Künste und Wissenschaften waren der Hauptgegenstand der Gespräche, der Politik hingegen wurde nur leichthin gedacht. Der König schien sich hier so recht in seinem Elemente zu befinden und bemühte sich, einen ungehemmten lebhaften Gedankenaustausch zu befördern. Freilich unterließen die protegirten Gelehrten nicht, ihrem Mäcen Weihrauch zu streuen.

Folgender Brief eines Polnischen Prälaten giebt eine anschauliche Darstellung eines solchen Donnerstags-Mahles. Auch hier fehlt die Andeutung jenes Vorwurfs nicht, daß der schwache Monarch durch Nebensachen seines Volkes Bildung zu befördern suchte, während er die edelsten Bestrebungen seines Landes paralysirte und die Hauptaufgabe seiner Stellung, des Volkes Führer und Vertheidiger zu seyn, ganz aus den Augen verlor.

• ▪ •

„Kaum war ich von meiner Italiänischen Reise nach Warschau zurück, noch desselben Tages, erfuhr der König meine Ankunft und sandte seinen bekannten Hofbedienten Turkul, der zugleich zu einer Art Hofnarr sich gebrauchen ließ, zu mir, um mich, da es gerade Mittwoch war, zu der morgenden Donnerstags-Mahlzeit einladen zu lassen. Turkul erschien bei mir in muthwilliger Laune wie immer. „Was hört man hier in Warschau?" fragte ich ihn. — „Hört? Hier giebt's wenig zu hören, außer wenn die Glocken geläutet werden. Aber zu sehen giebt's viel. Wir malen!" — „Wie? Du auch?" — „Nein, ich nicht, doch der König mit dem Herrn Smuglewicz. Heilige und Heiden, auch unsere Warschauer Stutzer, 's wird Alles abgemalt! Ich habe mich dagegen während Dero Abwesenheit zum Poeten herausgemustert, und es bekommt mir recht gut. Se. Majestät liebt die Poeten, und bald werden wir eine ganze Ladung stromabwärts nach Danzig abschicken können. Nur ein Umstand ist mir dabei im Wege. Mein seliger Piarist pflegte zu lehren: Aurora musis amica, ich aber schwärme immer bis spät in die Nacht hinein und schlafe dann länger, als Se. Majestät selbst. Indessen, wenn, ceteris paribus, der Bischof von Ermeland (Krasizki) zum Fürsten der Poeten sich erhoben hat, so werde ich's doch mit der Zeit wenigstens zum Edelmann unter diesen bringen. Nun denn, kommen Sie morgen zu dem Gastmahle der Weisen. Es wird geben:

Köstlich gerathen,
Braten,
Mit Knoblauch gesottenen Schlei,
Aus Reis und Butter 'nen Brei,
Von einem viel, von anderm nichts,
Von Allem ein buntes Gemisch,
Reis, Mais und Stockfisch.

Jetzt glauben Sie mir doch, daß mit der Zeit auch einmal ein Donnerstags-Dichter aus mir werden wird, denn diese poetische Manie pflegt mich besonders nur bei wohlbesetzter Tafel zu befallen."

Am anderen Tage fuhr ich zur bestimmten Stunde nach Lazienki. Dort war für diesen Tag das Mahl angesetzt. Wie weit war hier Alles in den drei Jahren, die ich fern von Warschau zugebracht hatte, vorgeschritten! Lazienki bietet ein schönes Bild, das mich, da der Frühling eben seine Reize entfaltet hatte, um so mehr überraschte.

Beim Eintritte empfing mich der Marschall des Königs und führte mich in den Garten, wo ich bereits die Eingeladenen vorfand, die zwischen den Spalieren auf- und abgingen. Meine Ankunft unterbrach das Gespräch. Albertrandi begrüßte mich mit Herzlichkeit, der Bischof Naruszewicz mit der gewohnten Würde. Ich übergab an Albertrandi die Briefe, welche man mir in Rom für den König mitgegeben hatte, und der Bischof begann, mich nach seinen Bekannten in Rom auszufragen.

Plötzlich rief Turkul: „Himmel, was sehe ich! Wahrhaftig, Dreizehn Personen! Der König setzt sich mit Ihnen nicht zu Tische, meine Herren! Ich muß fort, und treibe ich keinen Maler mehr auf, so bringe ich einen Lakirer aus Dangiel's Wagen-Fabrik." — Durch Karpinski's Eintritt, von dessen Einladung Turkul nichts wußte, war des Letzteren Verlegenheit gehoben, und er kehrte zurück. Alsbald zeigte sich auch der König in den Spalieren.

Wir gingen ihm entgegen. Er erkannte mich auf den ersten Blick und rief mir zu: „Willkommen! Willkommen aus Rom! Was hört man dort? Was bringen Sie uns?" — „Den Segen der Kirche und des Papstes, für Ew. Majestät und die ganze Republik", war meine Antwort. — „Amen!" rief Turkul im Tone eines bei der Messe dienenden Knaben. Der König sah sich finsteren Blickes um und war plötzlich in seinen Gedanken gestört. Dies bemerkte der Marschall; er trat vor und sagte: „Majestät! Tremon (der Koch) wartet Ihres Befehls." — „So bitte ich!" sagte der König und ging voran.

Da trat die ganze herrliche Front des Schlosses von Lazienki hinter den Bäumen hervor und der König fragte mich, indem er mit Wohlgefallen hinblickte: „Erinnert Sie das nicht an Etwas, das Sie in der Fremde gesehen haben?" — „Sehr angenehm ist mir diese Erinnerung", erwiederte ich, „und ich freue mich, daß ein so herrliches Werk jetzt auch uns angehört, und daß Polen Ew. Majestät für dasselbe dankbar verpflichtet ist." — „Sie glauben nicht", sagte der König, „ wie schwer dergleichen hier zu Stande zu bringen ist. Die Fremden sind nicht zufriedenzustellen, und unsere Künstler sind noch sehr zurück. Doch Sie kennen sie ja! Wie ist ihre Führung in Rom? Genügt ihnen das, was ich ihnen gebe? Wer von ihnen applizirt sich am meisten?" — „Bei der gnädigen Fürsorge Ew. Majestät fehlt es ihnen an nichts", sagte ich. „Vor Allen zeichnet sich der junge Przeslawski durch Kenntnisse und Talente aus, er ist aber leider schwächlich, und wer weiß, ob er Ausdauer haben wird. Auf den letzten Ausstellungen in Rom lobte man seine Gemälde allgemein. Ende dieses Jahres, glaube ich, wird er zurückkehren." — „Nun, dann freuen Sie sich, Smuglewicz, da bekommen Sie einen neuen Schüler und vielleicht einen Rival", sagte der König. — „Gott geb' es", erwiederte der Maler. „Die Kunst ist ein weites Feld. Auch ich habe mir immer viel von diesem Jüngling versprochen. Er hat mir einen äußerst kostbaren Gegenstand zugeschickt, den ich nach der Mahlzeit das Glück haben werde, Ew. Majestät vorzulegen." — „Bravo!" rief der König, „Auch ich habe heute etwas Neues für Sie."

Unter diesen Gesprächen traten wir in den Speisesaal ein, dessen Doppelthüren geöffnet blieben. Der Tisch war in Form eines Hufeisens aufgestellt. In der Mitte standen die Tafel entlang auf kleinen Postamenten neun kostbare Musen aus Alabaster, welche der König neuerdings aus Italien erworben und heute zum ersten Male vor seinen Gästen hatte aufstellen lassen. Zwischen den Musen standen Marmor-Vasen, mit Blumen gefüllt. Die Couverts waren sämmtlich auf der einen Seite der Tafel angebracht.

„Was sagen Sie hierzu, Herr Bischof?" fragte der König, mit Lächeln nach der Tafel hinweisend, den Geschichtschreiber Naruszewi z. — „Ich wünsche Polen Glück zu einem Könige, der in seinem Reiche mit den Musen zu Tisch sitzt", war die Antwort. — „Und ich gratulire dem Volke, das endlich in Ihrer Person einen Geschichtschreiber erhalten hat", sagte der König. — „Auch wird die Nemesis der Polnischen Geschichte des heutigen Tages nicht vergessen, wenn Gott Leben und Gesundheit schenkt und vergönnt, auch die Thaten unseres gnädigen Regenten zu zeichnen", antwortete Naruszewicz mit Salbung. — „So setzen Sie sich zu den Musen, die Ihnen bisher immer hold gewesen sind", sagte der König, indem er dem Bischof die Hand drückte und diesem zur Rechten, mir zur Linken einen Platz neben sich anwies.

*) Nach dem Przyjaciel ludu.

Smuglewicz begann, die schönen Figuren zu bekritteln, insbesondere schien ihm die Muse des Tanzes nicht leicht genug zu seyn.

„Das ist ersonnen", redete der König dagegen, „das giebt Ihnen der Neid ein." — „Bin ich doch ein Maler, gnädigster Herr." — „Sie haben sonst wohl Ihre Gründe, aber heute haben Sie Unrecht. Nicht war, Herr Karpinski?" fragte der König. — „Praesente clerico ...." antwortete dieser etwas unpassend, erröthete aber, als ihn Albertrandi anstieß. — „So bin ich aus dem Felde geschlagen", sagte der König, „Tremon soll mich trösten."

Das Mahl begann, und lange Zeit wurde nichts gesprochen. Das schien den König zu beunruhigen, er sah sich um und bemerkte am Fenster seinen Turkul, der an diesem Tage den Pagendienst hatte. „Wo blickst Du denn da hinaus? Freund Onufry!" rief ihm der König zu. „Was fehlt Dir?" — „Ich bin verliebt, gnädigster Herr!" antwortete dieser. — „Wie? Verliebt? In wen?" — „Ha, wie die Dichter, in die Vergangenheit." — „Das mußt Du uns als Dichter in Versen sagen!" — „Um Vergebung, gnädigster Herr, ich bin einer von den Dichtern, die keine Verse machen" — „Keine Ausflüchte! Kannst's uns sprechen oder singen", rief der König, und Turkul begann ohne langes Besinnen:

„Ach! ich wünsch' mir jene Zeiten,
Da der Mensch in unsern weiten
Wäldern arm und einsam lebte;
Nackt, wie dieser Musen Neune,
Und doch Frohsinn ihn umschwebte,
Als schwämm' er in süßem Weine."

„Bravo!" riefen Alle zugleich. „Bravo!"

„Herr Marschall!" sagte der König, „man muß um Arznei für Turkul besorgt seyn, daß er uns nicht vor Liebe stirbt, denn dadurch würden unsere geselligen Mahle nicht wenig verlieren. Schade ist's, daß sich nicht Jemand damit befaßt, aufzuschreiben, was dieser Turkul sagt, zuweilen lohnte es sich."

„Es ist wirklich sehr schade", rief Turkul, „denn wie leicht wäre es mir dann, ein berühmter Mann zu werden. So aber muß ich noch immer mit jenem Römer ausrufen: „Dreißig Jahre alt und noch nichts für die Unsterblichkeit gethan!" Ich seh' nur nicht ein", setzte er, zu Karpinski gewandt, hinzu, „ob diejenigen besser dabei fahren, die ihre Verse aufschreiben." — Der König hat nämlich bei seiner sonstigen Freigebigkeit bis jetzt sich Karpinski's in dessen Bedrängnissen nicht angenommen. Karpinski wurde verlegen, Albertrandi verstand den Vorwurf, der für den König in diesen Worten lag und sagte: „Das wahre Verdienst findet immer, früher oder später, seinen Lohn."

Ich hatte indessen mit Bewunderung einen großen Pokal betrachtet, der vor dem Bischof Naruszewicz stand. Erst nachher erhielt ich Aufschluß über denselben. Auf der letzten Donnerstags-Mahlzeit war nämlich von den Alt-Polnischen Trinkgelagen die Rede gewesen, und Naruszewicz so wie Albertrandi hatten, vom Bischof Gamrat beginnend, alle die Personen der Reihe nach vorgeführt, die sich einst in Polen als tüchtige Esser und Trinker großen Ruf erworben hatten. Naruszewicz hatte behauptet, daß es auch heute an solchen Alt-Polnischen Trinkern nicht fehlte, und daß er selbst einen Mann herbeizuschaffen wüßte, der den großen Pokal, welcher aus den Zeiten des Königs Johann Sobieski in der Schatzkammer aufbewahrt wurde, auf des Königs Wohl zu leeren verstände. Dieser Pokal ragte nun heute über dem Haupte des Bischofs hervor. Ich bemerkte auch bald an der Thür einen Bernhardinermönch, dem der Bischof zuwinkte, indem er zugleich auf den die Tafel zierenden Pokal hinwies. „Nein!" raunte der Mönch dem Bischof zu und verschwand sogleich wieder. Naruszewicz schien verdrießlich, und der Pokal wurde durch die Dienerschaft, ohne daß es der König bemerkte, von der Tafel entfernt.

Nach einer Weile wurden die Gläser gefüllt, die nur ad hilaritatem eingerichtet waren. Der König leerte sein kleines Glas: „Auf das Wohl des Volkes!" Dann erhob er es noch einmal und sagte: „Wie auch die Nachwelt über Stanislaw urtheilen mag, das Verdienst bleibt ihm, daß er die Sächsische Völlerei aus Polen verbannt hat." Nach dem Könige stand der Bischof auf und trank auf des Königs Wohl. Da schritt jener Bernhardiner dem Tische zu, hinter ihm trug ein Diener auf einem silbernen Präsentirteller den Pokal Sobieski's.

Nachdem nun der Mönch eine für uns Alle sehr ergötzliche aus Latein und Polnisch zusammengesetzte Lobrede auf den König gehalten hatte, „der als ein lumen der Republik geschenkt sey, so wie terram Deus hominibus dedit, den Vögeln die Luft, den Fischen und allen Meerbewohnern das Wasser", wurde von mehreren Dienern zugleich der Pokal bis zum Rande gefüllt, und mit großer Spannung sahen wir Alle zu, wie sich der Mönch in seiner schwierigen Lage benehmen würde. Er erfaßte dreist den Pokal, schrie mit lauter Stimme: „Auf das Wohl Sr. Majestät des Königs!" setzte an, und in einem Zuge war der Pokal bis auf den Grund geleert.

„Consumatum est!" rief Turkul und klopfte dem Mönch auf die Schulter. „O, Du frommer Knecht! Gott wolle Dich stärken.

Früh schon in der Hore,
Dann im Refektore,
Abends in der Zelle,
An des Lagers Schwelle,
Führ' zu jeder Stunde
Solchen Kelch zum Munde."

Alles lachte. „Ich gestehe Ew. Majestät", fing Naruszewicz an, „daß ich mich anfangs in Verlegenheit wegen meines Versprechens befunden habe, denn der ehrenwerthe Geistliche hier äußerte Bedenklichkeiten, als er vorhin des Pokals ansichtig wurde. Doch, sehe ich, hat er seine Furcht bald überwunden."

„O vitrum gloriosum!" rief Smuglewicz, „wie schade, daß der Bischof von Ermeland nicht hier ist."*)

„Memento mori!" seufzte Turkul.**)

„Sagt uns doch, ehrwürdiger Vater!" fragte der König, „weshalb habt Ihr Euch vorhin vor dem Pokal gefürchtet?"

„Gnädigster Herr!" erwiederte, sich räuspernd, der Mönch. „Nicht allein von Gottes Wort, sed et cibo nährt sich der Mensch. Mag das Ew. Majestät nicht molestiren; doch erstens bin ich zumal noch hungrig gewesen, und zweitens traute ich mir nicht und machte erst hinter dem Pförtchen Bekanntschaft mit diesem Gefäß, bevor ich mich auf den Hochaltar hinauswagte."

„Wie?" fragte der König, „das war also der zweite?"

„Erst der zweite, gnädigster Herr!" sagte der Mönch.

„Gott sey Dank, daß Ungarn nicht weit ist", rief Turkul, und unter Gelächter und allgemeiner Heiterkeit stand der König auf, wir Alle mit ihm.

Wir traten in die anstoßenden Gemächer, die aufs geschmackvollste eingerichtet waren. Auf dem Tische lag eine lange blecherne Büchse, dergleichen man zur Aufbewahrung von Privilegien zu gebrauchen pflegt. — „Was ist das?" fragte der König. — „Eine neue Acquisition", erwiederte Smuglewicz, durch welche die kostbare Sammlung Ew. Majestät bereichert wird. Ein Original-Karton von Raphael; Przeslawski hat ihn mir aus Rom zugesandt!"

„Ein Karton?" Hastig öffnete der König die Büchse und rollte den Karton auf. „Bei Gott!" rief er, „Arabesken aus dem Vatikan. Welche Zeichnung! Welche Konturen! Wie soll ich mich Ihnen und Przeslawski dankbar beweisen? Welche Konturen! Wann werden wir etwas Aehnliches leisten?"

Alle umstanden bewundernd den Karton, und Turkul sagte: „Solche Maler sind schwer zu haben. Etwas Anderes können wir leichter aus Rom uns verschaffen." — „Was denn?" fragte Naruszewicz. — „Das Miserere***)", war die Antwort. Der König that, als hörte er das Wort nicht; der Bischof jedoch warf Turkul einen finsteren Blick zu.

Das Gespräch wandte sich von Raphael auf Rom und dann auf die Polnische Geschichte. Da stellte Turkul einige in rothen Sammet gebundene Bücher auf den Tisch. „Hier, Herr Bischof", sagte der König: „Beilagen zu Ihrer Polnischen Geschichte." — Er öffnete die Bücher, und nun bemerkten wir erst, daß es eine Sammlung von Medaillen war, die in sammetnen Deckeln der Reihe nach lagen und auf welchen von der einen Seite Bildnisse Polnischer Könige, von der anderen kurze Lateinische Notizen über eines Jeden Thaten ausgeprägt waren.†)

„Ew. Majestät", sagte Naruszewicz, „läßt Dero Vorfahren in Gold prägen; die Nachkommen werden Ihre Thaten mit goldenen Buchstaben aufzeichnen lassen."

Der König antwortete auf diese Schmeichelei nicht, sondern stand in Gedanken da, während die Medaillen von Hand zu Hand gingen.

Endlich traten zwei Königliche Bediente ins Zimmer; der eine brachte auf einem Theebrette einen versiegelten Brief, der andere auf einem Tellerchen drei Pflaumen, die er dem Könige präsentirte. Dies galt als ein Zeichen, daß es Zeit sey, den König zu verlassen. Der Königliche Gärtner weiß das ganze Jahr hindurch frische Pflaumen zu erhalten, und täglich werden dem Könige nach dem Diner einige nebst einem Briefe mit der Aufschrift Au Roi gebracht, in welchem sich nur ein weißes Blättchen befindet und der unerbrochen liegen bleibt.

Der König wandte sich mit den Worten: „Hic dies mihi vere festus!" an uns, entließ uns und trat aus dem Zimmer. Unsere Wagen fuhren vor, und wir kehrten in die Hauptstadt zurück."

Bibliographie.

Seweryn Goszczynski. Pisma. 3 Thle. 12. Lemberg. 4 Thlr.
Maly Komeniusz. (Der kleine Comenius in drei Sprachen.) 12. Lemberg.
Nowe Wypisy Polskie. 2ter Theil. (Enthält eine Polnische Literaturgeschichte nebst Proben aus den Schriftstellern.) Lissa. 1¼ Thlr.
Pierwiosnek. (Taschenbuch für 1839, herausgegeben von Pauline L.) Warschau.

Frankreich.

Die Rückkehr von Varennes.

(Schluß.)

Ganz früh Morgens, während man Alles zur Abreise einrichtete, ließ die Königin mich rufen; sie schien sehr erregt und fragte mich, ob ich vielleicht wisse, was für Anordnungen Herr von

---

*) Krasizki, der in seinem beißenden Gedichte „Monomachia" die Mißbräuche des Klosterlebens geschildert hat.

**) Ermeland war nämlich bereits an Preußen abgetreten. — Der Leser wird in Turkul's Reden manche Hindeutung auf Polens damaligen Zustand entdecken.

***) Wird bekanntlich am Charfreitage in Rom gesungen.

†) Diese kostbare Sammlung ist nach des Königs Tode an den berühmten Polnischen Literaten Thaddäus Czazki übergegangen, der sie der von ihm gegründeten höheren Lehranstalt zu Krzemieniez schenkte. 1831 befand sie sich bereits in Wilna in den Sammlungen der dortigen Universität.

Lafayette rücksichtlich auf den Einzug des Königs in Paris getroffen hätte, und welchen Weg man nach den Tuilerieen einschlagen werde. Ich antwortete, daß, nach den mir zugekommenen Nachrichten, der Wagen des Königs an den äußeren Boulevards entlang durch die Barrière de l'Etoile und die Elysäischen Felder in den Garten hineinfahren solle. „Aber weshalb diesen Umweg machen?“ fragte sie kurz; „wenn in Paris Alles ruhig ist, warum kann der König nicht auf geradem Wege nach seinem Palast gelangen?“ — „Ich sehe keine andere Beweggründe dafür ein, Madame“, entgegnete ich, „als die Gewißheit, auf diese Weise durch eine schnellere Ankunft auf einem fast häuserfreien Wege das Vorhaben der Uebelwollenden zu vereiteln.“ — „Ich verstehe Sie“, erwiederte die Königin. Diesen ersten Eindruck benutzend, setzte ich Ihrer Majestät im Beiseyn der Madame Elisabeth das Unpassende und Unnütze aus einander, daß auf dem Bock des Königlichen Wagens drei Couriere sitzen sollten, die Aller Blicke auf sich zögen. „Was auch daraus entstehen möge“, entgegnete lebhaft Madame Elisabeth, „sie sollen nicht von uns getrennt werden; es ist unsere Pflicht, ihr Schicksal zu theilen, da sie getreu das unsere theilen wollten.“ Dann schlug ich vor, sie ihre Kleider wechseln zu lassen und die fremden Farben mit der Uniform der National-Garde zu vertauschen. Schon während der Reise hatten sich Natinonal-Gardisten, von dem edlen Pflichteifer getrieben, auf diese Weise um so näher über die Sicherheit der Königlichen Familie zu wachen, auf den Wagen gestellt oder auf den Tritt zu den Füßen der Leibgardisten gesetzt. Ich hatte von der guten Wirkung dieses Verfahrens mich überzeugt; es schien daher ganz natürlich, dies beizubehalten, und ich war des guten Erfolges dieser unschuldigen Kriegslist im Voraus gewiß. Mein Vorschlag wurde verworfen. „Nein“, sagte die Königin, „der König muß in Paris mit seiner Familie und seinen Leuten einziehen, wie er es verlassen hat.“ Es blieb mir weiter nichts übrig, um die Zufälle, welche ich befürchtete, abzuwenden, als den Wagen zu überladen, indem ich noch drei National-Gardisten, die mir besonders empfohlen wurden, auf denselben steigen ließ; sie nahmen an der Seite der Leibgardisten Platz und schwuren, dieselben nicht zu verlassen.

Den 25. Juni gegen sieben Uhr Morgens machten wir uns auf den Weg; man führte mir ein gutes Pferd aus dem Königlichen Marstall vor, welches Herr von Briges, einer der Stallmeister des Königs, einige Tage zuvor nach Meaux zum Relais hatte führen lassen. Ich nahm meinen Posten an der Wagenthür, wo der König saß, wieder ein. Dieser Tag war der anstrengendste; es war eine drückende Hitze, kaum konnte man vor Staub Luft schöpfen; wir mußten beständig im Schritt fahren, weil die unermeßliche Menschenmenge, die den Weg bedeckte, und der Eifer jener Tausende von National-Gardisten, welche den König durchaus bis Paris geleiten wollten, vor uns einen undurchdringlichen Wall bildeten. Da ich voraussah, daß diese Hindernisse immer mehr zunehmen würden, hatte ich deswegen an Herrn von Lafayette geschrieben; der General sandte mir Curmer, einen seiner Adjutanten, um mich zu benachrichtigen, daß er mir eine Abtheilung der Pariser National-Garde unter dem Befehle meines Bruders, des Major Dumas de St. Marcel, und hundert Mann der berittenen Garde, angeführt von Herrn Cottin, entgegenschicke.

Die Reiterei-Abtheilung langte vor der Infanterie an und stieß zwischen Livry und Bondy zu mir. Fast in demselben Augenblicke stürzte ein Aufrührer-Haufe aus dem Walde an der linken Seite des Weges hervor, drängte sich zwischen die National-Gardisten, welche den Wagen umringten, umzingelte ihn schnell, und heftige Schmähungen ausstoßend, drohte er, denselben zu zertrümmern. Vergebens stieß man diese Leute zurück; sie krochen unter den Pferden und zwischen den Rädern durch. Barnave stürzte sich aus dem Wagen und rief mir zu: „Denken Sie daran, Oberst, daß Sie mit Ihrem Kopfe für die Sicherheit der Königlichen Familie haften!“ Durch seine Entschlossenheit und meine Anstrengungen wurden die Elenden zurückgeschreckt; es gelang mir, den Wagen zu befreien. Die schlecht angeführte und auseinandergesprengte Reiterei war mir dabei fast von keiner Hülfe; aber Delarue und Curmer, welchen ich die Bewachung der beiden Wagenthüren anvertraut hatte, hielten dort mit dem größten Muthe Stand. Zwischen Bondy und Paris hatte ich einen neuen Angriff auszuhalten; eine Menge Weiber, wahre Megären, stürzten sich unter die Eskorte und stießen ein gräßliches Geschrei aus. Da gewahrte ich die Infanterie-Abtheilung, welche mir entgegenkam; an der Spitze derselben befand sich die Grenadier-Compagnie des Hauptmanns Lefebvre, der später Marschall und Herzog von Danzig wurde. Meinen Bruder St. Marcel, der sich dabei befinden sollte, hatte Lafayette bei dem Posten der Tuilerieen an der Gartenseite zurückbehalten. Die Menschenmasse war so angewachsen, die Unordnung nahm so zu, daß es mir nicht mehr möglich war, mich dem Wagen Ihrer Majestäten zu nähern; auch vernehmbar konnte ich mich nicht mehr machen, so war meine Stimme erschöpft. Es war mir ganz unmöglich, meine beiden Adjutanten von dem Befehl zu benachrichtigen, welchen ich dem Hauptmann Lefebvre ertheilte; dieser sollte im Sturmschritt auf den Wagen los marschiren, ihn gänzlich befreien und ihn so eng als möglich umringen, bis Ihre Majestäten an Ort und Stelle angelangt wären. Die Gefahr, welcher die Königliche Familie, trotz meiner Anstrengungen, ausgesetzt war, rechtfertigte diese Vorsicht. Mein Befehl wurde so kräftig ausgeführt, daß mein Adjutant Curmer, der die Wagenthür hartnäckig beschützte, im Schenkel einen Bajonnetstich erhielt; mein Schwager Delarue wurde zu Boden geworfen und sein Pferd verwundet.

Bis zu unserer Ankunft in den Tuilerieen fand weiter keine Unordnung statt. Bei der Rotunde der Barriere von Pantin hielten wir einen Augenblick still; hier befand sich Herr von Lafayette mit seinem Generalstabe; ich glaubte meine Sendung nun beendigt und beeilte mich, ihm den Oberbefehl zu übergeben. „Sie irren sich“, antwortete er, „Ihre Aufgabe ist noch nicht gelöst; nach den Worten des Dekretes steht die Rückkehr der Königlichen Familie bis zu ihrer Ankunft in den Tuilerieen unter Ihrer persönlichen Verantwortlichkeit.“

Der General wies mir den Weg über die neuen Boulevards durch die Elysäischen Felder an. Stillschweigend stand die National-Garde zu beiden Seiten aufgepflanzt; Lefebvre's Grenadier-Compagnie geleitete noch immer den Wagen. Ueber den Platz Ludwig's XV. und durch den Garten der Tuilerieen gelangten wir zum Portal des mittelsten Pavillons, wo die Königliche Familie ausstieg; eine ziemlich beträchtliche Anzahl von Mitgliedern der National-Versammlung befand sich am Fuß der Treppe. Einer von ihnen, der Baron von Menou, nahm den Dauphin in seine Arme. Ich war vom Pferde gestiegen und blieb bei dem Wagen stehen, um selbst den drei Leibgardisten vom Bocke zu helfen und ihren Eintritt in das Schloß zu beschützen. Geschrei von schlimmer Vorbedeutung hörte man gegen sie ausstoßen. Es fand ein kurzer, aber heftiger Kampf zwischen den National-Gardisten und einer Hand voll Schurken statt, die sich in ihre Reihen gedrängt hatten. Die Wüthenden packten einen der Leibgardisten und mißhandelten ihn; die, welche zu seiner Hülfe herbei eilten, wurden ebenfalls angegriffen; mir wurde, wie ihnen, Hut, Degengehenk und Scheide abgerissen und meine Kleider zerfetzt. In diesem Aufzuge ging ich zum Könige. Madame Elisabeth kam selbst in den Saal der Garden, um dem mißhandelten Leibgardisten beizustehen und ihn verbinden zu lassen. Man führte mich in das Kabinet des Königs, wo ich schon die drei Kommissarien vorfand. Ich entschuldigte mich, in solcher unordentlichen Verfassung vor Seiner Majestät zu erscheinen, und bat dringend, den Gefühlen der Hochachtung und Treue, mit welchen ich meine Pflicht und den ehrenvollen Auftrag, über die Sicherheit der Königlichen Familie zu wachen, erfüllt hätte, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Der König, die Königin und Madame Elisabeth beehrten mich mit Beweisen ihrer Güte und äußerten sich sehr zufrieden mit meinem Betragen. Selbst die schwärzesten Verleumdungen, welche ihre falschen Freunde über mich verbreiteten, haben die dankbare Erinnerung an jenen Augenblick nicht aus meiner Seele getilgt. In verschiedenen Schmähschriften, Denkwürdigkeiten und lügnerischen Dokumenten steht geschrieben, daß ich die drei Leibgardisten hätte fesseln lassen; aus dem einfachen vorstehenden Berichte kann man ersehen, ob ich es an Vorsicht, Sorgfalt und Rücksicht habe fehlen lassen, um die Absichten Ihrer Majestäten und der Madame Elisabeth gegen diese edelmüthigen Diener zu erfüllen.

Während wir uns im Kabinet des Königs befanden, wurde der General Lafayette, dessen Leben die Abreise des Königs nicht wenig gefährdet hatte, gemeldet und vorgelassen; er wollte die Befehle des Königs über die Ausführung des Dekretes einholen, welches auf den von Thouret im Namen des Verfassungs-Ausschusses erstatteten Bericht in Betreff der Bewachung und Sicherheit des Königs und der Königlichen Personen, für die der General zu haften hatte, von der National-Versammlung erlassen worden war. Lafayette entledigte sich seines Auftrages mit vieler Würde und ertrug mit seiner gewöhnlichen Ruhe den kalten und verächtlichen Empfang der Königin. Ich begleitete die drei Kommissarien in die National-Versammlung, in der damals Herr von Beauharnais präsidirte, und nachdem ich die Rechenschaft, welche sie über ihre Sendung ablegten, mit angehört hatte, zog ich mich zurück.

Durch die Ermüdung, die Angst und die Qual, welche ich während dreier ruhe- und schlaflosen Tage und Nächte erduldet hatte, waren meine Kräfte ganz aufgerieben. Mir selbst wiedergegeben, verfiel ich in einen beunruhigenden Zustand von Abspannung und Aufgeregtheit; man brachte mich aufs Land, wo die zarten Sorgen meiner Schwiegermutter und meiner Frau und die Liebkosungen meiner beiden liebenswürdigen Töchter den Folgen einer bösartigen Entzündung vorbeugten und meiner Seele die Ruhe wiedergaben. Welche Katastrophe, welcher Anblick, Frankreichs Königliche Familie so vor den Augen des Volks alles Glanzes der Größe und der Macht beraubt zu sehen! Im moralischen wie im physischen Leben der Gesellschaft treten zuweilen Ereignisse ein, welche die ganze Ordnung umkehren, das Gleichgewicht stören und deren Folgen keine Weisheit und keine Vernunft abwehren kann, eben so wenig wie die Hand des Menschen im Stande ist, die Spuren der Erderschütterungen zu tilgen und die zersprengten Massen wieder an ihren alten Platz zu stellen.

Bibliographie.

De la phrénologie, du magnétisme et de la folie. — Von Azais. 2 Bände. 13 Fr.

Le code de l'officier, contenant les lois et ordonnances constitutives des armées de terre et de mer etc. — Von Durat Lasalle. 15 Fr.

Lettres inédites de Marie Stuart, accompagnées de diverses dépêches et instructions. 1558—1587. — Herausgegeben vom Fürsten A. Labanoff. 7½ Fr.

Les sept siéges de Lille. — Die Geschichte dieser Belagerungen nebst Plänen, Karten rc. aus der Zeit von 1667, 1708 und 1792. Von Brun-Lavainne und Elie Brun. 8 Fr.

Italien.

Margherita Pusterla, Roman von Cesare Cantù.

Cesare Cantù, dessen Neigung anfänglich nur der Poesie zugewandt schien, widmete sich im reiferen Alter mit ganzer Seele den historischen Studien. Seine Geschichte der Landschaft Como, des Kantons Tessin und des Veltelin (Valtelino), so wie seine pragmatischen Beobachtungen über den Zustand der Lombardei im 6ten Jahrhundert, waren nur leichte Vorspiele zu einem Riesenwerke, der Historischen Encyklopädie, an welcher er jetzt vorzugsweise thätig ist. Als eine Frucht seiner Erholungsstunden darf man den Roman „Margherita Pusterla" betrachten, durch welchen Herr Cantù beweist, daß seine streng wissenschaftlichen Bestrebungen ihn dem Gebiete der Phantasie noch nicht entfremdet haben.

Im ersten Kapitel machen wir mit den vornehmsten Helden des Romans Bekanntschaft. Mailändische Ritter kehren von einem Turniere, das bei Mantua stattgefunden, siegreich in ihre Heimat zurück. Einige Worte, die Fürst Luchino und Einer von seinem Hofgesinde, Namens Ramengo, in Betreff der schönen und tugendhaften Margherita mit einander wechseln, enthüllen uns gleich den Grund, auf welchem das Gemälde ins Leben treten soll. Margherita's Gatte wird ungehalten darüber, daß der Fürst das Gespräch so oft auf seine Frau lenkt; als ihm aber Luchino eine politische Sendung an Mastino della Scala, den Gebieter von Verona, anvertraut, trägt doch der Ehrgeiz über die Eifersucht den Sieg davon. Einige haben diesen Uebergang zu schroff gefunden; aber Francesco Pusterla beurkundet sich im ganzen Verlaufe der Erzählung als einen Mann von so überwiegendem Ehrgeize, daß man nicht sagen kann, diese Leidenschaft sey hier unnatürlich gemalt.

In Francesco's Abwesenheit bietet Luchino alle Künste der Verführung auf, um die keusche Margherita in sein Netz zu locken. Ein gewisser Alpinolo, der im Hause Pusterla erzogen worden und seine ganze, jedes Opfers fähige Anhänglichkeit nur dieser Familie gewidmet, begiebt sich nach Verona und setzt seinen Herrn von dem ruchlosen Vorhaben des Fürsten in Kenntniß. Francesco verläßt sogleich Verona, um die seinem Hause drohende Beschimpfung nicht bloß abwenden, sondern, wo möglich, auch rächen zu können.

Unterdeß findet die bedrängte Margherita Trost und Erstarkung in ihrem kleinen blondlockigen Venturino, dem sie heilsame mütterliche Lehren giebt. „Eine Mutter, die ihr Kind beten lehrt, ist das erhabenste und liebreizendste Bild, das man sich denken kann. In solch' einem Augenblicke ist das Weib allem Irdischen entrückt und gleicht den Engeln, die uns als schützende Begleiter durchs Leben führen. Dem Kinde aber prägt sich mit der Vorstellung von seiner Mutter auch das Gebet ein, das sie ihm beigebracht, die Anrufung des Vaters, der im Himmel ist. Wenn die Lockungen der Welt den noch zarten Jüngling vom Rechten und Guten ablenken wollen, findet er Muth, ihnen zu widerstehen, indem er den Vater anruft, der im Himmel ist. Er kommt unter die Menschen — er findet die Tugend verkannt, großmüthiges Vertrauen getäuscht, Betrug unter der Larve der Ehrlichkeit, glühende Feinde und laue Freunde — er schaudert und könnte der Menschheit fluchen; allein er erinnert sich des Vaters, der im Himmel ist. Wenn die Welt ihn jemals umgarnt, wenn das Gemeine, das Unedle jemals bei ihm sich regen will, so lebt noch im Grunde seines Herzens eine ernst mahnende Stimme, die Stimme der Mutter, welche ihn das Gebet zum ewigen Vater gelehrt. So wandelt er durchs Leben, und noch im letzten Kampfe, wenn Alles ihn verläßt und nur seine Werke ihn begleiten, richtet er seine Gedanken auf die Tage der Jugend — er denkt an seine Mutter und stirbt mit freudigem Vertrauen auf den Vater, der im Himmel ist."

Von einem unnennbar lieblichen Bilde, von dem Gefühl einer trostreichen Wahrheit, die unsere Seele stärkt und erhebt, werden wir in eine wildbewegte Scene versetzt, wo man furchtbare Pläne gegen den Gebieter von Mailand schmiedet, die recht charakteristisch darthun, daß, wenn ein gemeinschaftliches Ziel erreicht werden soll, die meisten Betheiligten nur dem Antriebe ihres Egoismus folgen und nur an Befriedigung ihres besonderen Interesses denken.

Eine glühende jugendliche Seele, die noch keine bittere Täuschungen erlebt hat, glaubt so leicht, in dem Herzen Anderer vollen Anklang zu finden! Alpinolo, der den Pusterla's recht viele Gönner gewinnen möchte, verdirbt ihre Sache damit, daß er einem Ramengo sein Vertrauen schenkt. Dieser gehört zu denjenigen Menschen, die ohne Haß und Mißgunst nicht leben können; er verabscheut die Pusterla's, weil sie ihm Gutes erwiesen haben, und heuchelt ihnen sklavische Ergebenheit, weil er hofft, daß sie ihm künftig noch sehr nützlich werden können. Vor Allem möchte dieser heimtückische Mensch an Francesco Rache nehmen, von dem er ohne zureichenden Grund argwöhnt, daß er seine Frau verführt habe, deren rührende Geschichte, beiläufig bemerkt, eine sehr anziehende Episode bildet. Er bemüht sich vergebens, die edle und gemüthvolle Margherita zum Falle zu bringen; und als ihm dies nicht gelingen will, offenbart er dem Fürsten Luchino aus Rache die Verschwörung, die man gegen ihn angezettelt hat.

Sogleich werden Verhaftbefehle erlassen; Francesco Pusterla gelingt es, mit seinem kleinen Sohne der Rache Luchino's zu entfliehen, und die arme Margherita wird in ein Gefängniß geworfen, wo „jedes Geräusch eine eisig kalte Hand ist, die ihr das Herz zusammenpreßt — jeder Zug an der Glocke ein Messerstich."

„Nur die Hoffnung, die im Busen des Unglücklichen ein Naturtrieb, kein berechnendes Gefühl ist, gab Margareten dann und wann einen vorübergehenden Trost. In den ersten Tagen glaubte sie, das Verfahren Luchino's sey eine bloße Demonstration, ein grausamer Scherz, um sie zu schrecken und ihren Eigensinn zu bändigen. Morgen — so spricht sie zu sich selbst — morgen wird man kommen und mich frei lassen; womit habe ich's denn verschuldet, daß ich hier einsam schmachten soll? Aber nur zu bald kommen ihr Luchino's andere Ruchlosigkeiten ins Gedächtniß. Dann tröstet sie sich wieder mit den Betrachtungen: Ist Luchino nicht bei allen Bürgern verhaßt? Hat er diesem Volke nicht alle seine Freiheiten geraubt? Sieht es nicht knirschend, wie Er allein die Früchte seines Schweißes und Blutes genießt? Mein Francesco dagegen, ist er nicht von Jedem geliebt und geehrt? Wie vielen Armen hat unsere Familie aus der Noth geholfen! wie vielen Bedrückten die Hand gereicht! Mit welcher Entrüstung wird man in der ganzen Stadt vernehmen, was Luchino uns angethan? Gewiß hat diese neue Frevelthat das Maß der Geduld voll gemacht: man greift zu den Waffen — man kämpft — seine nichtswürdigen Anhänger verstecken sich aus gerechter Scham, aus Furcht vor der schrecklichen Rache des Volkes: nur feile Söldner vertheidigen ihn mit gemietheten Lanzen — die gerechte Sache bleibt Siegerin: Luchino muß fliehen; die Stadt ist wieder frei — man entriegelt die Gefängnisse unter dem Beifallsjauchzen des Volkes — Francesco stürzt in meine Arme! O seliges Wiedersehen nach so vielen Gefahren, nach so herben Prüfungen — o beneidenswerthes Glück, die Befreiung des Vaterlandes veranlaßt zu haben!"

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Adriano Balbi.** Gegen diesen Italiänischen Geographen, dessen vielverbreitetes Handbuch der Geographie auch in Deutschland manchen wohlbegründeten Tadel gefunden, befindet sich im neuesten Hefte der Revue des deux Mondes ein geharnischter Artikel von Louis Reybaud. Nachdem der „Erdkunde" unseres Ritter, von welcher der Anfang einer Französischen Bearbeitung durch die Herren Buret und Desor bei Paulin in Paris erschienen ist, die verdiente Würdigung widerfahren, werden die ungeheuren Prätensionen, mit denen Herr Balbi in der Einleitung seines großen Werkes hervortritt, in sehr bescheidene Schranken zurückgewiesen. Herr Reybaud behauptet und sucht zu beweisen, daß das Gute an dem Balbischen Werke nichts weiter als Compilation sey, während alles Eigene, Neuhinzugekommene der stichhaltigen Kritik ganz entbehre. Namentlich sollen die meisten statistischen Angaben entweder geradezu falsch, wie dies durch mehrere Beispiele aus dem Frankreich betreffenden Theile erläutert wird, oder auf willkürliche Annahme, auf ein Juste-milieu zwischen zwei divergirenden älteren Angaben, begründet seyn, wie dies namentlich in Asien, so wie überhaupt in entfernten minder bekannten Weltgegenden, von Hrn. Balbi häufig angewandt wird. Sprachkenntnisse werden dem Verfasser, außer dem Italiänischen, das ihm freilich gerade in der geographischen Wissenschaft unserer Zeit vom allergeringsten Nutzen seyn kann, ganz und gar abgesprochen, und doch hat Herr Balbi seinen „Abrégé de Géographie" nicht bloß Französisch, sondern sogar mit dem augenscheinlichen Bestreben abgefaßt, seinen eigenen Styl, wie Montesquieu und Büffon, zu schreiben. Kaum daß dem fleißigen Notizen-Sammler Vollständigkeit oder systematische Ordnung zugestanden wird! Wir sind weit entfernt, das Werk des Herrn Balbi für eine geographische Bibel zu halten, wie er es selbst irgendwo bezeichnet, aber wir möchten doch andererseits in dem großen buchhändlerischen Erfolg, den das Buch in Frankreich gehabt, ein Motiv mehr erblicken, weshalb die über solche Erfolge der Ausländer immer etwas verdrießlichen Französischen Gelehrten den Italiäner mit um so strengerer Kritik verfolgen.

— **Courszettel des literarischen Markts.** Ein kleines Französisches Journal giebt über den gegenwärtigen Stand des Ruhmes der bekanntesten Französischen Schriftsteller folgenden Bericht: „Eben so wie man an der Börse die Waarenpreise und die Actien notirt, haben wir die literarischen Stocks folgendermaßen im Publikum bezeichnet gefunden: Der **Soulié** erhält sich gefragt; der **Sand** ist im Weichen; der **Balzac** steht auf Pari; der **Karr** ist etwas flau; der **Brot** angeboten; der **Charles de Bernard** begehrt; für **Scribe** ist per Cassa Geld, auf Zeit jedoch viel Brief; **Theophil Gautier** ist nicht preishaltend; **Alex. Dumas** fängt an, nachzulassen, und im **Nodier** ist das Geschäft jetzt sehr still."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 11. Berlin, Freitag den 25. Januar 1839.

Spanien.

Die Spanischen Theater.

Nach der Schilderung eines Franzosen.

Es giebt kein Land in Europa, dessen Bewohner für Eindrücke so empfänglich, nach Aufregung so begierig und so schaulustig wären, wie die Spanier. Das Schauspiel ist für den Spanier ein Bedürfniß; es gehört zu den Bedingungen seines Lebens wie die Olla podrida und die Zigarette; für die Regierung ist es ein Mittel, das Volk im Zaum zu halten, eine Bürgschaft und Gewähr für ihre Dauer. Bei dem jetzigen Zustande von Spanien ist es Sache einer weisen Politik, in den großen Städten für Schauspiele zu sorgen. Der einzige Augenblick des Tages, wo der Spanier nicht konspirirt oder von Politik träumt, ist die Zeit des Schauspiels. Von sechs Uhr Abends bis eilf schließt er Waffenstillstand mit den Parteien, mit den Regierungsfragen und mit den Verfassungsstreitigkeiten.

Selten kömmt es vor, daß in Spanien eine Emeute am Abend angezettelt wird oder ausbricht. Der Tag ist in diesem Lande weder der Arbeit, noch den Geschäften, noch dem Handel geweiht, sondern wird mit politischen Gesprächen, mit Beurtheilung aller Handlungen der Regierung und mit Anstiftung von Verschwörungen hingebracht. Versammlungen, welche aus den aufgeklärten Leuten des Ortes bestehen, werden täglich auf dem Hauptplatze oder Spaziergange jeder Stadt abgehalten. Ist das Wetter kalt oder regnicht, so lassen sich die politischen Kannengießer dadurch keinesweges auseinandertreiben; sie begeben sich dann in eine Schenke, und dort wird über die wichtigsten Fragen debattirt, dort macht man unter Tabacksqualm republikanische, Karlistische und Juste-Milieu-Politik. Man schmiedet Komplotte und trinkt Eis-Orangeade.

In Saragossa, der patriotischsten und verschwörungssüchtigsten Stadt, sieht man täglich in der schönen Allee des Corso die Einwohner, gruppenweis vereinigt, lebhaft über Verfassung, Finanzen und Kriegskunst verhandeln. Die Puerta del Sol in Madrid gleicht einem Ameisenhaufen. Man zischelt, murmelt, flucht und zettelt Verschwörungen an. Das „Neue Kaffeehaus" der Hauptstadt ist der Sammelplatz von Politikern, welche Ministerien bilden und auflösen, über das Verfahren der Regierung, die Operationen des Oberbefehlshabers, Cabrera's Gegenmärsche, Mendizabal's Finanz-System und die Winkelzüge des Herrn von Fezensac raisonniren. Mit einem Worte, die Verschwörungssucht ist allgemein vorherrschend. Sobald aber der Abend anbricht, verschwindet wie durch Zauberei diese ganze aufrührerische Menge von den Spaziergängen und aus den Kaffeehäusern, um sich in die Theater zu begeben. Eines schönen Tages wäre beinahe durch eine Verschwörung der Descamisados über Madrid und ganz Spanien eine furchtbare Katastrophe hereingebrochen, wenn die Verschwörer nicht die Ausführung ihrer Pläne auf den folgenden Tag verschoben hätten, um einer Aufführung der „Verschwörung zu Venedig" von Martinez de la Rosa oder des „Masaniello" beizuwohnen; so ließen sie der Polizei Zeit, dem Komplott auf die Spur zu kommen und die Verschwörer bei Tagesanbruch in ihren Betten zu verhaften.

Das beliebteste Schauspiel in Spanien ist, wie man weiß, das Stiergefecht, die Corrida de Toros. Der kleinste Spanische Flecken hat seinen Cirkus für die Stiergefechte, der den Namen Plaza de Toros führt. In den großen Städten finden diese Schauspiele zweimal wöchentlich statt, in den kleinen Oertern hingegen nur monatlich zweimal. In Madrid sieht man heutigen Tages die schönsten Stiergefechte. Bei Lebzeiten König Ferdinand's waren in der Arena von Aranjuez, einige Meilen von Madrid, die berühmtesten Corrida's, jetzt aber befinden sich die geschicktesten Toreador's in der Hauptstadt, und die muthigsten Andalusischen Stiere werden für die Gefechte aufbewahrt, welche die Königin-Regentin von Spanien mit ihrer Gegenwart beehrt. In Spanien spricht man über die Stierkämpfer wie in anderen Ländern über die Schauspieler. Das Handwerk dieser Stiertödter glänzt da in einer Berühmtheit, wie sie in den Augen des Volkes nicht den größten Männern zu Theil wird, welche sich in der Politik oder in den schönen Künsten auszeichnen. Kein Name ist bekannter und gefeierter, als der der beiden ersten Kämpfer der Hauptstadt, des Torreador Montes und des Pikador Sevilla. Ihre Namen leben in Aller Mund, ihre lithographirten Abbildungen hängen in allen Läden, Sälen und Dachkammern.

Gewöhnlich geht das Stiergefecht Nachmittags vor sich; dann ist Festtag in Madrid. Mittags verläßt der Handwerker seine Werkstatt, der Schreiber sein Büreau, der Student seine Bücher und die Grisette ihre Dachkammer. Die ganze Bevölkerung wallt nach dem schönen Alcala-Thore, neben welchem sich der Stierplatz befindet. Unerhört ist der Zudrang des Pöbels zu diesem Schauspiel; es giebt keinen noch so elenden Lumpensammler, keine noch so arme Arbeiterin, die nicht das Eintrittsgeld zu erschwingen suchten; der Handwerker versetzt deshalb sein letztes Werkzeug, die Grisette ihr letztes Hemd, und Viele legen sich mit leerem Magen zu Bett, weil sie ihren letzten Heller dafür hingegeben.

Die Grandezza, die Edelleute des Hofes und die Königin selbst beehren fast immer die Stierkämpfe mit ihrer Gegenwart. Es würde etwas an der Feierlichkeit des Schauspiels fehlen, wenn der Herrscher nicht dort wäre, um durch seine Beifallsbezeigungen die geschickten Toreador's anzufeuern. Die Königin Christine liebt aber auch diese Kämpfe über alle Beschreibung und schaut mit wahrem Vergnügen in Gesellschaft ihrer Königlichen Tochter Isabella den glänzenden Corrida's der Hauptstadt zu.

Madrid besitzt vier Schauspielhäuser: das Theater del Prinzipe (Königliches Theater), das Theater de la Cruz, das Theater de la Calle de la Sarten und das Theater del Oriente; letzteres ist das größte von allen und eben erst beendigt. Das Königliche Theater und das del Oriente fesseln allein die Aufmerksamkeit, die beiden anderen, obschon sie in den belebtesten Vierteln Madrids stehen, sehen mehr wie bürgerliche Wohnhäuser als wie Theater aus. Die Vornehmen besuchen nur die beiden ersteren Theater, in den anderen versammelt sich, von den niedrigen Eintrittspreisen angezogen, die gewöhnliche Volksklasse. Das Theater del Oriente, das, dem Königlichen Palaste gegenüber, am äußersten Ende von Madrid liegt, ist eine ungeheure mit kleinen Fenstern besäete Masse und hat beinahe das Ansehen eines Speichers. Der Baumeister, dem man die Aufführung des Gebäudes anvertraute, soll, wie man versichert, nach Pariser Vorbildern sich gerichtet haben; der Unglückselige hat aber ganz vergessen, daß bei einem Gebäude dieser Art der Geschmack, wenn nicht die Kunst, verlangt, daß die Façade mit einem von hohen Säulen getragenen Peristyle geschmückt und daß der Haupteingang wenigstens so hoch und so breit wie ein Thorweg sey. Nichts ist in der That lächerlicher als der Anblick einer so ungeheuren Masse, deren Façade nur mit einigen Fenstern, einer kleinen Thür, die den Eintretenden zu erdrücken droht, und vier elenden an die Mauer gequetschten Säulen verziert ist, die sich ordentlich zu schämen scheinen, daß sie hier wie aus Barmherzigkeit angeklebt worden. Das Theater ist auf dem großen Schloßplatze an der Stelle aufgeführt, wo noch die Trümmer der von Joseph unternommenen Bauten umherlagen, die zum Zweck hatten, Madrid mit einem Königlichen Palaste auf Pariser Art auszustatten. Dieser von herrlichen Gebäuden umgebene Platz, an dessen einem Ende das imposante viereckige Schloß steht, welches man zur Ehre der an schönen Denkmälern eben nicht reichen Hauptstadt besonders hätte achten sollen, wurde unbarmherzig hingeopfert, indem man mitten auf ihm einen fünfeckigen Bau von übertriebener Ausdehnung aufführte, der durch die schöne Façade des Palastes verdeckte und die Harmonie zerstörte, die hier durch die Vereinigung der prächtigsten Gebäude Madrids hervorgebracht wurde.

Das Theater del Prinzipe empfiehlt sich am meisten durch sein künstlerisches Verdienst; da werden die besten Stücke durch die vorzüglichsten Künstler aufgeführt. Man giebt darin abwechselnd komische und heroische Opern, Dramen, Vaudevilles und Ballets. In der Oper wird immer Italiänisch gesungen; man giebt Norma, Anna Boleyn, die Puritaner, den Barbier von Sevilla, die Montecchi und Capuletti, Don Juan und andere Opern mehr. Die Sänger sind ziemlich gut für ein Land, in welchem das Verdienst so wenig geachtet und so schlecht bezahlt wird, und wo man, was auch die Romanschreiber darüber sagen, nichts weniger als musikalisch ist. Man hört in den Straßen von Madrid nichts von jenen durch die Dichter erschaffenen

Minnesängern, die im Mondenschein oder im Schnee umherwandeln; unter den Balkonen ihrer Kastilianischen Gebieterinnen Serenaden bringen und die Luft mit ihren süßen von der Mandoline begleiteten Gesängen erfüllen. Diese harmonische Mandoline ist nichts als eine Guitarre ohne Boden, mit zwei quitschenden Darmseiten bespannt; die nächtlichen Minnesänger sind Gallego's, eine Art Auvergnaten, welche mit einem Stücke Holz auf den Darmsaiten der Guitarre umherkratzen und Almosen, wenn nicht gar die Börse, verlangen. Nun sage man noch, daß der Spanier ein geborener Musiker sey.

Die Schwester der unvergleichlichen Grisi gab vor einiger Zeit die Hauptrolle in Anna Boleyn; sie war die Perle des Theaters und gefiel außerordentlich; andere nicht so ausgezeichnete Sängerinnen wie sie, doch mit recht hübschen Stimmen ausgestattet, traten mit Beifall in den Hauptrollen der vorhin angeführten Opern auf. Was die Sänger anbetrifft, so verdient nur ein einziger genannt zu werden, ein Franzose, der seinen Namen italiänisirt und durch diese List, so wie durch seine glückliche Italiänische Aussprache und sein Talent, es dahin gebracht hat, als Kind Italiens mit Beifall überschüttet zu werden; wahrscheinlich ist er auch jeden Augenblick darauf gefaßt, Zeugnisse vorzulegen, die seine Siege auf den großen Theatern Mailands und Neapels bestätigen, die er doch wohl nie mit einem Fuß betreten hat.

Die Italiänische Oper wird wenig besucht; bei einer Vorstellung der Norma und der Stummen von Portici zählte ich nur ungefähr 30 Personen im Theater del Prinzipe. Entsteht diese Gleichgültigkeit gegen die Italiänische Musik daher, weil diese Art nicht in Spanien gefällt, oder weil sie schlecht ausgeführt wird? Keinesweges, der Spanier liebt weder Italiänische, noch Französische Musik, er ist eben so gleichgültig gegen Norma wie gegen die weiße Dame, gegen Bellini und Rossini, wie gegen Auber und Boyeldieu. Der Spanier liebt eine Bolero- oder Fandango-Melodie, eine patriotische Hymne mit Castagnetten- und Tambourin-Begleitung, auf einer Leyer in einem Kaffeehause ausgeführt; spielet ihm sonst etwas vor, und er wird gähnen, er wird die schönste Musik, wie er sich ausdrückt, al carajo wünschen. Die Spanische Oper, die man in Madrid nicht kennt, soll in Sevilla, Cadix und Malaga mit großem Beifall aufgeführt werden. Die beliebtesten Französischen Opern werden, ins Kastilianische übertragen, ebenfalls nur in diesen drei Städten Spaniens gegeben. (Schluß folgt.)

I t a l i e n.

Römische Berichte eines Deutschen.

I.

1. Dezember 1838.

Politische Offenbarungen irgend einer Art, wie sehr auch in den gegenwärtigen Verhältnissen Anlaß zu solchen zu liegen scheint, dürfen doch von hier aus am wenigsten erwartet werden, schon aus billiger Erwägung eben dieser Verhältnisse. Es ist aber auch einzugestehen, daß wir hier in Bezug auf Fragen, die für uns mehr oder minder sogenannte Lebensfragen sind, später vermuthlich, als Ihre Leser, Furcht oder Hoffnung schöpfen, denn unser Bronn springt nirgend als in der Augsburger Allgemeinen Zeitung. Wer vollends über hiesige Stimmung und allgemeine Meinung, über wichtige öffentliche Angelegenheiten Aufschluß verlangte, der ginge aufs Fischen im Sande aus und verlöre sich in ein Feld, darauf nicht der Kaiser nur, nach dem Sprüchwort, sondern selbst auch die Kirche kein Recht mehr zu haben wüßte. Diese Römischen Mittheilungen, deren sich hiermit eine kleine Folge ankündigt, thun deshalb ein wenig verschämt und wollen sich nicht ins Freie wagen, ohne zuvor wegen einiger Zugeständnisse kapitulirt zu haben. Es möge ihnen zu Gute gehalten werden, wenn sie allerlei Trivialitäten des Tages mit einschwärzen. Vielleicht wird wegen dessen Entschuldigung nicht einmal begehrt. Denn es gilt ja nicht eine umfassende Charakteristik, welche sich allerdings von der Physiognomie einer Stadt nicht geben läßt, ohne ihre festen Formen, ihre Natur- und Existenzverhältnisse zu schildern. Es ist vielmehr um Skizzen dessen zu thun, das man ihr Temperament nennen könnte, und dies giebt sich in ihrem Mienen- und Geberdenspiel zu erkennen, in den leichten und flüchtigen Erscheinungen auf der Oberfläche ihres Gesammtlebens. Es möge jedoch auch erlaubt seyn, des alten Roms und seiner Trümmer-Herrlichkeit wenigstens nicht zu schweigen, wiewohl sich Neues darüber, wenn nicht etwa durch Zufall das Resultat einer neuesten Ausgrabung, schwerlich wird beibringen lassen.

Neues überhaupt, wer wollte es in Rom suchen, wer von dort dergleichen erwarten? Alte, ausgefahrene Geleise sind es, in denen der Wagen des bürgerlichen und religiösen Lebens kreist, darin dem Sonnenwagen ähnlich, daß er Tag für Tag durch undenkliche Zeiten die feste, gemessene und immer, selbst in Umwölkung noch, leuchtende Bahn mißt, auch darin, daß er im Jahreslauf den regelmäßig wiederkehrenden Cyklus von Zeiten und Festen durchläuft, und darin, daß er fürwahr in Lüften geht; denn wer möchte es für eine Fahrt auf dem Boden dieser unserer heutigen Wirklichkeit erkennen? Dabei kann sich, wer will, noch einfallen lassen, daß die Sonne, die in Wahrheit stillsteht, nur zu gehen scheine. Es grüßt uns das alte, aus unzähligen Portraiten längst bekannte Gesicht, wenn wir Rom zum erstenmal sehen; aber es verlohnt sich, trotz Nicolai, doch des Sehens. Und wenn auch Vieles ganz unbestreitbar eben so ist, wie bei uns zu Lande, z. B. daß die Sonne nicht Morgens unter- und Abends aufgeht, und daß die Bäume nicht in der Luft wachsen und die Häuser nicht auf dem Dache stehen, so hat man doch, trotz Nicolai, einige Annehmlichkeiten voraus, wie etwa, daß man am 1. Dezember unter den Rosengebüschen und blühenden Orangen der Villa Mattei (Godoy) im Frack spazieren gehen und Veilchen suchen oder die Sonne hinter den Thermen Antonin's untergehen sehen und dabei sich auch die Zähne stochern kann vom Mahle, welches im Falcone (piazza d. Eustachio No. 56), trotz Nicolai, gut und gar nicht theuer ist. Ja, sey auch Alles hier das Alte und dies Alte längst und unzählige Male geschildert und beschrieben, zum Glücke für den neuen Beschreiber ist hier das Alte immer neu und frisch, eine kräftige Wurzel, aus der ein lustig grüner Ausschlag in unermüdlichem Keimen hervorbricht; das Alte ist hier wirklich noch lebendig, und die alte Roma ist auch in dieser Weise immer noch die Ewige. Die Elemente, Kräfte und Triebe, aus welchen und innerhalb deren dies in sich selbst gegründete und beschlossene Leben verläuft, sind so harmonisch gemischt und vertheilt, so richtig gegen einander abgewogen und so fein gegliedert, daß kein Feindliches, kaum irgend ein Hemmendes sich einzukörpern und, wo es irgendwo bestände, sich geltend zu machen vermag.

Und wie in der äußeren Gestalt der Stadt mit den bewohnten Straßen die Ruinen, mit den vom Verkehr des Tages erfüllten Vierteln die Einsamkeiten der Weinberge, und mit diesen wiederum die Ruinen, und mit dem Allen überall verstreut unzählige Kirchen sich verweben und zu einem in der Welt gewiß einzigen Gesammtbilde verschmelzen, so fließt das eigenthümliche Leben der Stadt aus gesunder und üppiger Natürlichkeit, aus Resten antiker Sitte, vom Christenthum gewandelt, aus einer in jedem Sinne abgeschiedenen Gelehrsamkeit, aus halbvergorenen modernen Stoffen und aus dem alles dies durchdringenden Aether der frommen Devotion wunderbar zusammen, indessen gar viel Fremdenwirthschaft stets oben auf, doch immer fremd gehalten und eben nur oben auf schwimmt. Die inneren Gegensätze, so schroff sie ihrer Natur nach, und diese mit dem Maßstab unserer nordischen Natur gemessen, scheinen mögen, sie kommen in so sanften Uebergängen zu einander, daß auch wir Barbaren nicht einmal uns zum Erstaunen berufen finden, vielmehr ganz gemächlich mit dem Strome treiben. Es macht sich sehr von selbst, daß gerade auch diese ersten Berichte gleich unter der Influenz solcher behende in einander rinnenden Doppelsterne stehen. Die Theater-Saison ist nämlich zu Ende gegangen, indem wir unvermerkt in die Adventszeit eingetreten sind. Die Pifferari, welche noch Jahr für Jahr die alte Freude der Hirten bei der Krippe des Christkindes hier erneuern, haben schon längst von vorläufigen Locktönen und von den originellsten Dudelsack- und Klarinett-Passagen die Straßen erschallen lassen, während die letzte Oper des Jahres und der letzte diesjährige, vielleicht, wie man fürchtet, überhaupt der Schwanengesang der beliebten Grisi die musikalischen Enthusiasten im Theater della Valle schaart. Die Gespräche und die Gezwitscher der Conversazioni und der Trattorien drehen sich noch immer um die Grisi und die Capuleti und den Belisar und die Donna vom See und die Montecchi und die Grisi, während die endlosen Thurmgeläute, die Messen der Sistinischen Kapelle, die Vespern, Prozessionen und gehäuften Kirchenfeste das Eintreten der heiligen Zeit auf alle Weise merklich bezeichnen. Opern und Pifferari, Vespern und Sistinische Kapelle! Sie sehen, daß zunächst von nichts Anderem als Musik zu handeln seyn wird.

Margherita Pusterla, Roman von Cesare Cantù.

(Schluß.)

„Aber der schmeichelnde Traum ist bald vorüber, und die Unglückliche weint noch heißere Thränen, bis die Hoffnung ihr wieder mit einer Engelstimme ins Ohr flüstert: „Sie leben — Du wirst sie wiedersehen.“ — Aber wann? Wie jeder Leidende zum Aberglauben sehr geneigt ist, so zieht auch Margarete aus den natürlichsten Phänomenen tausend Vorbedeutungen: ein Traum ist ihr eine Weissagung — wenn jene Spinne ihr Gewebe vollendet hat, wird die Stunde der Befreiung schlagen — jeder neue Monat, jede neue Woche, der Wechsel der Jahreszeiten, die trüben und die heiteren Tage gaben ihrer kranken Einbildungskraft Stoff zu Träumereien, zu frohen Erwartungen oder bangen Besorgnissen. Besonders wenn ein Feiertag herannaht, schmeichelt sie sich mit der Hoffnung, dieser werde ihr Erlösung bringen; sie zählt die Stunden, bis er anbricht. Da erinnert sie das fröhliche Geläute der Glocken und das Getümmel der Kirchengänger an die Zeit, wo sie mit unaussprechlichem Seelenfrieden diesen Festen beiwohnte: ein Priester öffnete die Schätze des Wortes, erklärte die Vorschriften der Liebe, der Sanftmuth und Geduld: ein majestätischer, von den vollen Chören angestimmter Hymnus, die feierliche Harmonie der Orgeln goß himmlische Heiterkeit in ihre Seele, wie sie keinen irdischen Genuß begleitet. Aber diese schönen Tage sind jetzt für Margareten umwölkt und düster. Sie stützt ihr Haupt und ihre Hände an das Gitterfenster des öden Kerkers und senkt den thränenschweren Blick auf jene festlich gekleideten Menschen, die sich in frohem Gewühle nach der Kirche begeben, als wollte sie errathen, wer diese Leute seyen, und von wem sie wohl sprechen mögen.

— „Jene Anderen kehren, nachdem sie Gott gedient, in ihre Häuser zurück. — Das **Haus**, die Stätte des traulichen Zusammenlebens! o, wie viele freundliche Bilder beschwört dieses Wort herauf! wie viele Qualen für den Einsamen, den Verlassenen! Sieh' dort jene Mutter mit ihrem Knäblein; vielleicht lehrt sie es, zu Gott beten; vielleicht giebt sie ihm einen weisen Rath, oder einen zärtlichen Verweis. Auch ich hatte vordem ein liebes Kind, das mich Mutter nannte, und es war so schön, so lieblich, so unschuldsvoll! Ach, es wäre herangewachsen, ein süßer Trost unserer alten Tage!.... Entsetzlich, vielleicht soll ich es nimmer wiedersehen! Heilige Jungfrau, befreie mich von dieser Qual; gieb mich meinem Gatten, meinem Sohne wieder!"

Hätte man die Unglückliche doch wenigstens der Einsamkeit ihres Kerkers, ihren Gedanken, ihren Erinnerungen überlassen! Der mächtige Bösewicht kam, um Margaretens Tugend noch ein letztes Mal zu erproben; allein er schadete sich selbst, indem er ihr offenbarte, daß ihr Gemahl mit dem Kleinen entflohen sey; denn dadurch wurde die starke Seele des Weibes ganz unbesiegbar und der Schmerz, der auf ihr lastete, etwas erträglicher.

Die Leser dieses Romans werden bei all' der lebhaften Theilnahme, die Margaretens Schicksal erregt, die arme Rosalia, Ramengo's verstoßene Gattin, nicht vergessen haben. Unsere Sehnsucht, jeden leisen Verdacht, der auf Rosaliens Unschuld ruht, gehoben zu wissen, befriedigt der Verfasser sehr glücklich. In der Hoffnung, den flüchtig gewordenen Pusterla verderben zu können, eilt Ramengo seinen Spuren nach und wird auf der Reise durch einen Orkan genöthigt, in eine Müllerhütte einzukehren. Von den biederen Bewohnern dieser Hütte erfährt er, daß Alpinolo erst kürzlich hier gewesen sey, und daß sie ihn schon als Kind mit seiner Mutter, die im hülflosesten Zustande bei ihnen ankam, aufgenommen hätten. Die Mutter war bald nach der Ankunft ihren Leiden erlegen; aber ein Diamantring und eine kleine Börse mit zwei Briefen darin überzeugen Ramengo, daß jene Unglückliche seine **schuldlose** Rosalia gewesen, und zugleich erfährt er, daß Alpinolo sein Sohn ist. Statt nun sich selbst anzuklagen, sich selber zu fluchen, kehrt er, als ein verstockter Bösewicht, seine ganze Erbitterung gegen Pusterla.

Der landflüchtige Pusterla kommt nach Avignon, wohin Papst Clemens V. (im Jahre 1305) seine Residenz verlegt hatte. Er erfährt hier, daß Luchino und der Papst wieder versöhnt sind, und muß an dem Schutze Seiner Heiligkeit verzweifeln. Es ergreift ihn eine unwiderstehliche Sehnsucht, heimzukehren, oder wenigstens wieder in der Nähe des heimatlichen Bodens sich zu wissen; und er sollte wirklich seine Vaterstadt wieder betreten, aber in welcher unglückseligen Lage! — verrathen von Ramengo, der sich in Avignon sein unbedingtes Vertrauen erschlichen hatte, um ihn rettungslos zu verderben!

„Das Schiff, welches Pusterla von Frankreich zurückbrachte, hatte mancherlei Schicksale zu bestehen: Regengüsse, Windsbräute und furchtbare Stürme schienen die Unglücklichen von der ersehnten und unheildrohenden Küste zurückhalten zu wollen. Der kleine Venturino fragt seinen Vater ängstlich: „O Vater, warum haben wir jenes Land verlassen? dort standen wir auf festem Boden, und das Schiff hier wankt so erschrecklich!" — Pusterla antwortet: „„Das Land, welches wir verlassen haben, ist nicht unser Vaterland."" — „Wo fahren wir aber jetzt hin?" — „„Wie, das weißt Du nicht mehr? Wir gehen ja nach Italien."" — „Nach Italien? also nach unserem lieben Vaterlande, nicht wahr? Dort finden wir ja Leute, die eben so sprechen, wie wir? Dort wird Jedermann uns kennen. Und die Mutter, werden wir auch mit ihr gleich zusammen seyn?" — „„Die arme Mutter"", versetzt Francesco seufzend und mit dem blonden Lockenhaar des Kleinen spielend, — „„ja, wir werden sie sehen, wenn Gott will. Jetzt bete für sie....""

„Endlich, an einem heiteren Frühmorgen, erschien Italiens Küste im werdenden Sonnenstrahl. Francesco betrachtete sie mit einer Art von Andacht, und seine Einbildungskraft, der schwarzen und traurigen Vorstellungen müde, malte ihm nur die freundlichste Vergangenheit, die schmeichelndste Zukunft. Venturino stellte ihm unterdeß in seiner kindischen Neugier unzählige Fragen: — „Was ist das für ein Berg, der dort ins Meer vorspringt? und jener andere, der so hoch und spitz ist? Und jener Gipfel, der wie bezuckert aussieht. Liegt etwa Pisa in jenem Meerbusen? Ei, dort kommt ja ein Schiff auf uns zu; sein Segel ist mit einer großen Schlange bemahlt, wie die Fahnen in Mailand!"

„So verhielt sich's wirklich: was aber dem Kleinen Freude machte, das erweckte in Francesco finstere Ahnungen. Alle Passagiere eilten auf's Verdeck, um das herannahende Fahrzeug zu sehen; und bald erkannte man das Wappen von Pisa neben dem der Visconti. Als die Schiffe einander so nahe waren, daß man sich gegenseitig verstehen konnte, erfuhr die Mannschaft des Caspio, Pisa habe sich mit den Visconti's von Mailand verbündet, und aus dem Hafen dieser Stadt gingen täglich Schiffe nach Sardinien ab, wo Luchino den Distrikt Gallura durch Erbschaft erhalten habe."

Francesco Pusterla wurde von Ramengo mit teuflischer Freude den Gerichtsboten des Visconte überantwortet, die ihn nach Mailand führten und in den Kerker Porta Romana einsperrten, wo Margarete seit vielen Monaten schmachtete.

Unter den Vielen, die sich jenen Opfern in der Zeit ihres Glückes dienstbar gezeigt, unter den Vielen, die alle von ihnen empfangene Wohlthaten vergessen hatten, dachten nur Zwei an sie. Der befreundete Mönch Buonvicino betete, und Alpinolo schwankte zwischen diesem und jenem Plane, um das Uebel, das sein unkluges Benehmen angerichtet, wieder gut zu machen. Den Luchino verrätherisch zu tödten, litt sein Gewissen nicht; dagegen wußte er es dahin zu bringen, daß der Fürst ihn, als einen verdächtigen Menschen, in den Kerker der Pusterla stecken ließ. Dort bestach er mit Gold Macarusso, den Schließer, und machte, unterstützt von Buonvicino, einen Versuch, die Eingekerkerten in Freiheit zu setzen. Margherita umarmte ihren Francesco und drückte den kleinen Venturino ans Herz.

„Schon ist der erste Korridor zurückgelegt, und die Fliehenden gelangen durch einen engen und finsteren Gang in die Küche des Kerkermeisters, der die Pforte hinter sich zuschlägt und dann einen tiefen Athemzug thut, als wäre der schwierigste Theil des Unternehmens schon vollbracht. Eine andere Pforte führt nach einem inneren Hofe: man öffnet sie; nur fünf Schritte gegenüber befindet sich die äußerste Thür: ist diese auch durchschritten und der kleine Graben draußen übersprungen, so ist man in Sicherheit. Die Flüchtlinge lauschen an der Schwelle ... rings umher vernehmen sie keinen Laut. Auf einer kleinen Seitenmauer liegt eine Schildwache ihrer Länge nach auf dem Bauche und schläft, den Kopf mit den Armen stützend. Sie schlüpfen leise hinaus und steigen drei Stufen hinab; Margarete kommt zuletzt mit Venturino. Jetzt bricht der Mond durch den Wolkenflor, und Einer erkennt des Anderen Züge in seinem hellen Scheine. Francesco und Alpinolo werfen einen Blick voll Liebe, Mitleid und inniger Verehrung auf die arme Margarete, die bleich und abgezehrt vor ihnen steht. Ihr verworrenes Haar fällt auf die halb entblößten Schultern; aber noch immer ist sie schön und Ehrfurcht gebietend."

Auch der kleine Venturino streift seine blonden Locken zurück, um seine liebevolle Trägerin zu sehen — er erkennt sie, schreit voll Entzücken: O Mutter, Mutter! — und schlingt ihr seine Aermchen um den Hals. Das durchdringende Geschrei des Kleinen zerstört die letzte Hoffnung der Unglücklichen. Sie werden entdeckt, ergriffen und zum Tode verurtheilt.

Wir können nicht umhin, folgende Betrachtungen mitzutheilen, die Herr Cantù bei dieser Gelegenheit seinem Romane einwebt:

„Wer nach langer und schmerzhafter Krankheit aus den Worten oder Handlungen der Personen, die zu seiner Umgebung gehören, abnehmen kann, daß er bald die Reise antreten müsse, von welcher keine Rückkehr stattfindet, der fühlt in diesem Augenblick eine glühendere Liebe zum Daseyn. Wie ein Schriftsteller, wenn er zum Ziele seines Werkes gelangt ist, dasselbe Blatt für Blatt und Zeile für Zeile wieder durchliest und durchdenkt, so überdenkt und mustert der Mensch am Ziele seines Daseyns den vollbrachten Lebenslauf; er ruft sich alle die theuren Personen, alle die freundlichen Orte vor die Seele, von denen er in kurzem sich losreißen soll. Er kann entsagen, kann seinen Geist in die Hände des ewigen Vaters befehlen; aber die Natur verlangt ihre Rechte, und o wie schmeichelt der ermatteten Lebenskraft der schwächste Hoffnungsstrahl! Eine augenblickliche Stärkung nach eingenommener Arznei; ein paar Minuten erquickenden Schlafes; ein nachlassender Krampf, ein tröstliches Wort des Arztes, ein schmeichelhafter Glückwunsch besuchender Freunde reichen schon hin, um in seinem Busen den festen Glauben an seine Genesung zu wecken. Schon malt er sich wieder frohen Sinnes eine irdische Zukunft aus.... Bedauernswürdiger! im nächsten Augenblick verschlimmert sich sein Uebel: die Entkräftung, das Keuchen und Röcheln des letzten Kampfes machen ihn wieder fühllos gegen alles Irdische, und sein ganzes übriges Sehnen ist dem stillen Grabe zugewandt."

„Wenn aber der Mensch im Vollgenusse körperlicher und geistiger Kraft, die ihm langes Leben und ein schönes Alter zu verbürgen scheinen, plötzlich hören muß, daß Andere ihn zum Tode verdammt haben, wenn er an einem bestimmten Tage, zu einer bestimmten Stunde unwiderruflich aus dem Daseyn scheiden soll.... so ist das eine Qual, die von der schwärzesten Einbildungskraft nicht überboten werden kann. So ist es nicht auf dem blutigen Schlachtfelde, wo das wogende Gewühl, das verworrene Getümmel der Kämpfenden, ein von Zorn und edlem Wetteifer genährter Muth alle Sinne und Lebensgeister in solchem Grade berauschen, daß man die Gefahr verachtet — wo der Tod selbst ungewiß, der Widerstand möglich; wo die Unerschrockenheit Ruhm, die Feigheit und Verzagtheit Schande ärndtet — wo der Todesstreich urplötzlich fällt, wenn er ja fallen soll.*) Viel weniger schrecklich kann auch der Zustand des Seefahrers heißen, der in seinem leck gewordenen Schiffe auf den sturmbewegten Wogen herumtreibt. Eben die Unermeßlichkeit des Meeres und des Himmels hält seine Hoffnung flott; die Geschäftigkeit der Mannschaft, welche hier Ballast auswirft, dort ein Leck stopft oder die Pumpen in Bewegung setzt, hat etwas Stärkendes — der Gedanke, von vielen Leidensgefährten umgeben zu seyn, ist wohlthätig zerstreuend. Und schwindet jede andere Hoffnung, so sehen wir noch die mächtige Hand dessen, der über die tobenden Elemente gebietet und jedes Ding zum Besten seiner Geschöpfe lenkt."

„Aber in der stummen Oede eines Gefängnisses mit dem Bewußtseyn leben, daß jeder Athemzug dem Tode näher bringt, jeden Fußtritt des heranschreitenden Todesengels vernehmen, ohne ihm wehren oder seine Ankunft vertagen zu können — das Bewußtseyn in sich tragen, daß die Stunde unwiderruflich bestimmt

---

*) Sollte dem bekanntlich mit der Deutschen Literatur sehr vertrauten Verfasser hier nicht Egmont's letzter Monolog vorgeschwebt haben?

ist, in welcher ein dir unbekannter Mensch deinen Nacken entblößen und dich in der Zeit eines Augenblicks in eine entstellte Leiche verwandeln wird .... das ist entsetzlich, grauenvoll! In unserem aufgeklärten und menschlicher gewordenen Zeitalter hat die Menschheit darüber nachgedacht, den physischen Schmerz des Verbrechers beim Akte der Hinrichtung zu lindern und abzukürzen; man hat darüber gestritten und experimentirt, welche Todesart wohl mit der gelindesten Qual verbunden seyn dürfte — das Erdrosseln, das Erschießen oder die Enthauptung; mit zarter Besorgniß prüfte man die Stärke und Geschmeidigkeit des Strickes, die Nervenstärke der Krieger, welche nach der unbeschützten Brust ihres Kameraden zielen, die Schärfe des Beiles, das, durch einen menschlichen Nacken fahrend, in einen Klotz eindringen soll. O grausame Ironie! scheinheilige Empfindsamkeit! Wenn der Henker nicht Erfahrung und Gewandheit genug besitzt, wenn er das Opfer ein paar Augenblicke länger martert, so hört man das versammelte Volk murren; es giebt seine Entrüstung und sein Mitleid auf alle Weise zu erkennen; aber kein Mensch denkt an die viel qualvollere Zeit von einem Tage oder dreien, welche zwischen dem Urtheilsspruche und der Vollstreckung des Urtheils liegt, an jene Zeit, deren einzelne Augenblicke so furchtbar langsam sind, während sie vorübergehen, und doch wieder so furchtbar schnell, wenn man sie zählt, nachdem sie vorübergegangen."

„Man wendet ein, dieser Schmerz sey unvermeidlich, und die Gesellschaft habe das Recht, ihre angesteckten Glieder abzuschneiden; aber schon vom Standpunkte der Vernunft beurtheilt, sprechen gewiß eben so viele Gründe gegen die Todesstrafe, als für dieselbe. Wie aber, wenn Menschlichkeit und Religion noch hinzukommen, die Sache des Unglücklichen zu führen? wenn man die Hoffnung nähren darf, daß derjenige, dessen Haupt unter dem Mordbeil bluten soll, ein wackerer Bürger und Familienvater werden könnte, nachdem er gebessert worden durch die harte Lection des Unglücks und die liebevolle der Verzeihung? Und wendet ihr mir ein, daß die Todesstrafe so nothwendig sey, wie der Krieg und manches andere Uebel — nun, dann verzeiht mir, wenn ich die Fortschritte einer Gesellschaft, der solche Heilmittel Bedürfniß bleiben, nicht eben bewundern kann. So lange wir noch einen Menschen besolden, damit er einen anderen todtschlage, so lange die Hinrichtung eines Mitbürgers zu den Gegenständen der öffentlichen Schau gehört, scheint mir unsere gepriesene Civilisation noch sehr im Rückstande." ....

Von Pater Buonvicino mit geistlichem Troste unterstützt, hatten Pusterla und sein zarter Sohn dem Gesetz schon Genüge gethan. Als der Schlag des Hammers auf die Glocke Margareten ihre letzte Stunde verkündete, wollte sie aus Buonvicino's Händen noch einmal Absolution empfangen. Niederknieend und die Arme auf der Brust kreuzend, hörte sie mit zerknirschter Resignation die hehren und trostreichen Worte, welche der ehrwürdige Geistliche, seine Hände über ihrem gebückten Haupte ausbreitend, feierlich aussprach. Seine emporgerichtete Stirn war bleich; aber man las auf ihr die verklärte Heiterkeit dessen, der mit nie wankendem Vertrauen einer höheren Welt jenseit des Grabes lebt. Die Laterne auf dem Bänkchen, ihrem Erlöschen nahe, umgoß das Haupt der schönen Betenden von Zeit zu Zeit mit einem Heiligenscheine zitternder Strahlen.

Unterdeß eilt das Volk, und mit ihm vornehme Herren und Damen, zu dem blutigen Schauspiel, als wär' es ein Freudenfest. Dicht gedrängt um die Richtstätte und voll peinlicher Ungeduld, verkürzt man sich die Zeit mit großem Geplauder, bis die Ankunft der schönen Verurtheilten eine allgemeine hehre Stille erzeugt. Nur ein Augenblick, und der Henker bietet das abgeschlagene, noch krampfhaft zuckende Haupt des unglücklichen Weibes zur Schau. Buonvicino, der Margareten die letzten Trostesworte zugeflüstert hatte, blieb, als Alles vorüber war, unbeweglich auf den Knieen liegen. Man rüttelte ihn — seine Seele war entflohen. So kehrt der Schutzengel des Menschen, wenn dieser zu leben aufgehört, in die seligen Wohnungen zurück, weil seine göttliche Sendung erfüllt ist.

Es blieb noch ein letztes Opfer, Alpinolo, der seine Hände, nachdem man sie von den schweren Fesseln befreit, an die Lippen drückte und mit der Miene eines Menschen, der sich von seinem theuersten Gute trennt, einen am Finger steckenden Ring küßte. Ramengo, der in der Verkappung eines barmherzigen Bruders mit teuflischer Lust die Hinrichtung Margareten's angesehen, erkennt an dem Ringe seinen Sohn Alpinolo. Sogleich eilt er in heftiger Bewegung auf das Blutgerüst und widersetzt sich lebhaft der Hinrichtung, indem er prahlerisch ausruft, er besitze ein Begnadigungs-Breve für diesen Verurtheilten. Aber Alpinolo fühlte keinen Beruf mehr zum Leben; er raffte, sobald er seinen Vater erkannt hatte, seine letzten Kräfte zusammen und legte sein Haupt mit wüthender Ungeduld unter das Beil.

Cesare Cantù ist keiner von denjenigen Schriftstellern, die sich damit begnügen, über den ersten besten Gegenstand, der ihnen tauglich scheint, ein Buch in die Welt zu schicken: er fühlt, daß die Literatur dem Gesetze der fortschreitenden Entwickelung Genüge leisten, daß derjenige, der sie anbaut, eine Norm, und die Kunst einen Glauben haben müsse. Darum stehen seine mannigfachen Leistungen in einem verwandtschaftlichen Verhältnisse zu einander, sie finden einen harmonischen Anklang in seiner Intelligenz. In der „Historischen Encyklopädie" konzentrirt der Verfasser die bis dahin zerstreuten Elemente seiner literarischen Thätigkeit; sie ist, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, das Vorgefühl der Schicksale der Literatur, welche jetzt, nachdem der Sinn für epische Poesie untergegangen, in das Gewand des historischen Roman's und des historischen Drama's sich kleidet. Allein diese beiden Gattungen der Literatur sind wegen ihrer Ueberladung mit einer Menge unnützer, theils rein historischer, theils entstellter oder nur aus der Phantasie hervorgegangener Nebenumstände nur unvollkommen geeignet, ihrem erhabenen Zwecke zu entsprechen, und scheinen in der wahren Geschichte wieder untergehen zu müssen.

„Ohne gemeinsamen Beruf", — so sagt Herr Cantù in seiner Vorrede — „ohne gemeinsamen Zweck und ohne Einheit der Prinzipien ist keine Literatur möglich." Finden wir diese Einheit in seiner Erzählung wieder? Welches ist das vorwaltende Prinzip in derselben — welches Ziel hat er sich gesteckt? Sollte er nichts Anderes beabsichtigt haben, als, denen zu Hülfe zu kommen, die ernste historische Studien scheuen, damit sie durch Bekanntschaft mit einigen der vornehmsten und vielen minder erheblichen Thatsachen die wahre Physiognomie eines sehr kurzen Zeitraums kennen lernen? Oder hätte er gar nur den Zweck gehabt, seinen Lesern Thränen über das Schicksal eines einzelnen Individuums zu entlocken? Sollen wir nicht vielmehr aus der individuellen Sphäre zur **sozialen Idee** uns erheben — von der einzelnen Thatsache zur allgemeinen Formel, zu dem moralischen Gedanken, den der Schriftsteller ausdrücken wollte, hingeleitet werden? Bediente sich unser Verfasser der Individualität als **Mittel**, oder als **Zweck**? Sollen wir, von der Erzählung ausgehend, das arme Opfer nur unter dem Namen **Margarete** uns denken? Wir glauben dies nicht. Das Thema scheint dem Schriftsteller von der Humanität selbst und zur höchsten Veredlung der Humanität eingeflößt. Unschuld und Tugend, durch rohe Gewalt auf die fürchterlichsten Proben gestellt — dies ist der Grundton des Ganzen, das fruchtbare Thema, von welchem Herr Cantù eine so reichhaltige und heilsam wirkende Anwendung gegeben. (Rivista Europea.)

England.

Bibliographie.

History of Denmark, Sweden and Norway. — Von E. A. Dunham. Erster Band.
Holyday house. — Eine Reihe von Erzählungen von Miß C. Sinclair. 5½ Sh.
On the diseases of horses, horned cattle and sheep. — 10½ Sh.
Tales of shipwrecks. — Von Bingley. 4 Sh.
Elements of the practice of medecine. — Von Dr. W. Reid. 15 Sh.
Gleanings from Germany, from the German of J. D. Haas. — 9 Sh.
Germany, Hungary and Bohemia visited in 1837. — Von dem Prediger G. R. Gleig. 3 Bde. 31½ Sh.
Peter Pilgrim. — Von Dr. Bird. 2 Bde. 12 Sh.

Mannigfaltiges.

— **Italiänische und Deutsche Gespräche und Unterredungen** *). Unter diesem Titel liegt uns ein Buch vor, das zu den wenigen Erscheinungen auf diesem Gebiete gehört, die bei weitem mehr halten, als sie versprechen. Wer kennt nicht eines von den vielen Sprach-Lehrbüchern, die als „Trichter", oder als „Kunst, in wenigen Stunden Französisch, Italiänisch und alle andere Sprachen zu erlernen", eine treffliche Speculation für die Buchhändler, eine um so schlechtere aber für die Käufer zu seyn pflegen? Doch nicht bloß von solchen Mausefallen, deren ausgehängtes Stückchen Speck nur die Unerfahrenen noch anzieht, sondern auch von anderen Büchern, die unter ganz ähnlichen Formen, wie das vorliegende, sich ankündigen, unterscheidet sich das letztere zu seinem Vortheil, wie dies wohl auch schon der Name des Verfassers verbürgt, der nicht bloß zu den geachtetsten Kennern der Italiänischen Sprache und Literatur in Deutschland gehört, sondern auch seine Studien stets mit Rücksicht auf den allgemeinen Standpunkt der Sprachwissenschaft betreibt. Herr Prof. Valentini hat in seinen „Dialoghi e Colloquj", denen eine durchgehends populaire und zugleich gewählte Deutsche Uebersetzung gegenübergestellt ist, einen wahren Hausschatz von wissenswürdigen Dingen geliefert. Mit Gott und der Schöpfung beginnend, gehen die Unterredungen zu dem Menschen und seiner Thätigkeit über, wonächst dann eine Beschreibung der drei Naturreiche überhaupt gegeben wird. Nur der Abschnitt: „Der Mensch in Gesellschaft" umfaßt die Gespräche, deren Inhalt auch in anderen gewöhnlichen Lehrbüchern dieser Art sich findet; die übrigen Abschnitte dagegen, namentlich der „über den Menschen im geselligen Leben", so wie die Unterredungen über Poesie und Musik, über Wissenschaften, Künste und Gewerbe, sind wohl nirgends in ähnlichen Werken schon behandelt und dabei auf so belehrende und fast erschöpfende Weise redigirt worden. Allerdings wird man an ein solches Buch nicht den Anspruch machen, eine Encyklopädie aller Künste und Wissenschaften zu seyn; aber für denjenigen, der sich in der Italiänischen Sprachweise unterrichten will, ist es gewiß keine uninteressante Zugabe, bei dieser Gelegenheit über Vieles belehrt zu werden, was er sich sonst in hundert anderen Werken erst zusammensuchen müßte.

*) Vom Professor, Dr. Valentini. Berlin, Amelang, 1839.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 12. Berlin, Montag den 28. Januar 1839.

England.

Die Englische Literatur im Jahre 1838.

(Nach dem Atlas.)

Die Zahl der im Jahre 1838 in England erschienenen Bücher war mindestens eben so groß als in irgend einem früheren Jahre. Der Eifer der Schriftsteller hat nicht nachgelassen, wenn sich auch die Leselust des Publikums neben so vielen anderen Gegenständen, die seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, etwas abkühlte. Die Empörung in Kanada, die innere politische Aufregung, welche das neue Armen-Gesetz verursachte, die Irländischen Angelegenheiten und die lebhafte Bewegung unter den arbeitenden Klassen, die schnellen Fortschritte der Eisenbahn-Speculationen, der Actien-Compagnieen, der mechanischen Erfindungen in allen Zweigen der Gewerbe und Künste, endlich die Ausdehnung der Dampfschifffahrt über die Gewässer des Atlantischen Oceans sammt den mannigfachen Plänen zu ähnlichen Unternehmungen in der Südsee und auf den Indischen Meeren, welche im vorigen Jahre auf das Tapet gebracht worden und jetzt schnell zur Reife gedeihen, dies Alles mußte natürlich von der Literatur abziehen und die Muße zur gelehrten und unterhaltenden Lektüre vermindern. Doch ungeachtet dieser anscheinenden Hindernisse floß der Strom der neuen literarischen Erscheinungen so voll und rauschend wie jemals, wenn er nicht gar seine frühere Höhe noch überstieg.

Die periodische Literatur hat ohne Frage zugenommen. Mehrere neue Magazine wurden im Lauf des Jahres begründet und herausgegeben. Wie sie alle bestehen können, ist schwer zu begreifen, zumal da die Mehrzahl von sehr zweideutigem Werthe ist. Nicht minder muß es auffallen, daß bei so zahlreichen Geburten doch so wenig Todesfälle stattgefunden haben. Das Sündenregister war stark genug, aber nur sehr wenige der Schuldigen haben für ihre Vergehen mit dem Tode gebüßt.

Das unerhörte Glück, welches die Romane des Herrn Dickens (Boz) machten, war für andere Schriftsteller eine Aufmunterung, sich in demselben Geleise derber Skizzirung und humoristischer Darstellung zu versuchen. So haben wir drei bis vier Dickens statt eines Einzigen erhalten, und sie arbeiten frisch darauf los, so gut es geht. Findet sich doch immer eine Menge von Bearbeitern, um die Stücken Erz herauszufördern, wenn irgendwo eine neue Metall-Ader entdeckt ist, und das gierige Publikum nimmt sie alle in Kauf. Freilich können die Nachzügler keine so glückliche Ausbeute mehr machen, wie die ersten Finder. Manchem Abenteurer geht es auch wie Ali Baba: er wird in der Höhle begraben, die er zu betreten wagte, denn es fehlt ihm der Talisman, der Genius, um ihn sammt den Schätzen wieder herauszugeleiten.

Im Ganzen aber ist das Feld des Romans nicht so emsig bebaut worden, wie es vor fünf oder sechs Jahren zu geschehen pflegte, als Mistreß Gore im Zenith ihrer Productionskraft stand und Morier, Bulwer, d'Israeli, Banim und andere beliebte Schriftsteller rasch ein Werk nach dem anderen lieferten. Die Begierde nach Erzählungen aus der feinen Welt und nach historischen Romanen scheint fast erstorben zu seyn, und selbst Sir Lytton Bulwer, der geistreichste und talentvollste Novellist unserer Zeit, hat lange Zwischenräume zwischen seinen Roman-Dichtungen verfließen lassen und seinen Genius einem anderen Dienste gewidmet, der periodischen Literatur und der Bühne. Der Buchhändler Bentley, der als Verleger vermöge seiner Erfahrung in dieser besonderen Klasse von Werken ein guter Gewährsmann für die Beurtheilung des Werthes ist, in welchem sie stehen, hat kürzlich den Preis neuer Romane um 20 pCt. herabgesetzt, woraus man ersehen kann, daß dieser Artikel, um einen Handelsausdruck zu gebrauchen, in seinem Cours sehr gesunken ist. Indeß der frühere Ladenpreis der Romane war auch so übertrieben, daß man sich eher wundern muß, wie er sich so lange erhalten konnte. Das theuerste Buch, das je aus der Presse hervorging, war ohne Vergleich ein neuer Roman. In jedem anderen Fache der Literatur konnte man eben so viel Druck und Papier zu der Hälfte des Geldes haben, und während die wichtigsten Werke der Forschung, der praktischen Belehrung und der fleißigen Sammlung täglich zu dem wohlfeilsten Preise erschienen, bei dem, wenn der Verkauf sehr stark war, höchstens die Deckung der Kosten und ein ganz geringer Ueberschuß für den Autor gewonnen werden konnte, war der Roman so theuer, daß selbst ein unbedeutender Absatz reichen Gewinn bringen mußte. Man vergleiche nur einmal die Kosten und den Ladenpreis eines Bandes der „Penny-Cyclopädia" oder von „Lardner's Cyclopädia" mit denen eines Mode-Romans. Den einen bekömmt man, eng gedruckt und voll nützlicher Belehrung, für wenige Schillinge; der andere, mit seinen weiten Spazien, großen Typen und gewaltigen Rändern, kostet etwa fünfmal so viel.

An Gedichten war das Jahr so fruchtbar wie irgend eines; sie sind so allgemein wie die Luft und werden auch in jeder Beziehung mit derselben Gleichgültigkeit genossen. Die Zahl der Gedichte, die im Laufe eines Jahres gedruckt werden, ist der klarste Beweis von dem unkaufmännischem Geiste der Dichter, denn es wäre ein enthusiastischer Irrthum, wenn man wähnte, daß eines unter hunderten seine Kosten gedeckt hätte. Aber auf dergleichen achtet kein Dichter. Für Ziffern hat er keinen Sinn. Er ist ein Licht wie andere Lichter, die sich selbst verzehren, während sie die Welt erleuchten. Unter der Masse von Verskünstlern, die uns im vorigen Jahre mit ihren Schöpfungen beglückt haben, befinden sich nur zwei, die auf literarischen Ruhm wohl Anspruch machen könnten: Martin Farquhar Tupper und Monckton Milnes. Doch auch diese glänzenden Talente sind nicht ohne Makel davongekommen: der Erstere ist von „Blackwood's Magazine" gegeißelt worden, weil er sich unterfangen, Coleridge's „Christabel" zu vollenden, und der Letztere wird der „Eclectic Review" für die besondere Aufmerksamkeit, die sie ihm geschenkt hat, nicht sehr zu danken haben. Nicht zu übergehen ist bei dieser flüchtigen Uebersicht die treffliche Uebersetzung des „Mabinogion" von Charlotte Guest*), als ein wohlgelungener Versuch, die alte Wälische Poesie der Vergessenheit zu entreißen. Eben so wenig können wir die Dichter vorüberlassen, ohne ein Wort zum Andenken L. E. L.'s**) zu sagen. Ihr Tod hat in den literarischen Kreisen allgemeines Bedauern erregt, und die Umstände, unter denen er erfolgte, kann man nicht ohne Schmerz betrachten. Daß sie als Dichterin überschätzt worden, und daß der falsche Geschmack und die lächerlichen Schmeicheleien ihrer Kritiker ihr Talent irregeleitet haben, läßt sich nicht leugnen, aber sie besaß viele Eigenschaften, die sie über die gewöhnliche Linie ihrer Zeitgenossen erhoben: außerordentliche Leichtigkeit, eine reiche Phantasie und lebhafte Empfindung. Der größere Theil ihrer Gedichte ist nur leider durch kränkliche Lebensansichten getrübt, noch mehr aber durch eine thörichte, eben so ausschweifende als unwahre Leidenschaftlichkeit. Doch hatte sie eben erst die Jahre erreicht, wo etwas Besseres von ihr zu hoffen war, und wo man erwarten konnte, daß ihr Geist, der bei gehöriger Leitung und Ausbildung das Edelste zu leisten vermochte, einen dauernden Ruhm erringen werde. Wenige Schriftsteller ihrer Zeit sind mit solchem Beifall aufgenommen worden und haben so schöne Hoffnungen erregt.

Zu den literarischen Erscheinungen des verflossenen Jahres gehören auch eine Menge neuer Ausgaben älterer Werke. Die interessanteste darunter möchte eine Sammlung ausgewählter Stücke aus den Schriften des berühmten Jeremy Collier seyn, jenes wilden, verwegenen Satirikers aus der Zeit Karl's II. Auch von Milton und Locke sind einige ihrer unbekanntesten Schriften von neuem aufgeweckt worden, und die vergessenen Gedichte Ben Johnson's, seine Masken, Unterhaltungen und andere Stücke, haben in eine neue Ausgabe seiner Werke wieder Aufnahme gefunden. Von allen diesen Abdrücken verdient jedoch keine so allgemeine Aufmerksamkeit und zeugt so sehr von dem Wiederaufleben des Geschmacks unter dem Englischen Publikum, wie die neuen Ausstattungen, in denen Shakespeare erschienen

---

*) S. Nr. 146 des Magazins vom vorigen Jahre.

**) Unter dieser Chiffre schrieb die ehemalige Miß Landon, nachherige Mistreß Maclean, die vor kurzem zu Cape-Coast-Castle an der Afrikanischen Küste, wohin sie ihren Gatten begleitet hatte, nach einer Ehe von wenigen Monaten an einer Vergiftung ihr Leben endete. Noch schwebt ein geheimnißvolles Dunkel über ihrem Tode. Man spricht von getäuschten Hoffnungen, Eifersucht, körperlichen Leiden, von vorsätzlich genommenem, von beigebrachtem Gift. Die Aerzte haben nachgewiesen, daß sie ihr keine bei unvorsichtigem Gebrauch lebensgefährliche Arznei verordnet. An trüben Ahnungen und Vorboten des Todes hat es nicht gefehlt, wenn auch andererseits wieder Zeugnisse scheinbarer Gemüthsruhe und Unbefangenheit vorliegen. Zu den ersteren gehört besonders eine Elegie von hoher Schönheit, „der Polarstern", welche die unglückliche Dichterin kurz vor ihrem Ende an ihre Freunde in England richtete, und die von den öffentlichen Blättern jetzt mitgetheilt wird.

ist. Es sind in diesem Augenblick nicht weniger als drei bis vier verschiedene Ausgaben von Shakespeare's Dramen unter der Presse; obenan steht der „Shakespeare mit Kupfern" (pictorial Shakespeare), nicht nur wegen seiner Schönheit und Kostbarkeit, sondern auch wegen der talentvollen Kritik, durch die sich die darin vorgenommenen Verbesserungen auszeichnen. Der Herausgeber hat entdeckt, oder vielmehr, er hat die Leser darauf aufmerksam gemacht, daß Shakespeare seinen Namen Shakespere schrieb, ohne a, und er hält sich an diese Orthographie, die nun auch anderweitig schon angenommen worden. Indeß dürfte doch wohl, trotz dem Britischen Museum, die vollere Schreibart von den Meisten beibehalten werden. Zu der erneuerten Popularität des Shakespeare kann England sich nur Glück wünschen. Vor einiger Zeit erschien ein Buch zur Erklärung der geheimnißvollen Bezüge in den Sonnetten, und seitdem hat sich die Forschung auch auf manche andere Punkte in dem Leben, Charakter und Genius dieses Dichters gewendet, die bisher entweder unbeachtet vorübergegangen oder nicht hinreichend ergründet worden.*) Unter diesen Versuchen ist einer der scharfsinnigsten eine Reihe von Aufsätzen, die kürzlich in einer Zeitschrift eröffnet wurde, und worin die „unentwickelten Charaktere" aus Shakespeare's Stücken hervorgehoben und betrachtet werden, — die Personen, welche nicht auf der Bühne erscheinen, nicht mit agiren, sondern von denen nur im Verlauf des Stücks nebenbei gesprochen wird, und die also gleichsam in den Falten von Shakespeare's Dichtermantel verborgen liegen. Dieses Unternehmen ist vielleicht die schwierigste und anziehendste von allen Shakespeare-Kritiken.

Das Fach der Reisen aber übertrifft alle andere Klassen der Literatur an Fülle und Ergiebigkeit. Sehr natürlich, denn mit dem Dampf und den Eisenbahnen strecken wir unsere Arme über die Welt aus und finden überall neue Gegenstände zu untersuchen und zu beschreiben. Der Orient wird uns bald bekannt seyn wie Boulogne; Afghanistan ist jetzt an die Reihe gekommen, nach allen Winkeln hin durchstöbert zu werden. Persien und Aegypten sind uns nicht fremder als der Rhein und die Schweiz; und die Freistaaten am Stillen Ocean, die auch nächstens von Dampfböten berührt und von Straßen durchschnitten werden sollen, dürften nicht dahinter zurückbleiben. Wohin irgend die Winde eine Feder wehen können, da führen sie auch Reisende hin, und wohin Reisende kommen, bringen sie Papier und Dinte mit, und wo es Papier und Dinte giebt, werden Bücher geschmiedet, daß die Repositorien knarren und die Bibliotheken anschwillen. Mit dem neuen Jahre hat die Schriftstellerei nicht nachgelassen; im Gegentheil, mit jeder neuen Sonne tauchen neue Bücher empor, wenn nicht eben so glänzend, so doch eben so unausbleiblich. Nur die Geschichtsschreiber, wenn es deren in England überhaupt noch giebt, sind träge und regungslos, während Dichter, Novellisten, Reisende, Sammler und Bücherfabrikanten aller Art mit einer Emsigkeit schaffen, wie die Bienen in ihrem Korbe. Möchten sie uns nur auch eben so reinen und süßen Honig bringen.

Resultate der Schädellehre.

Zu dem Besten und Geistvollsten, was in neuerer Zeit gegen die Anhänger der Schädellehre geschrieben worden, gehören zwei eben in England erschienene kritische Würdigungen dieser Doktrin, die eine von dem Engländer Dr. Roget, die andere von dem Amerikaner Dr. Sewall, die von der Art sind, daß man Jedem, der nach ihrer Durchlesung noch ferner auf die Theorieen jener phantastischen Wissenschaft schwört, in seinen eigenen Jargon eingehend, das sogenannte Kausalitäts-Organ ganz absprechen und dafür ein anderes in desto höherem Grade zuschreiben muß, das aber zu unserem Erstaunen unter den geistigen Fachwerken der Phrenologen nicht figurirt, nämlich das Organ der Leichtgläubigkeit. Dr. Roget äußert sich unter Anderem so: „Wir wollen nicht die Waffen des Spottes gegen ein System zu Hülfe nehmen, das demselben so viel Blößen giebt, daß Swift darin neuen Stoff für seine Geschichte der Philosophen von Lagada gefunden hätte. Die einfache Beschreibung des sandigen Bodens, der den Bau des Systems trägt, der schwachen Materialien, aus denen es besteht, und der unhaltbaren Weise, in der dieselben zusammengesetzt sind, wird den Leser in Stand setzen, von selbst auf die Brauchbarkeit und Solidität des Ganzen zu schließen. Zuvörderst ist kein direkter Beweis dafür gegeben, daß irgend ein besonderer Theil des Gehirns bei den Operationen des Geistes unentbehrlich ist. Vielmehr giebt es keinen Theil im Enkephalon, den man nicht geschwächt, zerstört oder ganz abwesend gefunden, ohne daß zugleich in dem Empfindungs-, dem Denkvermögen und dem Charakter eine merkbare Veränderung stattgefunden hätte. Hall hat uns eine reiche Sammlung von Beobachtungen gegeben, die sich hierauf beziehen und deren Ergebniß uns genügend scheint, den Fundamentalsatz der Phrenologen umzustoßen. Spurzheim sucht vergebens dies Resultat zu umgehen, indem er gegen die Beobachter jener Fälle die allgemeine, grundlose Beschuldigung der Ungenauigkeit erhebt oder indem er zu dem Prinzip der Doppel-Existenz jedes Gehirn-Organs die Zuflucht nimmt, einem Prinzip, das bei einem so unsicheren Gegenstand, wie die Physiologie des Gehirns, von sehr zweifelhafter Anwendung ist. „Jeder fühlt, daß er vermittelst seines Gehirns denkt": damit soll uns bewiesen werden, daß das Gehirn das Organ des Denkens ist; aber wir zweifeln sehr, ob irgend Einer von Natur dies Gefühl hat. Die besten Gründe, die man für den Satz anführt, daß die verschiedenen Fähigkeiten des Geistes durch verschiedene Theile des Gehirns repräsentirt werden, sind der Analogie entlehnt. Nun ist die Analogie nur ein unzuverlässiger Wegweiser zur Erkenntniß unbekannter Kräfte und Operationen der Natur, am wenigsten aber ist sie allein geeignet zur Begründung eines umfassenden Systems. Aus den Thatsachen, die wir mit Sicherheit in dem einen Gebiet der Natur kennen, läßt sich vermittelst Analogie höchstens vermuthen, wie es in dem anderen Gebiet möglicher Weise aussehen mag; aber annehmen, daß eine solche Analogie gleichen Werth habe mit dem positiven Beweis, der sich nur aus direkter Beobachtung ergiebt, ist eine grobe Verletzung der Logik, obgleich solche Annahmen es sind, worauf die Herren Hall und Spurzheim ihre Fundamentalsätze zu gründen wagten."

Die Phrenologie hat das Eigenthümliche, daß der, welcher zum ersten Mal an sie herantritt, sich nicht über ihre Schwierigkeiten, sondern über die Leichtigkeit wundert, womit sie jede Erscheinung erklärt. Wie geschmeidig ihre Doktrinen sind, beweist besonders der Einfluß, den wir der Gewohnheit oder Erziehung auf die natürlichen Anlagen zuschreiben dürfen. Die verschiedene Größe der Organe läßt nicht die erworbenen, sondern die natürlichen Fähigkeiten und Neigungen erkennen, während der Mensch das, was er im Leben wirklich ist, erst wird durch die sittliche und intellektuelle Ausbildung, die den letzteren geworden. Wann können wir aber die Geschichte der geistigen Entwickelung eines Individuums so ins Einzelne verfolgen, daß wir zu bestimmen vermögen, in wie weit Leben und Erziehung auf die Kraft und Aeußerung jedes Organs eingewirkt hat, oder nach welchen physischen Kriterien können wir die lebendig wirkende von der bloß möglichen und verborgenen Fähigkeit eines Organs unterscheiden! Sobald wir diese Unterschiede nicht mit Genauigkeit angeben können, ist es klar, daß der Boden aller kranioskopischen Beobachtung unter unseren Füßen schwindet. Man könnte zwar anführen, daß in jeder Lebensperiode und selbst dann, nachdem die Knochen des Schädels sich konsolidirt haben, die Organe an Umfang zu- oder abnehmen, je nach der Uebung oder Vernachlässigung der damit verbundenen Fähigkeiten, und in der That, wenn dies der Fall wäre, würde unsere Erfahrung auf viel festerer Grundlage ruhen, als wenn die Form der Organe nur das ursprüngliche von der Natur ihnen mitgegebene Gepräge beibehielte. Aber die Annahme, daß die Gehirnorgane durch die Uebung ihrer natürlichen Fähigkeit neue Stärke erwerben, wurde von Dr. Spurzheim ausdrücklich als unhaltbar verworfen, wie auch alle Phrenologen dagegen sind.

Es ist nicht schwer, die Fortschritte zu erklären, welche die Phrenologie unter der zahlreichen Klasse von Personen gemacht hat, die darin eine Quelle angenehmer Beschäftigung finden; denn erstens übt sie ihren Witz in der Auffindung treffender Aehnlichkeiten, und zweitens schmeichelt sie ihrer Eigenliebe durch die Einbildung, daß sie tief in die Geheimnisse der Psychologie eindringen. In den letzten zwanzig oder dreißig Jahren haben verschiedene populäre Schriftsteller und zahllose Vorleser die Doktrinen der neuen Philosophie vor staunenden und bewundernden Versammlungen entwickelt, der vielen Schriften zu geschweigen, wo sie ihre Beredsamkeit über denselben Gegenstand glänzen ließen, und der Fälle, wo sie Gelegenheit hatten, ihr Geschick in der Charakteristik verschiedener Schädel zu üben. Bei dem Allen ist es ein Wunder, nicht daß die Phrenologie den Beifall gefunden hat, von dem so viel Rühmens gemacht wird, sondern vielmehr, daß sie nicht rasch eine allgemeine Anerkennung gewonnen; denn wäre sie eine reelle Wissenschaft, wie die Chemie und andere Zweige der Naturwissenschaften, so hätte es ihr nicht fehlen können, daß man sie allgemein für wahr anerkannt. Unsere Zeit zeichnet sich gerade nicht durch Mangel an Leichtgläubigkeit aus, noch ist sie eine solche, wo eine Doktrin wegen ihrer Neuheit oder Extravaganz verfolgt wird, und daher können wir nur lächeln, wenn wir hören, wie sich die Anhänger des Gallschen Systems über Verfolgung beklagen und unsere Zeit in dieser Hinsicht mit dem Jahrhundert vergleichen, wo Galileo durch seine großartigen Speculationen in die Hände der Inquisition gerieth, oder gar, wenn sie es versuchen, die Dogmen der Phrenologie den Entdeckungen über den Blutlauf und die Analyse des Lichts an die Seite zu setzen, wodurch die Namen Harvey's und Newton's unsterblich geworden."

Von diesen gewichtigen und eindringlichen Bemerkungen wenden wir uns jetzt zu den nicht weniger scharfen anatomischen Forschungen des Dr. Sewall. Dieser giebt uns die phrenologische Karte des Schädels mit seinen vierunddreißig Organen, nämlich neun Neigungen, siebzehn Anschauungsorganen und acht Verstandesäußerungen, wobei das Sprachorgan im Auge, statt im Munde, Schlagfertigkeit hinter dem Ohr, statt in der Faust, zu finden ist, u. s. w. Sodann giebt er die Geschichte der Phrenologie und die phrenologischen Definitionen jener vierunddreißig Organe, deren es früher zwei und dreißig gab und zu denen man noch neue vorgeschlagen hat als Erweiterung dieser vollkommenen und umfassenden Wissenschaft.

---

*) Gewiß darf sich Deutschland einen nicht geringen Antheil an dieser Rückkehr der Engländer zu ihrem lange Zeit vernachlässigten Shakespeare beimessen. Man möchte am Ende doch darüber erröthen, die Bewunderung und geistige Durchdringung des größten unter den eigenen Nationaldichtern nur einem verwandten Volksstamme zu überlassen, der noch immer fortfährt, diese unversiegbare Quelle der Poesie für sich auszubeuten, theils, wie Regis, Kaufmann und Andere, in neuer Uebertragung und Erklärung, theils, wie König, in dichterischer Darstellung.

„Ich muß Ihre Aufmerksamkeit", heißt es am Schluß der ersten Vorlesung, „nur vorübergehend auf eine andere Doktrin der Phrenologie lenken, die man kennen muß, wenn man die praktische Anwendung der Wissenschaft gehörig beurtheilen will. Ich meine das, was sie die natürliche Sprache der Organe nennen. Sie behaupten nämlich, daß die phrenologischen Organe die Wirkung haben, die Stellungen und Bewegungen des Körpers zu beherrschen und zu modifiziren, und daß diese Bewegungen in der Längenrichtung der Organe stattfinden. So z. B. wenn die Aeußerung der Verliebtheit in stärkerem Grade hervorgerufen wird und das Organ dafür groß ist, dann wird sich der Kopf rückwärts werfen, weil dieses Organ seine Grundlage in dem niederen und hinteren Theil des Gehirns hat; daher kommt es auch, daß Liebende geneigt sind, den hinteren Theil ihrer Köpfe in Berührung zu bringen, sobald sie sich einander nähern." (?!)

„Folgende Beispiele mögen zeigen, wie leicht es den Phrenologen wird, Alles, was in der Wirklichkeit ihren Theorieen widerspricht, mit denselben in Einklang zu bringen. Ein Individuum, das einen großen Kopf und zugleich einen ungewöhnlich großen Geist hat, dient ihnen zum Beweis für die Wahrheit der Phrenologie; ist aber der Kopf groß und der Geist schwach, dann heißt es, daß der große Umfang des Gehirns von Krankheit herrührt, oder daß die innere Organisation des Gehirns mangelhaft ist, oder daß andere Umstände seine ursprüngliche Kraft geschwächt haben. Ist dagegen ein kleiner Kopf mit einem mächtigen Verstand verbunden, so beweist dies bloß, daß das Gehirn zwar klein, aber gut organisirt ist und mit ungewöhnlicher Energie wirkt. Hat ein Individuum eine vorherrschende Neigung und kein entsprechendes Organ dafür im Gehirn, dann heißt es, daß das Organ sich nicht ausgeprägt hat durch die Befriedigung jener Neigung; ist dagegen für ein besonders entwickeltes Organ keine entsprechende Richtung im Charakter des Individuums vorhanden, dann wird behauptet, daß der Keim zu dieser Neigung da ist, aber daß er entweder durch die Erziehung unterdrückt ist, oder daß ein entgegengesetztes Organ sich ausgebildet, wodurch die Thätigkeit des ersteren neutralisirt ist. Wenn z. B. ein Mensch das Organ der Habsucht stark ausgeprägt hat und sich nicht durch ungewöhnliche Liebe zum Gewinn auszeichnet, daneben aber das Organ des Wohlwollens ebenfalls sehr groß ist, dann heißt es, daß die Wirkung des einen die des anderen neutralisirt hat. Auch das Temperament, wird angenommen, übt auf die Aeußerung der verschiedenen Organe einen großen Einfluß, und wenn man mit allen diesen Hülfsmitteln keine genügende Erklärung zu Stande bringt, dann nimmt man zu einer anderen, noch ergötzlicheren Methode die Zuflucht, um die Phrenologie aus der Verlegenheit zu ziehen. In Schottland lebt ein berühmter Geistlicher, von liebenswürdigem Charakter und mächtigem Geist, der zugleich einen weitverbreiteten moralischen Einfluß auf die christliche Welt ausübt. Dieses Individuum, heißt es, hat das Organ der Zerstörung besonders stark entwickelt, aber kein Organ von entgegengesetzter Natur daneben, und um nun diesen Widerspruch zwischen seinem Schädel und seinem wirklichen Charakter auszugleichen, behaupten die Phrenologen, denen die Thatsache bekannt ist, die Neigung zum Mord und Blutvergießen sey ursprünglich vorhanden, und er manifestire dieselbe dadurch, daß er überall, wo er kann, das Laster zerstört und irrige Ansichten und Systeme umstößt. Man hat neulich den Schädel des Antichristen Voltaire untersucht und gefunden, daß das Organ der Verehrung bei ihm in außerordentlichem Grade ausgebildet war. Bei ihm heißt es, seine Verehrung für die Gottheit sey so groß und sein Sinn für Frömmigkeit so stark gewesen, daß ihm selbst die frömmsten Christen noch nicht gottesfürchtig genug schienen, und daß er aus reiner Verehrung gegen die Gottheit die christliche Religion von der Erde zu vertilgen suchte. Solcher der Wahrheit und dem gesunden Menschenverstand widersprechender Erklärungen werden noch viele zur Ehrenrettung des Systems gebraucht."

„Wenn die Phrenologen behaupten, daß die geistigen Fähigkeiten eines Menschen und der Umfang seines Gehirns in einem bestimmten Verhältniß zu einander stehen, so kann man fragen, ob der absolute oder der relative Umfang des Gehirns gemeint ist, d. h. ob die Größe des Gehirns an sich, ohne Vergleich mit anderen Theilen des Leibes, den Umfang der geistigen Kräfte bedingt, oder ob es darauf ankommt, wie sich die übrigen Theile des Körpers ihrer Größe nach zu der des Gehirns verhalten. Im ersteren Fall würden Menschen mit kleinem Kopf ein für alle Mal weniger Verstand haben als die mit großem Kopf, und doch haben der Wallfisch, der Elephant und andere Thiere niederer Stufe ein viel größeres Gehirn als der Mensch, während ihr Verstand kleiner ist. Kommt es aber auf das Verhältniß des Gehirns zu anderen körperlichen Dimensionen an, dann fragt es sich wieder, ob bloß der Umfang eines bestimmten Theils in Betracht kommt, etwa des Gesichts, oder des Halses, oder des Rückenmarks, oder der Gehirnnerven, oder die Maßverhältnisse des ganzen Körpers, und hierüber geben die Phrenologen keine Aufklärung."

„Es ist wahr, daß die natürlichen Anlagen der Menschen ursprünglich verschieden sind, aber diese Verschiedenheit, dieses Ursprüngliche wird durch das Leben selbst durch und durch modifizirt. Klima, Beschäftigung, Literatur, Wissenschaft und Künste, Handel und Krieg, bürgerliche und religiöse Institute, die gesellschaftlichen Zustände und die Lebensweisen können auf den Geist den mächtigsten Einfluß ausüben; vor Allem aber wichtig ist die Zucht und Gewöhnung des Geistes selbst. Durch Uebung erstarken die geistigen Kräfte eben so wohl als die physischen, und ohne anhaltendes Studium, tiefes, systematisches Denken und gründliches Forschen kann keiner etwas Ausgezeichnetes erreichen. Durch solche Anstrengungen bekommt der Geist oft eine Kraft, welche die Natur nie mitgiebt. Doch gesetzt, es fände wirklich ein bestimmtes Verhältniß statt zwischen den intellektuellen Fähigkeiten und dem Umfang des Gehirns, so würde dies dem Phrenologen für das Leben gar nichts helfen, da die Masse des Gehirns in dem lebenden Individuum ihm verborgen bleibt."

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Love's exchange. — Roman von C. J. Boyle. 3 Bde. 31½ Sh.
Historical records of the British army. — Historische Erinnerungen des Ersten oder Königl. Regiments zu Fuß. 12 Sh.
The history of Egypt under the Ptolemies. — Von Samuel Sharpe. 4. 8½ Sh.
The Life of Thomas Reynolds, by his son. — 2 Bde. 30 Sh.
Incidents of travel in Greece, Turkey, Russia and Poland. — Von J. G. Stephens. 7½ Sh.
The art of deer-stalking. — Von W. Scrope. 42 Sh.
Wild scenes in the forest and prairie. — Von C. F. Hoffmann. 2 Bde. 16 Sh.
The Bubbles of Canada. — Vom Verf. des „Clockmaker". 12 Sh.
Treatise on the construction of artificial foundations. — 12 Sh.
The history of the Dissenters from 1808 to 1838. — Von dem Prediger Dr. Bennett.
The Antediluvians. — Gedicht von J. M'Henry. 8 Sh.

Spanien.

Die Spanischen Theater.

(Schluß.)

Es ist oben gesagt worden, das Schauspiel sey eine Lebensbedingung bei den Spaniern. Man weiß, mit welcher Leidenschaft sie an den Stiergefechten theilnehmen; jetzt wollen wir sie bei den theatralischen Vorstellungen beobachten, wo Scenen aufgeführt werden, die sie mit dem größten Beifall aufnehmen, weil darin ihre eigenen Neigungen, ihre Leidenschaften, ihre Sitten, ihre Laster und Eigenschaften vorgestellt werden. Gehet in das Theater del Prinzipe oder de la Cruz, wenn man Lucrezia Borgia, den Thurm von Nesle, Maria Tudor oder Antony giebt. Der Saal ist dunkel und wird durch den grauen Anstrich der Balkone und Logen noch mehr verfinstert. Die Zuschauer sind gebräunte, in Mäntel gehüllte, ernste, leidenschaftliche Gestalten, die weniger aussehen, als suchten sie hier Vergnügen, denn als erfüllten sie eine religiöse Pflicht. Das Parterre ist mit Leuten vom düstersten Aussehen angefüllt, und es gehört wahrlich eine große Anstrengung der Phantasie dazu, um diese Räume für einen Schauspielsaal zu halten. Die Zuschauer, die man vor wenigen Stunden auf der Puerta del Sol hat plaudern und rauchen sehen, sind hier ganz stumm; das Drama auf der Straße ist zu Ende, und sie suchen nun im Theater Erschütterungen und Vorbilder. Wenn dem Drama ein politischer Stoff zum Grunde liegt, wenn Verschwörung, Aufruhr und Mord die Entwickelung desselben sind, so schöpfen sie daraus Pläne und Hoffnungen für den nächsten Tag. Die Zuschauer von heute werden morgen zu Schauspielern, der Marktplatz wird zum Theater, und die Minister oder Generale sind die Opfer. Ist es ein bürgerliches Drama, so entnehmen die Zuschauer daraus, wie man ein Weib zärtlich liebt und es erdolcht, wie man sich durch Gift von seinem gehaßten Nebenbuhler befreit, mit einem Wort, wie man seine Rache stillt. O! diese Zuschauer lassen sich auch nicht den leisesten Gedanken des Dichters entgehen, und noch denselben Abend wird vielleicht irgend eine blutige Scene, unter dem Schein einer Straßen-Laterne und unter den Augen eines Muttergottesbildes, den Beweis führen, welch' ein gelehriges Publikum die romantische Schule in Madrid habe.

Die gebräunten Gestalten fangen jedoch an, sich zu erheitern; die Scene hat sich verändert; das ernste Genre hat volksthümlicheren Vorstellungen Platz gemacht, deren einziges Verdienst ihre Rohheit ist. Während der ganzen Dauer des Drama's ertönten im Saale weder Beifallsbezeugungen noch Murmeln; ein Jeder hörte zu, sah, beobachtete und suchte Vortheil daraus zu ziehen; jetzt aber wird der versteinerte Zuschauer wieder zum Menschen, seine Passivität hört mit dem Drama auf. Die Kastilianischen Verse entlocken ihm Lächeln und Beifallklatschen; die derben Worte, die schlüpfrigen Scenen schmeicheln seinem Geschmack und seinen Gelüsten; durch Geberden und Ausrufungen giebt er seinen Beifall zu erkennen und fordert die rohesten Lazzi's da Capo. Dann folgt der Tanz, der National-Bolero und Fandango, welche die Vorstellung beschließen. Mit Entzücken sieht man den Beinschwenkungen und üppigen Stellungen der Tänzer und Tänzerinnen zu, die in knapper Andalusischer Tracht, mit Flittern bedeckt, erscheinen; man schreit, brüllt, applaudirt mit Händen und Füßen, und wenn der Vorhang fällt, ruft man nicht den Darsteller des Antony, wohl aber den Harlekin oder das Paar, welches den Bolero tanzte. Nicht zu vergessen, daß das Publikum nur dann völlig befriedigt das Theater verläßt, wenn das Orchester die Hymne Riego's, eine Art Spanischer Marseillaise, und die eben so beliebte Tragala gespielt hat.

Der Schauspieler Latorre, der vor einigen Monaten von Paris nach Spanien gekommen, ist jetzt zu Madrid der beste Schauspieler im Drama; ihm steht eine junge niedliche Französin würdig zur Seite, die Gattin eines ehemaligen Direktors und Verwalters der Madrider Theater und wegen ihrer reinen Aussprache des Kastillanischen allgemein bewundert.

In Madrid und den übrigen Spanischen Städten führt man

nur Stücke auf, die aus dem Französischen übersetzt sind; denn Spanien ist eben so arm an Schriftstellern, als Frankreich deren zu viel hat. Während acht Jahren wurden nur ungefähr zwei oder drei Spanische Original-Werke von einiger Bedeutung aufgeführt. Martinez de la Rosa, der ausgezeichneteste unter Spaniens jetzigen Schriftstellern, hat die Quelle seiner dramatischen Productionskraft bei seinen politischen Beschäftigungen eintrocknen lassen. Seine „Verschwörung zu Venedig", die auf dem Theater de la Cruz mit Beifall gegeben wird, läßt bedauern, daß er nicht lieber auf die Triumphe der Rednerbühne, mit denen er doch nicht viel ausrichtet, ganz Verzicht geleistet und sich mit den Triumphen der Bretterwelt begnügt hat. Ein junger Mann, der sich lange in Paris aufgehalten, der mit den dortigen dramatischen und literarischen Celebritäten umging und von ihnen sehr geschätzt wurde, ein junger Mann voll Bescheidenheit und Talent, der sich in Paris nach den besten Mustern bildete, der junge Jose Lara, der vor zwei Jahren in Madrid als Opfer einer edlen, aber unglücklichen Leidenschaft starb, hat der Bühne eine Menge eben so treuer als geschmackvoller Uebersetzungen hinterlassen. Diesem anmuthigen Schriftsteller verdankt man die Uebertragung von „Bertrand und Raton", „Lucrezia Borgia" und dem „Thurm von Nesle", so wie einer großen Anzahl komischer Opern und Vaudevilles von Scribe.

In diesem Augenblick ist Madrid stolz auf Herrn Martin los Herreros, den Verfasser des Drama's „Troubadour", welches vor kurzem mit außerordentlichem Erfolg auf dem Theater del Prinzipe aufgeführt wurde, und einer Uebersetzung der „Kinder Eduard's." Sonst aber fehlt es in Madrid jetzt sehr an ausgezeichneten Literaten, und es wäre eine moralisch und politisch interessante Aufgabe, den Grund dieses Mangels nachzuweisen.

Italien.

Römische Berichte eines Deutschen.

II.

Wer wollte hier nicht gern von Musik schreiben! Ist doch des Singens und Klingens kein Ende von früh bis spät. Die Pifferari finden sich schon bei guter Zeit ein. Wer ein Madonnenbild unter seinem Fenster oder doch in der Nähe hat, und allzu weit ist's nirgend hier zu einem solchen, der wird, lange ehe der Tag graut, durch das Morgenständchen aufgeweckt, welches sie der Mater amata et virgo intemerata bringen. Eine Stunde später kommen andere Pifferari, und aber andere etwa wieder nach Verlauf einer Stunde. Sie haben nicht Alle dieselbe Art und Melodie. Ein gemeinsamer Typus aber geht hindurch. Sie kommen zu Zweien oder Dreien. Einer spielt die Sackpfeife in tiefen Schnarr- und Orgeltönen, die in größerer Höhe sonderbar spitz klingen. Der Andere oder die beiden Anderen blasen auf kurzen Klarinetten, die dem timbre nach unseren Hoboen näher stehen. Sie sind Leute aus dem Gebirge, weit genug her aus den Abbruzen, arme Leute, die sich hier ihre Christbescherung zusammenblasen. Sie kommen eigentlich in kurzen braunen oder blauen, sehr verfärbten und zerfetzten Mänteln, die Beine mit kreuzweise überschnürten Tüchern umwickelt; sie kommen in braunen spitzen Hüten mit brandbraunen schwermüthigen Gesichtern, wie solche Jedermann bekannt sind vom Robertschen Schäfer aus der Campagna her. Zu Anfang schauen sie aber ein wenig bunter aufgeputzt. Sie stehen da den Malern zu Akte, denn die Kunst geht nach Brod, beiderseits. Später durchwandern sie die Straßen und Gassen und blasen kurze Klauseln in wunderlichen und seltsam abgebrochenen Läufen. Damit melden sie sich den Besitzern der Marien an, um zu täglicher Devotion vor den wohlüberzelteten, zierlich geschmückten und mit immer brennenden Laternen venerirten Bildern der Straßen bestellt zu werden. Neun Tage musiziren sie der Nostra Donna und andere neun Tage dem Bambino (denn „das Kind" kurzweg wird hier das Christ-Kindlein, so wie die Mutter kurzweg „die Frau", oder „meine" oder „unsere Frau" genannt). Sie sind noch unverfälscht dieselbigen Leute, die an das Kripplein in der Wundernacht vor etlichen und achtzehnhundert Jahren traten, wie solche von Raphael getreulich abgeschildert zu schauen sind auf jener Tapete, die der Hirten Anbetung darstellt, ja gewißlich treu, denn sie ist sehr göttlich. Man kann, was sie da auf der Tapete musiziren und was sie an guten Fugen oder doch Kontrapunkten etwa einmischen, leider nicht vernehmen und leider also derselben Autorität zum Beweise der auch unverfälschten Melodei sich nicht bedienen. Im Uebrigen aber möchte ich auf eigene Verantwortung behaupten, daß hinter dieser Melodei eine uralte Tradition stecke, denn es ist etwas darin, was das Herz gar eigen bewegt und wirklich wie von einem heiligen Geheimniß singt, kurz etwas, das nicht gerade in jeder Sackpfeife von selber steckt, und woran zwölf Dutzend unserer Komponisten alle ihre Gänsefedern zerkauen könnten, ohne es herauszukauen. Hierzu kommt noch ein besonderer Umstand. Der eine von den Musikanten singt nämlich sein Marien- oder Christliedchen, zu dessen schlichter rührender Melodie die rauhe unpolirte Feldstimme sich gar gut schickt; der Andere begleitet ihn auf der Sackpfeife, indem er die Oberstimme zum Theil in der Melodie mit gehen läßt, jedenfalls aber während der ganzen Strophe die Quinte der Tonart aushält. Diese Quinte und die Dissonanzen, die ihre Hartnäckigkeit herbeiführt, nebst dem eigenthümlichen Klang des Instrumentes, bringen das ganz Ungewöhnliche der Pifferari-Musik hervor. Sobald die Liedstrophe ausgesungen ist, greift der Sänger zu seiner Klarinette und beginnt, zu der Weise, welche die Sackpfeife fortführt, anmuthig und fröhlich zu kontrapunktiren. Er bringt in diesem Refrain, welcher jeder Liedstrophe gleichmäßig folgt, so kühne Wendungen und Rhythmen an, die doch nichts weniger als wüst und willkürlich sind, und fügt insonderheit nach der letzten Strophe als Coda einen so gefühlvollen Adagio-Satz und einen so brillanten Schluß hinzu, daß ein hiesiger musikkundiger Freund sich gewiß nicht mit Unrecht wiederholt an Beethovensche Motive gemahnt fand. Es wäre als Resultat solcher Erfahrung nur etwa dies zu ziehen, daß manche überraschende Erfindung Beethoven's, die dem in Gewohnheit eingewurzelten Urtheil gesucht, vielleicht bizarr bedünken kann, in Wahrheit doch der Natur und dem ursprünglichsten Gefühl viel näher liegt, als Theorieen zugestehen mögen. Zur Purifizirung indeß der ehrlichen Pifferari und nebenher unseren musikliebenden und übenden jungen Damen zur Warnung vor der gefährlichen und übrigens, trotz Nicolai, ewigen Roma, sey hier bemerkt, daß, ungeachtet es des Ortes Musikhandlungen giebt, sogar (man denke!) eine, die eine Art von Leih-Institut macht, dennoch in ganz Rom, so viel wenigstens Schreiber dieses vermocht hat, sich keine einzige Beethovensche Symphonie in irgend einem Arrangement auftreiben läßt. Dafür sind aber die Pifferari auch nicht zufrieden, sich früh Morgens hören zu lassen. Man kann die Straßen zu keiner Tageszeit betreten, ohne ihre durchdringende Musik zu vernehmen; und auf die Länge wird's auch dem gesteigertsten Interesse für ihre Eigenthümlichkeit doch des Gesanges und Getönes allzu viel. Nervenschwachen Damen wäre dieserhalb und wegen des Glockenläutens der Aufenthalt hier in der Adventszeit zu widerrathen. Für die Engländerinnen, die Rom in dieser Zeit überschwemmen und es in diesem Jahr besonders zu unerhört hohem Wasserstande gebracht haben, ist nichts zu fürchten, da sie selbst die Aegyptischen Hieroglyphen à la Champollion heißhungrig und ohne alle Nachtheile genießen, und für die alleinreisenden Damen anderer Nationen ohnehin nichts. Die Pifferari aber müssen in lächerlicher Menge hier seyn und sind auch ihrerseits aufs Ueberschwemmen aus. Es ist, wie wenn die Vögel im Frühling erst einmal angefangen haben, dann schläg's und lärmt's von jedem Baum, von jeder Hecke. So hier vor jedem Bild, an jeder Ecke, in jeder Wein-Bottaga, und hat kaum mit dem Ave Maria sein Ende erreicht.

Bibliographie.

Compendio della Storia di Napoleone già Imperatore di Francesi. — Von G. L. — Mailand. (Dem Verfasser wird nachgerühmt, daß er mit großer Unpartheilichkeit zu Werke gegangen und sich eben so vor den nationalen Vorurtheilen eines Walter Scott, wie vor den antinationalen Vergötterungen heutiger Kosmopoliten, gehütet habe.)

Opere edite e inedite. — Gesammelte Werke des Philosophen Antonio Rosmini-Serbati. Mailand.

Enciclopedia italiana e dizionario della conversazione, opera originale italiana. — Erster Band. Venedig.

Influenza degli imperatori di casa d'Austria nelle vicende d'Italia, dall' elezione di Rodolfo d'Absburgo sino ai nostri giorni. — Historischer Bericht von Ignacio Cantu. 4. Mailand.

Mannigfaltiges.

— Daguerre und Humphry Davy. Daguerre's, des Pariser Dioramen-Malers interessante Erfindung, die Bilder der Camera obscura auf chemischem Wege, mittelst der Einwirkung des Lichtes selbst, festzuhalten, giebt Englischen Blättern Anlaß, daran zu erinnern, daß schon vor 15 Jahren der verstorbene Sir Humphry Davy ähnliche Versuche gemacht, indem er eine Platte von Silber-Nitrat, auf welche Licht und Schatten gewisse Wirkungen hervorbrachten, zu solchem Zwecke mit den vom Sonnenlichte reflektirten Gegenständen in Verbindung gebracht. Inzwischen hatten diese Versuche kein Resultat, denn die auf der Metall-Platte hervorgebrachte Farben-Veränderung war zu flüchtiger Natur, um das Bild selbst festhalten zu können. Herr Daguerre aber hat das Mittel gefunden, jenen Eindruck minder flüchtig zu machen, und dies ist das Wichtigste seiner Erfindung, von der jetzt die Engländer den ersten, aber minder praktischen Theil für sich in Anspruch nehmen.

— Englische Encyklopädie. Die Buchhändler Longman und Comp. in London kündigen so eben ein „Wörterbuch für Wissenschaft, Literatur und Kunst" an*), dessen Mitarbeiter ein Werk von großem Werthe erwarten lassen. Folgendes sind die Namen dieser Mitarbeiter: Professor Brande für Naturwissenschaften und namentlich für Alles, was sich auf Chemie bezieht; Herr T. Galloway für Mathematik, Mechanik rc.; Herr Joseph Gwilt für Baukunst, Musik und schöne Künste überhaupt; Dr. Lindley für Botanik; Herr J. C. Loudon für Gartenkunst und Landbau; Herr J. R. Macculloch für Statistik und allgemeine Gegenstände der Literatur; Herr H. Merrivale für Jurisprudenz, und Herr Richard Owen für vergleichende Anatomie und Zoologie.

---

*) Dictionary of Science, Literature and Art.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 13. Berlin, Mittwoch den 30. Januar 1839.

Italien.

Petrarka auf dem Mont-Ventoux.

Nach Delecluze.

So berühmt auch Petrarka durch seine Italiänischen Sonette geworden, so verdient er doch nicht minder die Lobpreisungen und die Dankbarkeit der Nachwelt wegen der Bemühungen, die er während seines ganzen Lebens darauf verwandte, gesunde moralische und politische Grundsätze unter den Nationen Europa's zu verbreiten. Aus seiner „Kunst, gut zu regieren", die an J. Carrara gerichtet ist, ersieht man, wie unendlich weit Petrarka der praktischen Politik seiner Zeit voraus war, und wer sich überzeugen will, wie dieser gelehrte und geistreiche Schriftsteller sich mit der Lösung von Fragen beschäftigte, die der Natur seines Geistes durchaus fremd scheinen, darf nur eines seiner gleichfalls in Lateinischer Sprache geschriebenen Bücher lesen, welches den Titel führt: „Von den Pflichten und Talenten eines Feldherrn" (de officio et virtutibus imperatoris) und das dem Luchino del Verme, mit dem Beinamen „der Fabricius von Verona", gewidmet ist.

Der Gegenstand aber, über welchen Petrarka am meisten und besten geschrieben hat, ist die Moral-Philosophie. Aus Furcht, zu weit uns zu verbreiten, wollen wir hier nur desjenigen seiner in Lateinischer Prosa verfaßten Werke gedenken, in welchem er sich über dieses Thema mit großer Tiefe und vielem Geist verbreitet. Wer Petrarka's Herz und Wesen ganz kennen zu lernen wünscht, dem rathen wir, sein Buch: „de Contemptu vitae" zu lesen. Hier findet man in Form dreier Gespräche zwischen dem heiligen Augustin und dem Anbeter der Laura die edelsten und aufrichtigsten Bekenntnisse, welche ein Mann nur immer über seine Geistes- und Herzensschwächen abzulegen vermag. Hier sieht man, wie Petrarka alle Täuschungen, denen er während seines Lebens in Bezug auf seinen Ehrgeiz und auf die Reinheit seines Gefühls für Laura erlegen, aufdeckt, prüft und verdammt, und am Ende eingesteht, daß seine ganze herrliche Tugend-Glorie eigentlich nichts weiter sey, als versteckte Eitelkeit und sündhafte Leidenschaft. Nach der Lesung dieses Buches gewahrt man deutlich, wie die Sonette, in welcher Petrarka von seiner Laura spricht, meist leidenschaftlicher sind, als sie es scheinen, und daß, unter der Hülle des stets so reinen Schleiers seiner Platonischen Sprache, der Sänger oft wie ein glühend Liebender schwärmt. Man hat viele Kommentare zu den Italiänischen Gesängen unseres Dichters geschrieben; meiner Ansicht nach, würde eine vollständige Uebersetzung seiner „Lebensverachtung", die er auch „sein Geheimniß" nannte, die beste Erklärung seyn, welche man ihnen beifügen könnte. Wer von dem Glauben nicht lassen will, daß der Dichter der Sonette an Laura beschränkten Geistes und kalten Herzens war, der möge nur diese schöne und merkwürdige Schrift lesen, die zu lang ist, um hier vollständig Platz zu finden, und deren Theile wieder zu eng mit einander verbunden sind, um einen davon trennen zu können.

Doch haben wir uns vorgenommen, unseren Lesern Petrarka von einer dritten Seite vorzuführen, ganz verschieden von dem, wie er sich in seinen Sonetten und Canzonen zeigt, und auch durchaus anders, als wenn er Carrara die Kunst lehrt, einen Staat gut zu regieren. Hier tritt er vor uns als beschreibender Dichter, als phantasiereicher Denker, seine erhabenen und glänzenden Betrachtungen umfassen die Körper- und Geisterwelt, er weidet sich an eingebildetem Kummer und Schmerz, mit Wonne schlürft er das Vergnügen ein, durch eine unbewohnte, wilde Gegend zu wandern; bald irrt er aufs Gerathewohl umher, bald strebt er nach einem Ziele, immer aber führt ihn seine Einbildungskraft auf sich selbst zurück, er prüft und befragt sein Herz, um die menschliche Natur kennen zu lernen und um zu erforschen, welches der Zweck und das Ende des Lebens sey. Von J. J. Rousseau bis auf unsere Zeiten hat es nicht an gewandten Schriftstellern gefehlt, welche sich bemühten, die Verstimmungen der Seele, die Schwankungen der Leidenschaften und die quälenden Einflüsterungen der Zweifelsucht auszumalen. Man hat sich sogar eingebildet, diese Gemüthsrichtung sey sowohl bei den Personen, die daran leiden, als bei denen, die sie schildern, ein neues Resultat der socialen und politischen Bewegung der Welt seit achtzig Jahren. Aber der Mensch ist ewig derselbe, immer von Hoffnung und Muthlosigkeit auf dem Ocean des Lebens umhergeworfen. Ueberhaupt kann dieser krankhafte Seelenzustand erst dann beobachtet und richtig geschildert werden, wenn die Völker die Gränzen einer gewissen Bildung überschritten haben. Vor diesem Zeitpunkte ist es nur seltenen Geistern verliehen, die Abstufungen dieser moralischen Verstimmung zu ergründen, welche der große Haufe, der ausschließlich mit den ihn quälenden groben Körperschmerzen beschäftigt ist, nicht zu fassen vermag. Diese Erkenntniß war im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts nur einem Petrarka erschlossen, dessen zarte, edle und empfängliche Seele keinen Ruhepunkt in jenem damals noch so rohen und wilden Europa fand. Wir werden ihn selbst hören und bei der Lesung seiner Besteigung des Mont-Ventour gewiß alle Merkmale erkennen, welche die Schule J. J. Rousseau's, Bernardin de St. Pierre's, Chateaubriand's und Lamartine's charakterisiren. Lassen wir Petrarka sprechen:

„Ich erstieg heute einen hohen Berg dieser Provinz, (der ehemaligen Provence, jetzigen Vaucluse-Departements), der nicht mit Unrecht der Mont-Ventour *) genannt wird und merkwürdig ist durch seine Gestalt und Höhe. Eine Neugierde, die sich noch aus meiner Kindheit herschreibt, wo ich zuerst diese Gegend sah, trieb mich an, ihn genau zu durchforschen; in der That fesselt der Mont-Ventour, von welcher Seite man ihn auch betrachte, Blicke und Aufmerksamkeit, und durch mein heutiges Ersteigen desselben erfüllte ich nur einen lang genährten Wunsch. Mir kam eines Abends der Entschluß, ihn zu erklimmen, bei Lesung einer Stelle des Titus Livius, in welcher dieser Geschichtschreiber berichtet, daß Philipp, König von Macedonien, in einem Kriege gegen die Römer, den Berg Hämus in Thessalien erstieg, von wo aus man die beiden Meere, das Adriatische und das Schwarze (Pontus Euxinus), solle erblicken können. So weit entfernt von diesem Lande, wie ich es bin, ist es mir unmöglich, zu beurtheilen, ob diese Thatsache wahr oder falsch sey; Pomponius Mela bejaht, Titus Livius leugnet es.**) Sicherlich würde ich für meine Person nicht lange darüber in Zweifel bleiben, wenn mir der Berg Hämus so nahe wie der Mont-Ventour läge. Wie dem aber auch sey, wir wollen zum letzteren zurückkehren.

Im Augenblick der Abreise, als es darauf ankam, mir einen Reisegefährten zu erwählen, konnte ich seltsamerweise unter meinen Freunden keinen herausfinden. Wenn man eine Reise oder einen Spaziergang in Gesellschaft unternimmt, so ist wirklich nichts seltener, als eine Uebereinstimmung des Willens, des Geschmacks und der Charaktere. Der Eine schien mir zu lebhaft, der Andere zu langsam; zu große Lustigkeit und zu große Schwermuth war mir beides nicht wünschenswerth; Dieser war zu geistreich, Jener zu beschränkt. Ich wünschte bei meinem Reisegefährten weder zu anhaltende Schweigsamkeit, noch zu ermüdende Geschwätzigkeit; die Korpulenz eines Dritten verhinderte ihn am raschen Gehen, ein Vierter war so mager, daß ich befürchtete, mit ihm nicht Schritt halten zu können. Kurz, aus Furcht vor allen diesen kleinen Mängeln, an denen die Freundschaft so wenig Anstoß nimmt, wenn man ganz ruhig im Zimmer bei einander ist, fiel meine Wahl endlich auf meinen jüngeren Bruder, der den Vorschlag um so freudiger annahm, weil er sich dadurch meinen Freunden vorgezogen sah, was dem Herzen eines Bruders immer sehr süß ist.

Am festgesetzten Tage machten wir uns auf den Weg und langten gegen Abend in Malausane an, einem Dorfe an der Nordseite des Mont-Ventour, wo wir einen Tag verweilten. Heute endlich erstiegen wir, mein Bruder und ich, in Begleitung einiger Diener, nicht ohne Schwierigkeiten den Berg, der gerade an dieser Seite sehr steil und felsicht ist. Doch, sagt nicht der Dichter: „Labore omnia vincit improbus"? Die Länge des Tages, die Reinheit der Luft, die Kraft und Geschmeidigkeit unserer Glieder, Alles begünstigte unser Unternehmen, und es stieß uns kein anderes Hinderniß auf, als die natürliche Rauhheit des Ortes.

---

*) Mons ventosus, der stürmische Berg, wie eine der Riesenkuppen des Schlesischen Gebirges die Sturmhaube heißt.

**) Livius XL. 21 und 22. Nicht nur jene beiden Meere, sondern auch noch die Alpen und die Donau sollte man, wie Livius berichtet, der Sage nach, vom höchsten Gipfel des Hämus sehen können.

Ein alter Schäfer jedoch, der sein Leben in einer der Höhlen des Berges verbrachte, bemühte sich, uns durch seine Vorstellungen von unserem Vorhaben abzubringen. Er erzählte uns, vor funfzig Jahren, in seiner Jugend habe er auch einmal das Gelüst gehabt, bis zum Gipfel des Berges empor zu klettern, er hätte aber, außer dem Verdruß dort gewesen zu seyn, nur noch eine große Müdigkeit und zerrissene Kleider davongetragen. Vor mir, setzte er hinzu, war noch Keiner hinauf gestiegen, und es hat auch seitdem Niemand mein Beispiel nachgeahmt. Wenn man jung ist, giebt man wenig auf guten Rath; der des Greises erregte nur noch mehr unsere Neugierde. Als der Schäfer merkte, wie vergeblich alle seine Vorstellungen seyen, ging er mit uns nach den Felsen hin, zeigte uns einen sehr steilen Fußpfad, fügte noch einige Anweisungen über die zu verfolgenden Krümmungen hinzu, und als wir ihn verlassen hatten, hörten wir ihn noch von weitem die Tollkühnheit unseres Unternehmens beseufzen.

Nachdem wir unsere Gewänder aufgeschürzt und zusammengeknüpft hatten, um uns das Schreiten zu erleichtern, fingen wir an zu steigen; aber unsere ersten zu lebhaften Anstrengungen ermüdeten uns dergestalt, daß wir uns ausruhen mußten und unseren Weg dann viel langsamer fortsetzten. Ich wählte mir einen minder steilen Pfad aus und schritt ganz gemächlich weiter, wogegen mein Bruder es versuchte, den Gipfel auf einem geraderen, aber unendlich beschwerlicheren Wege zu erreichen. Mehrmals rief er mir zu, um mich auf den rechten Pfad zu lenken, aber ich antwortete ihm stets, daß es mir auf einige Schritte mehr nicht ankäme, und daß ich lieber ein wenig später oben anlangen, als mir zu viel Beschwerde verursachen wolle. Auf solche Weise suchte ich meine Trägheit zu beschönigen, und als mein Gefährte schon dem Gipfel nahe war, irrte ich noch auf den unteren Theilen des Berges umher. Endlich bemerkte ich aber doch, daß ich mir große Umwege und viel unnütze Mühe mache, denn ich kam meinem Ziele durchaus nicht näher. Da sah ich meinen Irrthum ein, versuchte es, den Berg gerade hinauf zu klimmen, und von Müdigkeit ganz zerschlagen, erreichte ich meinen Bruder, der sich niedergesetzt und in seine Kleider eingehüllt hatte, um sich vor der Kälte zu schützen. Als wir uns etwas ausgeruht, machten wir uns wieder auf den Weg und gingen auf dem Plateau umher, auf welchem der Gipfel des Mont-Ventoux ruht. Unverbesserlich, wie ich war, und in demselben Irrthum befangen, gerieth ich, als wir unseren hohen Ruhepunkt verlassen hatten, wieder in die unteren Thäler; von neuem trachtete ich danach, mir das Hinaufsteigen zu erleichtern, und verlängerte dadurch nur meine Anstrengungen. In Wahrheit, ich scheute aus angeborener Trägheit die Mühe und Langeweile des Erklimmens; doch die Natur der Dinge ist unveränderlich, und was man auch thue oder wolle, nie wird man herabsteigend hinaufklimmen; dreimal, ich muß es nur eingestehen, wiederholte ich dieses Manöver und mußte manche Spöttelei von meinem Bruder dafür aushalten, denn ich verbrachte fast zwei Stunden mit solchem Umherirren.

Während dieser unstäten Irrfahrten, als ich gar nicht mehr wußte, welchen Pfad ich eigentlich wählen oder verfolgen sollte, setzte ich mich in einem Thale nieder. Da schwang ich mich auf den Flügeln des Gedankens von der Wirklichkeit zu den übersinnlichen Dingen auf und sagte zu mir selbst: Vergiß nicht, wie oft Du Dich heute schon beim Ersteigen dieses Berges geirrt hast, und bedenke wohl, daß es Dir eben so gehen kann, wenn es darauf ankömmt, Dich zur ewigen Seligkeit aufzuschwingen! Dieses Beispiel diene Dir als Lehre und als Führer, um diese wichtige Wahrheit wohl zu fassen, denn Alles, was körperlich und sichtbar ist, begreift sich leicht, aber das Unsterbliche vermögen alle Anstrengungen unserer Einbildungskraft nicht zu durchdringen. Vergiß nicht, daß das ewige Leben hoch erhaben ist, daß man es nur sehr schwer erringen, nur stufenweise, indem man von Tugend zu Tugend sich erhebt, dahin gelangen kann, so wie man diesen Berggipfel nur erreicht, wenn man von Fels zu Fels klimmt. Das Hohe ist das Ziel von Allem; es ist der Zweck unserer Reise wie unseres ganzen Lebens; Jeder strengt sich an, dahin zu gelangen, aber nur Wenige erreichen es. Aber Du betrügst Dich selbst, sprach ich weiter zu mir. Du willst nicht bloß, Du wünschest auch sehnlich; was verhindert Dich denn also am Hinaufsteigen? Es ist der verführerische Reiz eines minder schwierigen Weges, auf welchem Du mehr Vergnügen zu finden hoffst und der Dir kürzer scheint. Das ist die Täuschung, die Du Dir selbst bereitest. Aber wenn Du recht lange umhergeirrt seyn, wenn Du Dich unnütz ermüdet haben wirst, in der Hoffnung, dadurch einer unvermeidlichen Anstrengung zu entgehen, dann mußt Du Dich zuletzt doch entschließen, zum Gipfel des ewigen Lebens hinaufzuklimmen oder in der Tiefe des Thales der Sünder umherzuirren und endlich darin zu sterben. Diese Betrachtungen rüttelten all' meine Kräfte aus ihrem Schlummer auf. Der Himmel gebe, wenn ich die große Reise antrete, nach der ich mich sehne, daß ich in den Stunden der Ermattung fähig seyn möge, eben so den Eifer meiner Seele zu beleben, wie es mir heute mit dem meines Körpers gelang.

Auf dem Gipfel des Mont-Ventoux befindet sich eine Erhöhung, die alle übrigen beherrscht, und welcher die Landleute den Namen des „Hügels der Kinder" gaben, wahrscheinlich weil ihre Stellung ihr das Ansehen der Mutter aller sie umringenden giebt; auf ihr ist eine kleine Fläche, die wir zur Ruhestätte benutzten.

Da es Dir gefallen hat, o Colonna, mir bis jetzt zuzuhören, so schenke mir noch einige Augenblicke Deine Aufmerksamkeit, damit ich Dir das Ende unseres Unternehmens berichten kann.

(Schluß folgt.)

Römische Berichte eines Deutschen.

III.

Wer wollte hier nicht gern von Musik schreiben! Nicht die Vögel, die um's Futter singen, sind es allein, die hier den Lenzwald machen. Durch Hof, Haus und Garten flöten den ganzen Tag die hellen Weiberstimmen und haben eine Art dabei, daß Einem, der was auf Musik hält und im lieben Deutschlande sonst des Dinges nicht so gewohnt gewesen, recht das Herz lacht. Mit durchaus nichts Anderem als Vogelsang wüßt' ich dies Singen zu vergleichen und zu bezeichnen, so anstrengungslos, so keck und schnell schlägt's auf, so leicht und schmetternd schallt's, so flüchtige Passagen wirft's wie spielende Raketen aus, so plötzlich und launisch bricht's ab. Ein Geträller, ein Geschwätz, ein Gelächter, husch! ein Lauf die Tonleiter hinauf, hinab, und ein langer lauter Triller und wieder ein Gelächter und Geschwätz. Oder eine halbe Melodie und ein Schelten dazwischen, und dann die andere melodische Hälfte und das Scheltfinale hinterdrein. Dabei ein Stimmansatz und ein Portamento, ein Aufthun des Mundes und ein Perlen der Töne, daß man schwören sollte, es müßte die beste Schule dahinter seyn. Sie ist auch dahinter, die beste, die einzig wahre Schule, dieselbe eben, die im Lenzwald aus dem Ei gekommen. Und das steckt so im Volke, wie die satte Farbe in der Luft hier. Man begreift die Italiänische Oper erst, wenn man diesen Vogelstimmen gehorcht hat. Und man begreift mehr, wenn man dem Sangleben der Italiänischen Welt weiter nachgeht. Sang und Leben gehören in ihr zu einander. Und der erstere spukt nicht durch das letztere nur hindurch, wie Göthe's rother Faden durch unsere heutige Literatur, sondern beide scheinen so untrennbar mit einander verwachsen und verschlungen, wie das Rebgewinde mit der Ulmenkrone oder dem Laub der Pappel, um welche der Weinstock rankt. Man trifft ins Herz dieser Erscheinung, wenn man dem kirchlichen Ritual als dem eigentlichen Angelstern der ganzen Sphäre sogleich die Betrachtung zuwendet. Bei der Messe allerdings spielt das Volk eine stumme Rolle, bei anderen liturgischen Handlungen ist ihm ein ähnlicher Antheil gegönnt, wie unseren evangelischen Gemeinden im Choralgesang.

Man darf nur jetzt gegen Abend in eine der Parochial-Kirchen treten und die Novena singen hören. Nicht das geheimnißvolle Dunkel der Kirchenschiffe, mit welchem die blendende Lichterfülle des Hauptaltars kontrastirt, nicht das feierliche Knieen einer zahlreichen Menge in dem weiten dämmernden Raume, oder wenigstens nicht dies für sich allein vermöchte so heilige Schauer auszugießen; aber des Gesanges ebenmäßiger leiser Wellenschlag, der den Raum nach allen Seiten durchflutet, trägt die Seele unwiderstehlich auf Flügeln der Andacht hin. Wenn man sich umschaut und das Volk sieht, das hier kniet und singt, so erstaunt man, daß diese gemeinen Leute eine solche Herrschaft über ihr Organ besitzen können, um jedes rohe Hervorschreien, jede widrige Rauhheit zu verbannen und gemeinsam ihren Gesang zu einem einzigen Körper zusammenzuschmelzen, ohne doch die Töne im Munde zu zermalmen und die Worte zu vermurmeln.

Will man dem Gewächs bis auf die Wurzel nachgehen, so muß man einer Kinderlehre Sonntag Nachmittags in der Kirche beiwohnen. Besuche man etwa S. Maria sopra Minerva. Auch hier liegt das kleine Gesindel auf den Knieen, von den Kleinsten bis zu den Erwachseneren, zahlreich genug, die Jungen und die Mädchen durch Stellung der Bänke in zwei große Vierecke von einander gesondert, und singt sein Pater noster her, und die Atti di fede, di speranza, di carità, aus Leibeskräften, aus tiefster vollster Brust, mit einer Lebendigkeit und Frische des Anfassens, mit einer solchen Kinderlust, daß man daran seine eigene Lust hört, obschon das Trommelfell ein wenig in Gefahr geräth. Hat man sich zugleich an der Schärfe des Vokalisirens und an der Deutlichkeit des Aussprechens gefreut, so wird diese Freude nicht verringert, wenn nun Alles aufspringt und Platz nimmt, weil die eigentliche Dottrina beginnt. Das deutliche, bestimmte Sprechen des Italiäners wird ihm durch die Natur seiner Sprache selbst auferlegt, und wiederum in dieser selbst liegt die größte Neigung zum Gesange hin. In den liturgischen Stücken steht das Gesprochene auf der Gränze des Gesanges, Gesungenes scheint nur eine gesteigerte Recitation zu seyn, während eigentliches Sprechen und eigentlicher Gesang ganz ungesucht und wie von selbst in einander überspringen und mit einander abwechseln. Dies gilt nicht bloß für Priester und Chor, auch für das Volk. Vor dem Marien-Bilde unter meinem Fenster finden sich jeden Abend zwei Weiber aus dem Hause ein, die, als eine besondere Devotion, die Litanei, ein Paternoster und Ave für die Benefattori, welche die Lampe mit Oel unterhalten, und ein Viva Maria wechselsweise absingen und zum Theil hersagen. Es sind dieselben leichtfertigen Vogelstimmen, es ist derselbe dreiste Ansatz, nur ist der Typus des Gesanges ganz ein anderer, der kirchlich hergebrachte. Das Eigenthümliche liegt in der Einschränkung der Melodie auf wenige Töne, in wunderlichen Kadenzen auf der Sekunde der Tonart und, was den Vortrag angeht, in einem besonderen Kehlton und einem gewissen Tremuliren der Endnoten. Die ganze Kinderschaft der Umgegend sammelt sich um die Sängerinnen und respondirt in vollem Jubel mit. So

durchflicht sich hier von früh bis spät und von der Wiege bis ans Grab das Leben mit Gesang und Klang. Selbst das stete Läuten der Glocken in aller seiner Eintönigkeit, ist nur der Pulsschlag dieses Lebens. Und zuletzt hört man es so wenig wie der Müller seine Mühle. Und die Pifferari und die Litaneien dazu hört man, als hörte man sie nicht, und möchte dem Pythagoras sein Sphärenlied einräumen, das man nicht vernehme, weil darin lebend. Nur wenn man Abends eine unreine Flöte von der Nachbarsstube hören muß und kaum, daß diese verstummt, eine klägliche Guitarre und eine pinselhafte Stimme, welche dazu singt, daran gewöhnt man sich nimmer und weiß sogleich, daß dies Unkraut im Hesperischen Garten nur aus einer fremden Wurzel, auf einem Deutschen Maler wachsen konnte.

E n g l a n d.

Resultate der Schädellehre.

(Schluß.)

„Was die Phrenologen besonders zu Gunsten ihrer Wissenschaft anführen, ist der Erfolg, womit man die Prinzipien derselben auf die Charakterisirung von Individuen angewendet hat. Dr. Gall selbst, heißt es, hat seine Theorie der strengsten Prüfung unterworfen, und bei mehreren Gelegenheiten war er im Stande, an den äußeren Formen des Kopfes ganz genau das Verbrechen zu bestimmen, um dessenwillen eine Menge Individuen eingezogen worden. Dagegen ist bloß die Thatsache anzuführen, daß Menschen mit denselben natürlichen Neigungen, je nach den verschiedenen Umständen, worin sie sich befinden, auch ganz verschiedene Verbrechen begehen, und daß Individuen von verschiedener, ja entgegengesetzter Neigung ein und dasselbe Verbrechen begehen, sobald die Umstände sie in eine ähnliche Lage versetzen, ja, daß Menschen oft Verbrechen begehen, wozu sie von Natur gar keine Neigung, vor denen sie vielmehr den tiefsten Abscheu haben, sobald die Macht der Verhältnisse sie fortreißt. Der Eine mordet aus reiner Grausamkeit, der Andere, um einen Posten zu bekommen oder um sich Vermögen zu schaffen, und ein Dritter, um den Mitwisser eines anderen Verbrechens, das er früher begangen, los zu werden. Ein Mensch stiehlt lediglich, um sich etwas Fremdes anzueignen, ein Anderer, um seine sinnlichen Begierden befriedigen oder seinem Stolz oder Ehrgeiz fröhnen zu können, während so Viele durch die äußerste Noth dazu getrieben werden. Die Geschichte des Menschen in jedem Lande und Zeitalter zeigt, daß neun Zehntel aller Verbrechen eher die Folge verdorbener Erziehung, schlechten Beispiels, böser Gesellschaft und anderer Umstände sind, in die der Verbrecher hineingerathen, als einer von Natur dem Menschen inhärirenden Neigung. Wie verkehrt ist es also, in den Formen des Kopfes einen Maßstab für die Tugenden und Laster eines Menschen zu suchen oder aus seinen bekannten Neigungen und Anlagen seine ganze Lebensgeschichte deduziren zu wollen. Wer, der je über die mannigfaltigen Verhältnisse des Lebens, die Zufälle, die des Menschen Schicksal oft bestimmen, die Versuchungen, denen er in verschiedenen Lagen ausgesetzt ist, nachgedacht hat, wird glauben können, daß von den 470 Sträflingen, die Gall in Spandau untersucht, Jeder gerade des Verbrechens schuldig war, wozu er von Natur die stärkste Neigung hatte? Mit demselben Rechte könnten wir glauben, daß jeder Mensch immer nur an der Krankheit stirbt, zu der er von Natur am meisten disponirt ist, und daß Einer, der Anlage zur Apoplexie hat, weder am Fieber sterben, noch im Meer ertrinken oder durch den Blitz umkommen kann.“

„Die Natur hat ihre Geheimnisse, die sie nicht durch äußere Formen enthüllt, die sie vielmehr absichtlich zu verbergen sucht. Nur ein Narr oder Betrüger kann behaupten, an einem so oberflächlichen Zeichen, wie die äußeren Formen des Kopfes sind, die Tiefen des menschlichen Charakters erkennen zu wollen. Wenn wir unsere Mitmenschen kennen wollen, müssen wir sie sehen, mit ihnen verkehren, sie der Prüfung unterwerfen; wir müssen sie lange studiren, wenn wir uns nicht täuschen wollen, wir müssen sie nach ihren Handlungen beurtheilen. Darum hüte sich doch Jeder vor dieser trügerischen Wissenschaft, die in den Formen, welche ein guter und allweiser Schöpfer den Menschen mitgegeben, beinahe eine Apologie für ihre Laster und Narrheiten findet. Besonders aber ist der Jüngling vor der Anwendung derselben auf sich, wie auf Andere, zu warnen, daß er sich nicht verleiten lasse, sich ein angeborenes Talent zuzuschreiben, das ihn zu der Stellung, die er im Leben erstrebt, befähige. Welchen Rang Jeder in geistiger Hinsicht in der Welt einnimmt, hängt ganz von seinen eigenen Anstrengungen ab. Der Geist nicht weniger wie der Körper kann durch die Pflege, die er bekommt, eine nicht zu ermessende Vervollkommnung erreichen. Durch Beschäftigung mit Gegenständen, die des Studiums würdig sind, durch eine Konsequenz, die unwandelbar ihr Ziel im Auge behält, und einen eisernen, standhaften Fleiß ist Jeder im Stande, die höchsten Auszeichnungen und Belohnungen zu erstreben, wie zu verdienen: dies und nicht die Hervorragungen des Kraniums sind es, wonach die auffallendsten Verschiedenheiten unter den Menschen zu erklären sind.“

Die Witwe Barnaby, Roman von Mistreß Trollope.

In der Englischen Roman-Literatur spielen die Witwen eine eben so ausgezeichnete Rolle, wie im Italiänischen Drama der Arlechino und seine mimischen Genossen. Und zwar sind es meistens muntere, verschlagene Frauen, die auf jeden heiraths-fähigen und bescheidenen Mann Jagd machen: sie sind kühn und erfahren im Plänemachen, entschlossen, wenn es die Erreichung eines Ziels gilt; sie wissen ihre Absichten zu verbergen, wenn sie sich von Entdeckung bedroht sehen, und machen ihre Trauerkleidung zu einem Blumenbeet, unter welchem die Schlange der List und Intrigue lauert; sie benutzen das Andenken eines todten Gatten zum Köder für einen lebenden und sind höchst geschwätzig, luchsäugig und glattzüngig. Diesen Charakter hat die Witwe als humoristisches Genrebild im Allgemeinen, und diesen hat auch insbesondere die Witwe Barnaby, die Heldin der neuesten Novelle der Mistreß Trollope.

Zu den interessantesten Schicksalen dieser Witwe gehören vorzüglich ihre Heirathsspeculationen, und eine der kühnsten davon wollen wir hier als Probe des Ganzen den Lesern mittheilen. Mistreß Barnaby trifft auf einer Badereise in Cheltenham mit einem Lord zusammen, der ihr eine gute Beute scheint; sie ruinirt sich halb durch den Aufwand, den sie bei dieser Gelegenheit machen muß, und schreibt ihm bogenlange Briefe, worüber er sich mit seinen Freunden bei seinen Champagner-Diners lustig macht. Endlich bekommt das Luftschloß der Witwe einen gewaltigen Stoß durch Lord Muckleburv's plötzliche Abreise nach London. Er geht und giebt kein Zeichen, sie aber will sich nicht für besiegt erklären und folgt ihm nach. Doch wie sie in London ankommt, erfährt sie durch ihren Sachwalter, daß sie keine Hoffnung habe, ihr Eingebüßtes wiederzubekommen. Lassen wir jetzt die Erzählerin selbst sprechen.

„Mistreß Barnaby beschloß, einen Privatbesuch in Mivart's Hotel zu machen, in der Hoffnung, daß sie dort Lord Muckleburv sehen werde. Nachdem sie sich also mit dem schönsten Kostüm, das sie beschaffen konnte, geschmückt, aber etwas weniger Roth, als gewöhnlich, aufgetragen, damit der Verräther die Wirkungen des Kummers sehe, machte sie sich sofort auf den Weg. Als sie Piccadilly erreicht, rief sie einen Wagen und wurde in wenigen Minuten vor Mivart's Thür abgesetzt. „Ist Lord Muckleburv hier?“ fragte sie in befehlendem Ton den ersten Bedienten, der ihr entgegen kam. — „Ja wohl, Madame“, war die Antwort; „Seine Herrlichkeit frühstücken.“ — „Ich muß ihn sogleich sprechen, wenn Sie so gut seyn wollen.“ — „Ist es eine Verabredung?“ fragte der diskrete Aufwärter, indem er sie scharf ansah .... „Seine Herrlichkeit ist eben im Begriff, abzureisen, und zu sehr beschäftigt, um Jemanden sehen zu können.“ — „Für mich wird er schon Zeit haben — Ich muß ihn auf der Stelle sprechen!“ — „Haben Sie eine Verabredung mit ihm?“ wiederholte der Mann in einem nicht sehr ehrerbietigen Ton. — „Ja wohl, es ist eine Verabredung“, erwiederte die dreiste Witwe. — „Am besten, Sie lassen seinen eigenen Diener rufen.“ — „Joe“, sagte ein anderer Serviettenmann, den die Erscheinung der Dame herbeigezogen. — „Sie thun besser, wenn Sie diesen Sovereign nehmen“, sagte Mrs. Barnaby flüsternd.

Diesen Rath schien der Mann für den besten zu halten; denn er wußte das Geldstück so geschickt in seine Hand zu praktiziren, daß es kaum zu sehen war, gab der Dame einen bedeutungsvollen Blick, der so viel sagen sollte, als: „Folge mir!“ .... und schlich über Gänge und Treppen voran, bis er sie an den Eingang von Lord Muckleburv's Gemächern gebracht. Wahrscheinlich war er in Zweifel, ob der Dienst, den er geleistet, von dem Herrn eben so dankbar belohnt würde, wie von der Dame; darum öffnete er nicht erst die Thür, sondern verschwand mit den Worten: „Hier ist sein Zimmer“ und überließ es Mistreß Barnaby, sich selbst zu melden.

Sie zitterte ein wenig, war aber doch noch entschlossen, und nachdem sie einen Moment gewartet, um Athem zu schöpfen, öffnete sie die Thür und trat ein. Der Aufwärter hatte ganz treu berichtet; denn Seine Herrlichkeit hatte wirklich das Frühstück vor sich und war mitten im Packen. Im Morgenrock, mit einer Tasse Kaffee in der einen und einem Schlüsselbund in der anderen Hand, stand er neben seinem Kammerdiener, der vor einem Mantelsack knieend denselben zu schließen bemüht war. Der Lord hatte das Gesicht der Thür zugewandt und erhob die Augen, als sie sich öffnete. Der Anblick, den er bekam, war gewiß unerwartet, gleichwohl behielt er eine Fassung, die seiner Lebensphilosophie Ehre machte.

„Mrs. Barnaby!“ rief er aus mit einem Lächeln, das sein Kammerdiener zu theilen schien, da er den Kopf abwandte, um die Wirkung, die es auf ihn machte, nicht sehen zu lassen .... „Mrs. Barnaby! .... Ei, wie schön das ist .... Doch es thut mir leid, daß ich so viel Güte in einem Augenblick erfahren muß, wo ich so wenig Muße habe, meinen Dank auszudrücken .... Meine theure Lady, ich bin eben im Begriff, nach dem Kontinent aufzubrechen.“ — „Ich weiß es, mein Herr .... ich weiß es nur zu gut“, erwiederte die Witwe, durch seinen ruhigen Ton ganz verwirrt .... „Doch erlauben Sie mir, Sie einen Augenblick zu sprechen, ehe Sie abreisen.“ — „Allerdings! .... Setzen Sie sich nur auf dies Sopha, Mrs. Barnaby .... Mit welcher Sehnsucht denke ich an jene köstlichen Stunden .... Zum Henker, Rawlins, Du wirst die Angeln in Stücke brechen, wenn Du so damit umgehst .... Meine theure Lady! .... Ich bin außer mir; .... aber bei meiner Seele, ich habe nicht einen Augenblick Zeit!“ — „Ich

wünsche, Sie unter vier Augen zu sprechen, Mylord." — „Meine theuerste Mrs. Barnaby, Sie brauchen sich um Rawlins so wenig wie um den Kaffeekrug zu kümmern.... Sie haben keine Idee, was für ein Kapitalkerl er ist: so treu wie Stahl, so still wie das Grab!.... Das ist er, Rawlins!.... Ich werde meinen Fuß darauf setzen, während Du den Schlüssel umdrehest." — „Lord Muckleburg", begann die Witwe, „Sie werden einsehen." — „Einsehen.... Guter Gott, ja, ich sehe ein; aber liebste Mrs. Barnaby, was kann ich thun?.... Sagen Sie, wie geht es der lieben Miß Morrison?.... Jetzt die Toilette, Rawlins!.... vergiß die Seife nicht — ich bin fertig damit!.... Thun Sie mir den Gefallen, und sagen Sie ja nicht meiner trefflichen Freundin, Miß Morrison, wie unordentlich Sie Alles um mich herum gefunden.... Sie wissen ja, sie ist so artig!.... Rawlins, vergiß die Stopfer nicht — lege auf jeden ein Stück Baumwolle!" — „Ist das die Art, Mylord, wie Sie eine empfangen, die...." — „Ich weiß, was Sie sagen wollen, beste Freundin", fiel der Lord ein, indem er ihr einen Teller mit Butterbrod präsentirte.... „Was? Sie wollen nicht mit mir essen?.... Dann müssen Sie mich entschuldigen, liebe Freundin, ich habe einen langen Ritt vor mir."

Und mit diesen Worten setzte sich Lord Muckleburg an den Tisch, goß sich eine Tasse Kaffee voll, schlug ein Ei auf und machte sich alles Ernstes daran, ein köstliches Frühstück einzunehmen. Die Witwe wußte nicht, was sie zunächst thun oder sagen sollte. Wäre er heftig, oder still und verdrießlich, oder in irgend einer anderen Stimmung, als in diesem unerschütterlichen Humor gewesen, dann hätte sie besseres Spiel gehabt. Auf einmal aber kam sie zu der traurigen Ueberzeugung, daß Lord Muckleburg's gegenwärtiges Benehmen und alles Frühere nur die Folge einer feinen Erziehung und vornehmen Bildung sey, und daß Lords und Ladies nie anders als so mit einander umgingen. In diesem Fall wollte sie lieber viele Wochen lang ohne Liebhaber leben, als durch ihr Erstaunen über diesen Ton eine so plebejische Unwissenheit verrathen, und jetzt erst kam sie zu dem schrecklichen Gedanken, daß sie sich durch ihr zu viel hoffen um die Freundschaft eines Pairs gebracht, der ihr zu Hause wie in der Ferne sehr nützlich gewesen wäre.

Zum Glück war Lord Muckleburg wirklich hungrig und aß ein paar Minuten so eifrig, daß die bestürzte Dame Zeit hatte, sich zu erholen und den neuen Ton anzunehmen, den ihre Ambition ihr eingab, was sie mit einer Sicherheit that, die Lord Muckleburg selbst bewunderte. — „Gut!.... Ich sehe, wie die Sachen stehen, Mylord", sagte sie; „ich komme, Sie zu bitten, daß Sie mir einen kleinen Auftrag in Rom besorgen, wohin Sie Ihren Weg nehmen, wie die Blätter erzählen; doch ich sehe, Sie sind zu beschäftigt und zu hungrig, um einer alten Bekanntschaft eine Minute zu gönnen." — „Nein, bei meiner Seele!" sagte Lord Muckleburg, indem er sich bemühte, seinen Augen das Feuer einer alten Zärtlichkeit mitzutheilen; „Sie können mir keinen Auftrag in der Welt geben von New-York bis Jerusalem, den ich nicht mit der Treue eines westlichen oder östlichen Sklaven ausrichten werde. Was befehlen Sie, bezaubernde Miß Barnaby?" — „Weiter nichts, Mylord, als daß Sie mir einen Muschelnschmuck kaufen, dem der Lady Stephenson so ähnlich als möglich, und ich glaube", fügte sie hinzu, indem sie sehr artig ihre Börse zog, um jedem Irrthum in dieser Hinsicht zuvorzukommen, — „ich glaube, da Eure Herrlichkeit schon so viel gereist ist, so werden Sie wohl im Stande seyn, ziemlich genau den Preis anzugeben.... Ich denke, ungefähr zehn Pfund." Und sofort fielen zehn goldene Sovereigns aus der Börse auf den Tisch. Lord Muckleburg, der von diesem glänzenden Beweis der Geschmeidigkeit ihres Geistes ganz entzückt war, nahm ihr lächelnd die Börse aus der Hand, legte das Geld wieder hinein und sagte: „So besorge ich nicht die Aufträge meiner schönen Freundinnen, Mrs. Barnaby.... ich werde Ihre Befehle in meiner Brieftasche notiren, so:.... „ein Schmuck der schönsten Muscheln in Rom für die reizende Mistreß Barnaby" sehen Sie!.... so kann ich es schwerlich vergessen, und wenn ich das Vergnügen habe, sie zu überreichen, dann wollen wir über den Preis sprechen."

Er legte ihr die Börse in die Hand zurück und küßte dieselbe mit der feinsten Cheltenhamer Galanterie, worauf sie klüglicher Weise aufstand und, vollkommen so thuend, als sey sie mit ihrem Empfang ganz zufrieden, mit den Worten Abschied nahm: „Leben Sie wohl, Mylord! verzeihen Sie mir meine Zudringlichkeit, und lassen Sie mich bei Ihrer Rückkehr das Vergnügen haben, Sie wiederzusehen." Sie ging fort in der Ueberzeugung, daß sie mit ihrer neuen Vermuthung Recht hatte, und daß man sich gegen Lords ganz anders benehmen müsse, als gegen die übrigen Menschen.

Rußland.

Bibliographie.

Verträge und Allianzen Rußlands von 1462 bis 1826. Von S. Dobroklowsky.
Wie jeder Mensch zu ungewöhnlicher Stärke gelangen kann. Nach einer bisher unbekannten Handschrift des 17ten Jahrhunderts, vom Professor Denis Pavlnoff.
Slawische Alterthümer, nach Schafarick.
Der Student und die Fürstin, oder Napoleon's Rückkehr von der Insel Elba. Eine Erzählung von R. Sotoff.
Schule des Gesanges. Von T. Jessejeff.
Gesänge des Russischen Volkes.
Russische Sagen. Von M. Makaroff.
Das Geheimniß. Roman von A. Stepanoff.
Versuch einer statistischen Uebersicht des Gouvernements Kaluga. Von S. Tschaplin.
Reise nach Woronesch. Von Iwan Rajewitsch.
Beschreibung der Stadt Ribinsk.
Unterhaltungen mit Kindern über Astronomie und Himmelskunde. Von S. Selenoff.
Ueber die bekanntesten Regeln und das System der Strategie. Vom Baron N. Medem.

Mannigfaltiges.

— **Chateaubriand's Brief an Fräulein von Fontanes.** Die kürzlich im Druck erschienenen gesammelten Schriften des verstorbenen Marquis von Fontanes, jenes eleganten Redners, der, als Präsident des gesetzgebenden Körpers, der erste Apologet des damals noch jungen Napoleonischen Ruhmes war, enthalten unter Anderem ein Schreiben Chateaubriand's an die Tochter des Verfassers, Christine von Fontanes. Chateaubriand war während der revolutionnairen Schreckensherrschaft der Exilsgenosse und persönliche Freund des Verstorbenen, mit welchem er in London gemeinschaftlich im Interesse ihres Vaterlandes zu wirken suchte. Aber während der Erstere nach Amerika gegangen war, hatte der Letztere, nach Frankreich zurückgekehrt, die Auszeichnungen und die Ehren des von ihm gefeierten Kaisers in reichem Maße empfangen. Dies veranlaßt nun den Verfasser der „Atala", in seiner Epistel an die Tochter den Vater, dessen literarische Verdienste er ungemein hochstellt, auch wegen jener politischen Schmeicheleien zu rechtfertigen. Die Ansichten über Frankreich, die er bei dieser Gelegenheit ausspricht, zeugen wiederum von dem vagen, unbestimmten Charakter, von den sich widersprechenden excentrischen, wiewohl auch chevaleresken und edlen Gefühlen, die den ausgezeichneten Stylisten zum Gegenstand eben so der Bewunderung als des ironischen Lächelns gemacht haben. „Was die politische Seite der Sache betrifft", so schreibt er an die Comtesse von Fontanes, „so haben Sie für den Erfolg Ihres mit kindlicher Liebe ausgeführten Unternehmens nichts zu besorgen. Ihr Vater hat Bonaparte gedient: nun, ist es heut zutage nicht alle Welt, die Bonaparte'n verehrt? Macht ihn nicht Jedermann zum Muster seiner politischen Ansichten? Der Royalist sagt: „„Seht, er verstand das, was man regieren nennt!"" Der Republikaner ruft: „„Er war der Ausfluß aller Freiheiten!"" Der Soldat hört nicht auf, zu wiederholen: „„Er hat uns zu Herren Europa's gemacht!"" Nachdem drei Revolutionen vor sich gegangen, kann wohl kaum das erregbarste Gemüth in den Einzelnheiten eines Menschenlebens Stoff zum Unwillen oder zum Zorne über diese oder jene Ansicht finden. Die Fragen, welche die Gegenwart beschäftigen, sind ja alle kindischer Natur, denn sie haben keine Zukunft: persönliche Interessen, die man zu allgemeinen Prinzipien erhebt, dienen dazu, jene Intervalle einer Scheinruhe auszufüllen, welche die großen Begebenheiten der Vergangenheit mit den großen Begebenheiten der Zukunft verbinden. Alles hat sich verändert, und Alles ändert sich fortwährend: mit großem Ungestüm sehen wir die neue gesellschaftliche Ordnung auf uns eindringen, wie man eine Kanonenkugel auf dem Schlachtfelde ankommen sieht. Nichts von dem, was besteht, wird fortbestehen; das alte Europa ist mit der alten Französischen Monarchie gefallen, und nur die Religion hat sich aufrecht erhalten. Jene Krönungen, deren Schauspiel man uns dargeboten, sind die letzten Vorstellungen oder die letzten Paraden einer Welt, welche untergeht; Kopieen sind es, Abbilder, nicht aber Originale, Wirklichkeiten. Die Masse macht sich statt des Herrschers geltend; ihr wendet sich der neuerstehende Geist zu, und zweimalhunderttausend Menschen in Birmingham überwältigen alle Kniebeugungen von Westminster. Der Schlag ist einmal geführt; seine Wirkung kann nicht unmittelbar sich zeigen, aber sie ist unfehlbar." — Wer erkennt nicht in diesen wenigen Worten alle poetische Ueberschwänglichkeit wieder, mit der Herr von Chateaubriand seine eigene Unzufriedenheit oder gar seine persönlichen Geschicke zu der Achse zu machen liebt, um welche sich das Schicksal der ganzen Welt dreht? Warum nennt er eine Zeit, in der die Wissenschaft, in der die Künste und alle Erfindungen des menschlichen Geistes einer entweder noch nicht dagewesenen oder doch kaum jemals übertroffenen Vollkommenheit zugeführt worden, eine Gegenwart ohne Zukunft? Was hat die neue Ausgabe von Fontanes Schriften mit dem prophezeiten Untergange der heutigen Welt zu thun? Die Franzosen unserer Zeit sind dem Herrn von Chateaubriand die allerkindischsten, gedankenlosesten Menschen, und doch fügt er in demselben Briefe am Schlusse hinzu: „Und Du, Frankreich des neunzehnten Jahrhunderts, lerne jenes alte Frankreich, das Deiner würdig ist, schätzen. Du wirst auch Deinerseits alt werden, und man wird Dich beschuldigen, wie man uns beschuldigt, an veralteten Vorstellungen zu hangen. Verleugne Deine Väter nicht: Du bist aus ihrem Blut hervorgegangen; wenn sie nicht hochherzig ihren alten Sitten treu geblieben wären, so hättest Du auch nicht in dieser angeborenen Treue die Energie schöpfen können, die Dir in der neuen sittlichen Welt so vielen Ruhm verschafft hat. Zwischen dem einen Frankreich und dem anderen hat nur ein Uebergang von Tugenden stattgefunden."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 14. Berlin, Freitag den 1. Februar **1839.**

Polen.

Karl XII. und die Kurpen.*)

Ein bis jetzt wenig beachtetes und bekanntes Völkchen in Polen sind die Kurpen (Kurpie), welche noch heute die nördlichen Theile von dem ehemaligen Masowien, insbesondere die Gegenden um Ostrolenka und Lomza inne haben. Ihren Namen haben sie von ihrer eigenthümlichen Fußbekleidung, die in Binsen- oder Bastschuhen besteht, erhalten. Sie zeichnen sich noch jetzt durch Muth und Gewandheit, besonders im Büchsenschießen aus. Woycizki, der sich durch einige gute Sammlungen Polnischer Volkssagen und Volkslieder (unter denen auch mehrere der Kurpen vorkommen) bereits einen Namen erworben hat, schildert in der Erzählung, aus der wir hier einige Hauptmomente mittheilen, die heldenmüthige Vertheidigung dieser Kurpen gegen Karl XII., so wie deren ganze Lebensweise und Denkungsart. Zur Grundlage seiner Darstellung hat der Verf. außer den bekannten historischen Daten mündliche Ueberlieferungen benutzt, die er an Ort und Stelle gesammelt zu haben versichert.

* * *

Der Schall von Trommeln und Trompeten verbreitete sich weithin durch die Wälder von Masowien und verkündete den siegreichen Einzug des Königs Karl von Schweden. — Der Förster jener Waldungen blieb stehen und horchte mit Anstrengung auf die ungewohnten Töne, welche das Echo bis zu ihm herübertrug.

„Da gucken die rothen Teufel bis in unsere Wälder herein, aber es soll ihnen schon manchen Tropfen Bluts kosten, ehe sie unsere Hütten in Brand stecken! Das muß ich der Herrschaft melden und den Unsrigen!" So sprach der Förster und entschwand in dem Dickicht.

Nicht lange, so trat er aus dem Walde hervor und eilte über das Feld dem herrschaftlichen Gebäude zu, welches die Wittwe des Wojewoden von Rawa, Dzialynska, bewohnte. Das Wohnhaus war nach der Landessitte von Holz erbaut und äußerlich unscheinbar, überraschte aber im Innern durch Pracht und Reichthum. Es lag in einem weiten Garten, den sorgfältig beschnittene Spaliere und dunkle Laubgänge umschlossen. Das weite Gebäude faßte viele Gemächer in sich, deren Wände mit geschmackvollen Tapeten und Türkischen und Persischen Teppichen ausgeschlagen waren. In dem großen Speisesaal, dessen Hauptzierde der Chor war, von dem aus während der Gastmähler die Musik ertönte, hingen Bildnisse der Familienglieder und Polnischer Könige umher. In den Nischen zwischen den Fenstern waren glänzende Waffen befestigt, und in einer Ecke stand auf dunklem hölzernen Gestell ein silbernes Tönnchen, aus dem sich die Gäste selbst den Ungarwein zu zäpfen pflegten.

Die Wojewodin saß gesenkten Hauptes in ihrem Gemache, an der großen Doppelthür stand in ehrfurchtsvoller Stille Telembski, einer ihrer Hofleute. Da traten mit Geräusch mehrere der angesehensten Adligen ins Zimmer und unter ihnen der Förster.

„Sie sind da! sie sind da! gnädige Frau", rief dieser, „von dem Koboldshügel aus habe ich selbst die rothen Teufel gesehen."

Wie ein Blitz durchzückte die Gräfin dieser Ruf, ihre schwarzen Augen leuchteten auf. „Zu den Waffen! aufs Pferd!" rief sie mit Begeisterung. „Reicht mir das Schwert! Ein Jeder kennt seine Stelle. Ihr, Förster, hin zu den ersten Verhacken, schließt sie ein, wehrt Euch bis auf den letzten Mann. — Ist mein Bote zurück?"

„Nein, Ew. Gnaden."

„So hat die Stunde geschlagen! Mit Vertrauen auf Gott, und unser ist der Sieg!" —

* * *

Karl XII. trat von Thorn her an der Spitze eines Heeres von 7000 Mann in die Wälder von Masowien ein. Kaum hatte er eine Strecke zurückgelegt, da stellte sich ein gemeiner Kurpe vor ihn hin.

„Was will der?" fragte der König den ihn umringenden Polnischen Adel.

Der Kurpe zog seinen mit einem rothen Bändchen gezierten Hut. „Ich bin von den Unsrigen gesandt, Dir zu sagen, daß wir Dich durch unsere Wälder durchlassen werden, wenn Du unsere Bedingungen erfüllst; sonst aber lassen wir Dich nicht durch, wenn es auch zum Schlagen kommen sollte."

Karl lachte laut auf, als ihm diese Worte verdolmetscht wurden. „Was haben diese Kerle ohne Stiefeln mir vorzuschreiben? Fort, mir aus den Augen! Sage Deinen Kameraden, daß wir uns beim Brande ihrer Hütten wärmen werden, denn es ist jetzt kalt."

Der Kurpe blickte dem Könige scharf ins Angesicht und war sogleich in dem undurchdringlichen Walde verschwunden.

Ein Regiment Schwedischen Fußvolks, das aus Reih und Glied getreten ist und voranmarschirt, wird plötzlich von allen Seiten durch ein dichtes Gewehrfeuer aufgehalten. Karl, ungeduldig, kommandirt: „Vorwärts!" Die Schweden werfen sich mit Hurrahruf dem versteckten Feinde entgegen, aber wegen der Enge des Weges kann kein vollkommener Angriff formirt werden, und fast alle Vordringenden sinken getroffen nieder. — Die tausendjährigen Eichen erzittern von dem Donner der Geschosse und von dem Kriegsgetümmel; der Bär, in seiner Lagerstätte aufgeschreckt, entweicht mit dumpfem Gebrumme; der Auerochs schüttelt seine Mähne, mit feurigem Auge blickt er umher, Schaum rinnt ihm vor Wuth und Grimm den Bart hinab, und das Gehölz kracht unter seinem gewaltigen Körper, indem er, dasselbe durchbrechend, davonstürzt.

Karl steigt bei dem unerwarteten Widerstande selbst vom Pferde, eilt auf den Kampfplatz, wirft sich zuerst hinab in den Graben und erobert die Verschanzung, hinter welcher die Kurpen verborgen ihre Schüsse entsenden, eine Art Verhack, der aus zusammengetragenen Bäumen und aufgeworfener Erde bestand.

Nach dem Verluste dieser Veste stoben die Kurpen nach allen Seiten aus einander und eilten der zweiten Verschanzung zu, die in einiger Entfernung sich befand. Die Schweden benutzten sogleich den errungenen Vortheil, denn das etwas freiere Feld gestattete, Kanonen aufzufahren und die Reiterei zu entfalten. Hier wurde daher auch der Kampf heftiger und blutiger. Karl bestieg sein Pferd wieder und sprengte an die Spitze seiner Reiterei. Aber auch die Kurpen widerstanden nun mit um so größerer Tapferkeit. Die Kanonen donnerten, die Bäume brachen zusammen, aber die Schweden konnten auch nicht einen Schritt vorwärts dringen.

Die Wojewodin, Alle durch ihr Beispiel zu muthiger Gegenwehr entflammend, hatte sich während des ganzen Gefechts immer da befunden, wo die größte Gefahr gewesen war. „Noch einen Augenblick!" rief sie, „und nicht ein Bein von Allen entgeht uns!" — Plötzlich erschallte in der Tiefe des ungeheuren Waldes neues Kriegsgeschrei. Die Schweden erkennen, daß sie umzingelt seyen. Telembski zeigt sich in ihrem Rücken an der Spitze einer Reiterschaar, er greift sogleich die Artilleristen an und hat nach kurzer Gegenwehr die Kanonen in seiner Gewalt. Die Schwedische Reiterei dringt zur Hülfe heran, sie wird auseinandergesprengt und zurückgeworfen. Ringsum eingeschlossen, wehren sich die Schweden nur noch wie Verzweifelte, in ganzen Massen sinken sie nieder, und Haufen von Leichen thürmen sich in der dichten Waldung auf.

Karl sprengt nochmals mit Tollkühnheit in das dichteste Getümmel, doch durchbohrt sinkt sein Pferd zusammen, und mit ihm stürzt Karl von Schweden, der Schrecken so vieler Völker. Nun ist die Niederlage vollkommen, und das Siegsgeschrei der Kurpen erschallt bis in die fernsten Theile des Waldes. Dichte Rauchwolken lagern sich auf dem eroberten Kampfplatze.

Da wurde der Wojewodin gemeldet, daß gegen tausend Schweden Ostrolenka besetzt hätten und sich auf dem Kirchhofe in immer wachsenden Massen verschanzten. Sie ließ Telembski mit einigen Reitern zurück und eilte mit ihren Kurpen der Stadt zu. Auf bereitgehaltenen Kähnen wurde der Trupp über den Narew geschafft und nahte sich alsbald dem Städtchen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Kurpie, powieść historyczna. — Von Kaz. Wlad. Woycizki. 2 Thle. Lemberg.

Italien.

Petrarka auf dem Mont-Ventour.

(Schluß.)

„Auf jenem hohen Punkte angelangt, war ich anfangs von der Schärfe der Luft und der Unendlichkeit des Raumes, den man hier überschaut, ganz betäubt. Ich senkte meine Blicke und gewahrte die Wolken zu meinen Füßen; da erschien mir Alles, was ich über den Olymp und den Athos gelesen, weniger unglaublich. Bald schweiften meine Augen nach jenen Regionen hinüber, wo Italien liegt, das Land, nach welchem mein Herz mich immer hinüberzieht. Trotz ihrer weiten Entfernung wähnte ich, jene schneebedeckten Alpen mir nahe zu sehen, durch die der unermüdliche Römerfeind sich, wie man sagt, einen Weg bahnte, indem er die Felsen mit Weinessig zerbeizte.*) Da seufzte ich nach dem Italischen Himmel, den ich mehr im Geist, als mit den Augen sah, und ich fühlte ein unendliches Sehnen, meine Freunde und mein Vaterland aufzusuchen. Während ich mich bemühte, diese wohl verzeihliche Schwäche zu überwinden, nahmen meine Betrachtungen eine andere Wendung, und wie sie durch weit entfernte Landschaften angeregt waren, so richteten sie sich auch auf ferne Zeiten. Es sind heute gerade zehn Jahre, seit ich meine Studien vollendete und Bologna verließ. Großer Gott! O ewige Weisheit! Wie haben sich während dieser Zeit meine Gewohnheiten, meine Neigungen verändert! Doch verweile nicht zu lange bei diesen Veränderungen, du bist noch nicht so sicher im Hafen eingelaufen, daß du mit Ruhe der überstandenen Stürme gedenken könntest. Vielleicht kömmt eine Zeit, in der du dir beim Rückblick auf dein verflossenes Leben, wie dein theurer heiliger Augustin, sagen kannst: „Ich will all' meiner Schwachheiten, aller fleischlichen Sünden meiner Seele gedenken, nicht aus Liebe zu ihnen, sondern, o Herr, aus Liebe zu dir!" Ja, ich fühle es, in meiner Seele herrschen Zweifel und Abspannung, weil ich das nicht mehr liebe, was mir sonst süße Gewohnheit zu lieben war. Aber ich irre mich, ich liebe es noch, nur auf eine ehrbarere, ernstere Weise. Doch ich muß nur die reine Wahrheit gestehen: ja, ich liebe, was ich nicht lieben, was ich gern hassen möchte. Ich liebe also gegen meinen Willen, fast gezwungener Weise. Ich bin darüber betrübt, ich beweine es, und nichts paßt besser auf meinen Zustand, als jener Vers: „Adero si potero, si non invitus amabo."

Kaum sind drei Jahre verflossen, seit ich jene strafbare Leidenschaft, die allmächtig mein Herz beherrschte, durch Ueberlegung und Reue besiegte; seit jenem Augenblick bin ich mit mir selbst im beständigen inneren Kampfe. O Colonna, mein Vater, bald freute ich mich auf diesem Berge meiner Besserung, bald beweinte ich meine Schwächen und betrübte mich über die Unbeständigkeit der menschlichen Gedanken und Handlungen, wovon ich mir selbst ein Beispiel war, denn ich vergaß ganz, die Orte zu betrachten, um derenwillen ich hierher gekommen war, und gegen deren Erhabenheit mich die Erinnerung an meine Pein unempfindlich gemacht hatte.

Die Sonne senkte sich, und es war Zeit, an die Rückkehr zu denken; durch die Verlängerung der Schatten erschreckt und gemahnt, wendete ich mich nach Westen hin. Nach dieser Seite zu liegen die natürlichen Gränzen Frankreichs und Spaniens, die Pyrenäen, welche man aber vom Mont-Ventour aus, der großen Entfernung wegen, nicht sehen kann. Rechts sind die Berge des Lyonesischen; links die Ufer von Marseille und Aigues-Mortes, und dicht unter meinen Augen fließt der Rhone. Während ich so dieses Schauspiel betrachtete und mein Körper, auf solcher Höhe stehend, die Erregung meiner Seele begünstigte, erinnerte ich mich, daß ich die Bekenntnisse des heiligen Augustinus bei mir trüge, ein theures Geschenk, das ich von Dir empfing, Colonna, und das ich aus Liebe zu dem Geber und zu dem Verfasser aufbewahre; es ist ein Buch, das ich immer in Händen habe; seine Kleinheit macht es mir doppelt lieb, weil ich es deswegen beständig bei mir tragen kann. Ich öffnete es, um zu lesen, was mir der Zufall vor die Augen bringen würde, denn man findet nur Gutes und Frommes darin; ich schlug das zehnte Buch auf; mein Bruder, der mit Ungeduld darauf wartete, daß ich eine Stelle lesen möchte, blieb stehen, um zuzuhören. Ich nehme Gott und meinen Bruder zum Zeugen, daß meine Blicke gerade auf die folgenden Zeilen fielen: „Die Menschen eilen danach, die Bergeshöhen, die Unermeßlichkeit des Meeres, den Lauf der Flüsse, die Ufer des Oceans zu bewundern oder die Bewegung der Gestirne zu erspähen, und sie vergessen sich selbst!" Ich gestehe es, ich war darüber verwirrt und schloß das Buch voll Zorn über mich, daß ich die irdischen Dinge bewunderte, da ich doch selbst aus den heidnischen Philosophen schon hätte lernen sollen, daß die übersinnlichen Dinge in Wahrheit die einzig großen und bewundernswürdigen sind.

Von diesem Augenblick an hatte ich genug an dem, was ich von dem Berge gesehen, ich richtete die Augen meines Geistes auf mein Inneres und sprach kein Wort, bis wir am Fuße des Mont-Ventour anlangten. Die Stelle der Bekenntnisse erzeugte in mir tausend und aber tausend Gedanken, weil ich weder glauben konnte, daß sie durch bloßen Zufall sich meinen Blicken dargeboten hätte, noch auch, daß sie gerade an mich gerichtet sey. Kurz, diese Warnung schien mir von derselben Natur, wie diejenigen, welche an Augustin und an Antonius ergingen, und

*) Livius XXI. 37.

wie diese beiden Männer nach der Warnung still standen, so schwieg auch ich und dachte nach über die unmäßige Vorliebe der Menschen für die sichtbaren Dinge und über ihre gewöhnliche Gleichgültigkeit gegen das rein Geistige und gegen Gott. Während des Hinuntersteigens wendete ich mich mehrmals um und betrachtete den Gipfel des Berges, dessen wirkliche Kleinheit ich durch die allmälige Entfernung von demselben erst recht erkennen lernte; wie oft sagte ich da zu mir: Ist es denn nicht ein bloßer Haufen Moder! Und bei jedem Schritte sprach ich zu mir: Wenn man sich so viel Mühe geben and so viel Schweiß vergießen muß, um sich durch Ersteigen jener Höhe dem Himmel ein wenig zu nähern, welche Anstrengungen, welche Schmerzen, welche Qualen wird man nicht dann zu erdulden haben, wenn man, um sich Gott zu nähern, all' die Schroffheiten des menschlichen Uebermuthes besiegen und alles Sterbliche hinter sich lassen muß; wenn man, um den wahren Pfad zu verfolgen, schreckliche Hindernisse und verführerische Gegenstände zu gleicher Zeit zu überwinden hat. Unter solchen Gedanken stieg ich den Berg hinunter, der Beschwerden des Weges nicht achtend, und so befanden wir uns bald wieder vor der Hütte des Schäfers, von der wir vor Tagesanbruch ausgegangen waren. Es war Nacht, der Mond schien hell, und während unsere Diener ein Mahl bereiteten, zog ich mich in einen Winkel der Hütte zurück, um auf der Stelle die Empfindungen und Gedanken niederzuschreiben, zu denen mich unsere Wanderung angeregt hatte.

Du siehst hieraus, Colonna, o mein Vater, daß ich Dir nichts verbergen will. Du, der Du mein ganzes Leben kennst, Dir sollen meine geheimsten Gedanken offenbar seyn. Ich beschwöre Dich, bete zu Gott, daß sie sich alle mir zum Heil wenden. Lebe wohl!" —

Dergleichen schreibt wohl Keiner, der nichts im Kopf hätte, als Tiraden über die Liebe, wie man es Petrarka oft vorgeworfen hat, eben so wenig wie seinen Brief „über die Kunst, einen Staat gut zu regieren". Wie malerisch und philosophisch schildert er hier seine Besteigung des Mont-Ventour!*) Diese Schrift enthält so wahre und kräftige Gedanken, so neue und erhabene Gleichnisse, daß man sieht, mit welch' glücklicher Kühnheit der Verfasser die Schilderung weltlicher Leidenschaften mit der Schilderung tief religiöser Gefühle zu vereinigen wußte. Der heilige Augustinus war ihm zwar auf diesem Wege vorangegangen, der sich der Dichtkunst seit Einführung des Christenthums darbot; doch ist an Petrarka die Natürlichkeit und Originalität zu bewundern, womit er sich dieses Genre aneignete und darin den Verfassern der „Neuen Heloise", „Paul und Virginiens", „René's" und der „Betrachtungen" (Méditations), um vier Jahrhunderte zuvorkam; denn vergleicht man die Schilderung der Besteigung des Mont-Ventour mit den eben genannten vier Büchern, so wird man erkennen, wie der Grundgedanke, welcher allen diesen Schriften Leben und Kraft einhaucht, überall derselbe ist: daß die menschliche Seele, von der Liebe zum Weltlichen und vom Drange, sich rein zu erhalten, hin und her geworfen, beständig zwischen Hoffnung und Verzweiflung schwankt.

Die Schriften des heiligen Augustinus haben ein zu frommes Gepräge und gehören deshalb nicht zum Kreise der weltlichen Literatur; wir können also Petrarka den Ruhm zuschreiben, ein neues Genre in die neuere Literatur eingeführt zu haben, von dem er auch mehrere Musterschriften hinterlassen, wie seine Besteigung des Mont-Ventour und sein Geheimniß, die ausgezeichnetsten derselben. Dieses Genre, in welchem sich süße und schwermüthige Phantasieen mit den philosophischsten und religiösesten Gedanken mischen, verdankt eigentlich der Bibel und den Werken der ersten Kirchenväter seinen Ursprung. Wir wiederholen es noch einmal, der Geist, welcher diese Schriften eingab, thront höher als auf den Gipfeln des Pindus, und erst von Petrarka an wurde diese zugleich leidenschaftliche und fromme Begeisterung als ein poetisches Mittel betrachtet, dessen man sich bediente, um ein neues Genre, eine gewissermaßen neue Kunst daraus zu bilden.

Bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts pflegte man diese Kunst in Italien; das letzte Ausgezeichnete, was darin geleistet worden, rührt von einer Frau her, der Gemahlin des Marquis von Pescara, Vittoria Colonna. Um die ältesten Spuren davon in Frankreich aufzufinden, muß man bis zu jenen Briefen hinaufsteigen, die Heloise an Abälard schrieb, obgleich dieselben auch mehr religiös als literarisch sind. Seitdem bietet sich uns lange kein berühmtes Beispiel dar, denn wir müssen mehrere Jahrhunderte überspringen, um auf Fenelon zu kommen, der nach unserer Ansicht die von Petrarka gepflegte Kunst wieder erneuerte. Derjenige Franzose des 17ten Jahrhunderts aber, welcher in seinen Werken vielleicht am besten dieses von Petrarka begründete moderne Genre aufgefaßt und behandelt hat, ist der große Maler Nikolas Poussin. Seine Gemälde „Arkadica", die „Ehebrecherin" und vorzüglich seine bewundernswürdigen Landschaften, über die er so viel Zauber zu verbreiten, in denen er so kunstvoll alle Freuden und Schmerzen des Lebens zu vereinigen und die menschlichen Leidenschaften mit dem Mantel religiöser Andacht, der ihnen ein so edles Ansehen verleiht, zu bedecken wußte, alle diese Gemälde haben das Gepräge der Verwandtschaft mit jenen oben erwähnten Schriften Petrarka's, wie mit den Werken Fenelon's, J. J. Rousseau's, Bernardin de St.

*) Auch unsere Literatur hat eine ähnliche Schilderung aufzuweisen. Die Besteigung des Aetna oder die menschliche Glückseligkeit von J. J. Engel, zugleich ein Musterstück Deutscher Prosa.

Pierre's, Chateaubriand's und Lamartine's. Alle diese Reflexions-Dichter und Freunde der Naturschönheiten, denen wir jenen großen Maler beigesellen, haben ihren Werken einen doppelten Stempel aufgedrückt, der einerseits die Schule, von der sie abstammen, charakterisirt, und vermöge dessen sie andererseits eine Klasse für sich bilden; dem Wesen nach ist es die Darstellung der unaufhörlich von der religiösen Moral bekämpften Leidenschaften, und der Form nach die beständige Entlehnung von Bildern aus der ländlichen und wilden Natur.

Ohne also Jemanden die Eintheilung aufdringen zu wollen, die wir uns gemacht, um eine Klasse von Schriftstellern und Künstlern, als deren Stamm wir Petrarka betrachten, näher zu bezeichnen, glauben wir die Urheber der „Ehebrecherin", des „Telemach", der „Neuen Heloise", „Paul und Virginiens", „René's" und der „Betrachtungen" unter der Benennung Landschafts-Dichter zusammenfassen zu können.

Türkei.

Smyrna sonst und jetzt.

Woher zuerst der Name? Smyrna, Prinzessin von Ephesus, wurde, wie Dido, genöthigt, ihr Vaterland zu verlassen, und gründete in Aeolis am Fuße des Sipylus eine Kolonie. Die Dankbarkeit des Volks legte der Stadt den Namen der Erbauerin bei und errichtete ihr überdies eine Statue. Man sieht noch ein Bruchstück derselben in dem befestigten Schlosse, welches das von Alexander gegründete Smyrna beherrscht. Die Stadt wurde zuerst an den Ufern des Meles erbaut, der, nachdem er die Gewässer des Asiatischen Achelous in sich aufgenommen, zwischen Marmor- und Granitblöcken und Lorbeerrosen vom Berge Sipylus herabfließt und sich in den Hermeischen Meerbusen ergießt. In diesem Smyrna wurde Homer geboren, wenn man anders auf seinen Beinamen Melesigenes etwas geben will. An der Stelle der früheren Stadt findet man noch jetzt ein großes Dorf, wo alle in Smyrna ansässige Europäer ihre ländlichen Wohnsitze aufgeschlagen haben. Dieser Ort, Burun-abat (Windnase) oder auch in der gewöhnlichen Sprache Burnabat genannt, ist ganz mit umgestürzten Säulen und anderen Ueberresten des Alterthums bedeckt. Der Meles durchfloß, nachdem er die Mauern von Smyrna benetzt hatte, eine kleine Ebene längs der Gebirgskette, wo noch das Grabmal des Tantalus gezeigt wird, und stürzte sich dann in das Meer. Smyrna selbst hat mannigfache Schicksale und Umwälzungen erlitten; seine Mauern wurden umgestürzt, aber der Name erhielt sich. Zuerst zerstörten die Lydier, welche die Blüthe der Jonischen Kolonie mit eifersüchtigen Augen betrachteten, die Stadt und zerstreuten die Einwohner in der Umgegend; zugleich ließen sie das Verbot ergehen, die Wälle je wieder aufzurichten. Diese Unterwerfung währte vier Jahrhunderte.

Nach dem Verlaufe einer so langen Zeit wollte Alexander von Macedonien, der begeisterte Bewunderer Homer's, die Mauern der Stadt wieder aufrichten, aber in dem Zwischenraume war in den Sitten und Bedürfnissen der Menschen eine große Aenderung eingetreten. Die Schifffahrt war die erste Bedingung für die Wohlfahrt der Völker geworden. Dies erkannte der große König sehr wohl, und um einer neuen Idee desto eher Eingang zu verschaffen, gab er vor, er sey am Fuße des Berges Pagus eingeschlafen, und dort habe ihm die Göttin, deren Tempel sich in der Nähe befindet, geheißen, Smyrna an der Stelle, wo er schlafe, wieder aufzubauen; er schlief aber am Ufer des Meeres. Das Orakel von Klaros gab seine Einwilligung dazu, und Smyrna wurde eine der reichsten und blühendsten Städte. Der Zögling des Aristoteles hat wirklich bei allen Städte-Gründungen den Beweis eines außerordentlichen Scharfblicks gegeben, und das Aegyptische Alexandrien, ein zweites Smyrna, spricht nicht minder zu seinen Gunsten. In ihm vereinigten sich die Wissenschaft und der Genius, und brachten in ihm die plötzlichen Erleuchtungen hervor, welche man sonst den Göttern zuschrieb. Als Peter der Große die Hauptstadt der Zaaren verließ, um sich in den Sümpfen von Petersburg anzusiedeln, scheint sich ihm ebenfalls ein solcher Blick in die Zukunft, eine Fernsicht des Glücks und des Wohlstandes eröffnet zu haben. Smyrna hat abwechselnd unter Griechischer, Genuesischer und Türkischer Hoheit die Hoffnungen seines Gründers aufs glänzendste gerechtfertigt. Durch seine Lage und seine Reichthümer hat es sich zur Herrscherin Klein-Asiens erhoben. In seine Mauern ziehen die Karawanen Asiens ein, und sein Hafen nimmt die Schiffe Europa's auf; hier werden die verschiedensten Produkte ausgetauscht, deren Umsatz einst Marseille und das ganze südliche Frankreich bereicherte. Denn einst gab es eine Zeit, wo die Französische Flagge allein in den Häfen des Osmanischen Reiches zugelassen wurde und die fremden Fahrzeuge nur unter dem Schutze derselben einlaufen durften. Dieser Vorzug und die daraus entspringenden Vortheile sind jetzt verloren gegangen und die Häfen der Türkei den Schiffen aller Seemächte eröffnet. Seit der Restauration haben sich besonders die Engländer bemüht, in Smyrna, Konstantinopel und Alexandrien an die Stelle der Franzosen zu treten. In Folge des langen Seekrieges, den die Franzosen zu führen hatten, verschwanden ihre Schiffe aus den Gewässern der Levante, und als die Provenzalischen Fahrzeuge wieder nach Smyrna kamen, hatten die Engländer hier bereits festen Fuß gefaßt. Die Pforte stand jetzt unter anderen Einflüssen, und auch die Bewohner des Orients hatten sich an andere Erzeugnisse der Industrie gewöhnt und andere Absatzwege für ihre Waaren gefunden. Smyrna selbst verliert freilich nicht viel bei dieser Veränderung; seine Bevölkerung erhält sich immer so ziemlich auf gleicher Höhe und wird jetzt auf 150,000 Seelen angeschlagen.

Diese Bevölkerung ist aus allen Weltgegenden zusammengeweht; die Griechen und Türken sind indeß am zahlreichsten. Unter den Muhammedanern findet man Afrikaner, Araber, Perser und Kandioten. Außerdem giebt es noch viele Armenier und Juden, welche sich mit dem Handel abgeben. Alle Orientalen wohnen in der alten Stadt, welche in amphitheatralischer Gestalt auf dem Abhange des Pagus erbaut ist. Am Fuße dieses Berges breitet sich bis zum Meere hin das Fränkische Stadtviertel aus. Hier wohnen alle Europäer. Alle handeltreibende Nationen haben hier ihre Konsuln, ihre Kaufleute, ihre Handwerker, ihre Kirchen oder Kapellen und ihre Hospitäler. Dies ist eine ganz besondere Bevölkerung, unter der alle Europäische Sprachen, besonders die Italiänische, gesprochen werden und die sich von der Türkischen eben so sehr durch die Sitten wie durch die Kleidung unterscheidet. In den Augen der Türken bilden sie nur Einen Stamm, den der Franken oder, noch besser, den der Giauren. Die Türken erkennen die technische und industrielle Ueberlegenheit der Franken an, aber sie schlagen dieselbe sehr niedrig an und sagen, wie jener Römer: „Möge der Grieche in den Künsten glänzen; unsere Kunst ist, die Welt zu beherrschen." Dem Türken scheint das Gefühl des Stolzes angeboren zu seyn, und man kann ihm viel persönliche Würde nicht absprechen. Nie sieht man ihn springen, laufen, laut auflachen, noch weniger tanzen, singen oder lebhaft sprechen. Die Türken zu Smyrna gleichen sonst allen anderen Türken aufs Haar; es ist immer dieselbe Erscheinung, und das Volk ist in Asien wie in Europa.

Smyrna blühte lange unter der milden Herrschaft der Familie Kara-Osman-Oglu. Dieselbe schonte die Stadt und beschützte sie als eine der Hauptquellen ihrer Einkünfte; sie selbst waren zu sehr beim Wohlstande der Stadt betheiligt, als daß sie denselben durch übermäßige Abgaben hätten zu Grunde richten sollen. Diese wohlthätige Regierung wurde durch die jährlich ernannten Pascha's verdrängt, und diese hatten nichts Angelegentlicheres zu thun, als sich so rasch wie möglich zu bereichern und kostbare Geschenke nach Konstantinopel zu senden. Wie es heißt, wird sich das jetzt ändern; die Pascha's sollen regelmäßige Besoldungen erhalten und an die Stelle willkürlicher Erpressungen regelmäßige Abgabe treten. Wenn Mahmud ernstlich die Civilisation seines Reiches wollte, so hätte er mit dieser Maßregel anfangen müssen. Vor den Neuerungen, die dieser Fürst einführte, hatte auch Smyrna seine Janitscharen; dieselben waren eine Art Nationalgarden, welche, wie diese, ihre bürgerlichen Beschäftigungen hatten und sich nur dann versammelten, wenn der Anführer die Fahne der Orta aufpflanzte. Außer dieser öffentlichen Streitmacht gab es noch eine besoldete Polizeimannschaft, welche unter den Befehlen des Sardars stand. Diese letztere bezog allein die Wachen und sorgte für die öffentliche Sicherheit. Die Janitscharen wurden nur in Kriegszeiten oder bei außerordentlichen Gelegenheiten zusammenberufen. Unter diesen wählten die fremden Konsuln ihre Schutzwächter. Diese für den Sultan so furchtbaren Truppen waren es nicht weniger für das Volk, und die geringste Beschimpfung, welche einem von ihnen widerfahren war, entflammte alle zur ausschweifendsten Wuth. Ein schreckliches Beispiel mag hier statt vieler dienen. Ein Janitschar, welcher an einem Orte Wache hielt, wo Seiltänzer ihre Künste zeigen wollten, wurde von dem andringenden Volke getödtet. Das Corps der Janitscharen schrie nach Rache und forderte eine Entschädigung von den Europäern. Drei Tage hatte man diesen Bedenkzeit gegeben und zugleich die Drohung an sie ergehen lassen, daß, wenn nach Ablauf dieser Frist das Verlangte nicht bewilligt würde, das ganze Fränkische Viertel angezündet werden solle. Unglücklicher Weise kamen die Europäer auf den Gedanken, sich zur Wehr zu setzen; die Obrigkeit war zu schwach, sie zu schützen, und das ganze Stadtviertel mit allen dort angehäuften Reichthümern wurde wirklich ein Raub der Flammen. Die Französische Kirche wurde allein verschont, was die Franziskaner, denen dieselbe übergeben war, dem Schutze des heiligen Polykarpus zuschrieben; zum wenigsten meinten sie ihn vom Himmel herabsteigen und die Flammen mit seinen Händen abwehren gesehen zu haben.

Smyrna ist der Sitz dreier Erzbischöfe, eines Griechischen, eines Lateinischen und eines Armenischen. Die Lutheraner, Kalvinisten u. s. w. haben nur einige Prediger. Die Katholiken sind im Besitz zweier Kirchen und zweier Klöster; außerdem haben sie hier mehrere Weltpriester und eine Congregation, welche sich dem Unterrichte unterzieht; an die Stelle der Jesuiten sind hier die Lazaristen getreten. Die Türken gestatten die öffentliche Ausübung einer jeden Religionsform und selbst Prozessionen in der äußeren Umgebung der Kirchen. Die Gesinnung, welche die Grundlage dieser Duldung ist, und die Achtung vor jeder Art der Gottesverehrung sind gewiß sehr achtenswerth. Einen Ungläubigen, der fest von der Wahrheit seiner Religion überzeugt ist, stellen sie weit höher als einen Atheisten und hoffen immer, daß ein Christ endlich an den dritten Propheten glauben würde. Von den Juden erwarten sie dies weniger, weil dieselben dem ersten Propheten treu geblieben sind, wogegen sich die Christen, nach ihrer Meinung, schon mehr der Wahrheit genähert haben, indem sie Moses und Jssa (Jesus) anerkennen. Die wahren Gläubigen finden die Erfüllung des göttlichen Gesetzes allein im Koran. Dies sind die religiösen Zustände der Stadt, welche die echten Muselmänner die Ungläubige nennen. Der Unglaube oder viel-

mehr die Duldsamkeit der Stadt ist indeß die Hauptquelle ihrer Reichthümer, denn alle handeltreibende Nationen sind in ihren Mauern und auf ihrer Rhede repräsentirt. Die Rhede, kein Hafen, ist eine der schönsten und sichersten, die es giebt; alle Flaggen erscheinen auf derselben, alle Nationalfeste, alle politische Ereignisse werden hier mit Kanonensalven begrüßt; man trinkt, man tanzt, man jubelt hier zu Ehren aller Prinzen, aller geschichtlichen Zeiten und Siege. Außer den zahllosen Kauffahrern erscheinen auf der Rhede auch oft Kriegsgeschwader. Smyrna ist in der Levante das gelobte Land der Seefahrer; denn die Konsuln öffnen denselben ihre Häuser, geben ihnen Feste und entschädigen sie für die Langeweile und die Gefahren ihrer weiten Reisen. Die Kaufleute thun das Ihrige in dem schönen Kasino; hier werden Bälle veranstaltet, wo die natürliche Schönheit der Frauen noch durch den Orientalischen Luxus gehoben wird. Das Kasino ist einer der glänzendsten und interessantesten gesellschaftlichen Kreise, denn in demselben findet man Mitglieder von allen Nationen der Erde.

Smyrna hat zuerst von allen Städten des Türkischen Reichs eine Zeitung erhalten. Dieselbe wurde gestiftet, um die Aufklärung zu befördern und die Interessen des Handels zu vertreten. Sie erschien in Französischer Sprache und hieß der „Spectateur oriental". Lange bewahrte sie indeß ihren literarischen Charakter nicht und verwandelte sich später in eine politische Zeitung. Diesen Wechsel verdankt sie der Griechischen Revolution. Als diese ausbrach, waren die hier ansässigen Griechen weit entfernt, derselben beizutreten. Griechisch war nur ihr Name und ihre Religion; im Uebrigen waren sie echte Asiaten, wahrhafte Jonier, welche wenig nach der Freiheit fragten und sich nur nach einem reichen und üppigen Leben sehnten. Als im April 1821 die erste Nachricht von den in der Moldau und Wallachei ausgebrochenen Unruhen hierher gelangte, schifften sich die reichsten Griechen mit ihren Frauen und Reichthümern ein und zerstreuten sich in allen Häfen Europa's, mit denen sie in Verbindung gestanden hatten. Einen Monat lang sahen die Türken dies ruhig an, als aber der Aufstand auch im Archipel zum Ausbruch kam, fingen sie doch an, besorgt zu werden, und die Auswanderungen wurden unter Todesstrafe verboten. Als nun gar ihre Waffen im Nachtheile waren, wurden sie grausam, und ihr Mißtrauen traf in gleicher Weise die friedfertigste Bevölkerung und die Insurgenten. In ihrer Furcht glaubten sie sich in dieser ruhigen Stadt bedroht, und sie gedachten die ganze Griechische Bevölkerung auszurotten, um nicht selbst überfallen zu werden. Glücklicherweise trat aber auch hier die diesem Volke eigene Langsamkeit und Bedächtigkeit ein. Die Behörden der Stadt versammelten sich unter dem Vorsitze des Mollah und zogen auch die Europäischen Konsuln zu ihren Berathungen. Hier wurde nun ganz kaltblütig die Frage erörtert, ob man die Griechische Bevölkerung von Smyrna, d. h. 60,000 Menschen, vertilgen solle. Als es zur Abstimmung kam, erklärten sich die meisten Muselmänner für die Ermordung der Griechen, und diejenigen, welche einer anderen Meinung waren, wagten sie nicht zu äußern. Endlich kam man auch zu den Konsuln und befragte sie um ihre Meinung. Der Französische Konsul ergriff im Namen seiner Kollegen das Wort. Derselbe wußte aus vielfältigen Erfahrungen, daß man mit den Türken von ihrem gegenwärtigen Interesse sprechen muß, und daß man mit der Appellation an ihr Menschengefühl bei ihnen nichts ausrichtet. Daher sagte er zu ihnen: „Wenn Ihr heute die Griechen tödtet, wer wird morgen Euer Brod backen? Sie sind ja die einzigen Bäcker. Wer wird morgen Eure Heerden hüten? Sie sind ja die einzigen Hirten. Wer wird Eure Barken rudern? Sie sind ja die einzigen Ruderer. Wollt Ihr Euch plötzlich alles dessen berauben, was Euer Leben und Eure Reichthümer erhält?".... Er ging in diesen Folgerungen noch weiter, und die Greise strichen ihre langen Bärte und murmelten: Pek eüi! Dies Wort der Beistimmung ermuthigte den Redner, als sich plötzlich ein jüngerer Türke erhob und ihn fragte, ob er zur Griechischen Partei gehöre? „Ich gehöre zu keiner Partei", erwiederte der Redner, „oder vielmehr, ich vertheidige Eure Interessen. Was gehen mich die Franzosen, die Griechen und ihre Insurrection an. Was ich jetzt für sie thue, habe ich früher für Türken gethan, welche in Gefahr waren. Sehet diesen Säbel! Wißt Ihr, von wem ich ihn habe? Von einem Wesir, welchen Ihr sehr wohl kennt. Wißt Ihr, warum er ihn mir gegeben hat? Weil ich gegen ihn mehrere Bosnische Beys, welche ungerechter Weise der Verrätherei angeklagt waren, in Schutz genommen habe. Ich rettete ihnen das Leben und ersparte ihm eine Ungerechtigkeit; deshalb bezeigte er mir seine Dankbarkeit." Diese Antwort erhielt den Beifall des Diwans und gab den Beweisgründen des Konsuls eine größere Kraft. Man beschloß, die Griechen nicht zu tödten.

Einen Monat später, am 16. Juni 1823, gerieth das Volk in Wuth, drang in die Häuser und begann ein Blutbad der Griechen. Diese Metzelei ist bekannt genug und in allen Geschichtsbüchern erwähnt. Die Französische Flagge, welche auf dem Konsulatsgebäude, dem Sitz des Erzbischofs und dem Kapuzinerkloster aufgezogen war, und drei Kriegsschiffe, welche auf der Rhede vor Anker lagen, retteten die Griechen noch einmal vom Untergange. Der Kommandant Kergrist hatte nur eine schwache Korvette und zwei Gabarren zu seiner Verfügung, aber mit dieser beherrschte er die Rhede und beschützte die Griechen gegen die Wuth der Türken; in einigen Stunden waren sie alle an Bord der Handelsfahrzeuge und der Kriegsschiffe gebracht. Die Rhede war ganz mit Fahrzeugen bedeckt, und ein unschuldiges und waffenloses Volk stand im Begriff, seine Heimat zu verlassen. Das Heil desselben hing von einer Unterhandlung zwischen dem Französischen und Russischen Konsul ab. Dieser sollte die Durchsuchung eines Schiffes bewilligen, welches die Türken mit Waffen für die Griechen befrachtet glaubten. Wenn diese Erlaubniß nicht ertheilt wurde, so war zu besorgen, daß das Fränkische Viertel noch einmal angezündet werde, und die Griechen konnten nicht ans Land steigen, ohne geradezu dem Tode entgegenzugehen. Dieser Zustand währte drei Tage. Auf den Schiffen waren schon die Vorräthe von Zwieback und Wasser erschöpft, und die unglücklichen Flüchtlinge starben vor Hitze, Durst und Hunger. Endlich gelang es, die Türken zu beruhigen, und die angezündeten Fackeln wurden wieder ausgelöscht. Die Europäer kehrten in ihre Häuser zurück, die Griechen schlichen in die ihrigen, und Smyrna wurde vom gänzlichen Untergange gerettet.

Revolutionen sind glücklicherweise in diesem Lande sehr selten, aber Erdbeben und Pest kehren weit häufiger ein. Gegen das Erdbeben giebt es kein Schutzmittel; denn dasselbe erscheint, wenn man es am wenigsten erwartet, und die steinernen Häuser stürzen plötzlich zusammen und verschütten die Menschen. Die meisten Häuser in Smyrna sind deswegen auch, wie in Konstantinopel, aus Holz erbaut. Im siebzehnten Jahrhunderte zerstörte ein Erdbeben fast die ganze Stadt. Der Französische Konsul wurde damals unter seinem Hause verschüttet, und sein Körper konnte nie wieder aufgefunden werden. Die Pest ist weniger furchtbar, und man kann sich wenigstens auf ihren Empfang vorbereiten und sich vor ihr bewahren, indem man jede Berührung mit verdächtigen Personen oder Gegenständen vermeidet.

Für alle diese Uebelstände werden die Bewohner von Smyrna durch das glücklichste Klima entschädigt. Der Boden trägt alle Gemüse und Früchte des südlichen Frankreichs. Die Nahrung ist vortrefflich und mannigfaltig, und mit dem Schnee, welchen sie im Winter auf den Berggipfeln sammeln, kühlen sie ihre Getränke. Orangen und Citronen wachsen hier unter freiem Himmel, Granaten- und Lorbeerbäume geben reichen Schatten, und die Myrthenbäume werden zur Einzäunung der Felder gebraucht.

Der Anblick der Stadt und ihrer Umgebung ist höchst malerisch und mußte es im Alterthum noch mehr seyn wegen der wohlgewählten Lage der Baudenkmäler. Steht man auf dem Pagus im Umkreise des Stadiums, denkt sich den Tempel des Aeskulap wiederaufgerichtet und blickt durch die weißen Marmorsäulen hindurch auf das im Glanze der Sonne strahlende oder von der Abendröthe purpurgefärbte Meer, so hat man ein landschaftliches Gemälde vor sich, wie es die Kunst nicht wiederzugeben vermag. Man sieht noch die Ruinen dieser Bauwerke, an deren Stelle kein anderes ansehnliches Gebäude aufgeführt worden ist. In Smyrna findet man dagegen nicht einmal eine schöne Moschee. Die Gedanken der Männer sind allein auf den Handel, die der Frauen auf das Vergnügen gerichtet. Die Ausfuhr besteht meist in rohen Produkten, die Einfuhr in Fabrikaten. Der Türke überläßt dem Franken die Erzeugnisse seines Bodens, welche dieser bearbeitet und nach Asien zurückbringt. Der Türke hegt eine tiefe Verachtung gegen allen Handel und jede Gewerbthätigkeit. Er glaubt, daß die Europäer in ihren Ländern aller der Reichthümer entbehren, mit denen ihn die Natur so freigebig beschenkt hat. Den Ackerbau liebt er, aber er entschließt sich nur ungern, ein Gewerbe zu treiben. Die Griechen, Armenier waren seine Vasallen und sind es noch. Der Herr trägt Waffen im Gürtel, aber die Sklaven ein Schreibzeug in den Städten und ein Werkzeug auf dem Lande. Er genießt, und sie arbeiten.

Smyrna ist das Neapel des Orients, aber ohne Theater, Museen und Vesuv. Das eine ist das Grabmal Virgil's, das andere die Wiege Homer's, aber beide fragen sehr wenig nach dieser Auszeichnung.

Pierre David.

Mannigfaltiges.

— **Musik in England.** Unter dem Titel „Musikalische Klassiker" (Musical Classics) ist in London eine Bibliothek für Musik, eine Sammlung älterer Compositionen eröffnet worden, die nicht, wie viele Speculationen ähnlicher Art, bloßer Nachdruck ohne Kritik, sondern eine schätzbare Wiedererweckung älterer und namentlich auch Englischer Tondichtungen ist. Bisher sind vier Abtheilungen erschienen, von denen die erste einen Cyklus von zwanzig musikalischen Madrigalen aus dem 16ten und 17ten Jahrhundert enthält. Es befinden sich darunter Compositionen von **Ward** (Die not fond man), **Conversi** (When all alone), **Wilbye** (Flora gave me fairest flowers), **Orlando Gibbons** (The silver swan) und **Bennett** (Flow, oh my tears), deren einige von überraschender Schönheit sind. Die beiden folgenden Abtheilungen enthalten 44 Scherz- und Trinklieder, eine Auswahl aus den Compositionen fast sämmtlicher Tondichter, die sich in England seit der Zeit der letzten Madrigalisten bis auf die neuere Epoche ausgezeichnet haben. Die vierte Abtheilung endlich geht auf diese neuere Epoche selbst über, muß aber sogleich mit einem Ausländer, mit unserem **Joseph Haydn** beginnen, da in England selbst eine Unfruchtbarkeit eintrat, die sich seitdem noch immer nicht verloren hat.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 15. Berlin, Montag den 4. Februar 1839.

England.

Shakespeare's Katharina von Aragonien.

Von Amedée Pichot.*)

Katholisch oder protestantisch, Shakespeare war der Einzige in seinem Jahrhundert, der die Unparteilichkeit besaß, welche ein Historiker oder Dichter nöthig hatte, der die fünf Akte dialogisirter Geschichte, die er König Heinrich VIII. betitelte, für die Nachwelt zu schreiben unternahm.

Vermuthlich war es ursprünglich bei diesem befohlenen Stück nur auf Entwerfung des Gemäldes im fünften Akte, auf die Taufe Elisabeth's abgesehen. Um aber zu dieser seltsamen Katastrophe einer Tragödie zu gelangen, zu Anna Boleyn's glücklicher Niederkunft, welche der König seinem Hofe und Volke kund thut, mußte die Tochter Heinrich's und Anna's, die stolze Elisabeth, die so eifersüchtig war auf die Rechte ihrer Geburt und also auch auf die Rechte ihrer Mutter, es sich vier Akte hindurch gefallen lassen, mitten unter dem Pomp eines Spektakelstücks, wie man es heutzutage nennen würde, die geheimen Beweggründe der empörenden Ehescheidung, durch die das Bett der rechtmäßigen Königin an ein gewöhnliches Ehrenfräulein gekommen war, vor ihren Augen und Ohren enthüllt zu sehen. Doch in der That, das Gehässige der Rolle Anna Boleyn's ist auf eine wunderbare Weise ganz umgangen; Anna bezeigt das innigste Mitgefühl für Katharina's Schmach; sie lobt ihre Tugenden, sie nimmt das goldene Geschick, welches eine Königliche Laune ihr bereiten will, mit einer gewissen Demuth hin; sie scheint nicht danach gestrebt zu haben; sie ist von einer geheimen Furcht erfüllt, die uns wie eine Ahnung von dem traurigen Ausgange dieses unerwarteten Glückes berührt; und dann ist sie so schön oder vielmehr so allerliebst! Ja gewiß, schön, allerliebst, aber weiter auch nichts. Wie meisterhaft versteht es Shakespeare, indem er Anna Boleyn mit keinem anderen Vorzug, als mit den Reizen ihrer Gestalt, ausstattet, diese Körperschönheit der sittlichen Schönheit Katharina's nur als Folie dienen zu lassen! Wie wahrhaft Königlich zeigt diese sich stets, sie mag klagen oder sich in ihr Schicksal ergeben, sie mag als Fürstin sprechen, die des Königs Gemahlin, nicht seine Unterthanin ist, oder als verschmähte, schutzlose Königin; wie erhaben erscheint sie, jenem jungen Mädchen gegenüber, die der Dichter auf dem Theater nur vorüberspazieren läßt, zwar in herrlichem Glanze und bei der Feierlichkeit ihrer Krönung, aber ohne daß sie etwas Königliches sagt oder thut.

Wenn man diese Charaktere betrachtet, die uns mit Bewunderung für Shakespeare's Tiefe erfüllen, so muß man sich gestehen, daß es mit dem Dichter gerade wie mit dem Maler ist: bei dem Einen wie bei dem Anderen ist das schönste Gemälde nur schön vermöge seiner Aehnlichkeit; Shakespeare ist nur deshalb der größte Dichter der neueren Zeit, wie Raphael der größte Maler, weil sie Beide ihre Vorbilder fast knechtisch kopirten.**) Man lese die Denkwürdigkeiten Cavendish's, Kammerherrn des Kardinals Wolsey; da wird man ganze Scenen finden, die Shakespeare, wie es scheint, nur in Verse zu bringen brauchte. Der treu ergebene Diener des in Ungnade gefallenen Ministers faßt das Benehmen Katharina's in wenige Worte zusammen, indem er daran erinnert, daß sie selbst sich mit Griseldis verglich, dieser Heldin des Boccaz, die der alte Chaucer in der Englischen Literatur eingebürgert hatte. Die unglückliche Königin konnte sich in ihrer Schmach wohl mit jenem Muster ehelicher Hingebung vergleichen; aber Griseldis war keine Königstochter, und Katharina kann, all ihrer Geduld ungeachtet, doch ihr Königliches Blut nicht ganz vergessen, dieses Blut der stolzen Spanischen Prinzessin, die den Himmel zum Zeugen gegen die Ungerechtigkeit anruft, indem sie sich ihr unterwirft, wogegen die rein duldende Griseldis sich fast bis zu sklavischer Demüthigung erniedrigen läßt. Katharina von Aragonien war, wie Shakespeare sie darstellt, ein Muster von Würde und Sanftmuth zugleich, eben so schlicht als edel und tief empfindend, mit einem Wort, als Weib noch anziehender denn als Königin, ohne allen romantischen Anflug, aber auch ohne die erkünstelten Tugenden unserer Roman-Heroinen.

Ueberall während der Verhandlungen dieses langen Prozesses oder vielmehr in dieser Reihe von abgekarteten Beschimpfungen und hinterlistigen Rathschlägen, gerichtlichen Verhören und kanonischen Thesen, womit man die junge Königin umstrickt, findet man den Kampf der Wahrheit und Lüge buchstäblich so wiedergegeben, wie Katharina's wirkliches Leben ihn ihrem Jahrhundert darbot, und doch überall so dramatisch in seiner Naivetät, daß ich nicht weiß, ob in den Stücken, wo Shakespeare am originellsten und erfindungsreichsten erscheint, eine rührendere Situation, eine hinreißendere Beredsamkeit und ein bewunderns- und mitleidswürdigerer Charakter vorkömmt.

Zwei Scenen besonders habe ich nie ohne Thränen lesen können: die, wo der Dichter uns mit den beiden Kardinälen in das Zimmer der Königin führt, und die, welche ihrem Tode vorangeht. In der ersteren finden wir Katharina, wie eine Fürstin des Alterthums, in der Mitte ihrer Frauen mit Nadelarbeit beschäftigt; von Traurigkeit überwältigt, bittet sie eine von ihnen, zur Laute zu greifen und ihr zwei Strophen über die Macht der Musik vorzusingen. Es ist eine klassische Ode, Griechischer Dichter würdig, und wunderbar bereitet sie uns vor auf die poetischen, aber stets natürlichen Worte, die aus dem Munde der Königin tönen, als die beiden Kardinäle ihre Niedergeschlagenheit mißbrauchen wollen, um von ihr eine feige Einwilligung in die Scheidung zu erlangen. „O hätt' ich Englands Boden nie betreten", ruft sie, „die Schmeicheleien nie gehört, die hier auf jedem Schritt der Kön'ge keimen! Ja, Engelsmienen habt ihr, doch der Himmel kennt euer Herz. Was wird nun aus mir Aermsten werden? Ein unglückseligeres Weib hat nie gelebt! (Zu ihren Frauen.) Ach, arme Kinder, welch' Geschick harrt eurer nun, schiffbrüchig in dem Reiche, wo für mich kein Mitleid, keine Hoffnung, kein Freund und kein Verwandter, um mit mir zu weinen; wo man vielleicht mir kaum ein Grab noch gäbe! Der Lilie gleich, die eben noch die Königin der Flur, senk' ich mein Haupt und sterbe!" Ist dies nicht Homerische, nicht Virgilische Poesie? Keusch und rein wie die Poesie des wahren Schmerzes.

In der Scene des letzten Lebewohls führt uns Shakespeare ein echt katholisches Traumgesicht vor: sechs Engel kommen und setzen einen Kranz auf das Haupt der eingeschlafenen Königin; dann schweben sie wieder zum Himmel empor, wohin sie ihnen mit dem Auge folgt, ihre zitternden Arme nach ihnen ausbreitend. Diese Vision ist von großer Wirkung, wenn die Königin sie ihren Frauen erzählt, die an ihr, während sie von ihrer Himmelshoffnung spricht, plötzlich eine Veränderung der Züge bemerken und sich einander zuflüstern, wie ihre Farben erbleichen, ihr Auge erlischt und alle die Vorboten eines nahen Todes sich zeigen, die für uns auf dem Antlitz einer geliebten Person so schmerzerregend sind. In diesem Augenblick bringt ein Bote des Königs der Sterbenden Worte des Beileids und des Trostes. Katharina lächelt ob dieses späten Gedenkens und verzeiht als Christin dem Gatten, der sie so schwer gekränkt; sie empfiehlt dem Könige ihre Tochter Maria und bittet ihn, ihre drei treuen Dienerinnen zu vermählen. Auch hier hat Shakespeare jenen historischen Brief, der, wie man sagt, dem grausamen Heinrich

---

*) In ähnlicher Weise, wie jetzt in Deutschland Shakespeare's Frauenbilder mit den Kommentaren eines berühmten Schriftstellers erscheinen, werden dieselben Stahlstiche auch in Frankreich mit Erklärungen ausgegeben, die allerdings dort wie hier Manches enthalten, woran der unsterbliche Dichter niemals gedacht hat. In Frankreich hat man gar das unsinnige Verfahren beobachtet, jedes Shakespearesche Stück einem anderen Autor zur Kommentirung zu übertragen. Man kann sich leicht denken, welcher Mischmasch von Kritik und leeren Phrasen dabei zusammengekommen ist. Das nachfolgende von Amedée Pichot, einem alten Kenner der Englischen Literatur, gezeichnete Charakterbild ist noch das Beste in der ganzen Sammlung.

**) Das Knechtische in Shakespeare's und Raphael's Gemälden möchte wohl nur in der Einbildung des Herrn Pichot liegen. Den echten Dichter und Maler bezeichnet im Gegentheil die freie Auswahl derjenigen Züge der Natur, die ihrem Urbild angehören, nicht der von den Mängeln und Flecken der schlechten Wirklichkeit getrübten Erscheinung. Ueberdies ist gerade dem Englischen Dichter-Heros kürzlich von einem Kritikaster in Colborne's Monthly Magazine mit breiter Selbstgefälligkeit wirklich nachgewiesen worden, daß seine historischen Stücke keinesweges das darbieten, was man insgemeinhin unter historischer Treue zu verstehen pflegt und worauf neulich von einem Deutschen dramatischen Schriftsteller so großer Werth gelegt worden, daß er die Dichter, die in ihren historischen Schauspielen von dem Buchstaben der geschichtlichen Dokumente abwichen und die Charaktere ihrer Dramen nicht streng nach ihrer gewissenhaften, durch genaue Forschung begründeten Ueberzeugung schilderten, sondern sie nach ihrer poetischen Auffassung und mit Hinsicht auf den Ausdruck einer poetischen Idee gestalteten, so ziemlich den Lügnern gleich achtet.

Thränen entlockte, mit geringen Zusätzen fast abgeschrieben. Nachdem Katharina so als gute Mutter, als gute Herrin und als wahrhaft ergebene Christin gesprochen, ruft sie zuletzt noch einmal als wahre Königin, als Spanische Fürstin, den Himmel zum Zeugen an gegen ihre Scheidung und fordert ein Begräbniß, ihres Ranges würdig: „Bin ich todt, so laßt mit Ehren mich bestatten; man streue jungfräuliche Blumen über meinen Sarg, auf daß die Welt es wisse, daß ich ein keusches Weib gewesen bis ins Grab; und balsamirt mich ein, bevor ihr mich begrabt; denn ob entthronte Kön'gin gleich, will ich als Kön'gin doch und Tochter eines Königes beerdigt seyn."

Unglückliche Fürstin! So schmählich verlassen, wirst du vom Himmel Besseres empfahen, als all' die eitlen Ceremonien; als Christin empfängst du unter den Seligen die Krone deines letzten Traumgesichts; als gekränkte Königin ist dein Andenken hienieden von Shakespeare's Muse vor dem eigenen Angesicht der Tochter deiner Nebenbuhlerin zu Ehren gebracht worden.

Bibliographie.

Tales and Legends of the Isle of Wight. — Von A. Elder. 6 Sh.
History of the London and Birmingham Railway. — 5 Sh.
Arcanum of Geometry. — Von Bennet. 16 Sh.
Janet, or Glances at human nature. — 3 Bde. 31½ Sh.
Gazella, or Rilear the wanderer. — 7 Sh.
My first concealment. — Von W. A. Currie. 2 Sh.
Sketches and skeletons of sermons. — 4 Bde.
Horace Vernon, or Life in the West. — 3 Bde. 31½ Sh.
Scenes at home and abroad. — Von H. B. Hall. 10½ Sh.

P o l e n.

Karl XII. und die Kurpen.

(Fortsetzung.)

Hier kommandirte die Schweden der Oberst Rehbinder, ein erfahrener und unerschrockener Soldat. Er hatte sich hinter der Kirchhofsmauer und in der Kirche zu kräftiger Vertheidigung gerüstet, den Eingang verrammelt und in die Fenster der Kirche die besten Finnländischen Schützen postirt. So stand hier den Kurpen ein neuer hitziger Kampf auf offenem Felde bevor, denn es galt, die schützenden Mauern zu übersteigen und dann noch besonders in die Kirche zu dringen. Doch es blieb keine Zeit zum Besinnen. Muthig stürzten sich die Kurpen den Mauern entgegen und befanden sich nach einem raschen Andrange unter denselben. Nun war es aber nicht möglich, die steile Mauer hinanzuklimmen. Kaum bemerkte die Wojewodin die vergeblichen Anstrengungen der Ihrigen, als sie in glücklichem Einfalle eine Abhülfe gefunden hatte und neue Befehle ertheilte. Alsbald eilten die Kurpen aus den nahegelegenen Scheunen mit Massen von Stroh- und Getraidebunden herbei, die, an der Mauer aufgeschichtet, eine Art Leiter bildeten. Die wohlgerichteten Schüsse der Schweden streckten manchen der Kurpen nieder, doch gelang es endlich dem Förster, vor allen Anderen sich über die Mauer in den Kirchhof hinab zu schwingen. Er stürzte der Kirchthür zu, mehrere der Seinen hinter ihm her. Bald war die Thür mit Aexten eingeschlagen, und nun drangen die Kurpen mit unaufhaltsamer Gewalt in die Kirche. Ein Theil der Schweden fiel unter ihren Händen, die Uebrigen ergaben sich.

Dem Obersten Rehbinder glückte es, durch ein Hinterpförtchen ins Freie zu gelangen. Schon hatte er sich, ohne bemerkt zu werden, bis an die Mauer geschlichen, als ihm der Förster nachsetzte, ihn mit Riesenkraft zu Boden warf, entwaffnete und darauf zur Wojewodin führte.

„Gnädige Frau", rief er, „hier bringe ich einen Schweden, der sich hat aus dem Staube machen wollen. Er scheint einer der Hauptleute zu seyn."

Dzialynska empfing den Obersten mit wohlwollender Freundlichkeit, was den Förster nicht wenig in Erstaunen setzte, da er so eben erst seine Faust an dem Gefangenen nicht geschont hatte. — „Herr Oberst", sagte die Gräfin, „ich bedaure Ihre Lage, doch das Loos des Krieges ist veränderlich, das hat heute Morgen Ihr König eben so gut erfahren, wie Sie in diesem Augenblicke." — „Wie?" fragte Rehbinder verwundert, „mein unbesiegter König? ...." — „Ist besiegt worden", fiel Dzialynska ein. „Hier", indem sie auf fünf erbeutete Schwedische Standarten zeigte, „eine Trophäe unseres Sieges." — Rehbinder erkannte die Fahnen, legte die Hand an dieselben und konnte in plötzlich aufwallender Wehmuth nur die Worte: „O mein König!" über die Lippen bringen.

Die Wojewodin unterbrach nach einer kleinen Weile das Stillschweigen. „Herr Oberst!" sprach sie, „ich werde Sie unter sicherer Obhut geleiten lassen, wohin Sie verlangen."

„Meines Königs Loos will ich theilen! Wo finde ich meinen König?"

„Dort!" erwiederte die Wojewodin, indem sie gen Himmel wies.

Von so unerwarteter Nachricht erschreckt, stand Rehbinder einige Minuten regungslos da, dann aber bedeckte er mit beiden Händen das Gesicht, um vor der edlen Frau seine Thränen zu verbergen. —

• • •

Eine düstere Nacht folgte dem blutigen Scharmützel. Karl XII. irrte in dem Dickicht umher, nur von seinem getreuen Trabanten, einem Ungar, begleitet. „Einen gräulichen Weg!" brummte der Ungar und fluchte nach der Weise seines Volkes.

Karl gelangte auf einen kleinen offenen Platz, blieb einen Augenblick stehen, nahm den Hut vom Kopfe, strich sich das Haar, zog seinen Gürtel von Büffelshaut fester an und betrachtete seine Pistolen. Dann wies er zur Rechten hin, wo ein fernes Licht schimmerte. „Da is noch Lücht bei der Bauer.... Wolle Ew. Majestät? ...." — Karl gab ein Zeichen mit dem Kopfe, daß er selbst nicht zur Hütte wollte, doch etwas zu essen wünschte er. Der Trabant breitete schnell seinen zeugenen Mantel unter einer Fichte aus. Karl, ermüdet, warf sich sofort nieder, und der Trabant eilte der Hütte zu. — „Ein verfluchter Streich!" rief Karl nach einer Weile. „Aber er soll Euch theuer zu stehen kommen! Wer hätte geglaubt, daß die Kerle ohne Stiefeln sich so schlagen würden und so gut zu zielen verstånden?"

Der Trabant näherte sich mit immer langsameren Schritten der Hütte. Er lauschte einige Augenblicke furchtsam an der Thür und schlug dann mit dem Griffe seines Säbels an. „Um Jesu willen!" rief im Innern eine aufgeschreckte weibliche Stimme, „wer ist da draußen?" — „Bin jich's. Machet auf der Thürn!" — „Jasko! Jasko!" erscholl es wieder in der Hütte. „Da steht Einer von den Deutschen vor der Thür." — Jasko sah zum Fenster hinaus und rief dem Trabanten zu: „Wie viele sind Euer?" — „Bün nur jich alleun, bester Herr." — Jasko öffnete, und furchtsam trat der Trabant in die Stube. Hier brannte auf dem Kamin ein großes Feuer. Ein langer Tisch war mit weißen Linnen bedeckt, auf demselben standen drei leere Schüsseln, und hinten unter dem Fenster eine Bank. In einer Ecke der Stube hing das braune Bild der Mutter Gottes von Czenstochau, mit welken Blumen geschmückt, daneben einige andere Heiligenbilder, an der Wand gegenüber eine Büchse, ein Ränzel von Dachsfell und ein Hirschfänger. „Gelobt seun der Herr!" grüßte, sich neigend, der Trabant. „Wo kommt Ihr her?" fragte Jasko. — „Jich dün bei der Swed. Haben uns heut gehau'. Jich seun gefloh'n. Wollt bitten etwas zu Stärk für armen Mensch." — „Ja, ja, wir haben Euch heute wacker das Leder zergerbt", sagte Jasko lachend und klopfte dem Ungar auf die Schulter: „Und Euer König, der hat sich verkriechen müssen, wie ein Haase vor den Jägern. Aber wir werden ihn schon noch auftreiben. — No, Mütterchen, gieb mal die Flasche her, der Herr Soldat hier ist durstig."

Malgorzata stellte die Branntweinflasche hin. „Ha, das seun gut bei der Kält!" sagte der Ungar, dessen Gesicht sich beim Anblicke des Getränks vollkommen erheitert hatte. Er goß das Becherchen voll und leerte es in einem Zuge, dann trat er an den Kamin und hielt die Hände vor das Feuer.

Indessen hatte Jasko Zeit, die wunderliche und ungewöhnliche Bekleidung des Trabanten zu mustern. Seine schwarze Kurtka reichte ihm bis an die Schenkel und war mit schwarzen Schnüren besetzt, eine ähnliche hing ihm über die linke Schulter. Die prall anschließenden Beinkleider waren ebenfalls mit Schnüren reich verziert. Von den kurzen Stiefeln hingen am oberen Rande silberne Franzen herab. Nur eine große Pistole und ein langer gerader Säbel bezeichneten den Kriegsmann. — An einem Knopfe der Kurtka hing der weißlederne Tabacksbeutel, mit farbiger Seide durchnäht, aus dem Stiefel schaute die Ungarische Tabackspfeife mit kurzem Mundstück hervor.

„Jir könnt hür gut schüssn", sagte nach einer Weile der Ungar. — „Das können alle Kurpen, und Euer König wäre heute nicht mit heiler Haut davongekommen, wenn ihm nicht der Teufel beigestanden hätte." — „Unser König seun gut Katholik." — „Was Du sagst! Hat er sich doch einen Gurt vom Teufel verschafft, daß ihn keine Kugel treffen kann. Aber unser Förster hat einen silbernen Knopf bekommen, und mit dem wird er nicht nur Deinen Schweden, sondern den Teufel selbst treffen, wenn er sich in der Luft herumdreht."

Da wurden vor der Thür mehrere Stimmen laut. Der Trabant wurde unruhig. „'s ist unser Vater und der Förster", rief Jasko.

Alsbald traten Stanislaw Bonk, der Vater des Jasko, und der Förster, ein Kurpe von riesenmäßiger Gestalt, in die Stube. Beide waren gleichmäßig, nach Art der Kurpen, bekleidet; die braunen Decken hatten sie um die Schultern geschlagen, darüber aber hingen Ranzen und Büchse. Der Förster trug überdies einen breiten Hirschfänger an der Seite. Sie sahen verwundert den Fremden an. — „Was ist das für ein Deutscher?" fragte der Förster in strengem Tone. — „'s scheint eine ehrliche Haut zu seyn", antwortete Jasko. „Er kann etwas Polnisch und bittet um ein Nachtlager. Er dient bei den Schweden." — „Man sollte ihm den Hals umdrehen, wie den Anderen", rief Stanislaw; „aber in meiner Hütte ist er sicher. Hätte ich Dich draußen gefaßt, Patron, Du hättest mir nicht sollen Zeit haben, Jesus, Maria und Joseph zu rufen. — Sind Euer noch mehr da?" — „Noch Eun ist drauß im Wald." — „Warum ist er nicht mitgekommen?" — „Wenn Jir erlaub, wird komm'." — „So lauf und hol' ihn; er braucht sich nicht zu fürchten. Euer König hat selbst davonlaufen müssen, und an solchen erbärmlichen Wichten werden wir uns nicht rächen." Der Ungar holte seine Pfeife hervor, zündete sie an und begab sich hinaus, um Karl XII. in die warme Stube zu führen.

Stanislaw hing seine Büchse und seinen Ranzen an die Wand, warf die Decke ab und trat ans Feuer. „Seht, Stas", sagte der Förster, indem er den Fänger aus der Scheide zog, „da ist noch Blut von dem rothen Teufel: er hat sich tapfer gewehrt, aber wie eine Sau habe ich den Kerl hingewürgt. Er

sind nur Wenige übrig geblieben, und mich wundert, wie die Beiden mögen durchgekommen seyn. Sollten sie etwa Hauptleute seyn?" — „Ei! wie kämen sie dazu", sagte Jasko; „hat mich doch der hier vorhin einen Herrn genannt." — „Nun, das will noch nichts sagen", meinte Stanislaw; „der dumme Teufel kann nicht Polnisch, und in der Angst sagt er wohl gar einmal Ew. Gnaden zu Dir." — „Der Strauß war so leicht nicht", rief der Förster, „auch von unseren Leuten ist ein guter Theil gefallen. — Hast Du den Jungen zu Pferde gesehen, der überall voran war? Als wenn er hier vor mir stände, groß, blaß, eine lange Nase, große Augen. Alle sagten, der sey der König selbst. Die Kurpen zielten tapfer nach ihm, aber trafen ihn nicht. Da lud ich mir meinen silbernen Knopf ein, ich legte an ...." — „Und trafst ihn?" rief Jasko. — „Sein Pferd habe ich fallen gesehen, er hat sich wieder aufgerüttelt. Nachher habe ich ihn nicht wieder bemerkt. Ich hatte ihn ein klein wenig zu niedrig genommen; ein Haarbreit höher, unter die linken Rippen, und er wäre gewiß nicht wieder aufgestanden." — „No!" fiel Stanislaw ein, „auf einen Schlag fällt kein Baum. Da, trinkt einmal; der Wind geht scharf und ist mir bis auf die Knochen gedrungen." — „Zwischen den Kugeln habe ich ihn nicht gespürt", sagte der Förster und goß das volle Glas hinunter.

Indessen war Malgorzata mit der Bereitung des Abendessens beschäftigt; sie stellte einen Topf mit Grütze und einen kleineren mit den damals noch nicht so gewöhnlichen Kartoffeln an das Feuer. — Jasko hob einen großen mit Bier gefüllten Krug auf den Tisch. „Denk' nur auch an unsere Gäste, Malgosia", sagte Stanislaw; „Du kannst ihnen eine Wurst ausbraten. Du, Jasko, lauf, hole ein paar Gebund Stroh, damit sie doch ausschlafen können." Jasko eilte in die Scheune, brachte das Stroh und breitete es auf dem Boden der Stube aus. Die Bratwürste und der Speck schmorten bereits in der Pfanne, die Grütze kochte. Bonk legte ein Brod auf den Tisch. Der Förster goß zum zweiten Male sein Glas voll, und Alle harrten der angemeldeten Gäste.

* * *

Der Ungar eilte dem abgelegenen Orte zu, wo der ermattete Karl zurückgeblieben war. Fast nach jedem Schritte wandte er sich unruhigen Blickes um, voll Furcht, daß ihm Jemand nachfolgen könnte, und ließ sich nicht einmal Zeit, seine geliebte Pfeife auszurauchen. Der Mond war indeßen aufgegangen und leuchtete im vollen Glanze. — Bald war der Ungar zur Stelle.

„Majöstät", sagte er, seine hohe Mütze vom Kopfe nehmend, „das seuen ehrlich Bauer, da kann bleib übr Nacht. Der Wirth guter Mensch, bittet er zu Nachtlager." — Ohne ein Wort zu erwiedern, stand Karl auf und schritt voran; der Trabant hob eilig seinen Mantel auf und folgte, indem er die Richtung des Weges andeutete.

* * *

„Unsere Gäste lassen sich noch immer nicht sehen", rief der Förster, indem er schon zum dritten Male sich das Glas füllte. — „Es muß weit seyn, wo er seinen Kameraden gelassen hat", antwortete Bonk. — „Ich habe den Soldaten auf den Koboldshügel zugehen gesehen", fiel Jasko ein. — „Heilige Magdalena!" schrie Malgorzata, „da kommt er mit gesundem Leibe nicht davon. Jetzt ist gerade die Stunde, in der das Gespenst aus seinem Loche herauskommt."*) — „Unser Herrgott schütze Dich, meine Malgosia", sagte Stanislaw; „hier in der Hütte hast Du Dich vor nichts zu fürchten. Die drei Kreuze über unserer Thür lassen kein Gespenst über die Schwelle."

Malgorzata stellte sich beruhigt wieder an das Feuer, als ein Geräusch vor der Hütte sich hören ließ. Sie fuhr erschreckt zurück, Jasko schaute furchtsam umher, Stanislaw aber stand auf und öffnete die Thür. — Der Ungar trat ein, hinter ihm der König.

„Wir haben lange auf Euch warten müssen", sagte Stanislaw. „Nun, aufgeschoben ist nicht aufgehoben, Ihr könnt noch mit uns essen."

Karl nickte mit dem Kopfe und legte den Mantel und Hut ab. Der Förster schien beim Anblick seiner Gestalt überrascht und schaute ihn eine Weile unverwandt an. Er trug eine blaue Montur mit großen kupfernen Knöpfen, einen breiten Gürtel, lederne Beinkleider und gewaltige Stiefeln. Seine Bewaffnung bestand nur aus einem Paar Pistolen und einem langen Säbel.

„No, Malgosia, gieb her, was Gott beschert hat", sagte Stanislaw, indem er den Gästen einen Platz auf der Bank anwies. Karl ließ sich sogleich auf der Bank nieder. Schon hatten auch die Anderen ihre Plätze um den Tisch eingenommen, als der Trabant noch unschlüssig dastand; denn er fürchtete, den König zu erzürnen, wenn er sich neben ihn setzte. Er stellte sich also ehrfurchtsvoll hinter denselben. Karl warf ihm endlich einen finsteren Blick zu, ergriff ihn bei der Hand und zog ihn neben sich auf die Bank.

Jasko setzte einen großen mit Grütze angefüllten Napf auf den Tisch; Jeder langte ohne Umstände zu; auch Karl griff, ohne sich lange zu bedenken, nach dem hölzernen Löffel und ließ sich die dargebotene Mahlzeit wohlschmecken.

Der Förster, der ihm gegenüber saß, wandte kein Auge von ihm ab und merkte auf jede seiner Bewegungen. Nach dem Abendessen, das ohne weitere Unterredung zu Ende ging, winkte der Förster seinem Freunde in die Kammer. „Höre, Stas", sagte er leise, „ich wette, das ist derselbe, der draußen überall voran gewesen ist und nach dem ich mit dem silbernen Knopfe geschossen habe. Am Ende ist er gar der König." — „Was kommt Dir in den Sinn", erwiederte Bonk. „Den König habe ich auch gesehen, doch der hier ist ihm nicht im Geringsten ähnlich." — „Nun, ich habe ihn mir wohl gemerkt; ich sehe noch sein Pferd sich bäumen und ihn niederstürzen. Er hat ja auch den breiten Gurt um, den er vom Teufel haben soll. 's ist der König, ich will meinen Kopf lassen!" — „Und wenn er es wäre, er ist doch sicher. Er hat sich mir anvertraut und um ein Nachtlager gebeten. Mag er auch der Satan selber seyn." — „Das lohnte!" brummte der Förster, ohne ein Wort weiter hinzuzufügen. Stanislaw aber sprach, indem er aus der Kammer trat: „Er kann hier in meiner Hütte ruhig schlafen. Draußen thu', was Du willst!"

Karl warf sich bald, ohne sich zu entkleiden, auf das angewiesene Strohlager und war schon fest eingeschlafen, als Stanislaw, dessen Frau und der Förster sich in die Kammer zur Ruhe begaben. Der Ungar allein blieb wach; die ganze Nacht hindurch saß er auf der Bank vor dem Kamin, rauchte seine Pfeife und legte frische Spähne zu dem Feuer, so oft es zu erlöschen drohte.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Moliere's Tod und Begräbniß.*)

Die mit Tanz durchflochtenen Komödien, welche Moliere schrieb, wurden fast alle von Ludwig XIV. selbst anbefohlen und zuerst vor ihm auf dem Hoftheater aufgeführt. Doch scheint es fast, als habe der Dichter den „Kranken in der Einbildung" nicht auf Befehl des Königs, sondern aus eigenem Antriebe verfaßt. Dieses Stück wurde den 10. Februar 1673 zuerst auf dem Theater im Palais-Royal öffentlich aufgeführt. Am Eingange des Prologes wird zwar gesagt, daß dasselbe zur Erholung des Königs, von seinen glorreichen Anstrengungen, geschrieben sey, doch wollte Moliere wohl nur die Rückkehr dieses Fürsten feiern und paßte sein Stück den Umständen an, indem er jenen Prolog hinzufügte, in welchem die Heldenthaten des siegreichen Holländischen Feldzuges besungen wurden. Erst am 19. Juli 1674, nach der Rückkehr aus der eroberten Franche-Comté, gab man den „Kranken in der Einbildung" zuerst in Gegenwart des Königs, am dritten Tage eines Festes in Versailles; doch da lebte Moliere nicht mehr. Der Tod dieses großen Mannes ist eng verknüpft mit der Geschichte jenes trefflichen Lustspiels; es ist gleichsam eine traurige Episode aus diesem letzten Akte seines dramatischen und theatralischen Lebens.

Die drei ersten Vorstellungen des „Kranken in der Einbildung" hatten Moliere's Kräfte gänzlich erschöpft; sein Brustübel verschlimmerte sich auf erschreckende Weise; am Tage der vierten Aufführung war Moliere ganz vom Schmerz übermannt und seine abgemattete Brust von fast unerträglichen Qualen zerrissen; da fühlte er klar seine trostlose Lage und sprach zu Baron, seinem Pflegesohn: „So lange Schmerz und Freude sich in meinem Leben zu gleichen Theilen mischten, hielt ich mich für glücklich. Aber heute, wo ich ganz von Schmerzen niedergedrückt bin, ohne auf einen einzigen Augenblick voll Zufriedenheit und Genuß rechnen zu können, sehe ich ein, daß ich Allem entsagen muß. Ich kann die Qualen und die Mühseligkeiten, die mir auch nicht eine Minute Ruhe gönnen, nicht länger ertragen. Mein Gott, was muß doch der Mensch leiden, bevor er stirbt! Ach! ich fühle sehr wohl, daß es mit mir aus ist"....

Ueber diese traurigen Aeußerungen vergoß Baron Thränen und bat Moliere recht dringend und freundschaftlich, doch nur diesen Abend nicht in der Rolle des Argan aufzutreten, die er immer darstellte; auch seine Gattin, Armande Bejart, mit der er sich wieder ausgesöhnt hatte, vereinigte ihre Bitten mit denen Baron's und stellte ihm vor, daß er sich dadurch tödten würde. — „Was bleibt mir wohl Anderes zu thun übrig?" erwiederte er; „funfzig arme Teufel harren meiner, die weiter nichts als ihren Tagesverdienst haben. Was soll aus ihnen werden, wenn ich nicht spiele? Ich würde mir ewig einen Vorwurf daraus machen, wenn ich ihnen durch meine Schuld den Lebensunterhalt auch nur eines Tages entzogen hätte." — Er ließ den Schauspieler Lagrange, der im „Kranken in der Einbildung" den Cleantes gab, zu sich rufen; dieser kam, begleitet von allen seinen Kameraden, schnell herbei. — „Seyd Alle um Punkt vier Uhr zur Vorstellung bereit", sprach Moliere zu ihnen; „sonst kann ich nicht daran Theil nehmen, und Ihr müßtet das Eintrittsgeld zurückgeben." — Zur bestimmten Stunde war Alles zur Aufführung geordnet. Moliere stellte sich pünktlich ein und gab, trotz seines hartnäckigen Hustens und der quälendsten Schmerzen, den eingebildeten Kranken. Doch als man bis zu der von Charpentier in Musik gesetzten Ceremonie gekommen war, wo der Dekan der medizinischen Fakultät dem Kandidaten folgende Fragen vorgelegt:

> Juras gardare statuta
> Per Facultatem praescripta,
> Cum sensu et jugeamento!

antwortete Argan mit einer von Schmerz erstickten Stimme: Juro!

---

*) Allgemein verbreitet ist unter dem Polnischen Landvolke der Aberglaube von einem Gespenst (upior), das des Nachts aus dem Grabe steigt, um den Lebenden das Blut auszusaugen, deshalb auch blutroth gedacht wird.

*) Aus der neuesten Lieferung des Werkes: „Die Französischen Schauspieler von Moliere bis auf unsere Zeit", von Edouard Foucaud.

und es überfiel ihn ein heftiger Krampfanfall, der den Zuschauern nicht entging, obgleich Moliere ihn unter einem erzwungenen Lachen zu verbergen suchte. Am Schluß des Stückes, das er dennoch zu Ende spielen ließ, wickelte er sich in seinen Mantel und begab sich in Baron's Loge; sein Gesicht war vom Schmerz völlig entstellt, und seine Füße trugen ihn kaum. — „Sie scheinen mir jetzt noch angegriffener als vorhin", rief Baron aus, der heftig über die unheildrohende Abspannung Moliere's erschrak. — „Das ist auch der Fall", erwiederte dieser; „eine Todeskälte rinnt durch meine Adern." — Baron ergriff seine Hände, und da sie eiskalt waren, so hüllte er sie zur Erwärmung in seinen Muff, rief dann sogleich die Sänftenträger herbei, ließ ihn schnell nach Hause bringen und ging zu Fuß neben der Sänfte, aus Furcht, es möchte dem Kranken unterweges etwas Schlimmes zustoßen. Als sie in Moliere's Wohnung angelangt waren, bot ihm Baron etwas Bouillon an, welche Madame Moliere aus großer Sorge für ihre Person immer vorräthig hielt. — „Nicht doch!" sprach Moliere, „die Fleischbrühen meiner Frau sind für mich wahres Scheidewasser; Du weißt, was für Ingredienzien sie hineinmischt. Bringe mir lieber ein Stück Parmesankäse." Man reichte es ihm; er aß ein wenig davon auf einem Stückchen Brod und ließ sich zu Bett bringen. Kaum lag er einen Augenblick in demselben, so schickte er nach einem Kräuterkissen, das ihm Armande für die Nacht als schlafbefördernd versprochen hatte. — „Ich versuche Alles recht gern", sagte er, „was ich nicht in meinen Körper hineinbringen muß; ich fürchte mich vor allen Arzneimitteln; ein Stäubchen würde hinreichen, meinen Lebensrest zu verzehren." Als er diese Worte gesprochen, befiel ihn sein Husten von neuem, und dieser heftige Anfall erschütterte seine Lungen dergestalt, daß ihm eine Ader in der Brust zersprang und das Blut ihm aus Nase und Mund hervorströmte.

Freitags den 17. Februar 1673 lag Moliere im Sterben, in der Straße Richelieu, in einem Zimmer, das die Aussicht auf den Palast des Kardinals hatte. Die alte Wanduhr schlug zehn Uhr, weinende Freunde umringten das Bett des Sterbenden; zwei barmherzige Schwestern knieten am Fußende und beteten heiß und inbrünstig zu Gott. Mit Ehrfurcht hatte man diese beiden heiligen Frauen im Krankenzimmer begrüßt, und sie übten eifrig jede Pflicht, die ihnen ihre fromme Sendung auferlegte. Als Moliere seinen Tod nahe fühlte, hatte er nach einem Priester verlangt. Sein Diener eilte nach der St. Eustachius-Kirche und bat um den Trost der Religion für seinen Herrn; aber die beiden diensthuenden Geistlichen weigerten sich, zum Kranken zu gehen, der Diener war genöthigt, einen barmherzigeren aufzusuchen, und wie er endlich mit einem solchen anlangte, bedurfte sein Herr keiner Tröstung mehr; der Tod war dem Priester zuvorgekommen. — Als es zehn Uhr geschlagen hatte, verlöschte Moliere's Lebensfunken; er war 51 Jahr, einen Monat und zwei Tage alt geworden.

Die beiden Geistlichen, welche so wenig der christlichen Barmherzigkeit eingedenk waren, daß sie einem Sterbenden den Beistand ihrer Religion verweigern konnten, verdienen für alle Zeiten als Elende gebrandmarkt zu werden; ihre Namen waren Lenfant und Lechat. Der gute Priester, der gern zum Troste des Sterbenden seinen Schlaf unterbrach, hieß Paysant.

Moliere's Kameraden wollten ihm einen prächtigen Leichenzug anordnen, aber der Pfarrer von St. Eustachius, Herr Merlin, widersetzte sich diesem Vorhaben. Der Erzbischof von Paris, Harlay de Champvalon, der später an den Folgen seiner Ausschweifungen starb, hatte den Befehl gegeben, daß einem Manne, dessen Leben eine ununterbrochene Reihefolge von guten Werken und dessen Tod der eines guten Christen war, keine feierliche Bestattung zu Theil werden solle.

„Was", rief Madame Moliere entrüstet aus, als man ihr den Befehl des Erzbischofs hinterbrachte, „man verweigert demjenigen hier ein Grab, dem man in Griechenland Altäre erbaut hätte?" Sogleich begab sie sich nach Versailles, in Begleitung des Pfarrers von Auteuil, warf sich dem Könige zu Füßen und beklagte sich über den Schimpf, den man den Manen ihres Gatten zufügen wollte. „Wenn mein Gatte straffällig ist, Sire, so wurde er von Ew. Majestät selbst zu seinen Sünden berechtigt." Ludwig XIV., der sich von diesen kühnen Worten getroffen fühlte, entließ sie sehr kurz, indem er ihr sagte, daß diese Angelegenheit einzig vom Erzbischof von Paris abhinge. Doch ließ der König dem Harlay von Champvalon bedeuten, daß er sich nicht länger der Bestattung Moliere's widersetzen solle. Der Erzbischof mußte gezwungen nachgeben, aber er verbot dem Pfarrer von St. Eustachius, den Leichnam in die Kirche aufzunehmen; nur zwei Geistliche begleiteten ihn nach dem Kirchhofe.

„Der Pöbel", sagt Voltaire, „der in Moliere bloß den Schauspieler sah, und der nicht wußte, daß der Verstorbene auch ein trefflicher Schriftsteller, ein Philosoph und in seiner Art ein großer Mann war, versammelte sich am Begräbnißtage in großer Masse vor der Thür seines Hauses. Seine Witwe warf aus dem Fenster Geld unter die Menge, und diese Elenden, welche, ohne zu wissen, weshalb, die Begräbniß-Feierlichkeiten gestört hatten, folgten nun mit der größten Achtung seinen irdischen Ueberresten."

Am 21. Februar Abends wurde die Leiche nach dem St. Josephs-Kirchhof in der Straße Montmartre gebracht. Alle Freunde des Verstorbenen folgten mit Fackeln in der Hand und mit entblößtem Haupte stillschweigend der Bahre. Als der Zug durch die Straße Montmartre kam, fragte ein Vorübergehender eine Frau, wen man hier zu Grabe trüge. „Nun, das ist ja der Moliere", war die Antwort.

Bibliographie.

Alphonse, ou Naples et l'Egypte en 1790. Par l'auteur des Lettres sur la Calabre. — 2 Bde. 15 Fr.

Atlas de géographie numismatique, pour servir à la description des médailles antiques. — Von T. E. Mionnet. Gezeichnet von A. H. Dufour. 4. 20 Fr.

Beautés des victoires et conquêtes des Français. — Von E. de la Bedollière. 2 Bde. 9 Fr.

Cours d'économie industrielle. — Von Blanqui. Gesammelt und mit Anmerkungen herausgegeben von A. Blaise. 6 Fr.

Griechenland.

Bibliographie.

Ἱστορία τῆς παλαιᾶς Ἑλλάδος, μετὰ συνοπτικῆς ἑλληνικῆς ἀρχαιολογίας κ. τ. λ. (Geschichte des alten Griechenlands, mit einer kurzen Uebersicht der Griechischen Archäologie.) Aus dem Deutschen übersetzt von J. Z. Chawjarak. Wien, 1837.

Ἐγχειρίδιον περὶ τῆς σωματικῆς ἀνατροφῆς τῶν παιδίων. (Ueber die körperliche Erziehung der Kinder.) Von J. Olympios. Athen, 1837.

Ὑπομνήματα περὶ τῆς ἐπαναστάσεως τῆς Ἑλλάδος, ἀπὸ τὸ 1820 μέχρι τοῦ 1823 κ. τ. λ. (Denkwürdigkeiten über den Griechischen Aufstand von 1820 bis 1823.) Vom Erzbischof von Patras, Germanos, niedergeschrieben, von Kallinikos Kastorchis herausgegeben. Athen, 1837.

Ἱστορία τοῦ τακτικοῦ στρατοῦ τῆς Ἑλλάδος, ἀπὸ τῆς πρώτης συστάσεως τοῦ κατὰ τὸ 1821 μέχρι τῶν 1832. (Geschichte der regelmäßigen Truppen in Griechenland, von ihrer Errichtung im J. 1821 an bis 1832.) Von Christ. S. Byzantios. Athen, 1837.

Neugriechische Uebersetzung der Institutiones Justiniani, nach der Ausgabe von Reitz. Athen, 1836.

Desgl. des Lehrbuchs des Römischen Rechts von Mackeldey, von G. A. Rallis und M. Renieris. Athen, 1838.

Περὶ Ζαχαρίου υἱοῦ Βαραχίου. (Ueber Zacharias, den Sohn des Barachias.) Von Theokl. Pharmakidis. Athen, 1838. [Eine theologische Streitschrift gegen den Presbyter Konstant. Oikonomos.]

Von Lehrbüchern für die Griechische Jugend erschienen in den letzten Jahren: eine Griechische Chrestomathie in fünf Bänden und eine Griechische Grammatik von Gennadios, eine Lateinische Grammatik und ein Lateinisches Elementarbuch (nach Jacobs und Döring) von Ulrichs, die heilige Geschichte von M. Apostolidis, die Geographie von Kokonis, die Mythologie von K. Kontagonis, eine Mathematik, die Gymnastik von G. Pagon, mehrere Französische Sprachlehren, ein Auszug aus dem Anacharsis von Barthélemy u. s. w. Ferner wurden übersetzt: Groß, Naturrecht, von Polyzoidis, und der Code civil von Napoleon; die Ausgabe des Plutarch von Korais ward neu veranstaltet; Maurokordatos (Prof. an der Universität in Athen) gab ein ausführliches Lehrbuch der Anatomie, und Professor Wamwas Elemente der Philosophie heraus. Von Zeitschriften sind zu erwähnen: eine theologische (*Εὐαγγελικὴ Σάλπιγξ*), eine juristische (vom Advokaten Arelos in Nauplia redigirt), eine medizinische, die archäologische u. s. w.

Mannigfaltiges.

— Vorlesungen in Frankreich. Wir theilen hier das diesjährige Verzeichniß der Vorlesungen im Collège de France und in der Faculté des lettres der Sorbonne mit, weil diese die maßgebendste Uebersicht von dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft und insbesondere des höheren Unterrichts in der Französischen Hauptstadt gewähren: Collège de France: Astronomie, Binnet; Mathematik, Lacroix; Physik und mathematische Geographie, Biot; Experimental-Physik, Favart; Medizin, Magendie; Chemie, Thenard; Naturgeschichte der unorganischen Körper, Elie de Beaumont; Naturgeschichte der organischen Körper, Duvernois; Völkerrecht, de Portets; Geschichte und Ethik, Michelet; Hebräische, Caldäische und Syrische Sprache, Quatremere de Quincy; Arabische Sprache, Caussin de Perceval; Persische Sprache, Am. Jaubert; Türkische Sprache, Alex. Desgranges; Chinesische und Tatarische Sprache und Literatur, Stanislas Julien; Sanskrit-Sprache und Literatur, Eug. Burnouf; Griechische Sprache und Literatur, Boissonade; Griechische und Lateinische Philologie, Bart. Saint-Hilaire; Lateinische Beredsamkeit, Burnouf d. A.; Lateinische Dichtkunst, Tissot; Französische Literatur, Ampère; Staats-Wirthschaft, Rossi; Archäologie, Letronne; Vergleichende Geschichte der Gesetzgebungen, Lerminier (letztgedachte Vorlesung ist bekanntlich in Folge eines Studenten-Tumults suspendirt worden). — Faculté des lettres: Griechische Literatur, Boissonade und Jules David; Lateinische Beredsamkeit, Le Clerc und Charpentier; Lateinische Dichtkunst, Patin; Französische Beredsamkeit, Villemain und Gheruzez; Französische Dichtkunst, St. Marc Girardin; Philosophie, Jouffroi; Geschichte der alten Philosophie, Cousin und Vacherot; Geschichte der neueren Philosophie, Royer Collard und Damiron; Alte Geschichte, Lacretelle; Neuere Geschichte, Guizot und Lenormand; Erdbeschreibung, Guignaut; Ausländische Literatur, Fauriel; Phrenologie (nach Broussais' Tod, interimistisch), Felix Voisin.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅓ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 16. Berlin, Mittwoch den 6. Februar 1839.

Nord-Amerika.

Eva Effingham, Roman von Fenimore Cooper.

Eva Effingham ist die Fortsetzung der „Heimfahrt" (Homeward Bound*). Der Verfasser will uns ein Bild von der Amerikanischen Gesellschaft geben: zu diesem Zweck beschreibt er uns einen Winter in New-York und einen Sommeraufenthalt in Templeton, einem Landsitz, der zweihundert Meilen landeinwärts liegt; die Hauptpersonen sind eine gereiste Amerikanische Familie, die einen Englischen Baronet zum Gast hat. Alles, was uns von New-York geschildert wird, beschränkt sich auf zwei oder drei Abendgesellschaften, eine allgemeine Beschreibung seiner Diners und mehrerer seiner Merkwürdigkeiten. In Templeton will das „Publikum" den Herrn Effingham einer schönen Aussicht und eines Picknickplatzes berauben, weil man dem Volk während der Abwesenheit des Eigenthümers die Benutzung gestattet, und die Schilderung der hierauf bezüglichen Vorgänge ist das Interessanteste, was uns hier geboten wird. Bei der Gelegenheit bekommen wir auch einige Proben von der rohen Wildheit des Volks, von seiner Geneigtheit zum Skandal und von dem Respekt eines echten Yankee's vor jedem unverschämten Häufchen, das sich „Volk" oder „public" nennt. Doch will uns bedünken, daß Vieles von den Schilderungen des Herrn Cooper, wenn auch wahr, doch nicht die ganze Wahrheit ist. Ein Mann wie Aristobulus Brag, der eben so gern ein Magazin anlegt, als er nach der Präsidentschaft strebt, mag in seinen allgemeinen Eigenschaften natürlich gezeichnet seyn, aber seine Individualität ist ganz gewiß karrikirt. Auch die Templetoner Geschichten scheinen etwas übertrieben, und so engherzig und gehässig auch Vieles ist, ließe es sich doch mitsammt den Anmaßungen der ehrgeizigen Spießbürger, die in New-York Gesellschaften geben, in Europa leicht wiederfinden. Auch ist Herr Cooper in seinen Darstellungen durchaus nicht konsequent. Er zeigt uns, wo er nur kann, die provinzielle Beschränktheit der Amerikaner, die Tyrannei der Majorität nicht bloß in Meinungssachen, sondern sogar in den Details des häuslichen Lebens, die sklavische Unterwerfung unter diese Tyrannei von Seiten solcher, die ihr widerstehen sollten und könnten, und den Neid, den Haß und all' die Lieblosigkeit des großen Haufens gegen Jeden, der in irgend einer Weise anders zu denken wagt, als er: dies Alles aber hindert den Verfasser und seine Personen nicht, uns zu sagen, daß Amerika doch vor allen anderen Ländern die meisten Vorzüge hat, während wir diese Vorzüge nirgends zu sehen bekommen oder erfahren, worin sie eigentlich bestehen. Abdy's Residence and Tour in America giebt uns von der Gesellschaft dieses Landes ein viel günstigeres und ohne Zweifel auch richtigeres Bild als Cooper's Roman.

Zu Auszügen eignet sich das Buch nicht sehr; denn wir müssen die Personen und ihre Verhältnisse kennen, wenn wir die ernsten wie die scherzhaften Vorgänge recht verstehen wollen; auch einzelne Bemerkungen verlieren, wenn sie aus dem Zusammenhang gerissen werden. Eine der bemerkenswerthesten ist folgende über neue Ansiedelungen in fremden Ländern.

„Es ist eben bemerkt worden, daß es sich mit der Entwickelung der Gesellschaft in einem sogenannten neuen Lande ganz eigenthümlich verhält. Im Beginn einer Ansiedelung ist viel Liebe und gegenseitiges Interesse da, wie überall, wo verschiedene Menschen sich in eine Unternehmung von gemeinschaftlicher Gefahr einlassen. Die Entfernung, die durch Erziehung, Sitten und Lebensweise zwischen den Menschen entsteht, wird durch gleiche Bedürfnisse und Anstrengungen vermindert, und selbst der Vornehme, der seine ursprüngliche Stellung und Würde bewahren will, thut dies doch mit jener Kameradschaft und Vertraulichkeit, wie sie zwischen Offizier und Soldaten in einem mühevollen Feldzug stattfindet. Männer und selbst Frauen, die sich in anders gestalteten Verhältnissen durchaus fremd seyn würden, essen zusammen und verkehren auf jede Weise; das abenteuerliche, rauhe Waldleben läßt den, der mehr geistig begabt und gebildet ist, keine höhere Ansprüche machen als den, der nur physische Kraft und mechanisches Geschick besitzt. In diesem wilden Verkehr begegnen einander die Parteien auf einer Art von neutralem Boden; der Eine begiebt sich in einem gewissen Grade seines Uebergewichts, und der Andere macht Ansprüche auf eine äußere Gleichheit, die aber, wie er wohl weiß, nur das Resultat der besonderen Verhältnisse, die ihn umgeben, ist. Kurz, der Gesellschaftszustand ist der Geltendmachung der rein physischen Kräfte günstiger, als der des Geistes.

Dies ist vielleicht die glücklichste Zeit in dem ersten Jahrhundert einer Niederlassung. Das Leben ist so mühsam und beschwerlich, daß man kleinere Bedrängnisse übersieht, und die unbedeutenden Verdrießlichkeiten, die uns in einem geordneten Gesellschaftszustand ernstlich verstimmen, werden hier als regelmäßig wiederkehrende und vorherzusehende Tagesbegebenheiten angesehen und belacht. Ueberall findet man Wohlwollen und Dienstfertigkeit: ein Nachbar kommt bereitwillig dem anderen zu Hülfe, und das Leben hat viel von der sorglosen Fröhlichkeit und dem lachenden Umgang der Kindheit. Man hat bemerkt, daß die, welche diese Prüfungszeit mitgemacht, sie mit Sehnsucht zurückwünschen, und wie der Jäger nach dem Wald schmachtet, so verweilen sie am liebsten bei den gefährlichen und lächerlichen Vorgängen, welche die Geschichte einer neuen Ansiedelung auszeichnen.

Auf diese Zeit der Abenteuer, der Strapazen und der freundnachbarlichen Gesinnung folgt eine andere, wo die Gesellschaft sich zu ordnen anfängt und die gewöhnlichen Leidenschaften Einfluß bekommen. Jetzt beginnen die Kämpfe um Stellen, der Neid und Groll eifersüchtiger Familien und die Herrschaft des Geldes. Durch besondere Umstände haben einige Wenige ein unbestreitbares Uebergewicht erlangt, und ihre Gesellschaft ist es, die für alle Uebrigen das höchste Ziel ihres Strebens wird. Dies ist vielleicht der abstoßendste Gesellschaftszustand in einem freien, von Barbarei entfernten Lande. Die Bildung ist noch zu niedrig, um einen wesentlichen Einfluß auszuüben; auch tritt sie mit einer Prätension auf, wie sie gewöhnlich die Anfänge der Kultur begleitet. Ja, der Kampf ist nur um so heftiger, als erst kürzlich noch jener Gleichheitszustand geherrscht hat, wo von Vielen Ansprüche gemacht wurden, die in einer älteren und besser geordneten Gesellschaft weit über ihren Bereich lagen. Während dieser Zeit leiden auch die Sitten am meisten; denn die Natur und Gesinnung des ersten Zustandes fehlt ihnen, und doch sind sie den heftigsten Angriffen der Rohen und Niedriggesinnten ausgesetzt. Dies Alles ist von allgemeiner Natur und wird sich überall bestätigt finden; aber die Gesellschaft, die wir hier beschreiben wollen, hat noch einige besondere Eigenthümlichkeiten. In Amerika ist die Bildung selbst in jenen älteren Distrikten, welche die noch neuen Landstriche mit Kolonisten versehen, ungleich: ein Staat ist weiter fortgeschritten als der andere. Da nun die Bevölkerung einer neuen Ansiedelung aus den verschiedensten Theilen dieses ungeheuren Landes zusammenströmt, so bringt sie natürlich diese Ungleichheiten und lokalen Eigenthümlichkeiten mit, und nimmt man noch zu diesen heterogenen Elementen eine Mischung von Europäern aus den verschiedensten Nationen und Ständen, dann werden die Folgen dieser Conglomeration und die vorübergehenden sozialen Kämpfe, die daraus entspringen, nicht länger auffallen."

Folgende Unterhaltung zwischen zwei Cousinen, Eva Effingham, die nach New-York zurückkehrt, nachdem sie fast ihr ganzes Leben in Europa zugebracht, und Grace van Courtlandt, die nie Amerika verlassen hat, ist eine Probe von den Schilderungen des fashionabeln Lebens in Amerika:

„Ich glaube, Eva, Du wirst die Greens besuchen. Sie sind Hajjis und waren letzten Winter viel in Gesellschaft." — „Hajjis! Du meinst doch nicht, Grace, daß sie in Mekka waren?" „Das nicht: nur in Paris, meine Liebe. Das sind die Hajjis in New-York." — „Und hat der Pilger das Recht, den grünen Turban zu tragen?" fragte Eva lachend. — „Er kann Alles tragen, Miß Effingham: grün, blau, oder gelb: wenn er es trägt, wird es elegant." — „Wenn sie in der Gesellschaft sind und ihre Artigkeit dazu einladet, will ich sie besuchen." — „In der Gesellschaft sind sie schon vermöge ihres Rechts als Hajjis: aber da sie drei Monate in Paris lebten, solltest Du doch etwas von ihnen wissen." — „Vielleicht sind sie nicht gleichzeitig mit uns dort gewesen", erwiederte Eva ruhig; „übrigens ist Paris eine sehr große Stadt. Hunderte von Menschen kom-

*) S. Nr. 73 des Magazins vom J. 1838.

men und gehen, von denen man nie etwas hört. Ich erinnere mich der Familie, von der Du sprichst, nicht.“ — „Ich wünsche, daß sie Dich verschonen; denn meinem ungereisten Urtheil nach sind sie nicht sehr angenehm, trotz Allem, was sie gesehen oder gesehen zu haben behaupten.“ — „Es ist freilich sehr möglich, daß man die ganze Christenheit besucht hat und doch höchst unangenehm bleibt; dazu kommt, daß einer viel sehen kann, und doch nur sehr wenig Gutes.“

Es folgte eine Pause von zwei bis drei Minuten, während deren Eva einen Zettel las und ihre Cousine mit den Blättern eines Buchs spielte. — „Ich möchte gern“, rief die Letztere plötzlich, „Deine wahre Meinung von uns kennen, Eva. Warum nicht bei einer so nahen Verwandten aufrichtig seyn? Sage mir ehrlich, bist Du mit Deinem Vaterlande ausgesöhnt?“ — „Du bist die eilfte Person, die mir diese Frage vorlegt, welche ich sehr sonderbar finde, da ich nie mit meinem Vaterlande unzufrieden war.“ — „So genau meine ich's auch nicht. Ich wünschte zu wissen, wie unsere Gesellschaft einem erscheint, der im Ausland erzogen worden.“ — „Da verlangst Du Meinungen, die keinen großen Werth haben können, da ich erst vierzehn Tage hier bin. Aber es giebt ja viele Bücher über dieses Land, und manche darunter sind sehr hübsch geschrieben; warum schlägst Du die nicht nach?“ — „Ach, Du meinst die Reisenden! Die sind nicht viel werth; wir alle verachten sie, einer wie der andere.“ — „Daran ist freilich kein Zweifel möglich, da ihr es, einer wie der andere, beständig in den highways und by-ways erklärt. Es giebt kein gewisseres Zeichen von Verachtung, als wenn man unaufhörlich von der Stärke derselben spricht.“

Grace war höchst lebhaft, wie ihre Cousine. Obwohl gereizt von Eva's ruhigem Angriff, war sie doch so vernünftig, zu lachen. — „Es mag seyn, daß wir unseren Unwillen etwas zu stark aussprechen für den guten Geschmack, wiewohl nicht zu stark, um zu überzeugen; aber Du mußt gestehen, Eva, diese Reisenden sind in Allem, was sie geschrieben haben, unausstehlich.“ — „Ich kann Dir versichern, nicht zur Hälfte. Mein Vater und Cousin Jack haben in meiner Gegenwart zu oft davon gesprochen, als daß ich nicht die politischen Schnitzer kennen sollte, die sie gemacht haben.“ — „Politische Schnitzer! Davon weiß ich nichts; gerade in dem, was sie von unseren politischen Verhältnissen sagen, glaubte ich, ihnen Recht geben zu müssen. Aber was sie von unserer Gesellschaft sagen, wird gewiß weder Dein Vater noch Herr John Effingham bekräftigen.“ — „Was das betrifft, so kann ich für Keinen von Beiden antworten.“ — „Dann sprich nur für Dich: giebst Du ihnen darin Recht?“ — „Bedenke doch, Grace, daß ich in New-York noch keine Gesellschaft gesehen habe.“ — „Keine Gesellschaft, meine Liebe! Du warst ja bei Hendersons', bei Morgans' und Drewetts', und das waren die drei größten réunions, die wir in zwei Wintern hatten.“ — „Ich wußte nicht, daß Du unter Gesellschaft dieses unangenehme Gedränge verstehst.“ — „Unangenehmes Gedränge! Nun, liebes Kind, das ist Gesellschaft, ist es nicht?“ — „Da habe ich einen anderen Begriff von Gesellschaft bekommen, das möchte ich lieber company nennen.“ — „Nennt man das nicht in Paris auch Gesellschaft?“ — „Keinesweges; es mag ein Auswuchs der Gesellschaft, eine von ihren Formen seyn, aber nicht Gesellschaft selbst. Mit demselben Recht könnte man Spielpartieen eine Gesellschaft nennen, als diese Bälle in kleinen und vollgedrängten Zimmern. Dies sind nur zwei von den verschiedenen Weisen, in welchen Müßiggänger sich zu amüsiren suchen.“ — „Aber wir haben nicht viel mehr als diese Bälle, die Morgenbesuche und hier und da einen Abend, wo nicht getanzt wird.“ — „Thut mir leid: dann könnt ihr nicht sagen, daß ihr eine Gesellschaft habt.“ — „Und ist es in Paris, Florenz oder Rom anders?“ — „Allerdings. In Paris sind jeden Abend eine Menge Häuser offen, wo man ohne viel Umstände hingehen kann. Unser Geschlecht erscheint hier nach dem gekleidet, was ein Herr, dem ich bei Mrs. Hendersson zuhörte, „ihre weiteren Absichten für die Nacht“ nennen würde: einige tragen sich auf die einfachste Weise, andere sind für Konzerte, für die Oper, für den Hof sogar gekleidet: einige kommen eben von einem Diner, andere sind im Begriff, noch spät auf einen Ball zu gehen. Dies Alles bringt eine Mannigfaltigkeit mit sich, die zur Anmuth und Behaglichkeit der Gesellschaft beiträgt, und mit guten Sitten, einer Art Kenntniß der Tagesbegebenheiten und einer glatten und sorgfältigen Ausdrucksweise ist es den Damen nicht schwer, sich angenehm zu machen. Ihre Denkweise ist mitunter etwas heroisch: doch dies muß man übersehen, auch fängt dieser Geschmack an, abzunehmen, je mehr die Leute bessere Bücher als früher lesen.“ — „Und diese Herzlosigkeit, Eva, ist Dir lieber, als die Natur Deines Geburtslandes?“ — „Ich sehe nicht ein, wie eine so ruhige Zurückhaltung und guter Ton im geringsten herzloser sind, als Sticheln, Skandaliren und Kindereien. Natur mag allerdings hier mehr seyn, aber wer aus der Kinderstube heraus ist, kann dies nicht so angenehm finden.“ Grace sah betrübt aus, aber sie liebte ihre Cousine zu aufrichtig, um ihr zu zürnen. Dazu kam noch ein leiser Verdacht, daß Eva wohl Recht haben möge; und während ihr kleiner Fuß sich bewegte, wußte sie ihre gute Natur zu bewahren, was für Leute, die da einsehen, daß ihre eigenen „Superlative“ kaum an die „Positive“ anderer Leute reichen, nicht so leicht ist.“

Hinzufügen müssen wir noch, daß dieses Werk mit größerer Sorgfalt geschrieben ist, als Herr Cooper auf seine Novellen gewöhnlich verwendet; und daß es in dieser Hinsicht als eine seiner gefeiltesten Productionen anzusehen ist.

P o l e n.

Karl XII. und die Kurpen.

(Fortsetzung.)

In dem großen Gemache saß der Unterkanzler von Lithauen, Szczuka, in Gedanken vertieft. Vor ihm, an dem hohen Kamine, in dem ein lustiges Feuer brannte, stand der alte Ordenga, ein armer Edelmann, Beide Gegner August's II.

„Verloren ist verloren, Herr Bruder!“ sagte Szczuka; „Fortuna non omnibus una! Sie ist ein Weib und nicht anders, als die anderen alle. Mein seliger Vater pflegte zu sagen:

Wer den Frauenworten traut,
Hat auf Sand sein Glück gebaut.

Es müssen aber viele Schweden dabei umgekommen seyn?“

„An achttausend Mann“, antwortete Ordenga. — „Alle Wetter!“ rief Szczuka, „bei Narwa hat König Karl mit 7000 Schweden 80,000 Russen verjagt, und hier! ....“ — „Ja, das Sprüchwort sagt: Ueber die Weichsel ist er gekommen, der Dunajez *) hat ihn mitgenommen! Hier hat der König mit Polnischen Bauern, mit Bauern ohne Stiefeln, wie er sagen soll, zu thun. Und wie können die Kerle schießen! Letzt war ich selbst dabei, es ging um eine Wette; der Verwalter der Frau Wojewodin hatte auf ein Brett die Buchstaben A. S. R., d. h. Augustus Secundus Rex geschrieben, da war der Förster der Dzialynskischen Wälder, der legte sein erbärmliches Ding von Büchse an, und in einer halben Stunde waren die drei Buchstaben durchsichtig geworden.“

„Hat sich der König lange gewehrt?“ — „Den ganzen Tag haben sie sich geschlagen, und noch war der Sieg sehr zweifelhaft, bis Telemski, einer von den Hofleuten der Wojewodin, die Schweden im Rücken überfiel und ihre fünf Kanonen zum Schweigen brachte.“ — „Vom Könige selbst hat man gar keine Nachricht?“ fragte Szczuka weiter. — „Der Himmel mag wissen, wo er sich jetzt befindet. Mein Knecht, der heute aus Lomza zurückgekehrt ist, hat gehört, daß die Kurpen ihn schon gefangen hatten, aber der Allmächtige hat ihn gnädig wieder befreit. Fünf Kugeln sollen ihm an den Leib gefahren und wieder abgeprallt seyn, denn er trägt einen breiten Gurt von Büffelshaut. Den Gurt, meint der Pöbel, habe er sich vom Teufel verschrieben.“

„König August wird gewiß bei dem Unfalle profitiren wollen und denkt vielleicht gar schon, gewonnenes Spiel zu haben. Das soll ihm noch sauer werden!“ rief Szczuka, indem er mit Gewalt auf den Tisch schlug, der vor ihm stand und auf dem ein Türkischer Teppich ausgebreitet war. — „Wenn nur unser Durchlauchtigster König Karl den Bärenklauen glücklich entgangen ist, der wird bald Alles wieder ins Geleis bringen.“ — „Vielleicht“, antwortete Ordenga; „aber er wird die Narben von ihren Tatzen noch lange fühlen!“ — „Habt keine Bange! Er wird ihnen die Krallen verschneiden and einen Maulkorb anlegen“, schrie Szczuka auf. „Seht, Herr Bruder, wie grimmig ist der Bär draußen im Walde, und doch führen ihn die Zigeuner an einem Stricke umher, und er muß schön nach ihrer Pfeife tanzen.“

„Wohlgesprochen“, sagte Ordenga. „Aber die Zigeuner fürchten den Bären noch, wenn sie ihn an der Kette und ihm einen Ring durch die Nase gezogen haben, und hüten sich, seine Wuth zu reizen.“ — „Ist der Telembski nicht vom kleinen Adel?“ fragte Szczuka, um der Rede eine andere Wendung zu geben.

Ordenga schaute bei dieser Frage zornig auf, denn Telembski war ein weitläufiger Verwandter von ihm; seine Wangen färbten sich dunkelroth, er strich sich seinen grauen Schnurrbart und trat mit stolzer Miene vor Szczuka hin. „Sie vergessen, Herr Unterkanzler!“ rief er, „daß der Edelmann im Bauernhause dem Wojewoden gleich steht! — Früher, da waren bessere Zeiten, da hat unser Adel nicht wie jetzt auf die fremden Titel Jagd gemacht, da gab es bei uns noch keine Grafen, Markgrafen, Fürsten und wie der fremde Schnickschnack all' heißen mag. Edelmann ist Edelmann und immer noch mehr als Baron!“

Szczuka, von diesen Worten überrascht, gab dem an der Thür stehenden Haiducken einen Wink, und nach wenigen Minuten standen einige Flaschen Ungarwein nebst einem Pokale auf dem Tische. — „Zu Euch, Herr Bruder!“ sagte Szczuka, indem er den gefüllten Pokal in die Höhe hob. „Concordia res parvae crescunt, discordia maximae dilabuntur!“

Ordenga widerstand der freundlichen Einladung nicht, sein Gesicht heiterte sich wieder auf, und er hatte den Pokal eben bis auf den letzten Tropfen geleert, als lautes Hundegebell auf dem Hofe seine Aufmerksamkeit auf sich zog. „Sollten wir Gäste bekommen?“ fragte Szczuka den Haiducken. Dieser eilte hinaus und öffnete gleich darauf die Thür.

Voll Verwunderung blickte der Unterkanzler auf. Ein unerwarteter Gast von hoher Statur trat ein, in einen Mantel gehüllt, der mit dichten Schneeflocken bedeckt war. Ihm folgte ein anderer, mit einer Ungarischen Kurtka angethan. Der Erste behielt seinen dreieckigen Hut auf dem Kopfe, der Zweite hatte schon auf dem Flur den Schnee von seiner hohen Mütze abgeschüttelt. Jener warf den Mantel von sich, und Szczuka rief aus: „Ihr seyd es selbst, mein allergnädigster König!“

Karl XII. trat sogleich, nur mit einem leichten Kopfnicken

*) Ein kleiner Fluß in Galizien.

grüßend, an den Kamin und hielt die erstarrten Hände vor das Feuer. Vergeblich suchte sich Ordenga durch seine tiefen Verbeugungen bemerklich zu machen. Der Unterkanzler befahl, schnell ein Abendessen zu bereiten. Der Trabant stand wie angenagelt an der Thür. — „Herr Unterkanzler!" sprach endlich Karl, „ich bedarf zweier Boten, aber sicherer Leute!" — „Im Augenblick sollen sie zur Stelle seyn, Majestät!" — „Feder und Dinte!" — Karl setzte sich, schrieb einige kurze Befehle, übergab sie den eintretenden Boten und bestimmte ihnen selbst die Stunde der Rückkehr. Dann trat er wieder zu dem Feuer.

„Es ist Euch gewiß schon Alles bekannt, Herr Unterkanzler", sprach er nach einer Weile. — „Ja, Ew. Majestät!" erwiederte Szczuka, sich verneigend, „aber ich fürchte ...." — „Ich, Niemanden!"

„Ich wollte nur sagen, daß ich fürchte, August werde aus der augenblicklichen Verlegenheit Nutzen ziehen wollen." — „August? — Den habe ich abgesetzt, und dabei bleibt's."

Bei diesen Worten wollte Karl nach seiner Gewohnheit sich mit der Hand die Haare streichen und berührte den Hut. „O! verzeiht, Herr Unterkanzler, daß der König von Schweden so unhöflich zu einem so freundlichen Wirthe eingetreten ist!" — Er übergab den Hut seinem Ungarn. „Schüttele draußen den Schnee ab!"

Der Trabant entfernte sich. „Diesem ehrlichen Ungarn verdanke ich viel", fing Karl wieder an. „Ein Kerl, treu wie ein Hund, tapfer wie ein Löwe und dumm wie ein Ochs!"

Der Ungar trat wieder ein. „Nun, Kamerad?" sagte Karl, „bist wohl auch halb erfroren, komm her zu mir, wärme Dich. Haben wir doch auch bei den Bauern ohne Stiefeln mit einander gegessen und geschlafen."

„Wie denn, gnädigster Herr, Du hast es gewagt, bei den Kurpen, die Deine Soldaten niedergemacht haben, Dein Nachtlager aufzuschlagen?" fragte Ordenga mit Erstaunen. — „Ich werde es ihnen auch wiedervergelten!" rief Karl aufbrausend und stampfte mit dem Fuße auf.

„Ja, so wahr ich König bin, noch die Enkel sollen erzählen, wie Karl XII. seine Schmach gerächt hat."

Er strich sich das Haar, warf die großen Handschuhe auf den Tisch und begann, mit raschen Schritten auf und abzugehen.

„Wer ist denn Eure Frau Wojewodin, von der die Leute reden?" fragte er wieder. — „Die Witwe des seligen Wojewoden Dzialynski, eine Frau in jungen Jahren", entgegnete Szczuka. — „Das muß ich sagen!" rief Karl mit höhnischem Lächeln, „ebenbürtige Feinde treffe ich hier, Weiber und Bauern ohne Stiefeln!"

„Wenigstens ist uns der Trost geblieben, daß Gott nach seiner Güte Ew. Majestät selbst aus diesem Ungemach gesund herausgeführt", wandte Szczuka ein. — „Und glücklich salvirt hat", setzte Ordenga zu.

„Ich danke Dir, mein Unterkanzler!" erwiederte Karl, „ich weiß, daß Du mir treu ergeben bist, und deshalb habe ich auch Dein Haus zu meinem einstweiligen Aufenthalte erwählt. — Ich bin ermüdet, möchte wohl etwas ruhen." — „Es ist Alles bereit, gnädigster Herr, wenn Ew. Majestät erlauben, so führe ich Euch."

Sogleich folgte Karl dem Unterkanzler in das Schlafgemach.

* * *

Mit Tagesanbruch war Karl XII. wieder munter. Er hatte eine unruhige Nacht gehabt; im Traume hatte er geglaubt, auf dem Schlachtfelde zu seyn und seine muthigsten Streiter neben sich zusammensinken zu sehen. Mehrere Male hatte er laut aufgeschrieen, um den Seinen das Kommandowort zuzurufen, so daß Szczuka, der im Nebenzimmer schlief, auffuhr und einen Unfall befürchtete. Schon um Mitternacht füllte sich der Hof mit der herbeiströmenden Schwedischen Kavallerie und Infanterie, welche der General Steinflicht befehligte. Der Unterkanzler wagte nicht, Karl XII. zu wecken und ihm zu melden, daß sein Heer sich zu sammeln beginne, doch bald trat Karl selbst aus seinem Gemache.

„Wie steht's, Herr Unterkanzler?" sprach er. „Sind meine Corps da?" — „Ja, gnädigster Herr, sie erwarten die weiteren Befehle Ew. Majestät." — „Wer kommandirt sie?" — „General Steinflicht." — „Gottlob!" rief Karl, mit großen Schritten durch das Zimmer gehend. „Er soll hereinkommen."

Steinflicht erschien und war hocherfreut, als er seinen König wohlbehalten vor sich sah. Karl trat ihm mit Heiterkeit entgegen und klopfte ihm auf die Schulter. „Doch glücklich den Klauen der Kerle ohne Stiefeln entronnen!" rief er. „Bringst mir Soldaten?" — „Zwei Regimenter Infanterie, ein Regiment Kavallerie und vier Geschütze, Ew. Majestät; in zwei bis drei Stunden ziehen die anderen Corps heran." — „Wie groß sind die?" — „Ich habe die nöthigen Ordres ertheilt, daß sie ihren Marsch beschleunigen; es sind zehn Regimenter Infanterie, sechs Regimenter Kavallerie und zehn Geschütze." — „Gut, General!" sagte Karl, „nun sollen die Kerle ihren Lohn haben. — Es müssen starke Patrouillen in die Runde geschickt werden; das Regiment Infanterie soll Lomza besetzen und zwei Geschütze mitnehmen. — Ein Theil kann dann langsam den Weg weiter nach Ostrolenka einschlagen. — Die Uebrigen bleiben bei mir."

Der General entfernte sich, um die erhaltenen Befehle zu vollziehen.

„Ist Nachricht über August da?" wandte sich Karl fragend an Szczuka. — „Ja, Ew. Majestät! Er hält sich nicht fern von hier bei der Frau Wojewodin auf." — „Desto besser!" sagte Karl, „wir werden uns näher kennen lernen." — „Der Starost Szmigielski ist mit einem bedeutenden Anhange vom Polnischen Adel angekommen, um August's Partei zu unterstützen. Von allen Seiten strömen August's Parteigänger herbei, denn das Gerücht von dem Unfalle hat mächtig auf die Gemüther gewirkt." — „Ist mir gleichgültig!" schrie Karl, sich vor Zorn in die Lippen beißend. — „August hat neue Befehle an seine Sachsen erlassen, und diese haben die vortheilhaftesten Stellungen in unseren Gegenden inne; ich glaube ...."

Ohne das Ende der Rede abzuwarten, stürmte Karl hinaus, wo ihn sein Heer mit wiederholtem Freudenruf begrüßte.

* * *

„Malgosia! Malgosia! So antworte doch! Wo steckst Du denn?" rief wiederholentlich Stanislaw Bonk, indem er in seinem Hausflur seine Flinte lud. — „Was giebt's denn?" fragte endlich Malgorzata, außer Athem aus der Scheune herbeirennend. — „Stecke mir frisches Werg in meinen Ranzen."

Eben trat der Förster zu ihnen. „Ihr sollt sehen", sagte er, „es wird was Neues setzen! Auf unserem Hofe ist ein Rennen und Laufen, und immer mehr vom Adel kommen da zusammen, jeder bis über die Ohren gepanzert. Sie sagen auch, daß unser König, den der Schwede absetzen will, bei unserer gnädigen Frau sich aufhält und sich bei uns Kurpen dafür bedanken will, daß wir die Schweden zusammengehauen haben. — Aber noch etwas Anderes. Wißt Ihr, Gevatter, der hier bei Euch über Nacht gewesen ist, war wirklich der König. Und wir haben ihn wieder 'rausgelassen; oj, oj, wenn uns das nur nicht leid thun wird. Ich habe gleich gesagt: Faßt den Patron beim Kragen und bringt ihn zur gnädigen Frau!"

„Nein, lieber Gevatter, das ging nicht an. Thut's Noth, so trete ich noch selbst vor unseren König und sage: Durchlauchtigster König! 's ist wahr, der König von Schweden hat in meiner Hütte geschlafen; aber das war meine Hütte, und da durft' ich ihn nicht verrathen. Wenigstens habe ich mein gutes Gewissen behalten."

Der Förster antwortete darauf nicht, sondern besah sich seine Büchse.

„Die Leute im Dorfe sagen", fiel Malgosia ein, „daß die Schweden wieder da sind und sich an uns armen Leuten rächen wollen." — „Gottes Wille geschehe!" erwiederte Stanislaw. „Ist doch unsereiner schon in manchem Pulverdampf gewesen. Ich meine, es wird ihnen schwer werden, uns wieder anzugreifen." — „Wenn die Leute davon sprechen, so ist gewiß etwas daran", sagte der Förster. „Meinst Du, daß die rothen Teufel uns all das vergossene Blut schenken werden? Nein, Blut um Blut, heißt es. Ich ahne es, noch manche Kugel wir mir um die Ohren pfeifen, und Gott weiß, auf welche Art ich einmal mein Ende finden werde. Was da Malgosia gesagt hat, ist, so wahr Gott lebt, wahr; Einige der Unseren sind auf Kundschaft ausgewesen und haben die Schweden deutlich heranziehen sehen."

Indem lief Jasko herbei. „In Dombrowo läuten sie Sturm", rief er. „Die Kurpen sollen sich gleich sammeln. Die rothen Teufel haben uns überfallen, und drüben im Hofe hört man das Schießen ganz deutlich." — Dem Förster sprühte Feuer aus den Augen. „No, wohlauf, Stas! In Gottes Namen. Zu den Waffen, Kinder!"

Malgorzata begann zu weinen. — „Hier helfen keine Thränen", sagte Stanislaw, „Gott wird uns schon beistehen! — Leb' wohl, meine Malgosia, Jasko wird bei Dir bleiben." Er umarmte seine Frau, auch der Förster drückte ihr einen derben Kuß auf die Lippen, und Beide traten aus der Hütte. Malgorzata sah ihnen lange nach, dann aber zündete sie ein Wachslicht vor dem Marienbilde aus Czenstochau an, kniete vor demselben nieder und war noch in Andacht versunken, als Jasko in die Hütte zurückkehrte. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Die Theater während der Schreckenszeit.

Während das Blut in Strömen unter dem Beile der Guillotine floß und alle waffenfähige Männer des Französischen Volkes das Vaterland gegen die Angriffe des Auslandes vertheidigten, zogen die zahlreichen Pariser Theater, deren es nicht weniger als zwanzig gab, eben so wie heutigen Tages die immer schaulustige Menge an. Mit vollem Rechte sagt man von jenem schrecklichen Zeitabschnitte, daß damals auf der Straße das Trauerspiel und im Theater das Hirtengedicht an der Ordnung war. Nachmittags um vier Uhr führte man auf dem Revolutions-, dem Carouffel-, dem Grève-, dem Antoine-Platze und an der Barrière Renversée (der umgestürzten), der ehemaligen Barrière des Thrones, eine blutige Tragödie auf; um sechs Uhr aber veränderte sich die Scene, die Idylle und die Schäferspiele kamen dann an die Reihe. Ueberfliegt man in den Journalen jener Zeit die Theater-Anzeigen, so kann man sich einiges Erstaunens doch nicht erwehren, wenn man in der ärgsten Schreckenszeit fast nur idyllische Stücke angekündigt sieht. Die beliebtesten darunter waren: der Wahrsager des Dorfes, Rose und Colas, Annette und Lubin, ländliche Verschmitztheit, die Kindesliebe oder das hölzerne Bein, die Neuvermählte des Dorfes, Paul und Virginie und einige ähnliche. Alle unsere düsteren Melodramen, wie Antony, der Thurm von Nesle, Lucrezia Borgia, würden damals wenig gefallen haben. Ja, wären der berühmte Robert Macaire und sein

würdiger Genosse, der Galeerensklave Bertrand, in jener Zeit auf der Bühne erschienen und hätten, wie jetzt, der öffentlichen Gerechtigkeit gespottet, es würde Gefahr für die Schauspieler damit verbunden gewesen seyn; irgend ein eifriger Sanskülott hätte sie der Erniedrigung der Volksherrschaft anklagen können, und die Köpfe der Verfasser wie der Schauspieler würden dieses contre-revolutionnaire Wagniß gebüßt haben.

Es ist wohl kaum nöthig, hinzuzufügen, daß man auch patriotische Stücke, vorzüglich an großen Festtagen, bei revolutionnairen Feierlichkeiten und an den Jahrestagen merkwürdiger Ereignisse, aufführte. Doch trug die Obrigkeit am meisten dafür Sorge, auf der Bühne die Reinheit der Sitten, die stillen Tugenden verherrlicht zu sehen. Man wird sich davon durch folgende Bekanntmachung überzeugen, welche überall in Paris angeschlagen und in den Journalen jener Zeit von Amts wegen veröffentlicht wurde; sie scheint von den Weisen des Alterthums verfaßt zu seyn, die das goldene Zeitalter gern verlängert hätten. — „Französische Republik. Paris, 6. Pluviose des Jahres II. Der Sicherheits-Ausschuß des Konventes hat den Direktoren der verschiedenen Pariser Theater angezeigt und sie in einer freundschaftlichen, brüderlichen Besprechung aufgefordert, aus ihren Bühnen doch Sitten- und Anstands-Schulen zu machen; er hat ihnen daher erlaubt, abwechselnd mit den patriotischen Stücken, die man täglich aufführt, auch solche zu geben, worin die stilleren Tugenden in ihrem vollen Glanze hervortreten. Der Wohlfahrts-Ausschuß von Paris hat diese vom Geiste der Ordnung und Weisheit vorgeschriebenen Maßregeln dadurch unterstützt, daß er all den verschiedenen Schauspielern der Theater dieser Stadt eine Verordnung zusandte, welche Ermahnungen und geeignete Rathschläge enthält, um die Reinheit der Sitten zu bewahren und jene Kunstleistungen wieder zu beleben, die zur Veredlung der menschlichen Gesellschaft beitragen.“

Der Konvent ließ auch bei wichtigen Gelegenheiten dem Volke freie Theater-Vorstellungen geben. Am ersten Jahrestage des 21. Januars, dem 2. Pluviose des Jahres II. (1794), wurden die Theater aufgefordert, freie Vorstellungen zu geben, und die Direktoren hüteten sich wohl, es zu unterlassen. Aber die Gerechtigkeit verlangte, daß sie dafür entschädigt würden, und zu diesem Zwecke machte der Repräsentant Lombard-Lachaux zwei Tage nachher einen Vorschlag, der auch angenommen wurde. Das desfalls erlassene Dekret scheint uns merkwürdig genug, um hier ganz getreu wiedergegeben zu werden: — „Der National-Konvent dekretirt, daß man eine Summe von hunderttausend Livres zur Verfügung des Herrn Ministers des Innern stelle, die nach einem dem vorliegenden Dekrete beigefügten Etat unter die zwanzig Pariser Theater vertheilt werden soll, welche zufolge eines deshalb am 21. August erlassenen Dekretes jedes vier freie Vorstellungen zu Gunsten und mit Hülfe des Volkes gegeben haben.“

Das Stück, welches zu jener Zeit den meisten Enthusiasmus erregte, war „die Einnahme von Toulon“, eine komische Oper. Dieser Sieg war damals noch etwas ganz Neues, und es würde schwer fallen, das Entzücken zu schildern, in welches bei dieser Gelegenheit die Ausschüsse, der Konvent, die Klubs und die Volks-Gesellschaften ausbrachen. In einer Nummer des „Blattes für die Volkswohlfahrt“ vom 21. Februar 1794 befindet sich ein Bericht über diese Oper. Er giebt uns eine Idee davon, wie damals das dramatische Feuilleton beschaffen war, welches ganz am Ende des Journals nur ein kleines Plätzchen fand und sich wohl hütete, mehr in Anspruch zu nehmen von einem Raume, der dazu bestimmt war, die Sitzungen des Konventes, die Todesurtheile des Revolutions-Tribunals und die Bülletins der republikanischen Armee zu veröffentlichen. Hier folgt jenes literarische Dokument, das aus einer so interessanten Epoche der Französischen Geschichte herstammt.

„Theater der komischen National-Oper. — Die Wiedereroberung Toulons war für ganz Frankreich eine Begebenheit von der äußersten Wichtigkeit; diese so glänzende Waffenthat war von Umständen begleitet, welche den Antheil daran so mächtig steigern, daß alle republikanische Herzen von dieser glücklichen Nachricht begeistert wurden. Alle nur irgend poetische Köpfe fühlten sich gedrungen, sie zu besingen; alle Theater versprachen am folgenden Tage auf ihren Zetteln eine Vorstellung derselben und wetteiferten um die erste Aufführung. In einem solchen Augenblicke war gar nicht davon die Rede, den dramatischen Werth kalt zu berechnen; man fühlte nur zu sehr, wie jeder Franzose es bedaure, bei diesem Volks-Drama nicht selbst mitgewirkt zu haben, und wie man sich darüber nur trösten könne, indem man einer Vorstellung beiwohne, die uns die Wirklichkeit noch einmal vor Augen führen sollte. Der kriegerische Erfolg sicherte den theatralischen; die Sache brauchte bloß dramatisirt zu werden.“

„Einige Schriftsteller verstanden jedoch die Kunst, mit dem Interesse des Sujets auch poetisches Verdienst zu vereinigen, und der Verfasser des in der komischen National-Oper aufgeführten Werkes, über das wir hier Bericht erstatten, gehört gewiß zu dieser Zahl. Der Bürger Duval, ehemaliger Schauspieler des Theaters im Faubourg St. Germain, der durch den Erfolg seines niedlichen Lustspiels, „die wahre Tapferkeit“, das er in Gemeinschaft mit dem Bürger Picard auf dem Theater der Republik gab, sich einen Namen machte, hat durch dieses letzte Werk Proben eines der Aufmunterung würdigen Talentes abgelegt. Die von ihm aufgestellten Kontraste zwischen einer echt patriotischen Familie und den feindlichen Generalen, unter denen sich ein stolzer, fanatischer Spanier und ein sehr unmoralischer Engländer befinden, welchen Letzteren eine lächerliche Nachahmung der Französischen Leichtigkeit sehr komisch macht, verleihen diesem Stücke viel Reiz und Heiterkeit. Wir sind nicht im Stande, eine Analyse davon zu geben; die einzelnen Scenen lassen sich nicht aus dem ihnen einmal angepaßten Rahmen herausreißen.“

„Die Musik zur „Einnahme von Toulon“ ist der erste Versuch des Bürgers Lemierre, der erst durch einige kleine Compositionen bekannt ist. Mit vielem Beifall wurde eine sehr hübsche, von Elleviou in Englischem Kauderwälsch recht ergötzlich vorgetragene Arie aufgenommen. Einige andere Stücke verrathen eine gute Absicht, die aber aus Mangel an Gewohnheit, für das Theater zu arbeiten, nicht immer erreicht wurde. Wir fühlen uns veranlaßt, diesen jungen Tonsetzer darauf aufmerksam zu machen, daß die von den Blase-Instrumenten ausgeführten figurirten Begleitungen den Gesang zu sehr verdecken und das Verständniß des Textes verhindern. Andere Stücke seiner Composition würden von größerer Wirkung seyn, wenn sie nicht so überladen wären. Man kündigt uns noch ein anderes Werk von ihm an, für welches wir im Voraus eine günstige Meinung fassen können.“

Damals hatte man nicht die Muße, mehrere Zeitungs-Spalten mit Mannigfaltigkeiten und literarischen oder dramatischen Kritiken und Abhandlungen zu füllen. Es war nur Raum für die schrecklichen politischen Entwickelungen. Da ist denn am Ende doch unsere jetzige Zeit vorzuziehen, mit oder trotz ihren täglichen ellenlangen Feuilletons. (Gazette des Théâtres.)

Bibliographie.

Alphonse et Juliette. — Roman von Madame Melanie Waldor. 2 Bde. 15 Fr.

Annuaire militaire, historique, topographique, statistique et anecdotique. — Vom Cap. Sicard. Jahrg. 1839. 6 Fr.

Compte général de l'administration de la justice civile et commerciale, pendant 1835 et 1836, présenté au Roi par le Garde-des-sceaux. — 4. (Eine ähnliche Berichterstattung ist über die Kriminal-Justiz vom Jahre 1836 erschienen.)

Mannigfaltiges.

— Deutscher und Französischer Kunst-Geschmack. Herr Fortoul giebt in der Revue de Paris eine Beschreibung von München, wobei natürlich das dortige Kunstleben, die Werke, die unter der Leitung der Meister Cornelius und Klenze zu Tage gefördert werden, eine Hauptrolle spielen. Er rühmt dabei vorzugsweise den Mangel an Einseitigkeit, die sich in den Französischen Kunst-Moden stets bemerklich mache und welche die Künstler oft zu Extremen führe, vor denen man in Deutschland leichter bewahrt sey. So weist er unter Anderem darauf hin, daß jede der vier Façaden des neuen Königsbaues in München einer anderen Kunst-Epoche, der Griechischen, der Byzantinischen, der Gothischen und der Italiänischen, angehöre, worin er einen kühnen Gedanken Klenze's erblickt. „Bei uns“, fügt er hinzu, „ist in keinem Genre etwas Aehnliches aufzufinden. Von den Schulen, die in Frankreich gefeiert werden, würde es keine wagen, sich eine solche Kühnheit zu gestatten. Der Romantizismus selbst, so sehr er auch auf Freiheit pocht, hat doch auch seine besonderen Feldzeichen und seine eigenen unwiderruflichen Proscriptions-Listen. Und wenn gleich gegenwärtig die Wuth jener ersten Kriegs-Erklärungen sich auffallend vermindert hat, so haben doch die Künstler, die des Kampfes Zuschauer gewesen, von dem Eindrucke desselben sich noch nicht losmachen können und sich darum den größten Theil aller gegebenen und möglichen Formen untersagt. Nach unseren Kunst-Ausstellungen oder nach der Mode unserer Zimmer-Verzierungen zu schließen, sollte man meinen, daß die Menschheit nur von der Regierungs-Zeit Franz des Ersten bis zu dem Ableben Ludwig's XIII. der Aufmerksamkeit und des Andenkens heutzutage noch würdig sey. Solche Monotonie ist nicht bloß die langweiligste Augenweide für jeden historisch gebildeten ehrlichen Mann, sondern auch die greulichste Barbarei, die ich kenne. Im vorigen Jahrhundert rief man: „Wie werden wir nur erst die Griechen und die Römer los!“ — und man hatte unbezweifelt recht. Seitdem hat es sich geändert, und man kann mit nicht minderer Wahrheit rufen: „Wie werden wir nur erst die Renaissance und das Rococo los!“ Das Grundübel bei uns zu Lande ist, daß wir niemals zweierlei Ideen mit einander verbinden können; wir werfen uns voll Eifers und ganz und gar auf Einen Gedanken; wir verkünden, daß allein in diesem die absolute Wahrheit und der vollkommene Geschmack zu finden sey; wir wollen dann nichts als seine Verkörperung sehen und weisen alles Andere von uns. Aber bald rächen sich Wahrheit und Geschmack: wir halten es vor Langeweile in den Schranken, die wir uns selbst gesteckt, nicht mehr aus, wir reißen sie dann ohne Erbarmen nieder, ja, ohne daß wir uns der Unterhaltung erinnern, die sie uns gewährten, und indem wir unsere volle Freiheit wieder zu gewinnen meinen, schmieden wir uns neue Ketten, die wir morgen abermals zerbrechen. Wenn ich die Sprache des vorigen Jahrhunderts schriebe, so würde ich sagen, daß wir darum, weil wir zu treu sind, unbeständig werden.“

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 17. Berlin, Freitag den 8. Februar 1839.

Aegypten.

Einige Bemerkungen zu dem Aufsatze des Herrn C. Lenormant, betitelt: Der Sarg des Mycerin's, im Journal des Débats.

Aus diesem Aufsatze habe ich folgende Stellen ausgehoben, die ich durch einige Zusätze noch näher zu beleuchten versuchen werde. Sie lauten nämlich folgendermaßen:

„Eine Gesellschaft Englischer Forscher ist während des Sommers 1837 in die dritte der Pyramiden von Memphis gedrungen; sie ist die kleinste an Umfang, aber von der reichsten Bauart, indem das Aeußere vormals mit rosenfarbenem Granit von Syene verkleidet war. Die Arabischen Schriftsteller sprechen als Augenzeugen von dieser Bedeckung oder Oberfläche, wovon man noch Reste am Fuße der Pyramide sieht. Wir wissen aus dem Zeugniß der Alten, daß die Pyramiden von Memphis äußerlich mit Hieroglyphen verziert waren; und hinsichtlich der dritten insbesondere sagt uns Diodor, daß man auf der Nordseite das Gesicht des Königs sah, der sich dies wunderbare Grabmal hatte bauen lassen. Die große Pyramide ist schon seit Jahrhunderten den Reisenden zugänglich; alle diejenigen, welche Aegypten besucht haben, haben das Central-Gemach des Monuments beschrieben, in welchem noch ein Sarkophag steht; man ist seitdem, und noch sehr neuerlich, in viele Zimmer und Räume gekommen, deren Existenz man noch nicht ahnte. Aber nirgends, weder in den schon früher entdeckten Gemächern, noch in denen, deren Kenntniß wir Herrn Caviglia und anderen Forschern verdanken, hat man eine Spur von hieroglyphischen Inschriften gefunden. Dasselbe muß man von der zweiten Pyramide sagen; Belzoni, der sich einen Weg dahin geöffnet, hat sich überzeugt, daß die Araber schon vor ihm einen ähnlichen Versuch gemacht haben. Die neuen Nachforschungen haben gelehrt, daß die Araber auch in die dritte Pyramide gedrungen waren. Damals ohne Zweifel wurde der Deckel des Sarkophags zerbrochen, das Grab verletzt und die an Stoff und Werth kostbaren Gegenstände zerstreut und zerstört. Und in der That, als die Englischen Forscher in das Gemach kamen, das den Mittelpunkt des Monuments bildet, so fanden sie auf einem Haufen von Trümmern den verstümmelten Untertheil eines Sarges von Sykomorenholz, mit einigen Resten von Linnen und Gebeinen. Das war Alles, was von der Königlichen Mumie noch übrig war, welche die Araber aus dem Sarkophage gerissen hatten, worin sie ruhte. Die Englischen Reisenden stiegen hierauf in das eigentliche Begräbniß-Gemach hinab, das von den vorhergehenden durch einen abwärtslaufenden Korridor getrennt ist, und nach vieler Mühe und Anstrengung zogen sie den Sarkophag selbst heraus, der jetzt nach England unterweges ist. Was die Reste des Sarges anbetrifft, so figuriren sie jetzt unter den Schätzen des Britischen Museums, und es ist darüber eine besondere Schrift erschienen, aus welcher wir folgende Details entlehnen.

„Was bei der Entdeckung wichtig ist, besteht nicht darin, daß man in der Pyramide Spuren einer Mumie gefunden hat. Man zweifelte nicht, daß die Pyramiden zum Begräbniß erlauchter Personen bestimmt waren, und die mitunter sonderbaren Meinungen, die, von der ältesten Zeit bis auf unsere Tage, sich über die entweder mysteriöse oder nützliche Bestimmung dieser Denkmäler fortgepflanzt, hatten wenig Glauben gefunden. Aber der in der dritten Pyramide gefundene Sarg bietet eine hieroglyphische Inschrift dar, und diese Inschrift enthält den Namen eines Königs. Dies ist die Thatsache, welche bestimmt scheint, historische Folgerungen zu erzeugen, die der Aufmerksamkeit im höchsten Grade werth sind.

„Lange Zeit zweifelte man, daß irgend eine hieroglyphische Inschrift in den Pyramiden existire. Der General Minutoli war der Erste, welcher diejenigen bemerkte und bezeichnete, die sich in der großen Pyramide von Sakkara (im Süden von Memphis) finden. Man kann in dem mit dem Berichte dieses Reisenden verbundenen Atlas (Platte XXVIII.) die Verzierung der Thür sehen, die den Eingang zu einem der Säle dieser Pyramide bildete. Die Thatsache ist der Aufmerksamkeit um so mehr werth, als man, nach allen Probabilitäten, die Pyramiden von Sakkara für älter als die von Dschiseh halten muß; aber unter den Hieroglyphen von Sakkara findet man keinen Königlichen Namen, was uns dann hindert, das Alter dieses Denkmals genau zu schätzen.

„Die hieroglyphischen Namen der Erbauer der beiden größten Pyramiden sind schon bekannt; man hat sie nicht in diesen Monumenten entdeckt, die, wie ich schon gesagt, nicht die mindeste Spur heiliger Charaktere darbieten.

„Der Name Suphis, des Erbauers der großen Pyramide, findet sich mehrmals in einem benachbarten Grabe, das einem gewissen Eimei, dem Baumeister der Wohnung des Königs Suphis, gewidmet war. Champollion hatte die Legenden gelesen, die von Rosellini, in seinen Monumenti storici, und von Salvolini, in einer Anmerkung zu den Lettres sur l'orient von Michault und Poujoulat, bekannt gemacht worden sind."

Herr C. Lenormant führt nun ferner an, wie man nach der Leseart des Herrn Champollion den Namen von Menkari ermittelt habe, der nach der Chronologie des Manetho's im 37sten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung gelebt hat; also zählte diesem zufolge jenes Denkmal ein Alter von 5600 Jahren.

Was nun das Material betrifft, womit jene dritte Pyramide oder die des Mycerin's bekleidet war, so ist es, zufolge der Bruchstücke desselben, die man auf diesem Denkmale selbst, so wie am Fuße der Pyramide, noch antrifft, mehr als wahrscheinlich, daß sie mit röthlichem Granit bedeckt war; wenngleich Strabo im 17ten Buche seiner Geographie behauptet, daß solche: „vom Grunde an bis fast zur Mitte mit jenem schwarzen Gestein, das weit her von den Aethiopischen Gränzen kommt, von dem auch die Mörser gemacht werden und das wegen seiner Härte und der Schwierigkeit der Bearbeitung sehr kostspielig ist", bekleidet gewesen sey. Jene fraglichen Bruchstücke bestehen allerdings aus röthlichem Granit, der aber von dunkler Farbe ist und abwechselnd schwarze Flecken hat, welcher Umstand wohl jenen Klassiker veranlassen mochte, jenen Granit für schwarz zu halten, so wie den Plinius (36, 7), ihn durch den Ausdruck von Ferrei coloris zu bezeichnen. Die Städte Kahira und Alexandrien haben bereits den größten Theil dieses schon behauenen Materials zu Bauten verwendet, und während meiner Anwesenheit in Aegypten wurden noch viele vorhandene Blöcke desselben zu Mühlensteinen benutzt.

Ob die Oberfläche der Pyramide von Cheops ebenfalls mit Granit bedeckt war, ist bisher nicht ermittelt worden, dagegen ist aber etwa der vierte Theil der oberen Höhe der Pyramide von Chephren mit einem gräulichen polirten Kalkstein bekleidet, der, aus der Entfernung und von unten angesehen, röthlich und gefleckt erscheint. Diese Flecken rühren von den Vögeln her, die sich auf der Spitze der Pyramide niederzulassen pflegen und den Stein verunreinigen; und jene Farbe rührt von einer Art von Lichen her, der auf der Oberfläche dieses Steines wuchert. Dieser Umstand, so wie auch der, daß man am Fuße jener Pyramide einzelne zerstreute Granitblöcke aufgefunden hat, mochten wohl den Herrn Jomard zum Glauben veranlassen, als sey sie ursprünglich ebenfalls mit Granit bekleidet gewesen.

Aus den neuesten Forschungen hat es sich ergeben, daß die inneren Kammern und Grabesgrotten jener drei Pyramiden, wie wir solches bereits aus dem Herodot ersehen und ich solches ebenfalls in der von mir eröffneten siebenstufigen Pyramide von Sakkara bewährt fand, in dem Felsenkern selbst ausgehauen worden sind. In dieser letzten sind nicht allein alle von mir aufgeräumte Gänge, sondern selbst der innere große 72 Fuß hohe Saal im Felsenkern mühsam ausgehauen worden. Daß übrigens das Material zum Bau des inneren Kerns der großen Pyramiden von Dschiseh wohl meistens an Ort und Stelle entnommen worden ist, glaube ich aus folgenden Umständen folgern zu dürfen, daß man erstlich solche bald mehr, bald weniger mit sichtbaren Spuren von breiten und tiefen Graben umgeben findet, aus welchen man wahrscheinlich jenes schöpfte; und zweitens, daß man beim Vergleiche ihrer gegenseitigen Bestandtheile eine vollkommene Uebereinstimmung findet, indem sowohl das zum Bau verwendete, als das in jenen Graben zu Tage brechende Gestein, aus einer kalkartigen sehr dichten grauweißen Masse besteht, die stark mit Belemniten vermengt ist.

Vielleicht ward aber auch ein Theil des Materials zur Erbauung oder Bekleidung jener Pyramiden aus den Steinbrüchen von Torrah, dem ehemaligen Troja, welcher Ort unfern des

alten Kahira's, am rechten Nilufer liegt, genommen, indem man daselbst noch die Spuren von bedeutenden Excavationen gewahrt, die es wahrscheinlich machen, daß es vermuthlich dieselben Steinbrüche sind, die Herodot bezeichnen wollte, als er bemerkte, daß die Erbauer der Pyramiden das Material zu ihrer Erbauung aus der Arabischen Bergkette geschöpft hätten. Strabo spricht sich hierüber noch bestimmter aus, indem er im 17ten Buche seiner Geographie uns Folgendes hierüber mittheilt: „Es ist auch anderswo gesagt, daß bei den Steinbrüchen, aus welchen die Pyramiden erbaut worden, im Angesicht der Pyramiden jenseits in Arabien, ein ziemlich felsiger Berg liegt, welcher der Troische heißt; in ihm ist eine Höhle, und in ihrer und des Flusses Nähe ist ein Dorf, Namens Troja, eine alte Anlage gefangener Troer, welche dem Menelaus folgten und daselbst blieben." Ueberdies stimmt der Gehalt des in diesen Steinbrüchen vorhandenen Materials ganz mit den vorhandenen Bruchstücken ihrer Bekleidung überein; das heißt, der Stein zeichnet sich durch graue Farbe und eine ziemlich angenehme Politur aus; so daß man also mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen kann, daß er allenfalls zu der äußeren Bekleidung der zweiten, wo nicht selbst der ersten Pyramide benutzt worden ist.

Daß die Pyramiden, diese Palatia mortis, wie der selige Bischof Münter sie so treffend nannte, zur Aufnahme von hohen Personen nach ihrem Tode bestimmt waren, ersehen wir bereits aus dem Herodot und aus dem Strabo. Dieser letzte Klassiker stellt unter Anderem in seinem 17ten Buche Folgendes hierüber auf: „Vierzig Stadien von der Stadt (nämlich Memphis) ist eine bergige Höhe, auf welcher viele Pyramiden, Grüfte der Könige sind"; denn wenn Diodor l. 64. uns erzählt: „Daß sich die Könige Pyramiden zu Grabmälern erbaut hätten"; so fügt er auch hinzu: „daß dennoch keiner darin begraben werden sollte, weil sich die Könige durch die höchst beschwerliche Arbeit, wegen vieler Grausamkeiten und Bedrückungen, verhaßt gemacht hatten, und das Volk drohte ihre Leichen aus dem Grabe zu reißen und zu zerfleischen; weswegen beide Erbauer der beiden größten Pyramiden ihren Angehörigen befohlen hätten, sie nach ihrem Tode in der Stille an einem unbekannten Orte beizusetzen."

Das hier Aufgestellte, so wie der Umstand, daß man bis zur Eröffnung der großen siebenstufigen Pyramide von Sakkara keine Mumie in deren Todtenkammern vorgefunden hatte, mochte wohl mit jene Zweifel über ihre eigentliche Bestimmung angeregt und noch kürzlich den Herrn Dr. Sacchi*) veranlaßt haben, Folgendes hierüber aufzustellen: „é certo che quelli, i quali hanno preteso, che i corpi dei primi Faraoni sieno stati posti nelle Piramidi, si sono senza dubbio ingannati, avegnaché non vantano questi monumenti una antichità così lontana, benchè siano antichissimi; ed in altro vero, che non è stata mai racchiusa alcuna mumia in veruna camera della Piramide di Menfi, ma bensì a molti piedi di profondità sotto i fondamenti di quell' edifizio." Um so interessanter war daher in dieser Beziehung die Auffindung einer Mumie, in jener durch mich eröffneten Pyramide von Sakkara, die höchstwahrscheinlich einer hohen Person angehört haben mochte, indem deren Epiderme durchaus stark vergoldet war, eine Verzierungsart, die mir bisher, so wie anderen Forschern, noch nicht vorgekommen ist. Ob meine Arbeiter diese Mumie in einem unverletzten Zustande antrafen, vermochte ich eben so wenig, als den Ort ihrer Auffindung zu ermitteln. Höchstwahrscheinlich hatten sie solche aufgeschnitten, um sich der etwa unter den Binden verborgenen kostbaren Gegenstände zu bemächtigen, und nachher die Mumie selbst unter sich getheilt, welches ich aus dem Umstande zu folgern geneigt bin, daß es einem meiner bei der Arbeit aufgestellten Aufseher nur mit Mühe gelungen war, ihnen den Schädel sammt den Armen und Beinen wieder abzunehmen; welche sämmtliche Ueberbleibsel aber späterhin, nebst vier Fünftheilen meiner ganzen Sammlung, ein Raub der Wellen geworden sind. So ward mir auch die Kunde, daß meine Arbeiter gleich bei der ersten Eröffnung der Pyramide viele interessante und kostbare Gegenstände aufgefunden und an bekannte Europäer veräußert hätten, welcher Umstand mir um so schmerzlicher fiel, als die Kenntniß dieser Gegenstände vielleicht einiges Licht sowohl über die hier beigesetzte hohe Person als über den übrigen Zweck jenes Denkmales selbst verbreiten konnten. Da jene Angabe mir durch ehrenwerthe Personen gemacht worden war, so trug ich um so mehr Bedenken hierüber, nähere Nachforschungen anzustellen, als mich solche leicht zu unangenehmen Entdeckungen geführt haben dürften und ich überdies Aegypten bald verlassen wollte. Ich begnügte mich daher damit, durch bedeutenden Geldaufwand einerseits meine Kenntnisse erweitert und andererseits falsche Freunde auf meine Kosten bereichert zu haben.

Aus den in der dritten Pyramide vorgefundenen Trümmern geht hervor, daß die Perser oder Araber schon früher in solche eingedrungen waren; allein hierüber darf man sich um so weniger wundern, wenn man erwägt, daß diese Eroberer ebenfalls die erste und zweite jener großen Pyramiden, so wie die von mir bei Sakkara eröffnete, wahrscheinlich im Wahne, Schätze darin zu finden, heimgesucht hatten; denn ich fand in dieser letzten, nächst noch mehreren wohl erhaltenen kostbaren Gefäßen, noch eine Menge zerschlagener Vasen und Schalen von den schönsten Steinarten vor.

Eine ähnliche Sucht, sich zu bereichern, bewog ja zur Zeit auch den Chalifen Abdallah-Mamoun, mit großer Mühe und großem Kostenaufwande die Pyramide des Cheops zu eröffnen; allein er fand in solcher Nichts; was ihm den Spott seiner Zeitgenossen zuzog. Dasselbe soll nach der Handschrift des Bakoui (die sich in der Königl. Sammlung zu Paris befindet) unter Salahedin und dessen Nachfolger Otman der Fall gewesen seyn. Dagegen behaupten wiederum andere Schriftsteller, daß man zur Zeit wirklich bedeutende Schätze in ähnlichen Denkmälern aufgefunden habe, und darf man der Aussage des Herrn Dr. Forlini aus Bologna Glauben beimessen, daß er den kürzlich nach Rom translocirten kostbaren Todtenschmuck eines Aegyptischen Oberpriesters in einer zerstörten Pyramide bei Meroe aufgefunden habe, so wären jene obenangeführten Nachforschungen nach Geld und Geldeswerth allerdings zu entschuldigen.

Daß zur Zeit auch Perser und Araber auch in andere Denkmäler eingedrungen seyn mochten, geht unter Anderem auch aus der durch Belzoni zu Obiban-el-Moluk eröffneten Königl. Katakombe hervor; denn er fand bei seinem Eindringen in solchen die Fragmente des kostbaren alabasternen Sarkophagendeckels am Eingange der Grotte verschleppt, und die Mumie fehlte. Desgleichen ward eine stählerne mit Gold ausgelegte Spitze eines Speeres, die ich nach Berlin brachte, und welche sich gegenwärtig im Museum befindet, in einer Katakombe zu Theben mehreren Aegyptischen Alterthümern beigesellt, aufgefunden, woselbst sie wahrscheinlich von einem Araber zurückgelassen worden war.

Was nun die Hieroglyphen anbetrifft, womit angeblich, nach der Aussage einiger Klassiker, das Aeußere der Pyramiden verziert worden war, so sagt uns Diodor l. 64., daß man unter Anderem auf der des Cheops aufgeschrieben fand, was der Unterhalt der Arbeiter während des Baues derselben gekostet habe; und daß auf der dritten der Name ihres Erbauers, nämlich des Mycerins, aufgeschrieben gewesen sey. Abdallatif erzählt uns dagegen, daß die Pyramiden mit unbekannten Charakteren bedeckt gewesen wären, die damals kein Mensch in Aegypten zu deuten verstand, und fügt in einer morgenländischen Hyperbel hinzu, daß, wenn man nur diejenigen hätte abschreiben wollen, welche die Oberfläche der beiden ersten bedeckten, man noch mehr als zehntausend Seiten damit hätte anfüllen können.

Da das hier Aufgestellte bisher nicht hinreichte, uns mit den Erbauern der Pyramide und dem Zeitalter ihrer Anlegung bekannt zu machen, und Diodor selbst an jener Stelle sich folgendermaßen hierüber ausläßt: „Ueber die Pyramiden findet man übrigens bei den Eingebornen sowohl, als bei den Geschichtsschreibern, durchaus keine übereinstimmende Nachricht"; so ist es um so erfreulicher, zu vernehmen, daß der in der dritten Pyramide aufgefundene Sarg eine hieroglyphische Inschrift oder vielmehr zwei kurze Zeilen in großen Charakteren darbietet, in welchen man, nach der Leseart des Herrn Champollion oder vielmehr nach den in seiner Aegyptischen Grammatik entwickelten Grundsätzen, den Namen von Menkaré entziffert hat, welcher dem des Mescheres, den Manetho unmittelbar nach Suphis II. folgen läßt, am nächsten kommt. Dieser Monarch wurde von Herodot und Diodor Mycerinus genannt. Da nun Manetho den König Mancheres in die vierte Dynastie versetzt, so folgert Herr Lenormant hieraus, daß der Erbauer der dritten Pyramide in das siebenunddreißigste Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung zu versetzen sey. Nach den jüdischen Büchern sind nun zwischen Adam und der Sündfluth 1656 Jahre; nach den Samaritanern 1307, und nach der Septuaginta 2242 Jahre verflossen, mithin reichte das Alter jener dritten Pyramide beinahe bis zu der von uns angenommenen Schöpfungsgeschichte hinauf. Die Leichtigkeit, womit jener Gelehrte die Jahrhunderte und selbst Jahrtausende zusammenhäuft, darf aber um so weniger befremden, als er bereits in einem Briefe aus Aegypten vom 6. Oktober 1828 der Pyramide von Sakkara ein Alter von wenigstens 7000 Jahren beilegte. Er ist jedoch einigermaßen dadurch zu entschuldigen, daß früher andere Gelehrte den Thierkreisen von Esneh und Teuthyra, auf den Manethoschen Kanon sich stützend, ein gar übermäßiges Alter beimaßen und selbst neuere Reisende und Forscher mehreren Aegyptischen Denkmälern noch ein sehr hohes Alter zuschreiben.

So hält zum Beispiel der Engländer Wilkinson die Pyramiden für die ältesten Denkmäler Aegyptens und wahrscheinlich auch der Welt; und da er vermuthet, daß der Name Cheops, den Herodot dem Erbauer der ersten Pyramiden beilegte, von Schofs oder Chof, den die Griechen in den von Suphis umwandelten, abgeleitet worden sey, und der König Suphis und sein Bruder Sensuphis etwa im Jahre 2120 vor unserer Zeitrechnung lebten, so würde ihre Erbauung folglich in den ersten Jahrhunderten nach der Sündfluth fallen. Da wir aber vor den Osirtasen, der ums Jahr 1740 vor unserer Zeitrechnung lebte und folglich ein Zeitgenosse Joseph's war, keinen zuverlässigen Leitfaden über die Denkmäler Aegyptens aufzuweisen haben und sich in den Nachrichten, die uns Herodot, Manetho und Diodor über die Regierungsfolge der verschiedenen Dynastieen und Könige hinterlassen haben, viele Widersprüche befinden, so hält es um so schwerer, sie mit unserer Zeitrechnung im Einklange zu bringen, als wir nicht einmal mit Bestimmtheit anzugeben wissen, ob wir die Epoche der Einführung des beweglichen Jahres der Aegypter auf das Jahr 1322

*) Siehe dessen Aufsätze im Vol. 55. Fascicolo di Gennajo der Annali Universale di Statistica vom Jahre 1838, betitelt: L'Egitto ai Geroglifici. p. 47.

oder 2782 festsetzen sollen. Ausgemacht bleibt es jedoch, da zur Zeit, wo Osirtasen lebte, die Aegypter bereits in Wissenschaften und Künsten so weit fortgerückt waren, daß man diese Epoche füglich dem Zeitalter des August's an die Seite setzen kann; wie dies unter Anderem aus einem Fragmente der granitenen Bildsäule jenes Königs im Berliner Museum hervorgeht, welches bereits eine große Kunstfertigkeit verräth. Denon, Champollion nebst noch anderen Reisenden vermochten daher kaum ihr Entzücken über den Eindruck, den so manche Aegyptische Denkmäler aus der ältesten Kunstperiode wegen des hohen Grades von Vollkommenheit auf sie ausübten, nicht laut genug an den Tag zu legen. Dieser hohe Grad von Ausbildung in der Kunst, den mehrere alte Aegyptische Denkmäler beurkunden, veranlaßte wohl ebenfalls den so scharfsinnigen und kenntnißreichen Forscher Prokesch von Osten zu der Aeußerung, „daß vier bis fünftausend Jahre zur Vorbereitung und Vollendung ähnlicher Denkmäler wohl nicht zu viel seyen, indem ein einziger Stein zu Theben die ganze biblische Geschichte über den Haufen würfe.“ Allerdings fällt der Ursprung Thebens in das graueste Alterthum, denn jene Metropole versank, als man Memphis erbaute, und dieser Königsitz war bereits eine glänzende Residenz, als Abraham daselbst erschien. So viel ist ausgemacht, daß die Aegypter bereits mehrere Jahrhunderte, bevor die Griechen sich mit der Kunst beschäftigten, sie schon in allen ihren Zweigen trieben und es kein Material und keine Technik gab, worin sie nicht bereits Meister gewesen wären.

Wenn es in jenem Aufsatze ferner heißt, der Name Suphis, des Erbauers der größten Pyramide, findet sich mehrere Male in einem benachbarten Grabe, das einem gewissen Eimei, dem Baumeister der Wohnung des Königs Suphis, gewidmet war; welche Legenden Champollion gelesen und späterhin Rosellini in seine Monumenti storici und Salvolini in einer Anmerkung zu den: Lettres sur l'orient von Michault und Poujoulat, bekannt gemacht hat, so stimmt dies um so mehr mit der Vermuthung Wilkinson's überein, daß diese Gräber entweder gleichzeitig oder nach Vollendung der großen Pyramide erbaut worden wären, indem ihre Stellung und Richtung genau der der großen Pyramide entsprächen. Diese Gräber, die in den Felsen bei Kassres-Sejad, dem alten Chenoboskion, sich befinden, sind älter als die der Grotten von Beni-Haßan und die in solchen entdeckten Königsnamen aus den Zeiten des Suphis und seiner unmittelbaren Nachfolger, folglich noch vor der Ankunft Abraham's in Aegypten, erbaut.

Darf ich hier einer Vermuthung Raum geben, so könnte es möglich seyn, daß man den Suphis und seinen Sohn, denen man, wie ich dies bereits weiter oben bemerkte, die Beisetzung in den beiden von ihnen erbauten Pyramiden verweigerte, in diesen Felsengrotten beisetzte, wodurch sich alsdann die Erscheinung ihrer Namen in diesen Grotten begreifen ließe.

Wenn ferner Herr Lenormant behauptet, daß man unter den von mir in der Pyramide von Sakkara entdeckten Hieroglyphen keinen Königsnamen fände, so muß ich ihm hierin allerdings beipflichten, indem man unter solchen weder Titel noch Namensschilde entdeckt oder Kartouschen oder Ring wenigstens unausgefüllt geblieben sind. Dagegen lauten die vorhandenen symbolischen Zeichen, die der Direktor des hiesigen Aegyptischen Museums, Herr Passalacqua, nach seiner neuen Methode zu deuten die Güte hatte, folgendermaßen: „Der König“, sagt er, „wird nämlich der östlichen und westlichen Sonne der oberen Hemisphäre gleichgestellt, d. h. mit Phré, dem Hauptgott der materiellen, und mit Ammon, dem Hauptgott der intellektuellen Welt. Daher wird er auch zu wiederholten Malen: Beherrscher des Süden und Norden im Osten, und Beherrscher des Süden und Norden im Westen, betitelt“, woraus dennoch hervorgeht, daß sie sich auf einen König beziehen.

Möchte es dem scharfsinnigen Akademiker, Herrn Letronne, und dem eben so gelehrten als gewissenhaften Chronologen, Herrn Professor Ideler, so wie dessen der Koptischen Sprache so kundigen Sohne und anderen sachkundigen Philologen und Chronologen gefallen, noch mehr Licht in dieser wahrhaften Aegyptischen Finsterniß zu verbreiten, damit wir nicht ferner von einem Extreme in das andere fallen.

E. v. Minutoli.

P o l e n.

Karl XII. und die Kurpen.

(Schluß.)

Um die hellauflodernden Wachtfeuer saß ein Trupp Schwedischer Soldaten; in ihrer Nähe lagen, an den Händen geknebelt, die gefangenen Kurpen, der Förster, Stanislaw, Jonek Lopucha und Kwiczol, in Erwartung der angedrohten Todesstrafe.

„Nun sollt Ihr bald Euren Lohn haben“, sagte ein bärtiger Schwedischer Grenadier; „den Einen wie den Anderen wird der König hängen lassen. Wir werden die dicken Wälder schon ein bischen lichter machen, und die wilden Ochsen und Bären sollen auch einmal freies Spiel haben.“ — „Das mür nicht gefallt“, entgegnete der uns wohlbekannte Ungar. — „Hast Recht“, fiel der junge Korporal Remer ein: „'s ist eigentlich eines Soldaten unwürdig, sich an dem unbewaffneten Feinde zu rächen. Mit den Waffen in der Hand, Aug' in Aug', da mag sich's entscheiden, wer der Stärkere ist. Man muß freilich thun, was befohlen wird, aber man hat doch auch Ehre im Leibe. Zu Henkersknechten taugen die Schwedischen Soldaten nicht, die sollte sich der König noch anschaffen.“

„Ich mit der König sind gewes' bei der Bauer“, sprach der Ungar, „gab uns ess' und trink', und schliefen da ganze Nacht, und jetz' laß er ufhäng'.“ — „Ich geb' mich auch nur ungern dazu her“, setzte ein Grenadier hinzu. „Die Wahrheit zu reden, ist keine Sünde. Wenn sie auch keine Montur anhaben, so haben sie sich doch wie Soldaten gehalten, und der König weiß am besten, wie viele von seinen Mannschaften sie ihm niedergemacht haben.“

Indem seufzte der Förster laut auf, denn die Einschnitte von den Stricken schmerzten nicht wenig. Der Ungar näherte sich ihm. „Was fehl Dür?“ fragte er. Der Kurpe antwortete nicht, sondern warf ihm einen finsteren durchdringenden Blick zu und legte sich mit einem bitteren Lächeln auf die Seite. Remer begann Mitleid zu empfinden. „Laßt ihnen die Stricke etwas nach!“ rief er den Grenadieren zu.

Einige derselben traten zu den Gefangenen und erfüllten die Weisung. Dem Förster löste der Ungar die Stricke fast ganz auf. „No, komm' her!“ sagte er, „will geb' ihnen Schluck zu trink', das mach' warm.“ — Die Kurpen traten zu dem Feuer, während der Trabant aus dem Mantelsack seine Feldflasche holte. „Thut Bescheid“, sagte er, dem Korporal zutrinkend, „mors a tergo, bibamus ergo!“ — „Ja wohl, Kamerad!“ antwortete Remer. „Wir können schon Manchem zurufen: „Requiescat in pace!“

Der Förster empfing die Flasche, aber kaum hatte er sie an den Mund gesetzt, als er sie wieder zurückgab. — „Warum trink nich!“ — „Man muß nüchtern seyn, wenn man mit Gott abschließen will“, antwortete der Förster.

Indessen hatte sich ein heftiger Wind erhoben und trieb den Rauch und die Asche aus den Wachtfeuern auf die Umstehenden zu. Daher legte sich der Förster bald wieder auf die Erde, neben ihn seine Gefährten. Auch der Trabant breitete seinen Mantel über die Aeste eines nahen Strauches aus und begab sich mit dem Korporal unter dessen Schirm. Jeder sehnte sich nach Ruhe von des Tages Beschwerden; nach und nach verstummten die Gespräche bei allen Wachtfeuern in der Runde, und endlich unterbrach nur von fernher der Ruf der aufgestellten Wachtposten die Stille der Nacht.

Der Förster schlief nicht; er sann darüber nach, ob nicht noch ein Weg zur Rettung für ihn ausfindig zu machen wäre. Er warf die Augen umher; alle Soldaten in der Nähe schliefen, nur ein bärtiger Grenadier, der dem Feuer am nächsten lag, wachte und schaute unverwandt nach den gefangenen Kurpen hin.

Der Wind wurde immer stärker und fachte das Feuer immer wieder an. Dunkele Rauchsäulen verbargen die armen Gefangenen mehrmals vor den scharfen Blicken des Schweden. Da war des Försters Entschluß gefaßt. Bei einem frischen Windzuge raffte er sich auf, sprang auf den Grenadier zu, erfaßte ihn bei der Gurgel und drückte diese aus ganzer Kraft zusammen. — Das Gesicht des Grenadiers verfärbte sich. Schnell riß ihm nun der Förster den breiten Säbel aus der erstorbenen Hand; er nahm den Gürtel mit den Pistolen, wickelte sich in den Schwedischen Mantel und blickte dann wieder um sich.

Niemand hatte den letzten Seufzer des Grenadies vernommen. Der Förster blieb einen Augenblick unschlüssig stehen, denn es that ihm leid, seine Kameraden zu verlassen. Dann schlich er langsam bei den Wachtfeuern vorüber, der nahen Waldung zu. Erst bei der äußersten Vorpostenreihe bemerkte ihn ein Schwede und rief: „Wer da!“

Der Förster verstand den Ausdruck nicht und wußte keine Antwort zu geben. Sich kurz besinnend, ging er daher rasch auf den Schweden los und streckte ihn durch einen Pistolenschuß zu Boden.

Dieser Schuß brachte das ganze Lager in Aufruhr; auch Remer und der Ungar schreckten auf. „Bassa! Was gäbt's da? Hab'n gut geschlaf'.“ Auch die Kurpen erwachten und warfen einander bedeutungsvolle Blicke zu, doch wagte Keiner, nach dem Förster zu fragen. Diesen suchte des Ungars scharfer Blick zuerst. „Und wo seun der groß Bauer?“ — „Wir wissen nicht“, sagte Kwiczol. — „Hat sich fort gemach'!“ — Bei dieser Kunde warf sich Remer auf ein Pferd und sprengte mit sechs Trabanten dem Orte zu, wo der Schuß gefallen war.

Der Wald, durch welchen der Förster eilte, wurde immer dunkler und dichter. Dieser gelangte auf eine Anhöhe, die mit Wachholdersträuchen bewachsen war und von der er das ganze Schwedische Lager und alle Wachtfeuer übersehen konnte. Die Anzeichen von seiner Verfolgung entgingen ihm nicht. „Ja, kommt nur“, rief er, auf bekannten Fußsteigen forteilend; „jetzt bin ich Herr des Waldes.“

• • •

Streng bewacht und gebunden lagen Stanislaw, Kwiczol, Lopucha und über dreihundert gefangene Kurpen da. Mehrere Galgen waren ringsum erbaut, und eine Anzahl Stricke war in der Nähe aufgeschichtet. Niemand hatte Mitleid mit dem Elende der Armen und mit ihren Qualen.

„Jonek!“ sagte Kwiczol leise, „ich werde die Soldaten ansprechen, vielleicht lassen sie die Stricke etwas nach. Sieh', wie sie mich zugerichtet haben; mein ganzer Kittel ist voll Blut!“ — „Ja, bitte Du diese Teufel, die kein Mitleid haben!“ erwiederte Stanislaw. „Sie werden Dir die Stricke nur noch besser anziehen; denn sie nehmen sich jetzt in Acht, weil ihnen der Förster

durchgegangen ist." — „Gevatter", sagte Lopucha, „das letzte Stündlein hat geschlagen! Und nicht einmal ein Priester ist da, daß ein Christenmensch seiner Sünden ledig werden könnte" — „Dergleichen kennt das Volk nicht", wandte Stanislaw ein; „Calvinisten sind böse Christen. Sie lachen Dich am Ende nur aus."

Indem entstand eine allgemeine Bewegung im Lager; in der Nähe fielen einige Schüsse, und die erschreckten Schweden griffen zu den Waffen. Der Förster hatte mit einer großen Zahl Kurpen die Wachen durchbrochen und war dem Orte zugeeilt, wo seine dem Tode geweihten Brüder sich befanden.

„Schneidet die Stricke durch!" rief er den Seinen zu. „Wer los ist, laufe in die Wälder, da werden wir uns wiederfinden!" — Er selbst eilte zu Stanislaw, durchschnitt die Stränge und rief: „Gott helfe Dir, mein Stas; mach' Dich auf die Beine. Tröste Deine Malgorzata, und komm' ich um, so betet für mich und laßt eine heilige Messe für meine arme Seele lesen." — Stanislaw drückte seinem Retter mit Thränen in den Augen die Hand und eilte in der angedeuteten Richtung davon.

Auf den Wiederhall der Schüsse sammelte sich das ganze Schwedische Fußvolk; auch die Reiterei sprengte herbei. Der Förster war in eine Falle gerathen und sah sich alsbald von den Feinden umzingelt. Vielen Kurpen gelang die Flucht; doch der Förster selbst wurde nach kurzem Widerstande zugleich mit Kwiczol und vielen Anderen von neuem gefangen.

Der König Karl, über den neuen Anfall aufs Aeußerste erzürnt, war in Begleitung des wegen seiner Grausamkeit bekannten Major Rumler selbst auf dem Kampfplatze erschienen, um die Execution an den Gefangenen unverzüglich vollziehen zu lassen.

„Dieser große Kerl", befahl er, indem er mit dem Fuße an des Försters Kopf stieß, „taugt zum Schlächter; bindet ihn los, er soll die Anderen aufhängen."

Dem Förster wurden die Banden gelöst, und er erhob sich; er athmete schwer auf, seine Brust arbeitete gewaltig, die Augen waren ihm mit Blut unterlaufen. Urplötzlich warf er sich auf den ihm zunächststehenden Rumler; mit geballter Faust schlug er diesem vor die Stirn, daß er entseelt zusammensank; dann stürzte er auf den Trabanten, der sich dessen gar nicht versah, hob ihn aus dem Sattel, schwang sich selbst auf das Pferd, und wieder ging's vollen Laufes fort dem Walde zu.

„Gebt Feuer! Gebt Feuer!" erschallte es von allen Seiten. Mehrere Kugeln pfiffen hinter dem Kurpen her, zwei trafen ihn. In Angst und Schmerz griff er dem Pferde mit beiden Händen in die Mähne; das scheue Pferd sprengte um so wilder davon. — Der Kurpe fühlte, wie seine Kräfte schwanden; er konnte sich kaum noch auf dem Pferde erhalten; es dunkelte ihm vor den Augen: er begann zu schwanken und sank, seinen Geist aushauchend, vom Pferde. Doch hatten sich die Hände so krampfhaft in die Mähne geklammert, daß der Klepper den Leichnam des Kurpen neben sich fortschleppte.

Der Tod Rumler's und des Försters Flucht änderten das Loos der kriegsgefangenen Kurpen nicht. Ihrer Dreihundert endeten, indem sie sich gegenseitig aufknüpfen mußten.

* * *

Karl XII. fand nach der Niederlage der Kurpen nirgend weiter einen kräftigen Widerstand in Polen, und das ganze Volk war zur Anerkennung des Königs Stanislaw Leszczynski genöthigt. Eine Bande Schwedischer Marodeurs überfiel das Schloß der Wojewodin Dzialynska, welche in dem Kampfe ihren Tod gefunden hatte, plünderte dasselbe und steckte es in Brand. Karl eilte nach Warschau, wo er mit dem neuen Könige der Polen in der Karmeliterkirche ein Schutz- und Trutzbündniß auf ewige Zeiten einging. Auf seinen Wunsch wurden ihm die Gebeine des heldenmüthigen Königs Johann Sobieski gezeigt. Lange betrachtete er sie, in Nachdenken versunken. Es mochte ihm wohl in den Sinn gekommen seyn, daß, wenn jetzt die erstorbene Rechte Sobieski's Polens Scepter führte, Schwedische Fahnen nicht in Warschau wehen würden. — Auch die Kurpen wichen der Uebermacht und unterwarfen sich dem neuen Könige.

Nach Karl's Niederlage bei Pultawa suchten der General Steinflicht und der Oberst Rehbinder eine Zuflucht in den dichten Wäldern der Kurpen. Da diese nun die dem Könige Stanislaw gelobte Treue nicht zu brechen gedachten, so griffen sie nach August's Rückkehr gegen diesen mit eben dem Muthe zu den Waffen, mit dem sie früher für ihn gekämpft hatten. Steinflicht und Rehbinder waren ihre Anführer. Von neuem erschallten die Wälder vom Kriegsgeschrei, und neue, oft zweifelhafte Kämpfe wurden versucht.

Erst als eine starke Besatzung aus Thorn gegen die Kurpen anrückte, Steinflicht sich nach Preußen zurückzog und der Oberst Rehbinder in Russische Dienste trat, schworen Jene, von Allen verlassen und neuen Grausamkeiten ausgesetzt, dem Könige August II. von neuem Treue.

Frankreich.

Bibliographie.

Dictionnaire du contentieux commercial. (Die Handels-Gesetzgebung in allen ihren Beziehungen.) Von Devilleneuve und G. Masse. 20 Fr.

Essai d'un traité complet de philosophie, au point de vue du catholicisme et du progrès. — Von P. J. B. Buchez. Erster Bd. 7½ Fr.

Examen critique des quatres dernières campagnes de Turenne. — Von General B..... 3 Fr.

Moldau und Wallachei.

Das Erdbeben in Bucharest (1837).

Es wurde im Französischen Theater „Angelo" gespielt. Ich werde den Abend nie vergessen, denn zum erstenmale hatte sich ein zahlreiches Publikum zu unseren Vorstellungen eingefunden. Es hatte eben neun Uhr geschlagen, und Homodei drohte, Thisbe den Dolch ins Herz zu stoßen, wenn sie nicht über alles Vorgefallene das tiefste Schweigen bewahre, als plötzlich die Schauspieler zu wanken schienen; ein schreckliches Gekrach ließ sich zugleich vernehmen, der Kronleuchter schwankte rasch hin und her, die Bänke stießen gegen einander, und die Galerieen wurden von einer unsichtbaren Kraft erschüttert. Im Publikum war der Ausdruck des Schreckens auf allen Gesichtern zu lesen, und ein Schrei des Entsetzens hallte im ganzen Saale wieder; man wollte sich retten und stürzt nach den Thüren; es entsteht ein schreckliches Gedränge, und die Furcht kennt keine Gränzen mehr. Fürsten, Bojaren und Bauern, Schauspieler und Statisten drängen sich durch einander, denn es giebt keinen Rangunterschied mehr. Man will sich retten, man will hinaus, das ist das einzige Streben; aber, o Schrecken! jetzt erzittert auch die Erde, und man kann sich nicht mehr auf den Füßen erhalten. Steine, Bretter fliegen über die Köpfe der Menschen hin, und überall stürzen die Häuser zusammen. Ein höllischer Lärm, ein Lärm, für den jeder Ausdruck zu schwach ist, betäubt die Menschen, welche jetzt nicht mehr an Gottes Allmacht zweifeln können und welche inbrünstig seinen Schutz erflehen. Ein Jeder erwartet, starr vor Entsetzen, daß die Erde sich unter ihm öffne und die große Stadt verschlinge. Drei Minuten währte diese schreckliche Erschütterung, und während dieser ganzen Zeit schwebten wir zwischen Leben und Tod, ohne daß es uns möglich gewesen wäre, uns gegenseitig zu unterstützen. In der traurigen Lage, in der wir uns befanden, konnten wir nur auf den Knieen kriechen, und indem wir einen Platz verließen, auf dem unser Leben bedroht war, liefen wir dem Tode vielleicht an einer anderen Stelle entgegen. Ich weinte und hatte schon alle Hoffnungen aufgegeben; ich rief meine Mutter an, aber ich hörte nur das dröhnende Krachen der Erde und den Angstschrei der Unglücklichen.

Endlich hörte die Erschütterung auf. Wir waren gerettet. Ich und meine Freunde fielen uns in die Arme und dankten der Vorsehung, daß sie uns diesmal gnädig gewesen war.

Welches gräßliche Schauspiel bot sich aber jetzt unseren Blicken dar! Welches Bild des Jammers und der Zerstörung! Umgestürzte Paläste, verschüttete Straßen, in Trümmer gesunkene Häuser. Ueberall lagen Todte unter dem Schutte. Niemals hatte man zu Bucharest eine so starke Erderschütterung erlebt; wenn dieselbe noch eine Minute anhielt, so blieb kein Gebäude an seiner Stelle. Wenn ich jetzt an diese Zeit zurückdenke, so erscheint sie mir wie ein Traum, wie ein Gebilde meiner Phantasie. Der Tag des jüngsten Gerichts schien hereingebrochen zu seyn. Alle Gebäude waren ohne Ausnahme mehr oder weniger beschädigt, und durch den Einsturz eines Klosters, das sehr starke und dicke Mauern hatte, fanden allein 200 Personen ihren Tod. In der nächsten Zeit räumte man nun den Schutt hinweg, unter dem die Todten begraben lagen. Auch in anderen, Bucharest benachbarten Städten wurde diese Erschütterung gefühlt; in einer Stadt stürzte eine Kaserne ein und begrub 300 Soldaten. Am folgenden Tage bemerkte man zu derselben Stunde wieder ein Erdbeben, aber dasselbe war ungleich schwächer und verursachte kein Unglück. Der Schreck legte sich jedoch nicht sogleich, und man war immer noch auf ein neues Unglück gefaßt. Ich für meinen Theil fühlte freilich keine Furcht mehr und sehnte mich nur, das abscheuliche Land zu verlassen. (F. F.)

Mannigfaltiges.

— Die Italiäner und die Schädellehre. Herr Defendente Sacchi behauptet, daß die Italiäner, die vielleicht von allen gebildeten Europäischen Nationen am spätesten von der Schädellehre, als Wissenschaft, Notiz genommen hätten, doch die ersten Ansprüche auf die Gallschen Wahrnehmungen haben, denn schon vor mehreren Jahrhunderten habe Brunetto Latini in seinem Tesoretto gesungen:

Nel capo son tre celle:
Io ti dirò di quelle
Davanti è lo ricetto
Di tutto lo'ntelletto,
E la forza d'apprendere
Quello, che poi intendere.
Nel mezzo è la ragione
E la descrizione,
Che cerne ben da male
E'l torto dal iguale.
Di dietro sta con gloria
La valente memoria,
Che ricorda e ritene
Quello che in essa vene.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 18. Berlin, Montag den 11. Februar 1839.

Italien.

Römische Berichte eines Deutschen.

IV.

Rom, 8. Januar 1839.

Ich hatte Ihnen eine Schilderung der hiesigen Weihnachtsfeier zugedacht. Mancherlei Betrachtungen über die unverkennbare Erhaltung uralter Römischer Sitten knüpfen sich an eine solche. Der Uebergang zu Mittheilungen über die gefährliche Reizbarkeit und mörderische Wuth des stolzen Römischen Gesindels macht sich bei Erwähnung festlicher Vorgänge sehr von selbst, und wiederum bieten merkwürdige Vergleichungspunkte mit dem uralten Volksleben Roms sich dar. Durch einen Zufall ist der Aufsatz liegen blieben, doch sollen Sie den „Verspäteten" in meinem nächsten Brief erhalten, weil diesmal Dringenderes vorliegt. Ich erinnere mich auch, daß ich die Reihe meiner musikalischen Notizen nicht geschlossen und namentlich über die Sistinische Kapelle und die Oper Bemerkungen verheißen habe. Ein Konzert Cramer's ist inzwischen noch hinzugekommen. Es ist mir aber lieb, in die Eintönigkeit dieser Musik einige Abwechselung bringen zu müssen. Von der Sistina wird sich ohnehin besser nach den Oster-Aufführungen, in denen sie ihr Bestes, wie man hier hört, zu leisten pflege, von der Oper nach weiter entwickeltem Karnevalsreichthum, von dem Cramerschen Konzert bei Gelegenheit eines erwarteten Lißtschen reden lassen. Heute habe ich von dem Winkelmannsfeste, welches das Institut für archäologische Korrespondenz am heutigen Tage in feierlicher Versammlung beging, Meldung zu thun. Man dürfte voraussetzen, daß eine so trefflich begründete, seit fast einem Jahrzehend so eifrig und gediegen wirkende und von den Freunden edler Wissenschaft aller Orten so freudig anerkannte und begünstigte Anstalt auch außerhalb des engeren Kreises von Fachgelehrten in das Gebiet allgemeinerer Theilnahme hinausgegriffen hätte, um so mehr, als der verdienstvolle, durch praktische Tüchtigkeit und umfassende Gelehrsamkeit gleichmäßig zu solchem Unternehmen ausgerüstete Schöpfer desselben, der jetzt in Ihren Mauern lebende Professor Dr. Gerhard, in wiederholten Bekanntmachungen unter dem Titel „Thatsachen des archäologischen Instituts" (Berlin 1832 u. 1834) das Publikum so viel möglich auf das Geschehene und Geschehende aufmerksam gemacht hat. Aber die Ankunft eines werthen Landsmannes aus Berlin, auch etwa eines von den Vielen, deren „gleichgültige Unkunde über die Anstalt" Gerhard hat „zu einer bequemen Theilnahme an derselben umstimmen" wollen, hat uns neuerdings die Betheurung verschafft, daß das Institut noch nicht, so lauten seine Worte, „auf die breite Basis aller derer Vielen, die sich geistreich nennen", gestellt sey. Deshalb mögen einige Worte Gerhard's selbst noch einmal hier einen Platz finden:

„Das Institut umspannt die Gränzen, sammelt den Stoff und ermittelt das Verständniß der gesammten antiquarischen Denkmälerkunde. Die vernachlässigten wie die neugefundenen, die schriftlichen wie die bildlichen Denkmäler fallen seiner Fürsorge anheim; und wie ihm Berichterstatter an keinem Orte der klassischen Vorzeit fehlen, so sind die angesehensten Pfleger philologisch artistischer Wissenschaft ihm förderlich, die gesammelten Denkmäler und Thatsachen zu sichten und zu erläutern. Es ist dafür gesorgt, das Institut durch seine Universalität Aufgaben erfüllen zu lassen, an denen frühere und gleichzeitige Alterthumsforscher, ungeachtet der Trefflichkeit ihrer Forschung, über die Unvollkommenheit ihres Materials verzweifeln mußten; ja, es ist ihm gewährt, durch seinen Europäischen Verein von Gelehrten, Künstlern, Kunstfreunden und Beobachtern jeder Art literarische Hülfsmittel aufzubieten, welche den königlich ausgestatteten Gelehrten-Vereinen einzelner Länder, die Herkulanische Akademie nicht ausgenommen, bisher fehlten. Durch solche Vorzüge eines nicht nur ausgebreiteten, sondern auch von verschiedenen Mittelpunkten aus mit gleicher Thätigkeit geleiteten Verkehrs ist es unserer Anstalt denn auch möglich geworden, fast ohne irgend einen außerordentlichen Zuschuß, regelmäßige und weitschichtige Denkschriften ans Licht zu stellen."

Das Institut giebt nämlich in einem monatlichen bulletino Mittheilungen über die neuesten Ergebnisse und Leistungen auf archäologischem Felde, liefert Annalen, in welchen ausführlichere Abhandlungen über einzelne wichtige Gegenstände, sey es in Lateinischer, sey es in Italiänischer oder Französischer Sprache, Platz finden, und edirt Abbildungen der interessantesten noch nicht publizirten Monumente („monumenti inediti"), so wie Abgüsse merkwürdiger Gemmen in Gips. Die Feste, welche es jährlich begeht, sind der Geburtstag Roms, welcher zugleich der seinige ist, und der Geburtstag Winkelmann's.

Die letztere diesmalige Feier ist durch den Zufall, daß der 9. Dezember auf einen Sonntag traf, verspätigt worden, glücklich genug, indem ihr durch die Anwesenheit des Russischen Thronfolgers die erwünschteste Verherrlichung zu Theil ward. Von den hochgestellten Personen, welche in Begleitung des Großfürsten zugegen waren, nenne ich Ihnen den Grafen Wielhorsky, den Staatsrath und Dichter Shukofsky und den Russischen Gesandten Potemkin. Unter den Engländern, die sich zahlreich eingefunden hatten, bemerkte man den durch seine Reisen in Griechenland bekannten Wilkinson, dessen interessanter Plan von Theben ausgelegt war; unter Italiänern besonders den einen der Brüder de Minicis. Verdiente Deutsche, wie Wagner, Reinhardt, Wolff, fehlten nicht. Als ein vorzüglich erfreuliches Zeichen für das Wohl des Instituts ist endlich anzuführen, daß ein ausgezeichneter Kardinal, der berühmte Mai (Angelus Majus), die Versammlung mit seiner Gegenwart beehrte. Der feine Greis, in dessen regelmäßig schönen, männlichen Zügen der sonst immer herrschende tiefsinnige Ernst durch einen Ausdruck von liebenswürdigem Wohlwollen gemildert schien, kam nicht, ohne eine seiner letzten Arbeiten zum Geschenke zu bringen. Er übergab dem Königl. Hannoverschen Minister-Residenten, Herrn Kästner, der ihn empfing, die von ihm so eben genauer und vollständiger, als durch Bartoli geschehen, edirten Miniaturen zum Homer und Virgil. Auch viele Damen fanden sich ein, durch ihre Theilnahme an diesem dem Alterthum geweihten Vorgange bezeugend, daß sie Rom zu sehen werth seyen. Es war für würdigen Empfang der Gäste gesorgt. Man hatte eine Ehrenwache von Päpstlichen Dragonern und Grenadieren verschafft, und das Volk, welches die Via di monte Caprino auf dem Tarpejischen Fels bewohnt, schaarte sich, erstaunt über diese ungewohnte Herrlichkeit, um das in der genannten Straße belegene Lokal des Instituts. Die innere Ausschmückung des Lokals war in angemessenster Weise durch die Aufstellung herrlicher antiker Vasen geschehen.

Unter den Büsten, welche immer im Saale aufgestellt sind, standen die des Kronprinzen von Preußen, als Protektors des Instituts, und die Winkelmann's in Beziehung auf den Tag voran. Die Verhandlungen begannen, sobald der hohe Gast empfangen war. Der junge Fürst, der auf einem der Gipfel unseres heutigen Lebens zu stehen bestimmt ist, schien von einer Scheu, die ihn ehrt, befangen, indem er auf dieser ewig merkwürdigen Stätte in den ernsten Kreis von Männern trat, denen es heiliges Geschäft ist, unserer Gegenwart die große Vergangenheit durch treue Forschung wieder zu gewinnen und zu vergegenwärtigen. Es wurde nach einem allgemeinen Eingange, der die Bedeutung des Tages aussprach, ein Bericht über die neuesten Leistungen des Institutes gegeben. Der Stoff für die nächsten Hefte der Annalen zeichnet sich in der That durch Bedeutsamkeit eben so sehr aus, als er nach den anhaltenden Untersuchungen über Römische Topographie und Aegyptische Hieroglyphen in den früheren Heften durch Mannigfaltigkeit erfreuen wird. Verheißen ist ein Brief von dem Reisenden Mure aus Griechenland, voll von merkwürdigen Beobachtungen über die sogenannte Pelasgische Architektur und das Alter des Bogens in Griechischer Baukunst nachweisend, ein Aufsatz von Herrn Dr. Jahn über ein neuerlich bei Rom aufgefundenes sehr eigenthümliches Grab-Monument, dessen bildliche Darstellungen sich auf Bäckerei und Brodverkauf beziehen; die Bekanntmachung einer außerordentlich schönen Glasvase durch Herrn Dr. Schulz und eines mit herrlichen auf Sonnenuntergang und Mond bezüglichen Bildern gezierten Thongefäßes durch Herrn Dr. Braun. Sodann wies der Bericht hin auf die dem Bulletino bestimmten Anzeigen von Broncen, die bei Ostia unweit der Arno-Mündung ausgegraben worden, von schön gemalten Gefäßen durch die Entdeckungen von Chiusi gewonnen und von der Ausbeute von S. Marinella, darunter ein Stück einer Meleagerstatue, schöner als die im Vatikan-Museum aufgestellte, sich auszeichnet. Endlich ward berichtet, daß Herr Dr. Lepsius sich nach Neapel begeben habe, um die Oskischen In-

schriften zu sammeln, und daß derselbe ferner zu genauerer Verständigung mit der Französischen Section des Instituts nach Paris, so wie zuletzt in dessen Angelegenheiten nach London gereist sey. Der Vortrag des Herrn Dr. Braun stellte die Resultate der archäologischen Wissenschaft seit Winkelmann's Zeit kurz und bündig zusammen. Er zeigte, wie die Archäologie, ehemals eine Beute der Handels-Speculation und als Wissenschaft auf die philologischen Bemühungen weniger Gelehrten beschränkt, sich seitdem ihr eigenes Gebiet gewonnen, auf welchem sie als selbständige Wissenschaft, sich auf Anschauung und Vergleichung der Monumente gründend, der Philologie, der sie wiederum hülfreich werde, die Schwesterhand reiche. Er zeigte, wie das Institut für solche Bestrebungen ein Mittelpunkt zu seyn wirke und die Möglichkeit von Verdunkelungen und Verfälschungen der archäologischen Wahrheit breche. Er führte die Menge und Wichtigkeit der Entdeckungen in den letzten acht Jahren an, in und außer Italien, selbst über dem Meere in Asien und in Afrika, den prächtigen Tempelschatz, den man zu Bernay aufgefunden, reich an silbernen Geschirren und Geräthen, die Eröffnung neuer ergiebiger Grabmäler in Apulien, zu Ruvo und Sabina, wo Fossati Nachgrabungen angestellt und herrliche Vasen ans Licht gefördert; die Entdeckung des Theaters von Fallerone, durch die Gebrüder de Minicis, des ersten Römischen, das sich mit vollständiger Scenerie gefunden; die jüngsten Untersuchungen in Sicilien, durch welche polychromische Monumente der Architektur und schöne Vasen bekannt geworden; das der Wissenschaft in Griechenland eröffnete weite Feld von der großartigsten Wichtigkeit, die Grabungen zu Kertsch in der Krimm, durch welche merkwürdiger Goldschmuck geliefert worden; die Untersuchungen Champollion's und Rosellini's über Aegyptische Monumente und die aus Nubischen Pyramiden von Hrn. Dr. Ferlini hervorgezogenen Schätze und Merkwürdigkeiten.

Von den Hetrurischen und Nubischen Antiquitäten waren schöne Proben ausgelegt, goldene Armbänder von seltener Arbeit, kostbarer Halsschmuck; eine schöne goldene Stierbacchusmaske an einem Kettchen; seltene Gläser, amphorenartig, und goldene Untersätze zu deren Aufstellung. Auch der Plan des Theaters von Fallerone war ausgelegt und die letzten Centurien von Gemmen-Abgüssen, welche durch die Sorgfalt des Herrn Cades vorzüglich schön ausgefallen sind.

Bibliographie.

Racconti storici. — Von G. A. Bazzoni.
Massime e Pensieri di un Curato di Campagna. — Herausgegeben von Zanelli Domenico. — Mailand.
Il profeta velato. — Gedicht von Thomas Moore, übersetzt von Giovanni Flechia. — Turin.
La capanna del Vaccaro. — Historischer Roman in 3 Bden. von Luigi Dasti.
Anello di sette gemme — oder Venedig und seine Geschichte in Bildern und Phantasieen. Von Luigi Carrer.

Türkei.

Eine Engländerin bei dem Pascha von Widdin.

In den letzten Tagen des Juli 1838 (so erzählt eine Britische Dame in Frazer's Magazine) reiste ich auf dem Dampfboote „Ferdinando Primo" von Konstantinopel ab, nachdem ich im Türkischen Reiche lange genug verweilt hatte, um den steigenden politischen und moralischen Verfall der herrschenden Nation kennen zu lernen. Je weiter ich von Konstantinopel mich entfernte, desto mehr bestärkte sich meine Ueberzeugung, daß alle Lebenskraft des Staates jetzt nur in der Hauptstadt konzentrirt ist. Die Türkei hat von Außen gegen ihre sogenannten Schutzherren und von Innen gegen treulose Freunde und rebellische Raja's sich zu wehren. Auf einer Seite fühlt die christliche Bevölkerung, welche weit zahlreicher, als die mahamedanische, und allen Einrichtungen des Sultans abgeneigt ist, großen Hang, bei der ersten günstigen Gelegenheit ihr Joch abzuschütteln, während auf der anderen die Asiatischen Besitzungen der Pforte von ihren Arabischen Unterthanen hart bedroht werden. Nach Jahrhunderten blinder Unterwürfigkeit ist endlich das Bewußtseyn ihrer unverkennbaren Ueberlegenheit in den Arabern erwacht, und sie sammeln sich unter den Fahnen Mehmed-Ali's, der, obgleich ein Ausländer, diese Nation für seine Sache zu gewinnen versteht, indem er bei allen seinen Reformen ihre Nationalität unangetastet läßt. Der Geist der Eintracht, welcher die Osmanen sonst band, ist durch die Reformen des Sultans, wleche ihre eingewurzelten Vorurtheile verletzen, zerrissen worden. So unerheblich bei allgemeiner Betrachtung das Kostüm eines Volkes scheint, so war doch eben dieses Kostüm bei den Türken so eng mit ihrer Religion verflochten, wie das Gewand der Dejanira mit dem Körper des Herkules. Durch Abschaffung der echt muhamedanischen Kleidung hat Mahmud die noch immer sehr viel vermögende Priesterschaft gegen sich eingenommen, und ohne Zweifel wäre eine offene Empörung erfolgt, hätte er nicht den auch an diese Körperschaft ergangenen Befehl, den geheiligten Turban gegen das Fest einzutauschen, wieder zurückgenommen.

In der That hat Mahmud mit seinen Neuerungen bis jetzt keinen anderen Erfolg gehabt, als die Entstellung seiner Armee und derjenigen Klasse von Staatsdienern, die seinen unmittelbaren Hof bilden — ich meine die Paschas der Provinzen und das diplomatische Corps. Der einst majestätische Türke, so anmuthig und ehrfurchtgebietend in der alten National-Tracht — er, dessen Physiognomie, Bewegungen und Stellungen so trefflich zu dem Turban, dem weiten, faltigen Gewande, dem Shawl, den Pistolen und der Damaszener-Klinge paßten, ist jetzt ein bunter, unbehülflicher, schlotternder Halb-Europäer, der vor Allem einen guten Schneider, einen Tanz- und Ceremonien-Meister nöthig hätte, um an einem Europäischen Hofe oder in einem Europäischen Lager mit Ehren zu figuriren.

In jeder Stadt, wo das Dampfboot auf seiner Fahrt die Donau hinan verweilte, bemerkte ich mit Betrübniß, wie sehr die Quasi-Beherrscher des Landes hinsichtlich ihres moralischen Einflusses auf die übrige Bevölkerung gesunken sind, während Handel und Industrie des Landes ganz auf die Raja's übergehen, unter denen besonders die Armenier, die Griechen und die Juden sich auszeichnen. Nur in Widdin, dem letzten Orte, wo ich meinen Fuß auf Osmanischen Boden setzte, war ich so glücklich, einem berühmten Manne vorgestellt zu werden, der, obgleich ein eifriger Vertheidiger der Reformen Mahmud's, die er mit großer Energie gefördert, in seiner Person den Typus des alten Türkenthums bewahrt. Dieser Mann ist Hussein Pascha; und es verlohnt sich wohl, wenn ich eine kurze Geschichte seiner Thaten voranschicke, da er unstreitig die interessanteste Person im ganzen Osmanischen Reiche ist.

Rang und Geburt sind bekanntlich bei den Türken durchaus keine nothwendige Bedingungen zu hohen Ehrenstellen; und so darf man auch von Hussein Pascha annehmen, daß er aus niedrigem Geschlechte stammt; denn es ist faktisch, daß er weder lesen noch schreiben kann. Er begann seine Laufbahn als gemeiner Janitschar; mit der Zeit wurde er Agha jenes furchtbaren Corps und ein vertrauter Freund des unglücklichen Sultans Selim III. Nach Mahmud's Thronbesteigung avancirte er zum Groß-Wesir. Auf diesem hohen Posten zog er sich den Haß der Janitscharen zu, die bald erfuhren, daß er mit dem Plane umging, regelmäßige Truppen auf Europäischem Fuße zu organisiren. Eines Tages — es war am 14ten Juni 1826 — versammelten sich die Janitscharen vor dem Palaste des Sultans und forderten mit Ungestüm die Köpfe Hussein's und vier anderer Minister. Als sie, wider alle Erwartung, eine abschlägliche Antwort erhielten, zogen sie sich nach dem At-meidan zurück, stürzten ihre Kessel um und brachen in offene Empörung aus.

In dieser Krisis ließ Mahmud den Mufti kommen und befahl ihm, das Anathema über die Janitscharen zu sprechen, auch zu erklären, daß Jeder, der seine Hand gegen diese Rotte erhöbe, des Paradieses versichert seyn sollte. Die Fahne des Propheten wurde entrollt; begleitet von Hussein, ritt Mahmud mit gezücktem Säbel nach dem At-meidan, wo er eigenhändig die erste Kanone gegen die Rebellen richtete. Die Janitscharen flohen vor der heiligen Standarte und zogen sich nach ihren Kasernen auf dem Et-meidan, wo sie sich in Schlachtordnung stellten, zurück.*)

Unterdessen bestieg Hussein mit der neu organisirten Artillerie einige bereitstehende Schiffe, landete vor den sieben Thürmen, marschirte auf den Et-meidan und eröffnete ein mörderisches Feuer gegen die Kasernen. Die Janitscharen wehrten sich mit Verzweifelte; allein ihre Kasernen gingen in Flammen auf, und so oft sie einen Ausfall versuchten, wurden sie zurück in das Feuer getrieben. Ungefähr 12,000 Mann sollen bei dieser Gelegenheit ums Leben gekommen seyn.

Hussein, der Meister des Kampfplatzes, kehrte nach dem Hippodromos (At-meidan) zurück, wo er ein permanentes Lager aufschlug. Während dieser Periode wurden sowohl die aus Konstantinopel entflohenen, als die in verschiedenen Gegenden der Stadt versteckten Janitscharen aus ihren verschiedenen Schlupfwinkeln gezogen und vor den Wesir Hussein geschleppt, um in seiner Gegenwart durch Henkers Hand zu sterben. Das Blutvergießen dauerte mehrere Tage; ein Augenzeuge erzählte mir, er habe in jener Schreckens-Periode ganze Wagen voll abgehauener Köpfe vom At-meidan nach dem Bosporus fahren sehen, wo man die Köpfe ins Meer warf. Eine geraume Zeit hindurch soll Niemand in Konstantinopel Lust gehabt haben, Fische zu essen.

Durch diese energische und furchtbare Maßregel wuchs Hussein's Autorität bei dem Sultan. Er wurde Feldmarschall und nachmals, zur Zeit der Russischen Invasion vom Jahre 182[illegible], Generalissimus des ganzen Osmanischen Heeres. Seine muthvolle und erfolgreiche Vertheidigung von Schumla hemmte das weitere Vordringen der Russen in jenem Jahre. Als Ibrahim Pascha (1832) in Syrien einfiel, kam der Oberbefehl des Osmanischen Heeres wieder an Hussein; aber dieses Mal verließ ihn sein Glück. Er wurde zwei Mal von den Aegyptischen Truppen geschlagen und mußte sich's gefallen lassen, daß man ihm den Feldherrnstab wieder abnahm. Sein Nachfolger Reschid Pascha hatte bekanntlich noch mehr Unglück, da ihn Ibrahim zum Gefangenen machte. Die wesentlichen früheren Verdienste des abgesetzten Generalissimus bewogen den Sultan, ihm einen anderen ehrenvollen Wirkungskreis zu geben; er erhielt das ansehnliche Paschalik Widdin, das er noch jetzt mit großem Ruhme verwaltet. Eine seiner angenehmsten Zerstreuungen besteht darin, die Besuche derjenigen Europäischen Reisenden anzunehmen, welche auf ihrer Donaufahrt nach dem Osten Widdin passiren. Mehrere Britische Herren haben sich diese schöne Gelegenheit, einen so merkwürdigen Mann zu sehen, schon zu Nutze gemacht; ich weiß nicht, auf wie viele meiner Landsmänninnen dieselbe Gunst schon ausgedehnt worden ist, oder ob ich die einzige Glückliche gewesen bin; aber so viel hat man mir versichert, daß noch keine Eng-

*) At-meidan heißt Pferdeplatz, und Et-meidan, Fleischplatz.

länderin vor mir in dem Harem des Pascha's Zutritt erhalten habe. Da nun dieser geheiligte Ort und Alles, was in demselben vorgeht, für männliche Touristen ein versiegeltes Buch ist, so hoffe ich, durch die Beschreibung meines Besuches in demselben meiner Erzählung wenigstens einigen Reiz der Neuheit geben zu können.

Sobald wir in Widdin ankamen, ließen die Herren von unserer Reise-Gesellschaft dem Pascha melden, daß sie den lebhaften Wunsch hätten, ihm ihre Aufwartung zu machen. Meine Lust, das Harem zu besuchen, wurde durch eine in Konstantinopel geborene Griechin geweckt, die sich am Bord des Dampfschiffes befand und die mir den Rath gab, Seiner Türkischen Excellenz eröffnen zu lassen, daß eine Englische Dame nicht bloß der Gesellschaft sich anzuschließen, sondern auch dem weiblichen Theil der Familie des Pascha's vorgestellt zu werden wünschte. Da unsere Griechische Reisegefährtin geläufig Türkisch sprach, so unternahm sie es, mich nach dem Harem zu begleiten und, im Falle mein Gesuch bewilligt würde, mir als Dolmetscherin zu dienen.

Wir nahmen im Zollhause unser Absteige-Quartier; und schon nach einer Viertelstunde brachte uns der erste Secretair des Pascha's, ein Jude, der Italiänisch sprach, die angenehme Nachricht, daß „Eccellenza" sich glücklich schätzen würden, uns zu empfangen, auch bereits drei berittene Boten nach verschiedenen Richtungen abgeschickt hätten, um die eben auf einer Spazierfahrt begriffenen Damen des Harems zurück zu berufen. Sogleich begaben wir uns nach der Citadelle, in deren Umkreisung der Palast des Pascha's liegt, ein sonderbares, sehr unregelmäßiges Gebäude, das seines Namens nicht sehr würdig ist. Wir passirten einen großen, etwas schmutzigen Hofraum, der mit Wachen und Bedienten gefüllt war, stiegen dann eine Treppe im Freien hinan und traten in eine offene und geräumige, ebenfalls mit Bedienten gefüllte Galerie, die unmittelbar nach dem Empfangzimmer führte, wo Hussein-Pascha mit untergeschlagenen Beinen in einem Winkel des Sopha's kauerte.

Sein Kostüm war ganz Alt-Osmanisch, mit einziger Ausnahme der Mütze Feß, welche den Turban verdrängt hat. Man erzählt, daß Hussein bei der berühmten Affaire auf dem Etmeidan, um seinen Abscheu vor den Janitscharen zu zeigen, seinen Turban öffentlich vom Haupte gerissen und mit Füßen getreten habe. In der einen Hand hielt er eine prächtige Reiherfeder, mit der er die Fliegen von sich abwehrte, und in der anderen einen Rosenkranz aus Körnern von Mekkaschem Holze, den nothwendigen Begleiter jedes vornehmen Muselmannes. Hussein-Pascha mag ungefähr 65 Jahre zählen; er ist bleich und etwas pockennarbig; seine Augen sind voll Geist und Ausdruck; sein langer, starker und grauer Bart giebt seinen von Natur freundlichen Zügen etwas Imposantes und Ehrwürdiges. Hussein ist außerordentlich wohlbeleibt; es war mir jedoch unmöglich, zu ermitteln, ob seine Höhe zu der Grundfläche und dem Volumen des Körpers im rechten Verhältnisse stehe, da es ihm nicht gefallen wollte, von seinem Sitze aufzustehen.

Hussein bewillkommnete uns mit ausgezeichneter Freundlichkeit und hieß uns auf Stühlen Platz nehmen, die man dem Sopha gegenüber stellte. Als wir uns niedergesetzt hatten, konnte ich mit Muße mich umsehen und das ganze Meublement mit den Augen mustern. Wie in allen Türkischen Häusern, so war auch hier die eine Wand ihrer ganzen Länge nach von dem großen Sopha eingenommen, in dessen beiden Winkeln, als den Ehrenplätzen, zwei Atlas-Matratzen über den Polstern lagen. An den übrigen Wänden befanden sich vier Europäische Sophas mit den dazu gehörigen Stühlen, und Alles war mit kostbarem gelben Atlas-Damast überzogen. Ein Persischer Teppich von karmoisinrother und gelber Farbe deckte den Boden; die Decke des Zimmers war in Türkischem Geschmack bemalt und vergoldet; und die Gesimse schmückten barbarische Fresko-Gemälde. Am Eingang stand eine doppelte Reihe baarfüßiger Bedienten, die ihre Pantoffeln vor der Thüre gelassen hatten.

Die Unterhaltung, welche ein Dragoman vermittelte, bestand, wie man sich denken kann, in einer Reihe Fragen, die unser Woher, Wohin u. s. w. betrafen. In den Zwischenpausen kamen Bediente, die in silbernen Gefäßen süße Leckereien, Eis, Scherbet u. dgl. herumreichten, und wieder Andere, die den männlichen Mitgliedern der Gesellschaft je einen Tschibuk präsentirten, dessen Bernstein-Mundstück reich mit Diamanten verziert war. Die Griechische Dame und ich erhielten Jede eine Flasche Rosenöl, das, wie Hussein Pascha uns biederherzig versicherte, von der besten Qualität war. Zunächst erschienen wieder andere Bedienten, die ein mit einem kostbaren scharlachrothen und goldbestickten Tuch überdecktes Service brachten. Als das Tuch abgenommen war, kam eine Anzahl Täßchen vom feinsten Persischen Email zum Vorschein, die mit großen Diamanten besetzt waren und in goldenen Untertassen standen. Ein Neger goß den Kaffee ein, und jede Tasse wurde den Gästen von einem besonderen Diener gereicht. Da Kaffee das Alpha und Omega aller Türkischen Gastfreundschaft ist, so merkten wir, daß die Audienz ihr natürliches Ziel erreicht hatte, und daß es Zeit war, fürbaß zu gehen. Wir machten unsere Verbeugungen und begaben uns wieder nach der vorhin erwähnten offenen Galerie; doch behielt Hussein den einen Reisenden, der ein Ungarischer Arzt war, noch bei sich, um ihn wegen gichtischer Zufälle an denen er bisweilen leidet, zu konsultiren.

Kaum hatten wir in der Galerie Platz genommen, als wir einen Neger in gestrecktem Gallop in den Hof sprengen sahen. Ihm folgten drei bedeckte Araba's mit den Damen des Harem's. Die Fuhrwerke lenkten durch einen Thorweg einem inneren Hofe zu, während der Schwarze, von seinem Pferde absteigend, mit grinsender Geberde die Treppen hinaneilte und der Griechischen Lady und mir einen Wink gab, ihm zu folgen. Er war der Oberste von den sechs Eunuchen des Paschas. Von dieser würdigen Person geleitet, stiegen wir die Treppe hinab, schritten über den Hof und gelangten zu einem entfernten Theile des Gebäudes, der mit einer ganz ähnlichen äußeren Treppe und Galerie versehen war, wie das Audienz-Lokal. Die Galerie führte zunächst in ein großes Vorzimmer, wo wir eine Dienerin bemerkten, die Kaffee kochte, und eine verschleierte Dame, welche, sobald sie uns eintreten sah, in entgegengesetzter Richtung forteilte. Aus dem Vorzimmer kamen wir in ein geräumiges Gemach, worin drei Sophas um drei Wände sich zogen; an der vierten Wand schaarten sich zwei Reihen Mädchen, die, wie ich bald erfuhr, als Tänzerinnen im Harem fungirten. Alle trugen kurze, buntfarbige, mit Gold und Silber gestickte Entaris; und um den Kopf einer Jeden war ein gesticktes Tuch gewunden, unter welchem das Haar in großen Zöpfen die Schultern hinabfiel.

Der Eunuch lud uns ein, Platz zu nehmen, und ging. Jetzt traten die Mädchen näher. Eine auf die Schulter der Anderen gelehnt, sammelten sich um uns und beschauten unsere Anzüge mit großer Neugier. Vom Schauen kam es zum Betasten; sie untersuchten unsere Arbeitsbeutel, und besonders mein Augenglas schien ihnen großen Spaß zu machen. Endlich trat eine bejahrte Frau ins Gemach, deren Anblick die Mädchen an ihre Plätze zurückscheuchte, und winkte uns in das anstoßende Zimmer, an dessen Thür meine Gefährtin und unsere Führerin ihre Pantoffeln ablegten.

In diesem Zimmer, das gleich dem vorigen mit Sophas umzogen war, fanden wir die erste Schönheit des Harems, die Favorite Hussein Paschas. Sie ist eine Griechische Sklavin und scheint kaum 20 Jahre zu zählen. Ihr Teint ist ungemein zart und schön, und ihre großen blauen Augen und blühenden Wangen geben ihr mehr das Ansehen einer Europäischen Schönheit, als einer Orientalischen. Mochte sie aber ungehalten darüber seyn, daß wir ihre Spazierfahrt unterbrochen hatten; oder mochten Stolz und mürrisches Wesen zu den Grundzügen ihrer Individualität gehören — genug, ihre Stirn war umdüstert, und sie bewies uns kaum die nothdürftigste Aufmerksamkeit. Als wir uns zum Handkusse näherten, zog sie ihre schöne kleine Hand zurück und steckte sie in den Busen, ohne sich zu bedanken. Sie saß mit untergeschlagenen Füßen auf einem blauen Atlas-Polster; um das hochrothe Feß auf ihrem Haupte hatte sie ein Tuch aus schwarzer Gaze gewunden, das ihr Haar verbarg, aber von zahllosen Diamanten funkelte. Da sie ihre kugelartige Postur keinen Augenblick veränderte, so entgingen mir die Details ihres Anzugs; ich bemerkte nur ein Entari von blauem Silberstoff unter einem Pelzrock aus schönem karmoisinrothen Tuche, der mit Zobel verbrämt war. Viele von den Tänzerinnen, die wir im Vorzimmer getroffen, traten herein, fielen vor der hochmüthigen schweigenden Schönheit auf die Kniee und küßten den Saum ihres Gewandes.

Nach kurzem Anschauen der reizenden Favorite — denn von einer Audienz konnte nicht die Rede seyn — beschied man uns in ein anderes Zimmer, wo zwei andere Frauen Hussein-Pascha's gar traulich auf demselben Sopha kauerten. Die eine, welche den Ehrensitz einnahm, trug ein pelzverbrämtes, goldgesticktes Oberkleid aus schwarzem Sammet; das um ihr Haupt gewundene Tuch schillerte von Diamanten und kleinen Sträußchen natürlicher Blumen; allein ihr Gesicht, obschon freundlich und angenehm, war weder jung noch schön und verkündete eine gestörte Gesundheit. Ihre Gefährtin, ein schönes, stattliches und anscheinend lebensfrohes Geschöpf, mit glänzend schwarzen Augen, lud mich ein, auf dem Sopha neben ihr Platz zu nehmen, hielt meine Hand, die sie oft mit vieler Herzlichkeit drückte, in der ihrigen und eröffnete eine lange Unterhaltung, bei welcher meine Griechische Freundin als Dolmetscherin diente. Während des Gesprächs brachte mir eine Sklavin einen kostbaren, mit Diamanten geschmückten Damen-Tschibuk, und da es eine Regel der Türkischen Lebensart ist, Nichts auszuschlagen, so machte ich gravitätisch den Versuch, zu rauchen, that aber einen so ungeschickten Zug, daß ich beinahe erstickte. Es entstand ein herzliches Gelächter auf meine Unkosten, und ich erklärte nun mit Beschämung, daß meine Landsmänninnen noch nicht genugsam in der Civilisation vorgerückt seyen, um sich beim Rauchen des Tabaks gut anzustellen. Meine liebenswürdig redselige Türkische Freundin trug ein Halsband von wenigstens zwanzig Schnüren schöner orientalischer Perlen. Ihr Entari bestand aus grünem Goldstoff; die weiten rosenfarbenen Beinkleider waren vermittelst eines überaus kostbaren gestreiften Persischen Shawls um die Hüften befestigt, und ein purpurrothes mit Zobel verbrämtes Oberkleid vollendete den geschmackvollen Anzug. (Schluß folgt.)

Spanien.

Die Mesta.

Wie sehr das Fleisch der in wildem Zustande lebenden Thiere das der Hausthiere an Zartheit und Wohlgeschmack übertrifft, ist eine allen Gastronomen sehr wohl bekannte Thatsache. Zwei Ursachen wirken darauf hauptsächlich ein: einmal die Be-

wegung in der vollkommensten Freiheit, dann der Ueberfluß und die Verschiedenheit der Nahrungsgegenstände, welche die ersteren zu ihrer Auswahl haben. Der Einfluß nun, den diese beiden Zustände, der wilde und der zahme, ausüben, ist rücksichtlich des Haarwuchses der Thiere eben so hervortretend. Schon früh wußte man in Spanien diese Wahrnehmung vortheilhaft zu benutzen, und so entstand jene berühmte Einrichtung, über die wir hier einiges Nähere mittheilen wollen.

Die Erzeugung schöner Wollsorten war von jeher in diesem Lande ein Gegenstand von der größten Wichtigkeit für alle Landwirthe, und zu diesem Zwecke bildete sich auch jene weit verbreitete, unter dem Namen Mesta bekannte Gesellschaft, die aus den bedeutendsten Männern aller Stände zusammengesetzt ist, und welcher die ungeheuren Heerden nomadisirender Schafe zugehören, die je nach der günstigeren Jahreszeit von Provinz zu Provinz wandern und vermöge dieses beständigen Umherziehens dieselbe Freiheit wie in ihrem wilden Zustande genießen. Eine verschiedenartigere und reichlichere Nahrung so wie die häufigen und wohl berechneten Ortsveränderungen müssen nothwendigerweise sehr zur Verbesserung der Wolle beitragen; in dieser Hinsicht wenigstens und mit gewissen von der Erfahrung an die Hand gegebenen Modificationen, wäre es wohl sehr wünschenswerth, wenn die Mesta in Spanien von Bestand bliebe. Die Gesellschaft, welcher diese wandernden Heerden gehören, besteht, wie schon oben erwähnt wurde, aus angesehenen Mitgliedern, aus Adeligen, hohen Staatsbeamten, Geistlichen, reichen Gutsbesitzern und dergleichen; ihre Heerden führen den Namen „Merinos" oder trashumantes und zerfallen in mehrere Abtheilungen und Unter-Abtheilungen, von denen die bedeutendsten sich wohl auf zehntausend Stück belaufen.

Bei jeder besonderen Heerde, die eine Unter-Abtheilung der Mesta bildet, ist ein Beamter, Majoral genannt, angestellt, der die Schäfer beaufsichtigt, die Wanderungen anordnet, die passendsten Weideplätze auswählt und im Nothfall die geeignetste Behandhandlungsweise der Schafe vorschreibt. Diese Aufseher werden sehr gut besoldet; sie haben ein Pferd zu ihrer Verfügung, und unter ihrem Befehl stehen wohl gegen funfzig in vier Klassen eingetheilte Schäfer, welche außer ihrem Lohn täglich noch eine Ration von zwei Pfunden Brod erhalten. Bei dem Abzuge sowohl wie bei der Rückkehr der Mesta erhält jeder Schäfer überdies noch eine kleine Gratification als Entschädigung für die Beschwerden der Reise. Die Anzahl der bei dieser Gesellschaft beschäftigten Leute wird auf ungefähr 50,000 angeschlagen. Im sechszehnten Jahrhundert zählten diese wandernden Schafheerden wohl an sieben Millionen Stück; unter der Regierung Philipp's III. waren sie auf zwei Millionen gesunken, und jetzt sollen sie nach einer kürzlich vorgenommenen Schätzung, die auch keinesweges übertrieben scheint, wieder auf sechs Millionen gestiegen seyn.

Den Winter bringt die Mesta in den Ebenen Estremadura's, Leon's, beider Castilien und Andalusien's zu, in den ersten Tagen des Mai's aber macht sie sich nach dem Norden Spaniens auf, um sich da über die Gebirge von Aragonien, Biscaya und Navarra auszubreiten; während ihres Aufenthaltes in diesen Bergen wird sehr viel Salz unter die Heerden vertheilt, um dadurch die schädliche Wirkung gewisser Kräuter aufzuheben, und gegen Ende Juli's läßt man die bis dahin sorgfältig abgesonderten Widder und Schafe zusammen weiden. Im September werden der Rücken und die Seiten der Thiere mit einer rothen in Wasser aufgelösten Kreide eingerieben; man giebt vor, daß dieser Oker mit der im Felle vorhandenen fettigen Materie zusammen eine Mischung bilde, die in ihren Wirkungen jener Substanz gleichkomme, womit die Vögel bei der Annäherung der Regenzeit ihr Gefieder bedecken, um sich dadurch gegen die Nässe zu schützen. Einige Sachkundige meinen auch, daß dieser Kalkstoff, indem er die allzu reichliche Ausdünstung verzehre, die Feinheit and Weichheit der Wolle befördere. Wenn gegen Ende September das Klima der Berge zu rauh wird, kehrt die Mesta in die warmen Andalusischen Ebenen zurück, wo sie wieder den Winter über bleibt.

Während des Zuges der Heerden nach den Gebirgen, und zwar regelmäßig im Monat Mai, wird das wichtige Geschäft der Wollschur mit großer Feierlichkeit vorgenommen. Für Spanien ist dies eine Arbeit von der wichtigsten Bedeutung, welche hier auch im gleichen Rang mit den Aerndten und Weinlesen anderer Länder steht. Man nimmt die Schur in großen Gebäuden vor, Esquileos genannt, die gegen funfzigtausend Schafe fassen können. Die unumgänglichen Vorläufer dieses wichtigen Geschäftes sind eine Art von Saturnalien, an denen Herr und Diener Theil nehmen und die aus Festgelagen mit Tanz und Gesang bestehen.

Zur Schur von tausend Schafen werden ungefähr 120 Arbeiter verwendet, eine gleiche Anzahl von Widdern dagegen erfordert wohl an 200. Die Wolle wird in drei oder vier verschiedene Sorten geschieden, je nach den Körpertheilen des Thieres, von welchen sie geschoren ist; sie wird dann in Ballen zusammengepackt und die zur Ausfuhr bestimmte sogleich nach den verschiedenen Häfen hin versandt. In den Magazinen, die unter den Namen Wasch-Stationen bekannt sind, speichert man die Wolle für den inländischen Bedarf auf. Eines der größten Gebäude dieser Art befindet sich in der Nähe von Madrid; die geschorne Wolle wird bunt durch einander hierher geschickt und den Sortirern, apartadores, überliefert, welche sogleich die verschiedenen Arten von einander trennen. Durch die Uebung haben diese Leute einen so sicheren Blick erlangt, daß sie augenblicklich erkennen, von welchem Theile des Thieres die ihnen vorgelegte Wolle genommen ist. Sobald die gehörige Auswahl getroffen worden, wird die Wolle zum Trocknen hinausgebracht und vor der Wäsche erst noch der Einwirkung von Luft und Sonne ausgesetzt; dann klopft man sie sorgfältig aus, um alle fremde Gegenstände, die sich ihr beigemischt haben könnten, daraus zu entfernen. Darauf wird sie einer neuen Sortirung unterworfen, und Alles, was nicht zur ersten Qualität gehört, verkauft man zum Besten der im Fegefeuer brennenden Seelen.

Ein besonderer Gerichtshof wacht über die richtige Befolgung aller auf die Mesta Bezug habenden Gesetze und Anordnungen; dieses Tribunal heißt der Wohllöbliche Rath der Mesta; ein Mitglied des großen Rathes von Castilien führt den Vorsitz, und vier Richter, die sich Alcades mayores entregadores nennen, sind dabei angestellt; unter jedem dieser Richter stehen mehrere verantwortliche Agenten und ein Alguazil mayor. Privilegien, Rechte, Gebräuche, Geldangelegenheiten, kurz Alles, was die Mesta betrifft, gehört vor diesen Gerichtshof; er erhebt die verschiedenen Abgaben von den Schäfern und ihren Heerden; er schlichtet alle Streitigkeiten, die sich nicht selten unter den Eignern erheben; er bestimmt im Voraus die Marschroute der Heerden, er übt, mit einem Worte, die unumschränkteste Herrschaft über alle Angelegenheiten der Mesta aus. Schon seit längerer Zeit sind sehr ernste Klagen über die Gesellschaft erhoben worden; ganz mit Recht wirft man ein, daß die Mesta dem Ackerbau so viel Hände entziehe, und daß der beständige Durchzug so vieler Tausende von Schafen durch die Grundstücke der Privatleute denselben natürlicherweise Schaden bringe. Noch andere Nachtheile sind von Zeit zu Zeit hervorgehoben worden, ja, es haben Personen, die dadurch mehr oder weniger gelitten, ihre Beschwerden selbst höchsten Ortes angebracht, doch ist bis jetzt noch nichts geschehen, um den Uebelständen abzuhelfen.

In vielen Beziehungen ist die Mesta gewiß eine sehr nützliche Einrichtung; man müßte nur mit derselben gewisse Modificationen und Verbesserungen vornehmen, die schon seit längerer Zeit von allen erfahrenen und einsichtsvollen Männern für nöthig erachtet worden. (F. P.)

Mannigfaltiges.

— Ein Roman in Terzinen. Von Manzoni's „Verlobten" ist in Italien eine poetische Bearbeitung in zwölf Gesängen erschienen, die denselben Titel führt, den der Roman selbst trägt.*) Walter Scott ist nur die Ehre widerfahren, in Schauspielen und Opern auf die Bühne gebracht zu werden; sein Nachahmer Manzoni dagegen sieht sein Werk in Danteschen Terzinen verherrlicht. Herr Lorenzo del Nobolo in Florenz, der als Dichter schon nicht ohne Ruf ist, behandelt die schwierige terza rima mit großer Leichtigkeit, doch kommt ihm dabei allerdings der Genius seiner Sprache sehr zu Statten. Während uns Deutsche Terzinen immer als die schwere Kavallerie der poetischen Heeresmacht erscheinen, können die Italiänischen auch das leichte Gewand neckender Tirailleurs, aufgelöster Frei-Corps annehmen. In Italien wäre es schon eher zu begreifen gewesen, wenn der Kritiker Garlieb Merkel, wie es ihm bekanntlich in seinem auf Deutschem Boden geführten Kriege mit den beiden Schlegel begegnete, mächtige Terzinen mit dem leichten Triolett verwechselt hätte. Wir wollen hier, des Beispiels halber, einige Kettenglieder des großen Terzinen-Geflechts mittheilen, das Herr Lorenzo del Nobolo aus dem Romane Manzoni's gemacht hat. Tonnio bereitet seiner Familie die Polenta; wer würde wohl wagen, dies in Deutschen Terzinen wiederzugeben? Nun höre man, wie es im Italiänischen klingt:

„. . . Tonnio era in casa a preparar merenda,
Che di pranzo e di cena in loco stava,
E consisteva in povera polenda.

Con una man la pentola impugnava,
E con l'altra di mestolo fornita,
L'addensata farina dimenava.

Intorno a lui schierata e abigottita
Stava la numerosa famigliuola,
In estasi famelica rapita;

E con lo sguardo pria che con la gola
Parea la divorasse, ed anelava
Vederla su la stesa tovagliuola:

Ma poco entro di sè si rallegrava,
Ripensando a quel resto di appetito,
Che dopo il pasto ognor sopravanzava.

Già Tonnio la grand' opera ha fornito,
E ognun degli affamati adoratori
Prende alla mensa il consueto sito.

La polenda ne uscì dal testo fuori,
E la mole sembrò picciola stella
In mezzo ad un gran cerchio di vapori . . ."

*) I promessi sposi, Romanzo di A. Manzoni, ridotto in poema di XII canti in terza rima dall' avvocato Lorenzo del Nobolo. — Firenze, 1838.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 19. Berlin, Mittwoch den 13. Februar 1839.

Italien.

Aeltere und neuere Kunst in der Lombardei.

(Nach der Library of fine Arts.)

Die Alpen sind die Hauptscheidewand, welche die Natur zwischen den verschiedenen Völkern Europa's aufgerichtet hat; verlängern wir die Linie, welche der Kamm dieser Berge bildet, nach Osten und Westen, so haben wir zugleich den bedeutendsten Unterschied in dem Klima und Charakter des Abendlandes abgegränzt. Nördlich von diesem angenommenen Wendekreise finden wir drei Völker, die Franzosen, die Deutschen und die Engländer, deren Bildung in einigen Punkten eine auffallende Aehnlichkeit hat. Die Intelligenz hat alle ihre Gaben unter sie vertheilt: an Frankreich die Lebhaftigkeit des Geistes, an Deutschland den Tiefsinn des Gedankens, an England, den Sprößling beider, der Sachsen und der Normannen, die vereinigten Eigenschaften, die seine beiden Nebenbuhler jeder insbesondere besitzen und in Folge deren es im Stande war, an einem Beispiel, wie Shakespeare, Verstand und Phantasie in wunderbarem Bunde zu zeigen. Südlich von jener durch Europa gezogenen Linie finden wir wiederum drei Völker, Bewohner dreier Halbinseln, an deren Gestaden sie die herrlichsten Schauspiele der Natur vor Augen haben: Spanien, Italien und Griechenland; alle drei wie vorgeschobene Posten in die Gewässer hinausreichend, alle drei von Gebirgen durchschnitten, alle drei unter einem prächtigen, glühenden Himmel schlummernd, haben sie gemeinsame Vorzüge empfangen, wodurch sie sich wesentlich von den drei nördlichen Völkerschaften unterscheiden. Natursinn, Liebe zur schönen Form und Pflege der Künste zeichnen sie aus; aber Griechenland und Spanien, in neuerer Zeit unter gleicher Knechtschaft seufzend, konnten ihren Geist nicht mehr frei entwickeln. Nur Italien, wo die Freiheit im Mittelalter mächtige Wurzeln getrieben hatte, vermochte noch, den Gemeingeist, der das Leben aller südlichen Völker beseelt, in seinem vollen Glanze zu offenbaren.

Das Mailändische, in welches man zuerst den Fuß setzt, wenn man von den Alpen nach Italien hinabsteigt, gehört sowohl dem Norden wie dem Süden an. Von Deutschland und Frankreich trennen es die Alpen, vom eigentlichen Italien die Apenninen. Es bildet so ungefähr das Herz des großen Körpers, von dem Piemont das Haupt ist, die alten Venetianischen Staaten die Füße, die beiden genannten Bergketten die Rippen, der Po die große Pulsader, und der Tessin, die Adda, der Oglio, die Etsch, der Panaro, der Reno und die Trebbia die Nebenadern. Dieser fruchtbare, von so vielen Flüssen bewässerte Bergkessel, der so ausgedehnte und gesegnete Ebenen darbietet, gleicht einem weiten Kampfplatz, geschaffen, um die Habgier und den Muth der anderen Völker zu reizen. Sie haben denn auch dies schöne Land betreten, meist nur in der Absicht, um nach Italien durchzuziehen; aber gefesselt von seinen Reichthümern und seiner Herrlichkeit, verweilten sie oft daselbst. Die Ligurer, die vielleicht noch vor der Gründung Roms Spanien verließen und die Cottischen Alpen überstiegen, breiteten sich über die Küste aus, auf der später Genua sich erhob. Ungefähr sechs Jahrhunderte vor Beginn der christlichen Zeitrechnung wurde Mailand von Bellovesus, dem Anführer der Insubrischen Gallier, erbaut. Auch die Celten waren oft zwischen die Alpen und die Apenninen eingedrungen und hatten daselbst zahlreiche Ansiedelungen gegründet; die Römer fanden sie hier schon so fest eingewohnt, daß sie nach ihnen das Land Cisalpinisches Gallien benannten; es gelang ihnen aber doch zuletzt, diese Eindringlinge zu unterjochen und zu beherrschen. Die Römer wurden ihrerseits wieder von den Germanischen Stämmen daraus verdrängt, die, berauscht von der nicht geahnten Ueppigkeit dieses Klima's, die Zerstörung des Abendländischen Reiches fast um ein Jahrhundert hinausschoben. Die Lombarden siedelten sich, wie ehemals die Gallier, hier an und ließen ihren Namen zurück; die Gothen zogen durch; die Heruler verweilten einige Zeit; die Hunnen sättigten sich mit Blut unter seinen Trümmern; die Franken unter Karl dem Großen zerstörten alles von den Barbaren noch Uebriggelassene, um hier von neuem ein Celtisches Reich zu begründen; die Deutschen drangen unter den Hohenstaufen ein, ihre früheren Niederlagen zu rächen. So viel gehäuftes Elend erweckte endlich in diesem unglücklichen Lande das Gefühl der Nationalität; nachdem es zwei Jahrtausende hindurch geduldet, erhob es sich, um seine Unabhängigkeit zu erkämpfen, und zwang Friedrich Barbarossa, mit seinen Kriegern wieder über die Alpen zurückzukehren. Trunken von der neuen ungewohnten Freiheit, dachte es nicht an die Nothwendigkeit einer zukünftigen Vertheidigung derselben; anstatt einen gemeinschaftlichen festen Staat zu bilden, der jedem Angriff von Außen widerstehen könnte, organisirte sich jede Stadt auf ihre eigene Weise, und der zukünftigen Größe aller wurde durch die ausgedehnte Freiheit, welche man jeder einzelnen bewilligte, Abbruch gethan. Leider strafte sich diese Unklugheit nur zu bald. Venedig faßte auf dem äußersten östlichen Ende dieser Gegenden festen Fuß, schlang seinen ehernen Gürtel um die am Adriatischen Meere gelegenen Städte, dehnte von Tag zu Tage seine Herrschaft immer weiter aus, unterjochte Padua, Verona und Bergamo und nahte sich schon den Thoren Mailands. Die Franzosen versuchten es von der anderen Seite her; Karl VII., Ludwig XII. und Franz I. eroberten zu verschiedenen Malen das Mailändische und Piemontesische. Von dieser neuen Erschütterung begünstigt, überstieg das Papstthum die Apenninen und gelangte bis Parma, unweit der Ufer des Po; zu derselben Zeit eroberten die Spanier die Lombardei für das Haus Oesterreich; Napoleon entriß sie demselben zwar auf zwanzig Jahre, aber nach dem Sturze des Kaiserreichs kehrte sie nur um so sicherer unter das alte Scepter zurück.

Die Römische Invasion hatte das Cisalpinische Gallien der übrigen Halbinsel gleich gemacht und seine Bevölkerung in eine Italische Nation verwandelt; aber auch die anderen Völker, die wechselsweise darüber hinzogen und es unterjochten, haben Spuren ihres Aufenthalts zurückgelassen. Die Celten, die Gallier, die Franken und Franzosen bürgerten die verschiedenen Phasen einer stets fortschreitenden Bildung dort ein; Theodorich's und Alboin's Barbaren, die Deutschen unter den Hohenstaufen, die Oesterreicher und Spanier Karl's V. erweckten hier von Zeit zu Zeit wieder den Keim des Deutschen Wesens. Das Mailändische hat daher auch einen durchaus gemischten Charakter, in welchem etwas von diesen drei ganz verschiedenen Nationalitäten sich vorfindet; bei der Bildung des Lombardischen Typus vermischten sich Italiänische Schönheit, Französische Lebhaftigkeit und Feinheit des Geistes, Deutsche Sanftmuth und Fügsamkeit. Die jetzt in Mailand gebräuchliche Umgangssprache, deren sich auch die Kaufleute den Fremden gegenüber bedienen, ist ebenfalls aus diesen drei Elementen gemischt: das Italiänische bildet den Grundton; das Französische gab nicht bloß einzelne Wörter, sondern ganze Redensarten und Sätze dazu; das Deutsche verdarb noch vollends dieses Gemisch, indem es eine Menge von Ausdrücken mit Kehllauten hineinbrachte, und so entstand das seltsamste Kauderwälsch, welches je ein menschliches Ohr beleidigt hat. Auf dem Theater Fantoccini, der Volksbühne Mailands, die aber keinesweges von der guten Gesellschaft verschmäht wird, hört man dieses Idiom in seiner ganzen Originalität. Der unumgänglich nothwendige Schauspieler bei allen Stücken dieses Marionetten-Theaters ist der Girolamo, eine Personification des Mailändischen Volkes, dem es allein gestattet ist, im echt Mailändischen Jargon über Alles seine Witze zu machen.

Wenn man von der Sprache des Volkes zu den Gebräuchen der vornehmeren Gesellschaft übergeht, so wird man auch da dasselbe Gemisch antreffen; man betrachte nur die Stutzer des Corso, die den ganzen Tag über vor den Thüren der Kaffeehäuser sitzen; in ihrem Anzuge waltet ein gewisser Geschmack vor, den man sonst nicht in Italien findet, aber doch wird man immer irgend eine unpassende Ueberladung, einen geborgten Luxus in demselben bemerken. Ihre Physiognomie ist munter und belebt wie die der Franzosen, aber dieser aufgeweckten Miene mischt sich ein Hauch üppiger Trägheit bei, der durch ihre schwarzen Haare, brennenden Augen und blasse Farbe noch um vieles erhöht wird; ihre Leichtigkeit artet fast in Frechheit, ihre Anmuth in Schamlosigkeit aus. Im Hyde-Park ist derjenige der fashionableste, welcher sich am einfachsten kleidet, seinen Rock am besten zuknöpft, sein Pferd am leichtesten lenkt, der nur mit Zurückhaltung lächelt, am kürzesten sich auszudrücken versteht und wohlwollend, aber ernst grüßt. Im Boulogner Gehölz geht es schon unruhiger zu; hier lächelt man nicht mehr, sondern man lacht; man schwatzt, statt zu sprechen; man lenkt sein Pferd nicht,

man spielt mit demselben; man grüßt sich nicht bloß, nein, man überhäuft einander mit Betheurungen und Schmeicheleien, und in der Toilette herrscht schon eine gewisse Freiheit, welche sehr über die Gränzen des Englischen Anstandes hinausgeht. Aber auf dem Corso, da ist es noch ganz anders! Man schreit, läuft, umarmt und drängt sich, man verschlingt sich mit den Augen; es scheint, als ob Einer an den Anderen beständig Herausforderungen zum Duell oder zur Liebe richtete, und man kleidet sich auf eine Weise, daß Niemand in Zweifel darüber bleiben kann, welche Vortheile man in beider Hinsicht für sich hat. Die Verlockung irrt nicht bloß auf der Straße umher: die blauen und gelben Draperieen, mit denen man alle Häuser und Balkone behängt, sind eben so viel Verschanzungen, hinter denen Gesichter hervorlauschen, welche die Kühnheit nicht entmuthigen, die nach ihnen aufblickt.

Man rühmt den gesellschaftlichen Verkehr Mailands, als einen der angenehmsten in Europa, in welchem es sich am behaglichsten und ungezwungensten leben läßt. In England wird das Innere der Familien allen Blicken entzogen; in Frankreich haben nur Freunde zu jeder Zeit freien Zutritt; hier aber stehen die Häuser aller Welt offen. Man tritt ein und wird freundlich empfangen; verläßt man den Kreis wieder, so bedauern Alle unser Scheiden; schleicht man sich fort, so scheint es Niemand zu beachten; man gefällt sich schnell einander, giebt dies auf eine nicht zu bezweifelnde Weise zu erkennen, und Jeder hat Nachsicht mit solchen Schwächen. Doch versteht man es trefflich, über alle Vergnügungen den Mantel des Anstandes zu breiten, und weil man doch eines Vorwandes zur gesellschaftlichen Vereinigung bedarf, so ist die Musik hier zum fast allgemein nothwendigen Bedürfniß geworden. Den Unterhaltungsstoff, den in London das Parlament, in Paris Literatur, Theater und Malerei liefern, muß hier einzig die Musik hergeben. Auf einigen Mailändischen Theatern führt man zuweilen übersetzte Vaudevilles von Scribe abwechselnd mit Lustspielen von Goldoni, Alberto Nota und Anderen auf; aber Niemand kümmert sich darum, Niemand spricht davon. Man trete jedoch nur in das Theater der Scala ein, da wird man sogleich den echten Nationalcharakter erkennen, wie er sich durch alle die fremden Invasionen gebildet hat. Dieser Saal ist eine Welt im Kleinen. Das Parterre, die Platea, ist ein unendlich weiter Raum, das echte Forum der Stadt; man kömmt, geht, hört zu, plaudert, setzt sich, steht auf, kurz, es ist eine wahre Rennbahn, die für Jedermann offen zu seyn und Niemand insbesondere anzugehören scheint. Was hilft es, wenn man auch seinen Platz bezahlt, man kann seine Nachbarn nicht zwingen, die Ruhe zu beobachten, die man doch eigentlich durch den bezahlten Eintritt als ein Recht fordern dürfte. Die großen Bänke, die sich in diesem unermeßlichen Raume befinden, sind bald besetzt, bald leer; um sie herum und mitten durch dieselben laufen breite Gänge, in denen man umherspaziert und eifrig schwatzt. Da ertönt das Solo des ersten Tenors oder die Cavatine der Primadonna; plötzlich wird Alles still, man setzt sich, geräth in Entzücken, klatscht und ruft Beifall; nach der letzten Note aber fängt der alte Lärm von neuem an. Die Menge begiebt sich nun in die Logen, und die früher nur durch Blicke angeknüpften Unterhaltungen werden auf andere Weise fortgesetzt. Die Logen, welche den ganzen zum Parterre nicht benutzten Raum des Theaters einnehmen und zuletzt auch die Zuschauer desselben beinahe ganz verschlingen, sind kleine und große Säle, in deren Inneres kein Blick einzudringen vermag; in jedem Rang sind ungefähr sechsunddreißig bis vierzig Logen, und da sich in diesem Theater sechs solcher Logenreihen befinden, so sind an diesem einen Orte zweihundertundvierzig Gesellschaftszimmer vereinigt. Weshalb aber stehen sie alle nach einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt hin offen? Um Musik zu hören und die matten Gedanken auf den sprühenden Melodieen Rossinis und seiner Schüler zu schaukeln. Sind nun diese Gesellschafts-Kreise, statt an einem Punkte vereinigt zu seyn, über die ganze Stadt verbreitet, so treiben sie wieder Musik und immer Musik; vom Uebrigen wollen wir schweigen.

Wer in Bellini's Norma das Heldenvolk der Gallier sucht, wie der Titel es verspricht, der wird sich freilich sehr getäuscht finden und darüber das Talent dieses Komponisten beinahe verkennen. Nicht die Druiden-Wälder der Priesterin hat man in Norma zu suchen, sondern Mailands Logen, für welche diese Oper geschrieben ist. Wie versteht man sie sogleich, wenn man sie in diesem Saal hört, wo sie zuerst aufgeführt wurde! Wahrlich, Bellini mit seinem liebenswürdigen, gewandten, üppigen und ein wenig zu Deutscher Schwermuth hinneigenden Genius war ganz der Mann für Mailand. Warum hat er eine Stadt verlassen, die wie für ihn geschaffen war, deren Neigungen er mit solcher Zartheit zu schmeicheln verstand, deren weiche, etwas schlaffe Saiten er so schön in Bebung zu versetzen wußte? Warum ging er nach Paris, sich dort den Tod zu holen? Das jetzige Sänger-Personal in Mailand ist eben so für die Norma wie für die Zuschauer vollkommen geeignet. Donzelli, an dessen Stelle zu Paris und London seit fünf Jahren Rubini getreten ist, hat eine Stimme, deren Bravour ganz der Tapferkeit aller Modeherren des Corso gleicht; von der Innigkeit und dem seelenvollen Zauber, die man an seinem Nachfolger in jenen Hauptstädten bewundert, besitzt er nichts; aber seine Stimme ist glänzend, kühn, gediegen, sicher und von angenehmem Wohlklange, vollkommen dem etwas materiellen Urbild entsprechend, welches man sich hier von dem Schönen macht. Die Primadonna, Sophie Schoberlechner, vertritt Deutschland in dieser gemischten Truppe; sie hat ein richtiges musikalisches Gefühl, [illegible]es von den Zuhörern geschätzt wird; indeß findet man, daß i[illegible]ttel zuweilen ihrem Willen untreu werden, ohne zu bemer[illegible] daß diese kleine Frau, deren Brust so schwach und deren gan[illegible]tur so rebellisch ist, in der leidenschaftlichen Energie ihres Sp[illegible] zuweilen der Pasta gleichkömmt. Dergleichen liegt freilich ü[illegible]em Horizont der Mailänder. Wenn aber eine sechs Fuß hohe [illegible]tenderin es sich einkommen läßt, eine Contraalt-Partie zu [illegible]en, die sie kaum zu entziffern im Stande ist, so läßt man ihr [illegible]ponirendes Aeußere für ihre Stimme ins Gewicht fallen; u[illegible] von allen Seiten erhebt sich ein Getöse, wie wenn die Kinder [illegible]ens den Nymphen durch die Büsche nachsetzten. So steht es m[illegible]em Theater, so mit der ganzen Musik der Mailänder.

(Fortsetzung folgt.)

Türkei.

Eine Engländerin bei dem Pascha von Widdin.

(Schluß.)

Jetzt erschien die dritte (vierte?) Frau des Pascha's; diese war vom Kopf bis zu den Füßen rosenroth gekleidet, ceteris paribus, d. h. ihr Schmuck war von dem der Uebrigen wenig oder gar nicht verschieden. Es begleitete sie ihr Sohn Ali Bei, ein schöner, etwa zehnjähriger Knabe, dem Klugheit und Muthwille aus den Augen funkelten. Bald nach ihnen trat die stolze Favorite ins Zimmer und wurde von Allen wie ein höheres Wesen begrüßt. Sie räumten ihr sogleich den Ehrenplatz auf dem Sopha ein; aber sämmtliche Zeichen der Ehrerbietung wurden mit derselben finsteren Apathie aufgenommen, die sie uns beim ersten Empfang bewiesen hatte. Als die vier Diamanten-Königinnen sich niedergelassen hatten, reichte meine geschwätzige Freundin der alten Verwalterin des Harems ein Schlüsselbund. Diese öffnete ein Kabinet, nahm eine Anzahl Shawls und goldgestickte sammetne Schuhe heraus und schleppte sie fort. Dies war die Einleitung zu der großen Tanz-Vorstellung; und bald wurden wir sämmtlich abgerufen. Die Favoritin erhob sich, begleitet von den drei anderen Frauen, und alle vier rauschten, mit ihren langen Schleppen den Boden fegend, zur Thüre hinaus, doch so, daß immer eine hinter der anderen ging. Nach ihnen kamen die Griechin und ich, und eine Anzahl Sklavinnen beschloß den Zug. Wir begaben uns wieder in dasjenige Zimmer, das wir zuerst betreten hatten; man setzte Stühle vor die Sopha's, und auf den vier höchsten dieser Stühle ließen sich die Frauen des Pascha's nieder.

Jetzt begann die seltsamste Musik, die ich jemals gehört habe. Sechs junge Mädchen saßen gekreuzt in einer Reihe auf einem niedrigen Sopha und stimmten einen monotonen Gesang an, den sie mit Tamburins begleiteten, während ihr Oberkörper wie Bäume, die der Wind bewegt, hin und her wackelte. In der Gallerie jenseits vertheilte die alte Matrone Pantoffeln und Shawls unter die Tänzerinnen, welche bald mit fliegendem Haar und mit Castagnetten in den Händen hereinschlüpften. Die Taglioni der Truppe trat anfangs allein in den Vorgrund und zeigte sich in mehreren Attitüden, an denen der Körper mehr Antheil hatte, als die Füße. Nach einer kleinen Weile gesellte sich eine zweite Tänzerin zu der ersten, und Beide führten eine sehr sinnige Pantomime aus, während die Sängerinnen auf dem Sopha crescendo fortsangen. Dann kam eine dritte Tänzerin, welche die Extase der beiden Anderen zu erhöhen schien. Alle drei glitten um einander herum, bogen ihre Körper auf eine seltsame Weise rückwärts, schlossen die Augen und stellten sich an, als wollten sie ihren Geist aufgeben; plötzlich erholten sie sich aber wieder, und nun begann ein wahres fortissimo, an welchem der ganze Chor der Tänzerinnen Theil nahm. Aber mitten im wildesten Lebensrausch erschien der schwarze Eunuch und forderte uns im Namen der Reisegesellschaft auf, so schnell als möglich zu kommen. Wir hatten unseren Urlaub überschritten — das Boot war zur Abreise fertig, und der Capitain verlor die Geduld. Meine Freundin mit dem Perlen-Halsband hielt mich fest und wollte von meiner Abreise nichts hören; allein wir mußten gehorchen. Als ich aufstand, um Lebewohl zu sagen, fiel mein Shawl an den Boden; da bemerkten die drei Frauen mit Bewunderung die Taille meines Kleides und fragten voll Neugier, wie es mir wohl möglich geworden sey, solch' ein rundum geschlossenes Kleid anzuziehen. Ein anderer Theil meiner Toilette, der ihre Bewunderung erregte, waren die Handschuhe; sie bemühten sich vergebens, dieselben anzuprobiren, bis endlich der kleine Ali Bei ihnen zeigte, wie man es machen müsse, indem er zwei seiner Finger in den Daumen eines Handschuhs steckte. Eine neue Mahnung des Eunuchen zwang uns, so schnell als möglich Abschied zu nehmen; wir küßten den vier Diamanten-Königinnen die Hände, und Alle, bis auf die Favorite, luden mich sehr herzlich ein, sie ja nicht unbesucht zu lassen, wenn ich wieder bei Widdin vorbeikommen sollte. So verließen wir endlich das mystische Bereich des Harems, dessen schwarzer Hüter, beiläufig bemerkt, in Gegenwart seiner Schutzbefohlenen die größte Nonchalance bewiesen hatte.

Den ganzen Hausrath der Frauenwohnung fand ich, in Vergleichung mit dem kostbaren Putze der Bewohnerinnen, sehr einfach und sogar dürftig. Die Gitter sind von Innen vergoldet und mit Musselin-Vorhängen versehen; der Ueberzug des

Sopha's besteht aus Atlas-Brokat; die Decken der Zimmer sind mit Cedernholz ausgelegt, und in den Wänden befinden sich kleine Nischen, in denen Vasen aus geschnittenem Krystall stehen, welche den Konfitüren und dem Räucherwerk als Behälter dienen. In dem einen Zimmer sah ich eine altmodische Französische Wanduhr; in einem anderen rutschten zwei kleine Kinder, die mit Puppen spielten, auf einem Bärenfell herum. An jeder Wand hingen Fächer aus Pfauenfedern mit silbernen Griffen.

Ich konnte nicht umhin, das Schicksal der weiblichen Bewohner dieses Palastes, wie der Frauen des Orients überhaupt, innig zu beklagen. Welchen armseligen Ersatz muß ihnen ihr animalisches Wohlleben für die Genüsse gewähren, welche mit geistigem Austausch, mit Arbeit und Thätigkeit verknüpft sind! Ich danke Gott, daß er mich eine Engländerin werden ließ. Byron und Moore haben das Zauberlicht ihrer Phantasie über Scenen ausgegossen, von denen sie nie Zeugen gewesen sind; allein die Wirklichkeit hat, wie alle Wirklichkeiten in dieser Werktagswelt, viel mehr Prosaisches als Poetisches.

Frankreich.

Ein Französischer Allerweltsschauspieler.

Rosambo ist ein Allerweltsschauspieler; er ist weder ohne Verdienst noch ohne Talent und hat sogar einen Vorzug, der ihn den Direktoren aller Provinzial-Bühnen unschätzbar machen muß, nämlich den, zu Allem bereit und willig zu seyn. Rosambo singt in der großen Oper, in der komischen Oper und im Vaudeville, er tritt in der Tragödie, in der Komödie, im Schauspiel, im Drama und Melodrama auf, und wenn man ihm ein gutes Wort gäbe, würde er sich auch bewegen lassen, auf dem Seile zu tanzen. In den Garnisons-Städten ist er der Freund der Offiziere, und in den Städten, die keine Garnison haben, spielt er in der Theater-Restauration die Rolle des Tonangebers, des Erzählers, des Lustigmachers. Derselbe ist übrigens keinesweges eine müßige Ausgeburt unseres Gehirns, sondern eine wirkliche Person, deren Existenz nicht bezweifelt werden darf, weil ihn Niemand kennt, obgleich er überall gespielt hat. In Paris ist Rosambo in fast allen Theatern aufgetreten, und auch in der Provinz und im Auslande hat er in allen großen und kleinen Städten, welchen Namen sie auch führen mögen, Proben seines Talents abgelegt. Trotz seiner Vielseitigkeit, befindet sich Rosambo häufig in Verlegenheit um eine Anstellung; in einem solchen Falle schlägt er sein Hauptquartier in Paris auf und stellt sich einem jeden Direktor, dessen Truppe durch die Grausamkeit des Parterre oder durch das Durchgehen eines Schauspielers unvollständig geworden ist, zur Verfügung. Nöthigenfalls schließt er sich auch einem Schauspieler von Ruf, der in den Provinzen Gastrollen geben will, als Begleiter und Gesellschafter an. Ist ihm der Zufall in keiner Weise günstig, so legt er sich auf die Lauer. Es dürfen nur einige angehende Schauspieler zusammentreten, um in der Umgegend von Paris Vorstellungen zu geben, so ist auch Rosambo gleich da, um sie mit seinen Erfahrungen und seinem vielseitigen Talente zu unterstützen. Wenn sich nichts Anderes für ihn vorfindet, so verschmäht er es nicht, die Rolle des Souffleurs zu übernehmen. Wird in Versailles oder St. Germain zum Benefiz eines Pariser Künstlers gespielt, so kann man sicher darauf rechnen, daß Rosambo am Mittage erscheinen wird, um bei Tische oder auch am Abend einen fehlenden Kunstgenossen zu ersetzen. Sein Gedächtniß ist wirklich bewunderungswerth, und in zwei Stunden lernt er jede Rolle auswendig; da er übrigens nicht ohne Geist ist, so trägt er wenigstens zur Erheiterung der Gesellschaft bei, wenn er sich auch nicht nützlich machen kann.

Auf diese Weise lebt Rosambo seit seiner frühesten Jugend; er ist ein praktischer Philosoph, der an das Gestern nicht denkt und sich um das Morgen kein graues Haar wachsen läßt; nie haben die Launen des Schicksals seine Heiterkeit trüben können. Sein Leben ist natürlich höchst bewegt und wechselvoll gewesen, und die mannigfachen Abenteuer, die er bestanden hat, würden reichlichen Stoff zu zehn komischen Romanen geben. Dem Publikum gegenüber behauptet er eine würdevolle Haltung, aber außerhalb der Coulissen ist er der fröhlichste Gesellschafter, der selbst sein Elend humoristisch auffaßt und sich aus den verdrießlichsten Lagen mit einem Scherze zieht. Im Jahre 1817 war es ihm gelungen, zu einem Debüt in der Comédie-Française zugelassen zu werden; er kleidete sich gerade an, als Monrose in das Kabinet trat, das er von diesem geliehen hatte. Ein Hemde hing an einem Nagel, aber was für ein Hemde! Ein wahrer Lappen, den ein Lumpensammler vielleicht nicht mit seinem Stocke angerührt haben würde. Rosambo, der den verwunderten Blick seines Freundes wahrnahm, sagte zu diesem: „Du siehst, mein Werther, daß ich in diesem Augenblicke nicht eben reichlich mit Wäsche versehen bin; ich habe außer diesem Hemde nur noch zwei von derselben Beschaffenheit und ein schlechtes.“

Rosambo's Garderobe gehört wirklich zu den merkwürdigsten Dingen; nie hat ein Schauspieler die Kunst, einen Anzug zu ersinnen, zusammenzusetzen und, so zu sagen, aus Nichts zu schaffen, höher gesteigert. Ihm gebührt der Ruhm, die papiernen Manschetten und Halskragen erfunden zu haben. In Lille sollte er eines Abends als Gendarmerie-Offizier in einem Stücke auftreten. Nun enthielt zwar die Theater-Garderobe die Uniform und die Stiefeln, aber durchaus keine Beinkleider, welche zu seinem Wuchse gepaßt hätten. Rosambo weiß indeß für Alles Rath; er bemerkte einen wirklichen Gendarmen, welcher sich ganz gemüthlich am Ofen wärmte. Ohne sich lange zu besinnen, knüpft er mit diesem eine Unterhaltung an und beredet denselben, ihm auf eine Viertelstunde seine ledernen Hosen zu leihen, wogegen er ihm seine schon sehr mitgenommenen Beinkleider als Unterpfand überließ. Das Schauspiel ging glücklich zu Ende, aber der Gendarm wartet noch auf die Rückgabe seiner Unaussprechlichen, denn Rosambo reiste noch an demselben Abend nach dem Haag ab.

Daß er sich dem Publikum gegenüber nie aus der Fassung bringen läßt, haben wir schon erwähnt und gerühmt; wir wollen auch nur ein Beispiel anführen. Zwei Mitglieder der Comédie-Française gaben in Versailles eine Vorstellung und hatten dazu Andromaque und l'Amant bourru gewählt. Rosambo erschien wie gewöhnlich zur Mittagszeit und war diesmal um so willkommener, als Pylades hatte absagen lassen. Unser Held verstand sich natürlich ohne Weiteres dazu, die Rolle des Pylades zu übernehmen, obgleich er dieselbe niemals gespielt hatte. Das Vertrauen auf seine Kräfte ging sogar so weit, daß er den Vorschlag seiner Freunde, sich ein besonderes Zimmer geben zu lassen, ganz entschieden ablehnte und erklärte, er wolle mit ihnen speisen und nebenbei seine Rolle einstudiren. Diesmal hatte er sich denn doch etwas zu viel zugemuthet; er speiste mit seinen Freunden und speiste so viel, daß er sich auch nicht einmal auf sein erstes Stichwort besinnen konnte, als der Vorhang aufging. Bekanntlich eröffnet Orestes das Stück mit den Worten:

> Oui, puisque je retrouve un ami si fidèle
> Ma fortune va prendre une face nouvelle.

Da nun Pylades hierauf nichts zu antworten wußte, so blieb er die Erwiederung schuldig und umarmte statt dessen seinen Freund, umarmte ihn mit so vieler Wärme und Herzlichkeit, daß das Parterre in einen lauten Beifallssturm ausbrach. Diese Anerkennung munterte Rosambo auf, und er setzte seine Umarmungen fort, die auch jetzt noch beifällig aufgenommen wurden. Als dieselben indeß kein Ende nehmen wollten, fing man an zu zischen. Nun trat Rosambo an die Lampen, verneigte sich dreimal und sagte: „Meine Herren, die Ueberzeugung, daß man nicht zwei Dinge zu gleicher Zeit betreiben könne, ist mir noch nie so nahe getreten, wie heute; ich wollte meine Rolle beim Mittagsessen lernen, und die Folge davon war, daß ich schlecht gegessen habe und nicht ein Wort von meiner Rolle weiß.“ Das Parterre ist auch nicht alle Tage mißgelaunt; übrigens kannte es den Schauspieler und fand an seiner offenen und launigen Erklärung Geschmack. Rosambo war der Held des Abends.

Der Schauplatz des seltsamsten Abenteuers, welches Rosambo zu bestehen hatte, ist indeß Saint-Omer. Er spielte alle große Rollen bei einer kleinen Truppe, welche für zwölf oder funfzehn Vorstellungen während der Dauer des Jahrmarkts engagirt worden war. Die beiden ersten Vorstellungen waren ziemlich einträglich gewesen; sie hatten 11—1200 Francs eingebracht; aber am Tage nach der zweiten Vorstellung verschwand der Direktor und mit ihm die Kasse. Die armen Schauspieler ließ er im Gasthofe zurück, wo dieselben für eine Schuld von 500 Francs haften sollten. Hier war guter Rath theuer; Rosambo verlor indeß weder den Muth noch seine rosenfarbene Laune und beschloß, dem Schicksale zu trotzen. Es gelang ihm, der Republik der Schauspieler eine ziemlich feste Organisation zu geben und sie zur Fortsetzung der Vorstellungen zu bewegen. Aber das Schicksal war noch nicht müde, sie zu verfolgen. Wie mannigfaltig sie auch das Repertoire gestalten mochten, wie wenig sie auch auf den Anschlagezetteln, die wahre Meisterstücke der Beredsamkeit waren, die lobpreisenden Ausdrücke sparten, so wurde doch die Einnahme immer geringer und das Publikum von Tage zu Tage kälter. Das Defizit wurde natürlich dabei immer größer, und die Gesellschaft war genöthigt, die härtesten Entbehrungen zu ertragen. Bei der vierzehnten Vorstellung erhob sich der Antheil eines Jeden nicht über 34 Centimes. Verzweifelnd saßen Alle in einer kleinen Stube neben dem Theater, — denn den Gasthof hatten sie räumen müssen — und wärmten sich an dem Feuer einiger Reißbündel; wenn das Feuer brannte, warfen sie einige Kartoffeln in die Asche, denn dieses einfache Gericht ersetzte ihnen die Suppe, den Braten, die Zwischengerichte und den Nachtisch. Die Kostüme befanden sich in einem wahrhaft jammervollen Zustande, und die ganze Truppe konnte nur noch über ein Töpfchen rother und zwei dergleichen weißer Schminke verfügen. Dazu kam noch, daß der erste Liebhaber Frostbeulen hatte, daß der Komiker sich über einen gewaltigen Schnupfen beklagte, und daß die erste Liebhaberin an einer schrecklichen Migraine litt.

Schon rückte indeß der Tag der letzten Vorstellung heran. Der Schauspielsaal war nur auf vierzehn Tage gemiethet worden, und da die gesammte Einnahme nicht hinreichte, den Miethzins zu bezahlen, so ließ sich kaum erwarten, daß der Eigenthümer ihnen seinen Saal noch länger überlassen werde. Für Rosambo hatte eine so jammervolle Lage nichts Befremdliches, und er war auch der Einzige, der seinen Gleichmuth bewahrt hatte und auf die Mittel, sich aus dieser Verlegenheit zu ziehen, sann. Rosambo hatte von einem Korrespondenten den Abdruck eines Stückes erhalten, welches in Paris damals viel Aufsehen machte und „das Ungeheuer“ betitelt war. Er brachte es im Ausschuß dahin, daß man beschloß, sich an dieses Spektakelstück, als an den letzten Hoffnungsanker, festzuklammern und es zur Schlußvor-

stellung aufzubewahren. Vielleicht würde ihnen dann der Eigenthümer, wenn man den Rückstand einiger Tage bezahlte, noch eine kleine Frist gewähren, und sie könnten: „Auf allgemeines Verlangen" eine zweite Vorstellung, „zum letzten Male" eine dritte und „zum allerletzten Male" eine vierte veranstalten. Ein Jeder legte willig die Hand ans Werk, und die Bühne sah der Werkstatt eines Tischlers, Decorationsmalers und Theaterschneiders nicht unähnlich. Man nähte, mahlte, besserte aus und repetirte zugleich die Rollen. Eine alte Decoration, welche ursprünglich einen Wald vorstellte, schien, vermöge ihres Alters, wunderbar geeignet, eine Anschauung des Meeres zu geben; vermittelst einiger Pfähle, welche in gewissen Zwischenräumen eingeschlagen wurden, suchte man den Schein der Wellen hervorzubringen: das Schiff wurde durch ein braun angestrichenes Brett repräsentirt, drei Reisbündel dienten als Masten, und sämmtliche Taschentücher der Gesellschaft wurden zu Segeln gepreßt. Endlich bot man die äußersten Kräfte auf und machte fast das Unmögliche möglich, um einen riesenhaften Anschlagzettel zu Stande zu bringen; auf demselben erblickte man das Ungeheuer, welches ein Kind verschlang. Ganz unten las man in kolossalen Buchstaben die Worte: „Herr Rosambo, ehemaliger erster tragischer und komischer Liebhaber am Théâtre Français und am Odéon, wird in der Rolle des Ungeheuers auftreten."

Der große Tag brach endlich an; die Rollen waren einstudirt, die Decorationen herbeigeschafft und die Kostüme zusammengeflickt, mit Ausnahme jedoch eines einzigen; das des Ungeheuers fehlte. Rosambo hatte versprochen, es herbeizuschaffen, und man kannte seinen erfinderischen Geist. Eine Stunde vor dem Anfange der Vorstellung erschien ein Anstreicher, dessen Bekanntschaft er beim Billard gemacht hatte. Vor diesem entblößte er sich bis zum Gürtel und fragte: „Mein Werther, was muß ich Ihnen bezahlen, wenn Sie mich vom Kopf bis zu den Füßen anstreichen?" — „Drei Francs", erwiederte der Anstreicher. — „Indeß", fuhr Rosambo fort, „fehlt mir noch eine Perrücke, und wenn sich nicht eine der Damen entschließt, mir ihren Haarschmuck abzutreten, so weiß ich in der That nicht, was ich machen soll. Ich opfere mich für das allgemeine Beste, und mein Beispiel muß zur Nacheiferung entflammen." — Er zielte mit diesem Vorschlag auf die ehrwürdige Duenna, welche denselben indeß unbedingt ablehnte. Da er einsah, daß sie von ihren grauen Locken nicht lassen würde, so mußte er sich mit einem Bündel Flachs begnügen, dem man durch eine Gummiauflösung etwas Haltung gab. Der Anstreicher strich also frisch auf das Gesicht und den Körper Rosambo's los, nicht anders, als wenn er ein Gartengitter unter Händen hätte, trat dann einige Schritte zurück, um den Effekt seiner Arbeit zu beobachten und sagte: „So sind Sie wunderschön; Sie sollten immer so gehen." — Da indeß nach einigen Minuten die Farbe abfloß und nur noch auf den hervorspringenden Theilen seines Körpers, auf der Nasenspitze, den Ohren und Fingern, wie schimmernde Smaragdtropfen erglänzte, so schien er eher tätowirt als angestrichen zu seyn. Der Maler mußte ihn daher noch einmal anstreichen und der Farbe durch die Beimischung von etwas Firniß mehr Konsistenz geben. Am Abend versprach er wiederzukommen.

Rosambo sah wirklich schrecklich aus; allmälig trocknete der Firniß und lähmte die Bewegung seiner Muskeln. Eine schreckliche Grimasse, die er im Augenblicke des Trocknens versucht hatte, war stereotyp geworden und schien der bleibende Ausdruck seines Gesichts zu seyn. Hierzu kamen noch zwei Orangeschalen, welche er zwischen den Lippen eingeklemmt hatte, und die, da sie den Mund offen hielten, ein schreckliches Gebiß hervortreten ließen. Er hätte unmöglich ein Wort hervorbringen können; da indeß seine Rolle stumm war, so that dies nichts zur Sache. Er brauchte bloß ein schreckliches Geheul auszustoßen, und der Schmerz, den er empfand, machte ihn dazu sehr geeignet. Die Ankündigung verfehlte ihre Wirkung nicht, und die Einnahme war sehr bedeutend; sie betrug 1200 Francs. Zur Deckung der Schulden, die des Direktors mit einbegriffen, waren nur 800 Francs erforderlich, und somit verblieb diesen armen Teufeln, welche seit vierzehn Tagen rein von Kartoffeln lebten, immer noch eine Summe von 400 Francs. Es ging auch Alles gut bis zur Erscheinung des Ungeheuers; als dieses aber in seiner schrecklichen Mißgestalt auftauchte, als man diese fürchterliche Gesichtsverzerrung sah und das Geheul desselben vernahm, wurde die ganze Versammlung von einem panischen Schrecken ergriffen, und die Weiber und Kinder stürzten aus dem Theater. Jetzt gerieth Alles ins Stocken; ein Straßenbube, der das Kind vorstellen sollte, das dem Ungeheuer zum Fraße bestimmt war, hatte in den Proben viel Kaltblütigkeit und Unerschrockenheit gezeigt; als er aber Rosambo im Kostüm erblickte, wurde auch er von dem allgemeinen Schrecken ergriffen und machte sich aus dem Staube; der Feuerregen endlich, der das Stück beenden sollte, mißglückte und hätte beinahe noch das Theater in Brand gesteckt. Unter Pfeifen, Pochen und Verwünschungen ging ein Abend zu Ende, der so schön zu werden versprochen hatte.

Die Schauspieler trösteten sich indeß über dies Mißgeschick; sie hatten ja eine Einnahme. Vor dem Publikum von Saint-Omer konnten sie freilich nicht mehr auftreten, aber die Welt ist ja groß, und die Stadt hatte sich ihnen so ungastlich gezeigt. Aber die Einnahme! die hatte man freilich noch nicht in Händen, aber die Liebhaberin, die, weil sie im Stücke nicht beschäftigt gewesen, an der Kasse gesessen, mußte sie ja bringen. Man wartete, wartete, und sie erschien nicht. Rosambo saß indeß auf der Folter, denn der Maler, der ihn von seiner Kruste zu befreien versprochen hatte, erschien nicht. Nach Verlauf einer Stunde war die traurige Wahrheit offenbar. Der Maler, die Liebhaberin und die Kasse waren denselben Weg gegangen. Man stieß Flüche und Verwünschungen aus, aber diese brachten die Entflohenen nicht zurück. Vor Allem mußte man Rosambo jetzt zu Hülfe kommen, denn dieser war am schlimmsten daran. Sämmtliche Schauspieler machten sich über ihn her, aber eher hätten sie einen Mohren weiß waschen können; das Wasser floß an seinem Körper wie an geölter Leinwand herunter, und je mehr sie wuschen, desto fester wurde die Farbe.

Als das Mißgeschick der Schauspieler in der Stadt bekannt wurde, erwachte die Theilnahme für sie in allen Herzen; man gewährte ihnen zwar keine Hülfe, aber man ließ sie ungehindert ziehen. Wie hätte man sie auch daran hindern wollen, ohne ihre Haut als Pfand zurückzubehalten? Die Truppe begab sich nach Valenciennes, und Rosambo, der immer bereit war, sich für das Allgemeine zu opfern, schlug seinen Kameraden vor, ihn in allen Dörfern als ein Naturwunder zu zeigen. Denjenigen, der nicht wußte, wie es damit zuging, mußte er freilich als ein Wunderthier erscheinen. Zuerst mußte er für einen „wirklichen wilden Südsee-Insulaner gelten; als indeß der Firniß allmälig zerbröckelte und kleine Schuppen bildete, wurde er in den „Fischmenschen" umgewandelt. Unter dem letzten Namen fand er viel Zulauf, und die guten Einnahmen erlaubten ihm endlich, sich wieder entfirnissen zu lassen.

Rosambo ist jetzt sechzig Jahre alt; die Generation der Schauspieler, mit denen er zusammen gespielt hat, wird immer dünner; bei den jungen Leuten findet er nicht mehr dieselbe Sympathie. Bald wird ihm nur noch eine Hülfsquelle übrig bleiben, er wird Professor der Declamation werden müssen.

(Gazette des Théâtres.)

Mannigfaltiges.

— Zur Sitten-Statistik. Eine Visitation, die kürzlich in zehn kleinen Londoner Leihbibliotheken (circulating libraries) stattgefunden, hat folgendes Resultat ergeben: Unter je hundert Büchern befanden sich immer: Erzählungen von religiöser und moralischer Tendenz (wie die von Miß Edgeworth) zwei; dann Werke von guter Art (von Dr. Johnson, Goldsmith ꝛc.) eins; ältere humoristische Erzählungen (von Fielding, Smollet, Lesage ꝛc.) zwei; historische Romane (von Walter Scott und seinen Nachahmern) acht; Wunder- und Ritter-Romane vier; moderne Darstellungen von gutem Geschmack (von Bulwer, Theodor Hook ꝛc.) zwei; Reisen und geschichtliche Werke sechs; See-Romane (von Cap. Marryat, Cooper ꝛc.) fünf; bekannte fashionable Skandalosa (von Lady Charlotte Bury ꝛc.) zwanzig; unsittliche Darstellungen, schlechte Nachahmungen der fashionablen Skandalosa und Lektüre für den großen Haufen sechsundvierzig; alte Schmöker (Newgate-Kalender ꝛc.) vier. — Man sieht hieraus, wie sehr das Verhältniß steigt, je mehr sich der Inhalt der Bücher von guten Tendenzen entfernt. Blackwood's Magazine sagt in dieser Beziehung: „Der Menschenfreund stellt sich unsere Handwerker gern vor, wie sie noch in der Mitternacht bei der Oellampe emsig ihr Werk vollenden, oder er denkt sich einen von der Tages-Arbeit müden Hausvater, der in den Feierstunden seiner Familie aus Bibel und Postille vorliest; aber wie ist es in der Wirklichkeit? Wir erblicken unseren Handwerker mit liederlichen Genossen im Wirthshause, wo er sich das Getränk durch die Ergüsse radikaler Blätter noch schmackhafter zu machen sucht, oder wir finden die bleichen Fabrik-Arbeiterinnen Sonntags in ihren Stübchen bei der Lektüre skandalöser Romane; am Wochentage aber sitzen die zarten Nähmamsells vierzehn Stunden hinter einander im engen Zimmer beisammen, wo sie bei ihrer Arbeit sich von einer Freundin aus einem schlechten Buche vorlesen lassen, bei welcher Gelegenheit sie dann alle Laster des müßigen Lebens mitten in ihrem Fleiße kennen lernen. Ist es nun wohl ein Wunder, wenn wir nach wenigen Jahren einen Theil dieser Mädchen in den Straßen von London unter jenen Verworfenen wiederfinden, deren Zahl sich leider mit jedem Tage vermehrt?" — Der Journalist fragt sich hierauf, ob es unter solchen Umständen wohl recht sey, die Kenntniß des Lesens und Schreibens unter den niederen Klassen so emsig zu verbreiten? Doch er ist weit entfernt, diese Frage zu verneinen; er erkennt vielmehr an, daß doch noch immer mehr Gutes als Schlechtes aus dem auch unter den niederen Volksklassen verbreiteten Unterricht entspringe, aber er verlangt die Beaufsichtigung, die Regulirung dieser Kräfte durch eine sittliche Macht. Wer wird, fügt er hinzu, das Wohlthätige jener neueren Erfindungen, der Dampfmaschinen und Lokomotiven, leugnen? Und doch ist die menschliche Gesellschaft, d. h. der Staat, verpflichtet, dafür zu sorgen, daß die rohe Elementarkraft keinen ungeschickten Händen anvertraut werde, daß der Vortheil des Zeitgewinns, den sie uns verschaffen, nicht auf Kosten der Gesundheit und des Lebens herbeigezwungen und übertrieben werde.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 20. Berlin, Freitag den 15. Februar 1839.

Mexiko.

San Juan de Ulloa und Vera-Cruz.

Das Fort San Juan de Ulloa, auf welchem die Französische Marine vor kurzem die dreifarbige Fahne aufpflanzte, ist das ausgedehnteste Festungswerk, welches die Spanier in Amerika erbaut haben. Es ist ganz vom Meere umgeben und liegt der Stadt Vera-Cruz gegenüber; im Mittelpunkt des Raumes, den es jetzt einnimmt, war früher eine kleine Insel. Hier legte Juan de Grijalva an, der erste Spanier, der, schon ein Jahr vor Cortez, in Mexiko landete und der dieser Insel auch den Namen gab. Er fand daselbst die Ueberreste zweier Unglücklichen, die man den Göttern geschlachtet hatte, und erhielt auf seine Frage, warum man Menschen opfere, die Antwort, dies geschehe auf Befehl der Könige von Alolhua, wie damals ein Theil der Mexikanischen Hochebene genannt wurde; aus diesem Worte nun bildete er sich die Benennung Ulua oder Ulloa, weil er glaubte, dies sey der Name des Eilandes. Das Fort beherrscht die Stadt, welche nur einen halben Kanonenschuß davon entfernt liegt und auf dieser Seite nur durch zwei kleine Redouten vertheidigt wird; noch besser aber beherrscht es den Hafen, denn alle Schiffe müssen zwischen dem Fort und der Stadt ankern, und die Kriegsschiffe werden an metallene Ringe angekettet, welche in der Festungsmauer zu diesem Behuf angebracht sind. Das Fort von San Juan de Ulloa ist mit jenem Aufwand von Festigkeit gebaut, wodurch sich alle, sowohl die bürgerlichen wie die militairischen, Bauten der Spanier in der Neuen Welt auszeichneten und welche uns noch ein Zeugniß von der ehemaligen Größe dieses jetzt so gesunkenen Volkes geben. Die Spanischen Ingenieure, damals die geschicktesten in Europa, hielten diese Festung für unüberwindlich; sie versahen dieselbe mit geräumigen Speichern, und um ihr auch eine hinreichende Menge süßen Wassers zu sichern, wurden mit großen Kosten ungeheure Brunnen gegraben, die der Besatzung ein viel gesünderes Getränk liefern, als es die Einwohner der Stadt den stehenden Sümpfen, welche dieselbe umgeben, abzugewinnen vermögen. Das Kastell von Ulloa soll dem Spanischen Schatze 40 Millionen Piaster gekostet haben, und man begreift sehr wohl, daß eine ungeheure Summe erforderlich war, um Festungswerke unter dem Wasser zu gründen, sie durch Felsblöcke zu schützen, damit sie der oft sehr furchtbaren Gewalt des Meeres widerständen, und dann darauf eine Citadelle im Spanischen Style, der an den Römischen erinnert, zu erbauen.

Wie groß aber auch der Ruf der Festung Ulloa in Amerika seyn mag, ihr Anblick hat durchaus nichts Imposantes. Das kleine Eiland, auf dessen ganzer Ausdehnung sie erbaut ist, und über welches sie sich noch hinaus erstreckt, ist gerade wasserpaß; die Mauern steigen senkrecht aus den Wellen empor und sind nur von mittelmäßiger Höhe, denn sie brauchen nicht hoch zu seyn, um mit ihren Kanonen die Batterieen der sie angreifenden Schiffe oder die sehr tief liegende Meeresküste bestreichen zu können. Die reichlich mit Schießscharten versehenen Mauern werden nur von zwei Thürmen, dem Kavalier (Caballero) und dem Signalthurme, überragt; auf letzterem befand sich der Leuchthurm, und von dort aus konnte man die Schiffe auf der offenen See entdecken; beide wurden von dem Französischen Geschütze niedergeschossen. Ueberhaupt hat die ganze Küste nichts Erhabenes. Links vom Kastell, ungefähr eine halbe Meile von demselben entfernt, bemerkt man noch ein anderes längliches, unfruchtbares und ödes Eiland, Sacrificios nach den Menschenopfern genannt, welche dort unter der Regierung der Aztekischen Kaiser vollzogen wurden, die den blutdürstigen Götzen Mexitli anbeteten und mit Montezuma erloschen. Rechts und links von der Insel Sacrificios, so weit das Auge nur reicht, breitet sich eine sandige Küste aus, auf der man hin und wieder einige jener Kaktus (nopals), die in der Mexikanischen Vegetation eine so große Rolle spielen, so wie hier und da einige kahle Baumstämme entdeckt, welche die Wogen angeschwemmt haben und die wahrscheinlich von jener unendlichen Menge Treibholz herrühren, das der Mississippi und der Ohio nach ihren periodischen großen Ueberschwemmungen dem Meere zuführen. Hinter dem Fort erblickt man die Stadt Vera-Cruz mit ihren Kuppeln und Glockenthürmen; einige Meilen hinter derselben beginnt jene Bergkette, die sich in dunkelblauen Linien am herrlichen Azur dieses tropischen Himmels fortzieht. Seit ungefähr funfzehn Jahren vorzüglich ist dies Panorama besonders traurig und unbelebt; die Festung war zwar immer noch in ziemlich gutem Zustande, denn die Spanier bauten für Jahrhunderte, im Hafen aber befanden sich kaum fünf bis sechs Goeletten und drei bis vier Briggs oder Dreimaster, neben den Rumpfen einiger früheren Kriegsschiffe, wie die entwaffneten und abgetakelten „Asia" und „Guerrero", die theils in Gefängnisse für die Galeerensklaven verwandelt sind, theils halb unter Wasser zwischen Klippen liegen. In der Mitte des Hafens, in der Richtung nach dem Kastell zu, sieht man die Ueberreste eines fast ganz vom Meere zerstörten Hafendamms, welchen die Behörden des unabhängigen Mexiko's nie ausbessern ließen. Die Mauern, welche die Stadt umringen, gestatten keinen Blick in die Straßen derselben, die übrigens ganz öde sind. Außer einer oder zwei Schildwachen, die mit abgemessenen Schritten auf und nieder gehen oder aus den Schießscharten der Festung hervorlugen, sind die einzigen lebenden Wesen, die man gewahr wird, unermeßliche Schaaren von Geiern, welche die Kuppeln der Kirchen von Vera-Cruz belagern; die Einwohner sehen ihrer Vermehrung ruhig zu, weil diese Raubvögel die Straßen von dem Unrathe und den Aasstücken reinigen, die sich sonst darin anhäufen würden, da Niemand als sie für die Straßen-Polizei Sorge trägt. Der Reisende würde sich für getäuscht halten und glauben, der Schiffer habe sich verirrt und ihn irgend wo anders hingeführt, als nach Mexiko, jenem bewunderten Lande, wo der Boden so üppig, die Natur so majestätisch seyn soll, wenn er nicht zu seiner Rechten die herrliche Spitze des Vulkans von Orizaba erblickte, der seinen schneeigen Gipfel zu den Wolken emporhebt, seine waldbewachsenen Seiten weit hin ausdehnt und wie ein von der weiten Hochebene Mexiko's, dem wahren gelobten Lande, nach dem Meere hin vorgeschobenes Fort erscheint.

Die Stadt Vera-Cruz, deren die Französischen Truppen durch die Einnahme des Forts von Ulloa jetzt Meister sind, war vor der Unabhängigkeit der einzige Hafen, der dem Mexikanischen Handel auf dem Atlantischen Meere offen stand. Hier landete Cortez den 21. April 1519 mit 500 Mann, um das Reich Montezuma's zu erobern, welches von einem unzähligen und tapferen Heere vertheidigt wurde. Die Spanier, die sich sehr gut auf die Kunst, Kolonieen zu organisiren, verstanden, und die davon Muster-Ansiedelungen zurückgelassen haben, welche bis jetzt noch von keinem der Völker übertroffen worden, die ihnen den ersten Rang streitig gemacht und entrissen haben, glaubten, daß ihr in der That sehr beschränkendes Handels-System es durchaus nöthig mache, alle Geschäfte Mexiko's mit Europa nur durch zwei Häfen zu betreiben, auf der Ostseite durch Vera-Cruz und auf der entgegengesetzten Seite der Mexikanischen Hochebene durch Akapulko. Diese Anordnungen, welche von dem Augenblick an verderblich wurden, wo Mexiko eines lebhafteren Verkehrs mit der alten Welt bedurfte, haben jedoch für Vera-Cruz selbst Einrichtungen und Schöpfungen zu Wege gebracht, wie man sie in keinem anderen Mexikanischen Hafen antrifft; die unabhängigen Mexikanischen Behörden verstanden sich nur aufs Zerstören und waren unfähig, etwas zu gründen. Vera-Cruz ist der einzige Mexikanische Hafen, der durch eine fahrbare Straße mit dem Innern des Landes in Verbindung steht. Der Consulado von Vera-Cruz, eine Stadtbehörde, welche einige wenige polizeiliche Obliegenheiten neben den Functionen einer Handels-Kammer und eines Handelsgerichts auszuüben hatte, ließ von 1800 bis 1810, aus seinen Einnahmen und durch gesammelte Subscriptionen, von Vera-Cruz bis auf die Bergeshöhen eine Straße bauen, welche der über den Simplon weder an Schönheit noch an Länge nachsteht. Um von den anderen Häfen nach Mexiko zu gelangen, muß man auf Fußpfaden, wo kaum zwei Maulesel neben einander gehen können, Berge von der Höhe des Montblanc erklimmen. Die Vera-Cruzer Straße hingegen bietet oder bot vielmehr zur Zeit der Spanischen Herrschaft einen prächtigen Weg dar; ein dreißig Fuß breites, zum Theil aus regelmäßigen Basaltplatten bestehendes, theils gemauertes Pflaster bildete die Mitte desselben, und wie die Römischen Heerstraßen schien auch diese den Zerstörungen der Zeit Trotz bieten zu können. Aber während des Unabhängigkeits-Krieges riß man sie an verschiedenen und gerade an den schwierigsten Stellen auf, um den

Truppenzügen, welche der Besatzung der Hauptstadt aus Spanien zu Hülfe kamen, den Weg zu versperren. Weil nun das Land seitdem beständig eine Beute der Anarchie und Empörung war, so hat Niemand Sorge getragen, diese Straße wieder ausbessern zu lassen; die mächtige Vegetation der Tropen vereinigte ihre Macht mit dem Vandalismus des Bürgerkrieges, und so verfiel dies schöne Werk immer mehr und mehr. Hier und da sind Bäume, ähnlich der mala ficus des Dichters, aus der Mitte des Weges emporgeschossen; die Mauleseltreiber, fast die Einzigen, die jetzt, außer einer Art von erbärmlichen Diligencen, diesen Weg benutzen, dachten nicht daran, diese Bäume in ihrem Entkeimen niederzutreten, und so wuchsen sie hoch empor.

Vera-Cruz ist eine ansehnliche Stadt; die Straßen sind breit, gerade und gut gebaut; sie hat mehrere Kirchen, einen schönen Regierungs-Palast und große Kasernen. Im Sommer ist hier eine brennende Hitze, die durch nichts gemäßigt wird, denn die Spanische Race, die einen unüberwindlichen Abscheu gegen Bäume hegt, hat weder die Straßen damit bepflanzt, noch Alleen an der Ringmauer der Stadt angelegt. Vor dreißig Jahren herrschte großer Wohlstand in Vera-Cruz; die stehende Bevölkerung wurde auf 20,000 Seelen angenommen; dazu kamen noch ungefähr 4000 Seeleute, 7—8000 Mauleseltreiber, welche die Europäischen Waaren ins Innere des Landes und die Produkte desselben wiederum nach dem Hafen führten, und 4—5000 Fremde, Reisende und Soldaten; im Ganzen also hatte die Stadt gegen 35,000 Einwohner. Die Ein- und Ausfuhr belief sich bis auf 200 Millionen, und 4—500 Fahrzeuge liefen im Hafen ein. Während der Unabhängigkeit hat Vera-Cruz viel auszustehen gehabt; die Spanier blieben noch mehrere Jahre, nachdem sie das feste Land geräumt hatten, Herren des Forts von Ulloa, und aller Handel zog sich nach dem nahgelegenen kleinen Hafen von Alvarado; erst als die Spanier der Behauptung von San Juan de Ulloa müde wurden, hob sich Vera-Cruz von neuem, und in diesem Augenblick ist es der wichtigste Mexikanische Hafen. Aber die Freiheit war nicht ersprießlich für die Mexikanischen Provinzen, sie haben sich einer Politik unterworfen, die sie zu Grunde richtete, deren Verantwortlichkeit aber nicht allein auf die Mexikaner zurückfällt. Sie wollten eine Monarchie bilden, und der berühmte Plan Iguala's, dem sie Alle mit Entzücken beistimmten, berief Ferdinand VII. oder statt seiner einen seiner Brüder auf den constitutionellen Thron des Mexikanischen Reiches; aber dieser Fürst schlug die dargebotene Krone für sich und die Seinigen aus. Nach den ohnmächtigen Anstrengungen des Don Augustin Iturbide, eine Kaiserliche Dynastie zu Gunsten seiner Familie zu stiften, folgten sie unklugen oder verrätherischen Rathgebern, die ihnen vorschlugen, die republikanische und föderative Verfassung der Vereinigten Staaten zum Vorbilde zu nehmen. Neu-Spanien wurde also in freie und souveraine Staaten eingetheilt, mit einem Föderativ-Distrikte*) und zwei Kammern, und diejenigen, welche sowohl durch ihre Vorzüge wie durch ihre Fehler wahre Antipoden der Anglo-Amerikaner sind, ließen sich verleiten, die Regierungs-Verfassung der Union sklavisch nachzuahmen. Und was war der Erfolg dieser unglückseligen Einrichtung, die man vergebens durch einen neuen Centralisations-Versuch zu verbessern hoffte? Auf diese Frage giebt die düstere Verödung von Vera-Cruz dem dort landenden Fremden hinreichende Antwort.

Der Hafen von Vera-Cruz ist der beste oder vielmehr der mindest schlechte an der ganzen Ostküste von Mexiko; er kann zwar Linienschiffe aufnehmen, ist aber sehr eng und das Landen mit Gefahr verbunden. Die Leute des Cortez verglichen ihn mit einer durchlöcherten Tasche. Die Insel Sacrificios, die Niederungen Arecife del Medio, Isla Verde, Anegada de Dentro, Blanquilla und Gallega bilden mit dem Festlande zusammen eine Art Bucht, in die an der einen Seite der Nordwestwind, der hier der stürmischste ist, offenen Zugang hat, und die an der entgegengesetzten ebenfalls einen freien Durchgang gewährt, so daß ein Schiff, welches der Nordwestwind vom Anker losrisse, bis nach Campeche hinunter treiben würde. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts riß einmal ein wüthender Sturm das Linienschiff „la Castilla", welches mit neun Tauen an der Bastion von Ulloa befestigt war, sammt den ehernen Ringen von der Mauer los, so daß es an der Küste im Hafen selbst scheiterte. Auf jenem Schiffe ging durch dies fast unglaubliche Mißgeschick der große Quadrant verloren, dessen sich der unglückliche Chappe zu seinen astronomischen Beobachtungen bedient hatte, und den die Akademie der Wissenschaften zu Paris zurückverlangte, um die Eintheilungen desselben berichtigen zu lassen. Die anderen Mexikanischen Häfen am Atlantischen Meere, die sich in dieser Hinsicht sehr von dem prächtigen Hafen von Akapulko am Stillen Ocean unterscheiden, haben keine bessere Ankerplätze und sind so seicht, daß ein Kriegsschiff sich nicht hineinwagen darf.

So hat Vera-Cruz zwar aufgehört, ein blühender Hafen zu seyn, obgleich es noch immer der erste Hafen von Mexiko ist; dagegen blieb es beständig der Hauptsitz des gelben Fiebers. Diese Plage aller Häfen des mittleren Amerika hat sich Vera-Cruz zum Hauptquartier auserlesen. Die Ebene, in welcher Vera-Cruz liegt, ist mit sehr kleinen, eng an einander gedrängten Dünen (Meganos) bedeckt, was ihr beim ersten Anblick das Ansehen einer Sand-Region giebt, gleich den Wüsten Afrika's. Aber mitten unter diesen Dünen, am Fuße derselben, befinden sich große Strecken sumpfigen mit Gestrüpp bewachsenen Bodens, und die Ausdünstungen dieser stillstehenden schlammigen Gewässer erfüllen die Luft mit verpesteten Miasmen. Diese Meganos, zu denen sich, wie Herr von Humboldt bemerkt, die Hitze festsetzt, verwandeln Vera-Cruz und die Umgegend in eine Art von [illegible] und entwickeln alle Krankheitskeime. Wenn jedoch im Monat November die Nordwinde zu wehen anfangen, hört das gelbe Fieber fast gänzlich auf und beginnt erst wieder nach dem Aufhören dieser Winde, im Monat April. Nach dem berühmten Verfasser des Essai sur la nouvelle Espagne, war im Jahre [illegible] die Sterblichkeit im St. Sebastians-Hospital zu Vera-Cruz [illegible] vom Mai bis September bedeutend, im Dezember kam gar kein Todesfall vor, im Januar nur einer und im Februar zwei.

Mexiko ist ungefähr 60 Deutsche Meilen von Vera-Cruz entfernt; man gelangt dahin, wenn man die Cordilleren auf der Consulado-Straße übersteigt, die trotz ihrer Verwüstungen nicht nur die gangbarste, sondern auch die einzige zwischen der Hochebene und dem Meere ist. Bei Vigas ist man auf der Hochebene angelangt, und man befindet sich dann ungefähr 7,200 Fuß über der Meeresfläche. Von Peroto nach Mexiko kömmt man durch die Stadt la Puebla de los Angeles, die auf 70,000 Seelen geschätzt wird, und deren Einwohner sich fest einbilden, daß ihre Kathedrale von den Engeln erbaut wurde. Zwischen la Puebla und dem Bassin von Mexiko muß man über Rio Frio und über einen etwa 10,000 Fuß hohen Paß. In einem Tage kann man vom Gestade, wo im Sommer die drückendste Hitze herrscht, bis zur ewigen Schneeregion gelangen. Wenn man von Vera-Cruz nach Peroto zu hinaufsteigt, wechseln bei jedem Schritt die Physiognomie des Landes, der Anblick des Himmels, die Vegetation, die Sitten der Einwohner und die Bearbeitung des Bodens. Man bekömmt da einen schnellen Ueberblick über das ganze Pflanzenreich, von der Kaffeestaude, dem Zuckerrohr, der üppig sich vermehrenden Banane, der Agave — einer Aloe-Art, die seit undenklichen Zeiten den Einwohnern der Hochebene den Europäischen Weinstock ersetzt, der zwar auch bei ihnen gedeiht, — bis auf die Bäume und Gewächse unserer Himmelsstriche und von diesen bis zu der Fichte des Nordens und den Moosen der Polarländer. Nirgends findet man auf so kleinem Raume eine solche Mannigfaltigkeit und einen ähnlichen Reichthum vereinigt. Von dort kömmt eine durch ihre Feinheit und Weiße berühmte Baumwolle, da findet man einen Kakaobaum von vorzüglichster Art; am Fuße der Cordilleren, in den immergrünen Wäldern von Papantla und Nautla, in deren Schatten sich noch alte Denkmäler des Mexikanischen Götzendienstes erheben, wächst die Liane, reift die köstliche Frucht der wohlriechenden Vanille. Bei den Indianischen Dörfern Colipa und Misantla blüht die schöne Convolvulacee, aus deren knolliger Wurzel die Jalappe gewonnen wird. Mehr nach Westen zu zieht man auf dem Kaktus die berühmte Cochenille von Oaxaco. Mit Roggen besäete Felder, die drei bis viermal so viel tragen, als unsere besten Europäischen, wechseln mit Maisfeldern, Orangengärten und Zuckerrohr-Pflanzungen. Ist man bis zu einer Höhe von ungefähr 3600 Fuß gelangt, so trifft man die Mexikanische Eiche, deren Anblick den bei Vera-Cruz gelandeten Reisenden beruhigt, weil sie ihm anzeigt, daß er nun die Gränzen der Herrschaft des gelben Fiebers überschritten hat. Und dieser so bevorzugte Mexikanische Boden birgt in seinem Schoße die herrlichsten Silbergruben der ganzen Welt. Die Stadt Xalapa, 4000 Fuß über der Meeresfläche, in der sogenannten gemäßigten Region erbaut, wo ein ewiger Frühling herrscht, ist ein wahres irdisches Paradies. Um sie herum berühren sich und verschmelzen mit einander alle Vegetationen; auf demselben Orangenbaum sieht man da zu gleicher Zeit Blüthen, grüne und goldgelbe Früchte. In zwei Etappen könnte ein Regiment von Vera-Cruz nach Xalapa gelangen, denn zwischen diesen beiden Städten trifft man Dank der durch das Consulado gebahnten Straße, nur auf zwei schwierige Punkte, bei Puente del Rey, jetzt Puente national genannt, und bei Plan del Rio; aber auch diese beiden Punkte sind nur ganz leicht befestigt und können durch einen Handstreich im Vorbeigehen genommen werden. (J. d. D.)

Italien.

Aeltere und neuere Kunst in der Lombardei.

(Fortsetzung.)

Nicht erst seit heute sind die Bewohner dieses Landes so geartet, davon liefern uns die Malereien ihrer alten Schule den besten Beweis. Ein Künstler, der gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts unter ihnen lebte, der sie also in unmittelbarer Nähe studirte, hat uns von ihnen ein Ideal zurückgelassen, das ganz mit der Meinung übereinstimmt, die man noch in unserem Jahrhundert von ihnen hegen kann; dieser Künstler ist Leonardo da Vinci. Bevor man Mailand gesehen, kann man sich das verliebte Lächeln, welches auf den Lippen aller Figuren dieses Malers schwebt, so wie die eigene herausfordernde Grazie, die über ihre ganze Person verbreitet ist, nicht wohl erklären. Dieser Zug geistvoller, oft spöttisch feiner Sinnlichkeit, den Leonardo dann wiedergab, ist das natürliche Erzeugniß des Bodens, auf den ihn Ludovico Sforza von Florenz berief und der sein zweites Vaterland wurde. Nirgend anderswo in Italien findet man das Urbild dieser Manier. Wenn man die Apenninen überschreitet,

*) Nach Art des Distriktes Columbia in den Vereinigten Staaten, in welchem Washington, der Sitz der Föderativ-Regierung und der Versammlungsort des Kongresses, liegt.

nimmt die Schönheit erstere Formen an, hat die Leidenschaft glühendere Laute, das Vergnügen einen ungebundeneren, feurigeren Charakter. Aber in den Köpfen Leonardo da Vinci's ist die üppige Sinnlichkeit Italiens mit dem anziehenden Geiste der Französinnen verschmolzen, und diese Mischung ist keinesweges eine Erfindung des Malers; er fand sie im Mailändischen schon fertig vor.

Wenn man so diesen Maler hier an seinem Orte betrachtet, kann man sich ihn erst vollkommen erklären. Glaubte man früher, er sey der Florentinischen Schule beizuzählen und alle seine Werke, wenn gleich hier und da gemalt, schrieben sich doch alle aus der Stadt der Mediceer her, in der ihn wohl das Studium der Antike, etwa besonders ein Bachus oder ein Apollo, zu diesem vorherrschenden Zuge lachender Anmuth und Ironie stimmen konnte, so wird man jetzt sehen, daß, wenn die eine Hälfte von Leonardo's Genius der Stadt Florenz gehört, doch Mailand gewiß auf die andere Anspruch machen darf, und daß man in diesem großen Manne nicht bloß den Erben Masaccio's, sondern auch den wirklichen Stifter einer Lombardischen Schule zu erblicken hat, deren Heerd von ihm zu Mailand begründet wurde und die ihre Verzweigungen dann weiter, nach der anderen Seite des Po's, erstreckte.

Man kann in Mailand selbst die beiden Richtungen von Leonardo's Geist sehr wohl unterscheiden. Das berühmte Fresko des Klosters Santa Maria delle Grazie gehört offenbar ganz der Florentinischen Schule an. Dieses bewundernswürdige Abendmahl, über welches schon so viel, aber doch immer noch nicht erschöpfend geschrieben ward, erweckt, ungeachtet aller erlittenen Veränderungen, eine so hohe und reine Bewunderung, daß der Geist, durch keinen Gedanken an individuelle Manier gestört, dasselbe unter die kleine Zahl derjenigen Werke reiht, die das lebendige Abbild der Natur und die allgemeinste Offenbarung der Schönheits-Idee darstellen. Und dies ist eben der Charakter der Florentinischen Schule, daß sie mehr die Lehrmeisterin aller anderen gewesen, als selbst ein bestimmtes Gepräge trägt, welches, indem es eine gewisse besondere Eigenthümlichkeit zeigt, zugleich auch der Größe, Wahrheit und Erhabenheit des Ausdrucks engere Gränzen setzt. Durch die Kupferstiche, welche man von diesem Meisterwerk sieht, bekömmt man nicht nur eine unvollständige, sondern auch eine falsche Vorstellung von demselben. Die Proportionen der Freske sind ganz anders; statt des langen und dünnen Blattes, durch dessen Enge die Personen beinahe erdrückt werden, ist das Gemälde hier von ansehnlicher Höhe, wodurch die Freiheit, der Adel und die Würde der Figuren erhöht werden. Die Schönheit der Zeichnung, die majestätische Einfachheit der Composition, die Erhabenheit der Charaktere und des Ausdruckes, von allem dem bemerkt man wenig auf den Kupferstichen, dies Alles aber strahlt in unerreichbarer Vollendung von jener undankbaren Mauer herab, die so schlecht die Züge der göttlichen Hand aufbewahrt hat, durch welche sie verherrlicht ward. Noch immer kann man sich recht gut nach den vorhandenen köstlichen Spuren vorstellen, wie schön, wie einfach, sanft und doch kräftig einst das Kolorit war. Bedenkt man nun, daß dieses Abendmahl noch beinahe zwanzig Jahr vor Raphael's Schule von Athen gemalt wurde, so möchte man vor dem Andenken Leonardo da Vinci's niederknieen; es herrscht in seiner Composition eine so erhabene Einfachheit vor, daß man bei einem Vergleich mit dem ebengenannten Werke Raphael's an den Unterschied erinnert wird, welcher zwischen der natürlichen Majestät des Aeschylus und der gebildeteren, aber kaum so mächtigen Schönheit des Sophokles stattfindet. Diese beiden Meisterwerke des Pinsels hätten noch mehr zur Nachahmung anspornen sollen, denn sie öffneten der Malerei eine philosophische Bahn, auf welcher die bloße Kraft der Wahrheit zur Schönheit und Größe führte.

Im Mailändischen Museum, welches sich im Palaste Brera befindet und gewiß eine der schönsten Sammlungen Italiänischer Gemälde in Europa ist, sind nur zwei und nicht besonders bedeutende Stücke von Leonardo; ein Christuskopf mit rother und schwarzer Kreide und einem leichten Hauche von Weiß gezeichnet, den man für die Studie des im Abendmahl befindlichen Kopfes halten möchte, weil in der That zwischen beiden manche Aehnlichkeit vorwaltet; indeß fehlt doch ersterem, so schön er auch immer ist, und obgleich er ebenfalls der Florentinischen Schule angehört, der erhaben pathetische Ausdruck des letzteren; und dann eine Jungfrau mit dem Kinde und einem Lamm. Die Figuren dieses zweiten Bildes, das seiner lächelnden Grazie wegen ganz der Mailändischen Schule angehört, sind in halber Lebensgröße gemalt. Als Ersatz für die wenigen Gemälde Leonardo da Vinci's findet man im Palaste Brera eine große Anzahl von seinen Schülern, die sonst nirgend gekannt sind, hier aber in großer Achtung stehen. Einiges Nähere über ihre Leistungen wäre vielleicht nicht ganz uninteressant, weil man die Geisteskraft des Meisters erst recht nach der seiner Schüler abwägen kann, und in dieser Hinsicht wenigstens steht Leonardo da Vinci gewiß über Raphael. Was wurde aus der Schule des Urbinischen Malers nach dem Tode ihres Meisters? Der ausgezeichnetste Schüler derselben, Giulio Romano, führte im Palaste Tè zu Mantua Fresken aus, in welchen es fast scheint, als hätte seine ungeregelte Einbildungskraft und seine geschmacklose Begeisterung sich für die schönen Linien rächen wollen, die sein Meister ihn zu zeichnen gezwungen; seine anderen Kameraden zeigten noch mehr als er, daß sie nicht Schüler, sondern nur Werkzeuge Raphael's gewesen waren. Die Schule Leonardo's hingegen hat sich mehr hervorgethan, denn als er nach der Invasion der Franzosen sich von Mailand nach Florenz begab, ließ er in seinem zweiten Vaterlande geschickte Künstler zurück, die seine Manier fortsetzten und sie mit vielem Geschmacke modifizirten; die ausgezeichnetsten unter ihnen waren Bernardino Luini, Marco d'Oggionne, Cesare da Sesto, Beltraffio, Pedrini, Andrea Saliani. Alle diese Maler, die in der letzten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts geboren wurden, starben um die Mitte des sechzehnten, mehrere Jahre nach Leonardo.

Bernadino Luini ist zweifelsohne der bedeutendste von Allen; er hatte auch in seiner Manier am meisten Aehnlichkeit mit Leonardo, welcher oft die Gemälde nur entwarf und sie dann von Luini ausführen ließ. Viele der Gemälde, die man jenseits der Alpen für Werke des Meisters hält, sollen, wie man in Mailand versichert, nur vom Schüler herstammen, was hauptsächlich mit denen der Pariser Galerie, obgleich Leonardo in Frankreich gestorben ist, der Fall seyn soll. Aber nicht immer war Luini ein sklavischer Nachahmer, er drückte seinen Werken auch einen eigenen Stempel auf und verstand es vortrefflich, Leonardo's Manier mit der Raphael's zu verschmelzen, wovon seine herrlichen in verschiedenen Klöstern Mailands und Luini's (seiner kleinen, am Lago Maggiore belegenen Geburtsstadt, nach welcher er sich nannte) vorgefundenen Fresken ein glücklicher Beweis sind. Man hat dieselben sehr geschickt abgenommen und in den Vorhallen des Museums angebracht; sie sind ein kostbarer Schatz der Mailändischen Schule und verdienen die größte Beachtung. Die vorzüglichste unter diesen Fresken ist eine von drei Engeln in ihr Grab getragene heilige Katharina: das Grab steht offen, und die Engel schweben mit dem heiligen Leichnam über demselben.*) In den Sälen des Museums sind noch zwei Hauptwerke von Luini; das eine stellt eine von Heiligen und Stiftern umgebene Madonna vor und ist so in Leonardo's Manier gemalt, daß man davon unterrichtet seyn muß, um sich nicht zu täuschen; auf dem anderen sieht man einen berauschten Noah, der von bewunderungswürdiger Färbung ist, und an dem man alle Vorzüge der Mailändischen Schule erkennt, die mitten inne steht zwischen der Venetianischen und Florentinischen; von der einen entlehnte sie die Zeichnung, von der anderen das Kolorit. Leonardo's und seiner Schüler Färbung ist in der That fast Venetianisch, sie ist nicht so glühend wie die Giovanni Bellini's, aber zarter und leichter als die Giorgione's und Titian's.

Auf Luini folgt Marco d'Oggionne, von dem sich in der Pinakothek Mailands mehrere Fresken und eine Menge Gemälde vorfinden, wovon aber letztere den Vorzug verdienen, weil sie von ausgesuchter Feinheit des Pinsels und zartem Ausdruck sind. In einer von Heiligen umgebenen Madonna, zweien Heiligen mit den Stiftern und einem heiligen Michael, der den Satan zu Boden wirft, finden wir das Lächeln Leonardo da Vinci's wieder; eine große Fresko-Studie dagegen, eine Nachahmung des Abendmahls im Kloster delle Grazie, erinnert an die Erhabenheit des Florentiners. Der Schüler hat auf diese Weise beiden Richtungen seines Meisters gefolgt; in einer Himmelfahrt Mariä ließ er sich aber nur von seinem eigenen Genius leiten und lieferte ein vortreffliches Werk, in welchem die Erhabenheit der Composition noch durch die Zartheit des Pinsels an Größe gewinnt.

Von Cesare da Sesto sieht man zwei Madonnen und ein Bildniß; von Andrea Saliani, dem jüngsten aller Schüler Leonardo's, drei Jungfrauen; von Pedrini eine büßende Magdalene und von Beltrasio einen sehr schönen Johannes den Täufer; alle diese Gemälde gereichen der Schule Leonardo da Vinci's zu großer Ehre.

Auch Gaudenzio Ferrari kann man zu den Malern rechnen, die sich unter dem Einflusse Leonardo's bildeten; er wurde 1484 zu Valduggia, nahe bei Novara geboren, wenige Jahre vor der Berufung da Vinci's nach Mailand. In seiner ersten Zeit schloß er sich nicht sogleich der Mailändischen Schule an, sondern begab sich vielmehr nach Rom, wo er treffliche Studien machte und seinen Ruf begründete. Schon als ausgezeichneter Künstler ging er nach Mailand, wo Leonardo sich zwar nicht mehr aufhielt, aber doch in seinen bewunderungswürdigen Werken und zurückgelassenen Schülern fortlebte. Gaudenzio Ferrari war so kühn, eine neue Mailändische Schule stiften zu wollen, aber war es die Natur und der Geist des Landes, oder das allmächtige Andenken Leonardo's, welche ihn beherrschten, er konnte diesen beiden verführerischen Einwirkungen nicht widerstehen, und dem Charakter seiner Werke nach würde man ihn für einen Schüler da Vinci's halten. Im Museum von Mailand sind von ihm gegen zehn Fresken und ein herrliches Gemälde vorhanden. Bemerkenswerth ist an seinen Gemälden, daß sie, obgleich Nachkömmlinge der echten Schule Leonardo's, doch noch sehr an den Geschmack einer früheren Epoche erinnern; sie sind trockner und tragen in ihrer ganzen Anordnung noch mehr die Spuren jener geistreichen Naivetät, welche die Italiänischen Künstler des funfzehnten Jahrhunderts den Deutschen annähert. Als Ferrari in Rom studirte, war Raphael noch nicht dort, und der schon seit längerer Zeit aus Florenz verbannte gothische Styl herrschte noch daselbst, und als der Mailänder in sein Vaterland zurückkehrte, fand er auch dort noch die Spuren jener halb-Deutschen Kunst des funfzehnten Jahrhunderts vor. Liberale Bevilacqua, der vor da Vinci in Mailand glänzte, gehörte ganz dieser Schule an.

(Schluß folgt.)

*) Wer erinnert sich hierbei nicht des trefflichen Gemäldes von Heinrich Mücke in Düsseldorf, welches wir hier auf einer der letzten Ausstellungen sahen und das denselben Gegenstand darstellte.

Frankreich.

Die Kunst, ein Schmarotzer zu seyn.*)

Der Schmarotzer — mit diesem Namen bezeichnen wir einen Jünger der gastronomischen Kunst voll mannigfaltiger und schöner Kenntnisse — einen Menschen, der keine Sorgen hat. Kennt er wirklich eine, so ist es die, daß dem Menschen doch gar zu viel im Leben zustoßen kann; gleichwohl aber wird er nie von einem tiefen Schmerz, von einem innigen Mitgefühl für menschliches Leiden durchdrungen. Er badet sich in den kräftigen Brühen aus der Küche seines Nachbars, stärkt sich an dem Wildpret seiner zahlreichen Freunde und schwebt, durch den Portwein, den Champagner und Burgunder seiner lieben, vortrefflichen Bekannten verzückt, über den kleinen Zufälligkeiten dieses Jammerthales, welches die Menschen Erde nennen. Die Leiden des Lebens gleiten an ihm herab, ohne daß er davon mehr empfindet, als der Elephant von den Hagelkörnern, die auf ihn herunterfallen. Er geht unverwundbar einher, geschützt durch die wohlwollenden Contributionen jener besten und großmüthigsten aller Menschen, welche Diners zu geben pflegen; er ist zu gleicher Zeit das Kind und der Gipfel der Gastfreundschaft, das Urbild und die Verkörperung aller gastlichen Tugenden, ein lebendes Zeugniß von dem Wohlwollen des Menschengeschlechts, ein zweibeiniger Fastnachts-Ochse, den die Freigebigkeit von seines Gleichen mit Kuchen, Oel und Honig vollstopft.

Die häusliche Einrichtung des Schmarotzers ist dürftig, sein Einkommen beschränkt; wie er einerseits wenig Gefühls-Anregungen hat, so hat er andererseits auch wenig Bedürfnisse. Neunundneunzig Mal unter hundert ist unser Schmarotzer ein Hagestolz, der die Zinsen eines kleinen väterlichen Erbtheils genießt. Da er weder Frau noch Kinder hat, so besitzt er eben genug, um außer dem Hause seine Vergnügungssucht zu befriedigen. Da er den freundlichen und liebevollen Ton einer Gattin niemals hört, so muß er sich durch die Töne der Oper schadlos halten, und da er keine Kinder zu ernähren, zu bekleiden und in die Schule zu schicken braucht, so kann er sich seiner Leidenschaft für gelbe Handschuhe ganz hingeben. Er macht sich sein Junggesellenleben auf alle mögliche Weise zu Nutze, und da er nun einmal keinen eigenen Heerd, keine Pänaten hat, an denen sein Herz hängt, so trägt er draußen in Regentstreet die verschiedenen Nüancen seiner Röcke zur Schau.

Sicherlich treibt der Schmarotzer eine der schwersten Künste des Lebens; denn so viele seines Gleichen es auch in der guten Stadt London giebt, so glänzen sie doch immer nur sehr kurze Zeit, etwa während einer Saison oder zwei, worauf sie, wie die Schwalben, fortziehen, man weiß nicht, wohin.

Ein echter Schmarotzer muß ein Mensch von nicht allzugroßem Verstande und darf nur unter gewissen Bedingungen witzig seyn. Zur hauptsächlichen Sorge muß er es sich machen, sich den Ruf eines prächtigen Kerls, eines angenehmen Gesellschafters zu erwerben und zu erhalten, wenngleich diejenigen, die ihn loben, sich den eigentlichen Grund dieses Lobes selbst nicht zu erklären wissen. Während einer Saison oder zwei hat man wohl auch schon gewisse glänzende und funkensprühende Schöngeister an Tafeln gesehen, wo man die seltensten Delikatessen der Jahreszeit, sowohl an Speisen und Wild, als an Menschen und Kleidertrachten, die erste Ananas und den Verfasser des neuesten Romans beisammenfindet; solche schöne Geister erhalten jedoch höchstens ein paar Einladungen, während unser Mann, der Schmarotzer ex professo, bei keinem Gastmahle fehlt. Er muß sich also bemühen, ein wenig unbedeutend zu erscheinen, liebenswürdig ohne Aufsehen und ohne überhaupt viel von sich zu machen. Hätte er auch das glänzendste Bonmot auf der Zunge, so muß er es doch verschlucken, sobald es nur das Ansehen hat, daß es gegen irgend Jemand in der Gesellschaft gerichtet seyn könnte. Dieser Jemand besitzt vielleicht gerade eine ausgezeichnete Küche, einen reichen Weinkeller; es ist daher ungemein nöthig, ihn mit der größten Schonung, ja, mit der aufmerksamsten Höflichkeit zu behandeln, die dem Schmarotzer wohl noch die schönsten Einladungen als Früchte tragen kann. Der Schmarotzer darf nie eine Anzüglichkeit auf Kosten eines Mannes wagen, der Diners giebt. Er darf von Zeit zu Zeit mit einem Wortspiel hervortreten, aber es muß nie das Ansehen gewinnen, als wäre er ein Witzling; ihm muß es genug seyn, die Sprechenden mit einer gewissen Gutmüthigkeit anzusehen, als wenn er einer Unterhaltung in Malaischer oder Japanesischer Sprache zuhörte; er mag Nüsse knacken, während der Wirth und die Gäste über den Ruf des Nächsten herfallen. Schweigen und gut verdauen können, das ist die Hauptsache, auf die es bei dem Schmarotzer von Profession ankommt. Es ist dem Schmarotzer erlaubt, zu singen, wenn er nicht etwa so gut singt, daß dadurch die Gastgeber, die auch eine gute Stimme haben, verdunkelt werden, oder wenn er sich schaden könnte, indem er zur Unzeit sein Talent entwickelt; er darf also singen, wenn er nicht sehr gut singt. Kinder muß der Schmarotzer zärtlich lieben; er muß sich so gegen sie benehmen, daß, wenn sie ihn nur nennen hören, alle Kleinen des Hauses mit einem Freudengeschrei auf ihn zu stürzen, ihn am Rockschoß zerren, an ihm hinaufklettern, ihm die Uhr aus der Tasche reißen. Während ihm nun sein feinstes Kleid zerrissen und seine Perrücke zerzaust wird, während seine Repetiruhr in der höchsten Gefahr schwebt, muß der Schmarotzer die Angst seines Herzens und seiner Tasche unterdrücken. „Die Kinder sind Ihnen wohl lästig", sagt die Mutter mit schwacher Stimme; der Schmarotzer aber nimmt den Ausdruck des höchsten Entzückens an und sagt mit einem herzgewinnenden Lächeln zu der beunruhigten Mutter: „Ach, die lieben Kleinen sind allerliebst!" Indessen giebt es Häuser — traurige Orte — wo keine Kinder sind. In diesem Falle liebt der Schmarotzer das Schoßhündchen; ist kein Hund da, so liebt er die Katze. In Ermangelung einer Katze hält sich der Schmarotzer an den Papagey; ist auch kein Papagey da, an den Kanarienvogel. Wenn es endlich im Hause weder Thier noch Vogel giebt, an dem er seine Zärtlichkeit auslassen kann, so wird er sich in das Porzellan oder in ein Stück Möbel verlieben. Wir haben einen merkwürdigen Schmarotzer gekannt, der gewiß ein Genie war, und der es dahin gebracht hatte, in einer einzigen Familie funfzigmal jährlich eingeladen zu werden; und warum? es war ihm gelungen, sich in den Feuerungs-Apparat im Saale sterblich zu verlieben. So oft ein Fremder zugegen war, brachte der Schmarotzer die Unterhaltung immer geschickt auf die Ofenschaufeln und Feuerzangen und verschaffte irgend einem Familiengliede Gelegenheit, eine Familiengeschichte zu erzählen, in welcher sich auf die merkwürdigste Art der Muth einer Großmutter entwickelte, einer feinen Dame, die zu der Zeit der Begebenheit kaum 22 Jahr alt war und als zarte Jungfrau mit einer Feuerzange die Zudringlichkeit eines unbewaffneten Fremden abwehrte, der allgemein für einen Dieb gehalten wurde, aber den die Dame selbst im Verdacht eines viel schwärzeren Frevels hatte.

Der Schmarotzer muß bei allen Gelegenheiten zu verstehen geben, daß er mit vornehmen Personen in Verbindung stehe. Im Fall er wirklich keinen Grafen kennt, muß er es möglich zu machen suchen, solche Bekanntschaften zu machen, um persönlichen Nutzen davon zu ziehen.

Der Schmarotzer wacht mit Sorgfalt über den Theil seiner Toilette, der so zu sagen mit seiner Profession zusammenhängt. Sein Anzug muß tadellos seyn und nach der neuesten Mode; er muß genau wissen, ob man die Aufschläge groß oder klein, die Rockschöße breit oder schmal, die Beinkleider weit oder faltig trägt. Er sieht die menschliche Natur nur von ihrer freundlichsten Seite, denn die schönsten Triebe des Herzens zeigen sich gewiß während oder nach der Mahlzeit.

Mittagsmahl! das ist ein Wort, das sich dem Geiste von Tausenden umgeben von Furcht, Angst und peinlichen Sorgen zeigt; ein Wort, das die Rechnungen der Schlächter, der Fischhändler, der Bäcker, der Brauer, kurz Rechnungen aller Art in sich schließt. Aber alle diese traurigen, gefahrdrohenden Wirklichkeiten sind für den Schmarotzer nur Poesieen; er hört davon sprechen, aber er kennt sie nicht. Muß der Schmarotzer nicht durchaus ein gutmüthiger Mensch seyn? Kann wohl die Härte, die Bosheit, der Neid des Gastgebers in sein Herz dringen? Er kann sich den Magen verderben, das ist möglich; die Gicht kann ihm zuweilen einen Angstschrei entlocken, das kann sich zutragen; aber wenn verdrießliche Menschenfeinde von der Hinfälligkeit der menschlichen Natur, von der Niedrigkeit und Grausamkeit sprechen, die man in dieser Welt antrifft, so wird unser Schmarotzer mit einem Blick unendlicher Menschenfreundlichkeit die Hand auf seinen runden Bauch legen und ernsthaft erklären, daß er fest überzeugt sey, alle Menschen seyen gut.

Mannigfaltiges.

— **Artistisches.** Die Engländer lassen sich von Deutschland ihre eigenen Sängerinnen empfehlen. In einem der neuesten Blätter des Atlas liest man in dieser Beziehung: „Die philharmonische Gesellschaft in London wandte sich an Felix Mendelssohn mit der Bitte, ihnen für die bevorstehenden Konzerte einige Sängerinnen zu empfehlen. Der Deutsche Komponist erwiederte darauf: In Deutschland gäbe es jetzt keine, die so gut wären, wie Miß Clara Novello und Mistreß Shaw. Dieses Zeugniß, und von einem solchen Manne, ist wohl werth, von uns beherzigt zu werden."

— **Poetisches.** Die schon vielfach poetisch behandelte biblische Episode von der Liebe der Engel zu den Töchtern der Sterblichen, eine Episode, die namentlich durch Lord Byron's „Himmel und Erde" und durch Thomas Moore's „Liebe der Engel" ein Lieblings-Thema der Englischen Poesie geworden ist, hat neuerdings einen Bearbeiter in Herrn John Edmund Reade gefunden. Herr Reade hat daraus ein Drama in zwölf Scenen gemacht und es die „Sündfluth" genannt.*) Zwei Enkelinnen Kain's sind es, Azoara und Astarte, welche die Liebe der Engel erregten und die mit den sündigen Menschen untergingen, als die Fluth alles Irdische bedeckte. Die zwölf Scenen sind mit Aufbietung einer wahrhaft Miltonischen Phantasie ausgeführt, und auch die Sprache des Gedichts verräth ein tiefes und poetisches Gemüth.

*) Aus einem Französischen Skizzenbuche, das im vorigen Jahre unter dem Titel „Les Anglais peints par eux-mêmes" erschienen ist.

*) The Deluge. A drama in twelve scenes. By John Edmund Reade, Author of „Italy" etc.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 21. Berlin, Montag den 18. Februar 1839.

Rußland.

Der Gefangene unter den Tscherkessen.

Nach einer wahren Begebenheit.

Wir kehrten von einer im Jahre 18** jenseits des Kuban gegen die Bergvölker unternommenen Expedition zurück. Es war bereits im Monat Oktober. Die Kaukasische Natur schien zu trauern wie eine Schöne, die das Herannahen ihres Herbstes fühlt. In klagenden Tönen durch die Felsen ziehend, riß der Wind die letzten gelben Blätter von den Bäumen. Der Himmel umzog sich, die Sonne ward blässer. Unsere Truppen-Abtheilung hatte sich auf dem schmalen Damm des 15 Werst vom linken Kuban-Ufer belegenen Kunipskischen Waldes vertheilt; ich stand im Hintertreffen mit zwei Kanonen und einem Bataillon des K....schen Infanterie-Regimentes und war sehr verdrießlich, zuletzt erst den reißenden Kuban zu sehen, der uns so lange von unserem geliebten Vaterlande getrennt hatte.

Wir marschirten sehr langsam, machten nur selten Halt, um einen Blick auf unsere Verfolger, die Tscherkessen, zu werfen, die uns in der Ferne das Geleit gaben, bald mit durchdringendem Kriegsgeschrei, bald mit pfeifenden Kugeln, an die wir uns übrigens schon gewöhnt hatten. Mehreremal schaute ich um mich her, um Abschied von den Bergen des Kaukasus zu nehmen, die sich in blauer Ferne erhoben und nicht ganz ohne Grund wie mit Unwillen uns nachblickten; mehr als ein üppiges Thal zwischen ihren Felsenwänden ward zur Wüste, mehr als ein Gehege alter von Weinreben umrankter und von Epheu fest umschlungener Eichen ward in Asche verwandelt; abgebrannte Baumstämme und zusammengefallene Räuberhütten erinnerten an ihre furchtbaren Gäste. Gern und ungern verließen wir diese wilde, hinreißende Natur; doch jeder Schritt brachte uns Rußland näher, und dieser Gedanke überwältigte jedes andere Gefühl!

Ich fühlte das Bedürfniß, mich Jemanden mitzutheilen. Als mein Auge nach einem bereitwilligen Zuhörer unter den Unsrigen umherschaute, bemerkte ich in der Nähe einen Gefährten unserer Bivouaks im Kaukasus, den Lieutenant B—n; er war schwermüthig, wie immer, doch zeigte sein Gesicht Ruhe und eine auffallende Gleichgültigkeit gegen Alles, was ihn umgab. Schon lange wollte ich mich bei ihm nach einer Gefangenschaft erkundigen, von welcher man sich unter uns Allerlei erzählte. Jetzt war eine gute Gelegenheit da, und ich benutzte sie. Ich ritt zu ihm. Bald war das Gespräch eingeleitet, wie sich auf dem Marsch ein Gespräch gewöhnlich einleitet — mit dem Lobe des Reitpferdes. — „Sie haben ein treffliches Pferd", sagte ich. „Ich beneide Sie darum! Von welcher Race ist es?" — „Es ist aus der Kabardei", antwortete B***. „Es dient mir schon lange; oft schon hat es mich gerettet, und wenn es nicht gewesen wäre ...."

B*** schwieg und seufzte. Da ich ihn so bewegt sah, hielt ich meine Fragen zurück, und wir ritten schweigend weiter. Es giebt Augenblicke, wo das Gemüth, ohne zu wissen, warum, traurig ist, wo Alles in der Welt auf uns lastet, uns unerträglich scheint; in solchen Augenblicken flieht man die Menschen, flieht Alles und findet Beruhigung nur in eigener Brust. Es giebt aber auch Augenblicke bitterer Erinnerungen; auch diese bringen Leiden, aber solche, die man jederzeit bereit ist, einem Anderen mitzutheilen, um sich selbst zu erleichtern. In dieser Lage befand sich jetzt B***. Ich schwieg, um ihm Zeit zu lassen, sich zu sammeln; als aber sein beständig düsterer Blick etwas heiterer ward und seine Brust sich durch einen schweren Seufzer Luft gemacht hatte, sagte ich: „Der Gedanke an die Vergangenheit lastet schwer auf Ihnen; leben Sie mit der Gegenwart: auch Ihnen lächelt sie!" — „Für mich hat die Gegenwart keine Freuden. Mir ist Alles gleichgültig geworden; ja, für mich giebt es gewissermaßen keine Gegenwart mehr, weil ich nichts wünsche. Und könnte ich noch irgend etwas wünschen, ja, darf ich von der Vorsehung noch etwas wünschen, da sie mir zum zweitenmal das Leben schenkte? Nein, ich lebe nur in der Vergangenheit, indem ich den Schöpfer preise; aber von Menschen erwarte ich nur einen hölzernen Sarg und auf meinem Grabe ein hölzernes Kreuz."

„Ich habe von Ihren Leiden gehört; sind Sie schon lange aus der Gefangenschaft befreit?" fragte ich, mit der Absicht, die Schwermuth meines Gefährten auf freundlichere Bilder zu leiten und meinem Zweck näher zu kommen. — „Ja, ich war in Gefangenschaft; es war schon im Jahre 18**, noch jetzt aber, nachdem ich mich körperlich erholt, leide ich geistig." — „Verzeihen Sie meine Neugier. Gern würde ich das Nähere dieses Ereignisses kennen lernen." — „Es wird mir schwer, mich in jene Zeit zurückzuversetzen; indessen bin ich bereit, Ihren Wunsch zu erfüllen, jedoch unter einer Bedingung, die Ihnen vielleicht seltsam erscheinen wird: sehen Sie mich, während ich erzähle, nicht an! Ich will nicht, daß Sie auf meinem Gesichte die Gefühle lesen, die ich nicht verbergen kann. Ueberhaupt will ich nicht, daß meine Leute auf meinen bleichen Wangen Thränen erblicken, die ich nicht im Stande bin zurückzuhalten und die sie in ihre gefühllose Sprache übertragen würden! — Jetzt hören Sie:

„Nicht weit von Terek, an einem reißenden, aber schmalen Flüßchen, ward von uns vor nicht langer Zeit die kleine Festung U*** erbaut; dort stand ich mit einer Compagnie des K....schen Regiments in Garnison. Sie haben im Gebirge unsere Befestigungen gesehen; sie sind sich alle gleich. Eben so gleich ist sich das Leben, welches ihre Besatzungen führen; ein höchst erbärmliches Leben, — Vorsicht und Einkerkerung zwischen Erdwällen, Abgeschiedenheit von Welt und Menschen und alle Langeweile des einförmigsten Daseyns. Zu beneiden ist ein solches Daseyn wahrlich nicht; und doch, woran gewöhnt sich die Seele nicht! Sie ist hart wie ein Feuerstein, so lange sie noch einen Funken Religion in sich trägt.

„Unter der von mir befehligten Besatzung befanden sich 100 Linien-Kosaken; gewandte, verwegene Reiter, die an Charakter den Bergvölkern gleichen. Mit solchen Kriegern kannte ich keine Furcht und lachte der Gefahr. Oft trug dieses Roß hier mich den Feinden entgegen, und selten entkamen diese den spitzen Lanzen meiner Kosaken. Man kannte mich in den Bergen, und bisweilen besuchten mich Fürsten der Berge, bald, wie gewöhnlich, unter nichtigen Vorwänden, bald um Gefangene, die wir gemacht hatten, auszuwechseln, am häufigsten aber aus Neugier. Oft begab ich mich auch nach benachbarten Aulen, die den Namen friedliche Aulen führen, und die gastfreundlichen Bewohner bewirtheten mich mit dem Besten, was sie hatten.

„Zu jener Zeit war in den Bergen der Name Chamursin's berühmt. Man hatte ihm den Beinamen Abrek gegeben, was einen mit Kühnheit und allen kriegerischen Eigenschaften ausgestatteten Helden bedeutet, der sein Leben dem Raube widmete. Mit einem Haufen ihm gleichgesinnter Räuber durchzog Chamursin, wie ein Nomade, die Berge und machte häufige Ausfälle nach dem Terek zu. Tollkühne Tapferkeit verschaffte ihm reiche Beute und nährte seinen Hochmuth. Groß, schön gewachsen und breitschulterig, wie alle Bergbewohner, hatte er einen ungewöhlichen rollenden Blick, der, wie bei einem wilden Thier, aus dicken, schwarzen, mitten auf der Stirn zusammengewachsenen Augenbrauen herausfunkelte; dieser Blick und sein scharfgezeichnetes bronzefarbenes Antlitz verliehen seiner Physiognomie einen Ausdruck, vor welchem vielleicht Mephistopheles selbst sich entsetzt haben würde. Wehe den sorglosen Nogaiskischen Kaufleuten, wenn sie ohne starke Bedeckung dem Chamursin auf der Landstraße begegneten! Ihr Eigenthum ward das seinige und ihr Leben sein Spielwerk. Wehe auch den Kosakenposten, wenn sie sich der Sorglosigkeit überließen. Eine dunkele Nacht benutzend, schlich Chamursin mit den Seinigen wie eine Schlange bis zum Posten und stürzte plötzlich auf ihn los; Alles fiel unter den Streichen seiner wilden Bande, bis er, durch Beute gesättigt, wie ein Blitz verschwand. Seine Ueberfälle waren immer plötzlich, und Blut bezeichnete ihre Spuren. Sie werden sich daher nicht wundern, wenn ich Ihnen sage, daß auch ich, meiner tapferen Leuten ungeachtet, äußerst vorsichtig war. Nachts verdoppelte ich die Wachen in der Festung, und nach dem Zapfenstreich wurde kein Bergbewohner mehr eingelassen. Wie Sie wissen, reist man von Jekaterinograd bis zur Festung Wladikaukas, d. h. auf der Straße, die über die Berge nach Grusien führt, gewöhnlich mit einer Begleitung, die man von den an dieser Straße liegenden Festungen erhält; zu diesen gehörte auch mein Wohnort; selten ward er durch Reisende belebt, und dann zog die alte Oede und Stille wieder ein.

„Es war schon Winter; leichter Schnee bedeckte die Erde, dünnes Eis zog sich längs den Ufern des Flüßchens und zitterte oft durch das rasche Dahinströmen der Wellen. Hin und wieder

bebten an den Bäumen vom Frost ergriffene gelbe Blätter, und ihr einziger Schmuck war der sie bedeckende Reif, der in der Sonne wie Brillanten blitzte. Der Wind heulte in den Bergschlünden und füllte das Gemüth mit melancholischen Gedanken. Pfeifend um die Festung ziehend, setzte er die aufmerksame Schildwache in Allarm; alle Reize des Sommers waren verschwunden, und nur der Kasbek stand in unveränderter Schönheit da. In der Ferne glänzte sein eisiges Haupt, umgossen mit den Regenbogenfarben der untergehenden Sonne. Oft bewunderte ich den Riesen, und oft war er in dieser Einöde mein einziger Tröster. Traurig war es in der Festung, wenn wir, in unsere Schlafpelze gehüllt, in einer kalten Stube uns am Ofen wärmten. Melancholisch knarrte die Thür in ihren vom Frost weißüberzogenen Angeln, und der Wind blies durch die Ritzen der gefrorenen Fenster.

„An einem solchen Abend saß ich mit meinem Kameraden Tsch*** am brennenden Ofen; wir sprachen von unserem Kaukasischen Leben, von unseren Freunden in Rußland, von unseren Hoffnungen.... Eine blaue Flamme spielte auf den glimmenden Kohlen: bisweilen loderte sie empor und belebte uns durch ihren Glanz; bisweilen schien sie erlöschen zu wollen wie unsere Hoffnungen. Unwillkürlich bemeisterten sich unserer trübe Gedanken. Zu Zeiten schwiegen wir Beide und überließen uns unserer melancholischen Stimmung. Ich war damals jünger als jetzt und heiterer von Gemüth. Es that mir leid, vom Sommer Abschied zu nehmen, weil er bei uns im Kaukasus eine Erholung für den Soldaten war; mit seinem Ende mußte man sich gleichsam in das kalte Todtenhemde des Winters hüllen. Sie kennen das ungewöhnliche Gefühl, welches uns in der Schlacht ergreift, das Gefühl der Rache beim Anblick der Leichname von Landsleuten, die von den Kugeln des Feindes getroffen worden!.... Vielleicht auch wurden Sie von einem muthigen Roß in die Reihe der Feinde getragen, und Ihr Herz schlug laut, wenn in Ihrer Hand der Säbel blitzte und krampfhaft ein furchtbares Hurrah Ihrer Brust entrissen ward.... Ja, dies ist die wahre Poesie des Lebens, weil man hier keinen Werth auf das Leben setzt, sondern seinen Genuß in etwas Schreckbarem, Erhabenem, Unaussprechlichem findet. Ist es nicht wahr, daß wir im Unglück kräftiger fühlen, daß wir leben?.... Nur dann denken wir über das Leben nach; in glücklichen Minuten vergessen wir es immer. So ist der Mensch! Sie werden daher nicht staunen, daß wir uns langweilten, in unserer Hütte ruhig am Feuer zu sitzen, und dann und wann in Nachdenken versanken und schwiegen.... Diesmal brach Tsch*** zuerst das Stillschweigen: „Was träumst Du so vor Dir hin?" fragte er mich. „So viel ich weiß, liebtest Du doch sonst zu scherzen und zu lachen. Warum bist Du denn jetzt so düster?" — „Vor einem Unwetter, mein Lieber, ist auch der Elborus düster, obgleich er sich über die Wolken erhebt." — „Welches Unwetter sollte Dich bedrohen? Mangel an Tabak etwa oder Mangel an Zielscheiben für Deinen Witz?"....

„Ew. Gnaden", unterbrach uns ein eintretender Soldat, „ein Reiter, der vor der Festung hält, wünscht Sie zu sprechen." — „Wer ist es?" — „Wie es scheint, ein Nogaitze." — „Ein Nogaitze?" rief mein Gefährte. — „Das bedeutet nichts Gutes", sagte ich ihm. „Laß' uns gehen."

„Wir begaben uns zum Festungsthor. Obgleich der Zapfenstreich bereits vorüber und es in der Regel dann nicht erlaubt war, einen Fremden in die Festung zu lassen, so veranlaßte der ungewöhnliche Fall uns, eine Ausnahme zu machen. Nachdem wir uns überzeugt hatten, daß der Reiter wirklich allein war, befahl ich, ihn hereinzulassen, und erkannte auch in der That einen von den Nogaitzen, die am Morgen bei uns gewesen waren. Sie kehrten mit dem Gewinn nach Hause zurück, den ihnen der Verkauf mehrerer Tabunen-Pferde eingebracht hatte. Ich wollte sie Morgens nicht fortlassen, weil sich ein Gerücht von der Nähe Chamursin's verbreitet hatte; die Kaufleute aber waren gut bewaffnet und baten mich, sie sogleich ohne Begleitung fortzulassen, indem sie keine Gefahr befürchteten. Sie hatten folgendes Schicksal: Zehn Werst jenseits der Festung hielten sie im Angesicht eines friedlichen Auls (Dorf) an, machten Feuer und begannen, ihren Gewinn zu berechnen und ihr Geld zu zählen, als ein Tscherkesse zu ihnen kam, sie grüßte, um Erlaubniß bat, seine Pfeife anzuzünden, sie befragte, wer sie wären, wohin sie reisten, und endlich wieder höflich Abschied nahm. Bald darauf bestiegen auch die Nogaitzen ihre Pferde und setzten ihren Weg fort. Noch hatten sie keine fünf Werst zurückgelegt, als sie plötzlich hinter sich Pferdetritte hörten und ungefähr zehn Tscherkessen auf sich zueilen sahen. Ein Armenier, der bei den Nogaitzen war, bemerkte sogleich, daß man vorsichtig seyn müsse, daß diese Tscherkessen verdächtig seyen, und daß es gut seyn dürfte, die Gewehre bereit zu halten. Alle folgten seinem Rath, und die Kaufleute setzten mit schußfertigen Gewehren vorsichtig ihre Reise fort. Unterdessen erreichten sie die Tscherkessen, unter denen die Nogaitzen ihren Freund erkannten, der während ihrer Rast seine Pfeife bei ihnen angeraucht hatte. Dies beruhigte sie, weil sie in der Nähe einen bekannten Aul erblickten, den sie für einen von friedlichen Tscherkessen bewohnten hielten. Ihr Bekannter knüpfte bald ein freundschaftliches Gespräch mit ihnen an und schläferte ihre Vorsicht dermaßen ein, daß alle Kaufleute, mit Ausnahme des Armeniers, ihre Gewehre in die Ueberzüge steckten und weiterritten, indem sie sich über Pferde, Gewehre und endlich über den berühmten Chamursin unterhielten, der damals sein Lager in der Nähe aufgeschlagen haben sollte. Die Tscherkessen bestätigten dieses Gerücht und riethen sogar einige Vorsichtsmaßregeln an. Auf diese Weise ritten die Reisenden sehr ruhig vorwärts, indem sie im Nothfall auf ihre Anzahl und auf den Beistand ihrer Gefährten, der Tscherkessen, rechneten, die sich selbst friedliche nannten. Plötzlich aber sprengte der gute Bekannte voraus, wandte sein Pferd den Nogaitzen zu, zog seinen Säbel blank und stürzte mit durchdringendem Geschrei auf die verblüfften Kaufleute los; diesem Beispiel folgten seine Gefährten. Die erschreckten Nogaitzen waren in einem Augenblick von ihren Pferden geworfen und ausgeplündert. Nur der zu uns Gekommene war glücklich entflohen. Der Armenier allein war zum Schuß gekommen und hatte einen Tscherkessen verwundet, worauf er aber auch augenblicklich in Stücken gehauen wurde. Jetzt überzeugten sich die Nogaitzen, daß ihr Bekannter, der angeblich friedliche Tscherkesse, Niemand anders war, als Chamursin selbst, der Anführer der Bande.

„Nachdem ich diesen Bericht gehört, fertigte ich sogleich meine Kosaken ab, um die Räuber zu verfolgen; so schnell aber auch ihre Pferde liefen, so groß auch der Wunsch meiner Leute war, sich mit Chamursin zu messen, so konnten sie doch seine Spur nicht auffinden, und sie begegneten auf der Straße nur den traurig zur Festung zurückkehrenden Beraubten. Es vergingen einige Tage. Wie früher, fiel dann und wann Schnee, es schien dann und wann die Sonne, und wir, wie Vögel, die sich aus ihrem Bauer befreit, wärmten uns fröhlich an ihren leuchtenden Strahlen, die indessen leider nur immer zu schnell wieder verschwanden.

„An einem der ersten Tage des März, Morgens früh, erblickten wir von den Wällen der Festung eine Truppen-Abtheilung auf der aus Grusien führenden Straße, und in der Festung erschallte der Freudenruf: die Unsrigen, die Unsrigen! Bald erfuhren wir, es sey die Begleitung der nach Rußland abgefertigten Post. Ich befahl sogleich, daß Fußvolk und Linienkosaken sich fertig halten sollten, um die Begleitung abzulösen und die Post weiter zu führen. Da wir aber durch Kundschafter erfahren hatten, daß der gefährliche Chamursin in unserer Nähe umherziehe, so ward die Begleitung verstärkt, so daß ich zu 10 Donische Kosaken und etwas über 100 Mann Fußvolk nachhielt. Bald darauf verließ die Post mit einigen Reisenden unsere Festung, und Alles ward wieder still. Inzwischen verlangte der Dienst meine Gegenwart in der nächsten Festung, und den folgenden Tag nach Abgang der Post begab ich mich früh Morgens mit 12 mit Flinten bewaffneten Begleitern dahin und befand mich Abends wieder auf dem Rückwege nach meinem Posten. Die Sonne sank hinter die Berge; nur der Kasbek glühte noch in rosiger Abendröthe und warf seine Schattenmassen in die tiefen Schlünde der Berge. An den Rädern unserer Wagen knirschte der Schnee, die Pferde wieherten; wir eilten rasch nach Hause, um noch vor Eintritt der Dunkelheit an Ort und Stelle zu seyn. Uebrigens zogen in Westen so schwere dunkle Wolken herauf, daß man heftiges Schneegestöber erwarten mußte. Nachdem wir ein kleines Flüßchen passirt hatten, ging es eine mit Hügeln (vielleicht alte Grabhügel) besäete Anhöhe hinauf. Kaum waren wir oben, als einer meiner Begleiter mir ängstlich zurief: „Ew. Gnaden, Tscherkessen, Tscherkessen! und wie Viele! Sehen Sie nur; hinter jedem Hügel erblickt man mehrere dieser verfluchten Köpfe!" Kaum war ich aufgestanden, um mich umzusehen, als ein Schuß fiel und eine Kugel einem meiner Leute vorbeipfiff. „Zu den Waffen!" rief ich den Meinigen zu, und augenblicklich Alle aus den Wagen springend, nahmen wir eine durch unsere Wagen, durch Gebüsch, große Steine und Gruben gedeckte Defensivstellung ein. Das gegenseitige Flintenfeuer begann; der Feind war wenigstens viermal stärker als wir, seine Kugeln fielen wie Hagelschlossen, und wie sie treffen, wissen Sie! Bald überzeugte ich mich noch mehr davon, als ich nur sechs Menschen um mich sah; vier waren getödtet und zwei schwer verwundet. An den Tod dachten wir nicht, nur die Gefangenschaft fürchteten wir; meine Soldaten waren tapfer, und ich hoffte noch immer auf Rettung, in dem Glauben, man würde in der Festung das Schießen hören und uns zu Hülfe eilen. Vergebliche Hoffnung! Unsere Patronen gingen zu Ende und die Kühnheit der Tscherkessen nahm zu; bald wurden noch Einige von uns getödtet, und nun drangen die Räuber, Chamursin an der Spitze, mit bloßen Säbeln auf uns ein. Von allen Seiten umzingelt, wehrten wir uns noch — unsere letzten Kugeln trafen noch manchen unserer Gegner; doch um so wüthender ward Chamursin; mit furchtbarem Geschrei stürzte er wie ein Habicht auf uns los, und bald fühlten wir seine Krallen. Unsere Pferde wurden abgespannt, und wir, d. h. ich, mein Kamerad und drei Gemeine, wir wurden auf die Pferde gebunden, und in einer Minute flogen wir dahin, begleitet von unaufhörlichem Jauchzen und Frohlocken der wilden Bergbewohner. In mir kochte das Blut; mein Herz wollte die Brust zersprengen. Vor Ingrimm zitterte ich am ganzen Leibe; ich hätte mich zerreißen mögen, aber meine fest zusammengebundenen Hände zähmten meine Wuth. Meine Gedanken verwirrten sich; ich war keines Urtheils fähig. Ich war wie der wüthende, in seinen engen Ufern eingezwängte Terek — umsonst war sein Schäumen und Brüllen: stark, unzerstörbar seine Begränzung! (Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Der Versucher. Roman von M. Sagoskin.
Patriotische Gesänge von M. Maximoff.
Gedichte von N. Tepløff.
Briefe auf einer Reise durch England, Deutschland und Frankreich. Von Nicolaus Gretsch.
Historische Uebersicht von Sibirien.
Ansichten von der Schifffarth im Innern von Rußland.

Gelehrte Notizen, herausgegeben von der Universität zu Kasan.
Erzählungen von Baron Fedor Korff.
Militairische Bibliothek. Herausgegeben unter Leitung des Generals Baron Medem und des Herrn O. Senkoffsky.
Amtlicher Bericht über die Verwaltung des Moskauer Findlingshauses.
Notizen über Moskauer Schulen und öffentliche Wohlthätigkeits-Anstalten. Vom wirklichen Geheimen-Rath Stöhr.
Geschichte Rußlands für Kinder. Von A. Ischimoff.
Erzählungen einer alten Frau. Herausgegeben von A. Ischimoff.
Vorlesungen über Literatur. Vom Professor J. Dawidoff.
Repertoir des Russischen Theaters.
Ein Jahr in Petersburg oder Nachtheile eines dritten Besuchs. Von Alexandroff.
Mädchenränke. Roman aus dem Privatleben. Von A. M....l.

Italien.

Aeltere und neuere Kunst in der Lombardei.

(Schluß.)

Ambrogio Borgognone und Bernardo Zenale, die hier zu gleicher Zeit mit Leonardo lebten und wahrscheinlich eben so angesehen wie er waren, näherten sich derselben durch die Trockenheit, die in den wenigen von diesen Meistern im Museum vorhandenen Gemälden vorherrscht. Gaudenzio Ferrari traf sie noch lebend und geehrt zu Mailand als Anhänger jener Deutschen Schule, welche hier wie überall während des funfzehnten Jahrhunderts blühte, und die noch von Liberale Bevilacqua in ihrer ganzen Naivetät repräsentirt wurde. Der Ankömmling verschmolz ihre Vorbilder mit dem von Leonardo da Vinci zurückgelassenen und schuf sich so eine Manier, die indeß keineswegs neuer als die des letzten Künstlers war, weil sie einen Rückschritt nach der von den Florentinern verdrängten gothischen Malerei hin machte. Im Palaste Brera sind noch zehn in dieser Manier von Gaudenzio Ferrari gemalte Fresken vorhanden; in dem herrlichen Gemälde aber, welches das Märtyrerthum der heiligen Katharine vorstellt, hat er sich zur höchsten Schönheit seines Ideals aufgeschwungen. Composition, Farbe, Zeichnung sind gleich bewunderungswerth in diesem Werke, welches das eines Künstlers zu seyn scheint, der zu gleicher Zeit in den Werkstätten Albrecht Dürer's, Giovanni Bellini's und Leonardo da Vinci's studirt hat.

Während dieser Maler so in Mailand waltete, trat ein anderer Genius, Correggio, der nie die Lombardei verlassen und weder Rom noch Florenz gesehen hatte, den größten Meistern an die Seite, indem er die anziehende Lieblichkeit der Vorbilder unter seinen Augen studirte. Wenn man auch ganz sicher weiß, daß Correggio nie die Apenninen überschritt, so ist es doch weniger erwiesen, ob er nicht im Mailändischen die Schüler Leonardo's und selbst Gaudenzio Ferrari gesehen habe; jedenfalls aber bestand der einzige Unterschied zwischen Parma und Mailand nur in ihrer Lage auf den entgegengesetzten Ufern des Po. Beide Städte liegen in demselben Flußgebiete; sie waren, wenn auch nicht immer denselben Unfällen, doch gleichen Einwirkungen unterworfen, und es fand in ihnen dieselbe Vermischung der Racen und der Bildung statt. Diesen Ursachen nun hat man gewiß auch das Lächeln zuzuschreiben, das über alle Gesichter Correggio's verbreitet ist; aber dieses Lächeln ist weicher, südlicher, es herrscht darin weniger Geist als Sinnlichkeit und mehr der Einfluß der Leidenschaften des eigentlichen Italiens vor.

Nach Gaudenzio Ferrari und Bernardino Luini verfiel die eigentliche Lombardische Schule, so wie die Römische schon seit langer Zeit untergegangen war und die Florentinische von selbst erlosch. Gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts gab es in Italien nur noch Maler aus der Venetianischen Schule, die sich allein während des allgemeinen Verfalls erhielten. Von den Werkstätten der Carracci's in Bologna ging der Strahl aus, der die Italiänische Kunst wieder erweckte; von hier begaben sich die Meister Camillo und Giulio Procaccino zur Wiederbelebung und Erneuerung der Lombardischen Schule nach Mailand; Beide waren zu Bologna um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts geboren und starben in Mailand zu Anfang des siebzehnten. Herkules Procaccino, Camillo's Sohn, setzte daselbst ihre Manier bis gegen das Ende desselben Jahrhunderts fort. Der ausgezeichnetste Schüler dieser Künstler in Mailand war Daniello Crespi, geboren 1590, gestorben 1630. Im Palaste Brera sieht man noch verschiedene und recht ausgezeichnete Werke dieser Künstler, doch entdeckt man darin kaum wenige Spuren von der schönen Zeichnung und der feinen, anziehenden Manier Leonardo da Vinci's. Man erkennt in denselben den unumschränkten Einfluß der Venetianer, die zu jener Zeit alle Malerschulen beherrschten, die Spanische, Niederländische, Mailändische, ja am meisten die Römische, von welcher sie zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts noch für Barbaren gehalten wurden. In Giuseppe Bottanni, ihrem letzten Sprossen, lebte diese Schule noch während des achtzehnten Jahrhunderts zu Mailand fort; gegen Ende desselben trat Andrea Appiani auf, welcher erst zu Anfang dieses Jahrhunderts starb, und der, da er sich allein bildete, keinem der Künstler glich, die vor ihm in seinem Vaterlande glänzten. Seine Gemälde, welche noch die vorzüglichsten seiner Zeit sind, scheinen unter dem dreifachen Einflusse Albani's, Poussin's und selbst David's entstanden zu seyn; aber sie verliehen der Mailändischen Schule keinen neuen Glanz, und wir übergehen mit Stillschweigen alle jene Pfuscher, welche die Nachfolger so berühmter Namen geworden. Hiermit ist die Geschichte der Lombardischen Schule beendigt; doch findet man im Mailändischen Museum noch hinreichende Elemente und Materialien, um sich die Geschichte der ganzen Italiänischen Malerkunst zu vergegenwärtigen.

Nächst den Museen muß man die Architektur Mailands studiren. Sie trägt ebenfalls den eigenthümlichen Ausdruck des Nationalcharakters, und die Invasion der Männer des Nordens ist wiederum das große Ereigniß, an welches sich die vorzüglichsten Denkmäler der Stadt knüpfen. Selbst die engen, langen und überaus winkeligen Straßen gleichen Fallgruben, die man den Eroberern gelegt hat. Mitten in dieser unermeßlichen Ebene, wo jede Vertheidigung durch ein Kastell unmöglich war, richtete man die Verbindungswege zwischen den Einwohnern zu eben so viel den Feinden unzugänglichen Festungswerken ein, und so wurde aus der Lombardischen Hauptstadt ein wahres von gewundenen Fußwegen und tiefen Gräben durchfurchtes Labyrinth. Diese traurige Mahnung an die früheren Kriege wird durch die Prachtliebe und den Behaglichkeitstrieb der Mailänder etwas gemildert; das Pflaster ist gewiß das schönste in Europa; die Wagen rollen sanft über die Granitplatten dahin, und die Läden strahlen in einem Glanze und in einer Pracht, wie man sie sonst nirgend in Italien findet. Der Corso, diese Haupt-Promenade Mailands, läuft vom Neuen Thor bis zum Mittelpunkt der Stadt und bietet den seltsameh Anblick einer Menge eleganter Spaziergänger dar, die in einer Art von Festungsgraben umherwandeln. Hier und dort entdeckt man in den Straßen merkwürdige Denkmäler, die man nicht eher sieht, als bis man vor ihnen steht. Das älteste derselben ist ein Säulengang mit morschem Grunde und wankenden Kapitälern; er ist das einzige Bauwerk von einiger Bedeutung, welches die Römer in der Hauptstadt des Cisalpinischen Galliens zurückgelassen haben; er war, wie man glaubt, früher eine Eingangshalle zu jenen Bädern, welche der Kaiser Maximian Herkules, einer der Gefährten des Diocletian, zu Anfang des vierten Jahrhunderts wiederherstellen ließ. Gegen Ende desselben gründete der heilige Ambrosius, Erzbischof von Mailand, die nach ihm benannte Kirche, welche aber leider nicht mehr in ihrer ursprünglichen Gestalt besteht, weil damals ganz Europa und besonders Italien durch die Völkerwanderungen umgewandelt wurde. Als Karl der Große im neunten Jahrhundert jenes neue Chaos entwirrte, in welches die Welt versunken war, erlitt die Kirche des heiligen Ambrosius so manche Veränderungen, die der Gothische Geschmack jener Zeit für nöthig erachtete. Aus jenen Tagen schreibt sich die jetzige Form der Schiffe und des schönen angränzenden Klosters her. Mitten im Hauptschiffe der Kirche steht eine einzelne Granitsäule, auf der sich oben eine Schlange befindet, welche den Mailändischen Alterthümlern viel Kopfzerbrechens verursacht; unter der Kanzel ist ein Grabmal mit halb hervorspringenden Marmorstatuen, welches man für die Begräbnißstätte Stilicho's hält, der auf Befehl des Honorius in Ravenna ermordet wurde, weil er sich mit den Barbaren gegen seinen Herrn verschworen hatte. Im Kloster sind noch äußerst interessante Ueberreste alter Malereien aus dem 12ten Jahrhundert, und in der Kirche findet man Spuren herrlicher Fresken aus der Schule da Vinci's und Ferrari's. Der alte Palast der Visconti und der Sforza steht auf einer weiten Ebene im nördlichen Theile der Stadt, ist aber nur noch eine unförmliche Masse. Er wurde früher von den auf ihre Unabhängigkeit eifersüchtigen Mailändern zerstört und dient jetzt den Oesterreichern als Kaserne.

Der Dom von Mailand ist nicht nur eine der schönsten Kirchen Italiens, sondern auch gewiß das herrlichste Bauwerk der ganzen Welt, und beim Anblick dieses Wunderwerks aus Marmor, dessen unzählbare Spitzen wie eine Heiligenschaar zum Himmel emporstreben, wird Jeder von Erstaunen und Ehrfurcht durchdrungen. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist der Plan dieses Riesenbaues das Werk eines Deutschen, Heinrich Arles von Gmunden, von den Italiänern Gamodia genannt, der ganz zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts von dem Herzog Giovanni Galeazzo Visconti von jenseits der Alpen dazu berufen wurde. Man kann zwar den Namen des Baumeisters, nicht aber seine Abkunft und seine Zeit in Zweifel ziehen. Dieser Dom stammt von den Kathedralen des Nordens ab und muß seine Gründung aus dem Beginn des funfzehnten Jahrhunderts herschreiben, wo die ursprüngliche Größe und Einfachheit der Gothischen Bauart schon etwas durch eine Ueberladung von Zierrathen, Schnitzwerken und Nebendingen getrübt wurde. Bei der Anlegung des Planes seiner Kirche folgte Gamodia nicht bloß dem reinen Deutschen Style, er eilte in verschiedenen Punkten seinem Jahrhundert voraus, und sein Bauwerk wurde das ungeheuerste Gemisch, welches der menschliche Geist nur immer erfinden konnte; man erbebt bei dem Gedanken, daß diese Myriaden von Pfeilern, Spitzen und Statuen in dem Kopfe eines einzigen Menschen entsprungen, und daß dieser es wagen konnte, so viel verschiedene Styl-Arten, wie in den vier Hauptpunkten vorwalten, in ein und demselben Gebäude zu vereinigen.*)

Die Façade des Domes ist am wenigsten im Gothischen Geschmacke; die doppelte Neigung des Daches gehört mehr dem Italiänischen Kirchenstyle an; die Spitze aber, welche die beiden

*) Giovanni Galeazzo legte im Jahre 1386 selbst den Grundstein des Mailändischen Domes; die ersten von ihm dabei angestellten Baumeister verstanden sehr wenig, und die Arbeiten wurden nach einander von Simone di Arsegnio, Marco di Frisone und von einem Pariser, Nicolas Bonavent, geleitet; 1391 wurde der Deutsche Baumeister Johann Fernach von Freiburg dazu berufen, aber er konnte sich nicht mit den Italiänern verständigen. Ein Jahr darauf übernahm endlich Heinrich von Gmunden die Leitung des Baues, und obgleich er nicht lange in Mailand verweilte, so scheint es doch, als habe man hauptsächlich seine Ideen bei der Fortsetzung der Arbeiten befolgt. Nach ihm wendete man sich an Ulrich Fissingen aus Ulm, an Mignot in Paris, an Campamosen in der Normandie und an Cora in den Niederlanden. Der Hochaltar wurde 14[illegible] vom Papst Martin V. eingeweiht.

Abdachungen krönt, ist wieder rein Gothisch, so wie die Pfeiler, welche von außen die inneren Abtheilungen der Schiffe bezeichnen; die Karyatiden dagegen, von denen sie getragen werden, sind Griechisch. Von den Fenstern sind drei im Gothischen, drei im Renaissance-Styl, der auch in den fünf Thüren vorwaltet, welche zu den fünf Schiffen führen. Diese Vermischung, obgleich mit Geschmack angeordnet, befriedigt nicht, und es fehlt ihr weniger an Zierlichkeit, als an Erhabenheit. Auf ähnliche seltsame Zusammenstellungen stößt man auch im Innern des Domes, das durch seinen düsteren und grandiosen Charakter auffallend gegen die reiche und strahlende Ausschmückung der Außenseite absticht. In diesen dunkeln Schiffen scheint der weiße Marmor seinen schönen lebhaften Glanz verloren und eine strenge Buß-Farbe angenommen zu haben. Verzierungen von Laubwerk waren zur Krönung der ungeheuren Pfeiler unzureichend, man brachte also Nischen mit Statuen als Kapitäler darauf an. In unermeßlicher Höhe über dem Hochaltar bemerkt man eine Oeffnung, eine Art von Kuppel; tritt man näher, so sieht man, daß dies ein Schiff im Deutschen Geschmack mit einer Verzierung im großen Renaissance-Styl, mit Spitzbogen ohne gleichen ist, welche die ganze Ausdehnung der Mauer einnehmen. Der merkwürdigste Theil des Domes ist seine Bekleidung. Bei jedem Schritt entdeckt man hier neue Wunder, und man gewahrt, von welcher Hülfe die Schönheit des Materials dem Genius der Menschen ist. Der leuchtende Marmor, aus welchem die Decke dieses Riesenbaues besteht, erhöht noch den Glanz der an ihm befindlichen bewunderungswürdigen Arbeit und blendet vollends das Auge. Er verleiht den Treppen, welche von allen Seiten wie geheimnißvolle Himmelsleitern über unserem Haupt emporstreben, eine strahlende, die Täuschung noch vervollständigende Reinheit; er übergießt die Masse des Schnitzwerkes und der Pflanzennachbildungen mit einem so reinen Weiß, daß es scheint, als ob die Blüthenpracht des Frühlings sich hier ewig in unvergänglicher Frische erhalte; er bekleidet die ganze Schaar der Auserwählten, die vor dem Tage des Gerichtes dem Grabe entstieg und auf den erhabenen Pfeilern der Posaune der Engel Gottes harrt, mit einem fleckenlosen Gewande; die Blitze, welche er aussendet, umgeben den in diesen Labyrinthen sich verlierenden Beschauer mit einer feurigen Glorie, als wäre er schon in eine höhere Welt getragen und als schaue er vom Himmel herab, von wo aus alle irdische Größe zu Nichts verschwindet.

Als Gamodia den Plan zu diesem Meisterwerke der Baukunst entwarf, war es gewiß seine Absicht, jenem anderen am Horizonte glänzenden Dome, dem Mont-Rosa, mitten in Mailand einen Nebenbuhler aufzuführen; er verschmolz in seinem Plan die Gebilde der Natur mit denen aller Völker, welche ihr Blut den Adern dieses von vielen Racen betretenen Landes einimpften, und wie, wenn er vorausgesehen hätte, daß einst Karl V. mit seinen Spanischen Horden in die Hauptstadt der Vis.onti eindringen und seine Herrschaft dort geltend machen werde, so ließ er auch mitten aus seinen tausend Spitzen eine Maurische hervorstreben, welche die anderen alle überragt und eigentlich die Krone seines Baues ist.

Gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts wurde wieder lebhaft an dem bis heute noch nicht vollendeten Mailändischen Dome gebaut. Ein junger Römer, Bramante, studirte damals eifrig über dem Plane Gamodia's, diesem großen Werke des Jahrhunderts; so mischten sich in den Styl der Renaissance, dessen erhabenster Repräsentant eben dieser Bramante werden sollte, die Muster der Transalpinischen Kunst, die immer mehr aus Italien verschwanden, aber das Gepräge unnachahmlicher Feinheit and Eleganz dort zurückließen. Später nahm sich Bramante eines seiner Verwandten an, der von Perugino schon den Funken desselben Geistes empfangen hatte. So waren es diese beiden Männer, die letzten Echo's der Deutsch-Italiänischen Kunst, die ihren Styl auf den göttlichen Raphael in Rom übertrugen, dessen Ruhm eben so sehr aus der Erinnerung daran, wie aus der Besiegung desselben entsproß.

O st i n d i e n.

Briefe aus Indien.

I.

Bombay, den 8. April 1837.

Endlich bin ich in Bombay, nach einer Fahrt von acht Monaten, angelangt; man sieht also, daß der Weg über Aegypten nicht immer der kürzeste ist. Ich bin seit zehn Tagen hier, und es gefällt mir recht gut, nicht, weil die Englische Gesellschaft besser ist als in den anderen Kolonieen, sondern weil das Land sehr schön ist. Von der Stadt ist wenig zu sagen, aber die Insel Bombay ist ganz mit Landhäusern bedeckt, die den Engländern und Gebern gehören, und dies giebt einen sehr angenehmen Anblick, wenn man von Aegypten oder Arabien herkommt. An der Reinlichkeit der Stadt, der Pracht der Docks und der Trefflichkeit der Straßen merkt man, daß die Engländer für die Insel Bombay etwas gethan haben; ich fürchte aber, der Insel gegenüber findet man nichts, was die Verwaltung eines civilisirten Volks verräth. Man läßt selbst die Grotten von Elephanta verfallen, die an einem der reizendsten Orte der Erde eines der außerordentlichsten Monumente menschlicher Kunst bilden. Ich würde, wenn ich hier wohnte, die ganze Insel kaufen; fünfhundert Pfund würden genügen, die Tempel zu reinigen und mir dicht in der Nähe ein Haus zu erbauen: die ganze Welt würde mich beneiden. Doch wer hierher kommt, will Geld verdienen, nicht ausgeben; nur Genußsucht und Eitelkeit sind im Stande, ihnen die Börse zu öffnen. Die Beamten der Compagnie lieben besonders Mahlzeiten, und ihre Erholung besteht in einer Promenade auf der Esplanade in einem boggy oder jedem anderen Wagen. Der Geschmack für Kabriolets ist allgemein unter ihnen, und um diesen Hang zu befriedigen, machen sie Schulden, welche ihnen für immer die Rückkehr nach England abschneiden. Man sieht hier fast eben so viel Equipagen, als in Neapel, und nirgends sind sie so mannigfaltig. Die Gebern haben die schönsten Wagen, doch die Aermeren unter diesen Feueranbetern fahren auf der Esplanade in einem mit zwei Kühen bespannten Wägelchen spazieren, während der bescheidene Hindu zuweilen auf einem Stier gallopirt. Die Gebern, die einen zahlreichen und blühenden Stamm bilden, sind die reichsten Particuliers der Stadt. Einer derselben sagte mir, sie verehrten die Sonne nicht, sondern indem sie sich an Gott wendeten, schauten sie nur nach ihr hin, zum Zeichen der Ehrfurcht gegen dasjenige seiner Werke, das für uns das größte und herrlichste von allen ist. Das wäre sehr hübsch, wenn Andere mir nicht gesagt hätten, daß sie die Sonne, das Meer, den Mond und das Feuer anbeten ohne tiefere Gedanken. Sie halten es für sündlich, Feuer auszulöschen oder einen Todten zu beerdigen, und thun es auch nie. Sie tragen die Körper an einen Ort, der ihnen eingeräumt ist, und lassen sie daselbst der Luft ausgesetzt. Man sieht hier Geier, die so voll von Menschenfleisch sind, daß sie sich kaum rühren können.

Ich bin erst wenige Tage hier und also nicht im Stande, die verschiedenen Religionen, Sprachen und Völker, von denen ich umgeben bin, zu beschreiben; auch ist ihre Zahl so groß, daß es wohl Jedem schwer fallen möchte. Die Sprachenverwirrung ist hier ärger als am Babylonischen Thurm, und die Gottheiten der Aegypter, Griechen und Römer würden in der Masse der Indischen Götter untergehen. Die Frommen haben hier einen Gegenstand angeregt, der auch den Commandeurs einiger Indischer Regimenter nicht fremd ist: es handelt sich um den Götzendienst und um Bittschriften zu seiner Unterdrückung; wenn man davon nicht abläßt, werden die Truppen sich empören, und die Folgen sind leicht vorherzusehen. Abgesehen von der Gefahr, die es gewöhnlich hat, sich in die Religion des Volks einzumischen, wäre es wahnsinnig, wenn man hier den Götzendienst auf eine andere Weise als durch Ueberzeugung abschaffen wollte. Man kann die Pagoden zerstören, alle Kühe tödten, die Bäume verbrennen, die Flüsse austrocknen und alle Steine zerbrechen, ohne daß man etwas ausrichtet. Ein alter roth bestrichener Schuh würde ihr Götzenbild werden, und sie ließen sich dafür ärgere Martern gefallen, als je von der Geschichte berichtet sind.

Da das Gehen nicht fashionabel ist, so hat man an dem Palankin ein bequemes Transportmittel. Ich habe mir einen angeschafft, und es war schon darum werth, ihn zu miethen, um die Sitten des Landes kennen zu lernen. Trotz ihrer Kollegien und anderer Institute, lernen die Engländer nur selten die Sprachen des Landes; aber da sie wohl wissen, daß sie sie hätten studiren sollen, ärgern sie sich, wenn die unglücklichen Träger sie nicht verstehen, was immerfort der Fall ist. Man befiehlt diesen Trägern, zu Dem oder Jenem, den sie nicht kennen, zu gehen; sie fürchten sich, zu sagen, daß sie nicht verstehen, was man ihnen sagt, weil dies unhöflich scheinen könnte; so gehen sie fort und traben geradezu auf ein Landhaus los, in welchem sie das ihnen bezeichnete vermuthen, in der Hoffnung, daß die Person, die sie tragen, es ihnen sagen wird, wenn sie fehl gehen. Durch diese verwünschte Gewohnheit, welche die Folge der Unwissenheit und Ungeduld der Engländer ist, habe ich viel Zeit verloren; und ich glaube, meine Leute haben sich oft gewundert, daß ich ihre Irrthümer so ruhig ertrag, ohne mich an ihnen zu rächen. Ich tröste mich sehr philosophisch damit, daß ich auf diesen Irrfahrten das Land kennen lerne, wenn ich auch dabei einen Besuch versäume. Will ich aber sicher ankommen, so gehe ich zu Fuß, obgleich das nicht elegant ist und mich, wie man mir sagt, der Gefahr eines Sonnenstichs aussetzt.

Morgen reise ich nach dem Süden der Halbinsel. Man versichert mir, daß die Hitze auf dem Festland nach Sonnen-Untergang 117° Fahrenheit beträgt; aber von Bombay hat man mir dasselbe gesagt, ehe ich hinkam, und da ich auf dieser Insel die frischste und angenehmste Luft finde, die ich je unter den Wendekreisen geathmet, so schließe ich daraus, daß man eben so die Hitze auf dem Kontinent übertreibt. Wie dem auch seyn mag, ich werde mich durch Erfahrung davon überzeugen und zuerst nach Goa gehen, wo die Reste der Portugiesischen Herrschaft sind. Die Nachkommen Vasco de Gama's, Cabral's und d'Albuquerque's stehen jetzt in Indien mit den Parias auf gleichem Fuße: sie begnügen sich, wie die Letzteren, mit den Ueberresten von den Tafeln der Europäer, die ohne sie ein Raub der Hunde und Geyer würden; denn ein Hindu aus einer höheren Kaste würde nicht nur von der Nahrung, die für einen Europäer oder das Individuum einer niedrigeren Kaste bestimmt ist, nicht essen, sondern selbst ein Gefäß verschmähen, das man zu der Nahrung eines Anderen benutzt hat.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 22. Berlin, Mittwoch den 20. Februar 1839.

England.

Lord Byron in Pisa.

Von Poujoulat.

Bei meinen Spaziergängen auf dem Quai des linken Arno-Ufers in Pisa kam ich oft am Palaste Lanfrano vorüber, den Lord Byron im Jahre 1822 bewohnte. Jetzt gehört dieser Palast einem reichen Toskanischen Edelmann, der, keinesweges aus Habgier, wie man allgemein verbreitet hat, den Eintritt in denselben gern gestattet. Wie aber lebte der Dichter des Childe-Harold in Pisa? Er stand sehr spät auf, weil er bis tief in die Nacht hinein arbeitete; von Mitternacht bis drei Uhr, wie er selbst sich ausdrückt, „prägte er Geld in seiner Dichter-Werkstatt", denn seine Verse waren in der That wie Wechsel, in London auf Sicht zahlbar. Es heißt, Byron habe die Gewohnheit gehabt, seine Phantasie durch starke Liqueure aufzuregen; doch fehlte es dem Dichter selbst in den Stunden der Nacht gewiß nicht an anderen Mitteln zur Begeisterung; der Anblick des herrlich gestirnten Italischen Himmels war wohl geeignet, seinen Genius auf edlere Weise anzuregen, als der Genuß der stärksten geistigen Getränke Britaniens. Gegen Mittag nahm Byron seine erste immer sehr frugale Mahlzeit ein. Als Grund seiner schmalen Kost gab er an: „das Fleisch verwildere den Menschen"; die eigentliche wahre Ursache derselben war aber wohl nur, daß er zu stark zu werden fürchtete, denn unser Dichter, den sein lahmer Fuß so unglücklich machte, hielt viel auf Schönheit der Formen und würde sich eine Apollo-Gestalt gern mit mehreren Jahren seines Lebens erkauft haben. Jener körperliche Fehler erfüllte seine Seele mit der größten Bitterkeit und war vielleicht der erste Grund zu seiner düsteren Stimmung, zu seinem tiefen Hasse gegen die Gesellschaft und gegen die Menschen. Die Art, wie Byron seine Gebrechlichkeit empfand, ist in der That eine nicht zu begreifende Schwäche in dieser sonst so starken, großen Natur.

Nach dem Mittagsmahl pflegte unser Dichter mit seinen Freunden einen Spazierritt durch die Umgebungen von Pisa zu machen. Der gewöhnliche Zeitvertreib dieser Gesellschaft bestand darin, mit Pistolen nach kleinen in die Luft geschleuderten Geldstücken (Paoli's) zu schießen, und Byron war im Treffen so geschickt, daß er nur sehr selten die Münze verfehlte. Gegen Abend kehrten die Reiter in die Stadt zurück; zwischen sieben und acht Uhr verzehrte Byron seine zweite Mahlzeit und verlebte dann die Abende bei der Gräfin Guiccioli, die in einem anderen Viertel von Pisa wohnte; um eilf begab er sich wieder in seine Wohnung, und nun begann seine nächtliche Arbeit. Er sah nur selten Besuch bei sich, und seine Verachtung der Aristokratie war so unbegränzt, daß er eine sehr verbindliche Einladung des Großherzogs von Toskana auf etwas roh demokratische Weise mit den Worten ablehnte: „Ich liebe die Fürsten nicht."

Bis zum 21. März 1822 verstrich Byron's Leben an den Ufern des Arno gleichmäßig und friedlich; da wurde es jedoch durch die ärgerliche Geschichte mit dem Sergeanten Masi, welche man in England auf verschiedene Weise erzählt, die ich aber ganz getreu zu berichten vermag, sehr unangenehm gestört. Stefano Masi, von Toskanischer Abkunft und Sergeant-Major in der reitenden Jäger-Compagnie, stand damals zu Pisa in Garnison; Ritter der Ehrenlegion, wie man behauptet hat, ist er nicht, aber er focht zur Zeit Napoleon's mit Auszeichnung unter den Französischen Fahnen; er lebt noch bis diesen Augenblick in Pisa. Ich wünschte diesen Mann kennen zu lernen, der durch die zufällige Verkettung der Begebenheiten von so ernstem Einfluß auf das Geschick eines der größten Dichter war, und er wurde mir zugeführt. Masi ist sechsundvierzig Jahr alt, von offenem, gutmüthigem und freundlichem Aeußeren; er erzählte mir, wie folgt, die Begebenheit des 21. März:

„Gegen Sonnenuntergang kehrte ich zu Pferde von einer Landpartie zurück; eine Viertelstunde vor Pisa, in der Gegend des Thores dalle Piagge, war die ganze Breite des Weges von einem Reitertrupp eingenommen, der langsam zur Stadt zurückkehrte; es war Lord Byron mit seinen Freunden, wie ich nachher erfuhr, denn ich hatte bis dahin nie seinen Namen gehört, weil ich in meinem einfachen Garnisonleben mich gar nicht um die Dichter-Berühmtheiten des Tages kümmerte. Da mir daran lag, so schnell als möglich Pisa zu erreichen, weil ich noch für diesen Abend funfzehn Soldaten ins Theater abordern mußte, so versuchte ich es, mir durch den Reitertrupp Bahn zu brechen, aber vergebens, der Weg blieb mir versperrt, denn es beliebte keinem der Herren, mir Platz zu machen, ja, ich bemerkte sogar, daß man meiner spottete und mich zum Narren haben wollte. Endlich verlor ich die Geduld; mein wildes Pferd, das ich nur mit Mühe bis dahin gebändigt hatte, jagte schnell am Rande der Straße über einen Haufen Steine fort, die dort zum Wegausbessern lagen; beim raschen Vorüberreiten berührte ich einen der Herren, — ich weiß nicht, ob es gerade Lord Byron war, — und von dem Stoße fiel ihm sein Hut zur Erde. Ich setzte meinen Weg fort, da überholte mich plötzlich der Vorreiter des Lords und versetzte mir mit Willen einen derben Stoß ans Bein; ich stellte mich, als verstände ich seine Absicht nicht, und erwiederte ihm nichts darauf. Einen Augenblick nachher umringte mich der ganze Reitertrupp; die Herren verlangten von mir Genugthuung für den ihnen angethanen Schimpf; Lord Byron und ein schnurrbärtiger Oberst reichten mir ihre Karten und verlangten die meinige. Ich antwortete ihnen, daß ich keine besäße; ich sey der Sergeant-Major Masi der reitenden Jäger-Compagnie, und ich hätte mich nie vor einem Duell gefürchtet. Aber Lord Byron und der Oberst bestanden darauf, meine Karte oder wenigstens meinen geschriebenen Namen zu sehen; ich erwiederte ihnen beständig, daß ich Masi heiße, und daß sie sich damit begnügen möchten. Ich war damals dreißig Jahr alt, kräftig und ohne Furcht, und als mir daher einer der Herren einen leichten Schlag mit der Reitgerte versetzte, gerieth mein Blut über diesen Schimpf in Wallung; ich zog meinen Säbel und warf sie durch flache Hiebe sammt und sonders aus dem Sattel. „Das ist ja ein wahrer Teufelskerl", fluchten die verblüfften Engländer, und eine Dame in einem Wagen, welche die Herren zu kennen schien (es war die Gräfin Guiccioli), rief, als sie Lord Byron aus dem Sattel gehoben sah: Himmel, sey uns gnädig!

Als ich zur Stadt kam, zeigte ich den Vorfall sogleich der Wache am Thore dalle Piagge an und ließ ein Protokoll darüber aufnehmen. Da ich den Quai des Arno allein entlang ritt, rief man mir nach, ich solle meinen Weg nicht in dieser Richtung fortsetzen, sondern lieber eine andere einschlagen, weil mein Leben in Gefahr schwebe. Ich aber achtete der Warnung nicht, ritt unbesorgt weiter und näherte mich dem Palaste Lanfrano, ohne zu wissen, daß dies Lord Byron's Wohnung war. Plötzlich sehe ich mich von mehreren Engländern umringt, ich thue, als hätte ich ein Paar geladene Pistolen im Sattel stecken, und drohe, dem Ersten, der mir nahe käme, den Kopf zu zerschmettern. Zuerst wirkte diese List, doch bald darauf stürzt sich ein Engländer mit einem Pistol auf mich, ich packe ihn indeß so, daß er nicht abschießen kann. Die ganze Stadt war unterdessen in Bewegung gerathen, die Menge zog gegen den Palast Lanfrano heran, und mitten in der Unordnung verwundete mich ein Mann aus Lord Byron's Palast mit einem zweischneidigen Stockdolche in der Seite. Ich sah den Mörder nicht, und in der Verwirrung und Aufregung, in der ich mich befand, ward ich meine Verwundung erst durch das fließende Blut gewahr; man trug mich ins nächste Hospital, der Wundarzt Vacca wurde herbeigerufen, erklärte die Wunde für tödlich und gab mir nur noch eine Frist von vierundzwanzig Stunden.

Am folgenden Morgen sandte mir Lord Byron seinen Wundarzt und hundert Louisd'or und ließ mir sagen, daß er mein Unglück beklage, den Thäter aber nicht kenne. Ich verschmähte den Beistand des Englischen Wundarztes und schickte Lord Byron sein Gold mit der Weisung zurück, daß ich desselben nicht bedürfe, weil mein Sold für mich hinreiche; stürbe ich an meiner Wunde nicht, so würde ich Genugthuung von ihm fordern, sey mir aber der Tod bestimmt, so würden Andere mich rächen. Lord Byron behauptete zwar, den Mörder nicht zu kennen, und es mag wahr seyn; zu seinem Haushalte aber gehörte er jedenfalls. Ganz Pisa war, wie gesagt, dieses Handels wegen in Aufregung, und die Sache begann immer ernster zu werden, denn die Studenten traten zusammen, um den Schuldigen aufzuspüren, und der Kommandant von Pisa konnte nur mit großer Mühe die Jäger-Compagnie im Zaum halten, die ihren Sergeanten rächen wollte. Der Statthalter ließ die ganze Dienerschaft Lord Byron's in gefänglichen Verwahrsam bringen, verwies alle seine Gefährten aus der Stadt und gestattete nur ihm selbst noch einen Aufschub.

Meine Wiederherstellung ging sehr langsam vorwärts, und die ganze Begebenheit war in der That ein großes Unglück für mich, denn ich bin Familienvater, und meine militairische Laufbahn wurde dadurch ganz gestört; der Großherzog von Toskana aber, dem ich mein Abenteuer mehrmals erzählen mußte, unterstützt mich durch eine monatliche Pension von 30 Franken. Oft muß ich auch den Englischen-Reisenden diese Geschichte erzählen, die mir dann versichern, daß von mir in London mehr die Rede sey als in Rom vom heiligen Vater."

Während Masi uns dies Alles erzählte, belebte sich seine Physiognomie, alle Eindrücke jener fernen Zeit spiegelten sich in seinen Augen, zuweilen trocknete er sich die Thränen, und auch nicht ein bitteres Wort über Lord Byron entschlüpfte dem armen Sergeanten. „Mein Portrait ist in London verbreitet worden", erzählte Masi weiter; „es wurde hier auf folgende Weise verfertigt. Zwei Jahre nach meinem Mißgeschick legte ich einen Tabacksladen an; eines Tages kaufte ein Engländer bei mir ein Paket Zigarren; er bezahlt es, doch läßt er es bei mir zurück, mit dem Vorbehalte, sich die Zigarren nach und nach abzuholen, je nachdem er derselben benöthigt wäre. Jedesmal nun, wenn der Engländer meinen Laden betrat, betrachtete er mich mit besonderer Aufmerksamkeit, und als die Zigarren zu Ende waren, hörte ich, mein Portrait sey gezeichnet und sehr ähnlich."

Die Dienerschaft Lord Byron's wurde später wieder freigelassen, ohne daß man den Namen von Masi's Mörder, der bis jetzt noch ein Geheimniß ist, entdecken konnte. Man hat zwar verbreitet, Masi sey auf Lord Byron's Befehl verwundet worden; ich glaube aber eher, daß dies eine jener zahlreichen Beschuldigungen ist, mit welchen man das Andenken des leider oft nicht vorwurfsfreien Dichters belastet hat. Byron's Unrecht bei diesem Handel ist meiner Ansicht nach nicht größer, als es aus dem einfachen und wahrhaften Berichte des Toskanischen Sergeanten hervorgeht. Nach dem unangenehmen Vorfalle des 21. März gestaltete sich Lord Byron's Leben in Pisa ganz anders; alle seine Gefährten waren zerstreut, und er blieb allein dem allgemeinen Unwillen ausgesetzt. Man begreift leicht, wie sehr er wünschen mußte, auf einige Zeit eine Stadt zu verlassen, in der ein von seinen Anhängern verwundeter Mann daniederlag. Er begab sich für einige Wochen in die Gegend von Livorno, nach Montenero, und bezog dort die Villa Casa-Rosa, wo er mit seinem jungen Freunde Gamba, dem Bruder der Gräfin Guiccioli, zusammentraf. Er verlebte trübe Tage zu Montenero; von seiner theuren Ada getrennt, hing er mit Leidenschaft an seiner natürlichen Tochter Allegra, welche die einzige Hoffnung seines Herzens, der Trost seines Lebens war; aber dieses arme kleine Geschöpf, das einen so großen Platz in Byron's Seele einnahm, sollte nur eine vorübergehende Erscheinung auf dieser Welt seyn, sie starb, fünf Jahr alt, am 22. April zu Bagnacavallo; Allegra's Seele stieg zum Himmel auf, um im Voraus bei Gott Verzeihung für ihren Vater zu erflehen; ihre irdischen Ueberreste wurden nach England gebracht und dort beigesetzt; die Inschrift des Dichters auf ihrem Grabstein lautet: „Ich werde zu ihr gehen, sie aber kehrt nicht zu mir zurück." (Andrò a lei, ma ella non ritornera a me.)

Neue Verwickelungen, deren hier zu erwähnen überflüssig ist, führten einen strengen Rechtsspruch gegen den jungen Gamba herbei; es wurde ihm befohlen, binnen drei Tagen das Toskanische zu verlassen. Die Regierung hatte gehofft, Byron würde seinem Freunde folgen; er ließ indeß Gamba nach Genua abreisen und kehrte nach Pisa zurück. In der That aber dachte unser Dichter daran, die Ufer des Arno zu verlassen, denn in Toskana gab es für ihn keine Rast und keine Freude mehr; doch nach welchem Lande der Erde sollte er seine Schritte wenden, auf welchem Ufer eine Zufluchtsstätte suchen? Eine herrliche Ruhmesglorie umfloß in Europa seinen Namen, aber auch der Fluch und der Haß hafteten daran. Während Byron so im Geist über seiner ungewissen Zukunft brütete, erhielt er eine sehr schmerzliche Botschaft; seine beiden Freunde Shelley und William Smith, die auf einer Barke durch den Meerbusen von Spezzia schifften, waren von einem heftigen Windstoße umgeworfen worden und hatten ihr Leben in den Wellen geendet. Nach vierzehntägigen vergeblichen Nachforschungen fand man endlich ihre ans Ufer gespülten Leichname, vier Meilen von einander, wieder. Shelley zählte erst neunundzwanzig Jahre; seine Dichtungen: „der Geist der Einsamkeit" und „Beatrice Cenci" verriethen hohes Talent; der Unglückliche war Atheist, oder vielmehr er rühmte sich, es zu seyn, in seinen Poesieen aber vermochte es Shelley nicht, Gott zu entfliehen, er ist darin religiös und schwermüthig, sein Herz war besser als sein Geist.

Nach eingeholter Erlaubniß der Regierungen von Toskana und Lucca ließ Byron es sich angelegen seyn, die Ueberreste seiner Freunde zu ehren. Am Meeresufer zwischen Bocca di Ferchio und Viareggio, einem kleinen Hafen im Großherzogthum Lucca, ließ Byron zwei Scheiterhaufen errichten, um die Leichname, deren Asche er mitnehmen wollte, zu verbrennen. Diese Trauer-Ceremonie dauerte zwei Tage; am ersten wurde William's, am zweiten Tage Shelley's Körper verbrannt. Seit den alten längst entschwundenen Zeiten Hetruriens und der Römischen Herrschaft war auf Toskana's Boden nichts Aehnliches gesehen worden, aber eine solche Scene, die an die Gebräuche der Aeneïde erinnert, war Byron's vollkommen würdig. Wäre ich ein Maler, ich würde dies Schauspiel zum Gegenstand eines Gemäldes wählen: Auf einsamem Ufer am Toskanischen Meere sind die beiden Scheiterhaufen errichtet, an der entgegengesetzten Seite des Horizontes erheben sich die majestätischen Apenninen; Byron und seine Gefährten, traurig und unbeweglich unter dem glühenden Sommerhimmel dastehend, beleben das düstere Bild. Shelley's Asche brachte man nach dem protestantischen Kirchhofe zu Rom, wo schon ein ihm in Italien gestorbenes Kind ruhte; William's Asche hingegen wurde nach England eingeschifft. Diese dem Andenken der beiden Freunde dargebrachten poetischen Ehrenbezeugungen waren das letzte Lebewohl Byron's an Toskana. Zwei Monate später richtete er sich in dem Palast Albano in Genua ein, den er bis zu seiner Abreise nach Griechenland bewohnte, wo er den Tod fand. Den Aufenthalt Lord Byron's in Pisa kann man als seine letzte Freudens- und Begeisterungszeit betrachten; es waren die letzten Lichtblicke in seinem Leben. In Toskana begann schon jene Kette von Unglücksfällen und bösen Ereignissen, welche den Horizont des Dichters verdüsterten. Die in Genua verlebten Monate, welche seiner Abreise nach Hellas vorangingen, wurden in Aufregung und Schwermuth zugebracht, obgleich sich ihnen ein Liebesabenteuer beimischte. Byron war seines Geschickes überdrüssig, das Abendland hatte ihm nichts mehr zu bieten, und er schwankte nur noch zwischen Amerika und Griechenland; er entschied sich endlich für das letztere, weil dort noch einiger Ruhm zu gewinnen war. Aus halber Verzweiflung begab er sich auf diese abenteuerliche Pilgerschaft, und Byron verließ Europa, wie man in schlimmen Tagen vom Leben scheidet.

Es ist keinesweges meine Absicht, hier von neuem ein Urtheil über den schon so viel besprochenen Dichter zu fällen; überall, in Pisa wie in Athen und an den Ufern des Hellespont, war sein Nachruf derselbe; ich befragte die Orte, an denen ich mich befand, was sie von dem Manne wüßten, der wie ein Meteor über unser Geschlecht dahinfuhr. Es giebt Menschen, welche das Vorrecht haben, unser Herz mächtig für sie einzunehmen, und ein solcher war Byron. Es hat aber auch Leute gegeben, die es sich einkommen ließen, Byron fortsetzen zu wollen; wie es ja sogar Andere gab, die Bonaparte nachäfften, nicht bedenkend, daß solche Auserwählte des Geschicks keine Erben haben. Unerwartet treten sie auf, unter den lauten Ausbrüchen der Bewunderung und des Hasses ziehen sie an unserem Horizont vorüber und fallen der Geschichte anheim. Byron hat viel Verwünschungen ausgestoßen, weil er viel litt; er war der Ausdruck einer Zeit, wo der Schmerz, der Zukunft des Menschen uneingedenk, Alles hätte verändern oder Alles zertrümmern mögen.

Die Dichtungen Lord Byron's werden nicht untergehen, sie sind dazu bestimmt, der Nachwelt zu offenbaren, was der Mensch leidet, wenn er ohne Glauben ist. Die Gesänge des Englischen Dichters tönen oft wie Stimmen des Abgrundes, seine Muse haust im Tartarus, in jenen düsteren Gefilden, wie Milton sie uns schildert. Hier zeigt sich uns Byron als der Dolmetscher der bösen Seite des menschlichen Herzens, aber er kannte auch seine erhabene, seine edle Seite; darum haben sich so viel schöne Seelen ihm zugewendet, darum hat er den reinsten Herzen so viel Antheil eingeflößt. Man hat uns von jungen Frauen berichtet, die, von einem frühzeitigen Tode bedroht, nicht aus der Welt scheiden wollten, ohne dem Dichter ihren Dank für die Tröstungen zu sagen, welche sie aus seinen Werken geschöpft. Ist nicht das im Tagebuche der jungen Lady Sommerset nach ihrem Tode aufgefundene Gebet eine rührende und ehrende Erinnerung an Byron's Leben? Dieses fromme Gemüth, vom Schicksale des Dichters bewegt, flehte inbrünstig für ihn um die Erbarmung des Himmels. Von einem solchen Gebete tief ergriffen, schrieb Byron, daß er die Bitte dieser engelgleichen Frau für sein ewiges Heil nicht gegen den Ruhm Homer's, Cäsar's und Napoleon's vertauschen möchte, und könnte er auch diesen insgesammt auf sein einziges Haupt vereinigen.

Rußland.

Der Gefangene unter den Tscherkessen.

(Fortsetzung.)

„Unterdessen war es völlig dunkel geworden; finstere Wolken hingen am Himmel; stärker ward der Wind und heulte aus den fernten Felsenschlünden. Ein feiner Schnee fiel, und bald erhob sich ein Schneegestöber. Immer stärker ward der Sturm und zuletzt ein völliger Orkan. In dichten Wolken wirbelte der Schnee von der Erde empor und bedeckte uns von allen Seiten; das dumpfe Sausen des Windes in der Ferne vermischte sich mit seinem Pfeifen um uns her, und tiefes Dunkel vollendete das Schreckensgemälde. Um so schneller flogen die entsetzten Pferde dahin. Jetzt sind wir am Terek, an seinen steilen Ufern; schwierig ist das Hinabsteigen und der Uebergang; der verwegene Bergbewohner aber kennt keine Gefahren und keine Schranken; ein lautes Geschrei der Tscherkessen war das Signal zum Uebergange; die erschreckten Rosse stürzten sich in den Abgrund; die Wellen theilten sich und der wilde Terek schien unwillig zu murren .... mir schwindelte der Kopf; ich fühlte einen heftigen Stoß und verlor die Besinnung .... Als ich wieder zu mir kam, ritten wir noch immer, aber im Schritt. Die Tscherkessen hatten zwar Eile, aber die müden Pferde, ganz in Schweiß, konnten nur schrittweise vorwärts, während ein dicker Dampf sie umhüllte. Einer der Räuber unterstützte mich, und wahrscheinlich brachten seine Stöße mich wieder zur Besinnung.

„Das Unwetter ließ nach; es ward wärmer, und die Morgenröthe zeigte sich am Himmel. Ich seufzte tief auf, als ich zum

Bewußtseyn kam, und wie es schien, war mein Führer sehr damit zufrieden; auf seinen Ruf eilten einige seiner Gefährten herbei, deren Gesichter Zufriedenheit ausdrückten; wie es schien, hatte man mich bis dahin für todt gehalten. Eine Viertelstunde ungefähr ritten wir im Schritt, als jedoch die Pferde sich erholt hatten, ging es wieder im Galopp vorwärts. Endlich, nachdem wir in einen tiefen Engpaß eingebogen hatten, hielten wir vor einem dichten Walde, aus welchem stellenweise Tscherkessische Wohnsitze hervorblickten; rund umher schwarze Felsen, über denselben ein mit schwarzem Gewölk bedeckter Himmel, in der Tiefe ein rauschender Bergstrom, ein blattloses finsteres Eichengehege und überall düsteres Schweigen; es war Chamursin's Residenz. Kaum näherten wir uns dem Aul, als wir von einem Rudel lautbellender Hunde empfangen wurden; ihnen folgte ein Haufe von Weibern, Kindern und jungen Tscherkessen mit dem Freudengeschrei: Russen, Giaurn, Giaurn! Die Weiber hatten ihren Gebrauch vergessen und waren alle unverschleiert; die Knaben ließen uns keine Ruhe, indem sie unaufhörlich an unseren Mänteln zupften und unter lautem Geschrei uns Schnee und Koth ins Gesicht warfen. Als endlich die allgemeine Neugier befriedigt war, führte man uns in eine Wohnung und schmiedete mich und meinen Kameraden in Fesseln. Die übrigen Gefangenen traten bei den Tscherkessen in Dienst, aber nicht auf lange; eine günstige Gelegenheit zur Flucht erlöste sie bald von dem schweren Joch, und sie waren bereits frei im Vaterlande, als ich noch mein unglückliches Loos tragen mußte. In unserer Wohnung befanden sich noch sechs Tscherkessen und Chamursin's Bruder; sie bestand aus einer Scheune von trockenen Reisern, beworfen mit Lehm oder vielmehr mit einem Gemisch von Koth und Mist, ohne Dielen und Fenster und mit einem schlechten Dach gedeckt, einem nicht ganz fertigen Kamin, zwei oder drei Schemeln, einigen an Stricken schwebenden Stöckchen zum Aufhängen von Kleidern und tiefem Schmutz auf dem Fußboden! Hierzu denke man sich noch inwendig zwei Pfeiler und an diesen gekettet zwei Offiziere, auf Stroh in ihren Mänteln liegend, welche nach einer langen Reise und einer kalten, stürmischen Nacht ihre erstarrten Glieder nur sehr schlecht erwärmten; ferner, etwas weiter von ihnen, vor dem Feuer, eine Bande Räuber, die auf ihre rohe Weise ihren Sieg feierten, und über diese Scene werfe man noch ein düsteres Zwielicht, so hat man das Gemälde eines Kaukasischen Gefangenen. Und doch hat man noch keinen vollständigen Begriff von diesem Gemälde, wenn man nicht einen Blick in das Innere der handelnden Personen wirft. In der Tiefe des Herzens des Gefangenen kämpfen Verzweiflung, Sehnsucht nach dem Vaterlande, Erinnerung an die Freiheit, die sich so schnell in harte Sklaverei verwandelte. Dagegen ist das Herz der Räuber von wilder Freude, Blutdurst und Genuß an fremden Leiden erfüllt .... wie furchtbar!

„Lange Zeit mochte ich nicht an mein Schicksal glauben. Es erschien mir Alles wie ein schwerer Traum; doch das Erwachen war entsetzlich, und mit der schweren Eisenkette begann eine Kette von Leidenstagen. Der Tag verging, und der Hunger fing an, uns zu quälen. Abends indessen brachte ein gefangener Russischer Knabe, den man uns zur Bedienung gegeben hatte, Brod und Wasser. Auch diese einförmige Nahrung machte uns Freude; das Wasser war uns das schmackhafteste Getränk, und das Brod, das heißt, in Wasser gebackenes Weizenmehl, Tschuck genannt, das leckerste Essen. Nach diesem elenden Abendbrod, das zugleich als Mittagessen diente, wickelten wir uns in unsere Mäntel und legten uns auf dem feuchten, uns auch nur spärlich zugetheilten Stroh schlafen. Unsere Ermattung war so groß, daß der Schlaf, dieser Trost der Unglücklichen, uns bald beruhigte. Meine Träume waren quälend; immer glaubte ich, in einen Abgrund zu stürzen: es schien mir, als erhielte ich harte Schläge, die mich erweckten und mich nichts als Finsterniß um mich her blicken ließen. Nur durch das schlechte Dach meines Kerkers flimmerte am dunkelblauen Himmel ein Stern, der bange Hoffnung in meine Seele senkte. In der Todtenstille um mich her hörte ich nur das furchtbare Klirren meiner Ketten und die schweren Athemzüge meines Gefährten ....

„Täglich mit Sonnenaufgang erwachten lärmend die mit uns schlafenden Tscherkessen, reinigten ihre Gewehre, luden sie und verließen uns, nachdem sie eine Wache zurückgelassen hatten. Darauf waren wir den ganzen Tag über die Zielscheibe der Neugier der Bewohner des Auls, die zusammenliefen, um die Russen zu betrachten und sich über sie lustig zu machen. Nachts litten wir durch Kälte und am Tage durch Hunger und Verspottungen, mit denen man uns beständig quälte: Alles mußte geduldig ertragen werden. Einförmig gingen die Tage hin. Tödtlicher Gram nagte an meinem Innern. Mein Gefährte ward völlig muthlos: mehr als einmal kam ihm der entsetzliche Gedanke an Selbstmord in den Sinn; mehr als einmal wollte er nach den an den Wänden hängenden Dolchen und Pistolen greifen, doch immer hielt ich ihn zurück und tröstete ihn durch den Glauben an eine gütige Vorsehung. Endlich erlaubte man mir, an meine Gefährten in der Festung zu schreiben. Dazu gab man mir einige Fetzen Papier; in Wasser aufgelöstes Pulver diente als Dinte, ein dünnes Stäbchen als Feder und ein Kundschafter, deren die Tscherkessen viele haben, als Postillon. O! man begreift es nicht, wie entzückend dieser Briefwechsel war, mit welcher Freude ich die Antworten meiner Freunde las, die mich mit der Aussicht auf baldigen Loskauf trösteten! Freilich wußte ich wohl, daß dieser Loskauf vom Zufall abhing; es ist aber so süß, zu hoffen, daß wir immer bereit waren, uns mit Hoffnungen, wie Kinder mit Spielzeug, zu täuschen. Drei schwere Wochen nahmen einen großen Theil unserer Lebenskraft hin. Unsere Nahrung war mir zuletzt so sehr zuwider geworden, daß ich sie nicht mehr ansehen mochte; schon seit drei Tagen hatte ich keinen Bissen in den Mund genommen und war höchst kraftlos und mager geworden. Chamursin bemerkte es; und als er einst mit einem seiner Gefährten sprach, vernahm ich, daß er zu ihm sagte: „Der Russe ist eigensinnig und will nichts essen; er stirbt, man muß ihm ein Schaf kaufen.“ Und wirklich hatten wir am nächsten Tage Fleisch, das uns sehr gut schmeckte; doch dieser Luxus währte nicht lange. Bemerkenswerth übrigens ist es, daß die Tscherkessen im Allgemeinen sehr wenig essen, sich meistentheils von Milch, Früchten und Tschurek nähren und nur höchst selten Schaffleisch, welches bei ihnen theuer ist, genießen. Dieses Mal diente das getödtete Schaf der ganzen Familie als Nahrung, und bald mußten wir wieder hungern.

„Chamursin ward inzwischen der Ruhe überdrüssig; er schärfte wieder seinen Säbel, reinigte sein Gewehr und machte Anstalt zu einem Raubzuge. Eines Morgens, früher als gewöhnlich, ward ich durch lauten Lärm in dem Aul erweckt, und bald hörte ich den Tritt vieler Pferde und das Geschrei der Tscherkessen. Alles verlor sich allmälig in der Ferne: es war Chamursin's Auszug zu einem blutigen Fest.

„Ich schweige von Allem, was meine Seele empfand und mein Körper ertrug in jenen Tagen der Abwesenheit des Räuberhauptmanns. Wie in einem Kaleidoskop, flossen die nämlichen Gefühle in immer neue Formen durch einander, aber die Farben in diesen geheimnißvollen Gestaltungen der Gedanken waren trüb und finster. Mein Leben schwand dahin, wie die Abendröthe vor der Dunkelheit der Nacht. Bisweilen knüpfte ich ein Gespräch mit dem armen Knaben an, der uns bediente, und versuchte, etwas von den Umständen seiner Gefangenschaft zu erfahren. Dem Gedächtniß des Kleinen war fast Alles entschwunden. Er war ungefähr zehn Jahr alt und bereits seit drei Jahren hier. „Ich erinnere mich nur, wie meine Mutter weinte“, sagte er mir, „als der Schwarze, der weggeritten ist (er meinte Chamursin), einst am Abend in unsere Hütte stürzte, den Vater mit dem Säbel niederhieb und mich mit der Mutter mit sich nahm. Im Dorfe war ein solches Geschrei, eine solche Feuersbrunst, daß es schrecklich ist, daran zu denken. Der schwarze Tscherkesse warf mich einem Anderen so heftig aufs Pferd, daß ich laut aufschrie. Der Ataman selbst wollte meine Mutter zu sich aufs Pferd nehmen; sie verstand aber nicht zu reiten und fiel hinunter; man ließ sie liegen, und uns trugen die Pferde davon. Ich wollte nach Hause, aber man ließ mich nicht fort; seitdem bin ich hier; die hiesigen Knaben sind so böse; immer schlagen sie mich, und doch thue ich ihnen nichts.“

„Diese einfache, aber rührende Erzählung tröstete mich durch den Gedanken, daß, wenn die Unschuld so leide, die Vorsehung mir Sünder gewiß eine Prüfung gesandt habe, die ich ohne Murren ertragen müsse. So verging ein Monat, und Chamursin war noch immer nicht zurück. Noch nie war er so lange ausgeblieben, und schon begann man, in dem Aul unruhig zu werden. Auch ich ward unruhig, ich weiß nicht, warum; es schien mir, als ob mein Daseyn von Chamursin's Leben abhinge, und auch ich erwartete ihn. Vielleicht schlummerte in mir die Hoffnung, etwas von den Unsrigen zu hören, oder der etwas grausame Wunsch, noch einen Leidensgefährten zu sehen .... Der Mensch wird hartherzig, wenn das Unglück ihn schwer heimsucht. Endlich erschien eines Tages einer von den Tscherkessen, die mit Chamursin ausgezogen waren. Alles drängte sich um ihn her, begierig, etwas Neues zu erfahren. Finster blickte der Tscherkesse um sich her und führte den jüngeren Bruder Chamursin's, als er ihn gewahrte, zur Seite. Neugierig folgte ihm mein Auge durch die offene Thür, und mein Herz weissagte mir nichts Gutes. Ein Haufe Tscherkessen und Tscherkessinnen stand in der Ferne und wartete angstvoll. Ich sah es und hörte es, wie während der Rede des Angekommenen Chamursin's Bruder erblaßte, wie seine Augen rollten, wie er mit den Zähnen knirschte, und wie er endlich laut wehklagend zur Erde stürzte. Es war die Nachricht vom Tode seines Bruders. (Fortsetzung folgt.)

O s t i n d i e n.

Briefe aus Indien.

II.

Kandy auf Ceylon, den 23. Juni 1837.

Ich habe meine Reise nicht ganz so fortsetzen können, als ich mir vorgenommen. Von Bombay ging ich zuerst nach Mangalore auf der Küste Malabar. Hier fand ich das Land im Aufstand, was mich hinderte, mir die nothwendigen Transportmittel zu schaffen; auch hätten mich die Insurgentenhaufen aufgehalten, welche die Gegend inne hatten und einen Tag vor meiner Ankunft die Stadt Mangalore angezündet und geplündert hatten. Unter den Europäern herrschte großer Schrecken, und daher übertrieb man auch die Zahl der Insurgenten; aber es ist wahr, daß jeder Anfang einer Empörung in Indien gefährlich ist, weil Tausende von Individuen immer bereit sind, dem Ersten, der ihr Führer seyn will, sich anzuschließen, und das Uebel rasch zunehmen kann. Die ganze Macht der Maratten ist aus einer solchen Empörung entstanden, die, anfangs verachtet, bald furchtbar wurde und zuletzt die ganze Halbinsel ergriff. Die Maratten ließen dem Großmogul seinen Thron nur mit der Bedingung,

daß er ihnen gehorche. Die Pindarries waren ein Haufe von Menschen, die man auf eine ungerechte Weise von ihrem Boden vertrieben, und die nun einen unternehmenden Führer suchten. Sobald ein solcher erschien, empfingen sie ihn, wie eine Gabe des Himmels; bald waren sie Herren, und aus den Unterdrückten wurden wieder neue Tyrannen und Unterdrücker. Seit die Englische Herrschaft in Indien von den Pindarries bedroht worden, dauert derselbe Zustand fort. Tausende oder vielmehr Millionen Menschen sind bereit, sich zu erheben, nicht bloß gegen die Engländer, sondern gegen jede höhere Macht, um ihre Lage, die nicht schlimmer werden kann, zu verbessern. Bei der letzten Insurrection hieß es: „Besser einem Hunde, als der Compagnie gehorchen.“ Nach einer Herrschaft von 150 Jahren ist nichts oder fast nichts gethan worden. Man sieht hier nicht, wie in den übrigen Englischen Kolonieen, einen besser angebauten Boden, gute Straßen, Kanäle, Wasserbehälter und andere Verbesserungen, und daran ist nur die Unwissenheit oder Nachlässigkeit der Ost-Indischen Compagnie Schuld. Die Lage des einfachen Ackerbauers (Ryot) ist um Vieles schlimmer geworden: er ist nicht mehr, wie seine Vorfahren, der Eigenthümer des Bodens, sondern ein wahrer Leibeigner.

Vor wenigen Tagen wäre ich beinahe die Beute der Haifische geworden. Ein Boot, in welchem ich fuhr, schlug an der Küste Malabar um, wo diese gefräßigen Thiere sehr zahlreich sind; doch retteten wir uns noch, ehe sie uns sahen. Ich hatte in Bombay den Oberst Pasmore kennen gelernt, der mich aufgefordert, mit ihm zu Schiffe nach Madras zu gehen. Schon hatte er seine Bestimmung erreicht und war im Begriff, zu landen, als das Boot, in welchem er sich befand, umschlug und die Haifische ihn verschlangen. Es kamen noch einige Passagiere um, doch die Meisten wurden von den Fährleuten gerettet, die im Wasser eine wunderbare Gewandtheit haben. Da ich den Oberst Pasmore nicht begleitet habe, so kann ich nicht sagen, daß ich mit genauer Noth entkommen bin; doch bin ich nicht außer Gefahr, da ich in wenigen Tagen von hier nach Madras fahren werde, in einem leichten Kahn, der nur ½ Fuß breit ist, ich müßte denn eine bessere Gelegenheit finden. Diese Kähne haben einen merkwürdigen Bau; sie führen nur Ein Segel und gehen mit dem Winde. Man sieht sie nur in Ceylon; ich werde der Kuriosität halber einen solchen Kahn nach England schicken. Es ist unbeschreiblich, wie heftig die Brandungen an dieser Küste sind, aber in Madras ist's noch schlimmer.

Da ich die Halbinsel nicht durchreisen konnte, so war ich von Mangalore in einem kleinen Boot nach Cananore gegangen, und von da aus besuchte ich, theils zu Wasser, theils zu Lande, die ganze Küste Malabar, indem ich mich mehrere Tage in den größeren Städten, Tellichery, Calicut, Cochin u. s. w., aufhielt. Diese ganze Küste ist wunderschön; ich würde kein Ende finden, wenn ich die herrlichen Bäume jeder Art, die längs dem Ufer wachsen, beschreiben wollte. Die westlichen Ghauts, eine Hügelkette, die mit dem Ufer parallel läuft, unterscheiden sich im Anblick von anderen Ketten der Art, geben aber an Schönheit keiner etwas nach. Bis jetzt bin ich von meiner Reise entzückt; ich weiß nicht, ob mir der brennende Sand und die Dürre der Küste Coromandel eben so sehr gefallen werden. Man sagt mir, die Hitze ist daselbst so stark, daß zuweilen die Vögel aus der Luft todt herunterfallen, und noch Anderes, was übertrieben ist. Bis jetzt hat die Hitze meine Kraft um nichts geschwächt und weder Ermüdung noch Trägheit in mir hervorgerufen, obwohl ich den Süden Indiens in der heißesten Jahreszeit besuche. Ich bin hier sechs Grade vom Aequator und trug gestern mein Gewehr auf der Dammhirschjagd mit derselben Leichtigkeit, wie in England. Die Wahrheit ist, meine jungen Landsleute gehen nach Indien mit dem Gedanken, daß man daselbst ganz träge seyn muß, und da sie, um sich zu konserviren, wie sie sagen, reichlich essen und trinken, so werden sie mit der Zeit immer schlaffer.

Es ist jetzt mehr als ein Monat, daß ich auf der Insel Ceylon bin, und nun wundere ich mich nicht, daß die Orientalen hierher das Paradies verlegt haben; doch das ist nicht genug: während auf dem Kontinent Trägheit, Elend und Unterdrückung herrschen, macht die Civilisation hier merkliche Fortschritte. Es ist bekannt, daß diese Insel nicht mehr unter der Ostindischen Compagnie steht; seit etwas mehr als zwanzig Jahren wird sie von der Regierung des Königs verwaltet. Früher hatte die Insel keine Landstraße, und man zwang die Eingebornen, ohne Lohn zu arbeiten, wie Deportirte in einer Straf-Kolonie. Kein Europäer durfte Ländereien kaufen, und alle Ausführungs-Produkte waren mit einem Monopol belastet, das den Handel ruinirte. War es ein Wunder, daß das Land arm und unglücklich war? Jetzt aber wird die Insel auf allen Seiten von Straßen durchzogen, die es mit den besten in Europa aufnehmen, und einige unter ihnen verdienen noch viel mehr Bewunderung, als die Simplonsstraße oder eine ähnliche, wenn man alle Schwierigkeiten bedenkt, die bei ihrer Anlegung zu überwinden waren. Eine dieser Straßen im Centrum der Insel erhebt sich 6800 Fuß über dem Meer; sie ist nicht so hoch, als die des Stelvio, die von Tyrol ins Veltlin führt, aber die Ausreutung der Wälder allein hat mehr Menschen und Geld gekostet, als alle Arbeiten am Stelvio.

Hier, wie im übrigen Indien, bedeckt sich ein verlassener Platz sehr rasch mit dicken Bäumen; denn es herrscht hier eine Vegetation, von der man in Europa kein Beispiel hat. Die Verbesserung der Straßen hatte eine außerordentliche Zunahme des Handels zur Folge, und es fehlt der Kolonie weiter nichts, um in Englands Augen einen großen Werth zu bekommen, als daß sie mehr gekannt wird und so Kapitalisten oder industrielle Gesellschaften herbeilockt. Für arme Auswanderer wäre Ceylon ein schlechter Ort: nicht weil hier Elend herrscht, sondern weil die Tausende von Arbeitern, die vom Kontinent kommen, die Arbeit selten machen.

Das Christenthum verbreitet sich hier immer mehr. Die meisten Küstenbewohner und Mehrere, die im Innern leben, haben die Buddha-Tempel verlassen, und die Englische Sprache verbreitet sich nach allen Seiten. Das Volk ist frei von jeder Auflage und hängt mit Liebe an der Regierung, die es aus Knechten zu Freien gemacht. Man baut eine Straße, eine Brücke nach der anderen; man legt Kaffee-Pflanzungen an; man bedient sich der Pflugwerkzeuge, die in England gebraucht werden: kurz, ich wiederhole es, Alles strebt nach Verbesserung. Der beste Beweis davon ist, daß man nun schon ein reines Einkommen von der Insel zieht, das sich im vorigen Jahr auf 2 Millionen Franken (75,000 Pfd. St.) belaufen hat.

Wofür ich mich überall, wo ich hinkomme, besonders interessire, das ist die Beschaffenheit der verschiedenen Umstände, die am häufigsten den Tod herbeiführen. In England kann man in einer Feuersbrunst umkommen, man kann ertrinken, durch Wagen oder Pferde zertreten werden u. s. w. Hier läuft man Gefahr, in Brunnen zu fallen oder von Elephanten und Büffeln getödtet zu werden, oder von einer auf den Kopf fallenden Kokosnuß zerschlagen oder von giftigen Schlangen gebissen zu werden. Vier Offiziere, die ich kenne, haben erst neulich eine von diesen Gefahren aufgesucht. Sie sind auf die Elephantenjagd gegangen und haben 105 in fünf Tagen erlegt. Capitain R. hat die vier ersten in einem Moment mit zwei doppelläufigen Karabinern getödtet. Ein Anderer, Capitain G., erlegte ihrer 80. Die Elephanten sind die Plage dieses Landes; sie zerstören in einer Nacht die Aerndten eines ganzen Distrikts, indem sie sie niedertreten. Civilisation und Zunahme der Bevölkerung werden dieser Geißel ein Ende machen.

Mannigfaltiges.

— Lord Brougham über Instinkt und Vernunft. Lord Brougham hat die Mußestunden, die ihm die Parlaments-Ferien gelassen, abermals zu philosophischen Arbeiten benutzt, welche er jetzt, eben so wie seine früheren Betrachtungen über die Theologie der Natur (Natural Theology), als Anhänge zu Dr. Paley's bekanntem Werke erscheinen läßt. Seine neuesten philosophischen Betrachtungen *) haben den thierischen Instinkt und dessen Verhältnisse zu der menschlichen Vernunft zum Gegenstand. Das Ganze besteht aus Dialogen zwischen dem Verfasser und seinem ehemaligen Kollegen im Ministerium, Lord Althorp (jetzigem Grafen von Spencer), und zerfällt in vier Bücher, von denen das erste viele bekannte Geschichten und eine Menge neuer Thatsachen über die Natur des Instinktes zusammenstellt und das zweite die Erläuterungen und Folgerungen giebt, welche sich daraus machen lassen. Das dritte Buch geht in das Gebiet der Intelligenz und der höheren Vernunft über, beschränkt sich aber wieder nur auf die Zusammenstellung von Thatsachen, die dann das vierte endlich zur Theorie erhebt und so das Ganze zu einem Schlusse bringt. Noten zu den Dialogen, wobei auch noch interessante Beobachtungen, namentlich über die Bienen-Zellen, mitgetheilt werden, bilden einen Anhang zu dem Werke, von welchem wir nächstens einige Auszüge mitzutheilen gedenken.

— Der Roman des Harems. Die bekannte Miß Pardoe, Verfasserin des besten Englischen Buches über Konstantinopel (The City of the Sultan), hat jetzt einen Cyklus orientalischer Erzählungen unter dem Titel „Der Roman des Harems“ (The Romance of the Harem) herausgegeben. Mit Ausnahme von Morier's Persischen Darstellungen trägt kein occidentalisches Produkt (hier ist natürlich nur von Schilderungen in Prosa und nicht von poetischen Nachahmungen die Rede, wie wir sie von Goethe, Rückert und Heinr. Stieglitz besitzen) so sehr den Charakter des Morgenlandes, als der „Roman des Harems“. Miß Pardoe giebt auch zu, daß ihre Novellen nach Arabischen und Türkischen Mustern gearbeitet seyen. Eine dieser Novellen, „der Diamanten-Händler“, ist ihr, wie sie versichert, von der Geheim-Secretairin der Sultana Asmé, Perusse Hanum, selbst mitgetheilt worden. Zum Ueberflusse hat die Verfasserin oder Bearbeiterin ihre Erzählungen auch mit einer Masse Türkischer und Arabischer Phrasen und Worte ausgestattet, die hier ungefähr eben so eingestreut sind, wie in den Englischen Mode-Romanen die Französischen Ausdrücke, nur mit dem Unterschiede, daß die letzteren, deren Bedeutung der fashionable Leser natürlich kennen muß, von den Verfassern niemals übersetzt werden, während Miß Pardoe sich die Mühe giebt, ihre orientalischen Phrasen auch auf Englisch wiederzugeben. Neben den Türkischen Sitten und Gewohnheiten kann man daher auch in dem Werke der Miß Pardoe (es besteht aus drei Bänden) etwas Türkisch und Arabisch studiren.

*) Dissertations on subjects of science connected with natural theology; being the concluding volumes of the new edition of Paley's works. By Henry Lord Brougham, F. R. S. and Member of the National Institute of France. 2 vols. London, 1839.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 23. Berlin, Freitag den 22. Februar 1839.

Ostindien.

Briefe aus Indien.

III.

Madras, den 30. Juli 1837.

Ich habe Ihnen von Ceylon aus geschrieben, wenige Augenblicke, ehe ich diese entzückende Insel verließ. Seitdem hatte ich Gelegenheit, den Capitain einer kleinen Schaluppe zu spielen, nicht ohne Erfolg, da es mir gelungen ist, in acht Tagen eine Reise zu machen, die nur zwei dauern sollte, und ich dem Ertrinken näher war, als je in meinem Leben. Ich fuhr in dieser Schaluppe vom Hafen Colombo ab mit einem Kavallerie-Offizier. Da die Schaluppe einen Englischen Namen hatte und Englisch equipirt schien, so glaubte ich auf ihr mehr Sicherheit zu finden, als auf den anderen Fahrzeugen des Landes. Sie hatte zwei Patrone und einen Schaluppenmeister; aber bei der ersten Windsbraut bekamen die beiden Capitaine die Seekrankheit und überließen dem Meister das Kommando, welcher, da er nichts Besseres zu thun wußte, die Lascaren, seine Matrosen, zu schlagen anfing. Dieses Manöver war geeignet, sie munter zu machen; aber ihre Thätigkeit zu benutzen, verstand der Meister nicht. Inzwischen hatte der Wind die Barke auf die Seite gelegt; die Gefahr war groß, besonders als der Mensch, der das Steuerruder hatte, wie er sah, daß die Matrosen nicht die Segel herunterließen, zu schreien anfing und sich den Bart ausriß. Jeder kommandirte, und Keiner gehorchte. Auch hinderte mich der Regen, deutlich zu unterscheiden, was vorging, und ich fing an, ernstlich zu erwägen, ob ich in dem Palankin bleiben sollte, in den ich mich aus Reinlichkeit begeben, oder ob ich ihn lieber verlassen und mein Heil im Schwimmen versuchen sollte. Da wir weit entfernt vom Lande und von Haifischen umgeben waren, so zog ich es vor, in meinem Palankin zu bleiben. Es könnte lächerlich scheinen, und doch zweifle ich nicht, daß es jedem Anderen eben so gegangen wäre. In dem Moment, wo ich fürchtete, ins Meer geworfen zu werden, scheute ich es, meinen Palankin zu verlassen, um mich dem Regen auszusetzen, und ich bedauerte die, welche nicht davor geschützt waren. Doch mein Stündlein hatte noch nicht geschlagen. Unser Mastbaum zerbrach, die Segel zerrissen, und die Schaluppe kam wieder ins Gleichgewicht. Wie der Meister sie in Bewegung sah, dachte er nicht mehr daran, sie zu leiten. Indeß hörte der Sturm auf, wir erreichten einen Landungsplatz, und der Meister warf den Anker aus, nicht geneigt, wie es schien, den günstig gewordenen Wind zu benutzen. Man mußte ihn an der Kehle fassen und ins Meer zu werfen drohen, wenn er sich nicht entschlösse, wieder abzusegeln. Jetzt erst gestand er seine Unwissenheit ein und gelobte Unterwerfung; so sah ich mich gezwungen, das Kommando zu übernehmen, und war so glücklich, die Meerenge Paumbu zwischen Indien und Ceylon zu erreichen, wo wir einen Lootsen nahmen. Da mit Ausnahme einiger kurzen Stürme der Wind in dieser Jahreszeit immer günstig ist, so hatte ich nur darauf zu sehen, daß das Fahrzeug nach Nordosten gelenkt würde und sich nicht zu sehr dem Lande nähere. Sobald das Ufer uns nahe war, blieben wir ihm so viel wie möglich nahe. Der Meister suchte vor der Equipage seine Würde zu retten, indem er von Zeit zu Zeit eine Seekarte ansah, von der er nichts verstand. Eines Tages, da die Sonne so verdeckt war, wie in London an einem Novembermorgen, sah ich ihn einen Sextanten herausnehmen und mit ernster Miene das Auge an das Instrument legen, als stelle er Beobachtungen an.

Ich habe mich zwei Tage auf der Insel Ramisseram aufgehalten, die dem Bali Rama geweiht ist, der, an der Spitze einer Armee von Affen unter den Befehlen des tapfern Huniman, Ceylon eroberte und die Bramareligion daselbst einführte. Die Muhammedaner nennen die Felsenreihe auf der Meerenge, welche die Insel Ceylon vom Festland trennt, die Adamsbrücke, weil sie glauben, daß Ceylon das Paradies war und Adam über diese Brücke daraus vertrieben wurde. Die ganze Insel ist mit Tempeln und Pagoden bedeckt. Die große Pagode ist ein höchst merkwürdiges Gebäude; es ist das malerischste und prachtvollste der Art, was ich je sah, mit Ausnahme der Tempel von Chilliı̈rum und Cujiveram, die ich erst später gesehen habe; doch verletzt es alle unsere Begriffe von Kunst und Architektur und ist ganz ohne Einheit und Symmetrie. Der Tempel besteht ganz aus Quadersteinen und ist umgeben von einer 20 Fuß hohen Mauer. Er hat 800 Quadratfuß und enthält mehr als 2600 Säulen; von diesen haben mehrere eine Menge Skulpturen, womit auch der größte Theil der Mauern versehen ist. Die Gegenstände dieser Skulpturen sind mythologisch; einige darunter sind nicht übel gearbeitet, aber ganz ohne Interesse.

Die Tempel bei Bombay und im Deccan abgerechnet, glaube ich nicht, daß es in Indien Denkmäler von hohem Alterthum giebt. In Aegypten dagegen ist das hohe Alter der Tempel auf ihren Ruinen zu lesen. Hier sind die monströsen Darstellungen der Götter mehr eine Entstellung, als eine Zier der Tempel; die Zeit der Bauten ist unbekannt, und selbst, wenn wir sie kennten, würden uns die Skulpturen der Tempel nicht mehr interessiren, als jetzt, da keine von ihnen einen historischen Charakter hat. In Aegypten sind die Tempel die Geschichte der Nation; man sieht da nicht bloß die Fortschritte der Aegypter in den Künsten und Wissenschaften, auch ihre häuslichen Sitten sind auf denselben dargestellt. Einige haben behauptet, es herrsche eine Verwandtschaft zwischen der Religion der Hindus und der der alten Aegypter, und zur Unterstützung dieser Behauptung erzählt man die Geschichte von den Indischen Soldaten in Britischem Dienst, welche die Götzenbilder des Tempels von Denderah in Aegypten angebetet hatten. Zum Unglück ist diese Geschichte nicht wahr; aber wäre sie es, so würde sie auch nichts beweisen, da ein Hindu alles Mögliche anbetet: er würde vor der bronzenen Statue St. Peters in Rom eben so niederfallen, wie vor der des Herzogs von York im St. James-Park. In London würden die Thürklopfer genügen, die Andacht eines Hindu fortwährend in Thätigkeit zu setzen. Es ist zwischen den Religionen oder Architekturen jener beiden Völker so wenig Verwandtschaft, wie zwischen denen der Engländer und Chinesen, und diese Idee konnte nur in dem Kopfe eines Stubenantiquars entstehen, der davon Anlaß nahm, seine Gelehrsamkeit auszukramen.

Ich bin über das Carnatic zu Pferde hierher geritten; ich erwartete ein sandiges, plattes und uninteressantes Land: dem war aber nicht so. Allerdings ist das Land platt und nicht so schön, wie die Malabarküste, auch nicht mit so reicher Vegetation begabt, weil es hier an dem starken Regen fehlt, der das westliche Ufer der Halbinsel bewässert. Doch eine so reiche Vegetation ist ein Uebel, weil der Boden sich schnell mit hohem Gebüsch bedeckt, wenn man ihn einen Augenblick vernachlässigt, und wilde Thiere überhand nehmen. Ein Grundbesitzer auf der Küste Malabar und auf Ceylon, der durch tyrannisches Verfahren gezwungen würde, sein Eigenthum zu verlassen, würde dasselbe nach einem Jahre unerrettbar zerstört und mit undurchdringlichem Wald bedeckt finden. In unruhigen Zeiten vertheidigen sich die Eingebornen nicht durch Wälle, sondern durch Bambuspflanzungen, die in einem Jahre 40 Fuß hoch wachsen und einen Wald bilden, den die Pioniere nicht umhauen können und der auf keine andere Weise als durch Feuer in der trockenen Jahreszeit zu zerstören ist. Die regelmäßigen Truppen haben bei Angriffen auf diese Bambuswälder mehrere Mal so gelitten, daß man diese Angriffe ganz aufgegeben und nur den Brand anwendet. Auf Ceylon hatte der König von Candy zwischen seinem Gebiet und dem der Engländer eine große Strecke Waldes gelassen, und als die Letzteren sich mit Gewalt einen Weg hindurch zu bahnen suchten, verloren sie viele Menschen. Dieser Landstrich wird jetzt von einer prächtigen Straße durchschnitten, deren Anlegung viele Mühe gekostet. Im Carnatic ist die Vegetation nicht so reich, aber der Boden wird sehr sorgfältig gepflegt und künstlich bewässert, so daß dies vielleicht an Masse der Produkte das reichste Land Indiens ist. Ohne mit dichten Wäldern bedeckt zu seyn, trägt der Boden noch so viel Bäume, daß das Land einem Park ähnlich sieht.

Kein Theil Indiens enthält so viele prächtige Pagoden als dieser, weil die Muhammedaner nicht den ganzen Süden unterwarfen. Für sich betrachtet, geben die Pagoden einen sehr einförmigen Anblick, doch nehmen sie sich immer sehr malerisch aus mit ihren Wasserbehältern, ihren schönen Bäumen u. s. w.

Ich habe die Dänische Kolonie Tranquebar und die der Franzosen in Pondichery besucht. Beides sind sehr hübsche Städte, viel reinlicher und zierlicher als die im Besitz der Ostindischen

Compagnie. Sie sehen ganz wie Europäische Städte aus; die Häuser sind trefflich, die Straßen breit und schön, Alles zeugt von Wohlstand; aber ihre Unterhaltung kostet sehr viel. Der Gouverneur von Tranquebar sagte mir, der Platz sey kaum so viel werth, als er Kosten mache. Als neutraler Hafen kann er in Kriegszeiten wichtiger als jetzt werden. Nur der Nationalstolz kann die Franzosen bewegen, Pondichery zu behalten. Sie haben nur einen Schleichhandel im Innern der Englischen Besitzungen, sonst keinen Handel weiter, da Keiner Kapitalien hat. Trotzdem ist Pondichery eine schöne Stadt, der in Reinlichkeit und Bequemlichkeit die des Französischen Mutterlandes nachstehen. Sie ist nicht so befestigt und hat auch keine Europäische Soldaten.

Da das Land, das ich durchreiste, wegen gewandter Diebe berüchtigt ist, so sandte ich mein Gepäck zu Wasser nach Madras und behielt nur einen Sack und eine Kantine. Für die Nacht band ich den Sack an den Hahn eines geladenen Pistols und wurde dadurch eines Menschen habhaft, der, wahrscheinlich, weil er sich verwundet glaubte, sich nicht so schnell rettete, als er konnte. Ich habe ihn den Behörden ausgeliefert, und er ist gewiß zur Straßenarbeit verurtheilt worden.

Die Stadt Madras, von wo aus ich dies schreibe, ist eine der sonderbarsten, die ich kenne. Das Fort Saint-George, wovon die Präsidentschaft ihren Namen hat, ist sehr klein, aber darum gerade eines längeren Widerstandes fähig, als wenn es größer gewesen wäre. Die öffentlichen Büreaus sind in einem Stadttheil, der Black-Town (Schwarze Stadt) heißt, von dem nichts Interessantes zu sagen ist. Der Rest der Stadt besteht aus einem ungeheuren Platz, wo die Engländer und die reichen Bewohner des Orts ihr Quartier haben; doch erstreckt er sich so weit nach beiden Seiten hin, daß man ihn kaum eine Vorstadt nennen kann. Um zwei oder drei Besuche zu machen, muß man oft zwanzig (Engl.) Meilen zurücklegen. Die Häuser sind sehr schön, und ihre Bewohner thun weiter nichts, als essen und trinken. Es ist meist eine unzufriedene Bevölkerung, die fortwährend klagt, wie jenes Amphibienthier, von dem der Aufseher sagte, daß es auf dem Lande nicht leben könne und im Wasser umkomme. Die Wahrheit ist, daß man den Leberkrankheiten eine Sterblichkeit zuschreibt, die in der Unmäßigkeit ihren Grund hat.

Der Gouverneur ist in diesem Augenblick nicht hier; er ist der Hitze wegen auf den Berg gegangen, doch scheint mir diese nicht so schrecklich zu seyn. Die, welche sich fortwährend über die Hitze beklagen, erzählen mir immer von einem anderen Ort, wo es noch viel ärger ist. In Bombay hieß es: Warten Sie, bis Sie nach dem Süden kommen werden. In Colombo verwies man mich auf Madras, und hier soll ich warten, bis ich in Kalkutta bin. Wenn ich so äße und tränke, wie viele Andere, ohne mich zu bewegen, dann würde ich auch wie sie die Hitze empfinden; bis jetzt schien sie mir noch nicht drückend. Der heißeste Ort, den ich bis jetzt gefunden, ist Dschiddah.

Ich habe vierzehn Tage in Madras zugebracht und schiffe mich morgen nach Kalkutta ein. Leben Sie wohl; ich habe nicht Zeit, Ihnen mehr zu sagen, doch nach dem, was ich gesehen, kann ich Ihnen versichern, daß die Armen dieser Gegenden immer einen guten Appetit haben: es ist dies ein Vortheil, der ihnen von der Ostindischen Compagnie gesichert wird und den ihnen mancher Reiche abkaufen möchte.

Rußland.

Der Gefangene unter den Tscherkessen.

(Fortsetzung.)

„Länger, als gewöhnlich, hatte der kühne Chamursin sich mit seiner Bande in Felsenschlünden verborgen und, auf Beute lauernd, unsere Steppen am linken Ufer des Terek durchzogen. Das Unglück verfolgte ihn. Bald war er weniger wachsam, und die Gelegenheit zum Raube entschlüpfte ihm; bald war eine in der Ferne sich zeigende Karawane den Kräften des zwar kühnen, aber zu kleinen Haufens nicht angemessen. Indeß Chamursin's Uebermuth lockte ihn immer weiter, und das Schicksal bereitete ihm in einer lockenden Aussicht auf Beute die Falle, in welcher er umkam. Er beschloß, die Russen auf ihren Posten aufzusuchen. Lange schon hatte sein Säbel kein Russisches Blut gesehen und seine Kugel keine Russische Brust durchbohrt. Gedacht, gethan; bald hatten die Räuber ihre Schlupfwinkel hinter sich, und auf unserer weiten Steppe ertönte der Hufschlag rasch dahin galoppirender Rosse.

„Das Frühjahr war eingetreten; ein üppiges Grün bedeckte die Steppen; bisweilen fiel bei kaltem Winde ein heftiger Regen, der die erwachende Natur befruchtete. An einem dieser regnichten kalten Abende begaben sich die Kosaken des dem Terek am nächsten belegenen Postens N*** in ihre Wohnungen, verschlossen das Thor, und Jeder überließ sich sorglos seinen häuslichen Beschäftigungen. Bald trat jene furchtbare undurchdringliche Dunkelheit ein, von welcher man im Norden keinen Begriff hat; auf zehn Schritte konnte man mit dem schärfsten Auge nicht das Mindeste sehen, und wäre es ein Gegenstand von der blendendsten Weiße gewesen. In einigen Wohnungen sah man kleine Feuer brennen, und hin und wieder ertönten Kosakenlieder, begleitet von heftigem Regen, der laut an die Fenster schlug, vom Heulen des Windes durch die Steppe und vom Schnurren der Spinnräder fleißiger Kosakenweiber. Die Linien-Kosaken leben überhaupt sehr gut; Krieg und häusliches Leben findet sich immer bei ihnen vereint. Gewerbe und künstliche Arbeiten mannigfacher Art gewähren ihnen die Mittel, im Wohlstande, ja, man kann sagen, im Ueberfluß zu leben. Der größte Theil der Linien-Kosaken ist aus den südlichen Provinzen übersiedelt, und obgleich das kriegerische Leben Vieles in ihrem Charakter änderte, so bewahrten sie doch die schätzenswerthesten Grundzüge des Russischen Gemüthes.

„Endlich hörte der Regen auf, aber der Wind stürmte fortwährend durch die dichte Finsterniß. Da verbreitete sich plötzlich eine blutige Röthe über das ganze Kosakendorf; an einem Ende desselben brannte es, und der Wind riß das brennende Strohdach eines Hauses wirbelnd mit sich fort. Wie ein Meer ergoß sich die Flamme über das ganze Dorf, und Alles war in feurigrothen Rauch gehüllt. Mitten im Geschrei der zu Hülfe Eilenden, beim Wehklagen der Verunglückten, beim Gekrach der zusammenstürzenden Häuser hörte man von dem anderen Ende des Dorfes her durchdringende Klagelaute. Diejenigen, welche mit dem Löschen des Feuers beschäftigt waren, hielten es für das Angstgeschrei der in den brennenden Wohnungen zurückgebliebenen erschreckten Weiber; doch bald stürzte ein Haufen von Weibern und Kindern mit Entsetzen auf den Gesichtern herbei und rief in Verzweiflung außer sich: „Hülfe, Hülfe! Die Tscherkessen! Sie morden, sie morden!“

„Einen Augenblick lang waren Alle wie versteinert und wußten nicht, was sie thun sollten, das Feuer löschen oder die Ihrigen von den Räubern befreien. Indessen lange überlegten die tapferen Kosaken nicht; der größte Theil eilte dem anderen Ende des Dorfes zu, wo ihrer ein blutiges Schauspiel wartete. Chamursin war dort mit seiner Bande; seit langer Zeit schon hatte er auf eine gute Gelegenheit zur Plünderung gelauert, und das in dem Dorf ausgebrochene Feuer war für ihn ein Signal zum Ueberfall. Die allgemeine Verwirrung begünstigte den Einbruch der Bande, und bevor die Kosaken zu Hülfe kommen konnten, plünderten die Tscherkessen die Wohnungen und tödteten Weiber, Kinder und Alle, die sich vertheidigen wollten; endlich bemeisterten sie sich eines Theiles der Heerden, trieben sie in die Steppe und waren verschwunden. Die Trauer der unglücklichen Kosaken war so groß, daß sie den Räubern eine That nicht vergeben konnten, deren kühne und geschickte Ausführung sie andererseits bewundern mußten. Noch zeigte sich nicht die Morgendämmerung am Himmel, noch leuchtete die Gluth der Flammen über dem Dorfe, und schon eilte ein starker Kosakentrupp über die Steppe den Räubern nach. Erst am Morgen des zweiten Tages erreichten sie die Berge, und kaum hatte der Himmel im Osten begonnen, sich durch einen leichten Lichtschimmer von der Erde zu trennen, so bemerkten sie in der Ferne einen röthlichen Schein am Himmel, der ihnen, je näher sie kamen, die Ueberzeugung gewährte, daß hier irgend ein Bivouac seyn müsse. Ihr Vorgefühl sagte ihnen, daß Chamursin's Bande hier ausruhen müsse. Und so war es auch; von dem weiten Wege und der gestrigen Plünderung ermüdet, hatte Chamursin Halt gemacht, um sich zu erholen. Bei mehreren Feuern genoß die lärmende Bande ihres Sieges. Auf ausgebreiteten Filzmänteln lagen die gefürchteten Tscherkessen und wärmten sich; laute Erzählungen einer Menge von Stimmen vermischten sich mit dem Knistern des Feuers, an welchem gebraten ward. Einige waren mit den Pferden beschäftigt; Andere schlachteten die geraubten Schafe oder reinigten die blutigen Waffen und theilten die Beute. Fern im Walde waren Wachen ausgestellt, die jedoch dem doppelten Reiz der Theilung fremden Gutes und des Bratengeruchs nicht lange hatten widerstehen können und mit ihren Gefährten laut jubelten, während der Racheengel bereits über ihren Häuptern schwebte. Kaum hatten sich die Kosaken von der Richtigkeit ihrer Vermuthung überzeugt, als sie eiligst von ihren Rossen stiegen und sich vorsichtig dem Orte näherten, wo die Räuber lärmten und tobten. Glücklicherweise mäßigte das Ansehen des Anführers die Wuth, mit welcher sie sich blind auf die Tscherkessen stürzen wollten, ohne die nöthigen Vorsichtsmaßregeln getroffen zu haben. Als es ihnen endlich gelungen war, die Bande zu umzingeln, gaben sie mit lautem Hurrah eine Flintensalve und stürzten auf ihre Gegner los. Die Sorglosigkeit derselben ließ sie nicht schnell zur Besinnung kommen, und bevor sie zu den Waffen greifen konnten, waren schon Viele getödtet. Chamursin, der sich von der Unmöglichkeit eines Widerstandes überzeugte, beschloß sein Heil in der Flucht zu suchen. Von seinem Platz aufspringend, eilte er zu seinem Pferde hin und wollte mit seinem Säbel die Zügel durchhauen, mit denen seine Vorderfüße zusammengebunden waren; anstatt aber die Zügel zu treffen, streifte er die Füße des Pferdes, das sich bäumte und ihn zu Boden warf. Er wollte sich aufraffen, aber eine Kugel durchbohrte ihm die Brust; er stürzte rücklings zu Boden und stand nicht wieder auf. Jetzt fielen die Kosaken wüthend über die übrigen Tscherkessen her, und nur Einem gelang es, zu entkommen, um die Trauerbotschaft nach dem Aul zu bringen. Kaum hatte sich hier die Nachricht von Chamursin's Tode verbreitet, so hörte man entsetzliches Wehklagen der Weiber und Geschrei der Männer, die in Verzweiflung von einer Wohnung in die andere rannten. Sie waren vor Schmerz außer sich; einigemal wollten sie mich tödten, dem sie die Schuld an Chamursin's Tod zuschrieben. „Der Giaur hat nach Hause geschrieben!“ schrieen sie; „er hat es mitgetheilt, wohin Chamursin sich begab. Todtschlagen muß man ihn, todtschlagen!“ Und doch hatte ich nicht die mindeste Schuld

an ihrem Unglück. Jedesmal aber, wenn die Menge sich auf mich werfen wollte, hielt Chamursin's Bruder sie zurück; ich bewunderte seinen Edelmuth, erkannte aber bald meinen Irrthum. Der mich bedienende Knabe verstand ihre Sprache ziemlich und theilte mir oft mit, was er aus den Gesprächen der Tscherkessen vernommen hatte. Ich selbst verstand auch etwas, und auf diese Weise ward mir bald das Schicksal bekannt, welches mich erwartete.

„In vierzehn Tagen traten bei den Tscherkessen die Ramasan-Fasten ein und dann das Beiramfest. Dann feiern sie das Andenken aller ihrer verstorbenen und erschlagenen Verwandten; es werden Opfer dargebracht, und dieses Mal war ich dazu bestimmt. Vorher aber wollten sie mich noch martern und quälen, als einen an dem Tode ihres Ataman's schuldigen Verbrecher. Meiner wartete eine entsetzliche Zukunft, während die Gegenwart schon schwer genug auf mir lastete. Seitdem die Nachricht von Chamursin's Tod eingetroffen war, wurden wir noch strenger bewacht, als früher, namentlich ich; Nachts legte man uns um den Hals Eisen mit schweren Ketten, die angeschlossen wurden und deren Gewicht so groß war, daß wir sie nicht heben konnten; wir mußten die ganze Nacht hindurch in der nämlichen Lage verbleiben, in welcher man uns Abends die Ketten angelegt hatte; während des Tages waren wir beständig von unseren furchtbaren Feinden umringt, bei denen jedes dritte Wort — todtschlagen, verbrennen, Blut und Marter war. Die Nahrungsmittel wurden immer schlechter: oft reichte man uns halbverfaulte Eingeweide von Thieren. Man kann sich vorstellen, wie wir aussahen; nur mit Schrecken konnte ich auf meinen Gefährten blicken. Blaß wie ein Todter, dürr wie ein Hobelspan, mit großem Bart, langem, verwirrtem Kopfhaar, aus welchem ein Paar trübe, tief eingesunkene Augen kaum bemerkbar hervorblickten, konnte der unglückliche Tsch*** fast nicht sprechen, fast nicht sich bewegen. Beinahe eben so war auch ich; ich hatte aber eine stärkere Constitution und konnte etwas mehr ertragen. Zuletzt jedoch verlor auch ich den Muth; oft faßte ich den verzweifelten Gedanken, mir das Leben zu nehmen, jedoch nur auf Augenblicke, die ich bald darauf mit Stunden heißen Gebetes und inniger Reue wieder versöhnte! Ach, wie leicht war die Brust nach eifrigem Beten! Es war, als ob sich ein Lichtstrom in ihre Tiefe ergoß, als ob ein Schimmer von Hoffnung sie belebte. Indessen brachte mein kleiner Diener mir jeden Tag immer schlechtere Nachrichten: weinend verkündete er mir, daß die Stunde meiner Qualen nahe sey und man mir die entsetzlichsten Martern bereite. Anfangs bebte mein Herz; später aber, durch Vertrauen auf Gott gestärkt, sah ich den körperlichen Leiden ruhig entgegen. Es war mir übrigens immer, als flüstere mir eine Stimme „Rettung" zu. Man glaube es mir .... ich erwartete oft Jemanden, der in meinen Kerker treten und mich befreien würde. Immer schwebten mir Bilder aus Puschkin's „Kaukasischem Gefangenen" vor Augen, umstrahlt von Hoffnung und Trost, die in den Worten erhabener Geister immer verborgen sind. Dies ist die Macht wahrer Poesie! .... Ich glaubte an etwas, das noch nicht da war. Ich war überzeugt, daß dieses Geschöpf der Einbildungskraft durchaus erscheinen müsse. Einst kam mir ein verzweifelter Gedanke: Ich überredete meinen Knaben, den Versuch zu machen, sich des Schlüssels zu unseren Ketten zu bemächtigen, den Chamursin's Bruder des Nachts immer unter seinem Kopfkissen aufbewahrte. Ich wollte, nachdem ich mich und meinen halbtodten Gefährten von den Ketten befreit, die mit uns schlafenden Tscherkessen ermorden und dann entfliehen. Dieser Gedanke schien mir damals nicht unverständig; ich dachte nicht daran, daß, in Gefahr, zu ertrinken, man, um sich zu retten, nach einem Rasiermesser greift. Ich erwartete meinen Befreier mit dem Schlüssel; er kam aber nicht — es ward dunkel, und immer kam er nicht. Endlich ermattete mich die beunruhigende Erwartung — ich schlief fest ein. Auch am nächsten Morgen erschien mein kleiner Diener nicht, und seitdem sah ich ihn auch nie mehr. Wie es schien, war man, seiner Verhältnisse wegen zu mir, argwöhnisch geworden, was ihn, aus Furcht vor Strafe, verleitet hatte, davonzulaufen. So erzählte man mir später.

„Inzwischen fanden im Aul tägliche Gebete für die Abgeschiedenen statt. Jeden Morgen kamen alle Tscherkessen in unserer Wohnung zusammen, um für ihren erschlagenen Ataman zu beten. Der Mullah stellte sich gewöhnlich in die Mitte und las langsam aus dem Koran vor, wobei alle Umstehenden jedes seiner Worte laut wiederholten. Oft, mitten im Gebet, wandten sich Alle plötzlich mit lauter Simme zu mir und sprachen gewisse Worte, die ich nicht verstand; aber nach den wilden Geberden dieser Leute zu urtheilen, konnte ich errathen, daß es furchtbare Verwünschungen waren. Zu derselben Zeit versammelten sich die Weiber des Auls, Verwandte des erschlagenen Chamursin, bei dessen Witwe, um den Tod ihres unvergeßlichen Atamans zu beweinen. Ihre Trauer sprach sich in durchdringenden Klagetönen aus. Diese wilden Laute waren mir eine Qual für Ohren und Herz. Unsere Seele ist empfänglicher für fremde Trauer als für fremde Freude; fremde Leiden erwecken in unserer Seele immer schmerzliche Erinnerungen oder erscheinen ihr wie Verkünder der Zukunft, und mit ganzer Seele werden wir trauern. Ich litt doppelt in diesen Betstunden, die sich zweimal täglich wiederholten und für mich eine wahre Tortur waren. So verging eine Woche. Da verbreitete sich plötzlich das Gerücht, die Russen wären im Anmarsch, um mich zu befreien. Alles gerieth in Bewegung, und in Zeit von einer Stunde machte der ganze Aul sich fertig, um sich in einer Felsenschlucht zu lagern. Die Männer bestiegen ihre Pferde, Weiber und Kinder zweiräderige mit einem Pferde bespannte Wagen (Arba's). Ich und mein Gefährte wurden auf Pferde gebunden, und mein Führer war der nämliche Tscherkesse, der vom Anfang meiner Gefangenschaft an mein Wächter war. Er hieß Ika, war der treue Gefährte Chamursin's, der Erste in der Schlacht, der Erste, wo es galt, Blut zu vergießen. Er blieb auch dann nicht zurück, wenn die Flucht das einzige Rettungsmittel war. Solchergestalt entging Ika dem allgemeinen Schicksal seiner Gefährten bei dem letzten Ueberfall Chamursin's und brachte nach dem Aul die Nachricht von dessen Tode.

„Abends, nach einem beschwerlichen Wege durch enge Felsenpässe und einem mühseligen Zuge über hohe Berge kamen wir in Tschetschna an, in der Nachbarschaft der Tschetschenzen, dem unbändigsten und kriegerischsten Stamme der Bergvölker. Hier brachte man uns in eine Erdhütte, schmiedete uns, wie früher, in Ketten ein; wie früher, ließ uns das Geheul der Weiber keine Ruhe, während der Hunger uns auf das unleidlichste quälte. Kaum vermochte ich, mich auf den Beinen zu erhalten; nur mit Mühe konnte ich sprechen, und mit Ungeduld erwartete ich die Entscheidung meines Schicksals. Es schien mir, als wäre ich im Begriff, zu sterben, und dennoch war ich überzeugt, in dieser Welt noch leben zu müssen. Eine Möglichkeit zur Rettung zeigte sich nicht, und dennoch erwartete ich sie jeden Augenblick und war gewiß, die mächtige Stimme des Dichters würde mich retten. — „Mache Dich bereit, Russe, zu Morgen", sagte mir der grimmige Ika, als er eines Abends mit Chamursin's Bruder in meinen Kerker kam, um mir zum letzten Mal die schreckliche Kette anzulegen. — „Mache Dich bereit!" wiederholte in meinem Innern eine tröstende Stimme.

„Durch die geöffnete Thür unserer Erdhütte warf ich einen Blick auf den Himmel: er war heiter und sternklar; ich betete leise, und es ward mir so leicht, als entfielen mir die Ketten, als wäre ich schon gerettet. Mit furchtbarem Gerassel klirrten die Fesseln am Boden, die Chamursin's Bruder, nachdem er sie an meinem Halse geschlossen, neben mir hingeworfen hatte. Die Thür ward zugeworfen, und wir sahen uns gleichsam von der ganzen Welt getrennt. Ein Frösteln überfiel mich; es war mir schrecklich zu Muthe. Da hörte ich meinen Gefährten weinen. Er betete. Ich konnte dabei nicht gleichgültig bleiben; ich war überzeugt, daß er auch für mich betete, und vergoß gleichfalls Thränen. Auch ich wandte mich zu Gott, und bald kehrte die frühere Ruhe in meine Seele zurück. Ich tröstete meinen guten Kameraden, der muthloser war, als ich. Ich machte ihm meinen letzten Willen kund, bat ihn, meine Freunde zu grüßen, wenn die Vorsehung wolle, daß er sie früher sähe, als ich, und nahm endlich Abschied von ihm.

„Es war dunkel geworden. Ueberall herrschte tiefe Stille. Ich fühlte mich ermüdet und schlief ein. Wie lange ich geschlafen habe, weiß ich nicht; ich erinnere mich nur, schreckliche Träume gehabt und mitten in denselben die Erscheinung eines jungen Frauenzimmers gesehen zu haben, die mich mitleidig anzusehen und mir die Hand entgegenzustrecken schien. Entzückt griff ich nach dieser Hand, aber statt derselben fühlte ich in der meinigen ein blutendes weibliches, vom Rumpf getrenntes Haupt. Ich küßte dieses schöne Haupt. Da öffnete sich plötzlich sein rosiger Mund, es glänzten die weißen Perlenzähne mir entgegen, ein himmlisches Lächeln schwebte auf dem reizenden Antlitz: der Kopf sprach! Lebe wohl; lebe wohl, flüsterte er mir ins Ohr. Ich drückte ihn an meine Brust und fing bitterlich an zu weinen. In diesem Augenblick wollte ich erwachen, konnte mich aber dem schweren Traume nicht entreißen. Es kam mir vor, als läge etwas sehr Schweres auf meiner Brust, das mich zu erdrücken drohte: es war der nämliche Kopf; er dehnte sich über mich aus, drohte, lachte, zürnte und weinte Blut. Endlich küßte er mich, und ich erwache plötzlich. Meine Stirn brannte wie Feuer, die Lippen waren trocken, die Zunge klebte am Gaumen. Es war mir, als fühlte ich noch auf meiner Wange einen glühenden Kuß. Bald indessen kam ich zur Besinnung und bemerkte, daß ich heftig fror. Die Luft in unserer Erdhütte war feucht und überdies die Nacht eine der kältesten in der Jahreszeit. Ich wollte mich, so gut es möglich war, in meinen schlechten Mantel hüllen. Nachdem ich mich mit großer Mühe aufgerichtet hatte, begann ich mit der Hand die zur Seite gefallenen Enden des Mantels zusammenzuraffen, um mich mit demselben zu bedecken: da berührte meine Hand etwas Hartes. Ich tappe umher, ich greife zu und erkenne .... O Gott! .... ich erkenne einen Schlüssel! den Schlüssel, der meine Kette schließt! .... Ich zitterte, ich bebte. Ich traute mir selbst nicht. Sollte es nur ein Traum seyn? .... Dieser Kopf? .... Diese weibliche Gestalt? .... Meine Gedanken verwirrten sich. Ich war wie geistesabwesend.

„Kamerad! Freund! Bruder! .... wir sind gerettet. Hier ist der Schlüssel! Still, kein Wort!" Dies war Alles, was ich dem erstaunten Tsch*** sagen konnte; er glaubte mir nicht; er dachte, ich hätte vor Verzweiflung den Verstand verloren, und suchte mich zu beruhigen. Als die Kette mir aber entfiel, als ich, den Schlüssel in der Hand, frei vor ihm stand, da konnte der unglückliche Tsch*** die Macht der Freude nicht ertragen: er verlor die Besinnung! Ich löste indessen seine Fesseln, warf sie von ihm und benetzte ihn mit dem in unserem Trinkgefäß nachgebliebenen Wasser, was ihn sogleich wieder zu sich brachte. Als er sich von seinem Strohlager erhoben hatte, wie inbrünstig umarmten wir uns! Wie heiße Thränen vergossen wir! ....

Wir durften jedoch nicht zögern. Unsere Rettung hing jezt einzig von uns allein ab. Wir mußten suchen, aus unserer Baracke zu kommen. Nach den ersten Ausbrüchen des Entzückens legten wir Hand ans Werk. Unsere Hütte war sehr schlecht, wie alle Gebäude der nomadisirenden Tscherkessen. Bei aller unserer Erschöpfung gelang es uns, unter der Thür uns durchzugraben, und in einer Stunde waren wir in Freiheit. Ja, in Freiheit, unter dem weiten Himmel. O, welch' erhabenes Gefühl erfüllte unsere Seele! Ich küßte die Erde, weinte vor Freude und hätte die ganze Welt an mein Herz drücken mögen. Der rasche Uebergang aus der schweren Luft unseres Kerkers ins Freie wirkte so heftig auf Beide, daß wir uns ermattet fühlten und uns kaum fortbewegen konnten; indessen eine geheimnißvolle, mitleidige Hand rettete uns, und die Vorsehung, welche sie leitete, kräftigte uns. Nach einem augenblicklichen Selbstvergessen ermunterte ich mich zuerst und schlug den Pfad ein, den ich mir genau bemerkt hatte, als man uns in die Gefangenschaft führte. Tsch*** folgte mir. Ich kannte den Charakter der Tscheischenzen, die für Geld zu Allem bereit sind, und daher beschloß ich, mich zum nächsten Aul zu wenden und für meine Rettung ein gutes Lösegeld zu bieten. Es war nicht daran zu zweifeln, daß man uns verfolgen würde, und daher eilte ich, so schnell als möglich irgend einen dichten Wald oder eine tiefe Schlucht zu erreichen, wo wir uns eine Zeitlang verbergen konnten. Ich hoffte sogar, bis zur Morgendämmerung zum nächsten Aul der Tscheischenzen zu gelangen. Anfangs ging ich mit meinem Gefährten zusammen; als wir aber bemerkten, daß unsere Spur in dem vom Morgenreif weißlich gewordenen Grase zu sichtbar war, trennten wir uns mit der Verabredung, in einem Gehege zusammenzutreffen, welches wir in der Ferne erblickten. So gelangte ich zu einem kleinen Felsenschlunde, der mir jedoch keinen zuverlässigen Zufluchtsort darbot. Ich mußte weiter, aber meine Kräfte verließen mich. Ich hielt an, um etwas auszuruhen. Indem ich zurückblickte, sah ich Tsch*** nicht mehr: er hatte sich in ein Gebüsch versteckt, aber meine Spur war zu merklich, und ich erkannte die ganze Gefahr. Dieser mußte vorgebeugt werden. Nachdem ich mich erholt, ging ich weiter und that alles Mögliche, meine Spur zu verwirren: bald trat ich auf trockenes Reisig, bald ging ich um ein Gebüsch herum, bis ich endlich, an einen Bach gekommen, ihn durchwatete, anfangs längs dem Ufer, dann über Steine durchs Wasser gehend, so daß seine Durchsichtigkeit mich nicht verrathen konnte. Dies Alles gelang mir so gut, daß, bevor ich noch den Bach erreichte, meine Spur sich in den Gebüschen und im Reisig verloren hatte. Dagegen fühlte ich mich völlig kraftlos; meine zerschlagenen, zerkratzten Füße, ohne alle Bedeckung, in Folge der Sitte der Tscherkessen, ihre Gefangenen völlig auszuplündern, konnten kaum mehr vorwärts; ich selbst zitterte vor Kälte: um leichter zu seyn, hatte ich meinen Mantel zurückgelassen und war nur im Hemde und in Unterkleidern, ja, sogar ohne Mütze davongeeilt. Mit jedem Schritt verminderten sich meine Kräfte immer mehr, und kaum konnte ich noch von der Stelle, als mir plötzlich ein fürchterlicher Lärm zu Ohren kam. Das Geschrei der Tscherkessen, ihrer Weiber und Kinder vereinigte sich mit dem Gebell einer Menge Hunde, die man in den Wald gelassen hatte, um uns aufzusuchen. Dieses Mittel brauchen die Tscherkessen sehr oft zur Entdeckung ihrer Feinde und um ihre Aulen gegen plötzlichen Ueberfall zu wahren. In einigen unserer Festungen, die zwischen Bergen erbaut sind, benutzen auch wir das feine Gehör und den feinen Geruch der Hunde; sie werden in großer Menge gehalten und Nachts aus der Festung entlassen. Diese treuen Wächter umlaufen die Festungswälle und geben der Garnison durch ihr Gebell oft ein Zeichen, daß sich Feinde der Festung nähern, um sie zu überfallen. (Schluß folgt.)

F r a n k r e i c h.

Die Vegetation im Norden.

Als das „Journal des Débats" nach der Rückkehr der nach Spitzbergen und Lappland beorderten Korvette „la Recherche" sich näher über diese Expedition verbreitete, erwähnte es auch der Aeußerung eines Mitgliedes derselben, das im Schwedischen Lappland, wo bis in die Mitte Juli der Boden mit Schnee bedeckt ist, die schönsten Blumen gefunden zu haben behauptete, und stellte diese Angabe sogleich in das Reich der Mährchen und Wunder. Der Dr. E. Robert, denn dieser ist es, den das „Journal des Débats" der Uebertreibung und Leichtgläubigkeit beschuldigt, sieht mit Recht in dieser Bezweiflung nur einen Beweis der Unkenntniß, die in Frankreich, wie über viele andere Dinge, so auch über den Norden verbreitet ist. Er selbst nimmt hiervon Anlaß, Einiges über die Natur und die Vegetation des Nordens beizubringen.

„Wenn man mich beschuldigt", sagt er, „Erfindungen für Wahrheit auszugeben, so dürfte ich nur eine Hamburger Dame, welche sich viel mit Botanik beschäftigt hat, zum Zeugen aufrufen, daß man am Nordkap die schönsten Blumensträuße winden kann. Die Blumen wachsen allerdings nicht überall, sondern in einem kleinen Eden des Nordens, welches am Fuße der mächtigen Felsenrisse gelegen ist, an denen sich zuerst die Wuth des Eis-Meeres bricht. In der Nähe des Kaufiord, unter dem 70sten Breitengrade, ist man genöthigt, sich mit der Axt einen Weg durch einen herrlichen Birkenwald zu bahnen, wenn man sich den Eingang nach Lappland eröffnen will. Das ist keine Uebertreibung."

„Der Einfluß der Kälte auf die Vegetation ist überhaupt nicht so bedeutend, wie man gewöhnlich annimmt. Das Wachsthum und die Verkümmerung der Pflanzen hängt größtentheils von der Stärke und der Richtung der Winde ab. Diese bestimmen in der That die isothermen Linien der Erde. Inseln also, wie Island, die überall dem Anstürmen der Winde ausgesezt sind, bringen keine Bäume hervor, während die tiefen und gewundenen Thäler Lapplands, die unter weit höheren Breitengraden gelegen sind, dieselben gegen die Winde des Nordens schützen. Die Meerbusen Skandinaviens sind ausgezackt und mit Einbiegungen versehen, während die Isländischen überall den Winden offen stehen. Die Kreiderisse der Normandie, welche den Sturmwinden ausgesezt sind, zeigen dieselbe Erscheinung. Die Bäume, die der Wind zuerst trifft, sind klein und kümmerlich, und erst die weiter zurückstehenden, welche durch die vorderen Reihen geschützt werden, gelangen zu ihrer natürlichen Größe. In den gemäßigten Ländern verwundert man sich nicht minder über die Schnelligkeit des Wachsthums, besonders der Cerealien, im Norden. Das ist eine gerechte Entschädigung und Ausgleichung der Natur. Während des kurzen Sommers der nördlichen Gegenden steht die Sonne immer am Horizonte und läßt ihre Strahlen beständig auf die Pflanzen fallen, während in den gemäßigten Ländern die Einwirkung der Sonnenstrahlen durch die Nacht unterbrochen wird. Die Pflanzen auf Spitzbergen erhalten denselben Licht- und Wärme-Antheil, wie die Pflanzen in den Pariser oder Hamburger Lustgärten. Wenn man von dieser Betrachtungsweise ausgeht, so wäre es sogar nicht zu verwundern, wenn es noch Pflanzen am Nordpol gäbe. Die häufigen Temperatur-Wechsel und Veränderungen der Atmosphäre scheinen vorzüglich dem Wachsthum entgegenzustehen, denn in einem anderen Medium, im Wasser, auf welches die Luft in den Tiefen nur einen geringen Einfluß ausübt, verändert sich die Form und die Bildung der darin lebenden Thiere nur wenig nach den Breitengraden. Die submarine Vegetation der Isländischen Küsten ist nur wenig von den submarinen Pflanzen der Französischen Küsten unterschieden. Dieselben Pflanzenarten habe ich immer an einem Orte so ausgebildet wie am andern gefunden, aber im Norden folgt die Vegetation der hohen Alpen unmittelbar auf die Meerpflanzen. Auch die Wesen, welche einer höhern Ordnung angehören, unterliegen demselben Gesetze. In der Nähe von Spitzbergen haben wir eine Menge Mollusken gesammelt, welche so schön sind, wie man sie nur an den Französischen Küsten finden kann. E. Robert."

M a n n i g f a l t i g e s.

— Deutsches aus Frankreich. Das in Paris erscheinende Panorama de l'Allemagne bewährt sich auch ferner als eine mit vieler Geschicklichkeit geleitete und ihrem Zwecke vollkommen entsprechende Unternehmung. Es wäre in der That zu bedauern, wenn dieselbe, bei dem ungemein billigen Preise, den die Verleger (Brockhaus und Avenarius) gestellt, den Letzteren keine Rechnung gäbe. Die uns zugekommenen neuen Lieferungen bringen nicht weniger als fünf artistische, und zwar nicht lithographirte, sondern in Kupfer gestochene Beilagen, nämlich 1) das Schloß Trifels in Rheinbayern (mit einem Gefängnißthurm, in welchem einst Richard Löwenherz gesessen); 2) Dannecker's Ariadne; 3) Thorwaldsen's Gutenberg (eine Abbildung, aus der die Franzosen ersehen können, daß Thorwaldsen nicht, wie ihnen Janin weis gemacht, einen ungeschlachten Deutschen dargestellt, der den vorübergehenden Studenten eine Pfeife Tabak anbietet); 4) Cimabue's Verherrlichung (nach einem Carton von Cornelius) und 5) der Brandhof in Steyermark (eine Besitzung des Erzherzogs Johann). Der gedruckte Text bietet folgende Artikel dar: 1) die Fortsetzung von Toussenel's Einleitung in die Deutsche Geschichte; 2) St. Marc Girardin's Bemerkungen über das polytechnische Institut in Wien; 3) Bilder aus Frankfurt a. M. von Dr. Beurmann; 4) Exkursionen in Steyermark, von Dr. G. Frank; 5) Johann Gutenberg und die Erfindung der Buchdruckerkunst, von F. W. Carové; 6) ein Schreiben des Grafen Reinhard (aus dem Jahre 1791) über Deutschlands Literatur und das Verhältniß derselben zur Französischen (mitgetheilt von Dr. Guhrauer, der dieses interessante Aktenstück in der Bibliothek von Bordeaux aufgefunden); 7) ein Deutsches Gedicht der Herzogin von Orleans (der Engel der Geduld) welches dieselbe in das Stammbuch einer Dame in Weimar geschrieben und wovon Herr Savoye zugleich eine Französische Uebersetzung mittheilt;*) 8) die lyrischen Dichter Deutschlands (von Albrecht von Haller bis Anastasius Grün) eine Uebersicht von M. R., und endlich 9) die zu den artistischen Beilagen gehörenden Erklärungen. Auf drei Bogen läßt sich in der That kaum eine größere Mannigfaltigkeit Deutscher Mittheilungen für ein ausländisches Publikum vereinigen.

*) Das „Panorama" sollte doch keine prosaischen Uebersetzungen Deutscher Gedichte bringen! Dergleichen besitzen ja die Franzosen ohnehin schon im Ueberfluß. Besonders widerwärtig erschien aber eine in einer frühern Lieferung des Panorama enthaltene prosaische Uebersetzung von Goethe's „Gott und die Bajadere".

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 24. Berlin, Montag den 25. Februar 1839.

Frankreich.

Frankreich und der Nachdruck.

(Nach der Revue des deux Mondes.)

Die Intelligenz hat in unseren Tagen gewonnenes Spiel: jede Production des Geistes, womit der Handel operiren kann, ist eine Waare und als solche ein Eigenthum. Dies ist ein allgemein anerkanntes Prinzip, das von den Völkern Europa's, spät genug, in die Gesetze aufgenommen worden. Doch so wenig sich das Recht der Verfasser bestreiten läßt, so wenig ist zu leugnen, daß das Eigenthum, das daraus hervorgeht, eine ganz eigenthümliche Natur hat und den Gesetzen, wonach die Besitzverhältnisse in der materiellen Welt sich bestimmen, keine Anwendung gestattet. Wir wollen hier nicht aufs neue in dieses Thema eingehen, das uns durch den Bericht, den Herr Salvandy in der Pairs-Kammer gelesen, vollkommen erschöpft scheint. Das Gebot der Billigkeit, die Rücksichten für das öffentliche Interesse, die Gesetzgebung, die gegenwärtig in dieser Beziehung in Frankreich und im Auslande besteht, und die Gutachten der verschiedenen Kommissionen sind in diesem Bericht mit einer Einsicht besprochen und zusammengestellt, die ihn zum würdigen Vorläufer eines literarischen Gesetzbuches macht. Der Entwurf der Regierung hält die Mitte zwischen dem Kaiserlichen Dekret, das den direkten Erben eines Schriftstellers ein Privilegium von zwanzig Jahren sichert, und dem Antrag der Kommission, welcher das Verlagsrecht für die rechtmäßigen Besitzer auf funfzig Jahre ausdehnt. Nach dem neuen Gesetz soll der Schriftsteller das Recht zur Publication eines Werkes während seines ganzen Lebens haben und dasselbe auf dreißig Jahre nach seinem Tode vererben oder anderweitig veräußern können. Von dramatischen Arbeiten, Werken der zeichnenden Künste und musikalischen Compositionen gilt dasselbe. Diese Bestimmung berücksichtigt eben so sehr die dem Genie gebührende Anerkennung, wie die Interessen des Handels und die Rechte des Publikums, welches doch, wie der Bericht sehr sinnreich sagt, für die Ausarbeitung und den Erfolg eines Buchs nicht ohne Bedeutung ist. Ein literarischer Besitz von ewiger Dauer wäre gar nicht möglich; auch würde er die moralische Bedeutung des Gesetzes, welches den Zweck hat, berühmten Namen jene Art von Achtung zu sichern, die mit dem Vermögen verbunden ist, herabsetzen. Für Werke, die auf die Nachwelt fortdauern, ist ein Privilegium von dreißig Jahren nach dem Tode des Verfassers mehr als genügend, seiner Familie eine ehrenvolle Zukunft zu sichern. Die fünf ersten Paragraphen des Gesetz-Entwurfs werden ohne Schwierigkeit die Sanction der Kammern erlangen. Wenn sich Einwände erheben sollten, so wird es vielleicht zu Gunsten der Buchhändler geschehen, die, statt, wie bisher, nur zwei Bücher, nach dem neuen Gesetz fünf der Behörde einsenden sollen. Es wäre dies eine in doppelter Hinsicht drückende Auflage, erstens durch den Betrag des Werths der deponirten Exemplare an und für sich, und zweitens, indem dadurch die Möglichkeiten unentgeltlicher Lektüre vermehrt werden, was mehr Schaden bringt, als man glaubt.

Zum Unglück sind die Bestimmungen, die der Literatur so zu sagen eine bürgerliche Constitution geben, nur für eine kleine Zahl Privilegirter gemacht. Die Werke, die so beschaffen sind, daß sie noch nach einem halben Jahrhundert der Handels-Speculation Gewinn bringen, werden immer nur Ausnahmen seyn. Das Haupt-Interesse des neuen Gesetzes liegt in den letzten Artikeln desselben, die sich auf den Nachdruck beziehen, eine wahre Plage, von welcher der Haufen untergeordneter Schriftsteller eben so sehr getroffen wird, als der literarische Adel, und gegen die Jeder in unserer Zeit energisch auftreten sollte. Wir selbst haben über die verschiedenen bisher vorgeschlagenen Mittel zur Unterdrückung dieses Uebels lange nachgedacht, und nachdem wir uns mit einer Menge hierher gehöriger Daten bekannt gemacht und die Erfahrung der Buchhändler zu Rathe gezogen, werden einige Bemerkungen über diesen Gegenstand nicht ohne Interesse seyn.

Zuerst müssen wir einen Unterschied machen zwischen dem inländischen und ausländischen Nachdruck. Den ersteren, welcher heimlich getrieben wird und weiter nichts als eine Verfälschung ist, hat man von jeher gerichtlich verfolgt. Doch scheint es, daß unter der alten Gesetzgebung bei dem gehässigen Monopol der Pariser Buchhändler, neue Bücher herauszugeben oder alte Werke wieder abzudrucken, ihre Kollegen in der Provinz oft zur Verfälschung getrieben wurden. Seit aber der Konvent das Recht der Schriftsteller anerkannt und die älteren Autoren einer freien Konkurrenz übergab, ist der Nachdruck der Bücher bei uns sehr selten geworden; nur für die kleinen klassischen Abhandlungen, die durch die Anerkennung der Universität mit einer Art Monopol versehen sind, ist er noch zu fürchten, aber da an diesen traurigen Speculationen ein Buchhändler nur selten Theil nimmt, so können sie dem Eigenthümer keinen großen Schaden bringen.

Die gegenwärtig festgesetzte Strafe wird durch das neue Gesetz erhöht, aber zum Vortheil des Staats. Der Französische Nachdrucker, oder wer fremden Nachdruck ins Land bringt, zahlt, wie bisher, eine Geldstrafe von 100 bis 2000 Franken; der einfache Verkäufer 50 bis 1000 Franken. Was den Schaden-Ersatz für den Kläger betrifft, so war bisher der Werth von 3000 Exemplaren das Maximum für die Kontravenienten der erstgenannten Klasse, der von 500 für den einfachen Verkäufer; das neue Gesetz dagegen überläßt die Bestimmung des Schaden-Ersatzes dem Richter. Nur gewisse Punkte, die vor den Gerichten oft zur Sprache kommen, müssen noch gesetzlich bestimmt werden: so die Frage, ob der Abdruck öffentlicher Vorlesungen, die vom Staat honorirt werden, die Autorisation des Professors erfordern oder nicht; wem das Verlagsrecht der neuen Gebetbücher gebührt, das die Diözesan-Kapitel sich anmaßen; in wie weit man einem Buche Stellen und Auszüge entlehnen kann u. s. w. Die periodische Literatur hat sich in der Gesellschaft eine so würdige Stellung erobert, daß sie in einem Gesetz über das literarische Eigenthum nicht zu übergehen ist. Gewisse Blätter maßen sich auf Kosten anderer guter Institute das Recht an, Artikel abzudrucken; es wäre zweckmäßig, dieses Recht aufzuheben und ausdrücklich zu bestimmen, daß ein Journal-Direktor eben so berechtigt ist, wie ein Buchhändler, daß ein Artikel ein eben so vollständiges und unverletzliches Eigenthum ist, wie ein großes Buch, und daß es also nicht erlaubt ist, sich ihn anzueignen, aus dem einfachen Grunde, weil man eine schwache Summe eben so wenig stehlen darf, als eine bedeutende.

Die schwierigste Seite der Aufgabe ist der ausländische Nachdruck. Ist man nicht in die Verhältnisse des Buchhandels eingeweiht, so hat man keinen Begriff von den Nachtheilen, die aus dieser unrechtlichen Konkurrenz erwachsen. Hat der Verleger das Manuskript, vielleicht für schweres Geld, gekauft, so kommen die Kosten für Annoncen, für Reisen, für die Erreichung einer möglichst großen Publizität, wodurch das ursprünglich verwendete Kapital oft um das Doppelte erhöht wird. Nun hat der Verleger bei vielen seiner Unternehmungen bedeutende Verluste durch die Launen des Publikums oder seine eigenen Fehler; diese Verluste muß er, wie jeder Kaufmann, in Anrechnung bringen; er muß durch den Gewinn einer glücklichen Unternehmung die Verluste einer unglücklichen decken. Diese Deckung nun, diese Möglichkeit eines Ersatzes wird ihm durch den Nachdruck geraubt. Der Nachdrucker wartet nur auf eine Annonce, worin der Erfolg eines neuen Werks in Aussicht gestellt wird, um darüber herzufallen. Er besticht, wo möglich, die Leute des rechtmäßigen Verlegers, kauft nachgemachte Kopieen und Korrekturbogen und sucht von der Neugier des Publikums Gewinn zu ziehen, indem er das Buch zuerst auf den Europäischen Markt bringt und zu einem Preise, der ihm das Monopol des Buchs sichert und den er um so billiger stellen kann, als er meist nur ein schwaches Kapital riskirt, die Kosten für Druck und Papier. Man muß gestehen, ein solcher Handel ist ein wahrer Köder für die Speculationslust, und die Brüsseler Drucker haben die Vortheile desselben so überzeugend dargethan, daß sich seit einigen Jahren in Belgien mehrere Gesellschaften für diesen Zweck gebildet, die sogar in Frankreich Actionaire gefunden haben sollen. Eine dieser Kommanditen, genannt die Société belge, unter der Firma Haumann und Compagnie, wird von dem Ritter de Sauvage, ehemaligem Minister des Innern und Präsidenten des Cassationshofes, präsidirt; unter ihren Mitgliedern zählt sie einen Senator, Beamte, einen Inspektor des öffentlichen Unterrichts, und ihr Secretair ist Herr Vinchent, General-Secretair des Justiz-Ministeriums. Die Gesellschaften haben sich vervielfältigt, die Kapita-

lien angehäuft, und die Folge davon ist eine Konkurrenz unter ihnen, wodurch der Preis immer niedriger wird. Die Magazine sind so überfüllt, daß die Waaren bis in die nördlichen Provinzen Frankreichs dringen, und an der Gränze hat sich ein lebendiger Schleichhandel regelmäßig organisirt. Die Vertheidiger des Belgischen Nachdrucks wollten 1835 aus den Zoll-Listen Belgiens beweisen, daß die Exportation der Nachdrücke nicht so stark ist, als die Gegner angeben. Aber, man mag sagen, was man will, für den alleinigen Verbrauch einer achtmal kleineren Bevölkerung, wie die unserige ist, werden nicht so viele große Werke nachgedruckt, die oft bei uns schwer vergriffen werden; es ist vielmehr klar, daß man auf all' die Französischen Namen spekulirt, die in Europa bekannt sind, auf den Ruf unserer Juristen, unserer Aerzte, unserer Gelehrten, unserer neuen Historiker, auf die pikanten Bewegungen in unserer Literatur und vor Allem auf die Vorliebe Europa's für eine so exakte, edle und allgemein verstandene Sprache, wie die Französische.

(Schluß folgt.)

Rußland.

Der Gefangene unter den Tscherkessen.

(Schluß.)

„Dem Freudengeschrei nach, das plötzlich durch den Wald ertönte, vermuthete ich, unsere Verfolger hätten meine Spur entdeckt, und mit jeder Minute hörte ich sie lärmend näher kommen. Bereits sah ich den Bach, fand mich aber unfähig, zu laufen, da ich fast nicht mehr zu gehen vermochte; meine Beine schwankten vor Müdigkeit und vor Furcht, in die Hände meiner grausamen Feinde zu gerathen. Ich sank neben einem abgebrannten Baumstamme hin; ich wollte hier bleiben und mein Schicksal erwarten; ich meinte, Alles zu meiner Rettung gethan zu haben, was in meinen Kräften stand, und tröstete mich damit, daß der Himmel sie nicht gewollt habe. Das Sitzen war mir jedoch beschwerlich; ich versuchte, mich hinzulegen; aber trockene Baumstämme und stechende Zweige verletzten mich. In der Nähe zwei große abgehauene Bäume bemerkend, entschloß ich mich, dahin zu kriechen und dort mein Schicksal zu erwarten. Alle meine Kräfte zusammen nehmend, gelangte ich dahin und sah, daß die Bäume einander so nahe lagen, daß ich zwischen denselben bequem auf der Erde liegen konnte. Ich legte mich dergestalt hin, daß man mich durchaus nicht bemerken konnte. Was ich that, war ohne alle Ueberlegung, nur einem gewissen Instinkt gehorchend, indem ich, die Unmöglichkeit meiner Rettung einsehend, gar nicht mehr an sie dachte. Bald setzte der ganze Haufe meiner Verfolger über den Bach und vertheilte sich im Walde. Ermüdete Tscherkessinnen setzten sich auf die dicht bei mir befindlichen abgehauenen Baumstämme. Rund umher liefen bellende Hunde, aber nicht einer näherte sich meinem Zufluchtsorte, wo die Tscherkessinnen ausruhend lebhaft mit einander sprachen, wahrscheinlich von mir. Sie machten sich fertig, weiter zu gehen. So verging eine Viertelstunde. Meine frierenden Gäste hatten Feuer angemacht, um sich etwas zu wärmen, während die Tscherkessen in der Umgegend umherstreiften und, nach ihren Stimmen zu urtheilen, sich immer mehr entfernten. Nun folgten ihnen die Weiber. Eine derselben blieb jedoch mit einem Knaben, der trockenes Reisig zusammensuchte und es in's Feuer warf. Oft näherte er sich den Bäumen, zwischen denen ich lag, und einmal, als er von einem Baume ein Stück Rinde abreißen wollte, fiel ihm seine rothe Mütze vom Kopf und gerade auf mein Gesicht. Er bückte sich, um sie aufzuheben, und erblickte mich!.... Erschreckt schrie er laut auf: „der Capitain, der Capitain!" So nannte man mich im Aul. Die Tscherkessin lief mit ihm fort und schrie gleichfalls aus allen Kräften: „der Capitain, der Capitain!"

„Die Verzweiflung gab mir so viel Kraft, daß ich, aus meinem Zufluchtsort mich hinausarbeitend, in der Richtung lief, wo ich hergekommen war, in ein dichtes Gesträuch gerieth, mich rechts wendete, — immer weiter lief — und endlich in eine mit Reisig bedeckte Grube fiel. Hier verließen mich meine Kräfte, und ich blieb liegen. Inzwischen eilten die Tscherkessen, als sie das Auffinden des Flüchtlings vornommen, in Masse meinem ersten Zufluchtsorte zu. Als sie mich nicht fanden, nahmen sie ihren Weg vorwärts, in der Voraussetzung, ich würde vorwärts und nicht rückwärts entflohen seyn. Ich hatte dies vorausgesehen. In ihrem Eifer hatten die Tscherkessen es unterlassen, ihrer Gewohnheit gemäß, meiner Spur nachzufolgen. Solchergestalt befand ich mich jetzt in ihrem Rücken. Frei athmete meine Brust, und stillschweigend stieg mein inniger Dank zum Ewigen für meine Rettung empor, an welcher ich nun nicht mehr zweifelte. Nachdem ich in der Grube gelegen hatte, bis von den Tscherkessen kein Laut mehr zu hören war, stand ich auf, nahm die Richtung links und eilte über eine Ebene hin, jenseits welcher sich ein dichter Wald befand. Ich erinnerte mich, daß nicht weit von der anderen Seite des Waldes ein Tschetschenzen-Aul liegen müsse, wohin ich mich zu begeben beschloß. Nachdem ich mich bis zur Abenddämmerung im Walde erholt hatte, ging ich auf den Aul zu, der in einer Entfernung von ungefähr zwei Werst vor mir lag. Meine Ermattung war aufs Höchste gestiegen: die körperliche und geistige Anstrengung, Wunden an den Füßen, ein heftiger Hunger und endlich die Kälte hatten mich dergestalt entkräftet, daß ich ungefähr 200 Schritte von dem Aul hinstiel und unter beständigem Niedersinken auf Händen und Füßen hinkriechen mußte. Endlich hatte ich den Aul erreicht. Ich mußte mich darüber entschließen, welche Hütte ich betreten wollte. Davon hing meine Rettung ab. Ich wußte, daß, wenn ich bei irgend einem Hauswirthe Gäste finden sollte, ich wieder ein Gefangener von Chamursin's Bruder seyn würde, weil der Rang der Gäste es dem Wirth nicht erlauben würde, mich vor meinen Verfolgern zu verbergen. Auch wußte ich, daß ich einen solchen Hausherrn finden mußte, der erwachsene Söhne oder männliche Verwandte hatte; nur ihnen konnte er meine Obhut während der Zeit anvertrauen, die er nöthig hatte, um das von mir versprochene Lösegeld zu holen, wenn er etwa nicht sie danach sandte und selbst mein Hüter ward. Mehrere Wohnungen hatte ich vor mir, jedoch eine derselben war so neu und schien mir so einladend, daß ich beschloß, hineinzugehen. Kaum war ich über die Schwelle und hatte einen dunkelen Korridor, eine Art von Flur, betreten, als ich durch eine offene Thür links mehrere Tscherkessen bemerkte, die am Feuer saßen und rauchten. Ihre verbrannten Gesichter wurden von den rothen Flammen beleuchtet, die sich aus ihren schwarzen Augen und den blanken Säbeln wiederspiegelten, welche letztere, wie es schien, Gegenstände wechselseitigen Lobpreisens waren. Rund um diese malerische durch lautes Gespräch belebte Gruppe war Alles dunkel. Ich hatte Furcht, mich ihnen zu nähern. In diesem Augenblick der Unentschlossenheit öffnete sich rechts eine Thür, und ich sah einen großen, wohlgebildeten, aber schon sehr alten Tscherkessen vor mir. Er betrachtete mich flüchtig von oben bis unten, und als ich mich vor ihm verneigte, wußte er gleich, woran er war. Mich am Arm ergreifend, führte der Alte mich vorsichtig in die Stube, aus welcher er gekommen war; dort gelang es mir, ihm durch Zeichen und Worte mein Begehren verständlich zu machen. Der Alte — es war der Eigenthümer des Hauses — zeigte sich meinen Wünschen geneigt, und forderte das gewöhnliche Lösegeld bei den Tscherkessen, eine Mütze voll Silber. Auch ich willigte ein, und die Sache war abgemacht. Ich mußte mich sogleich in einen Winkel verbergen. Eine der Tscherkessinnen, die meinen Zustand sah, hatte Mitleid mit mir und brachte mir ein Stück noch nicht ausgebackenes Brod, d. h. einen Klumpen Waizenmehl mit Wasser vermischt. So hungrig ich auch war, so konnte ich mich doch nicht entschließen, diese Nahrung zu mir zu nehmen. Eine Stunde später gab man mir das nämliche Brod, jedoch ausgebacken, und begierig stillte ich mit demselben meinen Hunger. Bei dieser Gelegenheit bemerkte ich, daß das Mitleid den Herzen dieser schönen und gegen uns so grausamen Tscherkessinnen wirklich nicht fremd ist. In den feurigen Augen derjenigen, die mir Beistand leistete, sprach sich deutlich die Theilnahme für einen Leidenden aus, der ihr wie ein Leichnam vorkommen mußte, mit unterbrochenen Athemzügen und scheinbar auf dem Punkt, jeden Augenblick für immer zu enden. Ich segnete mein Schicksal, welches, wie hart es auch war, durch die Hoffnung auf bessere Tage versüßt ward.

„Das ruhige Erholen in einem warmen Winkel und ein Traum, der mir freundliche Bilder der Heimath vorführte, belebten mich. Die Morgendämmerung des nächsten Tages fand mich schon nicht mehr als Flüchtling, sondern als einen Glücklichen, der noch nicht völlig an sein Glück glaubte. Indessen, während ich mich tröstenden Gedanken überließ, wäre ich beinahe wieder in die Klauen des Unglücks gerathen. Man befragte mich nämlich am folgenden Tage, wer ich sey, ob Soldat oder Offizier. In der Besorgniß, man würde ein höheres Lösegeld fordern, wenn ich die Wahrheit sagte, gab ich mich für einen Soldaten aus; man glaubte mir aber nicht, und aus den Reden zweier Söhne des Wirthes entnahm ich, daß einer von ihnen fortgegangen war, um seinen und auch meinen Bekannten — Ika — aufzusuchen. Er sollte ihn herführen, um mich zu befragen, wer ich sey, weil er, wie sie sagten, alle Russen kenne. Ich sah mein Unglück vor Augen; ich ahnte, daß Ika sein Recht auf mich in Anspruch nehmen und somit mein Untergang unvermeidlich seyn würde; nur ein einziges Mittel blieb übrig: wieder zu entfliehen. Man bewachte mich aber so scharf, daß ich nicht zwei Schritte unbemerkt thun konnte. Die Flucht war unmöglich. Zu meinem Glück hatte der Sohn des Wirthes unterweges überlegt, daß es gefährlich sey, irgend Jemanden von meinem Hierseyn zu unterrichten, und daß ihnen dadurch eine gute Beute entgehen könnte. Er gab daher nach seiner Rückkehr vor, er hätte Ika nicht zu Hause gefunden, er würde aber bald kommen. Ich verstand indessen den schlauen Tscherkessen und beruhigte mich, während ich fest bei der Aussage wegen meines Standes verblieb. In der Zwischenzeit befahl mein Wirth mir, einen Brief nach der Festung zu schreiben, zu welchem Behuf er mir einen Lappen Papier und, statt Dinte und Feder, eine Kohle gab. Mit diesem Briefe machten sich beide Söhne auf den Weg. Der Vater blieb zurück, um mich zu bewachen. Am nächsten Tage kehrte einer der Abgesandten zurück, nachdem er seinen Bruder als Geisel in der Festung gelassen, und brachte das halbe Lösegeld mit. Am Abend des nämlichen Tages befand ich mich schon unter den Meinigen....

„Lange nachher erfuhr ich erst, daß mein unglücklicher Gefährte am Tage unserer Flucht selbst wieder von den Tscherkessen gefangen, jedoch nach einiger Zeit losgekauft und seinem Vaterlande wiedergegeben worden war."

Hier schwieg B—n. Auch ich schwieg, tief gerührt von seiner Erzählung. Noch war ich in Nachdenken versunken, als ich plötzlich, wie aus einem wunderlichen Traum erwacht, um

mich blickte und bemerkte, daß wir uns bereits am Ufer des Kuban befanden, daß das Bivouac schon vor mir lag, und daß nur eine schmale Brücke über den reißenden Strom mich von Rußland trennte. Freudig schlug mir das Herz, und in meinem Innern wechselte das Gefühl der Theilnahme für meinen Gefährten, das Gefühl der Gottes-Verehrung und das Gefühl des Entzückens über die Rückkehr ins Vaterland. Ich trennte mich von B—n, und Gott weiß, ob wir uns jemals wiedersehen.

Nord-Amerika.

Die Revolution von Texas.

(Nach der Revue du XIX. Siècle.)

Aus den Jahren 1821 und 1822 schreibt sich die Einwanderung der Nord-Amerikanischen Kolonisten in Texas her. Dieses ganz besonders fruchtbare Land stand unter der Oberherrschaft Mexiko's, welches aber damals zu schwach war, um die Einfälle der Indianer-Stämme, deren Verheerungen sich bis zu den Ufern des Rio-Grande erstreckten, abzuwehren. Mexiko wäre also gezwungen gewesen, dieses Land in gewisser Hinsicht aufzugeben, wenn es nicht, nach dem Beispiele der Vereinigten Staaten, die fremden Einwanderer zu Hülfe gerufen hätte. Dadurch nun, daß man Texas den Nord-Amerikanern öffnete, schuf sich Mexiko Vertheidiger und eine Art von Wall gegen die wilden Stämme; zu gleicher Zeit wurde ihm für die Zukunft eine Vermehrung seines Reichthums durch den Anbau eines fruchtbaren Landes gesichert, das durch seine Verschmelzung mit demselben zur Vergrößerung und zum Wohlstande des gemeinsamen Vaterlandes beitrug. Andererseits waren die Vortheile, welche den Kolonisten daraus erwuchsen, nicht minder ansehnlich; sie fanden daselbst einen ergiebigen Boden, ein gesundes Klima, zuverlässigen Schutz und endlich ein gesichertes, reiches und bequemes Auskommen.

Die Bedingungen, welche Mexiko für die Auslieferung der Grundstücke festsetzte, waren folgende: die Kolonisten-Familien sollten aus Louisiana herstammen, Katholiken und Spanischer oder Französischer Abstammung seyn; sie sollten Kirchen bauen, Schulen gründen, der katholischen Religion treu bleiben und ihren Kindern die Spanische Sprache beibringen. Aus diesen Bedingungen geht deutlich die Absicht Mexiko's hervor, Texas als einen integrirenden Theil des Reiches zu betrachten und so die Unversehrtheit des ihm zugehörigen Landes zu bewahren. Das Kolonisirungs-Gesetz von 1823 und die Constitution von 1824 sicherten den Personen und den Besitzungen der Kolonisten Schutz zu. Das Gesetz von 1823 gestattete ihnen, ohne Erlegung von Zöllen alle nöthige Werkzeuge, Instrumente und Maschinen einzuführen, und, im Fall eine ganze Familie einwanderte, selbst Waaren bis zum Werthe von 2000 Dollars. Das Gesetz von 1824 erließ denselben jede Art von Abgabe auf vier Jahre, vom Tage der Bekanntmachung des Gesetzes an gerechnet. Dieses Privilegium wurde durch spätere Gesetze bestätigt und weiter ausgedehnt. Ganz vorzüglich aber ermuthigte und lockte die Kolonisten Mexiko's Freigebigkeit bei Bewilligung der Grundstücke. Die Größe derselben war verschieden, je nach der Beschäftigung und dem Bedürfniß des Eingewanderten, aber sicher wurde in keinem anderen zu kolonisirenden Lande bei der Vertheilung des Bodens mit ähnlicher Großmuth verfahren. Bis zum Jahre 1840 gestattete die Regierung die Einwanderung der Fremden, im Fall nicht mächtige Gründe das Aufhören derselben früher gebieten sollten.

Diese einleitenden Bemerkungen waren nöthig, um alle Vorgänge des Kampfes, der sich seitdem entsponnen, richtig schätzen zu können; die Begebenheiten sind von den Parteien sehr verschieden beurtheilt worden, doch sicherlich stets mit zu großer Vorliebe für die Texianer. Wenn man die Kolonisirungs-Bedingungen und die daraus entspringenden Vortheile ganz einfach prüft, so sieht man, wie Mexiko freigebig weite und fruchtbare Erdflächen vertheilte und dafür den Kolonisten nur die Bedingung stellte, sich fähig zu machen, ein Theil des Volkes zu werden, das sie bereitwillig aufnahm, und doch hat man über die Ungerechtigkeit der Mexikaner geklagt, die den unglücklichen Texianern ein eisernes Joch auferlegt hätten. Bei ihrer Empörung verschanzten sich diese Letzteren hinter die Losung „Unabhängigkeit und Freiheit", mächtige Fallstricke, die nur zu oft die Völker in einen Abgrund voll Elend stürzen, und man beeilte sich, jenen hochherzigen Männern, welche, wie man sagte, Sklaverei und Despotismus abschütteln wollten, Beifall zu zollen. Wenn man diese Angelegenheit gründlich beurtheilen will, so muß man freilich eingestehen, daß die Mexikaner, welche später eine Beute der traurigsten Anarchie wurden, Thaten begangen haben, die strengen Tadel verdienen; von ihnen aber gingen nicht die ersten Feindseligkeiten aus, und die Ursache, welche die Texianer zur Empörung veranlaßte, ist keinesweges so ehrenvoll, als man sie zu schildern beliebt. Man hat nicht einsehen wollen, daß es hier so zuging, wie in allen neu entstehenden Kolonieen; Texas wurde eine Zufluchtsstätte für die zahlungsunfähigen Schuldner, für die Verbrecher der Nachbarländer, kurz für alle die, welche sich der gerechten Strenge der Gesetze entziehen wollten; diese Vogelfreien haben dann den besseren Theil der Bevölkerung, einer wenig ehrenvollen Ursache wegen, zur Empörung gegen ihre Wohlthäter aufgereizt. Doch lassen wir die Thatsachen reden, die Wahrheit wird daraus von selbst in die Augen springen.

Einige Jahre hindurch ging die Kolonisirung ruhig ihren Gang, und einige Streitigkeiten mit den Indianern ausgenommen, hatte man keine störende Vorgänge zu beklagen. Das beste Vernehmen herrschte zwischen den Kolonisten und der Regierung. Der allgemein geachtete General Austin bewirkte ohne Mühe von den Machthabern die Ausgleichung so manches unvorsätzlich zugefügten Unrechts; Jedem wurde so viel Boden übergeben, als er nur wünschen konnte; die Kolonisten waren frei von allen Abgaben und Lasten, welche die übrigen Mexikaner entrichteten, und es hatte den Anschein, als müsse Alles gedeihen. Dieser Zustand der Dinge dauerte bis zum Jahre 1827. Da brach die unglückliche Edwardsche Empörung aus, die ein Signal zum allgemeinen Aufstand wurde.

Edward hatte von der Mexikanischen Regierung die Erlaubniß zur Kolonisirung einer Strecke Landes, zu der auch der Flecken Nacogdoches gehörte, erhalten. Er gab vor, die Regierung hätte ihm den Boden als Belohnung für geleistete Dienste überlassen; er habe das Recht, nach Gefallen damit zu schalten und ihn selbst zu verkaufen, und er verlangte daher von den Einwanderern, die sich ihm angeschlossen, für jede Hufe Landes eine gewisse Summe. Diese fanden die Forderung ungerecht und weigerten sich, ihr zu genügen; man beklagte sich bei der Regierung, und diese nahm die an Edward ertheilte Erlaubniß zurück. Edward verbündete sich nun mit einigen Indianern, erklärte sich gegen die Regierung, mußte aber bald das Land räumen, da er bei den Kolonisten nur wenig Unterstützung fand.

Dieser Aufstand hatte jedoch eine unangenehme Wirkung, weil dadurch das Vertrauen der Mexikaner auf die Zuverlässigkeit ihrer Kolonisten erschüttert wurde. Um die Wiederholung ähnlicher Vorfälle zu verhüten, dachten sie daran, Truppen nach Texas zu schaffen; es geschah aber mit möglichster Vorsicht, denn um keine Unruhe zu erregen, wurden sie nur in geringer Anzahl zu verschiedener Zeit und unter verschiedenen Vorwänden dorthin gebracht. Compagnieen von zwölf oder zwanzig Mann erschienen bald auf diesem, bald auf jenem Punkt und setzten sich am Orte ihrer Ankunft fest, so daß in Nacogdoches bald ungefähr zweihundert Mann vereinigt waren. Dann wurden an mehreren Punkten von Texas kleine Garnisonen gebildet; doch um keine Besorgniß zu erregen, bediente man sich immer des Vorwandes, dadurch die Beitreibung der Staatseinkünfte sichern zu wollen. Die Texianer beklagten sich auch nicht darüber, und wahrscheinlicherweise wäre dies niemals geschehen, wenn nicht die Frage über die Sklaven-Emancipation hier wie an anderen Orten die verschiedenen Interessen angeregt und aufgerührt hätte. Den allgemeinen Wünschen sich fügend, erließ Guerrero, Präsident der Republik Mexiko, im Jahre 1829 ein Dekret, welches allen Mexikanischen Sklaven die Freiheit schenkte. Die Texianer, die, wie alle Sklaven-Besitzer, sich mit Verdruß eines so leichten Bereicherungmittels beraubt sahen, behaupteten, daß dies ein Eingriff in ihre Rechte sey; Guerrero gab ihren Vorstellungen nach und hob die Wirkung des Dekretes in Bezug auf Texas auf.

Obgleich also hier dieses Dekret gar nicht ausgeführt wurde, und was auch die Vertheidiger von Texas dagegen sagen mögen, die eigentliche Ursache ihrer Empörung braucht man nicht anderswo zu suchen. Die Reihefolge der Begebenheiten, die spätere Handlungsweise der Mexikaner und die Art, wie die Texianer selbst während des Krieges verfuhren, hat allerdings dieser Empörung größtentheils das Gehässige benommen, was derselben durch ihre ersten Ursachen zur Last fiel. Aber eben so wahr ist es, daß die erste Unzufriedenheit mit der Mexikanischen Regierung aus jener Zeit herstammt, und daß seitdem jede ihrer Handlungen ein Gegenstand neuer Beschwerden wurde.

Der Empörungsgeist verbreitete sich; es wäre also von Seiten der Mexikaner eine Thorheit gewesen, neue Feinde in ihren Schooß aufzunehmen und den Aufrührern Verbündete zuzuführen; daher ward bekannt gemacht, daß die Einwanderung aufhören solle, und daß keine Kolonisten mehr aufgenommen würden. Doch zeigte sich die Mexikanische Regierung bei der Anwendung dieses auf die Einwanderung sich beziehenden Dekretes nicht strenger, als sie es früher bei der Ausführung des Sklaven-Dekretes gewesen war; die Einwanderer fanden nach wie vor in Texas Grundstücke und Beistand, und bis zum Jahre 1832 blieb fast Alles beim Alten. Fast in allen Städten befanden sich zu dieser Zeit Garnisonen. Der unruhige und aufrührerische Geist der Nord-Amerikaner, welcher stets seine Rechte angegriffen glaubt, gewöhnte sich schwer an diese Art von Beaufsichtigung, obgleich diese eigentlich ganz natürlich war, und viele Individuen zeigten schon ihre feindlichen Absichten, vorzüglich diejenigen, welche in Texas einen Zufluchtsort gegen die Gesetze gesucht hatten, denn Leute solchen Schlages sind immer bereit, sich jeder Art von Zwang zu entziehen und jede Macht, welche Ehrfurcht fordert, als ihre Feindin zu betrachten.

Der vernünftige Theil der Kolonisten versuchte es, die Gemüther zu beschwichtigen; sie stellten den Texianern vor, daß sie doch der Freigebigkeit der Regierung ausgedehnte und ergiebige Grundstücke verdankten; sie baten dieselben, doch nicht die Frucht ihrer Arbeiten und ihre ganze Zukunft aufs Spiel zu setzen. Vergebliche Bemühungen! Den Meisten war der Friede unter den gestellten Bedingungen nicht genehm, die Freisprechung ihrer Sklaven erschien ihnen als etwas, das eine baldige Verminderung ihrer Vortheile herbeiführen würde, und darüber entsetzte sich ihre Habgier. Uebrigens schienen ihnen die Zwistigkeiten, die in Mexiko ausgebrochen waren, eine günstige Gelegenheit zu ihrer eigenen Losreißung darzubieten. Sie verriethen aber gleich anfangs noch nicht ihre wahre Absicht und gaben nur vor, die Waffen zu ergreifen, um ihre und Mexiko's Rechte ge-

gen Bustamente, den zeitigen Präsidenten der Republik, zu vertheidigen. Sie verbündeten sich mit Santana, der sich gegen den Präsidenten erklärt und an die Spitze einer Partei gestellt hatte. Aber bald, als sich der Empörungsgeist weiter verbreitete, als sie sich unterstützt sahen und selbst aus den Vereinigten Staaten ihnen Geldhülfe zufloß, als sie von Männern geleitet wurden, die darauf dachten, sich der Obergewalt zu bemächtigen, erklärten sie, daß sie sich nicht mehr bloß dem guten Willen Santana's anvertrauen könnten, daß sie sich allein organisiren und vor dem nahenden Untergange bewahren, daß sie weder Gesuche, noch Bittschriften einreichen, sondern mit gewaffneter Hand ihre Rechte behaupten würden. Vergebens stellten die Gutgesinnten ihnen vor, daß sie sich durch ein solches Verfahren nur schaden könnten; Santana sey günstig für Texas gestimmt; die Regierung habe ihre Beschwerden in Erwägung gezogen und wolle ihnen Gerechtigkeit angedeihen lassen; sie habe ja auch schon zum Theil das Geforderte bewilligt; ein Tribunal mit einer Jury sey eingesetzt und ein eigener Gerichtshof für Texas angeordnet worden. Wenn man eure Abgesandten einkerkerte, so geschah dies nur, weil sie euch zu gewaltsamen Mitteln riethen. Die Anarchie, über die ihr euch beklagt, wird ein Ende nehmen, die beiden Parteien werden sich versöhnen. Bedenket, daß ihr euch in offene Empörung und das Land in alle Schrecken eines Bürgerkrieges stürzt. Solche Vorstellungen fruchteten aber nichts, und die Mexikaner, welche in ihre eigenen Unruhen zu verwickelt waren, konnten den Schuldigen vom Unschuldigen nicht unterscheiden; die harten Maßregeln, die sie ergriffen, versetzten also ganz Texas in Aufruhr. Von nun an war Alles verloren, denn auch die Gemäßigtsten glaubten, es sey nun wirklich der Augenblick gekommen, wo jeder gute Bürger für sein Land kämpfen müsse; sie hatten Frieden gewünscht, den Krieg zu verhindern sich bemüht; da aber nun einmal eine Reibung unvermeidlich war, so sagten sie sich: Es ist der Wille des Himmels. Die Wege wimmelten nun fortwährend von Bürgern, welche den Fahnen ihres Landes zueilten und sich einander zuriefen: Mit Recht oder mit Unrecht, laßt uns für unser Vaterland kämpfen! Jetzt nahm auch der Kampf einen ernsteren und edleren Charakter an, und wir können die Begeisterung begreifen, die Manchen beseelte, wenn er den Muth dieser Männer nach einer Niederlage und ihr großmüthiges Benehmen nach einem Siege sah. Sie verwandelten diesen Bürgerkrieg in einen Kampf unterdrückter Bürger gegen Fremde, während man den Mexikanern, welche die Texianer wie empörte Unterthanen betrachteten, mehr als einmal Verrätherei und Grausamkeit vorwerfen konnte.

Einer der Männer, welche sich vorzüglich durch Edelmuth und Tapferkeit auszeichneten, war der Oberst Travis, der drei Wochen hindurch mit 140 Mann die von ungefähr 4000 Mexikanern belagerte Festung Alamo vertheidigte. In einem während der Belagerung an die Texianer gerichteten Briefe schrieb er: „Wir werden von mehreren tausend Mexikanern unter Santana belagert; schon vierundzwanzig Stunden sind wir einem Bombardement und einer anhaltenden Kanonade ausgesetzt, und doch haben wir noch nicht einen einzigen Mann verloren. Der Feind hat uns aufgefordert, uns auf Gnade und Ungnade zu ergeben, weil sonst die ganze Besatzung über die Klinge springen müsse, wenn die Festung eingenommen würde. Ich habe diese Aufforderung mit einem Kanonenschusse beantwortet; ich will mich weder ergeben, noch zurückziehen. Die Tapferkeit und Ausdauer, welche meine Leute bis jetzt bewiesen, werden bis zum letzten Augenblick sich gleich bleiben; und wenn wir der Rache dieser grausamen Feinde erliegen sollen, so wird ihnen der Sieg wenigstens so theuer als eine Niederlage zu stehen kommen. Gott und Texas, Sieg oder Tod!" Es war der letzte Brief, den er schrieb. Einige Tage darauf umringten die Mexikaner die Festung, und Santana befehligte in eigener Person die Belagerung. Von Anstrengungen und beständigen Nachtwachen waren die Texianer zwar ganz erschöpft, aber ihr Muth verließ sie dennoch nicht. Zweimal legten die Belagerer ihre Sturmleitern an die Mauern, und zweimal wurden sie zurückgeschlagen. Endlich gelang aber doch ein dritter Versuch; die verwundeten Belagerten kämpften bis zum letzten Athemzuge, und als die Belagerer in die Festung einzogen, stießen sie nur auf Leichname. Der Oberst Travis hielt sich bis zum letzten Augenblicke auf den Wällen. „Muth, meine Kinder, Muth!" rief er beständig fechtend aus. Ein Mexikanischer Offizier versetzte ihm einen tödtlichen Streich, fallend sammelte Travis seine letzten Kräfte, stieß seinem Gegner den Degen durch den Leib, und dem Tode fielen zwei Opfer anheim. Nur durch Zufall entging ein Theil der Mexikaner und Santana selbst dem Tode, denn in dem Augenblicke, als der Major Evans eine Pulvermine anzünden wollte, die einen Theil des Walles in die Luft sprengen sollte, wurde er von einer Kugel tödtlich getroffen. Bald darauf rächten sich die Texianer für diese Niederlage, und die Schlacht von San-Jacinto machte der Mexikanischen Herrschaft in Texas ein Ende.

Wir fügen hier noch die Erzählung von der Gefangennehmung Santana's bei; sie ist Texianischen Berichten entlehnt und dürfte daher wohl nicht ganz frei von Parteilichkeit seyn. Den 22. April früh Morgens erfuhr man im Lager, daß zehn Meilen davon entfernt die Herren Carnes und Secretts, mit ungefähr 25 Soldaten, Santana und 50 Mexikaner eingeschlossen hätten. Sogleich machten sich 50 Freiwillige zu ihrem Beistande auf den Weg; sie marschirten nach der Seite des Flusses Bajou hin, wo sie ihre Kameraden zu treffen hofften; da sie aber nichts von denselben entdeckten, so drangen nur zwanzig weiter vor, die anderen dreißig kehrten ins Lager zurück. Die kleine Schaar verfolgte den Lauf des Bajou, und als sie bei einem Arme dieses Flusses anlangten, welcher sich nach der Ebene hinwendet, sahen sie einen Mexikaner, der auf die Brücke zulief. Er spähte einen Augenblick umher und ging darüber fort, sobald er aber der Texianer ansichtig wurde, versteckte er sich im hohen Grase. Diese gingen auf den Ort zu, wo sie ihn gesehen, hatten und fanden ihn auf der Seite mit bedecktem Gesichte liegen. Sie riefen ihm zu, er solle aufstehen, er enthüllte aber bloß sein Gesicht; erst auf den zweiten Zuruf erhob er sich, und da er sich umringt sah, ging er auf seine Feinde zu und reichte ihnen die Hand. Einer derselben gab ihm die seinige, er drückte und küßte dieselbe und bot den Soldaten seine werthvolle Uhr und eine ziemlich große Summe Geldes an, was sie aber anzunehmen verweigerten. Dann fragte er sie, wo sich ihr braver General Houston aufhalte. Im Lager, lautete die Antwort. Derjenige der Soldaten, welcher den Dolmetscher machte, fragte ihn, wer er sey, worauf er sich für einen gemeinen Soldaten ausgab. Einem Anderen fiel aber die Weiße und Feinheit seiner Wäsche auf. Er gestand ihnen darauf weinend, daß er ein Adjutant Santana's sey; er bat sie, ihm nichts zu Leide zu thun, und klagte über große Müdigkeit; man gab ihm ein Pferd und führte ihn nach dem Lager. Als der Gefangene in Houston's Zelt angelangt war, sprach er zu dem General: „Ich bin Antonio Lopez de Santana, Präsident der Republik Mexiko und Ober-General. Ihr seyd zu großen Dingen ausersehen, General, denn Ihr habt den Napoleon Amerika's gefangen genommen."

Diese stolzen Worte passen schlecht zu den Thränen, die er angeblich bei seiner Gefangennehmung vergossen haben soll; diese Thränen erscheinen aber kaum glaubhaft, wenn man erwägt, daß der General Houston selbst von ihm aussagt, er sey der fähigste Kopf Amerika's, und er habe sich als Gefangener stets sehr würdevoll betragen.

Mannigfaltiges.

— Sterne und die Empfindsamkeit. Horace Walpole sagt mit Bezug auf Sterne, den berühmten Verfasser der „Empfindsamen Reise" und der Briefe Yoriks an Elisa: „Was man empfindsamen Styl nennt, das kann, obwohl es zunächst und allein an das Herz sich wendet, doch von einem sehr schlechten Herzen ausgehen. Man sollte glauben, daß Sterne ein Mann von sehr zarter Empfindung war; ich weiß jedoch aus der besten Quelle, daß seine Mutter, eine Schulhalterin, die durch eine liederliche Tochter in Schulden gerathen war, im Schuldgefängnisse umgekommen wäre, wenn die Aeltern ihrer Schülerinnen nicht eine Subscription zu ihren Gunsten veranstaltet hätten. Ihr Sohn hatte zu viel Empfindsamkeit, um auch Gefühl zu besitzen. Ein todter Esel rührte ihn mehr, als eine lebende Mutter."

— Ein posthumer Spaß. Der Engländer W. S. Rose erzählt in seiner „Italiänischen Reise" (Travels of Italy), ein kürzlich verstorbener Venetianer, der den Scherz sehr geliebt, habe sich auch noch nach seinem Tode mit seinen Verwandten und Freunden einen eigenthümlichen Spaß machen wollen. Zu diesem Behuf habe er die Wachskerzen, die rings um seinen Sarg brennen sollten, selbst angefertigt und bereit gehalten. Nun kann man sich den Schrecken der Verwandten und Freunde denken, als mitten in der Leichenfeier eine große Explosion erfolgte und alle Anwesenden mit Asche bedeckt wurden. Der Verstorbene hatte nämlich die Wachskerzen mit Pulver und Asche gefüllt, und zwar dergestalt, daß sie zu einer bestimmten Zeit alle explodiren mußten. Ja, einem Freunde, dem er aber das tiefste Stillschweigen auferlegte und der bei der Leichen-Ceremonie anwesend seyn mußte, hatte der Verstorbene sogar seinen Plan mitgetheilt, mit dem Bemerken, er möchte wohl auch dabei seyn, um den Schreck und die Verwirrung mit anzusehen, die daraus entstehen würden.

— Neuer Apparat zum Trocknen. Ein Deutscher und ein Franzose, die Herren Penzoldt und Levesque, haben einen Apparat erfunden, mit welchem alle Arten von Zeugen, und zwar ohne Feuer und ohne Pressung, in wenigen Augenblicken getrocknet werden können. Der Apparat besteht aus einer großen Trommel, welche sich in einer Minute 4000 Mal um ihre Achse dreht. Die Zeuge werden, so wie sie aus dem Wasser kommen, hineingelegt; durch die starke Rotation wird die Feuchtigkeit ausgeschieden, und zwar sammelt sie sich auf der äußeren Bedeckung der Trommel, die von Löchern durchbohrt ist. Wollene Zeuge werden auf diese Weise in weniger als drei Minuten getrocknet, wenn der Apparat klein, und in acht Minuten, wenn er sehr groß ist. Leinene und baumwollene Stoffe müssen noch einige Augenblicke der Sonne ausgesetzt werden, wenn man sie aus der Trommel herausnimmt.

(Athenaeum.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 25. Berlin, Mittwoch den 27. Februar 1839.

Polen.

Tanka.

Eine Sage der Goralen in Galizien.*)

Als ich mich vor einiger Zeit nach Galizien in die Gegend von Sanok begab, um das Schlachtfeld vor Hoszowo zu besuchen, wo Franz Pulawski verwundet worden, lernte ich in dem Dorfe Raba einen Greis kennen, der nach allgemeiner Meinung weit über hundert Jahre alt war. Er war etwas harthörig, im Uebrigen aber rüstig und frischen Geistes. Er erzählte uns von manchen merkwürdigen Ereignissen aus seinem Leben, auch Vieles von des Landes Geschicken. Als wir auf die Tataren zu sprechen kamen, theilte er uns folgende Sage mit, die hier eine Stelle finden mag, um uns darauf aufmerksam zu machen, welchen Schatz wir in unseres Landes Geschichten besitzen, wenn wir ihn nur zu heben verständen!

„In meiner Hütte ist meine Großmutter gestorben, die hat uns manchmal gar wunderliche Dinge von diesem Tatarenvolke erzählt, in dessen Gefangenschaft sie eine Zeitlang geschmachtet hat. Jetzt ist sie schon lange, wohl schon an funfzig Jahre, todt, und ich gehöre auch zu einer dauerhaften Gattung. Von dieser meiner Alten nun weiß ich, daß hier auf dem Berge das Schloß von Hoszowo gestanden hat, ja ich kann mich dessen auch noch recht wohl entsinnen. Dahin retteten sich die Einwohner des Dorfes in Kriegszeiten. Es war ein altes Gebäude, eine Brücke führte hinauf, die in Ketten hing, und bis heute stehen noch die unterirdischen Gewölbe.

Eines Tages, es war um die Mittagszeit, das Vieh befand sich eben auf dem Felde, da fielen von Ustrzyk her die Tataren hier ein, eine Geisel des Himmels. Der Herr schloß sich in seine Burg ein und wehrte sich, doch die Leute waren draußen auf dem Felde bei der Arbeit, und für diese war an kein Fliehen weiter zu denken. Das Schloß widerstand dem Andrange der Rotte und ist erst zur Zeit der Conföderation abgebrannt, von beiden Dörfern Hoszowo und Raba aber blieben nur drei Hütten stehen. Alles verbrannten und verzehrten die Unbändigen, die Kirche beraubten sie, Sachen schleppten sie zusammen und trieben viele Menschen, besonders Weiber und Mädchen, mit sich fort ins Tatarenland.

Als unser Volk zur Besinnung kam, jagte es mit unserem Herrn Wojewoden hinter den Räubern her und brachte richtig Vieles von der Beute, auch die Weiber, wieder ins Dorf. Nur Tanka, so hieß meine Großmutter, und ein Mädchen aus Raba, Marynka mit Namen, waren mit einem Haufen schon zu weit voraus, die bekamen die Unsrigen nicht wieder. Meine Großmutter hatte nicht lange vorher meinen Vater zur Welt gebracht und war kaum von dem ersten Wochenbette genesen. Die beiden armen Geschöpfe nun trieb das Tatarenvolk mit sich fort, that ihnen aber sonst nichts zu Leide, außer daß es ihnen rohes Fleisch zu essen gab, welches Beiden ein Gräuel war, weil sie meinten, sie würden deshalb mit solcher Speise gefüttert, um nachher geschlachtet und verspeist zu werden; davor fürchteten sie sich am meisten.

Sie langten endlich in dem Tatarenlande an; sie wurden jede in eine andere Hütte gebracht und nicht so bald zu einander gelassen; auch beten durften sie nicht. Drei Jahre blieben sie gefangen und mußten spinnen und Kinder warten.

Da träumte einmal meiner Alten, daß sie in Raba in der Kirche sich befände, daß da die Tataren einfielen, ihr ihr Kind raubten und es mit dem Messer durchbohrten, so daß sie selbst von dem Blute über und über bespritzt wurde. Sie schreckte über diesen Traum gewaltig auf und erzählte ihn anderen Tages der Marynka. „Der Traum bedeutet Dir offenbar etwas Gutes", sagte diese; „sieh, wie das Blut auf Dich selbst gespritzt ist, so wird sich Dein Blut auch wieder zu Dir wenden, und Gott wird uns aus diesem Elende erlösen."

Tanka fand wenig Trost in dieser Deutung; sie grämte und härmte sich ab und verging fast vor Sehnsucht nach ihrem Kinde. Sie aß nicht, sie schlief nicht, und war nach einem Monat so abgezehrt, als wenn sie drei Jahre lang vom Fieberfrost geschüttelt worden wäre, ja den Tataren selbst fiel ihr Zustand auf.

„Wir wollen fliehen! wir wollen fliehen!" sagte oftmals Marynka.

„Wenn sie uns aber einholen, wenn sie uns einholen und uns ermorden", erwiederte Tanka.

„Ei, mögen sie auch, ist doch unser Elend schon groß genug", versetzte Marynka, und dann vergoß wieder Eine über der Anderen herbes Schicksal bittere Thränen. Mehr als einmal hat nachher meine Großmutter zu meinem Vater gesagt: „Baden könnte ich Dich in den Thränen, die ich über Dich geweint habe." — Endlich faßten sich Beide ein Herz und verabredeten mit einander, daß Marynka heimlich Reisevorrath sich verschaffen sollte; wenn nun Tanka Nachts bei ihr anklopfen würde, so sollte sich Marynka aus der Hütte schleichen und dann wollten sie die Flucht wagen.

Nun traf es sich, daß Tatarische Festtage einfielen, die ganze Horde weitweg nach ihrem Tempel zog und Tanka allein mit einem Kinde zurückblieb, das etwa neun Jahr alt war. Die Abwesenheit der Tataren sollte drei Tage dauern, indessen war Tanka aufgetragen, Essen zu bereiten und Brod zu backen. Sie heizte den Ofen, der nach der Weise des dortigen Volkes von ungeheurer Größe war.

Während meine Alte sich nun so bei dem Ofen zu schaffen machte, da that ihr das Tatarenbalg allerhand Schabernack an, da stieß es sie, — — — —, da setzte es sich ihr auf den Nacken und wollte auf ihr reiten, da verlangte es zuletzt, auf seinem Kinderwagen in der Stube umhergefahren zu werden. Hierüber geräth meine Tanka außer sich, das Blut dringt ihr zu Herzen, besinnungslos wirft sie das Kind auf den Wagen und geradeweges geht's mit dem Kinde nach dem Ofen, mitten in das Feuer hinein. Nur einen Schrei vom Kinde hat sie gehört. Sie warf die Thür zu, griff nach ihrem Bündel und einem Tatarischen Messer und rannte aus der Hütte. Nun erst fielen ihr die Folgen ihrer That aufs Herz, denn wohin sollte sie sich wenden? Es dunkelte ihr vor den Augen. „Weh! mein armes Blut!" rief sie, „Weh! Was hab' ich gethan!" Vor ihr lag die weite offene Steppe, über die war ein Entrinnen unmöglich und nirgend bot sich ein Schlupfwinkel dar.

Nach kurzem Besinnen jedoch kam Tanka auf einen Gedanken, der glücklich zu ihrer Rettung führte. Eine Strecke von der Hütte war eine Hürde, in welche die Tataren zuweilen ihre Heerden trieben. Damals befanden sich nur einige alte Stuten darinnen, die mit der Heerde nicht mehr mitzugehen vermochten. Dahin lief meine Alte, schnitt einer Stute die Kehle durch, schlitzte ihr den Leib auf und trug die Eingeweide beiseits, damit die Vögel sich nicht versammeln und sie verrathen möchten; dann kroch sie selbst in das Thier. Marynka wußte von dem Allen nichts.

Gegen Abend kommen die Tataren zurück. Sie suchen umher und finden ihre Magd nicht, vermeinen, sie sey mit dem Kinde zu der Marynka gegangen und setzen sich zu Tische. Sie wollen das Essen aus dem Ofen hervorholen, ja! Alles ist zu Kohlen verbrannt. Ein Tatarenweib schaut näher zu und findet ein Ringlein des Kindes. Da begann's Lamentiren! Die Männer wieder aufs Pferd, in die Steppe hinaus, hinter der Magd her; die Magd aber liegt in der Stute. Die Weiber stürzen zur Marynka, um sie zu ermorden. „Sag' an, wo ist Tanka? Du weißt es, sprich, oder wir schlagen Dich todt!" Die Arme wurde erschrecklich zugerichtet, aber wie konnte sie verrathen, was sie nicht wußte?

Erst am anderen Tage ritten die Tataren wieder heim, meine Alte hörte sie in ihrem Verstecke; sie ritten langsam und mißmüthig darüber, daß sie die Magd nicht wiederbekommen hatten. —

In der folgenden Nacht, da Alle im tiefsten Schlafe lagen, erhob sich Tanka und schlich den Hütten zu. Puk! puk! erschallte es an dem Fenster, unter dem Marynka schlief. Die raffte sich auf, nahm, was sie zunächst erfassen konnte, und fort!

Damals hätte, wer noch kein Wunder gesehen hat, eines inne werden können, denn wunderbar ist, was sich mit diesen beiden armen Geschöpfen zugetragen. Als nämlich Tanka, meine Großmutter, fortgeschleppt wurde, da lief auch ein Hündlein, das die Leute Sora benannt hatten, mit ihr fort bis ins Tatarenland. Es war meiner Alten wenigstens zuweilen wohl ums Herz, da sie ein Geschöpf um sich hatte, das mit ihr aus

*) Im Przyjaciel ludu mitgetheilt von W. P. (Wincenty Poll (?), dem Herausgeber trefflicher Polnischer Volkslieder).

einer Heimath stammte. Des Nachts wich diese Sora nicht von der Streu meiner Alten, und doch war sie zu dem Verstecke derselben nicht gekommen.

Als nun Tanka an das Fenster pochte, da lief auf einmal auch die Sora herbei; sie fing an gräßlich in den Wind hineinzuheulen und gesellte sich den Fliehenden zu. — O, nimmer wäre den beiden schwachen Weibern ihre Flucht geglückt, wäre nicht diese Sora bei ihnen gewesen. Da rannte sie voraus und erwitterte, was sie nicht zu sehen vermochte; da lief sie wieder zurück, ob etwa dort Gefahren zu erspähen wären. Nachts hielt sie Wache und mit Tagesanbruch war sie wieder munter voraus. Kurzum, wie sie von Anfang an den Weg gewiesen, so führte sie die Frauen richtig aus den Steppen. Gott weiß, welche Strecken Weges sie mögen durchwandert seyn, bis sie in das Land der Kosaken sich durcharbeiteten. Da war schon das Schwerste überstanden; nachher ging's durch das Wolochische Land schon leichter, und Sora immer voran.

Endlich waren sie nur noch zwei Meilen von unserem Dorfe Raba entfernt, nun stürzte Sora wie rasend voran, kein Rufen half, so daß Tanka zu Marynka sagte: „Schade um unsere Sora, sie ist toll geworden.“ Die aber kam durch das Dorf gelaufen, geradezu auf unsere Hütte los, und heulte und sprang auf dem Hofe umher. Eben kamen die Leute aus der Messe, denn das geschah des Sonntags, da gab's ein Gewundere und Gerede, daß Sora wieder da wäre, aber Tanka nicht. Bis gegen Abend, da die Vesper eben vorbei ist, auch die Tanka zum Vorschein kommt. Jetzt ließ unser Propst Michael, der das Tatarenjoch auch gekostet hatte, mit allen Glocken läuten, das Volk aus der ganzen Nachbarschaft, aus dem Dorfe und von dem Hofe lief herzu, auch der Mann der Tanka, mein Großvater nämlich, und mit ihm sein Kind, das im Dorfe nicht anders als die „Tatarenwaise“ hieß.

Dies Kind war ebenfalls wie durch ein Wunder von den Tataren verschont geblieben. Denn als die Menschen sich nach dem Abzuge des Raubgesindels wieder ins Dorf wagten, da fanden sie das Kind den zweiten Tag unter einem Birnbaume liegen, ihm hatte weder ein Tatar, noch das Feuer geschadet, es war gesund, nur fast ganz verschmachtet. Der Herr nahm es zu sich aufs Schloß und zog es auf, als wenn es sein eigen wäre, und das Volk benannte es die Tatarenwaise.

Wie nun die Leute die Tanka wiedersahen und das Waisenkind neben ihr, da fingen sie an zu schluchzen und sich zu freuen und zu beten und nach Allem zu fragen. Marynka aber sagte: „Hab' ich Dir's nicht gesagt, daß Gott uns aus dem Elende erlösen, und daß Dein Blut sich wieder zu Dir wenden wird?“ Doch Tanka hörte von dem Allen nichts, sondern drückte ihr Kind fest in ihre Arme und sank an der Schwelle vor der Kirche zu Boden. Auch Marynka lag ausgestreckt da. Der Propst las über ihren Häuptern das heilige Evangelium ab, und sprach ihnen Trost ein, meine Alte aber konnte sich nicht wieder erheben und mußte mit dem Kinde, das sie nicht loslassen wollte, in die Hütte getragen werden.

Sie erholte sich überhaupt nur langsam von den ausgestandenen Schrecken. Ja Beide, Tanka sowohl wie Marynka, behielten Zeit ihres Lebens irgend ein schreckliches Geheimniß auf ihrem Gewissen; sie offenbarten es Niemandem und haben es mit sich ins Grab genommen. Es war grausenhaft, was sich zuweilen mit ihnen zutrug. So lange es Tag war, ging es noch an; aber wenn die Sonne hinter die Berge herabgesunken war, da quälte sie Etwas, da ging Etwas mit ihnen um, und sie weinten und schmiegten sich an einander und Keine konnte die Nacht ohne die Andere zubringen. Was sie mit einander sprachen, das konnte kein Mensch verstehen, noch gedachte er sich daran zu trösten. So viel ist sicher, der Fluch der Tatarenweiber lastete auf ihnen, und der peinigte sie bis an den Tod. Marynka starb zuerst; meine Alte lebte noch lange und sagte gar oftmals zu uns: „Meine Kindlein, fallen die Tataren wieder einmal hier bei Euch ein, so nehmt Euch lieber das Leben, stoßet Euch ein Messer ins Herz, rennt ins Feuer oder ins Wasser, nimmermehr aber vertraut Euer Blut den Händen dieser Ungläubigen an.“

Bibliographie.

Kraszewski Wędrówki literackie, fantastyczne i historyczne. (Literarische, phantastische und historische Wanderungen.) 1ster Thl. Wilna.

Łukaszewicz Obraz historyczno-statystyczny miasta Poznania. (Historisch-statistische Beschreibung der Stadt Posen.) 2 Thle. Posen.

Ziemiaństwo polskie. (Die Polnische Landwirthschaft.) Von Cajetan Kozmian, herausgegeben vom Grafen Eduard Raczynski. Breslau.

Frankreich.

Frankreich und der Nachdruck.

(Schluß.)

Die Klagen des Pariser Buchhandels fanden eine achtungswerthe Theilnahme: Die Regierung ernannte sofort eine Kommission von Rechtsgelehrten, Literaten und Geschäftsmännern. Auch die Publizisten ließen es nicht an Artikeln und Brochüren fehlen, und man kann nun sämmtliche ausgesprochene Ansichten auf drei Hauptsysteme zurückführen. Einige Personen, besonders Spekulanten, haben den Nachdruck der Französischen Bücher im Ausland für ein Uebel erklärt, wofür es kein Mittel gebe, höchstens ein homöopathisches. Man hat vorgeschlagen, an der Gränze eine Nationalbuchhandlung zu gründen, die nur zu exportiren hat: Die Franzosen, sagt man, müssen sich selbst nachdrucken, wenn sie den fremden Nachdruck tödten wollen. Aber ist es nicht empörend, daß ein Franzose bloß darum, weil er Franzose ist, ein Französisches Geistesprodukt viermal theurer bezahlen soll, als der Deutsche Käufer? Dann aber fragt es sich, ob die Verfasser von einem solchen Institut entschädigt werden sollen oder nicht. Im erstern Fall ist die Konkurrenz mit Belgien machtlos, weil die Kosten nicht gleich sind; im letztern würde das Uebel, statt abzunehmen, nur ärger werden. Auch sprechen mehrere Erfahrungen gegen dieses Mittel, und die Uneinigkeit der Buchhändler macht es unausführbar.

Einige Publizisten meinten, Frankreich könne von Belgien, zum Dank für unsere Unterstützung zur Gründung seiner Unabhängigkeit, die Aufhebung einer uns beeinträchtigenden Industrie verlangen. Diese Ansicht findet sich in einer an Herrn Dubois gerichteten Brochüre Bignon's: — „Wenn die Belgier“, heißt es hier, „nicht bald daran denken, uns Genugthuung zu geben, müßte Frankreich mit einer Energie, die keinen Widerstand ertrüge, sich sein Recht zu schaffen suchen. Man sagt, das hieße Zwang brauchen. Allerdings, wir leugnen es nicht, man hat oft genug zum Zwang greifen müssen, um von gewissen Völkern die Erfüllung der dringendsten moralischen Verpflichtungen zu erlangen.“ — Andere weniger kriegerisch gesinnte Rathgeber wollen den Belgiern die Aufhebung des Nachdrucks durch andere Handelsvortheile abkaufen. Aber ist es billig, eine Industrie der anderen zu opfern, und könnten nicht die Nachdrucker, die sich auf unsere Kosten bereichern, wenn man sie aus Brüssel vertriebe, sich anderswo niederlassen?

Ein dritter Vorschlag endlich ist der, nach welchem man die gegenseitige Achtung des literarischen Eigenthums, zu einem Prinzip des Völkerrechts machen will. Die Kommission, die von Herrn Villemain präsidirt wird, hat besonders hierauf gedrungen, und die Anträge ihres Berichterstatters haben dem 18ten Artikel des neuen Gesetzes seine Entstehung gegeben, der folgendermaßen lautet: „Jedes Werk in Französischer oder fremder Sprache, das im Ausland zuerst erschienen ist, darf bei Lebzeiten des Verfassers und nach seinem Tode **bis zum Ablauf eines durch die Verträge zu bestimmenden Termins**, ohne die Einwilligang des Verfassers oder seiner Vertreter, in Frankreich nicht abgedruckt werden. Jeder Abdruck solcher Werke soll als Nachdruck angesehen und bestraft werden, doch soll diese Bestimmung nur auf diejenigen Staaten Anwendung finden, welche den Werken in Französischer oder fremder Sprache, die zum ersten Mal in Frankreich erscheinen, **ein gleiches Recht sichern werden.**“

Man sieht, daß hier das Recht der Verfasser nicht unbedingt anerkannt wird, sondern nur nach gegenseitigen Verträgen. Uns scheint es der Französischen Nation würdiger, laut zu erklären, daß das literarische Eigenthum unverletzlich ist, und daß jedes im fremden Lande erworbene Recht vor unseren Gerichten gleiche Kraft hat. Vielleicht wären einem solchen Beispiel alle Nationen gefolgt, selbst die, denen das Unrecht Gewinn bringt, während eine strenge Reziprozität nur von den Staaten wird angenommen werden, die dabei ihre Rechnung finden. Doch da einmal der Code civil erklärt, daß jeder Fremde in Frankreich nur die Rechte genießt, die dem Franzosen in seinem Land bewilligt sind, so wollen wir uns schon an jenen Vorschlag des neuen Gesetz-Entwurfs halten und näher sehen, was er in der Ausführung verspricht. Derselbe ist offenbar viel zu unbestimmt; es ist darin nicht erklärt, welches die Grundlagen des gegenseitigen Uebereinkommens seyn sollen, das zwischen Frankreich und den verschiedenen Staaten zu schließen ist. Nach der Kommission von 1836, aus deren ursprünglichem Antrag jener Artikel hervorgegangen, soll ein solches Uebereinkommen aus zwei Verpflichtungen bestehen: Frankreich, England und Deutschland insbesondere sollen sich gegenseitig versprechen: 1) den Nachdruck im eigenen Lande zu unterdrücken, und 2) dem Nachdruck, der aus fremdem Lande kommt, weder den Transit, noch den Debit im Innern zu gestatten. Betrachten wir diese zwei Bestimmungen näher, so findet sich, daß sie fast unausführbar sind, besonders die zweite von ihnen. Wie sollen die Regierungen im Stande seyn, einem solchen Uebereinkommen Achtung zu verschaffen? Soll etwa jedes Land besondere Beamten anstellen, um eine Industrie, die der Freiheit bedarf, zu beaufsichtigen? Und wenn die Douaniers einen Pack Bücher in die Hand bekommen, sollen sie etwa untersuchen, auf welche Bücher noch der Verfasser das Verlagsrecht hat, und welche schon öffentliches Eigenthum geworden sind, und die erstern nicht durchlassen? Auf solche Weise läßt sich der Buchhandel nicht bewachen; es ist bekannt, wie wenig die Inspektoren des Buchhandels geholfen haben, die Napoleon ernannt hat. Es bleibt also nur **eine** Garantie, welche die Regierungen in einem Vertrage der Art einander geben können, nämlich die, daß, wenn der rechtmäßige Verleger in einem fremden Lande, dessen Regierung einen solchen Vertrag angenommen, sein Eigenthum gemißbraucht sieht, seine Klage vor den Gerichten dieses Landes angenommen wird. Dies ist freilich ein schwacher Schutz, aber die Natur des literarischen Eigenthums gestattet keinen stärkern. Frankreich selbst kann seinen Buchhandel im Innern nicht besser schützen. Jeder Verleger muß selbst den ihn beeinträchtigenden Nachdruck entdecken und vor Gericht verfolgen.

Doch gehen wir noch weiter: es ist klar, daß eine Regierung den Fremden nicht mehr Schutz gewähren kann, als den eigenen Landeskindern. Die Rechte des literarischen Eigenthums sind

jetzt bei allen Europäischen Völkern anerkannt, aber die nähern Bestimmungen darüber sind sehr verschieden. Besonders ist die Dauer des literarischen Eigenthums in den verschiedenen Ländern nicht gleich. Wird nun vor einem fremden Tribunal das Gesetz des Landes gelten, aus welchem das ursprüngliche Eigenthum stammt, oder das Gesetz, dem der Nachdrucker unterworfen ist? Nehmen wir ein Beispiel: Würde nicht ein Verleger in England, wo die Schriftsteller nur ein lebenslängliches Recht haben, die Werke eines Preußischen Schriftstellers nach dem Tode desselben abdrucken können, obgleich in Preußen das literarische Eigenthum noch 30 Jahre nach dem Tode des Verfassers fortdauert, und wenn nun der Deutsche Eigenthümer vor dem Englischen Gericht auf Nachdruck klagt, dürfte man den Engländer zu Gunsten eines Rechts bestrafen, das in seiner Heimath nicht anerkannt ist? Hierauf ist nur negativ zu antworten. Ein Angeklagter kann nur von seinen natürlichen Richtern verurtheilt werden, und ein Richter kann nach keinem anderen Gesetz entscheiden, als nach dem seines Landes. Sonst würden ja auch sämmtliche Schriftsteller Europa's sich in den Schutz des Gesetzes begeben, dessen Bestimmungen die günstigsten sind, und das Volk, bei dem das literarische Eigenthum die längste Dauer hat, würde das Monopol des Drucks an sich reißen.

So würde also die wesentlichste Bestimmung eines solchen Vertrages zwischen den Europäischen Regierungen ungefähr in folgenden Worten abgefaßt seyn: „Wir bewilligen den Schriftstellern (dieser oder jener Nation) oder ihren Rechtsvertretern den Schutz der Gesetze, denen das literarische Eigenthum bei uns unterworfen ist.“ Uebrigens ist es wahrscheinlich, daß die gegenseitige Anerkennung des literarischen Eigenthums nach und nach alle Europäischen Staaten dahin führen würde, auch gleiche Gesetze darüber festzustellen.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wenden wir uns jetzt zu den einzelnen Ländern. Wir fangen mit England an. Hier wird die Achtung des literarischen Eigenthums noch dringender reklamirt, als selbst bei uns. Denn der hohe Preis der Manuskripte, die Theuerung des Papiers und der Arbeit, und mehrere Abgaben verschiedener Art machen die Fabrication der Bücher hier viel kostspieliger als anderswo. Die Engländer haben besonders von den Pariser Nachdruckern viel zu leiden. Sie schicken uns jährlich im Durchschnitt nur für 120,000 Franken Bücher, während sie an 6 — 900,000 Originalwerke von uns beziehen. Doch zu dieser Summe gehören auch die alten Ausgaben, die seltenen und kuriosen Bücher, so daß die Zahl der neuen Bücher nur schwach ist, die sie wahrscheinlich durch Belgischen Nachdruck ersetzen. So wäre also hier ein Uebereinkommen für beide Staaten gleich vortheilhaft und wünschenswerth. Das Englische Gesetz selbst, das bis jetzt dem literarischen Eigenthum nicht sehr günstig ist, würde bald eine Modification erfahren. Es ist bekannt, daß das Verlagsrecht eines Werks 28 Jahre dauert, außer wenn der Verfasser diesen Zeitraum überlebt, in welchem Fall er lebenslänglich Eigenthümer bleibt.

In Deutschland ist die Dauer des literarischen Eigenthums nicht überall dieselbe, aber das Prinzip ist vorläufig vom Bundestage sanctionirt, und der Nachdruck ist aus sämmtlichen Staaten verbannt. Deutschland hat sich jüngst über Pariser Nachdrücke beklagt und fürchtet besonders die Ueberlegenheit der Pariser Pressen, daher kann ihm ein internationales Uebereinkommen in dieser Beziehung nur erwünscht seyn. Sobald die Produkte des Belgischen Nachdrucks jenseits des Rheins keinen offenen Markt mehr finden, so ist ihm der Gnadenstoß gegeben. Jetzt liefert uns Deutschland für 350,000 bis 400,000 Franken Bücher, und wir geben ihm ungefähr das Doppelte. Wird dem Betrug ein Ziel gesetzt, so hat man die Aussicht auf einen viel lebendigeren Austausch.

In Rußland erschienen im Jahre 1834 achthundertvierundvierzig Werke. Unter dieser Zahl befinden sich 91 Deutsche und 36 Französische Bücher. Mehrere dieser Werke waren freilich im Ausland zuerst erschienen. Doch muß man nicht glauben, daß Rußland für das Bestehen des Nachdrucks interessirt ist. Es scheint sogar, die schönen Original-Ausgaben dem unkorrekten Nachdruck vorzuziehen. Von Paris bezieht es für 600,000 Franken Bücher, und die Sendungen Belgiens sollen weit hinter dieser Summe zurückbleiben.

In den Ländern, die aus mehreren, unabhängigen Staaten bestehen, ist die Anerkennung des literarischen Eigenthums für die Verfasser nur ein illusorisches Recht, weil das Privilegium, das in Zürich Kraft hat, in Luzern nicht gilt, weil ein Buchhändler in Florenz nachdrucken kann, was in Rom erschienen ist. Ein allgemein bindendes Gesetz würde diesem Uebelstand ein Ende machen. Man müßte, um ein solches zu Stande zu bringen, mit jedem Italiänischen Fürstenthum, mit jedem Kantonsrath unterhandeln, doch diese Unterhandlungen wären trotz der Mannigfaltigkeit nicht schwer. Italien und die Schweiz haben kein großes Interesse dabei, sich von Belgien mit Nachdruck zu versorgen. Wäre das literarische Eigenthum anerkannt, könnte das Genie überall erwerben und besitzen, so würde in dem Vaterland Tasso's und Macchiavelli's ein neues literarisches Leben entstehen, und auch das Helvetische Volk würde bald eine National-Literatur haben. — Was die Iberische Halbinsel betrifft, so ist erst jüngst in Madrid eine Verordnung gegen den Nachdruck erschienen, welche hoffen läßt, daß auch Spanien einem solchen gegenseitigen Uebereinkommen beitreten werde.

Sind erst fast alle civilisirten Völker zu der Ueberzeugung gekommen, daß ihnen theils die Ehre, theils ein Handels-Interesse die Abwehr des Nachdrucks gebiete, so werden die nachdruckenden Völker bald allein stehen und auf ihre eigene Consumtion angewiesen seyn. Solche durch die Natur der Dinge zum Nachdruck veranlaßte Völker sind Belgien und die Freistaaten von Nord-Amerika: Belgien bildet den Nachdrucksheerd für Frankreich, Amerika den für England. Was ist nun aber die Folge eines solchen Verhältnisses? Die Verleger in beiden Ländern, welche das Vorrecht haben, sich ohne Kosten die berühmten Productionen zweier großen Literaturen anzueignen, verschmähen es, die Werke ihrer Landsleute herauszugeben. Daher sehen auch dort die in ihrem Stolz und Interesse verletzten Schriftsteller ein, daß der Vortheil eines Haufens Spekulanten die Entwickelung einer National-Literatur hemme. Erst neulich gestand ein Belgischer Schriftsteller in der Vorrede eines Buchs: um demselben bei seinen Landsleuten Eingang zu schaffen, sey er gezwungen gewesen, dasselbe in Frankreich drucken zu lassen, in der Ueberzeugung, daß dann der Nachdruck es nach Belgien bringen werde. Vor drei Jahren bildete sich in Brüssel eine Gesellschaft zur Beförderung der Herausgabe einheimischer Schriften, von der die Belgischen Verleger in dem Programme, das sie verbreitete, noch ärger mitgenommen wurden, als von den Französischen Autoren. Dieselbe Stimmung herrscht in Amerika, wo die Klagen der Schriftsteller einen Annehmer im Kongreß gefunden haben. Sind erst die Schriftsteller oder vielmehr die edleren Geister aller Klassen in Amerika und Belgien gewonnen, dann würde es möglich werden, bei beiden Völkern diese Gewohnheit zu zerstören; die Regierungen würden einsehen, daß sie nur den Aufschwung der Nation hemmen, daß sie eine reiche Quelle geistiger Schätze verstopfen, um etwa hundert Spekulanten reich zu machen. Auch würde ja der Verlust der Exportation, die eine Folge des im Ausland allgemein angenommenen Repressiv-Systems seyn muß, die Letzteren selbst entmuthigen.

Noch eins: die Bemühungen der Französischen Regierung, die übrigen Europäischen Staaten zur Prohibirung des Nachdrucks zu bewegen, können nur dann einen wahrscheinlichen Erfolg haben, wenn auch das Interesse der fremden Konsumenten nicht unbeachtet gelassen wird, wenn der Französische Buchhandel, dem der Nachdruck am meisten schadet, die Preise für seine Produkte billiger stellt und so den letzten Vorwand, die letzte Ausflucht, die der Nachdruck für sich hat, niederschlägt. Es ist auch zu präsumiren, daß dies der Fall seyn wird; denn sobald die Verleger sehen werden, daß sie Aussichten auf einen viel größeren Absatz haben, so werden sie die Ziffer der Auflage erhöhen und die Käufer durch Billigkeit an sich zu locken suchen. Ueberhaupt kann man dann dem literarischen Leben, mit welchem doch der Buchhandel so innig zusammenhängt, einen Fortschritt zum Besseren prophezeien. In den gegenwärtigen Verhältnissen muß der Buchhändler bei seinem beschränkten Markt dem Schriftsteller, der eine Idee weiter ausführen, Forschungen vervollständigen und mühsam erworbene Wahrheiten und Resultate mit allen Reizen einer schönen Sprache veröffentlichen will, oft seine Mitwirkung versagen. Die Kosten, die der Buchhändler macht, um ein Werk zu verbessern, sind nur ein Reiz mehr für die Nachdrucker. Daher sind auch die Unternehmungen, die er am liebsten betreibt, nicht die, welche einer Zukunft bedürfen, sondern die, welche wenig Vorschuß nöthig machen und ganz ephemer sind. Ist die Literatur nicht mehr vom Völkerrecht ausgeschlossen, dann wird sich der Gesichtspunkt der Speculation sofort ändern. Jeder verständige Verleger wird die Namen, die einen Europäischen Ruf haben, zur soliden Basis seiner Unternehmungen machen, und der Schriftsteller wird nicht mehr, wie jetzt, mit kleinen Arbeiten ganze Bände aufzublasen oder in zwanzig Journalen seine Gedanken zu verbreiten brauchen: ein Werk von wenigen, aber guten Blättern, welche das Denken oder das Interesse der Völker ansprechen, wird ihm einen Wirkungskreis sichern, der fruchtbar genug ist, um seine Familie reich zu machen. Mit einem Wort, das Gute, das Solide wird zunehmen, das Schlechte aber, das Charlatanmäßige, besonders die Bücher, die fast mehr leeres als bedrucktes Papier haben, werden verschwinden.

Die Pariser Kaffeehäuser.

Nach der Schilderung eines Engländers.

In Paris giebt es mehr als fünfhundert Kaffeehäuser. Das älteste von allen ist das Café Procope, welches man noch jetzt in der Vorstadt St. Germain findet. Es wurde von einem Italiäner, Namens Zoppi, gegründet. Ihm gegenüber stand einst die Comédie Française. Dieses Theater verwandelte sich nachmals in das Atelier des berühmten Malers Gros und endlich in ein Papier-Magazin. Das Café Procope war der Erholungs-Ort Rousseau's, Fréron's, Voltaire's und des Satirikers Piron; jetzt sind Studirende der Rechte, der Medizin und der Philologie seine vornehmsten Kunden. Hier versammeln sie sich mit ihren hohen Spitzhüten, ihren republikanischen, über die Schultern herabwallenden Locken und ihren unrasirten Bärten, um der dame-du-comptoir Artigkeiten zu sagen, über die Pandekten zu scherzen und Domino zu spielen. Das eben erwähnte, nicht allzu kopfbrechende Spiel ist besonders ihre Leidenschaft. Gewöhnlich spielt man um das Frühstück. Alle diejenigen, die verloren haben, spielen unter einander, und so kommt es gar nicht selten dahin, daß Einer, der um zehn Uhr in das Café trat, und außer café au lait und einem petit pain nichts bestellte, um

vier Uhr sich zurückzieht, nachdem er zuvor bei der Dame hinterm Büffet einige funfzig Franken niedergelegt oder wenigstens anschreiben lassen.

Aber Studenten sind nicht die ausschließlichen Gäste des ehrwürdigen Café Procope; zuweilen sieht man hier auch Schriftsteller und Künstler, wie Gustave Planche, den jungen Maler Gigoux, Henri Fournier, Eugène Renduel und Andere; jedoch keine Dramatiker. Das Theater hat St. Germain des Prés verlassen. Die übrigen berühmten Kaffeehäuser an dieser Seite der Seine sind: „Voltaire", „Molière" und endlich „Desmarés", eine aristokratische Ressource, wo finstere und bärbeißige Deputirte von der äußersten Rechten oft sich versammeln.

An der Place du Palais Royal liegt das „Café de la Régence". Dieses ist der vornehmste Sammelort der Schachspieler. Ehemals wurde es von Rousseau und anderen ausgezeichneten Personen stark frequentirt. Auch feierte hier Philidor, der Gewaltige, seine Triumphe. Noch zeigt Dir der Garçon auf Verlangen die Stelle, wo jener weltberühmte Schachspieler zu sitzen und Könige, Bischöfe und Ritter zu dirigiren pflegte. Man trete um die Mittagestunde in den Saal, wenn funfzehn bis zwanzig Partieen zugleich gespielt werden — welche feierliche Stille! — welche gespannte Aufmerksamkeit auf allen Gesichtern! Kein Automat kann glotzender vor sich hin schauen. Beobachte jenen ehrwürdigen Mann in dem Winkel, dessen kahles Haupt ein schwarzes Scheitelkäppchen deckt; sein Gesicht ruht zwischen beiden Händen auf den Ellbogen. Er ist das wahre Bild der Abstraction; er hat wirklich vergessen, mit wem er eben spielt. Vergebens erinnert ihn der Garçon an die Flasche Bayerisch, die er bestellt hat. Vor seinem leiblichen Auge ist jenes kleine Schlachtfeld mit seinen stationairen Armeen ausgebreitet; das geistige Auge aber sieht diese Reihen in steter Bewegung. Schau — jene Bauern sind eben vom Felde weggefegt. Der Ritter hier ist im Besitze des Schlosses dort. Die Königin fährt bald rechts, bald links, und thut ihre Nothschüsse, während jene unverzagten alten Bischöfe mit einem einzigen Bauern dem Könige Schach bieten und ihn matt machen. Es giebt noch immer gute Spieler im Café de la Régence; aber die großen Spieler sind heimgegangen, und der weiland klassische Ort kann jetzt mit Kaiser Karl V. sagen, als er die Mönchskutte über die Ohren zog: „Ihr, meine schönen Tage, wo seyd ihr geblieben?"

Das literarische Patronat der Kaffeehäuser ist nicht immer ihr einziges; viele haben auch wegen ihrer politischen Besucher Berühmtheit erlangt. Das Café Valois und das Café de Foys sind vorzugsweise von Revolutions-Männern besucht worden, wie das Café Lemblin von Liberalen; jetzt aber begegnen sich die verschiedenen Parteien friedlich an einem und demselben Belustigungsorte. Legitimisten, Doctrinaire und Republikaner, Dynastiker und Anti-Dynastiker sehen einander jeden Abend von verschiedenen Tischen desselben Gastzimmers in die Augen, ohne daß es zu Streit und Blutvergießen käme. Kaufleute und Actien-Wucherer treffen zwischen zwölf und ein Uhr in großer Anzahl vor dem Café Tortoni zusammen. Wer in Geschäften sein Glück machen will, dem ist dringend zu empfehlen, daß er täglich vor diesem Etablissement hin und her schlendere. Willst Du von Allem, was auf Erden vorgeht, die früheste Kenntniß erhalten, so gehe zu Tortoni; willst Du außerdem die köstlichste Chokolade und das köstlichste Eis genießen, das man in der ganzen Welt haben kann, so gehe zu Tortoni. Das Eis Tortoni's ist eben so hoch über alle Eisarten erhaben, wie Demoiselle Taglioni's Tanz über alle Arten des Tanzes. Der Garçon reicht Dir ein Kärtchen, auf dessen beiden Kolumnen, unter den Rubriken „Crème" und „Früchte", neben anderen Delikatessen, auch Citronen-, Vanillen- und Himbeeren-Eis verzeichnet ist. Du wählst Himbeeren-Eis; in wenigen Augenblicken stellt der Garçon einen silbernen Teller vor Dir nieder, auf dem folgende Dinge stehen: ein Becher, mit einem Löffel darinnen, eine Flasche, die zur Hälfte mit eiskaltem Wasser gefüllt ist, ein kleines Körbchen mit Waffeln, und ein Glas, über welches das Himbeeren-Eis, dem es als Träger dient, in konischer Form wohl sechs Zoll hoch emporsteigt. Jeder hat seine eigene Manier, das Eis zu verzehren. Bei Tortoni wüßte ich kaum, welche Manier den Vorzug vor den übrigen verdiente, doch möchte ich Jedem empfehlen, sich so zu setzen, daß er, während ein süßes Eis-Partikelchen ums andere an seinem Gaumen zerfließt, eine der schönsten Büffet-Damen gemächlich beäugeln kann. Tortoni's Eis muß überdies, wenn man den rechten Genuß davon haben will, sehr langsam und, wo möglich, ganz ohne Gespräch genossen werden. Für eine „Framboise" zahlt man einen Franken und legt etwa noch zwei Sous für den Garçon auf den Tisch. Nichts übertrifft den Glanz, die Schönheit und Lebendigkeit der Scene um das Café Tortoni an einem schönen Sommerabend.

Der prachtvollen Kaffeehäuser, unter denen mir die Wahl schwer würde, giebt es acht oder zehn.*) Auf dem Café de Foy hört man nie das Geräusch der Domino-Steine; das Spiel ist hier verpönt. Die Café's „du Caveau" und „Orleans" bieten uns den edelsten Mokka-Trank. In dem Café de l'Opéra Comique wird der Nektar Arabiens aus wahren Humpen getrunken; im Café Vivienne lacht er uns auf Tischen von schönsten weißen Marmor entgegen. In dem Cafe des Variétés kredenzt man denselben in orientalischen Prachtzimmern und eben so bei Véron. Das Véronsche Kaffeehaus erinnert mit seiner Menge von Vergoldungen an das goldene Haus Nero's. Decken und Wände sind hin und wieder mit den lieblichen Fresko-Gemälden von Vögeln und Blumen, von Faunen, Nymphen und Grazien geschmückt. Vier ungeheure vergoldete Luster hangen an der Decke; ein hoher Kandelaber erhebt sich mitten im Zimmer, und zwei schöne Lampen stehen auf dem Büffet. Zu dieser herrlichen Beleuchtung, zu diesen Malereien und Vergoldungen denke man sich noch eine Menge hoher Trumeau-Spiegel, die Alles zwanzigfach zurückstrahlen! Ueberhaupt ist wohl in ganz Paris kein Kaffeehaus anzutreffen, das nicht zum Ueberfluß mit Spiegeln versorgt wäre — doch, was rede ich von Kaffeehäusern! Es giebt hier Spiegel in jedem Kaufladen, und wär' er noch so unansehnlich — Spiegel schmücken die Diligencen und Omnibusse — Spiegel reflektiren ein halbes Dutzend Mal den Stiefelwichser, während er unter einem Schilde mit der Ueberschrift „On cire les bottes" sein Geschäft verrichtet. Paris ist schon an sich eine der ansehnlichsten Städte Europens; aber mit allen seinen Spiegeln ist es zwanzig Mal größer als die größte Stadt in der Welt. (Schluß folgt.)

*) Der Leser erwarte in diesem Artikel keinen Katalog der vornehmsten Kaffeehäuser von Paris; sonst würde das Stillschweigen, womit der Verfasser Café „Vernon", „Petron", „Durand", „Musard" und viele andere übergeht, fast unverzeihlich seyn.

Bibliographie.

Actualités sociales. — Von M. L. Boulangé. 7½ Fr.
Allemagne et Italie. Philosophie et poesie. — Von Edgar Quinet. 2 Bde. 15 Fr.
Ethologie de l'armée, ou tableau de son état moral et matériel, et les remèdes à y apporter. — Von M. Delacroix.
Histoire de l'Espagne, tableau pittoresque et anecdotique des vicissitudes de la Peninsule, depuis la plus haute antiquité jusqu'à nos jours. — Von Cuisin. 2 Bde. 6 Fr.
Mémoires de la Société Linnéenne de Normandie. Vol. VI. 4. 15 Fr.
Le prédestiné, histoire contemporaine. — Von Ed. d'Anglemont. 7½ Fr.
Recueil de documens sur la prise de Constantine. — 15 Fr.
Statu quo de l'Orient. Revue des événemens qui se sont passées en Turquie pendant l'année 1838.
Théorie de la machine à vapeur. — Von F. M. G. v. Pambourg. 7½ Fr.

Mannigfaltiges.

— Italiänische Grabschriften. Es giebt in der Italiänischen Literatur einige Erscheinungen, die sie auch in unserer Zeit noch vor anderen Literaturen auszeichnen. Ihre Improvisatoren, wie gewandt auch einige Deutsche und Franzosen es ihnen nachzumachen wußten, stehen doch unübertroffen da. Ihre Sprache, das Produkt eines glücklichen Klimas und das Erbtheil einer klassisch gebildeten antiken Welt, leiht den Italiänischen Improvisatoren ein so weiches und bildsames Material, wie es die denkenden und dichtenden Sprachen der Nachbarländer noch lange nicht darbieten. Im Volke selbst ist daher auch mehr poetischer Sinn verbreitet, ein poetischer Sinn, der sich auch in öffentlichen Inschriften, besonders aber auf Grab-Denkmälern ausspricht, die bei uns zu Lande, wie in Frankreich und England, oft einen großen Mangel an Takt verrathen und nicht bloß unlapidarisch und unpoetisch, sondern zuweilen sogar komisch und wider Willen epigrammatisch sind. In Italien macht man aus gesammelten Grabschriften eine poetische Lektüre, und Herr Luigi Muzzi hat kürzlich bereits das neunte Hundert einer solchen Epitaphien-Sammlung herausgegeben.*) Die nach und nach erschienenen ersten acht Hundert sind mehrfach aufgelegt und nachgedruckt worden — ein Beweis, wie gern man sie als klassische Vorbilder benutzte. Wir theilen hier aus dem neunten Hundert die Grabschrift des Komponisten Bellini mit:

L'anima soave graziosa di Vincenzo Bellini — Albergò in queste spoglie sue degne — Soli trenta quattr' anni — E dopo iniziata la terra ai concenti del paradiso — Tornò al fonte delle eterne armonie — Il XXIII di settembre MDCCCXXXV — Seguita da un universale sospiro — O anima carissima — Inebriati costassù nell' altre dolcezze — che ti fu tolto largire ai mortali.**)

Der Grabschrift des berühmten Mannes lassen wir hier die eines zweijährigen Kindes folgen:

Giovannino Albaneri — In due soli anni compiè la sua vita — Nato — Chi puo dir — L'allegrezza della madre sua Teresina? — Morto — Chi può dirne il dolore? — Ella ogni giorno vien qui.***)

*) Delle Iscrizioni di Luigi Muzzi Centuria IX. Bologna, Tipografia delle Muse, 1838.

**) Die weiche anmuthige Seele Vincenzo Bellini's — wohnte in dieser ihrer würdigen Hülle — nur 34 Jahre — und nachdem sie die Erde mit den Tönen des Paradieses bekannt gemacht — kehrte sie zum Urquell der ewigen Harmonieen zurück — am 23. September 1835 — von der allgemeinen Trauer begleitet. — O, theuere Seele — du berauschest dich nun oben in jenen seligen Tönen — die den Sterblichen noch zu schenken dir nicht mehr vergönnt war.

***) Giovannino Albaneri — Zwei Jahre nur dauerte sein Leben. — Als er geboren ward — wer kann sie schildern — die Freude seiner Mutter Teresina! — Als er starb — wer kann ihren Schmerz darstellen? — Täglich besucht sie das Grab ihres Kindes.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

№ 26. Berlin, Freitag den 1. März 1839.

England.

Glasgow.

Kaum war James Watt, der Erfinder der Dampfmaschine, [ge]storben, als Herr Boulton, der bei den meisten industriellen Un[te]rnehmungen desselben betheiligt gewesen war, eine Versamm[lu]ng der bedeutendsten Einwohner von Greenock und Glasgow [zu]sammenberief und in derselben den Vorschlag machte, das An[de]nken des Mannes, der durch die Entdeckung einer neuen Kraft [so] wunderbare Resultate hervorgebracht hatte, durch die Errich[tu]ng einer Statue zu ehren. Der Vorschlag wurde einstimmig [an]genommen. Von Seiten der Einwohner von Greenock und [G]lasgow war dieser Entschluß der Ausdruck einer sehr natürlichen [D]ankbarkeit, denn James Watt hatte durch die Anwendung der [D]ampfkraft auf die Schifffahrt und die Industrie den Wohlstand [be]ider Städte begründet. Vor ungefähr funfzig Jahren war [G]lasgow nur eine Provinzialstadt dritten Ranges, die freilich [sch]on seit dem Anfange des vergangenen Jahrhunderts in einem [ge]wissen Aufschwunge begriffen war. Der Abscheu vor dem her[ge]brachten Schlendrian zeichnet alle Schotten aus. In Edinburg [tri]tt diese Eigenthümlichkeit besonders in den religiösen und [ge]istigen Beziehungen hervor und ruft alljährlich neue religiöse [S]ekten ins Leben. Die Bewohner von Glasgow haben dies Be[st]reben auf die Industrie übertragen; sie nehmen, ohne sich lange [zu] besinnen und ohne lange Prüfung, jede nützliche Erfindung [an], und auch James Watt's neues Verfahren brach sich hier bald [B]ahn und gelangte in kurzer Zeit zu einem außerordentlichen [E]rfolge. Es entstanden bald neue Fabriken, und auch die Ar[be]iter, denen man diese Neuerung als ihre gefährlichste Feindin [ge]schildert hatte, legten bald ihre Vorurtheile ab. Innerhalb [fu]nfzig Jahren stieg die Bevölkerung Glasgow's in einem nie [da]gewesenen Verhältnisse von 40,000 auf 220,000 Menschen, [un]d Glasgow ist jetzt nach London die bedeutendste Stadt des [Kö]nigreichs.

Die Bevölkerung Glasgow's und der industriellen Umgebung [de]r Stadt, zu welcher Paisley, eine Stadt von 60,000 Ein[w]ohnern, Renfrew, Dumbarton, Lanark, Port-Glasgow und [G]reenock hinzugerechnet werden müssen, beläuft sich jetzt auf fast [40]0,000 Menschen. Glasgow ist London in verkleinertem Maß[sta]be. Beide Städte haben übrigens manches Uebereinstimmende. [B]eide liegen an einem schiffbaren Flusse, und längs der Ufer [de]sselben liegt beständig eine dreifache Reihe von Schiffen jeder [G]röße vor Anker. Die handeltreibenden Theile Glasgow's lie[ge]n, wie die City in London, gegen Osten, die neueren Stadt[th]eile dagegen nach Süden und Westen zu. Die Clyde hat aller[di]ngs nicht die Ausdehnung der Themse, aber sie ist von präch[ti]gen Kais eingefaßt. Diese Kais sind mit mehreren Reihen von [B]äumen bepflanzt, und in gewissen Abständen sieht man geschmack[vo]lle Waaren-Magazine. An den Ufern herrscht beständig ein [au]ßerordentlich reges Leben, und Matrosen, Kaufleute, Reisende [un]d Tagelöhner drängen sich bunt durch einander; Waaren jeder [A]rt werden ein- und ausgeschifft; fremde Hölzer und Theekisten, [sei]dene Zeuge und die ungeheuren Baumwollen-Ballen, welche [au]s Nord-Amerika anlangen, treffen mit den Eisenwaaren, [le]inenen und wollenen Stoffen, welche verladen werden, zusam[m]en. Dennoch geschieht Alles ohne Geräusch und Unordnung. [D]ie Menschen sind ernst, weil sie mit Geschäften überhäuft sind, [un]d kaum hört man zuweilen den Gesang eines frohgelaunten [M]atrosen.

Es dürfte indeß interessanter seyn, zum Ursprunge dieser [B]ewegung, zur Quelle dieser Reichthümer zurückzukehren und [di]e Theile der Stadt zu besuchen, in welchen sich die Manufak[tu]ren befinden, um in eine der ungeheuren Anstalten, von welchen [jä]hrlich jede so viel baumwollenes Zeug verfertigt, daß der größte [T]heil Schottlands damit bekleidet werden könnte, einzutreten. [M]an kann sich eine solche als eine ungeheure Feste des Mittel[al]ters vorstellen, als ein ungeschicktes und weitläufiges Gebäude [m]it hohen kahlen Mauern, die nur hier und da von kleinen [F]enstern durchbrochen sind; an den Seiten erheben sich Thürme [v]on gebrannten Steinen, die an ihrem Fuße zuweilen funfzig [F]uß im Durchmesser haben und eine Höhe von hundertundfunf[zi]g Fuß erreichen. Diese hohen Thürme sind nichts als Schorn[st]eine, und man findet deren in Glasgow und in der Umgegend einige Hunderte. Die Garnison dieser Vesten besteht aus hundertundfunfzig Unglücklichen, welche nie zur Ruhe kommen; es sind die Fabrik-Arbeiter. Ein jeder derselben hat eine bestimmte Verrichtung. Die Heizer zuerst leben in unterirdischen Räumen, welche man für die Luftlöcher der Hölle halten könnte; die Aufgabe ihres ganzen Lebens ist, das Feuer in den ungeheuren Oefen beständig zu unterhalten. Das Wasser, dessen Dämpfe die Hebel der Maschinen in Bewegung setzen, kocht in ungeheuren Kesseln, und die Maschinisten, welche die belebende Seele der Maschinen zu seyn scheinen, wandeln zwischen denselben hin und her. Ihnen ist eine jede Zerstreuung untersagt, denn dieselbe würde lebensgefährlich seyn. Die Oefen und die Maschinen sind das Herz der Fabrik, von welchem aus das Leben in die übrigen Theile überströmt. Der Dampf treibt eine Welle, welche in senkrechter Richtung aufsteigt und durch alle zehn Stockwerke läuft; in jedem der zehn Stockwerke greifen Räder in die Zähne der Welle ein und setzen die verschiedenen Maschinen in Bewegung. Jede derselben hat eine bestimmte Verrichtung; die im zehnten Stockwerke sondert die Baumwolle aus dem Ballen, reinigt sie und breitet sie in dünnen Schichten aus; die dünnen und zarten Blätter fallen dann auf die tausend Zähne der Krämpel-Maschine im neunten Stockwerk. Diese Maschine hechelt die Baumwolle und zertheilt sie in Streifen, welche die Maschine des achten Stockwerkes erfaßt und zu Stricken zusammendreht; diese Stricke werden dann wieder zu Fäden von gleicher Stärke verarbeitet. Die Fäden endlich werden von zahllosen Spindeln, die durch die Maschinen der folgenden Stockwerke in Bewegung gesetzt werden, versponnen. Ein jeder Webestuhl löst wie ein geschickter und verständiger Arbeiter seine Aufgabe, schleudert das Webeschiffchen, macht den Einschlag, drängt die einzelnen Fäden zusammen und breitet den fertigen Stoff aus. Ein Arbeiter, oft nur ein Kind, beaufsichtigt zehn solcher Webestühle, von denen jeder täglich 30 Ellen verfertigt. Geräth etwas in Unordnung, so rührt der Arbeiter an einer Feder, und es hört augenblicklich jede Bewegung auf.

Jetzt mögen wir die unermeßlichen Säle des benachbarten Gebäudes besuchen; hier werden die gewebten Zeuge weiter bearbeitet. Die Druckmaschine kann zwanzig Stücke Zeug, welche über einander ausgebreitet werden, auf einmal färben. In einem anderen Gebäude werden sodann die bedruckten und gefärbten Stoffe durch eine sinnreiche Anwendung der Luftpresse zusammengepreßt. Von hier werden sie dann abgeholt, um nach allen Weltgegenden hin verführt zu werden und um die Deportirten in Botany-Bay, die Neu-Seeländer oder die Neubekehrten auf den Sandwichs-Inseln zu bekleiden. Der Anstoß, welchen die Dampfkraft dem ganzen Manufakturwesen gegeben, läßt sich kaum in Worte fassen. Sie ist das Prinzip jeder Bewegung; sie treibt die Maschinen, transportirt die Ballen und Pakete, bewegt die Hebel, dreht die Schrauben, und das Alles ohne Verwirrung und mit einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit. Der Dampf, kann man sagen, ist die vom Menschen beherrschte und geregelte Kraft; er ist der stärkste und treuste Diener, ein Sklave, der weder Leidenschaften, noch Launen, noch Trägheit kennt.

Glasgow zählt zwanzig Baumwollen-Manufakturen oder coton-mills, der ähnlich, die wir beschrieben haben. Die Zahl der Fabriken, welche leichte Zeuge anfertigen, ist ebenfalls sehr beträchtlich. In einigen werden mit Hülfe der Dampfkraft gestickte Musseline gemacht. Uebrigens fabrizirt Glasgow auch Tuch, wollenen Musselin, wollene Zeuge und grobe Leinewand.

Im Jahre 1668 kam ein Kaufmann in Glasgow, Patrick Gibson, auf den Gedanken, ein Schiff mit Häringen zu befrachten und nach Frankreich zu senden; dasselbe brachte Salz und Branntwein zurück. Dies ist der Ursprung des Handels dieser Stadt. Damals hatte Glasgow nur sechs- bis siebentausend Einwohner; aber schon damals kannten dieselben sehr gut den Werth eines Schillings und wendeten die ganze Betriebsamkeit, welche dem Schottischen Charakter eigenthümlich ist, auf die Anhäufung des Geldes. Nicht allein sendeten sie jetzt Schiffe nach den Französischen und Spanischen Häfen, sondern einige gingen auch nach Amerika und kehrten mit reichen Ladungen zurück. Der Reichthum der Stadt wuchs nun schnell, und in weniger als einem Jahrhunderte stieg die Zahl der Bewohner auf das Fünffache. Glasgow, eine niedliche Stadt zweiten Ranges, mit dem besten

Hafen des Königreiches, war eine Handelsstadt, als James Watt sie zu einer industriellen Stadt ersten Ranges erhob.

Die Geschichtsschreiber Glasgow's, welche, wie so viele andere, Propheten nach der Zeit gewesen sind, behaupten übrigens, daß Glasgow von jeher zu einem außerordentlichen Glücke bestimmt gewesen sey: „Sehet nur das Wappen der Stadt: ein Baum, ein Vogel und ein Fisch, sagt einer, sind es nicht die Symbole der dreifachen Macht ihrer Bewohner, welche sie über die Luft, die Erde und das Meer ausüben?" — Pennant, welcher Glasgow im Jahre 1769 besuchte, behauptet, dieselbe sey die schönste von allen Städten zweiten Ranges, die er je gesehen. Damals bestand Glasgow nur aus drei Stadtvierteln. Das älteste ist High-Street, welches sich von der Kathedrale zur Trongate niedersenkt. Es war auf dem jähen Abhange eines Hügels erbaut und konnte so leichter die Einfälle der Bergbewohner abwehren. Im Jahre 1450, als die Universität gegründet wurde, belief sich die Zahl der Einwohner nicht über 1700 bis 2000, und die Häuser der Stadt bedeckten kaum den dritten Theil des Hügels, welcher die Kathedrale beherrscht. Im Jahre 1484 wurde eine Kirche zu Ehren der heiligen Jungfrau errichtet und die Stadt nach einer anderen Richtung hin erweitert; später breitete sie sich in Gestalt eines Kreuzes aus. Im vergangenen Jahrhundert dehnte sie sich schneller aus, und der Friede und die Entwaffnung der Hochländer erlaubte den Bewohnern auch in die Ebene hinabzusteigen. Von jetzt an geschah der Anbau vorzüglich längs der Ufer der Clyde. Am Ende des vergangenen und am Anfange des jetzigen Jahrhunderts wurde das Wachsthum der Stadt immer gewaltiger; zwei große neue Städte, die eine im Norden, die andere im Westen schlossen sich an die alte Stadt an. Die westliche Stadt war vorzüglich der Sitz des Handels, und die Kaufleute errichteten hier ihre Comptoire und ihre Manufakturen. Die nördliche Stadt am Abhange mehrerer Hügel war das aristokratische Viertel, und hier ließen sich diejenigen, welche schon ein Vermögen erworben hatten, die Professoren und der Adel der Umgegend nieder. Auch die großen Kaufleute hatten hier ihre Wohnhäuser, in denen sie sich am Abend von den Anstrengungen des Geschäftslebens erholten. Ein Theil der westlichen Stadt, welcher dem Flusse zunächst lag, war der Aufenthaltsort der Seeleute, der Hafenbeamten und der Schiffswächter.

Die Altstadt erhebt sich amphitheatralisch auf dem Abhange des Hügels, der östlich von der Manufakturstadt gelegen ist. Die meisten dieser Häuser, welche in engen Straßen gelegen und um den Gipfel des Hügels zusammengedrängt sind, haben hervorspringende Stockwerke, wie dies auch größtentheils in der Altstadt von Edinburg der Fall ist. Einige derselben haben ein sehr hohes Alter und scheinen sich nur noch wie durch ein Wunder auf ihrem schmalen und gebrechlichen Grunde aufrecht zu erhalten; die Kathedrale, Town-Hall und die Universitätsgebäude ragen mit ihren gewaltigen Steinmassen über sie hinweg.

Die Kathedrale ist außer der des heiligen Magnus von Kirkwall auf den Orkaden die einzige Schottische Kirche, welche der allgemeinen Zerstörung zur Zeit der Reformation entgangen ist. John Achacus, Bischof von Glasgow, legte den Grund derselben, aber er sah ihre Vollendung nicht. Die verschiedenen Baustyle, die in derselben hervortreten, bestätigen dies und thun dar, daß sie erst ein und ein halbes Jahrhundert nach dem Beginnen des Baus vollendet wurde. Die unterirdischen Grüfte z. B. sind unzweifelhaft aus der Zeit des Achacus, einer Zeit, in welcher der gothische Styl aufkam. Dieselben sind 108 Fuß lang, 72 Fuß breit. Vierzig Fenstern oder Luftlöcher lassen das Licht in diese Räume dringen, welche in drei Galerieen abgetheilt sind. Längs derselben sind 69 Chorstühle aufgestellt, von denen ein jeder 6 bis 8 Personen faßt. Dieser Theil der Kirche heißt barony kirk oder auch der gewölbte Kirchhof. Die niedrigen Bogenwölbungen werden von 60 Pfeilern getragen, die acht Fuß dick, sechszehn Fuß hoch sind. Der reine gothische Styl ist hier noch nicht zu suchen.

(Schluß folgt.)

F r a n k r e i c h.

Die Pariser Kaffeehäuser.

(Schluß.)

Im Kaffeehause hat der Garçon auf Deinen Ruf „une mi-tasse" eine schneeweiße Tasse, vier Stücke Zucker und ein petit verre vor Dir niedergestellt. Er hat das petit verre hinzugefügt, weil er aus Deinem purpurfarbenen Englischen Gesichte den Schluß gezogen, daß Du an Liqueur Geschmack findest. Jetzt erscheint ein anderer Garçon; in der Rechten hält er eine kolossale silberne Kanne, mit einem Deckel darauf, und in der Linken eine dergleichen ohne Deckel: die eine Kanne enthält Kaffee, die andere aber Sahne. Du weisest die Sahne zurück, und nun schenkt Dir der Garçon aus der ersten Kanne eine so reichliche Quantität Kaffee, daß die Obertasse überfließt und die Untertasse um ein Haar gleiches Schicksal hätte. Es ist kaum noch Raum für die vier Stücke Zucker vorhanden, und doch mußt Du sie irgendwie hineinfördern, indem sonst die konzentrirte Stärke des Kaffee's ihn fast ungenießbar macht; durch die süße Beimischung wird er aber das edelste aller irdischen Getränke. Sein flüssiger Theil schmeichelt allen Geschmacks-Nerven; sein Geruch erfreut das Geruchs-Organ, und selbst das Auge ergötzt sich an jener dunkelklaren, Funken sprühenden Farbe, die den zi bernen Löffel anmuthig durchschimmern läßt. Du fühlst Dich g drungen, zu bekennen — wär' es auch nur heimlich, daß de Französische Kaffee der einzige wahre Kaffee ist. In wenige Augenblicken beginnt seine Wunderkraft zu wirken; Du fühl Dich spirituell gesprächig und liebenswürdig.

Der Garçon ist ein Beau-Idéal in seiner Sphäre. Sei Haar ist so stark pomadirt, daß es einen Glanz hat wi Ebenholz. Sein Gesicht hat einen balsamischen Ausdruck, de Dich bezaubert. Seine Kravatte ist blendend weiß, seine gan Tournüre zierlich und geschmeidig. An seinem linken Arme häng eine reinliche Serviette, und eine schneeweiße Schürze gür seine Hüften. Er gleitet in Tanzschuhen über den Boden, un sein Tritt ist dem Ohre kaum vernehmlich. Der Gast brau seinen Wunsch kaum laut werden zu lassen; unser Garçon lie schon Alles in seinen Zügen.

Jetzt tippst Du mit einem Fünffranken-Stück auf Dein Tasse; der Garçon nimmt es Dir mit Grazie aus der Hand nähert sich der Dame-du-Comptoir und spricht nur die beide Worte: „huit-cent." Die Dame-du-Comptoir —

Und wo kannst Du eine Dame-du-Comptoir finden, außer in Frankreich? Einige Plumperiane von unseren Landsleuten gebe ihr zuweilen den pausbackigen Namen „Schenktisch-Jungfer" (bar-maid). Allein es rollt ein breiter Ocean zwischen jener an muthigen, elegant gekleideten, mit ihrem Scharfblick Alles über schauenden Gottheit und jenem anderen Geschöpfe, auf welches der erwähnte abscheuliche Name passen mag, ein Name, der mi Bierflaschen- und Stallburschen-Dunst geschwängert ist. Die Französische Dame sitzt königlich hinter ihrem Comptoir. Zwe große silberne Vasen, mit Löffeln darin, stehen vor ihr; zu ihre Rechten gewahrt man verschiedene zierliche Klärkannen, und zu ihrer Linken wohl zwanzig mit Zucker gefüllte Schalen. Sie hat einen Schellenzug in ihrem Bereiche, um den Garçon zu zitiren, und die Schatzkisten des Café's sind vor ihren Blick weit geöffnet.

Wie lange schon die goldenen Zeiten der Chevalerie vorüber sind, ergiebt sich nicht bloß aus der traurigen Thatsache, daß kein Schwert aus der Scheide gezogen wurde, um die liebenswürdige Marie Antoinette zu rächen. Reise durch ganz Europa, und Du findest in jedem Winkel Belege dazu. In München verrichten We ber das Geschäft der Preßbengel; in Wien sieht man das zarte Geschlecht Mörtel bereiten, Mörteltröge schleppen, Keller grabe und den Lehm in Schiebkarren fortschieben; oft ist sogar eine Frau in Gesellschaft eines Mannes, eines Hundes oder Esels an eine Karre gespannt und zieht das Fuhrwerk durch die belebten Straßen der Hauptstadt. In Dresden sägt und spaltet sie Holz und fördert ungeheure Rollwagen mit Lebensmitteln durch di bloße Kraft ihres Armes ein paar Meilen weit über die Heer straße nach der Hauptstadt.

Aber nichts reicht an die praktische Vielseitigkeit, welche das Weib in Frankreich entwickelt. Eine Frau spannt Pferde an die Postkutsche; eine Frau verkauft Dir im Theater Dein Billet, an andere Frauen haben die Logen unter ihrer Obhut. In vielen Geschäfts-Lokalen besorgt ein Weib das ganze Geschäft. Willst Du in einem Holzhofe eine Ladung Holz erhandeln, so hast Du es mit einer Frau zu thun; beabsichtigst Du eine Reise nach dem südlichen Frankreich, so empfängst Du aus den Händen einer Frau Deine Berechtigung zu einem Platze im Coupée. Der größte Gasthof in Paris steht unter der Direction einer Gast wirthin. Frauen führen die Ober-Aufsicht in den Lese-Zimmern, Restaurationen, Tabagieen und Café's; sie unterhalten sogenannte cabinets inodores auf dem Boulevard Montmartre, verleihen Journale im Palais-Royal u. s. w. Hat die Frau ein Amt, das seiner Natur nach nicht öffentlich verwaltet werden kann, so kannst Du sie wenigstens in funfzig Straßen von Paris lebens groß auf Leinwand gemalt sehen, mit der lakonischen Ueberschrift: „An die Mutterschaft (maternité)! Madame N. N. — Hebamme — 9 Tage, die Niederkunft mit eingeschlossen — 30 Franken und darüber."

Was die Schönheit der Pariser Geschäfts-Damen betrifft, so hört man alte Veteranen aus den Zeiten des Konsulates und der Kaiserherrschaft über diesen Punkt manchen Seufzer ausstoßen. Ihrer Versicherung gemäß, ist die jetzige Generation alt und häß lich, wenn man sie mit früheren Generationen vergleicht; und die alten Herren mögen nicht so ganz Unrecht haben. Bei den Dames-du-Comtoir in den Café's habe ich oft die vollendetste Grazie und Liebenswürdigkeit des Benehmens mit der niedrigsten Schönheitsstufe, ja mit wahrer Häßlichkeit, gepaart gefunden und diesen Kontrast — versteht sich, stillschweigend — bewundert. Paris kann uns mehr als jeder andere Ort die Ueberzeugung beibringen, daß Schönheit der Formen, wenn es auf Bezaube rung des Herzens ankommt, eine sehr untergeordnete Rolle spielt daß geistige Lebendigkeit, Feinheit und natürliche Anmuth de Benehmens der wahre Magnet sind, der das Starke zum Z ten, das Zarte zum Starken hinzieht.

Kehren wir nun von dieser Episode an den Schenktisch zu rück. Sobald der Garçon das Fünffranken-Stück mit den lak nischen Worten: „huit-cent" vor der Dame-du-Comptoir niede gelegt hat, subtrahirt sie acht Sous von Hundert. Der Gar çon bringt Dir, in Erwartung eines kleinen pour-boire, da übrige eingewechselte Geld. Spendest Du ihm Einen Sous fü seine Bemühung, so macht er nur eine Reverenz; läßt Du zwe Sous auf dem Tische, so begleitet er den Bückling mit eine „merci, Monsieur!" Stellst Du ihm großmüthiger Weise dre

Sous zur Disposition, so öffnet er Dir außerdem noch ehrerbietig die Thür, wenn Du abziehst — kurz, je mehr Sous, desto mehr Aufmerksamkeiten.

Von dem Café begeben wir uns, der bloßen Veränderung wegen, in eine Tabagie (estaminet). Wie ganz anders ist die Scene, die sich hier unseren Blicken enthüllt! Aus dichten Tabaks-Wolken schimmern uns Gruppen von Schmauchern und Trinkern entgegen; um ein halbes Dutzend Billardtische tummeln sich Leute in Hemdärmeln, jeder mit einem Queue bewehrt, und Garçon's laufen in die Kreuz und Queer, von denen der Eine ganze Bündel Thonpfeifen, der Andere ein Paar Flaschen Straßburger Bier und der Dritte Branntwein schleppt. In einem Winkel des Zimmers thront die Dame-du-Comptoir, von Tabakspfeifen, Krügen und Flaschen ohne Zahl umgeben; die Umrisse ihrer Gestalt zerfließen in dem blaugrauen Dampfe, der das ganze Lokal erfüllt. Ein Garçon — aber ach, Einer von ganz anderem Kaliber, als die dienstbaren Genien des Café Veron — tritt hervor und stiert Dir so emphatisch ins Gesicht, daß Du Dich gezwungen fühlst, einen Cigarro und ein Glas Liqueur zu fordern. Hat Dein Ohr nach Ablauf einer halben Stunde an die lärmende Unterhaltung der Gäste sich gewöhnt, so unterscheidest Du allmälig ein halbes Dutzend Sprachen. Die fünf Herren, welche hier um ein Marmor-Tischchen sitzen und Karte spielen, sind Franzosen. Sie schlürfen Kaffee, rauchen aus gewöhnlichen Pfeifen, und ihr Spiel ist das beliebte Vingt-un. Einige von ihnen tragen die Uniform der Nationalgarde. Jenes olivenbraune Individuum, dessen kohlschwarzer Schnurrbart sich bis an die Ohren zieht, ist ein Spanier. Die nervigen Arme über der Brust verschränkend, schmaucht er selbstgenügsam einen delikaten Cigarro und beobachtet die Spieler mit düsteren Blicken. Ihm gegenüber sitzt ein bejahrter Herr, der sich bei einer großen Flasche Straßburger Bier gütlich thut. Seine rechte Hand erfaßt den vollen Becher, während die Linke den riesigen Meerschaumkopf seiner kurzen Pfeife unterstützt, bis er zu heiß wird. Ein wahres Bild des Phlegma's, sitzt er da mit vorquellenden, gläsernen Augen und sieht in absoluter Gedankenlosigkeit den Wolken nach, die er vor sich hinpufft — er ist sonder Zweifel ein Deutscher. Die plappernden und gestikulirenden Spieler am dritten Billard-Tische erkennst Du an ihrer Sprache für Italiäner. Der benachbarte Billard-Tisch ist von Franzosen okkupirt; in ihrer Mitte befindet sich Eugène, der gefeiertste Queue-Virtuose in ganz Paris.

Wer nur irgend an diesem eleganten Spiele Geschmack findet, dem muß es eine wahre Augenweide seyn, Herrn Eugène das Queue manipuliren zu sehen. Wenn die elastische Spitze, von seiner Hand gerichtet, die Kugel begrüßt, so entsteht ein halb musikalischer Ton! Wie verwickelt sind seine Combinationen, und wie schnell sind sie konzipirt! Er ist unwidersprechlich ein Genie in dieser Sphäre; seine Eingebungen sind ihm selbst räthselhaft, und er will keinen Ruhm davon haben. Gewöhnlich spielt er das Französische Dreikugel-Spiel. Du meinst, die Stellung dieser Kugeln biete unauflösliche Schwierigkeiten: Eugène wirft kaum einen Blick über den Tisch, und sogleich zuckt der elektrische Funke seines Gedankens durch das Queue; die Spitze des Instrumentes begrüßt die weiße Kugel; diese stößt an die rothe, wirbelt sich (spinnt) einen Augenblick, wendet sich dann plötzlich, eine wunderbare Kurve beschreibend, zur Linken und tippt anmuthig an die blaue Kugel. Die rothe Kugel ist in die Mitte doublirt worden. Alle Zuschauer brechen in stürmischen Beifall aus, aber Eugène hört diesen Beifall kaum. Was in den Augen Anderer ein Mirakel ist, das ist bei ihm die einfachste geistige Combination. Er hat die Kugeln überdies in der möglichst besten Stellung gelassen. Er läßt sie fast immer in solcher Stellung, und schon darum ist er ein sehr gefährlicher Mitbewerber, wenn die Reihe an ihn kommt. Keine Richtung, die seine Kugeln einschlagen, hat für ihn etwas Ueberraschendes; er sieht Alles im Geiste voraus. Der Gedanke, im Glück zu seyn, ist eine Abstraction, von der er kaum eine Ahnung hat. Seine Auslage beim Stoßen und überhaupt alle seine Bewegungen um den Billard-Tisch suchen ihres Gleichen.

Erst an dem Abende, als ich Eugène spielen sah, erhielt ich eine würdige Vorstellung vom Billard; damals erst kam mir zum Bewußtseyn, daß dieses Spiel, um mit Virtuosität gespielt zu werden, keine geringere Concentration der geistigen Kräfte erfordert, als das Schach, und daß Stöße auf's Ungefähr in dem einen eben so verächtlich seyn sollten, wie Züge auf's Ungefähr in dem anderen. (Bentley's Miscellany.)

Die Königl. Kapelle und Kammermusik unter Ludwig XIV.

Wenn man den Zustand der Musik gegen Ende des funfzehnten und während des sechzehnten Jahrhunderts betrachtet und alsdann damit vergleicht, was aus ihr unter der Regierung Ludwig's XIII., Ludwig's XIV., der Regentschaft und Ludwig's XV. wurde, so muß man über das Mißverhältniß erstaunen, welches zwischen der schönen Blüthe dieser Kunst in ihrer frühesten Zeit und den geringen späteren Fortschritten derselben in Frankreich obwaltet. Die Musiker, welche zur Kapelle Ludwig's XI., zu der des Herzogs von Burgund, Karl's des Kühnen, Ludwig's XII., Franz I. und ihrer Nachfolger bis auf Karl IX. gehörten, standen den Niederländischen Meistern in keiner Hinsicht nach und waren selbst ausgezeichneter als die Italiäner; aber seit der Pariser Bluthochzeit, bei welcher der letzte große Musiker der damaligen Zeit, Claude Goudirmel, umkam, verfiel diese Kunst in Frankreich immer mehr und ging zuletzt beinahe ganz unter, bis sie endlich wieder durch Lully in neuer Gestalt belebt wurde. Wenn nun auch in jenen frühesten Zeiten einige Französische Künstler sich mit Erfolg in der Composition versuchten, so blieb doch die Ausführung der Musik stets weit zurück und war bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts meistentheils sehr mangelhaft. Wenn man nach den Ursachen forscht, die jenes Zurückstehen der Französischen Musiker gegen die der anderen Europäischen Nationen verschuldeten, so muß man es eigentlich der Regierung zur Last legen, die sich immer zu viel in Alles mischte, was die Künste und besonders die Musik betraf. Statt den Künstlern die Freiheit zu gestatten, welche zu ihrem Aufschwunge ganz unerläßlich ist, wurden sie durch eine Unmasse von Anordnungen, Befehlen und kleinlichen durch die Zeit geheiligten Gebräuchen so in Abhängigkeit und Zwang gehalten, daß ihre natürlichen Anlagen und Talente sich unmöglich kräftig entwickeln konnten. Es wird nicht uninteressant seyn, wenn wir einiges hierauf Bezügliche näher erläutern.

Auf die Freiheit, welche die Troubadoure des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts genossen, folgte im vierzehnten ein wunderlicher Zustand der Dinge, der fast vierhundert Jahre hindurch jede Anstrengung der Musiker, in der bürgerlichen Gesellschaft einen ehrenvollen Platz zu behaupten, ganz vereitelte. Es war dies die Vereinigung der Stadtpfeifer des heiligen Julian mit den ihnen zugestandenen Vorrechten. Im Jahre 1330 vereinigten sich mehrere Pariser Minstrels, Musikanten, die zum Tanz aufspielten, Sänger und Gaukler, zu einer Körperschaft, wählten den heiligen Julian und den heiligen Genest zu ihren Schutzpatronen und gründeten ein Hospital für arme Musiker. Durch eine solche Vereinigung wollten sie sich gegen jeden Gewaltstreich und gegen die üble Behandlung schützen, welche sie damals, wo sie allgemein verachtet waren, besonders von den Kriegern und Rechtsgelehrten zu erdulden hatten. Die Akten dieser neuen Brüderschaft wurden den 23. November 1338 im Chatelet einregistrirt, und sie erhielt den Namen Menestrandie; da sich aber eine Menge von Possenreißern und verächtlichem Gesindel unter derselben befand, so sagten sich die Musiker wieder los und setzten im Jahre 1397 neue Gesetze für sich auf, die auch durch ein Dekret Karl's VI. vom 24. April 1407 bestätigt wurden. Diese Institution war in ihrem Ursprunge und für den Augenblick ihrer Entstehung ganz vortrefflich, später aber, wo sie nicht mehr für die Zeit paßte, hemmte sie nur die musikalischen Fortschritte. Wie alle Körperschaften, hatte auch sie einen Altmeister, unter welchem jeder zum Handwerk Gehörige stand. Die Stadtpfeifer und die Tanzlehrer waren dem Könige der Violinen, so wurde ihr Oberhaupt genannt, völlig unterthan, und sie mußten ihm sogar eine Abgabe für die Ausübung ihrer Kunst entrichten. Dieser despotische König nun wollte seine Herrschaft auch über die Orgelspieler und Komponisten ausdehnen; diese sträubten sich aber dagegen und führten fast ein halbes Jahrhundert hindurch mit ihm Prozesse. Zuletzt gelang es ihnen wirklich, ihre Unabhängigkeit zu behaupten; aber die Violinisten und die Bläser mußten sich unterwerfen.

Ludwig XIV., der den König der Stadtpfeifer in seiner Würde bestätigte, ordnete in den Statuten vom Monat Oktober 1658 von neuem die damit verbundenen Rechte und Einkünfte; selbst die Musiker seiner Kapelle waren dieser seltsamen Oberherrschaft unterworfen. Ludwig XIV. beschränkte sich aber nicht darauf, die Musik-Angelegenheiten im Allgemeinen festzusetzen, er ging selbst auf die geringsten Kleinigkeiten ein, die sich auf die Einrichtung seiner Kapelle, seiner Kammer- und Stallmusik bezogen; wir wollen einige seiner sonderbaren Anordnungen hier anführen.

Der Komponist, der damit beauftragt war, die Messen, Motetten, Vespern, Tedeums und dergleichen zu schreiben und ihre Aufführung zu leiten, führte in Frankreich nicht, wie sonst überall, den Titel Kapellmeister; sondern der Erzbischof von Rheims war Kapellmeister Ludwig's XIV.; er bezog dafür ein Gehalt von 1200 Livres, die ihm von den Schatzmeistern des Königlichen Haushaltes ausgezahlt wurden, und 3000 Livres Tafelgelder für seinen Aufenthalt am Hofe. Ihm waren sowohl die Geistlichen der Kapelle, wie die dabei angestellten Musiker und zwei Musikmeister untergeordnet, die abwechselnd jeder ein Semester hindurch den Takt schlugen; 1684 wurden, statt zwei, vier solcher Taktschläger angestellt, so daß nun jeder nur immer ein Vierteljahr den Dienst hatte; sie bezogen jährlich 900 Livres Gehalt. Der Musikmeister hatte ganz ceremoniös, von einem Amtsdiener begleitet, sich zum Kapellmeister zu begeben und die Erlaubniß zum Stimmen der Instrumente nachzusuchen, womit man stets lange vor dem Eintritt des Königs in die Kapelle fertig seyn mußte. In den letzten Jahren seines Lebens ließ Ludwig XIV. die Messe oft früher, als gebräuchlich, anbefehlen; dann pflegte die Erlaubniß zum Stimmen verweigert zu werden, und der König mußte sich mit einer Musik begnügen, die selbst die härtesten Ohren zerrissen hätte. Frauen durften in der Kapelle des Königs nicht singen; da aber Sopranstimmen durchaus nöthig waren, so wurden sechs Pagen für die Musik angestellt; sechs Oberstimmen reichten indeß zur Ausführung eines guten Gesanges auch noch nicht hin; es wurden daher noch einige Kastraten aus Italien dazu verschrieben.

Die Chöre des Königs waren meistentheils fünfstimmig; der Tenor zerfiel in hohe Tenore und Barytone; die Stimmlage, welche man jetzt unter dem letzteren Namen begreift, hieß damals

Basso-cantante; die Zahl der ersten Tenore belief sich auf 18, die der zweiten auf 21. Das Orchester, welches die Chöre begleitete, war nur sehr dünn besetzt; es bestand aus vier Diskant-Violinen, drei Bratschen, welche die begleitende Stimme hatten, zwei Deutschen Flöten, zwei Violoncellen, einem Contre-Baß, zwei Fagotten und einem Baß-Krummhorn. Man wird lächeln über diese Zusammenstellung, aber sie war doch schon ein Fortschritt. Man hat noch die Partitur einer von Monteverde im Jahre 1607 komponirten Oper „Orpheus", dem ersten Werke dieser Art, das in Frankreich erschien. Die Gesangsbegleitung darin ist in der That sehr sonderbar. Zwei Klaviere spielten die Ritornelle des von der personifizirten Musik gesungenen Prologes; den Gesang des Orpheus begleiteten zwei Bässe, den der Eurydice aber zehn Bratschen. Ein Nymphenchor wurde von der Doppelharfe accompagnirt. Ein Ritornell von zwei Französischen Violinen kündigte die Hoffnung an; den Gesang des Charon begleiteten zwei Guitarren, den der Höllengeister zwei Orgeln, den Apollo's ein kleines Regal, welches etwas Aehnlichkeit mit unserer Harmonika hatte, und bei dem Schlußchor der Schäfer endlich waren eine Vogelflöte, zwei kleine Hörner, ein Klarinet und zwei Klappentrompeten benutzt. Das Sonderbarste bei dieser Instrumentirung ist noch, daß alle die angeführten Instrumente immer nur abwechselnd und nie zusammen spielten; und doch entzückte die Musik des Orpheus alle Hörer.

Ein Sänger der Kapelle erhielt damals 600 und ein Musiker 500 Livres. An gewissen hohen Festtagen reichte man denselben Brod, Wein und Fleisch; dadurch wurde ihnen die Ehre zu Theil, Tischgenossen des Königs zu seyn, und dieses verschaffte ihnen wieder das seltsame Vorrecht, nicht Schulden halber verfolgt werden zu können.

Die Kammermusik des Königs war nicht minder wunderlich eingerichtet, als die der Kapelle. Zwei Oberaufseher waren dabei angestellt, welche die Stimmen und die Instrumente beaufsichtigen mußten, damit dem Könige auch gute Musik vorgespielt würde; Alles, was man demselben vortrug, wurde erst bei ihnen probirt; die ausgezeichnetsten dieser Oberaufseher waren Lalande und Michel Lambert, der Schwiegervater Lully's; die Compositionen des Ersteren entzückten Ludwig XIV. ganz besonders. Drei Pagen sangen die Oberstimmen bei der Kammermusik, der Alt fiel aus, dafür waren aber drei hohe und zwei tiefe Tenore dabei, und zwei Bassi-cantanti bildeten die Grundlage. Ein Klavier, eine kleine Laute, eine Bratsche und eine Theorbe begleiteten den Gesang. Außerdem bestand die Instrumental-Musik der Kammer aus vier kleinen Violinen und vier Violoncellen, wovon drei von jungen Mädchen gespielt wurden. Neben dem kleinen Kammer-Orchester gab es noch ein großes Musik-Corps, das aus 80 Violinen bestand, welche bei der Mittagstafel des Königs, bei den Balletten, dem Schauspiel, der Oper und anderen Festlichkeiten spielten. Lully, ehemaliger Küchenjunge der Mademoiselle von Montpensier, der sich durch seine Fähigkeiten so auszeichnete, daß er aus seinem niedrigen Stande zum Secretair des Königs emporstieg, und der beinahe ein Jahrhundert lang durch seine Compositionen die Französischen Opern-Liebhaber entzückte, schlug Ludwig XIV. die Bildung eines neuen, zwar kleineren, aber aus besseren Musikern bestehenden Orchesters vor. Sein Vorschlag wurde beifällig aufgenommen, und Lully, der in kurzer Zeit selbst ein tüchtiger Violinspieler geworden war, bildete sich selbst Schüler, aus denen er das kleine Violinisten-Corps des Königs zusammensetzte, welches denselben auf allen seinen Reisen begleitete und bei besonderen Garten- oder Wasser-Lustbarkeiten des Königlichen Hauses spielte. Die Kammermusiker des Königs genossen auch das Vorrecht, mit bedecktem Haupte vor allen Französischen und fremden Prinzen, sobald diese sich bedeckt hatten, spielen zu dürfen; diese Freiheit machte die Musiker sehr stolz und mißfiel den Prinzen so, daß sie darüber beim Könige Beschwerde führten, so daß das Privilegium abgeschafft wurde. Bei den Festen, die man auf dem Wasser veranstaltete, war aber Ludwig immer so besorgt für die Sänger, daß er ihnen vor dem Beginn der Musik gewöhnlich zurief, sie möchten mit bedecktem Haupte singen. Ein anderes Privilegium der Kammermusiker bestand darin, daß sie ohne Patent und Corporations-Abgaben in jeder Stadt Frankreichs, eben so wie die Hofbarbiere, einen Laden eröffnen konnten; für sich selbst machten sie aber selten davon Gebrauch und verkauften vielmehr dieses Vorrecht für hundert Thaler an Andere.

Die Waffenfeste, Turniere und Karusselle, welche unter der Regierung Heinrich's IV. aufkamen, und die bei der Thronbesteigung Ludwig's XIV. vorzüglich glänzend waren, hatten die Einrichtung eines besonderen Musik-Corps veranlaßt, das zum Marstall des Königs gehörte. Dieses Corps bestand aus zwölf Diskant-Oboen, zwei Contrebaß-Oboen, zwei Tenor- und Baß-Instrumenten derselben Art, zwei Diskant-Hörnern, einem Alt-, einem Tenor- und einem Baß-Krummhorn, zwei Trummscheiten, zwei Trompeten und zwei Paar Pauken.

Ungeachtet diese gothische Zusammenstellung von Instrumenten mehr geeignet war, die Ohren zu zerreißen, als sie zu entzücken, und obgleich die Turniere und Karusselle schon lange vor dem Ende der Regierung Ludwig's XIV. aus der Mode kamen, so bestand die Musik des Königlichen Marstalles doch noch bis zum Jahre 1785. Dadurch, daß dieser König seinen Musikern viel Privilegien und Rechte bewilligte, glaubte er die Fortschritte der Musik in Frankreich zu befördern; aber der Erfolg entsprach nicht seiner Erwartung, weil die Aemter leider käuflich waren. Eine Anstellung als Sänger, Violinist, Hoboist oder Kapellmeister konnte, wie jedes andere Amt, erkauft werden; der Reichste trug folglich den Sieg über den Geschicktesten davon, und diejenigen, für welche nur Jugend und Talent sprachen, wurden des vergeblichen Petitionirens müde. Die Stellen waren Eigenthum ihrer Inhaber, aber Pensionen wurden nur bedeutenden Musikern bewilligt. Mit dem Jahre 1760 jedoch erreichten alle diese Uebelstände ihre Endschaft. Ein Edikt vom August desselben Jahres vereinigte die verschiedenen Musik-Corps der Kapelle, der Kammer und des Marstalles zu einem einzigen, dessen Mitglieder man von nun an mit mehr Sorgfalt auswählte; alle unnütze und überflüssige Aemter, namentlich das des bisherigen Kapellmeisters, wurden aufgehoben und die Auswahl der Sänger und Musiker fortan den Hof-Komponisten übertragen; doch zahlte man den Verabschiedeten, so wie ihren Witwen, Pensionen aus. Von diesem Zeitpunkte an vervollkommnete sich die Ausführung der Musik in Paris, und der Ruhm des Französischen Konservatoriums wurde allmälig vorbereitet. (France musicale.)

Mannigfaltiges.

— **Talma in Dresden.** Es hat sich ein Brief des großen Helden der Französischen Schaubühne aufgefunden, der aus Dresden vom 3. Juli 1813 datirt ist und in seiner ersten Hälfte auch für Deutsche Leser nicht uninteressant seyn dürfte. Talma schreibt darin an seinen Schwager Ducis: „Lieber Freund! Zwanzig Tage bin ich nun hier und habe erst zweimal gespielt, in „Oedip" und „Semiramis"; morgen trete ich zum drittenmal in „Andromache" auf. Der Vorstellung des „Oedip" wohnte der Kaiser bei, und er war sehr zufrieden damit; gleich darauf reiste er nach Mainz ab, von wo man ihn heute oder morgen zurück erwartet. Das Französische Schauspiel hat aber während seiner Abwesenheit keine Ferien gehabt, denn man spielte vor Sr. Majestät dem Könige von Sachsen. Wir theilen unsere Bühne mit den Italiänern und Deutschen und wechseln uns die Woche hindurch unter einander ab; daher kömmt es, daß ich so wenig aufgetreten bin. Man langweilt sich hier zum Sterben. Der Aufenthalt in dieser Stadt ist höchst traurig, so viel Menschen auch hier versammelt sind. Unser Theater-Personal logirt in drei verschiedenen Häusern; ich wohne in der lustigsten Gesellschaft, denn Baptiste der Jüngere und Michot sind meine Hausgenossen, und sie haben von früh bis Abend nichts als tolles Zeug im Kopfe. Ich kann also wohl sagen, daß mir die Zeit noch mit am leidlichsten vergeht." Der zweite Theil des Briefes bezieht sich auf eine Rivalität zwischen den Schauspielerinnen Georges und Duchesnois, die Talma zu schlichten bemüht ist, indem er meint, daß beide ganz gut neben einander ihren Platz behaupten könnten, wenn sich nur nicht Parteien im Publikum und in den Journalen bilden und mit Gewalt zwischen ihnen Eifersucht und Zwiespalt anstiften wollten. Fiat applicatio!

— **Deutsche Lieder in Paris.** Schon seit längerer Zeit hat sich einer unserer gemüthreichsten Lieder-Komponisten, der verstorbene Franz Schubert, großer Anerkennung unter den Franzosen zu erfreuen, was er seinem Freunde, dem genialen Pianisten Lißt, verdankt, der sich einige der Schubertschen Lieder, namentlich den „Erlkönig", für sein Instrument allein einrichtete und durch die wunderbar poetische Weise, wie er dieselben vortragen soll, die Aufmerksamkeit auch auf die Compositionen selbst hinlenkte. In der ersten Pariser Ausgabe war man aber unbarmherzig damit umgegangen, indem man ihnen einen ganz anderen Text unterlegte, ohne sich im mindesten an die Gedichte der Deutschen Lyriker zu kehren, die den Komponisten zu so sinnigen Tonschöpfungen begeistert hatten. So war zum Beispiel der Cyklus von Göthe's Liedern über die Müllerin auseinandergerissen und jedem einzelnen Liede ein anderer Gegenstand untergeschoben. Jetzt hat sich nun in Emile Deschamps ein Uebersetzer der Original-Gedichte gefunden und Schubert's Compositionen in einer neuen Ausgabe derselben für jene Entweihung gerächt. Wenn die Uebertragung nicht immer gelungen ist, so darf man dies wohl einigermaßen entschuldigen, indem man bedenkt, wie schwer es seyn muß, die Gedrängtheit der Deutschen Lyrik, den konkreten Ausdruck unserer poetischen Sprache in dem zerlegenden und paraphrasirenden Französischen Idiom wiederzugeben. Die erste Lieferung der Schubertschen Gesänge enthält: Gretchen am Spinnrad, den Erlkönig, die Rose, das Ave Maria, die Post und die Serenade. Am wenigsten ist dem Uebersetzer von Shakespeare's „Romeo und Julia" und „Macbeth", Schiller's „Glocke" und Göthe's „Braut von Korinth" die unnachahmliche Ballade „der Erlkönig" geglückt; der darüber ausgebreitete Hauch der Naturpoesie ist ganz verloren gegangen. Als Probe geben wir eine Stelle aus Gretchens Liede:

Seiner Rede	Son parler qui semble
Zauberfluß,	Vous caresser;
Sein Händedruck	Sa main qui tremble,
Und ach sein Kuß!	Et son baiser!
Meine Ruh' ist hin,	De mon coeur a fui la paix;
Ich finde sie nimmer und nimmermehr.	Elle n'y reviendra jamais.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 27. Berlin, Montag den 4. März 1839.

England.

Die neuesten Forschungen über Stürme und Orkane.

Es ist eine Demüthigung für die Wissenschaft und ein Vorwurf für jede Akademie, daß wir bis auf diesen Augenblick so wenig von der Meteorologie wissen — von den Gesetzen und den Störungen jener subtilen Flüssigkeit, die in und um uns existirt, der vornehmsten Bedingung unseres Daseyns. Betrachten wir die Erd-Atmosphäre nur in ihren chemischen und statischen Verhältnissen, so ergiebt sich zwar allerdings, daß unsere Kenntniß ihrer Eigenschaften eben so umfassend als tief ist. Wir haben die gasige Masse in ihre Elemente zersetzt und ihre besonderen, das Leben erhaltenden und zerstörenden Kräfte ermittelt. Ihr Gewicht, ihre wechselnde Dichtheit, ihre Höhe, ihre Wirkung auf das Licht, ihre elektrischen und magnetischen Phänomene, ihre wechselnde Temperatur, mögen wir nun von der Erde emporsteigen oder nach verschiedenen Punkten der Oberfläche uns begeben: Alles ist mit bewundernswürdiger Genauigkeit und ausgezeichnetem Erfolge ergründet worden. Wie groß aber auch die Kenntniß seyn, die wir von dem Luft-Ocean besitzen, so fern er ruhig und heiter ist — so beschämend ist auf der anderen Seite unsere Unkenntniß desselben im bewegten und stürmischen Zustande. Wenn die Paroxysmen der Hitze und Kälte das organische Leben zerstören — wenn die geschwellte Wolke ihrer flüssigen Last sich entladet und uns mit einer zweiten Sündfluth bedroht — wenn der wüthende Sturm durch die Lüfte wirbelt und das elektrische Feuer, aus seinem Gas-Kerker befreit, die Gebäude von Menschenhand zerschmettert und selbst die mächtige Rinde des Erdballs sprengt: da zittert der Mensch an seinem Heerde, ein Sklav der Schrecknisse, die er nicht vorhersehen, und ein Spiel der Elemente, die er nicht fesseln kann.

Obschon aber die Bemühungen der tiefsten Forscher an Katastrophen solcher Art bis jetzt gescheitert sind, so würde es doch mit der ganzen Geschichte der Wissenschaft im Widerspruch stehen, wenn wir voraussetzen wollten, daß man niemals wirksame Mittel ergreifen könnte, um Leben und Eigenthum zu sichern, wenn ihnen Gefahr droht, oder wenigstens um die Gefahren zu verringern, denen beide ausgesetzt sind. Der Physiker hat in seinem Kabinette schon manche Mittel ausgedacht, die uns entweder Schutz gewähren oder zur rechten Zeit warnen, auf unserer Hut zu seyn. Elektrische Leiter schützen unsere Häuser und Fahrzeuge; Barometer und Sympiezometer mahnen den Schiffer, daß er seine Topsegel aufziehe und zum Kampfe mit den Elementen sich anschicke. Wie schwach aber dergleichen Alliirte auch seyn mögen, so sind sie doch vielleicht Alles, was ein sich selbst überlassener Forscher zu Tage fördern kann. Es wäre die Sache der Regierungen Europa's und Amerika's, insonderheit aber der Britischen, jede Untersuchung, welche Ursprung und Natur der Seestürme zum Gegenstand hat, durch liberale Unterstützungen zu ermuthigen; allein es geschieht nirgends etwas dafür, obgleich der Orkan im Verlaufe Eines Tages Hunderte von Schiffen zertrümmern, viele tausend Menschenleben vernichten und Millionen Eigenthum in der Tiefe begraben kann. Wir Briten besitzen kein National-Institut zum Besten solcher Forschungen, und die Sache der Menschheit im Großen, bei welcher doch jede lebende Nation und jede künftige Generation betheiligt ist, wird den schwachen und isolirten Anstrengungen des individuellen Eifers anheimgestellt.

Es ist gleichwohl ein Glück für unser Geschlecht, daß die höheren Interessen der Menschheit und der Wissenschaft nicht den Launen einer ephemeren Gesetzgebung überlassen bleiben. Wer über den Wirbelwind schreibt, der sorgt für die Linderung der physischen und moralischen Uebel, welche die Wirkungen seines Regiments sind; und in den letzten Jahren haben sich zwei oder drei Männer mit bewundernswürdigem Eifer und Erfolge dem Studium der Stürme gewidmet, welche die tropischen Meere durchwühlen. Es ist ihnen zwar noch nicht gelungen, den Ursprung dieser Geißeln des Oceans zu entdecken, allein sie haben ihre Wesenheit im Allgemeinen ermittelt und vollkommen bewährte Vorschriften gegeben, wie man dem rasenden Elemente entfliehen kann.

Ehe die Naturforscher auf die Untersuchung einzelner Stürme und Orkane ihr Augenmerk richteten, glaubte man allgemein, der Sturm unterscheide sich nur durch die viel bedeutendere Schnelligkeit der in Bewegung gesetzten Luft von dem gewöhnlichen Winde; und die Lehrer der Physik glaubten eine gute Definition gefunden zu haben, wenn sie sagten, daß der Orkan ein Wind sey, der in geradliniger Fortbewegung in Zeit einer Stunde 100 bis 120 Engl. Meilen zurücklege.

Der Erste, welcher diesen alten Irrthum bestritt, war, wenn wir nicht irren, der verstorbene Oberst Capper, dessen Werk „Ueber die Winde und Monsuhn's" 1801 ans Licht trat. Nachdem dieser scharfsinnige physikalische Monograph allen Orkanen, welche 1760 und 1773 in Pondichery und Madras wütheten, prüfende Aufmerksamkeit geschenkt, zieht er den Schluß, daß die Orkane Wirbelwinde seyen, deren Durchmesser nicht mehr als 120 Miles betragen könne. Capper'n war auch die interessante Thatsache der progressiven Bewegung einzelner Wirbelwinde schon aufgefallen. Er behauptet, die Schiffe könnten aus dem Bereiche ihrer Wuth gelangen, wenn sie sich den Landwind zu Nutze machten; ja, es ist ihm sogar wahrscheinlich, daß man aus der Stärke und den Wechseln des Windes die Stellung eines Schiffes im Orkane ermitteln könne.

So schätzenswerth aber diese Beobachtungen sind, so scheinen sie doch nirgends Interesse erregt zu haben. Der nächste Forscher, welcher diesem Gegenstand seine Aufmerksamkeit zuwendete, wurde durch selbstständige Beobachtung und ausgedehntere meteorologische Experimente darauf hingeleitet. Herr Redfield aus New-York, dem sein Wohnsitz an der Atlantischen Küste die schönste Gelegenheit gab, nicht bloß die Phänomene der Stürme zu beobachten, sondern auch über die Details einzelner Stürme sich zu belehren, kam auf gleiche Ergebnisse, wie Oberst Capper, d. h. er erklärte die Orkane Westindiens, gleich denen der östlichen Meere, für große Wirbelwinde.*) Auch bewies er, was Capper nur angedeutet hatte, daß nämlich die Masse der wirbelnden Atmosphäre in progressiver Bewegung von Südwest nach Nordost vorrückt; und diese Beobachtung leitet ihn auf folgenden Schluß: „Die Richtung des Windes in einer besonderen Gegend hat mit dem wesentlichen Charakter des Sturmes Nichts zu schaffen und ist in allen Fällen aus der kreisenden und progressiven Schnelligkeit des Sturmes im mittleren Verhältniß dieser Schnelligkeit zusammengesetzt." Das Studium desjenigen Orkans, der im September 1821 wüthete, hat Herrn Redfield auf diese allgemeinen Prinzipien gebracht; um aber seine Ansichten noch fester zu begründen, hat er den neueren Orkan vom 17. August 1830 in Betrachtung gezogen und auf einer beigefügten Karte seinen Charakter dargestellt und seinen Gang längs der Atlantischen Küste verzeichnet. Mehr als siebzig Beobachtungen an eben so vielen verschiedenen Orten liegen bei dieser Zeichnung zum Grunde.

So interessant diese Details auch seyn mögen, so erlaubt uns der Raum doch nur die Mittheilung einiger der vornehmsten Thatsachen. Der Orkan von 1830 scheint am 12. August um Mitternacht auf der St. Thomas-Insel begonnen zu haben. Von dort zog er längs der Bahama-Eilande und der Küste von Florida weiter und bestrich die Küsten der Freistaaten bis zur St. Peters-Insel, die unter 43° nördlicher Breite und 57° westlicher Länge belegen ist. Er machte diese lange Reise in ungefähr sechs Tagen, so daß durchschnittlich etwa siebzehn geographische Meilen auf die Stunde kamen. Die Breite der Strecke, welche mehr oder weniger unter dem Einflusse des Orkans stand, betrug 500 bis 600 Engl. Meilen; allein derjenige Strich, wo der Orkan wahrhaft wüthete, war nur 150 bis 200 Miles breit. Die größte Heftigkeit des Sturmes an den verschiedenen Punkten, über welche er zog, währte 7 bis 12 Stunden, und auf seinem Wege von der Insel St. Thomas bis zu seinem Ziele jenseits der Küste Neu-Schottlands legte er in einer Stunde 15 bis 20 Miles zurück.

Der kreisende Charakter dieses Sturms, welcher beständig von der Rechten zur Linken sich bewegt, wird schon durch

---

*) Seine hierher gehörigen Abhandlungen sind: Remarks on the prevailing storms etc. (Bemerkungen über die an der Atlantischen Küste der Vereinigten Staaten vorwaltenden Stürme.) — Hurricane of August, 1831. (Der Orkan vom August 1831.) — Observations on t. Hurricanes and Storms etc. (Beobachtungen über die Orkane und Stürme in Westindien und an der Küste der Vereinigten Staaten.) — On the Gales and Hurricanes etc (Ueber die Stürme und Orkane im Westen des Atlantischen Meeres.)

die wechselnden Richtungen des Windes an den verschiedenen Punkten seiner Bahn genugsam bewiesen; aber den schlagendsten Beweis lieferte die Wirkung, die er auf zwei abgehende Europäische Schiffe äußerte. Das eine derselben, der „Illinois", gerieth in den Wogendrang, welcher dem von Süden heranziehenden Orkane vorausging; allein es entkam glücklich, da es guten Wind hatte und von dem Golf-Strome getrieben wurde, während der Sturm durch einen Umweg in der Richtung von Charlestown und der Küste Georgiens Zeit verlor. Erst am 17ten ereilte der Orkan das Schiff von Süden her, und an demselben Tage, ja, in derselben Minute, wüthete er von Nord-Osten aus gegen New-York, wo er Dächer von den Häusern riß. Die „Britannia", welche am 16ten bei schönem Wetter aus New-York unter Segel ging, gerieth am Abend des 17ten in den Bereich des Orkanes; dieser war Anfangs Nord-Ost, dann Ost-Nord-Ost und nach Mitternacht Süd-Ost.

Nachdem Herr Redfield noch andere Orkane beschrieben, die ihn auf gleiche Schlüsse leiten, bemerkt er, daß die Achse ihres Umschwungs muthmaßlich der Richtung zugeneigt sey, in welcher sie fortrücken. Diese Neigung der Achse erklärt er aus der langsameren Bewegung des unteren Theiles der kreisenden Masse durch den Widerstand der Oberfläche. In Folge dieses Widerstandes neigen sich die höheren Luftschichten vorwärts und eilen der ruhigeren Atmosphäre an der Oberfläche um ein Bedeutendes voran. So löst sich unter Anderem auch das Räthsel, warum plötzliche Stöße des Orkans die Segel und Sparren eines Schiffes treffen können, während auf dem Verdecke Alles ruhig ist.

Eine der wichtigsten Folgerungen, die Herr Redfield aus den von ihm beobachteten Thatsachen gezogen, ist die Erklärung der Ursachen, die an Orten, wo ein Orkan im Anzug ist, ein Fallen des Barometers veranlassen. Er schreibt diese Wirkung der centrifugalen Tendenz der ungeheuren kreisenden Luftmasse zu, die den Sturm ausmacht. Diese centrifugale Thätigkeit muß die unter ihrem Einflusse stehende atmosphärische Schicht ausdehnen und gegen das Centrum des Wirbels hin dermaßen abflachen und niederdrücken, daß das Gewicht der Luftsäule, welche auf das Quecksilber im Barometer wirkt, verringert wird.*) Ferner bemerkt Herr R.: „Welches auch die obere Gränze der rotirenden Masse seyn möge, so muß die Wirkung ihres Niederdrückens jedenfalls darin bestehen, daß die kalte Schicht der oberen Atmosphäre tiefer sinkt, besonders gegen die inneren Regionen des Sturmes hin; und indem sie auf diese Weise mit dem feuchten Stratum der Oberfläche in Berührung kommt, muß eine dauernde und ununterbrochene Wolkenschicht entstehen, die, je nach dem Stande der Temperatur in der niederen Region, zu gefrorenen Dünsten wird oder als Platzregen herabfällt."

Die Hypothese des Verf. über die Ursachen der Stürme an der Atlantischen Küste ist folgende: „Sie entstehen aus vereinzelten und kreisenden Portionen des nördlichen Randes der Passat-Winde, veranlaßt durch den schräge laufenden Damm, welchen die Inselgruppen dem geraden Zuge dieses Theiles der Passat-Winde entgegenstellen, oder durch ihr Zusammenstoßen mit dem Nordwinde von der Amerikanischen Küste her, oder durch beide Ursachen."

(Fortsetzung folgt.)

*) Daher der Grund, warum das Quecksilber im Barometer in den letzten Stadien des Orkanes immer wieder steigt und, wenn der Sturm vorüber ist, seine größte Höhe erreicht.

Glasgow.

(Schluß.)

Das Chor der Kirche ist augenscheinlich aus einem späteren Jahrhundert, aus der Zeit zwischen 1160 und 1260; hier findet man den reinen und einfachen gothischen Geschmack. Die Winkel der Fensterwölbungen, besonders die der beiden oberen Stockwerke, werden spitzer, die Gewölbe streben kühner auf, und die Fensterkreuze sind schlanker und schwungvoller. Der vordere Theil der Kirche scheint aus einer noch späteren Zeit herzustammen; man bemerkt hier schon ein Hinneigen zur Grazie und zur Verzierung, besonders an den großen Fenstern unter dem Glockenthurme. In seiner Totalität hat das Gebäude nichtsdestoweniger einen außerordentlich einfachen Charakter. Die gewaltige Masse stützt sich nach Außen auf keinen Wald von Bogenpfeilern, wie die leichteren Gebäude des folgenden Jahrhunderts, wo Alles nur auf die Schönheit des inneren Raumes berechnet war. Man findet hier nicht die Grazie der Kapelle von Holy-Rood, Melrose-Abbey oder der Kapelle von Roslin. Der Glockenthurm ist am spätesten erbaut; er stammt aus dem Jahre 1430, aber auch er hat nicht die reichen Verzierungen und die bunten Schnörkeleien, welche alle Baudenkmäler dieser Zeit auszeichnen; die Höhe desselben beträgt 225 Fuß.

Walter Scott hat uns in seinem Rob-Roy eine herrliche Beschreibung des Innern der Kathedrale, der geheimnißvollen unterirdischen Räume, der zahllosen Grabsteine, welche die Mächtigen der Erde nicht vor der Vergessenheit schützen konnten, hinterlassen. Der großartige äußere Anblick des Gebäudes, der umgebende Kirchhof, die von alten schwarzen Fichten beschatteten Hügel, selbst das eintönige Gemurmel des nahen Baches erhöhen bei ihm noch den düsteren und unheimlichen Eindruck der Landschaft und erregen die höchste Bewunderung des Dichters. Aber jetzt sind die hundertjährigen Fichten gefällt, der Bach murmelt nicht mehr und ist nur noch eine stinkende Lache; die Grabsteine sind so dicht an einander gedrängt, daß man in der Nähe der Kirche nur auf Wappen, Grabsprüchen und Inschriften schreitet; man erblickt jetzt auf dem Hügel nur noch einige verkümmerte Cypressen. Auch stößt das Hospital so nahe an die Kirche, daß die Kranken aus ihrem Bette die Aussicht auf das Grab haben, welches sie erwartet. Dagegen gehört die Aussicht vom Hügel, auf welchem die Kirche erbaut ist, zu den großartigsten und entschädigt den Beschauer für den Anblick in seiner Nähe.

Wie schon oben bemerkt, sind die Kathedralen von Glasgow und von Kirkwall die beiden einzigen Denkmäler des eilften und zwölften Jahrhunderts in Schottland, welche der Zerstörungswuth entgangen sind. Um die Kirche in Glasgow vom Untergange zu retten, bedurfte es nichts Geringeren als eines Aufstandes der Bürgerschaft. Pennant berichtet uns, daß die reformirten Prediger im Jahre 1708 durch Drohungen und Einschüchterungen der Behörde den Befehl zur Zerstörung der Kirche entrissen. Anstatt das Gebäude in Besitz zu nehmen und den Bedürfnissen der neuen Gottesverehrung anzupassen, wollte der Fanatismus der Puritaner es umstürzen und wie einen besiegten Feind niederschmettern. Schon waren Hunderte von Händen in Bewegung, und der Pöbel wollte bei dieser Ergötzlichkeit auch kein müßiger Zuschauer bleiben, als einige Bürger sich bewaffnet in die Kirche warfen und Jeden, der die Mauern anzutasten wagen würde, zu tödten drohten. Die Wüthigen wurden eingeschüchtert, und während sie noch rathlos hin- und herschwankten, erschien der Stadtvorsteher, welcher zu ihnen sagte: „Ihr habt Recht, die papistische Kathedrale muß zerstört werden, aber doch wohl nicht eher, als bis wir uns eine neue erbaut haben." Die Bürger von Glasgow hielten es aber für rathsamer, keine neue zu bauen, sondern die alte in drei Abtheilungen zu theilen und sie den drei verschiedenen Religionsbekenntnissen einzuräumen.

Wenn man von der Kathedrale nach Town-Hall niedersteigt, kömmt man vor dem Kollegium vorbei, einem düsteren und schwerfälligen alten Gebäude, welches einem Gefängnisse nicht unähnlich sieht. Die Universität wurde im Jahre 1450 von Bischof Turnbull gegründet, und sie ist nächst der des heiligen Andrews die älteste in Schottland. Die ungeheuren Gebäude, welche von großen Gärten begränzt werden, schließen Hörsäle, das anatomische Theater, Bibliotheken, die Sternwarte und werthvolle Sammlungen in sich. Die Bibliothek enthält ungefähr 60,000 Bände und viele sehr merkwürdige Manuskripte, unter andern eine von Zacharias Boyd veranstaltete Uebersetzung der Bibel in Versen; dieselbe ist aus dem Jahre 1400. Die Sternwarte befindet sich auf einer Anhöhe in den Gärten des Kollegiums. Das bemerkenswertheste Instrument in derselben ist ein zehn Fuß langes, von Herschel angefertigtes Teleskop. Die Sammlungen befanden sich in dem Theile des Kollegiums, welcher the Hunterian Museum heißt. Da Glasgow durch seinen ausgebreiteten Handel mit allen Theilen der Welt in Verbindung steht, so sind die naturgeschichtlichen Sammlungen sehr vollständig und von großem Werthe. Das Hunterian Museum enthält auch die bedeutendste Münz-Sammlung, welche sich im ganzen Königreiche findet. Der Gelehrte, welcher mich gegen Entrichtung eines Shillings im Museum herumführte, — denn in Glasgow hat Alles seinen Preis, — versicherte mir, daß diese Sammlungen einen Werth von 120,000 Pfund Sterling hätten.

Ganz unten an der Senkung von High-Street und am nördlichsten Ende der Trongate ist Town-Hall, ein elegantes Bauwerk im Geschmack der Renaissance, gelegen; das Gebäude ruht auf Bogenwölbungen von viereckigen Säulen, und die oberen Fagaden sind mit einer Reihe Jonischer Säulen geschmückt. Die Mauern selbst sind mit Waffen, Trophäen und mit Darstellungen der Monarchen Großbritaniens von Jakob VI. an verziert. Auch eine marmorne Statue Pitt's von Flaxmann findet sich hier. Unter den Bogengängen von Town-Hall, der Reiterstatue Wilhelm's III. gegenüber, eröffnet sich der geräumige Saal des Tontine-Coffee-Room. Dieser Saal, welcher achtzig Fuß breit und vierzig Fuß lang ist, sieht einer bewohnten Kirche nicht unähnlich. An den Seitenwänden desselben sind kleine Tische aufgestellt, auf welchen alle mögliche Zeitungen, Revuen, Broschüren Europa's, Amerika's, China's u. s. w. ausgebreitet liegen. Das Tontine-Coffee-Room scheint also eher ein Lese-Kabinet als ein Kaffeehaus zu seyn. Hier versammeln sich auch die Kaufleute, um sich über Handels-Angelegenheiten und Politik zu besprechen. Jedem Fremden steht der Eintritt ohne Weiteres frei.

Town-Hall liegt am nordöstlichsten Ende der Trongate. Die Trongate ist eine achtzig bis neunzig Fuß breite und fast drei Viertel Meilen lange Straße. Sie läuft parallel mit der Clyde, längs dieses Flusses und der Neustadt hin; sie ist die belebteste Straße der Stadt. Die Erdgeschosse der Häuser, welche meistentheils besser gebaut und höher gelegen sind, als die des Strand zu London, nehmen meistentheils Läden ein. In Bezug auf die Lage, den Anblick und die Lebendigkeit hat die Trongate sonst viele Aehnlichkeit mit dem Strand in London. Die beste Perspektive, welche diese lange Straße darbietet, ist die der Town-Hall, wenn man sich an die Ecke der Buchana-Street stellt. Die seltsam gestalteten Thürme, über welchen Glöckchen nach Art der Orientalischen Minarets schweben, überhaupt die ganze geschnörkelte und überladene Bauart von Town-Hall, bieten eine der malerischsten Sädteansichten dar. Der feste und warme Grundton dieses Baues, den die Zeit allein mit braunen, olivenfarbigen und goldenen Streifen durchädert hat, der röthliche Schein der

Sonne, deren Strahlen kaum durch die dichten Dunstwolken, die auf diesem Theile der Stadt ruhen, hindurchdringen können, geben der Färbung dieses Gemäldes eine unglaubliche Intensität. Die Menge, welche in dieser Straße beständig auf- und abwogt, verleiht demselben dann Leben und Bewegung. Die Vorübergehenden selbst erscheinen in den verschiedensten Kostümen; da sind Bergbewohner in ihrem groben wollenen Kleide, hochländische Soldaten, Frauen aus Glasgow mit Kleidern aus gewürfeltem Zeuge, Kaufleute, Bürger, Tagelöhner, die alle eine geschäftige Miene haben. Diese Menge bildet in der Ferne eine schwarze und dichte Maße, in welche die nach allen Richtungen fahrenden eleganten Equipagen oder Lastwagen breite Furchen ziehen.

Der Spaziergang Glasgow's ist das „Green". Dasselbe ist ein ungeheurer Grasplatz, welcher sich vom Fuße des Hügels, auf dem die obere Stadt erbaut ist, bis zu den Ufern der Clyde hinzieht. Bäume findet man hier nicht in zu großer Anzahl, und das Gras, welches beständig mit Füßen getreten wird, wächst auch nicht allzu üppig auf diesem dürren Erdreiche. Zwar ziehen sich Kiesgänge durch die Grasplätze hin, aber die Bewohner Glasgow's sind zu beschäftigt, als daß sie den Krümmungen des Weges folgen sollten; sie wählen vielmehr den kürzesten. In der Mitte des „Green" erhebt sich ein Denkmal Nelson's; dasselbe besteht aus einer viereckigen Spitzsäule von 150 Fuß Höhe. Auf einer der Seitenwände der Basis giebt eine lakonische Inschrift den Ursprung und die Bestimmung des Denkmals an. Auf den drei anderen Seitenwänden liest man nur die Worte: Kopenhagen, Abukir, Trafalgar. Kurze Zeit nach der Errichtung des Obelisken im Jahre 1810 wurde derselbe vom Blitze getroffen, so daß die oberen Steinblöcke aus einander klüfteten und nur mit vieler Mühe wieder zusammengefügt werden konnten. Das Denkmal Nelson's steht dem Stadt-Gefängisse, New-Jail, gegenüber. Die Nähe des Gefängnisses schüchterte indeß keinesweges die Diebe ein, welche in einer dunkeln Nacht einige Buchstaben der Seiteninschriften entwendeten. Dieselben sind aus Erz und von nicht unansehnlichem Gewichte. Die Diebe benutzten einen Theil der Nacht, um das N aus Kopenhagen, das erste R aus Trafalgar und das U aus Abukir abzulösen. Mit zwei Buchstaben wurden sie glücklich fertig, aber beim dritten wurden sie durch eine Patrouille verscheucht. Die entwendeten Buchstaben sind nie wieder zum Vorschein gekommen. Die Englischen Patrioten gaben diesen Diebstahl Französischen Matrosen Schuld und betrachteten die That als eine Aeußerung der Nationalrache. Einer derselben wollte mir versichern, die gestohlenen Buchstaben seyen in die Clyde geworfen worden, indeß, fügte er hinzu, habe man es doch für vortheilhafter erachtet, neue anzufertigen, als den alten nachzuforschen.

Wenn wir aus der Altstadt in die Neustadt übergehen, so wird unsere Aufmerksamkeit wohl vorzüglich in dem Viertel von Saint-Georg-Square angezogen. Saint-Georg-Square ist ein großer, in der Mitte der neuen Stadt gelegener Platz. Hier ist das Modeviertel, in dem man breite, regelmäßige Straßen findet, die alle auf einen Winkel des Square auslaufen. In der Mitte des Platzes ist eine herrliche Grasfläche, die von einem Gitter umschlossen wird. Hier steht die Statue des Charles John Moore, die eine Granitsäule zur Unterlage hat. Auf dem Fußgestell derselben liest man die einfachen Worte: „Zur Erinnerung an die Kriegsdienste des in Glasgow geborenen General-Lieutenants Charles John Moore errichteten seine Mitbürger dies Denkmal im Jahre 1819." — Die Statue ist ebenfalls von Flaxmann und eines seiner besseren Werke. Man erkennt hier den Mann, der, als ihm eine Schulter von einer Kanonenkugel zerschmettert worden war, zu seinen Waffengefährten, die ihn vom Kampfplatz trugen, sagte: „Ich hoffe, daß das Land mit mir zufrieden seyn und mein Betragen billigen wird."

Um eine erschöpfende Beschreibung aller Gebände, Kirchen und Denkmäler von Glasgow zu geben, bedürfte es eines Bandes, und wir wollen nur noch das Jail, das Königliche Hospital und die St. Johannis-, St. Georgs- und St. Davids-Kirche erwähnen. Das new Jail oder neue Gefängniß liegt auf der östlichen Seite des „Green." Es ist, wie das Edinburger Jail, eine Art Mustergefängniß. Das Aeußere macht einen freundlichen Eindruck, und auch das Innere ist reinlich und bequem. Jeder Gefangene hat seinen bestimmten Theil Luft und Licht, und außer der Freiheit wird ihm nichts verweigert. Dies findet jedoch auf die abgesonderten Gefangenen keine Anwendung, denn ihr Leben ist auf zwei oder drei thierische Verrichtungen beschränkt.

Die Gesetzgebung des Landes hat seit etwa hundert Jahren bedeutende Verbesserungen erhalten. Das Schottische Gesetzbuch hat zwar noch etwas von seiner ursprünglichen Rohheit bewahrt, aber die härtesten Bestimmungen sind allmälig außer Kraft gekommen und neue an deren Stelle getreten. Jedenfalls ist die abgesonderte Einsperrung der Gefangenen immer noch der Folter vorzuziehen, die hier vor kurzem noch in Gebrauch war. Vor kurzem ist das rechte Wort, denn es ist noch kein volles Jahrhundert seit ihrer Abschaffung verflossen.

Glasgow kann freilich nicht wie Edinburg Ansprüche auf literarische Bedeutung und Gelehrsamkeit machen, aber dennoch ist der Unterricht hier sehr ausgebreitet. Es giebt keinen Bürger, selbst der untersten Klasse, der nicht schreiben, lesen und rechnen könnte und nicht einige Kenntnisse von der Geschichte seines Landes besäße. Dies ist eine Folge der zahlreichen Freischulen, welche in jedem Stadtviertel eröffnet sind. Obskurantismus ist hier nicht möglich. Eine sehr bemerkenswerthe statistische Berechnung hat erwiesen, daß jede Schule in weniger als zehn Jahren vierzig bis funfzig unglückliche Jünglinge der Deportation entzieht: deshalb ist man auch im Sinne einer wohlverstandenen Philanthropie bemüht gewesen, die Zahl der Schulen zu vermehren. Ungeachtet mancher Handelskrisen und öfterer Einstellung der Arbeiten hat die Zahl der Verbrecher hier in einem bedeutenderen Verhältnisse als irgendwo in Schottland abgenommen. Nach den neuesten Zählungen beläuft sich die Bevölkerung Schottlands auf 2,100,000 Seelen; unter diesen 460,000 Ackerbauer, 610,000 Menschen, die für den Handel erfordert werden, 410,000 anderweitig beschäftigte Menschen und 550,000 Kinder unter zehn Jahren. Auf die Gesammtzahl der Einwohner kamen 191,000, welche die Schulen besuchten. In den zwölf letzten Jahren ist die Zahl der Verurtheilten geringer als früher und auch geringer als in den Nachbarländern gewesen. Im Jahre 1836 kam auf 809 Einwohner ein Verbrecher, in England dagegen einer auf 682, in Frankreich einer auf 550.

Man hat gesagt, der Engländer werde durch die Gewohnheit, der Schotte durch die Leidenschaft und die Ueberlegung und der Irländer allein durch die Leidenschaft geleitet; das scheint in der That, wenigstens in Bezug auf Glasgow, seine Richtigkeit zu haben. Man kann nicht anders als die Thätigkeit und den unternehmenden Geist der Bewohner dieser Stadt und die damit verbundene Beharrlichkeit und Ausdauer bewundern. Die Ausdauer und der gesunde Sinn sind die Folge der Ueberlegung, die Kühnheit und Thätigkeit aber die Wirkung der Leidenschaft. Die Bewohner Glasgow's unterscheiden sich in wesentlichen Punkten von denen Londons oder Dublins; sie sind weniger gehalten und besonnen als die Londons, und es fehlt ihnen die Gleichmäßigkeit des Betragens, deren sicherste Frucht der Ordnungssinn ist; dagegen sind sie auch nicht so beweglich und so roh wie die Dubliner. Der Grundzug ihres Charakters ist die Verbindung von Leidenschaftlichkeit, Ausdauer und Geschäftigkeit. Ihre Leidenschaftlichkeit ist nicht wild und zügellos, sondern durch die Vernunft gemäßigt. Dennoch zweifeln wir, daß es den Philanthropen aus der Schule Robert Owen's je gelingen werde, die Fabrikarbeiter dieser großen Stadt zu verheiratheten Mönchen umzubilden, wie sie es in den Fabriken von New-Lanark zu Stande gebracht haben. Der Versuch kann nur in einem kleinen Maßstabe gelingen, ihn im Großen durchzuführen ist unmöglich. Der Sinn einzelner Menschen mag gänzlich umgeformt werden, aber der Geist eines Volkes ist zäher und hat eine größere Widerstandskraft.

Frédéric Mercey.

Frankreich.

Erinnerungen aus Talma's Leben.

Von Aubert de Vitry.

Talma zählte neun, ich aber erst sieben Jahr, als wir beide fast zu gleicher Zeit in die Pensions-Anstalt des Herrn Lamaignière zu Chaillot eintraten; Talma kam direkt von London, wo sein Vater Zahnarzt war. Der Vorsteher unseres Institutes, der von seinen Zöglingen innig geliebt wurde, weil er sie sehr freundlich behandelte, war leidenschaftlich für die dramatische Kunst eingenommen, und diese Vorliebe theilen Kinder nur zu leicht, sobald sich in ihnen Gefühl und Kunstsinn zu regen beginnt. Alle Jahr studirte er uns eifrig irgend eine Tragödie oder ein kleines Lustspiel ein, welche dann am Tage der Prämien-Austheilung aufgeführt wurden. Im ersten Jahre, wo wir zu spät anlangten, um noch Rollen erhalten zu können, spielte man den „Cromwell" von Duclairon. Im zweiten Jahre wählte Herr Lamaignière, der jeden Vergleich mit dem Théatre Français vermeiden wollte, ein Trauerspiel, welches nicht auf demselben gegeben wurde, „Sinoris, der Sohn Tamerlan's", betitelt; es war das Werk eines Jesuiten, der es früher für das Gymnasium Ludwig's des Großen verfaßt hatte. Talma spielte darin mit großem Erfolg die Rolle von Sinoris Bruder. Sein innerer Beruf für das Theater sprach sich damals schon ganz deutlich aus, und im zwölften Jahre dichtete er ein kleines Stück, in welchem unser Lehrer bereits Funken eines bedeutenden Talentes erkannte. Später wurde ich von Talma für mehrere Jahre getrennt, und erst gegen das Ende des Jahres 1781 trafen wir uns wieder im Gymnasium Mazarin, wo er in der Klasse für die Logik, ich aber in der Klasse für die Physik und Mathematik saß. Damals kamen wir fast jeden Abend mit mehreren gleichgesinnten Freunden bei einem unserer Gefährten, Turlin, der sich dem Advokatenstande widmete, zusammen. Talma, der zu jener Zeit erst achtzehn Jahr zählte, galt in der Pariser schönen Welt für einen der liebenswürdigsten jungen Menschen; Alles gefiel an ihm. Er war von einnehmender Gestalt, eleganten, doch keinesweges faden Manieren, vortrefflichem Charakter und ausgezeichneter Bildung; er hatte eine hübsche Stimme, sang mit vielem Geschmack, obgleich ohne Schule und Kunst, und spielte recht fertig das Sistrum; er besaß viel Kenntniß von der Englischen und Französischen Literatur, hatte viel Gefühl für die poetischen Schönheiten beider Sprachen und verstand es vortrefflich, seine Art, wie er die vorzüglichsten Verse derselben rezitirte, recht geltend zu machen; er hätte nicht einmal so vieler Vorzüge bedurft, um das schöne Geschlecht, über welches jede Art von Reiz so viel Gewalt ausübt, für sich einzunehmen. Talma gab sich ganz dem Zauber hin, den er einflößte, und sein leichter Sinn, der oft genug auf die Probe gestellt wurde, flößte seinen Freunden Besorgniß für die

Zukunft ein. Von seiner Familie zum Zahnarzt bestimmt, machte er geduldig, obgleich mit Widerwillen, alle nöthige Vorbereitungs-Uebungen zu diesem Behufe durch. Da wir wußten, daß er durchaus keine Neigung zu ernsten Studien hatte, und daher fürchteten, er möchte sich zu sehr dem Vergnügen hingeben, so bestrebten wir uns, in seiner Seele die Leidenschaft für die Kunst, den Wunsch nach Ruhm und die Lust zu solchen Anstrengungen, die ihm zusagten, wieder zu beleben, um ihn dadurch einer geistigen Trägheit zu entreißen, welche für ihn gefahrbringend war. Enthusiastisch eingenommen für die dramatische Kunst, besuchten wir eifrig die Vorstellungen des Theatre Français, wo uns damals die jüngere Saint-Val, Brizard, Monvel und Larive im Trauerspiel entzückten; Talma mußte uns dahin begleiten; bald erwachte bei einer Vorstellung des „Oedip" sein schlummernder Genius und zog ihn mächtig zur Bühne hin. Mit gespannter Aufmerksamkeit folgte er Larive's Spiel, theilte aber den Beifall der Menge nicht und äußerte nach beendigtem Stück, daß ihm die Auffassung der Rolle des Oedip nicht zugesagt habe, und daß er sie ganz anders nehmen würde. Den nächsten Morgen theilte er uns mit einiger Verlegenheit, denn er fürchtete unsere Mißbilligung, seinen Entschluß mit, sich dem Theater zu widmen; wir waren aber ganz damit einverstanden und forderten ihn auf, sich einige für ihn passende Rollen einzustudiren. Er trug uns nach einander den Xiphares, Hippolyt und Aegisth vor; wir bewunderten seinen richtigen Kunstsinn, seine äußeren Gaben und seinen Vortrag, vermißten aber bei ihm jenes heilige Feuer, das zum Herzen spricht; doch trauten wir unserem Urtheil nicht und riethen ihm, irgend einen berühmten Künstler um Rath zu befragen. Er wandte sich an Demoiselle von St. Val, eine Künstlerin von großer Bildung und vielem Geist, von wahrem und tiefem Gefühl; sie ermuthigte unseren Talma, wünschte aber, um seine Anlagen richtig beurtheilen zu können, ihn irgend eine Rolle auf einem Liebhaber-Theater spielen zu sehen. Er wählte sich zu seinem Debüt den Seïde im „Mahomet" und trat gegen Ende des Jahres 1783 zuerst auf Doyen's Theater in der rothen Kugel auf.

Talma war von offenem und bescheidenem Charakter, er benachrichtigte uns von seinem ersten Auftreten und sprach den Wunsch aus, uns Alle dort zu sehen, weil er von uns sein Urtheil empfangen wolle. „Ihr kennt alle dramatische Schriftsteller", sagte er, „Ihr versteht Alle genug von der Schauspielkunst, um fühlen zu können, ob ich auch meine Rolle recht aufgefaßt und ob ich die Zuschauer zu rühren vermag. Vor Euren Augen will ich mich entweder als fähig zum großen Schauspieler zeigen, oder nie mehr die Bretter betreten. Ihr sollt mir frei sagen, ob ich durch Zeit und Mühe dahin gelangen kann, Lekain und Monvel zu erreichen, denn die St. Val könnte, wenn sie bei mir mehr Anlagen als bei meinen Mitspielern entdeckt, zu nachsichtig gegen mich seyn."

Wir wohnten also dem Debüt unseres Freundes bei; sein Erfolg war beispiellos, denn noch nie hatte man auf einem Liebhaber-Theater so viel äußere Gaben, verbunden mit der vollendetsten Auffassung der Rolle und dem hinreißendsten Geist, in einem Schauspieler vereinigt gesehen. Wir aber theilten nicht den Enthusiasmus der Menge, wir waren, uns selbst unbewußt, mit Vorurtheilen gegen Talma ins Theater gegangen, wir bildeten uns ein, daß die leichtfertigen Vergnügungen sein Herz abgestumpft hätten, wir sahen in ihm nur eine Nachahmung Monvel's, blieben kalt bei seinem Spiel und theilten ihm thörichterweise unser unbesonnenes Urtheil mit; Talma besaß nach unserer Meinung Alles, um mit Erfolg sich der Schauspielkunst zu widmen, nur fehlte ihm das eine Höchste, das Feuer der Begeisterung. Dieses edle Feuer glimmte freilich für jetzt noch unter der Asche, aber die Zeit, das Studium und die Uebung konnten es entzünden; Talma aber, der unserer Einsicht zu sehr vertraute, entsagte nach unserem Ausspruch, trotz aller Ermuthigungen der St. Val, dem Theater und kehrte zum Geschäft seines Vaters und Oheims zurück.

Bald trennten sich unsere Lebenswege; durch meine Beschäftigungen ward ich dem Theater ganz entfremdet und erfuhr nur ganz zufällig nach Verlauf von drei Jahren, daß Talma auf den Rath der berühmtesten Schauspieler sich abermals mit Eifer den theatralischen Studien gewidmet habe und denselben Abend debütire. Es war gegen Ende des Jahres 1787. Doch wagte ich aus herzlicher Theilnahme für meinen Freund nicht, seinem Debüt beizuwohnen, und sah ihn erst kurz darauf als St. Albin im „Familienvater". Diesmal war ich von seinem Spiel lebhaft ergriffen, denn es leuchtete daraus das Feuer der heiligsten Begeisterung hervor; nach beendigter Vorstellung begab ich mich in seine Loge, um ihm Glück zu wünschen. Von nun an sahen wir uns häufig; sein Haus gehörte zu den angenehmsten, weil sich dort die Berühmtheiten des Tages um seine geistreiche und liebenswürdige erste Frau, Julie, versammelten. Selbst nach den größten Erfolgen bewahrte Talma seine natürliche Bescheidenheit und die Biederkeit seines Charakters. Als ich ihn einst nach langer Abwesenheit wiedersah, fand ich ihn über die erbitterten Angriffe unseres früheren Lehrers Geoffroy betrübt; ich tröstete ihn mit dem enthusiastischen Beifall des Publikums, der ihm ungeschwächt noch jetzt, im Jahre 1804, in allen Rollen zu Theil wurde, im Cinna, Nikomedes, Nero; „in der letzten aber", fügte ich hinzu, „gefällst Du mir gar nicht, ich habe Dein Talent damals nicht wieder erkannt, weil Du nichts thust als schreien." — „Wann sahst Du mich darin?" fragte Talma. — „Vor acht bis neun Jahren." — „Ah, dann hast Du Recht, damals verstand ich den Nero durchaus nicht und machte es daher, wie Lekain in seiner ersten Zeit, ich brüllte und geberdete mich wie ein Wahnsinniger; jetzt aber habe ich ihn studirt, nun höre mich, und Du wirst finden, daß ich ihn viel besser spiele." — Als man ihn mit Lobeserhebungen wegen seiner ausgezeichneten Darstellung des Cinna überschüttete, erwiederte er: „Nicht mich, sondern Monvel muß man bewundern; er beherrscht alle seine Mitspieler. Man hat in der großen Scene mit Augustus mein stummes Spiel beklatscht, ich aber wurde bloß von dem Eindruck fortgerissen, den Monvel's wunderbare Kunst auf mich ausübte; als er mir gebot, mich niederzusetzen, stürzte ich auf dem Sessel wie ein geschlagener Mann zusammen, er bannte mich darauf fest." — Auf unseren Wunsch rezitirte er uns einst bei Tische einen Monolog des Orest; er fuhr sich mit der Hand durch das Haar, und sogleich erschien uns Orest mit dem Kainszeichen vor der Stirn, und so gewaltig war die Macht seines Genius, daß wir, obgleich er an unserer Seite saß, eben so schauderten und in Thränen ausbrachen, als tönten seine Worte von der Bühne zu uns herüber.

Man weiß, in welcher Gunst Talma bei Napoleon stand, den unser Freund schon kannte, liebte und sich selbst verbindlich machte, als der künftige Kaiser nur noch der General Bonaparte war, der damals ohne Anstellung sich durch seine nothgedrungene Unthätigkeit unglücklicher als durch den ihm auferlegten Zwang fühlte. Eines Morgens war Talma zum Frühstück beim ersten Konsul, und es wurde über die auf seinen Befehl am vergangenen Abend gegebene Vorstellung: „der Tod des Pompejus" gesprochen. „Sie haben den Cäsar sehr gut gespielt", sagte Napoleon zu Talma, „doch verfielen Sie einmal, als Sie mit Ptolomäus sprachen, in den Ton eines Klub-Redners. Bedenken Sie, Cäsar ist ja kein Jakobiner; er spricht vor Römischen Offizieren; was er sagt, ist offiziell. Uebrigens ist das, was Leute der Art sprechen, Cäsar, Mahomed und ich, immer weit entfernt von dem, was sie denken!" Dann zu dem Schauspieler übergehend, der den Ptolomäus dargestellt hatte, tadelte er seine Art der Auffassung und die niedrige Färbung, die er dem Charakter gegeben. „Ich weiß sehr wohl", sagte Napoleon, „daß Corneille diesen Fürsten nicht sehr erhaben aufgefaßt hat; er bietet dem Cäsar seine Krone an, doch glaubt er sich dazu gezwungen, und selbst bei den unterwürfigsten Reden muß er doch eine gewisse Würde bewahren. Er ist ein König, und was auch immer ein König sagen mag, in Stellung und Geberde erniedrigt er sich nie." Corneille's Tragödie erinnerte den Konsul an seine Aegyptische Expedition, und er erzählte, daß, als er den Fuß auf jenen Boden gesetzt, den einst Cäsar und Alexander betreten, er etwas im Sande bemerkt habe. „Ich nahm es auf", sagte er, „und siehe, es war eine antike Kamee, und was mich noch mehr in Erstaunen setzte, war die Aehnlichkeit des Kopfes mit meinem eigenen. Wenn Sie fortgehen", fügte Bonaparte hinzu, „so sprechen Sie bei meiner Frau vor; sie kann Ihnen den Stein zeigen, und Sie werden selbst von der Aehnlichkeit überrascht werden."

Mannigfaltiges.

— Lorenzo da Ponte. Während der Verfasser von Auber's, Meyerbeer's und anderen Französischen Operntexten in Frankreich ein Schloß besitzt und von seinen Renten lebt, ist der arme Italiäner, der zu Mozart's „Don Juan", zu Cimarosa's „Heimlicher Ehe", zu Salieri's „Axur" und zu vielen anderen seit 50 Jahren mit Beifall gegebenen Opern die Worte geliefert, im vorigen Jahre zu New-York in der größten Dürftigkeit verstorben. Es war freilich nicht sein Verdienst, daß seine Gedanken unsterblich geworden, und daß seine Verse eine größere Verbreitung in der civilisirten Welt und im Munde des Volks gefunden, als die irgend eines berühmten Dichters; aber ein wehmüthiges Gefühl erregt es doch, daß der Mann jahrelang am Hungertuch nagte, dessen Fin che dal vino (Treibt der Champagner) seit funfzig Jahren der Ausdruck der größten Fröhlichkeit, der Freude am Ueberfluß ist. Lorenzo da Ponte wurde 90 Jahr alt und schrieb noch wenige Monate vor seinem Ableben an einen Landsmann in Europa einen Brief voll bitterer Bemerkungen über die Verlassenheit und das Elend seiner Lage in Nord-Amerika, wo er 30 Jahre lang Professor der Italiänischen Sprache und Litteratur gewesen war und wo sich zuletzt kein Mensch mehr um den schwachen alleinstehenden Greis bekümmerte. Sein Brief schließt mit den erschütternden Worten: „Ah, se, invece di cacciarmi in America, il mio destino m'avesse condotto in Francia, io non temerei di servire dopo la mia morte di pasto ai cani, per non aver di che pagare un po' di terra per ricevere e coprire le mia ossa sconosciute." *)

*) „Ach, wenn mich mein Geschick, statt mich nach Amerika zu jagen, nach Frankreich geführt hätte, ich würde mich dann nicht scheuen, nach meinem Tode allenfalls den Hunden zur Nahrung zu dienen, wenn ich nur so viel hätte, um ein wenig Erde zu bezahlen, die meine Gebeine bedeckte und der Vergessenheit entzöge."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 28. Berlin, Mittwoch den 6. März 1839.

Frankreich.

St. Marc Girardin, über das polytechnische Institut zu Wien.*)

Der Stifter und Direktor der polytechnischen Anstalt zu Wien ist Prechtl. Er hat den größten Antheil an dem Gedeihen dieser Anstalt, denn wie zweckmäßig sich auch eine neue Einrichtung erweisen möge, so ist doch damit nicht immer schon Alles gethan, sondern es gehört auch ein Mann dazu, welcher alle seine Kräfte daran setzt und aus dem Erfolge der Anstalt eine Hauptaufgabe seines Lebens macht. Das hat Prechtl gethan. Ein Mann, wie er, hätte freilich überall Anerkennung gefunden; in Oesterreich ist sie ihm aber auf eine ausgezeichnete Weise zu Theil geworden. Prechtl ist eine Feuerseele, ein spekulativer Geist, der in dem polytechnischen Institut etwas Anderes als eine bloße Lehr-Anstalt der Chemie oder Physik sieht. Ihm ist sie ein Mittel, seinem Vaterlande einen neuen Aufschwung zu verleihen. Die Wissenschaft wirkt auf die Erweiterung und Vervollkommnung der Industrie, und der Fortschritt der Industrie wird für Oesterreich von der höchsten Bedeutung seyn. Demzufolge befindet sich im polytechnischen Institut außer der Schule auch ein Konservatorium der Künste und Handwerke, nebst chemischen, physischen und mechanischen Kabinetten. Jährlich findet eine Ausstellung der Erzeugnisse der National-Industrie statt. Das polytechnische Institut hat die Aufgabe, auf die Hebung und Verbesserung der National-Industrie zu wirken. Es vertheilt Preise für nützliche Erfindungen, giebt Rathschläge und reicht der Verwaltungs-Behörde Berichte ein.

Das polytechnische Institut ist oder vielmehr könnte eine wissenschaftliche, kommerzielle und administrative Macht seyn, welche die Functionen der Akademie der Wissenschaften, des Handels-Ministeriums und der Handels-Kammern in Frankreich vereinigen würde. Wollte der Ausschuß der Professoren alle Jahre eine gewisse Anzahl Kaufleute aus den verschiedenen Theilen der Monarchie zu seinen Berathungen hinzuziehen, so würde dadurch die Industrie gewissermaßen unter einer Art von Handels-Ministerium repräsentirt werden. Indessen dürften diese Entwürfe, von denen es dahingestellt bleiben mag, ob sie den Ansichten Prechtl's entsprechen, wohl schwerlich die Beistimmung der Regierung erhalten, und das polytechnische Institut ist bis jetzt eine Handels- und Industrie-Schule geblieben, welche allerdings auf den Aufschwung der Industrie in Oesterreich einen großen Einfluß gehabt hat. In Italien können heutzutage die Oesterreichischen Fabriken schon mit den Englischen und Französischen die Konkurrenz aushalten. Oesterreich hat nicht minder wie England und Frankreich alle neuere Entdeckungen der Wissenschaft ausgebeutet, und bereits seit dem Oktober 1816 werden die Werkstätten des polytechnischen Instituts mit Gas erleuchtet. Auf dem Kontinente war dies der erste derartige Versuch.

Prechtl reichte schon im Jahre 1810 den Plan zur Errichtung des polytechnischen Instituts ein, aber die Kriege verzögerten die Ausführung, und erst im Jahre 1815 ging die Regierung ernstlicher auf diesen Gedanken ein. Im August 1815 berief der Kaiser von Oesterreich während seines Aufenthalts in Paris Prechtl dahin, um die dort vorhandenen Anstalten zu besichtigen. Der Kaiser stellte eine ansehnliche Summe zu seiner Verfügung, welche zum Ankauf physikalischer und chemischer Apparate so wie auch werthvoller Bücher verwendet wurde. Am 14. Oktober 1816 legte der Kaiser in eigener Person den Grundstein des Haupt-Gebäudes der polytechnischen Schule. Eine Pergament-Rolle, welche der Kaiser selbst unterzeichnet hatte und die in den Grundstein eingeschlossen wurde, enthielt folgende Worte: „Zum Zeugniß Meines Strebens, die Wissenschaft unter allen Ständen der Gesellschaft in Oesterreich zu verbreiten, so wie des lebhaften Antheils, den Ich an dem praktischen Unterricht Meiner getreuen und vielgeliebten Bürgerschaft nehme, habe Ich mit Meiner Hand den Grundstein dieses Gebäudes gelegt und vermauert am 14. Oktober 1816.“

Die Statuten des Instituts entsprechen den Absichten des Monarchen. Die ganze Einrichtung ist so getroffen, daß die Zöglinge in dem speziellen Fache, welches sie erwählt haben, den nöthigen Unterricht erhalten. Spezielles Eingehen auf jede Materie und praktischer Sinn sind die beiden Hauptgrundsätze, welche hier in Anwendung gebracht werden. Die Anstalt hat drei Abtheilungen: eine Industrie-Schule; ein Konservatorium der Künste und Handwerke; eine Gesellschaft zur Beförderung der National-Industrie. Prechtl hatte die Errichtung einer großen industriellen Universität im Sinne; dieselbe sollte allmälig den Kreis ihres Unterrichts erweitern. Das Grundgesetz aller Deutscher Universitäten, die Lernfreiheit, kam auch dem Institute zu Statten und erwies sich in Wien nicht weniger wirksam, als im übrigen Deutschland. Das Eigenthümliche der Deutschen Universitäten ist, daß jeder Student die Vorlesungen besucht, welche ihm anstehen. Dasselbe findet im polytechnischen Institut zu Wien statt, und die Zöglinge sind hier nicht, wie die des Pariser polytechnischen Instituts, gezwungen, alle Vorlesungen zu besuchen. Die Pariser polytechnische Schule beruht nicht auf dem Prinzip der Lernfreiheit, sondern auf einem ganz entgegengesetzten. Hier werden alle Zöglinge derselben Regel unterworfen, an alle derselbe Maßstab gelegt. Der Eine soll dasselbe wie der Andere lernen, und auf die verschiedenen Anlagen, Fähigkeiten, überhaupt auf die Individualität, wird gar keine Rücksicht genommen. In dem polytechnischen Institut zu Wien, welches keine Kaserne mit einer bestimmten Anzahl von Studirenden ist, besuchen die Zöglinge von ihrem Eintritt an unter den verschiedenen Vorlesungen diejenigen, welche ihrem künftigen Berufe am angemessensten sind; und da die einzelnen Gewerbe und Handelszweige von sehr verschiedener Beschaffenheit sind und einen größeren oder geringeren Grad von wissenschaftlicher Bildung erfordern, so können die Zöglinge einer Abtheilung auch eine oder mehrere Vorlesungen einer anderen Abtheilung besuchen, je nachdem es ihnen angemessen scheint.

Wenn das polytechnische Institut nur eine Schule wäre, so würde es hinreichend seyn, eine Uebersicht der Vorlesungen zu geben. Dasselbe hat indeß noch eine andere Seite, die hervorgehoben werden muß; es ist eine öffentliche Anstalt, und dieser Gesichtspunkt ist ungleich wichtiger. Gewiß ist es vom höchsten Interesse, hier eine Unterrichts-Anstalt zu finden, die manche Formen der Oeffentlichkeit in sich aufgenommen, mit einem Worte, eine Schule, welche, im Vertrauen auf die künftige Entwickelung des Gewerbfleißes, den Beginn einer Vertretung des Handels innerhalb der Regierung selbst gemacht hat. Daß Prechtl Alles, was wir ihm hier unterlegen, wirklich bezweckt hat, läßt sich natürlich nicht beweisen, indeß scheint er doch diesen Gedanken gehegt zu haben; aber der Gedanke hat noch nicht seine ganze Verwirklichung, und bis jetzt sind nur Entwürfe, Ideen, Keime vorhanden. Das polytechnische Institut ist eine industrielle Schule, weiter nichts, aber in den Statuten, die von der Regierung genehmigt worden sind, liegt auch eine ganz andere Aussicht.

Wenn die Zöglinge ihre Studien beendet haben, so stellt ihnen das Institut ein Zeugniß aus. Dieses Zeugniß des polytechnischen Instituts ist, den Statuten zufolge, eine Empfehlung für diejenigen, die sich um Aemter bewerben, für welche die im Institut gelehrten Kenntnisse erfordert werden.

Das polytechnische Institut bildet für alle auf die Künste und Gewerbe bezüglichen Gegenstände einen Theil der Staats-Behörde. Wenn die Beamten einer Entscheidung über Gegenstände der Industrie bedürfen, so müssen sie dieselben beim Institut einholen. Will die Regierung eine Entdeckung des Auslandes prüfen lassen, so wird ein Mitglied des Instituts damit beauftragt. Den Statuten zufolge, ist das Institut also ein berathender Ausschuß, welcher die Verwaltung mit seinem Rathe und seinen Einsichten unterstützen soll, und dessen Mitglieder, so zu sagen, als missi dominici in die Provinzen und ins Ausland reisen.

Alle Sonnabende versammeln sich die Professoren des Instituts unter dem Vorsitze des Direktors, und in diesen Versammlungen offenbart sich besonders der Charakter einer Akademie der

*) Wir haben bereits früher erwähnt, daß Herr Professor St. Marc Girardin einen sehr günstigen Bericht über den Zustand der Oesterreichischen Normal- und Gewerbe-Schulen abgestattet. In ähnlicher Weise, wie Herr Cousin früher die Schulen Nord-Deutschlands besprach, hat Herr St. Marc Girardin seitdem die Süd-Deutschen Unterrichts-Anstalten zum Gegenstand seiner Darstellungen gemacht. Wir theilen hier zur Probe, nach dem reichhaltigen Panorama de l'Allemagne, den Aufsatz über das polytechnische Institut in Wien mit.

Wissenschaft und eines Verwaltungs-Ausschusses, den wir dem Institute vorhin beigelegt haben. In diesen Sitzungen werden die Berichte, welche die Regierung über Gegenstände des Handels und der Gewerbe gefordert hat, von den Professoren, in deren Fach die aufgeworfenen Fragen eingreifen, der Versammlung vorgelegt. Diese berathet sich und entwirft das der Regierung zu überreichende Gutachten. Mindestens findet alle Woche eine Sitzung und eine Berathung statt. Am Ende des Jahres, im August, hält das Institut eine große öffentliche Sitzung. Dieselbe hat den Zweck, das Publikum mit dem Geist und den Fortschritten des Instituts bekannt zu machen. Wie die Sachen jetzt stehen, liegt die größte Wichtigkeit dieser Sitzung in der Vertheilung der Preise. Nach den Statuten hat sie indeß einen ernsteren und gewichtigeren Charakter. Es sollen an diesem Tage die Entdeckungen im Gebiete der Künste, die Anwendungen der Wissenschaft auf die Industrie hier geprüft und in einer übersichtlichen Zusammenstellung der Leistungen des vergangenen Jahres ein Urtheil abgegeben werden. Dieser Bericht schildert den gegenwärtigen Zustand der National-Industrie, die bedeutendsten industriellen Institute, ihre Hülfsquellen, Fortschritte und Verbesserungen. Alljährlich werden Fragen, welche sich auf die Gewerbe-Wissenschaften beziehen, aufgeworfen und die Beantwortungen derselben beurtheilt und mit dem Preise belohnt. Ferner soll das Institut eine Zeitschrift unter dem Titel „Jahrbücher des polytechnischen Instituts" herausgeben. Die Bestimmung der Zeitschrift ist, den Statuten zufolge, das Publikum mit der Entwickelung des Instituts bekannt zu machen. Dieselbe handelt von den Arbeiten und Fortschritten der Industrie, von der Entwickelung der Wissenschaft innerhalb und außerhalb der Schule. Auch die Abhandlungen der Professoren und im Auszuge die der fremden Gelehrten werden hier abgedruckt.

Das polytechnische Institut ist ferner ein Museum der Künste und Gewerbe. Die Sammlungen desselben stehen nicht allein den Zöglingen offen; sie sind zugleich Denkmäler des gegenwärtigen Zustandes der Gewerbe und schließen sich in so fern an die Industrie-Ausstellungen, welche jährlich in den Sälen des Instituts stattfinden. Dasselbe sollte der Mittelpunkt der gesammten Industrie werden. Von ihm gehen alle Vervollkommnungen der Industrie aus, und hier werden die jungen Leute, welche sich den Gewerben widmen, unterrichtet. Die Sammlungen stehen unter der Aufsicht der Professoren, und eine jede Sammlung entspricht einer Abtheilung des Instituts.

In dem Institut ist eine Werkstatt, wo die Modelle der mathematischen und physikalischen Instrumente so wie der Maschinen, welche für die Anlegung der Brücken und Heerstraßen erforderlich sind, angefertigt werden. Diese Werkstatt darf keine Arbeiten für die besonderen Bedürfnisse des Hauses, der Professoren oder gar Fremden übernehmen. Sie hat, wie man sieht, einen ganz bestimmten Charakter, denn sie dient durchaus nicht zur praktischen Unterweisung der Zöglinge. Im Institut wird nur gelehrt, wie die Wissenschaft zweckmäßig auf die Ausübung der einzelnen Gewerbe übertragen werden könne, aber die Zöglinge werden zu keinem bestimmten Gewerbe angewiesen. Sie sind Studirende, aber keine Lehrlinge. Prechtl hat sehr wohl gefühlt, daß eine werkthätige Ausübung der Gewerbe dem Institute einen ganz anderen Charakter verleihen würde. Dasselbe würde dadurch eine Fabrik, eine Manufaktur werden und die Privat-Industrie eine gefährliche Konkurrenz zu bestehen haben.

Es bleibt nur noch übrig, das polytechnische Institut unter einem dritten Gesichtspunkte zu betrachten, nämlich als eine Gesellschaft, welcher die Beförderung des Gewerbfleißes obliegt. Nächst dem Unterrichte ist dies die beachtenswertheste Seite, die aber bis jetzt noch am wenigsten hervorgetreten ist. Dieser Ausschuß, welcher, den Statuten zufolge, einen wesentlichen Bestandtheil des Instituts bildet, sollte eine besondere Organisation erhalten. Dies ist indeß noch nicht geschehen und die Idee des Stifters somit unvollständig geblieben. Nach dem Entwurfe Prechtl's sollte das Institut eine Universität seyn, und deshalb wurde die Studienfreiheit in den Plan aufgenommen; es sollte eine Verwaltungs-Behörde seyn, und zu diesen Endzwecke wurde der berathende Ausschuß gebildet, welcher Berichte erstattet und Gutachten abgiebt; es sollte endlich eine Akademie seyn. Nach dem Entwurfe des Stifters und nach den Statuten sollten die angesehensten und gebildetsten Kaufleute Mitglieder des Instituts seyn. Diese würden im Verein mit den Professoren den Ausschuß gebildet haben, dem die Beförderung der Industrie oblag. Eine solche Vereinigung praktisch und wissenschaftlich gebildeter Männer würde von unberechenbarem Nutzen gewesen seyn. Ein Geschäft dieses Ausschusses ist die Vertheilung der Preise für die neuesten Erfindungen und Verbesserungen auf diesem Gebiete. Man sieht, daß Prechtl nichts vergessen hatte, was geeignet war, seine Schöpfung zu heben. Wäre sie ganz nach seinem Plane ausgeführt worden, so unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß dieselbe unter einer Regierung, welche sich vorzugsweise die Beförderung des materiellen Wohls als Ziel gesteckt hat, die Seele der Regierung geworden wäre, denn sie entspricht allen Zwecken, welche die Regierung erreichen will. Durch den Unterricht bildet das Institut praktische und nützliche Menschen, keine hohle Theoretiker und Systemmacher. Die öffentlichen Sitzungen und die Zeitschrift haben ebenfalls einen praktischen Zweck; sie sollen das Publikum mit der Anwendung der Wissenschaft auf die Gewerbe bekannt machen.

Das polytechnische Institut ist vielleicht noch nicht das, was es seyn könnte; aber es hat die Möglichkeit und die Fähigkeit, es zu werden. In seiner gegenwärtigen Gestalt ist es der passendste Schlußstein des in Oesterreich herrschenden Systems des öffentlichen Unterrichts. Die Spezialien und das Praktische sind der Geist des öffentlichen Unterrichts in Oesterreich. Je höher derselbe steht, desto mehr geht er auf das Spezielle ein, und desto mehr zertheilt er sich. In den niederen Anstalten empfangen alle Schüler denselben Unterricht, in dem polytechnischen Institut wird jeder Zögling in den Gegenständen unterrichtet, die sein künftiger Beruf bedingt. In Oesterreich duldet man keine oberflächliche und unbestimmte Kenntnisse, und das encyklopädische Wissen, welches nur Halbgelehrte bildet, wird hier nicht begünstigt. Scheint es doch in der That, als ob das Wissen eben so viel an Tiefe und Gründlichkeit verliert, als es an Ausdehnung gewinnt.

(Panorama de l'Allemagne.)

England.

Die neuesten Forschungen über Stürme und Orkane.

(Fortsetzung.)

Somit hätten wir eine kurze Analyse des ersten Memoire's des Herrn R. gegeben. Das zweite Memoire enthält eine kurze Notiz, den Sturm betreffend, welcher in der Nacht des 10. August 1831 auf Barbados wüthete, dann über Lucia, Domingo und Cuba hinstrich und zu den nördlichen Küsten des Mexikanischen Golfes ungefähr unter 30° N. Breite vordrang, wo er gleichzeitig in Pensacola, Mobile und Neu-Orleans sein Wesen trieb. Von hier aus drang er in die benachbarten Staaten der Union und brach sich erst an dem Alleghany-Gebirge. Eine große Landstrecke im Norden des Mexikanischen Golfes wurde von heftigen Regengüssen überschwemmt; wenn aber der Sturm über Neu-Orleans hinaus sich fortsetzte, so muß er auf die höhere Atmosphäre beschränkt gewesen seyn; denn weiter nördlich verspürte man keine heftige Wirkungen desselben mehr. Dieser Orkan, der ebenfalls von der Rechten zur Linken wirbelte, legte in beiläufig 150 Stunden eine Strecke von 2000 See-Meilen zurück. Sein rotirender Charakter zeigte sich sehr schön an den Wirkungen, die er auf Barbados hervorbrachte. Diejenigen Bäume, welche er an der Nordküste entwurzelte, lagen von N. N. West gegen S. S. Ost, während andere Bäume im Innern und in einigen anderen Gegenden der Insel von Süden gegen Norden lagen. Die ersteren waren in einer früheren, die letzteren aber in der letzten Periode des Sturmes niedergeschmettert.

In seiner dritten Abhandlung lenkt Herr R. unsere Aufmerksamkeit auf die verschiedenen Punkte, die er hinsichtlich der vornehmsten Bewegungen der Atmosphäre, welche einen Orkan ausmachen, für begründet hält.

In dem vierten Memoire erhalten wir eine Karte der Bahnen verschiedener Stürme, und den Schluß bilden praktische Verhaltungs-Regeln für Schiffer.

Von diesem transatlantischen Beobachter wenden wir uns zu einem Briten, Oberstlieutenant Reid, der mit nicht geringerem Eifer und Talente diesem Gegenstand nachgeforscht hat. Herr Reid wurde nach Barbados geschickt, um den Wieder-Aufbau der von dem Orkane des Jahres 1831 zerstörten Gebäude des Gouvernements zu leiten. Bei dieser Gelegenheit erwachte in ihm die Lust, die Ursachen und den Charakter der Orkane zu erforschen; er sammelte überall Nachrichten von früheren Stürmen und wurde auch mit den Memoiren des Herrn Redfield bekannt. Die Admiralität bewilligte ihm die Tagebücher Britischer Schiffe, welche die Region der Orkane beschifft hatten, und eine prüfende Vergleichung der in denselben aufgezeichneten Beobachtung mit solchen, die man auf dem Lande angestellt, machte es ihm möglich, die mannigfachen Phänomene verschiedener Stürme zu klassifiziren, ihren rotirenden und progressiven Charakter, wie ihn Redfield beschrieben, außer Zweifel zu stellen, zu ermitteln, daß ihre zerstörende Gewalt von ihrer rotirenden abhängt, und eine scharfsinnige Vermuthung des Amerikanischen Forschers, daß die Stürme in südlichen Breiten bei ihrem Umschwung einer entgegengesetzten Richtung folgen, als die in nördlichen Breiten (d. h. von der Linken zur Rechten), zu bestätigen.

Ehe wir jedoch auf diese Erörterungen eingehen, versuchen wir es, dem Leser einen Begriff von einem Westindischen Orkane zu geben, indem wir die interessanteren Theile der Beschreibung des vorhin erwähnten Orkanes zusammenstellen. Auf dem Wege von Barbados nach St. Vincent bewegte sich dieser Orkan in einer Stunde nur zehn Englische Meilen weit. Bevor er St. Vincent erreichte, bemerkte ein Herr Simons gegen Norden eine fürchterliche Wolke von olivengrüner Farbe, dergleichen ihm während seines 40jährigen Aufenthalts in den Tropenländern noch nicht vorgekommen war. Herr S. eilte nach Hause, vernagelte Thüren und Fenstern und schützte so seine Wohnung vor dem allgemeinen Unglück. Das Wasser des Meeres schwell in Kingston-Bai zu einer solchen Höhe, daß es die Straßen überfluthete; verschiedene Gebäude im Fort „Charlotte" wurden abgedeckt, und andere stürzten zusammen. Das merkwürdigste Phänomen aber, welches in St. Vincent stattfand, war die Wirkung des Sturmes auf den großen Wald, der einen Theil der Insel überdeckt. Eine große Anzahl Bäume am nördlichen Rande desselben waren getödtet, aber nicht zu Boden geschlagen. Oberst Reid prüfte diese Bäume im Jahre 1832 öfters und sie schienen ihm nicht durch den Wind, sondern durch die außerordentliche Quantität elektrischen Stoffes, welche der Sturm ent-

wickelte, erstickt zu seyn. Solche Entwickelungen elektrischen Feuers scheinen mächtige Orkane immer zu begleiten; und namentlich berichtet man von den Blitzen während des Orkanes von 1671, daß sie wie Flackerfeuer über die Erde hingestrichen seyen, ja sogar von Unten nach Oben gezuckt hätten. Während der Sturm von 1831 am heftigsten wüthete, bemerkten zwei Neger auf Barbados mit Entsetzen, daß der Körper des Einen elektrische Funken versandte. Dies ereignete sich in dem Garten von Coddrington-College, wo die beiden Neger, nachdem ihre Hütte eben niedergerissen worden, einander im Finstern unterstützten und das Hauptgebäude zu erreichen suchten. Ein anderes merkwürdiges Phänomen begleitete diesen Orkan. Da die Meereswogen beständig über die 70 Fuß hohe Klippe an der Nordspitze sich wälzten, wurde der Schaum von dem Winde viele Miles weit ins Innere getrieben, und überall regnete es salziges Wasser. Die Süßwasser-Fische in den Teichen des Majors Leacock kamen alle ums Leben, und in Bright-Hall, etwa zwei Miles süd-süd-östlich von der Klippe, behielt das Wasser der Teiche noch viele Tage einen salzigen Geschmack.

Die Vorläufer des großen Kampfes der Elemente, welche den Orkan auf Barbados bildeten, waren Windstöße und Regenschauer, die am Nachmittage des 18. August eintraten. Gegen vier Uhr lagerte sich ein schreckliches Dunkel über Barbados; nur in der Nähe des Zeniths bemerkte man einen lichteren Halbkreis. Die folgende Beschreibung des Sturmes, welche Oberst Reid uns mittheilt, ist gleich nach der Katastrophe in Bridgetown abgefaßt worden: —

„Nach Mitternacht war das beständige Leuchten der Blitze grauenvoll, und ein heftiger Wind blies aus Nord und Nord-Ost. Um Ein Uhr nach Mitternacht, am 11. August, änderte dieser Wind plötzlich seine Richtung und stürmte mit verdoppelter Gewalt aus Nord-West und den Zwischen-Punkten. Die oberen Regionen wurden von dieser Zeit an durch anhaltende Blitze erhellt; aber noch magischer leuchteten die elektrischen Flämmchen in allen Richtungen. Kurz nach zwei Uhr wurde das Brüllen des Orkans so entsetzlich, daß keine Sprache einen Begriff davon geben kann. Gegen drei Uhr mäßigte sich der Sturm von Zeit zu Zeit, oder zerstückelte sich gleichsam in einzelne furchtbare Windstöße, die aus West-Nord-West, aus Westen und Süd-Westen kamen."

„Nachdem auch das Blitzen aufgehört hatte, war die Finsterniß ein paar Augenblicke grauenvoll. Aber plötzlich sah man feurige Meteore vom Himmel fallen; namentlich beobachtete Schreiber dieses eine dunkelrothe Feuerkugel, die aus ungeheurer Höhe senkrecht herabfiel. Ohne Zweifel sank sie vermöge ihrer spezifischen Schwere und stand nicht unter dem Einfluß einer äußeren Kraft. Als diese Kugel der Erde näher kam, wurde ihre Form oval und ihre Farbe ein blendendes Weiß; endlich schlug sie prasselnd an den Boden, zerspritzte wie geschmolzenes Metall und war erloschen. Wenige Minuten nach der Erscheinung dieses Meteors wurde das betäubende Brüllen des Windes ein fernes dumpfes Getöse, und die Blitze, welche seit Mitternacht in sehr kurzen Intervallen am Himmelsgewölbe gezuckt hatten, trieben jetzt eine halbe Minute lang ein fürchterliches Spiel zwischen Wolken und Erde. Die ungeheure Wucht der Dämpfe schien auf den Häusern zu ruhen und ergoß sich in einen Flammen-Regen, den die Erde wieder zurück zum Himmel sandte."

„Gleich nach dieser wunderbaren Metamorphose des Blitzes brach der Orkan mit unerhörter Furie aus Westen los, tausend und aber tausend Wurfgeschosse — die Fragmente zertrümmerter Werke von Menschenhand — vor sich her durch die Lüfte schleudernd. Die massivsten Gebäude wurden bis in ihre Grundfesten erschüttert, und selbst die Oberfläche der Erde bebte, als der Verderber über sie hinzog. Den Donner konnte man zu keiner Zeit deutlich vernehmen. Das Brüllen und Heulen des Windes, das Tosen des Oceans, dessen thürmende Wogen Alles zu verschlingen drohten, was der Orkan verschonte, das Prasseln der Dachziegeln, das Gekrache einstürzender Dächer und Mauern und tausend andere unbeschreibliche Mißtöne machten einen Total-Eindruck, den die schrecklichsten Phantasie-Bilder vom jüngsten Tage nur kümmerlich darstellen."

„Nach fünf Uhr mäßigte der Sturm von Zeit zu Zeit sein Wüthen, und jetzt konnte man die Ziegeln und das übrige Bau-Material, welches der letzte Windstoß wahrscheinlich ungeheuer hoch emporgeschleudert hatte, deutlich niederfallen hören."

„Sobald der grauende Tag die äußeren Gegenstände sichtbar gemacht hatte, begab sich Schreiber dieses nach dem Kai. Der Regen wurde so gewaltig vom Winde getrieben, daß er die Haut verletzte. Das Schauspiel war über alle Beschreibung majestätisch. Die riesigen Wogen rollten heran, als böten sie jeder Schranke Trotz. Der Ort, wo man die Schiffe kalfatert, war mit durcheinander schwimmenden Schindeln, Faßdauben, Tonnen, Heubündeln und Trümmern von Fahrzeugen wie übersäet. Nur zwei Schiffe innerhalb des Steindamms hatten sich flott erhalten; aber eine große Menge anderer lag umgeschleudert im seichten Wasser."

„Bestieg man den Thurm der Domkirche, so zeigte sich ringsumher ein großartiges, aber betrübendes Bild der Verödung. Das ganze Land, so weit die Blicke reichten, war eine Wüste, und statt aller Vegetation sah man hin und wieder einige mit kränkelndem Grün bewachsene Stellen. Die wenigen noch übrigen Bäume hatten, da sie ihrer Zweige und Blätter beraubt waren, ein kaltes, winterliches Ansehen, und die zahlreichen, sonst von dichten Hainen umgebenen Landsitze in der Nachbarschaft der Stadt Bridgetown lagen jetzt unbeschützt und in Trümmern vor dem Beschauer."

Das fünfte Kapitel des Reidschen Werkes ist der Untersuchung dreier Orkane des Jahres 1837 gewidmet, deren Evolutionen auf drei interessanten Karten verzeichnet stehen.

Der erste dieser Orkane zog am Morgen des 26. Juli über Barbados und erreichte zehn Minuten nach zwölf Uhr desselben Tages die Insel Martinique. Am 26sten um Mitternacht kam er nach Santa Cruz, und am 30sten wüthete er in dem Golfe von Florida, wo einige Schiffe zu Grunde gingen und andere beschädigt wurden. Von dort wendete er sich nordwärts, erreichte Jacksonville in Florida am 1. August und zog dann in nordöstlicher Richtung über Savannah und Charlestown.

Dem Tagebuch des Lieutenant James zufolge (der im Jahre 1837 auf dem Königl. Schiffe „Spey" vor Barbados lag), drang am 26sten gegen vier Uhr Nachmittags ein mächtiger Wogenschwall, begleitet von Donnern und Blitzen, in die Bai. Der Himmel hatte im Ganzen eine dunkelblaue Farbe; nur am Rande des Horizontes sah man einen rothen Schimmer. Jeden Blitz begleitete ein ungewöhnliches Zischen, wie wenn ein glühendes Eisen ins Wasser getaucht wird. Das Barometer und das Sympiezometer fielen gegen sechs Uhr bis auf 28,45 Zoll. Um halb sieben brach der Orkan mit fürchterlicher Gewalt gegen das Schiff los. Um acht Uhr wendete er sich von Ost-Süd-Ost nach Süden und blies eine halbe Stunde lang so heftig, daß die Leute kaum auf dem Verdecke stehen konnten. Das Schiff wurde von den Wogen so tief hinabgedrückt, daß Bugspriet und Vorderkastell zuweilen unter dem Wasser standen. Gegen neun Uhr wendete sich der Orkan nach West-Süd-West; das Barometer begann zu steigen, und als der dicke Nebel vorüber war, konnte Lieutenant James zwanzig Kauffahrer zählen, die zertrümmert am Strande lagen.

Die zahlreichen Data in Betreff dieses Sturmes, welche Oberst Reid gesammelt, lieferten ihm Material zu seiner fünften Karte. Statt nach Osten hin konkav zu seyn, war der Sturm zu Anbeginn gegen Barbados und Santa Cruz hin konvex, als hätte er mit einer fast südlichen Richtung angefangen. Die Kurve nahm jedoch ihre gewohnte Form wieder an, und, was besonders merkwürdig, ihr Zielpunkt befand sich, **wie bei allen übrigen** von Redfield verzeichneten Orkanen, unter dem 30sten Breitengrade. Der kreisende Cylinder der Atmosphäre, im Anfang des Orkanes vergleichungsweise eng, erweiterte sich mehr und mehr, bis er endlich in gewöhnliche unregelmäßige Winde auf der nördlichen Atmosphäre überging.

Der **zweite** Orkan des Jahres 1837, welcher der Orkan von Antigua heißt, besaß die Eigenthümlichkeit, daß er viel weiter im Osten anfing, als seine Kollegen. Die Details desselben, wie sie Herr Reid gesammelt, sind vom höchsten Interesse. Am Abend des 31. Juli bemerkte Capitain Seymour, welcher die Brigantine „Judith" befehligte, bei frischem Nord-Ost-Winde nahe am Zenith einen weißen Glanz von runder Form, und während er dieses Phänomen aufmerksam beobachtete, riß ein plötzlicher Windstoß (aus Nord-Osten) den Topmast und die niederen Segel des Schiffes fort. Um ein Uhr nach Mitternacht wurde der Wind heftiger, das Meer schwoll, und das Schiff hatte viele Noth. Gegen acht Uhr des Morgens war der Wind schon zu einem Orkane herangewachsen; Keiner hörte auf dem Verdecke, was der Andere sprach, und Keiner sah sich im Stande, für seine Rettung etwas zu thun. Lassen wir jetzt den Capitain weiter erzählen.

„Unser Schiff wurde von einem mächtigen Wogenberg gehoben und auf das Backbord gestellt, dessen Bollwerke größtentheils sich losrissen. Nach einiger Zeit erhielt es wieder seine gerade Richtung, und der Wind wendete sich plötzlich (von Nord-Ost) nach Süd-Ost. Eine kleine Weile fuhren wir vor dem Winde her; dann hob sich unser Schiff ein zweites Mal, daß das Backbord nach unten kam; und als es sich wieder gerade richtete, waren alle Bollwerke der anderen Seite, bis auf wenige Planken, abgerissen. Dann wurde es etwa funfzehn Minuten hindurch lenksam. Gegen Mittag trat eine viertelstündige Windstille ein; dann aber brach der Orkan aus Süden los, und wir verloren alle Hoffnung, uns retten zu können. Ein Wogenschwall schlug an das Steuerbord unseres Schiffes und hob es zum dritten Male auf das Backbord. Eine Zeitlang blieb es in diesem Zustande; die Kajüte war fast ganz mit Wasser gefüllt, und das Vorder-Kastell sammt den drei Böten war verschwunden. Den Kadetten am Rade hatten die Wogen fortgespült, und das Rad dazu. Alle Stützen an der Steuerbordseite waren zerbrochen und alle Segel, mit Ausnahme des Haupt-Segels, zerfetzt. Trotz dieses anscheinend ganz hoffnungslosen Zustandes richtete sich die „Judith" zu unserer frohen Ueberraschung ein drittes Mal gerade, und bald hatten wir die Gefahr überstanden. Fast eine Stunde lang konnten wir keine Hand vor den Augen sehen, und, was besonders merkwürdig ist, die Nägel unserer Finger waren kohlschwarz und behielten diese Farbe beinahe fünf Wochen lang."

Die eben erwähnten interessanten Wirkungen auf die Sehkraft und die Fingernägel der Mannschaft bewogen Herrn Reid, den Capitain Seymour um nähere Auskunft hierüber zu bitten. Der Capitain behauptet, die Finsterniß sey an sich gar nicht so bedeutend gewesen, daß die Leute einander nicht hätten sehen können, und bemerkt dabei, die schwarze Färbung der Fingernägel hätte sich gleichzeitig mit der Abstumpfung der Sehkraft eingestellt. Beide Phänomene waren unstreitig Wirkungen des elektrischen Stoffes in den Elementen.

Von der „Judith" Abschied nehmend, besuchte der Orkan am 2. August Antigua, Nevis, St. Kitts, Santa Cruz, St Thomas und Porto-Rico (wo 33 Schiffe zerstört wurden). Am 3. August erreichte er Porto Plata auf St. Domingo; am 6ten zerstörte er zwei obrigkeitliche Gebäude und alle Baumwollen-Aerndten zu Jacksonville in Florida. Unter dem 30sten Breitengrade hätte er, dem allgemeinen Gesetz zufolge, nach Norden und Osten sich wenden müssen; aber eine unbekannte Ursache lenkte ihn nordwestlich dem inneren Florida zu, wo er am 8. August Pensacola erreichte*) Die Zug-Linie dieses Orkanes im Allgemeinen war nicht parabolisch; sie hat, auf der Karte verfolgt, große Aehnlichkeit mit einem menschlichen Beine, das den Fuß ausstreckt.

(Schluß folgt.)

Gretna-Green und die Fleet-Heirathen.

Jedermann weiß, daß Gretna-Green ein Schottisches Dorf ist, wohin sich seit sechzig Jahren alle die Liebespaare begeben, welche die Strenge der Englischen Ehe-Gesetze und die Einwilligung ihrer Aeltern und Vormünder umgehen wollen. Wenn man von diesen Heirathen sprechen hört, die, wie es heißt, von einem Schmidt vollzogen werden, so bildet man sich gewöhnlich ein, daß es sich dabei um ein seltsames Privilegium handele, welches dem Orte oder der Person zuerkannt sey, und man wundert sich, wie dergleichen Verbindungen auf dem klassischen Boden der Gesetzlichkeit geduldet werden können. Eigentlich sind es aber auch keine echte Ehen, und sie haben an und für sich gar nicht die Wirkungen, welche das Gesetz mit der Ehe verknüpft. Nach einem alten Grundsatz des kanonischen Rechtes hat die Erklärung zweier Personen: „Wir sind von jetzt an Mann und Weib", vor einem Priester, einem Notar, oder vor sonst irgend einem Individuum abgegeben, die Kraft eines Ehegelöbnisses, wenn die gedachten Personen nachher als Eheleute bei einander wohnen. Dieser Rechtsbrauch, von dem man selbst in denjenigen Ländern noch Spuren vorfindet, welche das vom Tridenter Konzil dagegen gerichtete Verbot angenommen haben, wurde in England erst unter der Regierung Georg's II. aufgehoben und gilt in Schottland sogar noch heutiges Tages. Da nun aber das Englische Gesetz die Gültigkeit einer jeden außer dem Königreiche eingegangenen Heirath anerkennt, wenn sie nur nach den Gebräuchen des Ortes der Vollziehung geschlossen wurde, so kann man die eigentliche Bedeutung der Vorgänge zu Gretna-Green leicht einsehen. Doch muß man nicht glauben, daß diese Art von Heirathen in Schottland durchaus an der Tagesordnung seyen, denn hier wie überall besteht die Sitte des Aufgebotes, von dem man sich nur durch richterliche Erlaubniß frei machen kann, und diejenigen, welche solchen heimlichen Heirathen beiwohnen, erhalten strenge Verweise, müssen eine Geldbuße entrichten und werden selbst gefangen gesetzt, weshalb denn auch die Heirathsvollzieher von Gretna-Green sehr große Geldforderungen machen; doch zieht die Uebertretung des Gesetzes keinesweges die Nichtigkeit der Ehe nach sich. Uebrigens wird Gretna-Green nur deshalb vorzugsweise gewählt, weil es das erste Dorf an der Schottischen Gränze ist; die eheliche Einsegnung besteht nur in einem Versprechen, der dabei fungirende Priester ist ein Fischer, Tischler, Schmidt oder Tabackshändler und besitzt keine andere Würde, als die, welche Laune oder Vorurtheil ihm verliehen haben.

Das den Liebenden so theure Dorf erkennt man schon von weitem an einem Fichten-Wäldchen, wovon es wohl seinen Namen Green (grün) erhalten hat. Die Flüchtlinge steigen im Gasthause zu Gretna-Hall ab, man läßt den Quasi-Priester holen und einigt sich um den Preis, der nach Umständen von zwei bis auf dreißig Guineen steigt. Der Gastwirth hat immer einen unausgefüllten Heiraths-Vertrag und ein Gebetbuch bei der Hand, und die Ceremonie wird im großen Gasthofssaale in Gegenwart der Zeugen vollzogen, die gewöhnlich aus dem Gastwirthe und dem Postillon bestehen. Erst wird der Ehesegen vorgelesen, dann folgt die Frage, ob beide Theile sich mit einander verehelichen wollen, und auf ihre Bejahung wird erklärt, daß sie nun rechtskräftig vereinigt seyen. Der Mann steckt seiner Gattin einen Ring an, und diese giebt ihm, auf die ausdrückliche Aufforderung des dienstfertigen Ehevollziehers, einen Kuß. Der Gastwirth füllt die Bescheinigung aus, der Priester empfängt seinen Lohn, zu dem der junge Ehemann noch gewöhnlich ein Trinkgeld und die Frau eine mäßige Summe zum Ankauf von Handschuhen hinzufügt.

Im Jahre 1825 wurde die Zahl der jährlich in Gretna-Green vollzogenen Ehen auf 60 angeschlagen. In den darüber geführten Registern des Ortes stehen die Namen des Grafen Westmoreland, des Lord Ellenborough, des Sir Thomas Lethbridge und selbst die zweier Kanzler von England, der Lords Eldon und Erskine; diesen berühmten Namen reihen sich, wie um die Liste derselben würdig zu krönen, noch die von Karl Franz von Bourbon, Sohn Franz I., Königs beider Sicilien, und von Penelope Karoline Smith, Tochter des Grafen von Waterford, an, die sich am 6. Mai 1836 in Gretna-Green verheirathet haben.

*) Vermuthlich war er in jener Gegend mit seinem Vorläufer, dem Orkane von Barbados, zusammengestoßen, und dieser hatte ihn aus seiner Bahn gedrückt.

Das Ehegelöbniß per verba de praesenti bestand in England, wie oben schon erwähnt ist, bis zum Jahre 1733, wo die berühmte Bill über die Ehe gegeben wurde, und von diesem Zeitpunkt an kam Gretna-Green in Aufnahme; damals waren auch noch die Fleet-Heirathen Sitte, die von dem Gefängnisse Fleet, wo sie am häufigsten stattfanden, ihren Namen erhalten haben. Dies waren heimliche Verbindungen, welche oft von Personen vollzogen wurden, die gar keine Berechtigung dazu hatten, und doch erkannte das Gesetz denselben bürgerliche Gültigkeit zu. Da aber die geistlichen Gerichtshöfe solche Mißbräuche streng tadeln und bestrafen konnten, so wurden sie gewöhnlich an Orten ausgeübt, wo man vor der Nachforschung des Bischofs sicher war, also vorzugsweise in den Kapellen der Gefängnisse und andern Zufluchtsörter, wie May-Fair, Mint, Savoy, ja selbst in eigens dazu bestimmten Herbergen, auf deren Schild zwei verschlungene Hände oder sonst ein anderes Ehe-Attribut gemalt waren. In der Nähe dieser Orte, ja selbst an den Kirchthüren, standen Aufpasser, von denen arme Brautpaare durch das Anerbieten sehr niedriger Preise für die Trauung angelockt wurden. In London soll es früher sechzig solcher Trauungs-Häuser gegeben haben.

Man hat noch einen alten merkwürdigen Kupferstich aus dem Jahre 1747, der eine dieser sogenannten Fleet-Heirathen vorstellt. Ein junger Matrose steigt mit seiner Braut und deren Mutter auf dem Platze vor dem Fleet-Gefängniß aus einem Miethwagen, zwei der Ortspriester in geistlicher Kleidung beeilen sich, ihnen ihre Dienste anzubieten, und Jeder ist bemüht, das Liebespaar für sich zu gewinnen.

Nach der Kapelle des Fleet-Gefängnisses war die von May-Fair, im Jahre 1730 erbaut, die bekannteste für solche Fälle. Der Priester derselben, Keith mit Namen, war in jener Zeit durch die Originalität der sich auf diese Heirathen ad libitum (wie er selbst sie nannte) beziehenden Anzeigen berühmt. Wir geben hier eine Probe davon:

„Um jedem Irrthum vorzubeugen, wird das Publikum benachrichtigt, daß sich die kleine neue Kapelle von May-Fair, nahe bei Hyde-Park, in dem Eckhause befindet, welches der gerade nach der City zu liegenden Kapelle gegenüber steht. Der Priester und der Schreiber bewohnen dieses Haus und stehen täglich von frühmorgens an bis vier Uhr Nachmittags zur Disposition des Publikums. Der Preis für den Beistand des Priesters und des Schreibers, den Erlaubnißschein und die Bescheinigung mit Königlichem Stempel inbegriffen, bleibt wie früher auf eine Guinee festgesetzt. Man wird den Eingang zur Kapelle an einer kleinen Vorhalle erkennen, die denen ähnlich ist, welche sich an den Provinzial-Kirchen befinden."

Dieser Mann wußte Alles zu Anzeigen zu benutzen; im Jahrgang 1748 des „Craftsman" liest man, daß Keith, als er einen seiner Söhne verlor, die Leiche desselben von seinem Hause nach dem Kirchhofe von Covent-Garden tragen und unterwegs mehrmals stillhalten ließ, damit die Leute Zeit hätten, die an der Bahre befestigten Anschlagzettel zu lesen, auf denen das [illegible] des unglücklichen Vaters und die Verfolgungen, denen er ausgesetzt war, zur öffentlichen Kenntniß gebracht wurden. Den Tod seiner Frau benutzte er gleichfalls zu marktschreierischen Bekanntmachungen. Dieser Keith, der sich durch seine zahllosen Heiraths-einsegnungen ein Einkommen gesichert hatte, welches dem des Bischofs von London gleichkam, wurde später ins Gefängniß gesetzt; doch von seinem Kerker aus veröffentlichte der unerschrockene Verheirather noch allerhand Anzeigen und Pamphlets gegen die Gesetz-Reform, welche, zum großen Nachtheil seines Erwerbszweiges, in England eingeführt werden sollte. Aber das Aergerniß, welches dieser öffentliche und lächerliche Mißbrauch mit der heiligsten aller Verbindungen verursachte, war so groß geworden, daß die Behörden unmöglich länger dagegen gleichgültig seyn konnten. So lange es sich dabei nur um die Heirathen einiger betrunkener Seeleute und anderer armer Schlucker handelte, hielt das Parlament es nicht für nöthig, sich seiner Initiative zu bedienen, und es wurden nur unzureichende Maßregeln dagegen ergriffen. Doch ward auch den Mißheirathen dadurch zu großer Vorschub geleistet, so daß die Aristokratie dagegen auftrat, und zwar vorzüglich bei Gelegenheit der Verheirathung der ältesten Tochter des Herzogs von Richmond mit einem Individuum von ganz niederer Herkunft.

Einige Jahre darauf wurde von Lord Hardwicke die oben erwähnte Bill eingebracht, welche, bei Strafe der Nichtigkeit, die Einwilligung der Angehörigen, das vorherige Aufgebot und den Segen der Kirche bei jeder ehelichen Verbindung als unerläßlich verlangte, und so hörte denn endlich nach drei Jahrhunderten der Mißbrauch der Fleet-Heirathen auf. Die Register, worin diese Heirathen aufgezeichnet sind, befinden sich noch in den Archiven des Bisthums von London, und aus den Debatten eines im Jahre 1827 zu Shrewsbury verhandelten Prozesses geht hervor, daß zwischen 5 — 600 solcher Register vorhanden waren, die zusammen an 20 Centner wogen. Nun blieb den Liebenden nur noch Gretna-Green, doch auch dieser letzte Zufluchtsort wird stark bedroht. Am 26. April 1837 brachte Herr R. Steuart im Unterhause eine Bill zur Unterdrückung der heimlichen Heirathen in Schottland ein; sie ist aber bis jetzt noch nicht durchgegangen.

(Gazette des Tribunaux.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 29. Berlin, Freitag den 8. März 1839.

Rußland.

Russische Volksberedsamkeit.

Von J. G. Kohl.

Keine der vielen ausgezeichneten Eigenschaften des Russischen gemeinen Mannes hat der Fremde häufiger zu bewundern Gelegenheit, als seine große Beredsamkeit, und wer die Sprache des Landes versteht, verschafft sich dadurch Unterhaltung und Genüsse, die ihm in den Unterredungen mit unserem sinnigen, verständigen, aber ungelenken und höchst untheatralischen Landsmann nicht zu Theil werden. Dem Russischen Jäger zuzuhören, wenn er seine Jagden beschreibt, dem Fischer, wenn er von den Beschwerden und Ereignissen seines Fischfangs spricht, dem Fuhrmann, wenn er im Zwiegespräche mit seinen Pferden, mit seiner Peitsche, mit den Zügeln und dem Geschirr, kurz mit allem Lebenden und von ihm belebten Todten, das ihn umgiebt, begriffen ist, oder ein Paar gemeine Russen anzusehen, wenn sie sich begrüßen und beglückwünschen, ihre lebendigen Pantomimen dabei, ihre poetische Ausdrucksweise, der nie stockende Quell ihrer Rede, die immer neue Bilder zu Tage schafft, — dies Alles gewährt Schauspiele, wie man sie auf dem Theater selber nicht besser verlangen kann. Ich hielt mich längere Zeit in verschiedenen Gegenden Rußlands auf, erlernte die Sprache des Landes und beobachtete den gemeinen Russen fleißig. Einige Proben seiner Beredsamkeit, die ich treu nach dem Leben gebe, mögen meine Behauptungen bestätigen.

I. Der Eisverkäufer zu Ostern.

In ganz Rußland wird am Oster-Sonntage, nach Beendigung der langen Fasten und nachdem das ungewürzte Eis der Felder weggeschmolzen, zum ersten Male gesüßtes Eis auf den Straßen feilgeboten. Als wären es schöne Schmetterlinge, die aus den garstigen Puppen hervorgeflattert, sieht man auf ein Mal an jenem Sonntage eine Menge junger Burschen, ihres schmutzigen Winterpelzes entäußert und in farbige Sommertracht gekleidet, in den Straßen umherflankiren und mit lauter Stimme an allen Ecken schreien das Wort, das man den ganzen Winter nicht gehört: „Moroschnije, moroschnije!" (Gefrorenes! Gefrorenes!) Gewöhnlich tragen sie eine Blouse von rothgeblümtem Baumwollenzeuge, welche über die weiten schwarzsammetnen Pantalons herabfällt. Beides hält ein einfacher Gürtel zusammen. Ueber Brust und Schultern haben sie sich ein langes mit rothen Fäden ausgesticktes und gefranztes Handtuch wie ein Ordensband drapirt, mit dem sie ihre Gläser ausschwenken. In einem hölzernen Kübel tragen sie in zwei zinnernen Flaschen ihre kühlenden Fruchtsäfte. Unterweges machen sie sich nur bemerkbar durch ihr einförmiges Geschrei: „Moroschnije, moroschnije!" Wenn sie sich aber hier und da auf den Straßenecken niederlassen, setzen sie den Fluß ihrer Rede in Bewegung und laden alle Vorübergehenden auf die beredteste und anmuthigste Weise zu ihrem Traktament ein. In Moskau besuchte ich häufig einen von diesen flotten und gewandten Burschen, dessen Standort ich kannte.

„Ergebenster Diener!" fing er an, jeden Vorübergehenden freundlich zu begrüßen, indem er seinen Hut so verbindlich abnahm, als wäre Jeder sein bester und alter Kunde. „Sie befehlen ein Gläschen Eis, mein Herr? Vanille etwa? Dies ist das beste! Sogleich werde ich Ihnen bereiten. O, es ist sehr heiß heute! Man muß sich abkühlen!" — Schnell präsentirte er ein Glas Eis dem Vorübergehenden, der gar nicht an Eis dachte. „Wie? Nichts? gar Nichts? Das thut mir leid! — Gefrorenes! Gefrorenes! Wer kauft mein Gefrorenes? Das allerbeste, das allerfrischeste, das allerkühlste Eis! Chokolade-, Vanille-, Kaffee-, Rosen-, Citronen- und Limonen-Eis! Und vor allen Dingen mein bestes Eis „zweti zwetot" (Blumen blühen). Dies Eis habe ich selbst erfunden, Madame, und habe es „Blumen blühen" genannt. Es ist das allerdelikateste von allen. Ja, mein Eis blüht wie eine Mohnblume. Kommen Sie, mein schönstes Mädchen, wollen Sie mohnblumiges Eis? *) Hier, genießen Sie! Es wird Ihnen schöner schmecken, wie der Kuß Ihres Bräutigams. Sie wollen lieber Gemischtes? Schön, meine Beste! Ich will es mischen aus Weiß und Roth, wie Ihre Wangen gemischt sind. Belieben Sie gefälligst!"

„Gefrorenes! Gefrorenes! Wer kauft mein Gefrorenes „Blumen blühen"? Die Blumen blühen! die Mohnblumen blühen! Vanille blüht! Kaffee blüht! Chokolade blüht! Wer will mein blühendes Eis? — Sieh, Väterchen! Komm' her! Rosiges, roth wie Rosen. Gelbes, gelb wie Gold. Närrchen, kauf doch mein Gold für Dein Kupfer." — Dann füllte er etwas zur Probe ins Glas und hielt es gegen das Licht. „O, wie prächtig! Ach, wie gern möchte ich es selber essen. Aber ich bin nicht so reich, ich kann mir's nicht bezahlen. Väterchen, kauft mir doch etwas ab, so bekomme ich Geld und kann mir ein Gläschen „Blumen blühen" bei mir kaufen. Hier, nehmt, Väterchen, und genießt es mit Vergnügen! Und hier noch eins für Dein Söhnchen. Nicht wahr? So was hast Du noch nicht gegessen?"

„Gefrorenes! Gefrorenes! Wer kauft mein schönes Eis? — Puh! wie das heute wunderbar heiß ist! Ich schmelze fast vor Hitze. Nein, ich halt's nicht aus, ich muß Eis essen." (Man kann sich denken, daß dies am ersten Oster-Sonntage in Rußland eine ziemlich poetische Uebertreibung ist.) Dann kostet er ein wenig, verdreht die Augen, hebt die Schultern, als wenn ihm Ambrosia im Munde schmölze. „Nun, Mütterchen, was gafft Ihr, macht Euch das noch keinen Appetit? Wahrhaftig! Ich kann es nicht ansehen, daß Ihr hier vor meinen Augen in der Sonne schmelzen solltet. Da! Kostet! Esset!" — Auf der Spitze seines hölzernen Löffels hält er der Alten ein Pröbchen Eis dicht vor den Mund. Diese kann sich nicht so schnell aus der Affaire wickeln, muß unter Lachen in den Köder beißen und kommt nicht unter acht Kopeken von der Angel los.

„Gefrorenes, Gefrorenes, das allersüßeste Eis!" — Und damit leitet er wiederum neue Witze ein, deren Kette vor Sonnenuntergang nicht endet.

II. Die Bettler.

Die Russischen Bettler kann man nicht anders als auf eine sehr liebenswürdige Weise beredt nennen. Man lobt die Französische Art zu betteln, und Yorick entwirft eine hübsche Schilderung von ihnen. Allein ich weiß nicht, ob die Russischen Bettler leicht in Anstand und Bescheidenheit übertroffen werden können. „Zudringlichkeit der Bettler" ist eine Redensart, die fast in allen Ländern anzutreffen ist. Auf die Russischen Bettler paßt sie kaum. Meistens sitzen sie still am Wege, ohne sich zu rühren, halten ihre Mütze oder ihr hölzernes Gefäßchen für den, welcher sich ihnen erbarmen will, hin, indem sie nur mit einem fortwährenden Gesange die Vorübergehenden aufmerksam machen. Wenn sie sich an diese mit Bitten wenden, so ist ihre Beredsamkeit weniger groß in Beschreibung ihrer Leiden als in Verheißungen des Segens von oben: „Gebt doch dem armen Blinden ein Almosen um Gottes willen. Gebt ihm um aller der heiligen Namen Gottes willen! Hier sitzt ein Armer. Kommt doch, wer geben, wer einen Bekümmerten trösten will, um Christi willen, um der Barmherzigkeit der Mutter Gottes willen! Spendet eine Gabe und empfanget dafür ein Almosen des Danks, ein Almosen des Segens Gottes, um der heiligen Kirche willen, um Eurer eigenen Seele Labung willen!" Die Gierigkeit, die wir bei unseren Bettlern bemerken, scheint den Russischen ganz fremd zu seyn, und nie kommt es vor, daß ein Bettler dem Vorübergehenden nachliefe. Noch weniger ereignet es sich, daß er mit der ertheilten Gabe unzufrieden sey. „Was Du giebst, Väterchen, ist mir willkommen und kann eine Beihülfe seyn für mich. Du weißt selber am besten, was Du dem Armen geben kannst, und mir geziemt es nicht, Deine Gabe zu beschauen."

In der Art, wie ihre Bitte, ist auch ihr Dank: „Gottes Segen, Väterchen! Verleihe der Himmel Euch ein langes Leben und viele, viele glückliche Jahre zur Gesundheit Eures Leibes! zum Heile Eurer Seele! zum Gedeihen Eures ganzen Wohlstandes! zur Freude Eurer Aeltern! zum Glücke Eurer Kinder! und zur Lust Eurer Freunde!" Da diese beredten Wünsche gewöhnlich mit großer Innigkeit und Frömmigkeit ausgesprochen werden, so scheint es, als wenn sie wirklich dieses Heil vom Himmel herabflehen könnten. Und man muß gestehen, daß man sein Haupt einem alten bärtigen, weißhaarigen Russischen Bettler mit derselben Ehrfurcht zum Segnen hinneigen könnte, wie einem ehrwürdigen Priester.

*) Die Russischen Mädchen, besonders die Klein-Russischen, schmücken sich den Kopf im Frühling gewöhnlich mit einem ganzen Kranz prangender Mohnblumen.

England.

Die neuesten Forschungen über Stürme und Orkane.

(Schluß.)

Oberst Reid wendet sich nun zu einem anderen Sturme von größerer Ausdehnung, dem die „Felicity" von Glasgow am Orte seines Entstehens (dem 12. August 1837) begegnete. Am 13ten erreichte der Sturm Turk's-Island. Am 16ten verspürten ihn solche Schiffe, welche am östlichsten über die Bahama's hinaus waren. Das Schiff „Calypso" legte sich am 17ten jenseit Abasco auf die Seite. Der Capitain und 14 Mann, die um ihr Leben kämpften, gelangten eben zum Takelwerk des Haupt-Mastes und des Besan-Mastes, als die Spitzen der Masten unter's Wasser kamen. Das Schiff sank tiefer und tiefer, während Einige die Wetterstangen des Takelwerks abschnitten, Andere Gott um Hülfe flehten und wieder Andere vor Verzweiflung stumm waren. Einige arme Teufel, die das Leck stopfen wollten, schwammen im Kielraum. Die „Calypso" hatte im Sinken schon mehrere Masten verloren, als sie sich plötzlich wunderbarer Weise langsam wieder aufrichtete und trotz ihres desolaten Zustandes flott wurde. Die ganze Mannschaft landete wohlbehalten auf dem Kai von Wilmington!

Das Schiff „Rawlins", Capitain Macqueen, scheint gerade in den Wirbel des Orkans gekommen zu seyn, als dieser den äußersten Punkt seines parabolischen Laufes erreichte. Am 17ten blies der Wind zehn Stunden lang heftig aus Nord-Ost; dann wendete er sich plötzlich gegen Norden und tobte mit ungeschwächter Kraft bis zur Mitternachts-Stunde des 18ten, um welche Zeit eine volle Stunde lang Windstille eintrat. Nach Verlauf dieser Frist erhob sich der Orkan wieder mit fürchterlichem Ungestüm aus Süd-Westen, und zwar so jählings, daß keine Bewegung des Meeres ihn ankündigte. In der Mitternacht des 19ten legte sich die Wuth des Sturmes; aber schreckliche Wogen schwollen in jeder Richtung empor. Auf den Verdecken der Schiffe suchten zahllose ermattete Seevögel Schutz gegen den Aufruhr der Elemente. Den ganzen Tag hindurch konnte man in einer Entfernung von 50 Yard keinen Gegenstand erkennen. Das Geheul des Windes glich einem gellenden Geschrei aus unzähligen Riesenkehlen. Der Capitain eines anderen Schiffes, welches gleichfalls in den Wirbel dieses Orkans gerieth, beobachtete am 17ten ein höchst merkwürdiges Phänomen. Eine senkrechte schwarze Mauer erschien 15 bis 20 Grad über dem Horizonte, verschwand gleich darauf mit Blitzesschnelle, kam wieder zum Vorschein, zertheilte sich nach fünf Sekunden und versandte ihre Bruchstücke so weit, als das Auge reichte.

Im sechsten Kapitel handelt Herr R. von den Phänomenen der Stürme in der südlichen Hemisphäre. Er beweist mit siegenden Gründen, daß auch diese Orkane einen kreisenden und fortschreitenden Charakter haben, und bestätigt in jedem Falle die scharfsinnige Hypothese des Herrn Redfield, daß der Orkan südlich vom Aequator von der Linken zur Rechten sich wälzt, folglich in dieser Beziehung eine den nördlichen Orkanen entgegengesetzte Richtung nimmt. In diesem Abschnitte sind die Barometer-Beobachtungen zahlreicher und genauer; und die Regelmäßigkeit, mit welcher das Quecksilber fällt, bis die Mitte des Sturmes vorüber ist, und wieder steigt, bis der ganze Sturm sich gelegt hat, ist so auffallend, daß Oberst Reid schon hierin einen Beweisgrund für die Rotation der Stürme finden will.

Die dreizehn Stürme, von welchen der Verf. im sechsten Kapitel handelt, wütheten größtentheils um Mauritius (Isle-de-France) und Madagaskar. Diese See-Region ist der wahre Brennpunkt aller Orkane der südlichen Hemisphäre, wie West-Indien und die Atlantische Küste Nord-Amerika's der wahre Brennpunkt der nördlichen Orkane sind.

Der einzige dieser Südstürme, welcher dem Verf. Material genug zu einer Karte geliefert hat, ist derjenige, den die Ostindische Flotte im März 1809 erfuhr. Vier Schiffe der Compagnie und eine Königliche Kriegs-Brigg, die „Harriet", versanken in diesem Sturme, dessen Details sehr lehrreich sind. Die meisten Berichterstatter sprechen von zwei verschiedenen Stürmen; allein Oberst Reid's Karte beweist, daß der zweite nur der zweite Ast der parabolischen Bahn des Orkanes war, in welchen das Schiff „Huddart" gerieth, nachdem es den engen und stillen Raum zwischen beiden Aesten zurückgelegt hatte. In dem erwähnten windstillen Raume erfreuten sich der „William Pitt", der „Euphrates" und die „Harriet" zwei Tage lang eines ununterbrochen schönen Wetters, weil sie Anker auswarfen, wogegen „Sir William Bensley" und „St. Vincent", weil sie den erwähnten Schiffen um eine Tagefahrt voran waren, in neues Unglück geriethen.

Im siebenten Kapitel seines Werkes handelt Herr R. von den Typhon's der Chinesischen Meere und den Orkanen Indiens, besonders den Bengalischen; und obschon die ihm zu Gebote stehenden Berichte weder zahlreich noch zusammenhängend genug waren, so glaubte er doch, aus denselben schließen zu können, daß auch diese Stürme mit denen der nördlichen Breiten gleichen Charakter haben.

Der interessanteste Theil des Reidschen Werkes ist das achte Kapitel, in welchem die Orkane des Jahres 1780 zur Sprache kommen. Diese beiden Orkane gehörten unstreitig zu den fürchterlichsten Explosionen der Naturkräfte, welche jemals unseren Erdball heimgesucht. Der erste wüthete am 3. Oktober. Nachdem der Wind sich gelegt hatte, gewährte die See ein schrecklich erhabenes Schauspiel. Die Wogen schwollen zu einer ungeheuren Höhe, rasten mit unbeschreiblichem Ungestüm gegen das Land und überflutheten die Stadt Savannah le Mar. Als das Wasser allmälig zurücktrat, verspürte man eine gewaltige Erderschütterung. In der Montego-Bai folgten die Blitze regelmäßig auf einander; sie waren in dem mitternächtlichen Dunkel, das über der verödeten Natur brütete, eine Wohlthat; denn jeder Blitz verbreitete die blendendste Tageshelle und das ganze Firmament schien in Flammen zu stehen.

Diesem Orkan folgte schon am 18. Oktober desselben Jahres ein zweiter, den Herr Reid auf seiner neunten und letzten Karte verzeichnet hat. Er entstand südöstlich von Barbados und beschrieb eine parabolische Bahn, indem die kreisende Luftmasse in dem Maße ihres Vorrückens sich ausdehnte. Er gelangte übrigens nicht bis zur Amerikanischen Küste, da er zu früh eine nördliche Richtung nahm und allbereits unter 23° nördlicher Breite seinen Zielpunkt erreichte.*) Die Bewohner der Insel Barbados verließen ihre Wohnungen und flüchteten sich die Nacht über auf das offene Feld, wo sie von Regen und Ungewitter heimgesucht wurden. Die Bäume fuhren aus ihren Wurzeln, alle Feldfrüchte gingen zu Grunde, und über 3000 Menschen büßten ihr Leben ein. Auf St. Eustatia zerschmetterten sieben Schiffe an den Felsen, und ihre Mannschaft kam ums Leben. Die Häuser wurden theils niedergerissen, theils mit ihren Bewohnern in die See geschwemmt, und gegen 6000 Menschen getödtet. Zu St. Martinique versanken vier Schiffe mit ihrer ganzen Mannschaft in der Bai Port-royal. In St. Kitt's riß der Orkan alle Häuser nieder und begrub 1000 Personen unter den Trümmern. Zu Port-royal stürzten 1400 Häuser zusammen, und 1600 Kranke und Verwundete fanden in den Ruinen des Hospitals Notre-Dame ihren Tod. Zu Barbados kam der Gouverneur mit seiner Familie in einen beklagenswerthen Zustand; obschon die Mauern des Gouvernement-Hauses drei Fuß dick und Thüren und Fenster verbollwerkt waren, so brach sich der Wind dennoch an allen Seiten Bahn und zerstörte den größten Theil des Daches. Der Gouverneur und die Seinigen flüchteten in den Keller, wurden aber durch das eindringende Wasser und die Trümmer des einstürzenden Gebäudes wieder hinausgetrieben. Sie gelangten mit großer Mühe bis zur Batterie und suchten Schutz unter den Kanonen; aber der Sturm rüttelte an den letzteren so gewaltig, daß die Unglücklichen jeden Augenblick zerschmettert zu werden fürchteten, noch abgesehen von der Gefahr, womit die im Sturme fliegenden Trümmer sie bedrohten. Sir George Rodney sagt in seiner offiziellen Depesche, nur ein Erdbeben hätte das Mauerwerk der stärksten Gebäude sprengen können. Nach seiner Ueberzeugung verspürte man nur darum Nichts von der Erderschütterung, weil der Orkan so furchtbar wüthete.

Oberst Reid beschließt sein Werk mit vier Kapiteln vermischten Inhalts, die viele schätzbare Beobachtungen in sich fassen. Er handelt hier von der zweckmäßigsten Bauart der Häuser, um sie gegen Orkane zu schützen — von dem scheinbaren Zusammenhang der Stürme mit Elektrizität und Magnetismus — von den arktischen Windstößen und Afrikanischen Tornado's — von Wolkenbrüchen und kleinen Windwirbeln u. s. w.

So haben wir nun von dem Charakter und Werthe des Oberst Reidschen Werkes unseren Lesern einen Begriff zu geben versucht. In die Fußstapfen des Herrn Redfield tretend, hat er den Leistungen seines Vorgängers volle Gerechtigkeit widerfahren lassen und die Ansichten desselben in jeder Beziehung fester begründet. Die Konkurrenz zweier solcher Forscher in derselben Theorie ist schon ein wichtiges Moment; und wir behaupten unbedenklich, daß sie die Phänomene der Stürme am besten generalisirt haben; doch kennen wir auch den besonderen Charakter der Thatsachen, auf welche ihre Theorie sich stützt, und glauben daher, daß dieser Gegenstand dem Forscher noch ein weites Feld darbietet. Erst kürzlich hat ein Amerikanischer Autor eine neue Hypothese aufgestellt, die wenigstens eine noch strengere Prüfung der Thatsachen herbeiführen wird. Herr Espy ist durch seine Forschungen auf die Ansicht geleitet worden, daß der Wind in jedem Orkane nach einem Punkte seines Centrums weht; und Professor Bache in Philadelphia ist dieser Hypothese mit Rücksicht auf den Juni-Sturm 1835, der über New-Jersey zog, beigetreten. Die von dem Winde niedergeschmetterten Gegenstände waren nach seiner Beobachtung gegen einen Mittelpunkt gerichtet.

Wie gewissenhaft aber diese neueste Hypothese auch durchgeführt seyn möge, so glauben wir doch, daß sie die Ergebnisse der Herren Redfield und Reid, in Betreff der großen Orkane des Atlantischen Meeres, nicht erschüttern werde; und ehe Herr Espy uns zeigen kann, daß bei solchen Orkanen die Idee einer Konvergenz des Windes nach einem Centrum zu Erklärung der anerkannten Phänomene ausreicht, müssen wir annehmen, daß sie nur auf bloße atmosphärische Störungen Anwendung findet. Auch die Anzeigen des Barometers, welche mit der Rotations-Theorie so gut harmoniren, sind Herrn Espy nicht günstig; und Herr Redfield versichert uns, alle von ihm verglichene Beobachtungen hätten seine Motivirungen bestärkt, mit Ausnahme zweier oder dreier, die sich bei genauerer Prüfung als irrig erwiesen.

Vielleicht könnten wir durch Berücksichtigung der Zwecke, welche die Orkane in der Oekonomie der Natur zu erfüllen scheinen, über ihre physische Constitution einigen Aufschluß erhalten.

*) Eben aus dieser Ursache kamen die sonst von allen näher bekannten Orkanen verschont gebliebenen Bermudischen Inseln in das Bereich des Orkanes.

Die Erhaltung des animalischen und vegetabilischen Lebens ist unstreitig das vornehmste Geschäft unserer Atmosphäre; aber dieselben Prozesse, welche Wachsthum und Verfall der organischen Strukturen bedingen, verderben auch das heilsame Medium, und verschiedene natürliche Ursachen im Innern und auf der Oberfläche unseres Globus wirken zu seinem Verderben mit.

Eine also desorganisirte Atmosphäre wird das Geburtsland von Fiebern und Seuchen; sie muß periodische Reinigungen erfahren, damit nicht jedes athmende Wesen in ihr sein Grab finde. Es ist daher nicht zu bezweifeln, daß der Vater des Lebens Mittel gefunden hat, wodurch diesem Uebel gesteuert werden kann.

Die tägliche Umdrehung unseres Globus unter einer verti-kalen Sonne veranlaßt nothwendig allerlei Bewegungen in dem uns umhüllenden Luftkreise; aber diese Bewegungen würden, wenn sie in gerader Linie vor sich gingen oder selbst nach einem Mittelpunkt konvergirten, aller Schnelligkeit zum Trotze, die zerstreuten Ingredienzien einer angesteckten Atmosphäre nicht vereinigen können. Nur eine rotirende Bewegung, mit progressiver Schnelligkeit verbunden, kann die malarische Masse genugsam aufregen. Ein solcher Tornado wirkt, einem Destillir-Kolben gleich, auf die einzelnen Giftheilchen; das von ihm erzeugte elektrische Feuer verzehrt ihre schädlichen Sublimationen; und auf diese Weise neutralisirt der große Alchymist Natur die azo-tischen Elemente, die er losgelassen, und bereitet einen Heiltrank für die organische Schöpfung.

Die Herren Redfield und Reid haben durch Bekanntmachung ihrer trefflichen Forschungen der Nautik unberechenbare Dienste geleistet, und jeder Seemann, der ihre Werke studirt, wird sich zum Kampfe mit den Elementen besser gewaffnet fühlen. Kann auch keine menschliche Kraft den Stürmen Ruhe gebieten, sie fesseln, so sind wir mindestens befähigt, eine wirksame Polizei zu organisiren, die den Hinterhalt des wüthenden Elementes ausspürt und seine Evolutionen beobachtet. Können die Fesseln und Schranken der Mechanik den Grimm des Orkanes nicht bändigen, so ermitteln wir wenigstens seinen Lauf und lernen, ihm geschickt ausweichen. Ist der Landbewohner nicht im Stande, hinter gewöhnlichen Bollwerken aus Stein sich zu schützen, so lasse er ihn seine Mauern verglasen und dem Orkane schräge Dächer entgegenstellen, die so wenig Widerstand, als möglich, leisten; und versagen diese letzten Bundesgenossen der Wissenschaft ihren Beistand, so sorge er für eine unterirdische Zufluchtsstätte seiner Familie. Wo die Gefahr so beschaffen ist, daß wir, entweder ausweichend oder Widerstand leistend, uns retten können, da vermag der menschliche Scharfsinn wirksame Förderungs-Mittel des Einen oder des Anderen zu erdenken.

Nur gegen die Pestilenz, „die im Finstern schleicht, gegen die Seuche, die am Mittage verderbet", giebt es kein physisches Schutz- oder Trutz-Mittel. *) (Edinburgh Review.)

Frankreich.

Das Bagno zu Brest.

Seit einiger Zeit ist die Behandlung der Gefangenen und die verschiedenen Straf-Systeme auch in Frankreich zum Gegenstande vielfacher Erörterungen gemacht worden. An Theorieen hat es bei dieser Gelegenheit keinesweges gefehlt, aber die wirkliche Verbesserung dieser Zustände hat erst sehr geringe Fortschritte gemacht, und was in Frankreich in dieser Beziehung geleistet worden, kann mit den gleichartigen Bemühungen in der Schweiz, den Vereinigten Staaten, in Belgien und in England gar nicht verglichen werden. Auch hier scheint sich der Ausspruch Grimm's zu bestätigen, daß die Franzosen, trotz des Rufes der Unbeständigkeit, in dem sie stehen, dasjenige Volk sind, welches am meisten am Hergebrachten klebt und sich am schwersten vom alten Schlendrian losmacht. Um die Nothwendigkeit einer durchgängigen Reform der jetzt üblichen Behandlung der Strafgefangenen zu begreifen, braucht man nur einen Blick auf die gegenwärtigen Einrichtungen zu werfen.

*) Vorstehender Mittheilung erlauben wir uns die Berichtigung hinzuzufügen, daß bereits im J. 1828, also drei Jahre früher, als Herrn Redfield's erster Aufsatz erschien, von Herrn Professor Dove in Berlin, im 13ten Bande von Poggendorff's Annalen, die beiden Hauptresultate seiner Untersuchung: der rotatorische Charakter der Stürme und die auf der südlichen Halbkugel entgegengesetzte Wendung derselben, ausgesprochen so wie das Verhalten des Barometers dabei ausführlich untersucht worden ist. Wir führen in dieser Beziehung aus der Abhandlung „über barometrische Minima" nur folgende Stelle an: „Ein barometrisches Minimum ist eine Erscheinung des Südstromes. Gleichzeitig betrachtet, muß also dies Phänomen der Südstrom ...st seyn, lokal ein stürmischer Durchgang durch das Minimum (SW.) der Windrose, oder wenn wir beides zusammenfassen, so muß ein barometrisches Minimum ein in der Richtung des Südstromes fortschreitender Wirbel seyn. Dies ist die Erscheinung, wenn sie ungestört hervortritt. So war es am 24. Dezember 1821. Aber oft treten Erscheinungen ein, die ... verdecken, wie am 2. Februar 1823. Diese beiden Minima sind zugleich ... Repräsentanten der Erscheinung, wie sie am verschiedensten sich zeigen ...n. Daß überhaupt Stürme Wirbelwinde sind, ist eine Erfahrung, die ...er Seemann bestätigen wird. Da aber in unseren Gegenden alle Stürme Süd-West-Stürme sind, so wird die Drehung SW., W., NW. ... seyn. ...ngegen sind die meisten von mir verglichenen Orkane auf der südlichen Hälfte der Erde im entgegengesetzten Sinne." Herr Dove zeigt ...n, daß der Wind an 45 Beobachtungs-Orten vor dem Minimum O. war, ... Zeit des stärksten Barometerfalles SW., nach demselben W. und NW., ...d zeichnet, um über den Sinn des Wirbels keinen Zweifel zu lassen, durch ...en Pfeil von NO. in der beigegebenen Zeichnung die wahrscheinliche Richtung des Sturmes auf der Amerikanischen Seite des Atlantischen Oceans an. Wir wollen nur noch hinzufügen, daß Herr Dove die entgegengesetzten Verhältnisse der Drehung des Windes auf der nördlichen und südlichen Halbkugel als allgemeine, nicht bloß auf Stürme beschränkte Regel unter dem Namen Drehungsgesetz aus einfachen mechanischen Prinzipien abgeleitet ...d durch vielfache Beweise bestätigt hat.

In dem Nautical Almanac, Januar 1839, ist übrigens ein neuer Aufsatz ...n Redfield als Ergänzung des Reidschen Werkes erschienen.

Frankreich besitzt drei Bagno's, von denen das in Brest das bedeutendste ist und, wenn davon überhaupt die Rede seyn kann, für das am besten organisirte gilt. Dieses soll daher vorzugsweise betrachtet werden. Es ist bekannt genug, was sonst die Galeerenstrafe besagen wollte; die Galeerensklaven waren an den Ruderbänken angeschmiedet und leisteten auf der Königlichen Marine sehr nützliche Dienste. In den Häfen mußten Aufbewahrungs-Orte für sie seyn, und nach der Unterdrückung der Galeeren wurden sie ausschließlich hier untergebracht. Es kam jetzt nur noch darauf an, den Sträflingen eine nützliche Beschäftigung anzuweisen, und die Zwangsarbeiten folgten auf die Galeerenstrafe. Anfangs wurden die Sträflinge nur zu den härtesten, ekelhaftesten Arbeiten im Arsenale verwendet, aber allmälig wurde der Kreis ihrer Beschäftigungen weiter ausgedehnt; sie wurden ganz zur Verfügung der Hafen- und Marine-Beamten gestellt und überschritten nun den Umkreis des Arsenales. Man glaubte große Ersparnisse zu machen, wenn man Menschen, die fast umsonst arbeiteten, so schien es wenigstens, zu Beschäftigungen verwendete, die man früher hatte bezahlen müssen. Die Sträflinge drangen nun in die Stadt, in den Straßen hörte man Kettengerassel und wurde überall durch das empörendste Schauspiel beleidigt. Dabei blieb man nicht einmal stehen, und es kam sogar vor, daß Sträflingen von höherer Bildung der Unterricht der Jugend übertragen wurde. Diese Mißbräuche haben wohl so ziemlich aufgehört, und die Gefangenen sind mit wenigen Ausnahmen jetzt auf das Bereich des Arsenals beschränkt.

Das Bagno in Brest wurde vom Ingenieur Choquet-Lindu erbaut und im Jahre 1752 beendet. Das ungeheure Gebäude entspricht seiner Bestimmung vollkommen und genügt allen Anforderungen der Gesundheit und Reinlichkeit. Die Länge desselben beträgt 420 Fuß, und der äußere Anblick macht, trotz der Schmucklosigkeit, einen gefälligen Eindruck. Der ganze innere Raum ist in sechs Säle abgetheilt, von denen sich in drei verschiedenen Stockwerken in jedem zwei befinden. Dieselben werden sämmtlich von dem in der Mitte befindlichen Pavillon beherrscht. Von diesem aus wird durch ein großes eisernes Gitter, welches die Gänge zu den einzelnen Sälen schließt, die Aufsicht über diese geführt. Wenn Unruhen ausbrechen sollten, so können sämmtliche Säle in ihrer ganzen Ausdehnung vom Gewehr- oder Kanonenfeuer bestrichen werden, welches von den hier zu diesem Zwecke angebrachten Schießscharten ausgehen würde. Die Säle sind in ihrer ganzen Ausdehnung von einer Scheidemauer durchzogen, welche in Zwischenräumen von je vierzehn Fuß durchbrochen ist, so daß die dadurch entstehende Oeffnung einem Fenster gegenüberliegt und die freie Circulation der Luft gestattet. In der Dicke dieser Mauer sind Küchen, Brunnen, Schenken u. s. w., die alle von Gittern umschlossen werden, angebracht. Die Feldbettstellen sind an jeder Seite an die Scheidewand angelehnt, so daß zwischen dieser und der äußeren Mauer ein Gang für die Wächter und die Gefangenen übrig bleibt. Die Säle werden des Nachts erleuchtet; ein jeder Saal faßt 700 Menschen. Die Gefangenen werden des Abends an der großen Kette befestigt, welche durch den ganzen Saal läuft. Morgens, wenn die Zeit, zur Arbeit aufzubrechen, gekommen ist, werden sie losgemacht und bleiben nur noch paarweise an einander gefesselt. Hierbei hat man gewöhnlich darauf Bedacht, die verschiedensten Charaktere mit einander in Verbindung zu bringen, um alle Versuche zur Flucht zu verhindern. Diese Maßregel mag vom polizeilichen Standpunkte aus vortrefflich seyn, aber sie ist höchst grausam und bringt einen Unglücklichen mit einem verderbten und unverbesserlichen Verbrecher in eine unzertrennliche Verbindung. Der Eine muß die Flüche, Gotteslästerungen und schmutzigen Reden des Anderen hören, muß mit ihm essen, schlafen und natürlich am Ende in dieselbe Versunkenheit verfallen.

Nur während der Nacht, während der Mahlzeiten und an den Sonntagen sind die Gefangenen in den Sälen versammelt, wenn nicht anders dringende Arbeiten ihre Anwesenheit im Arsenale nothwendig machen. Am Tage bleiben sie nur zur Strafe und in Krankheitsfällen zurück. Der Anblick der Säle, wenn alle Bewohner versammelt sind, ist ein gräßliches Schauspiel. Während die Einen mit kleinen Arbeiten beschäftigt sind, kauern die Anderen in ihren Betten oder schlafen; die Einen schwatzen, lachen, spielen, während Andere finster und in sich versunken dasitzen. Diese Zeiten muß der Neugierige zu seinem Besuche wählen. Das Gitter öffnet sich, und es entsteht ein Gemurmel in den ungeheuren Sälen. Diejenigen, die eine kleine Auswahl von Waaren haben, treten aus den Reihen, um ihre Stroharbeiten, Ringe, Schnitzwerke von Kokosnüssen, Haarketten zum Verkauf anzutragen. Als eine eigenthümliche Erscheinung mag bemerkt werden, daß auf den von diesen Unglücklichen angefertigten Landschaften immer eine strahlende Sonne zu sehen ist. Die Verkäufer folgen den Besuchenden bis zu einem gewissen Punkte, denn sie dürfen die ihnen von der Polizei gesteckten Gränzen nicht überschreiten; im Allgemeinen sind sie höflich und entblößen das Haupt, wenn man bei ihnen vorübergeht. Das Mitleid befiehlt und die Klugheit räth, einige Kleinigkeiten zu kaufen. Auf seine Uhr, sein Schnupftuch mag man jedoch immer ein wachsames Auge haben.

Die Fremden drängen sich gewöhnlich sehr zu diesen Besuchen, zum großen Verdrusse der Bewohner von Brest, welche ihnen als Führer dienen müssen. Besonders legen die Damen hierbei eine ungewöhnliche Neugierde an den Tag. Sie stehen

bei jedem Schritte still, um zu beschauen, zu befühlen, zu befragen; sie lassen sich mit den Sträflingen in lange Gespräche ein und handeln und feilschen wie in den Mode-Magazinen mit einer Langsamkeit und Unentschlossenheit, welche die Begleitenden oft für sie zittern macht. Die Zurschaustellung des Verbrechens und des Unglücks, um eine unnütze Neugierde zu befriedigen, ist sehr zu beklagen, und es wäre leicht, hier eine andere Einrichtung zu treffen.

Der Schein trügt; das habe auch ich hier erfahren. Eines Tages bemerkte ich einen Greis von würdevollem Aussehen, der mehr mit der Anfertigung von Zahnstochern, als mit den Besuchenden beschäftigt zu seyn schien. Er flößte mir ein lebhaftes Interesse ein und würde mir an jedem anderen Orte Ehrfurcht abgenöthigt haben. „Das ist ein braver Mann", sagte der Wächter, „der hier schon zwanzig Jahre verweilt, und der seine Begnadigung ausgeschlagen hat, um sich nicht von seinen Kindern zu trennen." — „Wie das?" — „Die beiden Gefangenen, welche mit Ihren Damen sprechen, sind seine Kinder; sie wurden mit ihrem Vater auf Lebenszeit verurtheilt, weil sie ihre Mutter erschlagen haben." — Als die Gesellschaft, mit der ich gekommen war, ihre Einkäufe gemacht hatte, theilte ich ihr meine Entdeckung mit, die Allen einen Schrei des Entsetzens entlockte. „Was schadet das, meine Damen", sagte ich; „Ihre Einkäufe werden dadurch nur noch interessanter." — Wir wollten auch Contrafatto sehen, der damals gerade der Modeheld des Bagno war; wir fanden ihn in seiner Bude, wo er seine Functionen als Secretair versah. Wir unterhielten uns lange mit ihm; sein geheimnißvoller Gesichtsausdruck, seine befremdliche Aussprache, die Resignation, die sich in seinem ganzen Wesen aussprach, flößten ein gewisses Interesse ein. Er erklärte sich immer für unschuldig und stellte sein Schicksal der göttlichen Gnade anheim. Wir wünschten hierauf den General Sarrazin und Delacollonge zu sehen, aber Beide waren nicht anwesend. Der Wächter, der jetzt wohl schon sah, mit was für Leuten er es zu thun habe, stellte uns zur Entschädigung den Dieb des Diamantenschmuckes der Dlle. Mars vor. Wir sahen hinter den Eisenstangen eines Fensters einen ausgezeichnet schönen Mann, dessen glühende und starre Blicke die unsrigen auf sich ziehen zu wollen schienen. Mehrere der Gefangenen, welche einen gewissen Ruf erlangt haben, scheinen auf ihre traurige Celebrität sogar stolz zu seyn und drängen sich aus der Menge ihrer gemeinen Schicksalsgenossen hervor.

Eine Folge der gegenwärtigen Verhältnisse ist es, daß der Verurtheilte verderbter in das Bagno kömmt, als er es vor dem Assisengericht war, und, wenn er das Bagno verläßt, den höchsten Grad der moralischen Versunkenheit erreicht hat. Durch die Verordnung vom 9. Dezember 1830 ist indeß in der Transportweise der Gefangenen schon eine wesentliche Verbesserung bewirkt worden; dieselben werden jetzt auf großen zellenförmigen Wagen mit Postpferden weggeschafft. Dadurch ist wenigstens den Neugierigen in Bicêtre, welche, wenn sonst die Galeerensträflinge abgingen, begierig zusammenströmten, ein erniedrigendes Schauspiel entzogen worden. Diese Unglücklichen, welche fast unter der Last ihrer Eisenbande erlagen und von den Karren, an welche sie angeschmiedet waren, aufs jämmerlichste zusammengerüttelt wurden, mußten dem Tage ihrer Ankunft im Bagno sehnsüchtig entgegenharren. Auch schien sich ihrer, mit Ausnahme einiger ganz Verhärteten, bei ihrer Ankunft eine gewisse Freude zu bemächtigen. Vor ihrem Einzuge in die Stadt verstrich indeß noch eine Frist; die zerstreuten Karren mußten sich erst sammeln und den Blicken des neugierigen Pöbels ausgesetzt bleiben. Währenddeß erhoben sich die Notabilitäten des Zuges von ihren Bänken, gestikulirten, haranguirten das Volk und führten die schamlosesten Reden. Sie wußten, daß ihre Kleider im Bagno verbrannt werden würden; deshalb rissen sie sich dieselben vom Leibe und warfen die Stücke unter das Volk. Die halbnackten Gestalten mit dem eisernen Halsbande boten einen unheimlichen, grausenhaften, höllischen Anblick dar. Unterdeß gingen die berüchtigtsten Namen in der umstehenden Menge von Mund zu Munde, und man suchte diejenigen, die in den Zeitungen erwähnt waren, herauszuerkennen. Dann erhob sich mit stolzer und selbstzufriedener Miene ein Verurtheilter, und das Volk schrie: „Das ist er! Laßt mich ihn sehen!" — Die Priester, welche wegen Angriffe auf die Keuschheit verurtheilt waren, und diejenigen Sträflinge, die Proben einer besonderen Wildheit abgelegt hatten, waren vorzugsweise beliebt. Molitor, Contrafatto, Delacollonge, Mandar, François wurden mit lautem Jubel empfangen.

Jetzt hat dieser Skandal aufgehört; bevor derselbe abgestellt wurde, mußte man, — wer sollte es glauben! — den Ablauf des mit dem Entrepreneur abgeschlossenen Kontrakts abwarten. Indeß besser spät, als nie. Die Transportirung in den verschlossenen Wagen hat etwas Geheimnißvolles und Ernstes, was dem Wesen der Justiz vollkommen angemessen ist. Die Strafe folgt dem Urtheil auf dem Fuße, und die Schnelligkeit, mit welcher der Verurtheilte binnen wenigen Stunden vom Assisengericht ins Bagno versetzt wird, verfehlt ihren Eindruck auf die Einbildungskraft nicht. Das Fortführen an der Kette ließ noch Widersetzlichkeit zu, ja, die große Zahl der Gefangenen mochte sogar Furcht einflößen. Jetzt sieht man nur noch den Wagen, der im Vorüberschwinden die Ohnmacht des Verbrechens gegen das Gesetz offenbart. Die zellenförmig abgetheilten Wagen machen jedes Entweichen während des Transportes fast unmöglich.

Sobald die Gefangenen an ihrem Bestimmungsorte anlangen, überzeugt man sich von ihrer Identität. Man nimmt ihnen ihre Kleider, badet sie, rasirt sie und legt ihnen die Livree des Ortes an, den Kittel und die Mütze. Sonst war dies auch ein öffentliches Schauspiel. Während einiger Tage erhalten die Sträflinge noch eine besondere Nahrung. Wenn endlich alle diese Präliminarien beendet sind, so paart man sie, vertheilt sie in die Sälen und verwendet sie zu den Arbeiten im Arsenale. Die Arbeiten sind verschiedener Art, aber alle an und für sich nicht besonders beschwerlich, obgleich sie in der Kunstsprache „la fatigue" heißen. Die Sträflinge werden je nach ihren Fähigkeiten, Kräften und ihrem Betragen verwendet. Die Verwaltung entwirft jedes Jahr einen Tarif der Arbeitspreise.

Die Sträflinge sind paarweise zusammengeschmiedet. Die Ketten haben eine verschiedene Länge und bestehen je nach der Beschaffenheit der Arbeiten aus achtzehn, sechsunddreißig oder zweiundsiebzig Ringen. Die Kette ist am Handgelenke oder an einem eisernen Ringe am Fuße befestigt. Die Paarung der Sträflinge ist nicht unumgänglich nothwendig, und diejenigen, welche sich gut aufführen und schon fünf Jahre ihre Strafe gebüßt haben, werden dieses Zwanges enthoben. Diese tragen die sogenannte gebrochene Kette, welche nur drei Ringe hat und achtzehn Zoll lang ist. Dieselbe wird über dem Knie befestigt und hindert weit weniger beim Gehen und bei der Arbeit. Es ist das einzige Mittel, die weniger Verderbten einer gefährlichen Berührung zu entziehen. (Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Amours et malheurs des fiancés normands. Par l'Hermite de Saint-[illegible] des Vents. — 7½ Fr.
Contes Rémois. — 3 Fr.
Cours d'études anatomiques. — Von Rigaud. Erster Bd. 6½ Fr.
Du paupérisme en France et des moyens de le détruire. — Von dem Fürsten von Monaco, Herzog von Valentinois.
Du travail intellectuel en France depuis 1815 jusqu'à 1837. — Von J. [illegible] quesnel. Zwei Bde. 15 Fr.
Essai d'économie sociale, ou recherches sur les moyens d'améliorer le [illegible] du peuple. — Von H. Mathon de Fogères. 3½ Fr.
Histoire de la littérature Allemande, d'après la 5me édition de Heinsius. — Von Henri und Apffel. Nebst einer Vorrede von Matter. 7½ Fr.
Notions historiques sur les vitraux anciens et modernes, et sur l'art de la peinture vitrifiée. — Von E. Thibaud.
Le naufrage et le désert. — Von A. Creuzé de Lesser.

Mannigfaltiges.

— Lady Esther Stanhope. Ein Deutscher Reisender im Orient, Dr. Löwe, dessen Entzifferungslehre der Aegyptischen Hieroglyphen in England mit großem Beifall aufgenommen und im Asiatic Journal mitgetheilt wurde, hat im Sommer 18[illegible] der Lady Esther Stanhope einen Besuch abgestattet. Diese [illegible] Englische Dame, eine Nichte des berühmten Pitt, residirt bekanntlich seit 25 Jahren in einem einsamen von vielen Mauern umgebenen Schlosse auf den Gebirgen des Libanon, nicht weit von dem alten Sidon, dessen Einwohner, so wie die Drusen überhaupt, sie als eine Fürstin betrachten, deren Zufluchtsort als heilig geachtet werden müsse. Sie läßt selten einen Fremden, am allerwenigsten aber einen Engländer, vor. Dr. Löwe [illegible] ihr, er sey ein Preuße, dessen Studien ihn bis nach [illegible] geführt und der ihr, die so viel auf Astrologie halte, über Religion, Philosophie und Sternkunde der alten Aegypter manche neuen Aufschluß ertheilen könne. Dies bewog sie, den Reisenden anzunehmen, jedoch mit der Bemerkung, daß sie ihn erst bei anbrechender Nacht erwarte. Die Britische Astrologin stellt gewöhnlich jeder neuen Bekanntschaft, die sie macht, das Horoskop, und darum empfängt sie auch ihre Besuche nur in den Abendstunden. Ihre Unterhaltungen mit Dr. Löwe dauerten bis nach Mitternacht, und zwar bewegten sie sich hauptsächlich um Gegenstände der Religion und der Philosophie. Fünf Abende hinter einander mußte er auf ihren Wunsch seinen Besuch wiederholen. Die seltsame Einsiedlerin, die sich ihr eigenes Religions-System gebildet hat, äußerte sich dabei ziemlich unverholen über sich [illegible]. „Die Welt", sagte sie unter Anderem, „hält mich für [illegible]; ich habe aber Heimat, Hab und Gut nur verlassen, um Gott, der meinen Geist erleuchtete, allein zu leben." Nachdem sie erfahren, daß Dr. Löwe Israelitischer Abkunft sey, bemerkte sie, daß sich ihre eigene Religion, wie sie glaube, der mosaischen am meisten nähere; in ihrem Palaste gebe es zahlreiche Personen, welche die mosaischen Speisegesetze gewissenhaft beobachteten; auch feiere sie den Sabbath dadurch, daß sie an diesem Tage gänzlich der inneren geistigen Betrachtung lebe, doch [illegible] Niemand in Syrien wissen, wie sie in dieser Beziehung [illegible] und was sie vorhabe. — Dr. Löwe bemerkt hierzu: „Es ist begreiflich, wie leicht der herrlichste Geist mißleitet werden kann, wenn er beständig ungestört seinen eigenen Gedanken nachhängt, und nun lebt diese in jeder Hinsicht so überaus begabte Frau seit fünfundzwanzig Jahren auf diesem von aller Welt isolirten Platze, und war ohnehin von jeher den weltlichen Vergnügungen [illegible] gänzlich." — Die Nachricht, daß Lady Stanhope mit dem bekannten Missionair Joseph Wolf in eine engere Verbindung getreten sey, erklärt der Reisende für gänzlich ungegründet.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 30. Berlin, Montag den 11. März 1839.

Frankreich.

Ueber den bei den Franzosen herrschenden Geist der Oberflächlichkeit.*)

Ich bin neulich mit einem Russischen Edelmanne gereist, welcher keinen allzu hohen Begriff von unseren intellektuellen Fortschritten zu haben schien, trotz aller Versicherungen, welche sich die Fabrikanten der Tagesblätter und Tagesbroschüren erlauben, die laut ausschreien, daß wir in dem Jahrhundert der Aufklärung leben. — Die Franzosen, so sprach er zu mir, haben Geist, viel Geist; aber forschet ein wenig tiefer nach, und ihr werdet Nichts — ich sage Nichts finden. Eine schimmernde und glänzende Spiegelfläche verdeckt die Leere; ein Mörtel, der hohl wiedertönt, wenn man ihn mit dem Hammer berührt. Uns Russen betrachtet man als Barbaren, und doch widmen sich unsere jungen Leute tieferen und ernsteren Studien, als die eurigen. Wir, wir sind es, welche die Geschichte Frankreichs kennen, und ihr wißt nichts von der Geschichte Rußlands; es ist ein seltener Fall, wenn ihr eure eigene Geschichte vor der Umwälzung im Jahre 1789 kennt. Wir bestreben uns, die philosophischen Wissenschaften zu ergründen, aber bei euch behandelt man dies Alles als alten Weiberschnack. Seht, seit mehreren Jahren lebe ich zu Paris in den vornehmsten Kreisen der Gesellschaft; ich bin in nähere Berührung gekommen mit Söhnen Französischer Pairs, mit Banquiers von der Chaussée d'Antin, mit jungen Männern aus der Vorstadt St. Germain, mit Advokaten, mit Präfekten, die ihren Abschied erhalten haben, mit Mitgliedern des Jockey-Klubs, genug, mit den ausgewähltesten und hervorragendsten Personen in der jetzigen bürgerlichen Gesellschaft. Nun wohl, fraget, was wissen sie? Herzlich wenig, in der That. Fröhliche Leute sind sie der Mehrzahl nach, liebenswürdige Schwätzer, überlustig, wenn sie nicht im Uebermaße von der Melancholie ergriffen sind, die ein beißendes, treffendes, geistreiches Wort über alle denkbare Gegenstände vorbringen können, aber stocken und überrascht sind, wenn man nur ein klein wenig tiefer einzugehen versucht, sich lustig über euch machen, wenn ihr den Faden einer ernsten Unterhaltung fortspinnen wollt, ungeheure Abgeschmacktheiten zu Tage fördern, wenn sie euch die Ehre erzeigen, euch auf diesem neuen Gebiete zu folgen, und sich aus ihrem überschwenglichen Unsinn durch ein beißendes Wortspiel herauszuretten wissen. Sie sind gleichzeitig geistvoller und unwissender als wir, und es erfüllt mit wahrer Trauer, wenn man sieht, wie so herrliche Geistesgaben in baaren Rauch aufgehen.

So sprach mein Russischer Edelmann, sog mit langen Zügen den Rauch einer Havannah-Cigarre ein und schien außerordentlich zufrieden mit seiner kleinen Rede. Es war eine schlechte Sache, für die ich kämpfen sollte, weil ich im Grunde in den meisten Punkten seine Ansicht theilte. Ich gestand es ihm offen ein und sagte ihm sodann, er würde besser gethan haben, nach der Akademie der Wissenschaften und dem anatomischen Theater in der medizinischen Schule zu gehen, als nach dem Café de Paris und dem Jockey-Klub: er würde den Zustand der geistigen Bildung im heutigen Frankreich besser kennen gelernt haben. In Betreff der Geschichte, setzte ich hinzu, begreife ich sehr wohl, daß ihr mit der unsrigen vertrauter seyd, als wir mit der eurigen, die wir beinahe gar nicht kennen; denn man widmet eine ernstere Forschung nur der Geschichte derjenigen Völker, die auf die Fortschritte der Civilisation einen erheblichen Einfluß ausgeübt haben, und wir haben — Niemand kann es in Abrede stellen — einen bedeutenden Platz auf diesem Gebiete seit Karl dem Großen ausgefüllt; und ihr, wo waret ihr, was thatet ihr vor Peter dem Großen? Wer sollte sich damit abgeben, die Geschichte der nomadischen Tataren zu durchforschen? Haben sie etwa eine Geschichte? Und wenn sie eine haben, was liegt daran? Was die philosophischen Wissenschaften betrifft, so haben wir so viele Systeme über einander stürzen sehen, daß uns wohl ein Widerwille gegen Alles, was dorthin gehört, hat beschleichen können. Die Philosophen sind Leute, welche sich auf gelehrtere Weise täuschen und anständiger in der Irre umherwandeln, als das gemeine Volk; aber in der Mehrzahl der Fälle sind sie nicht minder plump und hegen überdies noch das Vorurtheil, daß die hochtrabenden Worte, deren sie sich bedienen, tiefe Wahrheiten in sich schließen.

Das Gespräch dauerte geraume Zeit, und der Russische Herr, welcher unsere Sprache fast eben so gut redete, als es nur irgend ein Mitglied der Französischen Akademie vermag, bewies mir durch zahlreiche Beispiele, daß er nicht Unrecht habe, wenn er uns die Oberflächlichkeit unseres Geistes und unseres wissenschaftlichen Treibens zum Vorwurfe mache. Uebrigens müssen wir eingestehen, so schwer es auch unserem Stolze werden mag, daß dies die allgemeine Ansicht ist, die sich im gesammten übrigen Europa von uns gebildet hat. In der Schweiz pflegt man zu sagen: das ist ganz Französisch, um geringhaltige Meinungen, ungenaue Behauptungen, voreilige Urtheile, Widersprüche zwischen dem Anfang und dem Ende einer Rede oder auch nur eines Satzes zu bezeichnen. Es ist allerdings wahr, daß die Schweizer kein Witzwort so geschickt zu spitzen verstehen (Uhland's Ausdruck hat sich wohl das Bürgerrecht erworben), noch eben so angenehme Dinge über Nichts zu sagen wissen; aber sie ziehen die Logik der Rhetorik vor, den gesunden Menschenverstand den schönen Worten. Ich theile im Allgemeinen ihre Ansicht.

Die Deutschen behandeln uns noch schlimmer, indem sie von dem Gipfel eines Berges ihrer mit lauter Gelehrsamkeit gespickten und vollgepfropften Bände auf uns herabblicken. Sie rühmen sich, von uns nichts weiter zu entlehnen, als unsere komischen Opern, unsere Lustspiele und unsere Köche, unserer Tanzmeister nicht zu gedenken; im Uebrigen aber sehen sie auf uns mit einem wahren Herrscherstolze herab. Die Wissenschaft ist, wenn man sie hört, nur ihr Reich; sie überlassen uns das des Geistes, aber welches Geistes? Die Deutschen können Recht haben, aber sie würden diesem Rechte nichts vergeben, wenn sie mit etwas größerer Bescheidenheit aufträten. Sind wir allzu oberflächlich, so sind sie dafür häufig zu massiv, und Alles zusammengenommen, haben wir einen weit bedeutenderen Einfluß auf sie ausgeübt, als sie ihrerseits auf die gesammte übrige Menschheit. Auch übertreffen wir sie noch jetzt in diesem Punkte, weil sie sich nur allzu häufig in leeren und unverständlichen Theorieen ergehen, während wir die praktische Seite der Dinge besser aufzufassen wissen.

Wie dem aber auch seyn möge, der Vorwurf der Oberflächlichkeit ist da, und wir müssen ihn annehmen. Unsere eigenen Mitbürger, sobald sie nur einigermaßen nachzudenken und zu beobachten befähigt sind, betrauern die immer mehr und mehr sich fühlbar machende Abwesenheit jener kräftigen, ernsten, gewissenhaften, ausdauernden Studien, welche erhabene und zugleich gehaltvolle Geister hervorbringen. Man sucht in seiner Umgebung, in Paris und in den Provinzen Männer, welche durch ausdauernde und anhaltende Forschungen gründliche Kenntnisse in den philologischen, historischen, theologischen, metaphysischen Wissenschaften, oder selbst nur in der Literaturgeschichte, sich erworben haben, und man findet deren nur in immer abnehmender Anzahl. Im Allgemeinen weiß man viel Dinge in Frankreich, aber man weiß sie schlecht und oberflächlich. Eine Masse von Leuten versteht es, über jedweden Gegenstand zu sprechen, so sagte der Russische Edelmann, aber wie und auf welche Art sprechen sie darüber? wie tief dringen sie ein? Die Liebenswürdigkeit läuft auf den Straßen umher, wo aber bleibt das gelehrte Wissen? Es ist im höchsten Grade auffallend, daß bei uns das Genie vielleicht weniger selten ist, als eine wahrhafte Ausbildung der geistigen Fähigkeiten. Die Gelehrten sind todt!*)

Doch muß man Ausnahmen zugestehen. Die Naturwissenschaften und die Mathematik werden mit Sorgfalt bearbeitet und zählen ausgezeichnete Schüler auf ihrem Gebiete. Wir haben in diesem Jahrhundert große Geologen gehabt, tiefe Mathematiker, ausgezeichnete Naturforscher, berühmte Aerzte, Männer endlich von hervorragendem Verdienst in allen positiven Wissenschaften, in der materiellen Grundlage der menschlichen Erkenntniß. Ausgezeichnete Studien macht man in der Polytechnischen Schule,

---

*) Le Semeur, Journal religieux, politique, philosophique et littéraire. VIII, 1. 2 Janv. 1839.

*) Doch Letronne und einige seines Gleichen ausgenommen, namentlich Orientalisten, wie Silv. de Sacy, Champollion (die freilich todt sind), Eugène Burnouf u. m. A.

auf dem Gewerb-Institut (Ecole des Arts et des Métiers). Der Zeitgeist bewegt sich nach dieser Richtung hin, und unser Geist ist nichts weniger als oberflächlich, sobald es sich um Erlangung eines sich gut verzinsenden Platzes oder um Gewinnung von Millionen handelt. Aber verlaßt nur den Kreis jener Studien, welche die Materie und die Verbindungen der Materie zum Gegenstande haben, wo in aller Welt findet ihr Folgehaltigkeit, Gründlichkeit, Beharrlichkeit und tieferes Eindringen?

Sehet unsere Professoren an dem Collège de France! Sie haben Talent, sie besitzen Lebendigkeit — es muß zugegeben werden —; sie drücken sich zierlich aus und angenehm über sämmtliche ihnen vorliegende Fragen; sie wissen viele sinnreiche Beobachtungen und merkwürdige Thatsachen in einen geeigneten Hintergrund zu stellen, wie ich gern zugestehen will; sie finden bisweilen, hier- und dorthin schweifend, einen erhabenen Gedanken, ein treffendes Bild, einen glücklichen Vergleichungspunkt, irgend etwas Neues, Anregendes und Fesselndes, ich will es keinesweges leugnen; ihre Vorlesungen lassen sich mit Spannung anhören, mit Reiz, und fesseln die Aufmerksamkeit einer zahlreichen Zuhörerschaft: ganz wohl! Will man von diesem Gesichtspunkte aus die Lobeserhebungen noch weiter ausdehnen, so will ich meine Unterschrift nicht versagen, um bei Niemanden anzustoßen. Aber die Wissenschaft! die Wissenschaft! ich meine eine logische, regelmäßige, gewissenhafte Entwickelung und Darlegung, die jedem einzelnen Dinge seinen Platz anweist, einen unbedeutenden Platz dem Unbedeutenden, einen hervorragenden dem Hervorragenden, die nichts, was wesentlich ist, übergeht, keine Lücke läßt in der Reihenfolge der Gedanken und Thatsachen; jene wahre Wissenschaft, jene kräftig erstarkte Wissenschaft, hütet euch, sie von unseren Professoren zu verlangen. Sie suchen sie weder, noch bekümmern sie sich darum auch nur auf die entfernteste Weise; sie lassen sie von ganzem Herzen gern liegen in der Rumpelkammer der alten Université.

Und wenn die Lehrer so oberflächlich sind, wie soll es mit den Schülern anders stehen? Wohl sind es das Collège français und die übrigen sogenannten wissenschaftlichen Institute von Paris, aus denen die jungen Leute hervorgehen, welche unsere Theater bevölkern, unsere Kaffeehäuser, unsere Zeitungs-Büreaus, und die uns der Verhöhnung Europa's bloßstellen. Sie haben drei oder vier Jahre damit zugebracht, diesen philosophischen, geschichtlichen und literarischen Vorträgen zu folgen, und Alles, was sie dabei gewonnen haben, beläuft sich auf einige oberflächliche und unzusammenhängende Ideen, einige geistvolle, aber hohle Worte, die geeignet sind, einen Platz in der Unterhaltung zu finden.

Ich weiß nicht, ob die Theologie gründlicher als die übrigen Zweige des encyklopädischen Baumes auf der Sorbonne gepflegt wird; darf man aber ein Urtheil darüber fällen nach den Tagesblättern der Römisch-Katholischen Kirche und den Konferenzpredigern, die, wie ich vermuthe, aus den besten und geschicktesten gewählt werden, so hat die Theologie sich verflacht, eben so wie alles Uebrige. Das Land, in welchem sich die scholastische Gelehrsamkeit mit dem größten Glanz hervorgethan hat, das Land, welches der theologischen Gelehrtenwelt die gründlichen Männer des Port-Royal gab, bringt keine Gottesgelehrten mehr hervor. Es ist ein völliges Elend, ein gänzlicher Mangel. Einige Seminaristen, von schneller Auffassungsgabe und glühender Einbildungskraft lernen vielleicht mehr oder minder romantische Verse über die Dogmen der katholischen Kirche machen; andere, die mehr Reflexionsgabe und größeren Ehrgeist besitzen, üben sich darauf ein, mit Beredsamkeit gegen die sündlichen Neigungen des Jahrhunderts anzudonnern; aber die Theologie, die Theologie! sie ist dahin oder liegt wenigstens, wenn sie nicht schon verblichen ist, in den letzten Zügen. Was ist, ich bitte euch, geworden aus den Brüdern des Oratoriums, aus den Benediktinern? Wir haben einige junge Leute gesehen, die ihnen nacheifern wollten, aber der ganze Gewinn dieses Strebens lief auf eine Periode hinaus. Man kennt von ihnen gewisse Legenden im Modenstile abgefaßt; prachtvolle Prospektus in den Zeitungen zur Anpreisung ihrer Geisteserzeugnisse. Das lohnte wahrlich nicht der Mühe, sich in ein Kloster einzusperren.

Gehen wir von den wissenschaftlichen Instituten zu den Büchern über, welche heutigen Tages in Frankreich erscheinen, was erblicken wir? Etwa Abhandlungen ex professo über irgend einen Zweig der Wissenschaft? Nein, wenn man auch hier wieder die Physik, Chemie, Mathematik, Astronomie und die übrigen verwandten Gebiete ausnimmt. Etwa Schriften mit mühevollem und gewissenhaftem Fleiße angefertigt, wenigstens auf dem Gebiete der Literatur? Keinesweges; man trifft auf sehr absprechende und inhaltsleere Vorreden, in denen der Verfasser sich vielfältig selbst lobt und eine Theorie entwickelt, welche vollkommen genau seinen Mängeln sich anpaßt. Verlangt man hiernächst Broschüren, in denen im Fluge die schwierigsten Fragen abgehandelt werden, Pamphlete, worin mit dem äußersten Ende der Fingerspitzen alles dasjenige berührt wird, was es Erhabenes und Ehrwürdiges in den Institutionen der menschlichen Gesellschaft giebt? Von allen Seiten werden sie auf euer Pult in zahlloser Menge herabregnen. Wünscht ihr endlich Romane? Geschichtliche Romane, in denen die Geschichte als Mummenscherz erscheint; Sittenromane, worin das sittliche Gefühl unaufhörlich beleidigt wird; psychologische Romane, in denen man nicht die geringste Spur antrifft von den wirklichen Leidenschaften des menschlichen Herzens; pathetische Romane, wo die Entwickelung des Dramas auf dem Grèveplatze stattfindet? Es giebt deren von allen Farben, in allen Formaten, in allen möglichen Darstellungsweisen, für die mannigfaltigsten Arten von Geschmack, nur nicht für den guten Geschmack, nicht entsprechend der Anforderung des Schönheits- und Kunstgefühls. Gefällt es euch außerdem, Theaterstücke zu lesen? An jedem Tage werden deren neue ausgebrütet, und ihr müßt euch beeilen, denn sie verlieren sich schnell in dem Meere der Vergessenheit. Aber sucht ihr ernste Werke, die zehn oder zwanzig Jahre redlichen Bemühens erheischten; fragt ihr nach Geschichtsforschern, die Geschichte kennen, nach Metaphysikern, die mit der Metaphysik vertraut sind, nach Literatoren, denen die Literatur nicht fremd ist, und Schriftstellern, die Zeit und Mühe auf Schreiben verwenden, dann wird sie eure Bibliothek nicht sonderlich vermehren. Es giebt wohl noch einige wenige Männer dieses Schlages: aber sie sind leicht zu zählen; rari nantes in gurgite vasto.

Im Allgemeinen (wir wollen die Einzelheiten nicht anhäufen, welche den Leser nur ermüden würden) steht es fest, daß das ernstliche Studium (man wird jetzt wissen, was wir unter diesem Ausdruck verstehen) immer seltener wird und seltener; es ist ausgemacht, daß gelehrte Männer, — Spezialisten könnte man sie nennen, — welche mit kräftigem Geiste und unermüdlicher Ausdauer eine Wissenschaft erfassen, die es verdient, das Nachdenken ernster Geister zu beschäftigen und zu fesseln, nur durch weite Zwischenräume gesondert in unserer bürgerlichen Gesellschaft dastehen. Man beschränkt sich darauf, die Oberfläche der Dinge zu betrachten, man läuft von der einen zur anderen, ohne Stillstand, ohne Ruhepunkt. Die Intelligenz hat auf der Oberfläche an Breitenausdehnung gewonnen, verloren an Tiefe. Es gilt eben so viel, es ohne Umstände anzuerkennen, als uns durch schlagende Beweise davon gezwungener Weise überführen zu lassen: wir sind wenig durchgebildet, wir sind oberflächlich.

Woher kommt dies? Viele Leute sagen, daß die Quelle dieses Fehlers im Nationalcharakter zu suchen sey. Dies ist möglich, und ich werde mich wohl hüten, diesen Grund geradehin und gänzlich zu verwerfen. Allein Frankreich hat im Mittelalter, wie schon bemerkt worden ist, die scholastischen Doktoren von der fruchtbarsten Gelehrsamkeit hervorgebracht. Im sechzehnten Jahrhundert sah es die gelehrtesten Philologen entstehen. In dem folgenden Jahrhundert besaß Frankreich Theologen, Chronologen, Hellenisten, Apologeten, Alterthumsforscher voller Ausdauer und Gründlichkeit. Zweihundert Jahre hindurch — fremde Gelehrte mögen behaupten, was sie wollen — haben wir das Scepter geführt, nicht allein auf dem Gebiete der Literatur, sondern auch auf dem der Gelehrsamkeit im engeren Sinne des Wortes. Erst im achtzehnten Jahrhundert beginnt der Französische Geist sich zu verflachen. Er wird schönrednerisch und hört auf, gelehrt zu seyn. Völlige Unwissenheit ist seltener, aber auch die wahre Wissenschaft seltener anzutreffen. An die Stelle eines Dacier, Bochert, Hunt, Bossuet, Petau traten Lamotte, Fontenelle, Voltaire, Diderot, magere und dürre Philosophen, armselige Geschichtsforscher, höchst zweifelhafte Gelehrte.

Hier stellt sich uns ein Zusammentreffen dar, nach dem ich nicht suchte, welches aber dennoch hervorgehoben zu werden verdient. Der Französische Geist beginnt gerade in derjenigen Zeitepoche oberflächlich zu werden, in welcher der religiöse Glaube abnimmt und verlischt. Zu derselben Zeit, wo die Seelen nicht mehr dem Christenthume angehören wollen, weigern sich die Geister, sich ernsten Studien hinzugeben. Mit dem Evangelium wirft man auch die wahre Wissenschaft fort, und es scheint, als ob der Unglaube die Oberflächlichkeit in jeglichem Dinge zur Folge hat. Diese Zusammenstellung widerspricht einer bei uns sehr in Gunst stehenden Meinung, welche der Fortschritt des Scepticismus dem Fortschritte der Aufklärung zuschreibt; aber dies ist nicht meine Schuld. Die Geschichte ist da, welche diese Thatsache beglaubigt, und es würde vielleicht nicht schwer halten, sie genügend zu erklären, wären hier der Ort und die Zeit dazu.

Die politischen Umwälzungen am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts haben redlich dazu beigetragen, unsere Studien zu verflachen. Ein Jeder beschäftigte sich mit dem, was sich auf den öffentlichen Plätzen zutrug, anstatt friedlich in seinem Hause mit den guten Schriftstellern der alten und neuen Zeit zu leben. Da Alles und Jedes tagtäglich in Frage gestellt war, so fühlte man weder die Lust, noch hatte man den Muth oder die Kaltblütigkeit, welche erforderlich sind, um den Wegen nachzuforschen, welche die Menschheit früher eingeschlagen hat. Die Geschichte des vorhergehenden Tages und die Furcht vor dem kommenden ließen keinen Raum für die ruhigen Forschungen auf dem Studirzimmer. Die Gegenwart verwischte die Vergangenheit, indem sie sämmtliche Kräfte der Intelligenz aufzehrte; und da diese Umwälzungen, mit Unterbrechungen von kurzer Dauer, seit einem halben Jahrhundert fortwähren, so hat man sich daran gewöhnt, schnell zu studiren, d. h. schlecht zu studiren, um alle seine Aufmerksamkeit auf die Zustände der Gegenwart verwenden zu können. Das sittliche Leben des Einzelmenschen ist von dem Fieber der bürgerlichen Gesellschaft angesteckt worden. Aber die Wissenschaft bequemt sich diesem Fieber nicht an: sie verlangt Ruhe, Zufriedenheit des Geistes und Herzens, eine Art von Theilnahmlosigkeit, wenn man so sagen darf, an Allem, was nicht sie selbst ist. Findet die Wissenschaft den Menschen nicht in diesem Zustande, so zieht sie sich zurück, oder vielmehr sie kommt nicht.

Nicht allein die politischen Ereignisse haben die Gemüther zu sehr für die Thatsachen in Anspruch genommen, von denen die Straße und die Klubs erfüllt waren, sie haben auch jene unermeßliche Anzahl von Tagesblättern hervorgerufen, die gewöhnliche Nahrung für diejenigen, welche heutigen Tages lesen, das

tägliche Brod für alle Welt, das eine festere geistige Nahrung verschmähen heißt. Der Journalismus ist sehr oberflächlicher Natur, er kann selbst nicht anders seyn; er behandelt alle Gegenstände im Fluge und in einigen wenigen Zeilen, kehrt jedes Ding nach allen Richtungen hin in einer Viertelstunde um: der Journalismus hat sich daher auch ein Volk nach seinem Bilde geschaffen. Wir beschränken uns hier auf die Bemerkung, daß ihm mehr als irgend einer anderen Ursache der Geist der Oberflächlichkeit beizumessen ist, welcher jetzt das Französische Volk charakterisirt.

Endlich das Leben in den Kaffeehäusern und in den Gesellschaftszimmern, in den Theatern und an den öffentlichen Vergnügungsörtern, hat in unseren Tagen übermäßig um sich gegriffen. Man hat sich immer mehr und mehr von dem Umgange mit sich selbst losgerissen, um sich ohne allen Rückhalt in die Gesellschaft der Außenwelt zu begeben. Man hat die Bücher verlassen, jene alten treuen Freunde, die uns stets ihre guten Dienste leisten, und hat sich minder beständigeren, wankelmüthigeren Freunden hingegeben, die aber belebter sind, geräuschvoller, die der Seele lebhaftere Zerstreuungen gewähren. Daher nur zwei Folgen, deren eine so unangenehm ist, wie die andere: erstlich, man hat weniger gelesen und also weniger gelernt; zweitens, man hat sich Mühe geben müssen, dahin zu kommen, daß man über Alles mitreden und sein eigenes kleines Ich bei jeder Gelegenheit zur Schau tragen kann. Sollte es daher auffallend seyn, daß wir so oberflächlich geworden sind? Staunen kann man nicht darüber.

Die Ursachen des Gebrechens geben zugleich die Mittel zur Heilung an die Hand. Es würde eine doppelte Arbeit seyn, die letzteren zu entwickeln; der Leser wird leicht den Mangel zu ergänzen im Stande seyn.

Das Bagno zu Brest.

(Fortsetzung.)

Den Reglements zufolge, sollen die Sträflinge so viel wie möglich von den anderen Arbeitern getrennt werden; aber in der Wirklichkeit gestaltet sich die Sache ganz anders, und in den meisten Fällen ist es unmöglich, eine so gefährliche Berührung zu verhüten, so lange man die Sträflinge zu den Arbeiten im Arsenale verwendet. Wenn ein Schiff ausgerüstet werden soll, so wird augenblicklich eine Schaar Sträflinge an Bord desselben geschickt, und diese drängen sich unter die Seeleute, ohne daß die Wachsamkeit der Aufseher dies verhüten könne oder vielleicht auch nur wolle. Man begnügt sich, ihre Entweichung zu verhindern. Ein Sträfling sagte einst zu einem Matrosen: „Mein Sklavendienst dauert noch drei Jahre, der Deinige hört nie auf." Ueberall im Hafen sieht man Galeerensklaven; zur Behauung der Steine, zur Reinigung des Hafens, zur Transportirung der Baumaterialien, zum Sägen des Holzes ist eine große Menge derselben erforderlich. Andere sind in den Werkstätten beschäftigt, denn man findet unter ihnen natürlich geschickte Arbeiter jeder Art, die dann auch verhältnißmäßig bezahlt werden. Zuweilen kommt es sogar vor, daß hier nicht unwichtige industrielle und mechanische Erfindungen gemacht werden; und ganz kürzlich noch haben zwei Galeerensklaven Herrn Arago eine Maschine übersendet, welche bestimmt ist, die Explosion der Dampfkessel zu verhindern; die Akademie hat sich zu Gunsten dieser Erfindung ausgesprochen. Die Sträflinge werden auch in den Schmieden gebraucht, und man kann in der vollen Bedeutung des Wortes von ihnen sagen, daß sie ihre Ketten selbst schmieden. Noch auffallender ist es vielleicht, daß die Krankenwärter des Marine-Hospitals, die Köche, die Gärtner u. s. w. aus ihrer Mitte genommen werden. Die Menschlichkeit kann gewiß gegen eine Erleichterung der Strafe nichts einwenden, aber ein gewisses Maaß müßte doch hierbei gehalten werden. Als Krankenwärter sind sie allerdings vortrefflich, und in der Zeit der Cholera haben sie Beweise des höchsten Muthes und der größten Aufopferung abgelegt, aber dennoch ist es gefährlich, diesen Menschen einen so weiten Spielraum zu lassen. Dies beweist ein Vorfall, der sich vor nicht langer Zeit zugetragen hat. Joseph Bodelet, der wegen der Ermordung seiner Frau eingezogen worden war, und der im Hospital das Amt eines Koches versah, schnitt der Schwester Saint-Malch mit dem Messer, welches diese ihm übergeben hatte, den Kopf ab. Sie fiel als Opfer ihres Vertrauens oder vielmehr ihres Bestrebens, die Beamten zufrieden zu stellen, denn diese waren alle Verehrer der Kunst dieses Vatel, der früher im Dienste des Herzogs von Bourbon gestanden hatte. Dies Beispiel ist freilich das einzige der Art.

Die Sträflinge werden im Allgemeinen nur als Instrumente, als Tagelöhner im Dienste der Marine-Beamten betrachtet. Man nutzt ihre Fähigkeit so gut wie möglich, aber der moralische Gesichtspunkt bleibt ganz außer dem Spiele. Wenn ihr Betragen zufriedenstellend ist, so werden sie wohl belohnt, aber das hängt größtentheils von den Launen des Zufalls ab. Für die moralische Besserung der Uebrigen sorgt man nicht, sie vegetiren, wie es eben geht, und mögen sich nach Belieben bessern oder noch tiefer sinken. Man ist nur auf der Hut vor ihnen und schmiedet sie wie die wilden Thiere an. Im Jahre 1828 kam man auf den glücklichen Einfall, sie in verschiedene Klassen abzutheilen. Damals gab es einen Prüfungssaal, in welchen diejenigen untergebracht wurden, die sich durch ihr gutes Betragen auszeichneten; das wurde indeß bald wieder zu umständlich befunden. Was fragt man auch im Bagno nach moralischen Rücksichten? Und wie sollte man am Ende unter drei bis viertausend Menschen einen Jeden im Auge behalten und ihm seine bestimmte Stellung anweisen können? Jetzt sind Alle ohne Unterschied unter einander gemischt. Nur der Saal der Invaliden, in welchem die Alten und Gebrechlichen hausen, macht eine Ausnahme. Dieser Saal macht unzweifelhaft den schmerzlichsten und peinlichsten Eindruck. Da ist ein wirres Durcheinander von gebrechlichen Greisen, Verstümmelten, Amputirten, welche die Verzweiflung und Gewissensbisse in einen Zustand thierischer Verdumpfung versetzt haben. Der Eine kömmt lachend, singend den Eintretenden entgegen: das ist ein Vatermörder. Ein Anderer, der traurig und niedergedrückt dasitzt, hat seinen jetzigen Aufenthalt der Freiheit vorgezogen, denn er hat keine Familie mehr und ist unfähig zu jeder Arbeit. Ein Dritter, den der Wahnsinn noch nicht ergriffen hat, ist eine Beute der wüthendsten Verzweiflung. Welches Bild des Elends! An jedem Tage rafft der Tod ein Opfer hinweg. Sein Name wird dann in die Todtenliste eingetragen, und damit ist Alles abgemacht. Ein berühmter Arzt, der neulich diesen Saal besuchte, äußerte: „Ich habe Jaffa, die Schlacht an der Moskwa und Waterloo gesehen, aber dieser Anblick übertrifft Alles." — Lange Zeit waren diese Unglücklichen ganz unbeschäftigt, jetzt läßt man sie spinnen, Wolle kratzen u. s. w.

Des Morgens verlassen alle Sträflinge die Säle, um je nach den Bedürfnissen des Arsenals verwendet zu werden. Die Art und Beschaffenheit der Arbeit sind nicht fest bestimmt, sondern hängen von den Anforderungen des Augenblicks ab. Die Galeerensklaven sind in verschiedene Compagnieen abgetheilt und marschiren immer zu zweien. Ihre Bekleidung ist häßlich, aber bequem, sie besteht aus einer Mütze, einem Kittel, weiten Beinkleidern von Leinewand oder von grobem Tuche. Die Farbe ist häufigen Veränderungen unterworfen gewesen; jetzt ist sie roth, gelb und grün. Die Beinkleider sind gelb, der Kittel roth und die Aermel, Aufschläge oder Kragen gelb, um die zweimal Verurtheilten, die lebenslänglich Gefangenen und die Verdächtigen unterscheiden zu können. Die auf eine bestimmte Zeit Verurtheilten tragen eine rothe Mütze, die lebenslänglich Verurtheilten und die Verdächtigen eine grüne.

Der Arbeitslohn steht im Verhältniß zur Beschaffenheit der Arbeit. Die Tagelöhner erhalten fünf bis fünfunddreißig Centimen, die Arbeiter den siebenten Theil des Lohnes der freien Arbeiter.

Wie schrecklich nun auch der Zustand der Galeerensklaven seyn, so muß man doch anerkennen, daß die Verwaltung Manches gethan hat, um eine Verbesserung ihrer Lage vorzubereiten; nur Schade, daß die Grundlage, auf der das ganze Gebäude ruht, so schadhaft ist und eine Ausbesserung im Einzelnen nicht viel helfen kann. Eine sehr zweckmäßige Einrichtung war die Anlegung einer Sparkasse für die auf eine bestimmte Zeit Verurtheilten, und es wäre nur zu wünschen, daß diese Wohlthat auch den auf Lebenszeit Verurtheilten zu Gute käme, denn auch sie dürfen eine Milderung ihrer Strafe hoffen. Die aus dem Bagno Entlassenen erhalten eine Summe von 20 Franken; der Ueberfluß ihrer Ersparnisse wird den Maires der Gemeinde überwiesen, in welcher sie ihren Aufenthalt nehmen.

Die Bewachung der Gefangenen ist besonderen Beamten anvertraut, welche „gardes-chiourmes" heißen. Sie haben eine militairische Organisation und werden gut besoldet. Ihre Anzahl hängt von der der Sträflinge ab, und auf zehn kommt immer ein Aufseher. Dieselben sollten eine große sittliche Kraft haben und von energischem Charakter seyn, aber gewöhnlich wirkt der beständige Umgang mit den Sträflingen ungünstig auf sie ein, und sie sind nur zu häufig die Mitschuldigen derselben, sehen ihnen ihre schlechten Streiche nach oder befördern wohl gar ihre Entweichung. Ihre Aufgabe ist übrigens eine sehr schwierige, denn sie müssen immer unter den Sträflingen seyn oder gar sie an abgelegene Oerter geleiten und beständig vor den rachsüchtigen Plänen abgehärteter Verbrecher auf ihrer Hut seyn. Viele Wächter gehorchen daher auch vielmehr dem Triebe der Selbsterhaltung als der Pflicht. Noch kürzlich wurde ein Wächter wegen eines groben Vergehens bestraft. Da er Zutritt in ein Büreau hatte, so war es ihm gelungen, eine Menge Reiserouten zu entwenden, die er den Sträflingen das Stück zu 50 Franken verkaufte. Diese Veruntreuungen konnten zahlreiche Entweichungen zur Folge haben, denn die Sträflinge werden weniger durch die materiellen Schwierigkeiten als durch die Unmöglichkeit, sich den Nachforschungen der Polizei zu entziehen, zurückgehalten. Da die Sträflinge sich beständig im Arsenal aufhalten, so kennen sie auch alle Schlupfwinkel und Auswege; sie haben tausend Gelegenheiten, sich mit ihren Helfershelfern zu verabreden und die Matrosen und Arbeiter zu verführen. Von ihrer List ist es schwer, sich eine Vorstellung zu machen. Sie selbst behaupten, daß ein Jeder von ihnen jährlich seinen Entweichungstag hat, und daß seine Gefährten ihn dabei unterstützen müssen. Jemand erzählte mir, daß er einst aus dem Fenster den Sträflingen zusah, die im Bassin des Hafens beschäftigt waren. Plötzlich bemerkte er unter ihnen einen vollständig ausgerüsteten Soldaten. Die Sträflinge setzten ruhig ihre Arbeiten fort, und der Soldat aus dem Stegreife war im Begriff, das Arsenal zu verlassen, als ihn ein Wächter erkannte. Die Umwandlung war so schnell vor sich gegangen, daß derjenige, welcher die Gruppe unausgesetzt betrachtete, sie gar nicht wahrgenommen hatte.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

L'obelisque de Luxor. Histoire de sa translation à Paris etc. — Von A. Lebas. 4. 25 Fr.

Portefeuille d'un marin. — Von Ed. Bouvet. 7½ Fr.

Recueil de tables et de renseignemens utiles à la navigation. — Von Cap. C. Matenas. 8 Fr.

Annuaire général du commerce judiciaire et administratif de France et des principales ville du monde; pour 1839. — Von Ch. Lamy. 12 Fr.

La chambre des poisons. — Geschichte aus der Zeit Ludwig's XIV. Von P. L. Jacob. 2 Bde. 15 Fr.

Histoire du droit romain au moyen âge. Par M. de Savigny. — Aus dem Deutschen übersetzt von C. Guenoux. 3 Bde. 21 Fr.

Le livre du roy Modus et de la royne Racio. — Neue, nach den Handschriften der Königl. Bibliothek veranstaltete Ausgabe, mit Verzierungen, treu nach den im Manuskript befindlichen Vignetten gearbeitet. Von Elzear Blaze. 60 Fr.

Rußland.

Russische Volksberedsamkeit.

III. Der Jämschtschik (Postillon).

Die Beredsamkeit unserer Deutschen Fuhrleute steckt fast einzig und allein in ihrer Peitsche, deren Geknall ihr Hauptgespräch mit den Pferden ist. Diesen Luxus des Knallens kennt man in Rußland durchaus nicht, denn hier giebt es nirgends eine solche Vorrichtung an den Peitschen, die zum Knall-Effekt zu machen bestimmt wäre. Ueberhaupt macht der Russische Fuhrmann sehr wenig Gebrauch von seiner Peitsche, und man muß gestehen, daß, wenn die Russischen Pferde auch sonst nicht besonders zärtlich gepflegt und verwöhnt werden, vielmehr ein sehr hartes Leben haben, man sie doch auch nie mit unbarmherzigen Schlägen peinigt. Gewöhnlich bedient sich der Russische Jämschtschik (Fuhrmann, Postillon) bloß der Rede, um seine Pferde aufzumuntern, zu loben oder zu tadeln, und nie habe ich in Rußland so viele Rache und harte Strafe an den armen unschuldigen Thieren ausüben sehen, wie wohl in anderen Ländern und selbst in unserem Deutschland. Der Schelt- und Schmeichelworte hat dagegen der Jämschtschik ein ganzes Wörterbuch voll. Um den Reichthum an solchen Redensarten kennen zu lernen, muß man durch ganz Rußland gereist seyn, denn jeder Postillon hat wieder seine eigenen Lieblingsausdrücke. Sie sind aber alle in demselben Geiste, und um diesen kennen zu lernen, reicht es hin, daß wir nur eine Station mit einem solchen beredten Jämschtschik fahren. Er wird uns genug Unterhaltung gewähren.

Obgleich es schlecht Wetter ist, — wie sollte es nicht schlecht Wetter in Rußland seyn! — obgleich es stürmt, regnet und zwischen durch auch schneit und wir Passagiere uns in warme Pelze hüllen, so hat unser Jämschtschik doch fast nichts als sein Hemd auf dem Leibe. Wir wundern uns darüber. Er sagt aber: „Nitschewo ss'," (Thut nichts, mein Herr) besteigt den Bock, wo er mit einem Zipfel des Habersacks oder einem Stück Matte, das er zufällig findet, seine Glieder nothdürftig bedeckt. Er ordnet die Zügel, deren für vier Pferde immer ein Dutzend da ist, steckt eine Peitsche, die er nicht nöthig hat, unter den Sitz, zieht sich den noch vorhandenen Rest seiner Hutkrämpe gegen die Windseite herum, — denn dieser 6 Zoll lange und ½ Zoll breite Flicken bildet sein einziges Schutz- und Wetterdach, — blickt dann noch ein Mal nach den Passagieren um, und findet er Alles in Ordnung, so ruft er seinen Pferden zu: „Stepaitje ss' bogom! (Nun fort, Kinder, mit Gott!) Lauft, lauft, ihr Freundchen, damit uns die Herren ein gutes na tschaju („zum Thee" Trinkgeld) geben!" Und nun hört bis zur folgenden Station sein Gerede mit den Pferden, sein Pfeifen und Lärmen nicht wieder auf. „So recht, ihr Burschen, so recht! Schüttelt euch, ihr kleinen Pagen, Hallo! Ihr Freunde, vor! vor!" Dann aus dem Schmeichelton zum Schelten kehrend: „Nun! nun! rascher, ihr alten Weiber! Was stolperst du, Brauner. Nimm dich besser in Acht! Warum brauchst du deine Augen nicht. Was? Schwarzer? Scheust Du dich? Sey kein Narr! Ich seh' kein Gespenst." Bei schlechten Stellen des Weges und wo es bergan geht, beginnt er mit Pfeifen, Schnalzen und Schreien, mit Händen und Füßen einen solchen Lärm, als wollte er den Pferden weis machen, daß der Böse selber hinter ihnen säße. Zuweilen auch sagt er ihnen, er wolle ihnen ein Lied vorsingen, und dann läßt er oft eine halbe Stunde lang unermüdlich einen Gesang nach dem anderen ertönen, trotz Sturm und Schnee. Wenn ein Strick reißt, spricht er, vom Bock steigend: „Ach, du verwünschtester Strick, dein Vater war ein Vagabund!" und hat dann dem Stricke während des Festbindens noch so viele Vorwürfe und so viele gute Rathschläge zu geben, daß, wenn der Strick Ohren hätte, er gewiß sich nicht wieder unterstehen würde, zu reißen.

Die Russischen Pferde sind so unermüdlich wie die Jämschtschik's, und man hat oft genug zu thun, beide in den Gränzen eines gemäßigten Gallops zu erhalten. Hat man dem Postillon endlich streng verboten, nicht so schnell zu fahren, so findet er sich eine Weile darein und fährt langsamer, besonders, wenn die Wege etwas schlecht werden. Kaum aber kommt wieder eine erträgliche Stelle, so dreht er sich um, nimmt seinen Hut ab und bittet mit der schmeichlerischsten Miene von der Welt: „Laßt mich doch los, Väterchen. Die Wege sind ja so schön." Und sobald er die Einwilligung hat, wendet er sich zu seinen Pferden: „Juchhe! Ihr Freundchen, frisch! Ihr Barbaren! Bald sind wir auf der Station. Nur noch diesen kleinen Berg hinauf und noch diesen hinab! Fürchtet nichts! Schüttelt euch! So! und nun noch den letzten Berg hinauf. Noch ein Bißchen! und noch ein Bißchen! So! Brrrr!"

Ich muß gestehen, als ich dies Brrr auf der letzten Station des Russischen Reichs hörte, und als ich dann einem grämlichen, eigensinnigen, unzufriedenen und betrügerischen Brünner Lohnkutscher ausgeliefert wurde, ich nicht ohne Wehmuth an jene lustigen, unermüdlichen, willigen und beredten Jämschtschiks zurückdenken konnte, die, ohne sich mit einem Worte zu beklagen, auf tausenderlei Weise für den Reisenden sich abplagen und ihm am Ende noch für die geringste Kleinigkeit den unterthänigsten Dank sagen.

IV. Die Steppen und Russija.

Nie ist der Russe beredter, als wenn er von seinem Vaterlande spricht, d. h. der gemeine Russe, und zwar auch nur der Großrusse, der echte Moskowite. Ich traf ein Mal mit einem solchen in den Süd-Russischen Steppen zusammen, wo er sich niedergelassen hatte. Ich fragte ihn, wie ihm das Land gefiele. „Ach, Herr", antwortete er, „was kann hier gefallen!" — „Ist denn Euer Rußland besser?" — „Unser Russija? Russija? Wie sollt's nicht besser seyn." — Ich sah, daß er sich erzürnen wollte, und um ihn nicht abzukühlen, hielt ich ihm das Widerpart und fragte: „Wie so denn?" — „O, in Russija, Herr, da ist von Jeglichem Jedes, und hier ist ja — von Allem Nichts. In Russija ist das Brod besser, die Häuser besser, das Land besser, der Schnee besser, der Sommer und Winter und alle Jahreszeiten besser. Da ist Berg, Thal, Wald, Wiese, Brunnen, Quellen und Flüsse, Alles in Fülle. Alles wechselt ab, und Alles ist so schön. Im Lande fließen große schöne Ströme, und vor allen die prächtige Mutter Wolga mit allen ihren Kindern. Die Wälder sind groß und prächtig, die Eichen, Linden, Buchen, die Tannen und Fichten, alle bis zum Himmel! Und in den Bäumen singen Vögel von jeder Art. Der eine so, der andere so." (Er pfiff dabei den Nachtigallen und Lerchen nach.) „Ach, und in den Wäldern, welche Luft und Wohlgeruch!" (Dabei fächelte er sich die Luft zu und athmete sie so begierig ein, als wenn sie mit lauter Veilchenduft geschwängert wäre). — „Und wie nahe ist Dir das Alles. Siehe! hier ist Deine Hausthür, — Du machst sie auf, — trittst heraus, — und da bist Du gleich mitten im schönen Walde" (Hier hielt er mich bei der Hand, und ich mußte stehen bleiben, als wenn hier die Hausthür wäre. Er aber trat einige Schritte in das hohe Gras hinein, als wenn es der Wald wäre). „Welche herrliche Musik im Walde", sagte er dann, „und wie die Sonne durch die Blätter scheint. Und im Rasen des Waldes auf dem Boden blühen und reifen allerlei Beeren um Dich her. Erdbeeren, Herr, so schöne, kleine, süße. Wilde Himbeeren und Brombeeren von jeglicher Art so viele, viele, als Du nur wünschen kannst. Du kannst Dich niederlegen, wo Du nur willst, und rund um Dich herum pflücken, ohne anders als satt wieder aufzustehen." (Dabei warf er sich gar ins Gras und rupfte rund umher die Halme, als wenn es Erdbeeren wären. Und ich glaube, wenig fehlte, so hätte er sie auch noch gegessen, um mir zu zeigen, wie süß und schön die Russischen Erdbeeren zu essen wären.) „Auch Pilze sind in Rußland von allen Sorten und in großer Menge. Man füttert bei uns die Schweine damit, doch giebt es auch schöne Arten für den Menschen. Gras und Heu, das ist und das Einzige in diesem Steppenlande, überall Gras und nichts als Gras. Und selbst auch dies Einzige, was sie haben, wie schlecht ist es! Holzig, struppig und den größten Theil des Jahres saftlos und vertrocknet. Bei uns hat's auch Gras, aber so hoch bis zu meiner Bartspitze! Und was für Gras! grünes, feines, saftiges und süßes. Daß Gott erbarm! die Kühe werden ganz fett davon und so — dick. Seht, und in dem Allen mitten drin liegt unsere Moskwa, die vor allen prächtige und heilige Stadt, mit tausend grünen Kirchen-Kuppeln und hundert silbernen und goldenen Thurmspitzen. Wie ich sage, dort ist von Jeglichem Jedes; Und sagt mir, was ist hier? — O, Russija ist gewiß das erste und beste Land weit und breit. Wenn wir jetzt in Rußland gingen, wie würden wir schön spazieren! Bald an einem Bache, bald in einem Gehölze, bald durch ein Dorf. Und hier müssen wir ein Paar Stunden, wie die Wachteln, schnurgerade im Grase hinstreichen, bis wir unser Haus erreichen. Ueberall Gras und Gestrüpp. Die Sonne brennt uns auf den Kopf, und kein Baum giebt uns Schatten. Und wenn jene Wolke dort uns Regen und Wind geben wird, haben wir nicht einen Hügel zum Hinterstehen. Und wenn uns auch die Zunge am Gaumen klebt, der Boden giebt uns nicht ein Erdbeerlein zum Erfrischen." —

Reden und pantomimische Darstellungen dieser Art vernimmt man äußerst häufig von den gemeinen Russen. Freilich läßt sich dergleichen nur unvollkommen auf dem Papiere wiedergeben. Besonders bei Naturschilderungen sind die Russen so lebhaft und imitativ, daß man nicht wenig durch sie in der Erkenntniß und Auffassung der Natur profitiren kann.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅔ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 31. Berlin, Mittwoch den 13. März 1839.

Belgien.

Antwerpen.

(Nach der Quarterly Review.)

Der Ursprung Antwerpens ist, wie der vieler anderer berühmter Städte, in einen geheimnißvollen Schleier gehüllt. Mehrere Schriftsteller behaupten, daß diese Stadt das Atuatucum des Ptolomäus sey; andere, auf Traditionen fußend, schreiben ihren Ursprung einem Riesen, Namens Druon oder Antigon, zu, der zur Zeit Cäsar's lebte. Dieser Riese soll von allen Kaufleuten, welche die Schelde hinab oder hinauf schifften, die Hälfte vom Werth ihrer Waaren als Tribut gefordert haben; wurde er betrogen, so konfiszirte er die Waaren und hieb den Kaufleuten eine Hand ab, die er alsdann in den Fluß warf; daher soll der Name Hantwerpen stammen, den die Bewohner der umliegenden Gegenden dem Schlosse des Riesen gaben. Die Geschichtsschreiber legen die Sage vom Riesen so aus: ein Russischer Edelmann soll sich im Lande angesiedelt, das Schloß gekauft oder erobert haben und seines ansehnlichen Wuchses wegen der Riese genannt worden seyn. Meyer und andere Chronikenschreiber sind der Meinung, Antwerpen leite seinen Ursprung von den Andoverpiern her, die sich im sechsten Jahrhunderte an den Ufern der Schelde niederließen; Andere wieder behaupten, der Name komme von der Benennung des Flußufers her, früher Werp, jetzt Werf genannt; also Borcht ant werp ein Schloß am Ufer. Es giebt noch eine andere Erklärung dieses Namens, die auch die richtigste zu seyn scheint; ein großer Theil der Stadt, so wie die alte Festung, sind auf einem Boden erbaut, der vom Flusse angeschwemmt wurde, wodurch nach und nach das Ufer sich erweiterte und an Festigkeit zunahm, der Name der darauf erbauten Stadt kann also ganz gut von den Flamländischen Wörtern an und werpen entstanden seyn. Als man im Jahre 1560 den Grund zum Stadthause von Antwerpen legte, fand man in der Tiefe sehr viel bearbeitetes Holz und Eisenwerk, was für diese Anschwemmungen spricht und beweist, daß da, wo jetzt der Marktplatz ist, früher gewiß noch das Flußbett war. Antwerpen kömmt unter dem Namen Castrum Antverpis in zwei Urkunden vor, die der Fürst von Antwerpen, Robingus, im Jahre 725 ausstellte und wodurch er die Kirchen von St. Peter und St. Paul, die der heilige Armand 641 in dem Theile der Stadt bauen ließ, welcher damals Borcht oder Schloß genannt wurde, dem heiligen Willibrod schenkte.

Nach drei Jahrhunderten ihres Bestehens hatte diese Stadt schon solche Wichtigkeit erlangt, daß sie die Habgier ihrer Nachbarn erregte. Die Normannen, nachdem sie die Insel Walcheren verwüstet und den Friesen einen Tribut auferlegt hatten, drangen in die Provinz Ryen ein, verheerten Alles mit Feuer und Schwert und brannten im Jahre 837 die Stadt Antwerpen nieder. Dies war der erste Ring in einer langen Kette von Widerwärtigkeiten derselben Art, welche durch die glückliche Lage der Stadt und den Gewerbfleiß ihrer Einwohner herbeigezogen wurden. Man baute die Stadt nach dem Rückzuge der Normannen wieder auf; die Mönche von Epternach stellten die Abtei von St. Maur, den Barten von Afstigem und die Kirche von Antwerpen wieder her. Im Jahre 874 aber erschienen die Normannen von neuem, schifften die Schelde unter der Anführung Rollon's hinauf, siedelten sich auf den Ufern der Dyle an und verheerten von dort aus sieben Jahre hindurch die ganze Umgegend. Im folgenden Jahrhundert unterjochten die Könige von Frankreich Antwerpen, das bis 977 in ihrer Macht blieb; dann fiel diese Stadt als ein Theil von Lothringen dem großen Deutschen Reiche zu.

Das eilfte Jahrhundert ist für die Geschichte Antwerpens von großer Wichtigkeit. Schon seit längerer Zeit war der Freiheitssinn in den Einwohnern erwacht; durch die Kreuzzüge, welche die kleinen Flandrischen Barone aus dem Lande entfernten, das sie sonst durch Erpressungen und Gewaltthätigkeiten aussaugten, ward die Entwickelung neuer Ideen begünstigt, und der Ackerbau und der Gewerbfleiß machten immer glänzendere Fortschritte. Antwerpen riß sich von seinen Unterdrückern los, erklärte sich zur Republik, setzte eine Stadt-Verwaltung ein und ernannte Richter und Magistratspersonen, welchen die Macht zustand, die Bürger zusammenzuberufen und sie zur Vertheidigung gegen den gemeinsamen Feind zu nöthigen.

Unter dem wohlthätigen Einflusse dieser städtischen Verwaltung vergrößerte sich Antwerpens Wohlstand zusehends; aus allen Ländern strömten Fremde herbei, um sich dort niederzulassen, und man sah sich daher im Jahre 1201, unter Heinrich I., Herzog von Brabant, genöthigt, den Umkreis der Stadt zu erweitern. Die zweite Vergrößerung fand 1304, unter Johann III., gleichfalls Herzog von Brabant, statt; die dritte 1543, unter dem Kaiser Karl V.; die vierte unter dem Könige von Spanien, Philipp II., und die fünfte 1701, unter Philipp V. Auf dem höchsten Gipfel seines Glanzes stand Antwerpen gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts; damals soll der Zusammenfluß von Schiffen auf der Schelde so groß gewesen seyn, daß sie eine Strecke von anderthalb Meilen von der Stadt an bis jenseits der Haide von Hoboken einnahmen; man hat noch jetzt eine Flämische Redensart, die aus jener Zeit herstammt: „Ich wünschte, du wärst in der Haide von Hoboken", denn die Schiffe, die dort lagen, mußten oft ein halbes Jahr lang warten, ehe sie am Quai von Antwerpen sich vor Anker legen konnten. Dieser blühende Zustand ist keinesweges übertrieben, er wird durch den Kanzler de l'Hospital bestätigt, der in seiner Rede vor dem Parlamente von Paris 1560 Antwerpen die reichste Stadt Europa's nennt, und der Prinz von Oranien, Friedrich Heinrich, rief aus: „Könnte ich Antwerpen nehmen, ich wollte seine Einwohner dergestalt erniedrigen, daß sie sich nicht wieder erheben sollten."

Doch bei all' ihrem großen Wohlstande waren die Einwohner Antwerpens nichts als Fabrikbesitzer und Banquiers; der Seehandel wurde allein von den Italiänischen Republiken ausgebeutet, welche durch das Rothe Meer mit Indien und Aegypten verkehrten; sie brachten die Asiatischen Produkte nach Antwerpen und vertauschten sie dort gegen die Erzeugnisse des Nordens, die ihnen von den Faktoren der Hansestädte, welche das Oosterlingsche Haus inne hatten, ausgeliefert wurden. Antwerpen war auf diese Weise die Niederlage der Produkte des Nordens und des Südens. Durch die Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung wurde der Verkehr nur noch lebendiger, denn die Portugiesen, welche sich ausschließlich des Indischen Handels bemächtigten, brachten die Produkte ebenfalls nach Antwerpen, wo sie ein Comtoir errichteten, welches noch jetzt den Namen das Portugiesische Haus führt. Mit den Engländern, deren Seewesen sich damals noch in der Kindheit befand und die noch keine weite Fahrten unternahmen, war der Handel in Antwerpen ebenfalls ziemlich bedeutend, auch sie tauschten daselbst ihre Landes-Erzeugnisse gegen die Asiatischen Waaren aus. Der Quai, an dem ihre Schiffe anlegten, hieß der Quai der Engländer, der Platz, wo sie ihre Geschäfte abmachten, die Englische Börse, und so werden diese beiden Orte noch jetzt genannt.

Neben dem Gewerbfleiße gediehen aber auch die Künste. Mathias Vill, Dionys Calvart, Jan Miel, Frans Pourbus, Seghers, Suedre, Floris, Vanaden, beide Teniers, Lukas, Johann von Antwerpen, Vandyk, sämmtlich große Koloristen, und der vorzüglichste von Allen, Peter Paul Rubens, machten Flandern zum Italien des Nordens und Antwerpen zum Venedig Flanderns. Auch die Baukunst wetteiferte mit der Malerei und dem Gewerbfleiß, um den Ruhm dieser Stadt zu erhöhen. Es entstanden in Antwerpen Gebäude zur Pracht und zum Nutzen, wie das Stadthaus, dieses Volks-Louvre, aus vier von Quadersteinen erbauten Flügeln und einem mit verschiedenen Statuen verzierten Giebel bestehend; dann das sogenannte Oosterlingsche Haus, dessen wir schon erwähnt und wo früher die Waaren-Niederlage der Deutschen Kaufleute sich befand. Später baute man auch die jetzige Börse, welche den Börsen von London und Amsterdam durchaus nicht nachsteht; aber das merkwürdigste unter den neueren Gebäuden ist die prächtige Domkirche, deren Portal und Thurm durch Höhe und geschmackvolle Bauart ausgezeichnet sind und als Meisterwerke gothischer Architektur gepriesen werden. Im Innern derselben trifft man die Schätze der Flamändischen Malerschulen an, unter welchen sich besonders die Werke von Rubens und von Floris auszeichnen. Man sieht unter anderen darin die berühmte Kreuz-Abnahme von Rubens, so wie die Kreuzes-Erhöhung, das erste Gemälde dieses Künstlers, welches er gleich nach seiner Rückkehr aus Italien anfertigte.

Antwerpens Glanz erlosch aber unter den bürgerlichen Unruhen, welche während der Spanischen Herrschaft in Folge der Religionsstreitigkeiten ausbrachen. Schon im zwölften Jahrhun-

dert, wo Tauquelin, ein berüchtigter Sektirer, seine Lehrsätze predigte, waren ernste Spaltungen entstanden. Tauquelin lehrte öffentlich, daß die Sakramente der katholischen Kirche nur Erfindungen des Teufels seyen, daß die Priester, Bischöfe und Päpste nicht besser als die Laien wären, und daß man den Zehnten nicht bezahlen müsse. Bald sammelten sich um Tauquelin zahlreiche Jünger, man strömte zu seinen Predigten herbei, und er übte so großen Einfluß auf den Geist des Volkes aus, daß man ihn wie einen König ehrte und seinen Befehlen gehorchte. Er zeigte sich nie anders öffentlich, als umringt von einer aus 3000 Bewaffneten bestehenden Leibwache, die mit bloßen Schwertern vor ihm herging; auch blendete er die Augen der Menge durch königlichen Aufwand. Die Mittel, deren er sich bediente, um diesen zu bestreiten, zeigen, in welchem tiefen Aberglauben die Gemüther damals noch befangen waren. Als er eines Tages vor einer großen Menge von Zuhörern predigte, ließ er ein Gemälde der Jungfrau Maria neben sich stellen, legte die Hand darauf und redete dasselbe also an: „Jungfrau Maria, ich erwähle Dich heute zu meinem Weibe.“ Dann wendete er sich gegen die Versammlung und sprach: „Ich habe mich jetzt mit der heiligen Jungfrau vermählt, nun müßt ihr zu den Hochzeitsfeierlichkeiten beisteuern.“ Darauf ließ er an jeder Seite des Bildes einen Thron errichten, — auf dem einen sollten die Frauen, auf dem anderen die Männer ihre Gaben niederlegen, — und fügte hinzu: „Aus dem Reichthum der Opfer werde ich erkennen, welches Geschlecht die meiste Liebe für mich und meine erwählte Ehegattin hegt.“ Nun beeilte sich ein Jeder, dort Geld niederzulegen, und die Frauen beraubten sich ihrer Ohrgehänge und Halsbänder, um großmüthiger als die Männer zu scheinen.

Unter der Regierung Philipp's II. begannen eigentlich erst recht die Widerwärtigkeiten und Bedrängnisse, von welchen diese Stadt drei Jahrhunderte hindurch heimgesucht wurde. Die friedlichen Beschäftigungen, welche den Wohlstand Antwerpens begründet hatten, wurden vernachlässigt, weil Alles zu den Waffen griff. Im Jahre 1556 plünderten die Bilderstürmer die Kirchen und die Klöster; zehn Jahre später überfielen die Spanier, welche sich wegen des rückständigen Soldes empört hatten, die Stadt und verbrannten gegen 600 Häuser nebst einer großen Anzahl öffentlicher Gebäude und Paläste; nahe an zehntausend Menschen fanden dabei ihren Tod, denn das Morden und Plündern währte drei Tage hindurch. Im Jahre 1582 fand hier die Einsetzung Franz von Valois, Herzogs von Alençon, eines Bruders des Königs von Frankreich, Heinrich's III., statt. Er nahm den Titel Herzog von Brabant an; als jedoch sein Ansehen nicht gebührend geachtet wurde, verließ er die Stadt, führte aber, unter dem Vorwand einer Heeresmusterung vor ihren Mauern, siebzehn Compagnieen Fußvolk in dieselbe ein; diese ganze Streitmacht wurde indeß von den Einwohnern überwältigt und getödtet; der Herzog selbst flüchtete sich nach Frankreich, wo er vor Gram starb. Ein Jahr später belagerte der Herzog von Parma Antwerpen; er ließ eine Brücke über die Schelde bauen, nahm aber doch erst nach Verlauf eines Jahres die Stadt ein. Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts wurde diese Eroberung durch den Aachener Traktat der Spanischen Linie des Hauses Oesterreich zugesichert. Nach dem Erbfolgekriege ging Antwerpen mit dem übrigen Theile der Belgischen Niederlande an die Kaiserliche Linie über, bei welcher es bis zu den Französischen Revolutionskriegen verblieb. Zu jener Zeit wurde es mit Frankreich vereinigt, unter dessen Oberherrschaft es bis zum Jahre 1814 stand, wo Belgien dem Scepter des Hauses Oranien unterworfen wurde.

Trotz dieser zahlreichen und harten Bedrängnisse veränderte sich der Charakter der Antwerpener nicht im geringsten; sie bewahrten stets dieselbe Liebe für die Unabhängigkeit, entglühten sehr leicht in Haß, der in ihnen eben so fest wurzelte, wie das Gefühl der Freundschaft. Sie blieben einfach in ihren Sitten, zufrieden, arbeitsam, zurückhaltend, sowohl aus Gewohnheit wie aus Neigung, und hielten standhaft an ihren alten Gebräuchen. Noch jetzt findet man alle ihre alten Neigungen bei ihnen vor. Die Frauen in Antwerpen tragen noch immer ihre Mantille, und selbst in den höchsten Ständen, wo doch die Pariser Moden sehr beliebt sind, hat man diesen anmuthigen Schleier beibehalten, zu dem man die kostbarsten Stoffe verwendet. Bei dem Landmann trifft man noch dieselbe Derbheit, Mäßigkeit und Offenheit, ja sogar noch dieselbe Nahrung an; sein Lieblingsgericht besteht in einer Art Brei, Pappe genannt, der aus einem Gemisch von Buchweizen und unausgekleietem Roggenmehl besteht, das mit Buttermilch eingerührt wird. Fleisch ißt er nur zweimal des Jahres, Molken sind sein gewöhnliches Getränk, und seine Bekleidung ist aus groben Stoffen verfertigt; er ist von mittlerer Größe, aber stramm und kräftig. Unter dieser rauhen Hülle birgt er eine freie und stolze Seele, und wenn es darauf ankömmt, zeigt er eine unerschütterliche Tapferkeit; Bier und Tabak, diese Opiate des Nordens, machen einen großen Theil der Freuden seiner Erholungsstunden aus. Er liebt das Bogenschießen, wetteifert in Geschicklichkeit mit seinen Nebenbuhlern und rühmt sich noch lange Zeit der errungenen Preise; er hat ein heiteres Gemüth und überläßt sich gelegentlich einer lärmenden Freude und trunkenen Lust; genug, er ist noch immer ganz der Bauer aus Rubens Kirmeß. Man zieht Tauben auf, die man dann zwanzig Meilen und wohl noch weiter von ihrem Schlage fliegen läßt; die, welche am schnellsten dahin zurückkehren, gewinnen ansehnliche Wetten für ihre Herren. Die Jagd mit Windspielen und der Vogelfang in Netzen bilden ein Haupt-
vergnügen der Einwohner; ja, in einigen Gegenden ... nen
sogar noch mit Falken. Vielleicht hat eben diese ... ung
gegen alle Veränderung, dieses Hängen an den alt... ...
chen, welche den Bewohner Antwerpens charakteri... diese
Stadt trotz der härtesten Schicksalsschläge aufrecht er...

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Das Bagno zu Brest.

(Schluß.)

Die Entweichungen sind seltener geworden, seiden... gute
Aufführung belohnt wird und Anspruch auf Milderung ... Er-
lassung der Strafe giebt. Wenn ein Sträfling entflie... den
drei Kanonenschüsse gelöst; die Einwohner kennen di... nal,
aber es setzt nur diejenigen in Bewegung, welche sich ... Be-
lohnung verdienen wollen. Dieselbe beträgt 100, 50 od... ran-
ken, je nachdem der Flüchtling außerhalb der Stadt, in ... adt
oder im Arsenale eingefangen wird. Von dreihundert ... zig
Sträflingen, die innerhalb sieben Jahren den Versuch ...
wagten, sind nur vierzehn entkommen. Hierbei sollen ...
derliche Geschichten vorkommen und manche Damen ...
Sträflinge in ihrer Garderobe gefunden haben. Eine ... us
Toulon, die auf dem Lande lebte, wird erzählt, sah plö... ...
derselben in ihrem Zimmer, als sie eben im Begriff ... ins
Bett zu steigen. Der Eindringling war maskirt; als ...
Erziehung wendete er die Augen ab, suchte die Dam...
higen und bat sie, sich anzukleiden, während er im Ne...
verweile. Er ersuchte sie sodann um einige Kleider ... Ge-
mahls, denn er hatte, wie er sagte, nicht Zeit ge... sein
Bagno-Kostüm mit einem schicklicheren zu vertauschen. ...
die Dame und hatte sie gerade in dem Augenblick über... ...
sie ein Miniaturgemälde küßte. „Madame“, sagte er, ...
genöthigt, Ihnen meine Fesseln zu hinterlassen, aber di...
pfand wird Ihnen nicht Unglück bringen, und ich wer...
einlösen; erlauben Sie mir, dies gestickte Taschentuch ...
einzutauschen.“ — Die Ketten wurden unter einer Die...
gen. Nach einiger Zeit kehrte der Gemahl der Dam...
und auch das Original des Portraits hatte sich einen ne...
auf seinen Epaulettes verdient. Eines Abends, es wa...
rine-Ministerium, sagte ein höchst feiner Mann, der ...
Rußland zurückgekehrt war, ganz leise zu der Dam...
beide können wohl auf gegenseitige Verschwiegenhe...
Sie haben mein Geheimniß und ich das Ihrige. ...
mir erlauben, Sie auf ihrem Landgute aufzusuchen, ...
das Taschentuch zurückzugeben, wenn sie nicht anders ... als
Andenken überlassen wollen.“

Manche Bewohner des Bagno haben ein wahres ...
Genie. Der berüchtigte David bleibt nie länger, als ...
nöthig hat, um einen Plan zur Flucht zu entwerfen ...
Morgens erschien er am Gitter in ganz schwarzem An...
Buch unter dem Arme haltend. „Wer sind Sie?“ ...
Wächter. — „Wer ich bin? Du Schlingel! Ein Chiru...
die Nacht bei den Kranken zugebracht hat. Beeile Di...
ich werde Dir die Augen öffnen.“ — Das Gitter öff...
In Brest fingirte er eine Krankheit und ließ sich ins ...
bringen. Man wollte ihm Senfpflaster am Fuße anleg...
er lehnte es ab, und das aus Gründen. Zur Vorsorge ...
an das Bett geschmiedet, aber am anderen Morgen ...
den Vogel ausgeflogen.

Daß im Bagno viel Vergehen, Verbrechen vorkom...
daß dieselben streng bestraft werden müssen, versteht ...
selbst. Ehemals waren die Züchtigungen sehr grausam, ...
kamen sogar Verstümmelungen vor. Man schnitt Na...
Ohren ab, man durchbohrte die Zunge der Gotteslä...
glühendem Eisen. Wie sollte man aber auch wohl im ...
nicht Gott lästern! Man war freilich konsequent und ha...
einen Almosenier. Diese Würde ist seitdem als eine ...
Ausgabe abgeschafft. Sonst las man auch alle Sonn...
Messe, da aber diese Feierlichkeit zu vielfachem Skand...
gab und durch Lachen, Flüche und andere Unziemlichke...
stört wurde, so hat man auch dies abgestellt. Die jetzt ...
lichen Strafen sind Entziehung des Weins für eine gewi...
Verlust der gebrochenen Kette, paarweise Zusammensch...
Aufenthalt im Polizeisaale, Gefängniß und Schläge, di...
gänglichen Schläge. Die Verbrecher werden von einem ...
deren Gerichte untersucht, das ohne Appellation entsche...
dessen Urtheilssprüche innerhalb vierundzwanzig Stund...
streckt werden. Wenn ein Sträfling zum Tode verurth...
den ist, so wird das Urtheil auf dem Hofe des Bagno's vo...
Die Hinrichtung eines Galeerensklaven macht keinen Lä...
wird wenig davon gesprochen und Alles bei verschlossenen ...
abgemacht. Sie ist, so zu sagen, eine Familienscene. Nic...
weniger sind die Fenster und Dächer mit zahlreichen Zu...
besetzt. Der Vorplatz des Bagno's hat die Gestalt eines ...
gums. Hier wird dem Eingange gegenüber das Scha...
gerichtet. An einer Seite sind zwei mit Kartätschen ...
Kanonen aufgefahren. Wenn alle Vorbereitungen getroff...
so werden alle Galeerensklaven doppelt gefesselt herbe...
und man hört die Ketten auf dem Boden klirren. Pa...
neben einander gehend und alle gelb und roth gekleidet, ...
sie vor dem Schaffot vorüber. Alles ist still, und die Str...
knieen mit entblößtem Haupte vor dem Schaffot nieder; ...

ist ja auch im Bagno der einzige Altar und der Tod der einzige Gott. Jetzt ertönt die Glocke, die Trommeln wirbeln, die Kanoniere halten die brennenden Lunten in der Hand, und der Offizier kommandirt: Angelegt! Da erscheint auch schon der Delinquent; er steigt die Treppe herab und geht in Begleitung des Priesters und Henkers gerade auf das Schaffot los. Kaum ist der Kopf gefallen, so werden auch die blutenden Ueberreste zusammengerafft und nach dem anatomischen Theater des Hospitals gebracht, wo man häufig mit den noch zuckenden Gliedern experimentirt. Weiß auch die Fakultät ganz sicher, daß der Körper nicht mehr empfindet, wenn das Herz noch schlägt? Aber es ist ja doch nur ein Galeerensklave! Die Sträflinge ziehen wahrscheinlich sehr erbaut von diesem Schauspiele ab, und in kurzem ist der Hof ganz leer.

Diese Unglücklichen halten es für einen Ehrenpunkt, nach ihrem Ausdrucke, gut zu sterben. Viele begehen, wenn man ihnen glauben will, ein Verbrechen nur, um auf diese Weise zu sterben. Im Jahre 1833 erschlug ein Galeerensklave einen Wächter. In der Untersuchung erklärte er, daß er habe guillotinirt werden wollen; auch ging er fest und ruhig dem Tode entgegen. Als er an dem Aufgange anlangte, hielt er einige Sekunden an und betrachtete das Schaffot, gleichsam, als wenn er die fühllose Maschine hätte herausfordern wollen. Als er auf die Estrade gestiegen war, wendete er sich zu seinen knieenden Schicksalsgenossen und sagte: „Ahmet mir nicht nach; ich bin ein Verbrecher und habe den Tod verdient; indeß schäme ich mich nicht, das Schaffot zu besteigen, denn es ist schon mit Königlichem Blute benetzt worden.“ — Hierauf umarmte er den Priester, ohne ihn anzuhören, und legte selbst sein Haupt unter das Beil.

Gegenwärtig enthält das Bagno von Brest dreitausendeinhundert Sträflinge, die unablässig überwacht werden müssen, und es gehört gewiß ein seltener Scharfblick dazu, unter diesem Haufen diejenigen herauszuerkennen, welche sich durch Geduld und Gelehrigkeit auszeichnen, um sich nicht durch Verstellung täuschen zu lassen. Hier ist die Aufgabe gestellt, die Ausdehnung der Strafe zu bestimmen, einen etwaigen Irrthum auf eine einsichtsvolle Weise gut zu machen, Belohnungen unparteiisch zu vertheilen, eine nothwendige und heilsame Strenge zur rechten Zeit zu mildern, eine geheime Polizei und ein moralisches Spürwesen zu unterhalten, überhaupt jeden Fehler zu vermeiden, denn hier hat ein jeder Fehler die gewichtigsten Folgen.

Die Säle der Sträflinge müssen zu drei verschiedenen Zeiten in Augenschein genommen werden, am Tage, des Abends und des Nachts. Wenn man seinen Standpunkt im mittleren Pavillon wählt, so kann das Auge ungehindert rechts und links in den Sälen umherschweifen. Am Tage ist hier ein unaufhörliches Gerassel, ein dumpfer Lärm; Gesänge und Lachen wechseln mit Flüchen und Verwünschungen, und die Augen, die Ohren und das Gefühl werden in gleicher Weise empört. Alles deutet auf das Verbrechen, nichts auf die Reue hin. Am Abend, wenn die Bewohner der Säle sich auf mannigfaltige Weise mit Arbeiten beschäftigen, herrscht eine vollkommene Stille, oder man hört höchstens ein leises Geflüster. Aus dem Zusammenstrahlen der vielen kleinen Lichter entsteht eine malerische Beleuchtung. Will man aber ein schreckliches, ekelhaftes Schauspiel genießen, das eben so sehr die Fühllosigkeit der Gesellschaft wie die Ausgestoßenen selbst schändet, so möge man sich Nachts hier umschauen. Dann leuchtet nur das matte Licht einiger an den Decken hängenden Laternen. Da liegen in jedem Saale siebenhundert menschliche Wesen wild durch einander geworfen, vierundzwanzig auf jedem Feldbette. Sie sind nicht nur hinter Mauern und Riegeln verwahrt, sondern auch zwei und zwei an einander geschlossen und überdies insgesammt durch eine große Kette zusammengehalten. Wilde Thiere verwahrt man nicht mit so vieler Vorsicht und giebt jedem wenigstens einen eigenen Käfig. Hier schläft das Verbrechen und schnarcht, denn das Verbrechen schläft so gut wie die Unschuld.

Die Verbrecher im Bagno haben sich freiwillig einer besonderen, sehr strengen Disziplin unterworfen; es existirt hier ein geheimes Tribunal, gegen dessen Aussprüche keine Appellation stattfindet und das kein Erbarmen kennt. Wenn ein Gefangener seine Pflichten verletzt, wenn er dessen überführt wird oder nur einen starken Verdacht gegen sich hat, so wird er unausbleiblich gestraft, ohne daß man erfährt, weshalb oder von wem die Züchtigung ausgeht. Man hat Galeerensklaven, denen von diesem Gerichte der Stab gebrochen war, todt niederstürzen sehen, ohne daß man einen Schrei vernommen, ohne daß man eine Wunde oder Spur von Vergiftung wahrgenommen hätte. Dieser geheimnißvollen Gerichtsbarkeit sind nicht nur die Verbrecher selbst unterworfen, sondern sie erstreckt sich auch auf die Wächter und Verwaltungsbeamte. Wenn ein Wächter sich irgendwie verhaßt gemacht hat, wenn er sich zu Gewaltsamkeiten oder zu besonderer Strenge hat verführen lassen, so wird das Todesurtheil über ihn ausgesprochen. Wehe ihm dann, wenn er nicht bei Zeiten gewarnt wird; alle seine Vorsicht würde ihm zu nichts helfen, denn der Mörder lauert auf ihn und wartet lange auf einen unbewachten Augenblick. Die Gerichtsbarkeit dieses schrecklichen Tribunals beschränkt sich sogar nicht einmal auf ein Bagno, sondern sie umfaßt alle insgesammt. So wäre vor einigen Wochen ein Sträfling in Brest beinahe von seinen Genossen erstickt worden, weil er in Toulon die Vollstreckung eines geheimen Urtheilsspruches gehindert hatte. Trotz aller Wachsamkeit ist die Polizei nicht im Stande, alle Verbrechen zu hindern, indeß will man doch seit einigen Jahren eine Abnahme derselben innerhalb des Bagno's bemerkt haben.

Wenn man die statistischen Listen der Bagno's befragt, so weisen diese besonders auf eine Zunahme der Verbrechen des Fälschens und des Vatermordes hin. Das Fälschen erklärt sich genügend aus der Geldsucht unserer Zeit, aus dem Mangel einer wahrhaft sittlichen Erziehung; aber sollte der Vatermord, wie es den Anschein hat, auch ein Produkt unserer fortschreitenden Kultur seyn? Seit 1830 sind auch viele politische Verurtheilte in die Bagno's aufgenommen worden. Das ist ein Schandfleck der Gesetzgebung. Mehrere haben eine Milderung oder Erlassung ihrer Strafe erhalten, und gegenwärtig befinden sich deren nur noch achtzehn in Brest. Ihr Betragen ist natürlich ausgezeichnet. Bemerkenswerth ist es, daß die Verwaltung manche Verbrecher, welche die abscheulichsten Schandthaten begangen haben, für unschädliche und friedfertige Leute hält. So ist Delacollonge, welcher seine Maitresse tödtete und ihren Leichnam zerstückelte, ein Muster von Resignation. Dennoch giebt es auch Menschen, denen die Mordlust angeboren zu seyn scheint, wie z. B. François, der Genosse Lacenaire's, der ein Blutmensch seyn soll und beständig in einem Kerker sitzt.

Wir haben uns bis jetzt bemüht, das Innere eines Bagno's zu schildern, und mögen darin vielleicht noch Stoff zu einigen allgemeineren Betrachtungen finden. In einem guten Straf-Systeme sollen die Strafen eine doppelte Wirkung hervorbringen, sie sollen einen physischen und moralischen Eindruck machen. Die physischen sind die weniger wirksamen, aber beide müssen jedenfalls in einem richtigen Verhältniß zum Verbrechen stehen. Das Französische Gesetz stellt die Todesstrafe obenan. Dann kommen die Zwangs-Arbeiten auf Lebenszeit, die Deportation und die zeitweiligen Zwangs-Arbeiten. Der Grundfehler der Französischen Bagno's ist der, daß zwischen beiden Arten von Zwangs-Arbeiten kein Unterschied besteht, und daß beide derselben Infamie unterliegen, beide derselben Behandlungsart unterworfen sind. Das Gesetz macht einen Unterschied, aber in Wirklichkeit findet er nicht statt. Die Verwaltung sucht sich dadurch zu rechtfertigen, daß sie sagt, die auf bestimmte Zeit Verurtheilten seyen oft verderbter, als die auf Lebenszeit Verurtheilten. Die ganze Behandlungsart der Gefangenen ist mehr geeignet, Verstellung und Heuchelei, als aufrichtige Reue zu wecken. Die Oeffentlichkeit der Zwangs-Arbeiten, die Infamie derselben und tausend andere Ursachen machen aus der Begnadigung und Erlassung der Strafe in der That eine Parodie auf jede vernünftige Strafgesetzgebung. Der Pranger existirt nicht mehr, aber das Bagno ist ja ein fortwährender Pranger, und man gewöhnt sich am Ende an Alles.

Durch eine Verordnung vom Jahre 1828 war eine Classification der Galeerensklaven a priori und nach der Zeit ihrer Strafe eingeführt worden; nach Brest und Rochefort wurden die auf mehr als zehn Jahr Verurtheilten abgeführt, nach Toulon die Uebrigen. Das verursachte größere Ausgabe und machte mehr Mühe, ohne daß es zu einem erheblichen Resultate geführt hätte. So hieß es wenigstens in den offiziellen Berichten. Dennoch läßt sich nicht leugnen, daß diese Classification etwas sehr Vernunftgemäßes war und dem Sinne und der Absicht des Gesetzes entsprach.

In materieller Beziehung sind die Bagno's gewiß jedem Gefängnisse vorzuziehen. Die Gefangenen rücken Morgens aus, genießen den ganzen Tag hindurch reine Luft und die Sonne, welche die Gefangenen so schmerzlich entbehren. Die Nahrung ist gesund und zureichend. Ihre Ersparnisse erlauben ihnen, sich manche Erleichterungen und Genüsse zu verschaffen. Die Arbeiten selbst sind weder ekelhaft noch anstrengend. Ihre Ueberwachung ist nicht allzu streng, und man läßt ihnen manche Freiheit, oder der Wächter drückt ein Auge zu, wenn es seyn muß.

Es ist schon bemerkt worden, daß die Bagno's Schulen der Laster und Verbrechen sind. Das Bagno ist ein Abgrund, der Alles verschlingt und Nichts wieder entläßt. Grob und roh zieht das Verbrechen ein, aber fein und raffinirt verläßt es die Bagno's. Denn hier scheint Alles nur auf die Ausbildung der Laster und des Verbrechens, Nichts auf eine sittliche Besserung hinzuwirken, und die Religion tritt dem Verbrechen nur am Fuße des Schaffottes in Gestalt eines Priesters nahe, der seine eingelernten Ermahnungen ableiert. Das Schlimmste aber ist, daß die Zwangsarbeit einen unvertilgbaren Stempel der Schmach auf die Stirn des Verbrechers drückt, daß sie jeden Weg zur Besserung abschneidet. Der Sträfling ist für ewig gezeichnet und ohne Gnade aus der Gesellschaft ausgestoßen. Wenn er entlassen wird, öffnet sich ihm nirgends ein Zufluchtsort. Da er unter polizeilicher Aufsicht steht, so erfährt man bald das Geheimniß seiner Vergangenheit und flieht ihn wie einen Aussätzigen, flieht aber weniger den Verbrecher, als den ehemaligen Bewohner des Bagno's. Die Familie, welche ihn aufnimmt, wird von derselben Schmach getroffen. Der befreite Sträfling ist gezwungen, wieder ein verbrecherisches Leben zu ergreifen. Der Sohn des Guillotinirten kann ruhig auf seinem Besitzthum leben, man beklagt ihn, man sieht nur sein Unglück und vergißt das Verbrechen seines Vaters. Der Sohn eines Galeerensklaven ist nicht minder wie der Vater von der Gesellschaft ausgestoßen, und man weist mit Fingern auf ihn. Der Aufenthalt im Bagno drückt einen unauslöschbaren Brandfleck auf, der vom Vater auf die Söhne forterbt. Das Bagno bewirkt nichts Anderes, als daß es den Verbrecher noch mehr verderbt, daß es einen gewissen Heroismus des Verbrechens unterhält und die Schmach des Vaters auf die Familie forterbt. Dennoch existiren die Bagno's noch immer! (R. d. P.)

England.

Lord Brougham's Dialoge über Instinkt und Vernunft.

Diesen Dialogen zwischen Lord Brougham und Lord Althorp (siehe Nr. 22) entnehmen wir zuerst die Stelle, wo von der Präzision die Rede ist, mit der die Bienen ihre Zellen bauen. Lord Althorp hatte die Behauptung aufgestellt, ein Verlangen nach Thätigkeit sey es, welches die Biene zur Arbeit treibe und welches, sobald es befriedigt ist, an einem bestimmten Punkt inne hält. Es wird gezeigt, daß diese Annahme nicht genügend ist, die Regelmäßigkeit des Baues begreiflich zu machen.

„Die Wabe ist so gebaut: Bienen, welche Wachs bereiten, bringen eine kleine Masse dieses Stoffes und befestigen sie senkrecht auf die Fläche, von der die Wabe herabhängen soll; darauf fangen andere Bienen an, auszubohren, an jeder Seite eine; und sie arbeiten so behutsam, daß sie niemals durch die dünne Wachsschicht durchbrechen, dabei auch so gleichmäßig, daß die Platte von durchaus gleicher Dicke ist. Man muß daher voraussetzen, daß ein Etwas in ihnen sich gegen eine wenn auch noch so unbedeutend größere Dicke oder Dünne der Platte sträube. Diese Voraussetzung einiger Naturforscher ist jedoch ganz ungenügend und beweist eben so ungenaue thatsächliche Beobachtung als ihre ganz rohe Vorstellung, daß die sechseckigen Zellen aus eben so vielen Cylindern, die auf einander drückten, entstanden wären. Der vorausgesetzte Instinkt, das Wachs nicht zu durchreißen, sondern bei einer gewissen Dicke stehen zu bleiben, ist in der That unstatthaft; denn die ursprüngliche Platte ist uneben, an beiden Seiten von verschiedener Dicke, und keine Biene in der Welt hat je cylindrische Zellen gemacht. Huber, der sie bei ihrer Arbeit beobachtete, hat mit Bestimmtheit gezeigt, daß sie sie auf ganz andere Weise fertigten; kein Druck könnte sonst Sechsecke, noch weniger rhomboïdale Platten hervorbringen. Daß man die Wachs-Bienen Platten von gegebener Dicke bringen läßt, beweist gar nichts für die Winkel, d. h. für die Neigung der Platten. Denn vorausgesetzt, die Biene machte eine Grube, ferner, sie besäße Mittel, ihren Bogen durch zwei Sehnen zu schneiden, so würde dies nebst der Dicke der Masse nur den Inhalt des Rhomboïds bestimmen, das Rhomboïd selber aber käme nicht zu Stande, wie leicht gezeigt werden kann. Sie macht vielmehr die Winkel ganz unabhängig von der Dicke; denn dürften wir auch annehmen, daß die Dicke des Kuchens das Ganze beherrsche, so hätten wir doch das Problem noch nicht gelöst. Die Schwierigkeit wäre nur um einen Schritt hinausgeschoben; wie kommen sie nämlich zu dieser abgemessenen Dicke? Aber selbst bis auf diesen Punkt genügt dies nicht; es müßte noch vielmehr angenommen werden, um es begreiflich zu machen, daß sie einem primären, unmittelbaren Instinkt gehorche. Sie arbeitet so, daß die rhomboïdale Platte immer einen bestimmten Durchmesser hat und keinen anderen, immer dieselbe Länge, daß ihre vier Winkel immer dieselben sind, die gegenüberliegenden einander gleich, doch je zwei von verschiedener Größe als die beiden anderen; dann neigt sie auch die Platten in gegebenen Winkeln zu einander. Was ist es, daß die Biene in einer geraden Linie, und zwar in einer geraden Linie, die mit einer Ebene rechte Winkel bildet, in Rhomboïden, und zwar in Rhomboïden mit bestimmten Winkeln, mehr Befriedigung findet, als in Linien oder Ebenen, die in anderen Winkeln gegen einander geneigt sind? Warum wechselt die Biene nicht die Richtung, nachdem sie eine halbe Viertellinie in derselben fortgegangen, und wenn sie weiter in ihr verbleibt, warum hält sie in bestimmten Punkten immer still? Ja, was findet jede Biene an ihrem kleinen Beitrag zu dem zusammengesetzten Werk solches Behagen, solche Freude darin, das Nöthige, nach der Richtung, in der es Noth thut, zu vollführen, so daß es mit dem, was die anderen vorher zu Stande gebracht, andere später dazu thun werden, ein Ganzes darstellen wird, ihr und allen ihren Mitarbeitern gänzlich unbekannt!"

Diese wunderbare Methode, durch welche die Biene, wie Lord Brougham sagt, „gerade die Form trifft, die wir in jeder Hinsicht für die vollkommenste halten müssen, wenn wir bedenken, wer ihr Lehrer ist", wird in Folgendem mit der Arbeit vermittelst Maschinen und Hände verglichen.

„Wie wir zu Werke gehen würden, wenn wir Zellen zu bauen hätten, ist klar. Wir würden uns erst auf mathematischem Wege die Umrisse des Ganzen, das gehörige Verhältniß zwischen Breite und Länge und die Winkel am Boden zu bestimmen suchen; sodann würden wir uns Zeichnungen und Risse entwerfen, nach welchen wir, wenn der Bau von Holz seyn soll, die Planken zurechtschneiden würden, oder, wenn von Stein, einem Material, das dem der Biene ähnlicher ist und auch in der Bearbeitung größere Schwierigkeiten bietet, so würden wir nach diesen Rissen und vermittelst gewisser Modelle das Werk zu Stande bringen. Ein solcher Bau wäre eine zarte und schwierige Arbeit, und der Bauende müßte, sowohl beim Behauen der Steine als bei ihrem Zusammenstellen, den Einzelnheiten des Entwurfs genau folgen, ohne das Resultat des Ganzen im Auge zu haben. So wie er sich um dieses kümmerte, würde er etwas ganz Schlechtes zu Stande bringen; sein ganzes Werk würde schief ausfallen und sich von der gegebenen Form entfernen, und er ist also nur darauf angewiesen, seinen Riß so exakt wie möglich zu machen und die Modelle demselben anzupassen; auch hat er Instrumente und Werkzeuge, Quadrate und Senkbleie, womit er seine Perpendikel zieht. Nach diesen Instrumenten muß er sich genau richten und seinem Auge und seiner Hand nicht mehr trauen, als zum Gebrauch der Werkzeuge und zur treuen Beobachtung des Risses erforderlich ist. Die Biene dagegen hat weder einen Riß vor sich, außer dem, was ihr Instinkt ihr vorschreibt, noch ein Modell, das ihre Hand leitet, weder ein bestimmtes Instrument, um ihr Werk dem Riß, der ihr vorschwebt, anzupassen, noch ein Geräth, womit sie arbeitet, außer den Füßen und dem Fühlhorn, das bei der Arbeit ihr Auge ist."

Mannigfaltiges.

— Bibliographisches. Daß die Bibliographie eine nützliche, ja, man kann sagen, eine unentbehrliche Wissenschaft ist, wird wohl Niemand bestreiten, der jemals einen Blick auf das unermeßliche Gebirge von Büchern geworfen hat, das über die ganze Erde sich ausdehnt und mit jedem Jahre zunimmt. Gäbe es nicht tüchtige Führer, die diese Massen von einander zu unterscheiden wissen und das Chaos mit ordnender Hand in ein geregeltes System verwandeln, so würde am Ende jeder Mensch, dem es um die Wissenschaft redlich zu thun wäre, ein ganzes Leben damit zubringen, sich nur in den Hülfsmitteln zu orientiren, die die Literaturen aller Völker und aller Zeiten ihm darbieten. Darum haben wir vor den Dibdins, den Camus, den Eberts und den Brunets einen viel größeren Respekt, als die guten alten Herren, deren sogenannte Bibliomanie oft bespöttelt wird, in der großen Welt zu genießen pflegen. Wir sehen jeden Bücher-Katalog, wenn sich darin ein ordnender kritischer Geist erkennen läßt, eben so gut, ja oft viel mehr, wie ein Lehrbuch an, als manche Lehrbücher der Literatur, die sich als solche stolz ankündigen. Und als einen solchen Katalog, als einen Beitrag zur Bücherkunde, so wie zur geographischen und Reise-Literatur des siebzehnten Jahrhunderts, dürfen wir wohl auch den so eben von dem hiesigen Buchhändler, Herrn A. Asher, in Englischer Sprache herausgegebenen „Bibliographischen Versuch über die von Levinus Hulsius und dessen Nachfolgern in Nürnberg und Frankfurt a. M. vom Jahre 1598 bis zum Jahre 1660 in Druck gegebene und verlegte Sammlung von Reisebeschreibungen" ansehen*). Warum der Bibliograph diese Uebersicht der Deutschen Verlagswerke eines Deutschen Buchhändlers in Englischer Sprache herausgegeben hat, wird uns nicht gesagt, doch vermuthen wir, daß der Verfasser damit den Englischen Raritäten-Liebhabern, deren es allerdings mehr giebt, als Deutsche, ein angenehmes Geschenk machen wollte. Zwar sind von dem Buche, wie in der Vorrede berichtet wird, nur 150 Exemplare abgezogen, und jedes Exemplar ist mit einer laufenden Nummer versehen (das unsrige trägt No. Fifteen), doch sagt auch dies dem Geschmacke Britischer Bücherfreunde zu. Gleichwohl hat der Verfasser es für seine Pflicht gehalten, dieses Büchlein, welches Zeugniß giebt von der Vorliebe für Weltkunde, die unsere Voraltern schon vor zweihundert Jahren gehabt, dem ersten Repräsentanten der Deutschen geographischen Wissenschaft, Professor Karl Ritter, zu widmen. Hulsius oder vielmehr Hulse war ein wissenschaftlich gebildeter Niederländer, der eben so wie seine Landsleute, die Brüder de Bry, im sechzehnten Jahrhundert seine Vaterstadt Gent wegen inquisitorischer Glaubensverfolgung verlassen und sich nach dem toleranteren geistesfreien Deutschland gewandt hatte. Zuerst ließ er sich in Nürnberg nieder, wo er anfangs als Französischer Sprachlehrer (linguae francogallicae magister nennt ihn Meisel) seinen Unterhalt fand. Später machten ihn seine mathematischen Kenntnisse mit dem Professor der nahen Universität Altorf, Cornelius de Judaeis, bekannt, und dieser bewog ihn, ein Werk über mathematische Instrumente drucken zu lassen und in Verlag zu nehmen. Der Erfolg dieses Buches und der Reisebeschreibungen in Französischer Sprache, welche die Gebrüder de Bry in Frankfurt a. M. herausgaben, veranlaßte endlich unseren Hulse, ein ähnliches Deutsches Unternehmen zu begründen, wobei ihm seine Kenntniß der Holländischen Sprache nicht wenig zu Statten kam; denn die Holländer waren es damals hauptsächlich und zuerst, die ihre Expeditionen nach Ost- und West-Indien, so wie nach dem noch ganz unbekannten fünften Welttheile, auf unterhaltende Weise beschrieben und mit illustrirenden Holzschnitten herausgaben. Im Jahre 1598 erschien die „Erste Schifffahrt" der Sammlung, welche bis auf 26 verschiedene Schifffahrten anwuchs, deren letzte im Jahre 1650 herauskam, und die zum Theil drei, ja sogar fünf Auflagen erlebt haben. Aber nicht bloß Holländische, sondern auch Englische und ursprünglich Deutsche Reisebeschreibungen (Ulrich Schmiedel's Reise nach Süd-Amerika) nahm Hulsius, der später nach der Buchhändler-Stadt Frankfurt a. M. gezogen war und dort starb, in seine Sammlung auf. Seine und seiner Nachfolger Verdienste um ihre Zeit dürften wohl darauf Anspruch machen, wieder in Erinnerung gebracht zu werden, und so hat das Büchlein außer seinem bibliographischen auch einen allgemeinen kulturgeschichtlichen Werth.

*) Bibliographical Essay on the collection of voyages and travels, edited and published by Levinus Hulsius and his successors at Nuremberg and Francfort from Anno 1598 to 1660. By A. Asher. London and Berlin. A. Asher. 1839.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 32. Berlin, Freitag den 15. März 1839.

Ostindien.

Indische Eigenthümlichkeiten.

Verstorbene unter den Lebenden.

Es ereignet sich in Hindostan sehr häufig, daß Personen, die man eine geraume Zeit lang todt geglaubt oder für todt erklärt hat, urplötzlich wieder zum Vorschein kommen, und zwar oft unter Umständen, die man selbst in einem Romane unwahrscheinlich finden würde. Zuweilen ist die ganze Sache ein wohlberechneter Plan, der irgend einen besonderen Zweck hat; in anderen Fällen aber ist es ein bloßes Werk des Zufalls, veranlaßt durch die Schwierigkeit, Personen ausfindig zu machen, welche den Ort ihres Aufenthalts plötzlich verändern und in ferne Gegenden ziehen.

In keinem Theile Indiens ist das Land wilder, mit dichterem Dschongle bewachsen und besser zum Verstecken geeignet, als in der unmittelbaren Nachbarschaft Kalkutta's, besonders gegen die See hin. Auf dem größten Theile des Weges zwischen den Sandspitzen und der „Stadt der Paläste“ sind die Ufer des Hughli im höchsten Grade verödet, und gewahrten wir nicht die Fahrzeuge auf dem Flusse, so würde es uns schwer werden, anzunehmen, daß dieses Wasser dem Regierungs-Sitze eines blühenden Reiches und einem der bedeutendsten Handelsplätze des Ostens uns zuführt. Die Anwohner dieser Ufer sind ein schwächlicher und verkümmerter Menschenschlag; allein sie ersetzen durch große körperliche Gewandtheit und geistige Verschlagenheit, was ihnen an physischer Kraft gebricht. Diejenigen, welche das Schifferhandwerk treiben, ankernde Schiffe mit Früchten und Vegetabilien versorgen und Passagiere nach Kalkutta befördern, haben sich an schlechte Behandlung von Seiten der Europäer schon einigermaßen gewöhnt; und man muß gestehen, daß Leute, die mit Sprache und Sitten der Eingebornen nicht vertraut und dabei geneigt sind, auf einen bettelarmen, halbnackten und anscheinend feigherzigen Menschenschlag vornehm herabzusehen, große Langmuth besitzen müssen, um nicht dann und wann aufzubrausen, wenn sie in einem Kalkuttaschen Dinghih den Hughli hinanfahren.

Ein Passagier auf einem der Schiffe im „Diamond-Hafen“ miethete sich eines jener Böte, um die Fahrt stroman zu machen. Dieser Gentleman kam frisch aus Europa; er besaß nicht eben große Kenntniß von Indien und war dabei sehr jähzornig. Als er sich in dem kleinen Fahrzeuge mit einer Anzahl Personen, die ihm wie plappernde Affen vorkamen, zusammen sah, wurde er bald sehr üblen Humors. In Ostindien geschieht nichts ohne großen Lärm, heftiges Gestikuliren und scheinbare Verwirrung. Das wußte aber unser Neuling nicht; er hielt die lebhafte Unterhaltung der Bootsleute für ein großes Gezänk und schloß daraus, daß sie selber nicht wüßten, was jetzt zu thun sey. Das Fahrzeug ging bald unter Segel, und nun ärgerte sich der Reisende noch mehr über die Kaltblütigkeit, mit welcher alle Bootsleute Beschäftigungen vornahmen, wodurch die Fahrt, nach seiner Meinung, sehr verzögert werden mußte. Einige spielten mit ihren Turbanen, die sie abwechselnd aufrollten und wieder säuberlich zusammenlegten; Andere holten ihre Pfeifen hervor und schmauchten, und wieder Andere bereiteten sich eine Mahlzeit. Er bedeutete ihnen durch Winke, sie möchten am Ruder bleiben, erhielt aber, wie sich von selbst versteht, keine befriedigende Antwort. Alle schwatzten in einer unbekannten Sprache durch einander, und je mehr sie sich abmühten, ihm die Ursache ihres Nichtsthuns zu erklären, desto mehr entflammte sein Zorn. Er überlegte nicht, daß diese Leute, als erfahrene Schiffer auf dem Hughli, vielleicht ihre guten Gründe haben könnten, jetzt nicht zu rudern; und als das Protestiren kein Ende nehmen wollte, ergriff er seinen guten Stock und schwang ihn so nachdrücklich, daß drei von den Bootsleuten über Bord sprangen und spurlos verschwanden. Jetzt erst wurde unser Passagier seiner Sinne wieder mächtig und bereute seine Unklugheit von ganzem Herzen, während die übrigen Bootsleute weinend und jammernd ihre Arbeit fortsetzten. Gleich nach ihrer Ankunft in Kalkutta machten die Schiffer einer obrigkeitlichen Person von der Unthat des Fremden Anzeige, und dieser wurde ins Gefängniß gesteckt.

Die Sache erhielt einen sehr bedenklichen Charakter; das Leben dreier Menschen war dem Jähzorn eines Fremden geopfert, und man glaubte allgemein, der Europäer würde schwer büßen müssen. Da er nur wenige Bekannte und Freunde in Kalkutta hatte, so konnte er auch nur auf geringe Fürsprache rechnen; und kam er mit dem Leben davon, so war lebenslängliche Verbannung die gelindeste Strafe, die ihm bevorstand. Der Prozeß wurde instruirt und der Fremde für schuldig erklärt; doch man verschob den Urtheilsspruch auf kurze Zeit, weil der Sachwalter des Angeklagten einen Artikel des Gesetzes besonders erörtert wissen wollte. Unterdeß besuchte ein Mann, der geläufig Englisch sprach, den unglücklichen Verhafteten und machte sich anheischig, für eine gewisse Summe Geldes die drei Schiffer, welche man schon lange von den Fischen verzehrt glaubte, wieder herbeizuschaffen. Der Gefangene zögerte nicht; er holte alles Geld hervor, was ihm noch zu Gebote stand, händigte es seinem Rathgeber ein, und — schon am folgenden Tage erschienen die drei Vermißten! Ihre Identität wurde befriedigend festgestellt und die Person, die ihren Tod verschuldet haben sollte, freigesprochen. Diese Bursche waren, als vortreffliche Schwimmer, nach ihrem verzweifelten Sprung eine lange Strecke unter dem Wasser fortgeschwommen und unbemerkt ans Ufer gestiegen. Ihre Kameraden verstanden es recht gut, aus diesem Umstande Vortheil zu ziehen, und so blieben die Flüchtlinge unentdeckt, bis ihr Vortheil es erheischte, daß sie ans Licht traten. Die ganze Sache war von den armen, unwissenden und verachteten Bootsleuten außerordentlich geschickt eingeleitet und durchgeführt; es gelang ihnen, ihren Peiniger zu bestrafen und für alles Unrecht, das sie erlitten hatten, eine schöne Belohnung zu erhalten. Man konnte sie keines Komplotts beschuldigen; denn sie erklärten, sie hätten sich nur aus Furcht versteckt gehalten, und der weitere Verlauf der Sache sey ihnen nicht zu Ohren gekommen. Man glaubte ihnen zwar nicht unbedingt, konnte sie aber auch nicht des Gegentheils überführen; und diejenige Person, welche den Unterhändler gespielt hatte, machte sich bald aus dem Staube.

Ein anderes Komplott dieser Art war viel verbrecherischer und gefährlicher. Ein reicher Kaufmann in einer großen Stadt Indiens hatte eine junge und schöne Frau, die er mit großer Eifersucht bewachte. Die Ehe war kinderlos, und der Kaufmann sah vorher, daß sein Vermögen, im Falle seines Todes, an einen Verwandten übergehen würde, mit dem er in schlechtem Vernehmen stand. Dieser Mensch, seines Namens Chan-Beg, ein Wüstling und Müßiggänger, betrachtete die schöne Erbschaft mit gierigen Blicken und sann über Mittel nach, wie er baldmöglichst in ihren Besitz gelangen könnte. Ibrahim-Beg hatte in einem Anfall von Eifersucht fast die ganze weibliche Dienerschaft seiner Frau verabschiedet; nur eine Sklavin, die so dumm war, daß sie kaum bemerken konnte, was im Hause vorging, war geblieben. Bis dahin hatte der Alte sein Weib immer freundlich behandelt; aber der Argwohn, den ihm sein von Chan-Beg bestochener Bediente, Imami, ein zweiter Jago, einzuflößen wußte, bewog ihn eines Tages, seine Hand gegen sie zu erheben. Die arme Frau stieß vor Schrecken ein jämmerliches Geschrei aus, und am nächsten Morgen war sie spurlos verschwunden. Man machte beim nächsten Gerichtshof die Anzeige, daß sie ermordet sey; es kamen sofort Gerichtsbeamte, und Imami erzählte ihnen den ehelichen Zwist, setzte aber hinzu, sein Herr habe ihn gleich nachher ausgeschickt, und folglich wisse er nicht, was weiter vorgefallen. Man hielt eine Nachsuchung auf Ibrahim's Grundstücken und entdeckte bald ein frisches Grab, in welchem ein weiblicher Körper ohne Kopf sich fand. Ibrahim wurde sogleich ins Gefängniß geworfen und dann vor Gericht gestellt. Er betheuerte seine Unschuld und erklärte, daß er gleich nach dem unseligen Zwiste, entweder von der leidenschaftlichen Aufwallung erschöpft, oder durch irgend ein Mittel, das man in seinen Trank gemischt, betäubt, in tiefen Schlaf versunken und erst am späten Morgen wieder erwacht sey. Die Abwesenheit Imami's nach dem Zwiste wurde durch das Zeugniß einiger Kameraden desselben außer Zweifel gestellt; man zeigte ihm eine Spange, welche die Ermordete am Arme gehabt, und er behauptete, diese Spange habe seiner Gebieterin angehört. Die Sklavin sagte im Verhör, sie sey, während Ibrahim sein Weib mißhandelte, vor Schrecken davongelaufen, und nach ihrer Ueberzeugung könne der gefundene Körper ohne Kopf nur der ihrer Gebieterin seyn. Es fehlte also nur noch der Kopf, um das Verbrechen Ibrahim's über allen Zweifel zu stellen. Man wußte, wie eifersüchtig dieser

Mann immer gewesen, und alle Nachbarn hatten die Frau an jenem verhängnißvollen Abend schreien hören. Trotz aller Einwendungen der Indischen Magistratsperson, die auf Herbeischaffung des abgeschnittenen Kopfes drang, wurde die Sache dem Nisam-Eddewlet vorgelegt. Selbst die Freunde Ibrahim's glaubten an sein Verbrechen, und fast Alle setzten ihm lebhaft zu, daß er doch endlich gestehen möchte. Im Allgemeinen weigern sich Indische Delinquenten selten, ihr Verbrechen zu bekennen, besonders, wenn sie bereits verurtheilt sind; und oft ist das Bekenntniß des Schuldigen das vornehmste Zeugniß wider ihn. Nicht so Ibrahim-Beg: dieser leugnete standhaft seinen ganzen Antheil an dem Verschwinden der Unglücklichen und erklärte peremptorisch, der gefundene Körper sey nicht Tschembeli's Leichnam. Allein Ibrahim hatte sein Weib so streng bewacht, daß nur wenige Menschen sie zu Gesicht bekamen, und so war er außer Stande, die Identität des Körpers zu widerlegen. Der oberste Gerichtshof bestätigte das Todesurtheil, und man bestimmte einen Tag zur Vollstreckung desselben. Die nahe Aussicht auf das ersehnte Gut und Geld machte den Bösewicht Chan-Beg sehr glücklich: er gab sich schon die Miene eines Mannes, dem große Schätze zu Gebote stehen; und man bemerkte, daß Imami seinen alten Herrn ganz verlassen hatte und bei dem lachenden Erben in Dienst getreten war. Diese Undankbarkeit erregte einigen Abscheu, aber kein Mensch argwöhnte etwas noch Schlimmeres.

Endlich, am Tage vor der Hinrichtung, erhielt ein junger Engländer, der bei dem Gerichte angestellt war, die Nachricht, daß Tschembeli, die todtgeglaubte Gattin des Kaufmanns, noch am Leben sey und an einem etwa 20 Engl. Meilen entfernten Orte sich aufhielte. Er zweifelte an der Wahrheit dieser Kunde; da jedoch ein Menschenleben in Gefahr schwebte, so wollte er persönlich über die Sache Aufklärung erhalten. Er schickte einige bewaffnete Reiter an den bezeichneten Ort und folgte ihnen am Abende zu Pferde nach. Das Weib war, wie man vernahm, einem Trupp Fakirs, die ihren Sitz in einem Mausoleum aufgeschlagen hatten, zur Obhut übergeben worden. Die Obrigkeit des Dorfes erhielt geheime Befehle; das Grab wurde von Wachen umstellt, und bei der Nachsuchung fand man in einer unterirdischen Kammer ein Weib, das Niemand anders als Tschembeli war. Der gedachte Engländer ließ sie in einem mitgebrachten Palankin nach der Stadt bringen. Schon vor ihrer Ankunft war der Morgen angebrochen und das Schaffot errichtet. Große Volkshaufen warteten bereits mit Ungeduld, als plötzlich, statt des Verbrechers, ein Herold erschien und den Zuschauern die unverhoffte Wendung der Sache verkündete. Unterdeß waren Imami und Chan-Beg verhaftet worden; als der Erstere den ganzen Plan gescheitert sah, entdeckte er dem Gerichte Alles. Ein unseliger Hang zum Spiele hatte ihn, wie er sagte, in die Gewalt des Chan-Beg gebracht, der ihn mit den lockendsten Versprechungen an sein Interesse zu fesseln wußte. Der Plan war schon lange verabredet und wurde sogleich ins Werk gesetzt, als es ihnen gelungen war, einen weiblichen Körper zu erhandeln, der für Tschembeli's Leichnam passiren konnte. Ein nicht allzu trostloser Witwer fand sich für Geld und gute Worte sehr bereit, ihnen den Körper seiner verstorbenen Frau zu überlassen; doch schnitt er zuvor aus Rücksichten den Kopf ab. Imami schürte nun die Kohlen der Eifersucht seines Herrn durch eine erlogene Erzählung von der Untreue seiner Gattin; und als diese, von Weinen ermüdet, ihr Mann aber, von einem Tranke betäubt, in Schlaf versunken war, verriegelte der schurkische Diener das Zimmer, in welchem die Sklavin sich versteckt hatte, wickelte Tschembeli in ein Laken und übergab sie den oben erwähnten Fakiren zur Obhut. Dann begrub er den gekauften Körper im Garten seines Herrn, bei welchem Geschäfte Chan-Beg ihm wacker Hülfe leistete. Des anderen Tages kehrte Imami — nachdem er bei Chan-Beg übernachtet — in das Haus seines Herrn zurück und entschuldigte sich mit einer Verspätung. Bald darauf wurde Tschembeli vermißt; und Ibrahim, der sogleich Verdacht schöpfte, sie sey mit einem Liebhaber entflohen, überließ sich nun seinem Gram und seiner Reue. Unterdeß sorgte Imami dafür, daß die Sache ruchtbar wurde; nur die Nachbarn, welche das Geschrei der Frau gehört hatten, ahneten bald eine blutige That. Der teuflische Plan wäre in keinem Falle gescheitert, hätte nicht Chan-Beg einem seiner Gehülfen, der tiefer in die Sache eingeweiht war, als die Haupt-Personen selbst wußten, den erwarteten Sold verweigert. Dieser Mann war es, der jenem Engländer die Anzeige machte, daß Tschembeli am Leben sey. Die beiden Bösewichter Chan-Beg und Imami wurden zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt.

(Schluß folgt.)

B e l g i e n.

Antwerpen.

(Fortsetzung und Schluß.)

Die Occupation der Citadelle von Antwerpen durch den General Chassé und die Feuersbrunst in der Stadt lähmten im Jahre 1830 für einige Zeit den Handelsverkehr; mehrere öffentliche Gebäude und eine große Anzahl von Speichern wurden verwüstet; doch bald erwachte das alte Vertrauen wieder, und der auswärtige Handel erhielt bald einen neuen Aufschwung. In den Jahren 1837 und 1838 war der Belgische Handel in allen seinen Zweigen, mit Ausnahme des Kaffees, viel bedeutender als in den Jahren 1835 und 1836, ja selbst als in den Jahren 1827, 1828 und 1829, wo der Wohlstand Belgiens unter der Holländischen Herrschaft seinen höchsten Gipfel erreicht hatte. Im Jahre 1831 belief sich der Werth der in Antwerpen eingeführten Waaren auf 46,887,000 Franken; 1832 stieg diese Summe auf mehr als das Doppelte und betrug 110,340,000 Franken. Die Einfuhr-Artikel waren sehr mannigfaltig, sie bestanden in Weinen, Geweben, Farben, Drogerieen, Oelen, Leder, Zucker, geistigen Getränken, Kaffee, Früchten und dergleichen mehr. In den folgenden Jahren war Ein- und Ausfuhr immer gleich vortheilhaft; in der ersten Hälfte des Jahres 1838 belief sich die eingeführte Wolle auf 3557 Ballen, die sämmtlich ins Innere des Landes gebracht wurden. In demselben Semester, so wie im Lauf des folgenden Jahres, blieb die Einfuhr von Bauholz ebenfalls immer im Steigen. Die Einfuhr von Kaffee belief sich im Jahre 1836 auf 52,000, im Jahre 1838 auf 92,000 Centner; die Einfuhr von Zucker dagegen im ersteren Jahre auf 120,000 und im letzteren nur auf 83,000 Centner. Dieser Unterschied rührt von dem Schutze her, der dem einheimischen Zucker bewilligt ist, da dieser Artikel allein das Privilegium der Steuerfreiheit genießt und die Kultur desselben daher außerordentlichen Aufschwung genommen hat. Als Entrepot nimmt Antwerpen keinen bedeutenden Rang ein. Es kömmt in dieser Hinsicht, was den Kaffee und Zucker anbetrifft, erst nach Amsterdam, Hamburg, Triest und London und behauptet nur über Havre den Vorzug. Dieser Unterschied, dem sehr leicht durch bessere Gesetze hinsichtlich des Transito-Handels abgeholfen werden könnte, hat seinen Grund in Belgiens Verhältnissen, denn dieses Land besitzt keine eigene Kolonieen, aus denen es sich versorgen könnte, wie Holland, England und Frankreich, sondern bezieht den größten Theil des Zuckers, Kaffees, Reißes, Tabacks und der Baumwolle, die in den Niederlagen von Antwerpen aufgespeichert werden, nur durch indirekte Einfuhr. Von Frankreich, England und den Häfen des Nordens wird diese indirekte Einfuhr bewerkstelligt; auch von Holland geht ein großer Theil derselben aus, denn im Jahre 1837 wurden von dort allein auf der Schelde 163,620 Ballen Kaffee eingeführt, während die direkten Zufuhren aus den Kolonieen nur insgesammt 168,549 Ballen betrugen. Holland hat jetzt nicht mehr wie ehemals das Monopol zur Einfuhr von Gerste und Hafer; diese Getraidearten werden gegenwärtig zum Theil durch Ostfriesische und zum Theil durch Belgische Kauffahrteischiffe herbeigebracht. Belgiens Schifffahrt vergrößert sich übrigens mit jedem Jahre; 1835 liefen in Antwerpens Hafen 250 Belgische Schiffe ein; 1836 schon 286, und im Jahre 1837 legten daselbst 333 Schiffe von allen Klassen und Größen an, die zusammen 10,110 Tonnen geladen hatten. Daraus entspringen immer neue Handelsverbindungen für Antwerpen, die deswegen um so vortheilhafter sind, weil dadurch sehr viel im Lande raffinirter Zucker nach Emden abgesetzt wird, und weil diese Schiffe sehr viel Nägel, Glasscheiben und Manufakturwaaren aus Gent's Fabriken ausführen.

Auch die Dampfschifffahrt des Antwerpener Hafens vervollkommnet sich immer mehr. Von Antwerpen nach London und wieder zurück fahren die Dampfböte „Antwerpen“ und „Königin Viktoria“, beide von 1221 Tonnen; seit 1837 sind noch drei mit vielem Aufwand und großer Pracht gebaute Dampfböte in Gang gekommen, der „Soho“ von 350 Tonnen, der „Rainbow“ von 372 Tonnen und die „Stadt Hamburg“ von 362 Tonnen. Außer diesen Böten giebt es noch einige kleinere, so daß die Dampfböte des Antwerpener Hafens insgesammt ungefähr 3000 Tonnen halten.

Die Schiffe liegen in drei großen Bassins vor Anker und können auf acht Kanälen in das Innere der Stadt gelangen. In diesen Bassins liegen Schiffe von jeder Größe und Gestalt, entweder reihenweise am Quai entlang oder zwischen den Holzmassen, die darauf umherschwimmen oder wie Eisberge daran festlagern. Das regste Leben herrscht im Hafen; hier sieht man Bretterschichten, Zucker- und Kaffeesäcke aufgehäuft; dort werden Waarenballen ein- und ausgeladen, Schiffe kommen an und verlassen den Hafen, Rauchsäulen steigen aus den Schornsteinen der Dampfböte empor, und das siedende Pech erfüllt die Luft mit durchdringendem Geruche.

Das Manufakturwesen Antwerpens ist nicht minder im Fortschritt begriffen; auf der letzten Gewerb-Ausstellung sah man Gegenstände aller Art, von den gröbsten Baumwollenstoffen bis zu den feinsten Zwirn- und Seidengeweben, Geräthschaften von Stahl, Kleinodien in fein bearbeitetem Silber und Gold, die gewöhnlichste Fayence und das feinste, durchsichtigste Porzellan. Nach Tournay besitzt jetzt Antwerpen die schönsten Teppich-Fabriken; das in denselben verwendete Material wird alles im Lande gewonnen, und Belgien steht in dieser Hinsicht über alle anderen Europäischen Ländern. Seit mehreren Jahrhunderten ist die alte Spanische Schaf-Race hier akklimatisirt; in der Gegend von Lüttich sieht man die prächtigsten Merino-Schafheerden; dann findet man noch daselbst eine Abart der französischen Race, und endlich die Schafe von Texel oder Flandrische Schafe, welche seit ihrer Einführung aus Indien den besonderen Reichthum Belgiens ausmachen. Auch vorzüglich schöne Leinwand wird in Antwerpen angefertigt, und die Webereien Deutschlands und Englands würden hierin ebenfalls vergebens mit Belgien konkurriren, denn wenn auch das Leinen der ersteren vielleicht besser aussieht, so ist doch ihr Flachs weniger dauerhaft und das Gewebe weniger fest, als in den Antwerpener Webereien. Der alte Ruhm dieser Stadt hinsichtlich der Spitzen ist bekannt; es

der Adel noch reich war, lieferte Antwerpen die feinsten und schönsten Spitzenarbeiten nach Mecheln; jetzt, wo die Geld-Aristokratie die der Geburt ersetzt hat und unter sich selbst gewöhnlich genauer rechnet, theilt auch dieser Industriezweig den Verfall seiner ehemaligen Beschützer, doch werden in Antwerpen noch immer eine beträchtliche Menge der schönsten Schleier und Spitzen angefertigt. Auch Möbel, Stroh-, Filz- und Seidenhüte und Wachsleinewand werden hier fabrizirt. In den meisten großen Manufakturen, Destillationen, Lazurblau- und Bleiweißfabriken, in den Ziegelbrennereien, Metallgießereien und Seifensiedereien werden Dampfmaschinen angewendet.

Neben diesem zunehmenden Gedeihen ist aber auch der immer mehr wachsende Druck zu erwähnen, dem die Bankgeschäfte in Antwerpen und im ganzen übrigen Belgien erliegen. Im Allgemeinen entsprechen diese Anstalten nicht dem Zwecke ihrer Stiftung; sie beleben die Industrie nicht, verdoppeln keinesweges die Hülfsquellen derselben, wie die Banken von Paris, London, Amsterdam und Wien, die das Geld ihrer Actionaire in den Handel fließen lassen. Unter dem Patronat der Belgischen Bank stehen viele große Etablissements, — darunter fünf Hochöfen, die Werkzeug- und Maschinenfabrik von St. Leonard, die Kohlengruben von Nerwe, Bray, Rumandes, die Galmeygruben von Vieille-Montagne, die Glashütten von Chalerot, die Flachsspinnereien von St. Leonard, die Luxemburgische Gesellschaft für Gewerbfleiß, die vereinigte Actiengesellschaft, — und doch hat diese Bank, von welcher in Antwerpen und Lüttich noch zwei Filiale sind, vor kurzem ihre Zahlungen eingestellt; Fehler in der Verwaltung und unüberlegte Actienankäufe sind die Hauptursachen dieses Falles. Die Belgische Bank hat immer Mangel an Gold und Silber gelitten, und dadurch wurde der Umlauf ihrer Bankscheine so beeinträchtigt, daß dieselben niemals den Betrag von 6 Millionen Franken überstiegen, ja nicht einmal erreichten. Es ist auch keine Hoffnung vorhanden, daß diesem Uebelstande abgeholfen werde, bevor nicht das jetzt in Kraft stehende Münz-Gesetz große Modificationen erfährt. Das fehlerhafte Finanzsystem nun, das der Belgischen Bank so verderbenbringend war, untergräbt schon seit langer Zeit auch die Antwerpener Banken. Die reichsten Gesellschaften dieser Stadt, deren segensreiche Thätigkeit während langer Zeit eine Quelle des Wohlstandes und der Sicherheit für ihre Einwohner war, sind ganz heruntergekommen, wie unter anderen die See-Assekuranz-Gesellschaften. Es bestehen deren zwölf in Antwerpen, doch sind alle so in Mißkredit verfallen, daß die höchste Versicherungssumme selbst auf ein Schiff erster Klasse nicht 25,000 Gulden übersteigt, während noch im Jahre 1830 die schwächste dieser Gesellschaften sehr leicht 250,000 Gulden zur Deckung eines einzigen Risiko's aufbringen konnte. Auch auf das Gedeihen mehrerer anderer Gesellschaften, die sicher viel zum Wohlstand des Landes beigetragen hätten, wirkten diese Verhältnisse ungünstig ein; so gingen drei Gesellschaften zur Beförderung der Dampfschifffahrt schon wieder unter, bevor sie noch ins Leben treten konnten.

Wie traurig nun aber auch solche Resultate seyn mögen, so wiegen sie doch lange nicht die Vortheile auf, die für Antwerpen aus der Trennung von Holland erwachsen sind. Was für wichtige Communicationswege sind seit 1830 in Belgien entstanden! Jede Gemeinde besitzt einen schönen, ebenen und bequemen Weg, der mit der nächsten Chaussee in Verbindung steht, und dadurch kann Alles am materiellen Wohlseyn Theil nehmen, welches von den Hauptpunkten ausgeht. Eine Eisenbahn verbindet Antwerpen mit Brüssel, Gent, Brügge, Ostende, Mecheln, Löwen, Lüttich und macht so aus ganz Belgien eine einzige große Stadt. Die Bahn wurde am 1. Mai 1834 angefangen, am 2. Januar 1837 war sie bis Termonde beendigt und durchläuft also jetzt einen Raum von 15 Lieues, woran man nur zwei Jahr und acht Monate arbeitete. Die Bahn von Mecheln nach Brüssel kostete [illegible]403,150 Franken, die von Mecheln nach Antwerpen 2,092,835 Franken und die von Mecheln nach Termonde 1,618,435 Franken, so daß diese drei Sectionen zusammen 5,420,000 Franken Kostenaufwand betrugen. Zur Bestreitung der nöthigen Erhaltungsausgaben sind 1,069,000 Franken erforderlich, die Total-Einnahme des ganzen Jahres wird aber auf 1,500,000 Franken angeschlagen, so daß diese Bahnen einen reinen Gewinn von [illegible]00,000 Franken, oder $5\frac{1}{2}$ % für jede Section abwerfen.

Auch der Ackerbau hat seit dem Jahre 1830 bedeutende Fortschritte in der Umgegend von Antwerpen gemacht. Meiereien, die hier nur zu den gewöhnlichsten gehören, würden überall und selbst da für Muster gelten, wo man sich einbildet, die möglichste Vollkommenheit in diesem wichtigen Industriezweige erreicht zu haben. Der Antwerpener Ackerbauer versteht sich gründlich auf Bearbeitung der Felder, alle seine Werkzeuge gelten für Muster, man kömmt selbst aus der Ferne herbei, um ihre Bauart zu studiren. Hier spannt man nicht, wie in vielen Gegenden Frankreichs, sechs bis acht Ochsen vor den Pflug, zwei Pferde sind hinreichend, und doch ackert man hier in zwei Stunden eine Fläche, zu welcher der Französische Bauer einen ganzen Tag brauchen würde.

Die Bevölkerung der Belgischen Provinzen insgesammt ist in den letzten zehn Jahren um 300,000 Seelen gestiegen. In Antwerpen selbst hat sie von 1836 bis 1837 um 3287 zugenommen. Im Anfang 1837 hatte Antwerpen 360,180 Einwohner, im Laufe desselben Jahres wurden 11,801 Kinder geboren, darunter befanden sich 871 uneheliche, wonach also ein uneheliches auf dreizehn eheliche kömmt; es starben 8482 Personen, und 2778 Ehen wurden geschlossen. Die Zahl der Armen ist in Antwerpen sehr bedeutend, denn sie war im Jahre 1837 bis auf 37,432 Personen gestiegen; es giebt dort 30 Hospitäler, in welchen man 2642 Individuen mit einem Kostenaufwande von 471,546 Franken verpflegt; außerdem aber werden die Bedürftigen durch die Wohlthätigkeits-Bureaus unterstützt.

Der öffentliche Unterricht hat seit 1830 in Antwerpen Rückschritte gemacht, denn es befinden sich jetzt nur 39,000 Kinder in den Schulen, früher, unter der Holländischen Herrschaft, war diese Zahl weit bedeutender, und man schreibt dies dem katholischen Einflusse zu, der besonders in der Provinz Antwerpen, in beiden Flandern und im Hennegau vorherrschend ist; doch giebt es einige ganz vorzügliche Institute in Antwerpen, wie die Elementar-Musterschule und die Musterschule für die Fabrication der Spitzen, die vor einigen Jahren gestiftet wurde. Auch zeichnen sich die Königliche Akademie der schönen Künste, und die Königliche Gesellschaft für die Ermunterung zum Studium der Künste ganz besonders aus; das letztgenannte Institut zählt jetzt mehr als 700 Subskribenten.

Die Gefängnisse und Zuchthäuser Antwerpens verdienen auch eine besondere Erwähnung; es giebt deren fünf in der Provinz Antwerpen: das Depot zu Hoogstraeten, das Zuchthaus von St. Bernhard, das bürgerliche und militairische Sicherheitshaus in Antwerpen und die Arresthäuser in Mecheln und Turnhout. Auf diese Anstalten wird die größte Sorgfalt verwendet, und der Gesundheitszustand derselben ist auch in jeder Hinsicht völlig befriedigend. Im Depot von Hoogstraeten werden die Sträflinge in den Werkstätten oder bei dem Ackerbau beschäftigt; im Zuchthause von St. Bernhard werden die Gefangenen, sowohl Erwachsene wie Kinder, gründlich unterrichtet. Seit mehreren Jahren und besonders im Laufe des Jahres 1837 hat die Anzahl der Sträflinge in diesen Anstalten bedeutend abgenommen, welches den guten Einrichtungen der Verwaltungsbehörden und den Verbesserungen der Strafgesetze zuzuschreiben ist; es sind Armen-Werkstätten errichtet worden, in welchen man die Brodlosen beschäftigt; dadurch wird das Elend und die Zahl der Verbrechen auf das wirksamste vermindert.

Das sind ungefähr die Phasen, welche diese merkwürdige Stadt durchlaufen hat. Sie hat in der letzten Zeit an Bevölkerung, Ein- und Ausfuhr zugenommen; ihr Manufakturwesen hat sich vergrößert, und ihr Handel, der in den Jahren 1831 — 32 darniederlag, erblühte von neuem, als die Ruhe wiederhergestellt war. Antwerpen hat viel harte Schläge auszustehen gehabt, doch sind alle glücklich überwunden; noch im Jahre 1838 erlitt Antwerpen, wie alle Handelsstädte Europa's, großes Mißgeschick, aber diese Krisis war nur vorübergehend; dasselbe wird auch hoffentlich jetzt wieder der Fall seyn, und wenn die Politik ihrem Gewerbfleiße nicht hemmend in den Weg tritt, so wird Antwerpen sich bald wieder emporschwingen und nach wie vor an der Spitze aller Handelsstädte Europa's stehen.

Frankreich.

Zur Statistik der Verbrechen in Frankreich.

Das so eben erschienene

Compte général de l'administration de la justice criminelle en France, pendant l'anné 1836 etc. (Paris, Decembre 1838.)

bringt zur Kenntniß, daß in Frankreich bei den Assisen im Jahre 1836 5300 Anklagen stattgefunden haben, wogegen im Jahre 1835 deren nur 5228 vorkamen. Dieser Mehrbetrag (72 Fälle) ist von keiner Wichtigkeit, wohl aber ein anderer, wenn man die Vermehrung der Fälle, welche Verbrechen am Eigenthum, mit denjenigen vergleicht, welche Verbrechen an Personen betreffen. Es waren nämlich im Jahre 1836 3742 Anklagen von Verbrechen gegen das Eigenthum anhängig, dagegen im Jahre 1835 nur 3457. Dies ist eine Vermehrung von 285 Fällen; das will sagen, ein Steigen von 8 auf 100. Dagegen stellt sich eine Verminderung von 12 auf 100 in den Anklagen von Verbrechen gegen Personen dar.

Vom Jahre 1825 bis 1830 haben sich die Verbrechen an Personen von Jahr zu Jahr vermindert; sie waren 24 auf 100 im Jahre 1828; 25 im Jahre 1829; 23 im Jahre 1830; vom Jahre 1831 an ist diese Zahl auf einmal gestiegen, und dieses Steigen hat sich fortgesetzt bis zum Jahre 1835. Es gestaltet sich dann wie 34 auf 100. Im Jahre 1836 ist sie gefallen bis 29 auf 100.

Bei genauer Erörterung der Verbrechen an Personen, welche bei Vergleichung der Jahre 1835 und 1836 sich vermindert haben, ergiebt sich, daß diese Verminderung sich auf verschiedene Arten der Verbrechen vertheilt. Die geringere Anzahl Fälle beziehen sich auf Verbrechen der Nothzucht und der Sittsamkeit.

Die Jury hat 2398 Klagen für völlig zulässig, 1560 wurden für gänzlich unstatthaft erklärt, und 1342 sind in ihren Urtheilen ermäßigt worden. Die Anklagen selbst sind von dem Assisenhofe auf zweierlei Weise unterschieden worden, diejenigen nämlich, wo die Geschworenen solche erschwerende Umstände der Angeklagten vorgefunden haben, ohne welche das Verbrechen geringer geachtet worden wäre, und solche ohne diese Merkmale. In 9 Fällen auf 100 hat sich der Charakter des Verbrechens sorgfältig herausgestellt, und in 16 Fällen auf 100 hat man selbige nur als leichte Verbrechen erachten können.

Die 5300 Anklagen, welche dem Assisenhofe vorgelegt worden sind, haben 7232 Angeklagte zum Gegenstande gehabt. Im

Jahre 1835 hatten dagegen nur 7223 solcher Angeklagten vor Gericht gestanden.

Bringt man die Zahl der Angeklagten mit der der Bevölkerung in Vergleich, so findet man, daß im Mittel ein Angeklagter auf 4638 Einwohner sich herausstellt; im Jahre 1835 einer auf 4644, und 1834 einer auf 4684 Einwohner.

Dieses Mittel von 1 zu 4638 ist überstiegen in 28 Departements. Nämlich in dem der Seine, wo ein Angeklagter auf 1231, in Korsika, wo ein Angeklagter auf 1540, in dem der Ost-Pyrenäen, wo ein Angeklagter auf 2029, in dem Ober-Rhein, wo ein Angeklagter auf 2235, und in dem Finisterre, wo ein Angeklagter auf 2617 Einwohner kommt.

Die Departements, wo jenes Mittel noch nicht erreicht worden, belaufen sich auf 58. Fünf große Abweichungen sind dabei bemerkbar: des Eher, wo ein Angeklagter auf 12,037 Einwohner, des Aude, wo einer auf 11,710, des Drôme, wo einer auf 10,563, und der Ober-Alpen, wo einer auf 10,089 zu rechnen ist.

Von gedachten fünf Departements ist dasjenige des Drôme das einzige, welches im Jahre 1836 1 auf mehr denn 10,000 Einwohner rechnete; in den anderen stellte es sich wie 1 zu 5, 6, 7 und 8000 dar.

Diese Mehrung der Anzahl der Angeklagten wegen Verbrechen an Personen ist vor den Assisen in 2072 Klagesachen zur Erscheinung gekommen, im Verhältniß also wie 29 auf 100, indem, wie bereits erwähnt wurde, die Gesammtzahl der Angeklagten 7232 gewesen war.

5160 Individuen sind angeklagt worden wegen Verbrechen am Eigenthum, d. i. 71 auf 100. Für alle solche Verbrechen, ohne Unterschied ihrer Natur, findet man 136 Angeklagte bei 100 Klagen.

Das Unterscheidungsmittel, dessen sich die Assisen bedienen, scheint bei Verbrechen am Eigenthum dasselbe zu seyn, wie bei Verbrechen an Personen. Bei der ersteren Art rechnet man 133 Angeklagte bei 100 Klagen, bei der letzteren 138 Angeklagte bei 100 Klagen.

Weiblichen Geschlechts sind 1339 Individuen in Anklagestand gesetzt gewesen; demnach 19 auf 100 Angeklagte. Unter ihnen befanden sich 24 auf 100, welche uneheliche Kinder gehabt, oder solche, welche im Konkubinate gelebt haben. Es ist zu bemerken, daß in den letzteren Jahren mehr Personen weiblichen Geschlechts, im Vergleich zu denen des männlichen Geschlechts, wegen Verbrechen an Eigenthum als wegen solcher an Personen sind in Anklagestand gesetzt worden. Von 100 Personen weiblichen Geschlechts haben 22 wegen Verbrechen an Personen und 78 wegen Verbrechen am Eigenthum vor Gericht gestanden.

Was das Alter der 7232 Angeklagten anbelangt, so haben 96 derselben noch nicht das 16te Jahr erreicht; 1256 befanden sich in einem Alter von 16 bis 21 Jahren; 1190 von 21 bis 25 Jahren; 1220 von 25 bis 30 Jahren; 1017 von 30 bis 35 Jahren; 876 von 35 bis 40 Jahren; 551 von 40 bis 45 Jahren; 373 von 45 bis 50 Jahren; 258 von 50 bis 55 Jahren; 184 von 55 bis 60 Jahren; 107 von 60 bis 65 Jahren; 58 von 65 bis 70 Jahren; 42 von 70 bis 80 Jahren, und 4 von 80 Jahren und darüber. Es geht daraus hervor, daß von 100 Angeklagten 35 noch nicht das 25ste Jahr erreicht haben; 31 waren in einem Alter von 25 bis 35 Jahren, und 34 über 35 Jahre alt.

Nicht uninteressant dürfte es seyn, das Alter der Angeklagten zu bemerken, in welchem Verbrechen an Personen begangen worden sind. Man theile demnach die Anzahl der Angeklagten in drei Partieen; solche, die noch nicht das 25ste Jahr erreicht haben, solche, welche sich in einem Alter von 25 bis 60 Jahren befinden, und solche, die ein Alter von mehr denn 60 Jahren erreicht haben. Man findet dann, daß von hundert Angeklagten, die noch nicht das 25ste Jahr zurückgelegt haben, 24 nur Verbrechen an Personen begangen haben; 31 der Angeklagten befanden sich in einem Alter zwischen 25 und 60 Jahren, und 37 waren über 60 Jahre alt. Von den 7232 Angeklagten waren ferner 4306 (60 auf 100) unverheirathet; 2601 (36 auf 100) verheirathet; 324 (4 auf 100) waren verwitwet, und ein einziger Fall ist in gedachter Beziehung unbekannt geblieben.

Es treffen aber auch von den 7232 Angeklagten 508 solche Personen, die außerehelich geboren worden sind, und zwar 192 männliche und 316 weibliche Individuen.

Unter der Hauptsumme der Angeklagten (7232) befanden sich 273 Fremde; 5135 waren in dem Departement, in welchem sie geboren und wohnend waren, auch gerichtet worden; 36 waren zwar in dem Departement, in welchem sie gerichtet worden, auch geboren, hielten sich aber in einem anderen für gewöhnlich auf; 1287 wohnten zwar in dem Departement, wo sie gerichtet wurden, waren aber anderwärts geboren; endlich 352 wohnten und waren geboren außer dem Departement, wo sie gerichtet wurden. — 4073 Angeklagte waren Land-, 2830 waren Städtebewohner.

4239 Angeklagte konnten weder lesen noch schreiben; 2073 konnten nur unvollkommen lesen und schreiben; 665 konnten gut lesen und schreiben, und 255 hatten einen vorzüglichen Unterricht genossen. Diejenigen, welche demnach als vollkommen unwissend zu betrachten sind, machen demnach 59 auf 100 aus. Bei Berücksichtigung der Geschlechter findet man, daß von vollkommen Ununterrichteten 54 auf 100 bei dem männlichen Geschlechte und 80 auf 100 bei dem weiblichen Geschlechte zu rechnen sind. In 51 Departements hat sich die Anzahl unterrichteter Angeklagten (59 auf 100) über die Mitte hinaus erstreckt; diejenigen Departements aber, wo ein besonderes Mißverhältniß stattgefunden hat, sind gewesen: Côtes du Nord (94 auf 100), Indre (87 auf 100), Ober-Vienne (81 auf 100) und Lot und Morbihan (80 auf 100).

Unter den Angeklagten unter 21 Jahren, welche weder lesen noch schreiben konnten, findet das Verhältniß wie 61 auf 100, von 21 auf 40 Jahren wie 59 zu 100 und von denen über 40 Jahr alt wie 56 zu 100 statt.

Die gewöhnliche Beschäftigungsweise ist, so wie die Aufführung der Angeklagten, gleichfalls wichtig zu untersuchen. Von der Hauptsumme der Angeklagten leben 1152 im Müßiggange, 2227 arbeiten auf eigene Rechnung, 3853 aber arbeiten für Rechnung Anderer. Die Anzahl vertheilt sich in neun Klassen des Geschäftsbetriebs, welchem die Angeklagten zur Zeit der Arrestation zugethan gewesen sind. Sie sind zusammengezogen nach Analogie der Verrichtungen, welche sie mit sich führen. Die erste Klasse begreift Personen, welche den Erdboden bebauen, und die achte diejenigen, welche sich mit einem freien Gewerbe beschäftigen: in diese zwei Klassen fallen die meisten Verbrechen an Personen. Die zwei Klassen, wo weniger Verbrechen an Personen vorkommen, ist die fünfte und die neunte, d. i., die der Handelsleute und der Landstreicher. Die Angeklagten der schwersten Verbrechen, d. h. des Meuchelmordes, des einfachen Mordes und der Vergiftung, vertheilen sich unter verschiedene Klassen, in demselben Verhältniß wie die Angeklagten anderer Verbrechen gegen die Person.

Welches sind nun aber die Erfolge dieser Untersuchungen gewesen?

Von der Gesammtsumme der Angeklagten sind 30 zum Tode, 148 zu lebenslänglicher Zwangsarbeit, 757 zu zeitiger Zwangsarbeit, 763 zu einsamem schweren Gefängniß, 1 zur gemeinen Verhaftung, 2094 zu einfachen Correctionsstrafen verurtheilt worden. 26 waren Kinder unter 16 Jahren, welche eine bestimmte Anzahl Jahre unter spezielle Beaufsichtigung gestellt worden sind.

Mildernde Gründe zur Bestrafung sind von der Jury zu Gunsten von 2472 Angeklagten anerkannt worden; bei 867 hatte die Obrigkeit die Strafe für herabzusetzen nothwendig erachtet.

Von den zum Tode verurtheilten Individuen sind 22 wegen meuchelmörderischer Handlungen angeklagt, einer hat dieses Verbrechen versucht; 2 wegen Aelternmord; einer wegen Raub-Mord; 2 wegen Kindermord; einer wegen vollzogener und einer wegen versuchter Brandstiftung. An 21 ist die Strafe vollzogen und bei 9 dieselbe durch die Gnade des Königs in lebenslängliche Arbeitsstrafe verwandelt worden.

2609 Angeklagte sind durch die Assisen freigesprochen worden, d. i. 36 auf 100. Im Jahre 1835 war das Verhältniß wie 39 auf 100.

Wirft man nun noch einen summarischen Blick darauf, in wie fern Art der Verbrechen, Geschlecht des Angeschuldigten und dessen Bildungsstufe sich gestalten, so ergiebt sich: unter den Angeklagten haben 45 auf 100 wegen Verbrechen an der Person und 32 auf 100 wegen Verbrechen an Eigenthum vor Gericht gestanden.

Unter 100 wegen Verbrechen Angeklagten männlichen Geschlechts sind 35 freigesprochen worden, und unter 100 weiblichen Geschlechts 39.

Angeklagte, gänzlich ununterrichtet, 33 auf 100 sind völlig freigesprochen worden.
" welche unvollkommen lesen und schreiben konnten, sind 38 auf 100 freigesprochen worden.
" welche gut lesen und schreiben konnten, sind 43 auf 100 völlig freigesprochen worden, und
" welche einen Anfang zu einem besseren Unterricht gemacht haben, sind 57 auf 100 freigesprochen worden.

Bibliographie.

Les loups-serviers. — Vom Baron von Lamothe-Langon. 2 Bde. 15 Fr.
Histoire d'Allemagne. — Nach Luden, so wie mit Fortsetzungen nach Schmidt, Pfeffel, Menzel, Schiller, Posselt, Pfister ꝛc., von A. Savagner. Erster Bd. 15 Fr.

Mannigfaltiges.

— Gleichheits-Prediger. Ein Englisches Blatt (The Mirror) sagt: „Es giebt bei uns viele Gleichheits-Prediger, die nur immer predigen, daß es keinen höheren Rang geben sollte, als sie selbst einnehmen, die es aber gleichwohl nicht bloß gern sehen, sondern auch darauf anlegen, daß sie selbst über eine Menge von Abstufungen erhoben werden. Solche Gleichheitsprediger erinnern uns an jenen Irländer, der einen großen und einen kleinen Fuß hatte und nun bei seinem Schuhmacher einen Stiefel größer als den anderen bestellte. Als dieser das fertige Paar Stiefeln ablieferte, zog unser Irländer zufällig erst den kleineren, und zwar auf den großen Fuß an. „Der dumme Schuster!" rief er, „habe ich doch einen Stiefel größer bestellt als den anderen, und statt dessen hat mir der Kerl einen kleiner als den anderen gemacht!"

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

№ 33. Berlin, Montag den 18. März 1839.

Frankreich.

Ein Besuch zu Port-Royal-des-Champs.

Von Antoine Delatour.

Nur Ruinen sieht man noch von dem ehemaligen Jansenisten-Sitze Port-Royal, aber aus diesen Ruinen athmet uns Lebensfülle entgegen. Daß der Jansenismus noch nicht von der Erde verschwunden, ist bekannt; daß aber in dem Thale, wo sich vor dem Jahre 1709 das Kloster von Port-Royal erhob, noch ein Mann lebt, welcher die Tradition von den „Einsiedlern" bewahrt, der von ihnen in ihrer Sprache spricht, als hätte er sie gekannt, als hätte er das Französische von Nicole und das Griechische von Lancelot erlernt, — von dem Daseyn des Herrn Silvy, der aus Pietät für das Andenken seiner Freunde von Port-Royal vor zwölf Jahren die Ruinen ankaufte, sie bewohnt und die Gräber derselben pflegt, davon wissen nur Wenige.

Obgleich man sich jetzt nicht mehr viel um die Lehren des Jansenismus kümmert, so bewahrt doch gewiß ein Jeder von den Studien seiner Jugend her eine ehrfurchtsvolle Erinnerung an jene berühmten Männer von Port-Royal. Alles Große, was im Jahrhundert Ludwig's XIV. geschrieben wurde, ging von ihnen aus; so viele andere Berühmtheiten haben ihr Interesse und ihren Glanz verloren, der Ruhm aber, den die Wissenschaft verleiht, dauert ewig, wie die Meisterwerke, welche sie schafft und die zu allen Zeiten die Geister entzücken; Pascal und seine Provinzial-Briefe, Nicole und seine Abhandlungen über die Moral, Racine und seine Tragödien, welche Namen und welche Werke!

Port-Royal ist ein kleines Thal zwischen Chevreuse und Dampierre, drei Lieues von Versailles; mit Recht führt es bis heute den ihm früher gegebenen Beinamen „die Einöde", und die Zeit hat noch über seine natürliche Einsamkeit jenen Anschein von gänzlicher Verödung und gesunkener Größe verbreitet, der solchen Orten eigen ist, die einst Zeugen wichtiger Begebenheiten waren; es liegt ganz zwischen waldbewachsenen Hügeln versteckt, als wolle es sich noch jetzt, wie ehemals, den Blicken der Welt entziehen, als weile der Doktor Arnauld noch hier und schreibe eine seiner heftigen Apologieen des häufigen Abendmahl-Genusses.

Auf einem schmalen Fußpfade, der durch ein Gehölz führt, welches das Thal ganz verdeckt, gelangt man zu den Ruinen von Port-Royal; zuerst betritt man einen großen Hof, auf dem sich ein Taubenhaus und drei gewöhnliche Meierei-Gebäude befinden. Kurz zuvor, ehe ich meine Wanderung antrat, hatte ich Fontaine noch einmal durchgelesen und meinem Gedächtniß den anziehenden Bericht dieses guten Einsiedlers eingeprägt. Die Geschichte Port-Royal's ist von vielen Schriftstellern erzählt worden, von Racine bis auf Sainte-Beuve, der jetzt für Alle das niederschreibt, worüber er im vorigen Jahre zu Lausanne Vorlesungen hielt. Ein jeder der Einsiedler hat darüber auf seine Weise berichtet, allen diesen Schriften ist eine gewisse mystische Beredsamkeit gemein, doch hat jede ihren besonderen Reiz; aber die anziehendste derselben, weil sie die unbefangenste ist, floß aus der Feder Fontaine's.

Port-Royal war anfänglich ein Cisterzienser-Nonnenkloster, das zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts einer gänzlichen Reform bedurfte, die denn auch durch den Geist und das Ansehen der berühmten Maria Angelika Arnauld ins Werk gesetzt wurde. Um den ungesunden Ausdünstungen der Sümpfe von Chevreuse zu entgehen, verließ die Kloster-Gemeinde ihre Zellen und zog sich in ein Haus der Vorstadt St. Jacques zurück, das nun den Namen Port-Royal de Paris führte. Durch diesen Aufenthaltswechsel den geistigen Bewegungen so nahe getreten, fühlte sich Angelika gedrungen, daran Theil zu nehmen; sie schrieb einige Abhandlungen, die von den Jesuiten heftig angegriffen, aber von Saint-Cyran lebhaft vertheidigt wurden. Dieser Letztere, ein Freund Jansen's, glaubte eine Art von Verwandtschaft zwischen den Lehren der Mutter Angelika und denen des Bischofs von Ypern zu entdecken, und auf diese Weise wurde nicht nur der Abt von Saint-Cyran in den Jansenistischen Streit verwickelt, sondern auch die ganze Familie Arnauld, welche sowohl bei Hofe wie in der Armee, in der Kirche, an der Barre, kurz überall, großes Ansehen genoß. Der Haß zwischen dieser Familie und den Jesuiten stammte schon aus früheren Zeiten her, denn schon unter Heinrich IV. war ein Arnauld gegen die Gesellschaft Jesu aufgetreten. Richelieu liebte die öffentlichen Streitigkeiten nicht und schickte daher Saint-Cyran nach Vincennes. Diese Verfolgung fachte den Eifer der feurigen Geister an. Lemaitre hielt mitten in einem Plaidoyer plötzlich inne und rettete sich vor der Welt in das verlassene Kloster Port-Royal; ihm folgten sogleich von seinen Verwandten de Sacy und sein Bruder, später sein Oheim d'Andilly und Nicole, Lancelot und Pascal. Bald wurde es sogar Mode, nach Port-Royal zu gehen. Die vornehmsten Personen siedelten sich dort an, um in der Einöde die Ruhe zu suchen, deren sie sich benöthigt glaubten; es mußte sogar noch innerhalb der Klostermauer ein Schloß für die Herzogin von Longueville, Anna von Bourbon, erbaut werden: letzte Laune der launenhaftesten aller Frauen!

Bald gab es dort drei sehr von einander unterschiedene Gesellschaften, deren Vereinigungsband jedoch die Einsiedler waren. Die Nonnen stellten sich nach einiger Zeit unter den Schutz dieser Herren, und die Großen, welche den Hof verlassen hatten, um ihre Seelen unter die Obhut der weisen und gläubigen Einsiedler zu flüchten, wollten nur diesen die Sorge für die Erziehung ihrer Kinder übertragen. Damals nun entstanden jene gesunden, kräftigen Schulen, die Port-Royal so berühmt machten, zu jener Zeit wurden so viel vortreffliche Bücher geschrieben und die vorzüglichen Lehrmethoden geprüft, welche noch jetzt in manchen Beziehungen angewendet werden. Unterdessen ging auch die Polemik ihren Gang; frei von allen Verbindlichkeiten, konnten die Einsiedler sich immer dahin begeben, wo ihre Gegenwart nöthig war; ihr Feldlager aber blieb Port-Royal; von da aus wurden gleich Donnerkeilen die drei ersten Provinzial-Briefe geschleudert, eben so zielten alle Entgegnungen gerades Weges auf Port-Royal, und das Geschick des Klosters war von allen Wechselfällen der Polemik abhängig. Mehrmals mußten die Einsiedler ihre Einöde verlassen, um sich im Getümmel der Welt zu verbergen, und glücklich war noch der, welcher durch solche freiwillige Verbannung dem Gefängniß entging. De Sacy wurde in die Bastille gebracht. Jede Entfernung von der heiligen Kolonie war eine Quelle unendlicher Wehklagen, jede Rückkehr ein Freudenfest. Der Streit um die „fünf Sätze" gehörte nicht zu denen, die durch eine Bulle beigelegt werden, denn hier, wie bei den meisten solcher Kämpfe, stand nicht die Wahrheit dem Irrthume gegenüber, es waren vielmehr zwei entgegengesetzte Gesinnungen, zwei nebenbuhlerische Richtungen, welche sich in einer besonderen Frage begegneten, um sich hier einander zu bekämpfen und den Sieg unter sich zu entscheiden. Fast ein Jahrhundert hindurch, von 1638—1710, wüthete dieser Streit; dann wurde das Kloster durch ein Regierungs-Dekret niedergerissen, im folgenden Jahre aber die Gebeine der Einsiedler wieder ausgegraben und auf den benachbarten Kirchhöfen von Magny, Saint-Lambert und Palaiseau zerstreut. Seit dieser Zeit trennt sich die Geschichte des Jansenismus von der von Port-Royal; dieser Ort wurde, was er jetzt ist, ein öder Schauplatz, auf dem der Wanderer noch einige Spuren von den vorübergezogenen Schrecknissen des Drama's antrifft.

Fünf kleine sehr mittelmäßige Oden von Racine, „der Teich", „die Wiesen", „die Wälder", „die Heerden", „die Gärten" betitelt, enthalten die ausführliche Beschreibung der Landschaft, wie sie damals war und noch jetzt ist; nur die Ruinen sind noch hinzugekommen, der Hof, in den man zuerst eintritt, war früher einer der inneren Höfe des Klosters, und die Gebäude, welche ihn an der Nordseite begränzen, sind allein bei der gänzlichen Zerstörung des Klosters verschont worden, weil sie dem Kastellan, dem Pächter und dem Gärtner zur Wohnung dienen sollten; von da gelangt man in einen Garten, welcher ehemals der äußere Kirchhof war. Die Jahreszeit, in der ich meine Wallfahrt unternahm, war schon zu weit vorgerückt, um in Port-Royal noch jene schönen Früchte anzutreffen, mit denen einst Arnauld d'Andilly auf so liebenswürdige Art seine Freunde vom Hofe bewirthete; aber diese Aprikosenbäume, diese Pfirsichspaliere erinnern daran, wie d'Andilly, nachdem er Frankreich mit Auszeichnung gedient, in den wenigen Erholungsstunden, die ihm seine Geschichte Joseph's übrig ließ, sein Vergnügen daran fand, Bäume zu pfropfen und Früchte zu ziehen. Im Hintergrunde dieses Gartens steht man einen kleinen Teich in Kreuzesform. Als Port-Royal noch ein gewöhnliches Kloster war, bedeckten sumpfige Teiche das ganze Thal und überschwemmten jedes Mal

bei hohem Wasserstande die niedrig liegende Kirche. Das Austrocknen dieser Sümpfe war die erste Sorge, die erste Wohlthat der Einsiedler, und die Nonnen konnten wieder zurückkehren. In einen von den Händen dieser Gelehrten angelegten Graben wurden die Gewässer abgeleitet; in ein enges Bett zusammengedrängt, verwandelten sie sich in sprudelnde Quellen, deren Murmeln Racine's Muse begeisterte. Ich überschritt diesen Graben gerade an der Stelle, wo einst der Palast Longueville stand, und ich befand mich in einem Gehölze, welches ebenfalls zur Einsiedelei gehörte. In diesen Gebüschen irrte der junge Racine, den Sophokles oder Euripides in der Hand, gern umher; hier wurde er aber auch zweimal beim Lesen des Romans Chariklea überrascht und empfing darüber strenge Verweise von Lancelot. Durch diese Anekdote ward dies ein gesuchter Roman, obgleich derselbe keine besondere Aufmerksamkeit verdient; aber welchen Roman hätte im Schatten dieser Bäume das Herz des sechzehnjährigen Racine nicht in eine bezaubernde Dichtung verwandelt; seiner selbst unbewußt, drängte der große Dichter in diesen ärmlichen Rahmen eine ganze Welt der Phantasie zusammen.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Mémoire sur la réhabilitation du maréchal Ney. — Vom Oberst Denisset. 2½ Fr.

Monumens français inédits, pour servir à l'histoire des arts depuis le seizième siècle jusqu'au commencement du dix-septième. Choix de costumes civils et militaires, d'armes, armures, instruments de musique, meubles de toute espèce, et de décorations intérieures et extérieures des maisons, dessinés, gravés et coloriés d'après les originaux par N. A. Willemin. Classés chronologiquement et accompagnés d'un texte historique et descriptif, par A. Pottier. — Bd. I. und II. Fol. 400 Fr.

Moyen-Age pittoresque. Monumens d'architecture, meubles et décors du 10e au 17e siècle. Trente-six vues dessinées d'après nature par Chapuy; avec un texte. — Von M. Moret. Erste Abtheilung. Fol. 40 Fr.

Poemes. — Von M. de Norvins. 6 Fr.

Poids des médailles grecques d'or et d'argent du Cabinet royal de France, désignées par le numéro d'ordre de la description des médailles antiques grecques et romaines, etc., etc. — Von T. E. Mionnet. 10 Fr.

Six mois de correspondance. Diane et Louise. — Von F. Soulié. 2 Bde. 15 Fr.

Souvenirs du lieutenant-général comte Mathieu Dumas, de 1770 à 1836; publiés par son fils. 3 Bde. 27 Fr.

Statistique générale de la Pologne russe, ou provinces polonaises, dans l'empire de Russie. — Von R. Slowaczinsky.

Le Tasse à Sorrente, Térentia, le Monge des Iles d'Or. — Gedichte von J. Canonge. 6 Fr.

L'Uscoque. — Von George Sand. 8 Fr.

Ostindien.

Indische Eigenthümlichkeiten.

Verstorbene unter den Lebenden.

(Schluß.)

Ein anderer merkwürdiger Fall ereignete sich in einem niederen Kreise der Gesellschaft. Ein achtungswürdiger Hindu, Namens Dhur, welcher in einem Dorfe am Doab wohnte, hatte eine Tochter, die gleich anderen Mädchen des Dorfes aus dem Brunnen der Gemeinde zu häuslichen Zwecken Wasser schöpfte und auch täglich mit Opfergaben, die in Früchten, Blumen und Getraide bestanden, nach der Pagode ging. Auf diesen Ausgängen erregte das hübsche Mädchen die Aufmerksamkeit eines jungen Nachbarn, Namens Kulian, und bald knüpfte sich eine Bekanntschaft zwischen Beiden. Die Kasten-Unterschiede werden von Verliebten selten beachtet. Rubia's Aeltern waren der Verbindung ihrer Tochter mit Kulian entgegen; da aber die Schwestern beider Liebenden in freundschaftlichem Verhältnisse standen, so fehlte es nie an Gelegenheit zu Fortsetzung der Bekanntschaft. Endlich beschloß Rubia, mit ihrem Liebhaber zu entfliehen; sie packte ihren ganzen Vorrath an Kleidung, Schmuck und gespartem Gelde und verließ, von Kulian begleitet, das Dorf. Der bekümmerte Vater begab sich in die benachbarte Stadt Kahnpohr (Cawnpore), wo er Kulian vorfand, aber von dem Schicksal seiner Tochter nichts erfahren konnte. Dhur argwöhnte einen Mord und ließ den jungen Mann vor Gericht ziehen. Dieser bekannte unbedenklich, daß er Rubia entführt hätte. Im Verlaufe der Untersuchung sagte er einem Freunde, er habe die meisten Kleider und Schmucksachen des Mädchens in einem Winkel seines Hauses, den er genau bezeichnete, verscharrt; und es sey sein Wunsch, daß man diese Gegenstände ausscharre und Rubia's Vater einhändige. Im nächsten Verhöre gab er unumwunden zu Protokoll, er habe das Mädchen ermordet und den Körper in einen Nullah versenkt. Er erbot sich, den Polizei-Beamten die Stelle zu zeigen. Diese brachen in seiner Begleitung dahin auf, konnten aber, trotz alles Nachsuchens, keine Spur von einem Leichnam entdecken. Sie fragten ihn mit großem Verdruße, warum er ihnen diese vergebliche Arbeit angemuthet habe; und Kulian entgegnete, dies sey nur geschehen, damit man ihn wegen des angeschuldigten Verbrechens nicht foltern möchte. Alle Bemühungen der Europäischen Behörden, einen so barbarischen Gebrauch abzuschaffen, haben bis jetzt wenig gefruchtet; und die einheimischen Gerichts-Personen bedienen sich noch sehr gern einer Art Folter, um das Geständniß eines Angeschuldigten zu beschleunigen. Nachdem Kulian sein erstes Geständniß widerrufen hatte, erzählte er eine sehr unwahrscheinliche Geschichte. Er sagte, er habe seine Gefährtin in der Gegend von Cawnpore gesund und munter verlassen, wisse aber nicht, was nachmals aus ihr geworden sey. Der Grund ihrer Trennung war die gemeinschaftliche Besorgniß, daß man sie Beide, wenn sie zusammen blieben, viel eher erkannt haben würde. Kulian begab sich, seiner Aussage gemäß, in die Stadt, um eine Wohnung zu miethen, während Rubia an einem Brunnen seiner Rückkehr wartete. Sie gab ihm das Bündel, welches ihre Kleider enthielt, mit dem Bemerken, daß sie unter seiner Obhut sicherer seyen. In einer frühen Morgenstunde hatte Kulian seine Geliebte verlassen; und als er um die Mittagszeit zurückkehrte, war sie verschwunden. Von dem vergeblichen Suchen endlich erschöpft, verscharrte er Rubia's Kleider in die Erde und hütete sich, die Polizei von der Sache zu unterrichten, damit sein und Rubia's Projekt nicht an den Tag käme!

Kein Mensch glaubte den letzten Theil der Erzählung. Das plötzliche Verschwinden des Mädchens war sehr verdächtig; und auch der Umstand, daß die Kleider und Schmucksachen Rubia's in Kulian's Händen und nicht eher von ihm ausgeliefert worden waren, bis man sie finden und als Beweismittel wider ihn gebrauchen konnte, schadete seiner Sache ungemein. Da jedoch kein überzeugender Beweis von Rubia's Ermordung vorhanden war, so erließ man Kulian die Todesstrafe und verurtheilte ihn zu dreißig Peitschenhieben und vierzehnjähriger Einkerkerung.

Ungefähr drei Jahre nach diesem Urtheilsspruche erschien einer von Kulian's Brüdern, Namens Midari, vor Gericht und produzirte ein junges Weib, das er für die ermordet geglaubte Rubia, Dhur's Tochter, erklärte. Die junge Frau selber schwur, daß sie die nämliche Person sey, welche Kulian auf der Flucht nach Cawnpore begleitet habe. Vater und Mutter wurden vorgeladen, leugneten aber die Identität dieser Person mit ihrer verlorenen Tochter; wogegen vier andere Individuen, die Rubia ebenfalls schon als Kind gekannt hatten, diese Identität behaupteten. Die unaufgeforderte Komparentin erzählte, daß sie, nachdem Kulian zur festgesetzten Zeit sich nicht wieder eingestellt, des Wartens müde, vom Brunnen aufgebrochen sey, um ihn zu suchen. Während sie der Spur ihres Liebhabers vergebens nachforschte, begegnete ihr ein Soldat, der sie nach langen Gegen-Demonstrationen endlich bewog, in seinen Schutz sich zu begeben, und ihm nach seinem Cantonnement zu folgen. Als das Regiment, zu welchem dieser Soldat gehörte, kurz darauf verlegt wurde, zog sie mit demselben von Cawnpore ab, kehrte aber bald wieder und traf bei dieser Gelegenheit mit Kulian's Bruder zusammen.

Obschon die Aeltern sich standhaft weigerten, diese Rubia als ihre Tochter anzuerkennen, so glaubte das Gericht dennoch, sie und Kulian's Bruder von allem Verdacht des Betruges freisprechen zu müssen, da sowohl die auffallende Aehnlichkeit des Mädchens mit Dhur's Ehegattin, als das einstimmige Zeugniß von vier unbescholtenen Individuen sehr zu Gunsten der Komparentin war. Der Urtheilsspruch gegen Kulian erheischte nun eine Revision; er war nur insofern straffällig, als er eine unverheirathete Person entführt und Eigenthum von ansehnlichem Werthe fortgeschleppt hatte; da er aber den größeren Theil des letzteren freiwillig zurückgestellt und außerdem schon beinahe vier Jahre im Gefängniß zugebracht hatte, so erklärte man ihn schon für hinlänglich bestraft und entließ ihn aus seinem Kerker.

Die eben erzählte Begebenheit trug sich im Jahre 1809 zu, ist also von ziemlich altem Datum; aber diejenigen, welche sich noch aller mit diesem merkwürdigen Falle verknüpften Umstände erinnern, sind der Meinung, daß Kulian, wie hart man auch gegen ihn verfuhr, seine Strafe in vollem Maße verdient habe. Ohne Zweifel hatte er Rubia, sobald er sich im Besitze ihres Eigenthums sah, vorsätzlich verlassen und nicht eher nach ihr geforscht, bis sein eigenes Leben, wegen der verdächtigen Umstände, die ihr plötzliches Verschwinden begleiteten, in Gefahr kam. Keinen, der mit dem Charakter dieses Volkes vertraut war, konnte es Wunder nehmen, daß die Aeltern ihr verlorenes Kind nicht anerkennen wollten; denn die Begriffe von Ehre und Schande sind bei den Hindu's in gewissem Betrachte so excentrisch, daß sie nicht selten gegen Verwandte, die ihnen sonst sehr theuer sind, auf eine Weise sich benehmen, die mit ihren Gefühlen im schneidendsten Kontraste zu stehen scheint.

Die langen Reisen, welche Indische Eingeborene oft unternehmen, und ihre lange Abwesenheit von Hause veranlassen nicht selten falsche Gerüchte von ihrem Tode. Eine Familie von hoher Kaste, die aber wenig bemittelt war, hatte sich auf den Ueberresten ihrer Grundstücke in einem bei der Stadt Itawa belegenen Dorfe niedergelassen. Nur zwei Brüder waren noch am Leben, von denen der Jüngere sein Glück in einer entfernten Gegend zu suchen beschloß. Er nahm Abschied von seinen Freunden und vertraute seine junge Gattin, mit der er erst ein Jahr verheirathet war, dem Schutze seines älteren Bruders. Die ganze Familie bewohnte ein gemeinschaftliches Haus, was in Hindostan, wo man noch jetzt ein patriarchalisches Leben führt, keine Seltenheit ist. Im ersten und zweiten Jahre seiner Abwesenheit schickte Beldschit-Singh von Zeit zu Zeit Geld nach Hause und begleitete seine Sendungen auch mit Briefen, in denen er jedoch von seiner Stellung und seinen Aussichten in die Zukunft sehr unbestimmt sprach. Dann aber ließ er drei ganze Jahre lang kein Wort von sich hören, bis endlich die authentische Nachricht seines Todes einlief. Ein Mitbürger der Familie, der mit Beldschit unter den Mahratten gedient hatte, war Zeuge der Katastrophe gewesen, die beim Uebersetzen über einen Fluß sich ereignete. Mehrere Reiter, worunter auch Beldschit-Singh, wurden von der Gewalt des Stromes fortgerissen und ertranken. Sein Freund und Waffenbruder, Tschait-Ram, rettete das Gepäck des Ertrunkenen und händigte es bei der Rückkehr seiner Familie ein. Dieser treue Freund hatte aber so lange auf eine günstige Gelegen-

eit zur Rückkehr warten müssen, daß Beldschit-Singh nach seiner Berechnung schon wenigstens ein Jahr todt seyn mußte, als eine Familie die traurige Kunde erhielt. Der ältere Bruder des Verunglückten, Herrek-Singh, glaubte seiner Schwägerin rathen zu müssen, daß sie den Scheiterhaufen besteige. Die Ernährung er unglücklichen Frau wäre ihm zwar, bei ihren sehr geringen Bedürfnissen, nicht schwer geworden; allein Gründe von anderer Art machten ihre Selbstaufopferung wünschenswerth. Es fehlte in hrem Wohnorte nicht an Beispielen von Witwen, die sich wieder erheiratheten oder unverehelicht einen sittenlosen Lebenswandel ührten; und einige waren mit Muhammedanern davongegangen. Damit nun eine ähnliche Schmach nicht auf ihr lastete, weihte ich Kutschili dem Scheiterhaufen, dem sie sonst gern ausgewichen eyn würde, da ihr Schmerz um den Verlust des Gatten nach iner so langen Trennung im Leben nicht mehr sehr heftig war. Aber am Morgen der schrecklichen Feier sank die Unglückliche in ine Art von Betäubung, die bis zur Stunde des Sonnen-Unterangs, in welcher sie geopfert werden sollte, anhielt. Das ganze Dorf war in größter Aufregung; denn seit vielen Jahren hatte ie kleine Gemeinde nichts Aehnliches gesehen. Als die verhängnißvolle Stunde herannahte, mußte man die arme Kutschili mit Gewalt zum Scheiterhaufen schleppen. Die gräßliche Feier sollte m Ufer des Dschemna stattfinden. Der Scheiterhaufen war och, wohl geschichtet und mit einer hinreichenden Quantität Brennstoff versehen. Kutschili schaute einmal mit scheuem Blicke uf und heftete dann ihr Auge voll verzweifelter Resignation wieder an den Boden. Man pflegt einer Suttih, ehe der Holzstoß, der sie verzehren soll, in Brand gesteckt wird, allerlei Fragen u stellen, und ihre Antworten gelten dann für Orakelsprüche; ber nur Enthusiastinnen, die gleichsam triumphirend in den Tod ehen, bequemen sich zu solchen Prophezeiungen. Kutschili gab uf keine dieser Fragen Antwort, und so hielt man es für gerathen, sie in Ruhe zu lassen. Nachdem sie dreimal um den Scheiterhaufen geführt worden war, beraubte man sie ihres Schmuckes und vertheilte denselben unter ihre Verwandten; darauf schleppten ie vier Brahmanen gewaltsam auf den Holzstoß. Schon hatte man die Fackeln angezündet, als Kutschili plötzlich mit einem urchdringenden Schrei emporsprang und ausrief: „Er ist nicht odt — er lebt! — er kommt, mich zu befreien!" Aller Augen waren sogleich nach der Gegend hin gerichtet, wohin die Unglückliche deutete; und auf der Landstraße erschien ein Mahrattischer Reiter, der mit seinem Hengste aus der Fähre ans Land gesprungen war und jetzt in vollem Galopp heransprengte. Es war in er That kein Anderer, als Beldschit-Singh, und nun glaubte Jeder, daß Kutschili eine übernatürliche Eingebung gehabt haben müsse, da sie ihn im Augenblick ihres Ausrufs unmöglich sehen onnte. Noch ehe die emporlodernde Flamme ihr Opfer erreichte, war Kutschili erlöst; ihr Gatte sprang von seinem Pferde und umarmte sie, tief gerührt wegen dieses Beweises von Anhänglichkeit, den sie ihm gegeben. Er war nach seiner ganz unverhofften Rettung in dem letzten Feldzuge sehr glücklich gewesen. In bedeutender Entfernung von der Furt, die er zu passiren versucht hatte, ans Ufer geworfen, fühlte er sich eine Zeitlang in Folge einer bedeutenden Quetschung zum Kriegsdienste unfähig; nachmals gelang es ihm, anderswo um guten Sold in Dienste u treten, bis er mit einem schönen Ersparniß nach Hause kehren onnte. Die Brahmanen wurden stattlich bewirthet und alle im Dorfe vorräthige Leckereien angekauft und unter die Armen vertheilt. Es war ein Abend allgemeiner Freude, und besonders glücklich schätzte sich die erlöste Märtyrerin, deren überstandene eiden durch den Ruf, den sie erworben hatte, genügend vergolten wurden.

Die Rückkehr todtgeglaubter Individuen zu ihren Erben und Nachfolgern ist jedoch, wie man sich denken kann, den Letzteren icht immer willkommen, besonders, wenn man sich Mühe gegeben hat, der Möglichkeit eines so verdrießlichen Ereignisses orzubeugen. Chyrun-Chan war ein Jüngling von sehr ansehnlichem Vermögen, nach dessen Besitze seinem nächsten Verwandten gelüstete. Dieser Mensch, seines Namens Mumtas-Ali, beann sich eine Zeitlang über die Mittel, wodurch er zu der Erbschaft gelangen könnte, die ihm, falls der Knabe starb, rechtmäßig zukam, und beschloß endlich, ihn aus der Welt zu schaffen. Der Knabe liebte den Fischfang und begab sich oft ohne Begleiter in einen Kahn, den er sehr gut handhaben konnte; Mumtas-Ali wollte eine solche Gelegenheit benutzen, um ihn zu ertränken. Bei fernerer Erwägung fand er dieses Projekt wieder zu gefährlich, da der Fluß stark besucht war; er begnügte sich demgemäß, am Abende des Tages, an welchem er das Verbrechen ausführen wollte, den Kahn loszubinden und stromabwärts treiben zu lassen. Gleichzeitig warf er einen Turban und einen Shawl, die dem Knaben angehörten, ins Wasser.

Der Bösewicht beredete nun seinen jungen Verwandten, mit ihm in das Dschongle zu gehen, unter dem Vorwande, Pfauen zu schießen; denn die Vögel in der Nachbarschaft ihres Wohnorts waren den Göttern geweiht. Als sie mit einander zu einer Stelle gekommen waren, die Mumtas Ali bei einer früheren Gelegenheit genau rekognoszirt hatte, packte er plötzlich den Knaben und warf ihn in einen Brunnen von 54 Fuß Tiefe, dessen Wasser mehr als zwölf Fuß hoch war. Nach vollbrachter Gräuelthat machte der Mörder sich eilig davon, um nicht entdeckt zu werden. Es vergingen mehrere Stunden, ehe man Chyrun vermißte; endlich fragte ein Diener, der ihn seit dem Morgen nicht gesehen hatte, seine Mitbedienten, ob sie wüßten, was aus ihrem jungen Herrn geworden sey. Keiner wußte eine befriedigende Antwort zu geben; sie gingen gemeinschaftlich an das Ufer, und die Abwesenheit des Bootes machte sie sehr bestürzt. Bei fernerem Nachsuchen fanden sie die ins Wasser geworfenen Kleidungsstücke und vermutheten nun, der Körper sey fortgetrieben oder von den Alligator's im Strome verzehrt worden. Kein Verdacht fiel auf Mumtas-Ali, der seinen jungen Verwandten niemals an den Fluß begleitete, und dem auch Niemand eine böse Absicht zutraute. Da Chyrun's Tod, allem Anschein nach, gewiß war, so trat sein Verwandter in den Besitz des Vermögens und genoß eine Zeitlang die Frucht seiner Gräuelthat.

Der junge Chyrun-Chan war aber nicht umgekommen. Er hatte an der Brunnenwand einen vorragenden Stein erfaßt, auf dem er stehen konnte, und so vor dem Fallen ins Wasser sich geschützt. Am nächsten Morgen zogen einige wandernde Fakirs durch das Dschongle und begaben sich nach dem ihnen wohlbekannten Brunnen, um Wasser zu schöpfen. Zu ihrer nicht geringen Verwunderung fanden sie einen Knaben darin, den sie in sehr elendem Zustande herauszogen. Als der junge Chyrun-Chan, der erst zwölf Jahre zählte, mit dem Beistande der Fakirs wieder aufgelebt war, verspürte er keine Lust, nach Hause zu kehren, denn er befürchtete, von Seiten seines Verwandten einen zweiten Anschlag auf sein Leben, der besser gelingen könnte, als der erste. Er belohnte die Fakirs mit den goldenen Ornamenten, die er zufällig an seinem Körper trug, und beschloß, sie auf ihrer Wanderung zu begleiten und einige Verwandte von mütterlicher Seite aufzusuchen, bei denen er Schutz zu finden hoffte. Die Fakirs versorgten ihn mit einem Pilgerkleide und zogen in seiner Begleitung weiter. Einige Monate verstrichen, ehe die Fakirs ihre Pilgerreise vollendet hatten und in den Stand gesetzt waren, für ihren Schützling etwas zu thun. Dann führten sie ihn nach der Stadt, wo die Familie seiner verstorbenen Mutter wohnte. Die Oheime und der Großvater des Knaben hatten in bester Form die Nachricht von seinem Tode erhalten; aber seine Geschichte erhielt durch das einstimmige Zeugniß der Fakirs und durch die Kleidungsstücke und Ornamente, welche sie noch aufbewahrten, unbedingten Glauben. Nach einiger Berathung beschlossen die Oheime, mit einander nach dem Wohnorte Mumtas-Ali's sich zu begeben und ihn zu bewegen, daß er sein unrechtes Gut wieder auslieferte. Die Fakirs wurden eingeladen, die Reise mitzumachen, und alle erreichten ohne Abenteuer den Ort, wo das Eigenthum sich befand. Mumtas-Ali, der von Allem nichts ahnte, empfing die Gesellschaft sehr höflich, gerieth aber in große Bestürzung, als man ihm einen Knaben vorstellte, den er sogleich für Chyrun-Chan erkannte. Die Geschichte wurde bald ruchtbar, und man traf Maßregeln, um den Bösewicht zu verhaften. Von den Fakiren begleitet, erschien der Knabe vor Gericht und erzählte Alles, was mit ihm vorgefallen war. In einem Theile des Dschongle fand man den Bogen und die Pfeile, welche Mumtas-Ali zum Pfauen-Schießen mitgenommen hatte; und bei Untersuchung des Brunnens entdeckte man die vorspringenden Steine, durch welche der Knabe vom Tode errettet ward. Mumtas-Ali wollte das Schicksal, dem er entgegen sah, nicht erleben; er nahm Gift und starb, ehe sein Urtheil gesprochen war. (A. J.)

England.

Lord Brougham's Dialoge über Instinkt und Vernunft.

Zweiter Artikel.

Aus den in diesem Werk gesammelten Thatsachen über den Instinkt der Thiere heben wir Folgendes hervor.

„In den Wildnissen der Tartarei und Süd-Amerika's, wo das wilde Pferd heerdenweise lebt, giebt es Haufen von 5—600 dieser Thiere, die, wenn sie schlafen, immer eines nach der Reihe als Schildwache aufstellen, damit sie im Fall eines Angriffs, von ihr geweckt, fliehen. Nichts kann verständiger oder zweckmäßiger seyn, als diese Anordnung, so einfach sie ist. So wurde auch ein Roß, das einem Schmuggler in Dover gehörte, mit verbotenen Waaren beladen und ohne Aufsicht nach einem verabredeten Ort geschickt. So oft das Pferd einen Soldaten witterte, sprang es von der Landstraße ab und verbarg sich in einem Graben, und wenn es entdeckt wurde, kämpfte es um seine Ladung. Die List der Füchse ist sprüchwörtlich; doch ich weiß nicht, ob sie je merkwürdiger hervortrat, als auf dem Gute des Herzogs von Beaufort, wo Reinecke, als man ihn hart verfolgte, plötzlich verschwand und nach langem Suchen in einem Teich gefunden wurde, bis an die Schnauze im Wasser, indem er sich mit dieser an einem Weidenzweig hielt, der über dem Weiher hing. Die List eines Hundes, von der mir Sergeant Wilde erzählte, ist der vorigen wenigstens gleich. Dieser Hund pflegte in ein Halseisen geschlossen zu werden, damit er nicht auf Schafe Jagd mache; des Nachts machte er sich von dieser Fessel frei, kehrte vor der Dämmerung zurück und legte das Halseisen wieder an, damit man ihm seine Streiferei nicht ansehe. Auch erzählte mir der Sergeant eine merkwürdige Anekdote von dem Hunde eines Viehhändlers, dem wir begegneten. Der Mann hatte von der Weide statt zwanzig Ochsen siebzehn zurückgebracht, indem sich die übrigen drei unter eine andere Heerde gemischt hatten; er rief dem Hunde zu: „Geh', hol' sie", und der Hund ging und fand die drei heraus. Der Bruder des Sergeanten, der kürzlich Sherif von London war, hat einen Hund, welcher weiß, wann Sonnabend Abend ist, weil man ihn zu dieser Zeit auf den Sonntag fesselt, was er nicht leiden kann; darum entflieht er immer Sonnabend

Abends und kehrt Montag früh zurück. Der Sergeant hatte auch einen Gänserich, der in einer Entfernung von der Gans war; da hörte er auf einmal, wie sie ein außerordentliches Geschrei machte, sogleich lief er herbei, steckte den Kopf ins Nest und brachte alle Jungen, eines nach dem anderen, zur Mutter zurück, deren Trennung von ihrer Brut ihr Geschrei verursacht hatte; sodann kehrte er an den Ort zurück, von welchem ihr Geschrei ihn fortgerufen."

In Folgendem sucht Lord Brougham den feinen Unterschied zwischen Instinkt und Vernunft festzustellen.

„Eine Handlung, die unter gewohnten oder natürlichen Verhältnissen stattfindet, kann man dem Instinkt zuschreiben oder nicht, je nachdem sie etwas ist, was wir mit unserer Vernunft unter denselben Umständen ausführen könnten oder nicht, und je nachdem das Thier in einer Lage ist, die uns annehmen läßt, daß es wissentlich handelt oder nicht. Eine Biene, die ihre Zelle baut, handelt instinktmäßig, denn sie hat es nicht gelernt, und eben so die einsame Wespe, die für ein Junges Futter besorgt, das sie nie sehen kann und von dem sie nichts weiß. Wenn die Pferde aus Furcht vor Gefahr eine Schildwache aufstellen, so kann dies allerdings Instinkt seyn, aber auch eben so gut Vernunft, denn was sie thun, setzt eine Absicht voraus, und so unterscheiden sie sich von der Biene; sie kennen den Gegenstand, den sie bezwecken, und so unterscheiden sie sich von der Wespe. Doch diese Bemerkungen beziehen sich auf gewohnte, wiederkehrende Handlungen unter Umständen, die nichts Besonderes an sich haben; solche Handlungen, gebe ich zu, können vom Instinkt geleitet seyn oder nicht. Wenn dagegen das Thier in irgend künstliche Verhältnisse versetzt ist und in diesen handelt, dann muß man schon Vernunft annehmen; denn hier sind die Mittel mannigfaltig und müssen sich nach der Verschiedenheit des Gegenstandes richten: so z. B. wenn das Pferd eine Stallthür, die Katze eine Zimmerthür öffnet, oder die Dohle in einen Wasserkrug Steine wirft. So erzählt Dupont de Nemours in Autun's Animaux Célèbres eine sonderbare Geschichte, die er selbst, wie er sagt, mit ansah. Eine Schwalbe hatte ihren Fuß in die Schlinge eines Stricks verwickelt, der an eine Rinne des Collége des Quatre Nations in Paris befestigt war, und durch ihr Streben, zu entfliehen, den Knoten fest zugezogen. Als sich ihre Kraft in vergeblichen Versuchen, zu fliegen, erschöpft hatte, stieß sie ein klägliches Geschrei aus, welches eine große Menge anderer Schwalben von dem Bassin zwischen den Tuilerieen und dem Pont Neuf herbeizog. Sie schienen erst sich zu versammeln und eine Weile sich zu berathen; dann flog eine von ihnen auf die Schnur zu und pickte danach mit dem Schnabel, die anderen thaten rasch hinter einander dasselbe, bis es ihnen endlich gelang, nachdem sie diese kombinirte Operation eine halbe Stunde lang fortgesetzt, den Strick zu zerreißen und ihre Gefährtin zu befreien. Sie blieben alle bis zur Nacht zusammen, doch nicht mehr in der Unruhe und Aufregung, in der sie bei ihrem ersten Zusammenkommen gewesen waren, sondern sie zwitscherten, als sey alle Angst vorüber und als seyen sie sich bewußt, ihren Zweck erreicht zu haben."

In folgender Stelle wird die Gewandheit, mit der sich alle Geschöpfe in neue Umstände zurecht finden und aus Schwierigkeiten aller Art herausziehen, sehr schön beschrieben.

„Als die Biene von Huber in ihren Arbeiten unterbrochen wurde, machte sie die Länge ihrer Zellen kürzer, verkleinerte ihren Diameter und richtete ihren ganzen Bau den neuen Umständen gemäß ein, in die sie versetzt worden, so daß er im Verhältniß zu diesen das wurde, was er im Verhältniß zu den ursprünglichen Umständen geworden wäre, wenn diese unverändert fortgedauert hätten, und mit einem Wort der Instinkt sich der Zweckmäßigkeit unterordnete. Die Ameise, die mit ihrem Instinkt so wunderbare Arbeiten zu Stande bringt, hat die List, aphides (!) zu halten, die sie ernährt, um von ihnen den Honigthau zu ziehen, der ihre Lieblingsnahrung bildet, gerade wie die Menschen Kühe um der Milch und Bienen um des Honigs willen halten."

Brougham. Gegen diese Entdeckung Huber's sind neulich einige Zweifel erhoben worden, und da, wo der Text im Ganzen so groß und rein ist, wollen wir uns mit nichts Apokryphischem einlassen. Doch die Raubfahrten, die mit einigen der ärgsten Verbrechen des Menschengeschlechts Aehnlichkeit haben, werden von Allen zugegeben. Die Ameisen unternehmen Züge zur Gefangennehmung und Wegführung von Sklaven, die ihnen ihre Arbeit verrichten müssen, so daß das unbedeutendste und das höchste aller Geschöpfe sich gleicherweise das größte aller Verbrechen zu Schulden kommen lassen — Sklavenhandel.

Althorp. Doch ist hierbei der wesentliche Unterschied, daß die Ameise nicht pharisäermäßig mit Religion und Tugend prahlt, während unsere widerliche Scheinheiligkeit mit Religion unsere Verbrechen bemäntelt. Doch auch die Wespe zeigt eben sowohl Klugheit als Kraft. Dr. Darwin erzählt von einem Fall, dem er selbst zusah, wo eine Wespe eine Fliege fing, die fast ihre eigene Größe hatte; sie schnitt ihr Kopf und Schwanz ab und versuchte mit dem Körper wegzufliegen, doch als durch einen Wind, der gerade blies, die Flügel der Fliege sie im eigenen Flug hemmten und in der Luft umherdrehten, kam sie auf den Boden herab und schnitt mit dem Munde die Flügel der Fliege, einen nach dem anderen, ab; dann flog sie mit dem Körper davon, ohne durch den Wind gehindert zu werden.

B. Ich selbst habe viele Fälle einer ähnlichen Gewandtheit, sich zu helfen, bei Bienen beobachtet. Auch gehört hierher die alte Anekdote von der Dohle, die, als sie fand, daß ihr Schnabel nicht das Wasser, das sie trinken wollte, erreichen könne, ein Steinchen nach dem anderen in den Krug warf, bis das Wasser die Höhe ihres Schnabels erreicht hatte. Lord Bacon erzählt dies von einem Raben, der die Höhlung in einem Baum ausfüllte, wo sich Wasser befand.

A. Oder die Krähen, von denen Darwin spricht, die im Norden Irlands mit Muschelschalen in die Luft steigen und sie auf die Felsen fallen lassen, damit sie zerbrechen und die Fische treffen. Man sagt, Thiere gebrauchten nie Werkzeuge, und Franklin hat den Menschen als ein Werkzeuge machendes Thier bezeichnet. Doch das Thier gebraucht eben so gut Werkzeuge, wie wir, wenigstens weiß es gewisse Mittel zu einem bestimmten Zweck anzuwenden.

B. Noch mehr: es beweist die höchste Stufe des Verstandes, wenn man es versteht, mit den einfachsten Mitteln seinen Zweck zu erreichen — ein Vorzug, durch den sich Franklin's eigner Geist besonders auszeichnete. Er konnte mit viel geringerem Apparat Experimente und mit viel gewöhnlicheren Mitteln physikalische Entdeckungen machen, als irgend ein anderer Naturforscher. Mit einem alten Schlüssel, einem seidenen Faden, etwas Siegellack und einem Blatt Papier entdeckte er die Identität von Blitz und Elektrizität. Hier stellen wir einen sehr harmlosen Vergleich zwischen dem Vogel und dem Philosophen an; doch ist es bekannt, daß die Krähe einmal in einer unangenehmen Weise mit dem Kopf eines Philosophen in Kollision gerieth, als sie, den weißen Schädel des Anaxagoras für einen Felsen haltend, die Muschel aus solcher Höhe auf ihn herabfallen ließ, daß sie ihn tödtete.

A. Doch die Thiere nähern sich noch viel mehr der Verfertigung oder wenigstens dem Gebrauch von Werkzeugen. Es giebt viele Insekten, die gewisse Höhlungen, z. B. hohle Binsenröhre zu ihren Wohnungen benutzen.

B. Allerdings, und vielleicht liefert den merkwürdigsten Beweis von thierischem Verstand die Puppe der Wassermotte, die in Stroh hineinkriecht und das Gewicht ihrer Hülle so einrichtet, daß sie immer schwimmen kann — wenigstens sagt Herr Smellies, daß, wenn sie zu schwer ist, sie ein Stück Stroh oder Holz hinzufügt und, wenn zu leicht, ein Stück Kiessand. Ist dies wahr, so kann man diesem Insekt unmöglich großen Verstand absprechen.

A. Warum sollten wir es bezweifeln? Die Krähe, die emporfliegt und die Muschelschale herabwirft, zeigt eben so große Kenntniß der Schwere, als die Motte in diesem Fall."

In dem zweiten Theil des Werks ist viel von den neueren Forschungen und Prinzipien der fossilen Osteologie die Rede. Die Resultate dieser Wissenschaft liefern den Beweis, daß die Erde eine Periode hatte, wo der Mensch noch nicht existirte, wo die Kugel von Thieren bevölkert war, aber ohne ein Wesen menschlicher Race. Es scheint, die Erde hat eine Reihe von Stufen durchgemacht, deren jeder ein besonderes Thiergeschlecht angehört; in der ersten Periode gab es kein thierisches Leben, in der zweiten entstanden die Reptilien, und so stieg die Entwickelung immer höher, bis zum Menschen. Daraus nun will Lord Brougham die Annahme herleiten, daß die Entwickelung noch nicht geschlossen ist, und daß auf den Menschen vielleicht ein höheres Geschlecht folgen wird, ein Geschlecht, das uns an Geist und Fähigkeit eben so sehr übertrifft, wie wir das mastodon und megatherium der alten Welt. Doch begründet er diese Hypothese durch weiter nichts als die Vergangenheit, und wir überlassen es daher dem Leser, weiter darüber nachzudenken, in wie weit dieselbe durch eine höhere Vernunft und Naturphilosophie gerechtfertigt wird.

Mannigfaltiges.

— Das Leben Napoleons. Neuerdings ist eine Geschichte Napoleon's in Englischer Sprache erschienen.*) Verfasser derselben ist Herr R. W. Horne, der auch ein Leben Cosmo's von Medici und das einaktige Trauerspiel „Marlowe's Tod" geschrieben. Die Engländer wollen jetzt wieder gut machen, was Walter Scott an dem großen Capitain verbrochen hat. Darum bemühen sie sich, vor allen anderen Dingen die Unparteilichkeit hervorzuheben, mit der sie bei neuen Lebensbeschreibungen des Helden zu Werke gegangen. Die gegenwärtige, deren erste Abtheilung vorläufig herausgekommen, ist mit Abbildungen nach Horace Vernet, Raffet und Jaque geschmückt. Mit Recht bemerken jedoch die Englischen Kritiker, daß die Französischen Künstler sich ordentlich verabredet zu haben scheinen, Napoleon so einförmig als möglich darzustellen. Immer erblicken wir ihn mit über einander geschlagenen Armen, oder mit einem Arm in der Brusttasche und in ähnlichen didaktisch-theatralischen Stellungen. Englische Künstler sind darum auch aufgefordert worden, für die folgenden Lieferungen des gedachten Werkes Zeichnungen zu liefern, in denen der Held als solcher und nicht wie ein Philosoph oder wie ein Schulmeister erscheint.

*) The History of Napoleon. Edited by R. W. Horne.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 34. Berlin, Mittwoch den 20. März 1839.

England.

Die gute Gesellschaft.

(Aus Fraser's Magazine.)

Was die Franzosen ehemals gute Gesellschaft (bonne compagnie) nannten, und was der Engländer noch jetzt mit lächerlicher Emphase ehrenwerthe Leute (respectable people), nette Leute (nice people), Vornehme (gentlemen), gewählte Gesellschaft (select people) nennt, das besteht in England noch immer, obgleich die Englische Aristokratie in Folge der revolutionnairen Bewegungen eine starke Beimischung aus dem Volke erhalten hat. London ist noch nicht so herabgesunken wie Paris, und die Whigs verdienen mehr den Namen vornehme Leute, als die Französischen Liberalen. Die gute Gesellschaft ist eigentlich sehr beschränkt, doch giebt es unzählige Kandidaten zu derselben; jeder bestrebt sich, daran Theil zu haben, und kann auch mehr oder weniger dazu gezählt werden; dennoch ist die gute Gesellschaft, man kann es mir aufs Wort glauben, nicht in allen Fällen etwas Vortheilhaftes und Gutes.

Du standest, o mein ehrwürdiger Vater, noch unter dem Zauber eines alten Vorurtheiles, als Du mir so lebhaft anempfahlst, meine Freunde nur aus der guten Gesellschaft zu wählen, und nur diese zu besuchen. Ist die alte Bedeutung dieses Wortes ganz von der Erde verschwunden, oder hat an meinen traurigen Abenteuern, die ich durch folgende Erzählung auf die Nachwelt übertragen will, allein meine Thorheit schuld?

„Mein Sohn Karl", sprach mein Vater in dem Augenblick zu mir, als ich das älterliche Haus verließ, um mich nach London zu begeben, „Du wirst jetzt Deinen Kursus der Rechtsgelahrtheit beginnen; der alte Advokat O'Meagher hat mir versprochen, Deine Studien zu beaufsichtigen. Du bist auf gutem Wege, denn Du widmest Dich einem herrlichen Stande; doch bedenke, daß Alles von Deinem ersten Auftreten abhängt. Die beste Lebensweisheit eines jungen Mannes besteht darin, sich nur in guter Gesellschaft zu bewegen; daran erinnere Dich stets. Nur keine gefährliche Verbindungen, keine verderbenbringende Vergnügungen. Wähle unter Deinen Bekannten diejenigen zum Umgang aus, deren behagliches und regelmäßiges Leben ihnen das unantastbare Recht verleiht, sich zur guten Gesellschaft zu rechnen."

Mein Vater hatte sich sehr wenig in der Welt umgesehen; er war Friedensrichter in der Provinz und von seiner frühesten Kindheit an immer von der größten Ehrfurcht vor Allem durchdrungen gewesen, was nur irgend eine Beziehung zum Richterstande hatte. Nicht für eine Krone hätte er den schönen Titel eines Advokaten hingegeben, den er jetzt vor meinen Ohren erklingen ließ. Er bewunderte die Haarfülle der Perrücke unserer Gerichtspersonen; er fühlte Hochachtung für die Fleischmasse des Thürstehers, und ich glaube selbst, daß ihm der Flederwisch des Amtsdieners der Verehrung würdig schien. Seine Bibliothek bestand fast aus lauter juristischen Büchern, und die, welche er sich nicht hatte anschaffen können, wurden durch einen leeren mit dem Titel bemalten Einband ersetzt, was eine ganz vortreffliche und täuschende Wirkung auf den Beschauer hervorbrachte, der auf diese Weise die kostbarsten Werke in höchster Ordnung vor sich aufgereiht sah.

Ich war von stillem und sanftem Charakter, liebte die Studien und benutzte das erste Jahr meines Aufenthaltes in London so gut, daß mein Vater, bei dem mich der alte Advokat, unter dessen Vormundschaft ich stand, wegen meines großen Fleißes belobte, mich in seinen Briefen an seine Abschieds-Ermahnungen erinnerte und mich dringend aufforderte, die Welt kennen zu lernen und mir Zutritt in die gute Gesellschaft zu verschaffen. Wo aber war die aufzufinden, an welchem Unterscheidungszeichen sollte ich diese Raçe erkennen? Wenigstens bedurfte ich einiger Empfehlungs-Briefe, und eben schrieb ich an meinen Vater, um mir dergleichen auszubitten, als einer meiner Kollegen, ein junger Student, Buttler genannt, in mein Zimmer trat. Die einzige Erholung, die ich mir zuweilen gestattete, bestand im Rauchen einer Zigarre. Buttler nahm Platz, und wir hüllten uns bald mit Wonne in eine Wolke wohlriechenden Dampfes ein. Nachdem wir einige Zeit über Politik geschwatzt hatten, sagte mein Freund: „Ich besuche diesen Abend den Ball bei Willis, willst Du von der Partie seyn?" — „Ich kenne ja Willis nicht, wie könnte ich aber auf seinem Ball mich einfinden?" — „Ei, Freundchen, das ist ja ein öffentlicher Ball; ich bin Mitglied und werde Dich einführen. Nun, schlag' ein." — „Nein, in der That, ich habe keine Lust", entgegnete ich, eingedenk der väterlichen Ermahnungen. — „Aber weshalb? Es ist dort eine glänzende Versammlung und ein sehr gutes Orchester; wir werden heute gewiß sehr gute Gesellschaft antreffen." — „Gute Gesellschaft?" fragte ich, diese beiden Zauberworte stark betonend. — „Ganz gewiß: die Fitzroy, die Cavendish, die Burleigh werden da seyn; o, ich könnte Dir noch mehr als funfzig vornehme Herren herzählen, denen ich Dich vorstellen werde, wenn Du es wünschen solltest. Was meinst Du dazu? Nun, entschließe Dich." — „Wann aber muß ich bereit seyn?" — „Um halb eilf hole ich Dich in meinem Kabriolet ab."

Wozu noch länger schwanken? Die gute Gesellschaft war gefunden. Ich machte glänzende Toilette und erwartete mit Ungeduld das Kabriolet meines Freundes. In Zeit von zehn Minuten befand ich mich mitten unter der glänzenden Versammlung; die strahlenden Kronenleuchter, der reizende Putz der Damen machten ganz den Eindruck auf mich, den der Zauber eines Balls immer auf Einen aus der Provinz ausübt. Mein Freund, der mir zum Führer diente, steuerte auf eine Gruppe von vier Personen zu, die aus einem großen, schmachtenden, blonden Fräulein, ihrer jüngeren und kleineren Schwester, einer nach der neuesten Mode ganz mit Bändern bewimpelten Mutter und einem bleichen jungen Stutzer bestand, dessen zarter Teint und leichter Gang ihn eigentlich dem anderen Geschlechte annäherten. Wer hätte an diesen untrüglichen Merkmalen nicht die gute Gesellschaft erkannt? Der Vater war ein Graukopf, der durch seine schlaue und satyrische Physiognomie auffiel; keine Spur von Idealität war darin aufzufinden. Doch war es kein gemeines Gesicht; die Züge waren nur durch Weltkenntniß und durch die Verstellungskunst, zu welcher uns der gesellschaftliche Verkehr zwingt, etwas abgeschliffen. Uebrigens gehörte er, dem Schnitte seines Kleides, der Feinheit und Weiße seiner Halsbinde nach, unfehlbar zur guten Gesellschaft, die mir von meinem Vater so dringend anempfohlen war. Buttler, der diese Familie sehr genau kannte, stellte mich allen Mitgliedern derselben vor und machte mich nachher auch mit ihren Verhältnissen bekannt. Ich war ein wenig erstaunt, als ich erfuhr, Herr Pringle sey nur ein einfacher Geschäftsmann und wohne in Brunswick-Square. „Aber er ist sehr reich", fuhr Buttler fort, „und ein Mann, der überall Zutritt hat; er giebt selbst prächtige Gesellschaften, hat eine liebenswürdige Frau, die ihre Töchter anbetet, und diese Töchter, o, das sind köstliche Mädchen! Doch Du wirst Dich davon selbst überzeugen." — Und übrigens war denn doch wohl ein reicher Londoner Geschäftsmann eine hinreichend gute Gesellschaft für den Sohn eines armen Rechtsgelehrten aus der Provinz.

„Mein lieber Friedrich", sprach Buttler zu dem bleichen, röthlich-blonden Jüngling, dessen nachlässiger Blick die Verzierungen der Decke zu überzählen schien, „mein lieber Friedrich, erlauben Sie mir, Ihnen einen meiner guten Freunde, Herrn Valentin Fleming, vorzustellen." — Der Dandy geruhte, seine schmachtenden Wimpern niederzuschlagen und mich anzusehen, wobei er ein parfümirtes Batist-Schnupftuch an seinen Mund drückte. Das war nun eine ganz regelrechte Präsentation. Um zu zeigen, daß ich ein Weltmann sey, forderte ich die älteste Miß Pringle zum Tanze auf. Meine Tänzerin hatte schon seit langer Zeit alle jugendliche Schüchternheit bei Seite gesetzt; sie war für eine Jungfrau bereits ziemlich bei Jahren, lachte, scherzte und schwatzte mit einer Ungezwungenheit, die ihr manche verheirathete Frau hätte beneiden können. Während der Pause zwischen den Touren stockte die Unterhaltung auch nicht einen Augenblick; ich verglich sie mit den kargen Erwiederungen der jungen Damen in der Provinz, die während eines Balles kaum eine oder zwei Silben stotternd hervorbringen; welch' ein Unterschied war das! Ich erhielt sogar zwei leichte Fächer-Schläge, als Mißbilligungs- und Erinnerungszeichen, denn so etwas ist Ton in der guten Gesellschaft. Beim Schlusse des Eté war ich mit meiner Tänzerin sehr zufrieden, nach dem Ende der Poule aber war ich über mich selbst entzückt. — „Die Mutter spielt dort unten Whist", sagte sie plötzlich zu mir, „ich dächte, wir gingen zu ihr"; sogleich nahm sie ohne Umstände meinen Arm und schritt rasch mit mir durch den mit Tänzern und Tänzerinnen angefüllten Saal. Mit der Mutter saß an demselben Whisttische

eine alte Stiftsdame mit gekrümmten langen Nägeln und hervorstehender Nase. Die Mutter maß mich aufmerksam mit den Augen, und als sie die Art von improvisirter Vertraulichkeit bemerkte, deren die Tochter mich würdig befunden, beehrte sie mich mit ihrem anmuthigsten Lächeln.

„Sie sind zum erstenmal hier, Herr Fleming.“ — „Mistreß“, rief ihre Partnerin ihr zu, „Sie geben einen Pique für einen Carreau, sehen Sie auf Ihrer Hut.“ — „Ein ganz vortreffliches Orchester!“ fuhr sie fort, ohne auf ihren Mißgriff zu achten; „ein herrlicher Abend, nicht wahr, Herr Fleming?“ Ein zärtlicher Blick der Miß Pringle bewies mir, daß sie dies als ein auf sie bezügliches Kompliment ansah. Aber die Partie war verloren, und die feindliche Stiftsdame scharrte mit ihren räuberischen Fingern schon das von Mistreß Pringle verlorene Geld ein. — „Ich habe schlecht gespielt“, rief diese Letztere aus, „ich muß es nur eingestehen.“ — „Man achtet hübsch auf sein Spiel“, brummte die unzufriedene Partnerin. — Miß Pringle stieß mich leicht an den Arm, und sich zu mir neigend, flüsterte sie mir leise zu: „Wir haben das Spiel dieser Damen gestört, man stellt sich schon wieder zur Quadrille.“ — Wenn ein weibliches Wesen sich des Wörtchens „wir“ bedient, so zieht die Hoffnung selbst in das bescheidenste Herz ein; und ich muß gestehen, daß mich die Gewißheit, eine Eroberung gemacht zu haben, mit einem gewissen Stolz beseelte; nach drei oder vier Contretänzen, welche Miß Zephyra und Miß Georgina, ihre jüngere Schwester, so gütig waren, mit mir zu tanzen, erblickte ich endlich auch die dritte Tochter der Mistreß Pringle, Miß Emilie, die klein, aber schön gebaut, weniger kühn und zutraulich, als ihre älteste Schwester Zephyra, und weniger satyrisch und streng als Miß Georgina war. Ihre großen schwarzen, zugleich sinnigen und klugen Augen, die Grazie und Leichtigkeit ihres Ganges, ihr feines Lächeln und eine gewisse Offenheit des Charakters, wodurch sich alle ihre inneren Bewegungen mit anziehender Lebhaftigkeit offenbarten, nahmen meine ganze Seele für sie ein. Ich führte Emilie zu ihrer Mutter zurück, die auf einer Ottomane neben einer großen blassen, von einem ganzen Walde von Dahlias beschatteten Dame saß. Sie ließen die Tänzer und Tänzerinnen Revüe passiren und rächten sich durch ein wenig Spottsucht für die Langeweile des Zusehens. Die Witzeleien wurden nicht gespart, da aber selbst die Satyre langweilig wird, wenn man sie zu sehr abnutzt, so flechten die Mütter in ihre spöttischen Bemerkungen zärtliche und rührende Phrasen über ihre eigenen Töchter ein. — „Wer ist nur“, fragte Mistreß Pringle, „jenes Fräulein dort mit der kurzen Taille, das nach unten so dünn, nach oben zu so dick und dadurch einem umgekehrten Ausrufungszeichen so ähnlich ist?“ — „Das ist meine Tochter, Mistreß“, rief die andere Dame aus, stand wüthend auf und empfahl sich mit einem niederschmetternden Blick. Ich blieb bei der glücklichen Mutter zurück, die sich abwechselnd in Lobeserhebungen über die interessante Zephyra, die geistreiche Georgina und die lebhafte Emilie gegen mich ergoß; sie drückte mir ihre Karte in die Hand und lispelte mit sanftem, anmuthigem Ton: „Erwarten Sie von uns keine förmliche Einladungen, wir lieben die Umstände nicht. Meine Töchter sind musikalisch, Sie ebenfalls; man spielt bei uns Sonaten, man schwatzt, kurz, wir werden erfreut seyn, Sie zu sehen.“ — Ich verbeugte mich und dankte. Alles ging vortrefflich, und auf meinen Lippen schwebte jenes Lächeln innerer Befriedigung, welches uns dann eigen ist, wenn wir mit dem Schicksal und mit uns zufrieden sind. Ein Glück kömmt nie allein, und so erhielt ich denn auch noch denselben Abend einen Brief von meinem Vater, in welchem er mir schrieb, daß ihm die Baronetwürde zu Theil geworden sey. Acht Tage darauf starb mein älterer Stiefbruder, der in Indien diente, und den ich nie gesehen hatte, bei seiner Ausschiffung in Plymouth, wodurch ich Erbe des väterlichen Titels ward, was mich immer mehr zur guten Gesellschaft befähigte. Ich zollte ihm den Tribut der Thränen, welchen der Anstand erforderte, traf Vorkehrungen, um zu meinem Vater zu reisen, erhielt aber von diesem die Nachricht, daß er sich nach Windsor begeben wolle, und so blieb ich denn in London.

In der neuen Lage, in die ich mich aus Gehorsam gegen meinen Vater versetzt hatte, konnte ich Anstands halber unmöglich die einfachen Gewohnheiten meines Studentenlebens beibehalten. Ich konnte unmöglich noch ferner arbeiten, das Nichtsthun gehört zur guten Gesellschaft, die Neger und die Bauern arbeiten; dann durfte ich auch nicht mehr jene sparsamen schwarzen Handschuhe tragen, die vermöge ihrer Farbe für die Ewigkeit zu brauchen sind; als Mitglied der guten Gesellschaft, als künftiger Baronet mußte ich jeden Abend ein Paar neue weiße Handschuhe anziehen, deren Glanz leider nur zu bald verschwindet und die darum sehr kostbar werden. Unmöglich konnte ich noch ferner gewöhnlich gewichste Stiefeln tragen; bei der Bekleidung meiner Füße, wie bei der meiner Hände, mußte Alles aufgewendet werden, was der raffinirteste Luxus nur zu erdenken vermochte, und was der arme Mann unmöglich ausführen kann; das Leder mußte mit Gott weiß welcher chemischen Zubereitung, mit einem Lack überzogen werden, der zwei bis dreimal durch einen Kunstverständigen mit ganz besonderen Bürsten aufgetragen wurde, und das kostete für einen Tag bloß ein Geringes mehr als früher das Wichsen während eines ganzen Monats. Ich durfte keine abgetragene Kleider anlegen, meine Excellenz konnte in keinem gewöhnlichen Fiaker einherkutschiren, ich war also genöthigt, mich der elegantesten und theuersten Miethswagen zu bedienen.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Ein Besuch zu Port-Royal-des-Champs.

(Schluß.)

Ich schlug einen der Fußwege ein und befand mich bald am Fuße einer halb verfallenen, mit Epheu umrankten Bastion. Was bedeutete dieses Bild des Krieges an einem dies nur der Seelenruhe und dem Frieden geweihten Orte? Und Festungswerk ist nicht das einzige, das man hier findet; noch andere erheben sich an den verschiedenen Winkeln der äußeren Mauer; als nämlich 1653 die Unruhen der Fronde von neuem ausbrachen und die Nonnen zum zweiten Male nach Paris flohen, befestigten sich die Einsiedler, welche bis dahin eine Meierei auf der nördlichen Anhöhe bewohnt hatten, die noch jetzt die Scheunen (les Granges) genannt wird, in Port-Royal, mit dem Entschluß, sich tapfer gegen die Parteigänger zu vertheidigen, welche das Land durchzogen. Es befanden sich unter ihnen alte Haudegen, die manchen Krieg mit durchgemacht und ganz damit zufrieden waren, wieder einmal zur Muskete greifen zu können. Unter den Bauern der Umgegend hob man Füsiliere aus, die Einsiedler wurden einexerzirt, und es gab nun festgesetzte Stunden zu den Kriegsübungen, wie sonst zum Gebet. Die Lage war nicht die günstigste, deswegen mußte man um so mehr auf Befestigung derselben bedacht seyn. Der Herzog von Luines ließ sich dort sein Schloß Vaumurier erbauen und übernahm den Oberbefehl des Platzes; von jener Zeit her stammen die Thürme, deren Ruinen man noch jetzt sehen kann. Der Herzog von Luines ging beständig von Einem zum Anderen und feuerte die Arbeiter an; Lemaitre begleitete ihn überall und citirte mitunter eine Bibelstelle, zum großen Trost de Sacy's, der sich, wie Fontaine erzählt, gar nicht in die Neuheit dieser Vorgänge finden konnte, denn Alle waren so emsig bei der Arbeit beschäftigt, daß, um mit Fontaine zu sprechen, ihre Hände den Händen Esau's glichen, wenngleich ihre Stimme stets die Stimme Jakob's blieb. Fontaine giebt eine sehr anziehende Beschreibung von diesem zur Festung umgeschaffenen Kloster; im Mittelalter war dies etwas ganz Gewöhnliches, aber im siebenten Jahrhundert war dergleichen veraltet genug, um wieder als etwas ganz Neues zu erscheinen, und so kann dies gewiß mit als eine der denkwürdigsten Episoden dieses an sich schon so merkwürdigen Frondekrieges gelten. Der Prinz von Condé nahm jedoch gar keine Notiz von allen diesen Anstalten, obgleich seine Feinde es sehr gern gesehen hätten, wenn er sein gewaltiges Schwert gegen ein Häuflein schwacher Mönche gekehrt hätte.

Aber ach, zwölf Jahre später mußte Port-Royal eine andere Belagerung aushalten, und diesmal nützten leider die Thürme dem Feinde. Im Jahre 1664 hatten sich die Nonnen geweigert, das Formular zu unterzeichnen, welches die fünf Sätze Jansen's verdammte; der Erzbischof Perefixe erschien an der Spitze einer Häscher-Compagnie vor Port-Royal de Paris; die ältesten Nonnen wurden fortgeschleppt, mit denen von Port-Royal des Champs vereinigt und das Thal in Belagerungszustand erklärt. Tag und Nacht umzingelten die Häscher die Klostermauer und drangen oft selbst in den Garten ein, in welchen die Nonnen sich nicht mehr wagten, aus Furcht, jenen Männern hier zu begegnen. Die Einsiedler waren alle auf der Flucht, aber die christliche Liebe machte sie erfinderisch, sie täuschten die Wachsamkeit der Besatzung, und ihre Briefe gelangten mitten durch die Lanzen ins Kloster. Es fand sich auch, daß der Erzbischof statt eines einfachen Arztes einen gefährlichen Theologen im Kloster zurückgelassen hatte. Hamon war einer jener wohlthätigen Sonderlinge, die ihre Kranken zwar mißhandeln, sie aber doch herstellen, denen die Kenntniß des menschlichen Herzens von großem Gewicht für die Wissenschaft scheint, und die deshalb auch die Krankheiten der Seele zu heilen verstehen. Ein solcher Mann war ganz dazu geeignet, die Nonnen in ihrem Widerstande zu bestärken, er konnte ihnen im Nothfall als Almosenier, ja selbst als Beichtiger dienen. Diese Gefangenschaft dauerte drei Jahre, und der Schmerz der Nonnen darüber war so gränzenlos, daß sie in ihrer Verzweiflung eine Bittschrift an Jesus Christus richteten und sie einer eben gestorbenen Schwester in die Hand gaben. Diese Schmerzenstage gingen endlich auch vorüber, aber wenn man noch heute die Festungswerke sieht, die an die Vergangenheit erinnern, kann man sich eines trüben Lächelns und eines düsteren Rückblicks in jenen Zeiten nicht erwehren, wo die Gottesgelahrtheit sich mit dem Kerkermeister verbündete, um einige arme Nonnen zu zwingen, Dinge zu bekennen, die sie in einem Lateinisch geschriebenen Buche nicht einmal lesen konnten.

Wenn man den Garten verläßt, um nach dem Kloster und der Kirche zu gehen, stößt man auf einen schönen Nußbaum, der noch für den letzten Zeitgenossen der Einsiedler gilt; Nicole soll unter demselben einige seiner Abhandlungen geschrieben haben, wie mir Herr Silvy lächelnd erzählte. Aus Dankbarkeit für diese interessante Mittheilung sagte ich ihm meinerseits, daß sich in Paris im Hofe eines ehemals von Racine bewohnten Hauses noch ein von der Hand des großen Dichters gepflanzter Weinstock befinde, der eine ganze Mauer bedecke und die Fenster des Zimmers umranke, in welchem vielleicht „Mithridates“ geschrieben worden. Die Tragödie entstand ja an den Bacchusfesten; diese Anekdote paßt also nicht übel zu dem Andenken eines tragischen Dichters.

Ich ging halb überzeugt am Jansenistischen Nußbaume vorüber und befand mich auf einem von einer grünen Hecke umge-

benen und mit Pappeln besetzten Rasenplatze. Die fleißige Hand, welche diese Bäume hier in Gestalt eines Kreuzes pflanzte, wollte so ein Abbild der Kirche bewahren, die sich in dieser Gestalt einst auf derselben Stelle erhob. Hier häufen sich die Erinnerungen; in dieser Kirche hatte die berühmte Angelika im achten Jahre ihr Gelübde abgelegt; hier hatte d'Andilly das Herz des Abts von St. Cyran niedergelegt. Hierher brachte man bei Nacht und heftigem Schneegestöber heimlich die Leiche de Sacy's von Paris; die Nonnen wünschten ihn noch einmal zu sehen, sein Antlitz wurde aufgedeckt, und sie näherten sich der Reihe nach, um diese noch nicht ganz erstarrten Ueberreste zu küssen. Gegen Ende Oktober 1694 verlangte ein Fremder noch spät Abends die Aebtissin am Gitter zu sprechen; er kam aus Belgien, wo er dem großen Arnauld die Augen zugedrückt hatte, und überbrachte seinen geliebten Töchtern das Herz des Verbannten. Diese ganze Nacht durchwachte man im Gebete, und am nächsten Morgen wurde das Herz am heiligen Abendmahls-Gitter den Nonnen überreicht, die es unter Kerzenschein beisetzten. Da, wo einst der Gang hinter dem Hochaltar der Kirche war, ist jetzt ein kleines Heiligthum, eine Kapelle, deren Wände ganz mit Inschriften, Bildnissen und Gemälden bedeckt sind, die noch alle vom alten Port-Royal herstammen sollen; auch einige Bruchstücke von Grabmälern sind in der Mauer befestigt, und ich fand unter Anderem eine kleine halb zerbrochene Säule, auf der mit alten Buchstaben „Thekla" eingegraben war; so hieß die Tante Racine's, die einst Aebtissin von Port-Royal war. Unter den Bildnissen hatte ich mit Erstaunen das Pascal's vermißt; ich erkundigte mich laut danach, und eine Magd, die gerade in der Nähe war, antwortete, davon befände sich ein Kupferstich in dem Zimmer des Herrn Silvy. So bewahrt hier noch ein Jeder das Andenken der Vergangenheit, selbst eine Bäuerin kennt Pascal's Namen und hat vielleicht sogar seine Provinzial-Briefe gelesen.

Wenn man die Stelle verläßt, wo früher das Kloster stand, von dem auch nicht die kleinste Spur mehr vorhanden ist, steigt der Boden etwas empor, man gelangt zu einem Gehölze, das zu den Gärten der Abtei gehörte und worin eine Quelle sprudelt, die noch den Namen der Mutter Angelika führt. Ehemals nahmen diese Gärten die ganze eine Seite des Thales ein und gingen gegen Süden an der Terrasse vorbei, auf der sich die Herzogin von Longueville mit den Einsiedlern zu unterhalten pflegte. Jenseits der Klostermauer sind die schönen frischen Wiesen, auf denen Racine so gern verweilte und den Kämpfen der Ringer zusah. Einige Arbeiter, die im Schatten der Bäume ruhten oder an ihr Tagewerk zurückkehrten, erinnerten mich an Lemaitre, der, wie Fontaine erzählt, mit den Tagelöhnern Korn um die Wette mähte und sie immer weit überholte. Da, wo das Thal sich erweitert, sieht man die Ruinen des Schlosses Chevreuse. „Mein Vater", sagt Louis Racine in seinen Memoiren, „mußte einige Zeit zu Chevreuse verweilen, wohin er gesandt wurde, um die Ausbesserungen des Schlosses zu beaufsichtigen." Racine langweilte sich sehr zu Chevreuse, und alle Briefe, die er von dort schrieb, datirte er aus „Babylon". Wenn man den schönen Ort sieht, fragt man sich, wie es möglich war, daß er ihm nicht gefallen konnte; in einem gewissen Alter aber können ländliche Stille und Einsamkeit das Herz des Menschen nicht befriedigen. Die Natur ist meist das, was wir aus ihr machen; der Jüngling betrachtet sie im Spiegel seiner Leidenschaft, der Greis in dem seiner Erinnerungen.

Bei der Rückkehr schlug ich den Weg über Versailles ein, der sich um Port-Royal herumzieht und nach langen Umwegen auf die Höhe des Berges führt. Von dort warf ich noch einen Blick auf das Thal zurück; im Süden suchte ich einige Spuren des Schlosses Vaumurier, aber vergeblich, denn die Ruinen desselben waren auf Befehl der Mutter Angelika gänzlich zerstört worden, weil sie erfahren hatte, daß der Dauphin dort seine Geliebte verbergen wollte. Im Norden entdeckte ich „les Granges", wo die Schulen der Einsiedler sich befanden. Man kann dort noch einen Korkboden besteigen, der einst das Zimmer des großen Arnauld war, und im Hofe befindet sich ein verschütteter Brunnen, dessen Wasser ehemals durch die Kraft einer von Pascal erfundenen Maschine in die Höhe getrieben wurde. Von diesem Punkte aus gesehen, war die Landschaft in einen ganz eigenen Zauber gehüllt. Mir war es, als erstände Port-Royal aus seinen Ruinen; vor meinen Augen thürmte sich Stein auf Stein; hier war die Kirche, dort das Kloster, das Hospital, die Schlafsäle, das Kapitel, das Sprachzimmer, die Höfe, die Gärten und ganz im Hintergrunde der Palast Longueville; die Nonnen gingen in den Gärten und unter den Bogengängen des Klosters spazieren; auf jedem Pfade der „Einöde" erblickte ich einen der großen Männer, Nicol, Arnauld, Racine, Pascal; ich durchlebte mit ihnen die verschiedenen Schicksalsphasen, wo nur der Ruhm dem Unglücke gleichkam, und doch, einige herrliche Schriften abgerechnet, wie wenig ist von Port-Royal auf unsere Zeit gekommen!

R u ß l a n d.

Die Messe in Nischnei-Nowgorod.

Nach einem Englischen Reisenden.*)

Je näher wir auf der Straße von Moskau nach Nischnei-Nowgorod, dem berühmten Meßplatz, kamen, desto zahlreicher und größer wurden die verschiedenen Menschen- und Waarenzüge, die alle nach ihrem gemeinschaftlichen Sammelpunkt hinstrebten. Die Kosakenhaufen, die mit ihren langen hinter den Bäumen hervorschimmernden Lanzen von Polizei wegen in schlechten Zeiten längs der Straße stationirten, wurden immer häufiger; immer dichter wurden die Wagenzüge und die Schaaren wilder Männer mit orientalischen Gesichtern in neuen, verschiedenartigen Kostümen, bis endlich der Lärm und das Drängen Alles übertraf, was wir je Aehnliches gesehen hatten. Zwar werden viele, vielleicht der größere Theil der Güter zu Wasser transportirt, doch ist es auch eine ungeheure Masse, die in Landwagen kommt und abgeht; daher ist während der ganzen Messe die große Straße von Westen her beständig mit zahllosen Wagen bedeckt. Während wir bisher nur alle zwei bis drei Meilen einem solchen Zuge begegneten, hatten wir jetzt eine zusammenhängende Reihe, die oft viele Meilen ohne Unterbrechung fortging; jeder knarrende Wagen wurde von wenigstens zwei, zuweilen vier großen Ochsen gezogen. Auch sah man lange Züge von Hürden von verschiedener Gestalt und Größe, die von schönen Pferden gezogen wurden. Die Folge all dieser Bewegung war, daß die ganze Straße zuletzt ein unwegsames, unfahrbares Lehmfeld von mehreren Fuß Tiefe wurde; fünf Stunden brauchten wir, um eben so viele Engl. Meilen zurückzulegen. Der Anblick gehörte zu den eigenthümlichsten auf der Welt. Ein Fuhrmann fuhr auf der einen Linie, der andere auf einer neben derselben, so daß die ganze Breite des Weges von tiefen Furchen durchpflügt war. Eine Zeit lang ging Alles gut, bis eine verrätherische Pfütze den langen Zug zum Stehen brachte. Kamen wir an einen Fleck, der von Wagen freier war, so sah der Platz beinahe wie ein Seestrand nach einem Sturme aus, so dicht und düster lagen die Bruchstücke von Karren und Wagen da, welche in dieser Schlammwüste zu Grunde gegangen waren.

Kaum hatten wir den Ort selbst betreten, so fragten wir uns: Was ist aus der Messe geworden? Nicht eine Spur davon war zu sehen, nachdem wir die Thore passirt. Doch man muß von der Wolga weg jenseits der Oka hinübersehen: da wogt auf einer tiefen, fast überschwemmten Niederung, die den Fluthen beider Ströme ausgesetzt ist, ein Treiben und Lärmen, wie es in Europa nicht seines gleichen hat. Eine ungeheure Budenstadt breitet sich da aus, die in regelmäßige Straßen getheilt ist, mit Kirchen, Hospitälern, Barracken und Theatern, jetzt von mehr als 100,000 Seelen bewohnt und in einigen Wochen so todt, wie die Wälder, die wir gesehen: denn wenn die Messe vorüber ist, sieht man nicht ein lebendes Wesen außerhalb der Stadt auf dem Platz, der jetzt von Menschen wimmelt. Gleichwohl sind diese Buden nicht schwache Bauten von Leinwand und Stricken, wie man sie sich bei einer Messe in anderen Ländern vorstellt. Es sind vielmehr regelmäßige Häuser, aus festen Materialien gebaut, gewöhnlich einen Stock hoch, mit großen Läden nach vorn und Schlafzimmern für den Kaufmann und seine Diener nach hinten. Rinnen und andere Mittel zur Erhaltung der Reinlichkeit und Gesundheit sind hier in noch größerem Umfang vorhanden, als in den regelmäßigen Städten Rußlands. Die Messe ist von solcher Wichtigkeit, daß der Gouverneur der Provinz, der Repräsentant des Kaisers selbst, den größeren Theil des Herbstes hindurch seinen Aufenthalt daselbst nimmt. Ein großer und schöner Palast steht für ihn im Mittelpunkt des Ganzen, für einen Schwarm von Secretairen und Schreibern eingerichtet, die zahlreich genug sind, die Einkünfte eines Königreichs zu verwalten.

Die Messe ist ungefähr eine Engl. Meile vom Mittelpunkt der Stadt entfernt, den äußeren Enden derselben aber ziemlich nahe; auch ist sie mit diesen durch eine lange, breite Schiffbrücke über die beiden Arme der Oka verbunden, und durch eine Reihe von guten Häusern längs des steilen Abhangs, der an das Ufer dieses Flusses führt. Diese abschüssige Straße ist von Morgens bis Abends mit einer zahllosen Menge überschwemmt — Karren, Kutschen, Droschken, Fußgänger, die zusammen die einzige Scene außerhalb Englands bilden (den Toledo von Neapel vielleicht ausgenommen), welche sich mit den Messen von Ludgatehill oder Cheapside vergleichen läßt.

So wie man die Brücke verlassen hat, beginnt der Meßplatz. Dieser Punkt ist immer von Arbeitern besetzt, die Beschäftigung suchen, und von Kosaken, die in ihre Mitte gestellt sind, um Ordnung zu erhalten. Dann kommen Reihen von temporären Buden, welche Gegenstände von geringerem Werth für die unteren Klassen zu verkaufen haben, Knöpfe, Spielereien und einige Kleidungsartikel, besonders Mützen. Von diesen liegt eine große Menge aus: runde Turbane von kurzer, kraußiger Wolle aus Astrachan (die man hier crimmels nennt, weil das Lamm der großschwänzigen Schaafheerden, die aus der Krim'schen Tartarei abstammen, die beste liefert) — hohe, schwarze Kirgisenmützen aus haarähnlicher Wolle und flache goldgestickte Kappen aus Kasan. Diese Buden stehen vor Kaffee- oder Theestuben, die mit kleinen Tischen besetzt sind, und Speisehäusern, worin 2 bis 300 Menschen komfortabel essen können für jeden Preis von zwei Pence bis zwei Pfund Sterl.

Die Menge jedoch bietet nicht den geputzten Anblick einer gewöhnlichen Messe. Die Bänder und die Spitzen, die bunten Mützen und, was der schmerzlichste Verlust ist, die rothen Wangen sind hier nicht zu sehen. Auch die Lust, der Tanz, die Trommeln und die Taschenspieler fehlen hier. Denn es ist dies kein festlicher Vergnügungsort, sondern ein Platz für ernste Geschäfte. Die Käufer in Nischnei sind keine Landtölpel, die nur ein Paar Schillinge in der Tasche haben, sondern reiche Kaufleute und

*) Aus Robert Bremner's Streifereien im Innern Rußlands.

ernste Banquiers, deren ganzes Vermögen hier auf dem Spiele steht. Doch dies macht das Ganze der näheren Betrachtung, zu der wir den Leser einladen, noch würdiger. Zuerst bemerken wir einen blassen, plattnasigen Kaufmann aus Archangel, der mit seinen Pelzen hierher kommt. Ihm folgt ein bronzefarbiger, langgeohrter Chinese, der seinen Thee abgesetzt und sich jetzt in die Stadt begiebt, um etwas vom Europäischen Leben kennen zu lernen, ehe er seine Monate lange Reise in die Heimat antritt. Sodann kommen ein Paar Tataren von den Fünf Bergen, von einem Knaben begleitet, dessen regelmäßige Züge seine Cirkassische Abkunft andeuten. Jene mit Muslins an den Armen und Bündeln auf dem Rücken sind Tatarische Hausirer. Kosaken, die Felle aus der Ukraine gebracht haben, gaffen verwundert ihre Brüder an, die mit Kaviar aus der Achtuba kommen. Die Folgenden müssen, ihrer wallenden Kleidung und dem dunkeln Haar nach, Perser seyn; ihnen verdanken die Russen ihre Parfümerieen. Der Mann, der wegen seines Passes Schwierigkeiten hat, ist ein Kujur aus Astrabad, der einen Turkomanen von dem nördlichen Ufer des Gurgan um Beistand bittet. Der wild aussehende Baschkire vom Ural verweilt mit seinen Gedanken unter den Bienenstöcken seiner Hütte, zu welchen er schon gern zurückgekehrt seyn möchte; und der muthige Kuzzilbasch von Orenburg sieht aus, als wolle er ihm mit Freuden Gesellschaft leisten, da er lieber das Geschrei seines Adlers auf der Jagd hört, als das Brausen dieser Zungensee. Auf einer anderen Seite steht der dumm lächelnde Grieche aus der Moldau mit dem Rosenkranz in den Fingern, in Unterhandlungen begriffen mit einem Kalmücken, der so wild ist, wie die Pferde, unter denen er erzogen wurde. Hier kommt ein Drogman (Dolmetscher), der von seinem Nachbar Ghilan (aus dem westlichen Persien) Bezahlung verlangt, und ein gedankenloser Buchare grüßt eine Agrikhanische Bekanntschaft, d. h. einen Mann, der aus dem gemischten Blut der Hindus und Tataren abstammt. Nogai's mischen sich unter Kirgisen, und Pariser Schnittwaarenhändler handeln um die Shawls von Kaschmir mit dem Individuum eines Asiatischen Stammes von unaussprechbarem Namen. Juden aus Brody rechnen mit Türken aus Trapezunt, und ein Berliner Decorationsmaler spaziert Arm in Arm mit einem Petersburger Schauspieler, der am Abend den Hamlet spielen soll. Mit einem Wort, Baumwollenhändler aus Manchester, Juweliere von Augsburg, Uhrmacher von Neuchatel, Weinhändler von Frankfurt, Igelkäufer aus Hamburg, Gewürzkrämer aus Königsberg, Bernsteinhändler aus Memel, Pfeifenmacher aus Dresden und Kürschner aus Warschau bilden hier zusammen die bunteste nnd eigenthümlichste Menge, welche der wunderwirkende Geist des Handels je zusammentrieb.

Man hat berechnet, daß der Werth der Güter, die jährlich hier verkauft werden, 125,000,000 Rubel oder 5,000,000 Pfund Sterling beträgt; doch ein Herr, der eine hohe Stellung einnimmt, versicherte uns, dies sey bloß der offizielle Werth, den die Kaufleute der Regierung angeben, der aber immer kleiner sey, als der wirkliche Werth der verkauften Waaren. „Es ist notorisch", sagte er, „daß die Kaufleute, um einen Theil der Zölle nicht zahlen zu dürfen, nie den wahren Wirth ihres Vorraths angeben." Auch hat seit der Zeit, auf welche sich jene Angabe bezieht, eine große Vermehrung stattgefunden, so daß man die wirkliche Summe Geldes, die am Platze umgesetzt wird, jetzt auf 300 Millionen Rubel oder 12 Millionen Pfund Sterling abschätzen kann.

Die Straßen dieser Budenstadt sind so regelmäßig und breit, wie die der neuen Stadt in Edinburgh. Wie zahlreich sie sind und wie stark die Geschäfte, die hier gemacht werden, kann man daraus schließen, daß der Miethszins, den sie für die kurze Zeit der Messe bringen, die Summe von 18,000 Pfund Sterling oder 445,000 Rubel beträgt. Ein Quartier hat seinen Namen von den hölzernen Buden; die Hauptviertel aber sind von Stein erbaut. Die meisten Straßen haben elegante Kolonnaden auf jeder Seite, die vorn durch Tausende von gußeisernen Säulen getragen werden, wo die Käufer, vor jeder Unbill des Wetters geschützt, umherwandeln können, um die lockenden Ausstellungen an den Fenstern zu betrachten. Die Läden sind meist sehr schön und reichen zuweilen von einer Straße zur anderen, so daß sie eine doppelte Front haben. Sie zeigen in ihrer inneren Einrichtung nichts von der Verwirrung einer Messe; die Waaren jeder Art sind so sauber geordnet, wie in einer Stadt. Eine Aufzählung aller zum Verkauf ausgestellten Artikel wäre unmöglich; es fehlt hier im buchstäblichen Sinne des Wortes nichts, von den schwersten Handelsartikeln bis zu den leichtesten, von Kirchenglocken bis zu Straußfedern. Einen großen Raum nehmen die gröberen Artikel ein, die im Lande verfertigt werden, als Stricke, hölzerne Geräthe, sowohl häusliche als landwirthschaftliche, Nägel, Thürriegel u. s. w., rohe Felle, Hüte, Winterstiefeln, mit Pelzen und den gewöhnlichsten Kleidungsstücken. Um die Geschäfte zu erleichtern, ist ein besonderes Quartier eingerichtet für jede Art der wichtigeren Waarengattungen. Ein Bezirk enthält Gewürze, von denen hier ein großer Werth verkauft wird. In einem anderen liegen Fische und Kaviar aus in der duftendsten Mannigfaltigkeit: von diesen werden in jeder Messe ungefähr für 60,000 Pfund Sterling verkauft. Ein drittes Quartier enthält Lederwaaren jeder Art, die man erstaunlich wohlfeil bekommt, besonders aber Stiefeln und Schuhe, die hier in großer Menge fertig ausgestellt sind. Korduan, worin Rußland so berühmt ist, wird auch en gros sehr viel verkauft; ein großer Theil davon kommt aus Astrachan, wo man, wie in anderen Theilen des Europäischen Rußlands, Ziegen hält, mehr um aus ihren Häuten dies Leder zu machen, als um ihrer Milch oder ihres Fleisches willen. Die angenehme Seife von Kasan wird in großer Masse verkauft. Eiserne Waaren aus Tula und glänzende Waffen jeder Art nahmen einen bedeutenden Theil der Straßen ein. Das Tuchviertel ist auch groß und wohl versehen; der Werth der Russischen und fremden Wollenwaaren, die jährlich verkauft werden, beträgt selten weniger als 3,000,000 Rubel (120,000 Pfund). Doch das interessanteste unter allen ist das Theequartier, welches den größeren Theil eines abgesonderten, unermeßlichen Bezirks einnimmt. Dies ist einer der sonderbarsten Plätze, nicht bloß wegen der Menge der Chinesen, die man daselbst sieht, sondern auch wegen der großen Menge Thees, die von ihnen umgesetzt wird. Die Kisten sind alle in Häute eingenäht. Ein Quartier enthält fertige Kleider jeder Art; die Mäntel für Männer und Frauen sind aus Stoffen mit den eigenthümlichsten Mustern gemacht. Das Quartier für Geschmacksartikel, Handschuhe, Taschentücher, Bänder, Stickereien, ist immer vollgedrängt von Käufern, welche durch die Reize der schönen Inhaberinnen von der Rue St. Honoré angezogen werden. Die Abtheilung für Weine ist nicht sehr groß. Die für Baumwollenwaaren schien sehr reich versehen zu seyn. Die meisten Artikel hatten ein Englisches Ansehen, doch unter den tausend Händlern, die aus allen Städten hier versammelt sind, begegneten wir nur einem einzigen Landsmann. Der Werth der Russischen und Baumwollenwaaren, die gewöhnlich verkauft werden, beläuft sich auf 22,000,000 Rubel oder 880,000 Pfd. Den glänzendsten Anblick unter allen bieten die zahlreichen Läden für Seiden- und Shawlwaaren. Da die meisten dieser Waaren von orientalischer Manufaktur sind, so überglänzen die Muster bei weitem selbst die Westen unserer modernen Stutzer. Die fabrizirte Seide, die jedes Jahr hierherkommt, wird auf 10½ Millionen Rubel oder 420,000 Pfd. geschätzt, während rohe Seide für 308,000 Pfd. verkauft wird. Doch nichts erregte mehr unsere Bewunderung als die Möbelläden; prachtvolle Tische, Stühle, Sopha's, die schwersten Möbelwaaren bringt man bei so großen Entfernungen und über so schlechte Straßen ohne Schaden in dieses Universal-Emporium. Auch große Spiegel von Frankreich und Petersburg und Krystallartikel aus Böhmen waren in großer Menge zu sehen, und manches Auge mochte sehnsüchtig nach den Fenstern der Juweliere und Silberarbeiter blicken, die hier bedeutende Geschäfte machen sollen, indem sie nicht bloß ihre zu Hause angefertigten Waaren losschlagen, sondern auch Juwelen aus Asien an sich kaufen.

Mannigfaltiges.

— Pneumatischer Telegraph. Ein Modell eines pneumatischen Telegraphen, den Herr Crosley in Vorschlag bringt, ist kürzlich zu den übrigen Merkwürdigkeiten des polytechnischen Institutes in London gekommen. Die allgemeine Anlegung von Eisenbahnen und die Schnelligkeit des Reisens auf denselben machten schon seit Jahren ein Communications-Mittel zwischen den verschiedenen Stationen wünschenswerth, das bei Tage wie bei Nacht Anwendung finden und ein verhängnißvolles Zusammentreffen der Wagenzüge verhüten könnte. Man brachte hydraulische und elektro-magnetische Telegraphen in Vorschlag, die aber, unseres Wissens, nicht zur Anwendung gekommen sind. Bei dem pneumatischen Telegraphen ist die atmosphärische Luft das leitende Agens. Die Luft wird durch eine Röhre, die von einer Station bis zur anderen sich erstreckt, isolirt — das eine Ende der Röhre steht mit einem Gasbehälter oder anderem Gefäße in Verbindung, das als Reservoir dient, um jede durch Temperatur-Wechsel der im Tubus enthaltenen Luft entstehende Verringerung oder Vermehrung des Volumens auszugleichen. Am anderen Ende der Röhre befindet sich ein Druck-Zeiger (pressure index). Wenn nun an der einen Station irgend ein Druck in dem Behälter erzeugt und unterhalten wird, so pflanzt sich dieser Druck schnell bis zur anderen Station fort, wo der Beobachter ihn am Zeiger (index) wahrnimmt. Auf diese Weise kann man, wie Herr Crosley behauptet, vermittelst zehn Gewichten, die zehn verschiedene Arten von Kompression hervorbringen, numerisch von einander unterschieden und durch entsprechende Figuren am Zifferblatt repräsentirt sind, jede telegraphische Chiffre übermachen. Auf den Eisenbahnen von Edinburg, Liverpool und Euston Square (London) sind schon seit mehreren Jahren Luftröhren von 1½ bis 2 Engl. Meilen Länge im Gebrauche, vermittelst welcher man Kunde giebt, wenn ein Wagenzug bereit und im Stande ist, von der Lokomotive, die immer auf dem höchsten Punkte einer abhängigen Ebene steht, hinangezogen zu werden, damit man die Maschine unverzüglich in Bewegung setze. Am tiefsten Punkte der Ebene wird eine Luftströmung in den Tubus gelassen, die am entgegengesetzten Ende eine Orgelpfeife ertönen macht. Wie Herr Crosley ferner berichtet, so hat man mit einer Röhre von einem Zoll Durchmesser und beinahe zwei Miles Länge, die so im Kreise gelegt war, daß beide Enden an dieselbe Stelle kamen, einen ähnlichen Versuch gemacht. Der Druck auf das eine Ende war dem einer Wassersäule von sieben Zoll gleich, und die Wirkung auf den Index des anderen Endes erfolgte in fünfzehn Sekunden.

(Athenaeum.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 35. Berlin, Freitag den 22. März 1839.

Frankreich.

Nantes während der Schreckenszeit.*)

Von E. Souvestre.

.... Wir waren einige Stunden geritten, ohne Jemand zu begegnen. Unser anfangs ziemlich munterer Führer war allmälig sehr schweigsam geworden und blickte öfters seitwärts. Ich befragte ihn nach dem Grunde. Er machte mich darauf aufmerksam, daß auf dem Grase Pferdehufe abgedrückt seyen. „Was thut das?" fragte ich. — „Sehr viel", erwiederte er; „die Royalisten lauern den Reisenden wie der Jäger dem Wilde auf, und sie müssen diese Richtung eingeschlagen haben!" — Wir waren unterdeß bei einem Kreuzwege angelangt. — „Sieh' nur, Bürger!" fuhr Yvon fort, indem er auf ein zerbrochenes Kreuz hinwies, das man augenscheinlich wieder zusammenzusetzen versucht hatte; „das ist ihr Werk." — Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als er plötzlich starr auf eine Eiche hinblickte und einen Schrei ausstieß. „Was giebt's?" fragte ich. — „Siehst Du nicht, daß die untersten Zweige des Baumes alle nach derselben Richtung hin geknickt sind? Das ist das Signal der Royalisten." — „Und was bedeutet es?" — „Daß sie schon angekommen sind oder ankommen werden." — „Was ist aber da zu thun?" - Yvon sann einige Augenblicke nach und machte dann den Vorschlag, den Weg fortzusetzen, da wir eben so viel Aussicht hatten, die Royalisten auf dem Rückwege anzutreffen, als wenn wir unsere Reise fortsetzten. „Jetzt müssen wir unsere Ohren spitzen", sagte unser Führer, „denn wir kommen durch ein Dickicht, in welchem wahrscheinlich mehr Aristokraten als Wölfe hausen."

Der Weg schlängelte sich in der That durch ein buschiges Gehölz. Yvon ritt voraus auf der Mitte des Weges. Ich folgte im Schritte, ohne die Zügel meines Pferdes je loszulassen. Meine Begleiterin war mir unterdeß näher gerückt, und ich fühlte ihren Arm zittern; die Stille der Nacht, die Gefahr, der wir entgegengingen, der warme Athem, der in meine Haare hauchte, hatten mich in eine ungewöhnliche Stimmung versetzt, der eine gewisse zärtliche Aufregung nicht fremd war. Ich hatte die Gefährlichkeit unserer Lage fast ganz vergessen und fühlte nur den weichen Druck der schönen Hand, die den Schlag meines Herzens beflügelte. Ich legte meine Hand auf die ihrige und sagte: „Warum zittern Sie? Wenn wir den Royalisten wirklich in die Hände fielen, so hätten Sie doch nichts zu fürchten. Ihre Brüder kämpfen ja in den Reihen derselben."

Sie war im Begriff zu antworten, als Yvon einen lauten Schrei ausstieß und im gestreckten Galopp davonjagte. Plötzlich fielen zwei Schüsse, und mein Pferd brach zusammen. Mehrere Männer setzten über den Graben, welcher das Gebüsch vom Wege trennte, und wir wurden umringt. Obgleich ich mit einem Beine unter das Pferd gefallen war, so gelang es mir doch, mich wieder aufzurichten; ich stellte mich vor das junge Mädchen hin, um sie mit meinem Körper zu vertheidigen. „Das ist Fräulein von La Hunoterie!" rief ich aus. Kaum hatte ich diese Worte ausgestoßen, als ich einen Schlag gegen den Kopf erhielt. Ich sank betäubt zur Erde. An das, was mir ferner begegnete, kann ich mich nur noch dunkel erinnern. Es kam mir vor, als ob man mich tiefer ins Gehölz schleppe, und als ob die Dornen meine Hände und mein Gesicht ritzten. Aber mein Bewußtseyn verlor sich endlich ganz.

Das Gefühl einer durchdringenden Kälte brachte mich wieder zur Besinnung. Als ich meine Hand ausstreckte, fühlte ich Zweige und Blätter. Ich versuchte, mich auf den Ellbogen zu stützen, aber ich brauchte lange Zeit, um mich wieder zu sammeln. Mein Kopf schmerzte mich gewaltig, und vor meinen Augen schwamm Alles in einander wie die Gebilde eines wüsten Traumes. Endlich kam mir die Erinnerung wieder, und ich blickte prüfend um mich. Ich lag auf einem Lager von Haidekraut in einer großen aus Zweigen und Laubwerk erbauten Hütte. In der Mitte derselben brannte ein großes Feuer, um das ein Dutzend Menschen hingestreckt waren und plauderten. Sie waren sämmtlich mit der Nationaltracht, einem Ziegenfelle, bekleidet und trugen lange Haare, außer einem Einzigen, welchen ich an dem Tuche, das um seinen Hut gewickelt war, an seiner Weste, die mit einem geweihten Kreuze und einem Rosenkranze geziert war, augenblicklich für einen flüchtigen Vendeer erkannte.

Anfangs wurde es mir schwer, etwas von ihrer Unterhaltung zu erfassen. Sie lärmten Alle durch einander im Landesdialekte. Plötzlich ertönte draußen ein gellendes Pfeifen, welches durch ein ähnliches erwiedert wurde. Jetzt ließen sich auch Tritte vernehmen, und es traten mehrere Männer ein. „Nun, Fine-Oreille?" fragte der Vendeer. — „Herr von La Hunoterie war nicht in seiner Wohnung", erwiederte der junge Mann, welcher eingetreten war, „aber die alte Rose hat die Nichte des gnädigen Herrn erkannt, und ich habe sie dort gelassen." — „Für die Anderen hat man Dir nichts aufgetragen?" — „Es war ja Niemand da. Ja, doch! das Fräulein läßt bitten, man möchte Keinem etwas zu Leide thun." — „Schon gut!" sagte der Vendeer. „Man wird sie auch danach fragen; das nehme ich auf mich." — „Morgen wird sie mit ihrem Onkel hierher kommen und sie abholen", fügte Fine-Oreille hinzu. — „Sie soll sie finden, denn Menschenfleisch essen wir nicht. Ich werde sie ihr in Stücken aufbewahren, des besseren Transports wegen." Die Bretagner sahen sich unschlüssig an. Endlich wagte Einer schüchtern zu äußern: „Wenn aber der Capitain nicht will, daß man sie tödte." — „Der Capitain bin ich jetzt, mein Junge!" sagte der Vendeer, „und man wird thun, was ich heiße. Aber erst wollen wir doch sehen, was in dem Papiere steht, das man bei dem Kleinen gefunden hat. Lies, Fine-Oreille, Du kömmst ja aus dem Seminar." — Der junge Bretagner nahm das Papier und forderte eine Leuchte.

Ich hatte geglaubt, daß Yvon entflohen sey; jetzt überzeugte ich mich vom Gegentheil. Ich spähte in allen Winkeln umher und bemerkte ihn am anderen Ende der Hütte mit gebeugtem Haupte auf der Erde sitzen. Der junge Seminarist begann die Depesche zu lesen, welche man bei unserem Führer gefunden hatte. Ich horchte hin. Es war ein langer Brief, in welchem die National-Repräsentanten den Gewalthabern in la Roche-Sauveur auftrugen, das flache Land zu durchsuchen, Garnisonen in alle Gemeinden zu legen, welche sich weigern sollten, der Republik ihre Getraidevorräthe oder ihr Vieh auszuliefern, und endlich diejenigen, welche die Waffen ergriffen hätten, der gerechten Wuth der Vaterlandsvertheidiger zu übergeben. „Lasset alle verfügbare Truppen gegen die aufrührerischen Bezirke anrücken", hieß es am Schlusse; „brennet nieder, was verbrannt werden kann, tödtet, was getödtet werden kann, und zerstöret alles Uebrige, damit man auf der wüsten Stätte der aufrührerischen Dörfer einen Pfahl mit der Inschrift aufrichten könne: Hier war ein reiches und bevölkertes Land, welches die Obergewalt der Nation nicht anerkannte, und die Nation hat aus dem Lande eine Wüste gemacht."

Das Ablesen des Briefes wurde mehrmals durch die Verwünschungen der Royalisten unterbrochen; am Schlusse erhob sich ein einstimmiger Schrei des Unwillens und der Wuth. „Sie sollen nur kommen, die Laffen!" schrieen Alle durch einander; „wir haben noch Pulver und Kugeln in den Gemeinden und wollen sie schon empfangen." — „Nur ruhig, meine Lämmer!" sagte der Vendeer höhnend. „Sie werden früh genug kommen. Da wir jetzt nur noch niedergebrannte Häuser, unbebaute Felder und Brunnen haben, welche Modergeruch duften, werden die Blauen schon hierher kommen; die Reihe kömmt an einen Jeden. Bald werdet Ihr die Mainzer Grenadiere sehen, welche die Ohren Eurer Frauen statt Rosenkränze tragen und die Köpfe Eurer Kinder auf ihre Bajonnette gespießt haben. Wen Ihr nicht tödtet, der wird Einen der Eurigen tödten. Die Blauen und die Weißen sind, Ihr wißt es ja, wie Wolf und Hund; wenn sie zusammenstoßen, muß Einer auf dem Platze bleiben." — „Wir wollen über sie herfallen", riefen die Bretagner. — „Schön; Ihr könnt gleich ans Werk gehen." — Bei diesen Worten wandten sich alle Augen auf Yvon. „Es ist wahr", sagte ein Bauer, „er hat den Befehl überbracht, uns Alle niederzumetzeln."

Bei diesen Worten überlief mich ein kalter Schauder. Ich wußte, welche grausame Foltern die Royalisten über ihre Gefangenen verhängten, und ich sah in allen Augen eine düstere Wuth

*) Vgl. den Artikel „Die Schreckenszeit in der Bretagne" in Nr. 85—87 des „Magazins" von 1838, an welchen sich der gegenwärtige anschließt.

ergläntzen. Die Erbitterung der Royalisten war mit ihren Drohungen gewachsen, die Grausamkeit schwebte nicht mehr bloß auf ihrer Zunge, sondern sie war in ihre Herzen übergegangen. Sie umringten den Vendeer, welcher kaltblütig seine Pfeife stopfte. „Was wollt Ihr mit dem Laffen machen, Herr Storel?" fragte der Keckste. — Der Angeredete blickte um sich und sagte: „Ich sehe, Ihr seyd auf gutem Wege. Wenn Ihr wollt, werde ich ihn barfuß auf den Kohlen tanzen lassen, oder ich werde ihm die Ohren abschneiden und sie ihm zum Abendessen auftischen." — „Ja! Ja!" schrieen Alle im Chor. — „Aber davon stirbt er nicht", wandte Einer ein. — „Nur Geduld!" erwiederte Storel, man muß sich nicht übereilen!... Der Bürger soll schon die Qualen des Todes fühlen; aber vorher muß er zu unserer Unterhaltung beitragen... Wenn er müde ist, nageln wir ihn wie eine Fledermaus an die Thür unserer Hütte und heften ihm den Brief der Repräsentanten auf die Brust. Wie gefällt Euch das, meine Jungen?" — „Ja! Ja!" schrieen Alle. —

Man wäre gleich zur Ausführung dieses höllischen Planes geschritten, wenn Nägel und Stricke bei der Hand gewesen wären. Da diese fehlten, so machten sich einige Bauern auf. Storel ging mit ihnen, um die Vorposten zu inspiziren. In der Hütte blieb Fine-Oreille mit sechs oder acht Bauern zurück. Ich erhob mich, um Ivon zu beobachten. Als die Schritte Storel's und seiner Begleiter verhallt waren, richtete er seinen Kopf langsam auf. Sein Gesicht war bleich, seine Augen weit geöffnet. Er blickte einige Augenblicke um sich, als ob er sich sammeln wolle; dann fielen seine Augen auf die Gruppe, welche am Heerde saß. Allmälig schien er Muth zu fassen; er richtete sich ganz auf seinem Sitze auf und sagte mit einem Ausdruck der Ruhe, der mich überraschte: „Guten Tag, Guillaume Salaün." Alle wendeten sich ihm zu. „Dieser Priestersohn kennt Deinen Namen", sagte ein Bauer zu Fine-Oreille. — „Auch Deinen, Claude Menez", sagte Ivon; „auch Deinen, Jean Guïader, Pierre Leguern, Louis Ledu." — Alle standen auf und riefen: „Wer bist Du denn?" — „Ein Mensch aus Eurer Gemeinde." — Die Bauern traten näher. „Mir ist's, als ob ich die Gestalt dieses Christenmenschen schon irgendwo gesehen hätte", sagte Fine-Oreille. — „Ist das nicht der kleine Ivon Guesno?" fragte Louis Ledu. — „Richtig", riefen die Anderen, „es ist der kleine Ivon, der mit uns zu Vannes Tragödie spielte." — Es trat ein Augenblick der Ueberraschung und der Verlegenheit für Alle ein. „Und warum hast Du Dich zu den Blauen gesellt?" fragte Fine-Oreille barsch. — „Ein armer Junge wie ich", erwiederte dieser, „wählt seinen Platz nicht, sondern geht dahin, wohin ihn Gott gestellt hat." — „Wenn Du in der Roche-Bernard angelangt wärest, so würde man uns Alle niedergemetzelt haben." — „Ich habe den Befehl nicht gegeben." — „Aber Du überbrachtest ihn." — „Mein Pferd trug mich und den Befehl, und Ihr seyd ihm doch nicht böse."

Da die Bauern hierauf nichts zu antworten wußten, so trat eine augenblickliche Stille ein. Fine-Oreille näherte sich wieder dem Feuer. „Es ist schlimm, daß Du keinen anderen Weg eingeschlagen", sagte er endlich; „Storel kennt kein Erbarmen gegen die Blauen." — „Ich wußte nicht, daß die Leute aus dem Oberlande hier Herren sind", sagte Ivon. — „Der Vendeer ist nicht unser Herr", erwiederte Fine-Oreille rasch. — „Dennoch achtet er auf Niemand." — Die Bauern sahen sich verlegen an und kratzten sich hinter den Ohren. Ivon hatte zwei empfindliche Saiten angeschlagen, den Nationalhaß gegen die Bewohner jenseits der Loire und die Abneigung gegen einen fremden Führer. Das Gespräch, welches sich zwischen ihnen erhob, wurde so leise geführt, daß Ivon es nicht verstehen konnte; er schien indeß den Inhalt desselben zu ahnen, denn nach einer Weile wendete er sich wieder zu Salaün. „Was willst Du?" fragte dieser barsch. — „Ich will Dir die Aufträge eines Sterbenden übergeben." — Fine-Oreille trat näher. „Da der Mann aus dem Oberlande befehligt", sagte Ivon, „so habe ich kein Erbarmen zu erwarten. Er wird gern sehen wollen, wie das Blut eines Bretagners aussieht. Du aber, Guillaume, kannst die letzte Bitte eines Sterbenden nicht abschlagen." — „Sprich!" sagte Salaün. — „Du kennst meine arme Muhme, welche die Blauen geplündert haben. Ich theilte mein Brod mit ihr und dem Priester, welchen sie verborgen hält. Sage ihnen, daß ich sie nicht verlassen habe." — „Ich werde es ihnen sagen", antwortete Fine-Oreille mit sichtlicher Bewegung. — Ivon war immer weicher geworden. Die Erinnerungen, die er hervorgesucht, um Salaün zu rühren, schienen ihn selbst ergriffen zu haben, und er war ganz pathetisch geworden. In seinem Auge spiegelte sich eine überspannte Begeisterung. Er war auf die Kniee gesunken und hatte seine Hände zu Guillaume erhoben.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Les Bourbons de Goritz et les Bourbons d'Espagne. — Vom Grafen Robert von Custine. 8 Fr.

De la régence d'Alger. (Notes sur l'occupation.) — Von E. Cavaignac. 3½ Fr.

La famille exceptionnelle, ou Une belle-mère, chronique champenoise. — Von P. Fievéal. 5 Fr.

Les martyrs d'Arezzo. — Von M. J. Lefèvre. 2 Bde. 15 Fr.

Le résurrectionniste. — Von Mars. 7½ Fr.

Traité complet des saccharoles liquides, connus sous les noms de sirops de sucre, de mellites et d'oximellites. — Von M. E. Mouchon. 6 Fr.

England.

Die gute Gesellschaft.

(Schluß.)

Schon träumte mir von Equipage, von Hunden, Hähnen, Reitknechten zum Jagen, Kämpfen und Wettrennen. Eine Loge in der Oper, eine Geliebte, ein Duell, Schulden, ein Sturz beim Wettrennen, ein ausgerenkter Arm, dies folgte nun rasch auf einander, kurz, ich weihte mich in alle Geheimnisse des fashionablen Lebens, in alle Mysterien der guten Gesellschaft ein. Und doch ging ich nur mit einem Geschäftsmanne um; welche Fortschritte würde ich erst durch den Umgang mit einem Lord gemacht haben? Dann hätte ich sicher meine Wohnung verändert, denn bis jetzt hauste ich noch in meinem bescheidenen Studentenzimmer, das, weit von dem Modeviertel und dem Mittelpunkte aller Vergnügungen entfernt, eigentlich nur eine für schlechte Gesellschaft passende Wohnung war. Nur außerhalb meiner vier Pfähle war ich ein Gentleman, nur auf der Straße, wo man nur für seine Person Luxus zu machen braucht. Ich gehörte zur guten Gesellschaft als Junggeselle, und das war eigentlich schon zu viel, mehr als ich ausführen konnte und sollte. Und doch hatten mich nur die weisen Rathschläge meines Vaters dazu verleitet; ja, ja so geht es immer, wenn man sich veralteter Wörter bedient, die ihre Bedeutung geändert haben, daher geben die Väter, die nichts zulernen und nichts vergessen wollen, ihren Söhnen oft einen ganz verderblichen Rath, wenn sie meinen, einen recht guten zu ertheilen. Treuherzig dem Zureden des Greises nachgebend, suchte ich da mein Heil, wo ich mein Verderben finden sollte; ich war müßig und verschwenderisch geworden, aber ich gehörte zur guten Gesellschaft.

Als ich meines kranken Armes wegen das Zimmer hüten mußte, gab die ganze Familie Pringle ihre Karten bei mir ab; eine zarte und höfliche Aufmerksamkeit, die mich sehr rührte. Eines Sonnabends Morgens endlich wurde meine Thür durch einen mächtigen Faustschlag erschüttert; ich hatte meine Wohnung immer noch nicht verändert, und ich glaube, daß dies von den Studenten bewohnte Quartier noch nie eine so gewaltige Erschütterung erlitten hatte; ich öffne, ein Bedienter, in Blau, Roth und Gold gekleidet, steht vor mir, strahlend von Tressen und Ungeschmacktheit, und ersucht mich, doch Herrn Fleming zu benachrichtigen, daß Mistreß Pringle und ihre Töchter ihn an der Eingangsthür des Temple erwarteten. — „Ich werde sogleich erscheinen", gab ich zur Antwort. — Da merkte der Lakai, daß er sich geirrt habe, und nahm seinen Hut vor mir ab, aber seine gezwungene, eilige Verbeugung sah sehr ironisch aus. Eiligst ordnete ich meine Toilette, stieg hinunter und nahm mir vor, ein anderes Zimmer zu miethen, damit man mich künftighin nicht mehr für meinen Bedienten halte. Die Kalesche der Damen fiel mir auf und blendete meine Augen; sie war von bedeutendem Umfange, strahlte von Lack, der die gelbe Farbe leuchtend hervorhob, und über ihr hinaus ragten die Federn, Schleier und Blumen, mit welchen die ganze Pringlesche Familie sich diesen Tag so reich ausgeschmückt hatte. Man empfing mich überaus freundlich. Sie hatten schon von der Standeserhöhung meines Vaters und vom Tode meines Bruders gehört und berührten diese beide Begebenheiten mit zartem Takt und vollkommener Grazie. Ich mußte zu den Damen einsteigen, sie begleiten und mit ihnen zu Mittag speisen. Nun stand ich in jeder Hinsicht mit der guten Gesellschaft gleich; ich war selig und stolz im Gefühl der Auszeichnung, die mir widerfuhr. Die satyrische Georgina, sonst so reich an Witzeleien, denen so leicht Niemand entging, lächelte mir zu und schonte meiner. Zephyra warf mir ihre freundlichsten Blicke zu, und die muntere Emilie behandelte mich wie einen Bruder. Der alte Pringle spielte mit mir Schach und freute sich über meine Bekanntschaft, obgleich wir ganz entgegengesetzter politischer Meinung waren. Er schien ein Mann von sehr gutem, nachgiebigem Charakter zu seyn, den Widerspruch gar nicht erzürnte, denn mit der größten Gelassenheit hörte er alle die Argumente an, die ich seinen Tory-Raisonnements entgegen setzte. Als ich versuchte, ihn zu überzeugen, stützte er sich mit beiden Ellenbogen auf das mit den geschlagenen Bauern bedeckte Schachbrett, und mich mit einem langen und durchdringenden Blicke anschauend, sprach er: „Nun am Ende, könnten Sie doch Recht haben", — sein Kopf, den er taktmäßig hin und herwiegte, schien noch seine Niederlage zu bekräftigen und das Zugeständniß zu bestätigen, das er mir eben gemacht; niemals sah ich einen höflicheren und leutseligeren alten Mann. Mit Nachgiebigkeit sich in die Meinung eines Anderen fügen, ist eine wahrhaft unwiderstehliche Schmeichelei, und nicht bloß der alte Pringle, sondern auch Mistreß Pringle und ihre Töchter bedienten sich dieser mächtigen Waffe mit der liebenswürdigsten Geschicklichkeit. Wollte man einen Spaziergang nach Hyde-Park machen, so sprach Mistreß Pringle, „wir müssen doch erst Valentin um Rath fragen." War man über die Wahl des Theaters unschlüssig, so fragte man wieder Valentin, ob Drury-Lane oder Coventgarden vorzuziehen sey; kurz, Valentin war das Hauptorakel, der Freund, der Liebling Aller, ein Muster von Geist und Eleganz. Niemand zog seine Urtheile in Zweifel, Niemand widersprach seiner Meinung. Was für ein herrliches Leben war das! Wie ist doch die gute Gesellschaft so nachgiebig in ihren Ansichten, so liebenswürdig und gefällig im Umgange!

Ich fuhr fort, Emilien den Hof zu machen, die immer munterer und liebenswürdig zu mir war und meine Huldigungen, [illegible]

auch nicht zu ermuthigen, doch ohne Widerwillen aufzunehmen schien. Als ich aber eines Tages unerwartet in die Bibliothek eintrat, wo Emilie arbeitete, war ich ganz erstaunt, das junge Mädchen im Lesen eines Briefes versunken zu sehen, der so die Kreuz und Quer beschrieben war, daß ich nicht begreife, durch welches Wunder sie ihn zu entziffern vermochte. — „Sie sind beschäftigt, Emilie, ich bitte um Verzeihung, sogleich werde ich mich entfernen.“ — „O, nicht doch“, entgegnete sie unbefangen, „ich lese hier nur einen Brief vom Vorgebirge der guten Hoffnung, wo mein Cousin August in Garnison steht. Mein Cousin und ich, wir sind wie Geschwister mit einander. O, Sie hätten ihn nur in seiner einfachen blauen Uniform mit den rothen Klappen sehen sollen! Er sah ganz prächtig aus! Sie würden sich freuen, seine Bekanntschaft zu machen; ein großer junger Mann mit blonden Haaren, schwarzen Augen und dem schönsten Schnurrbarte im ganzen Regiment; übrigens dichtet er auch wie ein Engel! Aber mein Gott, Herr Fleming, was ist Ihnen, Sie scheinen angegriffen zu seyn? Wollen Sie nicht Platz nehmen? Sie stören mich durchaus nicht, ich versichere es Ihnen.“ — „Ihr Cousin August ist sehr glücklich, Miß ....“ — „Bilden Sie sich nur nichts Falsches ein, ich bitte Sie; die Verwandtschaftsbande sind die einzigen, die zwischen uns bestehen, und Ihre Folgerungen sind durchaus grundlos.“

Das junge Mädchen hatte errathen, daß mein Herz nicht ruhig sey, und daß die Qualen der Eifersucht es zerrissen. Soll ich meinen Lesern die nun folgende Unterhaltung mittheilen, soll ich die Menge der so wichtig scheinenden Kleinigkeiten, soll ich jene bedeutungslosen Worte wiederholen, die unser Herz mit Hoffnung berauschen, und von dem Lächeln sprechen, das man so leicht für ein Versprechen hält? Trugbilder, Narrheiten, die das Paradies der Thoren oder, wenn man will, der Liebenden verherrlichen. Am Schlusse dieser Unterhaltung zweifelte ich durchaus nicht mehr daran, daß mir der Weg zum Glücke gebahnt sey, und daß mich die liebenswürdige Emilie allen meinen Nebenbuhlern vorziehe. Doch war sie es nicht, die mich am meisten auszeichnete; ihre Schwester Zephyra konnte gar nicht mehr ohne mich fertig werden. Sie machte ohne Rückhalt von der Englischen Sitte Gebrauch, ich mußte sie bei allen Besuchen begleiten, die sie abstattete, in allen Läden von Pall-Mall kauften wir zusammen Stoffe und Kleinodien. Ich hätte es lieber gesehen, wenn es Emilie gewesen wäre, aber was sollte ich machen? Zephyra begünstigte unser Alleinseyn und gab mir fast mütterlichen Rath. Sie warnte mich, doch ja niemals eine kleine Pensionärin, das heißt ein ganz junges Mädchen zu heirathen. Sie befragte meinen Geschmack in Allem, was sie betraf, und durch den Grad von Vertraulichkeit, den sie zwischen uns einzuführen sich bemühte, überzeugte sie mich fest, daß ich ihr sehr wohlwolle. Sie eignete sich auch das Monopol an, das ich lieber der jüngeren Emilie zugestanden hätte, mir Halstücher zu säumen, das Zeichen in meinen Batist-Schnupftüchern aus ihrem Haar zu arbeiten, mir Filet-Börsen anzufertigen, Pantoffeln zu sticken und seidene Uhrbänder zu häkeln. Sie wählte keine Haube für sich aus, ohne mich zu Rathe zu ziehen; sie sang nur die Romanzen, welche mir vorzüglich gefielen, und ließ sich durch meine Bemühungen um Emilien durchaus nicht abschrecken. Was Georgina anbetraf, so bezeigte sie mir ihr Wohlwollen dadurch, daß sie nie etwas Böses von mir sagte, und das war ein ganz besonderer Vorzug, den ich nur noch mit meinem Freunde Butler theilte. Zuweilen war sie sogar so ausnehmend herablassend, mich zu fragen, was ich von der Oper oder dem neuen Ballet halte.

Nur das Herz einer einzigen Person aus der ganzen Familie hatte ich noch nicht für mich gewonnen, das des muthmaßlichen Erben, des jungen und glänzenden Friedrich Pringle. Das war aber sehr einfach, natürlich und unvermeidlich, denn ich war ja erst ein Dandy-Neuling. Ich bezeigte seiner Mutter und seinen Schwestern sehr viel Aufmerksamkeiten, die er aber nicht im geringsten beachtete; bald indeß stürzte die uns trennende Schranke von selbst zusammen. Erst waren wir höflich zu einander, dann freundlich und zuletzt sehr vertraut. Friedrich führte die Rolle des schönen jungen Mannes in der ganzen Bedeutung des Wortes durch. Er besaß Pferde, Jokeien, Livree wie ein Lord. Er war mit diesem und jenem Herzog vertraut, und die Söhne fast aller Pairs grüßten sich mit ihm. Ich wußte schon seit langer Zeit, daß seine Familie zur guten Gesellschaft gehöre, doch begriff ich nicht recht, wie die gute Gesellschaft eines Geschäftsmannes sich so mit der aristokratischen Sphäre verbinden konnte, in welcher der junge Dandy sich doch so augenscheinlich bewegte; ich befragte ihn also darüber. „Mein Gott“, antwortete er ganz unbefangen, „man will doch auch einmal reine Luft schöpfen, denn in unserer Familie hat sich ein Kreis von seltsamen Originalen gebildet.“ — Durch den Umgang mit Herrn Friedrich Pringle erhob ich mich also noch zu einem höheren Grade der guten Gesellschaft. Wir besuchten mit einander die berühmtesten Klubs und die Italiänische Oper. Als wir eines Abends der Vorstellung eines neuen Ballettes beiwohnten, näherte sich uns ein sehr häßlicher und gemein aussehender, aber reich gekleideter Herr und sprach mit Friedrich in jenem sonderbaren Kauderwälsch, das ich noch nicht kannte und das ganz besonders in den Caffé's und in den Spielhäusern unter denjenigen Mode ist, welche man wohl „die Canaille der großen Welt“ nennen könnte. Der Ton und die Manieren dieses Herrn überschritten den Wohlstand und gränzten an Unverschämtheit. Große Brillanten glänzten an seinen Fingern und an seiner Halsbinde; er kannte und rief Jedermann bei Namen; diesem lächelte er zu, mit Jenem schwatzte er, einem Dritten drückte er die Hand. Friedrich stellte ihn mir als den Chevalier Vincent Silkinet vor. — „Wir sehen uns doch heute Abend am bewußten Orte?“ fragte Silkinet. — „Ich hoffe ....“ Friedrich konnte nichts weiter antworten, weil Silkinet sich mit einem leichten Gruße schnell entfernte. „Wir wollen dem Rathe Silkinet's folgen“ sprach Friedrich; „es ist ein gutes Haus, Sie werden dort Glanz und Ueberfluß antreffen. Wir wollen eilen.“

Ich nahm Friedrich's Arm, und wir gingen nach der Seite von St. James Square zu. Friedrich klopfte an eine schöne Thür und ließ mich im Vorzimmer allein; bald kam er mit Jemand zurück, den er mir als Hausherrn vorstellte; dieser Mann nahm mich sehr höflich auf und führte mich in den schon mit Gästen angefüllten Saal. Ich war ganz erstaunt über den Anblick, der sich mir darbot; ein fürstlicher Palast, ein Feenschloß konnte nicht herrlicher glänzen. An den Wänden hingen werthvolle Gemälde, und überall blitzte das Kristall. Friedrich Pringle unterhielt sich mit allen Anwesenden, achtete gar nicht auf mein Erstaunen und schien hier so zu Hause wie im Speisesaal seiner Mutter. Man setzte sich um einen großen grünen Tisch zum Spiel nieder. Das Gold lag aufgehäuft und rollte umher, so daß mir kein Zweifel über den Rang und Reichthum der mich Umringenden übrig blieb. Ungeheure Summen wurden um mich her bald gewonnen, bald verloren, und zwar mit einer Gleichgültigkeit, über die ich höchlich erstaunte. Nach dem Spiel kam das Festmahl. Zwei oder drei der Anwesenden luden mich sehr höflich ein, Platz an der Tafel zu nehmen; es abzuschlagen, war ganz unmöglich, ich folgte ihnen und nahm an einem wahren Göttermahl aus Tausend und einer Nacht Theil; nichts fehlte, auserlesene Speisen, feine Weine, herrliche Blumendüfte, eine lebhafte und geistreiche Unterhaltung, kurz, jede Raffinerie des Luxus war hier aufgewendet. Dann versammelten wir uns von neuem um den Spieltisch, und bald darauf, ich war ein wenig benebelt von dem schäumenden Champagner, gewahrte ich zu meinem größten Erstaunen, daß sich wohl an dreißig Bankzettel als Gewinn in meiner Hand befanden. Solcher Anfang war ermuthigend, und erst spät verließ ich, sehr zufrieden mit dem verlebten Abende, an Friedrich's Arm die Gesellschaft. — „Wie nennt man dieses Hotel?“ fragte ich meinen Freund. — „Ei, das ist ja eine unserer „Höllen“, oder, einfacher bezeichnet, eines unserer großen Spielhäuser.“ — „Ein Spielhaus“, rief ich mit ungeheucheltem Abscheu und Erstaunen aus; „ich glaubte, Sie hätten mich zu Ihren Freunden geführt, und diese Herren wären Leute aus der vornehmen Welt. Wer war denn jener Mann mit dem aufgedunsenen, erhitzten Gesicht, der total betrunken von der Tafel aufstand?“ — „Der Herzog von B.“ — „Und jener Andere, der am grünen Tisch die Fäuste ballte und wie ein Fuhrmann fluchte?“ — „Der Lord W. Graf von L.... denn Sie speisten, mein Lieber, mit den Gesetzgebern Englands, mit den ersten Edelleuten des Königreichs, mit den vornehmsten Personen der großen Welt, zu Abend. Ich gebe Ihnen den Rath, wechseln Sie sich für ihre Bankzettel Gold ein, und sagen Sie mir, ob dieselben falsch waren.“ — „Aber ein Spielhaus!“ — „Lassen Sie doch Ihre Provinz-Ideen fahren. In diesem Hause versammelt sich die beste Gesellschaft Londons.“ — Diejenigen, welche uns zu einem Laster verführen, werden gewöhnlich unsere besten Freunde; so wurde auch meine Freundschaft mit Friedrich immer inniger, und je weniger ich mich selbst achten konnte, desto höher schätzte er mich. Was mich vorzüglich an ihn fesselte, war die Art von Protection, die er meiner Liebe zu Theil werden ließ; er hatte meine Leidenschaft für Emilie entdeckt und bemühte sich, mir die Mittel zu erleichtern, dieselbe zu sehen und ihr Herz zu erobern. Uebrigens war es auch hohe Zeit, mich zu erklären, denn in Folge der neuen Lebensart, die ich führte, fingen meine Kapitalien an, bedeutend abzunehmen, ich mußte diesem kostbaren und zerstreuten Leben, so wie der Angst, welche mir meine Leidenschaft verursachte, ein Ende machen. An den Spieltischen hatte ich 600 Pfund Sterling, den letzten Rest meines kleinen eigenen Vermögens, verloren; außerdem hatte ich 300 Pfund an Friedrich geliehen, die freilich bei ihm in sehr guten Händen waren; mein inniges Verhältniß mit seiner Mutter und seinen Schwestern aber hatte mich noch vollkommen ruinirt, denn keine neue Oper wurde aufgeführt, keine neue Schauspielerin trat auf, kein fremder Violinspieler erregte Aufsehen in der fashionablen Welt, ohne daß unser Urtheil nicht ihren Erfolg sanctionirt hätte. Alle Tage waren neue Erfindungen an der Ordnung, durch die man Zeit und Geld auf die angenehmste Weise verschwenden konnte; Wasserfahrten oder Spazierritte, durch Blumen und Erfrischungen verschönt; Besuche in den Werkstätten der Künstler; Musterung aller Merkwürdigkeiten, die Mode waren; ländliche Feste in den Umgebungen von London, Feste mit Musik, Konzerte und Bälle auf Subscription, nichts ließen wir uns entgehen. Die Damen schienen so viel Vergnügen an meinem Umgang zu haben, und ich begleitete sie so gern! Unsere Vertraulichkeit steigerte sich immer mehr, wir verstanden einander so wohl, daß man mich recht gut für ein Glied ihrer Familie halten konnte; auch besaßen sie keineswegs die falsche Delikatesse, irgend eine der Ausgaben zu bezahlen, welche diese häufigen Vergnügungen verursachten. Ich war in der guten Gesellschaft wie in einer Räuberhöhle ausgeplündert worden!

Mit einem Worte, ich war arm wie Hiob. Der alte Pringle hatte mich in eine Speculation auf die Schur der Merino's verwickelt, in eine ganz sichere Speculation, die mir wenigstens 10—15,000 Pfund Sterling Gewinn bringen mußte, für die ich aber mein ganzes jetzt disponibles Vermögen und eine Ver-

schreibung meines zukünftigen einlegen mußte; durch die Schuld des Sohnes, der mich in die „Hölle" einführte, verspielte ich Alles, was ich zur Verfügung hatte.... kurz, ich war ganz auf dem Trocknen, als ich eines Tages zu Mittag bei den Pringle's speiste, die ich noch liebenswürdiger fand. Wie witzig war heute Georgina! Welcher Glanz und welches sanfte Schmachten in Emiliens Augen! Nach der Mittagstafel war mir eine Unterhaltung mit Mistreß Pringle aufbehalten, und ich wollte die günstige Gelegenheit benutzen, um endlich jene Eröffnungen zu wagen, die man von mir erwartete. Die Dame theilte mir gleich anfangs mit, daß Buttler sie um Georgina's Hand gebeten habe; ich öffnete schon den Mund, um mit ihr von Emilien zu sprechen, da kam mit einem Mal der Afrikanische Verwandte zum Vorschein, der reich wie ein Nabob, schön wie ein Offizier, geliebt wie ein Cousin war, und raubte mir jede Hoffnung auf den Besitz der jüngsten Miß Pringle. Freilich blieb mir noch die Aelteste übrig.... aber mir graute doch vor diesem Opfer zu Gunsten der guten Gesellschaft. Die gute Gesellschaft war schon an meinen schlechten Angewöhnungen, an meinen schlechten Vermögensumständen Schuld, sie sollte nicht auch noch das größte aller Mißgeschicke, eine schlechte Heirath, für mich herbeiführen, ... und da der Geist des Menschen stets dazu geneigt ist, von einem Extrem zum anderen überzugehen, so entschloß ich mich, eine ganz entgegengesetzte Handlungsweise anzunehmen und die Kehrseite meines bis jetzt geführten Lebens zu versuchen, kurz, mich unter die schlechte Gesellschaft zu begeben, von der ich in Zukunft meine Leser unterhalten werde.

Bibliographie.

The Architectural Magazine. Articles on Architecture, Buildings and Furniture. — Herausgegeben von J. C. London. 5 Bde.
Britain's Historical Drama. — Von J. F. Pennie. 14 Sh.
The Cabinet Minister. — Von Mrs. Gore. 3 Bde.
The Convalescent. — Roman von Mrs. Gilbert.
The Conveyancers Assistant. — Von G. Crabb. 2 Bde.
The Gift of all Seasons. — Von W. Andersen.
Journey through Russia, the Caucasian Alps and Georgia. — Von Capitain R. Mignan. 2 Bde.
Lectures on Midwifery. — Von Dr. Blundell. Herausgegeben von Dr. C. Severn.
Memoirs of the Early Life and Services of a Field Officer on the Retired List of the Indian Army.
A Narrative on Canada. — Von Sir F. Head.
Peru as it is; Residence in Lima. — Von Dr. A. Smith. 2 Bde.
Selections from the American Poets.
Works of T. Hobbes — Nebst einer Lebensbeschreibung von Hobbes, von Sir W. Molesworth. Erster Bd.
Woodland Rambles, with 40 illustrations.
The Year Book of Facts in Science and Art.
The Youth of Shakspeare, by the author of „Shakspeare and his Friends". — 3 Bde.

Tibet.

Schmidt's Tibetische Sprachlehre. *)

Nachdem der gelehrte Ungar Csoma Körösi im Jahre 1834 (zu Kalkutta) die erste Grammatik der Tibetischen Sprache drucken lassen, welche dieses Namens wahrhaft würdig ist, erhalten wir in diesem Jahre aus den Händen des verdienstvollen Ostasiatischen Forschers J. J. Schmidt zu St. Petersburg eine zweckmäßigere Bearbeitung desselben Werkes, mit vielen neuen, die grammatischen Regeln erläuternden Beispielen, welche Herr Schmidt seiner reichen Belesenheit in Tibetischen Original-Werken verdankt. Außerdem empfiehlt sich die Arbeit des Deutschen Gelehrten durch eine sehr schätzbare Zugabe, bestehend in zwei Abschnitten aus einer Buddhistischen Sutra (Text und Uebersetzung), welche die Stelle einer Tibetischen Chrestomathie vertreten können. Ungern vermissen wir aber die Alphabete der minder gewöhnlichen Tibetischen Schriftarten, die Csoma Körösi auf lithographirten Tafeln seiner Grammatik beigefügt hat.

Tibet hat seine Religion (die Buddhistische), seine Kultur und den größten Theil seiner fast unermeßlichen Literatur aus Indien empfangen, d. h. die meisten in Tibetischer Sprache vorhandenen Werke sind Uebersetzungen oder Nachbildungen verloren gegangener Indischer Originale Buddhistisch-religiösen Inhalts und füllen demnach in der alten Sanskrit-Literatur, namentlich, sofern sie von den Anhängern des Buddhismus gepflegt wurde, eine bedeutende Lücke aus. Doch fehlt es auch nicht an sehr umfassenden, der Geschichte, Geographie und den Natur-Produkten des zum Theil noch sehr unbekannten Tibet gewidmeten Werken, deren selbstständige Abfassung schon durch ihr Material verbürgt wird, die aber leider bis jetzt unberührt geblieben sind. In ihren Uebersetzungen haben die Tibeter, wie sehr auch der Genius ihrer Landessprache dem Genius des Sanskrit widerstrebte, Bewundernswürdiges geleistet: der kühne geistige Aufschwung und das tiefe Seelenleben Indiens schimmern uns aus der fremden Hülle, die ihnen auf Tibet's eisigen Hochebenen umgethan worden, so treu und wahr entgegen, daß wir den Untergang der Originale kaum zu beklagen brauchen.

Die Tibetische Sprache bietet dem Forscher viele interessante Eigenthümlichkeiten. Die scharfe Abgränzung ihrer Wurzellaute, welche im Allgemeinen mit einer dem Chines[illegible] Starrheit auseinandergehalten werden, bringt sie [illegible] ten einsilbigen Sprachengebiet sehr nahe, wä[illegible] mäßige Gebrauch vieler die grammatischen Kateg[illegible] der Partikeln, deren selbstständige Bedeutung ver[illegible] und einzelne Beispiele wahrer Lautverschmelzun[illegible] anderen Seite einen der Tatarischen Sprache[illegible] Typus geben. Auch ihre Schrift, eine bloße [illegible] Indischen Dewanagari, haben die Tibeter aus [illegible] gen; vergleichen wir aber das heutige gesproc[illegible] mit dem geschriebenen, so erscheint uns erster[illegible] ger Schmetterling, der einer unförmlichen Puppe [illegible] Sehr viele Tibetische Wurzelwörter sind mit schwe[illegible] Konsonanten-Häufungen belastet, die in der lebende[illegible] durch Elision und Metamorphose beinahe spurlos [illegible] z. B. bsgrag, bekannt machen (sprich dag); brngan [illegible] (sprich ngan); bsngags, preisen (sprich ngag), u. s. w. [illegible] ungemeine Abschleifung und Ausglättung hat nun [illegible] Verbindung mit einem zu einseitigen Lautwechsel*) [illegible] lige Folge gehabt, daß Wörter von der verschiedenste[illegible] nur noch in der Schrift sich unterscheiden. Dennoch scheint [illegible] Umstand dem gegenseitigen Verstehen nicht sehr hinderlich, [illegible] schon die Tibeter keine den Sprachen China's und Hinter-In[illegible] analoge Accente besitzen.

Die Rangordnung der Wörter im Tibetischen ist [illegible] das gerade Widerspiel der unsrigen, findet aber in den Sprache[illegible] Hoch-Asiens manchen Berührungspunkt. Als Beispiel [illegible] gende Stelle aus einer Buddhistischen Sutra, die Herr Schm[illegible] im syntaktischen Theile (S. 200) beibringt. In der ersten [illegible] geben wir den Text nach der Schrift, in der zweiten nach [illegible] Aussprache, und in der dritten die wörtliche Uebersetzung:

Ssangss-rgjass Od-ssrung-gi ts'he, dge-sslong tschig gang-[illegible]
Ssang-dschai Od-rung-gi ts'he, ge-long tschig gang-[illegible]
Verklärtester Odrung des Zeit, Gelong ein, [illegible]

gi lass bjass-pa-lass, 'brui khal tschig khal-[illegible]
gi lai dschai-pa-lai, dui khal tschig kal-[illegible]
des Geschäft thun während, Getraides Last eine aufgela[illegible]

ssong-ssong-ba-lass, lam-du tschhar-pass nos-[illegible]
ssong-ssong-ba-lai, lam-du tschhar-pai nos-[illegible]
gehen gehen während, Weg auf Regen von überfallen

bross-pai gnass med-pass, 'bru dang ssnod-[illegible]
doi-pai nai med-pai, du dang nod-[illegible]
Entlaufen des Ort nicht weil, Getraide auch Gefäß [illegible]

btschass-pa thamss-tschad gscher-bar gjur-te.
tschai-pa tham-tschad scher-war dschur-te.
zugleich Alles zusammen Durchnässung in überging.

Das heißt: „Zur Zeit des Buddha Odrung (Kasjapa) hatte ein Gelong (Priester), welcher die inneren (ökonomischen) Geschäfte (der Geistlichkeit) besorgte, eine Last Getraide aufgeladen und sich auf den Weg gemacht. Unterweges wurde er vom Regen überfallen, und da kein Ort vorhanden war, wohin er flüchten konnte, so wurde Alles, das Getraide sammt dem Behälter desselben, durchnäßt."

Die Tibetischen Typen der Schmidtschen Grammatik sind so schön, deutlich und elegant, als man sie nur wünschen kann. Ueberhaupt verdient die ganze äußere Ausstattung des Werkes großes Lob. W. S.

*) Grammatik der Tibetischen Sprache, herausgegeben von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. St. Petersburg, 1839.

*) So verwandeln sich dgra, bgra, sla und bsla gleichmäßig in da — [illegible] rkja und pja in tscha, u. s. w. Daneben giebt es noch ursprüngliche [illegible] wie da und tscha.

Mannigfaltiges.

— Handschriften berühmter Männer. Gewöhnlich nimmt man an, daß geniale Leute eine schlechte, unleserliche Hand schreiben. Dem ist jedoch nicht so, wie wir z. B. [illegible] aus einer sehr interessanten Autographen-Sammlung, die hier in Berlin durch den Steindruck veröffentlicht worden, [illegible] könnten. Shakespeare, Napoleon, Lord Byron hatten es freilich in der Kalligraphie nicht sehr weit gebracht; Schiller [illegible] und Goethe schrieben nicht bloß für die Geister, sondern auch für die Augen ganz ausgezeichnet. In einem neueren Journal [illegible] wir: „Canning's Handschrift hat ein keusches und klassisches Ansehen; Brougham schreibt eine eilfertige Hand, aber mit einer trefflichen Feder, getränkt von Dinte; Sir Robert Peel's Schrift hat einen etwas steifen Charakter, aber zugleich Festigkeit und Eleganz; Washington schrieb eine schöne, gleichartige, [illegible] und entschiedene Hand, bei der jeder Buchstabe lesbar und [illegible] lich war; in Jefferson's Schrift war seine Kühnheit und [illegible] lichkeit ausgedrückt; Washington Irving schreibt wie ein [illegible] d. h. als ob er die Absicht hätte, daß Niemand das Geschriebene soll lesen können, außer ihm selbst; Crabbe dagegen schrieb [illegible] und zierlich; Jeremy Bentham's Hand hatte das Ansehen, als ob er sich eines Stocks statt der Feder bedient hätte, und [illegible] Harcourt Lee's Manuskripte sehen so aus, als ob eine Spinne mit ihren Beinen in Dinte getaucht und dann über das Papier gejagt worden wäre."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 36. Berlin, Montag den 25. März 1839.

Polen.

Kojata.

Eine Slawische Volkssage.

Es lebte einst ein König, Namens Kojata, dem der Bart bis an das Knie reichte. Er beherrschte ein großes herrliches Reich, seine Residenz glänzte von Gold und prächtigen Palästen, und doch fühlte er sich nicht glücklich, weil Gott ihm seinen liebsten Wunsch unerhört gelassen und bisher keine Nachkommenschaft geschenkt hatte.

Einst faßte Kojata den Entschluß, das weite ihm unterthänige Land zu durchreisen und selbst nachzusehen, ob überall sein Wille erfüllt würde. Er riß sich mit Schmerzen von seiner geliebten Gemahlin los, besuchte fast alle Städte seines Reiches und verstattete jedem der Unterthanen, sich ihm mit seinen Bitten zu nahen. So ging fast ein Jahr vorüber, bevor der König der Rückkehr gedachte.

Da trat eines Tages, als der König mit seinem Gefolge durch wüste Feldmarken reiste, eine unerträgliche Hitze ein; vom Himmel schien Feuer herabzusprühen. Es war unmöglich, weiterzureisen, und der König mußte durch seine Hof-Bedienten Zelte aufschlagen lassen, um unter diesen die Kühle des Abends abzuwarten. Zugleich befahl er, Trinkwasser herbeizuschaffen. Die Hofleute durchstreiften die Gegend nach allen Seiten, doch nirgends war ein Tropfen Wassers zu finden. Der König, ungeduldig und vom Durste gepeinigt, bestieg endlich selbst sein Pferd, um eine Quelle oder einen Bach aufzusuchen.

Er hatte sich auch noch gar nicht weit von den Seinigen entfernt, als er einen Brunnen gewahrte, der bis oben an mit dem reinsten, durchsichtigsten Wasser angefüllt war. Kojata stieg freudig vom Pferde. Die Einladung, hier seinen Durst zu stillen, war für ihn um so größer, da er oben auf dem Wasser einen goldenen Becher schwimmen sah. Er griff danach, doch, wunderbarer Weise, plätschernd wie ein Fisch duckte der Becher unter und kam darauf an einer anderen Stelle des Brunnens wieder hervor. So oft nun der König den Becher zu fassen glaubte, entwand er sich seinen Händen und erschien dann wieder auf der Oberfläche des Brunnens.

Ei, dachte der König, wozu das Gespaße! und legte sich, ohne sich lange zu besinnen, so lang er war, auf die Erde, hielt den Mund über den Brunnen und trank nach Herzenslust, nicht beachtend, daß sein langer Bart in den Brunnen hinabhing.

Nachdem Kojata seinen Durst gestillt hat, will er aufstehen, aber er vermag es nicht, denn es hält ihn Jemand in dem Wasser bei dem Barte fest. Erzürnt ruft er aus: „Wer da? Laß mich los!“ Doch statt der Antwort stiert ein gräßliches Gesicht aus dem Wasser den König an. Zwei große grüne Augen ragen aus dem Kopfe hervor, der Mund ist zu einem widerwärtigen Lächeln verzogen und zwei Adlerklauen sind in des Königs Bart eingesenkt.

„Dein Zerren und Ziehen ist vergeblich, Herr König!“ ruft das Gespenst; „ich lasse Dich nicht los, bevor Du mir versprichst, mir das aus Deinem Hause zu schenken, wovon Du bis jetzt noch nichts weißt.“

Das wird auch was Rechtes seyn! denkt der König, wenn ich nicht einmal davon weiß. „Gut!“ spricht er, „das sollst Du haben!“

In dem Augenblicke fühlt der König sich frei und vernimmt den Ruf: „Wehe! Wehe Dir, wenn Du wortbrüchig wirst!“ Er erhebt sich, trocknet den Bart, besteigt sein Roß und eilt wieder seinem Gefolge zu.

In Eil reiste er nun geraden Weges nach Hause. Als der Ruf in der Hauptstadt erschallte, daß der König sich nahe, ging ihm das ganze Volk entgegen, jubelnd und ihm Heil und Segen wünschend. Vor dem Palaste stand die schöne Königin und hielt ein reizendes Knäblein in ihren Armen. Bei diesem Anblicke erblaßte der König; er ließ das Haupt auf die Brust sinken und sprach mit dumpfer Stimme: „Also mein Kind war's, von dem ich noch nichts wußte.“ Zwei große Thränen fielen ihm in seinen grauen Bart hinab.

Die Königin und das ganze Volk wurden durch des Königs plötzliche Trauer nicht wenig erschreckt, doch wagte Niemand, den König nach der Ursache derselben zu fragen. Niemand erfuhr das Geheimniß, doch war es Allen offenbar, daß ein Wurm an des Königs Herzen nagte, denn seine Tage verlebte Kojata oft in trauriger Einsamkeit, und in den Nächten floh der Schlaf von seinem Lager.

So flossen Monate und Jahre hin. Milan, der Königssohn, wuchs heran, ward einer der schönsten und in den ritterlichen Uebungen gewandtesten Jünglinge des Hofes, und dem Könige kam mit der Zeit jenes Ereigniß am Brunnen ganz aus dem Gedächtniß. Doch es gab Jemanden, der sich geleisteter Versprechen länger zu erinnern verstand!

Es geschah, daß Milan mit mehreren anderen Jünglingen sich auf die Jagd begab. Indem er ein angeschossenes Reh verfolgte, entfernte er sich von seinen Genossen und sah sich in dem wildesten Theile des Waldes allein. Ringsum lagen alte geborstene Bäume, und eine tiefe Stille herrschte durch den Wald. Plötzlich vernahm er neben sich in dem Gesträuch ein auffallendes Geräusch, und auf einmal trat ein wunderlicher Alter hinter dem Gebüsche hervor, der den Prinzen mit seinen großen grünen Augen anstarrte.

„Sieh' da, Prinz Milan!“ rief der Alte. „Besuchst mich doch endlich einmal? Hab' lange genug auf Dich gewartet!“

„Kennst Du mich denn, Alter?“ fragte der Prinz.

„Ha! ich wußte eher von Dir, als Dein Vater. Jetzt merk auf das, was ich Dir sage. Grüß' Deinen Vater, den König Kojata, von mir und erinnere ihn in meinem Namen an das Versprechen, das er vor zwanzig Jahren Jemanden am Brunnen gegeben hat. Nun, auf baldiges Wiedersehen!“

Nach diesen Worten verschwand der wunderliche Alte; dem Prinzen war unheimlich zu Muthe geworden, und nur mit Mühe wand er sich aus dem Dickicht wieder heraus. In dem Palaste angelangt, erzählte er seinem Vater von der auffallenden Erscheinung. Bleich vor Schrecken rief Kojata: „Wehe Dir, mein geliebter Sohn, binnen kurzem werden wir von einander scheiden müssen!“ Und nun erst theilte er seiner Gemahlin und seinem Sohne das furchtbare Geheimniß mit, das er so lange auf dem Herzen getragen hatte.

„Weine nicht, geliebter Vater!“ sagte heiteren Sinnes der Sohn; „laß mir mein Roß satteln und mich ziehen, ich werde mir schon Rath zu schaffen wissen. Kehre ich jedoch in einem Jahre sieben Wochen und sieben Tagen nicht zurück, so siehst Du mich niemals wieder.“

Es waren bald alle Vorbereitungen zu Milan's Abreise getroffen. Der König gab ihm ein stählernes Schwert und seinen Segen mit, die Königin hing ihm mit Thränen in den Augen ein goldenes Kreuz um den Hals und segnete ihn dreimal. So machte sich denn Prinz Milan eines Morgens auf den Weg, der Gegend zu, wo er nach des Vaters Beschreibung den verhängnißvollen Brunnen zu suchen hatte.

Er reiste drei Tage hindurch ununterbrochen fort, ohne den Brunnen anzutreffen. Endlich gelangte er am vierten Tage, als die Sonne bereits hinter die Berge hinabsank, an einen großen im Abendroth herrlich glänzenden See, der bis auf den Grund durchsichtig schien und dessen spiegelglatte Oberfläche kein Lüftchen bewegte. Mit Verwunderung bemerkte er, als er sich dem See genähert hatte, dreißig Hemden, weiß wie Milch, die an dem Ufer des Sees umherlagen. Zugleich zogen dreißig graue Enten, die auf dem See umherschwammen, seine Aufmerksamkeit auf sich. Neugierig stieg er vom Pferde, nahm eines der Hemden vom Boden auf und verbarg sich in das nahe hohe Gesträuch, in Erwartung dessen, was es mit den Hemden für eine Bewandniß haben möchte.

Eine Weile erlustigten sich die Enten in ihrem Elemente: bald suchten sie es einander im Schwimmen zuvorzuthun, bald tauchten sie unter, bald wieder flogen sie auf, ließen sich dann wieder auf das Wasser hinab und schaukelten sich fröhlich auf den Wellen. Endlich schwammen neunundzwanzig von ihnen an das Land; erstaunt sah Prinz Milan eine jede, sobald sie mit den Füßen den Erdboden berührte, als eine liebreizende Jungfrau dastehen, sich das Hemd überwerfen und verschwinden. Eine Ente bleibt allein an dem Rande des Sees zurück, ängstlich schwimmt sie umher und stößt ein klagendes Geschrei aus, sie reckt ihr Hälschen in die Höhe, sie fliegt auf, läßt sich wieder auf den See nieder und äußert ihre Besorgniß auf so rührende Weise, daß Milan's Herz erweicht wird, er aus seinem Verstecke hervortritt und das Hemd auf das Gras legt.

Im Augenblicke steht eine Jungfrau von so reizender Gestalt vor Milan, dergleichen es heute unter der Sonne nicht mehr giebt. Erröthend reicht sie dem Prinzen ihre Hand und spricht: „Dank Dir, Prinz Milan, Du wirst es nicht bereuen, mir mein Hemd zurückgegeben zu haben. Ich bin Welena, die jüngste Tochter des Zauberers Czernuch, und habe noch neunundzwanzig Schwestern. Unser Vater herrscht in dem unterirdischen Reiche über tausend prachtvolle Paläste. Seit langer Zeit erwartet er Dich und ist gar böse, daß Du so lange nicht erscheinst. Ich werde Dich zu ihm führen. Doch wird er Dir nichts Uebles anthun, wenn Du meinen Rath befolgst. Sobald Du nämlich meinem Vater unter die Augen trittst, wirf Dich auf die Kniee und rutsche also an ihn heran. Er wird anfangs mit den Zähnen knirschen und mit den Füßen auf den Boden stampfen, doch achte nicht darauf, Dein wunderliches Beginnen, das ich unter Euch Menschen gesehen habe, wird ihn besänftigen. — Nun fasse Muth!“

Bei diesen Worten stieß Welena mit dem Fuße auf den Erdboden, und Milan fühlte, wie er mitten in den Erdboden hineingerissen wurde.

Im unterirdischen Reiche stand ein aus glühenden Kohlen erbauter Palast, der nach allen Seiten hin das Dunkel eben so erhellte, wie unsere Erde von der Sonne erleuchtet wird. Milan trat muthigen Sinnes in den Palast und erblickte alsbald den Zauberer, der mit einer glänzenden Krone geschmückt auf einem feurigen Throne saß. Er erkannte an den smaragdgrünen Augen sogleich jenen Alten wieder, der ihm einst in unheimlicher Gegend des Waldes begegnet war. Sofort warf sich Milan, der Weisung seiner Beschützerin Welena gedenkend, auf die Kniee und schleppte sich zum Könige hin.

Czernuch begann, sobald er des Prinzen ansichtig wurde, wuthentbrannt mit den Füßen zu stampfen, daß der Palast erdröhnte. Als Milan jedoch immer näher an ihn heran rückte, wich plötzlich der Zorn des Zauberers, und er brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Hast gewonnen, wunderlicher Kauz!“ rief er; „hast mich zum Lachen gebracht, denn ich hab' noch Niemanden also gehen gesehen. Gut, ich will Dich für Dein langes Ausbleiben nicht gleich bestrafen; drei Arbeiten nur sollen Deine Strafe seyn. Zum Ersten sollst Du mir in der heutigen Nacht einen Palast von Marmor erbauen, ganz nach dem Muster des meinigen. Steht der Palast morgen früh nicht fertig da, so nimm Deinen Kopf in Acht.“

Czernuch winkte, zwei Diener eilten herbei und führten Milan in ein prachtvolles Gemach, in dem ein Bett in Bereitschaft stand. Doch spürte Milan kein Verlangen nach Ruhe; traurig und seiner fernen Aeltern gedenkend, die er nun nicht wiederzusehen hoffen durfte, stand er, an das Fenster gelehnt, da und schaute hinaus nach dem wunderbar erleuchteten Lande.

Da flog ein Bienchen summend heran, und deutlich vernahm Milan die Worte: „Laß mich hinein! Laß mich hinein!“ Er öffnete, und im Augenblicke stand die schöne Welena vor ihm mit freundlichem Gruße.

„Sey gutes Muthes“, sprach sie; „ich kenne meines Vaters Verlangen, morgen früh soll der Palast an der bezeichneten Stelle stehen. Verlaß Dich auf mich, doch sey hübsch zeitig munter, nimm eine Axt zur Hand und gehe um den neuen Palast umher, als wenn Du hier und da noch etwas auszubessern fändest.“

Und so geschah's. Czernuch selbst war über die Schönheit des nächtlichen Werkes erstaunt. „Bist ein tüchtiger Baumeister“, rief er; „hätt's nicht gedacht, daß Ihr da oben dergleichen verständet. Ich bin zufrieden. Aber so leichten Kaufs kommst Du mir nicht davon. Sollst mir erst noch ein paar Nüsse knacken. Merk' auf! Ich habe dreißig Töchter; morgen früh werde ich sie Dir vorstellen, und dann sollst Du mir sagen, welche meine jüngste, Welena, ist. Dreimal darfst Du sie Dir ansehen. Errathe es ja, Du kennst Deine Strafe!“

Milan lachte in seinem Herzen und kehrte freudig in sein Zimmer zurück. „Diesmal hast Du Dich in Deinen eigenen Netzen gefangen, Herr Hexenmeister“, sagte er; „ich sollte meine Welena nicht kennen?“

„Wer weiß, ob Du sie ohne meine Hülfe herausfinden wirst“, rief das Bienchen, das unvermerkt wieder hereingeflogen war. „Wir Schwestern gleichen einander, wie ein Tropfen Wasser dem anderen. Darum höre! Auf meine Stirn wird sich eine kleine Fliege setzen, daran wirst Du mich erkennen. Merk' daher wohl auf, und bis dahin lebe wohl!“

Am anderen Tage mußte Milan wieder vor dem Könige erscheinen. Dreißig Mädchen in weißen Gewändern standen mit gesenkten Augen vor dem staunenden Königssohne. Czernuch selbst saß hohnlächelnd da. Milan ging einmal die Reihe hinunter, er erblaßte, denn auf keiner Stirn war eine Fliege zu schauen. Er ging wieder zurück, das verheißene Abzeichen fehlte, und schon entstand ein dumpfes Gemurmel unter dem Hofgesinde des unterirdischen Königs. Da trat Milan seine Wanderung zum dritten Male an, und nun ersah er plötzlich eine Fliege, klein wie ein Mohnkörnchen, auf Welena's Stirn. Er ergriff die Erröthende bei der Hand und sagte: „Diese ist Welena, Deine jüngste Tochter!“

Hm! dachte Czernuch, der hat's Rathen gelernt. Werd' Dich aber doch noch fangen, Patron. — „Gut“, sagte er laut. „In drei Stunden sollst Du die letzte Probe bestehen. Hast da so eigene Dinger an den Füßen, möcht' wohl ein Paar dergleichen machen sehen. Also frisch daran, ich werde Dir mit einem Strohhalme leuchten, und ehe er herabgebrannt ist, müssen die Dinger fertig seyn!“

Als Milan wieder auf sein Zimmer gebracht worden war, ging er mit großen Schritten auf und ab und rief ein Mal um das andere: „Wie? Ich, ein Königsohn, soll wie ein Schuster Stiefeln zusammenkleben? Nimmermehr! Niemals werde ich meine Abkunft also beschmutzen; lieber den Tod, als die Schande!“

Indem flog das Bienchen wieder herzu. „Nun, Milan!“ sagte die vor dem Prinzen stehende Welena, „ich komme, um Dir bei Deinem neuen Kunststücke zu helfen.“ — „Diesmal bedarf ich Deiner Hülfe nicht“, erwiederte Milan, „denn ich will lieber sterben, als mich vor den Augen der Welt zum Schuster erniedrigen. Nie, nie erfülle ich Deines Vaters wunderliches Gelüst, und sollte es mir auch das Leben kosten!“

„O, mein Geliebter!“ seufzte Welena erschreckt, „da müßte ja Deine Welena mit Dir sterben. Willst Du aber Deinen Widerwillen nicht aufgeben, so kann Dich nichts retten, als die Flucht, und ich fliehe mit Dir aus meines Vaters Reiche.“

Bei diesen Worten hauchte Welena ein klein wenig Speichel an das wiederverschlossene Fenster, führte den Prinzen aus dem Zimmer, schob die Riegel der Thür vor und gelangte an den Ort, an welchen sie mit Milan von der Erde herabgesunken war. Sie schlug mit dem Fuße an den Erdboden an, und wieder ging's gerades Weges nach oben, an die Ufer des Sees, wo Milan's Roß noch wohlgemuth weidete. Milan hob seine Geliebte rasch auf den getreuen Rappen, setzte sich selbst auf, und das Roß eilte, als wenn es selbst die Gefahr ahnte, angestrengtesten Laufes davon.

Indessen wartet Czernuch auf den Königssohn; der kommt und kommt nicht. Er sendet seine Hofleute nach ihm aus. Sie pochen an die verschlossene Thür. „Ich komme gleich!“ ruft ihnen das am Fenster befindliche Tröpflein Speichel entgegen. Sie bringen diese Antwort dem Könige, der zum Warten sich bequemt. Doch bald sendet er zum zweiten Male hin; und abermals vertröstet der Speichel die Hofleute mit den Worten: „Ich komme sogleich!“ Nun aber ist Czernuch's Geduld zu Ende. „Denkt er, mich zum Narren zu machen? Brechet die Thür auf und schleppt ihn her zu mir!“ ruft er entrüstet aus. — Das Hofgesinde eilt fort, die Riegel fliegen auf, doch das Zimmer ist leer und nirgends eine Spur des Prinzen zu finden. Zugleich kommt Kunde von der Flucht der Prinzessin Welena.

„Ha!“ rief Czernuch voll Ingrimm seinem Hofgesinde zu, „fort! ihnen nach! bringt sie zurück, reichen Lohn verspreche ich Euch!“

Czernuch's Diener eilten in Hast von dannen und fanden die Spur der Entflohenen.

„Wir werden verfolgt“, begann auf einmal Welena; „ich höre deutlich unsere Verfolger. Steig' ab, mein Geliebter, hier gilt schnelles Besinnen.“ — Sie murmelte einige Worte, und im Nu war sie selbst in einen Bach, ihr Geliebter in eine Brücke, die darüber führte, und das Pferd in einen Raben verwandelt.

Die Verfolger waren der Spur der Flüchtlinge bis an die Brücke gefolgt, nun aber suchten sie vergeblich nach weiteren Zeichen; verwirrt und unschlüssig ritten sie eine Weile umher, dann aber wandten sie ihre Rosse und eilten zu ihrem König zurück, um neue Befehle einzuholen. — Sogleich löste Welena die Wandlung, und in höchster Eil ward die Flucht fortgesetzt.

Czernuch brach über den Bericht in die höchste Entrüstung aus. „Hat die Dirne Euch durch ihre Künste bethört! Der Bach war sie ja selbst. Fort! Ihnen nochmals nach, und wehe Euch, laßt Ihr Euch wieder berücken und bringt Ihr sie diesmal nicht wieder.“

Wieder vernahm Welena ihres Vaters Knechte, als diese noch eine weite Strecke entfernt waren. Im Augenblick stand auf ihr Geheiß eine dichte Haide mit vielen gewundenen Wegen da, und zugleich hatte sie sich selbst, den Prinzen und das Pferd in drei Bäume verwandelt, die an der dichtesten Stelle sich befanden. — Als die Verfolger an die Haide gelangten, da schien es ihnen, als wenn sie auf mehreren Wegen zwei Reiter in der Ferne erblickten. Sie jagten hinter ihnen her, verirrten sich aber in den engen Windungen und kamen zuletzt an den Ort zurück, von dem aus sie die Haide betreten hatten. Sie mußten mißmuthig den Rückweg antreten.

Gränzenlos war Czernuch's Wuth über das abermalige Fehlschlagen der Verfolgung. Er ließ sich sein eigenes Roß vorführen, um den Entflohenen selbst nachzusetzen.

Welena erbleichte, als sie diesmal die Verfolgenden vernahm. „Weh!“ rief sie, „es ist mein Vater, der uns verfolgt. Gegen den vermag ich nichts.“ Da erblickte sie an dem Halse Milan's das Kreuz, das dieser von seiner Mutter erhalten hatte. „Das Kreuz kann uns retten“, rief sie, „das wird meines Vaters Sinne verwirren!“ Welena erfaßte das Kreuz, sofort stand ein Kloster da, sie selbst war in eine Statue, das Pferd in einen Glockenthurm und Milan in einen Mönch verwandelt.

Als Czernuch die Spur bei dem Kloster verschwunden sah, fragte er den Mönch, der in der Thür stand, ob nicht ein Reiter und ein Mädchen auf einem Pferde hier vorübergekommen wären. „O ja“, antwortete der vermeintliche Mönch, „die sind aber schon weit voraus.“

„So mag sie mit dem Landstreicher ziehen, wohin sie will!“ rief Czernuch, wandte sein Pferd und kehrte in sein unterirdisches Reich zurück.

Milan und Welena gelangten glücklich in die Residenz des

Königs Kosata, und dieser vergaß beim frohen Hochzeitsmahle des alten Czernuch und seiner Tücke. (Prz. lud.)

Frankreich.

Nantes während der Schreckenszeit.

(Fortsetzung.)

Unterdeß waren auch die anderen Bauern näher getreten. „Und weiter willst Du nichts?“ sagte Salaün, der seine Bestürzung kaum noch verbergen konnte. — „Nichts, als ein Gebet, meine Jugendfreunde.“ — Er kniete nieder, faltete die Hände mit frommer Ergebung und sagte mit erhobener Stimme: „Gesegnet sey jetzt die Dreieinigkeit. Jetzt bin ich rein, ich hoffe es zum wenigsten; mein Muth ist befestigt. Möge der Sohn Gottes mich schützen! Ich werde mein Gebet mit aufrichtigem und liebendem Herzen verrichten.“ —

Die Wirkung dieser Verse war zauberähnlich; alle Bretagner waren bis ins Innerste erschüttert, ihre Blicke trafen funkelnd auf einander, und sie riefen aus: „Das ist das Gebet aus der Tragödie.“ — „Woher kennt er es?“ fragte Guïader. — „Er spielte die heilige Nona“, erwiederte Salaün. — „Und ich Gott den Vater“, sagte Menez. — „Ich den Priester“, sagte Ledu. — „Ich den Tod“, sagte Leguern. — Bei Allen flammte die Erinnerung wieder lebendig auf. — „Wir spielten das Stück zuerst in der Tenne Olièr Moreau's.“ — „Hinter dem Theater war eine Fliederhecke.“ — „Erinnerst Du Dich noch, welchen Beifall man uns schenkte?“ — „Und was für schöne Mädchen uns zuschauten?“ — Alle Jugenderinnerungen tauchten wieder in ihnen auf, und Jeder fing an, seine Rolle herzusagen. Da fiel Jvon wieder ein, und seine Stimme übertönte die der Anderen: „Herr Gott, der Du die Sterne geschaffen hast, meine Stunde ist gekommen. Heilige Jungfrau, zu Dir flehe ich, befreie mich von Schmerz und Qual!“ — Menez fuhr fort: „Ich, Gott der Vater, befehle Dir, kalter Tod, unverzüglich zur Erde niederzusteigen; führe mir Nona zu, die mein Gesetz geachtet hat, damit ich sie von allem Schmerz befreie, wie sie es verdient.“ — Jvon fuhr fort: „O, mein Gott! Ich muß dulden und sterben. Es ist die Zeit, daß ich die Erde, ihren Schmerz und ihre Täuschungen verlasse. Meine Stunde ist gekommen, und ich muß an die Zukunft denken. Ihr weißen Priester, gebt mir die letzte Oelung, denn ich muß von hinnen scheiden. Dir Gott, Du wahrer König der Welt, befehle ich meine Seele; möge mein Körper einen Platz in geweihter Erde finden. Helfet den Armen, und der Friede sey mit Euch. Kein Krieg mehr! Das bitte ich von einem Jeden.“ — Leguern fuhr fort: „Ich bin's, der Tod; in diesem Thale tödte ich alles Geborne ohne Erbarmen. Junge Nonne, Deine Zeit ist abgelaufen. Ich berühre zuerst Deine Stirn, und dann treffe ich sicher in's Herz.“ — Alle, außer Jvon, fielen im Chor ein: „Zwischen diesen beiden großen Steinen wollen wir einen angenehmen und schönen Platz suchen. Er ist im Lande Rivelon gelegen, so sagen die Alten. Dort wollen wir den reinen Körper der Nonne begraben, am Meere von Armorika, wo er Allen sichtbar seyn wird. An diesem einsamen Orte hat sie die Trennung vom Körper vollbracht. Ihre keusche Seele ist zu Gott heimgegangen, und ihr Körper ruht unter dem Grase zwischen der Stätte Erné und der Stätte der beiden Morde.“

Diese Verse schienen wie eine Zauberformel auf die Bretagner zu wirken. Ihre Bewegungen waren immer lebendiger geworden, und ein poetischer Enthusiasmus hatte sich Aller bemächtigt. Das Opfer und die Henker hatten die Verschiedenheit ihrer Meinungen und Stellungen vergessen, um in Eine Empfindung zusammenzufließen. Meine Gefühle bei diesem wunderbaren Schauspiele lassen sich nicht beschreiben. Ich war aufgestanden und horchte mit einer Art von Entzücken, als der Schrei ertönte, welcher den Schluß der Tragödie bezeichnet. Ich glaubte draußen Schritte zu vernehmen und stürzte mich auf Jvon, der noch kniete. „Da ist der Vendeer!“ rief ich. — Die Bauern schwiegen und lauschten. Ich ergriff die Hand des jungen Bauern. „Wenn Ihr Christen seyd“, sagte ich, „so zeigt es; wollt Ihr unter Euren Augen ein Kind Eurer Gemeinde, welches mit Euch aufgewachsen und nie etwas Böses gethan hat, tödten lassen?“ — Sie sahen sich an. „Er ist ein Blauer“, sagte Selaün mit schwankender Stimme. — „Er ist ein Bretagner“, erwiederte ich, „der Mehrere der Eurigen gerettet hat. Ohne ihn wäre Fräulein von la Hunoterie nie aus Rennes entkommen. Thut ihm, was er Anderen gethan.“ — „Der Herr Chevalier gebietet hier, und wir können keinen Gefangenen ohne seinen Befehl frei lassen.“ — „Warum soll denn der Vendeer den Befehl zum Morde geben?“ sagte Jvon. — „Wenn also Herr von la Hunoterie“, fuhr ich fort, „allein das Recht, zu befreien, hat, so hat er auch allein das Recht, zu strafen. Seine Nichte hat Euch anempfohlen, uns nichts Böses zu thun; wenn Ihr uns morden lasset, habet Ihr ihren Zorn zu fürchten. Ihr müßt wenigstens auf Befehle warten.“ — Die Bretagner schienen zu schwanken. „Ich könnte nachsehen, ob der Herr Chevalier zurückgekommen ist“, sagte Fine-Oreille; „aber wenn die Anderen vor meiner Rückkunft heimkehrten, so wäre Alles vergeblich. Was ist da zu thun?“ — „Nimm uns mit Dir“, sagte Jvon. — „Das ist wahr!“ schrieen die Bauern. Der Herr Chevalier mag thun, was ihm beliebt, aber schnell!“

Die Bauern nahmen ihre Flinten und ließen uns in der Mitte gehen. Wir verloren uns bald im Dickicht, und die Hütte entschwand unseren Blicken. „Jetzt sind wir gerettet“, sagte ich leise zu Jvon. — „Noch nicht“, erwiederte dieser. — Er war stehen geblieben und horchte. — „Vorwärts!“ sagte Menez. — „Still!“ flüsterte der junge Bauer. — Wir lauschten ebenfalls, und hörten deutlich das Geräusch von Schritten. „Das sind die Anderen, die von dem Pachthofe zurückkommen“, bemerkte Salaün, „sie haben den Fußpfad eingeschlagen; wir sind verloren!“ — „Sie gehen also bei uns vorüber?“ — „Auf der anderen Seite des Gebüsches.“ — In der That konnten wir ihre Worte vernehmen. Unsere Führer standen still, aber das kleinste Geräusch konnte uns verrathen. Mein Herz schlug laut. Immer näher kamen die Schritte und die Stimmen, und wir sahen Storel und seine Gefährten deutlich durch das kahle Gebüsch ... Sie gingen vorüber, ohne uns gewahr zu werden .... Jetzt schritten wir wieder rascher zu und langten bald am Ziele an.

Herr von la Hunoterie war glücklicherweise angekommen. Er bemühte sich, uns zu beruhigen. Meine Reisegefährtin trat zugleich mit ihm ein und erzählte ihm alles Vorgefallene. Herr von la Hunoterie entschuldigte sich leichthin über das, was er ein Mißverständniß zu nennen beliebte, und dankte mir für den Dienst, den ich seiner Nichte geleistet. Er bat mich, seine Gastfreundschaft bis zum Morgen in Anspruch zu nehmen. Am folgenden Tage brach ich mit Jvon nach la Roche-Sauveur auf, wo wir ungefährdet anlangten.

Asien.

Die Siahpuschen in Kjaferistan.

In Elphinstone's Beschreibung von Kabul und in Capitain Burnes' Reise nach Buchara erhalten wir einige unvollständige Notizen über die Siah-puschi's oder Schwarzröcke, ein Volk von Kjaferistan, das wegen seiner Bekleidung aus schwarzem Ziegenfell diesen Namen führt.*) Die Siahpuschen, von Sultan Baber und Ebul-Fasil für Nachkommen Griechischer Ansiedler (in Baktrien) erklärt, bewohnen ein gebirgiges Land und sind vielleicht als Aboriginer zu betrachten, die bei Gelegenheit einer Völkerwanderung von den Eroberern der Ebenen in ihre jetzigen Wohnsitze gedrängt wurden.

Wilson, der berühmte Indische Sprach- und Alterthumsforscher, hat in seinen Anmerkungen zu Ktesias scharfsinnig dargethan, daß die Kalystrioi oder Kynoskephaloi des Griechischen Autors und die Siah-puschen ein und dasselbe Volk sind. Schon Vans-Kennedy erkannte in dem ersteren Namen sehr glücklich die Sanskritischen Worte kala, schwarz, und wastri, Kleidung; allein erst Herr Wilson identifizirt die Kalystrioi mit den heutigen Siahpuschen und zeigt uns, daß sie ein Stamm desjenigen Volkes waren, welches bei den Geographen der Hindu's Dárada's oder Derd's, bei Ptolemäus Daradrai und bei Strabo Dardai heißt. Dárada kommt von der Wurzel dri, in Stücke reißen (Englisch tear), — daher ohne Zweifel die langen Hauzähne und scharfen Klauen, welche der leichtgläubige Ktesias diesem Volke beilegt.

Ein Memoire des Capitains Burnes, welches unlängst im Druck erschienen, giebt uns einige interessante, obwohl zerstückelte Details über dieses merkwürdige Volk, die der berühmte Reisende auf seiner neuesten Wanderung in Kabul aus dem Munde mehrerer Individuen des Stammes und solcher Personen, die in Kjaferistan verweilt, gesammelt hat. Lassen wir den Verfasser selbst reden:

„Die Siahpuschi's geben sich selbst den Namen Kjafir, womit die Muhammedaner sie belegt haben, obschon dieses Wort, das bekanntlich so viel als Ungläubiger heißt, keine ehrenvolle Bedeutung hat. Sie besitzen keine geschriebene Urkunden, wie denn die Schreibekunst ihnen überhaupt unbekannt ist. Ihre geographischen Kenntnisse erstrecken sich nicht über die Gränzen des Landes hinaus, das sie seit undenklicher Zeit bewohnen. Dieses Land enthält viele Hochebenen; der Winter ist streng, allein im Sommer wuchert die Rebe üppig.“

„Ein junger Kjafir von ungefähr 18 Jahren, dessen Bekanntschaft ich kürzlich in Kabul machte, hat mir über die Sitten seiner Nation viele Aufschlüsse gegeben. Dieser Jüngling verirrte sich vor anderthalb Jahren auf einer kleinen Fußreise und fiel bei dieser Gelegenheit den Muhammedanern in die Hände. Nach seinem gewaltsamen Uebertritt zum Islam vertauschte er seinen früheren Namen Dihnber mit Feriduhn. Er ist von ausgezeichnet schöner Gestalt, hat regelmäßige Gesichtszüge und ein lebhaftes blaues Auge. Zwei andere Kjafir-Knaben, erst acht bis neun Jahre alt, die mit Feriduhn gefangen wurden, haben rehfarbene Augen und nußbraunes Haar. Schon dem oberflächlichen Beobachter künden sich diese Kjafir's als ein besonderes Volk an, das weder den Afghanen, noch den Kaschmiren gleicht.“

„Die Kjafir's haben, wie Feriduhn mir versicherte, kein gemeinschaftliches Oberhaupt; aber große Männer heißen bei ihnen Salmunasch. Sie unternehmen keine förmliche Kriegszüge gegen ihre Nachbarn, sondern begnügen sich mit Wiedervergeltung, wenn die Muhammedaner ihre Gränzen feindlich überschreiten. Sie sind ein sehr gewandtes, rühriges und verständiges Volk, aber grausam gegen Feinde, denen sie niemals Pardon geben. Das höchste Wesen heißt bei ihnen Doghan; sie opfern ihm Kühe und Ziegen, besonders an einem großen, zehntägigen

---

*) Das Wort ist Persisch, von siâh, schwarz, und püschiden, einhüllen, bekleiden.

Feste, das in den Anfang des April fällt. Ihre Todten werden weder verbrannt, noch begraben; man hüllt den Leichnam in ein schönes Gewand aus Ziegenfellen oder Wollenzeug von Kaschgar und trägt ihn dann auf einen benachbarten Hügel, wo er unter freiem Himmel vermodert. Bei der Mahlzeit sitzen die Männer von den Frauen getrennt. Tische giebt es nicht; man setzt die Schüssel mit der Speise auf einen eisernen Dreifuß. Die Kjafir's lieben besonders den Honig, den Wein und den Essig; Waizen und Gerste sind ihre Getraide-Arten. Sie haben kein Haus-Geflügel, und im ganzen Lande giebt es keine Pferde. An Musik und Tanz finden sie großen Geschmack; wie aber bei der Mahlzeit beide Geschlechter sich absondern, so ist auch der Tanz der Männer von dem der Frauen verschieden; die Männer hopsen drei Mal auf Einem Fuße und stampfen dann mit dem anderen Fuße auf die Erde, wogegen die Frauen, mit beiden Füßen hüpfend und die Hände auf die Schultern legend, einen Kreis beschreiben. Ihre musikalischen Instrumente sind eine zweisaitige Zither oder Geige und eine Art von Trommel."

„Die Kjafir's leben gesellig und lieben fröhliche Gelage. Im Winter versammeln sie sich um das Feuer und plaudern von ihren Waffenthaten. Sie trinken aus silbernen Bechern, die größtentheils von Feinden erbeutet sind. Der Wein, von dem es eine weiße und eine rothe Sorte giebt, hält sich Jahre lang. Man keltert die Trauben mit den Füßen in einem großen irdenen Gefäße, das gar zierlich gearbeitet seyn soll. Leute von jedem Alter trinken Wein, und dem Kinde an der Mutterbrust reicht man schon Traubensaft. Eine Sklavin von dieser Nation, die bald nach ihrer Ankunft in Kabul entbunden wurde, verlangte kurz nach der Entbindung Wein oder Essig als Erquickung. Man reichte ihr ein kleines Gefäß voll Essig; sie warf ein halbes Dutzend gerösteter Nüsse hinein und trank den ganzen Inhalt mit großem Appetit."

„Die Töchter ausgezeichneter Kriegsmänner haben das Privilegium, gewisse Ornamente aus Muscheln in ihrem Haar zu tragen, und die Krieger selbst winden sich so viele dünne Gürtel um die Hüften, als die Zahl der von ihnen erschlagenen Muhammedaner ausmacht. Unter sich selbst liegen sie oft in Fehde; aber die tödtlichste Zwietracht kann versöhnt werden, wenn man die linke Brustwarze seines Gegners küßt, oder, wie die Siahpuschen sich ausdrücken, „die Milch seiner Freundschaft trinkt."

„Ich fragte den ältesten Kjafir, ob er sich nach seiner Heimat zurücksehnte; und er antwortete ganz unbefangen: „Unsere Gebräuche sind zwar sehr gut, allein hier in Kabul gefallen mir die Muhammedanischen Sitten besser." Der Islam schien ihm sehr gut zu behagen, denn er sagte öfter: „Hier zu Lande giebt es doch wenigstens eine Religion; bei uns aber so gut als gar keine."

„Die Sprache der Siahpuschi's wird von keinem Nachbar-Volke verstanden. Einige gelinde Lippenbuchstaben, die ihr eigenthümlich sind, vermag wohl kein Europäer nachzubilden."

„Andere Notizen über die Siahpuschi's verdanke ich einem Muhammedaner, der kürzere Zeit unter ihnen gewesen. Dieser nennt sie ein sehr fröhliches, wohlgemuthes Volk, dessen Gewohnheiten und äußere Erscheinung gar sehr an die Europäer erinnern. Sie tragen Alle knapp anliegende Kleider, sitzen auf Stühlen mit ledernen Ueberzügen und sind außerordentlich gastfrei. Dem Fremden wird immer Wein gereicht; und oft steht ein Vorrath dieses Getränkes in Krügen auf öffentlichen Plätzen, wo dann jeder Vorübergehende nach Gefallen und ohne Zahlung sich gütlich thun kann. Dem allzufrühen Abschneiden der Weintrauben ist hier, wie in Europäischen Ländern, durch strenge Gesetze vorgebeugt. Mein Berichterstatter behauptet, jeder Reisende könne in Kjaferistan unbesorgt herumwandern, sobald er sich des Schutzes und der Bürgschaft eines Siahpuschen versichert habe. Die Nation ist nicht grausam, wie barbarisch auch einige ihrer Gebräuche erscheinen mögen; und hat ein Kjafir zehn Individuen eines Stammes getödtet, so darf er doch auf Gnade rechnen, wenn er sein Messer im Angesicht des Feindes zu Boden wirft, dasselbe mit Füßen tritt und dann niederkniet."

„Außer dem erwähnten Muhammedaner traf ich in Peschawer einen Hindu, der im Hochlande von Kjaferistan eilf Tage verweilt hatte. Er stand unter dem Schutze eines vielvermögenden Kjafir's und erduldete keine Art von Bedrückung; doch würde ihm eine Exkursion zu den entfernteren Stämmen nicht erlaubt gewesen seyn: ein Versuch dieser Art hätte ihn das Leben oder die Freiheit gekostet. Er wurde freundlich behandelt, wo er hinkam, und durfte jedes Haus betreten. Auch dieser Mann beschreibt die Siahpuschen als ein Volk von ausgezeichneter Schönheit, mit hochgewölbten Augenbrauen und regelmäßigen Gesichtszügen. Von Waffen bemerkte er bei ihnen nur Bogen und Pfeile; die Spitzen ihrer Pfeile nehmen sich wie Lilien aus, und den Bogen spannten sie mit den Füßen. Ihr Land ist sehr schattig und reich an Blumenflor. Man findet in demselben eine Menge antiker Münzen, zum Theil mit Griechischen Inschriften."

„Noch muß ich eines merkwürdigen Individuums gedenken, das ums Jahr 1829 von Kabul aus Kjaferistan besuchte. Dieser Mann kam von Kandahar; er gab sich für einen Gebern oder Feuer-Anbeter aus, der gekommen sey, um in dem Lande der Kjafir's Denkmäler seiner Vorfahren zu suchen. In Kabul nahm er bei den Armeniern Quartier und nannte sich Schehrijar, welcher Name bei den heutigen Parsi's gar häufig vorkommt. Seine Wirthe boten ihre ganze Ueberredungskunst auf, um ihn von dieser gefährlichen Reise abzuhalten; er aber ließ sich nicht bedeuten und wanderte über Dschelalabad und Lughman, wo er seinen Klepper und seine Baarschaft zurückließ, als ein gemeiner Bettler in das Land der Siahpuschen, wo er mehrere Monate verweilte. Auf seiner Heimkehr wurde Schehrijar von den benachbarten Hasára's vom Stamme Ali-Pereßt barbarischer Weise überfallen und ermordet. Das Oberhaupt des erwähnten Stammes, ein gewisser Melik Ußman, empörte sich dergestalt über dieses Betragen seiner Untergebenen, daß er eine bedeutende Geldbuße von ihnen erpreßte. Alle diese Thatsachen habe ich aus dem Munde der Armenier in Kabul. Ob der unglückliche Schehrijar ein Geber aus Bombay oder aus Persien gewesen sey, kann ich nicht ermitteln; doch ist mir das Letztere wahrscheinlicher, da er ein Rekem oder Dokument von dem Schach mit sich führte. Der Tod dieses Mannes ist sehr zu beklagen, da er ohne Zweifel schätzbare Notizen über Kjaferistan gesammelt hat; doch steht zu hoffen, daß irgend ein anderes unternehmendes Individuum dem abenteuerlichen Beispiel dieses Schülers des Zoroaster folgen werde. Ich weiß nicht, warum Einige behauptet haben, die Siahpuschen seyen direkte und unvermischte Nachkommen der alten Perser; denn der einzige Umstand, daß sie ihre Todten, wie Jene, unbegraben lassen, kann diese Vermuthung nicht begründen, und Alles, was ich sonst von ihren religiösen Begriffen und Ceremonien erfahren konnte, hat mit den Satzungen und dem Rituale des Zend-Avesta nichts gemein." (A. I.)

Mannigfaltiges.

— Mäßigkeits-Gesellschaften in Nord-Amerika. Im Jahre 1813 wurde zu Boston die erste Mäßigkeits-Gesellschaft begründet, die sich den Namen „Gesellschaft von Massachusetts" beilegte und aus Geistlichen, Aerzten und Advokaten bestand. Zweck derselben war die Unterdrückung der Unmäßigkeit unter ihren Mitbürgern, und zu diesem Behufe vertheilte man anfangs von Jahr zu Jahr gedruckte Abhandlungen, in welchen die üblen Folgen, die aus der Gewöhnung an geistige Getränke entspringen, auseinandergesetzt wurden. In den ersten Jahren wurden die Bemühungen dieser Gesellschaft vielfach verspottet; nach und nach verbreiteten sich jedoch ihre Ansichten und Grundsätze mehr unter dem Volke, und so kam es, daß im Jahre 1826 ein viel ausgedehnterer Verein unter dem Namen „Amerikanische Mäßigkeits-Gesellschaft" in Boston begründet werden konnte. Dieser Verein hatte gleich anfangs die glücklichsten Erfolge, und der Krieg, den die zahlreichen Mitglieder desselben gegen alle Arten geistiger Getränke führten, konnte über die ausgedehntesten Mittel verfügen. Geistliche und Aerzte blieben auch in diesem Vereine die Seele des Ganzen. Von 1826 bis 1835 hatten sich nicht weniger als 8000 Tochter-Gesellschaften gebildet, die an 1½ Mill. Mitglieder zählten. 4000 Branntweinbrennereien waren in diesem Zeitraume eingegangen; mehr als 1200 Schiffe waren ohne spirituöse Getränke ausgerüstet worden, und die Assekuranz-Prämie auf diese Schiffe hatte eben deshalb sehr herabgesetzt werden können. Ungefähr 12,000 Menschen, die als Trunkenbolde bekannt waren, hatten dem Laster des Trunkes ganz entsagt, und mehr als 200,000 Personen hatten den Gebrauch berauschender Getränke aufgegeben. Seit dem Jahre 1835 sind diese Zahlen noch bedeutend angewachsen und andere wichtige Resultate erlangt worden. So haben in denjenigen Orten, wo die neue Sitten-Reform Wurzel faßte, die Sterblichkeits-Listen sich bedeutend vermindert; ferner hat, ungeachtet der Bevölkerungs-Zunahme, die Zahl der Bewohner von Armenhäusern und Hospitälern sehr abgenommen; Verbrechen kommen viel weniger vor, und zuweilen liest man in den Zeitungen, daß das Gefängniß in dieser oder jener Grafschaft leer stehe. Verschwendungen, wie sie sonst häufig bei Familienvätern vorkamen, die dem Trunke ergeben waren, sind viel seltener geworden. Auch das Weintrinken in den wohlhabenderen Familien hat sich vermindert, und statt der starken hitzigen Weine von Spanien und vom Kap trinkt man jetzt mehr die leichten Sorten von Frankreich und Deutschland. Eine chronische Krankheit des Magens, die unter dem Namen „Dyspepsie" bekannt ist und sonst in Amerika sehr verbreitet war, ist jetzt gänzlich verschwunden, und auch die Gicht kommt nicht mehr so häufig vor. Man nimmt an, in den nördlichen Staaten habe die größere Nüchternheit die physische Kraft der Einwohner mindestens um den sechsten Theil verstärkt, so daß eine Bevölkerung von fünf Millionen jetzt so viel zu Stande bringt, als früher sechs Millionen. So entschieden hat sich jetzt dort die öffentliche Meinung zu Gunsten der Mäßigkeits-Gesellschaften erklärt, daß die Legislatur von Massachusetts im Jahre 1837 veranlaßt worden, ein Gesetz zu erlassen, wodurch am Sonntage der Verkauf geistiger Getränke gänzlich verboten wurde. Dieses Gesetz hat so günstige Resultate geliefert, daß im Jahre 1838 eine andere Verordnung erlassen werden konnte, wodurch festgesetzt wird, daß von solchen Getränken keine geringere Quantität als funfzehn Gallonen auf einmal verkauft werden darf. In Folge dieses Gesetzes haben alle Branntweinschänken (grog-shops) ihr Geschäft eingestellt. Dies hat jedoch so wenig Unzufriedenheit erregt, daß sich vielmehr der Staat Tennessee veranlaßt gesehen, dem Beispiele von Massachusetts zu folgen, das bald auch noch von anderen Staaten der Union nachgeahmt werden dürfte.

(Aus einem Schreiben des Dr. Warren, Professors in Boston.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 37. Berlin, Mittwoch den 27. März 1839.

Frankreich.

Die Kleinkinder-Bewahr-Anstalten.

Herr von Gerando, Französischer Pair, besuchte auf seinen Reisen durch Frankreich und durch verschiedene andere Länder Europa's die Hospitäler und Barmherzigkeits-Anstalten. Er hat interessante Dokumente gesammelt, die noch durch einen bedeutenden Briefwechsel vermehrt sind, und so eben legt er die letzte Hand an eine Abhandlung über die öffentliche Wohlthätigkeit; dieses Werk beschäftigte ihn schon seit sehr langer Zeit, er nennt es selbst das Werk seines Lebens. Seine Gelehrsamkeit, seine hohe Stellung, seine früheren Beschäftigungen, so wie der Rang, den er bei der Verwaltung des öffentlichen Armenwesens einnimmt, befähigen ihn vorzugsweise zur ausführlichen Behandlung eines so weit umfassenden Gegenstandes. Wir entlehnen daher diesem Werke folgenden interessanten Abschnitt:

„Unter allen Schöpfungen, welche der Geist der christlichen Barmherzigkeit ins Leben gerufen, giebt es gewiß keine liebevollere und erfreulichere, als jene Anstalten, wo unter schützender Aufsicht eine Menge kleiner Kinder versammelt sind, die spielend mit der zartesten Sorgfalt geleitet und, ohne daß sie es wissen, auf eine ernstere Erziehung vorbereitet werden. Dort wird das Auge nicht durch das Bild des Elends, der Leiden und der unheilbaren Uebel getrübt, welche die Wohlthätigkeit sonst überall antrifft, wo sie rettend und tröstend herbeieilt. Dort wird der Menschenfreund nicht durch den Anblick der schrecklichsten Laster beleidigt, die nur zu oft mit dem Elend Hand in Hand gehen. Hier fließen keine Thränen, hier ertönt nicht der Seufzer des Kummers, das Geschrei der Verzweiflung. Hier giebt es für die Wohlthätigkeit keinen Zweifel, kein Vorurtheil zu überwinden, sie ist nicht in Gefahr, über die Anwendung ihrer Gaben getäuscht zu werden, es wird kein Mißbrauch damit getrieben, und Undank ist nicht ihr Lohn. Besuchet solche Anstalten, schon ihr bloßer Anblick verursacht ein angenehmes Erstaunen; Alles macht einen freundlichen Eindruck auf den Beschauenden; die Gegenwart so vieler Kinder vom zartesten Alter, ihre Fröhlichkeit, ihr gesundes Aussehen, die Ordnung und die Reinlichkeit, die überall herrschen; die Uebungen, welche mit so großer Genauigkeit und Uebereinstimmung vollzogen werden, und wobei die Geisteskräfte und die Gefühle dieser kleinen Wesen sich unter der liebevollsten Leitung ausbilden. Die Spuren des Elends verschwinden und machen den heiteren Bildern des Glücks Platz; Religion und Moral walten im Kreise dieser kindlichen Versammlungen und lassen dort ihre erhabene Stimme in rührenden und anmuthigen Tönen erklingen. Ein günstiges Morgenroth umgiebt die jugendlichen Wesen mit den Strahlen der Hoffnung; es ist ein Blumenbeet, das unter den Schritten der Wohlthätigkeit die duftenden Kelche erschließt. Hätte die Malerei es sich zur Aufgabe gemacht, uns die Geschichte der Werke der Barmherzigkeit aufzubewahren, so wäre dies ein würdiger Gegenstand für Albano gewesen.

Eine solche Anstalt mußte durch das Wirken der Mutterliebe ins Daseyn gerufen und erhalten werden; sie mußte ein Werk der Frauen seyn, und sie sind es auch in der That, die den ersten Gedanken dazu faßten und ausführten; sie waren es vorzüglich, die bis jetzt diese Einrichtungen leiteten und förderten.

Doch müssen wir nicht vergessen, daß die erste dieser Anstalten vom würdigen Pfarrer Oberlin im Steinthale, schon im vorigen Jahrhundert, in Verein mit seiner Gattin gestiftet wurde; auf jenen Höhen der Vogesen sammelten sie unter der Obhut von Aufseherinnen eine Menge Kinder um sich, und ihre Magd, Louise Scheppler, stand ihnen bei ihrer neuen Schöpfung treu und helfend zur Seite; doch blieb diese segensreiche Stiftung fast ganz unbekannt. Erst später, zu Anfang dieses Jahrhunderts, machte eine wohlthätige Dame, die Marquise von Pastoret, einen solchen Versuch in Paris. Einige Jahre nachher entstanden in England, unter dem Namen Kleinkinderschulen, eine gewisse Anzahl ähnlicher Schöpfungen, an deren Leitung die Englischen Damen thätigen Antheil nahmen. Die erste Musterschule wurde in New-Lanark von Herrn Robert Buchanan im Jahre 1819 gestiftet. Man berief ihn das Jahr darauf nach London, um dort Kleinkinderschulen auf Kosten von zwölf Subskribenten einzurichten, an deren Spitze Herr Brougham, der Marquis von Lansdowne und Andere standen. Französische Philanthropen rühmten diese glücklichen Versuche, eine Dame besuchte die Kinderschulen in London und brachte den Plan derselben nach Paris, den sie noch vervollkommnete und unseren Sitten anpaßte. Ein Damen-Comité richtete die erste Anstalt nach diesem neuen Vorbilde in Paris ein und beaufsichtigte zehn Jahre hindurch alle die Schulen, die unter ihrem Schutze fast täglich in allen Theilen der Hauptstadt entstanden und den Namen „Zufluchtssäle für die Kindheit" führten. Bald fanden sie würdige Nacheiferung in allen Provinzen. Man muß diesen Damen um so lebhafteren Dank für alle ihre Aufopferungen wissen, weil es hauptsächlich ihrem Geschlechte zukommt, solchen Anstalten vorzustehen, den wahren Geist derselben zu beleben und alle die kleinen Bedürfnisse derselben anzuordnen. In allen Ländern Europa's haben die Frauen mit rührendem Eifer diese neue Gelegenheit aufgefaßt, um jene Milde auszuüben, die ihnen so eigen ist; sie haben sich über diese Einrichtungen gefreut, wie über eine neue Eroberung, die das Gebiet ihres Wirkens vergrößerte. Die kleinen Wesen jauchzen bei ihrem Erscheinen, und ihr Lächeln scheint ihren Wohlthäterinnen zuzurufen: Wir sind glücklich, so liebevolle Pflegemütter zu haben.

Ueber England, wie wir schon erwähnten, verbreiteten sich diese herrlichen Einrichtungen zuerst und am schnellsten, Dank dem Associationsgeist, der hier allen Werken der Wohlthätigkeit ein so merkwürdig reges Leben verleiht. Im Jahre 1834 traten in London zu diesem Behufe zwei Gesellschaften zusammen, und schon im folgenden waren funfzig Englische Städte und Flecken mit ähnlichen Anstalten versehen. Im Jahre 1837 bestanden in London bereits mehr als hundert solcher Schulen, die von wenigstens 20,000 Kindern besucht waren. England, Schottland und Irland haben deren zusammen mehr als tausend. Auf diese Weise haben sich diese Einrichtungen über die Vereinigten Königreiche verbreitet, obgleich sie dort nicht den Charakter gesetzlich geordneter Anstalten tragen, weil die öffentliche Verwaltung sich weder um ihre Einrichtung, noch um ihre Beaufsichtigung kümmert; es giebt freilich überhaupt eigentlich gar kein öffentliches Verwaltungs-System für den Unterricht in England. Die Musterschule für kleine Kinder in Glasgow wurde von der Erziehungs-Gesellschaft dieser Stadt gestiftet, und seit ihrem Entstehen im Jahre 1832 hat sie über hundert Lehrer für die verschiedenen Theile Schottlands gebildet; sie hat solche Männer auch nach Irland, ja selbst nach Ostindien geschickt.

In Paris wurde diese Einrichtung 1826 durch eine wohlthätige Gesellschaft und durch freiwillige Beiträge gefördert; auch erhielt sie bald bedeutende Unterstützungen von der Verwaltungs-Behörde der Hospitäler, von den Wohlthätigkeits-Büreaus und von der städtischen Verwaltung; 21 solcher Anstalten sind nach und nach in der Hauptstadt entstanden.

Mehrere große Städte, wie Straßburg, Lyon, Bordeaux, Nantes, Toulouse, Rouen, Arras, Versailles, Angouleme, Brest, Nimes, Angers, folgten diesem Beispiele und nahmen Theil an der Wohlthat. Die erste Anregung dazu war gegeben, und so traten denn auch bald ähnliche freiwillige Anstalten, entweder durch Gesellschaften oder durch wohlthätige Privatleute, ins Leben, welche häufig auf ihre Kosten Schulen einrichteten, die wahrlich zum Muster dienen konnten. Die Städte-Verwaltungen belobten solche Unternehmungen und wirkten oft selbst thätig dabei mit; an vielen Orten interessirte sich auch die Geistlichkeit sehr dafür. In Bordeaux entstanden wie durch ein Wunder plötzlich 12 solcher Anstalten unter der Obhut eines würdigen Prälaten und durch den unermüdlichen Eifer eines werkthätigen Geistlichen. Doch gab es im Jahre 1834 erst 102 Anstalten der Art, die über 34 Departements vertheilt waren. Die öffentliche Stimme erklärte sich aber zu ihren Gunsten, alle wohlmeinende Leute waren ihres Lobes voll, und der heilsame Einfluß, den sie ausübten, ja schon der bloße Anblick, den sie dem Beobachter darboten, gewannen ihnen bald allgemeine Theilnahme. Die Regierung überzeugte sich von der Wichtigkeit dieser Anstalten, und da man gerade in jener Zeit sich mit löblichem Eifer der Verbesserung des Elementar-Unterrichts in Frankreich widmete, so bedachte man, daß solche Einrichtungen ihrer Natur nach eigentlich zu den Elementarschulen gehörten, weil sie die Kinder zu diesen vorbereiteten. Die „Zufluchtssäle der Kindheit" zerfielen in drei Kategorieen; einige waren nur Privat-Unternehmungen, andere hingegen öffentliche Anstalten und eine dritte

Klasse, welche die Mehrzahl in sich begriff, war gemischter Art, weil sie zu gleicher Zeit durch jene beiden Quellen erhalten wurde. Sie gehörten auch sämmtlich, und zwar vermöge ihres Ursprungs, zu den milden Stiftungen, und vermöge ihres Zwecks zu den Lehr-Anstalten. Im Jahre 1837 wurden sie durch das Ministerium auch den Gesetzen und Anordnungen dieses letzteren unterworfen, und bald darauf ordnete ein Königliches Dekret das ganze Unterrichtswesen derselben, setzte dafür bestimmte Gegenstände und Gränzen fest, unterschied die öffentlichen und die Privat-Anstalten von einander und bestimmte die Direction, die Privilegien und die Personen, welche mit der Verwaltung und der Beaufsichtigung derselben beauftragt seyn sollten. Mit weiser Umsicht wurde festgesetzt, daß jede dieser Schulen unter einer Directrice oder Aufseherin stehen sollte, obgleich auch die Beigesellung eines Direktors oder Aufsehers in gewissen Fällen gestattet war. Die Prüfung der Personen, welche sich zu diesen Aemtern meldeten, sollte einer Versammlung von Familien-Müttern anvertraut werden, und diesen Vorsteherinnen ward die Verpflichtung auferlegt, täglich die Anstalten zu besuchen und zu beaufsichtigen. Uebrigens wurden diese Zufluchtssäle den allgemeinen Vorschriften für den Elementar-Unterricht und der Oberaufsicht der gesetzlich bestellten Beamten für die Elementar-Schulen unterworfen.

In Folge dieser Bestimmungen haben die Inspektoren der Elementarschulen alle Zufluchtssäle besucht, die 1837 in Frankreich bestanden. Nach ihren Aussagen gab es damals 328 Anstalten, in 62 Departements und 192 Städte vertheilt; 28,080 Kinder besuchten dieselben; die Gemeinden steuerten dazu die Totalsumme von 164,607 Franken bei, und das außerdem noch Erforderliche wurde durch Privat-Geschenke gedeckt. In diesen Ueberschlag ist das Departement der Seine und Oise nicht mit einbegriffen, welches zu derselben Zeit 13 Zufluchtssäle besaß, worin sich 534 Knaben und 539 Mädchen, also im Ganzen 1073 Kinder befanden, von denen 831 Freischüler waren und 242 einen kleinen Beitrag entrichteten. Beinahe 30,000 Kinder genießen also jetzt in Frankreich, vermöge dieser neuen Einrichtung, von ihrer zarten Jugend an die Vorzüge einer guten Erziehung; 23 Departements hatten bis zu dem oben angeführten Zeitpunkt noch nichts für die Errichtung ähnlicher Anstalten gethan; doch haben Privatleute an den verschiedensten Punkten von Frankreich aus ihren eigenen Mitteln solche Zufluchtssäle eingerichtet und sie so reich beschenkt, daß ihnen dadurch eine feste Dauer gesichert ist."

Nantes während der Schreckenszeit.

II.

Meine beabsichtigte Reise nach Brest, die schon so viele Unterbrechungen erlitten hatte, schien nicht gelingen zu sollen. In la Roche-Sauveur wurde ich durch eine Krankheit festgehalten. Dann bekam ich Briefe, welche meinen Plan änderten und mich nach Nantes zu reisen zwangen.

Es war der 20. Nivôse 1793, d. h. das von Carrier organisirte System des Schreckens hatte seinen Gipfel erreicht. In Rennes hatte man wohl von den energischen Maßregeln gesprochen, die der Repräsentant angeordnet, aber man wußte nicht, was es damit eigentlich für eine Bewandniß habe. Die erste Wirkung der Gefahr ist, daß die Menschen sich fester an einander schließen; wenn dieselbe aber drohender wird, so zerreißen alle Bande, und es erwacht das Gefühl der Selbsterhaltung. Damals war jede von Hunger, Krieg und der Proscription bedrängte Stadt einem Kranken ähnlich, welcher mit dem Tode ringt und kein Gefühl für die Außenwelt hat. Der Tod stand übrigens Allen so nahe, daß man sich an ihn gewöhnt hatte. Alle entfernter Stehenden glauben daher auch, daß die Hinrichtungen in Nantes sich nicht von den übrigen unterschieden. Die Zahl der Hingerichteten erklärte man sich aus der Menge der gefangenen Vendeer, und diesen gönnte man ihr Schicksal; es war ja nur gerechte Wiedervergeltung.

Ich machte die Reise nach Nantes ohne Widerstreben und ohne Furcht. Wie hätte ich auch ahnen können, welches Schauspiel mich hier erwartete! Aber Carrier war ein Auserwählter unter so vielen Ungeheuern und vereinigte alle Laster der Zeit in sich. Was ich bei meiner Ankunft in Nantes gesehen, werde ich nie vergessen, und wenn ich tausend Jahre alt werden sollte. Es war gegen Abend, als die Stadt vor mir aus den Nebeln der Loire auftauchte. Ich hörte ein lautes und anhaltendes Gewehrfeuer, in welches der Donner der Kanonen einfiel. Erstaunt blieb ich stehen, denn es wurde unfehlbar in der Stadt geschossen. Ich fragte einen Volontair, der vorüberging, ob man sich in der Stadt schlüge. Er sah mich erstaunt an, zuckte die Achseln und sagte lächelnd: „Man läßt die Räuber ihr Abendgebet verrichten." — „Aber die Kanonen?" — „Das ist eine Idee des Repräsentanten, um schneller fertig zu werden." — Der Volontair ging weiter, und ich setzte meinen Weg fort. In den Vorstädten waren die Häuser ohne Thüren und Fenster und meist von Kugeln durchlöchert. Als ich mich der Erdre näherte, begegnete ich einem Haufen Kinder, welche blutbefleckte Kleider trugen und sich um diese stritten. Es war Nacht geworden. Ich ritt gedankenvoll weiter, als plötzlich mein Pferd zur Seite sprang und laut aufwieherte.... es hatte auf einen Leichnam getreten. Ich wollte es antreiben, aber es stieß gegen einen zweiten, dritten, vierten Leichnam; es war nicht mehr von der Stelle zu bringen. Ich mußte absteigen; mein Fuß traf auf einen weichen Gegenstand .... es war der Körper eines Kindes. Der ganze Platz war mit Leichnamen bedeckt, und das Blut floß in Strömen. In der Luft war ein unbeschreiblicher Geruch verbreitet; es überlief mich ganz kalt. Mein Pferd wollte noch immer nicht vorwärts. Plötzlich ertönte in der Ferne lautes Gebell. Ich wendete mich um und sah eine Meute hungriger Hunde herbeistürzen, welche nach allen Richtungen auseinanderfuhren und sich unter den Leichen zerstreuten. Dann ward Alles ruhig, und man hörte nur noch ein dumpfes Geschnupper, das gierige Wühlen im Fleische und Benagen der Knochen. Von Schrecken ergriffen, schwang ich mich aufs Pferd und setzte ihm die Sporen in die Seite. Jetzt jagte es davon, aber nicht ohne auf dem schlüpfrigen Wege öfter auszugleiten.

Ich war endlich diesem scheußlichen Anblicke entflohen und auf dem Platz der Kathedrale angelangt, wo ich in meinem gewöhnlichen Wirthshause abstieg. Als ich eintrat, sah ich mich der Bürgerin Benoist gegenüber; wir stießen Beide einen Schrei der Verwunderung aus. Als wir einige Worte gewechselt, zog sie mich zur Seite und sagte mir, daß ihr Mann eingekerkert sey, weil er seinen Unwillen über die Gräßlichkeiten, die an der Tagesordnung waren, nicht habe unterdrücken können. Ich fragte, ob sie Hoffnung habe, ihn zu retten. „Ich weiß nicht", erwiederte sie. „Schrecken hemmt die Feigen, und die Muthigen sind ermüdet. Es ist zu viel während einiger Monate gewüthet worden, und Erstarrung hat sich aller Gemüther bemächtigt. Jeder hat den Kampf aufgegeben und sieht ruhig dem Tode entgegen; man läßt sich hinschlachten und versucht nicht einmal, das Schlachtmesser abzuhalten. Indeß habe ich Philippe Tronjolly und mehrere Andere besucht und will noch nicht alle Hoffnung aufgeben. Ein solcher Zustand kann nicht von Dauer seyn; es giebt Schmerzen, welche selbst die Todten aufwecken müssen. Der Konvent muß endlich Gerechtigkeit üben, wenn sich von allen Seiten das Geschrei der Verzweiflung vernehmen läßt. Je rascher man vorwärts gegangen ist, desto rascher wird man auch umkehren müssen." — Wir sprachen hierauf noch von den Mitteln, ihren Mann zu retten, und ich bot ihr meine Mitwirkung an; aber sie lehnte sie ab. „Ich würde Sie ohne Nutzen bloßstellen", sagte sie. „Lassen Sie mich erst allein handeln und sehen, ob es mir gelingt. Wir leben in einer Zeit, wo man das Leben seiner Freunde nicht aufs Spiel setzen darf. Ich habe Verwandte, welche mir theuer sind, aber ich habe sie nicht besuchen wollen, um nicht die Proscription auf sie herabzuziehen, und ich werde nur in der äußersten Noth meine Zuflucht zu ihnen nehmen. Entschuldigen Sie mich; Philippe erwartet mich."

Ich hatte selbst Geschäfte, und Alles, was ich vernommen, ließ mich wünschen, sie so bald wie möglich zu beenden. Ich begab mich also zu dem Bürger Dufour. Er war nicht zu Hause, aber man bezeichnete mir ein Wirthshaus, das „Café du vrai Sans-Culotte", wo ich ihn finden sollte.

Ich trat in einen niedrigen und durchräucherten Saal; auf den Fensterladen hatte die ungeschickte Hand des Malers eine mit der phrygischen Mütze und den Worten: Liberté Fraternité verzierte Guillotine hingesudelt. Gläsergeklirr, wildes Lachen und Flüche schallten mir entgegen. Ich suchte den Bürger Dufour, als ich plötzlich meinen Namen hinter mir aussprechen hörte. Ich drehte mich um und sah einen Menschen in einer Carmagnole, der mir beide Hände entgegenstreckte; es war Pinard. Ich hatte ihn seit meinem früheren Aufenthalt in Rennes nicht gesehen, und die Art, wie wir uns verlassen hatten, stimmte wenig zu seinem jetzigen freundschaftlichen Entgegenkommen. Ich weiß nicht, ob es eine Folge der Trunkenheit oder der Zeit war, aber er schien Alles vergessen zu haben. Ich erwiederte seine Begrüßung mit einiger Kälte. Er bemerkte es und sagte: „Sind wir noch erzürnt? Friede! Donnerwetter! Friede! Und komm zu Deinen Freunden." — Ich wollte mich sträuben, aber er zog mich fort und sagte, indem er sich zu seinen Trinkgefährten wendete: „He! Ihr da! Einen Platz für einen wahren Republikaner."

Die Angeredeten rückten zusammen, und ich war gezwungen, mich zu setzen. Pinard ließ mir ein Glas reichen. Ich mußte trinken. Ich fühlte mich sehr unbehaglich, da ich nicht wußte, neben welchen Leuten ich hier saß, und, wenn ich sie nach Pinard beurtheilte, nicht sehr günstig von ihnen denken konnte. Er ließ mich nicht lange in Ungewißheit darüber. „Du bist also hergekommen, um zu sehen, was wir hier für Geschäfte machen", begann er wieder, indem er sich ein Glas Punsch eingoß. — Ich setzte ihm kurz aus einander, was mich nach Nantes geführt hatte, aber er hörte nicht und war eigentlich nur mit seinem Glase beschäftigt. „Es sind schwere Zeiten, Cincinnatus", fuhr er dann mit dem Ernste eines Trunkenen fort. „Die wahren Patrioten haben furchtbare Anstrengungen zu erdulden. Wenn man auch Tag und Nacht arbeitet, so sind doch so viele Räuber in den Gefängnissen, daß man ihnen gar nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen kann. Es fehlt an Zeit." — „Gewiß!" sagte ein kleiner Mann mit rothem Barte, der sein Glas mit mürrischer Miene leerte; „es fehlt an Zeit, sie zu entkleiden, sie niederzuschießen, sie todtzuschlagen. Es geht zu viel Zeit verloren." — Pinard neigte sich zu mir. „Das ist Ducou", flüsterte er mir ins Ohr. — „Wenn es bloß an Zeit fehlte", sagte ein Anderer, „so könnte man rascher arbeiten; aber dieser Unglücks-Präsident, Tronjolly, will die Angeklagten vernehmen, als ob man noch Beweise brauchte, um die Aristokraten unter das National-Scheermesser zu liefern." — „Das ist Gouillin", sagte Pinard leise; „er ist der Beste von uns Allen." — „Weißt Du nicht, ob man die Räuber noch diesen Abend nach Château d'Aux sendet?" fragte Ducou. — „Na

Château d'Aux!“ wiederholte ich. „Ich komme von dort und
abe keine Gefangene gesehen.“ — Ein allgemeines Gelächter
rhob sich. „Das ist köstlich!“ rief Pinard; „er hat das Calem-
our nicht verstanden. Die Loire ist das Château d'Aux.“

Bei diesen Worten konnte ich eine Geberde des Abscheus
icht zurückhalten. Pinard hielt dieselbe für ein Zeichen der Un-
eduld und sagte: „Werde nicht ärgerlich, Cincinnatus; das
t ein Witz, den man mit den Gefangenen macht, wenn man sie
us dem Gefängnisse in das Nationalbad führt. Zuerst glaubten
e, wenn man sie einschiffte, sie würden nach England gebracht.
arrier nennt diese Badeweise auch die vertikalen Deportationen.
ieb doch Dein Glas her. Aber zum Teufel! Lamberty, was liest
u denn in den Wischen, statt zu trinken?“ — „Ich sehe nach,
en ich heute Abend zu befördern habe.“ — „Du hast eine Liste
er Verdächtigen?“ — „Freilich; der Ausschuß hat ja eine Ver-
rdnung gegen diejenigen erlassen, welche den Lauf der revolu-
onnairen Justiz durch Fürbitten für ihre Verwandten zu unter-
rechen suchen.“ — „Sind's viele?“ — „Eine Menge Namen,
ie ich nicht kenne — — Jeanne Papin, Pierre Jourant, die
ürgerin Benoist.“ — Ich hatte mich erhoben, um wegzu-
ehen; dieser Name hielt mich fest. — „Das ist ein Wild,
elches entwischen kann“, sagte Lamberty, „ich muß mich gleich
afmachen.“ — „Zum Teufel!“ schrie Pinard, „wenn Du die
icht mehr findest, nimmst Du Andere. Setze Dich, tausend
onnerwetter!.... Du sollst die Bekanntschaft des Bürgers
incinnatus machen.“ — Als Lamberty einwendete, daß ich mich
enfalls zu gehen anschicke, erklärte ich, bleiben zu wollen.

Lamberty machte zwar noch einige Einwendungen, aber er
eß sich endlich überreden. Ich sah ein, daß es kein anderes
ittel gab, die Bürgerin Benoist zu retten, als daß ich sie
n der ihr drohenden Gefahr in Kenntniß setze, während ich die
it ihrer Festnehmung beauftragten Menschen am Tische fest-
elt. Ich beschloß daher, zu bleiben, und schützte nur noch vor,
ß ich Jemand zu einem Geschäftsgespräch nach meinem Gast-
use bestellt habe. Pinard schlug mir selbst vor, einige Worte
schreiben, damit man nicht auf mich warte. Ich gab nach
d schrieb auf einer Tischecke folgende Worte mit Bleistift:
Verbergen Sie sich ohne Zeitverlust an einem sicheren Orte.
re Freunde wachen über Ihr und Ihres Mannes Schicksal,
er bedenken Sie, daß Ihre Gefangennehmung denselben auch
ssen Befreiung erschweren würde. Sie würden für zwei Köpfe
fürchten haben.“ — Ich unterzeichnete nicht, denn die Bürge-
Benoist kannte meine Schrift. Ich siegelte hierauf das Billet
d übergab es einem kleinen Bettelmädchen, welches an der
ür des Kaffeehauses stand. Als dasselbe sich entfernt hatte,
te ich mich wieder zu Pinard. — „Seit wann bist Du hier,
ürger?“ fragte mich Gouillin. — „Erst seit einigen Stunden.“

„Dann weißt Du also noch nicht, wie die Sachen stehen.
ie wahren Männer des Berges sind überall Herren, und wir
reiten über Leichen und schöne Frauen dahin.“ — „Wir müssen
ch dem Bürger die Honneurs des Landes machen“, sagte der
ine Mann mit dem rothen Bart. „Lamberty, Du kannst ihn
ins Gefängniß führen, damit er sich eine Räuberin nach sei-
m Geschmack aussuche.“ — „Wenn nicht anders“, sagte
uillin, „der Bürger, wie Pinard, ein Weiberfeind ist und
aubt, daß die Weiber bloß zum Tödten gut seyen.“

Pinard schickte sich eben an, auf diese Worte zu antworten,
die Thür sich öffnete und noch sechs Sans-Culotten eintraten.
lh! das ist ja Chaux und die Anderen“, sagte Lamberty. —
ndlich“, rief Ducon, „das trifft sich gut, ich glaubte Euch
f einer außerordentlichen Mission.“ — „Der verfluchte Aus-
uß hat uns hingehalten“, antwortete Chaux; „ich wurde toll,
nn ich daran dachte, daß Ihr hier wäret. Ich hätte den Kopf
ines Vaters hingegeben, um bald fertig zu werden.“ — „Sie
ben nicht einmal gesagt“, schrie ein Riese, der mit den neuen
kömmlingen eingetreten war „daß man ihnen acht Gefangene
rgeben hatte, um sie ins Gefängniß zurückzuführen.“ —
un?“ — „Nun! Es war wahrhaftig zu weit. Ich habe
en daher auch gerathen, die Lumpenhunde niederzuschlagen,
ich habe selbst geholfen. Wir haben Euch, meine Römer,
e Arbeit abgenommen.“ — „Dieser Heron ist doch ein Teu-
skerl!“ schrie Lamberty; „er weiß immer Rath.“ — „Ich habe
r bei dieser Gelegenheit noch einen Orden verdient“, sagte der
ese. „Sieh' nur!“ — „Was ist denn das?“ — „Das, mein
eurer, ist die wahre Kokarde eines Patrioten — — das Ohr
es Räubers habe ich an meinen Hut geheftet.“ — „Ihr wer-
noch erleben“, rief Chaux „daß er uns als Proviant-Meister
äuchertes Vendeerfleisch auftischen wird.“ — „Warum nicht?
t doch ein Chirurgus, den ich kenne, dem Konvent den Vor-
lag gemacht, die Häute der Vaterlandsfeinde gerben und zu
sen für unsere Grenadiere verarbeiten zu lassen. Ist denn
er kein Platz und kein Glas für mich da?“ — Es wurde zu-
nmengerückt, und die später Gekommenen ließen sich neben
s nieder. (Fortsetzung folgt.)

ibliographie.

L'Architecture du moyen-âge à Ratisbonne. — Herausgegeben von J. Popp und Th. Buleau. Fol. 80 Fr.

Les chemins de fer en France. De la Crise qui paralyse toutes les compagnies; des moyens de faire cesser. Par J. Milleret, ancien député.

Les deux frères, histoire intime. — Von Mad. Ribonet. 7½ Fr.

Les deux reines, roman historique. — Von A. Delille. 7½ Fr.

Le Faubourg Saint-Honoré. Cécile de Vareil. — Vom Grafen Horace von Vieil-Castel. 2 Bde. 15 Fr.

Harpe des peuples, ou Paroles d'un croyant, de M. F. de Lamennais, mises en vers par M. Mercier. — 7½ Fr.

M e x i k o.

Zur Kenntniß von Californien.

Californien, das jetzt einen Theil der Republik Mexiko bildet, hat vermuthlich die Bestimmung, in einer kürzeren oder entfernteren Periode politisch wichtiger zu werden, als es bis auf diesen Tag gewesen, und ist aus diesem Grunde wohl werth, näher gekannt zu werden. Herr Alex. Forbes, dessen jüngst erschienene interessante Geschichte des Landes*) diesem Artikel zum Grunde liegt, hatte eigentlich nur den Zweck, die Schicksale der Oberen Provinz zu erzählen; aber auch der Anhang zu seinem Werke, welcher Unter-Californien betrifft, verdient unsere Beachtung. Entdeckt wurde das Land durch Grijalva, den Cortes im Jahre 1534 dahin abschickte; aber der Boden zeigte sich so unfruchtbar, daß nur sein vorgeblicher Reichthum an Gold und Silber die Spanier bewegen konnte, häufige Expeditionen nach Californien auszurüsten, die jedoch von geringem Erfolge waren. Endlich erreichte die Gesellschaft Jesu, die in Amerika eben so viel Segen stiftete, als sie in Europa Unheil verbreitete, einen Zweck, an welchem der Spanische Krieger gescheitert war. „So wollte es Gott“, sagt Pater Venegas, „daß die Sanftmuth und Demuth seiner Boten und die Macht seines Wortes den Triumph herbeiführten. Gott schien nur darauf zu warten, bis der Mensch seine Schwäche erkannt hatte, um dann die Kraft seines allmächtigen Armes zu zeigen und durch die schwächsten Werkzeuge den Hochmuth der Welt zu Schanden zu machen.“ Wirklich haben die frommen Bemühungen des Pater Vino und seiner geistlichen Amtsbrüder, Salvatierra, Ugarte und Piccolo, auf dem Wege der Milde ein Werk vollendet, das die rohe Kraft nicht zu vollenden im Stande gewesen. Fünf Soldaten und ihr Befehlshaber bildeten die ganze bewaffnete Macht, die Salvatierra auf seiner Expedition im Oktober 1697 begleitete.

An dem Mißlingen aller früheren Versuche war nicht sowohl der kriegerische Sinn der Eingebornen, als die ungastliche Natur des Landes Schuld. Die Ergiebigkeit des Meeres mußte den neuen Kolonisten für die Undankbarkeit des Bodens schadlos halten. Salvatierra erlernte die Sprache der Eingebornen und suchte ihre Zuneigung dadurch zu gewinnen, daß er manchem ihrer weltlichen Bedürfnisse abhalf; aber seine Wohlthätigkeit erregte nur ihre Habgier: sie wünschten Alles zu besitzen, was dem Geber angehörte, und machten endlich einen Angriff auf sein Leben. Fünfhundert Wilde stürmten Salvatierra's kleine Verschanzung. Die Vertheidiger, im Ganzen nur zehn Mann, durften nicht eher feuern, bis sie hart bedrängt waren und kein gütliches Mittel mehr fruchten wollte; aber die Wilden entsetzten sich dermaßen vor dem Knall der Gewehre, daß sie flohen und um Frieden baten.

Nach dieser ihnen abgenöthigten Demonstration verfolgten die Jesuiten den friedlichen Zweck ihrer Niederlassung mit vielem Glücke, und der Muth, die Kenntniß und der bewundernswürdige Takt des Paters Ugarte förderten dieses Ergebniß in hohem Grade. Die folgende von Vinegas mitgetheilte Schilderung seines täglichen Wirkens ist eben so malerisch als rührend.

„Am Morgen, wenn er Messe gelesen hatte (der sie mit Ordnung und Ehrerbietung beiwohnen mußten), gab er denjenigen, die an ihre Arbeit gingen, ein Frühstück aus Puzoli's. Er ließ sie die Kirche und die Häuser für sich und seine Indianer bauen, das zum Anbau bestimmte Erdreich säubern, Wassergräben anlegen und andere Feldarbeiten thun. Bei den zu errichtenden Gebäuden mußte der Pater abwechselnd die Rolle des Aufsehers, Zimmermanns, Ziegeldeckers und Maurers übernehmen. Trotz seines guten Beispiels, konnten die Indianer ihrer natürlichen Faulheit nicht entsagen und feierten immer, wenn sie nicht sahen, daß der Pater noch mehr als Einer von ihnen sich plagte. Er war der Erste, wenn es Steine zu fahren, Lehm zu bereiten und das Zimmerholz zu behauen galt. Eben so thätig zeigte er sich bei anderen Beschäftigungen: bald fällte er Bäume mit seiner Axt, bald grub er mit dem Spaten die Erde auf oder sprengte die Felsen mit Brechstangen. Die Indianer, deren Beschränktheit und Stumpfsinn anfänglich den Nutzen dieser Plackerei nicht einzusehen vermochten, prüften die Geduld des Paters auf alle erdenkliche Weise: sie kamen zu spät, liefen von der Arbeit, verhöhnten ihn und schmiedeten zuweilen sogar Anschläge auf sein Leben. — Am Abend hielt der Pater zum zweiten Male Gottesdienst, wobei der Rosenkranz gebetet und der Katechismus erklärt wurde. Nach dem religiösen Akte empfingen die Arbeiter ihr Abendbrod. Während der Predigt waren sie in der ersten Zeit sehr unruhig; sie lachten und bespöttelten Alles, was der Pater sagte. Er duldete dies eine Weile and verwies ihnen dann ihr Betragen; da aber der Verweis nichts fruchtete, so entschloß er sich eines Tages zu einem gefährlichen Experimente, um ihnen Furcht einzuflößen. Ganz in seiner Nähe stand ein wegen seiner Leibeskraft berühmter Indianer, der sich im Vertrauen auf diesen natürlichen Vortheil noch mehr herausnahm, als die Uebrigen. Pater Ugarte, selbst ein Mann von ungewöhnlicher Stärke, faßte den Unverschämten, ehe er sich's versah, bei den Haaren, hob ihn vom Boden auf und schwang ihn wie einen Pendel hin und her. Diese Demonstration flößte den Uebrigen solchen Schrecken ein, daß sie sammt und sonders davonliefen und in Zukunft sich anständiger betrugen.“

*) A History of Upper and Lower California etc. (Geschichte von Ober- und Nieder-Californien, von der ersten Entdeckung bis auf unsere Zeit.) London, 1839.

überladet das Christenthum mit willkürlichen Dogmen. Der wahre Glaube ist von anderem Gehalt.“ Dieser höhere Glaube, der eine neue Aera für die Literatur herbeiführen soll, „ist durchaus ein rein geistiger, ein Glauben an die Realität und Unveränderlichkeit unserer Seele, ein unbeschränktes Vertrauen auf die echte Tugend, auf die Herrlichkeit des Geistes als höchstes Gut, auf Gott, als die Quelle dieses höchsten Guts, auf Jesus Christus, als den, der gelebt hat und gestorben ist, um dieses Gut in den Geist einzuprägen: ein Vertrauen auf die Macht dieses geistigen Glaubens, auf seine Siege, seine Unsterblichkeit, ein Vertrauen, das allen Wechseln, Hemmungen und Leiden trotzt oder vielmehr sie zu Mitteln der Vervollkommnung macht.“

Wie dieser geistige Glaube eine Revolution in der Literatur bewirken wird, ist aus den unbestimmten und enthusiastischen Allgemeinheiten, in die sich der Reformator verliert, schwer zu entdecken. Man sieht wohl eine rein geistige Welt und in dieser Welt ein neues soziales Leben, welches durch das religiöse Prinzip eine neue Kraft bekommt, und endlich als Reflex dieses allgemeinen höher entwickelten Geistes eine reinere und höhere Literatur; aber diese Welt ist nicht die unsere, dieser allgemeine Spiritualismus nicht das Leben unserer Menschheit. Ich leugne nicht die große und fruchtbare Gewalt des religiösen Geistes, aber seine höchste Kraft sehe ich darin, daß er die Völker sittlich macht; die allgemeine Intelligenz dagegen wird nur indirekt durch ihn befördert. Einige unter uns, die herrlich begabt und durch die doppelte Schule der Studien und außerordentlicher Schicksale gegangen sind, werden immer jene Höhen erreichen, wo der Geist des Menschen dem Himmel am nächsten ist. Aber die Menge klebt am Boden, wie der Leibeigene an der Scholle; der Wahn wüthender Leidenschaft mischt sich unter ihre besten Regungen, und ihre reinsten Glaubenslehren sind ihr leider immer darum theurer, weil sie die ihrigen, als weil sie schöner sind.

Der Doktor Channing malt sich einen schönen Traum; seine Phantasie befreit die Vernunft von den tausend Schleiern, die nur schwachen Schein zu ihr dringen lassen: er denkt sich den Menschen frei von lügnerischen Täuschungen, frei von jener unseligen Eitelkeit, die ihn fortwährend verleitet, sein Gold mit einem schlechten Gemisch zu verunreinigen. Auch ist sein Gedanke eben so sehr mit Täuschung behaftet, als zu unbestimmt und wesenlos. Die religiöse Reform, die er erwartet, ist unmöglich, wenigstens in dem Charakter und den Wirkungen, die er sich davon verspricht; denn sie setzt den Menschen schon so voraus, wie sie ihn erst machen sollte, sie verläßt sich auf eine Kraft der Vernunft, die ihm fehlt, auf die Mängel seines gemischten, endlichen Daseyns.

Diese verworrene Abstraction, welche mit Recht an der Solidität der Gedanken des Verfassers zweifeln läßt, findet sich schon in dem Abschnitt, wo Channing einen Blick auf den wirklichen Anbau des Literaturfeldes wirft. Indem der Doktor für sein Land eine ernste, geistige Literatur will, wehrt er sich gegen eine Absicht, die man ihm vielleicht unterschieben könnte. Er sagt, er wolle nicht „in seinem Lande ein Geschlecht von Pedanten, von Bücherwürmern schaffen, die sich in Abhandlungen über einen Griechischen Accent oder eine verrostete Münze erschöpfen.“ Aber wir sind der Meinung, daß die Vereinigten Staaten dies Alles mitnehmen müssen, oder daß sie keine Literatur haben werden; es ist dies eine von dem wissenschaftlichen Leben, das der Doktor ersehnt, unzertrennliche Bedingung. Es giebt allerdings edlere Aufgaben für den Geist, als die Münzen zu entziffern oder mit Ernst nach Kleinigkeiten zu forschen; aber erstens können sich nicht alle Geister zu den höhern Gebieten des Gedankens hinaufschwingen, und zweitens ist es ganz natürlich, daß, wenn die Geister im Laufe ihrer Studien auf Dinge stoßen, die ihren Geschmack besonders lebhaft interessiren, sich literarische Manier und Einseitigkeiten ausbilden. Das einzige Mittel, diesen kleinen Krankheiten, die in Form und Wesen mit der Zeit sich verändern, zuvorzukommen, wäre dies, gar keine Literatur zu haben. Uebrigens ist keine Arbeit des Geistes mit Verachtung zu behandeln, so unbedeutend ihr Inhalt und Resultat seyn mag. Die literarische Republik ist eine Stadt, die Menschen aus allen Ständen zählt: den niedrigen Handlanger, den Arbeiter jeder Art, die Maurer neben den Baumeistern; Reiche, die prachtvolle Paläste errichten, Arme, welche den Marmor und die Ceder dazu bereiten und etwas gelten, weil sie an der Arbeit geholfen haben. Ein so gereinigter Literaturgeist, wie sich Channing ihn denkt, wird auf das Volk der Vereinigten Staaten nicht herabsteigen. Die Amerikanische Literatur wird eine menschliche seyn, so gut wie die Republikaner Nord-Amerika's Menschen sind.

Wer könnte jetzt vorhersagen, was diese Literatur seyn wird? Man kann es nicht einmal nach dem vermuthen, was wir gegenwärtig von diesem Volke wissen, denn der Besitz einer Literatur ist schon das Resultat einer ungeheuren Umgestaltung des National-Charakters: doch so viel läßt sich vorhersehen, daß sie auf zwei Arten nicht entstehen kann. In den Vereinigten Staaten liest Alles, aber was? Der thätige Theil dieses Volkes von verwegenen Handelsleuten liest politische Zeitungen und Sammlungen „nützlicher“ Thatsachen, die man für ihn alle Morgen in den kleinsten Flecken des Bundes druckt; die Reichen, die Muße haben — und auch dies ist ein Prädikat, das ausschließlich den Frauen zukommt — lesen, was die sogenannte elegante Welt in ganz Europa liest: Romane, Fabrik-Memoiren, die frivole Literatur der Revues, und, zur Abwechselung, den empfindsam religiösen und eigentlich sehr profanen Jargon einer anderen Literatur, die nicht weniger stark bearbeitet, nicht weniger leer und steril ist. Wie diese doppelte Klasse von Lesern die Entstehung einer ernsten und originellen Literatur herbeiführen soll, kann ich nicht finden. Der Staat selbst muß den Saamen dazu streuen, was Channing recht gut gefühlt hat, indem er den öffentlichen Unterricht seines Vaterlandes ungenügend nennt. Es müssen Universitäten gestiftet werden, wo die Jugend einen vielseitigen und gründlichen Unterricht empfangen wird; Bibliotheken müssen sich bilden, wo der Geist Materialien zu bearbeiten und der Forschungssinn Schätze zu graben finden wird. Die verschiedenen Klassen der Gesellschaft werden sich dann mit Menschen von reichem Wissen und gebildetem Geist füllen. So bildet sich ein Publikum, wo bisher nur ein Volk war. Aus diesem Publikum erheben sich die Höherbegabten, die Dichter, die Historiker, die Philosophen, die Kritiker, die Redner und Gelehrte aus allen Gebieten des Wissens. Dieses neue Leben wird sich an seiner Quelle immer aufs neue befruchten; so ist die National-Literatur gegründet.

Nun fragt es sich, wird diese Literatur ihr besonderes Leben führen, wird sie auf das öffentliche Leben wirken, ohne sich mit ihm zu verschmelzen, oder wird sie, mit der Politik zusammen gehend, manchen Zug der Griechischen Republiken ins Leben rufen? Wird die Kunst den Handel und die Industrie von den hohen Stellungen, die sie in der Gesellschaft einnehmen, verdrängen? Diese Fragen lösen, hieße, noch viel tiefere und wichtigere für die Freistaaten von Nord-Amerika entscheiden. Entweder wird die Literatur durch und für sich leben, und dann wird sich in der Nation eine Art Aristokratie bilden, die stark genug ist, der reinen Wissenschaft einen Theil der Geister wiederzugeben, indem sie dieselben über die politischen Interessen erhebt, die unter der Demokratie alle Geister beschäftigten; oder aus der übermäßigen Zerstreuung der Gewalten werden der Nation Häupter erwachsen, die sie durch Genuß beherrschen und in der Entwickelung der Künste die Mittel suchen werden, sie zu täuschen und zu unterwerfen. An diese letztere Alternative glaube ich nicht. Die Amerikanischen Republiken werden vielleicht ihre Tyrannen haben, aber keinen Perikles, wie die schon so oft angestellte Vergleichung zwischen dem Alterthum und dem modernen Leben leicht ergiebt.

Die andere Alternative ist weniger unwahrscheinlich, und schon die Kühnheit einiger aus der hier angezeigten Schrift hervorgehobenen Stellen ist ein merkwürdiges Symptom. Hätte der Amerikanische Doktor nicht gefühlt, daß er sich auf eine schon mächtige Meinungs-Sympathie stütze, so würde er es nicht gewagt haben, die National-Freiheit der Unfruchtbarkeit anzuklagen, und man kann Herrn Channing ansehen als den auserwählten Sprecher der geistigen Aristokratie seines Landes, die in ihrem Herzen entschlossen ist, den edlen Eifer, den sie von der Literatur verlangt, durch Opfer zu erkaufen, damit das Vaterland dem doppelten Verderben des Egoismus und des Materialismus entrinne. Ja, die Vereinigten Staaten werden eine National-Literatur haben, nur wird sie ihnen die allmälige Unterdrückung der ausschließlich demokratischen Tendenzen kosten, die noch gegenwärtig an ihren Institutionen arbeiten. Ob dies ein Fortschritt oder ein Rückschritt seyn wird, muß das neunzehnte Jahrhundert (schon?) entscheiden.

Frankreich.

Nantes während der Schreckenszeit.

III.

Als ich den Bürger Dufour verlassen hatte, begegnete ich Pinard und Gouillin, welche mich anredeten. Sie wollten beim Volksrepräsentanten speisen und forderten mich auf, mitzugehen. Ich lehnte es ab, aber sie drangen in mich. Ich bedachte, daß ich hier vielleicht Gelegenheit finden könnte, Benoit nützlich zu werden, und das machte mich schwankend. „Komm“, sagte Gouillin; „wenn wir Dich vorstellen, wird man Dich gut aufnehmen, und Du wirst die Bürgerin Caron kennen lernen.“ — „Carrier's Maitresse?“ — „Ja, eine Sirene, der zu Liebe man auf dem Kopfe tanzen könnte.“ —

Ich entschloß mich. Carrier wohnte damals am äußersten Ende von Richebourg. Sein Haus wurde sorgfältig gehütet, und wir mußten uns zu erkennen geben, ehe uns die Schildwache einließ. Wir fanden den Repräsentanten auf dem Treppenabsatze mit einem jungen Mädchen, welches in Thränen zu ihm flehte. „Du liebst die Aristokraten“, sagte er, „ich die hübschen Mädchen; ich habe Dir gesagt, unter welchen Bedingungen Dein Bruder die Freiheit erlangen kann; eine Gefälligkeit ist der anderen werth.“ — Unter diesen Worten wollte er ihre Hände fassen; das junge Mädchen bebte zurück. — „Ich will nicht zu einem Unglück ein zweites fügen“, sagte sie mit edler Verzweiflung. „Dann scheere Dich zum Teufel“, schrie Carrier; „die Blondinen liebe ich überdies nicht.“ — Wir waren oben angelangt. — „Ah“, rief Gouillin, „das ist die kleine Brevet; will sie noch immer ihrem Bruder Brod bringen?“ — „Ach!“ schluchzte sie, „gewähret mir wenigstens diese Gnade.“ — „Das könnten wir wirklich thun“, sagte Gouillin; „da ihr Bruder gestern so viel getrunken, so wäre es nicht mehr als billig.“ — Das Mädchen schrie laut auf; Gouillin und Pinard wußten sich vor Lachen nicht zu lassen. „Ist es wahr?“ rief sie endlich; „Michel, sie haben Dich getödtet!“ — „Dummes Mädchen“, sagte Carrier, „würde ich Dir sonst seine Begnadigung angeboten haben?“ — Sie schrie laut auf und breitete die Arme aus, um eine Stütze zu

suchen. Ich wollte sie halten, aber Carrier hielt mich zurück. — „Man werfe diese Thränenliese hinaus", sagte er, „und die Schildwache soll einem Jeden, der mit einer Bitte kömmt, das Bajonnet durch den Leib rennen."

Wir traten in den Saal. Die Gesellschaft war so ziemlich dieselbe, die ich schon im „Café du vrai Sans-Culotte" gesehen hatte. Ich wurde Carrier vorgestellt. „Ist es ein guter Patriot?" fragte er, indem er seine düsteren Augen auf mir ruhen ließ; „Du weißt, daß wir hier Patrioten brauchen, welche, wie Gouillin sagt, ein Glas Blut trinken können." — Pinard verbürgte sich für meine Grundsätze. „Dann möge er zu uns zählen", sagte Carrier. Hierauf nahm er die beiden Männer, welche mich eingeführt hatten, zur Seite, um sich mit ihnen zu unterhalten. Ich benutzte die Gelegenheit, ihn mir genauer anzusehen. Er mochte fünfunddreißig Jahre alt seyn; er war groß, aber schlecht gewachsen. Das schwarze Haar, welches eng an den Schläfen anlag, stach gegen sein olivenfarbiges Gesicht ab; die Stirn war niedrig, die Augen rund und unruhig umherschweifend, seine Nase gebogen, seine Lippen fast gar nicht zu sehen. Obgleich er stark zu seyn schien, so lag doch in seinem Gesicht etwas Vorsichtiges und feig Lauerndes, welches durch die Rohheit seines Benehmens hindurchschimmerte. Von welcher Seite man ihn auch ansah, so schien es immer das Profil zu seyn; in dem Henker war noch der Advokat zu erkennen.

Man benachrichtigte uns, daß aufgetragen sey, und wir begaben uns in das Nebenzimmer. Hier waren mehrere Frauen. Pinard bezeichnete mir die beiden Begünstigten des Repräsentanten, Madame Le Normand und Angelika Caron. Die Letztere fiel mir auf. Ich hatte noch keine so schöne Frau gesehen, wenigstens war mir keine so verführerisch erschienen. In ihrem Blick lag eine gierige Wollust, aber auch etwas Geistvolles; ihre Bewegungen waren weich und harmonisch. Sie hatte ihre Pflichten aus den Augen gesetzt, aber die Anmuth bewahrt. Zwischen ihr und den übrigen weiblichen Wesen war ein Unterschied wie zwischen einem gefallenen Engel und Kaliban. Ich weiß nicht, ob sie die Bewunderung bemerkte, die ich ihr zollte, oder ob sie mich für minder roh hielt; genug, bei Tische saß ich an ihrer Seite, und ihre Zuvorkommenheit vermittelte bald eine gewisse Vertraulichkeit zwischen uns. Ihre Unterhaltung war lebendig, originell, beweglich. Diese wurde von uns Beiden halblaut geführt, und inmitten der wüthenden Declamationen und Gotteslästerungen mußte sie bald eine gewisse Innigkeit annehmen. Das schändliche Leben, welches Angelika Caron führte, hatte ihr nicht Alles genommen, und was sie nicht verstand, wußte sie wenigstens zu würdigen. Sie sprach mit mir von ihrer Kindheit, von ihren damaligen Neigungen und Träumereien. Zufällig sprach sie den Namen des Klosters aus, in welchem sie erzogen worden war. Auch Madame Benoist hatte dort ihre Erziehung erhalten. Ich nannte Rose Boivin, und sie erinnerte sich derselben. Ich wollte von dieser Entdeckung Nutzen ziehen, als die Tafel aufgehoben wurde. Glücklicherweise setzten die Freunde Carrier's, welche vom Wein erhitzt waren, ihr Gespräch fort, ohne auf uns zu achten. Ich ließ sie in den Saal gehen und trat in ein Fenster. Angelika näherte sich mir.

„Diese Gespräche ermüden Sie", sagte sie, indem sie aufhörte, mich zu dutzen. — „Ich vermeide sie nicht immer", antwortete ich; „aber hier gilt es, klug seyn." — „Wir leben in einem Schmelzofen", fuhr sie fort; „die Kraft wird zum Wahnsinn, der Unwille zur Wuth. Ihr wißt in Eurer Bretagne nicht, wie niederträchtig und grausam sich die Feinde der Republik gezeigt haben. Ihr könnt sie nicht wie wir hassen." — „Ich hasse diejenigen, welche grausam und niederträchtig gewesen sind; aber es werden jetzt so viele Unschuldige mit den Schuldigen verwechselt." — „Die Pflichten derer, die an der Spitze stehen, sind hart." — „Die Strenge darf also nie nachlassen?" — „Sie ist nöthig." — „Dennoch giebt es hier, wenn ich dem Gerüchte trauen darf, eine Stimme, die immer Verzeihung erhält." — Angelika sah mich an und fragte: „Wen wollen Sie retten?" — „Einen echten Patrioten." — „Unsere Freunde sind es Alle", sagte sie. — „Den Mann einer Ihrer Freundinnen, derjenigen, die ich vorher nannte." — „Rose Boivin?" — „Eben diese." — „Wie heißt er?" — „Der Bürger Benoist." — „Morgen werde ich mit Carrier davon sprechen", sagte sie lebhaft. — „Morgen ist es vielleicht zu spät." — Sie dachte nach. „Was kann ich thun?" begann sie wieder; „jetzt sind sie Alle da, und meine Bitte würde abgewiesen werden." — Ich drang in sie, als Carrier sie abrufen ließ. „Ich werde es mir überlegen", sagte sie, als sie mich verließ.

Ich fürchtete, daß meine Abwesenheit auffallen möchte, und begab mich wieder zu den Gästen. Die Zahl derselben hatte sich vermehrt. Man sah Generale mit wollenen Epaulettes nach der damaligen Sitte, Mitglieder der Departemental-Verwaltung in Holzschuhen und Richter beim revolutionnairen Gerichtshofe ohne Weste und Halstuch. Die Meisten rauchten, spielten oder tranken. Einige liefen hinter den halbnackten Frauen her, welche ihnen lachend entschlüpften. Man hörte nichts als Gläsergeklirr, Flüche, schmutzige Gesänge und lautschallende Küsse. Nur eine häßliche und mürrisch aussehende Frau saß allein in einer Ecke des Zimmers und strickte. Ich erkundigte mich nach ihrem Namen. — „Es ist die Gattin des Repräsentanten", sagte Pinard, „ein wahres Stachelschwein. Wenn ich Carrier wäre, hätte ich sie mir schon längst vom Halse geschafft. Aber wo ist denn Carrier? Gewiß bei der Bürgerin Caron, ich wette! — Sagte ich's nicht? Da sind sie Beide." — Der Repräsentant erschien in der Thür mit Angelika, welche er umschlungen hielt. Diese war mit einer einfachen Tunika bekleidet. In seine Arme hingegossen, schien sie seine Küsse herauszufordern. Auf mich machte dieser Anblick einen ekelhaften und befremdenden Eindruck. Ihre Schönheit schien mir entweiht. Als ich sah, daß sie auf mich zukam, wich ich zur Seite, um ihr Platz zu machen. Sie bemerkte es und erröthete. Hierauf entwand sie sich den Armen ihres Liebhabers, der ein Gespräch mit Lamberty anknüpfte, und drückte mir im Vorübergehen ein Papier in die Hand. „Nehmen Sie", sagte sie, „aber er möge Nantes augenblicklich verlassen." — Meine Antwort wartete sie nicht ab.

Als ich in meinen Gasthof zurückkehrte, sagte man mir, daß mich Jemand auf meinem Zimmer erwarte. Es war Madame Benoist. Sie sagte mir, daß der Name ihres Mannes auf der Liste der Gefangenen stände, welche noch heute Abend hingerichtet werden sollten. Wir machten uns sogleich auf. Die Thür des Bouffai war mit Bewaffneten besetzt, welche uns nicht durchlassen wollten. Alle unsere Bemühungen waren vergeblich. Schon stiegen die Vordersten der Verurtheilten zwischen einer Doppelreihe von Soldaten die Treppe hernieder. Sie waren fast nackt und jede Frau an einen Mann gebunden. Unter ihnen befanden sich junge Mädchen, welche das Gefühl der Scham noch bewahrt hatten; sie senkten das Haupt. Alle schritten langsam mit erstickten Seufzern oder Gebete murmelnd die große Treppe herab. Die Fackeln, welche zwischen den Piken und Bajonnetten hin und her flackerten, erhellten das grauenvolle Schauspiel. Männer erhoben ihre Kinder und riefen: „Eine Mutter für mein armes Kind!" — Zuweilen tauchten Hände zwischen den Bajonnetten auf, und Mütter warfen ihre Kinder hin, ohne zu wissen, wem sie zufallen würden.

Als der Zug vorüber war, stieß Madame Benoist einen Freudenschrei aus, denn ihr Mann befand sich nicht darunter. Wir traten in den Schatten, um nicht gesehen zu werden. Die Bewaffneten schlugen den Weg nach der Loire ein, und man sah die Fackeln auf dem Flusse glänzen. Hierauf ertönten Arthiebe, dann ein schmerzlicher Aufschrei, und Alles war wieder still. Die Gefängnißtreppe war frei geworden. Wir stürzten hinauf, und ich überreichte dem Kerkermeister das Papier. „Der Bürger Benoist ist wahrscheinlich schon todt", sagte dieser, „denn man hat ihn eben aufgerufen, ohne daß er sich gemeldet hätte." — Madame Benoist ließ sich indeß das Gefängniß öffnen und erschien bald wieder mit ihrem Manne. Wir stürzten uns in die Arme.

Nach Verlauf einer Stunde hatten sie Nantes verlassen, und auch ich machte Anstalten, mich zu entfernen. E. Souvestre.

Bibliographie.

Madame la duchesse de Longueville (épisode de la Fronde). — Von J. de Saint-Félix. 7½ Fr.

Origine de la forme des caractères alphabétiques de toutes les nations, des clefs chinoises, des hiéroglyphes égyptiens etc. — Von Mortau de Desmartin. 4. 8 Fr.

Le sucre colonial et le sucre indigène. — Von L. Fournier. 2½ Fr.

Mannigfaltiges.

— **Die Kaiserkrönung in Mailand.** Als ein kompetentes Zeugniß für den Werth der bei Creuzbauer in Karlsruhe erschienenen bildlichen Darstellungen der Mailänder Krönung, zu denen Herr **Aug. Lewald** den Text geliefert, darf wohl das Urtheil der Gazzetta di Milano gelten. Diese erklärt in ihrem Blatte vom 21. März, daß es keine vollständigere und glänzendere Beschreibung und keine auch in künstlerischer Hinsicht vollendetere Illustration geben könne, als die in Deutschland herausgekommene Darstellung jener Italiänischen Feste und Feierlichkeiten. Während die pracht- und schönheitliebenden Mailänder es den Franzosen gar nicht vergeben können, daß sie in der letzten Zeit so oberflächliche und lügenhafte Berichte über das Thun und Treiben des nördlichen Italien verbreiteten, lassen sie Deutschem Kunstfleiße und Deutscher von Schmeichelei weit entfernter Redlichkeit der Auffassung ihre vollste Anerkennug zu Theil werden.

— **Die Juli-Revolution.** Eine vollständige Zusammenstellung alles dessen, was seit dem Jahre 1830 über die Geschichte der Französischen Juli-Revolution geschrieben worden, liefert die so eben bei Desenne in Paris erschienene „Geschichte von Frankreich während des letzten Jahres der Restauration, von einem ehemaligen richterlichen Beamten."*) In der Vorrede führt der Verfasser nicht weniger als 91 Werke an, die er bei seiner Darstellung benützt hat. Indessen ist Vollständigkeit das geringere, Unparteilichkeit dagegen das größere Verdienst, das das Buch für sich in Anspruch nimmt. Wir werden vielleicht durch Mittheilung eines Kapitels aus demselben unsere Leser in den Stand setzen, ein eigenes Urtheil darüber zu fällen.

*) Histoire de France, pendant la dernière année de la Restauration, par un ancien Magistrat. 2 vols. — Leipzig und Paris, bei Brockhaus und Avenarius.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 40. Berlin, Mittwoch den 3. April 1839.

Frankreich.

Konnte die Französische Revolution aufgehalten oder geleitet werden?

In einem kürzlich erschienenen Werke: „Histoire du règne de Louis XVI., pendant les années où l'on pouvoit prévenir ou diriger la révolution française, par J. Droz", wird, wie es schon der Titel zeigt, diese Frage bejahend beantwortet. Der Verfasser sucht in demselben durch eine Darstellung der Begebenheiten und der Männer, welche das Geschick Frankreichs vom Jahre 1774 bis zum 4. August 1789 leiteten, die Ansicht festzustellen, daß, wenn zur Zeit der Thronbesteigung Ludwig's XVI. die Revolution schon eine unvermeidliche Nothwendigkeit war, doch die Regierung noch eine hinreichende materielle und moralische Gewalt gehabt habe, um selbst in der Verwaltung, Gesetzgebung, in den Finanzen, der Armee und in der Vertheilung der Abgaben die nothwendig gewordenen Verbesserungen einzuführen und Frankreich den Grad der Freiheit zu Theil werden zu lassen, den die Bedürfnisse der Zeit und die Bildungsstufe der Nation gebieterisch forderten. Dadurch, meint er, würden derselben die Gräuel der Schreckenszeit und der Despotismus des Kaiserreichs erspart worden seyn.

Wenn diese Ansicht nun auch in Bezug auf die Französische Revolution noch nicht so konsequent durchgeführt worden ist, so ist sie doch nichts weniger als neu. Es ist vielmehr die bekannte Hofmeisterei der Geschichte, welche dieser gern ihren Lauf vorzeichnen möchte und, statt sich bei dem zu beruhigen, was geschehen ist, und den Gründen des Geschehenen nachzuforschen, sich lieber die unfruchtbare Mühe giebt, herauszuspintisiren, ob, wenn das und das geschehen wäre, es nicht so oder so hätte kommen können. Nicht bloß der Französischen Revolution, sondern allen großen Weltbegebenheiten ist es so gegangen; hinterher sind dann immer Leute gekommen, welche, den nothwendigen Gang der Geschichte verkennend, Lärm geschlagen und gemeint haben, wenn man es nur anders angefangen oder sie gar um Rath gefragt hätte, so würden sich die Sachen ganz anders gestaltet haben. Von diesem Gesichtspunkte aus ist, besonders auf katholischer Seite, die Reformation betrachtet worden. Dieselbe, ist gesagt worden, wäre durchaus nicht nothwendig bedingt gewesen, oder es hätte wenigstens ein anderer Gang eingeschlagen werden können. Wozu hätte es einer Reformation bedurft? Eine Reform der Kirche wäre vielleicht wünschenswerth gewesen; aber diese hätte ja von der Kirche selbst, von dem Oberhaupte derselben ausgehen können. Hätte man sich auf friedlichem Wege einigen können, so wäre die bedauernswerthe Kirchenspaltung und alles Unheil, was im Gefolge derselben hereinbrach, die Religionskriege, die Schwächung Deutschlands und Gott weiß, was noch, vermieden worden. Das klingt Alles sehr plausibel, nur Schade, daß die Geschichte bei diesen Besserwissern nicht Rath einholen will! Nicht minder haben diejenigen, welche sich in den Sturz Napoleon's nicht finden konnten, sich damit zu trösten gesucht, daß sie meinten, wenn er nur nicht nach Rußland gegangen oder der strenge Winter nicht eingetreten wäre, oder nicht zwei Kriege zu gleicher Zeit angefangen hätte, so würde er nicht gefallen seyn. Auf diese Weise sind alle große Ereignisse durch Wenn's und Aber's in Frage gestellt worden. Diejenigen, die so sprechen, vergessen aber, daß die Geschichte nie einen ihrer Helden oder eine Sache fallen läßt, so lange sie der Menschen bedarf, oder so lange sie die Begebenheiten noch nicht zu allen Konsequenzen fortgeführt hat. Bei diesen Wahrscheinlichkeitsberechnungen hält man sich dann gewöhnlich an die Menschen und bürdet ihrer Unfähigkeit oder Verblendung die Schuld auf. Das mag in vielen Fällen zutreffen, aber darum bleibt es nicht minder wahr, daß der Gang der Begebenheiten im Ganzen und Großen bestimmt ist, und daß, wenn der menschlichen Thätigkeit und Tüchtigkeit ein weiter Spielraum verstattet ist, es derselben doch nie gelingt, mit Erfolg gegen die Zeitströmungen anzukämpfen oder den Strom der Geschichte zurückzudämmen. Gegen eine fatalistische Auffassung der Geschichte empört sich mit Recht unser Gefühl; die Menschen sollen keine willenlose Werkzeuge, keine Gliederpuppen in der Hand der blinden Nothwendigkeit seyn, aber man möge auch das Vertrauen zu der Geschichte haben, daß ihr eine ewige Vernunft inwohne, oder, wenn man es lieber hört, daß sie die Offenbarung des göttlichen Willens in der Zeit sey, und daß eine Vorsehung die anscheinend wirr durch einander laufenden Fäden ordne und eine. Um diese Ueberzeugung zu gewinnen, muß man aber die äußerliche Zufälligkeit und den unwesentlichen Schein von der inneren Nothwendigkeit zu unterscheiden wissen, muß man wissen, daß der Geschichte in jedem Falle mehr als ein Weg offen steht, um zu ihrem Ziele zu gelangen.

Auch in Bezug auf die Französische Revolution ist die Ansicht aufgestellt worden, daß sie hätte gehindert oder anders geleitet werden können. Die Verfechter des ancien régime verkannten alle die derselben zu Grunde liegende Nothwendigkeit und meinten, wenn man es nur klug anfinge und zur rechten Zeit nachgäbe oder entschieden aufträte, so würde sich der Sturm schon beschwören lassen. Als wenn man die Wellen des stürmischen Meeres durch einige Oeltropfen glätten könnte, bevor der Sturm ausgetobt hat! Bertrand de Molleville, obwohl nicht zu dieser Partei gehörig, bildete sich ein und hat diese Meinung auf eine wahrhaft lächerliche Weise in seinen Memoiren ausgesprochen, daß, wenn man ihn nur hätte machen lassen, wenigstens die Gräuel der Revolution verhindert seyn würden. Die Gründe der Französischen Revolution sind indeß tiefer zu suchen, als in der drückenden Schuldenlast, in der Schwäche des Königs, in der durch die vorangegangenen Regierungen verbreiteten Depravation, den Umtrieben zügellosen Ehrgeizes u. s. w., obwohl auch diese Einwirkungen in Anschlag gebracht werden müssen, aber nur als sekundäre Ursachen, als Veranlassungen, an denen der nothwendige Umschwung aller Verhältnisse hervorbrach. Palliative konnten hier zu nichts helfen; Vorsicht und Klugheit konnten höchstens das Eintreten der Krisis hinausschieben.

Kann nun auch der Standpunkt, von welchem in dem angeführten Werke ausgegangen ist, nicht zugegeben werden, so erhält die Darstellung doch dadurch ein besonderes Interesse, daß sie auf die der Revolution vorangehenden Jahre ausführlicher eingeht. In den meisten Bearbeitungen treten diese gerade hinter den gewaltigen Kämpfen des blutigen Drama's zurück, und fast alle Werke beginnen mit der Eröffnung der General-Stände. Und dennoch sind die funfzehn Jahre der Regierung Ludwig's XVI., welche der Eröffnung der General-Stände vorangehen, für den Staatsmann und denjenigen, der die Geschichte philosophisch zu betrachten gewohnt ist, von nicht geringerem Interesse. Sie sind die Exposition des großartigen Drama's, der Beginn der Handlung. In der ersten Epoche sehen wir die Auflösung und das Absterben der alten Gesellschaft, während die Saatspitzen einer neuen Zeit eben aus dem Boden hervorsprossen.

Der Ansicht des Herrn Droz zufolge, waren Turgot und Necker die beiden Staatsmänner, welche am besten wußten, was Frankreich damals Noth that, und der Geschichte ihrer Verwaltung entnimmt er auch die meisten Beweise zur Unterstützung seiner Ansicht. Turgot wollte eine gleichmäßige Vertheilung der Abgaben einführen, den Handel aus seinen Fesseln befreien. Er bezweckte Einheit der Maße und Gewichte, eine gemeinsame Gesetzgebung für ganz Frankreich, die Abschaffung der Corporationen, ein populäres und freisinniges Unterrichts-System, und im Gefolge aller dieser Verbesserungen Munizipal-, Provinzial- und General-Versammlungen, durch welche die Idee einer National-Repräsentation vorbereitet worden wäre. „Ich stehe dafür", sagte Turgot zu Ludwig XVI., „daß die Nation in zehn Jahren nicht wiederzuerkennen seyn wird. Der Eingang zu dem Dekrete, durch welches die Corporationen abgeschafft wurden, kann einen Begriff von seinen freisinnigen Ansichten geben. Er lautet: „Indem Gott dem Menschen Bedürfnisse gab und ihm die Nothwendigkeit, zu arbeiten, auferlegte, machte er das Recht, zu arbeiten, zum Eigenthum eines jeden Menschen, und dieses Eigenthum ist das erste, heiligste, unveräußerlichste. Wir wollen daher die willkürlichen Einrichtungen abschaffen, durch welche der Arme verhindert wird, von seiner Arbeit zu leben, welche den Wetteifer, die Gewerbthätigkeit ersticken und die Talente derjenigen, die durch die Umstände vom Eintritt in eine Zunft ausgeschlossen werden, ersticken, welche die Gewerbthätigkeit mit einer ungeheuren Abgabe belasten, die lästig für die Unterthanen, nutzlos für den Staat ist und, indem sie den Mitgliedern der Zunft das Zusammenhalten erleichtert, die ärmeren Mitglieder den reicheren zinsbar macht u. s. w." —

Ueber die politischen Reformen, welche Turgot beabsichtigte, spricht sich der Verfasser folgendermaßen aus: „Mit Hülfe der Königlichen Gewalt wollte Turgot Einrichtungen einführen, welche unseren Sitten entsprachen und geeignet waren, sie zu verbessern. Ein so feiner Beobachter wie er, dachte, bevor man den Franzosen gestatte, sich über die National-Interessen zu berathen, müsse man zuvor für ihre moralische und politische Erziehung sorgen, ihnen positive Ideen von der Landes-Verwaltung geben und Gefühle des Wohlwollens und des Patriotismus, von denen damals viel gesprochen wurde, die aber noch weniger in Handlungen als in Schriften hervortraten, unter ihnen verbreiten."

„Turgot wünschte, daß ein Theil der Verwaltung den Eigenthümern anvertraut werden möge. Sein Plan war umfassend; er wollte ihn allmälig, mit kluger Vorsicht, immer Schritt haltend mit der geistigen und sittlichen Bildung, ausführen. Sein erster Versuch sollte seyn, in jeder Stadt und in jeder Landgemeinde eine Munizipalität zu wählen, welche die Abgaben vertheilt hätte, mit der Anordnung der für die Gemeinde nützlichen Arbeiten beauftragt worden und zugleich das Organ der lokalen Bedürfnisse und Wünsche gewesen wäre. Hernach wären Kreis-Munizipalitäten eingesetzt worden, welche die Gemeinde-Munizipalitäten hätten wählen müssen. Turgot hatte bemerkt, daß die Versammlungen, welche aus drei Ständen bestanden, sich oft verschiedenen und dem Gemeinwohl schädlichen Interessen zuneigten. Deshalb wollte er, daß in den Munizipalitäten oder bei den Wahlen Niemand als Geistlicher, Adliger oder Bürgerlicher auftrete; man sollte bloß als Eigenthümer über alle gemeinsame Interessen seine Stimme abgeben. Durch diese Verwaltungsweise sah sich die Regierung einer Menge Einzelheiten entledigt; diese fielen nun denjenigen zu, welche, vermöge ihrer Stellung, die vollständigste Kenntniß davon hatten. Dies Verfahren sicherte vor der Willkür der Beamten, gab den Eigenthümern ein Interesse am Gemeinwesen und erweckte unter ihnen einen edlen Ehrgeiz. Es war ganz geeignet, die Menschen weniger leichtfertig und selbstsüchtig zu machen, indem es ihren Sinn auf wahrhaft nützliche Gegenstände hinlenkte."

„Die beiden erwähnten Abstufungen waren die einzigen, welche Turgot von vorn herein einzuführen gesonnen war. Wenn die Geschäftskenntniß sich erst weiter verbreitet hätte, so würden die Kreis-Munizipalitäten die der Provinzen ernannt haben. Den Schlußstein des ganzen Gebäudes hätte dann die Munizipalität des Reiches gebildet. Diese Versammlung, zu der jede Provinzial-Munizipalität ihren Vertreter geschickt hätte, würde dem Monarchen die Bedürfnisse des Landes vorgelegt haben und von der Regierung zu Rath gezogen worden seyn. Als Organ der öffentlichen Meinung würde sie einen außerordentlichen Einfluß geübt haben. Hätte ein Edikt den Wünschen derselben entsprochen, so würde schwerlich Widerstand dagegen versucht worden seyn. Hätte die Versammlung dagegen Einwendungen vorgebracht, so würden die Minister von ihren Plänen haben abstehen müssen, und dem Könige wären die Irrungen seiner Rathgeber bekannt geworden. Turgot beabsichtigte übrigens, dieser Einrichtung noch eine größere Ausdehnung zu geben, und die Magistratur sollte nur die richterlichen Functionen bewahren, die Einregistrirung der Gesetze aber der Munizipalität des Königreiches vorbehalten bleiben."

Durch eine solche Verfassung glaubte Turgot den Staat gegen die Mißbräuche der Gewalt schützen zu können, durch sie hoffte er, die sich gegen die Königliche Gewalt erhebende Opposition niederzuhalten. Nach einem Ausdrucke Sénac de Meilhan's verfuhr indeß Turgot wie ein Chirurgus, der mit Leichnamen zu thun hat; er bedachte nicht, daß er auf lebende Wesen einwirken solle, und beachtete nur die Sachen, nicht die Personen. Bald erhob sich eine starke Opposition gegen ihn; diejenigen, deren Interesse durch seine Reformen verletzt wurde, standen wider ihn auf, und zu ihnen gesellten sich alle die, welche später an die Reihe zu kommen fürchteten, und schmiedeten Kabalen und Intriguen gegen ihn. Obgleich Ludwig XVI. sagte: „Nur Turgot und ich lieben den Staat", so hatte er doch nicht die Kraft, ihn zu halten. Der Minister, der, vom Könige unterstützt, viel Gutes hätte wirken und manche heilsame Reformen hätte einführen können, wurde gezwungen, seine Entlassung zu nehmen.

Necker's Pläne entsprachen denen Turgot's einigermaßen, aber sie waren bei weitem nicht so umfassend. Droz sagt: „Sein Plan ging dahin, in jeder Allgemeinheit eine Verwaltung zu bilden. Die drei Stände sollten geschieden seyn, die Geistlichkeit den Vorsitz führen, aber die Stimmen nur nach Köpfen zählen. Die Mitglieder sollten aus der Geistlichkeit, dem Adel, dem dritten Stande der Städte, dem dritten Stande des flachen Landes, aus jedem Stande zu einem Viertheil, gewählt werden. Das Parlament und viele Adlige fanden, daß Necker die Geistlichkeit zu günstig behandle, und er setzte die Zahl der Geistlichen von einem Viertheil auf ein Fünftheil herab. Für den Anfang sollte der König ein Drittheil der Mitglieder ernennen und die Uebrigen von diesem Drittheil erwählt werden. Die Erneuerungen sollten theilweise geschehen und von den Provinzial-Verwaltungen, unter Vorbehalt der Königlichen Bestätigung, ausgehen. Auf diese Weise war der Haupteinfluß weder dem Könige noch den Eigenthümern gesichert, sondern wurde den Beamten in die Hände gespielt, welche das Recht erhielten, ihre Kollegen selbst zu ernennen. Diese Versammlungen sollten nach und nach eingeführt werden; aber die Ausführung stieß bald auf Schwierigkeiten, und es waren erst zwei ins Leben gerufen, als Necker abdankte. Die erste, welche in Berri im Jahre 1778 zusammentrat, hatte dennoch erfreuliche Folgen gehabt; sie hatte die Frohndienste abgeschafft und in einigen Monaten 200,000 Livres zusammengebracht, welche für das Gemeinwohl verwendet werden sollten.

Droz zieht folgende Parallele zwischen Necker und Turgot: „Das Bedauern, welches Necker's Ausscheiden aus dem Ministerium verursachte, bildet einen auffallenden Gegensatz zu dem Eindrucke, den Turgot's Entlassung machte: Fünf Jahre waren seitdem verflossen, und die politischen Ideen hatten sich weiter verbreitet. Derjenige, dessen Ausscheiden ein so großes Aufsehen machte, verdiente dasselbe weit weniger. Beide bezweckten freilich das allgemeine Wohl und verfolgten die Mißbräuche; aber Turgot besaß die Uneigennützigkeit eines Weisen, der sich selbst vergißt und sich ganz dem Wohle des Staats und der Menschheit widmet. Necker war nur in Geldsachen uneigennützig, und der Durst nach Ruhm verzehrte ihn. Turgot vertraute seinen Prinzipien, Necker sich selbst."

„Die Verhältnisse, unter welchen jener die Verwaltung der Finanzen übernahm, waren ungleich schwieriger als die, welche dieser vorfand, und der Letztere half den Bedürfnissen des Schatzes durch gefährliche und zuweilen unmoralische Auskunftsmittel ab. Turgot würde im Fall eines Krieges zu einer Anleihe gezwungen worden seyn, aber seine Grundsätze und seine Festigkeit bürgen dafür, daß er selbst aus einer mißlichen Lage Nutzen gezogen haben würde, um eine durchgreifende Reform zu bewerkstelligen. Turgot wollte eine den Bedürfnissen entsprechende Gesetzgebung, eine dauerhafte Regierungsform. Necker bekämpfte nur einzelne Mißbräuche, und selbst in einer Zeit, wo die Umstände einen bestimmten Plan forderten, fehlte es ihm an einer durchgebildeten Ansicht."

„Turgot wollte die Eigenthümer zur Verwaltung hinzuziehen und rief sie zur Vertheidigung des gemeinschaftlichen Interesse's auf. Necker warf zuweilen, ohne es zu wissen, feindliche Ideen unter diese zahlreiche Klasse hin. Im Widerspruch mit dem Minister, an dessen Stelle er trat, sagte er in seinen Getraide-Gesetzen: „„Fast alle Bestimmungen der Civil-Gesetzgebung sind zu Gunsten der Eigenthümer. Man erschrickt, wenn man das Gesetzbuch öffnet und überall auf diese Wahrheit stößt. Es scheint, als ob eine kleine Anzahl Menschen sich in die Erde getheilt und gemeinschaftlich Gesetze zum Schutz gegen die Menge gemacht hat, gerade wie man in den Wäldern Schutzwehren gegen die wilden Thiere aufrichtet. Dennoch ist, trotz aller Gesetze über Eigenthum, Gerechtigkeit und Freiheit, fast gar nichts für die zahlreichste Klasse der Bürger gethan worden. Was kümmern uns Eure Gesetze über das Eigenthum? werden sie sagen; wir besitzen nichts. Was Eure Gesetze über die Gerechtigkeit? wir haben nichts zu vertheidigen. Was Eure Gesetze über die Freiheit? wenn wir heute nicht arbeiten, sterben wir morgen Hungers."" Der Gesetzgeber, welcher so sprach, hatte eine so geringe Einsicht in die wichtigsten Theile der Staatswirthschaft, daß er die Corporationen vertheidigte, welche dem Aufschwunge der Industrie so sehr im Wege standen und gegen welche Turgot alle seine Anstrengungen richtete."

„Turgot bezweckte die sittliche und politische Bildung der Nation; er wollte die öffentliche Meinung bilden. Necker hielt dieselbe für schon genügend aufgeklärt und beugte sich vor ihr. Der Eine wendete sich zum Volke als Gesetzgeber, der Andere als Höfling. Die Staatsmänner unterliegen sehr häufig, wenn sie auf dem Höhepunkt ihrer Macht angelangt sind; so ging es auch Necker kurze Zeit nach dem compte rendu, der ihn so sehr in Gunst gesetzt hatte. Turgot starb zwei Monate nach der Entlassung Necker's in einem Alter von zweiundfunfzig Jahren. Er hatte die letzte Zeit seines Lebens in der Zurückgezogenheit, einzig mit den Wissenschaften beschäftigt, zugebracht. Necker's Verwaltung, obgleich derselbe Turgot und Machault weit nachstand, war immer sehr empfindlich; um sich davon zu überzeugen, braucht man nur seine Nachfolger zu betrachten. Er wußte wenigstens, daß, wer Frankreich beherrschen wolle, das Gemeinwohl im Auge haben müsse, und eine so einfache Wahrheit einzusehen, wollte schon immer etwas sagen. Er schaffte Mißbräuche ab und dachte darauf, den Stürmen zu begegnen. Seine Neider haben zwar oft behauptet, er habe das Königliche Ansehen geschwächt, aber er machte den Namen des Königs beliebt, und auf dieses Lob dürfen nur wenige seiner Nachfolger Anspruch machen."

„Ein arger Fehler, zu dem Necker durch seine unbezwingliche Eigenliebe verleitet wurde, war der, daß er sich nicht länger im Besitz der Macht zu behaupten suchte. Maurepas stand am Zielpunkte seiner verhängnißvollen Laufbahn und würde ihm bald Platz gemacht haben. Necker hat es mehr als einmal bereut, daß er so übereilt abdankte, aber vermöge seines Stolzes zweifelte er keinen Augenblick daran, daß er unentbehrlich sey, und daß man ihn werde zurückrufen müssen. Er täuschte sich, wenn er glaubte, daß dieser Fall bald eintreten würde, und er sah nicht voraus, daß, wenn er wieder eintreten würde, die Lage des Staates eine andere geworden seyn mußte, und daß er unmöglich darauf rechnen konnte, dieselbe Nation und dieselben Ideen wiederzufinden. Die Zeitumstände forderten ganz andere Talente, als er zur Zeit seines ersten Ministeriums entfaltet hatte und als er überhaupt besaß." (Schluß folgt.)

Die physische Schwäche der heutigen Franzosen.

(Nach der Revue Brittanique.)

Die Würdigung des physischen Zustandes einer Nation bietet manche Bedenklichkeiten dar. Die Eigenliebe einer gesellschaftlichen Verbindung ist so leicht zu verletzen, wie die eines Individuums. Keiner Nation ist aber wohl ein größeres Maaß von Eitelkeit zugemessen, als der Französischen. Stolz auf eine ruhmvolle Vergangenheit, begünstigt durch einen glücklichen Himmel, hat sie sich von jeher mit besonderer Vorliebe betrachtet. Begnügt man sich indeß nicht mit einer oberflächlichen Betrachtung, so wird man finden, daß dieses Volk, welches so stolz auf seine glorreichen Thaten und den beweglichen und spottsüchtigen Sinn seiner Bewohner ist, keinesweges die Auszeichnung verdient, die es sich selbst beilegt. In Bezug auf Gewerbfleiß und großartigen Unternehmungsgeist steht es den Engländern und Amerikanern weit nach; in wissenschaftlicher und künstlerischer Hinsicht findet es auch noch seinesgleichen, wenn es auch das ausschließliche Vorrecht zu haben scheint, Europa mit Vaudevilles und Calembourgs zu versorgen. Daß im Gebiet der Musik Italiäner und Deutsche die Meister der Franzosen sind, bedarf kaum einer Erwähnung, und selbst das Scepter der Mode scheint Frankreich aus den Händen gegeben zu haben; — der Jockey-Klub und die Paletots triumphiren.

Wäre Frankreich bei Vertheilung der physischen Kräfte besser bedacht geworden, so hätte man dies als eine Art von Ersatz ansehen können; aber seit fünfundzwanzig Jahren giebt sich in diesem Lande eine auffallende Entartung des Menschengeschlechts zu erkennen. Die Revolutionskriege, die Schaffotte haben eine reiche Aerndte gehalten. Die kräftigsten Männer, diejenigen, welche in der Blüthe ihres Alters am geeignetsten zur Fortpflanzung waren und eine gesunde Nachkommenschaft hätten erzielen können, wurden gerade am ersten hinweggerafft. Die Kriege haben die stärksten Menschen verschlungen, und für die Zeugung blieben nur die übrig, welche das Schwert des Feindes oder gar das Beil des Henkers verschmäht hatte.

Ein gelehrter Arzt, Dr. Villermé, dem die Schwäche der Generation, welche sich jährlich zu den Conscriptionen einstellte, auffiel, forschte den Gründen nach und kam auf dieses Resultat. Ihm gebührt die Ehre, in seinen statistischen Darstellungen darauf hingewiesen zu haben, daß die Erhaltung des Menschengeschlechts die ernsteste Aufmerksamkeit verdiene. Mit Hülfe des Meßstockes, mit welchem die gesammte Jugend gemessen wird und dessen Angaben genau aufgezeichnet werden, hat er den gewöhnlichen Wuchs der Männer genau angeben und die wahren Gründe der schwächlichen Körperbeschaffenheit der Französischen Jugend erforschen können. Aus seinen Untersuchungen ergiebt sich, daß seit vierzig Jahren der Wuchs der Männer beträchtlich kleiner geworden ist. Vor der Revolution nahm man in Frankreich keinen Grenadier unter 5 Zoll an; während der Republik begnügte man sich mit 4 Zoll, während der Kaiserherrschaft mit 3 und zur Zeit der Restauration mit $2\frac{1}{2}$; jetzt endlich befähigt die gute Aufführung in jedem Falle zur Aufnahme in die Eliten-Compagnieen.

Oben sind schon einige Ursachen der physischen Entartung angegeben worden: der Krieg und die politischen Einflüsse. Es giebt indeß noch andere, welche eine eben so große Beachtung verdienen.

Bekannt ist es, welche sonderbare Verbindungen die Furcht vor dem Soldatenstande in der letzten Zeit des Kaiserreichs zu Stande brachte. Das Gesetz, vermöge dessen gewisse Klassen von verheiratheten Bürgern vom Militairdienste befreit wurden, vermochte viele junge Leute, Ehen mit schwächlichen oder bejahrten Weibern einzugehen. Die Kinder, welche unter so ungünstigen Umständen zur Welt kamen, waren ebenfalls von schwächlicher Körperbeschaffenheit; dies ist eine unbestreitbare Thatsache, welche in den Conscriptionspflichtigen aus den Jahren 1812, 1813 und 1814 ihre Bestätigung findet. Dieselben Resultate ergeben die Altersklassen aus den Zeiten der Revolution. Die Hungersnoth, das Elend, die verderblichsten Einflüsse haben auf diese Epoche eingewirkt. Als in Folge des Traktats vom Jahre 1815 die Englische Armee, welche in Frankreich kantonnirte, bei Französischen Lieferanten Tschako's bestellte, nahmen diese die vom Französischen Kriegs-Ministerium vorgeschriebenen Maße zur Richtschnur. Wie groß war aber ihr Erstaunen, als zwei Drittheile der gelieferten Tschako's zu klein befunden wurden. Nur die kleinsten Englischen Köpfe konnten die größten Französischen Helme gebrauchen. Dennoch können die Englischen Truppen nicht den Vergleich mit den Preußischen, Sächsischen oder Ungarischen aushalten. Hiernach mag man den körperlichen Unterschied zwischen den Französischen Soldaten und anderen Nationen abmessen.

Auf dem Lande sind die Rekruten gewöhnlich kräftiger gebaut als in den Städten, wogegen die Städter wieder größer sind. Diese verlieren also an Kraft, was sie an Länge gewinnen. Nach der Meinung der Kriegsverständigen ertragen die kleinsten Soldaten eines Regiments am besten anstrengende Märsche und Krankheiten, weil ihre ganze Organisation gedrungener ist. Dem sey indeß wie ihm wolle; wenn die Länge des menschlichen Wuchses nichts für die Kraft beweist, so ist daraus noch nicht der Schluß zu ziehen, daß die Kleinheit der Proportionen in militairischer Hinsicht als gleichgültig zu erachten sey. Die Sorgfalt, mit welcher man in manchen Armeen Elite-Corps bildet, beweist das Gegentheil. Kömmt man aus London, Rußland oder Deutschland und betrachtet dann die Französische Infanterie, so fällt die Vergleichung derselben mit den Englischen Regimentern, mit den Preußischen und Russischen Garden nicht sehr günstig aus. Bringt man die militairische Organisation und die moralischen Triebfedern, welche auf den Soldaten einwirken, nicht in Betracht, so kann man von der Französischen Armee keine hohe Meinung fassen.

Die Größe einer Nation besteht nicht einzig und allein in ihren wissenschaftlichen und industriellen Fortschritten. Das Byzantinische Kaiserreich zählte eine Menge Rhetoren und Ingenieure, aber die Entkräftung der Nation war so groß, daß sie ihre Vertheidigung fremden Söldlingen anvertrauen mußte.

Unter den Ursachen, welche vorzüglich die Unvollkommenheit der Fortpflanzung bewirken, dürfen die Unwissenheit des Volkes, die Armuth, die Vernachlässigung der gymnastischen Uebungen, die übermäßige Arbeit und die Zusammendrängung der Kinder in den Fabriken nicht übersehen werden. Die letzteren, welche schon in ihrer frühesten Jugend der Berührung mit ausgewachsenen und verderbten Menschen ausgesetzt werden, nehmen alle Laster der Erwachsenen an. Entkräftet durch den Druck der Arbeiten, verderbt durch den Genuß berauschender Getränke, kommen diese armen Kinder mit den Keimen aller Krankheiten zu den Regimentern. Die neue Lebensweise kann dem Uebel keinen Einhalt thun, denn die geringe Löhnung gestattet ihnen nur eine grobe und ungesunde Nahrung; und der übermäßige Genuß alkoholhaltiger Getränke, verbunden mit dem Müßiggange und den Ausschweifungen des Garnisonlebens, geben dem Uebel nur neue Nahrung.

Nächst dem Elende und der Armuth, fordert die Industrie die meisten Opfer. Hätte das Englische Parlament nicht diese traurige Wahrheit eingesehen, so würde es nicht wiederholentlich die Gesetze zum Schutze der Jugend aufgerufen haben. In dieser Hinsicht hat dasselbe sich wahrhaft menschlich gezeigt, aber es hätte seine Verbesserungs-Pläne durch Verordnungen über die Schul-Disziplin und durch größere Beachtung der physischen Erziehung vervollständigen sollen. Es wäre zu wünschen, daß die Französische Gesetzgebung diese Lücke ausfülle. In Frankreich spricht man beständig von Unabhängigkeit und Nationalwürde; wie können aber beide besser gesichert werden, als wenn man die Franzosen nicht zu einem Volke von Krüppeln und Schwächlingen herabsinken läßt.

Bibliographie.

Amante et mère. — Von P. L. Jacob. 2 Bde. 15 Fr.

Considérations sur l'emploi des troupes aux grands travaux d'utilité publique. — Vom General Marquis Oudinot. 2 Fr.

Cours d'ophthalmologie, ou Traité complet des maladies de l'oeil. — Von Rognetta. 6 Fr.

Des lettres de change et des effets de commerce en général. — Von L. Nouguier. Erster Theil. 9 Fr.

La duchesse de Chateauroux. — Von Mad. Sophie Gay. 2 Bde. 15 Fr.

Esprit des papes. — Von N. Santo Domingo. 6 Fr.

Examen des résultats à espérer du chemin de fer de Paris à la mer, lié avec un grand port de commerce européen au Hâvre etc. — Von V. Degenétais aus Havre. 1 Fr.

Fragmens sur la prohibition et les collections industrielles. — Von P. Blondin.

Hellina. — Von F. Déus. 6 Fr.

L'Irlande. — Von J. G. C. de Feuillide. 2 Bde. 15 Fr.

Notice sur la disposition des grands chantiers de terrassement, observée dans les travaux exécutés récemment en Angleterre et en France. — Von Karl Etzel. 4. 18 Fr.

Révolutions des peuples de l'Asie moderne; influence de leurs migrations sur l'état social de l'Europe. — Von A. Jarbot. 2 Bde. 16 Fr.

Souvenirs de l'ouest. — Von M. T. Muret. 5 Fr.

Traité de l'éclairage au gaz tiré de la houille, des bitumes, des lignites, de la tourbe, des huiles, des résines, des graisses etc. — Von Pelouze. 12 Fr.

Vingt jours à Londres. 1838. — Vom Baron Perignon.

England.

Die Handlungsdiener und die Ladenmädchen in London.

Ein Gegenstand, welcher die höchste Beachtung verdient, ist die Lage eines zahlreichen Theils der Bevölkerung der großen Städte, nämlich die der Handlungsdiener und Ladenmädchen. Dieser Schwarm junger Leute beiderlei Geschlechts, von denen alle Läden, besonders die Modewaarenhandlungen, wimmeln, bildet in London eine Masse von 140,000 Individuen. Es bedarf wohl kaum einer Erwähnung, daß der Zustand und die Bildung einer so zahlreichen Menschenklasse einen bedeutenden Einfluß auf die öffentliche Sittlichkeit ausüben muß. Dieser Einfluß ist indeß kein heilsamer.

Betrachtet man den Handel vom moralischen Gesichtspunkte aus, so muß zugegeben werden, daß derselbe seit funfzig Jahren sehr gesunken ist. Damals sahen sich die Vorsteher der Handlungshäuser als die Beschützer und Vormünder der jungen Leute an, welche bei ihnen beschäftigt waren. Die Gesetze selbst legten ihnen diese Verpflichtung auf, welche übrigens auch mit ihrem Vortheile vollkommen in Einklang war. Eine der ersten Anforderungen, welche an einen Commis gemacht wurde, war die, daß er sich den Sitten und Gewohnheiten der Familie anbequeme. Ein Handlungsherr, welcher die Handlungen seiner Commis nicht in jedem Augenblick des Tages hätte überwachen können, würde sein Vermögen und sein Leben für gefährdet erachtet haben. Der

beständige Verkehr zwischen beiden hatte Vertrauen und eine gewisse Innigkeit zur Folge. Die jungen Leute sahen in dem Ladendienste nur eine Uebergangsstufe, welche sie später zum Antheil am Geschäft leitete. Dieser Antrieb hat die Corporation der Englischen Kaufleute so sehr gehoben.

Der edle Wetteifer ist jetzt, wie viele andere Dinge, verschwunden; alle Dienstleistungen werden mit Geld bezahlt, und Vertrauen wird weder gefordert noch bewilligt. Kaum ist man dazu gelangt, selbst ein Geschäft einzurichten und Herr zu werden, so glaubt man sich auch in eine ganz andere Sphäre versetzt. Man sagt sich von allen denjenigen, welche man für seine Untergebenen hält, vollständig los und glaubt keine Verpflichtungen weiter gegen sie zu haben, wenn man ihnen ihren nothdürftigen Unterhalt gewährt. Die Kaufmannsfrau sucht sich ebenfalls von den zahlreichen häuslichen Verrichtungen und Pflichten, welche sonst der Hausstand eines Kaufmannes auferlegte, loszumachen und bringt lieber Opfer, läßt die Commis außerhalb des Hauses speisen und schlafen. Die Gleichgültigkeit der Handelsherren wird oft sogar zur Undankbarkeit. Vor nicht gar zu langer Zeit würde ein Londoner Handlungshaus es für eine Schande gehalten haben, einen alten Diener darben zu lassen; jetzt machen sich die reichsten Kaufleute kein Gewissen daraus. Diese Verhärtung der kaufmännischen Sitten hat einen traurigen Einfluß auf die ganze Gesellschaft. Die Commis gehen aus einem Hause in ein anderes über, wenn sich eine Aussicht auf eine kleine Zulage eröffnet. Da diese raschen Veränderungen durchaus nichts Entehrendes haben, so ist die Mehrzahl der jungen Leute eine Zeitlang unbeschäftigt und lebt von früheren Ersparnissen.

Die Modehändler wollen in ihren Magazinen nur elegante Verkäufer haben; ein junger Mann ist also genöthigt, mehr für die Bildung seines Körpers als für die seines Geistes zu sorgen. So entsteht eine zahlreiche Klasse von Hohlköpfen und Taugenichtsen. Die Sitte erlaubt ihnen, sich nach der neuesten Mode zu kleiden, und sie streben hierin sowohl wie in anderen Beziehungen, sich über ihren Stand zu erheben. Wollen sie sich in dieser falschen Stellung behaupten, so ist es vielen sehr nahe gelegt, sich durch Unterschleife zu erniedrigen. Sie verschwinden, und an ihren Platz treten Andere, welche demselben Schicksale verfallen. Der Herr findet seinen Vortheil dabei, denn er weiß, daß die Kunden neue Gesichter lieben.

Bedenkt man, daß die unglücklichen jungen Leute, welche durch ihr schlechtes Betragen ihre Stellen einbüßen, kein anderes Erwerbsmittel haben, so fragt man sich mit Schrecken, was aus ihnen werden soll. In London giebt es 600,000 Individuen, welche Morgens aufstehen, ohne zu wissen, wovon sie am Tage leben sollen. Wer sind die Menschen, die gewöhnlich elegant gekleidet sind und sich ein Ansehen zu geben wissen? Handwerker sind es nicht, denn diese wissen meist, was zu ihrem Stande paßt. Ein zahlreiches Kontigent zu diesem Heere von Abenteurern liefern die höheren Klassen, welche unmittelbar auf den Handwerkerstand folgen, das Gros aber bilden die Commis. Wäre es möglich, alle unnütze Menschen dieser Klasse aus London zu verbannen, so würden viele Laster verschwinden und der Polizei ihr Geschäft sehr erleichtert werden.

Es kann nicht in unserer Absicht liegen, mit einem Federzuge eine Anzahl junger Leute, deren Thätigkeit für den Fortschritt der Industrie unentbehrlich ist, anzuschwärzen, aber wir wollen zeigen, daß ihre Anzahl unverhältnißmäßig groß ist, und daß dieser Ueberfluß die Veranlassung aller Uebelstände ist. Gewiß ist, daß beständig eine große Menge Commis auf dem Pflaster von London unbeschäftigt umherlaufen. Sichere Angaben geben diese Zahl auf 5—6000 an. Jetzt enthalten die Beschäftigungen in den Magazinen selbst einen Keim der Verderbniß. Was fordert man von einem jungen Manne? Daß er ein guter Verkäufer sey, d. h. daß er nie eine Dame gehen lasse, ohne ihr zwanzigmal mehr Waaren aufzudringen, als sie zu kaufen beabsichtigte. Der Commis, der dies Talent besitzt, gilt für einen unbezahlbaren Menschen, und die Handlung, welche das Glück hat, ihn zu besitzen, überträgt ihm die Anlernung seiner Kameraden. Von ihm lernen die Novizen die Kunstgriffe des Handwerks, welche darin bestehen, daß man ein Stück Zeug mit dem anderen vertauscht, dasselbe für verschiedene Preise hinreicht, die Käufer unterhält und Lügen mit einem Eide bekräftigt.

Dem Mangel an Vertrauen, welches solche Charaktere nothwendig einflößen müssen, hat man durch verschiedene Mittel vorzubeugen gesucht. Die Kasse wird einem anderen Menschen übergeben, welcher die Rechnungen einzieht und die Bücher führt; der Verkäufer darf kein Geld annehmen. Ungeachtet dieser erniedrigenden Vorsichtsmaßregeln entgehen sie doch nicht leicht den Gefahren der Schule, in welcher sie gebildet worden sind. Unter den wegen Diebstahls Verurtheilten kommen zwanzig Handlungsdiener auf einen Handwerker, und von diesen zwanzig sind wieder zehn Commis aus einer Modewaarenhandlung. Mancher Kaufmann schickt zu jeder Versammlung der Geschwornen zwei oder drei seiner Commis.

Die Handlungsherren begehen das große Unrecht, alle junge Leute von gutem Aussehen, ohne Rücksicht auf ihr früheres Leben, in Dienst zu nehmen, weil sie Nutzen von ihnen zu ziehen hoffen. Sie wissen, daß die Frauen am liebsten die Magazine besuchen, wo die Commis hübsch sind. Man miethet jetzt die Handlungsdiener wie Arbeitsleute und verabschiedet sie im Augenblicke. Daraus entspringen viele Mißbräuche. Die Leichtigkeit, augenblicklich eine Stelle zu finden, zieht mehr junge Leute in den Detailhandel, als erforderlich sind. Da nur ein Theil derselben beschäftigt werden kann, so bleibt der Rest sich selbst überlassen. Lord Byron hat unglücklicherweise gesagt, daß eine weiße und zarte Hand das Kennzeichen eines feinen Mannes sey, und seitdem konservirt man lieber seine Hand, indem man Bänder hinter dem Ladentische mißt, als daß man die Säge und den Hobel führte.

Welchen traurigen Einfluß diese jungen Leute auf das Schicksal der Ladenmädchen und Comtoirdamen ausüben, läßt sich kaum beschreiben. Jene halten nämlich eine Menge Tanzsäle aufrecht. Außer diesen öffentlichen Vergnügungsörtern giebt es dann noch eine Menge anderer, welche die Polizei nicht beaufsichtigen kann. Manche Hausbesitzer haben Lokale, welche sich zu Konzerten oder theatralischen Vorstellungen eignen. Sie geben Einladungskarten aus und bedienen sich dazu der Vermittelung der jungen Leute, welche als Liebhaber solcher Vergnügungen bekannt sind. Die Karten scheinen nun nichts Anderes als Einladungen an Freunde zu seyn; der Herr des Hauses läßt an der Thür kein Geld abfordern, aber im Saale nehmen drei oder vier seiner Freunde den Eintrittspreis in Empfang. Gewiß sind diese heimlichen Häuser die gefährlichsten. Durch den Reiz eines erlaubten und anständigen Vergnügens werden junge Mädchen angezogen, welche leichtfertig, aber tugendhaft sind. Gewöhnlich spekuliren die Entrepreneurs dieser Schlupfwinkel auf die Berühmtheit dieses oder jenen jungen Mannes und engagiren ihn für eine gewisse Zahl von Abenden.

Besuchen die unbeschäftigten Commis diese Oerter nicht, so bleiben ihnen die Spielhäuser. In der Nähe von Regent-Street und Oxford-Street giebt es äußerlich sehr anständige Häuser, deren Besitzer keine andere Erwerbsquelle haben. Besucht man eine dieser Höhlen, so findet man die Tische von eilf Uhr Abends bis neun Uhr Morgens immer von denselben Personen umringt. Die Gewinnsucht der Herren trägt auch hiervon die Schuld. Die Modehandlungen werden um Mitternacht geschlossen, und die meisten Commis haben dann noch eine oder zwei Stunden mit dem Zusammenfalten der Waaren zu thun. Sind nun die jungen Leute in keinem Geschäfte, so behalten sie die Gewohnheit, spät aufzubleiben, bei; sie besuchen also die Vergnügungsörter, welche die ganze Nacht geöffnet bleiben.

Das Loos der Putzmacherinnen und Nähterinnen ist noch bedauernswerther. Fällt ein junges Mädchen in die Hände einer harten und geizigen Herrin, so muß sie sechzehn Stunden ununterbrochen arbeiten. Giebt es viel zu thun, so müssen sie sogar ganze Nächte lang aufbleiben. Ist es nun noch zu verwundern, wenn ein Theil der Bevölkerung Londons die Farbe der Krankheit und des Elends auf den Gesichtern trägt? Die meisten jungen Mädchen, welche mit Nadelarbeiten beschäftigt sind, haben daher auch ein schiefes Rückgrat; bei vielen ist das Brustbein eingebogen und die Brusthöhle zusammengedrängt, wodurch dann Beklemmungen und chronische Krankheiten entstehen.

(Bentley's Mag.)

Mannigfaltiges.

— Laing in Angermanland. Auf seinem Abstecher südwärts von Umeå lernte der Engländer Laing ein wohlhabendes, zufriedenes und gewiß auch nicht unmoralisches Völkchen kennen. „Angermanland, wo ich jetzt verweile, gleicht einem Manufaktur-Distrikte Englands. In jedem Gemach jedes Hauses hört man den Webstuhl knarren. Jede Feuerstelle hat ihre Leinwand-Bleichen. Dieser Artikel ist eine rein häusliche Arbeit, die auf dem kleinen Bauerhofe, wo der Flachs wächst, begonnen und vollendet wird und, mit Ausnahme des Pflügens und Säens, ganz dem weiblichen Geschlechte obliegt.... Die Bewohner des nördlichen und südlichen Angermanland scheinen alle Vortheile einer Ackerbau und Manufakturen treibenden Bevölkerung, versteht sich im kleinen Maßstabe, harmonischer zu genießen, als irgend ein anderes mir bekanntes Volk. Alte und junge Personen weiblichen Geschlechts haben am Webstuhl und am Spinnrocken immer Beschäftigung im Ueberfluß. Dienstboten sind keine Last. In den Häusern und um die Häuser bemerkt man die Reinlichkeit und Ordnungsliebe einer durch Gewerbfleiß emporkommenden und allen Ueberfluß einer Ackerbau treibenden Bevölkerung. Das Tischtuch ist immer rein, wenn man Dir auch nichts als Milch und Brod vorsetzt; die Betten sind immer sauber und weiß überzogen. Jedermann erscheint wohlgekleidet; denn der Ertrag des Kunstfleißes ist zunächst für die Bedürfnisse der Bewohner bestimmt, und nur der Ueberschuß wird außer Landes verkauft. Die Güte und Zierlichkeit der Mobilien, das schöne Bettzeug, die tapezirten Gemächer — Alles beweist, daß diese Leute auf keiner niedrigen Stufe des gesellschaftlichen Wohllebens stehen. Mit einem Worte, in Schwedens Nord-Provinzen finden wir Alles vereinigt, was den Segen eines Landes ausmachen kann."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 41. Berlin, Freitag den 5. April 1839.

Rußland.

Die Russischen Swätki.

Aus einer Erzählung von W. Miroschefski.

Die Swätki (Feiertage von Weihnachten bis zum 6. Januar) gehören zu den fröhlichsten Festen Rußlands; zwar geht es in der sogenannten Butterwoche (vor den Osterfasten) und in der Osterwoche auch sehr lustig her, aber so mannigfaltig wie in den Swätki sind die Belustigungen nicht. Abends z. B. erscheinen bei Euch eine Menge verkleideter Leute, ihre Lustigkeit steckt Euch an; Ihr sucht zu erfahren, wer sie sind, und was ihre räthselhaften Reden bedeuten; Gelächter, Scherze, Lieder und Tänze mischen sich durch einander. Junge Mädchen verstecken Gold, spielen Pfänderspiele, und so entschwinden die langen Abende, ehe man es sich versieht. Und nun das Wahrsagen, das Wahrsagen! wie kostbar ist nicht schon dieses allein? Wir lieben das Wunderbare, das Geheimnißvolle; es hat einen ganz eigenen Reiz für uns, und so erstaunlich ist es auch nicht, da wir von Geheimnissen umgeben sind, die wir in diesem Leben nicht errathen können, und das größte Geheimniß für uns ist dieses Leben selbst! Und die Zukunft? Wie sehr wir uns auch anstrengen, sie kennen zu lernen, immer bleibt sie uns hinter dunkelem Schleier verborgen. Da nehmen wir unsere Zuflucht zum Wahrsagen, in der Hoffnung, irgend ein guter Geist könnte den Schleier lüften. Hierzu nun bieten die Swätki ein weites Feld dar; manches junge Mädchen wird hier mit Geheimnissen bekannt, die sie im übrigen Theil des Jahres vielleicht nie erfahren haben würde.

Diesesmal befinden wir uns während der Swätki bei einem Russischen Land-Edelmann im Räsanschen Gouvernement; er heißt Ruf Wsewoloschky. Schöne Möbel sieht man nicht, wohl aber schöne Kuchen; er ist nicht reich, aber gutherzig und gastfrei; seine Gattin ist eine gute Hausfrau und gastfrei wie er. Das häusliche Glück dieser achtbaren Leute bildeten ein zehnjähriger Sohn, ein schöner Knabe und eine siebzehnjährige Tochter, ein Engel an Körper und Seele; Vater und Mutter liebten sie über Alles, und fast vergöttert ward sie von ihrer alten Näna (Wärterin). Wenn zuweilen des Abends Sophie mit ihrer Näna am Spinnrade saß und, ihre reizenden blauen, von langen Wimpern beschatteten Augen auf den Rocken gerichtet, ein Lied sang, fiel der Näna der Faden aus der Hand, sie war wie versteinert, sah unverwandt auf Sophie, und Thränen rannen ihre bleichen mageren Wangen hinunter; es waren aber Thränen der Freude. Sophie fiel ihr dann um den Hals und rief: „Ach, Näna, Näna, wie liebe ich Dich!"

Vor alten Zeiten war es bei unseren Vorfahren Sitte, sogenannte Einladungs-Frauen abzusenden, um Gäste zu den Swätki zu laden. Diese Frauen wurden von den Hauswirthinnen immer freundlich aufgenommen und gut bewirthet, weil man ihre Zungen fürchtete. Wenn sie Gäste einluden, begannen sie gewöhnlich: „Väterchen Iwan Iwanowitsch und Mütterchen Anna Iwanowna bitten gehorsamst, den Abend bei ihnen zu sitzen, die schönen Mädchen anzusehen, Salz und Brod zu essen und eine Gans zu zerschneiden." Manche Gutsbesitzer gebrauchten ihre Näna's zu dieser Gesandtschaft. So war es auch bei Wsewoloschky's; die alte Näna fuhr in einem einspännigen Schlitten zu den nächsten Nachbarn und lud sie im Namen ihrer Herrschaft zu den Swätki ein. In Folge dessen fanden sich drei oder vier Familien ein, unter welchen sich auch Vettern und Muhmen Sophia's befanden.

Die Gäste waren in Festkleidern: die Männer erschienen in Fuchspelzen, aus welchen Kaftane mit silbernen Knöpfen herausschauten; einige hatten seidene Persische, andere wieder Gürtel von Kumatsch, einem Bucharischen rothwollenen Zeuge. Die Frauen trugen Sarafane und kurze Mäntel von Seidenstoff (bei den Reichen waren letztere mit Zobel besetzt), lange und weite Aermel von weißem Musselin, silberne oder goldene Ketten um den Hals und Schuhe mit hohen Absätzen. Ihre Töchter hatten gleichfalls Sarafane und Duschagrecki (eine Art Jacke oder Brustlatz); weiße kleine Halstücher bedeckten die üppigen Busen, und rothe Bänder zogen sich durch Flechten des schönsten Haares; eine lange blonde Flechte ward für ein unschätzbares Kleinod gehalten, und eine solche besaß Sophie. Es versteht sich von selbst daß man damals die Korsets nicht kannte; der Busen des schönen Geschlechts athmete frei. Indessen folgten, die Wahrheit zu gestehen, fast alle Frauen und Mädchen der damals in der ganzen Welt und auch in Rußland herrschenden Mode, sich weiß und roth zu schminken, wenn sie es auch gar nicht nöthig hatten. Sophie jedoch machte eine Ausnahme; was ihre Mutter that, verrathe ich nicht.

Erleuchtet war das Haus des gastfreien Wirthes. In der Ecke, zunächst dem Eingange, stand ein eichener Tisch, bedeckt mit einem weißen Tischtuch; auf zinnernen Tellern sah man Aepfel verschiedener Gattungen, frische, eingemachte und getrocknete; an Nüssen: Wallnüsse, Sibirische, Lamberts-Nüsse, frisch und gebacken; Pfefferkuchen aus Wäsma und Tula in allen Formen, Feigen, Rosinen, Pflaumen, Preißelbeeren und eingemachte Kronbeeren; Hollunderbeeren in Honig und eine Menge anderer Näschereien.

Der Herr vom Hause bewirthete seine Gäste mit verschiedenen Sorten von Frucht- und Obst-Weinen, Meth und Kräuter-Branntweinen. Die jungen Damen dankten für die starken Getränke, aber weil es im Gastzimmer heiß war, begaben sie sich in ein anderes Zimmer, um Quaß (eine Art sehr leichten Bieres) zu trinken; die Hausfrau kredenzte ihn in einem dunkelen Glase. — Wie man sagt, habe der Narr oder sogenannte Spaßmacher, dem zu jener Zeit große Freiheiten zugestanden wurden, nachdem er die Reste aus zwei dunkelen Gläsern zu sich genommen, laut ausgerufen, es sey in dem einen Kirschwein und in dem anderen starker Meth gewesen.

Die jungen Mädchen hielten sich an die Süßigkeiten, und während ihre Väter ihre Gläser leerten, begannen sie, Gold zu verstecken.

Aber nicht nur im herrschaftlichen Hause ging es lustig her: auch die Bauern im ganzen Dorfe hatten Feiertag. Nicht weit vom Herrnhause wohnte der Starost (Dorf-Aelteste, Schulze), und seine Stube war so voll gepfropft von alten und jungen Weibern, Mädchen und Bauern, wie ein Ameisenhaufen von Ameisen. Geistliche Gesänge tönten weit durchs ganze Dorf hin. Während man in den Häusern jubelte und sang, tobte außerhalb das heftigste Schneegestöber, was indessen die allgemeine Fröhlichkeit noch zu vergrößern schien. Ich selbst habe es bisweilen erfahren, daß es viel angenehmer ist, sich in stürmischen Nächten in warmen Zimmern des Lebens zu freuen, aber Reisende, die unterweges sind, theilen diese Ansicht nicht; sie verwünschen das Wetter, sich selbst und ihre Reise. So war es auch diesmal der Fall. In der Nähe des Dorfes fuhr ein großer verdeckter Schlitten, verfehlte in der Dunkelheit den Weg und gerieth in tiefe Schneegruben. „Pfui Teufel! Welch' verfluchtes Wetter!" rief einer der im Schlitten Sitzenden aus; „nicht die Hand vor Augen kann man sehen. In Räsan sagte man uns, daß wir das Dorf, in welchem die schöne Wsewoloschka wohnt, in 4 Stunden erreichen würden, aber ich glaube, wir fahren schon 14 Stunden, und noch sieht man nichts; am Ende müssen wir hier in dieser öden Steppe die Nacht zubringen!" — „Ruhig, ruhig, Leonty Stepanowitsch", antwortete eine andere Stimme, „mich dünkt, ich hörte Hundegebell; ja wahrlich, da brennt auch Licht." Sie waren im Dorf. — Wer sind aber diese vom Unwetter überraschten Reisenden? — Es sind der Okolnitsch (zweite Klasse der Würdenträger im alten Rußland) Leonty Stepanowitsch Pleschtschejeff und sein Schwager Peter Tichonowitsch Trochaniatoff, die vom Zaar auf Brautschau abgesendet waren. „Oho!" rief Pleschtschejeff aus, „hier geht es munter her. Hörst Du, wie sie singen? — Wir wollen bei diesem Hause halten und anklopfen." Gesagt, gethan. Es war das Haus des Starosten; die Diener halfen ihren Herren aus dem Schlitten, was besonders bei Pleschtschejeff nöthig war, dessen bedeutender körperlicher Umfang ihn hinderte, sich frei zu bewegen. — Das Klopfen der Reisenden am Fenster ward nicht gleich gehört; man sang in der Stube die Koläda.

Man wird natürlich wissen wollen, was die Koläda ist und woher diese Benennung stammt? Wenn ich mich aber darüber auslassen und die Meinungen der Herren Gelehrten anführen soll, die über die Abstammung dieses Wortes durchaus nicht einig sind, so bedenke man nur, ob man die beiden Reisenden so lange in der Kälte stehen lassen darf? Würde man die Herren Gelehrten in die Kälte stellen, um zu disputiren, so würden wir wahrscheinlich schneller ein Resultat erfahren. Doch zur Sache: Einige

glauben, das Wort Kolada stamme von der Römischen Kalenda ab. Karamsin ist der Meinung, daß Kolada eine Gottheit der Festtage sey; in Böhmen nennt man Kolada einen religiösen Gebrauch des Alterthums, wenn die Geistlichen mit Kreuz und Reliquien die Runde um die Häuser der Eingepfarrten machten, was noch jetzt mit gewissen bei uns und in Klein-Rußland bestehenden Gebräuchen große Aehnlichkeit hat. Als unsere Reisenden an die Fenster des Starosten klopften, sangen die Mädchen Folgendes:

Kolada, Kolada, wo warst Du?
Ich habe Pferde gehütet.
Was hast Du Dir durchs Hüten verdient?
Ein Pferd mit Sattel und goldenem Zaum.
Wo sind die Pferde?
Aus dem Thor gezogen.
Wo ist das Thor?
Das Wasser riß es fort.
Wo ist das Wasser?
Die Ochsen haben es ausgesoffen.
Wo sind die Ochsen?
Ueber die Berge gegangen.
Wo sind die Berge?
Die Würmer haben sie durchnagt.
Wo sind die Würmer?
Die Gänse haben sie ausgepickt.
Wo sind die Gänse?
In das Schilf gegangen.
Wo ist das Schilf?
Die Mädchen haben es ausgespült.
Wo sind die Mädchen?
Sie haben Männer genommen.
Wo sind die Männer?
In den Krieg gegangen.
Wo ist Krieg?
Hinter dem Ofen im Winkel.

Hier stürzten die Mädchen mit Ruthen in den Händen und lärmend auf den Ofen zu. Dort hatte sich der herrschaftliche Spaßmacher oder, wie er gewöhnlich hieß: „Narr“, wiewohl es ihm nicht an Verstand fehlte, versteckt. Als die Mädchen die Kolada sangen, murmelte er auch hinter dem Ofen ein unter dem Namen Koschurka bekanntes, für diese Feiertage bestimmtes Lied her: „Komm, liebe Koschurka, mit mir hinter dem Ofen schlafen; bei mir, dem Kater, findest Du ein Gläschen Wein; ein Gläschen Wein und ein Stück Kuchen; ich, der Kater, habe auch ein weiches Bett.“ Der Narr flüchtete sich vor den Mädchen aus dem Hause; diese und die jungen Männer verfolgten ihn unter lautem Gelächter. In diesem nämlichen Augenblick öffnet der dicke Plechtschejeff die Thür, um Jemanden herauszurufen und nach dem Herrenhause zu fragen, als plötzlich der ganze Trupp auf ihn losstürzte; er ward umgeworfen, riß den Narren mit sich und fiel mit seiner ganzen Last auf denselben. — „Ai, Ai!“ schrie dieser, „zieht mich hinaus!“ — Pleschtschejeff, der nicht wußte, was dies Alles heißen sollte, ward zornig und schlug auf den Narren los; unterdessen hoben die Bauern den Okolnitsch mit Mühe empor und blickten erstaunt auf die Fremden. Pleschtschejeff, schon ohnehin übler Laune durch das schlechte Wetter und den schlechten Weg, und nun gar zur Erde geworfen, schimpfte auf die Bauern und rief: „Ihr verdammten Kerle! Ist in Eurem Dorfe Alles toll geworden? Welcher böse Geist warf mich zu Boden!“ — „Nun Herr, was hast Du?“ unterbrach ihn der Narr, „Gott sey mit Dir, Du siehst mich für einen bösen Geist an; nimm Dich in Acht! Wie kannst Du mich so beleidigen! ich dagegen sah Dich für Gottes Geschöpf an, für unseren Ochsen; ich glaubte, unser Verehrter hätte sich in seinem Stall gelangweilt, unseren Gesang vernommen und wäre gekommen, um uns zuzuhören; als ich vor den Mädchen floh, glaubte ich, auf ihn zu stoßen und unter ihn zu fallen, und siehe da, anstatt eines Ochsen liegt ein vornehmer Herr auf mir.“

„Den Ochsen werd' ich Dir bezahlen, Spitzbube! Und Ihr“, sich zu den Bauern wendend, „was steht Ihr Lümmel da?“ rief der Okolnitsch; „seyd Ihr Tataren, daß Ihr mich nicht versteht? Führt uns zu Eurer Herrschaft.“ — „Was willst Du mit Deinen Tataren?“ antworteten die Bauern; „wir sind Gottlob Alle Rechtgläubige; aber siehst Du, wir haben jetzt Swäki; die Mädchen und jungen Leute sangen und lärmten, und wie konnte es uns in den Sinn kommen, daß Deine Gnaden vor unserer Thüre stand. Herzlich gern wollen wir Dich zum Herrenhause führen; da ist es, siehst Du, an jenem Ende des Dorfes.“ Die Bauern gingen voran, und der auf dem Schnee knirschende Schlitten fuhr hinten nach. Während der ganzen Zeit hatte Trochaniotoff vor Lachen bersten mögen, was Pleschtschejeff's Aerger noch vergrößerte. „Aber sage mir, Bruder, warum lachst Du? Was findest Du Lächerliches dabei, daß der Narr mich zu Boden wirft?“ — „Glaube mir“, erwiederte der Schwager, „wenn Du ruhig wärest, so würdest Du selbst über Dich lachen. Es war gar zu komisch, wie Du mit dem Narren Dich umherschlugst, und namentlich, wie Deine Dicke Dich hinderte, aufzustehen.“ Der Narr, der diese Worte gehört hatte, mischte sich sogleich ins Gespräch. „Da hast Du wahrhaftig Recht, lieber Herr, daß er dick ist; unser herrschaftliches Wasserfaß ist Nichts gegen ihn.“ — Der Starost, befürchtend, der entzürnte Fremde möchte den Narren ernsthaft hauen, fiel ihm in die Rede und bat den Okolnitsch, des Narren unverständige Reden nicht zu beachten; er sey der Spaßmacher des Dorfes: was ihm in den Kopf käme, könne er nicht bei sich behalten; gut oder schlecht, er platze mit Allem heraus. — Die Reisenden waren vor dem Thore des Herrenhauses. Aber auch hier erwartete den Okolnitsch eine Widerwärtigkeit; an und für sich war sie unbedeutend; ist man aber einmal übler Laune, so wird man durch die geringste Kleinigkeit außer sich gebracht, was jedoch eben nicht zu loben ist.

„Nun endlich sind wir angelangt!“ sagte Pleschtschejeff. Bei diesen Worten fiel ihm Etwas, was aus dem Hofe übers Thor geworfen ward, auf Nase und Bart. „Wer Teufel bewirft mich da?“ rief er aus und irrte sich sehr, denn von Teufeln war hier keine Rede. Die Werfenden waren reizende Mädchen, Sophia's Freundinnen. Um die Zukunft zu befragen, welchem Manne sie zu Theil werden würden, hatten sie ihre Schuhe übers Thor hinausgeworfen*), von denen nun unglücklicher Weise der Okolnitsch getroffen ward. Die Gäste wurden dem Hausherrn gemeldet; er eilte ihnen entgegen, führte sie freundlich ins Haus und wies ihnen den ersten Platz an. Gastfreundschaft spricht für ein gutes Herz, für eine edelmüthige Seele. Die zuvorkommende Aufnahme besänftigte den Okolnitsch und erheiterte seinen Schwager noch mehr. Kaum hatten Beide, nachdem sie vor den Heiligenbildern ihr Gebet verrichtet, Platz genommen, als die Frau vom Hause ihnen eigenhändig in kleinen Bechern Kräuterbranntwein kredenzte, der sie angenehm erwärmte. Den wahren Grund ihrer Reise noch zurückhaltend, gaben sie vor, sich auf der Rückreise von ihren Gütern nach Mosw verirrt zu haben und zufällig in dieses Dorf gerathen zu seyn.

„Ihr seyd uns herzlich willkommen“, erwiederten die Wirthsleute. „Gott sey Dank, daß Ihr zu uns kommt; Alles, was wir haben, steht zu Euren Diensten!“

Nun begann das Bewirthen, und jedesmal, wenn die Hausfrau den Gästen Wein reichte, sang der Chor:

Du überlaufendes Becherlein,
Weshalb sollst du noch voller seyn?
Zeit ist es, dich zu leeren.
Fürsten und Bojaren
Wird Wein dargereicht.

Auch ward das Salz- und Brodlied gesungen:

Ruhm sey Gott im Himmel,
Ruhm!
Unserem Herrscher auf dieser Erde!
Möge unser Herrscher nie altersschwach werden,
Sein farbiges Gewand nicht abgetragen,
Sein gutes Pferd nicht matt,
Sein treuer Diener kein Verräther!
Ruhm!

Jetzt meldete sich wieder der verwünschte Narr und rief, sich an den Okolnitsch wendend: „Als ob unser Vater, der Zaar, nur lauter treue Diener hätte! Einige unter ihnen scheinen es zu seyn, wenn man sie so füttert, wie diesen Bojaren hier. Vor seinen Augen sind sie anders, wie hinter seinen Augen. Unser Vater, der Zaar, will, daß Jeder von uns satt und zufrieden sey, aber Bojaren, wie dieser, denken nur an sich selbst.“ — „Willst Du wohl schweigen, Narr!“ rief der Hausherr und blickte sorgsam umher, ob sich seine Gäste nicht beleidigt fühlten; sie waren aber schon guter Laune und lachten nur über die Reden des Narren.

Nun erschienen die Verkleideten. In Städten gebrauchte man schon damals Larven; aber auf dem Lande färbte man das Gesicht mit Ruß und rothen Ziegelsteinen! Ziege und Bär waren in umgekehrte Pelzröcke gehüllt und tanzten; blinde Bettler, in Lumpen und mit Stöcken versehen, sangen geistliche Lieder, und alte Weiber bewachten im Gemüsegarten die Erbsen und fingen Diebe ein; zu diesen gehörten gewöhnlich die Freier, weil aber Sophie noch keinen hatte, so fingen die Alten den Narren und quälten ihn; Alles lachte.

Nach Beendigung dieser Scherze ward in die Mitte des Zimmers ein Tisch hingestellt und mit einem reinen Tischtuch bedeckt; die alte Nána setzte auf denselben eine Schüssel mit Wasser; alle anwesende Gäste, Männer, Frauen, Mädchen, legten ihre Ringe und Ohrringe auf den Tisch, um durch sie ihr Schicksal zu erfahren. Dann legte die Nána kleine Stücke Brod, Salz und drei kleine Kohlen auf den Tisch. Man stimmte nun das Salz- und Brodlied an, während die Nána Brod, Salz und Kohlen und die Gäste ihre Ringe ins Wasser fallen ließen. Dann verdeckte man die Schüssel und sang der Feier angemessene Lieder. Während des Gesanges rührte die Nána die in der Schüssel befindlichen Gegenstände um und nahm sie endlich, nachdem sie die Schüssel geschüttelt hatte, einzeln heraus. Ein Jeder erfuhr sein Schicksal, je nachdem das Herausnehmen seines Eigenthums mit dem jedesmaligen Gesange zusammentraf. Beim Herausnehmen eines einer Freundin Sophia's gehörenden Ringes sang man gerade:

Der Schmied kömmt aus der Schmiede,
Heil!
Der Schmied trägt drei Hammer:
Schmied, o Schmied, schmiede mir einen Kranz:
Einen Kranz schmiede von Gold und neu;
Aus Ueberbleibseln von Gold einen Ring,
Aus Abschnitzeln eine Tucknadel.
Den Kranz brauche ich zur Hochzeit,
Den Ring zur Verlobung,
Die Tucknadel zum Zustecken.
Heil!

Und Alles beeilte sich, dem jungen Mädchen zur baldigen Hochzeit Glück zu wünschen. Mit Ungeduld wartete man, bei welchem Gesange das Ringelchen der lieben Sophie zum Vorschein kommen würde; schon waren fast alle Sachen heraus, doch ihr Ring entglitt immer den Händen der Nána.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Gedichte von Woronoff.
Repertoir des Russischen Theaters. Herausgegeben von J. Pesotzki.

---

*) Der Glaube ist nämlich, daß ein Mädchen nach der Himmelsgegend hin verheirathet wird, nach welcher der Schuh hinfällt.

Wörterbuch der ausgezeichnetsten Russen. Von Bantisch-Kamensky.
Maßurman. Historischer Roman von J. Laßbetschnikoff.
Versuch einer Beschreibung des Olonezkischen Gouvernements. Von K. Bergstraßer.
J. Kukolnik's Schriften.
Fabeln und Erzählungen von Chemnitzer. Dreizehnte Aufl.
Geschichte der Unruhen in Rußland zu Anfange des 17ten Jahrhunderts. Vom Senator D. Buturlin.
Derar. Morgenländische Erzählung in Versen.
Fra-Diavolo oder die letzten Jahre Venedigs. Historischer Roman von Sotoff.
Wladimir und Julia oder die Liebe eines sechzehnjährigen Mädchens. Roman von K—s—r—a.
Die Kunst, sich bestechen zu lassen. Morgenländische Sage. Von W. Serebrennikoff.
Mehrere Kinderschriften, Grammatiken und Elementarbücher.
Medizinische und chirurgische Abhandlungen.
Skizzen aus der großen Welt. Von einem Hellsehenden.
Abhandlung über Ketzer und Sektirer, von den Zeiten Wladimir's des Großen an bis auf Joann den Strengen. Von Nicolai Rudneff, Studenten der geistlichen Akademie in Moskau, auf Veranlassung des Grafen Rumanzoff.
Nestor. Historisch-kritische Abhandlung über den Anfang Russischer Chroniken. Von Pogodin, Professor der Geschichte an der Moskauer Universität.
Neue Russische Lieder.
Sommer-Wanderung durch Finnland und Schweden. Von T. Bulgarin.
Methodisches Grusinisch-Französisch-Russisches Wörterbuch. Von Sucharoff.
Beschreibung der Messe in Nishegorod. (Abkürzung von Nischnei-Nowgorod.)
Mädchen-Intriguen. Roman aus dem Privatleben. Von A. M—sky.
Vollständige Werke A. Puschkin's in Prosa und in Versen.
Taschen-Wegweiser der Stadt Petersburg mit einem Plan.

Frankreich.

Konnte die Französische Revolution aufgehalten oder geleitet werden?

(Schluß.)

„Als Necker zum zweitenmale ins Ministerium trat, fand er nicht fünfmalhunderttausend Livres im Schatze, und dennoch waren in jeder Woche zur Bestreitung der dringendsten Bedürfnisse mehrere Millionen erforderlich. Alle Staatspapiere waren werthlos geworden und auf Kredit gar nicht zu rechnen. Die Verlegenheit stieg noch höher, als außerordentliche Bedürfnisse eintraten. Der Mißwachs brachte ein allgemeines Elend hervor, und die Getraideankäufe und die Geldunterstützungen verschlangen 70 Millionen. Necker kämpfte während eines ganzen Jahres gegen so viele Hindernisse an. Hätte er einen genauen Bericht seiner finanziellen Operation während seines zweiten Ministeriums verfaßt, so würde derselbe ein lehrreiches Studium für alle Staatsmänner seyn. Man würde daraus ersehen, welche Wunder eine angestrengte Thätigkeit und die Vereinigung kleiner Mittel bewirken kann. Wie groß aber auch seine Geschicklichkeit war, so würde sie nichts ausgerichtet haben, wäre sie nicht vom Rufe seiner Unbescholtenheit unterstützt worden. Necker's Gegenwart machte an einem Tage die Rente um dreißig Prozent steigen. Seine große Gewalt war rein moralisch; er hat gezeigt, daß der Staatsmann, auf dessen Wort man baut, unerschöpfliche Hülfsquellen hat. Seine erste Verwaltung der Finanzen ist nicht frei von Charlatanerie, ein Vorwurf, der die zweite nicht trifft. Er war ehrenwerth, klug und fest und machte keinen Gebrauch von dem unter seinem Vorgänger erlassenen Beschlusse, welcher ihn berechtigte, einen Theil der Staatsschuld in Papieren zu bezahlen. Eben so wenig gab er dem Andringen der Leute nach, welche ihn bewegen wollten, diesen Beschluß augenblicklich und auf eine auffallende Weise zurückzunehmen."

„Vielleicht konnte Ludwig XVI., als er von dem Defizit in Kenntniß gesetzt war, anstatt die Notabeln zusammenzuberufen, die Ordnung in den Finanzen wiederherstellen und das Land auf den Weg der friedlichen Verbesserungen zurückleiten, wenn er Calonne entließ und das Ministerium Necker übergab. Die späte Zurückberufung Necker's ist ein augenscheinlicher Beweis der Gefahren, welchen sich Regierungen aussetzen, wenn sie Maßregeln hinausschieben, die unter anderen Umständen einen unzweifelhaften Erfolg gehabt haben würden, die aber, zu spät ergriffen, keine Folgen haben. Die Talente eines Finanzmannes genügten für die damaligen Umstände nicht mehr. Als die Versammlung der General-Stände im Anzuge war, bedurfte es eines Gesetzgebers und eines Staatsmannes, und das war Necker nicht. Es kam darauf an, zu erfahren, ob die drei Stände sich selbst überlassen und ohne andere Leitung als die ihrer unbestimmten Ansichten und einander widerstrebenden Leidenschaften einen eigenen Weg einschlagen würden, oder ob das Ministerium einsichtsvoll, charakterfest und geschickt genug wäre, um von der Majorität einen passenden Reformplan annehmen zu lassen."

„Diese Aufgabe war schwierig und überstieg Necker's Kräfte. Diejenigen, welche in ihm einen Verschwörer, einen dem Adel feindlichen Plebejer, einen starrköpfigen Genfer, der den Thron und Altar umstürzen wollte, sahen, bekämpften ein leeres Phantasiegebilde. Der Parteigeist schleudert grundlose Anschuldigungen und übersieht die wirklichen Fehler. Necker war ein moralischer Mensch, der das allgemeine Beste wollte und dem Könige und dem Vaterlande treu gesinnt war. Er diente beiden schlecht, aber seine Absichten waren vortrefflich, und es fehlte ihm nur an Kenntnissen und an Charakter, um das Geschick eines aufgeregten Volkes zu leiten. Seine politischen Kenntnisse waren sehr unbedeutend, und er lernte nur wenig zu. In seinen Mußestunden hatte er eine Schrift über die Finanz-Verwaltung und eine Abhandlung über die Wichtigkeit der religiösen Meinungen verfaßt. Seine Schriften athmen die reinste Menschenliebe, aber man vermißt den Publizisten und noch mehr den Gesetzgeber. In den Schriften, die er nach seiner Abdankung hat erscheinen lassen, sagt er, als Bewunderer der Englischen Verfassung habe er gewünscht, die General-Stände sich nach eben dieser Seite hinneigen zu sehen. Aber man sieht durchaus nicht, daß er dabei nach einem festen Plan verfahren sey und versucht habe, demselben die Billigung der General-Stände zu verschaffen. Einige in seinem Salon hingeworfene Phrasen, einige Aeußerungen zu Gunsten derselben in seiner Familie waren nicht im Stande, Frankreich zu neuen Institutionen zu verhelfen. Necker's Ideen waren immer sehr verwirrt und unbestimmt. Er selbst bezeugt dies in seinen Memoiren: „„Niemals"", sagt er, „„wurde ich aufgefordert, näher zu prüfen, was ich mit meiner hohen Achtung für die Englische Regierung anfangen könne; denn wenn sich auch von vorn herein in meinen Betrachtungen und in meinen Gesprächen meine Meinung abprägte, so erkannte ich auch gleich anfangs die Abneigung des Königs gegen alles Englische Wesen."" Ludwig XVI. hatte in der That in seiner Kindheit zu oft sagen hören, daß ein König von England in Vergleich zu einem König von Frankreich nur wenig bedeuten wolle. Der größte Theil seiner Umgebung hatte eine entschiedene Antipathie gegen die Englischen Institutionen, und in den Augen des Hofes war es eine Ehrensache, sich nie zu denselben zu bequemen. Necker hätte sich bemühen sollen, diese Abneigung zu zerstören. Unter einem Gesichtspunkte steht er sogar Calonne nach, der wenigstens bestimmte Ansichten hatte und zum Könige sagte: Es gilt, die Monarchie zu retten oder ins Verderben zu stürzen. Vielleicht war es nicht so unmöglich, Ludwig XVI. zu überzeugen, daß das einzige Mittel, den heranziehenden Stürmen zu begegnen, darin bestände, daß er vor die General-Stände mit einem Plan hintrete, den die Majorität angenommen hätte. Mehrere Monate hindurch folgte Ludwig XVI. getreulich Necker's Rathschlägen, und ein Mensch, durch dessen Abgang die Finanzen in eine hoffnungslose Lage geriethen, mußte eine große Gewalt auf den König ausüben. Necker entfaltete als Finanzmann ein großes Talent und eine bedeutende Geschicklichkeit, aber als Staatsmann war er eine sehr mittelmäßige Erscheinung."

Es ist bekannt, daß Necker die Rathschläge Malouets, welcher ihn zur Annahme eines bestimmten Plans bewegen wollte, damit die Grundpfeiler der Königlichen Gewalt nicht durch tumultuarische Berathungen erschüttert würden, hartnäckig zurückwies. Mirabeau, welcher die dem Staate von der Demokratie drohenden Gefahren voraussah, wollte mit Necker in Unterhandlungen treten, aber dieser ging nicht darauf ein. Als Ludwig XVI. im Beginn der National-Versammlung einige der verlangten Reformen bewilligte, vermehrte er augenscheinlich seine Macht und leitete einen Augenblick den Gang der Revolution. Am Ende dieser Periode wurde dagegen jedes Zugeständniß von seiner Seite als ein Akt der Schwäche betrachtet und es beschleunigte nur seinen Untergang. Zwischen dem 5. Mai 1789 und dem 4. August desselben Jahres liegt eine ungeheure Kluft. „Die Institutionen einer tausendjährigen Monarchie wurden in einer Nacht vernichtet und die alte Ordnung der Dinge umgestürzt. Jetzt war nicht mehr von Reformen, sondern von Revolution die Rede. Diese ging von jetzt an gerade auf ihr Ziel los, stürzte alle Hindernisse über den Haufen und zerschmetterte unter den blutigen Rädern ihres Wagens Alle, die ihren Lauf aufhalten wollten." (Bibl. Univers. de Genève.)

Schweden.

Schwedens neuere Dichterschule.

Von X. Marmier.

I. Franzén.

Michael Franzén ward den 9. Februar 1772 zu Uleaborg in Finnland geboren. Er studirte auf der Universität Åbo, erlangte die akademischen Grade und wurde daselbst Professor. Darauf nahm er zusammen, was er besaß, und machte eine Reise durch Dänemark, Deutschland und Frankreich. Seine Ankunft fiel in die Zeit, wo die Schreckensherrschaft mit Robespierre zu Ende ging und die Revolution von 1793, wie eine Bachantin aus ihrem Taumel erwachend, die Spuren des verübten Mordes von ihrer Brust zu tilgen suchte. Der Sohn des Nordens sah nur das Hünenschwert, das sie ihren Armeen gegeben hatte, und den Lorbeer, der ihre Stirn schmückte. Er begrüßte, er besang sie. Klopstock hatte sie auch besungen und Schiller wie die Dichter Englands und Dänemarks. Aber schon waren ihre Hymnen vor dem Jammer der Opfer verstummt, als die Begeisterung des jungen Finnländers sich zu regen begann. Mit seiner sanften und frischen Einbildungskraft konnte er nur die Züge von Großherzigkeit in dem blutigen Schlußdrama eines ganzen Jahrhunderts, einer ganzen Nation, die reichlich eingestreut waren, die Perlen des Edelmuths und der Vaterlandsliebe aus dem Schlamme und der Zerstörung sammeln. Es giebt Menschen, die bei ihrer Geburt mit jener wunderbaren Aegide versehen worden, die ihnen Alles verbirgt, worüber sie erröthen könnten, Sterbliche, die mitten unter den Anderen wandeln, in einem Schatz von guten Gedanken, wie der Seidenwurm in seinem Gespinnst verschlossen. Einer dieser Glücklichen ist Franzén. Alle, die ihn näher kennen, rühmen die Reinheit seiner Seele, die Milde seines Charakters.

Nach Finnland zurückgekehrt, wurde er Geistlicher, bekleidete verschiedene Würden, wurde Doktor der Theologie und 1831

Bischof von Hernösand. Sein Bischofssitz ist der nördlichste Schwedens und begreift nomadische Lappländer und unbemittelte Kirchen, die oft meilenweit aus einander liegen. Noch immer macht der Hochbejahrte, so oft er es für Pflicht hält, Inspections-Reisen, zieht über baumlose Höhen und luftige Schneefelder, um eine Schule zu gründen oder eine Kirche einzuweihen. Er ist seinem Berufe des Geistlichen treu geblieben, wie dem des Dichters; er hat gebetet, er hat gesungen. Der ist glücklich, dessen Leben in diesen beiden Gedanken aufgeht, dessen Herz Kraft genug hat, dieses doppelte Priesterthum des Himmels und der Erde zu verwalten, der in seinen Händen die tröstende Lyra und das segnende Kreuz trägt.

Einfach wie das Leben Franzén's ist die Geschichte seiner Werke. Er ist kein Genie, wenn man diesem Adlerflügel leiht; zärtlicher, träumender, idyllischer Natur ist seine Seele, die eine Welt von Gedanken in sich trägt und sie wie Blüthen auf den Weg streut. Seine Dichtungen gleichen den von leuchtendem Abendroth erhellten Landschaften, gesegneten Thälern, wo man mit dem Gefühl der Behaglichkeit ausruht, das Lied des bergan steigenden Schäfers oder die tönende Vesperglocke in dem nahen Gehölze hört. Einige einfachere Balladen Millevoye's ausgenommen, haben die Franzosen keinen ähnlichen Dichter; die Deutschen zählen in ihrem Matthisson und Hölty verwandte Geister; unter den Engländern würde Burns die meiste Aehnlichkeit zeigen, aber Burns ist tiefer und mannigfaltiger, und unter den Italiänern möchte nur die Idylle Metastasio's einen Vergleich aushalten.

In der Zeit, in welcher Franzén als Schriftsteller auftrat, herrschte eine unnatürliche Modepoesie in Schweden. Nur Schwulst und Bombast verschafften einem Gedichte Eingang. Man spielte mit einem bestimmten Vorrath von Effekt-Phrasen und Prachtreimen, die den schönen Geistern zu Gebote standen und immer neue Bewunderung ärndteten. Selbst die Natur, wenn sie die vorgeschriebene Tournüre anzunehmen sich bequemte, war in diesen Zirkeln nicht unwillkommen. Man empfing sie auf nachgemachten Rasenplätzen oder in Geisblatt-Lauben; trug sie Atlas-Schleifen, Mode-Besätze, Schminkpflästerchen im Gesicht, Puder in der Frisur, so galt sie als eine Person von guter Erziehung und war salonsfähig. — Franzén war der Erste, der sich dieser künstlichen Atmosphäre entzog, um die Natur da zu suchen, wo sie wahrhaft sich findet, der eine rührende Bitte, eine wahre Empfindung auszudrücken verstand. Mit seiner zarten und gefühlvollen, aber wenig kühnen Dichterseele war er jedoch nicht geschaffen, eine Geschmacks-Umwälzung zu unternehmen, noch sich in die entlegenen Gebiete zu wagen, die der Deutsche Romantizismus eben zu entdecken begann. Er blieb an der Schwelle dieser wunderbaren Welt, in der Göthe und Byron sich begegnen sollten, stehen und pflückte mit emsiger Hand die ihm nahe liegenden Blumen. Die Sammlung seiner lyrischen Gedichte gehört zu den Büchern, die man gern bei sich trägt und oft zu lesen nicht müde wird. Jede einzelne Strophe ist der Abdruck eines seelenvollen Gemüthes, das zur eigenen Erheiterung dichtet; jede Seite schildert eine gewinnende Träumerei, eine treffende Empfindung, eine tröstliche Hoffnung. Er regt nicht auf, er beschwichtigt; er gleicht dem klaren See, dessen durchsichtiges Wasser und jauchzendes Murmeln uns zum Stehen bewegt; das Wasser des Sees ist nicht tief, aber eine Fläche des Himmels spiegelt sich unter einer beschattenden Weidengruppe darin. Manches Gedicht ist wie ein Seufzer der nach Luft ringenden Seele, eine fromme Bitte, ein vorüberfliehender Traum, den eine geschickte Hand hascht. Dann wird es zur Elegie eines jungen Mädchens, das sein blondes Lockenköpfchen ergeben unter die Hand des Todes beugt und wie eine Blume hinwelkt; oder zum Wiegenliede einer klagenden Mutter, zum Seufzer eines unglücklichen Liebhabers. Von dieser Art ist folgendes einfache Liedchen, das in Schweden viel gesungen wird.

Der einzige Kuß (Den enda kyßen).

Du ziehst; verstehst Du meine Zähren,
Mein Herz, wie's nahe Meer so wild?
Dann wolle nicht dem Mitleid wehren,
Dem Händedruck, der oft mein Weh gestillt.

Verschwunden sind die goldnen Sonnen,
Da Deine Thür mir offen stand;
Ich jauchzt' und glüht' von Himmels-Wonnen,
Wenn plötzlich rauschte Dein Gewand.

Einathmend Deiner Blumen Düfte,
Träumt' ich im Saale, warst Du fern,
Befragte jeden Hauch der Lüfte,
Bis Du erschienst, mein Friedensstern.

So war es sonst. Der Liederkehle
Meisd'schen Schmelz entbehr' ich nun,
Der Locken Füll', auf der die Seele,
Auf der mein Auge pflegt' zu ruhn.

Leb' wohl, ein Bruderkuß dem Armen,
Es sey das erst' und letzte Mal;
Den einz'gen Kuß, den thränenwarmen,
Gönn' diesen Balsam meiner Qual.

Die Deinen nahn; daß man nicht grolle,
Mit diesem Kuß hab' ich entsagt;
Zu hoffen selbst hab' ich das volle,
Das Glück der Liebe nie gewagt.

Leb' wohl, denk' an den fernen Lieben;
Doch nein, denk' seiner furder nicht;
Ich werd' allein mich nur betrüben,
Dein Herz hab' Ruh', wenn seines bricht.*)

Franzén ist ein wesentlich lyrischer Dichter; so oft er es mit einer anderen Gattung versucht hat, ist er gescheitert. So hat er einen Vorfall aus der Zeit Gustav's III. aufgegriffen und daraus eine Komödie in fünf Akten gemacht, die niemals hat aufgeführt werden können. Er hat ein Drama geschrieben, dem es an Kraft und Handlung gebricht. Er hat die Vermählung Gustav Wasa's in einem Epos von 24 Gesängen besungen; es ist eben so lang als einförmig. Endlich hat er die Französische Revolution zum Gegenstande eines Heldengedichtes gemacht; es ist ein Gemisch von frostigen Handlungen und didaktischen Sentenzen geworden. Einst wurde ein neues Gedicht: „Ein Abend in Lappland", von ihm angekündigt. Der Titel war anlockend genug, und das Publikum mochte eine naturgetreue Schilderung jener Gegenden darin erwarten, in denen Franzén so lange verweilt, so wie der nomadischen Bevölkerung, mit der er umgegangen, eine anziehende Beschreibung jener Hütten von Renthierfellen, die in Wüsten, auf baumlosen Hügeln, graslosen Ebenen sporadisch aufgeschlagen sind. Von dem Allen enthält das Gedicht nichts. Es ist ein philosophisches Gespräch zwischen einem Geistlichen, der sich im Lande niederlassen will, und einer Lappländerin, welche diese menschenleeren Ebenen und nackten Gebirge den Festlichkeiten und lärmenden Aufzügen der Residenz vorzieht. Franzén selbst scheint übrigens das Bewußtseyn zu haben, daß, so oft er das Reich der Lyrik, in welchem er König ist, verließe, er seinen Ruhm einer Gefahr aussetze. Ein umfassendes Epos: „Christoph Columbus", das er angefangen, ist daher unvollendet geblieben.

Mannigfaltiges.

— Italiänisches Urtheil über Erdkunde in Deutschland. Herr Adriano Balbi spricht sich in der Gazzetta di Milano vom 27. März d. J. mit großem Lob über den von Professor Berghaus herausgegebenen physikalischen Atlas aus. Bei dieser Gelegenheit sagt er: „In Berlin arbeitend**), kann Herr Berghaus die vielen wissenschaftlichen Schätze benutzen, die in den großartigen Etablissements jener blühenden Hauptstadt angehäuft sind, welche in unseren Tagen als der Centralpunkt der ausgezeichnetsten Gelehrten Deutschlands angesehen werden kann. Hierzu kommt, daß Berlin der gewöhnliche Aufenthaltsort des ersten jetzt lebenden Geographen, Professors Ritter, so wie des großen Naturforschers und universellsten Gelehrten, den es je mals gegeben, Alexander's von Humboldt, ist, so daß Herr Berghaus über seine Zweifel in dem einen oder anderen Gebiete sich sofort Auskunft und Belehrung zu erholen vermag. Es kann daher auch in Italien nur Freude erregen, daß sich ein für die Erdkunde so wichtiges Werk in solchen Händen befindet."

— Eine alte Stadt im Stillen Meere. Ein Deutscher, der lange in Sydney auf Neu-Süd-Wales gelebt, Herr Dr. Lhotsky, hat dort zuerst eine kleine Schrift über eine alte Stadt herausgegeben, die auf einer Insel im Stillen Meer entdeckt worden. Da jedoch von dieser Schrift nach Europa keine Kunde gelangt ist, so hat Herr Lhotsky sich veranlaßt gesehen, über jene Entdeckung eine neue Mittheilung in der Sitzung der Londoner Asiatischen Gesellschaft vom 2. März zu machen. Die Insel selbst, auf der die alte Stadt sich findet, gehört zu der Gruppe der Karolinen, heißt Ascensis und ist erst kürzlich unter dem 11ten Grad nördlicher Breite von dem Englischen Kriegsschiff „Raven" entdeckt worden. Ein Engländer aus Sydney, der sich dort mehrere Monate aufhielt, erzählte dem Dr. Lhotsky, daß an einem Orte der Insel, welcher Tamen genannt werde, die Ruinen einer ausgedehnten Stadt sich befänden, die jedoch jetzt nur durch Boote zu erreichen, da das Wasser bis an die Treppen der Häuser gedrungen sey. Die Steine sind künstlich in einander gefügt, jedoch ohne allen Kitt, und manche derselben sind 20 Fuß lang. Der Beschreibung nach, scheinen dieselben von der bekannten cyklopischen Struktur zu seyn. Die auf dieser Insel lebenden Menschen unterscheiden sich zu ihrem Vortheile von allen anderen Südsee-Insulanern und besitzen sogar schon einen gewissen Grad gesellschaftlicher Einrichtungen; namentlich sind die Frauen den Männern mehr gleichgestellt und weniger roh als irgendwo unter den Menschen auf dem Stillen Meere. Die Gründung jener alten Stadt schreiben sie Leuten zu, die nicht mehr unter ihnen leben; ob diese jedoch von ihrer eigenen oder von einer fremden Raçe waren, konnte man nicht erfahren. Dr. Lhotsky hat seit seiner Ankunft in England durch ein Schreiben aus Sydney erfahren, daß die Insel Ascensis neuerdings von dem Capitain eines Wallfischjägers besucht worden. Dieser hat zahlreiche Karten und Skizzen aufgenommen, um sie nach England zu bringen. Auch versichert er, daß die meisten Inseln in dieser Gegend des Stillen Meeres mit Ruinen bedeckt seyen.

*) Da bei dieser Deutschen Uebertragung das Schwedische Original nicht vorgelegen, so werden die Kenner des letzteren Nachsicht mit der ersteren haben.

**) Herr Professor Berghaus wohnt eigentlich jetzt in Potsdam, wo er die geographische Kunstschule leitet; durch die Eisenbahn sind jedoch Berlin und Potsdam so verbunden, daß man sie füglich wie eine einzige Stadt betrachten kann.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 42. Berlin, Montag den 8. April 1839.

Frankreich.

Die Salpetrière.

Das Hospital der Salpetrière in Paris ist geräumig, gut gebaut und liegt an einem schönen, luftigen Platze. Rings herum herrscht die größte Stille; dicht an die Salpetrière gränzt der Pflanzengarten, und die Seine fließt nahe genug, um sie für die Bedürfnisse der Anstalt zu benutzen, und wiederum auch so entfernt, daß der schädliche Einfluß ihrer Ausdünstung sich nicht bis dahin erstrecken kann. Obgleich der Boulevard, auf dem das Hospital sich befindet, einen Namen von schlimmer Vorbedeutung führt, Boulevard des Hospitals, so scheinen doch die Leute, denen man dort begegnet, — meistentheils Bewohner der Vorstadt St. Antoine und der Vorstadt du Marais, — im Allgemeinen kräftig und gesund zu seyn, was wohl der reinen Luft zuzuschreiben ist, welche man in diesen dem Mittelpunkte von Paris so fern liegenden Stadtvierteln einathmet. Der Eingang zum Hospital der Salpetrière hat übrigens etwas Feierliches, Erhabenes, was sehr gut zu der Bestimmung eines der Barmherzigkeit geweihten Gebäudes paßt, auf dessen Giebel man die Inschrift: „Zuflucht des Alters", liest.

Der Name Salpetrière kommt daher, weil man ehemals in diesem Viertel viel Salpeter anfertigte. Im Jahre 1656 wurde dies Gebäude auf Befehl des Parlaments-Präsidenten von Paris gegründet, der vom Könige die Erlaubniß erhalten hatte, ein öffentliches Hospital zu errichten, worin alle Bettler, mit denen Paris in Folge der durch die Fronde und Ligue verursachten Unordnungen überschwemmt wurde, aufgenommen werden sollten. Seit jener Zeit wechselte die Salpetrière mehrmals ihre Bestimmung; sie war nach einander ein Arbeitshaus für Bettler, ein Zufluchtsort für kleine Kinder und ein Zuchthaus für öffentliche Dirnen. Jetzt ist sie ein Hospital für alte Frauen.

Das Hospital der Salpetrière ist das weitläuftigste in Europa; mit Recht hat man von demselben gesagt, daß manche Stadt keinen so großen Raum einnehme und nicht so viel Einwohner zähle. Die Höfe, die Säle, die Gärten, Alles ist geräumig, bequem und sehr gut vertheilt. Die Mittelzahl der jährlich in der Salpetrière aufgenommenen Frauen beläuft sich ungefähr auf sechstausend. Leidende aller Art finden hier eine Zuflucht: Fieberkranke, Gichtbrüchige, Epileptische, Blinde und so fort. Aber mitten in dieser nur von den Kranken und ihren Wärtern bewohnten Stadt ist ein Viertel, welches ganz besonders die Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt; es ist die sogenannte fünfte Abtheilung des Gebäudes, in welcher sich die Wahnsinnigen befinden. Früher war der Zutritt in diese Abtheilung des Hospitals Jedem gestattet, doch wurde durch die häufigen Besuche und durch die Gegenwart fremder Personen die Aufregung der Irren nur gesteigert und die Ordnung und Disziplin gestört, deren Aufrechthaltung gerade bei solchen Kranken von äußerster Wichtigkeit ist. Oft machten sich sogar unvorsichtige Personen kein Gewissen daraus, die Wahnsinnigen zu erzürnen, sie einzuschüchtern und sich auf ihre Kosten zu belustigen; aller dieser Ursachen wegen trugen die bei dieser Abtheilung besonders angestellten Aerzte auf Untersagung jedes Besuches an, und man erhält jetzt nur mit großer Mühe die Erlaubniß dazu.

Wer die Salpetrière zum erstenmal betritt, kann sich einer Anwandlung von Trübsinn nicht erwehren, wenn er diese weiten stillen Höfe durchschreitet und nur hin und wieder einigen armen alten, kranken und gebrechlichen Frauen begegnet, die sich an Krücken fortschleppen und von Zeit zu Zeit auf den hier und dort angebrachten steinernen Bänken ausruhen. Die Blinde athmet hier ein wenig frische Luft ein und sagt der angenehmen Wärme des Tages Lebewohl; die Gichtbrüchige versucht zu gehen, vielleicht sind dies die letzten Schritte ihres Lebens. Traurige und dahinwelkende Ueberreste des menschlichen Daseyns, die langsam ihrem Grabe zuschleichen, und denen man selbst von Herzen ein schnelles Ende ihrer Leiden wünschen muß! Doch giebt es einen noch betrübenderen Anblick, der unser Mitleid und unser Interesse noch mehr erregt; das sind die Kämpfe und Todeszuckungen der Vernunft, die von jenem Uebel befallen wird, welches die Menschheit ihrer schönsten Rechte beraubt und sie dem Thiere gleichstellt.

Der Tag beginnt in der Salpetrière, wie in allen öffentlichen Anstalten, schon sehr frühzeitig. Bei dem ersten Morgenstrahl sieht man bereits die Hausbeamten in den Höfen umherwandern. Doch kommen die Aerzte selten vor acht bis neun Uhr an; drei derselben sind bei der Irren-Abtheilung insbesondere angestellt. Früher hatte jeder von ihnen unter seiner Behandlung eine bestimmte Anzahl von Kranken, welche in drei Klassen eingetheilt waren: in solche, die noch unter ärztlicher Behandlung standen, in Unheilbare und in Blödsinnige. Jetzt aber hat jeder Arzt Kranke aus allen drei Kategorieen unter seiner Obhut, was seine Besuche für ihn weniger einförmig macht. Oft werden die Aerzte bei ihrer Rückkehr aus dem Hospital auf dem Hofe von den Verwandten irgend einer der Wahnsinnigen mit thränenden Augen über das Befinden einer Mutter, einer Tochter oder Schwester befragt; eine traurige, fromme Pflicht, welche zeigt, daß die Gefühle des Herzens durch nichts entmuthigt und geschwächt werden, selbst wenn auf keine Erwiederung derselben mehr zu hoffen ist. Wenn so ein Arzt gefragt wird: „Wie geht es ihr? Ist sie ruhiger? Können wir hoffen, sie bald herauszunehmen?" so antwortet er gewöhnlich: „Es geht besser", — was oft aber vielmehr sagen will: „Es geht schlechter, oder es geht weder gut, noch schlecht", — denn der Zustand der Irren bleibt sich fast immer gleich: die Heilungen sind in den meisten Fällen mehr zufällig, als vorhergesehen, da bei den Gemüthskranken Alles dunkel und ungewiß ist; oft sind gar keine bemerkbare Ursachen, keine organische Verletzungen vorhanden, das Gehirn, der Kopf und die übrigen Organe befinden sich oft in vollkommen regelmäßigem Zustande. Es scheint, als wolle die Vernunft, deren erhabene Thätigkeit für uns ein Geheimniß ist, sich auch in ihren Zuckungen und Störungen dem menschlichen Forschen entziehen. Wenn die Angehörigen eine Wahnsinnige, die sich längere Zeit ohne Spur von Besserung in der Kur befunden, wieder zu sich nehmen wollen, so widersetzt man sich diesem Wunsche sehr selten, weil oft ein Ortswechsel, eine andere Atmosphäre, eine andere Reihefolge von Gegenständen, Eindrücken und Ideen schon hinreichend ist, um eine heilsame Veränderung in dem Zustand der Irren hervorzubringen. Oft sind nach einem bloßen Wechsel des Schlafgemachs plötzlich die Zeichen der Heilung eingetreten. Eine Wahnsinnige wird manchmal schon am Tage nach ihrem Eintritt in das Hospital völlig geheilt, weil das Betragen, die Sprache, ja der bloße Anblick der sie umgebenden Irren einen gewaltigen Eindruck auf sie macht und sie gleichsam durch das warnende Beispiel wieder zu sich selbst bringt. Zuweilen aber, wenn eine Wahnsinnige aus der Salpetrière herausgenommen wird, übt gerade diese Rückkehr zu ihrer Familie eine entgegengesetzte Wirkung aus; denn Rückfälle sind bei solchen Kranken immer zu fürchten, und nichts ist gewöhnlicher, als daß eine Irre wieder in das Hospital zurückgebracht werden muß, nachdem sie einen oder zwei Monate außerhalb desselben den vollständigen Gebrauch ihrer Vernunft gehabt hat.

Wie mächtig wir uns aber auch von Traurigkeit und Entsetzen ergriffen fühlen mögen bei dem Gedanken, daß wir in die Höfe, Zellen und Schlafsäle von Wesen eintreten sollen, welche ihres Verstandes beraubt sind, so ist es doch rathsamer, sich vorher keine zu übertriebene Vorstellungen von diesem Anblick zu machen, weil man sonst die Wirklichkeit tief unter der Erwartung finden wird. Man glaubt kaum, unter Wesen zu seyn, welche eingesperrt worden, weil sie wahnsinnig sind, da sie sich doch so ruhig und so vernünftig geberden; man meint, nur gewöhnliche Kranke zu sehen. Jede Irre sitzt in dem Raum zwischen ihrem Bett und dem ihrer Nachbarin; die eine strickt, die andere näht, eine dritte hilft den Mägden bei ihren Arbeiten. Man wird ihre Krankheit erst gewahr, wenn man länger bei ihnen verweilt, tiefer eindringt und jenen Scenen von Aufregung und Wuth beiwohnt, die zu den seltenen Fällen gehören und oft nur ganz zufällige Krisen des Wahnsinns sind.

Die Schlafsäle bestehen aus langen, sehr hellen Galerieen, die alle mit einander zusammenhängen, so daß man oft ein bis zwei Stunden gehen kann, ohne sonst irgend Jemand als Wahnsinnigen zu begegnen, welche den Fremden grüßen, Verbeugungen machen, lächeln und einige Worte an ihn richten, Worte, die mit den Ideen, von denen sie besessen sind, in Verbindung stehen, denn nur selten fällt ihnen etwas auf den Augenblick Bezügliches ein; sie sprechen nur aus ihrer Erinnerung oder Dinge, die sie für ihre

Erinnerungen halten. Im Allgemeinen sind sie sanft, und ihre kleinen Listen verrathen, mit wenigen Ausnahmen, keine sehr arge Bösartigkeit. Nach einiger Uebung ist es sehr leicht, sie zu durchschauen; eine große Einförmigkeit in ihrer Handlungsweise, in ihren Gedanken, Geberden und Stellungen, wenig oder gar kein Thätigkeitstrieb und eine fast unbesiegbare Apathie, das sind ihre gewöhnlichen, charakteristischen Kennzeichen. Diejenigen, welche arbeiten, folgen dabei weniger einem inneren Antriebe, als einer ihnen eingeimpften Gewohnheit. Sie sind Automate, deren Räderwerk man aufzieht und die dann ihre Aufgabe vollziehen. Uebrigens nehmen die von ihnen verrichteten Arbeiten keinen großen Aufwand von Klugheit und Aufmerksamkeit in Anspruch; man will dadurch bei ihnen nur den schlimmen Folgen des Müßigganges vorbeugen. Viele unter ihnen weigern sich hartnäckig zu arbeiten, sie bleiben entweder auf ihren Betten oder um die Oefen herum sitzen, hängen den Kopf und geben fast kein Lebenszeichen von sich; auf alle an sie gerichtete Fragen antworten sie mit Ja oder Nein, und nur selten lassen sie sich durch das Geräusch der Schritte, durch die Bewegungen und Gespräche der Hin- und Hergehenden aus ihrer Ruhe und Unbeweglichkeit aufschrecken.

Die Wahnsinnigen in der Salpetrière gehören meistentheils der niedrigen Volksklasse an. Der Preis einer Pension beträgt jährlich 400 Franken; die, welche außerdem noch Geld besitzen, erhalten für das Uebrige Taback, Leckereien oder andere ihnen angenehme Dinge, denn größtentheils gleichen die Irren in ihren Launen und Wünschen den Kindern. Das ihnen zugehörige Geld geht durch die Hände der Wärterinnen, welche ihnen nur geringe Summen zustellen und so dem schlechten Gebrauch vorbeugen, den sie davon machen könnten.

Die größte Zahl der Wahnsinnigen sind bejahrte oder wenigstens in Jahren vorgerückte Personen, man findet sehr wenig junge darunter, und fast nie ist eine derselben hübsch zu nennen, weil das gewöhnliche Einfallen der Züge und die Muskel-Verzerrungen, die fast immer mit dem Wahnsinn verbunden sind, der Gesichtsbildung alles Angenehme rauben. Ueberhaupt sind die Frauen in Frankreich mehr hübsch und angenehm, als wirklich schön; selten trifft man hier auf den ausgesprochenen, bestimmten Schönheits-Typus, wodurch sich die Frauen in Italien, Spanien und selbst in England auszeichnen. Die Französinnen sind vielleicht nur deshalb anmuthiger, als die Frauen anderer Völker, weil sie es seyn wollen, weil sie sich auf die Kunst, anziehend zu seyn, so gut verstehen; ihr Reiz entspringt mehr aus dem Willen, zu gefallen, und aus der Aufmerksamkeit, die sie beständig auf sich selbst haben, als aus der natürlichen Korrektheit und Makellosigkeit der Schönheitslinien ihres Gesichtes. Nun kann man sich leicht denken, daß die Wahnsinnigen, welche keinen Begriff mehr von Reiz und Anmuth in sich tragen, diese Eigenschaften auch äußerlich nicht wiederspiegeln können. Die Mehrzahl derselben hat düstere oder wilde Züge, einen starren oder wüthenden Blick und keinen bestimmten Ausdruck. Die Gefallsucht, die doch im Herzen der Frauen so fest eingewurzelt ist, scheint sich bei den Irren in das Gegentheil verkehrt zu haben. Statt eines Blumenstraußes stecken sie sich einen Strohwisch vor, statt eines Kranzes flechten sie Grashalme in ihr Haar, sie wissen nicht mehr, was sie kleidet, und gewöhnlich wählen sie lächerliche oder gemeine Gegenstände zu ihrem Schmuck. Die meisten sind beinahe ganz gleichgültig in Betreff ihres Anzuges; sie sind darin den Blinden ähnlich, die ebenfalls in gänzlicher Nichtbeachtung und Vernachlässigung ihres Aeußeren leben; aber diese Gleichgültigkeit entspringt aus einer anderen Quelle; ihnen sind die Augen des Körpers, jenen die Augen des Geistes geschlossen.

Wenn man so durch die Schlafsäle wandert, kann man an dem veränderten Gesichtsausdruck der Wahnsinnigen die verschiedenen Arten ihrer Geisteszerrüttung studiren. Hier heftet eine Wüthende ihre blutigrothen Augen auf uns, die sie mit erschreckender Lebhaftigkeit in ihren Höhlen umherrollt; dort stimmt uns der Anblick einer Tiefsinnigen, die man an ihrer Niedergeschlagenheit, ihrer fast unbeweglichen Haltung, ihrem stieren Blick, ihrer schlaff herabhängenden Lippe erkennt, zur Traurigkeit; hier murmelt eine Blödsinnige beständig vor sich hin und verschlingt mit echt thierischer Gierigkeit die ihr vorgesetzten Speisen. Außer diesen von der Art des Wahnsinns hergenommenen Classificationen unterscheidet sich eine Irre von der anderen auch noch durch gewisse Charakterzüge. Die Stolze zum Beispiel wiederholt sich unendlich oft in allen Irrenanstalten; denn der Stolz ist einer der Hauptzüge des Wahnsinns und oft selbst eine der Ursachen, die zu seiner Unheilbarkeit beitragen. Die Stolze erkennt man an der Selbstgefälligkeit, die über ihr ganzes Wesen verbreitet ist, und an der Ziererei, mit welcher sie sich aufbläht und in die Brust wirft, wenn man an ihr vorübergeht. Die Aerzte empfehlen allen Besuchern, so wie den Aufwärtern, solche Kranke stets nur mit Gleichgültigkeit, ja, selbst mit Verachtung zu betrachten.

Andere zeigen sich abwechselnd mürrisch oder redselig; sie mustern die Fremden entweder mit Mißtrauen und Zorn, oder sie nehmen dieselben bei der Hand, umarmen, liebkosen sie, empfangen sie mit Freudengeschrei und einem unerklärlichen Entzücken. Sie besitzen aber einen Sinn, eine Vorliebe, die ihnen immer bleibt, die Liebe zum Gelde; beim Anblick irgend einer Münze erzittern sie gewöhnlich vor Wohlbehagen. Das Wort Geld wiederholt sich unendlich oft in allen ihren Klagen und Reden, und sie bedienen sich zuweilen der seltsamsten Wendungen, um nur wieder darauf zurück zu kommen. Eine Wahnsinnige fragte unter Anderem die Personen, welche sie sah, ob sie nicht den Doktor Richecand kennten? Fragte man sie nach der Ursache dieser Erkundigung, welche sie unaufhörlich und bei jedem Anlaß wiederholte, so antwortete sie: „Er ist mein Landsmann, und ich habe schon sehr oft an ihn geschrieben, er solle mir doch Geld schicken, weil ich gar keines besitze und es mir selbst am Nothwendigsten fehlt.“

Man hat leider die schmerzliche Bemerkung gemacht, daß die Wahnsinnigen eigentlich keiner Empfindung, keiner Zuneigung mehr fähig sind. Zuweilen springen sie beim Erblicken eines Verwandten, eines Bruders, eines Mannes hoch auf vor Freude, es fühlen sie sich darüber ganz glücklich, aber ein anderes Mal bleiben sie dabei in sich versunken, schweigen hartnäckig still und bezeugen weder Freude noch Verdruß über ihren Besuch. Das beste Mittel, ihre Zuneigung zu gewinnen, ist, wenn man ihnen zuweilen kleine Geschenke macht. Einer der Oberbeamten zum Beispiel hatte die Gewohnheit, täglich einer Irren einen oder zwei Sous zu geben, und dafür hing sie mit so lebhafter Dankbarkeit an ihm, daß sie jedes Mal, wenn derselbe durch die Höfe ging, wo sie mit Kehren beschäftigt war, ihm mit ihrem Besen Platz machte, vor ihm her schritt und die anderen Irren zu Ehrenbezeugungen gegen ihn veranlaßte.

Oft wird man auch durch die Gefühle, welche diese Unglücklichen ausdrücken, und die nur eigentlich das Resultat ihres Wahnwitzes sind, irre geführt. So sprach unter anderen eine Wahnsinnige beständig von ihren Kindern, beklagte sich, daß man dieselben vor Hunger sterben lasse, und verlangte von Jedem Brod, Milch und Früchte, um sie ernähren zu können. Ihre Klagen waren um so unbegreiflicher, weil man von ihrem Manne wußte, daß sie nie Kinder gehabt hatte. Wollte man ihr Bett machen, so widersetzte sie sich lebhaft, drohte mit den Fäusten und rang voll Verzweiflung die Hände. Nach einem Monate endlich entfernte man sie mit Gewalt von ihrer Matratze und kam dadurch endlich hinter diese vorgeblichen Kinder, für die sie so viel Angst und Zärtlichkeit bewies; man fand nämlich in ihrem Strohsack acht bis zehn Puppen, die sie sich aus allerhand Leinwand verfertigt hatte und für deren Ernährung sie so ängstlich Sorge trug. Um ihre Aufregung nur etwas zu dämpfen, ließ man der Wahnsinnigen ihre geliebten Puppen, die sie mit wahrhaft mütterlicher Sorgfalt und Anhänglichkeit pflegte.

Die Fälle aber, wo der Wahnsinn an einem Gegenstande haftet, sind seltener, als man gewöhnlich glaubt; man hat die Irren sehr gut bezeichnet, indem man von ihnen sagte, sie besäßen alle ihre Fähigkeiten bis auf eine; oft könnte es aber auch von ihnen heißen, daß sie mit allen Fähigkeiten begabt seyen, doch eine zu viel besäßen, was hinreicht, um die anderen alle zu trüben und zu stören. Die Personen, denen man in den Schlafsälen der Salpetrière begegnet, sehen häufig sehr gesund aus, denn der Wahnsinn, der auf den Geist so zerstörend einwirkt, verschont fast immer den Körper, der dabei oft an Fülle zunimmt, was doch ein Zeichen vortrefflicher Gesundheit ist. Traurige Entschädigung, die das Schicksal den Wahnsinnigen als Ersatz für die geraubten geistigen Vorzüge zu bieten scheint!

Die Unheilbaren und die in der Kur befindlichen Wahnsinnigen bilden die beiden größten Abtheilungen der Salpetrière. Sie bewohnen entweder die Schlafsäle oder abgesonderte Zellen, je nachdem sie ruhig oder heftig sind. Uebrigens trifft man bei den Unheilbaren keineswegs auf wüthendere oder nur aufgeregtere Wahnsinnige, als in den anderen Abtheilungen. Die Unheilbarkeit einer Wahnsinnigen zeigt sich durch Symptome, die mit ihrem äußeren Betragen oft in gar keiner Verbindung stehen. Hinfälligkeit, Gicht und Blödsinn machen den Wahnsinn fast immer unheilbar; doch trägt die Gicht, welche mit dem Wahnsinn verbunden ist, einen ganz eigenen Charakter. Sie beurkundet sich gewöhnlich durch eine zu Anfang fast unmerkliche Lähmung der Sprache, durch eine gewisse Schwere der Zunge, die oft schwer zu erkennen ist. Sie verbreitet sich dann immer weiter und erstreckt sich nach und nach über den ganzen Körper. Beobachtet man die gichtbrüchigen Wahnsinnigen genau, so kann man oft keines der Zeichen oder Symptome bei ihnen entdecken, woran man die gewöhnliche Gicht erkennt.

Es ist in der That ein sehr trauriger Anblick, wenn man die doppelte Reihe dieser Kranken der Salpetrière übersieht, welche sowohl der Denk- wie der Bewegungsfähigkeit beraubt sind; sie gleichen den Mumien, die nur noch die menschliche Form bewahrt haben und stumme Zeugen einer Welt sind, der sie nicht mehr angehören. Geht man durch diese mit unbeweglichen Gästen bevölkerten Säle, so glaubt man irgend eine Versteinerungsscene zu überschauen. Welche traurige Betrachtungen flößen diese noch lebenden und athmenden Statuen ein, diese in ihre Körper eingeschlossenen erloschenen Seelen, welche ein so [illegible]des Bild des Todes und der Vernichtung darbieten!

Aus den Schlafsälen begiebt man sich in die Höfe, wo sich die Zellen für die rasenden Irren befinden, und hier überrascht man endlich jene Art von Wahnsinn, welche die Einbildungskraft sich gewöhnlich bei diesem Worte vorspiegelt. Die Rasenden, welche sich in der freien Luft befinden, sind gewöhnlich lärmender, als die eingeschlossenen; sie laufen, singen und stoßen ein wildes Geschrei aus; doch wie die freie Luft ihre Aufgeregtheit zu vergrößern scheint, so verleiht sie auch ihren Fähigkeiten mehr Lebensfrische, und selten sieht man in den Höfen jene starren, niedergeschlagenen Wesen, wie man sie in den Schlafsälen antrifft. Es ist übrigens bekannt, daß der von Wuthausbrüchen

und lebhaften Bewegungen begleitete Wahnsinn gerade nicht am schwierigsten zu heilen ist; bei dem schlaffen und trägen Irrsinn will im Gegentheil gar keine Kurmethode anschlagen.

Um den doppelten Einfluß der freien Luft und der Absonderung auf den Zustand der in der Behandlung befindlichen Irren zu prüfen, hat man kürzlich auf einem der Höfe der Salpetrière mehrere kleine von einander abgesonderte Hütten, die Schweizer-Logen genannt, erbauen lassen. Doch scheint es, als habe man bis jetzt durch diese Neuerung noch nichts Wesentliches erzielt; die Behandlung und Bedienung der Irren wird nur dadurch erschwert, weil diese Hütten auf abgesonderten, ungepflasterten Höfen liegen, auf welchen bei Schnee- und Regenwetter das Hin- und Hergehen sehr beschwerlich ist. Die dort eingeschlossenen Wahnsinnigen sind übrigens in demselben Zustande geblieben, wie früher, wo sie noch die Schlafsäle und gewöhnlichen Zellen bewohnten.

Um den Grad von Entmenschung oder Wuth kennen zu lernen, in den ein von Geistesverwirrung befallenes Wesen gerathen kann, muß man in eine dieser Zellen eintreten, und doch gehört eine gewisse Kraft dazu, sich hinein zu wagen. Die halbnackte Wahnsinnige liegt gewöhnlich auf einem an die Mauer befestigten Bett, das nur aus einem Strohsack besteht, auf welchem die Kranke sich umherwälzt und ab und zu ein Geheul, so schrecklich wie das eines wilden Thieres, ausstößt. Man schneidet ihnen die Haare ab, und der Anblick des sich sträubenden Haares, der funkelnden Augen, des geöffneten Mundes und der verstörten Züge erinnert an die Vorstellungen der Alten vom Haupt der Gorgone. Unter den Wahnsinnigen der Salpetrière befinden sich mehrere Bäuerinnen, die ihre Klagen und Verwünschungen in der Mundart ihrer Gegend ausstoßen. Diese unverständlichen Laute erhöhen noch das Schauerliche der Scene; man wähnt, Verdammte zu hören, die schon im Voraus die Sprache der Hölle reden.

Beim Anblick des Elendes, in das ein solches unglückseliges Wesen verfallen, gedenke man der glücklichen Augenblicke, der heiteren Tage, die ihr einst in ihrer Jugend lächelten; man schmücke dieses dämonische Haupt mit dem lieblichen Kranze der Braut, der jungen Mutter, oder auch nur mit den trügerischen Blumen des Vergnügens und der Lust, und man wird es sich verzeihen, daß man diese Zellen nur aus bloßer Neugierde betrat; denn es ist unmöglich, daß der Gedanke nicht aus diesem traurigen Asyle hinüber in die Welt schweife, um die Ursachen und Vorboten solcher Qualen aufzusuchen. Will man sich über das frühere Leben der Wahnsinnigen und über die Ursachen ihrer Geistesverwirrung unterrichten, so erhält man leider nur sehr unbestimmte Belehrungen, die sich gewöhnlich nur auf gleichgültige Umstände beziehen. Unter den Wahnsinnigen der Salpetrière befinden sich ungefähr gegen zwanzig öffentliche Dirnen; die übrigen sollen durch Geldverluste, übermäßiges Essen und Trinken, durch häusliches Unglück, die größere Anzahl aber durch Herzenskummer in diesen Zustand verfallen seyn. Was sind das für Leiden, worin bestand dieser Kummer? Davon weiß man nichts, und man wird auch nie etwas darüber erfahren, denn wenn ein Weib so ganz von einem Leiden dieser Art sich beherrschen läßt, daß sie darüber den Verstand verliert, so verschließt sie auch meistentheils dieses Geheimniß aus Schamgefühl tief in sich und läßt es sich nicht entreißen. Ich sie erst zu dem Grade von Wahnsinn gelangt, der eine besondere Einsperrung nöthig macht, so ist es zu spät, sie zu befragen. Es besteht übrigens bei der Mehrzahl der Irren eine so große Verschiedenheit zwischen ihrem jetzigen und früheren Wesen, daß es sehr schwierig ist, aus ihren Worten und Handlungen im Hospital irgend einen richtigen Schluß zu ziehen. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Le chien de Jean de Nivelle. — Von Fabre d'Olivet. 2 Bde. 15 Fr.

De l'air comprimé employé comme moteur, ou de la Force obtenue gratuitement et mise en réserve. Von M. Andraud.

Des diverses espèces de morve et de farcin, considérées comme des formes variées d'une même affection générale contagieuse. — Von U. Leblanc.

Elémens de géologie pure et appliquée. — Von A. Rivière. 12 Fr.

Le lys d'Israel. — Von Anna Marie. 2 Bde. 15 Fr.

Maruxia; roman de moeurs. — Nach Spindler. 2 Bde. 15 Fr.

Mignard et Rigaud. — Von P. de Musset. 2 Bde. 15 Fr.

Oeuvres complètes de Chatterton. — Uebersetzt von Javelin Pagnon. 2 Bde. 15 Fr.

Revue des romans. Recueil d'analyses raisonnées des productions des plus célèbres romanciers français et étrangers, contenant 1100 analyses raisonnées, faisant connaître avec assez d'étendue pour en donner une idée exacte, le sujet, les personnages, l'intrigue et le dénouement de chaque roman. — Von Eusebe G***. 2 Bde. 15 Fr.

Traité sur la morve chronique des chevaux, considérée dans sa nature, son siége, ses causes spéciales dans l'armée, et son traitement. — Von M. Sage. 1½ Fr.

Le vol des heures. Poésies. — Von F. Dugué. 7½ Fr.

Schweden.

Schwedens neuere Dichterschule.

II. Hammarsköld und die Phosphoristen.

Während Leopold's Ansehen in der Schwedischen Literatur noch ungeschmälert herrschte und Franzén in der Zurückgezogenheit wirkte, ohne sich um die Gesetze zu kümmern, nach welchen er sang, fand der Romantizismus, nachdem er in England und Deutschland Wurzel gefaßt hatte, auch in Schweden Eingang. Bereits im Jahre 1803 wurde Hammarsköld das Haupt einer literarischen Verbindung, deren Zweck die Verbreitung umfassenderer Ideen in der Kritik war, als diejenigen, bei denen man sich bisher hatte begnügen lassen. 1807 stiftete Atterbom zu Upsala die Gesellschaft Aurora, die für Schweden im neunzehnten Jahrhundert ungefähr das wurde, was der Göttinger Hainbund für Deutschland in der zweiten Hälfte des achtzehnten. 1809 erlangte das Land die Preßfreiheit wieder, deren es unter Gustav IV. beraubt war, eine Erwerbung, die nicht wenig dazu beitrug, die literarische Revolution, deren Ausbruch sich nicht mehr verkennen ließ, zu beschleunigen. Nicht lange darauf gaben die Anhänger Leopold's ihre „Literatur-Zeitung" heraus, ein Tageblatt, das Anekdoten, Sagen, Novellen und einige ästhetische Abhandlungen von magerer Ausbeute enthielt. Hammarsköld und Atterbom warfen sich als Ritter der neuen Schule zu Gegnern desselben auf. Der Eine redigirte den „Polyphem", der Andere den „Phosphoros", der sich in kurzem eines so glänzenden Erfolges erfreute, daß die Romantiker diesen Namen zu ihrem Feldgeschrei machten und sich Phosphoristen nannten. So war der Krieg eingeleitet und drohte, von Tage zu Tage heftiger und bitterer zu werden. Was Mann gegen Mann auszufechten hatte, wurde bald allgemeiner Parteikampf, und beißende Epigramme befeuerten den Streit der Theorieen. Aber in diesem Streite war die Literatur-Zeitung nicht der Stärkere. Die Phosphoristen siegten eben sowohl durch ihren Eifer, des Gegners Blößen zu zeigen, als durch ihr Talent, und das Publikum schien sich auf ihre Seite zu neigen. Sie wurden unterstützt von zwei der ausgezeichnetsten Kritiker, welche Schweden jemals hervorgebracht hat, Thorild und Ehrensvärd, und von mehreren jungen Dichtern, die mit einer frischen und kühnen Einbildungskraft glänzende Eigenschaften des Styls verbanden. Zu ihnen gehörte unter Anderen Elgström, der in der Blüthe seiner Jahre starb und einige schmelzende Elegieen hinterließ.

Im Jahre 1811 fanden die Phosphoristen eine neue Stütze an der Gesellschaft Iduna, die Geijer, Tegnér, Afzelius und Ling zu Stockholm gründeten. Die Aufmerksamkeit des Publikums auf die nur allzu lange vergessenen alten Denkmäler der Schwedischen Literatur zurückzuführen, war Hauptzweck derselben. Sie gab eine Sammlung heraus, in der Geijer Poesieen von echt vaterländischem Gepräge dichtete, Tegnér die Schönheiten und den Ruhm Schwedens besang, Afzelius eine Uebertragung der Edda bekannt machte. So lehnte sich die romantische Schule an die Ueberlieferungen der Vergangenheit und an die Ahnungen der Zukunft. Zugleich suchte sie sich durch ein gründliches Studium des klassischen Alterthums zu befestigen, lieferte verständliche und treue Uebersetzungen Homer's und Virgil's, so wie Abhandlungen über die Poetik der Alten, die durch richtige Auffassung und Entwickelung ihrer Grundsätze sich allenthalben Eingang verschafften. — Gegenwärtig ist der Krieg beendigt, die Gährung, die der Streit beider Schulen hervorbrachte, hat sich gelegt und der Beobachter, der über die Wahlstatt schreitet, kann, um die Heftigkeit des Kampfes zu ermessen, Trümmer von beiden sammeln, wie man von einem Schlachtfelde die Lanzensplitter und goldenen Sporen der Ritter auflies't.

Der Redacteur des klassischen Journals, Herr Walmark, hat einige Gelegenheits-Broschüren hinterlassen, deren Andenken allein die Meß-Kataloge bewahren, und eine Schwedische Anthologie, die ihm keine andere Mühe gekostet hat, als von hier und da mit ziemlich ungeschickter Hand die Dichtungen verschiedener Zeiträume aufzugreifen und sie ohne literarische Notizen, ohne Biographieen zusammen drucken zu lassen. — Die beiden Haupt-Redacteure der Iduna, Geijer und Tegnér, sind heute zwei der größten Lichter Schwedens. Hammarsköld, der Redacteur des Polyphem, hat unter vielen anderen zwei vortreffliche Schriften verfaßt, die eine „über das Studium der Philosophie", die andere „über die Geschichte der Schwedischen Literatur." *) — Ehrensvärd und Thorild legten den Grund zu der neueren Kritik, und Atterbom, das erklärte Haupt der Phosphoristen, hat diesen Rang durch seine philosophischen Werke und Poesieen gerechtfertigt. **)

Rußland.

Die Russischen Swätki.

(Schluß.)

Auch der Okolnitsch und sein Schwager hatten ihre Ringe in die Schüssel gethan; sie wurden bei einem und demselben Liede herausgenommen:

„Ich sitze auf dem Trog und sehe nach Gewinn;
Ich sitze immer fort, ich sehe immer fort:
Unermüdet seh' ich — der Gewinn ist auf dem Hofe,
Der Gewinn ist auf dem Hofe, hundert Rubel liegen auf dem Tisch."

Da Beide in der That sehr gewinnsüchtig waren, so gefiel ihnen

---

*) Historiska Anteckningar rc. af det philosophiska Studium i Sverige. 1 vol. 1821. — Svenska Vitterheten. 1 vol. 2te Auflage. 1833. Herr Marmier konnte auch noch das letzte umfassende Werk seines Lebens anführen: „Grundzüge der Geschichte der Philosophie." 4 Bände. 1825 — 27. H. stirbt 1827.

**) Geboren zu Åbo den 19. Januar 1790, studirte zu Upsala, reiste drei Jahre durch Deutschland, Italien und Dänemark, wurde 1819 Professor der Deutschen Literatur bei dem Kronprinzen, 1821 Privatdocent an der Universität Upsala, 1828 Professor in der philosophischen Fakultät.

dieser Gesang sehr wohl, und sie lachten sogar laut auf, als der Narr bei dieser Gelegenheit sich nicht enthalten konnte, auszurufen: „Nu, nu, auch das Lied weiß schon, wie sie auf Geld versessen sind; nur immer nehmen, immer nehmen. Freigebig sollt Ihr seyn? Ja, freigebig, um Anderen zu schaden. Sollte auch ich doch vorher für nichts und wieder nichts Prügel erhalten.“ — „Schon gut, schon gut, Narr“, sagte lachend der Okolnitsch; „wenn Du mich deshalb für geizig hältst, daß ich Dich nicht genug geschlagen habe, und wenn Du deshalb auf mich zürnest, so sey ruhig, ein anderes Mal werde ich Dich besser bedenken.“

Wo aber ist Sophia's Ring? Der vorletzte wird herausgenommen, und immer ist es nicht der ihrige: dieser blieb zuletzt nach; einem solchen letzten Ringe wird gewöhnlich etwas Widerwärtiges prophezeit, obwohl es Leute giebt, die das Gegentheil behaupten. Wie sollte dieser Zweifel nun entschieden werden? Die Näna wollte Sophia's Ring schnell herausnehmen, stieß zufällig an den Tisch, die Schüssel fiel zu Boden und ging entzwei, das Wasser strömte auf die Diele, und Sophia's Ring rollte vor Aller Augen dahin. Dies war ein schlechtes Zeichen; einen Mann bekommt sie schon nicht, und Gott weiß, welches Unglück ihr sonst noch bevorsteht! Alle waren erschüttert, am meisten aber die Näna. „So seyd doch ruhig“, rief eine Frau aus; „wäre die Schüssel ganz geblieben und der Ring herausgefallen, so würde es freilich nicht gut gewesen seyn; Ihr seht ja aber, daß die Schüssel in Scherben daliegt: dies verkündet unserer lieben Sophia eine glänzende Zukunft.“

„Wie freue ich mich, daß Du reich werden sollst“, flüsterte eine Freundin ihr ins Ohr. — „Ach Liebe“, antwortete Sophia, „an Reichthum denke ich am wenigsten, denn dabei ist man oft arm an Glück.“

Inzwischen war Mitternacht schon lange vorbei; die Gäste hatten sich herrlich belustigt. In Folge der eifrigen Bewirthung der Hausbesitzer konnten der Okolnitsch und sein Schwager nur mit Mühe in ihre Schlafkammer gelangen. Sie legten sich zu Bette und schliefen wie die Todten.

Am nächsten Tage wachten sie gegen Mittag auf. „Nun, Bruder, dagegen läßt sich nichts sagen, wir sind gestern gut bewirthet worden“, sagte Trochaniotoff zu seinem Gefährten, als er sich von seinem Lager erhob. „Und die Tochter, die Tochter, wie schön ist sie! Weißt Du wohl, Leonty“, fuhr er mit leiserer Stimme fort, „daß es mich einigermaßen beunruhigt, daß sie so überaus schön ist; Du bist ein gescheidter Mensch und hast wohl gemerkt, daß unser Verwandter Ilja Miloslawski eine seiner Töchter gern als Zaarin sehen würde; ihm würde es gewiß nicht angenehm seyn, wenn wir mit einem so schönen Mädchen, wie Sophia, erschienen.“ — „Wahr ist es freilich“, antwortete der Okolnitsch; „von ganzer Seele würde ich meinen Verwandten beistehen, wenn ich sähe, daß mir meine Dienste später zehnfach belohnt würden; wir müssen uns aber in Acht nehmen, daß wir uns nicht täuschen. Wie Du weißt, sind nicht wir allein zur Brautschau ausgesendet; es kommen vielleicht bis 200 zusammen; wenn nun der Zaar eine Andere als Miloslawki's Tochter erwählt, so haben wir das Nachsehen. Gefällt ihm aber Sophia, so kommt es uns zu gut, daß wir sie auffanden. Ist Miloslawski damit unzufrieden, so möge er seinen Verstand zusammennehmen und sehen, wie er seine Tochter anbringt, während wir das Unsrige für Sophia thun.“ — „Du hast Recht“, erwiederte der Schwager; „wir wollen unserem Wirth den wahren Grund unseres Herkommens mittheilen und ihm sagen, daß er mit seiner Tochter nach Moskau reisen solle. Doch, ich glaube, er kommt zu uns, ich höre seine Stimme.“

In diesem Augenblick trat Wsewoloschky ins Zimmer, erkundigte sich nach der Gesundheit seiner Gäste und wie sie die Nacht zugebracht hätten? Nachdem er eine befriedigende Antwort erhalten, ladete er sie zu sich ins Zimmer ein, um ein Becherchen Kräuterbranntwein zu leeren und dazu zu essen, was der Himmel bescheert hatte. — „Dank für Deine Güte, Ruf Wladimirowitsch“, anwortete die Gäste, „Dein Anerbieten schlagen wir nicht ab. Indessen wollen wir Dir zuvor den eigentlichen Zweck unseres Hierseyns mittheilen: unser Vater, der Zaar, wünscht sich zu vermählen; wir sehen uns nach einer Braut um, die wir, ohne zu erröthen, Zaarin nennen können. Vielleicht bestimmt der Himmel Deine Tochter dazu; eine schönere sahen wir nicht und fordern Dich daher auf, mit ihr nach Moskau zu kommen.“ Der gute Wsewoloschky verlor fast die Besinnung, als er diese Neuigkeit hörte. Er liebte freilich seine Tochter über Alles, und für ihn war sie eine unübertreffliche Schönheit; jedoch war es ihm nie in den Sinn gekommen, daß sie eine Zaarin werden könne. — Ohne mich über die hierauf folgende Unterhaltung weiter auszulassen, sage ich nur, daß er bald forteilte, um seiner Frau und Tochter diese Nachricht mitzutheilen. Sie waren nicht weniger erstaunt als er. Die liebenswürdige, anspruchslose Sophia glaubte anfänglich, man habe seinen Scherz mit ihr; sie hielt sich gar nicht für so reizend, daß der Zaar sie allen Mädchen Rußlands vorziehen und zu seiner Gemahlin erwählen könne. Ihre Mutter war vor Entzücken außer sich und die alte Näna nahe daran, vor Freude den Verstand zu verlieren.

Der Okolnitsch und sein Schwager hatten die Absicht, sich gleich auf den Weg zu machen; aber der Hausherr überredete sie, noch einen Tag zu bleiben und sich von der Reise zu erholen, mit dem Versprechen, am nächsten Tage selbst mit seiner Familie nach Moskau zu fahren. Sie blieben. — Nach einem reichlichen Mittagsmahl ruhten Alle ein Stündchen aus und fuhren dann spazieren. Nach ihrer Rückkehr bis zur Ankunft neuer, wie am Abend vorher verkleideter Gäste gaben die jungen Leute sich einander Räthsel auf. Diese waren freilich nicht so komplizirt wie jetzt, aber gerade deshalb vielleicht um so schwerer zu errathen. Zum Beispiel: Zwei Spitzen, zwei Ringe, in der Mitte ein Stift. — Klein und rund bewahrt es das ganze Haus. — Das erste ist eine Scheere und das zweite ein Schloß. Es gab aber auch schwerere Räthsel. Eine von den anwesenden Frauen, die sich darüber ärgerte, daß ihre Tochter unter funfzig nicht eines errieth, während Sophia oft so glücklich war, gab, um diese in Verlegenheit zu bringen, folgendes Räthsel auf: „Was fliegt ohne Flügel, was läuft ohne Füße, was brennt ohne Feuer, was thut weh ohne Verwundung?“ — Den Finger an ihre rosigen Lippen gelegt, sann Sophia etwas nach und rief dann aus: „Ich hab's, ich hab's! — Ohne Flügel fliegt der Sturm, ohne Feuer brennt die Sonne, ohne verwundet zu seyn, leidet das Herz der Wahrsager.“ — Alles rief ihr Beifall zu; auch der Okolnitsch murmelte vor sich hin: „Wahrhaftig, das ist ein Wunder und kein Mädchen; sie verdient Zaarin zu seyn.“ —

Doch genug von den ferneren Belustigungen dieses Tages; sie glichen den gestrigen. Ich wollte nur mit einigen Worten unsere ehemaligen Swätki schildern; wenn diese Schilderung gefällt, würde ich mich sehr freuen; ich fürchte nur, man könnte sich langweilen, wenn man es länger vor Augen behält. Wir wollen mit Wsewoloschky's nach Moskau und sehen, was dort geschieht.

England.

Bibliographie.

Bunyan's Pilgrim's Progress, with a Life, by R. Southey.

The Englishman's Greek Concordance.

The Fergusons, or, Woman's Love and the World's Favour. — 2 Bde.

The Greek Mission, or Sixteen Years in Malta, Greece and the Ionian Isles. — Vom Prediger S. S. Wilson.

Hours of Sadness, or Instruction and Comfort for the Mourner.

Illustrations of Mechanics. — Von H. Moseley.

Influence of the Corn Laws. — Von J. Wilson.

The Juvenile Naturalist. — Von B. H. Draper.

An Old Tale and Often Told.

Our Great High Priest. — Von L. Cox.

Popular Songs of Ireland. — Von T. Crofton Croker.

Rudiments of Architecture. — Von J. Gwilt.

School Botany, or an Explanation of the Character and Differences of Plants, for the use of Students. — Vom Prof. Lindley. Mit 150 Holzschnitten.

Treatise on Bridges, Vaults and Arches. — Von E. Creasy. Erste Abtheilung. Fol.

Mannigfaltiges.

Britisches Kolonial-Reich. Nach Herrn Montgomery Martin haben Englands überseeische Besitzungen einen Flächen-Inhalt von 2,200,000 Engl. Quadratmeilen und eine Küstenlänge von 20,000 See-Meilen. Die Bevölkerung beträgt 105 Millionen Seelen, so daß etwa 50 Köpfe auf die Engl. Quadratmeile kommen. Es befinden sich darunter 800,000 Lutheraner und Kalvinisten, 700,000 Dissenters, 1½ Millionen Römisch-katholische, Griechisch-katholische, Syrer ꝛc., 26 Millionen Muhammedaner und 73 Millionen Hindus. Die Militairmacht in den Kolonieen beträgt 56,000 Mann regulaire Europäische Truppen, 136,000 Mann regulaire Kolonial-Truppen (Farbige) und 250,000 Mann Kolonial-Miliz (Weiße). Die Staats-Einnahmen und Ausgaben belaufen sich auf 23 Millionen Pfund Sterling; außerdem werden von Großbritanien 225,000 Pfd. für Civil- und Gefängniß-Verwaltung und 1,800,000 Pfd. für die Armee verwendet. Steuern kommen ungefähr 4½ Schilling (1½ Thaler) auf den Kopf. Das in den Kolonieen umlaufende Metallgeld beläuft sich auf ungefähr 5 Millionen und das Papiergeld auf 3 Millionen Pfund Sterling. Der Seehandel der Kolonieen beläuft sich in den Ausfuhren auf 30 und in den Einfuhren auf 25 Millionen Pfd. Sterl. Großbritanien erhält von seinen Kolonieen für 15 und sendet dahin nur für 10 Millionen Pfund Waaren. Die Gesammtschifffahrt umfaßt einen Gehalt von 8 Millionen Tonnen, von welchen allein 3 Millionen Tonnen auf den Verkehr mit Großbritanien verwandt werden. Von 1814 bis 1837 wurden in den Kolonieen 8975 Schiffe mit einem Gehalte von 1,022,937 Tonnen erbaut. Die jährlich in den Kolonieen erzeugten Produkte werden auf 400 Millionen Pfd. Sterl. geschätzt, und der Gesammtwerth des beweglichen wie des unbeweglichen Eigenthums daselbst soll 2500 Millionen Pfd. Sterl. betragen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 43. Berlin, Mittwoch den 10. April 1839.

Frankreich.

Die Französische Literatur des 17ten und des 18ten Jahrhunderts.

Nach Villemain's „Tableau du XVIII. siècle."*)

Herr Villemain bemerkt in der Vorrede seiner Literatur-Geschichte des 18ten Jahrhunderts, daß man diese Geschichte, obwohl sie schon so oft behandelt worden, vor seinem Buch nicht ganz erschöpft habe und auch nach demselben nie dahin kommen werde; man werde sie, meint er, immer wieder aufs neue anfangen. Auch wir sind dieser Meinung. Doch Herr Villemain glaubt einen viel unparteiischeren Standpunkt einzunehmen, als seine Vorgänger. Er erinnert daran, daß die meisten Schriften, die das 18te Jahrhundert zum Gegenstand haben, Streitschriften für oder gegen dasselbe sind. „Die berühmten Namen dieser denkwürdigen Epoche", sagt er, „die man nach bestimmten Zwecken erhob oder erniedrigte, sind zu Waffen in den Händen der politischen Parteien geworden. Die Reaction machte den Irrthum wieder lebendig, und der wiedererwachende Einfluß der Jesuiten gab manchem mit Recht vergessenen Philosophen, wie Helvetius oder Holbach, neues Ansehen. Doch die Wahrheit bleibt dieselbe, trotz dieser verschiedenen Standpunkte, und es mußte sich mit der Zeit ein unparteiisches Urtheil über den Charakter des letzten Jahrhunderts bilden. Der ästhetische und künstlerische Gesichtspunkt mußte sich von dem politischen trennen."

Die letzten Worte bestimmen genau die Tendenz des Herrn Villemain. Ihm ist es mehr um die literarische Würdigung des 18ten Jahrhunderts zu thun, als um dessen philosophische und sociale Bedeutung. Doch dieser Gesichtspunkt scheint uns etwas beschränkt, und zum Belege dessen verweisen wir auf eine andere Stelle seiner Vorrede, wo Herr Villemain den neuen Charakter andeutet, den die Französische Literatur annahm „in einem Jahrhundert, wo sie nicht mehr als die erste der Künste, sondern als die höchste geistige Macht anzusehen ist, da alle übrige damals ganz ohne Kraft waren."

Man kann sich nicht gut dazu verstehen, Werke, welche die höchste geistige Macht der von ihnen bewegten Zeit bildeten, unter einem bloß literarischen Gesichtspunkt zu betrachten. Es giebt keine Literatur, die nicht einen tiefen geistigen Einfluß zu ihrer Zeit ausgeübt, doch das heißt noch nicht, das höchste geistige Moment der Zeit seyn und die ganze Gesellschaft beherrschen, und dies Letztere fand im 18ten Jahrhundert statt, in einem Lande, wo die ganze Ordnung der Dinge sich auf Doktrinen stützte, die von der höchsten Gewalt geschützt und jeder Diskussion verschlossen waren. Gewiß, dies ist eine außerordentliche Erscheinung, und eine Literatur, die im Widerspruch mit der Staatsgewalt so mächtig wirken konnte, verdient gewiß im höchsten Grade, studirt und untersucht zu werden, doch muß dieses Studium nicht die artistische und ästhetische Seite allein festhalten; denn Kräfte irgend welcher Art betrachtet man auf eine ganz andere Weise, man beschäftigt sich vor Allem mit dem, was ihre Kraft ausmacht, mit den Wirkungen, die sie hervorbringen, und forscht nach den Ursachen. In dieser Hinsicht unterscheidet sich das Jahrhundert Ludwig's XIV. durchaus von den Schriftstellern des 18ten Jahrhunderts. Wenn man Voltaire liest, findet man nie jenen reinen, erhabenen Genuß, jene ungemischte Freude am Schönen, die Racine's Meisterstücke gewähren; man erkennt in dem Verfasser der Henriade, selbst in den Werken, die nichts mit seinen Doktrinen zu thun haben, einen der Haupturheber einer ungeheuren Revolution, und wo man eine solche Perspektive vor sich hat, da wird jede rein literarische Betrachtung unmöglich.

Es ist also kein glücklicher Plan, die Literatur des 18ten Jahrhunderts so behandeln zu wollen, daß man von den großen philosophischen und historischen Tendenzen, die in ihr liegen, abstrahirt; man kann bei einer solchen Behandlung anziehend, ja beredt seyn und Geschmack und mannigfaltige Kenntnisse an den Tag legen, aber es bleiben dabei ganze Strecken wüst liegen, wohin Jeder den Blick wendet, um sie beleuchtet zu sehen. Einen solchen Eindruck hat Herrn Villemain's Buch auf uns gemacht. Wir haben viel daraus gelernt, hätten aber gern noch mehr gelernt. Warum soll man nicht versuchen, auf die dunkelen Partieen eines so großen Bildes einiges Licht zu werfen? Herr Villemain konnte dies mit mehr Erfolg, als irgend Jemand.

Wir haben nicht die Absicht, hier die Lücken in der Arbeit des berühmten Professors auszufüllen; doch können wir uns nicht enthalten, in eine oder zwei von den großen Fragen, welche die Literargeschichte des 18ten Jahrhunderts betreffen, näher einzugehen.

Es ist Herrn Villemain durchaus nicht entgangen, daß zu den auffallendsten Beziehungen, die der von ihm behandelte Stoff jedem denkenden Geist darbietet, der wunderbare Kontrast gehört, der das 18te Jahrhundert von der unmittelbar vorhergehenden Zeit trennt. Doch ist dieser Kontrast in seinen Darstellungen hinreichend entwickelt? Wir zweifeln, ob viele Leser dies aussprechen werden. In folgenden Worten ist Alles enthalten, was Herr Villemain über diesen Punkt zu sagen hat:

„Der literarische Geist des 17ten Jahrhunderts hat sich unter dem Einflusse dreier Elemente gebildet, der Religion, des Alterthums, der Monarchie Ludwig's XIV. Aus diesen sehr verschiedenen Elementen und aus dem eigenen Aufschwung einer jugendlichen, kräftigen Nation ist jene große Schule des Schönen und der Beredsamkeit hervorgegangen, die man nie übertreffen wird. Die Momente dagegen, welche die Literatur des 18ten Jahrhunderts beherrschen, sind der Skeptizismus, das Moderne und die politische Reform. Nichts ist entgegengesetzter und nichts enger verbunden, als diese beiden Epochen; die Größe und die Ausartung der ersteren brachten die zweite hervor."

Allerdings bildete das 18te Jahrhundert eine Reaction gegen die Zeit Ludwig's XIV., doch es ist die Frage, worin die innere Kraft dieser Reaction besteht und welches ihre Ausdehnung und Dauer ist. Es ist hier nicht von einer Reaction der Art die Rede, wie sie in Frankreich am Ende jeder Regierung eintritt und dem Lande zur Gewohnheit geworden ist; es handelt sich vielmehr um eine der tiefsten Revolutionen des menschlichen Geistes, die nicht aus Mißvergnügen und bloßen Täuschungen, so bedeutend diese auch seyn mögen, zu erklären ist.

Man sagt: das 18te Jahrhundert gehe aus dem 16ten hervor, das 17te sey nur ein Ruhepunkt zwischen beiden Epochen. Der erste Theil dieses Satzes ist durchaus wahr; die Ideen, die das 18te Jahrhundert in Bewegung gesetzt hat, mit denen es gegen die alte Gesellschaft losgezogen ist, stammen allerdings aus dem 16ten Jahrhundert; aber das 17te Jahrhundert ist kein Ruhepunkt, vielmehr hat es dazu beigetragen, jene Ideen in Frankreich so wunderbar mächtig zu machen, durch seine vergeblichen Versuche, sie zu bekämpfen und zu unterdrücken.

Das Zeitalter Ludwig's XIV. blendet leicht; der große König war so lange Sieger, daß die späteren Niederlagen den Eindruck jener Siege nicht vernichten können. Aber es ist gerade sehr wichtig, ihn als Besiegten zu betrachten, denn seine Triumphe waren von geringer Bedeutung im Vergleich mit seinen Niederlagen. Und nicht bloß in seinem Ruhm- und Eroberungs-System ist Ludwig XIV. besiegt worden, seine Politik und seine religiösen Grundsätze zogen nicht weniger den Kürzeren; ja, in dieser letzteren Beziehung ward er für immer überwunden: die Provinzen, die er erobert, sind dem Eroberer nicht alle entrissen worden, aber von den Prinzipien und religiösen Doktrinen, die er für immer fixirt zu haben glaubte, blieb bei seinem Tode fast nichts übrig.

Wenn man von dieser Regierung eine ganz treue und wegen ihrer Unvollständigkeit doch täuschende Anschauung haben will, muß man das Leben jener Frondeurs studiren, die so unruhig, so ausschweifend in Ideen und Sitten sind, so lange Ludwig XIV. noch ein Kind unter Vormundschaft ist; von 1661 ab werden sie ganz anders: sie disziplinirен sich, sie lauschen aufmerksam auf die Parole des Souverains, die Höchstgestellten sind die Unterthänigsten, und wie der große Condé, thun sie Alle weiter nichts, als die Blätter ihres früheren Lebens zerreißen.

Man höre einen jener Helden aus der Zeit der Minderjährigkeit: einige Zeilen einer naiven Erzählung werden uns über diese Verwandlung mehr Aufklärung geben, als lange Reflexionen. Gaspar v. Chavagnac, ein Offizier, der mit dem Prinzen von Condé in enger Verbindung stand, hatte eine schwere Wunde bei der Belagerung von Lerida davongetragen. Seine Freunde

*) Vgl. Nr. 122 des Magazins von 1838, wo wir bereits einige einleitende Betrachtungen über dieses Werk gegeben haben.

halten ihn alle für verloren; man sagt ihm, daß er sich auf den Tod vorzubereiten habe. „Herr von Châtillon", sagt er, „der am Fuß meines Bettes saß, weinte, umarmte mich und war so gerührt, daß er meine eigenen Schmerzen verdoppelte. In dieser Gefahr kamen einige von den Mönchen, in deren Kloster wir wohnten, um mich zum Tode vorzubereiten und zu bekehren; aber vergebens, ich wollte nichts von ihnen hören, und nachdem sie fortgegangen, ordnete ich meine Angelegenheiten, belohnte meine Leute nach den Diensten, die sie mir geleistet, und befahl ihnen, in die Auvergne zurückzukehren und meinem Vater zu sagen, daß ich als Hugonotte, meiner Mutter, daß ich als Katholik gestorben. Ich bediente mich dieser Lüge, um sie Beide über den Verlust eines Sohnes zu trösten, den sie so zärtlich liebten und der an Nichts glaubte; aber Gott, den ich dafür alle Tage meines Lebens tausendmal um Verzeihung bitten werde, wollte mich nicht verlassen, er gab mir Zeit, Reue zu fühlen, die Religion zu ändern und meine Seele zu retten, indem er mir durch ein außerordentliches Abenteuer das Leben erhielt zu einer Zeit, wo man nur meinen Tod erwartete."

Wie verschieden sind diese beiden Menschen, der, welcher in Lerida dem Tode nahe war, von dem, der nach dem Nimweger Frieden seine Memoiren und Grundsätze aufschreibt; der Eine repräsentirt ganz die erste Hälfte des 17ten Jahrhunderts, der Andere die zweite, und diese beiden Hälften des Jahrhunderts sind scheinbar nicht weniger von einander verschieden, als die beiden Lebenshälften Chavagnac's. Doch man muß sich nicht täuschen lassen, der Unterschied ist lange nicht so groß, als er scheint.

Bayle, welcher die geistige und philosophische Bewegung der Zeit von dem Wiedererwachen der Wissenschaften an besonders studirt hat, sagt: „Nie hat es vielleicht so viel Ungläubige als im 16ten und 17ten Jahrhundert gegeben; ich meine die Ungläubigen, die sich nicht damit begnügen, das Gebäude umzustoßen, ohne den Grund zu zerstören, sondern die Beides, Grund und Gebäude, gleich wenig anerkennen." *)

Es fehlt nicht an Quellen, die Bayle's Behauptung bestätigen, und sie scheint uns für Ludwig's XIII. Zeit noch viel wahrer als für das 16te Jahrhundert. Seit dem Tode Heinrich's IV. spielt der Unglaube eine Hauptrolle in den Sitten des Adels; schon damals nahm er jenen frivolen und spottenden Charakter an, der später unter der Regentschaft wieder erscheint und den Voltaire und seine Anhänger durch ihre Einwürfe und Raisonnements so geschickt zu befördern wußten. Die Irreligiosität war allerdings im 16ten Jahrhundert groß genug, und der treffliche Lanoue hebt sehr gut die Ursache derselben hervor, indem er sagt: „Unsere Religionskriege sind es, welche bewirkten, daß wir die Religion vergaßen." Nichtsdestoweniger war der Glaube in Lanoue's Zeit noch sehr stark, und wenn ihn die Verzerrungen der Heuchelei und die Exzesse des Fanatismus tödteten, so waren doch diese Exzesse selbst ein Beweis seines Daseyns. Daher findet er sich auch selbst bei denen wieder, die dem Zweifel und seinen Kämpfen am meisten preisgegeben waren. Folgende Worte eines freien Denkers des 16ten Jahrhunderts an seinem Todbette beweisen dies. Etienne de la Boëtie, der Verfasser des Contré un, spricht so zu seinem Freunde Michel Montaigne: „Mein Bruder, mein Freund, ich versichere Dir, ich habe in meinem Leben genug Dinge, wie mir scheint, mit eben so viel Mühe und Leiden gethan, als ich dies jetzt thue. Heißt das nicht genug gelebt, wenn man so alt wird, als ich? Ich war im Begriff, in mein dreißigstes Jahr zu treten, Gott hat mir die Gnade angethan, daß ich bis zu dieser Stunde gesund und glücklich war; bei der Veränderlichkeit der menschlichen Dinge konnte dies nicht länger dauern. Bald hätte ich tausend unangenehme Dinge erleben müssen, z. B. die Schwäche des Alters, von der ich nunmehr frei bin. Und dann ist es wahrscheinlich, daß ich bis zu dieser Stunde ehrlicher und besser gelebt habe, als dies vielleicht geschehen wäre, wenn mich Gott hätte so lange leben lassen, daß mich die Sorge um Reichthum und Bequemlichkeit beschäftigt hätte. Ich bin überzeugt, daß ich von hinnen zu Gott und in die Wohnung der Seligen kommen werde."

Man glaubt vielleicht, hierin nur einen Schüler des Sokrates zu sehen; man lese weiter: „Des Morgens beichtete er seinem Priester; da aber der Priester nicht alles Nöthige mitgebracht, so konnte er ihm nicht die Messe lesen. Dienstag früh aber verlangte Herr de la Boëtie nach ihm, um, wie er sagte, mit seiner Hülfe das letzte christliche Gebet verrichten zu können. So hörte er die Messe und nahm sein Abendmahl. Und als der Priester von ihm Abschied nahm, sagte er: „Mein geistlicher Vater, ich bitte Euch demüthigst, Euch und Alle, die unter Euren Befehlen stehen, flehet zu Gott für mich, wenn es sein Wille ist, daß ich zu dieser Stunde meine Tage ende, daß er Mitleid habe mit meiner Seele und mir meine Sünden verzeihe, die ohn' Ende sind, da es nicht möglich ist, daß eine so niedrige, schwache Kreatur, als ich, die Gebote eines so hohen, mächtigen Herrn vollzogen habe; oder, wenn es ihm gefällt, daß ich noch hier unten Buße thue, und er mein Stündlein noch hinausschiebt, so bittet ihn, daß er bald meine Qualen endige und mir die Gnade anthue, meine Schritte von nun ab in die Fußstapfen seines Willens zu leiten und mich besser zu machen, als ich war."

Dazu kommt noch, daß der Erzähler dieser Details der skeptische Montaigne ist, der selbst Zeuge davon war. Gewiß, es war noch viel Religiosität in einer Gesellschaft, wo ein Mann, wie La Boëtie, so starb und ein Mann, wie Montaigne, sich darin gefällt, dies zu erzählen. Man vergleiche diesen Bericht mit dem von Chavagnac, der vor Lerida zu sterben glaubt und übrigens noch so gutherzig ist, daß er an die Betrübniß seiner Aeltern denkt und seinen Unglauben dazu benutzt, ihnen den Trost leichter zu machen. Aber welcher Leichtsinn steckt in diesem frommen Betrug! Diese Art Unglauben war damals beim Adel an der Tagesordnung; er machte ein Spiel aus der Religion, aus dem Leben, aus Allem, nur nicht aus der Ehre. Und was war an diesem Prinzip der Ehre? Es vertrug sich zur Noth mit den allerniedrigsten Handlungen, mit Betrug im Spiel und anderen ähnlichen Skandalen. Man brauchte nichts als die Beobachtung dieser Ehrengesetze, um sich Achtung und Ansehen zu erwerben; dann war man ein honnête homme, und dies war das heilige Wort, der Titel, nach dem jeder junge Edelmann geizte.

Dieser Begriff des honnête homme, der sich unter Ludwig XIII. gebildet, wurde während der Minorität Ludwig's XIV. vervollkommnet und in den Salons der Ninon durch die Saint-Evremond, die Chapelle, die Bachaumont, die Charleval, die Bernier und viele andere Schüler Epikur's und Gassendi's mit einem philosophischen Firniß ausgestattet.

Il vit loin du scrupule et de l'impiété,
Sans craindre ou mériter les éclats du tonnerre;
Il mêle l'innocence avec la volupté
Et regarde le ciel sans dédaigner la terre.

So lautete damals die philosophische Formel des honnête homme, den man auch „den Weisen" nannte und von dem Labruyère sagte: „In einem gewissen Stand und bei einer gewissen Geistesbildung und Weltanschauung darf man nicht daran denken, ein und dasselbe mit den Gelehrten und dem Volk zu glauben."

Man sieht aus dieser Stelle Labruyère's, wie aus dem ganzen Kapitel von den Esprits forts, daß unter Ludwig's XIV. langer Regierung die skeptische Frivolität der vorigen Periode durch die Predigt der Bourdaloue und Bossuet und die gelehrten Schriften der Arnaud und Nicole nicht verdrängt worden. Ludwig XIV. brachte viele scheinbare, wenig echte Reformen zu Stande. Die Veränderung bestand nur darin, daß es nunmehr zwei Klassen Libertins gab, statt einer: die offenen Libertins oder Ungläubigen, d. h. „die, welche es zu seyn glauben", wie Labruyère sagt, „und die Heuchler oder Scheinheiligen, d. h. die, welche nicht für Freigeister gehalten seyn wollen." Damals fand es Bachaumont zweckmäßig, die Theorieen seiner Jugend etwas zu modifiziren; in seinem Alter sagte er, ein honnetter Mensch müsse an der Thür der Kirche sein Leben zubringen und in der Sakristei sterben. Für diesen inkonsequenten honnête homme scheinen die Worte des Verfassers der Caractères geschrieben. „Man sollte sich sehr ernstlich prüfen, ehe man ein starker oder freier Geist wird, damit man wenigstens so ende, wie man gelebt hat, oder wenn man sich nicht diese Ausdauer zutraut, so müßte man sich entschließen, so zu leben, wie man sterben will."

Le Cogneux de Bachaumont war Pariser Parlamentsrath und Chavagnac's Freund; dieses und das Beispiel des Raths Desbarreaux und vieler Anderen beweist, daß die Sitten und Grundsätze der Aristokratie des Degens zahlreiche Nachahmer in der Aristokratie der Robe gefunden hatten. Was die geistliche Aristokratie betrifft, so bedarf es kaum der Bemerkung, daß sie von denselben Ansichten angesteckt war. Die Französische Bosheit hat diese Beispiele nur noch besser aufbewahrt, als die anderen, die Memoiren der Zeit sind voll davon. Saint-Pavin war Abt von Livri; es ist bekannt, daß Boileau seine Bekehrung für unmöglich hielt; gleichwohl bekehrte er sich, und die Nachricht davon erzählte der Spötter Gui Patin einem seiner Freunde in folgenden Worten: „Hier ist vor einigen Tagen (1671) ein großer Diener Gottes gestorben, Namens Herr von Saint-Pavin, intimer Freund Desbarreaux's, der auch ein sehr berühmter Israelit ist, si credere fas est." (Fortsetzung folgt.)

Die Salpetrière.

(Schluß.)

Was nun die verschiedenen Arten von Irrsinn anbelangt, so findet man in der Salpetrière ebenfalls die gewöhnlichen Wahnsinnstypen, wie in allen ähnlichen Anstalten. Hier, wie überall, sieht man Herzoginnen, Marquisen, Königinnen, Kaiserinnen und Heilige in der Einbildung, so wie diejenigen Arten von Manie, welche sich nach den Individuen verändern: die Furcht vor Mord, Vergiftung und Diebstahl, Wahnsinnige, welche sich vor der Sonne oder vor ihrem Schatten fürchten; die Eine, obgleich sie sich einbildet, eine Millionairin zu seyn, bittet doch alle Vorübergehenden um einen Sou zu Tabak; die Andere schreibt, dichtet und fertigt Bittschriften an, um ihre Entlassung aus der Anstalt zu bewirken. Doch sind diese verschiedenen Geistesverwirrungen zu bekannt, um länger bei ihrer Aufzählung zu verweilen; bewährt aber hat es sich, daß in Frankreich die Zahl der wahnsinnigen Frauen beständig die der Männer um ein Viertel übersteigt. Wenn man bedenkt, daß die Ursachen des Wahnsinns, wie Trunk, Glückswechsel, ehrgeizige Pläne, angestrengtes Studium und dergleichen mehr, weit häufiger bei den Männern als bei den Frauen vorkommen, so muß man eigentlich erstaunen, daß es doch mehr geistesgestörte Frauen als Männer giebt, und man fühlt sich veranlaßt, dieses Mißverhältniß der Bestimmung der Frauen selbst und der falschen und unglücklichen Stellung zuzuschreiben, die ihnen so oft in der Welt zu Theil wird.

*) Dict. Hist. et Crit. art. Grégoire 1.

Wenn man nun die Aerzte über die Zahl der Wahnsinnigen befragt, die gänzlich geheilt aus der Salpetrière entlassen werden, so erhält man sehr von einander abweichende Antworten, je nach dem Charakter und der Aufrichtigkeit des Befragten. Die Aerzte, welche von jeder Aufschneiderei sich fern halten und es vorziehen, lieber das Unzureichende ihrer Kunst in gewissen Fällen einzugestehen, als der Wahrheit zu nahe zu treten, erklären, daß die Mittelzahl aller erzielten Heilungen nie ein Drittel oder ein Viertel der Kranken übersteige. Die Heilungen sind oft nur schwankend, ungewiß und erfordern die größte Schonung; man muß von der Genesenden mit großer Behutsamkeit alle Gegenstände fern halten, die auch nur im entferntesten auf die Ideen und Eindrücke ihres Wahnsinns Bezug haben. Die Heilmittel sind oft ganz einfach, oft sehr verwickelt; die beruhigenden, kühlenden Mittel schlagen zuweilen an, oft aber sind sie auch ganz erfolglos; die Sturzbäder werden hier nur als Strafe angewendet. Oft bringen auch Zerstreuungen, Musik, Schauspiel oder das Landleben glückliche Veränderungen in den Ideen der Wahnsinnigen hervor, doch giebt es durchaus keine bestimmte Regel in dieser Beziehung. Vor einigen Jahren ließ man die Irren in Charenton einem Schauspiel beiwohnen, doch man überzeugte sich bald von der Nutzlosigkeit dieses Versuches; die in der Kur befindlichen Wahnsinnigen vermochten es nicht zu fassen, daß sie einem Schauspiele beiwohnten, und blieben unverändert in ihrem gewöhnlichen Ideenkreis befangen. Die in der Besserung Begriffenen sagten aus, daß sie dabei eine Aufregung, eine innere Bewegung verspürt hätten, welche sie für die Vorboten eines Rückfalles hielten. Uebrigens begreift man wohl, daß der Einfluß solcher Vergnügungen auf ein verwirrtes Gehirn nur sehr unvollkommen und rein zufällig seyn kann, denn um Geschmack und Sinn für die schönen Künste zu haben, muß man ein sehr feines und gebildetes Gefühl besitzen, und wenn nun das Gefühl überhaupt so getrübt ist, daß es sich keine klare Vorstellung von irgend einem Gegenstande zu schaffen vermag, so kann es auch unmöglich den richtigen Gesichtspunkt auffinden und von allem anderen abstrahiren, um ein schönes Werk der Malerei, der Musik oder der Dichtkunst recht zu genießen. Daher irren sich auch diejenigen durchaus, welche in dem Wesen der Musiker, der Dichter, ja überhaupt aller großen Künstler und dem der Wahnsinnigen gewisse Annäherungspunkte entdecken wollen. Nichts steht dem Wahnsinn ferner und erfordert eine kräftigere und ungetrübtere Ideen-Verbindung als der Zustand eines Gehirns, in welchem große Begriffe und erhabene Vorstellungen sich erzeugen. Freilich geschieht es oft, daß Künstler in Wahnsinn verfallen, oder man wird doch wenigstens zuweilen an ihnen untrügliche Zeichen von Geistesverwirrung gewahr; dazu tragen aber weniger die geistigen Aufregungen als die Diätfehler und die ungeregelte Lebensweise bei, welche sich die Mehrzahl solcher Personen zu Schulden kommen läßt.

Wenn man auch bei der Rückkehr aus der Salpetrière nur noch geringe Hoffnung für die Wiederherstellung der dort befindlichen Irren hegt, so gedenkt man doch mit Befriedigung der gesunden Lage des Hospitals, der schönen Höfe, der bequemen Schlafsäle und aller der Sorgfalt und Aufmerksamkeit, womit diese armen Wesen behandelt werden, die leider nur noch für ein materiellen Beistand empfänglich sind. In der milden Behandlungsweise, die jetzt den Wahnsinnigen der Salpetrière zu Theil wird, erkennt man den glücklichen Einfluß eines Mannes, den man wohl mit Recht den Wohlthäter der Irren nennen kann, denn der Doktor Pinnel war der Erste, der diese Unglücklichen von den Ketten und Handschellen befreite, womit man sie ehemals belastete. Obgleich die ganze Heilmethode der Geisteszerrüttung bis jetzt nur noch ein Problem ist, so versucht man doch gewiß mit Recht bei dieser Krankheit alle Hülfsmittel der Arzneikunde. Vielleicht kömmt noch die Zeit, wo es der ärztlichen Kunst gelingt, der menschlichen Gesellschaft diese geistigen Parias zurückzugeben, die Fackel der erloschenen Vernunft neu zu entzünden, die Seelen mit ihren Empfindungen und Neigungen aus dem starren Todesschlafe wieder zu erwecken. Welch ein herrliches Resultat der Anstrengungen und Forschungen in der Arzneikunst! Von diesem Gesichtspunkte aus wäre der Beruf des Arztes ein wahrhaft göttlicher! Mit solchen Gedanken beschäftigt, vergißt man, was jetzt noch mangelhaft, noch unvollkommen und fehlerhaft in der Behandlung der Geisteskranken ist, und man fühlt sich gedrungen, den Männern, welche alle Kräfte ihres Geistes und ihren ganzen Eifer auf solche Kuren verwenden, einen ganz besonderen Tribut von Ehren- und Dankesbezeugungen darzubringen.

Ein Besuch in der Salpetrière ist nicht blos ein Akt des Studiums und der Beobachtung, sondern auch ein Werk der Barmherzigkeit und der Menschenliebe. Die Zeit der religiösen Pilgerfahrten ist vorüber, Niemand wallfahrtet mehr zur heiligen Genoveva von Nanterre, aber es giebt jetzt andere Wallfahrten, die im Grunde genommen vielleicht noch besser dem Wesen der Religion entsprechen. Wäre es denn eine zu schwierige Aufgabe, monatlich ein oder zwei Mal gewisse Barmherzigkeits-Anstalten und Hospitäler zu besuchen? Nur wenn man in die Zufluchtsstätten des Elendes eindringt, lernt man die Wunden der Menschheit kennen, dringt man zu ihren Quellen hinauf; nur wenn man ihre traurigen Wirkungen beobachtet, fühlt man sich gedrungen, zu ihrer Erleichterung beizutragen. Wenn man das Hospital der Salpetrière verläßt, so betrachtet man das Geschick der Frauen von einem anderen Gesichtspunkte, der freier von Selbstsucht und Gleichgültigkeit ist. Geist und Herz treten gereinigt daraus hervor, und man blickt nicht mehr so gleichgültig auf manches ephemere, verwilderte Daseyn, das glänzend auftaucht und von dem Schimmer und den Verführungen der Welt verlockt wird; man denkt an das Ziel, das seiner nur zu oft unvermeidlich harrt: eine Besserungszelle in St. Lazarus oder eine Schweizer-Zelle in der Salpetrière.

Schweden.

Schwedens neuere Dichterschule.

III. Atterbom.

Der poetische Genius Atterbom's ist einer von denjenigen, die am wenigsten der Zergliederung fähig sind. Seine Werke gleichen einem Spiegel mit verschiedenen Facetten und Reflexen, deren wesentliche Nüancen anzugeben schwer fällt. Der vorherrschende Zug darin scheint eine anmuthige, ideale und etwas mystische Phantasie, wie sie in den Minnesängern Deutschlands hervortritt. Wie *sie*, stimmt er sich leidenschaftlich für einen Traum oder ein Sinnbild, sieht wie *sie* in den Lüften eine Gestalt schweben, die ihn verführt, hört Abends am Ufer der Gewässer, in dem Dunkel des Waldes schweifende, klagende Töne, die ihn rühren, öffnet wie *sie* seine Gefühle allen Harmonieen der Natur, allen sanften Einflüsterungen, die ihn in der Stille einer Herbstnacht oder in den schwimmenden Düften eines Frühlings-Morgens anhauchen, verfällt endlich wie *sie* zuweilen in spitzfindige Betrachtungen, in ein Uebermaß von Metaphern und wird abstrakt. Die Schwermuth, die seine Dichtungen färbt, ist zart und durchsichtig, sie hat nichts Ermüdendes, nichts Krankhaftes; sie gleicht dem Wasser des friedlichen Sees, in welchem die lichten Abendwolken durch die Dämmerschatten ziehen, wo der Gesang der Lerche sich mit den Klagetönen des Windes im Röhricht mischt. Die Traurigkeit, welche übrigens in den Werken Atterbom's herrscht, ist eine edle und heroische; sie ist kein Erzeugniß persönlich erlebten Mißgeschicks oder einer augenblicklichen poetischen Täuschung, sondern jener unbegränzten Liebe zum Wunderbaren, die den Dichter dem Leben entfremdet und mitten im Gewühl der Menschen zum Einsiedler macht. Eine nordische Sage erzählt, daß, als ein Jüngling des Nachts mit den Elfen getanzt hatte, er am anderen Morgen mit bleichem Gesichte und traurigem Herzen zurückgekehrt wäre. Der Dichter hat seine Hand ausgebreitet nach diesen Feen der Einbildungskraft, die ihn in ihre magische Welt hineingezogen haben; er hat seine Seele in die liebenden Umarmungen einer dieser Sylphiden hingegeben, die eben so schön und eben so leicht wie die Illusion sind. Er hat aus dem bezauberten Becher der Jugendträume getrunken; dann, als dieser Becher, aus dem er wieder trinken wollte, sich seinen Lippen entzogen hatte, die goldene Erscheinung entschwunden war, die schimmernde Grotte, die ihn aufgenommen, sich hinter ihm geschlossen hatte, fand sich der Nachtwandler allein in der Welt der Wirklichkeit, seine Stirn ist bleich, sein Herz traurig geworden.

Im verflossenen Jahre hat Atterbom seine Gedichte, die bis dahin in verschiedenen Journalen und in den poetischen Almanachen, welche er seit 1812 während mehrerer Jahre herausgab, zerstreut waren, zu sammeln angefangen. Es sind bis jetzt zwei Bände davon erschienen. Die Oden und Elegieen, welche sie enthalten, sind mannigfaltig im Styl und Rhythmus, wie die Erinnerungen der Kindheit, die Träume der Liebe, das Gefühl der Freude oder Wehmuth, die sie abwechselnd veranlaßt haben. Zuweilen schimmert kein bestimmter Grundgedanke durch, es ist mehr ein Phantasiren auf der Laute; dann gleichen seine Lieder den Variationen eines musikalischen Themas; leicht und lieblich, haben sie dennoch nichts Konzentrirtes. — Zu den beachtungswertheren Partieen dieser Sammlung gehört eine Reihe kleiner Gedichte auf die Blumen. Die bedeutenderen von Floras Kindern werden hier beschrieben, nicht mit der kleinlichen Trockenheit des Botanikers, sondern mit der Sympathie, die ihr Anblick beim Dichter weckt, oder nach der Sage, die sich an sie knüpft, oder in der symbolischen Bedeutung, die ihnen beigelegt ist. Manche dieser Schilderungen, wie die der Lilie, des Mäuseöhrchens (myosotis), haben die Frische und den Reiz einer Idylle, andere, wie die Viole, sind zärtlich und melancholisch wie eine Elegie, noch andere, wie die Malve, haben einen dramatischen Charakter. Doch ist Manches mißlungen, verräth Manier und Anstrengung, ist mit philosophischen Gedanken und abstrakten Bildern überladen. — Es fehlen in dieser Sammlung Atterbom's mehrere werthvolle lyrische Gedichte, seine Uebersetzungen der Klassiker und die Nachahmungen der Volkslieder, die er in seinem poetischen Almanach unter der Aufschrift „*die nordische Harfe*" mittheilte. Als erster Versuch in dieser Gattung, war der Erfolg außerordentlich. So wie er, war noch Niemand in den Geist dieser Urgesänge eingedrungen oder hatte auf einer modernen Leinwand ihre glänzenden Farben und naiven Bilder zu entwerfen verstanden.

Endlich fehlt in dieser Sammlung eine neue Ausgabe seines großen Gedichtes, seines Lieblingswerkes, „*die Insel der Glückseligkeit*" (Lycksalighetens-Oe). Es ist eine Allegorie, aber eine Allegorie des ganzen menschlichen Lebens. In diesem Gedichte hat Atterbom mit vollen Händen die Schätze seiner reichen Phantasie, die entzückenden Nüancen seines farbenhellen Pinsels, alle Melodieen seines musikalischen Rhythmus ausgestreut. Hier berühren sich die melancholischen

Tinten des nordischen Himmels mit der flüssigen Klarheit des orientalischen Horizonts, und man glaubt in einen Feentempel zu treten, wenn man in die gewaltigen Bogengänge desselben eindringt. Der brausende Wind der mitternächtigen Zone grollt vor der Pforte des Tempels, die öden Steppen des hohen Nordens umschließen ihn mit ihren Schneegürteln, und die Welt der Wirklichkeit endlich, mit ihren dürren Ebenen, ihren höhlenreichen Klüften, sperrt den Zugang zu dieser idealen Welt. Nun erst schließt das Reich der Phantasie sich auf, die Wünschelruthe des Dichters winkt, und der Sommernachtstraum beginnt. Auf Feliciens Zauberinsel singt die Nachtigall, und die Rose senkt lauschend ihren Kelch; der Zephyr mit seinen Silberfittigen eilt von Blume zu Blume und theilt hier ein Lächeln, dort einen Kuß aus; das Laub der Bäume wiegt sich mit Liebesflüstern; die Wasserquelle, die in eine krystallene Schale fällt, verleiht Kraft und Jugend, und die schöne Felicia, die Königin dieser zauberischen Gegend, bringt unter Scherz und Freude ihr glückliches Leben zu, doch unbekannt mit der größten Glückseligkeit, der, zu lieben, bis Astolpho erscheint und die Scene sich ändert.

Astolpho ist ein junger König des Nordens, der sich auf der Jagd verirrt hat. Er sucht bei einbrechender Nacht Schutz in einer Höhle. Es ist die Höhle der Winde, in ihr hausen die vier Sturmwinde der Erde, die ihn umheulen und zwieträchtig unter einander stürmen. Aber Zephyr faßt Mitleid für ihn. Er reißt ihn seitwärts, verbirgt ihn unter seinen Flügeln und bringt ihn am anderen Morgen nach der Insel der Glückseligkeit. Astolpho und Felicia haben von einander geträumt; es ist der Traum zweier Herzen, die von ihrer Sehnsucht in das Garn der Liebe gelockt werden. Sich sehen und wiedererkennen, ist eins. Sorglos überlassen sie sich ihren Herzensergießungen und laufen einander wie zwei Wasserquellen entgegen, die von demselben Abhange fließen. Sie lieben sich, singen von ihrer Liebe, wiegen sich in dem durchsichtigen Spiegel der Seen, schlafen unter dem balsamischen Dome des Himmels mit einander. Unter diesem Feentraume vergißt er das Reich, das er beherrschen soll, die Straße des Ruhmes, die er wandeln will, die blonde Königstochter des Nordens, die sanfte Svanhvite, seine Verlobte. Die Stunden fliehen wie ein Traum, die Jahre wie Stunden. Einst fragt er Felicien, wie viele Wochen er bei ihr wäre, und sie antwortet: „Dreihundert Jahre.“ — Ein Trompetenklang soll ihr Glück zerstören. Ein Kriegsmarsch dringt eines Tages an sein Ohr und ruft ihm alle Hoffnungen seines vergangenen Lebens zurück. Er will wiedersehen das Land, das ihn geboren, die Königsburg, wo er seine Jugend verlebt, will sich einen Heldennamen erkämpfen und dann kommen und seines Glückes würdig genießen. Umsonst ist Feliciens Bemühen, ihn zurückzuhalten, er entreißt sich ihren Umarmungen und zieht aus. Aber des Nachts verirrt er sich von der geraden Straße, und Zephyr bringt ihn am anderen Morgen wieder zurück. Von Feliciens Reizen aufs neue gefesselt, wirft er sich ihr zu Füßen und schwört, sie nicht mehr zu verlassen. Aber ein mächtigerer Wille als der seinige hat beschlossen, diesen Stunden des Rausches ein Ende zu machen, das Schicksal selbst hat die Dauer seiner Bezauberung gemessen und will nun die Abreise. Felicia, die Königin der Glückseligkeit, die niemals geweint und gezagt hat, weint und zagt jetzt zum ersten Mal und fleht die furchtbare Göttin um Mitleid an. Das Schicksal bleibt durch ihre Thränen, Bitten, ihren tödtlichen Schrecken ungebeugt. Zum letzten Lebewohl drückt der Prinz Felicien an sein Herz, und das Echo der Felsen hallt wieder: Lebe wohl! wohl!

Astolpho besteigt den Vogel Greif, kommt in seine Heimath wie ein Mensch, der nach dem Verluste seiner seligsten Hoffnungen in das aufgegebene Paradies seiner Jugend zurückkehrt. Aber Alles, was er geliebt, ist längst abgetreten, seine Freunde sind todt, seine Familie ist ausgestorben, das Schloß seiner Vorfahren zerfallen. Das Volk, dem das Gedächtniß im Herzen liegt, bewahrt über ihn eine dunkele Kunde, und die Gelehrten mit ihrer kritischen Scharfsichtigkeit leugnen seine Existenz und verwandeln ihn in einen Mythus. Es handelt sich nur um eine definitive Entscheidung, ob es ein astronomischer oder physischer Mythus sey. Schmerzvoll wandelt Astolpho unter den verfallenen Denkmälern, den flüchtigen Erinnerungen der Vergangenheit. Er tritt in die Kirche, wirft sich auf das Grab Svanhvitens und sucht mit seinen Armen den geliebten Körper zu erwärmen. — Die ganze Erzählung seiner Reise durch sein Geburtsland, der Täuschungen des Mannes, der sich in seine einstigen Genüsse zu versetzen, einer Todten das Leben wiederzugeben, unter der Asche der Gräber einen Funken himmlischen Feuers, das ihn ehemals belebte, hervorzuwühlen sucht, das ganze Gemälde so viel wahren Schmerzes, so vieler Verluste, die jeden Sterblichen betreffen, gehören zu den anziehendsten Partieen des ganzen Gedichts. Sie scheint mir nur entstellt durch die Beschreibung der republikanischen Verfassung, die Astolpho in seinen Staaten antrifft, eine unschickliche Digression bei einem so ideal gehaltenen Stoffe.

Nach dem fruchtlosen Bemühen, die Träume seiner Jugend wiederzufinden, und voll Trauer bei dem Anblick alles Jammers in der Welt, beschließt Astolpho, nach der Insel der Glückseligkeit zurückzukehren. Aber er hat den Talisman verloren, den Felicia ihm gegeben hat. Die Zeit ist mächtiger als er, sie zwingt ihn, von seinem Greifen zu steigen und das Leben zu lassen. Zephyr findet ihn todt hingestreckt auf der Heerstraße. „Was hast Du gemacht?“ fragt er den schrecklichen Gott, der noch einen Blick auf sein Opfer wirft. — „Eine Verwandlung“, antwortet Saturn. — Zephyr bringt den Todten nach der Insel der Glückseligkeit, taucht ihn in die Quelle der Jugend, um das Leben in ihm zurückzurufen, aber alle seine Anstrengungen sind vergeblich. Felicia nimmt die Leiche des Heißgeliebten wahr und stößt einen Schrei des Schmerzes aus, der die Laubgewölbe durchdringt, die sonst nur von Freudengesängen und Liebesseufzern ertönten. Die Göttin der Glückseligkeit, bleichen Angesichts, gebrochenen Herzens, setzt den Leichnam Astolpho's in eine dunkle Grotte bei und will mit ihm sterben. — Bis hierher ist Alles Trauer und Klage. Plötzlich erhellt ein Purpurstrahl die Gegend, die versunkene Natur erwacht, die Sterne stimmen einen Hymnus der Hoffnung an, das Kreuz strahlt durch die Wolken, und Felicia geht aus dem Dunkel der Gräber hervor, um dem Tage der Auferstehung entgegenzusehen. Dies ist der wesentliche Inhalt eines Gedichtes, dessen Schönheit keine Zergliederung, dessen musikalischen Wohllaut keine Uebersetzung anschaulich machen kann. Es besteht aus fünf Abtheilungen, wie die fünf Akte eines Dramas, von Scenen und Dialogen unterbrochen, aber es gleicht mehr einer prächtigen Ode als einem Drama. Es ist nach dem Ausspruche eines Schwedischen Kritikers ein Panorama splendidum lyricum. (Nicander: de indole poëseos hodiernae dissert.) Bleibt dies auch bis jetzt das Hauptwerk Atterbom's, so ist seine Phantasie doch noch immer reich und frisch genug, um neue Früchte seiner Muse zu zeitigen. Als ich zu Upsala den Professor in seiner Studirstube oder mitten in dem Kreise seiner Freunde sah, seine junge Gattin an seiner Seite und die artigen Kleinen auf seinen Knieen, so blickte ich mich um, weil ich Melpomene nicht fern von ihm wähnte.

Mannigfaltiges.

— Die Todesfälle in Ludwig's XIV. Familie. Als gegen das Ende einer langen siegreichen und glänzenden Regierung der vierzehnte Ludwig, den die Franzosen ihren großen König nennen, plötzlich vom Glücke verlassen schien, als seine Macht den Anstrengungen des gegen ihn verbündeten Europa's erlag, sollten seine letzten Lebensjahre ihm auch noch durch traurige Familienschicksale verbittert werden. Er sah einen nach dem anderen von den Erben seines Reiches vor sich dahinsterben, bis zuletzt die Zukunft der Monarchie auf dem Haupte eines fünfjährigen Kindes, des nachmaligen Ludwig's XV., ruhte. Diese Todesfälle folgten so rasch auf einander, daß der Argwohn im Volke entstand, sie seyen das Werk eines finsteren Verbrechens. Ob dieser Verdacht einen Grund hatte, darüber ist bis jetzt durch die Geschichtsforscher nichts Sicheres ermittelt worden. Es war daher ein brauchbarer Stoff für einen historischen Roman, und der schreiblustige Bibliophile Jacob, der die Lesewelt jährlich mit drei bis vier solcher Werke zu beschenken pflegt, hat auch nicht verfehlt, sich desselben zu bemächtigen. Ein neuer Roman dieses Schriftstellers, „das Giftzimmer“ (la chambre aux poisons) betitelt, folgt jenem Argwohn und läßt die Familie Ludwig's XIV. durch Gift dezimiren, nur wälzt er die furchtbare Anklage von dem ab, gegen welchen sie am lautesten sich erhob, von dem Herzoge Philipp von Orleans, der während der Minderjährigkeit Ludwig's XV. Regent von Frankreich war. Die Haupthandlung des Romans ist das Gewebe von Verleumdungen, welches jenen Fürsten umstrickt, und dessen Fäden von einer gewissen Leonore Pacheco, einer ebenfalls historischen Person, geleitet werden. Diese junge Spanierin bringt der Bibliophile in ein Liebesverhältniß mit Philipp von Orleans und macht sie zur Urheberin der angeblichen Vergiftungen, die sie dann aus Rache für die ihr widerfahrene Zurücksetzung auf den Herzog wälzt. Für die Wahrheit ist natürlich durch diese Darstellung nichts gewonnen, doch wird dem Buche, als einem interessanten Beitrage zur Sittengeschichte des damaligen Frankreichs, ein gewisser historischer Werth nicht abgesprochen.

— Bibliothekonomie. Unter diesem Titel hat Hr. L. A. Constantin in Paris eine Anleitung herausgegeben, wie man Privat- und öffentliche Bibliotheken aufstellen, konserviren und bereichern soll.*) Der Verfasser hat, wie er sagt, die Erfahrung gemacht, daß die meisten Besitzer von Bibliotheken, aus Mangel an einer solchen Anleitung, ihre Sammlungen vernachlässigen und diese täglich mehr zu einem bloßen Bücherhaufen, der ihnen keine Freude macht, anwachsen lassen. Nicht besser soll es mit mancher öffentlichen Bibliothek in der Französischen Provinz bestellt seyn. In derselben Weise also, wie Eckhel, Mionnet, Heinecken, Huber, Blumenbach u. A. Anweisungen zur Classification und Aufstellung von Münz-Kabinetten, Kupferstich-Sammlungen, naturgeschichtlichen Museen rc. gegeben, denkt Hr. Constantin durch seine Ansichten über das Material, den Mechanismus und die Verwaltung der Bibliotheken nicht bloß der gelehrten Welt, sondern allen Bücherfreunden überhaupt einen Dienst zu erweisen. Da wir das Buch selbst noch nicht gesehen haben, so können wir auch nicht beurtheilen, ob der Verfasser das hält, was er verspricht.

*) Paris, chez J. Techener. Un vol. in-12., avec six planches. — Pr. [illegible]

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 44. Berlin, Freitag den 12. April 1839.

Frankreich.

Aeußerungsweisen der Phantasie.

Vom Professor Adolph Garnier.*)

1) Die musikalische Phantasie.

Das Wort Phantasie ist eines der weitschichtigsten und wird in den verschiedensten Bedeutungen gebraucht. Uns soll es die Fähigkeit bedeuten, Gegenstände, die uns weder die Erfahrung gegeben, noch das Gedächtniß reproduzirt hat, vorzustellen. Eine solche selbstschöpferische Thätigkeit muß auch in Bezug auf die Musik angenommen werden. Die Sensualisten, welche den Menschen zu einer Maschine und einem Echo der äußeren Natur machen wollten, lehrten freilich, daß die Menschen die ersten Gesänge dem Murmeln der Bäche, dem Rauschen des Windes in den Bäumen und den Melodieen der geflügelten Sänger abgelauscht hätten. Warum sollte aber der Mensch allein der schöpferischen Kraft und der unmittelbaren Eingebung entbehren? Es heißt, auch die Vögel wären nur Nachahmer in ihren Gesängen, und die Nachtigallen würden in der Kunst des Gesanges von ihren Aeltern unterwiesen. Wäre diese Thatsache begründet, so würde der Trieb der Nachahmung allerdings mächtiger als der Trieb der Phantasie seyn, aber die Lösung der Aufgabe würde nur hinausgerückt und nicht erledigt werden, und man würde immer fragen, wie der erste Vogel zu seinen Gesängen gekommen sey? Uebrigens wird auch die hier mitgetheilte Behauptung durch eine Beobachtung Spurzheim's widerlegt. „Wenn man", sagt derselbe, „die Eier eines Singvogels nimmt und sie durch einen nicht singenden Vogel ausbrüten läßt, die Jungen dann in der Einsamkeit aufzieht, so singen die Männchen, sobald sie ausgewachsen sind, wie alle andere Männchen ihrer Gattung."

Vielleicht wird man sagen, die Vögel haben kein Bewußtseyn über das, was sie singen; es ist hier keine Intelligenz vorhanden, sondern eine blinde bewegende Kraft, welche auf die Muskeln der Brust und der Kehle einwirkt; es sind Orgeln, deren Bälge der Schöpfer in Bewegung setzt. Darauf kann man antworten, daß, da die Menschen nicht singen, ohne vorher die Note, welche sie ausführen, gefaßt zu haben, die Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß es mit den Vögeln dieselbe Bewandniß habe, und daß die Thätigkeit des Kehlkopfes, allem Anschein nach, dem Gebote der Intelligenz folgt. Der erste menschliche Sänger hat keinesweges den Gesang der Vögel nachgebildet, denn bei musikalischen Völkern treffen wir noch jetzt die Erscheinung, daß Bauern, Ziegenhirten u. s. w., denen jede musikalische Bildung abgeht, Gesänge erfinden, welche mit denen der Vögel durchaus nichts gemein haben. In Bezug auf musikalische Erfindungskraft gehen die Italiäner allen anderen Völkern voran. Bei ihnen haben weder die unbekannten Dorf-Komponisten, noch die berühmten Meister der großen Städte nöthig, in Gedanken alle Noten, welche sie schon gehört haben, durchzugehen, um mühsam die gefälligste Reihenfolge zu finden. In ihrer Phantasie ruft eine Note die andere hervor, nicht in der Stufenfolge, wie sie dieselbe früher gefaßt haben, sondern in einer ganz neuen Ordnung, und das begründet wesentlich die musikalische Einbildungskraft. Die Deutschen finden beim Anhören eines Gesanges alsobald harmonische Töne und fallen tiefer oder höher ein, je nachdem es sich schickt, während ihre überrheinischen Nachbarn dieses Vorzuges ganz entbehren.

Zu der Vorbildung der Töne muß noch die der Rhythmen gerechnet werden. Wie sollte es dem ersten Sänger möglich gewesen seyn, seine Töne beim Singen abzumessen, wenn er dies nicht schon vorher im Geiste gethan hätte? Sollte es statthaft seyn, mit mehreren Dichtern anzunehmen, daß das Schwanken der Wellen oder irgend eine andere regelmäßig wiederkehrende Naturerscheinung auf den Gedanken geführt habe, die Töne abzumessen? Die Taubstummen, welchen das Gehör nicht zu Hülfe kommen kann, schwenken sich nach dem Takte; sie fassen also einen Rhythmus oder eine Abtheilung in gleiche Zeitabschnitte, die sie nicht äußerlich wahrgenommen haben.

2) Die räumliche Phantasie.

Wie zur Reproduction der Töne eine musikalische Einbildungskraft hinzutritt, so steht auch der Reproduction der Formen eine formschaffende Thätigkeit der Einbildungskraft zur Seite. Wie die Singvögel den Ton schon vor der Ausführung bilden, so scheinen auch die werkthätigen Thiere die Linien und Umrisse, welche sie in ihren Bauten ausführen, schon vorher entworfen zu haben. Wie würde die Biene Wachsstücke quadratförmig bilden und sie zu einem Hexagon aufschichten, wenn diese Raumfigurationen nicht schon vorher in ihrem Innern vorhanden gewesen wären? Wie würde die Spinne ihre Fäden strahlenförmig und in konzentrischen Kreisen ausspannen, wie würde der Vogel die Halbkugel seines Nestes bauen, wie der Biber seine Hütte aufrichten und sie in Zellen und Gänge abtheilen, wenn alle diese Thiere nicht eine formbildende ursprüngliche Anlage besäßen? Und der Mensch sollte keine solche formbildende Anlage haben? Wie könnte er anders die rohen Formen der Natur verbessern? Woher hat er das Muster der geraden Linie, des gleichschenkligen Dreiecks, des Kreises genommen? Hätte er sich etwa bei der Biene, der Spinne oder bei dem Biber in die Lehre gegeben, oder wäre die Regelmäßigkeit, mit welcher er Figuren ausführt, die den Thieren nur unvollkommen gelingen, nicht ein Beweis, daß eine vorgängige Wirkung der Einbildungskraft angenommen werden muß? Die Entwerfung der architektonischen Grundlinien scheint das Resultat einer besonderen Thätigkeit der Einbildungskraft zu seyn. Bei den Thieren ist die Bildung der Raumfiguren von einem besonderen Instinkte geleitet, welcher ihnen ohne Beihülfe der Erfahrung die geeigneten Materialien zuführt.

Die Umrisse, welche der Mensch in seiner Phantasie vorbildet und den rohen Figuren der unorganischen Natur anpaßt, überträgt er auch auf die beiden anderen Naturreiche. In seinen Zeichnungen berichtigt er die Formen der Pflanzen, setzt hinzu und läßt weg, vereinigt oder trennt die einzelnen Partieen einer Landschaft. Indem er den Hals des Schwans bewundert, wünscht er die unteren Extremitäten dieses Vogels hinweg und würde sie weglassen, wenn es von ihm abhinge, die Gestalt desselben zu bestimmen. Der Natur entnimmt der Künstler nicht die Formen seiner Venus oder seines Apollo, denn hier findet er immer Entstellungen und Mängel, und die Linie, welche er wählt, hält keinesweges bloß die Mitte zwischen den nach beiden Seiten hin auseinanderlaufenden Formen der Wirklichkeit, dem Zuviel und dem Zuwenig. Doch hören wir Raphael; dieser sagt in einem Briefe an Balthazar Castiglione: „Ich weiß sehr wohl, daß, um die Schönheit zu malen, ich mehrer Ideale sehen müßte, unter der Bedingung, daß Ihr mir zur Seite ständet, um meine Wahl zu leiten. In Ermangelung guter Muster und kundiger Führer, folge ich dem Zuge der Begeisterung, welche über mich kömmt. Trifft sie das Wahre? Ich weiß es nicht, obgleich ich demselben nachstrebe."

Der Komponist begnügt sich nicht, eine Reihenfolge angenehmer Töne zu erfinden; eben so wenig ist der Maler mit einer bloß architektonischen oder geometrischen Regelmäßigkeit zufrieden. Beide müssen noch den Ausdruck, das Leben hinzuthun; der Bildhauer verleiht dem Marmor Leidenschaft und Bewegung, und aus den Tönen der Musik muß uns ein gewisses Seelenleben entgegentönen. Die Deutungsfähigkeit hat die Aufgabe, die Bedeutung der Zeichen, welche in der Erfahrung gegeben sind, der Physiognomie, der Gesten, des Accents zu erkennen; sollte sie bei dem Künstler nicht mit einer entsprechenden Thätigkeit der Einbildungskraft verbunden seyn, welche das Zeichen vorbildet oder es vervollkommnet, wenn es in der Natur nicht in seiner ganzen Reinheit oder Deutlichkeit ausgeprägt ist? Bestände nicht gerade hierin das Geheimniß des großen Schauspielers, wie überhaupt jedes wahrhaften Künstlers?

3) Die Phantasie der Farben.

Eben so wie bei der Anhörung eines Gesanges manche Menschen zu einem gegebenen Tone die entsprechende Tonfolge finden, so haben andere die Gabe, zu einer Farbe die passende zu wählen. Wenn ein geschickter Kolorist nur in seinem Gedächtnisse die Farben musterte, welche er schon gesehen und sie nur in der Ordnung musterte, in der er sie gesehen, bis er zu einer ge-

*) Aus einem Werke desselben, das so eben unter dem Titel „La Psycologie et la Phrénologie comparées" in Paris erschienen ist.

gebenen Farbe die passende gefunden hätte, so könnte man nur sagen, daß er ein Farbengedächtniß habe; wenn er dagegen zu einer gegebenen Farbe, ohne Hülfe des Gedächtnisses und ohne lange umherzusuchen, die passende findet, so ist er im Besitze einer Fähigkeit, welche der musikalischen Phantasie entspricht. Spurzheim erzählte von gewissen Mosaikkünstlern, welche zu zwei Steinen, die jedem Beobachter gleichfarbig zu seyn schienen, noch einen mittleren Farbenton fanden.

Also die musikalische Phantasie, die räumliche Phantasie, die farbenerfindende Phantasie sind Fähigkeiten, welche außerhalb des Bereiches des Gedächtnisses liegen. Alle andere Thätigkeiten, welche mit dem Namen der Einbildungskraft bezeichnet werden, sind durch das Gedächtniß und die Induction gebildete Combinationen. Eine Sirene oder ein Centaur ist die Combination eines Frauenkopfes und eines Fischleibes, oder eines Menschenrumpfes und eines Pferdekörpers. Der Physiker, welcher in einem Körper die Eigenthümlichkeiten eines anderen wiederzufinden glaubt, wendet die Induction an, und als im 16ten Jahrhundert ein Arzt sich einbildete, der menschliche Körper sey nach dem Muster des Planeten-Systems gebaut, folgte er einer falschen Induction. Die Leidenschaft leitet unsere Induction irre und läßt uns in dem geliebten oder gefürchteten Gegenstande Reize oder Gefahren entdecken, welche die Sprache eingebildet nennt.

Der Unterschied zwischen der Induction und schöpferischen Einbildungskraft besteht darin, daß die erstere die Elemente ihrer Combinationen in der Erfahrung vorfindet und sie nur anders versetzt, während diese einen Gegenstand oder eine Reihe von Gegenständen ohne Beihülfe der Erfahrung schafft.

Wenn es indeß eine schöpferische Einbildungskraft in der Musik, im Zeichnen, in der Malerei giebt, so ist damit noch nicht gesagt, daß dieselbe immer hervortreten müsse; und meistentheils begnügen sich diejenigen, welche sich mit den schönen Künsten beschäftigen, mit Combinationen der Erfahrung und der Induction.

Was die Poesie und die Beredsamkeit betrifft, so beruhen diese nicht auf einer besonderen Thätigkeit der Einbildungskraft. In der Beredsamkeit ist die Erfindung nur eine Auswahl von Beweisen, und diese Beweise sind Deductionen oder Inductionen. Wenn es uns vergönnt ist, Töne, Linien, Farben ohne vorhergehende Wahrnehmung darzustellen oder sie in einer anderen Ordnung als der der Wahrnehmungen darzustellen, so ist es uns andererseits nicht möglich, eine einzige originelle menschliche Handlung zu erfinden, und wir verfahren hierbei ganz nach dem Gesetz der Ideen-Associationen, d. h. wir stellen sie in der Ordnung unserer Wahrnehmungen zusammen. Um sie zu kombiniren, müssen wir in dem Schatze unserer Erinnerungen umhersuchen. Was den wunderbaren Theil der poetischen Fabel betrifft, so bietet uns dieser entweder leblose Gegenstände, welche der Dichter mit Willenskraft, Verstand und Leidenschaften ausgestattet hat, oder unsichtbare Gottheiten, wie die Götter der Griechen oder die Zauberer und Feen der Araber; beide Vorstellungsweisen sind eine falsche Anwendung der Induction oder des Schließens nach Analogie.

Ungeachtet der Unfähigkeit des Wortes, die Umrisse des Griffels, die Farbenabstufungen des Pinsels, die Modulationen der Stimme darzustellen, kann der Dichter doch in seinen Schöpfungen durchschimmern lassen, daß er die Formen einer vollkommenen Schönheit, einen prächtigen Tempel oder eine bezaubernde Musik in sich aufgenommen hat. Dann verbindet er mit der poetischen Phantasie die des Dichters, Architekten und Musikers; die Letzteren führen ihn über den Vorstellungskreis der Erfahrung hinaus, aber als Dichter bleibt er innerhalb der Gränzen des Gedächtnisses und der Induction.

4) Phantasie, Wahrnehmung und Gedächtniß in ihren Unterschieden.

Wir wollen jetzt sehen, was die Schädellehre zu der schöpferischen Einbildungskraft sagt.

Gall war der Meinung, daß die Einbildungskraft, wie wir sie definirt haben, den dritten Grad jeder Thätigkeit bilde. Spurzheim machte mit Recht darauf aufmerksam, daß die rezeptiven Fähigkeiten nicht die Kraft haben, etwas einzubilden, weil sie erst durch die intellektuellen Fähigkeiten angeregt werden müssen. Auf die letzteren beschränkte er die Fähigkeit, einzubilden. Die drei Grade der Thätigkeit oder Aeußerungsweisen der intellektuellen Fähigkeiten sind: die Wahrnehmung, das Gedächtniß und die Einbildungskraft.

Es ist schon gezeigt worden, daß das Gedächtniß nicht bloß ein höherer Grad der Wahrnehmung oder die Einbildungskraft bloß ein höherer Grad des Gedächtnisses sey. Spurzheim legt hierauf ein großes Gewicht; er sagt: „Das Gehör bringt nicht den Gesang der Vögel hervor; viele Vögel hören, ohne zu singen. Die Weibchen der Singvögel haben ein eben so gutes Gehör als die Männchen, und dennoch fehlt ihnen die Gabe des Gesanges. Die Männchen wiederholen auch nicht Gesänge, die sie schon gehört hätten." Wenn Vögel singen, ohne einen Gesang gehört zu haben und ohne im Besitze eines musikalischen Gedächtnisses zu seyn, wie will man dann behaupten, daß die Einbildungskraft ein höherer Grad der Wahrnehmung oder des Gedächtnisses sey? Wenn die Wahrnehmung und das Gedächtniß ohne die Einbildungskraft bestehen, und die Einbildungskraft ohne das Gedächtniß und die Wahrnehmung, so muß man doch unterschiedene natürliche Fähigkeiten anerkennen und nicht bloß quantitative Verschiedenheiten. Wenn also die Wahrnehmung, das Gedächtniß, die Einbildungskraft nicht bloß höhere oder niedere Grade einer und derselben Thätigkeit sind und nicht von demselben Organe ausgehen, so ist es die Aufgabe der Schädellehre, zu erforschen, welcher Theil des Organs der Töne z. B. der Wahrnehmung und welcher andere der Einbildungskraft zugewiesen ist.

Es fragt sich nun, durch welche Gegenstände eine Thätigkeit der Einbildungskraft, die nicht bloß eine Reproduction der Wahrnehmung oder des Gedächtnisses sey, hervorgerufen werde. Indem Spurzheim die Einbildungskraft als den dritten Grad aller intellektuellen Fähigkeiten hinstellt, nimmt er eine Einbildungskraft des Gefühls, des Geschmacks, des Geruchs, des Gehörs, des Gesichts, der Individualität, der Räumlichkeit, der Ausdehnung, der Schwere, der Farbe, der Berechnung, der Ordnung, der Eventualität, der Zeit, der Töne, der Sprache, der Vergleichung und der Kausalität an. Diese verschiedenen Abtheilungen dürften indeß auf die räumliche Einbildungskraft, die farbenerfindende, die melodische oder die der Zeit und die der Zeichen oder der Sprache zu beschränken seyn. Was bedeutet die Einbildungskraft des Gehörs, des Gesichts und des Gefühls anderes, als die der Melodie, der Farben und der Räumlichkeit? Alle anderen von Spurzheim angenommenen Arten der Einbildungskraft müssen wir aber verwerfen. Oder hätte sich wohl schon Jemand in der Einbildungskraft etwas Berührbares vorgestellt, was er nicht vorher berührt hätte, einen Geruch, den er nicht vorher eingeathmet, einen Geschmack, den er nicht vorher geschmeckt, ein Gewicht, das er nicht schon getragen hätte?

Die Irren glauben freilich allerlei Dinge wahrzunehmen, die sie nicht wirklich wahrnehmen, aber sie erhalten doch ihre Wahrnehmung durch eine vorhergehende Erfahrung. Ihre Einbildungen sind wesentlich von denen des Künstlers verschieden, sie sind eine Folge der Wahrnehmung, und man könnte sie als eine Krankheit des Gedächtnisses betrachten. Dem Künstler dagegen scheint der Gegenstand, den seine Phantasie verarbeitet, nicht wirklich gegenwärtig zu seyn. Die Phrenologen scheinen der Linie, welche die Einbildungskraft der Geistesverwirrten von der des gesunden Menschen trennt, noch nicht die gehörige Beachtung geschenkt zu haben. „Die zu rege Individualität", sagt Spurzheim, „personifizirt alle Erscheinungen, wie z. B. die Bewegung, das Leben, das Fieber, die Narrheit u. s. w." Der Irrthum, vermöge dessen wir das Leben, das Fieber u. s. w. personifiziren, fließt aus der gemeinsamen Quelle aller Irrthümer, aus der Gabe der Induction oder dem Schließen nach Analogie. Was die Induction von der Einbildungskraft scheidet, ist, daß die erstere ihre Elemente der Erfahrung entnimmt und ihnen nur einen anderen Platz anweist, während diese einen Gegenstand oder eine Reihe von Gegenständen auffaßt, die ihr nicht durch das Gedächtniß gegeben werden.

Die Französische Literatur des 17ten und des 18ten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Die Literaten und Dichter endlich, die von Franz I. bis Ludwig XIV., wie man damals sagte, meist domestiques eines Prinzen oder großen Herrn und von den übermüthigen Launen derer abhängig waren, von denen sie Wohlthaten und Gunstbezeugungen erwarteten, brauchten die Poesie nur als Werkzeug der Verführung und Schmeichelei. Wenigstens macht ihnen Mezerai *) diesen Vorwurf, der übrigens selbst ein Skeptiker war. „Es hat zu allen Zeiten", sagt Labruyère, „solche Schöngeister und Belletristen gegeben, welche die Freigeisterei der Großen annahmen und ihr Leben lang das Joch derselben trugen, ihren eigenen Einsichten und ihrem Gewissen zum Trotz. Solche Menschen lebten eigentlich nur Anderen zu Gefallen, die sie als ihren letzten Endzweck betrachtet zu haben scheinen. Sie schämten sich, sich vor ihren Augen zu retten und so zu scheinen, wie sie vielleicht im Herzen waren; sie sind aus Mißtrauen oder Schwäche zu Grunde gegangen. Sind nun die Großen und Mächtigen der Erde groß und mächtig genug, um uns bewegen zu können, daß wir glauben, was sie wollen, und leben nach ihrem Geschmack, und daß wir die Gefälligkeit so weit treiben, nicht so zu sterben, wie es uns am sichersten bedünkt, sondern so, wie es ihnen am besten gefällt?" Solche Menschen waren noch weniger als unnütze Flötenspieler, wie Malherbe die Dichter seiner Zeit bezeichnet.

Der Hof und das Beispiel Franz des Ersten, die Züge nach Italien und die Religionskriege, das sind die Ursachen, durch welche jener tapfere Französische Adel so entsittlicht worden, dessen Wiedergeburt herbeizuführen Ludwig's XIV. Aufgabe war, während er ihn nur an Anstand der Manieren und der Sprache zu gewöhnen wußte. In der That, so schön auch die Erinnerungen sind, die sich an das Jahrhundert Ludwigs XIV. anknüpfen, so kann man doch nicht umhin, zuzugeben, daß der große König seine Mission verfehlt hat; er hat sie weder dem Umfang nach, noch in Betreff der Mittel, durch welche sie zu erfüllen war, begriffen.

Er hätte vor Allem seine Macht dazu gebrauchen sollen, die frivolen und liederlichen Sitten des Adels zu bessern; aber gerade diese Sitten behagten seiner Politik: er wollte die Edelleute zu keinen ernsten Geschäften brauchen, außer dem Kriege; übrigens hätte er selbst mit gutem Beispiel vorangehen müssen, und dazu

---

*) Geschichte Frankreichs, Regierung Heinrich's IV.

war er zu schwach. Er begnügte sich, zur Partei der strengen Grundsätze überzugehen, was er aber auch erst sehr spät that, als der Zauber des Ruhms zur Hälfte erblichen war. So leicht bessert man die Menschen nicht. „So lange der König mit seinen Liebesabenteuern beschäftigt war", sagt Duclos, „war auch der Hof ritterlich; kaum hatte sich der Beichtvater seiner bemächtigt, so ward auch der Hof trübe und scheinheilig. Hatte man sich bisher zu den Festen und Schauspielen gedrängt, so lief man jetzt zur Kapelle; aber der Gott des neuen Kultus war immer der König. Er hätte es leicht bemerken können. Eines Tages, da der Monarch zur Abendandacht kommen sollte, waren die travées voll von frommen Höflingen und Hofdamen. Brissac, Major der Leibwache, kommt in die Kapelle, sagt den Garden ganz laut, der König würde nicht kommen, und läßt sie abziehen. Sofort leeren sich die travées; nur die Marquise v. Drageau und drei oder vier andere Frauen bleiben zurück. Eine Viertelstunde später erscheint Brissac wieder mit den Garden. Als der König kommt, erstaunt er über diese ungewöhnliche Leere. Brissac nannte ihm den Grund, der König lachte, und vielleicht verzieh er die Gleichgültigkeit gegen die Abendandacht um der Achtung und Ehrfurcht willen, die man seiner Person bezeugte." Umsonst fühlen Luxembourg und Catinat, weil sie keine Religion haben, die Ungnade des Königs, der sich immer mehr von der Maintenon leiten läßt; mit dieser ungerechten Strenge schadet er sich und dem Staat, ohne dem Glauben, den er dadurch in Ansehen zu bringen glaubt, eine einzige Seele zu gewinnen.

Die schönen religiösen Charaktere der Zeit, die Beauvilliers und die Chevreuse, sind nicht aus Ludwig's XIV. Einfluß hervorgegangen: sie gehörten einer anderen Sphäre an, als der des Hofes: es waren die Schüler jener genialen Prälaten, welche die ewige Zierde dieser Regierung bilden, Bossuet's, Fénélon's, besonders des Letzteren, der am besten erkannte, was der Zeit Noth that, und zum Dank für seinen tiefen Blick und seine Bemühungen mit Undank und Exil belohnt wurde. Viele solcher Männer hatte der Französische Klerus nicht, doch hätte dieser Stand viel Gutes gewirkt, wenn man ihn mit Weisheit unterstützt hätte. Was eigentlich den Adel so entnervte, war das Leben, das er fast zu führen gezwungen war, aus Mangel an Carriere und passender Beschäftigung. Keine Predigt, keine Schrift konnte dieses Grundübel heilen. Das Volk, das zur Arbeit und zum Familienleben verurtheilt war, blieb moralisch; aber was sollte aus der Sittlichkeit ehrgeiziger oder reicher Jünglinge werden, die keine andere Schule, keinen anderen Schauplatz hatten, als Hof und Armee? Fénélon hatte das Uebel und das Mittel erkannt: er wollte eine politische Reform, die von einem frommen Manne geleitet würde; auf dieses Ziel richtete er alle Gedanken des ihm anvertrauten Königlichen Zöglings. Ob die Regierung des Herzogs von Bourgogne Alles gehalten hätte, was er versprach? Das läßt sich nicht behaupten; aber so viel ist gewiß, daß Ludwig's XIV. System nicht im Stande war, diejenigen seiner Unterthanen zu bessern, die seinen Hof bildeten und deren Beispiel immer mehr auf die Stadt zurückwirken mußte.

Der Französische Adel war es vorzüglich, durch welchen die Philosophie des 18ten Jahrhunderts so große Verbreitung und Macht gewann. Er hat sie aufgenommen, gepflegt und an alle Höfe Europa's verpflanzt; die Völker sind erst durch sein Beispiel verführt worden. Dieser Punkt hat die Schwäche des Regierungs-Systems Ludwig's recht ans Licht gestellt; das ist nicht zu leugnen, daß diese Regierung die zerstörende Bewegung des 16ten Jahrhunderts aufgehalten hat; aber die Reaction ist nicht in die Sitten eingedrungen, und die Freigeisterei behielt bei dem Adel einen glimmenden Heerd, der später einen Brand erzeugte.

Uebrigens ist die Bewegung des 17ten Jahrhunderts nicht durch Ludwig XIV. allein unterdrückt worden; durch die Noth und die Kämpfe der Zeit haben ihre religiösen und politischen Theorieen am meisten gelitten. Montaigne schrieb schon 1570 an seine Frau: „Lassen wir sie reden; ich halte mich an die einfache Weise der alten Zeit.... Und in der That kostet das Neue bis zu dieser Stunde dem armen Staat so viel, daß ich mich überall ganz davon abwende." Dieses Gefühl der Ermüdung ward immer allgemeiner, daher der Spott, der endlich die Fronde traf, das letzte Aufflackern des revolutionnairen Geistes der Zeit.

Wie wenig man im Laufe des 17ten Jahrhunderts auf Ideen gab, zeigen Richelieu und Mazarin, indem sie die Revolutionen in Schottland, Katalonien, Portugal, Neapel und Ungarn durch ihre Intriguen und Subsidien beförderten, ohne zu fürchten, daß sie Frankreich dadurch Waffen gegen ihre eigene Macht in die Hand gaben. Diese großen Minister wußten wohl, was sie thaten: der Paroxysmus, der das Land erschüttert hatte, war vorüber, und Alles vereinigte sich zur Befestigung der absoluten Gewalt, deren Theorie bald von Hobbes in eine Formel gebracht wurde. Man sah in den fremden Revolutionen nur die Verwirrungen, die sie nach sich zogen, und da man so eben erst aus ähnlichen Kämpfen hervorgegangen war, so fühlte man sich nicht zur Nachahmung versucht. „All' die Kriege", schrieb ein Zeitgenosse, „die unser Europa verheert haben, und all' das Elend, das der Uebermuth der Soldaten und der Geiz der Parteigänger mitbringt, ist es nicht eine Folge des Widerstandes gegen die höchste Gewalt? Das Haupt Kmielniski's, Radziwil's, des Vice-Kanzlers und fünf oder sechs Anderer, hätte es nicht das Leben von hunderttausend Menschen gerettet, welche durch die Landung des Schwedischen Königs in Polen umgekommen sind? Jene angebliche Freiheit der Staaten, wozu anders hat sie gedient, als das Land zu zerreißen? Und was bewirkt sie, als daß die Völker weder frei, noch unterworfen leben, und daß, wie sie die Monarchie angreifen, die Monarchie sie wiederum angreift und mißhandelt, sie entwaffnet und beraubt und alle Streitkräfte und Finanzen an sich zieht, um das Blut und die Kraft der Rebellion ohnmächtig zu machen? Doch ich berufe mich nur auf das, was Sie, mein Herr, in dieser Stadt Paris gesehen haben, als die Unruhen in ihr wütheten; da empfand man recht, daß die Freiheit, nach welcher man im Volk strebte, tausendmal schlimmer war als das Ministerium (Mazarin), mit dem man bei dem Glanz der Königlichen Waffen und der inneren Ruhe des Staats keine Ursache hatte unzufrieden zu seyn, und unter dem man sich jetzt viel besser befindet, als in jenem unnatürlichen Zustand, wo man weder auf dem Lande noch in der Stadt lebte, weder einer höheren Gewalt zu gehorchen hatte, noch die gemeinsamen Rechte der Naturfreiheit genoß." (Schluß folgt.)

Schweden.

Schwedens neuere Dichterschule.

IV. Stagnelius.

In den Reihen der jungen Schule, deren Standarte Atterbom erhoben hatte, sah man nach und nach mehrere geschätzte Dichter hervortreten. Einer der vorzüglichsten war Stagnelius.*) Kein Schwede war mehr mit den Eigenschaften eines Dichters ausgestattet, als er. Ueberfluß an Gedanken, Reichthum an Bildern, Wohllaut des Stils, Alles vereinigte sich in ihm, was den großen Schriftsteller bildet, aber er entweihte diese glänzenden Eigenschaften und befleckte in dem Schmutze des Lebens die Flamme seiner Phantasie. Von Jugend auf mit einer schweren physischen Krankheit behaftet, zog er sich noch eine schwerere moralische zu. Er verfiel in eine Art von Misanthropie, und das Mittel, zu dem er seine Zuflucht nahm, um die finsteren Gedanken zu verscheuchen, wurde für ihn ein neues Gift. Wie Ewald, wie Lidner, suchte er in der Betäubung seiner Sinne die Betäubung seiner Schmerzen, er wurde ein Säufer und verkürzte sein Leben durch lasterhafte Gewohnheiten. Seine ersten Gedichte, besonders die Lilien von Saron (Liljorna i Saron) berechtigten zu großen Erwartungen; er war auch ganz geeignet, bei längerem Leben sie zu erfüllen, aber er schmachtete hin und starb 30 Jahre alt. Armer Sterblicher! er konnte die ganze Tonleiter der Poesie durchlaufen und wählte nur den Laut der Klage; seine Seele glich einer Harfe, die einsam in dem düsteren Schatten eines Waldes hängt, kein Sonnenstrahl erhellte die silbernen Saiten, kein Freudengesang entquoll ihr, nur der Abendwind entlockte ihr Seufzer.

Mitten unter den Sinnlichkeiten seines Lebens schuf er sich eine übersinnliche Philosophie und suchte Blumenduft in verdorrtem Grase, Goldkörner im Sande, eine Geister-Herrschaft in einer verwahrlosten Körper-Herrschaft. Angezogen von dem System der Gnostiker, stellte er sich die Menschen als Wesen eines höheren Ursprungs vor, betrogen von dem Demiurgos, dem Dämon des Bösen, losgerissen von der Welt der Geister, gefesselt an die Bande des Leibes und seufzend nach der Rückkehr in die Lichtregionen. Auf diesem Grunde führte er seine Schöpfungen auf; alle Charaktere, alle Handlungen, die er schildert, gehen davon aus. — Er hatte zu viel Subjektivität, um wahrhaft epischer und dramatischer Dichter zu seyn; er verstand es nicht, seine Persönlichkeit vor der zu schildernden zurücktreten zu lassen, und in den Darstellungen aus der Geschichte, in den Wesen seiner Einbildung, in den Sagen seines Volkes, überall malte er sich selbst, erzählte er seine eigenen Gedanken. Wladimir, Blanda, Maria, Sigurd Ring, Wisbur sind nach gleichem Typus gebildet. Allen fehlt es nicht an herrlichen Gedanken, glänzenden Schilderungen und den Vorzügen seiner Schreibart. Aber seine Gemälde leiden an Unbestimmtheit und Zerflossenheit, seine Perspektive verschwimmen in eine dunkele, nebelige Ferne, seinen Figuren fehlt der feste Umriß. Wollte er in seine Schöpfungen mehr Plastik bringen, so verfiel er in das Gegentheil. So hat er eine Tragödie „der Ritterthurm" (Riddartornet) geschrieben, die in der Seele des Lesers nur Empfindungen des Abscheus erweckt. Man findet hier eine Mutter, die zwanzig Jahre im Kerker schmachtet, weil sie ihren Gemahl betrogen, einen Diener, der die Tortur erleidet, weil er mit dieser Frau Mitleid gehabt, einen Vater, der in seine Tochter verliebt ist, und eine Tochter, die, um ihre Mutter zu retten, der unzüchtigen Leidenschaft ihres Vaters nachgiebt und sich dann tödtet, um der Schande zu entgehen. Man findet keine Entwickelung der Charaktere, sondern nur grausenerregende Auftritte, die das Parterre der Gaîté in Erstaunen setzen würden.**)

Zwei andere Tragödien von Stagnelius verdienen mehr Lob. Das Süjet war in Uebereinstimmung mit der beständigen Richtung seines Denkens gewählt; die Entwickelung geht leicht von Statten, und der ganze Duft einer holden Poesie ist darüber ausgegossen. „Die Märtyrer" heißt die eine und ist die Geschichte des Polyeuktes nach der Bearbeitung Corneille's; aber Stagnelius Werk hat weniger Handlung und dramatischen Effekt, als

*) Geboren zu Calmar 1793. Sein Vater war Prediger, später Bischof. Stagnelius studirte zu Upsala und Lund; 1815 erhielt er eine kleine Stelle in der Kanzlei zu Stockholm und starb den 3. April 1823.

**) „Der Ritterthurm" wird von Anderen für das vollendetste seiner Dramen gehalten.

das des Französischen Dichters. Es ist, wenn man will, nicht sowohl ein Drama als ein Dithyrambus, aber ein gewaltiger, religiöser Dithyrambus, der die Seele wie das Brausen der Orgel in einer Kathedrale ergreift und schwebend erhält bei den feierlichen Klagen und Akkorden, die durch die Tiefen des Schiffs und die Wölbungen des Chores hallen. — Die andere ist im Grunde die erste nach einer der mystischen Ideen Swedenborg's geschriebene Tragödie. Sie führt den Titel: „Die Liebe nach dem Tode" (Kärleken efter Död). In einer der Regionen der anderen Welt, in einer Art von Mittelregion zwischen der Erde und den himmlischen Sphären, sitzt ein junges Mädchen unter einer Cypresse und denkt an den Geliebten, den sie auf Erden zurückgelassen hat. Der eisige Hauch des Todes hat die brennende Liebe, die sie während ihres Lebens zu ihm trug, in ihr nicht tilgen können, und abseits gelagert, fühlt sie nur einen Schmerz, sieht sie nur ein Bild, lispelt sie nur einen Namen. Ein Engel naht und fordert sie auf, des Himmels, dessen sie theilhaftig geworden, nicht zu vergessen, sich ihrem Gotte, der sie gerettet, ihrem himmlischen Bräutigam, der ihrer harre, zuzuwenden. Sie antwortet: „Ich habe Alles vergessen, was ich auf Erden gesehen, in meiner Kindheit gekannt habe, nur Eines habe ich nicht vergessen können, den Kuß meines Albert, den Rasensitz, auf dem wir unter dem Schatten des Ahorns ruhten." — „Komm", spricht der Engel, „komm mit mir in den Himmel." — „Ist Albert dort?" fragt das liebentbrannte Mädchen. — „Nein, er ist noch auf Erden." — „Nun denn, so giebt es für mich keinen Himmel; ich will Albert hier nahe bei der Thränenquelle erwarten." — Ein Chor von Engeln läßt sich in den Lüften vernehmen, besingt die Freuden Gottes, die Wonnen des ewigen Lebens. Er fordert Julien auf, die Erinnerungen der Erde und das Bild aus einer vergänglichen Welt fahren zu lassen. Zu gleicher Zeit wird ein anderer Chor an ihrer Seite sichtbar, es ist der Chor der Dämonen. Er singt die Wollüste der Erde, das Geheimnißvolle, die Trunkenheit einer Liebesnacht, und Julie hört's, ihr Herz schlägt, ihr Blick wird feurig. — „Erinnerst Du Dich", sangen die bösen Genien, „der Sommernacht, der buschreichen Haide, des krystallenen Wassers, bei welchem Du mit Albert saßest? Die Wolken breiteten einen Schleier über die lichte Scheibe des Mondes, und es fiel nur ein blasser Schein auf die Schatten des Thales. Albert drückte Dich an sein Herz, Deine Stimme zitterte unter seinen heißen Küssen, von seinen Armen umschlungen, sankst Du unter dem Schweigen der Gegend auf den Rasen, die Sterne blickten lächelnd auf Dich nieder, und Nachtigallen sangen Dein Hochzeitslied." — „O, ihr lauen Sommernächte", ruft Julie aus, „Gesang der Vögel, Duft der Veilchen, rieselnde Quellen im Mondenglanze, Blumenteppiche, wo die Tauben girrten, wo ich in Albert's Armen ruhte, ach, könnte ich euch nur noch einmal wiedersehen!" — Julie erhält von den Engeln die Vergünstigung, auf die Erde zurückzukehren, um den wiederzusehen, den sie nicht vergessen kann. Während deß tödtet sich Albert aus Lebensüberdruß. Julie sieht ihn ihr entgegeneilen in dem Cypressen-Thale; die begleitenden Engel zeigen ihr den Himmel, Albert die Hölle. Sie drückt ihren Geliebten an ihr Herz und stürzt sich mit ihm in den Abgrund.

Ein Schwedischer Kritiker hat gesagt, daß, wenn Stagnelius am Leben geblieben wäre, er die dramatische Kunst in Schweden hätte gründen können. Nach meiner Ansicht würde er zwar eine Gattung des Drama's geschaffen haben, die noch nicht existirt, nämlich das ideale Drama; aber das wahre Drama, den Spiegel des menschlichen Lebens, wie Shakespeare, Göthe, Schiller es uns enthüllt haben, würde er nie erreicht haben. Stagnelius' Genie ist ein rein lyrisches, die schönsten Stellen seiner Tragödien haben einen lyrischen Schwung, und seine verbreitetsten und beliebtesten Dichtungen gehören der Lyrik an. Der Rhythmus ist mannigfaltig, der Stil biegsam und geschickt behandelt, der Versbau wohlklingend. Seine Elegieen, die er geschrieben, erinnern zuweilen an Göthe's Römische Elegieen; seine Sonnette haben eine strengere Form und mehr Korrektheit als die Schlegelschen. Aber der Grund seiner Seele ist düster, seine Oden, seine Elegieen und Sonnette sind mit einem Trauerschleier überkleidet. Er singt nicht, er seufzt und weint nur; Alles, was er sieht, erweckt in ihm schwermüthige Gedanken. Wandelt er über einen Gottesacker, so beneidet er das Glück derer, die in den Gräbern schlafen; denkt er an seine Liebe, so ruft er aus: „Meine langgehegten Wünsche, ihr werdet doch nicht befriedigt; mein Leben ist nur den Thränen und der Trauer geweiht; Du wirst, Geliebte, für mich ewig den hohen Sternen gleich seyn, die mir lächeln, die ich aber nicht berühren kann." — Allenthalben, wohin er seinen Blick auf die ihn umgebende Natur wirft, sucht er ein Asyl, wie ein dem Schiffbruch entronnener Matrose nach dem Hafen späht. Dann geht er weit weg von den Menschen und ruft aus: „Ich bin allein! Der Genius des Schmerzes mit seiner bleichen Stirn, seinem thränenbenetzten Angesicht begleitet mich in die Einsamkeit und in die Dämmerungen des Abends; die Schwäne der Erinnerung erheben ihre Stimme auf dem Ocean der Zeit." — Zuweilen gefällt er sich dann in seinen Schmerzen, segnet die quälenden Wünsche, die ihn verfolgen, und die Thränen, die er vergießt. Aber seine Düsterkeit, von der ihn nichts zerstreut, bringt ihn fast beständig zu seinem mystischen Glauben zurück. Die Seele ist ihm eine Königstochter des Himmels, die auf diese jammerbelastete Erde verbannt worden; der rieselnde Strom, der fächelnde Wind unterhält ihn von den verlorenen Freuden einer anderen Welt. Er hört in des Abends Stille einen harmonischen Gesang wie Sternenmusik, der ihn die Dornenbahn, wohin er sich verirrt, zu verlassen und in die Regionen des Lichtes sich zu schwingen einladet; da erhebt er sich zu Gott und feiert mit Inbrunst die heilige Jungfrau, Christus, die Kirche und die ewige Seligkeit. Seine Lyrik ist mystisch wie die von Novalis, mit dem Unterschiede, daß die des Deutschen sich auf Natur gründet, die des Stagnelius einem luftigen Wolkenbilde gleicht. Die Sammlung seiner religiösen Oden, die den Titel „Lilien von Saron" führt, wie die meisten seiner anderen lyrischen Compositionen, sind ein großartiger Wiederschein dieses idealen Traumes, der nur die Erde berührt, um mit neuer Schwungkraft den himmlischen Sphären zuzufliegen. Aber sie haben den Fehler, daß immer dieselbe Saite ertönt, derselbe Gedanke in verschiedenen Formen immer wiederkehrt, das musikalische Thema in seinem Grunde unveränderlich ist und nur in seinen Variationen wechselt. „Die Zugvögel" (Flyttvoglarne), welche wir hier mittheilen, mögen als ein Beleg leichterer Art zu dem Gesagten dienen.

Die Zugvögel.

Der Vögel Chor zieht raschen Fluges
Jetzt fort vom rauhen, kalten Nord,
Kein Riegel hemmt den Strom des Zuges,
Nicht unbekannter Meere Port.
Doch seufzen sie: Mein Gott, wohin?
Was ist des Schweifens Ziel und Sinn?

Wir scheiden bang von Schwedens Auen,
Der Jugend Land, der Heimat Grund,
Wo Nester wir auf Linden bauen,
Umspielt von Zephyrs lauem Mund.
Was ziehn und fliehn wir ängstlich fort,
Was drängt und treibt uns von dem Ort?

Da, wo die Nacht mit hellem Glanze
Im stillen Segensschooß uns säugt',
Im Silberschmuck, im Blüthenkranze
Von Blumenduft und Mond erzeugt?
Es floh der Schlaf, die Maiennacht
Ward durchgekost, in Lied' durchwacht.

Rund streckten sich des Baumes Zweige,
Es troff die Blüth', es troff das Kraut
Von Thaues Perl'. Nun ist die Eiche
Entlaubt, der Rose Kelch ergraut,
Der Frühling todt. Bald pirscht im Schnee
Des Wald's der Jäger auf das Reh.

Zeit ist's, daß wir den Rücken kehren
Dem Land', deß Sonne täglich bleicht,
Wo Niemand unser Lied mag hören,
Des Grabes Stille Alles gleicht.
Gott lehrt, wozu die Flügel gut,
Gegrüßt, willkommen, stürm'sche Fluth!

So ward gezogen, ward gesungen;
Euch lachen schönre Fluren bald,
Da hält die Ulm' die Reb' umschlungen,
Durchströmt Krystall den Myrthenwald,
Erfüllt und würzt die heitre Luft
Nur Waldgesang und Tropenduft.

Sollt' Erdenfreude Dir entschwinden,
Der Herbstwind seufzen durch das Laub,
Magst, Freund, Du darin Hoffnung finden.
Der Vogel schüttelt ab den Staub,
Erreicht der Wünsche Land. Drum zage nicht,
Jenseits der Gräber strahlt das ew'ge Licht.

Mannigfaltiges.

— Zur geographischen Kenntniß der Türkei. Der gegenwärtige Aufenthalt Preußischer Offiziere in der Europäischen und Asiatischen Türkei dürfte besonders auch für die geographische Wissenschaft von wesentlichem Nutzen seyn. Es ist kaum glaublich, wie sehr in diesen Gegenden, die doch in den frühesten auf uns gekommenen Urkunden schon erwähnt werden und zum Theil der Schauplatz der ersten Menschenbildung waren, alle Karten und alle Darstellungen irre führen. Berge werden nach Ebenen versetzt und Flüsse angegeben, die entweder gar nicht existiren oder eine ganz andere Richtung nehmen. Während unsere Landsleute ihren früheren Aufenthalt im Balkan-Gebirge und in den Festungen des Schwarzen Meeres zu interessanten Karten-Zeichnungen und Plateau-Aufnahmen benützten, die über Bulgarien und Rumelien die sichersten wissenschaftlichen Aufschlüsse versprechen, haben Privat-Nachrichten, die von dem Freiherrn von Moltke aus Malatia und von Herrn von Vincke aus dem alten Angora eingegangen sind, ähnliche Untersuchungen in Bezug auf Klein-Asien in Aussicht gestellt. Namentlich hat Herr v. M. eine Karte des südöstlichen Klein-Asiens entworfen, welche das Land zwischen Mossul, Siwas, Konieh, den Cilicischen Pässen, Marsch und Urfa umfaßt. Sie wird daher eine Lücke ausfüllen zwischen der Arbeit des Englischen Konsuls zu Erzerum, Herrn Brand, und den von dem Britischen Oberst Chesney geleiteten Aufnahmen der Euphrat-Expedition. Herr Hauptmann Fischer hat seinerseits eine Karte von Karamanien und Itsch-Ili entworfen, welche durch die Reise des Herrn Hauptmann von Vincke wahrscheinlich noch nördlich ausgedehnt werden wird, so daß dann in Verbindung mit der Guilleminot'schen Karte von West-Klein-Asien das Material vorhanden seyn wird zu der ersten richtigen Karte von Klein-Asien.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 45. Berlin, Montag den 15. April 1839.

Frankreich.

Der letzte Ministerwechsel unter Karl X.

Nach der Histoire de France, pendant la dernière année de la restauration. *)

Das Ministerium, dessen Seele und Leiter Herr von Martignac war, hatte sich nicht ohne Ehre, aber fast ganz ohne Ergebniß durch eine der schwierigsten unserer parlamentarischen Sessionen durchgeschlagen. Furchtsam und unentschlossen in seinem Gang, hatte es nur durch den im Allgemeinen achtungswerthen Charakter seiner Mitglieder und durch das glänzende Talent, womit das Haupt-Organ desselben seine Handlungen und Absichten vertheidigte, eine Art von Bestand gewonnen. Die Mäßigung und Redlichkeit dieses Ministeriums hatten keine von den extremen Parteien, die Frankreich spalteten, mit der Regierung ausgesöhnt. Die reinen Royalisten verziehen ihm unter Anderem nicht, daß es die Censur aufgehoben und den Versuch gemacht, das Wahl-Prinzip auf die öffentliche Verwaltung anzuwenden, einen Versuch, den ihre berechnete Neutralität so eben vereitelt hatte. Die kirchliche Partei machte ihm die beiden Ordonnanzen vom 16. Juni zum Vorwurf, durch welche acht Jesuiten-Kollegien unter die Ober-Aufsicht der Universität gestellt und die kleinen Seminarien einem strengen gesetzlichen Reglement unterworfen wurden. Die Liberalen der äußersten Linken dagegen waren gleichgültig gegen Konzessionen, in denen sie weniger einen freiwilligen Ausdruck des Königlichen Willens sahen, als eine von den Umständen und dem Fortschritt der neuen Ideen gebotene Nothwendigkeit. Die Einwilligung des Throns in die Umwandlung eines Munizipal-Systems, das so vielen Regierungen genügt hatte, diente ihnen zur Waffe, um die bestehenden Institutionen anzugreifen, und die immer größere Kühnheit dieser Angriffe entlockte Herrn Martignac selbst den ominösen Ausruf: „Wir nähern uns der Anarchie!" So erreichte dieses Ministerium, ermüdet, schwach und uneinig, den Schluß einer legislativen Periode, in der keine von den positiven Verbesserungen zu Stande kam, die man von ihr erwartet hatte. Die öffentliche Gewalt war ohne Kraft; Symptome der Besorgniß und Muthlosigkeit zeigten sich auf allen Seiten, und die bedeutende Anzahl der Deputirten, welche dieses Jahr gegen die Bewilligung des Budgets gestimmt hatten, ließ für die nächste Sitzung eine ernste, fast drohende Opposition befürchten.

Welches war die Stellung Karl's X. in der Mitte dieses furchtbaren Kampfes der Partei-Leidenschaften? Ein redlicher, wohlgesinnter Fürst, dem es aber an einem richtigen Verständniß für den Geist und das innere Getriebe des Repräsentativ-Staats fehlte, ließ er sich in seiner Politik von zwei mit Recht verderblich genannten Voraussetzungen leiten. In der von Ludwig XVIII. oktroyirten Charte sah er mehr eine übereilte Konzession **), als ein Resultat reiflicher Vermittelung zwischen den alten Königlichen Prärogativen und den neuen Forderungen der Zeit. Dieser Fehler in der Entstehung, der nach Karl's redlicher Gesinnung die Verbindlichkeit des Eides nicht schwächen konnte, wurde in seinen Augen durch eine etwas verworrene Theorie wieder gut gemacht, welche seine alten Ideen über die Allmacht der Königlichen Autorität mit seiner Achtung für die Charte, in deren 14tem Artikel diese Theorie ausgesprochen schien, in Einklang brachte. Es war dies eine Theorie, welche, im Fall des Mißbrauchs der Constitution, der Krone, kraft ihrer der Charte vorausgehenden und konstituirenden Gewalt, das Recht gab, die Bestimmungen derselben zu suspendiren oder zu modifiziren: eine ganz neue, in der Anwendung kitzliche Doktrin, die nicht fehlen konnte, eine Regierung, die ihr schönstes Lob bisher darin gesucht, daß sie nur nach den Gesetzen regierte, früh oder spät zur Willkür zu führen. Denn was sollte man unter dem Mißbrauch der Charte verstehen? An welchen Zeichen sollte man denselben erkennen? Welcher Schiedsrichter sollte in letzter Instanz über die Kraft und Wahrheit dieser Zeichen aburtheilen? Wie gefährlich war die Lösung dieser Lebensfragen für einen Fürsten, den seine Erziehung, seine Vorurtheile, seine mangelhafte Einsicht, ja selbst die Geradheit und der Adel seiner Seele dem Jahrhundert, in dem jene Fragen hervortraten, so sehr entfremdeten! Auch war das politische Benehmen Karl's von einem gewissen mißtrauischen Geist beherrscht, der eigentlich nur auf einem Mißverständniß beruhte. Von der Erinnerung an die Katastrophen befangen, welche die Französische Revolution auf sein Haus gehäuft, hielt er sich überzeugt, daß das fortschreitende Streben der constitutionnellen Partei, die öffentlichen Freiheiten zu vergrößern, die Sicherheit seines Thrones gefährde. Seine Unerfahrenheit wußte nicht die Aufregung, die den Repräsentativ-Regierungen eigenthümlich ist, von den Attentaten ernsterer und gefährlicherer Art zu unterscheiden. Nimmt man zu diesen Irrthümern die Besorgnisse, welche einige Mitglieder der höheren Geistlichkeit in dieser frommen, befangenen Seele zu nähren suchten, die feindselige Stimmung gegen die Constitution, die von den Trümmern der Partei des Bruders Ludwig's XVIII. in ihm bestärkt wurde, und man wird sich leicht die persönliche Abneigung des Königs gegen ein System von Konzessionen erklären, das ihm nur geeignet schien, die Kühnheit und die Forderungen der Parteien aufzumuntern. „Ihr seht", sagte er zu seinen Ministern, als die Linke bei der Diskussion des Departemental-Gesetzes einen so ungeschickten Eigensinn bewies, „Ihr seht, wohin man mich fortreißen will, wie weit Ihr selbst durch Eure Konzessionen fortgerissen worden.... Von dieser Kammer ist nur durch Energie etwas zu erlangen." Diese unglücklichen Ansichten fanden keinen Widerstand beim Dauphin, dessen Ideen sich allmälig ganz denen seines Vaters genähert hatten, dem er überhaupt eine unbedingte Unterwerfung zollte.

Allerdings hatte die Dynastie der Bourbonen noch eine Menge Feinde unter der liberalen Partei, und unter dem Deckmantel einer rein parlamentarischen Opposition waren die Absichten Mehrerer von ihnen geradezu auf den Umsturz der Monarchie gerichtet. Doch da sich diese Fraction weder auf die Armee, noch auf einen bedeutenden Theil der Bevölkerung stützte, so war sie an sich ohne reelle Macht. Andere, die von Hause aus nicht weniger feindlich gesinnt waren, hatten sich allmälig gewöhnt, die Erhebung dieser Dynastie als ein abgeschlossenes Faktum anzusehen, und, sey es aus Schwäche, oder Ueberdruß, oder Liebe zur Ordnung, endlich aufgehört, die Restauration selbst, die sich in funfzehn Jahren gesetzlicher Freiheit festen Bestand gewonnen, zu bekämpfen. Man kann sagen, daß die thätlichen Komplotte und die Verschwörungen gegen das Leben des Fürsten seit 1824 aufgehört hatten. Die übrigen Anhänger der liberalen Doktrinen hatten sich, ohne das Königthum von 1814 so anzubeten, wie die reinen Royalisten, ihm mit Redlichkeit und Einige sogar mit einer gewissen Hingebung angeschlossen, welche von Seiten des Monarchen ein treues Festhalten an den constitutionnellen Prinzipien voraussetzte, die er zu beobachten geschworen. Aber diese Beobachtung wurde mit Strenge und Mißtrauen bewacht, und die geschickte, aber unpopulaire Verwaltung des Herrn von Villèle hatte, indem sie die ehrgeizige Fraction dieser Partei sechs Jahre lang von den Geschäften entfernt hielt, einen rastlosen, mißvergnügten Geist in ihr entwickelt, dessen Bedeutung man sich nicht verhehlen konnte.

Durch einige mehr oder minder glückliche Zugeständnisse, und indem sie den Glauben an die Redlichkeit der Regierung wiederherstellten und das Prinzip der Legitimität an die Charte knüpften, hatten Herrn Villèle's Nachfolger jenes Mißtrauen, jene Feindseligkeit zu beschwichtigen versucht; aber das Unglück dieser Zeit war, daß dieses Ministerium, das aus geschickten und tadellosen Männern bestand, welche aber nicht den Sympathieen des Hofes entsprachen, dem König immer nur ein sehr beschränktes Vertrauen einflößte. Herrn Martignac's feiner und gewandter Geist, der dem des Königs so analog war, hatte keine Macht über einen Willen, der so alten, hartnäckigen Vorurtheilen unterworfen war. Als die unglückliche Zurücknahme der Gesetz-Entwürfe über die Gemeinden und die Departements das Ministerium mit der Majorität der Kammer für immer entzweit hatte, begrüßte der unvorsichtige Monarch den Ausbruch dieser Spaltung freudig als das Signal zur Abschüttelung eines Jochs.

---

*) Vgl. die Notiz über dieses Werk in Nr. 30 des Magazins.

**) „Wenn Ew. Majestät", sagte 1829 zu Karl X. einer seiner Minister, „etwas von der Armee im Namen der Charte und mit Beziehung auf dieselbe verlangten, so würden Sie unbedingten Gehorsam finden; aber wäre es gegen die Charte, so kann ich das Gegentheil versichern." — „Die Charte! Die Charte!" antwortete Karl, „wer will sie verletzen? Sie ist zwar ein unvollkommenes Werk — mein Bruder hatte solche Eile, den Thron zu besteigen! — aber ich werde sie respektiren."

(Geschichte der Restauration, von Capefigue.)

In dem Moment, als das Kabinet zu wanken begann, und schon früher, hatten sich die Blicke auf den Fürsten von Polignac gewandt, der damals Gesandter in England war. Die Vorliebe, die Karl X. für ihn hatte, war allgemein bekannt. Zwar kannte der König, trotz aller Hingebung, die er den Bourbonen bewiesen, seine wirkliche Unfähigkeit recht gut; aber er brauchte weniger einen Rathgeber, als ein Werkzeug. Einen Namen führend, dessen Unpopularität sich aus dem vorigen Jahrhundert herschrieb, wurde Herr von Polignac von den gemäßigten Freunden der Monarchie mit Schrecken betrachtet, und unter den Constitutionnellen der verschiedenen Nüancen erregte er eine fast gränzenlose Erbitterung. Was die reinen Royalisten anbelangt, so waren sie in Betreff seiner getheilt. Die Freunde des Herrn von Villèle, die gewohnt waren, ihn als den präsumtiven Nachfolger dieses Ministers anzufeinden, sprachen mit Verachtung von seiner Tauglichkeit; diejenigen, welche sich der Nüance des Herrn von La Bourdonnaye näherten, die Anhänger der energischen Maßregeln, vertrauten auf seine Gesinnung und erwarteten mit seiner Berufung zu den Geschäften den Anfang eines kräftigen, entschiedenen Regierungs-Systems, durch welches das Königthum aus seinen gegenwärtigen Verlegenheiten herausgezogen würde. Die Kirchen-Partei, welcher er durch seine Verbindungen und eine aus langen Leiden hervorgegangene Frömmigkeit angehörte, hoffte von seiner Mitwirkung das Heil der Kirche und des Staats. Zu diesem Vertrauen kam noch das, welches der Fürst von Polignac auf sich selbst setzte. Wohlwollend und redlich im höchsten Grade, aber leichtsinnig und eingebildet, ohne tiefere Menschenkenntniß, und dabei mehr den Prinzipien der Repräsentativ-Regierung anhängend, als in die wahren Bedingungen derselben eingeweiht, täuschte er sich durchaus über die Natur und den Umfang der Opposition, zu deren Bekämpfung er sich berufen glaubte. Die mächtige constitutionnelle Opposition, die sich seit dem Villèleschen Ministerium gebildet hatte, verwandelte sein getäuschter Blick in ein schwaches revolutionnaires Häuflein, dessen feindseliges Streben, ohne Anklang in der Nation, durch eine kräftige Haltung der Regierung leicht zu vereiteln sey. Ihn verführte das Beispiel des Herzogs von Wellington, der einer toryistischen Verwaltung eine imposante parlamentarische Majorität zu gewinnen wußte; aber er vergaß, daß die Lorbeern von Waterloo hier ein großes Gewicht in die Waagschale legten.

Die Idee, Herrn von Polignac an die Spitze der Geschäfte zu rufen, war bei dem König nicht neu. Die Ergebenheit desselben erschien ihm immer als ein Nothanker für eine gefährliche Lage. Nur der Ruf seiner Unfähigkeit, den Herr v. Villèle selbst verbreitet hatte, konnte ihn von der Verwaltung ausschließen, als der Kredit jenes Mannes am Hofe zu sinken begann. Seitdem bot ein Vorfall unter dem Ministerium des Herrn v. Martignac dem Könige die Gelegenheit, einen entschiedeneren Schritt zu thun. Im Dezember 1828 sah sich Herr von La Ferronnais, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, durch Gesundheits-Rücksichten veranlaßt, seine Entlassung nachzusuchen. Der König ließ durch Herrn von Portalis dem Fürsten von Polignac heimlich schreiben, er solle nach Paris kommen, um daselbst mit dem Herzog von Mortemart, der als Gesandter nach Rußland ging, zu konferiren. Mit Karl's geheimsten Absichten vertraut, spricht der Fürst in London viel von seiner nahen Beförderung, eilt nach Paris, läuft zu Herrn v. Portalis und erzählt ihm ohne Weiteres, er sey Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Herr v. Portalis verbirgt mit Mühe sein Erstaunen und theilt es seinen Kollegen mit, welche erklären, daß sie sich in Masse zurückziehen würden, wenn Herr v. Polignac ins Ministerium trete. Umsonst wollte sich dieser, nach besserer Ueberlegung, mit dem Portefeuille des Königlichen Hauses begnügen; umsonst stellte er die Unmöglichkeit entgegen, mit Anstand nach London zurückzukehren, nachdem man so viel unnützes Aufsehen gemacht: die Minister blieben unbeugsam. Forschen wir nach der Ursache dieses so entschiedenen Widerstandes.

Es ist hier nicht der Ort, an die ersten Jahre der politischen Laufbahn des Herrn v. Polignac zu erinnern, an seine schwache Theilnahme an den Verschwörungen gegen das Konsulat, an seinen edlen Kampf mit seinem Bruder vor dem Kriminal-Gerichtshof und an jene zweijährige Haft, welche die Kaiserliche Willkür bis zu den Begebenheiten des Jahres 1814 verlängerte: alle diese Thatsachen, die man so oft erwähnt und entstellt hat, gehören einer anderen Epoche an. Dagegen wollen wir die Leser auf einen Vorfall aufmerksam machen, der unmittelbar in die Geschichte der Restauration gehört.

Als die beiden gesetzgebenden Kammern zu Ende des Jahres 1815 zusammenkamen, weigerte sich Herr v. Polignac, als Mitglied der Pairs-Kammer, einen unbedingten Eid auf die constitutionnelle Charte zu leisten, weil „der Artikel, der sich auf die Freiheit des Kultus beziehe, nicht ausdrücklich von der Herrschaft der katholischen Religion spreche." Diese in der Königlichen Sitzung ausgesprochene Weigerung machte Aufsehen. Die Pairs-Kammer sandte zwei ihrer Mitglieder ab, um nach den Gründen derselben zu fragen. Dieser Schritt war ohne Folgen, aber nur ehrenvoll für den Charakter des Herrn v. Polignac. Der eine jener Kommissarien, Herr v. Fontanes, lobte laut die Reinheit seiner Gesinnungen, und Herr v. Polignac selbst sagte zu den Abgeordneten der Kammer, „der Vorbehalt, ohne den er nicht schwören wolle, hindere nicht, daß er von ganzem Herzen der constitutionnellen Charte anhänge." Indeß wurde er erst einige Monate später in Folge eines Eides ohne Vorbehalt zugelassen. Mehrere andere Pairs benahmen sich ganz eben so.

Dieser Vorfall, der von dem Parteigeist vergrößert oder entstellt wurde, machte einen übeln Eindruck. Die öffentliche Meinung, die gegen die Verletzung des politischen Eides so nachsichtig ist, blickte mit strengen Augen auf eine Gewissenhaftigkeit, welche wenigstens zeigte, daß ein solcher Eid nicht bei Allen seine Bedeutung verloren hatte. Sie sah nicht eine Bürgschaft der Aufrichtigkeit darin, sondern nur ein Zeichen heimlicher Abneigung gegen die Institutionen, die Frankreich der Restauration verdankte.

Die Umstände, die zwischen diesem Vorfall und der Zeit, deren Geschichte wir schreiben, eintraten, berechtigten in nichts, die Aufrichtigkeit jenes Eides zu bezweifeln. Herr v. Polignac gab 1816 seine Stimme für das liberale Gesetz, daß jeder Bürger, der auf den Listen der Nationalgarde eingeschrieben sey, das Wahlrecht haben solle. Alle Parteien haben es anerkannt, daß er bei seiner Gesandtschaft in England ein patriotisches und würdiges Benehmen gezeigt habe. Man führte lobend seine diplomatischen Depeschen an, und Herr von La Ferronnais, dessen Urtheil in dieser Beziehung Vertrauen verdient, sagte von ihm: „er habe weniger Fähigkeit, als er selbst glaube, aber viel mehr, als man ihm gewöhnlich zugestehe."

Herr von Polignac benutzte seinen Aufenthalt in Paris, um im Februar 1829 vor der Pairs-Kammer sein politisches Glaubensbekenntniß abzulegen; er that dies mit Offenheit und Würde: „Einige öffentliche Blätter", sagte er, „haben seit einigen Tagen die heftigsten Verleumdungen gegen mich gerichtet. Ohne Veranlassung von meiner Seite, ohne Grund und Wahrscheinlichkeit, ohne eine einzige Thatsache, die ihnen zur Stütze oder zum Vorwand diente, wagen sie es, mir vor ganz Frankreich eine heimliche Abneigung gegen unsere repräsentativen Institutionen anzudichten, die doch jetzt die Weihe der Zeit und einer höheren Autorität zu besitzen scheinen, seitdem die Königliche Hand, von der wir sie bekommen, kalt im Grabe ruht . . . Wenn sie sehen möchte, was mich beschäftigt, wie es doch so leicht ist, zu wissen, was ich denke, und zu hören, wie ich spreche, würde die Verleumdung selbst erröthen, mir Gesinnungen zu leihen, von denen ich nichts weiß und die meine Stimme jetzt zurückweist, wie mein Leben immer eine Verdammung derselben seyn wird. Aber ich will hier nicht bloß die Hälfte meines politischen Glaubensbekenntnisses aussprechen; ja, ich rechne es mir zur Ehre an, zu der großen, unermeßlichen Zahl der Franzosen zu gehören, welche glauben und hoffen, daß die repräsentativen Institutionen sich in unserem Vaterlande fest einbürgern werden; aber nie werde ich mich denen anschließen, welche es gern sehen würden, daß die Maßlosigkeit eines strafbaren Eifers diese an sich so weisen Institutionen entstellt und den Mißbrauch, der damit getrieben wird, zur Aufstellung von Doktrinen benutzt, welche geeignet sind, die Leidenschaften zu wecken und die Fackeln der Zwietracht in die Gesellschaft zu schleudern . . . . Der feierliche Vertrag, auf dem unsere monarchischen Freiheiten ruhen, erscheint mir wie ein himmlisches Zeichen, welches der Vorbote der Ruhe und Sicherheit ist; ich betrachte ihn als einen Hafen, der uns gegen neue Stürme sichert, als ein neutrales Gebiet, von welchem alle gefährliche und unnütze Erinnerungen aus der Vergangenheit gleich sehr ausgeschlossen sind . . . . Mit welchem Recht schreibt man mir die Absicht zu, Freiheiten, die auf legitime Weise erworben worden, zu zerstören? Hat man je in mir einen servilen Anbeter der Gewalt gesehen? Ist meine politische Gesinnung etwa beim Anblick der Gefahr wankend geworden? Wenn ich das Gewissen und das Leben meiner Ankläger untersuchen dürfte, würden sie nicht vielmehr dabei ertappt werden, wie sie vor einem Idol das Knie beugten, während ich, unabhängiger als sie, in Fesseln dem Tode trotzte?" . . . .

Diese Sprache konnte das Mißtrauen der Parteien nicht überwinden. Man hatte weniger Achtung vor seiner scheinbaren Redlichkeit, als Furcht vor den politischen Motiven, die ihn festhielten, und der Fürst gab dieses Mal den wiederholten Aeußerungen des öffentlichen Mißtrauens nach, indem er nach England zurückging. Herr v. Portalis ward den 15. Mai zur Leitung der auswärtigen Angelegenheiten berufen. Sein Nachfolger im Justiz-Departement ward Herr Bourdeau, der Unter-Staats-Secretair dieses Ministeriums.

Die legislative Session ward den 31. Juli geschlossen. Wenige Tage vorher hatte sich das Gerücht verbreitet, Herr von Polignac sey so eben nach Paris gekommen. Der offizielle Vorwand seiner Reise war die Wiederherstellung seiner Gesundheit; davon ließ sich Niemand täuschen. Die thätigen Schritte des Fürsten, der Versuch, den Karl kurz vorher gemacht, ihn ins Kabinet zu berufen, die moralische und bald darauf die wirkliche Auflösung des Ministeriums, die in der Mitte des Conseils selbst ausgesprochen wurde, alle diese Umstände ließen nicht zweifeln, daß die Anwesenheit des Fürsten mit einem politischen Plan zusammenhänge, den man in seinem Zweck und seinen Einzelnheiten noch nicht klar durchschauen konnte. Mehrere Personen behaupteten sogar, er sey nicht im Stande, ein Kabinet zusammenzubringen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Französische Literatur des 17ten und des 18ten Jahrhunderts.

(Schluß.)

Solche Gesinnungen mußten die Fortschritte der Monarchie leicht machen. Ludwig XIV. benutzte sie, und der Ruhm, der die

Anfänge seiner Regierung verherrlichte, brachte die Widerstands- und Neuerungs-Ideen vollends zum Schweigen. Mitten in diesem Schweigen bildete sich die Literatur des großen Jahrhunderts, jene ruhige, majestätische Literatur, die sich selbst die strengsten Gesetze giebt, mit Maaß die Leidenschaften malt und jene erhabenen Fragen, die an Kämpfen und Irrthümern so reich sind, ruhen läßt. Dieser schönen Schule gehören die höchsten Talente der Zeit an; sie erhöhen den Glanz des Throns, der wieder den seinigen auf sie zurückstrahlen läßt, indem er sie zu sich hinaufzieht und der Bewunderung Frankreichs und Europa's hinstellt.

Doch neben dieser zugleich religiösen und klassischen Schule war eine andere da, die, ohne Lärm auftretend und das helle Licht der Oeffentlichkeit scheuend, sich in die Unterhaltung und die Salons zurückzog. Wenn sie von Zeit zu Zeit ihr Daseyn kund gab, so geschah dies durch leichte Productionen, die gerade um ihrer Frivolität willen den Blicken der Macht entgingen. Die Schriftsteller, die wir meinen, waren in Betreff des Sittlichen nichts weniger als zurückhaltend, sie wußten, daß sie sich in dieser Hinsicht viel erlauben konnten; aber in Sachen des Glaubens und der Regierung waren sie außerordentlich vorsichtig; wenn sie in dieser Hinsicht etwas Kühnes wagten, so geschah dies heimlich und mit Hülfe der Londoner oder der Holländischen Pressen.

Diese skeptische, freiheitsliebende Schule hatte unter den großen Herren und den Literaten, die in ihrem Solde standen, ihre Haupt-Adepten. Doch auch zwei der ausgezeichnetsten Geister des Jahrhunderts, Molière und La Fontaine, hatten mit ihr mehr als einen Berührungspunkt. Aber wenn man abrechnet, was aus den Werken derselben ihr angehört, ist die Schule im Ganzen nicht sehr bedeutend; ihr Voltaire war ein jetzt fast vergessener Schriftsteller, Saint-Evremond, der, früher Gardelieutenant des Prinzen von Condé, wegen seiner beißenden Kritik des Pyrenäischen Friedens nach England exilirt wurde, ein munterer, reichbegabter Geist, der aber zu sehr Epikuräer war, zu sehr Ruhe und Genuß liebte, um ein Parteihaupt*) abgeben zu können. Und doch triumphirte diese Schule später durch das 18te Jahrhundert, welches ihre Doktrinen annahm, predigte und erweiterte; schon vor Ludwig's XIV. Ende war der Sieg nicht mehr zweifelhaft.

Als Boileau die Aufnahme Fontenelle's in die Akademie erfuhr, schrieb er in verdrießlicher Stimmung: „Die Akademie verschlimmert sich immer mehr." Dieser von Villemain zitirte Zug ist merkwürdig; er zeigt, daß Boileau schon 1691 den Fortschritt der Doktrinen erkannte, die er nie aufgehört, zu bekämpfen. Er sah in Fontenelle einen zweiten Perrault, und es war mehr als Perrault.

Der berüchtigte Streit über die „Alten und Modernen" war im Grunde nur derselbe Glaubens- und Autoritätskampf, auf ein spezielles Gebiet verpflanzt, wo man ihn ohne Gefahr durchfechten konnte, weil weder die Regierung noch das Publikum die Bedeutung desselben begriffen: sie sahen darin nur einen literarischen Zwist. Angeregt ward dieser Streit 1674 in einem Werk Desmarets' („Vertheidigung des Helden-Gedichts mit einigen Bemerkungen über die satirischen Werke des Herrn Despreaux"), welchem Boileau indirekt antwortete durch den 4ten Gesang der Art poétique. Im Jahre 1688 erschien die berühmte Parallèle des anciens et des modernes. Diesem Werk Perrault's stellte Boileau seine Réflexions sur Longin entgegen. Die Geister theilten sich zwischen beiden Gegnern; doch die öffentliche Meinung begünstigte den Vertheidiger der „Alten". Die ganze skeptische Schule gehörte zu Perrault's Partei; doch sprach sie sich anfangs nur furchtsam aus, wie man aus folgender Stelle eines Briefes der Ninon an Saint-Evremond vom Jahre 1693 ersehen kann: „Ich mache oft alte Erzählungen, wo Herr d'Elbène, Herr de Charleval und der Ritter de la Rivière die Modernen erfreuen. Sie haben Theil an den schönen Stellen; doch da Sie auch ein Moderner sind, so hüte ich mich, Sie vor den Akademikern zu loben, die sich für die Alten erklärt haben."

Wenige Jahre später erneuerte sich der Streit der Alten und Modernen, aber mit ganz anderem Ausgang; der öffentliche Geist war umgewandelt, und die zuletzt Besiegten wurden Sieger. Racine und Boileau waren gestorben, noch in ihren letzten Tagen von gemeinen Epigrammen verfolgt. Fontenelle, dessen Sanftmuth man gerühmt hat, scheute sich nicht, das Meisterstück ganz stupid zu schmähen, und als man ihm Boileau's Büste von Girardon zeigte, sagte er: „Ich bleibe dabei; man muß ihn mit Lorbeeren krönen und auf die Galeeren schicken." Dieser gute Herr v. Fontenelle sollte endlich befriedigt werden. Es ist bekannt, daß er zu sagen pflegte, er sey erst im 60sten Jahre vollkommen glücklich gewesen, und d'Alembert, um diese Worte zu erklären, macht folgende Bemerkung: „Despréaux und Racine, seine erklärten Feinde, waren nicht mehr; der Dichter Rousseau, sein Verleumder, war aus dem Lande verbannt; der Dichter Roi, ein anderer auf ihn erbitterter Satiriker, war verachtet." D'Alembert hätte hinzufügen können: Er hatte auch den Vortheil, die Gunst des Regenten und seines würdigen Ministers Dubois zu genießen.

Fontenelle hate an La Motte und dem Abbé Terrasson nützliche und eifrige Bundesgenossen gefunden. Man muß die polemischen Schriften dieses Letzteren, des Kühnsten unter den Dreien, lesen, um zu erkennen, welche Veränderung in den letzten Jahren Ludwig's XIV. eingetreten war. Man öffne seinen langen Bericht, der den Titel führt: Dissertation sur Homère; hier findet man, daß „das natürliche Prinzip, nach welchem man ein Werk der schönen Literatur beurtheilen muß, nicht in der Bewunderung besteht, die man für dieses Werk von jeher gehabt hat, sondern in der vollkommenen Uebereinstimmung desselben mit der Vernunft und der Natur des Schönen; das ist wahre Philosophie, eine Philosophie, die alle Vorurtheile beseitigt, um auf den innersten Grund der Frage zurückzugehen; dieser Geist ist es, der Aristoteles nach 2000 Jahren gestürzt hat und der Homer nach 3000 stürzen wird." Es heißt ferner darin, „daß der Streit über die Alten und Modernen dem menschlichen Geist seine ganze Würde wiedergegeben hat, indem er ihn auch in Hinsicht der schönen Literatur vom Joch des Vorurtheils befreite, und daß es eine wahre Schmach für die Französische Akademie wäre, wenn der erste Strahl des philosophischen Lichts, das die Finsterniß jenes seit der Gründung dieser Körperschaft bestehenden Wahns über die schöne Literatur zerstreuen wird, nicht aus ihrer Mitte hervorgegangen wäre." Auch liest man hier, daß die Oper eine treffliche moralische Schule ist, besonders für die Könige: „Da man bei den meisten Fürsten, die nicht denselben Grad von Frömmigkeit erreichen werden, wie der gegenwärtige König von Frankreich, einen Hang zum Vergnügen voraussetzen muß, so können sich die Dichter, die für das Schauspiel arbeiten, in gewissem Sinne als die ersten und vielleicht die einzigen Sittenlehrer der Könige betrachten .... Während die Prediger und die Direktoren den frommen Seelen einen Haß und Ekel gegen das Jahrhundert einflößen, müssen die Dichter die Fürsten dazu anleiten, daß sie die Zeiten glücklich und angenehm machen und die Völker in allgemeiner Freude erhalten .... Die Fürsten und die Obrigkeiten müssen, die Ansicht, daß das Cölibat der Ehe vorzuziehen sey, im Innern der Seele verbergend, das einzig gesetzmäßige Mittel, die Völker zu vermehren, begünstigen und zur Verwirklichung des Naturprinzipes beitragen, das der Schöpfer dem Menschengeschlecht mitgegeben, zu wachsen und sich zu vermehren. Selbst der, welcher, unberührt von den erhabensten Ideen des Glaubens, sich freuen würde, die Zahl der Menschen abnehmen zu sehen, könnte nur für eine schwarze Seele und für eine Pest des Staates gelten." Terrasson war nicht bloß Abbé; er war Vorleser und Königlicher Professor der Philosophie, Mitglied der Französischen Akademie und der Akademie der Wissenschaften.

Uebrigens darf man nicht glauben, daß der philosophische Geist weiter keine Nahrung hatte, als den Streit über die Alten und Neueren. Es war die Zeit, wo Bayle den größten Einfluß hatte; man weiß, welch' wunderbaren Erfolg seine „Nachrichten von der Republik der Wissenschaften" und sein „historisches und kritisches Dictionnaire" hatte, und Louis Racine vergißt auch nicht, in einem seiner schönsten Werke, der an Rousseau im Jahre 1737 geschriebenen Epistel, wo er die Gründe der großen Revolution aufsucht, deren bestürzter Augenzeuge er gewesen, auf den Rotterdamer Journalisten anzuspielen. Bayle starb im Jahre 1706. In demselben Jahre beschloß auch Ninon ihre lange Laufbahn. Der erstaunliche Ruf, den diese philosophische Courtisane während ihres Lebens genoß, der Enthusiasmus und die Lobreden, womit sie nach ihrem Tode überschüttet wurde, sind Thatsachen, welche über die Fortdauer des Skeptizismus durch das ganze 17te Jahrhundert hindurch und den steigenden Einfluß und Muth desselben im Anfang des 18ten viel zu denken geben.

Man sieht also, die Revolution der Geister wartete nicht, bis der große König ins Grab stieg, um sein System, alle Ideen und allen Glanz, womit er regiert, zu verurtheilen. Es war auch ganz natürlich: Ludwig war besiegt; die Schmach der Niederlage war dem Triumph dicht auf dem Fuße gefolgt; der gealterte, niedergeschlagene Monarch, der den Utrechter Frieden erbettelte, wie verschieden war er von dem jungen Herrscher, der mit Stolz den Nimweger Traktat diktirt hatte. Hätte Ludwig XIV. in einem bloßen Kampf der Interessen, einer Macht gegenüber, die dieselben Prinzipien, wie er, hegte, nachgeben müssen, so hätte die Niederlage nicht dasselbe Resultat gehabt. Aber nicht das Haus Oesterreich hat Ludwig XIV. besiegt, obgleich es alle seine Kräfte dazu hergab, sondern vielmehr Wilhelm III., England und Holland, mit einem Wort, das protestantische Prinzip, welches mit wunderbarer Gewandtheit die allerkatholischsten Herrscher, selbst den Papst, für sich zu gewinnen wußte. Daher fiel auch mit Ludwig XIV. ein ganzes System, und zwar zum Vortheil des entgegengesetzten. Was hat Oesterreich mit Ludwig's Niederlage gewonnen? Nichts, es ist vielmehr seitdem einem sichtbaren Verfall entgegengegangen, aus dem es sich später nur durch ein Wunder rettete; das kommt daher, weil Oesterreich selbst dem besiegten System angehörte. Die Beute und alle Früchte des Sieges waren für die protestantischen Mächte; ihr System hatte die Oberhand behalten.

Man ist gewohnt, in den Kriegen Ludwig's XIV. nur Eroberungspläne zu sehen. Dieser mehr Spanische als Französische Fürst schien jenes katholische System Philipp's II. geerbt zu haben,

*) Nichtsdestoweniger freute er sich sehr über die Ausdauer seiner Schüler. Der Graf von Grammont war gefährlich krank geworden, und Ludwig XIV., welcher wußte, daß dieser Herr nicht sehr fromm war, schickte ihm den Marquis von Dangeau, um ihm zu sagen, daß er an Gott zu denken habe. Der Sterbende lächelt, wendet sich zu seiner Gattin, die immer sehr fromm gewesen, und sagt: „Gräfin, wenn Sie sich nicht versehen, wird er Ihnen eine Beichte ablocken." Der Graf ward wieder hergestellt, und Saint-Evremond eilte, seinem Schüler zu gratuliren. „Bisher", schrieb er ihm, „waren Sie mein Held und ich Ihr Philosoph; jetzt ist Alles für Sie, Sie haben mir meine Philosophie genommen. Ich wünsche, ich wäre todt und hätte das gesagt, was Sie auf dem Sterbebett gesagt haben. Man spricht von diesem trefflichen Wort an allen Höfen Europa's."

welches Heinrich IV. und Richelieu besiegt hatten, indem sie sich mit dem Protestantismus verbanden. Was das Haus Oesterreich nicht erreichen konnte, indem ihm Frankreich entgegengetreten war, versuchte jetzt Ludwig XIV., und nun fand der Protestantismus in demselben Hause Oesterreichs, das er bisher immer bekämpft, eine Stütze gegen Frankreich. Der Grundpfeiler der Politik Philipp's II. war die Unterjochung Hollands und die Wiederherstellung des Katholizismus in England; ganz dasselbe erstrebte die Politik Ludwig's XIV., und auch der Erfolg war bei Beiden derselbe.

Nichtsdestoweniger ist zwischen diesen zwei Königen eine bedeutende Verschiedenheit. Philipp's II. Streben ist viel tiefer und konsequenter; seine innere Politik entspricht vollkommen den Tendenzen, die er nach Außen verfolgt. Ludwig's Benehmen dagegen ist ein Labyrinth von Inkonsequenzen. Er will die Quelle aller Gewalt aus sich herleiten und zerstört die einzige und sicherste Garantie einer solchen Gewalt, das theokratische Prinzip, indem er den Papst beschimpft und die Bischöfe zu Höflingen macht. Die Hierarchie des Adels schont er nicht mehr als die der Geistlichkeit; beide giebt er dem plebejischen Spott Molière's preis und applaudirt dem Tartuffe, den Précieuses ridicules, dem Bourgeois gentilhomme. In der ersten Hälfte seiner Regierung wird die Unsittlichkeit und Frivolität von ihm selbst befördert; in der zweiten wird er seinen Prinzipien treuer, er will eine andere Richtung annehmen, aber die Mittel, die er anwendet, sind ohne Erfolg. Und nachdem er so die beiden Stände, welche die natürliche Stütze der Französischen Monarchie bilden, geschwächt und herabgewürdigt, gefällt er sich aus Ruhmsucht darin, durch seine Gunstbezeugungen eine neue Klasse zu sich emporzuheben, die der Schriftsteller, eine Klasse, die eine natürliche Feindin des Adels und Klerus ist und, wenn diese zum Sturz reif seyn werden, einen Bundesgenossen an dem dritten Stande finden wird, aus dem sie selbst hervorgegangen und der in Folge des Aufschwungs, den Handel, Künste und Industrie durch Colbert empfangen haben, an Reichthum und Bedeutung unendlich vorgeschritten ist. — Dieses ganze innere System stand in offenem Widerspruch mit der auswärtigen Politik Ludwig's; in ihm lagen Freiheitskeime, deren früher oder später unabweisbare Entwickelung durch die äußeren Niederlagen und den endlichen Sieg des protestantischen Prinzips nur beschleunigt wurde.

(B. U.)

Schweden.

Schwedens neuere Dichterschule.

V. Sjöberg.

Kurz nach dem Tage, an dem Stagnelius' betrübte Seele ihren Schwanengesang angestimmt hatte, zog ein junger Dichter arm und krank durch das Nordthor in Stockholm ein, um in der Hauptstadt den Ruhm zu suchen, der ihn gelockt, und das Glück, das ihn bisher geflohen war. Es war Erik Sjöberg, bekannter unter dem Namen Vitalis, Sohn eines Tagelöhners in dem Städtchen Trosa. Alles, was der Vater für die Erziehung seines Erik thun konnte, war, daß er ihn in die Armenschule schickte. Hier zeichnete sich der Knabe so sehr durch seine Geistesanlagen und seinen anhaltenden Fleiß vor seinen Mitschülern aus, daß der Schulvorsteher, in der Besorgniß, daß der Unbemittelte dem Studium entsagen möchte, und selbst außer Stande, ihn für dessen Fortsetzung zu unterstützen, um ein Stipendium für ihn nachsuchte und es erhielt. So trat Vitalis im Jahre 1807 aus der Elementarschule in die lateinische. Hier lernte er den Virgil kennen, der einen solchen Eindruck auf ihn hervorbrachte, daß er ihn nicht mehr aus der Hand legte. Er selbst erzählte, daß, als er später während der Ferien einen Besuch bei seinen Aeltern machte und die Schweine hüten mußte, er, in der einen Hand den Schäferstab, den Lateinischen Bukoliker in der anderen, auf die Weide gezogen sey.

Einige Wohlthäter reichten ihm die Mittel, seine Gymnasial-Bildung zu vollenden, und ließen ihn auch zur Universität übergehen; aber die Unterstützung war gering und sein Aufenthalt zu Upsala von Anfang an mit Anstrengungen und Entbehrungen verbunden. Um subsistiren zu können, theilte er seine Zeit zwischen Studiren und Unterrichten. Des Nachts wurde gearbeitet, bei Tage Stunden gegeben, die, sparsam gesucht und schlecht honorirt, ihm nur ein precaires oder ungenügendes Auskommen verschafften. So kämpfte er mehrere Jahre, sich stemmend gegen den Druck seiner Lage und die Unbeugsamkeit des Geschickes durch die Unbeugsamkeit seines Willens zu überwinden suchend; aber diese Anstrengung, der er sich aussetzte, legte den Grund zu der Erschöpfung, die ihn in der Blüthe seiner Jahre hinwegraffen sollte. — Im Jahre 1822 besuchte der Kronprinz die Universität und nahm sich der Lage des Dichters an. Er sicherte Vitalis eine Pension bis zu dem Zeitpunkte zu, wo er die philosophische Doktorwürde erlangt haben würde. Anfangs nahm Vitalis diese Gunstbezeugung mit dankbarer Erkenntlichkeit auf, als aber seine Gesundheit mit jedem Tage schwankender wurde, empfand er beim Empfang der ersten Raten Gewissensskrupel; er gestand sich, daß er vielleicht niemals promoviren könnte und mithin auf die Summe, welche der Kronprinz ihm zu diesem Zwecke ausgesetzt habe, verzichten müßte. Er schlug sie aus.

Im nächsten Winter folgte er einem Rufe als Lehrer und ging nach Södermanland. Der unvorsichtige nächtliche Aufenthalt in einem kalten Zimmer war bei seiner ohnehin kränklichen Körperbeschaffenheit die nähere Veranlassung zu seinem Tode. 1824 ging er nach Upsala zurück und bestand daselbst ein glänzendes philosophisches Examen. Es war sein letzter Triumph; er fand sich bald ärmer, leidender, verlassener als jemals. Er bewarb sich um eine Docentenstelle an der Universität, alle Plätze waren besetzt; er liebte ein junges Mädchen, sie verheirathete sich. Es ist dieselbe, an die er so rührende Verse gerichtet, der er gesagt hatte: „Wenn Du auf Deinem Wege eine Blume triffst, die ihr müdes Haupt beugt, eine blasse Blume, die sich mit einer Thräne in ihrem Kelche verschließt, so sieh darin ein Bild meines Herzens, wenn Du mich verlassen hast." — Ihr galten auch die Worte in einer jener Stunden, wo er das Ende seiner Tage berechnen zu können glaubte: „Wenn Du unter den Linden wandelst, die das Grab Deines Freundes beschatten werden, und eine himmlische Röthe in Deinem Gesichte aufsteigt, so ist es mein Kuß, der Deine Wangen berührt, mein Flüstern, das sich mit dem Säuseln des Windes mischt, meine Seele, welche zu Dir zurückkehrt, um den Durst ihrer Liebe an Deinen Lippen zu kühlen." — Er behielt dieses Mädchen, auch nachdem es für ihn verloren war, in theurem Angedenken und konnte nie ohne Rührung von ihm sprechen hören.

In seiner Verlassenheit und seinem Kummer fand er in seiner noch lebenden Mutter den einzigen Trost; er besuchte sie oft in ihrer kleinen Wohnung zu Trosa, und jede dieser Reisen war ihm eine heilige Wallfahrt. Aber auch sie starb, und er sah sich nun ganz allein. Damals war es, daß er sich nach Stockholm zu gehen entschloß. Der Ruf seiner Dichtergabe war ihm schon vorausgeeilt, er hoffte auf eine festere Stellung in der großen Stadt und betrog sich. Er ging mitten durch die Menge wie durch eine Wüste, und als er einen Blick in die Vergangenheit that, fühlte er sich von dem Bewußtseyn bitterer Täuschungen niedergedrückt. „Weib des Lot", rief er da aus, „jetzt begreife ich Dein Loos; ich habe, wie Du, hinter mich geblickt und bin, wie Du, in der Einöde zur Salzsäule erstarrt. Geschwunden sind die Freuden meiner Jugend, davon geflohen die Genien meiner Kindheit, Niemand antwortet meiner klagenden Stimme, sieht meine Thränen fließen. Ich breche wie eine Blume, welche kein Sonnenstrahl mehr erwärmt und der Herbstwind entblättert." — Alle seine Bemühungen, sich ein mäßiges, wenn auch kein glänzendes Auskommen zu verschaffen, mißlangen. Er sah sich genöthigt, Schulden zu machen, und dies wurde für ihn eine Quelle neuer Unruhen. Mit seinen Sorgen wuchs seine Krankheit, er welkte hin und starb im Hospitale den 4. März 1828. Auf seinem Tische fand man ein kleines Buch, den Trost seiner letzten Stunden, aufgeschlagen; es war die Nachfolge Christi von Thomas a Kempis.

Vitalis hat eine Sammlung ernst- und scherzhafter Gedichte hinterlassen. Die ernsthaften tragen das lebhafte Gepräge seiner energischen Seele, welche unaufhörlich gegen den auf ihn eindringenden Tod ankämpfte und nach Krankenliedern Genesungshymnen anstimmte. Sein Styl ist fest, ernst, bilderreich, aber nicht gleichmäßig; es ist, wie Geijer sagt, der Styl eines Menschen, der noch im Suchen nach dem wahren Ausdruck begriffen ist. Neben lichtvollen Stunden und hoher Begeisterung hat er Momente der gänzlichen Verlassenheit, wo man an seinem Talente zweifeln möchte. So geht er von einem Extrem zum andern über und hält sich selten auf der Mittelstraße. Er ist über der Mittelmäßigkeit und darunter. — Die Schweden rühmen die Leichtigkeit seiner komischen Gedichte und die Geschicklichkeit, mit der er ernste Gegenstände zu parodiren verstand. Wenn man aber das traurige Geschick desjenigen kennt, der diese launigen Verse geschrieben, so findet sich in dieser erschöpften Stimme, die zu lachen sucht, in der schwermüthigen Harfe, die das Ohr zu ergötzen strebt, ein Mißlaut, welcher verstimmt, und man kehrt zu seinen Elegieen zurück, als zu dem Spiegel, worin seine wahre Poesie und das unverfälschte Bild des Dichters leuchtet.

X. Marmier.

Mannigfaltiges.

— Deutschland und Italien. Unter diesem Titel (Allemagne et Italie) hat Herr Edgar Quinet die Aufsätze herausgegeben, die er über die literarischen Zustände beider Länder nach und nach in der Revue des deux Mondes hat abdrucken lassen. Herr Edgar Quinet gehört bekanntlich zu den wenigen Franzosen, welche die Deutsche Literatur wirklich und gründlich kennen. Darum liebt er sie aber auch, und selbst die Vorwürfe, die er ihr bisweilen macht, sind Beweise dieser Liebe. Das Werk besteht aus zwei Bänden, von denen jedoch der zweite bloß Rezensionen von Büchern enthält, die entweder in einem jener beiden Länder erschienen sind oder sie zum Gegenstande haben. Auch eine kritische Anzeige des „Lebens Jesu" von Strauß befindet sich darunter.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅔ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 46. Berlin, Mittwoch den 17. April 1839.

Frankreich.

Ein Tag aus dem Leben eines Dichters.

Ein Schreiben A. von Lamartine's.*)

Sie fragen, theurer Freund, wie ich, trotz meiner landwirthschaftlichen Beschäftigungen, meiner philosophischen Studien, meiner Reisen und meiner Neigung für die Politik, die mich zuweilen in ihren lärmenden und bewegten Strudel reißt, wie ich, trotz aller dieser Abhaltungen, mir die nöthige Freiheit des Geistes und einige Stunden Muße zu dem Umgange mit den Musen bewahre, die ihre Auserwählten nur in der Stille und in der Einsamkeit aufsuchen. Das ist gerade, als ob Sie den Soldaten oder Matrosen fragen wollten, ob er im Getümmel des Lagers oder während des Tobens der Wellen Zeit behalte, an seine Liebe zu denken oder ein Gebet zu Gott emporzuschicken. Ein jeder Mensch hat eine wunderbare Kraft der Expansion und der Concentration, die Gabe, sich der Welt hinzugeben, ohne sich zu verlieren, sich seiner zu entäußern und sich wiederzufinden. Wollen Sie mein Geheimniß wissen? Es ist nichts Anderes, als die Eintheilung der Zeit. Wenn jedes Ding seine Stunde hat, so findet sich immer Zeit. Das kann indeß natürlich nur von einem Menschen gelten, der, wie wir, hundert Meilen von Paris, zehn Meilen von jeder Stadt entfernt unter einer Eiche oder unter einem Feigenbaume lebt. Sie wünschen eine getreue und aufrichtige Schilderung eines Tages meines Landlebens, das Ihnen so inhaltsvoll und mir so leer erscheint. Sie sollen sie haben. Nehmen Sie und lesen Sie, wie unser J. J. Rousseau so feierlich sagt.

Vor Allem dürfen Sie aber nicht aus den Augen lassen, daß, wer ein solches Doppelleben führen will, früher zu Bett gehen und seine Lampe auslöschen muß, wenn die des Webers oder der Spinnerin auf den dunkeln Abhängen unserer Berge noch wie zwei zur Erde niedergesunkene Sterne durch die Zweige hindurchschimmern. Man muß während des Einschlafens den fernen Gesang der Burschen aus dem Dorfe hören, welche von den Feldern heimkehren und uns eine immer schwächer werdende Einladung zum Schlafe zuschicken. „Suadentque cadentia sidera somnos." Unser Freund und Meister Virgil verstand das sehr gut.

Wenn also die Zeit der Politik abgelaufen ist, wenn die Kammer, die Departemental- und General-Versammlungen, die Munizipal-Versammlungen des Dorfes, die Wahlen, die Aerndten, die Aussaat mir zwei Monate Muße lassen in meinem theuern Saint-Point, das Sie kennen und wo Sie zuweilen in dem Thurme geschlafen haben, der unter den Stößen des Westwindes erzittert, so beginnt mein Dichterleben für einige Tage. Sie wissen sehr wohl, daß dasselbe höchstens den zwölften Theil meines wirklichen Lebens ausfüllt. Das gute Publikum, welches nicht, wie Gott, den Menschen nach seinem Bilde gestaltet, sondern ihn nach seiner Laune verunstaltet, glaubt, ich hätte dreißig Jahre meines Lebens damit zugebracht, in die Sterne zu schauen und Reime zu schmieden; nicht dreißig Monate habe ich darauf verwendet, und die Poesie ist für mich, wie das Gebet, die schönste und innigste That meines Denkens, aber auch die kürzeste und diejenige, welche meinen täglichen Arbeiten die wenigste Zeit entzieht. Die Poesie ist ein innerer Gesang. Ich mache Verse, wie Sie singen, wenn Sie für sich allein hingehen und auf einsamen Waldpfaden umherschweifen. Ich markire damit den Schritt und schlage den Takt zu den Regungen des Herzens und des Lebens. Weiter nichts!

Die Zeit des Gesanges ist für mich das Ende des Herbstes, die letzten Tage des Jahres, welche unter den Nebeln und dem Trauern des Windes ersterben. Die rauhe und kalte Natur treibt uns in uns selbst zurück; das ist die Dämmerung des Jahres, das ist die Zeit, wo alles äußere Leben aufhört. Da aber das innere Leben nie erlischt, so muß man das Uebermaß der Kräfte, welches sich in finsterer Schwermuth verzehren würde, wenn man diese nicht in Versen aushauchte, wohl oder übel zu etwas verwenden. Gesegnet sey das Andenken des Menschen, der die Schrift erfunden hat, diese Unterhaltung des Menschen mit seinen eigenen Gedanken, diese Erleichterung der Seele. Sie ist ein Mittel gegen den Selbstmord.

In dieser Zeit des Jahres stehe ich sehr früh auf. Die kreischende und langsam verhallende Thurmuhr hat noch nicht fünf Uhr geschlagen, wenn ich, der Träume müde, mein Bett verlasse, meine kupferne Lampe anzünde und in dem stillen und einsamen Thurme, welcher einer Grabeskammer, in der das Leben noch hauset, gleicht, ein Feuer bereite. Ich öffne das Fenster und gehe auf dem wurmstichigen Fußboden des hölzernen Balkons einigemal auf und ab. Ich betrachte den Himmel und die schwarzen Auszackungen der Berge, welche sich scharf und deutlich auf dem blassen Blau des Winterhimmels abzeichnen, oder deren Gipfel in einem Nebelmeere verschwimmen. Wenn der Wind streicht, so sehe ich die Wolken die letzten Sterne verhüllen, welche auf- und niedertauchen wie die Perlen des Meeres, über welche die Fluthen dahinrauschen. Die schwarzen und kahlen Zweige des Nußbaums auf dem Kirchhofe wanken und schwanken, und der Sturm weht die verwelkten Blätter an dem Thurme zusammen, wo er mit ihnen sein Spiel treibt. Einem solchen Schauspiele gegenüber, zu einer solchen Stunde, inmitten der stillen Nacht und der mitfühlenden Natur, ist es nicht anders möglich, als daß die Seele, wenn sie aus ihrem Schlummer erwacht und in die Nachtlüfte niedertaucht, sich durchschauert fühle, daß sie an dem Wechselgespräche des Himmels und der Berge, der Sterne und der Wiesen, des Windes und der Bäume Theil nehme und sich mit raschem Fluge zu den Sternen aufschwinge, um sich von diesen zu Gott zu erheben. Ein Theil meines Wesens entweicht von mir, um sich mit allen diesen Dingen zu vermischen; ein Seufzer schlägt die Brücke zwischen Allem, was ich in diesem Hause gekannt, geliebt, verloren; eine Hoffnung, innig und klar wie die Vorsehung, führt mich zu Gott zurück, wo ich Alles wiederfinde; meine Traurigkeit und meine Begeisterung machen sich in einigen Worten Luft, welche ich laut ausspreche. Es hört sie Niemand als der Wind, und dieser führt sie zu Gott. Indeß fängt mich an zu frieren; meine Tritte knarren auf dem bereiften Boden, und ich kehre in den Thurm zurück, wo das Feuer hoch aufprasselt und wo mein Hund mich erwartet.

Was ist nun zu thun, werther Freund, um die drei oder vier Stunden auszufüllen, welche im November bis zum Tageslichte verfließen? Alles schläft im Hause und auf dem Hofe. Kaum hört man von Zeit zu Zeit das Krähen eines Hahns, den der Schimmer eines Sternes getäuscht hat und der nicht auskräht, weil er seinen Irrthum einsieht, oder zuweilen fängt auch ein schlafender und träumender Ochse an zu brüllen und weckt den Hirten auf. Es ist jetzt keine häusliche Störung, kein lästiger Besuch zu fürchten; kein Geschäft des Tages raubt mir jetzt zwei oder drei Stunden und zerstreut meine Gedanken. In der Stille ist man ruhig und vertrauensvoll, denn der Tag gehört den Menschen, die Nacht aber Gott.

Das Gefühl völliger Sicherheit ist schon an und für sich eine Wollust. Ich empfinde einen Augenblick die Wonne desselben. Ich gehe hin und her, ich durchmesse das Zimmer nach allen Richtungen, ich betrachte die Portraits an den Wänden; ich rede sie an, ich spreche mit meinem Hunde, der mit klugem und unruhigem Auge allen Bewegungen meiner Gedanken und meines Körpers folgt. Zuweilen sinke ich vor einer der theuern Erinnerungen an eine abgeschiedene Zeit auf die Kniee, noch öfter schicke ich meine Gedanken zu Gott empor, indem ich eine Stelle aus einem Gebete, das unsere Mutter uns in unserer Kindheit lehrte, oder einige abgerissene Verse der Psalmen hermurmele, welche ich in den Kirchen singen gehört habe und welche in meinem Gedächtniß wie die einzelnen Noten einer vergessenen Melodie auftauchen. Wenn dies geschehen ist, — Alles muß ja einen Anfang und ein Ende haben, — setze ich mich an den alten Eichentisch, an dem mein Vater und mein Großvater gesessen haben. Er ist mit Büchern bedeckt, in denen sie und ich geblättert haben; es ist eine alte Bibel und ein mächtiger Petrarka in Quarto, die Venetianer Ausgabe in zwei ungeheuren Bänden, in welcher seine Lateinischen Verse, seine Politik, seine philosophischen Arbeiten, sein Afrika 2000 Seiten ausfüllen, während seine unsterblichen Sonnette nur 7 einnehmen. Ist das nicht das vollkommenste Bild der Eitelkeit und Vergeblichkeit der Bemühungen des Menschen, welcher seine ganze Lebenszeit

*) Dieses Schreiben ist dem neuesten Werke Lamartine's, den „Recueillemens poétiques", vorgedruckt.

aufwendet, um sich ein ungeheures und mühsames Denkmal aufzurichten, von welchem die Nachwelt nur ein kleines Steinchen zu seinem Ruhme und seiner Unsterblichkeit bewahrt? Dann ein Homer, ein Virgil, ein Band der Briefe Cicero's, ein Band von Chateaubriand, Göthe, Byron und eine kleine Nachfolge Christi, ein Andenken meiner frommen Mutter, in welchem Spuren ihrer Finger, ihrer Thränen zu sehen sind; auch rühren einige Anmerkungen von ihrer Hand her in diesem Buche, welches einen größeren Schatz von Poesie und Philosophie enthält, als alle diese Philosophen und Dichter zusammengenommen (!). Unter diesen bestaubten und zerstreut umherliegenden Büchern gucken einige Bogen weißen Papiers hervor, Blei und Federn, welche zum Schreiben einladen. Den Ellbogen auf den Tisch gestützt, durchwogt von Empfindungen und Erinnerungen, die in meinem Herzen aufwachen, während sich in meinem Kopfe unbestimmte Bilder durch einander drängen und das Rauschen der Wälder meine Sinne ruhig oder traurig stimmt, überlasse ich mich meinen Träumen, empfinde ich, denke ich, wende ich den Bleistift lässig hin und her und zeichne fremdartige Baumgruppen oder Schiffe. Die Bewegung meiner Gedanken kömmt dann zur Ruhe, wie die Gewässer, die sich in dem Flußbette angesammelt haben, die Bilder, die Empfindungen häufen sich, sie fordern irgend einen Abfluß, und ich sage zu mir: jetzt geschrieben! Da ich aus Mangel an Uebung und Geschicklichkeit nicht in Prosa schreiben kann, so wähle ich Verse. So bringe ich einige angenehme Stunden zu, indem ich die Empfindungen, die Ideen, die Erinnerungen, die Eindrücke, die mich bewegen, dem Papiere anvertraue. Ich überlese mehrmals die harmonischen Ergüsse meiner eigenen Träumereien; meistens aber lasse ich sie unvollendet und zerreiße sie. Sie beziehen sich ja nur auf mich und können von keinem Anderen gelesen werden; vielleicht sind gerade diese Ergüsse nicht die schlechtesten, aber was thut's? Ist nicht das Schönste und Beste, was der Mensch geben kann, das, was er der Liebe anvertraut, oder das Gebet, welches er leise an Gott richtet? Und dennoch schreibt er es nicht auf, denn das Auge des Menschen würde es entweihen. Der reichste Gehalt unseres Herzens bleibt in demselben verschlossen.

Einige meiner Gedichte bringe ich dennoch zu Ende; Sie kennen sie; es sind die Meditationen, die Harmonieen, Jocelyn und die namenlosen Lieder, welche ich Ihnen zusende. Sie wissen, wie ich sie schreibe, wissen, wie niedrig ich sie anschlage, und wie unmöglich es mir ist, die Feile und die Kritik anzuwenden. Tadeln Sie mich, aber klagen Sie mich nicht an, und für meine Hingebung und meine Schwäche schenken Sie mir Mitleid und Nachsicht. Naturam sequere!

Die Stunden, die ich der Poesie widmen kann, sind mir karg zugemessen. Wenn es dämmert, erschallt vom Kirchthurme das Angelus; dann ertönt auf dem steinigen Pfade, welcher zur Kirche und zum Schlosse aufsteigt, das Klappern der Holzschuhe, das Blöken der Heerden, das Bellen der Schäferhunde und das Knarren der Räder; das Leben des Tages rings um mich her erfaßt mich und läßt mich bis zum Abend nicht wieder los. Die Tagelöhner steigen meine hölzerne Treppe herauf und fordern von mir ihr Tagewerk; der Pfarrer bittet mich um Unterstützung für seine Kranken oder seine Schulen; der Maire will von mir eine Erklärung des Gesetzes über die Vicinal-Wege haben, das ich, obgleich ich es gemacht habe, eben so wenig wie er verstehe; dann kommen die Nachbarn zu mir, und ich soll ihnen beim Anlegen eines Weges oder bei der Regulirung einer Erbschaft behülflich seyn; meine Winzer melden mir, daß Mißwachs eingetreten sey, und daß sie nur einen oder zwei Säcke Roggen zum Unterhalte für ihre Frau und ihre Kinder während des langen Winters haben; der Bote kömmt beladen mit Zeitungen und Briefen, die wie ein Platzregen auf meinen Schreibtisch regnen, bald süße, bald bittere Worte, meistens gleichgültige, die aber beantwortet werden müssen. Meine Gäste, wenn ich welche habe, wachen auf und tummeln sich, andere kommen und binden ihre Pferde an die Eisengitter der niedrigen Fenster. Es sind Pächter aus unseren Bergen mit schwarzen Westen und Lederhosen, die Maires der benachbarten Berge, treuherzige alte Pfarrer mit weißen Haaren, arme Witwen aus den benachbarten Städten, welche gern ein Post- oder Stempel-Büreau haben möchten, welche an die Allmacht eines Mannes glauben, von dem die Zeitungen sprechen, und welche bescheiden unter den großen Linden des Baumganges mit ein oder zwei Kindern stehen bleiben. Jeder hat seine Sorge, seinen Traum, sein Geschäft; man muß sie hören, dem Einen ein Billet schreiben, dem Anderen die Hand drücken, dem Dritten Hoffnung machen. Während dessen breche ich ein Stück Roggenbrod auf einer Ecke des mit Versen, Prosa und Briefen belasteten Tisches. Zur Würze des Brodtes dient frische Butter, eine Gartenfrucht oder eine Weintraube. Gewiß ein bescheidenes Frühstück für einen Dichter und Landmann! Die Brosamen kommen den Vögeln zu Gute. Nun schlägt es zwölf Uhr; ich höre meine Pferde wiehern und stampfen. Den Gästen des Hauses, welche bis zum Abend bleiben, sage ich jetzt guten Morgen und Lebewohl; dann steige ich zu Pferde und galoppire davon, alle Gedanken des Morgens hinter mir lassend, um den Sorgen des Tages entgegenzugehen. Ich schlage einen der steilen und gewundenen Fußpfade unserer Thäler ein; ich klimme auf und steige nieder, ich binde mein Pferd bald an diesen, bald an jenen Baum und klopfe hier und da an eine Thür. An Geschäften für mich und Andere fehlt es nicht, und ich kehre erst Abends wieder heim, nachdem ich sechs oder sieben Stunden lang die Wärme der Sonne, den Duft, den frohen oder traurigen Lärm unserer Herbstlandschaften genossen und die Farbenabstufungen der gelben Blätter betrachtet habe. Glücklich bin ich, wenn ich, ermüdet und erschöpft heimkehrend, einen während meiner Abwesenheit angekommenen Freund finde, welcher sich auf seinem Zuge nach Italien oder der Schweiz erinnert, daß mein Dach nicht allzu weit von seinem Wege abliegt, und welcher, wie Hugo, Nodier, Quinet oder Manzoni, mir Nachrichten aus der Welt bringt und sich an meinem Frieden und meiner Ruhe erquickt.

Dies, mein Freund, ist der beste Theil des Jahres für mich. Möge Gott ihn mir lange zu Theil werden lassen; ich segne ihn für das wenige Salz, womit er ihn würzt; aber diese Tage entschwinden mit der Schnelligkeit der letzten Sonnenstrahlen, welche durch zwei Nebelwolken hindurchdringen und die purpurnen Wipfel unserer jungen Wiesenpappeln golden säumen.

Plötzlich aber verkünden die Zeitungen, die Kammern seyen gegen die Mitte oder das Ende des Dezember zusammenberufen. Nun hören alle häusliche Freuden und der Friede auf. Ich muß jetzt das lange häusliche Interregnum, welches die Abwesenheit aus einem ländlichen Haushalt verursacht, vorbereiten, ich muß für die Bedürfnisse von Saint Point und die eines lästigen sechsmonatlichen Aufenthalts in Paris sorgen. Res angusta domi! Ich muß abreisen.

Man kann mir freilich einwenden: warum reisest Du? Hängt es nicht von Dir ab, in Deiner dichterischen Einsamkeit zu bleiben und die Politiker für Dich arbeiten zu lassen? Ich weiß wohl, daß man mir dies einwendet, aber ich antworte nichts darauf, und diejenigen, die so reden, dauern mich. Wenn ich mich mit der Politik zum Vergnügen oder aus Eitelkeit beschäftigte, würde man Recht haben; aber nur die Pflicht führt mich zu derselben, denn bei stürmischem Wetter muß jeder Schiffsreisende die Hand ans Werk legen. Ich würde lieber auf dem Verdecke mich sonnen und singen, aber ich muß die Leiter hinaufklimmen und die Segel ausspannen. Jeder Mensch, welcher an den Gefahren und Wohlthaten der Gesellschaft Theil hat, ist auch verpflichtet, für sie zu sorgen. In unserem Lande und in unserer Zeit macht man sich eine sonderbare Vorstellung von der Politik. Gewiß! es kann Dir und mir ganz gleichgültig seyn, welche armselige Persönlichkeiten einige Jahre im Besitze der Macht sind. Gewiß, es liegt der Zukunft wenig daran, ob dieses oder jenes Regierungsjahr des kleinen Landes, welches Frankreich heißt, durch das Konsulat dieses oder jenes Mannes bezeichnet wird. Aber es kömmt darauf an, zu wissen, ob die Welt auf ihrer endlosen Bahn vorwärts schreiten oder rückwärts gehen soll; ob die Erziehung des Menschengeschlechts durch die Freiheit oder durch den Despotismus geleitet werden soll; ob die Gesetze der Ausdruck des Rechts und der Verpflichtung Aller oder der Tyrannei weniger Menschen seyn werden; ob man die Menschheit wird dahin bringen können, sich vielmehr durch die Tugend als durch die Gewalt zu regieren; ob das göttliche Prinzip der Brüderschaft, welches vom Himmel gefallen ist, um die Sklaverei zu zerstören, die Grundlage der politischen Beziehungen, sowohl der Menschen als der Völker, wird bilden können; ob der gesetzliche Todschlag abgeschafft werden wird; ob aus den Gesetzbüchern der Nationen der Mord in Masse, welchen man Krieg nennt, wird gestrichen werden; ob die Menschen sich wie Familien regieren werden, anstatt sich wie Heerden zu schaaren; ob die heilige Freiheit des Gewissens zunehmen wird, und ob Gott, indem er sich von Jahrhundert zu Jahrhundert deutlicher offenbart, auch von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr in Worten und Thaten, im Geiste und in der Wahrheit angebetet werden wird.

So verstehen wir die Politik, Sie, ich, viele Andere und fast die ganze Jugend, welche in stürmischen Zeiten geboren, in Kämpfen aufgewachsen, eine Ahnung der großen Dinge zu haben scheint, die sich allmälig erfüllen werden. Glauben Sie, daß es in solchen Zeiten ehrenvoll und tugendhaft sey, zurückzutreten, um sich dem kleinen Häuflein der Skeptiker zuzugesellen und wie Montaigne zu sagen: Was weiß ich? oder wie der Egoist: Was kümmert's mich?

Nein! Wenn der göttliche Richter am Ende aller Tage Rechenschaft von uns fordert, so werden unsere Bescheidenheit, unsere Schwäche keine Entschuldigungsgründe für unsere Unthätigkeit abgeben können. Wir dürfen dann nicht sagen: Ich war nichts, ich konnte nichts, ich war nur ein Sandkorn. Er wird zu uns sagen: Ich hatte zu Deiner Zeit die beiden Schalen der Waage vor Dich hingestellt, in denen das Gute und Böse abgewogen wird. Du warst nur ein Sandkorn, aber vielleicht hätte das Sandkorn den Ausschlag gegeben. Du hast Verstand, zu sehen, ein Gewissen, zu wählen, erhalten, und Du hättest das Sandkorn in eine Schale legen sollen; Du hast es nirgend hingelegt; möge es der Wind jetzt mit sich fortnehmen, denn es hat weder Dir noch Deinen Brüdern genutzt.

Ich, mein theurer Freund, will mir nicht in meiner Sterbestunde diese Antwort des Egoismus geben; deshalb beende ich mein Gekritzel und sage Ihnen Lebewohl. A. v. Lamartine.

Der letzte Ministerwechsel unter Karl X.

(Fortsetzung.)

Die Ungewißheiten und Widersprüche lösten sich mit dem Erscheinen der Ordonnanz vom 8. August, welche den Fürsten von Polignac das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten,

das des Inneren dem Grafen v. La Bourdonnaye, das des Krieges dem Grafen v. Bourmont übergab. Herr Courvoisier, General-Prokurator zu Lyon, ward Großsiegelbewahrer, der Graf von Rigny, Vice-Admiral, bekam das Portefeuille der Marine, und Herr v. Montbel das der geistlichen Angelegenheiten und des öffentlichen Unterrichts, von welchem die Besetzung der geistlichen Aemter getrennt und dem ersten Almosenier des Königs, Herrn Frayssinous, anvertraut wurde. Die Finanzen endlich wurden durch eine besondere Ordonnanz dem Grafen von Chabrol, der im Jahre 1827 Marine-Minister gewesen, übergeben. Die Herren Portalis, Decaux und Hyde de Neuville bekamen den Titel: Staats-Minister. Herr v. Portalis wurde zugleich erster Präsident des Cassationshofes und Herr Bourdeau Präsident des Gerichtshofes von Limoges, Decaux, Martignac, Roy, Hyde de Neuville, St. Cricq, Vatimesnil bekamen verschiedene Ehren- oder Geldbelohnungen. Ravez, welcher sich geweigert hatte, in das neue Kabinet einzutreten, ward zur Pairie erhoben. Unterzeichnet war die Ordonnanz, die den Fürsten von Polignac zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannte, von Herrn Bourdeau.*)

Dieses Kabinet, dessen Bildung das Resultat mehrerer Konferenzen war, an welchen verschiedene Mitglieder der rechten Seite, namentlich die Herren von La Bourdonnaye, Montbel und Chantelauze Theil genommen, bestand keineswegs aus homogenen Elementen. Man merkte seiner Zusammensetzung die Hindernisse und Verlegenheiten an, unter deren ungünstigem Einfluß dieselbe vorgenommen worden. Herr von La Bourdonnaye war der Repräsentant des entschiedensten Royalismus. Herr Courvoisier brachte in das Conseil einige Reminiscenzen der Doktrinen des linken Centrums von 1820, die eine allmälige Annäherung an die theokratischen Ideen von 1825 nicht ganz zerstreut hatte. Ein gerader, aber ungeordneter, launenhafter Geist, von aufrichtiger, aber veränderlicher und leidenschaftlicher Gesinnung, entbehrte er die Festigkeit und den gesunden Blick, der dem Staatsmanne vor Allem nothwendig ist. Der einzige Redner des neuen Ministeriums, hatte er auf der Tribüne mehr Suade als wahre Beredsamkeit. Dieses Talent ging dem Herrn von Chabrol, einem geschickten und rechtschaffenen Verwalter, ganz ab. Herr von Montbel war nur ein schwacher Schatten des Herrn von Villèle, dem er als Landsmann und Freund zugethan blieb. Er galt für einen treuen Anhänger der kirchlichen Partei. Herr von Rigny war nur durch die Lorbeern von Navarin bekannt.

Am unpopulairsten war die Ernennung des Herrrn von Bourmont, eines talentvollen Mannes, dessen erprobte Tüchtigkeit und Bravour aber bei einem in Bezug auf militairische Ehre so gewissenhaften Volk den Flecken seines Abfalls auf dem Schlachtfelde von Waterloo nicht rein waschen konnte. Als Mitglied der Pairs-Kammer spielte er keine hervorragende Rolle in derselben; sein Name schien hier, nachdem er in dem Prozeß des Marschall Ney so oft genannt worden, einen langen und schmerzlichen Eindruck hinterlassen zu haben.

Kaum läßt sich beschreiben, wie lebhaft die verschiedenen Gefühle waren, welche die Berufung dieses Ministeriums erregte. Die liberale Partei betrachtete es wie eine Herausforderung von Seiten der Krone und ließ gefährliche Aeußerungen hören. Die exaltirten Royalisten begrüßten in ihm den nahen Sieg des Absolutismus und gratulirten dem König zu einem Akt der Energie, der den Verlegenheiten der Monarchie einen raschen, entscheidenden Ausgang versprach. Ein merkwürdiges Symptom, das der Regierung nicht hätte entgehen sollen, war die mehr oder minder verhehlte Freude, mit der die revolutionnairen Liberalen einen Entschluß erfuhren, der, indem er die Regierung auf gefährliche Wege fortriß, wo Gewaltmaßregeln früher oder später nothwendig werden, ihnen selbst die erwünschte Laufbahn der Revolutionen eröffnete. Die Freunde der constitutionnellen Monarchie dagegen, und überhaupt alle Freunde der Freiheit und Ordnung, empfingen die Nachricht mit Besorgniß. Ein Ministerium, in welchem die der Nation am meisten widerstrebenden Namen figurirten, schien ihnen, welches auch immer seine Absichten seyn mochten, geeignet, die bedenklichsten Verwirrungen befürchten zu lassen. Auch konnte man fragen, was denn eigentlich die Krone zu einem so raschen, gewaltsamen Entschluß bewogen habe? Welche gefährliche Umstände setzten ihre Existenz aufs Spiel und zwangen sie zu dieser unvorsichtigen, aber drohenden Aeußerung ihrer Macht? Der Kampf zwischen der Opposition und der Regierung hatte bis dahin nicht die parlamentarischen Gränzen überschritten; noch bot er nicht jene Symptome der Empörung und Anarchie, welche zu Gewaltmaßregeln berechtigen. Zwar konnte man klagen, daß die Regierung schwach und isolirt sey; auch hatten schon einige exaltirte Organe der liberalen Meinung angefangen, zum Widerstand zu reizen. Aber diese Aufreizungen, die sich auf die anarchische Nüance dieser Partei beschränkten, fanden kein Echo in den gesetzgebenden Kammern und machten auf die Masse der Nation gar keinen Eindruck. Mußte man nicht fürchten, daß die Anhäufung so feindlicher und unpopulairer Namen bei der Bildung des neuen Kabinets diese Gleichgültigkeit verdrängen und an ihrer Stelle eine gefährliche Aufregung erzeugen könnte, welche den öffentlichen Frieden, den Preis so vieler Anstrengungen und Opfer, aufs neue gefährdete? Wie, wenn dieses Ministerium, in seiner blinden Ergebenheit in den Königlichen Willen und von wer weiß was für Tendenzen befangen, zu deren Verwirklichung es sich von der Vorsehung für berufen hielt, das gewaltsame Mittel zur Abwehr der wirklichen oder eingebildeten Gefahren der Monarchie im Umsturz unserer Institutionen suchte? Welche Zukunft für Frankreich! Hing nicht die Dauer seiner Ruhe von der gewissenhaften Beobachtung jenes Vertrages ab, den ein Bestehen von 15 Jahren und die Eide zweier Könige unverletzlich gemacht hatten? Unter dem Gesetz zahlte man eine Milliarde, unter der Herrschaft der Ordonnanzen würde man nicht zwei Millionen zahlen. Die Erbitterung und Besorgniß stieg, als man hörte, daß Karl, im Widerspruch mit dem ihm sonst eigenthümlichen Wohlwollen, die entlassenen Minister mit Strenge behandelt und zwei von ihnen, die Herren Feutrier und Vatimesnil, sogar abstoßend. Ein so unverholenes Benehmen von seiner Seite konnte nur einen sehr entschiedenen Entschluß andeuten.

Ein öffentliches Blatt, welches viel zum Sturz des Villèleschen Ministeriums beigetragen, das aber eigentlich eine Stütze der Monarchie war, das Journal des Débats, äußerte mit Heftigkeit diese Klagen und Besorgnisse in einem Artikel, den die Regierung gerichtlich verfolgen zu müssen glaubte. Der verantwortliche Redacteur, Bertin der Aeltere, bekannt durch sein langes, ehrenvolles Wirken für die Sache der Bourbonen, appellirte von einem ersten Urtheilsspruch, der ihn zu sechs Monaten Gefängniß- und zu 500 Francs Geldstrafe verurtheilte, an den Königlichen Gerichtshof von Paris und sprach selbst zu seiner Vertheidigung Worte voll Mäßigung. Er zeigte, wie wenig er den Vorwurf verdiene, daß er den König, den Gegenstand seiner Verehrung und Liebe, habe beleidigen wollen. „Ich weiß nicht“, schloß er, „ob diejenigen, welche dem Enkel Heinrich's IV. ergebener zu seyn glauben, als ich, der Krone einen großen Dienst leisten, indem sie ein im Dienste dieser Krone ergrautes Haupt vor Gericht ziehen; ich weiß nicht, ob es gut ist, daß Royalisten, die um des Königthums willen im Gefängniß schmachten mußten, von eben diesem Königthum wieder ins Gefängniß geschickt werden.“ Dupin der Aeltere, sein Vertheidiger, bedauerte es, daß die Regierung so verblendet sey, ihre Angriffe vorzugsweise auf ein Journal zu richten, welches der Verbreitung der monarchischen Lehren gewidmet sey und immer mit Eifer dazu geholfen habe, das Bündniß zwischen den öffentlichen Freiheiten und dem Königthum zu befestigen. „Welch' schönes Schauspiel“, sagte er, „bietet ein gehorsames und treues Volk, welches nur den Frieden verlangt und ihn nur in der Festigkeit seiner Institutionen sucht, welches nur das will, wozu man es eidlich verpflichtet hat, aber mit unerschütterlicher Ausdauer, weil es sich seiner Redlichkeit bewußt ist. Mit diesem Wahlspruch auf der Fahne Frankreichs habt ihr weder die Usurpatoren zu fürchten, deren düsterer Schatten euch verfolgt, während ihr ihn zu verfolgen glaubt, noch die Aufrührer, denen ihr dann jeden Vorwand genommen, noch die Fremden, welche sehen werden, wie einig ihr seyd.“

(Schluß folgt.)

E n g l a n d.

Reise-Notizen der Gräfin von Blessington.

Die Gräfin von Blessington besitzt in hohem Grade das Talent, ausgezeichnete Charaktere aufzufassen und darzustellen. Ihre Beobachtungen liefern ihr eine Menge schätzbarer Notizen zu ihren Tagebüchern, mit deren Veröffentlichung sie jetzt den Anfang gemacht.*) Den Stoff zu vorliegendem Werke lieferte ein Tagebuch, das die eben so schöne als geistreiche Verfasserin auf ihrer Reise nach Italien und während ihres Aufenthalts in diesem Lande im Jahre 1822 geführt. Einen großen Theil des Inhalts bilden beiläufige Notizen, welche Kunstwerke, Alterthümer und nationale Sitten betreffen; aber den meisten Reiz haben diejenigen Stellen des Werkes, wo die Verfasserin den Geist der Gesellschaft oder ausgezeichnete Persönlichkeiten schildert. Während ihres mehr als dreijährigen Aufenthalts in Italien lernte Lady B. einen Kreis merkwürdiger Personen kennen, die sie Alle auf mehr oder weniger interessante Weise darstellt, und schon als eine Galerie von Skizzen betrachtet, ist ihr Werk unterhaltend und anregend genug. Wir theilen hier zur Probe einige solche Skizzen mit, und zwar zunächst dasjenige, was sie hier über Lord Byron sagt, zu dem sie bekanntlich in freundlichen Verhältnissen gestanden.

In Genua lernte die Gräfin von Blessington Lord Byron zum ersten Male kennen und fand das Ideal nicht erreicht, das sie von dem Dichter Childe Harold's und Manfred's sich entworfen hatte. Sie war bis dahin der Meinung gewesen, die tragischen und sentimentalen Elemente seyen in Byron überwiegend, ohne zu bedenken, daß auch „Beppo“ und „Don Juan“ aus seiner Feder geflossen waren. In der Unterhaltung fand sie den Dichter so lebhaft und witzig, als ginge er mit Komödien schwanger; von Zeit zu Zeit überschattete zwar ein melancholisches Wölkchen seine schönen Züge, aber schon im nächsten Augenblick lächelte er wieder sarkastisch und machte eine Bemerkung, in der Scherz und Bosheit sich mischten. Lady B. giebt uns folgende sehr treue Schilderung seiner Persönlichkeit:

„Sein Kopf ist besonders wohlgeformt; die hohe, offene, gewaltige Stirn trägt den Stempel des Genius; seine grauen Augen, von denen das eine merklich größer ist, als das andere,

*) Man versichert, daß Herr Bourdeau bei dem Akt der Unterzeichnung zu Karl X. sagte, „er habe hiermit seine Abdankung unterzeichnet.“

*) The Idler in Italy. (Die Müßiggängerin in Italien.) Zwei Bände. London, 1839.

sind voll Ausdruck; die Nase ist im Profil schön, von vorn betrachtet aber etwas massiv; die Augenbrauen sind stark und beide Lippen so fein gebildet, wie an der vollkommensten Griechischen Statue. Sein Mund hat einen sarkastischen Ausdruck, der die Schönheit desselben nicht verringert, und das große, aber wohlgestaltete und gar nicht fleischige Kinn paßt sehr gut zu dem ovalen Gesichte. Die weichen dunkelbraunen Locken seines Hauptes sind schon mit vielen Silberfäden untermengt; Stirn und Schläfe sind ganz unbedeckt; aber an den Seiten und am Hinterhaupte wächst das Haar in üppiger Fülle. Nie habe ich schönere Zähne und eine schönere Haut gesehen; denn die Blässe des Dichters ist keine krankhafte, sie harmonirt vielmehr mit dem geistvollen Ausdruck seiner Physiognomie. Byron ist so schmächtig gebaut, daß man seinen Wuchs fast knabenartig nennen kann, und doch verkündet seine ganze äußere Erscheinung einen mehr als gewöhnlichen Menschen.

Im Umgang verrieth Byron jenen krankhaften Egoismus, der aus allen seinen Dichtungen hervorblickt. Sein ganzes Leben war so zu sagen nur in ihm selber — in seinen häuslichen Widerwärtigkeiten, seinen wilden Leidenschaften und seiner Empfindlichkeit gegen alle Kritik.

„Es ist merkwürdig, zu sehen, wie ungenirt Byron mit ganz neuen Bekannten von Gegenständen redet, deren Erörterung selbst das Zartgefühl eines Freundes beleidigen müßte. Eine solche Offenheit, die höchstens dann entschuldigt werden mag, wenn man in vieljährigem vertrautesten Verhältnisse zu einander steht, kann mir nimmermehr gefallen; sie verräth einen Mangel an Zartsinn für das Schickliche, der keinem tiefer fühlenden Menschen fehlen sollte. Auch hat dieser Fehler die nachtheilige Wirkung, daß derjenige, dem er anklebt, in gewissem Betracht jeder neuen, seine Offenherzigkeit mißbrauchenden Bekanntschaft zur Beute wird. Byron mäkelt außerordentlich gern an England und seinen Sitten; dennoch bin ich überzeugt, daß er es darum nicht weniger gut mit seinem Vaterlande meint: sein Tadel ist ein Schmollen mit einer Geliebten. Warum spräche er so viel und so anhaltend von England, wenn er jene Gleichgültigkeit, ja, jenen Haß, den er zu fühlen vorgiebt, wirklich empfände? — Er hat uns versprochen, künftigen Donnerstag in unserer Gesellschaft zu Mittag zu speisen; nach seiner Versicherung ist diese Einladung die erste, der er seit zwei Jahren Folge leistet. Byron ist in Gesellschaft ganz ungenirt, und seine Unterhaltung hat etwas sehr Erquickliches, so lange er keine Familien-Details berührt; ist aber das Letztere der Fall, so versetzt er jedes zart fühlende Gemüth in eine peinliche Stimmung. Er hat viel weniger Prätension, als irgend ein Schriftsteller meiner Bekanntschaft, und nicht den leisesten Anflug von Pedanterie. Diese Eigenschaften machen Byron so populair, daß seine Zeitgenossen ihm die unberechenbare Ueberlegenheit seines Genie's gern zu Gute halten."

Einige kleine Charakterzüge Byron's, die uns Lady Blessington aufbewahrt, sind voll Interesse: „Byron liebt die Blumen leidenschaftlich; er geht bei keinem Blumenverkäufer vorüber, ohne ein Sträußchen mitzunehmen. — Jeder Bettler, der ihn anspricht, erhält ein Almosen und ein freundliches Gesicht dazu. Jedermann scheint Byron zu kennen und Interesse an ihm zu nehmen, und Viele erzählen ihm ihre Schicksale und Leiden, als wären sie seines Mitgefühls gewiß. — Obschon Byron erst 36 Jahre zählt, so spricht er doch von sich selbst, als wäre er mindestens ein Funfziger; ja, es behagt ihm, wenn man ihn älter glaubt, als er wirklich ist (?). Ich staune oft über die Treue seines Gedächtnisses; er erinnert sich der geringfügigsten Umstände, die mit seinem Aufenthalt in London verknüpft waren, und Personen, von denen ich nimmermehr geglaubt hätte, daß sie auch nur den geringsten Eindruck bei ihm zurücklassen würden, sind ihm so lebendig gegenwärtig, als wär' er ihnen erst heute begegnet. Kürzlich bemerkte er, als das Gespräch auf einen unserer gemeinsamen Bekannten fiel: „„N. N. war die erste Person, an deren Händen ich citronengelbe Handschuhe sah; sie nahmen sich ganz verteufelt hübsch (devilish well) aus."" Sonderbar, daß ein solcher Geist solche Lappalien sich merken kann!"

„Byron ist weder ein kühner, noch ein guter Reiter, obschon er augenscheinlich dafür gelten möchte, beides zu seyn. Schon der kostbare Schmuck seines Pferdes spricht für diese Art von Ehrgeiz."

Während Jedermann in dem Wahne stand, daß Byron ein epikurisches Leben führte, lebte unser Dichter von der magersten Kost und zerstörte seine Constitution durch allzu frühes Aufstehen und unzeitigen Gebrauch von Arzneimitteln. Er that dies Alles, wie Lady Blessington meint, um nur so hager als möglich zu bleiben, da ihm vor einem möglichen Starkwerden graute.

Auch ist die Verfasserin der Meinung, daß sein launisches Temperament ihn unter allen Umständen unglücklich gemacht haben würde. „Ich habe Byron's Individualität mit größter Sorgfalt beobachtet, und nach Allem glaube ich, behaupten zu können, daß es einer höher begabten Frau schwer fallen würde, glücklich mit ihm zu leben. Byron hat einen großen Fehler, der ihn vor allen Anderen unfähig macht, das Glück einer Frau, wie ich mir Lady Byron denke, zu begründen; er merkt nicht die Verletzbarkeit eines zarten Gemüthes und besitzt eben deshalb keine Rücksicht für die Seelenstimmungen Anderer. Er kann empfindlich kränken, ohne auch nur zu ahnen, was er thut; und aus gleicher Unwissenheit versäumt er es dann sogar, Balsam in die Wunde zu thun, die er geschlagen hat. Wenn er seinen eigenen Zuständen nicht allzu große Aufmerksamkeit schenkte, so würde er die Gefühle Anderer besser würdigen und beachten lernen; dieser Mangel an Rücksicht ist es aber, was ein Weib am schwersten verschmerzt."

Trotz dieser Schattenseite seiner Individualität unterliegt es keinem Zweifel, daß Byron inniger Zuneigung fähig war. Seine fortdauernde zärtliche Anhänglichkeit an die entfernte Gattin giebt sich aus folgendem Zuge unwidersprechlich zu erkennen. „Byron hat mich ersucht, den Obersten M. zu bewegen, daß er ihm durch Vermittlung seiner Schwester, einer vertrauten Freundin der Lady Byron, eine Kopie ihres Portraits, die er schon lange zu besitzen wünschte, verschaffen möchte. Bei dieser Gelegenheit sagte ich ihm, Lady Byron befürchtete, er werde auf ihre Tochter Anspruch machen oder in anderer Art über das Kind verfügen wollen. Byron wurde sichtbar erschüttert; er schwieg einige Minuten und sagte dann mit ernster Rührung: „Ich werde nie eine Maßregel ergreifen, die Lady Byron's Gefühle verwunden kann. Sie ist schon zu lange an das Glück eines täglichen, ja stündlichen Zusammenseyns mit unserem Kinde gewöhnt, als daß sie eine längere Trennung von demselben verschmerzen könnte. Was mich betrifft — setzte er mit einem melancholischen Ausdruck hinzu — so habe ich diesen Segen nie gekannt, habe nie Ada's Lächeln gesehen, ihre Stimme gehört, oder den Druck ihrer Lippen gefühlt — hier zitterte seine Stimme — darum kann ich einem Troste, den ich oft ersehnt, viel besser entsagen."

Byron leitete die Unterhaltung sehr gern auf seine Gattin. Er sprach immer mit Hochachtung und oft mit einem zärtlichern Gefühle von ihr, und die jahrelange Trennung hatte seine Liebe noch nicht abgekühlt.

Bibliographie.

Births, Deaths and Marriages. — Roman von Theodor Hook. 3 Bde.
The Book of Private Devotion. — Herausgegeben von E. Bickersteth.
Claims of Christian Philanthropy. — Von R. Whotehead.
Deerbrook. — Von Miß Martineau. 3 Bde.
The Democrats of Marylebone. — Von G. W. Brooke.
Drinking Usages in Great Britain and Ireland. — Von J. Dunlop.
The Eight Watches, or History of Jack Stedfast. — Von J. Bruce.
Elements of Psychology. — Von V. Cousin, übersetzt von C. C. Henry.
English stories. — Von Maria Hack. 2 Bde.
Geometrical Theorems and Analytical Formulae. — Von Dr. W. Walton.
History of England continued from Sir James Macintosh. — Von W. Wallace. Neunter Band.

Mannigfaltiges.

— Dickens und seine Nachahmer. Der außerordentliche Beifall, den in England die humoristischen Darstellungen von Boz (Dickens) gefunden, hat bereits eine große Anzahl von Nachahmungen veranlaßt, die sämmtlich im Gewande der „Pickwick Papers" und des „Nicholas Nickleby" erschienen. Aber wie alle Nachahmer, haben auch diese meistens die Schale des Originals vortrefflich wiederzugeben verstanden, statt des Kerns aber nichts weiter als eine taube Nuß geliefert. Jene geistvollen Karrikaturen Englischer Sitten waren mit entsprechenden bildlichen Darstellungen von Cruikshank oder Phiz ausgestattet und wurden von Monat zu Monat in einzelnen Heften ausgegeben; ganz so kommen nun freilich auch die Nachahmungen ans Licht, aber der Text, der die Bilderchen begleitet, bleibt weit hinter den Erwartungen zurück, die der Titel und die Ankündigung erregen. Auch die bekannte Mistreß Trollope hat sich dem Heere der Schriftsteller à la Boz angeschlossen. „Das Leben und die Abenteuer Michael Armstrong's", heißt die Darstellung aus dem Volksleben, mit welcher Frau Trollope das Englische Publikum beschenkte und von der wir nur zu bald eine Deutsche Uebersetzung erwarten dürfen, so wenig auch das Original in seinem Vaterlande anspricht. Selbst die gelungenen Karrikaturen ihres Vorbildes Dickens sind meistens nur für ein Englisches Publikum gemacht; uns fehlt nicht bloß für die Sprache der niederen Klassen Großbritaniens das Verständniß, sondern auch für die Zustände, die in diesen Schriften persiflirt werden, für die Anspielungen, die sie in so reichem Maße enthalten, der Vorbegriff, den uns die Deutschen Uebersetzer, da sie selbst nichts davon verstehen, auch weder durch Anmerkungen, noch durch die verdeutlichende Kraft der Uebertragung beizubringen pflegen. Mistreß Trollope hat das Englische Fabriken-Leben zum Gegenstande ihrer Schilderungen gemacht, aber wie der Kreis, in welchem sie sich bewegt, so ist auch die Darstellung vulgär und ohne irgend eine Zuthat geistreicher Erfindung. Nicht minder bleibt eine andere Nachahmung der „Pickwick Papers", die unter dem Titel „Pickwick Abroad" (Pickwick in der Fremde) erscheint und von der bereits funfzehn Hefte herausgekommen, weit hinter ihrem Vorbilde zurück. Verfasser dieses reisenden Pickwick's ist ein Herr Reynolds, der auch bereits in ähnlichen Lieferungen eine andere Erzählung aus dem Volksleben unter dem Titel „Grace Darling" herausgegeben hat. Als am meisten gelungen unter den Kopieen der Dickens'schen Genrebilder wird eine solche in Heften und mit Illustrationen erscheinende Darstellung genannt, die den Titel führt: „Leben und Abenteuer von Valentin Vox, dem Bauchredner".*)

*) The life and adventures of Valentine Vox, the Ventriloquist. London, 1839.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 47. Berlin, Freitag den 19. April 1839.

England.

Die Englische Literatur der Gegenwart.

Von Philarethe Chasles.

I. Epische und lyrische Dichter.

Walter Scott und Byron sind vom Schauplatz abgetreten. Andere Stimmen sprechen jetzt die Hoffnungen, Wünsche, Leidenschaften aus, welche in England an der Tagesordnung sind. Man möge ihnen ein aufmerksames Gehör schenken, wenn man weniger die Statistik und die materielle Lage des Landes, als den geistigen Zustand desselben, die Zeitrichtungen und Bestrebungen der Gegenwart kennen lernen will.

Es ist eine ganz falsche Ansicht, — das sey zum Voraus bemerkt, — wenn man glaubt, das Englische Leben sey in seinen Grundfesten erschüttert; noch liebt das Volk seine Erinnerungen, noch hängt es an der Aristokratie. Den Gipfel des Gebäudes bildet noch immer die von der Feudalität aufgeführte glänzende Kuppel, und der alte historische Bau, der von schimmernden Wappen erglänzt und auf dem Eigenthume, der Eitelkeit der Erinnerung an die Vorzeit, den Leidenschaften der Vergangenheit und den Interessen der Gegenwart ruht, steht unerschütterlich fest. Die Entwickelung hat aber jetzt eine andere Richtung eingeschlagen; das Streben ist auf Luxus, Wohlstand, kosmopolitische Bildung gerichtet; es folgt dem Zuge der Europäischen Bewegung. Schon wird die Brücke zwischen England und dem Kontinent geschlagen. Die Scheidewände sinken zusammen, die Entfremdung der beiden großen Inseln beginnt zu schwinden, und das Volksvorurtheil nimmt immer mehr ab. England ist in die Staaten-Gemeinschaft des modernen Völkerlebens aufgenommen worden. Seine Eigenthümlichkeit geht dabei verloren, und der Französische und Deutsche Einfluß gewinnen immer mehr Raum. Auch die Ecken schleifen sich ab, und in den oberen Regionen zum wenigsten findet man weder milzsüchtige Laune noch wahnsinnigen Franzosenhaß. Selbst die Zähne der Karrikatur sind abgestumpft, und anstatt zu beißen, lächelt sie. Der Londoner Pöbel hat sich gebildet. G. Sand und V. Hugo haben sich Bahn gebrochen; die Französischen Romane finden Uebersetzer, und eine Review lebt sogar nur von Auszügen aus den Französischen Revuen. Besonders in der Literatur zeigt sich die Verbindung des Britischen Genius mit fremder Kraft. Die hinschmachtende Poesie, das entnervte Drama, die entlehnte Philosophie, der Fabrik-Roman erfrischen und stärken sich an den Erzeugnissen des Auslandes. Nur selten noch findet man in ihnen das Britische Wesen, den National-Charakter, welcher den Schöpfungen der früheren literarischen Epochen seinen Stempel aufgedrückt hat, ausgeprägt. Der Englische Stolz mag ein solches Geständniß nicht gern ablegen; er kann es aber nicht zurückhalten.

Am Ufer eines Sees in Westmoreland leben in einer bezaubernden Einsamkeit zwei alte und berühmte Schriftsteller, die Ueberbleibsel der vorangegangenen literarischen Generation: Southey und Wordsworth. Der Professor Wilson, welcher in Edinburg Blackwood's Magazine herausgiebt, gehört zu derselben Altersklasse. Auch in den Londoner Salons schweifen noch einige lebende Schatten aus dieser Zeit umher: Thomas Moore, Edgerton Brydges, Leigh Hunt, Alle Freunde oder Widersacher Byron's, Scott's, Coleridge's, Lamb's, Hazlitt's, Crabbe's, Mackintosh's und Bentham's. Aber wo sind diese hingekommen? Hat die junge Generation Ihresgleichen? Das Gegentheil ist nur zu gewiß. Innerhalb der Jahre 1790 bis 1820 entfaltete der Englische Geist, angeregt durch den Schrecken und den Sieg, durch die Schwankungen der Macht und die Unsicherheit eines durch übermenschliche Anstrengungen begründeten Glanzes, aufgestachelt durch die Furcht, die Leidenschaften, die Hoffnungen eines heißen Kampfes, seinen reichsten Inhalt. Er hatte große Dichter, große Geschichtschreiber, große Redner. Die Sehnsucht nach der Vergangenheit, die Unzufriedenheit mit der Gegenwart prägten sich in zwei Europäischen Typen aus. Walter Scott war der Mann der Vergangenheit; Byron herrschte neben ihm. Alle Gattungen waren, mit Ausnahme des Drama's, reich an großen Werken.

Was für Geister traten in allen Gebieten hervor! Welche stark ausgeprägte Eigenthümlichkeiten! Die markige und umdüsterte Erzählungsweise des Dichters Crabbe, die Denker Coleridge und Wordsworth, die feine Beobachtungsgabe Charles Lamb's, die Arabesken Hazlitt's, die epische und historische Fruchtbarkeit Southey's, die strenge und sinnreiche Kritik Gifford's und Jeffrey's, die historische Sagazität Mackintosh's, die volksthümliche Beredsamkeit Cobbett's, die Grabesgedanken Maturin's, der schimmernde Glanz der Dichtungen Moore's. Das war eine Epoche, welche der der Elisabeth an die Seite gestellt werden konnte.

Diese literarische Generation stellte die Englische Gesellschaft des Jahres 1800 vollständig dar, ihre Parteien, ihre Launen, ihre Spaltungen. Die Schottische Schule, welche rein kritisch war, stellte sich als Kampfrichter hin. Die Irische Schule war stolz auf ihren Liebling Moore und ihre Redner. Die Puritaner und Dissenters wurden durch den beredten Improvisator Irving repräsentirt. Es gab noch eine besondere Literatur, die der Lamb, Hazlitt und Leigh Hunt, welche sich in den Mauern Londons konzentrirte und den Vorwurf knabenhafter Schwätzerei hinnehmen mußte. Wordsworth hat eine Sekte gestiftet, in welcher die psychische Analyse herrschte und welche zwischen dem Lächerlichen und Geistreichen schwankte. Die politischen Abtheilungen brachten eine noch größere Zersplitterung hervor, und die kleinen Gruppen lebten in einer interessanten Abgeschiedenheit. So regten sich viele bedeutende oder wenigstens achtungswerthe Kräfte, welche für ihre Ideen, Theorieen, Ansichten den geeignetsten und verständlichsten Ausdruck suchten, während Walter Scott und Byron, ohne es zu wollen, die Führer der Schulen wurden. Der wahre Genius ruft Niemand zu Hülfe, und der Adler nistet einsam auf seinem Felsen. (Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Der letzte Ministerwechsel unter Karl X.

(Schluß.)

Der Königliche Gerichtshof von Paris sprach Herrn Bertin frei, wozu die Unpopularität des neuen Ministeriums eben so viel beitrug, als die ehrenvolle Vergangenheit des Angeklagten und die unbestreitbare Reinheit seiner Gesinnungen.

Der Charakter und Ausgang dieses gerichtlichen Kampfes lassen erkennen, welches damals der Zustand der Gemüther war. Liebe zu den Institutionen und Achtung für die Dynastie waren noch die vorherrschenden Gefühle bei der Majorität der Franzosen. Doch die steigende Feindschaft der äußersten Fraction der liberalen Partei äußerte sich in bedenklichen Demonstrationen, die bei der Nähe der Revolution, welche schon ein Jahr darauf den Thron umstürzte, ganz besonders merkwürdig sind.

Der General Lafayette, der beim Schluß der Kammer-Session nicht in Paris war, befand sich in Puy, als man daselbst von dem neuen Ministerium hörte. Die Häupter der liberalen Meinung luden ihn sogleich zu einem Bankett ein, bei welchem die energischsten Toaste ausgebracht wurden. Es war dies die erste Protestation des Landes gegen die neuen Rathgeber Karl's X. Es ist nicht uninteressant, zu bemerken, daß diese Protestation aus einer Gegend kam, wo die Ahnen der hervorragendsten Person dieses Ministeriums, des Fürsten von Polignac, lange die unumschränkte Souverainetät ausgeübt hatten.

Die Reise des Generals Lafayette nahm von da ab einen politischen Charakter an. Die Auswahl der Städte, die er passirte, und der Empfang, der ihm daselbst ward, enthüllten deutlich den wahren Zweck dieser Tour, die offenbar in der Absicht unternommen wurde, der Regierung durch eine drohende Manifestation der Volkskräfte zu imponiren. In der Nähe von Grenoble, welches er auf dem Wege nach dem Schloß Vizille passirte, kam ihm eine große Zahl von Einwohnern entgegen, und ein ehemaliger Maire, der 74jährige Rosset Bressan, überreichte ihm am Französischen Thor eine Eichenkrone mit Silberblättern, „als ein Zeichen der Liebe und Dankbarkeit des Volks." Nach einem Bankett, an welchem unter zweihundert Personen auch die Deputirten Faure und Augustin Périer und die Advokaten Mérilhou und Sauzet Theil nahmen, fuhr der General unter dem Zuruf der Menge nach Vizille. Hier wurde er vom Maire dieser Stadt haranguirt, die so berühmt ist durch den Widerstand, den der Königliche Wille daselbst im Jahre 1788

fand und welcher der erste Keim der Französischen Revolution wurde. Dieser Maire, Namens Faure-Finant, ward wenige Tage darauf abgesetzt.

Nach einem kurzen Aufenthalt im Schloß von Vizille besuchte der General Lafayette Voiron, la Tour-du-Pin, Bourgoin und Vienne; er wurde beim Einzug in jede Stadt begrüßt, und überall drängte sich ihm die Menge eifrig entgegen. Den 5. September machte er sich auf den Weg nach Lyon, wo der Volkstaumel dem Veteranen der Französischen Demokratie eine fast Königliche Aufnahme bereitete. Gegen 300 Reiter, acht bis neunhundert junge Leute zu Fuß und eine große Menge Personen zu Wagen kamen ihm bis an die Gränzen des Departements entgegen. Einer der entschiedensten Sprecher der liberalen Opposition, der Doktor Prunelle, haranguirte den General, dessen stolze, fast drohende Antwort Erwähnung verdient: „Ich befinde mich", sagte er, „mitten unter Ihnen in einem Augenblick, den ich kritisch nennen würde, wenn ich nicht, wie überall auf meinem Wege, auch in dieser mächtigen Stadt jene ruhige, selbst verachtende Festigkeit eines Volks wahrnähme, das seine Rechte kennt, seiner Kraft sich bewußt ist und seinen Pflichten treu bleiben wird; aber gerade in der gegenwärtigen Lage wünschte ich, Sie einer Hingebung zu versichern, an die Sie bis zu meinem letzten Hauch nie umsonst appelliren sollen." Lafayette stieg in eine vierspännige Kalesche, die man für ihn bereit gehalten, hielt seinen Einzug in Lyon unter einem ungeheuren Zulauf von Zuschauern und empfing daselbst die Deputationen der Städte Saint-Etienne und Châlons-sur-Saône. Am 6. September wurde ihm an der Saône, nicht weit von der Ile-Barbe, ein glänzendes Fest gegeben im Angesicht einer bedeutenden Volksmasse, welche die Theilnahme oder die Neugier an den beiden Ufern des Flusses versammelt hatte. Den 7ten gab die Stadt Lyon dem General ein glänzendes Bankett, an welchem einige mehr oder minder entschiedene Deputirten der linken Opposition Theil nahmen und wo zum ersten Male seit dem Beginn der patriotischen Prozession die Gesundheit des Königs ausgebracht wurde. Herr von Schonen, der sich hier durch die Heftigkeit seiner Rede auszeichnete, erklärte, „wenn das Ministerium in die Kammer zu kommen wage, so würde die Kammer ihre Pflicht thun, und Frankreich würde gerächt werden" Am anderen Tage nahm Lafayette, von 25 jungen Leuten bis auf zwei Lieues von der Stadt begleitet, wieder den Weg nach seinem Schloß de la Grange, wo seine Reise sich schloß ohne einen weiteren merkwürdigen Vorfall.

Während diese liberalen und fast aufrührerischen Triumphzüge einen Theil Frankreichs aufregten und bis in die Hauptstadt einen gefährlichen Nachhall verbreiteten, wurden andere tiefer berechnete Manöver geschmiedet, um den muthmaßlichen Plänen des neuen Kabinets einen furchtbaren Widerstand entgegenzusetzen.

Unter den Auspizien des jüngeren Herrn Beslay, eines Deputirten der Linken, bildete sich eine Association zu dem Zweck, die Verweigerung der Steuern zu erleichtern, im Fall dieselben nicht gesetzlich bewilligt worden wären. Diese Association umfaßte die fünf Departements der alten Bretagne. Die Subskribenten verpflichteten sich Jeder auf die Summe von 10 Francs, und diejenigen unter ihnen, welche in die Wahl-Listen von 1830 eingetragen waren, auf den zehnten Theil ihres Steuerbetrages. Auf diese Weise wollte man einen Fonds für die ganze Bretagne gründen, um aus demselben die Subskribenten für die Kosten zu entschädigen, die ihnen zur Last fallen könnten, wenn sie sich weigerten, Steuern zu zahlen, die auf eine ungesetzliche Weise eingetrieben oder in Folge constitutionswidriger Veränderungen im Wahl-System erhoben würden. Man ernannte Prokuratoren zur Einsammlung der Beiträge und zur Verfolgung derjenigen, welche zur Eintreibung ungesetzlicher Taxen ihre Hand böten.

Aehnliche Verbindungen bildeten sich fast gleichzeitig in mehreren Departements und in Paris; die, welche hier zu Stande kam, empfing die Zustimmung der Deputirten der Hauptstadt und einer gewissen Anzahl großer Grundbesitzer. Das Ministerium, das bis dahin gegen alle Angriffe gleichgültig gewesen, konnte nicht mit ruhigen Augen eine Coalition ansehen, zu deren Bildung ohne Zweifel der Haß gegen die herrschende Dynastie nicht wenig beitrug und welche ganz Frankreich zu überziehen drohte. Verschiedene periodische Blätter, welche den Plan und die Statuten dieser Associationen veröffentlicht hatten, wurden gerichtlich verfolgt; dann versuchte es, die öffentliche Meinung aufzuklären, indem es im Moniteur die Beschuldigung, daß es an inconstitutionelle Maßregeln denke, mit Energie und wahrscheinlich auch mit Aufrichtigkeit zurückwies.

Die Prozesse, die man gegen die Journale eingeleitet hatte, wurden von den Tribunalen auf verschiedene Weise behandelt. Die Gerichtshöfe von Metz und Rouen sahen weder in den Associationen noch in der Publizität, die man denselben gegeben hatte, eine Aufreizung zum Haß und zur Verachtung gegen die Regierung des Königs. Der Pariser Gerichtshof erkannte die Wahrheit der Anschuldigung und verurtheilte die Redacteure zweier Journale zu einem Monat Gefängniß und fünfhundert Francs Geldstrafe. Aber dieses Urtheil war durch ein Bedenken merkwürdig, in welchem man mit Interesse den alten Eifer der Magistratur für die Erhaltung der öffentlichen Freiheiten wiederfindet. Nachdem der Gerichtshof zugegeben, daß die Bretagnische Association auf der Annahme beruhe, es könne ohne Bewilligung von Seiten der Kammer eine ungesetzliche Steuer erhoben werden, gestand er ein, daß eine solche Annahme sich nicht realisiren könne **ohne eine offenbare Verletzung der Grundgesetze.** Die Anerkennung dieses Prinzips war eine Verwahrung gegen jeden Staatsstreich, und die Associations-Partei sah in dem Urtheil des Pariser Tribunals die förmlichste Bestätigung des Rechts, dessen Schutz ihr Zweck war. Diese Prozesse hemmten nicht die Ausdehnung jener Associationen, die in den Departements immer zahlreicher wurden, im Grunde aber mehr von sich reden machten, als sie verdienten.

Es ist Zeit, die Stellung des neuen Kabinets diesen beunruhigenden Manifestationen gegenüber zu beobachten, seine Handlungen und sein System unparteiisch zu beurtheilen, die verschiedenen Modificationen zu nennen, durch welche es seine gefährliche Mission zu erfüllen versuchte, und ihm endlich auf die parlamentarische Tribüne zu folgen, wo über seine Existenz und die Zukunft der Monarchie entschieden werden sollte.

Das Ministerium hatte sich erst den 23. August vollständig ergänzt durch die Ernennung des Herrn v. Haussez zum Minister der Marine an die Stelle des Herrn v. Rigny, dessen Weigerung, das Portefeuille anzunehmen, den ungünstigen Eindruck, den die Zusammensetzung des Kabinets gemacht, noch verstärkte. Der Baron v. Haussez, der hinter einander Präfekt des Departements des Gard, der Isère und der Gironde gewesen, war ein Mann von Talent und Geist, von gemäßigtem Charakter und ein geschickter Verwalter, aber in den Kammern ohne Einfluß. Herr Mangin, Rath am Cassationshof, weniger durch wirkliche Talente und einen achtbaren Charakter, als durch seinen Eifer bei dem Prozeß des General Berton bekannt, war den 13. August zum Polizei-Präfekten von Paris ernannt worden, und Herr Trouvé, ehemaliger Herausgeber des Conservateur, zum Direktor im Ministerium des Innern. Das Personal dieses Ministeriums ward unter die Leitung des Herrn Rives gestellt, eines redlichen, aufgeklärten Royalisten.

Es ist jetzt ein Faktum, das der Geschichte angehört, daß kein Gedanke an einen Staatsstreich bei der Bildung des neuen Kabinets vorgewaltet habe. Dieser wichtige Punkt geht nicht bloß daraus hervor, daß zwei aufrichtige Freunde der constitutionellen Grundsätze im Kabinet saßen, sondern auch aus dem Mangel aller Vorsicht, die dazu dienen konnte, den Erfolg außerordentlicher Maßregeln vorzubereiten. Der 8. August wollte nicht angreifen, sondern nur widerstehen. Aus doppeltem Grunde hatte Karl seine Rathgeber aus der äußersten Rechten gewählt, einmal weil er sah, wie wenig die Konzessionen nützten, die man so eben versucht hatte, und dann weil die Verlegenheiten der Krone immer mehr zunahmen. Diese Verlegenheiten schienen hinreichend dargelegt durch den Umstand, daß man sich binnen funfzehn Jahren zur Berufung 72 verschiedener Minister genöthigt gesehen, deren Jeder die Königliche Gewalt schwächer zurückließ, als sie bei seiner Ernennung war. Nur ein energisches System konnte sich den Sieg über eine Opposition verschaffen, die immer kühner dahin strebte, die öffentliche Meinung zu verführen und den Gang der Verwaltung zu hemmen. Herr Royer-Collard, dessen redliches Wort mit Recht für eine Autorität galt, hatte dem König selbst am Schluß der letzten Session erklärt, daß kein Ministerium, aus welchen Elementen es bestehen möge, auf eine dauernde Majorität in der gegenwärtigen Kammer rechnen könne. Das vom 8. August stützte seine Existenz nur auf den klar ausgesprochenen Willen des Königs, dem das Vertrauen der Royalisten beider Kammern entsprechen mußte, und auf die Möglichkeit, mit den beiden Fractionen der Rechten einige gemäßigte Mitglieder des linken Centrums zu vereinigen und so die äußerste Linke ganz zu isoliren. Diese Combination, die man sehr verständig ausgedrückt findet in den Cirkularen, die von La Bourdonnaye und Haussez bei ihrem Amtsantritt an ihre Unterbeamten geschrieben wurden, enthält nur sehr constitutionnelle und logische Ideen: „In der Mitte stehend", sagte der Erstere, „zwischen den öffentlichen Freiheiten, welche der König durchaus zu erhalten gesonnen ist, und den Bestrebungen der Anarchie, die man unterdrücken muß, habt ihr die Pflicht, über die Ausführung der Gesetze zu wachen, ohne Rücksicht auf Meinungen und Personen .... Indem aber die Verwaltung Allen Gerechtigkeit und Schutz sichert, ist sie nur den Diensten, die dem Fürsten und dem Staat geleistet worden, Gunst und Belohnung schuldig: ihr Vertrauen gebührt nur denen, die es zu verdienen wissen .... Uebrigens hat die Regierung nicht die Absicht, die bestehenden Verhältnisse zu verwirren oder eine Reaction zu unternehmen. Alles, was sich offen an sie anschließen und sie in der gewissenhaften Beobachtung der constitutionnellen Charte unterstützen will, darf auf ihren Beistand zählen."

„Die Regierung des Königs", sagte Herr von Haussez, „ist unerschütterlich in ihrem Entschluß, sich nicht von den constitutionellen Prinzipien der Charte zu entfernen und Alles zu thun, was die Bande, welche den Thron und die öffentlichen Freiheiten mit einander verbinden sollen, unzerreißbar machen kann. Sie wird auf dieser Bahn mit Mäßigung, Beharrlichkeit und Festigkeit fortwandeln."

Diese constitutionelle und friedliche Sprache, die man einem so leidenschaftlichen Geist, wie Herrn von La Bourdonnaye, hoch anrechnen mußte, entwaffnete die Parteien nicht. Es gelang ihr nicht einmal, mehrere unter dem vorigen Ministerium ernannte Beamte mit der neuen Verwaltung auszusöhnen. Schon hatten die Herren Bertin de Vaux, Villemain, Alexandre de Laborde, Héin d'Oissel, Agier, Salvandy, Froidefond de Bellisle, Mitglieder des Staatsraths, und mehrere Präfekten sich durch Entlassungen von ihr losgesagt, welche das erste bei uns vorkommende

Beispiel von dem waren, was in England bei der Aenderung des politischen Systems fortwährend geschieht. Herr von Chateaubriand säumte nicht, die Gesandtschaft von Rom, in deren Besitz er seit 1828 war, niederzulegen. Aber er konnte keine Audienz vom König erlangen, in dessen eigene Hände er diese Würde niederzulegen gewünscht. Es ist übrigens zu bemerken, daß keine wichtige Absetzung den Antritt dieses Ministeriums bezeichnete, das doch allgemein für ein Ministerium der Reaction und Contrerevolution angesehen wurde.

Es waren dem Fürsten von Polignac mehrere Pläne vorgeschlagen worden, wie man das Oppositions-System, mit dem das Kabinet zu kämpfen hatte, schwächen und das Mißtrauen zerstreuen könnte, welches sein Erscheinen allgemein geweckt hatte. Nach einem dieser Pläne sollte an den König ein offizieller und vollständiger Bericht über die Lage Frankreichs erstattet werden, worin die Ursachen, welche die Aufregung der Parteien hervorgerufen, angedeutet und zugleich gezeigt würde, wie viel davon der Uebertreibung und Verleumdung beizumessen sey. Dieser ohne Rückhaltsgedanken abgefaßte und veröffentlichte Bericht wäre gleichsam das Programm des Ministeriums gewesen und eine Antwort auf die Angriffe, welche die Regierung seit der Einsetzung des neuen Kabinets zu erfahren gehabt. Herr von Polignac war für diesen Rath empfänglich; später aber meinte er, diese Darlegung des Systems würde besser bei der Eröffnung der Kammern ihren Platz haben: ein Aufschub, der darum nicht rathsam war, weil die öffentliche Meinung bis dahin über die weiteren Tendenzen des Kabinets in Ungewißheit blieb.

Mit Ausnahme der drei Hauptorgane der royalistischen Partei, der Quotidienne, des Universel und der Gazette de France, war die unabhängige Presse einmüthig in ihrer Opposition gegen die neuen Rathgeber der Krone. Zwei mit Talent redigirte Blätter, der Temps und der National, hatten kürzlich begonnen, die weniger gemäßigte Fraction der liberalen Partei durch ihre entschiedene Polemik zu unterstützen. Der Constitutionnel und der Courrier français verharrten unerschütterlich in ihrer alten Opposition gegen die Akte der restaurirten Dynastie. Als treues Organ der politischen Leidenschaften des Herrn von Chateaubriand, setzte das Journal des Débats den Krieg, den es gegen Herrn von Villèle mit so viel Kraft und Erfolg geführt, gegen Herrn von Polignac fort. Unter den Journalen der Departements zeichneten sich der Précurseur de Lyon und die Sentinelle des deux Sèvres durch die oft maßlose Heftigkeit ihrer Angriffe aus. Dieses letztere Blatt, von dem öffentlichen Ministerium zu Niort erst spät vor Gericht gezogen, ward der Gegenstand einer furchtsamen Verurtheilung, wie die meisten Verurtheilungen jener Zeit waren. Alle Klassen der Administration schienen von Unsicherheit und Muthlosigkeit ergriffen. Die Regierung, die jeder Kraft beraubt schien, ließ kaum einige strenge Worte ohne Wirkung hören; die ganze Energie des Handelns und Sprechens hatte sich in die Reihen der Opposition zurückgezogen. Die Ausübung der Gewalt erforderte einen Muth und eine Selbstverleugnung, wie man sie nicht von Beamten erwarten konnte, die durch so viele auf einander folgende Reactionen demoralisirt und in ihrem Eifer durch die unsicheren Schritte einer Regierung gelähmt waren, welche bei ihrer Schwäche doch so drohend aussah.

Mitten in dieser allgemeinen Verwirrung, die durch das Kabinet vom 8. August mehr herausgestellt als hervorgebracht wurde, beobachtete die eminenteste Person dieses Kabinets, Herr von Polignac, in einer Ruhe, die mehr dem Christen als dem Staatsmann ziemte, das heranziehende Ungewitter. Doch verdient bemerkt zu werden, daß er die Aufmerksamkeit, die er so unvorsichtig war, der Politik zu entziehen, desto mehr der Verwaltung zuwandte. Er unterwarf die Abtheilungen seines Ministeriums einer regelmäßigen Ordnung, machte bedeutende Reductionen in dem Budget der auswärtigen Angelegenheiten und ließ unter seinen Augen ein Gesetzbuch für die Handels-Konsuln vollenden, ein wichtiges Werk, das seit einigen Jahren angefangen war und das Europa mit Interesse zu erwarten schien. Er eröffnete kommerzielle Unterhandlungen mit Preußen, Schweden und den Vereinigten Staaten und ließ die entfernteren Gegenden Asiens durchforschen, um daselbst einen neuen Handelsweg für unsere Produkte zu gewinnen. Er erwirkte von der Pforte die Einsetzung eines katholischen Bischofs in Konstantinopel und trug durch seine gemäßigten Vorschläge zur Erhaltung des allgemeinen Friedens bei, gegenüber den siegreichen Waffen Rußlands. Der Kriegs-Minister seinerseits veranlaßte eine Königliche Verordnung, welche den Satz der Militair-Pensionen für die Land-Armee vom Viertel auf das Drittel des gegenwärtigen Anschlags erhob, eine Maßregel, welche die Armee befriedigte, von der Opposition aber nicht gut aufgenommen wurde. Es genügte ihr nicht, die Gesetzmäßigkeit derselben zu bestreiten; sie sah darin nur ein Mittel, die Armee für den Fall eines Staatsstreichs zu verführen, und vindizirte die Ehre dieser materiellen Verbesserung den Mitgliedern der Linken, die nie aufgehört hatte, das Schicksal der Militairs der Regierung zu empfehlen. So gab selbst das Gute, das die Regierung auszuführen versuchte, nur Stoff zu den gehässigsten Deutungen.

Inzwischen führte das Ministerium keine von den Maßregeln aus, welche die entgegengesetzten Parteien von ihm gefürchtet oder gehofft hatten. Die beiden einflußreichsten Mitglieder desselben geriethen in ernsten Zwiespalt. Herr von Polignac wollte ihm eine theokratische Richtung geben, Herr von La Bourdonnaye, der mit den religiösen Doktrinen weniger befreundet war, mehr eine zu Gunsten der Adels-Aristokratie. Die Zeit verging in nutzlosen Debatten. Man glaubte dem Kabinet mehr Einheit und Entschiedenheit zu geben, wenn man einen Chef an seine Spitze stellte, und hierbei fiel natürlich die Wahl des Königs auf Herrn von Polignac. Er wurde den 17. November dazu ernannt. Dieser Umstand und der geringe Einfluß, den er im Kabinet hatte, bewog Herrn von La Bourdonnaye, seine Entlassung einzureichen. Ein heftiger Redner, voll politischer Ideen, die er mit Schwung und Beredsamkeit entwickelte, hatte er als Praktiker keine große Fähigkeit an den Tag gelegt. Er empfing zur Belohnung seiner schwachen Dienste den Titel eines Staats-Ministers, die Pairie und eine Dotation von 12,000 Francs, welche auszuschlagen für ihn ehrend gewesen wäre. Er motivirte seine Abdankung, wie man sagt, auf eine sehr pikante Weise, in folgenden Worten, welche ein Bild von der Schwierigkeit der Lage geben: „Wenn mein Kopf Einsatz ist, muß ich selbst die Karten halten."

Herr von La Bourdonnaye wurde im Departement des Innern durch Herrn von Montbel, Minister des öffentlichen Unterrichts, ersetzt, dessen Nachfolger in diesem Departement Herr von Guernon-Ranville wurde, General-Prokurator in Lyon. Dieser, der Sohn eines ehemaligen Emigranten, hatte sich durch einen loyalen, muthigen Charakter und durch eine unwandelbare Anhänglichkeit an die Sache der Bourbonen hervorgethan. Seine politischen und religiösen Meinungen waren sehr gemäßigt. Vor den Gerichts-Schranken galt seine Rede für reich und fließend, aber als parlamentarische Person war er unbekannt.

Westindien.

Pflanzer und Neger auf Jamaika.

Nach Benjamin M'Mahon.

Herr Benj. M' (Mac) Mahon focht im Jahre 1818 für die Sache der Patrioten Süd-Amerika's und war glücklich genug, dem Verderben zu entrinnen, das auf diesem Schauplatze des Elendes und des Verrathes so viele seiner Landsleute ereilte. Von dem Kontinente Amerika's ging er nach Jamaika, wo er auf einer der dortigen Pflanzungen Buchhalter wurde; und seitdem ist er stets, und zwar 18 Jahre lang, auf diese Weise beschäftigt gewesen, hat aber mit seinen Prinzipalen oft gewechselt, weil seine freimüthigen Aeußerungen gegen die Grausamkeiten, die man unter seinen Augen beging, ihn oft in Kollisionen mit den Herren auf Jamaika brachten. Gegenwärtig hat er nun das Resultat seiner Beobachtungen zusammengestellt und in einem in London erschienenen Buche herausgegeben.*) Der erste Anblick der unmenschlichen, den Negersklaven auferlegten Züchtigungen machte ihn fast krank, und er bemühte sich vergebens, dieser abscheulichen Tyrannei entgegenzuarbeiten. Es scheint, daß die Aufseher der Sklaven den Muth und die physische Kraft dieser Unglücklichen planmäßig vernichten wollten. Etwas vernünftiges Nachdenken hätte sie darüber belehren müssen, daß Leute, die man gut behandelt, auch bessere Arbeit thun; aber diese Wahrheit ist ihnen stets verborgen geblieben.

Da Herr M'Mahon, wie schon bemerkt, mit seinen Prinzipalen öfter wechselte und selten länger als fünf Monate auf derselben Plantage Buchhalter war, so hatte er Gelegenheit genug, zu beobachten, wie man die Pflanzungen verwaltete, und das vorliegende Werk liefert uns die Ergebnisse dieser Beobachtungen. Er nennt alle Personen mit Namen, deren Grausamkeiten zu seiner Kenntniß gelangt sind, und belegt alle seine Angaben sehr gewissenhaft, so daß Jeder, der sich ungerechter Weise beschuldigt glauben könnte, die besten Mittel zu seiner Rechtfertigung in Händen hat.

Herr M'Mahon hat sich nicht durch Bücherlesen zum Bücherschreiben gebildet. Sein Stil ist ganz ohne Glätte und Feile, ohne Kunst und Eleganz; allein eben darum trägt er den Stempel größerer Treue und Glaubwürdigkeit. Hin und wieder möchte man fast bedauern, daß die Phrasen nicht sorgfältiger gewählt sind; der Verfasser könnte auf ein größeres Publikum rechnen, wenn er manche das Zartgefühl empfindlich verletzende Dinge in weniger schrecklicher Nacktheit dargestellt hätte. Doch muß man zugeben, daß seine Manier dem Gegenstande sehr angemessen ist. Es wäre eine schwere Aufgabe, die Sklaverei so zu schildern, wie sie in der guten alten Zeit auf den Zucker-Plantagen bestanden hat, ohne Leuten von veredeltem Gefühl und Geschmack großes Aergerniß zu geben.

Wie es den Negern in ihrer Drangsal zu Muthe ist, erfahren wir am besten aus ihren eigenen Worten.

— — — „Während sie in der glühendsten Hitze arbeiteten, wurden ihre eisernen Halsbänder so heiß, daß sie ihnen die Haut verbrannten. Der unerträgliche Schmerz erpreßte den Unglücklichen beständig herzzerreißende Klagen, die zu einer Art von Gesang sich gestalteten. „„Arme Nega nach Tod wir hungrig — Arme Nega schinden ärger als Kuh — Buckra haben Mitleid mit dummes Ding, aber todt machen arme Nega — Wir Fleisch gehören nur Peitsche, und wir Blut gehören Erde — Peitsche, wenn wir klagen vor hungrig — Peitsche, wenn nicht gehen Feld vor Tag — Peitsche, wenn wir müde — Peitsche, wenn wir aussehen sauer — Peitsche, wenn wir lachen — Peitsche, wenn wir klagen über Buscha bei Massa — Peitsche, wenn wir

*) Jamaica Plantership. By Benj. M'Mahon, eighteen years employed in the planting line in that island.

klagen über Buchhalter bei Buscha — Peitsche, wenn wir gehen in Hospital krank — Peitsche alle Montag für haben wunde Füße — Buckra geben arme Nega Peitsche für Arznei — Peitsche, für machen ihn stark bei Arbeit — Peitsche, für machen ihn elend, zu gehen in Hospital — Peitsche, zu machen ihn verlassen Hospital und gehen an Arbeit — Peitsche, zu machen ihn arbeiten mehr als Kräfte — Buckra machen Peitsche betrunken, gerade wie Punsch, er trinken, wenn er nehmen Rum für machen stark — Wasser, für machen schwach — Citron, für machen sauer, und Zucker, für machen süß — Buckra machen Peitsche thun alles Ding, nur nicht machen Leben; das Peitsche nicht kann, aber machen vollauf todt — Wir beten Gott, zu nehmen arme Nega, ehe Buckra bringen ihn um."

Als ein Beispiel der brutalen Tyrannei, womit man die Neger unter dem nichtigsten Vorwand tödtete, mag die folgende Erzählung genügen. Zuvor bemerken wir, daß die Sklaven einer gewissen Plantage den Versuch gemacht hatten, zu entfliehen. — — — „Ein paar Tage darauf wurden wir nach St. James beordert. Wir kamen auf die Plantage Barrett-Hall, das Eigenthum des Herrn Speaker Barrett. Bei unserer Annäherung sahen wir einen Neger auf der Landstraße, der, als er uns erblickte, sogleich über eine niedrige Mauer sprang. Die ganze Gesellschaft feuerte nach ihm; er stürzte nieder, raffte sich aber wieder auf und lief blutend davon. Wir setzten ihm unter beständigem Schießen nach; der Verfolgte stand und fiel abwechselnd, bis Einer der Bewaffneten sich über die Mauer schwang, den Unglücklichen erreichte und mit seinem Säbel auf ihn loszuhauen begann, ohne ihn jedoch tödten zu können. Endlich machte ein Anderer dieser brutalen Tragödie ein Ende, indem er dem Neger durch den Kopf schoß. Keiner der Sklaven des Herrn Speaker Barrett hatte die Pflanzung verlassen. Alle wurden aufgerufen und in eine Reihe gestellt, die Männer von den Frauen gesondert. Der Major (Dr. Neilson) fragte den Obertreiber (head-driver), wer die Proclamation abgerissen habe, die an den Thüren des Arbeitshauses angeschlagen gewesen? Der Befragte versicherte, es nicht zu wissen. Jetzt befahl Major Neilson der Compagnie, ihre Gewehre auf den Treiber anzulegen und, wenn er sich nur rührte, ihm die Kugeln durch das Hirn zu jagen. Dann sprach er, den Sklaven zugewendet: „Zeigt mir augenblicklich den Schuldigen, oder ich lasse euch sammt und sonders niederschießen." Der Treiber deutete auf einen schönen jungen Burschen in der Reihe, und sogleich rief Neilson: „Führt diesen Kerl bei Seite und schießt ihn todt!" Der Neger wurde ergriffen und hatte nur eben Zeit, auszurufen: „O Massa, thu' nicht tödten mich", als ein blutdürstiger Elender, Namens Watson, dicht an meiner Seite sein Gewehr gegen ihn anlegte und losdrückte. Die Kugel fuhr durch den Mund und das Hinterhaupt des Negers, der, ohne auch nur einen Seufzer auszustoßen, todt niederfiel. Die armen Sklaven waren vor Schrecken außer sich; Einige stürzten auf die Kniee und erhoben flehend ihre Hände zum Himmel; die Frauen und Kinder schrieen entsetzlich, und Alle baten auf die kläglichste Weise, daß man ihres Lebens schonen möchte. Der Major verabschiedete sie mit barbarischen Drohungen, und unser kleines Detaschement erhielt den Befehl, nach Bounty-Hall zurückzukehren. Auf dem Wege theilten wir uns in verschiedene Pikets, um einen oder den anderen ausgerissenen Neger zu jagen; allein wir trafen keinen Menschen, an welchem der Pflanzer seinen Blutdurst hätte kühlen können."

Die folgende Erzählung mag eine Probe von der Methode geben, welche die Aufseher der Neger befolgen, um ihr zeitliches Glück zu begründen. „Herr — — war früher Unteroffizier in der Britischen Armee. Er kaufte seinen Abschied, um auf Jamaika in die Dienste eines Pflanzers zu treten. Anfangs wurde er Buchhalter; aber seine ausgezeichnete Grausamkeit beförderte ihn bald zum Range eines Aufsehers über die Sklaven. Weiße und Schwarze, die unter seiner Kontrolle standen, haben mir versichert, daß es nur eines Wortes von seinen Lippen bedurfte, um ihnen tödtlichen Schrecken einzujagen. Durch unmäßigen Gebrauch der Peitsche gelang es ihm, ungewöhnlich ergiebige Aerndten zu erzwingen, und seine blutbefleckten Verdienste erwarben ihm bald die Stelle eines Plantagen-Verwalters. Jetzt kaufte er sich eine eigene Truppe Sklaven, worunter ein Kerl von viehischer Grausamkeit, den er in der Folge zu seinem Treiber machte. Dieses Ungeheuer in Menschengestalt führte nie eine Peitsche, sondern einen Knüttel, und bestrafte jede Nachlässigkeit mit einem Schlage, der den Schädel des unglücklichen Opfers zerschmetterte. Alles dies geschah mit Bewilligung des Herrn — —, der bei einer Gelegenheit einen Sklaven in ein Faß mit alten Nägeln steckte und ihn dann einen steilen Berg hinab in eine Grube rollen ließ, welche die Körper aller auf der Pflanzung gemordeten Neger aufnahm. Troß dieser empörenden Grausamkeiten, oder vielmehr eben darum, weil er sie verübte, wurde Herr — — nachmals der vielvermögendste Plantagen-Verwalter auf ganz Jamaika. Seine Empfehlung genügte, um Jeden zu der gewünschten Stelle zu befördern, und wen sein Zorn traf, der konnte seines Unterganges gewiß seyn. Herr — — kehrte im Jahre 1833 mit einem fürstlichen Vermögen nach England zurück."

Ein Handlungshaus in Jamaika trieb zu Herrn M'Mahon's Zeit eine wahrhaft diebische Art von Sklavenhandel. Man stahl den Eigenthümern in Jamaika ihre Sklaven und verkaufte sie nach Cuba! „Die Herren — — bedienten sich bei ihrem schmählichen Gewerbe eines Negers, Namens Ned, dem sie für jeden Sklaven, den er an Bord ihrer Handels-Schaluppe locken konnte, eine größere oder geringere Summe Geldes gaben. Hatte der erwähnte Neger Einen oder Mehrere von seinen Stammesverwandten auf das Schiff gelockt, so setzte er ihnen gute Speisen in Fülle vor und schenkte ihnen so viel Wein oder Branntwein, daß sie bald fest einschliefen und wahrscheinlich erst am folgenden Morgen erwachten. Beim Erwachen fanden sie sich mit Staunen auf der hohen See, und Ned war verschwunden. Dieser Handel wurde mehrere Jahre fortgesetzt, und man vermißte auf allen Plantagen des Distriktes Sklaven, die, der allgemeinen Vermuthung nach, in die Wälder geflohen seyn mußten. Unter Anderem gelang es Ned, auch einen Bedienten des Gemeinde-Vorstehers, Herrn Parry, mit seiner gewohnten List nach Cuba zu spediren. Das gefällige Wesen dieses jungen Negers brachte ihn bei seinem Spanischen Herrn in große Gunst, und man gestattete ihm weit mehr Freiheit, als seinen Mitsklaven. Von dieser Freiheit Gebrauch machend, sprang er eines Abends in ein Kanoe und ruderte sich in der Richtung nach Jamaika vorwärts. Er wurde auf hoher See ergriffen und wohlbehalten seinem früheren Herrn zurückgestellt, dem er die Umstände seiner Entführung erzählte und zugleich sagte, daß noch viele andere vermeintliche Ausreißer, die ein ähnliches Schicksal gehabt, wie er selber, in Cuba sich befänden. Man hielt ein Sklaven-Gericht, und Ned, dessen Schuld am Tage lag, wurde zum Strange verurtheilt, während die Kaufleute, die sich seiner als eines Werkzeugs ihrer Schurkerei bedient hatten, ungestraft blieben, weil das Zeugniß eines Schwarzen gegen einen Weißen keine Gültigkeit hat."

Mannigfaltiges.

— Lady Blessington über Alph. von Lamartine. Ich habe Herrn von Lamartine gesehen und finde großen Geschmack an ihm. Er hat ein sehr angenehmes Aeußere und kleidet sich so modisch, daß man kaum einen Dichter in ihm ahnen sollte. An ihm bemerkt man keine umgelegte Hemdkragen, die ein Surrogat der Halsbinden seyn sollen, keine lang herabwallenden Locken und überhaupt nichts von poetisch seyn sollender Geckenhaftigkeit. Lamartine ist ein Mann, den man in jeder Gesellschaft bien comme il faut nennen würde. Seine Physiognomie ist schön, sein Auge scharf und geistvoll. Er hat feine Manieren und versteht es, eine Gesellschaft interessant zu unterhalten. Seine Geistesgegenwart ist so groß, wie man sie nur selten bei Poeten findet; auch besitzt er keine jener oft nur affektirten Sonderbarkeiten, die einem Dichter und noch mehr einem Dichterlinge so häufig ankleben. Der Grund dieser löblichen Eigenschaften ist ohne Zweifel darin zu suchen, daß Herr von Lamartine, obwohl mit glühender Phantasie begabt, in das wirkliche Leben gezogen worden ist und somit Gelegenheit gehabt hat, auch seine Verstandeskräfte tüchtig zu entwickeln. Der kluge Geschäftsmann, der feine Gesellschafter und der Poet sind in ihm schön vereinigt; keine Person dieser Trias steht der anderen im Wege. Er will den Engländern sehr wohl, und das ist ganz natürlich; denn er hat eine Britin zur Frau, die schätzenswerthe Eigenschaften genug besitzen soll, um ein günstiges Vorurtheil für ihre Landsleute zu erwecken. Lamartine's kleine Tochter, die er fast abgöttisch liebt, ist eines der schönsten Kinder, die mir jemals zu Gesicht gekommen; die kühnste Phantasie würde kein lieblicheres Bild hervorzaubern können. Als Gatte und Vater besitzt unser Französische Dichter so musterhafte Eigenschaften, daß er die allgemein verbreitete Meinung, als wären Poeten schlechte Familienväter, wenigstens durch sein Beispiel Lügen straft.

(The Idler in Italy.)

— Lord John Russell in Genua. Wir wurden recht angenehm überrascht, als wir gestern unserem alten Bekannten, Lord John Russell, auf der Straße begegneten. Er kam und dinirte mit uns; ich fand ihn bei dieser Gelegenheit gesünder und bei froherer Laune, als er mir jemals in London vorgekommen. Er ist außerordentlich belesen und hat einen gemüthlichen Humor, der seiner Unterhaltung große Würze giebt. Seine charakteristischen Merkmale sind gesunde Urtheilskraft, großer Scharfsinn, ein hochgebildeter Geist und eine seltene Gleichförmigkeit des Temperaments — lauter Eigenschaften, die ihn zu einem bedeutenden Staatsmanne qualifiziren. Wenn die Gesellschaft, in der er sich befindet, so beschaffen ist, daß sie die Eisrinde seiner Zurückhaltung aufzuthauen vermag, so kann er sehr liebenswürdig seyn. Der Umgang mit seinen Genuesischen Freunden hat diese Wirkung, und eben darum erscheint Russell in Genua mehr zu seinem Vortheil als in London. Was seinen Erfolgen im Wege steht, ist, meines Erachtens, nur die natürliche Zurückhaltung seines Charakters; man hält ihn für kalt und stolz, und aus diesem Grunde erweckt er nicht jenes warme Gefühl persönlicher Anhänglichkeit, das nur durch ein gleichförmiges freundliches Benehmen rege gemacht und befestigt wird. Ohne diesen Magnet ist es einem Staatsmann, wie hoch man seinen Charakter auch stellen möge, sehr schwer, ja unmöglich, innig ergebene Freunde und Anhänger zu haben.

(Lady Blessington — The Idler in Italy.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 48. Berlin, Montag den 22. April 1839.

Süd-Afrika.

Neueste Expedition in das südliche Afrika.

Eine von Capitain Harris so eben herausgegebene Beschreibung der neuesten Britischen Expedition in das südliche Afrika*) enthält sehr nützliche Beiträge zur Geographie und Naturgeschichte dieses Theiles der Erde. Capitain Harris giebt uns eine neue sehr ausführlich und sorgfältig gezeichnete Karte sämmtlicher Gegenden, die nordöstlich von der Kap-Kolonie sich ausdehnen, und auf welcher auch die Wohnplätze der ausgewanderten Holländischen Bauern (Boers) und der eingeborenen Stämme genau angegeben sind. Seine Erzählung ist reich an interessanten Abenteuern und an Natur-Schilderungen, denen die schmucklose Einfalt der Darstellung einen besonderen Reiz giebt. Vor Allem lesenswerth ist die lebendige Beschreibung der Süd-Afrikanischen Jagden und die Geschichte der Auswanderung einer großen Anzahl Holländischer Bauern, die im Jahre 1836 das Britische Gebiet freiwillig verließen, um in der Wildniß sich anzusiedeln. Das Werk schließt mit einem zoologischen Verzeichnisse, worin der Verfasser eine große Anzahl von ihm selbst getödteter Thiere nach Dr. Smith's Classification ordnet und beschreibt.

Capitain Harris war von Kindheit an ein leidenschaftlicher Jagd-Liebhaber, und diese früh entwickelte Neigung bestimmte ihn wahrscheinlich zur Wahl seines Berufes. Schon im sechzehnten Jahre wurde er Ingenieur-Offizier im westlichen Ostindien. Dieses an Tigern und Elephanten so reiche Land bot ihm Gelegenheit genug, seinem Lieblings-Zeitvertreibe zu huldigen; aber sein Ehrgeiz strebte nach einem wilderen und großartigeren Jagd-Reviere. In Träumen erschien ihm die majestätische Giraffe, das gewichtige Behemoth der Gelben Flüsse, der riesige Elephant und die fantastisch gehörnte Antilope Afrika's. Er sehnte sich nach Kämpfen mit diesen edeln Thieren, und ein zweijähriger Urlaub, den das Kollegium zu Bombay ihm bewilligte, setzte ihn in den Stand, seine Sehnsucht zu stillen. Er verließ Bombay im März 1836 und erreichte das Kap nach eilfwöchentlicher Fahrt. Herr Richardson, ein Civil-Beamter, den er an Bord kennen gelernt, beschloß, ihn auf der von ihm projektirten Expedition ins innere Afrika zu begleiten. Nachdem sie die nöthigen Vorkehrungen getroffen, segelten sie in einem Schooner nach der Algoa-Bai, wurden aber durch widrige Winde gezwungen, in dem Hafen Port Elisabeth einzulaufen. Von dort ging es über Grahams-Town nach Graaf-Reinet, wo unsere Reisenden zur Expedition ins Innere sich rüsteten. Da sie wenig Zeit zu verlieren hatten, so beschlossen sie, ohne weitere Umwege nach dem Missions-Orte Kuruman, der etwa 400 Engl. Meilen nördlich von Graaf-Reinet liegt, aufzubrechen und von dort aus in das Gebiet des Moselekatse, Königs der Abaka-Zulu's oder Matabili, eines mächtigen und despotischen Wilden, vorzudringen. Sie hatten der grausamen Afrikanischen Majestät einen langen mit Scharlach gefütterten Rock als Geschenk zugedacht. Capitain Harris beabsichtigte, seine Nachforschungen bis zum Wendekreise des Steinbocks auszudehnen und wo möglich den großen See zu besuchen, der sich eine bedeutende Strecke weit über den Wendekreis hinaus ins Innere erstrecken sollte. Seinen Rückweg gedachte er längs des Likwa oder Waal-Flusses zu nehmen; obschon dieser Weg der nächste ist, so hatte doch Moselekatse den Europäern bis dahin nicht gestattet, ihn zu betreten.

Als unsere Wanderer mit Karawane und Ochsen, Hottentotten und Pferden die Gränze der Britischen Kolonie kaum überschritten hatten, bot sich ihnen das Bild der traurigsten Verödung dar. Kein Vogel zeigte sich in der Luft; keine Spur von Grün an der Erde; kein Laut war vernehmlich — nur Peitschenknall unterbrach von Zeit zu Zeit das Todesschweigen der schwülen Atmosphäre. Erst am Orange-Fluß, dessen freundliches Wasser den Reisenden so willkommen war, wie die Oasen der Wüste, erfolgte ein angenehmer Scenenwechsel. Auf dem Wege dahin begegneten sie einer alten Frau von dem Volke der Buschmänner, jener elenden Raçe, die in Erdhöhlen wohnt und mit Wurzeln, Heuschrecken, Insekten und Ameisen-Larven ihr Leben fristet. Dieses Weib hatte einen Weg von fünf Engl. Meilen gemacht, um ein Paar Straußen-Eierschalen voll Wasser zu holen.

Ehe wir mit den Herren Harris und Richardson am Hofe des kohlschwarzen Monarchen der Abaka-Zulu's erscheinen, theilen wir unseren Lesern die Beschreibung einer Jagd bei Meritsane mit: „Die Mittheilungen einiger Wilden vom Stamme Bailapi, denen wir gestern begegneten, bestimmten uns, des Jagens wegen einen Tag zu verweilen. In Begleitung dieser Männer verließen wir um Tages-Anbruch unsere Bagage, setzten über den Fluß und wendeten uns nordwestlich durch einen Hain prächtiger Kameeldorn-Bäume, von denen viele unter der Last der ungeheuren Nester des gesellig lebenden Beinbrechers (grosbeak) sich beugten. Andere waren mit grünen Büscheln von Misleton bewachsen, dessen hochrothe Beeren ihnen sehr zur Zierde gereichten. Bald bemerkten wir große Heerden Quagga's und scheckiger Gnu's, die sich weiter und weiter ausbreiteten, bis die ganze Ebene lebendig zu seyn schien. Das Klappern ihrer Hufe war betäubend; es glich dem Tosen eines mächtigen Sturmes. Eine Heerde von Straußen, deren Hälse über denen ihrer vierfüßigen Nachbarn hoch emporragten, schoß mit Pfeilesschnelle dahin; und Gruppen purpurfarbiger Sassaby's und rothgelber Hartebeest's vollendeten ein Gemälde, das nur gesehen, nicht beschrieben werden kann. Der Knall unserer Gewehre setzte die ganze vierfüßige Thierwelt um uns her in lebhafte, wimmelnde Bewegung; ungeheure Staubwolken wirbelten empor. Die Wilden tödteten jedes verwundete Gnu sehr geschickt, indem sie ihm mit der Spitze ihres Assagai einen Schlag auf den Rücken gaben. Dann bedeckten sie das erlegte Thier mit Gesträuch, um es vor den gefräßigen Geiern zu bewahren, die beständig in den Lüften herumkreisten und nach jedem Schusse blitzschnell herabfuhren, um eine gute Prise zu machen. Beim weiteren Vordringen bemerkten wir plötzlich zwei sonderbare Thiergestalten unter dem Schatten eines Baumes, die wir gleich als Elenthiere erkannten. Die Wilden riefen mit großer Freude: „Impufo! Impufo!" Wir Alle spornten unsere Pferde und waren bald an den Fersen der größten und schönsten Gattung des Antilopen-Geschlechts. Trotz ihrer gewichtigen Körperfülle konnten wir die beiden Elenthiere mit unseren abgemagerten Kleppern nicht so schnell ereilen; ihr Maul und ihre Nüstern schäumten, und der Schweiß troff ihnen von dem glatten Fell herab. Endlich blieben sie ermattet stehen und blickten uns mit ihren großen glänzenden Augen an, als flehten sie um Schonung. Eine einzige Kugel streckte jedes der beiden Elenthiere nieder. Sie waren Männchen, und ihre Höhe betrug an den Schultern über 17 Hände."

Endlich gelangten die Reisenden nach Mosega, der Residenz des Moselekatse. Einer von ihren Bedienten, Namens Andries, ein verschmitzter und ränkevoller Bursche, ritt voran, um den König auf ihre Ankunft vorzubereiten. Moselekatse und sein erster Minister waren Beide abwesend; allein der Reichs-Verwalter schickte einige Krieger mit einer höflichen Botschaft an die fremden Gäste, die bis dahin keine Gewißheit darüber hatten, ob man sie freundlich aufnehmen oder zum Tode führen würde. Die Beschreibung, welche Capitain Harris von diesen Gesandten giebt, ist malerisch:

„Die Abgeordneten des Reichs-Verwalters sahen, trotz ihrer dunkelen Farbe, weit stattlicher aus, als irgend ein anderer Afrikanischer Stamm, der uns bis dahin zu Gesicht gekommen. Sie waren groß, wohlgewachsen und von regelmäßiger Gesichtsbildung. An dem Scheitel des geschorenen Kopfes waren ovale Ringe befestigt, und ein großes Loch in dem Läppchen des einen Ohres barg eine kleine Schnupf-Dose aus Kürbis-Schale. Ihre Kleidung bestand aus einem ledernen Gürtel, mit ein paar Streifen von Katzenfell verbrämt, und Jeder von ihnen trug als Bewaffnung zwei kurze Wurfspieße und einen knotigen Stock. Wir hießen sie herzlich willkommen, füllten ihre Wagen mit Rindfleisch, ihre Dosen mit Schnupftaback und ließen sie dann unter den Büschen am Ufer sich ein Lager bereiten."

Am nächsten Morgen setzten die Reisenden über einen schilfbewachsenen Strom und begrüßten sich mit dem Reichsverweser des Moselekatse, einem großen, athletischen Wilden, der seine Gäste sehr freundlich willkommen hieß. Die Schnupftabaksdose wanderte gemüthlich im Kreise herum, und Alle wurden „kapitale Freunde". Trotz dieses günstigen Empfangs hatten sie nur schwache Hoffnung, längs des Flusses Waal zurückreisen zu dür-

*) Narrative of an Expedition etc. (Bericht über eine Expedition nach Süd-Afrika während der Jahre 1836 und 1837, vom Kap, durch die Länder des Moselekatse, bis zum Wendekreis des Steinbocks.) Von Capitain W. C. Harris. London, 1839.

sen. Sie hörten so viel Entsetzliches von den Gräuelthaten des schwarzen Despoten, in dessen Reiche sie jetzt sich befanden, daß sie keine viel bessere Behandlung erwarteten, als die, welche den Missionairen zu Theil ward, die sich innerhalb seiner Gränzen gewagt hatten. Nach einer langen und beschwerlichen Tagereise kamen sie nach dem Orte Kahain, wo dieser Blaubart von Afrika damals verweilte. Der erste Anblick des Ortes, das Erscheinen der schwarzen Noblesse und das Gedränge der Eingebornen bildeten eine in ihrer Art unvergleichliche Scene.

„Wir wanderten über eine fruchtbare, hin und wieder von isolirten Hügeln unterbrochene und von ansehnlichen Ochsenheerden belebte Ebene, bis wir drei kegelförmige, in Form eines Dreiecks aufgestellte (künstliche?) Berge gewahrten, die innerhalb des eingefriedigten Raumes standen, in welchem der Königliche Kraal sich befinden sollte. Als man unsere Annäherung bemerkte, bedeckten sich die Spitzen der Hügel mit Eingebornen, von denen Einige dann und wann hinabeilten, um Rapport zu bringen. Erst als wir in das enge Thal eintraten, fiel uns ein elendes Barracken-Dorf in die Augen; und dieses Dorf war nichts Geringeres, als — die Königliche Residenz."

„Piet und der Parse lenkten unsere Wagen; Löwenherz, der nicht gern im Vordertreffen seyn wollte, trieb als Freiwilliger das Vieh hinter uns her, und die übrigen sechs Hottentotten zogen feierlich voran und begrüßten Seine Majestät mit sechs Flintenschüssen in die Luft. Mehrere der untergeordneten Häuptlinge, die am Eingang des Kraal standen, traten jetzt hervor, schüttelten uns der Reihe nach die Hand und riefen zu wiederholten Malen „guter Kamerad (good fellow)!" Der Vornehmste unter ihnen hieß Um'Nombate. Er war ein ältlicher Mann von hagerer Gestalt, und seine Züge hatten einen milden, aber würdigen Ausdruck. Einige Riemen aus Wildekatzen- und Affen-Fell hingen ihm von der Stirn herab, und andere desgleichen, die aber breiter waren, fielen als Zöpfe auf seinen Rücken. Ueber dem elliptischen Scheitelring, der Issigoko heißt, war die Gallenblase eines Schafes angebracht. Als wir uns nach dem Wohlbefinden des Königs erkundigten und ihn fragten, ob es Seiner Majestät genehm sey, uns Audienz zu bewilligen, erwiederte er, Seine Majestät freuten sich sehr über unsere Ankunft und würden alsbald persönlich erscheinen. Der nächste im Range war ein Häuptling von sehr unahnsehnlicher Figur, dessen abstoßendes Wesen sein mürrisches Gesicht schon verkündete. Dieser zweite Pair des Reiches hatte zahllose Pockennarben und war, mit Ausnahme eines Halsbandes aus Löwenklauen, dreier Gallenblasen auf dem Scheitel und einer tüchtigen Fettsalbe auf der Haut, vollkommen unbekleidet. Alle Häuptlinge hatten Schnupftabaksdöschen in den Ohrlappen stecken, und von ihren dünnen Gürteln fielen schwanzartige Riemen herab. Auf ihren geschorenen Köpfen war nur so viel Haar übrig, als zur Befestigung des Issigoko hinreichte, der aus Sehnen, die mit schwarzem Fette beschmiert sind, gedreht ist."

„Bald nachdem wir unsere Ochsen ausgespannt und das Zelt aufgeschlagen hatten, kam der Page des Königs aus dem Kraal und brachte die Glückwünsche Seiner Majestät. Auch dieser ging splitternackt; aber sein Haupt, das nicht, wie bei den Uebrigen, geschoren war, schmückte eine rothe Feder von dem langgeschwänzten Finken. Der Mund dieses liebenswürdigen Jünglings war ganz dazu gemacht, Jeden, der seiner ansichtig wurde, in Staunen zu setzen; denn er reichte buchstäblich von Ohr zu Ohr. Jetzt untersuchte man unsere Bagage. Bei diesem Geschäft wurde keine Silbe gesprochen, und an Keinem von der Gesellschaft bemerkten wir Zeichen von Ueberraschung oder Befriedigung. Der ruhigste Ernst lag auf allen Gesichtern, und so bald die Untersuchung vorüber war, entfernten sich Alle, um ihrem Könige genauen Rapport zu bringen."

„Mehrere Stunden vergingen, ehe wir frühstücken konnten; denn das nächste Quellwasser war drei Engl. Meilen von dem Kraal entfernt. Wir hatten mit Zuversicht geglaubt, der König würde vor Ungeduld vergehen, bevor er sich im Besitz unserer Geschenke wüßte; allein er hielt es für schicklich, den Schein der Gleichgültigkeit anzunehmen; und sein langes Zögern wurde uns am Ende bedenklich. Wir schickten Baba in den Kraal und ließen Seiner Majestät sagen, daß jede Zurüstung zu Ihrem Empfange getroffen sey, und daß wir kaum die Zeit erwarten könnten, wann er sich unsere persönliche Huldigung gefallen ließe. Ein paar Minuten darauf verkündete gellendes Jubelgeschrei seine Annäherung. Das Gefolge des Königs bildeten die Kundschafter, die uns von Mosega aus begleitet hatten, mehrere Häuptlinge und ein Detaschement Krieger, mit Schilden und Assagai's bewaffnet. Eine Anzahl Frauen, mit Kalabassen voll Bier auf ihren Häuptern, folgten dem Zuge, und zwei Vorläufer, die sich wie Besessene geberdeten, riefen unter gewaltigen Affensprüngen, währendem Schwingen ihrer kurzen Stöcke und höllischem Gebrüll alle dem Monarchen zukommende Titel aus. Als wir dem Zuge entgegen rückten, schrie man: „Haijah, Haijah!" — ein Zeichen froher Bewillkommnung. Der König gab Jedem von uns einen biederen Handschlag, worauf wir ihn nach dem Zelte geleiteten und Platz nehmen hießen. Die Magnaten kauerten im Halbkreise am Boden nieder."

„Das Gesicht des Moselekatse verkündet Schlauheit, Argwohn und tyrannische Gesinnung, ist aber sonst nicht eben häßlich zu nennen; sein ziemlich großer und wohlgebildeter Körper hat etwas Anlage zum Starkwerden. Seine vornehme Zurückhaltung, die forschende Lebendigkeit seines Blickes, die Schärfe seiner Fragen und die außerordentliche Behutsamkeit seiner Antworten verkünden alsbald den Mann, der ein wildes und blutdürstiges Volk zu beherrschen versteht. Moselekatse mag etwa 40 Jahre zählen; da er aber ganz ohne Bart ist, so hat die Schätzung seines Alters ihre großen Schwierigkeiten. Den elliptischen Ring auf seinem kurz geschorenen Scheitel schmückten drei horizontal stehende grüne Papagei-Federn, zwei von hinten und eine von vorn. Eine Schnur aus kleinen blauen Kügelchen umzog seinen Nacken, ein Büschel verschlungener Sehnen seinen linken Knöchel; und der gewöhnliche Gürtel, von welchem vorn und hinten Leoparden-Schwänze herabhingen, vollendete seinen Anzug."

„Die Dolmetscher, drei an der Zahl, standen vor dem Könige aufgepflanzt. Nach langem Schweigen eröffnete Moselekatse die Unterhaltung mit dem Bemerken, daß er sich freue, von seinen Freunden, dem weißen Volke, gute Nachrichten zu erhalten. Die Reisenden dankten sehr verbindlich und legten ihre Geschenke, die außer dem schon erwähnten großen Rock in einem Tau von Kupferdraht, einem Spiegel, zwei Pfund Irischen Blackguard's und 50 Pfund rother Kügelchen bestanden, zu seinen Füßen nieder. Der Anblick dieser Gegenstände machte den König ein paar Minuten lang seine Würde vergessen; er steckte den Daumen zwischen die Zähne, riß seine Augen weit auf, jauchzte wie ein Schulknabe und ergoß sich in eine Reihe Ausrufungen, die unserem „Bravo" — „Allerliebst" — „Scharmant" u. dgl. entsprachen."

„Der Reichthum dieses barbarischen Monarchen besteht fast lediglich in seinen zahllosen Hornvieh-Heerden. Diese Heerden sind über das ganze Land vertheilt und stehen unter der Obhut vieler Magnaten, die übrigens nur geringe Emolumente haben und zumeist von dem Ertrage ihrer Jagden leben. Viehsterben und andere erhebliche Zufälle werden regelmäßig an den Hof berichtet, und wir selbst hatten während unseres Besuches öfter Gelegenheit, solche Rapporte anzuhören. Ein Krieger kommt eilig herbei, bleibt ungefähr funfzig Schritte von der Person des Königs entfernt stehen, legt seine Waffen nieder, bückt sein Haupt bis an die Erde und kriecht dann auf allen Vieren so nahe heran, daß der König seinen Rapport zu vernehmen im Stande ist. Hat er sich seines Auftrags entledigt, so bleibt er eine Weile auf allen Vieren liegen und wartet, ob Seine Majestät ihm eine Frage zu stellen geruht. Entläßt ihn der König ungefragt, so springt er auf, schreit Haijah! und rennt wieder zu seinen Waffen."

„Moselekatse erkundigte sich bei uns öfter nach den Heerden des Königs von England und wollte besonders wissen, ob sie recht zahlreich seyen, ein Umstand, worüber wir ihn nicht belehren konnten. Auch sprach er von der Armee des Königs Wilhelm IV. Seine eigenen Krieger, die gerade gegenwärtig waren, flößten uns Bewunderung ein, obschon Moselekatse versicherte, diese seyen bloß junge Rekruten, die noch keinen kriegerischen Ruhm erlangt hätten. Sie waren im Allgemeinen große und schöne Leute, deren Bewaffnung aus einer kurzen Lanze zum *Stoßen*, einer Wurfkeule vom Horn des Rhinozeros und einem langen, ovalen Schilde aus Ochsenhaut bestand. Die Wurfkeule schleudern sie so geschickt, daß sie niemals ihr Ziel verfehlen."

Der Rückweg unserer Reisenden war sehr malerisch, und sie erlebten auf demselben noch viele Abenteuer. Bald drohte ihnen Gefahr von Seiten der wilden Matabili; bald mußten sie sich der Raubthiere erwehren, die in jenen Wildnissen hausen. Die ganze Expedition war mit großen Beschwerden und Drangsalen verknüpft, aber die Wanderer verloren keinen Augenblick ihren Muth und ihre Geistesgegenwart.

Die Erzählung von der Auswanderung der Gränz-Kolonisten gewährt ein großes Interesse. Der unsichere Zustand der östlichen Gränze, der ungleiche Schutz des Britischen Gouvernement's und der Schaden, den sie durch die Freilassung der Sklaven erlitten, hatte die erwähnten Pflanzer zu dieser Maßregel gezwungen. Die tragischen Folgen derselben sind im Allgemeinen schon aus den Zeitungen bekannt; aber die Details, welche Herr Harris giebt, haben mehr Ausführlichkeit, als Alles, was bisher auf anderem Wege zu unserer Kenntniß gelangt ist. Dieser Abschnitt des Buches, der leider keine Auszüge zuläßt, verdient allgemeine Beachtung. Das Werk liefert einen neuen Beweis von der geistigen Frische und dem energischen Sinne der in der Indischen Armee dienenden Britischen Offiziere. Die Entwickelung und Ausbildung solcher Eigenschaften verbürgt den Engländern den dauernden Besitz ihrer Kolonieen mehr, als die bloße physische Gewalt.

England.

Die Englische Literatur der Gegenwart.

(Fortsetzung.)

Diese schöne und kräftige Generation ist indeß nicht auf einmal verschwunden; nach und nach erlosch sie, Mann nach Mann, Stern nach Stern: Walter Scott nach Byron; dann Mackintosh, Coleridge, Lamb, Crabbe. Es blieb noch der poetische Geschichtschreiber Southey, Moore, der Sänger Irlands und des Orients, Campbell, der Verfasser von Gertrude von Wyoming. Während diese Sterne am literarischen Himmel erbleichten, wurde auch der Kampf zwischen England und Napoleon ausgekämpft. Europa öffnete sich für Großbritanien und Großbritanien für Europa. Das Band, welches die Demokratie und Aristokratie verbunden hatte, löste sich nach dem Frieden. Die alte Aristokratie glaubte im Jahre 1815 über Napoleon, die Demokratie und Europa zu triumphiren. Sie wurde indeß bald ihres Irrthums inne. Das

Streben nach Reformen war nicht erstickt, und es brach im siegreichen und friedlichen Großbritanien wieder hervor. Man erinnerte sich, daß Burke die Emancipation der Katholiken, Chatham die Parlaments-Reform gefordert hatte; die Reihe der in dem Englischen Bildungszustande allmälig eingeführten Verbesserungen sollte nicht abgeschlossen, sondern fortgesetzt werden. Neben den Mächten, welche die frühere Gesellschaft beherrscht hatten, tauchte eine neue auf, welche die Verbreitung der Naturwissenschaften, die Erfahrung und den öffentlichen Reichthum zur Grundlage hatte. In Ermangelung eines anderen Namens hieß sie die Industrie; es war die wissenschaftliche Anwendung der Naturkräfte. Im Bunde mit dem Fortschritt der Zeit, der Geduld und der Erwerbslust wirkte sie Wunder. Die Entdeckungen der Vorfahren wurden auf die Bedürfnisse der Nachkommen übertragen, und das neue Jahrhundert beutete den Erfindungsgeist der vorangegangenen aus: der Dampf wurde die bewegende Kraft, die Methoden vereinfachten sich, und der eiserne Arm der Maschinen ersetzte die kostbare Hand des Menschen. Die Lokomotiven verdrängten die epischen Gedichte, und alle Gedanken wurden auf diese Wunder der rohen Kraft hingelenkt, welche die Vernunft bändigte und zähmte. Währenddeß hatte auch die politische Bewegung ihren Fortgang; die Brustwehren und Wälle des Englischen Protestantismus wurden niedergestürzt, und der Katholizismus erhielt seine Freiheit; Bentham's Philosophie traf die Feudal-Gesetze an ihrer verwundbarsten Stelle. Im Parlament änderten die Tories und Whigs ihre Plätze; die Stützen der absoluten Prärogative traten ab, und unter den toryistischen Ansichten verstand man die konservativen Theorieen, welche kurz vorher die Whigs verfochten hatten, unter whigistischen Ansichten die Grundsätze einer gemäßigten Reform, unter Radikalen die Anhänger einer vollständigen und gewaltsamen Reform. Der Wahl-Modus wurde geändert, und in den Gemeinden erhielt die Volksgewalt einen größeren Spielraum. Die Geister, welche so in Anspruch genommen wurden, für solche Interessen kämpften und übrigens auch von Bewunderung für die Meisterwerke der letzten Zeit übersättigt waren, konnten nicht füglich in die Bahnen der früheren literarischen Generation treten. An Poeten, welche in die Weise der Meister einstimmten, war Ueberfluß vorhanden; die Geschichtschreiber wurden vielmehr Sammler, als Deuter der Vergangenheit, und die begabten Menschen benutzten ihr Talent, anstatt sich ihm hinzugeben. Es trat eine neue Generation auf, eine zahlreiche Heerschaar, die aber einen weniger scharf ausgeprägten Charakter hatte; sie nährte keinen so glühenden Haß und verfocht ihre Streitigkeiten nicht mit solcher Erbitterung wie ihre Vorgänger. Neben ihr oder über ihr stehen dann die Ueberreste der alten Schule.

Sehen wir zuerst die noch lebenden Meister aus der früheren Periode. Einige stammen aus einer sehr frühen Zeit. So Southey, der Patriarch der konservativen Theorieen und der Lobredner der Anglikanischen Kirche, ein tiefsinniger und lebendiger Geist, welcher in seinem hohen Alter nicht die Begeisterung seiner Jugend verloren hat. Er war für das Epos geboren. Die erste Französische Revolution gab ihm den ersten Impuls. Man wird sich wohl noch des Plans der Pantisokratie erinnern, den er mit seinem Freunde Coleridge ausgesonnen hatte; eine herrliche Ode! Später schrieb er in Dithyrambenform lang ausgesponnene Erzählungen, in welchen sich der Glanz des Orients spiegelte. Dann wurde er gänzlich von seinen lustigen Träumereien enttäuscht, und, wie es häufig geht, er widmete den zweiten Theil seines Lebens der Zerstörung dessen, was er in der Jugend vertheidigt hatte. Aufrichtig war er immer, in seiner Begeisterung wie in seiner Palinodie. Später zeigte er in seiner Geschichte der Englischen Marine und in seinem Buch der Kirche, daß die Geduld des Forschens sich mit der Anmuth und Einheit der Darstellung verbinden läßt. In seinem letzten Werke, den Unterhaltungen über die Zukunft, wird seine Enttäuschung zur Beredsamkeit; er zweifelt an der Erneuerungsfähigkeit des Menschengeschlechts und fragt, ob aus so gewaltigen Umwälzungen neues Leben hervorgehen werde?

Diesem Philosophen gegenüber, der dem Volke durch seine Herkunft, der Aristokratie durch seine Gesinnung angehört, steht Moore, der Sänger der Liebe und der Feen, der ironische, der sich seit seiner Entzweiung mit dem Prinzen-Regenten nie wieder mit der Macht ausgesöhnt hat. Vielleicht haben Moore und Southey in ihrer poetischen Erbitterung das Unrecht ihrer alten Freunde übertrieben, weil sie nicht wußten, daß die Freundschaft tausend Kränkungen verzeiht. Die Poesie Moore's ist bekannt, diese Kolibri-Poesie mit schimmernden Flügeldecken, diese launische Poesie, welche so verschwenderisch mit Saphiren und Smaragden umgeht und zu diesem bunten Reichthum noch das Ansehen entlehnter Gelehrsamkeit fügen wollte. Lyrischen Schwung hat er, aber seine Prosa ist manierirt und hascht nach Effekt. Wie Southey, hat er ein angeborenes Gefühl des Rhythmus, den Glanz der Bilder, das Geheimniß des Wohllauts; er ist Dichter mit einem Worte.

Thomas Campbell hat schon lange der Poesie entsagt. Seine reine, durchsichtige, gewählte Strophe, in welcher sich oft ein tiefer Sinn ausspricht, glänzt wie ein sorgfältig geschnittener Krystall. Er hat herrliche Verse gemacht, und man sieht, daß er sie gemacht hat. Die Strenge seines Geschmacks isolirt ihn.

Wordsworth, dieser poetische Einsiedler, zeichnet sich durch seine Subtilität aus. Er ist bekannter durch seinen Einfluß als durch die fremden Nachahmungen; er ist unübersetzbar. Die Anmuth seines Rhythmus, seiner Sprache und seiner Gedanken läßt sich nicht wiedergeben. Seine Tiefe schlägt nicht selten zur Dunkelheit aus. Er steht in der Mitte zwischen dem Naiven und dem Erhabenen; das Gemeine wird bei ihm zum Wunderbaren, das Gewöhnliche zum Göttlichen. Es ist in seinem Wesen etwas zu Eigenthümliches und Fessselloses, als daß er allgemein beliebt seyn könnte. Aber gefühlvolle und feiner organisirte Naturen finden in diesen Eigenschaften eine Quelle geheimer Entzückungen. Man könnte ihn unter den Franzosen mit Sainte-Beuve vergleichen. Alle vier genannte Dichter sind jetzt nicht mehr recht produktiv und bewegen sich ganz in dem Ideenkreise ihres reiferen Alters. Einige absonderliche und unvollständige Geister aus derselben Epoche haben nicht den Ruf erlangen können, wie in der neueren Zeit Walter Savage Landor, Leigh Hunt, ein Journalist mit reger Phantasie und großer Stilgewandtheit, Edgerton Brydges, welcher vergeblich nach der Pairswürde strebte und nun, unzufrieden mit den Menschen und Verhältnissen, an den Ufern des Genfersees mit seiner bibliographischen Gelehrsamkeit, seinen philosophischen Phantasieen und seinen poetischen Träumereien umherirrt.

Wordsworth, Southey, Campbell, Thomas Moore werden von der gegenwärtigen Generation durch eine wesentliche Eigenschaft getrennt: sie glauben. Die Gleichgültigkeit, gefährlicher und tödtlicher als der Zweifel, hat bei ihnen nicht Eingang gefunden. Der Mystizismus des Ersten, die leidenschaftliche Ueberspannung des Zweiten, die Beweglichkeit des Dritten, die Launenhaftigkeit des Vierten haben sie vor der Vermischung des Guten und Bösen, des Lasters und der Tugend, des Schönen und Häßlichen bewahrt. Die Gleichgültigkeit ist das Symptom des Todes, das Zeichen der völligen Auflösung. Diese findet man in dem Todeskampf des Römischen Reichs, in dem langsamen Hinsiechen des Byzantinischen Kaiserthums, überall, wo die Gesellschaft zerfällt und sich auflöst. Von allen genannten Dichtern ist Wordsworth am spätesten gewürdigt worden, aber sein Einfluß reicht auch am weitesten. Southey lebt nur noch in der Erinnerung. Campbell ist ein klassischer Dichter, den man seiner Formschönheit wegen studirt. Die allgemeinste Begeisterung hat Wordsworth hervorgebracht, und sein Einfluß hat sich selbst auf das Drama erstreckt, aber zum Schaden desselben, denn das Drama soll die menschliche Wirklichkeit, keine Träumereien darstellen. Die meisten Dichter und Dichterinnen zweiten Ranges, welche sich ihn zum Muster genommen haben, sind noch subtiler und raffinirter als der Meister; sie sind der Schatten eines Schattens. Barry Cornwall, dem man den Namen eines Dichters nicht absprechen kann, ist mit einer elegischen Stimmung und feiner Empfänglichkeit begabt, aber er verschwendet seine Kraft in leeren und gesuchten Bildern. Andere haben die Metaphysik Wordsworth's angenommen, sind aber fremden Einflüssen gefolgt. Die Politik und Industrie, diese eisernen und kupfernen Musen, sind von den Nacheiferern Wordsworth's besungen worden. Wie dieser Elemente seiner Poesie der Gewöhnlichkeit des ländlichen Lebens entnommen hatte, so haben Alfred Tennyson und Ebenezer Elliott die politische Oekonomie zu Satiren und Bentham's Theorieen zu Oden verarbeitet.

Bentham, welcher in Westminster Milton's Zimmer bewohnte, ein eigenthümlicher und systematischer Geist, von einer feinen Auffassungsgabe und umfassenden Bildung, hat der Theorie der Nützlichkeit, des Ich's, des Egoismus eine wissenschaftliche Ausbildung und eine streng geschlossene Form gegeben. Das größtmögliche Glück für die größtmögliche Anzahl ist das Feldgeschrei dieser Theorie. Der Strom der Zeit hat auch das System Bentham's, der, wie Saint-Simon, der Gesetzgeber einer materialistischen Gesellschaft war, weggespült, und mit dem System ist auch das Westminster-Review, welches zu dessen Verbreitung bestimmt war, verschwunden. Eine Zeit lang suchte man zu beweisen, Bentham's Theorie müsse ihren Homer haben, und das größtmögliche Glück der größtmöglichen Anzahl bedinge das Erscheinen eines eigenen Dichters mit neuen ästhetischen Prinzipien. Alfred Tennyson war dieser Dichter. Aber in seinen Utilitäts-Poesieen trat eine abstruse Metaphysik zu augenscheinlich hervor, und man bemerkte zu deutlich das Streben, das Wesen der Dinge auszusprechen und die Phantasie durch die Reflexion zu verdrängen. Tennyson's übrigens kräftige und kühne Verse keuchten traurig unter dem Druck dieser Fesseln fort, und der Mechanismus des Versbaues, der einen mühsam gelehrten Charakter nicht verleugnen konnte, erschwerte noch den Druck, den ihm eine gemachte Philosophie auferlegte. Der Muse des Nordens wird es überhaupt schwer, sich der übergreifenden Herrschaft des Gedankens zu erwehren. Vergeblich suchte Tennyson diesen Mangel durch Bestimmtheit der Form und übertriebenen Glanz des Kolorits zu verdecken. Der Dichter versuchte, wie er sagt, in jede Individualität einzudringen und alle Seelen der Natur zu verstehen. In seinen Oden stellte er diese sonderbare Umwandlung dar und zeigte dem Leser wechselsweise die Pflanze, das Thier, die Bewohner der Gewässer und den Vierfüßler, theilte diese Klassen wieder in künstliche Abtheilungen und verwechselte diese wissenschaftliche Willkür mit der Stimme der Begeisterung.

Ebenezer Elliott hatte mehr Gewalt über die populären Leidenschaften; er wendete sich an die nächstliegenden Interessen. Er erkannte die Oberherrschaft der Industrie an, aber er verhehlte nicht die Leiden, welche dieser neue Sieg der Materie in seinem Gefolge hatte. Wie ließ es sich aber rechtfertigen, daß er dem Pamphlet des Publizisten die Wendung und das Metrum Dryden's oder Churchill's gab? Obgleich eine Beimischung von Satire und Elegie den Ernst des Gegenstandes mäßigte, so kam

doch im Grunde nichts Anderes heraus, als ein gereimter Cobbett oder Burke. Man wurde dessen bald überdrüssig; man erkannte, daß ein derartiges wesentlich didaktisches und polemisches Talent durch den Rhythmus und die Cäsur gehemmt wurde.

So versiegte bald der poetische Strom, oder er verlief sich im Sande der Grabhügel; die unmerklichen Ausströmungen verzweigten und zertheilten sich immer mehr. Die Poesie gehorchte nicht mehr, wie zu Wordsworth's Zeiten, einer allgemeinen Theorie, sondern einer Menge kleiner Theorieen, welche in keiner Beziehung zum Menschen und zur Natur standen. Die Frauen, welche ihre Feinheit und Nachahmungssucht zu der Empfänglichkeit, welche sie auszeichnet, hinzubrachten, machten das Uebel noch schlimmer. Jede Gefühls-Schattirung erhielt ihre Ode; jede Mutter- oder Liebesregung ihre Elegie; die Sehnsucht löste sich in ein Sonnett, die Hoffnung in ein Lied auf. Alle diese feinen und dünnen Stimmen zwitscherten lustig durch einander, und wer sie nicht unterscheiden konnte, bewunderte sie alle insgesammt. Die außerordentliche Leichtigkeit des jambischen Rhythmus und des kaum angedeuteten Reimes, die Reichhaltigkeit des Englischen Wörterbuchs, welches neben dem Lateinisch-Normannischen Ausdruck fast immer noch den Angelsächsischen bietet; die Gemeinplätze elegischer Gefühle forderten die jungen Phantasieen und die jungen Herzen auf, sich der Dichtkunst zu weihen und einer Harfe, welche von selbst tönte, Töne zu entlocken. Mistreß Norton, welche die Londoner Gesellschaft kürzlich einer Unklugheit wegen, die nicht einmal hinlänglich bewiesen ist, bestraft hat, fand einen geschlosseneren Versbau und eine bestimmtere Form, als ihre Nebenbuhlerinnen. Miß Landon, welche eine Almanachs-Celebrität erlangt hat, nähert sich Moore durch ihre Geschmeidigkeit und glänzende Darstellung. Die verstorbene Felicia Hemans ist Beiden überlegen; wenigstens sagt sie offen, was sie will; sie will nur Seelenbewegungen besingen, und das gelingt ihr oft. Hört man ihr eine Zeit lang zu mit einem Vergnügen, welchem Staunen und Begeisterung fremd bleiben, dessen Reiz aber die Seele sanft einwiegt, so bemerkt man doch endlich, daß die Taube zu lange girrt und seufzt, und daß dieser aus der Seele strömende Duft trunken macht und betäubt.

Die Dichter der früheren Periode hingen nur mit sich selbst zusammen. Selbstschöpfer ihres Talents, hatten sie die Verbindung mit Thomson, Akenside, Gray und Collins abgebrochen und nicht ohne Verachtung das Beispiel Hayley's und Darwin's, ihrer unmittelbaren Vorgänger, verworfen. Cowper war der einzige Dichter des achtzehnten Jahrhunderts, den sie noch gelten ließen. Jetzt, wo die Plejade der Byron's und Wordsworth's untergegangen ist, wirft sie noch einen Nachschimmer in ihren Nachahmern, ein Nachschimmer, der selbst das Theater mit einem schwachen Glanz erleuchtet hat.

Bibliographie.

- Job and his Times. — Von T. Wemyß.
- Lectures on Diseases of the Eye. — Von John Morgan.
- Lectures on Natural Philosophy. — Von M. L. Phillips. Erster Kursus.
- Letters of Eminent Persons. — Herausgegeben von R. A. Willmott.
- Library of American Poets. Rufus Dawes.
- Life of Aristotle. — Von J. W. Blakesley.

P o l e n.

Bibliographisch-historisches Bild der Polnischen Literatur.

Unter diesem Titel beabsichtigt der gelehrte Warschauer Buchhändler Joseph Zawadzki ein Werk herauszugeben, welches ein Verzeichniß aller Bücher enthalten soll, in welcher Sprache dieselben auch verfaßt seyn mögen, die in den Provinzen, aus denen das ehemalige Polen bestand, von frühester Zeit her erschienen sind; so wie aller derjenigen, die von Polen geschrieben, aber im Auslande gedruckt worden; endlich auch derer, die, von Ausländern entweder in Polen oder auswärts herausgegeben, sich direkt auf die Geschichte dieses Landes oder auf seine Literatur beziehen. Diese sämmtlichen Werke sollen, von der Einführung der Buchdruckerkunst in Polen bis zum Jahre 1830 einschließlich, in einer wissenschaftlichen Ordnung aufgeführt werden. Dazu sollen bibliographische Bemerkungen kommen, die Geschichte der Bücher selbst, der Autoren und ihrer Lebensumstände betreffend, nebst Auszügen der bedeutendsten Stellen aus selteneren Werken, namentlich solcher, die über den Zustand der Wissenschaft und Literatur zu der Zeit, wo diese Werke entstanden, irgend einen näheren Aufschluß geben. Jedem einzelnen Abschnitt soll außerdem eine historische Einleitung über den damaligen Standpunkt jeder besonderen Wissenschaft in den Provinzen des alten Polens vorangehen, mit Hervorhebung alles desjenigen, was daran eigenthümlich und lokal war, und meistens mit Hinweisung auf das nachfolgende Verzeichniß der in dem betreffenden Zeitraum im Druck erschienenen Werke. Als Beschluß des Ganzen soll ein allgemeiner Rückblick auf den Zustand und die Phasen der Wissenschaften im alten Polen, so wie auf die Ursachen dieser Erscheinungen, und eine Uebersicht über das in dem Werke befolgte bibliographische System gegeben werden. Daran reiht sich endlich ein doppeltes Register, wovon das eine die Autoren und die Titel der anonym oder pseudonym erschienenen Werke, das andere die in den Einleitungen und Bemerkungen erwähnten Personen oder wichtigen Sachen umfassen soll. Auch Abrisse und Facsimile's einiger bibliographischer Seltenheiten sollen dem Werke beigegeben werden. Die Anordnung und Redaction desselben, so wie die Sammlung des Materials für den historischen Theil, hat der Adjunkt an der Bibliothek der Wilnaer Akademie, Adam Jocher, übernommen. Der Herausgeber des Werks, Herr Zawadzki, hat keine Mühen und Kosten gescheut, um möglichste Vollständigkeit zu erreichen; er hat zu diesem Zweck unter anderen auch die Königlichen Bibliotheken zu Berlin und Dresden besucht und durchforscht. Das ganze Werk ist auf 180 bis 200 Bogen oder 25 bis 27 Hefte, jedes zu 7 bis 8 Bogen und fünf davon einen Band bildend, veranschlagt worden. Die Pränumeration für jedes Heft, ungefähr 125 Seiten enthaltend, beträgt 4 Polnische Gulden, so daß das Ganze etwa 18 Thaler kosten wird.

Das Unternehmen ist von großer Bedeutung für die Slavische Geschichte und Literatur überhaupt, auf die sich in der neuesten Zeit auch die Blicke des Auslandes immer mehr hingewendet haben, nachdem das Studium derselben lange vernachlässigt worden, obgleich es besonders auch für die Geschichte Deutschlands, das mit seinen östlichen Gränznachbarn in so vielfache Berührung gekommen, nicht geringe Wichtigkeit hat. Spät erst wurde auch von den Slaven selbst etwas dafür gethan, um einen vollständigen Ueberblick über ihre eigenen politischen, socialen, wissenschaftlichen und literarischen Zustände zu gewinnen. In Rußland haben sich in neuerer Zeit besonders Sopikoff, Graf Rumianzoff, Anastasewitsch, Hamel, Muchanoff und die Verfasser des encyklopädischen Wörterbuchs um die genauere historische und literarische Entwickelung des Slaventhums verdient gemacht. In Polen hatte man sich, etwa den einzigen Starowolski ausgenommen, bis gegen die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts wenig um die Schätze der eigenen Literatur gekümmert. Seitdem fing man eifriger an, dies Feld zu bearbeiten, bis endlich ein ausgezeichneter Gelehrter, Bentkowski, die erste Polnische Literaturgeschichte herausgab. Indeß mußte ein solches erstes Unternehmen noch an manchen Mängeln leiden; es fehlten viele bedeutende Werke ganz darin, und es hatten sich auch Irrthümer genug eingeschlichen. Ueberdies sind seitdem und besonders seit dem Jahre 1814, wo das Königreich Polen von Kaiser Alexander wiederhergestellt wurde und Wissenschaft und Literatur einen neuen Aufschwung gewannen, so viel neue Productionen hinzugekommen, die gelehrten Forschungen eines Sobolewski, eines Bandtke, eines Maciejowski haben so viel neues Licht über die Geschichte der geistigen Entfaltung des Polnischen und des Slavischen Volks überhaupt verbreitet, daß eine erweiterte und erschöpfendere bibliographisch-historische Darstellung der Polnischen Literatur höchst zeitgemäß erscheint, und es ist daher dem verdienstlichen Unternehmen des Herrn Zawadzki alle mögliche Förderung und Unterstützung zu wünschen.

M a n n i g f a l t i g e s.

— **Kaiser Joseph II. in Brüssel.** Das neueste Heft der Revue de Bruxelles enthält aus der Feder des rühmlichst bekannten Belgischen Archivars, Herrn Gachard, einen Artikel über die Reise, die Kaiser Joseph II. im Jahre 1781 nach Belgien unternommen. Der Kaiser wird darin als ein überaus einfacher, jedem Prunke abgeneigter Fürst dargestellt, der immer nur das Gute gewollt, jedoch dabei zuweilen auf Personen und Zustände zu wenig Rücksicht genommen habe. Während seines Aufenthaltes in Brüssel besuchte er häufig die Sitzungen des geheimen Rathes. Es war am 2. Juli 1781, als er daselbst, ohne angekündigt oder erwartet worden zu seyn, zum erstenmale erschien. Der Minister Graf von Neny, Präsident des geheimen Rathes, bot dem Kaiser den Sessel an, welchen er, als Beisitzer, gewöhnlich einnahm; der Monarch setzte sich jedoch auf einen Stuhl an der rechten Seite des präsidirenden Ministers, zu dessen Linken der Fürst von Starhemberg Platz nahm. Joseph II. hörte länger als drei Stunden den verschiedenen Berichten, die hier erstattet wurden, aufmerksam zu und machte dabei Bemerkungen oder Einwürfe, die alle von geistvoller Auffassung zeugten. Im Archive zu Brüssel befindet sich eine Art Protokoll von den verschiedenen Materien, die der Kaiser in den mit seinen Ministern gehaltenen Konferenzen behandelte. Es befinden sich darunter die Entwürfe zu dem Toleranz-Edikt, das den Belgischen Protestanten bürgerliche Rechte gewährte, ferner zu einem Edikt, durch welches die geistlichen Orden als unabhängig von ausländischen Oberen erklärt wurden, Gesetze zur Reorganisirung der Rechtspflege, zur Freigebung des Getraidehandels und wegen Einrichtung eines allgemeinen Seminars. Einige dieser trefflichen Maßregeln haben später als Vorwände zu der berüchtigten Revolution van der Noots gedient. Am lebhaftesten pflegte sich Kaiser Joseph in jenen Konferenzen gegen die Bestimmungen des damals noch in voller Kraft befindlichen sogenannten Barrieren-Traktates vom Jahre 1715 auszusprechen, und jede Gelegenheit, den Holländern einige Vortheile zu entziehen, die sie in Folge dieses Traktates erlangt hatten, erschien ihm als willkommen. Sein Aufenthalt in Antwerpen machte in ihm den Entschluß rege, die Schelde, die damals hermetisch verschlossen war, wieder zu eröffnen, und wirklich hat er auch nach seiner Rückkehr in seine Erbstaaten und mehrere Jahre darauf zu diesem Endzwecke ernstliche Unterhandlungen angeknüpft, die jedoch damals zu keinem Resultate führten.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 49. Berlin, Donnerstag den 25. April 1839.

Nord-Amerika.

Eine Stimme aus Nord-Amerika über literarisches Eigenthum.

Es ist ein allgemein anerkannter Satz, daß es nichts giebt, was mehr unser eigen ist, als die Produkte geistiger Thätigkeit; es giebt keine Gattung von Industrie-Erzeugnissen, deren Gewinn der Erzeuger mit größerem Recht ausbeuten kann; — und nie wurde, in den Annalen nicht bloß der Gesetzgebung und Jurisprudenz, sondern auch des See- oder Landraubes, ein ehrloseres, unwürdigeres Wort gesprochen, als die bei dem Prozeß Donaldson's gegen Becket und Andere von Lord Camden im Britischen Oberhause aufgestellte Behauptung, daß „Ruhm der Lohn der Wissenschaft sey, und daß diejenigen, die diesen verdienen, jeden niedrigeren Lohn verachten.“ Denn es war dies eine Antwort auf die Bitte des Schriftstellers um gesetzliche Beschützung seines Rechts an dem, was nach dem allgemeinen Gesetz der Natur, als die Frucht seiner Arbeit, ihm gehörte, und was ihm Seine Herrlichkeit ohne Weiteres wegnimmt und für den Gebrauch des Publikums konfiszirt, „weil er in dem Ruf, daß es von ihm sey, eine angemessene Entschädigung für seinen Werth erhalten habe.“ Es ist, wie wenn man einen Märtyrer, der an die Gerechtigkeit eines Tyrannen appellirt, damit trösten wollte, daß die Märtyrerkrone ein vollkommener Ersatz für sein Leben sey.

Zu den Zwecken socialer Institutionen gehört auch der, jedem Mitgliede der Gesellschaft seine individuellen und Privatrechte zu sichern. Wenn Einer durch eigenen Fleiß ein Werkzeug verfertigt oder Korn produzirt, so schützt ihn das Gesetz in dem freien Gebrauch dessen, was er mit seiner Arbeit gewonnen. Beim Schriftsteller ist das nicht der Fall. Er, scheint es, bildet eine Ausnahme für die Regel und lebt in der Gesellschaft nicht wie ein Theilhaber an dem allgemeinen Verein, sondern wie ein Geächteter, der bei uns ist, aber nicht zu uns gehört; ein Ketzer, dem wir Christen, nach dem alten Römischen Glauben, durch keinen Eid oder Vertrag verpflichtet sind. Er ist ein Mann von zu vielem Ruhm, um an Hunger zu denken, und so nehmen wir ihm sein Brod weg, während er selbst unterdeß protestirt, daß, trotz allem Ruhm, er und seine Kinder essen müssen.

Von der Zeit ab, wo das literarische Eigenthum ein Gegenstand rechtlicher Anerkennung in England ward, bis zu dem Statut aus dem 8ten Jahr der Königin Anna, welches ein beschränktes Verlagsrecht feststellte, und auch in den 70 Jahren nach der Annahme dieses Gesetzes, bis der Prozeß Donaldson's gegen Becket und Andere im Oberhause entschieden ward, wurde dem Schriftsteller oder seinen Bevollmächtigten von den Buchhändlern in Stationer's Hall*) und von den Gerichtshöfen ein ewiges Verlagsrecht zuerkannt. Dies war eine Art Naturrecht, das, unabhängig von jeder ausdrücklichen Gesetzgebung, nur in den gesetzlichen Prinzipien, welche jedes Recht und jedes Eigenthum beschützen, und dann auch in der Sitte, die sich nach einer Vergangenheit von 200 Jahren zum ungeschriebenen Gesetz erhoben, seine Quelle hatte, und nach welchem ein Schriftsteller und seine Bevollmächtigten für alle Zeiten das ausschließliche Recht hatten, sein Werk zu vervielfältigen, so lange es ihnen beliebte, sein Vorrecht zu benutzen. Dadurch wurden nicht alle Ausgaben unterdrückt, die nicht von den Schriftstellern und ihren Bevollmächtigten ausgingen; denn so gut wie der unumschränkte Grundbesitzer bloß durch seine Handlungen, ohne eine schriftliche Erklärung, dem Publikum den Gebrauch seines Bodens zu einer Landstraße überlassen kann, so konnte auch ein Schriftsteller sein gedrucktes Werk dem Publikum nicht bloß zum Lesen, Citiren und Ausziehen und als Material für andere Bücher überlassen, was jedesmal bei der Herausgabe der Fall ist, sondern er kann ihm auch das Recht abtreten, Abdrücke davon zu verfertigen und zu verkaufen. Dem Publikum blieb auch gar kein Zweifel, ob der Schriftsteller auf diese Weise seine Arbeit dem öffentlichen Gebrauch übergebe, da man dies von ihm annahm, sobald er nicht sein Verlagsrecht in Stationer's Hall geltend machte und Kunde davon gab. Diese Kunde war ein Wink für das Publikum, daß er, obwohl er sein Werk herausgegeben und Exemplare davon verkauft habe, doch sich und seinen Bevollmächtigten allein das Recht vorbehalte, weitere Abdrücke davon zu veranstalten.

Dies scheint sehr klar und billig, zumal da der Verfasser gewiß die unumschränkte Kontrolle über sein Manuskript hatte. Nie maßte sich die Gesellschaft das Recht an, Einen zu zwingen, daß er zum allgemeinen Besten ein Gedicht schreibe oder eines, das er schon geschrieben, herausgebe; und da der Autor freien Willen hinsichtlich der Herausgabe seines Manuskripts hat, so ist die natürliche Folge davon, daß er ein Recht hat, die Bedingungen vorzuschreiben, unter welchen er es herausgiebt und verkauft.

Die Vorstellung, daß ein Schriftsteller auf ein ausschließliches Eigenthum an dem, was in einem viel eminenteren Sinne, als jedes materielle Arbeitsprodukt, seine eigene Schöpfung ist, nur ein temporäres Recht hat, ist so fest eingewurzelt, daß auch die Stifter unserer Verfassung ihm nicht mehr zuerkannt haben, als dieses temporäre ausschließliche Recht; denn sie setzten fest, zur „Aufmunterung der Gelehrsamkeit“, daß der Kongreß nur auf eine „bestimmte Zeit“ das ausschließliche Verlagsrecht zu bewilligen habe. Fürwahr, eine sonderbare Aufmunterung! Gerade als wenn der Kongreß ermächtigt worden wäre, die Fischereien aufzumuntern, indem er dem Fischer von allen Fischen, die er fangen würde, etwa nicht mehr als neun Zehntel ließe, oder den Ackerbau, indem er dem Pächter von dem Weizen, der auf seinem Boden wüchse, auch nur neun Zehntel zugestände. Die Regierungen scheinen es mit literarischen Productionen ungefähr eben so halten zu wollen, wie früher mit Gold- und Silber-Minen, von denen der fünfte, zehnte oder zwanzigste Theil und zuweilen der ganze Ertrag in den alten Pergamenten, durch welche der Amerikanische Kontinent ursprünglich Compagnieen und Individuen überlassen wurde, dem Souverain vorbehalten blieb. Diese Ansprüche stützten sich wenigstens darauf, daß die Europäischen Regierungen, besonders die von katholischen Ländern, nachdem der Papst Jedem sein Diagramm von Längen- und Breitengraden in dieser Hemisphäre abgemessen, den ganzen Grund und Boden als ihr Eigenthum betrachteten. Doch diese Doktrin der Prärogative und des oberherrlichen Eigenthums in die geistige Welt übertragen und dem Publikum ein ausschließliches Recht auf ein oder fünf Zehntel des Ertrags der literarischen Arbeiten, die irgend ein Unterthan oder Bürger mit seinem Geist hervorbringt, zusprechen wollen, das heißt die Anmaßung etwas zu weit treiben. Indeß, da die Constitution dem Kongreß nicht genau vorgeschrieben hat, auf welche „bestimmte Zeit“ das Verlagsrecht zu bewilligen sey, so ist er im Stande, gegen die Schriftsteller gerecht zu seyn, oder wenigstens nicht gezwungen, ihnen ein schreiendes Unrecht anzuthun; denn man kann jene Zeit so ausdehnen, daß sie für die Gegenwart gleichen Werth hat, wie ein ewiges Recht.

Uebrigens ist das Eigenthumsrecht des inländischen Schriftstellers, wie bei allen civilisirten Völkern, auch in Amerika jetzt anerkannt; es ist im Jahre 1831 ein Gesetz über diesen Gegenstand vom Kongreß angenommen worden, und der Ausschuß des Kongresses hat in seinem Bericht über dieses Gesetz öffentlich erklärt: „Nach den ersten Prinzipien des Eigenthums hat ein Schriftsteller mehr als jeder Andere ein ausschließliches, ewiges Recht auf den Ertrag seiner Arbeit. Die Natur des literarischen Eigenthums ist zwar eine eigenthümliche, aber darum nicht weniger echte und gültige. Wenn eine Arbeit, die etwas produzirt, was vorher noch nicht bekannt war, Berechtigung giebt, dann hat der Literat vollkommene und unbedingte Berechtigung.“

Aber wenn dies wahr ist, warum macht man einen Unterschied zwischen einem fremden und einem inländischen Schriftsteller? Wenn der einheimische Literat unumschränkte Ansprüche hat auf den Ertrag seiner Arbeit, warum nicht auch der fremde? Nur in den rohesten, barbarischsten Ländern plündern die Einwohner ohne Unterschied jeden Fremden, der an ihre Küste kommt. In allen anderen Ländern werden die Person, das Eigenthum und die Privatrechte des Fremden, wenigstens in Friedenszeiten, geachtet und vom Gesetz geschützt, ja zum großen Theil auch im Kriege. Allerdings senden wir im Kriege Kaperschiffe aus, die alles Privat-Eigenthum des Feindes zur See wegnehmen können; aber Beraubung des Unbewaffneten zu Lande

*) Die Halle der Buchhändler in London, wo alle neue Werke eingetragen werden, um dadurch das volle Verlagsrecht zu erlangen.

ist dann auch nicht erlaubt. Welches ist nun der Paragraph des Natur- oder Völkerrechts, der uns gestattet, in Friedenszeiten nicht weniger als im Kriege Kaperbriefe gegen alle fremde Schriftsteller auszustellen? Wenn ein Fremder ein materielles Produkt seiner Arbeit ins Land bringt, so empfangen wir ihn gastfreundlich, woher er auch kommen und von welcher Art sein Produkt seyn mag, und bewilligen ihm und seinem Eigenthum gleichen Schutz. Warum sollen wir ihn also dann berauben, wenn er ein nicht materielles Produkt, ein literarisches Erzeugniß bringt? — Es ist dies offenbar ein Mangel unserer Bildung, welchem die nächste Zukunft abzuhelfen berufen ist.

Da ist in Philadelphia von einem gewissen Nicklin eine kleine Schrift erschienen, welche ebenfalls die vorgeschlagene völkerrechtliche Anerkennung des literarischen Eigenthums zu bekämpfen sucht. Zuerst spricht der Verfasser den Wunsch aus, man möchte das Eigenthumsrecht Amerikanischer Schriftsteller auf eine längere Zeit ausdehnen, wahrscheinlich weil er für die Rechte armer, fleißiger Schriftsteller sehr liebevoll besorgt ist. Woher aber diese Sympathie für Amerikanische Schriftsteller, wenn er mit der größten Ruhe zur Beraubung der Fremden räth? Fast alle Rechte an literarischem Eigenthum sind in den Händen der Verleger, und diese können nur dabei gewinnen, wenn die Dauer der vorhandenen Verlagsrechte erweitert wird. Daher der Eifer des „Handels" für eine angemessenere Beschützung des inländischen literarischen Eigenthums. Ist aber von armen fremden Schriftstellern die Rede, da wird der Fall ein anderer. Von den literarischen Besitzthümern, die durch diese produzirt werden, besitzen unsere Verleger keines; daher sieht man ihre Liebe zur Literatur und ihr Interesse für die Rechte der Literaten in Bezug auf jene Klasse von Schriftstellern wunderbarer Weise verschwinden. Herr Nicklin berechnet in seinem Buch die Zahl einiger tausend Personen, die als Papiermacher, Drucker, Buchbinder, Verleger u. s. w. von dem Wiederabdruck ausländischer Bücher in diesem Lande ihren Unterhalt ziehen und die alle, wie uns Herr Nicklin zu verstehen giebt, ihr Brod verlieren würden, wenn ein Gesetz durchgehen sollte, welches das literarische Eigenthum der Fremden schützt. Es wäre wirklich zu beklagen, wenn wir einige Tausende von würdigen und industriösen Bürgern hätten, deren Existenz von der Nichtanerkennung der gerechten Ansprüche fremder Schriftsteller auf den Ertrag ihrer eigenen Arbeit abhängt. Doch dies ist gar nicht der Fall: der ganze Einwand wird dadurch beseitigt, daß man die Verlagsansprüche der Fremden nur auf diejenigen Werke beschränkt, deren bei uns zirkulirende Exemplare auch bei uns gedruckt sind. So kann man fremden Schriftstellern ihr Recht zukommen lassen, ohne darum unsere Mitbürger ihrer Beschäftigungen zu berauben. Oder man kann verlangen, daß Exemplare, die in den Vereinigten Staaten gedruckt werden, zu billigen Preisen verkauft werden, während auf Exemplare, die vom Ausland importirt werden, ein hoher Zoll gelegt wird. Irgend eine Maßregel sollte getroffen werden, ehe man die Schriftsteller um den Lohn ihrer Arbeiten bringt.

Man wird vielleicht einwenden, daß die ausländischen Besitzer des Verlagsrechts einen zu hohen Preis für die Abtretung desselben verlangen werden. Aber dieser Einwand läßt sich eben so gut auf das Verlagsrecht unserer Mitbürger anwenden, als auf das der Fremden. Die Erfahrung zeigt, daß ein billiger Preis für den Eigenthümer in beiden Fällen am vortheilhaftesten ist. Doch darin hat der Eigenthümer freien Willen. Die Menschen haben das Recht, auf die Baumwolle, den Taback oder das Mehl, das sie produziren, einen übermäßigen Preis zu setzen und so sich selbst durch ihre eigene Habsucht zu schaden; und warum nicht auch Schriftstellern dasselbe Recht einräumen? Ist aber wirklich Gefahr da, daß das Publikum hierdurch um den Genuß der Werke von Schriftstellern kommen sollte, so wäre dies kein Grund, ihnen ein Vorrecht zu nehmen, worauf sie, nach gemeinem und natürlichem Recht, Anspruch haben, sondern nur den Gebrauch, den sie davon machen könnten, gesetzlichen Bestimmungen zu unterwerfen.

Wenn es wahr ist, könnte man fragen, daß die Schriftsteller, sowohl fremde, als einheimische, so starke Ansprüche auf ein ausgedehntes Verlagsrecht haben, welches, so weit sie selbst dabei betroffen sind, einem perennirenden gleichkäme, warum sind diese Ansprüche nicht in den Gesetzen der gebildeten Nationen anerkannt? Hierauf ist zu erwiedern, daß das Eigenthum der einheimischen Schriftsteller in einigen civilisirten Ländern, wie in Schweden und den meisten Deutschen Staaten, nach seiner ganzen Ausdehnung und in jedem in sehr bedeutendem Umfang anerkannt wird. Auch glauben wir nicht, daß die Rechte der fremden Schriftsteller in civilisirten Staaten überall verkannt werden. Wir haben nicht in Erfahrung bringen können, daß in England ein Unterschied in Bezug auf das Verlags-Privilegium zwischen einem fremden und einem Britischen Unterthan gemacht wird. Das Statut aus dem achten Jahr der Königin Anna macht einen solchen Unterschied nicht. In Deutschland und Frankreich ist dieser Gegenstand kürzlich viel zur Sprache gekommen. Vor unserem Gesetz von 1831 hat kein Land daran gedacht, auf eine Reziprozität des Schiffstonnengeldes zwischen den verschiedenen Staaten zu bringen. Die Vereinigten Staaten machten damals den Vorschlag, diese Zölle in allen Ländern auszugleichen, und die bedeutendern Handelsvölker haben ihn angenommen. Dies war ein großer Fortschritt im Völkerrecht, wodurch die Quelle einer Menge von Handelshemmungen und Mißhelligkeiten zwischen den Staaten verstopft worden. Wenn das Völkerrecht in Hinsicht der Bestimmungen über das literarische Eigenthum ein gleich offenes Feld böte, wie ehrenvoll wäre es nicht für die Vereinigten Staaten, auch hier die Initiative zu nehmen und mit den Völkern, die darauf eingehen wollen, ein gegenseitiges Verlagsrecht abzuschließen. Doch dazu kommen wir zu spät, da man uns in Großbritanien, wo nicht anderswo, bis auf einen gewissen Grad zuvorgekommen ist; doch nie wird es zu spät seyn, unserem Lande Ehre zu machen, indem wir weiter suchen, Schriftstellern ihre gerechten Ansprüche zu sichern.

Man kann die Frage aufwerfen, ob wir nicht bei einer solchen Gegenseitigkeit im Verlust seyn würden? Angenommen, es wäre dies der Fall; sollen wir darum Individuen durch die Weigerung gesetzlichen Schutzes ihrer Rechte berauben, weil wir dabei gewinnen können, wenn wir ihnen Unrecht anthun? Doch inwiefern sollen wir verlieren? Wird etwa das Licht der Wissenschaften erlöschen und die Finsterniß vergangener Jahrhunderte zurückkehren, wenn die Leser eines in Zukunft im Auslande geschriebenen Buchs, das man für würdig hält, bei uns abgedruckt zu werden, auch dem Schriftsteller, so gut wie dem Papiermacher, Drucker, Buchbinder und Unternehmer, für den Genuß und die Belehrung, die seine Productionen gewähren, etwas zahlen werden? Jedenfalls wird man nicht behaupten, daß dadurch der allgemeine Fortschritt der Wissenschaft und Bildung gehemmt werden könnte. Von neueren Büchern ist ein sehr großer Theil, der jetzt im allgemeinen Gebrauch ist, nämlich die unserer eigenen Autoren, durch das Verlagsgesetz gegen Nachdruck geschützt. Wenn nun die zukünftigen Werke fremder Schriftsteller, die man für bedeutend genug halten wird, um sich das Verlagsrecht dafür kontraktlich zu sichern, zu der Liste der ersteren hinzukommen, so wird der Unterschied im Preise oder in der Verbreitung von Kenntnissen und Unterhaltung kaum merkbar seyn. Auch würde man jedenfalls den Preis der einzelnen Exemplare viel gelesener Werke herabsetzen können, indem die Herausgeber im Stande wären, große Auflagen zu machen oder eng drucken zu lassen, was sie jetzt nicht können, weil sie so sehr zu eilen gezwungen sind, um anderen Ausgaben zuvorzukommen; und je größer die Zahl der Exemplare ist, die man von einem Werk drucken kann, desto billiger kann man sie verkaufen, wie Jeder weiß. Aber wie dem auch seyn mag, Ehren halber müssen wir dem Autor etwas zahlen für seinen Theil an der Arbeit und den Kosten, denen man sich unterziehen mußte, um uns mit Unterhaltung und Kenntnissen zu bereichern. Er hat sicherlich gegründete Ansprüche auf uns nach Billigkeit und nach dem Gesetz, wenn anders Gesetz und Billigkeit Synonyma sind; und es ist nicht einzusehen, inwiefern es für uns weniger unehrenhaft ist, uns mit Büchern auf seine Kosten zu versehen, als für einen insolventen Kunden, sich auf Kosten seines Schneiders Röcke machen zu lassen.

Doch die Verleger, der Buchhandel, würden sie nicht verlieren? Es scheint, daß einige von ihnen dies voraussetzen; wenigstens fürchten sie, gleich den Druckern, Buchbindern u. s. w. Schaden zu machen. Aber wir sehen wirklich nicht ein, inwiefern sie durch das vorgeschlagene Gesetz verlieren würden. Verlieren sie jetzt, wenn sie Bücher herausgeben, für deren Verlag sie bezahlen müssen? Im Ganzen gewiß nicht; denn wäre dies der Fall, so wäre es eine Thorheit, so viele herauszugeben, und es will uns nicht einleuchten, inwiefern sie eher zu verlieren in Gefahr sind, wenn sie Bücher von Ausländern unter Kontrakt mit den Besitzern des Verlagsrechts herausgeben, als wenn sie die von Amerikanischen Bürgern nach Abschluß eines solchen Kontrakts verlegen. Zwar ist es durchaus nicht nothwendig, zur Vertheidigung des vorgeschlagenen Gesetzes zu beweisen, daß sie dabei nicht verlieren würden; denn wir können nicht genug protestiren gegen das unredliche Streben, durch Unrechtthun gegen Andere gewinnen zu wollen. Sollten gerechte Maßregeln gegen fremde Schriftsteller, wodurch ihnen der verdiente Lohn für ihre Arbeiten gesichert würde, eine Klasse unserer Mitbürger außer Stand setzen, da zu ärndten, wo sie nicht gesäet haben, so wäre dies kein guter Grund gegen jene Maßregeln. Aber wir können wirklich nicht einsehen, wie man beweisen will, daß sie einen Verlust erleiden würden. Und wir müssen gestehen, daß uns dieses Resultat sehr lieb ist, denn die Verleger bilden eine sehr wichtige und nützliche Klasse im Staate, und das ganze Publikum ist bei ihrem Wohlstand gewiß nicht weniger als bei dem der anderen Klassen interessirt. Es ist zu erwarten, daß die meisten Verlagsrechte, die man in Amerika den Ausländern für ihre Werke bewilligen wird, in die Hände Amerikanischer Verleger fallen werden, so gut wie jetzt die der Amerikanischen Schriftsteller, und man hat keinen Grund, anzunehmen, daß sie bei den ersteren nicht eben so gute Geschäfte machen werden, wie bei den letzteren.

(N. A. R.)

England.

Die Englische Literatur der Gegenwart.

II. Das Drama.

Das Studium oder vielmehr die Anbetung Shakespeare's ist nicht im Stande gewesen, dem Englischen Theater neue Lebenskraft zu verleihen. Die Tragi-Komödien von Sheridan Knowles, Bulwer, Shiel, diese wohl oder übel zusammengeflickten Melodramen, diese Schöpfungen eines Abends, entbehren vor allen Dingen der wahrhaften Wirklichkeit, der Beobachtung, der Kraft und der Natürlichkeit. Wordsworth ist der wahrhafte Gott, den

das Englische Theater, ohne es zu wissen, verehrt. Seine Sentimentalität, seine zerfahrene und rührende Träumerei, seine Betrachtungen über die Schmerzen des gewöhnlichen Lebens sind in die Sphäre des Drama's gedrungen und haben das gesunde Leben vertrieben. Der Wechsel der Decorationen und die Pracht derselben, die Parlaments-Edikte, alle Untersuchungen über den Zustand des Theaters vermögen nicht, diesem schwachen und kränkelnden Greise die frische Jugendkraft wiederzugeben. Man kann ihn reich, philosophisch, thränenüberquellend machen, ihn zu galvanischen Zuckungen treiben, der kranke Greis richtet sich doch nicht wieder auf.

Eine Geschichte des Englischen Theaters ist noch nicht geschrieben. Es müßte eine sehr interessante Geschichte werden. Sie zerfällt in drei Epochen und entspricht den drei Hauptzuständen der Englischen Gesellschaft. Die erste Epoche des Englischen Theaters, die Shakespeare's, hat allein Bedeutung. Unter Elisabeth brach die wilde Gluth des Englischen Geistes zuerst hervor. Es war eine eingedrungene Kraft, tiefsinnig, nachhaltig; an die Leidenschaft wendete sie sich nur durch das Medium des Gedankens. Es ging eine neue Welt auf; menschliche Charaktere mußten dargestellt werden, der ganze Reichthum menschlicher Schicksale und Verhältnisse, der Kampf des Individuums gegen das Geschick. Shakespeare herrscht; um ihn, vor ihm, nach ihm Prokonsuln, Minister. Marlowe, Green, Webster, Beaumont, Fletcher, Massinger haben auf mehr Achtung Anspruch, als man ihnen gewöhnlich zu Theil werden läßt. Im Drama erschienen damals feine Beobachtungsgabe und Scharfblick, welche oft bis nahe an die Gränzen des Genies streiften.

Dieses schöne Erwachen des Geistes und diese ungemeine dramatische Fruchtbarkeit wurden vom Puritanismus und den bürgerlichen Kriegen beeinträchtigt. Die zweite Epoche des Englischen Drama's knüpft sich an Frankreich. Dryden ahmte Artamène und Cyrus nach; Wycherley, Farquhar, Vanbrugh und Rochester trieben Molière's komische Laune auf die Spitze und übertrafen die Ausgelassenheit des George Dandin und des Cocu imaginaire. Die Sitten Karl's II. erschienen auf der Scene neben der Geziertheit und Gespreiztheit, die den Romanen der Scudéry entlehnt war. Kein einziges Werk dieser Zeit genügte den Ansprüchen des Drama. Das Talent prasselte in sprühendem Feuerregen auf und zerfloß in Dunst. Dryden's Almanzor und Orondates sind steinerne und hölzerne Helden, hohl und leer; Congrève's und Farquhar's mauvais sujets sind Maschinen voller Witze, die ihr ganzes geistiges Vermögen in kindischen Einfällen verausgaben. Die unvollständigen Denkmäler, welche uns aus dieser Zeit bleiben, sind zwei oder drei Werke, welche sich durch verschiedene Eigenschaften auszeichnen: Rochester's vortreffliche Posse, the Rehearsal; Wycherley's munteres Intriguenstück, the provoked wife, und die sprudelnden Dialoge in Congrève's Double Dealer. Aber auch diese Werke werden durch Unnatur und Lüge entstellt. Man sieht zu deutlich, daß ihre Verfasser keinen Begriff von Sittlichkeit oder Wahrheit hatten, daß sie Querköpfe oder ausschweifende Menschen waren. Shakespeare's unbefangenen Blick und seinen Instinkt der Wahrheit such: man vergeblich.

Unter Jakob II. und Wilhelm erlitten die Sitten des Volkes eine Umwandlung und neigten sich mehr zum Ernste. Man versuchte sich im ernsthaften und pathetischen Drama, wie Otway und Lillo; in diesen strömte die Beredsamkeit der Leidenschaft in ihrer ganzen Fülle über; aber die Feinheit fehlt, die Darstellung der verschiedenen tragischen und komischen Wechselfälle des Lebens. Mit Otway beginnt die dritte Epoche des Englischen Drama's, welches sich mit Lillo dem bürgerlichen Leben zuwendete, durch Cumberland und Colman einen satirischen Anstrich erhielt; immer aber war es überladen und aufgedunsen, zuweilen quäkerhaft und puritanisch, langweilig in den Tragödien von Rowe, Walpole und Jonson. Das Bedürfniß und die Gewohnheit des Theaters hatten länger gedauert, als die dramatische Kraft. Das bemerkten die besten Köpfe nicht, und man fuhr fort, Fehlgeburten zu schaffen, welche ihr kümmerliches Leben kaum einige Stunden fristen konnten. Addison's kalter Cato erregte Voltaire's Bewunderung. Jonson's schwülstige Irene gefiel, und Aaron Hill ahmte die Zaire auf eine ganz ungeschickte Weise nach. Das Englische Theater schleppte sich mühsam hin, bis ein spöttischer Geist das Grundlaster entdeckte, auf dem die ganze damalige Gesellschaft gegründet war, das der Heuchelei. Dieser Mann war Sheridan.

Der Kompromiß, der Pakt von 1688, zwang die Menschen, zu lügen und eine anscheinende äußere Strenge des Denkens und Benehmens zu erheucheln. Die Regierung log so gut wie die Gesellschaft, indem sie eine nicht vorhandene Einheit der Staatsgewalten voraussetzte. Die scheinheilige Miene war in die Salons gedrungen. Auf dem Theater herrschte eine weinerliche Moral und das ernste Drama. Eine ganze Nation spielte die Rolle des Tartuffe. Welch' herrlicher Stoff zur Satire! Sheridan beutete ihn aus. Er warf die Komödie und Satire zusammen. Eine neue Zeit regte sich, und Sheridan verkündete sie. The School of Scandal ist eine Ausnahme, ein Phänomen, eine absonderliche Erscheinung, ein einziges, aber herrliches Produkt.

Unterdeß ertönte die Sturmglocke der Französischen Revolution, und die Völker kamen in Bewegung. Der öffentliche Reichthum war im Wachsen begriffen; die Poesie entfaltete ihre Schwingen, und die Nationalkraft nahm einen neuen Aufschwung. Diese Epoche der literarischen Wiedergeburt, welche durch Lewis, Crabbe und Cowper eingeleitet, durch Walter Scott und Byron fortgeführt wurde, versuchte, ihr Drama nach dem Muster der großen Dichter des sechzehnten Jahrhunderts zu bilden. Spuren dramatischen Genies finden sich bei Byron, Walter Scott, Coleridge, Lamb, Lewis, aber der eingeschlummerte Genius des Drama's erwacht nicht aus seinem Schlafe. Maturin's Bertram ist ein Melodrama; alle Stücke Byron's haben nur eine Person, ihn selbst, und schweben zwischen dem Dithyrambus und der Elegie. In Milman's Facio und in seiner Zerstörung von Jerusalem findet man schöne Stellen. Mistreß Baillie hat Tragödien geschrieben, denen es an Bewegung fehlt, die aber voller Beredsamkeit sind. Indeß geht dieser ganzen Gattung die höhere Realität, das Leben, ab. Der Werth des Sardanapal von Byron und der Rache von Coleridge können nur beim Lesen empfunden werden.

Die Englische Gesellschaft hat sich aus mannigfachen und zum Theil sonderbaren Gründen vom Theater zurückgezogen. Aus den Foyers der Schauspielhäuser, welche lange Zeit der Sammelplatz des Lasters und der Verderbniß waren, blieben die anständigen Leute, die Familienväter und diejenigen, welche wenigstens den Schein der Tugend annehmen müssen, ausgeschlossen. Die Stunde des Mittagsmahls erlaubte den höheren Ständen nicht, die ersten Stücke anzusehen. Während ernste und fromme Gemüther gegen die Sündhaftigkeit der Theater zu Felde zogen und jeden Besucher derselben in den moralischen Bann thaten, blickte die Aristokratie mit Verachtung auf die Beweglichkeit des Parterre und das wüthende Geschrei der Galerie. Man suchte andere Genüsse. Der Roman bot mannigfache und wechselnde Scenen, welche man von seinem Sopha aus beschauen konnte. Der Politiker, der Kaufmann, der Offizier, der Spieler besuchten ihre Klubs. Die Soireen, Thees und Routs zogen die Frauen an und boten ihnen ein nicht so übel berüchtigtes Feld für ihre Koketterie. Zu einer gewissen Zeit sprach man vom Besuche des Schauspiels wie von einer Unanständigkeit, und dennoch herrschte damals Mistreß O'Neill auf der Bühne. Freilich glaubte man sich damals, wenn man Covent-Garden oder Drury-Lane betrat, in den Tempel der Melitta versetzt. Die Untersuchungen des Parlaments konnten dagegen nichts helfen. Besucht man jetzt das Theater, aus dem der Schauspieler Macready die feilen Schönheiten verjagt hat, so wird man von der Stille und der Oede, die in demselben herrscht, überrascht. Nimmt man Platz, so sieht man die Vorstellung einer sentimentalen bürgerlichen Tragödie ohne Wahrscheinlichkeit der Erfindung, ohne Gedrungenheit des Dialogs, voller schmachtender Erklärungen und weinerlicher Phrasen.

Dies ist der Entwickelungsgang des Englischen Theaters. Lebensfrisch, jugendkräftig unter Shakespeare, überreizt, närrisch, ausschweifend unter Karl II., weinerlich und predigend unter Georg II., dann nach einer neuen literarischen Form suchend, ist es jetzt auf dem äußersten Gipfel der sentimentalen Metaphysik angelangt und in das letzte Stadium seines Verfalls eingetreten.

Nach Bertram's Maturin haben die Stücke von Sheridan Knowles den meisten Erfolg gehabt. Maturin ist eigentlich kein Stück, sondern eine Sammlung von Harnischen, Schwertern, Geistern, Monden, Ketten, Thürmen und Verließen. Und dennoch hat dieses abgeschmackte Stück allgemeinen Beifall gefunden. Sheridan Knowles hängt nicht mit Anna Radkliffe und Lewis, sondern mit Wordsworth zusammen. Seine Dramen haben weniger poetischen, mehr dramatischen Werth. Soll man nun sagen, daß es dem Englischen Drama an Leben fehle? Es hat ein rohes, materielles Leben; es ist eine verfehlte Parodie des Spanischen; der Zufall herrscht, und es ist weder Lehre noch Vernunft darin. Der Stoff ist ein knochiges Gerippe, das eine ungeschickte Hand zusammengezimmert hat, eine Sammlung von Zufälligkeiten und Seltsamkeiten, aber nicht die Realisation einer Idee. Ueberkleidet wird dieses Gerippe mit leerem Pathos und hohlen Declamationen. Man höre die Edinburgh Review: „Unser Theater", sagt sie, „liegt im Todeskampfe. Einer oder zwei Rollen, in denen der Modeschauspieler auftritt, werden alle andere Rücksichten geopfert, und in den Stücken, welche Glück machen, findet man nur eine lächerliche Gespreiztheit, sentimentale Uebertreibungen, ewiges Seufzen, abgeschmackte Wuth; von Wahrscheinlichkeit und Konsequenz in der Zeichnung der Charaktere keine Spur. Die gewöhnlichen Lieferanten begnügen sich mit der Zubereitung von Französischen Possen und Vaudevilles. Die bekannten Schriftsteller loben sich gegenseitig und verdanken diesem Austausche ihre Berühmtheit. Die Begeisterung holen sie aus den Coulissen, nicht aus der Natur; einen neuen oder energischen Gedanken findet man bei ihnen nicht."

Die Dramen sind nichts, als besser oder schlechter versifizirte Romane. Die Wahrheit wird der Analyse, die Situation dem Theater-Coup geopfert. Ein Stück, welches Paracelsus betitelt ist, enthält nichts als eine fünfaktige Faselei über die geheimen Wissenschaften und das Streben der Seele nach dem Ideal. Talfourd, in seinem Jon, den die Kritiker in den Himmel erhoben haben und dessen Fabel der der Athalie entspricht, suchte die Einfachheit des Griechischen Drama's wiederherzustellen. Verlorene Mühe! Taylor's Artevelde, ein fleißiges und schätzenswerthes Werk, entbehrt des Bühnen-Interesses. Sheridan Knowles, der selbst Schauspieler war, hat seine Erfahrung benutzt und dadurch ein Interesse zu erregen gewußt, daß er sich an die Schmerzen und Leidenschaften des gewöhnlichen Lebens wendete. Virginius, die Mantuanerin, der Bucklige haben einiges Glück gemacht. Die ganze Lebenskraft des Englischen Drama's konzentrirt sich in diesem einen Schriftsteller, dessen Ausdruck eine

gewisse Annehmlichkeit hat; aber der Plan seiner Stücke ist unzusammenhängend und unwahrscheinlich und führt eine Menge Zwischenfälle mit sich, welche nur dazu da sind, um dem Dichter Gelegenheit zu weinerlichen Ergüssen zu geben. Er sucht, wie Wordsworth, den Schrecken und das Mitleid am häuslichen Heerde; er beutet die Familien-Gefühle aus und läßt sich zuweilen, wie Kotzebue, zu einer weichen Zerflossenheit fortreißen; oft ist er pathetisch und einfach und erinnert fast immer an den eleganten, etwas schlaffen Ausdruck Beaumont's und Fletcher's.

Bibliographie.

Manual for the College of Surgeons. — Von Dr. J. Steggall.

Notes of a Wanderer in Search of Health. — Von W. F. Cumming. 2 Bde.

One Hundred Fables in English, French and German, illustrated.

The Oxford Divines not members of the Church of England. — Von J. B. Brown.

Reminiscences of a Tour in Germany, Switzerland etc. — Von einem Amerikaner.

Report and Despatches of the Earl of Durham.

Songs and Ballads. — Von Samuel Lover.

Summary of the Writings of Lactantius. — Von J. Mountain.

Treatise on the Industry of Nations. — Von J. S. Eisell. 2 Bde.

Sandwichs-Inseln.

Der Krater des Berges Mauna-Loa. *)

Die Höhe der Berge von Hawaji ist verschiedentlich berechnet worden. Gewöhnlich hat man sie auf 15,000—16,000 Fuß geschätzt. Eine Reihe Beobachtungen, die Herr Douglas im Jahre 1834 anstellte, ergab für den Mauna-Kia 13,764 und für den Mauna-Loa 13,430 Fuß.

Die Ersteigung des Mauna-Kia ist mit weit geringeren Schwierigkeiten verknüpft, als die des Mauna-Loa. Herr Goodrich, der erste Reisende, der bis zum Gipfel des letzterwähnten Berges empordrang, entdeckte den ungeheuren Krater desselben, konnte aber aus Mangel an Zeit keine umständliche Beobachtungen anstellen; und so blieb es Herrn Douglas vorbehalten, die Dimensionen und die Tiefe dieses Kraters zu ermitteln. Die folgenden Auszüge aus seiner Korrespondenz dürften nicht ohne Interesse seyn.

„Der Gipfel dieses merkwürdigen Berges ist in solchem Grade abgeflacht, daß man von demselben gar keine Aussicht hat. Selbst der höhere Pik des Mauna-Kia fällt unter seinen Horizont, dessen Durchmesser etwa sieben Engl. Meilen beträgt. Nachdem wir in nordwestlicher Richtung 2¼ Engl. Meilen vorwärts gegangen waren, enthüllte sich der gewaltige Krater unseren Blicken. Wir kamen an die südöstliche Seite desselben und versuchten von da aus, den schwarzen Rand zu erreichen; allein die Klugheit gebot mir bald, umzukehren, da ich zwei Mal hinter einander bis an die Brust in Spalten fiel, die der Schnee trügerisch verbarg. Jetzt begab ich mich längs des hohen Randes an der Ostseite nach dem Buckel des Berges, demjenigen Punkte, der, von dem Mauna-Kia aus betrachtet, der höchste zu seyn scheint. Der Wind stürmte uns mit so fürchterlicher Gewalt aus dem Krater entgegen, daß wir uns in einer Entfernung von zwanzig Schritten kaum auf den Füßen erhalten konnten. Der Umfang des beinahe kreisrunden Kraters beträgt nach meiner Messung, die freilich unter den angegebenen Umständen nicht ganz genau ausfallen konnte, 6½ Engl. Meilen. Der äußere Rand, welcher den alten Krater umgiebt, hat 24 Engl. Meilen im Umfang; die Tiefe des Randes, von der höchsten Stelle aus mit Leine und Senkblei gemessen, beträgt 1270 Fuß. An der Nordseite scheint er die gewaltigsten Revolutionen erlitten zu haben, vorzüglich durch das Auswerfen ungeheurer Steine und durch Sand- und Aschen-Regen, die sich einige Stunden weit erstreckt haben müssen. Am Boden entdeckt man fürchterliche Klüfte; ja, hin und wieder scheint es, als wäre der ganze Berg vom Gipfel bis zur Basis gespalten. Man bemerkt keinen Rauch. Ein grausiger Anblick muß es gewesen seyn, wenn dieser ungeheure Krater wüthete! Der Theil an der Südseite, wo augenscheinlich die Lava sich entlud und im Verlauf von Jahrhunderten zahllose Schichten bildete, ist schon seit geraumer Zeit vollkommen ruhig."

„Als wir zwischen acht und neun Uhr bei hellem Sonnenschein und bei einer Temperatur von 36° bis 37° über kompaktere, mit kleinen, aber zahlreichen Bläschen (vesicles) versehene Lavaschichten hinwegschritten, drang ein lieblicher, summender Ton, wie von fernen Mund-Harmonika's, aus den Spalten und Klüften des Berges zu unseren Ohren. In einer tieferen Region der Erde wird es nicht leicht Jemanden einfallen, dem Gesumme der Bienen und anderer geflügelter Insekten mit Vergnügen zu lauschen; aber in dieser erstaunlichen Höhe und rings von einer erstorbenen Natur umgeben, machten diese Töne einen ergreifenden Eindruck auf mich. Das einzige lebende Wesen, das ich auf der ungeheuer ausgedehnten Gipfel-Platte des Mauna-Loa bemerkte, war ein graues Vöglein mit blaßgelbem Rücken, welches ruhig auf einem Lava-Block saß. Dieses zarte Geschöpf war vollkommen zahm; es ließ sich von mir greifen; ich schenkte ihm aber gleich wieder seine Freiheit."

„Der Mauna-Loa hat offenbar eine ganz andere Struktur, als der Mauna-Kia; er verdankt unzähligen über einander gethürmten Lava-Schichten sein Daseyn. In den tiefen Höhlen bei Kapapala, 2000 Fuß höher als der Meeresspiegel, sind die verschiedenen Schichten ziemlich scharf von einander gesondert, und zwischen sehr vielen Schichten bemerkt man vegetabilische Erdlagen von zwei Fuß bis $2\frac{1}{12}$ Fuß Dicke, die mit Sicherheit schließen lassen, daß der Krater nach den meisten seiner Ausbrüche eine lange Periode geruht hat. Die dickeren Schichten der Lava liegen gewöhnlich nach unten, während die dünneren der Oberfläche zugekehrt sind. Weder auf diesem Berge, noch auf dem Mauna-Kia, habe ich Spuren versteinerter Thiere wahrgenommen."

„Gegen vier Uhr kehrte ich nach dem Mittelpunkte der Kuppe zurück, wo meine drei Begleiter dicht zusammengekauert saßen, um warm zu bleiben. Ich sammelte einige Proben der Lava und verlor dann keine Zeit, diesen Schauplatz fürchterlicher Verödung zu verlassen. Das Niedersteigen war mühevoller und gefährlicher, als das Hinansteigen, und wir hatten große Vorsicht nöthig, um unverletzt zu bleiben. Die Nacht überraschte uns so jählings, daß wir schon 10 Minuten nach 6 Uhr in einer kleinen Höhle Quartier suchen mußten. Diese Höhle gewährte ein Obdach gegen den Nordwest, der nach Sonnenuntergang heftiger blies; da wir aber noch um ein Bedeutendes über der Vegetations-Linie waren und kein Feuer anzünden konnten, so verspürten wir eine empfindliche Kälte. Ich verweilte in dieser Höhle bis halb eilf Uhr, um welche Zeit der freundliche Mond über dem Vulkane aufging. Sein erstes Erscheinen hatte etwas Magisches und Räthselhaftes: ein schmaler silberner Gürtel von vier oder fünf Grad stieg aus der bleichen Feuerwolke des Vulkans empor. Ich glaubte anfangs, ein im Krater erzeugtes Meteor zu sehen; aber nach wenigen Augenblicken sah ich einen schönen Mond, der vom wolkenlosen Himmel meinen rauhen Pfad erleuchtete. Sein milder Schein verbreitete eine wohlthätige Wärme über meinen ganzen Körper, und ich erhob mich voll freudigen Dankgefühls, um in stiller Nacht meinen Rückweg bis ins Thal fortzusetzen."

*) Aus der auf Hawaji (einer der Sandwich-Inseln) erscheinenden Englischen Zeitung „The Hawaiian Spectator".

Frankreich.

Bibliographie.

Anna. — Von A. Remy. 7½ Fr.

Collection des documens inédits sur l'histoire de France, publiés par ordre du roi. 4to.

Commentaire sur les lois de la presse et des autres moyens de publication. — Von A. de Grattier. Erster Theil. 7½ Fr.

Economie théorique et pratique de l'agriculture. — Vom Baron C. B. B. Crud. 2 Bde. 20 Fr.

La géométrie descriptive appliquée à l'art du tailleur. — Von B. P. Didier. 8½ Fr.

Histoire de l'Algérie et des autres états barbaresques, depuis les temps les plus anciens jusqu'à ce jour. — Vom Baron Pinchon. 7½ Fr.

Histoire des révolutions de l'Europe, depuis l'invasion des barbares jusqu'en 1793; pour servir d'introduction à toutes les histoires de la révolution française. — Von Laponneraye. Erste Lief. 30 Cent. (Das Ganze wird aus 60 Lieferungen bestehen.)

Mémoires et confessions d'un comédien. — Von J. E. Paccard. 7½ Fr.

Paléographie des chartes et des manuscrits du 11e au 17e siècle. — Von Chenant. Bibliothekar der Stadt Evreux. 8 Fr.

Voyage dans l'intérieur de l'Amérique du Nord, exécuté pendant les années 1832, 1833 et 1834. — Vom Fürsten Maximilian von Wied-Neuwied. Erste Lieferung.

Mannigfaltiges.

— Orientalische Werke. Die Königliche Druckerei in Paris ist gegenwärtig mit einem großartigen Unternehmen beschäftigt. Dieselbe besitzt nämlich eine Menge merkwürdiger orientalischer Manuskripte, welche bis jetzt zum Theil weder übersetzt, noch überhaupt gedruckt sind. Schon zur Zeit des Kaiserthums war der Befehl zum Druck derselben gegeben, indeß durch manche Umstände verhindert worden. Im Jahre 1833 wurde nun eine aus den berühmtesten Orientalisten bestehende Kommission ernannt, um eine Auswahl für den Druck zu treffen. Folgende vier Werke sollten, nach der Bestimmung derselben, zuerst an die Reihe kommen: die Geschichte der Mongolen, von Raschid-Eddin, übersetzt von Quatremère; „Bhagaratu-Purana", herausgegeben von Burnouf; Schah Nameh, welches J. Mohl übersetzen wird, und das Gesetzbuch des Königs Wäkhtung. Andere Werke in Arabischer, Persischer, Georgischer Sprache werden folgen. Von den oben bezeichneten Werken sind zwei bereits gedruckt, und eines befindet sich unter der Presse. Die äußere Ausstattung ist ausgezeichnet. Zum besonderen Schmuck der Ausgabe werden die Frontispize, Vignetten, Einfassungen, in orientalischem Style und zum Theil nach dem Muster der Verzierungen in den Manuskripten, dienen. Einige für die Kammern und die Königliche Bibliothek bestimmte Exemplare dürften an Schönheit der typographischen Ausstattung Alles übertreffen, was in dieser Beziehung noch geleistet worden ist.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 50. Berlin, Freitag den 26. April 1839.

Aegypten.

Aegypten und Mehmed Ali.*)

Der Amerikanische Reisende Stephens, der kürzlich eine Reise im westlichen Orient gemacht und eine sehr interessante Schilderung derselben herausgegeben hat**), suchte und erlangte auch, als er in Aegypten war, eine Zusammenkunft mit dem Pascha, den seine Geschichte, seine Pläne und sein Verwaltungs-System zu einem Gegenstande allgemeiner Aufmerksamkeit gemacht haben.

„Wir standen", erzählt der Verfasser, „auf dem Balkon, als ein Janitschar uns meldete, daß der Pascha uns empfangen würde, oder, in anderen Worten, daß wir zu dem Pascha kommen müßten. Das Audienz-Zimmer war ein sehr großes Gemach mit hohem Täfelwerk, mit Arabesken an der Wand und einem rings herumlaufenden Divan. Der Pascha saß an einem äußersten Ende und konnte Jeden, der ihm nahte, genau betrachten. Auch ich hatte diesen Vortheil, und indem ich an ihn herantrat, sah ich einen Mann von ungefähr fünfundsechzig Jahren mit einem langen weißen Bart, starken Zügen von etwas gemeinem Gepräge, einer kurzen Nase, rothem Gesicht und grober Haut, mit einem außerordentlich feinen, schwarzen Auge, in dem eine Welt von Entschlossenheit und Energie ausgedrückt lag. Er trug einen großen Turban und ein langes seidenes Gewand und rauchte eine lange Pfeife mit einem Mundstück von Bernstein. Im Ganzen sah er viel mehr wie ein Türke aus, als sein nomineller Herr, der Sultan."

Herr Stephens war mit seinem eigenen Benehmen bei dieser Zusammenkunft ganz zufrieden; er gesteht selbst ein, wie sehr er sich „über die Art freute, in der er zum ersten Male den Höfling spielte." Die persönlichen Komplimente, die er dem Pascha machte, über das Interesse, das er in der Welt erregt, über die Erleichterung des Reisens in seinem Lande und über seine treffliche Polizei, fanden ein empfängliches Ohr; aber Amerika mit der Geschwindigkeit seiner Dampfboote, seinen großartigen Naturverhältnissen und seinem wunderbaren Fortschritt in Allem, was dem Menschen das Leben bequemer macht, war für den Pascha ein Gegenstand, der weit über seinen gewöhnlichen Gedanken- und Beobachtungskreis hinauslag; daher wundern wir uns nicht, daß „er nichts sagte und fortrauchte." Doch glauben wir auch, daß der Verfasser Mehmed Ali's Unglauben überschätzt oder seine eigene Ueberzeugungskraft zu gering anschlägt, wenn er meint, der Pascha habe, wenn er je wieder an ihn gedacht, sich seiner als „des lügnerischen Amerikaners" erinnert. Uebrigens darf es nicht gerade der Türkischen Unwissenheit zur Last gelegt werden, wenn man den Berichten über den Zustand und die Fortschritte unseres Landes so wenig Glauben schenkt. Dieser Unglaube ist in ganz Europa gewöhnlich, und das bei Leuten, die sonst gut unterrichtet sind, und über Gegenstände, mit denen jeder Bürger der Vereinigten Staaten vertraut ist. Selbst in Paris und London überraschte uns nicht bloß die grobe Unwissenheit, die in dieser Hinsicht herrscht, sondern auch die Hartnäckigkeit des Unglaubens, womit man Dinge aufnimmt, die jedem Amerikaner bekannt sind.

Es freut uns, den folgenden Tribut der Gerechtigkeit niederzuschreiben und unser eigenes Zeugniß für die Wahrheit desselben beizufügen. „Er (der Pascha nämlich) kannte Amerika durch einen Umstand, der, wie ich später fand, außerordentlich dazu beigetragen, dem Osten eine gute Meinung von uns zu geben; das war der Besuch des Kommodore Patterson auf dem „Delaware". Dieser Mann hat in den von ihm besuchten Ländern des Mittelmeers einen beneidenswerthen Ruf hinterlassen. Wir sind ihm auf seinem Wege nachgegangen und haben überall nur Einen Bericht von seiner Gastfreundschaft, seiner Urbanität und seinem musterhaften Benehmen gehört. Sein prächtiges Schiff war ein stolzes Exemplar von der trefflichen Marine seines Vaterlandes, und das Betragen seiner Offiziere und Mannschaft erhöhte den günstigen Eindruck, den es an sich hervorbrachte.

Mehmed Ali ist einer der merkwürdigsten Männer dieser Epoche, die an geistigen Wundern so reich ist. Um ihn recht zu würdigen, sollte er nach Türkischem, nicht nach christlichem Maßstab beurtheilt werden; nach den Ansichten und dem sittlichen Zustande der Länder, welche die Dogmen des Arabischen Propheten angenommen haben und wo das Menschenleben wenig Werth hat, und nicht nach den reineren, aufgeklärteren Ideen des Christenthums.

Die Geschichte dieses eigenthümlichen Mannes ist bekannt. Er befand sich anfangs in den niedrigsten Lebenskreisen und ward nach und nach ein Steuer-Einnehmer, ein Gendarm und ein Soldat. Ein verständiger christlicher Beamter erzählte uns, daß eine Zeit gewesen, wo der Pascha bei seinem Vater in Dienst gestanden, und daß in späteren Jahren, als das Glück den Einen zum höchsten Gipfel der Macht erhoben, den Anderen durch einen jener Wechselfälle niedergedrückt, denen Handels-Etablissements ausgesetzt sind, die frühere Verpflichtung vergessen war und der Kaufmann sich vergebens an den Fürsten um Hülfe wandte. Nachdem Mehmed Ali ein untergeordnetes militairisches Kommando erhalten, nahm er Theil an der Türkischen Expedition gegen die Franzosen in Aegypten. Seine allmälige Beförderung und endliche Erhebung ist Allen bekannt und steht zu sehr im Einklang mit orientalischen Sitten, um Erstaunen zu erregen. Die Wunder von Aladdin's Lampe, wie sie in einer der schönsten Dichtungen der Arabischen Phantasie erzählt werden, verwirklichen sich fast am Hofe des Sultans und seiner hohen Repräsentanten mit drei Roßschweifen, die über die großen Paschaliks regieren, in welche das Türkische Reich getheilt ist. Ein großer Theil von den muselmännischen Magnaten wird in der Sklaverei erzogen, und nicht Wenige von ihnen, die früh Morgens beim Erwachen das Eigenthum eines Herrn waren und die niedrigen Dienste ihres Standes verrichteten, fanden sich am Abend beim Schlafengehen mit der höchsten Regierungs-Gewalt bekleidet. Generale, Admirale, Minister werden durch diesen Zauber geschaffen, und wenn Narses wenige Nachfolger in Talent und Ruhm hatte, so waren doch Viele, die ihm durch jenes seltsame Spiel des Glücks gleichgestellt wurden, das, wie zum Hohn menschlicher Größe, Wesen, die von der Gesellschaft ganz ausgeschlossen scheinen, zum höchsten Rang erhebt. Kein Wunder, daß die Türkischen Waffen so unglücklich sind, wenn Menschen an ihrer Spitze stehen, die, ohne Erziehung und Erfahrung, die Intriguen eines Serais mit dem Kommando von Flotten und Armeen vertauschen.

Doch der Aegyptische Pascha ist einen anderen Weg gegangen. Er verdankt seine Beförderung sich selbst, jenen großen Eigenschaften der Seele und des Körpers, die, von den Umständen begünstigt, fähig machen, die Ereignisse zu beherrschen oder im Bunde mit ihnen zu wirken.

Herr Stephens hat einige von den Vorfällen aus dem Leben und der Regierung des Pascha's zusammengestellt, giebt aber kein allgemeines Bild von seinem Charakter, sondern begnügt sich zuletzt mit den Worten: „Es bleibt zu untersuchen, ob er im Ganzen nicht mehr Böses als Gutes gestiftet, und ob nicht der jämmerliche Zustand seiner unterdrückten Unterthanen alles Gute, das er für Aegypten gethan hat, in Schatten stellt."

Was unser Verfasser nur zweifelnd angedeutet hat, nehmen wir uns die Freiheit, ohne Vorbehalt zu behaupten. Wir erkennen die nützlichen Eigenschaften Mehmed Ali's an und überlassen es Anderen, ihm die grausamen und treulosen Handlungen, die er begangen, besonders den Mord der Mameluken-Bey's, durch welchen sein Vice-Königlicher Thron errichtet und gesichert wurde, vorzuwerfen. Er ist ein Türke, den man moralisch nicht nach Prinzipien unserer Sittenlehre beurtheilen darf.

Wir fanden den Pascha in einem Landhause, das einem seiner Schwiegersöhne gehört, an den Ufern des Kanals, wohin ihn die Hitze der Jahreszeit getrieben. Er war in einem großen Zimmer des zweiten Stocks, an dessen einem Ende ein Türkischer Divan war. Das Zimmer war rein und gut gelüftet, aber ohne Glanz und fast ohne Möbel. Wir fanden ihn zuvorkommender, als er bei dem Besuch des Herrn Stephens war; wahrscheinlich nach Abernethy's Doktrin, weil sein Magen in besserer Ordnung

*) Bei den widersprechenden Ansichten, die noch immer über den Pascha von Aegypten verbreitet werden, können Aufklärungen vorurtheilsfreier Reisenden nur von Interesse seyn. Die nachstehende Darstellung hat das für sich, daß sie, ursprünglich von einem Amerikaner entworfen, von einem anderen Amerikaner, der ebenfalls den Pascha kennen gelernt, genau kontrollirt wird. Wir geben den Artikel nach dem neuesten Hefte der North-American-Review.

**) Incidents of Travel in Egypt, Arabia Petraea and the Holy Land.

und er also in besserer Laune war. Bei unserem Eintritt erhob er sich von seinem Divan und kam uns entgegen. Er empfing uns sehr freundlich und führte uns auf einen Sitz an seiner Seite. Nachdem wir uns niedergelassen, benutzten wir den ersten Moment, einen Blick um uns zu werfen.

Am entgegengesetzten Ende des Zimmers standen viele von den persönlichen Dienern und Offizieren des Pascha's, wahrscheinlich zu dem Zweck, dem Ganzen mehr Würde zu geben. Sie waren Alle bewegungslos, die Augen auf ihren Herrn gerichtet und in dem häßlichen Kostüm gekleidet, das der gegenwärtige Sultan eingeführt und das sich allmälig von Konstantinopel nach Kahira und Bagdad verbreitet und den Turban, die weiten Pumphosen und das wallende Obergewand verdrängt. Dieses Kostüm besteht aus einem knappen Rock oder einer engen Jacke (die Türken tragen gewöhnlich den ersteren und die Aegypter die letztere), aus Pantalons und der wunderlichsten aller Kopfbedeckungen, dem Feß. Wie Schade ist es um die Majestät des Turbans, der so lange mit allen unseren Vorstellungen von orientalischen Sitten verknüpft war und der kaum seit den Tagen Abraham's eine Umgestaltung erfahren hat! Der Feß wird beständig getragen und nicht, wie unsere Hüte, im Hause abgelegt, sondern als ein wesentlicher Theil der Kleidung betrachtet. Er ist von rothem Zeug und von cylindrischer Form, ganz wie ein Hut ohne Rand; oben hat er eine blaue Troddel. Das alte wallende Kostüm verbarg die Mängel der Türkischen Gestalt und erzeugte die allgemeine Vorstellung, daß es eine in der physischen Bildung außerordentlich begünstigte Race sey. Diesen Irrthum hat die Reform der Kleidung aufgedeckt, und Keiner hat den Türkischen Gentleman der alten und den der neuen Schule mit einander verglichen, ohne daß ihm sofort die Ueberlegenheit des Ersteren in Gestalt und Haltung aufgefallen wäre.

Dem Pascha unmittelbar gegenüber und in einer Stellung, so ehrfurchtsvoll, wie sie es nur durch Furcht und Gewohnheit werden kann, stand der Premier-Minister, Boghos Bey, ein Armenier, der schlau und einsichtig seyn soll und lange sein vertrauter Minister und Rathgeber und, in seiner Abwesenheit, sein Stellvertreter war. Ihm zur Seite war der Hauptdolmetscher, ein Mann, der an den Höfen des Orients eine wichtigere Rolle spielt, als sein bescheidener Name andeutet.

Mehmed Ali schien gegen siebzig Jahr alt, von mittlerer Höhe, aber zur Korpulenz geneigt, mit einem prächtigen weißen Bart und einem scharfen Auge, in welchem nicht jene Zeichen grausamer Gemüthsart liegen, von der sein Leben so viele Beispiele gegeben. Er ist rasch in seinen Bewegungen, und für sein vorgerücktes Alter hat er noch viel Geschick und persönliche Thätigkeit. Er war so einfach gekleidet, wie seine Umgebungen.

Kaffee, das allgemeine Symbol orientalischer Höflichkeit, ward hereingebracht. Ohne diesen Beweis von Aufmerksamkeit kann es der Besucher für ausgemacht halten, daß er absichtlich beleidigt wird, eben so sehr, wie bei uns der Fremde, den man nicht zum Sitzen einladet. Früher ließ der Pascha Pfeifen und Taback bringen; aber man erzählt sich in Alexandrien eine Geschichte, daß vor einigen Jahren Herr Salt, der letzte Britische General-Konsul, der das narkotische Kraut nicht liebte, als ihm dasselbe angeboten wurde, es ausschlug, und daß Mehmed Ali seitdem, um sich nicht künftig einer ähnlichen Kränkung auszusetzen, seine Gastfreundschaft auf die kleine Türkische Kaffeetasse reduzirt hat. Wenn dies wahr ist, so muß dies im Anfang der Laufbahn des Herrn Salt gewesen seyn, als er noch fern war von den politischen Diensten, den antiquarischen Forschungen und dem gewinnreichen Handel mit den Reliquien der alten Kunst, die seinen Namen so lange mit den Aegyptischen Alterthümern in Verbindung brachten. Er hat wahrscheinlich seine Sitten gebessert, indem er an Kenntnissen zunahm, und würde sich gewiß in späteren Jahren in eine so dicke Rauchwolke gehüllt haben, wie sie je aus der Pfeife und dem Munde des ehrwürdigsten Türken vom Nil bis zum Euphrat hervorkam. Was uns betrifft, so sind wir zwar treue Anhänger von König Jakob's Grundsätzen und lieben den Taback eben so sehr, wie Herr Salt, aber trotzdem haben wir nie einen Verstoß gegen die gute Sitte begangen, sondern immer mit Freundlichkeit das Bernstein-Mundstück von dem reinlichen, geübten Diener angenommen, der es am weitesten in seiner Kunst bringt, wenn er es versteht, die kleine silberne oder eherne Schale, auf welcher die Pfeife ruht, genau in solcher Entfernung vor dem Raucher hinzusetzen, daß dieser im Stande ist, ohne Bewegung von Kopf oder Pfeife, die Röhre in den offenen Mund zu bekommen. Diese Kunst erfordert einen geübten Finger und Blick, sie ist der Culminationspunkt Türkischer Eleganz und zugleich Türkischer Trägheit. Wir müssen unsere Erfahrung künftigen Reisenden im Orient zum Besten geben, welche unsere Antipathie gegen dieses allerverächtlichste Kraut des Vegetabilienreichs theilen, das von allem Lebendigen gemieden wird, außer dem Menschen und einem Wurm. Eine Exhalation ist ganz eben so gut wie eine Inhalation, und wenn nur der Rauch steigt, mag er aus dem Munde oder der Pfeife kommen, so ist der Moslemitische Wirth zufriedengestellt, indem es ihm nie einfällt, irgend Jemanden eine Geringschätzung dieses großen Zeittödters und Leidentrösters zuzutrauen. Wir sind nicht im Stande, uns vorzustellen, wie denn eigentlich die Nachfolger des Propheten ihre Zeit ausfüllten, ehe sie den Taback kennen lernten. Wir haben es mit derselben Pflanze mit gleichem Erfolg in unseren eigenen Wäldern versucht bei einem Volk, das in seiner Haltung so gravitätisch und in seinen Sitten so unbiegsam ist, wie die Türken, und haben gefunden, daß die Pfeife ein eben so geliebter Luxus an den Quellen des Mississippi ist, als am Jordan und Bosporus.

(Schluß folgt.)

England.

Die Englische Literatur der Gegenwart.

III. Roman und Novelle.

Wenden wir uns ab von dem altersschwachen Drama und betrachten wir den literarischen Riesen Großbritaniens und Europa's, den Roman. Dieses ist das Feld, welches alle strebende Talente betreten. Was ist der Roman? Eine Form, ein Vorwand, ein Wort. Er hat Alles verschlungen. Die niedrigsten Capacitäten bemächtigen sich seiner, die höchsten lassen sich zu ihm herab. In einer gewissen Zeit wurden alle Ideen in dramatischer Form ausgesprochen, denn das Drama ist Handlung, und Europa handelte, schwang das Schwert, pflanzte das Kreuz auf, sang Serenaden. Jetzt ist die Thatkraft zurückgedrängt, das träumerische Wesen überwiegend, und die Herrschaft des Romans ist unbegränzt. Man hat historische, staatswissenschaftliche, satirische, biographische Romane gesehen, und derselbe hat überhaupt die Fähigkeit, alles Mögliche zu werden. England ist schon lange stolz auf seine Romandichter. In ihren Schilderungen des Privatlebens und des menschlichen Charakters traten sie, kann man sagen, in die Fußstapfen Shakespeare's und entfalteten dabei ein sonderbares Gemisch von Tiefe, Anmuth und Kleinlichkeit. Byron selbst fügte das Interesse der Erzählung zum Schwunge der Ode. Walter Scott schrieb seit seinem dreißigsten Jahre nur Dichtungen in Prosa. Der Sinn für psychologische Zergliederung und genaue Untersuchung, welcher im Drama so schlecht angewandt ist, übte auf den Roman nicht denselben nachtheiligen Einfluß. Wenn er die Charaktere genau beobachtete, einen Ausschnitt der menschlichen Gesellschaft, ein beschränktes Gebiet des Gefühlslebens schilderte, so war er in seinem Rechte. Daher sank er auch nicht so rasch und nicht so vollständig, wie das Drama und die Poesie. Die Frauen brachten manche feine Wendungen zu den mikroskopischen Untersuchungen hinzu.

Walter Scott's Schule, welche übrigens auch nur ein beschränktes Gebiet anbaute, verlor ihre Beliebtheit großentheils nach des Meisters Tode. Seine Nachahmer waren mit dem Schatten des Wesens und mit dem Kostüm des Helden zufrieden. Die glänzenden Rüstungen, die scharfen Lanzen, die alterthümlichen Möbel, die Holzschnitzwerke verloren bald das Interesse und kehrten in die Magazine zurück. James, der Verfasser von Darnley, Delorme, Philipp August, strebte nach dramatischem Effekt und hielt sich streng an die Geschichte. Es ist schade, daß man bei ihm nicht den Reichthum von Gestalten und interessanten Persönlichkeiten findet, welche die Schöpfungen Walter Scott's zu einer wirklichen lebenden und belebten Welt machen. Horace Smith, der Verfasser von Brambletye-Hall, bringt in seinen Gemälden mehr Leben an, aber die kleinliche Sorgfalt, mit welcher er alle Einzelnheiten ausführt, schadet dem Interesse und der Einfachheit des Ganzen. Ein episches Genie, wie Walter Scott, ist nicht wieder erschienen.

In England ist der Roman in unzählige Abtheilungen zerfallen. Außer dem geschichtlichen muß man noch den See-Roman, den militairischen, den fashionablen, den bürgerlichen, den ökonomischen, den politischen, den komischen, den populairen anführen. Marryatt malt Schiffe und Schiffs-Scenen, Gleig Soldaten, Lord Normanby die Salons, Hook die Bürger, Miß Martineau die Handwerker, Galt die Parlaments-Mitglieder, Dickens die Gaudiebe und Lohnkutscher, Hood die Ladendiener, Miß Mitford die Dorfkrämer und Rentiers. Es ist eine unabsehbare Reihe von Monographieen, welche mit unermüdlicher Geduld ausgeführt sind. Man kann indeß diese Menge von Unter-Abtheilungen unter zwei Hauptklassen bringen. Die eine Klasse will den Leser in die feine Welt einführen, die andere die Sitten des Volks schildern. Mistreß Gore, Lister, Lord Normanby, Mistreß Norton, vorzüglich aber Lady Charlotte Bury, glänzen auf dem ersten Gebiete. Theodor Hook, Hood, welche Dickens in der letzten Zeit verdunkelt hat, haben in der anderen Gattung Aufsehen gemacht. In keine der beiden Abtheilungen passen die fein beobachtenden Schotten, Hogg und Galt, Harrison Ainsworth, welcher den komischen Roman und die historischen Erinnerungen hat verschmelzen wollen, der feine und sinnreiche Ward, die satirische Mistreß Trollope, die elegante Miß Landon, Madame Jamieson, Lady Blessington, die Freundin Byron's.

Da hat man einen ganzen Wald von Romanen, und dennoch fehlt viel daran, daß wir alle diejenigen, welche sich Ansprüche auf einen ephemeren Ruhm erworben haben, aufgezählt hätten. Wir wollen noch Mistreß Howitt, Mistreß Hall, Allan Cunningham, Grattan den Jüngeren, Israeli, Mistreß Shelley nennen. Das sind die Gestirne des letzten Jahres; welche davon verschwinden werden, läßt sich nicht voraussehen. Der Roman ist abwechselnd das Geschrei, das Seufzen, die Hymne, die Belebrung, das Murren, das Hohngelächter, welche die Bewegungen der Englischen Gesellschaft zur Folge haben. Im Jahre 1815 richtete die Aristokratie ihr Haupt empor, stolz auf ihr Daseyn. Damals entstanden die fashionable novels, in Seide und Sammet gehüllt, mit ihren Mode-Grimacen, gelben Handschuhen und dem

Geschwätze über den turf und die feinste Art, die Gabel zu halten und in den Salon zu treten. Ward, Lister, Lord Normanby, Mistreß Gore verbanden mit diesen Belehrungen manche feine Bemerkungen. Die reiche Bürgerschaft blickte mit Neid auf diese bevorrechteten Regionen und ahmte die Kunst nach, geistreich zu schweigen. Sie kaufte Hotels, miethete Bediente, schwamm in Goldhausen und Lächerlichkeiten und ließ sich von einem geistreichen Manne schildern, der viel Talent zur Karrikatur hatte, von Theodor Hook, dem Verfasser der Sayings and doings. Derselbe hatte einen beißenden, scharfen Charakter und vertheidigte die Sache der Konservativen, wie es die meisten Talente in England thun. Es gelang ihm, die Sitte der aufstrebenden Klasse zu schildern, welche noch mitten inne zwischen dem Handel, dem sie ihr Vermögen verdankt, und dem Adel steht. Während dieser Zeit blieb Alt-England unverändert; es lebte nach wie vor in den kleinen blühenden und freundlichen Dörfern mit den grünen Hügeln und den Normännischen Thürmen. Marie Howitt und Miß Mitford schildern dies Leben auf eine anmuthige Weise. Die Provincial Sketches träufeln herben und bitteren Spott auf dasselbe. Aber das Geschrei nach Reformen wurde laut; die irre geleitete Menge glaubte, den gesellschaftlichen Mechanismus wie das Triebwerk einer Uhr ausbessern zu können. Miß Martineau ergriff die Feder und setzte in Form von Erzählungen die Lehrsätze der Statistik aus einander. Andere spotteten über dieses Streben, über den Fanatismus der Materie, den Mystizismus des Goldes. Der Schotte Galt geißelte in zwei kleinen Pamphlets, welche in Romanform auftraten, die Gleichgültigkeit der Einen und die Begehrlichkeit und Scheelsucht der Anderen. Keine in England hingeworfene Idee, kein Gefühl geht verloren, sondern es kömmt Alles dem Roman zu Gute, sogar das Wortspiel. Es giebt jetzt einen geistreichen Mann, Hood, welcher sich ganz diesem sonderbaren Genre ergeben hat; er arbeitet jährlich sechs Bände, und jeder Band enthält zwölf Erzählungen, jede Zeile ein Wortspiel. Der unermüdliche Punster macht dergleichen in Versen und in Prosa, erfindet, druckt, zeichnet, sticht und lithographirt sie. In dieser ungeheuren Roman-Werkstatt wird Alles neu geschmiedet, der Ofen raucht beständig; hier wird jede Wirklichkeit zur Dichtung und jede Dichtung zur Wirklichkeit.

Es wäre unnütz, dem Haufen der Romandichter Schritt vor Schritt zu folgen. Ueberschaut man den allgemeinen Gang der Entwickelung von Lewis bis auf unsere Zeit, so muß man zugestehen, daß er immer belehrt und erheitert hat. Nachdem er Lewis Beinhäuser, der Anna Radkliffe Grabgewölbe, Maturin's unterirdische Verließe, Godwin's Hütten verlassen, dann an den nebeligen Seen Schottlands verweilt und unter dem Täfelwerk von Portland Place und den Comptoiren von Threadneedle-Street verblüht und verkümmert ist, haben wir ihn den rohen Freudenausbrüchen Pickwick's verfallen sehen. Charles Dickens ist der jetzt berühmte Name und der Nachfolger Walter Scott's. Vorüber ist nun die Zeit der Ritter und der flatternden Banner, der barfüßigen Schottischen Bäuerinnen, der abgezehrten Alterthumsforscher, der Schleichhändler von der Insel Man und der herrlichen Kinder des Hochlandes. Die Londoner Ladendiener, die Lohnkutscher und Jockeys, die liebenswürdigen Schwachköpfe von sechzig Jahren mit rundem Bauche und einer kleinen Rente sind jetzt an die Reihe gekommen. Ungeachtet der gewaltsamen politischen Bewegungen, strebt England doch nach seinem alten Titel des fröhlichen. Das Leichentuch, in das es sich eine Zeit lang hüllte, fängt an zu sinken; es belustigt sich jetzt mit dem Comic Annual, den Skizzen von Boz, den ritterlichen Thorheiten Nimrod's und den Karrikaturen von Hood; es erhebt Pickwick und Sam Weller auf seinem Schilde. Charles Dickens hat eine große Leichtigkeit der Darstellung und eine gewisse Gabe der Beobachtung, welche bis zu den unteren Bürgerklassen aufsteigt, sich aber am behaglichsten unter der Hefe des Volkes fühlt. Burleske Scenen erfindet er sehr glücklich, aber die Schilderung der Einzelheiten und der Charaktere gelingt ihm weniger. Er ist ein unterhaltender Romanschreiber, der sich aber keine lange Dauer versprechen darf. Eine einzige seiner Personen, Stallknecht seinem ersten Stande nach, später Bedienter, der seinen Herrn beherrscht und ihn wider seinen Willen rettet, ein kluger und abgeschmackter Possenreißer, ist der Prototypus aller Figuren von Dickens. Sam Weller ist, ohne es zu wollen, der Repräsentant des Englischen Proletariers, der unter der doppelten Last des Geldes und der Politik, des Handels und der Vergangenheit erliegt. Pickwick und Oliver Twist lassen einen peinlichen Eindruck zurück; es wird nur eine Seite des Vorhangs aufgezogen, und man lernt nur eine Klasse geringfügiger Wesen kennen.

Miß Emma Roberts schildert die Sitten des Englischen Indiens, die Schiffsladungen von Mädchen, welche dorthin gehen, um Männer zu suchen, die Enttäuschungen der Familiensöhne, welche dort ihr Glück zu machen hoffen, endlich die abenteuerliche Verschmelzung des Nordens und Südens, einer neuen und altersmüden Bildung. Marryatt, ein viel zu hoch gestellter Schriftsteller, dem Weitschweifigkeit und Formlosigkeit vorgeworfen werden muß, giebt seine theuern Matrosen und Midshipmen nicht auf, aber das Publikum fängt an, ihrer überdrüssig zu werden. Miß Martineau entsagt eben so wenig ihrer hohlen Katheder-Philosophie. Diese verschiedenartigen Talente, welche nichts Ausgezeichnetes und Besonderes für sich haben, werden durch den Verfasser des Tagebuches eines Arztes in den Schatten gestellt. Der Arzt setzt sich an das Krankenbett, erlauscht jeden Seufzer, befühlt den Puls des Ministers und der feilen Dirne und wohnt dem Todeskampfe bei; er ist beredt, scharfsichtig, pathetisch; der Plan seines Werkes, welcher nur dem Anschein nach beschränkt ist, öffnet ihm die Thür des Armen und des Reichen, des Hospitals und des Comtoirs.

Eine geistreiche Frau, Mistreß Trollope, hat sich außerhalb dieser verschiedenen Abtheilungen gehalten. Die Satire, der vorherrschende Charakterzug ihres mehr lebhaften als gefühlvollen Sinns hat ihr Waffen gegen die Amerikaner, welche sie verabscheut, die Frömmler, welche ihr der Englische Puritanismus verhaßt gemacht hat, und die Splitterrichter, die über sie hergefallen sind, in die Hand gegeben. Sie erinnert an den kaustischen Charakter, aber nicht an die lebhafte Phantasie der Lady Morgan, welche eine Unzahl von Bänden geschrieben hat, in denen sich Poesie, Faselei, Humor, Gelehrsamkeit und Unvernunft zum seltsamsten Gemisch vereinigt finden. Auf dem Felde einer oberflächlichen Universalität findet man denn auch Edward Lytton Bulwer, welcher jetzt an der Spitze der Englischen Literatur steht und die neueren Tendenzen derselben ziemlich vollständig repräsentirt. Beweglichkeit, Vielseitigkeit, Fruchtbarkeit, Kenntniß der Welt zeichnen Bulwer's historische, dichterische, journalistische, dramaturgische Versuche aus und finden sich auch in seinen Romanen. Er hat viel Ideen, aber sie sind nicht geordnet, er hat viel gelesen, aber das Gelesene nicht recht verdaut; seinen zahlreichen Werken fehlt die Einheit der Erfindung und die Reinheit der Ausführung. Das Streben nach Effekt, die Hastigkeit, mit welcher er arbeitet, und die günstige Aufnahme, die er findet, leiten ihn irre. Was er schreibt, scheint immer noch der letzten Ueberarbeitung zu bedürfen; es sind unreife Früchte, welche unter einem wärmeren Himmelsstriche zu ihrer ganzen Vollkommenheit gelangt wären. Die ersten Werke Bulwer's, welche sich durch eine bedeutende Dosis von Geckenhaftigkeit auszeichneten, hatten das Glück, Mode zu werden. In keinem fashionablen Roman fand man einen so lebendigen und sorgfältig behandelten Stil. Bulwer vervielfältigte seine Produkte, suchte den Beifall der Salons und strebte nach einem Sitze im Parlamente. Er wurde Mitglied des Unterhauses und suchte hier ein neues Interesse aufzubringen, das der Schriftsteller, zu deren Repräsentanten er sich machte. Nun beschenkte er das Publikum unaufhörlich mit neuen Werken, diskutirte, perorirte, leitete politische Untersuchungen, ließ werthlose Tragödien aufführen und unbedeutende Pamphlets drucken, machte dabei schöne Verse und interessante Romane und wurde endlich von der Königin Victoria zum Baronet ernannt. Mit etwas mehr Kühnheit und Frechheit, mit etwas weniger Scheu vor dem Skandal würde er ein vollendeter Beaumarchais geworden seyn. Bulwer steht an der Spitze keiner Partei, aber er ist ein rüstiger Kämpfer der liberalen Partei; er geht vorauf, hat aber Niemand hinter sich. Die Englische Gesellschaft, deren conventionnelle Schranken er übertreten hat, behandelte ihn nicht sehr schonend. Als Literat, aber nicht als Redner, hat er im Unterhause Einfluß. Das ist eine ganz neue Stellung in England, wo Fielding, Goldsmith, Scott, Wordsworth aus ihrem Arbeits-Kabinet Pfeile auf ihre Feinde schleuderten, aber nicht mit Burke, Fox, Canning, Burdett zusammen in Reihe und Glied standen.

Der auf den Parteimann gepfropfte Literat der Stolz, verbunden mit der Eitelkeit, die Wortmacherei mit der Thatkraft, der Eintritt Bulwer's in das Unterhaus sind die Symptome einer neuen Bewegung und einer geistigen Revolution. Ehemals ertheilte Swift den Ministern Rathschläge, Bolingbroke beschäftigte sich mit theologischen Polemiken, Burke legte Werth auf einen schönen und sorgfältigen Ausdruck, aber nun nimmt der Roman einen Sitz im Senate ein. Der Roman ist Bulwer selbst; der Roman, diese flüchtige Schilderung aller Wogenbrechungen und Wellenspiele des gesellschaftlichen Lebens, dieser Spiegel, welcher alle Bilder und alle Farben zurückstrahlt, ist nicht befähigt, thatkräftig in den Lauf der Begebenheiten einzugreifen und Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Es liegt dem eine Verkennung der Kräfte zu Grunde, und Bulwer ist der Ausdruck dieser falschen Stellung. Die Folge davon wird die Zukunft lehren.

Pelham, Eugen Aram, Paul Clifford, Maltravers dürften nichtsdestoweniger die besten Productionen der letzten Epoche seyn. Mag man immerhin an Pelham die einer Wäscherin oder eines Möbelverfertigers würdigen Beschreibungen, an Paul Clifford den Mißbrauch der Gaunersprache, an Eugen Aram die Benutzung einer rohen Anekdote und bekannten Thatsache tadeln, mag man immerhin allen diesen Werken eine gewisse Beschränktheit und Einseitigkeit vorwerfen, so bleibt doch noch genug Lobenswerthes übrig: Lebendigkeit des Dialogs, Erfindung der Charaktere, richtiger Blick und, vorzüglich in Maltravers, wo diese Eigenschaft zu einem Fehler wird, tausend pikante Bemerkungen. Die Ungleichheit des Stils, der Mangel an Verschmelzung der einzelnen Bruchstücke, die schreienden Farbenunterschiede können dem aufmerksamen Auge nicht entgehen. Wer das Alterthum kennt und schätzt, kann es nicht billigen, daß ein moderner Schriftsteller mit seiner Dandy-Philosophie und seinen halbradikalen Grundsätzen auf den Ruinen von Pompeji und der Agora von Athen herumstolzirt. Von allen Werken Bulwer's sind diejenigen, die man ihrem Titel nach für die ernstesten halten sollte, die frivolsten: Athen und die letzten Tage Pompeji's; diejenigen, welche bescheiden auftreten, haben einen gediegeneren Werth. In Eugen Aram findet man wahre Beredsamkeit, in Pelham und Clifford vortreffliche Schilderungen, in Maltravers großartige Gesichtspunkte. Es liegt Wahrheit, obgleich auch Uebertreibung, in der Schilderung der ohnmächtigen Eitelkeit,

welche an ihr Genie glaubt, um die Welt hassen zu können, und diesen Haß zum Vorwande einer schimpflichen Unthätigkeit macht. Das verkannte Genie durchstreift Europa; in dieser allgemeinen Erhebung selbstsüchtiger Individualitäten richtet sich jeder eitle Charakter einen Thron auf und maßt sich ein Scepter an.

Die hohe Stellung, welche der Roman sich in dieser Literatur angemaßt oder erobert hat, rechtfertigt die Bedeutung, welche wir dem geschicktesten und beliebtesten Englischen Romandichter beilegen. Der Roman hat nicht nur das historische Kostüm entlehnt, sondern ist sogar in das Gebiet der Geschichte eingedrungen. Es ist, ohne sonderlichen Erfolg, der Roman der Geschichte erschienen. (Romance of History, by Leitch Ritchie and others.) Die Erzählung und die Novelle, Romane zweiten Ranges und von beschränkterer Ausdehnung, füllen die Almanache und Magazine und sind sogar in die Reisebeschreibungen gedrungen. In diesem Genre sind kürzlich einige interessante Werke erschienen: das Schloß Hainfeld vom Capitain Basil Hall und die Bubbles from Nassau. Die Vereinigung von Gelehrsamkeit und romantischer Erzählung hat im vorigen Jahre ein sonderbares Buch zu Tage gefördert, welches in England viel Aufsehen gemacht hat und der „Doktor" heißt. Dasselbe ist ein barockes Gemisch von Citationen, Abschweifungen, Betrachtungen, Anekdoten und Phantastereien. Der Verfasser — man nennt Hartley Coleridge — vertheidigt mit Hartnäckigkeit, oft mit Geist, die Sitten, die Grundsätze Alt-Englands. Er durchstöbert tausend staubige Folianten, um zwei oder drei werthvolle Fragmente zu finden; neben kalten und dürren Einfällen stehen dann wieder Stellen, in denen sich ein echtes und wahres Gefühl ausspricht und die vortrefflich geschrieben sind. Er stammt in gerader Linie von Rabelais, Burton, Sterne, aber ihm fehlt die Heiterkeit des Letzteren, und sein mehr melancholisches als frohes Lächeln gewinnt den Leser nicht. Man verzeiht ihm die Affectation der Unordnung, den Pedantismus seiner literarischen Anführungen, das Unzusammenhängende seiner Erinnerungen wegen einer gewissen elegischen Anmuth, die durch eine seltene Gedrungenheit und geschmackvolle philosophische Ironie gehoben wird. In dem Doktor wie in den Werken Bulwer's giebt sich ein Streben nach Universalität, eine geheime Rückkehr zur Synthese kund. Bulwer, Hartley Coleridge, Walter Scott und Southey haben eine umfassende Ansicht der Welt; sie streben, den ganzen Reichthum und die ganze Mannigfaltigkeit derselben zu fassen und überall neue Gesichtspunkte aufzufinden.

Der erwähnte Hartley hat auch die Biographieen berühmter oder merkwürdiger Personen geschrieben, welche in Lancashire und Yorkshire geboren sind. Es ist ein naives und dramatisches Buch. Gewöhnlich begnügt man sich bei solchen Arbeiten damit, Daten, Genealogieen, Korrespondenzen zu sammeln. Sheridan's und Fitzgerald's Biographieen von Th. Moore haben nicht einmal das Ziel erreicht, nach welchem der Verfasser strebte, und ermangeln des Ernstes und der Unparteilichkeit. Eine ehrenhafte Erwähnung verdienen dagegen auf diesem Gebiete die literarischen Forschungen über das Englische Theater und Shakespeare's Jugend von Payne Collier, Gifford's Arbeit über Ben Johnson, Lord Holland's über Lope de Vega, welche indeß, wie die vermischten Aufsätze des älteren Israeli, einer früheren Epoche angehören.

Ostindien.

Die Pest von Poli.

Mehrere Theile Indiens sind kürzlich durch eine pestartige Krankheit verwüstet worden, welche in den Englischen Besitzungen den größten Schrecken verbreitet hat; eine Zeit lang schwebte man in der Furcht, daß dieselbe, nachdem sie schon verschwunden, wiedererscheinen und auch diejenigen Bezirke berühren werde, welche sie früher verschont hatte. Da die meisten epidemischen Krankheiten, welche sich über die Erde verbreitet haben, in Indien zuerst zum Vorschein gekommen sind, da besonders die Cholera in diesen Gegenden entstanden ist, so wird man die Wichtigkeit, welche jede neue Krankheits-Erscheinung in diesem Lande hat, wohl begreifen.

Im Juli 1836 entstand dieses pestartige Fieber im Fürstenthum Jodpur zu Poli, einer Handelsstadt und dem Haupt-Stapelplatze der Länder zwischen den Häfen von Guzarate und Mittel-Indien. Dasselbe raffte zuerst 650 Chepaks (Drucker von leinenen Zeugen) hinweg; dann traf es alle Klassen der Einwohner ohne Unterschied. Der Verlust dieser Stadt, die 15 bis 20,000 Einwohner hat, wird auf 4000 Menschen angeschlagen. Viele Einwohner flüchteten sich in die benachbarten Dörfer und trugen die Keime der Krankheit dorthin. Im September drang sie mit den Flüchtlingen nach Zugi, und im Dezember nach Gudpur, der Hauptstadt von Malwar. Nun überzog sie die Gebirgsländer, welche diesen Bezirk vom Königreich Meywar trennen, und verbreitete sich in diesem Lande, von wo aus sie dann allmälig bis Nussirabad vordrang und sich den Englischen Besitzungen immer mehr annäherte. Es hieß, sie habe auf ihrem Zuge 100,000 Menschen weggerafft; doch mag das wohl übertrieben seyn.

Sobald man in Bombay von der Krankheit Kenntniß erhielt, schickte der Gouverneur mehrere Aerzte nach den bedrohten Gegenden ab. Der Doktor Mailean, welcher sich eiligst nach Poli begab, glaubte die Symptome der Orientalischen Pest, jedoch in einer milderen Form, zu erkennen. Der Doktor Irvin trat derselben Meinung bei, und der Doktor Kier bekannte sich zu derselben Ansicht, wie seine Kunstgenossen. Alle Drei stimmten darin überein, daß diese Krankheit die Pest sey, und daß sie sich durch Ansteckung, also durch Berührung fortpflanze. Die Regierung zu Bombay ergriff also die für einen solchen Fall erforderlichen Vorsichtsmaßregeln, und an der Gränze wurde eine Quarantaine errichtet. Mag nun diese Einrichtung oder ein anderer Umstand die Ursache seyn, die Krankheit überschritt nicht die Gränzen der Königreiche Malwar und Meywar.

Die Symptome der Pest von Poli sind die aller in diesen Gegenden herrschenden Fieber, verbunden mit Anschwellung der äußeren Drüsen. Kein Gefühl des Uebelbefindens geht der Krankheit vorher. Sie kündigt sich durch die allgemeinen Erscheinungen fieberhafter Zustände an, verbunden mit Erbrechungen, großer Angst, Kongestionen im Gehirn und fürchterlichen inneren Schmerzen. Die Anschwellung der Drüsen zeigt sich schon am ersten oder zweiten Tage; man bemerkt sie in der Leistengegend, der Achselhöhle und am Halse. Diese Geschwulst wird selten größer als eine Nuß; zuweilen öffnet sie sich und strömt einen stinkenden Geruch aus. Oefter erscheinen die Symptome so wenig gefährlich, daß die Kranken während des ganzen Verlaufes der Krankheit sich nicht zu Bett legen. Selten tritt Wahnsinn im Beginn der Krankheit ein; aber gewöhnlich Schlafsucht einige Augenblicke vor dem Tode. Ist der Fall gefährlich, so erfolgt der Tod nach drei Tagen; ist er leicht, oder treten keine Anschwellungen ein, so dauert es 14 bis 20 Tage, wie die gewöhnlichen Fieber in diesem Lande. Die Berichte der Aerzte über die zu befolgende Heilmethode sind noch ungenügend.

Mannigfaltiges.

— Der Roman der Bulwerschen Ehe. Sir Edward Lytton Bulwer, der berühmte Romandichter, lebt mit seiner Frau in Unfrieden, ja sie sind sogar schon, wenn wir nicht irren, von einander geschieden, und dieses Verhältniß hat einen neuen Roman veranlaßt, der aber nicht von ihm, sondern von ihr, der gekränkten und nun mit den eigenen Waffen des Gatten sich rächenden Frau, herrührt. Lady Bulwer hat, wie es scheint, ihrem Manne die Kunst abgesehen, die Blasirtheiten der vornehmen Englischen Welt darzustellen: Baronets, die auf Reisen gehen, und Lords, die auf ihren Schlössern die Tyrannen spielen, Kaufleute, die sich zu Pairstöchtern, und Pairstöchter, die sich zu glänzenden Equipagen hingezogen fühlen, — Lady Bulwer weiß sie uns eben so treu vorzuführen, wie ihr Gemahl. Eine ganze Galerie solcher Bildnisse befindet sich in dem Romane, den sie eben unter dem Titel „Cheveley, oder der Mann von Ehre" in drei Bänden herausgegeben hat. Natürlich ist es nicht Sir Lytton Bulwer, den sie uns als Mann von Ehre zeigt; dieser tritt vielmehr unter dem Charakter eines Lord de Clifford, eines genialen Wüstlings, auf, der sich um seine edle, ihren Pflichten streng nachlebende Frau wenig bekümmert. Cheveley gehört zu den jungen Englischen Baronets, die aus Langeweile nach Italien reisen und die dort, wo sie eben im Begriffe sind, den Vesuv zu besteigen oder sich nach Griechenland einzuschiffen, die unvermuthete Nachricht erhalten, daß zu Hause ein alter Großoheim gestorben sey, von dem sie nicht bloß einen schönen Titel und ein stattliches Vermögen, sondern auch politischen Einfluß, die Pairie von England und die Verpflichtung geerbt haben, sich sofort um das Staatswohl und um die Erhaltung der alten Einrichtungen Großbritaniens zu bekümmern. Mowbray — dies war der Name des Marquis von Cheveley, bevor ihn der Tod seines Oheims zum Mitgliede des Oberhauses gemacht — hat in Italien die Familie des Grafen de Clifford kennen gelernt und hier Gelegenheit gehabt, die Lage der Gräfin, ihrem herzlosen Gemahl gegenüber, auf das Innigste zu bemitleiden. Lady Bulwer hat die besten Anlagen, eine Englische George Sand zu werden; wie diese, hat sie ihre Philosophie der Ehe in der Schule des Lebens studirt, und wie diese, sucht sie nun die Autorität, die Gesetz und Herkommen den Ehemännern verleihen, durch Uebertreibungen und Karrikaturen zu brandmarken. In England würde man indessen an solchen gewaltsamen Katastrophen, wie sie George Sand herbeizuführen liebt, keinen Geschmack finden; deshalb läßt Lady Bulwer ihre Gräfin de Clifford und den „Mann von Ehre" aus ihrem platonischen Verhältnisse nicht eher scheiden, als bis der Graf de Clifford Todes verblichen ist, worauf dann der Marquis von Cheveley die angebetete Witwe heirathet. Kein Adulterium, keine schauderhaften Selbstmord-Scenen, wie sie nur zu oft in den outrirten Darstellungen der genialen Franzosen vorkommen, stören die Leser des Englischen Romans, doch fehlt es auch in diesem nicht an der weiblichen Kasuistik, die eben, weil sie die männliche an Schärfe noch zu überbieten sucht, auch den Männern das Buch so interessant macht. Wir zweifeln darum nicht, daß der Roman der Bulwerschen Ehe bald ins Deutsche übersetzt seyn wird.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 51. Berlin, Montag den 29. April 1839.

Frankreich.

Eine Wahl im Jahre 1789.

Aus den Memoiren des Grafen Beugnot.

Ich hatte der Frau von Staël versprochen, mich zum Deputirten wählen zu lassen, und kehrte daher nach Bar-sur-Aube zurück, um meiner Verpflichtung Genüge zu leisten. Bis jetzt war mir Alles nach Wunsch gegangen, denn ungeachtet meiner Abwesenheit hatten mich meine Mitbürger zum Wähler für die Justizamts-Versammlung ernannt. Unglücklicherweise wählte Bar-sur-Aube nicht direkt zu den Generalstaaten; diese Stadt, so wie Joinville und die dazu gehörigen Gerichtssprengel, vereinigten sich in Chaumont, dem Hauptorte des Wahlamtes; in Chaumont aber war ich nicht besonders angeschrieben, weil ich vor einem halben Jahr, zum Nachtheil der Gerichtsbarkeit dieser Stadt, das Landgericht in Bar-sur-Aube organisirt hatte. Doch verließ ich mich fest auf meine Anhänger, und meine Hoffnungen steigerten sich noch, als ich in Chaumont Herrn Becquey antraf, der dieselben Ansprüche und denselben Ehrgeiz wie ich besaß und der ebenfalls zu Joinville die Stelle eines Syndikus-Anwaltes des dritten Standes bekleidete. Wir waren Beide von gleichem Alter und kannten uns von unserer Studienzeit her, wo Becquey schon damals unter den jungen Leuten in dem Rufe eines ehrenfesten und geistreichen Menschen stand, den er sich auch bis diesen Augenblick ungetrübt erhalten hat. Man war in Joinville sehr für ihn eingenommen, und er stand dort wenigstens in eben so hohem Ansehen, als ich in Bar-sur-Aube. Es lag in unserem beiderseitigen Interesse, zusammenzuhalten; wenn es uns gelang, die Wähler von Bar und Joinville zu vereinigen, so waren uns zwei Drittel der Stimmen sicher, und da es bei unserer Wahl nur auf die einfache Majorität ankam, so schien unsere Ernennung so ziemlich sicher, wenn wir auch ein gut Theil Abtrünniger mit in Anschlag brachten. Nicht ohne geheimes Vergnügen und eine Beimischung von Verachtung hörten wir die Männer aus der niedrigen Volksklasse namhaft machen, die man uns entgegenstellte. Herr Becquey besitzt jene Art von Stolz, der von jeder zweideutigen Handlung zurückhält; dieses Gefühl ist ehrenvoll und daher ansteckend; ich folgte seinem Beispiele, und wir verschmähten, als tief unter unserer Würde, alle jene in solchen Fällen durchaus nothwendigen Schritte, um sich eine Partei zu gewinnen, wenn man noch keine besitzt, und, was noch weit schwieriger ist, um die einmal gewonnene Partei sich zu erhalten.

Die Wähler der drei Stände langten in Masse zur General-Versammlung an, bei welcher der Ober-Justizamtmann von Chaumont, Baron von Mandat, den Vorsitz führte. Der Baron war ein Edelmann in der vollen Bedeutung des Wortes, von untadelhafter Ehre, großmüthig bis zur Verschwendung und Jedermann zufriedenstellend, ausgenommen seine Gläubiger. Die Wähler vereinigten sich unter seiner Anführung, um der Messe des heiligen Geistes beizuwohnen, welches eine ehrwürdige und vorgeschriebene Einleitung zu allen unseren großen Versammlungen war. Die Tracht des Ober-Justizamtmanns war ganz besonders in die Augen fallend; er trug einen Federhut, einen kleinen Spanischen Mantel, herabfallenden Halskragen, hochstehenden Degen und Schuhe mit Bandschleifen. Herr von Mandat war von kleiner Statur, munteren Geistes und hatte überhaupt etwas Komisches in seiner Erscheinung, so daß er in seiner feierlichen Amtstracht wie Crispin in seinem Sonntagsputze aussah. Die Messe wurde unter großer Unruhe, so gut es gehen wollte, abgehalten; beim Herausgehen aber drängte sich Jeder, um nur noch den Ober-Amtmann betrachten zu können. Zwei Hellebardiere gingen vor ihm her und schlugen rechts und links ziemlich stark auf die gar zu neugierigen Wähler los; einer derselben wurde niedergeworfen und mit Füßen getreten, die Anderen ergriffen seine Partei, und der Tumult drohte überhand zu nehmen. Da bestieg Herr Becquey die Kanzel des heiligen Johannes und versuchte es, die Streitenden durch das Schwert des Wortes zu trennen. Mit diesem Tage nahmen die Neuerungen ihren Anfang, denn ein Laie auf der Kanzel war gewiß nicht eine der geringsten. Doch wirkte die Sache schnell, und die Gestalt des Herrn Becquey auf der Kanzel wurde das forte virum quem. Ein Jeder ließ vom Kampfe ab, um ihn zu hören. Als geschickter Redner, faßte er sogleich sein Auditorium bei der schwachen Seite; er breitete sich über die Würde und Unverletzbarkeit der Wähler aus und tadelte die Hellebardiere, weil sie jene verletzt und diese nicht geachtet hätten. Bei dieser Würde nun beschwor er die Herren Wähler, sich nicht zu eilig selbst Genugthuung zu verschaffen und strenger den äußeren Anstand zu bewahren; auch versprach er ihnen, daß der Herr Ober-Amtmann den zu ungeschickten Eifer seiner Hellebardiere bestrafen werde. Seine letzten Worte enthielten eine rührende Ermahnung, den Frieden und das gegenseitige Vertrauen aufrecht zu erhalten und mit einander zu wetteifern, wer am besten dem hohen Berufe des Wählers entsprechen würde. Das Gotteshaus, in welchem noch kurz vorher Wuthgeschrei ertönte, hallte jetzt von einstimmigem Beifallsruf wieder; Herr Becquey trug einen vollständigen Sieg davon, und man konnte gar nicht mehr daran zweifeln, daß ein junger Redner, der es so gut verstand, die Leidenschaften zu besänftigen, dem Weisheit und Ueberredungskunst in so hohem Grade eigen war, zum Deputirten für die Generalstaaten würde gewählt werden.

Die drei Stände vereinigten sich zu einer General-Versammlung. Der Königliche Prokurator hielt eine sehr lange, unbedeutende Rede; glücklicherweise faßte sich der Ober-Amtmann kürzer, fügte nur wenige Worte hinzu und schickte jeden Stand in seine respektive Kammer.

Der geistliche Stand ernannte den Abt von Clairvaux zu seinem Präsidenten und zwei Pfarrer zu Secretairen. Die meisten Mitglieder dieser Kammer bestanden aus Pfarrern, die von ungemessenem Haß gegen die Mönche und gegen die hohe Geistlichkeit beseelt waren. Es gab freilich auch ehrenwerthe Ausnahmen unter denselben, im Allgemeinen aber hatten diese unvorsichtigen und sehr unwissenden Priester die Achtung vor der geheiligten Kette verloren, welche die Glieder der Hierarchie unter einander verbindet; sie gingen blindlings auf die Eroberung des Zehnten, auf die Erniedrigung der hohen Geistlichkeit und auf die Aufhebung der geistlichen Orden los. Die Weltgeistlichen hatten, wie gesagt, den Abt von Clairvaux zu ihrem Vorsitzer ernannt; sie gestanden aber laut ein, daß er diese Ehre nur seinem Vermögen verdanke, und weil er unstreitig dasjenige Mitglied der Kammer sey, welches am besten repräsentiren, das heißt, welches die prächtigsten Feste geben könne. Obgleich er nun auch wirklich ganz vortreffliche Tafel hielt, so wurde ihm doch seine Präsidentschaft sehr verleidet, denn er mußte beständig von den Pfarrern jene Vorwürfe und Witzeleien gegen die Mönche anhören, welche sich die wohlerzogenen Weltgeistlichen gar nicht mehr erlaubten. Und Niemand verdiente weniger solche Verfolgungen, als der letzte Abt von Clairvaux, Dom Rocourt; er war ein schöner Mann, von feinen Sitten, ausgesucht höflich gegen Männer und galant gegen Damen. Sein glückliches Aeußere hatte ihm den Ruf eines ausgezeichneten Mannes verschafft, obgleich er es eigentlich in keiner Art war, denn er besaß einen beschränkten Geist, wenig oder gar keine gelehrte Bildung und nicht den geringsten Scharfblick. Er hielt es für ganz unmöglich, daß das Gebäude des heiligen Bernhard umgestürzt werden könnte; als es nun aber dennoch vor seinen Augen zusammenbrach, wollte er gar nicht daran glauben, und dreißig Jahre lang, bis zu seinem Tode, hoffte er beständig auf seine Wiedereinsetzung. Es war doch gewiß grausam, einen so ehrlichen Mann durch Verfolgungen zu quälen.

Der Ober-Amtmann führte von Rechtswegen den Vorsitz in der Adels-Kammer; Secretaire waren der Graf von Choiseul-Daillecourt und ***. Die ersten Häuser Frankreichs nahmen an dieser Versammlung Theil, die meisten freilich nur durch Vertreter; der Geist, der darin herrschte, war kein fest ausgesprochener. Der Herzog von Orleans, welcher der bedeutendste Grundbesitzer des Justiz-Amtes von Chaumont war, ließ sich durch den Vicomte von Montmorency-Laval vertreten. Die Gemahlin dieses Edelmannes, die nicht in Güter-Gemeinschaft mit ihm lebte, gehörte ebenfalls zu den Grundbesitzern dieses Bezirkes; sie setzte aber weniger Vertrauen, als der Prinz, in ihren Mann und hatte ihn nicht mit ihrer Vertretung beehrt; da man nun selbst eine berathende Stimme in der Versammlung haben mußte, um Jemand zu repräsentiren, so hätte dem Vicomte von Laval der Zutritt in die Kammer verweigert werden können. Einige trugen darauf an, aber die größere Anzahl überging den Verstoß.

Der Vicomte von Laval hatte das Palais-Royal mit der festen Ueberzeugung verlassen, daß er alle Wahlen für die

Orleansche Partei, deren Abgesandter er war, davontragen würde. Er hatte schon einen Mandats-Entwurf für die Gemeinden, vom Abbé Sieyes verfaßt, vor sich her an alle diejenigen abgeschickt, deren Gutsherr der Herzog von Orleans war. Einen anderen Mandats-Entwurf für die Wahl-Versammlung, von demselben Verfasser, trug er noch bei sich, und um ihn in seinen Plänen zu unterstützen, hatte man ihm noch den Abbé von Linon zugesellt, einen Mann von Geist und Kühnheit, der zu Allem fähig war. Und damit diese Herren mit allem Nothwendigen gehörig versehen seyen, hatte man ihnen auch noch eine gute Anzahl Ordensbänder eines Frauen-Kapitels mitgegeben, welches zwar noch nicht bestand, das der Herzog von Orleans aber zu stiften beabsichtigte und dessen Ordenskreuze er im Voraus an alle Damen vertheilen ließ, deren Einfluß ihm nützlich seyn konnte. Fügt man zu diesem ehrenvollen Gewinnungsmittel noch einige andere gebräuchlichere, wie Gastmähler, Bälle, Festlichkeiten und Versprechungen aller Art, hinzu, und bedenkt man, daß dies Alles in einer kleinen, von armen Champagnesern bevölkerten Stadt aufgewendet wurde, so kann man es Herrn von Laval nicht verdenken, daß er gleich bei seinem ersten Auftreten nicht mehr an seinem Erfolge zweifelte. Dieser Edelmann besaß ohnehin eine große Portion von Selbstvertrauen. Er war in Potsdam gewesen, um den dortigen Manövern beizuwohnen und den Stiefel des großen Friederich zu küssen. Darauf that er sich nachher in Paris nicht wenig zu Gute. Von dieser Reise hatte er auch einen dauernden Enthusiasmus für das Preußische Militairwesen mitgebracht. Lange Zeit quälte er das schöne Regiment von Auvergne, dessen Oberst er war, mit seiner Neuerungssucht, seinen Launen und seiner Strenge, und da er dies Alles mit wenig Geist that, in dies Wenige auch noch viel Verkehrtes sich mischte, er überdies ein regelloses Leben führte, so hatte er sich das entschiedene Mißfallen Ludwig's XVI. zugezogen und sich von Rechtswegen der Orleansschen Partei in die Arme geworfen. Zwanzig Jahre später traf ich ihn in Deutschland in Diensten des Kaisers und an der Spitze eines neu gebildeten Corps, welches, glaube ich, die Ordonnanz-Gendarmen hieß. Zu der Zeit aber, von der ich hier spreche, war er noch ein großer Herr am Hofe von Frankreich, fein und geschliffen, aber geziert in seinem Benehmen.

Wahrscheinlich hatte man ihm Herrn Becquey und mich als ganz besonders zu gewinnende Personen bezeichnet. Unsere Bekanntschaft knüpfte sich bei seinen Festlichkeiten und Gastmählern an; eines Morgens ließ er uns aber ganz besonders zu sich einladen und las uns mit vieler Emphase und affektirtem Nachdruck den Mandats-Entwurf des Abbé Sieyes vor. Der Inhalt dieses merkwürdigen Entwurfs war uns schon bekannt; wir interessirten uns also nur für die Declamation, die aber eine lebhafte, nur mit Mühe bekämpfte Lachlust in uns erweckte. Wir gewannen es über uns, Herrn von Laval für seine Mittheilung zu danken und den hochherzigen Ideen des Mandates unseren Beifall zu zollen; dann aber entfernten wir uns und lachten recht herzlich über den Vorleser, der sich einbildete, uns mit Erstaunen und Dankbarkeit erfüllt zu haben.

Trotz aller Bemühungen des Vicomte von Laval und aller oft ans Unschickliche gränzenden Anstrengungen seiner Umgebung, konnte er doch in der Adels-Kammer zu keinem überwiegenden Einfluß gelangen, und nicht besser erging es ihm, als er sich bemühte, vom dritten Stande gewählt zu werden; denn die Orleansche Partei stand überall in Chaumont in Mißkredit, und das Benehmen des Vicomte von Laval war nicht geeignet, diesen zu besiegen. Seine Feten, seine Bälle, ja selbst seine Ordenskreuze verhalfen ihm zu nichts; kurz vor seinem Rückzuge hatte er noch diese letzte Mine springen lassen und auf einem Ball zwei Stiftsdamen creirt; der Ort war in der That seltsam genug zur Ernennung von Nonnen gewählt, und diese Nonnen selbst waren in jeder Hinsicht lächerlich.

Bis dahin konnte man die Vorsicht der Adels-Kammer nur billigen, doch legte sie später, durch die Verschmähung des Grafen von Brienne, eine auffallende Probe von Undankbarkeit an den Tag. Dieser in jeder Hinsicht achtungswerthe Edelmann theilte nicht die Ungnade, in die sein Bruder gefallen; man wußte sehr wohl, daß er nur mit ihm am Ministerium Theil genommen hatte, weil er sich nicht davon lossagen konnte; übrigens war er ganz ohne persönlichen Ehrgeiz. Seine Gunstbezeigungen spendete er mit Wärme und Eifer, und die Adels-Kammer bestand fast ganz aus Edelleuten, die er emporgehoben, angestellt und beschützt hatte. Man hätte daher glauben sollen, die Adels-Kammer würde mit Freuden eine Gelegenheit ergreifen, um ihm ihre Dankbarkeit zu beweisen und ihn ihrerseits dadurch über die Art von Ungnade zu trösten, in die er beim Publikum gefallen war. Dies geschah aber keinesweges, sondern es traten vielmehr ganz offen junge Leute gegen ihn auf, die dem Grafen ihre Beförderung zu den höchsten Stellen in der Armee verdankten, und als ich ihnen ganz unumwunden meine Mißbilligung über ihr Betragen aussprach, erwiederten sie kalt: „Der Graf von Brienne ist ein ganz vortrefflicher Mann, aber es ist mit ihm vorbei; er sollte ganz ruhig daheim bleiben." Auch wurde nicht er, sondern der Kavallerie-Oberst Graf von Choiseul-Daillecourt gewählt, gewiß in jeder Hinsicht ein sehr ehrenwerther Mann, dem man aber Talente zutraute, die er in der National-Versammlung keinesweges zeigte; sein Kollege war Herr Clermont d'Esclaibes, ein bis dahin ganz unbekannter Edelmann, der sich auch später in der Versammlung durch nichts auszeichnete.

In der Kammer des dritten Standes herrschte kein bestimmter Geist. Die Wähler irrten meistentheils zwecklos in den Straßen umher oder füllten die Schenken und erwarteten, was man von ihnen verlangen würde; man berief sie zusammen, um das Büreau zu bilden oder vielmehr, um Secretaire zu ernennen, denn der Stellvertreter des Ober-Amtmanns war ihr bestimmter Präsident. Becquey und ich begingen darin den ersten Fehler, daß wir diese Ernennung nicht beachteten, die uns damals gewiß nicht entgangen wäre; überhaupt ist es von Nutzen, wenn sich noch keine Parteien gebildet haben, die Wähler durch diese erste Ernennung mit seinem Namen vertraut zu machen; auch sind die Secretaire beständig der Versammlung vor Augen und bewerben sich stillschweigend um ihre Gunst, was keinesweges die schlechteste Weise ist. (Schluß folgt.)

Aegypten.

Aegypten und Mehmed Ali.

(Schluß.)

Der Pascha sprach nur wenig; er schien mehr geneigt, zu hören, als zu reden. Auch wir spielten den Höfling, wie Herr Stephens, und rühmten die Sicherheit, welche seine Regierung den Reisenden biete, und die treffliche Polizei, die er errichtet. Er nahm unsere Komplimente freundlich und mit offenbarer Zufriedenheit auf, aber mit einer unbeweglichen Miene. Die Skandalkrämer des Tages schrieben seine ungewohnte Schweigsamkeit einer sonderbaren Verfügung zu, welche die Umstände nothwendig gemacht hatten und die seine häusliche Einrichtung aufgelöst hatte. Doch affizirte dies weder seine Höflichkeit, noch gab es seinem Gesicht einen Ausdruck der Unruhe. Nach einer mehr allgemeinen Unterhaltung und nachdem er uns versichert, daß uns auf der Weiterreise durch seine Staaten jede gebührende Erleichterung und Zuvorkommenheit werden solle, entfernten wir uns.

Wir haben die vier großen Provinzen seines Reichs besucht: Aegypten, Kandien, Syrien und Palästina. Wir schließen Arabien aus, weil seine Herrschaft in diesem Lande so schwach und die Fortdauer derselben so zweifelhaft ist. Zwar hat er statt der rothen Flagge mit dem Halbmond, welche mit der Türkischen Flagge fast identisch ist, das grüne Banner von Mekka angenommen; aber er hat nur wenig Aussicht, seine Macht über das Geburtsland des Propheten zu befestigen, wenn er auch die Fahne des Propheten aufzieht. Kandien berührten wir bloß, so daß uns keine Gelegenheit ward, mit dem Zustand des Volks oder dem Verfahren der Regierung bekannt zu werden. In Aegypten, Syrien und Palästina waren wir glücklicher, und wir haben von den Ländern des Nachfolgers der Pharaonen mit der Ueberzeugung Abschied genommen, daß eine elendere und unterdrücktere Bevölkerung, als die seiner Macht unterworfenen Eingebornen, schwerlich auf dem Erdboden existirt. Das erste Element der Gesellschaft, das, was nach unseren Begriffen der einzige, vernünftige Zweck aller Regierung ist, das Glück der Regierten, gilt am Hofe zu Alexandrien für Nichts. Eine unbestimmte Vorstellung von Europäischer Civilisation scheint den Vicekönig ergriffen zu haben; aber er sieht darin nur ein Mittel zur Herrschaft, nicht die Quelle und Wirkung des allgemeinen und individuellen Wohlstandes. Die Ausdehnung und Befestigung dieser Herrschaft sind ihm Alles, das Gedeihen seines unglücklichen Volkes nichts.

Dieses System bringt es mit sich, daß er nach Europäischem Lobe begierig ist und seinen Namen mit der Einführung westlicher Erfindungen zu verbinden wünscht. Eisenbahnen sind projektirt und angefangen worden, wo der Transport nicht die Kosten für die Erhaltung der Bahn decken würde. Man hat Zucker-Raffinerieen errichtet und wiederaufgegeben. Ein riesenhafter Plan, den Nil zu erheben, indem man über seine beiden Hauptarme, eine kurze Strecke unterhalb der oberen Spitze des Delta, Dämme anlegt, ist günstig aufgenommen worden, und man hat schon einige Anstalten getroffen zur Herbeischaffung der Materialien, die für einen solchen Bau erforderlich sind. Man hatte sogar einmal die Absicht, die Pyramiden zu demoliren und ihr Material bei diesem Plan anzuwenden; Herr Stephens erzählt, daß ein Europäischer Ingenieur angewiesen worden, sie zu untersuchen und zu bestimmen, welche demolirt werden sollten, und daß dieser Offizier sich dahin entschied, daß es weniger kosten würde, aus den Steinbrüchen die Steine zu nehmen. Wir hörten es noch auf eine andere Weise erzählen, wie diese Monumente den utilitarischen Plänen des großen Reformators entgingen. Es hieß, der Französische Konsul habe sich so eifrig zu Gunsten der Pyramiden verwendet, daß der Plan aufgegeben wurde, wahrscheinlich, weil der Pascha fürchtete, eine solche Maßregel möchte auf den Ruf, den er sich in Europa zu gewinnen strebt, nachtheilig wirken. Ihr Schatten der Sesostris, der Cheops und der Cephren! Wie wenig ahntet ihr, daß ihr einmal einem Barbaren des Westens die Rettung eurer Grabmäler vor der zerstörenden Neuerung eines eurer Nachfolger verdanken werdet.

Der Pascha ist fast der einzige Grundbesitzer und der erste Käufer der nützlichen Produkte seines Landes. Wir glauben, nicht ein einziger Aegypter, einige von den bedeutendsten Personen seines Hofes ausgenommen, besitzt einen Morgen Landes; und selbst die Letzteren, sagt ein neuerer Aegyptischer Reisender, besitzen ihn nur auf Lebenszeit. Derselbe Reisende, Capitain Scott, der gern die Fehler der Aegyptischen Regierung vertheidigen möchte, sagt: „Das große Uebel, welches das Land niederdrückt und besonders auf den Schwung der Industrie lähmend wirkt, ist die Nothwendigkeit, in die sich der Pascha versetzt sieht,

sich zum alleinigen Eigenthümer des Bodens zu machen." Und worauf beruht diese Nothwendigkeit? Auf dem Charakter und der geistigen Bildungsstufe der Bewohner, von denen einige nicht „aufgeklärt genug sind, um Vertrauen zu verdienen", während diejenigen, welche die erforderlichen Kenntnisse besitzen, „nicht alt genug sind, um den nöthigen Einfluß beim Volke zu haben." Eine dritte Klasse, die der Fellah's, würde, wenn sie Land hätte, „nur so viel anbauen, als sie zu leben braucht." „Wer", also, — sagt dieser Stifter einer neuen national-ökonomischen Schule, welche beweisen will, daß der, welcher ein Land heben will, sich vor Allem das ganze Eigenthum des Volkes zueignen muß, und daß die Staaten im umgekehrten Verhältniß zum Erfolg ihrer Arbeiten industriös und unternehmend sind, — „wer also könnte den ganzen Boden des Landes mit größerem Vortheil besitzen, als Mehmed Ali?" Dieselben wohlwollenden Absichten haben ihn ohne Zweifel auch bewogen, „sich zum General-Pächter und alleinigen Kaufmann von Aegypten zu konstituiren." Und diese unerhörte Anmaßung wird mit den Worten vertheidigt: „Ich zweifle also, ob nicht Mehmed Ali's Monopol-System dem Lande so lange am vortheilhaftesten ist, bis Kenntnisse u. s. w."

Dieses Verwaltungs-System bringt in Aegypten „in den guten Niljahren" gegen 22 Millionen Dollars ein, von einer Bevölkerung, die wenig mehr als 3 Millionen Seelen stark ist und deren Ausfuhr sich höchstens auf 8,300,000 Dollars beläuft, und von einem Lande, das keine Manufakturen hat und dessen Bewohner auf der niedrigsten Stufe menschlichen Elends stehen. Die Folgen dieser Ordnung der Dinge zeigen sich überall an der abschreckenden Noth der Bevölkerung. Im letzten Jahre war Aegypten von einer Hungersnoth bedroht, und wenn wir nicht irren, wurde aus Odessa Korn eingeführt; die Aussichten dieses Jahres erscheinen nach neueren Berichten nicht viel besser. Der große Befruchter von Aegypten, der Nil, war weder über noch unter seinem segensreichen Stand, und nur in den unterdrückenden, unverständigen Maßregeln der Regierung sind die Ursachen zu suchen, welche die Kornkammer der alten Welt in eine unfruchtbare Wüste zu verwandeln drohen.

Von gesetzlichem Schutz, wie wir dies Wort verstehen, ist in Aegypten durchaus nichts zu finden. Keines Menschen Person oder Eigenthum ist auf einen Tag sicher, wie überhaupt im ganzen Türkischen Reich die Theorie seiner Regierung und bis vor kurzem noch seine praktische Verwaltung es mit sich brachten, daß das Leben und Eigenthum der Christen so unsicher war, als es bei ungestrafter Raubsucht von der einen und ungeschützter Schwäche von der anderen Seite nur seyn konnte. Der siegreiche Muhammed und seine Nachfolger nach dem Fall von Konstantinopel stellten früh den Grundsatz auf, daß das Leben aller besiegten Einwohner verwirkt sey, und daraus zogen sie mit logischer Konsequenz und barbarischer Grausamkeit den Schluß, daß, da das Größere das Kleinere in sich schließe, alle Dinge der Regierung gehörten, daß aber die christlichen Rajah's ihr Leben und Vermögen von einem Jahr aufs andere um einen bestimmten Preis auslösen könnten. Dies war aber immer nur eine temporaire Verfügung, welche der Regierung die Freiheit ließ, über ihre neu erworbenen Unterthanen nach Belieben zu schalten. Und diese Grundsätze sind getreulich in Anwendung gebracht worden.

In Nikosia, der Hauptstadt von Cyprus, wurden wir gastfreundlich aufgenommen in einem Griechischen Kloster, der Residenz des Erzbischofs, eines ehrwürdigen Mannes, der in der Insel sehr geachtet ist. Wir plauderten viel mit ihm und unter Anderem auch über die Ausführung der Türkischen Gesetze und die Lage der Türkischen Bevölkerung. Er erzählte uns, daß die Aussage eines Christen gegen einen Türken nicht angenommen werde, und daß ihre Sicherheit ganz von dem persönlichen Charakter des Befehlhabers abhänge. Die hohen Gerichts-Beamten der Türken, die Kadis, werden in Konstantinopel aus den Ulemahs, dem Corps der Rechtsgelehrten, gewählt und in alle Theile des Reichs gesandt. Ihre Aussprüche lassen in Fällen, wo Christen betheiligt sind, keine Appellation zu, und als wollte man sie durchaus zu ungerechten Aussprüchen anspornen, sind ihnen zehn Prozent für ihre Urtheile bewilligt. Wir fragten den Erzbischof, ob für die Griechen keine Hülfe wäre, wenn der Kadi ein offenbar ungerechtes Urtheil fällte, für welches kein Vorwand da sey? Er antwortete: „Keine."

Selbst in Konstantinopel kann man leicht die Mängel entdecken, die dem Türkischen System ankleben, obwohl dasselbe hier durch den Einfluß, den die Ansichten der Christenheit gegenwärtig auf die muselmännischen Institutionen ausüben, und vielleicht auch durch den persönlichen Charakter des Sultans kontrollirt wird.

„Der Kaiserliche Todtschläger" ist einer von den Titeln des Großherrn, und in früheren Zeiten war es kein bloßer Titel. Doch allmälig wurde der Königliche Schlächter auf 40 Opfer täglich beschränkt. Eben so hat der Kapudan Pascha das Recht, die Personen seines Gefolges, und vielleicht auch die Seeleute seiner Flotte, tödten zu lassen. Wir hörten in Konstantinopel, daß dieser Beamte kürzlich einen Lieblingsschmuck von Diamanten verloren hatte, den ihm der Sultan geschenkt, und daß er in einem Augenblick, wo er seinen Herrn zu besuchen wünschte und das Geschenk nicht finden konnte, in einem Wuthanfall einen von seinen Dienern in den Bosporus warf und dem anderen eine Kugel ins Gehirn schoß. Als einen Beweis, daß, wo nicht die Civilisation, doch die Menschlichkeit Fortschritte macht, fügen wir hinzu, daß man prophezeite, der Wütherich würde bald sein Amt verlieren, wie er auch schon die Gunst seines Herrn verloren hatte, der sich über diese Barbarei sehr empört zeigte. Ob die Prophezeiung in Erfüllung ging, wissen wir nicht.

Auch das Benehmen der Aegyptischen Regierung bei der Grabung des Mahmudieh-Kanals zeigt uns, wie wenig hier menschliches Leben und menschliche Rechte geachtet werden. Dieser Kanal ist zwar eines der nützlichsten Denkmäler der Regierung Mehmed Ali's, aber auch ein Denkmal der Willkür und Unterdrückung. Statt daß man eine gerechte und systematische Anordnung traf zur Beschäftigung und Ernährung der nothwendigen Arbeiter, wurden die elenden Fellahs buchstäblich aus ihren Dörfern zusammengetrieben und gezwungen, an diesem Kanal zu arbeiten. Man hat berechnet, daß nicht weniger als dreihundert Tausend auf diese Weise ergriffen wurden, von welchen wenigstens 25,000 durch Hunger und Strapazen umkamen. Ein glaubwürdiger Augenzeuge erzählte uns, daß diese elenden Geschöpfe keine Werkzeuge zu ihrer Arbeit bekommen, sondern daß die Erde von ihren Händen aufgegraben und in den elenden Lumpen, die kaum ihre Nacktheit bedeckten, fortgeschafft wurde. Zum Glück für sie sowohl, als für den Erfolg des Werks, ist der Boden angeschwemmt und ohne einen Stein auf der ganzen Straße. Das Land ist fast eine todte Ebene, und auf dem Kanal ist kein einziges Schleusenbrett. Es ist eine Schleuse an jedem Ende, um den Ein- und Ausfluß des Wassers zu reguliren, aber für die Passage der Boote ist keine Anstalt. Das Ganze ist eigentlich nichts als ein großer Graben, ohne Kunst im Plan oder in der Ausführung. Auch ist er so krumm, daß die Entfernung gewiß um ein Drittel größer ist, obwohl Nichts diese Abweichung von der geraden Linie nothwendig gemacht hat und sie offenbar nur daher rührt, daß der Zufall den Arbeitern ihre Posten angewiesen hat.

Doch um dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, wollen wir auch Mehmed Ali Gerechtigkeit widerfahren lassen. Seine Regierung hat überall die Lage der Europäer verbessert. Sie sind in der That die privilegirte Kaste des Landes, und ein Hut ist in allen seinen Provinzen ein besserer Schutz als ein Turban. Der muhammedanische Fanatismus ist vor dem Schrecken, den sein Name einflößt, zurückgewichen, und seit der Zeit einiger älteren und berühmteren Sultane hat gewiß kein orientalischer Herrscher so großen persönlichen Einfluß ausgeübt, als dieser talentvolle energische Mann. Die Polizei ist trefflich und das Reisen vollkommen sicher. Zum Unglück besitzen die Regierung und ihre Agenten eine unumschränkte Gewalt, die sie auch zu Gunsten der Europäer mißbrauchen. Und seitdem wir selbst in Bulak, dem Hafen von Kahira, sahen, wie Polizei-Beamte für die Böte, die man uns bestimmt hatte, Mannschaft preßten, indem sie mit einem Strick unter die Menge stürzten und Alle, die der Strick gefaßt hatte, ohne die geringste Rücksicht auf ihren Sold oder Unterhalt, an Bord trieben, hatten wir für die blinden Lobhudler des Vice-Königs alle Geduld verloren.

Welche Folgen Mehmed Ali's Tod für das Reich, das er errichtet hat, haben wird, ist eine der interessantesten politischen Fragen des Tages. Seine wiederholten Bemühungen, von der Pforte einen Ferman zu erlangen, der Ibrahim Pascha zu seinem Nachfolger ernennt, waren fruchtlos, und die Absicht, die er hatte, seine nominelle Abhängigkeit von dem Sultan abzuwerfen, ist durch die Gegenvorstellungen der politischen Agenten Frankreichs und Englands vereitelt worden. Sein ganzes Streben ist jetzt darauf gerichtet, seinem Sohn die friedliche Nachfolge zu sichern.

Die verschiedenen Länder, die unter Mehmed Ali stehen, haben unter sich kein natürliches Band. Nur seine Macht und Kraft hat sie vereinigt und hält sie zusammen. Sein Thron stützt sich weder auf eine lange erbliche Succession, noch auf jene Verehrung, welche das Religions-Oberhaupt bei den Muhammedanern genießt. In diesen wichtigen Stücken hat sein nomineller Herr, der aber in der That sein Nebenbuhler ist, der Sultan, unendliche Vortheile vor ihm voraus, welchen, so lange Mehmed Ali lebt, der persönliche Einfluß desselben und die Fortdauer seiner Politik wahrscheinlich das Gleichgewicht halten werden. Aber im ganzen Türkischen Reich wird keine politische Erblichkeit anerkannt, außer in der Familie Othman's. Ibrahim Pascha würde auf etwas Unerhörtes Ansprüche machen und alte Vorurtheile umstoßen, wenn er versuchte, seinem Vater als der Erbe seiner Macht zu folgen. Viele von den Türkischen Pascha's waren Rebellen und behaupteten ihre Provinzen, trotz jeder offenen oder heimlichen Anstrengung von Seiten der Ober-Regierung, sie zu unterwerfen oder aus dem Wege zu schaffen. Die Türkische Geschichte ist reich an solchen Kämpfen. Aber der Tod des glücklichen Pascha's hat fast jedes Mal seinem politischen Gebäude den Garaus gemacht und seinen Roßschweif aus den Händen seiner Familie in die eines Fremden gebracht.

Sind Ibrahim's persönliche Eigenschaften von der Art, daß er mit Erfolg diesem Heimfall widerstehen kann? Wir zweifeln; sein Aeußeres ist nicht geeignet, einen günstigen Eindruck hervorzubringen. Als wir ihn besuchten, merkten wir ihm deutlich die Spuren eines ausschweifenden Lebens an. Es ist bekannt, daß er das Gebot des Propheten wenig beachtet und sich oft berauscht. In Morea und Syrien hat er allerdings militairisches Talent bewiesen, obwohl er es besonders in dem erstgenannten Lande durch die furchtbarsten Grausamkeiten besudelte. Aber als Staatsmann hat er sich nicht sehr fähig gezeigt, und sein Vater hielt es nicht für gut, ihm die Verwaltung in einer seiner großen

Provinzen anzuvertrauen. Er hält sich viel in Syrien auf, aber der General-Gouverneur dieser Provinz ist Scheriff Pascha in Damaskus. Doch wir haben weder die Zeit, seinen Charakter zu untersuchen, noch die Anmaßung, sein Schicksal vorherzusagen.

Eines ist gewiß, nämlich daß die Begebenheiten, die mit Mehmed Ali's Namen in Verbindung stehen, bei dem Sultan Mahmud den tiefsten Eindruck zurückgelassen haben. Der Mann und der Herrscher ist gleich sehr verletzt worden. Die Familie des Vice-Königs hat von seiner Schonung nichts zu hoffen. Wir erfuhren in Damaskus durch einen politischen Agenten einer Europäischen Macht, daß ein Persischer Imaum auf seiner Pilgerfahrt nach Mekka kürzlich durch Damaskus gekommen. Er war ein heiliger Mann und genoß große Verehrung. Er war oft der Gast des Agenten, und ihre Bekanntschaft wurde sehr intim. Seine heilige Würde hatte ihm oft Zutritt zu der Person und dem Vertrauen des Sultans verschafft. Unter Anderem erzählte er, der Sultan habe Mehmed Ali's Namen mit großer Erbitterung genannt und die Hoffnung ausgesprochen, daß die Vorsehung ihn (den Sultan) so lange würde leben lassen, bis er sich gerächt habe.

England.

Die Englische Literatur der Gegenwart.

(Schluß.)

IV. Geschichtschreibung, Philosophie und Politik.

Seit den Arbeiten von Hallam, Mackintosh, Lingard und Southey hat nur ein Schriftsteller ein gründliches Verständniß der Geschichte bewiesen; das ist Carlyle, der Biograph Schiller's. Er gehört zu den Denkern oder gar zu den Mystikern, die in den Annalen der Geschichte nur eine Reihe von metaphysischen Problemen sehen. Man kann übrigens nicht verkennen, daß der gleichzeitige Verfall der Poesie, des Drama's und der Geschichte aus ähnlichen Gründen abzuleiten ist. Man zieht die Einzelheit dem Gesammt-Eindrucke vor und die interessante Analyse eines Fragments einer fruchtbaren Synthese. Diese Richtung schreibt sich von Locke her und hängt mit dem ganzen Entwickelungsgange unserer Bildung zusammen. Im Gebiet des Romans hat sie mehrere angenehme und belehrende Monographieen hervorgebracht: die Ayrshire Legatees, den Subaltern, Pickwick u. s. w. Da aber in der Geschichte dieser Detail-Malerei die Phantasie nicht zu Hülfe kömmt, so ergiebt sich ein kümmerliches und dürftiges Resultat. Tritt nun noch die Eigenliebe und Anmaßung hinzu, so wuchern die Selbstbiographieen in üppiger Fülle hervor. Die Fragmente aus den Papieren von Coleridge, das Leben Walter Scott's von Lockhart, das Crabbe's von seinem Sohne, das Cowper's von Southey verdienen jedoch eine auszeichnende Erwähnung.

Coleridge hat auf die vorangegangene Epoche einen sehr bedeutenden Einfluß geübt. Seine philosophischen Orakelsprüche ertheilte er wie die Priesterin der Vorzeit in abgerissenen Sätzen und glänzenden Improvisationen. Mackintosh, Wordsworth und Coleridge waren nebst Dugald Stewart und Reid die Glanzpunkte der Britischen Philosophie, aber Nachfolger haben sie nicht gehabt. Carlyle, welcher die Ideal-Philosophie Fichte's nach England zu verpflanzen bemüht ist, verdient, nach ihnen erwähnt zu werden. Ein berühmter Advokat und politischer Redner, Lord Brougham, hat manche Berührungspunkte mit der Philosophie wie mit der Literatur überhaupt und weiß, in welcher Form er auch auftritt, durch sein Talent, seine Ausdauer und seine Leidenschaftlichkeit Achtung und Furcht zu erregen. Niemand versteht einen besseren Gebrauch von seiner Zeit und seinen geistigen Fähigkeiten zu machen. Aus seinen Werken kann man ihn indeß nicht ganz erkennen; der praktische Mensch bringt den Umständen, der Nothwendigkeit, den Anforderungen der Gegenwart immer große Opfer. In Brougham's Leben nehmen die politischen und gerichtlichen Kämpfe einen so großen Raum ein, daß die Nachwelt ihn nur unvollständig wird beurtheilen können. Er ist zum Kampfe geboren, und aus seinen Reden, seinen philosophischen Versuchen, seinen Journal-Artikeln, seinen Pamphlets bricht die athletische Kraft eines rastlosen Geistes hervor. Sein Stil hat Muskelkraft, seine Dialektik Feuer, sein Angriff kennt kein Erbarmen. Da er, wie Sir Robert Peel, einer früheren Epoche angehört, so fallen seine schönsten Triumphe in die Zeit von 1810 bis 1830. Fügt man zu diesen Namen noch den O'Connell's hinzu, so hat man alle parlamentarische Berühmtheiten Englands beisammen.

Seit der Parlaments-Reform ist die Gewalt und der Glanz der parlamentarischen Beredsamkeit gesunken. Ein großer Theil der neu eintretenden Mitglieder war mit den parlamentarischen Gebräuchen unbekannt und konnte sich nicht an dieses Gemisch von Ueberlegung und plötzlichen Antworten, in denen der Reiz, die Gewalt, die dramatische Kraft der politischen Debatte gesucht werden muß, finden. Die großen Erschütterungen begünstigen die Beredsamkeit. Die Unterhandlungen, Zugeständnisse, Uebergänge schwächen die Energie und Einfachheit der Rede. Das neue Parlament hat nicht die Glanzpunkte des Unterhauses zur Zeit Napoleon's, der Französischen Republik, des Krieges gegen die Vereinigten Staaten erreicht, als Canning, Burdett, Fox, Sheridan, Burke die Rednerbühne bestiegen. Die beiden einzigen großen Redner der Gegenwart sind die Vertreter der entgegengesetztesten Ansichten: Robert Peel, ein besonnener Staatsmann, welcher einen Theil der Beredsamkeit Pitt's geerbt hat, und O'Connell, dem Anschein nach, der Führer der radikalen Partei, während er doch nur der Vertreter des katholischen Irlands ist. In dieser Aufgabe liegt die ganze Stärke O'Connell's; immer erkämpft er Vortheile für sein Vaterland, indem er die Englische Partei, für deren Anführer er gilt, aufopfert. Unterstützt von seinem Irischen Anhange und von seinem Landsmanne, dem Dichter Shiel, nimmt er im Parlament eine vermittelnde Stellung ein; je nach den Umständen fliegt er mit seiner beweglichen Partei bald hierhin, bald dorthin und entscheidet durch diese Schwenkungen die wichtigsten Fragen.

Eine literarische und geistige Macht, welche die neue Richtung Großbritaniens noch nicht erschüttert hat, ist die periodische Presse. Ein großer Theil selbst der Vierteljahrschriften dient Parteizwecken. Die Quarterly Review und die Edinburgh Review sind Vorkämpfer der Tories und Whigs; in dem ersteren verfechten Crofton Croker, ein scharfer und ironischer Geist, der alte Southey, Lockhart die Ansichten ihrer Partei, in diesem Macaulay, ein ausgezeichneter Schriftsteller, der zur philosophischen Geschichtschreibung berufen ist. Das Panier der konservativen Partei hat „Blackword's Magazine", welches Wilson leitet, und in welchem sich der alte Schottische Geist in seiner ganzen Schärfe und Rauhheit abspiegelt, aufgepflanzt; eben so „Fraser's Magazine", zu dem Carlyle, der selbst in seinen Thorheiten und Absprüngen geistreich ist, vortreffliche Beiträge beigesteuert hat; auch Maginn, Gleig, Egerton, Lockhart, Hogg, Ainsworth sollen Mitarbeiter an Fraser's Magazine seyn. Der „Metropolitan" und das „New-Monthly Magazine" repräsentiren zwei Abstufungen der Whigistischen Partei. „Tait's Magazine" ist das Organ der Radikalen und die Dublin Quarterly Review das der Irischen Katholiken, während die Protestanten dieses Landes ihre Interessen in der Dublin University Review vertheidigen. Die Westminster Review, eine Verfechterin der Utilitäts-Theorieen, hat den Sprung aus dem idealen in's praktische Leben gewagt und den Namen „London and Westminster Review" angenommen. Betrachtet man die Englische periodische Presse in ihrer Totalität, so findet man, daß eine außerordentliche Masse von Talent sich in derselben zersplittert, und daß die ausgezeichneten Artikel in dem Grade seltener werden, als die Zahl der erträglichen oder interessanten anwächst.

Dies ist der Eindruck, den ein Ueberblick der Englischen Literatur der Gegenwart macht. In einer Zeit des Ueberganges und der Gährung hat sie sich dennoch eine große Lebenskraft bewahrt. Vergleicht man sie mit der vorangegangenen Epoche, welche über England so reiche Schätze der Poesie ausgeschüttet hat, so kann man sie derselben nur nachstellen. Fragt man nach ihren Fehlern, so muß man ihr den Mißbrauch der Analyse, übermäßige Detailmalerei und Nachahmungssucht vorwerfen. Einen Byron oder Scott, einen Beherrscher der geistigen Welt, einen Gedankenfürsten findet man nicht, aber eine Menge Talente zweiten Ranges. England hat keinen Dichter, keinen Geschichtschreiber, der das Höchste in seiner Kunst erreicht hätte; aber in ihrer Gesammtheit aufgefaßt, ist die Englische Literatur praktischer als die Deutsche, gedrungener, strenger und mannigfaltiger als die Französische. Ein ausgedehnter Handel kommt ihr zu Hülfe; in ihr vereinigen sich die verschiedensten Gegensätze; sie sammelt die werthvollsten Thatsachen, und trotz ihrer verhältnißmäßigen Erniedrigung, achtet sie die Errungenschaften der Vergangenheit am meisten und ist am besten für die Zukunft gerüstet.

Philarète Chasles.

Mannigfaltiges.

— Türkische Akademieen. Der Sultan geht in der Europäisirung seines Landes immer weiter und, was das Beste ist, er will es nicht bloß bei der Nachahmung von Aeußerlichkeiten bewenden lassen. Nachdem er erkannt hat, daß vor Allem ein besserer Unterricht erforderlich sey, um die heranwachsende Generation zu seinen Zwecken zu erziehen, hat der Großherr die Errichtung von sieben Schulen angeordnet, denen der stolze Name Akademieen beigelegt ist und wo unter anderen Wissenschaften besonders auch Mathematik, Physik und Chemie gelehrt werden sollen. Konstantinopel, Adrianopel, Salonichi, Brussa, Smyrna, Bagdad und Trebisonde sind die sieben Städte, welche vorläufig die Begünstigung solcher Unterrichts-Anstalten erhalten sollen. Die Lehrvorträge sollen zum Theil in Französischer und zum Theil in Türkischer Sprache gehalten werden; Ersteres hauptsächlich der Lehrer halber, die man aus Frankreich und Deutschland will kommen lassen und von denen natürlich nicht erwartet werden kann, daß sie sich so bald auch in Türkischer Sprache verständlich machen können. Die Pariser Akademie ist bereits aufgefordert worden, einige junge Männer als Professoren der neuen Hochschulen zu empfehlen. Auf den Akademieen von Konstantinopel, Smyrna und Salonichi sollen Grammatik, Geographie und Geschichte ganz nach Europäischer Art in Französischer Sprache gelehrt werden. Den Professoren wird ein ziemlich ansehnliches fixes Gehalt und eine Pension bei ihrer Entlassung zugesichert.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 52. Berlin, Mittwoch den 1. Mai 1839.

Rußland.

Orianda.*)

Orianda, diese Benennung führt eine Gegend vom Taurischen Chersonnesos: dicht am Ufer des Schwarzen Meeres, mitteninne gelegen in jenem Alpengebirg (Jaila), das, aus der Mitte der Halbinsel allmälig aufsteigend, nahe an ihrer südwestlichen Küste, zwischen Kaffa und Baktschisarai ausgebreitet, seinen Kamm emporhebt und hier schnell in steileren Abhängen sich in das Meer senkt. In dem milden Breitengrade und Klima von Genua gelegen, bietet sich hier eine Landstrecke voll Anmuth und Fruchtbarkeit dar. Wir erblicken darin schöne lebendig bewegte Gebirgsformationen von der Höhe des Riesengebirges, Felsen von Sandstein und Marmor, dichte Waldungen von Buchen und Eichen, von Ulmen, Kastanien- und Wallnußbäumen, Pinien und Cypressen, Abhänge und Thäler bedeckt mit Korn und Reben, voll Oelpflanzungen und Gärten mit jeglichem Obst, auch Feigen, Mandeln und Granaten, grünende Wiesen von Heerden beweidet, überall aber in den Tiefen und von den Höhen herab glänzende rauschende Bäche und durch das ganze Gebirge zahlreiche und fleißige Bewohner in heiteren Dörfern. In diesem Landstriche liegt Orianda. Hier springt das Gebirge in größeren Stufen, in kleineren Brüchen und Hügeln zum Meer hinab, quer durchschnitten von Thälern und Erdrissen und schäumenden Bächen. Ringsumher hochstämmige kühle Waldung, einzelne freie Hochebenen mitteninne, ein großer Weinberg, vom Kaiser Alexander gepflanzt, und auf dem Felsenriff daneben, im Angesichte des Meeres, ein Landhaus dieses edeln Fürsten. Er schon liebte die Gegend.

Dies ist die Stelle, die Ihre Majestät die Kaiserin Alexandra Feodorowna auserwählt hat, einen Palast aufzunehmen von ländlichem Charakter, der geeignet wäre, der Kaiserlichen Familie zum Sommer-Aufenthalt zu dienen. Herr Ober-Landes-Bau-Direktor Schinkel in Berlin, mit dem Entwurf des Planes beauftragt, hat diesen gegenwärtig vollendet und der Ansicht eines kleineren Kreises von Kunstfreunden geöffnet. Indem wir uns bemühten, die Beschreibung einer Arbeit zu geben, welche den edelsten Erfindungen des trefflichen Meisters beizuzählen ist, hoffen wir hierdurch, allen jenen Freunden der Kunst und Poesie, die selber des schönen Werkes nicht ansichtig wurden, einen Genuß zu bereiten.

Jenes Felsenriff, das den Bauplatz abgiebt, liegt mit der Ebene, die seinen Scheitel bildet, etwa 1500 Fuß über dem Spiegel des Meeres und nur 2000 Fuß von seinem Ufer entfernt. An drei Seiten sind steile, unzugängliche Abhänge. Ueber die ganze mäßig große Kuppe des Felsens dehnt der neue Palast sich aus. Er erhebt sich in der mäßigen Höhe von zwei Geschossen. Vorn, wo die Hochebene dem übrigen Gebirge sich anschließt und weiter rechts die große Landstraße vorbeizieht, sind drei quadrate Massen, getrennt, doch nahe bei einander, als Eingangsfronte. Dann dicht dahinter der länglich viereckige Hauptkörper des Gebäudes, stark überwiegend im Plan und gegen das Meer hin ausgestreckt. Vier Massen bilden das Ganze, ruhig zusammenschmelzend für den Anblick: nur in der Mitte des Hauptgebäudes überragt von einem Tempel, einem sechssäuligen Peripteros, der von zarteren südlichen Pflanzen umblüht ist. Der ganze Palast aber wird getragen von einem Unterbau, der die Unebenheiten des Felsengipfels ausgleicht und, gesichert durch eine zierliche Brüstung an seinem oberen Rande, eine gewisse Vertraulichkeit zuläßt mit dem schön belebten Abgrund rings umher und der frischen Luft hier oben. Das tiefblaue Meer, wie schwingt es sich so prächtig hoch empor, wie schmilzt es in gedämpften Tönen in unendlicher Ferne so sanft zusammen mit dem Himmel, von diesem hohen Orte aus angesehen, der das Gebäude trägt. Und der Palast, wie hebt ihn der Fels so leicht und frei in den stillen Aether hinauf, ist's doch, als wär' er von Anbeginn für diesen Zweck nur geschaffen! Nur sparsam sind die ruhigen Massen des Gebäudes durchbrochen. Vorn am Eingang erblicken wir einen Portikus, andere kleinere hier und dort als Erker, anmuthige flache Dächer überall blitzend von der goldigen Bedeckung. In einiger Entfernung vor dem Palast sind zwei Thürme und längere Flügel: wirthschaftliche Nebengebäude, Stallungen, durch einen Cirkus dem Palast organisch verknüpft. Rückwärts dieser Vorgebäude erhebt sich weiter das bewaldete Gebirge.

Doch wir beschauen näher, treten in das Innere der mittleren jener drei Massen, welche die Eingangs-Fronte bilden: durch eine tiefe sechssäulige Halle, leichten Dorischen Styles, die weit hervorspringt. Und hier im Innern ist ein Atrium wie in den Häusern der Alten, jenes reizende Mittelding zwischen Hof und Saal, so ganz hervorgeschossen aus der Natur eines südlichen Klima. Das Ganze hat eine quadratische Form von 80 Fuß Ausdehnung; ein bedeckter Gang von 18 Fuß Breite läuft rings umher, vorn durch schlanke granitene Säulen begränzt, — durch vier an jeder Seite, — und dazwischen der kleine offene Hof (Impluvium), welcher die Mitte ausmacht, Luft und Sonne bringt und gemilderte Beleuchtung in den Portiken ringsum. Eine Felderdecke schmückt diese Umgänge und ein breiter gemalter Fries, ein festlicher Zug dicht darunter und rings umher, woran sich ein Getäfel von grünem Marmor in der Höhe der Thüren reiht. Die Thüren gehen in die umliegenden Gemächer für Wachen und Diener; größere Durchgänge aber rechts und links stehen mit kurzen Gängen in Verbindung, welche die Nebengebäude mit dieser Mittelmasse und seinem Atrium in Zusammenhang bringen. Auch in jedem dieser Nebenhäuser ist ein Atrium, dem ersten ähnlich, nur kleineren Maßstabes (4—5 Fuß in der Breite). Das eine dieser Häuser ist für die Hofdamen, das andere für die Kammerherren bestimmt. Sämmtliche drei Vorgebäude haben zwei Geschosse. Doch jene Wand des großen mittleren Atriums, die dem Haupteingang gegenüber liegt, ist freier geöffnet durch fünf Zwischenweiten von Säulen, wie man gleich fühlt, zum Eingang in die Hauptmasse des Gebäudes; dahinter eine zweite Säulenstellung, dann ein schmaler Zwischenhof, der in diesen Durchgang helles Licht von oben einfallen läßt, dann wiederum zwei Ketten von Säulen hinter einander — doch enger gestellt als die ersten, daß hier auf dieselbe Breite sieben Zwischenweiten sich öffnen und eine andere Auffassung auch in der Form sich darstellt. Man fühlt sogleich, daß hier der Charakter der Anlage sich ändere durch eine glänzendere, bedeutungsvollere Auffassung. Und siehe da, ein großer länglich viereckiger Hof, der nach der Tiefe der Anlage sich erstreckt: glänzende Portiken, die ihn umgeben; ein blühender Garten; spiegelnde Wasserbecken, rauschende Fontainen; in der Mitte des Platzes ein Unterbau phantastischer Anordnung, so hoch wie die umgebenden Gebäude: Pfeiler, frei emporgetragene Treppen, spielendes Pflanzenleben um seine Zinne und mitten daraus empor jener schöne Tempel, der schon früher als Krone des ganzen Palastes wahrgenommen wurde. Ueberall, wohin wir blicken, gewahren wir größere Sorgfalt, edleren Styl in Anordnung und Material, mannigfaltige feingefühlte Form, einen Aufwand von Erfindung, musivisch gefügtes Gemäuer, überall Marmor, vergoldetes Erz, Verzierung auf Wänden, Säulen und Fußböden, unvergänglich aus glänzenden bunten Steinen gefugt. Dies ist jene seltenere Pracht, die den Fürsten gebührt, echter poetischer Duft, Cäsarische Würde. Hier umher ist die Wohnung des Kaisers und der Kaiserin. (Schluß folgt.)

*) Wenn wir hier ausnahmsweise der detaillirten Beschreibung eines architektonischen Kunstwerkes Raum gönnen, so bedürfen wir wohl bei der Großartigkeit des Gegenstandes kaum einer Rechtfertigung bei unseren Lesern. Nicht bloß Kunstfreunde und Techniker dürften die Einzelnheiten eines so majestätischen Planes mit Interesse kennen lernen. D. R.

Frankreich.

Eine Wahl im Jahre 1789.

(Schluß.)

Als man die Secretaire ernannt hatte, theilte sich die Versammlung in verschiedene Kommissionen, um die Mandate der Gemeinden durchzusehen und einen Mandats-Entwurf aufzusetzen, welcher nachher der Versammlung vorgelegt werden sollte. Herr Becquey und ich wurden von unseren respektiven Kommissionen gerade insbesondere zu dieser Arbeit auserseben, und wir gaben uns derselben mit Eifer hin. Doch stieß uns unter der ganzen Masse dieser Mandate durchaus nichts Merkwürdiges auf; zweifelsohne würde es von großem Interesse gewesen seyn, darin die ungekünstelte Darstellung aller Bedürfnisse und Leiden des dritten Standes von einem Ende Frankreichs

bis zum anderen zu lesen; dies hätte die besten Elemente für die Geschichte dieser Zeit abgegeben; aber alle diese Mandate waren nach einem gedruckten Schema abgefaßt, welches damals überall zirkulirte und nur mit wenigen Zusätzen von dem praktizirenden Advokaten jedes Ortes versehen wurde. So hatte man unter Anderem in allen Gemeinden, die unter der Herrschaft des Herzogs von Orleans standen, ganz getreu das vom Abbé Sieyes aufgesetzte Mandat abgeschrieben; das aber, was man an einzelnen Orten noch hinzugefügt hatte, stach seltsam gegen das Uebrige ab; denn nachdem man die strenge Scheidung der gesetzgebenden, vollziehenden und richterlichen Macht, Preßfreiheit, Geschworenengerichte und Aufhebung der Leibeigenschaft verlangt hatte, bestanden die Bauern noch darauf, daß ihre Hofhunde vom Knüttel befreit würden, den diese auf Befehl der Grundherren am Halse tragen mußten, damit sie dadurch an der Verfolgung der Hasen gehindert würden, obgleich Hunde solcher Gattung gar nicht zur Jagd geneigt sind und sich selten von ihrer Behausung entfernen; man drang so eifrig auf die Befreiung vom Knüttel, daß trotz meiner Gegenvorstellungen diese Forderung in das Mandat des Justizamtes aufgenommen wurde. In einigen anderen verlangte man noch, nachdem man auf alle dem Gehirn des Abbé Sieyes entsprungene Freiheiten angetragen hatte, daß es den Einwohnern erlaubt seyn solle, Flinten in ihren Häusern zu halten, um sich gegen die Wölfe vertheidigen zu können. Nur eines der Mandate schien mir ein besonderes Augenmerk zu verdienen; es war das einer Gemeinde in der Nähe von Chateauvillain; der Verfertiger desselben hatte eine Masse mehr oder weniger übertriebener Wünsche aufgezeichnet und schloß mit folgender unverschämten Formel: „Wir ertheilen unseren Deputirten die Vollmacht, vom König, unserem Herrn, die Gewährung vorstehender Bitten zu verlangen; willigt er ein, so sagen wir ihm dafür unseren Dank, verweigert er es aber, so wollen wir ihn entkönigen (deroiter)." Das letzte Wort war unterstrichen. Ich verfügte mich mit diesem Mandate zum Königlichen Prokurator, dem ich vorschlug, die Kammer darauf aufmerksam zu machen, damit es erstlich aus der Anzahl derjenigen, mit welchen man sich beschäftigen wollte, gestrichen würde, und damit man sodann auf gerichtlichem Wege Maßregeln zur Bestrafung der Verfasser desselben anordne. Der Königliche Prokurator schien sehr entrüstet über diese Entdeckung und versprach mir, die Sache mit Strenge zu betreiben; doch fürchtete er, sich durch Erfüllung seiner Pflicht unpopulär zu machen, und so blieb die Beleidigung der Königlichen Majestät ungeahndet. Das Wort kam unter die Leute, wurde oft wiederholt und zuletzt sogar sehr spaßhaft gefunden. Der Verfasser hatte wahrscheinlich nur einen schlechten Witz machen wollen und nicht geahnt, daß er eine Prophezeiung aussprach!

Während ich mich mit der Durchsicht der Mandatshefte beschäftigte, schmiedete man gegen mich eine ziemlich arge Intrigue. Die Stadt Chaumont, ein ehemaliges Jagdschloß der Grafen von Champagne, liegt auf einem ringsum von unfruchtbarem Lande umgebenen Felsen. Um diese unglückliche Lage durch etwas auszugleichen, hatte man hierher ein Landgericht verlegt, dessen Wirksamkeit sich weit hin über Bar-sur-Aube und Joinville erstreckte. Chaumont lebte nur von seiner Gerichtsbarkeit, denn nichts als ein Prozeß konnte irgend Jemand bewegen, sich nach diesem Felsenneste zu begeben, und man trieb auch dort nur Handel mit Stempel-Papier. Die ganze Stadt wimmelte von Räthen, Advokaten, Prokuratoren, Häschern, Gerichtsdienern und Schenkwirthen. Bar-sur-Aube, in jeder Hinsicht besser als Chaumont gelegen, versuchte schon seit längerer Zeit, sich dem Joche seiner Gerichtsbarkeit zu entziehen, und dies war ihm auch endlich unter dem günstigen Einflusse der Edikte vom Mai des Jahres 1788 gelungen; Joinville, welches nach demselben Ziele strebte, würde sich auch eines ähnlichen Erfolges erfreut haben, wenn man nicht die Edikte plötzlich zurückgenommen hätte. Es lag also im Interesse Chaumonts, keine Deputirten aus Bar-sur-Aube und aus Joinville in die Generalstaaten zu schicken, und überhaupt nicht solche, die für die Untergrabung seiner Existenz thätig gewesen waren. Diese Vorsicht von seiner Seite war ganz billig, und wir, Herr Becquey und ich, hätten nur die Wähler von Bar und Joinville um so fester mit einander verbinden und denen von Chaumont in geschlossener Reihe kühn entgegentreten sollen; die stärkste Partei würde den Sieg davongetragen haben, wir vernachlässigten aber alle Vorbereitungen zum Kampfe. Der vornehmere Theil der Wähler blieb uns zwar treu, doch fiel täglich eine Anzahl aus der größeren Masse, die sich in den Schenken umhertrieb und um die wir uns gar nicht kümmerten, von uns ab. Ein unangenehmer Vorfall, der sich auf mich persönlich bezog, schwächte auch noch unsere Partei. Die Kommissarien für die Entwerfung der Mandate versammelten sich jeden Nachmittag in dem Refektorium des Kapuziner-Klosters, um sich auf ihre Arbeit vorzubereiten, und diese Versammlung beehrte mich mit einigem Vertrauen. Man hatte die Artikel über die periodische Wiederkehr der Generalstaaten, über die Theilung der gesetzgebenden Macht zwischen dem Könige und dieser Versammlung und die Bewilligung der Abgaben, welche dem dritten Stande allein zukommen sollte, bereits angenommen. Man hatte sich daran gewöhnt, mich anzuhören, und ich fing an, eine gewisse Autorität zu gewinnen; deshalb aber, glaube ich, führte man etwas gegen mich im Schilde. Als man bis zur Gerichts-Ordnung gekommen war, fragte ein Mitglied der Versammlung, der einzige Publizist, der sich dabei befand, der Justiz-Amtman von Chateauvillain: Was mit den Parlamenten zu machen sey? Ich antwortete unvorsichtiger Weise ganz trocken: „Man muß sie aufheben." Bei diesen Worten theilte sich der ganzen ehrenwerthen Versammlung eine wahrhaft elektrische Wuth mit, und ein Jeder bedrohte mich durch Geberden und Worte. Ein Advokat aus Montierender, Namens Delassire, verließ seinen Platz und stürzte mit geballten Fäusten auf mich zu, um mich zu schlagen. Ich sah mich schon als Opfer für den Ruhm der Parlamente fallen. Die Scene trug sich übrigens nach dem Mittagessen zu. Frau von Sevigné sagt irgendwo, daß der Bretagner nach Tische immer sehr unliebenswürdig sey; dasselbe ist auch der Fall bei dem Bewohner der Champagne. Alles, was die Gemäßigten bei dieser Aufregung gegen mich zu meinen Gunsten thun konnten, war, daß sie meine Flucht schützten; bis auf die Straße aber verfolgten mich meine erzürnten Kollegen mit heftigem Geschrei und Schmähreden, und es wäre mir sicher übel mitgespielt worden, wenn nicht die Kampflustigsten ihrer Partei zu fest in den Schenken gesessen hätten.

Man kann leicht denken, daß dieser Auftritt mich gänzlich entmuthigte; er zeigte mir die Gefahr, oder doch wenigstens das Schwierige meiner Stellung, welches ich bis jetzt fast übersehen hatte, und ich hielt es für das Beste, der Entwerfung der Mandate und meiner Kandidatur zu entsagen. Abends nach diesem unglückseligen Ereigniß besuchten mich der Richter von Chateauvillain, den es sehr schmerzte, die unschuldige Ursache des Tumultes gewesen zu seyn, und einige andere Mitglieder der Versammlung, die sich der Vorgänge schämten; sie drangen in mich, doch den nächsten Tag wiederzukommen, um mich über meine Ansicht auszusprechen, und gaben mir die Versicherung, die Majorität werde dafür sorgen, daß man mich mit der Rücksicht anhöre, die meinen Grundsätzen und meiner Person gebühre. Ich hatte aber nicht den Muth, ihre Rathschläge zu befolgen, sondern zog mich ganz zurück und schmiedete allerhand lächerliche Rachepläne gegen den Advokaten Delassire; ich wollte ihn fordern, aber man rieth mir ab, weil der Advokat ein Sechziger sey, der sein Lebelang nur mit der Feder oder mit Worten gekämpft habe und nur über meinen Vorschlag lachen würde. Dann wollte ich ihm wieder auf der Straße aufpassen, um ihm eine tüchtige Tracht Stockschläge zu appliziren; doch man redete mir auch diesen Vorsatz aus, weil ich bei einer wahrscheinlichen Erwiederung nur den Kürzeren ziehen könnte. Ich mußte also meinen Aerger in mich verschließen und ging nur aus, um mich der unumgänglichen Pflicht zu entledigen, meinen Wahlzettel in die Urne zu werfen; dadurch aber wurden meine Angelegenheiten nur um so trostloser.

Dupont von Nemours hat mir erzählt, daß er sich zur selben Zeit, der nämlichen Sache wegen, in einer ganz gleichen Lage befunden habe. Er war ebenfalls Kommissar bei der Entwerfung der Mandate seines Justizamtes, und als man zu dem Artikel über die Parlamente gelangte, stimmte er ebenfalls für ihre Abschaffung. Die Aufregung darüber war eben so heftig, wie in Chaumont, aber die Gefahr noch größer, denn die Versammlung befand sich im ersten Stockwerke, und man wollte Dupont aus dem Fenster stürzen. Schon war dieses geöffnet, und die Wüthenden schickten sich an, das Todesurtheil zu vollziehen, als Dupont sich an einen sehr korpulenten Mann anklammerte, der ganz ruhig stehen blieb und ihn verwundert fragte, was er eigentlich von ihm wolle. — „Ei, mein Herr", entgegnete Dupont, „ich ergreife das letzte Rettungsmittel; man will mich aus dem Fenster stürzen, und Sie sollen mir bei meinem Falle als Matraze dienen." Dieses heitere und zugleich muthvolle Witzwort verwandelte die Wuthausbrüche in Gelächter; Dupont war gerettet, ließ nicht von seinem Votum gegen die Parlamente ab und wurde dennoch zum Deputirten erwählt. Vielleicht hätte mich ein ähnlicher Erfolg gekrönt, wenn ich mich eben so tapfer gegen Delassire und seine Partei zur Wehre gesetzt hätte; aber Dupont hatte an Güte wie an Muth nicht seines Gleichen.

Die Abfassung des Justizamts-Mandates wurde in ihrer ganzen Herrlichkeit angenommen und zum ewigen Ruhme der Kommissarien gedruckt; dann schritt man zur Ernennung der vier Deputirten, die damals noch für einen Jeden besonders vorgenommen wurde. Der Königliche Prokurator ward zuerst gewählt. Bei dieser Wahl hatte Becquey noch eine Menge Stimmen von Joinville und ich von Bar-sur-Aube; aber man stellte uns Beide zugleich als Kandidaten auf, und so wurden wir vereinigt von Chaumont geschlagen, während wir jeder einzeln es vielleicht mit ihm hätten aufnehmen können. Bei der zweiten Ernennung fielen wir aus derselben Ursache wieder durch, und die Wahl traf einen gewissen Laloi, welcher Arzt, Wundarzt, Apotheker und Weinhändler in Chaumont, übrigens auch ein gutmüthiger Mensch und nicht ohne natürlichen Verstand war, dem es aber ganz an Umsicht und Bildung fehlte. Bei der dritten Ernennung versuchten wir es, unseren früheren Fehler gut zu machen, denn die Gefahr wurde durch die Chaumontschen Kabalen immer dringender.

Man war übereingekommen, die Wahl auf einen Landwirth zu lenken. Der Königliche Prokurator und der stellvertretende Justiz-Amtmann erschöpften sich um die Wette in Lobpreisungen des Landbaues; sie rühmten in verschiedenen Reden die Felder, die Vergnügungen des Landlebens und die Landbewohner. Für diese Letzteren ganz besonders wären ja die Generalstaaten nur zusammenberufen, und Unglück müsse über das Land kommen, wenn es sich nicht durch Landwirthe in denselben vertreten lasse! Der Ton dieser Schalmeien entzückte das Ohr der Mehrzahl unter den Wählern, und sie warfen ihr Auge auf einen gewissen Gutsbesitzer Morel, der sich Krankheits halber aus der Versammlung zurückgezogen hatte. Als man ihn mit der ihm zugedachten Ehre bekannt machte, wies er sie ohne Umstände von sich

und war klug genug, seinen Pflug um der Politik willen nicht zu verlassen. Es blieb also immer noch ein Deputirter zu ernennen, aber von unserer dreimal geschlagenen Partei war nichts mehr zu hoffen, denn bei den Wahlen wie im Kriege zieht jede Niederlage bedeutende Desertionen nach sich. Doch erachtete es die Kabale für nöthig, sich mit den Wählern von Bar-sur-Aube zu vergleichen; sie schlug denselben vor, einen Deputirten aus ihrer Mitte zu ernennen, nur müsse ich es nicht seyn. Nach langen Berathungen über die Wahl ernannte man endlich einen Sachwalter aus Brienne, Herrn Jauny, dazu, der 25 Jahre lang in Paris auf der Advokatenliste gestanden hatte, ohne auch nur einen Prozeß zu führen oder sich irgendwodurch bekannt zu machen. Als man auf diese Weise den Wünschen Bar-sur-Aube's genügt zu haben glaubte, wollte man sich auch mit Joinville versöhnen. Man kam auf den Einfall, einen Stellvertreter zu ernennen, und einige der Wähler begaben sich zu Herrn Becquey, um ihn zu fragen, ob er dieses Amt übernehmen wolle. Er war gerade abwesend, und die Wähler konnten nur mit unserem gemeinschaftlichen Wirthe, Herrn Guillaume, sprechen, der von sehr kurzweiliger Laune war und sich trefflich darauf verstand, selbst die ernstesten Angelegenheiten auf scherzhafte Weise zu behandeln; er antwortete den Wählern: „Meine Herren, Sie erzeigen Herrn Becquey sehr große Ehre, doch zweifle ich, ob er sich dem sehr schweren Amte des Stellvertreters unterziehen werde; er ist dazu nicht kräftig genug. Sie haben Herrn Morel gewählt, der krank seyn soll, Herr Jauny ist nur ein halber Mensch, und Herr Becquey hat auch keine feste Natur; Gombert-le-Chevaux sollten Sie zum Stellvertreter auswählen; der würde im Nothfall Ihre ganze Deputation auf seine Schultern laden.“ Vergebens machten die Anwesenden unseren spaßhaften Wirth darauf aufmerksam, daß seine Scherze hier gar nicht am rechten Orte seyen, und daß es besser wäre, sich nach Herrn Becquey umzusehen, weil keine Zeit zu verlieren sey. „Ganz recht, meine Herren, Sie haben keine Zeit zu verlieren“, erwiederte Herr Guillaume, „ich mache mich auch sogleich auf den Weg, um Gombert-le-Chevaux vorzuschlagen, und ich kehre nicht eher in mein Haus zurück, als bis ich seine Ernennung durchgesetzt habe. Es geht die Rede, ich sey kein guter Patriot; jetzt soll man meinen Eifer kennen lernen.“ Er warf seine Nachtmütze bei Seite, die er stets bis zum Mittagessen trug, und lief in seinem Schlafrocke auf die Straße, drang in alle Wirthshäuser ein, blieb auf allen Plätzen stehen und verlangte mit großem Geschrei nach Gombert-le-Chevaux; nur von diesem hinge das Wohl des Vaterlandes ab, nur das sey der einzig fähige Mann, um die ganze Deputation aufrecht zu erhalten. Eine Menge von Wählern folgte ihm mit Beifallrufen, und er führte sie nach dem Schlosse, wo die Wahl-Versammlung gerade Sitzung hielt. Am Fuße der äußeren Treppe stieß er auf Gombert selbst, der ihn seines Scherzes wegen zur Rede stellte und ihm sogleich seinen Lohn dafür geben wollte, so daß Herr Guillaume diesen kräftigen Dankesbezeugungen nur durch eilige Flucht in das Schloß entgehen konnte. Im Saale angelangt, bestand er auf Gombert's Ernennung; man erstaunte, man lachte über den Kandidaten, über den Patron, über den Anstand des Einen und den Anzug des Anderen; man schreitet zur Abstimmung; Manche werfen zum Spaß, Andere aber in vollem Ernste den Namen Gomberts in die Urne, und er wird wirklich gewählt.

Dieser Gombert war ein Mann von überaus kräftigem Körperbau; er hatte breite Schultern, einen dicken Kopf, vierschrötigen Wuchs, kurz, er war eine Art von mißrathenem Herkules. Dazu besaß er eine Stentorstimme; da auch seine groben Manieren vollkommen mit seinen Körper-Verhältnissen übereinstimmten, so hatte ihm der Pöbel den Beinamen das Pferd (le cheval) gegeben; um diese Benennung noch zu verstärken, nahm man den Pluralis zu Hülfe, und so nannte man ihn, unbekümmert um den Verstoß gegen den Numerus, allgemein le Chevaux.

Auf diese Weise war also die Wahl des Justizamtes von Chaumont vervollständigt. Herr Morel lehnte, wie oben schon erwähnt worden, seine Ernennung ab, und so kam es, daß man, indem man nur einen Spaß auszuführen wähnte, doch wirklich Herrn Gombert in aller Form zum Deputirten erwählt hatte. Uebrigens that dieser Letztere nicht mehr noch weniger in der konstituirenden Versammlung, als die sämmtlichen anderen Deputirten des Amtes. Auch nicht ein Einziger sagte oder schrieb ein Wort. Die beiden Deputirten des Adels saßen auf der rechten Seite; der Advokat Jauny suchte sich einen Winkel, wo er sich allen Blicken entziehen konnte, und die beiden Geistlichen, so wie die vier Deputirten des dritten Standes, gehörten zur linken Seite. Alle verlebten unbemerkt drei Jahre in dieser Versammlung und verließen dieselbe wo möglich noch unbekannter, als sie es vor ihrem Eintritt in dieselbe gewesen waren.

Der sonderbare Erfolg der letzten Ernennung, der Antheil, welchen Herr Guillaume daran genommen, und der Ruhm, den er daraus ärndtete, versetzten uns in eine heitere Stimmung; als Leute von Geist trösteten wir uns durch Spottlieder. Die siegende Partei war nicht wenig über ihren Triumph beschämt; wir verhielten uns natürlich so, daß die ganze Last desselben auf sie fiel, und als wir einige Tage den Ausgang der Sache bespöttelt hatten, verließen Becquey und ich den Wahlort. Später haben wir uns oft gefragt, ob wir Ursache hätten, es zu bedauern, oder uns darüber zu freuen, daß wir damals nicht zu Theilnehmern der gesetzgebenden Versammlung erwählt wurden, und wir haben eingesehen, daß wir der Vorsehung für das Mißlingen unserer Bemühungen unseren Dank sagen müssen. Wir waren Beide jung und voll Ruhmsucht, die durch einige frühzeitige und leichte Erfolge in uns erweckt wurde. Wer weiß, zu welchen Verirrungen uns dies Gefühl getrieben hätte? Vielleicht hätte man uns unglücklicherweise bei einem ersten Irrthum Beifall gezollt, und schnell wären wir in einen zweiten verfallen, denn wie leicht war es damals, vom rechten Pfade abzuirren! Der Täuschungen gab es so viele und so verführerische! Mit redlichem Sinn und reinen Absichten wären wir zwar in die Versammlung eingetreten und hätten gerade deswegen die Sache des dritten Standes, der uns abgesandt, mit Eifer ergriffen, aber wann und wie würden wir uns davon losgesagt haben? .. Und wären wir derselben treu geblieben, wohin würden wir gerathen seyn? Die wenigen aus jener Zeit noch übrigen Männer haben sich nicht gebessert; und der Vater aller Unverbesserlichen, Herr von Lafayette, zählt so viel Glaubensgenossen, — wenn auch mit verschiedenen Abstufungen ihres Eifers, — als noch Mitglieder von der linken Seite der konstituirenden Versammlung am Leben sind.

Aegypten.

Fatme-Effendi, die Hospital-Doktorin zu Esbekié.

Daß der Titel Effendi oder Gelehrter, welcher bisher nur von Männern geführt werden konnte, auch Frauen beigelegt wird, ist ein Zeugniß von den Umwälzungen, welche in den Ansichten der Aegypter vorgehen, und klingt, ohne nähere Kenntniß der Sache, bei weitem seltsamer, als eine ähnliche Erscheinung in Europa. Man höre also, auf welche Weise ich den Zusammenhang erfuhr.

Eines Morgens wehte der Chamsin; Staubwolken durchflogen die Straßen von Kahira, und obgleich wir erst den 3. Februar hatten, zeigte das Thermometer 21½° Reaumur. Ein solcher Tag war für weite Ausflüge nicht geeignet und bestimmte mich, den Vormittag dem Besuche der verschiedenen wissenschaftlichen und wohlthätigen Anstalten zu widmen, wozu mir der treffliche Clot-Bey seine Begleitung angeboten hatte. Nachdem er sich mit dem Russischen Konsul, Herrn Bocti, dem ehemaligen Dolmetscher General Kleber's, zu diesem Behufe bei mir eingefunden hatte, begaben wir uns zuerst in das Hospital von Esbekié. Ohne mich bei der glücklichen Vertheilung der Säle und der darin herrschenden Reinlichkeit aufzuhalten, will ich gleich von der Hauptsache sprechen, daß nämlich die Frauen von weiblichen Aerzten behandelt werden und Fatme, die uns hauptsächlich beschäftigen soll, einem Theil des Dienstpersonals vorsteht. Diese Wohlthat — denn eine solche ist es für Aegypten — hat Clot-Bey dem Lande erwiesen. Er ist zwar nicht der Gründer des Instituts, nicht einmal der Lehrer der Jungfrauen gewesen, aber er hat zuerst den Gedanken gehabt, junge Afrikanerinnen zu diesem Behufe auszubilden, und dafür die ganze Festigkeit seines Willens aufgeboten. In dem Saale, in welchen wir zuerst eintraten, saßen in drei Reihen vor drei Tischen etwa 15 junge Mädchen, sämmtlich geborene Afrikanerinnen, wenngleich von verschiedenen Farben. Es waren die weiblichen Aerzte, unter deren Pflege die kranken Frauen, in der Regel der Armen und derjenigen stehen, welche sich entschließen, ihre Gattinnen dort pflegen zu lassen. Die weiblichen Patienten theilen sich gegen Ihresgleichen viel offener mit, als sie es gegen Männer thun würden, und erleichtern dadurch nicht bloß die Behandlung, sondern es lassen sich auch hierdurch weit günstigere Resultate erzielen. Jeder Einsichtsvolle gestand, daß es etwas Außerordentliches war, in diesem Lande männliche Aerzte zu bilden, daß aber im Grunde nur die Hälfte dessen, was nothwendig gewesen, damit bewirkt worden. Erst jetzt ist der Zweck vollständig erreicht, da beide Geschlechter, ohne Verletzung der Delikatesse, sich bei Sachverständigen Raths erholen können. Daß es aber von Seiten Clot-Bey's eine solche Beharrlichkeit des Willens erfordert habe, um die weibliche Fakultät von Esbekié ins Leben zu rufen, wird denjenigen nicht Wunder nehmen, welcher weiß, was für Hindernisse der Islam der medizinischen Schule für Männer bereits in den Weg gelegt hat. Kaum hatte aber der Vice-König die Wichtigkeit eines solchen Planes begriffen, so befahl er den Ankauf mehrerer Sklavinnen, um mit ihnen das zu versuchen, wozu sich die Frauen der Eingebornen in keinem Fall hergegeben hätten. Es wurden im Ganzen zehn Negerinnen und eben so viel Abyssinierinnen, unter diesen Fatme, gekauft.

Fatme stammt aus der Abyssinischen Provinz Leban; sie wurde in einem Alter von sieben Jahren Kriegsgefangene, war drei Jahre auf steten Wanderungen, mehrmals gekauft und wieder verkauft und mußte mit ungeübten Kinderfüßen den Weg von ihrer Heimat bis Kahira zurücklegen. Je näher dem Ziele, desto höher schlug sie ihr Herr an, weil der Preis der Sklavinnen in dem Maße wächst, als man sich dem Sitze der Chalifen nähert. Ihr Loos brachte sie auf den Basar von Kahira, in eine jener Hallen, wo die armen Opfer, mit Allem, was der Trödel nur Kostbares hat, ausgestattet, zum Verkauf ausgesetzt werden. Da warten sie ängstlich des neuen Herrn. „Wie wird er seyn, sanft und nachsichtig, oder streng und gebieterisch? Welche Dienste warten meiner? Und werde ich hier nicht verkauft, wohin geht mein Weg alsdann? Vielleicht nach Smyrna oder nach Stambul; da soll es noch kälter seyn als hier, wo ich ohne die Kleider, die mich schützen, erstarren würde. Wenn es nach Stambul geht, muß ich gar übers Meer, das ich niemals gesehen, auf dem so viele Menschen ihren Tod gefunden haben; nun, Gott steh' mir bei (Allah kerim)!“ Solche Fragen und Gedanken ängstigten

auch die Seele Fatme's, als ein Mann herantrat, Fatme und ihre Mitgefangenen musterte, sie aufstehen und gehen hieß, ihnen Zähne, Augen und Hände untersuchte und mit ihnen sprach, um zu sehen, ob sie ihn verständen. Nach gehaltener Prüfung zog sich der Fremde zurück, und der Sklavenhändler ging ihm nach. Voller Erwartung sahen sich die Mädchen an, und ihre Blicke fragten: Was wird daraus werden? Der Händler kam zurück, ein Lächeln schwebte auf seinen Lippen, es war Alles richtig gemacht. Fatme's und ihrer Mitsklavinnen neuer Herr war der Vice-König von Aegypten, und das Feld ihrer Thätigkeit sollte von nun an die Wissenschaft seyn.

Vom Basar weggekauft, ohne die geringste Aufforderung von anderer, ohne Ahnung von ihrer Seite, welche Hoffnungen man in sie setzte, selbst ohne zu wissen, ob sie gegen den neuen Beruf nicht eine entschiedene Abneigung hätten, wurden die Mädchen in ihr Amt eingeführt. Erst mußten sie das platte Arabisch lernen, das sie nicht verstanden, dann die Arabische Büchersprache, um die Uebersetzungen der vorzüglichsten Europäischen Abhandlungen über Medizin lesen zu können. Fatme zeichnete sich schon in den Vorstudien vor ihren Mitschülerinnen aus und behauptete diesen Vorrang auch in den eigentlichen Fachstudien. — Von den zehn Abyssinierinnen sind nur noch fünf am Leben, die übrigen sind an der Schwindsucht gestorben und zwei der Lebenden auf dem Wege, ihnen zu folgen. Auch mehrere Negerinnen sind ein Opfer dieser Krankheit geworden. Das Klima also, das den brustkranken Europäern so heilsam und den Eingebornen so günstig ist, daß man die Phtisis kaum dem Namen nach hier kennt, greift die Lungen der Abyssinierinnen tödtlich an, und zwar in dem erschreckenden Verhältniß von 7:10 in einem Zeitraum von weniger als acht Jahren. Fatme hat bis jetzt dem Uebel widerstanden, ist fröhlich, kräftig, von fester Gesundheit; Gott will nicht, daß sie sterbe, hat ihr Kräfte des Verstandes und Adel der Seele gegeben, hat sie durch tausend Gefahren und Strapazen aus der Mitte Afrika's, wo sie ein müßiges Leben führte, bis auf den Basar von Kahira geleitet, damit sie für Rechnung der leidenden Menschheit gekauft würde.

Fatme ist ein gutmüthiges Mädchen und voll Theilnahme für die Lage ihrer Gefährtinnen, welche sie mehr durch die Sanftmuth und Gleichmäßigkeit ihres Charakters, als durch die Ueberlegenheit ihres Wissens beherrscht. Ihre Sorgfalt namentlich für die beiden Kranken, die mit jedem Tage sichtlich hinschwinden, ist eine wahrhaft schwesterliche. Eine von diesen, Namens Keizerun, war traurig und klagte. Ich ließ ihr durch Fatme, welche das Französische noch nicht spricht, aber versteht, sagen: „Die Arbeit ermüdet Dich vielleicht, Du solltest Dir auf einige Zeit Erholung suchen." — „Eher sterben, als nicht lernen", erwiederte das Mädchen; „ich muß eben so gelehrt als Fatme werden. — Herr Bocti übersetzte uns diese Antwort, worüber Fatme sehr verlegen wurde.

Wir richteten verschiedene Fragen an die Zöglinge; Herr Bocti, der zugegen war, übersetzte unsere Anreden ins Arabische und die Antworten ins Französische. Dieser Kenner des Orientalischen, den man nicht so leicht täuscht, kam nicht aus der Verwunderung heraus; auch er besuchte die Anstalt zum ersten Mal. Fatme sprach anfangs über Physiologisches, dann über Physik und Chemie, und es machte sich sonderbar genug, wenn in der Menge Arabischer Worte Europäische Termini, wie acidum carbonicum, oxigène, hydrogène u. s. w., hindurchtönten, da man die wissenschaftlichen Bezeichnungen unverändert aufzunehmen für gut befunden hat. Sie nannte uns die Zusammensetzung der atmosphärischen Luft, sprach von der Bestimmung des Sauerstoffes in der Natur, zählte die Bestandtheile des Blutes auf und zeigte sich mit der Anwendung des Kohlenstoff-Gases vertraut. — Diese Prüfung ihrer Fähigkeiten war für die Jüngerinnen der Heilkunde nicht die erste, welche sie vor anderen Personen als ihren Lehrern ablegten, sondern kurz vorher hatte eine feierliche Prüfung stattgefunden, zu der eine Einladung an die gelehrtesten Ulemas ergangen war. Es ging ihnen wie uns, sie sahen, hörten und staunten. Der Eine meinte voll Verwunderung, daß die Kinder der Muselmänner in der Moschee von El-Azar gerade das Doppelte der Zeit gebraucht haben würden, um so viel zu lernen, als diese Mädchen wüßten. Ein Anderer strich sich gravitätisch den Bart und erklärte ihre Fortschritte für ein „non plus ultra" („c'est le dessus du dessus"). Nach der allgemein wissenschaftlichen Prüfung verlangten die Ulemas eine über Medizin, wovon sie, unter uns gesagt, nicht viel verstehen; indeß erfüllte man ihren Wunsch. Man schlug ein auf dem Tisch liegendes Buch nach Zufall auf und fand eine Stelle über die Beschaffenheit gewisser Organe. Clot-Bey, ein ängstlicher Beobachter Muselmännischen Herkommens, wollte nicht zugeben, daß gerade über diesen Punkt ein öffentliches Examen abgehalten würde; aber das Oberhaupt der Ulemas antwortete auf seine Bedenklichkeit: „Wäre es etwas Zweckloses, so thäte er ohne Zweifel besser, nicht darauf einzugehen, aber was nützlich sey, könne auch gelesen und studirt werden." Hier konnte ich gegen Clot-Bey meine Bewunderung nicht länger zurückhalten. „Das nenne ich Fortschritte, mein lieber Doktor; Sie freuen sich gewiß über den Geist der Duldung, der von unberechenbarem Erfolge seyn muß in einem Lande, das mir wie Ihnen ehrwürdig ist."

Fatme's Ruf ist, wie man leicht erachten kann, im fortwährenden Steigen, und wenige Tage, ehe wir in Kahira eintrafen, hatte die Tochter des Vicekönigs den Wunsch geäußert, die junge Abyssinierin zu sprechen und einige Aufschlüsse über Anatomie von ihr zu erhalten. Mit mehreren wächsernen anatomischen Präparaten versehen, begab sich Fatme demzufolge in den Harem. Sie gewann den Beifall der Prinzessin in so hohem Grade, daß sie ihr ein prächtiges Diamantenschloß für ihren Turban schenkte und sie mit dem Gruße „Effendi" entließ, einem Titel, der ihr nach Aegyptischer Sitte bleiben muß. Als ich ihren Schmuck zu sehen wünschte, legte sich Fatme, deren Bescheidenheit über unseren fortwährenden Exclamationen schon mehr als einmal erröthet war, mit einem Male aufs Schmollen und weigerte sich standhaft, denselben zu zeigen; aber eine junge Negerin aus ihrer Umgebung hob mit Lebhaftigkeit den Musselin-Schleier auf, und unser Auge fiel auf ein prachtvolles handbreites Mac-Allah, auf das, ohne den geringsten Neid blicken zu lassen, alle Mädchen mit Stolz wiesen. „Fatme ist unsere Mutter", sagten einstimmig Abyssinierinnen, Fellahs und Negerinnen; denn nachdem der erste Versuch so gelungen war, hat man auch die Töchter der Eingebornen aus der Hefe des Volkes, die durch Armuth und Sittenlosigkeit verloren schienen, vom Straßenpflaster Kahira's aufgerafft und zu Schülerinnen des Hospitals gemacht.

Als ich nach dem Verhältniß der natürlichen Anlagen bei diesen drei Racen mich erkundigte, so wurde den Abyssinierinnen der erste, den Fellahs der zweite und nur der letzte den Negerinnen zuerkannt. Kann diese Ueberlegenheit der Abyssinischen Race mit den sanften, melancholischen Gesichtszügen nicht als eine Stütze für die Ansicht derjenigen Gelehrten dienen, welche die Aegypter von den alten Aethiopiern abstammen lassen? Und was würde die Geistesschwäche der Neger beweisen? Vielleicht, daß die Gründung von freien Negerstaaten in Amerika ein vergebliches Unternehmen moderner Philanthropie ist, daß aus so untergeordneten Capacitäten keine kräftige, dauernde Nationalitäten, denen der Genuß der göttlichen Freiheit eben so heilsam wäre, als glücklicher organisirten Völkern, hervorgehen werden.

Es liegt in der Natur der Einrichtung, daß die Frauen in Esbeckié zugleich das Amt von Aerzten und barmherzigen Schwestern versehen. Der Erfolg dieser Anordnung ist höchst günstig; denn nicht nur tragen die Frauen der Armen kein Bedenken, dort die Hülfe der Kunst zu suchen, seitdem sie von Personen ihres Geschlechtes behandelt werden, sondern hauptsächlich begeben sich die Schwangeren aus allen Ständen ins Hospital, um daselbst ihre Niederkunft abzuwarten und sich der Unwissenheit und Ungeschicklichkeit der alten Frauen zu entziehen. Die jungen Accoucheurinnen leiten der Reihe nach die Entbindungen, jede präsentirte mir den Neugebornen, den sie hatte zur Welt bringen helfen, und wollte sein artiges Wesen und gesundes Aussehen gelobt wissen, indem sie immer fragten, ob sich der ihrige nicht mehr empfehle als die der Anderen? — Mit dieser Einrichtung ist ein zweites, nicht minder wichtiges Resultat gewonnen. So lange nämlich Männer das Geschäft des Impfens versahen, wollte Niemand sein Kind dazu hergeben, weil man in dem Wahne stand, daß der Pascha darin ein Mittel suche, den Kindern ein Kennzeichen aufzudrücken, damit sie späterhin der Aushebung nicht entgehen könnten: seitdem aber Frauen diesem Geschäfte vorstehen, hat die Furcht in dem Grade abgenommen, daß in acht Monaten mehr als 3000 Impfungen vorgenommen worden sind, d. h. täglich ungefähr 12. Die Listen, welche die Mädchen darüber führen und die ich in Augenschein genommmen habe, gleichen eleganten Manuskripten.

Beim Abschied sagte ich Fatmen, daß sie eben so liebenswürdig als gelehrt sey. „Was hilft mir mein liebenswürdiges Wesen", sagte sie, „da ich eine Gelehrte bin; ich habe mich mit der Wissenschaft verheirathet." Ich fügte hinzu: „Fatme, Du machst Afrika Ehre." — „Das wollte ich wohl", war ihre Antwort, „ich arbeite nach Kräften, und vielleicht werde ich einst etwas, so es Gott gefällt (Insch-Allah)."

Dr. de Ségur-Dupeyron.

Mannigfaltiges.

— Ueber das Erröthen. „Die Physiologie oder der Mechanismus des Erröthens", dies ist der prätentiöse Titel eines so eben erschienenen Englischen Buches, dessen Verfasser Herr Dr. Burgeß ist*). Physiologisch sowohl als psychologisch wird darin die Natur des Erröthens untersucht, das der Verf. als einen neuen Beweis von dem göttlichen Ursprunge der menschlichen Seele darstellt. Das Erröthen, als Thermometer innerer Zustände, ist indessen noch viel trüglicher, als die Physiognomik, und wenn es Lavater nicht gelungen ist, seinem System eine wissenschaftliche Begründung zu geben und eine Regel festzustellen, die nicht unter den unzähligen Ausnahmen ganz verschwindet, so wird Herr Dr. Burgeß noch viel weniger im Stande seyn, dem Erröthen, das oft eine bloße Eigenthümlichkeit zarter physischer Organisationen ist und mit der Seele selbst gar nichts zu thun hat, Norm und Bedeutung anzuweisen. Seltsam ist, daß der Verf. unter Anderem auch für gewisse Blumen, deren plötzlicher Farbenwechsel sonst nicht zu erklären sey, eine ähnliche Eigenschaft, wie das Erröthen, vindizirt.

*) The physiology or mechanism of blushing. By T. H. Burgess M. D. London, 1839.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 53. Berlin, Freitag den 3. Mai 1839.

Frankreich.

Die diesjährige Pariser Kunst-Ausstellung.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts kam der Marquis von Marigny, Bruder der Frau von Pompadour und Ober-Intendant der Königlichen Gebäude, auf den Gedanken, in den Galerieen des Louvre die Gemälde der alten Meister, welche die verschiedenen Königlichen Schlösser schmückten, und, wechselsweise mit diesen, auch die Werke lebender Künstler auszustellen. Als am Ende des vorigen Jahrhunderts die Monarchie durch die Revolution aus ihren Wohnsitzen vertrieben wurde, kehrten die Meisterwerke, welche die Fürsten in Versailles, Fontainebleau, im Luxembourg gesammelt hatten, nach dem Louvre zurück, um dasselbe nicht wieder zu verlassen. Die Ausstellung der Werke lebender Künstler fand von nun an fortwährend in denselben Räumen und in immer näher liegenden Zeitabschnitten statt, bis zuletzt eine jährliche Wiederholung der Ausstellungen festgesetzt wurde.

Auch in diesem Jahre erglänzten die weiten Räume wieder in buntem Farbenschimmer und legten Zeugniß für die Blüthe der Französischen Kunst ab. Wir sagen mit Fleiß in buntem Farbenschimmer, denn der graue und bleiche Farbenton, welcher sonst den Werken der Französischen Schule einen so monotonen Ausdruck gab, ist großentheils verschwunden, und die Französischen Künstler sind große Koloristen geworden, obgleich sie sich nicht immer ganz vom Extrem haben fern halten können. Das Studium der großen Meister der Vergangenheit hat schöne Früchte getragen, und sowohl in der Zeichnung als in der Farbengebung, welche sonst die schwachen Stellen der Französischen Schule waren, ist ein ungeheurer Fortschritt oder vielmehr eine totale Revolution wahrzunehmen. Von Géricault und später von Eugène Devéria, Delacroix und Louis Boulanger ging eine Reaction, besonders in Hinsicht des Kolorits, aus; „der Schiffbruch der Medusa", „die Geburt Heinrich's IV.", „das Blutbad auf Chios", „Mazeppa" machten ungewöhnliches Glück. Man hatte nie einen solchen Schmelz, eine solche Intensität und eine solche Kunst der Färbung gesehen. Man fing jetzt an, die Palette gründlich zu studiren und in diesem Studium ungeahnte Hülfsquellen zu finden. Ungeachtet des grauen Französischen Himmels, mischte man Farben, die unter dem klaren und ewig blauen Italiänischen Himmel nicht erbleicht wären. Freilich kamen auch genug Pfauenschweife und Regenbogen zum Vorschein, und man schien die Natur nur noch durch das Prisma zu betrachten; aber solche Uebertreibungen sind von jeder neuen Richtung unzertrennlich, und ein zu buntes Kolorit war am Ende immer noch besser, als gar keines. Als dieser Farbentaumel den höchsten Gipfel erreicht hatte, wurde Ingres, der lange ungewürdigt geblieben war und dessen „Odaliske" und „Oedipus" bei den Kunstrichtern der Zeit keine Gnade gefunden hatten, von der romantischen Schule auf den Thron erhoben. Ingres, ein strenger Zeichner, den die Raphaelischen Madonnen auf ihren Knieen gewiegt zu haben schienen, führte die gährende und brausende Jugend wieder zur geraden Linie und zum einfachen Geschmack zurück. Das Studium der Natur und der Antike gewann durch ihn einen größeren Raum, und aus diesem Doppel-Einflusse ist die vielversprechende neuere Französische Kunstschule hervorgegangen.

Wenn von einer Französischen Malerschule die Rede ist, so ist dieser Ausdruck anders zu fassen und demselben eine weitere Bedeutung zu geben, als wenn die Düsseldorfer oder Münchener Schule genannt würde. Die neuere Französische Kunst läßt sich in ihrer Gesammtheit nicht so sehr auf einen gemeinsamen Ausdruck zurückführen, und es machen sich sehr verschiedene Richtungen in derselben geltend, obgleich auch in dieser Verschiedenheit ein bestimmter, nationaler Charakter hervortritt. Von den beiden Deutschen Kunstschulen scheidet sich die Französische indeß sehr bestimmt ab. Die Französischen Kunstrichter erkennen den Düsseldorfer und Münchener Künstlern einen größeren geistigen Schwung und idealen Gehalt zu, aber man wird auch den Französischen Künstlern die Anerkennung nicht versagen dürfen, daß sie in der Ausführung, im Kolorit groß, fast unerreicht dastehen, und vielleicht stehen sie der schönen Mitte am nächsten, wo Gedanke und Form sich ausgleichen. Der praktische Sinn der Franzosen hat sich auch in der Kunst bewährt, und ihre Kunstschöpfungen zeichnen sich durch Lebens- und Naturwahrheit, obwohl nicht immer ohne Uebertreibung und Streben nach Effekt, geistreiche Auffassung und kühne Behandlung aus. Dabei sind sie jetzt am weitesten von der Gefahr entfernt, sich in eine bestimmte Richtung hineinzuarbeiten; vor weicher Zerflossenheit, sentimentaler Verschwommenheit und dem Stehenbleiben bei einem stereotypen Gefühlsausdruck hat sie schon ihr richtiger Takt und ihr nationaler Charakter bewahrt. Ihrer Vorzüge im Kolorit und in der Composition ist schon gedacht worden.

Wir könnten nun, um uns von dem Fortschritte der Französischen Kunst in der letzten Zeit zu überzeugen, die Säle der Ausstellung betreten, in der Erwartung, hier eine vollständige Uebersicht der Kunsterzeugnisse des letzten Jahres zu finden. Aber noch halten uns die Klagen über die Entscheidungen des Ausschusses, der über die Zulassung und Zurückweisung der eingeschickten Kunstwerke zu entscheiden hatte, auf. Die Akademieen und ähnliche Körperschaften sind immer ein beliebtes Thema des Spottes gewesen und in Frankreich von jeher mit der bittersten Satire verfolgt worden. Und das von Rechtswegen; denn die Akademieen sind ja großentheils längst als Versorgungs-Anstalten von Invaliden bekannt, welche dem Fortschritt der Bildung fremd geblieben sind und mit ihren antiquirten Ansichten und Vortheilen sich gegen die Bestrebungen der Jugend, die sie nicht begreifen, opponiren. Auch die Greise haben Leidenschaften, gewöhnlich sogar sehr hartnäckige. Werden solche Verbindungen nun durch Partei-Befangenheit verblendet und sind sie im Besitze der Macht, so üben sie einen unerträglichen Druck, der nicht hart angegriffen werden kann. Auch in Deutschland wäre von den Kunst-Akademieen und von der Eifersucht des Alters gegen die Jugend Manches zu erzählen, doch so offenbare und schreiende Ungerechtigkeit, wie sich diesmal der Ausschuß in Paris hat zu Schulden kommen lassen, kennt man denn doch dort noch nicht. Ausgezeichnete und anerkannte Künstler oder hoffnungsvolle Talente wurden aus Partei-Rücksichten abgewiesen. So wurde Eugène Delacroix mit drei Gemälden abgewiesen; Decamps wurde von demselben Schicksale bedroht und soll die Abwendung desselben nur einer höheren Verwendung zu danken haben. Ausgeschlossen wurde ferner Rousseau, einer der vielversprechendsten jungen Landschaftsmaler; eben so erging es Préault, einem Künstler von wahrhaftem Talente, und vielen Anderen. Man glaube nur gar nicht, daß die Akademie sich so streng gezeigt habe aus Gewissenhaftigkeit oder weil der Platz zu beschränkt war. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur einen Blick auf die zahllosen Portraits, dies nothwendige Uebel jeder Ausstellung, und das viele Mittelgut, das sich überall einen Zugang zu eröffnen weiß, zu machen.

Trotz dieser Ausschließungen und obgleich Ingres, Paul Delaroche, Roqueplan, Jeanron, Cabat, Paul Huet und manche andere Künstler von Ruf und Talent nichts eingesendet hatten, war dennoch eine ziemlich reiche Auswahl zu Stande gekommen. Das Ausland hatte auch seine Repräsentanten hierher gesendet, doch im Ganzen wenig von Bedeutung. Was von Düsseldorf eingegangen war, verdient ebenfalls keine besondere Erwähnung und war in keinem Falle genügend, den Franzosen eine richtige Vorstellung von den Eigenthümlichkeiten dieser Schule zu geben. So wären also fast nur die Leistungen der Französischen Schule zu nennen. Wir wollen eine kurze Uebersicht derselben voranschicken. Decamps, der seit 1834 nichts eingesendet hatte, war diesmal mit eilf Gemälden auf den Kampfplatz getreten. Von Delacroix waren zwei Halbfiguren: „Hamlet" und „Kleopatra", eingegangen. Scheffer hatte fünf Gemälde geliefert. Zu vieren derselben hatte ihm Göthe, zu einem das neue Testament den Stoff geliefert. Als eine in vielen Beziehungen vortreffliche Figur kann der „Neid" von A. Brune bemerkt werden, welche Darstellung sich besonders durch ihre Lichteffekte auszeichnete. Die „Magdalena" von Gigoux und einige andere Gemälde desselben Künstlers verdienen ebenfalls eine ausgezeichnete Erwähnung. Nächstdem müssen als Gemälde ersten Ranges genannt werden: „St. Lucas" von Ziegler, zwei kleine Gemälde von Riesener, die Landschaften von J. Dupré und mehrere Werke von Marilhat, Eugène Isabey, Clément Boulanger, Leullier, Leleux, E. Bertin, Aligny, Steuben, Schopin, Flers und vielen

Anderen. Wir wollen jetzt zur Betrachtung einiger der bedeutendsten Werke übergehen. (Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen an Görz und Grätz.

Aus dem (von Pariser Journalen mitgetheilten) Tagebuche einer vornehmen Französischen Dame.

Nachdem ich die Schweiz und Tyrol durchreist hatte und über den Tagliamento gegangen war, kam ich endlich nach Görz, dieser Residenz unserer Königlichen Dulder. Mein erstes Geschäft war, an die Vicomtesse d'Agout zu schreiben und um die Erlaubniß zu bitten, dem Sohne Karl's X. und der heldenmüthigen Tochter Ludwig's XVI. meine Huldigungen darzubringen. Wie freute ich mich, da mir die Antwort wurde, daß ich schon an demselben Tage erwartet würde. Ich begab mich also in die einfache Wohnung des Erben so vieler Könige. Es ist mir unmöglich, die Gefühle der Bewunderung, der Liebe, der Ehrfurcht zu schildern, die mein Herz erfüllten, als ich Ludwig Anton und Marie Therese erblickte. In den Zügen dieser fürstlichen Personen liegt so viel Ruhe, in ihren Worten so viel Ergebung und Nachsicht, daß, wenn es etwas giebt, das größer ist als ihr Unglück, sicherlich die Seelenstärke es ist, mit der sie es ertragen. Ich wurde mit vieler Freundlichkeit aufgenommen, wie alle Franzosen, welche zu Görz der verbannten Familie ihre Huldigung darbringen. Der Prinz hatte die Gnade, sich mit mir über meine Reise zu unterhalten, dann that er mir umständliche Fragen über alte Diener des Königshauses (der Legitimität), deren Eifer und Ergebenheit ihm unvergeßlich sind. „Von diesen unterhalten wir uns gern", sagte Marie Therese und blickte mich dabei an, als wollte sie sagen: die Undankbarkeit der Anderen haben wir lange vergessen. Ehe ich das Schloß verließ, lud mich Frau von Agout in Gegenwart von Ludwig Anton und Marie Therese ein, den Abend mit den Fürsten zuzubringen. „Die ganze Familie wird versammelt seyn", fügte sie hinzu, „Sie werden auch den Herzog von Bordeaux sehen."

Man war im großen Saale, als ich kam. Marie Therese, der Herzog von Bordeaux und der Herzog und die Herzogin von Levis spielten Whist. Karl's X. Sohn las einige Pariser Journale. Er kündigte uns den Tod des edlen Herzogs von Fitz James an. „Ach!" sagte er mit dem Ausdruck tiefen Schmerzes, „da hat uns der Tod wieder einen Freund entrissen." Mademoiselle saß an einem runden Tische und machte Tapisserie-Arbeit. Was mir beim Herzog von Bordeaux am meisten auffiel, war seine schöne, bewegliche Gesichtsbildung, sein edles und feines Benehmen. Er schien mir noch höher zu stehen, als ihn alle die stellen, welche bisher die Ehre gehabt haben, sich ihm zu nähern. Um neun Uhr stand Mademoiselle auf, küßte ihrer Tante die Hand und entfernte sich mit der Marquisin Nicolai, ihrer Begleiterin. Eben so ist es alle Abend, denn in Görz ist der Tag bis auf die Minute eingetheilt. Alle Tage des Jahres gleichen sich, und Jeder unterwirft sich der festgestellten Regel mit größter Pünktlichkeit.

Bei diesem meinem zweiten Besuch bei der Königlichen Familie war immer Frankreich Gegenstand der Unterhaltung, Frankreich, das sie so lieben, und von dem sie so verkannt worden sind. Den Tag darauf, am 25sten, hatte ich die Ehre, beim Herzog von Bordeaux eingeführt zu werden. Auch seine Gedanken sind nach Frankreich gerichtet, er sprach mit Liebe davon und kam mehr als einmal auf die Erinnerungen zurück, die er davon bewahrt hat. Wenn man sich vertraulich mit ihm unterhält, wird man vom Herzog von Bordeaux hingerissen und gefesselt, und man erkennt dann erst die Schönheit seiner Seele. Mademoiselle ist äußerst anmuthig und geistig bewegt. Vielleicht ist sie zu klein, aber ihr Gesicht entzückt durch Frische und Ausdruck; ihr ganzes Wesen trägt das Gepräge der Sanftmuth. Die Audienz, die sie mir gewährte, war lang, und doch war sie zu kurz für meine Wünsche. Aber der Augenblick der Abreise war gekommen, und ich entfernte mich von dieser Familie, die durch ihr Unglück unsere Liebe verdienen würde, wenn sie nicht schon in so viel anderer Rücksicht Ansprüche auf dieselbe hätte.

Am 26sten reiste ich von Görz ab. Man rechnet von Görz nach Grätz ungefähr 60 Meilen. Nachdem ich die Kinder gesehen hatte, wollte ich auch die Mutter sehen, diese edle, muthige Frau, der die Revolutionen so viel Schmerz zugefügt haben, und die sich dafür rächt, indem sie fortfährt, „ihre Französischen Armen", wie sie sie so gern nennt, mit Wohlthaten zu überhäufen. Meine Reise war trotz der schlechten Wege ziemlich glücklich, denn ich kam schon am 31sten in Grätz an. Die Herzogin von Berry nahm mich gleich an demselben Tage an, und ich fand bei ihr die Gräfin von Quesnay, ihre erste Hofdame, und den Grafen Monti, den Hof-Stallmeister. In Grätz wie in Görz war Frankreich allein Gegenstand der Unterhaltung. Ihre Königliche Hoheit wollte nach Brundsee fahren und hatte die Gnade, mich einzuladen, dort zu ihr zu kommen; am 4ten des Morgens war ich dort wieder bei ihr. Brundsee ist der Sommeraufenthalt der Herzogin; sie hat dort den größten Theil ihrer prächtigen Sammlung von Gemälden und Zeichnungen aufstellen lassen; in Allem offenbart sich der Sinn, den J. K. H. für die Künste hat. Brundsee ist ein wirkliches Museum, und mancher Künstler würde sich freuen, dasselbe zu sehen. Wenn ich hätte vergessen können, daß am 4. November der Geburtstag J. K. H. ist, so würde die Menge, die sich schon am frühen Morgen um das Schloß drängte, mich bald daran erinnert haben. Die Freude glänzte auf allen Gesichtern; zwölf junge, weißgekleidete Mädchen trugen Blumen, welche sie der guten Herzogin bringen wollten, denn so nennt man sie in diesem Lande. Die Kapelle war mit Pracht und Geschmack verziert, die Wände derselben mit sinnbildlichen Darstellungen und Kränzen ausgeschmückt, und kaum konnte sie alle die fassen, welche zum Feste herbeigeeilt waren. Um 10 Uhr las der Almosenier J. K. H. die Messe, während man eine herrliche Musik hörte. Ich bemerkte unter den Anwesenden einige Franzosen; es waren Vendeer, welche die Wohlthaten der Herzogin nach Grätz gezogen hatten. Nach der Messe wurden die Gäste im Schlosse empfangen. Alle bedeutende Leute aus der Umgegend waren dort versammelt, und man sah den Grafen A. eben so bemüht um die Fürstin, als wenn sie in den Tuilerieen gewesen wäre. Bald kam die Stunde des Dejeuners. Vierundzwanzig Personen setzten sich mit der Herzogin zu Tische, und sie machte die Wirthin mit der Heiterkeit und dem feinen Benehmen, das man an ihr kennt. Nach der Mahlzeit folgten wir der Herzogin in den Saal. Als eine Whistpartie beendet war, lud man die Fürstin in ein anderes Gemach ein, in welchem Künstler aus Grätz sie mit Gesängen begrüßten, die zu diesem Fest gedichtet worden waren. Nachher ging man wieder in den Saal zurück, und die Herzogin entließ uns.

Am 5ten reiste ich wieder von Brundsee ab, und mich konnte in meinem Bedauern darüber nichts trösten, als das Versprechen, das ich J. K. H. geben mußte, auf meiner Rückreise noch einige Tage bei ihr zuzubringen. Von Brundsee ging ich nach Wien und von dort nach Troppau, dem Ziel meiner Reise. Bei der Rückkehr von Troppau kam ich über das Schlachtfeld von Austerlitz; ich verweilte dort einen Augenblick, um den Ort zu überschauen, auf dem Napoleon einen der glänzendsten Siege gefeiert hat, und für den ich nicht gleichgültig seyn kann, weil mein Gatte dort auch einen Theil seiner Lorbeern geärndtet hat. Nachdem ich mich in Wien acht Tage aufgehalten hatte, kam ich zum letzten Male nach Grätz, am 8. Dezember. J. K. H. war gerade nicht dort, und ich reiste nach einigen Tagen nach Brundsee, wo ich die Gräfin von Quesnay nicht mehr fand, weil Familien-Angelegenheiten sie für den Augenblick nach Frankreich gerufen hatten. Die Fürstin Lucianes vertrat ihre Stelle bei der Herzogin. Ich blieb vom 11ten bis zum 17ten in Brundsee; es waren glückliche Tage, die einen Schatz von Erinnerungen mir in tiefster Seele zurückgelassen haben. In Grätz und in Brundsee ist die Eintheilung des Tages verschieden in den verschiedenen Jahreszeiten. Im Winter frühstückt man um 11 Uhr und dinirt um 7. Im Sommer speist die Herzogin um 2 Uhr zu Mittag und um 9 zu Abend. Am Morgen nach dem Frühstück besieht sie die Arbeiten, welche sie in ihrem Palast ausführen läßt. Da der Kaiser von Oesterreich erfahren hatte, daß J. K. H. die Absicht hätte, den Park in Brundsee verschönern zu lassen, schickte er ihr seinen ersten Baumeister, der nach dem Plane der Fürstin die Anlagen vorgezeichnet hat. Am 17ten kehrte ich nach Grätz zurück; am 19ten kam J. K. H. dort an. Drei Tage nachher, am 23sten, konnte ich von der Liebe und Verehrung urtheilen, welche ganz Grätz für die Fürstin empfindet. Sie gab eine Abschieds-Soiree, ehe sie nach Neapel abreiste, wohin ihr Bruder, der König, sie eingeladen hatte. Die ganze Stadt war dort versammelt; der Erzherzog Albrecht und der Prinz von Hessen-Homburg waren auch dort, und Alle wünschten der Herzogin glückliche Reise und vergaßen nicht, die Bitte um baldige Rückkehr hinzuzufügen. Ludwig Anton, Marie Therese, Heinrich und Mademoiselle erfahren Alle dieselbe Theilnahme, wenn sie nach Kirchberg, ihrem Sommer-Aufenthalt, sich hinbegeben. Die Abreise der Königlichen Familie wird immer in der Stadt, welche sie verläßt, lebhaft empfunden, und die Armen sind es besonders, welche am eifrigsten wünschen, daß sie nicht zu lange abwesend seyn möchten.

Am 30sten Dezember reiste ich von Grätz ab und ging über Laybach und Triest nach Görz, wo ich am 1. Januar ankam. Kaum war ich im Gasthof abgestiegen, als ich an die Gräfin d'Agout und an den Grafen Montbel schrieb. Am folgenden Tage erhielt ich einen Brief vom Grafen O'Hegerty mit der Einladung, um 6 Uhr Abends zum Diner im Palast zu seyn. Im Palast! .... Diese Benennung paßt wenig zu der einfachen Wohnung, welche Karl's X. hoher Sohn bewohnt. Es ist ein Haus, das nichts Herrschaftliches hat; die wenigen Diener der Königlichen Familie sind schwarz gekleidet, Alles ist äußerst einfach. Bei Tafel saßen wir in folgender Ordnung: Ludwig Anton saß in der Mitte des Tisches, Marie Therese zu seiner Linken, der Herzog von Bordeaux neben seiner erhabenen Tante, ich neben demselben, dann kam der Graf O'Hegerty, der Graf Montbel, die Gräfin d'Agout, die Marquisin Nicolai, dann Mademoiselle, welche Ludwig Anton zur Rechten saß und den Kreis schloß. Marie Therese erhob sich zuerst, ein Jeder folgte ihrem Beispiel, Mademoiselle verließ anmuthig ihren Sitz und bot ihrer Tante den Arm. Im Salon setzte man sich um einen runden Tisch, und Marie Therese und Mademoiselle zogen ihre Arbeit hervor. Der Herzog von Bordeaux, der Graf Montbel und der Graf O'Hegerty unterhielten sich stehend. Gewöhnlich dauert das Diner drei Viertelstunden; um 7 Uhr geht Ludwig Anton in seine Zimmer, kehrt am 8 Uhr wieder zurück und setzt sich Marie Theresen zur Rechten. Dieser Platz am Tische wird nur von ihm eingenommen; in seiner Abwesenheit bleibt er leer. Am 3ten hatte ich die Ehre, beim Herzog von Bordeaux eine Audienz zu haben. Ich fand von neuem in ihm all die schönen und glänzenden Eigenschaften, die ich bei meiner ersten Audienz bewundert hatte.

Er erzählte mir mit Entzücken von seiner Reise nach Mailand; er hat dort Alles gesehen und geprüft, hat die Menschen und die Dinge kennen gelernt, nichts ist seinem Scharfblick entgangen.

An demselben Tage kam der Graf Monti in Görz an, um der Königlichen Familie die Ankunft der Herzogin von Berry anzukündigen. Am folgenden Tage theilte mir Marie Therese diese Nachricht mit und fragte, ob J. K. H. im Hotel Zimmer genommen hätte; auf meine Antwort, daß ich davon sprechen gehört, rief Marie Therese lebhaft aus: „Nein, nein, das darf nicht seyn; meine Schwester Berry soll hier wohnen, ich habe im Gartenhause eine Wohnung für sie einrichten lassen." Am 6ten kam die Herzogin von Berry an. Der Herzog von Bordeaux und Mademoiselle gingen ihr schon am Morgen entgegen, der Herzog wollte sie selbst in ihre Zimmer einführen. Ludwig Anton und Marie Therese waren in der Kirche. Der Herzog von Bordeaux ging eilig dahin, um ihnen die Nachricht zu bringen, und Beide eilten sogleich in das Palais. Es ist nicht auszusprechen, wie rührend die Beweise der Zärtlichkeit waren, welche bei diesem Wiedersehen ausgetauscht wurden. Aller Augen waren in Thränen, während die Freude aus jedem Antlitz strahlte. Die Herzogin von Berry drückte ihre beiden Kinder an ihre Brust und wurde von ihnen mit Liebkosungen überschüttet; es war dies ein Gemälde, das man sich wohl denken kann, welches aber die Feder nicht wiederzugeben vermag.

Am 7ten besuchte ich, wie alle Tage, Karl's X. Grab in der Kapelle der Franziskaner. Plötzlich hörte ich ein ungewohntes Geräusch die tiefe Ruhe der Kapelle stören; ich wandte mich um und sah die Herzogin von Berry mit ihren Kindern und einigem Gefolge. Sie näherten sich andächtig dem Altar, vor welchem täglich eine Seelenmesse für Karl X. gelesen wird. Als die Messe vorüber war, erhob sich J. K. H. von ihrem Sitz und kniete auf dem Stein nieder, welcher die sterblichen Ueberreste des Bruders Ludwig's XVI. bedeckt. In diesem Augenblick herrschte wieder die tiefste Stille, und es war, als wenn alle Anwesenden sich in ihren Gedanken mit der Herzogin vereinigten, um den Allmächtigen für die Seele Karl's X. anzuflehen.

Am 10ten besuchte ich das Schloß Hradschin. Es liegt auf einem Hügel vor einer der Vorstädte von Görz. Karl X. bewohnte es allein mit dem Herzoge von Bordeaux. Ich wollte das Gemach sehen, in welchem der König gestorben ist. Dieses Zimmer bietet einen so traurigen und wüsten Anblick dar, daß Einem das Herz darüber bricht. Alles ist leer; es herrscht darin die Stille des Todes. Ich öffnete die Thür einer Seiten-Galerie und pflückte einen verwelkten, mit Dornen bedeckten Zweig von einem vertrockneten Rosenstrauch.

Am Abend hatte ich die Ehre, zur Gesellschaft im Palais zugelassen zu werden. Der Herzog von Bordeaux führte die Unterhaltung, und ich konnte bemerken, wie anmuthig und geistvoll er spricht. Er erzählte mit viel Witz einen Zug vom General Junot, welcher, als er in Görz war und erfahren hatte, daß es viel Wild dort giebt, vom Gouverneur der Stadt verlangte, daß er ihm in 12 Stunden eine Kuppel von hundert Hunden schaffe. Hundert — nicht mehr und nicht weniger, und das mit Androhung von hundert Stockschlägen. Der Gouverneur wußte nichts Besseres zu thun, als alle Hunde der Stadt, Schlächterhunde, Windhunde, Doggen, Alles, was ihm unter die Augen kam, zusammenzuraffen; kurz, es wurden hundert Hunde herbeigeschafft. Aber wie mag der General Junot damit gejagt haben!

Um 9 Uhr entfernte sich Mademoiselle mit Frau von Nicolai; dann nahm J. K. H. Abschied von Ludwig Anton, und ich näherte mich, um dasselbe zu thun. Der Fürst war noch freundlicher als früher und sprach mit mir von meinem Schwager, dem Grafen von Busseuil. Die letzte Audienz, die mir Marie Therese bewilligte, hat mich tief ergriffen, und als sie sich entfernte, war ich in Thränen aufgelöst. Nachher hatte ich noch Zutritt bei dem Herzog von Bordeaux, welcher die Gnade hatte, mir einige Andenken zu bewilligen. Ich bewunderte die Devise, die er in seinem Petschaft führt: Fides, spes. Mademoiselle hatte auch die Gnade, mir, wie der Herzog von Bordeaux, einige Andenken zu übergeben, die mehr als Einen Glücklichen machen werden.

Rußland.

Orianda.

(Schluß.)

Der freie Raum dieses großen Hofes hat zwischen den Säulen 173 Fuß Breite, 222 Fuß Länge, hier 28, dort 22 Säulen. Der ganze Flügel links hinab ist Wohnung des Kaisers, rechts hinab Wohnung der Kaiserin. Es sind zusammenhängende Ketten kleinerer und größerer Zimmer, wie eine wohnliche Benutzung und Behaglichkeit sie wünschen läßt; hier und dort, in der Tiefe dieser Räume zunächst am Portikus: geschlossene Korridore oder schmale Abtheilungen durch freie Säulen gebildet: bald zu einer mannigfaltigeren Verknüpfung der Zimmer oder zum Aufenthalt von Dienern, bald zur Bildung von Vorplätzen oder von Nebenräumen. Zwei Zimmer dieser Ketten, auf jedem Flügel erkerartig vorspringend zur Erweiterung der Räume und zu freierem Genuß von Luft und Aussicht; einzelne Fenster hinausgeschoben nach Art von kleinen Kabinetten, zu stilleren Sitzen. Die kleineren Zimmer sind in der Höhe eines gewöhnlichen Geschosses, die größeren durch die Höhe jener zwei Geschosse fortgeführt, in denen auch diese Hauptmasse des Palastes sich darstellt. Ihre gesammte Höhe vom Plateau der äußeren Terrasse bis zum Rande des Daches ist nur 33½ Fuß.

Mit beiden Wohnungsflügeln sind jene in der Masse isolirten Vordergebäude für den Hofstaat in Zusammenhang gebracht durch einen schmalen Gang, der über einer Kluft, die hier erst bemerkt wird, auf schlanken Pfeilern schwebt; mit der Wohnung des Kaisers das Haus der Kammerherren, mit der der Kaiserin das der Hofdamen.

Der Flügel des Prachthofes im Angesichte des Meeres ist den Räumen für Recreation bestimmt und giebt zugleich jenen Wohnungen der hohen Herrschaften eine prächtige Verbindung. Hier in der Mitte ist ein viereckiger Saal von größerer Geräumigkeit, berechnet auf den Genuß des Anblickes der weiten freien Umgebung. Er ist demnach allein nach Außen hin dem Lichte geöffnet, und zwar durch fünf Säulenweiten, in denen seine ganze Breite aufgeht. Ein Portikus von zwei Gängen liegt davor gar reizend zu Aeußerst und nach Innen, durch Karyatiden gebildet, die auf Postamenten stehen, in der Mitte aber durch eine Reihe von Jonischen Säulen. Hinterwärts dieses Saales, im Hofe, liegt vor dem Portikus, der hier umherläuft, ein breites Wasserbecken, und an dessen entgegengesetztem Rande eine Grotte von der edelsten Auffassung: ein hohes Pfeilergewölbe, das Innere jenes Unterbaues, der den Tempel inmitten des Hofes trägt. Götter und Helden der Alten, heiliges Tempelgeräth, Künste der Musen stehen verschleiert dort von duftigem Schatten und grüßen heimlich und still! Einzelne Strahlen helleren Lichtes schießen quer durch den Raum.

Sehr schön sind ferner die beiden nächsten Nebenzimmer jenes Mittelsaales gedacht. Gegen das Freie sind sie ganz verschlossen, geöffnet allein in den Portikus des Hofes. Mild ist die Beleuchtung, indem das Licht durch die vorstehenden Säulen und ihre Decke gebrochen wird. Auch vor diesen Nebenzimmern dehnt noch das Wasserbecken sich aus, und gerade hier, zwischen enger gestellten Säulen, ergießen Taurische Widder von vergoldetem Erze die Fluth, welche das Becken nährt und die vorher rauschend noch überstürzt auf einer Stufe: — gegenüber aber den weiten Thüren dieser Zimmer und durch eine größere Säulenweite zeigt sich hier wie dort am anderen Rande des Bassins in der Mauer jenes Unterbaues eine hohe und geräumige Nische, und in dieser aus Erz gebildet Helios, der mit dem Rossegespann gerade aus den Fluthen emporsteigt, in einer anderen Luna, die mit den Stieren hinabtaucht, umgeben von schimmerndem Gestirn.

Diesen Nebenzimmern folgen andere, die wieder recht frei aufgethan sind gegen das leuchtende Meer, mit großen Erkern in Halbkreisform, durch hohe Säulen begränzt und bis zu deren Fuß der Aussicht offen. Dann noch andere Säle bis gegen die Wohnungen. Es ist diese dem Meer zugewendete Fronte des Palastes, in Uebereinstimmung mit dem Zweck der hier vertheilten Räume, auch in der Form bevorzugt und von dem würdigsten Eindruck. Sie ist in den Massen lebendiger bewegt, neben den Portiken, durch mannigfache Risaliths, welche die verschiedene Bestimmung und Größe der Räume, die hier belegen sind, fordert oder wünschen läßt. Die Höhenausdehnung dieser Räume erstreckt sich durch beide Geschosse der Nebenflügel, und die Form des Aeußeren spricht deutlich diese Anordnung aus; auch die Terrasse — die an den Seitenfronten nur 10 Fuß in der Breite mißt — ist hier geräumiger und in der Mitte durch einen großen Halbkreis-Platz erweitert, recht einladend zum Lustwandeln, zur Ergötzung an Erde und Himmel und Meer.

Dies sind denn sämmtliche Räume, die dem großen Hofe rings sich anschließen. Noch sind jene Gebäude in der Mitte näher zu beschreiben. Der viereckige Unterbau des Tempels ist 132 Fuß lang, 76 Fuß breit, 39 Fuß hoch. Er besteht aus vier Reihen viereckiger Pfeiler von 10 Fuß Durchmesser, zwischen denen nach der Längenrichtung drei Gänge oder Schiffe sich aufthun; der mittlere von größerer Breite. Die Decke wird hier durch große Steinplatten gebildet, und vorbereitet durch Steinschichten auf den Pfeilern überragt. Es hat der treffliche Erfinder diese Halle, welche wir früher schon mit flüchtigem Blicke berührt haben, der schönen Bestimmung gewidmet, das Museum abzugeben für die antiken Kunstwerke, die das südliche Rußland aus den Städten Griechischer Kolonieen in diesen Gegenden, jetzt schon zahlreich und werthvoll, ans Licht gefördert hat und mit Zuversicht, bei planmäßig geleiteter Bemühung, noch hoffen läßt. Zwei Treppen geleiten auf die Höhe dieses Baues, an seinen beiden langen Seiten, durch deren ganze Ausdehnung in mehrfachen Absätzen auf einer Reihe schlanker Pfeiler hingeführt und beginnend neben jenem großen Bassin, dessen oben Erwähnung geschah. Auf der Höhe dieses Baues läßt eine Aufschüttung von Erde, in Gräben gefaßt, eine Vegetation von kleineren Bäumen und Zierpflanzen gedeihen, eine Verschönerung des Ortes, welche die Annehmlichkeiten des Aufenthaltes unendlich vermehren wird. Eine Anordnung des Ganzen aber, die in traumhafte Zeiten des Alterthumes uns versetzt, sie der Gegenwart nahe bringt und schön verschwistert. Felsengrotten von Ellora, uralte Tempel der Aegypter, hängende Gärten der Semiramis winken aus der Ferne, stehen in Wirklichkeit vor uns.

Der Tempel nunmehr, welchem diese mächtige Halle als Unterbau dient und der ihn und den ganzen Palast so schön bekrönt, ist 72½ Fuß lang, 37 Fuß breit, Jonischer Ordnung, mit Säulen rings umher, 6 am Giebel, 11 an der Seitenfronte. Zwischen den Wänden seines Portikus liegt ein Saal, mit Thüren ringsumher, den Säulenweiten gegenüber — ein Aufenthalt voll des seltensten Liebreizes. Stille und Einsamkeit sind in dieser

Höhe, zu der kaum der Adler vom Eichenwipfel in den umgebenden Tiefen sich aufschwingt; Kühle durch den Schatten der vorliegenden Portiken; duftige Pflanzen ringsum, und zwischen diesen und über sie hinaus dieser Blick in die großartige Umgebung, auf das seelenerhebende Meer!

Der Hof des Palastes hier umher, zwischen den Portiken, die ihn einschließen, und dem Kunsttempel, ist zu einem anmuthigen Garten benutzt. Durch die Gebäude hat dieser Garten so viel Schatten, als das südliche Klima wünschen läßt. Aber wie geistreich sind auch hier eigenthümliche poetische Gedanken noch ausgedrückt! Schmale Wasserbecken, von Weinlauben beschattet, mit Marmorstegen an den Seiten, laufen vor den beiden Längenfronten der Portiken hin, so zur Kühlung wie zur Erfrischung von blüthentragenden orientalischen Pflanzen. In vollen Strömungen ergießen sich die Wasser in diese Becken; zwei Reihen von erzenen Thiergestalten aber stehen an den Seiten eines jeden — Mahnungen an ältere und neuere Hieroglyphe, wie sie hier am Ort schicklich ist — und phantastische Wächter der geheimnißvollen Quellen des Lebendigen. Mit guter Ueberlegung sind jene zweiten Nebenzimmer mit den Säulenerkern, in der Kette der Räume, für Recreation so geordnet, daß ihre Mittelachse und ihre Oeffnung gegen den Hof gerade in diese anziehenden Laubengänge, auf diese Wasserbecken trifft.

Auch in dem vordersten Eingangs-Atrium ist in dem offenen Mittelraum zwischen den Säulen im Impluvium ein Wasserbecken angenommen, welches den schönen Portikus gar lieblich wiederspiegelt.

Sicherlich, die hier entwickelten allgemeinen Gedanken und Formen bei der Anordnung dieses edlen Cäsarischen Lustsitzes werden schon hinreichend seyn, jeden Empfänglichen mit dem Gefühl einer edleren Freude zu erfüllen. Eine nähere Theilnahme erweckt das schöne Werk noch bei der Betrachtung der Einzelnheiten seiner Auffassung. Hier fixirt es, wie mit einem Zauberschlag in lebendigem Bild, einen der bedeutungsvollsten und anziehendsten Momente der Kunstgeschichte, so wie der Kulturgeschichte des Menschengeschlechts überhaupt.

Der Künstler in einer großartigen Auffassung giebt hier das Bild eines **Griechischen Wohnhauses**. Dahin lautet die Kaiserliche Verordnung. Ein Boden, der einst Hellenische Städte trug, ein Klima, das sie emporwachsen ließ, natürlich und duftig wie seine Pflanzen, soll in diesem Palast eine Blüthe treiben in jenem heimischen Geist. Blick' empor! Schweben nicht jetzt noch solche Bilder über Dir in jener glücklichen Zone? Fata Morgana malt sie dem Sehenden in die glänzende Luft. Es ist ein Palast Seleukidischer, Ptolomäischer Fürsten, würdig Alexander's des Großen.

Und sogleich drängt dem Betrachtenden sich ins Gefühl, wie der Künstler jenes Stammes gedacht hat, der Hellenischen Kolonieen am Ufer des Schwarzen Meeres: des Städte gebährenden Miletos, der Kunst der Griechen im vorderen Asien; jenes lebhaft kolorirten Jonischen Geistes: leicht beweglich, vertraulich im Umgang mit dem benachbarten Orient. Perser, Phönizier, Phrygier, Inder, Aegypter, alle sind ihm befreundet. Was ihm gefällt, das nimmt er und zwingt es, in seinen Armen bei ihm heimisch zu werden und mit ihm Eines. Dies ist Baukunst der Jonischen Griechen; Geist der Auffassung in Construction und Form bei der vorliegenden Erfindung.

Aber für den Geist der Form im Einzelnen ist der würdigste Standpunkt angenommen, der im Entwickelungsgange Griechischer Kunst hat gewählt werden können; **Perikleische Zeit**: Mäßigkeit in der Zusammensetzung der Theile, sorgfältiges Abwägen der Verhältnisse, strenge Zeichnung, jenes glückliche Treffen des Schönsten; — jener großartige und edle Charakter, welchen Ueberreste der Baukunst flüchtig andeuten, der aber lebhafter vor uns emporsteigt, wenn wir mit langen und sorgfältigen Studien, mühsam und voll Sammlung uns festhalten an den gesammten Umfang der Erscheinungen, die aus jener glücklichen Zeit noch auf die unsere gekommen sind, und uns gegenüber befinden dem Kunstwerk, das wir betrachten.

Ueberall stellt sich der Ausdruck dieses edlen, großartigen Charakters dar. Die Jonische Säulen-Ordnung, im Attischen Geschmack dieser Perikleischen Zeit, ist durch den ganzen Bau vorherrschend, zumal am Aeußeren. Nirgend ist Architektur, wo eine innere Nothwendigkeit sie nicht fordert; Kranzgesimse, Gürtungen, die kleineren Fensteröffnungen einfach umrahmt, die größeren mit Säulen-Einfassungen; — große Mauerflächen durch Schichten, Bänder und Rahmen eines dunkleren Steines sanft und anmuthig belebt: dazwischen sparsam eingestreute Medaillons und Nischen; Skulpturen in diesen und den Giebelfeldern; Akroterien oben auf. Die Ordnung vom vorderen Eingangs-Portikus und dem großen Atrium von Dorischer Auffassung in jenen schlankeren Verhältnissen, die ihr bei einer Anwendung außerhalb des Tempelbaues von altersher mögen gegeben worden seyn. Sehr originell und schön sind die Säulen der Portiken des Kaiserhofes von achteckiger Form, mit einfachem Schmiegen-Kapitäl, kräftiger Proportion, auf der Mitte ihrer Höhe mit einem breiten Gurt plastischer bacchischer Figuren; im übrigen ganz und gar mit musivischer Verzierung bedeckt: mit Palmenzweigen, schuppenartigem Blattwerk, Aegyptischen Zacken, gitterartigen Mustern: farbig schillernd im Glanz natürlichen Gesteines und metallischer Glasflüsse. Eine Auffassung der Säule, die ein jüngerer Blick in das Griechische Alterthum mit Beispiel belegt. — Die Pfeiler der großen Kunsthalle haben in drei vorgetreppten Steinschichten, jede an der Unterkante durch ein einfaches Glied gebrochen, alle mit einfachem Griechischem Ornament bedeckt, Kapitäle, die so ganz zu ihrer Form passen, während sie die Construction der Decke aus großen Steinplatten erleichtern. An dieser letzteren macht eine einfache Kette von großen Sternen, viereckig gefaßt, einen trefflichen Schmuck. — Durch sämmtliche innere Räume des Palastes, bei wenig getheilten Wänden, bleibt Malern und Bildnern ein weites Feld. — Ueberall ist horizontale Ueberlage bei Maueröffnungen, Stützenketten und Decken. —

Aber bei aller Schönheit, bei dieser freien und reichen Ergießung der Phantasie, wie ist doch diese edle Erfindung so ganz gedacht, **wirklich zu seyn**, ohne irgend eine Uebertreibung oder eine Schwierigkeit für die Ausführung! Alles leicht zu bewerkstelligen unter den obwaltenden Umständen; Alles ruhige Ueberlegung, fast nur Erfüllung der Nothdurft. Der Maßstab so angehalten, in den räumlichen Ausdehnungen und den Verhältnissen der Construction, daß Umfang und Aufwand des Gebäudes an und für sich nicht größer sind, als an vielen Wohnhäusern und Landsitzen Florentinischer, Genuesischer, Römischer Patrizier. Es ist mehr der Geist der ganzen Anordnung, Auffassung und Bedeutung des Einzelnen, Gedanke eines mehr zufälligen Schmuckes, die hier sogleich in eine höhere Lebenssphäre uns hinauftragen.

Sehr erfreulich ist es, daß Zufälligkeiten des Lokales die Ausführung begünstigen und erleichtern. Die umliegenden Gebirge geben trefflichen Baustein in großen Blöcken: Sandstein und mannigfache Arten von Marmor: blaßröthlichen und grünen. Außerdem läßt die Lage am Schwarzen Meer Italien benachbart seyn, und dies kann beisteuern, wenn es nöthig ist, mit noch anderem Material und mit Künstlern. So möge denn Luchesischer Marmor mit Taurischem sich verbinden.

Aber bei so streng gewogenem Werke wünschen wir nur, daß die Techniker, denen die Ausführung anvertraut werden dürfte, mit uns gleich gestimmte Hochachtung fühlen mögen vor dieser Erfindung. Der Meister allein nur vermag dieser fein gestimmten Tonleiter andere Bewegung zu geben, wenn es ihm gefiele oder geboten würde: — nicht leicht ein Anderer.

Du aber, junge Kunst, im fernen Süden dort drüben, junge Kultur der Musen da hinaus, halte dich an den Cäsarischen Fels, schieße junge Zweige und Blüthen aus dem frischen Stamm, der ihn krönt, von seinem Saft und seiner würdig. Und du, Erde des Alterthumes rings umher, öffne deinen Schooß — Schaaren beutelustiger Reiter, Krämer der mittleren Zeiten, deiner Schätze nicht kundig, haben ihn unberührt gelassen — öffne deinen Schooß den schöneren Tagen, die jetzt dir kommen, und gieb heraus die Kinder Hellenischer Abkunft, die annoch du verschlossen hältst: die Augen edler Herrscher zu erfreuen und die schönen Hallen ihrer würdig zu schmücken mit Olympischen Kränzen!

Wilh. Stier.

Mannigfaltiges.

— **Ein Orangen-Wald in Sardinien.***) Es war am ersten Mai, beim herrlichsten Wetter, als ich die Gärten oder vielmehr den Orangen-Wald von Milis, Sardiniens Paradies, besuchte, wo man über 500,000 Bäume zählt, deren Nähe sich mir bereits durch eine Atmosphäre von Wohlgerüchen angekündigt hatte. Dieser Hain, der von grünen Hügeln umgürtet wird und dessen köstliche Laubgänge und reizende Windungen ich mehrere Stunden lang durchzog, war von dem Gesang unzähliger Vögel und von dem Murmeln einer Masse kleiner Bäche belebt, welche den Fuß jener fortwährend in üppiger Vegetation befindlichen Bäume benetzen. Eine dichte Decke von Orangenblüthe lag als Teppich über den Boden ausgebreitet; ich schritt, ich gleitete gleichsam fort über diesen **duftenden Schnee**. Bog ich einen Zweig zurück, um bequemer durchschreiten zu können, so flogen von allen Seiten die Blüthen empor, die mir bald das Gesicht bedeckten. Diese köstliche Blüthe, die in den reichen Orangerieen unserer Schlösser zugezählt und verkauft wird, duftet hier unnütze Wohlgerüche aus, fällt zu Boden und wird unbeachtet von jedem Wanderer mit Füßen getreten. Hohe aromatische Sträucher und ein üppiger Graswuchs vermischten ihren etwas herberen, aber nicht minder angenehmen Geruch mit dem feinen Duft der Orangenbäume. Der Reichthum an Früchten ist zum Erstaunen; sehr häufig sind hohe Stützen von starkem Holze nöthig, damit die Zweige unter der Last von Apfelsinen und Citronen nicht brechen, deren Zahl im jährlichen Durchschnitte niemals weniger als zehn Millionen beträgt. Man ist wie geblendet von allen jenen rothen oder goldfarbigen Kugeln, einer glühenden Pflanzenwelt, die hier in Festons und Guirlanden sich windet. O, du liebe Orangerie von Versailles, Denkmal eines großen Jahrhunderts, wie schrumpfst du zusammen mit deinen Marmor-Bassins, deinen prächtigen hundertunddrei Alleen, deinen wundervollen Laubgewölben, deinen Meisterstücken der Baukunst, wie kleinlich erscheinst du neben der großartigen Natur des einsamen Thales von Milis!

*) Aus den so eben erschienenen Voyages en Corse, à l'île d'Elbe et en Sardaigne, par M. Valery, bibliothécaire du Roi aux palais de Versailles et de Trianon.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 54. Berlin, Montag den 6. Mai 1839.

Frankreich.

Die letzten Augenblicke des Fürsten von Talleyrand.

(Nach dem United Service Journal.)

Am 17. Mai 1838 vor 6 Uhr des Morgens begab ich mich voll düsterer Ahnungen nach dem alten Hotel in der Straße St. Florentin; denn als ich dieses Hotel spät am vergangenen Abend verließ, war mir nur wenig Hoffnung geblieben, daß sein hochbegabter Wirth noch einen Tag erleben würde. Ein blasser Morgenschimmer erhob sich, mit den Schatten der Nacht ringend, über die mächtigen Kastanienbäume der Tuilerieen. Alles war noch in Schlummer versunken; und als ich die schwere Glocke anzog, hatte ihr Nachklang in dem weiten Hofraume etwas Ueberirdisches. Ich verweilte nicht an der Loge des Portiers, um zu erfahren, wie der Fürst geschlafen habe; denn der erste Gegenstand, der mir ins Auge fiel, war die Equipage des Arztes. Ich eilte ohne Weiteres der großen Treppe zu, die ich so oft mit ganz anderen Gefühlen bestiegen hatte. Die beiden steinernen Embleme des Schweigens, welche, feucht vom Morgen-Nebel, an beiden Seiten des gigantischen Portales stehen, erfüllten mich mit eisigem Schauer. Jene ungeheuren Löwen, die so oft mit den Löwen Venedigs verglichen worden, erinnerten mich an die stummen und reglosen Wächter, welche die marmornen Eingänge antiker Grabmäler zieren. Es war, als hätte die Atmosphäre des Todes schon jeden Gegenstand umhüllt, und in dem alten Gebäude, zu jeder Zeit melancholisch und düster, schien Grabesluft zu wehen.

Das Vorzimmer war öde und verlassen; denn die ganze Dienerschaft hatte sich mit angstvoller Neugier in demjenigen Raume versammelt, welcher dem Zimmer ihres geliebten Herrn zunächst lag, um über den Fortgang der Krankheit möglichst frühe Kunde zu erhalten. Es hat vielleicht nie Jemand existirt, der mit weniger scheinbarer Anstrengung in so hohem Grade die Zuneigung seiner Untergebenen zu gewinnen wußte, als Fürst von Talleyrand. Alle Bedienten, die er in seinen letzten Augenblicken um sich hatte, waren in seinem Dienste ergraut, und von denen, welche ihn seit dem Beginn seiner glänzenden Laufbahn bedient hatten, war Keiner mehr übrig; er hatte sie Alle überlebt. Der Fürst schenkte seinen vornehmsten Domestiken immer einen hohen Grad von Vertrauen, und mancher höchst wichtige diplomatische Gegenstand ist in Gegenwart seines Kammerdieners ohne alle Zurückhaltung besprochen worden. Schon viele Jahre vor seinem Tode pflegte Talleyrand in der Stunde, wenn er Toilette machte, die bedeutendsten politischen Fragen zu verhandeln, und man weiß kein Beispiel, daß er bei solcher Gelegenheit einen Kammerdiener hinausgeschickt hätte.

Die merkwürdigste von allen Personen, die der Fürst jemals in seinem Dienste gehabt, war unbezweifelt der ehrliche Courtiade, dessen hausbackene Klugheit ihn oft sehr ergötzte. Dieser Veteran hatte lange vor Ausbruch der ersten Revolution bei Talleyrand Dienste genommen und starb erst vor vier Jahren während der Gesandtschaftsreise nach London. Man sagt, der Schmerz darüber, daß sein Herr ihn damals in Paris zurückließ, habe den Tod des gebrechlichen alten Mannes beschleunigt. Seine Anhänglichkeit an den Fürsten hatte — wenn der unedle Vergleich erlaubt ist — etwas von hündischer Natur. Er war seinem Herrn in allen Wechseln des Glückes treu zur Seite geblieben. Als Talleyrand den Brief empfing, der ihn zu seiner Flucht nach Amerika bestimmte, äußerte er gegen Courtiade vertrauensvoll seinen Entschluß und sagte ihm bei dieser Gelegenheit: „Du hast Frau und Kinder, denen Du ohne Zweifel erst Lebewohl zu sagen wünschest, ehe Du eine so lange und gefährliche Reise unternimmst, von der vielleicht so bald keine Rückkehr zu hoffen ist. Darum lasse mich allein abreisen und folge mir in dem nächsten Postschiffe." — „„Nein, nein"", versetzte Courtiade in tiefster Bewegung; „„Sie sollen nicht ohne Begleitung abreisen — ich muß mit Ihnen gehen; gestatten Sie mir nur eine Frist bis Morgen Abend."" — „Das geht in keinem Falle, Courtiade", entgegnete der Fürst; „dieser Aufschub kann uns verderblich seyn und wäre für Dich und Deine Frau doch nicht lang genug." — „„Bah! c'est bien de ma femme dont il s'agit!"" rief der treue Diener; „„ich habe jetzt nur die vermaledeite Wäscherin im Sinne, die alle Ihre feinen Hemden und Musselin-Kravatten bekommen hat. Wie, ums Himmels willen, können Sie sich denn ohne gutes Weißzeug produziren, besonders in einem fremden Lande?""

Ich werde nie meine erste Zusammenkunft mit dem Fürsten vergessen und den sonderbaren Eindruck, den eben dieser Courtiade damals auf mich machte. Es war bald nach der Juli-Revolution und kurz vor Talleyrand's Sendung nach London. Ich fand den berühmten Diplomaten ruhig an seinem Büreau sitzend, das ihm zugleich als Toilette diente. Ein Bedienter war emsig beschäftigt, die reiche Fülle seines langen grauen Haares zu pudern, während ein anderer ihm knieend die Schnallen an die Schuhe befestigte. Sein neben ihm sitzender Secretair hatte einen ungeheuren Pack Briefe vor sich liegen, die er, einen nach dem anderen, mit staunenswürdiger Schnelligkeit erbrach, durchlas und, nach Maßgabe ihres Inhalts, entweder in den Makulatur-Korb warf oder dem Fürsten vorlegte. Ich mußte die Kaltblütigkeit bewundern, womit Letzterer, während er meine Botschaft, die für ihn von größter persönlicher Wichtigkeit war, anhörte, seine Gala-Uniform sich anlegen ließ. Als der Fürst vollständig angekleidet war, öffnete sich eine Thür und herein trat wankenden Schrittes der alte verwitterte Courtiade, mehrere Dosen von allerlei Form und Größe bringend. Diese Dosen waren mit den Bändern und Insignien der vielen Orden seines Herrn gefüllt. Die vollkommene Gleichgültigkeit, womit Talleyrand die Orden an seine Brust heften ließ, stand in seltsamem Kontraste zu dem zappelnden Eifer Courtiade's, der die gewissenhafte Erfüllung dieser Pflicht — der einzigen, die ihm in seinem Alter noch oblag — zur höchsten Aufgabe seines Lebens machte.

Die Erinnerung an die Gefühle, womit ich am Sterbetage des großen Mannes das jetzt stille und verlassene Vorzimmer durchschritt, hat mir vorstehende Digression gleichsam abgenöthigt. Der Leser möge sie mir zu Gute halten!

Als ich in das Zimmer trat, wo der greise Staatsmann lag, fand ich ihn in tiefem Schlummer. Dieser Schlummer mag zum Theil eine Folge der großen Aufregung gewesen seyn, welche den letzten Akt seines Lebens — seinen Widerruf — begleitete, einen Akt, welcher eben so viel Lob als Tadel, eben so viel Spott als Bewunderung geärndtet hat und immer räthselhaft bleiben wird. Dieser Widerruf muß ihm viel gekostet haben; denn er wußte recht gut, daß die Augen aller Parteien auf ihn gerichtet seyn, und daß Alle, nach Maßgabe ihrer subjektiven Meinungen oder Interessen, seine Motive beurtheilen würden. Die lobende Bewunderung vieler Personen mußte ihm bitterer seyn, als der Tadel, ja selbst der Spott Anderer; und gewiß sah er vorher, daß Niemand diesen Schritt in seinem wahren Lichte betrachten würde. Man will wissen, daß Talleyrand noch auf seinem Sterbebette durch große innere Kämpfe und Gewissensqualen zu seinem Widerruf angetrieben worden sey — aber dieses muthmaßlich durch Priester ausgesprengte Gerücht ist gar weit von der Wahrheit entfernt. Eine Zeit lang hatte der Fürst allerdings, wie schon aus Fragmenten einer Korrespondenz mit dem Papste, die unter seinen Papieren sich vorfanden, erhellt, über den Gegenstand nachgedacht; allein es geschah nur, um seiner Familie Kummer und Seelenpein zu ersparen. Er wußte, daß er seine Verwandten hart mitnehmen würde, wenn er sich auf dem Sterbebette weigerte, gewisse religiöse Formalitäten zu vollziehen, auf die er selbst nicht den geringsten Werth legte; und was auch seine Feinde von der kalten berechnenden Politik sagen mögen, die alle seine Handlungen leitete, so kann man doch nicht in Abrede stellen, daß ihm stets an dem Wohl und der Erhebung seiner Familie viel gelegen war. Weder Unfähigkeit, noch Undankbarkeit gewisser Mitglieder hatten ihn jemals von diesem Ziele abgelenkt. Da seine starke und leidenschaftslose Seele alle die kleinlichen Bedenken zurückwies, welche Leute von gemeinem Schlage erschüttern können, so blieb die Vernunft seine einzige Führerin.

Der Schlummer, oder vielmehr die Lethargie, in welche der Fürst versunken war, hatte wohl eine Stunde nach meiner Ankunft noch fortgedauert, und es nahte die Zeit, in welcher der König seinen Besuch verheißen hatte. Mit Unwillen bemerkte ich, wie selbst diejenigen Personen, die Talleyrand am innigsten anhingen, aus lebhafter Besorgniß, der erquickende Schlummer des Fürsten könne länger dauern, als schicklich sey, sich beeiferten,

ihn zu wecken. Es kostete einige Mühe, ihm ins Gedächtniß zu rufen, welche Ehre seiner noch wartete, und kaum hatte man ihn am Rande des Bettes aufrecht gesetzt — siehe, da trat Seine Majestät, begleitet von Madame Adelaide, ins Zimmer. Es wäre für Maler und Psychologen eine interessante Aufgabe gewesen, beide Individuen zu beobachten, als sie unter jenem alten grünen Bettvorhang dicht bei einander saßen: die breite, gewaltige Stirn, die ruhige stoische Braue und das lange, verworrene Lockenhaar, welches diese Braue beschattete, gaben dem großen Staatsmanne noch in seiner Todesstunde jenen löwenartigen Ausdruck, den Dichter und Künstler so oft bewundert haben und womit das wohl arrangirte Toupee und die ganze sehr ausgesuchte Bekleidung des Königs wunderbar kontrastirten. Schon der alte verwitterte Schlafrock des Ersteren und der braune Frack, die steife Halsbinde, die mit Glanzwichse bestrichenen Stiefeln des Anderen verkündeten, welcher von Beiden der „letzte der Edelleute" und welcher „der erste Bürger" des Reiches war. Seine Majestät waren, wie die Etikette erheischt, der Erste, der das Schweigen brach. Ich kann den Ausdruck seiner Züge, als er so gleichsam den Niedergang seines leitenden Sternes sah, nicht beschreiben. Vielleicht hätte er sich selbst von dem, was jetzt in seiner Seele vorging, keine Rechenschaft geben können.

„Es schmerzt mich, Fürst, Sie so viel leiden zu sehen", sprach der König mit gedämpfter und zitternder Stimme. —

„ „Sire," " entgegnete Talleyrand, „ „Sie sind Zeuge der Leiden eines Sterbenden. Wer mich liebt, der kann nur wünschen, daß ich bald ausgekämpft habe." "

Diese Worte sprach der Fürst mit der ihm eigenthümlichen tiefen und starken Stimme, die bis an seinen Tod ungeschwächt blieb. Die Pause, welche voranging, und der ruhig bittere Ton des Vorwurfs, in welchem diese Worte gesprochen wurden, machten einen unvergeßlichen Eindruck.

Der Besuch des Königs war, wie alle Besuche, die mit schwerem Herzen gemacht werden, von möglichst kurzer Dauer. Ludwig Philipp fühlte sich augenscheinlich beklommen und wußte nicht recht, welche Miene er annehmen sollte. Er sagte dem Sterbenden einige Worte des Trostes und erhob sich dann, um Abschied zu nehmen. Der Fürst stellte ihm die anwesenden Personen vor und entließ ihn mit folgender hofmännischer Phrase: „Sire, unser Haus hat am heutigen Tage eine Ehre empfangen, die würdig ist, in unseren Annalen verzeichnet zu werden, und deren meine Nachfolger mit Stolz und Dankbarkeit sich erinnern werden."

Ich muß gestehen, daß meine Erwartungen von diesem Besuche mich sehr getäuscht hatten. Ich hatte einem Lebewohl entgegengesehen, wie es der unter Stürmen gelandete Reisende dem klugen und sorglichen Piloten sagt, der ihn durch Felsen und Brandung geleitet hat und jetzt allein, bei finsterer Nacht, vom Strande abgestoßen ist, um nie wiederzukommen. Dem war aber nicht also. Ich sah nur die Hast und Ungeduld, die mit einer peinlichen Situation verbunden zu seyn pflegen, aber nicht die leiseste Spur von Freundschaft, Anhänglichkeit oder dankbarer Gesinnung. Ein sehr verständiger und einsichtsvoller Freund, dem ich meine Beobachtung mittheilte, entgegnete trocken: „Es ist klar, daß Seine Majestät sich nicht scheute, ihn sterben zu sehen; aber gedulden Sie sich nur ein wenig: es wird ihm schon leid genug thun, wenn er gestorben ist."

Eine umständliche Beschreibung dieser Scene wäre mir vielleicht kaum in den Sinn gekommen, hätte man nicht von einem anderen Standpunkte so viel darüber hin und her geredet. Mit staunender Bewunderung haben gewisse Leute dieser Königlichen Herablassung gedacht, als ob Könige nicht gehalten wären, ihren Freunden dankbar zu seyn! Die meisten gekrönten Häupter würden sich wohl nicht geschämt haben, dem großen Staatsmanne an seinem Sterbebette ihre Hochachtung zu beweisen, und doch sind nur die Wenigsten unter seiner Mitwirkung zum Throne gelangt! Selbst Napoleon, der Mann mit dem eisernen Herzen, hätte kein Bedenken getragen, dies zu thun; denn er gestand unbedenklich, daß die weisen Rathschläge seines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten an seinen politischen Erfolgen großen Antheil gehabt haben.

Bald nach der Entfernung des Königs bemerkten die Aerzte die ersten Symptome der Auflösung an dem Kranken. Alsbald versammelte sich die ganze Familie um sein Bette. Der Herzog von P. befand sich auch unter ihnen, und ich hatte Mühe, ein Lächeln zu unterdrücken, als ich der satirischen Bemerkung mich erinnerte, die Talleyrand kurz vor seiner letzten Krankheit bei Gelegenheit einer ziemlich feierlichen Visite dieses Herrn gemacht. „Wenn man", so sagte er, „das melancholische Gesicht und die trauerartige Kleidung des Herzogs ins Auge faßt, so sollte man beinahe denken, irgend ein entrepreneur des pompes funèbres habe ihn hierher beordert."

Um die Mitte des Tages wurde der Fürst unruhiger und fieberhafter. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, die dumpfige Atmosphäre des Krankenzimmers eine Zeitlang zu verlassen und in das Gesellschaftszimmer zu treten. Hier fand ich die Elite der Pariser Gesellschaft versammelt. Eine Gruppe geschäftiger Politiker, mit Bändern im Knopfloche — Einige kahlköpfig, Andere gepudert — hatte um das lustig lodernde Kaminfeuer Platz genommen; ihre lebhafte Unterhaltung füllte, obgleich man aus zarter Rücksicht nur halb laut sprach, das ganze Zimmer mit anhaltendem Gemurmel. Einige der ältesten Freunde des ergrauten Diplomaten, die aus wahrer Anhänglichkeit gekommen waren, nahmen an den heftigen Debatten dieser politischen Kämpfer keinen Theil. Unter ihnen befand sich auch Graf M. Dieser ausgezeichnete Mann, ein Gesellschafter ohne Gleichen, dessen stechender Witz und beißender Sarkasmus das Schrecken aller Prahler und Windbeutel geworden — das einzige Individuum, mit welchem Talleyrand selbst nicht bei jeder Gelegenheit in die Schranken treten wollte, saß jetzt still, bekümmert, in Gedanken versunken und beachtete nicht, was um ihn her vorging, so reichen Stoff diese Scene bei jeder anderen Gelegenheit seinem Witz geboten hätte. Im anderen Winkel des Zimmers plauderte ein glänzender Damen-Zirkel über Gegenstände der verschiedensten Art. Zuweilen hörte man ein leises Kichern, trotz des verweisenden Pst! das vom anderen Ende des Zimmers öfter sich vernehmen ließ. Auf einem Sopha nahe dem Fenster lag die schöne und liebenswürdige Herzogin von V. nachlässig ausgestreckt und umgeben von jungen Stutzern, die vor ihr auf dem Teppich knieten oder in Polstern kauerten.

Die ganze Scene paßte in ein anderes Zeitalter. Es war mir, als hätte mich ein Zauberschlag in das Jahrhundert Ludwig's XIV. und an Mazarin's Sterbebett zurückversetzt. Dieselbe Ungenirtheit, dieselbe ungeduldige Erwartung war auch hier bemerklich. Einige hatten aus bloßer Konvenienz, Andere aus Rücksicht für Talleyrand's Familie, Viele aus bloßer Neugier und nur Wenige aus wahrer Freundschaft sich eingefunden. — Die Meisten schienen vergessen zu haben, daß ein gewaltiger Geist von der Erde schied, oder daß sie versammelt waren, um einen großen Mann sterben zu sehen. Aber plötzlich stockte die Unterhaltung; es entstand eine feierliche Pause, und jedes Auge war der langsam aufgehenden Thür des Krankenzimmers zugewendet. Ein Bedienter trat mit gesenktem Blick und geschwollenem Auge herein, näherte sich dem Dr. C., der, gleich mir, ein paar Augenblicke im Gesellschaftszimmer sich erholte, und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Der Doktor stand sogleich auf und ging ins Krankenzimmer. Die Eile, womit er dies that, verkündete nur zu deutlich den Beweggrund. Die ganze Versammlung drängte dem Doktor nach. Augenscheinlich hatte der Tod allbereits auf die marmorne Stirn des Fürsten sein Siegel gedrückt; dennoch bewahrte das Gesicht zu meinem Erstaunen den gewohnten energischen Ausdruck. Alles Leben schien im Kopfe zusammengedrängt. Von Zeit zu Zeit erhob er sein Haupt mit einer plötzlichen Bewegung, die langen grauen Locken zurückschüttelnd, die über das Gesicht fielen, und schaute um sich. Ein triumphirendes Lächeln über das günstige Ergebniß seiner Musterung des wohlbevölkerten Zimmers überflog dann seine Züge, und sein Haupt sank wieder auf den Busen.

Mein Beruf hat es so mit sich gebracht, daß ich Zeuge von mancher Todes-Scene gewesen bin; aber kein Individuum ist mir im Gedächtniß geblieben, dessen Charakter noch in den letzten Augenblicken sein eigenthümliches Gepräge so treu bewahrt hätte, wie Talleyrand. Er sah den Tod ohne Furcht und Schauder, aber auch ohne affektirten Trotz herannahen, als einen würdigen Gegner, mit dem er lange und wacker gerungen und vor dem er jetzt ohne Beschämung die Waffen streckte. Wenn es wirklich ein wohlthuendes Gefühl ist, unter den Seufzern und Wehklagen zahlreicher Freunde und Verwandten zu sterben, so muß der sterbende Staatsmann die Welt sehr befriedigt verlassen haben; denn er schied mit königlichen Ehren und königlichem Pompe: Keiner fehlte von allen denen, die er selbst vielleicht zusammenberufen hätte. Der ergraute Freund seiner früheren Jahre und der schöne jugendliche Liebling seines Alters knieten vor seinem Lager; und wenn die Trostesworte, die ihm ein Priester murmelnd vorlas, nicht zu seinen Ohren drangen, so war die lautere Weheklage derer, die ihm bei seinen Lebzeiten so theuer gewesen, Schuld daran.

Kaum aber hatte das Auge, an dessen Blicken die Europäische Welt so lange und mit so gespannter Aufmerksamkeit gehangen, auf ewig sich geschlossen, als ein urplötzlicher Wechsel der Scene erfolgte. Wie ein Schwarm Krähen, der mit einem Male auffliegt, so stürzte die ganze schwarze Versammlung aus dem Hotel, und Jeder beeilte sich, die interessante Kunde baldmöglichst seinem respektiven Zirkel zutragen zu können. Als ich das Zimmer am Abend wieder betrat, fand ich den Armsessel, in welchem der Fürst so oft seine stechenden Witze sprühen ließ, von einem Priester eingenommen, der für die Ruhe der abgeschiedenen Seele betete.

Nach Talleyrand's Hinscheiden wurde die Ehrerbietung, welche der Fürst seinem ganzen Haushalt eingeflößt hatte, recht offenkundig. Kein Bedienter verließ unter irgend einem Vorwande den ihm angewiesenen Posten, und jeder erschien pünktlich um die Zeit, wann er vor seinem lebenden Herrn zu erscheinen gewohnt war. Ich selbst sah den Koch um dieselbe Morgenstunde, in welcher er bis dahin die Befehle seines Herrn zu empfangen gewohnt gewesen, von allen Küchenjungen begleitet, hereintreten. Der ganze schneeweiß gekleidete und mit langen Tranchir-Messern bewehrte Trupp schritt feierlich dem Bette zu, worauf sie Alle niederknieten und ein kurzes Gebet murmelten. Jeder besprengte den Leichnam mit Weihwasser, und der Zug entfernte sich wieder so feierlich still, wie er gekommen war.

Der Französischen Sitte gemäß, erfolgt die Bestattung jeder Person 48 Stunden nach ihrem Ableben. Mit Talleyrand's irdischen Ueberresten mußte man, theils wegen der Einbalsamirung, die nicht so schnell vor sich geht, und anderentheils auch, weil der Körper nach Valençay zu transportiren war, eine Ausnahme machen.

Fürst Talleyrand — der kluge, der witzige, schlaue und

listige — sollte mit seinem harmlosen und kaum an Mittelmäßigkeit reichenden Bruder gemeinschaftlich in die Gruft sinken! Ein einziger Todesstreich hatte den ganzen Stamm von der Erde vertilgt! Bei derselben Gelegenheit öffnete man auch das kleine Grab des Kindes Yolande, dessen zierliches Särglein den Sarg des Fürsten begleiten mußte. Der Leichenwagen, welcher die Körper weiter fördern sollte, war der nämliche, den man zur Fortschaffung des Körpers der Ex-Königin von Holland aus der Schweiz gezimmert hatte. Er glich einem Munitionswagen und war an der Vorderseite mit zwei bedeckten Sitzen versehen, worin zwei Bediente des Fürsten saßen. Die Ausgrabung des Kindes auf dem einsamen Kirchhofe Mont-Parnasse — das Aufladen des gewichtigen Sarges, der Talleyrand's Hülle barg, bei dem blutrothen Scheine angezündeter Fackeln — das eigenthümliche Gepolter des Leichenwagens, als er bei nächtlicher Weile und im sanften Lichte des Mondes, der jeden dunkeln Gegenstand noch dunkler erscheinen läßt, durch die menschenleeren Straßen fuhr — Alles machte einen unbeschreiblich dramatischen Effekt. Noch muß ich eines halb-komischen Wortspiels erwähnen. Als das Fuhrwerk von der Kapelle, wo Talleyrand's Leichnam ausgestellt gewesen, sich in Bewegung setzte und einer der Postillone nach gewohnter Weise fragte: „Vers quelle barrière?" antwortete ihm eine Stimme vom Leichenwagen: „Barrière d'Enfer!"

Am dritten Tage nach unserer Abreise von Paris erreichten wir Valençay, und am Abende desselben Tages sah man den bestaubten Leichenwagen durch die lange Allee von Kastanien-Bäumen dem Schlosse zufahren. Jede Ehre, die man dem Besitzer bei seinen Lebzeiten angethan, wurde nun mit skrupelhafter Genauigkeit seinem Leichnam erwiesen. Der Neffe des Fürsten nahm in eigener Person auf dem Leichenwagen Platz und lenkte ihn, begleitet von der ganzen zahlreichen Dienerschaft des Schlosses, bei Fackelschein nach der Kirche von Valençay, wo der Sarg für diese Nacht niedergestellt wurde.

Am frühen Morgen des anderen Tages war in dem kleinen Städtchen Alles munter. Die Bewohner hatten bis dahin etwas so Interessantes noch nicht erlebt. Jedes Fenster war mit Zuschauern bevölkert, während Bauern aus allen benachbarten Distrikten in ihrer festtäglichen Kleidung auf den Fußwegen sich drängten. Die National-Garde stand schon mit Tages-Anbruch unter Waffen, und der ganze Ort gewährte einen so lachenden Anblick, daß eine zufällig durchreisende Person annehmen konnte, es sey dies der Tag eines großen Volksfestes.

Die sterbliche Hülle des Bruders war in ganz anderer Weise angekommen. Kein Pomp, kein Gepränge war da zu sehen — ein Post-Fuhrwerk mit zwei Pferden bespannt, und hinterher Niemand, als der Doktor, der den Herzog in seiner letzten Krankheit behandelt hatte. Kein Geld war an überflüssige Zierrathen verschwendet; denn als der Sarg enthüllt wurde, sah man mit Erstaunen, daß er ganz schlicht und simpel aus Rüsternholz gezimmert war. Neben die Särge seiner begünstigteren Verwandten gestellt, gewährte die letzte Behausung des Herzogs einen melancholischen Anblick. Jetzt aber bedeckt Ein Leichentuch das Ganze, den kostbaren Sammet und die schlichten unpolirten Bretter. Eine gedehnte Melodie stieg zum Himmel empor, ein Gebet für die Ruhe Aller, welche unter jenem riesigen Katafalke schliefen — für den, welcher im Schoße des Reichthums und der Ehren gestorben war, dessen gewaltiger Geist bis zum letzten Augenblicke die übrigen Geister beherrscht hatte, und für den, der seine Augen in einsamer Vergessenheit schloß und dessen ohnehin schwacher Verstand am Ende fast in Aberwitz überging. Beide wurden nach der Kapelle der Andreas-Schwestern transportirt, die von dem Fürsten selbst gegründet war und wohin er die Familien-Gruft verlegt hatte. Sein Leichnam sank unter einer Salve aus Gewehren und den geräuschvollen Ehrenbezeugungen der Versammlung zuerst in die Gruft — dann der des Herzogs in vollkommener Stille, die nur von dem Klirren des eisernen Gitters, an welchem der Sarg hinabglitt, unterbrochen wurde. Zu allerletzt kam die kleine Yolande an die Reihe, deren allerliebstes Särglein mit seinen silbernen Einfassungen und mit der blendend weißen Sammetbekleidung viel eher einem Kästchen glich, das die Toilette einer jugendlichen Schönheit schmücken sollte, als einem Behälter des Moders und der Verwesung.

Das Gewölbe wurde geschlossen, und Alles war vorüber. Wir verließen die Kapelle und begaben uns nach dem Schlosse, dessen neuer Besitzer sämmtlichen Personen, die der Leichenfeier beigewohnt, ein wahrhaft fürstliches Frühstück vorsetzen ließ. Ich verspürte einige Neugier, mich davon zu unterrichten, was für Leute es waren, die Ihm, der auf die Dankbarkeit jedes Individuums seiner Nation Anspruch hatte, die letzte Huldigung bewiesen. Ich sah zur Rechten und zur Linken; allein es waren überhaupt nur Wenige, und alle diese Wenigen hatten bei seinen Lebzeiten **ihm gedient**; von den Großen dieser Erde, denen **Er gedient** hatte, die Ihm ihre Größe, ihre Macht verdankten, war Keiner zugegen! (U. S. J.)

Die diesjährige Pariser Kunst-Ausstellung.

(Fortsetzung.)

Die Traditionen der Italiänischen Schule finden sich am treusten und vollständigsten in der von **Ingres** gebildeten Schule bewahrt. Diese bemüht sich, die Zeichnung Raphael's, die Einfachheit der älteren christlichen Maler und den antiken Schönheitssinn zu vereinigen. Zu der diesjährigen Ausstellung hatte sie ein Bild von **Flandrin**: „Jesus, der die Kinder zu sich läßt", geliefert, welches mit Recht viele Bewunderung fand. Die Farbengebung ist etwas sehr diskret und blaß, und dies allein kann den Eindruck des schönen Bildes verringern. Die Zeichnung, die Stellung der Figuren, der Ausdruck der Köpfe sind von hoher Vollendung. Von vorzüglicher Schönheit sind die Kinder, nur etwas zu kalt und zurückhaltend, aber davon trägt auch wohl wieder der Gesichtsausdruck des Herrn die Schuld, der etwas melancholisch darein schaut, statt ihnen freundlich und wohlwollend entgegenzusehen. — **Amaury Duval** hatte das Bildniß eines jungen Mädchens geliefert, in welchem sich alle Vorzüge der Schule abspiegelten. Die Figur, in Weiß gekleidet, mit Rosen im Mieder und den Haaren, trug durchaus den Ausdruck der Wahrheit und Einfachheit und war ein köstliches Bild jugendlicher Frische und Anmuth. Obgleich die Farbengebung der schwächste Theil der Schule ist, so zeigte doch das Kolorit dieses Bildes einen zarten geistigen Anhauch und eine gewisse Durchsichtigkeit in der Hautfarbe. Man wurde unwillkürlich an Perugino's Manier und an die Raphael's in der ersten Zeit erinnert. Ohne schroffe Lichtgegensätze, waren die feinsten Schattirungen ausgedrückt. Ein anderes Bildniß desselben Künstlers war weniger gelungen zu nennen; es war kalt und gesucht, ohne diese Mängel durch die anderweitigen Vorzüge der Schule aufzuwiegen. Unter dem, was diese sonst noch beisteuerte, verdienen **Roulin's** „Moses" und die „Verbannten" von **Menn** erwähnt zu werden. — Ohne gerade zu der Schule von Ingres zu gehören, steht **Cornu** doch in einem gewissen Zusammenhange mit derselben: sein heiliger „Nicolaus und Vincens" hat archaistische Reminiscenzen. **Doussault** hat den Styl der alten Maler mit dem modernen verschmelzen wollen; es ist indeß nichts Gutes dabei herausgekommen, und seine „Madonna mit den Engeln" scheint ein von einem Vignettenzeichner retouchirter Beato Angelico zu seyn.

Einen vollkommenen Gegensatz zu dieser Schule bildet **Ary Scheffer**, der romantische und moderne Maler. Die zarten und schwermüthigen Empfindungen, die weichen Herzensregungen weiß Niemand besser als er darzustellen; er ist der Repräsentant der Deutschen Kunst in Frankreich nach ihrer sentimentalen Seite hin. In allen Werken Scheffer's spricht sich ein tiefes Gemüth, ein hoher Gefühlsreichthum aus. Er ist eben so sehr Dichter als Maler, vermag aber nicht immer das ganz adäquat auszudrücken, was er in sich herumgetragen hat. Da das Gefühl sich vorzüglich im Gesichte ausspricht, so muß bei ihm der Ausdruck der Köpfe und Gesichtszüge auch besonders beachtet werden. Blickt man durch die etwas graue und trübe Atmosphäre, in welcher sein Christus athmet, hindurch, so findet man eine Gestalt, auf welcher sich unaussprechliche Seelenleiden abspiegeln. Der Erlöser hat den Schmerzenskelch bis auf den Boden geleert. Seine Züge sind abgespannt, und seine Augenlieder senken sich. In der Beugung des Hauptes, in der Bewegung der Lippen spricht sich ein unendliches Seelenleiden aus. Vielleicht kann man Scheffer vorwerfen, seinen Christus zu menschlich gefaßt zu haben; in diese dumpfe Verzweiflung leuchtet in der That kein Hoffnungsstrahl hinein, und man sieht nur das Leiden Gottes, nicht die Ueberwindung desselben und seine künftige Erhöhung, die hier schon hindurchschimmern mußte. Was man vorzüglich noch an Scheffer aussetzen könnte, ist die öftere Wiederkehr derselben Figuren. Sein diesjähriger „König von Thule" erinnert etwas an den Grafen Eberhard auf einer der vorigen Ausstellungen, obgleich derselbe vollendeter und ausdrucksvoller ist. Auch seine beiden „Mignons" sind keine ganz neue Erscheinungen. „Faust, im Anblicke Gretchens verloren" ist ebenfalls schon im Gefolge des tröstenden Christus auf der Ausstellung von 1837 dagewesen. Auf diesem Bilde ist der Gesichtsausdruck vielleicht nicht ganz im Geiste des Götheschen Faust, aber dasselbe ist darum nicht minder ein Werk von hoher Vortrefflichkeit. Gretchen macht durch ihre Unschuld und Jungfräulichkeit einen bezaubernden Eindruck; auch ist der Totaleindruck wohl berechnet und von unwiderstehlicher Wirkung; der Tadel könnte nur Kleinigkeiten treffen. Einige Verzeichnungen abgerechnet, ist seine „sich nach der Heimat sehnende Mignon" ein herrliches Werk voll tiefer Gefühlspoesie und entzückender Innigkeit, vielleicht das beste, was er in diesem Jahre geliefert hat. Die Gewandung ist einfach und anmuthig, aber hinreißend schön ist das Gesicht. In den Augen erglänzt eine tiefe Schwermuth, und der Ausdruck des Gesichts scheint alle Bewegungen des Herzens abzuspiegeln. „Die zum Himmel aufblickende Mignon" scheint schon von den Fesseln der Körperlichkeit befreit zu seyn. Ary Scheffer übt einen bedeutenden und heilsamen Einfluß auf die Französische Kunst aus; denn während ein Theil derselben sich nur um die Form bemüht, ohne nach dem Wesen der Kunst zu fragen, während ein anderer sich zur Vergangenheit zurückwendet, um diese wiederaufzuerwecken, sucht er den Ausdruck der Empfindungen und Gemüthsbewegungen darzustellen und die Außengestalt zum Spiegel des Innern zu machen.

Der Kunst stehen indeß auch noch andere Wege zu Gebote; es giebt auch eine Darstellungsweise, welche unmittelbar aus dem Gedanken entspringt und sich durch eine gewisse Kühnheit der Composition verräth. Hiernach haben besonders die Englischen Künstler gestrebt. **Martin** wirkt durch die Großartigkeit und den freien Schwung seiner Linien; **Turner** durch seine magische Beleuchtung und Farbengebung, welche alle Gegenstände einer Landschaft in eine Empfindung verschmilzt und alle

Wesen dieselbe Sprache reden läßt, so daß sie Theile desselben Organismus zu seyn scheinen. Diese beiden Weisen der Darstellung, welche man pitoresk nennen könnte, finden sich bei mehreren Französischen Künstlern.

Ein junger Künstler, Leullier, ist auf diesem Gebiete mit großer Kühnheit und vielem Glücke aufgetreten. Seine „den Thieren vorgeworfene Christen" sind eine merkwürdige und großartige Composition. Man sieht das Innere des Cirkus, wo sechzigtausend Zuschauer versammelt sind und sich an der Metzelei, die eben im besten Gange ist, weiden. Das Blut fließt in Strömen, und die Römer applaudiren. Wenn sie niederblicken, sehen sie überall offene Rachen, gezückte Krallen, klaffende Wunden, rothes Blut und Todesqual in allen Abstufungen. Ein größeres Gewirre von Elephanten, Rhinocerossen, Nilpferden, Büffeln, Auerochsen, Löwen, Tigern, Panthern, Hyänen, Männern und Weibern kann man sich nicht denken, und Einer fällt immer wieder über einen Anderen her, Menschen und Thiere zerfleischen sich unter einander. Nirgends ist ein Ruhepunkt, nirgends findet man etwas Menschliches, außer in zwei Märtyrern, deren Haupt schon mit einem Heiligenschein umgeben ist. Die Thiere, welche hier vorzüglich in Betracht kommen, denn die Menschen sind nur Nebenfiguren, sind vortrefflich gezeichnet und zeugen für das Studium des Künstlers. Der etwas zu dunkele Grund schadet dem Eindrucke.

Wir wenden uns jetzt zu einem der bedeutendsten Künstler, der wenigstens in seinem Genre unerreicht dasteht, zu Decamps. Derselbe ist ein vollendeter Künstler, ein Meister, der mit den Schwierigkeiten der Ausführung spielend fertig wird. Er ist originell; wollte man ihn aber mit einem anderen Künstler vergleichen, so könnte es nur mit Salvator Rosa geschehen, dem er an Kühnheit und Seltsamkeit der Composition gleichkömmt, aber an kräftiger Pinselführung überlegen ist. Die diesjährige Ausstellung brachte eilf Gemälde von ihm. Zuerst zwei biblische Stoffe: „Joseph, von seinen Brüdern verkauft" und „Simson und die Philister". Decamps verlegt am liebsten die Scenerie seiner Gemälde nach dem Orient, denn hier ist er ganz zu Hause, und die Gluth und Gewalt seiner Phantasie und der üppige Reichthum seines Kolorits befähigen ihn auch am meisten zu solchen Schilderungen. Der landschaftliche Theil der beiden Gemälde ist unübertrefflich schön, nicht minder die Gruppirung und der Ausdruck der Figuren, die sich alle als echte Kinder des Orients bekunden. Man glaubt die Sonne auf dem Sande scheinen und die Erde vor Hitze bersten zu sehen; darüber ist ein klarer durchsichtiger Himmel ausgespannt, auf dem einige weiße Wölkchen auf- und abwogen. „Der Kampf Simson's und der Philister" erinnert durch die Wildheit des Ausdrucks an „die Cimbernschlacht". Hier ist es eine steinige und rauhe Landschaft, nackte Felsen, kahle Hügel, vertrocknete, staubige Vegetation, eine Natur, welche an die schrecklichsten selve selvaggie Salvator Rosa's erinnert. Und diese Figuren! der bärtige, behaarte, wüthige Simson mit der Eselskinnbacke in der Hand, gegen welche die Keule des Herkules nur eine Reitgerte ist, und der Schwarm der Philister, Fußgänger und Reiter, Menschen und Pferde, die sich in wilder Unordnung überstürzen und durcheinanderwälzen.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Le caporal Verner, par Th. Lastière, et le Général Garnison, par G. Touchard-Lafosse. — 2 Bde. 15 Fr.
La comtesse de Salisbury. — Von A. Dumas. 2 Bde. 15 Fr.
Histoire, antiquités et architectonique de l'église de Lodève. — 4. 6 Fr.
Histoire de France pendant la république, le consulat, l'empire et la restauration, jusqu'à la révolution de 1830. — Von M. de Norvins. 10 Fr.
Le journaliste. — Von E. Souvestre. 2 Bde. 15 Fr.
M. Chipard, député, ou les inconvéniens de la grandeur. — Von Toussaint Caduchet. 7½ Fr.
Ma petite soeur. — Von A. Ricard. 2 Bde. 15 Fr.
Précis élémentaire de physique et de chimie. — Von A. S. de Montferrier. 5 Fr.
Le Limousin historique, recueil pouvant servir à l'Histoire de l'ancienne province du Limousin. — Von A. Leymarie. Erster Theil. 10 Fr.

Ostindien.

Die Indische Methode der Stahlhärtung.

Das in Indien gebräuchliche Verfahren, Stahl zu härten, ist zu verwickelt und scheint zu sehr auf wissenschaftlichen Versuchen zu beruhen, als daß man die Erfindung desselben rein dem Zufall zuschreiben könnte. Dasselbe stimmt ziemlich genau mit der in Europa gebräuchlichen Methode überein. Aber in Europa kam man nur nach vielen wissenschaftlichen Experimenten darauf, nachdem es sich erwiesen, daß der Stahl eine Zusammensetzung von Eisen und Kohlenstoff sey; während in Indien dies Verfahren seit undenklichen Zeiten angewendet wird, lange bevor es in Europa bekannt war. Die Geschichte erwähnt, daß Porus dem Alexander dreißig Pfund Stahl schenkte, und man weiß, daß im Alterthume die Waffen aus einem Gemisch von Kupfer und Zinn bereitet wurden. Die Instrumente, vermittelst welcher die Steinbrüche Aegyptens ausgebeutet und die Tempel und Obelisken aufgethürmt wurden, waren, wie sich kaum bezweifeln läßt, aus Indischem Stahl angefertigt worden.

Das in Indien übliche Verfahren besteht kurz in Folgendem: Das Erz, dessen man sich bedient, enthält Eisen-Oxyd und Quarz, in dem Verhältnisse von 52 Theilen Oxyd und 48 Theilen Quarz. In dem Bezirk von Salem, wo der Stahl bereitet wird, findet man dieses Erz in großer Menge. Es liegt dort in so großer Menge auf der Oberfläche des Bodens, daß man gar nicht nöthig hat, Nachgrabungen anzustellen. Dasselbe wird zerrieben und vermittelst der Auswaschungen oder durch ein anderes Mittel vom Quarz getrennt. Der Schmelzofen wird aus Thon erbaut, drei oder vier Fuß hoch, und erhält eine konische Form. Der Blasebalg besteht aus zwei Hundefellen mit einem Bambusrohre. Als Brennmaterial gebraucht man die Holzkohle ohne weitere Beimischung. Der Blasebalg wird vier Stunden in Bewegung gesetzt, binnen welcher Zeit das Erz schmilzt. Man läßt es ausfließen, und wenn das festgewordene Metall noch roth ist, durchschneidet man es mit einer Axt und übergiebt die Stücke den Schmieden, welche es in Stangen umformen und dann in Stahl verwandeln. Sie schmieden es bei Weißglühhitze und schlagen mit dem Hammer darauf los, bis es die Form einer Stange angenommen hat, welche der Englische Kaufmann mit Verachtung zurückweisen würde, aus welcher aber die Indier den feinsten Stahl verfertigen. Zuerst schneiden sie es in kleine Stücke und legen ungefähr ein Pfund nebst dem trockenen Holze der Cassia auricalata und einigen grünen Zweigen der Asclepias gigantea in einen Schmelztiegel. Den Zutritt der Luft hindert eine feuchte Thondecke. Einige zwanzig dieser Schmelztiegel werden in einen kleinen Ofen gestellt, mit Kohlen bedeckt, und nach Verlauf zweier Stunden ist die ganze Operation beendet. Der Stahl, den man auf diese Weise gewinnt, ist vortrefflich, aber das Verfahren so unvollkommen, daß von 72 Theilen des Metalls kaum 15 übrig bleiben.

Obgleich diese Methode im Wesentlichen mit der in England seit kurzem gebräuchlichen übereinstimmt, so weicht sie doch darin von derselben ab, daß sie beide von den Englischen Fabrikanten angewendete Methoden vereinigt. Seit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts sind nämlich in England zwei Patente für die Stahlbereitung ertheilt worden. Nach der einen Methode wird das Eisen vermittelst jeder kohlenhaltigen Substanz in Stahl verwandelt, nach der anderen wird dasselbe der Einwirkung des Wasserstoffes bei einem hohen Wärmegrade unterworfen. Das Indische Verfahren scheint beide Methoden zu vereinigen.

Mannigfaltiges.

— Für und wider die Phrenologie. Einige Auszüge, die wir in Nr. 12 u. 13 des „Magazins" von d. J. aus zweien Englischen Schriften über die Phrenologie mitgetheilt, haben in Deutschland eine kleine Gegenschrift veranlaßt, als deren Verfasser sich Herr Noel, Mitglied der phrenologischen Gesellschaft zu London, nennt.*) Da wir bei der Mittheilung jener Auszüge keinesweges die Absicht hatten, als Kämpen gegen die Phrenologie überhaupt aufzutreten; da wir vielmehr nur an die Konsequenzen dieser Lehre nicht glauben, die an sich eben so viel Wahres und Interessantes als die Physiognomik darbietet, aber eben so wenig wie diese die Geltung und die innere Nothwendigkeit einer organisch gegliederten Wissenschaft sich zu vindiziren vermag, so machen wir auch gern auf die Widerlegungen aufmerksam, die gegen die von uns citirten beiden Schriftsteller, Roget und Sewall, vorlängst schon in England und Nord-Amerika erschienen sind und die Herr Noel seiner kleinen Abhandlung zum Grunde gelegt hat. Herr Roget ist namentlich von den Herren G. Combe und Dr. A. Combe in deren Schrift „über die Functionen des Gehirns" bekämpft worden, und der Amerikaner Sewall hat seinen Gegner in einem anderen Amerikaner, Namens Caldwell, gefunden. Allerdings war es auch leicht, dem Spotte der Herren Roget und Sewall anderen Spott entgegenzusetzen; leugnen wollen, daß dem berühmten Gründer der Schädellehre, Dr. Gall, Vieles zur näheren Kenntniß des Baues und der Faserung des Gehirns zu verdanken sey, heißt das Kind mit dem Bade ausschütten; aber mit der Zurückführung auf die allgemeinen Grundsätze jener Lehre, wie es die Herren Combe und Caldwell thun, wird doch noch lange nicht bewiesen, daß, gleich den Verstandeskräften, auch unsere Gefühle ihren Sitz und ihre maßgebende Anlage im Gehirn haben, und daß jedes derselben auf der Oberfläche der Hirnschale untrüglich angezeigt sey. Begnügt sich doch am Ende auch Herr Noel, auf allgemeine Beobachtungen hinzuweisen, die übereinstimmend einerseits an den Köpfen großer und ausgezeichneter Männer und andererseits an denen einiger berüchtigten Spitzbuben und Mörder gemacht worden sind. Die Richtigkeit solcher und ähnlicher Beobachtungen ist auch in Deutschland bereitwillig anerkannt worden; aber nur in Großbritanien und Nord-Amerika hat sich bisher die Phrenologie als Wissenschaft so zahlreiche Adepten zu erwerben gewußt, daß, wie der Verfasser sagt, in dem erstgenannten Lande jetzt an dreißig phrenologische Gesellschaften sich befinden, welche bedeutende Sammlungen von Schädeln und Abgüssen besitzen, die bei öffentlichen Vorlesungen gebraucht werden, und dadurch wesentlich zur Verbreitung der phrenologischen Lehren beitragen.

*) Einige Worte über Phrenologie, hervorgerufen durch einen Aufsatz in dem Magazin für die Literatur des Auslandes, von R. R. Noel, Mitglied der phrenologischen Gesellschaft zu London. — Dresden und Leipzig, Arnoldische Buchhandlung, 1839.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 55. Berlin, Mittwoch den 8. Mai 1839.

Süd-Afrika.

Zur Geschichte der Holländischen Bauern in Süd-Afrika. *)

Capitain Harris, der neueste Reisende in Süd-Afrika **), widmet die letzten Kapitel seines interessanten und lehrreichen Buches einer Geschichte der letzten Auswanderung der Holländischen Bauern (Boers, l. Buhrs) aus der Kap-Kolonie.

Wir sind mit dem Verfasser darin einverstanden, daß die Auswanderung von beiläufig 7000 Holländischen Bauern seit Beendigung des Kaffern-Krieges (1835) ein sehr merkwürdiges und wichtiges Ereigniß ist; allein wir können ihm durchaus nicht beipflichten, wenn er behauptet, dieses Ereigniß habe „in der Geschichte der Kolonial-Besitzungen gar nicht seines gleichen." Ist die ganze Geschichte der Kap-Kolonie etwas Anderes, als eine fast ununterbrochene Reihe von Auswanderungen? Als die Holländische Regierung an den Küsten der Tafel-Bai eine Kolonie gründete, kam es ihr allerdings nicht in den Sinn, ein Territorium damit zu verbinden, das sich fünf- bis sechshundert (Engl.) Meilen von dem Sitze der Regierung ins Binnenland erstreckt und zum Theil von Wüsten durchzogen wird. Allein die Pflanzer wanderten mit ihren großen Viehheerden beständig über die Gränzen, um neue Weideplätze zu suchen, und das Kolonial-Gouvernement sah sich bald genöthigt, ihnen nachzurücken. So wurden die Gränzmarken unmerklich erweitert. Die Gründung der Kap-Kolonie fällt ins Jahr 1651, aber erst 1672 wurde das Gebiet, welches der Kap-Distrikt heißt, von den Eingebornen angekauft. Mit dem Systeme der Grund-Besitznahme begann auch das der Usurpation, und kaum ein Jahrhundert später (1780) hatte der Kap-Distrikt die ungeheure Ausdehnung bis zum Großen Fisch-Fluß und den Schneebergen erhalten. Wenn demnach die Kolonial-Regierung, den Fußstapfen der Boers immer folgend, ihre Gränzen heutiges Tages 300 Engl. Meilen weiter bis Port Natal und bis zum Waal-Flusse rückte, so würde sie nichts Anderes thun, als der Methode ihrer Vorgänger treu bleiben. Aber Politik und Humanität sind einem solchen Systeme gleichmäßig entgegen. Die Bauern haben, während sie die Gränzen der Kolonie erweiterten, auf einem Areal von 80,000 (Engl.) Quadratmeilen die eingeborene Bevölkerung fast ganz ausgerottet — denn das gemischte Volk, welches jetzt Hottentotten heißt, ist bis auf ein Zehntheil der ursprünglichen Bevölkerung eingeschmolzen. Daß aber der Wohlstand und die Stärke der Kolonie mit ihrer schnellen räumlichen Vergrößerung niemals gleichen Schritt hielten, ist eine erwiesene und nicht mehr zu bezweifelnde Wahrheit. Das nomadische Leben der Kolonisten machte sie für alle Vortheile der Industrie, der Civilisation, des Zusammenwirkens der geistigen Kräfte unempfindlich, und sie lebten mit ihren Heerden, deren möglichste Vermehrung das vornehmste Ziel ihres Strebens war, gedankenlos und thierisch in den Tag hinein.

Capitain Harris, dem die Geschichte der Kap-Kolonie ziemlich unbekannt geblieben seyn muß, motivirt die neueste Auswanderung der Boers in folgender Art: „Zuerst dringt sich uns die Frage auf, was für Ursachen diese außerordentliche Emigration herbeigeführt haben mögen? Ohne Zweifel waren es folgende: der Schaden, den die Emancipation ihrer Sklaven den Boers gebracht — der Mangel an Gesetzen, die sie gegen herumziehende Abenteurer schützen konnten; vor Allem aber der unsichere Zustand der östlichen Gränze und die halben Maßregeln, welche die Britische Regierung gegen die immer unruhigen Kaffern ergriff, die auf ihren räuberischen Ueberfällen das schönste angebaute Land in eine Wüste verwandelten und viele hundert Gränz-Kolonisten um ihre ganze Habe brachten."

Was zunächst die Nachtheile der Sklaven-Emancipation betrifft, so bemerken wir in dieser Beziehung nur, daß, wenn die Sklaven der Boers, wie Capitain Harris bemerkt, einen starken Hang zu Schurkenstreichen hatten, der Bauer sich glücklich schätzen konnte, wenn es ihm nicht mehr oblag, sie zu ernähren, und wenn das System der freien Arbeit ihn mit den blühendsten Nationen der Erde auf gleiche Stufe stellte. Der Kolonial-Pflanzer trieb seine Heerden ursprünglich in eine Gegend, wo das Vieh zahlreicher Hottentotten-Stämme graste und wo das Holländische Fort in der Kapstadt ihm keinen Schutz gewähren konnte. Er lag in beständigem Kriege mit den Eingebornen, die er durch die Ueberlegenheit seiner Waffen allmälig aufrieb. Jetzt ist nur noch ein schwaches Häuflein dieser Ur-Einwohner des Landes übrig, und dieses Häuflein wird durch Gesetz und Autorität im Zügel gehalten; wär' es also nicht sonderbar, wenn der Pflanzer nun erst anfinge, an seiner Sicherheit zu zweifeln, und deshalb neue Wohnplätze aufsuchte, wo er viel weiter aus dem Bereiche des Gesetzes ist und wo ihm von Seiten Afrikanischer Stämme, die noch frei und ungeschwächt sind, wirkliche Gefahren drohen? Die bedeutendsten Emigrationen der Boers sind von der Nordgränze, besonders von den Schneebergen ausgegangen, welche Gegend dem Schauplatz der Kaffern-Ueberfälle sehr fern liegt und, obschon weit gefährlicheren Feinden ausgesetzt, immer in fröhlichem Gedeihen war. Die Ueberfälle der wilden Nachbarn hatten sich in der letzten Zeit sehr vermindert, und nie genoß die Nordgränze so ungestörter Ruhe, wie eben in der Periode, als das Fieber der Auswanderung ihre Bewohner ergriff. Damit aber unsere Leser besser in den Stand gesetzt werden, den Zustand der Kolonial-Gränze und den Charakter der Leute, die unser Reisender über gefährdete Sicherheit sich beschweren läßt, zu beurtheilen, so wollen wir hier in einige die Verhältnisse der Holländischen Bauern zu den angränzenden Stämmen beleuchtende Details eingehen. (Fortsetzung folgt.)

*) Wir geben nachstehende Darstellung nach dem Londoner „Athenäum", welches etwas parteiisch gegen die Holländischen Auswanderer ist. Capitain Harris, dessen Buch dieser Darstellung zum Grunde liegt, läßt den Boers (Buhrs) mehr Gerechtigkeit zu Theil werden, die sie auch, nach anderen Berichten, vollkommen verdienen, indem sie nicht bloß von den Kaffern, sondern auch von den Engländern vielfach feindlich behandelt worden.

**) Vgl. Nr. [illegible] des Magazins.

Frankreich.

Zur Geschichte des Théâtre-Français.

Ludwig XIV. errichtete das „Französische Theater", welches diesen Namen, als das Theater par excellence, noch heutiges Tages führt, aus den Gesellschafts-Trümmern des Hotel de Bourgogne und denen des Hotel d'Argent und des Palais-Royal, welche sich schon zu der Theater-Gesellschaft in der Straße Mazarin vereinigt hatten. Die Entstehung des „Théâtre-Français" fällt ins Jahr 1680. Zwei Jahre später erhielt diese Gesellschaft, welche aus sämmtlichen dramatischen Elementen der damaligen Zeit gebildet war, eine Schenkung von 12,000 Livres jährlich, die auf die Privat-Kasse des Königs angewiesen wurden; jedem Mitgliede wurde zugleich eine Pension von 1000 Livres aus der Theater-Kasse bewilligt. In derselben Zeit unterwarf sich die Gesellschaft einer Constitution, deren Grundlagen Ludwig XIV. selbst bestimmt hatte.

An ihrem ersten Aufenthaltsorte gelangte die Gesellschaft zu keiner besonderen Blüthe. Es wurde ihr nicht die Zeit dazu gelassen. Schon im Jahre 1687 wurde sie durch die Niederlassung des Collège des Quatre-Nations in ihrer Nähe gezwungen, sich einen anderen Zufluchtsort zu suchen. Sie wählte den Ballsaal in der rue des Fossés Saint-Germain-des-Prés. Indeß gelang es ihr nur nach manchen Stürmen, sich hier festzusetzen. Die Professoren der Sorbonne hatten sie aus der Straße Mazarin vertrieben; der Pfarrer von St. Germain l'Auxerrois wollte sie nicht im Hotel de Sourdis dulden, das sie zuerst erwählt hatte. Der Ballsaal der Etoile, dessen Eigenthum sie erwarb, kostete ihr nicht weniger als 200,816 Livres 16 Sous 6 Deniers, eine für die damaligen Zeiten sehr bedeutende Summe. Dieses Kapital, welchem ein imaginairer Werth von 302,007 Livres beigelegt wurde, theilte man in 23 gleiche Theile von 13,130 Livres 15 Sous.

François d'Orbay, ein berühmter Baukünstler dieser Zeit, ging sogleich ans Werk. Die Eröffnung des neuen Saals, der zuerst mit einiger Pracht ausgestattet war, fand am Montage den 18. April 1689 statt; er wurde mit Racine's „Phädra" und mit Molière's „Médecin malgré lui" eingeweiht. Die Einnahme betrug 1889 Livres. Am 30. April 1693 erging an die Schauspieler des Königs, auf Lully's Ansuchen, der Befehl, die Zahl der Sänger, welche sich auf sechs belief, auf zwei, und die der Violinen, die zwölf betrug, auf sechs herabzusetzen. Am 1. Mai 1699 wurde den Armen ein Antheil, und zwar der sechste Theil der Einnahme, bewilligt. Der Preis des Parterre wurde da-

mals von 15 auf 18 Sous erhöht; die übrigen Eintrittspreise in demselben Verhältnisse. Am 10. Februar 1716 erlitt der Eintrittspreis des Parterre einen neuen Aufschlag von 5 Sous. Die Sitze auf der Bühne und im Orchester kosteten damals 4 Livres, das Amphitheater und die zweiten Plätze 2 Livres; es gab nur drei verschiedene Preise.

Am 16. Dezember 1716 ertheilte der Regent dem „Théâtre-Français" die Erlaubniß, Bälle zu veranstalten; aber die Königliche Akademie der Musik bewirkte die Zurücknahme dieser Erlaubniß. Im Oktober erhielten Mademoiselle Quinault, Quinault-Dufrène und Duchemin eine Gratification von 3000 Livres. Im Jahre 1743 wurden der Gesellschaft aus der Privat-Kasse des Königs 60,000 Livres, im folgenden Jahre 10,000, im Jahre 1745 2000 und im Jahre 1748 9000 Livres bewilligt. Am 15. April 1753 beschenkte sie die Freigebigkeit des Königs wiederum mit einer Summe von 20,000 Livres. In demselben Jahre wollte der König das Ballet abgeschafft wissen, aber da das Theater wohl einsah, wie sehr das Wegfallen desselben der Abwechselung der Schauspiele schaden würde, so bot es Alles auf, das Ballet zu bewahren, und es gelang.

Eine Verordnung vom 17. Juni 1758 in vierzig Artikeln, welche am 22. August 1761 bestätigt und am 7. September desselben Jahres vom Parlament einregistrirt wurde, änderte die Verfassung des „Théâtre-Français". Diese Verordnung unterwarf das „Théâtre-Français" in Allem, was die Verwaltung betraf, der Kammer des Königs und setzte jeden der dreiundzwanzig Gesellschafts-Antheile von 13,130 Livres 14 Sous auf 8730 Livres 15 Sous 6 Deniers herab, indem sie einem jeden Mitgliede unter dem Namen einer Belohnung 4400 Livres, die bei dem jedesmaligen Abgange eines Mitgliedes ausgezahlt werden sollten, anrechnete. Dieselbe Verordnung hob die Entschädigung auf, welche jedes abgehende Mitglied, zufolge der Abkunft vom Jahre 1735, erhielt. Diese Entschädigung belief sich auf 1200 Livres und hieß Entschädigung für Unterhaltungskosten der Decorationen. Die Pensionen blieben auf 1000 Livres festgesetzt und fielen eben so wohl der Gesellschaft zur Last wie die Auszahlung des Gesellschafts-Antheils, den jedes Mitglied bei seinem Eintritt durch Zurückhaltung von jährlich 1000 Livres, bis die Summe von 8730 Livres 15 Sous 5 Deniers gedeckt war, zubrachte. Die Unterstützung, welche die Privat-Kasse des Königs der Gesellschaft gewährte, überstieg auch damals nicht die Summe von 12,000 Livres; dieselbe wurde an die Mitglieder je nach dem Gesellschafts-Antheil eines Jeden vertheilt. Die Gesellschaft mußte sich übrigens den Abzug des neunten Theils der Brutto-Einnahme zum Besten des großen Hospitals und des zehnten Theils zum Besten des Hotel-Dieu nach Abzug der Tageskosten, welche ungefähr auf 300 Livres angeschlagen wurden, gefallen lassen.

Die Verordnung vom Jahre 1758 enthält eine Uebersicht des Vermögenszustandes der Gesellschaft. Das Kapital belief sich am 1. April dieses Jahres auf 302,007 Livres 5 Sous. Die Mitglieder hatten aber nur 276,023 Livres 6 Sous 5 Deniers eingeschossen und blieben demnach der Gesellschaft noch mit 31,849 Livres 2 Sous 1 Denier verpflichtet. Diese schuldete indeß wieder den Mitgliedern und Beamten eine Summe von 486,930 Livres. Der König verpflichtete sich, aus seiner Kasse den Gesammt-Betrag der Einschüsse, welche die verschiedenen Mitglieder geleistet hatten, zu bezahlen, und so wurden durch die Freigebigkeit des Königs die Schulden der Gesellschaft, welche das Doppelte sämmtlicher Einschüsse betrugen, das Doppelte der Summe, welche die neu eintretenden Mitglieder zu erlegen hatten, um die alten Mitglieder zu entschädigen, wieder getilgt. Die Rechnungs-Ablegung ergab jetzt nur noch eine Schuld von 179,057 Livres und ein Kapital von 200,807 Livres 16 Sous 6 Deniers, welches in dem Hotel, den Kostümen und Decorationen angelegt war. Das von den Herzogen von Aumont, Fleury, Duras und Richelieu unterzeichnete Verwaltungs-Reglement erschien erst am 1. Juli 1766. Es blieb lange das Gesetzbuch des „Théâtre-Français". Dieses Reglement, in welches alle wichtige Bestimmungen der früheren aufgenommen waren, ordnete eine wöchentliche General-Versammlung an, Entscheidung nach Mehrheit der Stimmen und gemeinschaftliche Entwerfung des Repertoires. Dem Verwaltungs-Ausschuß, welcher aus sechs Mitgliedern bestand, wurde die Leitung der disziplinarischen, scenischen und finanziellen Angelegenheiten überlassen. Früher hatten drei Mitglieder abwechselnd die Woche gehabt. Diese Zahl wurde auf zwei beschränkt, welche die Verrichtungen der jetzigen Regisseurs übernahmen.

Das Reglement enthielt auch Bestimmungen über die Debüts und die Annahme der Stücke. Die Zulassung zu Debüts wurde von der Entscheidung eines Ausschusses abhängig gemacht; ein anderer prüfte die Stücke und beschloß deren Annahme. Früher wurden, in Gemäßheit des Reglements von 1697, die Stücke in einer General-Versammlung vorgelesen, und nachdem der Verfasser sich entfernt, legte jedes Mitglied eine schwarze oder eine weiße Kugel in eine zu diesem Zwecke bestimmte Urne. Die Mehrheit entschied. Die neuen Stücke, welche in der Zeit vom Allerheiligenfeste bis Ostern aufgeführt wurden, hörten auf, das Eigenthum des Verfassers zu seyn, wenn zwei auf einander folgende Einnahmen nicht mehr als 550 Livres einbrachten. Später konnte ein solches Stück wieder hervorgesucht werden, aber der Verfasser hatte keine Ansprüche mehr an die Einnahme. Dasselbe Schicksal traf die neuen Stücke, welche in zwei auf einander folgenden Vorstellungen weniger als 350 Livres einbrachten. Seit dem Jahre 1697 erhielt ein fünfaktiges Stück den neunten Theil der Netto-Einnahme. Die dreiaktigen und einaktigen erhielten nur den achtzehnten Theil.

Das Reglement von 1766 war fast nach denselben Grundsätzen entworfen. Nur wurde der Antheil der dreiaktigen Stücke auf den zwölften Theil erhöht. Damals wurde auch die Annahme der Stücke mit Veränderungen eingeführt. Die einfache Annahme wurde durch eine weiße Kugel, die Verwerfung durch eine schwarze, die bedingte Annahme durch eine gefleckte bezeichnet. Nach dem neuen Reglement wurden die Stücke Eigenthum des Theaters, wenn die zwei oder drei ersten Vorstellungen 1200 Livres im Winter und 800 Livres im Sommer einbrachten, ältere Stücke, wenn sie einmal eine Einnahme von 1200 Livres im Winter und von 800 Livres im Sommer gewährten. Dasselbe Reglement räumte den Verfassern bis zum Verfall ihrer Stücke sechs, vier oder zwei Plätze im Amphitheater ein, je nach der Zahl der Akte. Dasjenige Mitglied, welches die Woche hatte, durfte ihnen selbst für ihre Rechnung nicht mehr als zwanzig Parterre-Billets ablassen. Die Entreen ins Theater wurden auf drei, zwei und ein Jahr, je nach der Zahl der Akte, bewilligt.

Ein neues Reglement wurde von den Mitgliedern am 18. November 1791 unterzeichnet. Dieses stellte die bedingte Annahme, welche in Vergessenheit gerathen war, wieder her und forderte von jedem Mitgliede des Lese-Ausschusses, der aus dreizehn Personen bestand, ein motivirtes Urtheil. Für die Schriftsteller, die nur ein Stück eingereicht hatten, blieb die Berechtigung zum freien Entree wie früher. Zwei Stücke in fünf Akten, drei in dreien, vier in einem erwarben dies Recht auf Lebenszeit. Am Tage der Aufführung seines Stücks wurden dem Verfasser vier, drei oder zwei Plätze in den Logen des ersten Ranges, je nach der Zahl der Akte, zur Verfügung gestellt. Für die drei ersten Vorstellungen konnte er vierzig Parterre-Billets, für die folgenden zwanzig kaufen. Von 1697 bis 1791 oder vielmehr bis 1802, in welchem Jahre das „Théâtre-Français" eine neue Organisation erhielt, erfuhr der Antheil der Verfasser am Erfolge des Stücks nur wenige Veränderungen. Der berühmte Streit zwischen Beaumarchais und dem „Théâtre-Français" hatte nicht die Feststellung seiner Rechte zum Gegenstand, sondern den Betrag der Summe, die ihm nach den bestehenden Reglements zukam. Er griff auch nicht das Reglement an, sondern die Mittel, welche man anwendete, um dasselbe zu umgehen; er forderte nur die Ausführung desselben.

Die Vorstellung am 23. Mai 1759 zeigte eine große Neuerung: die Scene war zum ersten Male frei von Marquis und Chevaliers. Der Graf von Lauragnais bezeigte seine Freude darüber durch eine Gratification, welche er den Schauspielern bewilligte. Am 30. März 1778 wurde das „Théâtre-Français" der Schauplatz eines in ihren Annalen einzig dastehenden Triumphes: Voltaire's Büste wurde während der sechsten Vorstellung seiner Irene in Gegenwart des Dichters bekränzt. Es war damals das achte Jahr, seitdem die Königlichen Schauspieler in dem von Servandoni erbauten Saal der Tuilerieen spielten. Dort erwarteten sie die Vollendung des neuen Saals, den der Graf von Provence an der Stelle des früheren Condéschen Palastes auf seine Kosten erbauen ließ. Jetzt steht dort das Odéon. Das „Théâtre-Français" bezog diesen prächtigen Saal im Jahre 1782. Also zwanzig Jahre, nachdem Ludwig XV. für dasselbe die Summe von 200,000 Livres bezahlt hatte, nahm es diesen Saal in Besitz, den es ebenfalls der Freigebigkeit eines Prinzen verdankte. In der Zwischenzeit glänzten Voltaire, Crebillon, Destouches, Regnard und Marivaux!

Nun brach die Revolution herein, und mit dieser begann eine Reihe von Wechselfällen. Die Zwietracht drang in das Heiligthum des „Théâtre-Français". Es entstand ein Schisma. Geschützt durch das Gesetz der National-Versammlung, welche die Freiheit der Theater proklamirt hatte, trennten sich Dugazon, Grandménil, Talma und die Damen Vestris, Lange und Desgircins von der Gesellschaft. Dorfeuille und Guillard, die Directoren einer im Palais-Royal errichteten Bühne, wußten dieselben für sich zu gewinnen. Hier konnte sich Talma frei entwickeln, aber das Theater in der rue Richelieu setzte ganz die Kunst aus den Augen, um nur noch das Theater der Republik zu seyn. Im August 1793 gab die Vorstellung der Pamela den Vorwand zur Proscription der Schauspieler des „Théâtre-Français". Das Faubourg St. Germain ab, welches ungeachtet seines Namens eines National-Theaters seine Aufführungen während der Schreckenszeit einstellte. So löste sich in Folge der politischen Stürme die erste Gesellschaft des „Théâtre-Français" nach einem mehr als hundertjährigen Bestehen auf. Die Namen der damaligen Mitglieder sind folgende: Molé, Dazincourt, Desessarts, Fleury, Bellemont, Vanhove, Dunant, Larochelle, Champville, Dupont und die Damen Lachassaigne, Suin, Raucourt, Contat, Emilie Contat, Perrin, Thénard, Joly, Devienne, Fleury, Lo-. Ein Ballet von dreiunddreißig Personen war damals mit dem „Théâtre-Français" verbunden.

Einige Trümmer der Gesellschaft flüchteten sich in die rue de la Loi, wo Mademoiselle Montansier Opern, Ballets, komische Opern, Tragödien und Komödien aufführte. Aber das Unternehmen war von keinem Bestande. Am 16. Juli 1794 zogen die Schauspieler wieder in das Theater des Faubourg St. Germain ein. Zugleich wurde eine komische Oper errichtet, welche den Ertrag mit den Schauspielern theilte. Bald brachen indeß Zwistigkeiten aus und das Schauspiel wanderte aus. Diesmal flüchteten sie in die rue Feydeau und spielten unter Sagaret's Direction wöchentlich zweimal in dem Lokale der komischen Oper.

In der rue de Louvois eröffnete Mademoiselle Raucourt am 27. Dezember 1796 der Komödie und Tragödie einen dritten Zufluchtsort. Am 10. September 1797 befahl ein Beschluß des Direktoriums die Schließung dieses Theaters. Am 18. Januar ließen sich die Trümmer dieser Gesellschaft im Saal des Faubourg St. Germain nieder, welcher damals schon das Odéon genannt wurde, aber dieser Versuch scheiterte an der Lauheit des Publikums. In demselben Jahre wurde das Theater der Republik geschlossen und sendete seine Mitglieder nach der rue Feydeau. Am 5. September wurden die Vorstellungen unter Segaret's Direction eröffnet, der mit seiner Truppe beide Säle, sowohl den in der rue Richelieu als den des Odéons, inne hatte. Aber auch dieser Versuch nahm kein glückliches Ende. Das Theater der Republik wurde am 24. Januar 1799 wieder geschlossen. Das National-Theater setzte seine Vorstellungen unter Picard's Direction fort. Das Odéon nahm zum Drama seine Zuflucht, als es mit der Tragödie und Komödie nicht gehen wollte. Aber nun brach eine Feuersbrunst aus. Das Konsulat stellte die Ordnung wieder her und bildete den Uebergang zum Kaiserreiche. Das „Théâtre-Français" organisirte sich wieder auf seiner ersten Grundlage, und das Theater in der rue Richelieu wurde der Schauplatz der wiederzusammengetretenen Gesellschaft. Dies war das dritte Mal, daß eine andere Vertheilung der Bevölkerung eine Versetzung des Theaters nothwendig machte. Die Theater können ja nur da gedeihen, wo der Mittelpunkt des Lebens ist.

Die Gesellschaft des „Théâtre-Français" rekonstituirte sich auf eine großartige Weise. Sie zählte damals zu Mitgliedern: Molé, Monvel, Dugazon, Dazincourt, Fleury, Bellemont, Vanhove, Florence, Saint-Phal, Larochelle, Champville, Talma, Dupont, Duval, Caumont, Michot, Grandménil, Damas, die beiden Baptiste, Armand und die Damen Lachassaigne, Vestris, Suin, Raucourt, die beiden Contat, Thénard, Devienne, Vanhove, Fleury, Mézeray, Mars und Desbrosses. Ein Dekret vom Jahre 1812 setzte die Gesellschaft unter den Präfekten des Palastes, überwies ihr 100,000 Francs Rente, welche in das große Buch der Staatsschuld eingetragen wurden, und sicherte jedem Mitgliede eine Pension von 4000 Francs. Die Hälfte derselben war auf die 100,000 Francs angewiesen; der Rest wurde von der jährlichen Einnahme des Theaters zurückbehalten. Jetzt besitzt das „Théâtre-Français" außer dieser bedeutenden Rente noch ein Grundstück auf den Champs-Elysées im Betrage von 400,000 Francs. Ihr bewegliches Vermögen hat einen Werth von 300,000 Francs. Eine ganze Pension beläuft sich jetzt nach zwanzig Dienstjahren auf 5000 Francs, nach dreißig Jahren auf 7500 Francs. Die Pension eines General-Lieutenants und Präfekten steigt nie höher als auf 6000 Francs. Der Einschuß jedes „sociétaire", der ihm bei seinem Abgange ausgezahlt wird, beträgt 30,000 Francs.

Ein neues Dekret vom August 1805 gab dem „Théâtre-Français" eine definitive Organisation und dehnte die Vollmacht des Präfekten des Palastes weiter aus; derselbe wurde bei dem Theater durch einen Kommissarius vertreten. Der erste Präfekt, dem diese Aufsicht übergeben wurde, war Remusat, der erste Kommissarius Mahérault. Die General-Intendanz der großen Theater wurde erst am 1. November 1807 eingeführt. Dem Rechte nach gebührte sie einem der Offiziere des Kaiserlichen Hofstaates. Durch dies Dekret erlitt die Einrichtung des „Théâtre-Français" keine wesentliche Veränderung. Das Machtgebiet des Ober-Intendanten und des Kaiserlichen Kommissarius wurde durch das Dekret vom 15. Oktober 1812 noch weiter ausgedehnt. Auf den rauchenden Trümmern Moskau's, am Vorabend seines Falles, beschäftigte sich Napoleon mit den kleinsten Details des „Théâtre-Français". Die Oberaufsicht, die Verwaltung, die Polizei, die Disziplin, die Debüts der Künstler, die Pensionen und die Benefiz-Vorstellungen waren der Gegenstand seiner Vorsorge; nichts entging ihm, und er ordnete Alles nach seinem unumschränkten Willen.

Dieser Entwurf ist, mit Ausnahme einiger unbedeutenden Abänderungen, das Gesetzbuch des „Théâtre-Français" geblieben, welches in seiner jetzigen Lage auch nicht füglich andere Statuten und andere Gesetze annehmen könnte. Einer der Artikel, der auch während der Restauration in Kraft blieb, verbietet den Mitgliedern, ihre Statuten ohne Einwilligung des Ober-Intendanten zu ändern. Die Gewalt der Dinge hat aber auch die Ober-Intendanten und Edelleute weggerissen, und an ihre Stelle ist der Minister des Innern getreten. Der Minister des Innern hat nun in diese Aenderung der inneren Verwaltung gewilligt. Weiter aber auch nichts, und man hat vergessen, die Statuten mit dieser Form in Uebereinstimmung zu bringen. Das Dekret von Moskau bewilligte den Verfassern dramatischer Werke in fünf oder vier Akten den achten Theil von zwei Drittheilen der Brutto-Einnahme; den Verfassern zwei- oder dreiaktiger Stücke ein Zwölftheil und denen einaktiger Stücke ein Sechzehntheil. Nach demselben Dekret sollten die neuen Stücke vor einem Ausschuß von neun Gesellschafts-Mitgliedern vorgelesen werden.

Während dieser Zeit behauptete sich das Theater in der rue de Richelieu lange in einem blühenden Zustande, sowohl unter dem Kaiserthum wie unter der Restauration. Oft belief sich sogar der jährliche Mieths-Ertrag der Logen auf 300,000 Fr.

Die Kunst des Dichters war in der Zeit von 1680 bis 1828 immer mehr gesunken. Voltaire hatte an Corneille's Stelle das Theater beherrscht; Régnard, Destouches, Marivaux waren auf Molière gefolgt. Delavigne wurde der Erbe von Ducis, und selbst um das Scepter von Beaumarchais hatte sich Niemand beworben. Aber die Kunst der Darstellung war immer gestiegen. Le Kain, Molé, Préville, Mademoiselle Clairon, Madame Duchemin, Mademoiselle Raucourt, Mademoiselle Contat, Mademoiselle Duchesnois glänzten in dieser Periode. Mademoiselle Mars war schon aufgetreten. Neben diesen Talenten erhoben sich Larive, Monvel, Saint-Phal, Saint-Prix, Lafont, Michelot, Joanny, Monrose und Firmin. Nach dem Tode Talma's, welcher eine Revolution herbeiführte, wurde das „Théâtre-Français" der Kampfplatz, auf welchem sich die klassische und romantische Schule heiße Schlachten lieferten. Jetzt hat derselbe so ziemlich ausgetobt, und es steht zu erwarten, daß aus demselben eine nationale, freie und ausdrucksvolle Schauspielerschule hervorgehen wird. Aber die Menge nimmt wenig Antheil an den Entwickelungen der Literatur; sie hat nur Sinn für das Fertige, Vollendete und will nicht das Stammeln einer sich heranbildenden Poesie hören. Das „Théâtre-Français" wurde verlassen und hatte nach der Revolution von 1830, als sich das elegante und gebildete Publikum zurückzog, eine harte Prüfung zu bestehen.

Das Juli-Königthum kam dieser alten dramatischen Gesellschaft, der einzigen, welche die Stürme der Zeit überdauert hatte, im Jahre 1833 zu Hülfe und brachte sie wieder in die Höhe zu einer Zeit, wo man schon an eine allgemeine Liquidation dachte. Seitdem hat die Kunst eines jungen Mädchens ihr wieder zur Gunst des Publikums verholfen, aber noch zeigt sich keine klare Aussicht in die Ferne. Die Menge strömt aus Neugierde herbei; man betritt das Theater ohne Interesse für die Kunst und verläßt es ohne Begeisterung, denn man will ja nur seine Zeit tödten. Das „Théâtre-Francais" ist zwar jetzt den monatlichen Schwankungen zwischen einer guten und schlechten Einnahme enthoben, aber es hat doch noch in keiner Weise seine Aufgabe gelöst. Auch hier ist die Entscheidung nur vertagt. Und doch ist vielleicht das ganze Schicksal des Französischen Drama's dem „Théâtre-Français" übergeben. Amédée de Cesena.

Die diesjährige Pariser Kunst-Ausstellung.

(Schluß.)

Die frühere Bildung ignorirte eine Reihe von Bedürfnissen und Ideen, welche erst in der gegenwärtigen Gestaltung unserer Gesellschaft Anerkennung gefunden haben, und die demnach auch erst von der Kunst der Gegenwart zur sinnlichen Darstellung gebracht werden konnten. Die Griechen, welche sich die Schönheit als letztes und höchstes Ziel vorsteckten, die christliche Malerei, welche die Freuden des Paradieses schildern wollte, schlossen eine Menge von Gegenständen aus, welche jetzt Eingang in das Gebiet der Kunst gefunden haben. Der Begriff des Ideals ist in unserer Zeit erweitert, die Gränzen der Kunst weiter hinausgerückt worden. Die Schule der Koloristen, deren natürlicher, obgleich unabhängiger Führer Delacroix ist, hat wesentlich mit zu dieser Revolution beigetragen. Im ersten Stadium seines Künstlerlebens, als er das „Blutbad auf Chios" und „Dante in der Unterwelt" schuf, stellte er mit einer Gewalt, die Rubens' würdig war, einen Gesammtzustand heftiger und kühner Empfindungen dar, die Alles an Ausdruck übertrafen, was die moderne Kunst hervorgebracht hatte. Da er indeß zu sehr Künstler ist, um sich mit der Darstellung der aufwallenden Sinnlichkeit im Kampfe gegen Tod und Schrecken zu begnügen, so scheint er jetzt nach einem ruhigeren und gemäßigteren Ausdrucke zu suchen. Eine solche Krisis, deren Produkt die herrlichen Fresken in der Deputirten-Kammer sind, ist indeß mit manchen Gefahren verbunden, und seine beiden Bilder auf der diesjährigen Ausstellung: „Kleopatra" und „Hamlet", scheinen dafür zu sprechen, daß er noch nicht den angemessenen Ausdruck für seine neue Richtung gefunden hat. Sein „Hamlet", in der Todtengräberscene, hat eine etwas theatralische Haltung. Drei andere Gemälde von Delacroix: „Tasso im Narrenhause", „Marokkanische Maulthiertreiber" und „ein Arabisches Grabmal", waren vom Ausschuß zurückgewiesen worden.

Devéria und Johannot mögen bloß als Beweis der Wandelbarkeit der Gunst des Publikums erwähnt werden. Hervorgegangen aus dem skeptischen und manierirten Geiste der Restauration, der sie eine Zeit lang trug, sind sie auch mit diesem außer Kredit gekommen. — Ch. Müller ist ein kräftig aufstrebendes Talent. Sein „Märtyrer" auf der vorjährigen Ausstellung zeigte von vieler Gewandtheit, Leichtigkeit der Zeichnung und fester und kühner Pinselführung. In seinen späteren Werken findet man dieselben Vorzüge. Sein bedeutendstes Werk ist „die Ermordung Arthur's, Herzogs von Bretagne". — Ziegler, der aus Ingres' Schule zu den Koloristen übergegangen ist, hat diesmal einen „heiligen Lukas, der das Bild der Madonna malt", geliefert. Die Madonna erscheint nicht in heiterer, anmuthiger Haltung, wie bei den späteren Italiänischen Malern, sondern ernst, würdevoll, göttlich. Außer diesem schönen Bilde hat Ziegler nur noch eine Studie geliefert; er ist indeß schon seit mehreren Jahren mit den großen Fresken in der Magdalenen-Kirche beschäftigt. — Riesener hatte diesmal zwei Gemälde ausgestellt: „eine junge Aegyptierin" und „eine heilige Katharina". Riesener ist als einer der vorzüglichsten Fleischmaler bekannt; das Sammetweiche der Haut, die durchschimmernden Adern, den rosenfarbenen Anhauch des Fleisches weiß Niemand besser als er zu malen. Riesener hat in seinem Atelier noch eine hinreißend schöne „Leda" und eine „verlassene Angelika", die er gar nicht eingereicht hatte, weil er von der moralischen Befangenheit des Ausschusses

abgewiesen zu werden fürchtete. — Chasserian, ein junges Talent, das erst jetzt festen Fuß zu fassen beginnt, brachte mehrere Bilder: „eine Susanna im Bade“ und „eine aus dem Meere aufsteigende Venus“, die sich durch Eleganz und Einfachheit auszeichneten. — Brune hatte eine allegorische Figur, „die Göttin des Neides“, die einzige ganz nackte Figur von den zweitausend ausgestellten Bildern, gewählt. Er ist indeß nicht der gewöhnlichen Tradition gefolgt und hat kein mageres, abgezehrtes Scheusal, sondern eine große, kräftige weibliche Gestalt, welche sich die Haare mit beiden Händen ausrauft und von einer Schlange in die Seite gebissen wird, gewählt. — „Die Quelle der Tugend“ von A. Boulanger leidet an Unfertigkeit, doch hat der Künstler wenigstens Geschmack genug gehabt, um das hinzuströmende Alter in den Hintergrund zu drängen.

Wir gehen jetzt zu einer anderen Klasse von Künstlern über, zu denjenigen, die noch entfernter von einer idealen Kunstauffassung sind und sich mit der Nachahmung der Natur begnügen. Hier ist H. Vernet obenan zu stellen. Die Französischen Kunstrichter behandeln denselben ziemlich streng, aber offenbar nicht ganz mit Recht; sie werfen ihm seine Leichtigkeit oder gar Flüchtigkeit vor und sagen, er habe ein fertiges Schema für alle seine Schlachtenbilder, — hier ein Bataillon Infanterie, dort eine Kavallerie-Abtheilung, Kanonen, Pulverdampf und das Schlachtenbild ist fertig, oder so gut wie fertig, und er braucht nur noch die Uniformen blau, die Beinkleider roth zu koloriren und höchstens hier und da noch einen Schnurrbart zuzustutzen. — Und doch sind alle seine Darstellungen voller Leben und Bewegung, die Gruppen gut geordnet, die Gesichter voll kriegerischen Ausdrucks. H. Vernet arbeitet auf den Effekt hin, aber er erreicht ihn auch. Uebrigens ist es wahr, daß er ein größeres Zeichner- und Compositions- als Maler-Talent hat; und er genügt daher auch weniger den Leuten von Fach als der Menge, die sich mehr an die Form hält und sich mit dem poetischen Ausdruck begnügt. Seine drei letzten Schlachtengemälde, zu denen ihm die Einnahme von Konstantine den Stoff geliefert hatte, gefielen weniger, als die früheren. Außer diesen drei großen Bildern brachte H. Vernet noch mehrere kleine: eines, dessen Stoff ebenfalls der Einnahme Konstantine's entnommen ist, „die Vertreibung Hagar's“ und „die Löwenjagd“, die bis in die kleinsten Details mit großer Sorgfalt ausgeführt ist; auch die Gruppirung ist schön, aber das Kolorit ist H. Vernet's schwache Seite; die Löwen und Tiger sind glatt geleckt und förmlich abgewaschen. Auf dem kleinen Gemälde „Hagar“ erscheinen einzelne Partieen in einer herrlichen Beleuchtung. — Winterhalter hat nichts als mehrere Portraits der Königlichen Familie gemalt. — Champmartin eine „Charitas“, Steuben eine „Esmeralda“, welche oben eine Grisette, unten eine vornehme Dame zu seyn scheint. — Gigoux hat sich diesmal an biblische Stoffe gemacht und einen „Christus auf dem Oelberge“ und eine „Magdalena in der Wüste“ geliefert. Auf dem ersteren Gemälde ist der Christuskopf von großer Schönheit, die übrigen Partieen aber schwächer.

Der Uebergang zur Genremalerei ist nicht schwer. Die diesjährige Ausstellung hatte manches Schöne auf diesem Gebiete aufzuweisen. Ein kleines Meisterwerk, welches den Schöpfungen der Niederländer an die Seite gestellt werden kann, ist „der Englische Doktor“ von Meissonnier, ein Lebensbild voller Wahrheit. Biard's „Aufbruch von einem Maskenballe“ versammelte fortwährend viele Zuschauer, während seine „eingefrorenen Seeleute“ nicht denselben Beifall zu finden schienen. — Schlachtengemälde hatten Beaume, Bellangé, Lecomte geliefert. — Unter den Portraitmalern zeichneten sich Boulanger, der in seinem „Petrus Borel“ an Murillo erinnert, Charpentier, Léon Viardot, Etex, Dubusse and Lépaulle aus.

In der Landschaftsmalerei macht sich natürlich wieder dieselbe Verschiedenheit der Auffassung and des Styls wie in der Historienmalerei geltend. Italien and Holland haben auch hier wieder den Anstoß gegeben. In der idealen Landschaftsmalerei ist ein junger Künstler, Paul Flandrin, mit vielem Glücke aufgetreten und hat in seinen Darstellungen ein tiefes Verständniß der Natur dokumentirt. In manchen Beziehungen scheint er sich Poussin zum Muster genommen zu haben. Aligny hatte in seinen drei Landschaften, besonders in seiner „Ansicht der Römischen Campagne“, herrliche Lichteffekte angebracht. Marilhat hat zu sehr nach Effekt gehascht uud ist dadurch in Uebertreibung verfallen. — Bertin leistete wieder Ausgezeichnetes. Unter denjenigen, die den Niederländischen Meistern folgen, nimmt Calame einen der ersten Plätze ein; er hatte eine Schweizerlandschaft von äußerst geschickter Behandlung eingesandt. Neben ihm stehen Thuillier, Giroux, Tanneur, Coignet, Mercey. Eine eigenthümliche Stellung nimmt J. Dupré, der zwar der Niederländischen Schule durch Sorgfalt und Genauigkeit der Ausführung so wie durch Auffassung der Dinge von ihrer wirklichen Seite angehört, aber sich doch wieder den Italiänern durch seinen Farbenglanz und einen gewissen Schwung der Phantasie nähert. Unter den Seemalern haben Tanneur, Isabey, Gudin, Morel-Fatio, Lepoitevin, Couveley mehr oder minder Bedeutendes geleistet.

Sollen wir noch von der Skulptur sprechen? Es wirken hier dieselben Ursachen, welche diese Kunstgattung auch an anderen Orten verhindern, sich zu einer ähnlichen Blüthe wie die Malerei zu entfalten. An Talenten fehlt es auch hier nicht, und verhältnißmäßig war in diesem Jahre sogar recht Bedeutendes geleistet worden. David erschien nach einer langen Abwesenheit wieder. Dieser Künstler repräsentirt die moderne Richtung der Kunst; er sucht sich so viel wie möglich der Naturwahrheit zu nähern, ohne die Schönheit aufzugeben. David hatte mehrere Büsten geliefert, die von einem außerordentlichen Studium zeigten, und in denen die größte Sorgfalt und Genauigkeit der Auffassung sich mit einer idealen Auffassung der Persönlichkeit vereinigte. Sein „kleiner republikanischer Tambour“ ist ein ausgezeichnetes Werk voll tiefer Gefühlsinnigkeit, das man einem Gedichte Lord Byron's vergleichen kann. Die Formen sind aber etwas mager, und die trikolore Kokarde, welche das sterbende Kind an das Herz drückt, macht einen etwas wunderlichen Eindruck. Die „Velleda“ von Maindron zeichnet sich durch die Fülle der Formen aus. Die Gewandung ist geschickt geordnet, die Stellung poetisch, besonders die Haltung und die Verzierung des Kopfes glücklich getroffen, aber das Werk ist noch weiter vom idealen Ausdrucke entfernt. In dem „jungen Mädchen, welches seine Geheimnisse der Venus anvertraut“, von Jouffroy, tritt dieser Widerstreit zwischen dem Ideal und der Wirklichkeit weniger hervor. Freilich beseitigte der Künstler die meisten Schwierigkeiten dadurch, daß er seinen Stoff dem Alterthum entnahm, aber dennoch ist die Anmuth und die Schönheit der Formen zu bewundern. Die weiche und üppige Formenfülle, welche wir z. B. bei Canova finden, ist hier auf das glücklichste vermieden. Auch Pradier hat in dem „Grafen von Beaujolais“ einen Beweis seines erfolgreichen Studiums der Antike gegeben und die Schwierigkeiten, welche ihm sein Stoff und die moderne Bekleidung entgegensetzten, überwunden. „Kain und seine Familie“ von Etex ist ein grandioses Werk. Der Künstler hat, nach Canova's Vorgange, seinem Werke durch einen Anstrich von Eisenoxyd einen weicheren Ausdruck zu geben versucht. Alle einzelne Figuren — Kain in sitzender Stellung, den Kopf auf die Brust gesenkt; die Frau liegend, das Haupt in den aufgelösten Haaren verborgen, sich dem Fluchgetroffenen zuneigend; der Säugling, welcher die Brust der Mutter sucht; auf einer anderen Seite der ältere Sohn, welcher trauernd auf seinen Vater hinblickt — sind gelungen; aber der Tadel müßte die Anordnung der Gruppe treffen, welche nicht frei und kühn genug ist. — „Der Neapolitanische Improvisator“ von Duret ist, wie alle frühere Arbeiten dieses Künstlers, ein elegantes und zierliches Werk, aber vielleicht eine zu gewissenhafte Nachahmung der Natur, welche in der Skulptur noch weniger anzurathen ist als in der Malerei. Debay und Desprez zeigen in ihren Büsten dasselbe Streben. Dantan hat eine „Büste der Schauspielerin Rachel“ gemacht. — Das wäre so ziemlich das Bedeutendste, wenn wir noch eines Basreliefs von Préault: „die Anbetung der Magier“, gedächten.“

Mannigfaltiges.

— Neue Nachrichten über Shakespeare. Diese befinden sich in einem Buche, das so eben nach einem in der Bibliothek der medizinischen Gesellschaft in London aufgefundenen Manuskripte publizirt worden ist, und wenn sie auch nur ganz unerhebliche Gegenstände betreffen, so haben doch die wenigen Zeilen, die auf Shakespeare Bezug haben, dem ganzen Buche ein solches Relief gegeben, daß dasselbe mit großer Begierde gekauft and gelesen worden ist. Das Buch ist ein Diarium, geführt von dem Magister John Ward, der in Stratford am Avon, der Vaterstadt des Dichters, die Aemter eines geistlichen Vikars, eines Apothekers und eines Wundarztes zugleich bekleidete *). Sein Tagebuch beginnt im Jahre 1648, also etwa 32 Jahre nach Shakespeare's Tod, und reicht bis zum Jahre 1679. Alle Stadtgeschichten des kleinen Stratford werden darin mit Gewissenhaftigkeit berichtet, wobei denn viel Uninteressantes vorkömmt, aber auch Manches zur Kenntniß der damaligen Zeit und insbesondere des Standpunktes, den die Arzneikunde in England im 17ten Jahrhundert einnahm. Die Stelle über Shakespeare lautet folgendermaßen: „Shakespeare hatte nur zwei Töchter, von welchen eine mit Herrn Hall, dem Arzt, verheirathet wurde, der von ihr eine bereits verheirathete Tochter hat, nämlich die Lady Bernard von Abbingdon. Ich habe gehört, der Shakespeare sey ein Naturdichter gewesen, ohne die mindeste Kunst. In seinen jüngeren Jahren war er viel auf dem Theater, später aber lebte er in Stratford, wo er in jedem Jahre zwei Stücke für die Bühne lieferte und dafür so gut bezahlt wurde, daß er, wie ich gehört habe, jährlich tausend Pfund ausgab. Shakespeare, Drayton und Ben Jonson hatten eine lustige Gesellschaft und tranken, wie es scheint, etwas zu stark, denn Shakespeare starb an einem Fieber, das er sich dabei zugezogen. Ich will nicht vergessen, die Stücke von Shakespeare zu lesen und mich recht vertraut damit zu machen, damit ich nicht unwissend in dieser Sache erscheine. Ob Dr. Heylin wohl recht thut, wenn er bei der Aufzählung der dramatischen Dichter, die in England berühmt waren, den Shakespeare ausläßt? Ich schrieb an meinen Bruder, daß er Mistreß Queeny besuchen möge.“ — Mistreß Queeny soll, nach einer Anmerkung des Herausgebers, Shakespeare's Tochter Judith gewesen seyn.

*) Diary of the Rev. John Ward, A. M., Vicar of Stratford-upon-Avon. Arranged by Charles Severn M. D. — London, 1839.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis $22\frac{1}{2}$ Sgr. ($\frac{3}{4}$ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 56. Berlin, Freitag den 10. Mai 1839.

Frankreich.

Rückblicke, von J. Janin.*)

An Théodose Burette.

Da sind nun wieder sechs Bändchen, welche zu sehr ungelegener Zeit kommen dürften, inmitten zweier Emeuten, oder vielleicht gar zweier Revolutionen! — Ich stelle sie, mein Freund, unter den Schutz Deiner Freundschaft und Deines Namens. Je näher wir den bösen Tagen rücken, desto mehr fühle ich das Bedürfniß, mich auf Deine Kraft und Deinen Muth zu stützen. Ständest Du nicht immer an meiner Seite, strahlend vor Freude, wenn Du Gelegenheit zu loben findest, so betrübt, wenn Du tadelst, wie sollte ich dann etwas thun, wie etwas sagen? Du bist mein alter Freund, Du mein fast immer beachteter Rathgeber, Du mein Vertheidiger aus Ueberzeugung; Du bist mein treuer Wächter, und in Deiner Nähe fühle ich mich immer stark. Findest Du eine Idee, so giebst Du sie mir; entdeckst Du etwas Schönes, so theilst Du es mir mit. Ist es nöthig, einem verkannten Genius zu Hülfe zu kommen, so faßt Du meine Hand und führst mich zu ihm. Ist es an der Zeit, eine der glänzenden Berühmtheiten, welche nur die Kunst des Zerstörens kennen, mit aufgezogenem Visir anzugreifen, so sagst Du: „Vorwärts!“ zu mir und ich lege die Lanze ein. Wie oft auch haben wir, ohne uns ein Wort zu sagen, dasselbe Gefühl der Bewunderung, dasselbe Gefühl der Abneigung empfunden! An einem solchen Tage bin ich sehr glücklich, sehr stolz!

Die sechs Bändchen, welche ich jetzt unter den Schutz Deiner wohlwollenden und aufmerksamen Freundschaft setze, hast Du schon Seite vor Seite, wie sie aus meiner Feder hervorgingen, gelesen und mehr als einmal hast Du zu einem der abgerissenen Kapitel gesagt: „Ich bin zufrieden!“ Mit Ausnahme des ersten Kapitels, welches die Zeit unserer ersten Jugend schildert, als wir so glücklich und so arm waren, als Du noch der reichste dieses Schwarms von Singvögeln warst, ist alles Uebrige für das Bedürfniß des Tages seit der Juli-Revolution geschrieben. Ich habe dies erste Kapitel darum wieder abdrucken lassen, weil es mich glücklich machte, mich in die Zeit zurückzuversetzen, welche so reich war an Hoffnungen, an unschuldigen Freuden, ungesuchten Vergnügungen und poetischen Entzückungen, welche aber besonders so ganz von unserer Freundschaft ausgefüllt wurde, denn unsere Generation hat das zum Voraus gehabt, daß Alle gute junge Leute ohne die mindeste Affectation waren; wir haben nie mit Byronscher Lebensverachtung und düsterer Schwermuth gespielt, wir haben nie gefürchtet, unsere munteren und lebensfrohen Gesichter zu zeigen, nie von Revolutionen und Stürmen geträumt, sondern ganz einfach vom blüthenreichen Frühling, von sonnenerhellten Landschaften und Spaziergängen im schönen Thale von Montmorency. Du und ich, wir können uns Beide die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß wir allen unseren Jugendfreundschaften treu geblieben sind, welchen Weg auch unsere Freunde eingeschlagen haben. Wenn sie nach fernen Ländern reisten, geleiteten wir sie zum offenen Meere und riefen ihnen: „Lebewohl!“ zu, indem wir die Stunde der Rückkehr herbeisehnten; wenn sie ihre erste Messe lasen, fanden sie uns am Fuße des Altars knieend. — Wir saßen unter der Kanzel und horchten auf ihre erste Predigt, und mit welcher Bewegung und Theilnahme folgten wir nicht ihrer ersten Vertheidigungsrede zu Gunsten irgend eines schrecklichen Räubers, der ihnen den ersten Anlaß gab, ihre Beredsamkeit zu üben. In der Deputirten-Kammer folgten wir ihnen bis zur Rednerbühne und verloren uns in der Menge, mit dem Wunsche, ihnen die schönverschlungenen Perioden Cicero's, die uns noch aus der Schule im Gedächtnisse waren, zuflüstern zu können. Wer von uns in den Stand der Ehe trat, der wählte uns zu Zeugen, und wir entfalteten immer den Ernst, den eine solche feierliche Handlung erfordert. In kurzem wirst Du der Pathe des dritten Kindes unseres Königlichen Prokurators seyn, und ich werde die erste Tochter unseres Notarius zu Villers-Cotterets über die Taufe halten. Wenn Einer von uns den Doktorgrad erhielt, haben wir es dann jemals unterlassen, ihn zu unserem Leibarzte zu machen, damit er seine Kunst in anima vili üben könne? Wir haben ihnen die Freundschaft bewahrt, selbst wenn sie reich, selbst wenn sie mächtige Männer wurden, um so mehr, wenn sie unglücklich oder arm waren. Wir haben uns ihren Besorgnissen, wir haben uns ihren ehrgeizigen Bestrebungen zugesellt, wir, die wir den Ehrgeiz doch selbst nicht kannten. Wie oft haben wir nicht bei der Prüfung des Einen, bei der Preisbewerbung des Anderen gezittert! Schien es nicht oft, ich wolle Doktor werden, oder Du strebtest nach der Ehre, in der Rechtsschule der Kollege von Demante oder Ducaurroy zu werden! Endlich unsere abgeschiedenen Freunde, der im Duell getödtet, Jener in sich selbst untergegangen, ein Anderer von Liebesgram verzehrt, haben uns immer an ihren Kissen gefunden, um ihnen die Augen zu schließen. Erinnerst Du Dich noch des schönen Jünglings, von dem wir alle Tage sprechen, unseres Stolzes und unseres Ruhmes, der, obgleich jünger an Jahren, wie ein Adoptiv-Vater uns mit seinem Rathe beistand, uns mit seinem Beispiele voranging? Erinnerst Du Dich noch an Boitard, die Hoffnung der Schule, der plötzlich eines Sonntags dahinstarb, als wir aus dem Gehölz von Vincennes zurückkehrten, ohne eine Ahnung von dem unersetzlichen Verlust zu haben, der uns bedrohte?

So hat, theurer Theodosius, im Laufe von funfzehn Jahren das Geschick, die Verbannung, der Ehrgeiz, der Tod uns von unseren theuersten Freunden getrennt; allmälig ist unser heiterer Freundesbund gelichtet worden. Sie sind Einer nach dem Anderen hinweggegangen, diese Feuerseelen, diese edlen Herzen, diese jungen Enthusiasten, diese fünfundzwanzigjährigen Gelehrten, diese jungen Thoren, welche Alles, selbst ihren mauerfarbigen Mantel, verpfändet hatten. Rufz ist auf Martinique, und schon kennen die Sklaven den Namen des guten Doktors. Der junge, liebenswürdige Schölcher wurde in seinem zwanzigsten Jahre erschossen. Und so viele Andere sind weit weg. Dieser ist in seine Häuslichkeit gebannt, Jener vom Ehrgeiz verzehrt oder gar, der Unglückliche! den politischen Leidenschaften verfallen. Wir Beide sind allein von allen diesen gelösten Freundesbündnissen übrig geblieben, um als Zeugen so vieler schönen, hingeschwundenen Stunden zu dienen. In diesem Augenblicke sind wir fast ganz allein, Einer beim Anderen, ohne uns einen Tag aus den Augen zu verlieren, gleichsam ein gemeinschaftliches Leben führend, dieselben Bücher lesend, frei von denselben ehrgeizigen Bestrebungen, mit Wenigem zufrieden, immer zufrieden. Unser Glück hat sich geändert; es ist weniger stürmisch geworden, unsere Hoffnungen sind erstorben. In je weitere Ferne aber die alten Freundschaften gerückt sind, desto enger haben wir unseren Bund geschlossen, und wir begreifen jetzt gar nicht mehr, wie Einer ohne den Anderen leben könnte.

Von uns Beiden warst Du indeß doch der Weiseste, weil der Bescheidenste. Du fürchtetest das helle Tageslicht und wähltest den Wahlspruch: „Verbirg Dein Leben“ zur Richtschnur Deines Betragens. Du hast mit der größten Sorgfalt Deinen Geist und Dein Talent und diesen Schwung der Seele, um welchen Dich die Berühmtesten beneiden würden, verheimlicht. Du hast weder Aufsehen noch Ruf gesucht, ja, ich glaube, Du würdest sogar den Ruhm verschmäht haben. Mich würde es nicht wundern, wenn Du Dich ganz in den Schatten stelltest, um mir Platz zu machen und mir den Weg zu bahnen. Du schreibst besser als ich und hast mich schreiben lassen. Dein Geschmack ist sicherer, geübter, aufgeklärter als der meinige, und Du hast mich die Anderen beurtheilen lassen. Du hast Dich niedrig und klein gemacht und selbst mir die tiefen geschichtlichen Forschungen verborgen gehalten, aus denen so interessante Bücher hervorgegangen sind. Du bist so ein gelehrter Geschichtsschreiber geworden, ohne es mir zu sagen; Du standest Morgens frühe auf, um in den alten Chroniken umherzuwühlen, und ich schlief noch, wenn Du schon Deine Aufgabe beendet hattest. Dann sah ich Dich kommen, so frisch, als ob Du noch nichts gethan hättest, und wenn Du mich dann bei der Arbeit fandest, sagtest Du, Heuchler! zu mir: „Du arbeitest zu viel!“ Wir sprachen hierauf von den Dingen, die mich interessirten und an denen Du nur meinetwegen Theil nahmest. Wir sprachen von den Meisterwerken des Tages ohne Leidenschaft, aber auch ohne Liebe. Wir gestanden uns, daß die berühmten Männer der Gegenwart, welche mit aller Gewalt so viel produziren, sehr Unrecht hätten, und wir belächelten oft die Fruchtbarkeit unserer Zeitgenossen, wenn wir bedachten, daß Ho-

*) Diese Widmung an Théodose Burette, Professor der Geschichte an der Pariser Universität, bildet die Vorrede zu den eben erscheinenden gesammelten Kritiken und Feuilleton-Artikeln J. Janin's.

mer's Gedichte in einer Nußschale Platz fanden. Kamen wir auch einmal auf die Politik zu sprechen, so begriffen wir nicht, wie das geistreichste Volk der Erde beständig die Posse: „Viel Lärm um nichts" aufführen konnte. Wir wußten bloß, daß die Deputirten-Kammer ein Denkmal ist, welches die Bestimmung hat, dem Möbel-Magazin der Krone als Seitenstück zu dienen. Wir überzeugten uns nur, daß der Palast des Luxembourg sehr nützlich durch den schönen Garten sey, in welchem so viel Flieder blüht. Und was für schöne Spaziergänge würden wir noch unter diesen herrlichen Bäumen machen, wenn uns nur die Herzogin von Decazes erlauben wollte, unsere Hunde frei umherlaufen zu lassen. In unserer Jugendzeit unter Herrn von Seinonville, diesem leutseligen Edelmanne, konnten Azur und Phan sich ungehindert im Luxembourg ergehen. Wozu hat nun, frage ich, die Juli-Revolution gedient, da unsere Hunde diese wichtige Freiheit eingebüßt haben.

Ich sehe Dich schon, wie Du, über meine Schultern gebeugt und mit der Entzifferung dieser Zeilen beschäftigt, welche ich an Dich richte, mich zwingen würdest, sie auszustreichen, wenn ich sie nicht im Geheimen schriebe. Du würdest mir sagen, daß das nicht klug sey, und daß man mit mehr Zurückhaltung von der Deputirten-Kammer, von der Pairs-Kammer und der Juli-Revolution sprechen müsse; Du würdest hinzufügen, daß ich in Deiner Abwesenheit die Vorrede zum „Barnave" geschrieben habe. Du magst indeß sagen, was Du willst, ich kann meine Sympathieen mit dem elenden Zustande, in welchem wir leben, welcher weder Krieg noch Frieden, weder Freiheit noch Sklaverei, weder Kampf noch Ruhe ist, nicht in Uebereinstimmung bringen. Ich bin vor allen Dingen der Mann der ruhigen Zeiten, in welchen man sich mit glatter Prosa, schönen Versen, edlen Seelenregungen, mit den glänzenden Ansprüchen des Geistes, den schönen Künsten, welche das Leben verschönern, mit den zärtlichen Leidenschaften des Herzens beschäftigen kann. Wie viel Mühe ich mir auch gegeben habe, so habe ich doch dem rohen Drama der Gewalt und der Unordnung nie rechte Theilnahme abgewinnen können, und doch habe ich eine Revolution ausbrechen und ein Volk sich erheben sehen, habe gesehen, wie eine Monarchie zusammenstürzte, und wie das Schiff, von dem Bossuet spricht, gleichsam erstaunt, sich unter so verschiedenen Umständen betreten zu sehen, sich in Cherbourg vor Anker gelegt hat zur Verfügung der abgehenden Könige. Wozu führen alle diese Veränderungen? sie verwirren bloß den Sinn des Zuschauers, der, nach allen Richtungen umhergeschleudert, nicht mehr weiß, wohin er sich wenden soll, um die Wahrheit zu entdecken. Wie viel Lärm und welche Resultate! Meiner Treu, und desto schlimmer, wenn ich lästere! ich gebe alle wahnsinnige Declamationen und den ganzen Plunder, den man die Theorieen von 1789 nennt, für eine Scene von „Athalie", für die ersten Bücher der „Confessions", oder für noch weniger, für den „Candide". Hört man das schreckliche Kauderwelsch, in welchem die Angelegenheiten des Landes abgehandelt werden, sieht man den schrecklichen Styl, der jetzt an der Tagesordnung ist, so könnte man, ich wenigstens, einen Tyrannen, wie Ludwig XIV., mit den herrlichsten Meisterwerken, welche je die Französische Sprache oder der menschliche Geist hervorgebracht hat, zurückwünschen. Damals wenigstens hatte man Zeit zum Schreiben. Der Styl war damals, wenn auch nicht der ganze Mensch, doch ein Theil des Menschen, oder mindestens etwas Menschliches. Damals beschäftigte man sich eben so sehr mit einer Leichenrede des Bischofs von Meaux, einem Kapitel des Herrn von Retz, oder einer Epistel Boileau's, oder einer Fabel La Fontaine's, oder einem Briefe der Frau von Sévigné, wie mit der Schlacht bei Rocroy.

Damals war es eine Ehre, Geschichtsschreiber, Dichter, Kritiker, ja selbst Kritiker, zu seyn; dennoch hatte die Kritik damals noch nicht alle ihre Proben bestanden. Um eine Stellung einzunehmen, mußte sie zuvor durch das sprühende Witzfeuer Voltaire's hindurchgehen und mußte dieses sprühende Witzfeuer mit dem Muthe Fréron's aushalten. Damals gewann sie ihre Sporen und wurde eine von den anderen Mächten unabhängige Macht. Endlich ist ihr sogar die Herrschaft zugefallen.

Aus diesem Grunde hast Du, mein Richter, mein Rathgeber, candide judex, ungeachtet Deiner Besorgnisse, mir die freie und unabhängige Ausübung dieser bei uns ganz neuen Gewalt gestattet. Freilich ging es Dir etwas nahe, daß ich das, was Du meinen Styl und mein Talent nanntest, so verschleudern sollte. — — Aber, sagtest Du zu Dir selbst: Alles wohlerwogen, welches Werk darf sich denn jetzt wohl eine Dauer von mehr als vierundzwanzig Stunden versprechen? Leben wir nicht Alle in einer Zeit der Improvisation? Der Roman, das Drama, die Komödie, die politische Rede sind die Schöpfungen eines Tages. Ist die Juli-Revolution, weil sie in drei Tagen improvisirt wurde, darum weniger eine Revolution? Also hast Du mich nach reiflichem Nachdenken in den bodenlosen Abgrund der periodischen Literatur, in welchem sich der Geist eines jeden Tages verliert, untertauchen lassen. In diesen gähnenden Schlund, welcher noch das ganze Jahrhundert verschlingen wird, hätte man Voltaire, Rousseau, Montesquieu werfen können, und das Ungeheuer würde „Mehr!" gebrüllt haben. Die ganze encyklopädistische Schule würde nicht länger als einen Monat vorgehalten haben, und dennoch tröstetest Du Dich damit, daß Du sagtest: „Zum Wenigsten hat er eine mächtige und starke Stellung, um welche er beneidet wird." Aber, ich bitte Dich, welche Stellung wäre nicht mit Muth und Ausdauer zu halten? Besonders die eines Mannes, der alle Tage der aufmerksamen Menge sagen kann, was er auf dem Herzen hat, der Tadel und Lob austheilt, auf dessen Wort man achtet, nach dessen Urtheil man verlangt. Ein solcher Mann ist eben so sehr gesucht, wie derjenige, der über den Staasschatz verfügt, denn er vertheilt den Ruhm. Er ist von Feinden und Schmeichlern umgeben, welche nicht weniger gefährlich sind, wie die eines einflußreichen Mannes. Er verdient gewiß die Theilnahme, denn wer sich lange Gehör verschaffen will, der muß wenigstens etwas Styl, etwas Geist, viel Muth, viel Gewissenhaftigkeit in seinen Urtheilen und eine außerordentliche Selbstverleugnung haben. Er muß gerecht und wahr, aufrichtig und ehrenhaft, nachsichtig in seinem Tadel, strenge in seinem Lobe seyn. Mit sicherer Hand muß er die Waagschale halten zwischen zwei gleichen Berühmtheiten, eifersüchtigen Ansprüchen und diesen Schützlingen des vorigen Tages, diesen Beschützern des folgenden Tages, diesen reizbaren Celebritäten, welche sich gegenseitig beneiden und jedes Lob, das ihnen nicht gespendet wird, für einen Raub halten. Dies ist das Leben des Kritikers, ein Leben voller Kämpfe und Arbeiten, und wie viel Ruhm er auch vertheilen möge, für sich behält er fast gar nichts übrig. Diejenigen, die er tadelt, befehden ihn, und diejenigen, die er nicht genug lobt. Wo giebt es aber einen Menschen in der Welt, den man jemals genug loben könnte. Der unglückliche Kritiker! Wie fern er sich von jedem Ehrgeize hält, er ist allen Verleumdungen und Anschwärzungen ausgesetzt. Sein Leben liegt offen da; er bewohnt ein Haus von Glas. Jeder kann hinterrücks einen vergifteten Pfeil auf ihn abschießen, und unter jedem Lächeln ist für ihn eine Verhöhnung, unter jedem Händedruck ein Verrath verborgen. Er hat mehr als jeder Andere die anonymen Briefe zu fürchten, und wie sollte er mit diesen fertig werden, wenn sein Kammerdiener sie nicht läse.

Du hast doch indeß Recht; die Stellung eines Kritikers hat, wie viel sich auch dagegen einwenden läßt, immer viel für sich, und man kann selbst in dieser von Haß und Neid geschwängerten Atmosphäre glücklich, frei, geliebt seyn. Die Freundschaft überwindet alle diese Armseligkeiten. Und übrigens kommen auch so schöne Tage, und die Strahlen der Sonne durchbrechen von Zeit zu Zeit das Gewölk. Heute entdeckst Du ein unbekanntes Talent, ein Kind, welches sich in einem leeren Saale erkältete, und dem Du zurufst: „Muth! das ist die Tragödie!" Ein andermal trifft man einen verzweifelnden Dichter, dem man auf die Schultern klopft und zu dem man sagt: „Gruß Dir, Dichter!" Oder man stößt auch auf ein unbekanntes Buch, dem man plötzlich, vermöge seiner kritischen Allmacht, die Menge und das Glück zuführt; oder das Parterre klatscht einem schauerlichen Melodrama aus Leibeskräften Beifall zu, und man erhebt sich allein zur Vertheidigung der Vernunft, der Sprache, der Hoheit der Kunst. Oder man sieht auch plötzlich eines Morgens Herrn von Chateaubriand bei sich eintreten, der zu uns guten Morgen sagt, als wenn er uns erst am vorigen Tage gesehen hätte. Oder Lamartine, der so schön von Gott und der Liebe spricht, setzt sich an Deinen Heerd, oder Meyerbeer erzählt von den neuen Leidenschaften, mit welchen er die Künstler erfüllen wird, die nur durch ihn siegen. Das sind die großen Fest- und Freuden-Tage. Und welches Glück, an die Hände zu denken, die man uns reicht, an die beredten Stimmen, die uns vertheidigen, an die Leser, deren Hoffnungen und Wünsche wir kennen, nur nicht die Namen.

Ja, Du hast Recht, mein Freund, mich aufzumuntern; es ist eine schöne und edle Thätigkeit. Welcher Advokat, wie berühmt er auch seyn möge, hat eine so schöne Aufgabe, spricht zu einem solchen Publikum und ist in dem Maße der Vertheidiger der höchsten gesellschaftlichen Interessen, des Schönen, Guten, Nützlichen? Welcher Königliche Prokurator citirt vor seinen Gerichtshof größere Verbrechen? Welcher Philosoph lehrt in einer größeren Schule? Welcher Soldat vertheidigt, mit dem Schwerte in der Hand, einen weiteren Raum? Welcher Geldmann verbreitet mehr Goldstücke, als der Kritiker Ideen? Aber wie soll dennoch, wenn jede Autorität gebrochen ist, die Kritik die ihrige bewahren? Wie soll in dem unglücklichen Reiche, in dem keine Stimme mehr beachtet wird, auf die der Kritik gehört werden? Wie soll endlich, während man von nah und fern Wortmacher herbeizieht, um über die politischen Angelegenheiten zu sprechen, der Schriftsteller, der nur Schriftsteller ist, mit der unaufmerksamen Menge von Romanen und Geschichten, von Schauspielern und Schauspielen sprechen? Das ist das Unglück derjenigen, welche sich mit der Literatur um der Literatur willen beschäftigen, welche keinen anderen Ergeiz kennen, als an dem Platz zu bleiben, an den sie der Himmel gestellt hat; das war unser Unglück, daß wir Schriftsteller blieben, als alle unsere Genossen Staatsmänner wurden. In der That, von dieser Phalanx von jungen Talenten, welche im Jahre 1830 kaum die literarische Laufbahn betreten hatten, sind sehr wenige an ihrem Platze geblieben. Sie sind alle Präfekten, Gesandten, Capitaine, Staatsminister geworden. Der Eine von ihnen besonders, der mächtigste von Allen, eine Art Mirabeau, der seine Rolle schon längst eingelernt hatte, er, der jetzt das Geschick des Landes in Händen hält, gehörte zu uns, war ein Schriftsteller wie wir. Das literarische Joch hat er zerbrochen und legt nun Frankreich das politische auf. Wie sollen nach diesem glänzenden Vorgange die Schriftsteller sich innerhalb ihrer natürlichen Gränzen halten? Die Ehrsucht hat sie Alle erfaßt, und auf diejenigen, die bloße Schriftsteller geblieben sind, zeigt man mit dem Finger und sagt, indem man die Achseln zuckt: das sind bloße Schriftsteller. Dennoch sollte man mit mehr Schonung von ihnen sprechen und wäre es auch nur aus Achtung für das Talent ihrer ehemaligen Genossen, die zur Politik übergetreten sind.

Während uns also alle unsere Freunde verlassen haben, um ein besseres Geschick zu suchen, während alle Lebensschicksale in unserer Umgebung sich geändert haben, finde ich mich Dir gegenüber noch immer als denselben wie vor funfzehn Jahren, nicht anders, als wenn ich mein Leben fern vom Lärm, von den Leidenschaften und der Literatur des Tages zugebracht hätte. In der That bin ich auf meinem Wege geblieben, während so Viele einen anderen eingeschlagen haben, und Du bist zu mir treugesinnter als je zurückgekehrt, weil wir eingesehen haben, daß es nur ein Glück in der Welt giebt, die Freundschaft, oder daß uns Paria's die heiligen Freuden der Familie versagt sind.

Was willst Du? Wir haben unser Amt nicht bezahlt, wir haben kein anderes Privilegium, als das unserer Kunst; wir sind Vögel, für die es nur einen Frühling, keinen Herbst, keinen Winter giebt.

Die sechs kleinen Bände, welche ich Dir schicke, sind aus den Improvisationen jedes Tages hervorgegangen; natürlich wirst Du in denselben viele Sachen finden, die nur mit einer nachsichtigen Beurtheilung bestehen können: — Kritiken, — Geschichten, — Erzählungen, — Novellen jeder Art, und besonders oft wiederkehrende Erinnerungen an die ewige Literatur des Alterthums, der ich, wie Du, treu geblieben bin. In meinen literarischen Gebeten habe ich unsere Gefährten, die edlen Geister, welche abgeschieden sind, nicht vergessen. Welche aber von allen in diesem Buche gesammelten Erinnerungen meinem Herzen die theuerste ist, brauche ich wohl nicht erst zu sagen.

J. Janin.

Süd-Afrika.

Zur Geschichte der Holländischen Bauern in Süd-Afrika.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1826 drang die Untersuchungs-Kommission am Kap zum ersten Male auf die Nothwendigkeit, die Nordgränze der Kolonie genau zu bestimmen und alles Auswandern über dieselbe zu verbieten. Hinsichtlich der Gefahren, denen die Nordgränze bloßgestellt ist, sagt Herr D'Urban in einer Depesche vom Jahre 1834: „Ich empfehle ihrer Beachtung, daß die Ueberfälle der Wilden an ersterer Linie (im Norden) und die an letzterer (in Nord-Ost) immer einen wesentlich verschiedenen Charakter gehabt haben. Dort wurde geplündert und gemordet, während man hier mit Viehraub sich begnügte." Die an den Schneebergen seßhaften Boers waren also Mord und Plünderung ausgesetzt, und doch fühlten sie nicht eher das Bedürfniß, auszuwandern, bis ihre unversöhnlichen Feinde, die Griqua's, unter der Kontrolle der Missionaire standen. Ja, ihre persönliche Sicherheit machte ihnen so geringe Sorge, daß sie, den ausdrücklichen Verboten der Regierung zum Trotze, über die Gränze gingen, und den räuberischen Griqua's Schießpulver verkauften. Man lese nur die folgende Stelle aus einer Depesche des Obersten Wade vom Jahre 1834: „Die steigende Verwegenheit der Räuber hat man gewiß vornehmlich dem alle Tage zunehmenden Handel mit Waffen und Munition beizumessen. Es ist unbezweifelt, daß dieser Handel nicht bloß von den eigentlichen Kaufleuten, welche die Gränze überschreiten dürfen, sondern auch von den ansässigen Boers getrieben wird. Die Boers wandern, dem Gesetze Hohn sprechend, in größeren oder kleineren Trupps über die Gränze, und versorgen die Eingebornen mit Allem, was sie nöthig haben, um der Kolonie Schaden zu thun; ja sie geben ihnen sogar in gewissem Betrachte das Recht dazu in die Hände; es ist nämlich faktisch, daß der Boer auf solchen Zügen alle fruchtbaren Oasen in Beschlag nimmt, und öfter an wehrlosen Eingebornen unmenschliche Grausamkeiten begeht. Meines Dafürhaltens erheischt keine Gränz-Angelegenheit schnellere und entschiedenere Maßregeln, als diese. In der Gegend zwischen der Gränz-Linie und dem oberen Orange-River, und zwischen Letzterem und dem Caledon-River sind gegenwärtig über hundert Familien angesessen, die ohne alle Rücksicht auf das Eigenthumsrecht der Eingebornen des Grundes und Bodens sich bemächtigt haben; und es darf uns also nicht Wunder nehmen, wenn die Eingebornen Wiedervergeltung gebrauchen."

Diese Depesche lehrt uns also nicht bloß, daß die Boers um ihre Sicherheit unbekümmert waren, sondern auch, daß sie beständig auswanderten und noch vor dem Kaffern-Kriege in einem Distrikte jenseit der Gränze hundert Familien stark sich niedergelassen hatten. Es bedarf gar keiner ferneren Thatsachen mehr, um darzuthun, daß der Kolonial-Bauer immer den Hang hatte, weiter zu ziehen, um reichhaltige Quellen und fette Weiden zu suchen; und daß er in seinem Verkehre mit den Eingeborenen immer nur an diejenige Sicherheit dachte, die seine Waffen und physische Ueberlegenheit ihm gewähren konnten.

Um die Mitte des Jahres 1834 wurde eine von gewissen Kaufleuten und anderen Bewohnern der Kapstadt unterzeichnete Adresse der Regierung übergeben, welche die Bitte um Gründung einer Kolonie bei Port Natal enthielt. Das Recht, diesen Ort zu besitzen, gründete man Theils darauf, daß er 1689 durch die Holländische Regierung angekauft worden war, und anderen Theils auf angebliche Schenkungen gewisser Theile des Territoriums, die der König der Amazulo's mehreren Individuen gemacht haben sollte. Das Gesuch wurde abgeschlagen; aber die Privat-Interessen, welche den Plan erzeugt hatten, rasteten nicht, bis er zur Ausführung kam. Die Anlegung einer Kolonie bei Port Natal war eine kaufmännische Speculation, und würde vielleicht noch besseren Erfolg gehabt haben, wenn die Regierung daran Theil genommen hätte; aber auch ohne diesen obrigkeitlichen Beistand konnte man sich schöne Früchte davon versprechen. Die Boers, immer zur Auswanderung fertig, erfuhren, daß es um Natal fette Viehweiden, häufigen Regen und zahlreiche Ströme gäbe; und es bedurfte sehr geringer Ueberredungskunst, um ihnen den erforderlichen Impuls zu geben.

Die Auswanderung nach Natal erfolgte um die Mitte des Jahres 1834, und gegen Ende desselben Jahres brach der Krieg mit den Kaffern aus, dessen Details schon hinlänglich bekannt sind. Nach Besiegung dieses löwenherzigen Feindes wurde sein erobertes Land unter die Eroberer vertheilt. Man zeichnete Spezial-Karten der schönsten Ländereien, die in der Kapstadt zum Verkaufe ausgeboten wurden. Auch die Boers, welche die Miliz des Landes bildeten, schickten sich an, in der neuen Provinz Wohnsitze zu wählen, und ohne Zweifel hatten sie bereits im Anfang des Marsches solche Pläne gefaßt. Mitten im Siegestaumel erhielten sie einen Besuch von Maritz und seinen Genossen, die von der Expedition nach Natal zurückkehrten und in ihr Feldlager kamen. Der muthwillige Abenteurer pries ihnen die Gegend um Natal als ein wahres irdisches Paradies; sie schenkten ihm unbedingten Glauben, und sogleich wurde eine große Emigration nach Natal verabredet. Der Plan reifte im Lager, unter den Augen des Statthalters, der unbedenklich seine Zustimmung gab.

Alles Vorstehende lehrt uns zur Genüge, daß der Kaffern-Krieg die Auswanderung der Holländischen Bauern nicht veranlaßte, und daß auch keine besondere Unzufriedenheit mit der Regierung, sondern lediglich die unbändige Wanderlust eines Volkes, das seinen nomadischen Gewohnheiten nicht entsagen kann, den Impuls dazu gab. Als aber die Zugeständnisse des Herrn d'Urban von dem Staats-Secretair annullirt wurden und ein humanes Verfahren gegen die Ur-Einwohner nachdrücklich eingeschärft wurde, da entstand ein allgemeines Klagen und Murren in der Kolonie. Der Statthalter hatte seine Politik so fest auf das Interesse der Privat-Personen gegründet, daß ihre Annullirung wie ein gewaltsamer Eingriff in Jemandes Eigenthum wirkte. Daher die erbitterte und leidenschaftliche Sprache, welche die Anhänger des Statthalters in den Zeitschriften der Kolonie führten, einer Quelle, die Herr Harris etwas zu vertrauensvoll ausgebeutet haben muß; sonst würde wohl nicht folgendes Raisonnement aus seiner Feder geflossen seyn:

„Es muß wirklich jedes denkende Individuum in Staunen setzen, daß man einen solchen Stand der Dinge (an der östlichen Gränze) so lange geduldet hat. Wie ist es möglich, daß die Gesetzgeber der Kolonie nicht schon längst auf die gebieterische, von Vernunft, Gerechtigkeit und Menschlichkeit diktirte Maßregel geleitet worden sind, eine Race von Ungeheuern (die Kaffern), die unversöhnlichen Feinde der christlichen Unterthanen Ihrer Majestät, welche jeden Anspruch auf Mitleid oder Schonung verwirkt haben, von der Erde zu vertilgen? Vergebens auf Entschädigung harrend und ohne die zureichenden Mittel, das ihnen angethane Unrecht vergelten zu können, haben die Gränz-Kolonisten endlich das Joch ihrer Unterthanen-Pflicht abgeworfen."

Wo solche Barbarei der Gesinnung sich kund giebt, da darf man keine sehr genaue Darstellung der Thatsachen erwarten. Wir von unserer Seite freuen uns, mit Gewißheit sagen zu können, daß die Britische Regierung niemals dem Vertilgungs-Systeme ihre Zustimmung gegeben hat. Auch ist die Moralität und die Nothwendigkeit eines großmüthigen Benehmens gegen uncivilisirte Völker nicht erst unter der jetzigen Regierung gefühlt worden. Lord Aberdeen sagte, als er den Vertrag mit den Griqua's gutheiß: „Dieser Vertrag realisirt die Ansichten, welche die Regierung des Königs von der einzigen Art von Politik hat, die wir hinsichtlich der Eingebornen mit Ehren festhalten können." Das liberale System, wonach man jetzt die Kaffern behandelt, verspricht einen vollkommenen Erfolg. Der gegenwärtige Statthalter der Kap-Kolonie, Sir Napier, hat in einem seiner neuesten Berichte geäußert: „Er sähe keinen Grund, warum man irgend eine Störung der Ruhe an der östlichen Gränze zu befürchten brauchte, so lange die jetzt bestehenden Verträge mit den Kaffern von Seiten der Kolonial-Behörden gewissenhaft beobachtet würden"; das heißt, so lange man die Eingebornen als Menschen und nicht als Ungeheuer behandelte.

(Schluß folgt.)

Türkei.

Oeffentliches und Privatleben in der Türkei.

Von Dr. V. Morpurgo.

I. Die große Feuersbrunst in Pera.

Die merkwürdigsten Erinnerungen meines Aufenthalts zu Konstantinopel knüpfen sich an die Feuersbrunst, welche am 3ten August 1831 in Pera ausbrach. Bevor ich daher zu einer Schilderung des öffentlichen und Privatlebens in der Türkei übergehe, werde ich die Thatsache erzählen, welche mir Gelegenheit gab, das orientalische Leben zu studiren.

Seit zwei Monaten waren unbestimmte Gerüchte vom Herannahen und vom Ausbruche der Cholera in Konstantinopel verbreitet, und das Volk, welches an die Verheerungen der Pest gewöhnt war, sah dem Aufschütten so vieler Gräber auf den Kirchhöfen mit Gleichgültigkeit zu. Bald erklärte sich dieselbe indeß auf eine unzweideutige Weise, ohne daß jedoch die Türken aus

ihrer Fassung gebracht worden wären. Die Geschäfte wurden nicht eingestellt, und es fanden weder Ermordungen, noch Auswanderungen, noch Aufstände statt. Ich wohnte damals in Pera. Eines Morgens kam ein junger Türke zu mir, welcher mich bat, ihm schleunigst nach dem Landhause seines Herrn zu folgen, um meine Kunst an dessen Tochter zu versuchen. Ich kam bald in Otakchilar an, wo der Vater meiner Ankunft mit Ungeduld entgegensah und mich sogleich in das Harem einführte. Die Kranke, ein junges siebzehnjähriges Mädchen, war unverschleiert. Ich sah bald, daß sie an der Brust litt, und befahl, ihr Blutegel anzusetzen. Aber das ging nicht so leicht, wie ich glaubte. Die Familie gab viel auf die Astrologie, und bevor sie meiner Verordnung nachkam, wollte sie erst wissen, ob der Dienstag günstig zum Blutlassen sey. Man schickte daher zu einem Scheich, und ich mußte die Ankunft desselben abwarten. Als der Bote nach ziemlich langer Zeit eine günstige Antwort zurückbrachte, konnte ich zum Werke schreiten. Ich war noch im Harem, als ich die Stimme des öffentlichen Ausrufers vernahm, der „Bay Oglu da yenghin var" (in Pera brennt's) schrie. Da ich wußte, mit welcher Schnelligkeit die Feuersbrünste in Konstantinopel um sich greifen, so entfernte ich mich rasch. Die Feuersbrunst hatte um neun Uhr Morgens begonnen; als ich in Pera ankam, war es drei Uhr Nachmittags, und dennoch hatten sich die Flammen schon in einer Ausdehnung von mehr als einer Quadratmeile verbreitet. An diesem Tage wehte aber auch der Wind so stark, daß es unmöglich war, dem Feuer Einhalt zu thun. Man hat nachher behauptet, die Türken hätten, um sich für die Verbrennung ihrer Flotte bei Navarin zu rächen, den vom Feuer Bedrohten keine Hülfe geleistet; aber das ist gänzlich falsch. Auch die Türken gingen nicht leer aus. Das Teke, oder Kloster der tanzenden Derwische, blieb nur deshalb verschont, weil der Wind sich änderte; nichtsdestoweniger brannte ein großer Palast des Sultans, Galata-Serai, gänzlich ab.

Vergeblich suchte ich mein Haus; es war keine Spur mehr von demselben zu finden. Da ich für mich selbst nichts mehr thun konnte, suchte ich Anderen nützlich zu werden. Nur derjenige, der schon eine Feuersbrunst in einer Türkischen Stadt gesehen hat, kann sich eine Vorstellung von einer ähnlichen Verwirrung machen. Da hört man Geheul, Verwünschungen, Drohungen in allen Sprachen. Ein Jeder handelt für sich, denn von Polizei oder einer geordneten Hülfsleistung ist keine Rede. Ich werde nie diesen schrecklichen Tag vergessen. Die Straßen waren mit Trümmern von Kasten und werthvollen Gegenständen bedeckt; die Cholera-Kranken irrten wie Gespenster umher; die kränksten wurden indeß von den Verwandten getragen, bei denen die Stimme der Natur über die eigene Noth gesiegt hatte. Zerschlagen und zerstoßen zog ich mich nach dem kleinen Todten-Gefilde, welches zwischen Pera und Kassim-Pascha liegt, zurück und ließ mich dort unter einer Cypresse nieder. Das Feuer breitete sich immer weiter aus und verwüstete Alles auf seinem Zuge; nur ein kleines, niedliches Häuschen schien wie durch ein Wunder verschont zu bleiben. Um mir diese sonderbare Erscheinung zu erklären, trat ich näher und sah nun, daß das Haus mit Teppichen behängt war, welche eine Frau, die auf dem Dache stand, unaufhörlich mit Wasser begoß. Ein starker Mann schöpfte unausgesetzt Wasser aus der Cisterne des Hofes. Lange kämpften sie mit Muth, aber endlich nöthigte sie die Hitze und die Erschöpfung, abzulassen. Als sie wieder ans Werk gehen wollten, umzingelten die Flammen schon ihre Wohnung, und nun warfen sie sich, bitterlich weinend, einander in die Arme. Ein Polizei-Soldat entfernte sie mit Gewalt; es war auch die höchste Zeit, denn einen Augenblick später stürzte das Haus zusammen. Einer der Zuschauer kannte den jungen Mann und erklärte uns die Ursache seines Schmerzes. Es war ein Grieche aus Lesbos, der in Konstantinopel bei einem Tischler in die Lehre gegangen war. Hier verliebte er sich in die Tochter seines Lehrherrn. Dieser bewilligte sie ihm auch unter der Bedingung, daß er so viel Geld zusammenbrächte, um ein Haus zu bauen. Nachdem der junge Mann von seiner Braut den Verlobungsring empfangen, begab er sich nach Smyrna, wo er nach vierjährigen Anstrengungen und Entbehrungen ein Vermögen von 10,000 Piastern erspart hatte. Erst seit drei Monaten bewohnten die jungen Eheleute das Haus, und nun hatte ein einziger Augenblick ihrem Glücke ein Ende gemacht.

Die Feuersbrunst wüthete noch mehrere Stunden; endlich legte sich gegen Abend der Wind, und man konnte die Verwüstungen übersehen. Die Zahl der eingeäscherten Häuser und Buden wurde auf 15,000 angeschlagen. Während der Nacht flackerten die Flammen noch auf der ausgebrannten Stätte auf und verbreiteten eine düstere Helle. Mehr als 40,000 Personen jedes Geschlechts und jedes Alters waren auf den Kirchhöfen bunt durch einander unter den Cypressen gelagert. Am folgenden Tage ließ der Sultan den Armen 60,000 Piaster austheilen. Er befahl, alle Obdachlosen in einer Kaserne unterzubringen, und erlaubte auch den Muselmännern, Christen aufzunehmen.

Ich hoffte, daß ein Theil meiner Effekten gerettet worden sey. In meinen Diensten stand ein junger Grieche von der Insel Tino, der mein Haus während meiner Abwesenheit bewachte, und ich vermuthete, daß er wenigstens meine Manuskripte und Gegenstände von Werth gerettet haben würde. Am folgenden Tage traf ich ihn, und er erzählte mir nun mit allen Zeichen äußerer Traurigkeit, daß er meine Sachen zwar in ein steinernes Haus gebracht habe, daß aber auch dieses abgebrannt sey. Ich mußte seinen Worten glauben. Vier Monate später eröffnete indeß der junge Mann einen Laden mit einem Kapital von 50,000 Piastern. Leider ist die Polizei so schlecht, daß man von ihr keine Hülfe erwarten darf.

Als ich zu meiner Kranken zurückkehrte, erwartete mich ihr Vater schon mit Ungeduld. Nachdem er von meinem Verlust in Kenntniß gesetzt worden war, drückte er mich in die Arme. „Mein Sohn", sagte Hassan-Effendi zu mir, „ergieb Dich in den Willen Gottes; da ich die Ursache Deines Unglücks war, so erlaube mir auch, Dir zu Hülfe zu kommen. Wärst Du nicht in meinem Harem gewesen, so hättest Du vielleicht Dein Vermögen retten können. Nimm daher meine Gastfreundschaft an, bis Du Deine Angelegenheiten wieder geordnet hast." Ich konnte einem so herzlichen Anerbieten nicht widerstehen. Hassan gab mir ein kleines Haus, welches an das seinige gränzte. Hier wohnte ich zwei Monate lang mit meinem Dolmetscher, und mein Gastfreund schickte mir Morgens und Abends meine Mahlzeit aus seiner Küche. Nach drei Tagen kam Hassan-Effendi am Abend zu mir, um den Kaffee bei mir einzunehmen. „Mein Gast", sagte er zu mir, „ich weiß, daß Ihr Europäer nicht gut der Gesellschaft der Frauen entbehren könnt, und Du wohnst jetzt so entfernt vom Quartier der Franken, daß Du Dich nicht mehr gut dahin begeben kannst. Obgleich unsere Sitten den Eintritt der Männer in die Harems verbieten, will ich doch Dir zu Liebe diesen Gebrauch übertreten, und ich fordere Dich auf, Deine Abende in meiner Familie zuzubringen." Man kann sich leicht denken, daß ich diese Aufforderung, welche mir eine so erwünschte Gelegenheit bot, die Türkischen Sitten zu studiren, mit der größten Bereitwilligkeit annahm. Nichts ist in der That schwieriger, als eine solche Kenntniß zu erlangen, denn das Leben der Türken beschränkt sich rein auf das Innere des Hauses, und an der Thür des Harems erhebt sich eine unüberschreitbare Scheidewand. In der Familie Hassan-Effendi's war es mir nun endlich vergönnt, sichere Nachrichten über das Privatleben der Türken einzuziehen. Seine Familie bestand aus neun Personen: er und seine Frau, zwei Töchter, zwei Negerinnen, eine Cirkassierin, welche im Hause erzogen worden war und welche am Hochzeitstage der ältesten Tochter ihre Freiheit und eine Mitgift erhalten sollte, ein junger Griechischer Sklave und die Mutter Hassan-Effendi's, welche niemals bei ihrem Namen, sondern nach der ehrfurchtsvollen Sitte des Orients bloß Falide-Hanum (Frau Valide) genannt wurde. Eine Griechin, welche im Garten beschäftigt war, gehörte zwar nicht zur Familie, war aber die Vertraute der alten Dame. Von dieser, die eine alte Schwägerin war, erfuhr ich, daß man die schöne Cirkassierin zu mir senden wolle, um meine Tugend auf die Probe zu stellen. Ich ließ mir das gesagt seyn. Ihr Herr, dem man vorgeworfen hatte, daß er einem Dschiaur ein zu großes Vertrauen geschenkt habe, hatte sich zu diesem Schritte entschlossen, um den Vorwürfen seiner Nachbarn zu entgehen. Am folgenden Tage entfernte man in der That meinen Dolmetscher unter irgend einem Vorwande, und die junge Cirkassierin kam unverschleiert und in einem sehr verführerischen Anzuge zu mir, wie sie sagte, um zu sehen, ob ich irgend etwas bedürfe. Ich verabschiedete sie sehr würdevoll. Als sie sich unter lautem Lachen entfernt hatte, folgte ich ihr, und sah ihren Herrn, der sie unten an der Treppe erwartete. Die Schlinge, die man mir gestellt hatte, verdroß mich, und ich sprach mich gegen meinen Wirth darüber aus, der mir sagte, daß er nur dem Rathe seiner Nachbarn gefolgt sey. Seitdem verdoppelten sich seine Achtungsbeweise gegen mich, und ich wurde selbst in seiner Abwesenheit ins Harem eingelassen. Wenn ich jetzt das Kaffeehaus besuchte, so wetteiferten die Muselmänner, die sonst sehr gering von der Sittlichkeit der Europäer denken, an Zuvorkommenheiten gegen mich.

In eine so günstige Stellung gebracht, mußte ich bald wahrnehmen, wie ungerecht die Vorurtheile gegen die Muselmänner im Allgemeinen sind. Alle unsere Ansichten über den Charakter der Türken, die Sklaverei der Frauen sind ganz irrig, und das Türkische Volk ist nichts weniger als grausam oder wollüstig. Besonders sind über das Loos der Frauen in der Türkei die falschesten Vorstellungen im Umlaufe, und dennoch haben die Gesetzgeber, weit entfernt, das schwache Geschlecht zu unterdrücken, dasselbe vielmehr unter ihren Schutz genommen. Der Koran, welcher die Vielweiberei gestattet, ist darauf bedacht gewesen, den glühenden Leidenschaften der Orientalen einen Zügel anzulegen. Er hat durch geheiligte Formeln das Wechselverhältniß der Geschlechter geregelt und die Rechte der Männer und der Frauen fest bestimmt. Muhammed hat den Männern drei Frauen gestattet, aber jenen auch zugleich solche Verpflichtungen auferlegt, daß die Zahl derer, welche die Begünstigung dieses Gesetzes genießen, sehr gering ist. Er muß jeder Frau ein Witwengeld aussetzen und ihr besondere Wohnung, Bedienung und Alles, was zur Lebensbehaglichkeit gehört, einräumen. Verstößt er gegen eines dieser Gebote, so kann die Frau auf Scheidung antragen, und der Mann muß nicht nur darauf eingehen, sondern auch die im Kontrakt stipulirte Summe auszahlen. Man könnte somit glauben, wenn die ärmere Klasse von der Polygamie ausgeschlossen sey, so würden jedenfalls die Reichen von dieser Vergünstigung Nutzen ziehen; aber dem ist nicht so, und die Vielweiberei bildet immer nur eine Ausnahme.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 57. Berlin, Montag den 13. Mai 1839.

Frankreich.

Die sieben Saiten der Lyra.

Dramatisches Gedicht von George Sand.

Personen: Meister Albertus. — Hans, Karl, Wilhelm, seine Schüler. — Helene. — Mephistopheles. — Ein Dichter. — Ein Maler. — Ein Kapellmeister. — Ein Kritiker. — Der Geist der Lyra. — Die Himmelsgeister. — Therese, Helenens Erzieherin.

Erster Akt.

Die Lyra.

Erste Scene.

Im Zimmer des Meister Albertus. Er schreibt. Wilhelm tritt leise herein. Es ist Nacht. In der Ferne hört man das Geräusch eines Festes.

Meister Albertus, Wilhelm.

Albertus (ohne sich umzuwenden). Wer kömmt? Bist Du es, Helene?

Wilhelm (beiseit). Helene! Also sie besucht auch zuweilen das Zimmer des Philosophen um Mitternacht? (Laut.) Meister, ich bin es, — Wilhelm.

Alb. Ich glaubte Dich auf dem Fest.

Wilh. Ich komme eben von da. Vergebens bemühte ich mich, lustig zu werden. Sonst brauchte ich nur die Luft von einem Feste zu athmen, da hüpfte mein Herz schon vor Jugend und Glück; jetzt ist das anders!

Alb. Sollte man nicht meinen, das Alter hätte Dein Blut in Eis verwandelt! Und doch ist es nichts als die Mode. Alle junge Leute wollen jetzt blasirt seyn. Wenn sie das Vergnügen noch den Studien opferten! Aber bewahre! Ihre Lust ist, sich traurig zu stimmen und sich unglücklich zu wähnen. Fürwahr, die Mode ist ein wunderlich Ding!

Wilh. Meister, ich bewundere Euch, der Ihr nie traurig, noch lustig seyd; immer allein und immer ruhig! Die allgemeine Lust zieht Euch nie in ihren Strudel; sie läßt Euch auch die Langeweile Eurer Einsamkeit nicht fühlen. Ihr hört die Serenade an Euch vorüberklingen, seht die Façaden von Lichtern erglänzen, Ihr überblickt sogar von hier den ländlichen Ball mit seinen Bögen, mit seinen farbigen Gläsern und seinen sprühenden Raketen, die ihren Goldregen auf den grünen Dom der großen Kastanienbäume herabschütten, und Ihr sitzet hier und stellt vielleicht philosophische Betrachtungen darüber an, welches geistige Band zwischen Eurer friedlichen Subjektivität und der taumelnden Objektivität all der kleinen Füßchen bestehen mag, die da unten auf dem Rasen herumtanzen! Wie! jene weißen Gewänder, die wie Schatten durch die Gebüsche hin und her schlüpfen, sie bringen Euer Blut nicht in Wallung, und Eure Feder läuft über das Papier, als wäre es die Runde der Schaarwache, die das Schweigen der Nacht unterbräche!

Alb. Was ich beim Anblick eines Festes empfinde, daran kannst Du wenig Antheil nehmen. Doch Du selbst, der Du meine Gleichgültigkeit mir vorwirfst, wie kömmt es, daß Du so früh schon zurückkehrst?

Wilh. Lieber Meister, ich will es Euch nur gestehen: ich langweile mich überall, wo ich weiß, daß ich Helene nicht treffe.

Alb. (erbebend). Du liebst sie also immer noch mit gleicher Stärke?

Wilh. Stets heißer. Seit sie, Dank Euren Bemühungen, die Vernunft wieder erhalten, erscheint sie mir reizender als je. Ihre vergangenen Leiden haben das Gepräge einer unaussprechlichen Schwärmerei auf ihrer Stirn zurückgelassen, und ihre Melancholie, durch die Karl entmuthigt und selbst Hans aus der Fassung gebracht wird, macht sie für mich doppelt anziehend. Ach, sie ist eine Zauberin! Ihr habt freilich keinen Sinn für so etwas, Meister Albertus! Ihr seht sie unter Euren Augen aufwachsen und in Schönheit erblühen; aber Ihr wißt gar nicht, daß sie schon eine Jungfrau ist. Ihr seht immer noch ein Kind in ihr; Ihr wißt kaum, ob sie braun oder blond, groß oder klein ist.

Alb. Ei, mir scheint, sie ist weder klein noch groß, weder braun noch blond.

Wilh. Ihr habt sie also doch genau betrachtet?

Alb. Ich sah sie oft, ohne sie deswegen gerade zu betrachten.

Wilh. Nun wohl! wie findet Ihr sie also?

Alb. Schön wie eine reine, vollkommene Harmonie. Wenn mir die Farbe ihrer Augen nicht auffiel, wenn ich ihren Wuchs nicht beachtete, so bin ich deshalb nicht unfähig, die Schönheit zu sehen und zu fassen; nein, ihre Schönheit ist so harmonisch, ihr Charakter und ihre Gestalt sind so übereinstimmend, in ihrem ganzen Wesen herrscht solcher Einklang, daß ich den Reiz ihrer Gegenwart empfinde, ohne mir die Eigenschaften ihrer Person zu zergliedern.

Wilh. (etwas bestürzt). Wahrhaftig, ein Philosoph und eine solche Schilderung! Ich hätte Euch nie für so empfänglich gehalten.

Alb. Spotte nur über mich, mein guter Wilhelm! Ein Philosoph ist ein mißrathenes, linkisches Wesen!

Wilh. O, theurer Meister, sprecht nicht so .... Ich über Euch spotten! o, mein Gott! Von allen großen und guten Menschen seyd Ihr der Beste, der Erhabenste! .... Aber ich bin doch recht glücklich darüber, daß Ihr die Frauen nicht liebt! .... Denn sollte einmal die Anmuth Helenens Euch mehr als sonst in die Augen fallen, was würde dann aus mir, mir armen Schüler ohne Bart und Witz, einem Mitbewerber von Eurem Verdienst gegenüber?

Alb. Mein lieber Sohn, ich werde niemals Dein, noch irgend Jemandes Nebenbuhler seyn. Nicht so verblendet bin ich über mich; für mich ist längst die Zeit entflohen, wo man gefällt und wo man liebt.

Wilh. Nicht doch, mein theurer Meister! Ihr habt noch kaum die Mittagshöhe des Lebens erreicht. Noch entstellt keine Furche Eure hohe Stirn, und wenn das Feuer einer edlen Begeisterung in Euren Augen aufblitzt, dann senken wir Jünglinge die unsrigen, wie beim Anblick eines erhabeneren Wesens, wie beim Leuchten eines himmlischen Strahles!

Alb. Sage das nicht, Wilhelm; Du betrübst mich durch solche Reden. Anmuth und Reiz sind die ausschließlichen Zierden der Jugend; die Schönheit des reiferen Alters ist eine Herbstfrucht, die man an ihrem Zweige verderben läßt, weil die Früchte des Sommers den Durst gestillt .... Und eigentlich, Wilhelm, hat mir die Jugend nie geblüht; die verdorrte Frucht wird abfallen, ohne jemals Auge oder Hand des Vorübergehenden gereizt zu haben.

Wilh. So hat man mir erzählt, Meister, doch wollte ich es nicht glauben. Ist es wirklich wahr, habt Ihr die Liebe nie gekannt?

Alb. Nur zu wahr, mein Freund. Doch jetzt ist jede Trauer darüber vergeblich und unnütz.

Wilh. Ihr liebtet niemals! Armer Meister! .... Doch Ihr empfindet so viele andere erhabene Freuden, von denen wir keine Ahnung haben!

Alb. (ungeduldig). Ja, gewiß, gewiß. — Wilhelm! Du willst also Helenen heirathen?

Wilh. Theurer Meister, Ihr wißt ja, daß dies seit zwei Jahren mein heißester Wunsch ist.

Alb. Und Du willst Deine Studien gegen ein Handwerk vertauschen? Denn Du mußt für den Unterhalt einer Familie sorgen können, und die Philosophie ist eine brodlose Wissenschaft.

Wilh. Mir ist Alles recht, was die Nothwendigkeit gebietet. Ihr erinnert Euch noch, daß, als früher von meiner Heirath mit Helenen die Rede war, ihr Vater, der alte Instrumentenbauer Meinbacher, von mir verlangte, daß ich die Lehrbänke mit der Werkstatt, das Studium der Wissenschaften mit dem Handwerksgeräth, die geschichtlichen und metaphysischen Schriften mit den Handelsbüchern vertauschen solle. Der Schwiegersohn des guten Mannes sollte die Feile und den Hobel gleich dem geringsten Arbeiter handhaben und seiner Fabrik wie er selbst vorstehen können. Nun wohl! ich willigte in Alles; Nichts schien mir zu schwer für den Besitz seiner Tochter. Schon verstand ich es, die schönste Harfe anzufertigen, die nur je aus seiner Werkstatt hervorgegangen, und im Bau der Violinen fürchtete ich keinen Nebenbuhler. Mit Gottes Beistand, mit meinem geringen Talent und dem mäßigen Kapital, das ich besitze, bin ich noch jetzt im Stande, alles Nöthige herbeizuschaffen und ein kleines Magazin musikalischer Instrumente anzulegen.

Alb. Und ohne Schmerz, Wilhelm, entsagst Du der Ausbildung Deines Geistes, der Erweiterung Deines Ideenkreises und dem Aufschwunge Deiner Seele zum Ideal!

Wilh. O sehet, Meister, ich liebe. Das beantwortet Alles. Wenn mir Meinbacher zur Zeit seines Reichthums statt seiner liebenswürdigen Tochter sein unermeßliches Vermögen und damit alle jene Ehren angeboten hätte, die sonst nur den Fürsten aufbehalten sind, so würde ich nicht geschwankt haben; getreu dem Dienste der Wissenschaft, hätte ich alle jene irdischen Güter zurückgestoßen, um mich zum Himmel aufzuschwingen. Aber Helene ist für mich das Ideal, der Himmel, oder vielmehr die Harmonie, welche die himmlischen Dinge ordnet. Ich bedarf der menschlichen Weisheit nicht mehr; ich brauche nur Helenen anzublicken, um sogleich alle die Wunder zu begreifen, welche mir das mühseligste Studium und alle geistige Anstrengungen nur nach und nach enthüllt hätten. Ihr werdet das nicht fassen, mein theurer Meister! aber es ist ganz einfach. Durch die Liebe hoffe ich schneller zum Glauben, zur Tugend, zur Gottheit zu gelangen, als Ihr durch Studium und Enthaltsamkeit. Und selbst, wenn ich auch irrte, doch wäre ich entschlossen, den Verstand hinzugeben, um allein durch das Herz zu leben.

Alb. Vielleicht täuschest Du Dich selbst. Vielleicht beherrschen Dich, Dir unbewußt, Deine Sinne und flüstern Dir jene schönklingenden Sophismen zu, die ich nicht zu bestreiten wage, aus Furcht, ich möchte Dir zu sehr vom philosophischen Stolze beherrscht scheinen. Sey glücklich nach Deinen Begriffen, mein theurer Sohn, und gieb Dich den Entzückungen Deiner stürmischen Jugend hin. Der Tag wird sicher kommen, wo Du rückwärts blicken und erschrecken wirst, daß Du Deinen Geist von der Lust einschläfern ließest....

Wilh. Meister, auch der strenge Weise blickt nach einer den wissenschaftlichen Forschungen geweihten Laufbahn in die Vergangenheit zurück und erschrickt, daß er seine Leidenschaften in der Enthaltsamkeit so ganz verlöschen ließ.

Alb. Du sprichst ein wahres Wort, Wilhelm! Wohl, betrachte diese Lyra; kennst Du sie?

Wilh. Das ist die berühmte Lyra aus Elfenbein, die einst der würdige Vorfahr Helenens, der geschickte Instrumentenbauer Adelsfreit, erfand und verfertigte. Wie man sagt, vollendete er sie erst an seinem Todestage, vor ungefähr hundert Jahren, und der gute Meinbacher bewahrte sie wie eine Reliquie und gestattete nicht einmal der eigenen Tochter, sie durch ihren Hauch zu entheiligen. Es ist ein kostbares Instrument, Meister, und nirgend findet man seines gleichen. Die Verzierungen sind vom ausgesuchtesten Geschmacke, und die Elfenbein-Figuren, die sie umgeben, von so bewunderungswürdiger Arbeit, daß die Liebhaber ungeheure Summen dafür geboten haben. Aber obgleich Meinbacher ganz zu Grunde gerichtet war, würde er doch lieber Hungers gestorben seyn, ehe er sich von diesem unvergleichlichen Instrumente getrennt hätte.

Alb. Und doch ist dies herrliche Instrument stumm. Es ist ein Erzeugniß der Geduld und ein Kunstwerk ohne Nutzen, dem man jetzt auch nicht den leisesten Ton zu entlocken vermag. Seine Saiten sind gesprungen und verrostet, und selbst der größte Künstler kann nicht darauf spielen...

Wilh. Was wollt ihr damit sagen, Meister?

Alb. Die Seele ist eine Lyra, deren Saiten man berühren muß, bald alle zusammen, bald jede einzeln, je nach den Regeln der Harmonie und der Melodie; läßt man diese zarten und zugleich so mächtigen Saiten rosten oder springen, so bewahrt man vergebens sorgfältig die äußere Schönheit des Instrumentes, vergebens bleiben das Gold und das Elfenbein der Leier rein und glänzend, die Stimme des Himmels wohnt nicht mehr darin, und der seelenlose Körper ist nur ein unnützer Hausrath.

Wilh. Das kann man auf Euch und auf mich beziehen, mein theurer Meister. Ihr habt zu viel auf den goldenen Saiten der Lyra gespielt, und während Ihr Euch in Euer Lieblings-Thema vertieftet, sind die ehernen Saiten gesprungen. Bei mir findet das Gegentheil statt. Ich sprenge freudig die himmlischen Saiten, die Ihr berührtet, um mit stürmischem Entzücken die Saiten der Leidenschaft ertönen zu lassen, die Ihr so sehr verachtet.

Alb. Und Beide sind wir ungeschickt, unzulänglich und blind. Wir müßten es verstehen, mit beiden Händen und in allen Tonarten zu spielen.

Wilh. (ohne darauf zu hören). Meister Albertus, Ihr besitzt so viel Einfluß auf Helenen! Wollt Ihr nicht meine Bitte ihr erneuern und sie bewegen, mich zum Gatten zu nehmen?

Alb. Mein Sohn, ich werde mit Herz und Seele dafür thätig seyn, denn ich bin überzeugt, daß sie keine bessere Wahl treffen kann.

Wilh. Wie dank' ich Euch dafür, und möge der Himmel Eure Bemühungen mit Erfolg krönen! Schlaft wohl, mein theurer Meister. Verzeiht mir, daß ich ein so schlechter Philosoph bin. Vergeßt den undankbaren Schüler, der Euch verläßt, aber gedenket stets des aufrichtigen Freundes, der Euch für immer treu bleibt.

Zweite Scene.

Albertus (allein).

O erhabene Philosophie! so vereinsamen Deine Altäre! Mit solcher Leichtigkeit giebt man Dich für die erste beste Leidenschaft auf, die sich der Sinne bemächtigt! So gering ist also Deine Macht, so nichtig Dein Einfluß? Ach, mit wie schwachen Banden fesselst Du uns, wenn nach Jahren voll Opfer, wenn nach der Hälfte eines in heldenmüthigster Beharrlichkeit Dir geweihten Lebens wir noch so bitter die Schrecken der Einsamkeit und die Pein der Langenweile empfinden!....

Allmächtiger Geist, Urquell alles Lichts und aller Vollkommenheit, Du, den zu erkennen, zu fühlen, zu schauen ich eifriger strebte, als die anderen Sterblichen, der Du weißt, wie ich Alles dahingab, ja mein eigen Selbst mehr als alles Andere opferte, um Dir näher zu treten durch meine Läuterung! Du allein kennst die Größe meiner Opfer, die Unermeßlichkeit meiner Leiden; warum stehst Du nicht kräftigend mir zur Seite in den Stunden der Angst? Warum verzehrt sich mein Inneres, einer langsamen Todesqual zur Beute hingegeben, wie eine Lampe, deren Flamme noch einmal vor dem Erlöschen hell aufflackert! Woher kömmt es, daß, statt jener Weise, jener Stoiker zu seyn, dessen heitere Ruhe Jeder beneidet und bewundert, ich der schwankendste, der zerrissenste, der elendeste aller Menschen bin! (Er tritt auf den Balkon.)

Ewiger Urgrund, Seele des Weltalls, o großer Geist, Gott! Du, dessen Glanz aus diesem erhabenen Firmamente wiederstrahlt, der Du in diesen zahllosen Sonnen und funkelnden Welten lebst, Du weißt, daß es nicht eitle Ruhmessucht, nicht Stolz auf das nichtige Wissen war, was auf diesen Pfad mich führte und allem irdischen Genusse mich entsagen ließ. Du weißt, daß, wenn ich danach strebte, mich durch Tugend über meine Mitbrüder zu erheben, es nicht deswegen geschah, um dann mich höher zu schätzen als sie, sondern nur um mich Dir zu nähern, Quell alles Lichts und aller Vollkommenheit! Ich zog die Freuden der Seele den Lüsten des vergänglichen Leibes vor, und Du, der Du in den Herzen liesest, Du weißt, wie rein und aufrichtig das meinige war! Warum ergreift mich diese ertödtende Schwäche! Warum zerreißen mich diese quälenden Zweifel! Ist denn der Pfad der Weisheit so rauh, daß die Hindernisse und Gefahren sich mehr und mehr häufen, je weiter man darauf vordringt? Warum muß ich jetzt, wo schon die Hälfte meiner Laufbahn hinter mir liegt, wo ich siegreich die stürmischen Jahre meiner Jugend überwunden, noch in meinem reiferen Alter so furchtbare Prüfungen bestehen? Soll ich nun, da es zu spät ist, das bedauern, was ich von mir stieß, als es noch Zeit zum Besitz war! Ist das Herz des Menschen so gebildet, daß nur der Stolz seine Kraft aufrecht erhält; und vermag es den Schmerz nicht zu ertragen, der ihm nicht aus eigenem Willen widerfährt! Hochmuth ist es, was man stets den Philosophen vorwirft!.... Wenn es wahr wäre! wenn ich als der Gottheit wohlgefällige Opfer Entbehrungen betrachtet hätte, die sie verwirft oder auf die sie als Zeichen unserer Schwäche und unserer Verblendung mitleidig herabblickt? Wenn mein Leben ohne Furcht und ohne Verdienst dahingeschwunden wäre? wenn ich vergebens gelitten hätte? — Barmherziger Himmel! so hartnäckige Leiden, so blutige Kämpfe, so düstere Nächte, so lange, schwer zu überwindende Tage! — Nein, es ist unmöglich; Gott wäre nicht gütig, Gott wäre nicht gerecht, wenn er so große Pein mir nicht anrechnete! Wenn ich mich getäuscht habe, wenn ich von meiner Kraft einen schlechten Gebrauch machte, so trägt die Unvollkommenheit meiner Natur, die Schwachheit meines Geistes die Schuld meines Irrthums, und die Reinheit meiner Absichten muß mich freisprechen!.... Freisprechen? Was! Und nichts weiter? Mir dieselbe Verzeihung, die der Richter in seiner verachtenden Langmuth dem Wollüstling und dem Selbstsüchtigen angedeihen läßt!.... Freisprechen? Bin ich ein Frömmler, bin ich ein Mystiker, um zu wähnen, die Gottheit nähme in ihren Schooß nur Unwissende und Geistesarme auf? Bin ich ein Mönch, um an einen blinden Gebieter, einen Freund der Trägheit und des Stumpfsinns zu glauben? — Nein! die Gottheit, der ich diene, ist auch der Gott des Pythagoras und des Plato, nicht nur der Gott, den Jesus uns verkündet! Nicht durch Demuth und Liebe allein macht man sich ihr wohlgefällig; man muß auch groß seyn und die erhabenen Kräfte seines Geistes eben so wie die sanften Regungen des Herzens pflegen, um mit dieser unendlichen Allmacht in Verbindung zu treten, welche der Inbegriff aller Vollkommenheit ist, die durch Güte Alles erhält, aber mit Gerechtigkeit Alles beherrscht.... Nach Deinem Beispiele, o grenzenlose Vollkommenheit, soll der Mensch gerecht seyn, aber ohne Erkenntniß ist keine Gerechtigkeit möglich! — Wenn Du nun, o meine elende Seele! nicht zu dieser Erkenntniß gelangt bist, wenn alle Deine Mühen und Anstrengungen Dich nur zum Irrthum führten, wenn Du von dem Pfade abwichest, auf welchem die Seelen wandeln sollen, so bist Du verflucht, so bleibt Dir nichts übrig, als Dich der Langmuth Gottes hinzugeben, der dem Verbrecher verzeiht und die Verworfenen wieder aufrichtet.... Ich ein Verworfener! ich ein Verbrecher! ich, vor dessen Tugend die zärtlichen Herzen erbeben und die neidischen Geister verzweifeln.... Hochmüthiger! Hochmüthiger! Mir ist, als riefe von jenen hohen Sternen eine donnernde Stimme mir zu: Du bist nichts als ein hochmüthiger Thor!

(Fortsetzung folgt.)

Süd-Afrika.

Zur Geschichte der Holländischen Bauern in Süd-Afrika.

(Schluß.)

Die erste Karawane der wandernden Boers führte Louis Trechard, der 1835 mit dreizehn Familien aufbrach. Da er jedoch mit dem Paß über die Berge unbekannt war, verfehlte er denselben und kam in die Gegend der Bai Delagoa, woselbst

die Karawane in einer geräumigen fruchtbaren Ebene und an den Ufern eines großen Flusses ihr Lager aufschlug. Die unermeßlichen Heerden dieser kleinen Karawane führten die Eingebornen in starke Versuchung; sie machten verschiedene fruchtlose Angriffe auf das Lager; aber ein Theil der Begleiter Trechard's, die ihn verließen und südwärts nach Natal sich wendeten, mußten ihr Wagniß Alle mit dem Leben büßen. Trechard selbst suchte mit den Uebrigen eine Zuflucht in dem Portugiesischen Fort an der Delagoa-Bai, wo er noch im Juli des vorigen Jahres auf ein Schiff wartete, das ihn nach der Kolonie oder nach Port Natal bringen könnte.

Die große Mehrzahl der auswandernden Boers — ungefähr 3000 Individuen — verweilte eine Zeit lang jenseit des Orange-Flusses, in den Ebenen, welche von den Flüssen Riet und Modder bewässert werden. Auf ihren Exkursionen nach Norden berührten sie das Gebiet des Moselekatse, des bekannten Häuptlings der kriegerischen Matabili. Schon im Jahre 1831 war dieser Häuptling durch eine große aus derselben Gegend kommende Schaar bewaffneter und berittener Griqua's angegriffen worden, die einen Theil seines Viehes wegtrieben, aber bald darauf, von den wüthenden Matabili's bei nächtlicher Weile überrumpelt, fast sämmtlich mit dem Leben büßten. Seit jener Zeit gestattete Moselekatse keinem Fremden, von Süden her seinem Gebiete sich zu nähern. Er schickte ein kleines Heer gegen die Boers, welche, hinter ihren Wagen verschanzt, sich selbst und ihre Familien retteten, aber nicht verhindern konnten, daß der Feind alle ihre Heerden — 6000 Stück Rindvieh und 40,000 Schafe — wegtrieb. Dies geschah im Oktober 1836. Im Januar 1837 rückten 107 bewaffnete Boers mit einem eben so starken Hülfs-Corps von Griqua's aus Westen gegen einen Gränzort der Matabili, wo man keine Gefahr befürchtete. Lassen wir nun den Verfasser selbst sprechen.

„Die Boers lagen während der Nacht im Verstecke. Als der Morgen des 17. Januar graute, brach Maritz's kleine Schaar in größter Stille aus einem Hügel-Passe hinter den Wohnungen der Amerikanischen Missionaire hervor, und ehe die Sonne im Mittage stand, deckten die Leichname von vierhundert erlesenen Matabili-Kriegern das blutbefleckte Thal von Mosega. Kein Mensch ahnte das drohende Verderben; eine Flintenkugel, welche in ein Schlafzimmer-Fenster einschlug, gab den Missionairen die erste Kunde von dem bevorstehenden Blutbade. Die Matabili eilten beim ersten Alarm zu ihren Waffen und vertheidigten sich tapfer; allein es gelang ihnen nicht, das lederne Wamms eines einzigen Holländers zu durchbohren, und sobald sie außerhalb der Umzäunung sich blicken ließen, wurden sie, wie Sperlinge, niedergeschossen.“

Ein Missionair, der von diesem Gemetzel Zeuge war, tadelt die Unmenschlichkeit der Boers in starken Ausdrücken. Nach seiner Versicherung schonte ihr Gewehr nicht einmal diejenigen Eingebornen, die zu ihrer Rettung auf Bäume kletterten. Siebentausend Stück Vieh waren die Trophäen dieses Sieges, der, wie man sich denken kann, die Emigrations-Wuth noch mehr entflammte.

Piet Retief, den Capitain Harris einen tapferen und ausgezeichneten Feld-Kornet vom Winterberge nennt, hatte früher im Rufe eines rechtschaffenen Bauern gestanden; aber wiederholte Treulosigkeiten hatten diesen Ruf so ganz vernichtet, daß er endlich in der Wildniß sich verstecken mußte. Er besaß jedoch alle die Eigenschaften, welche einer rohen Menge zusagen, und wurde darum von dem großen Haufen der Auswanderer, der an den Quellen des Modder kampirte, zum Führer gewählt. Im Oktober 1837 zog Retief an der Spitze eines kleinen Trupps über den Draakberg und gelangte auf einer schwierigen Wanderung durch unerforschte Gegenden nach Port Natal. Er hatte die Absicht, Dingán, dem Könige der Amazúlo's, einen Besuch zu machen und einiges Land bei Port Natal von ihm zu kaufen, als ein unvorhergesehenes Ereigniß ihn aufforderte, seine Bewegungen zu beschleunigen. Ein anderer Häuptling, Namens Sikonyela, der westlich vom Draakberg hauste, sollte auf einem Streifzuge einen Theil der Heerden Dingán's geraubt haben. Ein starkes Detaschement der Amazúlo folgte den Spuren des Viehes bis zu Retief's Lager und kehrte dann zurück, um Verstärkung anzuziehen. Als Retief merkte, welche Gefahr ihm bevorstand, schickte er eine schriftliche Erklärung an Dingán, der ihm durch die Missionaire erwiedern ließ, daß er (Retief) gehalten sey, das geraubte Vieh, welches in seinem Lager Schutz gefunden, sammt dem Räuber, der es weggetrieben, auszuliefern. In Folge dieses Bescheides machte Retief dem Könige seine Aufwartung, der ihn mit großer anscheinender Herzlichkeit empfing. Um den fremden Gästen von seinem Reichthum einen Begriff zu geben, zeigte ihnen Dingán seine kleinste assortirte Heerde, in welcher ein jedes Stück einen weißen Rücken hatte (also Vieh-Regimenter in natürlicher Uniform!). Diese Eliten-Heerde bestand aus 2400 Stück. Die rothen und schwarzen Rinderheerden des Königs waren bei weitem zahlreicher. Die Boers staunten über die Geschicklichkeit, womit man diese Ochsen dressirt hatte, um sie an dem Tanze der Krieger theilnehmen zu lassen. Retief sprach in seinen Briefen fast enthusiastisch von der Zierlichkeit der Königlichen Wohnung, die, wie er sagte, dem architektonischen Geschmack dieser Wilden sehr zur Ehre gereichte.

Nachdem Retief in sein Lager zurückgekehrt war, ließ er den Sikonyela in Ketten legen und das geraubte Vieh den Amazúlo's wieder zustellen. Sikonyela selbst wurde nicht ausgeliefert, eine Wortbrüchigkeit, die der König, allem Anschein nach, sehr übel nahm. Vielleicht war Piet Retief durch die Stimme seines Gewissens oder durch die Vorstellungen der Missionaire von diesem Schritte abgemahnt worden. Er beschloß jedoch, dem Könige einen zweiten Besuch zu machen, und zwar dieses Mal mit einem Gefolge, das Seiner Majestät imponiren sollte. Unterdessen hatte Dingán von der blutigen, an Moselekatse verübten Rache gehört, und obschon diese Demüthigung seines alten Feindes ihm wohl behagte, so schauderte er doch bei dem Gedanken, so gefährliche Nachbarn zu haben, die ihm jeden Augenblick nicht besser mitspielen konnten, als dem Könige der Matabili. Auf die Kunde von dem zweiten Besuch, den die Boers ihm zugedacht hatten, ließ er ihnen melden, er hoffe, daß sie Alle kommen würden, doch ohne ihre Pferde mitzubringen. „Ich für meinen Theil“, setzte er hinzu, „werde Euch mit meinem ganzen Heere singend und tanzend bewillkommnen, und ich ersuche Euch, ein Gleiches zu thun.“ In Folge dieser Einladung hielten Retief und seine Leute einen feierlichen Einzug in Dingán's Hauptstadt, feuerten ihre Gewehre ab und boten Alles auf, um der barbarischen Majestät von ihrer Geschicklichkeit als Reiter und in Handhabung der Waffen einen Begriff zu geben. Am folgenden Tage (6. Februar 1838) versammelten sie sich — auf des Königs Begehr — zu Fuß und unbewaffnet, um die kriegerischen Tänze anzusehen. Die Krieger tanzten im Kreise um die Bauern herum und rückten ihnen dabei immer näher zu Leibe. Endlich erhoben sie auf ein gegebenes Zeichen ihre Streitkolben und zerschmetterten den Boer's, die sich einer solchen Begrüßung nicht versahen, die Köpfe. Auf diese Weise kamen siebzig Bauern mit ungefähr 30 Knechten ums Leben. Ihre Waffen und zweihundert Pferde blieben in den Händen der Amazúlo's. Dingán entschuldigte seine verrätherische Handlung damit, daß die Boers ihm selbst nach dem Leben getrachtet hätten, woraus man abnehmen kann, wie gefährlich es ist, Leute, die nicht ganz unbewaffnet sind, einschüchtern zu wollen. Dingán sagte außerdem, er sey ein Freund der Unterthanen des Königs George, wollte aber mit den Amabóro (d. h. den Boers), von deren zweideutiger politischer Stellung er eine Ahnung gehabt haben mochte, ganz und gar nichts zu schaffen haben.

Während die Freunde der erschlagenen Boers über das lange Ausbleiben derselben sich wunderten, wurden ihre Läger plötzlich von großen Abtheilungen der Amazúlo gleichzeitig angegriffen, und ehe noch der barbarische Feind zurückgeschlagen werden konnte, hatten schon beinahe 600 Menschen von Seite der Emigranten ihr Leben eingebüßt. Darunter befanden sich 260 Weiße, größtentheils Frauen und Kinder. Zwanzigtausend Stück Vieh wurden durch die Belagerer fortgetrieben. Diese traurigen Niederlagen der Boers in Natal empörten ihre Brüder an der Westseite des Draakberg, und zu Anfang Aprils setzte sich ein großer Trupp unter Piet Uys und Potgieter in Bewegung, um blutige Rache zu nehmen. Als sie (am 5. April) durch einen langen Engpaß Dingán's Hauptstadt sich näherten, sahen sie die Amazúlo auf den Höhen geschaart. Sogleich begann die Schlacht, und obschon die Eingebornen von dem Gewehrfeuer der Stürmenden sehr zu leiden hatten, so siegte doch endlich ihr Muth und ihre numerische Ueberlegenheit. Die Bauern flohen, nachdem ihr Führer, Piet Uys, gefallen war. Da sie 370 Mann stark, wohl bewaffnet und beritten waren und im Ganzen nur zwölf Mann verloren, so muß ihr plötzlicher Rückzug die Wirkung eines panischen Schreckens gewesen seyn. Ungefähr zehn Tage später rückte ein Detaschement von 800 Mann aus Port Natal, um den Boers Hülfe zu leisten, erlitt aber eine fürchterliche Schlappe; nur 270 Mann kehrten wieder nach Port Natal zurück. Von siebzehn Europäern, welche die Expedition begleiteten, blieben dreizehn auf dem Platze. In Folge dieses letzten Kampfes wurde das ganze Land nördlich von Port Natal durch Dingán's Armee verheert; die Pflanzer mußten allesammt flüchtig werden. Nach dem Tode des Piet Uys blieben die Boers geraume Zeit unthätig. Im August des vorigen Jahres schlugen sie einen wüthenden Angriff auf ihr Lager zurück, doch nicht ohne bedeutenden Verlust an großem und kleinem Vieh. Endlich im Dezember musterten sie alle ihre Streitkräfte, machten einen Einfall in das Land der Amazúlo's und schlugen — wenn ihr Bülletin Glauben verdient — ein Heer von 10,000 Feinden, mit dem erstaunlich geringen Verluste von drei Mann! Da die guten Leute jedoch am Ende wieder umkehrten, ohne den vornehmsten Zweck der Expedition — die Wieder-Erbeutung ihres Viehes — vollständig erreicht zu haben, so kann man sich einiger bescheidenen Zweifel an ihrem herrlichen Siege nicht erwehren.

Gegenwärtig wohnen noch ungefähr 200 Holländische Familien in der Nachbarschaft von Port Natal; doch scheinen sie ihren anfänglichen Plan, in jener Gegend die Stadt Neu-Amsterdam zu bauen, wieder aufgegeben zu haben. Der Tod des Maritz hat sie ihres klügsten Anführers beraubt, und ihre Kämpfe mit den Eingebornen, ihre innere Zwietracht und der Verfall ihrer nomadischen Industrie haben sie in socialer Hinsicht tief herabgedrückt. Die wandernden Boers im Innern sind zwar im Allgemeinen wohlhabender geworden; aber mit Aufopferung vieler Bequemlichkeiten des Lebens, und nachdem ihre trügerischen Hoffnungen verschwunden sind, fühlen sie gegen die Kolonial-Regierung keine Feindschaft mehr.

Ein achtungswürdiger Grundbesitzer, der die Emigranten kürzlich besuchte, sagt von ihnen: „Sie genießen eines Privilegiums, das der Viehhändler sehr zu schätzen weiß, d. h. sie können ihre Weideplätze öfter wechseln, was denn die gute Folge hat, daß ihre Habe um 200 Prozent höher steigt, als die der Viehbesitzer im Innern. Wie ich glaube, so bezahlen diese Leute

noch ihre Taxen — wenigstens kommen Viele, theils zu diesem Zwecke und anderentheils auch, um ihre Kinder taufen zu lassen, nach Colesberg; und daher glauben sie sich noch immer innerhalb der Gerichtsbarkeit der Kolonial-Regierung."

Diese wenigen Zeilen beleuchten Stimmung und Gesinnung der Auswanderer besser, als Alles, was systematische Volksbewegter von ihren Beschwerden geschrieben haben. Nach dem Berichte Joubert's, eines anderen verständigen Gränz-Kolonisten, der von der Regierung abgeschickt wurde, um die Lage der Pflanzer bei Port Natal zu erkunden, sind es hauptsächlich zwei Ursachen, welche der Rückkehr der Emigranten hemmend entgegenwirken: die große Anzahl von Wittwen, Waisen und verarmten Personen, denen es an Mitteln zur Heimkehr gebricht, — und die unermeßlichen Heerden der wohlhabenderen Emigranten, für welche in der Kolonie kein Raum ist. Man darf also schwerlich erwarten, daß die Fluth der Emigration jemals zur Ebbe werde.

Capitain Harris sagt mit Beziehung auf die kriegerischen Fortschritte der Auswanderer, daß „im Innern der Kolonie eine Flamme angezündet sey, die nur mit Blut wieder gelöscht werden könne." Es bedarf kaum eines Wortes, um zu zeigen, wie diese Prophezeiung in Erfüllung gegangen ist. Wir erlauben uns nur noch, unsere Ueberzeugung auszusprechen, daß Menschlichkeit und gesunde Politik den Entschluß des Statthalters der Kap-Kolonie, ein Truppen-Corps nach Port Natal zu schicken, diktirt haben. Dieses Corps sollte nicht, wie man irrthümlich geglaubt hat, die Holländischen Pflanzer zügeln, sondern nur den Frieden aufrecht halten und nach bester Möglichkeit allen offensiven Maßregeln vorbeugen. Man hat Grund, zu hoffen, daß der erfahrene Offizier, welcher die Truppen-Abtheilung in Port Natal befehligt, den Zweck seiner Sendung erreichen werde. Die Boers sind durch ihre Niederlagen sehr gedemüthigt worden, und Dingân, der König der Amazulo's, kennt die Ueberlegenheit der Europäer zu gut, als daß es ihm jemals in den Sinn kommen sollte, ihre Freundschaft zu verscherzen. (Athenaeum.)

Türkei.

Oeffentliches und Privatleben in der Türkei.

II. Häuslichkeit und Ehestand.

Wer dem Orient eine aufmerksame Beachtung geschenkt hat, wird sich Manches leicht erklären können, was dem Unbewanderten sonderbar erscheint. Die Muselmänner entbehren die zahlreichen Zerstreuungen, welche das Europäische Leben ausfüllen, und sind darauf angewiesen, ihr Glück im Familienkreise zu suchen. Um den häuslichen Frieden zu bewahren, bringen sie große Opfer. Will man den Einfluß der Familienneigungen auf das Leben der Türken richtig würdigen, so muß man ihre Neigungen und Gewohnheiten, welche von denen der Europäer ganz abweichen, in Anschlag bringen. Das erste Bedürfniß für die Türken ist die Ruhe. Ihre außerordentliche Mäßigkeit bewahrt sie vor dem Hange nach Reichthümern. Die nothwendigsten Bedürfnisse sind sehr wohlfeil, und sie können ihre Bedürfnisse leicht befriedigen. Die Politik beschäftigt sie ebenfalls nicht, und sie überlassen gern Alles der Regierung. Tastet man ihren Glauben und ihre Menschenwürde nicht an, so ist es ihnen gleich, welcher Minister die Macht in Händen hat. Der Türke neigt zur Träumerei, und die Religion, welche für sie eine Quelle des Glücks ist, unterhält sie in dieser süßen Unthätigkeit. Mit guten Sinnen ausgestattet, aber ohne Feinheit, überschauen sie den Zusammenhang der Begebenheiten ziemlich richtig, ohne sich indeß um eine entfernte Zukunft zu bekümmern. Wenn sie einer Unterhaltung von Europäern beiwohnen, so staunen sie dieselben an und begreifen ihre Lebhaftigkeit nicht. Sie lieben die Gesellschaft nicht, und ihr beschränkter Gesichtskreis liefert ihnen keinen Gesprächsstoff. Nach den Beschäftigungen des Tages kehrt der Türke nach Hause zurück; seine Frauen, seine Kinder und Dienerschaft umringen ihn, reichen ihm den Sorbet, den Kaffee und die Pfeife und überschütten ihn mit Liebkosungen. Das Abendmahl wird schweigend eingenommen; dann kömmt wieder die Pfeife und der Kaffee an die Reihe. Während die Dienerschaft speist, singen die Frauen, bis der Effendi dem Schlafe in die Arme sinkt. Bei so einfachen Neigungen und einem so eingezogenen Leben ist es sehr begreiflich, daß die Türken ein großes Gewicht auf die häusliche Ruhe legen. Die Ehrfurcht vor den Ehegesetzen ist daher für sie eine der ersten Bedingungen dieses so erwünschten Friedens.

Das Gesetz verstattet den Muselmännern zwar, sich mehrere Sklavinnen beizulegen, aber der Einfluß der Meinung hindert auch hier jeden Mißbrauch. Die Sklavinnen sind nicht, wie man in Europa glaubt, fühllose, jeder Scham entblößte Wesen. Einer schlechten Behandlung können sie sich dadurch entziehen, daß sie bei ihrem Herrn auf Wiederverkauf antragen, und der Herr, der sich nach Ruhe und Frieden sehnt, wählt doch endlich eine Favorite, der er treu bleibt. Bekömmt er Kinder von ihr, so heirathet er sie gewöhnlich. Die Sklaverei gilt in der Türkei für keinen Schimpf, und die Sklavin, welche zum Range einer rechtmäßigen Frau erhoben wird, tritt in alle Vorrechte ihres neuen Standes. Ist ein Mann mit dem Betragen seiner Frau unzufrieden, so kann er sich von ihr scheiden lassen. Zu diesem Zwecke begiebt er sich zum Kadi, legt demselben seine Beschwerden vor und erhält leicht die Aufhebung des Ehe-Kontraktes. Hat die Frau die eheliche Treue verletzt, und kann er dies beweisen, so verliert sie ihre Mitgift; in anderen Fällen nicht. Die Kinder verbleiben dem Manne. Den Frauen hat indeß das Gesetz so gut wie den Männern das Recht gegeben, auf Scheidung anzutragen. Auch sie können dem Kadi ihre Beschwerden vorlegen, und wenn dieser sie begründet glaubt, entscheidet er zu Gunsten der Frau. Mißhandelt ein Mann eine Frau, so braucht sie ihn nicht eher in das Haus einzulassen, als bis sie ihre Klage beim Gericht eingereicht hat. Versucht der Mann, mit Gewalt in das Haus zu dringen, so hat er eine strenge Bestrafung zu fürchten. Es giebt sogar einen Fall, in welchem die Frau die Scheidung erlangen kann, ohne ein Wort zu sagen. Hat der Mann etwas gethan, was der Moral oder dem Schamgefühl zuwiderläuft, so begiebt sich die in ihrer weiblichen Würde gekränkte Frau zum Kadi, zieht ihren Pantoffel ab und stellt ihn verkehrt zu den Füßen des Richters nieder. Damit ist Alles gesagt und die Ehe unwiderruflich gelöst.

Man könnte hiernach glauben, daß die Ehescheidungen in der Türkei sehr häufig vorkommen; dem ist indeß nicht so. Die Meinung, welche auch hier mächtiger als die Gesetze ist, brandmarkt diejenigen, welche von diesem Vorrecht einen Mißbrauch machen. Für die ehebrecherische Frau ist die Scheidung eine Strafe, jedoch befiehlt das Gesetz, derjenigen zu verzeihen, welche ihren Fehler bereut und Beweise der Reue giebt. Hat der Ehemann keine Zeugen, und leugnet die Frau, so muß der Mann dreimal schwören, daß sie schuldig ist; erhärtet aber die Frau viermal durch einen Eid, daß sie unschuldig ist, so muß er sie zurücknehmen. Die ehebrecherische Liebe einer Türkin von einer anderen Religion wird mit dem Tode bestraft, wenn sich nicht anders der Liebhaber zum Islam bekehrt und sie heirathet. Dieses so strenge Gesetz ist mehr die Eingebung des Nationalstolzes, als der Unduldsamkeit; der Beweis dafür ist, daß, wenn ein Türke verbotenen Umgang mit einer nichttürkischen Frau pflegt, er bloß mit einer Polizeistrafe belegt wird. Dabei darf man nicht vergessen, daß in der Türkei die Nationalitäten sich an die Religion knüpfen, und daß hier nie eine Verschmelzung der Volksstämme stattgefunden hat.

Mannigfaltiges.

— **Silvio Pellico über die Verzweiflungs-Literatur der Franzosen.** Herr Leger Noel, der Verfasser einer Sammlung Französischer Poesieen, die unter dem Titel „Bitterkeiten und Tröstungen" (Amertumes et Consolations) erschienen, hatte ein Exemplar derselben dem berühmten Autor der „Mie Prigione" übersandt, und dieser hat darauf in nachstehender Weise geantwortet: „Mein Herr! Ihr Buch ist zu reich an Energie, Empfindung und Poesie, als daß ich es ohne große Achtung für Ihr Talent hätte lesen können. Ich danke Ihnen für das Exemplar, das Sie mir zum Geschenke gemacht. Ich gestehe jedoch, daß ich gewünscht hätte, es wären mehr **Tröstungen** und weniger **Bitterkeiten** darin. O, zeigen Sie doch in Ihren künftigen Werken weniger Ihre Energie, zu klagen, zu tadeln und an den Menschen zu verzweifeln. Ach, es ist nur zu wahr, die Welt ist schlecht; aber auch Tugend, Unschuld, Reue und Religion sind darin zu finden; Sie fühlen dies mehr, als irgend Jemand, Sie sagen es so schön. Darum lassen Sie uns nicht verzweifeln, nicht das vorübergehende Uebel der Erde, auf welcher wir geprüft werden, verfluchen. O, daß wir doch durch unsere zornentflammten Schriften in den jugendlichen Gemüthern den unseligen Gährstoff des Menschenhasses und der Verachtung nicht noch vermehren! Ihr Frankreich ist an solcher zornigen, entmuthigenden Eloquenz nur schon allzu reich. Diese bitterböse Macht muß nothwendig gemäßigt werden, auch wenn sie eine gerechte Sache verficht. Wie gefallen mir dagegen Ihre **Tröstungen**, Ihre Ergüsse frommer Liebe! O, singen Sie Gott, seine Altäre, die himmlischen Reize der Tugend. Unterdrücken Sie den edeln Seufzer nicht, aber der Zorn sey nicht das vorherrschende Element. Beklagen wir die Menschen, aber verachten wir sie nicht. Die heutige Welt bedarf des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe; alles Uebrige hat sie bereits. — Genehmigen Sie meine Ansichten, meinen Dank und meine Bewunderung, so wie die Gesinnungen ausgezeichneter Achtung Ihres rc.

Silvio Pellico."

— **Zeitung für Blinde.** In Palermo erscheint seit dem 15. März ein Wochenblatt für Blinde, das mit erhabenen Buchstaben gedruckt wird, so daß es vermittelst der Finger gelesen werden kann. Der Titel der neuen Zeitschrift ist: Il Consolatore dei Ciechi (der Tröster der Blinden); Hauptredacteur derselben ist Herr Guardalagni, Pfarrer in Palermo, der das Verdienst hat, die erste Zeitung zum Gebrauche der Blinden gegründet zu haben.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 58. Berlin, Mittwoch den 15. Mai 1839.

Italien.

Literarisches und wissenschaftliches Treiben in Rom.

Aus dem Schreiben eines Deutschen.

.... Berichte über die neuen literarischen Erscheinungen zu geben, hat hier eigene Schwierigkeiten. Es giebt keinerlei Institut, durch welches dieselben dem Publikum bekannt gemacht würden. Im Diario di Roma findet man nur gelegentlich einmal eine Bücher-Anzeige. Der gewöhnliche Weg der Bekanntmachung ist das Anschlagen von Programmen an den Straßen-Ecken. Die neuen Bücher werden übrigens in den Verlags-Handlungen ausgelegt, und es ist hier nicht unanständig, sich in den Läden hinzusetzen und die ausgelegten Bücher, so lange man Lust hat, zu durchmustern und zu lesen. Einige Lese-Kabinette giebt es, welche nur ausländische Journale halten. Die Verlags-Handlungen sind sehr verschieden von den unsrigen. Man muß sagen, daß sie eigentlich nur Druckereien sind, und daß die Bücher im Selbstverlage der Verfasser erscheinen. An ein Beziehen anderwärts verlegter Bücher ist kaum zu denken. Was man kaufen will, sucht man da, wo es verlegt ist. Die Detailgeschäfte sind unseren antiquarischen Buchhandlungen ähnlich. Man findet in denselben eine große Menge alter und oft sehr guter Bücher, insbesondere philologischen und theologischen Inhalts, meistens aber hoch im Preise.

Die Italiäner sind große Bücherliebhaber. Sie legen gern umfassende Privat-Bibliotheken an, welche mehr Hausrath als gelehrte Rüstkammer sind. Daher halten sie sehr auf wohlkonservirte Exemplare, breite Ränder (barbe), Pracht-Ausgaben, stattliche Einbände. Die Literaten besitzen oft Werke aus allen Fächern neben einander und darunter Seltenheiten in Menge. Man überzeugt sich davon am besten auf den Nachlaß-Auctionen, die den Winter über fast ununterbrochen abgehalten werden. Es fanden in diesem Winter oft drei Auctionen zugleich statt. Man konnte bemerken, daß gewisse Bücher in keiner einzigen der versteigerten Privat-Sammlungen fehlten, z. B. Winkelmann's Werke, die vier großen Dichter, besonders aber Dante, Boccaccio's Dekameron, Verri's Nächte, Manzoni's Verlobte, Casti's animali parlanti, zahlreiche Ausgaben der Kirchenväter, Maffei's Verona illustrata, Cappellari's (Gregor's XVI.) Triumph des heil. Stuhls und der katholischen Kirche, unzählige Ausgaben der Klassiker, unter denen die Griechischen so wie die Griech. Kirchenväter nicht leicht ohne Lateinische Uebersetzung vorkommen und besonders die Ausgaben in usum Delphini beliebt scheinen, vor Allem Micali's Geschichte der Alt-Italischen Völker und Lanzi's saggio di lingua etrusca. In den Auctions-Katalogen sind die typographisch ausgezeichneten Ausgaben, wie die Aldinen, die von Bodoni und Cominus, immer in gesperrten Lettern angezeigt, und die Bemerkungen „Selten; sehr gesucht; nicht häufig; colle barbe" kehren unaufhörlich wieder. Die verbotenen Bücher sind mit einem Kreuz bezeichnet, und in den Avvertimenti der Kataloge ist gesagt, daß diese nur solchen Personen, welche die „Licenz, sie zu lesen, vorweisen", verabfolgt werden sollen; wenigstens erhält jeder Fremde ohne Weitläufigkeiten die erstandenen Sachen. Deutsche Bücher kamen in den Katalogen gewöhnlich mit sehr verstümmelten Titeln vor, unter diesen einmal Grimm's Kinder- und Hausmährchen; solche waren wohlfeil zu erstehen, während die übrigen Bücher, hauptsächlich philologische, archäologische und historische, besonders, wie es schien, durch die vielen Engländer, sehr hoch getrieben wurden. Indessen war es auffallend, daß in einigen Verkaufs-Lokalen die Preise durchweg höher gingen, als in anderen. Die Auctionen werden in Buchhändlerläden abgehalten. Vormittags findet man die Bücher nach der Nummer aufgestellt auf Tischen in der Mitte des Lokals. Man trifft dort um diese Zeit eine Menge von Kauflustigen an, die sich zum Besehen derselben versammeln, und hat Gelegenheit, Bekanntschaften anzuknüpfen, sich zu unterhalten, ein oder das andere Buch herauszugreifen und zu lesen, zu welchem Geschäfte Stühle an den Wänden umher hinlängliche Bequemlichkeit darbieten.

Diese Eigenthümlichkeiten würden nicht so ausführlicher Erwähnung werth seyn, wenn sich darin nicht der hiesige literarische Betrieb allzu auffallend abspiegelte. Aus dem Getöse unseres literarischen Marktes glaubt man sich in eine Gesellschaft von Schatten mährchenhaft versetzt, welche die Komödie ihres verschollenen Lebens immer wieder von vorn spielen. Der brausende Kampf der Geister in der nördlicheren Welt sendet kaum einen leisen Laut herüber. Nur etwa auf dem Felde archäologischer Wissenschaften wird von den Arbeiten der transalpinischen Gelehrten einige Notiz genommen. Dies Feld bauen in Italien einige ausgezeichnete Gelehrte an, wie der inschriftenkundige Borghesi, der um Münzenkunde verdiente Cavedoni, der fleißige Topograph Nibby, der um die architektonischen Monumente stets berühmte Canina. Aber die Mehrzahl der hiesigen Literaten pflückt auf den Gräbern einer dahingeschiedenen Gelehrsamkeit müßige Blumen, oder tanzt, wie der Jude im Mährchen, zum Gefiedel einer maßlosen Phantasterei unter dem Dorngesträuch unfruchtbarer Citate herum, daß die Fetzen fliegen. Das Band, welches noch einigermaßen die Italiänische und transalpine Archäologie verknüpft, ist das Institut für archäologische Korrespondenz, welches Deutschem Sinne und Deutschem Ernst seine Entstehung und seine Erhaltung verdankt. Die Italiänische Wissenschaft kann nicht zur Blüthe kommen, weil der häßliche, gefräßige Wurm der Eitelkeit an der Wurzel nagt und der böse Thau der Selbstsucht sie mit seinem zerstörenden Gifte befällt. Keine gegenseitige Förderung ist möglich, weil mit elender Eifersucht Jeder seine Schätze hütet, bis er selber damit prahlend hervortreten mag. Die Bibliotheken werden verschlossen, sobald ein Ausländer ein Ineditum irgend einmal aufgespürt. Die einzelnen Gelehrten spioniren einander aus, um sich die Bissen vor dem Munde wegzuschnappen. An fördernde Kontroverse ist nicht zu denken, weil man, selbst nach Weihrauch lüstern, aller Welt lobhudeln muß. Daher entsteht die Forderung an den hiesigen Gelehrten, jeden Mitstrebenden, dessen er irgendwo Erwähnung zu thun hat, preisend in die Wolken zu erheben, den Namen dessen aber, den er zu widerlegen gedenkt, höflich zu verschweigen. Ich übertreibe nicht. Ich habe erlebt, daß in Aufsätzen für hiesige periodische Schriften die bescheidenste und ehrendste Rüge einer von Italiänischen Gelehrten aufgestellten Ansicht von der Redaction gestrichen wurde, während jede schmeichelhafte Lobpreisung herzlich willkommen war. Daß die Wissenschaft unter dem Druck der geistlichen Censur seufzt, darf auch nicht übersehen werden. Eine kürzlich aufgestellte geistreiche Vermuthung über das bekannte Tullianische Gefängniß, nach welcher der Name nicht vom König Tullius, sondern von dem Wort Tullus (Springwasser) hergeleitet und demgemäß der Legende entgegen, daß St. Petrus den Brunnen daselbst durch ein Wunder hervorgerufen, erklärt wird, scheint die kirchliche Censur nicht passiren zu wollen und wird vermuthlich nicht hier bekannt gemacht werden dürfen. Hieran wird man aber hoffentlich in Deutschland nicht eben Aergerniß zu nehmen Ursach haben. Denn ein solches Wunder gehört zu den wesentlichen Glaubenssätzen der katholischen Kirche, und man ist eben so berechtigt, von einer Kritik derselben Gefahr für die katholische Religion, als bei uns Gefahr für die Autorität der Bibel von der Kritik ihrer Erzählungen zu fürchten.

In Bezug auf die Belletristik kann ich Ihnen keinen besseren Trost geben. Sie leidet gar zu sehr an epileptischen Zufällen. Für die Akademieen, die geistlichen und weltlichen, werden noch immer Jahr aus Jahr ein Sonnette, Kanzonen, blumige Reden und altmodisch gallonirte Abhandlungen geschnitzelt und geschneidert, von denen die Journale sich nähren und die Zeitungen pomphaften Bericht geben. Größere Bettelarmuth, als in den hiesigen Zeitschriften und Zeitungen, ist kaum auf den hiesigen Straßen zu finden. Ueberall bläht sich die Lobhudelei, der Phrasenschwulst, die Eitelkeit, der mitleidwerthe Stolz auf der Vorfahren Verdienst und Herrlichkeit. 13.

Frankreich.

Die sieben Saiten der Lyra.

Dramatisches Gedicht von George Sand.

(Fortsetzung.)

Albertus (allein). O Ihr, die Ihr Euch der Freude hingebt, Ihr, deren Leben nur ein Fest ist, Ihr junges Blut, deren muntere Stimmen rufend und antwortend durch die Gebüsche erklingen, wo Ihr wie flüchtige Nachtschmetterlinge um die Lichter

gaukelt! Ihr schönen, keuschen, heiteren Mädchen, die Ihr in schuldloser Lust den ernsten Freuden Hymens entgegen eilt! Ihr Künstler und Ihr Dichter, deren Beschäftigung und einziger Lebenszweck ist, aufzusuchen und zu besitzen, was die Phantasie berauscht und die Sinne entzückt! Ihr reiferen Männer mit Eurem Streben und Verlangen nach reellem Genuß! In Euch Allen regen sich nur Wünsche, die leicht zu stillen sind, Ihr sehnt Euch nur nach harmlosen und gewöhnlichen Freuden, und Ihr seyd Alle befriedigt! Und ich, einsam mitten in diesem Wonnerausch, bin traurig, weil ich meine Hoffnungen nicht auf Euch setzte, und weil Ihr nichts für mich zu thun im Stande seyd! Ihr bildet Alle zusammen eine Familie, von der sich Niemand loslösen kann, und wo Einer dem Anderen sich nützlich oder angenehm erweist. Manche unter Euch werden von Allen geliebt und gesucht; nicht Einer ist darunter, der nicht im Herzen irgend eine Neigung, eine Hoffnung, eine Sympathie trüge! Nur ich verzehre mich in ewigem Alleinseyn mit mir selbst, mit dem bloßen Gespenste des Menschen, der ich hätte seyn können und den ich ertödtete! Wie ein Gewissensbiß, wie der Schatten eines Schlachtopfers, heftet es sich an meine Tritte und fordert das Leben von mir, das ich ihm raubte. Es spottet bitter meines anderen Ich's, das ich dem Dienste der Weisheit geweiht, und verschont es mich mit seinem Spotte, so überhäuft es mich mit Vorwürfen! Zuweilen dringt es in mich hinein, es windet sich in meinem Busen wie eine Schlange und haucht eine verzehrende Flamme aus; verläßt es mich wieder, so bleibt ein tödtliches Gift zurück, das alle meine Gedanken trübt und meinen Athem erstarren macht! O Kinder der Erde! Söhne der Menschen! Keiner unter Euch gedenkt meiner zu dieser Stunde, Niemand denkt an mich, fühlt für mich, hofft auf mich, leidet mit mir! Und doch leide ich, leide, wie Keiner von Euch je gelitten, noch leiden wird! (Aus der Lyra ertönt ein Klagelaut — nach kurzem Schweigen fährt Albertus fort.)

Was vernahm mein Ohr? Mir schien, als antworte eine Stimme mit harmonischem Seufzen auf die Klage, die meiner Brust entströmte. Wenn es Helenens Stimme wäre! Sollte meine Pflegetochter von den geheimen Schmerzen ihres alten Freundes gerührt seyn? Der matte Schimmer dieser Lampe .... Nein! ich bin allein! — O, nein! Helene schläft. Vielleicht irrt sie so eben im Traume, an Wilhelm's Arm sich lehnend, auf dem Moose des Parks im azurnen Scheine des Mondes umher, oder tanzt dort unten im Gebüsch, verschönert durch den Glanz von hundert Fackeln, umringt von Hunderten junger Musensöhne, welche die Anmuth ihrer Bewegungen, die Leichtigkeit ihrer Füße bewundern. Helene ist stolz, glücklich und geliebt .... Vielleicht liebt auch sie .... Doch meiner gedenkt sie wohl nicht. Wer könnte an mich auch denken? Ich bin von Allen vergessen, Jedem gleichgültig. Wer weiß, vielleicht sogar gehaßt! Gehaßt! o entsetzlicher Gedanke! (Ein Klageton erklingt aus der Lyra.)

Fürwahr, meine Sinne täuschen mich nicht; hier tönt Gesang, und eine Stimme klagt mit mir .... Ist es der Abendwind, der durch die Jasminbüsche am Fenster säuselt? Ist es eine Stimme vom Himmel, die durch die Saiten der Lyra klingt? Nein, diese Lyra ist stumm, und ganze Menschegeschlechter sind vorübergezogen, ohne den erstorbenen Ton ihres Innern zu wecken. So erstarrt und stirbt ein edles Herz in der Nähe der Gleichgültigen ab, die es vergessen oder verkennen. O Lyra, Bild meiner Seele! unter der Hand eines großen Künstlers hättest du göttliche Töne ausgehaucht; wie du aber hier stehst, verlassen, verstimmt, als eitler Zierrath zur Augenweide auf den Sims gestellt, bist du nichts als eine prächtige Maschine, ein zierlich gearbeiteter Kasten, ein Leichnam, zwar ein künstliches Werk deines Schöpfers, worin aber kein Herz mehr schlägt und wovor Jeder mit Schrecken entflieht .... Nun wohl, so will ich dich aus deinem starren Schlaf erwecken. Ein todtes Instrument erklingt nur unter der Hand eines Todten .... (Er nähert sich dem Sims und nimmt die Lyra herunter.)

Was beginne ich, und welch' ein thörichter Wahn kömmt über mich? Könnten die schlaffen Saiten dieser Lyra selbst Töne aushauchen, meine ungeschickte Hand wäre nicht im Stande, sie den Regeln der Harmonie zu unterwerfen. Ruhe in Frieden, alte Reliquie, Meisterstück einer mir unbekannten Kunst; du hast für mich einen anderen, köstlicheren Werth, ich sehe in dir das Vermächtniß einer Freundschaft, die ich nie entweihte, das Unterpfand einer Adoptirung, deren Pflichten ich treu erfüllen werde. (Er stellt die Lyra wieder auf den Sims.)

Ich will versuchen, diese Arbeit zu vollenden. (Er setzt sich an seinen Tisch. — Nach einigen Minuten des Nachdenkens spricht er weiter.) Mit welcher Gluth Wilhelm meines Mündels gedenkt! O, wie mächtig ist die Liebe! Unglückselige Leidenschaft! Der, welcher dir Trotz bietet, besitzt Muth; wer dich leugnet, ist wahnwitzig .... Wird Helene den zum Gatten erwählen, den sie schon einmal ausgeschlagen? .... Hans scheint ihr lieber zu seyn. Hans hat mehr Geist, Wilhelm aber ein zärtlicheres Herz, und die Frauen finden wohl mehr Vergnügen daran, heiß geliebt, als gut geleitet und wohl berathen zu werden. Auch Karl ist verliebt in sie; ein leichtfertiger Mensch, aber ein sehr hübscher Junge. Die Weiber jedoch sind selbst leichtfertig und eitel; ein hübsches Gesicht hat also mehr Werth in ihren Augen als ein hoher Geist. Die Weiber! Kenne ich denn die Weiber! Welche Wahl wird Helene treffen? Was kümmert es mich? .... Ich werde ihr rathen, was mir das Beste für ihr Glück scheint, aber nur nach ihrer Wahl werde ich sie vermählen .... Möchte doch dies schöne, reine Geschöpf nie durch den Hauch niedriger Leidenschaften entweiht werden! Doch ich arbeite ja nichts .... Meine Lampe brennt düsterer. Es wird schon genug seyn müssen für die morgende Vorlesung. Ich will zu schlafen versuchen, mit Tagesanbruch werden wohl meine Schüler mich wecken. (Er streckt sich auf sein Lager.) Helene hat keine hohen Geisteskräfte. Sie besitzt gesunden Verstand und ein rechtliches Gewissen; aber ihre Begriffe sind beschränkt, und die geringste geistige Anstrengung verwirrt und ermüdet sie.... Wilhelm paßt besser für sie als Hans .... Doch ich beschäftige mich zu viel damit. Jetzt ist nicht der Augenblick dazu. O Gott, lenke nach Vernunft und Gerechtigkeit die Gefühle meines Herzens und die Thätigkeit meines Seyns. Sende mir Ruhe ....

(Er schläft ein.)

Dritte Scene.

Mephistopheles (der aus der Lampe hervortritt, in dem Augenblick, wo sie erlischt); Albertus (eingeschlafen).

Mephistopheles. Was ist es doch für ein jämmerliches und langweiliges Geschäft, über einen Philosophen zu wachen. Ich bin wahrhaftig verkümmerter und trübseliger als die Flamme dieser Lampe, durch die ich, zu meiner Belustigung, den Schattenriß Helenens und ihrer Liebhaber auf sein Papier fallen ließ. Diese Logiker sind mißtrauische Geschöpfe. Da arbeitet man wie eine Spinne um ihr kaltes Gehirn und sucht sie in dem Netz der Dialektik zu fangen; plötzlich schlagen sie hintenaus und verstricken den Teufel in seine eigenen Netze. Blitz Element! sie brauchen das Vernünfteln, das ihr Meister sie gelehrt hat, um sich gegen ihn aufzulehnen! Dieser hier bedient sich des demonstrirenden Verstandes, um zum Glauben zu gelangen, und was die Anderen ins Verderben stürzte, rettet ihn aus meinen Krallen. Mystischer Pedant, Du machst mir mehr zu schaffen, als Meister Faust, Dein Vorfahr. Es müssen wohl in Deinen Adern einige Tropfen von dem Blut des zärtlichen Gretchens fließen, daß Du Dir beikommen lässest, mit dem Herzen begreifen zu wollen! Aber fürwahr, man weiß nicht mehr, was aus der Menschheit noch werden mag! Da haben wir Philosophen, die zu gleicher Zeit erkennen und empfinden wollen. Ließen wir sie ungestört ihr Wesen treiben, so würde der Mensch uns gar bald entschlüpfen. Holla, Ihr guten Meister! glaubet immer und seyd abgeschmackt, das wollen wir uns gern gefallen lassen; aber unterfangt Euch nicht, zu glauben und weise zu seyn. Dahin soll es nicht kommen, so lange der Teufel dies erbärmliche Stück Land in Pacht hat, welches Ihr die Welt zu nennen beliebt.

Ich werde also wohl anders mit Dir verfahren müssen, mein lieber Philosoph, als mit weiland Doktor Faust. Dem fehlte es weder an übermächtigen Trieben, noch an großartiger Ichsucht; in dem Augenblick aber, wo der Tod ihn davon befreien sollte, da der Unsinnige die Geduld verlor und es bedauerte, das Leben nicht besser benutzt zu haben, wußte ich ihn zu verjüngen und schleuderte ihn in den Sturm. Sein kalter Geist wäre geradesweges der Wahrheit zugeeilt, hätte ich nicht zur rechten Zeit seine Leidenschaften erhitzt und eine Flamme in ihm entzündet, durch welche Frau Base Gewissen im Handumdrehen erstickt wurde. Aber bei diesem hier ist zu fürchten, daß die Leidenschaften dem Glauben aufhelfen. Er hat mehr Gewissen als der Andere; der Stolz vermag wenig über ihn, die Eitelkeit nichts. Er hat die Ueppigkeit so tapfer überwältigt, daß er fähig ist, die Engelswonne zu begreifen und mit seiner Margarethe sich zu retten, statt sie mit sich zu verderben. Mit Deinem Herzen habe ich es also zu thun, mein werther Philosoph; habe ich dies getödtet, so wird Dein Gehirn sich bald zum Ziele legen. Nun, so sey denn dies Herz ein wenig geplagt, das sich vermißt, sympathetisch schlagen zu wollen, und statt es zu verjüngen, werde es unter der Eiskruste eines frühzeitigen Alters begraben. Ich muß damit anfangen, Helenen in seinen Augen zu entwürdigen oder dumm zu machen, indem ich sie mit einem Tölpel verheirathe; aber freilich, es würden sich auch dann noch Tröpfe finden, die ihre häuslichen Tugenden zu idealisiren wüßten. Besser ist es, ich gebe sie der Schande preis und überliefere sie all den Philosophen-Lehrlingen, die das Haus von früh bis Abend belagern, zu gemeinsamer Beute. Sieht er sie im Schmutz, so wird unser tapferer Grübler Abscheu bekommen vor Jugend, Schönheit und Unwissenheit. Alles wird ihm dann verbrecherisch erscheinen, was nur irgend einen romantischen Anstrich hat, er wird zum völligen Schulfuchs werden, und da ist es, wo ich seiner warte. — — Jetzt wollen wir ein wenig zu dem Mädchen. Ich habe da einiges treffliche Ungeziefer, das mag ihr über die Stirn spazieren, während sie schläft. — — Aber es ist noch ein Hinderniß zwischen ihr und mir, das muß ich erst aus dem Wege schaffen. Ich dachte mich dessen zu bedienen, um den Philosophen durch Enthusiasmus zu Grunde zu richten. Schlage ich das entgegengesetzte Verfahren ein, so muß ich den Talisman vernichten, der hier die Flammen des Herzens entzünden würde. Holla, ihr Kobolde und Hexen, hierher, ihr wackern bekrallten Diener! Ergreift die Lyra und zerreißt sie in Stücken mit Euren Klauen, vernichtet sie zu Asche mit Eurem Hauch. — — Nur schnell! Nur schnell!

Chor der Höllengeister.

Nur schnell! nur schnell! die Lyra zerbrochen! Ein rebellischer Geist, der dem Willen der Hölle getrotzt, bewohnt ihren mystischen Schoß. Ein Zauber hält ihn gefesselt. Zerbrecht seinen Kerker, auf daß er zurückkehre zu seinem Herrn und Meister und nicht mehr Umgang pflege mit den Menschen. Nur schnell! nur schnell! die Lyra zerbrochen!

Geist, der Du einst unser Bruder warst und jetzt Dir schmeichelst, durch Sühne geläutert und wieder aufgenommen zu seyn in die Reihe der himmlischen Mächte, Du sollst heraus, damit Dein Gebieter Dich wieder empfange und züchtige! Du wirst Dich von Deiner Schuld nicht reinigen, und wirktest Du noch so viel zum Heile der Menschen. Nur schnell! nur schnell! die Lyra zerbrochen!

Die Stimme der Lyra. Zurück, Lärm der Hölle! Du vermagst nichts über mich. Eine reine Hand muß mich erlösen. Umsonst, Verfluchter, erregst Du mit heiserer Stimme Deine Schaaren gegen mich. Ein einziger himmlischer Ton besiegt alles Gebrüll der Hölle. Hebt Euch weg und verstummt!

Meph. Was muß ich sehen? Meine Schaaren ergreifen voll Schrecken die Flucht! Diese gefesselte Kraft soll mächtiger seyn als ich in meiner Freiheit?

Chor der Höllengeister. Gott erlaubt Dir, zum Bösen zu reizen, aber Du selbst kannst es nicht vollbringen. Du vermagst keinen Strohhalm im Weltall von seiner Stelle zu bewegen; Du gießest Dein Gift in die Herzen, aber Du kannst keinen Wurm tödten. Dein Saame ist unfruchtbar, wenn der Mensch ihn nicht durch seine Uebelthaten befruchtet, und der Mensch ist frei, er kann einen Teufel, er kann einen Engel in seinem Schoß ausbrüten.

Meph. Schon erwacht mein Philosoph. Ich muß sehen, ob ich nicht einen Sterblichen finde, der wie ein Teufel die Musik haßt and die Lyra mir zerbrechen hilft. (Er fährt ab.)

Alb. (erwachend). Ich vernahm eine himmlische Musik; die Wunder der Harmonie, für die ich niemals einen Sinn hatte, sind im Traume mir offenbar worden. — — Wer aber könnte in der Wirklichkeit eine solche Harmonie mich wieder hören lassen? Hat doch mein eigen Hirn nicht den geringsten Nachhall davon bewahren können. — — Dennoch schien es mir, als müsse ich bei meinem Erwachen zu singen im Stande seyn, was ich gehört. Aber schon ist Alles entschwunden, und ich höre nur den durchdringenden Schrei der erwachenden Hähne. Der Tag ist da. Frisch wieder an die Arbeit, denn meine Schüler werden kommen, und ich bin auf meine Lection noch nicht vorbereitet. (Man klopft.)

Schon da! Es sollte jeder Lehrer ein heirathsfähiges Mädchen bei sich haben; das ist ein wunderbarer Sporn für die Schüler, sein Haus zu besuchen! Doch weiß ich nicht, ob die Philosophie viel dabei gewinnt, und ob der Philosoph sehr stolz darauf seyn darf! (Er geht und öffnet.)

Vierte Scene.

Hans, Karl, Wilhelm, Albertus.

Albertus. Seyd mir gegrüßt, meine theuren Kinder! Ich bewundere Eure Pünktlichkeit. Ehemals war ich oft genöthigt, Euch zu wecken, jetzt aber laßt Ihr mich kaum ausschlafen.

Hans. Mein theurer Meister, wir glaubten nicht, Euch durch unser zeitiges Kommen zu stören, denn als wir unter Euren Fenstern vorübergingen, hörten wir Musik.

Alb. Du scherzest, mein lieber Hans. Hier im ganzen Hause versteht Niemand etwas von Musik, und Ihr wißt wohl, welch ein Laie ich in dieser Hinsicht bin.

Wilh. Deshalb waren wir auch ganz erstaunt, aus Eurem Zimmer wahrhaft bezaubernde Töne zu hören. Wir bildeten uns ein, Ihr hättet endlich Helenen gestattet, Musik-Unterricht zu nehmen, und es befände sich irgend ein geschickter Harfen- oder Klavier-Lehrer bei ihr; denn wir waren Alle ungewiß über die Art des Instrumentes, von dem jene bezaubernden Töne herrührten.

Alb. Sprecht Ihr wirklich im Ernst? Ich besitze kein anderes musikalisches Instrument, als diese alte Lyra von Adelsfreit, und Ihr wißt, daß sie in zu schlechtem Zustande sich befindet, um auch nur irgend einen Ton hervorzubringen. Doch muß ich Euch eingestehen, daß ich selbst so eben während meines Schlafes eine herrliche Melodie zu vernehmen wähnte. Ich hielt das für die Wirkung eines Traumes, doch nun muß ich glauben, daß irgend ein Musiker sich in meiner Nähe angesiedelt hat.

Karl. Vielleicht beschäftigt sich Helene ohne Euer Wissen mit Musik. Ich wette, sie verbirgt eine Zither oder so etwas unter ihrem Bett und spielt während Eures Schlafes. Und, theurer Meister, weshalb widerstrebt Ihr auch ihren Neigungen? Es ist genug, daß ihr zu Lebzeiten ihres Vaters diese Entbehrung auferlegt wurde. Die Aerzte tappen alle im Dunkeln, wie könnt Ihr ihnen nur irgend vertrauen.

Alb. In dieser Hinsicht haben die Aerzte vollkommen Recht, mein theurer Karl. Jede nervöse Erregung wirkt schädlich auf den neuralgisch gereizten Zustand des jungen Mädchens, und alle meine Wahrnehmungen über die physische Gesundheitslehre führten mich zu demselben Resultat, wie die Beobachtungen der Aerzte hinsichtlich der physiologischen Hygieine. Seele und Körper bedürfen der Ruhe, um das Gleichgewicht wieder zu erreichen, das die Gesundheit und das Leben beider bedingt. Ein schneller Erfolg krönte meine Bemühungen, wie Ihr seht. Während eine regelmäßige und heilsame Diät die Gesundheit meines Pfleglings wieder herstellte, führte eine väterliche weise Belehrung ihren Geist wieder zu der klaren Beurtheilung der Dinge zurück. Ich war der Arzt ihrer Seele, und ich genoß das Glück, dieses schöne Gebild wieder zu erleuchten und zu kräftigen. Derjenige von Euch, dem einst Helenens Hand zu Theil wird, muß in mir einen Vater, ja noch mehr als dies, sehen.

Wilh. Ja, sicherlich, einen Schutzengel, einen von Gott gesendeten Freund. Welch Glück, solche Wunder vollziehen zu können, mein theurer Meister!

Karl. Glaubt Ihr wirklich, Meister Albertus, daß Helene viel Anlagen zur Metaphysik habe? Mir scheint, daß ihr Vertrauen mehr bei ihr wirkt, als ihre Ueberzeugung. Sie hegt für Euch eine völlig blinde Verehrung, die freilich nichts als kindliche Liebe ist; aber wenn sie die Philosophie begreift und Geschmack an Eurem Unterricht findet, so will ich Krebse nach Jerusalem treiben.

Alb. Du sprichst wie ein Kind.

Hans. Verzeiht ihm seine etwas trivialen Reden. Doch muß ich Euch ebenfalls, nur in anderen Ausdrücken, ziemlich dasselbe sagen. Ich bewundere und segne Euch dafür, daß es Euch gelungen ist, durch moralische Einwirkung den Irrsinn unserer theuren Pflegeschwester zu heilen; doch erlaubt mir, daß ich in Bezug auf sie mich mit Euch in eine rein spekulative Erörterung einlasse. Noch ist es nicht Zeit, um Eure Vorlesung zu beginnen; gestattet uns also, noch einige Augenblicke zu plaudern, denn Eure Unterhaltung ist stets für uns belehrend und wohlthätig.

Alb. Meine Zeit ist Euch geweiht, lieben Söhne. Oft belehre ich mich mehr, wenn ich Euch zuhöre, als wenn ich Euch antworte, denn Ihr wißt viele Dinge, die mir unbekannt sind, oder die ich vergessen habe.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

L'Abbaye de Fontenelles. — Von Madame Melanie Waldor. 2 Bde. 16 Fr.

Le Chasseur aux filets. — Von E. Blaze. 7½ Fr.

L'homme de trente ans. — Von E. Bergounioux. 2 Bde. 15 Fr.

Manuscrit inédit de Louis XVIII. — Herausgegeben von Doisy 6½ Fr.

Marguerite Aymond. — Von Frau von Cubières. 7½ Fr.

La Marquise de Vivonne. — Von der Baronin von Montaran. 2 Bde. 15 Fr.

Moeurs Parisiennes nouvelles. — Von Paul de Kock. Dritte und vierte Abtheilung. 2 Bde.

Les Bluets. Livre de beauté pour 1839, illustrée de 14 portraits.

Lettres à ma soeur sur la mythologie comparée avec l'histoire. — Von Chatelain.

Le marin des bords de la Seine, ou mémoires de Victor Louis Duchens.

L'art de la guerre. — Gedicht in zehn Gesängen von Dupont.

Poesies Napoléoniennes. — Von Fayet.

Türkei.

Oeffentliches und Privatleben in der Türkei.

III. Das Verhältniß der Sklaven.

Nach den Ehen kömmt bei dem Studium des orientalischen Lebens vorzüglich die Sklaverei in Betracht. Die in der Türkei eingeführte Sklaverei ist ganz verschieden von der, welche die Alten kannten, aber sie ist weit weniger streng, als die in den Kolonieen. Die Sklaverei in der Türkei ist kein Schimpf, da alle Großwürdenträger freigelassene Sklaven sind. Die Sultane selbst sind nicht Söhne von Sklavinnen, denn die Reichsgesetze verbieten dem Herrscher, unter den Bewohnern des Reichs eine Gattin zu wählen. Man behauptet, dies Gesetz sey zu einer Zeit gegeben worden, wo die rechtmäßige Gattin des Sultans nach einer Niederlage in die Hände der Feinde gefallen sey. Die Sklaven beider Geschlechter werden von ihren Herren mit den größten Rücksichten behandelt, und es ist in der That nicht unmöglich, daß die junge Sklavin die Gattin eines hochstehenden Mannes und der junge Sklave Schwiegersohn des Sultans oder Wesir werde. Wenn indeß auch nicht alle Sklaven auf eine so glänzende Zukunft zu hoffen haben, so dürfen sie doch wenigstens eine milde Behandlung erwarten. Die Gemeinschaft der Religion zwischen dem Herrn und Sklaven knüpft ein heiliges Band zwischen ihnen, und wenn der Herr zuweilen seine Verpflichtungen aus den Augen setzt, so bestraft das Gesetz diese Unterlassung mit der größten Strenge.

Wer einen Sklaven durch üble Behandlung zur Arbeit unthätig macht, muß ihm die Freiheit schenken und für seine Bedürfnisse sorgen; beträgt sich der Herr bloß hart und tyrannisch, so fordert der Sklave seinen Verkauf, und er kann diesen Antrag so lange erneuen, bis er einen guten und menschlichen Herrn findet. Nach dem Gesetz sind die Kinder von Sklaven auch Sklaven, aber es giebt wenig Beispiele von einer solchen Fortdauer der Sklaverei; denn wenn die Kinder vom Herrn selbst gezeugt sind, so gebietet ihm die Stimme der Natur, sie anzuerkennen und die Mutter freizulassen. Sind die Kinder die Frucht einer Sklaven-Ehe, so gebietet die Sitte dem Herrn, sie freizulassen und sie auszustatten. Da übrigens das Türkische Volk mild, religiös und moralisch ist, so dürfen Sklaven, welche sich gut betragen, auch bald freigelassen zu werden hoffen. Es bieten sich dazu mehrere Gelegenheiten dar. Wenn der Muselmann einen Sohn zu erhalten wünscht, so gelobt er, einer gewissen Anzahl Sklaven die Freiheit zu schenken; ist ein theurer Kranker in Gefahr, so thun sie dasselbe Gelübde. Die Hochzeit eines Sohnes oder einer Tochter wird ebenfalls selten gefeiert, ohne daß deren Amme und Jugendgefährten die Freiheit und ein Geschenk erhalten. Auch die Sterbenden unterlassen gewöhnlich nicht, in ihrem Testament den Sklaven die Freiheit zu sichern.

Wollen die Sklaven nach ihrer Freilassung in der Familie bleiben, so werden sie sehr gütig behandelt.

IV. Mädchen und Frauen.

Ein Mißbrauch, welcher nicht genug getadelt werden kann, ist der, daß die Muselmänninnen gar keine Erziehung erhalten. Eine Türkische Frau, welche lesen und schreiben kann, ist ein wahres Wunder. Aermere Frauen sind mit ihrem Hauswesen beschäftigt, wohlhabendere bringen ihr Leben in gänzlichem Müßiggange zu. Indeß ist es nicht wahr, daß sie einen Theil des Tages auf ihre Toilette verwenden. Ihre vermeintliche Liebe zu den Parfüms ist eine reine Erfindung der Dichter. Die Frauen des Orients schlafen ganz bekleidet, und die Veränderungen der Toilette, welche in London und Paris die Mußestunden der Frauen ausfüllen, sind ihnen ganz unbekannt; die Haare tragen sie beständig geflochten, und ihr Kopf ist fortwährend mit einer kleinen rothen Mütze bedeckt. Ihr Schmuck ist zuweilen reich und gediegen, aber eben so wenig wie der Stoff oder die Form ihrer Kleider den Veränderungen der Mode unterworfen. Wenn sie ausgehen, so legen sie das Feredsche an, eine Art Mantel mit Aermeln, der ihren Wuchs ganz verhüllt. Die reichen Frauen zeichnen sich nur durch die Schönheit der Kaschemirs und die Menge der Edelsteine aus. Einige Stunden abgerechnet, während welcher sie Stickereien machen, bringen die reichen Frauen den größten Theil ihrer Zeit damit zu, daß sie auf dem Divan liegen und Liebeslieder singen. Den Rest der Zeit verwenden sie auf das Bad und Spaziergänge, oder sie machen Einkäufe und statten Besuche ab. Einer ihrer liebsten Zeitvertreibe ist, den Griechischen, Armenischen und Jüdischen Händlerinnen zuzuhören, welche in den Harems immer willkommen sind, denn sie tragen das Geklätsch in der Stadt umher und sind auch Vermittlerinnen der Liebes-Intriguen. In die Bäder gehen die Frauen Morgens, und hier empfangen sie die Besuche ihrer Freundinnen. Dort wird das Betragen der Ehemänner einer kritischen Musterung unterworfen und der erste Grund zu Scheidungen gelegt.

Auf das Bad, welches die Braut am Vorabend ihrer Hochzeit nimmt, brauche ich nicht weitläuftig einzugehen, da andere Reisende schon davon gesprochen haben. Zu dieser Feierlichkeit werden Verwandte und Freunde eingeladen, denn sie ist die Feier ihres Eintritts in die Welt. Die Türkischen Frauen, welche wir als arme, eingeschlossene, von der Eifersucht bewachte Wesen bedauern, erfreuen sich der vollkommensten Freiheit. Sie gehen allein aus, höchstens von einer alten Frau begleitet, welche mehr eine Dienerin als eine Duenna ist; sie durchstreifen die Straßen, gehen im Freien spazieren, besuchen die Basars und betreten selbst die von den Europäern bewohnten Quartiere. Oft sieht man sie sogar auf dem Bosporus mit Europäern oder Rajas fahren, ohne daß die Europäer etwas dagegen einwenden. Nur die Frauen aus den Harems des Kaisers und des Großwesirs gehen nie ohne Begleitung der Eunuchen aus; die anderen genießen die unbeschränkteste Freiheit. Oft unternehmen auch die Türkischen Frauen Vergnügungs-Partieen zu einer Familie ihrer Bekanntschaft. Diese Partieen, welche Jembusch heißen, dauern im Winter nur einen Tag, im Sommer dehnen sie sich aber weit länger aus, besonders wenn ein Ausflug auf das Land unternommen wird. Solche Ausflüge gleichen einer Reise. Schon am frühen Morgen verlassen die Frauen das Haus mit ihrer ganzen Familie, die Männer jedoch ausgenommen; eine Truppe Sänger und Musikanten begleitet sie. In den Gesellschaften herrscht die größte Herzlichkeit, und die Stunden verfließen rasch unter Gesang und Tanz. Einmal wohnte ich einem solchen Feste ungesehen bei. Interessant ist es hier, reine und unschuldige Mädchen zu sehen, welche, ohne Arges zu denken, so wollüstige Tänze aufführen, daß die Polizei sie bei uns verbieten würde. Die alten Weiber schauen diesem Treiben ruhig zu, und man scheint es für durchaus nichts Unsittliches zu halten.

Man hat gesagt, die Türkischen Frauen hätten keine Religion; das ist aber grundfalsch. Obgleich sie die Moscheen gewöhnlich nicht besuchen, so steht ihnen doch der Eintritt frei; und sie verrichten mehrmals täglich das Gebet eben so andächtig wie die Männer. Auch sie haben Anspruch auf die himmlischen Belohnungen, auch sie haben die Strafen der Hölle zu fürchten, und die Unsterblichkeit ihrer Seele ist eine allgemein anerkannte Lehre. Unter den rührenden Inschriften, welche man auf den Gräbern der Muselmänner findet, mag eine hier zur Unterstützung dieser Behauptung angeführt werden. Dieselbe befindet sich auf dem großen Todtengefilde zu Pera und lautet: „Ihr Körper ruht hier, aber ihre Seele ist im Himmel. Geliebtes Weib, möchtest Du doch meine Huri im Wohnsitze der Glückseligen seyn." Das Lob, welches die Frömmigkeit der Türken verdient, darf uns indeß nicht abhalten, ein Verbrechen zur Sprache zu bringen, welches leider nur zu verbreitet ist, nämlich den Kindermord. Die reichen Frauen treiben sich die Frucht ab, weil sie durch wiederkehrende Geburten ihre Reize entstellt zu sehen fürchten, die ärmeren, weil sie keine zahlreiche Familie ernähren können. Früher, als das Volk noch nicht so sehr mit Abgaben belastet war, kam dies Verbrechen nur in den Harems der Großen vor, aber seit einigen Jahren hat es sich unter allen Klassen der Gesellschaft verbreitet, und zwar in einem solchen Grade, daß es die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich gezogen hat. Ein sehr strenger Ferman ist kürzlich gegen die Hebammen erlassen worden, welche die Hand dazu bieten würden.

V. Bäder und Kaffeehäuser.

Was hier von dem Privatleben der Türken gesagt worden ist, zeigt nur eine Seite des Bildes, und es bleibt noch übrig, von ihrem Leben außer dem Hause zu sprechen. Das Prinzip der Gleichheit tritt in der Türkei in allen Handlungen, Vergnügungen, Gewohnheiten hervor. Die Religion gebietet den Muselmännern, die Bäder zu besuchen. Diese Anstalten bestehen aus einem großen Eintrittssaal, wo alle Badenden sich entkleiden und sich auf Polstern hinstrecken, wenn sie aus dem Bade zurückkommen. Dann folgt ein großer, mit Dampf geheizter, für Alle gemeinsamer Saal. Außerdem giebt es noch kleine Zimmer, in welchen man sich reiben und einseifen läßt. In diesen Anstalten sind alle Stände unter einander gemischt, und sogar die Glaubensunterschiede verschwinden. Selbst die Janitscharen würden sich in der Zeit ihrer höchsten Macht hier keine Gewaltthat erlaubt haben, denn eine solche wäre einer Gotteslästerung gleich erachtet worden.

Nach den Bädern kommen die Kaffeehäuser. Auch hier vermischen sich alle Stände und Unterschiede. An diesen Oertern reicht man nur Kaffee und Pfeifen. Jedem neuen Ankömmlinge, wer er auch sey, reicht der Aufwärter mit höflichem Gruße die Pfeife. Der Eintretende wünscht dann den Anwesenden einen guten Tag. Dieser Gruß wird, der Sitte gemäß, nicht unmittelbar zurückgegeben, sondern jeder Einzelne erwiedert denselben für sich, und der Eintretende muß einem Jeden besonders antworten. In den Kaffeehäusern herrscht beständig das tiefste Stillschweigen, und wenn sich einmal eine Privatunterhaltung entspinnt, so wird sie mit leiser Stimme geführt. Zuweilen kommen auch Zigeuner, welche Liebeslieder oder ritterliche Lieder aus der Geschichte der Dere-Bey's singen. Auch giebt es Erzähler, welche die Heldenthaten der Kalifen und der ruhmvollen und gläubigen Sultane vortragen. Die Kaffeehäuser und Bäder sind eigentlich die einzigen Vergnügungsörter der Türken; indeß giebt es noch ein anderes Vergnügen, welches mit den Sitten des Orients durchaus im Widerspruche steht; es ist dies der verrufene Tanz der Kioschtes. Die Kioschtes sind Tänzer ohne Bart, mit flatterndem Haare, von frecher Haltung, deren ausschweifendes Leben sie von jedem Stande ausschließt. Die Religion verdammt sie, das Gesetz verfolgt sie, die Moral brandmarkt sie, aber die Verderbniß schützt und belohnt sie. Sie leben in Truppen zusammen und bewohnen bekannte Stadtviertel. Zuweilen werden sie in die Paläste zugelassen, um ernste und gewichtige Männer durch ekelhafte Tänze und ärgerliche Komödien zu unterhalten. Die Frauen wohnen diesen Orgien zwar niemals bei, aber die öffentliche Sittlichkeit muß unter diesen schmachvollen Vergnügungen leiden, welche sich nicht in den Palästen verbergen, sondern auch die Straßen und öffentlichen Plätze zum Schauplatz wählen.

M a n n i g f a l t i g e s.

— Das Land Pendschab in Ostindien. Die Stadt Lahore zählt 80,000 Einwohner und wird von einer starken Mauer, so wie von einem breiten Graben umgeben, den der Ravie-Fluß bewässert. Sie hat zwölf Thore und eben so viele halbkreisförmige Außenwerke. Die Ruinen der alten Stadt liegen östlich von der neuen und sind ziemlich ausgedehnt. Umritsir, ungefähr 35 Engl. Meilen nordöstlich von Lahore, hat eine Bevölkerung von 100,000 Einwohnern, hat sieben Engl. Meilen im Umfang und wird durch starke Erdwälle geschützt. Außerdem dient die feste Citadelle von Govindgurgh, wo der Maharadscha seine Schätze aufbewahrt, zur Vertheidigung der Stadt. Umritsir ist die geistliche Hauptstadt der Sikhs, und der Name bedeutet so viel, als „Wasser der Unsterblichkeit". Die ganze Bevölkerung des Pendschab wird auf ungefähr $3\frac{1}{4}$ Millionen Seelen berechnet; die Staats-Einkünfte betragen $3\frac{1}{4}$ Krores Rupien, wovon Kaschier 36 Laks liefert. Das eigentliche Land der Sikhs ist Duab, welches zwischen dem Ravie- und dem Sutledge-Flusse liegt; doch auch hier bilden sie kaum den dritten Theil der Bevölkerung. Wenige von ihnen leben noch etwa 30 Engl. Meilen hinter Lahore, aber gar keine westlich vom Hydaspes. Sie sind ein starker athletischer Menschenschlag von muskulösem Gliederbau und hoher Statur. Zwischen den Sikhs und den Afghanen herrscht die tödtlichste Feindschaft. Tabackrauchen ist den Sikhs ein Gräuel; eben so haben sie auch einen Abscheu davor, jemals ihren Bart zu scheeren.

(East-India-Mag.)

— Neues Bauwerk in London. Der Atlas erzählt, daß im In- und Auslande jetzt zahlreiche Subscriptionen zur Erbauung einer großen und prachtvollen katholischen Kirche stattfinden, die in dem westlichen Theile Londons im gothischen Styl erbaut werden soll. Das Innere wird durch Meisterwerke der Malerei und Skulptur ausgeschmückt werden und mindestens 10,000 Menschen bequem fassen können. Auch äußerlich soll das Gebäude eine architektonische Zierde der Britischen Hauptstadt werden und die St. Pauls-Kirche, wo möglich, an Großartigkeit noch übertreffen. Man schätzt die Kosten des Ganzen auf 150,000 bis 200,000 Pfund Sterling.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 59. Berlin, Freitag den 17. Mai 1839.

Australien.

Besuch bei Pomarré, der Königin von Tahiti *).

Am 26. November waren wir im Angesicht der Insel Tahiti, und am folgenden Morgen ankerte ich vor Matavai. Ich erfuhr, daß die Fregatte „Venus" und die Korvetten „L'Astrolabe" und „La Zelée" im vorjährigen Dezember gleichzeitig hier gewesen seyen. Der Capitain der „Venus" hatte die Genugthuung, die er verlangen sollte, erhalten und war dann abgesegelt. Noch an demselben Tage besuchten mich mehrere Häuptlinge, worunter auch der Gemahl der Königin und der Häuptling Pafai, der sich immer als Freund der Franzosen gezeigt hat. Letzterer rieth mir, den Ankerplatz vor Matavai, welcher im Dezember, Januar und Februar sehr gefährlich ist, zu verlassen und nach Papeiti zu gehen, wo die Königin wohnt. Dies that ich am folgenden Morgen.

Herr Mörenhout, den ich bei meiner Ankunft sah, erzählte mir, daß man ihm nicht gestatten wollte, ein Stück Land, welches sein Haus umgiebt, käuflich zu erwerben. Seit der Abfahrt der „Venus" ist nämlich ein Gesetz ergangen, welches den Ausländern jeden Grundbesitz auf Tahiti untersagt. Ich rieth ihm, eine direkte Eingabe an die Regierung zu machen, und zwar noch ehe wir vor Pomarré zur Audienz erschienen; denn es war mein Vorsatz, im Falle sein Gesuch zurückgewiesen würde, der Königin zu bedeuten, daß ein Französischer Konsul auf Tahiti so wohnen müsse, wie es seiner Würde gezieme, und dem Britischen Konsul nicht nachstehen dürfe. Herr Mörenhout erreichte jedoch ohne meine Verwendung seinen Zweck.

Am folgenden Freitag verließ ich, von einigen Offizieren der „Héroine" begleitet, die Korvette und besuchte die Königin in ihrem neuen Hause, das recht schön, aber noch unvollendet ist. Sie empfing uns in einem großen Zimmer, das fast ganz ohne Möbel war und in welchem außer ihrer Mutter, ihrer Tante und einigen Hofdamen auch der Häuptling Tati, der ihr ganzes Vertrauen zu genießen scheint, und noch andere Personen sich eingefunden hatten. Pomarré stand von ihrem Sitze auf und reichte mir die Hand. Darauf winkte sie einer Tahiterin, die sehr gut Englisch spricht, und gab mir zu verstehen, daß diese Dame unsere Dolmetscherin seyn sollte. Vermuthlich wollte sie nicht gern durch die Vermittelung des Konsuls hören, was ich ihr zu sagen hatte.

Ich begann damit, der Königin mein Kompliment darüber zu machen, daß der Zwist, welcher die Reclamationen Frankreichs herbeigeführt hatte, glücklich beendet sey. Ich sagte ihr, daß ich hoffte, die zwischen beiden Staaten bestehende Eintracht werde nicht ferner gestört werden; daß der König mit allen ausländischen Nationen in Frieden zu leben wünsche, insonderheit aber mit den Tahitern, die unsere Seefahrer ihm als ein sanftes, gutes und gastfreies Volk geschildert hätten. „Wenn Eure Majestät", so fuhr ich fort, „die Franzosen genauer kennen lernen, so wird es Ihnen nicht verborgen bleiben, daß man sie verleumdet hat, und daß sie der größten Rücksicht werth sind. Zwar haben bis jetzt erst wenige Franzosen in Ihren Staaten sich gezeigt; der Grund liegt aber nur darin, daß der Handel in diesen Meeren erst seit kurzem für uns wichtig geworden ist. Möchten Eure Majestät nicht, durch falsche Einflüsterungen verleitet, anzunehmen geruhen, die Franzosen seyen kein mächtiges Volk, und also unfähig, ihren Landsleuten in der Ferne Schutz angedeihen zu lassen."

Die Königin ließ mir durch ihren weiblichen Drogman antworten, sie habe in der That noch wenig von der Französischen Nation sprechen hören und kaum jemals einen Franzosen gesehen: nun aber, da sie mit uns Bekanntschaft gemacht, sollten wir in Tahiti herzlich willkommen seyn und mit aller schuldigen Rücksicht behandelt werden, auf daß der Friede zwischen beiden Nationen fortbestehe. Ich sagte ihr noch, wir schätzten uns glücklich, nach Tahiti gekommen zu seyn; unser Landsmann Bougainville, der zweite Seefahrer, welcher die Insel seit ihrer Entdeckung besucht, sey hier so freundlich aufgenommen worden und habe eine so reizende Schilderung von Tahiti gemacht, daß wir dem lebhaften Drange, diese Insel zu besuchen und mit ihren Bewohnern einen Freundschafts-Bund zu knüpfen, nicht hätten widerstehen können.

Beim Schlusse der Audienz lud ich die Königin ein, an Bord der „Héroine" zu kommen. Diese Einladung machte sie sehr verwirrt; sie zögerte lange mit einer Antwort. Man sah, daß widerstrebende Gefühle in ihr kämpften. Die Gegenwart des Titana *) war, wie ich bald erfuhr, die Ursache dieser Königlichen Verlegenheit. Die Gefangennehmung dieses Häuptlings hatte auf der ganzen Insel eine gewaltige Wirkung hervorgebracht, und Pomarré fürchtete, sie würde, gleich ihm, als Gefangene behalten und nach Frankreich geführt werden. Endlich faßte sie ein Herz und verhieß, nächsten Montag an Bord zu kommen.

Wir beurlaubten uns von der Tahitischen Herrscherin. Man hatte nur das Ende unseres Besuches abgewartet, um eine öffentliche Feierlichkeit zu beginnen, von der auch wir Zeugen seyn sollten. Irre ich nicht, so war ein junger Prinz geboren, und man brachte Pomarré bei dieser Gelegenheit Geschenke und Huldigungen. Seit mehreren Tagen wimmelte es im Hafen von Piroguen, die aus anderen Gegenden der Insel und von den benachbarten Eilanden kamen, und blumenbekränzte Indianer beiderlei Geschlechts trieben sich an der Küste herum. Eine große Quantität Lebensmittel — vorzüglich gebratene Schweine, Fische, Bananen, Brodfrucht u. dgl. — hatte man in einem eingefriedigten Raume angehäuft. Diese Lebensmittel waren die Geschenke der Königin an ihre Gäste. Das Volk drängte sich um den eßbaren Berg, wurde aber durch ein Paar Polizei-Beamte außer den Schranken gehalten. Auf ein Signal der Königin nahmen zuerst einige privilegirte Personen den ihnen zukommenden Antheil; dann stürzte der Haufe über die Vorräthe her, und Jeder schleppte fort, was er habhaft werden konnte. Diese Plünderung veranlaßte die drolligsten Scenen, ging aber in bester Eintracht von Statten.

Etwas später am Tage geruhte Pomarré, den überbrachten Tribut in Empfang zu nehmen. Sie war in ihren Palast zurückgekehrt und hatte unter einem anstoßenden Schuppen Platz genommen. Alles ging hier sehr ruhig und anständig von Statten. Jeder Stamm erschien im Prozessions-Schritte, die Frauen an der Spitze; und sobald letztere bei der Königin angelangt waren, legten sie ihre Blumenkränze und ihre leichten Gewänder huldigend nieder. Im Widerspruch mit der alten Sitte, befand sich aber unter dem Kleide, das sie ablegten, ein zweites, welcher Umstand die Scene viel weniger eigenthümlich machte, als in früherer Zeit. Nach den Frauen kamen die Männer und legten ihre Gaben, welche auch in Schweinen, Früchten u. dgl. bestanden, der Königin zu Füßen. Herr Mörenhout und ich hatten während der Ceremonie unter einer Veranda des Palastes, von welchem Orte aus wir Alles bequem überschauen konnten, Posto gefaßt. Man brachte uns als Königliches Gastgeschenk mehrere Körbe voll Mundvorrath und ein Paar fette Schweine; wir begnügten uns aber mit einem Korbe, welcher Ananas enthielt, und ersuchten den Ober-Vertheiler der Königlichen Gaben, das Uebrige für sich zu behalten.

Bei Gelegenheit dieser Tahitischen National-Versammlung wurde der muthmaßliche Thronerbe, der erst einige Monate zählt, mit einem schönen Tuche umwickelt, dem Volke vorgezeigt.

Am Montage, als dem Tage des zu erwartenden Besuches Ihrer Majestät, begab ich mich, von zwei Offizieren begleitet, in die Wohnung des Herrn Mörenhout, um die Königin von dort aus abzuholen. Der Häuptling Tati, den wir bei dem Konsul fanden, bat uns, nicht zu eilen, und wir schlossen daraus, daß auch die Damen von Tahiti zu ihrer Toilette Zeit brauchen; allein der Konsul sagte uns, Tati habe seit ein paar Tagen öfter bei ihm angefragt, ob die Königin und Er wirklich ohne Gefahr an Bord der „Héroine" kommen könnten, und ob wir sie nicht gewaltsam mit nach Frankreich nehmen wollten. Diese Besorgniß war so allgemein, daß man von mehreren Orten der Insel Deputationen an die Königin schickte, um ihr die Erfüllung des gewagten Versprechens zu widerrathen. Der Konsul benahm dem Häuptling seine Zweifel, und gewisse festliche Vorbereitun-

*) Das Folgende ist ein Auszug aus dem Berichte, den Herr Cécille, Capitain der Korvette „Héroine", an den Französischen Minister des Handels abgestattet hat.

*) Ein Neu-Seeländischer Häuptling, der als Geisel an Bord der Korvette sich befand.

gen, die man zu Pomarré's Empfang machte, flößten dem Volke wieder einiges Vertrauen ein. Als wir uns der Königin vorstellten, fanden wir sie bereit, uns zu folgen; ihre Mutter, ihre Tante, ein junges Mädchen, die Männer dieser Damen und ein Dutzend Häuptlinge begleiteten sie. Wir vermißten die jungen Frauen, welche Pomarre gewöhnlich in ihrem Gefolge hat; man sagte uns, diese erschienen darum nicht, weil sie kein Europäisches Kostüm hätten; vermuthlich aber hatten die Missionaire ihnen eingeredet, ihre Tugend nicht in Versuchung zu führen, damit die gute Wirkung des Christenthums auf die Tahitischen Sitten nicht Lügen gestraft würde.

Als wir an der Küste erschienen, um an Bord zu steigen, wurde eine Kanone abgefeuert und die Korvette mit Schanzkleidern bedeckt. Die Königin erschrak über den unerwarteten Kanonenschuß; allein die Flaggen, welche man gleichzeitig an allen Masten aufzog, gaben dem Hafen ein festliches Ansehen, das ihr wieder Muth einflößte. Die Küste wimmelte von Zuschauern.

Als die Königin an Bord stieg, salutirten achtzig Bewaffnete unter dem Wirbel des Feldmarsches. Wir geleiteten Ihre Majestät in das Conseil-Zimmer, wo ein Frühstück aufgetragen war. Die Königin wollte ihren Mann zu ihrer Seite sitzen haben; dieser ist ein hübscher junger Mensch von zwanzig bis zweiundzwanzig Jahren, der sich in seinem Europäischen Kostüme ungezwungen bewegt. Pomarré zählt schon siebenundzwanzig; auch sie hat kein ungefälliges Aeußere und mag vor etwa zehn Jahren sehr hübsch gewesen seyn. Ihr Benehmen ist voll natürlicher Würde. Die junge Prinzessin, die, wie man sagt, im Falle des Ablebens Pomarré's und ihres Sohnes zur Regierung kommen würde, ist vierzehn bis funfzehn Jahre alt. Dieses arme Mädchen fühlte sich in der langen Robe, dem breiten Hute und den knapp anliegenden Schuhen sehr unbehaglich; sie hatte in ihrer Tahitischen Tracht ein viel angenehmeres Aeußere.

Schon waren die Königin und ihre ganze Suite mit dem Frühstück bedient, aber Niemand wollte essen. Ich konnte den Grund dieser Weigerung nicht einsehen, bis der Konsul mir sagte, daß man auf das Tischgebet wartete. Tati erhielt den Auftrag, diese Ceremonie zu vollziehen, und alsbald speisten unsere hohen Gäste mit großem Appetit. In Erwartung eines größeren weiblichen Personals, hatte ich viele kleine Kuchen und Pasteten backen lassen; allein es blieb wenig davon übrig, indem Ihre Majestät eine Auswahl der Leckerbissen, die sie nicht selbst genoß, auf die Seite legte, um sie dem kleinen Prinzen mitzubringen. Sie fand unser Brod vortrefflich; allein die Crême sagten ihr nicht zu. Bis auf diesen Augenblick soll sie weder Milch noch Rindfleisch genossen haben.

Als die Mahlzeit vorbei war, wünschte die Königin eine Orgel spielen zu hören, die sie im Zimmer bemerkte, und man erfüllte ihren Wunsch. Mochte aber der Organist nicht gut spielen, oder mochte es ihr größere Freude machen, sich selbst zu hören — genug, sie stand plötzlich vom Tische auf, trug ihren Stuhl vor das Instrument und drehte mit eigener hoher Hand, bis sie des Drehens müde war. Die Musik hat für die Tahiter einen besonderen Reiz.

Pomarré begehrte, unsere Waffen-Uebungen zu sehen. Sie stieg auf das Verdeck, und die Soldaten exerzirten mit einer Geschicklichkeit, die das Staunen unserer Gäste erregte.

Eituna hatte sein Neu-Seeländisches Kostüm angezogen. Als der Gemahl der Königin-Mutter diesen Häuptling bemerkte, stellte er ihn Pomarré vor, die ihn eines Handschlags würdigte. Die Seeländische Sprache ist mit der Tahitischen so nahe verwandt, daß beide Theile einander sehr gut verstehen konnten.

Um fünf Uhr verließ uns die Königin. Wir gaben ihr das Geleit bis in ihren Palast, dem sie in möglichster Eile zuschritt, um ihr Europäisches Kostüm abzulegen, das den armen Indianerinnen sehr lästig fällt und wahre Karrikaturen aus ihnen macht, während ihr anmuthiges und malerisches National-Kostüm ihnen sehr gut läßt. Es that mir leid, daß ich Pomarré kein Geschenk anbieten konnte (eine Orgel besaß sie schon); dennoch glaube ich, daß wir einen sehr guten Eindruck zurückgelassen haben. Am folgenden Morgen, als wir eben unter Segel gehen wollten, schickte mir Pomarré einige Schweine und eine Menge Bananen, Ananas, Kokosnüsse u. s. w. zum Geschenke. Ich ließ Alles unter die Mannschaft vertheilen.

Papeiti gewährt einen sehr freundlichen und lachenden Anblick. Von der Nordspitze, die ein Wald von Kokospalmen kränzt, bis zur westlichen Spitze zieht sich eine fast ununterbrochene grüne Belaubung und jenseits derselben eine Ebene mit üppiger Vegetation, die viele kleine Ströme bewässern. Gegen Abend baden sich in diesen Strömen Individuen jedes Alters und Geschlechtes bunt durch einander, wie in den goldenen Tagen der Menschheit. Im Hintergrunde der Ebene schließt eine Reihe majestätischer Berge den Horizont. Die kleine ganz mit Bäumen bewachsene Insel Ta erscheint inmitten der Rhede wie ein Körbchen voll Kräuter, das man ins Wasser gestellt, um die Kräuter frisch zu erhalten. Dieses Wasser, blau, wie der azurne Himmel, den es zurückspiegelt, ist von der hohen See durch einen langen schneeweißen Gürtel, den Schaum der am Riffe sich brechenden Wogen, getrennt. Leichte Piroguen, die mit ihren ungeheuren Segeln das schöne Wasserbecken nach allen Richtungen durchschneiden, beleben die Scene ungemein.

Tahiti ist in Rücksicht seines Handels und seiner Civilisation viel weniger vorgeschritten, als ich früher glaubte. Man findet hier zwar frische Lebensmittel in Ueberfluß, aber nur selten etwas Mehl und noch viel seltener Zwieback. Die Insel hat keine Art von geistigen Getränken, keinen Kaffee, keine Hülsenfrüchte aufzuweisen; und wehe der Schiffsmannschaft, die sich hier mit frischem Proviant versorgen wollte! Zuckerrohr und Kaffee werden seit einigen Jahren kultivirt; aber beide Artikel sind noch in ihrer Kindheit, besonders der Kaffee, dessen Ertrag im vergangenen Jahre nicht 300 Franken überstieg. Das Kokosnuß-Oel, welches jetzt in allen Dampf-Maschinen England's so allgemeine Anwendung findet, wird in Sydney bereitet und scheint ein ergiebiger Handelszweig werden zu wollen. Der Handel mit Perlen und Perlmutter ist der bedeutendste; auch Pfeilwurz (arrow-root) gehört zu den Ausfuhr-Artikeln.

Was der Insel Tahiti bis jetzt eine gewisse Bedeutung gegeben hat, ist der Umstand, daß 50 bis 60 Amerikanische Kaschelot-Fahrer jedes Jahr daselbst einliefen, um ihre Equipage zu erfrischen und neue Vorräthe an Pataten und Schweinen zu sammeln. Dieser Zulauf scheint sich jetzt zu vermindern; die ökonomischen Seefahrer geben weniger besuchten Inseln, wo sie alle nöthige Artikel wohlfeiler haben können, den Vorzug.

Sitten und Lebensweise der Bewohner scheinen sich seit den Zeiten der Entdeckung nur wenig verändert zu haben. Den Missionairen zum Verdrusse, sind die heutigen Tahiterinnen, wie ihre Mütter und Großmütter, noch größtentheils Priesterinnen der Neuen Cythere; nur mit dem Unterschiede, daß sie die Mysterien ihres alten Kultus mehr im Verborgenen feiern, da jede Uebertreterin des neuen Gesetzes eine Geldbuße von sieben bis acht Piastern erlegen muß. Die Herren Missionaire scheinen hier, wie anderwärts, hauptsächlich darauf hingearbeitet zu haben, unter der Maske der Religion ihre weltliche Macht zu begründen und sich weltliche Güter zu erwerben. Sie sind Seelsorger, Viehhändler und Spekulanten im großen Maßstabe; und mit der Zeit wird alles Geld, das die Insulaner von den Fremden empfangen, in ihre gierigen Hände wandern.

Da der Capitain Dupetit-Thouars unserem Schiffe in Tahiti nichts mehr zu thun übrig gelassen hatte, so hielt ich es für unnöthig, einen Aufenthalt zu verlängern, der mir Lebensmittel absorbirte, die ich nicht zu ersetzen im Stande war. Mein Proviant reichte kaum noch auf zwei Monate, und ich wußte nicht, wie viel Zeit ich nöthig haben würde, um den Raum zurückzulegen, der uns noch von Valparaiso trennte. Dieser erhebliche Grund bestimmte mich, unsere Abreise zu beschleunigen, und am 4 Dezember gingen wir unter Segel. (J. d. D.)

Frankreich.

Die sieben Saiten der Lyra.

Dramatisches Gedicht von George Sand.

(Fortsetzung.)

Hans. Meister, ich muß Euch offen sagen, daß ich die Heilung einer gewissen Art von Wahnsinn für ein Unglück halte. Die Aufregung eines poetischen Gehirns ist vielleicht oft der Ruhe einer kalten Urtheilskraft weit vorzuziehen. Glaubt Ihr nicht, daß Helene glücklich war, als ihre vom Fieber erglänzenden Augen die Wunder der unsichtbaren Welt zu erblicken schienen? O, gewiß! Damals war sie mit ihrem begeisterten Blick, mit dem seltsamen Lächeln, das auf ihren Lippen schwebte, unendlich schöner, als jetzt mit dem umdüsterten Auge und der schüchternen Schwermuth! Sie ist auch trauriger geworden, oder doch ernster, in dem Maße wie sie ihr Herz langsamer schlagen fühlte. Unser irdisch Theil kann wohl gewaltsam danach streben, das stoffliche Leben wiederzugewinnen, aber der Geist hegt keine Sehnsucht, von dem Thron, den er sich in den Wolken gebaut, herabzusteigen, um hienieden in dunklen, mühseligen Kämpfen unterzugehen. Meister, was meint Ihr? Glaubt Ihr nicht, daß Helene mit der Wiederkehr ihrer physischen Gesundheit ihre Seele erkalten und in schmerzvolle Abspannung versinken fühlt? Glaubt Ihr nicht, daß sie nach ihren Träumen und Entzückungen sich zurücksehnt, nach ihren Tänzen mit Titania beim Aufgang des Mondes und nach ihren Wechselgesängen mit dem Gnomenfürsten beim Untergang der Sterne? Wer von uns gäbe nicht gern die Hälfte seiner derben Spießbürgergesundheit dahin für die goldenen Traumgesichte der Poesie?

Alb. Hans, Du sprichst nicht im Einklange mit meinen Gefühlen. Bist Du Poet oder Schüler der Weisheit? Wenn das Erstere, so mache Verse und verlaß meine Schule. Bist Du aber mein Jünger, so verirre Dich nicht durch romantische Paradoxen vom Geist Deiner Brüder. All' die Fieberphantasieen, all die wahnsinnigen Metaphern bezeichnen einen rein physischen Krankheitszustand, während dessen das Gehirn des Menschen nichts Wahres, nichts Nützliches, folglich auch nichts Schönes zu erzeugen vermag. Ich begreife und achte die Dichtkunst, aber ich erkenne in ihr nur eine heitere, glänzende Form, dazu bestimmt, die ernsten Wahrheiten der Wissenschaft, der Moral, des Glaubens, mit einem Worte, der Philosophie, zu versinnlichen und allgemeiner zu verbreiten. Der Künstler, der sich kein erhabenes, kein sociales Ziel setzt, verfehlt seine Aufgabe. Was hilft es mir, wenn er sein Leben damit hinbringt, den Flügel eines Schmetterlings oder das Blatt einer Rose zu betrachten? Die kleinste Entdeckung zum allgemeinen Nutzen, die naivste Bemühung für das Wohl der Menschheit achte ich höher. Du hältst die Verzückten für begeisterte Sibyllen, die uns himmlische Geheimnisse zu enthüllen geschickt wären. Möglich ist es, daß ihnen unter dem Ein-

fluß einer seltsamen Aufregung der Sinn geöffneter ist, um die äußere Schönheit der Dinge zu empfinden; aber es fehlt ihnen an einer verständlichen Sprache, ihren Enthusiasmus uns mitzutheilen, und eine solche Anstrengung des Geistes in der Einsamkeit des Gedankens bleibt ein für Andere unersprießlicher Zustand und kann für sie selbst nur gefährlich seyn.

Hans. Nun wohl, Meister, es ist Zeit, daß ich Euch unumwunden erkläre, ich bin Poet! Und doch mache ich keine Verse, und wenn Ihr mich nur ferner duldet, so will ich Euch nicht etwa verlassen, denn ich bin dabei auch Philosoph, und das Studium der Weisheit erhöht nur meine Vorliebe für die Poesie. Warum bin ich so? Und warum seyd Ihr anders? Und warum ist Helene wieder anders gebildet? Ich vermag das regelrechte, logische Denken ganz wohl mit der Kunstbegeisterung und mit der Liebe zu den Gebilden der Phantasie zu vereinigen. Ihr dagegen verbannet die Phantasie und die Künste, weil die eine sich nicht in mühsame Betrachtung verwandeln läßt und die anderen oft mit Glück aus ungeregelten Gedanken und ausschweifenden Leidenschaften ihre Eingebungen entnehmen. Helene in ihrem Wahnsinn gehört noch einer anderen dynamischen Ordnung an. Sie ist in eine so erhabene, so geheimnißvolle Poesie vertieft, daß sie mit der Gottheit selbst zu verkehren und der Zustimmung des Urtheils menschlicher Vernunft nicht zu bedürfen scheint.

Alb. Und was willst Du daraus schließen, mein Sohn?

Hans. Meister, erlaubet, daß der Schüler erst vor Euch wiederhole, was Ihr ihn gelehrt. Gott hat uns in dieses Leben geworfen, wie in einen Schmelztiegel, in welchem wir nach Zurücklegung einer Existenz, von der wir keine Erinnerung haben, dazu verurtheilt sind, durch Leiden, Kämpfe, Arbeit, Zweifel, Leidenschaften, Krankheit und Tod umgeschmolzen, umgeknetet und umgeformt zu werden. Wir bestehen alle diese Uebel zu unserem Besten, zu unserer Läuterung, zu unserer Vervollkommnung. Von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Geschlecht zu Geschlecht schreiten wir langsam, aber sicher zum Ziel, wovon, trotz alles Leugnens der Zweifelsüchtigen, glänzende Beweise zu Tage liegen. Wenn alle Unvollkommenheiten unseres Wesens, alle Mißlichkeiten unserer Lage uns einschüchtern und entmuthigen müssen, so sind uns dagegen auch höhere Eigenschaften und Kräfte verliehen, um Gott zu begreifen und nach Vollendung zu streben; sie sollen uns von der Verzweiflung, vom Elend, ja vom Tode retten, denn eine göttliche Stimme in uns sagt uns stets klarer und mächtiger, daß nichts im Weltall untergeht, und daß wir aus der Sphäre, in der wir gelebt, nur verschwinden, um in einer anderen Sphäre wiederzuerscheinen, die unserer ewigen Entwickelung günstiger ist.

Alb. Dies ist mein Glauben.

Hans. Und der meinige auch, Meister, Euch sey es gedankt, denn der verderbliche Hauch der Welt, die Spöttereien einer falschen Philosophie, der Schwindel der Leidenschaften hatten mich angesteckt, und ich fühlte die göttliche Stimme in mir wie eine vom Wind bewegte Flamme hin und her flackern und ersterben. Durch kraftvolle Beweisgründe, durch klare Logik, durch einen richtigen Begriff von der allgemeinen Geschichte der Wesen, durch tiefes Gefühl für die Wahrheit in der Geschichte des Menschen, durch glühende, auf die Arbeit Eures ganzen achtungswerthen Lebens gebaute Ueberzeugung führtet Ihr meinen Geist zur Wahrheit zurück. Durch makellose Tugend, unbegränzte Güte, rührendes Mitgefühl für alle Euch gleichende Wesen der Vergangenheit wie der Gegenwart und durch edelmüthige Langmuth gegen die, welche Euch verleugnen oder verfolgen, habt Ihr mein Herz gewonnen und die Ansprüche der Vernunft und des Gefühls in mir mit einander in Einklang gebracht. Was verlangt Ihr noch weiter von mir, Meister? Habt Ihr einen ergebeneren, ehrerbietigeren, treueren Schüler, so zieht ihn mir vor, denn wer Euch am besten begreift, der gleicht Euch auch am meisten, und der ist der Beste unter uns. Vielleicht ist es Wilhelm, vielleicht Karl. Segnet sie, aber fluchet mir nicht, denn ich liebe Euch mit der ganzen Kraft meines Wesens.

Alb. Mein Sohn, mein Sohn, zweifle nur nicht an meiner Zärtlichkeit für Dich. Lieber zweifle an meiner Vernunft und an meiner Wissenschaft. Jetzt aber sprich, — sage offen Deine Gedanken.

Hans. Wohlan denn: die Menschheit ist ein riesenhaftes Instrument, dessen Saiten alle von einem überirdischen Hauch erbeben und ungeachtet der Verschiedenheit ihrer Töne die erhabenste Harmonie hervorbringen. Viele Saiten sind zersprungen, viele verstimmt, aber das Gesetz der Harmonie ist so mächtig, daß der ewige Hymnus der Humanität beständig und überall ertönt, und daß Alles danach hinstrebt, den Einklang wieder herzustellen, wenn er durch den oft vorüberfahrenden Sturm gestört ist ....

Alb. Kannst Du Dich nicht anders ausdrücken, als in Metaphern? Ich vermag es nicht, mich an diese Sprache zu gewöhnen. (Fortsetzung folgt.)

Türkei.

Oeffentliches und Privatleben in der Türkei.

VI. Religiöse Gebräuche.

Wir wenden uns jetzt zu den religiösen Uebungen. Die Stimme des Muezzin ruft bekanntlich die Gläubigen in die Moscheen. Vorher müssen sie indeß Waschungen vornehmen. Auf dem Vorhofe des Tempels ist eine schöne Fontaine von Marmor, welche gewöhnlich von belaubten Bäumen beschattet wird. Eine in den Stein eingegrabene Inschrift erinnert an den frommen Stifter. Den Vorschriften des Korans gemäß, schöpfen die Muselmänner Wasser aus der Quelle, besprengen sich das Haupt, die Hände, die Füße und waschen den Schmutz von ihrem Körper ab. Diejenigen, deren Gewissen nicht rein ist, gießen sich Wasser auf die Hände, lassen es über den Arm hinlaufen und rufen dreimal die Worte: „Tob-estafer-Allah", welche der katholischen Formel: „Peccavi, Domine, miserere mei", entsprechen.

Die Tempel sind ohne alle Verzierung; nur erinnern die Arabesken auf den Wänden an die Vorschriften des Korans. Am äußersten Ende des Gebäudes, auf der Seite, welche nach Mekka hin liegt, erhebt sich eine Estrade für den Priester; vom Gewölbe hängen einige Lampen hernieder, und der Fußboden ist mit Teppichen belegt. Auch hier sind, wie an den öffentlichen Orten, Herren und Sklaven, Arme und Reiche untermischt, und es giebt weder Bank noch Ehrenplatz. Der Imam besteigt die Kanzel, analysirt einen Vers des Korans und trägt in einer kurzen Predigt die Moral und die Barmherzigkeit im Namen des allmächtigen Gottes vor. Sodann geht der Prediger nach der Estrade und beginnt, nach Osten gewendet, das Gebet; er zählt die Attribute Gottes, seine Gebote und seine Gnadenbeweise auf und kniet vor dem Allerhöchsten nieder. Mit ihm werfen sich die Gläubigen nieder, indem sie den Herrn loben und seinen Propheten preisen. Hiermit ist die Feierlichkeit beendet. Ich habe dieser religiösen Handlung mehrmals beigewohnt und muß gestehen, daß mir unsere Kirchen nicht immer ein so erbauendes Schauspiel gezeigt haben. Die Muselmänner haben keinen heiligen Tag, d. h. keinen, an welchem ihnen die Arbeit untersagt ist. Der Freitag ist ihr Feiertag, aber die Gläubigen, welche ihn heiligen wollen, sind nur verpflichtet, dem Mittagsgebet in den Moscheen beizuwohnen. Für den Rest der Woche sind sie an diese Uebung nicht gebunden, und sie brauchen bloß dreimal täglich zu Hause ein Gebet zu verrichten. Die Frommen gehen täglich einmal in die Moschee und beten fünfmal, bei Tagesanbruch, Mittags, um drei Uhr, Abends und eine Stunde nach Untergang der Sonne.

Die Muselmänner feiern vier große Feste: den Geburtstag Muhammed's, Ostern oder Bairam, welcher drei Tage dauert und gegen Ende des Monats Ramazan oder Fastenmonats fällt, und Kurban-Bairam, welcher drei Monat nach dem Bairamfeste fällt. Der Ramazan erinnert an die Zeit, wo Muhammed, von seinen Feinden verfolgt, genöthigt war, sich zu verbergen; dieser Tag ist dem Fasten geweiht, aber in der Nacht nehmen die Gläubigen ihre Mahlzeit ein, besuchen sich und machen ihre Geschäfte ab. Der Kurban-Bairam ist das Hauptfest; an diesem schlachtet jede Familie einen Hammel; auch stattet man sich Besuche ab und beschenkt sich. Die Muselmänner wählen diese Epoche, um die gefährliche Pilgerfahrt nach Mekka zu unternehmen. Der Koran befiehlt jedem Gläubigen, diese Pilgerfahrt einmal in seinem Leben zu machen, und nur die wichtigsten Beweggründe können davon freisprechen. Aber auch in einem solchen Falle muß der Gläubige einen Ersatzmann stellen. Die auf dieser Reise üblichen Gebräuche sind wenig bekannt, weil die Muselmänner sie den Ungläubigen verheimlichen, indeß ist es mir doch gelungen, Nachrichten darüber einzuziehen. Alljährlich ziehen mehrere Karavanen aus den verschiedenen Gegenden des Reiches nach Mekka. Die von Konstantinopel abgehende überbringt die Geschenke des Sultans; sie wird von einem Großbeamten des Reichs geführt. Am Tage vor der Abreise begiebt sich der Sultan mit seinem ganzen Hofe nach Skutari und wohnt dem Gebete bei, welches der Groß-Muphti verrichtet. Am folgenden Tage bricht die Karavane auf und schlägt den Weg durch Klein-Asien, Syrien und die Wüste ein. In einer gewissen Entfernung von den heiligen Orten müssen alle Reisende absteigen und den letzten Theil der Reise sogar mit entblößtem Haupte zurücklegen. Indeß kann dieser Akt der Buße durch zahlreiche Almosen ersetzt werden. In Mekka angekommen, lagern sich alle Hadschi's um die Kaaba unter Zelten und bereiten sich durch Fasten und Gebete zu dem Feste vor; die fünf täglichen Gebete sind hier unerläßlich. Das Prinzip der Brüderschaft und Gleichheit erhält in Mekka die weiteste Ausdehnung; alle Pilger gehen wie Brüder mit einander um, und die Bedürftigen werden reichlich mit allem Nothwendigen versehen. Zur Ehre der Muselmänner muß man sagen, daß sie ihre Allmosen nicht äußerlich zur Schau tragen; diese erniedrigen denjenigen nicht, der sie empfängt, und machen den nicht stolz, der sie austheilt; sie sind eine Pflicht, und die linke Hand weiß nie, was die rechte thut.

Am Tage vor dem Feste schlachtet jedes Familienhaupt einen Hammel vor seinem Zelte, es erinnert dies an die Religionen des Alterthums. Sonst wird das Opfer von Muhammed in keinem anderen Verhältnisse vorgeschrieben. Am folgenden Tage wohnen alle Pilger dem Gebete bei, welches in dem Tempel stattfindet. Eine unübersehbare Menge bedeckt die Ebene. Alle Gläubigen knieen in demselben Augenblicke auf dem Sande der Wüste nieder. Drei Tage lang versammeln sich alle Pilger des Abends bei den drei Brunnen, welche sich in der Nähe der Kaaba befinden. Jeder faßt einen Stein mit seiner rechten Hand und wirft ihn über die linke Schulter in den Brunnen, dem er den Rücken zukehrt. Die Steinvorräthe würden bald erschöpft und die Brunnen gefüllt seyn, wenn die Imams sie nicht wieder leeren ließen. Die Muselmänner behaupten freilich, die Engel unterzögen sich

diesem Geschäft. Die Kaaba war ein alter Götzentempel, welchen der große Gesetzgeber seiner Religion weihte. Aber die fanatischen Muselmänner geben vor, dieselbe sey, wie sie dasteht, vom Himmel herniedergestiegen an einer Stelle, welche von Ewigkeit her durch einen schwarzen Stein bezeichnet war. Dieser Stein soll derjenige sein, auf welchem Abraham seinen Sohn opfern wollte.

Wenn die Ceremonien des Kurban-Bairam beendet sind, ziehen alle Pilger nach Medina, dem Geburtsort Muhammed's, dieselbe nimmt den zweiten Rang unter den heiligen Städten ein; Mekka ist die erste, weil sie das Grabmahl des Propheten enthält. Damaskus ist die dritte Stadt. Die Muselmänner behaupten, Christus werde eines Tages durch das Minaret der Moschee zu Damaskus niederfahren und erklären, Muhammed sey der größte Prophet. Wenn die Muselmänner von Mekka zurückkehren, heißen sie Hadschis, Pilger. Diese Benennung ist ein wahrer Adelstitel, welcher mit ihrem Namen verbunden wird und ihnen Ansprüche auf die größte Achtung aller Gläubigen giebt.

Aus dem Gesagten darf man noch nicht folgern, daß alle Muselmänner ihren Kultus mit derselben Einfachheit ausüben. In den Nächten des Ramazan versammeln sich die Fanatiker auf den öffentlichen Plätzen und vor den Moscheen. Hier exaltiren sie sich durch Meditazionen, und wenn sie sich für hinlänglich begeistert halten, fangen sie an, sich immer schneller von der linken zur rechten Seite zu bewegen; dabei stoßen sie gewaltsam und keuchend die Worte: „Allah an", d. h. „Gott er", aus. Allmälig wird ihr Athem beengter, ihre Züge ziehen sich zusammen, ihr Mund schäumt; zuweilen werfen sie auch Blut aus, und sie halten nicht eher an, als bis sie erschöpft und bewußtlos zur Erde niedersinken. Diese Fanatiker hatten früher eine große Gewalt über das gemeine Volk, welches sie für Wunderthäter hielt; jetzt betrachtet man sie indeß auch schon wie gewöhnliche Menschen. Der Glaube ist bei den Muselmännern überhaupt mit dem Aberglauben verbunden; sie fürchten das böse Auge, und so oft sie die physischen oder moralischen Eigenschaften eines Menschen loben, setzen sie hinzu: „Masch Allah!" Gott schütze ihn! Demjenigen, der sich dieser Schutzformel nicht bediente, würde man böse Absichten unterlegen. Zu demselben Zwecke hängt man Amulette und farbige Steine Frauen und Kindern an den Kopf, Pferden an den Hals. Die ersteren enthalten Verse aus dem Koran oder kabalistische Worte; die Steine sollen die Aufmerksamkeit des mit dem bösen Blick Behafteten abziehen. Beim Eintritt des Neumondes sieht man oft die Muselmänner auf den Straßen und Spaziergängen stehen bleiben, ihre Börse hervorziehen und das in derselben enthaltene Geld hin und her bewegen, indem sie ihre Augen fest auf den Mond richten. Das heißt ungefähr: Möge mein Reichthum beständig zunehmen, wie der Mond alle Tage größer wird.

In dem Sultan verehren die Muselmänner den Nachfolger, gesetzmäßigen Stellvertreter Muhammed's und den Oberpriester des Islam. Der Muphti ist der oberste Richter und Deuter des Gesetzes; er nimmt den zweiten Rang in der religiösen Hierarchie ein. Dennoch kann er abgesetzt werden, und der Herrscher hat sogar das Recht über Leben und Tod über ihn. Der Scheriff von Mekka ist der Oberpriester der heiligen Oerter. Der Sultan ernennt außerdem drei Groß-Mollah's; der eine hat seinen Sitz in Kahira, die beiden anderen verlassen Konstantinopel nicht und theilen sich in die oberste Jurisdiction der Europäischen und Asiatischen Türkei. Außerdem hat jede Provinz einen Mollah und jede Stadt einen Kadi. Advokaten giebt es in der Türkei nicht, und die Sprache hat nicht einmal einen Namen dafür. Jede Partei spricht für sich selbst; Kläger und Beklagter werden gehört, und der Richter fällt das Urtheil nach dem Koran. Da der Koran das Civil-Gesetzbuch wie das politische und religiöse der Muselmänner ist, so bekleiden die Richter eine wahrhafte Priesterwürde, dann kommen die Imams. Dies sind die Priester, welche die Gebete in den Moscheen verrichten und welche, von den Kadischas unterstützt, die Kinder in den Schulen unterrichten. Die Schulen sind mit den Moscheen verbunden.

Die Derwische sind bekanntlich die Muselmännischen Mönche. In diesem Stande giebt es verschiedene Abstufungen: die Heuler, die Tänzer und die Bettler; das charakteristische Kennzeichen der Heuler und Tänzer ist ein grauer Filzhut, welcher einem Zuckerhut ähnlich sieht. Die Derwische bewohnen die Teke's oder Klöster. Jeder hat hier seine Zelle. Viele sind verheirathet; Andere leben im Cölibate. Einige derselben sind auch Handwerker oder betreiben Handelsgeschäfte; Andere beschäftigen sich mit den Wissenschaften und der Literatur. Diese Klasse von Derwischen muß man nicht mit den Bettel-Derwischen verwechseln, welche Gott zu dienen glauben, indem sie in Unwissenheit und Müßiggang verharren. Man begegnet diesen in den Straßen oder auf dem Lande, wo sie sich nackt oder mit Lumpen bedeckt, um die Hüften das Fell eines wilden Thieres gewunden, umhertreiben. In der einen Hand halten sie eine Lanze, in der anderen einen Napf, und von ihrem Rücken hängt ein hölzerner Löffel herab, mit dem sie das Ungeziefer, das sie zernagt, abkratzen. Diese Derwische gehen mit unbedecktem Haupte und kämmen weder ihre Haare noch ihren Bart. Gewöhnlich sind sie sehr friedliebend, aber das unstäte Leben, welches sie führen, raubt ihnen nicht selten die Vernunft, und dann sind sie sehr gefährlich.

Der Fatalismus bildet bekanntlich einen Bestandtheil des religiösen Glaubens der Muselmänner. „Gott hat's gewollt!" „So stand's geschrieben!" sind geheiligte Worte bei ihnen, auf die sich nichts erwiedern läßt. Der letzte Muselmann zeigt im Unglück mehr Philosophie als der strengste Stoiker des Alterthums. Die Pest verwüstet jährlich die Türkei. Erwähnt man gegen die Türken die Verwüstungen derselben und macht sie darauf aufmerksam, daß Europa nicht von dieser Krankheit heimgesucht werde, so antworten sie: „Ihr seyd Ungläubige und widerstehet dem Willen Gottes." Oft stellen sie freilich unseren Klugheits-Entschlüssen Argumente entgegen, gegen welche sich nichts einwenden läßt. Zu mir sagte einst ein Türke: „Ihr civilisirten Menschen habt kein Erbarmen. Wenn die Pest Einen der Eurigen erfaßt, so ergreift Ihr Alle die Flucht, und der Unglückliche sieht sich im Augenblick von seiner Familie verlassen und fremden Söldlingen preisgegeben. Bei uns ist der Kranke dagegen beständig von den Personen umgeben, die ihm theuer sind, mag er nun sterben oder leben bleiben." — Die Muselmänner treiben die Verachtung der Gefahr noch weiter. Wenn ein Pestkranker stirbt, waschen und bekleiden ihn seine Freunde. Wenn sie mit der Leiche auf dem Kirchhofe anlangen, werfen sie ihre Taschentücher auf dieselbe, lassen sie während der ganzen Zeit des Gebets auf derselben ruhen und ziehen sie erst dann zurück, wenn der Sarg in die Erde gesenkt wird.

Nach allem Vorangegangenen wird man wohl leicht glauben, daß die Art des Unterrichts in der Türkei noch viel zu wünschen übrig läßt. Indeß muß man anerkennen, daß die Elementar-Kenntnisse ziemlich verbreitet sind. Mit jeder Moschee ist eine Medrasse, öffentliche Schule, verbunden, an welcher besoldete Lehrer (Chodischas) allen Kindern unentgeltlich das Lesen und Schreiben lehren. Außerdem giebt es noch höhere Schulen, wo Unterricht in der Theologie, der Poesie, der Arabischen Literatur, dem Persischen, der Philosophie des Aristoteles und in den Elementen der Geschichte, der Mathematik und der Geographie ertheilt wird. Die Arzneikunde steht in großem Ansehen bei den Türken. Aber die medizinischen Bücher sind ein wirres Gemisch von Vorschriften des Hippokrates, des Galenus und der Arabischen Aerzte, welche mit Phantastereien und lächerlichen Erzählungen reichlich durchwoben sind. Seit einigen Jahren giebt es zwei medizinische Schulen im Orient: eine zu Konstantinopel und eine zu Kahira. Die erstere steht noch ganz in ihrer Kindheit, die zweite ist gut organisirt und in voller Thätigkeit.

Mannigfaltiges.

— Italiänische Unterrichts- und Examinations-Methode. Folgender Bericht, den man als Zeitungs-Artikel in Deutschland kaum glaublich finden wird, ist dessenungeachtet ein Hauptbestandtheil einer der letzten Nummern der Römischen Notizie del Giorno (vom 25. April): auch interessant als Beispiel der Erziehung in den vornehmen Familien. „Den Beispielen edler Jünglinge, welche, ihrer erhabenen Geburt und ihrer Reichthümer ungeachtet, den Geist mit nützlichen Kenntnissen zu bereichern ein heilsames Verlangen tragen, reihet sich die Probe an, welche am 22sten d. Herr Pio de' Baroni Grazioli in seinem Palaste, in Gegenwart seiner theuren Aeltern, denen er sie darbrachte, und vieler durch Rang und Gelehrsamkeit ausgezeichneten Personen, von seiner erworbenen Ausbildung ablegte. Dieser liebenswürdige und fleißige Knabe von 13 Jahren, durch wahrhaft glänzende Fähigkeiten so wie durch seine frommen Sitten ausgezeichnet, legte unter Leitung des Herrn Abbate Dr. Luigi Lenti, Ehren-Kämmerers Sr. Heiligkeit, zur vollen Zufriedenheit der Anwesenden seine Kenntnisse in der Lateinischen, Italiänischen und Französischen Grammatik dar, zuerst in den allgemeinen Regeln und Gesetzen derselben, sodann auch praktisch im Aufsagen und Erklären von Stücken aus denjenigen Autoren aller drei Sprachen, in welchen er sich bisher geübt hat. Mit eben so gutem Erfolge bestand er ein rigoroses Examen in der Geographie, in welcher ihn der verehrte Herr Jouve tüchtig unterwiesen, in der heiligen und Römischen Geschichte, in der Heraldik, in der Kunde der Ritterorden und in der Mythologie. Er wußte in Allem trefflich Bescheid, ungeachtet ihm die mannigfaltigsten und abspringendsten Fragen vorgelegt wurden. Zuletzt, zur Krönung des Ganzen, produzirte er sich in der Musik, in welcher er sich des Unterrichts des berühmten Meisters Herrn Candido Zannotti erfreut, und trug unter lautem Beifall und herzlichem Zurufe der ganzen hohen Versammlung schöne und schwere Klavierstücke allein oder in Gesellschaft seines Meisters vierhändig vor, so wie er auch zum Gesange aus der Partitur begleitete, Alles mit großer Fertigkeit. Die Versammlung bestand aus den Eminenzen De Gregorio, Della Porta, Polidori und Ciacchi, dem Monf. Erzbischof von Palermo, dem Fürsten Albani, den Ehrw. Generalen der Gesellschaft Jesu und der Minoriten u. s. w. Zur wohlverdienten Belohnung seiner Fortschritte und dargelegten Kenntnisse erhielt er als Prämie von seinen zärtlichen Aeltern vier schöne goldene Medaillen mit passenden Inschriften, welche zu diesem Zwecke geprägt waren. Diese überreichten ihm die obgenannten Kardinäle unter dem lebhaftesten Jubel aller der edeln Herzen, welche diese vorzügliche Versammlung bildeten. Glücklich die Söhne, die Verwandten, die Erzieher, welche einem preiswürdigen Exempel folgen!"

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 60. Berlin, Dienstag den 21. Mai 1839.

Frankreich.

Deschapelles, der König der Schachspieler.

Die Engländer spielen mehr Schach, als die Franzosen; aber Letztere haben Schachspieler aufzuweisen, mit denen Erstere sich nicht vergleichen können. Die Franzosen hatten immer Spieler von solcher Vortrefflichkeit, daß sie billig in dieser Hinsicht als Phänomene betrachtet werden können. Was sie ernsthaft betreiben, darin zeichnen sie sich auch aus. Die besten Astronomen, Mathematiker, Chemiker, Tänzer u. s. w. sind Franzosen — und so sind sie auch die besten Schachspieler.

Das Schachspiel hob sich im vorigen Jahrhundert in Europa, ganz besonders aber in Frankreich. Legalle, Philidor, Bernard, Carlier, Deschapelles machen in der Geschichte des Schachspiels Epoche, doch hat Keiner der Vorhergehenden in jeder Art des Spiels eine solche Höhe der Kunst erreicht, als Letzterer, von dem daher billig etwas ausführlicher gehandelt werden kann.

Welcher Schachspieler kennt Deschapelles nicht? Wo ist der Jünger dieser magischen Kunst, der seinem ritterlichen Meister nicht die größte Ehrerbietung schuldig wäre? Doch während Andere ihn bewundern, wollen wir versuchen, seine Ruhmes-Laufbahn zu beschreiben.

Guillaume Le Breton Deschapelles, jetzt 67 Jahre alt, hat ein solches Talent für alle Arten von Spielen, daß er von Allen, selbst von den Engländern, als der vollendetste Spieler anerkannt wird. In jedem Spiele, welches er nur einigermaßen betreibt, zeichnet er sich zugleich in einem so hohen Grade aus, daß er den ersten Rang einnimmt. So zeigte er sich im Billard, Brettspiel, Triktrak und Whist eben so groß, als im Schach. — Deschapelles zeigte in seiner frühen Jugend nicht das eminente Talent, welches ihn später so berühmt machte. Sein Vater war Kammerdiener Ludwig's XVI., und sein älterer Bruder, ebenfalls dem monarchischen Systeme zugethan, fungirte in derselben Eigenschaft am Hofe Karl's X. D. selbst, mehr dem revolutionnairen Geiste seiner Zeit huldigend, entging den Verfolgungen, die seine Familie trafen. Als die Pariser Jugend in ihrer Vaterlandsliebe zu Anfang der Revolution gegen das Ausland die Waffen ergriff, schloß er sich den Vorderreihen derselben an. Gleich in dem ersten Gefechte hatte er das Unglück, seine rechte Hand zu verlieren und so bedeutend am Kopfe verwundet zu werden, daß seine Genesung als ein Wunder angesehen werden kann; denn sein Gesicht war schräg durchhauen. Wir überlassen es der Entscheidung der Physiologen, ob die bedeutenden Wunden an seinem Kopfe seiner Denkkraft und großen Berechnungsgabe förderlich waren. Invalid und seiner rechten Hand verlustig, lebte er in Paris von der Regierung und machte er später als treuer Kriegs-Kommissar die Hauptfeldzüge des Konsulats und des Kaiserreichs, unter Fouché's besonderer Protection, mit.

Ich werde seine Fähigkeiten in anderen Spielen, außer im Schach, nur ganz kurz erwähnen. Im Triktrak, einem sehr schweren Spiele, ist anerkannt er der beste Spieler in Frankreich, wo Triktrak mehr gespielt wird, als irgend anderswo. — Als Billardspieler steht zwar Deschapelles im Nachtheil, da ihm die rechte Hand fehlt; doch nimmt er als praktischer Spieler den dritten Rang ein, und als Kenner gilt er, selbst nach dem Urtheile Eugene's, des Kentfield von Paris jetziger Zeit, als der erste. Die Art, wie Deschapelles Brettspiel lernte, ist interessant. Schon seit langer Zeit ist dieses Spiel in Frankreich im Flor. Während der ersten Französischen Revolution verlegten die Spieler ihr Hauptquartier vom Café de Manoury, wo sie wegen Mangel an Geld nicht bleiben konnten, in ein Entresol in der Nähe des genannten Café unter der Leitung des berühmten Brettspielers Chalon, des Verfassers einiger merkwürdigen gedruckten Probleme über dies Spiel. Er war Nachfolger von Blonde, Manoury und Anderen aus der „Elite". Deschapelles kam auf den Einfall, Brettspiel zu lernen. Er trat in das Sanktum, lernte die Züge und Regeln durch Zusehen in einer halben Stunde und forderte dann Chalon zum Spiele auf. Schon nach ganz kurzer Zeit spielten sie gleiches Spiel, und Deschapelles gewann. Chalon wünschte es fortzusetzen, aber D. lehnte es ab mit den Worten: „Ich habe Ihr Spiel durchschaut und finde nur wenig Kunst darin. Früher, als es noch von den Großen gespielt wurde, mochte man sich noch eher darin üben. Jetzt ist es von den Salons in die Antichambres der Bedienten gebracht, und ich stelle mich nicht gleich mit Bedienten. Leben Sie wohl; ich werde nie wieder Brettspiel spielen."

Diese großthuende Sprache darf keinesweges als eine Prahlerei angesehen werden; denn ein Prahler ist nur der, welcher mit etwas groß thut, was er nicht ausführen kann; er aber durfte dieses, im Bewußtseyn seiner Ueberlegenheit und seiner herkulischen Kraft, füglich sagen. Das Brettspiel ist fast eben so schwer, als Schach. Dieses beweist der berühmte Schachspieler Philidor, welcher, ungeachtet aller Anstrengung, Chalon niemals gleichkam. Dies bestimmte ihn wahrscheinlich, sich auf das Schach zu legen, worin er anfangs, gleich einem Löwen in der Wüste, ohne Rival herrschte.

Deschapelles' ausgezeichnete Fertigkeit im Whist erhellt vielleicht am besten aus dem Faktum, daß er in diesem Spiele mehrere Tausend Pfd. Sterling gewonnen hat, von deren Interessen er jetzt hauptsächlich lebt. Es gewährt einen eigenthümlichen Anblick, den Veteranen die Karten sammeln, mischen, spielen und in Stiche zusammennehmen zu sehen mit seiner einen ihm noch gebliebenen linken Hand.

Begabt mit einer so außerordentlichen Leichtigkeit, Spiele aufzufassen, lernte D. Schach nicht allmälig, sondern er bemächtigte sich desselben in wenigen Versuchen. Nach seiner eigenen Aussage soll er in vier Tagen dieses Spiel ganz begriffen haben. „Schon am vierten Tage", erzählt er, „habe ich mit gleichem Spiel den großen Schachspieler Bernard, der Philidor gleich zu stellen ist, besiegt; seitdem habe ich weder Fortschritte noch Rückschritte gemacht. Die Kunst des Schachspiels besteht für mich nur in einem Punkte, der, wenn anders recht aufgefaßt, sich immer mir aufs beste bewährt hat." Diese seine Behauptung fand ihre Rechtfertigung in einem von ihm im Mai 1836 vollbrachten Faktum. D., welcher während eines Intervalls von 15 Jahren kein Schach gespielt hatte, wollte auf einmal wissen, welchen Einfluß dies auf seine Spielfähigkeit gehabt hätte. Er ging in den Pariser Klub und spielte mit Herrn von la Bourdonnais jenes sonderbare Schachspiel, „das Spiel mit den Bauern" genannt, wo einer der Spieler seine Königin wegnimmt und dafür eine gewisse Anzahl Bauern erhält, wobei er von vier Partieen zwei gewann, eine unentschieden ließ und eine verlor. Um seine Kraft auch im gewöhnlichen Schach zu prüfen, besuchte er in derselben Woche noch einmal den Klub und spielte drei Partieen gewöhnlichen Schachs mit Herrn St. Amand, der bald nachher die besten Londoner Spieler schachmatt machte, und gewann, ungeachtet er seinem Gegner einen Bauer und zwei Züge vorgab, eine Partie, verlor eine und ließ eine unentschieden. Seitdem spielte er nicht mehr, zum größten Bedauern seiner Schachfreunde. Die Schädellehre findet eine Bekräftigung ihrer Prinzipien in D.'s Stirn, in dem das Calculations-Organ entwickelter ist, als vielleicht in irgend einem anderen Menschen. Eine merkliche Höhe ist auf der Gränze seiner rechtwinkligen Stirn sichtbar, die gleich im ersten Augenblicke die Aufmerksamkeit der Anhänger des Gallschen und Spurzheimschen Systems auf sich zog.

Es muß hier bemerkt werden, daß Deschapelles weder eine Theorie des Schachspiels studirt, noch irgend ein Buch darüber gelesen hat. Er ist daher mit den gewöhnlichen Regeln desselben gewissermaßen unbekannt und muß folglich die rechten Züge in jeder Partie speziell auffinden. Er glaubt, daß Regeln und Schnelligkeit dem Schachspieler nur zum Nachtheile gereichen. Sein eminentes Talent zeigt sich am sichtbarsten, wenn die Stellung seiner Steine am schlechtesten ist. Was den Zuschauern eine cimmerische Finsterniß ist, das ist ihm so klar, wie die Sonne. „Was mich betrifft", sagt er, „so sehe ich weder rechts noch links um mich, ich betrachte die Lage der Steine so, als hätte ich zwei feindliche Lager zu untersuchen. Ich suche nur meinen Gegner schachmatt zu machen et voilà tout." — Sobald er seine Kraft erkannt hatte, gab er sofort, ohne Ausnahme, seinem Gegner vor, und so spielte er immer, wenn es nur seine Zeit erlaubte, wodurch er die neue Französische Schachspielschule bildete, aus welcher la Bourdonnais, Mouret und Andere die Ausgezeichnetsten sind. Als er die Schule stark genug fand, es mit Anderen aufzunehmen, zog er sich zurück.

Folgendes Faktum lassen wir ihn selbst erzählen: „Als ich 1806 mit der Französischen Armee nach Berlin kam, führte mich mein Wirth in den berühmten Berliner Schach-Klub. Viele Spieler waren schon bereit, mich zu empfangen. Die drei größten Spieler des Klubs waren meine Gegner. Ich erkundigte mich, ob ein Fremder (aus meiner Bekanntschaft) schon früher die Ehre gehabt hätte, eingeführt zu werden; sie erwiederten ja. Wer hat gewonnen? fragte ich. O! entgegneten sie, wir waren noch immer die Gewinner. Sehr wohl, sagte ich, das wird nicht der Fall seyn mit mir. Warum? Euer Klub muß jetzt verlieren. Man kann sich denken, welches Aufsehen diese Aeußerung machte. Ein Lärm wie beim Babylonischen Thurmbau entstand, und man hörte ungefähr folgende Worte: Welche Anmaßung! wir wollen ihn schon dafür bestrafen. Ehe das Spiel anfing, mußten wir uns über die Bedingungen vereinigen. Ich erklärte, daß ich nie gleich gespielt hätte, und bot ihnen einen Bauer und zwei Züge an. Wie hoch spielen Sie? fragten sie mich. Wie hoch Sie wollen, erwiederte ich, von 1 Francs bis zu 100 Louisd'or. Darauf sagten sie, sie spielten nie um Geld im Klub. Ich dachte bei mir, wenn das ist, warum fragt ihr mich? Doch ließ ich das, und die drei besten Spieler fingen das Spiel mit mir an. Ich ersuchte sie, sich unter einander Rath zu ertheilen, und erlaubte jedem der Gesellschaft, ihnen seinen Rath zu geben. Ich mußte aber darein willigen, gleiches Spiel zu haben. Wir zogen hin und her, bis ich endlich die Sache ernsthafter trieb und ihnen beim elften Zuge erklärte, daß sie nach sieben Zügen nothwendig matt werden müßten, und das setzte ich ihnen aus einander. Ich nahm den Anschein, als wollte ich weggehen, worauf sie mich höflichst und sehr bescheiden ersuchten (was mir wohl gefiel), doch noch eine Partie mit ihnen zu versuchen. Ich schlug es nicht aus. Sie fingen an und zogen gleich den Bauer der Königin in das zweite Feld. Die Partie dauerte länger, als das erste Mal; ich aber gewann wieder. Und so mußten sie mich nothwendig als ihren Meister anerkennen. Mehrere Klubisten, die mir später begegneten, ersuchten mich, den Klub noch einmal zu besuchen. Ich willigte ein, mit der Bedingung, daß sie einen Springer vornehmen müßten, und daß um 100 Louisd'or gespielt werden sollte. Sie gingen in diese Bedingung, nach einigem Sträuben, ein, und so spielten wir drei Partieen, von welchen ich zwei gewann und eine unentschieden ließ."

Vor zwei Jahren erbot Deschapelles sich, mit jedem Engländer öffentlich im „Palamede", dem Sammelplatze Französischer Schach-Spieler, eine Partie um 100 Pfund Sterling zu spielen, wobei er einen Bauer und zwei Züge vorgeben wollte. Er erklärte, er müsse dies seiner Ehre halber thun, da ein Englisches Blatt daran zu zweifeln schien, daß er dem Berliner Schach-Klub einen Springer vorgegeben habe. Man nahm dies Anerbieten in England an und bildete zugleich Comité's, um die gehörige Einleitung zu treffen, und schon in einer halben Stunde waren durch Subscription 500 Pfund Sterling zusammengebracht. Doch scheiterte dieses Unternehmen daran, daß der Londoner Klub verlangte, daß von Seiten Deschapelles' förmlich anerkannt würde, daß er der herausfordernde Theil sey. Deschapelles will davon nichts mehr wissen, weil, wie er behauptet, England ihm noch keinen Gegner namhaft gemacht hätte, und so will er die Sache nicht wieder aufs Tapet gebracht haben. (London Mag.)

Die sieben Saiten der Lyra.

Dramatisches Gedicht von George Sand.

(Fortsetzung.)

Hans. Ich will versuchen, mich Eurer Sprache zu bedienen. Wir steuern Alle zu dem Werke des Fortschritts bei, ein Jeder nach seinen Fähigkeiten. Jeder von uns gehorcht also einem besonderen Organismus. Aber wir wirken Alle so auf einander ein, daß sich kein Einzelner außerhalb aller Ideenverbindung mit seines Gleichen denken läßt, wenn man sich ihn nicht im Leeren existirend denken will. Wir sind also Alle die Söhne aller Menschen, die vor uns gelebt haben, und die Brüder aller Menschen, die mit uns gleichzeitig leben. Wir sind Alle dasselbe Fleisch und derselbe Geist. Doch war es der Wille Gottes, der Mannigfaltigkeit im Gleichartigen zum allgemeinen Gesetz gemacht, daß es eben so wenig zwei gleiche Menschen gäbe, als es nicht zwei gleiche Blätter giebt; so theilte er denn das Menschengeschlecht in verschiedene Familien, die wir Typen nennen, und deren Individuen sich ins Unendliche verlieren. Eine dieser Familien nennen wir die Gelehrten, eine andere die Krieger, eine dritte die Mystiker, eine andere die Philosophen, eine andere die Industriellen, eine andere die Verwaltenden und so fort. Sie alle sind nothwendig und sollen auf gleiche Weise zum Fortschritt des Menschen in Wohlstand, Weisheit, Tugend und Eintracht beitragen. Aber es giebt noch eine, welche die Größe und die Vorzüge aller anderen in sich schließt, denn sie begeistert sich daran, nährt sich davon, nimmt sie in sich auf und gestaltet sie neu, um sie zu erheben, zu verschönern, ich möchte sagen zu vergöttlichen, mit einem Wort, sie bringt sie einem Jeden nahe und verbreitet sie über die ganze Welt, denn ihre Sprache ist Allen verständlich. Dies ist die Familie der Künstler und der Dichter. Man lebt von ihren Werken und Thaten, man athmet sie mit allen Sinnen ein, und der kälteste Geist, das herbste Gemüth bedürfen der Schöpfungen und Glanzgebilde der Kunst, um zu fühlen, daß das Leben noch etwas Anderes ist, als eine algebraische Gleichung. Und doch behandelt man die Künstler wie eitle Nebendinge einer überfeinerten Bildung. Der Verstand hat ihnen das Urtheil gesprochen, und wenn man ihnen noch das Leben läßt, so geschieht es bloß, weil die Weisen ihrer bedürfen, um mit ihrer Hülfe die Langeweile und den Ueberdruß der Weisheit leichter zu ertragen.

Alb. Hans, Du wirst bitter. Ich sehe nicht, daß die Künstler und Dichter von den Weisen irgend einer Nation wie Paria's behandelt würden; ich sehe nicht, daß Elend oder Dunkelheit ihr Erbtheil in der Gesellschaft wäre. Eine Tänzerin lebt in unserem Jahrhundert wie eine Kleopatra, während der Philosoph in Noth und Verlassenheit sein bitteres Kleienbrod ißt.

Hans. Ja, ja, Meister, ich gebe das zu. Ich könnte Euch zwar antworten, daß jener Ehrgeizige im Namen der Philosophie die ersten Staatsämter bekleidet, während jener Künstler, ein Märtyrer seines Genius, im Elend, in Verzweiflung und Niedrigkeit lebt. Aber nicht aus diesem Gesichtspunkt betrachte ich das Unglück des Dichters. Der ehrgeizige Dichter vermag Alles in der Gesellschaft, eben so wie der ehrgeizige Philosoph, denn der Eine wie der Andere kann die Wahrheit abschwören oder verrathen. Auf dem Standpunkt der Betrachtung, zu dem ich mich hier erhebe, spreche ich nicht von den gesellschaftlichen Unbilden, auch nicht von den materiellen Leiden. Ich schaue höher hinauf, und die Einzelnen nicht beachtend, sehe ich nur auf die Gesammtheit des Fortschritts, den die Poesie und die Künste erreichen sollen. Dieser Fortschritt würde sicherer, schneller, herrlicher seyn, wenn die Menschen sich nicht eigensinnig jedem kühnen Unternehmen entgegenstemmten, jede glühende Begeisterung bei den Dichtern zu unterdrücken suchten. Unter den Dichtern verstehe ich alle wahre Künstler. Die ganze jetzige Generation hat es darauf angelegt, sie nur kleine Schritte thun zu lassen, weil sie, eitel auf ihren kleinen Verstand und aufgebläht durch ihre kleine Philosophie, verlangt, daß man ihre Mittelmäßigkeit berücksichtige und ihr auch nur mittelmäßige Werke zeige. Leute, die nur kleine Handlungen und kleine Gefühle begreifen, haben das Wort Wahrscheinlichkeit geschaffen für Alles, was ihrem engen Geiste und Herzen entspricht. Und Alles, was darüber hinausgeht, haben sie in die Kategorie des Unmöglichen und des Ungereimten geworfen. Daher arbeiten alle große Künstler als Märtyrer der Gegenwart für die Liebe der Nachwelt; besitzen sie aber keine hohe Tugend, sind sie keine erhabene Schwärmer, so begnügen sie sich damit, gleich Seiltänzern ihre Zeitgenossen zu unterhalten und der Zukunft die Früchte ihres Genius zu entziehen.

Alb. Ei, mein Sohn, Du brichst, ohne zu wissen, jenen ruhmsüchtigen Künstlern den Stab, die sich von der Gegenwart lossagen, um in der Zukunft einen ausgezeichneten Platz einzunehmen. Ich begreife diese Art von Ehrgeiz; es ist der raffinirteste. Aber glaube mir, wenn diese Geister recht durchdrungen wären von der Wichtigkeit ihrer Sendung auf Erden, wenn eine rechte Sehnsucht nach der Erfüllung des Fortschritts sie verzehrte, sie würden mit ihrem Stolze sich abfinden und aus Liebe zur Menschheit thun, was sie mit Recht für eitle Schätze und gesellschaftliche Auszeichnung zu thun verschmähen. Sie würden nicht erröthen, sich in faßliche Formen einzuengen, sich zu der gewöhnlichen Generation des Tages herabzulassen, eine ihr verständliche Sprache zu sprechen und ihr die großen Wahrheiten der Zukunft mit einem Sauerteig einzuimpfen, der sich in ihren groben Stoff eindrängen und sich damit verbinden könnte.

Wilh. Meister, Ihr vergesset, daß die Kunst eine Form ist, nichts Anderes. Erniedrigt man oder beschränkt man sie nach dem Gefallen derer, die für das Schöne und Große keinen Sinn haben, so ist es mit der Kunst zu Ende, weil es dann keine Schönheit und keine Größe der Form mehr gäbe.

Alb. Auch Du, Wilhelm! Wahrlich, ich hätte mir nicht träumen lassen, daß ich von jungen Künstlern umgeben sey; das ist die schärfste Kritik meiner armen Philosophie.

Hans. Meister, nichts ist schöner als die Philosophie, aber es giebt noch etwas eben so Schönes, und das ist die Poesie. Die Poesie ist zugleich die Mutter und die Tochter der Weisheit.

Alb. Die Tochter, ja! Sie sollte es sich gesagt seyn lassen und nie einen Schritt ohne ihre Mutter thun. Aber daß sie auch Mutter sey, dies leugne ich.

Hans. Meister, der erste Mensch, der Gottes Gedanken begriff, war weder ein Mathematiker, noch ein Theolog, noch ein Philosoph, sondern ein Dichter.

Alb. Wohl möglich. Der erste Mensch, der Gottes Gedanken begriff, war noch roh. Sein Geist konnte sich nicht durch die Abstraction bis zum großen Urgrund erheben. Seine Sinne offenbarten ihm eine der seinigen überlegene äußere Gewalt. Sein Geist bestätigte das Urtheil der Sinne und rief es dann nicht mehr an. Die Poesie ward für immer die Tochter der Weisheit.

Hans. Meister, nicht das Urtheil der Sinne war es, welches dem Menschen das Daseyn Gottes offenbarte, sondern der Instinkt des Herzens. Die Entzückung der Sinne beim Anblick der Kreatur war nur eine Nebensache gegen den Aufschwung der menschlichen Seele, die, auf der Erde angelangt, sich sogleich genöthigt fühlte, zu dichten, zu wünschen, das Ideal zu lieben. Der Geist war noch zu ungeübt für die Feinheiten der Metaphysik, als daß er sich hätte anstrengen sollen, den Beweis für das Daseyn Gottes zu führen; die Seele aber war vollendet und mächtig genug, um nach Gott zu verlangen. Sie ahnte und fühlte ihn schon längst, ehe sie daran dachte, ihn zu definiren. Diese Offenbarung, diese ursprüngliche Anschauung, das ist die Poesie, die Mutter aller Religion,

aller Harmonie, aller Weisheit. Und so definire ich, um mich kurz zu fassen, die Metaphysik als die Idee Gottes und die Poesie als das Gefühl Gottes.

Alb. Deine Erklärung mißfällt mir nicht, und ich willige von ganzer Seele ein, daß Du mein Vater seyst, lieber Dichter. Aber ich fordere auch, daß Du es mir beweisest. Sieh zu, belehre mich; befördere in mir die Geburt einer neuen Idee. Nimm Deine Flöte und blase mir einen Walzer vor. Wenn mir dabei die Lösung eines der großen Probleme einfällt, die mich beschäftigen, so will ich Dir gern glauben, ich will Dir danken für Deine Predigt und mich, wie unter einer Glückwunschkarte zum neuen Jahr, Dein auf ewig ergebener und erkenntlicher Sohn nennen.

Hans. Mit der schlechten Flöte, die Ihr in der Tasche meines Wamses entdeckt habt, werde ich freilich den Himmel nicht öffnen. Aber wenn ich nur ein armseliges Talent besitze, wenn nur ein kleiner Funken von Poesie in mir glimmt, so liegt die Schuld an Euch, Meister, denn Ihr verbannt ja alle Kunst aus unseren Studien, und wir müssen die Violine oder Klarinette ganz heimlich, fern von Eurer Wohnung, in den Schenken spielen. Ohne Euer strenges Verbot gegen die Musik wäre ich vielleicht ein großer Künstler, ein Dichter, ein Zauberer wie Adelsfreit, und ich könnte dann jetzt ein Wunder thun und Euch bekehren. Und damit wäre gar viel gewonnen, glaubt mir; das Hauptunglück der Poesie ist nicht, daß sie von den Geschworenen und Aufsehern der schönen Künste verkannt wird, sondern daß Männer, wie Ihr, Meister, nichts von ihr wissen wollen; denn wie der große Dichter die Zukunft der Philosophie, so hat auch der große Philosoph die Zukunft der Poesie in seinen Händen. Ein Staatsmann kann hundert Mißgriffe den Tag über machen und eine Klicke hundert Ränke in der Stunde schmieden, die Zukunft der Poesie wird dadurch nicht weiter leiden, als die Existenz dieses Staatsmannes oder dieser Klicke reicht. Wenn aber Albertus irrt, so kann die Zukunft der Poesie vielleicht auf Jahrhunderte die Folgen davon empfinden. Die beschränkten Köpfe können sich hinter die Straflosigkeit zurückziehen; den großen Geistern aber ist es nicht erlaubt, über einen einzigen Punkt der menschlichen Bestimmung zu irren.

Alb. Was hast Du mir nun eigentlich vorzuwerfen? Habe ich nicht stets gelehrt, daß die Künste edle und mächtige Mittel seyen, um die Erziehung des Menschengeschlechts zu beschleunigen? Wenn ich die neueren Künstler verdammte, weil sie durch ihre spöttische Leichtfertigkeit oder durch ihren bitteren Skeptizismus einen verderblichen Einfluß auf Euch ausübten, habe ich nicht die großen Dichter der Zukunft, die es sich zum Ziel setzen werden, Hülfsgenossen und Verbreiter der Weisheit zu seyn, stets mit Freuden im Geiste begrüßt?

Wilh. Ihr glaubt also, Meister, daß es in der Gegenwart dergleichen Dichter nicht giebt?

Alb. Von den Personen will ich nicht sprechen: ich sage nur, daß bis jetzt die Poesie das Räthsel ihrer göttlichen Bestimmung auf Erden noch nicht gelöst hat. Einige Erzeugnisse der Kunst bewundere ich allerdings, weil ich sie begreife, weil Jedermann sie begreifen kann, und weil sie einen löblichen Zweck haben. — — Ihr lächelt, und ich weiß schon, was Ihr sagen wollt. Die Werke, welche Ihr von mir loben hörtet, scheinen Euch gewöhnlich, und ihre Schöpfer verdienen, Eurer Meinung nach, weder Dichter noch Künstler genannt zu werden. Woher kömmt dies aber? Ist die Schönheit ein relatives Ding? Ist sie das Ergebniß einer Uebereinkunft, und ist, was der Eine für schön hält, es für den Anderen nicht auch?

Hans. Das Schöne ist unbegränzt; es ist die Himmelsleiter Jakob's, die sich in die Wolken verliert; jede Stufe, die man weiter hinansteigt, läßt uns einen leuchtenderen Glanz um den Gipfel erblicken. Die, welche tief unten stehen bleiben, haben nur eine verworrene Vorstellung von dem, was Andere, höher stehende, deutlich schauen; und was diese sehen, das begreifen die Anderen nicht und wollen es nicht glauben; denn es giebt verschiedene Arten, die heilige Leiter zu erklimmen; die Einen klettern langsam und mühselig mit Füßen und Händen hinan, Andere haben Flügel und gelangen leicht daran empor.

Alb. Mit Deinen ewigen Metaphern! Du meinst, Ihr Künstler wäret Adler und wir Logiker nur Lastthiere. Nun wohlan, wenn das Menschengeschlecht aus niedrigen Wesen besteht und die Dichter durch himmlische Anschauung in den Rath Gottes eindringen, so mögen sie ihn uns offenbaren, vor Allem aber sich verständlich machen.

Hans. Sie verkünden ihn Euch durch alle Stimmen der Kunst und der Poesie; aber je lauter sie ihn verkünden, desto weniger begreift Ihr sie, denn Ihr verschließet hartnäckig Euer Ohr. Bis in den Himmel sind sie gedrungen, die Gesänge der Engel haben sie vernommen und in ihrem Innern bewahrt, sie verdolmetschen sie Euch, so gut sie können; aber ihr Ausdruck behält stets etwas Erhabenes, das Euch geheimnißvoll erscheint, weil Euer Wesen sich sträubt, die Gränzen des demonstrirenden Verstandes zu verlassen. Nun wohl, ändert Euer unvollkommenes Wesen durch ernste Beschäftigung mit den Werken der Kunst, durch das Studium der Künstler selbst und vor Allem durch hingebende, reine Theilnahme an der Entwickelung und am Triumph der Künste und der Poesie. Die Philosophie kann dabei nur gewinnen, denn, ich wiederhole es, sie ist eben so sehr die Tochter wie die Mutter der Poesie, und hättet Ihr nicht die antiken Meisterwerke des Meißels gesehen, Ihr würdet Plato nimmer verstanden haben.

Alb. Weil dies wirklich Meisterwerke sind. Niemand zweifelt an ihrem Werth; das Schöne ist also für Alle erkennbar.

Hans. Ihr habt sie gesehen, ohne sie ganz zu begreifen; da aber ihre Vollkommenheit durch die Bewunderung der vergangenen Jahrhunderte geheiligt war, so habt Ihr Euch nicht erst gefragt, ob das natürliche Gefühl auch richtig sey, welches Euch ebenfalls diese Vollkommenheit offenbarte. Es giebt jedoch auch in den Jahrhunderten, die minder fruchtbar sind an genialen Geistern, so Manche, die wohl fähig wären, in die Fußstapfen eines Phidias zu treten; aber sie werden verkannt und unterdrückt. Warum? Weil man sich begnügt hat, einen Blick auf die Werke des Phidias zu werfen, ohne ein näheres Studium derselben für nöthig zu halten. Da nun die bestallten Vertheiler von Belohnungen und Auszeichnungen, ihrer Natur und Erziehung nach, meist Feinde des Schönen sind, so wäre es, theurer Meister, die Pflicht des Logikers, überall das Schöne aufzusuchen, es zu entdecken, zu verkünden und zu krönen. Indem Ihr gleichgültig daran vorübergeht, thut Ihr den Menschen eben solche Unbill an, als wenn Ihr ein Denkmal der Wissenschaft vermodern ließet. Alle Menschen dursten nach dem Schönen; aus diesem Lebensquell muß ihre Seele trinken, wenn sie nicht untergehen soll. Die menschlichen Organismen sind aber verschieden; die Einen streben mit dem Geist nach dem Ideal, Andere mit dem Herzen, Andere mit den Sinnen. Wenn Ihr wollt, daß die Organisation des Menschen sich vervollkommnen, daß sie zu einem wundervollen Gleichgewicht gelangen und das Ideal eben so mit dem Geist, wie mit dem Herzen und mit den Sinnen fassen soll, so unterdrücket doch keine dieser Eigenschaften in ihr; denn Ihr dürft nicht hoffen, daß Ihr gleich alle Menschen auf demselben Wege werdet zur Wahrheit führen können. Denen, für welche eine Offenbarung der idealen Schönheit nur durch die Sinne möglich ist, gebet, als Schutzmittel gegen alle Ausschweifung, die keusche Nacktheit der Venus von Milo. Sehet Euren Irrthum ein, Ihr Moralisten, die Ihr Euch mit Scheu von dieser materiellen Schönheit abwendet, als wäre es ein unzüchtiger Gegenstand und nur dazu geeignet, die Sinne aufzuregen. Begriffet Ihr die Kunst, Ihr würdet wissen, daß das wahrhaft Schöne immer rein ist, weil es von der Gottheit stammt. Die Einbildungskraft entfernt sich von der Erde und erhebt sich zum Himmel, wenn sie das Werk einer himmlischen Begeisterung betrachtet, und ein solches Werk ist das Ideal.

Alb. Mein Sohn, Deine Ansichten über diesen Punkt scheinen mir erwägenswerth. Gewiß, wer sich dem Streben nach dem Ideal hingiebt, der muß auf alle Weise zur Vervollkomnung seines eigenen Organismus beitragen. Vielleicht hat die Schwerfälligkeit des meinigen in Sachen der Kunst mich bisher über viele Dinge im Irrthum erhalten. Doch die Stunde des Unterrichts hat geschlagen; ohne Zweifel sind schon alle Schüler im Saal; wir wollen sie nicht warten lassen. Ein andermal werde ich mit Vergnügen unser Gespräch wieder aufnehmen. Nichts ist mir angenehmer, als von Solchen zu lernen, denen ich gern Alles lehren möchte.

Hans (ihn umarmend und an der Hand fassend, um mit ihm hinauszugehen). O vortrefflicher Meister, Deine Seele ist wahrhaft groß!

Wilh. Welche schlichte Güte!

Karl. Er ist zwar manchmal etwas eigen, aber man kann doch nicht umhin, ihn von ganzem Herzen zu lieben.

(Wilhelm und Karl folgen.)

Fünfte Scene.

Helene.

Sie sind fort. Ich will schnell die Bücher und Papiere meines guten Meisters ordnen. O Gott, ich danke Dir, daß Du mir einen so edlen Freund gegeben hast! Könnte ich doch seiner ganz würdig werden! Um seine Bemühungen für mich zu vergüten, möchte ich so gern alle seine Wünsche erfüllen und der anspruchslosen Eigenliebe Genüge leisten, deren Befriedigung er darin findet, mich zu unterrichten. Er wünscht so sehr, mich gelehrt zu sehen, aber ach! mein Geist ist so beschränkt und mein Gedächtniß so schwach, daß ich gar keine Fortschritte machen kann. Die lange Krankheit hat meinen Kopf so geschwächt. Welche schmerzliche Mattigkeit beschleicht mich, wenn ich diese großen Bücher öffne. Schon der Geruch des dumpfigen Pergamentes macht mir Kopfweh, und beim Anblick dieser reihenweis, mit verzweifelter Symmetrie geordneten Schriftzeichen befällt mich ein Schwindel. Der gute Meister! Seine Sanftmuth und seine Geduld vergrößern nur meine Beschämung und meine Gewissensbisse. Ich fühle sehr wohl, daß ihn meine geringen Fortschritte betrüben, aber nie bezeigt er mir die geringste Unzufriedenheit darüber. Gestern erst verwechselte ich Objektivität mit Subjektivität, und diese Nacht schlief ich über eine Erklärung des Absoluten ein. Ich träumte, daß ich mich auf einer schönen Wiese befände und dem Geplätscher eines munteren Baches lauschte. Mir war, als seyen Worte auf seinem klaren Grunde geschrieben, und wie in einem Buche las ich allerhand schöne Dinge darin. Ich nahm mir vor, sie dem Meister Albertus zu wiederholen, und ich hoffte, ihn damit recht zufrieden zu stellen. Aber als ich erwachte, war mir Alles entschwunden, ich erinnerte mich nur noch, den Himmel recht rein und blau in einem hellen und schnell fließenden Wasser gesehen zu haben .... Lieber Gott, warum hast Du mich doch mit einem so schwachen Verstande begabt? Jeden Tag sagt Meister Albertus: „Morgen wird es besser gehen“; aber ich bin heute nicht klüger als gestern .... Doch laßt sehen, ich will

meine Aufgaben recht gewissenhaft einstudiren. (Sie setzt sich an Meister Albertus Tisch und schlägt ein Buch auf.) Ich will versuchen, Alles auswendig zu lernen, denn ich verstehe durchaus nichts davon. — Wenn er mir die Sachen selbst erklärt, so begreife ich sie; aber diese alten Folianten tödten mich. — Was für barbarische Worte das sind!.... Ach die Nachtigall!.... (Sie läuft ans Fenster.) Nein, es ist ein Hänfling, welch' lieblicher Ton!.... O, welch' reizender Schlag! Armes Thierchen, du hast gar nichts gelernt, und doch verstehst du mehr als ich.... (Sie läßt das Buch fallen.) Wie die Sonne schon warm scheint.... Wie ein goldener Strom ergießt sie sich hier hinein!.... Ich möchte wohl einen Strauß schöner Blumen sammeln und Meister Albertus Zimmer damit schmücken. Er wird dann sagen: „Ei, Du dachtest an mich, liebe Kleine?".... Und obgleich er sich nicht viel aus Blumen macht, so wirft er doch einen Blick darauf und sagt: „Das ist ja recht hübsch"; aber er findet es albern von mir, daß ich mit so viel Lust ein Maiblumen-Stengelchen betrachten kann. Nein, nein, ich will ihm lieber keine Blumen zu sehen geben, denn gestern sprach er davon, er wolle mir einen Lehrer der Botanik halten.... O Himmel, wenn ich alle eure Namen Griechisch und Lateinisch lernen müßte, ihr armen Kleinen, so würde ich euch bald nicht mehr so zärtlich lieben!.... Ach! die Sonne! Wie das schön ist! Und der Morgenwind! Ei! guten Tag, liebe Schwalbe! laß dich nicht stören, vollende immer dein Nest am Fenster. O, ich will dir ja gern bei der Arbeit nicht mehr zusehen, wenn dich das einschüchtert.... Wie niedlich sind deine kleinen Füße! — doch ich muß das Fenster schließen und den Vorhang herablassen, denn Meister Albertus liebt die Tageshelle nicht. Seine Augen sind durch die Nachtarbeiten schon zu geschwächt!.... Es ist doch schade, daß ich nicht die Sonne auf die Bücherreihen der Bibliothek soll scheinen sehen. Ich will zu meiner Unterhaltung die Lyra betrachten, aber sie nicht anrühren. Mein Vater gerieth außer sich vor Aerger, wenn ich mich derselben nur näherte. Armer Vater!.... Dabei gehen mir recht viele Dinge wirr im Kopfe umher.... recht viel traurige Dinge!.... Ich will nicht mehr daran denken. (Sie trocknet eine Thräne.)

(**Mephistopheles** tritt in Gestalt eines alten Juden in das Zimmer.)

(Fortsetzung folgt.)

T ü r k e i.

Oeffentliches und Privatleben in der Türkei.

VII. Ethnographische Verschiedenheiten.

Vorstehende allgemeine Bemerkungen über das Türkische Leben würden unvollständig seyn, wenn nicht die Modification derselben durch die Verschiedenheit der Oerter und der Racen wenigstens berührt würden. Im Allgemeinen kann man sagen, daß die Sitten der Regierten in der Türkei weit weniger verderbt sind, als die der Regierenden, eine Erscheinung, die sich ganz natürlich aus dem Ursprunge der Gewalthaber erklärt.

Was die Verschiedenheit der Racen betrifft, so giebt es deren zwei in den Provinzen, welche noch der Türkischen Herrschaft in Europa unterworfen sind: die Slavische und die Albanesische. Die Albanesen sind Slavischen Ursprunges, aber es fließt auch viel Griechisches Blut in ihren Adern; die Bulgaren und Bosnier sind reine Slaven. Die Albanesen verdanken ihre Unabhängigkeit, die sie lange bewahrt haben, eben so sehr den schützenden Bergen und dem anspülenden Meere, wie ihrer halbgriechischen Abstammung. Wären die Albaneser nicht in Christen und Muselmänner getheilt, so würden die Türken vielleicht nie ihre Herrschaft hier begründet haben. Aber der Haß der beiden Parteien, den die Politik der Diwans geschickt benutzte, ist der Pforte immer zu Hülfe gekommen, wenn eine der beiden Parteien sich zu empören drohte. Die Muselmänner in Epirus und Thessalien sind tapfer, listig, undisziplinirt, und obgleich sie Feinde des christlichen Namens sind, hegen sie doch keine große Verehrung für die Muhammedanische Religion. Daher müssen die Pascha's, welche diese Provinzen verwalten, dieselben sehr schonen, wenn nicht überall Aufstände ausbrechen sollen.

Die Bulgaren und Bosnier sind fanatischer und eifersüchtiger auf ihre Privilegien als alle andere Muselmänner; sie widerstreben am meisten den Reformen. Vom Meere getrennt, durch hohe Berge abgeschlossen und ohne alle Beziehung zu den Europäern nähren sie einen tiefen Haß gegen ihre Nachbarn, die Oesterreicher. In ihrem Glauben zeigen sie die Unduldsamkeit der Neubekehrten und in ihren politischen Ansichten die Hartnäckigkeit der Slaven. Die Muselmännischen Bulgaren begegnen ihren christlichen Landsleuten mit Verachtung und Grausamkeit. Sie hängen an ihren Gewohnheiten und an ihrem National-Kostüm, und nur mit vieler Mühe hat der Sultan die militairische Reform bei ihnen durchsetzen können.

Die Türken in Konstantinopel, in Smyrna und auf den Inseln des Archipelagus verdanken ihren Beziehungen zu den Europäern und der Vermischung der Racen die Schönheit ihrer Züge, die Feinheit ihres Benehmens und die Milde ihrer religiösen Ansichten. In diesen Gegenden wird das Land fast ausschließlich von den Griechen bebaut, und die Masse des Türkischen Volks beschäftigt sich vorzüglich mit dem Handel und den Handwerken. Der Türkische Handwerker ist allerdings ein Muster von Redlichkeit, aber dem Kaufmann ist die List nicht unbekannt, und wenn man die sprüchwörtliche Ehrlichkeit der Muselmännischen Kaufleute kennen lernen will, muß man nach Klein-Asien gehen. Diese einfachen und stark gebauten Menschen, welche von Aidin, Koniah und Caesarea nach Smyrna strömen, erkennt man leicht für Turkomannen. Sie haben die Heiligkeit des Worts und unbefleckte Sitten bewahrt; statt jedes Kauf-Kontrakts dient bei ihnen ein Handschlag. Kaum haben sie ihr Geld erhalten, so eilen sie auch in die Armenischen Läden, in denen sie im vorigen Jahre ihre Einkäufe gemacht haben, um ihre Rechnungen zu berichtigen. Wer sind sie? man weiß es nicht; woher kommen sie? man weiß es eben so wenig. Sie stellen keinen Schein aus, bei ihren Einkäufen ist kein Zeuge zugegen, aber für sie sind auch alle diese Förmlichkeiten überflüssig. So lange die Anatolier sich auf den Märkten von Smyrna mit Waaren versehen, haben sie die Geschäfte so betrieben und immer Kredit gefunden. Der Reisende, welcher Anatolien durchstreift, muß das gegenseitige Vertrauen, welches hier herrscht, bewundern. Die Waaren werden auf den Straßen ausgelegt, die Magazine haben keine Schlösser, und kaum macht man die Thüren der Häuser zu. Der Fremde, wer er auch sey, kann überall auf die Gastfreundschaft der Bewohner rechnen, und der Name eines Mussafir, Reisenden, giebt durchweg Anspruch auf eine freundliche Aufnahme. Die Frauen haben in Klein-Asien weniger Freiheit als in Konstantinopel und in den Seestädten.

Eine große Zahl nomadischer Stämme ist in den Ebenen und Thälern Klein-Asiens verbreitet; sie heißen Yuruken und sind Turkomanischen Ursprungs. Diese Völkerschaften leben unter Zelten und bauen die Erde, wo sie anhalten. Auch ziehen sie Vieh, weben Teppiche, liefern den Karavanen Kameele und handeln mit Kohlen und Brettern. Die Yuruken haben die Tugenden und Laster ihrer Lebensweise. Sie sind einfach, nüchtern, gastfrei, arbeitsam, aber auch zum Diebstahl geneigt. Die Frauen der Yuruken gehen mit unverschleiertem Gesichte und genießen die unbeschränkteste Freiheit; aber sie arbeiten nicht minder als die Männer. Wie die Beduinen Arabiens sind die Yuruken Muselmänner, aber wie diese haben auch sie fast gar keine äußerliche Religion.

Die Zeibeken zeichnen sich unter den Völkerschaften Klein-Asiens durch die Originalität ihres Charakters und die Seltsamkeit ihres Kostüms aus. Die ganze Haltung dieser stolzen Bergbewohner trägt den Ausdruck des Muthes und der Selbstständigkeit. Zur Zeit der Dere-Bey's waren sie wegen ihrer Tapferkeit berühmt und bildeten die Ehrengarde dieser mächtigen Lehnsträger. Der Divan in Konstantinopel bemühte sich, ihre Macht zu brechen, als er den Kampf mit den Dere-Bey's begann, und an dem Tage, wo er über die Ciapan-Oglu, die Karasman-Oglu, die Dawas-Oglu obsiegte, wurden auch die Vorrechte ihrer Bundesgenossen aufgehoben. Die Zeibeken versuchten zwar einen Aufstand, mußten sich aber doch der Pforte unterwerfen. Dieses kriegerische Geschlecht hatte mehrere Jahrhunderte hindurch die Muselmännische Ritterschaft in Klein-Asien vertreten. Tapfer im Kriege, gastfreundlich im Frieden, rückten sie mit der Flinte und der Mandoline in den Kampf. Morgens befeuerten sie ihren Muth durch kriegerische Gesänge, Abends wiegten sie sich durch Liebeslieder in den Schlaf. Wo sind diese ritterlichen Bergbewohner hingekommen? Sie sind ausgewandert, zerstreut, unter die Polizei-Wache gesteckt. Oefter bin ich in ihre Wachtstuben getreten und habe ihren eintönigen Klagegesängen zugehört. Die Freiheit thront nicht mehr auf ihren Stirnen, und ihre riesenhaften Gestalten richten sich nicht mehr stolz in die Höhe, aber ihr vergangener Ruhm bricht noch in den National-Gesängen hervor.

Dr. B. Morpurgo.

M a n n i g f a l t i g e s.

— **Lady Bulwer.** Der polemische Roman, den diese Dame kürzlich unter dem Titel „Cheveley, oder der Mann von Ehre" herausgegeben, hat eine witzige Gegenschrift in Versen veranlaßt, die natürlich „Lady Cheveley, oder die Frau von Ehre" heißt. Lady Bulwer und der neue Mägdekrieg, den sie und ihre Französischen Kampfgenossinnen jetzt gegen die Männerwelt führen, werden darin mit den Waffen des Spottes und der Satire gegeißelt. Man glaubt indessen nicht, daß Sir Edward Lytton Bulwer der Verfasser dieses Gedichtes sey; dieser wird sich wohl auf andere Weise zu revanchiren suchen.

— **Londoner Kunst-Ausstellung.** Eine solche findet jetzt wieder in dem Lokale der „Gesellschaft der Maler in Wasserfarben" statt. Unter den 400 Bildern, die dort aufgestellt sind, zeichnen Englische Kritiker zwei aus, die von einer Deutschen Dame, Mistreß Seiffahrt, herrühren. Das eine stellt ein Deutsches Mädchen vor, die mit ihrer alten Dienerin aus der Kirche kommt, und das andere gewährt einen „Einblick in den Schloßgarten von Charlottenburg". Auf dem letztgedachten Bilde ziehen besonders einige Gruppen Preußischen Militairs die Aufmerksamkeit der Englischen Zuschauer an.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 61. Berlin, Mittwoch den 22. Mai 1839.

Italien.

Aus dem Leben des Komponisten Ferrari *).

Ferrari war zu seiner Zeit ein Komponist von großem Rufe. So vergänglich ist der kurze Frühling, den wir Mode nennen! Ja, die Abbé's und die Schönheiten der alten Französischen Schule sangen Ferrari's Melodieen; in Versailles und in Trianon wurde sein Talent immer anerkannt. Den Grund zu seiner Berühmtheit legte er damit, daß er eine poetische Erzählung von Abbé Garron in Musik setzte. Diese Erzählung, deren Anfangsworte also lauteten: „Quand l'Amour naquit à Cythère", stellt den Liebesgott dar, wie er, von der Unschuld gesäugt, aber von der Sinnlichkeit mit allzu vielen süßen Leckereien gespeist, in den Armen der Letzteren endlich seinen Geist aufgiebt. Die Pariser Damen fanden an Ferrari's Composition so großen Geschmack, daß sein unerschöpftes Lob von ihren Lippen floß. Alle Zirkel standen ihm offen; sein Unterricht wurde sehr gut honorirt, und da er ein harmloser und nicht gar schwer zu befriedigender Mann war, so überließ er dem großen Gluck und dessen würdigem Mitbewerber Piccini von Herzen gern alle Qualen und alle Triumphe des Genie's. Später besuchte der junge Mann, ein geborner Tyroler, Neapel, wo er seine Lieblingsspeise, die Maccaroni, an der Seite des großen, guten und biederen Paesiello verzehrte, der, als echter Neapolitaner, nur die Freuden des Augenblicks kannte und weder mit Hoffnungen noch mit Befürchtungen sich plagte. Möchte der Vesuv die Stadt Neapel in seiner glühenden Asche zu begraben drohen — Paesiello nahm wenig Notiz davon; er war zufrieden und glücklich, wenn die Abende in geselliger Lust vergingen, wenn die Kunst mit ihrem Zauber nicht geizte und die vaterländische Sonne mit ihrer Wärme sein ganzes Wesen durchdrang. Ferrari fühlte sich in der Gesellschaft Paesiello's, seiner Gattin, des Vesuv, der reizenden Sängerinnen von Neapel, des ewig heiteren Himmels und krystallhellen Meeres und der immer frohsinnigen Bewohner sehr behaglich. Unter anderen guten Dingen mundeten ihm besonders der edle Malaga, der Punsch à l'Anglaise und die köstlichen von Signora Paesiello gebackenen Torten. Je mehr der Vesuv wüthete, desto pikanter waren die Leckereien, die auf den Tisch des großen Musikers kamen. Das hehre Geläute von jedem Glockenthurm, die Prozessionen längs der Küste, die vor den Bildern der Jungfrau angezündeten Lampen, die Stille des Meeres, das Schweigen auf der Erde, das Verschwinden der Sterne und die Flammenblitze des Vesuv — lauter Gegenstände des Staunens oder Schreckens für Ferrari, machten keinen Eindruck auf das ruhige Gemüth Paesiello's, der in seiner kleinen, dem Vulkane gegenüberliegenden Stadtstube ruhig saß und seine „Antigone" komponirte, während der Dampf von Weihrauch und Myrrhen aus jeder Straße emporwallte, Guitarren, Tambourin's und Mandolinen aus jedem Winkel erklangen und Gruppen von Tänzern unter jedem Portiko durch einander hüften.

Zu Neapel lernte Ferrari die Venus des 18ten Jahrhunderts, die liebenswürdige Lady Hamilton, und den gefeierten Ritter Acton kennen. Er schritt über die Lava-Felder des Vesuv in Begleitung der drei Schwestern Cosellini — Konstantine, Annette und Rosine — von denen, wie er selbst bemerkt, die Eine immer reizender war, als die Andere. „Ich hätte — so sagt er — diese zauberischen Mädchen auf den ersten Blick heirathen können, vor Allem aber die vierte Schwester Celeste Cosellini, und alle vier zugleich, wär' ich ein Muhammedaner gewesen." Die schöne Lady Hamilton machte jedoch den tiefsten Eindruck auf sein Herz, und oft stimmte er ein, wenn die Lazzaroni beim Anblick dieser Engländerin ausriefen: „Sie ist die heilige Jungfrau selbst! che bella!" Ferrari lernte nicht viel, und Paesiello, der ohne Zweifel bemerkte, daß sein Schüler nicht die Bestimmung hatte, ein Genie zu werden, traktirte ihn zum Ersatze dafür desto liberaler mit Maccaroni und Punsch à l'Anglaise. Unser junger Tyroler wünschte aber, größere Fortschritte zu machen, und wendete sich deshalb an einen alten Lazzarone-Musikus, Namens Latilla, der seinen Mitbürgern für jede Lection einen Carolin abnahm, von den meisten Fremden zwei und von den Engländern drei Carolin sich bezahlen ließ. Ferrari bot ihm zwei Carolin; aber der Lazzarone schüttelte den Kopf. „Tirolese" (Tyroler), so sprach er, „reimt auf Inglese (Engländer), und darum müßt Ihr drei Carolin bezahlen." Dieser Latilla besaß, obgleich er Lazzarone war, einen tiefen Blick in das Reich der Tonkunst. Als ihm Ferrari eines Tages eine Fuge in einem Mozartischen Quartette zeigte, rief er, mit der Faust auf den Tisch schlagend: „Aha! da ist etwas Neues drin." — „Wie so?" fragte Ferrari; „Paesiello behauptet, in der Musik sey gar nichts Neues zu finden." — „Das mag in gewissem Verstande wahr seyn", versetzte der alte Lazzarone; „allein ich nehme drei Arten Musik an: die nachahmende Musik, dergleichen wir Alle komponiren, so lange wir jung sind und unter dem Einflusse irgend eines bewunderten Vorbildes stehen, — die Musik des Ausdrucks, vermittelst welcher wir Ideen und Gefühle, die uns Allen gemein sind, musikalisch zu machen streben, — und endlich die wahrhafte Original-Musik, die Frucht des gebornen Genie's, welche ganz Neues zu Tage fördert." — „Aber Mozart ist ja selbst noch jung." — „Freilich ist er das, aber seine Feder ist alt, und ich prophezeie, daß dieser kleine Mann mit der Zeit ein Attila unter den Komponisten werden wird."

Der berühmte Posaunist Mariotti besuchte Neapel, nachdem er in Rom den Päpstlichen Segen empfangen hatte. Der König wünschte ihn zu hören. Mariotti war von sehr reizbarem Nerven-System; das Bild des Papstes, der ihn vor wenigen Tagen gesegnet, hatte sich seiner Phantasie tief eingeprägt. Er blies sein erstes Stück mit einiger Schüchternheit, das zweite besser, das dritte aber so energisch und ausdrucksvoll, daß der König von seinem Sitze sich erhob und, seine Hand auf die Schulter des Virtuosen legend, sagte: „Mariotto, Ihr sollt von Stund' an der erste Trombone (Posaunist) meiner Kapelle und meines Theaters San Carlo seyn!" — „„Heiligster Vater!"" versetzte der bestürzte Mariotti; „„ich danke Eurer Heiligkeit!"" — „Meiner Heiligkeit?! Haha!" lachte der König; „Frau Gemahlin, tretet doch näher und schaut den verrückten Bologneser, der mich zum Papste gemacht hat — Hahaha!"

Zu den vornehmen Dilettanten, mit denen Ferrari in Neapel sich befreundete, gehörte auch der Russische Graf Skawronski, der unserem armen Tyroler beim Trinken so vielen Bescheid that, daß er ihn fast an den Rand des Grabes brachte. Skawronski hatte die Caprice, nur musikalische Leute in seinen Dienst zu nehmen. Eines Tages schickte ihm eine Russische Fürstin einen Bedienten, den sie angelegentlichst seinem Dienste empfahl. Der Graf phantasirte eben mit großer Selbstgefälligkeit am Pianoforte, während Ferrari, der ihm zur Seite saß, von Zeit zu Zeit „Bravo!" rief. Als nun das schutzbefohlene Subjekt vor ihm dastand, begann er, immer fortklimpernd, ihn auszufragen: — „Wie heißt Du, mein Freund?" — „„Bartholomäus, wenn Eure Excellenz erlauben."" — „Verstehst Du etwas von Musik?" — „„Nein, Eure Excellenz."" — „Du kannst aber doch wohl ein Bischen auf der Violine spielen?" — „„Nein, Eure Excellenz."" — „Oder auf dem Violoncell?" — „„Mit Nichten, Excellenz."" Der Graf wurde ungeduldig, fuhr in seinen Modulationen fort und trällerte dabei, ohne den Bedienten anzusehen: „Herr Bartholomäus ist ein dummes Thier; er schere sich schleunig fort von hier." Aber Bartholomäus verlor die Fassung nicht und antwortete in derselben Melodie: „Sehr wohl; wenn der Herr mich verschmäht, so seh' ich zu, wie's mit Anderen geht." Dem Grafen machte die Geistesgegenwart des Mannes so viel Spaß, daß er Bartholomäus sogleich in die Liste seiner Diener eintragen ließ.

Im Jahre 1787 wurde Ferrari in Versailles eingeführt, wo er der Königlichen Messe beiwohnte. Madame Campan übernahm es, ihn der Königin vorzustellen; um aber steife Förmlichkeiten zu vermeiden, richtete sie es so ein, daß die Königin den Musiker, als wär' es zufällig, auf ihrem eigenen Zimmer traf. Ferrari saß eben am Pianoforte, als Marie Antoinette eintrat; er wurde ihr vorgestellt und mußte sie zu einigen Liedern aus der Oper: „le Roi Théodore" akkompagniren. „Ihr Schützling", sagte die Königin zu Madame Campan, „ist ein vortrefflicher Musiker; allein er hat den Fehler der meisten jungen Leute — sein Zeitmaß ist immer etwas zu rasch." Da versetzte Ferrari: „Halten zu Gnaden, Eure Majestät, Ihr Zeitmaß ist zu langsam gewesen; und ich möchte für alles Geld in der Welt die Musik meines

*) Life of Ferrari, the Composer. London, 1839.

Lehrers Paesiello nicht verderben, um Ihre Allerhöchste Caprice zu befriedigen."

Im Jahre 1790 reiste Ferrari nach London, wo er eben so viel Geld und Beifall ärndtete, wie in Paris. Er komponirte Romanzen und Appoggiatura's, und seine Taschen waren bald mit Englischen Guineen gefüllt. Von England aus besuchte Ferrari auch einmal seine Heimat, das Italiänische Tyrol, und brachte allerlei kurzweilige Anekdoten mit, von denen die folgende als Probe dienen mag. — „An einem kalten Dezember-Abende legte sich ein Tyroler Bauer fast nackt an seine weitgeöffneten Fenster. „Wos schoffst dann, Peter?" rief ihm ein vorübergehender Nachbar zu. — „„J will mi heischer moche!"" — „Worum dann, bisch verruckt?" — „„Neh, Jörg, i duh das, weil i z'morge Baß plärre will in der Meß!""

Ferrari's letzte Speculation waren zwei kleine Bände voll Anekdoten, die er in seinem Gedächtniß aufgespeichert hatte. Die meisten Musiker und Dilettanten der letzten vierzig Jahre spielen in diesen Bändchen eine Rolle; und gewiß hat der harmlos-gemüthliche Verfasser die musikalische Welt von Rom, Neapel und London treffender charakterisirt, als mancher gelehrte pedantische Kunst-Kritiker in seinen musikalischen Dissertationen.

Frankreich.

Die sieben Saiten der Lyra.

Dramatisches Gedicht von George Sand.

(Fortsetzung.)

Sechste Scene.

Mephistopheles (in Gestalt eines alten Juden), **Helene**.

Mephistopheles (leise). Nun schnell, ich muß Sorge tragen, sie zu zerstreuen, denn sobald sie die Leier berührt, ist sie für uns verloren. (Laut.) Um Verzeihung, schönes Fräulein, daß ich so ohne Eure Erlaubniß eintrete; ich glaubte Meister Albertus hier zu finden.

Helene (beiseit). Was für ein abscheulicher alter Mann! (Laut). Was steht zu Euren Diensten, mein Herr? Meister Albertus hält seine Vorlesung.

Meph. Erinnert Ihr Euch meiner nicht mehr, mein schönes Fräulein? Als Ihr noch ganz klein waret, hatte ich oft die Ehre, Euch zu sehen; ich stand in genauer Verbindung mit Eurem werthen Herrn Vater. Hörtet Ihr ihn nicht zuweilen von Jonathas Taer sprechen?

Hel. O freilich, mein Herr. Er machte viel Geschäfte mit Euch. Ihr seyd Kunsthändler, nicht wahr?

Meph. Ganz recht. Ich sehe, Ihr habt ein eben so gutes Gedächtniß, wie Ihr schön und anmuthig seyd.

Hel. Schmeicheleien sind mir zuwider, lieber Herr, und ich versichere Euch, daß ich um meines Gedächtnisses willen gar keine verdiene.

Meph. Und doch erinnert Ihr Euch sicher noch des letzten Klaviers, das ich Eurem Vater verschaffte.

Hel. Ja, leider, lieber Herr! Ich fing an zu spielen, aber schon nach drei Tagen wurde ich krank; mein Vater ließ es aus meinem Zimmer forttragen und verabschiedete meinen Musiklehrer.

Meph. Er that daran sehr wohl. Bei Eurer zarten Körperbeschaffenheit würde Euch die Musik getödtet haben. Doch erlaubt mir, Euch den Grund meines heutigen Besuchs vorzutragen. Ich möchte einen Handel mit Euch schließen.

Hel. Mit mir, lieber Herr? Kommt gefälligst nach Meister Albertus' Vorlesung wieder, er ist mein Vormund.

Meph. Ich ziehe es vor, mit Euch darüber zu sprechen, weil die Sache nur Euch betrifft. Ich will Euch Eure Erbschaft abkaufen.

Hel. Ihr scherzt, lieber Herr. Ich besitze keine Erbschaft. Mein armer Vater starb ganz verarmt. Alle seine Schulden wurden bezahlt, und mir blieb auch nicht das Geringste übrig.

Meph. Das ist sehr traurig!

Hel. O! ich versichere Euch, daß es mir ganz gleich ist.

Meph. Das kann ich nicht sagen; ich bin bei diesem Bankerott sehr schlimm davongekommen.

Hel. Es war kein Bankerott; der Nachlaß meines Vaters reichte zur Deckung seiner Schulden aus.

Meph. Wenn das ist, so ersuche ich Euren Vormund, doch eine kleine Schuld von 3000 Zwanzigern abzumachen, worüber ich den Schein bei mir trage und die mir nicht ausgezahlt wurde.

Hel. Gerechter Gott! Was ist da zu machen? Mir blieb nichts übrig! Laßt mir Zeit, lieber Herr, ich will arbeiten.

Meph. Ihr arbeiten! Und was versteht Ihr denn, mein schönes Kind?

Hel. Leider, nichts! Aber ich will etwas lernen, ich werde all' meinen Muth sammeln. O, jetzt sehe ich den Werth einer guten Erziehung ein!

Meph. (spöttelnd). Ihr wollt Philosophie erlernen .... nicht? Wißt Ihr, was die Philosophie einbringt? Augenweh und Gicht.

Hel. Ihr seyd sehr grausam, mein Herr!

Meph. Nicht so sehr, als es Euch scheint, mein liebes Kind; denn ich will Euch, wie ich vorhin erwähnte, ein Geschäft vorschlagen. Ihr seyd im Besitz einer Erbschaft, was Ihr auch dagegen saget; außer Euren schönen Augen und Eurem schmucken Leibe, die schon einen hübschen Handelsfonds abgeben können ....

Hel. Verschonet mich mit Euren Scherzen, Herr, ich bitte Euch. Ich bin nicht heiter gestimmt.

Meph. Worüber erzürnet Ihr Euch? Da Ihr so hübsch seyd, kann sich ja eine gute vortheilhafte Heirath für Euch finden. Doch laßt uns zur Sache kommen; außer Eurer Schönheit und Euren siebzehn Jahren, besitzt Ihr noch die Adelsfreitsche Lyra; es ist ein kostbares Instrument, obgleich es sich in einem sehr schlechten Zustande befindet. Ich mache mich anheischig, sie nach einigen Ausbesserungen für 6000 Zwanziger zu verkaufen. Ueberlaßt sie mir, ich zerreiße dann den Schuldschein Eures Vaters und zahle Euch noch 1000 Zwanziger für Eure Toiletten-Ausgaben, mit denen es sehr schlecht bestellt zu seyn scheint.

Hel. Die Lyra! Die Lyra verkaufen! Nein, das ist unmöglich! Mein Vater achtete sie höher als sein Leben. Sie ist das Einzige, was mir von ihm blieb. Ihr wißt nicht, welche ganz besondere Gedanken er über dieses Instrument hegte. Er hielt es für einen Talisman und glaubte, daß es ihm Glück brächte.

Meph. Und doch richtete er sich zu Grunde und starb vor Kummer darüber.

Hel. Mehr denn tausend Mal befahl er mir an, mich von der Lyra nicht zu trennen, was auch immer geschehen möge.

Meph. Er hielt so große Stücke darauf, daß er jedesmal, wenn Ihr sie berühren wolltet, in den schrecklichsten Zorn gerieth.

Hel. So war es.

Meph. Aber eines Tages siegte die Neugier doch über den Gehorsam, und Ihr wagtet es, sie zu berühren.

Hel. Ich sank sogleich ohnmächtig nieder und verfiel in eine lange und, wie man sagt, sehr gefährliche Krankheit.

Meph. Freilich, Ihr waret wahnsinnig.

Hel. Wahnsinnig! O, Gott! Was sprecht Ihr da aus? Wahnsinnig! Das ist ja entsetzlich. Man hat mir niemals gesagt, daß ich wahnsinnig gewesen sey!

Meph. Ich bitte meiner geringen Höflichkeit wegen um Verzeihung; aber man kann sich gar nicht wundern, daß Ihr wahnsinnig wurdet, da Euer Herr Vater ein Narr war.

Hel. Das lügt Ihr, Ihr seyd ein Bösewicht und ein Betrüger.

Meph. Fragt nur Meister Albertus, oder Wilhelm, den Ihr zu ehelichen verschmähtet, oder Hans, der Euch den Hof macht, oder Karl, der Euch vielleicht nicht mißfällt.

Hel. Ihr seyd ein Unverschämter.

Meph. Wir wollen uns nicht erzürnen. Euer Vater war mit einer fixen Idee behaftet, das ist Alles. Im Uebrigen ganz verständig, schwärmte er nur rücksichtlich seines Großvaters Adelsfreit, den er für einen Herenmeister, und rücksichtlich seiner Leier, die er für bezaubert hielt. Als er Euch nun eines Tages dabei ertappte, wie Ihr auf den Saiten des Instrumentes klimpertet, jagte er Euch eine solche Furcht ein, daß Ihr in ein Gehirnfieber verfielet. Es liegt in der Natur solcher Krankheiten, daß sie immer wieder aus denselben Ursachen sich wiederholen, die ihrer ersten Entstehung zum Grunde lagen. Deshalb hat Euch Meister Albertus verboten, die Leier zu berühren. Wenn er gescheidter wäre, so würde er sie verstecken; denn sobald es Euch noch einmal einfiele, sie wieder zu berühren, würdet Ihr von neuem wahnsinnig, und zwar für Euer ganzes Leben. Das wäre sehr traurig für ihn, weil Ihr Euch alsdann nicht verheirathen könntet und ihm folglich zur Last fielet. Der gute Mann ist nicht reich. Eben so sehr aus Geldmangel, wie aus Liebe zur Philosophie, findet er sich genöthigt, solche abgeschabte Kleider zu tragen, und seine Kost ist so mager, wie seine ganze Person.

Hel. (sich mit Entsetzen von der Lyra entfernend). Ach, ja! Meister Albertus lebt eingeschränkt, und mir fehlt es an nichts. Das ist freilich wahr. Wie habe ich nur niemals an die Ausgaben denken können, die ich ihm verursache! Ich denke aber auch an nichts! Ich will gern den Ersten heirathen, den man mir vorschlägt, damit er nicht mehr für mich zu sorgen braucht.

Meph. Ich würde Euch rathen, Karl zu wählen. Er ist der Aufgeweckteste, der Reichste und am wenigsten Pedant von Allen. Doch Ihr werdet sagen, das geht mich nichts an. Uebrigens liebt Euch auch Euer Vormund so zärtlich, daß er Euch selbst heirathen möchte, obgleich er dem Alter nach Euer Vater seyn könnte. Freilich müßte er betteln gehen, wenn er Kinder erhalten sollte... aber wenn man liebt, so ist Alles Glück und Poesie... nicht wahr?

Hel. Alles, was Ihr sprecht, ist bitter wie Galle. Ich würde lieber selbst betteln gehen, als die Last meines würdigen Freundes noch vermehren.

Meph. Er wird sich aber doch wohl noch ein wenig mehr einschränken müssen, denn ich brauche mein Geld. Morgen reise ich nach Venedig, und noch diesen Abend muß ich alle meine Gelder einkassiren. Ihr wollt mir also nicht die Lyra verkaufen?

Helene. Gott! Gott!

Meph. Sie ist Euch werth, Ihr habt ganz Recht. O, legt Euch durchaus keinen Zwang auf, hier giebt es noch allerhand, um mich bezahlt zu machen. Die Möbel sind noch so ziemlich anständig.

Hel. Mir gehört ja aber hier nichts, Ihr habt nicht das Recht, das Mobiliar meines Vormundes an Euch zu reißen.

Meph. Aber ich kann Euch ins Gefängniß setzen lassen, und da Euer Vormund das nicht zugeben wird und doch kein Geld besitzt, so muß er wohl seine Möbel und Sachen verkaufen lassen.

Aha! da hängt ja noch ein guter Mantel an der Wand; das ist ohnehin ein überflüssiger Luxus für einen Philosophen; ein Philosoph muß die Kälte nicht scheuen. Und sein Bett; er ist wahrhaftig ein Wollüstling, ein Stoiker muß mit einem Strohsack vorlieb nehmen.

Hel. (auf den Knieen). O! beraubet ihn nicht, verursacht ihm keinen Schmerz. Er ist nicht mehr jung, er ist oft recht leidend, und er legt sich selbst schon Entbehrungen genug auf. Führt mich ins Gefängniß! Er braucht nichts davon zu wissen!....

Meph. Was hätte ich davon, wenn Ihr im Gefängniß säßet? Der einzige Vortheil wäre der, daß Euer Vormund mich dann bezahlte... Rasch ans Werk! ich will sogleich den Gerichtsdiener herschicken, ich habe so keinen Augenblick zu verlieren; ich muß heute noch wenigstens zehn solcher Geschäfte abmachen.

Hel. Wartet doch, Herr, bis Meister Albertus zurückkehrt; ich werde ihm zureden, Euch die Lyra zu verkaufen.

Meph. Das thut er nicht. Meister Meinbacher vertraute sie ihm als ein theures Pfand; sie ist Euer einziges Besitzthum. Er würde lieber sein Bett verkaufen; ich würde an seiner Statt eben so handeln. Wenn man ein so hübsches Mündel hat...

Hel. (sich erhebend). Schweigt, Unglücklicher, und nehmet die Lyra. Sie ist Euer, gebt mir den Schein.

Meph. Geduld! Ich mag die Leier nicht selbst nehmen, Ihr könntet sonst glauben, ich wolle dabei gewinnen.

Hel. Das gilt mir gleich, ziehet so viel Vortheil davon, als Ihr könnt; da ich mich doch einmal von ihr trennen muß, so tragt sie nur sogleich fort.

Meph. (beiseit). Verflucht sey der Zauber! Ich darf sie nicht selbst anrühren; ich muß sie von Narren, die ich anführen will, forttragen lassen. (Laut.) Nein, schönes Fräulein, so mache ich meine Geschäfte nicht ab. Es handelt sich um meine Ehre. Ich habe die Lyra schon feil geboten, aber der Handel soll unter Euren Augen geschlossen werden. Die Personen, die sie zu kaufen wünschen, sind ganz in der Nähe, ich werde sie sogleich herbeiholen. Tröstet Euch; falls Ihr noch etwas herausbekommt, könnt Ihr ja das Elend des Meister Albertus damit erleichtern. (Er geht hinaus.)

Hel. (allein). Er hat Recht. Wie geht es nur zu, daß ein so habsüchtiger, roher Mensch noch eine Spur von Gefühl zu haben scheint?... Wahnsinnig!... Ich bin wahnsinnig gewesen!... Ich bin es vielleicht noch jetzt!... Ja, sicher! deshalb kann ich auch nichts lernen und bin einfältig und beschränkt wie ein Kind. Deshalb liebe ich auch Niemand und kann mich zu keiner Heirath entschließen. Da ich aber nun einmal wahnsinnig bin, so ist es recht, wenn ich keinem Mann zur Last falle. Und Mutter darf ich auch nicht werden, denn der Wahnsinn ist erblich.... Aber soll ich denn beständig dem Meister Albertus zur Last fallen!.... Was für Qual verursache ich ihm!.... O, zu großmüthiger Freund! Ach, wie unglücklich bin ich!.... Ich will mein Leben enden!.... es muß seyn.... Ach! der abscheuliche Jude hat mich über mein ganzes Unglück aufgeklärt.

(Fortsetzung folgt.)

England.

Das Sprachgenie eines Wälischen Holzsägers.

Die höhere geistige Kraft, welche ein Mensch vor dem anderen voraus hat, wird meistens einer ungewöhnlichen Naturbefähigung zugeschrieben, die sich weder durch Studium, noch durch Anstrengungen erlangen läßt. Wenn nun eine solche ungewöhnliche Begabung, im höchsten Grade das Genie, von den Einen für eine universelle Befähigung gehalten wird, so daß die begünstigten Geister mit gleicher Kraft sich auf die verschiedensten Gebiete werfen könnten und es nur vom Zufall abhinge, ob sie hierhin oder dorthin gelenkt würden, so sind Andere wieder der Meinung, daß in gewissen Individuen eine gewisse Fähigkeit vorzugsweise ausgebildet sey, und daß Dieser zum Künstler, Jener zum Musiker, Philosophen oder Mathematiker gleichsam prädestinirt sey. Vielleicht kann die Geschichte des merkwürdigen Menschen, dessen Lebenslauf hier folgt, ohne die Frage zu entscheiden, einen Beleg mehr zu der Ansicht liefern, welche an eine ganz besondere, spezifische Befähigung für dieses oder jenes Gebiet glaubt.

Richard Robert Jones wurde im Jahre 1780 zu Aberdaron, einem kleinen Seehafen in dem wildesten Theile von Wales, geboren. Sein Vater, ein Tischler, nahm aus der Nähe des Meeres Anlaß, auch noch das Gewerbe eines Fischers zu üben. Obgleich die schwache Körperbeschaffenheit unseres Helden, besonders seine schlechten Augen, ihn zu jeder groben Arbeit untauglich machten, so erlaubte doch die bedrängte Lage seiner Aeltern nicht, daß er müßig blieb, und sein Vater unternahm es, ihn mit seinem Handwerke bekannt zu machen. Er wurde jedoch bald gewahr, daß er sich von seinem Sohne keine große Unterstützung werde versprechen dürfen, denn Richard offenbarte schon sehr früh eine unerklärliche Neigung zum Sprachstudium. Diese Neigung war gewiß in dem Sohne eines Handwerkers als ein freiwilliges Geschenk der Natur zu erachten. Eben so unzweideutig, wie sich dieses Talent in ihm aussprach, das ihn unter günstigeren Umständen zum Range eines Burtorf oder Lipsius hätte erheben können, eben so entschieden war auch seine Ungeschicklichkeit in allen anderen Dingen, und es fehlte ihm durchaus die Gabe, von seinen seltenen Kenntnissen irgend eine Anwendung zu machen.

Erst im neunten Jahre konnte Richard die Bibel in seiner Muttersprache, dem Wälischen, lesen; dann fing er an, das Englische zu lernen, aber er stieß hier auf große Schwierigkeiten und brachte es in dieser Sprache nie zu einer so großen Fertigkeit wie in anderen. Im funfzehnten Jahre machte sich Richard mit Hülfe eines Kindes, welches die Gemeinde-Schule besuchte, an das Lateinische. Da er die Schule nicht zugleich mit den anderen Kindern besuchen konnte, so schlich er sich nach Beendigung des Unterrichts in die Schule ein, las die Bücher und machte, wenn wir der Angabe einer Person, die ihn damals kannte, glauben dürfen, größere Fortschritte in einem Monate, als die anderen Kinder in einem Jahre. In derselben Zeit erfand er eine Schriftart, welche auf alle Sprachen anwendbar ist. Im neunzehnten Jahre kaufte er eine Griechische Grammatik von einem Wälischen Barden, und ohne Beihülfe eines anderen Buches gelang es ihm, ein ziemliches Verständniß der Sprache des Demosthenes zu erlangen. Später brachte er es sogar sehr weit darin und las viele Griechische Schriftsteller. Indeß war es weit weniger der Inhalt dieser Werke, der ihn anzog, als die Form und der Bau der Sätze. Sein Wissen war rein grammatisch, und wenn er ein Buch gelesen hatte, wußte er eben so wenig von dem, was darin stand, als vorher.

Als er im folgenden Jahre einen Auszug aus Burtorf's Hebräischer Grammatik fand, fing er an, das Hebräische zu studiren, und den Eifer, mit dem er dieses Studium betrieb, mag man aus folgender Anekdote erkennen. „Ohne meine üble Lage", schreibt er, „würde ich die Hebräische Musik studiren. Kurze Zeit, bevor ich das Hebräische zu lernen anfing, hatte ich einen Traum, und in diesem Traum sah ich Jehan Burtorfius, wie er auf der Harfe Hebräische Psalmen abspielte: videlicet, während er die Psalmen sang, schlug er die Saiten und sang mit seiner Stimme. Er stand auf einer Anhöhe, dem Hause meines Vaters gegenüber." Als ihn ein Freund fragte, wie er die Sprache, in welcher Burtorf gesungen, zu erkennen vermocht, da er damals das Hebräische noch nicht verstand, antwortete er, er habe damals schon etwas gewußt, und die Person, die ihm erschienen, habe ein Hebräisches Buch und eine Wälische Harfe gehabt. Dieselbe habe übrigens den zwölften Psalm gesungen, den er aus dem Gedächtniß hersagte.

Richard hatte seine vielen Kenntnisse unter Umständen erworben, welche auch den kräftigsten Geist entmuthigt haben würden. In der Zeit, die er seinen Studien schenkte, hätte er Holz sägen, das Feld bauen, fischen müssen; seine Ungeschicklichkeit und seine Lernbegierde zogen daher auch den Zorn seines Vaters auf sich, der sich nicht immer mit bloßen Verweisen begnügte. Richard hatte eine Behandlung auszustehen, welche nur mit der gränzenlosen Noth seiner Familie und ihrer gänzlichen Unfähigkeit, die Beschaffenheit seiner Thätigkeit zu würdigen, entschuldigt werden konnte.

Im Jahre 1804 begleitete Richard seinen Vater auf einer Reise nach Liverpool. In dieser Stadt hatte er nichts Angelegentlicheres zu thun, als zu einem Buchhändler zu laufen, wo sein sonderbarer Aufzug allgemeine Verwunderung erregte. Man erkundigte sich nach seiner Lage und reichte ihm eine Unterstützung an Geld und Büchern. Indeß war die Freude nicht von langer Dauer; bei seiner Rückkehr schlug die kleine Barke um, und seine Bücher gingen verloren. Ihm standen noch größere Widerwärtigkeiten bevor. Je mehr seine Lernbegierde wuchs, desto strenger wurde die Behandlung seines Vaters, und Richard wurde endlich gezwungen, seine Heimath zu verlassen. Er sammelte die Reste seiner kleinen Bibliothek und verließ mit ihr das väterliche Haus, um nach Caernarvon zu wandern. Da er keinen Heller Geld bei sich hatte, so sah er sich genöthigt, sich einiger seiner Bücher zu entledigen. Je weiter er kam, desto kleiner wurde die Last, und er kam endlich fast ganz entblößt an seinem Bestimmungsorte an.

Nachdem er zu Caernarvon einen anderen Theil seiner Bücher verkauft, so daß ihm nur einzelne Fragmente eines Lateinisch-Griechischen und Wälisch-Lateinischen Wörterbuchs übrig blieben, welche er, wie er sagte, für die höchste Noth aufsparte, begab er sich nach Bangor. Hier hatte er das Glück, die Aufmerksamkeit des Bischofs Cleaver auf sich zu ziehen, der ihm anständige Kleider und werthvolle Bücher, wie z. B. das Griechische Testament von Stephanus und das Lexikon von Schrevelius, geben ließ. Derselbe nahm ihn auch in seine Dienste und brauchte ihn zum Feld- und Gartenbau; aber sey es nun, daß Richard diese Arbeiten für unvereinbar mit seinen Studien hielt, sey es, daß er andere Gründe zur Unzufriedenheit hatte, nach zwei Monaten verließ er das Haus des Bischofs und benutzte eine Einladung John William's, zu ihm nach Anglesey zu kommen. Als ihn der Bischof hier auf einer Rundreise fand, verbot er ihm, wieder nach Bangor zu kommen. Dieser Umstand scheint einen ungünstigen Einfluß auf die Zukunft Richard's geübt zu haben. Auch seinen neuen gastfreundlichen Aufenthalt verließ er nach sechs Monaten, wie er vorgab, wegen der schlechten Behandlung, die ihm von Seiten der Dienstboten zu Theil wurde, doch sind die wahren Beweggründe unbekannt. Während seines Aufenthalts zu Anglesey machte Richard die Bekanntschaft einiger Französischer Emigranten, von denen er die Französische Sprache erlernte. Später lernte er auch das Italiänische, welches er, wie das Französische, mit vieler Gewandtheit sprach.

Er verließ Treffos und kehrte nach Liverpool zurück, wo er von denen, die ihn früher unterstützt hatten, wieder mit Wohlwollen aufgenommen wurde. Sein Aeußeres war damals höchst

sonderbar. An einen ungeheuren Haarwald von schwarzer Farbe schloß sich ein dichter Bartwuchs an; seine Kleider waren grobe Lumpen, deren Lücken durch über einander gelegte Bücher ausgefüllt wurden, so daß man ihn für eine wandernde Bibliothek halten konnte. Jedes Buch hatte einen bestimmten Platz, das eine oben, das andere unten. Trat er in ein Zimmer, so schien er für nichts, was in seiner Umgebung vorging, Sinn zu haben, und wenn er sich entfernte, konnte er die Thür nicht finden. Beständig hatte er ein Buch in der Hand, in welches er oft blickte, überzeugt, daß Alle seine Neigungen theilen müßten. Sein Gesicht war blöde, seine Stimme rauh, seine Person im höchsten Grade burlesk; indeß erregte er durch den Schein von Intelligenz, der zuweilen sein Gesicht überstrahlte, und durch sein einfaches Betragen ein gewisses Wohlwollen.

Bald nach seiner Ankunft in Liverpool ließ man ihn, in Erwartung von etwas Besserem, Bretter schneiden, was er zu verstehen vorgab. Richard wurde also in eine Grube gestellt (die gewöhnliche Weise in England) und fing seine Arbeit rüstig an. Allmälig nahmen indeß seine Kräfte ab, und endlich fiel er mit dem Gesicht auf die Erde, laut um Hülfe schreiend. Man richtete ihn auf, befragte ihn und erfuhr, daß er so weit gesägt habe, wie seine Arme reichen konnten, daß er aber nicht den Schluß gemacht habe, daß sein übriger Körper der Bewegung der Arme habe folgen müssen. Man fand keine Beschäftigung für ihn, welche ihm die Mittel zu seiner Existenz hätte liefern können, und ließ ihn daher seine Studien verfolgen, nachdem man ihn in eine Lage versetzt hatte, welche ihm gestattete, seiner Neigung ganz zu folgen. Die Person, welcher man ihn übergeben hatte, versprach, für ihn zu sorgen und besonders, ihn zur Reinlichkeit zu gewöhnen; aber kaum waren sechs Monate verflossen, als er nach Hause zurückzukehren wünschte. Man gab ihm einiges Geld, und er verließ Liverpool wieder mit dem Thesaurus linguae sanctae, der Grammatica Arabica von Esponius, der Lyra prophetica und einigen anderen philologischen Werken. So beladen kehrte er zu seinem Vater zurück, der weniger grimmig war, wenn ihm sein Sohn Geld geben konnte, als wenn derselbe mit leeren Händen studirte. Indeß war sein kleiner Schatz bald erschöpft, und er wurde wieder angehalten, Holz zu sägen. Seine Liebe zum Studium setzte ihn von neuem der barbarischen Behandlung seines Vaters aus. Nachdem er einige Zeit einen Zufluchtsort bei einem dissidentischen Prediger gefunden, kehrte er wieder nach Liverpool zurück, wo, wie er sich ausdrückt, sein Ehrgeiz ihm zahl- und endlosen Kummer zuzog, indem er genöthigt wurde, eine Hebräische Bibel, editio Variorum, zu verkaufen; dies ging ihm so nahe, daß er eine Reise nach London unternahm, um hier das Chaldäische und Syrische zu lernen.

Im Sommer 1807 trat er diese Reise an, ein Bündel auf dem Rücken und einen Stab in der Hand, um welchen eine Reise-Charte gewickelt war; den Rest seiner Bibliothek hatte er in seinen verschiedenen Kleidungsstücken untergebracht. Da diese Reise erfolglos blieb, so richtete er seine Schritte nach Dover, wahrscheinlich in der Absicht, nach dem Kontinent überzusetzen; aber hier erhielt sein Geschick eine andere Wendung; man gebrauchte ihn in den Königlichen Werften zum Sieben der Asche, und er erhielt, außer einem Kasten für seine Bücher und einem Frühstück, einen täglichen Lohn von zwei Schilling, welche nicht nur zur Bestreitung seiner Bedürfnisse genügten, sondern ihn auch in den Stand setzten, den Unterricht des berühmten Rabbiners Nathan zu bezahlen und die nöthigen Bücher zu kaufen. So verlebte er drei Jahre, die einzig glücklichen seines Lebens. Als er im Jahre 1810 nach London zurückkehrte, wurde er der Gesellschaft zur Bekehrung der Juden vorgestellt; die Mitglieder derselben bezeigten ihm viele Theilnahme, aber wenn man ihm glauben darf, wurden sie bald seine grausamsten Feinde. Er beklagt sich, durch sie in die äußerste Noth versetzt worden zu seyn, so daß er sogar seine Bücher habe verkaufen müssen. Man muß jedoch bemerken, daß unser armer Gelehrter den mindesten Zwang, den ihm seine Feinde auferlegten, für eine berechnete Verfolgung hält, und daß seine Ansichten über die Verknüpfung von Ursache und Wirkung so wunderbar sind, daß er die Erzählung eines Traumes, in welchem er Herodes die Allobroger bekämpfen gesehen hatte, mit den Worten schloß: „Also entschwand mein Glück zu Tressos."

Die Gesellschaft der Wälischen Barden gab ihm die Mittel, in sein Vaterland zurückzukehren, wo er in Richard David einen neuen Beschützer fand. Bei diesem blieb er sechs Monate und kopirte für ihn alle Hebräische Wörter in dem Lateinischen Wörterbuche von Littleton. Die großmüthige Unterstützung dieses neuen Freundes setzte ihn in den Stand, nach Liverpool zurückzukehren, wo er sich wieder an seine alten Bekannten wendete. Diese glaubten, da er ziemlich korrekt schrieb, ihn in einer Druckerei beschäftigen zu können; indeß genügte eine Probe von einigen Wochen, um seine gänzliche Unfähigkeit zu einer solchen Arbeit zu erweisen. Nun begann für ihn wieder eine Reihe von Widerwärtigkeiten, auf deren Schilderung wir uns nicht einlassen wollen. Jetzt trifft man ihn oft in den Straßen von Liverpool, wo er mit einem Buche in tiefer Versenkung umherwandert, aber immer in der Sprache, in welche man ihn anredet, antwortet. Geld nimmt er nur mit einiger Verlegenheit an; auch fordert er nie etwas und fügt immer hinzu: „Ich bin dessen nicht werth." — Für das Lächerliche, welches seiner Person oder seiner Bekleidung anklebt, zeigt er sich ganz unempfindlich. Einmal kam er auf den Gedanken, seine Haare mit einem grünen Bande zu schmücken, was ihm ein höchst lächerliches Ansehen gab. Einer seiner Freunde schenkte ihm eine blaue mit Silber gestickte Kavallerie-Weste, die er lange Zeit trug, und die ihm eine große Aehnlichkeit mit den Jüdischen Kriegern verlieh, wie man dieselben auf alten Kupferstichen erblickt. Jetzt sieht er einem Rembrandtschen Bettler ähnlich, doch ist seine Figur nicht ohne einen Ausdruck von Würde.

Richard ist mäßig, enthaltsam und kümmert sich wenig um seine Nahrung; er trinkt nur Wasser oder zuweilen Milch und hat immer einige Schillinge in seinem Vermögen, deren er sich nie entäußert, selbst wenn er gezwungen ist, Bücher zu verkaufen. Etwas Bestimmtes über seine religiösen Ansichten zu sagen, würde schwer halten; er antwortet niemals, wenn man in dieser Beziehung in ihn dringt; aber aus gewissen Hebräischen Sprüchen, welche er wiederholt, und aus anderen Griechischen Anführungen, welche man in seinen Büchern und seinem Denkbuche verzeichnet findet, scheint hervorzugehen, daß er an ein höchstes Wesen glaubt. Eine Zeit lang hielt er sich zu den Juden und besuchte ihre Synagogen, um sich im Hebräischen zu vervollkommnen; aber er entzweite sich mit diesen, indem er sich spöttische Bemerkungen über ihre religiösen Gebräuche erlaubte. Sein Charakter ist sanft, sein Betragen einfach, und er zeichnet sich durch seine Wahrheitsliebe und die Regelmäßigkeit seines Lebens aus. Dabei ist er im höchsten Grade freigebig und immer bereit, selbst das zu verschenken, was für ihn den meisten Werth hat, seine Bücher und seine Manuskripte.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Anatomical Plates of the Nerves. — Fol.
The Animal Creation, its Claims on our Humanity. — Von Dr. Styles.
Association, or the Progress of Feeling. — Vom Prediger George Gariod.
Catalogue of the Library at Abottsford. 4.
Church of Rome. — Vom Bischof Hopkins, mit einer Einleitung von Melvill.
Claims of Japan and Malaysia on Christendom. — 2 Bde.
Conversations on vegetable Physiology. — Von Mrs. Marcet.
Debate on the Evidences etc., of Christianity, between Owen and Campbell.
Essays on Anger. — Von Dr. J. Faucett.
Life and Correspondence of Malcolm G. Lewis. — 2 Bde.
Mahon's Civil Engineering. — Herausgegeben vom Professor Barlow.
Medical Notes and Reflections. — Von Dr. H. Holland.
Modern Art and Living Artists.
The Phantom Ship. — Von Cap. Marryatt. 3 Bde.
Pictorial French Dictionary.
Popular Treatise on the Kidney. — Von G. Corse.
Practical Sermons. — Vom Prediger Woodhouse.
Trials of Strength, Moral and Physical. — Von Mrs. Barwell.
Two Lectures on Physical and Fossil Geology. — Von J. F. Francis.
Yorkshire Tales and Poems. — Von S. Roberts.

Mannigfaltiges.

— Ein Roman von Hauff, ins Englische übersetzt. James Morier, der Verfasser des „Hadschi Baba" und anderer orientalischer Darstellungen, hat sich jetzt den Beschützern Deutscher Literatur in England angeschlossen und einen Roman von Hauff, der so eben ins Englische übersetzt worden, durch eine Vorrede eingeleitet und herausgegeben*). Der Deutsche Verfasser wird von Herrn Morier als einer der glücklichsten Nachahmer Walter Scott's und seine Weise der Darstellung und Erzählung als abweichend von dem gewöhnlichen Schlendrian bezeichnet. Die Einführung eines unbekannten Schriftstellers durch einen bekannten, wie sie in Deutschland schon vielfach mit Erfolg vorgekommen — wir erinnern nur an Jean Paul's Vorrede zu Hoffmann's Phantasiestücken, an Tieck's Introduzirung des anmuthigen Erzählers Franz Berthold — scheint in England auffallend gefunden zu werden; wenigstens wird von einigen Rezensenten die Bemerkung gemacht, es wäre dies eine Art vorgreifender Kritik, die das Bedenken des Publikums erregen müsse: denn sey das Buch gut, so würde es auch ohne den protegirenden Herausgeber seinen Weg zu finden wissen, sey es aber schlecht, so dürfte auch Herrn Morier's „Imprimatur" ihm nichts helfen.

— Brougham und die Junius-Briefe. Die Skizzen Britischer Staatsmänner aus der Zeit Georg's III., die Lord Brougham zuerst in der Form einer Rezension anderer Lebensbeschreibungen in der Edinburgh-Review abdrucken ließ, sind jetzt gesammelt erschienen**) und bilden einen interessanten Beitrag zur Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts in England. Unter Anderem werden darin über den Verfasser der Junius-Briefe neue und höchst belehrende Aufschlüsse gegeben. Diese bisher hochgestellten Kontrovers-Episteln werden dadurch bedeutend in ihrem historischen und literarischen Werth herabgesetzt.

*) The Banished; a Swabian historical tale. Edited by James Morier Esq. 3 vols.
**) Historical Sketches of Statesmen, who flourished in the time of George III. First Series. By Henry Lord Brougham.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 62. Berlin, Freitag den 24. Mai 1839.

Italien.

Wissenschaftliches aus Rom.

Das 23ste Heft der Annali delle Scienze Religiose (für März und April 1839), red. vom Abbate Ant. de Luca, ist ausgegeben worden. Das Diario di Roma (Nr. 23) giebt über den Inhalt desselben folgenden charakteristischen Bericht:

1) enthält dies Heft eine sehr wichtige Widerlegung der vom Dr. Strauß in seinem schändlichen (infame) Buch: „Leben Jesu", vorgebrachten Gotteslästerungen. Seit Langem hat die Deutsche Presse kein Werk hervorgehen lassen, das ketzerischer wäre als dieses, nicht sowohl, weil Strauß gegen die Gottheit Christi neue und noch nicht widerlegte Einwürfe machte, vielmehr weil er mit böser List seine Täuschungen verhüllt und unter philologischen Untersuchungen, verdrießlicher Gegeneinanderhaltung von Stellen aus den verschiedenen biblischen Büchern und sophistischer Deutung Hebräischer oder sonst orientalischer Wörter versteckt; daher denn geschieht, daß nur wenige Leser den Sitz des Betruges zu entdecken vermögen. Der Protestantismus, längst nichts weiter als ein reiner Deismus des Verstandes, hat in Deutschland die Gemüther für so anstößige Lehren empfänglich gemacht. Daher haben die Schaaren der Ungläubigen und Freigeister alsbald begonnen, das Werk ihres schamlosen Bannerträgers zum Himmel zu erheben. Und deshalb haben andererseits mehr denn zwanzig Schriftsteller sich zu dessen Bekämpfung erhoben, und ein norddeutscher Fürst hat genehm gefunden, auf die beste Widerlegung einen ansehnlichen Preis zu setzen. Unsere Italiänischen Leser werden nun schon abnehmen können, wie dies Buch nur durch Lüge und Charlatanismus eine Wichtigkeit, die es nicht verdient, erlangen konnte, und die wahren Gläubigen werden sich freuen, wieder zu erfahren, daß die Feinde des Christenthums doch immer nur dieselben abgestumpften Waffen von neuem führen. Die Angriffe des Straußischen Buches, welche der gedachte Artikel zurückweist, richten sich gegen die Geschichte der Verkündigung und Geburt des Täufers Johannes, die scheinbaren Widersprüche zwischen den Evangelien des Matthäus und Lucas u. s. w. Der Artikel ist von einem ungenannten, aber in der orientalischen Philosophie sehr gelehrten Engländer verfaßt und vom Abbate de Luca aus einem Englischen Journal übersetzt.

2) Der Ehrw. Pater Olivieri vom Predigerorden giebt die Fortsetzung seiner gelehrten Untersuchungen über des Engländers Tilstone Beke neues System der biblischen Geographie, in welchem unter anderen Paradoxen sich auch die Behauptung findet, daß das Aegypten der Profangeschichte keinesweges das Land sey, in welchem das Volk Gottes von den Pharaonen bedrückt wurde.

3) Ein in Frankreich erschienenes schönes Buch des Herrn Abbé Frère über die Philosophie der Geschichte wird angezeigt. Nach Entwickelung der verschiedenen Systeme von Kant, Condorcet, Lessing, Micheler, Herder und Hegel wird deren Unhaltbarkeit erwiesen und von den großen Verdiensten St. Augustin's und Bossuet's, welche die wahren Schöpfer dieser erhabenen Wissenschaft sind, gehandelt. Sodann erhalten auch de Maistre und Fr. Schlegel, als welche der christlichen Theorie einer Philosophie der Geschichte die weitere Ausbildung gegeben, ihr verdientes Lob. Zuletzt wird das System Frère's übersichtlich dargestellt und gezeigt, daß diesem der Ruhm gebührt, alle Theile dieser grandiosen Doktrin zu einem wohl disponirten Ganzen zusammengeordnet zu haben.

4) Ein langer und sehr gelehrter Lateinischer Brief des Herrn Abbate Brunati an Ambr. Firmin Didot in Bezug auf dessen Plan, eine neue Polyglotte der heiligen Schrift herauszugeben. Der gelehrte Verfasser entwickelt die bei diesem Riesenwerk nothwendig anzuwendende Methode und giebt beispielsweise eine synoptische Tabelle für die Vertheilung des Textes und der 43 Versionen.

5) Eine Rede des Ehrw. Pater Giov. Batt. Pianciani von der Gesellschaft Jesu, über die der Stadt Rom durch die heiligen Märtyrer zu Theil gewordene Herrlichkeit (gloria), gehalten am vorjährigen Geburtstage der Stadt. Es wird gesagt, wie die Kraft und Standhaftigkeit der christlichen Heroen jene der alten Welteroberer übertrage, da diese nur dem Antriebe ihrer maßlosen Ehrsucht gefolgt, jene aber auf Vertheidigung der Tugendlehren und des Glaubens, welcher der Welt Licht war und ist, ausgegangen seyen.

6) Eine Reihe von Bemerkungen desselben Autors über das neu erschienene Werk von Sismondi: „Geschichte des Unterganges des Römischen Reichs", zeigt die Unzuverlässigkeit dieses Werkes in Allem, was die Religion, die Kirche und die Männer der Kirche angeht. Herr Sismondi sucht die alten Einwendungen Dodwell's und Gibbon's gegen die Anzahl der alten Märtyrer wieder hervor und beschuldigt viele heilige Bischöfe und andere kirchliche Personen ungerechter Weise der Grausamkeit in Verfolgung der Götzendiener. Pater Pianciani erweist aufs augenscheinlichste die Falschheit und Ungerechtigkeit solcher Behauptungen.

Den Beschluß machen: das letzte Dekret der heil. Congregation des Index (der verbotenen Bücher), ein Nekrolog des Schweizerischen Predigers Cuttat und die bibliographischen Notizen über neue in Italien, Frankreich, Deutschland, England, Belgien und Nord-Amerika erschienene Bücher religiösen Inhalts.

Frankreich.

Die sieben Saiten der Lyra.

Dramatisches Gedicht von George Sand.

(Fortsetzung.)

Siebente Scene.

Mephistopheles, der Kapellmeister, der Dichter, der Maler, der Kritiker, Helene.

Meph. (beiseit im Hereintreten). Nun, meine Bürschchen, wenn Ihr nicht die Leier zerbrechet, verstümmelt und in den Koth tretet, so verstehe ich mich nicht mehr auf Raubgesindel und Vandalen. (Laut, indem er sich tief vor ihnen verbeugt.) Tretet näher, edle Herren! Hier herein, berühmte Meister! Möchten doch Ew. Gnaden einen gütigen Blick auf dieses Wunderwerk der Kunst werfen, ohne deshalb (auf Helenen zeigend und mit leiserer Stimme) dieses Meisterwerk der Natur zu übersehen.

Hel. Welche unangenehme Personen! In ihre Hände soll also der Schatz meines Vaters übergehen. Ich mag dem Handel nicht beiwohnen. Es würde mich zu sehr schmerzen! (Sie geht hinaus.)

Der Kapellmeister. Vor allen Dingen will ich dieses unvergleichliche Instrument versuchen. Es soll einen ganz wunderbaren Ton haben. Ich gedenke es in der Kapelle Sr. Majestät einzuführen, und ich habe schon ein besonderes Solo dafür in meiner D dur-Symphonie angebracht.

Maler. Ich befürchte sehr, daß man Euch in dieser Hinsicht getäuscht hat. So viel ich weiß, hat noch Niemand den Ton dieser Lyra gehört, weil der Eigenthümer sie von Keinem berühren ließ; aber mein Freund Lottenwald hat mir von den elfenbeinernen Figürchen erzählt, womit das Instrument verziert sey und welche die herrlichsten Sirenen-Statuetten seyn sollen, die man irgendwo sehen kann.

Der Dichter. Lottenwald versteht sich darauf! Was mich betrifft, ich gedenke die phantastische Legende, die sich an Adelsfreit's Lyra knüpft, poetisch zu behandeln. Meister Jonathas, Ihr sollt allein, wie ich höre, den wahren Hergang der Sache kennen. Es soll eine sehr merkwürdige Sage seyn, die der verstorbene Meinbacher nur seinen besten Freunden unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit erzählte. Ich wähnte, als Hofdichter, hinreichenden Anspruch an seine Werthschätzung zu haben, um daß er mir die wunderbare Begebenheit mittheile, doch wollte er sich nie dazu verstehen.

Der Maler. Weil Ihr sie alsdann dem ganzen Publikum unter dem Siegel eines unverbrüchlichen Stillschweigens zu erzählen gedachtet.... Ich würde weniger von ihm verlangt haben. Ich hätte nur gewünscht, die kleinen Figuren zu kopiren, um die Rahmen der Kaiserlichen Familien-Portraits damit zu verzieren. Seine Majestät würden dieser Erfindung Beifall gezollt haben; Sie lieben vorzüglich die Rahmen der Gemälde; man möchte fast sagen, Sie geruhten, diese den Gemälden selbst vorzuziehen. Daher berücksichtige ich diese auch ganz besonders bei dem Kauf der Bilder, die ich für Höchstihre Galerie auswähle.

Kapellmeister. Verschont uns doch mit Euren schlechten Späßen; was ist daran gelegen, ob Seine Majestät sich auf die Künste verstehen, wenn Sie dieselben nur beschützen.

Meph. (auf die Lyra zeigend). Dort steht das bewunderungswürdige Instrument, meine Herren. Man hat Euch nicht getäuscht, wie Ihr seht, denn seines gleichen findet man auf der Welt nicht mehr.

Kapellm. Das wäre sie? Ich erwartete etwas Anderes.

Maler. Ich bitte tausendmal um Verzeihung, Herr Jonathas, aber ich verstehe mich ein wenig auf Instrumente, das ist sicher kein Adelsfreit.

Meph. Ihr zweifelt, mein Herr; werfet nur einen Blick auf den Resonnanzboden, da könnt Ihr in allerhand Buchstaben den Namen des berühmten Verfertigers, das Datum, das authentische Datum und seinen Todestag lesen.

Maler. Und die Devise, von der man mir sagte?

Meph. Da steht sie auch, in Silber ausgelegt, auf dem Ebenholze des Resonnanzbodens.

Kapellm. Das sind ja unlesbare Zeichen.

Kritiker. Ei, herrlich! Ich werde sie sogleich entziffern; ich habe wahre Luchsaugen. Hört! Hört!

Wer unberührt mich läßt,
Des Theil wird Reichthum seyn;
Wer Wohllaut mir entlockt,
Dem strahlt der Weisheit Schein;
Wer Mißbrauch an mir übt,
Dem hauch' ich Wahnsinn ein;
Und wer mich gar zerbricht,
Den trifft des Todes Pein!

Dichter. Pah! Das ist nichts Besonderes.

Maler. Ha! Ha! Es ist Lokalwitz in den Versen. Aber offenherzig gesagt, wie gefallen Euch die erhabenen Figuren?

Dichter. Bewunderungswürdig! göttlich!

Kapellm. Und die Verzierungen! Welch' herrlicher Geschmack! Welche Zartheit in diesen Blumengewinden! Welch' sauberes Laubwerk! Welche geschnörkelten und doch freien Arabesken! Es ist ein wahres Kleinod.

Maler. Hm! ich bedaure, Eure Entzückungen nicht theilen zu können. Das Alles ist stümperhaft, geziert und geschmacklos; es ist völliges Rokoko! Heutzutage verfertigen wir ganz andere Dinge.

Kritiker. Das bezweifle ich. Was jetzt gemacht wird, ist werthlos, dies hier aber ist ein Meisterstück.

Maler. So etwas bewundert Ihr gern. Auf die Todten ist Niemand eifersüchtig.

Dichter. Liebster Freund, man kann nicht in Abrede stellen, daß Eure Kunst ihrem Verfalle nahe ist....

Maler. Wahrhaftig, seit zehn Jahren las ich keine Strophe, die so gut wie diese war.

Kapellm. Die Strophe ist in der That nicht übel; ich werde sie in Musik setzen, aber mich wohl hüten, sie von einem Instrumente dieser Art begleiten zu lassen. Sein Bau ist abscheulich, und die heutige Musik ist zu gelehrt, zu ausgearbeitet, zu vollstimmig, um sie auf solchen Kesseln spielen zu können.

Kritiker. Die Musik, die Malerei und die Dichtkunst, meine theuren Freunde, ruhen neben einander in demselben Sarge. Es giebt nur noch Eine Macht, die Kritik.

Maler. Und wozu hilft sie? Was beherrscht denn diese Macht? Wenn es keine Kunst mehr giebt, so ist auch nichts mehr zu kritisiren da, und die Kritik mag sich auf unser Grab hinstrecken, wie ein Hund auf die Beute seines Herrn. Ganz offen gesprochen, wozu nützt sie denn?

Kritiker. Grabschriften abzufassen.

Maler. Ihr treibt also das Handwerk der Todtenbestatter. Mich kümmert's wenig, theuerster Freund. Streuet immerhin nach Belieben Blumen auf mein Grab; ich hörte immer, daß die Todesurtheile der Kritik den Künstlern Glück brachten. Indessen erzeigt mir doch den Gefallen, mir die Lyra ein wenig zu halten .... so ungefähr ... schön! Ich will schnell die Figuren kopiren, während Ihr mit Meister Jonathas Euch über den Preis einiget; denn was mich anbelangt, ich kaufe nichts.

Kritiker. Ihr wollt also doch diese elenden Dinger kopiren? Es ist wahrhaftig sehr gnädig von den Neueren, daß sie den Alten noch etwas entlehnen, obgleich sie über diese Stümpereien, über dies Rokoko so weit erhaben sind!

Meph. (beiseit). Ich werde mich nicht beeilen, mit ihnen Handels eins zu werden; es ist recht gut, wenn sie bei ihrer Unterhaltung etwas in Hitze gerathen. Bevor zehn Minuten vergangen sind, werden sie sich zanken; möchten sie doch die Leier zerbrechen, ehe sie von hier gehen, das wäre das Kürzeste und Sicherste.

Maler. Haltet still ... ein wenig mehr rechts; schön ... nun habe ich es.

Kritiker. Dieser Musenkopf, der am oberen Ende sich befindet, und zu dem die Sirenen sich so anmuthig hinneigen, könnte füglich aus dem Alterthum herstammen.

Kapellm. Das ist entweder Polyhymnia oder die heilige Cäcilie.

Dichter. Es ist Erato. Die Lyra ist mehr das Sinnbild der Poesie als der Musik.

Kapellm. Welche seltsame Behauptung! Versucht es einmal, das Instrument durch Hersagen von Versen erklingen zu lassen! Keinem Brummeisen würdet Ihr, theuerster Freund, mit all Euren Sonnetten einen Ton entlocken.

Dichter. Die Lyra war bei den Alten nur eine Nebensache, eine Begleitung zu der Declamation, ein Mittel, die Stimme gleichmäßig zu erhalten und die Verse nach einem gewissen Taktmaße abzutheilen .... Zum Beispiel auf diese Weise ....

Kapellm. (lächelnd). Ah schön! jetzt werdet Ihr die Lyra spielen.

Dichter. Und warum nicht? Es kömmt nur darauf an, die Tonleiter auf den Seiten zu kennen und dem poetischen Rhythmus zu folgen. So höret denn!

Meph. (beiseit). Nun, Leier, jetzt naht Dein Ende!

(Der Dichter deklamirt Verse und berührt die Saiten der Lyra, die aber stumm bleibt.)

Meph. (beiseit). Der Tod über Dich, Du widerspenstiger Geist, der nicht sprechen will!

Kritiker (leise zum Maler). Das sind die schlechtesten, die er je gemacht hat.

Dichter. Nun, was sagt Ihr dazu?

Kapellm. Die Verse sind sehr schön.

Dichter. Und die Begleitung! nicht wahr, Ihr trautet mir so etwas nicht zu?

Kapellm. Was, die Begleitung?

Maler. Ihr bewegtet mit vieler Anmuth die Finger!

Kapellm. (zum Kritiker). Habt Ihr was von Begleitung gehört?

Kritiker. Der Herr begleitete sich mit anmuthigen Geberden, edlen Stellungen und wirklich merkwürdigem Minenspiel.

Dichter. Vergebens bemüht Ihr Euch, mein Herr, mich lächerlich zu machen. Ich bin kein Musiker, ich weihte mich einer höheren Kunst. Wenn ich dieser Lyra harmonische Töne entlockte, so gebührt die Ehre dafür allein dem geschickten Verfertiger derselben.

Kapellm. Aber, lieber Freund, im Gegentheil, Ihr seyd es, der sich über uns lustig macht! Auf Ehre und Gewissen, Ihr ließet auch nicht den geringsten Ton auf der Lyra hören.

Dichter. In der That, ich finde Euch sehr drollig! Ein tauber Kapellmeister! Das giebt uns Aufschluß über Eure Symphonieen!

Kritiker (zum Kapellmeister). Widersprechet doch dem Herrn nicht; es ist ja eines der schönsten Vorrechte der Dichtkunst, im Dunkeln zu sehen und beim tiefsten Stillschweigen zu hören.

Maler (immer zeichnend). Was mich betrifft, ich war dergestalt in die Verse des Herrn vertieft, daß ich die Begleitung nicht recht hörte.

Dichter. Ich mache keinen Anspruch auf Lobeserhebungen; ich möchte Euch nur die Schönheit der Töne fühlbar machen, welche ich dieser Lyra entlockte. Giebt es wohl etwas Reineres und Mächtigeres, als diesen Dreiklang? (Er berührt die Lyra, die stumm bleibt.)

Kapellm. Nun?

Maler. Hörtet Ihr etwas?

Kritiker. Nicht das Geringste.

Dichter. Geht, Ihr wollt mich zum Besten haben! Wie kann ich nur so thöricht seyn, darauf zu achten. Ich werde für mich allein spielen. (Er spielt und spricht.) Welcher Klang! Was für ein himmlischer Wohllaut! — Aber was ist das! seltsam fürwahr! die Töne entstehen von selbst und erklingen unter meinen Fingern wie durch ein Wunder! Höret! wie rein ist mein Spiel, welche Leichtigkeit in den Läufen, welche Kraft in diesen göttlichen Akkorden! O Poesie, Königin des Weltalls, du begabtest mich mit einem Talente, von dem ich bis jetzt nichts wußte, das ich für untergeordnet hielt, und das nur durch die Macht meines Genius sich zum Himmel erhebt! Ihr stehet stumm da, Ihr Anderen, erstaunt, festgebannt, niedergeschmettert von meinem Spiel! Ihr elenden Stümper, Ihr quält Euch zehn Jahre lang, um nur mit mittelmäßiger Fertigkeit eine Schalmey spielen zu können; während ich, ohne die Musik erlernt zu haben, ohne die Regeln der Kunst, noch den Mechanismus irgend eines Instrumentes zu kennen, hier ohne Anstrengung, ohne Mühe, ohne Nachdenken die Schätze meiner Seele entfalte. Fast ohne meinen Willen entrauschen wie Ströme die Wogen der Harmonie den Saiten; Alles um mich her belebt sich; die Säulen schwanken, die Fresken bewegen sich, die Wölbung thut sich auf, um den Lobhymnus, der mir entströmt, zum Himmelsdom emporsteigen zu lassen!.... (Die Lyra ist beständig stumm geblieben.)

Kapellm. Wie Schade! unser armer Freund hat den Verstand verloren! Wer wird mir nun meine Textbücher schreiben.

Kritiker (ironisch). Ich finde den Herrn nicht närrischer als gewöhnlich.

Maler (lacht laut und wirft sich in seinen Stuhl zurück). Ich sterbe, ich ersticke; noch nie sah ich so Belustigendes.

Dichter. Ihr seyd es, die Mitleid und Spott verdienen! Endlich zeigt sich mir klar Eure Eifersucht; in dem Augenblicke, wo mein Genius in seinem vollem Glanze strahlt, vermögt Ihr Euren Haß nicht länger mehr zu bändigen. Stets waret Ihr meine Feinde, ich weiß es, fort aus meinen Augen! Wenn ich Eure Schmeicheleien mit Geduld anhörte; so geschah das nur, weil meine Verachtung Euch vor meinem Unwillen bewahrte. Doch es ist Zeit, daß ich mich aus dieser unreinen Atmosphäre rette; ich verlasse Euch; die Welt will ich mit meinem Ruhme erfüllen, und wie der göttliche Orpheus, werde ich unter dem Menschengeschlecht die Wohlthaten der Civilisation in der geheiligten Sprache verbreiten, deren Geheimniß ich den Göttern entwandte. (Er entflieht mit dem Hut in der Hand durch den Garten.)

Meph. Fluch über Dich, Du Affengehirn, da hält er seinen Hut für die Leier! Nun mögen sich die hier ein Bischen katzbalgen. (Er zieht sich in den Hintergrund zurück.)

Maler (immer aus vollem Halse lachend). O seht nur, seht! Welch ein theatralischer Gang! Welche Gliederverrenkungen! Die fliegenden Haare, der im Wind flatternde Mantel, der Hut, den er wie Orpheus Harfe im Arme hält! Prächtig, prächtig! Eine vortreffliche Karrikatur!

Kapellm. Ihr lacht darüber! aber er ist wahrhaftig toll! Er hat einen hitzigen Fieberanfall.

Maler. Pah! nichts als ein Anfall wahnsinniger Eitelkeit. An diese Krankheit ist er gewöhnt, daran stirbt er nicht.

Kapellm. Aber er treibt verkehrtes Zeug! Seht nur, wie er um sich herum grüßt und segnet, als läge eine Menschenmasse zu seinen Füßen! da steigt er auf ein Orangeriegefäß und steht da, wie eine Statue auf einem Fußgestell.

Kritiker. Als Apollo! Prächtig! Wie schön der Hut die Stelle der Lyra vertritt. Am Ende hält er noch den Zopf seiner Perrücke für den Schweif eines Kometen.

Kapellm. Ich finde das gar nicht so lächerlich. Diese Lyra ist bezaubert.

Wer Mißbrauch an mir übt,
Dem hauch' ich Wahnsinn ein.

Da wäre schon der eine Ausspruch erfüllt.

Kritiker. Dazu gehört nicht viel Zauberei, um vorhersagen zu können, daß ein Narr Narrheiten begehen wird, denn ich versichere Euch, daß alle Künste der Hölle nicht im Stande wären, die Ueberspanntheit eines so selbstzufriedenen Menschen, wie er, noch zu steigern.

Maler. Laßt es gut seyn! Ich muß schnell die Skizze vollenden; der verwünschte Narr mit seiner Störung!

Kapellm. Ich hätte wohl Lust, während der Jude nicht aufpaßt, die Saiten der Lyra abzuspannen, um den inneren Mechanismus kennen zu lernen, dann hätte ich nicht nöthig, sie zu kaufen.

Meph. (beiseit). Ja, ja, nach Deinem Gefallen! Das ist es eben, was ich wünsche.

(Der Kapellmeister will die Lyra nehmen.)

Maler. Ach, ich bitte, noch einen Augenblick!....

Kapellm. Aber liebster Maler, was treibt ihr denn da für Kurzweil? Verliert doch nicht die Zeit mit anderen Dingen.

Maler. Was soll das heißen? Seht Ihr denn nicht meine beiden Sirenen? Mir scheint, ich hätte das Ganze recht mit Gefühl aufgefaßt.

Kritiker. Sehr artig! Eure beiden Satyre sind nicht übel; aber ich ziehe die Sirenen vor. Was sollten auch Satyre auf einem solchem Instrumente bedeuten?

Maler. Das ist so die echte Art des Kritikers. Man schickt ihm ein Heldengedicht zur Beurtheilung, und wenn er damit nicht zurecht kommen kann, spitzt er seine Feder und schreibt: „Was das Gedicht anbetrifft, so enthält es gewiß einige Schönheiten; wenn wir es aber von dem Gesichtspunkt der Geometrie und der Naturwissenschaften betrachten, wie wir es eigentlich betrachten sollten und auch wollen, so sehen wir uns genöthigt, es noch unter das Mittelmäßigste zu stellen, was uns bis jetzt in der Art vorgekommen, u. s. w. u. s. w." (Zum Kapellm.) Nicht wahr, habe ich nicht Recht?

Kapellm. Wovon sprecht Ihr, von der Kritik oder von Eurer Zeichnung?

Maler. Ach, laßt die Kritik, ich spotte ihrer. — Meine Sirenen, ha!....

Kapellm. Eure Satyre?....

Maler. Ihr auch? Wohl! Muth gefaßt! Was ist daran gelegen? Sie sind vollkommen.

Kritiker. Es gefiel Euch, statt der Sirenen Satyre zu zeichnen; man muß nie mit der Phantasie des Malers rechten; weshalb aber betrachtet Ihr diese Lyra, als wenn Ihr sie kopirtet? Nicht einmal die Stellung ist nachgeahmt.

Kapellm. Allerdings. Statt dieser beiden lieblichen, mit so viel Anmuth gegen einander geneigten Gestalten, drechselt Ihr zwei groteske, rücklings gebogene Leiber hin und gebt ihnen eine dem Plan des Vorbildes gerade entgegengesetzte Stellung. Das mag originell seyn, aber es hat durchaus keine Beziehung zu Adelfreit's Lyra.

Maler. Theuerster Maestro, Ihr seyd zum Witzeln viel zu schwerfällig; begnügt Euch damit, die großen Meister zu plündern und schmählichen Diebstahl, schlecht versteckt unter geschmacklosem Zierrath, für die Inspiration Eurer Muse auszugeben; überlaßt die leichte Ironie diesem Herrn hier, der sich derselben so gut zu bedienen weiß, wie Jedermann bekannt ist, und dessen Anatheme für Meinesgleichen Anweisungen auf Unsterblichkeit sind. (Zum Kritiker.) Ja, Herr, ich verachte Euch und trotze Euch; Ihr wißt es sehr wohl. Da Ihr seht, daß diese einfache Skizze den Stempel einer Euch unerreichbaren Größe trägt, so erblaßt Ihr vor Wuth, und da Ihr weder die Schönheit noch die Anmuth begreifen könnt, so thut Ihr, als wären diese reizenden Sinnbilder der Verführung nichts als ungeschlachte Körper....

Kritiker (zum Kapellmeister). Sinnbilder der Verführung! zwei häßliche Satyre, von Wein berauscht und mit obscönem Grinsen sich umbiegend.

Kapellm. (zum Maler). Ehrlich gesagt, lieber Meister, Euer Sinn ist getrübt oder Euer Geist auf Irrwegen. Diese beiden Gestalten mit Bocksfüßen sind eine Composition, die Eurer ganz unwürdig ist. Nehmt Euch zusammen, ich bitte Euch; öffnet die Augen und laßt Euch den Rath nicht verdrießen, den ich Euch zu Eurem Besten ertheile, vernichtet sie.

Kritiker. Das ist auch mein Rath.

Meph. (beiseit). Nur zu! fallt Euch in die Haare!

Maler (zornig). Ei, Ihr möchtet wohl gern, daß ich das thäte. Lieben Freunde, ich kenne Euch. Ihr habt mich so oft verrathen, daß ich nur zu gut weiß, was ich von Eurem Rath zu halten habe. Ihr armseligen Plagiare seht mit Verzweiflung fremdes Talent aufkeimen; jede Ueberlegenheit zermalmt Euch, und gewohnt, knechtisch nachzuahmen, schreit Ihr über Abgeschmacktheit und Uebertreibung, wenn Ihr in der Nachbildung eines Kunstwerks das Original von dem Genius des Künstlers übertroffen findet. Ja wohl habt Ihr Recht! meine beiden Sirenen gleichen nicht denen der Lyra, eben so wenig wie Eure Werke denen gleichen, die Ihr nachgeahmt; nur mit dem Unterschiede, daß Ihr Alles grob verunstaltet, was Ihr berührt, während ich dem Abbild einer ziemlich mittelmäßigen Darstellung den Stempel der Erhabenheit aufdrückte. Die Sirenen dieser Lyra sind zwei hübsche Mädchen, die meinigen sind zwei Göttinnen, und Euer Bemühen ist vergeblich: die Welt wird darüber urtheilen und Eure jämmerliche Eifersucht oder stumpfe Verblendung zunichte machen. (Er läuft davon, sein Album mitnehmend.)

Kapellm. Das wird immer seltsamer. Auch er ist durch das bloße Anschauen dieser Lyra vom Schwindel ergriffen und toll geworden! Ja, die Weissagung wird erfüllt; der Wahnwitz der Eitelkeit kömmt über die mittelmäßigen Talente, die den Talisman beflecken. O zauberische Lyra! ich erkenne die übernatürliche Macht, die in dir wohnt, und da du dem, der Wohllaut dir entlockt, Weisheit und Glück versprichst, so nahe ich mich dir mit ehrerbietigem Vertrauen und hoffe, dir so herrliche Harmonieen zu entlocken, daß alle Mächte des Himmels oder der Hölle, die bei deinem Bau Beistand leisteten, sich mir unterordnen und mir gehorchen werden, wie einst dem großen Adelsfreit.

Kritiker. Seyd auf Eurer Hut; was sich hier unter unseren Augen zuträgt, ist wirklich höchst wunderbar und kann Euch zur Warnung dienen.

Kapellm. Wie, Ihr zweifelt an meiner Macht?

Kritiker. Ei freilich, ich zweifle stark daran, mit Eurer Erlaubniß. Ich habe Euch oft genug vor aller Welt gepriesen, Euch Gefälligkeiten in Menge erzeigt, darum könnt Ihr wohl einiges Vertrauen in mich setzen. Begnügt Euch mit den Lorbeern, die mein Wohlwollen Euch zuerkannte; seyd zufrieden mit dem Rufe, den meine Feder Euch verschaffte. Die Menschen habt Ihr getäuscht, wagt es nicht mit den Geistern einer anderen Ordnung....

Kapellm. Ich verstehe Euch nicht und fürchte, daß auch Ihr den Verstand verloren, weil Ihr mit unheiliger Hand die Lyra berührtet. Meinen Ruf verdanke ich nur meinen Meisterwerken, die vergiftete Feder eines Journalskriblers konnte mir keine Lorbeern zuerkennen. Das Genie krönt sich selbst, es pflückt seine Lorbeern mit eigener Hand und verachtet die unreinen Rathschläge der Schmeichler, die es, nur um sich selbst zu heben, an seiner Kraft irre zu machen suchen.

Kritiker (ihm die Lyra reichend). Ihr wollt es! Wohlan, möge Eure unsinnige Kühnheit ihren Lohn ärndten und Euer Geschick sich erfüllen.

Kapellm. Nieder aufs Knie, Sklave!

Meph. Glück zu! Leier, jetzt bist du verloren.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

L'homme de trente ans. — Roman von E. Bergounioux. 2 Bde. 15 Fr.
Les trois soufflets. — Von Frau von Cubières. 7½ Fr.
Traité élémentaire de Conchyliologie. — Von G. P. Deshayes. Erscheint in 12 Lieferungen. Pr. jeder Lfg. 6 Fr.
Le Siége de Rome. — Von T. Dinocourt. 2 Bde. 15 Fr.
Traité pratique du pied-bot. — Von V. Duval. 7 Fr.
Un jeune homme charmant. — Von Paul de Kock. 2 Bde. 15 Fr.
La tour de Biaritz. — Von Elisa von Mirbel. 7½ Fr.
La Marquise de Vivonne. — Von Frau von Montaran. 2 Bde. 15 Fr.

England.

Das Sprachgenie eines Wälischen Holzsägers.

(Schluß.)

Obgleich Richard viele Sprachen gelernt und eine große Anzahl alter und neuer Schriftsteller gelesen hat, so würde es doch schwer seyn, die Ausdehnung seiner Kenntnisse genau anzugeben. Man könnte sogar glauben, daß er über der Beschäftigung mit anderen Sprachen seine Muttersprache vergessen hat, und auch das Englische spricht und schreibt er in Vergleich mit anderen Sprachen nur auf eine sehr unvollkommene Weise. Es ist schon bemerkt worden, daß Richard seine ganze Aufmerksamkeit nur auf den grammatikalischen Bau der Sätze richtet, den Inhalt des Gelesenen aber auf keine Weise zu fassen im Stande ist. Der folgende Zug mag als Beleg dazu dienen. Einer der Freunde Richards, welcher einen Besuch von einem der ausgezeichnetsten Mitglieder der Universität erhielt, glaubte, daß diesem ein solches Phänomen im höchsten Grade interessiren müsse, und lud deshalb Richard zu sich ein. Nachdem das erste Erstaunen über seine wunderliche Erscheinung vorüber war, richtete man mehrere Fragen in Französischer und Italiänischer Sprache an ihn, welche er mit gewohnter Schnelligkeit und Einfachheit beantwortete. Hierauf bat man ihn, eine Stelle aus dem Homer zu erklären.

Richard griff nun in seine Beinkleider und wühlte darin umher, bis er zu der Stelle gelangte, welche den großen Dichter beherbergte. Hierauf zog er das Buch hervor und reichte es dem Gelehrten, damit dieser ihm eine Stelle bezeichne. Dieser verspürte natürlich keine große Lust, das Buch in die Hand zu nehmen, und überließ es Richard, sich eine Stelle auszuwählen. Nun las derselbe mit vieler Genauigkeit und Sorgfalt einige Verse der Ilias und begleitete sie mit sehr scharfsinnigen kritischen Bemerkungen. Hierauf versuchte er eine Englische Uebersetzung zu geben, was zwar nicht ohne einige Unbeholfenheit geschah, woraus man aber doch ersah, daß er den Sinn vollkommen gefaßt hatte. „Sehr gut, Richard," sagte der Fremde; „Sie haben das Stück ganz richtig übersetzt. Haben Sie die Ilias gelesen?" — „Ja, ich habe sie gelesen." — „Was halten sie vom Charakter der Andromache?" — „Andromache?" sagte er nach einer langen Pause. „Ja, was halten Sie vom Charakter der Andromache?" — „Das ist ein Männerkampf." — „Schön, das ist die Etymologie des Namens; aber was halten Sie von Andromache, der Gattin des Hektor?" — „Die kenne ich nicht." —

Richard ist sehr bereitwillig, seine Kenntnisse mitzutheilen, und glaubt sich verpflichtet, seine Dienste einem Jeden anzubieten, der davon Gebrauch machen könnte. Die Nichtachtung und die Gleichgültigkeit, auf die er überall stößt, geben ihm reichlichen Anlaß zu Klagen, und er glaubt sich wegen seiner Bemühungen, die Wahrheit und die Wissenschaft zu verbreiten, verkannt und verfolgt. Zuweilen wähnt er sich auch einer religiösen Verfolgung ausgesetzt. „Ich freue mich", sagt er, „daß ich würdig erachtet wurde, für die gerechte Sache zu leiden, welcher ich gern mein Leben opfern möchte, sollte ich auch verbrannt werden oder die grausamsten Qualen zu bestehen haben." — Wenn es schon nicht zu verwundern ist, daß Richard wenig Personen findet, welche Griechisch oder Hebräisch lernen wollen, so ist es wohl noch natürlicher, daß sich Niemand seiner Anleitung dabei bedienen will. Seine Unkenntniß der Weltsitte, die unglückliche Schwäche seiner Augen, die ungemeine Schwierigkeiten, seine Gedanken zu fassen, sind nicht die geringsten Hindernisse, welche seinem Erfolge als Lehrer im Wege stehen. Bringt man dann noch die Unreinlichkeit seiner Person und seiner Kleider in Anschlag, so wird man einsehen, daß er wenig zu hoffen hat.

Alles, was Richard zur Beförderung des Sprachstudiums thun kann, erfüllt er redlich, indem er unausgesetzt an der Vollendung mehrerer ausgedehnter Werke arbeitet. Unter diesen befinden sich ein Griechisch-Englisches Wörterbuch und eine Sammlung Hebräischer Stellen, welche er mit einem Hebräisch-Englischen Wörterbuch und einer Lateinischen Abhandlung über die Hebräische Musik und Prosodie versehen hat. Noch wichtiger ist ein Hebräisch-Griechisch-Englisches Wörterbuch, das schon weit vorgerückt ist. Ferner schrieb er eine Hebräische Grammatik mit Anwendung der Vokalzeichen, deren Gebrauch im Alterthum er aus Schriftstellern vor dem Talmud bewiesen hat. Seiner Ansicht nach sind dieselben nicht nur für die musikalische Betonung, sondern auch für das volle Verständniß der Sprache unbedingt erforderlich.

Zu einer Zeit zeigte Richard große Neigung für die Musik; er genügte derselben zuerst, indem er eine Zinke blies, und er gab dieses Ur-Instrument nicht eher auf, als bis er ein Waldhorn erhielt, mit welchem er die Plage der Nachbarschaft wurde. Später schenkte ihm ein Freund eine alte Wälische Harfe, welche er selbst bespannte und zu deren Tönen er die Hebräischen Psalme in der Ursprache sang.

Es dürfte schwer seyn, die so entschiedene Neigung Richard's für das Erlernen von Sprachen und die bemerkenswerthen Fortschritte, die er in einem so abstrakten Studium machte, auf eine befriedigende Weise zu erklären, wenn man seine gänzliche Unbrauchbarkeit für alle andere Dinge bedenkt. War es eine ursprüngliche Anlage, ein Geschenk der Natur oder das Resultat einer Ideen-Association, welche sich in seiner Kindheit gebildet hatte und deren Spuren verloren gegangen sind? Sein merkwürdigstes Vorbild ist Magliabecchi, der Bibliothekar des Großherzogs von Florenz, welcher mit einem erstaunlichen Gedächtnisse und einem nicht zu befriedigenden Wissensdurste eine ausgebreitete Kenntniß der alten und neuen Sprachen verband. Sein Gedächtniß war so außerordentlich, daß er sich nicht nur alles Gelesenen erinnerte, sondern auch den Schriftsteller, das Buch und die Seite citiren konnte. Und dennoch hat er nichts hinterlassen, als einige Briefe und einen Katalog der Orientalischen Manuskripte in der Bibliothek zu Florenz. Wenn Magliabecchi und Jones sich in ihren Neigungen und Bestrebungen nähern, so findet ein ungeheurer Abstand zwischen ihrer äußeren Lage statt. Der Eine korrespondirte mit Gelehrten, ging mit den Vornehmen um, der Andere muß alle seine literarischen Schätze mit sich herumtragen und die Barmherzigkeit in Anspruch nehmen. Armer Gelehrter! (R. B.)

Mannigfaltiges.

— Ausländische Literatur in England. Zu den Englischen Zeitschriften, die sich bereits ausschließlich oder zum Theil mit der Literatur des Auslandes beschäftigen, ist jetzt noch eine neue gekommen, die in monatlichen Heften erscheint und den Titel führt: „Foreign Monthly Review and Continental Literary Journal". Das uns vorliegende erste Heft (Mai, 1839) wird dem Publikum ohne irgend ein einleitendes Wort übergeben, aus welchem man auf die Männer, denen die Redaction anvertraut ist, und von diesen auf die künftige Richtung der neuen Zeitschrift einen Schluß ziehen könnte. Der Inhalt giebt sich jedoch sogleich als sehr mannigfacher Art, fern von aller einseitigen exklusiven Auffassung, wie man sie sonst wohl von Engländern und Franzosen auf den Gebieten ausländischer Literatur gewohnt war, und als ganz besonders vertraut mit den literarischen Zuständen unseres Deutschen Vaterlandes zu erkennen. Von sechzehn kritischen Anzeigen, die dieses erste Heft enthält, beschäftigen sich nicht weniger als acht mit Deutschen Werken, sieben sind Französischen Büchern gewidmet und eine endlich einem Italiänischen. Die Eröffnung des Ganzen bildet der „Deutsche Musen-Almanach für das Jahr 1839", der dem Reviewer Gelegenheit giebt, einige Worte der Anerkennung über Adelbert von Chamisso und der Trauer über den frühen Tod des Dichters zu sagen. „Nord-Amerika's sittliche Zustände" von Dr. Julius, Böttiger's „Literarische Zustände und Zeitgenossen", Raumer's „Historisches Taschenbuch", Friedr. Förster's „Friedrich August II.", Lappenberg's „Geschichte von England", Franz Palacky's „Literarische Reise nach Italien" und Simrock's „Salomon und Morolf" werden demnächst besprochen und geben zu mehr oder weniger umfassenden Auszügen Anlaß. Daß bei vielen dieser Mittheilungen Deutsche Bearbeiter die Hand mit im Spiele gehabt, möchten wir unbedingt voraussetzen, denn nicht leicht haben Englische Literaten eine so sichere Lokal- und Personenkenntniß, als hier meistens gezeigt wird. Wir werden wohl zuweilen Gelegenheit haben, auf dieses Journal zurückzukommen, weshalb wir es für jetzt bei dieser kurzen Anzeige bewenden lassen.

Belgien.

Haupt-Uebersicht

der Verheirathungen, Geburten, Ehescheidungen und Todesfälle in Belgien, während des Jahres 1837.

Provinzen.	Anzahl der Geburten						Anzahl der		Anzahl der Todesfälle					
	in den Städten.			auf dem Lande.			Verheirathungen.	Ehescheidungen.	in den Städten.			auf dem Lande.		
	männl.	weibl.	Summa.	männl.	weibl.	Summa.			männl.	weibl.	Summa.	männl.	weibl.	Summa.
Brabant	3337	3209	6546	7527	6924	14451	4743	8	3196	3175	6371	5844	5712	11556
Limburg	655	642	1297	4573	4262	8835	2350	0	585	575	1160	3573	3711	7284
Lüttich	1794	1721	3515	5554	5103	10657	3106	4	1632	1635	3267	4110	3927	8037
Ostflandern	3176	3005	6181	9364	8948	18312	5566	3	2543	2787	5330	7569	8146	15715
Westflandern	2955	2760	5715	8274	7791	16065	4682	0	2523	2734	5257	6717	6715	13432
Hennegau	1380	1380	2760	9510	8916	18426	5084	1	1243	1304	2547	6839	6831	13670
Namur	567	622	1189	3211	3046	6257	1673	0	514	491	1005	2002	1902	3904
Antwerpen	2240	2044	4284	3781	3540	7321	2795	2	1768	1909	3677	2907	2882	5789
Luxemburg	292	290	582	5361	4960	10321	2214	0	270	252	522	4830	4789	9619
Hauptsumme	16396	15673	32069	57155	53490	110645	32213	18	14274	14862	29136	44391	44615	89006

(Aus dem Annuaire de l'observatoire de Bruxelles pour l'an 1839.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 63. Berlin, Montag den 27. Mai 1839.

Italien.

Handbücher für Reisende in Italien.

Die Klage Deutscher Reisenden in Italien über die Unzulänglichkeit der vorhandenen Reisehandbücher ist ganz allgemein. Die Meisten pflegen, nachdem sie von Reigebaur sich vielfältig verleitet oder verlassen gefunden, zu dem Mailändischen Itinéraire ihre Zuflucht zu nehmen. Mit beiden Büchern neben einander, versicherten mir Viele, ziemlich gut ausgekommen zu seyn. Wem mit einem Französischen Buche nicht gedient ist, dem ist schwer zu helfen. Sonst möchten Valery's Reisen, wie bisher, auch ferner noch viel Gunst und Dank erwerben. Dies Buch ist allerdings sehr Französisch und von allerhand Leichtfertigkeit nicht freizusprechen. Doch ist es reichhaltig, gewährt zugleich eine anziehende Lektüre und liefert eine Menge von praktischen Notizen. Ich kenne fast keine Deutsche Reisebeschreibung, die in gleichem Sinne zu empfehlen wäre. Die im Bereiche der materiellen Bedürfnisse gemachten Erfahrungen mitzutheilen, ist insonderheit von den Meisten verschmäht worden. Einige unbedeutende Nachweisungen giebt Wolfgang Menzel. Sie sind zu dürftig, um nützlich zu seyn. Was gelten überhaupt die Erfahrungen eines Solchen, der Italien einmal durchfliegt? Die Erfahrungen Erfahrener sind zu Rathe zu ziehen, damit man erfahren werde. Und wenn irgendwo, so ist in Italien ohne langen Aufenthalt und viel Gewandtheit in allen wesentlichen Dingen Nichts zu erfahren. Um dem Reisenden Zeit, Kosten, unnütze Mühe und Verdruß zu ersparen, um ihm das Reisen, den Aufenthalt in den Städten und die Auffindung der Merkwürdigkeiten leicht und bequem zu machen, sind die Beschreibungen einzelner Reisen natürlich nur kümmerliche Nothbehelfe, und es bedarf der eigens für solche Zwecke ausgearbeiteten allgemeinen Handbücher. In dieser Beziehung hat Reigebaur um die Deutschen, welche Italien bereisen, sich jedenfalls außerordentlich verdient gemacht. Doch sind die Klagen über die große Mangelhaftigkeit seines Handbuchs, wie es bis jetzt ist, vollkommen gerecht. Dem Verfasser soll sogar die eigene Anschauung des Landes, durch welches er uns zu leiten unternahm, gefehlt haben. Er hat demselben aber in diesem Jahre wirklich seinen persönlichen Besuch abgestattet, freilich kurz genug, vielleicht aber für einen so wohl vorbereiteten Mann, als er es seyn muß, dennoch gewinnreich, besonders wenn er zweckmäßige Verbindungen im Lande selbst gesucht und angeknüpft haben sollte. Möchte denn die neue Auflage des Handbuchs, welche bevorsteht, den dringendsten Anforderungen, die der Reisende an ein solches Werk macht, gründlicher entsprechen, als bisher der Fall gewesen. Es wird nicht überflüssig seyn, diese Anforderungen bestimmter zur Sprache zu bringen. Doch sind zugleich ein Paar neuere Bücher zu würdigen, nämlich zuerst:

Reise durch Italien und Sicilien vom Jahre 1828 bis 1830, von J. B. Hegemann. Münster, in Kommission bei Deiter's, 1835. 8. XVIII und 477 Seiten.

Der Verfasser hat sein Buch so nützlich als möglich zu machen gesucht und ihm neben der Mittheilung seiner eigenen Reiseschicksale auch eine solche Einrichtung gegeben, daß es, wie er auf dem Titel hinzufügt, als „ein richtiges und ins Einzelne führendes Handbuch“ dienen könne. Der Verfasser ist der gewissenhafteste und umständlichste Mann, den man sich wünschen kann, so gewissenhaft, daß er niemals unterläßt, irgend eine hingeworfene Bemerkung, die er von einem Reisegefährten zufällig aufgenommen, ausdrücklich als fremdes Eigenthum zu markiren, so umständlich, daß er sich unaufhörlich zu verwahren, zu entschuldigen, zu bedanken, vorwärts und rückwärts zu beziehen nöthig findet. „Die mitgetheilten Charakterzüge“, sagt er, „folgerte ich aus dem kurzen Umgange mit dem Volke und aus seinem Benehmen gegen mich, woraus man wohl nicht aufs Allgemeine schließen könnte.“ Der Verfasser verschont uns mit Büchergelehrsamkeit. Seine Mittheilungen beruhen auf Erkundigungen, die er an Ort und Stelle eingezogen hat, oder auf Belehrungen, welche er den in den verschiedenen Städten selbst erschienenen Guides verdankt. Die Art der Erzählung ist vollkommen naiv. Der Verfasser erstaunt vor den Augen des Lesers einmal über das Andere und gesteht in aller Offenherzigkeit, daß ihm Dieses vorzüglich gefiel und Jenes nicht gefallen konnte. Zum Beispiel, daß er im Pantheon einigemale Katzen über die Altäre spazieren sah, das konnte ihm nicht gefallen. (S. 177.) „Ueber die vielen Eidechsen aber muß er sich einmal verwundern, und ein andermal erstaunt er über die gar allgemeine Schönheit des Frauenzimmers an Gesicht und Wuchse.“ (S. 228.) Wegen des Styls bittet der Verfasser selbst um Nachsicht; „er habe geliefert“, sagt er, „was er vermochte“, und das merkt man dem Buche in der That überall an. Der Verfasser ist ein Biedermann von Hausverstand und geradem Gefühl, zum Bücherschreiben freilich nicht polirt genug und mit seltsam veralteten Formen behaftet. Den Anforderungen, welche wir an ein Reisehandbuch zu stellen gesonnen sind, entspricht sein Buch nicht sehr. Wir werden aber sie auszusprechen mehr Gelegenheit finden bei der Beurtheilung des anderen ganz neuen Buches.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Mozart's erste Reise nach Paris.

Von Fetis.

Im November 1763 klopfte eines Morgens an die Thür eines kleinen Hauses der Straße St. Honoré ein noch junger Mann in Begleitung zweier Kinder und verlangte Herrn Grimm zu sprechen, an den er einen Brief zu eigenen Händen abzugeben habe. Dem unmodischen Schnitt seiner Kleider nach, mußte er ein Fremder seyn, und an der harten Aussprache erkannte man bald den Deutschen. Nach einigen im Vorzimmer zugebrachten Minuten wurde er zu Herrn Grimm geführt, der im Lehnstuhl vor einem breiten Kamine saß, an den die Kinder des Fremden, ohne erst auf eine Einladung zu warten, sogleich hintraten, um sich ihre erstarrten Händchen zu wärmen. Der berühmte Kritiker war mit der Durchsicht der Tragödie Warwick von La Harpe beschäftigt, die man vor einigen Tagen mit Erfolg auf dem Theatre français gegeben hatte, und überdachte das Referat, welches er seinen Korrespondenten darüber zuschicken wollte. Er nahm den ihm von dem Fremden überreichten Brief, sah nach der Chiffre des Siegels, um daraus den Absender zu erkennen, und sagte nach Durchlesung desselben zum Ueberbringer:

„Sie sind Herr Mozart aus Salzburg und dies Ihre beiden Kinder?“ — „Ja, mein Herr.“ — „Und Sie kommen nach Paris, um diese jungen Künstler hören zu lassen? Ich befürchte, daß Ihnen nicht der Erfolg, auf den Sie hoffen und den ich Ihnen wünsche, zu Theil werden wird. Die Franzosen, die sich zwar einbilden, große Musikkenner zu seyn, urtheilen doch meistentheils darüber wie Taube. Sie ziehen das Geschrei ihrer Schauspieler dem Gesang der Italiänischen Buffi vor, und man gefällt ihnen mehr durch Lärm als durch wirkliche Harmonie. Sie haben Herrn Rousseau beinahe gesteinigt, weil er sie auf ihren schlechten Geschmack aufmerksam machte. Das einzige Mittel, wodurch Sie sich einigen Erfolg in Paris sichern können, ist, die öffentliche Neugierde durch die Ankündigung der frühzeitigen Anlagen Ihrer Kinder zu reizen; das wirkt vielleicht mächtiger, als die Macht eines schon ausgebildeten Talentes. Wir wollen wenigstens einen Versuch damit machen. Die Herrschaften vom Hofe geben hier den Ton für die ganze übrige Gesellschaft an; ihre Aussprüche in Bezug auf die Mode werden ohne Widerspruch von allen denen angenommen, die zur feinen Welt gehören wollen; man muß sie also für sich einzunehmen suchen. Ich werde mich bemühen, Alle, die mir bekannt sind, zu Ihren Gunsten zu stimmen, und alle meine Freunde zur Mitwirkung auffordern; vielleicht gelingt es uns. Kommen Sie nach einigen Tagen wieder, und fassen Sie Muth.“

Leopold Mozart, zweiter Kapellmeister des Fürst-Bischofs von Salzburg, war Wolfgang Mozart's Vater, und eines der Kinder, welche sich an Grimm's Kamin wärmten, sollte einst der berühmte Schöpfer des Don Juan werden. Doch blicken wir um einige Jahre zurück.

In der freundlichen Stadt Salzburg steht an dem Ufer der Salza ein Haus, dessen Mauern an der einen Seite sich in den Wellen baden, während an der anderen sich ein kleiner Garten ausbreitet, der ihm ein frisches, heiteres Ansehen giebt. Es

scheint, wie durch seltene Bevorzugung, allen Zerstörungen eines Klima's widerstanden zu haben, das den Denkmälern im Allgemeinen so ungünstig; es ist sehr wohl erhalten, und die Sonne hat den Steinen eine goldene Färbung verliehen, dem feinen blauen Hauche der Herbstfrüchte zu vergleichen. Dieses Haus hat nur ein Stockwerk; eine hölzerne Gitterthür führt auf eine stille Straße hinaus, die so wenig betreten wird, daß Gras zwischen dem Pflaster emporsprießt. In diesem Hause hat eine Auserwählte unter den Frauen am 27. Januar 1756 Johann Chrysostomus Wolfgang Gottlieb Mozart geboren; hier verlebte das Kind seine ersten Jahre, hier spielte es auf dem Grasplatz des Gartens, hier ward es eingelullt von dem eintönigen Wellenschlag der Salza. Die ersten Gesänge, die sein Ohr trafen, waren die Lieder der Schiffer, deren Barken den Fluß auf und ab fuhren. Wenn er, noch ganz klein, auf dem Knie seiner Mutter weinte, nahm diese ihn in ihre Arme, öffnete das Fenster und zeigte ihm das reiche Thal, in welchem das schöne blaue Gewässer des Flusses dahinströmte; dies Schauspiel wirkte mächtig auf das Kind, beruhigte es, und ganze Stunden blieb es in diesen Anblick versenkt.

Wolfgang Mozart zählte kaum drei Jahr, da hörte er zu, wie seiner um vier Jahr älteren Schwester der erste Klavierunterricht ertheilt wurde, und plötzlich, wie durch eine innere Umwälzung, erwachte der Musiksinn in ihm; so oft er zu einem offenen Klavier gelangte, war es ihm ein Vergnügen, seine kleinen Hände auf die Tasten zu legen, und selten schlug er Akkorde an, die den Gesetzen der Harmonie entgegen waren. Die Musik war für ihn gleichsam eine Sprache, die er stammelnd begann und von der er täglich eine neue Wendung faßte. Diese Sprache wurde ihm bald vertrauter als die der Worte, und er wußte schon, was eine Terz, was eine Oktave sey, ehe er diese Intervalle zu benennen verstand. Wir wollen ihm in diesen Studien nicht weiter folgen; nur so viel sey gesagt, daß er bereits vor seinem fünften Jahre kleine Musikstücke improvisirte, die sein Vater aufschrieb. Diese Compositionen waren zwar nicht fehlerfrei, aber man fand darin doch nichts, was für das Ohr verletzend gewesen wäre.

Da Leopold Mozart von seinem Amte nicht so viel Einnahmen hatte, um seine Familie davon erhalten zu können, so kam er auf den Gedanken, die frühzeitigen Fähigkeiten des jungen Wolfgang auszubeuten; er sollte an Deutschen und ausländischen Höfen sein Talent produziren. Als die Vorbereitungen zur Reise beendigt waren, verschloß man Thüren und Fenster des Hauses, und die Familie, aus Vater, Mutter und zweien Kindern bestehend, machte sich voll der schönsten Hoffnungen auf den Weg. München war die erste Stadt, die sie besuchte, und die Aufnahme, welche sie bei dem Kurfürsten fand, sehr ermunternd. Von München begab sie sich nach Wien, wo den beiden Kindern verstattet ward, sich vor dem Kaiser hören zu lassen. Nach einem gewinnreichen Aufenthalt in mehreren Städten kehrte die Familie nach Salzburg zurück, und Wolfgang, durch diesen ersten Erfolg angefeuert, gab sich mit desto mehr Eifer seiner Vorliebe zum Musikstudium hin. Endlich, im Monat Juli 1763, als Wolfgang Mozart sieben Jahr alt war, unternahm seine Familie eine Reise ins Ausland; sie wandte sich nach Paris und nahm ihren Weg über Augsburg, Mannheim, Frankfurt, Koblenz und Brüssel. In allen diesen Städten verweilte sie, um Konzerte zu geben, und so kam sie erst zu Anfange Novembers am Ort ihrer Bestimmung an.

In Paris, wo Leopold Mozart sich ohne Gönner, ohne Freunde sah, ließ er einen Augenblick den Muth sinken, um so mehr, als er von der Sprache, die er um sich herum reden hörte, kaum einige Phrasen verstand und noch weniger sich darin auszudrücken wußte. Doch er erinnerte sich eines Empfehlungsschreibens, welches sein Kollege, der Secretair des Erzbischofs, ihm an einen seit mehreren Jahren in Paris ansässigen Landsmann mitgegeben hatte. Seine erste Sorge war, diesen Brief abzugeben, sobald es ihm gelang, die Adresse und Wohnung des Herrn Grimm auszukundschaften, — für einen Bewohner von Salzburg, den das Schicksal zum erstenmale in das Getöse einer großen Hauptstadt geführt hatte, gewiß keine Kleinigkeit. Wir haben oben gesehen, was das Ergebniß dieses Besuches war; wenngleich dadurch seine Hoffnungen auf einen glänzenden Erfolg nicht gesteigert wurden, so hatte der Künstler doch wenigstens einen Beschützer gefunden, und das war bei seiner gänzlichen Unbekanntschaft in Paris von großem Werth für ihn; nur konnte er nicht recht begreifen, wie dieser Gönner, den man ihm als einen Gelehrten bezeichnet hatte, zu dem Wesen und den Umgebungen eines reichen Mannes kam. Statt der kleinen, zwar reinlichen, aber doch sehr einfachen Stube seines Freundes Boehmer, welcher ihn an Grimm empfohlen und der ebenfalls Gelehrter und Geheimschreiber einer Eminenz war, sah er hier einen prächtig verzierten Saal, in den ihn ein Bedienter in Livree führte. Wenn es schon so bei den Schriftstellern aussieht, dachte der gute Mann bei sich, wie mögen da erst die Umgebungen der Vornehmen seyn? Doch hatte er späterhin oft genug Gelegenheit, zu bemerken, daß nicht alle Schriftsteller so schöne Wohnungen besaßen, wie Herr Grimm, der Korrespondent der Fürsten.

Alles, was er in Paris erblickte, war neu für unseren Fürstbischöflichen Kapellmeister, und seine Familie, die ihn auf seinen Spaziergängen begleitete, theilte seine Bewunderung. Die Schönheit der Gebäude, der Reichthum der Equipagen, der Glanz der Kaufläden, die damals wie jetzt in der ganzen Welt berühmt waren, und das rege Leben, das überall wogte, setzte diese guten, an die Stille der kleinen Städte Deutschlands gewöhnten Bürgersleute in Erstaunen; nur Wolfgang Mozart machte seine Schwester von Zeit zu Zeit auf die unreinen Stimmen und schlechten Instrumente der herumziehenden Musikanten aufmerksam. Ein ganz unerwarteter Umstand störte sie jedoch in ihren Betrachtungen gleich bei den ersten Ausflügen, die sie durch die Stadt unternahmen. Seit kurzem war auf dem neuen Platze, den die Stadt Paris Ludwig XV. zu Ehren hatte einrichten lassen, die von Bouchardon angefertigte Reiterstatue dieses Monarchen aufgestellt worden; als die Mozartische Familie diesen Platz betrat, der zwischen dem Hofe und dem Garten der Tuillerieen gelegen ist, traf sie eine sehr unruhige Menschenmasse auf demselben an, und so eben hatte man auf dem Fußgestell des Monumentes einen Zettel mit den Worten: „Statua statuae" entdeckt. Dadurch wurde eine große Menge von Gaffern herbeigezogen, die Polizei mischte sich darunter und verhaftete die Unruhigsten. Beinahe wäre Leopold Mozart, der, ohne zu wissen, was sich eigentlich zutrug, immer vorwärts drängte, als einer der Unruhestifter verhaftet worden; glücklicherweise jedoch bemerkte man, daß er sehr für seine Kinder besorgt war und sie vor dem Drängen der Menge zu schützen suchte, und man erkannte nun, daß er ein friedlicher, nur etwas neugieriger Bürger sey. Man kann sich denken, daß er der an ihn ergehenden Aufforderung, sich fortzubegeben, nicht widersprach; eiligst entfernte er sich, ohne auch nur die Ursache des Tumultes enträthseln zu können, nahm sich aber vor, in Zukunft jedem Volksgedränge aus dem Wege zu gehen. Uebrigens wartete ihrer im Gasthofe zu den drei Türken, wo sie abgestiegen waren, und wohin sie zum Mittagessen zurückkehrten, eine angenehme Entschädigung, denn sie fanden dort Billets zur Oper vor, die Herr Grimm für sie gesandt hatte. Es stand zu erwarten, daß die zweite Vorstellung in dem neuen Saale der Tuillerieen eine große Menschenmenge herbeiziehen würde, daher ordneten die guten Salzburger schnell ihren Anzug, aßen sich nur halb satt und langten am Theater-Eingange zwei Stunden vor Eröffnung desselben an. Sie hatten noch hinreichend Zeit, um durch die Erzählungen eines gefälligen Nachbars zu erfahren, durch welchen Umstand die Oper in den Tuillerieen-Saal verlegt worden sey.

Während der Nachbar Leopold Mozart's ihm dies erzählte, wuchs die Menge immer mehr an und ward unruhig, weil man die Thüren des Theaters nicht öffnete, obgleich die große Uhr der Tuillerieen schon vier geschlagen hatte; man drängte heftig gegen die Barrieren an, welche die Vordersten zurückhalten sollten, und schon geriethen unsere ehrlichen Deutschen bedeutend in die Klemme, als man glücklicherweise die Thüren öffnete. Sie kamen zuerst hinein und nahmen im Paradiese Platz, welches nebst dem Parterre der schaulustigen Menge allein offen stand, weil die beiden Logenreihen von den Standespersonen besetzt waren. Der junge Mozart wurde von all dem Neuen, was ihm ein solcher Anblick darbot, lebhaft ergriffen. Keiner der Schauspielsäle, die er bis jetzt gesehen, wär von so großartigen Verhältnissen; nirgends hatte er eine solche Pracht in der Ausschmückung und so viel schöne reich gekleidete Damen erblickt. Ihn langweilte keineswegs das Warten auf den Anfang des Stückes, denn er hatte ja im Saale so Mannigfaltiges zu beobachten. Endlich ertönten die ersten Akkorde der Ouvertüre.

Wolfgang Mozart, dies geniereiche Kind, dem die Musik nicht durch Erlernen, sondern durch göttliche Eingebung zugeflossen war, urtheilte über diese Kunst mit richtigerem Gefühl, als seine ganze Umgebung, und doch zählte er erst acht Jahre! Das Orchester der Oper, welches in ganz Europa gelobt wurde, welchen Ruhm ihm freilich nur die Franzosen selbst verschafft hatten, entsprach keineswegs seinen Erwartungen. Es schien ihm mit keinem der in Deutschland gehörten auf gleicher Stufe zu stehen, ja, er gab in seinem Innern vielleicht selbst der von seinem Vater geleiteten Kapelle des Fürst-Bischofs von Salzburg den Vorzug, denn das Orchester der Oper spielte rauschend, ohne Einklang, ohne Ausdruck, ja oft sogar unrichtig; der Dirigent gab zwar jede Taktart mit seinem Stabe an, kümmerte sich aber gar nicht um die vorkommenden Fehler, und so war denn die Ausführung der Ouvertüre eine wahre Marter für Wolfgang. Endlich wurde der Vorhang aufgezogen, doch nicht unter dem feierlichen Schweigen, das man jetzt dabei beobachtet; vielmehr herrschte im Saal ein solcher Lärm, daß die Schauspieler sich lange Zeit hindurch nicht verständlich machen konnten. Ganz laut warf man dem Baumeister Soufflot die unzähligen Mängel des neuen Saales vor; man meinte, es hätte sich nicht der Mühe verlohnt, acht Monate Zeit und 400,000 Livres aufzuwenden, um das Theater dafür schlechter als das alte herzustellen. Das Parterre sey im Verhältniß zur Bühne viel zu hoch, die erste Logenreihe springe zu weit vor, während die zweite zu sehr in den Hintergrund trete; das Paradies sey viel zu entfernt und zu sehr erhöht, so daß man nur mit größter Mühe sehen könne, was auf dem Theater vorgehe.

Der Mozartischen Familie war keiner der Schauspieler bekannt; glücklicherweise aber saß der gefällige Nachbar, der ihnen vor der Thür alle Nebenumstände der Feuersbrunst und des Wiederaufbaues der Oper mitgetheilt hatte, wieder neben ihnen und gab ihnen über jeden auftretenden Schauspieler die vollständigste Auskunft. „Sie müssen gestehen, Sophie Arnould ist eine ganz ausgezeichnete Künstlerin, und nie bewegte man sich mit mehr Anmuth auf den Brettern." — „Ist diese Dame die erste Sän-

gerin der Oper?" fragte Wolfgang, nachdem er ihre große Arie gehört hatte. — „Versteht sich", entgegnete der gefällige Cicerone, „das können Sie aus den Beifallsbezeugungen ersehen, die man ihr zollt. Ich gebe zu, daß sie eigentlich mehr spielt, als singt, und daß ihre Stimme für den Raum nicht stark genug ist, aber sie ersetzt diesen Mangel durch wunderbare Empfindung und durch ein so ausdrucksvolles Spiel, daß Sie demselben gewiß nicht widerstehen können. Unsere jungen Herren sind ihr sehr gewogen, weil sie viel Geist besitzt und ihre Soupers durch Witzworte erheitert. Wenn sie im Gesange der Antier gleichkäme, die sich seit zwanzig Jahren von der Oper zurückgezogen hat und die ich noch hörte, so wäre sie eine ganz vollendete Künstlerin. Demoiselle Antier war eine Schülerin der Rochois und zwanzig Jahre lang die Zierde des ersten Theaters der Welt. Bei ihrer Verheirathung schenkte die Königin ihr eine goldene Dose mit dem Bildniß Ihrer Majestät; außerdem erhielt sie noch viele andere Kleinodien von Werth und allerhand Silberzeug und hatte die Ehre, die ersten Rollen in dem Ballett auszuführen, in welchem der König tanzte. Der Arnould sind noch nicht dieselben Gunstbezeugungen zu Theil geworden, der Hof ist aber auch seitdem geiziger geworden; übrigens sind ihre Triumphe vollständig, sie ist der Abgott des Publikums und wird es noch lange bleiben."

„Was ist Musik", fragte sich der junge Künstler, „wenn die Franzosen, die dergleichen beklatschen, wirklich so viel davon verstehen, als sie vorgeben?" — „Gefällt Ihnen vielleicht die Chevallier besser, welche sich jetzt auf der Bühne befindet? Ihr Fach ist das Großartige, das Leidenschaftliche, wie man zu sagen pflegt; darin leistet sie in der That Ausgezeichnetes, wobei ihr ihre gewaltige Stimme trefflich zu Hülfe kömmt. Wir wollen einmal sehen, ob Sie kalt bleiben werden, wenn diese Sängerin eine große Scene vorträgt. Aber sie besitzt nicht die Anmuth der Sophie Arnould, und man kann ihr etwas harte Betonung vorwerfen. Indeß, sie hat doch viele Bewunderer, und es ist schon so manches Gedicht auf sie gemacht worden."

Der junge Mozart war weit entfernt, den Enthusiasmus seines Cicerone für Alles, was er hörte, zu theilen. Ungeachtet seiner Unerfahrenheit sah er doch, vermöge des ihm inwohnenden feinen Musiksinns, sehr wohl ein, daß die Mitglieder der Oper trotz ihrer kolossalen Stimmen keine große Sänger seyen. Und was Rameau's schwerfälligen Singsang betrifft, so schien ihm derselbe tief unter den lieblichen Gesängen der Italiänischen Meister zu stehen, deren Werke in Deutschland bekannt waren. „Warum", so sagte er sich, „bilden die Französischen Musiker sich nicht nach den Mustern, die ihnen Pergolese, Jomelli, Leo darbieten?" Der arme Knabe wußte nicht, zu welchen ernsten Kämpfen ähnliche Fragen, wie die, welche er sich in seiner Harmlosigkeit aufwarf, schon Anlaß gegeben hatten; er wußte nicht, wie bei diesen Streitigkeiten das wahre Interesse der Kunst unter den Angriffen eines vermeintlichen Patriotismus erlegen war.

Unterdeß schritt die Vorstellung weiter vorwärts. Wenn die Sängerinnen im Allgemeinen, mit Ausnahme der Dlle. Arnould, den Vortheil schöner Stimmen für sich hatten, so war es mit den Männern nicht derselbe Fall. Die Herren Pillot und Gelin waren unter der Mittelmäßigkeit. „O, wenn Herr Chassé diese Rolle gäbe!" rief der Dilettant im Paradiese von neuem, um den neuen Ankömmlingen zu zeigen, daß er die Oper in ihrer besseren Zeit gekannt; „eine mächtigere Stimme, als die seinige, konnte man nicht hören, eine edlere Haltung nicht sehen! Bei einer der ersten Vorstellungen von „Kastor und Pollux", derselben Oper, die wir heute hören, begegnete ihm das Unglück, zu fallen, als er seine Truppen zum Kampf führte. Ohne einen Augenblick die Fassung zu verlieren, rief er auf der Stelle, ganz in seiner Rolle bleibend, dem ihn begleitenden Chor mit einer Begeisterung zu, als wäre es ein wirklicher Kampf: „„Schreitet über mich hinweg, dem Feinde entgegen!"" Leider hat er sich vor sechs Jahren von der Bühne zurückgezogen und ist noch nicht wieder ersetzt."

Was unserem Wolfgang Mozart an dieser Vorstellung am meisten gefiel, war der Tanz. Es entging ihm nicht, daß hierin Alles vollendet war. Vestris tanzte zwar nicht mit, aber die berühmte Dlle. Lany führte mit ihrem Bruder ein Pas de deux aus. Auch diese Dame hatte ihre Dichter gefunden, die sie den Nymphen und Grazien beizählten. Das letzte Ballett der Oper, welches das System des Kopernikus vorstellte, wurde unübertrefflich exekutirt. Man könnte allerdings fragen, was das System des Kopernikus in der Oper „Kastor und Pollux" zu thun hatte; aber das Publikum kümmerte sich darum nicht, und so wollen wir die Sache auch auf sich beruhen lassen.

Die Deutsche Familie war entzückt über die Pracht der Decorationen, Kostüme und Aufzüge, aber von der musikalischen Partie der Oper nicht sehr befriedigt; um eine Oper so ausgeführt zu hören, meinte sie, lohne es nicht der Mühe, die Reise von Wien nach Paris zu machen.

Die sieben Saiten der Lyra.

Dramatisches Gedicht von George Sand.

(Fortsetzung.)

Kapellm. (nimmt die Lyra, die unter seinen Händen unreine, schneidende Töne angiebt). Seltsam in der That! Stumm, stumm für mich wie für den Dichter!

Kritiker. Das nennt Ihr stumm! Beim Himmel! Ihr zerreißt mir die Ohren.

Maler (kehrt mit dem Dichter zurück). Welche abscheuliche Mißtöne! Ihr seyd es, werther Maestro, der uns ein so teuflisches Konzert zum Besten giebt! Nun wundere ich mich nicht mehr, daß es so gräßlich klang.

Dichter (in das Album des Malers hineinblickend). Nie in meinem Leben fühlte ich mich so unbehaglich, als beim Anhören dieses abscheulichen Geklimpers, dem an Widerwärtigkeit nur diese Ungeheuer von Satyrn gleichkommen, jener furchtbar karrikirten Silen-Maske zunickend, die statt des reizenden Musenkopfes der Lyra zwischen beiden steht.

Maler. Und dabei, mein theuerster Freund, liebäugelt Ihr unaufhörlich mit der Kokarde Eures Hutes, den Ihr durchaus für Orpheus Leier haltet.

Kapellm. Die höllischen Mächte widerstreben mir. So rufe ich Euch an, Geister des Himmels! hauchet dieser gefesselten Harmonie neues Leben ein; laßt sie unter der Berührung meiner Finger erwachen, auf daß sie, vom Schöpferhauche meines Geistes angeweht, himmlische Töne erklingen lasse. (Er berührt die Lyra, welche immer unreinere und widerwärtigere Töne von sich giebt, die er nicht hört.)

Maler. Laßt ab, ums Himmelswillen, mir schaudert die Haut.

Dichter. Welch scheußliches Quitschen! Man glaubt eine Katzenmusik von den Dächern zu hören, oder einen Hexensabbat auf Besenstielen.

Kapellm. Eure Tollheit hält noch immer an, Ihr dauert mich. Was mich betrifft, ich kann dreist behaupten, daß, wenn ich auch der Lyra keinen Ton entlocke, ich doch nicht Mißbrauch mit ihr trieb, mich hat noch kein Wahnsinn ergriffen, ich bilde mir nicht ein, aus diesem stummen Instrumente eine himmlische Musik ertönen zu hören.

Dichter. Wie! Ihr vernehmet nicht, wie die scharfen, verstimmten Saiten unter Euren Fingern schrillen, zischen und quiken? Wenn Ihr nicht toll geworden seyd, so habt Ihr wenigstens das Gehör verloren. Das habe ich Euch wohl gesagt. Ihr hörtet meine göttlichen Akkorde nicht, eben so vernehmt Ihr auch nicht den fürchterlichen Lärm, den Ihr selbst macht.

Maler. Da, seht nur! Die Vorlesung des Meister Albertus wird dadurch gestört. Blicket hinab! Die Schüler blicken sich voll Entsetzen einander an, und die Nachbarn spähen nach allen Seiten umher, von wo die entsetzlichen Töne kommen. Soll ich ihnen anzeigen, daß dies die erste Aufführung Eurer neuen Symphonie sey?

Kapellm. Die Schmähungen eines Wahnsinnigen lasse ich unbeantwortet. Doch ich selbst bin auch toll, daß ich wähnen konnte, dieses wurmstichige Instrument berge eine Zauberkraft in sich. Jetzt sehe ich, daß gar nichts Wunderbares daran ist; es klingt nicht, weil der Resonnanzboden gesprungen ist und die Saiten verrostet sind. Das Alles ist ganz natürlich. Der größte Genius der Welt kann einem Holzstück keinen Ton entlocken, und eitle, aufgeblasene Personen werden selbst über den gerechtesten Widerspruch toll. Deshalb ist die Lyra stumm, und deshalb seyd Ihr alle wahnsinnig.

Meph. (beiseit). Fast will es mich dünken, als könnte selbst der Teufel es werden. Wo dachte ich hin, als ich mir einbildete, mit diesen Dummköpfen etwas anfangen zu können? Der Geist der Leier spottet ihrer.

Kritiker. Zählet mich gefälligst zu den Ausnahmen, mein Herr. Mit der heiteren Ruhe eines unparteiischen Gemüths habe ich all' die verschiedenen Versuche mit angesehen, die Ihr vornahmt, um auf der Lyra einige Spuren des verloschenen Genius unserer Väter wieder aufzufinden. Ich sah hier einen Dichter mit der Berührung stummer Saiten sich abmühen und wähnen, daß er ganze Harmonieenströme daraus entlocke; das war das Ergebniß einer mit ungemessenem Stolze verbundenen Ohnmacht. Ein Maler versuchte es, wenigstens die Form der schönen Kunst nachzubilden, brachte aber, statt einer genauen, richtigen Skizze, ein unförmliches Phantasiegebilde zu Stande, das er mit unwiderstehlicher Anmuth geschmückt glaubt: wiederum das Ergebniß einer mit blinder Eitelkeit gepaarten Ohnmacht. Endlich sah ich noch einen Tonsetzer aufs Gerathewohl lärmende, unerträgliche Mißlaute hervorbringen. Daran gewöhnt, den Gesang zu verachten und die Sinne durch wirre Instrumentirung zu betäuben, deren Lärm er für Harmonie hält, hat er gänzlich das Gehör eingebüßt und empfindet seine abscheulichen Verirrungen selbst nicht mehr: immer wieder das Ergebniß einer unverbesserlichen mit übergroßem Selbstvertrauen verbundenen Ohnmacht. So viel elende Mißgeburten und schmachvolle Irrthümer sind wahrlich ein trauriges Schauspiel für denjenigen, der mit sicherer Hand die Wage der Kritik hält. Diese schmerzliche Erfahrung bestätigt uns in der traurigen, aber unwiderruflichen Ueberzeugung, daß es keine Begeisterung mehr giebt, und daß unsere Väter die Geheimnisse des Genius mit sich ins Grab nahmen. Uns bleibt nichts übrig, als das fleißige Studium und die angestrengte, anhaltende Prüfung aller der Mittel, wodurch sie die untadelhaften Formen aller Schöpfungen ihres fruchtbaren Geistes hervorbrachten. Arbeitet, Ihr Künstler, arbeitet ohne Unterlaß, und statt Eure regellose Phantasie mit der Erzeugung von Mißgeburten unnütz abzumartern, befleißigt Euch vielmehr, in reinen, regelmäßigen Linien die ewig wahren Schönheits-Typen nachzubilden, die keine Generation ändern darf. Seit Homer's Zeiten hat jeder neue Erfindungsversuch nur zum Be-

weis des unaufhaltsamen, unglückseligen Fortschritts eines unvermeidlichen Verfalles gedient. O Ihr, die Ihr das Sistrum und die Lyra tönen lasset, studirt den Rhythmus und haltet Euch streng an den Styl. Der Styl ist die Hauptsache, die Erfindung nichtsbedeutend, denn es ist gar keine Erfindung mehr möglich.

Maler. Das war eine herrliche Rede.

„Doch bitte, kehrt Euch um, die Anwort soll nicht fehlen."

Dichter. Ihr, die Ihr niedriger Weise uns beschimpft, Ihr, deren Systeme ohnmächtig sind, weil Ihr selbst von Natur es seyd, die Ihr uns nur deshalb Unfähigkeit vorwerfet, damit wir den Muth verlieren und so zu Euch herabsteigen sollen, zeigt uns doch, daß Ihr die Fähigkeit besitzet, selbst etwas hervorzubringen, es mag seyn, was es wolle. Macht auch nur einen einzigen erträglichen Vers, um so zu beweisen, daß Ihr die Form studirtet. Ich fordere Euch heraus.

Maler. Zeichnet mit diesem Bleistifte nur eine Linie.

Kapellm. Spielet nur einen Akkord auf dieser Lyra; zeigt einmal hier Eure Kunst.

Kritiker. Der eitle Weihrauch des Ruhmes hat für mich nichts Verlockendes. Auf den Höhen einer unwandelbaren Redlichkeit thronend, gesättigt von hehren und dauernden Genüssen, verachtete ich die eitlen Spielwerke, die Ihr Eure Scepter und Kronen nennt. Ihr mochtet sie aufheben. Hätte ich gewollt, so würde auch ich mich eines vergänglichen Ruhmes erfreut und durch trügerischen Schimmer geglänzt haben. Ich zog es vor, Euer Rathgeber, Eure Stütze, Euer Aller Lehrmeister zu seyn! Widerspenstige Schüler, seyd auf Eurer Hut; wenn Ihr nicht auf meine Lehren achtet, so werde ich Euch entlarven und das Jahrhundert nicht fernerhin durch Euch bethören lassen.

Maler. O, ich bitte sehr um eine kleine Unterweisung in der Zeichnenkunst. Da ist mein Bleistift. Entwerfet mir eine Hand, einen Fuß, eine Nase, was Ihr wollt.

Dichter. Dichtet eine Strophe, schnell! damit wir sehen, was Ihr leisten könnt.

Kapellm. Nein, nein, laßt ihn die Lyra spielen, und wenn sie tönt, wollen wir ihm huldigen.

Maler und **Dichter.** Wir sind es zufrieden. Frisch ans Werk!

Kritiker (nimmt die Lyra). Ich willige ein, um Euch zu zeigen, daß ich besser als Ihr die Künste verstehe, mit denen Ihr Euch beschäftiget. Ich werde Euch in Alexandrinischen Versen eine Abhandlung über die Malerei vorsingen und mich dazu mit der Lyra auf Jonische Weise begleiten.

Maler. Das wird herrlich seyn und ganz etwas Neues! Laßt uns sehen!

Die beiden Anderen. Wohl, beginnet!

Meph. (beiseit). Frisch auf! Du bist der, auf den ich am meisten zählte.

(Der Kritiker berührt die Lyra mit den Fingern und zieht diese mit schmerzlichem Geschrei zurück.)

Die Anderen. Was ist das? Was widerfährt Euch?

Meph. Geist der Leier, Du siegst!

Kritiker. Ihr Abscheulichen habt mir nicht gesagt, daß diese Saiten scharf sind wie Dolchschneiden. Ich habe mich bis auf die Knochen verwundet. O weh! mein Blut fließt in Strömen, und ein brennender Schmerz zuckt mir durch alle Glieder. Ich sinke! steht mir bei!

Kapellm. Er wird bleich, seine Wunde blutet schrecklich. Das ist eine Strafe des Himmels.

Dichter. Er stirbt. Endlich zeigt sich die göttliche Gerechtigkeit und bestraft die Rache des Neiders.

Maler. Möchte die Quelle seines unreinen Blutes auf ewig versiegen und nicht ein neues Polypengeschlecht ins Leben rufen!

Kritiker (wüthend). Nichtswürdige Unholde! Das ist Verrätherei. Ihr legtet mir die Falle, um mich los zu werden, mich, Euren Richter und Herrn. Aber nicht lange sollt Ihr Euch Eures Triumphes erfreuen. Ehe ich sterbe, will ich Eure Lyra zerschmettern, und Niemand soll sich nach mir ihrer bedienen. (Er ergreift die Lyra, um sie zu zertrümmern. — **Hans** tritt schnell ein und entreißt sie ihm.)

Hans. Haltet ein! Ihr seyd verrätherische Gäste und verdientet, von hier fortgejagt zu werden. Ihr wißt, welch' unschätzbaren Werth dieses Instrument für Meister Albertus hat, und nicht genug, daß Ihr es ohne seine Erlaubniß berühret, wollt Ihr es auch noch vernichten. Entfernet Euch, Elende, sonst werdet Ihr die Rache des Meister Albertus und aller seiner Schüler empfinden. Da kommen sie Alle. Entfernet Euch eiligst, ich stehe für nichts. (Der Kritiker, der Kapellmeister, der Maler und der Dichter ziehen sich zurück.)

Meph. (beiseit). Verdammter Schüler! Ich will Dir Deinen Eifer lohnen! Husch, fort, denn diese Schlingel von Schülern würden dem Juden Jonathas kein allzu freundliches Gesicht zeigen. (Er fährt zum Fenster hinaus.)

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

L'alchimiste. — Drama von A. Dumas. 5 Fr.

Archives des découvertes et des inventions nouvelles faites dans l'année 1837. — 7 Fr.

Clotilde. — Von A. Karr. 2 Bde. 15 Fr.

Description générale des phares, fanaux et remorques existant sur les places maritimes du globe, à l'usage de la navigation. — Von M. Coulier. Vierte Aufl. 3 Fr.

Histoire de la Lithotritie, précédée de réflexions sur la dissolution des calculs urinaires. — Von Leroy-d'Etiolles. 3½ Fr.

Histoire de la vie, des écrits et des doctrines de Martin Luther. — Von J. M. V. Audin. 2 Bde. 15 Fr.

Histoire du droit français. — Von M. F. Lafferière. Erster Theil.

Nouvelles manipulations chimiques simplifiées, contenant la description d'appareils entièrement nouveaux, d'une construction simple et facile, et suivies d'un cours de chimie pratique à l'aide de ces instrumens. — Von H. Violatte. 8 Fr.

Traité Général de botanique. — Von A. N. Desvaux. Erster Theil. 2 Bde. 12 Fr.

Vie de Jésus, ou Examen critique de son histoire. — Vom Dr. D. F. Strauß. Uebersetzt von E. Littré. Erster Theil. 6 Fr.

England.

Bibliographie.

Account of the Foreign Orders of Knighthood. — Von J. Nichols.

Arts and Artisans at Home and Abroad. — Von J. C. Symons.

Book of Bon Accord, or Guide to the City of Aberdeen. Vol. 1.

Chrysostomus in Matthaeum. — Herausgegeben von F. Field. Pr. 45 Sh.

Details of Elizabethan Architecture. — Von P. Shaw. Pr. 3 Pfd.

Engineers' Common Place Book of Practical Reference. — Von W. Templeton. Mit Kpfrn.

The Excerpta of Wit, or Railway Companion.

History of St. Elizabeth of Hungary. — Uebersetzt aus dem Französischen des Grafen von Montalembert von A. L. Phillipps. Erster Band. 4. Mit Kupferstichen. 30 Sh.

Key to Structural, Physiological and Systematic Botany. — Von John Lindley.

Laws of the Papacy. — Vom Prediger J. M'Ghee.

Mind, and the Emotions in Relation to Health and Disease. — Von Dr. W. Cooke.

Prize Essay on Capital Punishment. — Von J. Begg.

Residence (Six Years) in Algiers. — Von Mrs. Broughton.

The Seasons of Life. — Von Mary Ashdown.

Spark; from the Wheel of Man *sei* Grinds.

The Vegetable Cultivator; Modes of Cultivating and Cooking. — Von J. Rogers.

Mannigfaltiges.

— **J. M. Lappenberg's Englische Geschichte.** Die „Geschichte von England" von dem Archivar Dr. Lappenberg in Hamburg, obgleich noch nicht vollendet, wird doch bereits ins Englische übersetzt, und zwar von Herrn Benjamin Thorpe, der sich bereits durch die Herausgabe Angelsächsischer Geschichtsdenkmäler in seinem Vaterlande einen Namen erworben hat. An sich schon darf wohl eine solche Benutzung Deutscher Forschungen auf einem Felde, das in England selbst so fleißig angebaut wird, eine ausgezeichnete Anerkennung genannt werden. Noch schlagender ist jedoch, was ein Englischer Kritiker in der so eben erschienenen Foreign Monthly Review sagt, der, nachdem er alle bekannte Englische Geschichtschreiber vergleichend neben einander gestellt, mit der Bemerkung schließt, daß Keiner so den Forderungen entspreche, die man heutzutage an den Historiker mache, als eben der Deutsche, der Ausländer, von dem man es vielleicht in England am wenigsten erwartet habe. „Das Werk des Dr. Lappenberg", sagt unser Kritiker, der nicht etwa ein maskirter Deutscher ist, sondern durch seine ganze Denk- und Ausdrucksweise als ein National-Engländer sich darstellt, „das Werk zeigt zur Genüge, daß sein Verf. nicht bloß die vollständigste Kenntniß seines Gegenstandes und Liebe zu erschöpfender Forschung, sondern auch jenen Geschmack in der Anordnung und jene Kritik zur Ermittelung der Wahrheit besitzt, welche die nothwendigsten und wünschenswerthesten Eigenschaften des Geschichtschreibers sind. Mit Dankbarkeit nehmen wir von einem Ausländer entgegen, was keiner unserer Landsleute zu leisten bisher unternommen hat. Er hat nicht bloß alle Materialien benützt, die durch neuere Forschungen an das Licht gebracht worden, sondern auch diejenigen Werke, welche unsere Record-Kommission zwar schon gedruckt, aber noch nicht publizirt hat, sind ihm mit einer Liberalität, welche die höchste Anerkennung verdient, in den Aushängebogen mitgetheilt worden. Dr. Lappenberg ist mit England und den Engländern auf das Innigste vertraut, und in seinem Bestreben, die Wißbegierde zu befriedigen, die das Deutsche Publikum in Bezug auf die Geschichte, die Sitten und die Literatur unseres Landes hegt, hat er ein Werk geliefert, das, sobald es nur in England mehr gekannt seyn wird, ein unentbehrliches Besitzthum jeder Bibliothek werden muß." — Von den bisher erschienenen beiden Bänden des auch in Deutschland noch nicht genug gekannten und verbreiteten Werkes des Herrn Dr. Lappenberg umfaßt der erste die Geschichte der Angelsachsen bis zur Schlacht bei Hastings und der zweite die Geschichte Wilhelm's des Eroberers und seiner Normannischen Nachfolger. Wir wollen hoffen, daß der Verfasser, in der glänzenden Anerkennung, die ihm von England selbst zu Theil wird, eine Aufmunterung mehr zur Beendigung seiner Arbeit finden werde.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 64. Berlin, Mittwoch den 29. Mai 1839.

Rußland.

Gesänge und Gesangliebe der Russen.

Von J. G. Kohl.

Von allen schönen Künsten, welche die Menschen pflegen, erfreut sich keine einer allgemeineren Verehrung über den ganzen Erdboden, bei allen Völkern, Ständen und Klassen der menschlichen Gesellschaft, als Musik und Gesang. Keine redet verständlicher zu Menschen aller Farben und Bildungsstufen, und keine zählt einen größeren Kreis begeisterter Jünger. Das Volk, insofern wir darunter die ungebildeten Naturmenschen einer Nation verstehen, übt die Kunst des Gesanges und der Lieder-Composition mit einer Meisterschaft aus, die selbst von den Eingeweihten der Kunst selten erreicht wird, und während bei Gemälden, Skulpturen, dramatischen Darstellungen u. s. w. nur von den Jüngern der Kunst das Höchste erreicht wird, scheint das Lied, das aus der Kehle dringt, jedem fühlenden Menschen zu gelingen. Daher wir denn auch nie von Volks-Malerei, Volks-Architektur u. s. w. reden, wohl aber von Volks-Poesie und Volks-Gesang.

Es giebt Länder, in denen die Musik als Kunst und als Wissenschaft höher steht, und Völker, die tiefere und erhabenere Kunstwerke und größere Meister in der Musik hervorgebracht haben — Italiäner und Deutsche nehmen in dieser Hinsicht den ersten Platz in dem Tempel der Polyhymnia ein; schwerlich aber giebt es ein Land, in welchem der Dilettantismus der Musik verbreiteter, und schwerlich ein Volk, das mehr, so zu sagen, von Musik und Gesang durchdrungen und durchhaucht wäre, als Rußland und die Russen.

Die musikalischen Instrumente, die auch bei uns einst in den Händen ihrer Erfinder, der gemeinen Leute des Volkes, waren, sind diesen nun durch weitere Ausbildung fast völlig entrungen, und ihre Verfertigung so wie ihr Gebrauch ist in die Hände weniger Künstler übergegangen, aus denen sie nur spärlich dem Volke wieder zugestellt werden. Die Lyra, wie Merkur sie erfand, indem er über dem Schildkrötengehäuse Saiten aufspannte, die Flöte, die er sich aus dem Schilfe schnitt, sind längst bei uns verschwunden und zu künstlicheren Instrumenten veredelt. Niemand bedient sich ihrer mehr, und selten versteht sie Einer aus dem Volke zu verfertigen. Anders ist dies bei den dem Urzustande der Menschen noch näher stehenden Russen, bei denen noch Jeder im Besitz des Wissens und Könnens ist, das dem Menschen in allen Lebensverhältnissen dient. Wie der gemeine Russe sein eigener Architekt, sein eigener Tischler und Bierbrauer ist, so ist er auch sein eigener Instrumentenbauer, so wie sein eigener Musiklehrer. Die Balalaika (Russische Cyther) aus Lindenholz zu schnitzen und mit Saiten zu beziehen, — die Skruibka (Violine) zu formen und zu stimmen, — die Tibien, sowohl Doppel-Tibien als einfache, zu höhlen und einzuspielen, — verstehen dort eine Menge der gemeinen Ackerbauer, während dergleichen bei uns bloß Sache der Leute vom Fach ist. — Eben so nun verhält es sich auch mit den Gesängen und Volksliedern und ihrer Composition. Während bei uns ihre Dichtung und ihr Vortrag mehr Sache der Zunft und Schule geworden sind, gehen sie bei den Russen noch fortwährend aus der Masse des Volks hervor und entquellen noch täglich unmittelbar dem kräftigen Urquell des Nationalgeistes. Bauern, Soldaten, Offiziere, Gelehrte, Künstler singen und komponiren Lieder und Gesänge, theilen sie sich unter einander mit und machen sie zu allgemein gekannten Volksweisen.

Wie selten sieht man im Ganzen doch unsern Bauern einmal singend durchs Feld schreiten; welche besondere Gelegenheit wird dazu nicht immer erfordert, daß er den Mund zum Gesang öffne, entweder eine Versammlung in der Kirche oder ein frohes Zusammenseyn junger Bursche nach der Arbeit. Daß der Deutsche Handwerker bei seiner Arbeit singe oder gar der Fuhrmann singend hinter seinem sechsspännigen Frachtwagen hergehe, scheint sogar fast unnatürlich und mit ihrem Wesen unverträglich. Bei den Russen ist dies anders. Ihre Liebe zum Gesang ist so groß wie die der Vögel, die beständig zwitschern und pfeifen. Der Deutsche ist ernst, gründlich und mehr überlegend als poetisch; der Russe dagegen ist leicht, heiter und weniger nachdenkend als beständig dichtend und poetisch schaffend. Jener ist daher mit Leib und Seele bei der Arbeit, die ihn angestrengt beschäftigt und nach deren Beendigung erst er allenfalls einen Gesang anstimmt; dieser dagegen sucht das Mühselige der Arbeit, das ihm eben nicht sehr mundet, mit Gesang zu schmücken, und singt gerade nie mehr, als während der Arbeit. Es ist ungemein charakteristisch für den Russen, daß man gerade während der Förderung ernster Geschäfte die schönsten Lieder von ihm hört. Während beim Deutschen mehr als bei irgend einer anderen Nation der Bibelspruch: „Du sollst Dein Brod im Schweiße Deines Angesichts essen", in Erfüllung geht, wofür ihn denn auch nach Gelingen der Arbeit ein Gefühl der Genugthuung und Zufriedenheit belohnt, wie auch nur er es kennt, scheint auf den Russen, der willig und mit Leichtigkeit sich jeder Arbeit unterzieht und sie dann mit Gesang und spielend oberflächlich schaffend abmacht, jener Spruch gar keine Anwendung zu leiden.

Von den Malern, die gemeinschaftlich den Plafond eines Zimmers ausmalen, von den Mädchen, die sich zum Spinnen oder Nähen vereinigen, von den Schneidern und Schustern, die zusammen in einer Stube sitzen, hört man häufig die reizendsten Chorgesänge von der Welt, die durch ihre wunderbaren Harmonieen und Einklänge wahrhaft bezaubern. Doch nicht nur diese leichteren und ohnedies durch die Art und Weise ihrer Betreibung zu geselligen Mittheilungen reizenden, sondern auch selbst die schwersten und lästigsten Arbeiten begleitet der Russe mit Gesängen, die freilich eben so oft und öfter melancholische Elegieen als heitere Päanen sind, immer aber von dem poetischen Gemüthe des Russen zeugen, dem es Bedürfniß ist, seinen Schmerz wie seine Freude durch Gesang und Musik erklingen zu lassen. Die Russischen Fuhrleute singen im Winter bei Sibirischer Kälte und Unwetter oft den ganzen Tag über, auf freiem Schlitten sitzend, von ihren Pelzen kaum verhüllt. Die Zimmerleute beim Behauen der Baumstämme führen ihre Schläge häufig nach dem Takte ihrer eigenen Singemusik. Von den Russischen Mauern, namentlich von denen der Kirchen und Klöster, gilt noch, was von Troja's Mauern erzählt wird, die unter dem Flötenspiel Apollo's sich zusammengefügt haben sollen. Selten tritt man in den Neubau einer Kirche oder eines Klosters, ohne daß Einem dort die lieblichsten Chor-Gesänge, die dann bei solchen heiligen Gebäuden immer ernsten Inhalts und gewöhnlich der schönen Russischen Kirchenmusik entnommen sind, entgegenklingen. Die Soldaten, die es wahrlich auf ihren großen Märschen nicht leicht haben, begleiten ihre mühseligen Tritte fast unaufhörlich mit Gesang, der sie, ihrer Lebendigkeit und ihrem Mienenspiel zufolge, fast noch mehr anstrengen muß, als der Marsch. Gewöhnlich gehen ein Paar Musiker mit der Trommel oder mit einer Pickelpfeife voran, die von den Sängern umdrängt werden und die mit ihren rauschenden und scharfen Tönen den Kraftpartieen des Gesanges die grellsten Lichter und dunkelsten Schatten geben. — Ja, sogar die Ackerleute auf dem Felde singen nicht selten hinter dem Pfluge her oder in der heißesten Sommer-Mittagssonne, wenn sie das Korn mähen. Auch die Russischen Kaufleute, sonst ein ziemlich prosaisches Völkchen, singen erstaunlich viel mehr, als unsere Krämer, und wenn sie in ihren Gostinnoi Dwor's (Basars) die Köpfe zusammenstecken, so bildet gewöhnlich, wenn es nicht Geld oder Damenbrett ist, die Musik das Thema ihrer Unterhaltungen, ein neuer Gesang, den Jemand lobt, ein Sänger, der sich hören ließ und bekrittelt wird, ein Chor, den sie am Abend singen wollen u. s. w.

Die Volksgesänge und Volksweisen sind in ganz Rußland dieselben, und man hört von Kamtschatka bis Petersburg ganz dieselben Verse und dieselben Melodieen; das heißt, so weit der Großrusse, der Moskowite tritt, der eigentliche Herr im Lande. Der Kleinrusse, der nur in den Süd-Europäischen Steppenländern lebt, hat ganz andere Melodieen als jener. Er ist wo möglich noch musikalischer und gesangliebender als der Großrusse. Jedoch existirt zwischen beiden Stämmen, die sich in so vielen Sitten und Gebräuchen einander gegenüberstehen, der Unterschied, daß bei den Großrussen entschieden die Männer die vorzüglichsten Sänger sind, bei den Kleinrussen gerade umgekehrt vorzugsweise die Frauen des Gesanges pflegen. Dieser Unterschied ist so auffallend, daß man anfangs bei den Großrussen alle Frauen klanglos wähnt, so wie bei den Kleinrussen alle Männer stumm, bis man denn später einsieht, daß bei beiden Stämmen beide Geschlechter singen, nur bei jedem eines vorzüglich fleißig.

(Schluß folgt.)

Italien.

Handbücher für Reisende in Italien.

(Fortsetzung.)

Hesperien, ein Cicerone für Italien, vornehmlich für Rom und Neapel, von Franz Wilh. Richter. In der Ernstschen Buchhandlung, Quedlinburg und Leipzig, 1838. 8. VIII und 296 Seiten.

Der Verfasser erklärt ausdrücklich, daß er keine bloße Beschreibung seiner eigenen Reise, sondern wirklich ein allgemeines und kompendiöses Handbuch habe liefern wollen. Ein „allgemeines" sollte ich eigentlich nicht sagen, denn man könnte glauben, es sey für Reisende aller Art bestimmt und behandle Alles, was dem Reisenden zu wissen Noth sey. Keinesweges! Herr Richter erklärt, daß er nur für Solche schreibe, „die an den Brüsten des klassischen Alterthums aufgewachsen (sic) und mit den Merkwürdigkeiten Italiens im Ganzen schon hinlänglich bekannt sind." Das Buch scheint demnach nur für studirte Leute geschrieben, ja Herr R. geht gleich darauf so weit, dieselben Literaten zu nennen, indem er sagt: „er wolle nur solche Gegenstände behandeln, die für Literaten von besonderem Interesse seyn können." (S. VI.)

Warum diese Beschränkungen gemacht werden, geht aus dem Buche selbst nicht hervor. Es wird darin, wie auch sonst in dergleichen Handbüchern, von der Landschaft, den Alterthümern, den Kunstwerken, dem Volksleben gehandelt, kurz von allen jenen Dingen, die für jeden wißbegierigen Reisenden Interesse haben. Was ist es, wofür sich zu interessiren er den Literaten verbietet? Von Verfassung und Einrichtung der Städte, von Handel und Gewerbe, von gegenwärtiger Literatur und Kunst handelt Herr R. wenig oder nicht, von der Religion und dem Kultus nur mit lascivem Spott. Ob diese die verpönten Artikel sind? Irgend einmal scheint das Statistische und Geographische perhorrescirt zu werden, denn es wird gesagt (S. 172), „daß solche Notizen keine Stelle finden sollten, die schon in jedem geographischen Handbuche stehen, z. B.: daß Rom unter 30° 8′ L., 41° 53′ 54″ Br. auf zwölf Hügeln liege und in 44 Kirchsprengel und 14 Rioni zerfalle, ungefähr 150,000 Einw. und über 36,000 Häuser, darunter etwa 300 Gotteshäuser und 100 Paläste zähle." Abgesehen davon, daß doch mancher Literat solche Notizen zur Hand zu haben wünschen könnte, würde man dieser Stelle selbst ansehen, daß sie nur der matten Figur der praeteritio ihre Entstehung verdankt, wenn man eben auch nicht den entsprechenden Notizen anderwärts im Buche ganz ungenirt begegnete, z. B.: daß Neapel so und so viel Häuser habe und unter so und so vieltem Grade liege u. s. w. (S. 362). Nur so viel ergiebt sein Buch, daß er die Bedürfnisse des Publikums, für welches er schreibt, sich in keiner Weise klar gemacht hat. Denn er hält für nöthig, denen, „die an den Brüsten des Alterthums aufgewachsen sind", zu erzählen, daß an das Römische Forum sich großartige Erinnerungen knüpfen (S. 187), ihnen anzurathen, daß sie sich mit den antiquarischen und artistischen Merkwürdigkeiten, so wie mit den historisch wichtigen Orten, schon zu Hause möglichst genau bekannt machen möchten (S. 44), und ihnen zu versichern, daß sie mit gehörigen Sach- und Sprachkenntnissen ausgerüstet in Italien „Stoff zum Lernen und Genießen nicht leicht" vermissen würden. Er glaubt auch, den „Literaten" die Anschaffung von Karten und Plänen und die Führung eines Tagebuchs, um Alles gehörig klar und fest zu behalten, angelegentlich empfehlen zu müssen. Obgleich nun der Verfasser seinen Reisenden nicht allzu viel zutraut, nicht einmal die Klugheit, sich Empfehlungsbriefe mitzunehmen und gehörig zu benutzen (S. 47), oder auch nur vor der Reise schon über deren Zweck, die Mittel und die Zeit ernstlich mit sich zu Rathe zu gehen (S. 42), so weiß er sich doch stets in ihre Neigungen und Stimmungen zu versetzen und ihr Benehmen und Empfinden treffend vorherzusagen. Er weiß z. B. (S. 164), unter welchen Gedanken der Reisende nach Rimini kommt. Auf dem Wege zum Garda-See macht denselben das lange Einerlei des Thales etwas ungeduldig (S. 67); in Verona besinnt derselbe sich nicht lange, was er zuerst sehen soll (S. 71), und kann bald mit ruhigem Gewissen in den Gasthof zurückkehren. Wenn er aber zu den zartfühlenden Herzen gehört, hat er zuvor Romeo's und Juliens trogähnlichen Sarg sich zeigen lassen (S. 75). In Rom nimmt er sich kaum Zeit, die Balustrade des Campidoglio eines Blicks zu würdigen (S. 177), und beim Thore St. Lorenzo verfehlt er nicht, sich fruchtlos zu bemühen, die unleserliche Inschrift zu lesen (S. 246). Indem der Verfasser sich dergestalt mit seinem Leser identifizirt, ist ganz natürlich, daß er gerathen findet, „interessante Erinnerungen, Betrachtungen und Gefühle rege zu machen" (S. VI.), die doch sonst ein an den Brüsten Aufgewachsener wohl in sich selber zu produziren Lust haben könnte. Aber der Verfasser ist ein gütiger Mentor und mißbraucht seine Autorität nicht. Er erlaubt z. B. Seite 211 dem Leser, den Caelius in Rom auch unbesucht zu lassen, und sagt ihm Seite 316, daß er sich nunmehr auf der via felice und sistina „nach Hause begeben darf". Diese Kindereien würde ich mich schämen hervorzuheben, wenn nicht damit ein weiterer sehr übler Fehler zusammenhinge, mit welchem das Buch durch und durch behaftet ist. Der Verfasser beschwert sich selbst in der Vorrede, daß die meisten Schriftsteller über Italien nur ihre speziellen Beobachtungen, Gefühle und Betrachtungen vorbringen. Da hätte denn er, wenn es ihm Ernst war, dergleichen nur „anzuregen", dies durch eine reiche Zusammenstellung der Thatsachen sollen zu bewirken suchen. Statt dessen behelligt er den Leser sogar mit allerlei selbst gemachtem Witz, z. B., daß er die Esel eintheilt in profane und heilige, erstere mit Früchten und Gemüsen, letztere „mit dreieckigem Hut, schwarzem Mantel, Schuhen und Strümpfen, darin ein Priester steckt" (S. 66), oder daß er sagt, „Bologna habe durch dreizehn Thore sein reichliches Ein- und Auskommen (S. 104), und nach St. Luca in monte führe ein Gang mit 654 Arkaden und doppelt so viel Bettlern" (S. 110), und „zoologische Betrachtungen nahmen die Bologneser Hündchen in Anspruch, obwohl nicht sehr viel, da es noch äußerst wenig dort giebt" (S. 112), oder, wo der eigene Witz nicht ausreicht, werden auch allenfalls einige Einfälle Gaudy's unter den seinigen deplacirt. Diese verdrießliche Geschmacklosigkeit wird noch lästiger, als sie schon an sich ist, durch stylistische Unbeholfenheit. Ja, die Sprache spielt sogar dem Verfasser den argen Streich, daß sie ihn verleitet, eine Ersparung von Aerger und Zeit durch Aufopferung von Zeit und Galle möglich zu finden. Denn er sagt (S. 50): „Daß es dabei, wenn man nicht unermeßlich viel Zeit, Geld und Galle konsumiren will, unermeßlich viel Zank, Verlegenheit, Verzögerung und Verkümmerung der Reise setzt, kann man sich Bequemlichkeits halber von selbst denken." Von solchen Ausdrücken, wie: „der Kalender-Papst Gregor" und „der Kaffee-Palast Ruspoli" könnte man eine artige Sammlung machen. Ganz verleidet endlich wird das Buch dem Leser durch die übel angebrachte und traurige Polemik gegen den Katholizismus. Ich mag die oft empörenden Witzeleien über heiliggehaltene Gegenstände nicht abschreiben. Aber das Buch wimmelt davon wie ein Raupen-Nest. (S. 29. 33. 149. 169. 253. 278. 304 u. s. w.) Diese seine Behandlungsweise ist aber das einzige Verdienst des Buches. Nichts ist heilsamer, als daß eine Verkehrtheit so auf die Spitze getrieben werde. Ihr entgegen ist als erste Bedingung eines guten Reisebuches der Grundsatz aufzustellen, daß jede Einhüllung der Gegenstände in Phrasen und Urtheile des Privat-Geschmacks entschieden ausgeschlossen werde. Auch nicht die Beschreibung und Schilderung der Gegenstände darf geduldet werden. Nur mit der Nachweisung derselben ist dem Reisenden gedient. Wer verlangt etwa eine solche Insinuation, wie Herr R. sie (S. 99) macht, daß auf Tizian's Grab-Monument „nichts weiter als sein Name stehen müßte, nicht aber die miserable Inschrift: „qui giace il gran Tiziano di Vecelli emulator de' Zeusi e degli Apelli"? Was frommt eine Bemerkung wie diese (S. 288): „Die Transfiguration von Raphael ist so hinreißend schön, daß man nichts Anderes ansehen möchte und die hier ebenfalls befindlichen Gemälde von Domenichino und Tizian kaum beachtet."? Wer fragt Herrn R. danach, ob er sich an dem Hermaphroditen in Florenz ungestört ästhetisch erbauen konnte oder nicht? (S. 122.) Von Michelangelo sagt Herr R.: „Das hohe Kraftgenie konnte sich nicht zum Nachahmen (der Brunelleschischen Kuppel in Florenz) verstehen. Schöner machen konnte er die seinige auch nicht, so wollte er sie wenigstens größer machen." (S. 129.) Wenn aber auch statt solcher Ungereimtheiten gesunde und gründliche Urtheile gegeben würden, so ist doch das Reisehandbuch nicht der Ort dafür. Damit ist natürlich nicht gemeint, daß der Verfasser die Scheidung des Vorzüglichen von dem Unbedeutenden und Schlechten nicht vornehemen solle. Im Gegentheile wird diese Anforderung aufs bestimmteste an ihn gemacht. Die nöthigste Anweisung zum historischen und artistischen Verständnisse der wichtigsten Monumente wird man ungern vermissen und bescheidene Anregung interessanter Erinnerung sich gern gefallen lassen.

Das Material ist doppelter Art, nämlich einerseits die Gegenstände, welche das Interesse der Reisenden verdienen, und andererseits die Mittel, durch welche sich zu dessen Befriedigung gelangen läßt. Das Interesse des Reisenden kann man sich in der That sehr mannigfaltig vorstellen und dadurch, wie Herr R., sich bewogen finden, das Handbuch nur für eine gewisse Klasse einzurichten. Dabei kann nur leider Nichts herauskommen, als daß man nach seinem eigenen Interesse schreibt und Keinen befriedigt. Wer von seinem Buche allen Qualm von Betrachtungen und Gefühlen ausschließt, wer der schnöden Selbstgefälligkeit, die Sachen breit zu beschreiben und gleich wie Abwesenden anschaulich zu machen, entsagt, der hat nicht zu befürchten, daß ihm zu einer reichen und auf alle wesentliche Interessen der verschiedenartigen Reisenden berechneten Zusammenstellung des Materials der Raum fehlen dürfte. Wirklich sind es durchaus dieselben Gegenstände, welche in ihrer Allgemeinheit mehr oder minder das Interesse jedes Reisenden in Italien ausmachen, sey er Weltmann, Gelehrter, Künstler, oder auch Handwerker. Sein spezielles Interesse wird Jeder, den ein solches in das Land führt, schon zu bedienen wissen; wenigstens würde dazu kein allgemeines Handbuch taugen. Die Physiognomie des Landes und der Städte, der sichtbare Verkehr ihrer Bewohner, die merkwürdigen Gebäude, die öffentlichen Anstalten, die Kunstwerke und Alles, was man anders als zu Hause und dem bereisten Lande eigenthümlich findet, sind die Dinge, welche jeder Reisende kennen zu lernen begehrt. Nur wo es auf die besondere Art der Darstellung und den Grad der Ausführlichkeit in Behandlung der Details ankommt, wird Stand oder Bildungsstufe des Lesers für das Buch bedingend. Das Handbuch aber soll ja Nichts darstellen, sondern nur vorführen, und soll nicht in Details eingehen, denn es ist ein allgemeiner Wegweiser. Mag seyn, daß ein Künstler sich für Bibliotheken nicht interessirt und solche unbesucht und ungesehen

läßt, falls nicht auch Kunstwerke, die ihm wichtig sind, daselbst sich finden; mag seyn, daß ein Gelehrter für die Kunstwerke sich nur beiläufig interessirt, oder inwiefern sie seiner Gelehrsamkeit dienen; warum sollte das Handbuch nicht für Beide sorgen können? Die geographischen und statistischen Notizen aber, vor welchen Herr R. einen so großen Abscheu hegt, daß er sie nur in einzelnen Fällen liefert, vermuthlich also da, wo er sie gerade zur Hand hatte, gehören doch recht eigentlich in das allgemeine Handbuch; denn der Reisende könnte sie leicht einmal nöthig haben, ohne daß er darum mit einem geographischen Handbuch sein Reisegepäck vergrößern möchte.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Die sieben Saiten der Lyra.

Dramatisches Gedicht von George Sand.

(Schluß.)

Achte Scene.

Hans, Albertus, Helene, Karl, Wilhelm.

Albertus. Warst Du es, Hans, der die Vorlesung durch solchen Lärm unterbrach?

Hans. Behüte Gott! Meine Ohren schmerzen mich noch davon.

Karl. Selbst zur Fastnachtszeit hörte ich nicht so tollen Hörnerklang.

Wilhelm. Nenne es lieber die Posaune des jüngsten Gerichtes.

Alb. Wer erlaubte sich aber bei mir diesen schlechten Spaß? Hat Adelfreit's Lyra solche Töne von sich gegeben?

Helene. Die Lyra ist mißbraucht worden, und die Lyra hat sich gerächt. Sie hat die Uebelthäter bestraft. Der erste Theil der Weissagung meines Aeltervaters Adelfreit ist in Erfüllung gegangen. Die Zeit ist gekommen, und eine unwiderstehliche Macht treibt mich zum Abgrunde, in welchem ich untergehen soll. (Sie entreißt Hans die Lyra.) Berühre sie niemals wieder, Hans. Sie ist mein Erbtheil. Man nennt das Wahnsinn.

Alb. Mein Gott! Helene ist von neuem wahnsinnig geworden.

Helene (in Verzückung die Lyra haltend). Die Lyra! seht die Lyra! O Lyra, wie liebe ich Dich!

Karl. Was spricht sie da? Seht nur, wie ihre Gestalt sich verändert!

Hans. Ihr Antlitz wird bleich wie das Gewölk des Morgens, und aus ihren Augen strahlt das Glück des Himmels.

Alb. Was ist Dir, Jungfrau? Ein leuchtender Heiligenschein umgiebt Dich!

Helene (zur Lyra sprechend). O, wie lange sehnte ich mich danach, Dich so zu halten! Du weißt es, ich ehrte Dich wie eine heilige Hostie, die zwischen dem Himmel und mir stand!

Karl. Was für seltsame Worte!

Hans. Welche erhabene Sprache!

Alb. Helene, Helene, sey auf Deiner Hut! Du hast Deinem sterbenden Vater geschworen, diese Lyra, die er für bezaubert hielt, nicht anzurühren. Die Wünsche der Sterbenden sollen heilig gehalten werden, wie die Aussprüche der Weisheit. Fürchte, meine Tochter, die Wirkung der Töne auf Dein schwaches Gehirn!

Karl. Theure Helene, Du befindest Dich nicht wohl. Ich weiß nicht, was das Alles bedeutet, aber höre auf Meister Albertus; er ist ein weiser Mann und liebt Dich.

Helene (zur Lyra sprechend). Ich habe Dich nicht entheiligt, und meine Hände sind rein, Du weißt es. Ich habe so innig mich gesehnt, Dich zu kennen und eins mit Dir zu werden! Willst Du nicht zu mir sprechen? Bin ich nicht Dein Kind? (Zu Albertus und Karl, die ihr die Lyra nehmen wollen.) Laßt mich, Ihr Männer, ich habe nichts mit Euch gemein. Ich gehöre dieser Welt nicht mehr an. (Zur Lyra.) Dein bin ich. Willst Du mich endlich annehmen?

Hans (zu Albertus). O Meister! laßt sie gewähren, achtet ihre Verzückung. Seht! wie schön sie in dieser knieenden Stellung ist! Seht nur! Mit welcher Anmuth sie die Lyra auf das eine Knie lehnt, und wie sie mit ihren Alabaster-Armen sie liebend umfängt!

Alb. Junger Schwärmer, Du weißt nicht, welcher Gefahr sie sich hingiebt! Fürchte für ihren Verstand, für ihr Leben, die schon einmal durch den Ton dieser Lyra gefährdet wurden.

Hans. Blicket hin, Meister! das gränzt an Wunder: ihre Haarschleifen lösen sich und fallen zur Erde; ihr schönes Haar scheint sich zu beleben, wie durch Zauberhauch wird es von seinen glänzenden Banden befreit, es theilt sich auf ihrer Stirn und fließt in goldenen Wellen auf ihre schneeweißen Schultern herab. Ja, es schmiegt sich in schöne, freie Locken, wie bei einem jungen Kinde, das im Morgenwinde spielt. Sie leuchten, sie glänzen, sie wogen über ihren schönen Körper herab, wie ein von den Strahlen der Sonne blitzender Wasserfall. O Helene, wie schön Du bist! Hörst Du mich nicht?

Alb. Hans, mein Sohn, betrachte sie nicht zu viel. Es geschehen im menschlichen Leben Wunder, die wir nicht begreifen und von denen ich noch vor einem Augenblick keine Ahnung hatte. (Beiseit.) O! auch ich fühle mich verwirrt, ich möchte die Augen abwenden von dieser Sibylle!

Helene (die Lyra mit der einen Hand haltend und die andere zum Himmel erhebend). Sehet! Das Wunder geht in Erfüllung! Das Leben ist kurz, aber vollendet! Den Menschen gehört nur ein Tag, aber dieser Tag ist die Morgenröthe der Ewigkeit! (Die Lyra giebt einen herrlichen Ton von sich.)

Hans. O Muse! O schöne Begeisterte!

Karl. Welche himmlische Melodie! Welcher herrlicher Hymnus! Nie hörte ich etwas Aehnliches, und mir, der ich gewöhnlich so unempfindlich gegen Musik bin, mir treten Thränen ins Auge, und mein Geist schwebt in unbekannten Regionen.

Alb. (mit leiser Stimme). Schweigt, oder sprecht wenigstens leise. Beobachtet das Wunder. Hier ist viel zu lernen. Sehet Ihr nicht, daß ihre Hände gar nicht die Lyra berühren? Ihr linker Arm allein unterstützt das an ihren Busen lehnende Instrument, und als wenn die Pulsschläge ihres brennenden Herzens, als wenn ein göttlicher Hauch, der von ihr ausströmt, allein hinreichend wären, um die Saiten zu bewegen, so ertönen aus der Lyra nach unbekannten Weisen seltsame Klänge, ganz ohne Beihülfe menschlicher Kunst.

Hans. O! ja ich sehe das Wunder! Ich wußte es wohl, daß dieses Wesen einer höheren Welt angehöre! Laßt mich, Meister, sie ist noch nicht zu Ende. Gott! welche Verzückung verklärt ihr ganzes Wesen! O ja, Meister, die Seele ist unsterblich, und nach diesem Leben erschließt sich uns die Unendlichkeit.

Chor der Geister der Harmonie (während die Lyra in Helenens Arm forttönt und Albertus sich von Zeit zu Zeit leise mit seinen Schülern unterhält).

Deine Zeit ist gekommen, brüderlicher Geist, den eine Zaubergewalt in diese Lyra bannte. Wir vernahmen Deine melodische Stimme und sind gekommen und umschweben dein Gefängniß, bis die Hand dieser Jungfrau den Zauber gelöst und Dir die Freiheit gegeben hat. Schon ist Dein Schweigen gebrochen, ein reiner Hauch erweckte Dich. Hoffe! Der Mensch kann nicht auf ewig binden, und was dem Himmel geraubt ward, muß dahin zurückkehren.

Der Geist der Lyra. O meine Brüder, vielgeliebte Geister, nahet Euch, schwebet zu mir herab. Reichet mir die Hand. Erlöset mich aus meinem Gefängniß, auf daß ich mich mit Euch im reinen Aether bade, hoch über der dürren Region, wo die Menschen weilen. O meine Brüder, verlasset mich nicht. Ich seufze, bebe, leide, höret meine Klagen, höret mein leises Weinen und traget mich davon auf Eure feurigen Schwingen!

Die Geister der Harmonie. Der Zauber band Dich mit sieben metallenen Saiten. Eine reine Hand muß diese sieben Saiten eine nach der anderen zerbrechen, dann erst wirst Du aus der Lyra befreit; die Hand eines menschlichen Geschöpfes muß dies vollziehen; wir können nur Deinen Schmerz durch unsere Gesänge lindern und Deine Hoffnung durch unsere Gegenwart beleben.

Geist der Lyra. O beklaget mich, tröstet mich, sprechet zu mir; denn ich bin gefangen, ich seufze, bebe, leide, klage!

Albertus. Schmerzliche Töne entwinden sich der Lyra, und ihr Gesang athmet tiefe Traurigkeit. O Helene! was geht in Deiner Seele vor, daß Deine Verzückung so herzzerreißend wirkt?

Wilh. So eben noch war der Rhythmus kraftvoller, die Töne mächtiger, siegreicher die Begeisterung. Es war ein Hymnus, jetzt ist es ein Gebet.

Karl. Ich begreife nichts davon, aber mir ist so weh, und doch kann ich mich von hier losreißen.

Die Geister d. Harm. Bruder, wir wollen mit Dir von Deinem Vaterlande reden, und Du wirst Dich beruhigen. Wir schwebten hernieder von der weißen Sonne, welche die Gefährten Deines Elendes, die Menschen, Wega nennen, und die sie der Lyra weihten. Deine Sonne, jugendlicher Bruder, ist so rein, so glänzend, so heiter wie der Tag, an welchem eine Zauberkraft Dich von dort herab lockte, um bei den Menschen zu wohnen. Noch immer wird sie von demselben Ton beherrscht; noch immer singt der weiße Strahl des unendlichen Prisma's das Leben dieses Gestirns.

(Die durch den Gesang herbeigezogenen Nachbarn kommen in den Garten und drängen sich an die Zimmerthür des Meister Albertus.)

Ein Dilettant. Ein ungebräuchliches Instrument, aber von unvergleichlich schönem Ton; es ist gewiß ein Werk des Herrn Meinbacher.

Ein anderer Dilettant. Wahrscheinlich. Aber erstaunt Ihr nicht über das Talent seiner Tochter? Ich glaube nicht, daß es auf der Welt noch eine ähnliche Künstlerin giebt. Und doch that sie, als verstände sie nichts von der Musik!

Ein Bürger. Meine Herren, Ihr steht hinter uns. Ihr könnt nicht ordentlich sehen. Tretet ein wenig näher und erkläret uns als Kenner, wie Jungfer Meinbacher dieses Instrument spielen kann, ohne die Saiten zu berühren.

Der Dilettant (lorgnettirend). Ach! das ist seltsam, in der That! das hatte ich nicht bemerkt.

Eine Bürgerin. Das sieht wahrhaftig wie Hexerei aus. Ich möchte mich wirklich aus dem Staube machen. Immer habe ich den alten Sauertopf, den Meinbacher, im Verdacht der Zauberei gehabt. Nie ging er in die Kirche und war so befreundet mit Meister Albertus, der selbst ein....

Der Dilettant. Beruhigt Euch, Madame, so zu spielen

ist keine Hexerei. Diese Lyra ist eine Art Orgel, die wie eine Uhr aufgezogen wird, und die so lange ohne Berührung spielt, bis die Kette abgelaufen ist.

Ein junges Mädchen. Ich versichere Euch, mein Herr, daß Helene mit ihren Augen spielt. Seht nur, sie erbleicht, sie erröthet, ihr Auge glänzt oder erlischt, und die Musik wird langsam oder schnell, sanft oder rauschend, nach ihrem Gefallen. Ich fürchte sehr, daß die arme Helene behext ist.

Der andere Dilettant. Wie, mein Fräulein, Ihr seht nicht, daß dasjenige, was Ihr für Eure Freundin Helene haltet, nur ein ihr ähnliches Automat ist? Man sollte in der That glauben, daß es Helene wäre, aber es ist nichts als eine Maschine, die sogleich still stehen wird. Die Augen sind von Emaille und bewegen sich vermittelst einer Feder. Der Athem wird durch einen Blasebalg hervorgebracht, der sich im Körper der Puppe befindet....

Die Geister. Wir redeten genug zu Dir. Jetzt beschäftige Dich mit Deiner Befreierin, gedenke, daß nur sie allein den Zauber lösen kann! Du mußt sie belehren und Dich ihr offenbaren, wenn ihr Geist sich bis zu Dir erheben soll.

Der Geist der Lyra. Wie, meine Brüder, so bald! was soll aus mir in meinem Gefängniß von Elfenbein werden? Was soll ich zu einer Tochter der Menschen sprechen? Sie versteht meine Sprache nicht. O ich bebe, leide, klage!

Helene (unterbricht sich und erhebt sich mit Lebhaftigkeit). Du hast gesprochen? Du sagtest: Ich leide, ich klage? Wer bist Du?

Das junge Mädchen (zum Dilettanten). Seht jetzt zu, ob es ein Automat ist!

Albertus. Helene, es ist genug; die Lyra hat schon gesprochen, treibe die Probe nicht weiter. Für menschliche Ohren ist der Klang dieses Instrumentes zu gewaltig, er verwirret die Gedanken und kann den Verstand zerstören. (Er nimmt ihr die Lyra.)

Hel. Was beginnet Ihr? Laßt sie, läßt sie mir! (Sie fällt in Ohnmacht.)

Hans. O, Meister! warum ihr die Lyra nehmen? Ihr tödtet sie, Meister; sie scheint wirklich todt zu seyn.

Alb. Fürchte Dich nicht, es ist nichts. Die elektrische Erschütterung der bebenden Lyra mußte diese Krisis herbeiführen. Karl, Wilhelm, tragt sie fort. Schnell! Platz gemacht! Platz gemacht! Bringt sie an die freie Luft!

Hel. (kömmt zu sich und stößt Wilhelm zurück). Rühre mich nicht an, Wilhelm; ich bin nicht Deine Verlobte. Ich werde nie die Deine, ich liebe Dich nicht. Für mich bist Du ein Fremdling. Ich gehöre einer Welt an, zu der Du nicht gelangen kannst, ohne zu sterben oder Dich ins Verderben zu stürzen.

Wilh. O, mein Gott! was sagte sie? Sie liebt mich nicht!

Karl. Das hat Hans oft gesagt.

Alb. Mein Kind, Du weißt nicht, was Du sprichst, morgen wirst Du anders denken. Gieb mir Deinen Arm, ich werde Dich in Dein Zimmer führen.

Hel. Nein, Meister Albertus, mit Eurer Erlaubniß werde ich nicht dahin gehen. Ich will ins Freie. Ich will den Mond über dem See aufgehen sehen.

Therese. Ihr sprecht nicht mit der gebührenden Achtung zu unserem Meister. Kommt zu Euch, Helene. Die ganze Stadt hört Euch und sieht auf Euch.

Hel. Ich höre und sehe Niemand. Für mich ist nichts mehr da. Ich bin für immer allein.

Alb. Wehe! Die Krisis war zu stark! Ihr Verstand ist dahin! Helene, Helene, folge mir! Ich bin Dein Vater. Geh' in Dein Zimmer.

Hel. Ich habe keinen Vater. Ich bin die Tochter der Lyra und kenne Euch nicht. Schon lange quält Ihr mich mit geistigen Arbeiten, die meiner Natur zuwider sind. Eure hochtönenden Worte und Vernunftgründe sind für mich nicht gemacht. Die Zeit ist gekommen, wo ich leben soll; ich bin ein freies Wesen und frei will ich leben; gehabt Euch wohl! (Sie entflieht durch den Garten.)

Alb. Hans, Wilhelm, folget Ihr und wacht über Ihr Leben. (Zu den anderen Schülern.) Lieben Freunde, entschuldigt mich, dies unvorhergesehene Unglück macht es mir unmöglich, die Vorlesung wiederaufzunehmen. (Alle ab.)

Mephistopheles, die Lyra.

Meph. Halsstarriger Geist, der Du von mir Freiheit und Leben im Augenblick erhalten könntest, so ertrage denn geduldig Deine Qual, wenn Du es vorziehst, die sieben Prüfungen zu bestehen und, von menschlichem Willen abhängig, langsam aus Deinem Gefängniß erlöst zu werden. Ich habe Macht genug über Alles, was der Erde angehört, um Deine Schmerzen zu vermehren und Deine Pein zu verlängern. Du verachtest meine Hülfe. Statt mit mir die Regionen der Empörung und des Hasses bewohnen zu wollen, jene Regionen, denen zu nahen der Mensch zittert und die über ihn den Kelch der Leiden ausgießen, ziehst Du es vor, zu einem ungerechten Gott zurückzukehren, der Dich um der geringsten Schuld willen der Laune und dem Joch des Menschen überliefert. Nun, ich will Helenens Herz mit solchen Gedanken erfüllen, daß es Dich gereuen soll, mich verschmäht zu haben.

Der Geist der Lyra. Helene gehört Dir nicht.

Meph. Aber Albertus soll mein seyn!

Geist. Gott wird ihn beschützen.

(Schluß des ersten Akts.*)

Mannigfaltiges.

— Lord und Lady Cheveley. Gänzlich ungegründet ist die Vermuthung, daß irgend ein persönlicher Freund Sir Edward Lytton Bulwer's, und zwar mit dessen Vorwissen, das kürzlich erwähnte Spottgedicht „Lady Cheveley oder die Frau von Ehre", welches gegen Lady Bulwer, die Verfasserin des „Cheveley", gerichtet ist, verfaßt und herausgegeben habe. Bald nachdem die Ankündigung jenes Gedichtes erschien, richtete nämlich der Justizbevollmächtigte des Sir Lytton Bulwer nachstehendes Schreiben an Herrn Churton, den Verleger: „Mein Herr! Ich bin von Sir Edward Lytton Bulwer beauftragt, Ihnen anzuzeigen, daß er mit großem Leidwesen die Ankündigung einer bei Ihnen unter dem Titel „Lady Cheveley oder die Frau von Ehre" erscheinenden Schrift gelesen hat. Welches auch die Absichten und Zwecke des Verfassers seyn mögen — und daß sie wahrscheinlich ihm nicht feindselig sind, geht aus den Worten der Ankündigung hervor — so ist doch Sir Lytton Bulwer mit Rücksicht auf seine Kinder und in deren Namen genöthigt, die ernstlichste Protestation gegen jeden Versuch einzulegen, durch welchen die Verbreitung einer anderen Schrift, die ihre eigene Beantwortung und Verurtheilung in sich selber trägt, noch mehr gefördert werden könnte. Genehmigen Sie ꝛc. William Loaden." — Herr Churton antwortete darauf, daß er seinerseits mit Vergnügen bereit sey, auf jeden Vortheil zu verzichten, der ihm aus der angekündigten neuen Schrift erwachsen könne, daß jedoch der Verfasser, an welchen er sich gewandt, nicht zu bewegen sey, sein Werk zurückzunehmen.

---

*) Die Mittheilung der folgenden vier Akte würde die Gränzen überschreiten, in denen sich dieses Blatt bewegt. Nachdem wir daher in Obigem eine Probe von dem ersten dramatischen Versuch der geistvollen Französin gegeben, müssen wir uns hinsichtlich des weiteren Inhalts desselben auf einen kurzen Ueberblick beschränken. Das Ganze ist ein wunderliches, aber reizendes Gemisch von abstrakter Allegorie und lebensfrischer Empfindung, welches für uns noch das besondere Interesse hat, zu sehen, wie ein Französischer Dichtergenius sich in die Region Deutscher Phantasie- und Mythenwelt hineinzuleben sucht. Adelsfreit, der Verfertiger der Lyra, hatte sich selbst den Tod gegeben und von Gott erfleht, daß er seine Seele in diese Lyra bannen möchte. Zur Strafe für seinen Frevel war ihm sein Wunsch vom Himmel gewährt und daran die Bestimmung geknüpft worden, er solle nicht eher aus diesem Gefängniß erlöst werden, als bis eine jungfräuliche Hand, von aller Sünde rein, ihn daraus befreie. Dies zu hindern und die Lyra durch unheilige Hände zerstören zu lassen, auf daß der eingeschlossene Geist und der Zertrümmerer des Werks Beide seiner Macht anheimfielen, ist das Bestreben des Teufels. Nachdem ihm der Versuch, den er in dieser Absicht schon im ersten Akte des Drama's macht, mißlungen ist, ersieht er sich Albertus zu seinem Werkzeug aus. Er bringt ihm aus Adelsfreit's Nachlaß eine Erklärung über die geistigen Kräfte, die in den verschiedenen Saiten der Lyra ruhen, um dessen Wißbegier zu reizen, und überredet ihn, diese Saiten eine nach der anderen zu zerbrechen, um der Wahrheit auf die Spur zu kommen. Die beiden goldenen Saiten der Lyra sind die Unendlichkeit und der Glaube; durch sie offenbart sich die Idee der ewigen Schönheit und Herrlichkeit Gottes; erhaben und überirdisch ertönt der Wechselgesang des Geistes der Lyra, Helenens und der Himmelsgeister beim Aufgang der Sonne, so lange diese Saiten noch auf dem Instrumente sind. Albertus will dieselben herunternehmen, dreht aber die Wirbel verkehrt und zersprengt sie unter einem Klagelaut der Lyra. Nun finden wir Helenen am Bach im Mondenschein die Lyra spielend, deren Geist jetzt in weicheren Melodieen die Schönheit der irdischen Natur singt, denn die beiden silbernen Saiten der Lyra sind der Betrachtung der Natur und der Vorsehung geweiht; Hoffnung und Vertrauen tönt aus ihnen der nach dem Ewigen sich sehnenden Seele Helenens entgegen, die mit Schmerz die himmlischen Offenbarungen der goldenen Saiten vermißt. Albertus, dessen Zweifelsucht immer mehr ertödtet wird, und der schon an die übernatürlichen Kräfte der Musik zu glauben anfängt, welche sie ihm früher als ein bloßes Rechen-Exempel erschien, läßt sich von dem Drange nach überzeugender Gewißheit und von den Anreizungen des Teufels bewegen, auch diese beiden Saiten zu zerreißen, und ein Orkan begleitet sein Beginnen. Helene spielt jetzt auf den beiden stählernen Saiten der Lyra; sie hat den Thurm der Kathedrale erstiegen und zu den Füßen des Erzengels Platz genommen, der die Spitze des Thurmes bildet. Von dort herab ertönt auf der Lyra der Preis des Menschengeistes und seiner Werke in mächtigen Klängen, während Helene dagegen nur von dem Jammer und Elend der Menschheit singt und, nachdem sie die Lyra hinabgeschleudert, in Verzweiflung vom Thurm entflieht. In diesem Wechselgesange hat Albertus die Gewalt der Musik schon eindringlicher empfunden, und Mephistopheles, immer in Gestalt des Juden, der die Lyra unversehrt in die Wohnung des Philosophen gebracht hat, weiß diesen durch das Versprechen, daß der, welcher die letzte eherne Saite der Lyra berühre, das Geheimniß dieses Instruments und der Musik ergründen werde, auch noch zur Zersprengung der beiden stählernen Saiten zu reizen. Albertus ist unterdeß von immer glühenderer Liebe zu Helenen entbrannt, und Mephistopheles schmeichelt ihm auch mit der Hoffnung, daß er, auf der ehernen Saite der Lyra spielend, Helenens Gegenliebe gewinnen werde. Aber so wie diesmal Alles still geblieben, als er die stählernen Saiten zerrissen, so bleibt die Lyra auch stumm unter der Berührung seiner Finger, während Helene in ihrer fortdauernden Extase ihn keiner Aufmerksamkeit würdigt und seine Leidenschaft zu ihr immer mächtiger wird. Da läßt er muthlos die Lyra sinken, und Helene ergreift sie. Als sie die eherne Saite berührt, ertönt der Gesang des Geistes der Lyra ebenfalls in irdischerer Liebesgluth und beschwört sie um Gegenliebe, aber Helene sehnt sich nur nach dem Ewigen und singt nur die Ehre Gottes; ihr inbrünstiges Gebet fleht zu Gott, daß er sein Leben ihr verleihen wolle; da zerspringt die eherne Saite mit furchtbarem Donner, Helene sinkt todt, Albertus ohnmächtig zu Boden. Der Geist der Lyra ist erlöst und schwebt, vereint mit Helenens seligem Geiste und umgeben von den himmlischen Heerschaaren, über dem wiedererwachenden Albertus, über den der Teufel nun Gewalt zu haben glaubt, weil er zur Zerstörung der Lyra mitgewirkt. Aber die letzte Saite ist unter Helenens unbefleckter Hand zersprungen, und so ist auch Albertus gerettet. „Seine Seele", so singen die Himmelsgeister, „soll fortan eine Lyra seyn, deren Saiten alle zugleich erklingen werden, und deren Gesang sich auf den Schwingen der Hoffnung und der Freude zu Gott erheben wird."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅓ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 65. Berlin, Freitag den 31. Mai 1839.

Frankreich.

Der Pariser Gewürzkrämer (L'Epicier).

Von Balzac.*)

Die Undankbaren gehen leichtsinnig und ohne etwas dabei zu denken vor dem Laden des Gewürzkrämers vorüber. Davor bewahre der Himmel einen Jeden! Mag der Diener noch so schmierig und seine Kappe noch so abgegriffen seyn, mag der Herr noch so munter und heiter lächelnd aussehen, so betrachte ich sie doch immer mit ehrfurchtsvoller Scheu und rede sie mit der Hochachtung an, die der „Constitutionnel" ihnen bezeigt. Wenn ein Todter vorübergetragen wird, so achte ich nicht darauf, aber einen Gewürzkrämer sehe ich nie mit Gleichgültigkeit an. In meinen Augen ist der Gewürzkrämer, dessen Allmacht noch nicht älter als ein Jahrhundert ist, der Repräsentant und treuste Ausdruck der modernen Gesellschaft. Steht er nicht eben so hoch durch seine Resignation wie durch seine Nützlichkeit, und ist er nicht eine nie versiegende Quelle der Süßigkeiten, des Lichtes und der freundlichsten Gaben? Ist er nicht mit einem Worte der Minister Afrika's, der Geschäftsträger Indiens und Amerika's? Sicherlich, der Gewürzkrämer ist das Alles; und er ist es, ohne die geringste Ahnung davon zu haben. Der Obelisk weiß ja auch nicht, daß er ein Denkmal ist.

O, Ihr schnöden Spötter, seyd Ihr je in den Laden eines Gewürzkrämers getreten, der Euch nicht huldvoll zugelächelt und die Kappe demüthig abgezogen hätte, während Ihr Euren Hut auf dem Kopfe behieltet? Der Schlächter ist ein roher Geselle, der Bäcker bleich und mürrisch; aber der Gewürzkrämer ist immer verbindlich, zeigt immer ein freundliches Gesicht. Zu welcher Klasse der Gesellschaft daher auch ein verlegener Fußgänger gehört, er wendet sich nie an die griesgrämige Wissenschaft des Uhrmachers, noch an das mit blutenden Fleischstücken verschanzte Comtoir des Schlächters, noch an das mißtrauische Gitter des Bäckers; nein, von allen offenen Läden wählt er den des Gewürzkrämers, wenn er hundert Sous wechseln oder eine Straße erfragen will; er weiß ja, daß dieser Mann, der christlichste von allen Handeltreibenden, wenn er auch bis an den Hals in Geschäften steckt, dennoch Allen gehört, denn die Zeit, die er Anderen schenkt, stiehlt er sich selbst ab. Wenn Ihr auch eintretet, um ihn zu stören, um ihn zu brandschatzen, so wird er Euch doch begrüßen, wird Euch sogar Interesse zeigen, wenn das Gespräch über eine bloße Frage hinausgeht und eine vertrauliche Wendung nimmt. Es ist leichter, eine häßliche Frau als einen unhöflichen Gewürzkrämer zu finden. Haltet an dieser Grundwahrheit fest, wiederhole ich, um allen mißgünstigen Nachreden zu begegnen.

Vom Gipfel ihrer eitlen Größe, ihrer kalten Bildung oder ihrer kunstreich beschnittenen Bärte herab haben einige Leute gewagt, dem Gewürzkrämer: Rakka! zuzuschreien. Sie haben aus seinem Namen ein Wort, eine Meinung, eine Sache, ein System, eine Europäische und encyklopädische Figur gemacht. Man schreit: „Ihr Gewürzkrämer!" um eine Menge Beschimpfungen zusammenzufassen. Was hat man denn am Gewürzkrämer auszusetzen? Seine mehr oder weniger braunrothen, grünen oder chokoladenfarbigen Beinkleider, seine blauen Strümpfe, seine Kappe von unächtem Fischotterfell, welche mit einem silbernen oder goldenen Streife besetzt ist, oder seine nach der Brust zu in drei Spitzen auslaufende Schürze? Wie will aber eine Gesellschaft ohne Aristokratie, welche mit den Ameisen an Thätigkeit wetteifert, das schätzenswerthe Symbol der Arbeit tadeln? Glaubt man vielleicht, daß ein Gewürzkrämer ganz und gar nicht denke, sich nicht um die Künste, die Literatur und die Politik bekümmere? Wer hat dann aber die Ausgaben Voltaire's und Rousseau's verschlungen? Wer die Erinnerungen und Klagen von Dubufe gekauft? Wer hat den Kupferstich des Soldaten als Landmann, des Leichenzugs des Armen, des Angriffs auf die Barrière von Clichy in seinem Zimmer aufgehängt? Wer weint in den Melodramen? Wer giebt etwas auf die Ehrenlegion? Wer läuft bewundernd in das Museum von Versailles? Wer hat den Postillon von Lonjumeau in die Höhe gebracht? Wer kauft die Uhren mit den Mameluken, die ihr Roß beweinen? Wer ernennt die gefährlichsten Deputirten der Opposition, und wer unterstützt die kräftigen Maßregeln der Regierung gegen die Unruhestifter? — Der Gewürzkrämer, der Gewürzkrämer und nochmals der Gewürzkrämer.

Ihr findet ihn gerüstet an der Schwelle aller Nothwendigkeiten, selbst der widersprechendsten, wie er am Eingange seiner Ladenthür steht, ohne gerade immer das zu begreifen, was vorgeht, aber doch bereit, Alles durch seine Arbeit, sein Geld, seine Unbeweglichkeit zu unterstützen. Daß wir nicht Wilde, Spanier oder Saint-Simonisten geworden sind, verdanken wir einzig und allein den Gewürzkrämern. Sie haben die gesellschaftliche Ordnung aufrecht erhalten. Wenn sie es nicht gethan hätten, mit wem sollten sie dann aber auch handeln? Der Gewürzkrämer giebt den Ausschlag, je nachdem er an den Tagen einer großen Krisis hervortritt oder sich zurückzieht, spricht oder schweigt. Wie sollte man nicht die Aufrichtigkeit bewundern, mit der er sich allen Abgeschmacktheiten hingiebt, die gäng und gebe sind! Wer wollte ihn abhalten, zum Gemälde der Jane Gray zu wallfahrten, für die Kinder des Generals Foy zu kollektiren, für das Champ-d'Asile zu subskribiren, sich auf den Asphalt zu werfen, die Uebersiedelung der Asche Napoleon's zu fordern, seine Kinder als Polnische Lanciers oder als Artilleristen der National-Garde auszustaffiren, je nachdem die Umstände es erfordern? Du versuchst es vergeblich, prahlerischer Journalismus, der du vor ihm die Feder neigst, ihm zulächelst und ihm die Falle des Abonnements stellst.

Hat man aber auch schon die Wichtigkeit dieses nothwendigen Leims der Gesellschaft, den die Alten vielleicht vergöttert hätten, hinlänglich gewürdigt? Der Spekulant baut ein Stadtviertel oder ein Dorf; er errichtet so und so viel Häuser, führt eine Kirche auf, bringt Einwohner zusammen, treibt einen Pädagogen auf, hofft auf eine Vermehrung der Bevölkerung und hat mit einem Worte etwas zu Stande gebracht, was einen Anstrich von Civilisation hat; es sind Champignons, Hühnerkeulen, Krebse da, Adjunkte, Feldwächter und Steuerpflichtige; aber dennoch würde Alles keinen Bestand haben, würde Alles aus einander gehen, wenn dieser Mikrokosmus nicht durch das stärkste gesellschaftliche Band, durch den Gewürzkrämer, zusammengehalten würde. Auf dem Kirchthurme ist das Kreuz aufgepflanzt; wenn sich aber an der Ecke der Hauptstraße nicht ein Gewürzkrämer ansiedelt, so ist alle Mühe vergeblich. Brod, Fleisch, der Schneider, Schuhe, die Regierung, das Bauholz kommen auf der Post und zu Wagen an; aber der Gewürzkrämer muß da seyn, da bleiben, zuerst aufstehen, sich zuletzt niederlegen, seinen Laden zu jeder Tageszeit für die Kunden geöffnet halten. Ohne ihn keiner der Genüsse, welche die moderne Gesellschaft vor der antiken voraus hat, ohne ihn weder Branntwein, noch Taback, noch Thee.

In seinem Laden findet jedes Bedürfniß eine dreifache Befriedigung. Hier ist Thee, Kaffee, Chokolade, als Schluß jedes ordentlichen Frühstücks; hier Talglichte, Oel, Wachslichte, als Quellen alles Lichtes; hier Salz, Pfeffer, Muskatnuß, die rhetorischen Verzierungen der Küche; sodann Reis, Bohnen, Maccaroni, die Grundlagen jeder soliden Mahlzeit; Zucker, Syrup, Konfituren, die Süßigkeiten des Lebens; Käse, Pflaumen, trockene Früchte, durch welche, nach Brillat-Savarin, der Nachtisch erst seine eigentliche Physiognomie erhält. Müßten wir aber nicht die Liste aller unserer Bedürfnisse geben, wenn wir die dreigespaltenen Einheiten, welche das Geschäft des Gewürzkrämers umfaßt, erschöpfen wollten? Den Gewürzkrämer selbst kann man als eine Trilogie ansehen: er ist Wähler, National-Gardist, Geschworener. Ich weiß nicht, ob die Spötter einen Stein unter der linken Brust tragen; aber mir ist es unmöglich, über ihn zu scherzen, wenn ich an die Marmorkügelchen in seinem hölzernen Kasten denke, mit denen wir in unserer Kindheit spielten. Welchen Platz nimmt er im Herzen der Kinder ein, denen er den Bindfaden zum Drachen und das Zuckerwerk verkauft! Dieser Mann, der die Kerzen zu unserem Begräbniß in seinem Behältniß hat und bei unserem Begräbniß uns eine Thräne weiht, geleitet uns im ganzen Verlaufe unseres Lebens. Dem Dichter verkauft er Feder und Dinte, dem Maler Farben, Allen Leim.

(Schluß folgt.)

*) Aus einer so eben unter dem Titel „Les Français" erschienenen Charakterschilderung der Franzosen, von verschiedenen Verfassern.

Italien.

Handbücher für Reisende in Italien.

(Schluß.)

Für die wichtigsten Städte, wie Venedig, Florenz, Rom, Neapel u. s. w., wird der Reisende, der dieselben genauer will kennen lernen, mit seinem Handbuche nicht ausreichen können, auch wenn dessen Einrichtung möglichst vollkommen wäre. Die Guides für die einzelnen Städte sind zwar in der Regel schlecht, aber unter diesen kann der unbelehrte Reisende leicht an den schlechtesten gerathen. Daher wäre es Pflicht des allgemeinen Handbuchs, ihm die brauchbaren Bücher für die einzelnen Städte zu empfehlen und nachzuweisen, wo an Ort und Stelle dieselben zu haben sind. In dieser Beziehung bringt allerdings jedes Jahr viel Neues. Aber es wird immer gerathen seyn, das Erprobte anzuführen. Auch beim Ankauf eines Stadt-Plans wünscht der Reisende berathen zu seyn. Die Pläne Rom's z. B. sind sämmtlich zwar nach dem alten großen Plan von Nolly gemacht, aber doch von sehr verschiedenem Werth. Die brauchbarste Bearbeitung ist seit 1830 und bisher die von Knapp und Stier (zu haben im Institut für archäologische Korrespondenz. Monte Capino No. 132). Für Neapel möchte der Plan von Jorio zu empfehlen seyn. Aehnliche Notizen sollte das Handbuch für alle wichtige Städte geben.

Durch die Nachweisung eines Guide wird es der eigenen Beschreibung der Städte nicht überhoben seyn. Denn theils wird sein beschränkterer Raum doch ausreichen, um solche Reisende, welche nur einen kurzen Aufenthalt machen wollen, zurecht zu weisen, theils wird es seine Nachweisungen so einrichten können, daß die gewöhnlich nicht sehr praktischen Beschreibungen der Städte dem Reisenden erst nützlich werden. Zu diesem Ende müssen die Merkwürdigkeiten einer Stadt kurz aufgezählt und zweckmäßig gruppirt seyn. Dieselben nach Vasis Art auf gewisse Tagereisen zu vertheilen, ist unnütz. Aber der Reisende will aus seinem Handbuche lernen, was sich bequem zusammenfassen und in einem Wege abthun läßt. Unerläßlich ist ferner die Angabe, zu welchen Zeiten die Museen, die Kirchen, die Paläste u. s. w. am besten oder vielleicht allein besucht werden können. Oft bedarf es besonderer Erlaubnißkarten, wie z. B. in Rom für das Museum Gregorianum. Der Reisende muß unterrichtet werden, wo dieselben zu haben sind. In manchen Museen giebt es reservirte Kabinets oder einzelne merkwürdige Gegenstände, welche nur auf besonderes Verlangen vorgewiesen werden. Hierauf muß das Handbuch an den betreffenden Stellen aufmerksam machen.

In Bezug auf die einzelnen Kunstwerke muß ein gutes Handbuch das Bedeutende durchaus an seinem Orte bezeichnen, auch die versprengten und weniger bekannten Monumente in einzelnen Palästen, Villen, Kirchen nachweisen, damit der „Literat", dem billig selbst überlassen wird, wofür er sich interessiren will, wenigstens erfahre, was er sehen kann.

Die gewöhnlich in der Einleitung der Handbücher vorausgeschickten Notizen über Vetturine u. dgl. sind von sehr beschränktem Nutzen. Es müssen für die einzelnen Orte besondere Nachweisungen gegeben werden. Zwischen vielen nahe an einander gelegenen und auch entfernteren Orten giebt es stehende Fuhrgelegenheiten, zu bestimmten Zeiten und zu festen Preisen. Solche Verhältnisse pflegen lange ungeändert zu bleiben, und würden sie geändert, so hätte man wenigstens an den Nachweisungen des Handbuches einen Maßstab und Anhalt. Am leichtesten ist die Nachweisung da, wo bestimmte Büreaus, wie das Pareteische, für Florenz, Rom und Neapel etablirt sind. Für diese Büreaus kann man sogar dreist, da die Besitzer ihre eigenen Häuser zu haben pflegen, die genauen Adressen mittheilen. Ferner ist über die Dampfschiffe, deren Kurse, Preise, Abgangszeiten gar viel nützlicher Rath zu geben, ungeachtet Vieles hierin wandelbar ist. Die Nachtquartiere der Vetturine werden gemeiniglich an bestimmten Stationen genommen. Bisweilen lassen sich diese auf besonderes Verlangen der Reisenden ändern. Z. B. die Tour zwischen Rom und Neapel erfordert in der Regel drei Tage; durch Verlegung der Nachtquartiere läßt sie sich auf vier Tage ausdehnen, wobei man den Vortheil hat, etwa die Ruinen des alten Capua besuchen, auch über Caserta fahren zu können. Dasselbe und noch mehr läßt sich in kürzerer Zeit erreichen, wenn Mehrere gemeinschaftlich einen Wagen von Anglisani nehmen. Auf der Fahrt von Florenz nach Rom kann man den Vetturin verpflichten, von Viterbo aus über Capraruola zu fahren. Er thut es, wenn man den Handel versteht, für eine geringe Zulage an Fuhrlohn oder Trinkgeld. Nachrichten solcher Art lassen sich für alle Orte in Menge geben und werden ja wohl dem Reisenden willkommen seyn.

Vorzüglich sind genaue und auf ordentliche Nachforschungen bei den Central-Behörden gestützte Angaben über die Douanen-Verhältnisse wünschenswerth. Die Unter-Beamten erlauben sich eine Menge von Willkürlichkeiten und Brandschatzungen, vor denen der Reisende durch Kenntniß der effektiven Vorschriften geschützt wäre.

Ich muß mich hier auf diese wenigen Andeutungen beschränken, kann aber nicht umhin, die Rücksicht auf das Comfort des Reisenden noch dringend zu empfehlen. Vor Allem muß derselbe gut logirt werden. Herr R. zählt zwar überall einige Gasthöfe auf und empfiehlt oder tadelt denjenigen, in welchem er gewohnt hat. Was nutzt das aber? Die Gasthöfe müssen klassifizirt und die einzelnen charakterisirt werden. Man muß erfahren, zu welchen Anforderungen man berechtigt ist. In den vielbesuchten Städten kann man überall chambres garnies finden, welche den Gasthöfen gewöhnlich vorzuziehen sind, z. B. in Mailand, in Rom überall, auf der Piazza d'Espagna, Via Condotti, auf Monte Caprino u. s. w. in Neapel, besonders reizend in S. Lucia, Chiatamone, Chiaja. In einigen dieser Häuser pflegen vorzugsweise Engländer oder Franzosen, in anderen mehr die Deutschen zu wohnen. Die Aussicht, die Bequemlichkeiten, die Preise sind verschieden. So wandelbar dergleichen Dinge sind, so geht doch gewöhnlich ein gewisses Gesetz hindurch. Man kann solche Privat-Wohnungen, wenn man sie zu finden weiß, unmittelbar beziehen. Es giebt über diese Verhältnisse unter den Reisenden eine Menge von mündlichen Ueberlieferungen; sie sollten im Handbuche sich gesammelt finden, denn nicht Jeder ist so glücklich, zur rechten Zeit die Kunde zu erlangen.

Ferner sind Mittheilungen über das geregelte Fuhrwerk in den Städten nothwendig. Neapels Omnibus, welche vom Largo del Castello bis zum Seraglio gehen, die Römischen Omnibus nach S. Paolo sind gar bequeme Einrichtungen, von deren Daseyn der Reisende nicht immer sogleich die Entdeckung macht. Für die Exkursionen in die Umgegend der Städte sind detaillirte Mittheilungen ein großes Bedürfniß. Es begegnet dem Fremden z. B. in Neapel leicht, daß er die Barken nach Sorrent oder Capri im Hafen nicht auffinden kann, und es hält oft schwer, auf der Straße genügende Zurechtweisung zu erlangen. Steht aber im Handbuch, daß z. B. die Barken von Sorrent bei der Immacolatella liegen, so kann man sich zu diesem öffentlichen Gebäude von jedem Knaben hinführen lassen. Gerade für Neapel, wo der Verkehr mit der Umgegend meist sehr stätig und regelmäßig ist, lassen sich außerordentlich viele Notizen für alle Punkte geben.

Auch wünscht der Reisende Belehrungen über die Preise seiner Bedürfnisse. In dieser Beziehung giebt es so viel Festes, daß sich zahlreiche Tabellen mit vollkommener Sicherheit aufstellen lassen. Dadurch wird dem Fremden nicht nur viel Geld, sondern auch viel Zeit und Aerger erspart. Der Italiäner ist alsbald zufrieden, wenn er merkt, daß sein Kunde Bescheid weiß. Wo ich in Reisebeschreibungen und Handbüchern hin und wieder Preise angegeben finde, ist die Angabe gewöhnlich viel zu hoch, wie natürlich, weil der Verfasser nichts als seine eigenen Erfahrungen feil hat. Nur Valery giebt richtige Notizen in dieser Beziehung. Hier einige wenige Beispiele für die Möglichkeit genauer Tabellen. Das Fuhrwerk in Neapel hat durchgängig feste Preise. Die Eselmiethe hat so ziemlich feste Preise, gewöhnlich 3 Carol. für eine Tour von mehreren Stunden, z. B. auf den Vesuv, eigentlich aber noch weniger. Für einen Platz in den Barken von Sorrent zahlt man nur 1 Carol., nach Capri höchstens $1\frac{1}{2}$ Carol. Daß man im Museo Borbonico Jedem von den vielen Aufsehern und jedesmal 1 Carol. Trinkgeld geben müsse, ist eine bloße Einbildung. Die Leute sind nicht berechtigt, irgend Etwas zu fordern. Für besondere Dienste kann man sie nach Belieben belohnen. Wer das Museum nur einmal besucht, wird übrigens gern ihnen ein Trinkgeld geben, denn sie sollen kärglich besoldet seyn, wobei vielleicht auf die Freigebigkeit der Fremden gerechnet ist. In Rom giebt man beim Besuch einer Villa u. s. w. gewöhnlich 2 Paoli in Allem, man sey nun allein, oder mit Anderen in Gesellschaft. Es ist hier nicht der Ort, diese Notizen zu vermehren. Nur so viel, daß Herrn R.'s Angaben durchgehends falsch sind; 4 Scudi dem Vetturin für einen Tag zu geben, ist lächerlich; man rechnet, mit Einschluß des Abendessens und Quartiers, 2 oder kaum 2 Scudi. Eine gelata in Neapel kostet niemals 12 bis 16 Grani, sondern nur 5 bis 10 Grani, und ein Glas limonata an einer Limonaden-Bude nur einen einzigen Gran, nicht 3 bis 4 (S. 388). Die Preis-Courante über ganz unbestimmbare Markt-Artikel, nach Madame Stark's Manier, auszudehnen, ist freilich so lächerlich und lustig, als die Römer in zahllosen Karrikaturen zu erkennen geben. Aber einerseits muß das Handbuch Maß halten, und andererseits muß der Benutzer mit Verstand und nicht mit Englischer Gewissenhaftigkeit und Caprice die Anwendung davon machen.

Uebrigens ist es nicht genug, die Gasthöfe aufzuführen. Man muß auch Trattorien nachweisen; denn sobald der Fremde in einem Privathause Wohnung gefunden, ist er für seine Mahlzeiten an das Speisehaus gewiesen. Hier giebt es nun mancherlei kleine Vortheile und Regeln, um schnelle und sorgfältige Bedienung zu erlangen. Vor Allem aber will ich wagen, einen von vielen Reisenden geäußerten Wunsch hier als ein bisher völlig vernachlässigtes Erforderniß eines brauchbaren Handbuchs geltend zu machen. Dies ist: eine mit den vornehmsten Artikeln ausgestattete und ordentlich raisonirte Speisekarte für die verschiedenen Orte. In vielen Trattorien sind zwar gedruckte Speisekarten ausgelegt (z. B. in Neapel im Ercole, im Giglio d'oro u. s. w., in Rom in der Lepre (Herrn R.'s einzige Ressource), in der Scalinata (am Spanischen Platz), im Fiano (am Corso hinter dem Caffe delle belle arti), oder auch geschriebene Tageszettel, wie in der sogenannten Cellini-Trattorie (Banco di St. Spirito, unweit der Engelsbrücke). Aber auf den gedruckten Karten findet man circa 600 Artikel unter oft sehr wunderlichen Benennungen. Und von welchem Fremden ist zu erwarten, daß er auch die gewöhnlicheren Namen, wie sie auf den geschriebenen Zetteln vorkommen, genugsam kenne, um nicht auf das unangenehme Ausprobiren reduzirt zu seyn, da ja nicht Jeder einen hülfreichen Freund sogleich zur Hand hat! Die Benennun-

gen der alltäglichsten Nahrungsmittel weichen an verschiedenen Orten von einander ab. Rindfleisch heißt in den Trattorien bald alesso, bald bullito (für bollito), bald manzo; Kalbfleisch abwechselnd vitello und mongana, Schweinefleisch porco, majale, cinghiale. Nun gar die mannigfaltigen Bezeichnungen für Gesottenes, Gebratenes, Gebackenes und die verschiedenen Arten der Zubereitung von Gemüsen, Fischen, Eierspeisen, Pasteten u. s. w. Diejenige Trattoria in Rom, welche die angelegentlichste Empfehlung verdient, ist der Falkone auf Piazza St. Eustachio. Dort wird gar keine Speisekarte ausgelegt, vielmehr rezitirt der Cameriere auf Verlangen die ganze Liste des Vorräthigen, und der Unkundige ist also noch weit übler daran. Der Cameriere vergißt auch gewöhnlich, Vieles herzusagen, was dem Fremden vielleicht gerade willkommen wäre und wonach er fragen könnte, wenn er es zu benennen wüßte. Herr R. giebt seinen Reisenden den weisen Rath, vorher Italiänisch zu lernen; er handelte viel weiser, wenn er ihm für die nothwendigsten Wörter und Phrasen des Verkehrs durch Verzeichnisse zu Hülfe käme. Ein geübter Reisender, der sich ein kleines Wörterbuch für den dringendsten Bedarf auf seinen Wanderungen anlegt, findet das Gebiet nicht gar so ausgedehnt, daß es von dem Handbuche ausgeschlossen werden müßte. Diejenigen Dialekt-Abweichungen, welche den Reisenden am häufigsten inkommodiren, sollten angedeutet werden, wie z. B. das minga (für non), das mo (für adesso), die Gewohnheit der Römer, das R zu verstellen u. dgl. m. Wer möchte in crappa und crapett' mit Leichtigkeit die Wörter capra und capretto (Ziegenfleisch) erkennen? In Oberitalien nennen sie Lichter chiari, in Rom die Waschschüssel cunculina, die Zündhölzchen prosperi (für fosfori), in Genua dagegen palanga u. m. dgl.

Was die zweckmäßige Anordnung des Buchs betrifft, so hat man im Ganzen die Wahl zwischen zwei Methoden, nämlich entweder die Beschreibung der einzelnen Ortschaften auf Reise-Routen zu vertheilen, oder sie in alphabetischer Ordnung zu liefern. Herr R. hat sich für die erstere Weise entschieden, die auch dem Hegemannschen Buche, aber in zweckmäßigerer und vollständigerer Anwendung, zum Grunde liegt. Dem Richterschen Cicerone fehlt übrigens das **Register**, welches bei dieser Anordnung ganz unerläßlich ist. Diese Weise hat ferner den Nachtheil, daß manche Ortschaften, die interessant für einzelne Reisende sind und nicht gerade an den gemeinüblichen Straßen durch Italien liegen, nicht untergebracht werden können. Die andere Methode, welche mir den Vorzug zu verdienen scheint, macht eine Uebersicht der Reiserouten, wie Neigebaur sie auch seinem Werke vorangeschickt hat, erforderlich. Die Sehenswürdigkeiten in den einzelnen Städten ordnet Herr R. bald nach Materien, bald nach den Lokalitäten. Aus der Vermischung beider Methoden entsteht eine unleidliche Konfusion und Erschwerung des Gebrauchs. Am bequemsten möchte es gefunden werden, wenn eine sorgfältige und konzise Aufzählung der Gegenstände nach bestimmt festgestellter Classification (Plätze, Brücken, merkwürdige Gebäude, Kirchen, Paläste, Museen, Villen, Umgegend od. dgl.) jedes Mal voranginge, dem aber die Anweisung folgte, was sich bequem zusammenfassen und auf derselben Tour abthun lasse.

Die Frage ist nur, ob es ausführbar seyn möchte, ein Handbuch mit den vorgeschlagenen Nachweisungen auszustatten. Allerdings nicht, wenn man nur die Beobachtungen flüchtiger Reisenden benutzt. Aber überall in Italien sind viele Deutsche ansässig, Künstler, Handwerker, Kaufleute, welche genau Bescheid wissen und mehrentheils bereitwillig Bescheid geben. Derjenige, welcher ein gutes Handbuch zu liefern unternähme, müßte ausdrücklich in der Absicht, bei den eingewohnten und kundigen Personen ausführliche Nachrichten einzuziehen, Italien bereisen. Auch könnte vielleicht ein Buchhändler Gelegenheit finden, sich mit solchen Personen, insbesondere Kaufleuten, in Korrespondenz zu setzen. Sicher ist immer dies, daß man persönlich nachfrage und selber sehe und erprobe.

Es wäre sehr zu wünschen, daß Jemand sich fände, der „Italiens Prosa", wie Herr R. die dortigen Plagen des Reisenden nennt, zu binden Neigung und Geschick hätte und diejenige Stimmung bannte, in welcher man (mit Herrn R. zu reden) „die Urbilder zu Nicolais unstreitig interessanten Karrikaturen, die in ihren Grund-Ideen viel Wahres enthalten, begreift!" Grund-Ideen von Karrikaturen und jede Art von ausbündiger Philistrosität sollen hier nicht in Schutz genommen werden. Aber was dem Reisenden durch die einfachsten Mittel leicht und bequem gemacht werden kann, das möge ihm leicht und bequem gemacht werden! Gustav Julius.

Rußland.

Gesänge und Gesangliebe der Russen.

(Schluß.)

Die Kleinrussischen Weiber haben eine ganz eigenthümliche, höchst frappante und für Jeden, der sie gehört hat, unvergeßliche, obgleich nicht beschreibbare Gesangsweise. Sie schreien dabei gewöhnlich aus vollem Halse und halten ihre Stimmen immer in so unglaublich hohen Tönen, daß es klingt wie ein Chor von lauter Pickelpfeifen. Die zweite und dritte Stimme fehlen ganz in diesen Chorgesängen, — während die Großrussen nie anders als mehrstimmig singen, — und alle hohe Diskantstimmen schreien unisono ein und dasselbe. Sie bilden in dieser Hinsicht einen schneidenden Kontrast zu den Lithauischen und Lettischen Frauen, deren Gesänge gewöhnlich so tief und dabei, trotz der Mildheit und Sanftmuth der Nation, so wild sind, daß der Hörer Mühe hat, sich zu überzeugen, daß sie von Frauen kommen. Nichtsdestoweniger sind die Melodieen der Kleinrussischen Volksgesänge ungemein reizend. Das so süß melancholische „Schöne Minka", das auch bei uns allgemein bekannt ist, ist auf Kleinrussischen Fluren geboren und hier in jeder alten Baba (alten Weibes) Munde. Es fängt im Russischen an: „Jächal Kosak sa Dunai, ska Jaw döwitschy proschtschai." (Es ritt ein Kosak über die Donau, nachdem er seinem Mädchen Lebewohl gesagt.) Auch kommen die besten musikalischen Talente Rußlands meistens aus der Ukraine, dem Poltawschen, Kiewschen u. s. w.

Bei aller ihrer Liebe zum Gesange ist es doch auffallend, daß bei den Russen eminente Sängertalente weit seltener sind als bei uns. Was man in der vornehmeren Russischen Gesellschaft an ausgezeichneten Sängerinnen trifft, ist im Ganzen sehr unbedeutend und, wenn wohlgefällig, mehr nur angenehm und niedlich, als hinreißend und schön. Alles, was in den höheren Zirkeln das Ohr ergötzt, sind meistens nur Deutsche Stimmen. Die Russische Stimme ist bei weitem nicht so voll, rund, nachhaltig und metallreich als die, welche Germanischen Organen entströmt, und eben so auch, ohne Zweifel, weil weniger gepflegt und ausgebildet, auch weniger umfangreich. Nichtsdestoweniger ist die Stimme sehr biegsam und gewandt, und es kommen in ihren Gesängen eine Menge Kunststückchen vor, die, ähnlich dem Jodeln der Tyroler, nachzuahmen Anderen sehr schwer wird. — Die Russen sind dem Allen nach auch bessere Chor- als Solosänger, und in der That hört man sie auch nur selten anders als im Chore singen. — Bei den Kleinrussischen Weibern sind diese Chöre, wie wir schon oben bemerkten, durchweg nur einstimmig; bei den Großrussen dagegen sind alle Chöre durchweg mehrstimmig. Die Soldaten, die Ackerbauer, die Handwerker sind alle mit so gutem musikalischen Gehör begabt, daß sie fast immer nur mehrstimmig singen, und es läßt sich nicht genug dabei die Festigkeit im Takte und die Sicherheit im Tonhalten dieser ungeschulten Leute bewundern.

Die sinnige Ruhe und die Innigkeit der Deutschen, die Hingebung und der Ernst, mit dem sie Alles treiben, ist Ursache, daß, wenn sie singen, sie weiter nichts treiben, als bloß Gesang. Der Deutsche liegt daher, seine Laute schlagend, ruhig und ganz der Musik hingegeben da. Sein ganzes Wesen scheint im Gesange aufgelöst und in Tönen hingeschmolzen, und nur sein Auge und seine Mienen allenfalls verrathen den erhöhten, begeisterten und verklärten Zustand seiner Seele. Bei dem lebendigen, beweglichen und immer schauspielernden Russen ist dies ganz anders. Sein ganzes Wesen wird vom Gesange ergriffen, und er mag klagen oder jubeln, es spiegelt sich der Inhalt seines Liedes in seinen Mienen und Bewegungen ab. Selten singen die Russen, ohne mit Mimik ihren Gesang zu begleiten, und es ist bei lustigen Wein- oder Kriegsgesängen in der That zuweilen ein solcher Chor sich einander Gesichter schneidender Sänger, die sich bald drohen, bald zärtlich küssen und umarmen, der drolligste Anblick von der Welt. Aus derselben Ursache ist daher auch sehr häufig der Russische Tanz mit Gesang verbunden. Die „Wesnanka" z. B., der Frühlingstanz der Russischen Mädchen, den sie in langen Reihen trippelnd und mancherlei Figuren bildend um Pfingsten durch die Dörfer tanzen, ist immer mit Gesang begleitet. Nicht nur, wenn in einer Sonntagsgesellschaft ein Paar Solotänzer auftreten, werden diese von den Zuschauern oft mit Gesang begleitet, sondern auch die Tänzer singen sich oft selbst dazu. Ja zuweilen gar verbindet der Tänzer mit dem Gesange und Tanze auch noch Musik, indem er seine Stimme und Bewegungen noch selber mit der Violine accompagnirt und so auf diese Weise dann nicht selten Tänzer, Sänger, Schauspieler, Musiker alles in demselben Augenblick auf ein Mal ist, und außerdem auch noch der Dichter seines Liedes, der Compositeur seiner Melodie und der Verfertiger seiner Violine. — Auch in die höheren Stände der Russischen Gesellschaft ist die Sitte, Gesang mit dem Tanze zu verbinden, übergegangen. Bei großen Festen und Bällen wird gewöhnlich die Musik des ersten eröffnenden Tanzes von einem kräftigen Sängerchore begleitet, was einen ungemein prachtvollen Effekt macht. —

Die Russen sind nichts weniger als ein ideales Volk, vielmehr ein sehr sinnliches. Die Musik ist daher auch bei ihnen nicht diese vom Himmel stammende Göttin, wie sie es dem Italiäner ist. Der Russe hat nicht diese platonische Liebe für sie, wie der Deutsche. Sie ist ihm sein trautes Feinliebchen. Der sinnliche Reiz, der Ohrenkitzel der harmonisch zusammenklingenden Töne ist es, was ihn mit Entzücken erfüllt. Es ist wie die Freude an den Farben bei den Wilden und bei den Kindern und bei den Russen selbst, die man insofern große Liebhaber der Malerei nennen könnte, als sie die in einander verklingenden Farben des Regenbogens zum Bewundern schön finden und immer an ihren Kleidern und ihren Zimmern Buntes und Farbiges lieben. Ein Russe kann den ganzen Tag auf seiner Balalaika einige Akkorde hin und her greifen und daran das innigste Behagen finden. Daher kommt es auch, daß die gemeinen Russen so großes Wohlgefallen an den Mund-Harmoniken haben und nichts schöner finden, als die Aeols-Harfe, und daß die Gebildeten uns um kein Instrument mehr beneiden, als um unsere Orgel, die leider ihre Religion nicht in die Kirche einzuführen gestattet. Spieldosen, Schränke und Büreaus mit Orgeln haben daher ihren besten Abgang nach Rußland. In allen Kaffeehäusern Moskau's findet man Spieluhren, die ihre Lieder nicht häufig genug ableiern können zur Freude der Russischen Gäste. Daher auch endlich

diese so eigenthümliche Hornmusik, von der man auch noch von vielen anderen Seiten zeigen könnte, eine wie echt Russische und tief aus dem Wesen der Nation hervorgegangene Erfindung sie sey. — Man könnte versucht seyn, die Russen mehr völlig verliebte Liebhaber von Tönen, von harmonischen Klängen, als Freunde der Musik zu nennen. Ihre Musik hat nichts Raphaelisches, nichts, so zu sagen, Plastisches, wie die Italiänische Musik. Es ist Alles bunte Malerei, als wenn man in ein Kaleidoskop blickte.

Besonders deutlich tritt dies in der übrigens in ihrer Art so zauberischen Russischen Kirchenmusik hervor, von der wir hier durchaus noch ein paar Worte reden müssen, da sie ein so wichtiger, ja wohl der entwickeltste Zweig der ganzen Russischen Gesang-Musik ist. Glücklicherweise verbannt die Griechische Kirche die Instrumental-Musik aus den Gotteshäusern und verfällt daher nicht in den Irrthum der katholischen Violinen, Trommeln und Trompeten, die zuweilen mit der weltlichsten Musik von der Welt alle Frömmigkeit zum Tempel hinausjagen. Freilich hat sie dabei leider auch nicht die erhabene Orgel aufgenommen, die für das Lob Gottes das schönste aller Instrumente ist, da ihm nur Psalmen wohl anstehen und ein Abirren zu Spielereien fast unmöglich ist. Allein die strenge Griechische Kirchenordnung läßt keine Ausnahmen zu, und nach ihren Vorschriften darf die menschliche Stimme allein mit harmonischen Klängen zur Ehre Gottes ertönen, und alle Vermittelung der Ton-Ergießung ist verpönt. — Es ist fern von uns, die Russisch-Griechische Kirchenmusik der Italiänisch-katholischen an die Seite setzen oder auch nur vergleichen zu wollen. Beide haben zu wenig Vergleichspunkte, um sich gegen einander abschätzen zu lassen, und jede behält ihren eigenthümlichen Werth. Der Russischen Kirchenmusik ist natürlich nie der Grad der Vollkommenheit und Ausbildung gegeben, den die Italiänische erreichte. Und wenn man sich auf der einen Seite in Rußland von den absurden musikalischen Fratzen, — in einem Gotteshause erscheinen sie wenigstens als solche, — mit denen man hier und da in katholischen Kirchen erschüttert und betäubt wird, fern hielt, so erhob man sich auch nie zu der Stufe von Erhabenheit und Begeisterung, mit denen Deutsche und Römische Psalmen den Schöpfer preisen. Keine Verschiedenartigkeit der Gesänge, keine Steigerung der Begeisterung, Alles ein lieblich sich schwingendes harmonisches Gemurmel. Eine „Schöpfung", ein „Weltgericht" könnte wohl nie aus dem Geiste der Russischen Kirchenmusik geboren werden. Wie könnte ein freundliches Kind so erhabene Gedanken gebären!

Wenn man viel Russische Kirchenmusik gehört hat und sich nachher wieder daran erinnert, so kommt es Einem vor, als habe sich das Ganze eigentlich nur um ein Paar Töne gedreht. Es ist, als wenn man das Geplätscher eines Baches in Musik gesetzt hätte. Nur müßte noch etwas Melancholisches, etwas Leidendes hinzugesetzt werden. Der beste Vergleich wäre gewiß mit der Aeols-Harfe, wenn man bei ihr diese langgezogenen Töne nur in lauter kurze zertröpfeln lassen könnte. Denn es ist ein ewiges Geschwinge, Gezitter oder Getrippel mit der Stimme dabei, wie das Trippeln und Schwingen bei ihrem Tanze. —

Nie wurde mir das deutlicher, als im Kloster St. Simon in Moskau, wo die Mönche seit langen Zeiten wegen ihrer schönen Gesänge berühmt sind, die sie an gewissen Festtagen vortragen. Als wir in die Kirche eintraten, schien es uns, als wenn der ganze Kirchenraum mit harmonisch flötenden und summenden Stimmen erfüllt wäre. Und wir konnten, da die Sänger gar nicht recht deutlich mit ihren Stimmen hervortraten, lange nicht den Ort finden, wo sie eigentlich postirt waren. Endlich entdeckten wir sie hinter einem Pfeiler. Sie spitzten und rundeten den Mund ein wenig beim Singen, woher denn eben die Flötentöne kommen mochten, die in gleichmäßigem Wellenschlage lieblich dahin flossen. Wenn die katholische Kirchenmusik oft mit Feuerwerk und Raketen zum Himmel aufzusteigen scheint, so war dieser Gesang der Simonowschen Mönche wie das Lichtergeflimmer eines illuminirten Weihnachtsbaumes.

Die Frauenstimmen mischen sich auf keine Weise in den Russischen Kirchengesang. Die Frauen, scheint es, stehen nicht hoch genug in der Achtung der Russen, als daß sie vor der Gemeinde Gottes Lob besingen könnten. Sie werden durch Kinder und Knaben ersetzt. Viel hält man darauf in den Russischen Kirchen, wenigstens eine oder ein Paar tüchtige Baßstimmen zu haben. Und man treibt damit sogar eine Art von Luxus, indem man die guten Bassisten überall aufsucht, stark besoldet und sorgsam verpflegt. Diese auserlesenen und durchdringenden Baßstimmen sind nicht sowohl für die Chöre nöthig, als für gewisse halbrecitativische Solo-Partieen, die hier und da beim Gottesdienste vorkommen und die immer — so fordert es das Gesetz oder die Gewohnheit der Kirche — von erstaunlich tiefen und starken Bässen vorgetragen werden müssen. Zu solchen recitativischen Solo-Partieen gehören z. B. die Eröffnungsworte des Gottesdienstes, das Gebet für den Kaiser und Staat, die Hinausweisung der Ungläubigen u. s. w. — In den gewöhnlichen Kirchen kann man natürlich dabei weniger auf den Wohlklang und die ganze Vollkommenheit der Stimme sehen, als auf ihre durchaus nöthige Stärke, und man findet in ihnen daher zuweilen Prätoren-Stimmen, vor denen man erschrecken könnte. Die Russen haben ohnedies schon ein sehr rauhes und tiefes Organ, das nur bei den Gebildeteren einen etwas verfeinerten und gemilderten Ton hat. Man kann sich nun denken, welche gigantische Stimmen zu Tage kommen, wenn sie sich, wie die Kirchensänger in jenen Fällen, alle mögliche Mühe geben, alle Rauheiten und gespenstische Tiefen des Organs recht auszubilden und zu Tage zu legen.

Die Russischen Journale gaben vor einiger Zeit eine Uebersicht der vornehmsten Baßstimmen dieser Art im Russischen Reiche. Bei jeder war der Umfang der Stimme angegeben. An der Kasanschen Kirche in Petersburg war der tiefste und stärkste Baß. In Moskau an der Kirche des Erzengels Michael der zweite. In Nischney-Nowgorod und Charkoff der dritte und vierte u. s. w.

Die besten Sängerchöre findet man natürlich in den Kathedralen der Hauptstädte. Jeder Metropolit und Erzbischof hält viel darauf, eine ausgezeichnete Kapelle zu haben. Die unübertrefflichste von allen ist natürlich die der Kaiserlichen Schloß-Kirche in Petersburg. Allein auch selbst in den kleineren und kleinsten Provinzstädten findet man fast immer ganz hübschen Kirchengesang. Und es ist mir ausgemacht, daß ich hundert Mal lieber die wenigstens durch nichts beleidigenden und immer harmonischen Gesänge eines Russischen Diakons und Diatschots anhören will, die einen Bettler beerdigen, als das Geplärre eines Deutschen protestantischen Küsters, der den Ostersonntag feiert.

In Petersburg ist ein eigenes großes Institut errichtet, um die Sänger für die Kaiserliche Kapelle zu bilden. Der frühere Direktor desselben soll ein ausgezeichneter Komponist gewesen seyn und die trefflichsten Compositionen für die Kaiserliche Kapelle geliefert haben. Er wird als Gründer der neueren Russischen Kirchenmusik betrachtet. In jenem Institut werden etwa 100 junge Leute von 6 bis 18 Jahren unterrichtet, die den Abgang aus der Kaiserlichen Kapelle ersetzen, der sehr bedeutend seyn soll, zum Theil, weil die Russischen Männerstimmen sich sehr schnell abnutzen, zum Theil, weil man mit den Stimmen sehr delikat und wählerisch ist und, sobald ein Baß mit dem Alter nur ein wenig verliert, ihn sogleich verabschiedet und pensionirt. Man kann während des Winters alle Sonnabend in dem Konzert-Saale jenes Instituts den herrlichsten Vorträgen beiwohnen. Es ist eigentlich nur die Probe von dem, was sie am anderen Tage in der Kaiserlichen Kapelle singen werden. Gewöhnlich wird aber noch sonst etwas Schönes hinzugefügt und ein vollständiges Konzert daraus gemacht, das stets ein zahlreiches Publikum findet, da es leicht ist, sich Billette dazu zu verschaffen. Es sind indeß nicht nur die jungen Zöglinge des Instituts, sondern auch alle die älteren Männer der Kaiserlichen Kapelle dabei thätig. Die Extreme des Alters sind 7 bis 40 Jahre. Viele versichern, sie gäben Rom mit sammt der Sixtinischen Kapelle um den Genuß dieser Petersburgischen Konzerte. Und in der That, so lange die Seele im Bereiche jener himmlischen Klänge ist, denkt man nicht daran, ob es noch etwas Schöneres gäbe. Gewiß baute Silbermann keine Orgel, die je etwas Aehnliches leistete, wie jene hundertmännrige, und zwischen Polen, Ocean und Mittelmeer ist sicher kein Saal zu finden, der den Geist noch wunderbarer mit Tönenanhauch bezaubern könnte, als der der Kaiserlich Russischen Kapelle in Petersburg.

Mannigfaltiges.

— **Das Schicksal.** Diesen Titel, und zwar mit den beiden Deutschen Worten, führt ein unlängst in London erschienener Roman von Moriarty *). Lebte Müllner noch, oder wären seine Schicksals-Tragödien noch im Schwunge, so würden wir glauben, das Buch solle eine Satire auf den Dichter oder seine Stoffe seyn. Eine Englische Witwe nämlich, Mistreß Mersey, hat bereits drei Männer begraben und macht nunmehr auf den vierten Jagd. Dieser vierte ist ein Deutscher, der Fürst von Grüffenhausen, der mit größerer Entschiedenheit, als irgend ein Türke, an Fatum und Prädestination glaubt. Diesen Schicksalsglauben sucht nun die schlaue Witwe, die dabei mit zwei anderen Rivalinnen zu kämpfen hat, für sich auszubeuten, und die Intriguen, Zigeuner- und Spuk-Geschichten, welche von allen Seiten provozirt werden, bilden die etwas triviale und an schlechtem Humor leidende Grundlage des Romans, der, obwohl mit Deutschen Worten kokettirend, in Deutschland schwerlich sein Publikum finden dürfte.

— **Irländische Bulls.** Ein Theater-Direktor in Irland ließ kürzlich, um dem Publikum den Erfolg anzuzeigen, den ein Lustspiel bei der ersten Aufführung gehabt, auf den Komödienzettel drucken: „Das Haus war so voll, daß die Zuschauer sich genöthigt sahen, *perpendiculair* zu lachen, weil es ihnen unmöglich war, den Mund in *horizontaler* Richtung zu öffnen." — Ein Irländischer Zeitungsschreiber kündigte an, daß, nachdem bereits sämmtliche Städte Irlands Bittschriften an das Parlament in Bezug auf die Zustände des Landes hätten gelangen lassen, nunmehr auch die Stadt Clonakilty zu einer solchen sich entschlossen habe. Titel und Inhalt dieser Bittschrift wurden in nachstehender Weise angegeben: „Adresse an das hohe Parlament, die Abschaffung der alten Weiber *beiderlei Geschlechts* betreffend." — Dieser Bull ist unstreitig treffender und witziger, als man ihn in der Regel von Irländern zu erwarten pflegt.

*) The Husband Hunter (Die Männer-Jägerin) or Das Schicksal. By Dennis Ignatius Moriarty. London, 1839.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 66. Berlin, Montag den 3. Juni 1839.

Frankreich.

Zwei Soireen im 17ten Jahrhundert.*)

(März 1644.)

Ein junger Abbé, von dem man große Erwartungen hegte, war vom Marquis de Feuquières im Hotel de Rambouillet vorgestellt worden. Man forderte ihn auf, über einen Text, den das Loos bestimmen sollte, eine Predigt zu improvisiren; er erklärte sich bereit, doch da es an diesem Abend schon zu spät war, so verschob man die Sache auf den folgenden Tag.

Eine Stunde später war der junge Mensch wieder im Collége de Navarre, wo er mit großen Schritten in seiner Zelle auf und ab ging. Eine halb erloschene Lampe beleuchtete schwach drei Stühle, ein Bett und einen Tisch, Alles voll von Büchern und Papieren. Ein eisiger Wind blies durch den Kamin und das Fenster; die Asche des Heerdes flog im Zimmer umher; die Papiere bewegten sich, und ein unsichtbarer Finger schien in den offenen Büchern zu blättern. Doch er dachte nicht daran, das Fenster zu schließen oder sein Feuer anzufachen. Es giebt Augenblicke, wo der leibliche Mensch nicht existirt, wo der Geist die „enge Naht", die Seele und Körper bindet, zerreißt und diesem trägen Kerkermeister seinen ganzen Schwung, seine Freiheit und Unverwundbarkeit mittheilt.

„O, wenn doch schon morgen wäre!" rief er endlich nach langem Schweigen, mit dem Fuß stampfend; „noch zwanzig schreckliche Stunden! Die Thoren! Es wird spät, sagten sie; mir einen solchen Triumph zu nehmen...." Er biß sich in die Lippen und drehte sich hastig um, als wolle er sehen, ob ihn Niemand hören könne; dann fuhr er mit leiser Stimme fort: „Nun, ja.... Triumph.... warum nicht? Bin ich nicht meiner sicher in der ersten Begeisterung? Hab' ich das nicht zwanzig Mal bewiesen? Ich hätte einen glänzenden Erfolg gehabt.... Alles wäre zu Ende.... Aber morgen.... morgen! Bis morgen habe ich Zeit, die Gefahr zu messen; morgen werde ich zittern, morgen werde ich stammeln...." Und seine Phantasie führte ihm alle Scenen des Abends vor, jenen Salon mit den tausend Kerzen, jene Menge edler Damen, großer Herren, schöner Geister: alle diese Augen sah er auf sich geheftet, alle diese Gesichter beim geringsten Fehler von seiner Seite zu einem maliziösen, unbarmherzigen Lächeln gerüstet, alle diese Schriftsteller bereit, ihn zu kritisiren, wenn er gut spräche, ihn zu vernichten, wenn es schlecht ginge. Umsonst suchte er sich zu vergegenwärtigen, mit welchem Wohlwollen man ihn aufgenommen, mit welcher Wärme man von seinen Talenten gesprochen; vergebens suchte er in seinem Gedächtniß die eben so aufrichtigen als nachsichtigen Komplimente, die so viele hohe Personen an ihn gerichtet hatten, namentlich der Prinz von Condé, so wie Herr von Montausier, der künftige Schwiegersohn der Madame von Rambouillet und der Dirigent jener Soireen, deren Seele seine schöne Julie war; er fand in seinem Innern immer nur zwei Dinge, die gleich sehr gemacht waren, ihn zu peinigen: die Furcht vor einem schlechten Debüt, und die siedende Begeisterung, die er immer mehr abnehmen fühlte.

Es war in ihm von jeher ein unauslöschlicher Durst nach Lob und Ruhm; eine Menge kleiner Triumphe hatte seine ersten Studien bezeichnet: im Collége von Dijon, seiner Heimat, waren alle Prämien nur für ihn da; im Collége de Navarre in Paris hatte er so eben in seinem siebzehnten Jahre eine philosophisch-theologische Thesis vertheidigt, von der die ganze Stadt gesprochen hatte; der berühmte Doktor Nicolas Cornet war stolz, ihn seinen Schüler zu nennen, und hatte ihn dies vielleicht nur zu sehr merken lassen. Seine Träume von Ruhm und Glück schwebten ihm daher bei allen Arbeiten vor, ja selbst bei den unbedeutendsten Dingen des Lebens.

Doch man glaube nicht, daß der Kultus des Ruhms seine einzige Religion war, daß er beim Eintreten in den geistlichen Stand, wie so viele Andere, nur an die Würden und Einkünfte der Kirche gedacht habe. Er war fromm, sehr fromm, und bei allen seinen Träumen vom Bisthum, dem Römischen Purpur, ja vielleicht gar der Tiara, strebte er doch ernstlich, ein guter Pfarrer zu werden. Aber er trennte seine eigenen Triumphe nicht von denen der Kirche; unwillkürlich bat er Gott am Fuß des Altars um den Muth und die Kraft, sein Jahrhundert zu beherrschen; er wollte, wie der heilige Bernhard in dem seinigen, das Orakel der Kirche und das Licht des Papstthums werden. Der tiefste Glaube beseelte ihn, indem er sein Genie dem Dienst des Katholizismus weihte. Nur machte er die Sache der Kirche ein wenig zu sehr zur eigenen und maß sich im Voraus einen bedeutenden Antheil an den Siegen zu, die er ihr zu erkämpfen hoffte. Man kann sich also von seiner Aufregung und Angst in der Lage, in der wir ihn eben geschildert, eine Vorstellung machen; es war eine Gelegenheit für ihn da, in einer Stunde vielleicht mehr Lorbeern zu sammeln, als in zehn Jahren auf dem Seminar!

Mitternacht schlug, als ein Windstoß seine Lampe vollends auslöschte. Die Dunkelheit weckte ihn aus seinem Sinnen: er bemerkte, daß ihm kalt sey, und als hätte sein Körper nur die Erlaubniß des Geistes abgewartet, um der Natur zu erliegen, fingen seine Beine an zu zittern, seine Zähne zu klappern; das Fenster widerstand lange seinen erstarrten Händen. Er legte sich ins Bett. Mit kaltem Leib und erhitztem Kopf suchte er lange den Schlaf und fand nur einen fieberhaften Schlummer, der noch grausamer war, als Schlaflosigkeit. Seltsame Töne bewegten sich durch sein Ohr: bald hörte er das Geflüster im Salon Rambouillet, bald eine endlose Reihe barbarischer Syllogismen, die der traurige Nachgeschmack der Lectionen Meister Cornet's waren, bald die Orgel von Notre-Dame; dann war er in der Louvre-Kapelle, vor dem König, dem Hof, auf der vielersehnten Kanzel, und sollte eben eine Predigt halten, von der er kein Wort mehr wußte; dann war er wieder in Notre-Dame, um ihn herum geheimnißvolle Gesänge, Weihrauchwolken, eine große bischöfliche Messe.... und der arme Abbé sah sich selbst zur Rechten des Altars, die Mitra auf dem Haupt und das Kreuz in der Hand, unter dem karmoisinfarbenen Thronhimmel der Erzbischöfe. — Zwei seiner Freunde waren zu ihm gekommen; sie hatten seine Bewegungen gehört und glaubten ihn krank. Sie weckten ihn, nicht ohne Mühe, auf. Etwas verwirrt beruhigte er sie und dankte ihnen für ihre Aufmerksamkeit: „Es war nur ein böser Traum", sagte er mit erzwungenem Lächeln; doch damit diese Scene sich nicht wiederhole, stand er auf und las einige Kapitel der heiligen Schrift. Aber diese erhabenen Blätter, die sonst so mächtig sind gegen die Sorgen des Lebens, konnten seine eigenen in diesem Augenblick nur steigern: in jedem Vers las er den Text, den er morgen für seine Predigt zu bekommen glaubte, und er dachte darüber nach, nicht wie ein Christ, der Erbauung sucht, sondern wie ein Prediger, der nach Haupt- und Unter-Abtheilungen sucht. Daher schloß er auch bald das Buch und bat knieend den Herrn der Herzen, dem seinigen mehr Ruhe und Demuth zu senden. Aber vergebens bemühte er sich, weiter nichts zu bitten; ein anderer Wunsch erfüllte seine Seele, ein anderes Wort bewegte sich auf seinen Lippen, und nachdem er es lange unterdrückt, rief er heftig: „Mein Gott! mein Gott! laß mich mit Ehren bestehen!"

Versetzen wir uns jetzt in das Kabinet Monseigneur Pierre de Gondi's, Erzbischofs von Paris. Der Greis saß an einem guten Feuer und unterhielt sich mit einem seiner Secretaire. „Apropos", sagte er nach einer Pause, „hat man diesem jungen Abbé sagen lassen, daß er zu mir kommen solle?" — „Ja, Monseigneur, er wird bald hier seyn." — „Gut. Ich wünschte schon lange, mich durch eigene Prüfung zu überzeugen, ob er wirklich alles das ist, was man von ihm sagt; doch wartete ich eine schickliche Gelegenheit ab, denn sonst hätte er glauben können, ich ließe ihn rufen, um ihn zu sehen. Man sagt, es fehle ihm mehr an Demuth als an Aufmunterung. Wir werden sehen. Sagt den Leuten, daß man ihn zu mir führe, sobald er da ist." Der Secretair ging hinaus, und der Erzbischof nahm von einem Fach seiner Bibliothek drei bis vier große Bücher herab und blätterte darin. Aus dem Staub, mit dem sie bedeckt waren, konnte man schließen, daß Monseigneur seit langen Jahren ihre Ruhe nicht gestört habe. Als man die Thür öffnete, stellte er sie hastig an ihren Platz und nahm seinen eigenen in dem großen Lehnsessel wieder ein.

Wie unser Abbé den Befehl des Erzbischofs empfing, ahnte er sogleich, daß es sich um seine beabsichtigte Improvisation

*) Dieser Aufsatz gehört zu einer größeren Reihe historischer Arbeiten über die wichtigsten literarischen Personen des 17ten Jahrhunderts.

handle. Was konnte Monseigneur wollen? erlauben oder verbieten? spornen oder mißbilligen? Der junge Mann erschöpfte sich in Vermuthungen. Er wußte auch selbst nicht einmal, was er wünschen oder was er fürchten solle? Bald wäre es ihm lieb gewesen, wenn ein direktes Verbot seiner Angst auf ehrenvolle Weise ein Ende gemacht, und bald sah er mit Schmerz und Verzweiflung ein solches Verbot voraus: „Man hätte mich nicht rufen lassen", sagte er, „um mir eine Autorisation zu geben, die ich nicht verlangte; dann wäre es ja genug gewesen, mir nichts in den Weg zu legen." Mit Mühe hielt er einige heiße Thränen zurück. Als er dem Erzbischof vorgestellt ward, athmete er kaum. „Seyen Sie willkommen, mein Herr", sagte der Prälat, und er winkte ihm, daß er Platz nehme. Dann fuhr er fort, ohne ihn anzusehen, indem er bei jedem Theil seines Satzes inne hielt: „Ich habe gehört, daß Sie heute bei Frau von Rambouillet eine Predigt aus dem Stegreif halten sollen. Ich gestehe, die Sache schien mir etwas seltsam. Ich habe gerade nicht die Absicht, es zu verhindern. Aber dachten Sie auch wohl darüber nach, was Sie thun wollen? Eine Predigt in einem Salon! Eine Predigt an der Stelle der Sonnette und Madrigale, die es alle Abend im Hotel de Rambouillet regnet! Sie müssen befürchten, den Einen ein Aergerniß zu geben und die Anderen auf Ihre Kosten und, was noch schlimmer ist, auf Kosten der Religion zu belustigen." — „Monseigneur ...." — „Ja, ich verstehe, Sie wollen sagen, daß Sie nicht der Urheber dieser Idee sind; aber sie ist Ihnen doch nicht unangenehm." Der junge Mann erröthete. „Indeß", fuhr der Bischof fort, „dies ist ein Punkt, den Sie mit Ihrem Gewissen abzumachen haben. Ich wiederhole nur, was ich vorhin gesagt: die Sache ist eine so ungewöhnliche, daß man Ihnen nie verzeihen wird, dergleichen versucht zu haben, sobald Sie nicht mit Ehren bestehen. Man macht bei Frau von Rambouillet viele mittelmäßige Verse, die aber doch gut aufgenommen werden; bei Ihrer Predigt aber giebt es keine Mitte: entweder es ist ein Triumph oder eine Niederlage. Haben Sie auch dies Alles bedacht?" — „Vielleicht nicht genug, Monseigneur; jedoch .... wenn ich wagen darf, es zu sagen .... ich glaube nicht, daß diese Rücksicht mich abgeschreckt hätte. Ich habe nie die Ehre gehabt, die Kanzel zu besteigen, und vor sechs oder sieben Jahren kann ich daran nicht denken; aber ... ich habe mich viel geübt ...." — „Und mit Erfolg, wie man sagt", unterbrach der Prälat.

Der junge Mann hatte schon fast seine ganze Sicherheit wiedergefunden; dieses kleine Lob gab sie ihm vollends zurück. Allmälig ward die Unterhaltung immer lebendiger. Der Erzbischof fragte ihn über eine Menge Gegenstände aus; es kam sogar zu einem kleinen Disput über eine Stelle des heiligen Augustin. Nicht umsonst hatte Herr von Gondi in seinen alten Büchern geblättert: er zitirte Stellen, mehr als nöthig war, um zu dem Schluß zu berechtigen, daß er sich noch mit Theologie beschäftige, aber nicht genug, um seinen Gegner zu verwirren: denn so unvorbereitet dieser auch war, wußte er doch mit bewunderniswerther Kunst Satz mit Satz und Schriftsteller mit Schriftsteller zu widerlegen. Bei jeder neuen Antwort mußte man die Schärfe seines Geistes und die Lebendigkeit seiner Phantasie bewundern: er sprach vom menschlichen Herzen wie ein Greis, von der Beredsamkeit wie ein vollendeter Redner, vom Seelenhirtenamt wie ein in den geistlichen Functionen ergrauter Priester. Herr von Gondi hatte bemerkt, ein wahrer Prediger müsse weniger zu gefallen, als zu rühren suchen. „Seyen Sie unbesorgt, Monseigneur", erwiederte er; „seyen Sie unbesorgt. Ich will diesen Abend daran denken. Gott gebe mir nur seinen Beistand, und es sollen in dem Salon der Frau von Rambouillet Thränen fließen." Und sein Gesicht nahm bei diesen Worten einen so würdigen und erhabenen Ausdruck an, daß der gute Erzbischof, der die Augen fest auf ihn gerichtet hatte, keine Worte mehr fand. Der Abbé bemerkte dies und erröthete noch mehr, als das erste Mal: „Verzeihen Sie mir", sagte er, die Augen niederschlagend; „ich vergesse, zu wem ich rede .... Sie finden mich gewiß sehr kühn ...." — „Muth, mein Sohn; Muth!" sagte Herr von Gondi; „ich liebe dieses Feuer bei einem jungen Menschen. In nomine Demosthenis et Ciceronis ego te absolvo!" Und bei diesen Worten machte er das Zeichen, womit die Priester die Absolutionsformel zu begleiten pflegen. Der junge Mensch beugte ein Knie, küßte ihm die Hand und zog sich zurück. Sie waren Beide mit einander ganz zufrieden.

Der Leser verzeihe uns diese beiden Abschweifungen vom Hotel de Rambouillet. Sie waren nothwendig, um ein Bild von dem Helden unserer Soiree zu geben.

Madame de Rambouillet, eine Frau von echter, aber etwas skrupulöser Frömmigkeit, billigte nicht ganz, was in ihrem Hause vorgehen sollte: wenig fehlte, daß sie einen Skandal darin sah. Doch da sie es nicht wagte, sich dem fast einstimmigen Wunsch der Gesellschaft zu widersetzen, so wollte sie wenigstens den Schein retten. Es wurde bestimmt, daß die Damen sich einfach kleiden, daß die Violinen, die alle Abend da waren, abbestellt werden, und daß man den ganzen übrigen Abend weder Verse noch Prosa lesen solle. Man ließ aus der benachbarten Kirche hundert Strohstühle bringen, und zwei Arbeiter zimmerten den ganzen Tag an etwas, das einer Kanzel nicht unähnlich war. Rechts erhob sich ein großes Kruzifix, und in einem zur Sakristei benutzten Kabinet erwartete den Redner ein weißer Chorrok.

Die Versammlung war früh vollständig. Die Freunde des Hauses hüteten sich, ein so neues Schauspiel zu versäumen, und die, welche am Abend vorher nicht da gewesen, hatte Herr von Feuquières von der rühmlichen Prüfung, die sein Schützling bestehen sollte, in Kenntniß gesetzt. Der Prinz von Condé hatte alle seine Freunde mitgebracht, und der Vicomte de Turenne war, obgleich Protestant, einer der Ersten, die sich einstellten, nachdem er gehört, daß keine Messe seyn würde.

Die feine Gesellschaft jener Zeit ging leicht und ohne Skrupel von den Freuden der Welt zu der Erfüllung religiöser Pflichten über; man verstand es, dem Sprüchwort zum Trotz, Gott und der Welt zugleich zu dienen. Ob Gott immer den besseren Theil hatte, ist sehr zweifelhaft; doch man ging immer erst zur Messe, ehe man sich zum Ball ankleidete; man nahm von einem Fest zum anderen den äußeren Schein eines Klosterlebens an. Viele begnügten sich nicht einmal mit dem Schein, sondern waren, wenn auch nur für eine oder zwei Stunden, echt und innig fromm. Doch diese Klasse von Menschen hatte in unserer Versammlung nicht die Majorität. Man sprach nicht so laut als gewöhnlich; die Veränderungen am Mobiliar des Salons hatten das Ihre dazu beigetragen, eine gewisse Gravität in der Gesellschaft zu erhalten. Da Frau von Rambouillet die Sache so ernst nahm, so fürchtete man, ihr zu mißfallen. Aber die Gewohnheit trug den Sieg davon; man erinnerte sich an das gewöhnliche Möbel, und diese Vergleichung, statt das Auditorium religiös zu stimmen, erregte nur die heimliche Heiterkeit aller jungen Leute, die anwesend waren. Der Redner selbst sah diese sonderbaren Zurüstungen nicht ohne Befremden und war nicht sehr damit zufrieden. Das war kein Salon mehr, aber noch weniger eine Kirche. Nie ward eine Predigt in so ungünstiger Stimmung erwartet.

Herr von Montausier durchlief die Reihen mit einem Hut in der Hand, in welchen etwa zwanzig Zettel geworfen wurden. Das war wieder Stoff zum Lachen: es sah aus, als wenn ein Kirchendiener Almosen sammle, und der edle Sammler selbst, der dies eben so gut merkte, wie die Anderen, hatte Mühe, seinen Ernst zu bewahren. „Für die Armen!" sagte er leise zu einer Dame, der er den Hut hinhielt. „Für die Armen an Geist!" fügte ein schlechter Spaßmacher hinzu, und ein halb erstícktes Lachen durchlief diese ganze Seite des Salons. Uebrigens verriethen gewisse Blicke, die man sich während der Kollekte zuwarf, daß man gegen den armen Redner eine Verschwörung gebildet, daß man sich gegenseitig das Wort gegeben, ihn durch dunkele, schwere Themata in Verlegenheit zu bringen. Daher die getäuschte Hoffnung, die sich auf mehr als einem Gesicht blicken ließ, als eine Dame die schönen, einfachen Worte aus dem Prediger Salomonis: „Eitelkeit der Eitelkeiten, Alles ist Eitelkeit", aus dem Hut zog.

Der Redner war hinausgegangen; man rief ihn zurück. Er nahm den Zettel; seine Hand zitterte .... Aber kaum hatte er einen Blick darauf geworfen, als eine lebendige Röthe seine Wangen färbte und er die Augen halb zum Himmel erhob. Die Boshaftesten in der Gesellschaft unterließen nicht, dies als ein Zeichen seiner Angst auszulegen; aber die ihm zunächst Stehenden konnten in seinen Zügen leicht einen Ausdruck der Freude und der Hoffnung lesen. Er schöpfte Athem; eine ungeheure Last war von seiner Brust genommen. Von Furcht war keine Rede mehr: er war seiner sicher. Er hatte im Nu den ganzen Reichthum seines Gegenstandes übersehen, er hatte berechnet, welche Fülle von Lehren, Bildern und Gedanken jeder Art in den furchtbaren und erhabenen Gegensätzen zwischen Ruhm und Nichts, Uebermuth und Fall, den Lüsten der Welt und den Schrecken des Grabes lag. Dies Alles schickte er sich jetzt an, mit dem ganzen Freimuth des Genies vor einem Publikum von Wollüstlingen und Reichen zu entwickeln. Er selbst hätte zu seinen Gunsten nicht besser wählen können. Auch benutzte er nicht die Viertelstunde, die man ihm zur Vorbereitung bewilligt, sondern schritt sofort auf die Kanzel zu und stieg mit sicherem Tritt hinauf. Man sah sich schweigend an, das war schon mehr, als man erwartete: die Lacher hörten auf, zu lachen, die Anderen fühlten ihr Herz klopfen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Pariser Gewürzkrämer (L'Epicier).

(Schluß.)

Ein Spieler hat Alles verloren und will seinem Leben ein Ende machen; er muß sich an den Gewürzkrämer wenden, der ihm Pulver, Kugeln, Arsenik verkauft; der lasterhafte Mensch will sein Glück wiederum versuchen, und der Gewürzkrämer liefert ihm Karten. Es kömmt eine Frau, Eure Frau, und Ihr könnt Ihr ohne Beihülfe des Gewürzkrämers kein Frühstück vorsetzen; macht sie sich einen Fleck in das Kleid, so muß man ihn wieder mit Seife und Pottasche zu Hülfe rufen. Raffst Du in einer schmerzbewegten Nacht nach Licht, so reicht Dir der Gewürzkrämer das rothe Bündel des wunderbaren, berühmten Fabrikats, welches weder der Deutsche Feuerstahl noch die Platina-Maschinen verdrängen können. Ohne ihn kann man keinen Ball besuchen, er verkauft die Masken und der schönsten Hälfte des menschlichen Geschlechts das eau de Cologne. Bist Du Invalide, so findest Du bei ihm den ewigen Taback, welcher aus der Dose in die Nase, aus der Nase ins Taschentuch und aus dem Taschentuch in die Dose übergeht. Die Nase, der Taback und die Dose des Invaliden sind ein Bild der Unendlichkeit, wie die Schlange, die sich in den Schwanz beißt. Der Gewürzkrämer verkauft die Substanzen, welche den Tod, und die, welche das Leben geben. Er selbst hat sich dem Publikum verkauft, wie sich

eine Seele an Satan verkauft; er ist das Alpha und Omega unserer socialen Zustände. Ohne ihn kann man keinen Schritt thun, kein Verbrechen oder keine gute Handlung begehen, kein Werk der Kunst oder der Eitelkeit vollenden. Er ist die Civilisation im Laden, die Gesellschaft in der Düte, die von Kopf zu Fuß bewaffnete Nothwendigkeit, eine wirkliche Encyklopädie, ein in Schubfächer, Fläschen und Beutel abgetheiltes Leben. Es ist uns vorgekommen, daß der Schutz eines Gewürzkrämers dem eines mächtigen Mannes vorgezogen wurde; der eine tödtet, der andere verleiht das Leben. Man kann von der ganzen Welt verlassen seyn; bewahrt man die Freundschaft des Gewürzkrämers, so lebt man wie die Made im Käse.

Man würde sehr Unrecht haben, wenn man sagen wollte, daß der Gewürzkrämer nichts schaffen könne. Quinquet war ein Gewürzkrämer, und durch seine Erfindung ist sein Name in die Sprache übergegangen.

Wenn die Krämerschaft plötzlich aufhörte, Pairs und Deputirte zu liefern, wenn sie die Lämpchen zu unseren Freudenfesten verweigerte, wenn sie die verirrten Fußgänger nicht mehr zurecht wiese, kein Geld wechselte und der Dame, welche auf der Straße von Uebelkeit befallen wird, nicht mehr ein Glas Wein reichte, wenn die Lampe des Gewürzkrämers nicht gegen das Gas protestirte, welches um eilf Uhr erlischt, wenn er nicht mehr auf den „Constitutionnel" abonnirte oder Mann des Fortschritts würde, wenn er sich gegen den Monthyonschen Tugendpreis erklärte, nicht mehr Capitain seiner Compagnie werden wollte oder das Kreuz der Ehren-Legion verschmähte, wenn er die einzelnen Blätter der Bücher läse, die er zu seinem Geschäfte verbraucht, wenn er die Symphonieen im Konservatorium anhörte, Géricault bewunderte und Ballanche verstände, — so wäre er ein entartetes Wesen, welches verdiente, die ewig herabgezogene, ewig wieder erhöhte Puppe zu seyn, welche die Witze des hungernden Künstlers, des undankbaren Schriftstellers, des verzweifelnden Saint-Simonisten zum Zielpunkt wählen. Aber man betrachte ihn doch nur aufmerksam! Was ist er denn in der That? Ein kleiner bausbäckiger, dickbäuchiger Mensch, ein guter Vater, ein guter Gatte, ein guter Herr. Halten wir hier einen Augenblick an.

Die Frau des Gewürzkrämers hat ihrem Manne bis in die Hölle des Französischen Spottes folgen müssen. Und warum hat man sie geopfert, sie zum zwiefachen Schlachtopfer gemacht? Es heißt, sie habe an den Hof gehen wollen. Aber welche in einem Comptoir eingesperrte Frau empfindet nicht das Bedürfniß, dasselbe zu verlassen, und welchen besseren Platz könnte sie wählen, als die Umgebungen des Throns? In diesen Haushaltungen sieht man durch die Glasthür des Behältnisses hindurch, das gewöhnlich Ladenstube genannt wird, und wo die alten guten Sitten aufrecht erhalten werden, die Gatten essen und trinken.

Ein Gewürzkrämer nimmt nie das leichfertige Wort: „meine Frau" in den Mund; er sagt immer: „meine Gemahlin". In dem Worte Frau liegt etwas Rohes, Ungebildetes, Untergeordnetes; es verwandelt eine Gottheit in eine Sache. Die Wilden haben Frauen, civilisirte Menschen Gemahlinnen, d. h. junge Mädchen, welche sich zwischen eilf und zwölf Uhr nach der Mairie begeben haben, geleitet von einer Menge von Freundinnen und geschmückt mit einem Myrrthenkranze, welcher dann unter dem Gehäuse der Stutzuhr niedergelegt wird. Wenn der Gewürzkrämer seine Frau durch die Stadt geleitet, so hat er in seinem Wesen etwas Stolzes und Prahlendes, was ihn dem Karrikaturenzeichner in die Hände liefert. Er schmeckt das Glück, seinen Laden zu verlassen, so ganz, seine Gemahlin macht so selten Toilette, ihre Kleider sind so bauschig, daß ein Gewürzkrämer mit seiner Frau auf der Straße mehr Platz einnimmt als jedes andere Paar. Hat er seine Fischotterkappe abgelegt, so würde er einem anderen Bürger nicht unähnlich sehen, wenn er sich nicht gleich durch die Worte: „meine theure Freundin", die er häufig gebraucht, indem er seiner Gattin die Veränderungen von Paris zeigt, zu erkennen gäbe. Macht er einen Spaziergang über Land, so setzt er sich gewiß an den staubigsten Ort im Gehölz von Romainville, Vincennes oder Auteuil und bricht dann in Begeisterung aus über die Reinheit der Luft. Hier wie überall erkennt man ihn auch in seiner Verkleidung, an seiner Phraseologie und an seinen Meinungen.

Man fährt auf einem öffentlichen Wagen nach Meaux, Melun, Orleans und sitzt einem Manne gegenüber, der uns mit mißtrauischen Blicken betrachtet. Man erschöpft sich in Vermuthungen über diesen anfangs schweigsamen Unbekannten. Ist es ein Advokat? ein neuer Pair? ein Büreaumann? Eine leidende Frau sagt, daß sie noch nicht ganz von der Cholera hergestellt ist. Die Unterhaltung kömmt in Gang. Der Unbekannte ergreift das Wort: Mósieu — — damit ist Alles gesagt und der Gewürzkrämer nicht mehr zu verkennen. Ein Gewürzkrämer spricht weder monsieur, was affektirt, noch msieu, was verächtlich scheint. Er hat sein triumphirendes mósieu gefunden, welches mitten inne zwischen der Ehrfurcht und der Selbstachtung steht. „Mósieu", sagt er, „während der Cholerazeit haben die drei größten Aerzte, Dupuytren, Broussais und mósieu Magendie, ihre Kranken verschieden behandelt; es sind beinahe Alle gestorben. Sie haben gar nicht gewußt, was die Cholera ist, aber die Cholera ist eine Krankheit, an welcher man stirbt. Die ich gesehen habe, befanden sich sehr schlecht. In dieser Zeit, mósieu, hat der Handel viel gelitten."

Seine Politik läßt sich in folgende Worte zusammenfassen: „Mósieu, die Minister scheinen nicht zu wissen, was sie wollen. Wie viel auch gewechselt wird, es bleibt immer dasselbe. Nur der Kaiser wußte sie ordentlich in Trab zu bringen. Was war das aber auch für ein Mann! Mit ihm hat Frankreich viel verloren." — Ist der Weg kurz und spricht der Gewürzkrämer nicht, was indeß selten vorkommt, so erkennt man ihn an seiner Art, sich zu schnauben. Er faßt einen Zipfel seines Taschentuches mit den Lippen, hebt es dann auf eine schwebende Weise in die Höhe, greift würdevoll an seine Nase und trompetet dann auf eine gräßliche Weise los.

Einige Leute, welche das Wesen aller Dinge ergründen wollen, meinen einen großen Fehler an dem Gewürzkrämer entdeckt zu haben. Sie sagen: er setzt sich zur Ruhe, und dann hat er keinen Nutzen mehr. Was thut er dann? Was wird aus ihm? Die Vertheidiger dieser ehrenwerthen Klasse von Bürgern führen gewöhnlich an, daß der Sohn des Gewürzkrämers meist Notarius oder Advokat, nie Maler oder Schriftsteller wird; dann kann er sagen: „Ich habe dem Lande meine Schuld abgetragen."

Ich mache dem Gewürzkrämer nur Einen Vorwurf: er findet sich zu häufig. Er muß selbst gestehen, daß er gemein ist. Einige Moralisten behaupten, alle seine Tugenden schlügen zu Fehlern aus, sobald er Eigenthümer würde. Dann erhält er einen leichten Anstrich von Wildheit, wird befehlshaberisch und verliert seine Annehmlichkeit. Ich will diese Anschuldigungen nicht widerlegen, aber man betrachte die verschiedenen Menschenarten, ihre Seltsamkeiten, und frage sich dann, was es in diesem irdischen Jammerthale Vollkommenes giebt. Balzac.

England.

Der Landsitz eines Englischen Edelmanns.

„Sie werden doch nicht diesen Theil des Landes verlassen", sagte ein Mitreisender, „ohne Holkham Hall gesehen zu haben." — „Und seyen Sie versichert", fügte ein Anderer hinzu, „Sie werden mit Ihrer Aufnahme zufrieden seyn. Es giebt im ganzen Königreich kein so gastfreundliches Haus. Fremde wie Bekannte werden gleich gut empfangen, und der Eigenthümer ist ein artiger alter Herr — 83 Jahr alt und noch so munter wie ein Funfziger. Vor dreizehn Jahren war er kinderlos und heirathete eine neunzehnjährige Dame. Jetzt hat er fünf Kinder."

Sämmtliche Ländereien, mit Inbegriff von Gärten, Park, Wald, Wiesen und Kornfeldern, haben einen Umfang von zehn Meilen, innerhalb dessen ein künstlicher See liegt, den Viele für den schönsten in England halten. Alleen und Reitwege durchschneiden die Gegend nach jeder passenden Richtung. Hier kommt man unter einen Triumphbogen; vor Dir erhebt sich ein hoher Obelisk; rechts breiten sich fünfhundert Morgen Gerstenacker aus, und auf einmal tritt man in Lady Anne Coke's schönen Blumengarten, der nach Chantrey's Geschmack entworfen ist. Es sind hier 2200 Schafe von der wahren südlichen Zucht, dreihundert Stück Hornvieh von der Devoner Race, dreißig Milchkühe in der Schweizerei, funfzig Pferde in den Ställen; zweihundert Pächter, die sich freuen, einen so trefflichen Grundherrn zu haben, und an zweitausend Arbeiter, die, wie man sagt, fortwährend von ihm beschäftigt werden. Ungefähr in der Mitte des Ganzen steht das Schloß Holkham — ein prächtiger Bau, den Graf und Gräfin Leicester vor ungefähr achtzig Jahren aufführen ließen. Es besteht aus einem großen Central-Gebäude mit vier Flügeln und hat eine (Engl.) Meile im Umfang. Das Haus ist zweimal wöchentlich für das Publikum offen, und das mit Recht, denn es enthält einen Schatz von Tapisserieen, Skulpturen und Malereien, die den Besucher für verwendete Zeit und Mühe reichlich entschädigen. Holkham ist eines von den vielen Englischen Privathäusern, welche Kunst-Sammlungen enthalten. Es giebt in England kein Louvre; das Land ist reich an Kunstwerken, aber sie sind zerstreut — hier ist ein Claude, dort ein Titian, und wieder hundert Meilen weiter unter modernen und antiken Skulpturen ein Salvator Rosa und ein Raphael.

Daher ist es kein Wunder, wenn unter allen Sehenswürdigkeiten in England die Statuen und Bilder dem Reisenden den geringsten Genuß bieten. Man kann sich glücklich schätzen, wenn man mit einem Besitzer werthvoller Kunstwerke bekannt ist und dadurch freien und öfteren Zutritt zu seiner Sammlung erhält. Muß man sich aber, wie tausend andere Reisende, mit einem einzigen Besuch begnügen, dann hat man von diesem Besuch wenig Genuß und noch weniger Belehrung. Gemästete Diener treiben Einen im Sturm durch die Säle, und wenn man sie verläßt, sind die Meisterstücke, die man gesehen, im Gedächtniß eben so zerstreut, wie im Königreich. Blenheim House ist ein schlagender Beleg hierfür; noch ärger aber ist es in Hampton Court. „Kann ich das Vergnügen haben, die Raphaelschen Kartons zu sehen?" sagst Du freundlich zu einer jungen Pförtnerin, die an der Thür sitzt. — „Bitte, verziehen Sie nur einen Augenblick", antwortet die Dame, die noch mehr Gesellschaft erwartet, um sich ihre Ciceronedienste so hoch wie möglich belohnen zu lassen. Sie nimmt einen Schlüssel mit, und sobald die Thür, die in das eine Zimmer führt, offen ist, wird das Zimmer, das man eben besehen, fest verschlossen. So muß man der unerbittlichen Führerin dicht auf den Fersen seyn, während sie im Gehen rasch herleiert: „Das ist von Sir Peter Lely, — das ist von Holbein, — das ist ein Rubens, — hier ist ein Weenix." Es ist durchaus aller Regel zuwider, zurückzubleiben, um ein einzelnes Stück zu bewundern, und so ist man gezwungen, mit der eilenden Dienerin und der fremden Gesellschaft mitzulaufen. Man wundert sich endlich, daß man in weniger als zehn Minuten über

funfzig Bilder berühmter Meister angesehen, und nimmt sich vor, wenigstens die Kartons länger zu genießen. Vergebens! Die Gesellschaft, an die man zufällig gebunden ist und die vielleicht nach diesen Stücken weniger Verlangen trägt, eilt, hinauszukommen, und wer könnte so unhöflich seyn, sie Alle zurückhalten zu wollen, damit man seine eigene Privat-Neugier befriedigen könne! So muß man Raphael mit sammt den Uebrigen verlassen und hat von dieser Wanderung durch sämmtliche Gemächer gerade so viel gehabt, als Einer, der durch eine große Bibliothek spaziert und die Büchertitel alle nennen hört. Doch freut man sich wenigstens, daß man weiß, was für Gemälde hier zu sehen sind, obgleich man dies aus einem Katalog eben so gut erfahren könnte und nicht erst eine Reise von dreizehn Meilen von London nach Hampton Court zu machen braucht. Man könnte sich kaum enthalten, wenn man beim Herausgehen das Trinkgeld in die offenen Hände der Dame legt, diese Methode des Herumführens für eine unwürdige Schnurre zu erklären, wenn nicht das Interesse für das höchst einnehmende Gesicht, das vor Einem steht, für den Augenblick jedes Kunst-Interesse zurückdrängte. Ich begreife nicht, warum man diese Zimmer nicht so lange offen läßt, wie die des Borghese-Palastes in Rom, wo der Fremde nach Belieben weilen und seine Kunstliebe befriedigen darf, so gut er kann.

Der Fremde, der in Holkham House nur die Zimmer sehen will, trifft in der prächtigen Aegyptischen Halle eine stattliche Dame mit aristokratischem Turban und weißen Handschuhen, die nicht mehr und nicht weniger ist, als die Person, welche der Herrin des ganzen Schlosses am nächsten steht. Sie hat die wahre Ruhe der Englischen guten Erziehung, und wenn man bedenkt, daß von den sechzig Dienern, die zur Halle gehören, zwanzig weibliche nur unter ihrer Kotrolle stehen, dann wird man sich erklären, woher das Gebieterische kommt, das sowohl in ihren Augen als in allen ihren Bewegungen liegt. Doch Nichts geht über die bezaubernde Höflichkeit, mit der sie Einen durch einunddreißig Zimmer führt, die entweder um ihrer Architektur, Malerei, Skulptur oder Tapisserieen willen merkwürdig sind! Ich verweilte einige Zeit in den Zimmern, die einen Theil des „Fremdenflügels" bilden: da war das „rothe und gelbe Schlafzimmer", und das „blaue und gelbe Schlafzimmer", und „das Kronschlafzimmer", und an diese stießen „Ankleidezimmer", alle sehr fein möblirt und mit vielen Bildern geschmückt; im oberen Stock waren viele ähnliche Zimmer, die zu gleichem Zwecke bestimmt sind und zu welchen der bloße Besucher keinen Zutritt hat. Dieser Zweck ist, wie der Name besagt, Fremde, die in irgend einer Jahreszeit das gastfreundliche Holkham Hall besuchen, und besonders die edlen Privatfreunde seines Besitzers zu beherbergen, welche im Oktober und November aus vielen Gegenden dorthin zusammenströmen, um ihrem Lieblingsvergnügen nachzugehen. Das „braune Ankleidezimmer" ist merkwürdig durch seine bedeutende Anzahl origineller Skizzen mit der Feder und in weißer, schwarzer und rother Kreide von Michel Angelo, Raphael, Perugino, Carlo Maratti, den Caracci's, Lanfranco und Anderen.

Ich war zunächst äußerst begierig nach der Statuen-Galerie und ihrer Vorhalle. Diese Galerie ist über hundert Fuß lang und enthält achtundzwanzig Antiken, unter welchen viele große Statuen sind. Mir gefiel besonders eine Diana, von der man vermuthet, daß sie Cicero gehört habe. Sie wurde vom Grafen Leicester für einen großen Preis gekauft und heimlich aus Rom fortgeschickt. Der Graf ward deshalb arretirt, aber auf die Verwendung des Großherzogs von Toskana bald wieder freigelassen. Sie ist von Parischem Marmor, trefflich erhalten und in jene herrliche Gewandung gehüllt, wie sie nur der Griechische Meißel hervorbringen konnte. Auch ist hier ein sehr hübsches Kunstwerk von Chantrey, dessen Modell ich in London gesehen. Sir Francis, von dessen Schützenthaten einige Hügel in der Nähe des Triumphbogens den Namen „Chantrey hills" bekommen haben, traf einmal mit einem Schuß zwei Schnepfen, die er zur Erinnerung an diese That in Marmor verwandelte und Herrn Coke schenkte. Nichts geht über die Zartheit dieses Kunstwerks; auch ist es so natürlich: die Vögel sind nicht nach dem Leben dargestellt, sondern wie sie im Tode sind.

Das Landschaftszimmer, wie es genannt wird, gewährte mir vielen Genuß. Es enthält unter anderen eine Landschaft von Salvator Rosa, eine andere von Domenichino, drei von Gaspar Poussin und sieben von Claude Lorraine. Von diesem Letzteren sind in Holkham dreizehn Stück, was für eine Privat-Sammlung außerordentlich viel ist, und die meisten darunter sind sehr werthvoll. Nachdem wir diese Landschaften gehörig bewundert und durch das Fenster die noch schönere Naturlandschaft draußen betrachtet, gingen wir in die Bibliothek der Handschriften.

Hier ist ein Bild in Lebensgröße von dem berühmten Roscoe. Dem Eifer und Geschmack dieses Gelehrten verdanken die achthundert Bände Handschriften, welche diese Bibliothek enthält, eine Menge trefflicher literarischer Noten und Angaben über ihr Alter und ihren Werth. Diese Sammlung ist höchst interessant, und nie hätte ich eine solche im Besitz eines Mannes vermuthet, der, funfzig Jahre lang Parlaments-Mitglied, sich nie sehr mit Literatur beschäftigt hat. Besonders merkwürdig und bewundernswerth ist die Schönheit der Handschriften in einigen dieser Manuskripte. Es sind hier Lateinische Kopieen der vier Evangelisten auf Pergament, in Gold- und Silberdeckeln aufbewahrt, mit bunten Steinen geziert und reich illuminirt. Diese sind über 600 Jahr alt. Und doch wie schön und fein ist das Material, wie deutlich die Hand! Auch fiel mir ein Miniaturmeßbuch aus dem 15ten Jahrhundert auf, welches von dem geschickten Julio Clovio seyn soll, und dessen Kalligraphie mir die schönsten Leistungen der heutigen Presse zu übertreffen schien. Dann zeigte man eine Kopie des Pentateuch, die 300 Jahr alt und auf Einem großen Hirschhautblatt von 106 Fuß Länge und 25 Zoll Breite geschrieben ist. Es sind noch eine Menge ähnlicher Werke in dieser Bibliothek, die überdies sehr reich ist an Griechischen Kirchenvätern und Lateinischen Klassikern. In diesem Hause sind noch zwei Bibliotheken, von denen die eine durchaus klassisch und die andere gemischter Natur ist. Der literarische Theil des Schlosses ist in der That fürstlich eingerichtet und ganz angemessen der übrigen Pracht, die ein ungeheures Einkommen seinem Eigenthümer gestattet.

Dieser Eigenthümer ist, wie schon gesagt, 83 Jahr alt. Er empfängt jeden Fremden mit der größten Freundlichkeit und Zuvorkommenheit, als hätte er wer weiß was von seiner Freundschaft zu erwarten. Aus jedem Wort scheint Gastfreundschaft zu reden. Er entspricht vollkommen unserer Vorstellung von dem alten Englischen Gentleman. Der Charakter des Grundherrn spiegelt sich in seinen Umgebungen ab; Artigkeit und Gastfreundschaft sind der Grundzug seiner zahlreichen Leute, die alle mit wahrem Enthusiasmus von ihm sprechen. Unter den Bewohnern der kleinen Stadt Wells, die drei oder vier Meilen weiter liegt, ist nur Eine Stimme über die Güte und Leutseligkeit des ehrwürdigen Mannes. Jeder spricht von der „Halle" wie von einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt des Vergnügens. Keiner geht in der Nähe vorüber, ohne dem Portier die Hand zu schütteln und einen Blick in die stets offenen Schätze der Speisekammer zu thun. Wohlwollen und Gutmüthigkeit ist Alt und Jung gemein, und wenn der Eigenthümer durch die ausgedehnten Ländereien seines Guts seine Abendfahrt macht, sieht man mit Vergnügen, wie die lachenden Kinder seiner Pächter dem Wagen voranlaufen und wetteifernd sich bemühen, die verschiedenen Thore, durch die er fährt, zu öffnen.

Ich habe nie zufriedenere Gesichter oder feistere Gestalten gesehen, als heute: besonders scheint es den Dienern des Schlosses sehr gut zu gehen — man fühlt sich ordentlich gestärkt, wenn man sie nur ansieht; aber von allen jovialen Gesichtern kommt keines dem des alten Kellners gleich. Es ist ein wahres Musterbild von Behaglichkeit. Man kann es eigentlich nicht roth nennen — es ist mehr ein glänzendes Kupfer, das zusammt dem runden Bauch unten ein unter Kannen, Krügen und Flaschen verbrachtes Leben ankündigt. Es ist wirklich unwiderstehlich; man fühlt sich wie erwärmt in seiner Gegenwart und kann sich nicht enthalten, jenes Ale zu bewundern, das so erstaunliche Resultate hervorbringt.

Als die Thürme von Holkham Hall mir zum letzten Male aus dem Gesicht schwanden, fiel mir ein, daß der würdige Besitzer desselben auch bald verschwinden werde. Und welch' ein Abend ist dies für den Tag seines Lebens! — eines Lebens, das er lange dem Dienst seines Vaterlandes und dem schönen Streben gewidmet, in das Leben der ihm Untergebenen Saamen zu streuen, deren Früchte ihre Zufriedenheit und unbegränzte Liebe zu ihm sind. (Bentley Miscell.)

Mannigfaltiges.

— Der Essex-Ring. Der Ring, welchen Königin Elisabeth einst dem Grafen Essex geschenkt und der ihm als Talisman dienen sollte, die Gunst der Monarchin unter allen Umständen wieder zu gewinnen, befindet sich jetzt in den Händen des Brittischen Oberst Warner, dessen Familie das Kleinod als ein unveräußerliches Erbstück betrachtet. Ein einzelner Edelstein in Form eines Herzens verziert den Ring, der noch ein anderes historisches Interesse dadurch hat, daß er der Königin Elisabeth von Maria Stuart bei deren Vermählung mit Graf Darnley im Jahre 1564 mit einigen Versen übersandt wurde. Bekanntlich war es Lady Nottingham, welche den Ring unterschlug, nachdem er ihr von dem zum Tode verurtheilten Grafen Essex anvertraut worden war, um ihn der Königin vorzuzeigen. Als Elisabeth von der Lady Nottingham auf deren Todbette den Zusammenhang der Geschichte erfuhr, erkrankte sie selbst und starb bald darauf. Der Ring kam nunmehr in den Besitz König Jakob's I., der ihn dem Capitain Warner, einem tüchtigen Seemanne, als Zeichen seines besonderen Wohlwollens schenkte. Die Aktenstücke, die zum Beweise dieser Thatsachen dienen, werden von der Familie Warner seit beinahe 250 Jahren auf das sorgfältigste aufbewahrt.

— Agnes Bernauerin in England. In London wird jetzt auf dem Covent-Garden-Theater ein Drama unter dem Titel „Agnes Bernauerin oder das Vehmgericht" gegeben. Die schöne Bader-Tochter scheint dort jedoch als Heldin eines gewöhnlichen Melodrama's aufzutreten; wenigstens erzählen die Englischen Blätter bloß von der Pracht der Decorationen, von Feuersbrünsten, Turnieren, Bengalischen Erleuchtungen rc., die in dem Stücke vorkommen, nichts aber von dem poetischen oder dramatischen Werthe desselben.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 67. Berlin, Mittwoch den 5. Juni 1839.

Rußland.

Die jüdische Sekte der Karaïten in Süd-Rußland.

Von J. G. Kohl.

Das Semitische Wort „kara" bedeutet so viel als „in der Schrift lesen". Davon ist das Wort „karaï" (Karaït), so viel als „schriftgetreu" gebildet, von welchem Singular wiederum der Plural „karaïm" (Karaïten) lautet.*) Und so nennen sich die Juden, welche die im Thalmud enthaltenen Zusätze zu den kanonischen Büchern und Schriften der mosaischen Religion verwerfen und alle ihre religiösen und moralischen Lehrsätze und Vorschriften allein und ausschließlich aus dem Gesetze Moses schöpfen.

„Wir sind", sagte mir der gelehrte Rebbi Ussuff in der Synagoge von Dschuffut-Kalé**), wo er mir und einigen anderen Reisenden die Aeußerlichkeiten ihres Gottesdienstes zeigte, „wir sind dasselbe, was die Protestanten, die auch den Kodex des kanonischen Römischen Rechts nicht anerkennen, in der Christenheit, dasselbe, was die Schiiten, die gegen die Sunna protestiren, unter den Muhammedanern, und unsere Geschichte bietet dieselbe Erscheinung, die sich am Ende in der Geschichte jeder Religion offenbart. Die ersten schönen und reinen Lehren des Religions-Stifters umgeben und verderben Eigennutz, Herrschsucht und Deutelei mit einer Menge von Auslegungen und Zusätzen. Die Meisten folgen dem weiterschreitenden und revolutionirenden Strome der Zeit. Nur wenige Feste, Treue und Redliche wagen es, im Namen des Religionsstifters das Banner zu erheben und gegen die Aenderung zu protestiren. Beide Parteien, die Protestirenden und die Kanonischen, gerathen mit einander in Kampf, und die gemeiniglich schwächere Partei der Ersteren hat dabei viele Verfolgungen von der anderen zu dulden, auf deren Seite sich in der Regel die Mächtigen und Gewalthaber befinden. — So einfach und natürlich unsere Geschichte auf diese Weise im Ganzen ist, so dunkel und unbestimmt ist sie doch in Bezug auf die einzelnen Daten und Jahreszahlen unserer Trennung und eigenthümlichen Entwickelung."

In Europa ist Weniges und nichts Vollständiges über die Geschichte der Karaïten zur Publizität gekommen, und auch bei ihnen selber existirt noch keine Geschichte der Sekte. Die Quellen, aus denen man eine solche schöpfen könnte, sind, wie ihre Väter einst selber, im Oriente zerstreut. Viele interessante alte Bücher befinden sich bei den Karaïtischen Familien in Odessa, in der Krim und in Konstantinopel. Die Haupt-Sammlung aber ist in Jerusalem, wo in den Händen der dortigen Karaïten 17 große und kostbare Folianten historischer Schriften und Urkunden in Arabischer Sprache vorhanden sind.

Manche setzen den Beginn der Lossagung der Karaïten von den übrigen Juden in das erste Jahrhundert vor Christi Geburt, wo schon auch die thalmudischen Auslegungen und Schriften beginnen.***) Doch ist dabei wohl auf keinen Fall an den Beginn einer Ausbildung ihres jetzigen Zustandes und Namens zu denken, so wahrscheinlich und natürlich es auch übrigens ist, daß alsbald mit dem Auftreten thalmudischer Zusätze sich auch Widersprüche und Protestationen geltend machten. Die Geschichte ihrer jetzigen Sitten und ihrer heutigen Verhältnisse beginnt ohne Zweifel erst mit Muhammed. An Muhammed schlossen sich die jüdischen Protestanten sogleich entschieden an, und dieser Anschluß, so wie das nachfolgende beständige Zusammenhalten der Karaïten mit den Muhammedanern, welches sich überall verfolgen läßt, drückte ihnen ihr ganzes jetziges Gepräge auf, und gab ihnen nicht nur ihre Sprache, Gesichts- und Geistesbildung, sondern auch ihre Kleidung, Speise und Lebensweise.

Die älteste Schrift, welche die Karaïten besitzen, ist ein Privilegium, welches ihnen Muhammed selbst für die freie Ausübung ihres Glaubens verliehen haben soll. Wenn man alsdann die Jahreszahlen und die Druck- oder vielmehr Schreib-Orte der späteren Karaïtischen Bücher verfolgt, so geht daraus deutlich hervor, daß die Verbreitung der Karaïten immer mit der der Muhammedanischen Völker gleichen Schritt hielt. Mit diesen kamen sie nach Afrika und Kleinasien; sie begleiteten sie bis nach Spanien, waren mit ihnen zu Antiochia, Edessa, Nicäa, setzten mit ihnen nach Europa über und hatten anfangs ihre Haupt-Kolonieen in Adrianopel und dann in Konstantinopel, verzweigten sich aber auch unter Türkischer Hoheit in mehreren anderen Städten von Europa.

Eben so kamen nun auch die Karaïten mit der Turko-Tatarischen Herrschaft unter Batú-Chan nach der Krim. Das Auffallendste bei dieser Verbreitungs-Geschichte der Karaïten ist, daß alle diese Kolonieen in Asien und Afrika, die doch den Daten zufolge, nach denen man auf ihren Zustand schließen kann, im 13ten und 14ten Jahrhundert recht blühend gewesen seyn müssen, in den meisten Städten dieser Erdtheile mit der Zeit wieder fast spurlos verschwunden sind. In den Kleinasiatischen und Syrischen Städten giebt es fast gar keine Karaïten mehr; eben so wenig in den Städten der Afrikanischen Nordküste, mit Ausnahme Kahira's und der südlichen Provinzen Marokko's, in welchen letzteren besonders viele Karaïtische Gemeinden vorhanden seyn müssen, da fast alle, selbst spätere Krimsche Manuskripte auf sie als auf einen Hauptsitz der Karaïten hinweisen. Dieses Verschwinden der Karaïtischen Kolonieen aus so vielen Asiatischen und Afrikanischen Städten erklärt man sich auf folgende Weise. Die Muhammedaner brachten eine Partie ihrer fleißigen und ehrlichen Karaïtischen Freunde mit und siedelten sie in den von ihnen eroberten Städten an. In diesen fand sich nun aber gewöhnlich schon eine sehr starke Kolonie thalmudischer Juden seit alten Zeiten ansässig vor, die sich nun in ihrer Existenz durch neu ankommende, abtrünnige und ihnen verhaßte Brüder bedroht sahen, und daher sogleich mit diesen einen Intriguen- und gelegentlich auch wohl einen Waffenkampf auf Leben und Tod begannen. In diesem Kampfe nun siegten fast überall die schlauen, gelehrten und unermüdlichen Thalmudisten über die einfacheren und, als mit den Türken verschwistert, minder gewandten Karaïten, die mit der Zeit fast überall weichen mußten und deren Kolonieen daher durchweg verkümmerten, ja meistens völlig verschwanden.*)

Nur im südlichen Theil des Europäischen Rußlands erging es ihnen besser, und sie erhielten sich hier, vermuthlich weil keine Thalmudisten am Hofe des Chan's sie bekämpften. Batú-Chan soll nur 40 Karaïtische Familien mitgebracht und hier auf einem Felsen in der Nähe des Standlagers (der Residenz) seines Krimschen Statthalters angesiedelt haben. Die Niederlassung, welche sie daselbst gründeten, nannten sie daher auch „Kürkiwli", d. h. „die 40 Wirthschaften", welcher Name sich aber späterhin verlor, indem die Ansiedlung sich vergrößerte und zu einem Städtchen anwuchs, besonders als sich in jenem Tatarischen Gouverneurs-Standlager eines eigenen unabhängigen Chan's Hauptstadt entwickelte. Die Tataren nannten diese Stadt „Dschuffut-Kalé", d. h. „Judenstadt", und dieser Name ist auch zu den Russen und in unsere geographische Bücher übergegangen; da hingegen die Karaïten, die nur die Thalmudisten Dschuffut nennen, statt dessen bloß „Kalé" (Stadt) sagen. Von diesem Dschuffut-Kalé aus, welches sie als ihre Metropole verehren, haben sich nun die Karaïten in allerneuester Zeit unter dem duldsamen Schutz des Russischen Scepters wiederum auf eine höchst merkwürdige Weise fröhlich über viele Süd-Russische Städte verbreitet.

Die jetzigen numerischen Verhältnisse ihrer Kolonieen sind folgende: Die ganze Stärke des Völkchens mag sich etwa auf 4000 Seelen belaufen, von denen sich in den obengenannten in neuerer Zeit durch Auswanderung etwas geschwächten Metropole wohl kaum noch 1500 befinden. Nach Dschuffut-Kalé hat Eupatoria oder Kosloff in der Krim die größte Kolonie, — über 800 Seelen, unter denen zugleich die wohlhabendsten Männer des Stammes sich befinden; namentlich der jetzige Krösus der Karaïten, „Schima Bobowitsch", dessen Namen weit und breit unter ihnen verehrt ist und der daher fast als das Haupt und

*) Die heilige Schrift der Muhammedaner, der „Koran", hat von derselben Semitischen Wurzel ihren Namen.

**) Hauptsitz der Karaïten in der Krim.

***) Schon in der Mischnah, dem Grundtexte des Thalmud, findet sich der Name „Karaïm" als Bezeichnung einer streng an der Schrift haltenden Partei.

*) Mehrere Schriften, die sich in den Händen des gelehrten Dr. St . . ., Direktors der jüdischen Schule in Odessa, befinden, lassen keine andere Deutung zu. So z. B. ein Buch, auf dessen Titel zu lesen ist: „Geschrieben im Jahre der Schaffung der Welt so und so, in der armen von den Thalmudisten gedrückten Gemeinde der Karaïten zu Warna.

der patriarchalische Vertreter des Stammes angesehen wird. Schima Bobowitsch ließ die Türkischen Pferde ankaufen, auf denen der Kaiser Nikolaus die Krimschen Gebirge bereiste, und ließ für ihn kostbare Teppiche und Pferdegeschirre aus Konstantinopel und Smyrna kommen. Nach Eupatoria hat Odessa die stärkste Karaïtische Kolonie mit 31 Familien und nahe an 200 Seelen. Sie haben ihre Buden, mit guten orientalischen Waaren versehen, fast alle am Boulevard, der Reihe nach, eine bei der anderen. Zehn Familien wohnen in Theodosia, 25 Köpfe in Schitomir. Auch in Wilna und anderen Orten Lithauens sollen einige seyn, so wie ebenfalls in Nikolajew, Taganrog, Cherson. Außer Rußland befinden sich im südlichen Galizien zwei kleine Gemeinden, die sich des Schutzes der Oesterreichischen Regierung erfreuen; in Konstantinopel 30 Familien; in Kahira über 200 Köpfe; in Jerusalem nur 4 Familien; in der Stadt Hit in Syrien aber wiederum 250 Seelen. Im Jahre 1837 waren zwei Karaïten nach London und zwei nach Petersburg gereist.

So viel von der Geschichte und Statistik dieses kleinen Völkchens, dessen Charakter und Sitten doch so eigenthümlich und ehrenwerth sind, daß die Karaïten überall, wo sie erscheinen, sich eines Namens erfreuen, dessen Ruf mit ihrer geringen Anzahl in gar keinem Verhältnisse steht. Ihr ganzes Aeußere sowohl als auch ihr inneres Seyn und Wesen ist eine Mischung aus Tatarischem und Jüdischem. Und es ist aus dieser Mischung, gegen die gewöhnliche Regel, etwas ganz Angenehmes und Erfreuliches hervorgegangen. Mit Türkischer Ruhe und Gesetztheit, die ihren Brüdern, den Thalmudisten, mehr als irgend einem Volke abgeht, verbinden sie den jüdischen Handelsgeist, und während sie daher durchweg nur Kaufleute sind und sich überall in die Welt hinauswagen, versteigen sie sich doch mit ihren Plänen nie in schwindelnde Höhen, und es fehlt ihnen völlig jene maßlose Speculationswuth eines großen Theiles der thalmudischen Juden. Vielmehr drückt sich in dem ganzen Benehmen und Verhalten der Karaïten ein sittiges Maßhalten aus, das ihre Rede- und Handlungsweise immer in den Schranken des Anstandes erhält. Sie treiben ihren kleinen Handel mit orientalischen Manufaktur-Waaren, Spezereien und Taback ohne Geräusch, wie vor Alters ihre Väter. Sowohl auf der einen Seite der Schacher- und Trödel-, als auf der anderen der große Wechsel-, Papiergeld- und Edelstein-Handel der Thalmudisten ist den Karaïten unbekannt. Sie gelangen daher, still ihr Krämergeschäft treibend, auf der einen Seite nicht zu der Stufe von großem Reichthum, Einfluß und Gelehrsamkeit, den hier und da Jene erreichen, auf der anderen Seite aber sind sie auch weit davon entfernt, zu solcher Armuth und solchem Elend herabzusinken, wie wir dies namentlich bei den thalmudischen Juden in Polen wahrnehmen. Wegen ihrer geringen äußeren Bedeutsamkeit werden sie meistens auch von den mit ihnen zusammenlebenden Thalmudisten verachtet, von denen selbst der Unbedeutendste ihnen Mangel an Genialität und Geistestiefe vorwirft, indem er dabei auf die gelehrten Gesetzausleger und die scharfsinnigen Philosophen seines Stammes hinweist. Dagegen antworten aber die Altgläubigen wieder: „Es fehlt uns gar nicht an sinnigem Verstande, und in allen unseren kleinen Kolonieen findet Ihr nicht einen einzigen Bettler und nicht Eine schmutzig verhüllte Seele.“ Hierzu trägt allerdings auch der gegenseitige Kredit bei, den bereitwillig ein Karaït dem anderen gewährt. Es betrachten sich die Karaïten als Eine Familie, wo Einer immer unbedingt dem Anderen hilft. „In den ungeheuren Extremen, die sich in der thalmudischen Gemeinde offenbaren, von steinreich und bettelarm, von kraßunwissend und übergelehrt“, sagte mir ein Karaït, „zeigt sich die Unmäßigkeit und Leidenschaftlichkeit ihres Geistes; wogegen darin, daß wir Alle unser anständiges Auskommen haben, Alle lesen und schreiben können, sich nur die Harmonie und Mäßigkeit, — die Thalmudisten sagen Mittelmäßigkeit, — unseres Geistes zu offenbaren scheint.“

Die Deutschen und Russen in Odessa nennen auch die Karaïten, indem sie dem Hebräischen Pluralis noch ihre eigene Plural-Endigung anhängen, „Karaïmen“. Bei den Ungebildeten ist dann sogar dieses Lippen — m in das Lippen — b übergegangen, und es unterhielt mich daher einmal eine lange Zeit ein dortiger Kaufmann von den Karaïben Odessa's, von denen er mir allerlei Wunderdinge erzählte. Als ich ihn fragte, ob sie auch Menschenfleisch äßen, lachte er mich darüber eben so herzlich aus, wie ich ihn über seine Karaïben.

(Schluß folgt.)

F r a n k r e i c h.

Zwei Soireen im 17ten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Doch war der Redner so klug, sich nicht gleich im Anfang von seinem Schwung fortreißen zu lassen: Feuer im Anfang ist Strohfeuer, sagte Beaumarchais ein Jahrhundert später. Die Zuhörer schienen noch gar nicht die Erhabenheit des Textes gehörig gewürdigt zu haben, es wäre tollkühn gewesen, mit der Thür ins Haus zu fallen und ihnen eine solche Idee ex abrupto in ihrer ganzen Nacktheit darzustellen. Er fing daher sehr einfach und ruhig in folgender Weise an: „Die Religion hat den Zweck, uns das Bild unserer Nichtigkeit recht lebendig vorzuhalten, uns zu lehren, daß Nichts in diesem Leben unsere Sorgen und Bemühungen wahrhaft verdient, und daß also alle unseren irdischen Angelegenheiten dem großen Gedanken der Ewigkeit untergeordnet sind.“ In diesem Anfang war nichts Glänzendes, nichts, was nach Effekt zu haschen schien, und doch war etwas Ergreifendes darin. Die Stimme des Predigers war ruhig und majestätisch, seine Geberden selten, aber voller Würde. Man sah ihm an, daß das Ganze ihm mehr war als eine bloße Redeprobe; er sprach aus dem Innersten seines Herzens, und was vom Herzen kommt, verfehlt nie den Eindruck. Daher wandelte sich auch die Neugier der Zuhörer bald in Aufmerksamkeit, und die Aufmerksamkeit in Interesse: Der Salon und seine Thorheiten waren schnell vergessen. Unwillkürlich glaubte man sich in eine Kirche versetzt, und das Ave Maria ward nicht weniger andächtig gesprochen, als in Notre-Dame: bekanntlich schließt das Ave Maria den Anfang jeder katholischen Predigt. Der Redner gehörte vielleicht zu denen, deren Seele am wenigsten an diesem Gebet Theil nahm, nicht aus dem Grunde, weil er nicht beten wollte, oder weil er nicht fühlte, wie sehr er Gott für einen so glücklichen Anfang zu danken habe; vielmehr waren seine Gedanken ganz anderswo, er konnte sich nicht enthalten, auf sein Auditorium einen scharfen, freudigen Blick zu werfen, einen Blick, den ich nicht besser beschreiben kann, als wenn ich ihn mit dem des größten Feldherrn der neueren Zeit vergleiche, als derselbe mitten in einer Schlacht eines seiner gigantischen Manöver gelingen sah und ausrief: „Sie gehören mir!“

Ja, sein Auditorium gehörte ihm wirklich; er beherrschte es mit jenem Scepter des Worts, welches das reinste und schönste Vorrecht des Genies ist; aber nicht bloß das Wort machte ihn so mächtig, auch an dem Gegenstand hatte er einen furchtbaren Bundesgenossen: und das war der Tod. Dem Redner, der vom Tode spricht, kommt die ganze Schwäche derjenigen, die ihn anhören, entgegen: das ist ein Stück, wo Jeder mitspielt, wo Keiner ungerührt bleibt. Sprecht von Geiz oder Sinnlichkeit; donnert gegen Verleumdung, gegen Zorn, gegen Stolz, gegen was ihr wollt: da werde ich entweder gar nicht zuhören, oder ich werde mir die Hände reiben und sagen: „Das ist eine Lection für meinen Freund oder für meinen Nachbar N.!“ So wie aber vom Tode die Rede ist, da wird die Sache eine andere; da heißt es: mea res agitur; da sehe ich nicht mehr auf den Splitter im Auge meines Bruders, denn hier in meinem eigenen steckt ein ungeheurer Balken, den ich nimmermehr herausreißen kann, ein Balken, der mich einst unfehlbar in die Grube hinabstoßen wird; da senke ich den Kopf, ich höre, ich zittere.

Die Schilderung der Hoffnungen des Menschen und seiner Größe bei Gott sparte der Redner für das Ende; erst wollte er in dem Menschengeschlecht nur eine Heerde elender Wesen zeigen, die, in die Unermeßlichkeit des Weltalls verloren, vom Tode, ihrem höllischen Hirten, unablässig in das Grab hinabgezogen werden. Dieses Gemälde ist seit jener Zeit tausend und aber tausend Mal gezeichnet worden; die Prediger, Dichter, Philosophen haben sich um die Wette seiner bemächtigt, und es wäre heutzutage wohl schwer, ihm eine so verjüngte Gestalt zu geben, daß es nicht aussähe, als habe man Gemeinplätze gesammelt. Damals aber war die Kanzelberedsamkeit in ihrer Kindheit; der, den man mit Recht oder Unrecht für den Restaurator derselben hält, Bourdaloue, war ein Schüler von zwölf Jahren. Die Wahrheiten der Religion waren bisher auf der christlichen Kanzel von der Pedanterie oder dem schlechten Geschmack verhunzt worden; sie erwarteten eine ihrer würdige Sprache, und diese Sprache, die so viele Kathedralen noch vermißten, hörte man zum ersten Mal im Salon de Rambouillet.

Aber es genügte unserem Redner nicht, so viele rebellische Geister zur Aufmerksamkeit zu zwingen, so viel Zuhörer, wie der Dichter sehr schön sagt, an seinem Munde hängen zu sehen; er wollte die Seelen nicht bloß ergreifen, sondern zermalmen. Dem angenehmen Eindruck, den die feierliche, ruhige Sprache des Anfangs gemacht hatte, folgten bald in den Seelen der Zuhörer Schlag auf Schlag Unruhe, Angst, Schrecken, je tiefer sie der Redner in das Innere dieses großen Drama's blicken ließ. „Was ist das Leben Anderes“, rief er, „als ein steiler, holpriger Steg, dessen Ausgang ein Abgrund ist? Was ist der Mensch Anderes, als ein unglücklicher Wanderer, der auf diesen furchtbaren Wege einhergeht? So wie er ihn betritt, hört er, was er am Ende finden wird; er möchte gern zurück .... unmöglich; er möchte gern weniger schnell gehen .... unmöglich. Mag er an das Ziel der Reise denken oder nicht, mag er schlafen oder wachen, mag er weinen oder Blumen sammeln, eine unüberwindliche Kraft treibt ihn vorwärts dem Abgrund zu. Er kommt an den Rand: er will sich fest daran anklammern, umsonst; er gleitet, er fällt, er stürzt, und Alles muß ihm nachgleiten, fallen, stürzen!“

Und nicht zufrieden, alle Stadien dieser traurigen Reise entwickelt zu haben, öffnete er den Abgrund selbst und folgte dem menschlichen Elend bis in seine tiefsten Tiefen. Alle diese Großen der Erde, alle diese Anbeter der Macht und des Ruhms, mußten mit ihm hinab in die finsteren Höhlen, wo ihr Platz bestimmt war, und den Marmor von den Gräbern wegnehmend, suchte er in den Särgen, was der Tod nach Verlauf einiger Tage daselbst zurückläßt, „jenes Etwas, das in keiner Sprache einen Namen hat, so wahr ist es, daß beim Menschen Alles stirbt, Alles bis auf die gräßlichen Worte, womit man seine unglücklichen Reste bezeichnete!“ Da mußte man alle diese Weltdamen sehen, wie sie mit stierem Auge, mit keuchender Brust dasaßen, als wäre der Todesengel ihnen erschienen; man mußte sehen, wie sie ängstlich allen Bewegungen dieses jungen Unbekannten folgten, dessen bürgerlichen Namen sie vor einer Stunde vielleicht vornehm be-

lächelt hätten, während er ihnen jetzt die vergoldeten Lumpen des Stolzes und des Reichthums Stück für Stück abriß.

Seine Sache war gewonnen; das Auditorium bat ihn um Gnade; man wollte diese so lange und so heftig angespannten Nerven nicht länger quälen. Diese zerknirschten Herzen bedurften sanfterer Gefühle; diese von Schrecken und Angst erfüllten Augen wollten durch einige Thränen erquickt werden. Wir wollen ihm nicht in die einzelnen Partieen seines zweiten Theils folgen. Nachdem er den Menschen in seinem Elend geschildert, faßte er ihn in seiner Größe auf; aus dem unbarmherzigen Maler einer Gegenwart von Leiden und einer Zukunft des Nichts ward ein Prophet einer Zukunft des Ruhms and ewiger Seligkeit; er schloß das Grab und öffnete den Himmel. Was das Christenthum Tröstendes, was die Poesie Schönes hat, ward in diesem letzten Stück zusammengedrängt. Nie war die Religion liebenswürdiger, milder, schöner, göttlicher erschienen.

Die Rede hatte lange gedauert, aber Niemand hatte sich darüber beklagt, oder vielmehr Niemand hatte es bemerkt. Das tiefe Schweigen, das während der ganzen Predigt geherrscht, dauerte gegen die Gewohnheit einige Sekunden nach den letzten Worten derselben fort. Herr von Feuquières eilte, den Redner zu umarmen, und bald war ein dichtes Gedränge um den jungen Mann. Eine Fluth von Lobsprüchen kam über ihn. Er antwortete nichts: nach einem solchen Triumph wäre jede Bescheidenheit affektirt gewesen. Herr von Turenne war einer von denen, die am meisten ergriffen waren, und während sich die Anderen Gewalt anthaten, um gleichgültig zu scheinen, hatte er, der immer ehrlich und offenherzig war, sich nicht gescheut, zwei- oder dreimal eine Thräne zu trocknen. Er war einer der Ersten, die dem Redner Glück wünschten. Dieser hatte ihn bisher nicht bemerkt, er ahnte nicht, daß auch ein Ketzer unter seinem Auditorium sey; er konnte sein Erstaunen nicht verbergen: „Eh, parbleu, ja, ich bin's", sagte der Marschall, „warum nicht? Ich nehme das Gute, wo ich's finde. War diese Predigt katholisch? Nein. War sie hugenottisch? auch das nicht. Sie war christlich, und das ist, glaube ich, das Beste." — „Nun, Vicomte!" sagte der Prinz von Condé lachend, „das wird Sie doch bekehren?" — „Aber ... es wäre wohl möglich ...." — „Ah! ..." riefen der Prediger und der Prinz zugleich .... — „Einen Augenblick, einen Augenblick! meine Herren!" nahm Turenne lächelnd das Wort. „Wie schnell Sie sind! Bekehrung und Bekehrung ist zweierlei. Ich habe nur sagen wollen, daß ich durch diese Predigt einige gute Gedanken über den Tod und die Eitelkeit der Welt bekommen habe; denn das sind Dinge, an die wir Hof- und Kriegsleute das ganze Jahr nicht denken. Sie sehen, mein lieber d'Enghien, daß Sie nur dasselbe sagen können ..." — „Gut! gut!" unterbrach der Prinz; „doch Apropos, Herr Prediger, könnte man vielleicht Ihren Namen wissen?" — „Bossuet, Monseigneur."

Gleich am anderen Morgen war in der ganzen Stadt von Nichts die Rede, als von diesem glänzenden Erfolg. „Waren Sie im Hotel de Rambouillet?" fragte man, und die, welche ja antworten konnten, waren glücklich und stolz darauf, wie auf ein großes Abenteuer. Der Prediger war allein und ziemlich spät nach Hause gekommen; im Collège de Navarre war Alles im Schlaf, und er eilte in seine Zelle, voller Freude, daß Niemand da war, dem er seinen Triumph zu erzählen brauchte; man eilt nicht gern, sich selbst zu loben, wenn man weiß, daß es früh genug von Anderen geschehen wird. Er täuschte sich nicht; des Morgens vor acht Uhr lief die große Neuigkeit von Mund zu Mund, von Zelle zu Zelle durch das ganze Haus. Eine ungewohnte Lebendigkeit herrschte auf den Korridors; er hörte Schritte, Geflüster, Fragen, Antworten, die er nicht verstand, aber an dem Klopfen seines Herzens errieth. Er hatte eben seinem Vater geschrieben, ganz erfüllt von der Freude, die dieser Brief in seiner Seele erregen mußte, und besonders glücklich, daß er seine eigene ausschütten, daß er nicht mehr den Bescheidenen zu spielen brauche und daß er endlich ungescheut sagen konnte: „Ich habe gekämpft, ich habe gesiegt! ich habe mir die Wege des Ruhms und des Glücks geöffnet!" — Die Messe läutete. Man klopft an seine Thür. „Herein!" sagt er nachlässig; es war der Direktor des Collège, der würdige Nicolas Cornet, der eine Viertelstunde früher als gewöhnlich aufgestanden war, um seinen theuren Benedikt zu umarmen! Dieser Tag war Ein Triumph. Seine Professoren hatten alle mögliche Rücksichten für ihn; seine Mitschüler wagten nicht mehr, ihn zu duzen; vor Mittag hatte er, ich weiß nicht wie viel Marquis oder Grafen zu intimen Freunden, lauter jüngere Söhne vornehmer Familien, die ebenfalls für den geistlichen Stand bestimmt waren, aber bisher noch kein Wort an ihn gerichtet hatten. Es ist allerdings wahr, daß er sich erst seit kurzem in Paris befand und daß man bisher in ihm weniger den Redner oder Schöngeist gesehen, als den Gelehrten, den fleißigen Arbeiter, den Maulwurf (piocheur), wie wir sagen, und diese mehr soliden als glänzenden Eigenschaften, mit denen er noch etwas provinzielle Manieren verband, hatten auf den jungen, unwissenden und trägen Adel, der nur zum Schein im Collège de Navarre studirte, keinen großen Eindruck machen können. Bossuetus sagte man (was ganz authentisch ist), Bos suetus aratro; Bossuet, d. h., ein Ochse, der an den Pflug gewöhnt ist. Aber aus dem Ochsen war ein Stier geworden; der Maulwurf (piocheur) hatte das ganze Gold seiner Nachgrabungen an das Licht gebracht; die Morgenröthe eines großen Namens war über Frankreich aufgegangen.

Doch was ihn selbst betrifft, so war seine Freude nicht ungetrübt. Wenig Lob würde ihn verletzt haben; zu viel Lob erschreckte ihn. Seltsames Schicksal des Ehrgeizes! mag seine Quelle rein oder unrein, seine Anstrengungen glücklich oder unglücklich sein, er lebt in beständiger Angst. Der Erfolg war zu groß gewesen, zu hoch über alle seine Erwartungen. Er berechnete mit Zagen die Gefahren eines so plötzlich entstandenen Ruhms, und seine Freunde, das heißt seine wahren Freunde, wußten nicht, welches Benehmen sie ihm gegenüber beobachten sollten: sie wollten ihn nicht loben, wie er es verdiente, weil sie fürchteten, sein Herz zu verderben; und wenn sie ihn gar nicht oder nur mit Zurückhaltung lobten, so liefen sie Gefahr, von ihm selbst für ungerecht oder eifersüchtig gehalten zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Geschichte Ouvrard's, des großen Lieferanten.

Während die edleren Naturen in der Französischen Revolution mit Begeisterung ihr Leben aufs Spiel setzten, um die politischen Prinzipien, denen sie anhingen, zur Herrschaft zu bringen oder die National-Gränzen gegen den äußeren Feind zu vertheidigen, gab es eine Klasse gewinnsüchtiger Menschen, die in dem großen Kampf weiter nichts sahen, als ein Mittel, sich schneller als sonst zu bereichern. Während Danton, Desmoulins, Carnot und ihre Genossen ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Halle des Konvents in den Tuilerieen gerichtet hatten — während die Nation dem Bankerott und der Hungersnoth nahe war und die Armeen mit Nichts weiter versehen waren, als dem Entschluß, zu sterben, wenn es seyn müsse, in der Vertheidigung ihres Vaterlandes — war die Börse der Sammelplatz von Menschen, die auf die Leiden ihrer Mitmenschen spekulirten und durch ihre Verarmung reich wurden. Viele von ihnen gingen zwar in der Verwirrung zu Grunde, aber Andere überlebten sie mitsammt dem Vermögen, das sie erworben hatten. Unter den Letzteren war einer der Merkwürdigsten ein gewisser Ouvrard, der sich später als Lieferant unter Napoleon und der Restauration auszeichnete. Dieser Mann gab vor einigen Jahren sein Leben heraus, und aus einer reichhaltigen Notiz über dies Buch, die uns zu Gesicht gekommen ist, entnehmen wir die folgenden interessanten Fakta:

Er war der Sohn eines großen Papiermühlen-Besitzers an den Gränzen von Bretagne und Poitou. Beim Ausbruch der Revolution, wo er erst zwanzig Jahr alt war, hatte er den Verstand, vorauszusehen, daß eine ungeheure Steigerung des Papier-Bedürfnisses eine der sichersten Folgen dieses politischen Kampfes seyn müsse, und er fing also seine Carrière damit an, daß er sämmtliches Papier, was von einer Anzahl Papier-Manufakturen in den nächsten zwei Jahren fabrizirt ward, aufkaufte. Ein ungeheurer Gewinn war der Lohn dieser Speculation, und er begab sich nun nach Paris, wo er sich einige Jahre in den höchsten revolutionnairen Kreisen bewegte. Bonaparte war Einer seiner Bekannten, und von ihm erzählt er folgende Anekdote: — Ein Dekret des Wohlfahrts-Ausschusses bewilligte jedem Offizier in „aktivem Dienst so viel Tuch, als zu einer Uniform nöthig ist." Bonaparte suchte ebenfalls um seinen Antheil nach, ward aber von dem bevollmächtigten Commissair abgewiesen, unter dem Vorwand, daß seine Brigade gegenwärtig nicht im Vortrab sey. Er wandte sich hierauf an Madame Tallien, die ihm einen Empfehlungsbrief an die betreffenden Behörden gab, und so ausgerüstet, kam der Mann, der einst die Geschicke Europa's lenken sollte, zum zweitenmal ein und erhielt jetzt Tuch, um sich das habit et culotte d'uniforme machen zu lassen. Bei dieser Anekdote ist zu erinnern, daß es in Paris damals überhaupt an allen Lebensbedürfnissen und Bequemlichkeiten fehlte, und daß also Bonaparte's ängstliches Bemühen um eine Garderobe noch kein Beweis seiner individuellen Armuth ist. Zur Zeit, als das Direktorium eingesetzt ward, hatte Ouvrard ein großes Vermögen gesammelt und war also im Stande, der neuen Regierung eine Summe von zehn Millionen Franken zu leihen. Daher kam es, daß er für das Direktorium Partei nahm und die herrschsüchtigen Pläne Bonaparte's nach seiner Rückkehr von Aegypten nicht begünstigte. Doch der Sturz dieser Regierung war nicht zu hindern. Am Morgen des 18. Brumaire frühstückte Ouvrard mit Barras, dem präsidirenden Direktor. Es war ein Tisch für dreißig Gäste gedeckt, denn so viel kamen gewöhnlich zusammen; aber an diesem Morgen waren die Couverts ohne Gäste. Ouvrard und Barras saßen allein in keiner guten Stimmung, als Talleyrand hereinkam und von dem Letzteren seine Abdankung forderte, ein Verlangen, dem sofort Folge geleistet ward. Wenige Tage darauf wandte sich Bonaparte an Ouvrard wegen eines Anleihens von 12 Millionen Franken. Statt darauf einzugehen, wollte Ouvrard wissen, wie es mit den zehn Millionen, die er dem Direktorium geliehen, stehe. Die Folge davon war, daß er einen Theil dieser Summe verlor und wegen seiner Lieferungen für die Marine eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet ward. Bei dieser Gelegenheit erfuhr man, wie hoch sich sein Vermögen belief: es überstieg die Summe von 29 Millionen Franken. Uebrigens war er, obgleich ein notorischer Geldmacher, im häuslichen und geselligen Leben nichts weniger als ein Geizhals. Auf seinem Landsitz in Rainey hielt er ein offenes Haus, mochte er selbst anwesend seyn oder nicht, und gab die glänzendsten Feten. Hier besuchten ihn einige der bedeutendsten Personen der Zeit, unter Anderen Lord Erskine und Fox während des kurzen Friedens von 1802. Die Verfolgungen, denen er sich von Seiten der Bona-

parteischen Regierung ausgesetzt sah, hinderten nicht, daß man große Geschäfte mit ihm machte. Im Jahre 1800 übernahm er die Lieferungen für die Armee von Marengo, und im Jahre 1802, als ein Mangel an Korn eintrat, bekam er den Auftrag, eine große Quantität einzuführen. Im Jahre 1803 übernahm er aufs neue die Marine-Lieferungen für einen Termin von sechs Jahren. Im nächsten Jahre übernahm er eine bedeutende Anleihe, und gleich darauf ward er von Bonaparte nach Madrid geschickt, um über die Subsidie von 62 Millionen Franken zu unterhandeln, die Spanien an Frankreich zahlen sollte.

Vom Spanischen Schatz Geld herauszubekommen, war für einen Gesandten eine schwere Aufgabe, und die erste Antwort des Spanischen Ministers auf den Vorschlag ist bemerkenswerth, als eine Formel, durch welche man sich solcher Forderungen entledigen kann: „Mein Herr, wir haben den besten Willen, aber nicht einen Thaler!" Herr Ouvrard jedoch, der sich überall nach einer günstigen Gelegenheit umsah, wo viel Geld zu verdienen war, beschloß, auf eigene Rechnung in dem Lande Geschäfte zu machen. Er führte in einer Zeit der Dürre eine ungeheure Masse Weizen ein, machte Vorschläge zu Anleihen, Kanälen und anderen öffentlichen Arbeiten, und einmal schien es beinahe, als ob er die Absicht habe, ganz Spanien zu kaufen. Er übernahm auf eine Reihe von Jahren die Lieferung sämmtlicher Schiffs- und Kriegsbedürfnisse des Staats und machte mit dem König Karl IV. für den ganzen Handel seiner Süd-Amerikanischen Kolonieen ein Geschäft, dessen Gewinn zwischen Seiner Katholischen Majestät und dem Lieferanten getheilt werden sollte. Dieses Projekt, von welchem Ouvrard in seinen Memoiren als einem „acte sans exemple" spricht, „als der größten kommerziellen und politischen Unternehmung, die je erdacht oder versucht worden", wurde durch ein Dekret Napoleon's im Keim erstickt. Zu seiner Vertheidigung sagt Ouvrard, die Ausführung dieses Projekts würde Spaniens Kräfte geweckt und es einigermaßen in Stand gesetzt haben, dem ihm von der Französischen Regierung gemachten Vorschlag zu entsprechen. Aber Bonaparte traute keinem Lieferanten, er hielt sie alle nur für Plünderer, und erbittert über Ouvrard's Plan, ließ er ihn verhaften und in St. Pelagie einsperren. Von dieser Zeit ab, 1809, brachte unser Spekulant mehrere Jahre hindurch seine meiste Zeit im Gefängniß zu, aber er verlor keinen Theil seines ungeheuren Vermögens und wurde auch nach wie vor bei großen Geschäften gebraucht. Bonaparte und seine Regierung verabscheuten ihn herzlich, konnten ihn aber nicht entbehren. Man ließ ihm daher bei mehreren Gelegenheiten ein wenig Freiheit. Im Anfang des Jahres 1812, als in Paris in Betreff der Anschaffung von Vorräthen sich Schwierigkeiten erhoben, kam Baron Pasquier, damaliger Polizei-Präfekt, zu ihm in den Kerker, um sich bei ihm darüber Raths zu erholen, und gleich darauf richtete er aus dem Gefängniß eine Denkschrift an den Kaiser über die Versorgung der Armee bei dem bevorstehenden Russischen Feldzug, und erbot sich selbst, unter gewissen Bedingungen die Lieferungen zu übernehmen. In diesem Aufsatz prophezeite er die Nachtheile, die aus Napoleon's Plan, „den Krieg vom Krieg leben zu lassen", d. h. überall freien Proviant zu nehmen, entstehen müßten. In einigen Zusammenkünften, die er noch als Gefangener mit Napoleon hatte, suchte er ihn von der Richtigkeit seiner Ansichten zu überzeugen, aber vergebens. Im Oktober 1813 kam der Herzog von Rovigo (Savary) zu Ouvrard nach St. Pelagie und bot ihm seine Freiheit an unter der Bedingung, daß er ein neues Finanz-Projekt unterstütze. Er verwarf das Anerbieten, und wurde bald darauf, als die Alliirten sich näherten, in Freiheit gesetzt.

Das Geld ist kein Anhänger bestimmter politischer Ansichten oder Dynastieen. Sobald die Bourbons in Frankreich restaurirt waren, schlug ihnen Ouvrard einen Finanzplan vor, der ein günstiges Gehör fand, als Bonaparte zurückkehrte. Dieser knüpfte sofort Unterhandlungen an mit dem reichen Manne, den er in St. Pelagie als Gefangenen zurückgelassen. Ouvrard verstand sich dazu, gegen eine Anzahl neuer Renten 50 Millionen Franken zu schaffen. Wie weit dies Geschäft gediehen war, als die Schlacht bei Waterloo stattfand, wissen wir nicht; aber bei der Rückkehr des geschlagenen Kaisers nach Paris, als er sich gezwungen sah, abzudanken und Frankreich zu verlassen, bat er Ouvrard um eine große Summe in Süd-Amerikanischen Papieren, wofür er ihm seine persönlichen Güter und die seiner Familie zum Pfand anbot. Ouvrard fühlte, wie unsicher dies sey, und schlug das Anlehen ab. Er weigerte sich sogar, eine Anzahl von Kisten in Verwahrung zu nehmen, die der gefallene Kaiser in sicherer Obhut zu lassen wünschte. Dies Alles zeugt nicht von einem Mangel an Dankbarkeit in unserem Spekulanten, denn Napoleon hatte ihn immer nur als einen Schelm behandelt, dessen Geld dann und wann gut zu brauchen sey, den man aber ohne Scheu einsperren, quälen und mit Schimpfwörtern überhäufen könne.

Nachdem er die Verwirrungen der Zeit glücklich durchgemacht, leistete Ouvrard den Bourbonen wichtige Dienste. Mehrere Jahre hindurch war er der Haupt-Unterhändler aller Staats-Anleihen — kurz, der Rothschild Frankreichs. Als die Französische Armee unter dem Herzog von Angoulême nach Spanien zog, hatte man nicht die gehörigen Maßregeln für die Versorgung der Armee getroffen. Ouvrard, der den Zustand der Armee in dieser Hinsicht kannte, war gerade in Bayonne, als das Heer sich anschickte, über die Bidassoa zu gehen. Alles war in Verwirrung; es waren keine Rationen, keine Fourage, keine Magazine, keine Transportmittel da. Es schien, als würde man drei Monate brauchen, um die nothwendigen Vorräthe herbeizuschaffen. Korn war für zehn Tage da, aber keine Mühlen oder Siebe, es in Mehl zu verwandeln, und keine Oefen und Bäcker. Die Artillerie hatte weder Pferde, noch Fuhrleute. Nie war eine günstigere Gelegenheit für Herrn Ouvrard, sein Talent zu zeigen. Gleich am ersten Tage nach seiner Ankunft in Bayonne schickte der Herzog von Angoulême nach ihm und forderte ihn auf, sämmtliche Lieferungen für die Bedürfnisse der Armee auf ihrem Zuge zu übernehmen; Ouvrard willigte ein, indem er, wie er sagt, das Vertrauen hegte, daß man mit Geld auch in Feindesland Vorräthe herbeischaffen könne; wir wollen die einzelnen Maßregeln, die er zu diesem Zweck traf, so viel wie möglich in seinen eigenen Worten anführen.

Kaum war der Kontrakt unterzeichnet, als die Armee den Befehl bekam, über die Bidassoa zu gehen, während Ouvrard's Lieferungen erst vier Tage später beginnen sollten. „Am ersten Tage lebten die Truppen, wie sie konnten, was nicht ohne einige Noth war; die Maßregeln der Regierungs-Agenten gaben keinen hohen Begriff von ihren Fähigkeiten, und in der Armee zeigte sich schon Unzufriedenheit. Am zweiten Tage verbarg Keiner mehr seine Besorgnisse. General Tirlet war kaum im Stande, für die wenigen Artillerie-Pferde, die er hatte, Futter zu schaffen; die Soldaten sprachen laut in ihren Bivouacs von der schlimmen Lage der Dinge, und die alten Truppen, die in der Halbinsel früher gedient, sagten geradezu: „So war Spanien immer unser Untergang, und wird es immer seyn! Hier sind wir erst einen Tag in Feindes Land, und schon sind keine Vorräthe da."

„Wir waren jetzt in Tolosa — am nächsten Tage sollten meine Lieferungen beginnen. Der Kriegsrath versammelte sich; ich wurde geholt und gefragt: „Wo sind Ihre Magazine — welche Hülfsquellen haben Sie?" — „Morgen wird die Armee ihre regelmäßigen Lieferungen bekommen." — „Wir müssen für das zweite Corps einen zehntägigen Proviant auf einmal haben." — „Morgen soll das zweite Corps zehntägigen Proviant bekommen." — „Gut, aber wir brauchen mehr, als bloße Versprechungen. Wo sind Ihre Magazine, Ihre Depots?" Ich weigerte mich, zu antworten, weil ich wußte, daß man meinen Maßregeln kein Vertrauen geschenkt hätte. Der Rath vertagte sich, kam wieder zusammen, vertagte sich aufs neue und kam aufs neue zusammen."

„Ich hatte in Tolosa alle Behörden zusammengerufen, die Priester, die Kaufleute und alle Personen von Einfluß und Ansehen. „Meine Herren", sagte ich, „die Armee ist hier; sie will nicht auf Ihre Kosten leben, aber Sie sehen ein, daß sie leben muß; helfen Sie mir, den Truppen heute Proviant schaffen, daß sie Ihnen nicht morgen das Ihrige wegnehmen. Wir brauchen Brod, Fleisch, Vegetabilien, Fourage, Pferde, Wagen. Sie kennen Ihr Land und seine Hülfsquellen; eilen Sie also in die Umgegend und theilen Sie dies Ihren Verwandten, Ihren Freunden, Jedem, den Sie sehen, mit. Alles, was gebracht wird, will ich sofort mit baarem Gelde bezahlen. Ich will noch mehr thun: für Alles, was mir morgen vor acht Uhr früh gebracht wird, will ich den zehnfachen Werth bezahlen, den neunfachen Werth für Alles, was vor neun Uhr kommt, das achtfache für Alles, was vor zehn Uhr da ist, und so fort. Hier ist Vorschuß für Alles; eilen Sie und verlieren Sie keine Zeit."

„Man kann sich immer darauf verlassen, daß die Menschen ihr eigenes Interesse nie versäumen werden. Mit nächstem Sonnenaufgang waren die Spitzen der Hügel mit Leuten von jedem Geschlecht und Alter bedeckt, die mit einander wetteiferten, den höchsten Preis zu erhalten. Ein Ereigniß fand statt, an das ich nicht vorhergedacht. Die Soldaten, die ihre Rationen nicht erwarten konnten, fielen über diesen Haufen her, ehe er meine Magazine erreichte, und plünderten ihn aus. Alles war verloren! Die Bauern kamen zu mir gelaufen. „Monsieur, ich war vor acht Uhr gekommen; sie haben mir meine Waaren geraubt!" — „Wie viel waren sie werth?" — „So viel." — „Hier ist das Geld; geht und bringt mehr; wenn Ihr wiederkommt, sollt Ihr nicht geplündert werden." Kurz, die Armee ward vollkommen versehen. Dies System hat mir anfangs viel gekostet, aber bald wußte man, daß wir Alles bezahlten, und zwar gut. So kamen aus allen Gegenden Waaren ein, und als die Vorräthe reichlich wurden, fielen auch die Preise."

Aus diesem einzigen Beispiel ersieht man, welchen Verstand Herr Ouvrard besaß und wie sein ungeheures Vermögen nicht so ganz unverdient seyn kann, als es scheint. Sein Leben giebt einen merkwürdigen Beweis von dem Einfluß, den das Geld in den menschlichen Angelegenheiten ausüben mag, und von der Bedeutung, die es denen verleiht, welche es in großen Quantitäten besitzen. Ouvrard wurde von Bonaparte fast wie ein Verbrecher behandelt, und trotzdem zwang sein Vermögen nicht bloß die ersten Minister des Kaisers, sondern den Kaiser selbst, zu seinem Rath und Beistand die Zuflucht zu nehmen. Zugleich aber erkennen wir hier, daß man der Besitzer von ungeheurem Reichthum seyn und als solcher die wichtigste Rolle in der Welt spielen kann, ohne oft nur so viel Achtung zu genießen, als manchem Armen zu Theil wird. (Chamber's Journal.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 68. Berlin, Freitag den 7. Juni 1839.

England.

Die bisherigen Bearbeitungen der Englischen Geschichte.

(Nach der Foreign Monthly Review.)

Es ist gewiß höchst befremdend, daß wir nach so vielen Forschungen und Versuchen, die Geschichte aller Länder in der Welt zu schreiben, eine gute Geschichte Englands nur von einem Ausländer haben können. Und doch ist es so, wobei wir uns nur freuen mögen, daß diese Aufgabe der Geduld und Unparteilichkeit eines Deutschen*) zugefallen ist, den seine uralte Stammverwandtschaft mit uns am meisten unter allen Ausländern zum Verständniß und zur Beurtheilung unserer Eigenthümlichkeiten und Institutionen befähigt.

Wenn wir auf die Arbeiten früherer Geschichtsschreiber zurückblicken, so werden wir finden, daß gar viele Umstände zusammengewirkt haben, um dieselben unbefriedigend zu machen. Mangel an Materialien, Vorurtheile und Parteilichkeiten verschiedener Art, eine unkritische Verehrung alter Autoritäten und hundert andere Dinge gehören hierher, deren Einfluß so mächtig geworden ist, daß ein nicht kleiner Theil der besten Geschichten von England, die wir heutzutage besitzen, aus lauter Fabeln besteht. Wir können keine bessere Probe von dem Gehalt unserer gewöhnlichen Geschichtsbücher anführen, als die, welche Herr Hunter im vorigen Jahre der Gesellschaft der Alterthumsforscher gab. Als Eduard III. die Personen, welche man der Ermordung seines Vaters oder der Theilnahme an diesem Verbrechen bezüchtigte, verhaften und bestrafen ließ, floh einer von den Hauptschuldigen, Sir Thomas de Gournay, nach dem Festlande, wo er eine Zeit lang die Wachsamkeit der Agenten des Königs zu täuschen wußte, bis er endlich gefangen und nach England gebracht ward. Die gleichzeitigen Chroniken, die unter dem Einfluß der damals herrschenden Volksgesinnung geschrieben sind, erzählen dies folgendermaßen: Gournay, sagen sie, wurde in Marseille ergriffen und von da nach Hause gebracht, aber ehe er ans Land stieg, wurde er auf einen geheimen Befehl des Königs enthauptet, weil dieser gefürchtet habe, seine Geständnisse möchten für einige sehr hohe Personen gefährlich werden, die man gern geschont hätte. Diesem Bericht sind sämmtliche Schriftsteller über Englische Geschichte, ohne daß sich der geringste Verdacht gegen seine Wahrheit erhob, außer in Bezug auf den Ort, wo der Verbrecher ergriffen wurde, blindlings gefolgt. Herr Hunter jedoch fand unter den geheimen Archiven Ihrer Majestät die Original-Rechnungen für die Ausgaben der verschiedenen Männer, welche den Auftrag hatten, Gournay zu fangen und nach England zu bringen, und diese Papiere zeigen, daß die ganze Erzählung von Anfang bis Ende falsch ist. Aus ihnen geht hervor, daß er zuerst zu Burgos in Spanien verhaftet wurde, von hier aber entfloh und, nachdem sein Aufenthaltsort lange unbekannt gewesen, endlich in Neapel festgehalten ward. Von diesem Orte aus können wir nach diesen Berichten seine weitere Reise Schritt vor Schritt verfolgen. Er wurde langsam und mit Mühe nach den Spanischen Küsten gebracht; hier ward er krank und immer kränker, bis er, trotz der großen Geldsummen, die an seine ärztliche Pflege gewendet wurden, in Bayonne starb. Sein Körper wurde in einem Sarge von Bayonne nach Bordeaux und von da nach England geschafft; und König Eduard fürchtete sich so wenig vor Gournay's Aufschlüssen, daß die Artikel der oben genannten Rechnungen vielmehr beweisen, wie sehr er wünschte, ihn lebendig nach England zurückgebracht zu sehen, damit man ihn gerichtlich verhören könne. Dies ist eine schlagende Probe von der Zuverlässigkeit der Englischen Geschichte in der Weise, wie sie uns bisher dargestellt worden.

Im 17ten Jahrhundert zeigte man zum ersten Mal einige Neigung, die Geschichte der Vergangenheit kritisch zu untersuchen. Fast die einzigen Quellen, die man damals brauchte, waren die alten Chroniken, die meist von mönchischen Schriftstellern verfaßt waren, welche oft nur nach Gerüchten oder Hörensagen erzählten und fast immer von Vorurtheilen beherrscht waren. Fabyan, Hollinshed, Stowe und ähnliche Sammler verglichen diese Chroniken mit einander, aber nicht, um aus ihren widerstreitenden Angaben die Wahrheit abzuleiten, sondern um die verschiedenen Geschichten, die sie darin zerstreut fanden und deren viele in einzelnen Chroniken ganz fehlen oder nur kurz erzählt sind, in ihren eigenen größeren Werken zusammenzustellen; und wenn sie abweichende und widersprechende Berichte von ein und derselben Begebenheit fanden, so wiederholten sie sie alle, ohne der einen oder der anderen Darstellung einen entschiedenen Vorzug zu geben. Speed setzte sich ein höheres Ziel, aber seine Quellen sind dieselben; denn bis an das Ende des 17ten Jahrhunderts waren die Mönchs-Chroniken fast die einzigen Urkunden von einiger Bedeutung, die gedruckt waren. Milton brachte zur Geschichtschreibung einen umfassenden, tief eindringenden Geist mit, und er hatte den Vortheil, die Angelsächsische Chronik zu benutzen und vielleicht mit einigen anderen Sächsischen Dokumenten besser bekannt zu seyn, als man gewöhnlich glaubt. Nichtsdestoweniger ist seine Geschichte der Angelsächsischen Periode ein sehr unbedeutendes Werk. Doch wurde in diesem Jahrhundert zuerst jener historische Forschungseifer begründet, der später besonders thätig war; einzelne Geschichten oder vielmehr Theile der Geschichte wurden von Männern wie Bacon und Camden bearbeitet, und eine Menge eifriger Forscher, deren Aufzählung uns zu viel Zeit nehmen würde, beschäftigten sich damit, viele werthvolle historische Dokumente ans Licht zu bringen, die lange in Manuskript-Bibliotheken oder Archiven vergraben gelegen. Aber zugleich erzeugten die heftigen politischen Erschütterungen jener Zeit eine Menge eingewurzelter Vorurtheile, welche nicht ohne Einfluß auf die Behandlung der späteren Perioden der Geschichte blieben und die noch heutzutage nicht ganz ausgerottet sind.

Im vorigen Jahrhundert ist für die Englische Geschichte viel geschehen durch das Erscheinen der werthvollen, aber unvollständigen Sammlung offizieller Dokumente von Rymer und durch den Abdruck einer Menge Original-Korrespondenzen von Staatsmännern und anderen berühmten Personen der Vergangenheit. Rapin mit Tindal's Noten, Carte und Henry sind die Historiker des 18ten Jahrhunderts, deren Verdienst es ist, mehr Materialien als ihre Vorgänger gesammelt zu haben, wenn auch die Behandlung der Geschichte noch Nichts durch sie gewonnen hat. In demselben Jahrhundert aber lebte Hume, ein sehr geschickter, obgleich äußerst befangener Historiker. Hume war es, der zuerst Esprit in die Geschichte brachte, der, ohne mehr Stoff und Quellen zu haben, als seine Vorgänger und Zeitgenossen, diesen Stoff mit dem Auge eines Politikers zu sichten begann; in dieser Hinsicht ist sein Werk von den Fortsetzungen, die gewöhnlich dazu erschienen sind, ganz verschieden. Jetzt indeß wird Hume's Geschichte von England als Handbuch immer weniger gebraucht, und das mit Recht; unzählige Irrthümer, die er, ohne es zu wissen, beging, sind durch neue Materialien verbessert worden, und seine philosophischen Ansichten, die dem ganzen Buch einen eigenen Charakter geben, sind weder orthodox noch constitutionnell.

In den Schlußjahren des letzten Jahrhunderts fing man an, die Wichtigkeit historischer Forschungen zu erkennen. Man sah ein, daß man nur durch ein umfassenderes Studium der öffentlichen Urkunden des Königreichs die in der Geschichte herrschenden Irrthümer verbessern könne. Alle Historiker hatten den Werth von Rymer's Sammlung anerkannt; aber was diese gab, war so beschränkt und unvollständig im Vergleich mit dem, was fehlte, daß es nur das, was man bisher für Geschichte ausgegeben, umstieß, ohne etwas Besseres an die Stelle zu setzen. Nachdem das Doomsday-book erschienen war, wurde im Anfang dieses Jahrhunderts die Record Commission eingesetzt, die, seitdem oft erneuert und umgestaltet, angegriffen und vertheidigt, bis auf die neueste Zeit fortbestanden hat. Durch sie ist dem Historiker eine Fundgrube neuer Materialien geöffnet worden, welche ihn in den Stand setzten, der Geschichte gewisser Perioden eine ganz neue Gestalt zu geben. Es ist zu bedauern, daß die Arbeiten dieser Kommission jetzt zum großen Theil unterbrochen sind.

Die beiden Haupthistoriker Englands in unserer Zeit sind Turner und Lingard. Sharon Turner ist unermüdlich im Sammeln von Materialien aus ungedruckten Quellen, aber seine Forschungen sind nicht immer von reifem historischen Urtheil begleitet. Er ist kein philosophischer Geschichtsschreiber. Er giebt uns seine Materialien oft roh und unverdaut; seine Resultate sind nicht immer die, zu welchen uns jene Quellen am natür-

*) Lappenberg; s. Nr. 63 des Magazins.

lichsten führen: er legt oft die ungedruckten Quellen, die er benutzt, falsch aus oder weiß ihren Werth nicht richtig zu schätzen, und wie die meisten Geschichtschreiber, welche gewisse Klassen ungedruckter Urkunden stark benutzen, scheint er zuweilen das, was am leichtesten zu lesen ist, dem an Inhalt Bedeutenden vorzuziehen. Dieser letztere Umstand läßt erkennen, wie nothwendig es ist, so viel als möglich von den noch nicht herausgegebenen Materialien unserer Nationalgeschichte drucken zu lassen. Lingard ist nicht ein so fleißiger Forscher als Sharon Turner, aber in den übrigen Erfordernissen eines Historikers ihm bei weitem überlegen, und er würde sowohl nach seinem Styl als nach der Art, wie er den Gegenstand behandelt, verdienen, den besten Büchern, die wir haben, beigezählt zu werden, wenn er sich nicht zu oft von seinen religiösen Vorurtheilen als Katholik verleiten ließe, das, was wahr ist, dem zu opfern, was er gern für Wahrheit halten möchte.

Noch müssen wir zweier Geschichten von England Erwähnung thun, die eben noch im Erscheinen begriffen sind — wir meinen die, welche der verstorbene Sir James Mackintosh angefangen, und die andere, die den schönen Titel: „Malerische Geschichte von England" (Pictorial history of England) bekommen hat. Das letzgenannte Werk hat den Zweck, die Geschichte populär zu machen, aber wir fürchten, daß es, wie alle malerische Werke, die in unserem Kenntnisse verbreitenden Zeitalter erscheinen, die Leute mehr mit Geschichte vollstopfen, als ihnen ein wahres Interesse dafür einflößen wird. Es muß natürlich dem Buchhändler daran liegen, das Werk so viel wie möglich in die Länge zu ziehen; aber wir glauben, daß die langen, schwerfälligen Abhandlungen, mit denen es angefüllt ist, auch wenn sie sonst originell oder werthvoll wären, für die Klassen, für welche das Buch berechnet ist, ganz am unrechten Orte stehen. Eine wahrhaft populäre Geschichte Englands, in welcher die Resultate der neueren Forschungen in leichter und eleganter Form niedergelegt wären, thäte uns sehr Noth. Palgrave's Geschichte der Angelsachsen könnte hierbei zum Muster dienen. In der „Malerischen Geschichte" aber werden neben den Namen von historischen Personen so häufig die der Quellen und alten Schriftsteller zitirt, und die Erzählung wird durch Erörterungen über die Glaubwürdigkeit einzelner Fakta oder andere uninteressante Gegenstände so oft unterbrochen, daß die Masse der Leser unmöglich daran Freude finden kann und ihre Vorstellungen von Geschichte in eine gränzenlose Verwirrung gerathen müssen. Man sagt, das Werk werde von verschiedenen Personen geschrieben. Die große Verschiedenheit in Stil und Gesinnung, die in mehreren Theilen desselben hervortritt, läßt uns dies gern glauben. Die ganze Geschichte der Regierung Elisabeth's ist Nichts als eine Schmähschrift auf die Königin Elisabeth und auf alle große Männer der Zeit; sie würde einem Jesuiten von Douay im 16ten Jahrhundert Ehre gemacht haben. Auch ist die Sprache so gemein und so reichlich durchspickt mit niedrigen Schimpfwörtern, als da sind „Schurke", „Bube", „Schelm", „Esel" und dergleichen, daß man nicht genug protestiren kann gegen dieses Bestreben, nicht bloß engherzige Vorurtheile unter unseren Landsleuten zu verbreiten, sondern auch ihnen gemeine Gesinnungen und einen schlechten literarischen Geschmack einzuflößen. Es kann nur ein Gewinn für unsere Volks-Literatur seyn, wenn die Geschichte Elisabeth's, wie sie jetzt in der „Malerischen Geschichte Englands" steht, ausgestrichen wird. Dagegen müssen wir anerkennen, daß der Theil des Werkes, welcher die Geschichte der Regierung Karl's I. behandelt und eben jetzt erscheint, eine der besten Partieen des Buchs ist: sie ist gut geschrieben und mit Unparteilichkeit und Scharfblick. — Was Sir James Mackintosh's Geschichte betrifft, so gestehen wir, sie nicht sehr sorgfältig gelesen zu haben, glauben aber doch im Ganzen, behaupten zu dürfen, daß es mehr das Werk eines Staatsmannes als eines Historikers ist.

Jeder, der nur einen Blick in unsere Archive geworfen, weiß, welche Masse von Materialien daselbst vergraben liegen, die der Historiker in ihrem gegenwärtigen Zustand nicht benutzen kann und von welchen viele durch Vernachlässigung und anderer Ursachen in Gefahr sind, unwiederbringlich verloren zu gehen. Für die Wichtigkeit dieser Materialien zeugt die oben angeführte Entdeckung des Herrn Hunter. Doch wir hoffen, daß der rege Forschungseifer des Auslandes auch bei uns für die Erhaltung und Herausgabe dieser National-Urkunden wirksamere Maßregeln hervorrufen wird. Schon haben sich verschiedene Gesellschaften von Individuen gebildet, um dieselben ans Licht fördern zu helfen. Leider ist die seit lange bestehende, reiche Gesellschaft der Alterthumsforscher nicht so eifrig in ihren Bemühungen, als sie sollte. Es wäre wünschenswerth, daß solche Mittheilungen, wie die des Herrn Hunter, mehr ermuthigt würden: gar viele einzelne Theile unserer Geschichte würden dadurch an Licht und Klarheit gewinnen. Die Regierung allein ist im Stande, etwas Wirksames zu thun.

Die historischen Materialien, die in den letzten Jahren gedruckt worden, sind über das Feld der Geschichte sehr ungleichmäßig vertheilt. Für die fernen Zeiten der Angelsächsischen Geschichte können wir kaum noch etwas Neues bekommen, mit Ausnahme vielleicht einer Urkunden-Sammlung, die von Herrn Kemble nächstens erscheinen soll. Die Record-Commission wandte zuletzt ihre Aufmerksamkeit besonders auf die Urkunden des 12ten und 13ten Jahrhuderts, und hätte sie ihre Arbeiten fortgesetzt, so würden wir in Kurzem Alles, was für die Geschichte Englands bis zum Ende der Regierung Heinrich's III. wichtig ist, zusammen gehabt haben. Das State paper Office thut viel für die Regierung Heinrich's VIII. und die folgenden Perioden, und durch das Interesse, das gewöhnlich Sammlungen von Privat-Korrespondenzen aus der Vergangenheit zu erregen wissen, werden wir fortwährend mit den wichtigsten Quellen für die Geschichte der letzten drei Jahrhunderte versehen. Am spärlichsten und ungenügendsten ist unser Material für die lange Periode zwischen der Mitte des 13ten und dem 15ten Jahrhunderts.

Rußland.

Die jüdische Sekte der Karaïten in Süd-Rußland.

(Schluß.)

Was die Kleidung der Karaïten anlangt, so ist sie fast völlig Tatarisch, in Odessa, wie in der Krim. Nur die Tatarische Mütze, den Kalpak, haben in Odessa wenigstens viele Männer mit einer Europäischen Mütze vertauscht, wie man denn überhaupt bemerken kann, daß immer alle Revolutionen in der Kleidung zunächst mit einer Veränderung der Hauptbedeckung beginnen*).

„Seht! seht! das ist der kleine Mangub", sagte mir der Thürwächter der Karaïtischen Synagoge in Odessa, mit dem ich im Gärtchen derselben stand, die Aus- und Eingehenden zu betrachten, indem er dabei auf einen wunderhübschen Knaben hinwies, der aus der Synagoge mit vielen anderen hervorlief, „sein Vater ist der reichste von uns Odessaschen Karaïten, bei dem könnt Ihr Euch die Kleidung, um die Ihr mich fragt, recht genau betrachten; denn er hat sie nach dem besten Schnitt." — Die Knaben hatten ihre Pantoffeln vor der Thür der Synagoge gelassen und amüsirten sich damit, zum Intermezzo während des Gottesdienstes in bloßen Füßen unter den Bäumen umherzulaufen. Diese Karaïtischen Knaben sehen übrigens alle so elegant goldig und seiden wie eine Schaar junger Prinzen aus. Ich mischte mich unter sie und sagte dem kleinen Mangub, daß ich seine Kleider so hübsch fände, er möchte sie mir doch ein Mal zeigen und nennen. „Iswoltje, pa Turetzki?" „Auf Türkisch?" fragte er mich, „recht gern!" — Die Karaïten, muß man wissen, sprechen nämlich Alles unter sich Tatarisch und nennen das, wie die Tataren selber, Türkisch; die Odessaschen verstehen übrigens auch alle Russisch. Die Karaïtischen Kleider, wie der kleine Mangub sie mir angab, waren nun folgende: Das seidene Gewand, welches unser Hemd repräsentirt, heißt „Külmek", — die Pantalons, meistens ebenfalls von Seide, werden „Kontschak" oder „Schalwar" (Scharivari) genannt. Ueber Schalwar und Külmek hängt in weitem Faltenwurf, nur oben auf der Brust eng anschliessend und mit einer Menge kleiner silberner Haken zugehäkelt, der „Ton" herab, welchen in der Mitte des Leibes der „Kuschak" (Gürtel) zusammenhält. Ueber dieses lange Unterkleid ziehen sie alsdann noch ein kurzes, meistens mit Pelz verbrämtes Oberkleid, oder eine Oberweste, „Dschübae" genannt. „Seht, und oben auf setze ich dann noch mein rothblaues Feß", sagte der kleine Mangub, „empfehle mich Euch zu Gnaden und springe fix und fertig mit oder ohne Paguschen (Pantoffeln) davon." Und damit hüpften alle die kleinen Prinzen wieder in die Synagoge, um sich zu ihren Vätern auf die Teppiche zu legen.

Die Männer tragen mehrere der genannten Stücke jetzt von blauem Tuche. — Von dem Barte der Karaïten läßt sich besonders bemerken, daß Alle ihn auf der Lippe stehen lassen, übrigens ihn aber wegrasiren, bis auf einen ganz merkwürdigen, äußerst schmalen, langen Backenbarts-Streifen, der unten vom Kinn über die Kinnladen hinweg und beim Ohre vorbei so weit hinauf geht, als nur Haare wachsen. Auf dieser äußerst dünnen Linie dürfen aber auch die Haare nicht wachsen, wie sie wollen, sondern werden so stark, gleich einer Gartenhecke, unter der Scheere gehalten, daß sie nur einem gemalten Streifen gleichen. Diese streifige über die Haut hinirrende Bartschattirung findet sich auf der Wange aller Karaïten ganz auf dieselbe Weise und vollkommen in derselben Richtung. Nicht so bei den Tataren. Wahrscheinlich ließe sich von dem Ursprunge dieses sonderbaren, die Karaïten von den Tataren unterscheidenden Bartstreifens irgend ein Geschichtchen erzählen, das mir aber nirgends bekannt wurde.

Nichts gleicht der prunkenden Pracht, mit welcher die Karaïtischen Weiber auftreten, doch tragen sie dieselbe in den Straßen von Odessa nicht so häufig zur Schau, wie die Frauen ihrer thalmudischen Glaubensgenossen. Die Karaïtischen Weiber sieht man vielmehr nur in ihrer Synagoge oder im Inneren ihrer Häuser im vollen Staate, und so lange sie am Sabbath über die Straße gehen, halten sie sich immer in ein großes Europäisches Umschlage-Tuch gehüllt. Entweder fühlen sie, daß ihre orientalische Pracht zu sehr gegen alles übrige sie umgebende Europäische absticht, oder es ist noch eine alte furchtsame Gewohnheit, die ihnen von den Tataren-Zeiten her anklebt. Genug, erst, wenn der Thürwächter sie ins Innere des stets verschlossenen Tempelhofes eingelassen hat, lassen sie die Hülle fallen und daraus neben ein Paar schönen Augen alle die Strahlen ihres Goldes und ihrer Perlen hervorblitzen. Sie tragen alle, wie auch die Tatarischen Weiber und die Tatarischen Zigeunerinnen, das rothe Feß mit blauem Seidenbüschel auf dem Haupte. Sie erhalten dadurch etwas Männliches, und hübsche Karaïten- und

*) In Wien haben auch die Spanisch-Türkischen Juden ihre übrige Kleidung noch fast völlig unverändert beibehalten, während sie schon ein Mützchen nach Oesterreichischem Schnitte tragen.

Tataren-Mädchen kamen mir immer, des Feß wegen, wie junge Amazonen vor. Während aber das Feß überall, wo es getragen wird, bei den Männern einfach ist, ist es bei den Karaïtischen Frauen dagegen mit Gold brodirt, und außerdem sind rundherum Hebräische Buchstaben mit Perlen gestickt, von denen sie mir sagten, daß es Sprüche aus der Bibel seyen. Bei den Verheiratheten windet sich das rabenschwarze Haar in einer dicken Flechte um den unteren Rand des Feß herum. Bei den Unverheiratheten aber fällt das Haar in einer Unzahl dünner höchst zierlicher sämmtlich gleich langer Flechten herab, die wie Franzen rund um den Kopf hängen, was denn freilich mehr sonderbar als hübsch aussieht. Ich zählte gewöhnlich, so viel mir die Flüchtigkeit der Mädchen zu zählen gestattete, 40 bis 50 Flechten. Man begreift nicht, woher die Karaïtischen Mütter und Geschwister die Muße und Geschicklichkeit nehmen, ihren Töchtern und Schwestern so viele mühsame Zöpfchen, in deren Enden noch gewöhnlich hübsche Bändchen eingeflochten werden, anzudrechseln. Denn nehmen wir auch im Durchschnitt den Zopf nur zu einer Elle Länge an und geben einer Mutter auch nur vier Töchter, was doch nichts so Seltenes ist, so hat eine solche arme Frau nicht weniger als 200 Ellen Zöpfe zu flechten; was denn bei der untadlichen Glätte und Kunst, mit der die Karaïtischen Mädchenzöpfe geflochten werden, allein schon ein ganzes Tagewerk seyn muß. Vielleicht erspart ihnen aber eben die Festigkeit jener zierlichen Zöpfe neue Arbeit, und die Haare werden wohl immer nur an Festtagen neu geflochten, indem sie während der Woche aushalten. Die Tracht der jungen Mädchen ähnelt der oben beschriebenen der Knaben. Die Matronen aber sind alle in den prunkendsten Sammet gekleidet. Das Unterkleid, das etwas kurz ist, besteht aus mit Gold gesticktem, purpurrothem Sammet, darüber ein weites, langes und auf dem Boden schleifendes Oberkleid von demselben Stoffe, und bei allen von violetter Farbe. Dies Oberkleid ist vorn von oben bis unten offen und läßt unter schön dunkelnder violetter Bedeckung den Schimmer und das Feuer des Unterkleides und des Busenschmuckes sehen. Was den letzteren betrifft, so wird hier am meisten der Reichthum und der Glanz der schönen Karaïtinnen entfaltet. Sie haben große Kränze und Gewinde von Goldstücken um den Hals geschlungen, die auf die Brust herabhängen. Ein Paar Schnüre mit ganz kleinen Türkischen Goldmünzen, ein Paar mit Holländischen Dukaten und zuletzt noch einige mit großen Spanischen Dublonen oder Türkischen Doppel-Zechinen, befinden sich reihenweise über einander. Ihre Brust ist bis tief herab so stark mit solchen aufgereihten Goldstücken bedeckt, daß sie einen förmlichen Panzer bilden. Dicht um den Hals zieht sich noch ein Collier von Perlen, von dem ein Perlennetz über jenen Dukaten-Panzer herabfällt und seinen Glanz noch vermehrt.

Auch selbst auf die Religion der Karaïten scheint der Muhammedanismus der Tataren von nicht geringem Einflusse gewesen zu seyn; höchst wahrscheinlich auch auf die Art und Weise, über Religion zu denken, augenscheinlich aber auf das Aeußerliche ihres Gottesdienstes. Ihre Synagogen gleichen in ihrer schmuck- und geräthlosen Einfachheit vollkommen den Moscheen; wenigstens entschieden in der Hauptabtheilung. Nur ein kleiner Theil ist vorn gleich bei der Thür davon abgesondert und mit Bänken versehen, wie man es in den Moscheen nicht findet. Und über dieser Abtheilung befindet sich die Galerie, in welcher hinter einem Gitter die geschmückten Frauen prangen, und eine solche Frauen-Gallerie fehlt denn in den Moscheen allerdings auch. Der übrige größere Raum aber bietet ganz den Anblick einer Moschee, ist frei und der Boden mit Teppichen belegt, welche die Karaïten eben so wie die Muhammedaner nur mit bloßen Füßen betreten und auf denen sie beim Gottesdienst knieen, sitzen oder liegen. Es befindet sich in diesem ganzen Raume sonst weiter nichts, als der Schrein, in welchem die heiligen Schriften aufbewahrt werden und zu dem einige Stufen hinanführen.

Ich wohnte hier am 20. September, an welchem Tage sie ihr großes Buß- und Sühne-Fest feierten, ihrem Gottesdienste bei. Sie begehen dies Fest eben so wie die thalmudischen Juden, mit denen sie sonst viele Feste nicht gemeinschaftlich haben, nämlich die, welche Moses nicht unmittelbar selber eingesetzt hat; ganz so, wie die Protestanten die Feste auch nicht mit den Katholiken feiern, welche nicht unmittelbar aus der Bibel ihre Veranlassung nehmen. Sie hatten ihre Pantoffeln, Schuhe und Stiefeln vor der Thür abgelegt und auf den Brettern eines Schrankes aufgehäuft, der wie ein reich assortirter Schuhmacher-Laden aussah. Die Synagoge war sehr gefüllt, und es war Gelegenheit genug gegeben, das Tatarische Gepräge der Karaïtischen Gesichtsbildung vielfach bestätigt zu finden und überall die Grundzüge dieses Gepräges wieder zu bemerken.

Die Meisten hatten Kalpaks von den feinstgekräuselten Krimschen Fellen zur Kopfbedeckung. Keiner Wange fehlte jener oben bezeichnete Bartstreifen, und Alle lasen eifrig in der Bibel; Einer jedoch nur laut, während die Anderen still folgten, bald dieser, bald der, bald ein Alter mit zitternder Stimme, bald ein ganz knabenjunges Blut mit mädchenhaften Tönen, bald ein armer kranker Blinder, der den Text auswendig wußte; dann Einer mit einem tiefen durchdringenden Baß, dann wieder ein ganz Bescheidener, Schüchterner aus entlegenem Winkel kaum hörbar. Dann und wann repetirte und sang der, wie ein Beduine, von oben bis unten im weißen Mantel gehüllte Priester, der sich während des ganzen Gottesdienstes nur von hinten zeigte und sein Gesicht knieend, stehend oder niedergeworfen, stumm oder singend dem heiligen Gesetzes-Schrein zugewendet hielt. Der Gottesdienst sollte an diesem so heiligen Tage den ganzen Tag dauern, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, und gefastet hatten schon Alle seit dem letzten Sonnenuntergange. Da die Synagoge für die kleine Gemeinde geräumig genug war, so hatten sich auf den Teppichen Gruppen gebildet, in denen sich das Gleiche zusammenpaarte. In dem einen Viertel lagen ein Dutzend junger schwarzäugiger Burschen zusammen, in dem anderen hatten sich mehr die Alten und Wohlhabenden hingekauert. Am gefälligsten waren die Gruppen, welche einige Väter mit ihren seidenstoffigen Söhnchen bildeten. Wie die Türken und Tataren, lieben auch die Karaïten ihre Söhne unendlich; sie kosen und scherzen beständig mit ihnen, auch sogar in der Synagoge. Die kleinen hübschen Jungen schienen sich recht auf den bunten Teppichen zu gefallen, legten die Köpfchen auf den Schoß ihrer Väter und schmeichelten ihnen. Der Vater, zu Zeiten sein Buch bei Seite legend, lächelte ihnen zu, verwies sie sanft zur Ruhe, wenn sie es zu arg machten, und küßte sie häufig. Manche dieser Kleinen, die auch schon geduldig seit achtzehn Stunden gefastet hatten, waren ihren Vätern vor Müdigkeit im Schoße eingeschlafen, und diese fuhren fort, Gottes Wort über dem Haupte ihrer schlummernden Kinder zu lesen. Als die Sonne sank, drängten sich Alle noch eifrig zum Fenster, und die Hintermänner hielten ihre Bücher über den Köpfen der Vorderen hinweg, um noch die letzten Strahlen des scheidenden Gestirns auf ihren Schriftzügen aufzufangen und sie in den letzten Schlußgesängen des Tages wieder von sich zu strömen. Erst als aller Lichtstoff aus den Räumen geschwunden, hielten sie dafür, dem Gesetze genug gethan zu haben, und begaben sich, ihre Kinder an der Hand — aber Keiner seine Frau am Arme — nach Hause.

Die älteste Synagoge haben die Karaïten natürlich in ihrem alten Stein- und Felsen-Neste der vierzig Wirthschaften in der Krim. Sie scheint, obgleich klein, zugleich auch die am reichsten geschmückte zu seyn. Sie hat eine Menge kostbar ausgestatteter Abschriften der Bücher Moses, und ihr ganzes Innere hängt voll von einer Unzahl aufs sonderbarste gestalteter silberner Lampen, Geschenken wohlhabender Gemeindeglieder.

Man sagte mir, daß die Karaïten sich beim Gebet nach der Seite wenden, die derjenigen entgegengesetzt ist, nach welcher die Juden sich kehren. Das würde denn eine ziemlich starke Abneigung gegen ihre ehemaligen Brüder an den Tag legen. „Auf den Messias hofft Ihr doch aber auch", fragte ich einen Karaïten, der mir in Odessa vor seiner mit Persischen und Türkischen Seidenwaaren gefüllten Bude eine Lehrstunde über seine Sekte gab. — „Ach, ja wohl, wir erwarten ihn immerfort, Tag und Nacht. Er kann in wenigen Tagen kommen; vielleicht morgen schon, oder gar heute. Ja, es kann seyn, daß er schon da ist, und wir wissen es nur nicht." — „Morgen ist Schabbes", sagte, sich einmischend, eine alte runzlichte Thalmudisten-Frau, die neben der Thür des Karaïten ihr Tischchen mit einer kleinen Nadel-, Zwirn- und Band-Niederlage hatte; „morgen ist Schabbes, und wenn der Messias morgen kommt, juchhe! so würde ich ihm all' mein Essen geben." — „Nun, Alte", bemerkte ich, „der wird Dein Essen wohl nicht nöthig haben." — „Ne, der hat nichts nöthig", sagte der Karaït; „er wird uns ja Alles geben müssen, was wir bedürfen." — „Ach, großer Gott! da wird er mir viel geben müssen", seufzte die arme alte Frau. — „Wird er Euch denn aber auch Frieden geben und Freundschaft unter Euch Dschuffut und Karaïten stiften?" — Auf diese meine Frage antworteten sie mir Beide nichts.

Frankreich.

Zwei Soireen im 17ten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Indeß sollten auch ihm die Verkleinerer nicht fehlen. Unter dem ersten Eindruck einer so erhabenen und edlen Beredsamkeit war die Bewunderung fast oder ganz einstimmig gewesen, am folgenden Abend war sie es schon weniger, und da nichts leichter ist, als die Thoren zu bewegen, daß sie verbrennen, was sie angebetet, so hatte ein einziger Mensch Einfluß genug, um die seltsame Revolution, die wir jetzt erzählen wollen, im Hotel de Rambouillet zu bewirken.

Diesen Mann kennen wir bis jetzt noch nicht, d. h. wir haben noch nicht Gelegenheit gehabt, ihn in Scene zu bringen, denn was seinen Namen betrifft, so ist er bekannt genug, leider zu bekannt für seinen Ruhm und die Ruhe seines Schattens, denn es war kein Anderer, als Herr Charles Cotin, Almosenier und Prediger des Königs, Kanonikus zu Bayeux, Mitglied der Französischen Akademie und endlich Verfasser einer Unzahl von Werken, die heute sammt seinen Predigten in tiefem Frieden schlafen würden, hätten ihnen nicht Molière und Boileau eine so traurige Unsterblichkeit verliehen.

Schon in der vorigen Soiree sah man im Hintergrunde des Salons einen gewissen Abbé, den seine leichten Manieren, seine zuvorkommende Galanterie und das rücksichtsvolle Benehmen seiner Umgebungen als einen Hofmann und intimen Freund des Hauses bezeichneten, dem man aber, sobald er keine Komplimente mehr zu geben oder zu nehmen hatte, an seiner mürrischen, widerwärtigen Miene und an gewissen unwilligen, fast zornigen Bewegungen leicht anmerkte, daß Keiner in der Welt dem jungen Redner weniger Erfolg wünschte als er. Er war es, der zuerst

die kleinen Verschwörungen gegen den Kandidaten unterstützte, der einigen seiner Nachbarn Texte diktirte, aus denen der geschickteste Rhetor höchstens eine Predigt von vier Seiten machen konnte. Als er dann zu hören gezwungen und wie alle Anderen ergriffen war, kämpfte er mit sich selbst, um nur kein Zeichen seiner Rührung blicken zu lassen, und kaum war das letzte Wort der Predigt ausgesprochen, als er sich rasch entfernte, nichtsdestoweniger aber im Vorzimmer die Fluth von Lobsprüchen hören mußte, die wir oben zu beschreiben versucht haben. Dieser arme Abbé war unser Cotin.

Der Abbé Cotin war im Grunde kein böser Mensch; fügen wir hinzu — und das ist das Geringste, was wir thun können, ehe wir uns auf seine Kosten belustigen — daß man ihn auf eine übertriebene Weise lächerlich gemacht hat. Als Poet machte er sehr artige Verse, die artigsten vielleicht in jener Zeit, wo man noch so wenig gute Verse machte; als Prediger war er, was auch der Verfasser der Satiren sagen mag, der besuchteste in der Hauptstadt; als Gelehrter endlich (was die ganze Welt nicht weiß, oder nicht wissen will) las er Hebräisch und Syrisch und verstand Griechisch, wie es damals wenige Leute verstanden haben. Aber die Ueberschätzung seiner Freunde, die Nachsicht des Publikums und die Lobsprüche eines Geschlechts, auf das er, trotz seiner Soutane, die Augen nur zu oft richtete, Alles hatte dazu beigetragen, sein Urtheil und sein Herz zu verderben. Seit Voiture's Tod theilte er mit Chapelain die souveraine Autorität; im Hotel de Rambouillet bildete er den Mittelpunkt jener moschusduftenden Literatur, der das große Jahrhundert bald den Garaus machen sollte und die mit so viel Skandal als möglich ihr kurzes Leben zu Ende führte. Als ein verzogenes Kind der höchsten Pariser Gesellschaft war es kein Wunder, daß er sich für ein Genie hielt. Jedes Interesse und jedes Lob, daß ein Anderer bekam, war ein Raub, den man an ihm beging.

Er entfernte sich also, den Tod im Herzen: Die Palme, die er in Händen zu haben glaubte, und die er vielleicht auch wirklich erobert, war ihm von einem siebzehnjährigen Prediger entrissen. Doch eine Eifersucht, wo man wenigstens den Trost hat, sich mit Recht oder Unrecht zu sagen, daß das Urtheil ungerecht war, daß der Nebenbuhler seinen Triumph dem Irrthum oder der Intrigue zu verdanken hat, ist erträglich. Aber wenn man sich gestehen muß, daß man mit Recht und vollkommen besiegt ist, wenn man etwas zu tadeln sucht und nur Stoff zur Bewunderung findet, das ist schrecklich! und diese Eifersucht, die grausamste von allen, war gerade die unseres Cotin. Er hätte zwanzig von seinen Reden hingegeben, um in der eben gehörten einen Fehler von einiger Bedeutung zu entdecken; aber er zerbrach sich den Kopf vergebens, er fand lauter schöne, untadelhafte Stellen; es war, als ob sie ein böser Dämon vor seinem Ohr wiederholte.

Und doch gab er nicht nach: der schlechte Geschmack und die schlechte Gesinnung trugen den Sieg davon. Was man leidenschaftlich wünscht, glaubt man auch zuletzt; Cotin wollte die Rede schlecht finden: es gelang ihm. Auf welche Weise, ist nicht bekannt; genug, die Nacht war noch nicht vorüber, und unser Abbé hatte sich zwei Dinge klar gemacht, erstens, daß die Rede weiter nichts als eine Schülerarbeit sey, mit allen Vorzügen, aber auch mit allen Mängeln derselben, und zweitens, daß man aus Rücksicht auf die Jugend des Redners ihm Beifall geschenkt und ihn damit im Grunde nur ermuthigen wollte. Ueber dieses Resultat rieb er sich vor Freuden die Hände und dachte nicht mehr an die vier oder fünf Stunden der Pein und Schlaflosigkeit, die es ihm gekostet.

Das Schwerste war gethan. Nachdem er erst selbst von dem geringen Werth dieser erbärmlichen Rede überzeugt war, kannte er seinen Einfluß zu gut, um zu fürchten, daß das Hotel de Rambouillet anders denken werde, als er. Doch hütete er sich wohl, schon am folgenden Abend einem noch so frischen Eindruck feindlich gegenüberzutreten. Er hörte schweigend zu, indem er seinen Beifall durch ein unmerkliches Lächeln, seinen Tadel durch eine eisige Ruhe zu erkennen gab, Alles natürlich in einer Weise, welche errathen ließ, daß er sich gar Manches dabei denke. Am dritten Tage beobachtete er dieselbe Zurückhaltung, aber man bemerkte, daß zwei oder drei seiner besten Freunde auf einmal einen ganz anderen Ton angenommen. Der Eine stellte den allgemeinen Satz auf, daß eine wahrhaft gute Rede nicht bloß im Ganzen und Großen gefallen müsse, der Andere griff diese Bemerkung auf und meinte, ehe man die Predigt dieses jungen Bossuet so sehr lobe, wäre es doch gut, sie einer genaueren Analyse zu unterwerfen. Nun war nicht Einer aus der Koterie, der nicht etwas zu sagen hatte. Hier hieß es: „Von allen diesen Ideen über die Hinfälligkeit des Menschen kenn' ich nicht vier, die nicht wörtlich im Seneka stehen." — „Allerdings", setzte ein Anderer hinzu, „und ich erinnere mich einer langen Tirade, die aus Cicero übersetzt schien." — „Und wer weiß", nahm ein Dritter das Wort, „wer weiß, ob er uns nicht Alle zum Besten hatte? Sehen Sie einmal, wie leicht ihm Alles geworden ist: nicht ein ungeschicktes Wort, nicht eine matte Phrase war in der Rede .... Das war offenbar auswendig gelernt, meine Herren .... Zeigen Sie mir einen Prediger, der nicht eine Rede über den Tod im Kopfe hat! Ich sage Ihnen, es war auswendig gelernt ...." Die Idee schien vortrefflich. Ueberdies muß man wissen, daß nach den rhetorischen Theorieen der Zeit diese Rede mehr als einen Fehler hatte: da waren keine scharf getrennten Abtheilungen, keine Spitzfindigkeiten, keine Syllogismen, keine unheilige Metaphern, kein Vers aus Horaz oder Virgil .... Das zeugte offenbar von einer Armuth, die man nur bemitleiden konnte. Zwar mußte man gestehen, daß der Redner die Geister ergriffen, die Herzen gerührt und alle Hindernisse überwunden habe; doch das genügte nicht: statt zu schließen, daß die Methode gut ist, da sie den Zweck so gut erfüllt hat, erklärt man, daß sie nichts taugt, weil sie ihn nicht innerhalb der herkömmlichen Formen erfüllte. Dies war bald die Ansicht der ganzen Gesellschaft. Drei Personen, nur drei, sprachen sich in einem anderen Sinne aus, freilich drei Personen, die mehr werth waren, als drei andere: die Herren de Montausier, de Turenne und der Prinz von Condé, denen sich Herr von Feuquières, der Protektor Bossuet's, und ein gewisser Dichter, Namens Corneille, anschlossen, der im Hotel de Rambouillet nicht sehr gern gesehen war. Doch was den Letzteren betraf, so war es zum Gesetz geworden, ihn nicht anzuhören; den Anderen schenkte man zwar aus Ehrfurcht einige Minuten Aufmerksamkeit, dann aber kehrte man wieder zu den Gruppen zurück, wo Cotin das Wort führte.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Puschkin's letzte Stunden. Unter dieser Ueberschrift befindet sich ein interessanter Aufsatz in dem letzten wiederum sehr reich ausgestatteten Hefte des „Freihafens" (April, 1839). Shukowski, der Freund des Verstorbenen und sein würdigster Rival, giebt darin eine an den Vater Puschkin's gerichtete Schilderung des ergreifenden Abschiedes, den der Dichter von der Welt und seinen Freunden genommen, so wie der heroischen Standhaftigkeit, mit welcher er, beim klarsten Bewußtseyn, seine letzten Leiden ertrug. Wie es zuweilen wohl beim Tode reichbegabter Menschen vorkömmt, hatte sich auch bei Puschkin unmittelbar nach seinem Verscheiden der ganze Adel seiner Seele, frei von aller irdischen Beimischung, in den verklärten Gesichtszügen ausgeprägt. Shukowski giebt uns davon nachstehende schöne Darstellung: „Wir standen Alle im Schweigen versunken um ihn her. Nach ein paar Minuten fragte ich: „Wie ist es mit ihm?" — „Er hat geendet", antwortete Dahl. (Drei Viertel auf drei, Nachmittags den 29. Januar 1837.) So still, so ruhig schied seine Seele. Wir standen lange schweigend und unbeweglich um ihn, ohne zu wagen, das Mysterium zu stören, das der Tod vor unseren Augen in seiner ganzen rührenden Heiligkeit vollbrachte. — Als Alle hinausgegangen waren, setzte ich mich vor ihn hin und sah, allein, ihm lange ins Antlitz. Nie hatte ich auf diesem Antlitz etwas gesehen, das dem geglichen hätte, was sich in dieser ersten Minute nach dem Tode darauf ausdrückte. Sein Kopf neigte sich etwas; die vor wenigen Minuten krampfhaft bewegten Hände lagen ausgestreckt, als ruhten sie von einer schweren Arbeit aus. Was aber sein Gesicht ausdrückte, kann ich mit keinen Worten beschreiben. Es war mir so neu und doch zugleich so bekannt. Das war weder Traum noch Ruhe; es war nicht der geistige Ausdruck, der sonst diesem Antlitz so eigenthümlich war; es war auch kein poetischer; sondern irgend ein erhabener, großer Gedanke drückte sich in demselben aus, — ein Schauen, eine Genüge, ein tief befriedigtes Wissen. Indem ich ihn so betrachtete, war mir, als ob ich ihn fragen müßte: „Was siehst Du, Freund?" — Und was würde er mir geantwortet haben, hätte er auf eine Minute zurückkehren können! Das sind Augenblicke in unserem Leben, die in vollem Maße würdig sind, groß genannt zu werden. In diesem Augenblick kann ich sagen, daß ich das Antlitz des Todes selbst sah, das göttlich geheimnißvolle, das Antlitz des Todes ohne Schleier. Welches Siegel hat er ihm aufgedrückt! Und wie erhaben drückte er auf diesem Gesichte des Verstorbenen sein eigenes Geheimniß aus! Ich versichere Dir, daß ich auf seinem Gesicht nie einen so tiefen, erhabenen, feierlichen Gedanken ausgedrückt sah. Gewiß wohnte dieser Gedanke auch früher in seinem Geist und war seiner hohen Natur eigenthümlich; in dieser Reinheit trat er aber erst dann hervor, als, bei der Berührung des Todes, alles Irdische von ihm wich. Solches war das Ende unseres Puschkin!"

— Italiänisches Theater. In derselben Weise, wie das bekannte „Répertoire du Théâtre Français à Berlin", erscheint jetzt auch in der Schlesingerschen Buchhandlung ein Teatro Italiano. Die einzeln herausgekommenen sechs Theaterstücke liegen jetzt vereinigt zu einem Bande vor uns, welcher auch mit einigen biographischen Notizen über die Dichter, deren Werke uns hier gegeben werden, ausgestattet ist. Da namentlich Alberto Nota durch Deutsche Bearbeitungen auf unseren Bühnen heimisch geworden ist, so dürften die Originale um so willkommener seyn. Wir finden von ihm in dieser Sammlung drei Lustspiele: 1) Il progettista, 2) La pace domestica und 3) La lusinghiera. Von Goldoni ist ein Lustspiel: Un curioso accidente, ferner ein Trauerspiel von Silvio Pellico, Francesca di Rimini, und endlich ein Trauerspiel von Niccolini, Giovanni da Procida, mitgetheilt. Der ganze Band ist für den sehr mäßigen Preis von einem Thaler zu haben.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 69. Berlin, Montag den 10. Juni 1839.

Rußland.

Die Deutschen in Rußland.

Von J. G. Kohl.

In keinem Lande Europa's erfreuen sich die Deutschen eines größeren Ansehens, in keinem finden sie ein leichteres Fortkommen und gelangen sie zu so bedeutenden Stellungen im Staate und in der Gesellschaft, als in Rußland. Ihr Einfluß datirt hier — wenn wir von dem absehen, was schon in uralten Zeiten Warägisch-Germanische Stämme und später hanseatische Kaufleute thaten — von den Regierungen der Iwan Wassiliewitsche, die nicht nur viele Deutsche aus Livland ins Innere von Rußland versetzten, sondern auch schon die Einwanderungen aus Deutschland selbst begünstigten. Seit diesen Zeiten gab es in Moskau ein eigenes für die Njemzi (die Stummen — so nennen uns die Russen, weil sie unsere Sprache nicht verstehen*) bestimmtes Stadtquartier, die Deutsche Slobode, unter dem gemeinen Russischen Volk auch „Gukguk" genannt, weil, wenn ein langbärtiger Russe durch die Häuserreihen der Deutschen hindurchschritt, die Mädchen, ans Fenster tretend, immer „Guck! guck!" schrieen. — Auch in den anderen bedeutenderen Städten des Landes bildeten sich bald ähnliche Kolonieen fleißiger und kunstreicher Deutschen. Je mehr sich das Reich der Moskowiter nach Außen verbreitete und nach Innen entwickelte, desto mehr Deutsche Elemente nahm es in sich auf; es verband endlich ganze von Deutschen bevölkerte Provinzen mit seinem Gebiete, bevölkerte wüste Landstriche mit Deutschen Kolonieen und berief Deutsche als Lehrer, Feldherren und Staatsmänner. Ja, man kann sagen, daß, trotz vielfachen Gegenstrebens der Alt-Russischen Partei gegen den Einfluß der Njemzi und trotz mancher dann und wann von der gesetzgebenden Gewalt versuchten Beschränkungen dieses Einflusses, derselbe doch bis in die allerneueste Zeit immer mehr gestiegen ist.

Es mögen sich jetzt nahe an 400,000 Deutsche in Rußland befinden, die aus den verschiedensten Stämmen und Ständen der Deutschen zusammengesetzt sind, größtentheils aber ihren Ursprung aus Nord-Deutschland, aus Preußen, Sachsen, den Hansestädten, Westphalen u. s. w. herleiten. Von diesen 400,000 mögen etwa 100,000 auf die Ostsee-Provinzen fallen, 250,000 auf die in Rußland zerstreuten Deutschen ackerbautreibenden Kolonieen und 50,000 auf die in allen Russischen Städten ansässigen Deutschen Künstler, Handwerker u. s. w. — Betrachten wir diese Zahlen und ihre Vertheilung etwas näher, so mögen sich die 100,000 in den Ostsee-Provinzen etwa so vertheilen:

Kurland zählt 20,000 Deutsche, wovon 2000 dem Adel angehören, die übrigen der Kaufmannschaft und Bürgerschaft der Städte.

Livland zählt 35,000 Deutsche, wovon 4000 Adelige, die übrigen Prediger, Gelehrte, Kaufleute, Künstler.

Esthland hat 15,000 Deutsche, wovon 1500 zum Adel zu rechnen.

Ingermanland, Karelien (das jetzige Gouvernement Petersburg) zählt etwa 30,000 Deutsche, von denen die meisten in der Stadt Petersburg leben.

Alt-Finnland**), d. h. das Gouvernement Wiburg und St. Michel, hat etwa 8000 Deutsche, die ebenfalls hier, wie in Livland und Kurland, als Herren des Bodens, als Prediger und Städtebewohner leben.

Der ganze für Rußland so äußerst merkwürdige und so ungemein einflußreiche Adel der Ostsee-Provinzen bildet demnach nur eine kleine Bevölkerung von etwa 8000 Seelen.

Von den 250,000 Deutschen Kolonisten — Mennoniten (aus Preußen), Schwaben, Elsasser, Rheinländer, Hessen u. s w. — sitzt die Hauptmasse, über 100,000, an der mittleren Wolga im Saratoffschen. Eine zweite bedeutende Partie, über 80,000, ist in Neu-Rußland, Bessarabien und der Krim. Die übrigen sind in kleineren Partieen in Kaukasischen Provinzen, in Polen, in nordischen Gouvernements (z. B. bei Petersburg) zerstreut. Im inneren Kern Rußlands, im eigentlichen stark bevölkerten Moskowiter-Lande, giebt es gar keine Deutschen dieser Klasse.

Von den 50,000, welche wir als in den verschiedenen Russischen Städten zerstreut annehmen, hat natürlich Moskau die bedeutendste Anzahl, nahe an 6000. Uebrigens hat auch jede Russische Stadt, bis an die Chinesische Gränze und Kamtschatka hin, ihr Anhängsel von Deutschen Kolonieen zu 400, 500, 600 Seelen u. s. w.*)

Die Deutschen sind wohl ohne Zweifel dasjenige Europäische Volk, das sich der allgemeinsten Bildung erfreut, und das, ohne sich einer Richtung des menschlichen Strebens entschieden hinzugeben, in allen Zweigen des Könnens und Wissens tüchtige Männer liefern kann. Als Ackerbauer übertreffen sie vielleicht alle übrige Nationen, als Künstler, Handwerker und Fabrikanten sind sie fleißig und erfindungsreich, als Gelehrte und Staatsmänner sind sie ausgezeichnet, zum Kriegsdienst haben sie entschiedene Neigung und als Kaufleute erfreuen sie sich des solidesten Kredits. — Während daher andere Nationen in dem alles Fremde sich leicht assimilirenden Rußland nur vorzugsweise in gewissen Branchen menschlicher Thätigkeit gefunden werden, — Engländer in der Marine und unter den Kaufleuten und Fabrikanten des Nordens, — Griechen in der Marine und der Kaufmannschaft des Südens, — Franzosen in dem Landheere und im Corps der Hofmeister und Erzieher, — Spanier im Landheere, — Italiäner unter den Künstlern u. s. w., ist fast keine Privat-Beschäftigung und kein öffentlicher Dienst zu nennen, in welchem nicht Deutsche thätig wären und eine bedeutende Rolle spielten. — Sie fügen sich in Alles, sie schicken sich zu Allem, verschmähen Nichts und sind Jedermann willkommen.

Wollen wir diese von unseren lieben Stammesgenossen in jenem großen Reiche gespielte Rolle etwas näher in Erwägung ziehen, so wird es daher passend seyn, dabei die verschiedenen Branchen der Beschäftigungen einigermaßen zu sondern, und wir werden daher zunächst 1) die Deutschen im Russischen Staatsdienste, alsdann 2) die Deutschen als Kaufleute, Handwerker und Künstler, 3) als Gelehrte, Lehrer, Aerzte u. s. w. und 4) als Ackerbauer, Arbeiter u. s. w. betrachten.

1) Die Deutschen im Russischen Staatsdienste.

Man kann sagen, daß Rußlands Entwickelung als Europäischer Staat, wie dieselbe seit Peter's des Großen Zeit fortgeschritten ist, sich eigentlich hauptsächlich von Deutschland aus und unter Deutschen Auspizien gemacht habe. Die Organisirung des Russischen Heeres, die Ausbildung der Gesetzgebung, die Zoll- und Steuer-Einrichtung, die Rangordnung der Stände, ja die Regeln für die Hof-Etikette, dies Alles wurde aus Deutschland übertragen, oder es wurden Deutsche Verhältnisse dabei zu Mustern genommen. Die Russischen Herrscher reisten häufig nach Deutschland, um die Institutionen seiner Staaten an Ort und Stelle kennen zu lernen. Deutsche Fürsten sogar bestiegen den Russischen Thron und seit hundert Jahren vermählten sich alle Prinzen des Russischen Kaiserhauses nur mit Deutschen Prinzessinnen, die in ihren weiten Wirkungskreisen vielfach einen schönen Deutschen Geist walten ließen. — So geschah es, daß im Militair, wie im Civil-Dienste Deutsche die an der Spitze stehenden Reformatoren und Leiter wurden und noch in diesem Augenblick es sind.

Nach dem Petersburger Staats-Kalender vom Jahre 1837 befinden sich unter den 600 höchsten Chargen des Reichs, von den Ministern und Feldmarschällen an, nicht weniger als 130 Deutsche Namen**), so daß also hier das Deutsche zum Russischen Elemente in einem Verhältnisse von 1:4⅓ steht. Es geben mithin jene 400,000 in Rußland lebenden Deutschen, wenn man die Be-

*) Sonderbar ist es, daß von allen den verschiedenen Nationen, mit denen die Russen in Berührung kamen, gerade bloß bei den Deutschen dieser Titel zum Volksnamen wurde. Uebrigens heißen wir bei allen Slawischen Stämmen „die Stummen", selbst auch bei den Moldauern und Bulgaren. Unser Vaterland heißt „Njemetzkaja Semlja" (das Land der Stummen) oder auch Germanija.

**) Man nennt diesen Theil von Finnland, der schon seit längerer Zeit, d. h. früher als das westliche Finnland, Russisch ist, auch „Deutsch-Finnland".

*) Genau lassen sich diese Zahlen gar nicht angeben, weil die Russischen Gouvernements-Berichte alle Russische Unterthanen als Russen aufführen, ohne auf ihre Nationalität Rücksicht zu nehmen, und die Zählungen der Deutschen Kirchen nur ihre Pfarrkinder in Anschlag bringen, ohne die vielen Nichteingepfarrten zu berücksichtigen. Alle die von uns angegebenen Zahlen sind natürlich nur runde Zahlen, wie sie uns hier nöthig waren. Die Gründe, warum wir sie etwas höher stellten, als sie in den Russischen Berichten erscheinen, könnten wir nöthigenfalls näher auseinandersetzen.

**) Unter den übrigen 470 sind nur wenige Engländer, Franzosen, Italiäner und Spanier.

völkerung des ganzen Staats zu 62 Millionen rechnet, dem Staate eben so viele höchste Beamte, als 14 Millionen Nicht-Deusche. Im Senate saßen in demselben Jahre 10 Deutsche. Unter 300 bei Hofe als Staatsdamen, Hoffräulein u. s. w. angestellten Damen fanden sich 40 Deutsche Familien-Namen. — Unter den Damen war also das Verhältniß für die Deutschen etwas ungünstiger wie 1:7½. Keinem Zweige des Staatsdienstes geben die Deutschen mehr hervorstechende Talente, als dem Militair, und fast die Hälfte aller ausgezeichneten höheren Russischen Generale sind Deutsche. Wären die Deutschen nicht so biegsam, wäre es ihnen nicht so leicht, ihre National-Interessen zu vergessen, sich ihrer Nationalität zu entkleiden und, das Wesen der fremden Nation sich aneignend, in dem Geiste dieser zu verfahren, so könnte man sagen, Deutsche gouvernirten das Land. Wie wäre es, wenn jene 130 vornehmsten Beamten Engländer wären?

Keine der Deutschen Provinzen Rußlands giebt dem Staate mehr ausgezeichnete Diener, insbesondere Militairs, als Esthland. Der Adel dieses Ländchens ist arm, dabei sind, wie man behauptet, seine Familien immer sehr groß und kinderreich. Die Söhne widmen sich daher meistens dem Staatsdienste. Die Nähe der Hauptstadt mag auch das Ihre dazu beitragen.

Kurland zeichnet sich in dieser Hinsicht am wenigsten aus. Es ist eine der jüngsten Acquisitionen Rußlands, erst seit 45 Jahren mit ihm vereinigt. Dabei herrscht noch viel Wohlhabenheit unter seinem Adel und ein gewisser damit verbundener unabhängiger Sinn, der die Kurländer vom Staatsdienst fern hält und sie das freie ungebundene Leben auf ihren Gütern im Kreise ihrer Familien vorziehen läßt.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Zwei Soireen im 17ten Jahrhundert.

(Schluß.)

Condé hatte bald die Geduld verloren: mit dem ganzen Ungestüm des Siegers von Rocroy eilt er auf Cotin zu, macht sich Bahn durch die doppelte Reihe der ihn umgebenden Anhänger und ergreift ihn beim Arm: „Herr Abbé, ich möchte einmal auch von Ihnen eine Predigt hören ....“ — „Aber, Monseigneur .... Sonntag .... im Louvre“, sagte Cotin, der übrigens wohl verstanden, was der Prinz wollte. — „Nein, nein“, entgegnete dieser lebhaft; „ich meine eine Predigt .... Sie verstehen mich .... wie die erste, über einen durchs Loos bestimmten Gegenstand. In der Kapelle des Königs habe ich Sie oft gehört, sehr oft, Herr Abbé.“ Es war klar, daß dieses sehr oft so viel war wie zu oft. Cotin verbeugte sich: „Morgen, wenn Monseigneur befehlen ....“ — „He, meine Herren!“ rief der Prinz mit der Stimme eines Waffenherolds, „morgen will uns der Herr Abbé Cotin eine improvisirte Predigt zum Besten geben.“

Der Abbé war nicht etwa ein Neuling in der schweren Kunst der Improvisation. Er hatte Witz, viel Witz, und wenn der Witz kein Genie ist, so kann er doch noch am besten seine Stelle einnehmen. Cotin hatte ihn oft genug erprobt, und wenn ihm etwas fehlte, so war es wenigstens nicht das Selbstvertrauen. Trotzdem war er nicht ohne Besorgniß; eine dunkele Ahnung sagte ihm, daß der Vergleich nicht zu seinem Vortheil ausfallen würde. Sein junger Nebenbuhler hatte mit Stolz und Freude die Idee einer so rühmlichen Prüfung aufgenommen, während er sich kaum fassen konnte. Bossuet aber hatte, indem er sich auf den schrecklichen Abend vorbereitete, von Stunde zu Stunde seine Angst steigen sehen, während der Andere, von Bewunderern umgeben und im Voraus bekomplimentirt, sich bald beruhigte; und als die Stunde kam, stand er ganz heiter da mit aufgerichtetem Kopf und strahlendem Gesicht und versicherte, daß er erst um neun Uhr erwacht sey, um zu zeigen, wie wenig er sich geängstigt habe, worauf noch der Vicomte de Turenne mit einem ungläubigen Lächeln bemerkte, daß es noch schöner gewesen wäre, wenn er bis zum Abend geschlafen hätte und, wie Alexander, erst im Moment der Schlacht erwacht wäre.

Das Loos wurde wieder gezogen; nur war es diesmal eine Dame, die junge und schöne Gräfin von Lafayette, welche dem Redner den Zettel überreichte. Cotin war schon nicht mehr so ruhig, nichtsdestoweniger glaubte er sich verpflichtet, der Gräfin ein Kompliment zu machen, und sagte ihr mit dem größten Gleichmuth: „Madame, wenn eine Dame von Ihrem Werth ihrem Ritter einen Degen überreicht, so hält er sich für unüberwindlich; aber ich glaube nicht, daß es sich mit dem Schwerte des göttlichen Worts eben so verhalte, so schön auch die Hand ist, die mich so eben damit bewaffnet hat ....“ — „Ein schlechter Anfang, Herr Abbé“, sagte eine strenge Stimme; „bringen wir nicht Gott und den Teufel zusammen.“ Cotin zitterte und schwieg; das war die Stimme des Herrn von Montausier, und der arme Abbé war nicht sehr begierig, mit einem Mann, dessen gerader Verstand ihn mehr als einmal zum Schweigen gebracht, sich in weitere Erörterungen einzulassen. Ueberdies fühlte er von Sekunde zu Sekunde seine Sicherheit schwinden. Eine Viertelstunde war ihm Zeit gelassen, seine Gedanken zu sammeln, und das that ihm sehr Noth; aber wenn er diese Gunst annahm, stellte er sich von vorn herein unter den, der sie verschmäht hatte. Was thun? Die Augen fest auf den Zettel geheftet, nähert er sich langsam der Thür, bleibt stehen, kommt wieder zurück, wird abwechselnd roth und blaß. Endlich siegt die Klugheit, er will heraus .... Da begegnen seine Augen denen des Prinzen von Condé; er sieht, wie sich derselbe an seiner Verlegenheit weidet, und dieser stumme Triumph bewirkt, daß er die beiden Stufen seiner kleinen Kanzel auf einmal überspringt.

Das Orakel sollte sich hören lassen. Jede Unterhaltung, jedes Geräusch schweigt. In einem Augenblick ist die Versammlung bereit, zu hören oder vielmehr zu applaudiren, denn diese beiden Worte waren Synonyma, sobald es sich um Cotin handelte; und wenig fehlte, daß die Beifallsbezeugungen schon anfingen, als er mit seiner süßlichen Stimme die Worte seines Textes las: „Ich bin Euer Vater, sagt der Ewige.“ — „Ein hübsches Thema! ein charmantes Thema!“ flüsterten leise die Damen.

Dafür war auch der Abbé Cotin ein charmanter Mann! Er hatte beinahe 40 Jahre, aber man hätte ihm kaum dreißig zugetraut. Man mußte ihn sehen mit den langen, lockigen Haaren, dem kleinen Schnurrbart, um den ihn die elegantesten Herren des Hofes beneideten, und den blauen Augen, die ihm von der Königin Mutter ein Kompliment eingebracht hatten; dazu kam noch sein Kanonikat von Bayeux, tausend Thaler Pension aus der Chatoulle des Kardinals und eine Menge anderer Vortheile, welche die Geschichte nicht aufbewahrt hat. Außerdem hatte er eine Stimme, die, obwohl ohne alle Kraft und Würde, wenigstens nicht graziöser seyn konnte. Ich habe ein schlechtes Sonnett gesehen, das ihn lobt und wo der Verfasser sich nicht scheut, von ihm zu sagen, wie Homer vom alten Nestor:

Et votre voix, plus douce que le miel,
Coule en flots purs, etc.

Bei allem dem mußte er doch etwas zu sagen haben, und das war gar nicht der Fall. Das Thema, das er zu behandeln hatte, gehörte zu denen, die fruchtbar scheinen und es auch wirklich sind, denen aber nur durch Arbeit oder durch Genie beizukommen ist: man glaubt im Anfang, man werde nie damit fertig werden; man spricht fünf Minuten .... und es findet sich, daß man Alles gesagt hat. Dies begegnete auch unserem Redner.

Sein Anfang war nicht schlecht. Er zeigte recht hübsch, wie viel Tröstendes und Edles dieser durch Natur und Religion zugleich ausgesprochene Gedanke hat, daß Gott der Vater aller Wesen ist. Die Ideen, die Worte schienen ihm reichlich zuzuströmen; das Ave Maria ward mit Enthusiasmus hergesagt. „Nun, mein Herr“, sagte eine Dame zu einem ihrer Nachbarn, der an dem Erfolg zu zweifeln schien, „was sagen Sie dazu?“ — „Was ich dazu sage, Madame? Ich meine bloß, daß man nicht mit mehr Grazie sein Korn vor dem Dreschen essen kann.“ — „Was wollen Sie damit sagen?“ — „Sie werden mich bald verstehen.“

Und in der That, der Redner hatte in seinem Anfang Alles gesagt, Alles verbraucht. Er hatte entweder an die Fortsetzung nicht gedacht, oder er hatte keinen anderen Ausweg gewußt, genug, er merkte bald, daß er fertig war, ehe er angefangen, daß er sein Exordium nur wiederhole, daß er sich in einem Zirkel drehe, mit einem Wort, daß er nahe daran sey, stecken zu bleiben. Stecken bleiben! Fragt den Advokaten, den Prediger, Jeden, der einmal öffentlich sprach, ob es eine größere Pein giebt, als die, nicht mehr zu wissen, was man sagen soll, sein Gehirn unter die Presse zu bringen, ohne daß man etwas herausbekommt. Nein; der Soldat, der seine letzte Patrone verschossen hat und sich noch zwanzig Feinde auf den Fersen sieht, ist nicht übler daran, als der Redner, der seinen letzten Gedanken verbraucht hat: er nimmt ihn noch einmal vor, er streichelt ihn, er überladet ihn mit Synonymen .... aber auch das hat ein Ende! er weiß es, er fühlt es .... das ist die Situation des Archidiakonus Frollo, wie er mit zerrissener Soutane an der Rinne hängt, welche unter seiner Last nachgiebt und ihn dem Abgrund zuwirft.

Das Schweigen verdoppelte sich; Aller Augen richteten sich auf Cotin mit einer Angst, die von Theilnahme zeugt, aber nur um so peinlicher ist. Bald hörte man ihn kaum, und bald schrie er mit einer donnernden Stimme, wie die Furchtsamen, welche singen, um ihre Furcht zu verstecken .... Bossuet! Bossuet! Du warst schon hinlänglich gerächt.

Gott weiß, wie das abgelaufen wäre, wenn ihm nicht eine Dame, die ihm sehr gewogen war, den ungeheuren Dienst erwiesen, einen Nervenanfall zu bekommen. In einem Moment ging Alles drunter und drüber: der Redner sprang von der Kanzel herab, die er beinahe umgestürzt, um der Frau von ** zu Hülfe zu kommen. Er spielte seine Rolle so gut, und überdies waren so viele Personen bei seiner Sache betheiligt, daß man das Glückliche, das dieser Zufall für ihn hatte, nicht bemerken wollte. „Wie Schade“, sagten dagegen seine intimsten Freunde und Freundinnen, „wie Schade, daß diese Unterbrechung eingetreten ist!“ — „Er blieb stecken“, sagte der Prinz von Condé leise. — „Ich hab' es wohl gemerkt“, sagte Turenne. — „Wir wollen einmal sehen, wie er den Faden wieder anknüpfen wird.“ — „Man muß ihm eine Viertelstunde Zeit lassen.“ — „Nein; er muß den Kelch der Strafe für seine böse Zunge auf die Neige leeren.“ — „Ei, lassen Sie uns liebreicher seyn als er.“ Und als der Redner zurückkam, rief man von allen Seiten, daß es nicht mehr als billig wäre, ihn Athem schöpfen zu lassen. Cotin ließ sich nicht bitten; Frau von Rambouillet öffnete ihm ihr Kabinet, und aus den funfzehn Minuten, die man ihm bewilligt, wurden fast vierzig. Der Zwischenakt dauerte etwas lange, aber man hütete sich, dies zu bemerken, und Cotin fand sein Auditorium so aufmerksam, so wohlwollend wieder, als er es verlassen.

Dieses Mal brachte er einen Plan mit, einen Plan, der nach den Regeln Quintilian's und Aristoteles ausgearbeitet war, was freilich nicht immer nach den Regeln der Beredsamkeit heißt, Seine Rede war in drei Kapitel abgetheilt; jedes Kapitel hatte drei Unterabtheilungen, jede Unterabtheilung zwei parallele Ideen, Alles genau auf einem kleinen Zettel notirt, den er im Aermel mitbrachte und geschickt vor sich hinlegte. Aber bei der ersten Gesticulation, die er machte, flog der unglückliche Zettel weg und fiel zu den Füßen einer Dame, die aus Güte oder Malice ihn aufhob und ihm wiedergab. Cotin erstickte vor Verdruß; er hätte ihn in tausend Stücke zerreißen, er hätte ihn zwischen den Zähnen zermalmen mögen, diesen unseligen Zettel, der ihm eine solche Schmach zugezogen und den er nun nicht mehr zu brauchen wagte. Ob er seinen Plan im Kopfe wiederfand? Davon schweigt die Chronik; was wir wissen, ist, daß er ohne neues Hinderniß das Ziel seines Laufs erreichte, der freilich nicht sehr lange dauerte; denn in weniger als zwanzig Minuten hatte er sein letztes Amen gesprochen. Daher sahen auch seine besten Freunde ziemlich verlegen aus. Man drückte ihm die Hand, ohne ein Wort zu sagen, und dieses stumme Kompliment hatte viel Aehnlichkeit mit einer Beileidsbezeugung. Es konnte keine Unterhaltung zu Stande kommen: Einige fürchteten, laut aufzulachen; Andere, und das war die bei weitem größere Zahl, hatten eher Lust, zu weinen; Alle fühlten dieselbe Unbehaglichkeit, denselben Wunsch, eine so traurige Soiree enden zu sehen. Der Prinz war einer der Ersten, die sich entfernten: gut und großmüthig, wie immer, wollte er die Demüthigung Cotin's nicht weiter treiben. Bald ward die Flucht allgemein: vor acht Uhr waren keine zwölf Personen im Salon mehr.

Und Cotin? fragt Ihr. Cotin brachte wahrscheinlich eine sehr schlechte Nacht zu; aber der kennt den Geist jener Zeit schlecht, der da glaubt, daß diese Niederlage seinem Ruf sehr schadete. Zwei Tage hatten genügt, die tiefsten Eindrücke der Beredsamkeit im Hotel de Rambouillet zu verwischen, und zwei Tage genügten, um Cotin wieder zu heben. Der Eine blieb in seinem Collége, und der Andere nahm wieder ohne Opposition das Scepter des Geschmacks und der Mode in die Hand. Aber einige Jahre später war Cotin noch immer der Abbé Cotin, während Bossuet sich schon „Monseigneur, der Bischof von Condom" nennen ließ, bis er später der Bischof oder, wie gewöhnlich gesagt wird, der „Adler von Meaux" ward.

(Biblioth. Univ.)

Thiers, nach Cormenin's Schilderung.

Kein vornehmes Knie schaukelte Herrn Thiers in seiner Kindheit. Arm geboren, bedurfte er des Glücks; in Dunkelheit zur Welt gekommen, bedurfte er eines Namens. Von Begierden verzehrt, wie alle lebhaft Empfindenden, verdankt er den Anfang seiner Wohlhabenheit dem Herrn Lafitte, seinen Ruf aber seinem eigenen Talent. Indeß ohne die Revolution von 1830 würde Herr Thiers noch heute weder Wähler, noch wählbar, weder Deputirter, noch Minister seyn, ja nicht einmal Akademiker; er wäre in der Achtung einer literarischen Coterie ergraut.

Es fehlt Herrn Thiers an Figur, an Schnitt, an Eleganz. Seine näselnde Stimme zerreißt das Ohr. Der Marmor der Rednerbühne reicht ihm bis zur Schulter und verbirgt ihn fast vor den Zuhörern. Dazu kömmt, daß Niemand an ihn glaubt, er selbst nicht einmal, und seine sprüchwörtlich gewordene Durchtriebenheit müßte das Bischen moralische Täuschung vollends vernichten, wovon man sich einnehmen lassen könnte, wenn man ihn hört. Stiefmütterlich von der Natur behandelt, von Feinden und Freunden mit Mißtrauen betrachtet, hat er Alles gegen sich, und doch, wenn dieser kleine Mann sich der Rednerbühne bemächtigt, ist er dort so zu Hause und entwickelt so viel Geist, daß man sich, in Ermangelung eines anderen Eindrucks, bloß daran ergötzt, ihn zu hören. Nicht daß er sich in schlagenden Witzworten erginge, wie Dupin, nicht daß er den gewichtigen Ausdruck Odilon Barrot's, oder Mauguin's scharfen Spott, oder Sauzet's sanft wallende Beredsamkeit, oder Guizot's hohe, logische Denkkraft besäße; nein, er ist ein Talent für sich, das weder von nah' noch von fern irgend Jemanden gleicht. Seine Vorträge sind keine Reden, es ist ein bloßes Plaudern, aber lebhaft, glänzend, leicht, beweglich, voll Feuer, mit geschichtlichen Erinnerungen, mit Anekdoten und feinen Betrachtungen durchwebt, und das Alles wird mit einer unvergleichlichen Sprachgewandtheit vorgetragen, abgebrochen, verbunden, aufgelöst und wieder angeknüpft. Der Gedanke entspringt in diesem Kopfe so schnell, daß man glauben sollte, er sey schon geboren, ehe er noch empfangen worden. Die ungeheuren Lungen eines Riesen würden nicht ausreichen, die Worte dieses geistreichen Zwerges von sich zu geben. Es scheint, die Natur, stets mitleidsvoll auf Entschädigung bedacht, wollte bei ihm die ganze Kraft der Mannheit in das zarte Organ der Luftröhre zusammendrängen. Sein Wort fliegt mit einer Leichtigkeit dahin, wie der Flügel des Kolibri, und dringt so rasch ins Mark, daß man sich verwundet fühlt, ehe man noch weiß, woher der Streich kömmt. Zuweilen hält er plötzlich inne, um auf Unterbrechungen zu antworten, und dann schießt er seine Entgegnung mit verblüffender Sicherheit ab. Bietet eine Theorie mehrere Gesichtspunkte dar, falsche und richtige, so gruppirt er sie, mischt sie unter einander und läßt sie mit so geschickter Hand vor Euch spielen und hin und wieder strahlen, daß Ihr nicht Zeit habt, im schnellen Vorübergaukeln den Sophismus gewahr zu werden. Ich weiß nicht, ob die Regellosigkeit seiner Improvisirungen, die unzusammenhängende Anhäufung so vieler heterogener Sätze, das wunderliche Gemisch all' dieser Gedanken und Töne ein Erzeugniß der Kunst ist; aber von allen Rednern ist er derjenige, der am leichtesten zu widerlegen, wenn man ihn liest, und am schwersten, wenn man ihn hört. Er ist der unterhaltendste unserer politischen Taugenichtse, der scharfsinnigste unserer Sophisten, der gewandteste und blendendste unserer Gaukler.

Thiers liebt den Besitz der Gewalt, nicht um der Gewalt selbst, sondern um des Wohlstandes willen, den sie gewährt. Guizot findet seinen Stolz, Thiers sein Behagen darin. Da er zwei Drittheile seines Lebens hindurch die Genüsse des Reichthums entbehrt hat, so weidet er sich jetzt daran mit der Gier und Ichsucht eines Nimmersatt. Thiers ist ein geistreicher Dämon. Der Geist sitzt ihm, möchte man sagen, in allen Winkeln des Mundes und bis in die Nägelspitzen hinauf. In seinem Wesen hat er viel Aehnliches mit Voltaire, gebrechlich, nervös, flüchtig, für jeden Eindruck empfänglich. Er ist eigensinnig und störrisch wie ein Kind und will doch gravitätisch seyn wie ein Philosoph. Mehr Literat, als Staatsmann, und wiederum mehr Kunstfreund als Literat, enthusiasmirt er sich gewaltig für ein Etrurisches Gefäß, wenig für die Freiheit. Seine ehemalige Begeisterung für unsere großen Revolutionsmänner war nur die Aufwallung des Jünglings und Schülers, worin sich, ihm unbewußt, der Aerger, damals noch nichts zu seyn, mit dem unbestimmten Drange, eine bedeutende Person zu werden, durch einander mischte. Aber der Mißbrauch der Genüsse, welche die Monarchie bietet, verweichlichte bald sein Blut; er stieg in Absätzen von vier zu vier Stufen die Treppe von der Dachstube zum Salon hinab und wiegte sich auf den schönen, golddurchwirkten Sophas, als hätte er nie anders gesessen; ein großer Herr aus Instinkt, wie Andere es durch Geburt und Gewohnheit sind.

Aus Leichtsinn ein Zweifler in der Moral, in der Religion, in der Politik, in der Literatur und fast in Allem, wird er durch keine Wahrheit tief ergriffen und lacht über jede aufrichtige, gründliche Hingebung an die Sache des Volks. Er gleicht einem Wandelstoff, der an der Sonne in allen Farben schillert, ohne daß eine einzige ihm eigen ist, und dessen lockeres Gewebe ihn durchsichtig macht. Man frage ihn nicht nach seinen Ueberzeugungen; er zweifelt an Allem; man verlange nicht Proben der Mannhaftigkeit von ihm; sein Temperament sträubt sich dagegen. Ihr wollt nicht, daß er spaße; aber wenn ihm nun Alles spaßhaft scheint! Ihr wollt nicht, daß er über Euch spotte; aber spottet er doch über sich selbst! Man vertraue ihm, wenn man will, die Marine an, oder den Krieg, das Innere, die Justiz, die Diplomatie; nur lasse man keine Millionen zu seiner Verfügung, und besonders keine Hunderte von Millionen, denn sie würden wie Wasser durch seine Finger rinnen. Mit der Leichtfertigkeit im Geldausgeben verbindet er eine eigene Art, darüber Rechenschaft abzulegen, die nicht für Jeden ist; er nennt dies sehr artig die Kunst, die Ziffern zu gruppiren.

Bei alledem habe ich ihn gern, diesen natürlichen, lebhaften, ungezwungenen Plauderer. Er spricht mit mir, aber predigt nicht; es ist nicht ewig derselbe salbungsreiche Ton, wie bei den Brüdern der Doktrin. Auf die Länge betäubt er mich allerdings auch durch sein Geschwätz, aber gegen die oratorische Eintönigkeit, diese unaufhörliche Langeweile, die größte aller Qualen für einen Zuhörer, für einen parlamentarischen Märtyrer, der sie von Mittag bis sechs Uhr Abends zu erdulden hat, ist sein Gezwitscher immer noch eine Art von Erleichterung.

Thiers denkt, ohne sich anzustrengen, er produzirt, ohne sich zu erschöpfen, er schreitet vorwärts, ohne zu ermüden, und er ist der schnellste Reisende im Reiche der Gedanken, den ich kenne. Die Zeiten fliegen an ihm vorüber in ihrer Reihefolge und nach ihrer verschiedenen Gestalt, und die Natur, die sich von Anderen aufsuchen läßt, kömmt ihm entgegen, ohne daß er sie ruft, mit allem Glanze ihrer Herrlichkeit und mit aller Anmuth ihres Lächelns. Habt Ihr auf den Dampfböten, die unsere Ströme durchfurchen, das Glas gesehen, in welchem die Ufer sich abspiegeln? Pfeilschnell sieht es die zurückgestrahlten Dörfer, Kirchen, grünenden Wiesen, waldigen Gebirge, schäumenden Segel, die gelben Aehren der ruhigen Fluren, die Heerden des Thals, das Gewölk des Himmels, die Thiere und Menschen an sich vorüberfliegen. So auch Herr Thiers, dieser parlamentarische Spiegel, der die Leidenschaften der Anderen zurückstrahlt und selbst keine hat, der weint und keine Thräne im Auge fühlt, der sich mit Dolchstichen durchbohrt und keinen Tropfen Blutes verliert. Alles eine bloße Komödie, aber welch' ein Schauspiel und welcher Schauspieler! Welches Naturell! Welche Geschmeidigkeit! Welche Nachahmungskraft! Welch' unerwartete Tonbiegungen! Welch' durchsichtiger, glänzender Styl! Welch' reizende Nachlässigkeit der Rede! Du täuschest mich, Schauspieler, und willst mich täuschen; Du spielst Deine Rolle herrlich, doch ist es nur eine Rolle; ich weiß das Alles, und dennoch lasse ich mich von Deiner Verführung hinreißen, ich kann nicht anders; so lange Du sprichst, bin ich wie bezaubert, und ich höre den Irrthum aus Deinem Munde lieber, als die Wahrheit aus dem Munde eines Anderen.

Oft ist mir Thiers vorgekommen wie eine gebildete, geistreiche Frau, die, auf der Rednerbühne sitzend, nicht stehend, über tausenderlei Dinge zierlich hin und her schwatzte, mit leichter Anmuth von einem Gegenstande zum anderen überspringend, ohne daß man die Arbeit ihres Geistes auf ihren in ewiger Bewegung bleibenden Lippen gewahr würde. Er ist elastischer als

die feinste Sprungfeder. Mit seinem Thema dehnt er sich aus oder zieht sich zusammen, läßt sich herab oder schwingt sich empor. Wie eine Spirale windet er sich um jegliche Frage, von der niedrigsten bis zur höchsten. Er steigt hinan, herunter, wieder hinauf, klammert sich an die Aeste, verkriecht sich im dichtesten Laubwerk, kömmt zum Vorschein, verschwindet und macht tausend Gauklersprünge mit der behenden Leichtigkeit eines Eichhörnchens.

Ich weiß es zwar nicht, aber ich möchte es behaupten, daß Herr Thiers, wenn man ihm nur nach Tische eine kleine Weile zur Vorbereitung gönnt, sehr wohl im Stande ist, drei Stunden hinter einander über Baukunst, Poesie, Rechtswesen, Marine und Strategie zu sprechen, obgleich er weder Baumeister, noch Dichter, noch Rechtsgelehrter, noch Seemann, noch Krieger ist. Er hat seine ältesten Büreau-Chefs in Erstaunen gesetzt, wenn er mit ihnen über Verwaltungssachen diskurirte. Ich übertreibe nicht; welches Thema man auch behandeln mag, nie wird man ihn in Verlegenheit sehen. Schöne Kunst, Kanäle, Landstraßen, Finanzen, Handel, Geschichte, Presse, Transcendental-Politik, Straßen-Angelegenheiten, Theater, Krieg, Literatur, Religion, Städtewesen, Sitten, Vergnügungen, große und kleine Dinge, Alles ist ihm gleich. Er ist auf Alles vorbereitet, weil er es auf Nichts ist. Er spricht nicht wie die anderen Redner, denn er spricht wie Jedermann. Die Redner bereiten sich mehr oder weniger vor, er aber spricht aus dem Stegreif. Die anderen Redner deklamiren, er aber plaudert, und wie soll man auf der Hut seyn vor Einem, der wie wir spricht und besser als wir und irgend Jemand! Die anderen Redner lassen immer ein Stückchen Kothurn hinter der Coulisse zurück, und im Spiegel sieht man die Federn ihres Helmbusches flattern. Zu Herrn Thiers aber kann man kommen, wenn er eben aus dem Bett springt, und zu ihm sagen: „Machen Sie schnell, der Saal füllt sich, das Publikum wird ungeduldig und wartet auf Sie; nehmen Sie Ihre Maske und spielen Sie, was Ihnen beliebt, den Minister, den General, den Künstler, den Puritaner, nur spielen Sie.“ Er wird sich nicht so viel Zeit lassen, sich die Stirn zu trocknen und ein Glas Wasser zu trinken; er bringt nicht einmal seinen Anzug in Ordnung; er betritt die Bühne, kleidet sich an, schminkt oder maskirt sich vor den Zuschauern, er improvisirt die Charaktere, spinnt den Dialog an, löst die Knoten und lernt seine Rolle im Spielen; oft giebt er auch zwei Rollen zugleich, wendet sich um, wirft seine Maske fort und greift nach einer anderen; und stets derselbe, ist er doch stets ein Anderer, stets in einer Rolle, stets ein vollendeter Schauspieler.

Herr Thiers ist im Stande, vierzehn Stunden hinter einander ununterbrochen zu arbeiten, und dann kann man wieder einen Monat lang seiner Bequemlichkeit auch nicht einmal eine Unterzeichnung abgewinnen. Er mag ein guter Minister für das Parlament seyn, für die Verwaltung aber ist er es nicht. Selten sind solche Mundhelden auch große Staatsmänner. Oft begegnet es ihnen, daß sie etwas sagen, was sie nicht hätten sagen sollen, oder umgekehrt. Sie sind gewöhnlich eitel, unbesonnen, vorschnell und hochfahrend. Treibt man sie zum Sprechen, was sie nie ablehnen, so gerathen sie in die Schlingen der Indiscretion. Für Staatsmänner ist größere Zurückhaltung erforderlich.

Jede Regierungsform hat ihre Mängel. Unter einer Repräsentativ-Regierung werden die Majoritäten nur von den Rednern geleitet, und durch die Majoritäten allein werden die Minister geschaffen. Jeder einflußreiche Minister muß reden können, aber nicht jeder beredte Minister kann auch zugleich Staatsmann seyn. Colbert und Sully waren keine Redner, sie hätten in unserer Zeit nicht Minister seyn können. J. J. Rousseau vermochte vor einer Versammlung nicht zwei Sätze ordentlich zu Stande zu bringen. Talleyrand wäre in Verlegenheit gewesen, hätte er länger als eine Viertelstunde in den Kammern sprechen sollen. Chateaubriand stottert, und Montesquieu würde es in der Debatte gewiß mit dem untersten Advokatenschreiber nicht haben aufnehmen können. Dupin giebt doch einen tüchtigen Präsidenten ab und versteht es prächtig, das Wort zu führen und zu raisonniren; aber um den grünen Ministerteppich würde er nicht zwei zusammenhängende Gedanken vorzubringen wissen, er würde in fünfundvierzig Minuten fünfundvierzigmal anderer Meinung seyn. Thiers hat mehr Haltung; er ist nicht so schwankend, nicht so kaustisch, nicht so wetterwendisch. Er wird nicht Epigramme aus seinen Maximen machen. Er wird seine Kollegen nicht mit einem Witzwort tödten. Besitzt er aber den für die Leitung der Staatsangelegenheiten so nothwendigen Sinn für organischen Zusammenhang, für Ordnung, Ausdauer und Weisheit? Würde er nicht gar zu leicht der Herrschaft eines Systems, der Grille einer Idee weichen? Würde er nicht bald zu unentschlossen, zu wankend, bald zu ungestüm und zu entschieden seyn? Ueberflügelt seine Hitze nicht sein Urtheil? Würde er sich nicht eher durch die Größe der Dinge anziehen lassen, als durch ihren Nutzen, durch das Abenteuerliche mehr als durch das Mögliche? Er glaubt nicht an die Hingebung der Tugend, nicht an die Wunderwerke der Ehre; sein Glaube beschränkt sich auf die Macht des Goldes; dies Gold vergeudet er tonnenweise, wenn es gilt, irgend einen Triumphbogen zu bauen oder irgend eine thörichte Eroberung zu machen. Er weiß nicht, daß ein voller Schatz der Lebenssaft und das Blut des Volkes ist, daß dieses kostbare Blut geschont werden muß, daß die Sparsamkeit die erste der öffentlichen Tugenden und daß, Alles in Allem genommen, die beste Regierung diejenige ist, welche am wenigsten kostet. Guizot und seine Schule haben unsere Seelen ausgetrocknet, Thiers und seine Schule würden unsere Taschen leeren. Der Eine würde uns das Bischen Tugend, der Andere das Bischen Geld, welches uns geblieben, noch vollends rauben.

(Etudes sur les orateurs parlementaires.)

Mannigfaltiges.

— Göthe und Schiller. Zwischen beiden Dichtern zieht ein Französischer Kunstrichter, Henri Blaze, in einem längeren Artikel über den zweiten Theil des „Faust“, den die Revue des deux mondes mittheilt, folgende Parallele: „Göthe ist vielleicht der einzige große Dichter, den die Phantasie nicht willkürlich fortgerissen hat; in Göthe liegt eine Kraft, welche die Phantasie bemeistert, mag man sie nun reine Vernunft, Selbstsucht, gesunder Menschenverstand oder anders nennen, vorhanden ist sie jedenfalls. Die unsterbliche Fee muß über sich ein menschliches Gesetz anerkennen, welches ihren Flug mäßigt und sie lenkt. Hier ist es, wo wir Franzosen mit Recht den Antheil an Göthe's Genius, der uns gebührt, in Anspruch nehmen können. Es wäre zu viel gesagt, wenn man behaupten wollte, Frankreich habe einen eben so großen Einfluß wie Deutschland auf die Bildung dieses außerordentlichen Geistes geübt, und ohne uns würde dieser glänzende Name der Welt nicht geschenkt worden seyn; aber wenn man sieht, daß Göthe während seines ganzen Lebens einen vertrauten Umgang mit den Geistern des 17ten Jahrhunderts unterhält, welche die an ihm gerühmte Gabe in einem so hohen Grade besaßen, wie nie wieder seit den Zeiten des Alterthums, so darf man wohl annehmen, daß Frankreich auf die Entwickelung dieses ungeheuren Geistes eingewirkt habe, und für unser Vaterland einen Theil dieser Ruhmfülle ansprechen. Göthe hat den Franzosen entlehnt, was, wie er wohl wußte, ihm Deutschland nicht geben konnte. Göthe's Poesie in ihrer imponirenden Harmonie geht aus dem Verein des ruhigen und nüchternen Verstandes, den wir im höchsten Grade besitzen, und aus einem angeborenen Gefühl der Farbe, des Bildes, der Form, wie aus einer unstillbaren Sehnsucht nach dem Idealen und Göttlichen, die uns immer fremd geblieben ist, hervor. — Schiller dagegen ist eine durchweg Deutschere Natur; ein reich begabter Geist, allen edlen und großen Empfindungen offenstehend, den die Gefühle fortreißen, ohne daß er ihnen Widerstand zu leisten vermochte. Schiller singt eine endlose Hymne, während welcher alle seine Empfindungen Form annehmen, ohne daß er sich der Arbeit des Gestaltens bewußt werde. Thekla, Piccolimini, Wilhelm Tell, Don Carlos, die Jungfrau von Orleans verkörpern seine Sehnsucht nach Liebe, Freiheit und Ruhm; es sind Schiller's Thränen, die auf Thekla's Augenliede erzittern, Schiller's Stimme, welche aus der Brust der begeisterten Jungfrau oder des liebenden Carlos hervortönt. Durch den vorherrschenden, lyrischen Charakter geht die Wahrheit verloren, und alle Gestalten Schiller's sind nach seinem Bilde gemacht. Betrachtet man sie, so scheinen sie immer eine Aehnlichkeit mit seinem melancholischen, sanften Gesichte, seinen blonden Haaren zu haben. Die Liebe strömt aus seinem Herzen wie aus einem übervollen Gefäße; ein unaufhörliches Bedürfniß, sein Inneres auszuschütten, beherrscht und beseelt ihn. Er ist wie der junge Adler, der die Sonne mit dem Schlage seiner Flügel begrüßt. Alles Hohe und Reine zieht ihn an, und er folgt so sehr dem Zuge seines edlen Herzens, daß er zuweilen zu fürchten scheint, die nachfolgende Reflexion möchte die Reinheit seiner Begeisterung trüben; er ist der edle Mensch in seiner idealsten Gestalt. In Schiller tritt in der That der Künstler gegen den Menschen zurück. Göthe dagegen läßt seinen Kopf über die unergründlichen Tiefen des Gefühls gebieten. Schiller giebt nichts von seiner Menschheit auf; er lebt als Gatte, Dichter, Bürger; bald im Himmel der Ideen, bald auf der Erde weilend, von schöner Zuneigung und glücklicher Wirklichkeit umgeben, hat er nicht, wie der Weimarsche Jupiter, seinen Fuß auf einen Granitblock gesetzt. Er liebt, er singt, er betet, er begeistert sich leicht, und im Fieber der Begeisterung hört er oft auf, Künstler zu seyn, seinem Werke gegenüber, um Mensch zu seyn, der Gesellschaft gegenüber. Unter den Charakteren seiner Umgebung neigt er sich nur denen zu, deren begeisterter und offener Charakter seinem eigenen entspricht. Daraus entspringt bei Schiller ein beständiger Enthusiasmus, der ihn über die Pfade der ruhigen Beobachtung hinausreißt, eine Art Subjektivität, welche ihn beständig persönlichen Einflüssen unterwirft. Göthe zieht sich auf den Gipfel seines Genius zurück, um von hier aus die Menschheit zu beobachten; Schiller wohnt dagegen unter den Menschen. Welche Sympathie man auch für den berühmten Dichter des Wallenstein und der Jungfrau empfinden mag, so muß man doch der unbestreitbaren Ueberlegenheit Göthe's huldigen. Der Eine unterliegt den Gesetzen seines Gegenstandes, der Andere beherrscht ihn; der Eine verwickelt sich in den Fäden seines Gewebes, der Andere, auf seinem ehernen Schemel sitzend, ordnet sie nach Bequemlichkeit mit seinen mächtigen Fingern. Von Schiller kann man sagen, daß er im Werke befangen ist, von Göthe, daß er außer und über demselben steht.“

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 70. Berlin, Mittwoch den 12. Juni 1839.

Frankreich.

Die Presse während der Revolutionszeit.

Erster Artikel.

Unstreitig ist der „Moniteur" die beste Quelle für die Revolutions-Geschichte, und auch die anderen Französischen Zeitungen von 1787—1798 sind eine kostbare Fundgrube von Aktenstücken für denjenigen, der es unternimmt, die Geschichte dieses düsteren Zeitabschnittes zu schreiben. Gewiß findet man in den Büchern die Geschichte der Thatsachen, aber die Zeitungen sind die Geschichte der Ideen. In ihren Spalten findet man die vermuthlichen Gründe der Erhebung des Volks, seiner Bemühungen, den Thron Ludwig's XVI. umzustürzen, so wie die Erklärung der stürmischen Scenen, deren Schauplatz der National-Konvent war, und die bedeutsamsten Beweggründe zu den Metzeleien und Proscriptionen. Marat's und Hébert's Einfluß auf die rohe Volksmasse während der Schreckenszeit bedarf kaum noch einer Erwähnung. Der „Publiciste Parisien" des Ersteren und der „Père Duchesne" des Anderen läuteten die Sturmglocke der Empörung. „Ist der „Père Duchesne" heute in Wuth?" das war die erste Frage, die der Pariser Bürger that, wenn er sich mit den Tagesbegebenheiten bekannt machen wollte. Selten traf es sich indeß, daß der „Père Duchesne" guter Laune war, wenn er nicht am Tage vorher einige Köpfe unter dem Beile der Guillotine hatte fallen sehen. Täglich begab er sich in seinen Klub, um einige Aristokraten, Feinde des allgemeinen Wohls, zu denunziren oder um einen Aufstand für die erste beste Gelegenheit zu organisiren. Als die republikanischen Armeen an den Gränzen Europa's gegen die vereinten Kräfte Europa's kämpften, waren die Zeitungen und Journale ein mächtiger Bundesgenosse der Central-Regierung. Alle Blätter des „Père Duchesne" wurden den Soldaten regelmäßiger als der Sold und die Bekleidung zugesendet. Der Mensch lebt ja nicht allein vom Brodte. Die letzten Artikel wurden im Lager gelesen und erörtert, und sie haben später viel zu den Siegen der republikanischen Heere beigetragen.

Im Konvente hatten die gemäßigten Parteien eben sowohl ihre Vertreter wie die überspannten. Brissac, Condorcet, Roland und die bedeutendsten Girondisten waren Journalisten. Nach seiner Ausstoßung aus dem Jakobiner-Klub ließ Camille Desmoulins den „Vieux Cordelier" erscheinen, in welchem er in glühenden und beredten Worten das Unglück seines Vaterlandes beklagte. Aber auf Seite der gemäßigten Partei war die Zahl der Journale sehr beschränkt im Vergleich zu denen, welche täglich aus der Mitte der politischen Fanatiker aufschossen. Es gab kein bedeutendes Mitglied des Konvents, keinen Führer der Jakobiner, der nicht sein Journal gehabt hätte, in welchem er gegen den König, den Adel, die Geistlichkeit oder seine eigenen Meinungsgenossen loszog. Wenn man einen Blick auf die zahllosen wüthigen periodischen Blätter, wie das „Journal de la Montagne", die „Aristocratie enchaînée und muselée", das „Echo du Palais-Royal", das „Journal des Jacobins" wirft, so begreift man die Proscription der Girondisten, die Lyoner Metzeleien, die Ertränkungen zu Nantes und die September-Mordscenen.

Einige Schriftsteller unserer Zeit haben es für angemessen erachtet, die Französische Revolution als das Werk einiger wuthentbrannten Charaktere, einiger überspannten Geister darzustellen. Sie haben Robespierre und Danton auf einen Thron erhoben, von welchem dieselben auf das Chaos der Revolution niederblicken. Dennoch ist nichts lächerlicher, denn damals war die Thatkraft eine allgemeine Gabe, und keiner dieser Menschen hätte sie zurückdämmen können. Als sie dieselbe in ihrem schrecklichen Aufschwunge aufzuhalten versuchten, verschwand ihr Einfluß und ihre Volksthümlichkeit, und sie fielen selbst als Opfer einer höheren Gewalt, sie wurden vom Strudel fortgerissen. Warum wurden die Girondisten in die Wälder getrieben und wie wilde Thiere gejagt? Weil sie zu gemäßigt waren. Warum wurde Danton, dessen mächtige Stimme das Zeichen zu den September-Metzeleien gab, vor das Revolutions-Gericht geschleppt? Weil er gestammelt hatte und, als die Gelegenheit da war, sich nicht als Mann zeigte; Camille Desmoulins wurde von demselben Schicksale getroffen. Robespierre selbst würde sich länger gehalten haben, wenn er nicht zuletzt eine gewisse Neigung für die Grundsätze der Ordnung und Mäßigung hätte blicken lassen. Die Partei, welche ihn stürzte, sah mit Schrecken, daß er nahe daran war, von seinen Genossen eine strenge Rechenschaft der Gräßlichkeiten zu fordern, welche sie auf ihren Missionen in den Departements begangen hatten. Es ist wohl erwiesen, daß Robespierre es gethan haben würde, wenn er länger gelebt hätte.

Diejenigen, welche nur seine demagogischen Ausschweifungen kennen, würden über die Prinzipien erstaunen, welche er acht Monate vor seinem Tode angenommen hatte, als er schon nicht mehr zu den Ultra's gehörte und die neuen Männer über ihn hinausgegangen waren. Das scheint phantastisch und unglaublich, obgleich es wahr ist.

Es würde leicht seyn, die Proben von der Gewalt des revolutionnairen Dranges zu vervielfältigen. Die Blätter der Zeit wimmeln davon, und es ist interessant, zu sehen, welche Lobeserhebungen sie dem Patriotismus und der Thatkraft der Redner ertheilen, welche ihre fanatischen Ansichten verfochten. Das sicherste Mittel, populair zu werden, war, wo möglich, Marat und Hébert an Wuth zu überbieten. Diese beiden Männer waren lange Zeit Ideale, denen jedes Konvents-Mitglied nacheiferte. Marat's und Hébert's Haß gegen das Königthum hatte zuletzt einen solchen Grad von Ueberspanntheit erreicht und sprach sich auf eine so merkwürdige Weise aus, daß es damals keinen Politiker gab, der ihnen nicht nachzuahmen versuchte oder ihr Opfer zu werden befürchtete; so sehr beherrschten sie das Volk.

In dem Artikel, der den „Vieux Cordelier" einleitete, finden wir nachfolgende Stelle, die eine frischere Anschauung von dem Geiste der Französischen Revolution gewährt, als Alles, was man darüber geschrieben hat. Camille Desmoulins hatte die Berg-Partei aufgegeben, um zu Prinzipien der Ordnung und Mäßigung zurückzukehren. Die Stelle heißt: „Unsere Feinde haben kein anderes Mittel mehr, als das, welches der Römische Senat anwendete, nachdem er sich von der Fruchtlosigkeit seiner Umtriebe gegen die Grachen überzeugt hatte. Er wählte dasselbe, wie Saint-Réal sagt, um die Patrioten zu verderben. Es bestand darin, daß er einen Tribun dingte, um über alle Vorschläge des Grachus hinauszugehen. Wenn dieser einen populairen Antrag machte, so mußte jener einen noch populaireren machen und so die Prinzipien und den Patriotismus durch die Prinzipien und den bis auf die Spitze getriebenen Patriotismus ertödten." —

Wenn man wissen will, wie weit die Ueberspanntheit dieser Prinzipien ging, so muß man die Zeitungen und Schmähschriften jener Zeit lesen, welche die Werke von Thiers und Mignet in unseren Tagen wieder ins Leben gerufen. Buchez und Roux haben in ihrer parlamentarischen Geschichte einige Auszüge daraus gegeben, aber sie scheinen nicht immer die populairsten Schriften benutzt zu haben. Eine vollständige Sammlung aller revolutionnairen Erscheinungen zusammenzubringen, dürfte freilich seine großen Schwierigkeiten haben. Viele sind mit den Parteien untergegangen, denen sie dienten; andere haben nur in den Departements cirkulirt. Manche konnten sich die Subskribenten nur unter dem Siegel des Geheimnisses verschaffen, wenn sie nicht in die Hände des rothen Mannes der Guillotine fallen wollten, denn es war für einen Römer zur Zeit der Republik nicht mit mehr Gefahr verbunden, ein Purpurkleid zu haben, als für einen Französischen Bürger, gewisse geächtete Journale zu empfangen. Beim Durchsuchen einer zahlreichen Sammlung von Zeitschriften haben wir einige Nummern der „Feuille du Jour" gefunden, welche über der ersten Spalte mit rothen Buchstaben die Worte führen: „Bürger, willst Du Dein Abonnement fortsetzen? Der alte Redacteur ist um einen Kopf kürzer gemacht."

Ein General der Napoleonischen Armee *).

Das Schloß Maulevrier, einst der Aufenthalt des großen Colbert, war eine Beute der Flammen geworden, und die Mord-

*) Der Herausgeber des New-Monthly-Magazine, dem dieser Artikel entlehnt ist, bemerkt in einer Note: „Die folgende Erzählung ist buchstäblich wahr, selbst in ihren geringfügigsten Details — die beiden Personen, welche in derselben die vornehmste Rolle spielen, wollen aus einem leicht zu erklärenden Zartgefühl ihre wahren Namen nicht genannt wissen; daher wir ihnen nur falsche Namen beigelegt haben."

brenner tanzten mit wahnsinniger Freude um das Feuer, das sie angezündet hatten.

Nahe dem Schauplatze der Zerstörung saß ein junger republikanischer Offizier unter einem alten Baume und sah mit Thränen im Auge den Exzessen zu, welche seine Soldaten begingen. Plötzlich kam ein Offizier vom Generalstab herangesprengt und überreichte ihm einen Brief. Der junge Mann erbrach das Siegel und las den Inhalt, was ihm bei dem Schein der zerstörenden Flammen nur allzu leicht wurde. Dann sprach er, dem Ueberbringer zugewendet: „Sage dem General Kleber, daß meine Compagnie längstens in einer Stunde auf dem Marsche seyn soll, und daß ich seinen Befehlen pünktlich nachkommen werde."

Der Adjutant gallopirte weiter; der junge Capitain aber gürtete seinen Degen um, ging auf die Republikaner los, die um das krachende und einstürzende Gebälk eine Art wilder Sarabande tanzten, und befahl, zum Aufbruche zu trommeln. Die ganze Mannschaft schaarte sich; allein die Soldaten waren betrunken, und die Unter-Offiziere befanden sich in jenem Paroxysmus kannibalischer Freude, der den Tyrannen Nero erfüllt haben soll, als er Rom in Flammen aufgehen sah. Unter der Last ihrer Waffen taumelnd, strauchelten sie über die glühende Asche; allein das Wort „Vorwärts", mit fester Stimme gesprochen, hatte doch endlich die gewünschte Wirkung.

Wohin es gehen sollte, wußten sie nicht, und sie kümmerten sich auch wenig darum. Gegen fünf Uhr des Morgens war der Ort ihrer Bestimmung erreicht. Sie hatten auf dem ganzen Wege, fast ohne Unterbrechung, die Marseillaise gesungen; sie hatten geflucht, geschworen, gelästert und allerlei andere nicht minder ergötzliche Dinge gethan, um ihrer Trunkenheit Meister zu werden. Der Capitain allein schritt schweigend vor dem sittenlosen Gesindel her, das seiner Obhut empfohlen war. Das erste Wort, das über seine Lippen kam, war „Halt!" und in demselben Augenblick standen die Truppen vor einem jener reizenden Landhäuser, die man in den romantischen Wäldern der Vendee so häufig antrifft. Keine Vormauer verwehrte den Zugang; das Haus war mit einer schlichten Hecke umgeben, und im Innern herrschte eine so friedliche Stille, als hätte der Bürgerkrieg dieses Asyl noch ganz verschont gelassen. „Soll ich zum Angriff trommeln, Bürger Marcel?" fragte der Trommelschläger. — „„Nein"", erwiederte der Capitain; „„ich gehe allein in dieses Haus."" Er stieg über den Zaun, klopfte stark an die Pforte und rief: „Im Namen der Republik — öffnet!"

Eine alte Dienerin ließ den Capitain ein und geleitete ihn nach einem kostbar möblirten Zimmer. „Bürgerin", sprach Marcel, „General Stofflet und sein Stab haben einen Theil der Nacht hier verweilt. Sind sie noch anwesend, so ermahne ich Dich, im Namen des Gesetzes sie auszuliefern; sind sie aber bereits fort, so befehle ich Dir, mir zu sagen, wohin?" Die Alte erblaßte — ihre Lippen zitterten — ein Gemisch von Schmerz und Ueberraschung malte sich in ihren Zügen. Endlich sprach sie mit erzwungener Fassung: „Mein Herr (sie war nicht gewohnt, Bürger zu sagen), ich kann zu Gott schwören, daß kein Mensch in diesem Hause ist, diejenigen ausgenommen, die ein Recht haben, hier zu seyn." — „„Wohl"", versetzte Marcel; „„so geh' und laß alle Personen, die unter diesem Dache sind, vor mir erscheinen.""

Die Alte ging, wie ihr geheißen war, und der Capitain beschaute sich unterdeß alle die kostbaren und geschmackvollen Möbel, welche den Salon schmückten. Nach einer Viertelstunde trat eine schöne, Ehrfurcht gebietende Frau, begleitet von zwei reizenden jungen Töchtern, in das Gemach.

Ehe wir fortfahren, erlauben wir uns, dem Leser über Capitain Marcel einige nähere Auskunft zu geben. Er war ein geborener Pariser, und sein Vater ein obskurer Handwerker in einem der obskursten Viertel der Stadt. Der Sohn hatte das Handwerk seines Vaters erlernt. Vermuthlich würde er bis an seinen Tod unbekannt geblieben seyn, hätte nicht die Revolution seine Geistes- und Seelenkräfte in einer ganz anderen Sphäre entwickelt. Jung, hochherzig und enthusiastisch, wie er war, schloß sich Marcel den Männern der Revolution an. Sein Patriotismus dürstete nicht nach Blut; auch gehörte er nicht zu denen, die bei Gründung der Republik nur ihre eigene Wohlfahrt im Auge hatten. Die Revolutions-Gräuel der Hauptstadt erregten seinen Abscheu und bestimmten ihn, auf dem Schlachtfelde sein Glück zu suchen. Er focht als Freiwilliger bei Valmy und dann bei Fleurus — ein Befehl des Konvents schickte ihn nach der Vendee, wo er sich als tüchtiger Offizier und edler Mensch das Vertrauen des Generals Kleber erwarb.

Das Erscheinen der Wittwe und ihrer beiden Töchter, in deren Blicken man die Furcht las, die jede Uniform in jenen Tagen des Schreckens einflößte, machte einen tiefen Eindruck auf Marcel. „Bürgerinnen", sprach er mit ehrerbietigem Ernste, „ich erfülle nur meine Pflicht als Soldat. General Stofflet und seine Stabs-Offiziere sollen vergangene Nacht in dieser Gegend zugebracht haben; und zwar nennt man Ihr Haus als das einzige, in welchem er Quartier finden konnte. Ich freue mich, daß die Untersuchung mir übertragen worden ist, denn ich hoffe, die Strenge der Befehle, die ich empfangen, so viel als möglich mildern zu können." — „„Wir wohnen hier allein"", sprach die Dame; „„meine Töchter und ich. Wir leben so zurückgezogen als möglich und ganz abgeschnitten von den Unruhen, die ein Bürgerkrieg in seinem Gefolge hat. Zweifeln Sie an meinen Worten, so steht es Ihnen frei, in meinem Hause Nachsuchung anzustellen.""

In Marcel's männlichem Antlitz malte sich einen Augenblick sein Unwille bei dem Gedanken, daß er in der Eigenschaft eines Spions oder Polizei-Agenten hier war. Frau von Souland bemerkte diesen edeln Unwillen und wußte ihn zu schätzen. „Ihre Versicherung", sprach der Capitain, „ist mir schon genug; vielleicht darf ich Sie aber bitten, meiner Compagnie ein paar Stunden lang Obdach und einige Erfrischungen zu geben — wir sind die ganze Nacht marschirt, und die Soldaten bedürfen einiger Ruhe." — „„Diese Gemächer"", versetzte die Dame, „„stehen Ihrer Compagnie zu Diensten; „„ich will meiner Dienerschaft die Weisung geben, für Alles zu sorgen, was Ihnen angenehm seyn dürfte. Mir und meinen Töchtern wird es aber doch unverwehrt seyn, während Ihres Aufenthalts in unseren Gemächern zu bleiben?""

Marcel bewilligte ihr Gesuch mit freundlicher Miene. Kaum hatten die Damen den Saal verlassen, als die hungrigen Streiter der Republik hereinstürzten und über die kalten Speisen und den Wein herfielen, die man ihnen reichlich servirte. Einer von ihnen, den man allgemein für einen geheimen Agenten Carrier's hielt, warf sich in einen prachtvollen mit Sammet überzogenen Armsessel, streckte seine über einander gelegten Beine weit aus und sprach: „Das ist Alles gar schön und angenehm; wir thun uns auf Unkosten dieser Cidevants recht gütlich; allein der eigentliche Zweck, weshalb wir gekommen, darf auch nicht übersehen werden — dieser feurige Wein und diese leckeren Speisen sagen uns nichts von Stofflet — Deine Ordre, Capitain, ist peremptorisch — dieses verdächtige Haus ist ein zu sicherer Schlupfwinkel — es muß verbrannt werden!" — „„Meine Ordre"", versetzte Marcel, „„ist allerdings streng genug; allein sie lautet nur dahin, daß ich Stofflet ausfindig machen soll, und es ist unsere Schuldigkeit, dieses Mannes um jeden Preis habhaft zu werden und ihn der Republik auszuliefern. Aber in diesem Hause wohnen drei schuldlose Frauenzimmer, die mir unmöglich so geantwortet hätten, wie sie gethan, wenn sie von Stofflet mehr wüßten, als wir. Nein — nein, sie haben uns gut bewirthet; wir sind jetzt Alle wieder frisch und marschfähig — laß uns aufbrechen!"" — „Mit Nichten, Capitain", sprach der muthmaßliche Agent; „dazu ist jetzt noch keine Zeit. Glaubst Du im Ernste, daß dieses reichliche Frühstück, mit dem wir so freundlich bewirthet worden sind, nur für eine Dame von mittleren Jahren und ihre beiden Töchter bereitet worden ist? — Gewiß hat man noch andere Personen erwartet — und was sagst Du dazu, Capitain?" Mit diesen Worten überreichte er Marcel einen Brief des Abbé Bernier an Stofflet und setzte mit verstärkter Stimme hinzu: „Diesen Brief fand ich auf einem der Tische dieses Saales. Er ist vor drei Tagen datirt, und was steht darin? — „„Frau von Souland wird Ihnen meinen Brief einhändigen, sobald Sie angekommen sind."" — Und was folgt daraus, Capitain? Meines Bedünkens nichts Geringeres, als daß General Stofflet allerdings vergangene Nacht hier gewesen ist, und daß die ehrenwerthe Aristokratin ihm das Schreiben eingehändigt hat. Vielleicht sah er von jenem Fenster aus die Flammen des Schlosses Moulevrier — sie dienten ihm als Warnungs-Signal — er ist entflohen und hat schon einen großen Vorsprung. Kameraden! habt kein unzeitiges Erbarmen — des Vaterlandes Wohl geht über jede andere Rücksicht! Es ist unsere Pflicht, dafür zu sorgen, daß der Tyrann hier nie wieder ein Asyl finden kann."

Die halb trunkenen republikanischen Soldaten verstanden den Sinn dieser Worte nur zu gut — sie säumten nicht, dem Winke des herzlosen Ungeheuers Folge zu leisten. In zwei Minuten waren sie durch das ganze Haus zerstreut — Einige stürzten in die oberen Gemächer, Andere erbrachen die Keller, und jeder Winkel wurde durchwühlt und geplündert. Die rohesten Flüche, die unzüchtigsten und abscheulichsten Gesänge hallten in dem Gebäude wieder. Die unglückliche Frau von Souland und ihre zitternden Töchter hörten selbst in dem abgelegenen Zimmer, wo sie sich eingeschlossen hatten, das Gebrüll der zügellosen Bande. Die Töchter, welche von dem Grausen des Bürgerkrieges schon öfter Zeugen gewesen, suchten ihre vortreffliche Mutter zu trösten und zu ermuthigen. „Wir werden bald ohne Obdach seyn", sprach die ältere Tochter; „aber in unserem Elend und in unserer Verbannung kann uns der Gedanke glücklich machen, daß wir einen der edelsten Vertheidiger der Königlichen Sache beherbergt haben." Frau von Souland drückte ihre beiden Kinder mit Thränen an ihr Herz.

Plötzlich hörte man die Bluthunde schreien: „Stecket das Haus in Brand! Scheucht den Fuchs mit Rauch aus seinem Schlupfwinkel!" Und sogleich stürzten Alle hinaus, machten Fackeln, wozu ihnen die rings um das Schloß wachsenden Geniste Material gaben, legten an verschiedenen Stellen Feuer an und umringten dann das Gebäude in einiger Entfernung, um keinen Menschen aus den rauchenden Trümmern entwischen zu lassen. Sobald die zerstörende Flamme an den Mauern emporloderte, eilte die unglückliche Frau von Souland auf den Balkon über dem Eingang. Ihre beiden Töchter hatten sich in einem Zustande halber Bewußtlosigkeit an ihre Arme festgeklammert. „Um Gottes Willen", rief sie mit verzweifelter Stimme, „stellt eine Leiter an — nicht für mich — nicht für mich — für meine armen Kinder! O, rettet sie!" Bei diesen Worten hob sie eines der theuren Kinder vom Boden auf, um das Mitleid der Mordbrenner zu erregen. Carrier's Agent lächelte teuflisch. „Capitain", sprach er, „ich hätte wohl Lust, auf diese royalistische Brut

anzulegen.'' — „„Der Erste, welcher feuert, ist des Todes'''', donnerte Marcel in wüthender Erbitterung. „„Er fällt durch meine Hand!'''' In demselben Augenblick fielen zwei Schüsse, und im nächsten lagen zwei von den drei Opfern auf dem Balkon in ihrem Blute. Marcel stürzte gegen den Mann des Volkes los, der diese That gethan hatte, und schrie: „Bösewicht, Du hast Deine gräßliche Absicht erfüllt — jetzt erfülle ich die meinige.'' Mit diesen Worten hielt er die Mündung seines Pistols dicht an den Kopf des Barbaren, drückte los, und der Mörder war eine Leiche.

Dies war ein verzweifelter Schritt. Die kaltblütige Festigkeit Marcel's und der Anblick des gefallenen Ungeheuers hatten eine mächtige Wirkung auf die Soldaten — sie starrten voll Erstaunen vor sich hin, murrten aber nicht. „Es waren Drei'', rief Marcel; „nur Zwei von ihnen sind gemordet! Bürger, helft mir die Dritte aus den Flammen retten!''

Die Soldaten gaben ihre Bereitwilligkeit einstimmig zu erkennen. Der Balkon wurde erstiegen — Marcel stürzte an den Leichen der gemordeten Opfer vorbei und mitten ins Haus; er bahnte sich seinen Weg über die krachenden Balken und durch den dicken Rauch, welcher die entfernteren Seiten des Gebäudes noch füllte. Eine schauerliche Unthat war begangen, und Marcel hatte geschworen, die brennenden Trümmer nicht eher zu verlassen, bis er die unglückliche Waise, die noch übrig war, dem Verderben entrissen hätte. Vergebens war sein Bemühen — er konnte keine Spur von dem Mädchen entdecken; die Flammen schlugen empor; seine Lage wurde immer gefahrvoller. Endlich, als der letzte Hoffnungsstrahl schon verbleichen wollte, entdeckte er am Ende eines Korridors, den die Flamme jetzt erst ergriff, eine am Boden liegende weibliche Gestalt. Mit einem Sprunge befand er sich an der Stelle, wo sie lag; sie war bewußtlos und leichenkalt, aber sie athmete noch. Marcel richtete sie auf, nahm sie in seine Arme und eilte über den brennenden Flur zurück, bis er den Balkon wieder erreicht hatte. Zu ihrem Glücke konnte die Arme nicht bemerken, daß die Flammen schon an den blutbefleckten Leichnamen ihrer Mutter und Schwester nagten, über welche ihr edler Retter hinwegschreiten mußte. Die Leiter, auf welcher Marcel hinangestiegen war, wurde von den Leuten unten fest gehalten, und Marcel brachte das schuldlose Geschöpf glücklich hinab. Jetzt floß sein edles Herz über; Dankbarkeit trat an die Stelle der Unerschrockenheit und Thränen stürzten aus seinem Auge.

„Freunde'', sprach er zu den Soldaten, „laßt uns das Werk der Sühne, welches so glücklich begonnen ist, auch vollenden — laßt uns dieses hülflose Mädchen beschützen, die sonst nirgends mehr Schutz finden kann.'' Der Aufruf hatte seine Wirkung — das arme Geschöpf war nicht mehr eine Aristokratin, eine Royalistin — sie war eine verlassene Waise, die der Capitain vom Tode errettet hatte. Alle zeigten sich mit Marcel einverstanden. Der edelherzige Mann wachte mit brüderlicher Sorgfalt über dem jugendlichen Schützling und stellte seinen Kameraden vor, daß es gebieterische Nothwendigkeit sey, die Unglückliche von dieser Scene des Schreckens zu entfernen, ehe sie aus dem Zustande wohlthätiger Bewußtlosigkeit, in welchem sie sich befand, wieder erwacht seyn würde. Man legte sie auf eine Art von Bahre und trug sie behutsam von dannen. Endlich erwachte sie — ein Augenblick, dem ihr Retter mit klopfendem Herzen entgegengesehen. (Fortsetzung folgt.)

Rußland.

Die Deutschen in Rußland.

(Fortsetzung.)

Liewland steht zwischen Kurland und Esthland in der Mitte. Wenn auch seine Adeligen sich nicht so entschieden alle dem Staatsdienste weihen, wie die Esthland's, so glänzen doch auch die meisten seiner ausgezeichneten Namen in den höchsten Chargen.

Es ist freilich der Adel dieser Provinzen, der vorzugsweise zu den höchsten, namentlich militairischen und diplomatischen Chargen gelangt. Doch ist er es keinesweges ausschließlich; vielmehr wetteifern mit ihm die Söhne der Prediger und Kaufleute in der Erlangung hoher Ehrenstellen. Barklay de Tolly war nicht der einzige Rigasche Kaufmanns-, und der ausgezeichnete Corps-General Grabbe nicht der einzige Liewländische Pastoren-Sohn, so wie Rüdiger nicht der einzige aus dem Advokatenstande, die auf dieser Bahn weit gelangten.

Es ist kein zweites Land in Europa, das, mit Rücksicht auf seine bisherigen Zustände, so viel Neues schafft und in so fortschreitender Ausbildung begriffen ist, wie Rußland. Es bedarf daher der klugen Köpfe und thätigen Arme in hohem Grade, und Jeder, der Hand anlegen kann, ist ihm willkommen. Hierzu kommt, daß die Russen, die unter sich nur Adel und Bauern kennen, den gebildeten Deutschen, den sie doch unmöglich zu den Letzteren rechnen können, fast durchweg als zum Adel gehörig ansehen, er mag nun von Geburt ihm angehören oder nicht. Aus beiden Ursachen wird wenig nach der Geburt des Deutschen gefragt und nach den Ahnen, die seine Vorhallen zieren, vielmehr werden nur seine eigenen Talente in die Wagschale gelegt. Da ferner die Fach-Eintheilung der Geschäfte in Rußland eben so wenig scharf ist, als die Sonderung der Stände, und dort vielmehr ein Uebergehen aus der Kavallerie zur Infanterie, aus der Artillerie zur Garde, aus dem Militair zum Civil, aus dem Administrativfach zur Gesetzgebung, aus dem Forstfach ins Bergwerk sehr leicht ist, so ist es auch ziemlich einerlei, nicht nur wer, sondern auch wo man die Stufenleiter der Ehren zu erklimmen beginnt. Man widmet sich nur eben im Allgemeinen dem Dienst, tritt ein, wo man die nächste Gelegenheit findet, schreitet vor und vor, und hat man Talent, Energie und Regsamkeit, so kann man sicher darauf rechnen, zu hohen Würden zu gelangen.

Die zunächst aus dem Auslande eingewanderten Deutschen haben freilich noch anfangs mit gar mancherlei Hindernissen zu kämpfen, mit der Akklimatisirung des Körpers und Geistes, mit der Erlernung der Sprache u. s. w., um vorwärts zu gelangen. Aber wenn sie sich durch ihre Tüchtigkeit einigermaßen Ruf und Freundschaft erworben haben, so werden gewiß dermaleinst ihre Söhne, denen sie mit Rath zur Seite gehen können und die mit der besseren Kenntniß Rußlands den Vortheil verbinden, eines tüchtigen Deutschen Vater nahe gestanden zu haben, es weit bringen. Die Söhne aus Deutschland eingewanderter ausgezeichneter Aerzte, Professoren, Ingenieure oder Bergleute haben immer mit ziemlicher Sicherheit auf eine glänzende Zukunft zu rechnen.

In Deutschland seufzt wohl mancher arme gedrückte Geist am niedrigen Schreibertische; manches ausgezeichnete Talent quält sich auf der dornigen engen Felsenbahn vergebens. Der tüchtigen Menschen sind so viele, und der Eine hindert den Anderen. In Rußland dagegen fühlt sich der thatlustige Deutsche wie in einem anderen Elemente, das ihn trägt und hebt. Man bedarf seiner. Er sieht sich aufgesucht. Alles ordnet sich ihm leicht unter. Sein Deutschthun allein schon giebt ihm ein Gewicht, das er in seinem Vaterlande, wo alles Nichtdeutsche mehr gilt, nicht in sich fühlte, und so steigt er sicher und rasch empor.

2) Der Einfluß der Deutschen als Gelehrte, Aerzte u. s. w.

Wenn etwas des Deutschen eigenthümliches Fach ist, so ist es die Wissenschaft. Es ist daher natürlich, daß er diese in Rußland, wo man so leicht des Deutschen Verdienste anerkennt, vor allen Dingen geltend mache. Vor den Kenntnissen und der Gelehrsamkeit eines Deutschen hat daher jeder Russe durchweg eine solche Achtung, daß er gleich von vorn herein ohne Weiteres die Segel vor ihm streicht. Und wenngleich dem Anschein nach in neuerer Zeit, wo auch unter den Russen nicht wenige Forscher und Gelehrte sich hervorzuthun angefangen haben, diese gute Meinung vom Deutschen etwas vermindert zu seyn scheint, ja die Russen, im freudigen Bewußtseyn, auch etwas geleistet zu haben, schon hier und da anfangen, sich aufs hohe Pferd zu setzen und auf ihre bisherigen Lehrmeister herabzusehen, so ist dies doch nur scheinbar, dauert nur so lange, als sie unter sich sind, und dem Deutschen gegenüber nehmen sie gern Hut und Maske ab.

Die beiden in der Achtung des einheimischen wie auswärtigen Publikums am meisten hochgestellten gelehrten Institute Rußlands sind die Dorpater Universität und die Petersburger Akademie. Beide sind ganz auf Deutschem Fuß eingerichtet und von Deutschen Gelehrten geleitet. An der Universität zu Dorpat sind sämmtliche Professoren — mit einer einzigen Ausnahme — Deutsche, und bei der Petersburger Akademie gehören ebenfalls die ausgezeichnetsten Namen unserer Nationalität an. Auch auf den übrigen fünf Russischen Universitäten findet man neben den Russischen wenigstens einige Deutsche Professoren, und auch bei denselben gehen gewöhnlich immer die ausgezeichnetsten Leistungen von einem Deutschen Namen aus.

Die Universität Dorpat hat wohl entschieden von allen diesen wissenschaftlichen Instituten den ausgedehntesten Wirkungskreis. Ein Dorpater Professor ist in ganz Rußland ein Wesen, dem man den größten Respekt erweist und bei dessen Namen und Titel man sich an Alles, was der Parnaß Glänzendes und Blendendes hat, zu erinnern scheint. Es ist überall eine Empfehlung, in Dörpt*) studirt zu haben, und jährlich sendet diese Universität eine große Partie von geschulten Leuten, Aerzten, Predigern, Lehrern und Professoren aus, die sich in dem großen Reiche vertheilen.

Vor allen Dingen ist die Universität Dorpat die Pflanzschule und das Treibhaus für die Russischen Professoren. Nicht nur werden häufig junge Privat-Docenten und außerordentliche Professoren von dort nach Russischen Universitäten ins Innere als ordentliche Professoren versetzt, sondern es existirt hier auch ein eigenes sogenanntes Professoren-Institut, in welchem junge Leute gleich von vorn herein planmäßig zu akademischen Lehrern ausgebildet werden.

Fast noch wichtiger aber erscheint sie als Bildungsschule der Aerzte, mit denen sie ganz Rußland versieht. Jährlich gehen von Dorpat eine Menge junger Deutscher Mediziner aus, die sich in den Städten des Innern oder als Hausärzte bei Russischen Großen niederlassen. Die vornehmsten Aerzte in allen größeren Städten sind durchweg Deutsche, entweder von Dorpat ausgegangene oder aus Deutschland eingewanderte. Auch die Leib-Aerzte des Kaisers und der Kaiserlichen Familie sind fast sämmtlich Deutsche.

Die Prediger und Theologen, die von Dorpat, für das Innere von Rußland bestimmt, ausgehen, sind natürlich nur zunächst dazu berufen, die dort befindlichen Deutschen Gemeinden als Seelenhirten zu leiten. Das Vertrauen aber, das der Russe dem

*) Russischer Name für Dorpat.

Deutschen schenkt, führt ihn überall über seinen nächsten Wirkungskreis hinaus; und so insbesondere den lutherischen Prediger, der natürlich vorzüglicher Hochachtung genießt. Die Deutschen Prediger im Innern Rußlands kommen daher mit so mancherlei Menschen in Verbindung, erhalten so vielfache Aufträge und Geschäfte, die zu ihrem Amte gar keine Beziehung haben, daß ihre Stellung dadurch eine ganz eigenthümliche und in vieler Hinsicht sehr bedeutungsvolle wird.

Im Lehrfache und als Hofmeister hatten früher die Franzosen vor den Deutschen den Vorrang. Allein jetzt sind die Deutschen Lehrer und Erzieher mehr gesucht, als die Französischen. Im Jahre 1832 waren in Petersburg, nach dem Journal des Ministeriums des Innern 157 Lehrer aus dem Auslande, unter ihnen 85 Deutsche; die übrigen, außer einigen Engländern, meistens Franzosen und Schweizer. — Zu jenen 85 konnte man aber noch fast eben so viel inländische Deutsche Lehrer fügen. — Im Innern Rußlands findet man jetzt entschieden mehr Deutsche an der Spitze von Privat-Schulen und Erziehungs-Anstalten, als Franzosen, und in den meisten Häusern der Russischen Großen ist einem Deutschen die Leitung der Kinder-Erziehung übertragen, während oft ein Franzose nur noch als Gehülfe erscheint. An der Spitze fast aller von der Kaiserin Maria in den Haupt- und Gouvernements-Städten gestifteten und für die Bildung der Russischen Frauen so äußerst thätigen sogenannten Fräulein-Institute (instituts des demoiselles nobles) stehen Deutsche Damen, in der Regel höchst gebildete Frauen aus Liefländischen adeligen Familien. Eben so findet man an Russischen Gymnasien und Lyceen weit häufiger Lehrer Deutscher Zunge, als von irgend einer anderen nicht-Russischen Nationalität.

3) Die Deutschen als Kaufleute, Handwerker, Künstler u. s. w.

Wie viel Bedrücktes, Schiffbrüchiges und Aussichtsloses hat sich nicht schon in Lübeck eingeschifft, hat, unter Furcht und Hoffnung schwebend, die Ostsee durchkreuzt und ist in Rußland zu Brod und Ehren gelangt. Schneider, Schuster, Maurer, Weber, Maler, Musiker stranden alle Jahre eine Menge in Petersburg an, und sieht man sich nach einiger Zeit nach ihnen um, so findet man sie hier oder dort an der Wolga oder am Schwarzen Meer, in Sibirien oder am Kaukasus wohlbestallt, satt, rundlich und zufrieden. Wie manches Kleeblatt Deutscher Lumpaci-Vagabunden überschritt schon die Russische Gränze und bekleidete und begraste sich nachher hier so, daß es, des Vaterlandes uneingedenk, sich im Lande der Lotophagen dünkte.

Deutsche Waare, Deutsche Arbeit stehen in Rußland in so hohem Ansehen, daß ein Deutscher Handwerker gewiß schon ein äußerst arger Pfuscher seyn muß, wenn es mit ihm nicht vorwärts geht. Die Deutschen Handwerker in Petersburg leben wie in Abraham's Schoße. Und ein Tischler- oder Schneider-Talent, das in Deutschland vielleicht höchstens sein ordentliches Zimmerchen und sein anständiges Auskommen hätte, lebt dort im Ueberfluß und prächtigen Wohnungen, die oft den Palästen der Vornehmen nicht nachstehen. Unser Schneidermeister wird dort zum tailleur-marchand, unser Mühlenbauer macht sich zum Mechanikus, und unser Tischler etablirt alsbald ein elegantes Möbel-Magazin, während der Tuchscheerer nicht lange säumt, eine Tuchfabrik zu errichten und mit seinen eigenen Waaren die Messen zu beziehen. Es giebt in Petersburg Tischler, die sich Millionen zusammenhobelten, Schneider, die sich Paläste zusammennähten, Klavierbauer, die ihre Töchter an Russische Generale verheiratheten, und Schuster, deren Luxus den Neid manches Deutschen Barons erregen könnte. — Anfangs arbeiten diese Leute selbst. Haben sie aber erst etwas Kapital, so nehmen sie Russen in ihren Sold, die ihnen billige und gute Dienste leisten, und leiten dann nur noch als Fabrikherren deren Beschäftigungen. Wie in Petersburg, ganz eben so ist es auch in den größeren Städten der Provinzen. Auch hier fühlen und benutzen die Deutschen Handwerker ihre große Ueberlegenheit über die Russen, werden wohlhabend, leben im Ueberfluß und kommen, vermöge der guten Meinung, die man von ihnen hegt, und der Bildung und Redlichkeit, die man bei ihnen voraussetzt, mit Klassen der Gesellschaft in Berührung und sehen sich in Kreise gezogen, denen ihre Stellung in Deutschland sie nie nahe brachte. Die Deutschen dünken sich ein Metall von edlerem Schlage als die Russen, und diese bestärken sie durch vielfache Anerkennung in diesem Glauben. Eine junge gebildete Deutsche Handwerkstochter im Innern Rußlands wirft schon ihre Augen auf Orden und Epauletten, die ihr in Deutschland ganz unerreichbare Sterne waren. Nichts ist häufiger als Heirathen zwischen armen Deutschen und reichen Russen, und man findet manchen Herrn Meyer oder Müller, dessen Frau eine geborne Fürstin G... oder K... ist, und manche Fürstin X. oder Z., die bei der Nadel ihres Deutschen Vaters aufwuchs.

Das große Vertrauen, das die Russen der Gewissenhaftigkeit und Ehrlichkeit der Deutschen schenken, kann diese nur ehren, und es wäre schön, wenn sie dies Vertrauen immer rechtfertigten. Gewöhnlich trauen die Russen dem Deutschen viel mehr zu als ihren eigenen Brüdern, und wenn ein Russe Jemanden etwas recht Gewichtiges und Werthvolles anzuvertrauen hat, oder wenn er eines aufrichtigen und intimen Freundes Rath bedarf, wählt er gewiß eher einen Deutschen zu seinem Vertrauten, als einen Russen. Wo daher im Inneren Rußlands ein Deutscher sich ansässig machte, den seine Vermögensumstände und Geschäfte ein wenig unter die Menschen bringen, da sieht er sich bald zum leitenden Mittelpunkte einer Menge von Angelegenheiten und Geschäften erhoben und tritt oft als Adelsmarschall an die Spitze der umwohnenden Gutsbesitzer, oder wird doch als geistreicher Gesellschafter, als talentvoller Sänger und Whistspieler die Zierde und der Tonangeber in seinen geselligen Kreisen.

Die jetzt aufblühenden Fabriken im Innern Rußlands haben auch häufig Deutsche Fabrikmeister an der Spitze. Von Deutschen Kaufleuten findet sich die größte Kolonie natürlich in St. Petersburg, wenn man nämlich von Riga, Libau, Wiborg u. s. w., welches ja völlig Deutsche Plätze sind, absieht. Doch sind auch sonst in allen anderen Russischen Seeplätzen, in Archangel, Odessa u. s. w., mehrere Deutsche Häuser. Unter jenen Petersburger Deutschen Kaufherren, die entschieden das Hauptcorps und den Kern der ganzen Petersburgschen Kaufmannschaft bilden, finden sich Bürger aus allen Deutschen Handelsstädten, insbesondere aus den Russischen Ostseeplätzen Eingewanderte. Alte Petersburger Stamm-Häuser giebt es wohl kaum unter ihnen. Da ihre Söhne gewöhnlich entweder zu ehrenreicheren Gewerben übergehen oder sich mit dem Reichthum ihrer Väter außer Landes zurückziehen, so kann man diese Kolonie als in beständiger Erneuerung begriffen ansehen. Die alten Etablissements verschwinden schnell, und es treten immer neue an ihre Stelle. Uebrigens zeichnen sich die Deutschen Kaufleute Petersburgs durch große Humanität, eine feinere Artigkeit im Wesen und Benehmen und eine kosmopolitischere Bildung aus, als unseren einheimischen Kaufleuten sonst eigen zu seyn pflegt. Sie nehmen in Rußland, wo sich Alles mehr mischt und assimilirt, als bei uns, mit Beibehaltung ihres trefflichen Deutschen Fonds, eine gewisse Politur an, in der offenbar die Slawen ihre Lehrer waren. Im Inneren Rußlands giebt es aber, was bemerkenswerth ist, gar keine Deutsche Kaufleute, weder solche, die den großen inneren Handel betreiben, auf den Messen und in den Gostinnoi Dwor's, noch den kleineren Krämerhandel auf den Märkten und in den Buden. Dieser Handel ist bei den besonderen Natur-Verhältnissen des Landes zu eigenthümlich, als daß hier Fremde mit den Russen wetteifern könnten. Dazu haben die Russen, denen sonst alles Genie zum großartigen überseeischen Handel abgeht, ein so höchst merkwürdiges Talent im Klein-Kram, daß sie hier alle Konkurrenz der Deutschen völlig ausschließen und die Kaufmannschaften der Russischen Städte, die im Gostinnoi Dwor versammelt sind, einzig und allein und ausschließlich aus Russen und zwar nur aus eigentlichen Großrussen bestehen. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Mittelalterliche Studien. Ein wichtiges und anziehendes Werk zur näheren Kenntniß des Mittelalters ist so eben in Italien erschienen. Herr Luigi Cibrario in Turin, früher bereits durch historische Arbeiten bekannt, hat eine Monographie „über den Staatshaushalt des Mittelalters" herausgegeben*). In drei Büchern behandelt der Verfasser darin den politischen, den sittlichen und den ökonomischen Zustand des vom Ende des fünften bis gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts reichenden tausendjährigen Zeitabschnitts, welchen wir das Mittelalter zu nennen pflegen. Natürlich ist es zunächst Italien, das der Verfasser dabei im Auge hat, doch auch auf andere Länder wirft er gelegentlich einen belehrenden Ueberblick. In dem ersten Buche werden vornehmlich die Einflüsse erörtert, welche die Invasion der Barbaren auf das Leben und die Gesittung der ehemaligen Römer gehabt; die Begründung des Feudal-Systems, so wie der kirchlichen und der socialen Hierarchie, der Ursprung der Gemeinden und das Völker- oder Faustrecht, wie Krieg oder Frieden es mit sich brachten, werden dargestellt. Im zweiten Buche ist es die Macht der religiösen Ideen und deren Einfluß auf viele Institutionen des Mittelalters, wie namentlich Klöster und Ordensbrüderschaften, was erläutert wird. In vier Kapiteln spricht der Verfasser von dem häuslichen Leben, von den Festen, so wie von dem Zustande der Wissenschaften und Künste bei den Völkern jener Periode. Das dritte Buch endlich, welches die ökonomischen Zustände beschreibt, dürfte wohl die meisten neuen Aufschlüsse enthalten, da der Verf. hierbei aus Chroniken und Handschriften geschöpft hat, die bisher noch wenig bekannt sind. Interessant möchten besonders die Tabellen seyn, die uns über die Preise des Getraides, der Hausthiere und vieler anderen Dinge, namentlich Handarbeiten rc., aus dem Zeitraume vom Jahre 1289 bis zum Jahre 1397 mitgetheilt werden und die der Verfasser aus den in den Archiven von Piemont befindlichen Dokumenten geschöpft hat. Wir bekommen dadurch einen Begriff von dem Zustande des Ackerbaues und des Gewerbfleißes im Mittelalter, von dem Werthe, den die Tagearbeit damals gehabt, und von den verschiedenen Abstufungen, wonach Priester und Laien, Krieger und Magistratspersonen besoldet und hochgehalten wurden. Dem Historiker wie dem Statistiker bietet das Werk des Herrn Cibrario eine Fundgrube von neuem Materialien dar.

*) Della economia politica nel medio evo. Libri III. — Turin, Bocca, [illegible]

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Rthlr.) vierteljährlich, 3 Rthlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 71. Berlin, Freitag den 14. Juni 1839.

England.

Bischof Goodman und seine Zeit *).

Der Bischof Goodman, welcher in der Zeit der Königin Elisabeth und des Königs Jakob I. lebte, gehörte zu jenen gewissenhaften Männern, die in der einen Kirche fette Pfründen verzehren, während sie ihr Seelenheil in der anderen suchen. Er bekleidete die Würde eines Anglikanischen Bischofs; aber sein Hang zum Katholizismus war so offenkundig, daß man ihn deshalb bei dem Könige verklagte. Unter anderen Dingen wurde ihm zur Last gelegt, daß er ein Kruzifix zu Windsor wieder aufgerichtet und verschiedene Stellen dieses Kruzifixes mit Bildnissen des Erlösers geschmückt habe **). Alle übrige Beschuldigungen überwog aber Laud's Zeugniß; denn Goodman hatte diesem geistlichen Würdenträger auf der Synode vom Jahre 1640 peremtorisch erklärt, sein Gewissen erlaube ihm nicht, die neuen kanonischen Satzungen zu unterschreiben. Vergebens bedeutete ihm Laud, eine so überraschende Weigerung könne in einer Zeit, wie der damaligen, dem Klerus und der Kirche nur sehr nachtheilig seyn. Goodman blieb hartnäckig und mußte, nachdem er, wie es die Sitte erheischte, drei Mal ermahnt worden, in das Staats-Gefängniß wandern. Der Herausgeber des vorliegenden Werkes giebt sich Mühe, uns zu beweisen, daß Bischof Goodman sehr wohl glauben konnte, was er glaubte, und verwerfen, was er verwarf, ohne darum ein schlechter Protestant zu seyn; aber gewiß hat ihn hier sein edelmüthiger Eifer irre geleitet. Goodman war ohne Zweifel ein Krypto-Katholik, und nicht etwa ein bloßer Eklektiker in Sachen des Glaubens. Er liebte den Pomp des katholischen Gottesdienstes, vertheidigte die Werkheiligkeit und erklärte noch in seinem letzten Willen, jedes andere Bekenntniß könne nur insofern zum Heile führen, als es mit den Lehrsätzen der Römischen Kirche übereinstimmte.

Wir wollen dem Bischof seine subjektiven Grundsätze nicht zum Vorwurfe machen — von diesen brauchte er nur seinem Schöpfer Rechenschaft zu geben. Mit großem Rechte aber können wir ihm vorwerfen, daß er der einen Kirche zugethan war und aus den Fonds der anderen seine Taschen füllte. Er beging damit ein Verbrechen an beiden Kirchen und einen doppelten Verrath an dem gerechten Fürsten, in dessen Dienst er stand. Lassen wir aber diesen Punkt, der seinen persönlichen Charakter betrifft, jetzt auf sich beruhen und heben wir einige Stellen seiner Denkwürdigkeiten aus, um dem Leser zu zeigen, wie angenehm, launig und verständig der Bischof schreiben konnte, obgleich sein Stil an der schleppenden Unbehülflichkeit des Zeitalters laborirte.

Im Verlaufe der sogenannten großen Rebellion bemeisterten sich die Insurgenten des Hauses Goodman's und warfen seine Bücher und Papiere auf die Gasse. Der Bischof bezog eine Privat-Wohnung in Westminster, wo die Rache des Volkes ihm weniger anhaben konnte, und verfaßte daselbst vorliegendes Memoire, eine Art von Histoire de son Temps, worin man eine größtentheils chronologisch geordnete Auswahl von Begebenheiten und Charakterzügen findet, die zu Ergänzung des Gemäldes jener Epoche interessante Beiträge liefern. Wir entdecken in diesen Memoiren keinen Parteigeist, oder wenigstens nicht mehr Spuren desselben, als man in den Schriften einer Person, deren Ansichten eine entschiedene Richtung genommen, vernünftiger Weise voraussetzen kann.

Die folgende daraus entlehnte Erzählung ist so echt dramatisch und einem der Spanischen Schwert- und Mantelstücke so frappant ähnlich, daß wir nicht umhin können, sie ganz mitzutheilen. Der Graf von Essex war nach dem Tode seines Schwiegervaters Walsingham (1590) bei der Königin Elisabeth wieder in Gunst getreten, und er glaubte, das Vertrauen seiner Gebieterin wirksamer zu erhalten, wenn er den Leibarzt Ihrer Majestät in sein Interesse zöge. Lassen wir jetzt den Bischof erzählen:

„Graf Essex sprach nun mit Dr. Lopez, dem Arzte der Königin (einem Portugiesischen Juden von Geburt), und sagte ihm, daß die Königin viele Feinde habe — die Spanier haßten sie — die Papisten thäten ihr jedes Leid an, das in ihren Kräften stände; sie sey alt und kinderlos, und doch hinge die ganze Wohlfahrt des Reiches von ihrem Leben ab. Es wäre unmöglich, alle Pläne der Feinde zu entdecken und alle ihre Anschläge im Einzelnen zu vereiteln; wohl aber dürfte man hoffen, daß alles Unheil abgewendet werden würde, wenn Ein Individuum ihr Vertrauen in sich zu konzentriren verstände. „Nun aber", sagte Essex, „wüßte ich keinen Menschen am Hofe, der diesem Geschäfte besser gewachsen wäre, als Ihr, Dr. Lopez. Gehet also zur Königin und bittet sie um Erlaubniß, den Plan ins Werk setzen zu dürfen." — Lopez entgegnete: „„Dieses Unternehmen, Mylord, ist sehr gewagt; Ihr stehet jetzt bei der Königin in Gunst; allein wir wissen nicht, wie lange Ihr dieser Gunst Euch erfreuen werdet. Ihr könnt sterben, und alsdann ruht die ganze Verantwortung auf mir. Gestattet mir wenigstens etwas Bedenkzeit."" — Unterdeß eröffnete Essex der Königin sein Vorhaben; Lopez that ein Gleiches, sobald er eine schickliche Gelegenheit fand. Die Königin sagte ihm, es sey nicht seines ärztlichen Amtes, in solcher Art zu praktiziren; jedoch wolle sie ihm die Sache anheimstellen; und gelänge es ihm, ihr einen Dienst zu erweisen, so solle er nicht unbelohnt bleiben. — Nun machte sich Lopez daran und schrieb an verschiedene seiner Freunde in Spanien und in Portugal, daß er, obgleich in England seßhaft, seiner Vorliebe für das Vaterland nicht entsagen könnte — daß es ihn sehr schmerzte, die großen Verluste, die sein Vaterland erlitte, mit ansehen und davon Zeuge seyn zu müssen, wie die Königin jedes Mittel ergriffe, um seinen Landsleuten Vortheile abzugewinnen — daß er gern Alles, was seine Kräfte vermöchten, thun wollte, um dem Vaterlande nützlich zu seyn. Er gelobte, es würde ihm keinen Skrupel machen, selbst einen Mord zu begehen, wenn er damit das Leben vieler hundert würdiger Personen erhalten könnte, und wär' es auf Kosten seines eigenen Lebens u. s. w. Diejenigen, an die er schrieb, ließen sich seine Anerbietungen ganz wohl gefallen, ermuthigten ihn und versprachen ihm eine gute Belohnung. Es entspann sich nun eine starke Korrespondenz; so oft Lopez wichtige Mittheilungen erhielt, setzte er zuerst die Königin und dann den Grafen Essex davon in Kenntniß; darauf ging Essex an den Hof und berichtete der Königin das Nämliche; die Königin aber lachte ihm ins Gesicht, weil sie Alles schon erfahren hatte. So wurde der Graf mehrmals getäuscht und beschämt; und in Folge dessen entspann sich zwischen ihm und Dr. Lopez große Feindschaft. Ohne Zweifel spielte Essex dem Doktor manchen empfindlichen Schabernack; denn als Lopez eines Tages in Windsor mit Don Antonio, einem vornehmen Portugiesen, und mit dem flüchtig gewordenen Secretair des Königs von Spanien (welche Beide in Windsor wohnten), schmauste und zechte, ließ er sich gegen Essex in bitteren Schmähungen aus, machte geheime Krankheiten namhaft, von denen er ihn kurirt habe, und suchte ihn auf alle Weise zu blamiren. Sobald aber Lopez sich entfernt hatte, gingen die Beiden stracks zu dem Grafen, an dessen Gunst ihnen gelegen war, und berichteten ihm alle die unanständigen Reden des Doktors. Der Graf entbrannte von Zorn und beschloß, ohne Verzug sich zu rächen. Er sagte der Königin, daß Lopez ein ausgemachter Schurke sey, der in dringendem Verdacht stehe, mehrere Personen, darunter auch seinen (des Grafen) Schwäher vergiftet zu haben, auch zweifle er nicht, daß derselbe saubere Patron den Schurken auf beiden Seiten spielen und sich's einfallen lassen könnte, Ihre Majestät selber zu vergiften. Wirklich vermochte seine Aussage so viel über die Königin, daß Dr. Lopez als Hochverräther arretirt und in den Tower geschleppt wurde. Als er daselbst sich befand, schickte er verschiedene Botschaften an die Königin und appellirte an die Weisheit Ihrer Majestät. Die Königin antwortete ihm huldreichst, er solle wegen dessen, was er ihr offenbart, nicht in Nachtheil kommen; wenn aber sonst Etwas ihm zur Last gelegt würde, so müsse er sich verantworten. Im Verlaufe des Prozesses fand man ihn schuldig; er aber betheuerte seine Unschuld vor Gott und offenbarte nicht die Geheimnisse, von welchen er und die Königin allein wußten. Er wurde von neuem in den Tower gebracht und schrieb nun mehr Bittschriften, als jemals, an die Königin. Auf alle diese Suppliken erfolgten gnädige Antworten:

*) The Court of King James the First etc. (Der Hof König Jakob's I.; von Dr. Godfrey Goodman, Bischof von Gloucester.) Nach dem Original-Manuskripte zum ersten Male herausgegeben durch John Brewer. 2 Bände. London, 1839.

**) Das Kreuz wurde in jener Zeit von den strengen Puritanern als ein Emblem des Papstthums betrachtet. Nicht geringeren Abscheu hatten sie vor allen religiösen Bildern, was leider manchen Denkmälern der Kunst verderblich gewesen ist.

die Königin versicherte ihm, kein Haar seines Hauptes solle gekrümmt werden; sie ermahnte ihn zu Geduld und Zufriedenheit, indem seine Haft gewiß nur kurze Zeit dauern würde; doch müsse die Ehre des Staats gerettet werden. — Nun muß ich aber bemerken, daß Leute, die im Tower gefangen sitzen, ohne eine von der Königin unterschriebene Vollmacht nicht entlassen oder gerichtet werden dürfen. Damals war Popham durch Einfluß und Verwendung des Grafen von Essex die erste Justizperson an der Kings Bench geworden; dieser Popham ließ den Dr. Lopez auf Anstiften des Grafen nach der Kings Bench in Southwark bringen, woselbst man ihn fragte, was er gegen die über ihn verhängte Todesstrafe einzuwenden habe? Lopez entgegnete, er appellire an die Weisheit und Güte der Königin — freilich eine schlechte Appellation. Als man ihn endlich von dort auf den Richtplatz führte, wollte er eine Rede halten und das Volk mit dem ganzen Prozesse bekannt machen. Ein Theil der versammelten Zuschauer rief: „Sprechet nur!" Andere riefen: „Schweigt!" und so verging die Zeit, bis man die Leiter wegzog, ohne daß Jemand ein Wort von Allem verstand, was er sagte. Nachdem Lopez gehängt war, machte seine Frau eine Eingabe an die Königin, um den Besitz seiner Güter nicht zu verlieren; die Königin überließ ihr Alles, ohne die geringste Kleinigkeit abzuziehen."

Das Manuskript, welches dem ersten Bande des vorliegenden Werkes zum Grunde liegt, gehört zur Bodleyanischen Bibliothek; allein man weiß nicht, wer es daselbst niedergelegt hat, und selbst Goodman's Autorschaft ergiebt sich nur aus starken inneren Gründen und einer Notiz von der Hand des Bischofs Barlow. Der zweite Band enthält eine Sammlung werthvoller Briefe, und das ganze Werk ist mit Portraits, die nach Original-Gemälden gravirt worden, geschmückt. Vielleicht werden wir bei einer anderen Gelegenheit auf dieses Werk zurückkommen.

Rußland.

Die Deutschen in Rußland.

(Schluß.)

4) Die Deutschen als Ackerbauer.

Ein Deutscher kann in Rußland in Bezug auf seinen rechtlichen Zustand unter dreierlei verschiedenen Verhältnissen leben. Erstlich als Russischer Unterthan, als welcher er dann ganz wie ein Russe behandelt wird und Alles zu leisten und zu entrichten hat, was dieser leistet; dann als „Ausländer" (Inostranez); als solcher ist er ein sehr privilegirter Bürger, genießt alle commoda des Staates, ohne irgend ein incommodum, stellt keine Soldaten, giebt keine Abgaben, etablirt sich, wo und wie er Lust hat, treibt was er will, wird nicht zu den Lasten und Aemtern der Kommune gezogen und verbleibt in diesem Zustande so lange als es angeht, sucht ihn auch noch, wo möglich, auf seine Kinder zu vererben, die er ebenfalls als Ausländer anschreiben läßt, indem er dabei die dann und wann erscheinenden Befehle, daß alle Ausländer den Unterthanen-Eid leisten sollen, auf alle Weise zu umgehen sucht.*) — Endlich drittens als Kolonist. Die fremden Kolonisten, die unter Katharina und besonders unter Alexander ins Land gerufen wurden, machen einen ganz eigenthümlichen Stand im Reiche aus, der freilich etwas weniger privilegirt ist, als der der Ausländer, aber doch immer noch viele Vorzüge vor den übrigen Unterthanen voraus hat, — weniger Abgaben, keine Conscription, eigene Gerichte, gesonderte Verwaltung u. s. w.

Entschieden die meisten dieser Deutschen Kolonieen sind ackerbauend. Nur sehr wenige wurden zur Hebung oder Begründung gewisser Manufakturzweige, z. B. der Tuchweberei, des Seidenbaues rc. angelegt. Rechnet man alle Deutschen Ackerbauer in Rußland zusammen, so geben sie ungefähr eine Bevölkerung, die der des Großherzogthums Weimar gleichkommt, dabei besitzen sie aber eine Menge von Grund und Boden, dessen Ausdehnung der Oberfläche des Königreichs Hannover nicht um Vieles nachgiebt.

Sie stehen sämmtlich unter einem eigenen Kolonial-Departement, das früher unter der Leitung des Ministeriums des Innern, jetzt aber unter dem Ministerium der Domainen steht. Unter diesem Departement in Petersburg stehen nun verschiedene sogenannte Comités, welche die zusammenliegenden Kolonieen in den verschiedenen Gegenden des Reichs gouverniren, z. B. ein Comité für die Neu-Russischen Kolonieen, ein Comité für die Kolonieen an der Wolga u. s. w.

Die unter der Leitung eines solchen Comité stehenden Kolonieen sind wieder in sogenannte Gebiete getheilt, deren jedes sein eigenes Oberschulzen-Amt, so wie endlich jede Kolonie ihr eigenes Schulzen-Amt hat.

Alle Deutschen Kolonieen in Rußland werden als in einem Verbande stehend betrachtet, und wenn ein Kolonist im Kaukasus oder an der Wolga bestraft wurde, so wird das Erkenntniß auch in den Kolonieen am Dniestr bekannt gemacht. Auch sonst bekümmern sie sich eine um die andere und erfahren viel von einander, indem z. B. Prediger aus der Krim nach Bessarabien versetzt werden, oder die am Asowschen Meere Schulmeister aus Sarepta verschreiben. Manche Deutsche Bettler und Abenteurer treiben sich von Kolonie zu Kolonie herum. Auch übertragen sich gewisse Sitten und Gebräuche zuweilen weit und breit von einer Kolonie zur andern. Natürlich kann das Band, das diese Kolonieen zusammenhält, bei den ungeheuren Entfernungen kein enges und starkes seyn. Allein es ist doch bemerkenswerth, daß sich überhaupt noch irgend etwas der Art nachweisen läßt.

Natürlich sind die Kolonisten in den verschiedenen Gegenden des Reichs sehr verschieden dotirt. In Süd-Rußland bekamen sie in der Regel 60 Dessiatin Landes für jede Familie und einen sogenannten Vorschuß. Dieser Vorschuß bestand aus 2 Kühen, 2 Ochsen, 2 Pferden, dem nöthigsten Ackergeräth und einer kleinen Summe Geldes, welches Alles den Kolonieen als später abzutragende Schuld debitirt wurde. Die 60 Dessiatin Landes werden als ein untheilbares Landgut angesehen, für welches die Kolonisten dem Kaiser Zins zahlen; jetzt jährlich für jede männliche Seele bis etwa 14 Rubel (5 Thaler). Alle Deutschen Kolonisten des ganzen Reichs mögen dem Fiskus leicht nahe an 3 Millionen Rubel eintragen. Das Landgut darf nicht unter mehrere vertheilt werden, auch kann es nur mit Erlaubniß und unter Aufsicht der Obrigkeit veräußert werden. Aber es dürfen sich wohl mehrere Familien gemeinschaftlich darauf niederlassen, wenn sie sich darauf nähren können.

Jedes Gebiets-Amt muß für die Abgaben aller unter ihm stehenden Kolonieen aufkommen. Und eben so muß jede Kolonie die auf sie repartirte Summe zahlen und mag sehen, wie alle einzelne Kolonisten der Gemeinde gerecht werden.

Der Zuwachs der Bevölkerung der Deutschen Kolonieen nimmt an dem mächtigen Aufschwunge der ganzen Bevölkerung des Russischen Reichs Theil. Vielleicht geht sie in einer noch schnelleren Progression vor, als diese. Aus den Registern und Bevölkerungs-Listen der meisten Kolonieen geht eine Verdoppelung ihrer Seelen-Anzahl seit den letzten 25—30 Jahren hervor. Auf den meisten der anfänglich einzelnen Familien angewiesenen Höfe sitzen jetzt schon mehrere Familien. Und außerdem siedeln sich jährlich eine Menge Leute aus den Kolonieen in die Städte über, wo sie als Handwerker, Schenkwirthe u. s. w. in die dortige Bürgerschaft eintreten.

Man hat die Deutschen Kolonisten aus zwiefachem Grunde ins Land gerufen: theils um dem Ackerbau des Landes aufzuhelfen, und damit sie den benachbarten Russen in manchen Stücken als Beispiel vorleuchten möchten, besonders im Gartenbau und einer geregelten, rationellen Landwirthschaft, — theils aber auch, um nur überhaupt wüstes Land mit Einwohnern zu versehen und dem Reiche gute und nützliche Unterthanen zu verschaffen.

Natürlich hat man nun die Frage erörtert, ob die Kolonieen den Erwartungen, die man von ihnen hegte, entsprochen. Was den ersten Punkt betrifft, so ist man im Allgemeinen der Meinung, daß die Kolonieen als Lehrer der Russen gar nicht wirken. Der gemeine Russe, sagt man, haßt den Deutschen. Und dies allein schon hält ihn ab, irgend etwas nachzumachen, was ihm diese vormachten. Und außerdem hängt der Russe so sehr an seinen alten Gewohnheiten und seinem hergebrachten Schlendrian, daß er sich nie oder nur schwer entschließt, irgend Etwas anders zu machen, als es seine pradi (Voräitern) machten. — Im Ganzen mag dies auch wahr seyn. Allein es kommt hier Alles auf den Grad an, sowohl des Hasses, als der Indolenz. Und da scheint mir denn nun der Haß der Russen doch durchaus nicht so glühend zu seyn, daß sie deswegen Alles verschmähen sollten, was von den Deutschen kommt. Es bethätigt sich dieser Haß im Ganzen sehr wenig, da der Russe dem Deutschen eigentlich nirgends in den Weg tritt und, seine Ueberlegenheit anerkennend, ihm fast überall nachgiebt. Es ist also dieser Haß wohl nur ein sehr verborgenes und in den Hintergrund tretendes Gefühl. Eben so auch scheint mir die Redensart: „tak i Njemtzi sdalajut" (So machen es ja auch die Deutschen), die man oft zu hören Gelegenheit hat, eine Widerlegung der Meinung, daß die Russen durchaus nichts von den Deutschen annehmen wollten. Die Anhänglichkeit an die alten Gewohnheiten ist freilich groß beim Russischen Bauer, wie überhaupt bei jedem gemeinen Manne. Und wenn man durch die den Deutschen Kolonieen benachbarten Russischen Dörfer reist, so scheint allerdings in ihrer Bauart, in der Behandlung des Viehes, in der Haltung der Felder und Gärten keine Verbesserung und Veränderung im Vergleich mit entfernten Russischen Dörfern stattgefunden zu haben. Wenig mag es seyn, das kann man zugeben. Allein, um Spuren zu entdecken, muß man mehr nachspüren, als es auf einem bloßen Durchfluge möglich ist. Und die meisten Reisenden, die über diese Dinge urtheilten, machten weiter nichts als einen flüchtigen Durchflug. Daß die in der Nähe von Deutschen Kolonisten wohnenden Russen mehr Kartoffeln bauen, als die übrigen, wird allgemein zugegeben. Schon dies ist ein großer Vortheil. Sollte dies aber das Einzige seyn, was die Russischen von den Deutschen Ackerbauern lernen? Wenn überhaupt nur nachweisbar ist, daß Etwas übergeht, so geht gewiß auch mehr über. Es wäre mir nicht schwer, noch manche Spuren von diesem Mehr nachzuweisen, wenn es mich hier nicht zu weit führen würde.

Die zweite Frage, ob das Russische Reich mit unseren 250,000 Landsleuten eine schätzenswerthe Acquisition guter Unterthanen gemacht habe, kann wohl nicht anders als entschieden bejaht werden. — Die Deutschen sind in den Süd-Russischen Steppen die einzigen Bewohner, die auf wirksame Mittel gegen die Heuschrecken denken und deren Verwüstungen ein Ziel stecken. Sie sind die Hauptausrotter der Schlangen, die früher in diesen Gegenden so häufig waren und denen noch jetzt der Kleinrusse ein Asyl in seiner Wohnung eröffnet. Wenn Hungersnoth im

*) Zum Theil mag wohl die große den Russen so eigenthümliche Gastfreiheit Ursache davon seyn, daß die Ausländer bei ihnen so hoch angeschrieben stehen. „On Inostranez" (Er ist ein Ausländer), das klingt in den Ohren eines Russen schon immer halb und halb so, als wie „er ist ein Edelmann." —

Lande ist, kommen in der Regel die Russen zu ihren Deutschen Nachbarn und deren Magazinen und erlangen von ihnen die Mittel zu ihrer Existenz. Die Deutschen bebauen gewöhnlich noch außer ihren eigenen Aeckern viele müßig liegende Ländereien der umwohnenden Russen, denen sie sie abpachten. Sie bleiben nie mit der Entrichtung ihrer Abgaben im Rückstand. Sie verwenden ihre Kapitalien, wenn sie solche erlangen, in nützlichen Unternehmungen. Darum konnte auch ein Deutscher Steppen-Kolonist mit Recht sagen, was er zu meiner großen Freude mir mit Stolz sagte: „Wenn unser Kaiser in dieses Land kommt, so muß er sich freuen und uns zugestehen, daß er uns Deutschen die Kultur dieser Steppen verdankt.“

Wie weit es Deutsche Kolonisten in Rußland bringen und wie nützlich sie dem Staate durch Erwerbung und Ansammlung großer Kapitalien auf einem früher unkultivirten Boden werden, davon hier nur aus den vielen Beispielen, die man anführen könnte, ein frappantes. Es giebt in den Deutschen Kolonieen am Asowschen Meere einen Mennoniten, der arm aus Preußen ins Land kam, jetzt aber durch seinen Fleiß, Industrie und Unternehmungsgeist ein so wohlhabender Mann geworden ist, daß man ihm ein Vermögen von 2 Millionen Rubel Banko giebt. Auf seinen großen Landbesitzungen hat er über zehn Dessätinen mit Wäldern angepflanzt, nach denen die Steppen so sehr verlangen. Er besitzt eine Heerde von 20,000 Schafen, deren verfeinerte Wolle die Blüthe des Asowschen Handels befördert. Und mehr noch: er hat auf seinem Grund und Boden eine ganze Kolonie für bisher nomadisirende Tataren angelegt, denen er den Ackerbau lehrte, und die ihm jetzt dafür danken, daß er sie aus Hamaxobiten zu Agrikultoren umschuf, und ihn als ihren Wohlthäter verehren. Kolonisten mit 12,000 Schafen und mehreren tausend, ja bis 7000 Ochsen wurden mir mehrere namhaft gemacht. Allerdings giebt es auch Arme. Allein Bettler und Unversorgte finden sich auf keiner Deutschen Kolonie in Rußland. Freilich ist dies nicht Alles lauteres Verdienst des Deutschen Fleißes und der Deutschen Sittsamkeit, sondern auch des günstigen Elementes, in das sie sich hier versetzt sahen. Es wird, wie gesagt, den Deutschen leicht, sich unter den Russen zu fördern.

Alle Deutsche Kolonieen, die ich in verschiedenen Gegenden des Reichs zu sehen Gelegenheit hatte, waren ordentlich, zum Theil elegant gebaut. Nirgends war eine Unzufriedenheit mit ihren Verhältnissen, leider keine Spur von Heimweh nach ihrem alten Vaterlande zu bemerken, und von einem Druck der Zeiten, von dem man in Deutschland so viele Klagen hört, keine Rede. Freilich haben die Leute Manches durchmachen müssen, bis sie zu ihrem jetzigen behaglichen Zustande gekommen sind, und den einwandernden Vätern der jetzt des Lebens sich freuenden Söhne wurde nicht Alles so leicht.

Die wohlhabendsten von allen Deutschen Kolonieen in Rußland liegen am Asowschen Meere, an den Ufern des kleinen Milchflusses (der Molotschnija). Diese Kolonieen wurden hauptsächlich von Mennoniten gegründet und bevölkert, die aus Preußen auswanderten. Der Ruhm vom Reichthum und vom Luxus der Molotschna — man redet so davon, als wenn dieser Name eine Provinz bedeute — geht weit und breit. — Ihre Dörfer sind prächtig gebaut, ihre häusliche Einrichtung ist so gemächlich, wie sie irgend ein Landbauer auf dieser Erde sich wünschen kann. Ihre Wein-, Obst- und Gemüse-Gärten sind erstaunlich groß; ihre Heerden und Aecker noch größer. Auch mehrere Industriezweige haben sie in der Steppe einheimisch gemacht. Namentlich sind sie nicht unbedeutende Tuchweber, die mit ihren Produkten die Messen von Charkow, Odessa u. s. w. beziehen. Ihr Milchvieh ist vortrefflich, und es wird dasselbe so weit verhandelt, als bei uns das Schweizer-Vieh. Als der selige Kaiser Alexander auf seiner letzten Reise nach Taganrog durch die Molotschna kam, rief er, über alle die blühenden Dörfer verwundert, zu seinen Begleitern sich wendend, aus: „Kinder, nun brauchen wir ja nicht mehr nach Deutschland zu reisen; denn wir haben ja mehr als Deutschland in unserem eigenen Reiche!“

J. G. Kohl.

F r a n k r e i c h.

Ein General der Napoleonischen Armee.

(Fortsetzung.)

Eine dunkle Erinnerung an alle die Gräuel, von denen sie Zeuge gewesen, regte sich alsbald in ihr. Sie richtete sich auf der Bahre empor — sie schaute um sich und sah, daß man sie wie eine Gefangene fortschleppte. Dann barg sie ihr Gesicht in den Händen und rief voll Verzweiflung: „Mutter! Mutter!“ „Fräulein“, sprach Marcel, „beruhigen Sie sich; Sie sind in vollkommenster Sicherheit.“ — „„Aber ach!““ rief das unglückliche Mädchen, „„wo ist meine Mutter? wo meine Schwester! O, bringt mich zu ihnen! — Warum bin ich allein? — wohin führt man mich? Warum bin ich verlassen und ohne Schutz?““ — „Sie sind nicht verlassen“, sprach Marcel mit sanfter Stimme; „Sie haben einen Beschützer in Ihrer Nähe, der von heut' an immer über Sie wachen wird — einen Freund, den das Unglück Ihnen zugeführt. Ich bin dieser Freund — zittern Sie nicht — Sie haben nichts zu fürchten.“ — „„Aber meine Mutter! meine Schwester!““ wiederholte das unglückliche Mädchen, das kaum noch wußte, wer mit ihr gesprochen. — „Ach!“ entgegnete Marcel, „ein schweres Loos hat Sie getroffen, Ihre Mutter und Schwester sind nicht mehr, Ihr friedlicher Wohnsitz ist zerstört, Sie selbst sind wie durch ein Wunder am Leben erhalten. Ich schwur, Sie zu retten, und ich habe es gethan. Ich habe meine ganze Standhaftigkeit nöthig, um diese Leute in Ordnung und Zucht zu erhalten. Ich bitte Sie um Ihrer selbst willen, entmuthigen Sie mich nicht durch den Anblick Ihres Schmerzes, trocknen Sie Ihre Thränen, unterdrücken Sie Ihre Seufzer. Wir werden noch vielen Schwierigkeiten begegnen, und daß wir sie besiegen, hängt von Ihrem Entschlusse ab.“

Fräulein von Souland war noch sehr jung, aber verständig genug, um einzusehen, daß der Capitain ihr einen weisen Rath gab. Es kostete ihr schreckliche Kämpfe, den Ausbruch ihres Schmerzes zurückzuhalten; aber sie vertraute sich unbedingt der Leitung des Fremden, den ihr Schicksal so sehr zu interessiren schien. Der erste Ort, wo sie ankamen, und wo Marcel für die Waise ein schickliches Asyl zu finden hoffen konnte, war Chatillon, welches Städtchen von den Vendeern und den Truppen des viel gefürchteten Westermann schon zwei Mal genommen und wieder genommen war. Marcel hatte daselbst im Hause einer achtbaren Witwe vor einiger Zeit logirt; und er verlor nun keinen Augenblick, Fräulein von Souland der mütterlichen Sorge dieser Dame anzuvertrauen.

Das Schicksal des armen Wesens erregte vom ersten Augenblick an das warme Mitgefühl der Witwe, die selbst während des Bürgerkrieges schwere Leiden erdulden müssen. Marcel verließ hier seine theure Schutzbefohlene, die ihren edlen Erretter nicht eher vollkommen zu würdigen wußte, bis die Zeit ihr alle die Schrecknisse enthüllte, die mit dem Tode ihrer Mutter und Schwester verknüpft gewesen.

Seine unausgesetzte kriegerische Thätigkeit im Dienste des jungen Frankreich gestattete Marcel in mehreren Jahren nicht, die Waise zu sehen; doch verlor er sie keinen Tag aus den Gedanken — die Scene der Zerstörung schwebte ihm beständig vor der Seele. Immer sah er das schöne todtenbleiche Antlitz des unglücklichen Mädchens, als er sie mit Gefahr seines eigenen Lebens durch die Flammen forttrug — im Kontraste mit der heiteren Freundlichkeit, die von demselben Antlitze strahlte, als sie ihn kurz vorher in Begleitung ihrer Mutter unter demselben Dache bewillkommnete. Endlich brachten ihn die Schicksale des Krieges wieder in die Nachbarschaft von Chatillon. Marcel war unterdeß zum Range eines Brigadiers gestiegen. Sobald er seine Truppen untergebracht hatte, eilte er nach dem Hause der Witwe — dem Asyle seiner Geliebten. Er fand sie in ihrer einfachen Trauerkleidung liebenswürdiger, als sie ihm jemals in seinen schmeichelndsten Träumen erschienen war. Er näherte sich ihr mit ehrerbietiger Zärtlichkeit, und Thränen füllten ihr Auge, als sie die Hand ausstreckte, um ihn zu bewillkommen.

„Ach“, rief sie, ihre Aufregung mühsam bekämpfend, „wie dankbar bin ich Ihnen für diesen Besuch! Erst nach unserer Trennung fühlte ich ganz, wie viel ich Ihnen verdanke; glauben Sie mir, die Erinnerung an Ihre edelmüthige Handlung wird nie in meinem Herzen verlöschen.“

„„Jene Ereignisse““, entgegnete Marcel, „„sind meinem Gedächtniß eben so tief eingeprägt, und weder Zeit noch Raum können sie tilgen. In der finsteren Stunde des Todes und der Gefahr schwur ich, Ihr Beschützer zu seyn — dieser Eid ist in Gottes Buch eingetragen! Sie sehen einen Bruder vor sich, der nur Ihre Bedürfnisse und Wünsche kennen möchte, um für erstere zu sorgen und letztere zu erfüllen. Machen Sie mich stets zum Vertrauten Ihrer Hoffnungen und Bekümmernisse, wohin das Schicksal mich auch führen möge; und ist mir auch das Glück versagt, Ihre Schicksale mit Ihnen zu theilen, so wird es wenigstens der höchste Zweck meines Lebens seyn, für Ihr Wohl Sorge zu tragen. Die Ereignisse jenes schrecklichen Tages haben uns unzertrennlich an einander gekettet.““

Thränen entquollen dem großen glänzenden Auge des Fräuleins; und wenn Marcel nicht weinte, so fühlte er wenigstens eben so tief. Sie gelobte ihm, keinen Schritt im Leben ohne seinen Rath zu thun und ihn stets von Allem, was sie betraf, zu unterrichten. Er freute sich über ihre Bereitwilligkeit, seinen Wünschen zu entsprechen, und schied endlich mit so tiefer Bewegung, als wäre dieser Abschied der letzte gewesen.

Ein paar Tage darauf wurde General Marcel nach Italien beordert. Beide hielten ihr gegebenes Versprechen. Sie schrieben einander, so oft die Gelegenheit sich traf; aber diese Gelegenheiten wurden im Fortgang des Krieges immer seltener.

Als die Ruhe in der Vendee hergestellt war, kam die verwaiste Tochter der gemordeten Frau von Souland, da sie nicht zu den Emigrirten gehörte, wieder in den Besitz ihres väterlichen Grundstücks. Ihre Ansprüche auf dasselbe waren durch Marcel, der, als einer der ausgezeichnetsten Offiziere bei der Italiänischen Armee, das Vertrauen des ersten Konsuls in hohem Grade erworben hatte, kräftig unterstützt worden.

Marcel folgte seinem Chef von Italien nach Aegypten, von Aegypten nach Frankreich. Er wurde mit Ehren und Auszeichnungen überhäuft; aber sein Interesse für Fräulein von Souland blieb ungeschwächt. Ihre Briefe, in denen sich die Reinheit ihres Herzens und der Adel ihrer Seele so unzweideutig malten, waren ihm während seiner langen und an Beschwerden reichen Feldzüge der süßeste Genuß. Zeit und Abwesenheit hatten den Charakter seiner Zuneigung zu der liebenswürdigen Waise umgewandelt, und er beschloß, sobald die Umstände es erlauben würden, ihr seine Liebe zu gestehen und um ihre Hand sich zu bewerben.

Dieser Augenblick kam früher, als er erwartet hatte. Nach

einer achtjährigen Trennung benutzte Marcel die kurze Periode eines Friedens mit den Feinden Frankreichs und eilte zu dem Gegenstande seiner zärtlichsten Neigung.

Er erreichte den Ort ihres Aufenthalts — Alles war still und friedlich — keine Spur von dem alten Gebäude war mehr zu sehen — nichts, was an Mord, Blut und Flammen erinnerte — eine neue malerische Villa hatte die Stelle der alten eingenommen. Die Bäume prangten in ihrem Blüthenschmuck — die Vögel sangen lieblich — die Luft war mit süßen Düften gewürzt.

Sobald der Name des General Marcel in ihre Ohren drang, eilte die Besitzerin dem theuren Freunde entgegen, warf sich in seine Arme und drückte ihn an ihr Herz.

„Ich versprach", rief er mit halb erstickter Stimme, „ich versprach, zu Ihnen zurückzukehren, und ich habe Wort gehalten. Das Glück hat mir gelächelt, das Schicksal ist mir günstig gewesen — ich bin reich und hoch gestellt; und was meine Gesinnung gegen Sie betrifft, so bin ich noch derselbe, der ich war, als wir bei Chatillon schieden — der ich in jener Stunde gewesen, die wir in Vergessenheit begraben wollen."

„„Und gewiß verdienen Sie jede Auszeichnung, die man Ihnen zuerkannt, im höchsten Grade"", sprach Fräulein von Souland. „„Kommen Sie — lassen Sie sich nieder in dem Hause, das Sie mir zurückgegeben, und wo Sie Ihr Leben wagten, um das meinige zu retten.""

Der General setzte sich an ihrer Seite nieder und betrachtete mit Entzücken das schöne Antlitz, dem die Zeit einen noch sanfteren und zärtlicheren Ausdruck gegeben hatte. Er nahm ihre Hand, drückte sie an seine Lippen und sprach, indem er die Freundin näher zu sich hinzog: „Acht Jahre lang habe ich eine schmeichelnde Hoffnung in mir genährt — Sie allein können diese Hoffnung zur Wirklichkeit machen. — Mein künftiges Glück liegt in Ihrer Hand; denn seit acht Jahren liebe ich Sie von ganzer Seele."

„„O, General"", sprach Fräulein von Souland, „„täuschen Sie sich selbst nicht — verwechseln Sie nicht das Interesse, das meine Schicksale in Ihrem Herzen geweckt haben mögen, mit einem Gefühle anderer Art.""

„Seyen Sie innig überzeugt", sprach Marcel, „mein Gefühl ist Liebe — die reinste und aufrichtigste Liebe zu Ihnen."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Tasso, Göthe und Monti. Die zu Wien in Italiänischer Sprache erscheinende Zeitschrift „Rivista Viennese" enthält in einem ihrer letzten Hefte ein interessantes Aktenstück, nämlich das Fragment einer Uebersetzung von Göthe's Torquato Tasso, von dem berühmten Italiänischen Dichter Vincenzo Monti. Wenn Voltaire durch die Uebersetzung des „Mahomet" von Göthe und Racine durch die Uebertragung der „Phädra" von Schiller sich geehrt fühlen konnten, so ist unserem Göthe wohl eine nicht geringere Huldigung durch die Arbeit Monti's zu Theil geworden, der zu den größten lyrischen Dichtern des neueren Italiens gezählt ward. Das Allermerkwürdigste bei der Sache ist aber, daß Monti — kein Wort Deutsch verstand. Er hatte sich eine wortgetreue prosaische Uebersetzung machen lassen und danach sein Bruchstück bearbeitet, das bisher noch nicht im Publikum bekannt worden ist. Gleichwohl übertrifft dasselbe an Schönheit alle später erschienenen Italiänischen Uebersetzungen und es darf dreist dem Originale gegenübergestellt werden, wie wir es hier mit einem Theil der ersten Scene thun, um unseren Lesern eine recht anschauliche Probe mitzutheilen. Daß das Italiänische hier und da einer Zeile mehr bedarf, als das Original, thut der Treue keinen Eintrag; die Wort auf Wort und Vers auf Vers passenden Uebersetzungen sind nicht immer die besten.

Erster Aufzug. Erste Scene.

Gartenplatz, mit Hermen der epischen Dichter geziert. Vorn an der Scene zur Rechten Virgil, zur Linken Ariost.

Atto primo. Scena prima.

Giardino con busti dei poeti epici. Sul dinanzi della scena alla destra Virgilio, alla sinistra l'Ariosto.

Prinzessin. Leonore.

La Principessa Eleonora d'Este, ed Eleonora Sanvitale, Contessa di Scandiano.

Prinzessin.
Du siehst mich lächelnd an, Eleonore,
Und siehst dich selber an und lächelst wieder.
Was hast du? Laß es eine Freundin wissen!
Du scheinst bedenklich, doch du scheinst vergnügt.

Princ.
Tu ridendo mi guardi, Eleonora,
Te medesma riguardi, e vai di nuovo
Sorridendo. Che hai? Dillo all'amica;
Tu pensosa mi sembri ma contenta.

Leonore.
Ja, meine Fürstin, mit Vergnügen seh' ich
Uns Beide hier so ländlich ausgeschmückt.
Wir scheinen recht beglückte Schäferinnen,
Und sind auch wie die Glücklichen beschäftigt:
Wir winden Kränze. Dieser bunt von Blumen,
Schwillt immer mehr und mehr in meiner Hand;
Du hast mit höherm Sinn und größerm Herzen
Den zarten schlanken Lorbeer dir gewählt.

Eleon.
Sì, Principessa mia, m'è dolce cosa
Qui mirarci ambedue di boschereccì
Abiti adorne. Qui sembriam due vere
Felici pastorelle, ed in felice
Opra occupate, in tessere ghirlande.
Questa di pinti e varii fior pomposa
Tra le mie dita tuttavia più cresce;
Tu con più alto senno e cor più grande
Di quel tenero alloro prescegliesti
Le pieghevoli frondi.

Prinzessin.
Die Zweige, die ich in Gedanken flocht,
Sie haben gleich ein würdig Haupt gefunden,
Ich setze sie Virgilen dankbar auf.
(Sie kränzt die Herme Virgil's.)

Princ.
I ramoscelli
Ch'io distratta intrecciava, han qui trovato
Subito un capo che di loro è degno,
Ed ecco che Virgilio se n'incorona,
Come detta il cor grato.

Leonore.
So drück' ich meinen vollen frohen Kranz
Dem Meister Ludwig auf die hohe Stirne.
(Sie kränzt Ariostens Herme.)
Er, dessen Scherze nie verblühen, habe
Gleich von dem neuen Frühling seinen Theil.

Eleon.
Ed io depongo
Di Lodovico sull'altera fronte
La mia ghirlanda già compita e bella.
Abbiasi tosto il suo tributo e i fiori
Di questa primavera, egli leggiadro
Padre di grazie ognor recenti e vive.

Prinzessin.
Mein Bruder ist gefällig, daß er uns
In diesen Tagen schon auf's Land gebracht;
Wir können unser seyn, und stundenlang
Uns in die goldne Zeit der Dichter träumen.
Ich liebe Belriguardo, denn ich habe
Hier manchen Tag der Jugend froh durchlebt,
Und dieses neue Grün und diese Sonne
Bringt das Gefühl mir jener Zeit zurück.

Princ.
Gentil fu molto il mio fratel, d'averne
In questi giorni addotte a la campagna.
Qui possiamo esser nostre, e lungamente
Sognando immaginarci de' poeti
Al secol d'oro trasportate in mezzo.
Belriguardo m'è caro. Io qui non pochi
Lietamente passai giorni sereni
Della mia prima giovinezza, e questa
Nuova verzura e questo sol nel petto
L'amica e dolce impression mi sveglia
Di quei tempi felici.

Leonore.
Ja, es umgiebt uns eine neue Welt!
Der Schatten dieser immer grünen Räume
Wird schon erfreulich. Schon erquickt uns wieder
Das Rauschen dieser Brunnen. Schwankend wiegen
Im Morgenwinde sich die jungen Zweige.
Die Blumen von den Beeten schauen uns
Mit ihren Kinderaugen freundlich an.
Der Gärtner deckt getrost das Winterhaus
Schon der Citronen und Orangen ab,
Der blaue Himmel ruhet über uns,
Und an dem Horizonte löst der Schnee
Der fernen Berge sich in leisen Duft.

Eleon.
Aggiungi ancora,
Che un nuovo mondo ne circonda. Questa
Di sempre verdi piante ombra gradita
Già ne rallegra il cor. Già ne ricrea
Di questi ruscelletti il mormorio,
L'auretta del mattin commove ed agita
Le giovinette frondi. I tremolanti
Occhi de' fiori per le ajuole sparsi
Ci guardano amorosi. Il giardiniere
Sicuro e lieto agli odorosi aranci
Della casa brumal già leva il tetto,
Sopra noi cheto sta l'azzurro cielo,
E dai gioghi lontani in vapor lieve
Si sciolgono le nevi.

Prinzessin.
Es wäre mir der Frühling sehr willkommen,
Wenn er nicht meine Freundin mir entführte.

Princ.
Assai più grato
Di primavera mi saria l'arrivo,
S'ella l'aspetto dell' amica mia
Non m'involasse.

Leonore.
Erinnre mich in diesen holden Stunden,
O Fürstin, nicht, wie bald ich scheiden soll.

Eleon.
In queste ore gioconde
Non rammentarmi che da te degg'io
Dividermi tra poco, o Principessa.

Prinzessin.
Was du verlassen magst, das findest du
In jener großen Stadt gedoppelt wieder.

Princ.
Quello che tu lasciar qui devi, a doppio
Ti fia renduto nella gran Firenze.

Leonore.
Es ruft die Pflicht, es ruft die Liebe mich
Zu dem Gemahl, der mich so lang' entbehrt;
Ich bring' ihm seinen Sohn, der dieses Jahr
So schnell gewachsen, schnell sich ausgebildet,
Und theile seine väterliche Freude;
Groß ist Florenz und herrlich; doch der Werth
Von allen seinen aufgehäuften Schätzen
Reicht an Ferrara's Edelsteine nicht.
Das Volk hat jene Stadt zur Stadt gemacht,
Ferrara ward durch seine Fürsten groß.

Eleon.
Verso il consorte, che di me fu privo
Sì lungamente, me il dover richiama,
Me richiama l'amor. Gli reco il figlio
In quest'anno del par velocemente
Educato e cresciuto, e la paterna
Gioja con lui dividere m'è dolce.
Grande, noi niego, e splendida è Firenze,
Nondimeno di tutti gli adunati
Suoi tesori il valor quel non pareggia
Della ricchezza Ferrarese. Il popolo
Quella città fe' grande, e dee Ferrara
Tutta a' Principi suoi la sua grandezza.

Prinzessin.
Mehr durch die guten Menschen, die sich hier
Durch Zufall trafen und zum Glück verbanden.

Princ.
Di piuttosto agli onesti abitatori
Qui dal caso raccolti e qui congiunti
A vivere felici.

Leonore.
Sehr leicht zerstreut der Zufall, was er sammelt.
Ein edler Mensch zieht edle Menschen an
Und weiß sie fest zu halten, wie ihr thut.
Um deinen Bruder und um dich verbinden
Gemüther sich, die eurer würdig sind,
Und ihr seyd eurer großen Väter werth.
Hier zündete sich froh das schöne Licht
Der Wissenschaft, des freien Denkens an,
Als noch die Barbarei mit schwerer Dämm'rung
Die Welt umher verbarg. Mir klang als Kind
Der Name Hercules von Este schon,
Schon Hippolyt von Este voll ins Ohr.
Ferrara ward mit Rom und mit Florenz
Von meinem Vater viel gepriesen! Oft
Hab' ich mich hingesehnt; nun bin ich da.
Hier ward Petrarch bewirthet, hier gepflegt,
Und Ariost fand seine Muster hier.
Italien nennt keinen großen Namen,
Den dieses Haus nicht seinen Gast genannt.
Und es ist vortheilhaft, den Genius
Bewirthen: giebst du ihm ein Gastgeschenk,
So läßt er dir ein schöneres zurück.
Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder.

Eleon.
Agevolmente
Quanto seppe adunar, disperde il caso.
Nobil alma a se l'altre attragge e lega
E, qual voi fate, ne conserva il core.
A te d'intorno e al tuo fratel si stringono
Alme degne di voi, come di vostra
Chiara stirpe immortal degni voi siete.
Qui la bella s'accese inclita luce
De' liberi pensieri e del sapere,
Mentre del mondo ancora una gran parte
La barbarie opprimea sotto un pesante
Crepuscolo nebbioso. Ancor bambina
All'orecchio sonarmi alto sentia
D'Ercole d'Este e d'Ippolito il nome,
Molto esaltar solea Ferrara e Roma
E Firenze il mio padre, ed io qui spesso
Desiai di trovarmi. Ecco vi sono.
Qui fu Petrarca gentilmente accolto,
Carezzato ed amato, ed Ariosto
Qui scoprì la natura e la dipinse.
Non conta Italia un peregrino ingegno,
Cui non sia stata di cortese ospicio
Liberal questa casa. Util fu sempre
Aver le soglie ad un gran Genio aperte.
Se d'un dono ospital largo gli sei,
Ei ten lascia un più bello. È santo il suolo,
Che dal piè d'onorato uomo si calca.
Di quanto ei disse e oprò dopo cent' anni
La memoria risuona anche al nipote.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 72. Berlin, Montag den 17. Juni 1839.

Malta.

Von Frankreich nach Malta.

(Aus einem Briefe de Ségur-Dupeyron's an den Doktor Pariset.)

Ich habe Ihnen versprochen, von mir zu schreiben, und ich benutze dazu meinen ersten längeren Aufenthalt; danach mögen Sie sich einige Regelmäßigkeit in meiner Korrespondenz versprechen.

Ich bin in Athen, und da Ihnen mein Reiseplan bekannt ist, so wissen Sie nun auch, daß ich noch nicht den Fuß auf den Boden Aegyptens gesetzt, auf das Land, an welches Sie so gern zurückdenken. Was ich Ihnen jetzt zu sagen habe, wird vielleicht nicht so viel Interesse für Sie haben, als was ich Ihnen von Kahira schreiben werde; doch bis dahin werden sie so gütig seyn, sich mit dem zu begnügen, was ich seit meiner Abreise von Marseille gesehen und gehört habe.

Wir waren an hundert Personen auf dem Königl. Dampfboot „le Scamandre"; unter uns waren einige junge Pariser, die durch die Lektüre von See-Romanen mit enthusiastischen Vorstellungen vom Meer und der Marine erfüllt waren; diese Leute waren ganz außer sich vor Entzücken, als die Matrosen den Anker lichteten und wir auf den ruhigen Gewässern des Hafens hinfuhren, und mitleidig belächelten sie diejenigen, welche die Furcht hinderte, dem Meer und seinen Stürmen zu trotzen. Diese schönen Damen alle und die jungen Elegants, die Sie im Sommer von Ihren Fenstern am Enghien-See, in rothe Wollhemden gekleidet, die Segel ohne Geschick auf- und einziehen sehen, sind fast lauter See-Kandidaten, die, sobald der Winter da ist, ans Mittelländische Meer kommen, um ihre maritime Bildung auf einer Fahrt von 36 bis 48 Stunden zu vollenden; bei der Rückkehr sind sie dann wahre Meerwölfe und Jean Barts.

„Wie, mein Herr", sagten sie zu mir, „Sie gehen nach Aegypten, nach Griechenland, nach Konstantinopel, nach dem Schwarzen Meer? O, Sie Glücklicher!" — „Ach, meine Herren, ich wäre noch viel glücklicher, wenn ich schon zurück wäre; das Meer ist gar zu beschwerlich." — „Aber, mein Gott, wie kann man am Bord eines Dampfboots von 160 Pferde Kraft seekrank seyn; das ist unbegreiflich!" — Während dieses Gesprächs fuhren wir über die Spitze der Catalans hinaus und kamen in die Rhede von Marseille, wo die Woge noch ziemlich schwach ging.

„Guten Abend, meine Herren, ich gehe in die Kajüte; ich kenne kein besseres Mittel gegen die Seekrankheit, als die horizontale Lage." — „Der arme Mensch", sagten sie gewiß nach meinem Weggehen, „warum hat er sich nicht erst auf dem Enghien-See geübt? In der ersten Zeit litt ich auch an Erbrechen; aber jetzt ist das vorbei, ich bin an das Meer gewöhnt."

Nach einer Stunde ward es im Zimmer heiß, und ich stieg aufs Verdeck, um ein wenig frische Luft zu genießen. Niemand war da, als die Mannschaft, welche die Segel zu besorgen hatte; denn der Wind ward stärker, das Barometer sank, Alles ließ einen Windstoß erwarten, und man machte sich bereit, gegen eine aufgeregte See zu kämpfen. Unsere neugebackenen Seeleute waren verschwunden; aus Vorsorge, oder weil sie nicht anders konnten, hatten sie zur horizontalen Lage die Zuflucht genommen. Auf dem Verdeck war es ganz still, und das Kommando des Offiziers hatte nicht mehr mit müßigem Geschwätz zu kämpfen, um zu den Matrosen zu dringen.

Drei ganzer Tage hatten wir eine sehr unruhige See, und drei ganzer Tage herrschte ein Schweigen auf dem Verdeck, das nur in den Eßstunden unterbrochen ward und durch einige Englische Passagiere, die durch Nichts abgehalten werden konnten, ihr Roastbeef zu essen und Bordeauxer Wein zu trinken.

Endlich ankerten wir bei Livorno, wo das Meer so ruhig ist, wie im Marseiller Hafen. Ich verließ meine Kajüte, und ein Jeder that muthig desgleichen. Mehrere wollten, nachdem sie einmal ans Land gestiegen waren, sich nicht aufs neue der Seekrankheit aussetzen; Andere wagten es, bis Civita Vecchia zu bleiben, was ihnen Gelegenheit gab, die Wirksamkeit des von mir angegebenen Mittels funfzehn Stunden länger zu erproben.

Von Civita Vecchia nach Malta war das Meer ruhig. Nach 48stündiger Fahrt sahen wir die Felsen der Insel Gozzo und bald darauf den tiefer liegenden Boden des alten Melita, und um halb neun Uhr Abends ankerten wir bei herrlichem Mondschein mitten unter den zahllosen Batterie-Linien, welche den Hafen der ehemaligen Ritter vertheidigen. Wir fanden ein Englisches Geschwader von fünf Linienschiffen, die mit Widerwillen eine 21tägige Quarantaine hielten; da wir von Frankreich kamen, durften wir unmittelbar mit dem Lande verkehren, und wir ließen uns das nicht zweimal sagen. Wenn man eine Stadt zum ersten Male im Mondenschein sieht, erscheint Alles in unbestimmt gigantischen Umrissen; die Gebäude sehen größer aus, die dunkelen Theile treten stark hervor, und die Punkte, wo das Licht hinfällt, sind doch nicht so stark erhellt, daß man die Einzelnheiten der Architektur leicht unterscheiden könnte. Es giebt Städte, die man an hellem Tage, und andere, die man nur bei Nacht sehen muß. Die Stadt Valette rechneten wir erst zu den letzteren; sie schien in der Stunde, wo wir sie besuchten, sich am vortheilhaftesten auszunehmen; ihre großen Paläste, ihre auf- und absteigenden Straßen, die Passagen durch die Felsen hindurch, die Zugbrücken und die düsteren Thorgewölbe, die Laternen der Schiffer, die auf die Leute warten, welche sich von Lavalette nach der „siegreichen Stadt" auf der anderen Seite des Hafens begeben wollen, die Gesänge einiger verspäteten Menschen, die über die einsamen Straßen wandern, die abgemessenen Schritte der Schottischen Patrouillen, dies Alles macht, daß man sich an einen phantastischen Ort, in eine Todtenstadt versetzt glaubt, wo hier und da einige leidende Seelen irren, die sich wie im Leben geberden. Bei Tage gesehen, verliert Lavalette von seinem Charakter nichts; es ist voller Paläste, ein Venedig ohne Kanäle. Lavalette liegt auf den beiden Abhängen eines Hügels und stellt also ein doppeltes Amphitheater dar. Auf der Spitze des Hügels steht die Kirche der Ritter und die „Herbergen" oder vielmehr die Palais für Castilien, für die Provence u. s. w.; denn jede Zunge des Ordens hatte ihren Palast, in welchem die güterlosen Ritter derselben wohnten; die Anderen hatten ihre eigenen Häuser. Auf dieser Höhe steht auch der Palast des Großmeisters, der gegenwärtig von einem Englischen Gouverneur bewohnt wird, und dem Palast gegenüber eine Kaserne, auf deren Façade eine Inschrift zu lesen ist, welche beweist, daß die vielgerühmte Bescheidenheit der Engländer dem Hochmuthstaumel der Eroberung nicht immer widersteht. Das Herz klopft einem Franzosen, wenn er nach Malta kommt; überall sieht er Sieges-Denkmale mit Französischen Namen beschrieben. Wenn man Ihnen einen alten Degen zeigt, der dem Feind Verderben brachte, so ist es ein Degen, den eine Französische Hand schwang; zeigt man eine reiche, berühmte Rüstung, so ist es die eines Lavalette, eines del' Ile-Adam; wenn Sie in die Kirche Sankt Johann treten, die mit den Meisterstücken Michel Angelo's, Carravaggio's und Carraccio's geziert ist, schreiten Sie über einen Marmorboden, auf dem die Wappen der Ritter in tausend Farben dargestellt sind; unter jedem Wappen steht eine Grabschrift, im Kampfe gefallen, gefallen, nachdem er gesiegt, gefallen, indem er die Ungläubigen angriff. Man geht mit Scheu weiter, man fürchtet, den Marmor der Gräber zu entweihen, die Skelette der Helden zu beleidigen und sie so drohend, wie sie dem Feind entgegentraten, emporsteigen zu sehen. Wenigstens die Hälfte dieser Helden gehört der Auvergner, der Französischen und der Provençalischen Zunge an.

So groß auch die Einkünfte des Ordens waren, begreift man doch im ersten Augenblick nicht, woher sie die Mittel hatten, so viel Paläste, so viel Befestigungen zu errichten. Besonders sind die letzteren sehr bedeutend und zahlreich, und zu so vielen Werken gehörte eine unermeßliche Artillerie. Was die Spanier in Oran, was die Engländer in Gibraltar thaten, hat mich höchlich überrascht; aber dies Alles ist nicht mit dem zu vergleichen, was die Ritter in Malta gethan haben. Auch hat man, trotz des Elends, das in dem Lande herrscht oder geherrscht hat, mit weniger Kosten, als anderswo, alle diese Bastionen und Gebäude errichten, Straßen durch Berge anlegen und ein Arsenal für eine Land-Armee und ein anderes für ein Flottenheer gründen können. Freilich mußten die zweihunderttausend unthätigen Hände, die immer beschäftigt seyn wollten, die Arbeit in Malta weniger theuer machen, als anderswo. Uebrigens hat sich der thätige und verständige Sinn der Ritter nicht bloß in Malta gezeigt. Als sie im Jahre 1310 Rhodus eroberten, fanden sie es in Trüm-

mern; der Großmeister Foulques de Villaret ließ die Stadt und das Schiffs-Arsenal wieder aufbauen. Die Befestigungswerke waren so zahlreich und geschickt angelegt und die Ritter so tapfer, daß die Türken vierzig Jahre und Armeen von 100,000 Mann brauchten, um die Insel zu erobern und obendrein den Rittern bei der Uebergabe eine der ehrenvollsten Capitulationen bewilligen mußten.

Der Malteser-Orden hat, wie alle religiöse Orden, viel Spott erfahren. Der Mensch ist immer so; er verachtet, was früher einmal sehr bedeutend war, wenn es auch jetzt unnütz ist. Es giebt wilde Völker, welche die Greise tödten, weil sie nicht mehr kämpfen können, aber sie spucken ihnen wenigstens nicht ins Gesicht, ehe sie sie tödten. Was wäre aus dem Handel des Mittelmeers geworden, wenn der Malteser-Orden nicht gewesen wäre! Nehmen wir an, die Türken hätten Malta im 16ten Jahrhundert erobert; dann hätte sich dort ein Barbareskenreich gebildet, wie in Algier und Tunis, und die Insel wäre das furchtbarste Korsarennest geworden. Als der Orden, wie Alles, was in der Geschichte erscheint, zu altern begann und ein mönchisches Wohlleben die Begeisterung der ersten Ritter verdrängt hatte, diente der Orden noch dazu, den Posten, den er zu vertheidigen hatte, unberührt zu erhalten; die Türken gedachten der früheren Siege und wagten es nicht, den alten Löwen anzugreifen, der zwar keine Beine mehr hatte, um zu laufen, aber doch noch Zähne, um sich zu wehren.

Als die Ritter Rhodus räumen mußten, flohen sie auf die Insel Candia, welche der Republik Venedig gehörte und wo sie nicht für immer bleiben konnten. Candia war auch zu groß für die Kräfte des Ordens und konnte also nicht genügend von ihm vertheidigt werden. Karl V. gab ihnen Malta und stellte sie so als Vorhut auf zur Bewachung des Feindes, der Sicilien gegenüber lag. Um diese Zeit hatte Karl V. den Plan, sich aller Häfen der Afrikanischen Küste zu bemächtigen und dadurch die Flottenausrüstung der Seeräuber zu hindern. Auf diesen Zweck beschränkt, war der Plan groß und edel; aber Karl V. wollte aus dem Mittelländischen Meere einen Binnensee seines Kaiserreichs machen; er besetzte auch die meisten Häfen der Berberküste, konnte aber Algier nicht erobern. In dieser Lage der Dinge waren natürlich die Fürsten, in deren Gebiet der Orden Sankt Johann's von Jerusalem Güter hatte, ganz zufrieden damit, daß der Orden die ihm von Karl gemachte Abtretung annahm; denn sie brauchten ihre Einwilligung nur unter der Bedingung zu geben, daß die Ritter in Bezug auf die christlichen Mächte die strengste Neutralität beobachteten.

Es war besonders von 1530 bis 1571, d. h. in den ersten 40 Jahren seiner Niederlassung, wo der Malteser-Orden gegen die Türken zu kämpfen hatte. Nach 1571 hatte die Christenheit eine Zeit lang Ruhe; denn Don Juan hatte die große Schlacht bei Lepanto geliefert, in der die Türken über zweihundert Galeeren, mehr als 30,000 Menschen und 12,000 christliche Sklaven verloren, daher man, wie Sie wissen, von Don Juan d'Austria dasselbe gesagt hat, was später von Johann Sobieski: Fuit homo missus a Deo, cui nomen erat Joannes.

Später ward die Politik weniger religiös und mehr weltlich. Venedig hatte schon Bündnisse mit den Türken geschlossen; es wollte lieber im Frieden Geld verdienen, als im Kriege dasselbe ausgeben. Franz I. folgte seinem Beispiel, und die Könige von England folgten Franz I.; so trat der Orient unter der Türkischen Herrschaft mit dem Occident in Verbindung. Von da ab war die Energie des Ordens gelähmt; er mußte fürchten, wenn er die Türken angriff, Frankreich oder England zu beleidigen. Als die Völker Europa's in Indien und Amerika ihre Kolonieen gegründet hatten, kamen sie häufiger in feindselige Berührung mit einander, und die Kanonenschüsse auf dem Ocean fanden ihr Echo auf dem Mittelmeer. England, Frankreich und Holland bewarben sich selbst um das Bündniß der Barbaresken. Wir gaben oft den Paschas von Algier, Tunis und Tripolis Schiffe und Kanonen, und auch von England und Holland wurden diese Paschas oft mit Angriffs- und Vertheidigungsmitteln versehen. Wie verderblich war diese Politik des Augenblicks! Mit denselben Kanonen und Schiffen griff man die Fahrzeuge der Länder an, von welchen jene geliefert worden. Es ward so arg, daß England und Frankreich abwechselnd gegen die Regentschaften sich rüsteten, bis wir 1830 in Algier fast nur Französische Kanonen erobert haben!

Ich habe von den Französischen Erinnerungen auf Malta gesprochen, aber nur von denen, welche aus der Zeit des Ordens stammen. Auch die Franzosen, welche Bonaparte auf seinem Zuge nach Aegypten zum Schutz der Insel zurückgelassen, haben sich Ruhm erworben. Es waren nur 4000 Mann, die nicht ausreichten, alle Punkte der Insel zu vertheidigen; sie zogen sich daher in ein Fort zurück, welches den Eingang des Hafens beherrscht. Hier hielten sie eine lange Belagerung aus, da sie aber keine Hülfe bekamen, kapitulirten sie nicht ohne Ehre. Den 6000 Engländern, die auf der Insel jetzt stehen, würde es eben so gehen, wenn die Engländer nicht Herren des Meeres wären. Doch wer weiß, ob sie dies nach der Erfindung der Dampfböte immer bleiben werden.

Als ich nach Malta kam, erwartete man daselbst die verwittwete Königin von England, die in einem milderen Klima ihre Gesundheit wieder herstellen will. Von den Engländern leben Viele den Winter über in Malta. Malta ist auch in Hinsicht der Temperatur Nizza vorzuziehen, es ist nur zu weit vom Kontinent entfernt und erfordert eine Fahrt von wenigstens fünf Tagen. Darum habe ich mich auch schon gefragt, wie es kommt, daß die Aerzte an unser Korsika noch nicht gedacht. Korsika hat einen schönen Golf, den ich gesehen habe und der mit Bergen von den eigenthümlichsten Formen umgeben ist; die Feigenbäume der Berberei und die Aloes wachsen auf der Insel, wie in Afrika, und dienen dem Lande zur schönsten Zier. An diesem Golf liegt, von einer dichten Reihe hoher Hügel vor Winden geschützt, die Stadt Ajaccio, eine schöne Stadt mit großen Straßen, schönen Plätzen und klaren Quellen. Selten einmal fällt hier das Thermometer auf den Gefrierpunkt, und das nur sehr früh am Morgen und auf eine oder zwei Stunden. Nie dauert der Regen hier länger als einige Stunden. Man kann, so sehr man auch das Gegentheil glaubt, ohne die geringste Furcht das Land durchreisen, wenn man in Korsika nur Fremder ist und sich nicht in die Vendettas der Eingebornen mischt. Man kann in achtstündigem Ritt die gigantischen Forsten von Aitonne und Vizzavone besuchen; das sind Kolonnaden von schlanken, schmalen Tannen, die zehn bis zwanzig Quadrat-Lieues einnehmen. In sechs Stunden kann man an die Quellen der Gravona gehen, eines Flusses, der auf einem Lauf von 6 Lieues von einer Höhe von tausend Mètres herabfällt und einen fortwährenden Wasserfall bildet, und in etwas längerer Zeit erreicht man Bastelica, die Korsische Schweiz, wo man die ungeheuren Kastanienbäume bewundern kann, die so alt sind, wie die Insel. Endlich kann man sich mit Jagd und Fischfang beschäftigen, denn Beides ist in Korsika sehr häufig.

In Ajaccio lebt sich's herrlich; man findet hier artige Häuser und eine unvergängliche historische Erinnerung; besonders empfehlenswerth aber ist eine heiße Schwefelquelle, drei Viertelmeilen von der Stadt, die in einer Menge von Leiden gute Dienste leisten soll. Diese Quelle hat sich seit einigen Jahren bewährt, und es möchte gerathen seyn, darauf aufmerksam zu machen. Wenn ein armer Kranker im Winter Schwefelbäder braucht, so schicken Sie ihn in die künstlichen Bäder, die es in Paris giebt, bedauern es aber, daß ihm die Jahreszeit nicht erlaubt, nach den Pyrenäen oder anderswohin zu gehen. Gut, schicken Sie ihn nach Ajaccio, verordnen Sie ihm die Bäder von Caldaniccia: da kann er jeden Tag auf einer herrlichen Straße den Golf entlang hinfahren, im herrlichsten Wetter und bei einer Temperatur, in der das Zuckerrohr, der Kaffee und der Theebaum wächst.

Nizza steht Ajaccio in vieler Beziehung nach, aber nach Nizza braucht man nicht eine Seefahrt von 24 Stunden zu machen. Malta dagegen hat weder die Schönheiten, noch die heißen Quellen Korsika's; aber selbst wenn es mehr bieten möchte, als wirklich der Fall ist, würde es doch von Marseille zu weit entfernt seyn, und man müßte schon darum Korsika vorziehen. So mögen denn die Aerzte jeden Winter tausend bis zweitausend Kranke nach Korsika schicken; sie werden dadurch zur Civilisirung des Landes beitragen, indem sie es bereichern, und den Kranken eine Erleichterung verschaffen, die sie anderswo erst im Juni, d. h. nach fünf- bis sechsmonatlichem Leiden, finden konnten.

De Ségur-Dupeyron.

Frankreich.

Ein General der Napoleonischen Armee.

(Schluß.)

„„„Ach!““ schluchzte das tief erschütterte Mädchen; „„„erlauben Sie mir, daß ich Sie wie eine Schwester liebe und wie des edelsten Bruders Ihrer gedenke. — Sie waren und sind mein theuerster Freund. Durch Ihren Einfluß und Antheil an meinem Schicksal bin ich reich geworden, mein Familien-Gut ist mir zurückgestellt; aber hören Sie mich an — ein Vetter, mit dem ich in der Zeit unseres Glückes versprochen war, und der für die Königliche Sache stritt und blutete, ist aus langer Verbannung arm und entblößt heimgekehrt — er bewirbt sich um meine Hand. Meine selige Mutter nahm mir wenige Stunden vor ihrem Tode das Versprechen ab, daß ich seine Gattin werden wollte. Ihre Worte tönen noch in meinem Ohr. — Darf ich mein Gelübde verletzen!“““

„Nein!“ sagte Marcel mit möglichst fester Stimme. Seine Wangen waren bleich, seine Lippen zitterten, und Thränen standen ihm in den Augen.

„Theures Fräulein!“ sprach er; „seyen Sie glücklich! Dieses Glück Ihnen zu sichern, war die Aufgabe meines Lebens. — Ich hatte gehofft, es zu theilen — diese frohe Aussicht ist dahin.“ Darauf erhielt sein Gesicht einen anderen Ausdruck, und er fuhr mit gezwungener Munterkeit fort: „Doch — unter Einer Bedingung: ich muß meinem Mitbewerber vorgestellt seyn — Ihre Heirath muß unverzüglich stattfinden. Lassen Sie mir wenigstens die Genugthuung, Sie ihm zu übergeben; lassen Sie ihn den Segen aus der Hand des Bruders empfangen, den die Vorsehung Ihnen geschenkt hat.“

Dieser Kampf war für den edelmüthigen Marcel zu heftig — Thränen stürzten aus seinen Augen. Fräulein von Souland weinte bitterlich.

„Kommen Sie“, sprach der General; „seyen wir nicht, wie Kinder — mein Opfer ist gebracht — für mich ist der Gram unnütz, und Sie haben keine Ursache dazu. Sagen Sie mir, wo ich den beglückten Gegenstand Ihrer Liebe finden kann — wir müssen Freunde werden.“

Das Fräulein gewährte dem General seine Bitte, in der eine so edle Selbstverleugnung sich aussprach. Zwei Stunden später stand der General dem royalistischen Emigranten gegenüber.

„Mein Herr", sprach Marcel, als er in das geräumigste Zimmer eines der unscheinbarsten Häuser trat, „ich dürfte Ihnen wohl nicht ganz unbekannt seyn. Ich bin General Marcel. Fräulein von Souland, die ich einst von einem gräßlichen Tode errettete und die mir theurer ist, als mein Leben, sagt mir, daß Sie mit ihr versprochen sind; für mich ist Alles, was sie sagt, ein Befehl, sogar dieses traurige Wort, welches meine liebsten Hoffnungen ganz vernichtet. Hier steh' ich vor Ihnen, Sie um Entscheidung in dieser Sache zu bitten; denn ich würde eine länger dauernde Ungewißheit nicht ertragen können."

„„Herr"", sprach der begünstigte Liebhaber, „„Ihre Geschichte, die so wunderbar und so innig mit der meiner Cousine verknüpft ist, war mir schon längere Zeit bekannt — Ihre edle Freimüthigkeit zwingt mich, ganz aufrichtig zu reden. Ich habe Ihre ganze Korrespondenz mit meiner Braut gelesen; sie konsultirte mich bei jedem Briefe, der an sie bestimmt war, und ich hatte oft Gelegenheit, die edle Uneigennützigkeit Ihrer Neigung zu bewundern. Was Sie heute gethan, beweist, wie richtig meine Meinung von Ihnen gewesen.""

„Wohl", versetzte der General; „unter solchen Umständen muß Ihnen daran gelegen seyn, Ihre Hochzeit baldmöglichst zu feiern — warum haben Sie so lange damit gezögert?"

„„Ehe meine Braut Sie wieder gesehen und Ihnen über Alles Aufklärung gegeben hatte, fühlte sie sich nicht frei genug, einen so entscheidenden Schritt zu thun. Sie wollte durchaus erst Ihre Einwilligung haben. Sind Sie bereit, General, Ihre edelmüthigen Handlungen mit diesem Segen zu krönen?""

„Ja", sprach Marcel tief bewegt; „allein es muß gleich geschehen. — Ich habe Fassung gewonnen. — Begleiten Sie mich zu Fräulein von Souland — mein Opfer ist gebracht, allein ich kann nicht dabei verweilen. Kommen Sie — lassen Sie es heute geschehen — hören Sie ihr Jawort in meinem Beiseyn."

Sie gingen mit einander nach der Wohnung des Fräuleins; das Verlöbniß wurde erneuert, und es fehlte nur noch die hochzeitliche Weihe, um das Glück des jungen Paares vollständig zu machen. In weniger als einer Woche führte Marcel das Fräulein von Souland zum Trau-Altar. Er blieb ruhig und gefaßt; kein Seelenkampf wurde in ihm bemerklich, bis die Trauung vollzogen war.

„Sie werden glücklich seyn", sprach er mit klopfendem Herzen und feuchtem Auge, als die Neuvermählten ihm gegenüberstanden. „Sie müssen glücklich seyn — dies ist meine liebste Hoffnung, mein angelegentlichster Wunsch. — Ich habe Sie, Madame, mit dem Manne Ihrer Wahl vereinigt gesehen — leben Sie wohl, und denken Sie zuweilen an den unglücklichen Marcel."

Herr und Frau von Cassan — denn Fräulein von Souland war jetzt Frau von Cassan geworden — stürzten ihrem edeln Wohlthäter weinend in die Arme. Er umarmte sie zärtlich; allein der Anblick ihres Glückes kostete ihm zu viel. Er ging wieder zur Armee.

Eilf Jahre verflossen seit dieser edlen Aufopferung und schmerzlichen Trennung — eilf Jahre kriegerischer Thätigkeit. Marcel focht im Westen und Norden — bei Austerlitz und vor Saragossa — bei Wien und an der Moskwa. Er wurde Divisions-General und erhielt den Titel eines Grafen. Sein Briefwechsel mit Frau von Cassan erlitt in dieser Periode, wie man sich denken kann, große Unterbrechungen; allein die wenigen Briefe, die er empfing, machten ihm Freude, weil sie von dem ehelichen Glücke des Paares und von der dankbaren Gesinnung des Mannes zeugten.

Aber die ganze Herrlichkeit des Grafen Marcel und seines Gebieters sollte durch Wellington's gewaltigen Arm zertrümmert werden; das Britische Heer besiegte, unaufhaltsam vordringend, die erlesensten und kampfgeübtesten Streiter des Usurpators, und die Niederlagen der Französischen Truppen folgten einander Schlag auf Schlag. Ausländische Krieger überflutheten den lange jungfräulich gebliebenen Boden Frankreichs.

Alle diese Wechsel des Glückes beunruhigten Herrn und Madame Cassan nur in so weit, als Graf Marcel dabei betheiligt seyn konnte. Sie hatte geschaudert bei den Gefahren, die er auf Rußlands Schneefeldern und über den Fluthen der Beresina bestehen müssen; allein sie fürchtete noch weit mehr die Wirkung, welche der Sturz des Kaisers, der ihn geehrt und ausgezeichnet, auf sein Gemüth haben mußte.

Der auf Usurpation gegründete Kaiserthron stürzte; aber Graf Marcel war Einer von den streng gewissenhaften, unbeugsamen Anhängern Napoleon's, die sich kühn an das Wrak seiner Dynastie festklammerten. Er verließ Fontainebleau nicht eher, bis kein Kaiser mehr in Frankreich war.

Während der eilf Jahre, die seit dem Tage verstrichen, an welchem Marcel jenes edle Opfer gebracht, war eine große Veränderung in ihm vorgegangen. Die Liebe erfüllte sein Herz nicht mehr; obgleich seine Freundschaft und Hochachtung für Madame Cassan so tief und innig blieben, wie vordem. Auch sein Ehrgeiz hatte eine andere Richtung genommen. Er fühlte die Annäherung des Alters und die Nachwirkungen vieler empfangenen Wunden — er wurde ernst und gedankenvoll und bald wendete sich sein Geist einer anderen — der politischen Sphäre zu.

Das Glück verließ ihn auch in dem neuen Berufe nicht; und um die Zeit der Thronentsagung Napoleon's war Graf Marcel so hoch gestellt als ein Unterthan es nur seyn kann. Mit dem Sturze des Usurpators verlor Marcel seine neue Würde; und von jetzt an waren Herr und Madame Cassan die einzigen Wesen, an denen er noch Interesse nahm. Was aber für ihn ein Gegenstand tiefen Schmerzes war — die politische Umwälzung in Frankreich — mußte dies nicht seine Freunde, als echte Royalisten, mit jauchzender Freude erfüllen? „Nein", sprach er zu sich selbst, „es sey fern von mir, daß ich die Ruhe und das Glück des würdigen Paares mit eigenem Trübsinn und Mißmuth störe!" Er beschloß, sie nicht wieder zu besuchen und nicht mehr an sie zu schreiben.

Die Stille, welche auf die Rückkehr der Bourbonen folgte, wurde, wie Jedermann weiß, durch das Mißvergnügen des Militairs und durch Bonaparte's Entweichung von Elba gar bald unterbrochen. Man kann sich leicht denken, daß Graf Marcel, den der Ex-Kaiser so hoher Gunst gewürdigt hatte, sich beeilte, die Rückkehr seiner Adler an Frankreichs Küsten zu begrüßen.

Noch vor Bonaparte's Entweichung war Herr von Cassan, der Gemahl des ehemaligen Fräulein von Souland, nach Paris berufen worden, und hatte zur Belohnung für Alles, was er im Dienste der Königlichen Sache erlitten, ein nicht unwichtiges Amt erhalten. Unterdeß kamen die hundert Tage — ihnen folgte der glorreiche Triumph Wellington's bei Waterloo und die Verbannung des Generals Bonaparte. Welches Schicksal drohte aber dem Grafen Marcel, der gleich seinem Gebieter verwundet und überwunden wurde? Man beschuldigte ihn der Theilnahme an einer geheimen Verschwörung, die wir hier nicht weiter zu beleuchten brauchen, deren Folgen aber Frankreich lange zu beklagen hatte.

Sobald Frau von Cassan erfuhr, daß ihr Beschützer, er, dem sie Leben und Besitzthum verdankte, in Gefahr schwebte, sagte ihr Herz ihr, wie sie handeln sollte. Herr von Cassan bekleidete sein verantwortliches Amt in Paris; seine Gattin aber wohnte auf dem Lande, mit der Erziehung ihrer Kinder beschäftigt. Sie riß sich von dem trauten Kreise los und fuhr mit Extra-Post nach der Hauptstadt. Als ihr Mann sie erblickte, errieth er gleich den Beweggrund ihrer plötzlichen Ankunft.

„General Marcel", sagte er, „ist schwer angeklagt — Du bist gekommen, um ihn zu befreien. — Ich will Dir Hülfe leisten; aber ich sage Dir, daß es mit ihm nicht besser steht, als mit Ney oder Labédoyère. Er hat bittere persönliche Feinde an der jetzigen Regierung. Ich brauche Dir nicht erst zu versichern, daß er wenigstens auf Einen Freund rechnen kann."

Frau von Cassan konnte auf diese großmüthige Aeußerung nur mit einem Händedruck antworten. Sie beschloß, keine Zeit zu verlieren, um den Aufenthalt des Freundes zu entdecken. Dies war jedoch keine leichte Aufgabe. Bei Marcel's alten Waffengefährten wurde sie mit Kälte angehört; und erkundigte sie sich nach Mitteln, die einen guten Erfolg wahrscheinlich machen konnten, so erhielt sie keine Antwort. Endlich, als sie schon nahe daran war, an der Möglichkeit des Gelingens zu verzweifeln, entdeckte ihr einer der früheren Adjutanten des Generals, der seinem Chef noch mit Liebe anhing und an der Lauterkeit ihrer Absichten keine Zweifel hegte, den Namen der Person, welche, trotz aller Wachsamkeit der Polizei, den Muth gehabt hatte, dem Angeschuldigten ein Asyl zu gestatten. Nur mit großer Behutsamkeit und Vorsicht gelangte Frau von Cassan an den bezeichneten Ort.

Sobald der Graf sie zur Thür der Dachstube, in welcher er versteckt war, hereintreten sah, fuhr er von seinem ärmlichen Lager empor, stürzte ihr entgegen und rief mit freudestrahlendem Antlitz: „Jetzt kann das Schicksal mir nichts mehr anhaben! Ich kümmere mich um nichts mehr — Sie haben mich nicht verlassen, und ich bin befriedigt."

„„Ach!"" rief Frau von Cassan; „„was habe ich denn für Sie gethan? Ich bin nicht durch Flammen und Gefahr hierher gekommen — habe nicht dem Tode getrotzt, um Ihr Leben zu retten, wie Sie an jenem verhängnißvollen Tage für mich gethan. Ich komme nur, um, wo möglich, eine alte Schuld abzutragen. Werden Sie wohl Ihr Leben derjenigen anvertrauen, die Ihnen das eigene Leben verdankt?"" — „Gütiger Engel", sprach der General, auf die Kniee fallend; „Ihrer schwesterlichen Sorge — Ihrem Eifer — Ihrer Einsicht vertraue ich mich von ganzem Herzen." — „„So folgen Sie mir — noch in diesem Augenblick — in der nächsten Stunde kann es schon zu spät seyn — Fouché's Schergen kennen schon ihren Aufenthalt."" — „Wo soll ich aber hingehen?" fragte der General, die Entschlossenheit seiner Freundin bewundernd. — „„Zu uns; in meines Gatten Haus einstweilen, und dann mit uns auf unseren friedlichen Landsitz — da werden Sie sicher seyn. Ney, Labédoyère und die Uebrigen, welche an den neuesten Ereignissen Theil genommen, erwarten ihr Urtheil. Ich will Sie von einem schmählichen Tode retten — es ist meine Pflicht, mein Recht — Sie gehören mir an, denn Sie sind unglücklich!""

Die Equipage ihres Gatten, die in der anstoßenden Straße wartete, förderte sie Beide nach dessen Wohnung. Da Herr von Cassan dem Hause der Bourbonen unzweideutig ergeben war, so hatte sein politischer Gegner in seinem Hause nichts zu befürchten, bis er ihn mit günstiger Gelegenheit nach der Vendée mitnehmen konnte. Der Verschworne vom 20. März begleitete seine heldenmüthige Beschützerin und ihren Gatten nach ihrem Landsitze.

Marcel gewann seine verlorene Heiterkeit im Kreise der edelsten Freunde allmälig wieder. Er wohnte hier unter dem Namen eines entfernten Verwandten der Frau von Cassan, der viele Jahre emigrirt gewesen. Sein Name wurde nachmals in die Amnestie mit eingeschlossen, die der König aus freien Stücken

bewilligte. Als aber die Ereignisse vom Jahre 1830 diejenigen, die man 1815 verworfen hatte, zu Macht und Ansehen brachten, wies Marcel jedes praktische Amt, das man ihm zuweisen wollte, von sich.

Er lebt noch jetzt — vorgerückt an Jahren und von zahlreichen Wunden mehr als vom Alter gebeugt. Die meiste Zeit verbringt er in Frau von Cassan's Familienkreise, und oft gedenken diese vortrefflichen Freunde ihrer früheren Schicksale. Diese Erinnerungen füllen ihr Auge mit Thränen; wie seltsam aber auch die Ereignisse waren, auf welche sie öfter zurückkommen, — jedenfalls dienen sie zum Beweise, daß es in dieser großen und geräuschvollen Welt noch etwas Besseres und Herrlicheres giebt, als der Ruhm — das **Mitleid mit Unglücklichen.**

(N. M. M.)

Die Presse während der Revolutionszeit.

Zweiter Artikel.*)

Wollte man eine Märtyrer-Geschichte der Presse entwerfen, so würde diese Zeit reiche Beiträge dazu liefern. Wir wollen indeß nur die Blätter derselben aufschlagen, um einige Proben daraus zu geben.

1) „Actes des Apôtres", herausgegeben von Pelletier, Champemetz, Lauraigais, Rivarol, Régnier, d'Auborme, Béville, Langlois, Bergasse und Anderen; sie beginnen 1789 und wurden im Oktober 1791 zu Grabe getragen, in Gemäßheit eines Königlichen Befehls. Der Prospektus zeigt das Motto:

Quid domini facient, cum talia audent fures?
Liberté, gaîté, démocratie royale.

Die erste Lieferung ist datirt vom Jahre 0 der Freiheit und betitelt: Die „Actes des Apôtres, begonnen am Tage der Todten und beendigt am Tage der Reinigung." Das Werk besteht aus 10 Bänden und 11 Nummern, im Ganzen 311 Nummern. In Nummer 28, S. 13 heißt es: „Ludwig war vor einem halben Jahre Herr von 24,000,000 Unterthanen, und jetzt ist er der einzige Unterthan von 24,000,000 Königen. Jetzt fragt es sich nur, wie diese Nation von Potentaten die Gränzen von so vielen Reichen abstecken wird, und wie der Unterthan so vielen Königen gehorchen soll!"

2) „Actions Héroïques", von Léonard Bourdon und Thibeaudeau, im zweiten Jahre der Republik, 5 Nummern.

3) „A Deux Liards, à deux liards mon journal!" ... Begann am 1. Oktober 1791 und hörte am 11. August 1792 auf. Mit Nummer drei nahm es den Titel an: „le Babillard national, journal à deux liards". Mit Nummer zehn erscheint wieder der frühere Titel. Im Ganzen zählte es 7 Monate von 30 Nummern und einen von 27. Es beginnt folgendermaßen: „Mir sollen wenige Zeilen genügen, um mich mit den Arbeiten der National-Versammlung bekannt zu machen. Sie hat ihr Debüt auf dem Theater der Reitbahn gemacht, am 1. Oktober 1791, im dritten Jahre der Empörung, in gemeiner Sprache im Jahre 1791; sodann hat sie ihre Vollmachten in zwei Tagen geprüft, dreimal geschworen, den König, die National-Garde, das Publikum gehöhnt, die Minister geschmäht und 150,000 Fr. gewonnen. Die Versammlung hat darauf verzichtet, ehrenwerth und geehrt zu seyn. Es ist erfreulich, zu sehen, daß sie sich selbst Gerechtigkeit widerfahren läßt. Unsere Revolutionnaire sind stolz darauf, daß die Welt sich so weit für sie interessirt, daß sie Alle gehängt zu sehen wünscht."

4) „L'Aristocratie enchainée et surveillée par le peuple". Der Titel sagt wohl genug.

5) „Le Défenseur de la Constitution", von Max. Robespierre; 12 Hefte, vom 1. Juni bis zum 10. August 1792. Das Journal wurde dann fortgesetzt bis zum 15. März in 22 Lieferungen unter dem Titel: „Briefe Max. Robespierre's, Mitglied des Französischen National-Konvents, an seine Kommittenten".

6) „Déjeuner patriotique du Peuple", vom 20. Januar bis zum 3. April 1791.

7) „Le Démocrite Français", von Madame Reyneri, vom 8. Ventose bis zum 8. Prairial des Jahres VII; 88 Nummern.

8) „Echo du Palais Royal" oder „Courrier des Cafés"; 1790. Motto: In nova fert animus. Probe: „In den letzten Tagen hat man in der Nähe des Louvre ein äußerst gefährliches wildes Thier entdeckt. Die Naturforscher behaupten, es sey dasselbe, was die Alten Ministerium nannten. Es hat eine verführerische Stimme und einen verschlungenen Gang; Alles, was es anfaßt, wird in Gift verwandelt; obgleich seine Gestalt anziehend ist, flößt sie doch Schrecken ein. Diejenigen, die es verschlingen will, sucht es einzuschläfern, und wenn es sie betäubt sieht, zerfleischt es sie. Seit einigen Monaten richtet es große Verwüstungen an. Man hat bemerkt, daß es eine entschiedene Vorliebe für junge Früchte hat, besonders für einen Baum, der aus Neu-England hierher verpflanzt ist. Dieser seltene Baum hat die kostbare Eigenschaft, eingerostete politische Uebel auszurotten u. s. w."

9) „Journal de la Liberté de la Presse", von Baboeuf, vom 17. Fructidor des Jahres II bis zum 5. Floréal des Jahres IV; 43 Nummern. In der letzten Nummer heißt es: „Alles ist erschöpft; das Schreckens-System gegen das Volk ist an der Tagesordnung. Es ist nicht mehr gestattet, zu sprechen; es ist nicht mehr gestattet, zu lesen; es ist nicht mehr gestattet, zu denken. Es ist nicht mehr vergönnt, zu sagen, daß man leidet; es ist nicht mehr vergönnt, zu wiederholen, daß wir unter der Herrschaft der schrecklichsten Tyrannen leben. Es ist nicht mehr erlaubt, seinen Schmerz auszudrücken, wenn unsere Henker uns zerfleischen, wenn sie stückweise unsere zuckenden Glieder zerreißen; es ist nicht mehr erlaubt, diese Barbaren um weniger schreckliche Qualen zu bitten, um weniger ausgesuchte Martern, um einen milderen und rascheren Tod. Es ist nicht mehr erlaubt, zu sagen, daß die Konstantinopolitanische Gesetzgebung, im Vergleich mit den Verordnungen unserer machthabenden Senatoren, gemäßigt und milde ist u. s. w."

10) „Journal de la Savonette Républicaine", von Labenette, wie der Titel sagt, zum Gebrauch unwissender Deputirten und solcher, die das Vaterland verrathen wollen. Es erschien Ende 1792 und 1793; 18 Nummern. Probe: „Meiner Treu, ich halte es nicht mehr aus! Heißt das nicht, auf eine schmachvolle Weise mit unserer Leichtgläubigkeit spielen? Die Armee unter Dumouriez, welche 12,000 Mann aus sechs Dörfern verjagt hat, war also unsichtbar? Eine solche Kriegführung ist mir nie vorgekommen. Der Lump dringt nur darum in das feindliche Land und läßt keine Garnison hinter sich, weil er unsere Truppen zwischen zwei Feuer bringen und durch seine Niederlage den fremden Truppen Gelegenheit geben will, auf Paris vorzudringen, in das ihnen die Hungersnoth und die Entführung des Königs nach diesem schrecklichen Schlage Eingang verschaffen müssen."

11) „Journal de Louis XVI. et de son peuple" oder „le Défenseur de l'Autel, du Trône et de la Patrie"; 9 Bände. Angefangen im Jahre 1790 und eingegangen mit dem Schlusse der konstituirenden Versammlung. Diese Zeitschrift ist kaum noch aufzufinden. Sie ist ganz im Geiste ihres Motto's: „Ein einziger Gott, ein einziger König", gehalten.

12) „La lanterne de Diogène", Jahr XII, drei Nummern. Probe: „Von Freiheit der Presse kann nur dann die Rede seyn, wenn man denjenigen, welche die Macht in Händen haben, ungestraft mißfallen darf. Sonst ist sie eine Chimäre."

13) „Journal des Amis", von Claude Fauchet, Bischof von Calvados, vom 1. Januar bis zum 15. Juni 1793; 2 Bände. Diese Zeitschrift, die jetzt selten aufzutreiben ist, begann während der Zeit des schrecklichen Kampfes zwischen der Gironde und der Partei, die am 31. Mai 1793 triumphirte. Man findet in derselben werthvolle Nachweise.

(Schluß folgt.)

*) S. Nr. 70 des „Magazins".

Mannigfaltiges.

— **Janin's Schriften.** Die neueste Sammlung von Jules Janin's Bagatellen ist unter dem Titel „Katakomben" (Les Catacombes) erschienen, vermuthlich nur, damit sich die Leser über die Wahl des Titels, der in der That nicht die entfernteste Beziehung zum Inhalt hat, die Köpfe zerbrechen. Auf seine eigene Lebensbeschreibung folgt unmittelbar die des berüchtigten Marquis von Sade, eines Urenkels der von Petrarka gefeierten Laura von Sade, der nicht bloß dieser Ahnfrau, sondern auch des Namens Mensch überhaupt unwürdig war. Die Verworfenheit dieses Schriftstellers, der es sich zur Aufgabe gesetzt hatte, durch seine schmutzigen Schriften ganz Frankreich, und besonders das weibliche Geschlecht, eben so zu entsittlichen, wie er und seine Genossen es bereits waren, wird zwar von Janin auf verdiente Weise gebrandmarkt, doch klebt selbst an dieser Darstellung noch immer Etwas von der ekelhaften Brutalität des Gegenstandes, und wir möchten uns um keinen Preis entschließen, sie für die Leser des „Magazins" in unsere keusche Deutsche Muttersprache zu übertragen. Um nicht immer als leichtfertiger Feuilletonist zu erscheinen, giebt uns Herr Janin in diesen Bändchen auch von seinen klassischen Gymnasial-Studien eine Probe, indem er Martial, Petronius und Apulejus zum Gegenstande einer geistreichen Phantasie macht. Nebenbei wird auch über Beethoven, Albrecht Dürer und Holbein — man sieht, Janin ist mit einemmale ein Verehrer der Deutschen Kunst geworden — über Marie Antoinette und die früh verstorbene Herzogin Marie von Würtemberg, über Alfred Johannot und George Sand, kurzum „über Alles und noch einige andere Dinge" gesprochen. In Belgien sollen bereits drei verschiedene Nachdrucker damit beschäftigt seyn, diese „Katakomben", jeder auf seine Weise, recht tüchtig auszubeuten.

— **Philosophisches.** In Paris ist so eben eine „katholische Philosophie der Geschichte" (Philosophie catholique de l'histoire) vom Baron Alex. Guiraud erschienen. Der Revue de Paris zufolge, hätte der Verf. in den biblischen Sagen die historische Formel aller Doktrinen aufgefunden, welche die Wissenschaft anerkennt. Auch eine eigene Kosmogonie soll der Verf. aufstellen, doch wird sowohl hierüber, als über jene mysteriöse „historische Formel", in der uns vorliegenden Anzeige nichts Näheres gesagt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 73. Berlin, Mittwoch den 19. Juni 1839.

Frankreich.

Geschichtliche Gegensätze unserer Zeit.

Von Lerminier.

Die Größe unserer Zeit ist eine unbestreitbare Thatsache, aber eine ungewöhnliche, denn sie beruht auf einem Widerspruche. Der Glaube und der Zweifel theilen sich in die Gegenwart, und sie kämpfen um die Herrschaft in dem Menschen und in der Welt der Erscheinungen. Der Glaube ruht auf dem Grunde der Dinge; der Zweifel fällt über die Form und die Mittel her. So glaubt in der politischen Welt die Gesellschaft an ihre Zukunft und ihre Kraft; und das Bewußtseyn, welches sie über sich selbst erlangt hat, läßt die Furcht nicht aufkommen, daß sie eines gewaltsamen Todes sterben oder langsam hinsiechen werde. Wird aber die Frage nach der besten gesellschaftlichen Verfassung, in welcher sich dieses unzerstörbare Leben manifestiren soll, aufgeworfen, so tritt der Zweifel ein. Wir, die wir so viele Reihen individueller Charaktere und gesellschaftlicher Gestaltungen auf einander haben folgen sehen, wir scheinen kaum noch an die Menschen und die Institutionen zu glauben; ohne Vertrauen lassen wir sie gewähren und sich fortbilden, wie wir sie ohne Ueberraschung fallen sehen.

Bemerkenswerth ist es, daß wir Alle über die Grundgesetze einig, über die daraus abzuleitenden Folgerungen sehr verschiedener Ansicht sind. Wer bestreitet, daß die Französische Gesellschaft wesentlich demokratisch ist? Welcher Schriftsteller, welcher Publizist hat nicht anerkannt, daß die Demokratie die hervorspringendste Erscheinung von allen ist, in deren Mitte wir leben? Aber wie äußert sich diese Demokratie? Muß ihr Fortschritt beschleunigt oder gehemmt werden? Muß nicht ihr Umsichgreifen nach der Entwickelung ihres Geistes geregelt, ihre Macht nach der Summe ihrer Kenntnisse und Einsichten abgemessen werden? Ueber alle Fragen der Zeit, der Form, der Wege und Mittel sind wir um so verschiedenerer Ansicht, als wir im Grunde Alle dieselbe Ueberzeugung nähren. Unsere Meinungsverschiedenheit erscheint um so größer, als die Unterschiede geringer sind, und unsere Leidenschaften sind oft um so entbrannter, als die Fragen geringfügiger, die Schattirungen unmerklicher sind. Indeß giebt es Augenblicke, wo der Geist, wieder zu der Ruhe gelangend, welche die unerläßliche Bedingung des Begriffs der Wahrheit ist, das Unbegründete dieser Zwistigkeiten und Befehdungen erkennt, wo er begreift, daß der Entwickelung der Gesellschaft, wie der Natur, ewige Gesetze vorgeschrieben sind, welche weder zurückgedrängt noch beschleunigt werden können, und daß die menschliche Thätigkeit, welche im Einklange mit diesen Gesetzen so mächtig und so edel erscheint, ihre Würde und ihre Macht verliert, wenn sie gegen dieselben anzukämpfen versucht.

Es giebt noch einen Grund, welcher beim Anblick unserer politischen Kämpfe und Zuckungen auf die Lippe des Denkers ein Lächeln des Zweifels und des Unglaubens lockt; es ist dies das Bewußtseyn des Fortschritts selbst, welchen die Menschheit durch die Uebung ihrer geistigen und physischen Kräfte erstrebt, dieses Fortschritts, der auch die moralischen Schwierigkeiten, die uns beengen, auf eine siegreiche Weise lösen muß. Wenn man bedenkt, daß in Zukunft die Unterschiede, welche die verschiedenen Theile desselben Standes, welche die Völker und die beiden Halbkugeln von einander scheiden, nach einem nicht zu berechnenden Verhältnisse abnehmen müssen, daß diese Umgestaltung eine immer wachsende Steigerung der Bevölkerung und der Production herbeiführen muß, so kömmt man dahin, die Gegenwart als einen Durchgangspunkt, als einen Uebergang, dessen Folgen man sich gefallen lassen muß, aber für den man sich eben nicht sehr begeistern wird, zu betrachten. Unstreitig muß man diese Stimmung des Geistes und diese Aufforderung zur Gleichgültigkeit und Trägheit bekämpfen, aber wir können ihr Daseyn nicht hindern und sie nicht abhalten, auf unser Gefühl und unsere Vernunft einzustürmen.

Die Aufgabe der Vernunft ist es also jetzt, sich zwischen der Gleichgültigkeit und dem Fanatismus, zwischen der Entmuthigung und der Ueberspanntheit einen Weg zu bahnen. Die Wissenschaft, eine allseitige Würdigung der Vergangenheit wie der Elemente, welche die Gesellschaft bilden, eine lebhafte Vorahnung der künftigen Größe des Menschengeschlechts können für die Fragen der Gegenwart eine ungerechte Geringschätzung einflößen, gegen die man sich waffnen muß. Der Mensch ist nicht da, um sich von den Fragen, die seine Zeit bewegen, auszuschließen, um sich den Sorgen und Geschäften zu entziehen. Auf der anderen Seite müssen Unwissenheit, unreife Ansichten, falsche Anschauungen leidenschaftliche Erbitterung erzeugen, die nur mit der Unwissenheit selbst aufgehoben werden kann, durch Berichtigung der Vorurtheile, durch weitere Verbreitung des Unterrichts. Die Gleichgültigkeit in politischer Beziehung muß also durch die Uebung der Vernunft selbst bekämpft werden, und denen, die da wissen, muß gesagt werden, daß sie auch wollen müssen; diejenigen, die da nicht wissen, müssen belehrt werden, denn der politische Fanatismus wird durch das Licht verscheucht.

Man darf sich weder verwundern noch seufzen, wenn man in den Reihen des Volkes, in die das Licht noch nicht gedrungen ist, ungerechte Anklagen gegen gewisse gesellschaftliche Einrichtungen, gegen gewisse Regierungsformen vernimmt. Das Volk beschuldigt nur, weil es nicht genug weiß; man unterrichte es besser, und es wird anfangen, gerecht zu werden. Man kläre es auf und zeige ihm auf eine einfache Weise, was im Leben des Menschen und der Gesellschaften nothwendig, was möglich ist; man lasse es mit Händen greifen, daß sein Glück oder Unglück nicht von dieser oder jener gesellschaftlichen Einrichtung abhängt; daß die Bedingungen der Arbeit, der Wohlstand der Arbeiter, der Reichthum der Nation aus höheren Ursachen herfließen als aus dem Getriebe der Parteien, und daß die friedlichen Fortschritte der Gesellschaft mehr Glück verbreiten, als ihre Zerwürfnisse und ihr Umsturz. In dem allgemeinen Zuge der Welt, Alles einer vernünftigen Erörterung zu unterwerfen, darf man keine halbe Maßregeln ergreifen, noch da einen Haltpunkt machen wollen, wo es nicht angeht. Da man angefangen hat, sich an die Vernunft des Volks zu wenden, so muß man diese Vernunft auch würdig behandeln, glauben, daß sie Alles begreifen kann, und zwar nicht bloß die groben Thatsachen, sondern auch die feineren und weniger augenfälligen Wahrheiten, wenn sie nur im Grunde klar sind. Glaubt man z. B., daß es sehr schwer seyn würde, ungebildeten, aber geradsinnigen Menschen begreiflich zu machen, wie weit die Kraft gewisser politischer Formen reicht, und wo ihre Ohnmacht beginnt? Was man vernünftiger Weise von ihnen erwarten kann, und was sie unfähig sind, zu leisten? Wollte man leugnen, daß diese Unterscheidungen von der Vernunft des Volkes gefaßt werden könnten, so würde man die Staatswissenschaft zur Unthätigkeit verdammen, und durch eine traurige, aber nothwendige Konsequenz würde man zu dem Schlusse gelangen, daß es besser sey, wenn das Volk gar nichts, als wenn es halb wisse, und daß es im Geschick des menschlichen Geschlechts liege, auf den Widersinn hinauszukommen. Dieser Fall kann aber nicht eintreten, und die Wissenschaft wird über den politischen Fanatismus triumphiren, wie sie über den religiösen den Sieg davongetragen hat. Wie hat es der Menschengeist angefangen, um das Ansehen der Vernunft im Reiche der Ideen und der religiösen Leidenschaften wieder aufzurichten? Als der christliche Glaube die modernen Nationen, so zu sagen, aufgesäugt und ihnen die ersten Begriffe der Sittlichkeit beigebracht hatte, blieb er eine Zeit lang im Besitze einer absoluten Herrschaft; es war die Folge und der Preis seiner Wohlthaten, daß man ihn eine Zeit lang als die einzige und heilige Quelle der möglichen Neigungen und Gedanken des Menschengeschlechts hinnahm. Allmälig fand man indeß Zeugnisse eines früheren Lebens, Spuren einer Geschichte, welche nicht den Stempel des Evangeliums trug, Bruchstücke, welche keine Aehnlichkeit mit dem christlichen Urbilde boten. Zugleich stiegen neue Gedanken in einzelnen Menschen auf, und die Eigenthümlichkeit des modernen Denkens erzeugte sich in dem Augenblicke, wo die weltliche Majestät des Alterthums wieder aus dem Grabe erstieg. Anfangs erkannte man weder das gemeinschaftliche Band noch die besondere Bedeutung beider Bewegungen; aber dieselben gingen immer fort, und das war das Wesentliche. Später fing man an, aus den Arbeiten der neueren Philosophie und der Gelehrsamkeit den Schluß zu ziehen, daß das Denken nicht vom christlichen Glauben abhänge, und daß die Wahrheit, sowohl die metaphysische als die moralische, auf welcher das Leben des Menschen und der Völker ruht, eine selbstständige sey.

Manche Kämpfe sind geliefert worden, um uns in den Besitz dieses Anfangs-Resultates zu setzen; aber wir haben es erreicht, und in Frankreich sind wir vom religiösen wie vom antireligiösen Fanatismus befreit. Wer wollte jetzt noch gegen die Religion eifern, da diese, ohne Einfluß auf die Politik und auf das bürgerliche Gesetz, der glücklichen Verpflichtung unterworfen ist, nicht über die Spendung der himmlischen Segnungen hinauszugehen? Wann hat man bei den Philosophen eine unparteiischere, wohlwollendere Würdigung des Christenthums gefunden? Sie begreifen am besten die Verdienste und den Geist desselben, und wenn sie auch nicht an dessen absolute Wahrheit glauben, so lassen sie ihm wenigstens volle Gerechtigkeit widerfahren. Was jetzt einem Angriffe auf das Christenthum ähnlich sieht, findet keinen Anklang mehr, weil jetzt die Religion nur noch einen wohlthätigen Einfluß hat. Sie erzieht die Kinder des Volkes, tröstet die Armen, heilt die kranken und wunden Seelen. Warum sollte man sie in der Erfüllung dieser frommen Pflichten stören? Es giebt indeß noch andere Bedürfnisse, deren Befriedigung die Gesellschaft sucht; sie fordert eine kräftige Nahrung für die gebildeten Geister und für die neuen Generationen, welche zum Genusse, zum Gebrauche des Lebens heranwachsen; für die Zweifel und Besorgnisse, welche dasselbe erfüllen, will sie eine vernünftige Erklärung, eine befriedigende Lösung. Diese Aufgabe fällt unstreitig der Philosophie zu, welche nicht mehr die Religion zu bekämpfen, sondern sich selbst zu organisiren hat. Alle Bestrebungen unseres Jahrhunderts sind rationalistisch; der Rationalismus ist überall, in unseren politischen und bürgerlichen Gesetzen, in unseren staatswissenschaftlichen Theorieen, in der Staats-Verwaltung, in der Richtung unseres Denkens und unserer Sitten, in der Literatur. Nur ist derselbe mehr noch der Macht und dem Instinkte nach, als im klaren Bewußtseyn und in allgemein anerkannter Weise vorhanden. Es kommt also darauf an, alle zerstreute Elemente desselben zu sammeln, sie einander zur Seite zu stellen und diejenigen zu entwickeln, welche noch nicht deutlich und bestimmt genug hervorgetreten sind, um daraus einen mächtigen Organismus zu bilden, der fest durch seine zusammenhaltende Kraft, beweglich durch einen ins Unendliche möglichen Fortschritt seyn würde. Das moderne Denken muß also in Gemeinschaft mit dem christlichen Glauben an dem Werke der Gesellschaft arbeiten; es darf nicht vergessen, daß es im Geiste der alten Philosophie lag, die Staats-Religion als symbolische Form der Ideen selbst gelten zu lassen. Sokrates beauftragte Kriton vor seinem Tode, dem Aeskulap einen Hahn zu opfern. Seneka brachte dem befreienden Jupiter eine Libation dar, als er sich die Adern öffnete. Diese Repräsentanten der Philosophie schienen den Göttern keine Vorwürfe machen zu wollen, und durch diese Achtung vor den Altären legten sie ein glänzendes Zeugniß der Allmacht des Gedankens ab.

Gewiß wird die Zeit kommen, wo die Arbeiten der neueren Philosophie umgestaltend auf den Glauben einwirken werden, aber man darf der Zeit nicht vorgreifen. Im vergangenen Jahrhundert ging die Philosophie zum nothwendigen Angriff über, jetzt muß sie sich neben die Religion hinstellen, und später wird sie auf diese einen unvermeidlichen Einfluß üben. Wenn der Mensch die Früchte seiner Arbeit pflücken will, so darf er sich weder in Erinnerungen an die Vergangenheit, noch in eitlem Sehnen nach einer fernen Zukunft verzehren. An die Gegenwart muß man sich halten, wenn man ihr etwas abringen will; auf diese muß man seine ganze Thatkraft übertragen, um desto mächtigere Resultate zu erzielen. In diesem Entschlusse liegt das Unterpfand des Sieges; so entgeht man der Niederlage und behauptet das Terrain, welches geschickte Anstrengungen erobert haben. Will man nun mit Unparteilichkeit den sittlichen Zustand Frankreichs prüfen, so wird man erkennen, daß es zugleich katholisch und rationalistisch ist, daß es den Kultus und das Raisonnement, die Traditionen der Kirche und die Ironie des philosophischen Zweifels liebt. Wir Alle sind Zöglinge der Prosa Bossuet's und Voltaire's, und im Grunde ein raisonnirendes Volk. Diese rationalistische Natur, welche unsere National-Eigenthümlichkeit bildet, will in ihrer Tiefe erforscht, in ihren Grundlagen erkannt seyn.

In der Literatur zeigt sich dieselbe Theilung zwischen dem Zweifel und dem Glauben. Wir glauben an den Zauber des Schönen, und ein unwiderstehlicher Zug treibt uns an, demselben nachzuforschen; aber wir schwanken unsicher auf dem Wege hin und her, der zu demselben führt. Was ist aus den Theorieen und dem Fanatismus geworden, mit dem sich der neuerungssüchtige Romantizismus waffnete? Alle Formen, alle Kunststücke, aus denen man eine neue Kunstreligion bilden wollte, sind in Rauch aufgegangen, und es ist nichts geblieben, als die unvergängliche Liebe des Schönen. Der Grund ist kein anderer, als daß Mode-Launen nie zur dauernden Herrschaft gelangen. Als sich gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts die Englische Romantik zu einer so schönen Blüthe entfaltete, war sie die natürliche Frucht des Bodens; der Deutsche Geist erzeugte sie mit naiver Kraft; die historischen Verhältnisse riefen ihr Erscheinen hervor. Daher wurde auch Shakespeare der Englischen Literatur, was Homer der Griechischen, eine unerschöpfliche Quelle, ein ewiges Vorbild. Wenn die Deutsche Romantik nicht, wie die Englische Muse, den unschätzbaren Vortheil der Initiative hatte, so war ihre Entwickelung, obschon derselben das Siegel der metaphysischen Reflexion aufgedrückt wurde, nicht weniger natürlich. In Frankreich ist der Romantizismus erst nach drei Literatur-Perioden, die durch Montaigne, Corneille und Rousseau bezeichnet sind, aufgekommen; er war nichts Wesentliches, nichts Naturwüchsiges, sondern etwas Zufälliges, Gemachtes. Er war gleichsam eine Uebergangsstufe, auf welcher die Tragik und das Groteske sich verjüngen und auffrischen zu können glaubten. Es ist hier indeß nur von den Theorieen und den theoretischen Ansprüchen, nicht von den glänzenden Productionen einiger Geister ersten Ranges die Rede. Diese Productionen bleiben und nehmen einen Platz neben den Meisterwerken der drei früheren Perioden ein; aber das System, welches eine neue Literatur unter uns aus der Erde stampfen wollte, ist vom Schauplatz abgetreten.

Frankreichs geringster Ruhm wird es nicht seyn, daß in unserem Jahrhundert einige Zweige seiner Literatur in einem bis dahin unbekannten Glanze strahlten. In der Ode, der Elegie, der philosophischen wie der religiösen, im Epos ist Herrliches geleistet worden, Größeres, als man bisher dem Französischen Geiste zugetraut hatte. Aber an diesen Ruhm hat das System wenig Ansprüche, und das Publikum ist davon so überzeugt, daß es einem klassischen Meisterwerke seinen vollen Beifall schenken würde, wenn ein solches erschiene. Wir haben nicht die Liebe zum Schönen verloren, sondern es ist nur vom Aberglauben der Form befreit worden, wie wir Gott der Hülle der menschlichen Vorstellungen entkleiden, wie wir das gesellschaftliche Glück von den politischen Formalitäten unterscheiden.

Die Theilung zwischen dem Glauben und dem Zweifel ist darum so sehr hervorzuheben, weil sie den Gang der Begebenheiten und das Handeln der Menschen erklärt. Da der Glaube der Individuen an die Gesammtheit der Realität geknüpft ist, nicht an eine einzelne Erscheinung, so nimmt derselbe andere Gestalten an und schlägt verschiedene Wege ein, um zu demselben Ziele zu gelangen. Wenn die Menschen glauben, daß die Verhältnisse neue Pflichten bedingen, daß ein gesellschaftliches Element mehr als ein anderes der Unterstützung und Befestigung bedarf, so werfen sie sich auch auf das, was ihnen als das Nothwendigste erscheint, ohne die Gefahr zu achten. Montesquieu schildert uns Karl den Großen, wie derselbe unaufhörlich sein weites Reich durchzog und überall Hand anlegte, wo etwas zusammenzustürzen drohte. Es giebt keinen nur halbwege kräftigen Geist, der nicht der Wirklichkeit gegenüber dieselbe in ihrer Gesammtheit zu umfassen strebte und nicht dahin eilte, wo das Interesse der Gesellschaft seine Energie und seine Aufopferung zu erfordern scheint. Was folgt aber daraus? Da die Thaten des Menschen nur auf einander folgen und seine Kraft beschränkt ist, da man nicht eine Sache erfassen kann, ohne nicht wenigstens augenblicklich eine andere zu verabsäumen, so werden Einige glauben, Andere zu glauben scheinen, daß die Aufopferung der Vergangenheit die Bedingung neuer Thaten ist, und daß man keinen neuen Weg einschlagen kann, ohne den alten abzubrechen. Dieser Uebelstand ist unvermeidlich, und diejenigen, welche sich der Oeffentlichkeit der That und des Gedankens weihen, müssen ihn tragen. Sie werden nicht vergessen, daß die Wichtigkeit der Ideen und ihrer Repräsentanten nach der Lebhaftigkeit der Erörterungen abgemessen werden muß, welche sie veranlassen, und daß in unserer Zeit die Verleumdung einer der gewöhnlichsten Begleiter des Ruhmes ist. Die gränzenlose Verbreitung von halben Kenntnissen unter der Menge, das heilige Recht Aller, zu schreiben, machen die Aufgabe des Denkers zu einer sehr schwierigen, und man könnte die Freiheit der Presse bitten, nicht die Freiheit des Gedankens zu ersticken. Aber diese Uebelstände wollen getragen seyn, und an die Stelle des Glaubensmuthes, der die Geister im Mittelalter befeuerte, muß der geistige Muth treten.

(Schluß folgt.)

Die Presse während der Revolutionszeit.

(Schluß.)

14) „Le Publiciste Parisien" — „l'Ami du Peuple", von Marat. Wie der Titel sagt, eine politische, freie und unparteiische Zeitschrift, von einer Gesellschaft von Patrioten herausgegeben und von Marat redigirt. Sie erschien zuerst am 12ten September 1789 mit dem Motto: Vitam impendere vero. Mit der sechsten Nummer nahm sie den Namen „Ami du Peuple", oder „le Publiciste Parisien" an. Diese Zeitschrift wurde verschiedentlich nachgedruckt. Im „Ami du Peuple" erschien Marat's Portrait von ihm selbst entworfen. Man findet hier ein langes Verzeichniß seiner moralischen Eigenschaften und Tugenden wie derer seiner Familie; er stellt sich als Opfer der Willkür, der Eifersucht der gelehrten Körperschaften, der Akademieen, des Hofes, der Großen hin, er, der rechtliche Mann, dessen Absichten immer rein gewesen sind, der sein ganzes Leben nur über das Glück des Volks nachgesonnen hat und dessen Thaten ihm unverdiente Verfolgungen zugezogen haben.

15) „Duchesne", von Hebert, 7 Hefte; angefangen im Jahre 1791. Dieses Journal zeichnet sich gegen das andere „Père Duchesne" dadurch aus, daß es am Ende jeder Nummer zwei Oefen zeigt, von denen einer gewöhnlich umgestürzt ist; dies ist der wahre Père Duchesne. Es hat viele Nachahmer gefunden. Auszüge aus dieser Zeitschrift dürften kaum nöthig seyn, und man wird uns für unsere Zurückhaltung Dank wissen.

16) „La Lanterne magique nationale", von Mirabeau dem Jüngeren; 1790, vier Nummern. Nummer 1, Seite 1 heißt es: „Da ist sie, meine Herren und Damen, die laterne magica! Sie werden sehen, was Sie nie gesehen haben, was die Morgenröthe der Freiheit allein ans Licht fördern konnte: nämlich den Despotismus und die Aristokratie, den Despoten und die

Aristokraten, die von der Nation behandelt werden, wie einst der Teufel vom heiligen Michael. Sie werden sehen die kriegsmuthigen Bürger, die Helden der Bastille, die leichten Truppen der Vorstädte Saint-Antoine und Saint-Marcel, die Jäger der Barrieren, die in Sapeurs umgewandelten Kapuziner, die Damen der Nation und die entschleierten Nonnen, überhaupt die ganze patriotische Armee, und den berühmten Kopfabschneider, und das Châtelet, und die Laterne und alle Wunder der Revolution; mit einem Worte, Sie werden sehen, was Sie sehen werden; das Sehen kostet nichts; wer nicht zufrieden ist, bekömmt das Geld zurück u. s. w."

Wir kommen jetzt zu einem Schriftsteller, dessen Name, trotz Allem, immer nur mit Ehrfurcht ausgesprochen worden ist; es ist Camille Desmoulins, dieser reine, enthusiastische, gefühlvolle Jüngling. Er war einer der thätigsten Führer der Pariser Insurrection und setzte sich an die Spitze der einzigen ehrenvollen Volkserhebung, der Erstürmung der Bastille. Am 12. Juli war das Gerücht verbreitet, Necker, der damalige Abgott, sey vom Hofe und von Versailles verbannt. Damals war das Palais-Royal das politische Forum der Hauptstadt und Frankreichs; in einem Augenblick war es von Studenten und Bürgern aller Klassen gefüllt, welche dies wichtige Ereigniß auf verschiedene Weise deuteten. Plötzlich stürzt ein junger Mensch aus der Menge hervor, besteigt einen Tisch und haranguirt das Volk. Das war Camille Desmoulins' erstes Auftreten. Das interessante Bruchstück, welches hier folgt, ist dem Briefe entnommen, welchen Camille Desmoulins wenige Tage vor seinem Tode an seine Frau schrieb. Dasselbe lautet:

„Im Gefängnisse des Luxembourg, am 2. April um fünf Uhr Morgens.

„Der wohlthätige Schlaf hat mein Leiden unterbrochen. Wenn man schläft, ist man frei; man empfindet seine Gefangenschaft nicht; der Himmel erbarmt sich meiner. Vor einem Augenblicke sah ich Dich im Traume; ich umarmte Dich, Horace und Daronne, aber unser Kleiner hatte ein Auge durch einen Fluß verloren, und der Schmerz darüber erweckte mich. Das Gefängniß umfing mich wieder. Es war ziemlich dunkel, und da ich weder Dich sehen, noch Deine Antworten hören konnte, denn Du und Deine Mutter, Ihr sprachet mit mir, so stand ich auf, um mich mit Dir zu unterhalten und um Dir zu schreiben. Als ich aber mein Fenster öffnete, schlugen die schrecklichen Eisenstäbe, die Riegel, welche mich von Dir trennen, alle meine Seelenstärke nieder. Ich zerfloß in Thränen, oder besser, ich schluchzte laut auf, indem ich in meinem Grabe schrie: Lucilie! Lucilie! o, meine theure Lucilie! wo bist Du? Gestern Abend empfand ich eine ähnliche Bewegung, und mein Herz brach zusammen, als ich im Garten Deine Mutter bemerkte. Maschinenmäßig stürzte ich gegen die Eisengitter; ich faltete die Hände, um ihr Mitleid anzuflehen, ihrer, die, wie ich überzeugt bin, im Innern erseufzt. Gestern erkannte ich ihren Schmerz an ihrem Taschentuche und an dem Schleier, den sie niederfallen ließ, da sie dies Schauspiel nicht ertragen konnte. Wenn Ihr kommt, bitte sie doch, mit Dir etwas näher zu rücken, damit ich Euch besser sehen kann. Es ist keine Gefahr damit verbunden, wie ich glaube. Meine Brille taugt nichts, und ich wünschte, daß Du mir eine ähnliche kauftest, wie ich vor einem halben Jahre hatte, keine silberne, sondern eine von Stahl mit zwei Bügeln, welche sich an den Kopf anlegt. Du magst Nummer 15 fordern. Aber vor Allem beschwöre ich Dich bei unserer ewigen Liebe, schicke mir Dein Portrait. Der Maler möge sich meiner erbarmen, der ich nur leide, weil ich mit Anderen zu viel Mitleid gehabt habe. In dem Grausen meines Gefängnisses wird der Tag, an welchem ich Dein Portrait erhalte, für mich ein Tag der Wonne und des Entzückens seyn. Unterdeß schicke mir eine Haarlocke, damit ich sie auf mein Herz lege. Meine theure Lucilie! ich bin jetzt wieder wie in der Zeit unserer ersten Liebe, wo Jemand mir schon interessant schien, wenn er nur von Dir kam. Als gestern der Bürger, der Dir meinen Brief brachte, zurückkehrte, war meine Frage: „Du hast sie also gesehen?" wie ich sonst zum Abbé Landreville sagte, und ich betrachtete ihn, als wenn an seinen Kleidern, an seiner Person etwas von Deiner Gegenwart, etwas von Dir haftete. Er ist eine mitleidige Seele, weil er Dir meinen Brief übergeben hat. Ich werde ihn, allem Anschein nach, Morgens und Abends sehen. Dieser Bote unserer Schmerzen wird mir so theuer, wie sonst vielleicht der Bote unserer Freuden. In meinem Zimmer habe ich eine Spalte entdeckt, ich habe mein Ohr angelegt, ich habe einen Seufzer gehört; ich wagte einige Worte und hörte die Stimme eines Kranken, welcher litt. Er fragte nach meinem Namen, und ich nannte ihn.

„O, mein Gott!" rief er, auf sein Bett zurücksinkend, aus, und ich erkannte die Stimme Fabre's d'Eglantine. „Ja, ich bin Fabre, sagte er; aber Du hier? Also ist es zur Contre-Revolution gekommen." Wir wagen indeß nicht, mit einander zu sprechen, aus Furcht, diesen schwachen Trost zu verlieren und getrennt zu werden; er hat ein heizbares Zimmer, und auch mein Zimmer würde ganz erträglich seyn, wenn ein Gefängniß es seyn könnte. Du, theure Freundin, weißt nicht, was es heißt, eingekerkert zu seyn, ohne zu wissen, weshalb, ohne zur Untersuchung gezogen zu werden, ohne eine Zeitung zu haben. Das heißt leben und todt zu gleicher Zeit seyn, das heißt existiren, um zu fühlen, daß man in einem Sarge ist. Man sagt, die Unschuld sey ruhig, muthig; aber, meine theure Lucilie, oft ist meine Unschuld gebeugt wie die eines Gatten, eines Vaters, eines Sohnes. Wenn mich Pitt oder Coburg so hart behandelten! aber meine Kollegen! aber Robespierre, der meinen Verhaftsbefehl unterzeichnet hat! aber die Republik, für die ich so viel gethan habe! Das ist der Preis, den ich für so viele Tugenden und Opfer empfange. Als ich hierher kam, sah ich Hérault-Séchelles, Simon, Ferroux, Chaumette, Antonelle; sie sind weniger unglücklich. Mich, der ich mich seit fünf Jahren dem Haß und der Gefahr für die Republik geweiht hatte, mich, der ich meine Armuth während der Revolution bewahrt habe, der ich Niemandes Verzeihung anzuflehen habe, als Deine, meine theure Lolotte, und die ich auch erhalten habe, weil Du weißt, daß mein Herz, trotz meiner Schwächen, Deiner nicht unwerth ist, mich werfen die Menschen, welche sich meine Freunde nannten, welche sich Republikaner nennen, ins Gefängniß, als wenn ich ein Verschwörer wäre. Sokrates trank den Schierling, aber er hatte zum wenigsten den Trost, seine Frau und seine Freunde zu sehen. Wie viel schlimmer bin ich daran! Der größte Verbrecher würde zu hart gestraft seyn, wenn er einer Lucilie anders als durch den Tod entrissen würde. Aber ein Verbrecher wäre nie Dein Gatte geworden, und Du hast mich nur geliebt, weil ich immer nur für das Glück meiner Mitbürger wirkte. Man ruft mich — — So eben haben mich die Kommissarien des Revolutions-Gerichtes verhört. Sie haben mir nur die Frage vorgelegt, ob ich gegen die Republik konspirirt hätte. Welcher Hohn! Ich sehe, welches Schicksal mich erwartet. Lebe wohl, meine Lucilie, meine theure Lolotte, mein armes Schäfchen; sage meinem Vater Lebewohl. An mir siehst Du ein Beispiel der Grausamkeit und Undankbarkeit der Menschen. Meine letzten Augenblicke werden Dich nicht entehren. Du siehst, daß meine Furcht begründet, meine Ahnung richtig war. Ich habe eine durch ihre Tugenden himmlische Frau geheirathet; ich bin ein guter Gatte, ein guter Sohn gewesen; ich würde ein guter Vater geworden seyn. Ich nehme die Achtung und das Beileid aller wahren Republikaner, aller Menschen, ich nehme die Tugend und die Freiheit mit mir. Ich sterbe im vierunddreißigsten Jahre, aber es ist keine gewöhnliche Erscheinung, seit fünf Jahren so viele Abgründe überschritten zu haben und noch zu leben. Ruhig stütze ich mein Haupt auf das Kissen meiner zu zahlreichen Schriften, welche indeß alle dieselbe Philanthropie, den Wunsch, meine Mitbürger glücklich zu machen, athmen. Ich sehe wohl, daß die Macht fast alle Menschen trunken macht, und daß Alle wie Dionys von Syrakus sagen: „Die Tyrannei ist eine schöne Grabschrift." Aber tröste Dich, trauernde Witwe! Die Grabschrift Deines Camille ist ruhmwürdiger; es ist die des Brutus und Cato. O, meine theure Lucilie, ich war geboren, Verse zu machen, der Vertheidiger der Unglücklichen zu seyn, Dich glücklich zu machen. Ich hatte eine Republik geträumt, welche allgemein geliebt worden wäre. Ich wollte nicht glauben, daß die Menschen so roh und so ungerecht seyen. Wie hätte ich glauben können, daß einige Scherze gegen Kollegen, welche mich herausgefordert hatten, das Andenken an meine Dienste tilgen würden? Ich weiß, daß ich als Opfer dieser Scherze und meiner Freundschaft für Danton falle. Ich danke meinen Mördern, daß sie mich mit ihm und Philippeaux sterben lassen, und da unsere Kollegen uns feig verlassen und ihr Ohr Verleumdungen geliehen haben, so kann ich sagen, daß wir als Opfer unseres Muthes, die Verräther zu entlarven, und unserer Wahrheitsliebe fallen. Wir können das Zeugniß mit uns in das Grab nehmen, daß wir als die letzten Republikaner sterben. Verzeihe, theure Freundin, mein wahrhaftes Leben, welches ich verlor, als man uns trennte, wenn ich mich mit meinem Andenken beschäftige. Ich sollte mich vielmehr bemühen, es Dich vergessen zu lassen, meine Lucilie! mein Täubchen! Ich beschwöre Dich, rufe mich nicht mit Deinem Geschrei; es würde mir das Herz zerreißen. Lebe für meinen Horace, sprich mit ihm. Du magst ihm sagen, was er nicht hören kann, wie sehr ich ihn geliebt haben würde. Ungeachtet meiner Hinrichtung glaube ich, daß es einen Gott giebt. Mein Blut wird meine Schwächen, die Fehler der Menschlichkeit auslöschen, und, was ich Gutes habe, meine Tugenden, meine Freiheitsliebe wird Gott belohnen. Ich werde Dich einst sehen, o Lucilie! o Aennchen! Bei meiner Gefühlsempfänglichkeit kann der Tod, der mich vom Anblick so vieler Schrecken befreit, kein großes Unglück seyn." —

17) „Journal de la Ville et des Provinces" oder „le Modérateur", von Herrn von Fontanes, vom 1. Oktober 1789 bis zum 10. August 1792; 5 Bände. Am 18. April 1790 kam es in die Hände von Herrn von Charmois und nahm das Motto an: Deo, patriae et regi. Probe: „Die Constitution ist kaum ins Leben getreten, und schon sprechen Viele ihre Unzufriedenheit aus, daß es noch Mißbräuche giebt. In unserem armen Frankreich geht man nun einmal von einem Aeußersten zum anderen. Und wenn auch die Constitution als vortrefflich anerkannt wäre, könnten die Mißbräuche doch bestehen. Alle überspannte Ansichten entspringen daraus, daß man immer die Mißbräuche mit den Dingen verwechselt hat. Die Revolution war nur dadurch nothwendig geworden, daß die Mißbräuche so sehr an die Stelle der Regierung getreten waren, daß man sie für die Regierung hielt. Die jetzigen Unzufriedenen verabscheuen die Constitution nur darum, weil sie die Anarchie, die aus ihrer Nichtausführung hervorgeht, für die Constitution selbst halten."

Zur Vervollständigung dieser Anführungen wäre noch hinzuzufügen, daß Herr Deschiens zahlreiche Notizen über die Revolutionspresse gesammelt hat. Er hat die Journale aller Meinungen, aller Parteien in 3052 Kartons und Bänden gesammelt. Die Zahl aller Zeitschriften, welche unter verschiedenen Namen erschienen sind, beläuft sich auf ungefähr 1800 von 1789 bis 1829,

die wissenschaftlichen und in den Departements erscheinenden Zeitschriften eingerechnet. Im Anfange der Revolution haschten die Journalisten nach den absonderlichsten und unanständigsten Titeln, um das Volk zu locken. Hier folgen einige: „L'Ane de Balaam", „L'Arlequin", „Le Babillard", „La Bouche de fer", „Ça fait toujours plaisir", „C'est incroyable", „Le Chien et le Chat", „Le Cochon de Saint-Antoine", „Le Contre-poison", „Le Déjeuner", „Encore un", „Entendons nous", „Finissons donc", „Cher père", „Le Fouet national", „Il n'est pas possible d'en rire", „Je m'en f...", „Je m'y perds", „Je perds mon état", „Faites-moi vivre", „Le Juif errant", „Le Lendemain", „Le Martyrologe national", „Methusalem", „La Grande Ménagerie", „Pendez-moi, mais écoutez-mois", „La Pique nationale", „La Puce à l'Oreille", „La Queue à M. Necker", „Le Sans-culotte", „Sans-quartier", „Sacré gàchis", „Les souliers de l'Abbé Maury", „Les Jupons de Madame Angot", „Le Tailleur patriote", „Les trois Bossus" und viele andere. (Revue britannique).

Bibliographie.

La Turquie nouvelle. — Von L. P. B. d'Aubignosc. Erster Theil. 7½ Fr.

Don Luis, hist. du dernier héritier de Don Juan. — Von Beaumont-Vassy. 7½ Fr.

De l'éducation au XIXe siècle. — Von P. Chareau. Erste Abth. Zweite Aufl. 3 Fr.

Études sur les historiens du Lyonnais. — Von F. L. Collombet. Erste Lief. Lyon.

Catalogue raisonné des monnaies nationales de France. — Von G. Cambrouse. 4. 40 Fr.

Les mille et un souvenirs etc. Recueil d'anecdotes véritables etc. — Von Desforges. 5 Bde.

England.

Schiffs-Rettungs-Apparate.

Im Jahre 1785 erhielt Herr Lukin ein Patent für das erste Rettungsschiff; die Schiffsverschanzungen waren außen angebracht und mit leeren Kasten oder doppelten Seitenwänden versehen. Dasselbe hielt sich vortrefflich auf dem Wasser, aber es hatte den Uebelstand, daß die äußeren Seitenwände zu leicht sanken, wodurch das Fahrzeug unbrauchbar wurde. Dieser Versuch war also unfruchtbar geblieben, als im Jahre 1789 an den Küsten Northumberlands und Durhams „l'Aventure" am Ufer scheiterte und die sämmtliche Bemannung von den Wellen zerschmettert wurde. Es bildete sich nun ein Ausschuß, welcher Preise auf die Erfindung von Rettungsschiffen aussetzte.

Greathead reichte am 30. Januar 1790 sein unversenkbares Boot ein, in welchem der bedeutendste Fehler des von Lukin erfundenen glücklich vermieden war. In den ersten vierzehn Jahren wurden mit Hülfe desselben dreihundert Personen auf einem einzigen Punkte der Brittischen Küste, im Hafen von Tynarmouth, gerettet. Sein Plan wurde angenommen, und der Erfinder fand beim Parlament die schmeichelhafteste Aufmunterung.

Das Schiff von Greathead enthält geschlossene, mit Luft gefüllte Räume. Diese Apparate, welche bei einer großen Ausdehnung nur ein geringes Gewicht haben, vermögen das Schiff beständig über dem Wasser zu halten, selbst wenn es stark beladen ist. Je nachdem das Wasser es überfluthet und niederdrückt, erhebt es sich wieder und steigt empor. Oeffnungen, welche auf dem Grunde angebracht sind, lassen das augenblicklich einströmende Wasser wieder abfließen. Unter gewöhnlichen Umständen dient das durch diese Oeffnungen einströmende Wasser bis zu einer gewissen Höhe als Ballast.

Das Fahrzeug, welches 30 Englische Fuß lang, 10 Fuß breit ist und in der Mitte 3 Fuß 3 Zoll tief geht, läuft an beiden Enden in ein Vordertheil aus. Diese Einrichtung ist nöthig, um den Wellen auszuweichen, wenn sie sich zerschlagen, und um rascher vorwärts zu kommen. Zwei Hochbootsleute sitzen an beiden Enden des Schiffes und werden durch Ruderer unterstützt. Zwei oder drei Menschen durchschneiden auf dem kleinen Fahrzeuge die Wellen und trotzen allen Schwierigkeiten, um, oft in der Mitte der Nacht, den Schiffbrüchigen zu Hülfe zu eilen.

Seit einer ziemlichen Reihe von Jahren sind die Küsten Großbritaniens mit Rettungsböten versehen, und andere Küsten haben dies Beispiel zum Muster genommen; aber mit der Zeit sind manche Verbesserungen vorgeschlagen und angenommen worden. Eine gewisse Anzahl hermetisch verschlossener, mit Luft gefüllter Fässer würde dieselbe Wirkung hervorbringen, wie die Röhren, welche dem Schiffe von Greathead Luft zuführen; sie würden das Fahrzeug über dem Wasser erhalten, selbst wenn die Wellen eindrängen. Die Fässer haben überdies den Vortheil, den Bau des Rettungsbootes sehr zu erleichtern. Ein Boot, an dessen beiden Enden Fässer angebracht würden, wäre dadurch ohne Weiteres ein Rettungsboot, und die Mannschaft eines beschädigten Schiffes könnte so ans Land gelangen. Die Last, welche ein auf diese Weise auf der Oberfläche des Wassers schwebendes Schiff tragen kann, hängt von der Beschaffenheit des Schiffes ab. Ein Schiff wird sich mehr oder minder gut über dem Wasser erhalten, je nachdem das Volumen der eingeschlossenen Luft größer oder geringer ist. Ersetzt man die Luft durch ein leichteres Gas, so wird die Lage des Bootes noch günstiger, und seine Tragfähigkeit steigert sich. Herr Francis aus New-York hat die Anwendung des Wasserstoffgases vorgeschlagen und ein Schiff von 9 Mètres Länge und etwas mehr als einem Mètre Breite erbaut, bei welchem er sich dieses Gases bedient hat. Im Innern laufen vierzehn Röhren von 3 Mètres Länge vom Kiele zum Oberdeck. Dieselben enthalten mehr als 5 Kubikfuß Gas und können einer Last von 2000 Kilogrammen das Gegengewicht halten, wenn das Schiff mit Wasser gefüllt ist. An den Seiten der Barke sind 20 Seile befestigt, welche nöthigenfalls 100 Personen mit derselben tragen können. Die untere Oeffnung zum Ausströmen des Wassers leert das Schiff so schnell, wie sechs Menschen mit hohlen Schöpfkellen es kaum thun könnten.

Man hat vorgeschlagen, an Bord aller Schiffe Rettungsböte oder wenigstens alle Bestandtheile eines Rettungs-Apparates zu bringen. Mancher könnte fürchten, daß die Einschiffung eines Rettungs-Apparates mit Gefahr verbunden seyn möchte, weil im Augenblicke der Noth die Rettung des ganzen Schiffes eher in Betracht kommt, als die Rettung eines einzelnen Menschen. Wir glauben indeß nicht, daß die Anwesenheit einer Rettungs-Maschine die Matrosen in ihrer Pflichterfüllung lähmen müsse, und wir sind der Ansicht, daß, wenn der Matrose Alles zur Rettung des ihm anvertrauten Schiffes aufbieten muß, der Schiffsherr die Verpflichtung hat, für die Rettung der Mannschaft zu sorgen. Im Falle der Gefahr können die Böte, welche vom Schiffe nach dem Ufer und umgekehrt abgehen, nicht unter allen Umständen angewendet werden. Der Zustand des Meeres kann ihre Annäherung und selbst die der Rettungsböte hindern.

Für solche außerordentlichen Fälle hat der Capitain Manby Rettungs-Wurfgeschosse erfunden. Eine vom Ufer aus geworfene Bombe fährt über das Schiff hinweg; an derselben ist eine Leine befestigt, deren eines Ende am Ufer festgehalten wird. Diese Leine bringt eine Verbindung zwischen dem Schiff und dem Ufer zu Stande.

Die Dunkelheit, welche oft in stürmischen Nächten herrscht, erschwert nicht selten die Rettungsversuche. Man hat deshalb angefangen, das Meer durch Raketen zu erhellen. So erkennt man die Lage des gescheiterten Schiffes und die Richtung, welche das Rettungsboot einzuschlagen hat.

Die neueste Erfindung auf diesem Gebiete ist die, welche der Capitain Rorie im Jahre 1837 bekannt gemacht hat. Er schlug kupferne Röhren von 6 Zoll Durchmesser und 6 Fuß Länge vor, welche unter den Sitzen der Schaluppe angebracht werden sollten, um immer in Bereitschaft zu seyn. Im Jahre 1830 schlug der Capitain Lillycrap vor, die Baken, welche in den Englischen Häfen in so großer Anzahl vorhanden sind, in Rettungsbaken durch Anbringung von Latten umzuwandeln. Diese Latten sollten in gewissen Abständen durchlöchert seyn, damit man sie mit der Hand fassen könne. Der erste Versuch wurde in Portsmouth gemacht, und schon im ersten Monate wurde die Mannschaft eines untergehenden Schiffes dadurch gerettet. Jetzt findet man in den meisten Englischen Häfen solche Rettungsbaken.

In Frankreich wurden die ersten Rettungs-Apparate erst sehr spät eingeführt. Die ersten Bemühungen eines Mannes, der hierauf sein ganzes Leben und sein Vermögen verwendete, Herrn Castera's, schreiben sich vom Jahre 1826 her; aber die erste Barke zu diesem Zwecke wurde erst im Jahre 1833 erbaut. Seitdem sind eine Menge Rettungsböte längs der Küste aufgestellt worden.

In Belgien wurde ein solcher Dienst durch Königliche Verfügung vom 30. Oktober vorigen Jahres organisirt. Stationen wurden zu Ostende, Nieuport, Blankenberg und Heyst errichtet. Auf jeder Station muß wenigstens ein Boot mit allen Rettungs-Apparaten versehen seyn. Dem Aufseher der Station ist eine Haubitze zur Abschießung der Geschosse zur Verfügung gestellt.

(Brit. Papers.)

Mannigfaltiges.

— Irländische Zustände. Herr Gustav von Beaumont, derselbe, der in Verbindung mit einem anderen Franzosen, dem Herrn von Tocqueville, zwei vortreffliche Werke über Nord-Amerikanische Institutionen und namentlich über die Demokratie in den Vereinigten Staaten herausgegeben, hat jetzt ein Buch über ein anderes, wenn auch geographisch uns nicht so fern liegendes, doch geistig und sittlich uns noch viel fremderes und unbekannteres Land geschrieben. Sein „Irland in socialer, politischer und religiöser Beziehung"*) hat in England selbst so viel Aufsehen gemacht, daß jetzt schon eine vollständige Uebersetzung des Buches vorbereitet wird und die meisten Londoner Blätter Auszüge daraus mittheilen. Wir denken auch, später noch darauf zurückzukommen.

— Equipagen-Rangordnung. Vor dem Opernhause in St. Petersburg herrscht der seltsame Gebrauch, daß nach beendigter Vorstellung kein mit zwei Pferden bespannter Wagen vorfahren darf, bevor nicht alle mit vier Pferden bespannte Equipagen abgefertigt sind. Eben so haben dann wieder die Zweispänner vor den Einspännern den Vorzug. Mancher Fremde ist darum genöthigt, um nicht gar zu lange warten zu müssen, mit einem Luxus von vier Pferden, an den er bis dahin nicht gedacht hat, nach der Oper zu fahren.

(Lond. and Paris Observer.)

*) L'Irlande Sociale, Politique et Religieuse. — Von G. von Beaumont. Paris, 1839.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 74. Berlin, Freitag den 21. Juni 1839.

England.

Zur Geschichte der Liebhaber-Theater.

(Nach dem New Monthly Magazine.)

I. In Italien.

Wir haben bekanntlich Bücher, in welchen ein ganz spezieller Gegenstand behandelt und doch de omnibus rebus et quibusdam aliis die Rede ist. Bayle spricht in seinen „Gedanken über Kometen" von Jesuiten und Jansenisten, vom Nimweger Frieden, von Kreuzzügen, Dämonen und unzähligen anderen Dingen, und der gelehrte Bischof Berkeley benutzt seine „Abhandlung über Theerwasser" dazu, die Leser mit den Prinzipien der Attraction und Repulsion, der Geschichte von Isis und Osiris, der Anima Mundi Plato's und der Lehre von der Dreieinigkeit bekannt zu machen. Mit viel geringerem Mißbrauch dieser Freiheit, als jene Philosophen sich erlaubt, würde man in einer Geschichte der Liebhaber-Theater nicht bloß von der Entstehung des Drama überhaupt sprechen, sondern man könnte auch an die glänzenden Namen, die von Zeit zu Zeit die Annalen der Liebhaber-Theater zieren, eine so reiche Fülle von Anekdoten und biographischen Notizen anknüpfen, wie sie wenige Gegenstände bieten. Was wir hier geben, ist nicht so umfassend; es soll nur eine kurze Skizze von der Entstehung der Liebhaber-Theater seyn.

Die Griechen hatten kein Liebhaber-Theater; den ersten Ursprung desselben müssen wir bei den Römern suchen. Diese hatten eine Art satirischer Dramen, genannt Atellanae oder Exodia, in welchen, wie uns Livius erzählt, nur Patrizier-Jünglinge und keine gewöhnliche Histrionen auftraten. In dieser aristokratischen Ausschließlichkeit ist schon Etwas, was an die späteren Liebhaber-Theater erinnert.

Als die dramatische Poesie unter den Italiänern wieder auflebte, blieb sie lange nur auf Privat-Theater beschränkt. Gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts schenkte der Dichter und Gelehrte Politian seinen Landsleuten die erste originelle Italiänische Tragödie, und der „Orfeo" ward vor Lorenzo il Magnifico unter dem Beifall aller schönen Geister und Damen von Florenz gespielt. Politian's Beispiel fand bald Nachahmung, und Kardinal Bibienna nahm sich des Italiänischen Lustspiels an, indem er zu Ehren der Herzogin von Mantua das schlüpfrige Stück Calandra schrieb, welches in den Privat-Gemächern des kunstliebenden Leo X. im Vatikan aufgeführt wurde. Das waren lustige Zeiten, wo Kardinäle Possen schrieben und Päpste Zuschauer waren! Unter den Italiänischen Großen, welche dramatische Belustigungen gaben, zeichneten sich die Herzöge von Ferrara aus. Der Plan zu ihrem Hoftheater, das auf demselben Ort stand, den heute die Chiesa Nuova einnimmt, ging von Ariosto aus, der seine Stücke für diese Bühne schrieb. Und so groß, sagt Gibbon in seinen „Alterthümern des Hauses Braunschweig", war die Begeisterung für die neue Kunst, daß ein Sohn Alphon's I. es nicht verschmähte, einen Prolog auf dieser Bühne zu sprechen. An dem Hofe von Ferrara wurde die Schäfer-Komödie, jenes romantische Arkadien, in welchem jede Wahrheit und Einfachheit der Natur zu Grunde geht, erfunden und ausgebildet. Für diesen Hof schrieb Tasso seinen „Aminta", und Leonora, die Schwester Alphon's II., konnte auf sich die Sprache einer Leidenschaft beziehen, welche den Verstand des Dichters, der sie liebte, zerrüttete. Aber unter allen Bühnen-Dilettanten jener Zeit ist derjenige, auf welchen die Freunde des Liebhaber-Theaters am meisten stolz seyn können, der große Nicolo Machiavelli. Ein ganz zufälliger Umstand soll ihn mit der Bühne in Verbindung gebracht haben. Schon als Jüngling beehrt mit dem vertrauten Umgang der Medici's, machte er eines Tages dem Kardinal Medici, nachherigem Leo X., die Geberden und lächerlichen Bewegungen einiger Florentiner vor; der Kardinal lachte und sprach den Wunsch aus, die Thorheiten seiner Mitbürger nach Aristophanischer Weise durch Spott auf der Bühne gegeißelt zu sehen. Auf diese Anregung schrieb Machiavelli seine „Mandragola", der er rasch hinter einander die „Clizia" und zwei andere Komödien folgen ließ. Er ließ seine mimischen Talente bei der Aufführung seiner Stücke mitwirken, und sein Spiel war so treffend, daß Kardinäle und Päpste, wie er selbst sagt, „sich vor Lachen die Seiten halten mußten."

Die Theater-Dilettanten von Vicenza erbaten sich von ihrem Mit-Akademiker Palladio einen Plan zu einem Theater für klassische Stücke, und in dem schönen Bau, zu dem er ihnen den Riß gezeichnet, ward im Jahre 1585 die Tragödie Oedipus gespielt, wo die Rolle des blinden Königs von dem dramatischen Dichter Luigi Groto gegeben ward. Lorenz von Medici, der glückliche Herr einer glücklichen Stadt, des schönen, ruhmreichen Florenz, schrieb zur Vermählung seiner Tochter, der schönen Maddalena, ein heiliges Drama, „San Giovanni e San Paolo", welches auf einer im Garten seines Palastes errichteten Bühne von seinen eigenen Kindern aufgeführt ward.

Cinthio, der Novellist, dem Shakespeare einige seiner Intriguen entlehnt hat, ließ in einem Privat-Theater in seinem Hause die berühmtesten seiner Tragödien mit glänzenden scenischen Decorationen aufführen. Chiabrera, der von seinen Landsleuten der Pindar Italiens genannt wird, war Mitglied einer klassischen Gesellschaft in Rom, die sich die „Humoristen" nannte und damit beschäftigte, Komödien zu schreiben und darzustellen. Die Sala, in der sie zusammenkam, war noch zu Muratori's Zeiten vorhanden. Salvator Rosa war ein unübertrefflicher Komiker: über die Rollen, die er in den alten Komödien gab, soll sich die ewige Stadt krank gelacht haben. Der Herzog Annibale Marchese, der im Jahre 1740 die Regierung von Salerno niederlegte und sich in das Kloster der heiligen Väter des Oratoriums in Neapel zurückzog, schrieb seine heiligen Dramen für das Privat-Theater dieses Klosters, von dessen Aufführungen das Oratorium oder die biblische Oper Ursprung und Namen hat. Endlich spielte Alfieri, der Stolz des neueren Italiänischen Theaters, seine eigene Antigone in Rom, gründete dann sein kleines Theater in Pisa und nahm endlich beim Fest der Illumination in Pisa von den Brettern Abschied.

Bibliographie.

Adam's St. Peter. — Von Sherman. 25 Sh.
Ashdowne's, Mary, seasons of life. — 8½ Sh.
Blunt's lectures on the history of Elisah. — 5½ Sh.
Bonnechose's history of France. — 7½ Sh.
Broughton's six years residence in Algiers. — 17 Sh.
Browning's history of the Hugenots. — Dritter Theil. 10½ Sh.
Buddicom's sermons on the life of Abraham. 2 Bde. 14 Sh.
Carlisle's account of foreign orders of Knighthood. 20 Sh.
Caunter's poetry of the Pentateuch. 2 Bde. 31 Sh.
Chrysostomi homiliae in Matthaeum, a Field. 3 Bde. 42 Sh., auf großem Papier 4 Pfd. 4 Sh.
Faulkner's history of Hammersmith. — 21 Sh., auf großem Pap. 42 Sh.
Geraldine, a tale of conscience. — Drittes Bdchen. 6 Sh.
Haliburton's Nova Scotia. — 2 Bde. 20 Sh.
Handbook for travellers in Denmark. — 12 Sh.
History and progress of missionary societies. — 2 Bde. 26 Sh.
Howard's science of drawing. — Erste Abth. 4 Sh.

Frankreich.

Geschichtliche Gegensätze unserer Zeit.

(Schluß.)

So natürlich es im Mittelalter war, aus der Religion den Mittelpunkt alles Denkens zu machen, eben so unvermeidlich ist es in unseren Tagen, alle Fragen und Erörterungen auf die Philosophie zurückzuführen. Was wir hier Philosophie nennen, ist indeß nicht dieses oder jenes System, sondern die unbegränzte Freiheit des Gedankens, das absolute Recht der Vernunft. Ein sonderbarer Umstand verdient, hier bemerkt zu werden: die Toleranz ist jetzt auf Seite der Philosophen, der Zorn und die Intoleranz in den Reihen derjenigen, welche ihre Vernunft einer äußeren Autorität unterordnen. Alle diejenigen, welche glauben, daß die Vernunft das Recht hat, Alles zu prüfen und den Zweifel zum Ausgangspunkte der Wissenschaft zu machen, sind voll Mäßigkeit und Menschlichkeit, welche Voltaire als das erste Kennzeichen eines Denkers erachtete. Sie vertheidigen freimüthig die Ueberzeugungen, welche sie durch die Arbeit des Denkens errungen haben, aber sie begreifen auch, daß man sich anderen Ansichten anschließen kann. Diejenigen dagegen, welche die Vernunft dem Glauben unterwerfen, kämpfen mit Wuth und Erbitterung und würden ihre Gegner gern in den Bann thun. Diese rohe Intoleranz findet man nicht nur bei den Anhängern des Alten, nicht nur bei denen, welche das Mittelalter, das alte

Frankreich und den alten Glauben zurücksehnen, sondern auch bei denjenigen, welche am eifrigsten eine neue gesellschaftliche Ordnung herbeiwünschen. Mancher Demokrat, welcher verachtungsvoll auf die politischen Einrichtungen der Gegenwart blickt, hat sich nicht nur dem Joch der katholischen Orthodoxie unterworfen, sondern zürnt auch, daß Andere den freien Gebrauch ihrer Vernunft bewahren wollen. Diese Verwirrung der Begriffe ist eben so seltsam als beklagenswerth. Wie dem aber auch sey, der charakteristische Unterschied, welcher die religiösen, politischen und literarischen Schulen und Parteiungen trennt, wird immer der Gegensatz zwischen Vernunft und Glauben, zwischen der Freiheit des Forschens und dem Haften am geschriebenen Buchstaben bleiben.

Die philosophischen Schulen haben zwei gemeinschaftliche Prinzipien: die Unabhängigkeit der Vernunft und den Gebrauch der Vernunft zur Erforschung des gesellschaftlichen Glücks. Ihr innerer Zwiespalt kann diese nothwendige Uebereinstimmung nicht verdecken, denn dieser ist nur ein bürgerlicher Krieg des menschlichen Geistes in derselben Partei, ein bürgerlicher Krieg, der sie nicht abhält, sich gegen den gemeinschaftlichen Feind zu kehren. Alles, was nicht dem unbeweglichen Katholizismus zufällt, gehört der Philosophie an, und der Rationalismus kann sagen: „Wer nicht gegen mich ist, der ist für mich.“ Er beutet Broussais' physiologische Untersuchungen aus, wie die geschichtlichen Forschungen des Eklektizismus, und er weiß das Anwendbare und Wahre aus Saint-Simon's und Fourier's socialen Speculationen herauszuziehen. Zuweilen sind freilich kühne Denker verblendet genug gewesen, gegen die Philosophie zu Felde zu ziehen, während sie im Dienste derselben standen; aber solche Declamationen sind eben so wenig gefährlich als neu. Will man wissen, wie im vergangenen Jahrhundert Mirabeau's Vater von den Philosophen sprach? In einem Briefe vom Januar 1780 schrieb er: „Was diesen wahnsinnigen Thoren zu Vincennes betrifft (seinen Sohn), so ist das Alles nur die geschwätzige Philosophie des großen Vielleicht, schwülstige Phrasen der schlechten Subjekte, unverschämte Reminiscenz. Drei oder vier Thoren, wie Diderot, d'Alembert, Rousseau oder andere Strohmänner, mit Flittern bekleidet, deren Bibliothek das Inventarium des Thurms von Babel ist, und welche meistens nichts Eigenthümliches als ihre Unverschämtheit haben, sind das Magazin aller dieser neueren philosophischen Verschrobenheiten, die in Saint-Lazare oder Charenton ganz an ihrer Stelle seyn würden.“ — Und dennoch hat Mirabeau's Vater, welcher die Reihe der Schmähungen gegen die Philosophen eröffnete, nichts gegen sie ausgerichtet. Ueberhaupt wäre es Zeit, daß diese unseligen Mißverständnisse endlich aufhörten, und daß die verschiedenen Mitarbeiter an der Gesellschaftswissenschaft ihre Verdienste gegenseitig würdigen lernten. Betrachtet man mit Unparteilichkeit die Arbeiten, welche die Denker aller Schulen seit dreißig Jahren zu Tage gefördert haben, so wird man eine Summe von Kenntnissen und eine praktische Tendenz herausfinden, welche für die Zukunft nur heilbringend seyn können.

Auch in der Literatur hat sich der philosophische Geist Bahn gebrochen und auf den Bildungsgang der größten Geister einen unverkennbaren Einfluß geübt. Herrn von Chateaubriand's Glaubensmeinungen haben in der letzten Zeit ein so rationalistisches Gepräge erhalten, daß er erklärte, das Christenthum sey nicht mehr der festgeschlossene Kreis Bossuet's, sondern ein Kreis, der sich nach der Entwickelung der Gesellschaft ausdehne, der nichts einenge und das geistige Licht nicht absperre. Victor Hugo, der Correggio unserer Poesie, ist von den Eingebungen eines royalistischen Christenthums zu den lyrischen Erhebungen eines pantheistischen Idealismus übergegangen. Aber der Dichter, bei welchem sich diese Umgestaltung am deutlichsten offenbart hat, ist unstreitig Lamartine. Scheint es doch fast, als ob neben dem Sänger der „Méditations“ und „Harmonies“ ein anderer Dichter mit demselben Namen und demselben Genius erstanden wäre, um einen ganz neuen Weg einzuschlagen. Die Metamorphose ist so plötzlich und vollständig gewesen, daß sich das Publikum gar nicht darein finden konnte. Besonders das letzte Gedicht ist deshalb mit einer unverzeihlichen Leichtfertigkeit aufgenommen worden. Wäre jenseits des Rheins ein Dichter von Lamartine's Berühmtheit mit einem Werke hervorgetreten, welches eine ganz neue Lebensanschauung enthielte, es wäre mit der gewissenhaftesten Aufmerksamkeit geprüft worden. In einer kürzlich gedruckten Vorrede behandelt nun Herr von Lamartine die Poesie mit der höchsten Verachtung. Aber sollte man darin nicht den Unwillen des gekränkten Dichters erkennen, der Niemand hat die Genugthuung geben wollen, ihn an Ironie und Ungerechtigkeit zu übertreffen.

Bei einer Abschätzung der geistigen Einflüsse, die jetzt in Frankreich wirksam sind, darf man dessen Beziehungen zu fremden Völkern nicht übersehen. Immer ist Frankreich anderen Nationen bereitwillig entgegengekommen, immer hat es sein eigenes Leben durch diese Wechselbeziehung wieder aufgefrischt. Im Mittelalter war es Frankreich, welches den ersten Anstoß zu den Kreuzzügen gab und eine der schwierigsten Rollen in denselben übernahm. Im dreizehnten Jahrhundert theilte es mit Venedig die Eroberung Konstantinopels, nahm Griechen in die gelehrten Anstalten zu Paris auf und sandte Franzosen nach Klein-Asien. Im fünfzehnten Jahrhundert legte es den Grund zu dem Europäischen Staaten-System durch Karl's VIII. Zug über die Alpen; es entlehnte von den Italiänischen Staaten seine Künste und seine Politik. Später erhielt es eine eigene Literatur durch die Aufnahme des Griechischen und Römischen Geistes. Im vergangenen Jahrhundert lauschte es begierig auf die Unterweisungen der Englischen Philosophie, und die Englische Verfassung fand zahlreiche Anhänger. Jetzt müssen Frankreichs Blicke vorzüglich nach Deutschland und dem Orient gerichtet seyn. Diese wechselseitigen Beziehungen sind kein Hinderniß für die Ausbildung seiner Individualität, sondern sie legen vielmehr ein glänzendes Zeugniß für dieselbe ab. Aber gerade wegen dieser stark ausgesprochenen Selbstständigkeit wäre es zu wünschen, daß Frankreich etwas von Deutschlands Gedankentiefe, von seiner praktischen Ausdauer, von dessen idealistischem Schwunge aufnähme. Wenn es dem Gallisch-Romanischen Stamme gelingt, sich dem Deutschen und Orientalischen Geist zu assimiliren, so wird derselbe neue Unterpfänder der Größe und Dauer erhalten.

Wir können indeß nicht von Deutschland und seinen Beziehungen zu Frankreich sprechen, ohne des schmerzhaften Verlustes zu gedenken, den beide Länder kürzlich erlitten haben. Eduard Gans ist der Wissenschaft entrissen worden, bald nachdem er sein vierzigstes Jahr überschritten hatte. Vor eilf Jahren gaben wir für Frankreich eine Analyse seines Erbrechts und bemerkten, auf welche glänzende Weise er die Hegelsche Philosophie auf die Jurisprudenz übertragen habe. Später wurde uns das Glück zu Theil, den beredten Schriftsteller persönlich kennen zu lernen und in Berlin, Wien und Paris Zeuge seiner glänzenden und geistreichen Unterhaltungsgabe zu seyn. Gans war eben so groß als Redner wie als Schriftsteller, und er entfaltete in der Unterhaltung eine leidenschaftliche Lebendigkeit und eine nie versiegende Redefülle. Aber seine Liebe zu den Ideen war so groß und seine Fruchtbarkeit so unerschöpflich, daß er sie beständig und überall ausschüttete. In ihm war etwas von Diderot's Geist. Sein Vortrag war höchst beredt, sein Ausdruck treffend und voller Wärme. Wir haben ihn gehört und gesehen, welchen Zauber er durch die Macht des Worts übte. Der Aufenthalt in Paris war ihm besonders werth, und er kannte fast Alles, was die Literatur und Gesellschaft hier Berühmtes und Bedeutendes hatte. Selbst in Berlin, wo die Intelligenz so viele Repräsentanten hat, wird es schwer seyn, ihn zu ersetzen.

Zu welcher Nation man auch gehöre, man muß die Verbindung und gegenseitige Abhängigkeit, in welcher die Gedanken und Interessen der verschiedenen Völker Europa's zu einander stehen, anerkennen. Im Grunde befinden sich alle in derselben Lage, welches auch im Uebrigen ihre Regierungsform seyn mag. Alle leben unter Institutionen, die durch die unbewußte Kraft barbarischer Sitten, der Feudalität und des Katholizismus begründet worden sind. In der Folge der Zeiten haben diese Institutionen mit später aufgekommenen Ideen und Bedürfnissen zu kämpfen gehabt. Daher die großen Kämpfe, deren Schauplatz Deutschland im sechzehnten, England im siebzehnten, Frankreich am Ende des vergangenen und im Beginn des laufenden Jahrhunderts war. Wie können jetzt die Völker neue Eroberungen mit den älteren Errungenschaften vereinen? Müssen sie nicht einsehen, daß gerade durch ihren Sieg sich die Lage geändert hat? Die Reflexion über die gesellschaftlichen Verhältnisse ist jetzt überall hingedrungen, und hat sich nicht weniger derer bemächtigt, die das Alte zu erhalten wünschen, als derer, die nach Neuerungen streben. Die wahre Politik besteht darin, die allmälige Umbildung der Institutionen, nicht ihre gänzliche Zerstörung zu verfolgen. Die Zukunft der Europäischen Elemente liegt nicht in der Entwurzelung aller geschichtlichen Elemente, sondern in der ruhigen Weiterentwickelung derselben. In der moralischen wie in der physischen Welt kann der Mensch nichts vernichten, sondern bloß verändern, umgestalten. Alles, was Leben in sich trägt, bewahrt dasselbe unter anderen Formen, und jede wirkliche Macht geht stärker und lebenskräftiger aus ungerechter Verfolgung hervor. Die gesellschaftliche Pflicht eines Jeden ist daher, der Verwirklichung der Prinzipien nachzustreben, welche für sicher gelten, um das Glück aus der Wahrheit abzuleiten. **Lerminier.**

Bibliographie.

Mémoires de chimie appliquée à l'industrie etc. — Von M. J. Girardin. Rouen.
Le vaisseau fantome. — Von Marryat; übersetzt von Defauconpret. 2 Bde. 15 Fr.
Nouvel essai idéologique. — Von M. de Niaris. Elbeuf. 2½ Fr.
Nouvelle méthode de chant. — Von M. Perino. Aus dem Italiänischen übersetzt von A. L. Blondeau. 6 Fr.
Lettre sur la fièvre militaire. — Von A. Robert.
Mémoire sur la filature de la soie. — Von Robinet. Mit 2 Kupfern. 4½ Fr.
Hist. des relations commerc. entre la France et le Brésil. — Von H. Cab. 7½ Fr.
Jeanne d'Arc. — Von Fr. von Schiller; übersetzt in Versen von Madame C. Paviet.
Deleytar. — Von Eug. Sue. 2 Bde. 15 Fr.
Journées mémorables de la revol. franç. etc. depuis 1789 jusqu'en 1794. — Vom Vicomte von Walsh. 1ster und 2ter Theil. 15 Fr.

Italien.

Zwei neue historische Romane. *)

Man hat gesagt, die historischen Romane Walter Scott's hätten Thierry und Guizot zu ihren Geschichtswerken den ersten Impuls gegeben: dies könnte so viel heißen, daß jene Romane Veranlassung zu den genauen Untersuchungen gewesen wären, die man nachmals über die Urkunden des Alterthums angestellt,

*) La Capanna del Vaccaro und Adelaide, Regina dei Longobardi. Der Artikel, den wir hier geben, ist nach der in Mailand erscheinenden, rüstig vorwärts strebenden Rivista Europea bearbeitet.

Digitized by Google

und zu jenen logischen Folgerungen, die aus den Begebenheiten selbst, aus den auf dieselben bezüglichen Geschichten oder Fabeln und aus den Bewegungen der Völker gezogen worden, deren Handlungen, wie sehr auch durch die Umstände modifizirt, das charakteristische Gepräge der Periode tragen mußten. Diese Behauptung kann wahr und falsch seyn; in jedem Falle adelt sie den historischen Roman. Es ist sehr wohl möglich, daß dieselbe Ursache, welche Thierry's und Guizot's Geschichtswerke erzeugt, auch die historischen Romane ins Daseyn gerufen habe; denn der Mensch ist von Natur geneigt, die Ursache der Wirkung so nahe als möglich aufzusuchen, und eben daher geschieht es oft, daß man eine Wirkung, die früher von derselben Ursache erzeugt worden, zur Ursache späterer Wirkungen macht. Um ein Beispiel zu geben: wie vielen Ursachen haben nicht die Historiker den zweimaligen Sturz jenes Mannes zugeschrieben, den ein scheidendes und ein anbrechendes Jahrhundert mit Staunen betrachteten? Bald mußte es die Besitznahme der Pyrenäischen Halbinsel seyn — bald seine eifersüchtige Wuth auf England — bald die Versetzung seiner Riesenmacht in ein eisiges Klima — die Geistesverwirrung eines Generals — der Abfall eines anderen u. s. w. u. s. w. Und doch — konnte nicht eine und dieselbe wirkende Ursache seinen Thron ins Daseyn rufen und wankend machen?

Es wäre sehr wohl denkbar, daß die Neugier oder Wißbegier unserer Generation den historischen Roman und die moderne Geschichtschreibung ins Daseyn gerufen hätte. Der Skeptizismus, in welchem die vorige Generation sich wiegte, kann auf die gewissenhaften Forschungen eines Thierry und Guizot großen Einfluß gehabt haben; und die Faulheit zu eigenem Forschen, die an dem jetzt lebenden Geschlechte sich kundgiebt, hat jene Neugier vielleicht zu einem wesentlichen Prinzip des socialen Lebens gestempelt.

Die Wißbegier hat die Geister unserer Mitmenschen in jedem Sinne angeregt; ihr verdanken wir unsere riesigen Fortschritte in den Naturwissenschaften, die Vervollkommnung der Schiffsahrt, die Eröffnung neuer Bahnen und Communications-Wege durch Schranken, welche die Natur selbst aufgerichtet zu haben schien, um ein Volk von dem anderen zu trennen. Ganz ähnliche Erscheinungen lassen sich im Gebiete der Literatur bemerken; und man darf dreist behaupten, daß Walter Scott's historische Romane ein moralisches Bild der Anwendung des Dampfes auf die Schifffahrt sind. Bleiben wir bei derselben Metapher, so erscheinen uns Thierry und Guizot als Erfinder der moralischen Maschinen und Sicherheits-Ventile, womit man die kostbaren und raschen Gefäße der Intelligenz versieht, welche über den finsteren Ocean vergangener Jahrhunderte fördern. Ist es nun gegründet, daß die moralischen Mittel hinsichtlich ihrer Veredlung mit den physischen fast gleichen Schritt halten: welches unendliche und lebhafte historische Licht wird alsdann durch raffinirte moralische Mittel, die der materiellen Vortrefflichkeit der Dampf-Maschinen entsprechen, in die Geister der Menschen strahlen? Dies ist aber ein Heraustreten aus der charakteristischen Eigenthümlichkeit unserer Generation: das Vergangene gehört der Neugier an, das Zukünftige dem Nachdenken. Und vielleicht hat der historische Roman die Aufgabe, künftigen Generationen eine vermittelnde Rolle zu ertheilen, indem er die Vergangenheit an die Gegenwart knüpft und erstere als Zukunft erscheinen läßt.

Die „Hütte des Kuhhirten" (Capanna del Vaccaro) und „Adelaide, die Longobarden-Königin" (Adelaide, regina dei Longobardi), zwei Romane, mit denen wir ganz neulich beschenkt worden, haben beide ihren historischen Boden in Italien. Da sie in zwei Epochen spielen, die fast neun Jahrhunderte aus einander liegen, so widmen wir ihnen vereint unsere Betrachtung, um den Zweck des historischen Romans besser erörtern zu können.

Der Titel „Hütte des Kuhhirten" dürfte wohl manchen gewissenhaften Romanen-Leser irre leiten, d. h. er wird zwar Kuhhirten in dem Buche erwarten, und auch wohl eine Hütte, die etwa irgend einer ausgezeichneten Person als Zufluchtsort dient, oder in welcher man große Dinge vorbereitet; höchst wahrscheinlich wird er aber nicht glauben, daß er mit Kuhhirten viel zu thun bekommt. Der sehr heroische Charakter des ersten Theiles läßt ihn sogar völlig den Titel vergessen; aber im zweiten findet er sich, zu seiner unangenehmen Ueberraschung, wirklich unter Kuhhirten.

Der Titel des anderen Romans: „Adelaide, Königin der Longobarden", verheißt uns ein Gemälde jenes kriegerischen Germanischen Volkes, dessen Gebeine seit acht bis zehn Jahrhunderten in der Erde modern. — Eitele Hoffnung! Die vornehmsten Helden sind Ausländer, die Uebrigen Italiäner; und stammen sie wirklich aus Longobardischem Geschlecht, so ist wenigstens nicht angegeben, ob sie echte oder durch Vermischung ausgeartete Longobarden sind.

In der Epoche des erstgenannten Romans war ganz Italien wild bewegt. Feindliche ausländische Heere bekämpften sich auf seinem Boden. Venedig hatte aufgehört, zu existiren; Ankona hatte sich unabhängig erklärt. In Rom war ein Französisches Heer eingerückt, und Toskana gehörte schon so gut als zu Frankreich. Die Ligurische Republik hatte eine demokratische Form angenommen und hielt es mit den Franzosen. Der König von Sardinien war von den Französischen Heeren hart gedrängt. Pius VI. saß als Gefangener in der Certosa von Florenz. Das Cisalpinische Land zerbröckelte sich in kleine politische Congregationen. Die Herzöge von Modena und Parma waren nicht mehr. Alle Bevölkerungen erhoben sich, einige zu Gunsten des neuen und andere zur Vertheidigung des alten Systems.

Die Handlung unseres Romans beginnt mit dem Rückzuge des Grafen Ruggero Damas nach Orbatello, auf der Straße nach Rom. Veranlaßt wurde dieser Rückzug durch die Niederlage, welche General Mack an der Spitze von 40,000 Mann gegen ein Französisches Heer erlitt, das kaum 8000 Streiter zählte. Dieser glänzende Sieg der Franzosen (unter General Macdonald) erfolgte am 20. Dezember 1798. Während nun Damas seinen schönen Rückzug ausführte, ergriff Andrea, der ehrliche Hüter von dreihundert halbwilden Kühen (ungefähr acht Miglien von Corneto, in der Seelandschaft des Römischen Gebiets), seine Maßregeln, um mit Heerde und Tochter in den Wald zu ziehen und der harmlosen Hütte Lebewohl zu sagen. Aber die Schnelligkeit, mit welcher die Franzosen Damas' Nachtrab ereilten, und das Gewehrfeuer, das man in Poggio Martino's Hütte schon hören konnte, bestimmten den guten Hirten, seine Heerde ihrem Schicksal zu überlassen und nur mit seiner Tochter und den übrigen Hirten in den Wald zu fliehen. Jedermann weiß, daß die Neapolitaner den Franzosen in jener Gegend tapfer die Spitze boten und auf ihrem weiteren Rückzuge bis Orbatello, wo sie sich einschifften, nicht mehr gestört wurden.

Als der Angriff der Franzosen zurückgeschlagen war, kehrten die friedlichen Hirten in ihre Hütte zurück. Bald hörten sie eine sonore Stimme, die ihnen zurief: „Macht auf, gute Leute!" Es war Spadolino, der ihnen eine Trophäe aus dem Kampfe, einen verwundeten Franzosen, überbrachte. Der schöne junge Mann sehnte sich in seinem traurigen Zustande nach seiner Mutter, während eine gefühlvolle Schöne (obgleich Kuhhirtin) zu Häupten des Bettes saß. Man begreift leicht, daß der verwundete junge Held — ein Lieutenant, seines Namens Latour — auf das weiche Herz der reizenden Pflegerin einen tiefen Eindruck machen mußte.

Der Leser würde aber weit vom Ziele schießen, wenn er sich einbildete, die idyllische Jungfrau sey bis zu jenem Tage ganz ohne Anbeter geblieben. Ludovico Bardi hatte nicht erst nöthig gehabt, von einem feindlichen Speere an der Brust verwundet zu werden, um für die reizende Karolina in Liebe zu erglühen, und es ist sehr unwahrscheinlich, daß seine schmachtenden Seufzer in ihrer Brust gar keinen Anklang gefunden haben sollten. Einem Dritten pochte auch das Herz, wenn er des Mädchens gedachte; und dieser war nichts Geringeres, als der Hüter Poggio Martino's, ein ganz ungeschlachter Bauerbursche, aber für weibliche Schönheit gar nicht unempfindlich. Als vierten Liebhaber endlich lernen wir den oben erwähnten Spadolino kennen.

Pietro Toni (dieses war Spadolino's eigentlicher Name) hatte eine gewisse Marianna geliebt, die sich daneben von einem gewissen Odoardo den Hof machen ließ; Ersterer besaß eine starke Dosis Eifersucht, und war außerdem kurz angebunden — er besann sich also nicht lange und ermordete die untreue Kreatur sammt dem Nebenbuhler. Ein Ober-Chirurg, Namens Valmy, war in die Falle des Mörders gerathen, und wurde wieder in Freiheit gesetzt, um dem gefangenen Latour seinen wundärztlichen Beistand zu leisten.

Die Vorsehung fristete zwar Latour's Daseyn, versagte ihm aber die Gelegenheit, der Welt zu verkünden, welchen Schatz von Dankbarkeit er in seinem Busen bewahrte; denn es war ihm vorbehalten, den Mann zu tödten, der ihn geheilt, und den hinrichten zu lassen, der ihn auf blutigem Wahlplatz aus den Haufen der Erschlagenen hervorgezogen hatte. Valmy verliebt sich zu seinem Unglück in Karolina und findet zu seinem noch größeren Unglück keine Gegenliebe. Er will sie durchaus besitzen. Aus dem Lager vor Civitavecchia schickt er einen vertrauten Boten mit einer Kutsche und einem Briefe, in welchem er Rudolf Latour's Handschrift nachgeahmt hat. Das arme Mädchen befand sich damals in Corneto bei ihrer Tante Preziosa. Die Sehnsucht, den Geliebten zu sehen, kann eine noch zarte Jungfrau etwas unvorsichtig machen, und wir wollen ihr darum nicht zürnen; daß aber sogar die gute dicke Preziosa in den Köder beißt und obendrein aus erzdummer Neugier, d. h., um zu erfahren, ob es sich besser reisen läßt, wenn man zu Fuß geht, oder wenn man fährt, ist viel schwerer verzeihlich. Doch wollen wir auch Dame Preziosa entschuldigen, zumal, da ihre Albernheit kein größeres Unheil zur Folge hatte, als einen verbrannten Heuboden, einen derben Nasenstüber, den ihr ehrlicher Crispignano erhielt, und endlich noch einen Degenstoß, der Herrn Valmy durch den Leib fuhr. Spadolino kämpft als Räuber gegen die Franzosen, wird von Latour gefangen genommen und auf seinen Befehl erschossen.

Karolina hatte eine Base, Namens Gioconda, und auch diese rührte das Herz eines Französischen Kavallerie-Offiziers, der Clomber hieß. Dieser gute Mann war aber mit zwei Fehlern behaftet: er wollte gern von möglichst vielen Damen geliebt seyn und ließ gern sein Portefeuille mit Liebesbriefen aus Vergeßlichkeit allerwärts liegen. Der erste Fehler machte die gute Gioconda fast rasend vor Zorn; und der zweite hatte einmal die Folge, daß Karolina vor Schrecken in Ohnmacht fiel; denn sie fand unter seinen Briefen die (falsche) Nachricht von Latour's Tode.

Auch ein frommer Pater Passionista gehört zu den Figuren des Romans; und man muß gestehen, daß ein gründlicher historischer Roman ohne eine Person dieser Art nicht wohl bestehen könnte. An der Intrigue selbst hat unser Pater zwar keinen Antheil, wohl aber an der Lösung des Knotens; denn es fehlte um ein Haar, so wäre durch seine Schuld eine Metzelei statt einer Hochzeit erfolgt. Um aber die unglückliche Intervention des Pa-

ter Passionista recht zu begreifen, muß man wissen, daß Latour seiner geliebten Karolina drei Geschenke machte: eine goldene Spange, einen kostbaren Ring und einen Wechsel von 10,000 Franken. Das erste Geschenk erhielt sie, als ihr Verehrer von Andrea's Hütte abzog, um nach Viterbo ins Hospital zu gehen — das zweite bei Gelegenheit eines Madonna-Festes in Corneto, an welchem Tage die Eheverlöbnisse stattfinden — das dritte aber am Vorabende der blutigen Schlacht an der Trebbia, in welcher dem edeln Jüngling sehr leicht etwas Menschliches zustoßen konnte. Wer sollte nun denken, daß dieser 10,000 Franken-Wechsel unseren Latour beinahe um seine Geliebte und sogar um sein Leben gebracht hätte? — zwei große Uebel, von denen das letztere bekanntlich ganz unheilbar ist. Die Gewinnsucht findet selbst in dem schlichtesten und einfältigsten Herzen Eingang; Andrea, Karolinens Vater — der die erwähnte Summe unter seine Obhut bekommt — setzt sich in den Kopf, seine Kühe zu verlassen und Handels-Speculationen zu unternehmen; allein er fährt dabei so unglücklich, daß er am Ende bis über die Ohren in Schulden steckt. Lodovico Bardi, dessen wir schon als eines alten Liebhabers der Karolina gedacht haben, kommt plötzlich in die Lage, dem armen Banqueroutier mit einer Summe von 2000 Scudi aushelfen zu können; allein er will es nur unter der Bedingung thun, daß Karolina seine Ehegattin werde — ein Dienst ist ja des anderen werth! Da erscheint nun der ehrwürdige Pater Passionista und ermahnt Karolinen beichtväterlich weise, dem Wohlthäter ihres Vaters ihre Hand nicht zu verweigern. Aber siehe da! Latour wird ein zweites Mal von seinen Wunden geheilt; er reist eilig nach Corneto und langt am Vorabende der Hochzeit im Hause seiner Geliebten an. Die beiden Gegner duelliren sich; aber Keiner bleibt auf dem Platze — Latour wird Karolinens Gemahl.

Die Beschreibungen mehrerer Seelandschaften, insonderheit der Maremma Romana, welche Herr Dasti seinem Romane einwebt, sind gar nicht ohne Verdienst; auch versteht er die Kunst, militairische Evolutionen eben so genau als lebendig darzustellen. Der Dialog ist fließend und hat, wo die Situationen gut gewählt sind, eine kräftige Natürlichkeit, die in historischen Romanen immer großes Lob verdient. Minder gut gelingt dem Verfasser die Auswahl seiner Situationen, unter denen wiederum die erdichteten schlechter sind, als die historischen und halb historischen.

Der Zweck des Romans ist nicht ganz klar; denn wir möchten die Maxime am Schlusse, „das sind die Folgen weiblicher Launenhaftigkeit und Unbeständigkeit", ungern dafür erklären.

In der Epoche, in welcher „Adelaide, Königin der Longobarden", spielt, war Italien im Süden von den Sarazenen bedrängt, im Norden und Westen von den Ungarn tyrannisirt und beinahe in seiner ganzen Ausdehnung von Parteiwuth zerrüttet. Als Erzähler verdient Herr Signori, der Verfasser der „Adelaide", rühmende Anerkennung. Sein Stil ist lebendig, energisch, phantasiereich und dabei immer reich und fließend.

Wir schließen mit einigen Winken über die Charaktere und die Epochen der vorliegenden Romane. Beide Verfasser scheinen wenig daran gedacht zu haben, daß sie in Italien und für Italiäner schrieben. In den Schöpfungen Beider sind die achtbaren Personen Ausländer und die Bösewichter Italiäner. Die „Hütte des Kuhhirten" hat, streng genommen, weder Helden noch Charaktere aufzuweisen; aber derjenige, welcher die Stelle des Heros vertritt, ist ein Franzose, nnd der schlechteste Kerl im ganzen Buche unser Landsmann. Eben diese Bemerkung dringt sich uns auf, wenn wir „Adelaide" lesen: Lottario ist ein Provençale, Adelaide eine Burgunderin, Otto ein Deutscher; die Verräther und Bösewichter aber, mögen sie nun verstockt oder bekehrbar seyn, sind Italiänischen Stammes. Aber noch abgesehen von dieser Unziemlichkeit, so finden wir den Hang unserer Romantiker, moralische Ungeheuer zu schaffen, überhaupt sehr tadelnswerth, und um so mehr, als wir mit wirklichen Verbrechern schon zum Ueberflusse versorgt sind.

Die Epochen beider Romane waren überschwenglich fruchtbar an Begebenheiten; jene mischte alle Elemente der Gesellschaft zu einem Hexenbrei durch einander und streut die Saaten neuer Schöpfungen aus; diese reißt gewaltsam nieder und erbaut Neues, ohne die Fundamente anzutasten. Das zehnte Jahrhundert gleicht einem mächtigen Erdbeben, das die Berge erschüttert, Felsen losreißt und gewaltige, tosende Ströme entfesselt, die Alles, was der Mensch gebaut und gepflegt, in ihrem Strudel fortreißen. Aber dieselben Gewässer befruchten auch wieder den alten Boden; der Staub der zertrümmerten Felsen mischt sich mit dem zerrissenen Erdreich; die Saaten werden junge Keime, und die ganze Natur ersteht wieder zu frischem, lachendem, duftendem Leben, wie blühende Wiesen nach einem Sommerregen. Das achtzehnte Jahrhundert ist die zurückgehaltene Wuth der Natur, welche endlich losbricht, ein tiefer und ungeheurer Krater, der mit donnerndem Gebrüll sich entladet. Die Erde spaltet sich in ihren Grundfesten, und die sprudelnden Lavaströme, die schwefligen Dämpfe, die glühenden Felsentrümmer, welche ihr Schoß auswirft, überdecken, verhüllen, verwandeln die bisherige Ordnung der Dinge und schaffen, wie durch Zufall, eine neue.

Es scheint aber nicht, als wären unsere beiden Novellisten der großen Weltschicksale sich bewußt geworden, welche die von ihnen gewählten Epochen in ihrem Schoße bargen. Der Eine verweilt in den Wildnissen der Römischen Maremma, während die ganze moralische und physische Natur in konvulsivischen Zuckungen liegt; der Andere interessirt sich mit solcher Parteilichkeit für das Loos einiger Individuen, daß er wenig danach fragt, ob sie den Fuß in brennende Dorngeniste setzen oder durch heiße Blutströme waten. Und doch, wo giebt es zwei andere Epochen, die an Ereignissen fruchtbarer gewesen wären und mehr Weltschicksale in ihrem Schoße geborgen hätten! In jenem mittelalterlichen Zeitalter tritt der Alemanne auf den Rumpf des Franken; Herzoge, Markgrafen und Städte erlangen eine gewisse Unabhängigkeit, welche darin besteht, daß sie entweder Souveraine wählen oder für gewählte und gefallene Monarchen Partei nehmen können. Ein Papst wird eingekerkert und ermordet. Der Fürst von Rom wird zum Papste gewählt, und die geistliche Macht paart sich mit der weltlichen. In Mailand entsteht ein Schisma für die Wahl Manasse's, des Usurpators vieler Kirchen. Campone und Ildebrando, die Mönche von Farfa, spielen ihre gräßliche Rolle. Der Abt Dagiberto, welchen Alberico dorthin sendet, wird von seinen Mönchen vergiftet: das Herzogthum Toskana kommt in neue Hände; und neben allem dem blühen in jenem Zeitalter die Zweikämpfe und Gottesurtheile. In der neueren Epoche wird ein Papst entthront, in Gefangenschaft gehalten; die Bourbonen flüchten nach Italien. Karl Emanuel entsagt seiner Krone; die alten Italiänischen Republiken stürzen zusammen, und es streben neue empor, die wieder zertrümmert werden. Auf ihren Ruinen erhebt sich ein neuer merkwürdiger Thron — Heere von den verschiedensten Nationen bekämpfen einander auf Italischem Boden — Sekten, Parteien und Empörungen erschüttern die ganze Halbinsel — Männer von großer historischer Bedeutung zeigen sich, fallen, erheben sich wieder und gehen unter in den Schicksalen Italiens.

Vielleicht sind beide Epochen einander noch näher verwandt, und die ungeheure Entfernung der einen, die allzu große Nähe der anderen lassen uns nur gewisse vorragende Punkte bemerken, die in beiden übereinstimmen. Jedenfalls glauben wir behaupten zu können, daß zwei wohl dramatisirte, in diesen Epochen spielende Romane einander gegenseitig ergänzen würden. Welchen Zauber dürfte die charakteristische Sprache zweier verschiedenen Völker, die auf demselben Boden geboren und erwachsen sind, und von denen das eine den Saamen künftiger Bildung ausstreut, das andere aber die schon vollkommen gereiften Früchte pflückt, auf das Gemüth des Lesers üben! (Rivista Europea.)

Mannigfaltiges.

— Indische Spitzbuben. Von der Geschicklichkeit der Hindus haben wir bisher vielfache Beweise durch ihre in Europa umherreisenden Jongleurs, so wie nicht minder durch ihre Bajaderen erhalten, die unter Anderem, während sie sich zehn Minuten lang kreisförmig auf demselben Punkte herumdrehen, aus einem langen Stück Musselin eine auf einem Palmbaum sitzende Taube zu winden verstehen. Eine dritte sehr geschickte Klasse von Hindus ist die der Spitzbuben. Gegen die Gewandtheit dieser Indischen Cartouche müssen alle Diebe von Paris und London, so große Meister diese auch seyn mögen, die Segel streichen. Man hatte einem Englischen Offizier in Ostindien erzählt, die Verschmitztheit dieser Kerle gehe so weit, daß sie sich anheischig machten, eine Matratze zu stehlen in dem Augenblicke, wo er darauf schlafe. Der Offizier ging eine Wette ein, daß dies unmöglich sey, und bestimmte eine der nächsten Nächte zur Ausführung des Streiches. Der Hindu vom Stamme der Colleries, der sich dazu anheischig gemacht hatte, wartete einen Moment ab, wo der Offizier eben eingeschlummert war, und trug nun, leise auftretend, auf einer Schüssel einige Kräuter in das Zimmer, die er anzündete und deren Dampf gleich dem Opium eine einschläfernde Wirkung hat. Als er merkte, daß der Offizier etwas fester schlafe, fing er an, diesen an der Seite mit einem Strohhalm zu kitzeln. Der Schläfer bog sich maschinenmäßig vor der etwas unangenehmen Empfindung zurück, die jedoch nicht stark genug war, um ihn zu wecken. Durch diese unwillkürlichen und bei fortgesetztem Kitzeln immer stärker gewordenen Bewegungen gab er dem Spitzbuben Spielraum, die Matratze allmälig zu lüften und nach und nach so hervorzuziehen, daß der Offizier endlich auf der hölzernen Pritsche lag und weiter schlief, während Jener mit seiner Beute davonging.

— Homöopathen in Frankreich. Um von den Wirkungen der Homöopathie einen Begriff zu geben, erzählt ein Französisches Blatt (welches allenfalls auch in Irland erscheinen könnte), daß ein Mensch, der am Säufer-Wahnsinn (Delirium tremens) litt, durch ein Zehnmilliontel Gran Terpentin-Essenz vollkommen kurirt worden, und daß ein kürzlich angestellter homöopathischer Generalstabs-Arzt die ganze für die Französische Armee nöthige Apotheke in einer Tabacksdose bei sich trage.

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 75. Berlin, Montag den 24. Juni 1839.

Frankreich.

Geschichte der großen Oper zu Paris.

Von Fetis.

Italien ist das Geburtsland der neueren Musik; von dort auswanderte im sechzehnten Jahrhundert diese Kunst, wie alle ihre Schwestern, zu den anderen Europäischen Nationen. Italiäner ordneten an den meisten Höfen die Festlichkeiten und fanden hier gewisse Arten von Tänzen vor, die mit Gespräch und Gesang vermischt waren und die man Ballets nannte. Auf diesen Stoff verwandten sie zuerst ihre Melodieen. So komponirte Baltasarini im Jahre 1581 das große „komische Ballet der Königin", welches zur Hochzeit des Herzogs von Joyeuse in Paris mit außerordentlichen Kosten aufgeführt wurde. Das Ballet war damals etwas ganz Anderes als heutzutage, nämlich eine Art von encyklopädischem Gedicht, in welchem die sämmtlichen abstrakten Begriffe der scholastischen Philosophie eine Rolle spielten, eben so wie in den Romanen des Mittelalters, und worin die mythologischen Gottheiten sich nur schüchtern blicken ließen. Italien war zu jener Zeit schon weit voraus; es hatte bereits wirkliche Opern, sowohl ernste, nach dem Muster der antiken Tragödien, wie komische, den bei den Alten so beliebten Intermezzo's nachgeahmt. In Frankreich dagegen hinderte das Ballet, ein Ueberrest der Witzspiele des Mittelalters, lange Zeit das Aufkommen der Oper, einer dem Alterthum nachgebildeten Form, die der Auferweckung der Wissenschaften in Italien ihren Ursprung verdankte.

Durch Mazarin's Vermittelung wurde die Oper aus seinem Vaterlande nach Frankreich verpflanzt. Eine durch seine Bemühungen gebildete Truppe führte im Jahre 1645 auf dem Theater Petit-Bourbon eine Operette, „die thörichte Verstellung", auf, deren Textbuch später von Regnard zu einer Komödie unter dem Namen „die Thorheit der Verliebten" bearbeitet wurde. Im Jahre 1647 kam eine noch bessere Gesellschaft über die Alpen herüber und gab mehrere Opern, von denen „Orpheus und Eurydice" einen unbeschreiblichen Enthusiasmus erregte. Dieser Erfolg brachte eine große Bewegung in der Französischen Literatur hervor; Corneille ließ 1650 seine „Andromeda", eine mit Gesang vermischte Tragödie, aufführen und bahnte dadurch dem Operndichter Quinault den Weg, wie er ihn durch den „Lügner" dem Lustspieldichter Moliere gebahnt hatte. Der Organist von St. Honoré, Cambiet, setzte bald darauf ein vom Abbé Perrin für ihn verfaßtes Textbuch in Musik, „das Schäferspiel" betitelt, welches die erste Französische Oper war. Man gab es auf dem Dorfe Issy, und nur Eingeladene wohnten der Aufführung bei. Mazarin nahm diesen ersten durch das Beispiel der Fremden angeregten einheimischen Versuch unter seinen Schutz. Doch blieb Vorzug und Ueberlegenheit noch lange auf Seiten der Italiäner, die 1660 bei den Hochzeits-Feierlichkeiten Ludwig's XIV. den „verliebten Herkules" auf dem in den Tuilerieen von dem berühmten Vigarani von Modena, dem Anordner aller Versailler Feste, erbauten Theater aufführten.

Im Jahre 1669 erhielt Perrin, der Verfasser des Schäferspiels, durch ein Patent die Erlaubniß, Operntheater einzurichten, um seine Dichtungen öffentlich singen zu lassen; 1671 führte er zum erstenmal eine Französische Oper, „Pomona", öffentlich auf; die Vorstellung fand in der Straße Mazarin im Ballspielhause statt; die Partitur dieser und der darauf folgenden Oper „die Leiden und Freuden der Liebe" war von Cambiet geschrieben, das Textbuch der letzteren aber von Gilbert. Durch die Zwistigkeiten, welche unter den Administratoren der Truppe bei der Vertheilung der Einnahmen ausbrachen, gelang es Lully, sich der Direction zu bemächtigen; dieser neue Besitzer des Privilegiums vertauschte den Ballspiel-Saal der Straße Mazarin mit dem der Straße Vaugirard und führte hier am 5. November 1672 „die Feste des Amor und des Bacchus" auf, wozu er die Musik komponirt und Quinault den Text verfaßt hatte. Der Hof und die Mode begünstigten den neuen Direktor, und als Molière 1673 gestorben war, bewilligte der König den Saal des Palais-Royal für Lully's Gesellschaft.

Länger denn hundert Jahre blieb die Oper in diesem Saal, und man könnte eigentlich sagen, daß sie hier begründet ward und auch zu ihrer schönsten Blüthe gelangte. Lully war ein Florentiner von Geburt, hatte aber von früh an in Frankreich gelebt und seine Laufbahn als Küchenjunge in Diensten der Mademoiselle von Montpensier begonnen. Er kannte genau den Charakter und Geschmack der Franzosen und besaß jene Begeisterung und schöpferische Kraft, die seinem Vaterlande immer so eigen waren. Aus dieser Vermischung der Italiänischen Musik mit dem Französischen Geschmack, die bei ihm ganz unwillkürlich stattfand, erwuchs eine ganz eigene Gattung, deren Elemente sich, trotz aller späteren Umwälzungen, bis auf uns fortgepflanzt haben, und die wir deshalb mit Recht als ganz Französisch betrachten, weil sie nicht einzig und allein dem fremden Genius ihren Ursprung verdankte. Die Italiänische Melodie, nach dem Maßstab der Ariette zugeschnitten und mit dem erhabenen Styl der lyrischen Declamation verbunden, ist die Grundlage der Lullyschen Musik. Und ist das eigentlich nicht auch der allgemeine Charakter aller Tonsetzer, die wir seitdem als Französische betrachtet haben? Eine Erfindung, welche Lully zur Ehre gereicht, ist die der Ouvertüren, mit welchen er seine Opern einleitete. Die Italiäner kannten diese Art von Musikstücken durchaus nicht und waren auch so wenig im Stande, dergleichen zu arbeiten, daß man Lully's Ouvertüren lange Zeit selbst in Italien als Einleitung zu den Opern der ultramontanischen Meister benutzte. Diese Neuerung wurde später in Deutschland, dem sie vorzugsweise zusagte und welches darin den Keim zu seinen Symphonieen fand, immer mehr ausgebildet. Wir können dies hier nur andeuten, indem man daraus bereits ersehen kann, daß die Französische Musik eine Art Mittelding zwischen der Italiänischen und Deutschen Tonkunst ist.

Lully hatte bei seinen Lebzeiten in Frankreich das Monopol der Composition ganz allein; nur seine eigenen Werke wurden auf seinem Theater aufgeführt. Sein Vorgänger, Cambiet, sah sich genöthigt, sein Vaterland zu verlassen, wo sein Talent keinen Anklang fand. Karl II., der zu London in Allem dem Versailler Hofe nachahmte, gab ihm eine Anstellung an seinem Hofe. So überträgt eine Nation ihre Civilisation auf die andere; Frankreich gab an England, was es selbst von Italien empfangen hatte. Während der vierzehn Jahre, wo Lully die Königliche Oper leitete, ließ er 16 von ihm komponirte Opern aufführen; 4000 Franken zahlte er für Textbücher an Quinault, der sie ihm fast alle lieferte; außerdem schrieb er noch die Musik zu 25 Balletten, welche damals nur noch Einschiebsel waren und zur Ausschmückung der Komödien und anderen Schauspiele bei den Hoffesten dienten. Ludwig XIV. selbst tanzte in Lully's Balletten, und der Hofstaat folgte seinem Beispiel; auch erklärte der König in dem Patent, durch welches die Königliche Oper begründet wurde, daß Niemand deshalb seines Adels verlustig ginge, wenn er unter die Künstler einträte, mit denen der König selbst gewetteifert habe. Diesem Dekret verdankten mancher Edelmann und manches Edelfräulein eine Berühmtheit in der Oper, welche ihnen ihre hohe Geburt niemals verschafft hätte; und die Kirche durfte die Sänger und Tänzer nicht exkommunizieren, weil Personen vom höchsten Range darunter seyn konnten. Wenn die für den Hof arrangirten Ballette in Paris aufgeführt wurden, so traten die Herren vom Hofe, welche die Rollen in Versailles gegeben hatten, oft auch im Palais-Royal darin auf, und um ihnen dies Vergnügen zu erleichtern, tanzte man bis um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts mit einer Maske vor dem Gesicht. Erst 1681 aber erschienen Frauen auf diesem privilegirten Theater; bis dahin waren ihre Rollen von Knaben vorgestellt worden. Lully, der diese Neuerung nur mit großer Mühe durchsetzte, starb 1687.

Nach seinem Tode wurde seine Opern-Gattung von seinen Kindern Louis und Jean Louis Lully und von seinen Schülern Colasse und Marin Marais fortgesetzt, und der Florentiner Teobaldo, der in derselben Schule gebildet war, kam ihnen mit der Gluth der Empfindung zu Hülfe, die seinem Geburtslande so eigen ist. Doch hatte schon eine erste Umwälzung in der Königlichen Oper stattgefunden. Als Lully die Oper auf Kosten des Ballets hob, hatte er, dem Geiste seines Jahrhunderts folgend, das den Alten abgöttisch huldigte, sich der Form der Griechischen Tragödien zu nähern geglaubt. Bald machte sich jedoch eine Reaction geltend, und Lamotte brachte das Ballet wieder zu Ehren; da er sich aber gleich fern von den Spitzfindigkeiten des Mittelalters und den mythologischen Nachahmungen halten wollte, so verfiel er in den Fehler der Seichtheit. Sein „galantes Europa", welches er 1697 aufführen ließ, war nichts als ein langes Schaugepränge von Kostümen und Schmuck; die damaligen Kritiker

tadelten, daß man in demselben nur tanze, um zu tanzen; das Publikum aber zollte dieser neuen Gattung großen Beifall. Campra, dessen Debüt die Musik dieses Stücks war, schrieb nachher noch 18 Opern; aber seine Partituren, so wie die seiner Nebenbuhler, waren den Compositionen Lully's so ähnlich, daß die Zuschauer sehr bald langweilig fanden, was sie anfangs bewundert hatten. Die Opern-Direktoren richteten sich mit erstaunlicher Schnelligkeit zu Grunde und folgten eben so rasch auf einander. Um ihre Geschäfte wieder zu heben, kam der Regent, welcher die Musik liebte und selbst Compositionen von sich aufführen ließ, auf den Einfall, Maskenbälle anzuordnen; es wurden deren vom 11. November bis zum Schluß des Karnevals wöchentlich drei gegeben; doch auch dieses Mittel erwies sich bald unzulänglich, und man mußte auf etwas Anderes denken.

Händel, den die Engländer als einen der Ihrigen in Anspruch nehmen und den man als den Vater aller großen Tonsetzer Germanischen Ursprungs betrachten kann, war dem Kurfürsten von Hannover, als derselbe den Englischen Thron bestieg, nach London gefolgt. Dieser berühmte, aus Sachsen gebürtige Mann, der in Italien unter dem Namen Il Sassone, der Sachse, bekannt ist, war in jenem Lande gewesen und verstand sich auf die Italiänische Musik; er berief Sänger aus Italien an das Opern-Theater seines zweiten Vaterlandes. Diese machten dort großes Aufsehen, ihr Ruf drang nach Frankreich, und der Regent wünschte sie in Paris zu hören. Er starb aber in demselben Jahre, wo er einen Kontrakt mit ihnen abgeschlossen hatte, der nach seinem Tode nicht in Ausführung kam. Frankreich zog es vor, sich bei seiner alten Musik zu langweilen, als sich für eine fremde zu interessiren, und noch öfter spricht sich dieser Widerstand aus, der eigentlich um so unerklärlicher ist, da Lully, den man für den Begründer der Französischen Musik hält, doch selbst ein Zögling der Italiäner war.

Rameau kannte die Italiänische Musik und hatte sie auch vollkommen begriffen. Er nahm sich der Oper an, die fast ganz verlassen war und in ertödtender Monotonie dahinsiechte; doch hatte er viel Mühe, sich geltend zu machen; „Hippolyt und Aricia“, womit er 1733 zuerst auftrat, wurde anfänglich sehr kalt aufgenommen. Das Ballet „das galante Indien“, „Castor und Pollux“ und „Dardanus“ begründeten endlich seinen Ruf, und er wurde als der Reformator der Musik gepriesen, wogegen sich freilich die Verehrer Lully's auflehnten. Rameau siegte indeß über ihre Opposition, und bald fand man Lully's Compositionen, die noch immer aufgeführt wurden, viel zu dürftig und schleppend neben der lebhafteren und berechneteren Declamation des Komponisten des „Dardanus“.

Als Rameau ungefähr zwanzig Jahre lang die Oper beherrscht hatte, beriefen die Direktoren dieses Theaters, um den abnehmenden Enthusiasmus des Publikums wieder etwas anzuregen, Piemontesische Sänger, die allerhand Zwischenspiele aufführten, wovon „die Magd als Herrin“ von Pergolese, 1732 zuerst gegeben, ganz besonders gefiel; die zwölf komischen Opern, die sie nach und nach auf die Bühne brachten, vollendeten Rameau's Niederlage. Sie wurden kräftig durch eine neue Generation, die Encyklopädisten, unterstützt, die damals in Frankreich über Alles im Reiche des Gedankens und des Geschmacks zu entscheiden hatten. Obgleich von Marmontel mehrere Textbücher für Rameau verfaßt waren, so gehörte er doch zu den ersten Gönnern der Italiänischen Gattung; Diderot war ganz auf ihrer Seite, und sein Freund Grimm schrieb zu ihren Gunsten kleine Pamphlete, die von Geist und Witz sprühten. Rousseau, der damals seine Laufbahn begann, wirkte für sie durch seine Beredsamkeit und sein Beispiel. Drei Monate nach der Ankunft der Buffi, wie man seitdem alle Italiänische Sänger nannte, wurde „der Wahrsager des Dorfes“ in Fontainebleau und das Jahr darauf mit vielem Beifall in Paris gegeben; Rousseau hatte nach dem Beispiel der Italiänischen Sänger den Gesang an die Stelle der Declamation treten lassen, und man ist ihm vielen Dank schuldig, daß er auch in dieser Hinsicht sein Jahrhundert zur Vervollkommnung führte. Sein Brief über die Französische Musik, der damals erschien, war eine treffliche Zusammenfassung aller Punkte der schwebenden Frage, er gefiel aber den Musikern der Oper nicht, und die Erbitterung gegen die Italiäner stieg so sehr, daß man 1754 diese ruhmgekrönten Sänger wieder verabschiedete. Doch übertrug man alle Opern, die sie aufgeführt, ins Französische und gab sie auf dem Theater des Marktes St. Germain, welches die Wiege der komischen Oper wurde. So ist also auch diese letzte Gattung, welche man heutzutage als die volksthümlichste unter allen Arten Französischer Musik betrachtet, ebenfalls nichts weiter als ein direkter Abkömmling der Italiänischen Kunst, und Gretry, der einige Jahre später so originell auftrat, ist nichts Anderes, als ein Zögling der Buffi, für welche Grimm und Rousseau kämpften, wie Lully einst der Schüler jener Sänger war, die Mazarin aus seinem Vaterlande herbeirief.

Rameau überlebte diese Italiänische Invasion und hielt sich nicht für geschlagen; bis 1760 fuhr er fort, zu komponiren, aber seine Werke gefielen durchaus nicht mehr. Was thaten nun die Direktoren der Königlichen Oper? Sie nahmen Lully's Opern wieder vor und wählten die besten davon aus; da wurde das Theater zur Einöde. Doch ein glücklicher Zufall kam dem Publikum zur Hülfe; während die Oper dahinstarb, erhob sich das Ballet aus dem Dunkel, zu dem es bis dahin verdammt war, und schmückte sich mit neuem Glanze; dies Mal verbündete sich Deutschland mit Italien, um diese Veränderung ins Werk zu setzen. Noverre, das Haupt der Stuttgarter Schule, die Gardel's, deren Vater Balletmeister des Königs von Polen war, und die aus Florenz gebürtige Familie Vestris brachten diese Umwälzung zu Stande. Die Anzüge, das Spiel, Alles wurde verbessert; zu den Tänzen fügte man die Pantomime; man suchte mehr Handlung, mehr Interesse, mehr Ausdruck hineinzulegen, und während das Drama durch Diderot und Sudaine kraftvoll im Theatre-français sich Bahn brach, wollten dieselben Geister auch die Oper zwingen, ähnliche Neuerungen in ihren Schoß aufzunehmen. Philidor, einer der größten Schachspieler seines Jahrhunderts, der ganz Europa durchreist war, um sich mit den größten Spielern zu messen, ließ sich in Paris nieder und schrieb nach den Erinnerungen aller von ihm gehörten Musikstücke eine Menge von komischen Opern, deren Reminiszenzen für die Königliche Oper doch große Neuigkeiten waren.

Am 6. April 1763 brannte das Opern-Theater im Palais-Royal ab. Bis zur Wiederherstellung des alten Saales, welche sich durch die Unterhandlungen des Herzogs von Orleans mit der Stadt Paris, die schon seit langer Zeit Eigenthümerin des Privilegiums der Königlichen Oper war, sehr in die Länge zog, übersiedelte sich die Oper in die Tuilerieen. Erst am 26. Januar 1770 wurde der neue Saal mit dem „Zoroaster“ von Rameau eröffnet. Aber die Musik dieses Meisters war schon seit langer Zeit veraltet, konnte also auch auf diesem verjüngten Theater nicht wieder zur Blüthe kommen, von dem bald kühne Neuerer Besitz nahmen, welche die Oper weit über die von Lully und Rameau gesteckten Gränzen hinausführten. In jener Zeit stand die komische Oper weit über der großen Oper; Philidor's, Monsigny's und Gretry's Werke hatten mehr Melodieen, mehr Ausdruck und mehr wahre Musik, als alle jene emphatischen Compositionen der Königlichen Oper. Diese besaß damals im Verein mit dem Theatre-français das ausschließliche Privilegium aller Schauspiele von Paris; sie war es, bei der die Gaukler um Erlaubniß einkommen mußten, wenn sie ihre Kunststücke in Paris zeigen wollten; sie hatte der Italiänischen Komödie, die von Zeit zu Zeit in Frankreich erschien, und der komischen Oper besondere Privilegien ertheilt, und in diese beiden Theater verschanzten sich die von ihr verachteten Neuerungen, dort warteten die Italiäner und jene Meister, die sich von der alten Musik losgesagt hatten, auf einen glücklichen Zeitpunkt, um die sich noch immer vertheidigende große Oper mit Sturm zu nehmen. Philidor und Monsigny hatten schon Bresche in dieselbe geschossen, als Gretry sich zu ihnen gesellte und, schon ruhmgekrönt, mit „Cephalus und Prokris“ jene Bühne zuerst betrat. Gluck wohnte den Proben dieser Oper bei.

Versteht die jetzige Generation wohl Gluck's Verdienste zu schätzen? Der Enthusiasmus und die Streitigkeiten, die er zur Zeit unserer Väter erregte, sind ganz verklungen, und selbst die Unparteiischsten wissen nicht recht, wie sie ihn beurtheilen sollen. Seine Musik, die einst so viele Herzen rührte und so viele Geister entzündete, ist jetzt in Frankreich zu demselben Stillschweigen verdammt, in das durch ihn Lully und Rameau versanken. Dem verständigen Hörer aber scheinen die nur selten noch in Konzerten aufgeführten Compositionen des Schöpfers der „Armide“ doch ein besseres Schicksal zu verdienen, und wenngleich die Instrumentation seitdem so große Fortschritte gemacht hat, daß seine Begleitung veraltet klingt, ist nicht die Macht seines Gesanges und die Erhabenheit seiner Melodieen bis jetzt unübertroffen? Gluck wurde 1716 in einem Deutschen Dorfe geboren. In Böhmen wuchs er auf und wanderte als Waise bettelnd nach Wien, wo er studirte. Von dort ging er nach Italien, wo er mehrere Opern mit Erfolg aufführen ließ, und begab sich dann nach England, wurde aber von Händel, der damals noch lebte, nicht sonderlich beachtet. Er kehrte nach Wien zurück, und immer unermüdet mit dem Schaffen neuer Opern beschäftigt, lebte er theils hier, theils in Italien. Ein Anderer hätte geglaubt, damit für sein Leben genug gethan zu haben, für ihn aber war es erst der Anfang seiner Laufbahn. So viel Arbeiten stählten nur immer mehr diesen unverwüstlichen Genius; er harrte noch des günstigen Augenblicks, um in seiner ganzen Kraft hervorzutreten. Seine herrlichste Schöpfung war „Iphigenie in Aulis“, 1774 zuerst in Paris aufgeführt. Marie Antoinette, der er Musikunterricht gegeben, hatte ihn nach Frankreich berufen; sie verschaffte ihm eine Anstellung bei der Königlichen Oper, und die Popularität, deren sie sich anfänglich erfreute, beseitigte alle Hindernisse und Vorurtheile. Als er nur erst freien Spielraum hatte, riß Gluck durch die Gewalt seiner Muse das Publikum mit sich fort.

(Fortsetzung folgt.)

E n g l a n d.

Zur Geschichte der Liebhaber-Theater.

II. In Frankreich.

In Frankreich gingen, wie in Italien, die Anfänge des Drama's von Liebhaber-Theatern aus; nur waren hier Gelehrte und Personen von Rang und dort niedere Bürger und Priester die ersten Schauspieler. Eine Gesellschaft von Französischen Privat-Schauspielern, die sich den Namen „Enfans sans Soucy“ gaben, wurde im Anfang der Regierung Karl's VI. gegründet und blühte noch nach einem Jahrhundert zur Zeit, als Franz des Ersten poetischer Kammerdiener, Marot, der Erfinder des rondeau, lebte. Sie bestand aus jungen vermögenden Leuten der mittleren Klassen, und die glänzendste Zeit dieser lustigen Brüderschaft war

die milde Regierung Ludwig's XII., der ihre Scherze ertrug, auch wenn sie gegen ihn selbst gerichtet waren. Unter der Regierung Ludwig's XIII. hatte Kardinal Richelieu ein Theater in seinem Palast und ließ darin Stücke aufführen, an denen er, wie Voltaire erzählt, selbst Theil nahm.

Doch erst unter der folgenden Regierung fing das Französische Liebhaber-Theater an, vom Königthum begünstigt zu werden, und ermuthigt durch das Beispiel des großen Monarchen, traten die ausgezeichnetsten Personen der Zeit darin auf. Wenn auf dem Privat-Theater der Frau von Maintenon Esther oder Athalie gegeben wurde, so sah man daselbst eine Galerie von historischen Portraits. Ludwig und seine heilig gesprochene Maitresse ließen sich Racine's bombastische Verse von den Höflingen und von den Staatsmännern und Generalen Frankreichs vordeklamiren. Im Jahre 1702 wurde die Tragödie Athalie vor Ludwig aufgeführt; die Josabat wurde von der Herzogin von Burgogne und die Rolle Abner's von dem liederlichen Herzog von Orleans, dem späteren Regenten, gegeben.

Unter der folgenden Regierung zeichnete sich ein anderer Herzog von Orleans, der Enkel des Regenten und der Vater Egalité's, durch seine Talente als Komiker aus. Im Schlosse dieses Theater-Herzogs, in Bagnolet, war eine regelmäßige Bühne eingerichtet, und die Annalen der Französischen Skandal-Chronik erzählen viel von seinen Theaterfesten in Villers Cotteret. Der Charakter des Französischen Liebhaber-Theaters unter Ludwig XIV. war streng und tragisch gewesen; unter dem neuen Monarchen ward es allegorisch und unsittlich. Dies hing natürlich mit dem Einfluß der Frau von Pompadour zusammen. Die Königliche Favorite hatte eine gute Eigenschaft: sie liebte Literatur und Kunst. Da sie selbst eine ausgezeichnete Schauspielerin war, so freute sie sich, wenn sie ihren Königlichen Liebhaber durch ihr Spiel bezaubern konnte. Theatralische Unterhaltungen waren in den petits apartemens sehr häufig, und ein kleines Theater war mit dem einst so schönen und jetzt zerstörten Château de Belle-Vue an den Ufern der Seine verbunden, das der erlauchte Liebhaber seiner Maitresse geschenkt. Hier versuchte sie durch dramatische Darstellungen den Mißmuth, der den König zuweilen ergriff, zu zerstreuen. Französische Schriftsteller beschreiben die Aufführung der Oper Venus und Adonis daselbst, in welcher der Monarch den liebenswürdigsten der Sterblichen, die Maitresse die schönste der Göttinnen darstellte. In Belle-Vue gab Frau von Pompadour den Prinzessinnen Frankreichs ein dramatisches Fest. Das Stück, das man aufführte, war „Les Trois Cousines", wo der Herzog von Orleans Delorme und Frau von Pompadour die Rolle der Collette spielte, und als diese gewandte Maitresse des Königs, bedeutungsvoll nach ihrem Liebhaber hinsehend, die Worte sang:

„Mais pour un amant chéri
Tromper tuteur ou mari,
La bonne aventure", u. s. w.

„kann man sich leicht denken", sagt Collé, „was in dem Herzen aller Zuhörer in diesem Augenblick vorging!"

Voltaire unterstützte zuweilen diese Feste durch seine Feder. Um den glücklichen Feldzug des Königs im Jahre 1745 zu verherrlichen, schrieb er seine heroische Oper „der Tempel des Ruhms", in welcher die Maitresse die Hauptrolle spielte. Der Dichter war bei der Aufführung zugegen, und am Schluß, unfähig, sein Entzücken zurückzudrängen, drückte er den Monarchen in seine Arme und rief: „Trajan!" (der Name der ersten männlichen Rolle) „erkennen Sie sich selbst!" Der Frau von Pompadour hat die Französische Bühne viel zu verdanken, und glaubwürdige Französische Schriftsteller behaupten, sie habe durch ihr Patronat den dramatischen Geschmack ihrer Nation ausgebildet. Sie bewirkte, daß die Oper und das Theater von der Regierung unterstützt und unter ihre unmittelbare Leitung gestellt ward, und daß die Schauspieler in der Gesellschaft eine ehrenvollere Stellung einnahmen, als bisher.

Doch so schön auch diese königlichen und herzoglichen Schauspiele gewesen seyn mögen, so waren doch die Darstellungen, die um dieselbe Zeit in weniger hohen Kreisen gegeben wurden, viel interessanter. Zu diesen gehört das kleine Theater Voltaire's in Paris, wo er die Rolle des Cicero in seinem „Geretteten Rom" gab. Seine Schauspiele in Ferney und die lustigen Soupers von hundert Couverts, die er dann gab, zogen Gäste aus einer Entfernung von zwanzig Lieues in der Runde herbei. In Berlin spielte er Tragödie mit den Brüdern und Schwestern des großen Friedrich, und während seines Aufenthalts in Paris ward ein großes Zimmer über seiner Wohnung in ein Theater verwandelt, in welchem seine Nichten mit Le Kain spielten. Es ist bekannt, daß Voltaire der Erste war, der auf die Talente dieses großen Helden aufmerksam machte; aber das weiß man nicht, daß ihn der Zufall Le Kain's Genie unter einer Gesellschaft von Dilettanten erkennen ließ. Rousseau hat so gut wie der Philosoph von Ferney den Kothurn versucht, aber nicht einmal Frau von Epinay konnte einen Schauspieler aus ihm machen. Er begnügte sich damit, gegen die Schauspiele von Ferney heftig loszuziehen.

Der Krieg huldigte nicht weniger als die Philosophie den Liebhaber-Theatern unter der Regierung des „Vielgeliebten". Eine Schauspielergesellschaft begleitete den Marschall von Sachsen auf allen seinen Feldzügen. An dem Abend vor seinem Siege in Rancoux fand, wie immer, eine Vorstellung statt, an deren Schluß Madame Favart, die Maitresse des Marschalls und zugleich die erste Schauspielerin, ankündigte, daß die Schlacht am anderen Tage die Vorstellung für den folgenden Abend hindere; am nachfolgenden Abend jedoch würden sie die Ehre haben, aufzuführen „Le Coq du Village."

Marmontel spricht von den Aufführungen im Hause des Herrn de la Poplinière, des reichen Financiers zu Passy; doch die glänzendsten dramatischen Soireen jener Zeit waren die des Fräulein Guimard, jener berühmten Operntänzerin, die mit dem feinsten Geschmack und der reinsten Menschenliebe die schamloseste Libertinage verband. Keine Frau zog so sehr die Aufmerksamkeit aller Klassen auf sich, als diese berühmte Courtisane und Künstlerin. Ihr Palast, ihr Boudoir, ihre Equipagen, ihre Diener setzten durch ihre Pracht ganz Paris in Erstaunen. Wenn sie in ihrem Wagen, in dessen Wappen ein von den Grazien getragener und von Venus gekrönter Myrtenzweig zu sehen war, durch die Straßen fuhr, fesselte sie die Blicke aller Vorübergehenden. Sie gab wöchentlich drei Soupers, wo sie ihren Geschmack an Prunk, belles lettres und geselliger Heiterkeit vollkommen befriedigen konnte. Das erste bestand aus dem Adel; das zweite ward von Schriftstellern, Künstlern und Literaten besucht, die ihrem Genie huldigten, und das dritte hatte einen Charakter, dessen Beschreibung uns der Anstand verbietet. Als sich Dlle. Guimard von der Bühne zurückzog, wo sie lange ohne Nebenbuhler geherrscht, ahmte sie den prunkenden Aufwand jener Griechischen Courtisanen nach, die Pyramiden bauten oder öffentliche Spiele gründeten; sie errichtete zwei Liebhaber-Theater, deren eines im glänzendsten Styl erbaut war, in Pantin. Hierhin lud sie ihre Freunde und gewann die dramatischen Koryphäen der öffentlichen Theater für ihre Bühne, für welche Marmontel einige seiner „Proverbes dramatiques" schrieb. Diese Unterhaltungen waren so bezaubernd, daß die Behörden sich genöthigt sahen, die Schauspieler von dem Besuch derselben abzuhalten, weil sie ihre öffentlichen Functionen darüber versäumten. Unser Raum erlaubt uns nur, an das Liebhaber-Theater des Herrn Trudaine zu erinnern, auf dessen Brettern das Stück „Les Accidens ou les Abbés", das sein eigener Verfasser, Collé, für zu lasciv hielt, um es mit seinen übrigen Werken abdrucken zu lassen, dessenungeachtet im Beiseyn zweier Französischer Bischöfe gespielt ward.

Das spätere Schicksal der unglücklichen Königin Marie Antoinette steht in schneidendem Gegensatz zu den früheren Lustbarkeiten in Marly und Trianon, wo die Belustigungen des Hofes darin bestanden, die Sitzungen des Pariser Parlaments in komischer Pantomime zu parodiren. Einer von den Prinzen spielte die Rolle des Präsidenten, und Dillon, Besenval, Segur und Andere die übrigen Räthe. In einer von diesen lustigen Sitzungen ward die Rolle des General-Prokurators von einem Jüngling gegeben, der damals die Zukunft, zu der er bestimmt war, nicht errieth, — La Fayette. Der Graf von Artois ward ein geschickter Seiltänzer, um an den Ballets, welche diesen Pantomimen folgten, Theil nehmen zu können. Ueberdrüssig der Jeux de Société, suchten diese Theaterliebhaber etwas Ganzes darzustellen, und die Königin selbst fand so viel Geschmack daran, daß sie in der „Gageure imprévue" und dem „Devin du village" die Soubretten gab. Sie widmete ihre Morgenstunden dem Einstudiren ihrer Charaktere und nahm bei Micu, einem Schauspieler der Italiänischen Komödie, Unterricht. Der unglückliche Ludwig und sein Bruder widersetzten sich dieser Lieblingsleidenschaft; der König soll am ersten Abend, als seine Frau auftrat, gezischt haben, aber sie lachte und spielte den nächsten Abend wieder.

Bibliographie.

The gentleman of the old school. — Von James. 3 Bde. 31½ Sh.
Keightley's history of England. Zweites Bdchen. 7 Sh.
Lindley's key to botany. — Neue Ausgabe. 5 Sh.
Lodge's genealogy of the Peerage for 1839. — 21 Sh.
Maunderville's voyages and travae's. — Von Holliwell. 8 Sh.
Müller's Dorians. — Uebersetzung. Zweite Aufl. 2 Bde. 20 Sh.
Musket's wrongs of the animal world. — 8 Sh.
Portraits of living divines. — Herausgegeben von Isaacson. 4. 12 Sh., proofs 21 Sh.
Foreign weekly Review. — Nr. 1. 8 Pence.
G. W. M. Reynald's Grace Darling. — Eine Erzählung. 6 Sh.
Scott's sermons, with life by Dr. Barr. 10½ Sh.
Sidney's life of Sir R. Hill. — 12 Sh.
Taylor's manual of ancient history. — Zweite Aufl. 10½ Sh.
Marlboro's life and memoir of the court of Queen Anne. — Von A. Thomson. 2 Bde. 28 Sh.
Literal Translation of the apostolic epistles. — 12 Sh.
Transactions of the royal society of literature. Vol. III. p. 2. 4. — 21 Sh.
Wilbraham's travels in the Caucasian provinces of Russia. — 18 Sh.
The Workwoman's guide. — Von einer Lady. 4. 21 Sh.

B e l g i e n.

Lüttich's Entstehung.

Der Ursprung der Stadt Lüttich geht bekanntlich bis ins sechste Jahrhundert hinauf. Als der heilige Monulphus sich eines Tages von Mastricht nach Dinant begab, machte er in einem Thale Halt, in welchem am Ufer eines Baches, Legia genannt, einige Strohhütten umher zerstreut lagen. Die Ueppigkeit des Orts stand in grellem Widerspruch mit dem traurigen Anblick der Bewohner. Ueberrascht von den Schönheiten, die er von allen Seiten gewahrte, rief der Bischof von Tongern aus, es werde hier dereinst eine mächtige Stadt sich erheben, und ließ zu Ehren des heiligen Cosmus und des heiligen Damian ein kleines Bethaus daselbst bauen.

Es dauerte nicht lange, so erfüllte sich die Prophezeiung des Bischofs. Die Gläubigen, die nach Geber sich sehnten, ließen sich rings um die bescheidene Kapelle nieder. Unter dem Episkopat

des heiligen Lambertus stieg die Zahl der Pilger noch mehr. Dieser Bischof selbst zog sich öfters nach Lüttich zurück, wo er in einer kleinen an das Beihaus angebauten Bretterzelle sich einsamer den Andachtsübungen hingeben konnte. Hier war es, wo er von dem Verräther Dodo und dessen Helfershelfern umgebracht wurde. Die Kunde von dieser abscheulichen Missethat verbreitete sich bald durch die ganze Umgegend; man eilte, die von dem Märtyrerblut benetzten Oerter zu besuchen, und von dem Augenblick an ward Lüttich von Tag zu Tage bedeutender und bevölkerter. Bis dahin war es nur ein ärmliches Dörfchen gewesen, doch unter dem Nachfolger des heiligen Lambertus, der seinen Wohnsitz dort nehmen zu müssen glaubte, verwandelte der Flecken sich in eine ziemlich reiche Stadt; die Gränzen wurden weiter ausgedehnt; man erbaute eine Kirche zu Ehren des unglücklichen Märtyrers, dessen Andenken sich treu unter den Gläubigen bewahrte; dann umgab man den Ort mit dichten Mauern und krönte diese mit hohen Thürmen, um die Zugänge zu schützen. Schon im achten Jahrhundert umfaßte die Stadt den ganzen Raum zwischen der heiligen Kreuzkirche oder dem Sylvester-Schloß, der St. Georgen-, der St. Katharinen-Kirche und der Sauvenière. Wenn den Chroniken zu glauben ist, so wäre die Begründung des Schöppenthums, dieser ersten Kommunalbasis, bis in die Zeiten des heiligen Hubertus zurückzuversetzen, welchem auch die erste Umwallung der Stadt zugeschrieben wird

Dann kam Karl der Große und bewilligte den Lüttichern kostbare Privilegien und ein Banner, auf welchem das Bild ihres Schutzheiligen gestickt war. Die Normannen fügten zwar kurz darauf der heranwachsenden Stadt furchtbaren Schaden zu, aber sie erholte sich bald wieder von diesem Unheil und blühte nur noch mächtiger und herrlicher empor. Da ihre Mauern besseren Schutz darboten als die Ebene, so strömten die armen Landleute haufenweise dorthin, und so erhielt ihre Bevölkerung starken Zuwachs. Auch die Wissenschaften, eine Frucht der friedlichen Regierung und des aufgeklärten Geistes der ersten Bischöfe, verbreiteten ihren Glanz über sie, denn unter dem Episkopat des Eraklus, um die Mitte des zehnten Jahrhunderts, besaßen Lüttich und seine Diöcese zahlreiche, überaus blühende und in den benachbarten Gegenden in hohem Ruf stehende Schulen. Dieser Prälat, so sagen die Benediktiner, wollte, daß man der Jugend und den anderen Ungebildeteren die Dinge auf hunderterlei Art umwende und entwickle, bis sie dieselben begriffen hätten, und er that dies selbst sehr häufig mit der größten Freundlichkeit; die Fortschritte seiner Schüler lagen ihm dermaßen am Herzen, daß er, da er sich in Geschäften Kaiser Otto's II. und Bruno's, Erzbischofs von Köln, öfter von seiner Kirche entfernen mußte, während dieser Zeit den Lehrern und den Zöglingen kleine selbst verfertigte Gedichte zuschickte, um ihren Wetteifer anzufeuern.

Unter Notger nahm Lüttichs Wohlstand noch mehr zu. Aus einer adligen Familie in Schwaben entsprossen, trat dieser Fürst, nachdem er in dem berühmten Kloster von St. Gallen studirt hatte, als Lehrer bei der Staveloischen Schule ein, die damals in großem Rufe stand. Einige Zeit darauf ward er an Otto's Hof berufen und erhielt das Bisthum Lüttich, welches durch den Tod des von den Lüttichern tief betrauerten Eraklus erledigt war. Der Nachfolger eines solchen Fürsten hatte eine sehr schwierige Aufgabe, und doch brachte Notger es dahin, daß sein Vorgänger über ihn vergessen wurde. Es ist unbeschreiblich, wie unter dieser Regierung die Denkmäler sich erhoben, die Stadt sich erweiterte, die Studien blühten und die Gerechtigkeit des Herrn in Ansehen stand! Zuvörderst wurde die Schaar Heinrich's von Marlagne, dieses berüchtigten Räubers, der Lüttich unter Eraklus mehr als einmal verheert hatte, von Notger angegriffen und zersprengt, und als die Ruhe endlich wiederhergestellt war, bot der Bischof Alles auf, um seine Diöcese von Tag zu Tage bedeutender zu machen. Er vereinigte die Grafschaft Huy mit seinem Gebiet und umgab die Städte Thuin und Fosses mit Mauern; er ließ hier und da Andachtshäuser für verschiedene Orden bauen, und vermöge der Gunst, deren er am Hofe der Ottonen genoß, erlangte er für jedes dieser Klöster, so wie für sich selbst, ausgezeichnete Privilegien und reiche Schenkungen.

Vorzüglich aber war Lüttich der Gegenstand seiner Aufmerksamkeit, und er dachte fortwährend an dessen Verschönerung. Zuerst ließ er die Kathedrale restauriren, die in Trümmer zu fallen anfing, und das Domherrn-Kollegium wurde durch ihn sehr verstärkt; dann baute er mehrere Kirchen und zog Kanäle durch die Stadt, um den Handel zu erleichtern, der bereits viel Volk nach Lüttich lockte. Und als das Jahrtausend herannahte, mit welchem, wie überall verkündigt wurde, das Ende der Welt eintreten sollte, da, während Alles in Sorglosigkeit um den nächsten Tag lebte, versäumte Notger keine Gelegenheit, seine Schätze zu vermehren und seine Macht zu befestigen. Besonders suchte er sich derer zu entledigen, die durch ihren steigenden Reichthum dereinst sein eigenes Ansehen zu gefährden drohten, und er wußte dies Ziel stets geschickt zu erreichen. Hier ein Zug, der nächst der Einnahme von Chevremont als Beweis dienen kann, wie er in solchen Fällen zu Werke ging.

Es lebte um diese Zeit zu Lüttich ein Ritter, Namens Radus Desprez. Dieser mächtige Herr besaß auf der Anhöhe zwischen der St. Peters- und der St. Martins-Kirche ein Schloß, Sylvester genannt, welches die ganze Stadt beherrschte. In den Händen eines ehrgeizigen und aufsässigen Vasalls konnte ein so wichtiger Punkt dem Bischofe großen Schaden bringen; es mißfiel ihm daher gewaltig, jene finsteren Thürme über seiner guten Stadt schweben zu sehen, und er dachte nur darauf, wie er sie fortschaffen könnte. Als Notger nun einst genöthigt war, nach Deutschland zu ziehen, forderte er den Ritter Radus, als Lehnsmann von Lüttich, auf, ihn dorthin zu begleiten, und dieser willigte auch gern ein. In ihrer Abwesenheit aber, die nicht weniger als zwei Jahre währte, ließ Robert, der Neffe des Bischofs, in dessen Auftrage die Veste des Herrn Desprez niederreißen und legte daselbst den Grund zu einem neuen Gotteshause, später die heilige Kreuzkirche benannt. Der Bischof kehrte endlich mit seinem Lehnsmanne Radus zurück; wie nun dieser von der Höhe des Cornillon-Berges mit den Augen in der Ferne nach seinem Schloß spähte und es nicht erblickte, da rief er: „Meiner Treu, Herr Bischof, ich weiß nicht, ob ich träume oder wach' bin, aber ich pflegte doch von hier aus mein Haus Sylvester zu sehen, und heute sehe ich es nicht, sondern es scheint mir, als stehe da ein Kloster an seiner Stelle." — „Nun, nun, ereifert Euch nur nicht, mein lieber Radus", antwortete Notger begütigend, „ich habe allerdings aus Eurem Schloß ein Kloster machen lassen, aber Ihr sollt nichts dabei verlieren. Mein Vetter Robert, der Propst von St. Lambertus, besitzt herrliche Güter jenseits der Maas; auch gehören ihm die großen Wiesen, die sich von den Ecoliers bis zur Boverie erstrecken; sie sollen fortan Euer seyn, und dem Propste will ich die kleine Stadt la Sauvenière geben." Radus mußte gute Miene zum bösen Spiel machen und zufrieden seyn mit dem, was der Bischof ihm anbot.

Gleich nach der Abtragung des Sylvester-Schlosses ließ Notger den Umkreis der Stadt erweitern; er rückte die Wälle bis Publemont und bis jenseits der von seinem Vorgänger erbauten St. Martins-Kirche hinaus und spickte sie mit starken Thürmen. Nachdem er die Stadt von dieser Seite gegen einen Handstreich geschützt hatte, unternahm er andere große Bauten in ihrem Innern und starb nach einer langen Regierung mit Hinterlassung eines Andenkens in den Herzen des Volks, welches nicht so bald erlosch. Notger kann gewissermaßen als der eigentliche Gründer der Stadt Lüttich betrachtet werden, denn er vergrößerte ihren Umfang bedeutend und legte den Grund zu ihrem späteren Glanz.

(J. d. L.)

Mannigfaltiges.

— Matrosen des „Vengeur". Eines der schönsten Französischen Bilder, die wir bisher auf den Kunst-Ausstellungen in Berlin gesehen, war der Untergang des Französischen Linienschiffes „le Vengeur" von Lepoittevin. Bekanntlich datirt dieses Ereigniß aus dem Jahre 1794, wo in einer Seeschlacht, den Engländern gegenüber, die Mannschaft des „Vengeur" einen heldenmüthigen Untergang der Uebergabe ihres Schiffes an die Engländer vorzog. Einige Matrosen wurden indessen von den Letzteren noch gerettet und als Gefangene nach England geführt, wo sie jahrelang in den „Hulks" schmachteten. Gegenwärtig berichten nun die Französischen Zeitungen, daß von diesen Matrosen noch sechs Veteranen am Leben seyen. Ihre Namen sind Cerclé, Prevaudeau, David, Favier, Torchut und Mannequin. Sie sind sämmtlich nahe an 70 Jahr alt und leben kümmerlich von ihrer Hände Arbeit zum Theil in dem Städtchen La Tremblade und zum Theil auf dem Lande in der Bretagne.

— Weibliche Unschlüssigkeit. In dem Feuilleton eines Pariser Journals erzählt der Vicomte Delaunay: „Wir kennen eine Dame, die überaus unschlüssiger Natur ist und die, wenn sie in einem reichen Mode-Magazin sich befindet, vor lauter Unentschlossenheit darüber, ob sie diesen oder jenen Stoff, diese oder jene Farbe, dieses oder jenes Muster wählen soll, endlich nach unzähligen Entscheidungen und Widerrufungen funfzehn Ellen gewöhnlichen Gros-de-Naples von aschgrauer Farbe sich abschneiden läßt. Es scheint ihr am Ende nämlich ein geringeres Opfer, auf alles Schöne, was sie bis dahin gesehen, zu verzichten, als sich noch länger der fürchterlichen Marter ihrer unentschiedenen Wahl auszusetzen. So spaßhaft nun auch diese Unschlüssigkeit ist, wird sie doch noch durch folgenden Charakterzug einer anderen Dame übertroffen: Eine Engländerin kam kürzlich zu dem bekannten Juwelier Fossin in Paris, um ein Hochzeitsgeschenk für eine ihrer Nichten zu kaufen. Der Juwelenhändler legte ihr seine schönsten und kostbarsten Schmucksachen vor und suchte ihr die Vorzüge jedes einzelnen Geschmeides recht anschaulich zu machen. Die Engländerin war voller Bewunderung für die seltenen großen Perlen, die glänzenden Diamanten und die ausgezeichneten Gold-Arbeiten. Ihre Blicke können sich kaum trennen von der Pracht und der geschmackvollen Anordnung der Sachen. Endlich ruft sie: „Ah, jetzt weiß ich, was ich ihr schenken werde" .... „Diese Halskette vielleicht, Madame?" — „Nein!" — „Diese Ohrgehänge?" — „Nein!" — „Dieses Armband?" — „Nein, ich werde ihr in London einen Wagen kaufen."

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 76. Berlin, Mittwoch den 26. Juni 1839.

Spanien.

Reisebilder aus dem südlichen Spanien *).

Der Verfasser des kürzlich in London unter dem Titel „Ein Sommer in Andalusien" erschienenen Werkes scheint auf die Sammlung und Anordnung des darin enthaltenen Materials großen Fleiß verwendet zu haben. Es ist augenscheinlich aus der Feder eines Mannes geflossen, der die von ihm beschriebenen Gegenstände und Scenen mit kritischem Blicke beobachtete; denn Alles, was er uns mittheilt, trägt das Gepräge frischer und unmittelbarer Eindrücke. Einige Auszüge werden den Leser am besten in Stand setzen, die Methode des Verfassers zu beurtheilen. So oft auch Spanische Stiergefechte beschrieben worden sind, so glauben wir doch, daß man die folgende Scene aus einem derselben, bei welchem Herr Bentley Zuschauer war, mit Interesse lesen würde; denn sie lehrt uns, wie streng das Spanische Volk darauf sieht, daß der Picador in seiner Ehrensache mit den Stieren die vorgeschriebenen Regeln nicht verletze.

— — — „Juan Pinto, der erste Picador in den Schranken, mußte einen Angriff des vierten Stiers bestehen; statt aber seine Lanze, wie sich's gebührt, dem Gegner zwischen die Schultern zu stoßen, traf er ihn weiter unten, gerade vor der rechten Schulter. Dieser Stoß hätte den Stier so übel zurichten können, daß er dem Publikum keinen ferneren Zeitvertreib gewährt haben würde; und Pinto mußte deshalb eine Fluth von Verwünschungen über sich ergehen lassen. Vergebens protestirte er dagegen — vergebens suchte er sich zu entschuldigen: seine Stimme verhallte in dem lauteren Geschrei der selbst konstituirten Richter. Pinto ritt auf die Loge des Gouverneurs zu und appellirte; allein der Tumult dauerte fort, und unser Picador mußte seine Ehre mit der That zu retten suchen. Die Lästerungen des Volkes hörten selbst dann nicht auf, als er im nächsten Rencontre niedergeworfen wurde und unter dem Bauche seines Pferdes lag. Er hatte mit seinem ungeschickten Stoße einen gar zu empfindlichen Verstoß gegen die Gesetze der Tauromachie begangen."

Folgende Stelle mag uns von den Comforts Spanischer Gasthäuser einen Begriff geben.

— — — „Morgens neun Uhr erreichten wir Boena, in welche Stadt wir durch eine Mauerlücke einzogen. Das Wirthshaus war nicht besser, als wir aus dem elenden Ansehen des ganzen Ortes abnehmen konnten. Ein großes Zimmer im Erdgeschoß diente zu doppeltem Zwecke — an dem einen Ende desselben wurde gekocht und gebraten, während am anderen die Maulthiere, die Esel und ganze Schwärme von Hühnern ihr Rendezvous hatten. Sobald wir abgestiegen waren, sah ich mich gleich nach einem Frühstück um; denn ich hatte in siebzehn Stunden keine Speise zu mir genommen. Anfangs war nichts zu haben; allein die Moza (Magd) schaffte uns in ziemlich kurzer Zeit ein leidlich gutes Frühstück, das aus hartem Speck, Eiern, Brod und recht gutem Weine bestand. — Auf einer Treppe gelangte ich zu den Gemächern des oberen Flurs, die, mit Ausnahme einiger Stühle, aus Binsen, deren Sitze kaum einen Fuß hoch über dem Boden waren, keine Spur von Möbeln aufzuweisen hatten. Die Wände waren weiß angestrichen, und der Fußboden bestand aus einer gleichfalls weißen Masse, die so hart wie Stein, kühler als Holz und wohlfeiler als Ziegeln oder Backsteine ist **). Eine am Boden liegende Matratze diente mir als Bett. Diese Matratze war, wie in Spanien gewöhnlich, der Aufenthalt vieler tausend geschäftiger Insekten, die, nachdem sie auf dem dicken Felle eines Spaniers vergebens sich geplagt, die subtilere Haut des Engländers mit desto größerem Erfolge bearbeiten. Ihre Geschicklichkeit im Blutlassen ist wirklich so groß, daß ein Ausländer in Spanien während seines ganzen Aufenthalts keine Schröpfköpfe und keines Doktor Sangrado bedarf. Troß meiner kleinen Peiniger, schlief ich, der dreizehn Stunden auf Rosses Rücken zugebracht hatte, fest und süß bis drei Uhr Nachmittags, um welche Zeit das Diner angekündigt ward. — Als ich unten ankam, rief Einer von der Gesellschaft: Miren Ustedes! las pulgas! los chinches! le han chupado como abogados! (Da sehen Sie nur, meine Herren! die Flöhe haben ihn wie Advokaten ausgesaugt!) Unser Speisesaal war ein kleines, weiß angestrichenes Zimmer im Erdgeschoß. Ein niedriger Tisch und ein paar zerbrochene Sitze, die man nicht Stühle nennen konnte, bildeten das Mobiliar. Rund um den Tisch lagen eine Anzahl schwarzer Brodte; Messer waren nicht vorhanden, aber die Reisenden ersetzten dem Mangel mit ihren Taschenmessern und Rasirmessern. Die Suppe war Brodsuppe (sopa de pan), d. h. in Wasser eingeweichtes Brod mit einer reichen Zuthat von Knoblauch. Keiner der Gäste erhielt einen Teller, mich allein ausgenommen, da ich ein Fremder war; alle Uebrigen stießen ihre hölzernen Löffel gleichzeitig in die Schüssel und förderten den dampfenden Inhalt nach ihrem Munde. Auf die Suppe folgte eine große und tiefe Pfanne mit Puchero, einem Gemengsel von allerlei Vegetabilien mit verschiedenen Stücken faserigen Fleisches, Speck und einem ungeheuren Huhn als Zugabe. Das Huhn wurde von Luis, einem der Maulthiertreiber, der die Rolle des Ceremonienmeisters bei Tische übernahm, mit bloßen Händen in Stücke gerissen und dann vermittelst seines Messers und Löffels noch ferner zertheilt. Die Spanische Höflichkeit gegen Fremde erlaubte Keinem, mit Essen anzufangen, bevor meine Schüssel gefüllt war; dann aber dachte Jeder nur an sich. Die Erbsen wurden mit Löffeln verzehrt und die Stücke des Geflügels und Rindfleisches mit bloßen Fingern ergriffen oder mit der Spitze des Scheermessers harpunirt. Nur zwei Gläser hatte man uns bewilligt, obschon unsere Gesellschaft aus acht Personen bestand; das Wasser und der Wein kamen in irdenen Krügen auf den Tisch. Als wir den Wein geleert hatten, füllte man den Krug wieder aus dem ledernen Schlauche, der von Cordova an unser Begleiter gewesen war. Den Schluß des Diners bildete ein Gericht Orangen. Luis stocherte sich die Zähne mit dem spitzen Ende seines Scheermessers und bereitete sich dann einen zierlichen Cigarrito. Die Meisten von der Gesellschaft folgten seinem Beispiele."

Von der Naivetät der Spanischen Justiz wird uns Folgendes berichtet: „Die Chancilleria oder der große Gerichtshof für die südliche Hälfte Spaniens befindet sich auf der Plaza Nueva (in Granada). Als ich die Stadt bereits verlassen hatte, erzählte man mir, über dem Haupt-Eingang des Gebäudes befinde sich folgende Inschrift in großen goldenen Buchstaben: Aqui la verdad se niega. (Hier verleugnet man die Wahrheit.) In dem großen Gerichts-Saale ist ein Mensch abgebildet, der splitternackt oder, wie die Spanier sich ausdrücken, „im anerschaffenen Leder" einhergeht und ein Bündel Akten unter dem Arme trägt. An seinen Mund sind folgende Worte geschrieben: „Ich, der den Prozeß gewonnen, habe nur noch das nackte Leben; wie mag es mit demjenigen stehen, der ihn verloren hat!"

Zu den interessantesten Partieen des Werkes gehören die sehr gelungenen Schilderungen der alten Paläste und Moscheen Maurischer Fürsten, doch sind diese schon so häufig mit Feder und Pinsel skizzirt worden, daß Herrn Bentley's Erzählung von einem Spanischen Rob Roy mehr Interesse gewähren dürfte, als seine Beschreibung der Alhambra selbst.

„José Maria war ursprünglich ein armer Pachter in einem Dorfe bei Anterquera, der, da es mit seiner Oekonomie nicht vorwärts wollte, das profitablere und in Spanien ehrenvollere Gewerbe eines Schmugglers ergriff. In einem Scharmützel mit Militair erschoß er einen Soldaten. Nach dieser That floh er in die Wälder. Vagabunden strömten ihm aus verschiedenen Gegenden zu und riefen ihn als ihren Hauptmann aus. Bald wurde er das Schrecken des ganzen südlichen Spaniens. Sein Hauptquartier befand sich in den steilen Gebirgen von Ronda, unweit Grazalema, allein er wanderte durch ganz Andalusien, und seine Bewegungen waren so rasch und geheimnißvoll, daß er bald gleichzeitig überall zu seyn schien, bald nirgends gefunden werden konnte. Man erzählt, ein Englischer Lord sey mit dem ausdrücklichen Vorsatze, die Bekanntschaft José Maria's zu machen, nach Spanien gekommen. Er hatte in den Gegenden, wo der Räuber gewöhnlich hausen sollte, lange vergebens herumgesucht und endlich, an dem Erfolge verzweifelnd, den Weg nach Madrid eingeschlagen, als ihm José plötzlich zwischen Carmona und Ecija persönlich aufwartete und zum Danke für die Aufmerksamkeit, die der Lord ihm bewiesen, dessen ganzes Gepäck wegnahm. José hatte verschiedene Methoden, Geld zu erheben. Gewöhnlich schickte er Abgeordnete an die Gutsherren und Pachter auf dem Lande, und forderte eine sehr bedeutende Summe, die Drohung hinzufügend,

*) A Summer in Andalusia. Von Richard Bentley. 2 Bde.
**) Hatte der Verf. bis dahin noch kein Estrich gesehen?

daß er im Weigerungsfalle ihre Häuser niederbrennen und ihre Ländereien verwüsten würde. Man sagt, er habe seine Drohungen immer ausgeführt, jedoch selten einem Individuum Gewalt angethan, und auch dann nur, wenn die Leute sich zur Wehr setzten. Eine andere Taktik José's war so verwegen, daß sie vielleicht nur in Spanien, wo die Polizei so nachlässig ist, guten Erfolg versprechen konnte. Der Räuber stellte sich mit seiner wohlbewaffneten und wohlberittenen Mannschaft an der Landstraße auf, bisweilen im Angesicht einer großen Stadt, und verweilte daselbst Tage lang, jeden Reisenden überfallend und die reichsten und vielvermögendsten Personen fortschleppend, um ein gutes Lösegeld zu bekommen. — Die Macht dieses Räubers wurde auf die Länge so furchtbar, daß die Post-Fuhrwerke ihm eine Art von Steuer zahlen mußten, um verschont zu bleiben, und einzelne Reisende sich Pässe von ihm verschafften, um sein Gebiet ohne Fährde durchwandern zu können; denn er herrschte in Andalusien eben so unumschränkt, wie Ferdinand in Madrid, und war recht eigentlich der „Herr des Landes", wie die Bauern ihn nannten. Er spielte diese Rolle über zehn Jahre (von 1823 bis 1833). Von Zeit zu Zeit schickte man Truppen gegen ihn; allein es gelang ihm stets, ihnen auszuweichen oder sie glücklich abzuwehren. Das Räthsel, warum er so lange ungestraft sein Wesen getrieben, dürfte seine Lösung zum Theil darin finden, daß viele Lokal-Behörden, von Furcht oder Interesse angespornt, ihm Vorschub thaten und die ganze Bauernschaft seinen Unternehmungen guten Erfolg wünschte; denn da José Maria keinem Bauern jemals ein Leid zufügte, vielmehr dadurch, daß er den regulären Truppen Widerstand leistete, ein Schutzherr des Schleichhandels wurde, bei welchem fast alle Landleute im südlichen Spanien betheiligt sind, erwarb er sich große Zuneigung und Verehrung. Er wurde in der That für einen Helden angesehen, denn ein wildes Abenteurer-Leben, wie das seinige, wobei es Beute in Ueberfluß und keine lästige Steuern giebt, hat in den Augen der Bewohner des niederen Andalusiens, welche die Gesetze des Mein und Dein niemals recht verstanden haben, einen wunderbaren Zauber. — Wie lange José diese Macht und Autorität behauptet haben würde, ist schwer zu sagen, allein er entschloß sich endlich, wie andere große Männer, zur Abdankung. Im Jahre 1833 eröffnete er Unterhandlungen mit der Königin, der er seine Bande aufzulösen gelobte, wenn sie ihm vollständige Amnestie und außerdem die besoldete Charge eines höheren Polizei-Offizianten zusichern wollte. Die Königin bewilligte sein Gesuch; allein José Maria bekleidete das legitime neue Amt nur kurze Zeit; denn als er bald nach Antritt desselben den Versuch machte, einige seiner früheren Kameraden, die in eine Meierei sich geflüchtet hatten, zu ergreifen, streckte ihn beim Aufbrechen der Thür ein Flintenschuß entseelt zu Boden."

Frankreich.

Geschichte der großen Oper zu Paris.

(Fortsetzung und Schluß.)

Italien hatte seinen Theil an den Neuerungen, die Gluck in der Oper einführte; es ist ein Melodieen-Reichthum in allen seinen Schöpfungen, aber auch eine Kraft des Ausdrucks und eine so echt dramatische Wirkung, wie man sie nicht leicht in den Werken der ultramontanischen Meister antrifft. Nach dieser Seite hin entwickelte Gluck einen Keim, der offenbar in dem wurzelte, was man Französische Musik nannte. Die pathetische Declamation war Lully's und Rameau's ganzes Verdienst; da sie sich nur darauf beschränkten, so kamen sie auch in den Fall, höchst langweilig zu seyn und die Wirkung ihres einzigen Elementes nach möglichst zu beschränken. Gluck verstärkte diese Wirkung, indem er jenes Element durch den Kontrast der Melodie unterstützte und außerdem noch aus all den Hülfsquellen befruchtete, welche die Deutsche Instrumentirung ihm bereits zu Gebote gestellt hatte. Diejenigen, welche sich in den letzten Jahren einer neuen Invasion der Italiänischen und Deutschen Musik widersetzten, sahen in Gluck die vollkommenste Personifizirung jener Französischen Musik, als deren Vernichter man ihn zu seiner Zeit betrachtete, und deren echte Meister in den Augen seiner Gegner nur Lully und Rameau waren. Wenn wirklich die Französische Musik etwas für sich Bestehendes ist, so kann ihr allerdings Gluck als ein treffliches Vorbild dienen; aber vergessen wir nur nicht über das Resultat die Ursachen. Daß ein gewisser pathetischer, leidenschaftlich bewegter Ausdruck, die Mitte haltend zwischen den funkelnden Melodieen der Italiäner und der tiefen, gewaltigen Harmonie der Deutschen, eine besondere Gattung der Musik für Frankreich bilden kann, deren Wunder der Genius der Nation in Zukunft vielleicht noch ans Licht fördern wird, das will ich gern glauben, und ich bin stolz darauf. Aber man bedenke auch, daß diese Gattung stets von der Deutschen und von der Italiänischen abhängen wird, daß ihre Mittel sich in demselben Verhältniß wie die der beiden letzteren Gattungen vermehren werden, und daß es den Quell ihrer Lebenskraft verstopfen hieße, wenn man diese beiden ganz verbannen wollte.

„Orpheus", „Alceste" und „Armide" steigerten Gluck's Ruf bis zum höchsten Gipfel, doch fanden auch diese schönen Arbeiten ihre Gegner, denn die Lullisten intrigirten fortwährend und waren darüber entrüstet, daß man neue Musik auf dieselben Texte zu komponiren wage, die ihr Meister schon im vorigen Jahrhundert bearbeitet hatte. Doch ein anderes gefährliches Unwetter drohte von einer anderen Seite her. Die ausschließlichen Anhänger der Italiänischen Musik waren auch nicht zufrieden gestellt. Eine Oper von Sacchini, „die Olympiade", ins Französische übersetzt, wurde durch Gluck's Einfluß von der großen Oper zurückgewiesen und nachher auf dem Italiänischen Theater gegeben. Man fand die Melodie reicher als die des Deutschen Komponisten, und Gluck, der auch auf alle seine Leidenschaften die Lebhaftigkeit seines Genius übertrug, verbot die Aufführung der Oper nach der vierten Vorstellung derselben. Ein anderer Feind jedoch, dem er nicht beikommen konnte, trat schon seit längerer Zeit gegen ihn auf; es war Piccini, den die Dubarry zuerst dem Schützlinge Marie Antoinettens entgegenstellen wollte und den die Anhänger der Italiänischen Musik aufrecht zu erhalten suchten, als durch den Tod Ludwig's XV. der Einfluß der Favoritin seine Bedeutung verlor. Marmontel, der immer an ihrer Spitze stand, nahm es über sich, Piccini in die Königliche Oper einzuführen. Die Oper „Roland", deren Text er für diesen Meister gearbeitet hatte, wurde 1778 mit glänzendem Erfolg aufgeführt, und kaum hatte die Italiänische Musik sich einen Weg in die Oper gebahnt, so bemächtigte sie sich derselben auch bald gänzlich. Piccini's und Paesiello's Compositionen wurden hier von Italiänischen Sängern aufgeführt, und als de Vismes, der Direktor der Oper, um diese Kühnheit auszugleichen, den „Theseus" von Lully wieder einstudiren ließ, wurde die Oper unbarmherzig ausgepfiffen.

Ein schrecklicher Kampf entspann sich nun zwischen den Anhängern Gluck's und Piccini's. Deutschland und Italien wetteiferten in der Person dieser Beiden mit einander vor den Augen der Nation, die am besten über ihre Streitfragen richten konnte. Auf alle mögliche Art angegriffen und vertheidigt, mußten sich die beiden Häupter wohl mit einander verfeinden. Man versöhnte sie jedoch wieder und ließ eine Art von Herausforderung an sie ergehen, die sie Beide annahmen. Ein Jeder von ihnen erhielt ein verschiedenes Textbuch, das denselben Titel, „Iphigenie in Tauris", führte. Gluck's Partitur wurde 1779 aufgeführt, und der Komponist hatte darin so viel Gelegenheit, die ganze Kraft und wilde Größe seines Genius zu entfalten, daß sein Nebenbuhler, von solchem Erfolge eingeschüchtert, erst zwei Jahre nachher auf den Kampfplatz zu treten wagte. Als Piccini's „Iphigenie" 1781 erschien, hatte Gluck, durch das Fiasko seines letzten Werkes „Echo und Narziß" entmuthigt, seine Laufbahn aufgegeben und sich nach Deutschland zurückgezogen. Piccini's zarte, süße Melodieen erschienen sehr nichtssagend neben der mächtigen Erinnerung an Gluck's „Iphigenie".

Den 8. Juni 1781 zerstörte abermals eine Feuersbrunst, nach einer Aufführung des „Orpheus", den Saal der Königlichen Oper, der ein Jahrhundert lang das Palais-Royal zum Sammelplatz aller Müßiggänger, aller Abbé's und Zeitungsschreiber gemacht hatte. In Zeit von einigen Monaten erbaute man nahe an der Porte St. Martin ein Theater, das danach benannt wurde und worin nun die Oper ihre Vorstellungen gab. In diesem Saal feierte Piccini seinen schönsten Triumph. Hier sang 1783 Demoiselle St. Huberti seine „Dido", so vollendet, wie man sie seitdem nicht wieder auf diesem Theater hörte. Für diese Sängerin, welche durch Gluck aufs Theater gekommen war und die sich nur nach und nach durch fleißiges und anhaltendes Studium ausbildete, hatte Piccini die Partie geschrieben und sie mit all dem Glanz, der Schönheit und dem Melodieen-Reichthum ausgestattet, womit die Komponisten seines Geburtslandes so verschwenderisch umgehen. Italien war nun im ausschließlichen Besitz der Königlichen Oper, und seine berühmtesten Meister traten nach und nach dort auf. Auf Piccini folgte Sacchini, der, in Neapel geboren, erst die Welt durchzogen hatte, bevor er nach Paris kam, wo er seinem Ruhm die Krone aufsetzte; mit seiner „Chimene" debütirte er hier. Die Französischen Musiker konnten kaum noch einen Erfolg in der Oper erringen, seitdem alle diese berühmten Ausländer dort ihren Kampfplatz hatten. Gretry selbst, den Sachverständige noch jetzt den Moliere der Musik nennen, war mehrmals durchgefallen; 1784 machte seine „Karavane" einiges Glück, deren Textbuch der Graf von Provence verfaßt haben soll.

Gluck hatte Schüler hinterlassen, die, seinen Gegnern zum Trotz, sich bemühten, seinen Ruhm fortzupflanzen. Von Salieri, dem vorzüglichsten derselben, wurden mit großem Beifall „die Danaïden" aufgeführt, die er in Wien unter den Augen seines Meisters komponirt hatte und die anfangs auch unter Gluck's Namen gegeben wurden. „Phädra" und „die Horazier" von demselben Tonsetzer nahm man kälter auf; desto besser gefiel sein „Axur", zu welchem Beaumarchais den Text gedichtet hatte. Des größten Erfolges erfreute sich aber in jener Zeit doch Sacchini, dessen „Oedip zu Kolonos" für ein Meisterstück in lyrisch-dramatischer Hinsicht galt. Leider konnte aber der Verfasser sich nicht an der Bewunderung des Publikums weiden, weil er bald nach der Aufführung dieser Oper starb. Die Gegenpartei war nun entwaffnet, und von jener Zeit an blieben die Anhänger der Französischen Musik ganz ohne Einfluß. Eine Oper von Paesiello, „Theodor", aus dem Italiänischen übersetzt, wurde ohne Hinderniß auf der Königlichen Oper einstudirt.

Cherubini, der sich schon in Italien ausgezeichnet hatte, trat zuerst 1788 mit seinem „Demophon" auf. Er war kein ausschließlicher Anhänger der Methode seines Vaterlandes, überhaupt war auch seit Gluck jener kraftvolle Ausdruck, den er eingeführt hatte, zum Gesetz für alle große Komponisten geworden, und selbst die Italiäner sahen sich genöthigt, das Unbestimmte,

Verschwommene ihrer Melodieen zu mäßigen, um auf der Bühne Beifall zu erringen. Noch in demselben Jahre kam eine Italiänische Truppe, die in London gesungen hatte und die vorzüglicher als alle bis dahin gehörte war, nach Frankreich und gab Vorstellungen auf dem Versailler Theater. Auch ein Deutscher, der Abt Vogler, kam nach Paris, und sein „Demophon" verdrängte durch eine mächtigere Instrumentirung die gleichnamige Oper Cherubini's.

Als durch die Revolution alle Privilegien aufgehoben wurden, ward es den Italiänern gestattet, sich unter dem Patronat der Oper in Paris hören zu lassen. Ihre Truppe verließ den Tuilerieensaal und bezog ein Theater in der Straße Feydeau, das für sie gebaut war. In der Oper wurden abwechselnd Deutsche und Italiänische Compositionen aufgeführt, darunter die „Antigone" von Zingarelli und die „Cora" von Mehul. Als während der Revolution, im Jahre 1791, die Königliche Oper ihren Namen in National-Oper veränderte, las man zuerst die Namen der Sänger auf den Theaterzetteln, und als die politischen Kämpfe sich immer mehr steigerten und immer schrecklicher um sich griffen, diente die Oper fast ausschließlich dazu, den Eifer und die Begeisterung unter den Bürgern anzufachen. Hymnen, Volkslieder und patriotische Scenen folgten sich nun auf dieser Bühne, die bis dahin nur von den friedlichen Olympischen Göttern war heimgesucht worden, und diese Schauspiele wurden dem Volke meist unentgeltlich geboten. Als die Künstler des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts zuerst die Oper ins Leben riefen, glaubten sie dadurch die alten Griechischen Tragödien wieder herzustellen. Die Revolution nahm diesen Gedanken auf und bildete ihn noch weiter aus; nicht allein die Kunst der Griechen, sondern auch ihre Sitten und ihre Feste wollte man nachahmen. Bei allen Volksfesten spielte die Oper eine Hauptrolle, und auch das Ballet, welches erst durch das Wiederaufblühen des Alterthums in den Hintergrund getreten war, wurde wieder gehoben und war ein unumgänglich nothwendiges Beiwerk aller rebublikanischen Feierlichkeiten. Das Fest des höchsten Wesens war weiter nichts, als ein großes Ballet, in welchem Religionsgebräuche und Kunst sich vor den Augen des Volkes und im Angesichte des Himmels vermischten, wie einst zur Zeit der Atheniensischen Feste. Die Künstler der Oper nahmen hier, wie bei allen politischen Aufzügen, den ersten Rang ein; sie wurden gewöhnlich auf Wagen umhergezogen, auf welchen sie singend, nach dem Vorbild der Alten, die Gestalten zu veranschaulichen suchten, deren Kostüm sie trugen.

Der Aufführung fremder Werke trat jetzt kein Hinderniß mehr in den Weg. Die „Hochzeit des Figaro" von Mozart, von Notaris übersetzt, wurde 1793 aufgeführt, doch wußte man diese bewunderungswürdige Musik nicht recht zu würdigen; „Horatius Cocles" von Mehul gefiel besser. Noch einmal veränderte die Oper ihre Behausung; von der Porte St. Martin zog sie 1794 in den Saal Louvois, den ihr die Comédie-française abtrat, und nahm den Titel „Theater der Künste" an. Hier nun verdrängte der Abschiedsgesang von Chenier und Mehul die Marseillaise, die seit mehreren Jahren bei jeder Vorstellung gesungen wurde, die aber nach der Reaction des Thermidor als das Unterscheidungszeichen einer Epoche galt, die man gern in Vergessenheit bringen wollte. Mehul war fast der einzige Komponist, der in der Oper während des langen musikalischen Interregnums gefiel, das bald nach den großen Schreckens-Erschütterung eintrat.

Am 24. Dezember 1800, berühmt durch die Explosion der Höllenmaschine, wurde in der Oper Haydn's „Schöpfung" aufgeführt. Obgleich das Gerücht von der Gefahr, welcher der erste Konsul so eben entronnen war, sich im Theater verbreitete, so hörte man doch mit Andacht und Bewunderung dies herrliche, noch unübertroffene musikalische Meisterwerk an, und die Deutsche Musik trug den glänzendsten Sieg davon. Nach Mehul kam Kreutzer in Aufnahme, und 1801 wurde Mozart's „Zauberflöte", auf eine unwürdige Weise verstümmelt, unter dem Namen „Mysterien der Isis", aufgeführt, und zwar mit glänzendem Erfolg. Von Winter, dem Komponisten des „unterbrochenen Opferfestes", wurde 1802 „Tamerlan" gegeben. Ein Deutscher, Herr Kalkbrenner, der viel mittelmäßige Musik von seiner Arbeit aufführen ließ, setzte Mozart's „Don Juan" 1805 in Scene. Die Veränderungen aber, die er an diesem unsterblichen Meisterwerk sich erlaubte, entstellten es fast gänzlich und sind gewiß die größte Schmach, die man der Kunst nur immer zufügen konnte.

Man hatte während der Revolution aus schon vorgefundenen Elementen ein Gesangs-Konservatorium gebildet, und man wartete mit Neugier und Ungeduld auf die Früchte dieser Schule. Catel war der erste Tonsetzer, der aus derselben hervorging; seine „Semiramis", die 1802 gegeben wurde, gefiel sehr durch ihre Instrumentirung, in der man den Einfluß der Deutschen auf die Musikstudien Frankreichs erkennen konnte; doch der Mangel an Melodieen bekundete eine geringe Berücksichtigung der Italiäner, die seit Sacchini nichts Großes geleistet hatten. „Anakreon bei Polykrates", von Cherubini, trug dieselben Merkmale an sich. Die „Barden" von Lesueur, 1804 aufgeführt, erregten, zur Ehre der Französischen Schule, großen Enthusiasmus. „Trajan" von Persuis gefiel ebenfalls; die darin vorkommenden Anspielungen auf das Kaiserthum trugen indeß viel zu seinem glänzenden und anhaltenden Erfolge bei.

Zur rechten Zeit half Italien der Französischen Oper wieder mit dem aus, was ihr fehlte, und was Deutschland ihr nicht geben konnte, mit der Melodie. Ein Italiänisches Theater war in Paris gegründet worden, von diesem ging Spontini zur komischen Oper und nachher zur großen Kaiserlichen Oper über. Im Jahre 1807 wurde hier die „Vestalin" mit dem Beifall aufgenommen, den ein Meisterwerk verdient; eine weniger glänzende Aufnahme erhielt zwei Jahre später „Ferdinand Cortez", doch war es immer noch ein glänzendes Meteor unter all den Compositionen der Schüler und Direktoren des Konservatoriums. Diese Schule stellte sich bis auf einen gewissen Punkt der Deutschen Musik gleich, und mit Hülfe derselben fing sie an, eine wenig Geist verrathende Abneigung gegen die Italiäner an den Tag zu legen, die nur unter verschiedenen Formen sich von dem Tage an beständig erneuert hatte, wo die Franzosen von den Italiänern Musik lernten. Sie verschanzte sich hinter die großen Namen Gluck, Haydn und Mozart, um alle die Nachfolger Paesiello's, Piccini's, Sacchini's und Spontini's verächtlich zurückzustoßen. Statt den Aufschwung der Französischen Musik zu begünstigen, erneuerte man so alle jene Vorurtheile, durch welche dieselbe in Stocken gerathen war.

Eine der wichtigsten historischen Begebenheiten der Restauration steht in enger Beziehung zur Oper, denn 1820 wurde der Herzog von Berry beim Hinausgehen aus einer Vorstellung ermordet. Der Saal Louvois wurde eingerissen, und auf seinen Trümmern sollte ein Denkmal errichtet werden, das aber nicht zu Stande kam. Die Oper ward nach der Straße Lepelletier verlegt, wo sie bis diesen Augenblick geblieben ist. Obgleich diese neue Bühne erst kurze Zeit errichtet ist, so hat sie doch schon zwei wichtige Umwälzungen in ihrem Schoße erlebt. Die von dem Konservatorium geächtete Italiänische Musik hat wieder Besitz von der Oper genommen. Rossini, der die Melodie, welche immer die schwächste Seite der Französischen Musik und die verachtete Feindin der Französischen Musiker war, zu einer vor ihm unbekannten Macht erhob, hat sich durch die siegende Kraft seines Genius auf allen Europäischen Theatern Bahn gebrochen, und so konnte auch die große Oper von Paris ihm nicht verschlossen bleiben. Die „Belagerung von Korinth" und „Moses" waren, so zu sagen, die Präludien, mit denen der Meister sich hier versuchte. Sein größtes Werk und vielleicht auch seine letzte Arbeit war „Wilhelm Tell"; diese herrliche Composition, in welcher Gluck's kräftiger Geist weht, mitten unter einem Melodieenflusse, wie ihn Italien vielleicht nie wieder hervorbringen wird, wurde nicht gleich auf eine für den Meister ermuthigende Weise vom Publikum aufgenommen. Der Enthusiasmus, den sie später erregte, vermochte die Wunden nicht zu heilen, die ihre erste Aufnahme schlug; könnte aber das Schweigen, welches Rossini seitdem beobachtet, nicht vielleicht auch einen anderen Grund haben? Der Impuls, den die Französische Musik durch ihn erhielt, hat sich in allen Gattungen derselben fühlbar gemacht; die komische Oper, welche die Buffi von 1752 ins Leben gerufen hatten, bekam durch ihn einen neuen Aufschwung. Von Rossini angeregt, begründete Auber das Wiederaufblühen der zweiten lyrischen Bühne von Paris, und wie Mehul und Gretry versuchte er es, sich bei der großen Oper Eingang zu verschaffen, wo der „Stummen von Portici" so lebhafter und dauernder Beifall zu Theil wurde. Während Rossini auf diese Weise die Französische Oper wieder belebte, trat ihm eine andere Musik in den Weg, die seinem Vorgänger immer Trotz geboten hatte, und die ihn dagegen studirte und sich anzueignen suchte, ohne daß sie deshalb ihren ursprünglichen Charakter einzubüßen fürchtete. Die Deutsche Musik, von der ich hier sprechen will, hatte nach Gluck, Haydn und Mozart andere Künstler-Generationen hervorgerufen, welche neue Ideen, Formen und Gewalten über Frankreich zu verbreiten trachteten; diese, an deren Spitze natürlicherweise sich Beethoven und Weber stellten, waren zuerst für unser Konservatorium, das doch nur ihren Vätern sein Daseyn verdankt, ein Gegenstand der Verachtung und des Spottes. Doch erhielten sie bald die Oberhand, weil sie im Publikum von der Begeisterung der ganzen Jugend Frankreichs unterstützt wurden, welche für sie die philosophische Propaganda der Encyklopädisten des vorigen Jahrhunderts zu Gunsten der Italiäner erneute. Der Konzert-Verein war das erste Heiligthum, in dem man sie hören und bewundern konnte. Eine Deutsche Truppe machte uns während ihres dreijährigen Aufenthalts in Paris mit diesen Meisterwerken einer für uns ganz neuen Poesie und Gattung bekannt. Da erschien Meyerbeer, und obgleich er seltsamerweise seine Deutsche Schwermuth in den Fluthen des Italischen Genius gebadet hatte, so begrüßte doch Paris in ihm den Gesandten jener neuen von Beethoven und Weber hervorgerufenen Kunst. So erklärt sich der Erfolg „Robert des Teufels" und jener der „Hugenotten", so wage ich auch, das Schweigen Rossini's zu erklären.

Das ist jetzt unser Standpunkt. Italien und Deutschland befinden sich auf unserer Bühne; sie messen sich mit einander ohne Erbitterung, doch nicht immer ohne Lärm. Außerhalb der Königlichen Oper haben beide mächtige Stützen: ersteres das Italiänische Theater, dessen Meisterwerken der gerechte Beifall der eleganten und aristokratischen Welt zu Theil wird; letzteres die Konzerte des Konservatoriums, wo sich die Gelehrten, die Kunstverständigen und die Jugend versammeln. Betrachtet man die Mittel, über welche eine jede der beiden Schulen gebietet, so steht die Wagschale fast gleich; aber ihre vorzüglichsten Repräsentanten sind sich offenbar ungleich, und der Genius des Führers giebt der Italiänischen Seite das Uebergewicht. Mit so reichen, fruchtbaren, mächtigen Elementen müßte eine geschickte Direction Wunder wirken können. Indem Frankreich solchergestalt abwechselnd von dem Italiänischen und von dem Deutschen Genius etwas in sich aufnimmt, kann es sich eine musikalische Originalität zu eigen machen, aber es muß beide Bestandtheile mit feinem

Geist und mit dem ihm eigenthümlichen Pathos durchdringen und beherrschen.

England.

Zur Geschichte der Liebhaber-Theater.

III. In England.

In Italien und Frankreich gab es früher Liebhaber-Theater, als öffentliche; in England dagegen hatte man schon sehr früh besoldete Schauspieler. Erst unter der Regierung Jakob's I. war es, wo Liebhaber-Theater aufkamen und Hof und Adel an den Schwänken Theil nahm, jenen reichen, phantastischen Schauspielen, auf welche die Vere's, die Derby's, die Bedford's, die Clifford's, die Arundel's und andere historische Namen so viel Glanz werfen und die durch Johnson's und Milton's Federn in unserer Literatur unsterblich geworden sind.

Der Hof der Gemahlin Jakob's, Anna von Dänemark, hat sich vorzüglich durch die Aufführung der Johnsonschen Possenspiele ausgezeichnet. In der zwölften Nacht des Jahres 1605 ward sein „schwarzer Schwank" mit einer Pracht aufgeführt, von der uns die 3000 Pfund Kosten nur einen schwachen Begriff geben. Die Hauptrollen spielten die Königin, die Gräfin Lucy von Bedford und zehn andere Hofdamen, welche die Mohren darstellten und, wie Sir Dudley Carleton uns erzählt, „Gesichter und Arme bis zum Ellenbogen schwarz gefärbt hatten." „Aber Nichts", fügt er hinzu, „stand ihnen so gut, als ihr eigen Roth und Weiß."

Der „Hymenschwank", der „Schönheitsschwank", der „Schwank der Königinnen", der „Gegenschwank der Hexen" und viele andere folgten einander, an welchen kein gemeiner Schauspieler Theil nehmen durfte. In dem „Oberonsschwank" fand man, wie Sir John Finnet erzählt, „den kleinen Herzog Karl (Karl I.) mitten unter den feenhaften Tänzern." Die „Jagd auf Kupido", die im Jahre 1608 zu Lord Harrington's Vermählung aufgeführt ward, kostete jedem von den eilf Herren, die darin mitspielten, 300 Pfund.

Die Unruhen im Staat und die Sorgen Karl's I. verbannten fast alle theatralische Vergnügungen von dem Hofe während seiner Regierung; doch fanden sie eine Zuflucht in den Häusern des Adels. Zwei Schwänke, die damals gegeben wurden, werden die Namen derjenigen, die darin auftraten, unsterblich machen, die „Arcades" und der „Comus" von Milton. Das erstere wurde von den Kindern der verwittweten Gräfin von Derby auf ihrem Landsitz Harefield Place gegeben, und das andere von den Söhnen und Töchtern des Grafen von Bridgewater in Ludlow, der damaligen Residenz des Lord Präsidenten von Wales im Jahre 1634.

Der letzte Versuch, diese Art von geselligen Vergnügungen zu erneuern, fand unter Karl II. statt, wo die beiden künftigen Königinnen, Maria und Anna, nebst vielen adligen Personen beider Geschlechter, den Schwank „Callisto", der von Crowne geschrieben war, bei Hofe aufführten und wo der unglückliche Herzog von Monmouth unter den Tänzern erschien.

Von Karl II. bis in die Mitte des 18ten Jahrhunderts bietet das Englische Théatre de Societé wenig Interesse. Maskeraden kamen gleichzeitig mit dem Hause Braunschweig auf und waren während der Regierungen der beiden ersten George im fashionabeln Leben äußerst beliebt. Sie waren ein Lieblings-Vergnügen Georg's II., der sich oft unter die mehr als 2000 Personen starke Menge der Subscriptions-Bälle in Ranelagh und dem Opernhause zu mischen pflegte. Auf einer solchen Maskerade war es, wo der König, der ein altes Englisches Kleid anhatte, sich an einer Gesellschaft ergötzte, welche ihn aufforderte, ihr am Theetisch aufzuwarten.

Lady Dalkeith, die Tochter des großen Herzogs von Argyle, brachte die Englischen Liebhaber-Theater wieder in Schwung. Sie sammelte 1748 eine Gesellschaft Schottischer Großen um sich, und das erste Stück, das sie aufführen ließ, war die „Rache", wobei der Prinz und die Prinzessin von Wales zugegen waren. Walpole sagt, „daß die Darstellung nicht ausgezeichnet war." Derselbe Schriftsteller erzählt, daß im Jahre 1751 das Unterhaus sich vertagte, damit die Gesetzgeber Drury-Lane besuchen könnten, wo Othello von einem Herrn Delaval und seiner Familie gegeben wurde, welche das Theater zu diesem Zweck gemiethet hatten. Der Zudrang der eleganten Welt war so stark, daß die Lakaien-Galerie mit blauen Bändern geschmückt ward, um sie aufzunehmen.

Als der Prinz und die Prinzessin von Wales von dem Hofe ihres Vaters verbannt wurden, war es unter dem Adel, der damals in der Opposition war, Sitte, ihnen glänzende Feten zu geben. Zu diesem Zweck brachte die Herzogin von Queensberry Liebhaber-Theater zu Stande, wo der Liebling dieser Königlichen Personen, Lord Bute, seine schönen Beine, auf die er nicht wenig stolz war, als Lothario zeigen konnte. Nächstdem ist das merkwürdigste Liebhaber-Theater jener Zeit das in Winterslow, wo keine geringere Person auf der Bühne des Lebens, als Charles James Fox, den Horatio in der „schönen Büßerin" und Sir Harry in „High Life below Stairs" gab.

Noch ist aus der Vergangenheit das Liebhaber-Theater in Richmond House zu nennen, welches Pitt selbst besuchte und um dessentwillen einmal die Sitzung des Unterhauses abgekürzt ward. An diesem Abend brachte die Schaulust Fox, Pitt und Sheridan in eine Miethkutsche zusammen.

Um dieselbe Zeit, wo die Liebhaber-Theater in England wieder Mode wurden, regte sich ein ähnlicher Geschmack unter den höheren Ständen in Irland. Im Jahre 1759 ward eine Reihe solcher Vorstellungen in Lurgan gegeben, in der Grafschaft Armagh, dem Sitz des berühmten Mitglieds des Irischen Parlaments, William Brownlow. Dieser Bühne verdankt die dramatische Literatur den Volksschwank „Midas", bei dessen Aufführung der Verfasser Kane O'Hara die Rolle des Pan gab. Diesen Darstellungen folgte im nächsten Jahr eine Art theatralischen Jubiläums in Castletown, dem Sitz des Herrn Thomas Conolly, wo nach der Aufführung des ersten Theils von Heinrich IV. ein Epilog von Hussey Burgh gesprochen ward, einem der ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten, die Irland je hervorgebracht. Um dieselbe Zeit gab Irlands einziger Herzog, Leinster, seine fürstliche Wohnung in Cartown zu einer Reihe von dramatischen Vorstellungen her, wo der Diakonus Marly den Lockit in der „Bettlers Oper" gab, was hernach der Erhebung dieses ausgezeichneten Mannes zum Bischof von Waterford keinen Eintrag that.

Zu den interessantesten Irländischen Liebhaber-Theatern des vorigen Jahrhunderts gehört das, welches im Jahre 1774 auf den Landsitzen des Sir Hercules Langrishe und des Herrn Flood zu Stande kam, wo die beiden berühmten Redner Grattan und Flood zusammen auf der Bühne erschienen und, indem sie die beiden feindlichen Häuptlinge Macbeth und Macduff darstellten, eine Art poetischer Vorübung zu ihrem künftigen politischen Kampf hatten. Grattan's Name kommt dann wieder bei einem Liebhaber-Theater im Jahre 1776 vor, wo er nach einer Aufführung des „Comus" auf dem Landsitz David Latouche's einen von ihm selbst verfaßten Epilog in Versen sprach. Im Jahre 1785 bildete sich ein Liebhaber-Theater in Slanes Castle, unter dessen Schauspielern der Name Lord Edward Fitzgerald's aufgeführt wird. Im Jahre 1802 gründete der verstorbene Richard Power, „ein Mann, der sich nie einen Feind machte, noch einen Freund verlor", wie der beredte Oberrichter Bushe von ihm sagte, ein Liebhaber-Theater in Kilkenny, wo jährlich mit geringen Unterbrechungen bis zum Jahre 1819 Vorstellungen gegeben wurden, an welchen die Herren Grattan, Curran, Thomas Moore, Corry u. s. w. Theil nahmen. Mit dieser Theater-Gesellschaft zu Kilkenny endete die Zeit, die man die gesellige Periode von Irland nennen kann. (N. M. M.)

Mannigfaltiges.

— Shakespeare's Heinrich V. Durch die Bemühungen Macready's ist dieses Drama vor einigen Tagen zum erstenmale (wenigstens in der neueren Zeit) auf dem Coventgarden-Theater in London aufgeführt worden. Dem Stücke fehlt es bekanntlich an einer eigentlich dramatischen Intrigue. Heinrich V., dessen Jugendjahre uns so ergötzlich in den beiden Abtheilungen Heinrich's IV. vorgeführt werden, tritt darin als der Held von Azincourt auf; ihm gegenüber erblicken wir Karl VI. und den Französischen Hof. Kämpfe und Verhandlungen um die Ansprüche Englands auf die Herrschaft über Frankreich bilden den Kern dieses abwechselnd in beiden Ländern spielenden Drama's, in welchem zwar noch Falstaff's Compagnie, nicht mehr aber der tapfere Sir John selbst, den Humor der Schenken Alt-Englands repräsentirt. Dagegen fehlt es nicht an reichen Aufzügen, prächtigen Belagerungs- und Schlacht-Scenen, Festlichkeiten aller Art; diese sind durch einen kernigen Dialog und durch einen Chor verbunden, der zu Anfang jedes Aktes wiederkehrt und, wie in der Griechischen Tragödie oder wie in Schiller's „Braut von Messina", die Begebenheiten historisch erläutert, sie durch seine Betrachtungen hervorhebt und endlich die Moral zu der Fabel liefert. Nun hat Macready Musik, Malerei und Kostümirkunst aufgeboten, um dieses Drama so würdig als möglich in Scene zu setzen und den Engländern einen vollständigen Begriff von dem Leben ihrer Altvordern im Mittelalter zu liefern. Die Musik zu den Chören hat Herr T. Cooke komponirt; die Decorationen lieferte der berühmte Maler Stanfield, und in Betreff der Kostüme, Wappen und Waffen ward Alles in Anspruch genommen, was die Kunstkammer des Tower und was die ältesten Chroniken Erläuterndes dazu an die Hand geben. Die Worte des Chors wurden von Herrn Vandenhoff gesprochen, während lebende Bilder und Decorationen, Gesänge und Märsche die obligate Begleitung lieferten. Macready spielte den König Heinrich V. und soll auch in dieser Beziehung einen großartigen Eindruck hervorgebracht haben. Eine Scene dieses Stückes haben wir übrigens kürzlich in Berlin gesehen, nämlich auf A. Schröter's Gemälde, wo Capitain Fluellen den würdigen Pistol zwingt, den Lauch aufzuessen, den Jener als Feldzeichen auf seinem Hut getragen hatte.

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfang dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 77. Berlin, Freitag den 28. Juni 1839.

Frankreich.

Die Vendeer-Hochzeit.

Von J. Janin.

Baudelot von Dairval war der Enkel des Cäsar Baudelot, der in den Memoiren der Herzogin von Orleans, der Mutter des Regenten, erwähnt wird. Diese Fürstin, welche mit den ersten Namen Frankreichs so verächtlich umgegangen ist und welche weder ihren Sohn noch ihre Enkelinnen geschont hat, spricht von Cäsar Baudelot mit allem Lobe, und Saint-Simon, dieser skeptische und spöttische Edelmann, läßt ihm ebenfalls alle Gerechtigkeit widerfahren. Es ist also sehr natürlich, daß der junge Heinrich es einem solchen Namen schuldig zu seyn glaubte, sich in die Vendee zu begeben, um dort mit den Waffen in der Hand Protest gegen die Ausschweifungen der Revolution einzulegen. Baudelot zog in die Vendee aus keinem anderen Grunde, als weil damals einem Manne von seinem Namen und seiner Stellung nichts Anderes übrig blieb; er schlug sich, wie man sich dort schlug, weder mehr noch weniger; er war der Freund Cathelineau's und aller Anderen; er kämpfte Riesenschlachten mit und lachte und sang, wenn er sich gut geschlagen hatte und das Aechzen der Verwundeten nicht mehr vernahm. Welch' ein Krieg war das! Aber es ist nicht meine Sache, eine schon so oft und mit so verschiedenen Farben entworfene Schilderung noch einmal vorzunehmen. Es ist weder meine noch Eure Sache, die Heldenthaten Baudelot von Dairval's zu erzählen oder zu hören.

Ich will Euch bloß sagen, daß er, als er eines Tages mit zwölf seiner Kampfgefährten von einer Abtheilung der Blauen überfallen wurde, sein Häuflein rasch versammelte. „Meine Freunde", sagte er, „das Haus ist umzingelt; fliehet Alle; suchet unseren Führer Cathelineau zu erreichen. Ich bleibe und vertheidige die Thür; zehn Minuten werde ich mich allein schon halten können. Sie sind Dreihundert und würden uns Alle erwürgen. Lebt wohl, meine Braven! Denket an mich. Heute ist die Reihe an mir; Euch trifft sie morgen."

In diesen wunderbaren Zeiten und in diesem wunderbaren Kriege wunderte man sich über nichts. Die heroischen Kämpfe, welche in den eleganten Kriegen so häufig sind, kamen den Menschen gar nicht in den Sinn. In einem Vertilgungskriege, wie dieser es war, hatte man keine Zeit zu Seelengröße, und man hüllte sich in kein heroisches Gewand; der Heroismus erschien ganz nackt und roh. Da also die Soldaten Baudelot's ihren Führer so sprechen hörten, so dachten sie, daß er ganz Recht habe, and gehorchten ihm ohne Weiteres, wie er es ihnen geheißen hatte. Sie zogen sich über das Dach zurück und nahmen die Frauen und Kinder mit sich. Baudelot, der an der Thür geblieben war, machte einen Lärm wie ein ganzes Bataillon, kommandirte, schrie, klirrte mit seiner Flinte. Die Blauen waren auf ihrer Hut, und Baudelot hielt sich in der Defensive, so lange ihm noch ein Laut zu Gebote stand.

Als ihm aber die Stimme versagte und als er seine Mannschaft in Sicherheit glaubte, wurde der unschuldige Jüngling dieser Finte müde; es würde ihm unheimlich, einen Trupp zu kommandiren, der nicht da war, und ohne einen Laut weiter von sich zu geben, verrammelte er jetzt die Thür. Nachdem er wie Zehn geschrieen hatte, verrichtete er nun die Arbeit von Zehnen. Das dauerte einige Minuten. Bald fing indeß die Thür an zu krachen, und die Blauen feuerten durch die Fugen. Baudelot wurde nicht verwundet, und da er in seiner Mahlzeit unterbrochen worden war, so setzte er sich wieder an den Tisch, verspeiste ruhig ein Stück Brod und Käse und leerte dazu einen Krug Gesindewein, in der Ueberzeugung, daß dies seine letzte Mahlzeit sey.

Endlich war die Thür gesprengt; die Blauen drangen ein. Sie brauchten einige Minuten, um die Thür von allen Hindernissen zu befreien und um im Pulverdampfe die Gegenstände zu erkennen. Die Soldaten der Republik spähten blutdürstig nach dem bewaffneten Haufen, der ihnen so lange Widerstand geleistet hatte. Wie groß war ihr Erstaunen, als sie statt der Männer, deren Stimmen sie deutlich gehört zu haben glaubten, nur einen schönen Jüngling von schlankem Wuchse mit ruhigem Gesichtsausdrucke am Tische sitzen und ein Stück Brod essen sahen! Die Sieger blieben stehen, stumm vor Erstaunen, und Baudelot hatte Zeit, sein letztes Glas zu leeren und seinen letzten Bissen zu essen. „Ihre Gesundheit, meine Herren!" sagte er, indem er das Glas an seine Lippen führte. „Die Garnison dankt Ihnen für die Frist, die Sie ihr gelassen haben." Er stand auf, und gerade auf den Capitain zugehend, fuhr er fort: „Mein Herr, ich bin allein im Hause und augenblicklich bereit, mich hinter den Busch dort zu begeben." Das war Alles, was er sagte. Zu seinem großen Erstaunen wurde er nicht auf der Stelle erschossen. Vielleicht war er in die Hände von Rekruten gefallen, die noch zu sehr Neulinge waren, als daß sie nicht hätten vierundzwanzig Stunden warten sollen; vielleicht imponirte ihnen auch sein keckes Auftreten, seine Kaltblütigkeit, und sie ließen sich auch durch eine Anwandlung von Scham abhalten, einen einzelnen Menschen zu würgen, sie, die dreihundert Mann stark waren.

Man begnügte sich also, dem Gefangenen die Hände zu binden und ihn geknebelt nach einem Wohnsitz in der Umgegend von Nantes zu führen, der einst ein elegantes Herrenhaus gewesen war, den aber der Krieg in eine Festung umgeschaffen hatte. Der Besitzer des Hauses war Niemand anders, als der Führer der Blauen, der Baudelot gefangen und gebunden hatte. Derselbe, ein Edelmann der Bretagne, hatte sich gleich anfangs der Revolution angeschlossen. Baudelot von Dairval wurde in das Verließ des Schlosses, d. h. in den Taubenschlag des Edelhofes, eingesperrt. Die durch den Krieg verscheuchten Tauben hatten den gefangenen Chouans Platz gemacht. Das Gefängniß hatte indeß einen friedlichen und gemüthlichen Anstrich bewahrt, und noch war es mit glänzendem Schiefer gedeckt, noch schwebte die schwirrende Wetterfahne auf demselben; die Oeffnungen, durch welche die Tauben ausflogen, mit Eisenstangen zu verwahren, hatte man gar für überflüssig erachtet. Hier wurde Baudelot verwahrt.

Im ersten Augenblick schien es ihm originell, im Taubenschlag eines ländlichen Wohnsitzes eingekerkert zu seyn. Er wollte, sobald es anginge, eine Romanze mit Guitarrenbegleitung daraus machen. Während er darüber nachsann, hörte er den Ton einer Violine. Es war ein fröhlicher Marsch. Baudelot stützte sich auf seinen Arm, und indem er mit seiner Schulter das Stroh an der Mauer aufhäufte, gelang es ihm, eines der Löcher des Taubenschlages zu erreichen. Nun sah er ein vollständiges Fest, einen langen Zug junger Leute und schöner Damen in weißen Kleidern, vor denen die Dorf-Musikanten herzogen. Der Zug war munter; Jeder gab sich der Freude hin. Die Scene des Festes war der Fuß des Taubenschlages oder, wenn man lieber will, der Fuß des Thurmes. Im Vorbeigehen schaute ein junges Mädchen aufmerksam empor; sie war weiß und schlank; ihre Miene hatte etwas Träumerisches. Baudelot sah jetzt, daß man wohl wußte, daß ein Gefangener da sey, und während der Zug sich entfernte, fing er an, die Arie aus Richard: „In einem finstern Thurme u. s. w." oder etwas Aehnliches zu pfeifen; denn er war ein junger Mann, der in allen Uebungen und Romanzen wohl bewandert war, der eben so gut mit einem Schwerte wie mit einer Guitarre umzugehen wußte.

Der Hochzeitszug ging vorüber, oder vielmehr, es war nicht ganz eine Hochzeit, sondern erst die Verlobung. Baudelot fuhr in seinem Gesange fort. Plötzlich hörte er ein Geräusch an seiner Thür; sie wurde geöffnet. Es war der Herr des Hauses. Unter Hugo Capet war er Marquis gewesen; jetzt nannte er sich Hamelin schlechtweg. Er war ein Blauer und sonst ein ehrenwerther Mann, nur daß er der Republik mit Leib und Seele angehörte. Ihr hatte er seinen Degen, sein Schloß geliehen; weiter nichts. Er war nicht niederträchtig und grausam geworden. Am Morgen des Tages, der sich zu Ende neigte, war der Capitain Hamelin, denn die Republik hatte ihn dazu gemacht, benachrichtigt worden, daß in seinem Pachthofe sich Chouans gezeigt hätten. Diese Nachricht hatte ihn veranlaßt, sich an die Spitze einer Truppen-Abtheilung zu stellen und seine Verlobung um einige Stunden aufzuschieben. Als nun der Chouan Baudelot in Sicherheit gebracht worden war, kehrte der Capitain Hamelin zu seinem Verlobungsfeste zurück.

Der Capitain Hamelin war nicht so sehr Capitain der Blauen, daß er ganz und gar die alten gastfreundlichen Sitten der Bretagne vergessen hätte; er glaubte sich also verpflichtet, seinem Gefangenen einen Besuch abzustatten, während die Gäste zu

Tische gingen. „Was kann ich thun, um Sie zu verbinden?" fragte er. — „Gestatten Sie mir den Gebrauch einer meiner Hände, wenn es Ihnen beliebt." — „Ihre beiden Hände sollen losgebunden werden", sagte Hamelin, „wenn Sie mir versprechen wollen, keinen Versuch zur Flucht zu machen. Bevor Sie aber dies Versprechen abgeben, bedenken Sie wohl, daß Sie morgen um sechs Uhr unfehlbar nach Nantes abgeführt werden." — „Und unfehlbar um acht Uhr erschossen werde", fragte Baudelot. Der Capitain schwieg. „Wohlan!" sagte Baudelot, „lassen Sie mir die Hände frei, und wenn ich nicht anders befreit werde, so gebe ich Ihnen mein Wort als Edelmann und Christ, wie eine Taube, welcher die Flügel beschnitten sind, hier zu bleiben." Der Capitain Hamelin mußte lächeln und ließ seinem Gefangenen die Hände losbinden. Hierauf fragte er denselben noch, ob er vielleicht im Fall des Todes noch Verfügungen treffen oder ein Testament machen wollte, und er konnte diese Frage nicht ohne eine gewisse Rührung thun.

Baudelot, der die Erschütterung seines Gastfreundes sah, faßte dessen Hand und sagte: „Das Wort Testament macht auf mich einen schmerzlicheren Eindruck, als das andere Wort: der Tod zu Nantes; das Wort: „„Machen Sie Ihr Testament"", hat mir den Tod aller der Meinigen wieder ins Gedächtniß zurückgebracht. Ich habe Niemand, dem ich meinen Namen, mein Schwert, meine Liebe und meinen Haß vermachen kann, denn weiter besitze ich nichts. Dennoch muß es wohl der Mühe werth seyn, über sein Vermögen zu verfügen, über das Grab hinaus großmüthig zu seyn, sich während des Schreibens seine letzten Wohlthaten, die Thränen der Freude und des Schmerzes, die man nach seinem Tode fließen lassen wird, vorzustellen. Das ist ehrenvoll und süß, nicht wahr Capitain? Doch sprechen wir nicht davon." — „Ich werde Ihnen zu essen schicken", sagte Hamelin. „Es ist gerade mein Verlobungsfest und mein Tisch etwas besser bestellt als gewöhnlich; meine Braut soll Sie selbst bedienen."

Baudelot bemerkte an einem der obersten Löcher seines Gefängnisses ein Tausendschönchen, welches lustig im Winde schwankte. Er pflückte das Blümchen und reichte es dem Capitain. „Bei uns", sagte er, „ist es üblich, der Braut ein Verlobungsgeschenk zu machen; übergeben Sie ihr dies auf meinem Gebiet aufgeblühte Blümchen. Und jetzt guten Abend. Schicken Sie mir zu essen, denn ich habe Hunger und sehne mich nach Ruhe."

Man brachte dem jungen Vendeer zu essen. Das junge Mädchen, welches ihn bediente, war eine niedliche Bretagnerin mit weißen Zähnen, rosigen Lippen, träumerischer Miene; sie bediente Baudelot mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit und ließ ihm nicht Rast und nicht Ruhe, bis er nicht von dieser Schüssel gekostet, von jenem Weine getrunken hatte. Das Mahl war prächtig. Es war fast wie in der alten Zeit, als die geflügelten Bewohner des Thürmchens die Brosamen auflasen, die vom Festmahle abfielen. Als das junge Mädchen ihm Champagner einschenkte, fragte Baudelot: „Wie heißt Du, mein Kind?" — „Marie", antwortete sie. — „Gerade wie meine Cousine", sagte Baudelot. Hier hätte ihn denn doch beinahe sein Herz im Stich gelassen, als er an seine schöne hingeschlachtete Anverwandte dachte, aber er schämte sich, in Gegenwart eines Kindes zu weinen, dem die Thränen in den Augen standen. Da er nichts Anderes sagen konnte, so reichte er ihr das Glas.

Das Glas war voll, und in dem Glase perlte der Champagner, und auf dasselbe fiel der letzte Strahl der Sonne. Wir dürfen unsere Enkel nicht täuschen, denn nichts ist wahrer, als daß der Champagner immer geschäumt hat und der Frühling immer gekommen ist, auch während der Schreckenszeit. Als Baudelot sein Glas voll sah, sagte er zu Marie: „Du hast kein Glas, Marie." — „Ich habe keinen Durst", sagte sie. — „O!" erwiederte Baudelot, „dieser perlende Wein kann nicht von einem Menschen allein getrunken werden; seiner Natur nach ist er gesellig und weilt gern unter frohen Gästen. Thue mir also den Gefallen, meine niedliche Bretagnerin, das Glas mit deinen Lippen zu benetzen, wenn Du willst, daß ich vor meinem Tode noch Champagner trinken soll." Bei diesen Worten reichte er ihr das Glas, und sie neigte sich schon demselben entgegen, als das Wort Tod alle ihre niedergehaltenen Gefühle zum Ausbruch brachte; reiche Thränen flossen in das Glas. „Auf Deine Gesundheit, Marie!" sagte Baudelot und trank den Wein und die Thränen auf Mariens Gesundheit.

Jetzt fielen das Waldhorn, die Hoboe und die Violinen ein. „Was ist das?" fragte der Jüngling, indem er sein Glas niedersetzte und plötzlich vom Enthusiasmus zum Lächeln überging. „Gott verzeihe mir's", sagte er, „ es ist ein Ball." — „Ach!" seufzte Marie, „es ist ein Ball; meine junge Herrin wollte nicht tanzen, aber ihr Mann und ihr Vater haben darauf bestanden. — Sie wird diesen Abend sehr unglücklich seyn." — Hier rief der junge Vendeer aus: „O, meine gute Marie, wenn Du gut bist, so thue mir das zu Liebe; geh, laufe, fliege, sage Deiner Herrin, daß der Graf Baudelot von Dairval, Oberst der Cheveaux-legers, um die Erlaubniß bittet, ihr seine Huldigungen darzubringen. Oder sage das lieber nicht, wende Dich lieber an meinen Wirth und sage ihm, daß sein Gast sich langweilt, daß das Getöse des Balls ihn im Schlafe stört, daß die Nacht lang und kalt ist, daß er Barmherzigkeit üben wird, wenn er einen jungen Mann den traurigen Betrachtungen seiner letzten Nacht entreißt; daß ich ihn im Namen des Himmels bitte, mich zu seinem Balle zuzulassen, daß ich ihm mein Ehrenwort verpfändet habe, keinen Versuch zur Flucht zu wagen. Sage ihm das Alles, Marie, sage ihm, was Dir in den Sinn und in das Herz kommen wird. Sprich etwas laut, damit Dich Deine Gebieterin hört. Wenn ich dann die Einladung zum Ball erhalte, dann schicke mir den Kammerdiener Deines Herrn, sage ihm, daß er mir weiße Wäsche und Puder bringt. In dem Schlosse muß noch etwas Puder seyn. Sage ihm auch, daß er mir einen Anzug seines Herrn bringt und einen Degen, um mich für diesen Abend zu schmücken; ich werde ihn nicht aus der Scheide ziehen. Aber geh, Marie, geh, mein Kind!"

Einige Augenblicke später erschien der Kammerdiener des Capitain's Hamelin im Taubenschlage. Dieser Kammerdiener war eine alte biedere Seele, die dem Puder und der alten Sitte treu geblieben war und sich nach der Aristokratie zurücksehnte. Mit der Französischen Revolution hatte er viel von seiner Wichtigkeit verloren. Zwar war er Mitglied des Munizipal-Raths geworden, aber in dieser hohen Stellung vermißte er gar sehr den vertrauten Umgang mit den hohen Personen, die er in seiner Jugend angekleidet hatte. Daher hatte er auch dem Puder, den Handkrausen und den gestickten Westen, trotzdem daß er zum Munizipal-Rathe gehörte, ewige Treue geschworen. Er brachte dem Gefangenen einen vollständigen Anzug seines Herrn, den dieser sich hatte machen lassen, als er noch Marquis war, um an den Hof zu gehen, zu einer Zeit, wo es noch einen König und einen Hof gab. Das war ein schöner und prächtiger Anzug, weiße Wäsche und feine Schuhe. Baudelot's Wirth hatte nichts vergessen, nicht einmal die Parfums und Essenzen. Baudelot vertraute seinen Kopf dem Kammerdiener, der ihn mit aller Sorgfalt schmückte, nicht ohne tiefe Seufzer auszustoßen. Baudelot war jung und schön, aber er hatte sich schon lange nicht geschmückt. Als er sich nun wieder geschmückt, frisirt, mit sorgfältig gestutztem Barte sah, konnte er sich eines Lächelns nicht enthalten, und er mußte an die schönen Nächte, die er auf den Opernbällen in Gesellschaft des Grafen Mirabeau verbracht hatte, zurückdenken. Auch der Degen wurde ihm übergeben, als er seine Haft verließ; zugleich wurde ihm sein Versprechen, denselben nicht zu ziehen, in Erinnerung gebracht. Es war Nacht, als er durch den Garten auf den Ballsal zuschritt.

Zu dem Balle waren die schönsten revolutionairen Damen der Provinz eingeladen. Aber bekanntlich sind die Damen nicht in dem Grade revolutionair, daß sie nicht einiges aristokratisches Mitgefühl für einen jungen, braven, eleganten Kavalier, der am folgenden Tage hingerichtet werden soll, bewahrten. Der Verlobungsball begann eben. Die Verlobte war Fräulein von Mailly, die Nichte jener Mailly, welche so hoch in der Gunst der Frau von Maintenon stand. Sie war ein junges blondes Mädchen, die, allem Anschein nach, nur sehr ungern in dieser Zeit der Aechtung an dem Tanze Theil nahm. Sie war traurig und niedergeschlagen, und ihre Jugendfreundinnen theilten ihre Traurigkeit und ihre Niedergeschlagenheit. Niemals hatte man in der Bretagne ein so düsteres Fest gesehen; es herrschte eine allgemeine Verstimmung. Sogar die jungen Leute bemühten sich nicht, den schönen Damen zu gefallen, und kaum hatte der Ball begonnen, als auch schon allgemein das Ende desselben herbeigewünscht wurde.

Da öffnete sich plötzlich langsam die Saalthür, und alle Blicke richteten sich aus einem unbekannten Grunde dorthin. Nun sah man durch die halbgeöffnete Thür, wie eine Geister-Erscheinung, einen jungen Edelmann, eine untergegangene Gestalt der Gesellschaft, einen schönen, lachenden, geschmückten Offizier eintreten. Diese Erscheinung bildete einen wunderbaren Kontrast mit der Verdrossenheit der Gesellschaft und der langsam und feierlich sich öffnenden Thür. Männer und Frauen, wie eingefleischte Blaue sie auch im Grunde ihres Herzens seyn mochten, wurden von dem liebenswürdigen Benehmen eines der Ueberbleibsel der alten Französischen Gesellschaft überrascht. Und in der That, dieser geächtete Jüngling, welchen der Tod morgen erwartete, welcher sich in ein republikanisches Fest stürzte, um den Tanz und die gesellschaftliche Freude zu beleben, welcher diesen Abend nur daran dachte, liebenswürdig zu seyn und den Frauen zu gefallen, getreu seinem Berufe als Französischer Edelmann, — er war eine liebenswürdige Erscheinung.

Kaum war Baudelot in den Saal getreten, als er auch nur daran dachte, sich den Freuden des Balls hinzugeben. Er forderte also gleich die Frau auf, welche man zuerst auffordert, wenn man in der Stimmung, zu lieben, ist. Es war das junge blonde, zarte Mädchen, welches er schon im Garten bemerkt hatte. Sie nahm die Aufforderung des Jünglings ohne Zögern und mit zuvorkommender Freundlichkeit an, denn sie wußte ja, daß der republikanische Tod, der unbezähmbarste von allen, hinter ihm stand und die Hand nach ihm ausstreckte. Als die Männer sahen, daß er an der Schwelle des Todes tanzte, da errötheten sie über ihre Verdrossenheit; alle Frauen wurden aufgefordert. Diese nahmen wieder die Hände der Tänzer an, weil sie Baudelot tanzen sehen, ihm näher seyn wollten. So erhielt der noch vor kurzem so traurige und freudenleere Ball plötzlich einen festlichen Anstrich. Baudelot seinerseits ging ganz in dieses konvulsivische Vergnügen auf; er war der Einzige in der Gesellschaft, der sich auf eine ungezwungene Weise ergötzte, dessen Lächeln nicht erkünstelt war. Er war der eigentliche König des Festes, nicht der Bräutigam, nicht die Braut, sondern er, der Bräutigam des Schaffots. Ueberall war er, die alten Damen ehrfurchtsvoll, die jungen bewundernsvoll und freundlich grüßend, mit den Männern die tolle Sprache der Jugend führend; sogar den Violinen gab er neue Melodieen an, und er spielte selbst eine Sarabande von Lully.

Je mehr Baudelot sich der unbefangenen und herzlichen Freude hingab, desto mehr vergaß er die Nacht, die immer weiter vorrückte, und je später es wurde, desto mehr schauderten die Frauen zusammen, denn Baudelot's Gegenwart allein entfernte schon jede Aussicht auf Rettung. Man wußte, daß ihn sein Wort stärker fesselte, als es Ketten vermocht hätten. Und übrigens that ja auch Jeder seine Schuldigkeit, Baudelot und Hamelin. Hamelin, indem er Baudelot zum Feste zog, that dem Wohlfahrts-Ausschuß keinen Schaden, und der Wohlfahrts-Ausschuß verlor kein Haar von Baudelot's Haupt. Dieser war nie so leidenschaftlich und liebeglühend gewesen. Als er zum dritten Male mit der Königin des Festes, mit der blonden Braut, tanzte, fühlte er ihre kleine Hand in der seinigen erzittern, und auch er bebte; denn als er einen Blick auf das Mädchen warf, sah er sie bleich und ersterbend. „Was fehlt Ihnen, Eleonore?" fragte er; „was fehlt Ihnen? Aus Barmherzigkeit für Ihren Tänzer, zittern Sie nicht und werden Sie nicht bleich." — Sie wendete sich zu den Fenstern, deren Vorhänge leise schwankten, und zeigte ihm den ersten Schein des Tages. „Was thut's?" sagte Baudelot; „der Tag bricht herein. Ich habe die schönste Nacht meines Lebens genossen. Ich habe Sie gesehen und Sie geliebt, und ich kann es Ihnen sagen, denn Sie wissen wohl, die Todten lügen nicht. Nun leben Sie wohl, Eleonore. Seyen Sie glücklich und empfangen Sie den Segen des Chouans." — In der Bretagne war es Sitte, seine Tänzerin beim letzten Contre-Tanz auf die Stirn zu küssen. Baudelot that es, und Eleonore wurde ohnmächtig. Aber sie war so leicht gebaut, daß ihr Körper unbeweglich in seiner Lage blieb, und ihre Stirn auf Baudelot's Lippen haftete.

Als Eleonore wieder zu sich kam, geleitete sie Baudelot an ihren Platz. Nun hieß sie diesen, sich an ihre Seite zu setzen, und sagte zu ihm: „Es ist Alles zum Ausbruch bereit; schon schirrt man die Pferde an. In zwei Stunden bist Du todt; also fliehe! Wenn Du willst, gehe ich mit Dir. Man wird dann nicht sagen, daß Dich die Furcht wegtreibt. Wenn Du nicht allein oder mit mir entfliehst, so lege ich mich unter die Räder des Wagens, und Du wirst über meinen entseelten Leichnam hinwegfahren." Das sprach sie leise, fast lächelnd, ohne Baudelot anzusehen. Baudelot hörte nicht darauf; aber er betrachtete sie mit einer unaussprechlichen Freude. Als sie geendet hatte, erwiederte er: „Sie wissen wohl, daß das nicht geht. Wenn ich frei wäre, sollten Sie keinen anderen Gatten als mich haben; aber ich gehöre Niemand, weder mir, noch Ihnen. Also lebe wohl, mein lieber Engel, und wenn Du mich liebst, so gieb mir diese Blume, die ich Dir aus meiner Haft geschickt habe; gieb sie mir wieder, Eleonore! das Blümchen hat Deinen Busen geschmückt; es wird mir im Tode nahe seyn."

Plötzlich ertönte draußen ein lautes Geräusch von Reitern und Pferden. Fast instinktartig deckten alle Frauen Baudelot mit ihrem Körper; aber es waren Baudelot's eigene Soldaten, die ihren Führer befreien wollten. Sie waren im Garten und riefen: „Baudelot! Baudelot!" Das Erstaunen der Chouans war groß, als sie ihren Führer, den sie mit Ketten belastet glaubten, in der Mitte schöner Frauen, festlich aufgeputzt sahen. Baudelot's erste Frage war: „Waret Ihr im Taubenschlage?" — „Ja", lautete die Antwort; „mit dem haben wir angefangen. Jetzt giebt's weder Taubenschlag noch Tauben." — „Wenn es sich so verhält", sagte Baudelot, „so bin ich meines Worts entledigt und frei. Dank, meine Braven." — Hierauf zog er seinen Hut ab und sagte mit sanfter Stimme: „Madame, empfangen Sie die Danksagungen Ihres Gefangenen." Baudelot forderte einen Wagen. Man sagte ihm, daß draußen einer angespannt stehe. Jetzt bemerkte auch Baudelot seinen Wirth, der mit seinen eigenen Stricken gebunden war. „Capitain Hamelin", sagte er, „Dienst für Dienst; nur erlauben Sie mir, Ihre Bande zu zerschneiden, statt sie zu lösen. Sie sollen Niemand mehr dienen." Als Eleonore sich von ihrer Ueberraschung erholt hatte, fuhr Baudelot fort: „Capitain Hamelin, wir leben in einer traurigen Zeit, welche besonders für Verlöbnisse sehr ungünstig ist. Man weiß niemals, ob man nicht am Morgen durch einen Feind, den man bewachen soll, oder am Abend durch eindringende Feinde gestört wird. Schieben Sie also gefälligst Ihre Hochzeit auf. Ihre Braut bittet Sie selbst darum. Mein edles Fräulein, erlauben Sie uns armen Chouans, Sie nach Ihrem Schlosse zurückzugeleiten?"

Bald jagten die jungen Chouans im Galopp davon. Die armen Kinder, sie sollten die Sonne nicht lange mehr sehen! Sie alle wurden an demselben Tage und in derselben Schlacht, in welcher Cathelineau, der Vater, fiel, getödtet. Es giebt indeß Menschen, denen der Tod nichts anhaben kann. Baudelot von Dairval wurde nicht getödtet, obgleich er die Vendee nicht einen Augenblick verließ. Als sein Vaterland nicht mehr mit Blut überschwemmt war, heirathete er Eleonore von Mailly, und der Capitain Hamelin unterzeichnete den Kontrakt als Munizipalitäts-Adjunktus.

Jules Janin.

Italien.

Der Graf Giraud und Alberto Nota.

Von Scribe.

Im Anfange des vorigen Jahrhunderts, als Picard, Etienne und Duval das Scepter der Komödie in Frankreich führten, tauchten in Italien zwei neue Talente auf, welche auf dem bei uns von Molière, bei ihnen von Goldoni gebahnten Wege mit festem Schritt weitergingen. Es sind dies Alberto Nota und der Graf Giraud.

Ich werde mit dem Letzteren anfangen, der uns fast angehört. Er stammt von einer ursprünglich Französischen Familie ab, und seine Komödie, der Ajo nell' imbarazzo, welche auf mehreren Theatern von Paris mit vielem Beifall aufgeführt wurde, hat ihn volksthümlicher als seinen Nebenbuhler gemacht und ihm bei uns fast das Bürgerrecht verliehen. Giraud war für die Komödie geboren, und sein Beruf siegte über alle Hindernisse. Geboren zu Rom, erzogen im Schoße einer strengen und frommen Familie, mußte Alles, was er sah, ihn vom Theater abwenden. Die Strenge seines Vaters, die Pedanterie und Unwissenheit seiner Lehrer hatten ihm die Wissenschaften und die Künste verhaßt gemacht. Das wollte man und war beständig bemüht, seinen Sohn auf fromme und ascetische Uebungen hinzurichten; aber unglücklicher Weise fiel ein Buch in die Hände des jungen Schülers. Dieses Buch war ein Band von Goldoni, der das ganze Werk der Lehrer verdarb. Von diesem Augenblicke an dachte der junge Giraud nur an das Theater.

In seinem vierzehnten Jahre hatte er noch kein Theater gesehen, und die erste Vorstellung, welcher er beiwohnte, war die einer Posse, welche im Refektorium eines Benediktiner-Klosters dargestellt wurde. Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß hier nur Männer spielten. Das zweite Stück, welches Giraud sah, wurde in einer Mädchen-Pension von Frauen aufgeführt, welche, ohne ihre Kleider abzulegen, einen Degen an die Seite steckten und einen dreieckigen Hut aufsetzten, wenn sie in Männerrollen auftraten. Der junge Giraud hatte Unglück und war noch nicht dazu gekommen, eine ordentliche Komödie zu sehen, was ihn indeß nicht abhielt, solche im Geheimen zu schreiben, bis ihm der Tod seines Vaters, der in seinem sechzehnten Jahre starb, erlaubte, sich seiner Neigung ungehindert zu überlassen.

Nach einigen Jahren ausdauernden Studiums von Molière und Goldoni, trat der Graf Giraud mit seinem ersten Werke, l'Onestà non si vince, hervor, welches nach einander in Rom, Bologna und Ferrara aufgeführt wurde. Ueberall wurde dem jungen Dichter lauter Beifall zu Theil, und dieser erste Erfolg spornte den Dichter zu neuen Bemühungen an; in den nächsten zwei Jahren erschienen sechs neue Komödien von ihm, und seit dieser Zeit glänzte er als Lustspieldichter ersten Ranges.

Vor Allem ging sein Bestreben dahin, den Zuschauer zu ergötzen und zu erheitern, und er faßte überall nur die komische und heitere Seite auf. Molière strebte freilich noch nach etwas Anderem und ließ aus den burleskesten und gewagtesten Situationen eine belehrende und moralische Idee hervorgehen. Giraud ahmte übrigens nach, was er in seiner Nähe sah, und entnahm einen großen Theil seiner Sujets Anekdoten der damaligen Zeit. Ein Abenteuer, welches sich zu Rom zugetragen hatte, gab ihm die Idee zu seinen Gelosie per equivoco, ein anderes die zu seiner Casa disabitata. Die Conversazione al bujo verdankte er der Erinnerung an eine Liebschaft mit einer jungen Witwe, und man behauptet selbst, daß er in seinem besten Stücke, im Ajo nell' imbarazzo, seinen Vater und seinen Lehrer nach der Natur gezeichnet habe.

Nachdem er in einigen seiner Werke die sentimentalen und romantischen Schöpfungen, die überspannten Dramen, welche damals in Deutschland und theilweise auch in Frankreich so beliebt waren, verspottet hatte, wollte er zeigen, daß diese Gattung die leichteste von allen sey, und er verfaßte zu diesem Zwecke l'Ingenua ingannata, l'Innocente in pericolo und la Frenetica compassionevole. Bei dieser Streiferei auf ein fremdes Gebiet wollte er indeß nicht seine ihm eigenthümliche Weise aufgeben, und er versuchte, das Lachen mit den Thränen, das Komische mit dem Ernsten zu vermischen. Der Erfolg seiner Stücke täuschte ihn nicht über ihren Werth. Er gestand selbst, daß dieser Versuch glücklicher als klug gewesen sey, und gab bald diese Bastard-Gattung auf, um zum reinen Komischen zurückzukehren. Da indeß die meisten Dinge nicht frei von Mißbrauch bleiben, so kann man sagen, daß er auch hier oft zu weit ging und, um der Menge zu gefallen, mit starken Farben auftrug.

Sehr selten verfiel in diesen Fehler sein Nebenbuhler, Alberto Nota. Dieser hing mehr der Moral als der Heiterkeit an und ähnelte etwas den jungen Leuten, welche die Frauen zwar wegen ihres vernünftigen und gesetzten Betragens nicht zu tadeln wagen, denen sie aber gern zuweilen ein kleines Unrecht vergeben würden.

Geboren zu Turin am Ende des vergangenen Jahrhunderts, zeigte Alberto Nota schon früh eine lebhafte Neigung für Molière und Goldoni. Ungeachtet er die Rechte studirte, verfaßte er in seinem funfzehnten Jahre eine Komödie in fünf Akten. Es war damals die Zeit Napoleon's, und Piemont gehörte zu Frankreich. Nota wurde Substitut des Kaiserlichen Prokurators zu Oncelli, und dieses Amt hielt ihn nicht ab, seiner Neigung für die Poesie zu folgen. Schon hatte er die Marquise von Gange gedichtet, welche wenig Glück machte. Im Jahre 1808 ließ er dann i primi Passi al mal Costume, im Jahre 1809 il Progettista, il nuovo Ricco und etwas später eines seiner besten Werke, il Filosofo celibe, aufführen.

Nota hatte eine Ehe aus Neigung geschlossen, welche nicht so glücklich war wie die Ehen auf dem Theater. Er theilte hierin das Schicksal Molière's. Die Störung seines häuslichen

Glücks trieb ihn aus seinem Vaterlande und gab seiner Seele einen Anflug von Traurigkeit, welchen fast alle seine Werke abspiegeln. Napoleon's Fall zwang ihn, nach Turin zurückzukehren. Es könnte scheinen, als ob die traurigen Begebenheiten, deren Zeuge er war, ihn hätten zu Tragödien begeistern müssen; aber der komische Dichter findet überall eine komische Seite heraus. Am glücklichsten ist er, wenn er Italien nicht verläßt, weniger, wenn er in fremde Länder streift. Hier ist er nicht mehr an seiner Stelle, und er fühlt sich beengt, wie der Bewohner der Provinz in der Hauptstadt.

Zu Neapel ließ er im Jahre 1817 die Donna ambiziosa und zu Turin im Jahre 1818 die Lusinghiera aufführen; etwas später in derselben Stadt la Costanza rara, die ihm nichts als Kummer und Verfolgungen eintrug. In diesem Stücke gab nämlich ein Franzose zu verstehen, daß der strenge Winter in Rußland wenigstens zur Hälfte an dem Unglück der Französischen Armee Schuld sey. Der Russische Gesandte erhob dagegen Reclamationen, und das Stück wurde verboten. Ein anderes Mal wurde sein Stück, la Fiera, verboten, weil ein Schauspieler sich die Freiheit genommen hatte, einige Stellen zu improvisiren. Eine genauere Prüfung erwies indeß die Unschuld Nota's, und das Stück wurde wieder erlaubt.

Nota's hervorstechende Eigenschaft ist die Einfachheit und Natürlichkeit; in seinen Werken findet man nichts Anstößiges, nichts Unwahrscheinliches, nichts Uebertriebenes. Nirgends sucht er den Effekt auf Kosten der Wahrheit, und man findet bei ihm weder Ueberraschungen noch Theater-Coups. Er hat freilich auch die mit diesen Eigenschaften verbundenen Fehler. Die Einfachheit des Sujets bringt es mit sich, daß die Lösung meistens vorausgesehen werden kann; die Regelmäßigkeit der Handlung streift oft an Kälte. Wie der Graf Giraud für komische Stoffe, so hat er eine besondere Vorliebe für ernste. Er sucht nicht den Zuschauer zum Lachen zu bringen, sondern das Lachen kömmt von selbst, aus der Entwickelung und dem Gegensatze der Charaktere. Wie Molière, sucht er das Komische in der Situation, und wie Regnard, sucht der Graf Giraud es in Wortspielen und Witzen. Giraud hat mehr Geist, Nota mehr Verstand. Der Erste gefällt mehr beim ersten Anblick, der Andere gewinnt bei jeder Vorstellung. Der Verfasser „des Hofmeisters in Aengsten" hat die Originalität voraus, der Verfasser „des ehrlosen Philosophen" den moralischen Zweck. Giraud's Stil ist zuweilen verworren und inkorrekt, aber lebendig, malerisch. Nota's Ausdrucksweise ermangelt der Wärme, aber sie ist klar, anmuthig, elegant, und keiner seiner Vorgänger hat korrekter und reiner geschrieben.

England.

Zur Witterungskunde.

Der Englische Geistliche Everest glaubt, das Gesetz gefunden zu haben, nach welchem dieselbe Temperatur der Jahre und dieselbe Witterung in bestimmten Perioden wiederkehrt. Schon früher hat dieser Gelehrte eine Menge Beobachtungen und Untersuchungen über das Klima von Indien herausgegeben und dadurch nicht bloß über die meteorologischen Phänomene dieser großen Halbinsel ein helleres Licht verbreitet, sondern auch einiges zur Lösung der Frage beigetragen, ob die Wechsel, welche diese Phänomene überall darbieten, ganz zufällig und willkürlich, oder ob sie einem bestimmten periodischen Gesetz unterworfen sind.

Unter Anderem hat er den bedeutenden Einfluß, den die Mondphasen auf die meteorologischen Verhältnisse in Delhi und Kalkutta ausüben, in einer früheren Arbeit dargethan und dann die Hypothese aufgestellt, daß die vollständige Umlaufszeit der Temperatur-Veränderungen in den verschiedenen Jahren drei Mondcykeln oder 56 Jahre betrage.

Die Wahrheit dieser Annahme auf direktem Wege zu prüfen, war nicht möglich, weil alle meteorologische Studien verhältnißmäßig noch sehr jung sind; doch Herr Everest versuchte, dies auf einem Umwege zu erreichen. Es gelang ihm nämlich nach vielen Anstrengungen, sich von den verschiedensten Gegenden des Indischen Gebiets die Listen der Getraide-Preise jedes Jahres, so hoch hinauf als möglich, zu verschaffen. Diese Dokumente, obgleich zahlreich und voller Interesse, sind doch nicht so vollständig und befriedigend, als man wünschen könnte; die meisten gehen nicht über das Jahr 1806 hinauf; zwölf Listen reichen bis 1792, fünf bis 1750 und nur zwei bis 1723. Auch konnten sie nicht aus öffentlichen und authentischen Registern, sondern nur aus den Rechnungsbüchern der Kaufleute und anderen ähnlichen Quellen genommen werden, und daher sind sie nicht durchaus zuverlässig, besonders für die älteren Epochen. Auch muß man bedenken, daß, da die vollkommene Oberherrschaft der Engländer in Indien erst seit dem Jahre 1806 datirt, vor dieser Zeit das Land sich im Zustand des Faustrechts befand und beständig von Armee-Corps durchzogen ward, welche unter der Anführung von Condottieris das Land verheerten und plünderten. Oft wurden auch die Kornhändler von den verschiedenen Regierungen gezwungen, ihre Waare zu einem Preise zu verkaufen, den ihre Willkür oder das Geschrei des hungernden Pöbels ihnen vorschrieb.

Nachdem Herr Everest alle diese Umstände, durch welche die Angaben über die Fruchtbarkeit eines Jahres so unsicher werden, offen dargelegt, theilte er seine Listen in fünf große Linien nach den verschiedenen Breitegraden, unter welchen sie angefertigt worden; von diesen fünf Linien nahm er den mittleren Durchschnitt, den er graphisch darstellte. Um zu sehen, ob die Annahme einer Periode von 56 Jahren sich hier bestätige, setzte er, da der Umfang der Ziffern nicht mehr erlaubte, die 21 ersten Jahre des 56jährigen Cyklus, der von 1759 bis 1815 geht, also die Jahre von 1759 bis 1779 unter einander und eben so die ersten 21 Jahre des von 1815 ab folgenden Cyklus, also die von 1815 bis 1835, und in der That fand sich, daß die beiden Linien, die hieraus entstanden, einander ziemlich parallel waren, oder mit anderen Worten, daß die Getraide-Preise in den Jahren von 1759 bis 1779 auf ähnliche Weise gestiegen und gefallen seyen, wie in den Jahren 1815 bis 1835, und daß demnach die Temperaturwechsel in dem Anfangs-Cyklus der einen Periode dem der folgenden entsprechen.

So schwierig der Gegenstand und so unvollkommen natürlich das Verfahren ist, hegt doch Herr Everest die Ueberzeugung, daß in den Temperatur-Veränderungen der verschiedenen Jahre eine gewisse Regelmäßigkeit stattfindet, und darum wünscht er, daß man die direkten Beobachtungen vervielfältige und überall authentische Register von den Getraide-Preisen halte, indem er glaubt, daß diese Mittel zur Lösung einer Frage führen könnten, welche nicht bloß für den Gelehrten Interesse hat, sondern auch in der politischen und socialen Oekonomie außerordentlich wichtig wäre.

Mannigfaltiges.

— Mehmed Ali unter den Schwarzen von Sennaar. Als der Vicekönig von Aegypten im vorigen Jahre eine Reise nach den Bergwerken von Fazoglu (spr. Fasoglü) in den Hochlanden des oberen Nillaufs unternahm, kam er auch nach Sennaar, dem Zweiflußgebiete (Mesopotamien), wo einst das alte Meroe gestanden, dessen Denkmäler noch jetzt in einigen imposanten Ruinen vorhanden sind, das jedoch seit Jahrtausenden keine Kultur mehr gesehen. Die Ulemas und Scheiks der sämmtlich zum Islam sich bekennenden schwarzen Einwohner von Sennaar begrüßten den Pascha, indem sie ihm Ehrenkleider, als das übliche Gastgeschenk, brachten. Mehmed Ali nahm diese Gelegenheit wahr, den schwarzen Herren einige Moral zu predigen und sie zur Nachahmung der Aegyptischen Kultur aufzufordern, einer Kultur, die freilich, so weit sie die Fellahs und andere nichtprivilegirte Einwohner Aegyptens betrifft, eben nicht sehr beneidenswerth ist. Indessen konnte der Vicekönig diese Schattenseite seines Civilisations-Gemäldes mit Recht hier ignoriren, eben so wie er auch von den Spuren einer tausendjährigen Kultur, die sich in diesen wilden Landschaften findet, keine Notiz nahm. Der didaktische Vortrag, den er bei dieser Gelegenheit hielt, ist in der That ungemein charakteristisch, und wir theilen ihn hier nach dem Berichte mit, der über die Reise des Paschas in Türkischer und Französischer Sprache in Kahira erschienen ist. Mehmed Ali sagte: „Die Völker der anderen Welttheile waren einst wild, wie ihr; sie hatten Führer, und durch beharrliche Arbeit gelang es ihnen, sich zur Bildung zu erheben. Ihr habt einen Kopf, ihr habt Hände, wie sie, folgt also ihrem Beispiele, arbeitet, und ihr werdet euch auch zu ihrer Bildung aufschwingen. Ihr werdet große Reichthümer erwerben und Genüsse kosten, die ihr jetzt wegen eurer tiefen Unwissenheit nicht einmal ahnet. Euch fehlt nichts, um dies zu erreichen. Ihr habt große Länderstrecken, Wälder und Thiere; die Bevölkerung ist zahlreich, die Männer sind stark, die Weiber fruchtbar. Bis heute hattet ihr noch keinen Führer; jetzt habt ihr einen solchen gefunden. Ich selbst bin dieser Führer; ich werde euch der Civilisation, dem Glück entgegenzutreiben wissen. Die Welt ist in fünf Theile getheilt; der, den ihr bewohnet, heißt Afrika. In allen Gegenden, mit Ausnahme der eurigen, schätzt man den Werth der Arbeit, man hat Liebe am Guten und Nützlichen, man ist dem Handel mit Leidenschaft zugethan, denn er bringt Reichthum, Genuß, Ruhm; doch dies sind Worte, deren Bedeutung ihr nicht einmal versteht. Aegypten ist nicht sehr groß, aber durch die Arbeit und die Industrie seiner Bewohner ist es reich und wird es noch mehr werden. Die entfernten Nationen kennen es. Das Land Sennaar aber, das noch zwanzigmal größer ist als Aegypten, erzeugt fast gar nichts, weil seine Einwohner faul sind, als wären sie todt an Leib und Seele. Wisset, daß die Arbeit Alles bringt, und daß man ohne sie nichts erlangt." Se. Hoh. versuchte (so fährt der Aegyptische Bericht fort), als er dies sagte, ihnen diese Fundamentalmaxime begreiflich zu machen. Durch Erzählungen und ihnen verständliche Gleichnisse wußte der Vicekönig sie von dem Nutzen des Ackerbaues und des Handels zu überzeugen. Sie gestanden ein, daß sie in einer vollkommenen Unwissenheit lebten, und äußerten den Wunsch, Aegypten zu sehen. „Sehen ist eins und verstehen ein anderes", erwiederte Se. Hoh., „wollt ihr eure Kinder nach Aegypten schicken, so werde ich sie ernähren und kleiden, sie sollen in den Schulen, die ich gründete, unterrichtet werden, und wenn sie groß geworden und Kenntnisse erlangt haben, dann wird es mir die größte Genugthuung seyn, sie wieder in eure Arme zurückzusenden." Alle Scheiks versprachen, ihre Kinder nach Aegypten zu schicken, und der mächtigste Scheik des Landes, Abd-El-Kader, sagte: „Hoheit, ich habe keine Kinder, aber ich schicke dir den Sohn meines Bruders."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Sechzehnter Band,

Juli bis Dezember

1839.

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Preis des Jahrganges (Berlin, in der Expedition der Allgemeinen Preußischen Staats-Zeitung, so wie bei allen Königl. Post-Aemtern ohne Erhöhung) drei Thaler Preuß. Cour.

Inhalts-Verzeichniß.

— Was ist ein Gentleman? — Der Nordamerikanische Locofoco. — Sainte Beuve's literarische Portraits. — Chinesische Warnung vor dem Gebrauche des Opiums. — Deutsche Beiträge zu Savoye's Panorama de l'Allemagne. — Göthe auf dem Stralauer Fischzug und unter den Nordamerikanischen Wilden.

August: Abgerissene Gedanken der Gräfin Blessington. — Capitain Marryat und die Nord-Amerikaner. — Heilkraft der Musik. — Aehnlichkeit zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten. — Savigny und Ranke in Frankreich. — Rasches Leben der Amerikaner. — Literarisches aus London. — Republikanische Courtoisie eines Theater-Direktors. — Don Juan und die Zauberflöte in der ersten Französischen Bearbeitung. — Schwierigkeit der Uebersetzung musikalischer Texte. — Mexikanische Mumien. — Die Holländische Literatur. — Ein Russischer Winterabend. — Die Pariser musikalische Zeitung. — Ein zweiter Wilhelm Tell. — Dante und die katholische Philosophie des dreizehnten Jahrhunderts. — Kunstdenkmale zu Ehren der Könige Mieczyslaw und Boleslaw. — Amerikanische Betriebsamkeit. — Italiänische Geschichtsforschung. — Polnische Kanzelredner.

September: Delphine Gay-Girardin. — Neue Würdigung Gluck's in Frankreich. — Flamändische Sprache und Literatur. — Bevölkerung und Einkünfte des Britischen Indien. — Mailands literarische Thätigkeit. — Portugiesische Geschichtsforschungen. — Theologische Schriften in Frankreich. — Englisches Urtheil über die Deutsche Vierteljahrschrift. — Persische Reisebeschreibung von Europa. — Washingtons Korrespondenz. — Deutsche Geschichtswerke in Italien. — Der erste Schottische Komponist. — Zur kirchlichen Statistik von Frankreich. — Die neue Lelia. — Versuch einer Französin über die Italiänische Literatur. — Die Geschichte der Stuarts.

Oktober: Der Pariser Buchhändler. — Deutscher Nachdruck. — Sydney Smith und die Weisheit der Vorfahren. — Zur Gefängniß-Statistik. — Das wandernde Daguerreotyp. — Deutsches Sprach-Element in Belgien. — Aus Dänemark. — Unterricht in Frankreich. — Angelsächsische Literatur. — Schuler's Geschichte in der Schweiz. — Deutscher Wein und Sang in Nord-Amerika. — Geburts- und Sterbeliste der ganzen Erde. — Literarische Oede in Portugal. — Cooper und seine Abstammung. — Englisches Urtheil über die kosmopolitische Wirksamkeit der Deutschen. — Friedrich Rückert. — Loewe Almquist. — Lichtbilder und Konjekturen. — Spencer contra Jacobi. — Klöster in England.

November: Angelsächsische Literatur. — Romantische Schlösser in Frankreich. — Neue Theorie von Sonne, Mond und Erde. — In Sachen des internationalen Nachdrucks. — Melanchthon in Frankreich. — Geselliges Leben in Deutschland. — Italiänische Conversations-Lexika. — Ein Urtheil über Russische Fabrikwaaren. — Calderon und der Nachdruck. — Strauß und der Holländische Buchhandel. — Der Kampf um die Sylphide. — Zwei neue Englische Schauspiele. — Komprimirter Torf. — Das Leben einer vom Glück begünstigten Frau. — Wissenschaftliche Vereine in London. — Dramatische Musik in England. — Die Schule für das Studium mittelalterlicher Handschriften in Frankreich. — Vattel's Völkerrecht.

Dezember: Der König in Thule. — Dramatische Symphonieen. — Ein Irländer über Deutschland. — Die Versammlung in Pisa. — Bühnen-Demoralisation. — Russische Theater-Encyklopädie. — Verschiedenartiger Erfolg zweier Zeitungs-Annoncen. — St. Marc Girardin und Gans. — Phantastische Dramen. — Das Wort „Statistik". — Benvenuto Cellini. — Professor Lerminier und die Deutschen Zeitungen. — Der Rhein und der Englische Humor. — Ungarn, jetzt das Land der Touristen. — Das Jahr 40. — Komprimirter Torf. — Hindustanische Literatur in Frankreich. — Wissenschaft und Industrie. — Allan Cunningham.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 78. Berlin, Montag den 1. Juli 1839.

Frankreich.

Das Polignacsche Ministerium und die Kammern.

Nach der Histoire de la Révolution de 1830. *)

In der ersten Zeit seiner Wirksamkeit verrieth das Ministerium nicht im Geringsten die Absicht, irgend einen Gewaltstreich auszuüben. Vielmehr zeigte die Thätigkeit der verschiedenen Departements eine Tendenz, Verbesserungen einzuführen. Eine Ordonnanz hatte ein neues Verzeichniß der Militair-Pensionen für die Land-Armee festgestellt, nach welchem man sich seit langer Zeit gesehnt hatte. Eine andere Ordonnanz vereinigte die beiden General-Conseils des Handels und der Manufakturen in ein einziges, gab den Privilegien dieses Conseils eine größere Ausdehnung und ordnete zugleich den Wahl-Modus ihrer Mitglieder. Und kaum war Herr von Guernon-Ranville Minister des öffentlichen Unterrichts geworden, als er in allen Gemeinden des Königreiches Elementarschulen einführte und Hülfsquellen schuf, um die Verbreitung des Unterrichts zu fördern. Gleichzeitig lieferte Herr von Chabrol eine Darstellung der finanziellen Lage Frankreichs, in welcher er die finanzielle Verwaltung seit der Restauration mit großer Klarheit schilderte.

In keinem Regierungs-Akte zeigte sich ein unlauterer Zweck, vielmehr war das Streben nach materiellen Verbesserungen des Landes vorherrschend; ja, das Ministerium schien sich eifrig zu bemühen, durch Konzessionen dem moralischen Tadel, welchen man ihm bei seiner Entstehung gemacht hatte, alle Geltung zu nehmen. Alle Wahlen des Herrn von Polignac zu den Ambassaden waren in ziemlich liberalem Sinne. Herr von Laval-Montmorency folgte ihm selbst am Londoner Hofe, Herr von Rayneval ging nach Wien, und Herr von La Ferronays wurde Gesandter in Rom.

Worin lag nun der Grund jener Besorgnisse, die dieses Ministerium einflößte? Frankreich fürchtete die Namen seiner Mitglieder. Nach einer solchen Geschichte, wie sie das Französische Volk durchlebt hatte, gab es keinen alten Namen, dessen Klang nicht an Ruhm oder Schmach, an Despotismus oder Freiheit erinnerte. Der Name Polignac weckte das Andenken an so manches merkwürdige Wort, an so manche Handlung, welche den constitutionnellen Prinzipien entgegenstrebte. Nach solchen Erinnerungen erwartete man ein ähnliches Verfahren. Die Minister aber waren nach dieser Seite hin unthätig.

Diese Unthätigkeit unterdrückte jedoch nicht die Gährung in den Gemüthern. Man überredete sich, daß sie nur gewaltsame Entwürfe verschleiern sollte. Das öffentliche Mißtrauen ward in dieser Hinsicht durch Schriften gesteigert, welche der Königlichen Autorität den weitesten Umfang gaben, welche ein absolutes Königthum forderten. Im Falle eines Widerstandes gegen die Pläne der Krone predigte man eine Ausdehnung des 14ten Artikels der Charte, welcher dem Könige das Recht gab, die zur Vollziehung der Gesetze und zur Sicherheit des Staats nöthigen Verfügungen und Verordnungen zu erlassen. Man schob diesem Artikel die Bedeutung unter, daß das Staats-Oberhaupt, die Sicherheit des Staates für gefährdet haltend, das Recht habe, zu illegalen Maßregeln seine Zuflucht zu nehmen. Solchen Doktrinen huldigten vorzüglich die „Quotidienne" und die „Gazette de France", welche beide für Organe der royalistischen Meinung galten, beide von der Nothwendigkeit redeten, die Feinde des Königthums zu schwächen, beide die Möglichkeit aussprachen, einen legitimen Staatsstreich auszuführen, um die Verfassung aufrecht zu erhalten. Außer diesen Blättern, denen sich noch der „Universel" anschloß, traten damals mit derselben Tendenz zwei Broschüren ans Licht; die eine, von einem Herrn Cottu verfaßt, forderte, im Sinne des Fürsten Polignac, eine Umgestaltung der öffentlichen Angelegenheiten durch Ordonnanz, eine Rückkehr zu der konstituirenden Gewalt, welche, wie man sagte, dem Königthume anhafte. Die zweite Broschüre, welche einen Herrn Madrolle als ihren Urheber nannte, griff mit aller Heftigkeit das constitutionnelle Gebäude an, schilderte die Presse als verbrecherisch, die Wahlen als aufrührerisch, die Königlichen Gerichtshöfe in offenbarer Revolution, die Magistrats-Personen als Frondeurs. Es wurden solche Schritte vom Ministerium nur schwach desavouirt; man schenkte ihnen in den vertraulichen Zirkeln der Minister Beifall, und seitdem glaubte man, mit Recht oder Unrecht, daß jene Doktrinen der Grundgedanke des Kabinets wären und, wenn es sie nicht realisirte, ihm noch nicht die rechte Zeit gekommen zu seyn schiene. Die Opposition erblickte in dem früheren Ministerium, dem Ministerium Martignac, das Prinzip der legalen Ordnung, unter der Leitung der öffentlichen Kritik; in dem gegenwärtigen das Prinzip der Contrerevolution, die ihre Stütze in einer Faction finde, welche, seit vierzig Jahren besiegt, das alte Regime zurückführen wolle.

Als das Ministerium sah, wohin die Schriften seiner Anhänger führten, trat die Regierung den Anschuldigungen der Opposition offiziell mit absolutem Widerspruch entgegen; sie beklagte sich darüber, daß man ihr strafbare Absichten unterlege, ohne ihr irgend eine Handlung nachweisen zu können, welche zu solcher verhaßten Annahme berechtigte; sie bezeichnete die Angriffe der Presse als einen ruchlosen Krieg, der selbst den Thron bedrohe, die freie Ausübung der Königlichen Prärogative in Frage stelle und die Ruhe und das Glück des Landes gefährde. „Aber trotz dieses aufrührerischen Geschreis", sagt die Regierung im Moniteur, „werden die Minister nicht weichen von der Bahn, welche ihnen Ehre und Pflicht vorzeichnen; sie werden sich des Fürsten würdig zeigen, der sie erkoren hat; sie kennen seinen unerschütterlichen Willen, die durch seinen erhabenen Bruder gewährten Institutionen zu befestigen. Die Charte ist für Frankreich ein Pfand des Friedens, und für das Haus Bourbon ein Denkmal des Ruhms: die Minister werden die Freiheiten befestigen, welche sie heiligt; sie werden den Rechten der Krone Achtung zu verschaffen wissen."

Daß man solchen Worten keinen vollen Glauben schenkte, daran waren besonders die ministeriellen Blätter selbst Schuld. Wenn die liberale Opposition auf die Adresse der Deputirten-Kammer hinwies, welche das Prinzip der Freiheit und Legitimität stützen und Frankreichs Widerwillen gegen das gegenwärtige Ministerium aussprechen würde, so antworteten jene Blätter: „Laßt sie nur kommen; der König wird sie zur Seite legen, sich nicht um sie kümmern; die Minister werden nichtsdestoweniger ihre Bahn gehen; sie sind nicht die Leute, welche sich zurückziehen, sobald man sie darum gebeten haben wird." Eine solche Antwort konnte nur reizen; sie war eine Antwort auf Alles, selbst auf die feierlichste Erklärung des Landes; sie enthielt den Sturz der Monarchie.

Leider war hinsichtlich der Repräsentativ-Verfassung der König Karl X. von ähnlichen Ansichten durchdrungen. Er wollte herrschen. Als eines Tages ein Minister ihn von der Nothwendigkeit, eine Majorität in der Kammer zu haben, überzeugen wollte und ihm sagte: „Ew. Majestät müssen wissen, daß dies in England auch Praxis ist", erwiederte lebhaft der König: „Freilich, aber in England haben die Kammern den König gemacht, hier aber der König die Kammern."

Unterdessen hatten in dem Zwischenraume der beiden Kammer-Sessionen einzelne Wahlen stattgefunden. Unter mehreren zu wählenden Deputirten hatten fünf ministerielle Kandidaten den Sieg davongetragen, zu Albi, Laval, Marseille, Nantes und Issengeaux. Zu den beiden letzten Städten wurden zwei Organe der royalistischen Meinung gewählt, Dudon und Berryer der Jüngere. Aber eine merkliche Niederlage erlitt die Regierung zu Bordeaux, wo Bosc sich wählen ließ, als Ersatz für Herrn Ravez. Bei dieser Gelegenheit fielen tumultuarische Auftritte vor. Ravez, vor kurzem zu Bordeaux noch so populair, erfuhr einige Mißhandlungen. Betroffen über eine so gewaltige Reaction, rief er aus: „Das ist keine Krise, sondern ein Brand in dem politischen Körper."

Zu den Elementen der öffentlichen Aufregung fügte der strenge Winter von 1830 noch das Elend der arbeitenden Klasse hinzu. Bei dieser Gelegenheit zeichnete sich die Königliche Familie durch ihre Wohlthätigkeit aus, welche eine ihrer charakteristischen Tugenden ist. Der erste Januar dieses Jahres sah dem Hofe viele pflichtgemäße Glückwünsche darbringen, welche indessen die Menge nicht mehr täuschen. Unter diesen Gratulationen zeichnet sich besonders eine aus, sowohl durch den Charakter,

*) S. Nr. 45 des „Magazins", wo wir das erste Kapitel dieses Werkes mitgetheilt haben. Gegenwärtige Auszüge sind nach dem zweiten Kapitel bearbeitet.

welchen der huldigende Redner seinen Worten leiht, als durch die Antwort Karl's X. Es war der Glückwunsch, welchen, an der Spitze einer Deputation des Königlichen Gerichtshofes, dessen Präsident, Herr Seguier, darbrachte. Nachdem dieser von den Verdiensten gesprochen hat, welche die Vorfahren Karl's X. sich um das Land erworben, fährt er fort: „Ludwig XVIII. hat durch die Gewährung der Charte das vollendet, was Ludwig XVI. zu vollführen gedachte, was seine Vorfahren, nach den Fortschritten der Menschen und der Zeiten, entworfen hatten. Ew. Majestät wird diese Wohlthat befestigen; wäre die Freiheit in Gefahr, so würde sie bei dem Thron ein Asyl finden; die Freiheit ist eine Freundin der Ordnung und den Gesetzen unterthan; sie wird nicht durch die Gewalt der Regierung bedroht. Diese allein schuf jene Freiheit, kann allein sie nur leiten und aufrecht erhalten; ihre Feinde sind die, welche sie irre führen; ihre Gefahren beruhen in ihrem Uebermaß." Der König, noch voll der Erinnerung an die jüngst erfolgte Freisprechung des angeklagten Journal des Débats, forderte in seiner Antwort die Magistratspersonen auf, „ihre wichtigen Pflichten als Richter nie zu vergessen und sich des Zutrauens würdig zu machen, welches ihnen ihr König bewiesen hätte." — Als diese Deputation auch der Dauphine ihre Huldigung darbringen will, zeigt diese ihre Ungeduld durch eine Bewegung ihres Fächers und begnügt sich, zu sagen: „Passez". Ein unvorsichtiges Wort, an jene Beweise von Unzufriedenheit erinnernd, welche die Fürsten der älteren Französischen Monarchie den Gerichtshöfen zu erkennen gaben, die sich ihrem Willen nicht beugen wollten.

Schon längst hatte das Publikum der Ordonnanz im Moniteur entgegengesehen, welche das Zusammentreten der Kammern anzeigen würde. Das Zögern dieser Ankündigung wurde dem Ministerium als Mangel an Muth ausgelegt, vor die Kammern zu treten, aus deren Minorität es hervorgegangen wäre. Diese Zusammenberufung sey, sagte die Opposition, das Todesurtheil des Ministeriums, welches in der Gegenwart der Kammern alles das verlieren müßte, wodurch es sich bisher gehalten hätte: sein Schweigen und seine Unthätigkeit; hier müßten die Minister ihre politischen Grundsätze aussprechen, die nur ihren Sturz herbeiführen könnten. Wie die dreißig Tyrannen in Athen durch Lysander's Hülfe emporgekommen seyen, so auch die gegenwärtigen Minister durch Hülfe eines fremden Lysander (Wellington). Diese hätten Frankreich aus einem künftigen Gebieter Europa's zu einem Lehnstaate von England gemacht. Der Fürst Polignac habe aus den Händen Wellington's die Wahl des Herzogs von Sachsen-Koburg zum Könige von Griechenland als eine schon bestimmte angenommen, obwohl Rußland die Wahl an Frankreich überlassen habe. Ja, das Journal des Débats geht so weit, den Franzosen dasselbe zuzurufen, was Lysias den Athenern zurief, als er die dreißig Tyrannen anklagte: „Bürger, ihr habt gesehen, ihr habt gehört, ihr habt gelitten, ihr seyd Herren. Urtheilet. Denn die Minister wollen den König vom Volke trennen, an die Stelle der Majorität den König setzen: der König ist die Majorität. Daher verweigert das Budget; diese Gerechtigkeit fordern nicht die Franzosen, sondern die Politik." „Vor die Kammern gestellt", fuhr die Opposition fort, „würde sich das Ministerium mild und nachgiebig zeigen, nur Worte des Friedens und der Freiheit verkünden, würde sich hüten, ein neues Wahlgesetz vorzuschlagen oder ein neues Gesetz, um der Presse ihre Kraft zu benehmen; sie fürchtete, daß die Kammern nur berufen würden, um das Budget allein zu votiren."

Als endlich die erwartete Ordonnanz am 7. Januar im Moniteur erschien, welche aber erst auf den 2. März die Kammern berief, so glaubte man jene Besorgnisse gerechtfertigt, namentlich, daß aus Mangel an Zeit das Budget nicht gehörig diskutirt werden möchte.

Das Ministerium mochte deshalb die Versammlung der Kammern so weit hinausgeschoben haben, um in der Zwischenzeit sich die Unterstützung mancher Mitglieder aus verschiedenen Parteien zu gewinnen. Jenes suchte sich allen Parteien zu nähern. Die feinen Manieren des Fürsten Polignac riefen in das Ministerium des Auswärtigen Deputirte von verschiedenen Parteien. Herr von Courvoisier erneuerte seine alten Beziehungen zu dem linken Centrum, fand aber nur Weigerungen. Herr von Chabrol hatte sich gleichfalls an Mitglieder des rechten Centrums gewandt, an Roy und Martignac, um die Verwaltung in größere Harmonie mit der Krone zu bringen. Auch den Herren Delalot, Pasquier, selbst Decazes, wurden Vorschläge gemacht; aber alle diese Versuche scheiterten, weil es zu spät war. Die Restauration hatte sich in solche Gefahr begeben, daß Niemand mehr ihrem Geschicke sich anschließen wollte. Der größere Theil war so von der Idee des Widerstandes durchdrungen, daß sein Sieg nicht lange zweifelhaft bleiben konnte. — Die Presse war aus der Anklage des Ministeriums gegen ihre heftigen Angriffe siegreich hervorgegangen; das Journal des Débats war in alle seine Rechte wieder eingesetzt. Was vermochten gegen seine energische Thätigkeit drei oder sechs Monate Gefängnißstrafe, mit der einige seiner Mitarbeiter belegt wurden? Ueberall erscholl derselbe Ruf. Der Königliche Gerichtshof in Paris hatte durch sein Urtheil ein großes Prinzip festgestellt, daß die Steuern nicht anders erhoben werden könnten, als wenn sie legaliter verwilligt wären. Das Land nahm so seine Maßregeln; überall war man auf den Fall einer plötzlichen Auflösung vorbereitet.

Inmitten dieses allgemeinen Widerstandes erwog die unglaubliche Gutmüthigkeit des Fürsten Polignac nicht seine Lage; vielmehr wähnte er Triumph über alle Hindernisse. Der Plan des Ministeriums war, den neuen Kammern nur Gesetze von unbestreitbarem Nutzen vorzulegen und ihnen wichtige Reductionen im Budget vorzuschlagen. Freilich war auch kein Zweifel, daß man früh oder spät eine Veränderung des letzten Preßgesetzes, das die Censur abgeschafft hatte, und den Vorschlag eines neuen Wahlgesetzes versuchen würde. Andere Pläne hatte außerdem Herr von Polignac noch im Sinne. Er beabsichtigte, durch Aufhebung des doppelten Votums der Wähler und der Wahl der Deputirten auf sieben Jahre ganz genau in die Schranken der Charte zurückzukehren, außerdem das Alter der Wählbarkeit auf das 25ste Lebensjahr zurückzuführen. Diesen Plan theilte er mehreren Deputirten mit, namentlich dem Deputirten Ternaux. Durch diese Mittel hoffte er, im Stillen eine völlige Umgestaltung des Wahlgesetzes zu erwirken, aber auch eine hinreichende Majorität in der Kammer zu erhalten, um ohne Veränderung das Ende der Session erreichen zu können, eine Epoche, in der das Zusammenwirken einer homogenen und ergebenen Verwaltung, der Ruhm der Französischen Waffen, den diese in Afrika davontragen würden, und vielleicht gelungene Veränderungen in der Gesetzgebung ohne großen Nachtheil den kühnen Schritt zu neuen Wahlen gestatten würden.

So die Pläne des Ministeriums. Ein Ereigniß, das die Geschichte dem Nachdenken der Staatsmänner nicht genug empfehlen kann, zerstörte die Oekonomie dieses Planes.

Die neue Kammer trat fast unter denselben Verhältnissen und mit denselben Ideen, wie die früheren, zusammen. Doch entdeckte man in ihr einige Kapazitäten. An der Spitze den jungen Berryer, zu Puy unter dem Schutze des Herrn von Polignac erwählt, ein glänzendes Talent. Sohn eines ausgezeichneten und geachteten Rechtskundigen, hatte Berryer als Advokat nur glänzende Erfolge gehabt und entäußerte sich auf der Rednerbühne jener Formen, welche nur zu oft den ausgezeichneten Redner vor dem Richterstuhle begleiten. Sein Eifer hatte sich vorzüglich in der Vertheidigung verschiedener Individuen beurkundet, gegen welche politische Anklagen erhoben waren, und in der Vertheidigung der Freiheit der Presse. Eine ziemlich lebhafte Neigung zum Vergnügen hatte der Entwickelung seines reichen und höher strebenden Talentes nicht geschadet. Seine ersten Worte auf der Tribüne, welche nach einem Ausdrucke von Royer-Collard eine parlamentarische Macht erweckten, wurden mit lebhaftem Beifalle aufgenommen.

Dudon hatte zu Nantes triumphirt; ein trauriger ministerieller Kandidat, ein offenbarer Repräsentant der unglücklichen Richtung der Regierung.

Zugleich war Guizot durch das Kollegium zu Lisieux erwählt; der Professor hatte den Sieg über den Minister des öffentlichen Unterrichts errungen. Zum ersten Male erschien er in der Kammer. Wenn man von einem Studium zu sehr eingenommen ist, so erzeugt sich gar leicht eine gewisse Weise der Anschauung und des Urtheils über die Ereignisse, welches sie der Ansicht nähert, die man sich einmal gebildet hat. Das Sinnbild von 1688 trat stets entgegen; man suchte es überall, mitten in Ereignissen, welche sich von dem Englischen unterscheiden, und bei einem Volke, welches dasselbe wohl nie gewollt hat. Uebrigens wurde die Wahl des Herrn Guizot von der doctrinairen Partei als ein Sieg betrachtet; seine Bewerbung wurde durch den Temps und das Journal des Débats vorzugsweise unterstützt.

So wuchs die Opposition, schloß sich enger an einander, besonders durch die Bande eines gemeinschaftlichen Zweckes. Freilich unterschied sich diese in ihren einzelnen Schattirungen. Die Partei der Defection huldigte nicht denselben Prinzipien, wie das linke Centrum, und dieses wiederum nicht denen seiner äußersten rechten Seite. Diese hatte das Ministerium getäuscht, hatte mit dem rechten Centrum Unterhandlungen angeknüpft, das seine Beistimmung aussprach. Gleichwohl war hiervon ein kleiner Kern ausgenommen, der sich um Herrn von Martignac sammelte. Die Partei der Defection hatte auf jeden Vergleich verzichtet, weil ein solcher nur Verdruß über verlorene Stellungen erzeugte. Das linke Centrum bildete eine eben so kompakte Masse, mit Ausnahme von zwei bis drei Vereinigungen, welche durch keine rühmliche Mittel erworben waren. Uebrigens lösen Majoritäten sich nicht so leicht auf. Wenn eine Partei unter Männern von Fähigkeit sich vollkommen ausbildet, so möchte eine schwache Regierung sie nicht auflösen können. Hätte das Ministerium eine Ahnung von diesen Schattirungen gehabt, welche die Majorität theilten, so würde es auch eingesehen haben, daß diese Nüancen zwar begründet waren, aber auch dasselbe Bedürfniß fühlten, das Bedürfniß, sich einer Verwaltung zu entledigen, welche schwer auf dem Lande lastete.

Blicken wir in das Innere des Ministeriums. Nicht alle Minister setzten in das Glück des Fürsten Polignac dasselbe Vertrauen. Der einfache gesunde Menschenverstand belehrte sie, daß, in Ermangelung der Majorität in der Kammer, sie zu gewaltsamen Schritten, zu Staatsstreichen, würden genöthigt seyn. Guernon-Ranville legte hiervon Rechenschaft in einer Note ab, welche er am 15ten Dezember 1829 an den Fürsten Polignac richtete. „Am Vorabend eines so ungleichen Kampfes zwischen dem Ministerium und den Kammern", schreibt Jener, „können mehrere Maßregeln ergriffen werden. Jedoch die eine, welche nach dem Glauben der Opposition in den Plänen des Ministeriums liegt, welche nach Gerüchten von der Ausführung eines Staatsstreiches gleichsam erwartet wird, welche endlich nach dem lebhaften Wunsche einiger unvorsichtiger Royalisten von der Regierung ergriffen werden soll — diese Maßregel würde in einer

Auflösung der Kammer, einer Zusammenberufung einer neuen, in der Umwandlung des Wahlgesetzes auf dem Wege der Ordonnanz, in der Aufhebung der Preßfreiheit und in der Wiederherstellung der Censur bestehen. Ich weiß nicht, ob ein solcher Schritt die Monarchie retten würde, aber es würde ein äußerst gewaltsamer Staatsstreich seyn, eine offenbare Verletzung des 35sten Artikels der Charte, eine Verletzung des Eides. Ein solcher Entschluß kann weder dem Könige, noch gewissenhaften Ministern zusagen. Von einer anderen Seite würde eine solche Maßregel nicht hinreichend motivirt seyn. Die liberalen Journale bedrohen uns zwar mit einer sehr feindlichen Opposition, aber diese Journale sind nicht die anerkannten Organe der Kammern. Andere fordern uns zu diesem äußersten Mittel auf; die Revolution drohe Alles umzustürzen, wenn wir uns nicht beeilten, sie zu fesseln. Die Gefahr scheint mir jedoch nicht so drohend; ich hege wenig Vertrauen zu Männern, die ohne Beruf den Staat lenken wollen. Vielleicht möchten einst die, welche uns gegenwärtig zu so gewaltsamen Schritten drängen, sich unseren Feinden anschließen, um von uns Rechenschaft zu fordern, wenn der Erfolg ihren Erwartungen nicht entsprechen sollte, möchten uns vorwerfen, daß wir so eitlem Schrecken nachgegeben haben, anstatt zu erwarten, daß diese Kammer, welche sich so feindselig ankündigt, durch ihre Handlungen sich ausspreche."

Unmöglich konnte man glauben, daß die Herren Courvoisier und Chabrol sich einem Systeme anschließen würden, welches das Land zerrütten und die öffentlichen Freiheiten erschüttern würde. Jedoch die Thronrede sollte der Ausdruck dieser schwierigen Lage seyn; in welchem Sinne sollte sie abgefaßt seyn? sollte sie Drohungen enthalten, um die Kammer zu schrecken? Das Ministerium neigte sich zur Mäßigung. Aber außerhalb des Conseils leitete eine geheime Macht den König. Die fromme Umgebung des Königs trieb ihn zu Gewaltstreichen. Der Dauphin, die Dauphine und selbst der Herzog von Orleans, wie man erzählt, bei den seltenen und geheimen Gelegenheiten, in welchen Karl X. mit ihm von Staats-Angelegenheiten sprach, bewogen ihn, sich als König zu zeigen. „Das müßte mit der Revolution endigen", rief diese kleine Camarilla, welche den alten König umgab und auf die der Päpstliche Nuntius allmälig Einfluß gewann. Man wollte, man duldete keinen Widerstand mehr. In diesem Sinne hatte der König am ersten Januar den Königlichen Gerichtshof zur Pflicht ermahnt, hatte die Dauphine das unvergeßliche Wort: Passez gesprochen.

In diese Epoche fällt auch die Ernennung von sieben Pairs: keine Beförderung aus politischen Gründen, sondern eine Erfüllung alter Zusagen; allein da sie auch Männer traf von absolutistischer Gesinnung, so mochte sie, namentlich kurz vor dem Zusammentreten der Kammern, nicht günstig auf die Gemüther wirken. Beugnot hatte seit den frühesten Zeiten der Restauration Anspruch auf diese Würde, konnte sie jedoch unter Ludwig XVIII. nicht erlangen; für die Annahme der Präsidentschaft des Handelsbüreau belohnte man ihn gegenwärtig mit der Pairie. Man gab ihm diese Stellung, um das Wort zu führen; denn Niemand besaß in einem höheren Grade dieses Talent, Annäherungen einzuleiten und die Meinungen, welche durch Konzessionen getrennt waren, zu schattiren. Herr von Vitrolles, seit langer Zeit als ein erklärter Anhänger der unumschränkten Königlichen Gewalt bekannt, hatte ebenfalls das Königliche Wort für die Pairie. Bis dahin war er durch Hrn. v. Villèle von jeder politischen und parlamentarischen Stellung entfernt gehalten worden; der frühere Conseil-Präsident hatte ihn nach Florenz verbannt. Herr von Vitrolles war gleichfalls ein geschickter Unterhändler zwischen Menschen und Parteien.

Uebrigens war diese Erhebung, um die Majorität zu gewinnen, nicht nöthig. Das System des 8. August fand ohne blinde Zuneigung eifrige Anhänger in der Pairskammer, so daß sie keinen drohenden Widerstand erheben konnte. Das Ministerium suchte die alte kardinalistische Partei an sich zu ziehen und übertrug, um sich ihrer zu sichern, die vakante Kanzlerwürde dem Herrn von Pastoret, welchem sie vorlängst verheißen war. Herr von Pastoret war keine Verstärkung, aber er übte einen gewissen Einfluß auf die neutralen Meinungen der Pairie.

Je nachdem die Sitzung näher heranrückte, wuchs die Kraft der Majorität. Man glaubte sogar einmal, daß Herr Roy in Gegenwart der Kammer mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt wäre; jedoch diesem war nicht so, und das Ministerium entschied sich, die Session abzuwarten. Zunächst mußte man sich mit der Thronrede beschäftigen. Nach dem Gebrauche verfaßte jeder Minister den Theil, welcher sein Ministerium anging, und eine schließliche Redaction übernahm Courvoisier, welcher mit einiger Gewandtheit schrieb. Der letzte Theil der Thronrede jedoch wurde nicht durch die Minister verfaßt, sondern war gleichsam auf Befehl niedergeschrieben. Er kam von dem Comité des Innern, welches ein wenig mehr, als die Minister regierte. Man wandte keine andere Mittel an, als Drohung, um den politischen Zorn der Kammer zu dämpfen; man rechnete nicht nur auf die Worte der Thronrede, sondern auch auf den festen und hellen Accent, mit welcher sie gesprochen wurde. Der König ließ sie sich zwei Tage vor der Eröffnung der Kammern geben, um sie mit lauter Stimme zu lesen und sie seinem Gedächtnisse einzuprägen.

Die Deputirten strömten nach Paris. Man sah wohl, daß der Kampf entscheidend seyn würde und alle nicht zu fern stehende Parteien sich genähert hatten, um ihn mit dem Ministerium durchzufechten, die Einen mit Gewalt, die Anderen mit Vorsicht und mit der Bewahrung der schicklichen Formen; über die Wahl der Personen verstand man sich vollkommen. Die linke Seite, das linke Centrum und die Partei der Defection waren über ihre Kandidaten einig.

Uebrigens stellten die Thronrede und die ihr folgende Adresse nicht nur den persönlichen Kampf zweier feindlicher Meinungen dar, sondern große Prinzipien in offenbarer Feindseligkeit gegen einander. Auf der einen Seite die Königliche Souverainetät, auf der anderen die parlamentarische. Dieser Gesichtspunkt leiht der gegenwärtigen Diskussion ein besonderes Interesse einer Geschichte der Repräsentativ-Verfassung.

Peter der Große in Frankreich.

Schon unter Ludwig XIV. hatte Peter der Große gewünscht, Frankreich kennen zu lernen; aber der König war nicht sehr geneigt, in seinen alten, sorgenvollen Tagen, wo sein Ruhm schon zu erbleichen anfing, einen Souverain zu empfangen, der weit aus dem Norden herkam, um sich die Herrlichkeiten, die man ihm von dem Hofe des großen Königs erzählt, in der Nähe anzusehen. Im Jahre 1717 aber war Ludwig XIV. todt, Ludwig XV. war noch Kind, der Regent liebte den Glanz und die Repräsentation, und überdies hatte der Zaar einen seit Ludwig XIV. beispiellosen Ruhm von einem Ende Europa's bis zu den fernsten Gränzen Asiens; diesmal sollte sein Wunsch in Erfüllung gehen. Nachdem er Holland, Deutschland und England besucht, konnte seiner Reise nach Frankreich, dessen Vorrang unter den civilisirten Nationen damals unbestrittener war als jetzt, kein ernstes Hinderniß mehr entgegenstehen.

Zum ersten Male vielleicht verließ ein Monarch seine fernen Staaten, nicht um zu sehen und sich sehen zu lassen, sondern um die Künste zu lernen, die zur Beförderung des Handels und der Schifffahrt nothwendig sind, jener beiden großen, segensreichen Leidenschaften, die den Gründer des Russischen Reichs erfüllten.

Dünkirchen war der Hafen, wo Peter I. am 21. Mai 1717, von seinem Gefolge begleitet, ans Land stieg. Um ihn würdig zu empfangen, hatte der Regent Bagage-Wagen, eine große Zahl von Karrossen, die reichsten Equipagen des Königs, mit dem Befehl, dem Zaar wie dem Könige selbst zu dienen, zu seiner Disposition gestellt. Der Marquis von Neele kam in Calais zu ihm, um die Honneurs der Reise bis Beaumont zu machen; von da aus sollte ihn der Marschall von Tessé nach Paris begleiten. Diese Beweise der Ehrerbietung schienen dem Zaar ganz natürlich, und während seines ganzen Aufenthalts in der Hauptstadt zeigte er niemals Verwunderung über das strenge Ceremoniell, das man gegen ihn beobachtete.

„Dieser Fürst", sagt ein historischer Bericht, der dem Zaar selbst gewidmet und von dem Verfasser des neuen Mercure François geschrieben ist, „kam zwischen neun und zehn Uhr des Abends nach Paris, als der König schon zu Bette war. Er war überrascht, die Straßen Saint-Denis und Saint-Honoré illuminirt und eine zahllose Menge an den Fenstern und auf den Plätzen zu sehen."

Man hatte ihm zwar im Louvre mit einem Aufwand, der seines Ranges würdig war, Zimmer eingerichtet, gleichwohl hielt man es für gut, das Hotel de Lesdiguières, das dem Marschall von Villeroy gehörte, für ihn bereit zu halten. Man glaubte, der Zaar würde sich in einem Hotel, das er ganz allein bewohnte, behaglicher fühlen als im Louvre. In Gemäßheit der getroffenen Anordnungen, begleitete der Marschall Tessé den Kaiser, den er in Beaumont empfangen hatte, nach Paris und führte ihn noch an demselben Abend um neun Uhr ins Louvre. Der Marmor, die reiche Beleuchtung der Zimmer, die Krystall-Girandolen, die Vergoldungen der Plafonds und Thüren, die Karmoisinfarbe der Tapeten, dies Alles ermüdete ihn so sehr, daß er sich auf der Stelle ins Hotel de Lesdiguières begeben wollte. „Als er in den Saal (einen Saal im Louvre) getreten war, wo er zwei Tische, jeden zu sechzig Couverts, fand, sah er sie an und verlangte ein Stück Brod und Salz, kostete fünf bis sechs Weinsorten, trank zwei Gläser Bier aus, wovon er ein großer Freund ist, und indem er die Augen auf die vielen Herren und anderen Personen warf, von denen die Gemächer voll waren, bat er den Herrn Marschall von Tessé, ihn in das Hotel de Lesdiguières, nahe am Zeughaus, führen zu lassen." Auch dies Hotel war seinem streng einfachen Geschmack noch zu reich geschmückt. Er verschmähte die reichen Möbel, die auf Befehl des Regenten hingestellt waren, besonders das Bett von Gold und Seide, das für ihn bestimmt war, ließ sich vielmehr sein eigenes Feldbett bringen und legte sich darauf halb angekleidet, wie er bei der Armee zu thun pflegte.

Seine Person entsprach vollkommen seinem Geist; Strenge und Genialität sprachen sich in seiner Physiognomie und in seinen Handlungen aus. Groß, mager, mit schwarzem Asiatischen Auge und röthlichem Teint, hatte er zuweilen nervöse Anfälle, die auf Augenblicke alle Winkel und Muskeln seines Gesichts in Bewegung setzten. Wenn er diese Zuckungen bemerkte, unterdrückte er sie und verbarg sie unter einem erzwungenen, aber höchst graziösen Lächeln.

„An demselben Tage fuhr der Zaar in einer nur mit zwei Pferden bespannten Karosse aus und begab sich nach dem Zeughaus, nach der Place-Royale, nach dem Viktorienplatz, den er abzeichnete und die Inschriften darauf las, und von da auf den

Platz Ludwig's des Großen, dessen Reiter-Statue er bewunderte. Er besuchte den Zimmermann des Königs, sah seinen Arbeitern zu und arbeitete mit ihnen, indem er sich nach dem Namen und dem Gebrauch der verschiedenen Werkzeuge erkundigte; er ging auch zu dem Tischler des Königs, wo er seine Bemerkungen machte. Peter hatte den Tag vorher den Herzog von Antin ersucht, ihm eine Beschreibung aller Merkwürdigkeiten von Paris zu besorgen: zwei Stunden darauf brachte ihm dieser Herr ein sauber gebundenes Heft, welches alle Seltenheiten dieser großen Stadt enthielt; er nahm es, ohne es durchzusehen, aber als er es öffnete, war er angenehm überrascht, es ins Slavische übersetzt zu sehen, und er rief, nur ein Franzose sey dieser Aufmerksamkeit fähig."

„Der Herzog von Antin begleitete den Zaar nach der Königlichen Maler- und Bildhauer-Akademie, wo der berühmte Maler Coypel die Ehre hatte, ihm die verschiedenen Gegenstände, die einige Aufmerksamkeit verdienen, zu erklären. Den 16ten begab sich der Zaar in der Mittagsstunde nach dem Invaliden-Hause. Er grüßte jeden einzelnen Offizier und erwies ihnen die Ehre, sie seine Kameraden zu nennen."

Seine Kleidung ist bekannt: er trug eine Perrücke ohne Puder, einen dunklen Rock, keine Spitzen und niemals Handschuhe.

Dieser Fürst, der es nicht verschmähte, ganze Tage mit Handwerkern zuzubringen und ihre Arbeiten zu theilen, der gegen den Luxus und die Bequemlichkeiten unseres häuslichen Lebens so gleichgültig war, zeigte in Hinsicht der Etikette eine Strenge und Empfindlichkeit, die sich bis auf das Kleinste erstreckte.

Man erstaunt, wie es der Regent über sich gewann, sich allen Erniedrigungen einer Etikette zu fügen, welche den Fürsten, der sich besuchen ließ, fast zum Lakaien des fremden Fürsten machte. Der Zaar erklärte, er werde keinen Fuß über die Schwelle des Hotel de Lesdiguières setzen, ehe er vom Herzog von Orleans besucht worden, und der Herzog von Orleans beeilte sich, dem Zaar nachzugeben, der zwei Schritte entgegen geht, den Rücken dreht und zuerst in das Zimmer tritt, in welchem er sich obenan setzt. In der Oper empfand der Zaar Durst, der Herzog steht auf, holt Bier und präsentirt ein Glas auf einem Kredenzteller; nachdem der Zaar getrunken, nimmt er eine Serviette aus den Händen des Herzogs und wischt sich den Mund ab. Der Zaar kostete uns sechshundert Thaler täglich, den Dienst des Herzogs von Orleans mit eingerechnet.

„Den 30sten Mai lud der Herzog von Antin den Zaar zum Diner in Petit-Bourg ein; von da ging er nach Fontainebleau, wo Alles zu seiner Aufnahme bereit und eine Wolf-, Hirsch- und Eberjagd ihm zu Ehren angestellt ward."

„Die Reisen der Kaiser Karl IV., Sigismund und Karl V. in Frankreich sind lange nicht so berühmt geworden als Peter's des Großen Aufenthalt daselbst. Jene Kaiser kamen nur aus politischen Interessen nach Frankreich, und zu einer Zeit, wo die Künste noch nicht vervollkommnet genug waren, um ihre Reise zu einem merkwürdigen Ereigniß zu machen; als aber Peter der Große bei dem Herzog von Antin im Palais Petit-Bourg, drei Meilen von Paris speiste, und er am Schluß des Mahls sein eben erst gemaltes Portrait im Saal erscheinen sah, da fühlte er, daß die Franzosen besser als irgend ein Volk in der Welt es verstanden, einen so würdigen Gast zu empfangen."

Weder Voltaire, den wir hier zitiren, noch Saint-Simon und Dangeau sprechen von dieser Reise des Zaaren so ausführlich und umständlich, als der Mercure, obgleich alle Drei nach der strengsten chronologischen Ordnung in ihrer Erzählung streben. Ueberhaupt ist der Mercure die beste Quelle, aus der man schöpfen kann, wenn man die Geschichte der Zeit Ludwig's XIV., des Regenten und Ludwig's XV. kennen will, obgleich der Stil darin nicht sehr ausgezeichnet ist und das Urtheil nicht einmal an die niedrige Stufe der damals gestatteten Gedankenfreiheit reicht. Als Vater des Journalismus ist der Mercure im Verhältniß zu seiner Nachkommenschaft die Naivetät selbst.

Leon Gozlan. (R. d. P.)

Holland.

Ein Bild des heutigen Amsterdam.

Von Aug. Arnould.

Ich habe Amsterdam besucht und könnte dem Leser dreist versichern, daß ich ganz Holland besucht habe; denn wer in diesem Lande der Einförmigkeit eine Straße gesehen, der hat alle Straßen einer Stadt gesehen, und wem eine Stadt bekannt ist, dem sind alle Städte bekannt. Ich muß aber der Wahrheit die Ehre geben und sagen, daß ich weder in Arnheim, noch in Zütphen, Zwolle oder Deventer gewesen bin. Dieses freimüthige Bekenntniß, das mir Niemand zur Pflicht gemacht, wird dem Leser, wie ich mir schmeichle, einen gewissen Grad von Vertrauen einflößen. Viele Dinge kann ich aus Autopsie beschreiben, und über viele andere bin ich belehrt worden, ohne sie zu sehen. Mit Empfehlungsschreiben in der Tasche, habe ich in angesehenen Häusern meine Aufwartung gemacht, wo man mir einen Stuhl zum Sitzen und, ehe ich noch einen Wunsch in dieser Beziehung ausgesprochen, einen Bedienten anbot, der mich durch das Labyrinth der Straßen und Kanäle zurück nach meinem Gasthof geleiten sollte. Ich habe diese Chinesische Gastfreiheit, die den Fremden schon auf der Schwelle begrüßt, aber auch nicht weiter vordringen läßt, sehr zu würdigen verstanden und mit patriotischem Stolze geantwortet: „Unterthänigsten Dank; ein Pariser verliert sich nicht in einer so kleinen Stadt, wie Amsterdam." Dann bin ich umgekehrt und habe, als ich etwa vierzig Schritte weit vom Hause war, ohne Umstände nach dem Wege gefragt. Wenn ich Dir, geneigter Leser, jetzt melde, daß in diesen Palästen aus Ziegelsteinen, gepflastert mit fleckenlosem weißen Marmor, wo Klumpen Goldes in Koffern ruhen und die Schmuckkästchen unschätzbare Juwelen beherbergen, — daß in diesen Palästen, sag' ich, die Frau des Hauses treppauf, treppab läuft, den Kaffee, den Thee, den Zucker, die Butter unter ihre Domestiken vertheilt, die Pfefferkörner und Gewürze ihnen zuzählt und das Schabsel der Muskatnuß oder des Korianders sorgfältig abwiegt — wenn ich Ihnen ferner melde, daß diese Damen im Rufe stehen, weder anmuthig, noch lebhaft und geistreich, noch mit irgend einem anderen Vorzuge begabt zu seyn, der ihre Eheherren, die, beiläufig bemerkt, ganz andere Zeitvertreibe suchen, an ihre Gesellschaft fesseln könnte — wenn ich alles dies offenherzig sage und ein Verleumder gescholten werde: nun denn, so wasche ich meine Hände in Unschuld. Thüren, die immer verschlossen bleiben, haben immer einiges Mißtrauen in mir geweckt; und ich kann mich des Verdachtes nicht erwehren, daß derjenige, der sich nie sehen läßt, nichts Gutes und Schönes aufzuweisen hat. Vielleicht ist es aber nur eine seltsame Grille, eine Queerköpfigkeit, die da voraussetzt, der Fremde sey nicht im Stande, durch die Sonderbarkeit der Form bis zu dem vernünftigen Grunde dieses oder jenes Gebrauches zu dringen, und also spöttische Anmerkungen befürchtet. Wie dem aber auch sey — ich für meinen Theil muß, in Ermangelung besserer Belehrung, die gewöhnliche Ansicht für wahrscheinlich gelten lassen und unmaßgeblich glauben, daß die Holländischen Damen im Durchschnitt unerquickliche und langweilige Geschöpfe sind.

Von den Kreisen der höheren Gesellschaft zurückgescheucht, mußte ich zunächst an Gegenstände mich halten, die das Gemeingut Aller sind: ich machte die Bekanntschaft des Straßenpflasters, der Läden, Kaffeehäuser, Museen, Theater u. s. w. Dann klopfte ich an die Thüren der niederen Gesellschaft; ich schlenderte in die Kreuz und Queere, frei und unbehindert, das muß ich gestehen, ohne polizeiliche Verhöre und Plackereien, aber ungefähr in derselben Lage, wie der ewige Jude, bis ich endlich, Dank einer Vorstellung des ersten Vaudeville's, das ich in Paris aufführen lassen, so glücklich war, bei dem Theater-Direktor Franz van Groningen solide Mahlzeiten und bei den Studirenden reichliche Erfrischungen zu finden.

Da ich nun einmal meine Camera obskura zeigen soll, so bleibt die Wahl und Aufeinanderfolge der Bilder meiner Laune überlassen. Gehen wir denn Arm in Arm, geneigter Leser. Zu unserer Linken lassen wir den Buttermarkt (Boter-markt) liegen, jene Reihe hölzerner Buden, die man nur um Mitternacht verschließt und dergleichen Du in zwanzig anderen Revieren der Stadt wiederfindest. Diese Buden, deren Hintergemach vermittelst rother und weißer Vorhänge verschlossen wird, sind der Aufenthalt Friesischer Frauen und Mädchen, die den Vorübergehenden Waffeln und anderes Gebäck zum Verkaufe darbieten. So lange diese Leckereien guten Absatz finden, bleibt die Bude an ihrem Orte; wenn aber die Näscher allmälig Ueberdruß bekommen, wenn die Butter schlecht wird und selbst das glatte Milch- und Blut-Gesicht der hübschen Friesin keinen Reiz der Neuheit mehr hat: da legen die ehrsamen Spekulantinnen ihre Bretterhäuschen zusammen, und flinke Kähne rudern sie mit ihren Reizen und ihrem Gebäcke nach einer anderen Stadt.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Homöopathie in Nord-Amerika. Die Vereinigten Staaten scheinen dazu ausersehen zu seyn, die Hahnemannische Lehre zu allgemeiner Anerkennung zu bringen. Wenigstens sind dort bereits so viele homöopathische Aerzte, daß man fast in jeder ansehnlichen Stadt einen Verein oder eine Apotheke findet, die von Adepten Hahnemann's gegründet worden. Meistens sind es Deutsche, die nach den Vereinigten Staaten ausgewandert, zum Theil aber auch einheimische, von den homöopathischen Missionairen aus Deutschland bekehrte Aerzte, die jene Vereine bilden. Kürzlich hat der greise Hofrath Hahnemann, der bekanntlich jetzt in Paris lebt, das Diplom eines Ehren-Mitgliedes der homöopathischen Akademie von Allentown erhalten. Das Diplom ist in Deutscher Sprache abgefaßt und drückt in kurzgefaßten, aber energischen Worten die Verehrung für die wissenschaftlichen Verdienste und die unermüdliche Menschenfreundlichkeit des Greises aus. Unterzeichnet ist das Diplom von Herrn Constantin Heering, als Präsidenten der Akademie, ferner von den Doktoren W. Wesselhöft, B. Romig, Eberhard Freitag und H. Detwiller, als „Mitgliedern der Fakultät", und endlich von Herrn Adolph Däner, als Secretair.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 79. Berlin, Mittwoch den 3. Juli 1839.

Ungarn.

Fiume und seine Umgegend.

Die Sonne ging eben auf, als am 14. August 1837 die Räder des Wagens, in welchem ich müde und verwundet saß, auf den gepflasterten Straßen von Fiume rasselten. Um diesen Punkt zu erreichen, waren mein Sohn und ich über jenen Zweig der Julischen Alpen gereist, der Kroatien von Krain trennt und immer tiefer hinabsinkt, bis er die Küsten des Adriatischen Meeres am unteren Ende von Dalmatien berührt.

Es war eine herrliche Fahrt gewesen in einer köstlichen Jahreszeit und während einer Nacht, deren erfrischende Kühle für unsere erhitzten Glieder höchst wohlthätig war; doch weder er noch ich konnten auf die Schönheiten achten, die jede neue Biegung der Straße uns erschloß. Was den Knaben betrifft, so schlief er glücklich und gesund auf den Knieen unserer Freunde. Seine Schmerzen waren alle vergessen, und in seinen Träumen schienen ihm mehr Bilder der Heimath vorzuschweben, als Erinnerungen an die seltsamen und gefährlichen Abenteuer, die wir eben bestanden hatten; bei mir aber war es nicht so. Ich konnte nicht einmal meinen Kopf auf den Sattelkissen des Wagens ausruhen, und in einer ganz aufrechten Stellung schlafen, ist nicht sehr leicht. Wie freute ich mich daher, als einer meiner Reisegefährten mir meldete, daß der Gipfel der Bergkette erreicht wäre, und daß noch eine Fahrt von ein oder zwei Stunden uns an das Ziel unserer beschwerlichen Reise bringen würde.

Ich muß meinen Lesern noch bemerken, daß mein Sohn und ich, kurz bevor diese Fahrt unternommen worden, aus den Händen der Räuber befreit wurden, die uns in den Bergen von Kroatien so schrecklich zugerichtet hatten. Unsere Begleiter waren Herr Hill, der Britische Vice-Konsul in Fiume, dessen Bemühungen wir unsere Freiheit verdankten, ein Diener des Gesetzes, den der Gouverneur mitgeschickt, um den Konsul mit seinem Rath zu unterstützen, und ein Arzt, ein Neapolitaner von Geburt, der in der Französischen Armee unter Napoleon gedient hatte und jetzt in Fiume praktizirte. Ich hoffe, man wird nicht glauben, daß ich meiner Verpflichtungen gegen den Letzteren uneingedenk bin, wenn ich gestehe, daß mich sein Betragen während der ganzen Nacht höchlich ergötzte. Seine Phantasie war von Räubern und Banditen ganz erhitzt. Er bat mich, ihm eine meiner Pistolen zu geben, was ich that, und obgleich sie nicht geladen war, ließ er sie nicht aus der Hand, bis wir die Stadt erreichten. Dann bewachte er auch jede Bewegung meines Kopfes und Körpers, und wenn ich nur die geringste Miene machte, zu schlafen, so bat er mich, ich möchte um seinet-, wo nicht um meinetwillen, mich hüten, die Bandagen zu verrücken. Doch ich kann nicht ins Einzelne eingehen, ich kann nicht den Ton seiner Stimme beschreiben, seine raschen, unruhigen Bewegungen und seine unverstellte Angst, wenn ein- oder zweimal der Schatten eines Felsens oder eines Baums über den Weg fiel; dies Alles muß man gesehen haben, um sich eine Vorstellung davon zu machen. Ich muß gestehen, daß ich, trotz Wunden und Quetschungen, nicht immer mein Lachen unterdrücken konnte, obgleich die Befriedigung meiner Lachlust mich schmerzlich daran erinnerte, daß, wenn die Hirnschale offen liegt, der Mund am besten geschlossen bleibt.

Obgleich ich bei dieser Gelegenheit auf die Natur um mich herum nicht viel achten konnte, so will ich doch einige Worte davon sprechen, weil ein längeres Verweilen in der Gegend mir erlaubte, die interessantesten Punkte zu besuchen. Man fährt von Dalniza nach Fiume über eine ununterbrochene Erhebung von ungefähr 12 bis 13 Engl. Meilen, wo die Straße fortwährende Biegungen macht, um jedes Thal, dem sie begegnet, zu benutzen. So wird man bis auf eine Höhe von nicht weniger als vier- bis fünftausend Fuß über dem Meeresspiegel getragen, aber nicht, wie in vielen Tyroler Pässen, in so allmäliger Weise, daß man gar nicht merkt, wie hoch man gekommen ist, sondern sehr rasch und merkbar durch Zickzacks, deren Neigung nicht weniger beträgt, als 35 Grad. Inzwischen breitet sich ein Panorama vor Dir aus, das so eigenthümlich ist, als irgend eines im südlichen Europa. Zu Deiner Linken sind wilde Hügel, dürr und steinig, und unter Dir rechts Thäler und Schluchten, bald reich und grün, mit Wiesen und hier und da einer menschlichen Wohnung, die an einem Strom erbaut ist, bald so finster, tief und steil, daß jeder Versuch, hinabzusteigen, dem, der ihn wagt, den Hals brechen würde. Schon die Vorsichtsmaßregeln, die man gegen Unfälle getroffen hat, beweisen, wie gefährlich der Weg ist. Eine starke Mauer begränzt die ganze rechte Seite des Weges, und der Postillon erzählt Dir, wenn man diese wegnähme, so würde man nicht dafür stehen können, ob man eines von den beiden Enden mit ganzen Knochen erreicht. Denn es ist ein Wind, der Bora heißt und mit solcher Heftigkeit diese Abhänge hinunterfährt, daß weder Mensch noch Thier widerstehen kann, und nicht selten haben Beide ihre Rettung der Mauer verdankt, welche die Klugheit und Sorgfalt der Ungarischen Behörden daselbst erbaut hat.

So fährt man gegen zehn Engl. Meilen hinauf; je näher man der Kuppe kommt, desto einsamer wird die Gegend, bis eine Felsenwand jeden weiteren Schritt zu hemmen scheint. Da ist nirgends eine Spur von Menschen-Aufenthalt; so weit das Auge reicht, sieht man nichts als Spitzen über Spitzen ragen. Es wird wohl selten vorkommen, daß Einem in solcher Lage nicht fast ängstlich zu Muthe wird. Doch wie soll ich den Anblick beschreiben, den man vom Gipfel aus genießt? Einen Moment vorher ist Alles wie ein verschlossenes Buch; dann biegt man um eine Ecke, und vor Dir liegt jener köstliche Theil des Adriatischen Meeres zwischen den Vorgebirgen Melada und Pola, der den Golf von Fiume bildet. Wie schön liegt er da mit seinen blauen, bewegungslosen Gewässern und seinen bergigen Ufern, die auf der Spitze kahl und felsig, an ihrem Fuße und auf mehr als der Hälfte ihrer Höhe mit Gräsern jeder Art bedeckt sind. Der Golf ist mit Inseln besäet, die ihn fast von dem übrigen Meer absondern und ihm das Ansehen eines Binnensees geben.

Sobald der Reisende diesen Gipfel erreicht hat, so verläßt ihn gewiß jede Unruhe, die er während der Auffahrt hatte; denn jeder Schritt, den er thut, zeigt ihm Schönheiten, auf die er nicht gerechnet hatte. Die Umgegend ist ganz verändert; man sieht nicht mehr eine Reihe von Bergkuppeln und kahlen Felsen, sondern an den Seiten der Hügel hängen Wein- und Olivengärten, während mehr in der Nähe Ruinen und moderne Bauten abwechselnd die Aufmerksamkeit des Reisenden fesseln. Auf einer isolirten Spitze, welche die Stadt übersieht, links von der Straße, sieht man die Ruinen eines alten Kastells, in welchem, wenn ich mich recht erinnere, die Familie Franghani lange gewohnt hat. In Hinsicht der Architektur hat es nichts Merkwürdiges, aber seine Lage ist wunderschön, und Graf Nugent, der es neulich an sich kaufte, hat gezeigt, daß er dies zu schätzen weiß. Er hat es so eingerichtet, daß es ihm zum Aufenthalt dienen kann, wenn er Geschäfte halber oder zum Vergnügen diese Straße reist, und damit es etwas mehr Interesse biete, als das bloße Alterthum zu gewähren vermag, hat er eine Reihe von Zimmern in eine Art Kunst-Galerie verwandelt. Da stehen in wohlgeordneten Gruppen Abgüsse von den besten Statuen, die Italien hat, Apollos, Venus-Statuen, Gladiatoren und Nioben, die von geschickten Händen ausgeführt sind. Sie stimmen vortrefflich zu dem Charakter des Orts; nur Schade, daß man, um sie zu erreichen, mehr Beschwerden ertragen muß, als ein unbefangener Reisender für einen solchen Zweck gern auf sich nehmen wird.

Das Schloß der Franghani begegnet dem Auge in dem Moment, wo man sich anschickt, nach Fiume selbst hinabzufahren. Doch ist es nicht der einzige Gegenstand, nach welchem man unwillkürlich den Blick richtet. Man fährt jetzt über einen Weg, der aus dem Felsen besser ausgehauen ist, als irgend ein Theil der bisher zurückgelegten Straße. Es ist in der That eine Galerie, die an der Seite des Berges ausgehöhlt ist, zu welchem Zweck Steinbrüche an Stricken von den Spitzen und Kuppen, die in die Höhe ragen, herabgelassen wurden. Hier wird man versucht, in die Tiefe eines weiten Abgrunds hinabzuschauen; denn der Rand desselben fällt so senkrecht wie ein Bleiloth hinab, und außerdem hört man aus der Ferne das dumpfe Rauschen eines Stroms. Dieser Strom ist der Fiumara, der sich seinen Weg nach dem Meer durch diese Schlucht bricht und an dessen Ufern in den letzten Jahren eine ausgedehnte Papier-Fabrik errichtet worden, welche einen großen Theil Deutschlands und fast ganz Ungarn mit Papier versorgt, wobei man den guten Geschmack gehabt hat, die Gebäude, die dazu gehören, so einzurich-

ten, daß die Schönheit und Erhabenheit des Schauspiels nicht im Geringsten dadurch gestört wird.

Kaum hat man den Blick ein paar Minuten hierhin gerichtet, als Einem bei einer plötzlichen Wendung der Straße Fiume selbst mit seinen überhängenden Wäldern und Weinbergen in die Augen springt. Da liegt es wie ein Zauberschloß unter dem Schutz der Berge mit den weißen Häusern, die dem Rande der Bai entlang zerstreut sind; hier und da steht manch' einsames Haus, das sich von den übrigen losgerissen und unter den vielen Miniaturschluchten, die sich durch die Felsen über der Stadt winden, einen besseren Platz gefunden zu haben scheint. Da ist auch eine Casa Santa oder ein heiliges Haus der Jungfrau, gerade auf dem Fleck, wo der Engel ausruhte, als er es more solito von Nazareth nach Loretto trug. Auch nimmt ein Franziskaner-Kloster eine natürliche Terrasse auf dem anstoßenden Berge ein, und man nähert sich ihm auf einer langen Reihe von Stufen, die in den Felsen gehauen sind, während das Thal, das in der Mitte liegt, mit reichen Weingärten bedeckt ist und die Pflanzen aus dem harten Felsen herauszuwachsen scheinen.

So erscheint Fiume von den Bergkuppen aus gesehen, die es beherrschen — ein glänzender, schöner Punkt — eine Art Gemälde in einem diamantenen Rahmen, das von dem großen Spiegel des Oceans zurückgeworfen wird. Von der Bai will ich nur so viel sagen, daß sie mit den weißen Segeln vieler Schiffe bedeckt schien, deren keines von solchem Umfang war, daß man einen großen Handelsplatz vor sich zu sehen glaubte; doch waren es viele Briggs und Kutters und ein ganzer Schwarm von Fischerböten. Diese letzteren sind am thätigsten, wenn die Nacht eingebrochen ist. Zu einer bestimmten Jahreszeit nämlich kommt eine besondere Fischart, deren Namen ich vergessen habe, die aber von den Umwohnern sehr geschätzt wird, haufenweise in die Spitze des Golfs, um sich fangen zu lassen; da aber dieses Thier sich nur durch brennende Fackeln ins Netz locken läßt, so gehen die Fischer bei Nacht an ihr Geschäft. Nie sah ich eine kuriosere Illumination des Meeres, als sie durch eine Reihe solcher Böte ungefähr eine Englische Meile weit vom Strande hervorgebracht ward. Auf dem Hintertheil eines jeden brannte eine Flamme, deren rothes Licht grell über das Wasser hin schien und die Masten und das Tauwerk mehrerer Schiffe, die in der Nähe vor Anker lagen, auf die groteskeste Weise beleuchtete.

Fiume, die Hauptstadt des alten Römischen Littorale, ist das einzige Débouché, das Ungarn für seine Produkte hat, seitdem die Russen die Donau-Mündungen inne haben. Als Handelsstadt jedoch ist es in keinem blühenden Zustande; es ist zu nahe an Triest, und dahin den Hauptstrom des Handels zu leiten, war, wie bekannt, lange das Streben der Oesterreichischen Regierung. Fiume ist auch ein Freihafen mit ausgedehnten Privilegien, und dennoch hat es mit seiner Nebenbuhlerin nicht gleichen Schritt halten können. Die Bevölkerung hat daher nie acht- bis neuntausend Seelen überstiegen, und sie soll jetzt eher im Ab- als im Zunehmen seyn. Indeß ist doch immer hier einiges Leben; es werden Lumpen, Papier und Rosoglio ausgeführt, und die vorzüglichsten Einführungs-Produkte sind Kolonialwaaren und Salz. Es residiren hier Vice-Konsuln für England, die Vereinigten Staaten, Schweden und Dänemark, ein Beweis, daß von jeder dieser Nationen dann und wann Schiffe mit Ladungen hier ankommen. Doch im Ganzen merkt man, daß der Handel von Fiume der Aufmunterung bedarf — daß er, wo nicht ganz erstorben, doch sehr schlaff danieder liegt, und daß diese Erschlaffung noch andere Ursachen haben muß, als man mit den Augen sehen kann. Ob die Fiumesen Recht haben, wenn sie behaupten, daß die Regierung zu Wien keine Lust hat, dem Ungarischen Handel Thür und Thor zu öffnen?

Die neuntausend Einwohner, von denen ich gesprochen habe, sind in die alte und neue Stadt vertheilt; die erstere ist elend und schmutzig und in jeder Hinsicht beleidigend für die Sinne, die zweite dagegen ist ein sehr reizender Ort. Hier ist die Wohnung des Gouverneurs, das Casino und das Wachhaus, alle mit vielem Geschmack erbaut; auch ist hier die Mailbahn, eine artige Promenade an der Bai in Gestalt eines Halbmonds, die in der kühlen Abendluft sehr besucht ist. Nach der alten Stadt dagegen muß der Fremde sich wenden, wenn er Geschmack für Alterthümer hat. Die Sankt Veits-Kirche ist schon ein Bau von verhältnißmäßig neuerem Datum, und der Baumeister scheint sich die Kirche der Santa Maria della Saluti in Venedig zum Muster genommen zu haben; doch ein edler Römischer Bogen verdient eine nähere Betrachtung, obgleich er von einigen der schmutzigsten und elendsten Hütten umgeben ist. Doch hat sich weder eine Angabe über die Zeit seiner Errichtung, noch über die Zwecke, zu denen er bestimmt war, erhalten, und auch die anderen Reste Römischer Baukunst, die hier und da um die Stadt zerstreut liegen, sind meist bloße Bruchstücke ohne Geschichte.

Als wir früh Morgens in Fiume einfuhren, brachte uns der Konsul, Herr Hill, zuerst in einen Gasthof, kehrte aber nach einigen Stunden mit dem Eigenthümer der Papiermühlen am Fiumara, Herrn Smith, einem Englischen Kaufmann, der in Fiume wohnte, zurück. Dieser Herr, der von unserem Reise-Abenteuer gehört, erbot sich, uns während unseres Aufenthalts in der Stadt in sein Haus aufzunehmen, und wir ließen daher unser Gepäck in seine Wohnung bringen, wo die Mitglieder seiner Familie mit einander wetteiferten in dem gastfreundlichen Bestreben, uns zu zeigen, daß unsere Gesellschaft ihnen angenehm sey.

Wir brachten an zehn bis vierzehn Tage in Fiume zu, und diese ganze Zeit über war ich in den Händen des Wundarztes. Nicht, daß etwa meine Wunden so gefährlich waren; aber ein beschädigter Kopf ist nicht in einer Stunde zu heilen, zumal wenn die Zahl der Verletzungen drei bis vier ist. Nach dem dritten Tage jedoch war ich wieder so weit hergestellt, daß mein ärztlicher Freund mir auszugehen erlaubte, und nun ließen es sich unsere gütigen Wirthe angelegen seyn, einen Ausflug angenehmer zu machen, als den anderen. Den einen Abend streiften wir so weit herum, als meine Schwäche es erlaubte, den anderen nahmen wir ein Boot und fuhren auf dem Golf umher; den dritten fuhren wir zu Wagen nach dem Dragha-Thal, einem der schönsten Punkte, die ich je gesehen. Da diese Gegenden in Europa noch wenig bekannt sind, so will ich es versuchen, einen oder zwei von diesen Ausflügen zu beschreiben, die uns Gelegenheit gaben, die Naturschönheiten von Krain und die Sitten seiner Bewohner näher kennen zu lernen.

Unsere Spaziergänge in und um Fiume wurden meist nach Sonnenuntergang unternommen, und zwar entweder längs des Seeufers, wo die Orangenblüthe und die Myrthe ihre Wohlgerüche ausströmten, oder in irgend eines von den Thälern, welche hinter der Stadt sich in das Herz der Berge erstrecken. Ein anderes Mal schöpften wir frische Luft auf dem Wasser, und einmal wenigstens fuhren wir über die Bucht, um den Morgen und Abend in den Olivenhainen von Valeska zuzubringen. Da diese fünf Meilen von Fiume entfernt lagen, so sorgte Herr Smith dafür, daß unsere kleine Gesellschaft in Hinsicht der Vorräthe nicht vom Zufall abhänge: verschiedene kalte Pasteten mit einem mäßigen Vorrath von Wein wurden im Bug des Boots niedergelegt, und um eilf Uhr an einem schönen sonnigen Morgen schifften wir uns ein.

Ich habe keine Worte, die ganze Schönheit des Schauspiels zu beschreiben, das uns auf dieser kleinen Fahrt sowohl hin als zurück umgab. Wenn die Aussicht von den Hügeln über Fiume schön war, so war die, welche die Hügel und die Stadt zugleich umfaßte, noch viel schöner. Dies war besonders der Fall, als wir, dem Ziel unserer Bestimmung immer näher kommend, die herrlichen Formen des Monte Maggiore genauer zu Gesicht bekamen und uns in der Tiefe eines mächtigen Amphitheaters befanden, dessen Mauern die Alpen waren. Denn die Mannigfaltigkeit in den Bildungen dieser Berge ist gränzenlos, und in der Vegetation, die sie bekleidet, ist eine Ueppigkeit, wie man sie in kälteren Regionen vergebens sucht, während die lautlose Stille des Wassers und seine tiefe bläuliche Färbung einen Eindruck auf uns machen, der gar nicht zu beschreiben ist.

Die Gesellschaft, die an jenem Tage das Boot bestieg, bestand aus unseren gütigen Wirthen, Miß Slater, meinem Sohn und mir; auch hatten wir ein Paar Seeleute, uns zu bedienen. Wir waren Alle in der heitersten Stimmung, und die Elemente, als hätten sie sich verbunden, unsere Gemüthsruhe nicht zu trüben, hörten nicht auf, uns auf der ganzen Reise günstig zu seyn. Da die Luft sich nicht rührte, so war das Segel, das wir mitnahmen, von geringem Vortheil; aber die Fiumesischen Bootsleute ruderten gut, und wir glitten lustig über die Oberfläche des Golfs dahin. Jeder Gegenstand, der nur im Geringsten unsere Aufmerksamkeit zu verdienen schien, wurde bezeichnet, bis nach und nach Valeska aus dem Wasser stieg. Dies ist ein alter, malerischer Ort; seine Häuser, die ganz aus Giebeln und Winkeln bestehen, laufen in zwei parallelen Linien das Ufer entlang, und die, welche auf das Meer hinaussehen, sind der Gränze der Fluth so nahe, daß man beim ersten Anblick unwillkürlich fragt: „Woher haben die Erbauer feste Erde genommen, um den Grund zu diesen Häusern zu legen?" Aber man staunt nicht bloß, wenn man diese seltsame alte Stadt aus der Ferne betrachtet. Jeder Punkt in und um den Ort versetzt Einen in Zeiten zurück, die nie wiederkommen werden. Die Bewohner steigen in ihre Wohnungen nicht auf Treppen, die von den Pfählen gehalten werden, sondern auf hölzernen Stufen, die an den Häusern außerhalb hängen. Auch sind Galerieen um jedes Stockwerk gezogen mit Fenstern ohne Glas, die aber durch hölzerne Jalousieen hinreichend gegen den Sturm geschützt sind. Die Kinder laufen fast nackt umher, und die Kleidung der Männer und Frauen ist höchst bizarr. Doch fanden wir sie alle, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, sehr höflich und dienstfertig, und wenn sie, zumal am Landungsplatz, wo ihre Dienstanerbietungen sehr zahlreich waren, um einige kleine Münzen baten, so war die Art, wie sie dieses Bedürfniß ausdrückten, durchaus eben so zierlich, als der Fremde durch ganz England zu finden gewohnt ist.

Wir landeten in Valeska um drei Uhr Nachmittags, und nachdem Herr Smith den Bootsleuten befohlen, nach dem Punkte hinzurudern, in dessen Nähe wir unser Mittagbrod verzehren sollten, gingen wir zu Fuß auf einem gewundenen Pfad nach derselben Richtung. Die Stadt oder das Dorf war bald hinter uns, und nun drangen wir in eine Reihe von Olivenwäldern vor, die mit Myrthen- und Orangenbäumen reichlich untermengt waren. Ueber diese erhob sich wieder der Monte Maggiore, während links durch das Laub hindurch der ruhige Golf schimmerte. Dann kamen wir an ein Gehege, eine Art Meierei, die von ihrem Gartenstück umgeben und von Personen bewohnt war, die Herrn Smith kannten. Sie gaben uns, als wir erschienen, ein herzliches Willkommen, und mitten im Obstgarten machten wir uns an die provende.

Wir verweilten unter den schönen Olivenhainen, welche diese Seite der Bai einfassen, bis die Sonne weit im Westen war, und dann schifften wir uns an unserem Eßplatz wieder ein, nicht ohne einige körperliche Uebung, indem wir uns über die glatten

Felsen, die ihn einschlossen, kriechend den Weg bahnten. Doch die Dämmerung hatte begonnen, ehe wir flott waren, und da die Dämmerung in diesen Klimaten nicht so lange dauert, als in England, so hatten wir kaum den vierten Theil unserer Fahrt zurückgelegt, als es schon Nacht um uns war. Aber wer möchte eine solche Nacht für den schönsten Tag austauschen! Nicht ein Wölkchen war am Himmel, an dessen dunkelblauer Oberfläche Millionen von Sternen funkelten. Kein Ton unterbrach das tiefe Schweigen, außer das Brausen des Wassers am Strande und das taktmäßige Rudern der Bootsleute, während die Luft so sanft, so kühl und so duftig war, daß jeder kleine Hauch, der über uns hinfuhr, Gesundheit und Frieden mitzubringen schien. Ich selbst lag auf dem Hintertheil des Boots und war überzeugt, daß die Natur kein schöneres Schauspiel bieten könne, als auf einmal ein Silberschein über die Spitzen der Dalmatischen Berge brach und ein voller Mond aufging. Etwas Schöneres und Köstlicheres, als dieses Mondlicht, kann ich mir kaum denken. Das Wasser der Bai, von dem Hauch, der darüber hinfuhr, bewegt, spiegelte es in einer langen Linie wieder; die Felsen und Berge, die sich längs des ganzen Amphitheaters erhoben, traten scharf hervor, während einige Schiffe, die vor Anker lagen, vom Mondlicht beschienen, noch einmal so schwarz aussahen und sehr schön gegen andere abstachen, welche, den Landwind benutzend, die Segel aufzogen und ins Meer fuhren. Ich habe den Mond um sein Licht unter den verschiedensten Verhältnissen und Situationen gepriesen, aber ich erinnere mich nicht, daß ich je mehr Lust fühlte, Shaist's Glauben anzunehmen, als da ich in jener Nacht seine Wirkungen beobachtete. Doch diese Naturschönheiten machten nicht unseren einzigen Genuß aus; Mistreß Smith und ihre Schwester sangen sehr hübsch, und auch meine Stimme, die früher einmal einen Anflug von Melodie gehabt, wurde von der Gesellschaft gern gehört. Wir erreichten unser Haus nicht vor zehn Uhr, aber ich glaube, wir hätten uns nicht betrübt, wenn die kleine Fahrt mit ihren süßen Ohren- und Augenweiden mehrere Stunden länger gedauert hätte.

(Schluß folgt.)

Holland.

Ein Bild des heutigen Amsterdam.

(Schluß.)

Jetzt stehen wir auf der Halvemaansbrug (d. h. Halbmonds-Brücke), die im Centrum der Hauptstadt über die Amstel führt. Zum Glücke ist der Himmel rein, die Nacht schön und ohne Nebel; und wir riskiren nicht, in die Kanäle zu fallen, die nirgends mit Geländern versehen sind. Diese tiefen, alle Gestirne in flimmerdem Lichte zurückstrahlenden Wasser gleiten so ruhig dahin, daß man kaum ein Murmeln vernimmt. Hier ist der Doelen*): vor diesen Gebäuden, deren Basis das Wasser des Kanals bespült, steht ein unscheinbares, als Reliquie aufbewahrtes Häuschen, wo Peter der Große gewohnt haben soll. Rechter Hand verliert sich die Amstel in ungeheurer Entfernung und wendet sich dann, durch Inseln getheilt, unter einem anderen Namen dem Juden-Viertel zu. Linker Hand erklingt vom Thurme des Münzhauses das Glockenspiel, welches dem Stundenschlage vorangeht; es ist eine Melodie Boieldieu's, die Erinnerungen an Frankreich in uns weckt. Dann schlägt die Stunde in brummenden Baßtönen, und der Nachtwächter (klapperman) schreitet mit seiner Klapper an uns vorüber. Eine halbe Stunde lang herrscht feierliche Stille, die nur höchstens von den fernen Tritten irgend eines verspäteten Bewohners oder eines Fremden unterbrochen wird, der, gleich uns, Amsterdam in seinem Nachtkleide beschauen will.

Ist es nicht ein ergreifender Moment, und glaubt man nicht, in einer Stadt voll Poesie und Zauber zu seyn, wenn man so die Stimme des Erzes und die des Menschen von Zeit zu Zeit in der hehren Stille und vor jenen bald erleuchteten, bald dunkeln Wassern, die uns von allen Seiten umfließen, ertönen hört? Ist es Wahrheit oder Täuschung, der Anblick dieser bemalten Häuser von seltsamer Architektur, deren Dächer hinter den fantastisch geformten Giebeln verschwinden? Thun wir ein paar Schritte vorwärts, und wir befinden uns auf dem Klovenaar's-Burgwall. Dort unten, wo der Mond die geisterhaften Silhouetten jener vier Pfeiler in den Azur des Himmels zeichnet, hängt vielleicht noch das Seil, welches gestern den Hals eines Verbrechers zugeschnürt. Am Rande der Kanäle, den große Bäume überschatten, in den verödeten, aber sicheren Straßen ruft aus diesem oder jenem Winkel eine heisere weibliche Stimme: „kom hier, kom bij mij." Nichts fehlt dieser Stadt, dieser entthronten Königin der Meere, weder die Kontraste, noch die Erinnerungen; denn hier stehen wir vor dem Hause des grimmen Herzogs von Alba. Noch hört man das dräuende Gebrüll der eingedämmten Meeresfluth; noch prangt Amsterdam in seiner Krone von Thürmen, mit seinem Walde von Masten, und der romantische Zauber weicht nicht eher, bis ein plötzlicher Feuerlärm ihn gewaltsam zerstört. Folgen wir jenem Manne, der sich der Gegend zuwendet, wo die Rauchsäule emporwallt. Du erkennst ihn an seinem ledernen Ringkragen als einen Pumpenmann. Das brennende Haus liegt nur zehn Schritte vom Kanal; ohne Zweifel wird man die Flamme bewältigen; aber es ist Zeit, die Spritzen spielen zu lassen, denn schon dringt der Qualm aus den Fenstern des oberen Stockwerks. Da ruft mit einem Male der Brandmeester, die thätigste Person des löschenden Haufens, mit jenem unglaublichen Holländischen Phlegma, das durch Nichts gestört werden kann: „den duivel! ik heef myn pyp vergeeten!" (Teufel, ich hab' meine Pfeife vergessen) — und sogleich eilt er davon, ohne daß es Jemand einfiele, ihn festzuhalten. Unterdeß verbrennt das ganze Haus, die Bewohner werden geröstet, und die Kollegen des Brandmeesters richten den Wasserstrahl gegen die benachbarten Häuser, vermuthlich, um sie vor einer künftigen Feuersbrunst zu bewahren.

Ich muß mich fast schämen, daß ich unvermerkt in das Burleske gefallen bin; allein die Thatsache ist nun einmal historisch, und ich kann nichts daran ändern. Endlich erscheint der Tag, und wir gehen einmal bei Sonnenlicht der ganzen fantastischen Poesie, welche die Nacht über Amsterdam ausgoß, auf die Spur. Vielleicht erinnert sich mancher Leser jener wunderbaren Stellen in Richardson's Romanen, wo der geistvolle Verfasser in die Schlupfwinkel des Lasters dringt, die Schwelgerei an den hellen Tag zieht, ihrer schimmernden Hülle entkleidet und an der Stelle des jauchzenden Gelächters, der wilden Lust, der unzüchtigen und übermüthigen Reden von gestern Abend unerträgliche Körperleiden, Grabeshusten, Flüche und Verwünschungen zeigt! Fern sey es von mir, eine strenge Parallele zu ziehen; aber die Kehrseite der Münze setzt uns in Staunen. Mit dem Schatten der Nacht flieht Alles, was in Amsterdam unser Interesse zu wecken vermag, und die tödlichste Langeweile packt uns. Wir schreiten immer über die nämlichen Kanäle, durch die nämlichen Straßen, vor der nämlichen Thür vorbei: das Wasser der Kanäle ist todt, schlammig, mit ganzen Haufen Stroh, faulen Gemüses und Obstes angefüllt; jene mystischen Figuren, die bei nächtlicher Weile ihre monströsen Häupter und Arme in die Lüfte strecken, sind nichts als Schornsteine und Giebel von grotesker Bauart, jene sorgfältig bemalten Gebäude sind von Holz — ein harmloses Flämmchen kann sie in Asche legen; jene durch einander wimmelnden Schiffe und Fahrzeuge haben alle etwas Plumpes, Geschmackloses in ihrer Form; jene mächtigen Stimmen, die uns anriefen, kommen aus den Kehlen schmutziger, abscheulicher Weibsbilder, die Tag und Nacht am Kanale sitzen. Des Morgens findest Du sie an derselben Stelle, ihr Gemüse ausklaubend und immer wieder „kom bij mij" rufend. Nur ein Spaziergang auf den Deichen oder im Juden-Virtel bringt einige Abwechselung in diese Monotonie; dort ist nämlich aller Ekel, alles Grausen, das man in menschlicher Gestalt sehen kann, so dicht zusammengedrängt und die Nacktheit des Elends so schrecklich, daß die nämlichen Gegenstände neues Staunen erregen. Diesen Kloak, diese Pestbeule von Amsterdam besuche Keiner, der reizbare Nerven hat oder für Ekel und Melancholie sehr empfänglich ist.

Amsterdam wurde gegen Ende des 11ten Jahrhunderts von einigen Fischer-Familien gegründet, erhielt aber seinen Namen erst hundert Jahre später. Der Herr von Amstel, Gijsbrecht (s. v. a. Giesbart, d. h. Ziegenbart oder Bocksbart), baute hier eine Festung zum Schutze wider die Friesen. Ein Volk, das an der Nordküste wohnte, zerstörte die Stadt zwei Mal durch Feuer — in den Jahren 1204 und 1296 — aber sie erstand noch blühender aus ihren Trümmern, und im Jahre 1370 konnte sie schon mit mehreren Handelsstädten sich messen. In den Jahren 1475 und 1477 rüsteten fünf Städte, an deren Spitze Amsterdam stand, Kriegsflotten aus, um ihren Handel gegen die Französischen Freibeuter zu schützen. Die Revolution von 1566, welcher Amsterdam erst im Jahre 1578 entschieden beitrat, entzog ihr den Handel mit Spanien und öffnete ihr den mit beiden Indien. Von dieser Epoche datirt ihr schnell gereiftes und eben so schnell verblühtes Glück. Die Stadt vergrößerte sich bedeutend. Im Jahre 1612 wurde das Haarlemer Thor 500 Meter weiter hinaus gerückt; das Terrain innerhalb der neuen Wälle verwandelte sich bald in Gassen und Kanäle, und binnen vier Jahren baute man die meisten Häuser an der Heeren-, Keisers- und Prince-Gracht, dreien Kanälen, von denen die beiden ersten noch jetzt die schönsten sind.

Seit 1657 hat Amsterdam sich nicht verändert. In Form eines Halbmondes an den Ufern des Y erbaut, wird die Stadt an der Hafenseite durch 21 Schleusen und zwei große Dämme geschützt, von denen der eine 200, der andere aber 4194 Meter lang ist. Eine vierjährige Erfahrung hat den Nutzen dieser Riesenwerke bewährt, die der Stadt Amsterdam vier Millionen Gulden kosteten. An der Landseite ist die Stadt von Wällen umzogen, die 26 Bastionen tragen, aber diese Wälle dienen jetzt als Spaziergänge; man bemerkt keine Spur von Festungswerken mehr, und auf 23 Bastionen stehen ungeheure Windmühlen. Die Bevölkerung der Stadt beträgt jetzt noch über 230,000 Seelen.

In der neuesten Zeit ist Amsterdams Handel, dem Louis Bonaparte durch Begünstigung der Contrebande ein wenig aufgeholfen hatte, sehr gesunken. Noch im Jahre 1817 liefen 3077 Schiffe in den Hafen ein; aber schon im nächsten Jahre betrug die Zahl derselben nur 1579, und heutiges Tages sind die Werfte ein bloßer Schatten ihrer früheren Herrlichkeit. Der Welthandel Amsterdams hat mit dem Verluste seiner Monopole hoffnungslos untergehen müssen. Wie soll nun ein Boden, der fast nichts als Torf hervorbringt, den verlorenen Reichthum wieder ersetzen? Der ausdauernde und eigensinnige Charakter des Holländers muß ihn jetzt im Verfallen aufrecht halten, nachdem er seine Hülfs-

*) Doelen (das Deutsche zielen) heißt ein Haus, wo man Schießübungen mit der Armbrust anstellt (daar men met den boog gaat schieten). Jetzt sind diese Gebäude öffentliche, zum Besten der Stadt gemiethete Hotels (stadsherbergen). In jeder Stadt Hollands findet man ein solches.

quellen, sein Glück und in gewissem Betracht sein Vaterland selbst ruhmvoll geschaffen hat. Geduld und Muth werden ihm nicht ausgehen; die Torfmoore verwandeln seine Wiesen in Seen, und jetzt macht er sich daran, eine ganze Provinz dem Wasser abzugewinnen. Ich dachte an dieses gigantische Unternehmen, das ohne Zweifel ein gutes Ende erreichen wird, als ich, von Havre nach Rouen fahrend, jene ungeheuren Sandbänke an den Mündungen der Seine bemerkte, die das enge Fahrwasser täglich mehr verengen. Während man hier von der Nothwendigkeit sprechen wird, das Bette des Flusses geräumiger zu machen, werden die Holländer in ihrem Vaterlande einen See (den von Haarlem) wirklich austrocknen.

A l g i e r.

Algiers neueste Verschönerungen.

Von einem Franzosen.

Schon lange sagt man, die Stadt Algier habe ein unangenehmes Ansehen; ihre Straßen seyen eng und bis zum Ekel schmutzig; es fehle ihr an öffentlichen Plätzen; das Leben sey ohne Comfort; der Verkehr schwierig, der Hafen zu klein und ganz ohne Sicherheit. Es ist endlich an der Zeit, unsere Leser von den Verbesserungen und Verschönerungen in Kenntniß zu setzen, die Algier in der neuesten Zeit erfahren hat, und die zum Theil von der Art sind, daß sie den Neid einer Stadt vom ersten Range erregen könnten.

Algier zerfällt in eine untere und obere Stadt; die letztere ist bis auf diesen Augenblick allerdings noch etwas verwahrlost geblieben und vielleicht überhaupt nur geringer Verschönerung fähig, ausgenommen etwa in den Umgebungen der Kaßba, wo das äußere Terrain zu solchen Zwecken günstig wäre. Dagegen ist die untere Stadt, wo die meisten Europäer wohnen, jetzt so sehr zu ihrem Vortheil umgewandelt, daß wenige andere Städte eine Vergleichung mit ihr aushalten dürften.

Die drei Hauptstraßen: „Bab-Asun", „Bab-el-Ued" und „de la Marine", welche diesen Stadttheil in Form eines Kreuzes schneiden, haben eine solche Breite, daß drei Wagen in denselben bequem neben einander fahren können. Längs der Häuser ziehen sich schöne Arkaden und geräumige Galerieen, unter denen die Fußgänger Obdach gegen das Wetter finden. Eine große Anzahl der Kaufmannsläden, zu denen man queer über diese Galerieen gelangt, sind bereits mit eleganten Waaren von Europäischer Fabrication ausstaffirt.

Die „Marine-Straße, an deren östlichem Ende die große Moschee sich erhebt", ist mit sechzehn großartigen und prächtigen Marmorsäulen von der Jonischen Gattung geschmückt, in deren Mitte ein Springquell aus einem Bassin von schönem Granit emporsprudelt. Die äußere Mauer der Galerie ist mit Stuckatur überzogen und das Steinpflaster von musivischer Arbeit.

Obgleich diese Säulen ihrer ursprünglichen Bestimmung nach kein selbstständiges Werk der Kunst seyn, sondern nur die Straße, in der sie stehen, verschönern sollten, so machen sie doch einen herrlichen Effekt, und kein Fremder, der diese Straße passirt, kann umhin, seine Bewunderung laut werden zu lassen.

Die längste von den genannten Straßen, „Bab-Asun", macht große Fortschritte und wird vielleicht innerhalb eines Jahres ganz vollendet seyn. Bab-el-Ued, etwas minder betriebsam, als die anderen beiden, ist in architektonischer Hinsicht mehr zurückgeblieben; dennoch verschönert auch sie sich mit jedem Jahre. Diese drei Hauptstraßen werden nach ihrer Vollendung keine geringere Zahl von Arkaden aufzuweisen haben, als die Rue Castiglione oder die Rue Rivoli in Paris.

Der Gouvernements-Platz, in welchem die drei erwähnten Mahalla's*) zusammentreffen, ist an zwei Seiten mit schönen Häusern besetzt, an denen gleichfalls Arkaden sich hinziehen. Man hat von diesem Platze eine perspektivische Aussicht auf den Hafen: die Rhede, in deren Hintergrunde Kap Matafu sich erhebt, bildet den schönsten Horizont.

Dieser Platz wird einen außerordentlichen Umfang erhalten. Ein Theil seines Terrains war sechs bis acht Meter niedriger, als der übrige Boden. Die Mauren hatten hier geräumige überwölbte Magazine angebracht. Lange Zeit rathschlagte man über das zweckmäßigste Mittel, diesen Raum, der sehr bedeutend ist, zu erhöhen; endlich beschloß man, ihn mit neuen Gewölben zu überbauen. Auf diese Art entstand ein zweites Stockwerk, dessen Niveau übrigens noch immer um zwei Meter niedriger ist, als das Niveau des Bodens. Diese Ungleichheit wird man durch aufgeschüttete vegetabilische Erde beseitigen, und ohne Zweifel werden dann auch in dieser Gegend des Gouvernements-Platzes Bäume gepflanzt, wie schon in den übrigen Theilen desselben seit einem Jahre geschehen. Der erwähnte Platz wird nach seiner Vollendung der Hauptstadt eines großen Staates wahrhaft würdig seyn.

Ein anderer Platz von geringerem Umfang, aber gleich großem Nutzen, ist auch im Entstehen. Dieser bildet ein großes Viereck mit Arkaden (ohne Galerieen) und einer sich im Kreise herumziehenden doppelten Reihe von Bäumen. Er wird ein öffentlicher Markt für Gemüse- und andere Speise-Artikel.

*) Ist das Arabische Wort für Straße.

Die geräumigen und einfach dekorirten Kaffeehäuser erfreuen sich täglich zahlreicher Gäste. Mehrere dieser Etablissements zahlen eine jährliche Pacht von 12,000 Franken.

Unter den wenigen Denkmälern der Baukunst, die Algier bis jetzt aufweisen kann, verdient die katholische Kirche, welche fast ganz im Style der Kirche „Mariä Himmelfahrt" in Paris erbaut ist, auszeichnende Erwähnung. Ihre große und schöne Kuppel ruht auf herrlichen Marmor-Säulen, und die Mauern sind mit unächtem farbigen Porzellan in mannigfachen Dessins ausgelegt.

Das Haus des Gouvernements ist von Innen wahrhaft schön, hat aber keine sehenswerthe Façade. Auch steht es in einer zu engen Straße.

In allen Straßen Algiers nivellirt man die Ungleichheiten des Bodens und beseitigt den Uebelstand der vorspringenden oberen Stockwerke, wodurch die Straßen außerordentlich finster wurden. Vor dem Thore Bab-el-Ued wird ein großer freiliegender Platz am Meeres-Ufer angelegt. Auf demselben können schon jetzt ein ganzes Regiment Fußvolk und eine Schwadron Reiterei gleichzeitig manövriren.

Vor dem Thore Bab-Asun läßt die Regierung einen Theil des Bodens mit Maulbeerbäumen bepflanzen, in deren Mitte eine Wasserkunst spielen wird. Solchergestalt werden Algiers Bewohner in kurzem an jedem Ausgang ihrer Stadt einen Ort finden, wo sie sich erholen und frische Luft einathmen können.

Von allen öffentlichen Arbeiten, die man in und um Algier unternimmt, sind aber doch die Arbeiten am Hafen bei weitem die wichtigsten und nützlichsten. Statt jeder umständlichen Beschreibung erwähnen wir nur, daß man ungeheure Steinmassen, die auf Karren, mit dreißig starken Maulthieren bespannt, herbeigeschafft werden, und noch bedeutendere Massen Kalk, der mit Pozzolan-Erde vermengt ist, dazu verwendet, um rings um den Hafendamm verschiedene Werke aufzuführen, die, einige hundert Meter weit ins Meer sich erstreckend, den Eindrang der Wogen für immer unmöglich machen sollen. Der Hafen wird durch diese Werke zugleich eine viermal größere Ausdehnung erhalten und mehreren hundert Fahrzeugen ein sicheres Asyl gewähren können.

Im Innern des Hafens errichtet man große Kais, deren Ufer mit Granit von Bugia ausgelegt werden. Die bereits vollendeten Kais gewähren dem Handel, der täglich zunimmt, schon jetzt große Vortheile.

Außerhalb der Stadt sind drei Heerstraßen gebaut worden, von denen zwei in verschiedenen Richtungen nach Belida und die dritte nach Kolea führen. Sie wetteifern an Schönheit und Solidität mit den besten in Frankreich, und die eine derselben ist im gegenwärtigen Jahre eine halbe Meile weit mit Bäumen bepflanzt worden. Wir erlauben uns, bei dieser Gelegenheit in Erinnerung zu bringen, daß die Kolonie ihre ersten Heerstraßen dem Herzog Savary verdankt, der sich überhaupt wesentliche Verdienste um ihre Bewohner erworben hat.

M a n n i g f a l t i g e s.

— Orthopädisches. Der Doktor Jules Guérin, der die Orthopädie zum Rang einer positiven Wissenschaft erhoben, hat der Französischen Akademie eine auf diese Wissenschaft bezügliche Entdeckung mitgetheilt, die eben so interessant als wichtig ist. Ueberzeugt, daß die meisten Seitenabweichungen des Rückenmarks von einer Zusammenziehung der Rücken-Muskeln herrühren, hat er die kühne Idee gehabt, die kranken Sehnen zu durchschneiden. Diese Operation ist von dem größten Erfolg begleitet worden. Es scheint, daß die Sehnen nach der Section sich durch eine dazwischen liegende Substanz verlängern und daß so die Natur wieder in den normalen Zustand zurückkehrt.

— Europäische Giraffen. Die Geburt einer Giraffe in England ist das erste Ereigniß der Art in Europa. Sie ist sechs Fuß hoch und sehr lebhaft; die Mutter, welche ihr nach der Geburt die größte Zärtlichkeit bewies, läßt sie jetzt nicht mehr an sich herankommen, und man muß sie mit Kuhmilch nähren. Man glaubt, daß diese Lieblosigkeit der Mutter in dem zahmen Zustand ihren Grund habe. Bei den Dromedaren und anderen Thieren, die in der Menagerie erzogen werden, ist es eben so. Merkwürdig ist noch folgender Umstand, den man beobachtet hat. Man hat die beiden Männchen, die sich in der Menagerie befinden, in einen Raum geführt, der dicht an den gränzte, den das Weibchen mit seinem Jungen bewohnt; das eine von den Männchen blieb ganz gleichgültig gegen das Junge, der Vater aber strengte sich an, die Barriere, die sie trennte, zu zerbrechen, und nachdem man ihm eine Thür geöffnet, liebkoste er sein Junges mit der größten Zärtlichkeit.

— Berichtigung. Ein wohlwollender Leser des „Magazins" macht uns darauf aufmerksam, daß der in Nr. 73 d. Bl. erwähnte Französische General, welcher gegen den Oesterreichischen General Mack kommandirte, nicht Macdonald, sondern Championnet war, was, obwohl die Erwähnung dort nur beiläufig geschehen, doch eine Berichtigung verdient.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 80. Berlin, Freitag den 5. Juli 1839.

Rußland.

Die Schneestürme des Russischen Winters.

Von J. G. Kohl.

Bekanntlich ist die Natur in Rußland eine etwas starke Langschläferin. Tief und ununterbrochen verschlummert sie fast die Hälfte ihres ganzen Jahreslebens; denn während ganzer sechs Monate, vom Oktober bis zum April, ruhen ihre schaffenden Kräfte und starren ihre bildenden Säfte. So tief und vollkommen indeß ihr Schlaf während dieser ganzen langen Zeit ist, so wenig ist er doch zugleich auch ruhig und erquicklich, und gleicht nicht sowohl dem Schlummer eines von nützlicher Thätigkeit ruhenden Arbeiters, als dem Schlafe eines Nachtwandlers und wilden Phantasten, der von den furchtbarsten Träumen und Aufregungen beunruhigt wird. — Schöne heitere und genießbare Wintertage, wie wir sie im mittleren Deutschland haben, bei denen die Gewässer glatt gefrieren und die Flur von unzähligen reizenden Krystallen und Spiegeln blinkt, sind in Rußland selten. Allerdings kommen sie dort auch vor, denn in dem langen sechsmonatlichen Russischen Winter sind natürlich die Wetter-Phänomene ungemein mannigfaltig, und heitere Kälte, sonnenklare Froste wechseln darin sehr vielfach mit nebligen und stürmischen Wochen. Indem wir es uns vorbehalten, unseren Lesern später noch ein Mal alle die verschiedenen bunten Erscheinungen des Russischen Winters betrachtend vorzuführen, wollen wir uns hier nur auf eine Darstellung der Schneestürme desselben und ihrer verschiedenen Grade, Stärke und Effekte beschränken.

Die Russen, die in so vertrautem und beständigem Umgange mit dem Boreas und seinem ganzen Gefolge leben, bei dem sie täglich ein- und ausgehen, und die dabei sehr gute Beobachter aller Phänomene in der sie umgebenden Natur sind, haben auch, wie sich dies vermuthen ließ, die verschiedenen Schneegestöber scharf gesondert und klassifizirt. Sie haben hauptsächlich drei Arten derselben unterschieden und eigenthümliche Namen für sie ausgeprägt. Es sind dies die jedem Russen geläufigen Ausdrücke: Mjatjol, Sämet und Wjuga, die jede ein ganz eigenes und charakteristisch von den übrigen unterschiedenes Schneegestöber bezeichnen. — Wir wollen der Reihe nach ihre Charakteristik versuchen.

Das Wort Mjatjol ist vom Verbum miasti abgeleitet, welches „aufrühren", „umstören" heißt, und bedeutet einfach so viel als Schneegestöber. Wir kennen diese Mjatjols in Deutschland auch. Es sind unsere Weihnachts-Schneegestöber, bei denen man sich ans Fenster stellt und dem unterhaltenden Spiel der fliegenden Flocken zusieht, — bei denen die Luft freilich auch stürmt und sich verfinstert, und bei denen man auch sich des sicheren Zimmers und des warmen Kamins herzlich freut, ohne indeß doch eben ängstliche Gebete für die Bekannten und Freunde, die draußen seyn möchten, zum Himmel zu schicken. Es sind diese Mjatjols solche kleine Winterwetter-Störungen, die man eher die Würze des Winterlebens nennen könnte, da sie die Annehmlichkeiten und Comforts des Lebens im Hause nachher nur noch erhöhen. Bei einem solchen Mjatjol war es, wo die Magd in Voßen's 77stem Geburtstage, als sie, vor der offenen Bodenluke stehend, nach den Gästen ausschaute, weiter nichts für nöthig fand, als die Hände unter die Schürze zu stecken, und wobei die Tochter des guten alten Pastors mit erhöhtem Wangenroth zur Mutter trat, und wo sie sich dann bald wieder mit ihrem Gemahl bei einer Tasse Kaffee erquickten und um so vergnüglicher des Lebens freuten. Ein solches Mjatjol wird weiter nicht besonders beachtet, da es weiter gar keinen Querstrich in eine Rechnung macht. Vielmehr wird es eher gewünscht und vom Himmel erbeten, da eben diese Mjatjols, bei denen der Schnee nicht so arg geschleudert wird, daß er sich nicht überall gleichmäßig anlegt und liegen bleibt, die Schneebahn machen, deren Herstellung jeder Russe so sehnlich wünscht. Und der Russische Jämschtschik (Fuhrmann), wenn er bei einem Kabak (Krug) anhält, in die Thür eintretend dem Heiligenbilde seinen Gruß gemacht und sich den Schnee und Eis aus Kleidern und Bart geschüttelt hat, fängt gewiß sein Gespräch mit den Gästen mit einem „Slawa Bogu" (Ruhm sey Gott) auf den prächtigen Schnee, der sich da segensreich vom Himmel herabläßt, an. — Freilich sind denn auch diese gewöhnlichen Russischen Schneegestöber noch etwas stärker und anhaltender als die unsrigen. Und freilich glüht auch dann des Jämschtschik's Gesicht von einer etwas stark erhöhten Farbe, nicht nur rosenroth, sondern, besonders wenn er erst etwas Thee — in allen Russischen Kabaks neben dem Branntwein das Hauptgetränk — gebraut hat, feuerlilien- und granatenroth. Auch sieht man freilich bei einem solchen Mjatjol, wenn man sich an die Sastawa (Thor) einer Stadt begiebt, die Reisenden ziemlich rasch und winterlich gepudert in die Stadt hereineilen. Die Passagiere sind verhüllt, Weiber und Männer, Militair und Civil, so dicht, wie lauter verschleierte Bilder der Isis, daß man hinter dieser Tuch-, Pelz-, Shawl- und Schneeflocken-Verhüllung kaum weder Geschlecht, noch Stand, noch Alter erkennt. Die drei Pferde der Troika (Dreigespann) schnauben und brausen dampfenden Athem in die kalte Luft und haben eine fest und dicht in ihren Pelz eingedrungene Schneeverbrämung am Halse, an den Beinen und auf dem ganzen Rücken hin. — Den Jämschtschik, der, in dicken Schafpelz gehüllt, vorn quer über dem Schlitten sitzt, mit auf einer Seite herabhängenden Beinen, würde man für einen Schneemann halten, wie die Deutschen Knaben ihn machen, wenn er nicht die Peitsche beständig fröhlich schwänge und, trotz Wind und Wetter, ein lustiges oder auch melancholisches Liedchen sänge, das er unermüdlich unter die Schneeflocken hinauswirbeln läßt. — Doch, wie gesagt, es ist dies Alles nichts so Außerordentliches, daß man es nicht auch im ganzen übrigen nördlichen Europa kennen sollte.

Natürlich indeß ist die Art und Weise der Mjatjols, so wie ihre Grade, sehr verschieden. Oft sind die Flocken erstaunlich groß, oft sind sie klein, oft schaukeln sie wie Flaumfedern, oft schießen sie wie Pfeile herab, oft kommen sie spärlich, oft in überschwenglichen Massen. Dann wird auch der fallende Schnee bei niedriger Temperatur ganz weich und mischt sich mit Regentropfen. Die Deutschen in den Ostsee-Provinzen nennen dies „Schlacker". Sie haben einen eigenen Namen für diese Schneegestöberform erfunden, der in Deutschland selbst sonst nicht bekannt, weil ihr Land der wahre Sitz desselben ist. „Es schlackert" bei ihnen den halben Herbst und Frühling hindurch.

Gefährlicher als die Mjatjol's sind die „Sämets". Man nennt so die Art des Schneegestöbers, oder vielmehr des Schneefliegens, wenn nach vorgängiger Trockniß und bei großer Kälte gefallener, also locker aufliegender Schnee von einem starken Winde aufgenommen und durch die Lüfte fortgeführt wird. Der Wind dabei muß natürlich auch von ziemlich niedriger Temperatur seyn, weil er sonst den Schnee nicht so flüchtig machen könnte. Es erscheint bei einem solchen Sämet oft der schönste blaue Himmel, den man jedoch nur auf einer kleinen Erhebung entdeckt. Unten aber auf dem Boden zieht über alle Wege und Felder hin bei gleichmäßigem Winde in einer gleichen Höhe von mehreren Ellen oder einigen Klaftern ein feiner Schnee, wie ungeheure über den Boden hinflatternde Mückenschwärme. Da ein solcher Sämet oft mehrere Tage anhält, die fliegenden Schneetheilchen aber häufig an harten Gegenständen anstoßen, auch oft zu Boden fallen, wieder aufgehoben und über die hart gefrorene Erde hingeschleift werden, so zersplittern sich die kleinen Eiskrystalle immer mehr und mehr und werden zuletzt ein äußerst feiner Eisstaub, der, wenn er von einem scharfen und kalten Winde reißend gejagt wird, sehr empfindlich die Haut reizt und den Augen der Menschen und Thiere wehe thut. Es sind diese Sämets überall in Rußland, in Sibirien, wie in Großrußland, in den Steppen und am Baltischen Meere bekannt. Die Deutschen in den Ostsee-Provinzen nennen die Erscheinung „Stiemen" und machen auch das unpersönliche Verbum davon „es stiemt", so wie das Compositum „verstiemen", z. B. „alle Wege sind verstiemt." Ueberall ist das Stiemen kein erwünschter und sogar sehr unangenehmer und gefährlicher Zustand der Atmosphäre. Jedoch besonders in der waldlosen, öden, wenig bewohnten, ganz kahlen Steppe treten die Sämets erst wahrhaft gefährlich auf.

Wenn man in der Steppe auf einen Todtenhügel oder sonst einen erhabenen Punkt steigt, von dem aus man eine weite Fläche übersehen kann, so sieht man, während oben die Sonne lacht, unten den sämmtlichen Schnee der Fläche in Aufruhr. Es ist, als wenn man in ein großes nicht tiefes Nebelmeer von lauter zarten Eiskrystallen hineinschaute, aus dem nur noch wenige nicht überschwemmte Punkte hervorblicken, und das durchweg streifig ist, indem der Wind strichweise den fliegenden Schnee mehr zu-

sammendrängt oder zertheilt. Das Gefährliche bei diesen Sämets ist die horizontale Richtung des Schnees. Beim gewöhnlichen Schneegestöber, wo der Schnee ziemlich senkrecht herunterfällt, bedeckt er Alles, Wege und Felder, Fläche und Tiefe mit ziemlich gleich dicker Decke. Aber bei der horizontalen Richtung der Sämets bleibt er nur vor senkrecht stehenden Gegenständen liegen, oder fällt in tiefe Schluchten hinein, die er mit lockeren Massen füllt und mit dem Boden ausgleicht. An Zäunen, an Häusern, Bäumen und Sträuchern häuft er sich in hohen Massen, indem, wenn erst ein Mal durch Veranlassung einer sehr unbedeutenden Ursache eine Anhäufung entstanden ist, sich immer von neuem herbeigeführte Schneemassen anlegen und den kleinen Anfang zu einer großen Bank oder Berg erhöhen. Auf diese Weise werden denn die Wege stellenweise ganz von Schnee entblößt und wiederum an anderen Orten durch große Schneebänke ganz unkenntlich und unfahrbar gemacht. Das Reisen ist bei solchem Stiemwetter sehr gefährlich. Denn wenn der Wind ihnen entgegen ist, wird den Zugthieren und ihren Führern das Sehen oft ganz unmöglich. Das Verirren ist leicht, das Hinabstürzen in die so gefürchteten Balken und Wuipoletsch (tiefe die Steppen durchschneidende Thäler und Regenschluchten) nicht selten, und auch das Verstiemen oder Verschneien auf offener Straße häufig. Oft reicht schon ein kurzes Verweilen auf der Straße, ein kurzes Steckenbleiben im Schnee hin, so große Massen um uns anzuhäufen, daß am Weiterkommen verzweifelt werden muß und Alles schnell unter der krystallisirten Wasserdecke begraben wird. Es ist interessant, nach einem solchen Sämet die vielen kleinen Ereignisse, die er herbeiführte, im Einzelnen zu verfolgen. Da jeder kleinste Luftstrom mit Theilchen des feinen Schneestaubes geschwängert ist, so führt er ihn durch die geringsten Kanäle, durch die er passirt, z. B. durch Schlüssellöcher oder Fensterritzen, und so weit er ins Zimmer oder Vorhaus strich, so weit wirft er ein schmales Schneedämmchen hinein. Wo der Wind durch einen Zaun zog, findet man bei jedem großen oder kleinen Loche des Zauns einen mit seiner Größe und Gestalt völlig korrespondirenden Schneekegel oder Rücken. Die Pferde und Rinder, die aus der Steppe kommen, haben auf der Seite, von welcher her sie das Stiemen traf, eine dichte Schneebedeckung, die ihnen bis auf die Haut gedrungen ist, und aus der die Haarspitzen hervorblicken. Bei jedem Hause, Thore, Pfeiler oder Thurme findet man einen seiner Gestalt entsprechenden Schneehügel auf der einen Seite angehäuft. — Wenn die Mjatjols die eigentlichen Schneebahnbegründer sind, so sind die Stiemwetter, die Schneejagen (chasse-neige), diese Sämets, die wahren Schneebahnverderber, besonders, wenn sie gleich nach einem im Herbst gefallenen losen und noch nicht angefahrenen Schnee eintreten. Ein einziger fataler Sämet verdirbt dann oft die Bahnen für den ganzen Winter, indem die großen Massen Schnee, welche er zusammenfegt, oft so bedeutend sind, daß sie den ganzen Winter über so liegen bleiben und dem Verkehr ein bleibendes Hinderniß in den Weg legen. In einem Russischen Dorfe fuhren ein Mal die Leute sechs Monate hindurch über eine von einem einzigen Sämet ihnen bis zu den Glocken ihres Glockenthurms aufgehäuften Schneebank mit großer Anstrengung ihrer Pferde. Bei den Städten und auf den befahreneren Wegen muß man dann oft Thore in diese Schneebänke und Mauern graben.

Ein in Bärenpelzen, Pelzmützen, Tüchern u. s. w. wohl vermummter, umwickelter und emballirter Russischer Reisender darf allenfalls auch im Palaste des Eiskönigs selber eine Visite abstatten, ohne für das Flüssigbleiben seines Blutes irgend etwas zu fürchten. Eins aber, glaube ich, würde er sich denn doch dabei verbitten, daß nämlich der Eisfürst nicht eine „Wjuga" zu seinem Empfange ihm entgegenschicke. Denn eine Wjuga, diese dritte, letzte und schlimmste Form des Schneegestöbers, ist selbst in dem kalten und eisigen Rußland ein so gefürchtetes Ding, daß gar nichts, weder Gewinnsucht, noch Kaiserlicher Befehl, noch irgend eine Lockung, Noth, oder sonst irgend ein Reiz, der einen Menschen ins Freie treiben könnte, stark genug wäre, während ihrer Dauer einen Mann zum Weiterreisen zu veranlassen. —

Es ist nicht ausgemacht, woher das Wort „Wjuga" abzuleiten sey. Die Italiäner und Deutschen Odessa's und der anderen Pontischen Steppen-Städte müssen wohl der Meinung seyn, daß es von „fugare" herkommt; denn sie sprechen nicht wjuga, sondern „fuga", und in der That ist bei einer Wjuga immer so viel Flucht oder Indiefluchtschlagen, daß die Ideen-Association, die ihnen dabei vorgeschwebt zu haben scheint, wenn sie nur Russisch wäre, sehr passend seyn möchte.

Um eine deutliche Vorstellung von dem Nordischen Wetter-Ungethüm zu bekommen, das die Russen Wjuga nennen, stimme man zunächst die Temperatur der Luft auf 25 bis 30 Réaumursche Grade unter dem Gefrierpunkte herab. Diese Herabstimmung ist denn allein schon oft Grund genug zur Verstimmung. Indeß wenn die Luft heiter und ruhig ist, so lobt sich noch wohl mancher Trotzige das Wetter, obgleich denn doch wohl Claudius, Klopstock und Arndt, die Deutschen Lobsänger des Winters, zu ihren Liedern eben nicht durch eine solche Kälte begeistert wurden. Diese Grade sind indeß noch weiter nichts, als die Tonart, aus welcher die Wjuga spielt. Alsdann aber setze man dies kalte Luftmeer in rasche Bewegung und lasse Woge auf Woge sich in brausendem Tempo jagen, als sollte kein Athem mehr übrig bleiben auf der Erde, oder als müßten die Windgötter mit der Sonne vollenden

„den feurigen Ritt um die Welt".

Diese gejagte Kälte dringt durch und durch und macht das Herz gefrieren. Doch bleibt es immer nur noch, so lange es hell ist, eine einfache „Burja" (ein kalter Sturm). Man sieht noch die liebe Sonne, und es lacht noch bestimmt und in klaren Umrissen die gute Erde, die Nähe und Ferne und alle die bekannten Zeichen des Weges.

Ferner aber steige man nun zum Himmel auf und nehme die Sonne vom Firmamente, erfülle an ihrer Statt die Lüfte bis tief in den Aether hinein mit einer dunkelgrauen Dämmerung und lasse dabei spitzige Eisnadeln in unerschöpflicher Fülle beständig herabbrausen. Dies ist schrecklich, und Furcht und Zagen befällt dann die Seele aller armen Wesen, denen noch ein lebenslustiges Herz im Busen pocht. Die schöne hoffnungsvolle Ferne schwindet und alle Aussicht auf einen rettenden Hafen. Die leitenden Sterne oben erlöschen, und alle freundliche Himmelszeichen verbergen sich. — Endlich aber lasse man nun auch noch die Erde fallen, den Schnee vom Boden sich wirbelnd erheben und Nacht und Dunkelheit, wie sie, von oben herabfallend, decken, so von unten emporsteigend den wandelnden Fuß umhüllen. Nun ist dem Wanderer das Maaß der Verzweiflung gefüllt, und es ist nicht möglich, ein fünftes Schreckniß zu ersinnen. Der König des Nordpols, der Gott des Winters und Todes, schüttet in der Wjuga den ganzen eisigen Inhalt seines Füllhorns über den armen Russischen Wanderer aus, dem er das frische Ein- und Ausgehen des Athems benimmt, dem er das warme Blut in der Brust erstarren macht, die hellen Augen verfinstert und mit Eis vermauert, das Gehör mit unerhörtem Brausen betäubt und dem Fuß die feste Basis des Bodens und den sicheren Tritt entzieht. Eine Wjuga ist Burja, Mjatjol und Sämet zusammen, eines in das andere multiplizirt. Der Sturm, zur Kälte kommend, mehrt ihre Kraft ins Unglaubliche, und die Kälte, den Wind stärkend, läßt jeden Anhauch schon als Stoß empfinden, und so auch die Schneeflocken-Legionen, die Dunkelheit erzeugend, wappnen sich mit neuer Schreckkraft, so wie die Finsterniß, sich mit dem Eise mischend, sich zerlegt, und wie in ganzer Masse, so von Flocke zu Flocke gespürt wird. Der Eisstaub von unten macht den Eisstaub von oben unerträglicher, da die armen gepeinigten Augen kein ungetrübtes Plätzchen finden. So mehrt das eine Schreckniß das andere. Das Hinten dunkelt wie das Vorne, das Unten lockert sich wie das Oben, und der Mensch ist herausgelöst aus der ganzen Natur und wie eine Schneeflocke von den Elementen umgetrieben.

In den nördlichen und mittleren Gegenden Rußlands kommen diese Wjugen allerdings auch vor. Jedoch sind sie hier weit weniger schrecklich, als in dem flachen Steppensüden. Dort sind Dörfer oder sonstige Wohnplätze bald erreicht, oder doch wenigstens ein Wald in der Regel nicht fern, der ebenfalls rettet und schützt. Dabei ist das Land reich an Hügeln, welche die Stärke des Sturmes einigermaßen brechen. Im Steppensüden, wo alle diese Schutz- und Hülfsmittel fehlen und viele dort nicht gekannte Gefahren dazu kommen, erreichen die Wjugen den höchsten Grad der Furchtbarkeit und werfen das ganze Land in einen Zustand der Verzweiflung, der um so schlimmer ist, da sie in der Regel sehr lange anhalten. Denn es ist bei allen Russen allgemein bekannt und ausgemacht, daß die Sonne gerade dreimal zu den Antipoden wandern und dreimal eine Lage schwarzer Schminke den Aethiopen-Gesichtern auftragen muß, ehe sie wieder die Steppen freundlich bescheinen darf. Gerade drei Schutka's (dreimal 24 Stunden) muß eine Wjuga dauern, ehe dem Boreas der Athem vergeht und Alles sich wieder in Ruhe auflöst. Und zwar halten die Leute so genau auf den Termin, daß sie sich die Stunde des Anfangs des Unwetters merken und alle Mal am dritten Tage zur selben Stunde sicher ihr Ende erwarten.

(Schluß folgt.)

Ungarn.

Fiume und seine Umgegend.

(Schluß.)

Die körperlichen Anstrengungen, welche diese Fahrten kosteten, waren für meine geschwächten Kräfte doch zu viel, und ein Paar Tage war ich gezwungen, das Zimmer zu hüten; am dritten Morgen jedoch fühlte ich mich besser, und unsere freundlichen Wirthe ergriffen sofort die Gelegenheit, eine andere genußreiche Partie vorzuschlagen, deren Ziel das Dragha-Thal seyn sollte.

Nach einem frühen Mittagbrod machten wir uns in Herrn Smith's Wagen auf den Weg, und obgleich hier der Genuß in vieler Hinsicht von dem verschieden war, welchen uns die kleine Fahrt nach Valeska gewährt hatte, so war er doch gewiß eben so reich und mannigfaltig, und der Eindruck, den wir im Gemüth davon trugen, nicht weniger lebhaft und tief, als dort. Unser Weg führte uns erst durch die alte Stadt und dann einen Hügel hinauf, wo wir eine Zeit lang nichts sehen konnten, als die steilen Abhänge zu beiden Seiten. Allmälig verschwand der Abhang zur Rechten, und wir sahen einen kleinen Weiler, der eben so eigenthümlich und romantisch durch den Bau der Häuser, als durch ihre Lage war. Sie standen auf einer Art Tafelland am Rande des Berges, welcher, hinten an kühne und steile Felsen gelehnt, vorn nach der See zu ohne Schutz war. Auch war der Hügel so voller Zacken und Vorsprünge, daß ein einziger falscher Tritt den Wanderer hinabgestürzt hätte, und hier wohnte eine Bande Schmuggler, deren Kinder, als sollten sie von Jugend auf zum Gewerbe erzogen werden, am Rande des Abgrunds spielten, ohne selbst die geringste Furcht zu zeigen, oder

bei den Müttern, die sie bewachten, Besorgnisse zu erregen. Diese Schmuggler sind ein merkwürdiger Menschenschlag. Die Männer mit ihren dunkeln olivenfarbigen Gesichtern und ihrem langen, schwarzen Haar und Schnurrbart, schienen zu jeder That fähig, die Kühnheit und Ausdauer erfordert. Auch bemerkte ich, daß sie viel muskulöser waren, als die Leute, mit welchen wir oben in den Bergen in so unangenehme Berührung gekommen waren, und ihre Kleidung, die mehr wie die der Italiänischen, als die der Ungarischen Bauern aussah, stimmte vortrefflich zu der Beschreibung, die man uns von ihren Sitten gab. Auch beobachteten wir einen anderen Umstand, der mit diesen Sitten ganz übereinstimmte. Wir trafen mehrere ihrer Wagen, die wahrscheinlich mit Contrebande beladen waren, und ich bemerkte, daß die Rosse, die sie zogen, von der besten Zucht waren — starke, muntere Thiere, wie man sie bei Personen erwarten kann, die, obwohl sie den Kampf nie scheuen, doch immer lieber fliehen, wenn die Gelegenheit dazu sich bietet.

„Wie kühn sie zu seyn scheinen!" sagte ich zu meinem Gefährten.

„Sie haben keine Vorstellung von der Kühnheit, mit der sie ihr Gewerbe treiben", war seine Antwort; „sie sind die geübtesten und die kühnsten Schmuggler in der Welt. Bekannt mit jeder Bucht und Einfahrt längs der ganzen Küste, haben sie fortwährend ihre Schildwachen stehen, welche ihnen in unglaublich kurzer Zeit die Ankunft eines Schiffes mittheilen, worauf ein Haufen auszieht, dessen Begegnung selbst regelmäßige Truppen zu fürchten hätten. In wenigen Stunden haben sie die Ladung in Felsenhöhlen versteckt, die nur ihnen bekannt sind, und hier bleibt sie so lange, bis sie sich mit ihren Kunden verglichen und den Punkt bestimmt haben, wo die Ablieferung stattfinden soll. Sodann kommt der Marsch durch die Berge, der sich nach der Größe und dem Werthe der zu transportirenden Waaren richtet; wenn die Waaren leicht und ihre Kosten verhältnißmäßig gering sind, so werden sie von zwei oder drei Männern mit ihren Packpferden transportirt; sind sie von bedeutendem Gewicht, so marschiren sie zuweilen in Haufen von hundert Mann oder mehr, und da ihnen alle Wege bekannt sind und sie ihre bestimmten Stationen haben, so wissen sie gewöhnlich die Wachsamkeit der Zolljäger zu täuschen. Aber wenn ihnen dies nicht gelingt, wehe den Accise-Beamten, die es wagen, sie aufzuhalten; denn sie sind immer bis auf die Zähne bewaffnet, und nie lebte eine Menschenklasse, die mit den Waffen schneller zur Hand oder gleichgültiger gegen den Werth des eigenen oder fremden Lebens ist."

„Leute, die Sie so beschreiben, rauben wohl auch gern, wenn ihnen etwas bequem in den Weg kommt", sagte ich.

„Es ist in keinem Lande leicht, einen scharfen Unterschied zwischen dem Schmuggler und dem Banditen zu ziehen", antwortete er; „aber ich glaube, daß die Schleichhändler dieser Gegend der Räuberei so wenig ergeben sind, als irgend ein Theil der Brüderschaft, zu der sie gehören: im Gegentheil, obgleich sie die geschworenen Feinde aller Accise-, wie überhaupt aller Regierungs-Beamten sind, so lassen sie doch Privatpersonen nicht wenige von den Höflichkeiten widerfahren, die unter wilden Stämmen meist üblich sind. So hörte ich von Reisenden, die zufällig zu einem ihrer Depots in den Bergen kamen, und die nicht bloß keine Gewaltthätigkeit von ihnen erfuhren, sondern mit großer Gastfreundschaft von ihnen aufgenommen und bewirthet wurden. Sie fordern zwar von ihnen ein Versprechen, daß sie nicht zu Verräthern an ihnen werden, aber Niemand könnte sich weigern, diese Verpflichtung auf sich zu nehmen, und ist dies geschehen, dann hat der Gast nicht das geringste Unrecht zu befürchten."

Während dieses Gesprächs gingen wir durch das Dorf, und nachdem wir den Gipfel einer Anhöhe erreicht, stiegen wir in das Draghathal hinab. Ich habe viele Thäler prächtiger, manche schöner gesehen; aber dieser Winkel der Julischen Alpen war ganz eigenthümlich, er verdiente vollkommen die Anpreisungen, die ich davon gehört habe. Die größte Breite des Thals beträgt anderthalb Englische Meilen, und seine Länge ungefähr vier; die Hügel, die es einschließen, verdienen zwar kaum den Namen von Bergen, sind aber wegen ihrer Formen außerordentlich hübsch. Vorzüglich aber ist es das Laubwerk des Thals, seine Olivenhaine, seine Orangenbäume und Weinreben, die ihm ein so heiteres, fruchtbares Ansehen geben, wie wir es in keinem anderen von den Thälern gefunden, die wir auf unserer Herreise passirten. Mitten unter diesen Pflanzungen standen Hütten und Meiereien, deren Mauern vom Grund bis zum Giebel mit blühenden Stauden bedeckt waren, von welchen ein köstlicher Geruch zu uns drang.

Wir freuten uns über das muntere und zufriedene Aussehen der Landleute, die mit ihrer leichten Arbeit inne hielten oder an die Thüren ihrer Wohnungen kamen, um uns zu betrachten. Auch dies schien ein schöner Menschenschlag zu seyn, besonders die Jugend unter ihnen; denn obgleich ihre Wangen schon gebräunt waren, so hatten sie doch eine frischere Farbe, als man in solchen Breitegraden gewöhnlich erwartet.

„Sind dies auch Schmuggler?" fragte ich.

„Nein", war meines Begleiters Antwort; „es klingt fast seltsam: diese Leute sind auf allen Seiten von Schleichhändlern umgeben und stehen doch durchaus nicht in dem Verdacht, an dem unehrlichen Gewerbe der Schmuggler Theil zu nehmen. Sie leben von dem Ertrage ihrer kleinen Pachten und Weingärten, und ich glaube, keine Aussicht auf Gewinn würde sie bewegen können, ihre Lebensweise, sey es auch nur auf kurze Zeit, mit einer anderen zu vertauschen. Sie sind ein höchst frischer, tugendhafter Menschenschlag, was man von ihren Nachbarn nicht sagen kann, und sie sind reich, weil sie zufrieden sind. Warten Sie aber eine Weile, und Sie sollen ein anderes Schauspiel sehen; denn in diesem Lande ist Alles seltsam unter einander gemischt, sowohl im physischen, als im geistigen Gebiet des Daseyns."

Als dies gesprochen war, näherten wir uns dem Ende des Thals, und die Straße, nachdem sie sich um einen steilen Felsen herumgewunden, brach plötzlich ab und lief die andere Seite des Hügels hinauf. Hier mußten wir ein wenig ausruhen, und es dauerte eine halbe Stunde, ehe wir diese schroffe Anhöhe zu Fuß erklimmt hatten. Endlich waren wir oben, und eine neue Biegung der Straße zeigte uns ein Schauspiel, welches mit dem süßen, stillen Thal, das wir eben hinter uns gelassen, im schneidendsten Kontrast stand. Wir waren wieder von finsteren, felsigen Abgründen umgeben. Hinter uns und auf beiden Seiten standen sie wie eine Mauer, aber vor uns sahen wir die Gewässer des Adriatischen Meeres, die durch vorspringende Landspitzen in zahllose Seen getheilt waren, und in diese hinein waren eine Menge Inseln geworfen in jener maßvollen Unordnung, welche so geeignet ist, uns erhaben zu stimmen. Unser gutes Geschick wollte, daß uns der Anblick dieses Panorama gerade in dem Augenblick wurde, wo die letzten Strahlen der untergehenden Sonne die Spitzen der Dalmatischen Berge vergoldeten. Schon lag ein Theil des Golfs unter uns in tiefem Schatten, und die Färbung, die das Wasser dadurch bekam, so wie die starren, grauen Felsen, die es auf allen Seiten umgaben, erregten Einem, wenn das Auge darüber hinstreifte, Empfindungen, die mit dem Schrecken nahe verwandt waren. Nicht, daß der See — denn so sah jener Theil des Golfs aus — ganz einsam dalag; — eine alte Stadt, die aus Häusern bestand, deren seltsame Architektur mit der umgebenden Scenerie zusammenstimmte, stand an dem Ende, das uns am nächsten war, während ein Schiff, wenn ich mich recht erinnere, ein Kutter, einen Kanonenschuß vom Ufer vor Anker lag. Aber die Stadt erschien so klein, und das Schiff, welches in der Entfernung zu der Größe eines kleinen Boots zusammenschrumpfte, nahm sich in dem ungeheuren Rahmen des Seebildes so unbedeutend aus, daß dies die Einsamkeit des Ganzen, statt sie zu mildern, erst recht hervortreten ließ.

„Hier", sagte Herr Smith, „sehen Sie einen von den wohlbekannten Häfen, wo die Schleichhändler ihre Waaren ausladen. In jener alten Stadt lebt vielleicht nicht Einer, der seinen Unterhalt auf eine andere Weise, als durch Schmuggeln verdient; und der Kutter, den Sie da sehen, wie es scheint, mit Fischen beladen, ist reich an Salz oder irgend einem anderen Artikel, dessen Monopol die Regierung hat. Doch sehen Sie jetzt mehr in die Nähe, wo wir stehen."

Ich sah mich um und gewahrte unter den Spalten des Felsens dicht neben uns einige Hüttenhaufen mit einer kleinen Kapelle, an der ein Kreuz in die Höhe ragte, auf einer besonderen Platform. Nichts konnte rauher seyn, als diese Wohnungen, und es ist nicht leicht, sich ein schmutzigeres Bild des Elends zu denken, als ihre Bewohner darboten; denn Frauen und Kinder kamen heraus, uns zu betrachten, und einige von den Letzteren waren im Zustande der vollkommensten Nacktheit. Auch ein oder zwei alte Männer zeigten sich, doch, wie es schien, nicht in der Absicht, ihre eigene Neugier zu befriedigen, sondern um ihre Angehörigen zu schelten und zur Arbeit zurückzutreiben, denn es war dies, wie es schien, ein Hirten-Distrikt, und Heerden von Ziegen wurden eben, als wir vorübergingen, heimgetrieben, um für die Nacht gemelkt zu werden. Wir ließen uns etwas Milch geben, und die Kleinen, die sie in sehr schmutzigen, zinnernen Schüsseln brachten, freuten sich über die kleinen Silbermünzen, womit wir sie für ihren Dienst belohnten. (N. M. M.)

Frankreich.

Leiden eines Journalisten in der Französischen Provinz.

Ihr, die Ihr alle Morgen regelmäßig Euer Journal durch den Colporteur erhaltet und es in Muße während oder nach dem Frühstück leset, habt keine Ahnung davon, wie vieler Noth und Plackerei der Mann, der es redigirt hat, dabei ausgesetzt war. Ich ziele hiermit nicht auf die Preßverordnungen, die September-Gesetze; diese Noth ist insofern nicht drückend, als man auf Freisprechung durch die Jury rechnen, dem Gefängniß und der Geldbuße entgehen kann. Nein, ich meine die kleinen Leiden, die Bagatellen, die jeden Tag, jeden Augenblick sich finden, von denen der Pariser Journalist gar keine Idee hat, gerade diese machen ihm das Leben sauer und untergraben seine Ruhe.

Die geheimnißvolle Glorie, welche den Journalisten der Hauptstadt umhüllt, die dem Abonnenten eine heilige Scheu einflößt und dem Blatte eine um so größere Wichtigkeit giebt, je anonymer die Redacteure sind, geht dem Journalisten in der Provinz ganz und gar ab; er ist im Gegentheil der Repräsentant seines Blattes leibhaftig und augenfällig, eine Art von Oeffentlichkeit in Fleisch und Bein, sein Blatt, wie vielgestaltig und einflußreich es auch sey, zeigt immer das Bild seines Redacteurs und macht ihn für Alles, was darin gestanden, verantwortlich. Umsonst sucht er sich hinter der Barrière der Mitarbeiterschaft oder Mitredaction zu verschanzen, man sieht nur ihn; kennt nur ihn, beschuldigt nur ihn; umgekehrt, wenn etwas gefällt, so erhält er nicht den ungetheilten Beifall. Wenn man ihn übrigens citirt, so ist er mit seinem Blatte so identisch, daß man seinen

Tauf- und Familien-Namen vergißt, und hat er das Unglück, verheirathet zu seyn, so geht dieser Titel auch auf seine Kinder und Kindeskinder über, wie sich dies in alten Zeiten wohl bei gewissen Gewerben fortpflanzte.

Soll ich Euch nun den Eingang, nicht in das Heiligthum, sondern in den gläsernen Bienenkorb, in das à jour gefaßte Arbeitszimmer, in die Geburtsstätte des Journals öffnen? Ihr wollt hinter die Coulissen sehen? Nun, so macht Euch gefaßt auf eine Pandorabüchse voll Jammers, wenn ich alle Mappen ausbinde, alle große und kleine Zettel auskrame. — Den ersten Jammer bereiten die Mitarbeiter. Ihr meinet, hier liege der Redacteur auf Rosen, er allein sammelt die Lorbeern einer so kostbaren Mitarbeiterschaft, er sieht sich überhäuft mit Werken des Genies, Strömen von Geist, Bergen von Poesie, Vesuven von arbeitenden Gedanken, ganzen Ladungen von Epigrammen, und nur die Auswahl wird ihm schwer... weit gefehlt! Die Mitarbeiter sind in der Regel die lästigste und ungestümste Art von Menschen, die es überhaupt giebt. Der Mitarbeiter will Herr seyn des Journals, will, daß sein Artikel als der wichtigste erscheine, an einem schönen Platze, z. B. an der Spitze der ersten Seite, figurire, daß kein Komma, kein Punkt vergessen sey, sonst schreit er Zeter. Bringt er uns seinen Aufsatz im Manuskript, so verlangt er, bewundert zu werden; sieht er den Korrektur-Bogen durch, so legt er uns eine zweite Geduldsprobe auf und unter dem Vorwande, daß ihm einige Fehler entgangen seyn könnten, endlich eine dritte Durchlesung, damit der Redacteur den Genuß recht vollständig habe. Und dieser kann von Glück sagen, wenn er, nachdem das Blatt gedruckt und ausgegeben ist, nicht noch einmal den Mitarbeiter kommen sieht, um bei einer Vorlesung „ohne Hindernisse" die einzelnen Gedanken und Schilderungen vom Redacteur bewundern zu lassen.

Die Annoncen, die doch nur Vortheil zu bringen scheinen, haben auch ihre mißliche Seite; hat er nicht einen eigenen Spediteur für diesen Zweig, so muß die erhabene Person des Redacteurs von ihrem Gedankenthrone heruntersteigen und sich zu einer Mesalliance mit dem vulgairen Krämergeist entschließen. Wie soll er sich in den schimmernden Regionen des Idealen halten in Gegenwart der Herren Pravaz und Jules Guérin mit ihrem orthopädischen Institute, oder des Racahout des Arabes, des Nafé d'Arabie, der Saffiane von Berghofer, der Väter, die nicht die Schulden für ihre ungerathenen Söhne bezahlen wollen, der Männer, welche die Kaufleute warnen, ihren Frauen keinen Kredit zu geben? Da kommen Leute, welche etwas gesagt haben wollen, daß es den Anschein habe, als wenn sie es nicht gesagt hätten, und die unwillig werden, wenn der Redacteur für ein so natürliches Verlangen keine Formel ausfindig zu machen vermag. Ihnen schließen sich die mystischen Annoncen an, wo Sinn und Orthographie enträthselt seyn wollen, bei denen erst mit Feile, Hobel und Haarsieb Toilette gehalten werden muß. Doch schon wird es heller, es melden sich die Professoren der schönen Wissenschaften, die Sprachmeister, die ohne Unterschied mit gleicher Gründlichkeit das Französische, Deutsche, Griechische, Englische, Italiänische, Spanische, Lateinische, Hebräische und Arabische lehren, deren belletristische Ehre empfindlich gekränkt ist, wenn ihre kosmopolitischen Offerten hinter einem elastischen Mieder oder verlorenen Hunde stehen.

Das Kapitel von den Abonnenten ist bei Aufzählung des Jammers keines der unfruchtbarsten. Im Allgemeinen ist der Abonnent ein Tyrann, ein Usurpator. Wenn er von dem Journal spricht, so sagt er: „mein Journal", wie er sagt „meine Firma", „meine Brandmauer". Er macht Ansprüche, damit wie mit seinem Eigenthum umzugehen, und glaubt eine Ordonnanz ausgestellt zu haben, wenn er eine eingeschickte Reclamation unterzeichnet hat: Ein Abonnent des Blattes. Hört er, daß sich Jemand über einen Unfall beklagt? Lassen Sie es gut seyn, tröstet er, ich werde vier Worte in mein Journal einrücken lassen. Vergebens erschöpft der Redacteur seine Logik, um ihm begreiflich zu machen, daß ihre Stellungen gegenseitig unabhängig sind, daß, wenn Jemand bedrucktes, gestempeltes, geheftetes Papier verkaufe, er dem Käufer weiter nicht verpflichtet ist, aus demselben Grunde, aus dem der Abonnent gegen den Redacteur keine weitere Verpflichtung zu haben glaubt, wenn dieser bei ihm Musselin gekauft hat; der ungestüme Abonnent nimmt keine Gründe an. Von dem Augenblick an, wo das Journal aufhört, dem Abonnenten gefällig zu seyn, hört mit Fug und Recht die Theilnahme auf, ruft er voll Leidenschaft.

Der Abonnent ist ferner ein vielköpfiges, verschiedenartiges Wesen. Einer liebt die Erzählungen von Brandstiftungen und Selbstmord und schreibt dem Redacteur: Erzählen Sie mir mit allen Details jedes Kaminfeuer, jede Kriminalgeschichte im ganzen Departement, oder ich bin am längsten Ihr Abonnent gewesen; ein Anderer liebt das Burleske und droht mit Abgang, wenn das Journal nicht seinen Ernst ablegte. Madame liebt die Moden und fragt, was soll ein Journal, das nicht meiner Göttin sich weiht? Monsieur giebt der Politik den Vorzug, Mademoiselle den Liebesgeschichten und schmollt, wenn sie vergeblich danach gesucht hat. Ein Schüler von Baboeuf wirft einen Blick hinein und schilt uns einen feigen Ministeriellen; ein Ministerieller geräth in helle Flammen, wenn man seine großen Männer, d. h. die zeitigen Minister, angreift. Doch wie sollte ich hier zu Ende kommen? Genug, ein Jeder schreit, so laut er kann.

Die Verwandten, Freunde, Nachbarn des Journalisten in der Provinz sind eine nicht minder drückende Plage. Jeder von ihnen macht sich seine Privilegien, die er respektirt wissen will. Ein Vetter wünscht eine Laterne vor seiner Thür und proponirt einen Artikel mit der Ueberschrift „Oeffentliche Wohlfahrt!" und darin den Beweis, daß das Heil der Stadt von besagter Laterne abhängt; eine Freundin bittet um eine sinnreiche Erfindung, um ihrem Magazin Eingang und Geltung zu verschaffen, auch unter der Firma: „Bürgerwohl!" Der Nachbar hat ein Haus, das den Einsturz droht, er will eine Rüge im Betreff der Fuhrwerke, die wie das wilde Heer vorüber galoppiren und die Eingeweide des altersschwachen Gebäudes erzittern machen; ein Anderer wünscht eine neue Querstraße durchgebrochen, um für sein Haus mehr Fenster und Licht zu gewinnen, und so geht es ohne Ende, daß der Geduldsfaden gar nicht lang genug gesponnen seyn kann. Giebt aber der Redacteur so wohl motivirten Gründen kein Gehör, so ist er ein herzloser Verwandter, ein kalter Freund, ein egoistischer Nachbar, ein schlechter Patriot, und das allgemeine Feldgeschrei ist wieder: Was soll ein Journal, das Keinem dient?

Solche Noth hat man mit den Freunden; nun kommt erst die mit den Feinden, und doch giebt der Märtyrer der Presse diesen den Vorzug, weil sie ihre Pfeile wenigstens aus der Ferne abdrücken. Erst greifen sie den Journalisten an, dann den Menschen und schneiden ihm alle Ehre ab. Die Feinde des Journalisten aber in der Provinz sind die Leute mit Ideen, wenn man von den ihrigen verschiedene hegt; die Leute ohne Ideen, wenn man deren einige hat, alle öffentliche Personen, die man nicht ausschließlich rühmt, alle Redner, die man nicht für Demosthene und Cicero's hält, Staatsmänner, in denen man nicht gleich Sully's findet, alle Leute endlich, deren Eigenliebe oder Interessen man direkt oder indirekt beleidigt, und welche Schlange ist gefährlicher zu reizen, als die Eigenliebe? Und was kann man wohl berühren, das nicht eine Person oder Sache berührte? So ist der Redacteur zum ewigen Kriege verurtheilt, er ist immer im Feuer, verhöhnt von den Einen, gefürchtet von den Anderen, sobald er seine Pflicht thut. Er kommt sich selbst wie ein Stachelschwein vor, das bei jeder Berührung mit oder ohne Willen verwundet, wie ein Steinbruch, der in viele Gärten Steine sendet*) und deren von Jedermann empfängt, wie eine Glocke, die, um Einigen zu sagen, was an der Zeit ist, Andere mit aufweckt. Nur der Gedanke tröstet ihn, daß, wenn er auch Einigen verhaßt, er doch Allen nützlich ist, gerade wie der wohlthätige Regen. Glücklich genug, wenn er nicht lange Weile verursacht, wie dieser. (Album Alsacien.)

Bibliographie.

Annuaire de l'état militaire de France, pour 1839. — 5 Fr.
Antoine. — Von X. B. Saintine. 7½ Fr.
Conversion d'un mauvais sujet. — Von Raban. 4 Bde. 12 Fr.
Description des machines et procédés consignés dans les brevets d'invention, de perfectionnement et d'importation dont la durée est expirée et dans ceux dont la déchéance a été prononcée. Publiée par les ordres de M. el ministre du commerce. Tome XXXV. 4.
Génie du whist méconnu jusqu'à présent, avec ses explications et des maximes certaines pour gagner. — Vom General Baron v. B.... 3 Fr.
Géographie ancienne historique et comparée des Gaules Cisalpine et Transalpine, suivie de l'analyse géographique des itinéraires anciens, et accompagnée d'un atlas de 9 cartes. — Vom Baron Walckenaer. 3 Bde.

Mannigfaltiges.

— Aus Stockholm. Die Schwedische Staats-Zeitung (Sveriges Stats-Tidning) enthält fortlaufende Uebersetzungen von Dr. Nürnberger's „Astronomischen Reiseberichten", die in Schweden großen Beifall zu finden scheinen. Der berühmte Berzelius hat in seinem diesjährigen akademischen Bericht über die Fortschritte der Naturwissenschaften auch der Mondkarte der Herren Beer und Mädler, so wie der Mars-Beobachtungen des letztgenannten Astronomen, auf das rühmlichste gedacht.

— Pädagogisches. Nach Aimé Martin's trefflichem Buche über die Erziehung der Mütter (Sur l'éducation des mères) ist von einer Engländerin eine mehr auf die Eigenthümlichkeiten ihrer Landsleute sich beziehende Schrift über den Beruf der Frau unter dem Titel „Woman's Mission" erschienen.

— Seemanns-Literatur. Von James Fenimore Cooper ist eine „Geschichte der Flotte der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika" in zwei Bänden herausgegeben worden. Es ist eine Monographie, die ausschließliches Interesse für des Verfassers Vaterland zu haben scheint und auch in England nur aus dem Gesichtspunkte, wie die Marine des Mutterlandes ein Kind geboren, das es mit ihr selbst bald aufnehmen konnte, Theilnahme für sich erweckt. Sollte sich indessen ein Deutscher Uebersetzer an diese Flotten-Historie machen wollen, so mag er sich wohl versehen, wie er sich unter den unzähligen Schiffs-Ausdrücken, die oft nur Amerikanische Provinzialismen sind und kaum in England verstanden werden, zurechtfindet.

*) Dieses Gleichniß muß aus der bekannten Französischen Redensart erklärt werden: jeter des pierres dans le jardin de q., auf Jemanden sticheln, und dem zufolge recevoir, von Allen gestichelt werden.

Hierbei Titelblatt und Inhalts-Verzeichniß des vorigen Halbjahres.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 81. Berlin, Montag den 8. Juli 1839.

England.

Einige Berichtigungen über die Schlacht von Waterloo.

(Aus dem United Service Journal.*)

So nahe wir auch der Schlacht von Waterloo der Zeit nach sind, und so Viele noch unter uns leben, die der Schlacht beigewohnt oder später das Schlachtfeld besucht haben, haben wir doch fortwährend den Verdruß, irrige Behauptungen in Betreff derselben zu lesen und zu hören, obgleich die Mittel, die Wahrheit zu finden, so reichlich vorhanden sind. Die jüngst erschienenen Depeschen des Herzogs von Wellington bieten uns die Gelegenheit, diese Irrthümer zu berichtigen.

Einer darunter ist, daß der Herzog von Wellington bei der Eröffnung des Feldzugs auf den Angriff nicht vorbereitet war. Wenn dies so viel heißen soll, als daß es auf Seiten des Herzogs an Wachsamkeit und Klugheit fehlte, so ist dies ganz falsch. Jeder Feldherr, der sich auf die Defensive beschränkt, muß sich darauf gefaßt machen, vom Feind angegriffen zu werden, ohne daß er die Zeit oder den Ort des Angriffs vorher weiß, und da die Linie der verbündeten Heere sehr ausgedehnt seyn mußte, um die verschiedenen Straßen, die nach Brüssel führten, zu bewachen, und die Truppen vor Mangel zu schützen, dem sie bei größerer Concentration ausgesetzt gewesen wären, so konnte die äußerste Vorsicht und Geschicklichkeit der beiden Feldherren Bonaparte nicht hindern, durch eine plötzliche Bewegung einen bedeutenden Vorsprung zu gewinnen, ehe sie ihre Truppen sammeln konnten, um ihn aufzuhalten. Daß sie aber nicht hinlänglich auf ihrer Hut gewesen wären, dagegen spricht nicht bloß ihr wohlbekannter Charakter, sondern auch eine Menge positiver Thatsachen, die in dem letzten Band der „Depeschen" enthalten sind. Aus diesen geht hervor, daß sie schon vom Anfang Mai ab tagtäglich einen Angriff erwarteten und alle mögliche Vorbereitungen dafür getroffen, und obgleich sie vor der Mitte Juni weniger daran dachten, bloß darum, weil sie so vollständig auf Alles gerüstet waren, daß sie erwarten durften, Bonaparte werde es nicht wagen, sie anzugreifen, so hatten sie doch für Alles gesorgt, und die Außenposten mußten so wachsam seyn, wie zuvor. Was eigentlich die ganze Vorstellung von einem Ueberfall, von einer Ueberraschung veranlaßt hat, das ist der Umstand, daß der Herzog mit vielen Offizieren in dem Augenblick, wo die zweite Nachricht von der Bewegung des Feindes als Bestätigung der ersten Brüssel erreichte, einem Ball beiwohnte. Die erste Nachricht war während des Nachmittags gekommen, da sie aber Nichts über den Umfang und die Richtung der feindlichen Bewegung mittheilte, so mußte man weitere Nachrichten abwarten, ehe von Seiten der Alliirten eine Bewegung gemacht werden konnte. Es sind wenigstens drei Straßen, die von der Französischen Gränze nach Brüssel führen; wie sollte man wissen, welche der Feind wählen würde? Ehe der Herzog auf den Ball ging, hatte er alle mögliche Anordnungen getroffen, und es fragt sich also nur, ob der Marsch der Truppen durch den Umstand, daß der Herzog an dem Ball theilnahm, als jene zweite Nachricht Brüssel erreichte, im Geringsten aufgehalten wurde? Darauf muß man antworten: nein; die Truppen konnten durchaus nicht früher aufbrechen, wenn man sie nicht der Gefahr aussetzen wollte, in einer falschen Richtung, d. h. in einer solchen, wo sie dem Feinde nicht begegneten, zu marschiren und so Brüssel bloßzustellen, indem der Feind zwischen sie und Brüssel kam. Es ist durchaus nicht nöthig, wie Walter Scott sehr richtig bemerkt, daß ein Feldherr fortwährend gestiefelt und gespornt seyn muß, wie ein romantischer Ritter, mit gezogenem Schwert in der Hand; auch ist seine Anwesenheit auf einem Ball noch kein Grund, ihn der Frivolität oder Sorglosigkeit zu beschuldigen, sobald nicht der geringste Beweis da ist, daß er seine Pflicht vernachlässigt hat.

Sodann hört man häufig die Behauptung aufstellen, daß der Herzog bei Waterloo geschlagen worden wäre, wenn die Preußen nicht zu Hülfe gekommen wären. Das mag seyn, aber daraus folgt noch nicht, daß es vom Herzog unbesonnen war, die Schlacht zu liefern; denn er würde die Schlacht nicht angenommen haben, wenn er nicht gewußt hätte, daß die Preußen zu Hülfe kommen würden. Die Ankunft der Preußen war kein Zufall. Blücher hatte zu kommen versprochen, und er war der Mann nicht, der sein Wort brach, wenn er wußte, daß er auf dem Schlachtfelde erwartet wurde. Was hätte auch die Preußen abhalten sollen, zu kommen? Zwischen ihnen und dem Schlachtfeld lagen nur neun bis zehn Englische Meilen und weder ein Fluß, noch ein Feind, und wenn eine Armee unter einem General wie Blücher an einem Sommermorgen früh aufbricht, um zehn (Englische) Meilen zurückzulegen, so kann man mit Sicherheit annehmen, daß sie lange vor Sonnenuntergang ihr Ziel erreichen wird, so schlecht auch die Straßen seyn mögen. Der schlechte Zustand der Straßen hielt sie allerdings etwas auf; gleichwohl kam ein starkes Corps unter Bülow schon um drei oder vier Uhr ins Gefecht, wodurch der Angriff des Feindes auf unsere Stellung bedeutend geschwächt ward, und die Uebrigen kamen allmälig auch herbei, nicht auf einmal, wie Einige berichten. Wenn daher die Leute sagen, daß Wellington die Schlacht verloren hätte, wenn die Preußen nicht zu Hülfe gekommen wären, so ist dies eben so viel, als wenn sie sagen möchten, der Herzog wäre geschlagen worden, wenn seine eigene Kavallerie oder Artillerie nicht gekommen wäre. Der Feind wußte, daß sie kommen würden, aber seine Anstalten und Versuche, es zu hindern, waren vergeblich.

Eine andere eben so falsche Ansicht ist, daß die Stellung bei Waterloo schwach und schlecht gewählt war; es kommt aber nur darauf an, zu wissen, ob man zwischen Quatre Bras und Brüssel eine bessere hätte finden können, und zweitens, ob sie nicht gut genug war, wenn es galt, durch eine Schlacht Brüssel zu retten. Was das Erstere betrifft, so hatte der Herzog mit einigen seiner Offiziere das Jahr vorher die Gegend bereist und diese Stellung ausgesucht, in der Ahnung, daß sie früher oder später einmal zum Schutz Brüssels dienen könne, und ob sie gut genug war, das hat der Erfolg bewiesen.

Hier zeigt sich recht, wie im Kriege sowohl als auch in anderen Dingen Umstände, die beim ersten Anblick ungünstig scheinen, oft gerade den glücklichsten Ausgang sichern helfen. Die späte Ankunft der Preußen wurde gewiß während der Schlacht für ein Unglück gehalten, aber gerade dieser Umstand ermuthigte Bonaparte, seine Angriffe zu verlängern, bis die Nacht einbrach und seine Truppen so ermüdet waren, daß sie nicht mehr den Rückzug antreten konnten. Eben so war es die Schwäche der Stellung, welche ihn zum Angriff lockte; wäre sie stärker gewesen, so würde er nicht gewagt haben, sie anzugreifen, sondern er hätte entweder den Versuch gemacht, sie zu umgehen, oder, was unter den Umständen am wahrscheinlichsten ist, er würde sich nach Frankreich zurückgezogen haben, und dann wäre der ganze Feldzug anders ausgefallen. Wir wissen wohl, welches der Ausgang war; wie er aber gewesen wäre, wenn diese Umstände sich anders gestaltet hätten, wissen wir nicht.

Ein vierter Irrthum, unter Touristen und Biographen sehr verbreitet, ist, daß Wellington und Blücher in dem Gasthause La Belle Alliance, d. i. dicht am Schlachtfelde, zusammentrafen. Dies war nicht der Fall. Blücher erreichte Wellington auf der Straße nach Genappe, ungefähr zwei Meilen vom Schlachtfeld. Dieser Irrthum mag nicht wichtig genug scheinen, aber dem ist nicht so: die wahre Darstellung der Sache liefert einen Beweis von der Energie und Entschlossenheit des Englischen Feldherrn, der sich durch die Anstrengungen des Tages nicht abhalten ließ, den panischen Schrecken, der den Feind ergriffen hatte, bis aufs Aeußerste zu benutzen und ihn (wie er in seinen „Depeschen" sagt) noch lange, nachdem es dunkel geworden war, zu verfolgen. Von Genappe kehrte er nach Waterloo und am folgenden Tage, den 19ten, nach Brüssel zurück. Diese Energie und Thätigkeit steht fast einzig da. Nach den „Depeschen" finden wir ihn am Morgen des 18ten sehr früh mit Briefschreiben beschäftigt; dann liefert er die Schlacht und verfolgt den Feind bis gegen Mitternacht; am nächsten Tage schreibt er außer mehreren Privatbriefen eine lange Depesche und kehrt nach Brüssel zurück. „Sie sehen", sagt er, „daß ich kein Gras unter meinen Füßen wachsen ließ."

Diese Depeschen, zu denen noch viele Bände fehlen, um das Werk vollständig zu machen, sind ein herrliches Denkmal der Wellingtonschen Laufbahn; sie geben nicht bloß Militairs, sondern

---

*) Indem wir diese Berichtigungen, die insbesondere auch für unsere vaterländischen Krieger von Interesse seyn möchten, hier mittheilen, zweifeln wir nicht, daß sich von Deutschem Standpunkte aus noch Manches wird hinzufügen lassen. Wir haben daher um so mehr geglaubt, darauf hinweisen zu müssen.

überhaupt Allen, die mit einem öffentlichen Dienst bekleidet sind, ein Musterbild von Gerechtigkeit, Thätigkeit und Muth. Gerechtigkeit, die erste aller Tugenden! ohne welche seine übrigen großen Eigenschaften ihn nur zum Tyrannen, zur Geißel, statt zum Wohlthäter der Menschheit, gemacht hätten; und Muth, sittlicher sowohl als persönlicher, nebst einer Geduld, Nachsicht und Selbstbeherrschung, die eben so wenig ihres Gleichen hatten, als die vielen Verdrießlichkeiten, welche jenen Eigenschaften Gelegenheit gaben, sich zu äußern. Die Depesche, in der er einen Bericht von der Schlacht bei Waterloo giebt, scheint uns fast noch mehr Bewunderung zu verdienen, als die Schlacht selbst. Obwohl er sie unmittelbar nach einem so stürmischen Tage und mitten in der Freude über einen solchen Sieg schrieb, ist sie doch sehr ruhig, klar und einfach: er ist sich kaum bewußt, etwas Außerordentliches gethan zu haben, es scheint, als habe er noch nicht seine ganze Kraft wirken lassen, und einen solchen Mann hält man für fähig, noch größere Triumphe davonzutragen.

Wiewohl die Verdienste des Herzogs von Wellington von Wenigen nicht anerkannt werden, so hört man doch oft sagen, daß er auch im Leben ein sehr glücklicher Mann war. In militairischer Beziehung allerdings, aber keinesweges in seiner politischen Laufbahn, für die ihn doch seine Eigenschaften gleich sehr befähigten. Während der ersten zwölf Jahre nach dem Kriege blieb er von der Leitung der Staats-Angelegenheiten entfernt, und als er endlich zu der Stellung berufen wurde, die seinen Verdiensten gebührte, zwangen ihn mehrere unglückliche Umstände, und besonders die verleumderische Anschuldigung, er sey jeder Reform entgegen, vom Ruder abzutreten, obgleich kein Minister so eifrig bemüht war als er, Verbesserungen in alle Zweige der Verwaltung einzuführen. Es ist wahr, daß er seinen festen Entschluß aussprach, sich der Parlaments-Reform zu widersetzen; aber warum sollte dies von ihm mehr Unrecht seyn, als von Canning, der an der Spitze derjenigen stand, welche gegen die Parlaments-Reform waren, und gleichwohl zwei oder drei Jahre vorher sehr populair war? Welchen Werth haben die Ansichten eines so wankelmüthigen, ungerechten Volks, welches in dem einen Jahre Herrn Canning wegen seiner Reden gegen die Parlaments-Reform bewundert und im folgenden den Herzog von Wellington schmäht, weil er nur Weniges in demselben Sinn gesprochen?

Ursachen des Sittenverderbens in Irland.

Von Gust. de Beaumont.*)

Die schlechte Verwaltung, unter der Irland seit langer Zeit gestanden, erklärt uns nicht bloß das Elend dieses Landes, sondern auch den moralischen Charakter seiner Bewohner.

Es existirt heutzutage eine Schule von Philosophen, die das phrenologische System, nach welchem sie einzelne Menschen beurtheilen, auch bei ganzen Nationen in Anwendung bringen möchten. Sie personifiziren alle Völker, nehmen ihre Schädel in die Hand und sagen, je nach dem Ergebnisse der Manipulation: „Du trägst den Stempel ewiger Erniedrigung auf Deiner Stirn" — „Dich hat die Natur religiös geformt" — Du wurdest zum Philosophiren geschaffen" — „Bei Dir findet sich das Organ der Freiheit" — „Bei Dir das Organ der Knechtschaft." Und haben die hochweisen Herren in solcher Art auf den Köpfen der Nationen herumgetastet und der einen den Genius des Krieges, der anderen den des Handels zugetheilt, eine dritte als zur Aristokratie und eine vierte als zur Demokratie geeignet proklamirt, so halten sie ein, fast erschrocken über ihren Seherblick; denn sie glauben, den Völkern die Beschlüsse eines unbeugsamen Weltschicksals verkündet zu haben.

Diese Theorieen sind, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, besonders in England an der Tagesordnung, und ich staune gar nicht darüber; denn die Engländer besitzen einen Nationalstolz, der kaum jemals seinesgleichen gehabt, und glauben unbedenklich, daß sie ihre Macht und Größe nicht ihrer Verfassung, sondern ihrer nationalen Eigenthümlichkeit verdanken, wie jene Helden, die ihrem Schicksal mehr vertrauen als ihrer Tapferkeit. Jeder Engländer, mit dem ich von Irland sprach, äußerte sich ungefähr in folgender Weise: „Irland klagt über seine Armuth; aber man gelangt nur durch Arbeit und Thätigkeit zu Wohlstand, und die natürliche Indolenz und Faulheit des Irländers werden es ihm stets unmöglich machen, arbeitsam zu seyn; also wird auch die Quelle seines Elends nie versiegen. Fortschritte der Industrie darf man auf jener Insel niemals hoffen. — Ihr beschuldigt England ganz ungerechter Weise, die Irländer unterm Joche zu halten! Ihr beweglicher Charakter steht dem Gedeihen jeder liberalen Institution unter ihnen im Wege. Da sie zur Freiheit gar nicht qualifizirt sind, konnte ihnen da ein glücklicheres Loos werden, als unter die Oberherrschaft einer civilisirteren Nation zu kommen, die sie an ihrem Ruhm und ihrer Größe Antheil nehmen läßt? Wenn der Irländer dem Engländer unterwürfig bleibt, so folgt er seinem Naturgesetze; er ist ein Wesen niederer Art."

In solchen Raisonnements habe ich immer Vorurtheil und Ungerechtigkeit zu entdecken geglaubt. Ich will gern zugeben, daß Charakter und Sitten der Völker sehr verschieden sind. Ich bestreite nicht, daß jede Nation ihre besonderen Neigungen und Kräfte hat, deren Ensemble ihr unter den übrigen Völkern eine eigenthümliche Physiognomie giebt. Ich erkenne den schneidenden Kontrast zwischen dem National-Charakter des Engländers und dem des Irländers und weiß, daß Ersterer in seinen Meinungen wie in seinen Handlungen von einem natürlichen oder erworbenen Impulse geleitet wird, der dem Letzteren unbekannt ist. Nehmen wir den auffallendsten Zug des Englischen National-Charakters als Beispiel. Jene Seelenstärke, die in allen Unternehmungen des Engländers sich kundgiebt — jene unerschütterliche Ausdauer im Angesicht der Schwierigkeiten, die ihn keinen Augenblick verläßt, bis er seinen Zweck erreicht hat — dies sind Eigenschaften, die sein Irischer Nachbar nicht besitzt. Dieser erscheint im Gegentheil unbeständig und leichtfertig; bei ihm wechseln Hoffnung und Niedergeschlagenheit, Muth und Erschlaffung. Voll Geist, Feuer und Einbildungskraft, entbehrt er jener eisernen Konsequenz, die bei dem Engländer vorherrscht und diesen für alle Eigenschaften, welche er nicht besitzt, schadlos zu halten scheint. Alles, was gleichsam mit Einem Schlage ausgeführt werden kann, wird dem Irländer besser gelingen, als jedem Anderen, weil Keiner enthusiastischer ist, als er: er stürzt dem Hindernisse blind entgegen; siegt er aber nicht schon beim ersten Angriff, so kehrt er um, entsagt seinem Unternehmen und geht. Es ist sicherlich schwer, zwei Völkern zu begegnen, deren Charaktere einander so schroff gegenüberstehen, und ich möchte gern glauben, daß ihre unterscheidende Eigenthümlichkeit schon in der Stamm-Anlage begründet ist.

Wäre diese Stamm-Anlage nun wirklich der einzige Grund des obwaltenden Kontrastes, würde man daraus folgern können, daß der Engländer unter allen Umständen fest und ausdauernd, der Irländer aber beweglich und enthusiastisch bleiben dürfte? Vielleicht geht es den Völkern wie den Individuen. Auch diese haben von Natur verschiedene Neigungen, deren Einfluß unbestreitbar ist, denen aber durch gute oder schlechte Erziehung so kräftig entgegengearbeitet werden kann, daß sie beinahe spurlos verschwinden. Habt Ihr also den Beweis geliefert, daß irgend ein schädlicher Hang einem gewissen Volke eigenthümlich ist, so solltet Ihr auch, ehe Ihr das Anathema über selbiges aussprecht, unparteiisch erwägen, ob dieser Hang durch keinen entgegengesetzten Einfluß modifizirt werden könne. Und wer vermag darüber zu entscheiden, welche nationale Tendenz einen höheren moralischen Werth giebt? Darf man die Eigenschaften des Kopfes und des Herzens in derselben Waagschale abwiegen?

Wer die Laster des Irischen Volkes leugnen wollte, der würde allerdings dem Urtheil des gesunden Sinnes widersprechen. Der Irländer ist träge, verlogen, unmäßig, zu Gewaltthätigkeiten geneigt. Besonders hat er eine fast unbesiegbare Scheu vor der Wahrheit. Bleibt ihm die freie, uninteressirte Wahl zwischen Wahr und Falsch, so wird er sicherlich das Letztere vorziehen. Auch sagt er nichts, ohne seine Aussage mit einem Schwure zu bekräftigen; er bedient sich jeden Augenblick der Phrase: „Auf meine Ehre", oder „auf mein Wort", wie alle Lügner von Gewerbe zu thun pflegen.

Seine Scheu vor der Arbeit ist nicht weniger merkwürdig; was er thut, das ist ohne Geschmack, ohne Spuren von Eifer und Sorgfalt, und die meiste Zeit geht er müßig. Viele Irländer, die in schlechten Umständen sind, vergrößern ihr Elend noch durch ihre Indolenz; mit geringer Betriebsamkeit und mäßigem Fleiße würden sie ihre Lage schon weniger drückend machen; aber nichts vermag sie von ihrer Apathie und Fahrlässigkeit abzubringen; sie gefallen sich darin, trotz manches schwer mahnenden Bedürfnisses, das ihnen kaum noch fühlbar wird.

Die bis jetzt erwähnten moralischen Gebrechen des Irländers sind beklagenswerth; allein er hat auch schreckbare Leidenschaften. Wenn er seiner Rache freien Lauf lassen kann, so zeigt er die brutalste Grausamkeit. Mord und Brand allein genügen ihm zuweilen noch nicht; er ersinnt lange Martern für seine Opfer. Auch ist er in seiner Wuth nicht selten eben so ungerecht als grausam, und seine Rache erstreckt sich auf Personen, die an dem Schaden, der ihn getroffen hat, ganz unschuldig sind.

Woher nun diese Untugenden und Laster, die wir bei den Irländern finden und bei den Engländern vermissen? Sind es Naturfehler, mit der Muttermilch eingesogen, als Erbtheil fortgepflanzt? Nein. Ich fühle mich gedrungen, eine Theorie, welche das Verbrechen und die Tugend vom Schicksal der Geburt abhängig macht, als absurd von mir zu weisen. Ich werde nie glauben können, daß eine ganze Nation durch die Beschlüsse des Fatums allein ans Laster gekettet sey, — daß Gott, der den Menschen nach seinem Bilde geschaffen, ein Volk ins Daseyn gerufen habe, dem die Fähigkeit, rechtschaffen zu seyn, nicht einwohnen sollte? Und warum soll ich diese traurige Naturnothwendigkeit annehmen, wenn Nichts mir sie beweist? Warum den Himmel als Urheber eines Uebels anklagen, dessen erste Gründe ich so deutlich auf Erden sehe?

Haben diejenigen, die den Irländer zu einem erblichen und prädestinirten Verbrecher machen, so ganz vergessen, daß dieses Volk seit sieben Jahrhunderten ohne Unterbrechung der unbarmherzigsten Tyrannei preisgegeben ist? Wir sehen täglich Menschen von ungewöhnlicher physischer und moralischer Kraft einem Elende, das nur wenige Jahre gedauert, erliegen, ausarten und erschlaffen; aber es will uns nicht einleuchten, daß sechshundert Jahre erblicher Sklaverei, materieller Noth und moralischer Unterdrückung ein ganzes Volk verderben und entwürdigen können. Ihr staunt, bei den Nachkommen einer Nation, die sechs Jahrhunderte in Sklavenketten geschmachtet, Sklaven-Sitten zu finden;

---

*) Aus dessen „Irland in politischer, religiöser und socialer Beziehung". S. Nr. 73 des „Magazins" unter „Mannigfaltiges".

ich für meinen Theil würde staunen, wenn ich die Sitten und das edle Selbstgefühl freier Leute bei ihnen anträfe. Ich frage nicht, wie viele Laster dem Irländer ankleben, sondern welche Laster er nicht besitzt, und was für Tugenden er besitzen könnte.

Man prüfe den Charakter des Irländers aufmerksam, man zergliedere seine guten und bösen Eigenschaften, und man wird bald zu der Erkenntniß kommen, daß jede dieser Eigenschaften in dem Zustande der Irischen Gesellschaft seit der Eroberung Irlands ihre vornehmste Begründung findet, mögen sie nun dem erwähnten Zustande ihr Daseyn oder nur ihre Entwickelung verdanken. Gehen wir von diesem Gesichtspunkte aus, so wird uns der außerordentliche nationale Unterschied zwischen Engländern und Irländern schwerlich Wunder nehmen.

Die Leichtfertigkeit, welche man in dem Charakter einer Nation wahrnimmt, ist zuweilen nur die Frucht ihres bürgerlichen Elends; und manches Volk, das sich unbeständig und frivol zeigt, brauchte nur frei und wohlhabend zu werden, um gesetzt und solide zu erscheinen. Der Ernst und die Solidität des Engländers sind vielleicht mehr Wirkungen seiner Verfassung, als angeborene Eigenschaften. Kein Mensch lebt so sehr dem materiellen Genusse, wie derjenige, der wenig arbeitet; ein Engländer hat für diesen Genuß keinen Sinn, weil er viel arbeitet. Er muß gleichzeitig die Schätze der Welt zu erobern und seine Rechte und Freiheiten zu behaupten suchen. Würde der Charakter des Engländers sich gleichbleiben, wenn er seine politischen Privilegien und die Herrschaft über den Ocean verlöre? Ich zweifle sehr daran. Freilich wird er in seiner nebligen Atmosphäre nie jene wollüstige Abspannung, jenes Bedürfniß nach weichlicher physischer Ruhe empfinden, das die Sonne Neapels erzeugt. Wenn aber auch sein feuchtes nordisches Klima ihn mehr zur Arbeit anregt, als der schöne Himmel Italiens thun würde: muß man nicht gleichwohl zugeben, daß diese günstige Stimmung durch politische Einrichtungen, die seinem natürlichen Hange ungünstig wären, unterdrückt werden könnte?

Man sehe nur, wie sein Charakter, seiner Abstammung zum Trotze, sich modifizirt, je nachdem er diesem oder jenem Einflusse unterworfen ist. Wer würde in dem kalten, berechnenden, gewerbfleißigen Schottländer unserer Tage den wilden, lebensprudelnden, poetischen Sohn der Berge Kaledoniens wiedererkennen? Wer den aristokratischen Engländer im demokratischen Amerika? In Alt-England wünscht der Engländer vor Allem Freiheit; in den Staaten der Union ist ihm Gleichheit das erste Bedürfniß. Wer ahnet in dem indolenten Pflanzer Louisiana's oder Jamaika's einen Abkömmling des unermüdet thätigen Engländers? Wendet Eure Blicke nach Frankreich: meint Ihr wohl, daß der Charakter seiner Bewohner jetzt noch der nämliche sey, wie er vor 1789 gewesen? Woher diese Veränderung der nationalen Sitten, wenn die veränderte Verfassung keinen Theil daran haben soll?

Verlierst Du diese Herrschaft der Institutionen über die Charaktere der Völker nicht aus den Augen, so wird es Dich kaum noch Wunder nehmen, daß die Englische Nation arbeitet und die Irische lässig ist. Den alten Chroniken Irlands zufolge, war die Beharrlichkeit bei der Arbeit einst sogar ein unterscheidender Zug des Irischen Volkes. Muß nicht der Geist der Industrie in einer Gesellschaft herrschen, wo die Früchte der Arbeit, von dem Gesetze beschützt, immer eine ergiebige Quelle des Wohlstandes und bisweilen der Macht und des Ruhmes gewesen? Scheint es Dir also der gesunden Logik zuwider, wenn ein Volk, bei welchem die Industrie niemals Ehre, Lohn oder Schutz gefunden, träge und unthätig wird?

Seit Jahrhunderten hat man dem Irländer alle Fähigkeit, reich zu werden, abgesprochen; positive Gesetze haben ihn der Armuth geweiht. Welchen Trieb zur Arbeit konnte er in sich fühlen, da sie ihm keine Vortheile verschaffte?

Der Eigenthumsrechte verlustig, sind die Irländer über ihren heimatlichen Boden verstreut und dazu verdammt worden, das Land zum Besten ihrer Herren anzubauen. Sie haben der Nothwendigkeit gehorcht und gearbeitet; allein die Arbeit ist ihnen, wie jedem Sklaven, wie Jedem, der keinen Lohn erhält, lästig und verhaßt geworden.

Solche Gesinnungen, die in einer schlechten Verfassung ihre Quelle haben, verschwinden selbst dann noch nicht, wenn bessere Gesetze gegeben werden. Was man auch jetzt für Irland thun möge, man wird weder das tiefe Bedürfniß nach Eigenthum, noch glühende Liebe zur Arbeit bei Menschen finden, die noch vor funfzig Jahren keinen Acker kaufen und kein Pferd besitzen durften, das über fünf Pfund Sterling werth war.

Wenn aber das Elend des Irländers mit seiner Nationalität nichts zu schaffen hat, so darf man ihm auch alle Folgen, die dieses Elend nach sich zieht, nicht hoch anrechnen. Seine beklagenswerthe Fahrlässigkeit und Taktlosigkeit in Allem, was er thut, der Mangel an Selbstachtung, den er auf so betrübende Weise kundgiebt, sind unmittelbare Wirkungen seines bürgerlichen Zustandes. Er fühlt, daß er in der Gesellschaft für Nichts zählt, und daß ihm jedes Mittel, Etwas zu werden, abgeht. Will er Beschäftigung, so findet er sie nur mit großer Mühe; bietet man ihm eine Beschäftigung an, so scheint sie ihm wenig einträglich, und er irrt sich selten. In seinem Leben ist kein Plan, keine Ordnung, weil alle seine Erwerbsmittel unzuverlässig sind. Er versucht es gar nicht, über den Augenblick hinwegzusehen; denn er ahnt nur eine Zukunft voller Drangsale. Er hat keine Wahl zwischen einem unglücklichen Daseyn, der Frucht seiner Indolenz, und einem komfortabeln, das er seiner Energie verdanken könnte; er ist überzeugt, daß er elend bleiben wird, und die Frage reduzirt sich darauf, ob seine Noth **ein wenig** kleiner oder größer werden dürfte; nun ist aber diese Noth an sich schon so groß, daß der Vortheil, sie um ein Geringes zu schmälern, die erforderliche Anstrengung gar nicht verlohnt. „Ach, wir sind so arm!“ (we are so poor!) — dies ist die stehende Antwort des Irländers, wenn man ihm sagt, er steigere sein Elend durch seine Nachlässigkeit; und nach dem Vorangeschickten wird der Leser den Sinn dieser Antwort verstehen.

Die nämliche verzweifelte Seelenstimmung des Irländers veranlaßt seine Unmäßigkeit, seinen Hang zu berauschenden Getränken. Da er es für unmöglich hält, seine Einkünfte und Ausgaben jemals in dauernden Einklang zu bringen, so vergeudet er den mäßigen Ertrag seiner vorübergehenden Arbeiten ohne Skrupel. Mit dem geringen Tagelohn in der Hand eilt er nach der Schenke, wo er sein Elend wenigstens ein paar Augenblicke in Rausch und Völlerei vergessen kann.

Der Irländer ist ein Plauderer, ein Prahler und Händelsucher, weil er nichts arbeitet; er schmeichelt dem Höheren, behandelt den Niederen ohne Schonung, belügt und hintergeht Beide, weil er ein schweres Joch der Dienstbarkeit tragen muß. Diese Untugenden vergrößern sein Elend; aber sie sind auch aus demselben hervorgegangen. Man braucht den Charakter des Irischen Volkes nicht lange studirt zu haben, um sich zu überzeugen, daß ihm nicht selten die einfachsten Begriffe vom Guten und Bösen, von Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit abgehen.

Während der schrecklichen Katastrophen, deren Schauplatz Irland seit dem zwölften Jahrhundert gewesen, im Getümmel der furchtbaren Revolutionen, die abwechselnd das Land eine Beute aller Parteien werden lassen, den Sieg der einander widerstrebendsten politischen Systeme herbeigeführt, den verschiedensten Arten von Kultus Tempel und Altäre errichtet: hat der Irländer in Sachen der Moral, Politik und Religion die barockeste Mischung von Ideen erhalten. Gehet auf den Ursprung der Tyrannei zurück, und Ihr werdet Leute finden, welche die Confiscation ihres Eigenthums beraubt und zur Arbeit um Tagelohn gezwungen hat. Ist diese erste Handlung der Gewaltthätigkeit geeignet gewesen, den Sinn für Recht und Gerechtigkeit in einem Volke zu befestigen?

Und warum ist dieser Raub begangen worden? Warum hat man das Eigenthum des rechtmäßigen Besitzers konfiszirt? Weil dieser einen religiösen Glauben hat, an dem er festhält, und weil er lieber seine Habe verlieren, als diesem Glauben entsagen wollte. Welche moralische Belehrung kann der Untergang des redlichen Mannes, der Triumph des gewaltthätigen Usurpators abgeben? (Schluß folgt.)

R u ß l a n d.

Die Schneestürme des Russischen Winters.

(Schluß.)

Die Wjugas fallen oft sehr rasch ein, so daß sie am Abend schon völlig ausgebildet sind, während des Mittags noch das schönste Wetter war. Jedoch müssen ihnen gewiß schon lange vorher Bewegungen und Veränderungen in der Natur voraneilen, die nur uns Blinden entgehen, da die hellsehenden Thiere der Wildniß schon mehrere Tage zuvor durch Mancherlei eine Wjuga im Voraus erkennen. Auch sollen namentlich die Steppenhühner oft drei bis vier Tage zuvor ein starkes Geschrei erheben und sich in den tiefen Balken und Regenschluchten beständig laut vernehmen lassen. In der Regel beginnt das Unwetter mit Regen oder gewöhnlichem Schneegestöber und entwickelt sich, indem Kälte und Windsbraut rasch zunehmen, erst allmälig zur Wjuga.

Während einer Wjuga wird aller und jeder Verkehr völlig abgeschnitten. Es wagt sich Niemand zum Hause hinaus, und man unterläßt die drei Tage hindurch selbst die kleinsten Fahrten, die man vorhatte. Wer aber unterweges ist und allmälig mit Schrecken gewahrt, daß der Wind und die Schneewirbel, welche sich zu erheben beginnen, keine gewöhnliche Burja, Mjatjol oder Sämet sind, sondern zur Wjuga erwachsen, der sucht so schnell als möglich das nächste beste Obdach zu erreichen, welches denn leider nur allzu oft in der Steppe weder ein nahes noch ein gutes ist. Ist die Wjuga nach allen ihren Vorboten und vorläufigen Bewegungen selber da und überfällt in eigener Person die Eisgefilde, so zaudert dann nichts mehr auf der Steppe, sich zu verkriechen. Es ist kein Adler so trotzig, kein Fuchspelz so dicht, keine Wolfshaut so zähe, kein Chacholl (Steppenbewohner) so wohl vermummt, daß sie nun nicht Alle, wenn sie noch etwa hier und da nach Beute strichen, unterkröchen und für ein schlechtes Erdloch dem Himmel dankten. Ja, man hat Beispiele, daß die Wölfe bei solchem Wetter, ihrer Wildheit uneingedenk, sich in die Dörfer geflüchtet und mit den Hunden verkrochen haben. Die Troglodyten der Steppe sitzen dann wie Mäuschen still in ihren Erdwohnungen, in denen sie allen Luftströmen und deren schädlichen Wirkungen um so mehr entschlüpfen, da sie kaum über dem Boden hervorragen und ihnen gar keine Stirn bieten. — Den Reisenden bleibt nichts Anderes übrig, als wo möglich noch die nächste Station zu erreichen, oder, wenn die Wjuga ihnen entgegen ist, zu der verlassenen zurückzufahren. Denn gegen den Sturm die Pferde, die bald die Peitsche und Ermahnungen des Fuhrmanns verachten, anzutreiben, ist unmöglich. Wohl noch den Reisenden auf den großen Heerstraßen, die noch mit drei Tagen bei Theewasser und Sauerbrod einer Russischen Poststation abkommen. Aber wehe den armen Wanderern der Nebenwege

in den inneren Wüsten der Steppe. Und wehe vor allen Dingen den Tschabaus und Tabuntschiks, den armen Schaf- und Pferdehirten, die außer ihrer eigenen Noth noch für so viele tausend andere viehdumme Thiere unsägliche Noth und Sorge tragen müssen. Die Thiere machen allesammt sogleich bei dem Ausbruch einer Wjuga volte face, Pferde wie Ochsen und Schafe. Die Schafe aber, die sich wie Haarlocken vom Winde fortreißen lassen, zunächst; die Ochsen halten am längsten, und man kann sie noch am leichtesten eine Strecke gegen den Wind vorbringen. Die Pferde aber in ihrem beweglichen Gemüthe erschrecken sogleich, und es ist dann kein Halt mehr in den Tabunen (Pferdeheerden). Sie fliegen wie eine Heerde Zugvögel vor dem Winde dahin. Die Verwüstungen und die Unglücksfälle, welche eine Wjuga unter den zahlreichen Heerden der Steppe anrichtet, sind unglaublich.

Die Schafe sind die dümmsten von allen, besonders wenn erst ihre Leiter, die Ziegen — die allen Russischen Schafheerden als Anführer beigemischt sind, da sie sonst in allen Vorfällen den Verstand besser oben behalten, als die Schafe, nur einzig und allein bei starker Kälte nicht, die sie nicht ertragen — erfroren sind. Sie setzen sich alsbald in Trab und fliegen, ohne auf die sich vergebens entgegensetzenden Hirten zu hören, blindlings vor dem Winde her. Sie stürzen zu Tausenden in die tiefen Schneeschluchten, in denen sie mit sammt ihren Hirten, die sie in ihrer blinden Flucht oft mit hinabreißen, ums Leben kommen. — Auch die Pferde leiden außerordentlich im Sturm, und alle Augenblicke hört man: jenem Edelmann sind so und so viel Pferde von einer Wjuga in den Liman (See) gejagt, oder dort ist ein ganzer Tabun von 700 Pferden an den Obrniven (schroffe Meeresufer) ins Meer gestürzt. Oft dienen ihnen die Heuskirten (große Heuhaufen, die in den Steppen errichtet werden, und deren oft 30 bis 40 ja bis 100 wie die Häuser eines Dorfes bei einander stehen), hinter denen sie Schutz unnd Nahrung finden, zur Rettung. Die dummen Schafe finden oft selbst, in einen solchen Hafen eingelaufen, ihren Tod, indem sie sich wahnsinnig über einander hinstürzen, sich hinter den Skirten erdrücken und ersticken und, indem der fliegende Schnee sich beständig zwischen und über ihnen ansetzt, ganze Berge krepirenden Lebens als Monumente ihrer Dummheit aufführen. Freilich droht auch zuweilen den wilden Pferden der Hungerstod selbst im Angesicht der Futterfülle der Skirten, die oft so mit Schnee und Eis überzogen sind, daß nur die hungrigen Ochsen, die mit ihren Hörnern geschickt einzubohren wissen, etwas Genießbares davon losbringen. Auch sonst behalten die Ochsen den Verstand und Gleichmuth weit länger oben, als die Pferde, und bringen sich bei den Wjugen weit leichter durch, als diese. Doch werden auch Ochsenhäute genug in den Balken und Schluchten der Steppen gegerbt, in welche sie bei solchen Wjugen zu ganzen Gesellschaften hinabstürzten und ums Leben kamen. Im Frühling, wenn der Schnee wegschmilzt, kommen dann in allen Thälern die Leiber der armen Thiere zum Vorschein, welche die Wjugen des Winters hier ums Leben brachten, zuweilen sogar ganze Karavanen von Zugthieren mit ihren Wagen und Tschumaks (Fuhrleuten), die einen trügerischen Schutz in den Thälern fanden und darin erfroren und verschneiten.

Die Richtung der Wjugen ist meistens aus N. O., doch auch aus N. und O. Zuweilen wechselt der Wind in der Art, daß er einige Tage aus N. weht, absetzt, schönem, heiterem Wetter auf einige Stunden Platz macht, auf ein Mal aber aus O. mit erneuter Stärke zu stürmen fortfährt. Oft klärt es sich am vierten Tage völlig auf. Zuweilen stürmt es noch 8 bis 14 Tage nachher, obgleich mit verminderter Wuth, fort. Man kann jeden Winter auf 6 bis 8 solcher dreitägigen Schneestürme rechnen. Die meisten haben in den Monaten November und Dezember statt. Doch fallen sie auch schon im Oktober unerwartet ein. —

Beispiele lehren besser, als alle allgemein gehaltenen Ausdrücke, und um nun zu zeigen, daß wir oben keine etwa poetisch ausgeschmückte, sondern eine möglichst naturgetreue Darstellung dieses Luftaufruhrs gegeben haben, wollen wir nun Einiges aus unseren eigenen Erfahrungen mittheilen, die wir in den Russischen Steppen machten. Sie werden als Belege und Erläuterungen zu obiger Schilderung dienen können und näher bestimmen, in welchem Grade die Schneestürme in das Leben der Russen betrübend eingreifen und den menschlichen Verkehr hemmen.

Bei den Wohnorten der Steppen befindet sich gewöhnlich nur ein Brunnen, der meistentheils etwas tiefer im Thal hinab liegt, als das in der Regel am Bergabhange hängende Dorf. Das Vieh wird jeden Tag mehrere Male zu diesem Brunnen zur Tränke geführt. Die Wjugen sind nun aber im Winter oft so stark, daß dies unmöglich wird und die Thiere oft Tage lang im Stalle ungetränkt und durstig bleiben, weil die Leute nicht wagen dürfen, sie während des Sturmes zu dem 200 Schritt entfernten Brunnen hinabzuführen. —

Ja noch mehr. Es bleibt das Vieh im Stalle oft Tage lang bei solchen Stürmen ohne Futter, obgleich das Heu nur zwölf Schritt weit davon auf dem Gehöfte liegt — meistens in hohen Skirten aufgehäuft — weil theils das Futter vom Schnee und Eis so fest geballt ist, daß man es nicht losbringt, theils der Sturm so stark, daß jeder mit Mühe losgebrachte Halm auf der Stelle entführt wird.

Die Russischen Feldjäger und Couriere, Leute, die doch sonst so zu sagen zwischen Schnee und Eis geboren sind, und denen gewöhnlich die größte Eile vonnöthen ist, lassen sich von starken Wjugen oft zwei bis drei Tage aufhalten. — Der Fürst L . . ., einer der reichsten Männer in Rußland, dem gewiß alle möglichen Mittel zum Weiterkommen zu Gebote standen, fuhr ein Mal im Winter auf seinen Aeckern in der Ukraine spazieren, um die Wirthschaft zu überschauen, als ihn unerwartet eine Wjuga überfiel. Er befand sich nur 3 Werst (2 Engl. Meilen) von seinem prächtigen Landhause. Aber der Sturm begann sogleich mit solcher Wuth, daß es platterdings unmöglich war, auch nur einige Schritte weit gegen den Wind zu machen, und der reiche Fürst, so nahe bei seinem Palaste, der alles Wünschenswerthe enthielt, sich entschließen mußte, 3 Tage in der traurigen Wohnung eines seiner Unterthanen bei Speck, Knoblauch und Grobbrod zuzubringen. —

Zehn Werst (1¼ Meile) von Odessa strandete ein Mal ein Türkisches Schiff. Wegen der gefürchteten Pest muß natürlich ein solches Ereigniß sogleich an die Quarantaine von Odessa angezeigt werden. Allein bei der starken Wjuga, mit der das Schiff gestrandet war, wagte es während 1½ Tagen kein Kosak, den kurzen Weg nach Odessa zu machen. Auch sonst fand sich Niemand bereit, das Russische Reich von der Gefahr der Ansteckung zu retten und die Sache zu melden, obgleich eine große Belohnung für die Anzeige zu erwarten war.

Die Unglücksfälle, von denen man nach einer Wjuga erzählen hört, sind unzählig. Erfrorene Körper werden von allen Seiten in die Städte gebracht. Reiseschlitten passiren das Thor, in denen Kutscher und Reisende zu entseelten Bildsäulen vereist sind. Die jungen Burschen fahren mit ihrem alten Mütterchen zu Markte und finden sie an Ort und Stelle, wie die Milch, die sie trug, zu Eis geronnen. Auf den großen Wintermessen im Innern Rußland's bemerkt man kaum einen Fuhrmann, dessen Nase, Ohren, Finger oder Füße nicht unterweges bei einer Wjuga Schaden genommen. — Häufig kann man in den Steppen Zeuge seyn, daß Dutzende von Wagen, Ochsen und Fuhrleuten aus dem Schnee ausgegraben werden, die eine Wjuga darin vergrub. — Am meisten und lebendigsten wissen die Hirten von diesen Wjugen und den durch sie herbeigeführten Leiden zu erzählen, und Jeder von ihnen ist voll von Jammergeschichten, die er mit seinem Vieh erlebte. —

Mannigfaltiges.

— Die Weisheit in Todesängsten. Auf einem steilen Felsen über der Stadt Castleconnell in Irland liegt eine Ruine, von der in jener Gegend die Sage geht, sie werde auf den weisesten Mann der Welt herabstürzen, wenn er unter ihren Mauern vorüberkäme. Das Landvolk glaubt fest daran, und auch in den höheren Ständen scheint es nicht an solchen Gläubigen zu fehlen. Wenigstens erzählt man, daß ein vor kurzem verstorbener Irländer von Ansehen, der in der Nähe seinen Wohnsitz hatte, sich steif und fest einbildete, es werde ihm die Ehre begegnen, von jenen Trümmern zermalmt zu werden. Man konnte ihn nicht bewegen, sich ihnen zu nähern, und wenn er die daran vorbeiführende Landstraße nach Limerick zu passiren genöthigt war, ritt er stets in gestrecktem Galopp an der gefährlichen Stelle vorüber. Der Arme starb aber eines natürlichen Todes, und die Trümmer harren noch immer ihres Opfers.

— Aerztliche Todtenscheine. Es ist in London in der letzten Zeit häufig vorgekommen, daß Aerzte, die über die Ursache von Todesfällen ein Attest auszustellen hatten, sich wissentlich falsche Angaben zu Schulden kommen ließen, und man hat die Frage aufgeworfen, ob eine solche Handlung nicht als Meineid zu bestrafen sey. So waren zwei Knaben mit einander in Händel gerathen, und der Eine versetzte dem Anderen mit einem Stecken einen so heftigen Schlag auf den Kopf, daß in neun Tagen der Tod erfolgte. Das Attest des Arztes bezeichnete „Wasser im Gehirn" als Grund des Todes, und es wurde keine weitere Untersuchung angestellt. Ein Mann ward durch das unvernünftige Jagen eines Omnibus von seinem Pferde gestürzt und zerschlug sich den Schädel. Nach dem ärztlichen Attest hatte eine „Affizirung des Kopfes" den Tod verursacht. Der Fall blieb ebenfalls ununtersucht. Ein Kind von neun Wochen wurde vollkommen gesund und wohlbehalten von seiner Mutter mit zu Bett genommen. Ein paar Stunden darauf kehrt der Vater, ein vornehmer Mann, berauscht nach Hause zurück, und um fünf Uhr Morgens wird das Kind todt gefunden. Der Todtenschein gab „Krämpfe" als Ursache des Todes an, und der Arzt bezeugte, er sey noch vor dem Ableben des Kindes herbeigeholt worden. Am merkwürdigsten aber und zugleich am schrecklichsten ist folgender Fall: Ein Polizeibeamter hatte bei einem Todtenbeschauer um Autorisation zu einer gerichtlichen Untersuchung angehalten; sie wurde ihm bewilligt und die Jury zusammenberufen. Die Freunde des Verstorbenen bemühten sich, die Untersuchung zu verhindern. Es kam ein Arzt zu dem Todtenbeschauer und bescheinigte, der Verstorbene habe sich vor ungefähr acht Tagen in einem abwesenden Zustande ein wenig an der Kehle verwundet, aber diese Verletzung stehe zu der Ursache des Todes in gar keinem Bezuge, vielmehr sey der Mann an einer „Gehirnentzündung" gestorben. Diesmal jedoch ließ man sich durch das ärztliche Attest nicht von der näheren Untersuchung abhalten, und es ergab sich sonnenklar, daß die Wunde am Halse der unzweifelhafte Grund des Todes gewesen war. (The Lancet.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 82. Berlin, Mittwoch den 10. Juli 1839.

Türkei.

Kurdistan und seine Bewohner *).

Schon am ersten Tage unseres Einzugs in Malatia (dem alten Melitene) verbreitete sich das Gerücht von der Ankunft zweier Russischer Offiziere, welche die Kurdischen Stämme organisiren sollten, die jetzt mit der Türkischen Armee in Fehde liegen. Diese beiden Russischen vorgeblichen Offiziere waren niemand anders, als mein Reisegefährte und ich. Man hatte einen geheimen Courier in das zehn Lieues westlich von der Stadt befindliche Lager geschickt, um Hafiz Pascha diese Kunde zu bringen. Der Pascha beorderte in größter Eile einen Tataren nach Malatia, und sein Secretair erhielt den Befehl, uns nicht eher Pässe zu geben, bis er über unseren Stand und Charakter außer Zweifel seyn würde. Doktor Magdaleno, dessen ich in meinem vorigen Schreiben gedacht, setzte uns von Allem in Kenntniß und gab uns den Rath, mit unseren Großherrlichen Fermanen vor dem Secretair zu erscheinen. Wir machten demgemäß diesem Herrn unsere Aufwartung: er empfing uns im Anfang sehr frostig; sobald er aber einen Blick auf unsere Fermane geworfen hatte, veränderte sich der ganze Ausdruck seiner Miene, und von jetzt an wurden wir mit den schmeichelhaftesten Komplimenten und verbindlichsten Phrasen traktirt. Er sagte uns, Hafiz Pascha, der Generalissimus der Armee am Taurus, habe unsere Ankunft vernommen und wünsche lebhaft, unsere Bekanntschaft zu machen. „Geht ins Hauptquartier", setzte er hinzu; „der Seriasker liebt die Franzosen sehr und wird sich sehr freuen, Euch in seinem Zelte begrüßen zu können." Wir machten uns sofort auf den Weg dahin. Die Beschwerden meiner Reise brauche ich nicht zu bereuen, da ich hier gar merkwürdige Details über Sitten, Charakter und Glauben der Kurden und Jesidi's erfahren habe.

Das Land Kurdistan, welches südwärts von Armenien in einer Länge von 95 Lieues von Nord-West nach Süd-Ost, bei 50 Lieues durchschnittlicher Breite, sich ausdehnt, ist reich an Korn und Viehweiden. Die Kurdischen Bewohner leben größtentheils nicht unter Zelten, sondern in großen Dörfern und Flecken, von denen mehrere so bevölkert sind, wie Städte vom dritten Rang in Europa. Schehrsor zählt 8000 und Kerkut bis an 15,000 Seelen. Erbeli, das alte Arbela, wo Alexander die ganze Macht des Darius in Trümmer schlug, ist heutzutage ein Städtchen von 4000 Bewohnern. Die Kette des Zagros, welche Curtius Rufus die Gordischen Berge nennt, begränzt Kurdistan im Osten; die Arabische Wüste im Süden; das Gebiet von Karput im Norden und der Aladscha-Dagh (bunte Berg) oder Anti-Taurus im Westen. Das letztere Gebirge, wo ich mich jetzt befinde, ist ausschließlich von Kurden bewohnt. Nach den wahrscheinlichsten Schätzungen beläuft sich die Kurdische Bevölkerung auf drei Millionen Seelen. Ungefähr hunderttausend Individuen sind Nestorianische Christen, die zwei erbliche Patriarchen haben. Der eine, welcher immer Mark-Ejman heißt, residirt in Kodschanissa, unfern der Stadt Dschulonnek; der Andere in Raban-Ormes. Unter diesen Patriarchen stehen dreizehn Bischöfe. Die patriarchalische sowohl als die bischöfliche Würde erbt vom Onkel auf den Neffen fort. In Folge dieses Erbschafts-Rechtes wird bisweilen ein Kind von 12 bis 15 Jahren als Bischof ordinirt. Die Geistlichen sind sehr unwissend und sollen zum Theil kaum lesen können. Die christlichen Kurden haben in dem Kriege mit den Türken keine Rolle gespielt.

Die übrige Bevölkerung bekennt sich zur Sekte des Ali; allein der Islam ist bei ihnen mit vielen abergläubischen Begriffen vermengt, die zum Theil noch aus der Religion der Magier stammen mögen. Sie haben keine Moscheen, sie beten nicht in den vom Koran festgesetzten Stunden, fasten nicht im Ramasan und machen niemals die Pilgerfahrt nach Mekka.

Bekanntlich sind die heutigen Kurden die Nachkommen der Karduchier Xenophon's. Der Führer der Zehntausend berichtet uns, die Karduchier hätten dem großen Könige und den Waffen seiner Satrapen immer Trotz geboten. Diesen Geist der Empörung und Unabhängigkeit haben ihre Enkel treu bewahrt.

Der Kurde hat eine regelmäßige Gesichtsbildung, in der sich wilder Stolz malt. Sein Auge ist schwarz, lebhaft, verständig; sein Wuchs hoch und schlank, zuweilen ans Riesenhafte gränzend. Seine Kleidung besteht aus einem langen Rock von grober Leinwand und einer Tunika von gestreiftem Wollenzeug, die ein Strick um die Hüften festhält. Der Turban endet in eine Spitze; die Füße stecken in ledernen Sandalen, die mit Riemen über dem Knöchel befestigt sind. Die Kurden treiben von Kindheit an das Waffenhandwerk; sie fechten zu Pferde mit dem Säbel, der Lanze, der Keule und Luntenflinte. Der letztgenannten Waffe bedienen sie sich im Fliehen und beim Angriff; sie feuern in gestrecktem Galopp, auf ihren Pferden sich umdrehend. Dieses Volk erträgt Beschwerden und Entbehrungen aller Art. Von Charakter grausam und verrätherisch zugleich, scheuen sie keine Lüge, bei der sie ihre Rechnung finden; Mord und Plünderung sind ihre größte Lust. Sie berauben den Wanderer und lassen ihn mitten in der Wüste vor Noth umkommen. Vor dem Kriege 1836 fielen sie in der unmittelbaren Nähe von Diarbekr, Mussul, Malatia und Orfa über die Karawanen her. Ihre von einigen Reisenden hochgepriesene Gastfreiheit verschwindet vor allem dem, was man ihnen hier zur Last legt. Sie empfangen den Ausländer mit großen Freundschafts-Versicherungen und berauben und mißhandeln ihn unter dem Vorwande, seine Waffen oder sein Gepäck bewundern zu wollen. Oft haben sie einem Reiter sein Pferd genommen und ihm dann eine glückliche Reise zu Fuße gewünscht. Es geziemt besonders Europäischen Reisenden sehr wenig, die vorgebliche Gastfreiheit der Kurden zu rühmen, seitdem der unglückliche Schultz, ein Deutscher Gelehrter, der auf Kosten der Französischen Regierung nach Persien reiste, von ihnen umgebracht worden ist.

Im Jahre 1829 reiste Schultz auf seiner Rückkehr aus Persien durch Kurdistan. Er war von einem Bedienten und sechs Soldaten begleitet, die ihm Aslar-Chan, damals Statthalter einer Persischen Provinz, mitgegeben hatte. Der Deutsche Reisende und sein Gefolge wurden von Kurden, die sie angeblich beschützen wollten, unbarmherzig niedergemacht. Armenische Bauern, welche die Leichname dieser Unglücklichen einscharren mußten, brachten Aslar-Chan die Nachricht von ihrer schmählichen Ermordung. Die Effekten und Papiere des Reisenden blieben zum Glücke unversehrt und wurden an die Französische Gesandtschaft nach Konstantinopel geschickt.

Der Kurde macht sich schon deshalb kein Gewissen daraus, Blut zu vergießen, weil er, gleich dem Beduinen, jeden Mord mit einem Pferde, einem Ochsen, zwei Schafen, oder mit Verheirathung seiner Tochter an einen Verwandten des Erschlagenen sühnen kann. Im letzterwähnten Falle muß das Mädchen jedoch auf die Mitgabe verzichten, die sie, der Sitte gemäß, von ihrem Bräutigam erhalten sollte.

Die Kurdische Frau ist eine wahre Amazone; sie reitet sehr gut und übt sich in den Waffen, wie der Mann. Ihr Wuchs ist schön, aber das von der Sonne verbrannte Gesicht hat keine Reize. Sie geht unverschleiert. Ihr ganzes Kostüm besteht aus einer Robe von grauer Leinwand, die an der Brust offen ist. Ihr langes Lockenhaar fällt auf die Schultern herab. Um den Kopf windet sie ein leichtes gelbes Tuch; die Füße sind ohne Hülle.

Jenseit Mardin, zwischen Nisibin (dem Anthemusia der Griechen) und Mussul, erstreckt sich das Land Sindschar-Dagh (Ketten-Berg), so genannt von einem Höhenzuge, der die Mesopotamische Ebene im Süden von Mardin schneidet. Man kennt den Sindschahr-Dagh auch unter dem Namen Dschinnistan (Region der Genien). Dieses Land hat Ueberfluß an Quellen und vortrefflichen Weiden. Die Aprikosen, die Feigen und Weintrauben von Sindschar sind in ganz Kleinasien berühmt. Diese Gegend ist auch der einzige Strich Mesopotamiens, welcher Datteln hervorbringt.

Sindschar wird von den Jesidi's bewohnt, einem kriegerischen Nomaden-Volke, mit welchem Hafiz Pascha ebenfalls Krieg geführt hat. Die Zahl der Individuen mag ungefähr 200,000 betragen.

Mehrere Reisende haben von der seltsamen Religion dieses Volkes gesprochen, aber Keiner hat etwas Vollständiges hierüber mitgetheilt. Ich für meinen Theil will mir nicht anmaßen, Ihre Neugier besser befriedigen zu können, als frühere Reisende gethan. Die Jesidi's halten ihre Glaubens-Artikel sehr geheim,

*) Aus brieflicher Mittheilung eines bei der Türkischen Armee am Taurus stehenden Französischen Offiziers. Das Datum des Briefes ist der 27ste August 1837.

und man erfährt nur mit vieler Mühe etwas Zuverlässiges in Betreff derselben. Dennoch ist ein Theil ihrer religiösen Gebräuche den Nachbar-Völkern bekannt geworden. Ich habe mich bestrebt, wenn es irgend anging, nur die unterrichtetsten Leute zu befragen, und werde Ihnen jetzt Alles mittheilen, was mir über Herkunft und Glauben der Jesidi's bekannt geworden ist.

Man hält diese Nation für einen Ueberrest jener Mardischen Kolonieen, die Arsakes V., König von Persien, nach Mesopotamien verpflanzte und von welchen die Stadt Mardin ihren Namen hat. Strabon, Arrian und Plinius schildern die Marder als ein wildes, unbändiges Volk, das jener Persischen Sekte angehörte, die dem bösen Prinzipe (Ahriman) huldigte; ohne Zweifel ist die Religion der heutigen Jesidi's aus dem Glauben der alten Marder hervorgegangen. (Schluß folgt.)

England.

Ursachen des Sittenverderbens in Irland.

(Schluß.)

Dieser glückliche Usurpator behandelt die Irländer mit unerbittlicher Härte; denn keine Sympathie fesselt ihn an ein Volk, das er schon als solches geringschätzt und dessen Religion ihm ein Gräuel ist. Nachdem er sie beraubt hat, untersagt er ihnen die Mittel, sich zu bereichern; er verschließt ihnen allen Zutritt zur politischen Gesellschaft, legt ihnen im bürgerlichen Leben tausend Hindernisse in den Weg, begründet ein regelmäßiges System religiöser Verfolgung und organisirt auf diese Weise die antisocialste Verfassung, die jemals bestanden hat. Welche Lehren der Gerechtigkeit kann man aus jener gräßlichen Tyrannei entnehmen, die über hundert Jahre lang auf Unglücklichen lastete, deren größtes Verbrechen war, daß sie den Siegern mit ihrem Vaterlande nicht auch ihr Gewissen opferten!

Glaubt man, dem Irländer gesunde Begriffe von Recht und Billigkeit beizubringen, wenn man eine Religion proskribirt, die er für die einzig wahre Religion hält — wenn er seine Priester, d. h. diejenigen Menschen, die ihm Gottes Stellvertreter auf Erden sind, des Landes verweisen sieht und, um den letzten Segen dieser heiligen Proskribirten zu empfangen, so behutsam als möglich zu Werke gehen muß, damit ihn nicht die härteste Strafe treffe? Es giebt also Pflichten, die man nicht öffentlich ausüben darf; ja, diese Pflichten sind bisweilen Verbrechen, die das weltliche Gesetz bestraft. Es giebt gerechte Handlungen, die das Gesetz Verbrechen nennt und die keine Verbrechen sind! Fürwahr, solche moralische Begriffe müssen ihre Früchte tragen.

Indessen geht die Tyrannei auf ihrer Bahn rüstig vorwärts. Eine lange Periode hindurch duldet das Volk sie mit ungeschwächter moralischer Kraft; endlich werden Einzelne muthlos und greifen nach dem einzigen Mittel, das ihre Leiden erträglicher machen, ihre Qualen versüßen kann: sie legen ein Bekenntniß ab, dem ihr Gewissen widerstrebt — sie werden Renegaten und kommen dann ohne Schwierigkeit in den erneuerten Besitz der Rechte und Privilegien, die man ihnen geraubt hat. Die Apostasie, welche in den Augen des Irländischen Katholiken das größte aller Verbrechen ist, erfreut sich also einer gesetzlichen Belohnung, und gleich wie es Tugenden giebt, die das weltliche Gesetz zu Verbrechen gemacht hat, so giebt es auch Verbrechen, welche die Obrigkeit zu Tugenden stempelt — eine zweite Regel der Moral, die dem armen Irländer gewiß ein mächtiger Beistand seyn wird, wenn es Recht von Unrecht zu unterscheiden gilt!

Verwirrt von allen diesen Widersprüchen, die über das Bereich seiner Fassungskraft hinausgehen, und immer Zeuge davon, wie die Gerechtigkeit und Wahrheit der materiellen Gewalt unterliegen müssen, entschließt sich der Irländer, nachzugeben; er ergreift die einzigen Waffen, die dem Schwachen zu Gebote stehen — er wird hinterlistig, verlogen und, wo er die Gelegenheit findet, gewaltthätig.

„Warum", so fragt er sich selbst, „warum sollte ich den nicht tödten dürfen, der meinen Bruder erschlagen hat? Warum bin ich nicht Herr des Bodens, den meine Voreltern besessen? Mit welchem Rechte vermißt sich's jener Mann, der sich Eigenthümer eines Gutes nennt, das mir angehören sollte, mich aus einem Pachthofe zu verstoßen, in welchem ich ein elendes Daseyn friste?" Und diese Logik endet zuweilen mit schrecklichen Gewaltthaten. Aber thätige Aeußerungen seines Mißvergnügens hemmt alsbald eine Versammlung seiner Feinde, die man Gerichtshof nennt. Diese Organe des Gesetzes nennen kapitales Verbrechen, was das entartete Gewissen des Unglücklichen für einen Akt der Rechtschaffenheit erklärt hat. Vor diesen Tribunalen seiner feindlichen Gebieter vertheidigt sich der Beklagte gewöhnlich mit Lügen. Seine Landsleute müssen gegen ihn zeugen; und vorher läßt man sie feierlich schwören, daß sie nur Wahrheit sprechen wollen. Wird ihr Eidschwur aufrichtig seyn? O, gewiß nicht! In solchem Falle ist das Lügen ehrbar, und die Wahrheit schändlich: sie legen ein falsches Zeugniß ab zu Gunsten dessen, der gleich ihnen tyrannisirt wird, und ihr Gewissen sagt ihnen, daß sie wohl gethan. Dies falsche Zeugniß erklären aber diejenigen, welche ihre Moral aus anderer Quelle schöpfen, für ein Verbrechen.

Zuweilen leistet ein einzelnes Individuum dem Gesetze offenen Widerstand; es ist dies die ohnmächtige Empörung isolirten Elends; oft vereinigen sich Mehrere zum Aufruhr, wie sie im Unglück vereint gewesen. Alsdann entsteht eine große Störung der Gesellschaft; es ist nicht der Krieg des gemeinen Räubers gegen eine Verfassung, die er für gerecht hält; es ist ein Krieg wider ungerechte Gesetze, von Menschen geführt, die diese Gesetze für ungerecht erklären. Zuweilen erheben sich ganze Massen der Bevölkerung, wie in den Jahren 1641 und 1797; alsdann schwankt der Boden selbst, und die ganze Verfassung steht am Rande des Abgrundes.

Mögen aber die Versuche der Selbstbefreiung von Einem oder von Allen ausgehen, ihre moralische Wirkung, wenn sie verunglücken, ist immer gleichartig. Eine tiefe Schwermuth bemeistert sich derer, die ihre Befreiung ersehnt hatten und nach fruchtloser Anstrengung ihren werdenden Glauben an menschliche Gerechtigkeit wieder zerrinnen sehen; die Ketten der Tyrannei fallen mit doppeltem Gewicht auf ihre Schultern zurück. Diejenigen, welche bis dahin der Verfolgung und ihrem Interesse muthig widerstanden, fühlen die Abnahme ihrer Kräfte; ohne Zweifel hatten sie in dem ungleichen Kampfe mit vielen Lastern sich vertraut gemacht; aber so lange Widerstand möglich war, hatte das Pflichtgefühl obgesiegt. Jetzt ist der Kampf beendet, und kein Band fesselt den Irländischen Renegaten ferner an das Gerechte und Ehrbare: die Entartung ist vollendet.

Nur sehr Wenige haben bis jetzt das Unglück gehabt, so ganz entmenscht zu werden; aber vielleicht ist kaum Einer darunter, den das moralische Verderben nicht wenigstens theilweise berührt hätte. Die Liebe zur Wahrheit ist in Allen untergegangen, weil Aufrichtigkeit und Freimüthigkeit unfehlbar Verfolgungen über ihr Haupt herbeiziehen, und weil die Lüge bei ihnen länger als hundert Jahr eine nothwendige und legitime Waffe gewesen ist. Beklaget euch also nicht, wenn ihr bei dem Irländer einen allgemeinen Abscheu vor der Wahrheit findet. Ist er bei seiner Rohheit und Unwissenheit, die ihr verschuldet habt, wohl fähig, in seinem Geiste eine scharfe Demarcations-Linie zwischen den Fällen zu ziehen, wo sein Gewissen ihm eine Lüge verzeihen oder nicht verzeihen kann? Wie soll er es anfangen, um unter den Verbrechen, die das Gesetz als solche charakterisirt, diejenigen herauszuerkennen, die eigentlich keine Verbrechen sind? Wie soll er unter den Tugenden, die von seinem Feinde geehrt werden, diejenigen herausfinden, die wirkliche Tugenden und von Form und Convention unabhängig sind? — Und gesetzt, er versuchte es wirklich, diese oft sehr schwierigen Unterschiede zu entdecken: glaubet ihr, daß ihm in seiner Entartung noch feiner Takt genug geblieben seyn dürfte, um das Wahre vom Falschen, das Gute vom Schlechten sondern zu können? Gewiß wird er einem solchen Versuche bald erliegen: mit der guten Absicht, seine Untugenden zu verbessern, wird er ihnen treu bleiben; er wird zuweilen einmal gut und rechtschaffen seyn, aber nie die Bürgschaft dauernder Rechtschaffenheit in sich tragen, weil er die Regel der Gerechtigkeit und Ehrbarkeit verloren hat. Dann und wann wird er sich versucht fühlen, die Wahrheit zu sagen; da aber sein Gewissen ganz ohne moralischen Führer und gegen materielle Interessen nicht gewaffnet genug ist, so greift er doch endlich zur Lüge: er lügt, weil es ihm nicht genug außer Zweifel gestellt scheint, daß die Unwahrheit im vorliegenden Falle weniger erlaubt sey, als in manchem anderen, wo ihm an der Erlaubtheit derselben kein Zweifel bleibt. Er zögert vielleicht mit blutigen Gewaltthaten; allein er weist auch jeden Gewissens-Skrupel von sich, indem er die Analogie der projektirten Rache mit anderen Arten von Rache, die er immer als erlaubte Handlungen zu betrachten gewohnt war, sich vorhält.

Die Konfusion aller Prinzipien, woran der Irländer krankt, erzeugt eine starke Tendenz zur Gewaltthätigkeit, in die sein Geist eine gewisse Methode bringt, die er dann auf alle vorkommende Fälle anwendet. Wer sieht nicht in dem rohen Beginnen der White-Boy's, in ihrem Prinzipe, sich selbst Recht zu schaffen, in ihrem Systeme der Einschüchterung, die Quelle sämmtlicher Attentate, welche noch neuerlich durch Fabrik-Arbeiter in Irland verübt worden? Ein Fabrikant nimmt vier Lehrburschen an: „das ist zu viel", sagen die Arbeiter des Fabrikanten, denen die Lehrburschen mit ihrer unentgeltlichen Arbeit Schaden thun; „wenn Ihr nicht wenigstens zwei derselben wieder verabschiedet, so schlagen wir Euch todt." Bleibt diese Drohung unbeachtet, so wird das Verbrechen begangen. Dublin war im Jahre 1837 der Schauplatz einer Menge Gräuel dieser Art; die armen Verblendeten, welche diese Gräuel begingen, suchen ihr ganzes Heil in der Gewaltthätigkeit und zerstören so die Industrie ihres Vaterlandes, die ihnen allein den Lebensunterhalt sichern könnte.

Man hüte sich also, die sittliche Entartung eines Volkes, das nur durch schlechte Gesetze so tief herabgedrückt worden ist, seinem Naturell beizumessen und anzunehmen, daß ihm die Schlechtigkeit schon angeboren sey.

Diese Entartung hat übrigens nicht bloß den nationalen Irländer ergriffen, sondern auf Alle, die unter seinem Einflusse gestanden, sich erstreckt, zu welcher Nation sie auch gehören mochten. Ungefähr zwei oder drei Jahrhunderte nach der Eroberung hatten die Nachkommen der in Irland angesessenen Engländer schon die Sitten der Irländer angenommen, ja sie waren in moralischer Hinsicht noch tiefer gesunken — ipsis Hibernis Hiberniores (Irischer als die Iren selbst), wie ein Chroniker sich ausdrückt. Wohl bemerkt, der Despotismus Englands drückte die Ansiedler in eben dem Grade, wie die Urbewohner, und mußte also zu ähnlichen Ergebnissen führen.

John Davis, dessen Zeugniß die parteiischen Anhänger der Politik Englands nicht verdächtig machen können, behauptet, daß zu seiner Zeit — etwa viertehalb Jahrhunderte nach der Eroberung —

die Zahl der Englischen Kolonisten in Irland schon mehr betragen habe, als die der Urbewohner. Er schloß aus dieser Thatsache, daß diejenigen sehr übel berathen seyen, die Irlands Noth und Elend aus der angeborenen Inferiorität des Volkes erklären wollten. Man studire Irland genau, und man wird finden, daß Noth und Sittenverderben überall mit der Tyrannei, je nachdem sie mehr oder minder schwer gelastet hat, im rechten Verhältnisse stehen. Die Provinz Ulster ist weniger arm und lasterhaft, weil sie weniger bedrückt worden ist, als die übrigen.

Bei Beurtheilung des Irländischen National-Charakters stößt man gewöhnlich noch auf eine andere Klippe, die jedes tiefere Eindringen, jede unbefangene Würdigung unmöglich macht. Der Irländer wird stets in seinem Verhältnisse zum Engländer betrachtet, der ihm an Rang und Besitz überlegen, sein politischer Herr und religiöser Feind ist. Diese einseitige Beurtheilung führt uns weit vom Ziele. Um den sittlichen Werth eines Menschen zu würdigen, muß man ihn vor Allem in seinem Verhältnisse zu seines Gleichen beobachten. Der Irländer ist ein Schurke, oder ein Ungeheuer, wenn er es mit Engländern, besonders mit reichen und mächtigen Individuen dieser Nation zu thun hat — ein treuer und biederer Mensch, wenn er mit Leuten seiner Klasse verkehrt. Ich habe oft folgende naive Frage thun hören: „Wie mag es nur zugehen, daß diese Nation, die sich zuweilen so treulos und barbarisch zeigt, in anderen Fällen die rührendsten Beweise von Menschlichkeit und Erbarmen giebt?" — Die Antwort ist einfach: der Irländer ist unmenschlich gegen die Feinde seiner Religion und seiner Stammesgenossen und freundlich mildthätig gegen seine Brüder, die gedemüthigt und unterdrückt sind, wie er selbst.

Man weiß aus Erfahrung, daß der Irländer in seiner blinden Rache bisweilen die Frau oder Tochter dessen, der ihm verhaßt ist, raubt und schändet — allerdings eine Handlung empörender Barbarei! Und doch ist es nicht minder gewiß, daß die Irländer im Ganzen eine sehr keusche Nation sind: uneheliche Kinder gehören zu den größten Seltenheiten, und Beispiele ehelicher Untreue sollen kaum jemals vorgekommen seyn. Woher nun dieser merkwürdige Widerspruch? Wenn der Irländer eine unzüchtige Handlung begeht, so ist sie ihm nur ein Mittel der Rache an seinen Feinden; sie entstammt nie einem bloßen sinnlichen Bedürfnisse.

Fast jedes seiner Verbrechen hat mehr oder weniger das Gepräge der Leidenschaft und des Parteigeistes. Selbst bei Räubereien, zu denen ihn bloße Habsucht antreibt, spielt die Rache in der Ausführung eine Rolle. Ungleich dem Spanischen Banditen, der, wenn er seine Opfer auswählt, immer den Reisenden und Fremden vorzieht, hält sich der Irländische Bandit gewöhnlich an bekannte Individuen. In keinem Lande der Welt kann ein Ausländer mit größerer Sicherheit reisen, als in Irland.

Aus allem Vorangehenden ersehen wir, daß der Irländer eine komplizirte Natur ist; er besteht aus zwei unterschiedlichen Elementen, die man nicht unbeachtet lassen darf, wenn man einen richtigen Begriff von seinem Charakter erhalten will. In ihm finden wir einen Menschen, an dessen Verderbniß die Tyrannei sieben Jahrhunderte gearbeitet, und einen zweiten Menschen, den die Religion in diesem ganzen Zeitraum unbefleckt zu erhalten gestrebt hat. Alle Regionen seiner Seele, die der Hauch des Despotismus anwehte, sind verwelkt; hier ist die Wunde groß und tief; hier ist Alles Laster, welchen Namen man diesem Laster auch geben möge. In dem Irländer finden wir die Hälfte eines Sklaven. Aber es giebt noch einen Winkel seiner Seele, wo die Tyrannei vergebens einzudringen versucht, der also immer von jeder Befleckung rein geblieben ist: dieser Winkel beherbergt seinen religiösen Glauben. In allen seinen Rechten angegriffen, hat er sie alle der Macht hingeopfert, ein einziges ausgenommen, welches darin besteht, daß er Gott seinem Glauben gemäß anbeten darf. Selbst in der Zeit, als er sich ganz der Willkür seiner Beherrscher preisgab, bewahrte er noch in seiner Seele ein Asyl für die Tugend. Sein Gewissen hat sich aufgelehnt und ist Jahrhunderte lang in einem Zustande beständiger Empörung geblieben. Diese Empörung des Sklaven ist die Freiheit selbst; um ihretwillen hat er die Verfolgung mit ihrer ganzen Schleppe von Leiden erdulden müssen; daher seine hochherzige Hingebung, seine Opfer, die Quelle jeder sittlichen Größe, seine Resignation, diese ewige Macht des materiell Ohnmächtigen. Die Religion ist nie aus seinem Herzen gewichen, hat nie aufgehört, die gesunden Theile dieses Herzens gegen die Angriffe des Feindes zu vertheidigen. Durch seine Religion ist der Irländer im Schoße der ärgsten Unterdrückung ein freier Mensch geblieben.

Bibliographie.

British Naval Biography.
Charles the Tenth and Louis Philippe.
Commentaries on the Law of Nations.
Desultory Thoughts and Reflections. — Von der Gräfin von Blessington.
Diary of the Times of George IV. — Dritter und vierter Band.
The Dukes of Normandy, from Rollo to King John. — Von J. Duncan.
Elements of Practice of Medicine. — Von den Doktoren Bright und Addison. Theil III.
Gesenius' Hebrew Lexicon. — Herausgegeben von Robinson.
History of the Campaign in France in 1814. — Nach dem Russischen des General Danilewski.
The History of the Navy of the United States of America. — Von J. Fenimore Cooper. 2 Bde.
Researches on the Teeth. — Von J. Nasmyth.
Sleep and its Phenomena. — Von J. Pinkerton.
Supplement of the History of British Fishes. — Von Yarrell.
Tears in Heaven and other Poems.
The Wizard of Windshaw. — Eine Erzählung. 3 Bde.

Belgien.

Lüttich und seine Denkmäler.*)

Unter den Nachfolgern Notger's vergrößerte sich Lüttich immer mehr; Baldrik legte, wie die Chronik erzählt, den Grundstein zur Kirche des heiligen Jakob an einem wüsten und unbebauten Orte, der so voll wilder Thiere und so gefährlich war, daß die Arbeiter sich gar nicht an den Bau des neuen Gotteshauses wagten; Reginard ließ eine steinerne Brücke über die Maas erbauen, die den Namen Pont-des-Arches erhielt; auch die Kirche St. Barthelemy stammt aus demselben Jahrhundert her.

Die Herrschaft ausgezeichneter Bischöfe, von welchen mehrere der Nachwelt sehr merkwürdige literarische Produkte hinterließen, war für Lüttich in jener Zeit von großem Vortheil, weil seine Schulen dadurch sehr gehoben wurden. Von diesen vorzüglichen Männern wollen wir nur Wazon nennen, der für die Stadt fast eben so viel wie Notger that, weil er, wie dieser, sich ohne Unterlaß mit Lüttichs Verschönerung und Vergrößerung beschäftigte. Hauptsächlich trug er Sorge für die Errichtung guter Schulen, denn bevor er zur bischöflichen Würde gelangte, hatte er selbst mit so großem Erfolg Unterricht ertheilt, daß aus den umliegenden Gegenden Alles zu seinen Stunden herbeiströmte. Seine Uneigennützigkeit ging so weit, daß er nicht allein das zurückwies, was ihm die Dankbarkeit der Studirenden darbot, sondern auch die Bedürftigen noch mit dem Nöthigen unterstützte. Alestan, Francon, der Papst Stephan IX., Adelman und Alger, die berühmten Gegner des Ketzerhauptes Berengar, und Gauzechin sind einige der Zierden der Lütticher Schulen im Mittelalter.

Aus dem Briefwechsel des Letzteren schöpfen wir eine interessante Beschreibung des Anblicks, den Lüttich im eilften Jahrhundert darbot: „Die Stadt", sagt er, „erhebt sich an der Abendseite, auf dem sanften Abhang mehrerer Hügel, die wie vereinzelt dastehen und unter einander keine Verbindung zu haben scheinen. Auf dem aus zwei Absätzen bestehenden und leicht zu ersteigenden Berg, welcher den Namen Publemont (der St. Martinsberg) führt, befinden sich vier Häuser oder Gesellschaften von Ordensgeistlichen des heiligen Peter, des heiligen Kreuzes, des heiligen Martin und des heiligen Lorenz. Die ganze Höhe hat zwölf Absätze, und die Stadt Lüttich gleicht der Henne, die ihre Küchlein um sich versammelt; so wie diese, schützt, wärmt und ernährt sie ihre Bürger. Von welcher Seite man auch unsere Vorstädte betrachte, immer blickt man mit Vergnügen auf die Menge von Gärten, deren Gewächse einen gesunden und angenehmen Duft verbreiten. Die mit Fruchtbäumen angefüllten Gärten sind wahre Lustgehölze, die der Weinstock noch mehr verschönt."

Die Einrichtung des berühmten Friedens-Tribunales im Jahre 1088, dem die Herzoge von Bouillon, von den Ardennen und von Limburg, die Grafen von Luxemburg, Looz, Löwen, Viane, Salm, Juliers, Geldern, Namur, vom Hennegau, von Montaigu, Moha und Clermont und andere mächtige Herren unterworfen waren, ist eine Probe des gewaltigen Einflusses, den die Fürsten von Lüttich damals ausübten. In der That waren die Lütticher Bischöfe die Oberrichter dieses höchsten Gerichtshofes. Auf ihren Stühlen im Ornate sitzend, umgeben von dem Ober-Bürgermeister und einigen Vasallen, hielten sie ihre Sitzungen, mit Ausnahme des Sonnabends, in der Kirche unserer Frauen vom Quell. Sie sprachen hier besonders Recht in Klagen über Raub, Gewalt, Mord, öffentlichen Diebstahl, Feuersbrünste, Bruch des Waffenstillstandes und dergleichen mehr.

Alle Einwohner des Kirchsprengels, mit Ausnahme der Geistlichkeit von Lüttich und der Fürsten, die zur Errichtung dieses Tribunales mitgewirkt hatten, waren demselben unterworfen und mußten die Richtersprüche desselben befolgen. Wer sich nicht auf die siebente Vorladung stellte, wurde beim Klang der Glocke für ehrlos erklärt, verbannt und exkommunizirt. Man gestattete jedoch dem Angeklagten nach der damaligen Sitte die Wahl des Zweikampfes; wer seinen Gegner besiegte, wurde für unschuldig erklärt.

In Lüttich fand der unglückliche Heinrich IV. eine Zuflucht gegen die Bannstrahlen des Vatikans und die Verfolgungen seines unwürdigen Sohnes. Dieser Kaiser ließ den Umkreis der Stadt vergrößern und den Grund zu den Wällen nach der Seite von St. Walburge und St. Barthelemi legen; sie wurden jedoch erst 1213, kurze Zeit vor der berühmten Schlacht von Steppes, vollendet.

Im Jahre 1124 bestand, wie die Chronik erzählt, in Lüttich ein Gesetz unter dem Namen des Gesetzes der todten Hand, kraft dessen sich der Grundherr beim Tode eines Familienhauptes des besten Hausgeräths bemächtigte. Als nun der Bischof Alberon I., seiner Gewohnheit gemäß, eines Nachts an den Thüren einer Kirche sein Gebet verrichten wollte, hörte er ein armes Weib, das trostlos weinte und unter Thränen mit erstickter Stimme ausrief: „Ist es denn noch nicht Unglücks genug, daß ich meinen Mann verloren habe, muß auch noch der Bischof kommen und mir das einzige Bett rauben, das ich für meine Kinder besaß!" Tages darauf ließ sich Alberon den Grund jener Klage erklären, und da er die Ungerechtigkeit eines solchen Verfahrens einsah, so befreite er Stadt und Land davon. Von daher schreibt

*) S. Nr. 75 des Magazins.

sich, wie es heißt, der früher übliche Gebrauch, nie ein Testament zu machen, ohne ein kleines Vermächtniß für die St. Lambertus-Kirche darin auszusetzen.

Einige Zeit nach dieser Begebenheit brach ein großes Unglück über Lüttich herein, denn ein beträchtlicher Theil der Stadt wurde durch eine Feuersbrunst verzehrt. Die gleichzeitigen Schriftsteller schildern dieses traurige Ereigniß als eine Strafe für die in der Stadt herrschende Sittenlosigkeit; Gott wollte, sagen sie, die Ausschweifungen der Bürgerschaft und der Geistlichkeit durch die Flammen tilgen. Es hatten sich in der That viele Mißbräuche eingeschlichen. Die Präbenden, die Bisthümer wurden den Meistbietenden zugewendet; für eine geringe Geldsumme gestatteten die Bischöfe die Verehelichung der Priester, und die Bürger unterstützten bereitwillig solche Verbindungen. Man feierte öffentlich in den Straßen Lüttichs wahre Saturnalien, unter dem Namen „Feste der Königin“; diese Königin war gewöhnlich die schönste unter den verliebten Kindern der Sinnenlust, und man kann leicht denken, was für schmachvolle Dinge bei diesen Volksorgien vorfielen. Uebrigens waren solche Feste nicht bloß der Stadt Lüttich eigen, auch Frankreich, England und Deutschland hatten ihre abergläubischen Gebräuche und anstößigen Festlichkeiten.

Nur für kurze Zeit waren die Bürger Lüttich's von der Last ihres Unglücks gebeugt, bald vergaßen sie wieder die Warnungen ihres Gottes. Vergebens eiferte Lambertus der Stammler gegen die Ausschweifungen der Geistlichkeit; der Bischof ließ ihn ergreifen und einkerkern. Als man ihn durch die Domkirche führte, wurde er zur Erde geworfen und mit Füßen getreten. „Machet ein Ende mit mir“, rief er seinen Henkern zu, „tödtet mich, aber ich sage euch, der Tag ist nicht mehr fern, wo die Schweine sich hier auf den Trümmern von Gottes Altare wälzen werden.“

Lambertus der Stammler starb, und seine Prophezeiung ging nur zu bald in Erfüllung. Am 28. April 1185 kam in einem Bürgerhause Feuer aus, das sich bald auch über die nächsten Wohnhäuser verbreitete und die Klöster und die Kirche des heiligen Lambertus ergriff. Da wüthete eine entsetzliche Feuersbrunst auf der ganzen Fläche zwischen den Kirchen der eilftausend Jungfrauen, des heiligen Petrus, des heiligen Clemens und dem bischöflichen Palaste. Die Malereien, die Urkunden, die kostbaren Manuskripte, Alles wurde eine Beute der Flammen; das Zimmerwerk löste sich los, die Thürme, einen Augenblick in der Luft schwebend, stürzten mit fürchterlichem Krachen ein, und bald waren nur Trümmer und Aschenhaufen an dem Orte, wo noch vor einigen Stunden so viel Reichthum und Pracht sich entfaltete. Kurz darauf baute man nun jene ungeheure Kathedrale des heiligen Lambertus, die noch viele der jetzt Lebenden kannten, und die, nachdem sie allen Wechselfällen des Schicksals, welche Lüttich erduldete, und den Stürmen der Zeit getrotzt hatte, 1793 unter dem Beil der Empörer einstürzte.

Ungeachtet aller Unglücksfälle vergrößerte sich Lüttich von Tag zu Tage immer mehr; da und dort baute man neue Kirchen, an welche sich nach und nach Privatwohnungen anreihten. Die Bevölkerung der Stadt war gewerbfleißig, erfinderisch, begierig auf alles Neue und durch nichts abzuschrecken. Der erworbenen Reichthümer satt, sehnten sich die Bürger nach anderen Gütern. Privilegien, Freiheiten, das waren Zauberworte, denen im Mittelalter so viele Herzen entgegen pochten, und die unsere Vorfahren nur durch ihr Blut oder Gold sich zu eigen machen konnten! Die Zugeständnisse Albert's von Cuyck im Jahre 1199 genügten allen Wünschen und trugen sehr viel zur Befestigung des Wohlstandes der Lütticher bei.

Ein anderes Ereigniß, das ebenfalls den größten Einfluß auf das Geschick der Stadt übte, war die Entdeckung der Steinkohlen. In demselben Jahre, wo der Bischof Albert den Bürgern eine Anzahl von Privilegien bewilligte, entdeckten diese die reichen und ergiebigen Steinkohlenlager; glückliches Volk, das Gott mit seinen Gaben überschüttete und das zu derselben Zeit die Bedürfnisse des Körpers und die Wünsche des Herzens erfüllt sah!

Unter dem Bischof Hugo von Pierrepont, der auf Albert von Cuyck folgte, erlebte Lüttich neues Mißgeschick, aber auch neue Vergrößerungen. Zuerst beschäftigte man sich mit der Vollendung der Ringmauer von Payenporte oder Hocheporte bis nach St. Walburge; diese Befestigungen waren aber noch nicht vollendet, als der Herzog Heinrich von Brabant, welcher die an die Lütticher Kirche abgetretene Grafschaft Moha zurückforderte, sich auf die Stadt warf und sie der Plünderung preisgab. Lüttich sollte in Feuer aufgehen, und nur durch die Vermittelung des Kastellans von Brüssel, Adrian Balhez, entging es diesem schrecklichen Schicksal. Der Herzog von Brabant kehrte nach seiner Hauptstadt Löwen zurück und führte auf Wägen eine unermeßliche Beute mit sich fort.

Der plötzliche Ueberfall Herzog Heinrich's machte es recht fühlbar, wie nothwendig eine Befestigung der Stadt nach dieser Seite hin war; man ging rüstig ans Werk; das Volk legte sich Frohndienste und Geldzuschüsse auf, und selbst die Geistlichkeit, die sich bis dahin immer geweigert hatte, zu ähnlichen Ausgaben beizutragen, opferte gleichfalls große Summen; der Propst von St. Lambertus, Johann von Aps, welcher später Bischof von Lüttich wurde, steuerte allein 3000 Mark bei, und so wurde die Stadt bald in guten Vertheidigungsstand gesetzt. Die neue Ringmauer umfaßte den ganzen Raum zwischen der St. Barthelemy's-, der St. Martin's-, der St. Johannes- und der St. Jakobs-Kirche. Die Stadt wurde damals in mehrere Viertel oder vinaves, wie man sich Wallonisch ausdrückte, eingetheilt; die drei ältesten waren das Markt-Viertel, das von Neuvice oder Souverain-Pont und von St.-Johann-Streé. Später bildeten sich das Insel-Vinave, das von St.-Servais und von Des-Prez; jedes dieser Viertel hatte sein eigenes Wappen und Feldgeschrei und wurde, wie Henricourt sagt, von reichen Bürgern bewohnt, welche den Edelleuten mit den Waffen Dienste leisteten. Man nannte diese Bürger „die Großen“; sie legten sich auch wohl selbst den Namen „Herren“ bei und trugen grüne und graue Mäntel, die auf den Schultern mit einem bunten Stoffe aufgenommen waren. Die, welche sich mit den gewöhnlichen Handwerken beschäftigten, hießen „die Kleinen“.

Von diesen sogenannten „Großen“ war jedoch keiner Ritter, mit Ausnahme derjenigen, welche die Chaussee Des-Prez bewohnten; dieses Vinave war immer von tapferen und waffenkundigen Leuten bewohnt und an der Seite nach der Maas hin durch ein festes Thor und eine Zugbrücke beschützt und von der Stadt geschieden. Seltsames Schicksal dieses Vinao's! Der Wohnort der mächtigen Ritter aus der edlen Familie Des-Prez ist jetzt der Aufenthalt des demüthigen Handwerkers geworden; die „Großen“ haben den „Kleinen“ Platz gemacht! ....

Die Sauvenière bildete auch eine Art Vinave, aber ein ganz unabhängiges; man nannte es auch „die kleine Stadt“, und es hatte, wie das Viertel jenseits der Maas, eine ganz unabhängige Gerichtsbarkeit, die so von der des Bischofs unterschieden war, daß ein Verbrecher, der sich nach der Sauvenière oder nach der Gerichtsbarkeit von Des-Prez flüchtete, hier so in Sicherheit war, als befände er sich in Namur.

So zeichnete sich jedes der Stadtviertel durch sein Wappen, sein Kriegsgeschrei und einige besondere Freiheiten aus; eines war von dem anderen durch lange Bogengänge geschieden, die kaum das Tageslicht durchließen und durch massive Thore vertheidigt wurden, welche man bei der geringsten unruhigen Bewegung schloß. Zu diesen Vertheidigungsmitteln fügte das Volk noch große Ketten hinzu, mit welchen man bei Aufständen die Straßen-Eingänge versperrte. Der Aufruhr war das politische Leben des Mittelalters, der Bannfluch des Volkes gegen seine Herren, der Kleinen gegen die Großen! Was jetzt durch die Gesetze bewerkstelligt wird, war damals dem Arm des Volkes überlassen, und sehr oft griffen die Lütticher in jenen Zeiten zu dem äußersten Mittel, ihre Straßen durch die Ketten zu sperren und die Thore ihrer Bogengänge zu verrammeln. (J. d. L.)

Mannigfaltiges.

— Washington's Charakter. In dem Leben Washington's von Spark, das nunmehr in zwölf Bänden vollständig erschienen ist, wird folgende allgemeine Schilderung von jenem ausgezeichneten General und Staatsmann entworfen: Washington's Geist zeigte sich auf gleiche Weise in seinem Privatleben und in seinen öffentlichen Handlungen; dort wie hier gab er fast gleich viel Proben seiner Größe. Dieselben Eigenschaften, welche ihn zu der Gewalt erhoben, die er als Feldherr und oberster Staatsbeamter über den Willen einer ganzen Nation besaß, machten ihn auch als Mensch geliebt und geachtet. Weisheit, Urtheilskraft, Besonnenheit und Festigkeit waren die vorherrschenden Züge seines Charakters. Niemand durchschaute je so klar die verhältnißmäßige Wichtigkeit der Dinge und Handlungen, Niemand entäußerte sich so vollkommen alles Einflusses persönlicher Interessen, Neigungen und Vorurtheile, Niemand unterschied stets so richtig zwischen dem Wahren und Falschen, zwischen Recht und Unrecht, in Allem, was ihm vorkam. Im Ueberlegen langsam, war er sicher im Entschlusse, und stand dieser einmal fest, so nahm er ihn selten zurück und ließ in der Ausführung einer Maßregel niemals nach, bis sie vollbracht war. Physischer und moralischer Muth gehörte unter die ihm angeborenen Eigenschaften; in der Schlacht und inmitten der Volksaufregung, nirgends fürchtete er die Gefahr oder dachte an die Folgen für seine Person. Sein Ehrgeiz war von jener edlen Art, der in Allem, was er unternimmt, sich auszuzeichnen und durch Beförderung des Wohles der Menschen ihre Herzen zu gewinnen und sich eine Macht über dieselben zu verschaffen strebt. Empfänglich für den Beifall Anderer und darauf bedacht, ihn zu verdienen, machte er doch nie ein Zugeständniß, um sich Applaus zu erwerben, weder der Eitelkeit schmeichelnd, noch den Launen nachgebend. Vorsichtig ohne Aengstlichkeit, kühn ohne Uebereilung, kaltblütig im Rath, besonnen, aber fest im Handeln, klar in der Voraussicht, geduldig unter Schicksalsschlägen, standhaft, ausdauernd und voll Geistesgegenwart, ging er jedem Hinderniß muthig entgegen, das sich ihm auf dem Wege zu Ehre, Ruhm und Sieg entgegenstellte, und wußte es zu überwinden. Mehr auf die Geradheit seiner Absichten als auf seine Hülfsmittel vertrauend, suchte er sich Raths bei Anderen und benutzte ihre Kenntnisse. Seine Rathgeber wählte er mit untrüglichem Scharfblick, und die Schnelligkeit, womit er das Vernünftige einer Ansicht und die schlagenden Punkte eines Arguments durchdrang, setzte ihn in den Stand, von ihren Talenten und von ihrer Weisheit den besten Nutzen zu ziehen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 83. Berlin, Freitag den 12. Juli 1839.

Frankreich.

Galliens letzter heidnischer Schriftsteller, Rutilius Numatianus.

Von Ampere.*)

Wenn man die großen Kirchenstreitigkeiten des vierten Jahrhunderts sich vergegenwärtigt, wenn man alle die wichtigen Fragen der Metaphysik und Theologie betrachtet, die damals von den Häretikern und ihren Gegnern aufgeworfen und durchforscht wurden, wenn man sich mit Cassian in die Einöden der Thebaide vertieft und darin eine neue Welt von Gedanken und Empfindungen entdeckt, die sich dem menschlichen Geiste und Herzen offenbaren, so vergißt man fast, daß es um dieselbe Zeit noch Heiden auf der Erde gab. Das Heidenthum scheint vorüber, scheint vernichtet; man hält es nicht für möglich, daß nach den Streitfragen des Gnostizismus, des Arianismus und Pelagianismus noch von Jupiter und Venus die Rede seyn könne. Und doch ist es so; vier Jahrhunderte reichen nicht hin, einen Glauben zu zerstören, der funfzehn bis zwanzig Jahrhunderte alt ist.

Das Heidenthum verschanzte sich in drei Klassen der Gesellschaft: zuvörderst in die des Landvolks, welches fester und hartnäckiger an dem alten Aberglauben hing, als die Bewohner der Städte; diese Vendeer des Paganismus haben ihm auch den Namen gegeben, denn das Lateinische Wort paganus (Heide) stammt von pagus (Flecken oder Dorf); daher auch das Französische paysan und païen; der heidnische Glaube ist so viel als der Glaube des Landvolks. So nennt Ausonius die Feldgottheiten paganica numina. Bei dem Schriftsteller Rutilius, von welchem in dieser Abhandlung die Rede seyn soll, findet man, daß um das Jahr 430 die Landleute von Toskana im Winter-Solstitium noch das Fest des wiedergeborenen Osiris feierten, das heißt der Sonne, die dann wieder über die Ekliptik emporzusteigen beginnt. Daß das Heidenthum sich nicht nur zu der Zeit, von der es sich hier handelt, sondern noch viel später unter dem Landvolk erhalten hat, ist unbestreitbar; ja, man könnte fast sagen, bis auf unsere Tage, wenn man an manche Gebräuche denkt, deren heidnischer Ursprung sich noch nachweisen läßt.

Auch die vornehme Römische Welt bewahrte eine gleich dauernde Anhänglichkeit für die heidnischen Traditionen, und hierin reichten sich, wie in der Vendee, der Edle und der Bauer die Hand. Der Senat kämpfte durch Symmachus Stimme gegen den heiligen Ambrosius, um die Götter des Kapitols zu vertheidigen. Zweifelsohne war der Einfluß der Römischen Aristokratie auf die niederen Volksklassen sehr bedeutend; natürlicherweise bedienten sich die großen Güterbesitzer ihres ganzen Ansehens, um bei ihren Untergebenen einen Aberglauben zu befestigen, den sie selbst theilten. Die mittlere Klasse bekannte sich zum Christenthum, aber die beiden Extremitäten des sozialen Körpers lehnten sich wenigstens theilweise dagegen auf.

Es gab noch eine Klasse von Personen, die sowohl durch Studien wie durch Neigung am Heidenthum festhielten, die Schriftsteller nämlich; alle die, welche nicht die Sache des Christenthums ergriffen hatten, und ihre Zahl war beträchtlich, blieben eifrige Vertheidiger der alten Religion, die so eng mit der alten Literatur verknüpft war. Es springt uns ein seltsamer Gegensatz in die Augen; die Gesetze der Kaiser gegen das Heidenthum werden immer strenger, und 391 verbietet Theodosius bei Todesstrafe, den Göttern zu opfern. Eben so wurde am Ende des vierten Jahrhunderts der öffentliche Götzendienst durch ein furchtbares Gesetz untersagt, und doch findet man noch lange Zeit Schriftsteller, die nicht allein erklärte Stützen der alten Religion, sondern auch entschiedene und oft wüthende Gegner der neuen Lehre sind; solche Leute gelangen zu den höchsten Würden, wie Symmachus, welcher Konsul wurde, und erfreuen sich der besonderen Huld der Kaiser, wie der Sophist Libanius, obgleich sie das Christenthum mit einer Heftigkeit angreifen, die sich bis zur Schmähung steigert, wie Eunapus und Zosimus; sie greifen es mit voller Freiheit an, ohne dadurch weder die Gunst des Volkes noch die der Kaiser einzubüßen. Es scheint, als hätten die Kaiser, dem Geiste der alten Römischen Gesetzgebung gemäß, den Kultus und die Religion nicht sowohl als eine Dogmen- und Glaubenssache, sondern als einen Gegenstand der Politik, als ein Regierungsmittel, als einen Grundpfeiler der bürgerlichen Gesellschaft betrachtet. Dadurch erklärt es sich, wie sie eine so große Meinungsfreiheit und selbst so lebhafte Angriffe des Glaubens gestatten konnten, zu dem sie sich doch bekannten; kurz, die Nachfolger Konstantin's scheinen sehr darauf gehalten zu haben, daß die christliche Religion die Staats-Religion sey, und daß der verbotene Kultus nicht öffentlich ausgeübt werde; ob aber die Schriftsteller in diesem oder in einem anderen Sinne dachten oder schrieben, das galt ihnen gleich. Dieser Zustand des Christenthums, als einer durch die Kaiserliche Macht geheiligten Religion, die aber auch zugleich der freien Kontroverse überlassen war, erklärt es, wie man noch im fünften Jahrhundert einen Mann antreffen kann, der sich offen zum Heidenthum bekennt und doch die höchsten Aemter bekleidet, der zuerst Oberpriester und dann Präfekt von Rom war, und man begreift, wie das kleine durchaus heidnische Werk, von dem ich sprechen will, und welches eine ziemlich heftige Verspottung der christlichen Glaubenssätze enthält, ein Jahrhundert nach Konstantin's Bekehrung, um das Jahr 420, von Rutilius Numatianus, gebürtig aus Poitiers, geschrieben werden konnte.

Selbst um diese Zeit beachteten die heidnischen Schriftsteller, die ihren Lehren und Ueberlieferungen treu blieben, das Christenthum noch sehr wenig. Es mischt sich wohl hin und wieder in ihre Sprache und selbst bis auf einen gewissen Punkt in ihre Denkweise etwas unwissentlich den christlichen Ideen Entlehntes, doch sind sie, bis auf solche unbedeutende Ausnahmen, dem Einflusse dieser Ideen fast gänzlich fremd; sie lassen sich in keine Streitigkeiten mit dem Christenthum ein, sie kennen es gar nicht, sie wollen sich gar nicht die Mühe geben, es zu studiren, eine Mühe, die freilich nach all den zahlreichen Schwierigkeiten, welche die Häretiker erhoben hatten, nicht gering gewesen wäre; sie begnügen sich damit, es durchaus zu verachten; sie hüllen sich in eine stolze, geringschätzige Gleichgültigkeit und zweifeln gar nicht daran, daß diese Thorheit binnen kurzem wieder gänzlich verschwinden werde. So sagt der Freund Julian's, der Rhetor Sallust: „Die Gottlosigkeit, die sich an einigen Orten verbreitet, braucht die vernünftigen Leute nicht zu beunruhigen; sie kömmt aus der Mode, und dann kehrt Alles wieder zur alten Religion zurück.“ Es giebt zu allen Zeiten Geister, ja selbst Schöngeister, wie der Rhetor Sallust, welche die Bewegung ihres Jahrhunderts durchaus nicht verstehen; wenn eine Religion auftaucht, welche die Welt zu verändern berufen ist, so halten sie dieselbe für eine Thorheit des Augenblicks, für eine vergängliche Mode; beginnt eine große Revolution, die ebenfalls die Welt verändern muß, so sehen sie darin nur eine Empörung; es ist dieselbe Oberflächlichkeit, dasselbe Verkennen der Zeit.

Rutilius Numatianus, der in den letzten Jahren des 4. Jahrhunderts zu Poitiers geboren wurde, war ein Mann dieser Art. Man weiß weiter nichts von seinem Leben, als daß er im Jahre 413 Präfekt von Rom war und einige Jahre später diese Stadt verließ, um übers Meer nach Gallien zurückzukehren. Er hat über seine Reise ein kleines Gedicht, „Itinerarium“ betitelt, geschrieben, dessen zweiter Theil aber leider verloren ging. In diesem Fragment ist auf eine kindliche und, so zu sagen, vertrauliche Weise ausgedrückt, was damals die Seele und die Gedanken dieser hartnäckigen Heiden erfüllte, deren scharf ausgeprägten Typus wir in Rutilius finden. Uebrigens kann man sich nicht wundern, daß dem so war; Rutilius kam von Rom, er hatte mehrere Jahre an diesem alten Herde des Heidenthums zugebracht, wo es noch immer nicht erlöschen wollte; er hatte inmitten und an der Spitze jenes Römischen Senates gelebt, der an dem alten heidnischen Glauben wie an alten Adelsrechten hing; auch war er Gallier und hatte seine literarische Bildung in einem Lande empfangen, in welchem nach Rom die Abgötterei sich noch am meisten aufrecht erhielt. Aus diesen beiden Ursachen erklärt sich die bei Rutilius vorherrschende Seelen- und Geistesstimmung.

Was wir jetzt unter Reise-Bildern und Reise-Skizzen verstehen, war dem Alterthum keinesweges fremd, und eine große Anzahl berühmter Männer haben dergleichen Itinerarien geschrieben. Julius Cäsar verfaßte ein Spanisches, Trajan ein Dacisches, Alexander Severus ein Persisches, Ovid ein Milesisches

*) Dieser Aufsatz ist ein Bruchstück aus einem so eben unter der Presse befindlichen Werke von Ampere: „Frankreichs Literaturgeschichte vor dem zwölften Jahrhundert“.

Itinerarium, und Horaz erzählte seine Reise nach Brundusium. In der Reiseschilderung des Rutilius, wie in der des Horaz, wird der Leser mit allen Begebenheiten der Reise bekannt gemacht, die mit großer Wahrheit und Genauigkeit erzählt werden. Man ersieht daraus ganz genau, wie man in jener Zeit reiste. Rutilius legte zur See an den Küsten Italiens entlang ungefähr denselben Weg zurück, den jetzt die Dampfschiffe nehmen. Er machte die Fahrt auf einer kleinen Barke, die jede Nacht landete und am Morgen wieder in See stach; eine Art zu reisen, die in jenen Küstenstrichen sehr gebräuchlich ist, wie überhaupt an allen Ufern des Mittelländischen Meeres. Auf seinem Wege stattet er, wie einer unserer modernen Touristen, Bericht über jede Sehenswürdigkeit ab; er besucht Salzgruben, beschreibt Ruinen und versenkt sich bei ihrem Anblick in jene schwermüthigen Empfindungen über die Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge, die seitdem so oft, ja zu oft wiederholt wurden. Vor einer Statue mit halb von der Zeit verlöschten Schriftzügen, neben einer alten verlassenen Festung am Meeresufer, bricht er in folgende Verse aus; die ganz moderne Schwermuth athmen:

> Cernimus antiquas nullo custode ruinas.
>
> . . . .
>
> Non indignemur mortalia corpora solvi,
> Cernimus exemplis oppida posse mori. *)

Tasso hat in zwei schönen Versen seines befreiten Jerusalems den Gedanken des Rutilius, der ihm völlig unbekannt war, so eigentlich nur übersetzt:

> Muojono le città, muojono i regni,
> E l'uomo d'esser mortal par che si sdegni! **)

An gewissen Stellen seines Itinerariums zeigt sich uns Rutilius als Mensch und als Bürger von einer sehr ehrenwerthen Seite; für sein Vaterland hegt er eine rührende Anhänglichkeit. Im Augenblick, wo er Rom verläßt, jenes Rom, das ihm so theuer ist, drückt er in gefühlvollen Versen das Glück aus, welches er empfindet, dem Rufe seines Vaterlandes, seines geliebten Galliens, zu folgen, das ganz verwüstet und verheert von den Barbaren ist.... „Verödet sind Deine Felder durch lange Kriege! Je mehr sie verödet sind, desto mehr Liebe verdienen sie! Seine Mitbürger vergessen, wenn es ihnen gut geht, ist verzeihlich; das allgemeine Unglück aber nimmt die Treue eines Jeden in Anspruch.“ Ein edles Gefühl rief diese Verse hervor, eine zärtliche Vaterlandsliebe, ein großmüthiges Mitleid sind in diesem aus den Pforten des prächtigen Roms dem öden Gallien zugesandten Erinnerungszeichen ausgedrückt. Als Rutilius einem seiner Verwandten auf dem Wege begegnet, ruft er, ihn umarmend, aus: „Mir ist, als erfreute ich mich schon eines Theils meines Vaterlandes.“

Die vereinzelten Züge von Schwermuth und Zärtlichkeit beiseit gesetzt, ist Rutilius hauptsächlich ein Schöngeist, ein unterrichteter, gelehrter Mann, der wahrscheinlich früher Rhetor war, wie Alle, die zu hohen Aemtern gelangten; er muß sich auch mit Philosophie beschäftigt haben, wenn, wie ich mir einbilde, die Zueignung des Querolus an denselben Rutilius gerichtet ist.

Ein anderer Schöngeist jener Zeit, ein gewisser Messala, hatte Verse an die Eingangspforte eines warmen Bades angeschrieben. Rutilius zeichnete diese Verse auf; so berichtet er auch bis auf die geringsten Nebenumstände ein Gespräch, das er mit seinen Reisegefährten über einen Punkt der Römischen Geschichte hatte: über die vier Männer nämlich, welche den Namen Lepidus führten. Man sieht nicht recht ein, weshalb er sich eigentlich gerade dieses Gesprächs erinnerte; wahrscheinlich nur, weil es sich mit einem Wortspiel von seiner Erfindung schloß, das er der Nachwelt nicht vorenthalten wollte. Bei Gelegenheit der Eisen-Bergwerke auf der Insel Elba entwickelt er große metallurgische Kenntnisse; er spricht von den Sardinischen und Andalusischen Bergwerken, eifert gegen das Gold zu Gunsten des Eisens, an welches er zwölf antithetische Verse richtet, die ihm wahrscheinlich sehr schön vorkamen. Als er der Sümpfe gedenkt, schickt er eine abgeschmackte physikalische Hypothese darüber voraus, die er mit großer Selbstgefälligkeit entwickelt; so legt er auch in Bezug auf die Ausdünstung des Salzes seine Verwunderung an den Tag, daß Kälte und Wärme dieselben Wirkungen hervorbrächten: die Kälte mache das Wasser gefrieren, und die Wärme verdicke es.

Ich führe diese Stellen an, um dadurch die Geistesrichtung eines etwas pedantischen Schriftstellers des fünften Jahrhunderts zu bezeichnen; selbst klassische Citate, die alle Augenblick mit Emphase angeführt werden, finden wir bei Rutilius schon vor; so vergleicht er zum Beispiel eine ihm befreundete, ganz unbekannte Magistratsperson mit Cincinnatus und Fabricius. Da, wo die Poesie des Rutilius nicht durch vorsätzlichen Schwulst entstellt wird, ist sie von eigenthümlicher Eleganz. Der Dichter gefällt sich ganz besonders in jenen Schilderungen, wie man sie in dem Gedicht des Ausonius über die Mosel vorfindet, in der Beschreibung jener flüchtigen, unbestimmten, fast gar nicht auszudrückenden Nebendinge, mit deren Darstellung die Poesie der alternden Jahrhunderte sich abmüht; mag er nun den Schatten der schwankenden Fichte am Ufer der Gewässer schildern:

> Pineaque extremis fluctuat umbra fretis, ***)

oder mag er auf die in der Ferne auftauchenden und in der gleichfarbigen Morgendämmerung noch höher erscheinenden Berggipfel Korsika's hindeuten:

> Incipit obscuros ostendere Corsica montes,
> Nubiferumque caput concolor umbra levat. †)

Was aber dem Gedichte des Rutilius ein historisches Interesse verleiht, das sind die Stellen, in denen er seine innersten Gedanken über das Heidenthum und über die Zukunft dieser Religion offenbart.

Obgleich die Bruchstücke des Itinerariums, die wir besitzen, nur sehr kurz sind, so enthalten sie doch genug merkwürdige Züge, um uns mit dieser Mischung von Skeptizismus, Theismus und Allegorie bekannt zu machen, aus welcher der äußerst verworrene Glaube eines Heiden jener Zeit bestand. Rutilius schwankt zwischen verschiedenen Ansichten hin und her. Zuweilen spricht er wie ein gläubig Ueberzeugter, der sorgfältig alle religiöse Traditionen sammelt und die Wahrheit der heidnischen Wunder vertheidigt. So sagt Rutilius unter Anderem in Bezug auf den Strom heißen Wassers, der im Sabiner-Kriege aus dem Tempel des Janus hervorgestürzt seyn soll, — eine Naturerscheinung, die in einem so vulkanischen Lande gar nicht wunderbar ist, — daß dieser Ausbruch, wenn er sich oft wiederholte, gar nichts bedeuten würde, da er aber nur einmal sich ereignet, so müßte eine besondere Mitwirkung der Götter ihn veranlaßt haben. Er richtet ein demüthiges Gebet an die Venus, damit sie seine Meeresfahrt beschütze, und ahmt darin ein wenig dem Horaz nach, der für Virgil's Schiff die Götter anruft. Dann blickt mit einem Mal wieder neben dem Gläubigen der Freigeist hervor, der Philosoph, der nicht den Anschein haben will, als theile er den Glauben des Volkes, und der sehr wohl fühlt, wie viel gegen die Vielgötterei einzuwenden sey, weshalb er sich bemüht, sie unter einem vernunftgemäßeren Gesichtspunkte darzustellen. Er zählt die nützlichen Götter her; er stützt sich auf alle Dienste, welche sie dem Menschengeschlecht erwiesen haben, als ob er sie dadurch gegen den Unglauben eines zweifelsüchtigen Jahrhunderts und gegen seinen eigenen in Schutz nehmen wollte: „Wir preisen die“, sagt er, „die den Oelbaum entdeckte; den, der die Kunst des Weinkelterns erfand; das Kind, welches zuerst die Erde mit dem Pfluge aufriß. Der Ruhm schuf sich einen Gott Herkules, der Arzneikunde wurden Altäre erbaut.“ Rutilius neigt sich zu dem System des Euhemerismus oder zur Allegorie der Geschichte hin, dem verzweifelten Hülfsmittel eines Glaubens, der sich nur durch Auslegungen zu rechtfertigen vermag.

Wieder andere Stellen tragen eine merkwürdige Mischung von Deismus und Skeptizismus an sich. An zwei Stellen seiner Dichtung bedient sich Rutilius des Wortes Gott in der Einheit, denn der Gedanke eines einzigen Gottes hatte sich durch den indirekten Einfluß des Christenthums bei den heidnischen Schriftstellern schon eingeschlichen. An einer dieser beiden Stellen tritt jener philosophische, schwankende Deismus, der zwischen der heidnischen Frömmigkeit und Allegorie mitteninne steht, in der zweifelnden Gestalt auf, die den Alten so eigen ist, wenn sie die Einwirkung der Gottheit auf die Welt berühren. So sagt Rutilius: „Wenn wir zugeben, daß das Weltall nach Plan und Regel gebildet wurde, und daß diese große Maschine ein Gedanke Gottes ist...“ Die Aeußerung wäre schön, stempelte sie nicht dies unglückselige Wenn zum Skeptizismus.

Mit Erstaunen stößt man bei Rutilius unter diesem Gemisch von abergläubischer Leichtgläubigkeit, sinnbildlicher Klügelei und schwankendem Gottesglauben auch auf einen Funken von Fanatismus, dessen Gegenstand Stilicho ist, von Gibbon der letzte der Römischen Feldherren genannt und von Honorius zum Dank für seine Dienstleistungen getödtet. Dieses berühmte Opfer eines christlichen Kaisers hatte das Unglück, den Fluch der Heiden auf sich zu laden. Stilicho scheint kein sehr eifriger Christ gewesen zu seyn; Zosimus und Rutilius schmähen ihn aber bei mehreren Gelegenheiten mit äußerster Heftigkeit, weil er die Edikte des Kaisers gegen die Heiden vollzog, und weil man ihn beschuldigte, die Sibyllinischen Bücher verbrannt zu haben. Das Verbrennen dieser Bücher erschien einem Manne, wie Rutilius, in seinem Fanatismus für das Heidenthum und für Rom als das größte Verbrechen, denn dies hieß das Aeußerste thun, um Rom und das Heidenthum zu untergraben. Der Haß, den dies angebliche Verbrechen ihm einflößt, entlockt der sanften Seele des Rutilius die grausamsten Verwünschungen; der gläubige Heide verflucht den Stilicho, wie ein Mönch des Mittelalters einen Sarazenen verfluchen würde, der das Evangelium verbrannt hätte. „Es möge den Qualen des höllischen Nero Einhalt geschehen“, ruft er aus, „damit ein noch elenderer Schatten die Gluthen des Styx empfinde!“ Solche Verwünschungen ließen sich bei Einem erklären, der fest an das furchtbare Dogma von der Hölle glaubte; aber bei einem Schöngeist wie Rutilius kann man eine solche Leidenschaftlichkeit weder begreifen noch entschuldigen. Nur die Schwäche eines schon völlig wankenden Glaubens blickt aus dieser Uebertreibung hervor.

In der Dichtung des Rutilius entdeckt man auch eine der Ursachen, weshalb der Römische Adel so sehr an den Traditionen der heidnischen Götterlehre und Poesie hing; die Helden dieser Traditionen waren sämmtlich die angeblichen Ahnen der angesehensten Familien und bildeten einen Theil der aristokratischen Eitelkeit des Römischen Patriziats. Als Rutilius von seinem

---

*) Sehet der Vorwelt Trümmer, von keinem Wächter gehütet.
. . . .
Weil unser sterblicher Leib zerfällt, drob hegten wir Unmuth?
Fehlt es an Spuren doch nicht, daß selbst Städte vergehn!

**) Du siehst, es sterben Städte, sterben Reiche,
Und murrest, weil beschieden Dir das Gleiche?

***) Hier auf der äußersten Bucht Schatten der Fichte sich wiegt.

†) Schon zeigt Korsika fern sein graues Gebirge den Wolken,
Das in der Dämmerung Grau höher empor noch wächst.

Freunde Rufius spricht, sagt er, daß er von den Rutulischen Königen abstamme, und fügt das Zeugniß des Virgil hinzu. Man sieht also wohl, daß die Aeneide den alten Römischen Familien theuer seyn mußte, weil sie, so zu sagen, ihre mythologische Heraldik enthielt. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

La rente viagère. — Roman von J. Lacroix.
Oeuvres complètes de Chatterton. — Uebersetzt von J. Pagnon. 2 Bde.

Türkei.

Kurdistan und seine Bewohner.

(Schluß.)

Der Name Jesidi, den die Bewohner von Sindschar jetzt sich beilegen, bedeutet „Anhänger des Jesid". So hieß nämlich ein Arabischer Feldherr, der Hussein, den Enkel des Muhammed, tödtete und die Familie Ali's mit großer Erbitterung verfolgte. Daher jener tödtliche Haß zwischen Jesidi's und Muselmännern. Der Mörder Hussein's wird von den Jesidi's als der Stifter ihrer Sekte angesehen.

Die Jesidi's erkennen an, daß Gottes Barmherzigkeit eben so unendlich sey, als seine Weisheit, und machen sich, auf diese Prämisse gestützt, keinen Skrupel daraus, dem Satan zu huldigen, weil sie mit Zuversicht glauben, daß er eines Tages sämmtliche Ehren und Würden, deren er ob seines Ungehorsams verlustig geworden, wieder erhalten werde. „Warum" — so sagen sie — „warum sollen wir den Teufel lästern? Warum zwischen Gott und einen gestürzten Engel treten? Erweist man dem Allbarmherzigen einen Gefallen damit, wenn man einem Wesen flucht, das er bestraft hat? Und kann es nicht dahin kommen, daß er ihm wieder verzeiht? Würdet ihr gegen einen verungnadeten Günstling, den der Sultan vielleicht schon morgen in seine Würde wieder einsetzt, den Degen ziehen?"

Die Türken in Mesopotamien motiviren die Teufels-Verehrung der Jesidi's auf andere Weise. „Die Jesidi's", so sagen sie, „fühlen und wissen, daß sie in Folge ihrer Räubereien mit Verbrechen und Verantwortung überladen sind; darum fürchten sie mit Recht noch mehr, als andere Sterbliche, die Qualen des ewigen Feuers und bemühen sich um die Freundschaft des Satans, damit sie einst im Abgrund der Hölle von ihm geschont werden." Die Hochachtung, welche dieses sonderbare Volk dem Fürsten der Finsterniß beweist, ist wirklich unglaublich groß; sie vermeiden so viel als möglich jedes Wort, dessen sich andere Menschen gegen den Satan bedienen, und wehe dem, der es wagen würde, im Lande der Jesidi's von dem bösen Prinzipe despektirlich zu reden! Er würde ohne Gnade gesteinigt. Wenn ihre Geschäfte sie in Türkische Städte führen, so kann man ihnen keinen größeren Schimpf anthun, als wenn man in ihrer Gegenwart den Teufel lästert. Es ist schon öfter geschehen, daß Leute von dieser Sekte, die von der Türkischen Behörde gerichtet wurden, lieber den Tod erleiden, als die Phrase: „laanat bi 'scheitan" (Fluch dem Satan!) aussprechen wollten.

Der Haß zwischen den Muhammedanern und den Verehrern des Teufels steigert sich auf beiden Seiten bis zum wildesten Fanatismus. Es giebt für den Jesidi keine verdienstlichere Handlung, als einen Muselmann zu tödten; und der Letztere ist ein heiliger Märtyrer, wenn er durch die Hand eines Jesidi fällt. Auch pflegen die Statthalter von Diarbekr, Mussul und Mardin seit undenklicher Zeit unter den Jesidi's ihre Nachrichter zu wählen, um verurtheilte Muhammedanische Verbrecher einen Märtyrertod sterben zu lassen.

Wenn das Oberhaupt der Jesidi's weniger Autorität besäße, so würde sein ganzes Volk zu dem Henker-Gewerbe sich drängen. Alle sechs Monate wählt man einen neuen Nachrichter. Hat der Jesidi dieses für so ehrenvoll und heilig geltende Amt niedergelegt, so kehrt er, von seinen Mitbürgern hoch gefeiert, an den häuslichen Heerd zurück; man bewundert ihn, man will ihn sehen, ihn betasten; und sind vollends einige Tropfen muselmännischen Blutes auf seinen Kleidern zurückgeblieben, so zerschneidet man die Kleider und vertheilt die einzelnen Lappen als kostbare Reliquien. Wenn ein Jesidi durch die Hand eines Türken fällt, ohne gerächt worden zu seyn, wird er, gegen die allgemeine Sitte, ganz still begraben; seine nächsten Verwandten aber scheeren sich den Bart und lassen ihn nicht eher wieder wachsen, bis die zürnenden Manen des Hingeschiedenen durch die Blutrache besänftigt sind.

Man findet unter diesem Volke herumschweifende Fakirs, die nur von Almosen leben. Ein Fakir dirigirt gewöhnlich die Leichen-Feierlichkeiten; er richtet den Todten empor, klopft ihm mit der flachen Hand auf die rechte Wange und sagt: „Geh' ins Paradies!"

Die Jesidi's behaupten, der Teufel sey jetzt noch eben so schön und majestätisch anzuschauen, wie in der Zeit vor seinem Falle. Sein Symbol ist eine Schlange. Die Nacht des 10ten August ist ihm vorzugsweise geheiligt. In dieser Nacht versammeln sich die Jesidi's aus den entferntesten Gegenden mit ihren Frauen und Töchtern an dem hohen Berge Abdulasis, dreißig Meilen südöstlich von Mardin. Am Fuße dieses Berges befindet sich eine Höhle von unermessener Tiefe, die bis zu den höllischen Regionen führen soll.

Um die Mitternachtsstunde schaart sich das ganze Volk vor der erwähnten Höhle, in die man, zu Ehren des Fürsten der Finsterniß, lebende Schafe, Geldmünzen und Kleidungsstücke hinabwirft. Dann werden bei Fackelschein und beim Schalle von Hörnern, Cymbeln und Pauken religiöse Reigen getanzt. Nach diesen schrecklichen Tänzen eilt die satanisch begeisterte Menge einem großen unterirdischen Raume in der Nachbarschaft der Teufels-Grotte zu und feiert in der Finsterniß grauenvolle Orgien, bei denen die Phantasie kaum zu verweilen wagt.

Neben dem Satan werden auch Moses, Muhammed, Christus und heilig gesprochene Christen von den Jesidi's verehrt. „Das höchste Wesen", so sagen sie, „hat alle diese hehren Personen vor dem großen Haufen ausgezeichnet, und man muß ihnen huldigen, um dereinst auf ihren Schutz rechnen zu können. Der Jesidi hat eine Art von kosmopolitischem Glauben, der ihn dazu bestimmt, von jeder Religion der Erde Etwas zu erborgen oder nachzuahmen. Es ist in seiner Lehre nichts Ausschließendes; er verschmäht Nichts und begiebt sich, in der Hoffnung, die Glückseligkeit eines künftigen Lebens zu erlangen, in gewissem Betrachte unter den Schutz aller Doktrinen und aller Wesen, die er im Lande der Geister für mächtig hält.

Wenn ein kranker Jesidi im Traume ein christliches Kloster sieht, so pilgert er nach seiner Genesung dahin, um dem Heiligen, der ihn, wie er glaubt, gesund gemacht hat, dafür zu danken. Weniger Vertrauen schenken sie den muhammedanischen Santonen. Fast in allen religiösen Materien stehen sie mit den Muselmännern in schneidendem Kontraste. So z. B. genießt der Wein bei ihnen großer Verehrung; indem sie trinken, halten sie das Glas sorgfältig mit beiden Händen, und fallen einige Tropfen an die Erde, so kratzen sie das Stück Erde, welches die edle Flüssigkeit eingesogen, andächtig weg und tragen es an einen Ort, wo kein menschlicher Fuß darauf treten kann.

Ein Stamm der Jesidi's hat die privilegirte Obhut des Grabes Scheich Jesid's, ihres Stifters. Das Oberhaupt dieses Stammes wird immer unter den Nachkommen des Arabischen Feldherrn gewählt. Man betrachtet ihn als eine große und heilige Person; glückselig der, dem es gelingt, ein abgelegtes Kleid des Heiligen zu erhalten, aus dem er sich ein Schweißtuch machen kann! sein Platz im Paradiese ist gleichsam schon numerirt. Dieses angebetete Oberhaupt hat übrigens — merkwürdig genug — immer einen Schüler zur Seite, ohne dessen Rath er nichts unternehmen kann; denn nur dieser Schüler ist im Besitze des glorwürdigen Privilegiums, die Offenbarungen des Teufels zu empfangen. Er legt sich mit dem Bauche über den steinernen Sarg des Scheich Jesid, und während des Schlummers, in den er nun versinkt oder zu versinken scheint, diktirt ihm der höllische Geist seine Orakel. Zuweilen kaufen sich die Jesidi's bei dem prophetischen Jüngling ihre Plätze im Paradiese.

Einige Reisende haben behauptet, die Jesidi's seyen beschnitten: dies ist ein Irrthum; sie lassen sich nur dann beschneiden, wenn sie zum Islam übergehen.

Das Lesen, Schreiben, Beten und Fasten werden von den Nachkommen der Marder als unnütze Dinge betrachtet. „Keine Bücherweisheit, sondern Scheich Jesid wird uns die Pforten des Paradieses öffnen" — dies ist ihr Einwand, wenn man sie ob ihrer Unwissenheit zur Rede stellt.

Dies Wenige ist Alles, was ich über die Religion der Jesidi's erfahren können. Ohne Zweifel sind uns viele Details noch verborgen, und vielleicht erfahren wir sie niemals, weil dieses Volk durchaus kein literarisches Denkmal besitzt, aus dem ein Europäer vollständige Kenntniß seiner Glaubens-Artikel zu schöpfen im Stande wäre. Nach Unterwerfung der Jesidi's hat Hafiz Pascha sorgfältig nachforschen lassen, ob sie keine geschriebene Dokumente besäßen; es ist aber Nichts vorgefunden worden.

Nord-Amerika.

Die Indianer Nord-Amerika's *).

Die Verbreitung der Civilisation in Amerika findet, wie in Europa, von Osten nach Westen und von Norden nach Süden statt. Die ersten Merkmale ihres Fortschritts zeigen sich unter den Thieren, welche das Nahen der Civilisation eben so gut vorherfühlen, wie den Ausbruch eines Ungewitters. Der Büffel wandert aus und hat schon alle Gegenden im Osten des Mississippi verlassen. Dies ist das erste Zeichen; das zweite ist das Summen der Bienen. Sobald er dieses hört, dann weiß der Indianer, daß die Menschen der Civilisation in der Nähe sind. Er erwartet sie nicht, denn er kennt das Schicksal, das ihm bevorsteht. Er resignirt, und mit seiner Hütte und seinen Götzenbildern auf der Schulter zieht er weit weg, um in der Ferne Ruhe und Sicherheit zu suchen. Kaum ist er fort, so erscheinen zwei oder drei Amerikaner, die für sich und ihre Familien ein paar elende Hütten bauen. Sie fällen die Bäume um ihre Wohnungen, machen den Boden urbar und verkaufen ihn, sobald die Ansiedelung gedeiht, an weniger unternehmende Landsleute, um weiter zu ziehen und eine neue Ansiedelung zu gründen, die sie dann wieder an Andere verkaufen. Bald beginnen die Kämpfe zwischen ihnen und den Indianern; man greift sich gegenseitig in kleinen Gefechten an und schließt Verträge ab. Diese Verträge sind das

---

*) Nachstehende Bemerkungen sind einem Aufsatze in der Revue des deux mondes entlehnt, welcher mit Bezug auf unseres Landsmannes, Dr. N. H. Julius, „Sittliche Zustände von Nord-Amerika" geschrieben ist. Dem gedachten Werke wird von dem Französischen Beurtheiler großes Lob gespendet; er selbst sieht sich jedoch dadurch besonders veranlaßt, ein starkes Anathema gegen die Anglo-Amerikanische Behandlung der Indianer auszusprechen.

Werkzeug, mit welchem der Amerikaner sein Opfer zertritt. Handels-Gesellschaften, die zu diesem verabscheuungswerthen Zweck zusammentreten, kaufen den Indianern die Felle ihrer Thiere ab und geben ihnen dafür das Gift, das sie erst entnerven und dann ausrotten muß. Vergebens suchen sie, das Ende voraussehend, sich gegen die traurigen Wirkungen des Branntweins, den man ihnen verkauft, zu schützen. Man giebt ihnen denselben zu so niedrigen Preisen und in solchem Ueberfluß, daß sie der Versuchung nicht widerstehen können. Wenn sie auszuarten anfangen, so gewinnt man ihre Häuptlinge und erkauft ihren Verrath; dann treibt man sie aus ihrem Gebiet, indem man sich auf die Verträge beruft, die man ihnen durch List abgedrungen, und verspricht ihnen, sie im Besitz des Gebiets, das man ihnen noch läßt, nicht mehr zu beunruhigen. Aber sie wissen aus langer Erfahrung nur zu gut, wie viel sie auf diese Versprechungen und auf die Verträge, in welchen sie niedergelegt sind, zu geben haben. Wie verschieden davon war und ist noch heute das Verfahren der Missionaire. Diese Apostel der christlichen Civilisation dulden in den Dörfern, welche von bekehrten Indianern bewohnt werden, keine Schenke. Ist es daher ein Wunder, daß der Name der Franzosen unter diesen wilden Stämmen in großer Achtung steht, und daß der Indianer gern Französisch spricht, während er das Englische haßt und sich oft stellt, als verstehe er es gar nicht? Die Engländer suchen die Eingebornen auszurotten, während die Franzosen sich durch Ehen mit ihnen verbanden, woraus eine Bevölkerung hervorgegangen ist, die sich durch ihren Unternehmungsgeist und durch eine herrliche Vereinigung der schönsten Eigenschaften auszeichnet. Dieses Benehmen der Amerikaner ist um so barbarischer, als die Indianischen Stämme, die sie auf ihrem Wege fanden, für die Wohlthaten der Civilisation viel empfänglicher waren, als die meisten von den Stämmen, mit welchen die katholischen Völker Süd-Europas in Amerika zusammentrafen. Und gleichwohl fand hier Vermischung und Verschmelzung statt, dort Ausartung und Vernichtung. Ja die Jesuiten haben auf ihren Missionen in Paraguay, nachdem sie die Wilden jener Gegenden in Menschen umgewandelt, ein so herrliches Volk aus ihnen gemacht, daß man nach dem Zeugniß aller Reisenden nie einen vollkommneren Gesellschaftszustand unter dem Monde gesehen. Diese Thatsachen zeigen, wie viel die christliche Civilisation vor der materiellen und eigennützigen Civilisation der Anglo-Amerikaner voraus hat, und zugleich sind sie höchst ehrenvoll für die Romanische Völker-Familie, besonders die Französische Nation, die an der sittlichen Ausbildung dieser Stämme so großen Antheil hatte.

Sobald die Indianer von dem Boden verdrängt sind, werden die Neger dahin verpflanzt. Höchst seltsam ist es, daß die widerlichste Aristokratie, die es geben kann, die der Farbe und der Haut, sich zu dem Volk geflüchtet hat, das jede andere, selbst die des Geistes und der Bildung verbannt hat. Die Weißen sind von einem blinden, fanatischen Haß gegen die schwarze Farbe erfüllt. Wer nur einen Tropfen Negerblut in sich trägt, ist der Verachtung preisgegeben; für ihn sind die göttlichen und menschlichen Gesetze nicht da. Er ist kein Mensch mehr, sondern ein Lastthier. Man kauft und verkauft ihn wie ein Thier; man peitscht ihn wie das Pferd am Pfluge; man kuppelt ihn mit einem Weibchen zusammen, damit sie mehr Sklaven zur Welt bringen. Wenn seine Frau ihn nicht mit Kindern beschenkt, so nimmt man sie ihm weg und giebt ihm eine andere. Man zwingt ihn zum Ehebruch und zu unsittlichem Leben. Der Herr selbst schändet seine Sklavinnen, um die Kinder, die er von ihnen bekommt, zu verkaufen. Man hat einen Präsidenten der Vereinigten Staaten die Kinder seiner Unzucht auf den Markt führen sehen, und der Name dieses Mannes ist im Lande sehr geachtet! Man nimmt den Müttern die Töchter, wenn sie schön sind, um sie der Prostitution preiszugeben. Und aus Furcht, daß die Neger zum Bewußtseyn ihrer Erniedrigung kommen, läßt man nicht den kleinsten Lichtstrahl zu ihnen dringen. Das Gesetz verbietet, sie zu unterrichten, aber sie zu beschimpfen und zu verderben, ist erlaubt.

Die, welche die Vereinigten Staaten besucht und studirt haben, fragen sich, welchen Ausgang diese Ungerechtigkeiten nehmen werden. Alle stimmen darin überein, daß die Sklaverei die Union mit den größten Gefahren bedroht, weil die Neger, die sich auf schreckenerregende Weise vermehren, zuletzt den zahlreicheren und stärkeren Theil der Bevölkerung bilden werden. Einige glauben, daß die Regierung der Vereinigten Staaten so klug seyn wird, die Gefahr bei Zeiten zu beschwören. Wir, die wir die Frage von ihrer moralischen und philosophischen Seite auffassen, wir glauben, daß die Regierung sich von dem natürlichen Lauf der Dinge fortziehen lassen wird, daß, sobald erst Texas in die Union aufgenommen ist, was nicht lange mehr dauern kann, und die Sklavenstaaten die Majorität im Kongreß haben werden, kein Gegengewicht mehr der Habsucht und Ungerechtigkeit Zügel anlegen wird, bis das Maß voll geworden und eine furchtbare Reaction die beleidigte Menschheit rächen wird. Wir glauben an diesen Ausgang, wie wir an die Gerechtigkeit Gottes und an die Manifestation seiner Vorsehung in der Geschichte glauben; denn noch nie hat das Verbrechen und die Ungerechtigkeit einem Volke lange genützt, und die Erfahrung hat uns gelehrt, welche Leiden der Völker warten, die die heiligsten Rechte mit Füßen treten.

Mannigfaltiges.

— Sittlichkeit der Holländer. Im Herbst des vorigen Jahres unternahm der Engländer, Herr Chambers, eine Reise nach Holland und Belgien, um den Zustand des öffentlichen Unterrichts in diesen beiden Ländern, besonders in ersterem, kennen zu lernen und seinen Landsleuten dann die Resultate seiner Beobachtungen und Nachforschungen mitzutheilen. Diese sind nun unter dem Titel Tour in Holland and down the Rhine erschienen. Ueber den Charakter der Bevölkerung von Holland, dessen bedeutendste Städte Herr Chambers der Reihe nach durchmustert, fällt er folgendes Urtheil: Im Allgemeinen ist der Holländer äußerst ordnungsliebend; von Scenen der Trunkenheit und nächtlicher Unzucht, die jede bedeutende Stadt Großbritaniens entwürdigen, ist in den Straßen der Holländischen Städte nichts zu finden. Arge Verbrechen, wie Mord, Einbruch und Diebstahl, kommen sehr wenig vor, und obgleich die Städte während der Märkte von Fremden angefüllt und dann eine Menge kostbarer Waaren oft ganz unbewacht auf den Straßen ausgelegt sind, wird doch höchst selten etwas entwendet. Wir mochten bei Tag oder bei Nacht durch das dichteste Gedränge gehen, nie brauchten wir für die Sicherheit unserer Personen oder unseres Eigenthums besorgt zu seyn. Personen, die den Charakter der Holländer genau kennen wollten, versicherten mir, es fehle dem Volke keinesweges an Begehrlichkeit, und es würde diesen Trieb auch gewiß ohne Gewissensskrupel befriedigen, wenn ihm nicht die Furchtlosigkeit vor den Folgen und die Keckheit abgingen, welche in Großbritanien zum Verbrechen antreiben. Dies ist jedoch ein schwer zu entscheidender Punkt, denn was dem Einen für Mangel an Muth gilt, darin könnte ein Anderer wohl vielmehr moralische Selbstbeherrschung und die Frucht eines frühzeitigen Schul- und Religions-Unterrichts finden.

— Houston, die Hauptstadt von Texas. Ueber diesen Ort theilt ein Englischer Reisender folgende interessante Notizen mit: Wir erreichten die Stadt kurz vor Sonnenuntergang, und ich fand in einem guten Wirthshause ein Unterkommen. Behaglich kann ich es nicht gerade nennen, aber doch gut; die Wirthin ist eine vortreffliche Frau und die Gesellschaft angenehm und gebildet, aber das Haus hat, wie die meisten hiesigen Wohnungen, auch nicht eine einzige Fensterscheibe, so daß Wind und Regen überall hereindringen; mein Zimmer zum Beispiel hat gar kein Fenster. Von meinem Lager aus kann ich die Oeffnungen in dem Dache zählen, durch welche das Licht hereinströmt und bei feuchter Witterung natürlich auch der Regen. Die Häuser sind nichts als rohe Bretter-Baracken, sehr wenige nur sind angestrichen. Meine Bettstelle besteht aus vier ganz aus dem Groben gehauenen hölzernen Pfählen, die auf dem Boden aufgepflanzt sind, und aus einigen Querhölzern, worin ein Bett liegt, so knapp und schlecht, wie ich noch nie eines gefunden habe. Und dieser Ort ist der Sitz der Regierung. Die Legislatur ist so eben hier versammelt; sie hält ihre Sitzungen in einem großen hölzernen Gebäude mit roh übertünchten Wänden, die keinen Sims haben. Unter den Mitgliedern befinden sich einige talentvolle junge Männer und eine gute Anzahl wohlgenährter Herren von reiferem Alter. Neulich begab ich mich zu dem Lever des Präsidenten Lamar und wurde diesem General vorgestellt. Seine Wohnung ist eine kleine einstöckige Hütte, in der sich nur zwei enge Gesellschaftszimmer befinden. Das Musik-Corps bestand aus fünf Individuen. In der Gesellschaft aber fand ich eben so viel Geschmack und Modeton vereinigt, wie vielleicht bei irgend einer ähnlichen Gelegenheit in dem weißen Hause zu Washington, und die Höflichkeitsformen bei dieser Ceremonie zeugten von einer so feinen Bildung, daß die beschränkten Mittel, die man zur Befriedigung der gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse hier vorfindet, gewaltig dagegen abstechen. Damen, die an die größte Eleganz einer verfeinerten Civilisation gewöhnt sind, wohnen hier in Baracken und erdulden alle Unannehmlichkeiten und Mängel des Ortes, ermuthigt durch den allgemeinen Unternehmungsgeist, der hier herrscht, und durch die Aussicht auf künftigen Wohlstand und Luxus. Ich habe mehrere Unterredungen mit dem Ex-Präsidenten General Houston gehabt, dem Helden dieses jugendlichen Staates. Er befehligte die kleine Streitmacht in der Schlacht von San Jacinto, und seine unvergleichliche Tapferkeit entschied das Schicksal der Republik, indem er den Mexikanischen Präsidenten, General Santana, gefangen nahm. General Houston zählt ungefähr 45 Jahr, sieht aber aus, als wäre er schon über 50. Er ist von etwas excentrischem Wesen, geht mit gepudertem Haar und trägt stets irgend etwas an sich, was den Militair bezeichnet. Sein Benehmen gehört der alten Schule an, es ist äußerst höflich, fast ceremoniös, und Alle, die ihn kennen, sind entzückt von seiner Leutseligkeit, wenn sie auch seine Fehler tadeln. Niemand kann bei jeglichem militairischen Unternehmen so sehr auf den Enthusiasmus der Nation rechnen, wie General Houston. Sein Muth ist unbestreitbar, und sein Wesen ist ganz dazu geeignet, ihm als Feldherrn gebieterischen Einfluß zu verschaffen. Der Präsident Lamar ist außerordentlich beliebt. Er wird ohne Zweifel das Land zu hohem Ansehen bringen. Seine Moralität ist über jeden Tadel erhaben, sein Benehmen war stets männlich und würdevoll, er hat ein sehr tüchtiges Kabinet zusammengestellt, und es ist keine Frage, daß er das Wohl der Nation aufs beste wird zu fördern wissen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 84. Berlin, Montag den 15. Juli 1839.

Aegypten.

Ferlini's Nachgrabungen in Nubien.

Dr. Ferlini aus Bologna kehrte nach 20jährigem Aufenthalt in Griechenland und Aegypten nach Italien zurück und brachte eine reiche Sammlung von Alterthümern mit, welche in Rom durch ihren archäologischen Werth, durch die Kostbarkeit des Materials und die Eigenthümlichkeit der Arbeit das Interesse der Kenner und die Bewunderung des größeren Publikums, dem der Besitzer sein Kabinet bereitwillig öffnete, in Anspruch nahmen: Goldener Halsschmuck, bestehend aus an einander gereihten und mannigfach durch Schaken verbundenen Knöpfchen, Tropfen, Figürchen von Menschen und Thieren, Glasperlen und emaillirten Augen in schönen Farben, Lotosblumen und Amulette von Jaspis, Armbänder mit glänzender Emaillirung und zierlichen Grotesken in Gold, silberne und goldene Ringe, Skarabäen, Kameen, Vasen aus einer bronzeartigen Composition mit schön gearbeiteten Henkeln und Zierrathen, metallene Geräthschaften, kleine Pfeile und Nadeln, Thierköpfe und Idole, aus edeln Steinen geschnitten, Bildchen aus gebrannter Erde, hölzerne Büchsen und Amulette. Wie Herr Ferlini zu diesen Schätzen gelangt ist, berichtet er selbst in einer gedruckten Broschüre, aus welcher wir das Interessanteste hier unseren Lesern mittheilen wollen.*)

Nach dem Tode Ali Pascha's von Janina, in dessen Diensten Ferlini zwei Jahre gewesen, ging er nach Morea, wo der Aufstand schon ausgebrochen war. Er begab sich deshalb nach Athen, um weiter nach Thessalien vorzudringen, fand aber Athen selbst in vollkommener Ruhe, ließ sich als Arzt nieder und heirathete eine Athenienserin. Nun trat er in Griechische Dienste. Athen ward von den Türken besetzt, und er folgte nach und nach verschiedenen Chefs. Im Jahre 1825 machte er eine Reise nach Smyrna, kam aber vor der Schlacht bei Navarin nach Griechenland zurück. Nachdem er auf Salamis seine Lebensgefährtin verloren, beschloß er 1828, in sein Vaterland heimzukehren. Doch in demselben Jahre noch trieb es ihn zum anderenmale nach Griechenland. Er wurde vom Präsidenten Capo d'Istrias dem General Church empfohlen, der im östlichen Griechenland kommandirte. Nach der Schlacht von Zaverda, während das Land noch nirgends in Ruhe war, kam er wieder nach Poros und bemühte sich vergeblich, den seit 1829 rückständigen Sold zu erhalten. Da gedachte er, sein Glück in Aegypten zu versuchen, schiffte sich nach Alexandrien ein und ging von dort nach Kahira. Man gab ihm im nahgelegenen Hospital von Thura eine Anstellung. Das Weitere möge er mit seinen eigenen Worten erzählen:

„Ich wurde 1833 zum 3ten Bataillon kommandirt. Dasselbe lag in Cartum, einem am äußersten Ende der Halbinsel Sennaar von den Türken nach Eroberung des Landes erbauten Ort, am Zusammenfluß des weißen und blauen Flusses, aus denen der Nil entsteht. Dort residirte Crusut Pascha, der Gouverneur aller auf dem Landstrich Bellet-Sutan dem Vicekönig unterworfenen Kolonieen. Ich suchte die Gunst des Gouverneurs zu gewinnen. Nach Verlauf einiger Monate fand ich Gelegenheit, ihn um die Erlaubniß zu einigen Nachgrabungen unter den Monumenten des Alterthums zu bitten. Der Pascha war erstaunt über mein Vorhaben und stellte mir die Gefahren vor, denen ich mich aussetzte. Ich müßte die Arbeiter bezahlen, sagte er mir, und könnte in kurzem die Früchte meiner vierjährigen Ersparungen verlieren; ich sollte mich mit dem begnügen, was ich hätte, und mich durch Gewinnsucht nicht einem gewissen Tode preisgeben; denn wenn ich Kostbarkeiten fände, so würden meine schwarzen Arbeiter, tückisch und hartherzig, wie sie wären, mich ermorden, und um mich zu beschützen, reiche in den Wildnissen von Sabdarad seine Autorität nicht hin. Ich ließ mich indessen nicht abschrecken, und er willigte endlich in mein Verlangen. Sobald ich erfuhr, daß mein Stellvertreter im Dienste von Kahira abgereist sey, gewann ich für mein Unternehmen einen Freund, den Albanesen Anton Stefani, welcher im Lande 15 Jahre lang Handel getrieben hatte und überall herumgekommen war. Ich versprach ihm die Hälfte des Gewinnes und gab ihm vorläufig 400 Thaler, um zu Musselamiah Kameele, Getraide, Schläuche, Seile und Handwerkzeug zu kaufen. Musselamiah ist ein großes Dorf, drei Tagereisen von Cartum landeinwärts, und es ist daselbst jede Woche Markt. Ich kaufte auch einen beträchtlichen Vorrath von Fleisch, welches ich, nach der Landessitte in Streifen zerlegt, an der Sonne dörren ließ. Sodann nahm ich 30 rüstige junge Bursche um Beköstigung und 2 Spanische Thaler Monatslohn in Dienst. Nach 14 Tagen kam Stefani mit 27 Kameelen, dem Korn und den Geräthschaften zurück. Am 10. August (1834) traf mein Nachfolger, Herr Gallina, ein, und gleich Tages darauf ließ ich die Dienerschaft mit den Kameelen und einigen Sklaven auf dem Landwege abgehen, während ich mit Stefani mich einschiffte. Wir erreichten das Dorf Bod-Benaga nach drei Tagen. Mein Gefährte ging nach Shendih, wo der Gouverneur residirte, um ihm die Erlaubniß des Pascha vorzulegen. Der Gouverneur erließ an alle Dorf-Vorsteher den Befehl, mich ungehindert graben zu lassen, wo es mir beliebte, und bestimmte selbst den Tagelohn der Arbeitsleute, weil ein ähnlicher Fall noch in dieser Gegend nicht vorgekommen war. Unsere Familien, die wir von Cartum mitgebracht hatten, ließen wir in Bod-Benaga, versahen uns mit Arbeitern, Lebensmitteln und Waffen und drangen in die Wüste Gala-Volet-Mamut vor, 8 Stunden vom Nil, woselbst ein sehr schöner mit Hieroglyphen bedeckter Tempel steht. Der erste Tag ging damit hin, Verhaue von starkem Dorn zum Schutze vor den dort zahlreichen Löwen anzulegen. Am folgenden Tage begannen wir, den Sand, welcher einen Theil des Tempels verdeckte, mittelst großer Körbe, die ich in Bod-Benaga aus Rindshaut hatte machen lassen, hinweg zu räumen. Unsere Bemühungen an der Ostseite des Tempels waren vergeblich; wir fanden keine Thür. Auch der Versuch, von oben in das Gebäude einzudringen, mißlang. Wir nahmen nun an der Westseite dieselben Arbeiten vor. Umsonst. Inzwischen waren uns fünf Kameele gefallen; die übrigen, erschöpft von dem weiten Marsche längs des Nil-Ufers, konnten sich kaum fortschleppen; Lebensmittel und Wasser wurden ungesund; die Leute litten an der Kolik, und ein kleiner Neger, der Sohn einer Sklavin, welche uns die elenden Mahlzeiten zurichtete, war schon gestorben. Wir mußten daher von unseren Versuchen abstehen und gingen nach Volet-Assan, um dem Flusse näher uns eine minder gefährliche Gegend zu wählen. Es gab dort wirklich einen anderen Tempel, etwas kleiner als der vorige, und wir errichteten unser Verhau. Nachts hörten wir die hungrigen Löwen um unser Lager heulen. Wir arbeiteten drei Tage lang. Lebensmittel und Wasser verdarben gänzlich. Wir konnten uns nicht länger halten und verloren nur Mühe und Geld. Es war der 3. September, als wir nach Bod-Benaga zu den Unsrigen zurückkehrten. Gleich nach unserer Ankunft liefen viele Leute aus den umliegenden kleinen Dörfern zusammen und verlangten Arbeit. Wir bewilligten einem Jeden 1/8 Thaler. Ihre Saumthiere trugen uns Wasser herbei, und unsere Kameele ließen wir in der Nähe des Nils weiden, damit sie wieder zu Kräften kämen.

Bei Bod-Benaga stehen einige Säulen, Ueberreste eines Tempels, von sehr roher Arbeit. Ich entdeckte die alte Gräberstätte und ließ dort nachsuchen. Wir stießen unter der Erde auf einen langen Stollen, den Gängen in den Römischen Katakomben ähnlich. Es wurde aber Nichts gefunden als wohl verschlossene Burmen, thönerne Gefäße, wie die Schwarzen ihrer sich noch heutiges Tages zum Wassertragen bedienen. Meine Arbeiter geriethen bei diesem Funde in große Bewegung, denn sie vermutheten Gold in den Krügen. Um sie zu enttäuschen, zerschlug ich den einen. Er enthielt eine kothige Erde. Auch meine eigene Hoffnung, daß etwa ein Amulett oder eine Skarabäe darunter stecken möchte, war eitel. Nicht besser ging es mir mit den übrigen Vasen, welche ich entzweiwarf. Am Ende des Ganges fand ich beim Schein meiner Lampe in einer Vertiefung mehrere Skelette, von denen das mittelste unter einem Steine lag und neben sich ein Schwert auf der einen und Lanze, Bogen und Pfeile auf der anderen Seite hatte. Die stark oxydirten Waffen zerbrachen bei der Berührung, und ich brachte nur einige Pfeile, die wie mit Platina überzogen waren, glücklich davon.

Nach einigen Tagen vergeblicher Arbeit beschloß ich, in der Ortschaft selbst, wo ich verschiedene Säulen-Trümmer bemerkt hatte, Nachsuchungen anzustellen. Bald entdeckte ich einen sehr schönen viereckigen Pfeiler von rothem Granit, 18 Fuß hoch und

*) Cenno sugli scavi operati nella Nubia. Bologna, 1837. Dasselbe Französisch, vermehrt. Rom, 1838.

3 Fuß breit, den ein Band von Hieroglyphen, ungefähr im dritten Theile seiner Höhe, umgab. Da der Stein zu groß war, um ihn auf unseren Kameelen fortzuschaffen, so versuchte ich, ihn zu zerschlagen, um wenigstens die Hieroglyphen mitzunehmen, mußte aber wegen der Härte des Granits davon abstehen. Ein Stück, welches ich nach vieler Anstrengung losbrach, wollte ich unter Wasser zerschneiden lassen, aber die Säge machte nur eine schwache Rinne. Ich übergab den Pfeiler daher dem Vorsteher von Vod-Benaga zur Verwahrung. Ich habe später dem Französischen Konsul in Kahira, Herrn Mimaut, ein Geschenk damit gemacht.

Bei fortgesetzten Nachgrabungen entdeckten wir ein Pflaster von rothen Ziegeln, auf welchem in der Mitte eine Säule stand, vermuthlich Reste eines Aegyptischen Hauses, denn der knappe Zuschnitt war ganz so, wie man ihn noch an den heutigen Wohnungen bemerkt. Gefunden wurde daselbst eine Maske aus sogenanntem Gagat und weiterhin abermals ein Pfeiler aus rothem Granit, größer und besser gearbeitet, als der vorige, zuletzt ein verwüsteter Tempel mit sehr zertrümmerten Ornamenten. Dies war die ganze mit großen Kosten erkaufte Frucht unserer Anstrengungen während eines an Entbehrungen und Mühsalen so reichen Monats.

Wir verließen Vod-Benaga und kamen nach Begaraviah, wo die großen Pyramiden sind. Niemand hatte vor mir diese Gegend durchforscht, als Herr Belzoni, und mein Sinn stand lange danach, unter den stummen Zeugen uralter Größe nach Denkmälern des dort untergegangenen Lebens zu suchen.

Wir schlugen unsere Zelte bei dem Dorfe Begaraviah auf und mietheten einige Negerhütten dazu. Ein Theil unserer Leute mußte aus Ochsenhäuten große Körbe anfertigen zum Fortschaffen des Sandes; die Uebrigen wurden zum Hüten der Kameele gebraucht. Die Pyramiden konnten wir etwa eine Stunde weit vom Dorfe sehr deutlich liegen sehen. Unterweges in der beinahe ganz versandeten Stadt Meroe bemerkten wir nur einige umgestürzte und beschädigte Sphinxe von schwarzem Granit. In der Nähe lagen die Pyramiden oft gruppenweise bei einander, meist alle sehr verfallen. Ein einziger Hügel trug ihrer 21 auf seiner oberen Fläche, von denen nur eine unversehrt war. Acht kleine, aber sehr gut erhaltene Pyramiden lagen auf dem östlichen Abhange, und mehrere andere, von denen nichts als der mit Hieroglyphen bedeckte Portikus gerettet war, am Fuße des Hügels. Ich wollte dort die Arbeiten beginnen; Stefani aber rieth, zuerst an der Straße der Sphinxe einen Versuch zu machen.

Vier Tage nach unserer Ankunft zogen wir unser ganzes Lager zusammen und verlangten Arbeiter von dem Scheik des Dorfes. Anfangs boten sich wenige Leute an, denn sie mißtrauten uns; da aber ruchbar wurde, daß wir den Lohn pünktlich auszahlten, überliefen sie uns so sehr, daß wir Viele abweisen mußten. Der Ort, an welchem wir zuerst nachsuchten, schien eine von Menschenhand zerstörte Wohnung zu seyn. Da sich nur ein paar werthlose Alterthümer aus Masse und Serpentin fanden, so überließ ich Stefani dort die Fortsetzung der Nachgrabungen und begab mich mit 100 Leuten zu den großen Pyramiden. Mein Freund entdeckte nach einigen Tagen eine zweite, größere Behausung, in derselben aber nichts als ein kleines Terrakott-Figürchen. Ich hatte inzwischen die Trümmer einer der kleinen Pyramiden am Fuße des Hügels hinwegräumen lassen; man stieß am Boden auf schwarze Steinplatten, welche künstlich hingelegt schienen. Bei tieferem Eindringen mit der Pike kam eine Stufe zum Vorschein, die erste von einer ins Innere des Monumentes führenden Treppe. Es waren noch nicht alle Stufen bloß gelegt, als die Nacht einbrach. Am folgenden Tage ließ ich Stefani mit seinen Leuten und den Arabern, welche sich zu uns gesellt hatten, herbeikommen. Wir hatten nun 350 Arbeiter beisammen. Wir würden in geringerer Anzahl mit der Eröffnung der Pyramide nicht zu Stande gekommen seyn. Die Araber der Gegend, welche es als etwas Unerhörtes ansahen, daß wir jeden Tag regelmäßig auszahlten, beeiferten sich, ihre Zelten, die sie Bir nennen, ganz in unsere Nähe zu verlegen.

Die Treppe, welche neun Stufen hatte, führte in einen kleinen Raum, dessen Boden mit den Knochen von Kameelen und Pferden, auch kleineren Thieren, wie mir schien Hunden, bedeckt war. Tiefer hinein fand ich einen Kameel-Packsattel und einen Pferdesattel und zuletzt einige metallene Scheiben, auf welchen Vögel und Götterbilder gravirt waren. Ein großer Stein im Grunde der Grotte verschloß den Eingang zu einer anderen Kammer. Ich ließ den Stein wegnehmen und die Räumung der Kammer, welche ganz voll von nasser Erde war, beginnen. Die in dem feuchten Raume eingeschlossene Hitze war so erstickend, daß die an die hohe Temperatur des dortigen Klimas gewöhnten Araber nicht länger als etwa 5 Minuten darin ausdauern konnten. Ich ließ die Leute abwechseln, bis alle Erde hinweggeschafft war. Die Grotte enthielt nichts als große Haufen von menschlichen Gebeinen, kein Waffenstück und kein Geräth irgend einer Art.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Galliens letzter heidnischer Schriftsteller, Rutilius Numatianus.

(Schluß.)

Bei der Geistes- und Gemüthsverfassung, in der sich Rutilius befand, kann uns seine abgöttische Begeisterung für Rom nicht wundern. Rom war für die Heiden das letzte Heiligthum des Paganismus; hier widerstand er besser, als irgendwo, den Gesetzen der Kaiser, die erst lange nach dem Zeitpunkt ihres Erscheinens daselbst befolgt wurden.

Theodosius hatte im Jahre 391 bei Todesstrafe die heidnischen Opfer verboten; andere Edikte befahlen die Schließung der Tempel. Die letzte Maßregel besonders wurde nicht gleich in Rom zur Ausführung gebracht, denn Rom, das zwar keine öffentliche Opfer mehr feierte, weil sie verboten waren, bewahrte doch alle seine Tempel und seine Denkmäler; alle diese Trophäen des Heidenthums standen im Jahre 420 noch, und das kleine Gedicht des Rutilius würde schon von Wichtigkeit seyn, wenn es auch weiter kein Verdienst als die Bestätigung dieser Thatsache besäße. Rom galt den Heiden als die heilige, die göttliche Stadt, und aus derselben Ursache war Rom für die Christen die verabscheute Stadt, das Babylon, das Sodom, denn mit diesen fluchbeladenen Oertern vergleicht es der heilige Augustin, und wenn er noch einige Thränen für die Eroberung Roms durch Alarich hatte, so äußern andere strengere Kirchenväter, wie der heilige Hieronymus, Freude über dieses Mißgeschick. Rutilius vergöttert Rom in den meisten seiner Verse, die auch zugleich die merkwürdigsten, die ausdrucksvollsten und schönsten sind. Die Heiden jubeln darüber, daß ihre Tempel noch so glänzend sind, noch so von Gold strotzen; es giebt in Bezug hierauf ein Gedicht von Claudian, welches einige Jahre vor Alarich's Einzug in Rom verfaßt wurde; nun sollte man meinen, daß sich in ein er zweimal durch die Barbaren geplünderten Stadt Alles sehr verändert haben müsse, aber die Dichtung des Rutilius bestätigt noch denselben Glanz, den die Verse des Claudian preisen. Es mag immerhin etwas Uebertreibung in diesen Schilderungen herrschen, so viel bleibt indeß gewiß, daß Rom zu Rutilius Zeit noch in großer Herrlichkeit prangen mußte, denn in seinem Entzücken ruft er aus: „Dank dem Golde, das die Tempel bedeckt, übertrifft Roms Himmel jeden anderen an Glanz; Rom schafft sich selbst seinen eigenen Tag, einen reineren Tag."

Dies durch seine Denkmäler noch so prächtige Rom, dies Rom, das Rutilius bewunderte, von welchem Symmachus, ebenfalls ein eifriger Anhänger des Heidenthums, zu derselben Zeit sagte, was nach ihm so viele Andere wiederholten, daß es schwer sey, sich daraus zu entfernen, sobald man einmal dahin gekommen, dies Rom mußte doch dem neuen Rom weichen, das der heilige Prosper schon damals besang, dem Rom, welches die Welt durch die Religion sich zu eigen machte, wie einst das alte durch die Gewalt der Waffen, und welches gleichfalls von sich sagen sollte: Nur ich bin die ewige Stadt. Rutilius seinerseits glaubte an die Ewigkeit des heidnischen Roms, und er liebte es, weil er es noch so herrlich, so glänzend sah; mit Thränen schied er davon, wie von einer angebeteten Person, und rief ihm ein zärtliches Lebewohl zu: „Unzählige Küsse drückte ich auf die Thore, die ich verlassen mußte, und wider Willen überschritt mein Fuß die heilige Schwelle."

Crebra relinquendis infigimus oscula portis,
Inviti superant limina sacra pedes.

Nach diesem Abschiedsgruße besingt Rutilius in einer Hymne den Ruhm der Königin des Weltalls; seine Begeisterung eilt jenem Worte Philipp's II. voraus: „Die Sonne geht in meinen Staaten nicht unter." Dann preist er Rom, weil es Einheit in die Welt, Einheit in die Völker gebracht. Mehrere andere Heiden haben denselben Gedanken ausgesprochen, der nicht ohne Wahrheit und geschichtliche Tiefe ist. Die Christen nahmen diesen Gedanken auf und stellten ihn als ein Werk der Vorsehung dar, indem sie zeigten, wie die Hand Gottes alle Völker unter Rom's Joch beugte, um aus dem ganzen Menschengeschlechte nur ein einziges großes Volk zu bilden und um durch die Einheit der Römischen Welt die Allgemeinheit der christlichen Kirche vorzubereiten.

Nach dem heiligen Hieronymus sprach Prudentius diesen Gedanken in einer Hymne und in seinen gegen Symmachus gerichteten Versen aus, und Orosius hatte schon gesagt: „Wohin ich auch meine Schritte wende, ich bin ein Römer unter Römern, ein Christ unter Christen, ein Mensch unter Menschen." Dieser große Gedanke, der von Heiden und Christen, freilich in ganz verschiedenem Sinne, gepriesen wurde, ist die nothwendige Grundlage der historischen Einheit, welche die Philosophie der Geschichte später in der Bestimmung des Menschengeschlechtes nachzuweisen strebte. Der Erste unter den Neueren, der schon lange vor Vico diese Einheit verkündete, war Dante. Dante, der diesen Gedanken wohl aus den Kirchenvätern, durch die er sich bildete, geschöpft haben kann, hat das Verdienst, ihn mit seltener Energie ausgesprochen zu haben. In einigen Stellen seines Gedichtes deutet er sehr beredt darauf hin, unter anderen in dem herrlichen Abschnitte „das Paradies", wo er die Geschichte und die Reise des Kaiserlichen Adlers erzählt; und in der Abhandlung über die Monarchie bespricht er diesen Punkt mit einer gewissen dramatischen Feierlichkeit, die einen lebhaften Eindruck auf die Phantasie macht. Hier gesteht er ein, zuerst sey er empört gewesen, als er gesehen, wie alle Völker nach einander als Opfer des Römischen Ehrgeizes untergingen, und er habe den Welt-Bedrückern geflucht; als er aber die Sache näher beleuchtet, habe er den Grund ihrer Siege eingesehen, er habe begriffen, daß die Welt ihnen von Gott aus weisen Absichten gegeben sey; und da habe er mit dem Psalmisten ausgerufen: „Warum toben die Heiden, und die Leute reden so vergeblich?" Quare fremuerunt gentes et populi meditati sunt inania?

Dieser große Gedanke der gesellschaftlichen Einheit, welche der Welt durch die Römer gegeben ward, blickt auch schon aus einigen Versen des letzten heidnischen Schriftstellers in Gallien hervor: „Als Du die besiegten Völker zur Theilnahme an Deinen Rechten beriefest, machtest Du aus der früheren Welt eine Stadt."

Cumque offers victis populis consortia juris,
Urbem fecisti quod prius orbis erat.

Rutilius' leidenschaftliche Anhänglichkeit an Rom verleitete ihn zu seltsamen Uebertreibungen und Anachronismen. Er redet es also an: „O Göttin! jeder Winkel der Römischen Welt feiert Dich; Dein friedliches Joch ruht auf freien Häuptern." Nun gab es aber im 5ten Jahrhundert sehr viele Winkel der Welt, wo man Rom sehr wenig ehrte; das friedliche, auf freien Häuptern ruhende Joch ist ein seltsamer Ausdruck für eine Zeit des Krieges und der Dienstbarkeit. Nirgends herrschte Friede und Freiheit, und das Joch sollte bald zertrümmert werden.

Rom's materieller Glanz, die große Zahl seiner Denkmäler, seine Wasserleitungen, seine Springbrunnen, die Pracht der Gebäude begeistern Rutilius zu dieser hochtönenden Beschreibung: „Deine Tempel verblenden das Auge, man wähnt die Wohnungen der Götter zu erblicken; was soll ich von den Strömen sagen, die am luftigen Gewölbe in einer Höhe schweben, bis zu welcher Iris kaum ihren feuchten Bogen spannen würde .... Die Flüsse, deren Du Dich bemächtigt, sind in Deine Mauern eingeschlossen, Deine hohen Wasserbecken umfassen ganze Seen. Gewässer rauschen durch Deine Wohnungen, und aus Deinem Schoße sprudeln murmelnde Quellen hervor .... Unter Deinem kostbaren Täfelwerk stehen immergrüne Wälder, in denen zahme Vögel ihren Gesang ertönen lassen."

So sprach Rutilius in einer Zeit, wo Alarich schon erschienen war und Genserich bald kommen sollte. Dann richtet er einen prophetischen Zuruf an das personifizirte Rom und verspricht ihm eine ruhmvolle Wiederauferstehung und eine ewige Macht: „Richte Dein mit Lorbeern gekröntes Haupt empor; verbirg das Alter Deines heiligen Scheitels unter jugendlichem Haarschmuck; es mögen Deine goldenen Kronen auf den Zinnen Deiner Thürme glänzen; Dein goldenes Schild strahle in ewigem Licht, und die Rache vertilge die Schmach Deines Unglücks!"

Der Dichter erinnert an Brennus, Pyrrhus, Hannibal, die Alle nach kurzem Triumphe besiegt wurden; er vergleicht Roms Schicksal mit einer Fackel, die, zur Erde geneigt, in desto hellerem Glanze wieder auflodert; er verspricht ihm Unvergänglichkeit: „Sey unbekümmert! Verruchte Völkerschaften werden dir als Opfer fallen! Zitternd werden die Gothen ihr treuloses Haupt unter dein Joch beugen!" So groß war die Verblendung dieses hinter seiner Zeit zurückgebliebenen Geistes, dieses Unbeweglichen, dieses Luftspringers der Römischen Größe; er machte sich auch nicht die mindeste Sorge über Roms Ewigkeit am Vorabend des Tages, der Rom den Untergang bringen sollte! Er klammerte sich an das Heidenthum, und das Heidenthum stürzte ins Nichts.

Man wird sich nicht wundern, daß derselbe Mann ungerecht gegen das Christenthum ist, daß er das einzig Ernste leichtsinnig behandelt und mit Verachtung von dem spricht, was allein unter so viel Trümmern stehen bleiben sollte. Die Stimme, welche die Vergangenheit durch Hymnen feierte, konnte gegen die Zukunft nur Epigramme schleudern. Aber durch Hymnen werden die Todten nicht auferweckt, und durch Epigramme nicht getödtet, was leben soll. Rutilius hat es eben so auf die Juden gemünzt wie auf die Christen. Juden und Christen wurden in dem Haß der heidnischen Welt oft mit einander vermischt. Der Ex-Präfekt von Rom geht ganz politisch zu Werke; er bezeichnet anfangs die Christen nicht geradezu, sondern beginnt mit den Juden; aber mehrere Geißelworte, die er gegen die Letzteren abschießt, passen eben so wohl auf die Ersteren; und bald kann er sich auch nicht mehr halten, sondern greift die Christen unter ihrem wahren Namen an. Seine Epigramme gegen die Juden werden ihm durch einen Mann dieses Volks eingegeben, den er auf seinem Wege antrifft, einen Pächter der Fischerei auf einem dem Kaiser gehörenden See, denn schon damals, wie später im Mittelalter, übten die Juden das Händler-Gewerbe aus. Dieser Mann schilt mit Jüdischer Heftigkeit auf Rutilius und dessen Freunde, daß sie die Gebüsche am Ufer seines Sees zerknickt hätten, und beredet ihnen auch den Trunk Wasser, den sie daraus geschöpft. Ueber dies filzige Benehmen entrüstet, läßt Rutilius seinen Zorn an ihm und seinem Stamme aus, den er die Wurzel der Thorheit, radix stultitiae, nennt, eine Schmähung, die in dem Sinne des Autors wohl über die Juden hinweg auch die Christen treffen soll. Rutilius spottet über den Sabbath der Juden, als einen der Trägheit gewidmeten Tag, an dem sie das Ausruhen ihres von der Schöpfung der Welt ermüdeten Gottes feierten. „Hätte doch der Himmel gewollt", so ruft er aus, „daß Judäa niemals den Waffen des Pompejus und Titus erlegen wäre, denn die besiegte Nation bedrückt ihre Sieger." Diese Verwünschung der besiegten Nation, die ihre Sieger bedrückt, scheint im Munde des unverbesserlichen Heiden nicht sowohl eine Klage gegen die Juden zu seyn, als gegen das Christenthum, welches das Reich beherrschte.

Es kommen auch offenere Angriffe gegen die Christen in des Rutilius Itinerarium vor: Witzeleien, deren Gegenstand die Mönche sind. Findet man doch selbst bei den Kirchenschriftstellern derselben Zeit Scherze dieser Art; um so weniger mochten die erklärten Feinde des Christenthums sich ihrer enthalten, besonders die Rhetoren und Sophisten. Libanius vergleicht die Eßgier der schwarzröckigen Mönche mit der Gefräßigkeit der Elephanten, eine Vergleichung, die Gibbon zu Gunsten der Elephanten zurückweist; Eunapus stellt sie mit den Ferkeln zusammen, Zosimus wirft ihnen vor, daß sie zu nichts in der menschlichen Gesellschaft taugten. Rutilius endlich schleudert seine Sarkasmen gegen die, welche er auf den kleinen Inseln des Tyrrhenischen Meeres, auf Gorgone und Capri, antrifft. Von der ersteren sagt er: „Diese Insel ist von einem Menschenschlage verpestet, der das Licht flieht, und den man mit einem Griechischen Wort Mönche benannt hat." Voller Entrüstung erzählt er, daß ein junger reicher Bürger seine glänzende Häuslichkeit, seine Gattin und Familie verlassen habe, um, der Leichtgläubige, mit jenen Menschen sich in Höhlen zu verbannen. Rutilius war zu sehr von seinen heidnischen Vorurtheilen eingenommen, um zu begreifen, daß es Gefühle giebt, die im Stande sind, zur Flucht aus der Gesellschaft und zur Hingebung an ein einsames, beschauliches Leben zu bewegen. Wenn der Gallische Schriftsteller über die Unsauberkeit der Mönche und über ihre strengen Andachtsübungen spottet, die er für unnütz hält, dann gleichen seine Witzeleien vollkommen denen unseres Voltaire, welchen sie um zehn Jahrhunderte voraneilten.

So war Rutilius, ein vollkommenes Bild jenes Theils der Römischen Gesellschaft, der, die Blicke auf die Vergangenheit gerichtet, weder die Gegenwart noch die Zukunft begriff.

Charlotte Corday.

(Aus der „Geschichte der Revolution", vom Vicomte von Conny.)

Als das schmachvollste Joch auf Frankreich lastete, da tödtete ein Weib, begeistert durch eine heldenmüthige Aufwallung, das Ungeheuer, welches unaufhörlich wiederholte: „Wir müssen zweihunderttausend Köpfe abschlagen!" Am 11. Juli 1793 verbreitete sich plötzlich das Gerücht, Marat habe den Todesstoß empfangen.

Ein Weib, Marie Anne Charlotte von Corday d'Armans, hatte seinen Lebensfaden zerschnitten! Sie zählte kaum 25 Jahre; ihre Züge strahlten die Hoheit ihrer Seele zurück; sie war schön, aber einfach, und ihre Unschuld verschönerte sie nur noch mehr; sie kannte die Liebe nicht; diese stolze, kräftige Seele trug vielleicht Scheu vor einem Gefühl, das, weil es alle Empfindungen des Herzens steigert, den Frauen schon so viel Unglück bereitet; nie strebte sie nach den vergänglichen Huldigungen der großen Welt, noch beherrschte sie der eitle Wunsch, zu gefallen. Mit einer glühenden Seele begabt, empfand Charlotte Corday den Einfluß der neuen Ideen; auch sie träumte von Freiheit. Wie ein Zauber stand die Revolution vor ihrer jungen Einbildungskraft; den großen Erinnerungen, welche aus der Geschichte der alten Republiken bis auf uns herabkamen, weihte die Jungfrau ihre Verehrung; in den Träumen ihrer Nächte stand sie an den Gräbern des Fabricius, der Virginia, des Cato. Begeisterung für das Vaterland war die einzige Leidenschaft ihrer Seele. Die Bedingungen der von ihr angebeteten Freiheit waren der jungen Heldin nicht klar geworden, und ihre feurige Einbildungskraft verirrte sich. Mit Abscheu sieht sie den Namen der Freiheit durch feige Tyrannen entwürdigt; sie beschließt, den verworfensten, den wildesten von allen zu opfern: sie will Marat tödten; den Dolch auf Marat zückend, glaubt sie die ganze auf Frankreich lastende Tyrannei mit diesem einzigen Stoße zu stürzen.

Diesem Gedanken ganz hingegeben, faßt Charlotte von Corday den Entschluß, sich in den Saal des Konvents zu begeben, auf der Bank, wo Marat sitzt, Platz zu nehmen und ihn mitten unter seinen Gefährten, auf dem Gipfel des Berges, niederzustoßen; aber die den Eingang der Höhle bewachenden Posten weisen das junge Mädchen zurück; sie fragt nach Marat's Wohnung; man führt sie hin, aber sie kann nicht bis zum Lager des Tigers dringen; das immer mißtrauische Verbrechen hat Verdacht geschöpft; Charlotte Corday versucht es, Marat zu betrügen, und schreibt ihm folgendes Billet:

„Bürger, ich lange so eben aus Caen an; Ihre Vaterlandsliebe macht mich glauben, daß es Ihnen lieb seyn wird, die unglücklichen Begebenheiten kennen zu lernen, welche in diesem Theile der Republik stattfanden. Gegen Eins werde ich mich Ihnen vorstellen; lassen Sie mich gütigst vor, und gewähren Sie mir eine kurze Unterredung. Ich werde Sie in den Stand setzen, Frankreich einen großen Dienst zu erweisen."

Den nächsten Tag begiebt sich Charlotte von Corday abermals zu Marat; eine Frau, welche das Ungeheuer seine Freundin nennt, verwehrt ihr den Eintritt; Marat hat sie aber gehört und befiehlt, sie einzulassen; Marat befand sich im Bade; sein scheußlicher Körper war von einem Aussatz heimgesucht, der ihn ganz mit ekelhaften Wunden bedeckte; seit längerer Zeit ging er der Auflösung entgegen, und die Würmer hatten schon die Hälfte ihrer Beute verzehrt. Marat fragte Charlotte von Corday nach den Namen der nach Caen geflüchteten Verschwörer: „Bald", sprach er, „sollen sie ihre Strafe empfangen." — „Empfange Du die Deinige", ruft Charlotte, und mit sicherer Hand stößt sie ihren Dolch in Marat's Herz. „Ich sterbe!" schrie das Ungeheuer. Frauen stürzen herbei und schmähen die Heldin; sie bleibt ruhig stehen und blickt mitleidig auf diese Elenden herab.

Charlotte Corday wird mit Ketten belastet; Wütheriche verlangen mit großem Geschrei ihren Kopf; sie bleibt unbewegt, ein Gemisch von Stolz und Heiterkeit drückt auf ihrem Antlitz ihre Seelenstärke aus; man verhört sie, und hier zeigt sich ihr Heldenmuth in seiner ganzen Kraft.

„Alle diese Umstände sind unnütz", rief Charlotte aus; „ich

habe Marat getödtet." — „Wer hat Euch zu dieser Mordthat bewogen?" fragte der Präsident. — „Seine Verbrechen." — „Was versteht Ihr unter seinen Verbrechen?" — „Alles Unglück, dessen Ursache er seit der Revolution war, und das er noch über Frankreich bringen wollte." — „Wer verleitete Euch zu dieser Mordthat?" — „Niemand; ich allein habe den Gedanken gefaßt; was man nicht selbst beschlossen hat, führt man schlecht aus." — „Was war Eure Absicht bei der Ermordung Marat's?" — „Den Unruhen Frankreichs ein Ende zu machen. Ich tödtete einen Einzigen, um Hunderttausende zu retten; einen Verbrecher, um Unschuldige zu schützen; ein wildes Thier, um meinem Lande die Ruhe wiederzugeben." — „Bildet Ihr Euch denn ein, alle Marat's getödtet zu haben?" — „Den Einen wenigstens; die Anderen fürchten sich nun vielleicht."

Das Blutgericht verurtheilte Charlotte Corday zum Tode; mit Antheil hörte sie die Worte Chauveau-Lagarde's an, des Vertheidigers, welchen die Henker-Richter wie zum Spott für das junge Mädchen ernannt hatten; er sprach ungefähr Folgendes:

„Die unerschütterliche Ruhe, diese gänzliche Selbstverleugnung im Angesicht des Todes, diese von einem gewissen Gesichtspunkte aus erhabene Ruhe und Verleugnung sind nicht natürlich und können nur durch eine Ueberreizung der politischen Schwärmerei erklärt werden, die ihr den Dolch in die Hand gab. Den Geschworenen liegt es ob, zu beurtheilen, von welchem Gewicht diese moralische Rücksicht in der Waage der Gerechtigkeit seyn kann."

Als sie ihre Verurtheilung aussprechen hörte, malte sich eine freudige Bewegung auf ihrem Gesicht; die Verlesung ihres Todesurtheils hörte sie wie eine Belobung mit an. Mit Würde blickte sie zu Chauveau-Lagarde auf und redete ihn also an: „Sie haben mich so schön vertheidigt, ich kann Ihnen nicht lohnen, was Sie für mich thaten, weil all mein Vermögen eingezogen ist; aber ich habe eine kleine Schuld in meinem Gefängnisse abzumachen, und voller Achtung für Sie, bitte ich Sie, dieselbe zu tilgen."

In einem Briefe, den Charlotte von Corday an einen geächteten Deputirten geschrieben hatte, äußerte sie über ihren Prozeß: „Ich bedarf eines Vertheidigers, so will es das Gesetz; ich wählte dazu Gustav Doulcet von Pontécoulant vom Berge, doch glaube ich, er wird diese Ehre ablehnen." Charlotte von Corday hatte Doulcet von Pontécoulant, als einen ihrer Landsleute, erwählt; er schlug es aus, und sie schrieb ihm folgendes Billet: „Doulcet von Pontécoulant ist ein Feigling, weil er meine Vertheidigung ablehnte, die doch so leicht ist. Der, welcher sie übernommen hat, that es mit aller nur möglichen Würde. Ich bin ihm dafür bis zu meinem letzten Athemzuge dankbar verpflichtet."

Der Brief an ihren Vater lautete wie folgt: „Verzeihung, mein theurer Vater, daß ich ohne Ihre Erlaubniß über mein Leben verfügte. Ich rächte schuldlose Opfer; ich habe vielem Unheil vorgebeugt. Das Volk, wenn es von seinem Irrwahn zurückkömmt, wird sich freuen, eines Tyrannen ledig zu seyn. Als ich Ihnen vorredete, daß ich nach England ginge, hoffte ich, mein Inkognito bewahren zu können, aber ich sah die Unmöglichkeit davon ein. Ich hoffe, daß man Sie nicht verfolgen wird. In Caen finden Sie Vertheidiger. Leben Sie wohl, theurer Vater; ich bitte Sie, mich zu vergessen, oder vielmehr, sich über mein Schicksal zu freuen. Sie kennen Ihre Tochter; ein tadelnswerther Beweggrund konnte sie nicht leiten. Ich umarme meine Schwester, die ich von ganzem Herzen liebe, so wie auch alle meine Verwandte. Vergessen Sie nicht den Vers des Corneille: Nicht das Schaffot bringt Schande, — das Verbrechen nur. Morgen um acht Uhr werde ich gerichtet."

Um sieben Uhr wurde Charlotte von Corday zum Revolutions-Platze geführt; die Furien der Guillotine, die September-Mörder, bedeckten alle Straßen auf ihrem Durchzuge. Dürstend nach dem ihnen versprochenen Blute, erfüllten sie die Luft mit wildem Geschrei. Charlotte bewahrte eine unverwüstliche Kaltblütigkeit, die Heiterkeit ihrer Züge offenbarte die Ruhe ihrer Seele. Mehrere Zuschauer grüßten ehrfurchtsvoll die Heldin, andere riefen ihr fast mit lauter Stimme Beifall zu. Es schien ihr, als sey das ganze um sie versammelte Volk durch ihren Muth befreit; ohne zu erblassen, bestieg sie die Stufen des Schaffots. Nach dem Tode wurde dem jungen Mädchen noch Schmach zugefügt; die Henker versetzten ihr mehrere Backenstreiche. Doch schienen selbst die entwürdigten Wesen, welche das Schaffot umstanden, Unwillen darüber zu empfinden; sie ließen diese niedrige Rohheit bestrafen, welche sich mehrere Male auf dem Platz wiederholte, wo Ludwig's XVI. Blut geflossen war.

Der Konvent verkündigte, daß er dem Begräbnisse des verrätherisch für die Sache der Freiheit hingemordeten Marat's in corpore beiwohnen werde, und daß alle Schulden des Letzteren auf Kosten der Republik bezahlt werden sollten. Marat's Apotheose wurde von der königsmörderischen Versammlung ausgerufen; der Gott des Blutes ward angebetet. David betritt die Rednerbühne und zeigt an, daß er Marat in der ehrfurchtgebietendsten Stellung angetroffen; er habe die eine Hand aus seiner Badewanne herausgestreckt, als wolle er noch seine letzten Gedanken für das Heil des Volkes aufzeichnen. Mit Beifallrufen antwortet der Konvent auf David's Bericht, und dieser spricht darauf jene Worte, die den äußersten Grad der Herabwürdigung bekunden: „Cato, Aristides, Sokrates, Timoleon, Fabricius, Phocion, Euer Zeitgenosse war ich nicht, aber ich habe Marat gekannt."

Es war damals eine Zeit der Schande, die Alles übertrifft, was die Geschichte der Völker Schmachvolles aufzuweisen hat. Altäre werden zu Marat's Ehren errichtet; das Abbild des Ungeheuers verunziert alle Plätze; der Konvent befiehlt, daß in allen Theilen Frankreichs an den Versammlungsorten des Volkes ein Berg errichtet werde; dorthin wird Marat's Büste gestellt; dort krönt man den mit Blumen, zollt dem Ehrenbezeugungen, der jeden Tag wiederholte: „Man muß noch zweihunderttausend Köpfe abschlagen." Kinder führt man zu diesen Altären; die Mörder ihrer Väter geleiten sie dahin und reichen mit bluttriefenden Händen den Kindern ihrer Opfer die Blumen, welche sie auf diese den Furien geweihten Altäre streuen sollen.

Aus gotteslästerlichem Spott werden heilige Gesänge zu Marat's Ehren gesungen; Feste werden zu Ehren von Marat's Herzen gefeiert, und man hört jenen Gesang anstimmen: „Marat's Herz, du Jesu-Herz", — der Ausdruck des höchsten Grades von Wahnsinn und Gotteslästerung.

Mannigfaltiges.

— Englisches Urtheil über Tieck's Novellen. Diese Erzählungen, — so sagt ein Kritiker in der Foreign Quarterly Review, — wovon uns acht Bände vorliegen (Tieck's gesammelte Novellen, Breslau 1838), sind größtentheils, wo nicht sämmtlich, in der Absicht geschrieben, irgend eine irrthümliche Zeit-Tendenz zu heilen, irgend einen Volkswahn in seinem wahren Lichte darzustellen, die Thorheit desselben dem Publikum wie in einem Spiegel zu zeigen und es dadurch zur Vernunft zurückzubringen. Doch darf man nicht glauben, daß sie ein bloß lokales und vorübergehendes Interesse hätten. Es sind Lehren, von denen alle Völker Nutzen ziehen können. Nicht bei den Deutschen allein finden wir Vorliebe für Abgeschmacktheiten aller Art; auch wir Engländer haben unsere Dilettanten in diesem Fach, die es darin, wenn man die Kälte und Unfreundlichkeit unseres Klima's in Anschlag bringt, zur größten Fruchtbarkeit gebracht haben. Tieck's Novelle „die Wundersüchtigen", worin er den Magnetismus und die moderne Zauberei in den wahrsten Farben schildert, dürfte gerade jetzt auch für uns sehr treffende Beziehungen haben. Ueberdies empfehlen sich Tieck's Erzählungen durch ihren einfachen, klaren und schönen Styl, so wie durch gänzliche Untadelhaftigkeit ihres Charakters und ihrer Tendenz. Mag der Verfasser nun katholische Bigotterie schildern, wie in seiner meisterhaften Erzählung „der Hexensabbath", oder puritanische Scheinheiligkeit, wie in der zarten und schlichten Novelle „die Verlobung", oder wilde Leidenschaft und Folgen des Fanatismus, wie in „Dichterleben" und „der Aufruhr in den Cevennen", oder die komischen Wunderlichkeiten des Deutschen Provinziallebens, wie in der trefflichen Novelle „der Jahrmarkt", — stets ist er leicht, natürlich und züchtig. Sein bedeutendster Fehler besteht darin, daß er zu wenig nach Erregung strebt, ja, sie sogar emsig vermeidet. Einige seiner Erzählungen sind fast nur Gespräche und bieten, so bewundernswerth sie auch geschrieben, dem Englischen Leser nicht den Stoff dar, den er in Werken der Phantasie zu suchen gewohnt ist. Man muß Tieck nur lesen, wenn man zum Nachdenken neigt; wer bloß Geschichten zur augenblicklichen Unterhaltung verlangt, wer auf überraschende Begebenheiten oder romantische Entwickelungen harrt, der wird sich hier getäuscht finden; Tieck's Werke sind ein Quell der Belehrung, nicht der unmittelbaren, sondern einer Belehrung, die der Leser selbst durch geistige Anstrengung daraus gewinnen muß.

— Französische Musterung der Deutschen Komponisten. Die Revue du XIX. siècle enthält einen Artikel über Deutschlands musikalischen Genius, worin aber das Wesen desselben sehr kurz mit der Bemerkung abgefertigt wird, daß die großen Deutschen Tondichter des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts mit den berühmtesten Künstlern Italiens gewetteifert, dabei aber auch einen ihnen eigenthümlichen Charakter bewahrt und ihren Compositionen das Siegel jener Großartigkeit, Erhabenheit, Schwermuth, mystischen Schwärmerei und religiösen Begeisterung aufgedrückt hätten, wodurch die Deutsche Poesie einen so eigenen Reiz erhalte. Dann folgt eine ziemlich kunterbunte Aufzählung Deutscher Komponisten mit einer sehr dürftigen Skizze von ihrem Leben und ihren Werken. Sie beginnt mit Heinrich Kraus und schließt mit Meyerbeer. Wie wenig dabei auf die Entwickelung und Fortbildung der Tonkunst Rücksicht genommen ist, kann man allein daraus ersehen, daß von Händel und Gluck erst lange nach Haydn und Mozart die Rede ist, obgleich der Aufsatz doch eine Art von historischer Uebersicht seyn soll, und obgleich jenen Beiden ein bedeutender Umschwung in der Musik zugeschrieben wird. Von Emanuel Bach wird Einiges gesagt, aber der weit größere Meister dieser Familie, der tiefe Sebastian, ist ganz übergangen. Von den Neueren werden, außer Beethoven, nur C. M. v. Weber, Schubert und Meyerbeer berührt, von welchem Letzteren die Franzosen sich durchaus einbilden, er habe unter ihnen Gluck's große Schule fortgesetzt, eine Meinung, die dieser geistreiche Komponist selbst schwerlich theilen wird. Mit gleichem Rechte könnte man Victor Hugo für eine Fortsetzung von Racine ansehen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 85. Berlin, Mittwoch den 17. Juli 1839.

Griechenland.

Die älteren Reisen in Griechenland.

Nach der Quarterly Review.

Es ist eben so befremdlich als beklagenswerth, daß die Neugier der Reisenden eine lange Periode hindurch nur äußerst selten dem Griechischen Lande sich zugewendet hat, obschon dieses, noch abgesehen von seiner Natur und seinen Erinnerungen, immer viel zugänglicher war, als eine Menge anderer Länder. Die mit Gleichgültigkeit gepaarte Unkenntniß des heutigen Zustandes von Hellas hat so lange fortgedauert, daß selbst in dem Riesenwerke Pinkerton's, welches zu Anfang dieses Jahrhunderts erschien, der ganzen Halbinsel nur Eine Seite gewidmet ist und namentlich Athen mit einer halben Zeile abgefertigt wird, aus der wir folgende wichtige Thatsache erfahren: „Atini, das alte Athen, hat eine geringe Bevölkerung."

Bis zum Jahre 1678 war Griechenland dem westlichen Europa so fremd, wie Pompeji und Herkulanum. Allerdings hatte ein Bürger von Ankona, Namens Ciriaco de' Pizzicolli, mehr als zwei Jahrhunderte früher eine Reise dahin gemacht, um Griechische Inschriften zu suchen, auf die er in solchem Grade erpicht war, daß er, als ihm auf seiner Heimreise ein anderer Passagier von dem Daseyn eines antiken Kunstwerks erzählte, das er noch nicht gesehen, sogleich das Schiff verließ und, nach der Griechischen Küste zurückgekehrt, achtzig Miglien weit ins Innere vordrang, um das Monument zu untersuchen. Aber sein Itinerarium, welches eine kurze Erzählung seiner Reise in Griechenland und anderen Gegenden enthielt, blieb dreihundert Jahre lang als Manuskript liegen und wurde erst 1742 in Florenz gedruckt. Aus dem ganzen 16ten Jahrhundert haben wir keine Erzählung von einer Reise in Griechenland; und das einzige Dokument, welches uns über den damaligen Zustand des Landes einige Nachricht giebt, ist ein Buch unter dem Titel Turco-Graecia. Es erschien 1784 in Basel und enthält eine Geschichte des bürgerlichen und kirchlichen Zustandes von Konstantinopel im 15ten und 16ten Jahrhundert, abgefaßt von Griechischen Einwohnern der Stadt, nebst einer Sammlung von Briefen, die mehrere daselbst wohnhafte Griechische Gelehrte an Martin Crusius, einen Schüler Melanchthon's und Professor der Griechischen und Lateinischen Sprache in Tübingen, schrieben. Einer dieser Korrespondenten — ein Eingeborner von Nauplia — versichert dem Tübinger Professor, alle Weisheit, Wissenschaft, Kunst und Tapferkeit seyen aus Griechenland gewichen; ja, die Musen selbst hätten den Parnaß und Helikon verlassen. Er macht sich Vorwürfe darüber, daß solch ein Schutthaufen, wie Athen, ihn bewegen könne, viele Worte zu verlieren. „Warum", so ruft er aus, „warum verweile ich bei der Beschreibung dieses Ortes, der mit dem Fell eines längst vermoderten Thieres zu vergleichen ist!" Aus seinen mündlichen Unterhaltungen mit einem anderen Griechen zieht Crusius selber den Schluß, daß „in Hellas kein Hellas und in Athen kein Athen mehr existire." Die angeführte Stelle und noch viele andere Stellen des Buches, worin die Verfasser den tiefen Verfall ihres Vaterlandes innig beklagen, mußten, wenn die „Turco-Graecia" zu ihrer Zeit wirklich Beachtung fand, jedes reiselustige Individuum von dem klassischen Boden abschrecken oder wenigstens seine Lust verkühlen.

In dem Zeitraume von 1584 bis 1678 erschienen nur zwei oder drei magere Notizen über Griechenland, und diese wimmeln so sehr von Erdichtungen und Abgeschmacktheiten, daß man mit Recht annehmen darf, ihre Verfasser würden nimmermehr gewagt haben, so etwas zu schreiben, hätte nicht die Unwissenheit ihrer Zeitgenossen sie vor jeder Beschämung sicher gestellt. Die folgende Notiz über die Akropolis von Athen (der Archaeologia Attica, Oxford 1671, entlehnt) würde von Münchhausen selbst schwerlich übertroffen werden. Sie lautet also: „Diese Citadelle ist jetzo die Zuflucht der barbarischen Athenienser, und zwar liegen an die siebenmalhunderttausend Janitscharen darin, wie Christopharus Angelo mir erzählt und versichert."

Mit Ausnahme der an Crusius gerichteten Briefe, besitzen wir keine ältere Notizen über Athen, als die von Deshayes und Guilletière. Der Erstere ging 1621 als Französischer Botschafter nach der Pforte ab; der Andere will Griechenland im Jahre 1669 besucht haben. Auf Monsieur Deshayes ließe sich die Definition Sir Henry Wotton's anwenden: „Legatus est vir bonus peregre missus ad mentiendum reipublicae causa." Die Genauigkeit seiner Beobachtungen mögen unsere Leser aus der Thatsache ermessen, daß er das Parthenon „ein ovales Gebäude" nennt, „welches weiland dem unbekannten Gotte, dessen Altar Sankt Paulus gesehen, errichtet gewesen sey!" Was Guilletière betrifft, so war dieser höchst wahrscheinlich eine rein erdichtete Person. Seine „Voyage d'Athènes et de Candie" wurde 1675 in Paris gedruckt. Der Herausgeber, ein gewisser Guillet, sagt uns in der Vorrede, daß der Autor, sein Bruder, schon in zartem Alter Frankreich verlassen habe, nach einer Reihe von Abenteuern auf dem Mittelländischen Meere durch ganz Griechenland gewandert und bis jetzt noch nicht heimgekehrt sey. Das Buch enthielt übrigens nur einen Theil der Griechischen Reise des angeblichen Guilletière, und erst im folgenden Jahre erschien die Fortsetzung unter dem Titel: Lacédémone Ancienne et Nouvelle. Spon, der Athen im Jahre 1676 besuchte, sagt in seiner Reise (Amsterdam 1679), die Berichte des Herrn Guilletière seyen „ein wenig krankhaft und bedürften des Arztes"; auch könne dies Niemanden Wunder nehmen, da der Verfasser nur sieben Tage in Athen verweilt habe. Viel weniger glimpflich lautet seine Replik auf eine Gegenschrift Guillet's, der die Wahrheitsliebe seines angeblichen Bruders in Schutz nahm. Spon sagt in jener Replik unumwunden, er halte Guillet für einen Betrüger, und bestreitet die Existenz eines Guilletière, dessen vorgebliche Reisen er als ein bloßes Flickwerk von Erdichtungen und dürren Belehrungen aus zweiter Hand darstellt.

Tavernier, ein Landsmann und Zeitgenosse Guillet's und zu seiner Zeit ein außerordentlicher Reisender, der auf seinen sechs Reisen nach Persien und nach Ostindien mehr als 60,000 Französische Meilen durchwandert zu haben behauptet, giebt uns auch einen kurzen Bericht über Athen (zuerst erschienen 1679), worin er fast eben so viele Irrthümer als Thatsachen zusammengedrängt hat. Die siebzehn Säulen des Jupiter-Tempels, von denen sechzehn noch jetzt stehen, sind nach ihm die Ueberreste von dreihundert Säulen, welche einst zum Palaste des Theseus, des ersten Königs von Athen, gehörten. Es dürfte dem Leser wohl Belustigung gewähren, seine Beschreibung des Parthenon zu lesen, in welcher Iktinos sein eigenes Gebäude schwerlich wiederzuerkennen würde.

„Das Schloß enthält einen sehr schönen and sehr geräumigen Tempel, der von Oben bis Unten ganz aus weißem Marmor erbaut ist und von sehr schönen Säulen aus schwarzem Marmor und Porphyr gestützt wird.... Rings um den Tempel und auf dem Dache, das ebenfalls ganz aus sehr geschickt zusammengefügten Marmorplatten besteht, gewahrt man alle schöne Waffenthaten der alten Griechen in Basrelief, und jede Figur ist ungefähr drittehalb Fuß hoch. (!) Eine schöne Galerie, auf der vier Personen in einer Reihe gehen können, umzieht den Tempel. Sie ruht auf sechzehn Marmorsäulen.... Zu diesem Tempel gesellt sich (!) ein sehr schöner Palast aus weißem Marmor, der aber jetzt in Trümmer zerfällt."

Allein Tavernier ist wenigstens von der Seite zu rühmen, daß er keinen Anspruch auf archäologische Kenntnisse macht, die er nicht besitzt. Er war keiner von den Reisenden, zu welchen die Steine reden; ja, seine Unwissenheit paarte sich öfter mit profaner Geringschätzung. So bemerkt er in seiner Vorrede beiläufig, er habe auch einmal einen kleinen Abstecher gemacht, um die Ruinen von Troja zu sehen; und setzt dann — horrescimus referentes — hinzu: „On n'y voit que des pierres, ce qui ne vaut pas assurement la peine, d'aller jusque là."

Der Engländer George Wheler und sein Reisegefährte Jakob Spon aus Lyon, welche Beide im Jahre 1676 Athen besuchten, haben uns die einzige genaue Schilderung von dem Zustande dieser Stadt vor der Venetianischen Eroberung (1688) geliefert. Spon war, wie er in seiner Dedication an den Pater la Chaise (Ludwig's XIV. Beichtvater) selbst gesteht, ein so enthusiastischer Freund des Alterthums, daß er für moderne Eitelkeiten weder Augen noch Ohren hatte. Mit dieser leidenschaftlichen Sucht, in alten Ruinen herumzukriechen und verwitterte Inschriften zu entziffern, hat er den Liebhabern frischer und angenehm zerstreuender Lektüre, wie man sich leicht denken kann, einen schlechten Dienst erwiesen. Aber selbst in seinem Lieblingstreiben ist er, wie es allzu einseitigen Leuten gewöhnlich geht, oft ein

blinder Führer, den seine eigene Gelehrsamkeit konfus macht. So z. B. versetzt er die Gesimse des Parthenon in Hadrian's Zeitalter und lächelt über einen Korrespondenten des Professor Crusius, der in den verzeihlicheren Irrthum gerieth, sie für das Werk des Praxiteles zu erklären.

In der vorhin erwähnten Dedication sagt Spon, „die Luft der Provinz und der Staub des Kabinettes hätten ihn angesteckt"; und wirklich mögen seine staubigen Lucubrationen in der Böotischen Atmosphäre von Lyon ihren Theil daran gehabt haben, daß sein Geschmack sehr weit hinter seiner Gelehrsamkeit zurückblieb. Es ist thatsächlich, wenn es auch unglaublich scheinen könnte, daß er die Karryatiden, welche den Portikus des Pandroseum stützen, trotz der Last, die sie auf ihren Häuptern tragen, und trotz ihrer diesem Geschäft entsprechenden Haltung für die Statuen der Grazien erklärt hat, welche Sokrates gemeißelt haben soll, als er noch die Kunst seines Vaters trieb. Sein einziger Grund für diese wunderliche Konjektur ist, daß die Statuen des Pandroseum **bekleidet** sind, wie es auch die Grazien des Sokrates, gegen die allgemeine Sitte, gewesen!

Bei allen diesen Verirrungen und Sonderbarkeiten schätzt man die Werke Spon's und Wheler's doch mit Recht als sorgfältige und gewissenhafte Reiseberichte gebildeter und verständiger Beobachter. Wheler war Botaniker und Archäolog in Einer Person. Er ziert und verdeutlicht seine Beschreibungen mit einer Menge merkwürdiger aber sehr grober Kupferstiche, auf denen man alle Regeln der Perspektive vermißt. Von den Athenern der damaligen Zeit sagt er, sie besäßen viel natürlichen Verstand und seyen auch höflicher und gebildeter als die übrigen Bewohner Griechenlands; aber Gelehrsamkeit sey unter ihnen so gut als gar nicht zu finden. Nur zwei Individuen, der Erzbischof und der Abt von Kyriani, einem benachbarten Kloster, verstanden Altgriechisch. (Schluß folgt.)

F r a n k r e i c h.

Der Blumist.

Von Alphons Karr.

Wenn man gewisse Liebhabereien beobachtet, die oft das Leben eines Menschen ausfüllen und beglücken, dann begreift man erst recht, wie es für Jeden ein Bedürfniß ist, sein Heiligenbild von Thon oder von Holz zu besitzen, das er nach Gefallen ausschmücken kann. Dadurch erklärt es sich auch, wie selbst Männer von Geist ihr Leben mit einigen Blumen, einigen Insekten, ja manchmal sogar mit Einer Blume, Einem Insekt ausfüllen; es lehrt sie ein bewunderungswürdiger Instinkt oder auch zuweilen eine weise Philosophie, dem Geschick so wenig Raum als nur immer möglich darzubieten, ganz bescheiden zu leben und sich mit einem Glücke zu begnügen, das sich den Augen der Welt leicht entziehen läßt.

Man muß nicht glauben, daß die Stärke und Heftigkeit einer Liebhaberei sich nach der Größe oder Kleinheit des Gegenstandes richte. Die Blumisten, die wie die Bienen in den Blumen leben, haben ihren gefährlichen Stachel wie diese. Selbst die zartesten Leidenschaften haben oft eine abstoßende Außenseite, wie man eine kostbare Pflanze mit Dornen umgiebt, um den Zahn der Heerden davon abzuhalten. Dies erinnert mich, wie mir eines Tages der wilde Charakter des Schafs offenbar wurde, das ich stets für das Bild der Sanftmuth und Freundlichkeit gehalten hatte. „Lieber Herr", sagte zu mir ein Schäfer, mit dem ich auf dem Wege nach Epernay zusammentraf, „es giebt nichts Böseres als so einen Hammel. Das Kraut auf dem besäten Felde da schmeckt ihm nicht etwa besser, als das auf dem nichtbesäeten daneben; aber doch laufen sie alle auf das besäete .... Holla, holla! Beiße sie da fort, Medor, holla .... Sie wollen nur, daß der Feldhüter mich packen und in Strafe nehmen soll. He, da ist wieder eins drüben, ein schwarzes, das meinen Hund reizen will. Bleib hier, Medor .... Es reizt ihn nur aus Schabernack .... Medor, willst du wohl herkommen? Marsch zurück! Es will nur, daß er es würgen soll, denn das böse Thier weiß sehr wohl, daß der arme Schäfer es bezahlen muß, wenn der Hund es würgt."

Dem Schreiber dieser Zeilen hätte es beinahe einst sein Leben gekostet, daß er über einen Lack, der blau blühen sollte, aber Blumen vom schönsten Gelb brachte, zu äußern wagte: Was es denn eigentlich nütze, einen blauen Lack zu besitzen, der doch beständig nur gelb blühe? — Doch wir wollen hier eine Geschichte berichten, die wir selbst erlebten.

Man erinnert sich wohl noch der Wuth, mit welcher man vor ungefähr dreißig Jahren in ganz Europa, besonders in Frankreich und mehr noch in Holland, die Tulpenzucht betrieb. Eine Zwiebel semper augustus wurde mit 12,000 Franken, eine „gelbe Krone" mit 1123 Fr. und einem mit zwei Braunen bespannten Wagen bezahlt. Eine nur mittelmäßige Tulpe, der „Vicekönig", wurde für vier Tonnen Waizen, acht Tonnen Roggen, vier Ochsen, acht Schweine, zwölf Hammel, zwei Fässer Wein, vier Fässer Bier, zwei Fässer Butter, tausend Pfund Käse, ein vollständiges Bett, einen Pack Kleider und einen silbernen Becher verkauft. Zu jener Zeit las man in den Zeitungen unter den auswärtigen Nachrichten: „Amsterdam. — Der Admiral Liefhens hat bei Herrn Berghem wunderschön geblüht." — Doch wir müssen zu unserer Geschichte übergehen.

Eines Tages ließ man es sich einfallen, daß die Tulpen mit gelbem Grunde nicht mehr schön wären, und daß man sie thörichterweise schon so lange Zeit bewundert habe; die einzigen Tulpen, die man ziehen müsse, seyen die weißgrundigen; alle gelbe Tulpen müßten aus den Beeten, die nur irgend von Geltung seyn wollten, verbannt werden, ihr Saame sollte verflucht und in alle Winde zerstreut werden. Die Tulpenfreunde zerfielen in Parteien; man schrieb Briefe, Broschüren, Gedichte, Pamphlets, dicke Bücher. Die Vertheidiger der gelben Tulpe wurden Hartnäckige, in Vorurtheilen Befangene, Illiberale, Feinde der Aufklärung und Jesuiten genannt. Die Anhänger der weißen Tulpe waren als Tollkühne, Neuerer, Aufrührer, Demokraten, Unruhestifter, Sansculotts und Brauseköpfe verschrieen. Freunde entzweiten sich, Haushaltungen veruneinigten und Familien trennten sich deshalb.

Als Herr Müller eines Abends mit einem seiner Jugendfreunde Domino spielte, der, wie er selbst, ein großer Blumist war, sprach man über Tulpen, — über gelbe und weiße Tulpen. Herr Müller hielt an den gelben fest, sein Freund war ein Anhänger der neuen Ideen. Mehul, der ein berühmter Tulpenliebhaber war, hatte sich so eben den weißen zugewendet. Müller und sein Freund, Beides Leute von gutem Geschmack und Lebensart, mäßigten sich auf alle erdenkliche Weise in ihren Ausdrücken und vermieden mit größter Sorgfalt jeden Streit.

„Gewiß", sprach Herr Müller, „die Natur hat nichts vergebens gebildet, da ist nicht ein Stein in ihrem kostbaren Schmuckkästchen, der nicht das Auge entzücke; es ist beklagenswerth, wenn Personen etwas ganz ausschließlich verwerfen. Es giebt in der That mehrere weiße Tulpen, die ich gern in meine Sammlung aufnehmen würde, wenn mein Garten größer wäre." — „Ich gestehe gleichfalls ein", entgegnete sein Freund, der an Höflichkeit und Zugeständnissen nicht hinter ihm zurückbleiben wollte, „daß Erymanthe, trotz ihres Gelb, doch eine sehr schätzenswerthe Blume ist." — „Ungeachtet ihres weißen Grundes verwerfe ich keinesweges die Unika von Delphi", erwiederte Herr Müller. — „Die ist eben nicht allzu weiß", antwortete der Freund; „erst nach drei oder vier Tagen verliert sie den gelben Schein, der ihr beim Aufblühen eigen ist; wir geben auch nicht viel auf sie." — „Und doch gefällt sie mir am besten von Deiner ganzen Sammlung." — Mit so vortrefflichen Redensarten unterhielten sich die Freunde, als Madame Müller das Zimmer verließ, um den Thee zu bereiten.

Es ist schwer zu sagen, welche undurchdringliche Uebergänge sie zur Bitterkeit, zu Schmähungen, zu Thätlichkeiten führten, aber wahr ist es, daß, als Madame Müller nach fünf Minuten zurückkehrte, sie die Beiden unter dem Tische fand, sich in den Haaren liegend und mit den Fäusten abpuffend. Herr Müller hatte seinem Freunde die Dominosteine ins Gesicht geworfen und so den Kampf eröffnet. Man kann leicht denken, wie die beiden Gegner sich schämten, als die erste Hitze verraucht war. Herr Müller schrieb auch Tages darauf an seinen Freund: „Ich bin ein reißendes Thier und ein schlecht erzogener Mensch, nimm gütig meine Entschuldigungen auf. Unsere alte Freundschaft wird diesen unglückseligen Augenblick vergessen machen. Meine Frau ersucht Dich, heute bei uns zu speisen. Wir werden von dem kleinen Brüsseler Kohl haben, den Du so gern issest. Dein Freund Müller. — Nachschrift. Du würdest mich sehr verbinden, theurer Freund, wenn Du mir einige von Deinen schönen weißen Tulpen beiseitlegtest; das nächste Jahr werde ich eines meiner besten Beete für sie bestimmen. Vorzüglich wünschte ich den Palademes und die königliche Agathe." — Kurz darauf empfing er folgende Antwort: „Um dreiviertel auf fünf werde ich bei Dir seyn. Du wirst mir gestatten, mein vortrefflicher Freund, Dir einen Blumisten vorzustellen, der sich sehnt, Deine herrlichen Tulpen zu bewundern. Vorzugsweise wünscht er Deine Tenebrosa, Deine Julvecourt und Deine köstliche Lisa zu sehen."

Ein Zartgefühl, welches Beide zu würdigen verstanden, hatte Herrn Müller's Bewunderung gerade auf die weißesten Tulpen gelenkt, und sein Freund war nicht weniger höflich in Bezug auf die gelbgrundigen. Diese Regung von Großmuth konnte sich jedoch bei Herrn Müller nicht fortdauernd rege erhalten, das Zugeständniß des Herrn Walter war eben so vorübergehend, wie das Gefühl und der Anlaß, die ihm zum Grunde lagen; das Versöhnungspfand seines Freundes aber überdauerte jenes Gefühl. Die Erde, in welche man die weißen Tulpen legte, wurde weder gedüngt noch gesiebt, wie die, welche für ihre gelben Schwestern bestimmt war; schon im zweiten Jahre fand Herr Müller, daß sie ihm im Garten sehr hinderlich wären, im dritten wurden sie unter eine Traufe gepflanzt und blühten nur sehr dürftig. Wenn Herr Müller seinen Gästen die gelben Tulpen in ihrem schönsten Glanze gezeigt hatte, so sagte er: „Hier sind die schönsten, die man in Weiß besitzt; mein Freund Walter machte sie mir zum Geschenk, und ich halte große Stücke darauf." Und wenn er dann wenige Minuten darauf hinzufügte: „Ich begreife gar nicht, wie man weiße Tulpen ziehen kann", so war man natürlicherweise seiner Meinung.

Unter der Regierung Ludwig's XIV. kannte man nur vier Rosenarten; heutzutage zählen die bescheidenen Blumisten, die, welche nicht einer und derselben Rose vier oder fünf verschiedene Namen geben, und die, welche nicht von der Liebe zum Neuen und dem Entdeckungsstolze verblendet sind, vierzig verschiedene Sorten und mehr als achtzehnhundert Spielarten. Manche Blumenliebhaber, die von dem Ehrgeize, irgend eine Spielart allein zu besitzen, angetrieben werden, suchen mit demselben Eifer nach Fehlern in den Rosen, wie andere nach Vorzügen. Wenn nur eine Rose selten ist, so ist sie auch schön genug und übertrifft in

ihren Augen die herrlichsten an Fülle, Farbe und Wohlgeruch. Seit funfzig Jahren suchen diese Enthusiasten nach der grünen, blauen, schwarzen und nach der gefüllten Kapuziner-Rose. Frau von Genlis, welche behauptet, die Moosrose erfunden zu haben, giebt in einem ihrer Werke ein Verfahren an, die schwarze und grüne Rose zu ziehen. Dies Verfahren ist sehr einfach, man soll nur eine Rose auf einen Aalbeerstrauch oder auf eine Stechpalme okuliren. Wir haben die Sache versucht, doch die Stechpalme trug nur ihre grünen stechenden Blätter und ihre Korallenbeeren, und der Aalbeerstrauch vortreffliche Aalbeeren. Um blaue Rosen zu ziehen, haben die Liebhaber bis jetzt immer ohne Erfolg die geringe Anzahl von blauen Blumen, welche die Natur hervorbringt, in ihre Gärten gepflanzt, in der Hoffnung, daß die Bienen den Staub einer dieser Pflanzen auf einen Rosenstrauch tragen und ihn damit befruchten sollen, so daß er blaue Rosen hervorbrächte. Die Rosen endlich, die man mit den schwärzesten Namen belegte, wie die Nigritia, die Urika, sind eigentlich nur violette Rosen.

Die Liebhaber verstehen sich auf die geringsten Verschiedenheiten. Ein Rosenstock ist merkwürdig durch sein Holz, ein anderer durch seine Stacheln; der ist merkwürdig durch den Mangel dieser oder jener Schönheit; dieser ist nur deshalb von Werth, weil er keinen Geruch hat, und jener würde unendlich weniger gelten, wenn er nicht etwas nach Wanzen röche. Je mehr ein Exemplar von der gewöhnlichen Rose, von jener Rose, die Jeder haben kann, abweicht, desto größeren Werth hat es für die leidenschaftlichen Liebhaber. Ueberglücklich wäre Einer, wenn sein Rosenstrauch ein Weinstock wäre, und wenn er Wein von seinen Rosen trinken könnte. Der Besitzer eines Rosenstrauchs erzählte uns als etwas ganz Besonderes von demselben, daß er noch nie geblüht habe, obgleich er schon fünf Jahr alt sey. Glückseliger Mann! und noch tausendmal beglückter, wenn sein Rosenstrauch nächstes Jahr auch keine Blätter tragen wird!

Der Pfarrer von Palaiseau, einem kleinen Dorfe im Departement der Seine und Oise, der ein ausgezeichneter Blumist und Besitzer einer kostbaren Rosensammlung war, ließ sich vor einigen Jahren von der Neugierde verlocken, zu einem Rosenflor zu wallfahrten, der sich im Besitz eines Engländers befand. Diese Rosensammlung konnte man eine wahre rosa mystica nennen, denn der Garten des Engländers war, wie ein Harem, von hohen Mauern umgeben, und Niemand, unter welchem Vorwande es auch immer seyn mochte, wurde in denselben eingelassen. Der Besitzer war fanatisch eifersüchtig auf seine Rosen; für ihn allein sollten sie ihre reiche Farbenpracht, vom tiefsten Purpur bis zum hellsten Rosa, vom dunkelsten Violet bis zum blassen Gelb und Weiß, entfalten, nur für ihn allein sollten sie ihre herrliche Düfte aushauchen und in einander mischen. Ein Deutscher Schriftsteller sagt irgendwo: „Dem Glücklichen ist schwer beizukommen", und in dieser Hinsicht war unser Engländer gewiß der Glücklichste der Menschen. Niemand hatte je seine Rosen gesehen; er war eifersüchtig auf die Abendlüftchen, welche den Duft über seine Mauern hinaustrugen, und um mit aller in den Harems üblichen Strenge zu verfahren, hatte er schon oft daran gedacht, seine Rosen, wie die Odalisken, durch eine neue Art von Eunuchen bewachen zu lassen, von Leuten, die, wenn auch nicht blind, doch wenigstens ohne Geruch wären.

Der gute Pfarrer, welcher schon beinahe achtzig Jahre zählte, machte sich Nachts auf den Weg, fuhr fünf Stunden weit in einem rumpeligen Wagen, langte vor Tagesanbruch an, wandte sich an den Gärtner, sparte kein Zureden, ja, man beschuldigt ihn selbst, Bestechung angewendet zu haben, um den Eunuchen zu bewegen, ihn in das geheimnißvolle Asyl der Freuden seines Herrn einzuführen. Der Gärtner ließ sich rühren und öffnete beim ersten schwachen Tagesschein sacht mit einem geölten Schlüssel die Thür, an welcher der gute Pfarrer, keuchend und den Athem an sich haltend, in größter Angst seiner harrte. Ohne Geräusch öffnete sich das Schloß, mit langsamen, leisen Tritten schleichen die Mitschuldigen vorwärts; die Tageshelle ist so schwach, daß sich noch nichts unterscheiden läßt, aber es scheint, als athme man schon eine gewürzige Luft. Jetzt wird man die Rosen erblicken .... da tönt plötzlich aus einer Jalousie eine Stimme hervor: „Williams! he Williams, gleich hinaus mit dem Herrn aus dem Garten!" Dem Gebote durfte man nicht widersprechen, der arme Pfarrer mußte hinaus, bestieg seinen Wagen und kehrte nach zehnstündiger Fahrt auf abscheulichen Wegen, ohne den Zweck seiner Reise erreicht zu haben, nach Hause zurück. Um ihn zu trösten, behauptete ein Nachbar steif und fest, daß der Engländer seinen Garten nur darum so verschlossen hielte, weil er keine einzige Rose besäße.

Im Allgemeinen gestatten die Blumisten nicht Jedermann den Eintritt in ihre Gärten. Gewisse Liebhaber lassen nichts unversucht; Bestechung, Ueberklettern, falsche Schlüssel, Mißbrauch des Vertrauens, nichts schreckt sie ab, um sich ein Pfropfreis oder ein Auge von einem Rosenbaum, den sie nicht besitzen, zu verschaffen.

Im Jahre 1828 erhielt die Herzogin von Berry von den Rosen, die sie jährlich in Rosni säen ließ, zwölf Blumen, die ihr von besonderer Schönheit zu seyn schienen; es kam aber nicht bloß darauf an, schöne Rosen zu haben, sondern es sollten auch neue, unbekannte Sorten seyn; sie beauftragte also Frau von Larochejacquelin, dieselben einem berühmten Gärtner zu zeigen. Nachdem der Gärtner die Rosen zehn Minuten lang untersucht hatte, erklärte er, es wären drei neue Arten darunter. Eine schien ihm besonders den Vorzug über ihre beiden Nebenbuhlerinnen zu verdienen, und sie erhielt den Namen Hybride von Rosni.

Zwei Jahre darauf, im Mai oder Juni 1830, als die Herzogin von Berry zum letztenmale ihre Rosen in der Blüthe sehen sollte, fiel es ihr ein, daß sie nun schon zwei Jahre lang das Vergnügen genösse, allein die Hybride von Rosni zu besitzen, und daß es wohl Zeit sey, dies Vergnügen dadurch zu erneuern, daß sie es mit Jemand theile. Sie glaubte, es würde für den berühmten Gärtner ein Geschenk von einigem Werthe seyn, und beauftragte von neuem Frau von Larochejacquelin, ihm die Rose von ihr zu überbringen.

Die Dame fand den Blumisten im Schatten zweier hoher prächtig blühenden Rosensträucher, mit Lesen beschäftigt. Er empfing das Geschenk mit allen Zeichen der Erkenntlichkeit, die dieser zarten und ehrenden Aufmerksamkeit gebührten. Aber die Gabe kam zu spät; er hatte vor zwei Jahren während der kurzen Zeit bei der Untersuchung der Rosen schnell und heimlich zwei Augen von der schönsten Qualität abgeschnitten; mit dem besten Erfolg hatte er sie gepfropft, und er empfing die Abgesandte der Herzogin im Schatten zweier Hybriden von Rosni, die an Schönheit unstreitig die Rosenbüsche von Madame übertrafen.

Die Mehrzahl derer, die sich mit den Blumen beschäftigen, thuen dies mehr aus Eitelkeit als aus Liebe zu denselben, mehr um sie zu zeigen, als um sie selbst zu sehen. Die Blumisten selbst — nur wenige nehme ich davon aus — lieben die Blumen gar nicht einmal. Einige pflanzen eine Dalhia unter Kieseln ein, um dadurch eine gestreifte zu erzielen, Andere berauben eine Camelia aller ihrer Blätter. Bei der Rückkehr der Bourbonen guillotinirte Herr P. alle seine Imperialen; Ludwig XVIII. verbannte die Veilchen, die auch mit in die Politik verwickelt waren; später wurde ihnen aber wieder Amnestie ertheilt. Der Befehlshaber des Tuilerieenschlosses, Herr von Castres, erließ einen Befehl gegen die rothen Nelken. Nach der Juli-Revolution waren mehrere Jahre lang die Lilien aus allen Königlichen Gärten verschwunden. Man ehre immerhin jede Leidenschaft und jedes Glück, aber die Leidenschaft der Blumisten ist keine wahre.

Aegypten.

Ferlini's Nachgrabungen in Nubien.

(Schluß.)

Stefani brachte indessen 8 Tage damit zu, eine andere Pyramide bis zum Portikus abzutragen. Er entdeckte kurz darauf die Treppe und gelangte in die Kammern. Einer von den gefundenen Leichnamen lag auch hier unter einem Stein. Man grub daneben, um den Stein aufheben zu können, als einer der Arbeiter mit der Hacke einen runden Körper von der Größe eines Straußeneies traf und zerbrach, aus dessen Innern viele kleine Gegenstände von Glas oder einem anderen Fluß von fester, weißer, durchsichtiger Composition hervorgingen. Während Stefani in den inneren Kammern beschäftigt war, durchsuchte ich den demolirten Theil der Pyramide. Ich gewann dabei nur ein Stück Stein, auf welchem 2 Figuren eingehauen waren. Man wundert sich vielleicht, daß ich die Arbeiten nach allen diesen vergeblichen Bemühungen mit so vieler Beharrlichkeit und Geduld fortsetzen mochte. Ich gestehe, daß ich oftmals mich vom Kummer ganz erdrückt fühlte, wenn ich nach den Mühsalen des Tages mit meinem Freunde zum Zelte zurückkehrte, während die Arbeitsleute unter Freudensprüngen und mit gräßlichem Geheul uns folgten, die Hände nach dem Taglohne ausstreckend, den ich als weggeworfen achten mußte. Unsere Nahrungsmittel waren äußerst elend; eine Hälfte der Nacht mußte Jeder von uns wachen, um uns nicht unseren treulosen Arbeitern in die Hände zu geben; die Hitze war unleidlich und die Furcht peinigend, Alles an ein langwieriges Unternehmen zu setzen, dessen Fruchtlosigkeit ein Augenblick herausstellen konnte. Meine Sorge brachte mich mehrmals auf den Punkt, die ganze Sache aufzugeben. Aber wenn ich auf meine Leute einen Blick warf und sah, wie sie bei ihrer schlechten Kost den ganzen Tag um einen elenden Lohn sich's sauer werden ließen, so ermuthigte ich mich und nahm mir vor, als ein Bettler oder als Herr eines Schatzes heimzukehren.

Nach Beendigung der zuletzt erwähnten Arbeiten ließ ich Stefani zwischen dem Dorf und den Pyramiden des östlichen Hügelabhangs, wo sich Reste einer alten Stadt zeigten, einen Versuch machen, der so fruchtlos wie die früheren ablief. Inzwischen ermunterten uns die Eingebornen, nur immer weiter zu graben, denn sie hätten eine alte Tradition, nach welcher Schätze von mehr als 40 Ardes Gold im Boden lägen (etwa 4000 Pfund). Ich nahm dies für nichts mehr als eine schlaue Erfindung, um sich noch länger Arbeit zu verschaffen. Auch die vierte Pyramide, welche ich selbst untersuchte, lieferte uns nur einige unbedeutende Kleinigkeiten.

Endlich beschloß ich, einen Angriff auf eine der großen Pyramiden zu wagen, und zwar auf diejenige, welche fast gänzlich unversehrt schien. Es war dieselbe Pyramide, welche Caillaud de Nantes in seiner „Reise am weißen und blauen Fluß" (Theil II. S. 157.) beschrieben hat, ein schönes Monument, aus 64 Stufen (jede ½ Klafter hoch) gebildet. Ich stieg mit 4 Arbeitern zur Spitze hinauf und sah, daß die Zerstörung des vom Alter schon sehr morschen Gebäudes leicht seyn würde. Ich befahl, mit dem Abtragen der Stufen zu beginnen. Die Sonne brannte fürchterlich. Die Hitze stieg auf 48° Reaumur. Ich ging mit Stefani zu einer benachbarten Pyramide, um uns in den Schatten zu setzen. Plötzlich hörte ich meinen treuen Diener rufen. Das Herz voll

süßer Hoffnung, eile ich auf die Höhe des Monumentes. Mein Freund ist bei mir. Ich sehe meinen Diener die gemachte Oeffnung auf dem Gipfel der Pyramide mit seinem Leibe decken, während die Schwarzen, brennend vor Habgier, ihn mit Gewalt hinwegzudrängen und ihre Hände in die Oeffnung zu stecken suchen. Wir zogen unsere Degen und jagten das Gesindel hinunter. Dann riefen wir andere, zuverlässige Leute und ließen in unserer Gegenwart die Arbeit fortsetzen.

Die Gegenstände, welche man durch die gemachte Oeffnung im Innern der Pyramiden sah, ließen sich nicht deutlich erkennen, bis die obere Lage großer Steine hinweggenommen war. Nun zeigte sich eine Kammer von etwa 4 Fuß Höhe, deren 6 bis 7 Fuß breite Wände von den Stufen der Pyramide selbst gebildet wurden. Ein großer Körper befand sich in der Mitte, unter einem baumwollenen Tuche von außerordentlicher Weiße, welches, kaum berührt, in Staub zerfiel. Es war eine Art Tisch oder Altar auf vier säulenförmigen Füßen, von einer hölzernen Balustrade umgeben, deren geschnitzte Stäbe, abwechselnd ein großer und ein kleiner, symbolische Figuren vorstellten. In einer Vase von Bronze, welche unter dem Tische stand, befanden sich verschiedene Kostbarkeiten, jegliches Stück in solches Zeug gewickelt, als über den Tisch gedeckt gewesen war. Um die Vase her waren noch mancherlei Gegenstände in symmetrischer Anordnung mit Fäden befestigt, als: Halsgeschmeide, Glaspasten, farbige Steine, Talismane, kleine Idole, ein metallenes Etui, runde hölzerne Büchsen, mit einem Staube angefüllt, eine Säge, ein Meißel u. dgl. m. Ich steckte alle diese Gegenstände in kleine lederne Beutel, um das Gold vor den Augen der Araber zu verbergen. Als ich von der Pyramide herabgestiegen war, drängten sich alle Arbeiter um mich, aber ich setzte ihnen Festigkeit entgegen und befahl ihnen, die Waffe in der Hand, in ihrer Arbeit fortzufahren. Die Schwarzen flohen eilig, sobald sie mein Gewehr sahen, als könnte schon der bloße Anblick ihnen den Tod geben. Am Abend, als die Schwarzen zu ihren Zelten gegangen und meine Diener in tiefem Schlafe lagen, untersuchten wir, mein Freund und ich, die gefundenen Schätze mit größerer Aufmerksamkeit. Mein Herz war voll unbeschreiblicher Freude. Ich erstaunte über die Menge und schöne Arbeit der Goldsachen. Ich sah mich im Besitz einer Sammlung, wie sie in dieser Gattung noch kein Europäisches Museum besitzt. Die geschnittenen Steine schienen mir den besten Arbeiten der Griechen gleichzukommen, ja sie zu übertreffen. Während ich mich meinem Entzücken überließ, malten sich düstere Sorgen in den Mienen meines Freundes. Ich fragte ihn nach der Ursache. Er fürchtete das Aeußerste von der Habsucht unserer Schwarzen; er rieth zu heimlicher Flucht mit unseren Schätzen. Ich aber war seit fünf Jahren gewohnt, ihnen gegenüberzustehen, ich kannte ihre Feigheit und widersetzte mich seinem Plane. Auch wollte ich gern noch mehr entdecken. Ich beruhigte meinen Freund und schlug ihm vor, unsere Kostbarkeiten in der Wüste zu verscharren. Wir machten ganz in der Nähe unseres Zeltes eine Grube, legten Alles hinein und deckten Erde und Sand darüber. Mit dem frühesten Morgen kehrten wir zur Pyramide zurück. Gegen 300 Eingeborne waren zur Arbeit herbeigelaufen. Aus Vorsicht schickte ich Niemanden hinweg, obgleich mir nicht so viele Leute nöthig waren. Ich beschäftigte Viele mit Nachgrabungen in der Umgegend, die sich jedoch vergeblich erwiesen. Das weitere Abtragen der Pyramide war sehr schwierig. Die gewaltigen Steinblöcke lagen in einer Art Mörtel. Nach 14tägiger Arbeit waren wir kaum bis auf die halbe Höhe hinuntergelangt. Wir fanden im Innern nichts als Strohseile und hölzerne Schlägel in sehr verwittertem Zustande. Etwa in der Mitte der Pyramide bildeten drei große Steine eine Nische. Sobald dieselbe zugänglich war, zeigte sich abermals ein baumwollener Schleier, welcher irgend einen Gegenstand verhüllte, zwar diesmal keinen goldenen Schatz, doch zwei bronzene Vasen von eleganter Form und so vollkommener Erhaltung, daß sie ganz neu schienen. In den Vasen war wiederum ein schwarzer Staub.

Um bis zum Niveau des Hügels vorzudringen, gebrauchten wir noch 20 Tage. Die Eingangshalle, an welcher ich den Namen Caillaud eingegraben fand, hatte mehrere Reihen von Hieroglyphen und der Thür gegenüber die majestätische Gestalt eines auf einem Löwen sitzenden Mannes. Von diesen Dingen konnte ich, ihrer Schwere wegen, nichts mitnehmen. Ich hätte gern auch die Treppe aufgedeckt, welche nach Analogie der kleinen Pyramiden hinunter in die Grabkammer führen mußte. Die starken Lagen aber von hartem schwarzen Stein, Pallah in Numidien genannt, widerstanden allen unseren Anstrengungen. Als ich unter dem Vestibul, von der Seite her, einen Zugang zu eröffnen versuchte, stieß ich auf dieselben Steine. Doch beschloß ich, meine Nachforschungen an diesem Orte noch fortzusetzen.

Einen Theil meiner Arbeiter verabschiedete ich. Aber am nächsten Tage kamen sie, mit ihren Lanzen bewaffnet, unaufgefordert herbei und sahen unter drohenden Geberden unseren Arbeiten zu. Ich gab meinen Dienern und Negern Auftrag, sie sorgfältig zu beobachten. Am sechsten Tage berichtete mir ein treuer Sklave, der ihre Sprache verstand und sich an sie gedrängt hatte, daß sie beschlossen hätten, mich zu überfallen und meiner Schätze zu berauben. Mein erster Gedanke war, ihnen zuvorzukommen und mit den Meinigen sie augenblicklich anzugreifen. Stefani brachte mich davon zurück, besonders durch die Besorgniß um unsere Familien. Auch wünschte ich nicht, daß von meinen Entdeckungen viel Lärmen würde und die Aufmerksamkeit der Regierung weckte, weil ich dadurch Alles einzubüßen Gefahr lief. Flucht blieb das einzige Rettungsmittel. Wir erwarteten die Nacht.

Drei meiner treuesten Diener schickte ich mit den Kameelen nach Berber, wo die Karavanen sich zu vereinigen pflegen, welche die große Wüste Koruska durchziehen. Auf dem Nil lag stets ein Fahrzeug der Regierung zu meiner Disposition. Ich begab mich mit Stefani auf dem nächsten Wege dorthin, und wir schifften uns mit unseren Familien ein. Nach drei Tagen erreichten wir Berber. Wir wurden von Abas-Aga, dem Vice-Gouverneur von Nigritien, sehr gütig aufgenommen. Er behielt uns acht Tage lang bei sich und bewilligte uns Kameele und Führer für die Reise durch die Wüste. Zwei Tage nach unserem Aufbruch von Berber erreichten wir Abu-Achmet, das letzte Dorf am Flusse, wo die Bisarah wohnen, die auf ihren Zügen durch die Wüste Tage lang ohne Trank und Speise wandern. Ich versah mich mit Wasser, und wir betraten die Wüste Koruska, das wasserlose Meer, wie die Schwarzen sagen. Nach sieben Tagen kamen wir an eine Quelle, welche unter Gestein aus drei Oeffnungen sprang. Das Wasser war sehr schlecht, aber doch mußten wir davon mitnehmen. Wir erreichten am zwölften Tage die sogenannten „Pforten“, den Anfang einer Felskette von schwarzem Granit. Noch zwei Tage, und wir befanden uns in Koruska am östlichen Nil, zwischen dem dem ersten und zweiten Katarakt.

Auf dem gewöhnlichen Wege kehrte ich nach Kahira zurück. Ich erhielt durch Vermittelung des Französischen Konsuls, Herrn Mimaut, meinen Abschied und rückständigen Sold. Die Erlaubniß zur Abreise ward mir ertheilt, und auch der Pest, welche eben in diesen Gegenden wüthete, glücklich entronnen, sah ich endlich mein Vaterland wieder.

Mannigfaltiges.

— Erinnerungen an Paul und Virginie. Als das Französische Schiff „Favorite“ auf seiner letzten naturwissenschaftlichen Expedition auch Isle de France berührte, konnten die Reisenden nicht umhin, die Orte aufzusuchen, welche durch Bernardin de St. Pierre's reizende Erzählung so berühmt geworden. Begleitet von einem jungen Kreolen, machten sich ihrer vier in einer eleganten Kutsche nach dem Pampelmus-Wäldchen auf den Weg, das in jenem Roman eine Hauptrolle spielt. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, die Luft mild und rein, und die Landschaft entfaltete alle Ueppigkeit einer südlichen Vegetation. Von Zeit zu Zeit wurde die Gesellschaft durch den Ruf der Palankin-Träger und durch den frohen Gesang der Negerinnen, welche Feld- und Gartenfrüchte nach der Stadt trugen, aus ihren Träumereien geweckt. Gegen sechs Uhr ging die Sonne auf, und nun erkannte man deutlich das Thal, der „Priester-Grund“ genannt, wohin der Verfasser von „Paul und Virginie“ das Haus der Frau von Latour versetzt. Dieser Ort ist mindestens drei Stunden von der Pampelmus-Kirche entfernt, und Bernardin muß seine beiden Liebenden für gute Fußgänger gehalten haben, da er sie diesen Weg alle Sonntage machen läßt, um die Messe zu hören. Die Kirche hat nichts Merkwürdiges außer ihrem Namen und Alter; es war die erste, die auf der Insel gebaut wurde. Dann besuchte man die Wohnung der Madame Pons oder vielmehr die Gräber Paul's und Virginiens. Gewöhnlich dient dem Fremden hier ein Schwarzer zum Führer; da Madame Pons aber hörte, daß die Reisenden zur Französischen Marine gehörten, so eilte sie selbst aus ihrem Garten herbei, um sich ihnen als Cicerone anzubieten. Während sie zu den Gräbern gingen, erzählte ihnen der Schwiegersohn der Madame Pons, daß vor etwa zwanzig Jahren ein Besitzer dieser Wohnung, Namens Chateau, ein Sonderling, der sich gern habe berühmt machen wollen, den Beschluß gefaßt, zwei Monumente zum Andenken an Paul und Virginie zu errichten, da diese Geschichte seine Lieblings-Lektüre gewesen. Er ließ also zwei große thönerne Urnen verfertigen und sie zu beiden Seiten seiner Hausthür im Schatten einiger Bambusstauden aufstellen. Neben diesen bescheidenen Denkmälern errichtete er noch bescheidenere für Frau von Latour, für Domingo, für den Hund, genug, für die ganze Familie. Die irdischen Ueberreste der unglücklichen Liebenden konnte er jedoch nicht in den Urnen aufbewahren. Indeß hat die Geschichte ihren historischen Grund, denn alle Chroniken von Isle de France bestätigen es, daß zu der Zeit, wo Mahé von la Bourdonnaye Gouverneur der Insel war, das Schiff „Saint-Gérans“ von einem Orkan an ihre Küste getrieben wurde. Unter den Passagieren, die sich vom Bord desselben zu retten suchten, befand sich auch ein junges Mädchen aus einer Familie, deren Nachkommen noch auf Mauritius leben. Sie ward das Opfer einer übertriebenen Scham, da sie ihre Kleider nicht ausziehen wollte, und ein junger Offizier von dem Schiffe, der sie zu retten unternahm, ging mit ihr zu Grunde. Dies ist das Geschichtliche des Romans; das Uebrige hat die Phantasie des Verfassers hinzugefügt, dem es die Einwohner von Isle de France nicht verzeihen wollen, daß er gesagt, sie mißhandelten ihre Schwarzen und lebten nur von Reis und Brede, einer bitteren Hülsenfrucht, die von den Kreolen sehr gern gegessen wird.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 86. Berlin, Freitag den 19. Juli 1839.

Frankreich.

Die Assisen.

Von Cormenin.*)

Es ist Zeit, daß wir auch der Magistratur einmal auf den Zahn fühlen; die Redner und die Minister sind schon genug von uns gegeißelt worden. Wir haben die qui's und que's und die anderen barocken Constructionen der Thronreden über die Klinge springen lassen; wir haben über die hochtrabenden Reden der Deputirten unsere Glossen gemacht; wir haben die Rede des Präsidenten des ersten Staatskörpers am Kragen gepackt, und die Magistratur allein sollte von der Peitsche des Pamphletschreibers verschont bleiben? — Nein, das wäre nicht gerecht, das wäre nicht einmal gut für die Magistratur selbst. In unseren Tagen, wo Alles sich vor der Kritik beugen muß, wo sich Nichts, was schlecht und mangelhaft ist, dem Spott entziehen kann, wo die Regierenden, das Genie, der Ruhm, die Beredsamkeit, die Komponisten und die Dichter wie die Schauspieler ausgezischt werden, wenn sie sich blamiren, sehe ich nicht ein, warum man nicht auch an der Magistratur belachen sollte, was lächerlich ist.

Von den Wiedereröffnungen der Gerichte, jenen rhetorischen Paraden, die man zur Ehre des guten Geschmacks ganz abschaffen sollte, will ich gar nicht sprechen.

Ich hab' es gesagt und bleibe dabei: jenseits der Barrièren der Hauptstadt versteht man keine Feder zu führen; es giebt wohl Redner in der Provinz, aber keine Schriftsteller, nicht einen Einzigen unter 32 Millionen Menschen. Wenn es einen darunter giebt, wo ist das Meteor? Es zeige sich am Horizont, daß man es sehe!

Nein, nur auf unserem geistigen Boden, nur unter der Pariser Sonne kann die Kunst des Schriftstellers gedeihen. — Indeß, wenn auch die Magistratur literarisch nicht sehr gebildet ist, so lange sie sich nur durch ihre Rechtsgelehrsamkeit, ihre Tugenden, ihre Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit auszeichnet, wird die Französische Magistratur zu den achtbarsten in ganz Europa gehören.

Es giebt keinen Schatten ohne Licht, keine Regel ohne Ausnahme. Der Regel halte man eine Lob-, der Ausnahme eine Strafrede, damit sie nicht zur Regel werde.

Man kann zwei Klassen in der Magistratur unterscheiden, die bewegliche und die unbewegliche; die, welche sitzt, und die, welche steht, die, welche anklagt, und die, welche verurtheilt, die vortragende und die richtende.

Wie schön könnte nicht die Rolle der Staats-Anwalte im Drama der Assisen seyn! Sie sind das Organ der Gesellschaft, warum sind sie nicht immer so leidenschaftslos wie diese? Die Gesellschaft will sich nicht rächen, sie vertheidigt sich bloß; sie verfolgt nicht den Schuldigen, sie sucht ihn, und wenn sie ihn gefunden hat, übergiebt sie ihn den Dienern des Gesetzes. Sie hält den Angeklagten, so lange es geht, für unschuldig, und sie beklagt den Verbrecher, indem sie ihn verurtheilt. Sie liebt keine andere Beredsamkeit, als die der Wahrheit; sie will keine andere Strenge, als die der Gerechtigkeit. Ein Mensch, der von zwei Soldaten geschleppt und auf eine Bank niedergelassen wird, wo er sich gegenüber zwölf Bürger sieht, die ihn richten sollen, ein Tribunal, das ihn verhört, einen Ankläger, der ihn beschuldigt, und ein neugieriges Publikum, das ihn begafft, ein solcher Mensch, und hätte er früher Purpur und Scepter getragen, verdient jetzt nur Mitleid. Sein Vermögen, seine Freiheit, sein Leben, seine Ehre, die ihm mehr werth ist, als sein Leben, sind in Eurer Hand, ihr Männer des Parkets, und ihr fühlt euch nicht gerührt? — Nein, sie verstehen ihre Mission nicht, und statt Dolmetscher des Gesetzes zu seyn, ergreifen sie Partei und werden Schauspieler. Sie erhitzen sich, krümmen und biegen sich auf hundertfache Weise; sie halten kein Requisitorium**) mehr, sondern disputiren. Bald kommt ihnen das Feuer des Zorns aus den Augen und der Schaum zum Munde heraus. Bald hüllen sie sich in die Falten ihres schwarzen Tartan, um mit Eleganz anzuklagen, wie die Römischen Gladiatoren sich verhüllten, um mit Grazie zu sterben. Bald ahmen sie die Haltung, die Stimme und die Bewegungen der Tyrannen in den Melodramen nach, und sie bilden sich ein, Effekt zu machen und auf die Gemüther zu wirken, während sie nur Spektakel machen.

Da stehen sie oben auf ihrem Parket mit hochaufgerichtetem Kopf und erhitztem Gesicht und beherrschen die Jury, die zu ihren Füßen sitzt und von ihren Verdrehungen und ihrer Heftigkeit ganz betäubt wird. Ich habe Geschworene gesehen, welche die Augen schlossen und sich die Ohren zumachten, wenn ein solcher rhetorischer Sturm auf sie einbrach. Habt Mitleid mit den Herren Geschworenen, wo nicht mit den Angeklagten!

Die Geschworenen sind nicht in den Assisenhof gekommen, um theatralischen Aufführungen beizuwohnen. Ja, wenn sie ins Schauspiel gehen, das ist eine andere Sache; da wollen sie unterhalten, da wollen sie durch scenische Eindrücke erschüttert werden. Da muß man sie entweder erschrecken oder rühren, und sie bringen das Schnupftuch nur mit, um es thränenbenetzt wieder einzustecken. Sie wissen, daß die Verbrecher und die Tyrannen der Melodramen, die in einer mißhandelten Prosa ihre Requisitorien abhalten, im Uebrigen recht gute Leute sind, und daß die Unschuldigen, die man in der Coulisse tödtet, sich ganz vortrefflich befinden und, sobald sie Muße haben, ihre durch das Stück unterbrochene Domino-Partie unten in der Restauration mit ihren Mördern weiter spielen. Und wenn der Schauspieler es schlecht macht, haben sie die Genugthuung, ihn auszuzischen, ohne dem Verfasser zu nahe zu treten.

Aber wenn die Wirklichkeit an die Stelle der Dichtung tritt, wenn dieselben Zuschauer als Geschworene im Palais-de-Justice sitzen und ihr Urtheil tödten oder freisprechen soll, dann nehmen sie sich zusammen. Da fürchten sie nichts so sehr, als die Phantasie: hier hören sie nur die kalte Vernunft, prüfen sorgfältig die Thatsachen, suchen die Gedanken des Angeklagten zu ergründen, studiren sein Gesicht, lauschen ängstlich auf seine Antworten, seine Mienen, seine Ausrufungen, seine Gemüthsbewegungen und seine freudigen Geberden, seine Blässe und sein Zittern; da sitzen sie im Angesicht Gottes, im Angesicht der Menschen, im Angesicht der heiligen Wahrheit, die sie mit den Händen ergreifen möchten, die sie mit dem Blicke suchen, deren Beistand und Erleuchtung sie erflehen. Stört sie nicht in diesem ernsten Geschäft! Was ist die Beredsamkeit eines Rhetors gegen das Gewissen eines Ehrenmannes?

Nein, sie verstehen ihren Beruf nicht, die Männer des Parkets, die sich die Hände in die Seiten stemmen und den Mund so voll nehmen, um ein kleines Verbrechen mit Gewalt zu einem großen aufzublasen, welche die Gemeinplätze ihrer Moral mit schönen Redensarten aufputzen und der Gesellschaft bange machen, wenn sie nicht das ganze Gewicht ihrer Rache auf eine Bagatelle legt, welche die Angeklagten heruntermachen, den Advokaten Grobheiten sagen und die Zeugen anfahren; die, wenn auch aus den Debatten die Unschuld der Angeklagten hervorgehen mag, nicht ehrlich die Anklage aufgeben, sondern sie unbeschadet der mildernden Umstände geltend machen; nein, die verstehen ihren Beruf nicht, die in der Sache Partei nehmen, die durch ergreifende Bilder, durch Aufregung der politischen Leidenschaften, durch Augenrollen und drohende Geberden die Jury, das Tribunal und das Auditorium erschüttern, damit man nur von ihnen sagen kann: „Wie beredt, wie schön sprach er!“

Ich bin nicht Großsiegelbewahrer und habe auch keine Lust, es zu seyn; aber wenn ich es wäre, so würde ich gar manchen General-Prokurator absetzen, der am unrechten Ort beredt war; ich würde es machen, wie jene Römischen Generale, die ihre Offiziere absetzten, weil sie außerhalb der Schlachtordnung einen Feind im Zweikampf tödteten. Man muß darauf sehen, daß jedes Ding nur an seinem Ort erscheine, die Beredsamkeit und der Muth, so gut wie die Tugend.

Es giebt General-Advokaten, welche die Freisprechung eines Schuldigen bewirken, nur dadurch, daß sie seine Schuld übertreiben, und eben so giebt es bei politischen Prozessen General-Advokaten, deren übertriebener, serviler Eifer der Regierung oft mehr schadet, als die heftigsten Ausdrücke des angeschuldigten Zeitungs-Artikels.

*) Dieser Artikel des berühmten Publizisten ist ein Auszug aus der letzten Lieferung des Werkes Les Français, von dem wir schon in Nr. 65 eine Probe gegeben haben.

**) Requisitoire ist bekanntlich in der Französischen Gerichtssprache die Rede des Königlichen Prokurators, worin er seinen Antrag auf die Strafe des Angeklagten motivirt.

Seltene Ausnahmen abgerechnet, sollte die Regel bestehen, daß man vor 36 Jahren nicht Mitglied des Parkets seyn dürfte; denn die Mitglieder des Parkets sollen ja die Organe der Gesellschaft seyn, als solche sprechen sie im Namen derselben, und dies können sie mit nicht genug Würde, Besonnenheit, Erfahrung und Anstand. Da Niemand in der Versammlung einen General-Advokaten, so lange er das Wort hat, unterbrechen, zurechtweisen und in Zaum halten kann, so muß er sich selbst zu leiten wissen. Wenn es an guten Magistraten fehlt, darf man mit den Anstellungen nicht knausern, man muß sie verdoppeln; denn es handelt sich hier um etwas, was wichtiger ist als Geld, es handelt sich um die Freiheit, um die Ehre, um das Leben der Bürger.

Wir kommen jetzt zu der sitzenden Magistratur; auch diese hat, so gut wie die stehende, Pflichten zu erfüllen.

Ich kenne kein erhabeneres, kein heiligeres und ernsteres Amt, als das eines Jury-Präsidenten; er repräsentirt in seinen Functionen die Macht, die Religion und das Recht; er vereinigt in sich die dreifache Würde des Königs, Priesters und Richters.

Welche Vorstellung muß ein Beamter, der einen so hohen Posten, vielleicht den ersten in der Gesellschaft einnimmt, von sich, d. h. von seinen Pflichten haben, wenn er sie würdig erfüllen soll! Welchen Scharfsinn braucht er nicht, um den durch die Schlangenpfade der Vertheidigung so oft unterbrochenen Zusammenhang der Debatten wieder herzustellen! Er muß aus den Widersprüchen der Zeugen die Wahrheit ans Licht bringen, er muß den schriftlichen Aussagen die mündlichen entgegenstellen, er muß die Zweideutigkeiten erklären, das Analoge zusammenstellen, das Zweifelhafte lösen, er muß auf die Hauptpunkte, um die es sich handelt, hinweisen, er muß einen Umstand, ein Faktum, ein Geständniß, einen Ruf, ein Wort, eine Miene, einen Blick, einen Ton, der Licht auf das Ganze wirft, hervorheben; er muß den Angeklagten mit sanfter Würde ausfragen, durch Ermahnungen ihn zum Geständniß und zur Reue bewegen, seinen Muth aufrichten, ihn aufmerksam machen, wenn er sich verirrt, ihn leiten, wenn er wieder auf den rechten Weg kommt; er muß die Vertheidigung und die Anklage in den Schranken des Anstandes halten, ohne doch die Freiheit der Verhandlungen einzuschränken.

Das sind die Pflichten des Präsidenten. Glücklich der, welcher sie erkennen und ausüben kann!

Die Klippe, an der besonders viele Präsidenten scheitern, ist das Résumé der Verhandlungen. Was heißt das, eine Verhandlung resumiren? Man soll den Fall mit Klarheit auseinandersetzen, eine kurze Uebersicht der günstigen und der ungünstigen Zeugenaussagen geben, hervorheben, was zur Unterstützung sowohl der Anklage als der Vertheidigung gesprochen worden, und die Fragen, die von der Jury zu lösen sind, in einfacher, logischer Ordnung zusammenstellen. Jedes Résumé muß klar, fest, vollständig, unparteiisch und kurz seyn.

Aber es giebt Präsidenten, die sich's in ihrem Sessel so bequem machen, als wollten sie ihr Mittagsschläfchen halten; es giebt welche, die mit der Feder die Karrikaturen des Gerichtssaals zeichnen; es giebt welche, die mit den Fingern nachlässig in den Locken ihrer Haare spielen; es giebt welche, die ihre Lorgnette auf die schönen Damen der Zuhörerschaft richten; es giebt welche, die den Angeklagten durch die abstoßende, gebieterische Kürze ihrer Fragen einschüchtern, die Zeugen anfahren und aus der Fassung bringen, die Advokaten chikaniren und die Jury ungeduldig machen. Die Einen sind lächerlich, die Anderen ungezogen.

Es giebt welche, die noch schlimmer sind, die sich ganz von ihren Launen oder Parteileidenschaften beherrschen lassen. Sie werfen sich über Hals und Kopf in den politischen Kampf, bewaffnen sich mit einem Gewehr und feuern ihren Schuß ab. Sie zeigen den Augen der Jury die Waffen der Anklage und stellen die Vertheidigung in den Hintergrund. Sie werfen die Fakta ungeschickt durch einander, statt sie zu sichten. Sie ergehen sich in Abschweifungen, die der Sache ganz fremd sind. Sie wollen der Gewalt, einer Koterie, einer Person gefallen. Sie stellen als Verbrechen dar, was für die Geschworenen nur noch Anklage ist. Sie wissen die Evidenz, die Größe und die Gefahr desselben geschickt hervorzuheben.

Sie halten lange juristische Abhandlungen und streben nach Beredsamkeit. Sie ergänzen das, was der General-Advokat zur Unterstützung der Anklage gesagt hat, durch neue Mittel, die sie erfunden haben, und sie glauben sich zu entschuldigen, indem sie hinzufügen: Das sagt die Anklage! obgleich diese Nichts davon gesagt hat, so daß sie den Skandal durch die Lüge vergrößern.

Nun versetze man sich in die Lage des Angeklagten, der durch das kräftige eindringliche Wort seines Vertheidigers gestärkt und ermuthigt, durch ein solches Résumé aufs neue jeder Hoffnung beraubt wird. Man stelle sich seine Angst vor, sein Erröthen und die krampfhaften Zuckungen seines Körpers und Geistes. Und die Jury! vor der Leidenschaftlichkeit des Anklägers, der seinen Beruf erfüllt, und der des Vertheidigers, der für seinen Klienten spricht, hat sie auf der Hut seyn können, denn sie weiß, daß beide gewöhnlich zu viel sagen. Aber wie soll man dem Präsidenten mißtrauen, der in seinen Händen die unparteiische Wagschale der Gerechtigkeit hält? dem Präsidenten, welcher nichts als der Berichterstatter der Sache ist? dem Präsidenten, der niemals seine Meinung darf durchscheinen lassen und den Menschen immer unter der Toga der Beamten verstecken muß?

Das Gedächtniß der Geschwornen ist gewöhnlich nicht von der Art, daß es die verschiedenen für und wider angeführten Argumente einer Sache behalten, sie ordnen, vergleichen und beurtheilen kann. Sie lassen sich, wie alle gewöhnliche Menschen, aufgeregt durch die in ihnen streitenden Gefühle und ermüdet durch die Sitzung, von den letzten Eindrücken, die ihr Gehirn empfängt, leiten. Wenn nun diese letzten Eindrücke die einer verdoppelter Anklage sind, wie beschwert wird da das Gewissen der Jury, welche Gefahr droht dem Angeklagten!

Man zittert, wenn man bedenkt, daß bei einer Jury vom Lande, die ungebildet und leicht zu schrecken ist, das arglistige, parteiische Résumé eines Assisen-Präsidenten ganz allein ein Todesurtheil herbeiführen kann.

Das Gesetz hat gewollt, daß das letzte Wort immer dem Angeklagten bleibe, dessen Unschuld es menschlicher Weise vorausgesetzt. Ist es nun nicht eine Verletzung der Humanität und des Gesetzes, wenn der Präsident, statt ein Résumé zu geben, ein neues Requisitorium hält?

Soll der Angeklagte statt eines Gegners zwei vor sich haben, den General-Advokaten und den Präsidenten? Wenn er seine flehenden Blicke zu dem Tribunal erhebt, wenn er wie in ein heiliges Asyl seine Zuflucht dahin nimmt, soll er ein Schwert finden, das gegen seine Brust gezückt ist, statt eines Schildes, das ihn schützt? Wenn er furchtsam eine Bemerkung wagt, so erbittert er im Fall eines ungünstigen Urtheils den, der die Strafe auszusprechen hat. Wenn der Vertheidiger sich beschwert, schließt man ihm den Mund; wenn die Journale das Benehmen des Präsidenten darstellen, so macht man ihnen einen Prozeß ohne Jury, unter dem Vorwand, es wäre ein falscher Bericht abgestattet worden.

Wie kommt man aus dieser Verlegenheit heraus? Soll man auf Cassation antragen? Aber ist dies ein gesetzlicher Grund zur Cassation? Wie will man beweisen, daß statt eines Résumé's ein Requisitorium gehalten wurde? Wo will man die Zeugen wiederfinden, und da mündliche Beweise nicht genügen, woher die schriftlichen nehmen? Der Assisenhof kann doch nicht eine Protestation gegen die Parteilichkeit seines eigenen Präsidenten durch denselben zu Protokoll geben?

Bei nicht verwickelten Prozessen, bei einer Anklage einfacher Art, bei politischen und bei Preß-Prozessen würde man vielleicht das Résumé ohne Bedenken ganz abschaffen können; hier nimmt auch das Résumé in dem Munde eines nicht vorurtheilsfreien Präsidenten am leichtesten die entschiedene Form eines Requisitoriums an.

Wenn aber mehrere Angeklagte, wenn viele Mitschuldige da sind und es sich um Vergehungen von verschiedenen Graden handelt; wenn der Gegenstand der Anklage von abstrakter, verwickelter Art ist, wenn die Zeugen-Aussagen sich widersprechen, wenn die Fragen, welche die Jury beantworten soll, von mannigfaltiger, komplizirter Natur sind, wenn die Verhandlungen mehrere Tage gedauert haben und die Aufmerksamkeit der Geschworenen ermüdet oder abgenutzt ist, wie will man da des Résumé's entbehren? In solchen Fällen kann man ohne Résumé unmöglich klar in der Sache sehen. Es hieße dies, das Leben und die Ehre der Angeklagten aufs Spiel setzen.

Und doch, wie soll man die resumirenden Präsidenten zur Unparteilichkeit zwingen, wenn die Vorschriften des Gesetzes, wenn die strengere Stimme der Pflicht dies nicht kann?

Ein Mittel giebt es, und das ist folgendes: Die Debatten sind öffentlich, und das Résumé ist ein wesentlicher Theil der Debatten. Die Stenographie ist das umfassendste und treuste Werkzeug der Publizität. Der Stenograph muß die Rede des Präsidenten Wort für Wort wiedergeben, und die öffentliche Meinung wird ihr Urtheil fällen.

England.

Das Leben des Admiral Anson *).

Nach der Edinburgh Review.

Was Tacitus von seinem Zeitalter sagte: „Es vernachlässigt seine großen Männer", das ist auf alle moderne Völker ebenfalls anwendbar. Die Lebensbeschreibung, welche jetzt meistentheils ruhmlosen Federn anheimgefallen ist, erweckt keine Liebe mehr zu großen Thaten in den Herzen der Jugend. Kein Tacitus schreibt mehr das Leben Agricola's, kein Plutarch weiht seine Mußestunden der Schilderung der vaterländischen Halbgötter. Wir rühmen unsere Liebe zum Vaterlande, und wir verachten, was zu seiner Größe beiträgt. Aber, sagt man, Plutarch schrieb nur Mährchen! Nun wahrlich, diese Mährchen haben doch die Civilisation nicht gehemmt, die Begeisterung der neueren Welt für große Geschicke nicht zerstört, noch auch eine falsche Vorstellung vom Alterthum verbreitet. Möchten nur die Lebensbeschreibungen eines Watts, eines Arkwight, eines Lavoisier in allen Werkstätten sich vorfinden; möchte man die Biographieen von Johann Bart, Duguay-Trouin, Cook, Anson, Lapeyrouse und Christoph Columbus auf allen Schiffsverdecken antreffen; das wäre gewiß eine anziehende und lehrreiche Lektüre. Suche man doch einmal anderswo so anziehende Gegenstände, so pikante Abenteuer, so rührende Entwickelungen, so glänzend romantische Beispiele von dem Kampfe des Menschen mit dem Schicksal. Es giebt Universitäten, wie unter anderen die von Cambridge, welche goldene Medaillen für den Verfertiger der besten Lateinischen Verse aussetzen und silberne Dreifüße für die bestskandirten Griechischen Verse; Akademieen,

*) Life of Admiral Anson, by Sir John Barrow. London, 1830.

wie zum Beispiel die Pariser, bestimmen 3000 Franken für denjenigen, der „das nützlichste Werk für die Sitten" ersänne. Edler wäre es aber, wenn man danach strebte, das Andenken der Volks-Helden zu preisen und zu bewahren, die Männer von großem Muthe, kühnen Entschlüssen und thätigem Geist zu schildern, deren Leben ein beständiger Entwickelungsprozeß der menschlichen Kraft ist. Catinat, Cook, Christoph Columbus haben fürwahr eben so interessante Dinge ausgeführt, als Gulliver oder Lovelace. Es gebricht den Schriftstellern wahrlich nicht an denkwürdigen Thaten, wohl aber fehlt es für diese an einer geschickten Feder. Ein Offizier der Englischen Marine, Sir John Barrow, der jetzt Mitglied der Admiralität ist, hat das Leben des berühmten Admirals Anson geschrieben, und gewiß, Robinson Crusoe, dieser König aller Land- und See-Romane, kann nicht ein so lebhaftes Interesse erregen, als das Buch Sir John Barrow's.

Hier erblicken wir einen jungen Matrosen, der alle Grade seiner Hierarchie durchmacht, vom Schiffsjungen bis zum Admiral. Auf dem höchsten Gipfel der Ehren angelangt, steht er nicht still, wird nicht schlaff, es genügt ihm nicht, zu genießen, er bläht sich nicht auf, er brüstet sich nicht mit seinem Ruhme; mit seiner Stellung wachsen auch seine Pflichten. Er ist der König des Meeres, und dies stürmische Königthum muß er aufrecht zu erhalten und sich zu bewahren suchen; fürwahr eine schwierige Aufgabe. Ihr nennt ihn einen Seemann, das ist ein leicht ausgesprochenes Wort. Wißt Ihr aber, was ein Seemann, der Befehlshaber eines Geschwaders, in Kriegszeiten ist? Er muß Diplomat, Heeresführer, Mechaniker, Ingenieur, Hydrograph, Astronom, Redner, Handwerker, Kaufmann und Lieferant seyn. Leicht kann es ihm gehen, wie dem Admiral Anson, daß er das Beil zur Hand nehmen und auch wohl gar selbst sein Schiff theeren muß; oder er muß, wie Christoph Columbus, seine Truppen in Furcht setzen, trösten, ermuthigen, zurückhalten; oder er ist, wie Lord Collingwood, genöthigt, die widersprechendsten Interessen feindlicher Völker auszugleichen; oder er muß, wie Cook, seiner Schiffsmannschaft den Skorbut heilen. Er muß auf Alles gefaßt seyn; kein Zufall, der ihm nicht begegnen, keine Gefahr, in die er nicht gerathen könnte. Alle Arten von Talenten, von Fehlern, von Ruhm liegen in seinem Bereich; große militairische Combinationen, Berechnung aller Möglichkeiten, Regierungs-Pflichten, die Geschicklichkeit eines Parteiführers, die kühnen Hülfsmittel eines Guerilla-Anführers, alles dies muß er in sich vereinigen. Der Biograph soll das Alles anführen, er muß es auseinandersetzen und für Jeden verständlich machen; die technischen Theile muß er erläutern, selbst in die unbedeutendsten Kleinigkeiten eingehen und vorzüglich auf die Kraft und die Biegsamkeit des Geistes und der Seele unter allen Prüfungen und Gefahren aufmerksam machen; dann nur ist der Biograph des Helden würdig.

Im Januar 1712 befand sich ein ziemlich schlecht erzogener Knabe, George Anson, als Freiwilliger am Bord des „Rubis", der unter dem Befehl des Capitains Chamberlain stand. Im Jahre 1745 war er Pair von England, Geheimer Rath, erster Kommissar der Admiralität. Diese stolze, geschlossene Englische Aristokratie steht also doch auch dem Talente offen; Anson, der unbedeutende Gentleman, ward der Genosse der vornehmsten Lords. Er hat aber auch nichts versäumt, um den Namen, den er trug, zu verherrlichen. Nachdem er die Grade des Unter-Lieutenants, Lieutenants und Capitains durchgemacht, übergab man ihm den Oberbefehl über jenes merkwürdige Geschwader, welches die Welt umsegelte. Seine Mannschaft bestand fast nur aus Invaliden, Kranken und Greisen; in Folge dieser grausamen Unvorsichtigkeit wurde seine Flotte bald dezimirt, nachdem er kaum das Kap Horn hinter sich hatte. Er verlor nach und nach alle seine Schiffe, bis auf ein einziges, den „Centurio", den er selbst befehligte; aber sein Muth sank nicht, er setzte seine Reise um die Welt fort, griff die Spanischen Besitzungen an und brachte eine Gallione nach England zurück. Alles dies wäre sicher ganz unbekannt geblieben, wenn nicht der Ingenieur Robins, unter dem angenommenen Namen Kaplan Walter, in einem Bande die heroische Geschichte dieser wunderbaren Schifffahrt mitgetheilt hätte, von welcher der Capitain Anson niemals sprach. Anson wollte nur Thatsachen, beschränkte sich auf Handlungen, verachtete jedes Geschwätz und fand seine Befriedigung im Erfolg. Die längsten Briefe, die er je geschrieben, enthielten zwölf Zeilen; selten öffnete er seine Lippen anders als zum Kommando. Einst schrieb er bei Gelegenheit der Krankheit seiner Frau: „Mein Haus ist voller Doktoren. Das sind Lotsen, denen ich nicht eben sehr vertraue, und die vielleicht nicht mehr von der Sache wissen, als ich selbst. Aber das gilt gleich, man muß sie gewähren lassen." Diese Zeilen sind das Beredteste, was er je geschrieben hat, das Größte, was er je im Briefstyl geleistet.

Wir entlehnen dem neuen Werke Sir John Barrow's einige Auszüge, die uns von Interesse scheinen.

(Schluß folgt.)

Griechenland.

Die älteren Reisen in Griechenland.

(Schluß.)

Von Athen selbst bemerkt Wheler: die Stadt sey keinesweges ein so erbärmlicher Ort, daß sie nur den Namen eines Dörfleins verdiente, wie einige Reisende, die sie vielleicht nur durch ein umgekehrtes Fernrohr von der See her geschaut, uns begreiflich machen möchten. Dann sucht er uns von den Spuren des alten Glanzes, welche die merkwürdige Stadt noch aufzuweisen hatte, nach besten Kräften eine Vorstellung zu geben.

Obgleich aber die Europäische Welt damals in den Sprachen der beiden vornehmsten Nationen darüber belehrt wurde, daß Athen nicht bloß noch existirte, sondern auch viele unvergleichliche Denkmäler der Skulptur und Architektur aufzuweisen hatte, so zeigte das klassisch seyn wollende Zeitalter Ludwig's XIV. dessenungeachtet die dumpfste Gleichgültigkeit gegen diese edlen Trümmer, die täglich mehr in Verfall geriethen. Es vergingen wieder mehr als funfzig Jahre, ehe man von ferneren Nachforschungen in Athen erfuhr, und beinahe neunzig Jahre, ehe die Architekten Stuart und Revett Griechenland besuchten.

Im Jahre 1728 ging der Abbé Fourmont auf Befehl Ludwig's XV. nach Griechenland ab, um Manuskripte für die Königliche Bibliothek in Paris zu sammeln. Aus einer kurzen Biographie dieses Gelehrten erfahren wir, daß er in den Bibliotheken der Griechischen Klöster sehr wenig Manuskripte klassischer Autoren vorfand. Manuskripte von Kirchenvätern waren zahlreicher; aber diese wollten die Mönche nicht gern ablassen, und Fourmont selbst legte auf den Besitz derselben geringeren Werth. Desto glücklicher war er in seinen Bemühungen um alte Inschriften. Auf seiner Rückkehr nach Frankreich brachte er ungefähr 1200 Kopieen von Inschriften mit, von denen eine gute Hälfte in Athen und Attika sich vorgefunden hatte. Die Herausgabe dieser Inschriften, welche von der Französischen Regierung begonnen worden, gerieth durch Fourmont's plötzlichen Tod in Stocken; dessenungeachtet wurde ein großer Theil derselben in verschiedenen Sammlungen publizirt. Viele der Fourmontschen Inschriften sind unbezweifelt echt, obwohl sehr ungenau abgeschrieben; aber es steht auch nicht weniger fest, daß andere und gerade solche, die Fourmont für die ältesten und merkwürdigsten der ganzen Sammlung ausgeben möchte, vom ersten bis zum letzten Buchstaben unecht sind und ihren Herausgeber selbst zum Verfasser haben müssen. Die stärksten inneren Gründe zeugen von dem Betrug; und dessenungeachtet vergingen viele Jahre, ehe er an den Tag kam. Valkenaer, Larcher und andere ausgezeichnete Gelehrte des vorigen Jahrhunderts haben sich ohne den geringsten Argwohn auf diese Bastard-Inschriften berufen, und der Abbé Barthélemy hat dieselben in seiner „Reise des Anacharsis" zur Basis von Theorieen und Speculationen gemacht! Aber Betrug und Verfälschung waren nicht die einzigen Vergehen des literarischen Frevlers. Dürfen wir seinen brieflichen Nachrichten Glauben schenken, so war es seine Gewohnheit, jedes antike Denkmal, das ihm in den Wurf kam, mit einer Art von vandalischer Lust zu zerstören!

Fourmont's Biograph*) gedenkt weder der Fälschungen, noch der muthwilligen Zerstörungen, die sich unser Abbé zu Schulden kommen ließ. Die ersteren ahnte man damals freilich noch nicht; aber die letzteren Frevel müssen vielen seiner Zeitgenossen und namentlich auch Fréret bekannt gewesen seyn, da er sie in Briefen an den Grafen von Maurepas und an mehrere Französische Gelehrte, worunter Fréret selbst, ohne Rückhalt eingesteht. Die folgenden Auszüge aus seinen Briefen werden solche Leser, denen sie in Dodwell's „Klassischer Reise" noch nicht zu Augen gekommen, in Staunen setzen.

— — — „Ich werde die Stadt (er meint Sparta) von Grund aus zerstören lassen, so daß kein Stein auf dem anderen bleiben soll. Seit mehr als einem Monat sind vierzig bis sechzig Arbeiter damit beschäftigt, Sparta dem Erdboden gleich zu machen. — Nur vier Thürme stehen noch. Aufrichtig gesprochen, ich selbst staune über meine Unternehmungen. Vielleicht ist es seit dem Wiedererwachen der Wissenschaften noch Keinem in den Sinn gekommen, ganze Städte in Schutthaufen zu verwandeln, wie ich gethan und noch thue. — In diesem Augenblick lege ich die letzte Hand an Sparta's Zerstörung. Machen Sie sich eine Vorstellung von der jauchzenden Freude, die ich fühle. — Mantinea, Stymphalus, Pallantion, Tegeum und vorzüglich Olympia und Nemea verdienten wohl auch, daß ich sie in Trümmer schlüge; ich habe Vollmacht dazu. — Wenn ich es durch mein Zerstörungswerk so weit bringe, daß man nicht mehr weiß, wo die Stadt gestanden, so kann ich wenigstens Mittel an die Hand geben, ihre ehemalige Stelle wieder zu erkennen, und das ist schon Etwas; ich wußte kein anderes Mittel, meine Reise interessant zu machen. Sparta ist die fünfte Stadt im Peloponnesus, die ich vernichtet habe; ein gleiches Schicksal hat Hermione und Trözene getroffen; weder Argos noch Phliasia sind verschont geblieben. — In diesem Augenblick lasse ich den Tempel des Apollo von Amykla bis aufs Fundament niederreißen."

Aber die Privat-Briefe Fourmont's sind nicht die einzigen Dokumente, welche uns von seinem Vandalismus Kunde geben. Er erklärt sich eben so unverholen darüber in einem Reisebericht, den er kurz nach seiner Rückkehr den versammelten Mitgliedern der Akademie der Inschriften vorlas. Ein Resumé dieses Berichtes enthält folgende Stelle:

„Funfzehn Arbeiter entdeckten mehr als zwanzig Inschriften. Man vermehrte die Zahl der Arbeiter bis auf sechzig; und während der 55 Tage, die sie dazu verwendeten, um alle Mauern der Paläologe, selbst die Fundamente der Tempel und die Königs-Gräber nicht schonend, zu demoliren, entdeckte man über 300 Inschriften."

Hätte Fourmont seine Unthaten nicht selbst eingestanden, so

*) Dieser war Fréret, damaliger Secretair der Académie des Inscriptions.

könnte es unglaublich scheinen, daß ein Mann von wissenschaftlichem Berufe, den die Regierung einer großen Nation auf Entdeckungen ausgeschickt hatte, so abscheulicher Exzesse sich schuldig machte, ja sogar mit diesen Exzessen prahlen durfte. Man wäre berechtigt, seine Zerstörungs-Wuth für eine Art von Wahnsinn zu erklären, hätte er nicht selbst die Motive dieser Handlungsweise dargelegt. Aus einer der angezogenen Stellen, worin er sagt: „Je n'avais que ce moyen là, pour rendre illustre mon voyage", ergiebt sich, daß er den Ruhm, die Lage eines von ihm besuchten Ortes zu bestimmen und die Alterthümer desselben zu beschreiben, sich allein vorbehalten wollte. In einem Briefe an den Grafen von Maurepas erklärt er sogar in triumphirendem Tone, daß er die von ihm kopirten Inschriften im Original zerstört habe, damit kein zukünftiger Reisender sie noch einmal kopiren könne. Gewiß sollte das Geständniß dieser Vandalismen seinen Betrug verhüllen; und ebendeshalb übertrieb er auch wohl seine eigenen Exzesse in der Schilderung.

Viele unserer Britischen Leser, die den Kontinent besucht haben, werden sich erinnern, daß Französische Kunstliebhaber gegen Nichts mit größerem Pathos eifern, als gegen die Beraubung des Parthenon durch Lord Elgin, welche sträfliche Handlung sie unbedenklich dem Britischen Gouvernement Schuld geben. Wenn die Fortschaffung der Statuen aus dem Parthenon wirklich keine Rechtfertigung gestattet, so sind gerade die Franzosen dasjenige Europäische Volk, das sich am wenigsten darüber beklagen darf. Das eben erwähnte, von dem damaligen Gouvernement stillschweigend genehmigte Zerstörungs-System Fourmont's ist nur ein kleines Item in dem langen Register ähnlicher Vergehen unserer Französischen Nachbarn; und noch in der neueren und neuesten Zeit hat die Wahrheit dessen, was Rousseau von seinen Landsleuten sagt: „Les Français n'ont soin de rien, et ne respectent aucun monument", nur zu sehr sich bestätigt.

Die Fortschaffung der Marmor-Statuen aus der Akropolis kann übrigens entschuldigt werden; sie war eine Maßregel der Erhaltung. Schon der Umstand, daß man es erlaubte, sie wegzutransportiren, beweist, wie geringen Werth man auf ihren Besitz legte. Den Türken, deren Aberglaube alle Nachbildungen menschlicher und thierischer Formen verabscheut, waren diese Bildsäulen sogar ein Gräuel und Aergerniß. Es ist faktisch, daß Türken die Skulpturen am Theseum verstümmelt haben; ja, einer dieser Barbaren sprengte sogar eine Ecke desselben Gebäudes mit Schießpulver, um des Honigs habhaft werden zu können, den ein Schwarm wilder Bienen zurückgelassen. Auch pflegten die Türken polirte Marmorblöcke zu Kalk zu verbrennen, oder in kleine Stücke zu zerstoßen, mit welchen sie dann ihre Mauern und Wohnhäuser ausbesserten; und sicherlich ist diese Gewohnheit Hunderten von Inschriften und Basreliefs, von denen man noch zerstreute Fragmente in den Mauern der Kirchen und Privathäuser vorfindet, sehr verderblich gewesen.

Dodwell erzählt uns, daß, als er eines Tages in der Nähe des Lykeion's eine Skizze aufnahm, einige Griechen, die in der Nachbarschaft pflügten, eine herrlich gearbeitete Marmorstatue von Lebensgröße entdeckten. Sie zerschlugen diese Statue sogleich und waren, als Dodwell an der Stelle vorbeikam, eben im Begriff, eines der Fragmente durch Aushöhlung in einen Kaffee-Mörser zu verwandeln. Ein Jonischer Tempel in der Nähe des Ilissus, die antike Brücke über denselben Fluß und die Arkade der Wasserleitung Antonia's, welche Denkmäler Chandler noch gesehen und beschrieben hatte, waren in dem kurzen Zeitraume von vierzig Jahren, der zwischen Chandler's Aufenthalt in Athen und die Sendung des Lord Elgin fällt, spurlos verschwunden, die Propyläen aber und andere von den schönsten Gebäuden in hohem Grade beschädigt und verstümmelt. Seit dem Jahre 1829 ist Athen dreimal belagert worden, und einer der neuesten Reisenden, Herr Milac, beweist mit starken Gründen, daß die Entfernung der Marmorstatuen aus dem Parthenon selbige vor unersetzlichem Schaden während dieser Belagerungen beschützt hat. Die Unparteilichkeit seines Raisonnements wird durch den Umstand, daß er im Uebrigen Lord Elgin sehr unhold ist, genugsam dargethan.

Stuart und Revett verweilten beinahe drei Jahre in Attika und publizirten 1761 den ersten Theil ihrer bildlichen Darstellungen seiner Alterthümer. Man kann dieses Werk als den Anfang einer Aera des besseren Geschmacks in den schönen Künsten betrachten. Die Trefflichkeit der Kupferstiche und die Genauigkeit der Pläne und architektonischen Vermessungen geben dem Buche einen hohen Werth; allein Stuart's Zeichnungen würden dem Archäologen und dem Topographen nützlicher seyn, hätte er sie nicht mit unnöthigem Schmuck überladen.

Im Jahre 1764 wurden Chandler und Revett auf Kosten der Dilettanten-Gesellschaft, die unterdeß ins Leben getreten war, nach Klein-Asien und Griechenland geschickt: der Erstere als gelehrter Archäolog und Geograph und der Andere als Zeichner, um die vor wenigen Jahren von ihm und Stuart ausgeführten architektonischen Zeichnungen zu verbessern und mit neuen zu vermehren. Beide Reisenden kehrten nach zwei Jahren wieder. Eine Anzahl neuer Zeichnungen und Pläne (von Revett), eine Sammlung Griechischer Inschriften und eine Reisebeschreibung in zwei Bänden (von Chandler) waren die Früchte ihres Fleißes und Beobachtungs-Geistes. Chandler verdient von Seiten seiner Genauigkeit im Kopiren der Inschriften großes Vertrauen; minder glücklich ist er in Entzifferung derselben. Als Reisenden beschuldigt man ihn der Nachlässigkeit und Unthätigkeit, weil er Vieles, was in seinem Bereiche war und seine Wißbegier hätte erregen müssen, ungesehen und unbeachtet gelassen hat. So z. B. schweigt er von den ehrwürdigen und kolossalen Trümmern der Stadt Mykenä, obschon sie nur ein Achtheil einer Englischen Meile von seinem Wege ablagen. In Korinth war er zu träge, um die Akropolis zu besteigen, den imposantesten und merkwürdigsten Gegenstand in jenem Theile Griechenlands; und doch sagt er selber, es bedürfe nur eines einstündigen Ritts, um auf den Gipfel des Felsens zu gelangen. Besonders auffallend ist diese Lässigkeit im letzten Theile seiner Reise, wo er die Lücken seiner Erzählung mit langen Stellen aus Strabo, Pausanias und Wheler ausfüllt. Seine Gelehrsamkeit setzte ihn jedoch in den Stand, viele traditionelle und irrige Meinungen mit Hülfe alter Autoren zu berichtigen, und sowohl dieser Vorzug, als die Behutsamkeit, Bescheidenheit und strenge Wahrheitsliebe Chandler's sind mehr als hinreichend, um seine Fehler aufzuwiegen.

Von Chandler bis auf unsere Zeiten wurde für die Topographie Attika's wenig oder nichts gethan. In diesen letzten Jahren ist das Land von einer Menge Reisender besucht und ausgebeutet worden; und zwar haben diese Herren durch ihre Nachforschungen auf Geographie und Alterthümer von Attika mehr Licht geworfen, als ihre sämmtlichen Vorgänger zusammengerechnet. Bei weitem die meisten der neueren Wanderer sind Briten gewesen — wir begnügen uns hier mit der bloßen Erwähnung eines Morritt, Leake, Gell, Dodwell, Clarke, Holland, Hawkins, Walpole, Hobhouse, Hughes, Gifford — aber der größere Theil dieser Schriftsteller hatte keinen anderen Zweck, als die Mittheilung der Ergebnisse eigener Beobachtung. Noch fehlte uns ein Forscher, den Autopsie, Gelehrsamkeit und Kritik in schönem Bunde befähigten, das von seinen Vorgängern gesammelte Material zu sichten und in gedrängter Uebersicht zu bearbeiten. Diesem Bedürfnisse ist durch Wordsworth's „Athen und Attika" sehr gut abgeholfen worden.*) Dieser treffliche Gelehrte liefert aber nicht bloß ein klares und umfassendes Resumé der Ergebnisse früherer Untersuchungen; sein eigener selbstständiger Forschergeist hat eine Menge schwieriger Probleme sehr glücklich gelöst.

Ein scharfsinniger Holländischer Philolog aus dem vorigen Jahrhundert bemerkt irgendwo, „in der Kritik sey nichts schwieriger zu leisten, als das, wovon jeder, sobald er es gehört, annimmt, daß er selbst es gesagt haben würde." Schöne Belege zu dieser so wahren Bemerkung geben Herrn Wordsworth's Ergänzungen verstümmelter Inschriften, die im Allgemeinen so befriedigend sind, daß man vertrauensvoll sagen kann: diese oder jene Inschrift könne nur so und nicht anders gelautet haben, als sie noch vollständig war. Nicht minder geschickt und glücklich ist der Verfasser, wenn er sich eigener oder fremder Beobachtungen bedient, um klassische Texte zu erklären oder zu verbessern. Sein Stil ist lebendig und beredt, wenn er beschreibt oder schildert — gedrungen und doch befriedigend, wenn er in Details eingeht. Herr Wordsworth untersucht den Boden, auf welchem Plato wandelte, die Rednerbühne, welche Demosthenes betrat, mit der Ehrerbietung, dem Enthusiasmus eines Pilgers und mit der Wißbegier eines Alterthumsforschers. (Quarterly Review.)

Mannigfaltiges.

— Haydn in Florenz. Die Gazzetta di Firenze vom 6. Juli giebt eine sehr ausführliche Beschreibung der diesjährigen Feier des St. Johannis-Festes (vom 24. bis 30. Juni), an welchem Haydn's Oratorium „die Schöpfung" von ungefähr 400 Künstlern und Dilettanten aufgeführt wurde. In Florenz hatte man bis dahin noch keinen Versuch gemacht, von diesem Meisterwerk des Deutschen Genius dem Publikum einen Begriff zu geben; dennoch war die Ausführung so vortrefflich, daß sie selbst von Seiten angesehener Ausländer großes Lob ärndtete. Die Erleuchtung des Großherzoglichen Palastes war über alle Vorstellung prächtig. Mehr als 50,000 Individuen haben an dem Feste Theil genommen.

— Die Chinesische Flotte. Der Kaiser von China hat in Allem 1753 bewaffnete Fahrzeuge, von denen 717 Seeschiffe und die übrigen Flußschiffe sind. Keines dieser Fahrzeuge führt mehr als 20 Kanonen; die meisten haben nur 6 bis 8 Kanonen an Bord. Die Mannschaft ist zahlreicher als auf den Britischen Schiffen; man kann sie im Durchschnitt auf 40 Köpfe berechnen. Größere Fahrzeuge sind oft mit 200 bis 400 Matrosen und Soldaten bemannt. Nehmen wir an, daß die ganze Zahl der Seeleute 60,000 beträgt und jeder gemeine Seemann nur 1½ Tael an monatlichem Sold empfängt, so ergiebt sich eine jährliche Summe von 1,080,000 Taels. Rechnen wir nun eine gleiche Summe für den Gehalt der Offiziere und eine beliebige für die Kosten der Unterhaltung der Schiffe, so resultirt eine muthmaßliche Total-Summe von ungefähr 3,240,000 Taels oder, nach Britischem Gelde, eine Million Sterling, als jährliches Budget der Flotte des himmlischen Reiches.

*) Athens and Attica etc. (Athen und Attika, Tagebuch über meinen Aufenthalt daselbst.) Von Dr. Christopher Wordsworth. Zweite Ausgabe. London 1839.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 87. Berlin, Montag den 22. Juli 1839.

England.

Gegenwärtiger Zustand der Russischen, Nordamerikanischen Französischen und Britischen Seemacht.

Nach dem United Service Journal.

Wenn Herr von Chateaubriand sagt: „Frankreich ist Soldat“, so kann man mit gleichem Rechte sagen: „England ist Matrose“. Mag das Festland immerhin seine Kriegsheere in die eine Waagschale legen, wir werfen in die andere unsere Geschwader. Unser Vaterland ist eine Flotte, deren Admiralschiff sich zu London befindet, während die anderen Fahrzeuge sich überall hin verbreiten. Unsere Mauern sind von Holz, wie die der Stadt Athen zur Zeit der Perser-Kriege; unser Glück, unsere Macht, unsere Heimat ist das Wasser. Wie jene im Schoß des Oceans schwimmenden Stern-Korallen, segeln Großbritaniens Schiffe da und dort hin bis ins Unendliche, und gleich den Fühlhörnern der Insekten, erfassen sie zu jeder Zeit und an jedem Orte ihre Beute, sie mag schwach oder stark seyn.

Es ist uns gelungen, auf allen bedeutenden Meeren eine gewisse Art von See-Garde zu errichten, mittelst welcher die fremde Schifffahrt gewissermaßen unter die polizeiliche Aufsicht Großbritaniens gestellt ist. Durch Jersey und Guernsey bieten wir bis in Frankreichs Gewässer hinein den Bretagnischen und Normännischen Schiffen Trotz; mit Gibraltars Hülfe halten wir die Schlüssel des Mittelländischen Meeres in Händen; Malta ist für uns ein nautisches Blockhaus, von wo aus wir uns schnell auf Asien und Afrika stürzen können; in der Insel Mauritius besitzen wir einen vorgerückten Posten, der beständig den Weg nach Indien bewacht, und durch die Lage von Ceylon beherrschen wir zu gleicher Zeit den Bengalischen Meerbusen und die Holländischen Besitzungen. So umfaßt unser Seewesen, wie ein flatternder Gürtel, die ganze Welt.

Wie groß muß unsere Wachsamkeit und Thätigkeit seyn, um diese ansehnlichen, bis jetzt durch unsere Seeherrschaft errungenen und bewahrten Vortheile auch ferner in Kraft und diese Obergewalt selbst über jede Nebenbuhlerschaft erhaben zu erhalten! Englands Seewesen stürzen, hieße das Herz des Landes durchbohren und England so herabbringen, daß es früher oder später die ohnmächtige Kolonie irgend einer Kontinental-Macht würde. So nur lassen sich die Ueberfälle der Sachsen, der Dänen und jene der räuberischen Normannen erklären, lauter Völker gemeinsamen Ursprungs, die uns nur zu einer Zeit, wo unser Seewesen noch in der Kindheit war, nach einander durch ihre an Geschicklichkeit und Stärke uns überlegenen Flotten besiegen konnten. Und eben so erklärt es sich, wie später selbst Napoleon's Plan, England zu erobern, an unserer nunmehrigen Allmacht zur See scheiterte. Großbritanien wird das Scepter der Welt so lange führen, als seine Seemacht unbestritten ist; nur durch diese kann es sich bei seiner insularischen Lage, bei seinem Handel und bei der Menge seiner Kolonieen obenauf erhalten. Alle uns umgebende Nationen wissen das sehr wohl und versäumen daher keine Gelegenheit, um Großbritanien das Meer streitig zu machen. Warum sind wir die Einzigen, die darauf keine Rücksicht nehmen? Seit einigen Jahren hat sich unser öffentlicher Geist so sehr in Bürgerfehden vertieft, daß die großen National-Interessen darüber ganz vernachlässigt wurden; wir haben uns für untergeordnete Fragen interessirt und die Lebensfragen, die zum Bestehen des ganzen Staatskörpers von höchster Wichtigkeit sind, unbeachtet gelassen. Und diese Apathie hat sich aller Stände bemächtigt; die Lords und das Volk, die Beherrschten und die Beherrscher, alle haben sich mehr um die Kirche, um Registrirungs- und Munizipal-Angelegenheiten gekümmert, als über die Todesgefahr beunruhigt, von welcher England bedroht wird. Wenn man die Gleichgültigkeit der Einen und das Vertrauen der Anderen betrachtet, so möchte man fast glauben, die ganze Nation sey zum Selbstmord entschlossen.

Bis auf den heutigen Tag haben alle Ministerien der letzten Zeit mehr oder weniger die Sicherheit Englands oder, mit anderen Worten, die Königliche Marine vernachlässigt; doch dem radikalen Whig-Kabinet war es vorbehalten, ihr völlig den Todesstoß zu geben*), indem es die Zeughäuser in Verfall gerathen ließ, die See-Bauschule und das Marine-Kollegium aufhob, von je acht Compagnieen Marine-Artillerie sechs verabschiedete und dergestalt ein in Hinsicht auf Kenntnisse und Mannszucht einziges Corps der Welt fast vernichtete. Durch eine kleinliche Ersparungssucht geleitet, vorgeblich, um die Auflagen zu vermindern, hat man die Englische Marine so herabkommen, hat man die Zeughäuser veröden lassen, in denen früher 7000 Arbeiter beschäftigt wurden. Und die Früchte dieser unglückseligen Ersparnisse, so wie noch andere Summen, sind auswärts verschleudert worden, ohne Ueberlegung und ohne daß dem Staat daraus ein Vortheil erwachsen wäre; so die 22 Millionen für Westindien, die 5 Millionen, die in Kanada verloren gingen, und die 2 Millionen, die für die Nicht-Intervention in Spanien ausgegeben wurden.

Doch hoffen wir, daß bei dieser Frage, wo es sich um Leben oder Tod handelt, die Parlamentsmitglieder, welche zur Königlichen Marine gehören, doch endlich ihre unverzeihliche Gleichgültigkeit ablegen werden. Und wenn es sich auch nicht gerade um Englands Leben handelte, so wäre es doch wenigstens schon für seinen Wohlstand von großer Bedeutung, sich seine Schiffe zu bewahren; denn wenn man sie bloß in Beziehung auf ihren inneren Werth betrachtet, so steckt in ihnen schon ein Kapital von 100 Millionen Pfund Sterling. Der Herzog von Wellington, der ein zu redlicher Patriot ist, um unsere Stellung zur See aus Parteigeist herabzusetzen, hat kürzlich im Oberhause den unvollkommenen Zustand unserer Flotte, im Vergleich zu der Marine anderer Nationen, hervorgehoben. Jedem hätte diese eben so klare als bestimmte Darstellung einleuchten sollen. Nichtsdestoweniger nahm Lord Minto (der erste Lord der Admiralität oder Seeminister) keinen Anstand, gegen alle Wahrheit zu erwiedern, daß der Zustand des Englischen Seewesens noch blühend genug sey. Eben so wie der Herzog von Wellington, machte auch der Capitain Napier die Minister auf die Ohnmacht unserer Seemittel aufmerksam, und ein Escadre-Chef, voller Eifer für das Wohl des Vaterlandes, richtete einen Brief an den Herzog, um ihm die Gefahren auseinanderzusetzen, welche dem Staate aus der Verschlechterung unseres Seewesens erwachsen könnten. Kann man also noch ferner solche Warnungen unbeachtet lassen?

Durch eine Menge authentischer Dokumente ist es erwiesen, daß Rußland eifrig an der Vergrößerung seiner Seemacht arbeitet; daß Frankreich ebenfalls dafür äußerst thätig wirkt, daß noch andere Länder, wie z. B. Aegypten, sich auf dem Wege des Fortschritts befinden, und daß die Vereinigten-Staaten alles Mögliche aufwenden und alle Weltgegenden durchspähen, um sich zu Herren des Oceans zu machen. Unsere Flotte hingegen steht still oder ist vielmehr im Rückschritt begriffen; sie entbehrt der Mannszucht, und die bloße praktische Erfahrung hat überall den theoretischen Systemen Platz gemacht. Auch versichern der Capitain Napier und der oben erwähnte Escadre-Chef, unsere Häfen befänden sich in einem so schwachen Zustande, daß sie ungestraft angegriffen werden könnten.

Wie groß auch die Uebertreibung der Lärmbläser seyn möge, so viel bleibt doch gewiß, daß ein verständiges Volk kein blindes Vertrauen in seine Macht setzen darf. Daraus, daß wir für jetzt keine Invasion zu fürchten haben, folgt noch nicht, daß wir es auch für die Folge nicht nöthig hätten. Englands Ufer sind nicht befestigt; wenn sie nun auch nicht mehr von unseren Schiffen bewacht werden, so sind sie dem ersten Angriff bloßgegeben, und eine feindliche Flotte, die hier landete, würde einen solchen Schrecken erregen, daß die Gänse zuletzt noch das Kapitol retten müßten. Sir Walter Raleigh hat gesagt, so lange unser Vaterland die Herrschaft über die Meere behaupte, habe es nichts zu fürchten; aber der kluge Burleigh hat uns eine nicht weniger wahre Aphorisme zurückgelassen, indem er sagte, England könne nur durch sein Parlament zu Grunde gerichtet werden. Sollten diese Axiome nach Allem, was jetzt geschieht, wirklich zu Prophezeiungen werden?

Der unmittelbare Gegenstand unserer jetzigen Besorgnisse ist Rußland; man braucht nur auf die Flotten zu blicken, welche

*) Das United Service Journal ist bekanntlich ein entschiedenes Toryblatt, und seine Feindseligkeit gegen das Melbournesche Ministerium dürfte es daher wohl auch hier zu manchen Uebertreibungen veranlaßt haben; es blickt aus diesem ganzen Artikel deutlich genug die Absicht hervor, die Marine Englands unter ihrer jetzigen Verwaltung, aus Parteieifer, gegen die der anderen Seemächte möglichst in den Schatten zu stellen, so schwer dies auch dem Britischen Stolze ankömmt.

diese Macht in der Ostsee und im Schwarzen Meere unterhält, um sich von der Richtigkeit der Bemerkungen des Capitain Napier zu überzeugen. Vergebens behaupten die ministeriellen Blätter, daß solche Besorgnisse übertrieben seyen; dem Redlichen ist es aber ganz unmöglich, die Betrachtungen eines anderen ausgezeichneten Seemanns, des Capitain Crawford, nicht zu theilen, der vor zwei Jahren sich über diesen Gegenstand aussprach: „Ich wurde", sagt er, „sowohl als Engländer wie als Britischer Marine-Offizier von einem ganz eigenen Gefühl bewegt, als ich mich auf der See mitten unter 26 Russischen Linienschiffen befand, welche 30,000 Mann trugen und auf vier Monate mit Provision versehen waren, während wir zur Beschützung unserer Küsten, unserer Häfen, unseres Handels in der Ost- und Nordsee und im Kanale nur sieben Linienschiffe besitzen, deren Ausrüstung nicht einmal ganz vollständig ist. Ich gestehe, trotz meines Vertrauens in der überlegenen Geschicklichkeit meiner Landsleute, bangte mir doch für die Bewahrung unserer alten Seeherrschaft."

Es war dem Capitain Crawford gestattet, das Russische Geschwader bei Gelegenheit einer merkwürdigen Feierlichkeit zu besuchen, welche darin besteht, daß man mit dem Boot Peter des Großen, der „Großpapa" der Flotte benannt, durch alle Schiffe hindurchfährt. Er sah, daß diese Flotte aus 3 ungeheuren Linienschiffen, jedes von 110 Kanonen, aus 6 von 84 und aus 17 von 74 Kanonen bestand. Dazu kamen noch 19 große Fregatten, 3 Korvetten und eine große Anzahl kleiner Fahrzeuge. Das Ganze stand unter dem Oberbefehl eines Englischen Veteranen, des Admiral Crown, der die Manöver unter den Augen seines Herrschers ausführte. Die großen Schiffe hatten jedes in der ersten Batterie vier ungeheure Kanonen, um horizontal zu zielen, und eine dieser Kanonen schießt unter furchtbarem Krachen alle sechs Minuten eine Bombe von 120 Pfund ab. Welche Fortschritte seit Peter dem Großen!

Noch mehr aber als Rußland, haben wir, nach allgemeinem Eingeständniß, einen anderen Nebenbuhler zu fürchten, die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Die Vollkommenheit, mit welcher die Nordamerikaner ihre Kriegsschiffe bauen und ausrüsten, die große Anzahl ihrer Kauffahrteischiffe, welche die gestirnte Flagge in alle Theile der Welt hintragen, die Geschicklichkeit eines Theiles ihrer Matrosen, nämlich derer aus Neu-England, hätten schon längst die Aufmerksamkeit der Britischen Regierung auf sich ziehen müssen. Wir wollen damit nicht sagen, daß die Vereinigten Staaten vorzugsweise Seestaaten wären, noch, daß sie dazu bestimmt seyen, eines Tages die Heroen des Weltmeeres zu werden. Ihr Seewesen ist nur von untergeordneter Bedeutung in ihrer politischen Existenz, es trägt zu ihrer Größe bei, aber es begründet sie nicht. Als Verbündete jedoch würden sie bei einem Seekriege von großem Nutzen seyn, sie wären eine gewichtige Verstärkung für eine Europäische Macht; sie könnten selbst eine Schlacht gewinnen, ohne deshalb das Scepter des Meeres sich anzueignen, weil werder ihr Interesse, noch ihre geographische Lage sie dazu nöthigen.

Erst seit kurzer Zeit auf einem ungeheuren Flächenraum angesiedelt, wird die Bevölkerung der Vereinigten Staaten ihr Gebiet noch lange nicht überfüllen. Die eingebornen Matrosen sind und werden immer selten bleiben; sie würden jetzt zur Ausrüstung ihrer Flotten nicht hinreichen, und doch beklagen sich einige Amerikanische Politiker über die große Menge von Ausländern, die sich auf ihren Schiffen befinden. Herr Homans, der Herausgeber „der Chronik der Amerikanischen Armee und Marine", beschuldigt diese Fremdlinge laut, daß sie Hitzköpfe und Taugenichtse seyen und seine Mitbürger nur verdrängten. In seinem Mißmuthe darüber ruft er aus: „Wie geht es zu, daß bei den ausgebreitetsten Handelsverbindungen der Welt, bei den zahlreichen Schiffen, die nach allen Gegenden hin Handel treiben, noch kein Versuch, weder von Einzelnen noch von den Behörden, gemacht worden ist, die Anzahl und Geschicklichkeit der eingeborenen Matrosen zu erhöhen? Wenn man die Mannschaft eines Schiffes anwirbt, macht man gar keinen Unterschied zwischen einem einheimischen und einem fremden Matrosen, ja, der Fremde wird sogar meist vorgezogen, weil er geschickter ist." Dem Uebel, worüber Herr Homans sich beklagt, wird so bald noch nicht abgeholfen werden; die Yankees sind kühn, unternehmend, industriös und erfinderisch, aber wenn sie eine gesunde Politik befolgen, so werden sie ihre Kräfte auf ein anderes Ziel als auf das Seewesen hinlenken.*)

Doch ist wohl kein Zweifel, daß Bruder Jonathan lebhaft nach Größe auf der See trachtet, ein Wunsch, der durch die Fehler unserer Admiralität im letzten Kriege nur gesteigert wurde, ein Wunsch, dem man die Gährung in unseren Kanadischen Besitzungen zuschreiben kann, und der den Worten des Präsidenten der Vereinigten Staaten über die beunruhigende Gränz-Streitigkeit mit England zum Grunde liegt. Wenn aber auch dies Gefühl noch allgemeiner über Nord-Amerika verbreitet wäre, als es der Fall ist, wenn selbst die am Meere liegenden Gegenden mehr Mittel zur Befestigung ihrer Küsten verlangten, so würden doch die streitenden Interessen der verschiedenen Staaten unter einander sich beständig der Gewährung des Verlangens der Küstenländer widersetzen. Je mehr man sich von den Küsten entfernt, desto auffallender wird diese Verschiedenheit der Interessen, weil den Bewohnern des inneren Landes die Bedürfnisse der Küstenbewohner ganz fremd sind. Dieser Mangel an Einheit wird immer ein

*) Gewiß ein recht naiver Rath, mindestens eben so naiv als die nachher angeführte Bemerkung eines New-Yorker Blattes.

Hinderniß für die Vergrößerung ihres Seewesens seyn; dessenungeachtet möchten doch die Nord-Amerikaner gern ihre Herrschaft vom Kap Horn bis zur Insel Melville ausdehnen. Vor kurzem sprach sich der Herausgeber des „New-York New Star" sehr naiv über die Rechte aus, welche den Vereinigten Staaten, eher als den „eifersüchtigen Briten", über Amerika gebühren. Diese vermeintlichen Rechte sollten sich sogar bis in die entferntesten Regionen von Kalifornien erstrecken, weil die Fortsetzung dieses Landstriches sich bis an den Columbia-Fluß hin ausdehne. Aus ähnlichen Ansprüchen glauben sie ein ziemlich gutes Recht auf die Antillen, auf Neu-Schottland, auf die Insel Neufundland und auf Kanada zu haben. Obgleich unsere letzten Maßregeln fast darauf berechnet scheinen, ihnen diese verschiedenen Kolonieen zu überlassen, so sehen wir doch noch nicht ein, daß unser Uebergewicht auf der See in die Hände der Yankees übergehen könnte, denn die Lage dieses Volks ist weit besser dazu geeignet, sich selbst zu beschützen als andere anzugreifen.

Während des Krieges erregte die Besiegung zweier oder dreier von unseren Fregatten durch die Schiffe, welche der Patriot Herr James so glücklich die maskirten Vierundsiebziger nennt, nicht geringe Bestürzung, weil man nicht bedachte, daß sich aus dem gegenseitigen Einzel-Kampfe von gleich starken Schiffen kein Schluß aufs Ganze ziehen lasse. Was nun die maskirten Vierundsiebziger betrifft, so kann man fast von allen Nordamerikanischen Schiffen behaupten, daß sie auf eine so trügerische Weise bezeichnet seyen. Diese Vierundsiebziger nämlich haben nicht 74, sondern meist 90 bis 140 Kanonen und sind mit 1000 und oft noch mehr Leuten bemannt. Auf ihren Fregatten von 44 Kanonen sind 60 Geschütze von schwerem Kaliber, und ihre Korvetten von 18 Kanonen haben deren wenigstens 24. Der Capitain Roß, einer derjenigen, welche am besten über den jetzigen und künftigen Zustand des Seewesens der Vereinigten Staaten geschrieben haben, erklärt uns diese trügerische Bezeichnung der Schiffe. „Man hat im Auslande geglaubt", sagt Capitain Roß, „die Amerikaner wollten ihre eigentliche Stärke verbergen, indem sie Schiffen, wie die „Pennsylvania", die auf den ersten Anblick ihre Classification Lügen straft, den Namen Vierundsiebziger beilegen; die Sache erklärt sich aber durch die eigenthümliche Abfassung der Kongreß-Akte, welche die Summen zur stufenweisen Vergrößerung des Amerikanischen Seewesens aussetzt. In dieser Akte werden die stärksten Schiffe als Vierundsiebziger aufgeführt, doch wird den See-Kommissarien die größte Freiheit gestattet, die daher die Fahrzeuge nach einem weit ausgedehnteren Maßstabe bauen lassen. Der einzige offizielle Name, unter welchem diese Schiffe eingezeichnet werden, ist Vierundsiebziger, während sie eigentlich nach der Zahl ihrer Kanonen klassifizirt werden sollten, wie es die Amerikanischen Liberalen auch wollen.

Von dieser Liberalität haben wir aber nichts im letzten Kriege erfahren; und wenn eines jener sogenannten Vierundsiebziger mit einem unserer ohne Haupt-Batterie und vollständige Bemannung ausgesandten Schiffe feindlich zusammenträfe und es nähme, so würde die demokratische Presse auch jetzt nicht verfehlen, uns diese Niederlage durch ein scheinbar schwächeres, in der That aber viel stärkeres Schiff vorzurücken. So ist das Amerikanische Schiff die „Pennsylvania" größer und breiter, als das Englische Schiff die „Kaledonia" von 120 Kanonen, und doch wird jenes nur als ein Schiff von 74 Kanonen aufgeführt. Die „Kaledonia" hat ein Unterdeck von 205 Fuß, einen Kiel von 170 Fuß 11 Zoll Länge, eine Breite von 53 Fuß 6 Zoll und einen Schiffsraum von 23 Fuß 2 Zoll Tiefe; die „Pennsylvania" ein Unterdeck von 205 Fuß 6 Zoll, einen Kiel von 173 Fuß Länge, eine Breite von 58 Fuß 1 Zoll und einen Schiffsraum von 23 Fuß Tiefe.*)

Wie bedeutend nun auch in Betracht ihrer Sparsamkeits-Grundsätze die gegenwärtigen Ausgaben der Nord-Amerikanischen Verwaltung für den Unterhalt des Seewesens seyn mögen, so müßten sie doch noch sehr gesteigert werden, wenn dieselbe versuchen wollte, sich jemals das Uebergewicht zur See zu erobern. Zu Anfang dieses Jahres belief sich die Anzahl ihrer Schiffe, die im Dienst benutzten, die abgetakelten und die im Bau begriffenen zusammengerechnet, auf 11 Linienschiffe, sogenannte Vierundsiebziger, 14 Fregatten erster und 3 zweiter Klasse und 10 andere kleinere Fahrzeuge. In aktivem Dienst waren im Ganzen nur ein Linienschiff mit zwei Verdecken, 3 Fregatten, 9 Korvetten und 6 Schooner. Folgende Tabelle wird zeigen, wie gering auch die Zahl der Nord-Amerikanischen See-Offiziere gegen die der Englischen Marine ist.

Grade.	Amerikanische.	Englische.
Escadre-Chefs	—	212
Capitaine	36	689
Korvetten-Capitaine .	40	1084 (davon außer Dienst 273)
Lieutenants	262	2913
Segelmeister	28	439
Chirurgen	45	642
Chirurgische Gehülfen	17	367

*) Es wird nicht ohne Interesse seyn, bei dieser Gelegenheit die übrigen größten Schiffe der Seemächte kennen zu lernen. Das größte Schiff der Aegyptischen Flotte ist der „Sultan Mahmud", von 3250 Tonnen und 130 Kanonen; das größte Englische die „Kaledonia", von 2602 Tonnen und 120 Kanonen; das größte Französische der „Commerce de Marseille", vom 2747 Tonnen und 120 Kanonen; das größte Spanische der „St. Joseph", von 2457 Tonnen und 112 Kanonen; das größte Nord-Amerikanische die „Pennsylvania", von 3018 Tonnen und angeblich 74 Kanonen. Ein Englisches Linienschiff von 74 Kanonen ist viel kleiner; so hält z. B. der „Albion" bei dieser Kanonenzahl nur 1730 Tonnen.

Grade.	Amerikanische.	Englische.
Zahlmeister	42	570
Schiffsprediger	7	72 (34 sind außer Dienst)
Hochbootsmänner . . .	184	622
Schiffskadetten	263	439 (davon sind 175 Volontaire).

(Fortsetzung folgt.)

Das Leben des Admiral Anson.

(Schluß.)

Am 18. September 1740 ging Anson, der nun Befehlshaber eines Geschwaders geworden, von St. Helena mit fünf Kriegsschiffen, einer Schaluppe und zwei Transportschiffen unter Segel. Die ganze Ausstattung des Unternehmens war erbärmlich; die Lebensmittel waren schlecht und spärlich zugemessen, die Mannschaft ohne Erfahrung auf der See und der größte Theil derselben kränklich, die Fahrzeuge alt und schlecht mit Handwerksgeräth versehen; die Offiziere allein unterstützten Anson's sinnreiche Thätigkeit, und es ist gewiß sehr merkwürdig, daß alle die, welche bei dieser Expedition dienten, sich später als Capitaine oder Admirale auszeichneten, wie Sonders, Keppel, Sir Piercy Brett, Dogger Bank Parker, Saumarez und Denis. Sie alle standen unter dem Befehl des Admiral Anson, und er war ihnen nicht nur ein Vorbild an Muth und Seelenstärke, sondern auch in der ausdauerndsten Aufmerksamkeit, der behutsamsten Wachsamkeit und der äußersten Sorgfalt rücksichtlich der Gesundheitspflege. Von diesem Zeitpunkt an verbesserte sich der Gesundheitszustand auf den Schiffen um ein Bedeutendes; Anson hat die Reform begonnen und Cook sie fortgesetzt. Kaum war der „Centurio" einige Monate in See gestochen, so brach der Skorbut mit furchtbarer Heftigkeit auf demselben aus, so daß der Admiral, der im Jahre 1740 England mit 510 Personen verlassen hatte, im Juni 1744 nur 130 dahin zurückführen konnte, und diese kleine Anzahl hatte er nur durch die äußerste Schonung und Sorgfalt erhalten können. Man sah ein, daß zur Gesundheit der Mannschaft die größte Reinlichkeit der Verdecke und der Hangematten unerläßlich sey, daß man eigentlich für jeden Mann im Allgemeinen zu wenig Raum berechnet habe, daß die Vertheilung der Arbeit nicht zweckmäßig geschehen, und daß das Schiff nicht gehörig mit Mitteln gegen den Skorbut versehen worden. Die ganze Fahrt Anson's war ein wunderbarer Kampf gegen Krankheit, Unwetter und gegen die Spanischen Kanonen. Der Sturm zerstreute die Flotte; nach einander mußte man drei unbrauchbare Schiffe verlassen und die Leichname der halben Mannschaft ins Meer versenken; der Nebel umlagerte die Segel, der Schnee fror am Tauwerk fest, so daß es bei jedem Manöver dem Zerbrechen ausgesetzt war. Während die vom Skorbut Befallenen in ihren Hangematten starben, vollzogen die Anderen mit halb erfrorenen Händen und Füßen die Befehle des Capitains. Gewiß, dieser Mann war ein Held, er, der immer allein aufrecht dastand unter seiner muthlosen und sterbenden Mannschaft, der auf solche Weise drei Jahre durchlebte, nie die geringste Besorgniß äußerte, für Alles sorgte, Allem abhalf und, durch die Wuth der Wellen und Winde von seiner Flotte getrennt, doch mit Heldenmuth sein Mißgeschick besiegte. Der „Centurio" war in ein Hospital umgewandelt, und als er auf der Höhe der Insel Socoro mit zerfetzten Segeln und oft ausgebesserten Masten anlangte, legte er sich bei dieser Insel des Juan Fernandez vor Anker, die als Aufenthaltsort Alexander Selkirk's so berühmt geworden, dessen Abenteuer der bekannte Romandichter Defoë zu seinem unsterblichen „Robinson Crusoë" benutzte.

Diese getreue Erzählung wirklicher Begebenheiten hat mehr Anziehendes als die talentvollste Dichtung. Warum verwenden die Staatsmänner, die doch behaupten, daß ihnen das Wohl des Volkes am Herzen liege, und die Gelehrten, die sich Menschenfreunde nennen, nicht das Geld des Staates, ihre Feder und ihr Talent dazu, diese schönen, glanzvollen Lebensschilderungen der Vergessenheit zu entreißen und all die unbekannten Nebenumstände jener Heldenthaten zu erzählen, die, unterhaltender als Dramen, einen Jeden zur Nacheiferung anspornen würden? Aus solchen Werken würde man ersehen, wie der Mensch durch einen regen Sinn und eine hohe Seele zur Größe sich aufschwingt; man würde daraus lernen, daß der Mensch einzeln nichts ist, und daß andererseits die Vereinigung selbst wieder der Leitung eines jener Männer bedarf, die den Willen Aller in sich zusammenfassen und beherrschen, um sie nach einem großen Ziele hinzulenken. Alle Völker Europa's haben, nach Verhältniß der Zeit und der Sitten, Männer von ähnlichem Charakter wie Anson besessen; und in England, in dem Lande, das von allen am meisten stolz auf seine Nationalität ist, hat Anson selbst fast ein Jahrhundert lang keinen Biographen gefunden.

Doch kehren wir zum „Centurio" zurück. Nicht ohne Mühe erreichte er die Insel des Juan Fernandez; vierzehn Tage wurde er umhergeworfen und war beständig auf dem Punkte, an den Felsenriffen zu zerschellen, doch fand er endlich eine Bucht auf, die Bucht von Cumberland, in die er hineinfuhr. Seit dem Beginn der Expedition hatte der Admiral als Arzt, Wundarzt und Matrose gedient; nun wurde er plötzlich Verwalter, Ackerbauer und Gesetzgeber. Seine kleine Kolonie mußte sich gewissen Anordnungen unterwerfen; er ließ Zelte aufschlagen, den Boden bebauen und das Schiff ausbessern; die verschiedenartigsten Geschäfte lagen ihm ob; er mußte selbst das Beil handhaben und den Zimmerleuten beistehen; er leitete die Jagden, ordnete die Lebensweise der unglücklichen Skorbutkranken, richtete und bestrafte die Uebertretungen und unterdrückte durch strenge Maßregeln alle meuterische Versuche, welche durch die Schönheit des Ortes und durch die Langeweile einer beschwerlichen Fahrt hervorgerufen wurden. Wann hat je der Beherrscher eines Reiches eine verschiedenartigere und anhaltendere Energie an den Tag gelegt? Verdienen die Namen Cromwell und Lorenzo von Medicis wohl größere Berühmtheit?

Der Skorbut, der so große Verwüstungen unter dem Geschwader angerichtet hatte, verschonte von nun an zwar die noch Gesunden, aber unter den Felsen von Juan Fernandez fanden alle die früheren Kranken, für die keine Rettung mehr möglich war, ihr Grab. Von dem ganzen zerstreuten Geschwader war Anson nichts übrig geblieben, als ein einziges Schiff und eine Spanische Caravelle, die er mitten im Sturme erbeutet hatte. Da rissen plötzlich die Taue, die Anker ließen los, der „Centurio" wurde in die offene See getrieben, die Mannschaft blieb auf der Insel zurück und war nun allen Angriffen der Spanier bloßgestellt, die damals mit England im Kriege lagen. Der Admiral allein schien das Entsetzen, welches sich der ganzen Mannschaft bemächtigte, nicht zu theilen; er bewahrte seine schweigsame Ruhe, ermuthigte seine Untergebenen und befahl, man solle die Spanische Caravelle ausbessern und segelfertig machen. Bei ihm konnte man sagen, daß Alles sich zum Besten kehre; er mischte sich unter die Arbeiter, hielt die Mannszucht aufrecht und blieb der König seines kleinen Reiches. Seine unglaubliche Festigkeit ging auf seine Leute über; man arbeitete wohlgemuth und unter fröhlichem Gesange. Die Ausbesserung ging rasch von Statten, und schon waren neunzehn Tage während dieser Arbeit verstrichen, da rief die zur Beobachtung des Meeres ausgestellte Schildwache: „Ein Segel, ein Segel!" Es war der „Centurio", der sich wieder am Horizont zeigte. Bei dieser unerwarteten Nachricht fiel die Maske der unerschütterlichen Festigkeit, die der Admiral immer so wohl zu bewahren verstanden hatte; er warf sein Zimmerhandwerkszeug fort, und zum ersten Mal auf der ganzen Reise war die tiefe Bewegung seines Innern auf seinem Antlitz ausgeprägt.

Auf dem noch übrigen Theil der Reise, die sich noch drei Jahre hinzog, dasselbe Mißgeschick, derselbe Alles besiegende Heldenmuth. Fand der Admiral eines seiner Schiffe wieder, so verlor er dafür zwei; erbeutete er ein Spanisches Schiff, so mußte er es aus Mangel an Besatzung in den Grund bohren. Nirgends zeigt sich der Muth zu gleicher Zeit so edel und rührend als im Leben derjenigen Männer, die beständig mit unbeugsamer Festigkeit gegen die Tücken des Geschickes ankämpfen müssen, ohne sich davon niederbeugen zu lassen. Solcher Art war das Leben des Admiral Coligny, des Prinzen von Oranien, Wilhelm's III. und einiger anderer großen Männern, denen die Geschichte, die stets die Sklavin des Erfolges ist, keinen sehr hohen Platz anwies. Nachdem Admiral Anson Krankheit, Unwetter, jedes Mißgeschick und die Verfolgung eines erbitterten Feindes gegen sich gehabt, steuerte er beständig durch empörte Meere, belästigt von einer Menge Unglücklicher, die sein Schiff anfüllten und seine Sorgfalt in Anspruch nahmen; er umschiffte die Welt, nahm den Spaniern die Amerikanische Stadt Paita, die er nach den erhaltenen Instructionen niederbrannte, und brachte nach England eine Spanische Gallione, den „Valparaiso", mit zurück. Zu jener Zeit war die Schiffahrt noch weit unvollkommener als jetzt, und da man damals den Chronometer noch gar nicht kannte, so ist es um so bewunderungswürdiger, daß der „Centurio" sich nur um zehn Grad irrte, als er das Kap Horn umschiffte.

Durch die Menge der Gefangennehmungen war das Fahrzeug des Admirals mit Leuten überfüllt worden, die zu dem von den Engländern am meisten verabscheuten Volke, zu den Spaniern, gehörten. Aber der unwandelbare Edelmuth, mit welchem der Admiral gegen diese Gefangenen verfuhr, hat ihn besonders an den Küsten von Süd-Amerika in dankbarem Andenken erhalten. Die Spanier konnten gar nicht begreifen, wie ein Ketzer die Katholiken mit so vieler Sanftmuth und Güte behandeln könne. Noch weniger faßten sie die höfliche Achtung, die er einer jungen wunderschönen Spanierin zeigte, der er mit ihrer Dienerin ein besonderes Gemach anwies, das er niemals betrat; man verglich ihn deswegen mit Scipio Afrikanus, und das junge Mädchen wollte durchaus das Schiff nicht eher verlassen, als bis sie selbst dem Befehlshaber, der sie beschützte, gedankt hatte.

Jede Art von Mißgeschick war Anson beschieden. Nachdem er fast einen Monat auf die Gallione von Manilla gewartet hatte, die er angreifen und nehmen wollte, brachte er in Erfahrung, daß die Spanier, von seinen Absichten unterrichtet, die Gallione bis zum nächsten Jahr im Hafen liegen lassen wollten. Dieser Mann, der sich durch nichts abschrecken ließ, der nicht gezagt hatte, als sein Geschwader bis auf ein einziges Schiff dahingeschmolzen war, setzte seinen Weg fort, rastete zu Macao, landete in China, kämpfte gegen die Forderungen und den Eigensinn der Mandarinen und kehrte zurück, um auf das Vorübersegeln des großen Spanischen Schiffes „Acapulco" zu warten, einer Gallione von 36 Kanonen, 28 steinernen Mörsern und 550 Mann. Trotz seines heftigen Widerstandes und der geschwächten Kraft seines Feindes, wurde der „Acapulco" doch genommen, und als es sich um die Bewachung der Gefangenen handelte, hatten die Sieger von neuem eine schwierige Aufgabe zu lösen, denn ihre Anzahl war viel geringer, als die der Ueberwundenen, so daß diese leicht die Ersteren hätten gefangen nehmen können.

Der Mann, welcher so große Dinge vollführte, den Gott mit so mächtiger Kraft der Seele begabt hatte, sprach nur beim Kommando. Als das Volk in seiner Wuth das Blut des unglück-

lichen Byng verlangte, sagte Anson, der damals erster Lord der Admiralität war, kein Wort, sondern reichte kurzweg seine Entlassung ein. Er war der Mann der That; alles Reden war ihm verhaßt. „Er hatte", so sagte man von ihm, „die Welt umsegelt, ohne je in der Welt gewesen zu seyn." Auch als er Pair von England war, konnte man ihn nicht bewegen, im Parlamente zu sprechen. Dieser Seemann, der nichts fürchtete, war so schüchtern wie ein Mädchen und traute sich nichts zu. Niemand hatte ihn beschützt, nur sich selbst verdankte er seine Erhöhung. Nach dreißig Jahren anhaltenden und angestrengtesten Dienstes, ohne weder Tory noch Whig zu seyn, ohne die Unterstützung einer Familie oder einer Partei, wurde Anson Oberhaupt der Englischen Marine, Pair des Königreiches und einer der geachtetsten Männer seines Vaterlandes. So beweist die Geschichte Anson's zum mindesten, daß die aristokratische Verfassung Englands der Ueberlegenheit des Talentes und des Muthes nicht einen unüberwindlichen Widerstand entgegensetzt. (Edinburgh Review.)

Frankreich.

Erinnerungen an den Herzog von Bassano.

Von Charlotte von Sor.

Beim Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und England war Maret Geschäftsträger in London. Der Krieg nöthigte ihn, nach Frankreich zurückzukehren. Er blieb jedoch nicht lange in Paris, sondern wurde bald darauf zum bevollmächtigten Minister und außerordentlichen Gesandten am Neapolitanischen Hofe ernannt. Es war damals gerade die Zeit, wo Ludwig XVI. die Sünden der Monarchie mit seinem Haupte gebüßt hatte. Nichtsdestoweniger befanden sich an der Spitze der Geschäfte noch Männer, welche diese Gräuelthat verabscheuten und welche den Untergang der unglücklichen Ueberbleibsel der Königlichen Familie für eine ewige Schmach der Revolution erachteten. Sie beschlossen, die einzigen Mächte, die mit Frankreich noch in gutem Vernehmen standen, nämlich Neapel, Venedig, Florenz, insgeheim zu einem Schritt zum Besten der Königlichen Familie zu veranlassen. Diese Staaten sollten die Auslieferung der Königin und ihrer Kinder zur Bedingung der Fortdauer ihres Bündnisses machen. Ihre Verwendung wäre schwerlich fruchtlos geblieben, und die Männer, welche diesen Plan entworfen hatten, würden auch Gründe geltend gemacht haben, welche jede Weigerung hätten als unthunlich erscheinen lassen. Uebrigens hatte ihnen Dumouriez seine Unterstützung zugesagt.

Nachdem der Plan entworfen und die Instructionen aufgesetzt worden waren, wurde Maret mit der Ausführung beauftragt. Herr von Sémonville, der zum Gesandten bei der Pforte ernannt worden war, befand sich zu Marseille, und da ihm der Weg zur See durch die Englischen, Holländischen und Spanischen Geschwader abgeschnitten war, so sollte er seine Reise über Ober-Italien antreten und in Gemeinschaft mit Maret sein Glück bei den betreffenden Italiänischen Staaten versuchen, um sich dann nach Konstantinopel zu begeben. Maret traf mit seinem Gefährten in Genua zusammen, übergab ihm seine neuen Instructionen, und sie machten sich nun zusammen auf den Weg. In Graubünden, wo die Regierung unter Oesterreichischem Einfluß stand, stießen sie auf die ersten Schwierigkeiten. Nichtsdestoweniger überstiegen sie die Alpen, aber bald kamen ihnen Warnungen zu. Sie verweilten sodann einige Zeit zu Rio-Soprano beim Grafen Herkules von Salis-Tagstein, einem ergebenen Anhänger Frankreichs. Einer der Attachés der Gesandtschaft, der General Montgéroult, wurde an den Befehlshaber der Graubündner Linien abgesendet, und er kam mit dem Befehl an die Waadtländischen Behörden zurück, den Durchzug der Gesandten zu gestatten.

Der Graf von Salis-Tagstein und der Graf von Salis-Sendrio riethen ihnen freilich, sich nicht darauf zu verlassen, aber die Wichtigkeit ihrer Mission erlaubte ihnen nicht, sich lange zu bedenken; sie mußten ihr Ziel um jeden Preis erreichen und begaben sich nach Chiavanne, von wo sie an demselben Tage mit einer Ehrenwache weiter reisten. Während sich dies in der Schweiz zutrug, wurden in Paris Intriguen gesponnen. Einige revolutionnaire Machthaber, die nicht in das Geheimniß gezogen worden waren, faßten Argwohn und schickten den Gesandten Agenten unter Führung eines gewissen Psabeau nach. Unterdeß war auch dem Erzherzog Ferdinand der Befehl zugegangen, den Durchzug des Herrn von Sémonville, dessen Einfluß man in Konstantinopel fürchtete, zu hindern; aber er wußte nicht, welchen Weg derselbe einschlagen würde. Eine anonyme Mittheilung Psabeau's setzte ihn davon in Kenntniß, und er traf nun sogleich seine Anstalten. Der Doktor Pozzi, Kanzler des Senats, wurde nach dem linken Ufer des Sees von Chiavanne abgeschickt, wo schon verkleidete Truppen versammelt worden waren.

Als die Waadtländische Ehrenwache zu Novate, einem Dorf am Ufer des Sees, anlangte, machte sie Halt, und unter dem Vorwande, den Podesta di Frahone zu benachrichtigen, daß er seine Eskorte bereit halten möge, sendete der Anführer derselben einen Fante des Gerichts voraus, der aber keine andere Bestimmung hatte, als den Oesterreichern das verabredete Zeichen zu geben. Zwar ging hier den Reisenden eine Warnung zu, aber sie half zu nichts, denn sie waren schon von allen Seiten umringt. Die Franzosen wurden überfallen, gebunden, in eine Barke geworfen und nach der anderen Seite des Sees übergesetzt. Hier liegt die kleine Stadt Gravadona, deren ganze Bevölkerung die Gefangenen am Ufer erwartete und sie aushöhnte.

Der Doktor Pozzi hatte den Befehl, seine Beute unmittelbar ins Schloß von Mailand abzuliefern. Indeß bewog ihn der Eindruck, den die Gefangenen auf die Bevölkerung gemacht hatten, zu einem Aufschube, und er glaubte, zuvor an den Erzherzog berichten zu müssen. So verweilten sie noch zehn Tage zu Gravadona, jeder mit einer schweren Kette gefesselt, die später mit einer hochtrabenden Inschrift von der Cisalpinischen Republik dem Minister des Besiegers von Italien übersandt wurde. Als endlich die Antwort aus Mailand einging, wurden die Gefangenen in leichteren Ketten zu Schiffe nach Lecco und dann auf dem Kanale nach Tossano di Milano gebracht; hier standen Wagen und eine Schutzwache in Bereitschaft, um sie nach Mantua zu geleiten. Dort langten sie am 24. Juli um 6 Uhr Morgens an. Sie wurden im früheren Herzoglichen Palaste, der in ein Staatsgefängniß umgewandelt worden war, untergebracht.

Maret's Instructionen entgingen wunderbarer Weise den Nachforschungen der Oesterreicher; er hatte sie in einer Puderschachtel verborgen. Nicht so glücklich war Sémonville; seine Instructionen gelangten an Herrn von Thugut in Wien. Der Zweck ihrer beiderseitigen Missionen war vereitelt.

Ueber die Zeit seiner Gefangenschaft lassen wir den Herzog von Bassano selbst sprechen. „Sémonville und ich", erzählte er, „waren in demselben Gefängnisse und mit so starken Ketten belastet, daß es eines wahren Kraftaufwandes bedurfte, wenn wir essen oder gehen wollten. Unsere Attachés, der General Mongeroult, Lamare, der Capitain Tasistro und noch drei Andere, theilten unsere Haft, aber sie saßen getrennt von uns. Nachdem ich zehn Monate an diesem höllischen Orte zugebracht, hatte ich fast den Gebrauch meiner Vernunft eingebüßt, und die schwere Luft, verbunden mit der schlechten Behandlung, die wir zu dulden hatten, zog mir ein Nervenfieber zu. Glücklicherweise konnte ich mich nicht immer meiner trüben Laune überlassen. Obgleich Sémonville krank war, so gab ihm doch sein fröhlicher, kaustischer und sorgloser Charakter die Kraft, über unser Elend und unsere Peiniger zu spotten. Als Gegengift gegen die ungesunde Luft betrachtete er den Gesang, und demzufolge sang er fast das ganze Repertoir aller damals üblichen Lieder ab. Wehe mir, wenn eines mit Refrains darunter war! Er ließ mir keine Ruhe, bis ich einstimmte. Zuweilen gerieth ich in Zorn gegen den lustigen Gesandten, aber er gab nichts darauf."

„Ohne meinen Gesellschafter würde ich gewiß bald mich in Sehnsucht und Erschöpfung verzehrt haben. Mein Gesundheitszustand war unleidlich, und das Klima wirkte so ungünstig auf mich, daß mein Leben in der größten Gefahr schwebte. Meine Haare und meine Zähne fielen aus, und ich hatte nicht mehr die Kraft, aufzustehen oder zu gehen. Ohne die unverhoffte Hülfe, welche mir der Ruf meines Vaters zehn Jahre nach seinem Tode zuführte, würde ich Frankreich nie wiedergesehen haben. Da nämlich die Akademie von Mantua unsere Gefangenschaft nicht enden sah, so erbarmte sie sich eines Jünglings, dessen Name ihr theuer geblieben war. Sie schickte eine Deputation an mich, welche mir Trost bringen und mir ihre Hülfe antragen sollte. Indeß hatte sie noch einen anderen Zweck; sie wollte sich von meinem Gesundheitszustande, von dem sie der Arzt der Regierung in Kenntniß gesetzt hatte, überführen. In Folge des an sie erstatteten Berichts wendete sich die Akademie an die Regierung, und als dieser Schritt erfolglos blieb, schickte sie zwei Kommissarien nach Wien, um dort vorzustellen, daß ich unfehlbar sterben würde, wenn ich noch ein Jahr in Mantua bleiben müßte." (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Was ist ein Gentleman? Es kommt noch oft genug vor, daß ein Engländer, der sich selbst oder dem Andere das Prädikat Gentleman beigelegt, im Deutschen zum Edelmann gestempelt wird. Erst vor kurzem meldete uns ein Deutsches Blatt, — dasselbe, welches den Franzosen, der mit den Indischen Tänzerinnen umherreist, als Eigenthümer einer Bajaderengesellschaft bezeichnete und die drei Musikanten dieser Gesellschaft auch mit zu den Bajaderen zählte, — die Ankunft eines solchen Edelmannes aus England. Das Wort Gentleman läßt sich überhaupt durch keinen Deutschen Ausdruck ganz wiedergeben, wie so viele Bezeichnungen von Dingen und Eigenschaften, die nur bei einer besonderen Nation vorkommen. Wollte man durchaus in unserer Sprache ein Wort dafür finden, so würde, obwohl dem formellen Gebrauch als Titel nicht entsprechend und ohne den Sinn ganz zu erschöpfen, in manchen Fällen vielleicht Ehrenmann ausreichen, wie aus folgender Erklärung zu entnehmen ist, die ein Englisches Blatt selbst darüber giebt: Wenn wir Jemand einen Gentleman nennen, so wollen wir damit keinen gehässigen Unterschied zwischen Hoch und Niedrig, zwischen Rang und Dienstbarkeit, zwischen Reichthum und Armuth machen. Nein, die Unterscheidung ist durchaus eine geistige. Wer offen, treu und redlich, wer von menschenfreundlichem, leutseligem Benehmen, wer eben so ehrenhaft in seiner eigenen Handlungsweise wie in seinem Urtheil über Andere ist und keines Gesetzes bedarf außer seinem gegebenen Wort, um ein Versprechen zu erfüllen, der ist ein Gentleman, und wenn er auch hinter der Pflugschaar ginge.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 88. Berlin, Mittwoch den 24. Juli 1839.

Asien.

Die Halbinsel Korea und ihre Bewohner.

Es existirt wohl kaum ein Land, von dem man weniger Notiz nimmt, als Korea, obschon es reich an Produkten ist, viele sehr gute Häfen hat und den betriebsamsten Staaten Asiens — China und Japan — sehr nahe liegt. Keine einzige Dschonke fährt nach Korea's Küsten, es sey denn, daß sie durch Sturm dahin verschlagen würde. Die gegenüberliegende Küste der Chinesischen Provinz Schan-tung ist nur ungefähr 36 Stunden Seeweges von der nächsten zu Korea gehörenden Insel entfernt; dort findet man weder Bauholz noch Brennholz, hier aber Beides in Ueberfluß; und doch fällt es dem sonst so spekulativen Chinesen nicht ein, diese nothwendigen Artikel vor seiner Thür zu holen!

Der ganze Verkehr Korea's beschränkt sich auf einen Jahrmarkt, der im Herbst und Frühling an den Gränzen der Mandschurei gehalten wird; und doch ist das Land beinahe so groß, als Britanien. Kein Ausländer hat in Korea jemals frei herumwandern können. Selbst Chinesische Botschafter werden ängstlich bewacht und wie Gefangene behandelt; und als die Jesuiten auf Befehl des Kaisers von China die Mandschurei geometrisch vermaßen, erhielten sie strenge Ordre, die Gränzen der Koreanischen Halbinsel nicht zu überschreiten.

Der Koreaner ist eine groteske Figur. Er trägt einen ungeheuren Hut, mit spitzer Kappe darüber, und ein Paar sackweite Aermel; wogegen seine Schuhe ganz knapp an den Füßen sitzen. Die Männer sind kräftig und wohlgestaltet, die Frauen aber sehr häßlich. Junge Personen tragen sehr lange Zöpfe und scheeren das Vorderhaupt. Der Ausdruck des Gesichtes ist bei Personen jedes Alters ernst und gravitätisch, oft auch mürrisch und unfreundlich. Man bemerkt Stunden lang keine Bewegung ihrer Muskeln; ihr Gang hat etwas lächerlich Grandioses. Wer ein recht treues Bild von einem Koreaner haben will, der denke sich einen Mann mit einer langen Tabackspfeife, die er selten kalt werden läßt, am Boden kauernd und immer nach Einer Richtung hinglotzend. In mancher Hinsicht gleicht dieses Volk den Türken; doch ist es im Ganzen betriebsamer und weniger kriegerisch. Als Branntwein-Trinker hat der Koreaner vielleicht kaum seines Gleichen; er jagt den Alkohol durch die Gurgel, als wär' es reines Wasser. Wenn er von einem Fremden besucht wird, so präsentirt er ihm keinen Thee oder Kaffee, sondern einige rohe Zwiebeln, gedörrte Fische und den stärksten Branntwein, von dem er wohl zwei Flaschen trinken kann, ohne berauscht zu werden.

Die Koreaner sind in ihrer Unterhaltung sehr vorsichtig, und überhaupt hat ihr ganzes Benehmen etwas Scheues und Furchtsames. Ihre Sprache ist volltönend, ihre Literatur die Chinesische oder der Chinesischen nachgebildet. Obschon sie nur selten ein ganz unabhängiges Volk waren und seit Jahrhunderten dem Kaiser von China dreimal jährlich Tribut entrichten müssen, so qualifiziren sie doch alle Ausländer, selbst die Chinesen nicht abgerechnet, mit einem Namen, der unserem Barbar entspricht.

(Asiatic Journal.)

Frankreich.

Erinnerungen an den Herzog von Bassano.

(Schluß.)

„Am 20. Mai 1794", so fuhr der Herzog in dem Bericht über seine Gefangenschaft fort, „langte der Befehl an, Sémonville und mich aus dem Gefängniß von Mantua, in welchem fünf unserer Attaché's den Tod gefunden hatten, zu entlassen. Am folgenden Tage kündigte man uns an, daß wir uns zu einer weiten Reise vorzubereiten hätten. Bei dieser unerwarteten Nachricht fielen Sémonville und ich uns einander in die Arme. „„Wo gehen wir hin?"" fragten wir. — „„Das darf nicht gesagt werden"", lautete die Antwort. Sémonville, welcher die glückliche Gabe hatte, Alles im besten Lichte zu sehen, wußte sich vor Freuden nicht zu lassen. Schon glaubte er wieder in den Zirkeln der Hauptstadt zu seyn und durch Erzählung seiner Leiden manchem schönen Auge Thränen zu entlocken. Mir erschienen unsere Aussichten trüber. Sémonville packte unsere Sachen. Ich kann mich noch jetzt des Lachens nicht erwehren, wenn ich ihn in aufgestreiften Hemdsärmeln vor mir sehe, hin und her laufend, Alles durch einander werfend. Auf meine Lamentationen antwortete er: „„Mein Theurer, Du bist auch schwer zu befriedigen. Ich habe nicht nach Prinzipien gelernt, einen Koffer zu packen. Du hast freilich gut reden.""

„Endlich verflossen die beiden endlosen Stunden, die noch bis zur Zeit unserer Abreise fehlten, und die Thür des Gefängnisses öffnete sich. Wir stürzten hinaus, aber die Wächter wiesen uns zurück. Erst mußten unsere Ketten, welche für die Reise zu schwer waren, gewechselt werden. Meine Kette war zu kurz, und sie mußte mit Gewalt zusammengepreßt werden, um meine rechte Hand mit den beiden Ringen zu umschließen. Ich hatte einen unerträglichen Schmerz zu dulden, aber ich fühlte ihn nicht mehr, als der Wagen den letzten Raum der Festungswerke hinter sich gelassen hatte und auf einem der Dämme des Sees von Mantua dahinrollte. Man muß zehn Monate in einem Gefängnisse zugebracht haben, um sich eine Vorstellung von unseren Empfindungen zu machen. Aber wohin wurden wir gebracht?"

„Wir fuhren die ganze Nacht und verließen oft die Heerstraße, um das Venetianische Gebiet zu vermeiden. Ich kannte sehr wohl die Geographie des Landes, durch welches wir reisten, und ich war fest entschlossen, nach Hülfe zu rufen, wenn wir vor dem Posten eines befreundeten Landes vorüberkämen, obgleich ein Offizier im Wagen und zwei Soldaten auf dem Kutscherfitz saßen. Während der ganzen Nacht trug ich mich mit dieser Hoffnung, aber am Tage mußte ich sie aufgeben. Als der Offizier, der uns geleitete, mich aus dem Wagen hob und dabei bemerkte, daß ich mit Blut bedeckt war, welches von meinem wunden Handgelenk niederträufelte, machte sich sein Unwille in starken Ausdrücken Luft. Er rief den Oesterreichischen Kommissarius, den Sohn des Doktors Pozzi herbei und ersuchte ihn, mir die Fesseln abzunehmen. Als dieser es ablehnte, unter dem Vorwande, daß er nicht den Schlüssel des Schlosses habe, ließ er sich ein Instrument bringen, mit welchem er es selbst zersprengte. Dieses Zeugniß seines Mitgefühls erfüllte mich mit Dankbarkeit. In dem Augenblicke, wo er sich zu mir neigte, um mich von meinen Fesseln zu befreien, sagte ich rasch und leise zu ihm: „„Wohin bringt man uns, um der Barmherzigkeit willen?"" Er bedachte sich einen Augenblick, aber sein Blick begegnete dem meinigen, und er antwortete: „„Nach Kufstein.""

„Gegen Ende des Tages setzten wir unseren Weg fort. Sémonville, welcher sich in den Kopf gesetzt hatte, daß man uns nach Frankreich zurückführe, fing an zu verzweifeln, jedoch nach seiner Weise. „„Mein Theurer"", sagte er zu mir, „„wenn Kufstein auch nicht den Tuilerieen gleichkommt, so kann es doch auch nicht schlechter seyn, als der Palast der Herzoge von Mantua. Wir können beim Tausche nur gewinnen. Ich werde die Tyrolerlieder singen lernen; das wird einige Abwechselung in unser Repertoire bringen."" Er ahnte nicht, was uns erwartete."

„Wir reisten nur des Nachts. Wäre es nach uns gegangen, so wären wir immer gereist, denn das Ziel war ja eine Festung. Kufstein, welches den Eingang Tyrols vertheidigt, ist auf einem hohen freistehenden Felsgipfel erbaut und hängt mit der Stadt durch eine hölzerne Brücke zusammen. Der Wohnsitz der Staatsgefangenen ist ein hoher Thurm, und zwar dessen oberstes Stockwerk. Mitten hindurch läuft ein ungeheurer Pfeiler, welcher das Dach trägt. Der denselben umgebende Raum ist in trapezförmige Gefängnisse abgetheilt, welche von 1 bis 13 gehen. Ich geleitete Sémonville in das, welches Nummer 11 hatte. Dort fand eine herzzerreißende Scene statt. Wir sollten getrennt werden. Als mich die Wächter fortführen wollten, stürzten wir einander in die Arme, und man mußte uns mit Gewalt aus einander reißen. Dieser Augenblick war schrecklich."

„Ich wurde nach Numero 13 geführt. Als wir vor Numero 12 vorübergingen, sah ich die Thür offen stehen und Niemand darin. Also beabsichtigte man, jede Verbindung zwischen uns zu hindern. Vor meinem Gefängnisse befand sich ein kleiner Flur, welcher durch eine eiserne Thür geschlossen war. Den Eingang zu meinem Gefängnisse, welches sieben Fuß lang, sechs Fuß breit war, bildete ebenfalls eine eiserne Thür. Obgleich die Decke

niedrig war, konnte ich dennoch aufrecht stehen. Das Ameublement war natürlich höchst einfach; es bestand aus einem fichtenen Tisch, einem hölzernen Schemel und einer Matratze. Daneben befand sich ein Marmorblock, an welchem die Ketten des Gefangenen befestigt waren. Da meine Hand noch immer wund war, wurden mir die Ketten nicht angelegt, sondern an dem Marmorblock aufgehängt. Neben der Thür stand ein Ofen von Ziegeln, die eben so wie die Wand mit weißer Kalkfarbe bestrichen waren. Das Licht drang zu mir durch eine zwei Fuß hohe und achtzehn Zoll breite Luke, welche meine Freude und meine Qual war. Auf dem Schemel stehend, blieb ich ganze Stunden lang vor derselben in stille Beschaulichkeit versunken. Ich sah den Himmel, die grünen Bäume, ein kleines halbkreisförmiges Thal, durch welches der Inn hinströmte."

„Die Behandlung der Gefangenen auf Kufstein war nicht besonders milde. Wenn der Gefangene das Gefängniß betrat, verlor er seinen Namen; selbst dem Kommandanten blieb er verborgen. Diesem schrieb man bloß aus Wien, daß dieser oder jener Offizier mit dem Transport zweier Gefangenen beauftragt sey, welche er in Numero 11 und 13 unterzubringen habe und welche er in seiner Korrespondenz ebenfalls nur mit diesen Nummern zu bezeichnen brauche. Daß uns jede Verbindung nach Außen hin untersagt war, versteht sich wohl von selbst. Schon in Mantua hatte man uns unser Geld, unsere Uhren und einen großen Theil unserer Effekten abgenommen, und wir hatten weder Papier noch Dinte oder Bücher. Der Kommandant war übrigens ein vortrefflicher Mensch, der zu der Strenge seiner Instructionen nicht noch neue Plackereien hinzufügte. Zweimal täglich wurde mir durch das Schiebefenster meine magere Mahlzeit gereicht, die Thür selbst aber nur Sonnabends für den Stabs-Chirurgus, der in Begleitung zweier Kustodes und zweier Offiziere kam, geöffnet."

„Die Unthätigkeit und der Mangel jeder Beschäftigung machten mich fast wahnsinnig. Der Arzt sagte mir, daß, wenn ich Geld hätte, ich mir Bücher aus Innspruck kommen lassen könnte. Ich zog einen goldenen Ring von meinem Finger und bat ihn, denselben zu verkaufen, damit ich mir Papier, Feder und Dinte dafür verschaffen könne. Er sagte mir, daß dies ohne besondere Befehle aus Wien nicht erlaubt sey. Ich hatte indeß seit dem ersten Tage meiner Gefangenschaft über ein Mittel, mit Sémonville zu korrespondiren, nachgedacht. Ich war endlich auf einen Einfall gekommen. Nachdem die Thür von Außen verriegelt worden war, stieg ich zu meiner Luke empor, und den Mund gegen das Gitter gelehnt, fing ich an, eine Arie aus der Oper Armida zu singen. Sémonville erkannte meine Stimme nicht. Dieser verunglückte Versuch entmuthigte mich indeß nicht, und ich versuchte zwanzig andere, die keinen besseren Erfolg hatten. Nach Verlauf einiger Zeit bemerkte ich, daß sich alle Abende von der Seite her, wo Sémonville saß, ein Geräusch vernehmen ließ. Ich vermuthete, daß er seine Kette, vom Tisch nach dem Bette schleppe, und hoffte, daß er auch ein Geräusch bei mir vernehmen würde. Ich dachte nun darüber nach, wie ich mich mit ihm in Verbindung setzen könne. Endlich erfand ich gewisse Zeichen für das Ohr, indem ich mit dem Stiel meines Besens gegen die Wand schlug. Nach acht Tagen hatte ich die unaussprechliche Freude, eine Antwort zu erhalten. Obgleich unsere Mittheilungen nur sehr langsam und unvollkommen von Statten gingen, so konnten wir uns doch das Nöthigste eröffnen."

„Von diesem Augenblicke an war ich gerettet. Ich hatte meinen heiteren Unglücksgefährten wiedergefunden, ich konnte mit ihm meine Gedanken austauschen. Diese Zerstreuung, so wie die reine Luft der Tyroler Berge, wirkten günstig auf meine Gesundheit ein. Eines Abends wurden unsere Plaudereien durch ein ähnliches Geräusch, welches vom entgegengesetzten Ende des Thurmes herkam, unterbrochen. Wir horchten auf und hörten deutlich die Worte: „„Lasset einen Unglücksgefährten an Euren Unterhaltungen Theil nehmen."" — Wir antworteten zugleich: „„Es ist ein Franzose."" — „„Nein"", war die Antwort, „„ich bin kein Franzose, aber ich dulde wie Ihr."" — Unsere Unterhaltung wurde fortgesetzt, und wir erfuhren, daß unser Leidensgenosse der Baron Spaun war. Er war ein ausgezeichneter Mathematiker und diktirte mir in der Folge sehr verwickelte astronomische Formeln, welche er mich bat, Herrn de la Place mitzutheilen, wenn ich nach Paris zurückgekehrt seyn würde."

„Bald fing indeß dieser Theilnehmer an, uns lästig zu werden; wir durften nicht mehr laut denken. Ein Französischer Soldat, welcher im Dienste der Kustodes stand und welcher mir den Wunsch bezeigt hatte, mir gefällig zu seyn, überbrachte Sémonville das neue Losungswort, und von nun an wechselten wir alle acht Tage unsere Chiffre. Aber kaum waren drei Tage vergangen, so hatte sie der Baron Spaun schon immer entdeckt. Er machte es sich zur Ehrensache, unsere List zu vereiteln, und klopfte uns, wenn er unsere Chiffre entdeckt hatte, boshafter Weise zu: „„Aendern Sie Ihre Combination; meine Redlichkeit zwingt mich, Ihnen zu sagen, daß ich Ihre Mittheilungen verstehe.""

Bald trat indeß eine große Veränderung unter den Bewohnern des Gefängnisses ein. In Ungarn war die Verschwörung von Marteinwedič ausgebrochen. Viele Verschworene starben auf dem Schaffot; eine noch größere Zahl wanderte in die Gefängnisse. Die Regierung fing indeß an, über die Anwesenheit einer so großen Anzahl von Staatsgefangenen in dem Lande selbst, das diese aufgeregt hatten, besorgt zu werden. Die Ungarischen Gefangenen wurden also in die Gefängnisse der Erbstaaten und die der Erbstaaten nach Ungarn abgeführt. In Folge dieser Veränderung verließ auch der Baron Spaun Kufstein. Wir gewannen indeß wenig dadurch, denn nicht nur derjenige, der seine Stelle in Numero 7 einnahm, sondern fast alle Ungarische Gefangenen hatten bald unser Geheimniß entdeckt. So wahr ist es, daß die Noth erfinderisch macht."

„Da unsere vertraulichen Unterhaltungen für immer gestört waren, so sann ich auf ein anderes Mittel, mir die Langeweile zu vertreiben. Von meiner Krankheit her, hatte ich eine kleine Flasche zurückbehalten, in welcher sich etwas Weinessig befand. Ich warf gerostete Eisentheile hinein, welche ich von der Thür abgeschabt hatte, und mit Hülfe der Ofenhitze erhielt ich eine ziemlich konzentrirte Eisenauflösung. Der Thee war unser gewöhnliches Getränk, und aus diesem hoffte ich durch Aufkochen die nöthige Säure zu ziehen. Es gelang mir. In den ersten Tagen meiner Gefangenschaft hatte ich einen Flintenstein gefunden, den ich sorgfältig aufbewahrte, denn für einen Gefangenen kann jeder Gegenstand wichtig werden. Dieser Stein diente mir nun als Federmesser, mit dem ich eine Feder, die ich in meinem schlechten Kopfkissen gefunden, zurechtschnitt. Auch für das nöthige Papier wurde Rath geschafft. Während meiner Krankheit in Mantua hatte mir der Arzt Pulver verordnet, deren Umschlag ich sorgfältig aufbewahrte. Das genügte indeß noch nicht. Die Frau des Kommandanten hatte sich der Französischen Gefangenen erbarmt. Sie schickte uns öfter Früchte und Blumen in dem Korbe, der unsere Nahrung barg. Am Neujahrstage fand ich unter dem Brodte einen Kalender, der mit weißen Blättern durchschossen, ein anderes Mal eine Deutsche Grammatik, die in weißes Papier eingeschlagen war. Durch alle diese Gaben wurde mein Papierschatz bedeutend vermehrt."

„Nun glaube man nur gar nicht, daß ich mich mit ernsten Gegenständen beschäftigen wollte; nein, mein Ehrgeiz war hinlänglich gedämpft. Ich hatte allen Ehrgeiz abgedankt und machte jetzt Gedichte, Tragödien, mehrere Komödien in fünf Akten und in Versen, die nicht ganz übel waren. Diese in meinem Gefängnisse entstandenen Schöpfungen verschafften mir später die Ehre, Mitglied der Akademie zu werden." Man mußte die freudige Miene des Dichters sehen, wenn er auf seine literarischen Erfolge zu sprechen kam. — „Der Kaiser", fuhr der Herzog von Bassano fort, „erkundigte sich oft nach dieser Episode meines Lebens; die Geschichte unserer Gefangenschaft interessirte ihn. Eines Abends kam in seinem Kabinet die Rede auf die literarischen Arbeiten, die ich zu Kufstein verfaßt hatte. Der Kaiser lachte laut auf und sagte: „„Wahrhaftig, mein armer Maret, ich hätte nicht geglaubt, daß Sie ein solcher Reimschmidt wären."" — „„Sire"", erwiederte ich, „„ich wette darauf, daß Sie Schlachtpläne entworfen hätten."" — Er zuckte die Achseln und sagte: „„Im Grunde haben wir Alle unser Steckenpferd. Sie werden wenigstens gestehen, daß ich meine Mußestunden nützlicher angewendet habe, als Sie.""

„Nun ich", fuhr der Herzog in seiner Erzählung fort, „mit Schreibmaterialien versehen war, fühlte ich mich erleichtert. Sémonville, dem ich meine Freude mittheilte, erwiederte: „„Ich beneide Dich; ich langweile mich zum Sterben, aber ich bin zu dumm, um Deine Erfindung zu benutzen."" In der That hatte meine Lage Vieles vor der seinigen voraus. Uebrigens nahte auch schon die Stunde unserer Freiheit. Der Befehl, uns in Freiheit zu setzen, langte am 17. Mai 1796 aus Wien an. Unser Aufenthalt auf der Festung Kufstein hatte 22 Monate und 11 Tage gedauert. Der brave Kommandant begab sich sogleich nach unserem Thurme, um uns die freudige Nachricht zu bringen. Zuerst kam er zu mir; ich lag schon im Bette. Kaum nahm ich mir die Zeit, mich anzukleiden, und geleitete ihn dann nach Numero 11. Sémonville schlief fest. Als er aus dem Schlafe auffuhr und neben sich zwei Männer bemerkte, glaubte er, daß man ihn zum Tode führen wolle. Ich redete ihn an, aber er erkannte meine Stimme nicht und sah uns verwirrt an. Die Sprache ist unfähig, die Scene zu schildern, welche erfolgte, als er mich erkannte und erfuhr, daß wir frei seyen. Er war wahnsinnig vor Freude."

„Einige Stunden später nahmen wir ein Frühstück beim Kommandanten ein, dessen noch junge Frau den liebenswürdigsten Antheil an unserem Glücke bezeigte. Der Kommandant sagte uns noch, daß ein Offizier, der nächstens eintreffen werde, den Auftrag habe, uns nach Frankreich zurückzugeleiten. „„Da aber"", sagte er dann, „„meine Instructionen in Bezug auf Sie weiter nichts enthalten, so werden Sie seine Ankunft in meinem Hause abwarten."" Wir blieben hier acht Tage; allein, obgleich wir mit der zuvorkommendsten Freundlichkeit behandelt wurden, erschien uns die Zeit dennoch sehr lang. Der Gesandte aus Wien, welcher uns nach unserem Vaterlande zurückführen sollte, langte endlich an. Es waren jetzt fast drei Jahre verflossen, seitdem ich meiner Familie, meinen Freunden, meinem Vaterlande entrissen worden war. Aber wie viele Begebenheiten waren seitdem auf einander gefolgt! Als ich sah, welche Wendung das Schicksal meines Vaterlandes unter ungeschickten Händen genommen hatte, verflogen meine schönen Träume."

Die Aufnahme, welche den aus der Gefangenschaft Zurückkehrenden zu Theil wurde, entsprach nicht ganz ihren Erwartungen. Das Direktorium dekretirte zwar unter dem 9. Floréal des Jahres IV, daß die Bürger Maret und Sémonville den Französischen Namen durch ihre Ausdauer und ihren Muth geehrt hätten; aber das war auch Alles. Maret war zu stolz, um sich zu beklagen; er zog sich auf das Land zurück und beschäftigte sich dort mit der Literatur und den Wissenschaften, bis Barthélemy in das Direktorium gelangte.

England.

Gegenwärtiger Zustand der Russischen, Nordamerikanischen Französischen und Britischen Seemacht.

(Fortsetzung.)

Nun wollen wir einen Blick auf einen Europäischen Staat werfen, der, ohne gerade vorzugsweise eine Seemacht zu seyn, doch so ausgedehnte Küsten und eine so wichtige geographische Lage hat, daß er uns auf dem Ocean wie auf dem Mittelländischen Meere gleich gefährlich werden könnte. Dazu kömmt noch, daß dieser Staat Muth und Kenntnisse besitzt und zahlreiche Verluste zu rächen hat; wir meinen Frankreich.

Die wirkliche Stimmung dieses Landes in Bezug auf England ist von unseren früheren Staatsmännern sehr gut aufgefaßt worden; wir wollen weder der Meinung Lord Chatham's, noch der seines berühmten Sohnes Pitt gedenken; es reicht hin, die Worte anzuführen, welche Charles Fox beim Frieden von 1783 sprach: „Nicht die Antipathie Frankreichs gegen England, noch die Erinnerung an seine Verluste bei Crecy und Azincourt, machen die beiden Nationen zu Widersachern; Frankreich betrachtet uns nur deswegen mit feindlichem Auge, weil es uns für das einzige Hinderniß seiner ehrgeizigen Pläne hält. Das geht aus den beständigen Anstrengungen hervor, die es aufwendet, um unsere Macht zu verringern.“

Sehr wahrscheinlich haben seit Azincourt und Crecy die Schlachten am Nil, bei Trafalgar und Waterloo die angestammte Feindschaft gegen England im Herzen unserer Nachbarn nicht eben getilgt. Sie zeigte sich deutlich genug in einer Rede des General Foy, in welcher er als Grund, warum Europa, Amerika und Ostindien gegen England einen Krieg auf Tod und Leben zu beginnen hätten, den insularischen Charakter dieses Landes anführte, der demselben ein gewisses Etwas verleihe, welches jeder socialen Sympathie widerstrebe. Wir halten aber diese feindlichen Gesinnungen nicht etwa für ein Uebel. Es wäre etwas Ungewöhnliches, wenn zwei große Völker, die im Gewerbfleiß und Handel, wie in allen Künsten des Krieges und des Friedens Nebenbuhler sind, ganz ohne politische Feindschaft daständen. Diejenigen unserer Liberalen, welche sich einbilden, daß der Bund beider Nationen festgeknüpft sey, nicht bloß zwischen den Regierungen, sondern auch zwischen den Völkern beider Länder, kennen England und vorzüglich Frankreich sehr wenig. Welche Höflichkeit, ja selbst Freundschaft auch zwischen Individuen bestehen mag, die großen National-Empfindungen sind unverändert geblieben. Unter all seinen Dynastieen zeigt sich Frankreich unveränderlich als dasselbe; bald unterstützt es unsere aufrührerischen Kolonieen oder verwandelt einen Gesundheits-Kordon in eine feindliche Armee, bald behält es Algier trotz aller gegebenen Versprechungen in Besitz oder bemächtigt sich Ankona's inmitten eines tiefen Friedens; ohne Rücksicht auf Verträge, folgt es stets dem ihm durch seinen Vortheil vorgezeichneten Weg. Vorzüglich hartnäckig in dem Neid, mit dem es auf unseren Einfluß zur See blickt, ist ihm jener Grundsatz Richelieu's: „Frankreich bedarf einer Marine“, immer gegenwärtig. Das ist sein delenda Carthago. Es vergißt nicht, daß selbst Napoleon beständig nach Schiffen und Kolonieen seufzte. Deshalb vermehrt Frankreich nicht allein fortwährend die Anzahl seiner Segel, sondern es schickt dieselben auch nach entfernten Stationen, unter dem Vorwande, seinen Handel zu beschützen, wenn dieser auch niemals gestört wurde; sein eigentlicher Zweck ist aber, so viel und so gut als möglich eingeübte Linienschiffe in See zu haben und die besten Mannschaften so wie die meisten Fahrzeuge zu besitzen. Es ist also nicht zu verwundern, wenn Frankreich jetzt ein besser organisirtes Seewesen hat, als selbst zu Suffren's, Grasse's und d'Estaing's Zeit.

Viele unserer politischen Freunde beunruhigen sich über diesen Zustand der Französischen Marine nicht besonders, weil nach ihrer Meinung der Frieden so fest geschlossen ist, daß Großbritanien und Frankreich ihre Interessen gar nicht von einander sondern könnten. So friedlich nun aber auch unsere guten Nachbarn und Verbündete seyn mögen, läßt es sich doch nicht leugnen, daß sie ihre ganze Flotte gehoben haben, und daß sie in Zukunft nur noch Linienschiffe nach dem angenommenen Plan zulassen werden, nach welchem selbst die Vierundsiebziger zu unbedeutend sind, um eine Schlachtreihe zu bilden. Für diesen Augenblick besteht ihre Marine, mit Inbegriff aller bemannten, abgetakelten und im Bau begriffenen Fahrzeuge, aus 10 Dreideckern von den größten Verhältnissen, deren jeder 120 Kanonen hat; aus 13 Linienschiffen von 100 Kanonen und aus 28, die zwischen 80 bis 90 Kanonen vom schwersten Kaliber tragen; dazu kommen noch 60 sehr ansehnliche Fregatten von 32 Kanonen.

Durch eine Verordnung vom Februar 1837 war die Anzahl der Fahrzeuge auf dem Friedensfuß im Budget mit 40 Linienschiffen, 50 Fregatten und 220 kleineren Kriegsschiffen festgestellt worden. Wenn man die Schiffer, die Lotsen, die Schiffsjungen und andere privilegirte Klassen abrechnet, so sind in den Matrikeln 53,000 Matrosen verzeichnet, von welchen 24,000 jetzt theils in den Häfen, theils auf den Flotten in Dienst sind. Davon können immer an 35,000 brauchbare Subjekte, zwischen 20 und 40 Jahr alt, ausgewählt werden, dann bleiben noch 15,000 eingeschriebene Novizen übrig, die nöthigenfalls auf kleinen Schiffen verwendet werden könnten. Wenn es wahr ist, was man von den Einschreibungs-Büreaus sagt, so könnte man diese Novizen bekommen, ohne zu der Konskribirung seine Zuflucht zu nehmen, welche die Leute zur Bildung von Linien-Mannschaften hergeben muß.

Für die Genauigkeit dieser Dokumente können wir einstehen, weil wir sie aus offiziellen Quellen, durch die Freundschaft eines Französischen See-Offiziers, erhalten haben. Man zählt jetzt in der Französischen Marine 12 bemannte Linienschiffe, 12 abgetakelte und 27 auf den Werften befindliche. Fregatten giebt es 17 bemannte, 19 abgetakelte und 24 im Bau begriffene. Außerdem sind noch 180 kleine Fahrzeuge vorhanden, die aus Korvetten, Briggs, Wachtschiffen und bewaffneten Dampfböten bestehen. Nach folgender Uebersicht wird man von der Bedeutung der Linienschiffe sich eine Vorstellung zu machen im Stande seyn.

Bemannte Schiffe im Dienst.	Kanonen.	Abgetakelte Schiffe außer Dienst.	Kanonen.
Der Montebello	120	Der Algesiras	86
„ Ocean	120	„ Bucentaurus . . .	86
„ Majestueux	120	„ Jupiter	86
„ Souverain	120	„ Marengo	80
„ Commerce	100	„ Scipio	80
„ Herkules	100	„ Triton	80
„ Jena	90	„ Trident	80
„ Suffren	90	„ Nestor	80
„ Türenne	90	„ Algier	80
„ Neptun	86	„ Genereux	80
„ Diademe	86	Die Couronne	80
„ Sti. Petri	86	„ Stadt Marseille .	80

Es wäre wohl Zeit, und die ministerielle Partei sollte füglich ebenfalls unserer Meinung seyn, daß die Englische Nation auf eine solche Steigerung der Französischen Seemacht in Friedenszeiten aufmerksam würde, die noch dazu beständig im Zunehmen ist. Den Beweis davon findet man in dem vortrefflichen Berichte des Baron Tupinier an den Marine-Minister Vice-Admiral von Rosamel. Da erhalten wir durch klare und unparteiische Listen eine genaue Belehrung über den Bedarf der Flotten und Arsenale von Frankreich, über die Beschaffenheit der Schiffe, die Mittel zu ihrer Vervollkommnung, die Zahl und Stärke ihrer Kanonen, den relativen Werth und die Bedeutsamkeit der verschiedenen Seehäfen des Königreichs, ihre Wasser-Bauten, über die Kauffahrteischiffe, die Vorräthe jeder Station, die Kontrolle und die Verwaltung der Munitionen, die allgemeinen Gegenstände der Marine-Administration und endlich über die Fortschritte jeder Art, die das Französische Seewesen seit 1814 gemacht, und worüber Nelson's Schatten erbeben würde. Man hat sich auch nicht bloß mit den materiellen Dingen abgegeben, sondern große Summen für die Gesundheitspflege, für das Wohlseyn und die Behaglichkeit der Offiziere und Matrosen aufgewendet, um auf solche Weise jedes Schiff seiner Mannschaft lieb und werth, seinen Feinden aber bewunderungswürdig oder furchtbar zu machen.

Gleich zu Anfang seines Berichtes sagt Herr Tupinier: „Der Zeitpunkt, wo man es in Frage stellte, ob Frankreich eine Marine haben sollte oder nicht, liegt weit hinter uns.“ Da nun jede Seite seines Werkes beweist, daß seine Regierung gleicher Meinung wie der Minister ist, so geben wir denen, welche unsere Besorgnisse übertrieben finden, zu überlegen, daß in drei Jahren, von 1831 bis 33, Frankreich 204 Millionen auf seine Marine verwendet hat. Der weise Herr Dupin sagt uns, daß bei der Aufwendung dieser ungeheuren Summe der Plan zu Grunde gelegen hätte, während des Friedens nicht nur eine mächtige Flotte für den Fall des Krieges einzurichten, sondern auch statt jener Schiffs-Mannschaften, die nur aus einem Menschen-Gewirr ohne Einheit und Mannszucht, ohne Corps-Geist und ohne Tradition noch Festigkeit bestanden, ein regelmäßiges und zuverlässiges Bemannungs-System in Ausführung zu bringen. Man vergleiche diese Verfahrungsweise mit den bekannten Mißbräuchen des Revolutions-Büreaus, seiner schlechten Verwaltung, seinen chimärischen Plänen und Sinekuren, die in den Arsenalen dem Abschaum des Landes überlassen wurden. Wir sprechen von jener Zeit, wo der Minister Redon Befehl zur Ausrüstung von Schiffen gab, die einige Monate vorher erobert und nach England geführt worden waren. Und so unwissend war damals die Verwaltung der Französischen Marine, daß sie den Namen einer Insel für den eines Schiffes hielt und zur Ausrüstung und Absendung dieses eingebildeten Schiffes Befehl ertheilte. Welcher Unterschied zwischen jener Zeit und jetzt! Welche unendliche Verbesserung in den Plänen und der Geschäftsführung aller See-Angelegenheiten dieses Landes!

Man kann also nicht verkennen, wie gefährlich dieser Aufschwung der Marine Frankreichs, bei den Erinnerungen an frühere Schmach, bei der natürlichen Tapferkeit und geographischen Lage dieses Landes, für uns werden kann. Es ist noch immer jener Adler, dem nur die Verträge von 1814 und 15 die Klauen beschnitten haben, deren Wiederwachsen wir verhüten müssen. Glücklicherweise befindet sich unter all' diesen Elementen des Erfolges, auf welche die Franzosen stolz sind und die uns Besorgnisse einflößen, doch noch so manches Unvollkommene, das uns wieder sicher machen kann, wie zum Beispiel die sehr fehlerhafte See-Rekrutirung. Wenn die Französischen Flotten im Fall des Krieges genügend ausgerüstet werden sollten, so bedürfte man noch doppelt so viel tüchtiger Seeleute, als man herbeizuschaffen im Stande ist; die Bemannung müßte plötzlich verdreifacht werden.

Als Ludwig XIV. auf dem festen Lande schon zu großer Macht gekommen war, sah er, daß er derselben durch eine starke Marine noch mehr Festigkeit verleihen müsse. Das Matrosen-

Pressen war damals als Rekrutirungsmittel in Anwendung; immer ein sehr unsicheres Verfahren, dessen Rohheit bei denen, die darunter leiden, den geheimen Wunsch erweckt, sich durch Desertiren davon zu befreien; in England hat es auch seit kurzem den größten Theil seines Einflusses verloren. Man erinnert sich vielleicht, daß Sir James Graham, welcher dem Parlamente die Unrechtlichkeit und das Unzureichende dieser Maßregel fühlbar machte, dafür eine andere vorschlug, welche dasselbe erzielt und doch mit unseren Institutionen mehr übereinstimmt. Dank dem großen König, wurde nun der Seedienst nach Klassen dort eingeführt, die bei uns jetzt ebenfalls bestehen, bei uns jedoch auf einer weiten, umfassenden Grundlage, ohne Vorbehalt und ohne hemmende Beschränkungen.

Colbert und vorzüglich seinem Sohne verdanken England und Frankreich eine so vortheilhafte Anordnung. Es war der Marquis von Seignelay, der am 16. April 1689 jene denkwürdige Verordnung abfaßte, in welcher alle Bedingungen der Laufbahn eines Matrosen auf die nützlichste und geschickteste Weise festgestellt wurden. In wenigen Jahren erhob sich Frankreich von 16 mittelmäßig ausgerüsteten Schiffen zu einer ansehnlichen Seemacht. Mehr denn 200 große Fahrzeuge brachten seine Flagge auf allen Meeren der Welt in Ansehen; 66,000 Matrosen und 14,000 Mann regelmäßiger Truppen kämpften fast immer siegreich, oft selbst vortheilbringend gegen einen Theil von Europa; und ohne das vorgerückte Alter des großen Königs, durch welches in allen Triebfedern seiner Regierung eine unheilbringende Erschlaffung eingerissen war, würde das Mißgeschick von La Hogue niemals seine Seemacht haben zerstören können.

Seit jener Zeit hat Frankreich manchen Schicksalswechsel auszuhalten gehabt. Der unglückselige Friede von 1763 wurde für dieses Land die Ursache politischer Erniedrigung. Lange Zeit war erforderlich, ehe diese tiefe und schmähliche Wunde verharrschen konnte, und wenn es Frankreich unter der Regierung Ludwig's XVI. gelang, auf dem Meere wieder einen ehrenwerthen Platz einzunehmen, so kam dies daher, weil die damaligen Anordnungen viel zur Wiederbelebung des Seewesens beitrugen, während die jetzt dort außer dem Klassen-Dienst noch übliche See-Rekrutirung es leicht auf immer lähmen könnte.

Diese Rekrutirung nämlich wird für diesen Augenblick nach folgendem Grundsatz ausgeführt: Frankreich besitzt, wie bekannt, zwei Seeküsten, an denen sich eine zahlreiche seemännische Bevölkerung entwickeln könnte, wenn nicht der Handel dieses Landes seit einigen Jahren an auffallender Schlaffheit daniederläge. Die Kolonieen Frankreichs, welche durch die inländische Zucker-Kultur in ihren wichtigsten Interessen leiden, beziehen aus dem Mutterlande nur noch einen geringen Theil ihrer Erzeugnisse. Andererseits sind auch diese Erzeugnisse entweder von so verdächtiger Güte oder von so hohen Preisen, daß sie die Konkurrenz mit den Englischen Waaren nicht bestehen können und daher keine leichte Ausfuhr finden; wenn man nun noch die hohe Französische Schiffsfracht in Anschlag bringt, die eine Folge der unzureichenden Anzahl von Rhedern oder Matrosen ist, so begreift man leicht, daß eine solche Sachlage dem Aufschwung der Küsten-Bevölkerung nachträglich seyn muß. Daraus geht nun der Uebelstand hervor, daß Frankreich mit seinen ausgedehnten Küsten und seinen an zwei Meeren so vortrefflich gelegenen Häfen doch nur ein für seine Handels-Bedürfnisse unzulängliches See-Personal besitzt, welches ihm daher keine militairische Kontingente liefern kann, ohne daß seine Fischereien und seine Kauffahrtei-Schifffahrt darunter leiden.

Unter solchen Umständen hat die Regierung darauf Verzicht geleistet, die zum Staatsdienst nöthige Anzahl von Mannschaften ganz aus den Klassen der Küstenbewohner zu ziehen. Man hat es gemacht wie in Rußland, das Innere des Königreichs hat aushelfen müssen; indem man aber zugleich die Bedürfnisse der Flotten mit den Umständen versöhnen wollte, sann man auf eine Vermischung der Land- und See-Elemente, brachte aber dadurch nur eine Verwirrung hervor, indem man sich vergebens bemühte, ungleichartige und widerstrebende Elemente zu verschmelzen. So wurden die Linienmannschaften für die Nationalmarine zu zwei Drittheilen aus den Seeleuten der Küsten-Klassen und zu einem Drittheil aus gewöhnlichen Konskribirten zusammengesetzt.

Was war aber die Folge dieser Verschmelzung? Die Frage ist leicht zu beantworten. Zuerst eine instinktartige Sonderung zwischen diesen zwei Arten von Individuen, die in Sitten, Gewohnheiten und oft selbst in der Sprache sich von einander unterscheiden; daraus entstehen Reibungen bei den Dienstleistungen, die leicht deren nothwendige Regelmäßigkeit stören. Dann die Einführung einer Menschen-Race an Bord der Schiffe, die sich sehr wenig zu ihrem neuen Stande eignet, Leute von sitzenden Handwerken, die man aus den Fabriken, vom Pfluge und aus ihrer Häuslichkeit selbst hinwegführte; eine Art von Mestizen, die nur aus Pflicht amphibisch, von Natur aber wasserscheu sind, und die dem Meere selbst verdächtig vorkommen, das als seine Beherrscher nur Leute anerkennen will, welche sich von Kindheit an auf den Gipfeln seiner Wellen schaukelten und deren Kraft, Behendigkeit und azurne Hände, caeruleae manus, ihm allein seiner Gunstbezeugungen und Gefahren würdig scheinen.

Es kömmt noch so Manches in Betracht, was uns bei ernsten Fällen die Brauchbarkeit jener Rekrutirungs-Mannschaften in Zweifel ziehen läßt, die erst mit 20 bis 21 Jahren in das Marine-Corps eintreten. Jeder weiß, welch' lange Uebung und Gewohnheit dazu gehört, um auf dem Meere zu einiger Sicherheit zu kommen; träte nun der Fall ein, daß man beim Ausbruch eines unvorhergesehenen Krieges plötzlich viele Tausende solcher Konskribirten an Bord der Staatsschiffe aufnehmen müßte, wie würden wohl diese auf ihren künftigen Stand so unvollkommen vorbereiteten Leute sich in schwierigen Zeiten benehmen? Sie, die für die Beschwerden des Meeres empfindlicher sind, als alle andere, könnten sie wohl von besonderem Nutzen seyn? Es wäre ein trauriger Irrthum, dergleichen zu hoffen. Man würde unnütz ganz unbrauchbare Subjekte beherbergt und ernährt, die Hospitäler angefüllt und die Muthvollen durch die Besorgniß, schlecht unterstützt zu werden, nur entmuthigt haben; man hätte nur die Schwachheit mit der Kraft, den Invaliden mit dem rüstigen, thätigen Manne gepaart und so die Stärke der besten Schiffsmannschaft entnervt. Es giebt Uebersichten, aus denen zu ersehen ist, daß die rekrutirten Seeleute den bedeutendsten Theil der Kranken in allen Hospital-Listen ausmachen. Wenn epidemische oder ansteckende Krankheiten, wie z. B. der Skorbut, auf einem Schiffe ausbrechen, so sind diese immer die ersten Opfer, denn überhaupt in allen Fällen kann ihre Organisation nie so gegen die Beschwerden einer mühevollen Schifffahrt ankämpfen, wie die eines Matrosen aus den registrirten Marine-Klassen.

Man könnte aber den Einwurf machen, daß jene Leute sanfter und gefügiger seyen, als die aus den Klassen; daß sie sich mit mehr Lust dem Waffenhandwerk hingäben und vorzüglich als Kanoniere sehr gut zu brauchen wären. Das mag zwar Alles in der Form, doch, streng genommen, in der That nicht so wahr seyn. Wenn der rekrutirte Matrose in die Marine eintritt, so ist er schon in dem Alter, wo sich der Selbsterhaltungstrieb lebhaft geltend macht; er fürchtet, sein Leben in einem ihm unbekannten Gewerbe aufs Spiel zu setzen, und muthet seiner Kraft auch nicht die Hälfte der Dienstleistungen zu, die er bei einigem Vertrauen auf sich und zu seiner Geschicklichkeit recht gut ausführen könnte. Mit sich selbst beschäftigt, taugt er nichts auf seinem Posten, während der echte Matrose so viel leistet, als er irgend vermag; dazu ist ihm Alles behülflich, seine Beine, Zähne, Hände; kurz, der ganze Körper ist mit voller Seele bei seinem Werke; sind aber die physischen Kräfte durch einen ausschließlichen Zweck, den der Selbsterhaltung, eingenommen, so kann man bei allen Schiffsmanövern und auf dem Verdecke gewiß auf einen Matrosen weniger rechnen.

Wenn nach Ablauf seiner Dienstzeit der See-Konskribirte etwa bei der Handelsschifffahrt eine Anstellung suchte, um so eine nützliche Anwendung von seinen neuerworbenen Kenntnissen zu machen, so wäre das doch eine Art von Ersatz, die zum Vortheil und Gedeihen des Handels ausschlagen könnte; aber ganz sichere Listen beweisen, daß bei diesen Leuten ein Wiedereintreten in den militairischen Seedienst nur selten vorkömmt und Anstellungen bei Privatleuten noch mehr von ihnen verachtet werden. Von einer nur mit Widerwillen eingegangenen Verpflichtung nach mehreren Jahren befreit, beeilt sich ein solcher Matrose, zu seinen früheren Beschäftigungen zurückzukehren, und entzieht sich ganz und gar allen Anforderungen des Handels, ohne dem Staate eine Aussicht auf eine spätere Wiederbenutzung seiner Dienste zu geben, wie dies bei allen Matrosen aus den registrirten Marine-Klassen stets der Fall ist. Aus allen diesen Umständen entsteht ein bedeutender Nachtheil für die Französische Marine; sie ist in ihrer jetzigen Verfassung nicht das, was sie eigentlich seyn sollte; ihr Personal ist unzureichend für die Anzahl ihrer Schiffe und daher ganz unfähig zu einer guten und kräftigen Führung derselben. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Der Nordamerikanische Locofoco. In der neuesten Zeit ist in den Vereinigten Staaten eine politische Partei, die dort ungefähr dieselbe Stellung einnimmt, wie in England die Radikalen, mit dem Spanischen Wort loco-foco bezeichnet worden, das aus den südlichen Staaten herstammt, jetzt aber in der ganzen Union das Bürgerrecht erlangt hat. Der Locofoco ist, im buchstäblichen Sinne des Worts, ein toller Hitzkopf; in der politischen Sprache versteht man etwas Aehnliches darunter, nur daß es hier eine bestimmtere Farbe erhalten hat. Ein Amerikanisches Blatt entwirft von dem Locofoco folgende Schilderung: Er ist mit nichts Bestehendem zufrieden, er will eine gleiche Vertheilung des Eigenthums, Umsturz der Landes-Institutionen und statt deren irgend ein abgeschmacktes, unausführbares Utopien von seiner eigenen Erfindung. Sein Geschrei ist: „Gleiche Rechte, gleiche Privilegien und gleiche Gesetze!" Darunter versteht er Rechte, Privilegien und Gesetze, durch die er ohne besondere Talente und Mühen eben so reich, mächtig und angesehen zu werden denkt, wie seine fleißigeren, weiseren, geschickteren, industriöseren und wohlhabenderen Nachbarn. Der Locofoco verlangt eine neue Verfassung; alle Schulden will er zu bloßen Ehrenschulden gemacht sehen; Niemand soll über ihm stehen; Gold und Silber sollen das einzige Circulationsmittel seyn, und die ganze Form der Gesellschaft und der Regierung soll umgeschmolzen werden. Wenn aber auch alle Wünsche seines Herzens heute erfüllt würden, morgen wäre er doch wieder eben so unzufrieden wie jemals, denn seinem unruhigen Sinn kann nimmer Genüge geschehen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 89. Berlin, Freitag den 26. Juli 1839.

Ostindien.

Rendschit Singh und das Pendschab.

Aus brieflicher Mittheilung eines Britischen Diplomaten.

Rendschit's Armee ist groß. Zu Amritsir zeigte er uns zweiundzwanzig Bataillone in Reihe und Glied, jedes Bataillon ungefähr 900 Mann stark, und 96 von Pferden gezogene Kanonen. Alles war nach Französischer Weise organisirt. Nur zwei Bataillone hatten respektive einen Engländer und einen Hannoveraner zum Chef; diese schienen mir aber besser disziplinirt, als die übrigen Bataillone. Die Laffetten und das Geschirr der Artillerie waren sehr mittelmäßig, die Kanonen von jedem Kaliber und immer eine schlechter als die andere. Rendschit ließ dieses Truppen-Corps weder manövriren, noch hielt er über selbiges Heerschau. Seine Reiterei, von der nur ungefähr 4000 Mann zu Amritsir sich befanden, schien mir nicht sonderlich disziplinirt; aber dasjenige Corps, welches aus Sikh's besteht, ist unstreitig tapfer und hochgesinnt. Das ganze berittene Heer dürfte sich auf 25,000 bis 30,000 Mann belaufen. Große Strecken Landes, und zwar selbst in der unmittelbaren Nähe von Lahor und Amritsir, haben unangebaut bleiben müssen, damit es so vielen Pferden nicht an Weideplätzen gebreche. Die ganze Armee ist, wie man sich denken kann, elend besoldet; aber die Infanterie und Artillerie, als die Lieblings-Waffengattungen des Fürsten, erhalten wenigstens regelmäßigeren Sold als die Reiterei.

Rendschit's Günstlinge und Vertraute gehören nicht zum Volke der Sikh's. Die zwei Fürstlichen Brüder Dhian Singh und Gulab-Singh, ohne Zweifel die vielvermögendsten Personen seiner Umgebung, sind Radschputen; Beide haben große Truppen-Corps von jeder Waffengattung unter ihrem Kommando. Der Minister für die Britischen Angelegenheiten, Asis-ud-dihn, ist ein sehr kluger Mann, der die ganze Geschmeidigkeit eines Brahmanen hat. Sein Bruder ist Statthalter von Gowizdger. Beide stehen in hoher Gunst, und besonders der Erstere hat große Autorität bei dem Könige. Ich sah diesen Mann sechs Wochen hindurch fast alle Tage, und es ist mir nicht unwahrscheinlich, daß seine diplomatische Feinheit und Dialektik ihn beinahe auf gleiches Niveau mit Talleyrand stellen. Da der Britische Einfluß im Pendschab täglich bedeutender wird, so hat Asis-ud-dihn vermuthlich das Zenith seines Einflusses noch nicht erreicht.

Rendschit's älterer Sohn, Cherrek-Singh, ist ein schlichter Mann von ungefähr 40 Jahren, mit einer ausdruckslosen Physiognomie. Diejenigen, die ihn näher kennen, behaupten, er besitze viel gesunden Verstand; und einige Antworten, die er in meiner Gegenwart dem General-Statthalter auf seine Fragen ertheilte, lassen mich ein Gleiches vermuthen. Sein Sohn, Noh Nuhal Sing, ist ein vielversprechender Jüngling von 18 bis 19 Jahren. Höchst wahrscheinlich hat unsere Regierung diesen Beiden die Erbfolge garantirt; die Unterlassung einer solchen Maßregel wäre jedenfalls sehr undiplomatisch gewesen; indem ein Familienkrieg um die Erbfolge das ganze schlecht zusammengekittete Reich wieder zertrümmern könnte.

Rendschit's bürgerliche Verwaltung ist schlecht, nur um Weniges besser, als die von Audi oder Heiderabad. Die ganze Rechtspflege, die Gewalt über Leben und Tod ruht in den Händen der reichen Grundbesitzer und Dschadschirdare; daher muß der persönliche Charakter jedes Individuums den Maßstab für seine Verwaltung abgeben. Radscha Gulab Singh schaltet in seinen Distrikten mit eisernem Scepter; Sawen Mell, der Lehensfürst von Multan, etwas menschlicher. Multan ist seit der blutigen Eroberung durch die Sikh's ziemlich volksleer geworden. Sawen Mell, verdrießlich über den geringen Heiraths-Trieb der Damen von Multan, hat kürzlich befohlen, daß jeder Bürger, der eine heirathsfähige Tochter besitzt, dieselbe bei Strafe des Verlustes seiner Nase und Ohren in den Stand der Ehe treten lasse. Damit aber kein Mädchen aus Armuth ehelos bleibe, so soll diejenige, die ihren Mangel an Mitteln rechtskräftig beweisen kann, aus dem öffentlichen Schatze eine bestimmte Summe und ein hochzeitliches Gewand empfangen. Kaschmir seufzt, wie gewöhnlich, unter tyrannischen Statthaltern. Diese unglückliche Provinz scheint seit den Zeiten der ersten muhammedanischen Invasion immer ein gleiches Schicksal gehabt zu haben. Ich fand eine zahlreiche Kolonie armer Kaschmirer in Ludiana, wo ihre Industrie unter der väterlichen Verwaltung des Oberstlieutenants Wade große Anregung findet.

Der Glaubenseifer der Sikh's ist jetzt, da sie keine Verfolgungen mehr zu bestehen haben, sehr abgekühlt. Rendschit hat aus dem größeren Theile ihrer Krieger eine Art von berittenem Regiment gebildet. Sie paradirten an uns vorüber, schimpften etwas auf Rendschit-Singh und sagten, sie würden bald kommen und Kalkutta einnehmen. Alle diese Sikh's sind vom Stamme der Aserni's und folglich lauter sittenlose Kerle von fatalem Ansehen.

Sie werden mich jetzt fragen, ob ich denke, daß Rendschit seinen glänzenden Ruf verdient. Was ich von ihm gesehen und gehört habe, läßt mir an seinem Scharfsinn, seiner Entschlossenheit und Seelenstärke keinen Zweifel mehr; aber als Staatsmann ist er in vieler Beziehung ein Barbar geblieben. Er verachtet jedes Projekt, das seine militairischen Zwecke nicht mittelbar oder unmittelbar fördert. Sein Land würde unter einer guten Regierung die Staats-Kasse um das Doppelte bereichern. Die Muhammedaner, ein großer Theil der Bevölkerung, werden schlecht behandelt; da man ihnen jeden öffentlichen Gottesdienst untersagt, so sind sie immer in gereizter Stimmung und bereit, Jedem die Hand zu bieten, der das Reich der Sikh's zu stürzen unternimmt.

(Madras Spectator.)

England.

Gegenwärtiger Zustand der Russischen, Nordamerikanischen Französischen und Britischen Seemacht.

(Schluß.)

Laßt uns einmal wirklich den Fall eines ernsten und unvorhergesehenen Krieges annehmen: die Cadres, sagt man, sind auf 69,000 Matrosen für den Seedienst berechnet, (das ist ungefähr so viel, wie unter der Regierung Ludwig's XIV.); gesetzt nun auch, Frankreich könnte aus den einregistrirten Klassen 53,000 Mann erhalten, und die Rekrutirung gäbe dazu, nach ihren gewöhnlichen Verhältnissen, noch etwa 7000 Mann, so würden immer noch 9000 fehlen, um die Zahl des unerläßlichen Bestandes zu erreichen. Fügt man hierzu noch die Wechselfälle des Krieges, die Verluste und Krankheiten, so würde dies Defizit sich bald bedeutend steigern. In der That, die Umstände sind günstiger für uns, als es scheint. Wir wollen also wieder Muth fassen. Weil Frankreich in den ersten Jahren der Revolution 14 Land-Armeen improvisirt hat, so bildet es sich ein, die Bemannung seiner Flotte mit derselben Leichtigkeit herbeischaffen zu können. Doch um das zu leisten, was jetzt von einem guten Matrosen gefordert wird, ist eine lange, sorgfältige Belehrung und Zeit nöthig; vorzüglich kömmt Alles auf eine lange Uebung zur See an. Weder auf den Kasernen-Schiffen noch in den Hafenschulen wird man jene entschlossenen Männer von eiserner Natur und unerschütterlicher Seele ausbilden, jene sogenannten „Meerwölfe", welche der Ruhm ihrer Flagge und der Schrecken der feindlichen Mannschaften sind.

Große Summen werden jährlich für Material ausgegeben, welches veraltet und verloren geht, während man den Sold des Marine-Personals keinesweges im Verhältniß zu der Preiserhöhung der Lebens-Bedürfnisse gesteigert hat; vielmehr sind, eben so wie in England, unter dem Vorwande von Ersparnissen, kleinliche Einschränkungen darin vorgenommen worden. Die Verbesserungen der Französischen Marine seit dem Frieden erstrecken sich vorzüglich auf das theoretische Wissen und auf die vermehrte Zahl der Schiffe. Die Kenntnisse der Französischen See-Offiziere stehen denen der Englischen wenigstens gleich; die Zahl aber, die physische Kraft und die Fähigkeit der Matrosen ist auf unserer Seite.

Dies ist der Anblick, den die drei anderen bedeutendsten Seemächte unseres Jahrhunderts darbieten; wir sprechen nicht von dem unglücklichen Spanien, welches in unserem letzten Kriege noch glänzend auftrat, sich aber seitdem vom Kampfplatz zurückgezogen hat, auch nicht von Holland, das nur noch eine Küsten-Macht ist, eben so wenig von der Türkei, die wir zu Rußlands Vortheil bei Navarin in den Grund bohrten. Der Hauptinhalt unserer Betrachtungen ist folgender: Rußland besitzt in der Ostsee und im Schwarzen Meere mächtige Flotten; Nord-Amerika kann sich

einer See-Coalition mit einem ansehnlichen Geschwader anschließen, und Frankreich, unser furchtbarster Nebenbuhler, durch den unthätigen Zustand, den uns der Frieden auferlegt, begünstigt, hat seine Seemacht auf wunderbare Weise neu belebt, so daß seine Flagge siegend auf dem Tajo, im Adriatischen Meere, in Algier, im Rio de la Plata und an den Merikanischen Küsten weht, ja, es hat selbst mehrere dieser Staaten ohne vorgängige Kriegs-Erklärung angegriffen.

Damit aber keine von diesen drei großen Mächten uns den Vorrang streitig mache, muß Großbritanien, das so ausgedehnte Kolonieen und einen Welt-Handel, aber nur schwache Küsten besitzt, alle seine Hülfsquellen aufbieten, wenn es nicht im Fall einer feindlichen See-Conföderation für seine Herrschaft Alles fürchten will. Und deswegen behaupten wir auch, daß der materielle Theil der Britischen Marine zu sehr vernachlässigt worden ist; denn wenn er gleich in numerischer Hinsicht noch unermeßlich erscheinen mag, so müssen wir doch nicht außer Acht lassen, daß es den Herren des Meeres zukömmt, nicht allein jeder einzelnen Seemacht für sich, sondern den gesammten Europäischen Flotten überlegen und auf jedes gegenwärtige oder künftige Begebniß vorbereitet zu seyn.

Der neueste Etat der **Britischen Marine**, der zu unserer Kenntniß gelangt ist, lautet wie folgt:

	Linienschiffe.	Fregatten.
Bemannte Schiffe	20	26
Fertig bis auf die Bemannung	12	6
In gutem Zustand	20	37
Der Ausbesserung benöthigt	18	16
In der Ausbesserung begriffen	3	10
Im Bau	11	9
Abgetakelte	4	5

Das sind zusammen 88 Linienschiffe und 109 Fregatten, die unsere Hauptmacht ausmachen. Dazu kommen noch 190 andere Fahrzeuge, wie kleine Fregatten, Korvetten, Briggs, Kutter, Paketböte; 65 Dampfschiffe von verschiedener Größe, 3 Transportschiffe und 3 Jachten. Einiges muß jedoch aus dieser sehr schmeichelhaften Anzahl gestrichen werden. So haben zum Beispiel drei von den bemannten und mit der Admiralsflagge versehenen Schiffen vom größten Umfang kaum die Hälfte ihrer Mannschaft. Mehrere andere Kriegsschiffe, obgleich sie sich an der Spitze von auswärtigen Stationen befinden, sind dorthin ohne die Kanonen ihrer ersten Batterie und nur mit zwei Dritteln der nothwendigen Matrosen gesandt worden. Das Alles sind die Folgen einer kläglichen Sparsamkeit, welche unsere Flagge der Herabwürdigung aussetzt. Ein anderes großes Schiff von 74 Kanonen ist, um Soldaten zu transportiren, wie ein Flußschiff ausgerüstet worden; auf solche Weise nun wird die Mannszucht zerrüttet, bloß um die Kosten eines Transportschiffes zu sparen. Unter den angeführten Fahrzeugen sind auch wenigstens 40 Linienschiffe nach einem so beschränkten Plan erbaut, daß sie sich zur Schlachtordnung nicht besser eignen, als früher unsere Vierundsechziger gegen die Französischen Vierundsiebziger. Ein anderes Uebel, dessen Schuld unsere Schiffbauer tragen, besteht in der unglückseligen Gewohnheit, eine Menge alter Schiffe wieder für den Dienst auszubessern, so daß unsere Flotten weit davon entfernt sind, das wirklich zu seyn, was sie scheinen.

Aus der folgenden Tabelle kann man über unsere Fortschritte urtheilen.

Namen der Schiffe.	Kanonen.	Bemerkungen.
Britannia	120	Admiralsflagge zu Portsmouth, verminderte Mannschaft.
Howe	120	Admiralsflagge zu Sheerneß, Fregatten-Bemannung.
Royal-Adelaide	110	Admiralsflagge zu Plymouth, verminb. Mannschaft.
Prinzeß Charlotte	110	Admiralsflagge im Mittelländischen Meer.
Rodney	92	Im Mittelländischen Meer stationirt.
Asia	84	Desgl.
Vanguard	80	Desgl.
Bellerophon	80	Desgl.
Cornwallis	74	In Ostindien mit 50 Kanonen u. Freg.-Bemannung.
Donegal	74	In Lissabon.
Edinburgh	74	In Portsmouth.
Hastings	74	Im Mittelländischen Meere.
Herkules	74	Auf der See, ohne erste Batterie.
Malabar	74	In Kanada.
Minden	74	Auf dem Mittelländischen Meere.
Pembroke	74	Desgl.
Russell	74	In Sheerneß.
Wellesley	74	In Ostindien mit 50 Kanonen u. Freg.-Bemannung.
Talavera	74	Im Mittelländischen Meere.
Melville	74	Am Vorgebirge der guten Hoffnung mit 50 Kanonen und Fregatten-Bemannung.

Das ist der Zustand unserer jetzigen Streitkräfte, die unsere Macht in der ganzen Welt aufrecht erhalten sollen. Zu dieser Tabelle muß man noch den „Ganges" von 84 Kanonen hinzufügen, der so eben segelfertig gemacht wird; dann noch 12 andere Linienschiffe, die man Demonstrations-Schiffe nennt und die mit Masten, Segeln und Vorräthen versehen sind, um sogleich in See stechen zu können; doch fürchten wir sehr, daß im Fall der Noth keines von allen bereit seyn wird, denn wenigstens sollten sie auch beständig, statt ganz leer dazuliegen, den Kern ihrer Mannschaft an Bord haben. So sind auch die in unseren Häfen liegenden Admiralsschiffe, statt für den Fall eines Krieges mit einer hinlänglichen Anzahl von Matrosen versehen zu seyn, nichts weiter als Pontons. Ferner findet man auf den vorhandenen Listen noch die Namen verschiedener Linienschiffe verzeichnet, wie die „Viktoria" von 140 Kanonen zu Portsmouth; den „St. Joseph" von 112 Kanonen zu Plymouth, den „Ocean" von 80 Kanonen zu Sheerneß und den „Magnifique" von 74 Kanonen zu Jamaika; diese Schiffe sind aber so vernachlässigt und schlecht, daß sie bald auf ihren Ankern verfaulen werden. Das letzte dieser Schiffe ist jetzt nur mit vier Kanonen bewaffnet.

Als Entschuldigung dieser verminderten Mannschaft und der mangelhaften Ausrüstung unserer im Dienst befindlichen Schiffe führt man an, es werde nur eine bestimmte Anzahl von Personen votirt, und es sey daher besser, viele Schiffe mit geringer Mannschaft, als wenige vollständig bemannte und ausgerüstete zu besitzen. Auch meinen die Anhänger dieses Systems, daß die Ausrüstung des ersten Verdecks sehr leicht und ein Werk von geringem Belang und Zeitverlust sey. Welcher Irrthum! Das System der verständigen Yankees sollte ihnen gezeigt haben, daß ein einziges gut ausgerüstetes Fahrzeug zehn solcher Flußschiffe aufwiege. Uebrigens sollte ein Englisches Kriegsschiff immer das seyn, was es scheint, und immer zum Dienst fertig. Drei unserer Admiralschiffe von 74 Kanonen, deren Mannschaft auf die Hälfte herabgesetzt ist, befinden sich auf fremden Stationen und sind dem Angriff aller Schiffe und Fregatten ausgesetzt; wie könnten sie sich da wohl, im Fall es Noth wäre, vollständig ausrüsten? Sollten der „Wellesley" von Ostindien, der „Melville" vom Vorgebirge der guten Hoffnung und der „Cornwallis" von Barbadoes zurückkehren, um Leute und Kanonen an Bord zu nehmen? Man wird einsehen, wie abgeschmackt dieses System ist.

Unsere Mittel sollten wenigstens mit denen unserer Feinde gleich seyn, jetzt aber würden wir bei einem Kampfe von Fregatten und Korvetten den Kürzeren ziehen. Da mehrere unserer kleinen Fahrzeuge von 28 Kanonen und die Mehrzahl unserer Schaluppen ihre Flagge dem Feinde gegenüber nicht behaupten könnten, so muß das Gefühl ihrer Schwäche die Offiziere dieser Fahrzeuge mit Furcht erfüllen. Es ist sehr zu beklagen, daß unsere Minister immer erst unsere Schiffe an Größe und Stärke anderen Nationen nachfolgen ließen, anstatt ihnen darin zuvorzukommen. Vor dem Kriege von 1812 wurden sie unablässig auf die Wichtigkeit der sogenannten Fregatten der Nord-Amerikaner aufmerksam gemacht; sie erwiederten, daß die Erfahrung und Thätigkeit unserer Offiziere und Matrosen die Ueberlegenheit der feindlichen Schiffe bei weitem aufwiegen würden; die Folge hat aber ihre irrige Ansicht widerlegt, obgleich in der Zahl der Schiffe das Uebergewicht auf unserer Seite war.

Vom Jahre 1815 an wurde unter dem Vorwande von Ersparnissen die Königliche Marine vermindert, weil man vom Auslande nichts mehr fürchtete. Unsere Zeughäuser kamen so herab, wie man es bis dahin noch nicht erlebt hatte. Während des Krieges beschäftigte Deptford 2800 Arbeiter, Woolwich 1800, Chatham 2250, Portsmouth 4000, Plymouth 3000 und Pembroke 550. Nach dem Frieden wurde diese Zahl ungefähr bis auf 7000 herabgesetzt; da die Schiffszimmerleute, Schmiede, Kalfaterer, Tischler, Seiler, Takelagenmeister und alle andere Arbeiter hierbei mit einbegriffen sind, so schien eine noch größere Verminderung unmöglich; aber dennoch hat man seit jener Maßregel nicht allein unsere Zeughäuser immer mehr von Arbeitern entblößt, sondern man machte auch diesen Letzteren bei ihrer Entlassung keine Versprechungen für die Zukunft, noch gab man ihnen irgend eine Pension, so daß es wahrscheinlich an hinreichenden Arbeitern fehlen wird, wenn man derselben benöthigt seyn sollte. Die Sorglosigkeit für die Zukunft hat sich selbst bis auf das Bau-Material erstreckt. Wir wollen nur ein Beispiel anführen: man weiß allgemein, daß vor kurzem eine hohe Person in allen unseren Zeughäusern nicht das nöthige Material zur Anfertigung eines Mastes für ihre Jacht auftreiben konnte. Wie groß wird also die Menge der Munition seyn, über die man in dringenden Fällen verfügen könnte? O gewiß, wir stehen der Zeit sehr fern, wo Herr Dupin zur Besichtigung unserer Zeughäuser nach England kam. Die Lobeserhebungen in Bezug auf unsere Werfte haben ihre Geltung verloren; damals bewunderte er die Ordnung und das Stillschweigen, welches von allen Arbeitern beobachtet wurde, jetzt aber herrscht hier das Schweigen des Todes. Als wir vor kurzem über die Werfte von Deptford gingen, hörten wir nicht einen Laut, erblickten nicht einen Menschen; alle Magazine waren leer; nicht ein Seil, nicht ein Stückchen Zeug, nicht ein Splitter Holz lag darin; man hätte glauben sollen, die Franzosen wären dort gewesen.

Und was thut Frankreich während dieser Zeit? Ahmt es unsere Gleichgültigkeit nach? Bewahre der Himmel! Man braucht nur seine See-Werfte zu überblicken, um sich von seiner immer zunehmenden Thätigkeit zu überzeugen. Außer 3000 Handwerkern von der See-Artillerie und zahlreichen hydraulischen Arbeitern, ist die Menge seiner in den verschiedenen Arsenalen beschäftigten Leute noch sehr ansehnlich. Brest beschäftigt 3465 Leute, Toulon 3164, Rochefort 1102, Lorient 1312, Cherbourg 1128, St. Servan 394, Indret 310. Gewisse Oekonomisten meinen, daß es noch immer Zeit sey, Schiffe zu bauen, sobald wir derselben bedürften, nämlich nach geschehener Kriegserklärung. Zweifelsohne besäßen wir im Fall eines Bruches noch Kräfte genug, um einen tüchtigen Streich zu vollführen, aber den Sieg selbst müßten wir fürchten, wenn wir die in einer Schlacht beschädigten Schiffe nicht durch andere ersetzen könnten.

Wir können das Material der Marine nicht verlassen, ohne

ein Wort über die jüngsten Neuerungen im Seewesen hinzuzufügen. Die seit kurzem in einigen Zweigen des Seedienstes eingeführten Veränderungen und die davon zu gewärtigende Umwälzung in der Schifffahrtskunst erfüllen unsere Nebenbuhler mit Freude und Hoffnung, viele Engländer hingegen blicken nur mit einem Gefühl der Furcht und Demüthigung auf dieselben. Unserer Meinung nach irren sich beide Theile; England war 1339 vor Sluys in Flandern eben so stark mit Streitaxt, Pfeil und Bogen, als später, im Jahre 1805, mit dem schweren Geschütz und den Musketen bei Trafalgar, und eben so stark wird es auch künftig mit Kessel und Dampf seyn. Von allen Feinden unserer Seeherrschaft ist offenbar Herr Paixhans der eifrigste. Es ist sein unablässiges Streben, sie uns zu entreißen, damit, wie er sagt, 20,000 Matrosen nicht länger im Stande seyen, der ganzen Welt Gesetze vorzuschreiben. Er hofft, unsere Schiffe zu neutralisiren, und um dies zu erreichen, will er kleine Fahrzeuge und sehr schweres Geschütz gegen unsere Kriegsschiffe anwenden. Die Englische Nation ist aber aufgeklärt genug, um die Vortheile der von ihren Feinden gebrauchten Mittel zu würdigen, und geschickt genug, um in deren Anwendung mit ihnen zu wetteifern. Herr Paixhans glaubt jedoch, und Sir John Roß theilt diese Meinung auch, daß die Dampfschifffahrt unsere Ueberlegenheit nothwendig herabbringen und sie nicht dem seekundigsten, sondern dem zahlreichsten Volke in die Hände spielen müsse. Allerdings ist dem Dampfe die Meerherrschaft und die Vernichtung der Masten und Segel beschieden; allerdings gilt es hienieden, sich unaufhörlich zu häuten und zu verwandeln, um zu leben, und das Volk, dem die meisten Dampfkessel zu Gebote stehen werden, dem wird auch die größte Macht zu Wasser und zu Lande zugetheilt seyn. Es ist jetzt zwischen Segeln und Dampfkesseln dieselbe Frage, wie einst zwischen Lanzen und Flinten. Als das Pulver erfunden wurde, da blickte die kriegerische Aristokratie auch verächtlich auf die Feuerwaffen herab, und doch gewannen die Kugeln den Sieg über Schwerdt und Lanze, über Panzer und Schild, weil das Pulver der Zahl die Macht verlieh; der Dampf aber ist auf dem Meere, was das Pulver zu Lande, das Hülfsmittel der Masse. Daher träumen die Herren Roß und Paixhans von nichts als von Erniedrigung Englands, von Invasion, von Vernichtung Englands durch Frankreich. Mit welcher Leichtigkeit würden die Dampfböte, trotz Wind, Ebbe und Schiffen, die Entfernung von Boulogne nach London, die Meerenge zwischen Calais und Dover durchfliegen und die Bataillone, Schwadronen und Geschütze der großen Armee mit herüber bringen! Indeß die beiden Seher haben nur Eines vergessen, nämlich, daß das Verhältniß zwischen Großbritanien und seinen Nebenbuhlern, wenn nicht eine verkehrte Politik unsere Vortheile neutralisirt, so lange dasselbe bleiben wird, als sich Eisen und Steinkohlen bei uns reichlicher vorfinden denn irgendwo, als unsere Kapitalien und unsere Industrie die der ganzen Welt übertreffen, und als unsere Schiffe, seyen es durch Dampf getriebene oder andere, unter der Leitung von Männern stehen, die sich durch langen Seedienst mit dem Meere vertraut gemacht. Herr Paixhans wird namentlich vom Baron Tupinier erfahren können, daß die Englischen Dampfschiffe weit vorzüglicher sind als die Französischen, daß es bei unseren Nachbarn in Kriegszeiten um den Dampf sehr schlimm stehen möchte, weil sie ihre beste Steinkohle aus England beziehen, und daß unsere Dampfschiffe schon den Atlantischen Ocean in seiner ganzen Breite durchfurchen, indem sie regelmäßig von Bristol nach New-York gehen, während die ihrigen noch nicht weiter gekommen sind, als von Havre nach Rouen die Seine hinaufzufahren.

Das Hauptübel hat bei uns seinen Sitz im Personal der Flotte. Es herrscht die äußerste Entmuthigung im Seedienst; unsere besten Offiziere haben alles Selbstvertrauen verloren, und die Marine-Laufbahn, einst so beliebt, kömmt immer mehr in Geringschätzung. Daher lassen jetzt sehr wenig See-Offiziere ihre Söhne für den Stand erziehen, den sie selbst gewählt, und noch seltener sind die aus eigener Bewegung diesem Dienst sich Weihenden. Die Quelle des Uebels, dem baldigst abgeholfen werden muß, wenn es nicht tödtlich werden soll, liegt darin, daß bei den Beförderungen das Patronat an die Stelle des Verdienstes getreten ist, wie glänzend und langbewährt das letztere auch seyn mag. Eine Klasse von Personen bemächtigt sich des Staatsruders und vertheilt die Stellen unter sich; eine andere nicht minder habgierige Klasse schreit über die Mißbräuche, eifert gegen die bestehende Gewalt, bis sie dieselbe umgestürzt hat, und wenn sie an ihren Platz getreten, macht sie es auch nicht anders als ihre Vorgänger. Doch nicht bloß über die Nachlässigkeit ihrer eigenen Verwaltung hat die Marine sich zu beschweren; sie sieht auch mit schmerzlichem Bedauern, daß der Geschmack des Landes am Seewesen nachläßt, und daß sie selbst im Schoße des Parlaments Kränkungen erfahren muß. So hörten wir im Oberhause einen edlen Lord die Grundsätze des Marine-Corps verdächtigen. Diese hohe Person wollte, daß die Marine-Offiziere keine Prisengelder mehr für die Wegnahme von Sklavenhändlern empfangen sollten, indem sie die Rechtlichkeit der Befehlshaber der Afrikanischen Station in Zweifel zog. Diese abgeschmackte Anklage ward auf der Stelle widerlegt, aber das außerordentliche Zartgefühl des Mannes, der eine jährliche Pension von 5000 Pfd. bezieht, weil er vierzehn Monate lang Lord-Kanzler gewesen, wollte der Widerlegung keinen Glauben schenken. Auch im Unterhause, wo zur Zeit der Gefahr Jedermann sich beeiferte, der Marine für ihre Tapferkeit und ihre Dienste zu danken, erlaubt man sich jetzt, die Offiziere derselben zu beleidigen, indem man sie eine unnütze Last für den Staat nennt. Und einer der erbittertsten Gegner dieses trefflichen Corps hat kürzlich, sollte man es glauben? eine sehr einträgliche lebenslängliche Anstellung an einem Marine-Institut erhalten.

Jetzt freilich, wo die Gefahr nicht mehr vor unseren Thoren ist, wo England Frieden hat, sagt man uns: „Wozu nützt die Marine?" Aber ist sie es nicht, der wir den Wohlstand und die Sicherheit verdanken, deren wir uns erfreuten, als die ganze übrige Welt nur ein Schauplatz der Anarchie und des Blutvergießens war? Damals nahm sie es gleichzeitig mit der Französischen, Spanischen, Holländischen, Dänischen, Russischen, Türkischen, Italiänischen und Nordamerikanischen auf und blokirte alle feindliche Häfen. Wer weiß nicht, daß ohne sie Napoleon seine Legionen gegen London, Dublin und Kalkutta ausgesandt hätte? Man braucht nur das Ergebniß ihrer Dienstleistungen aufzuzeigen, um ihre Verkleinerer zum Schweigen zu bringen. Folgendes ist, abgesehen von dem Gewinn, den sie in den Kolonieen machte, und den ruhmreichen Expeditionen, welche sie gemeinschaftlich mit unseren Land-Armeen unternahm, eine Uebersicht der Schiffe, welche die fremden Seemächte durch sie einbüßten:

	Linienschiffe.	Fregatten.	Kleinere Fahrzeuge.	Kanonen.
Frankreich	88	217	411	18,221
Holland	29	40	103	3,905
Spanien	24	30	145	4,066
Dänemark	24	24	37	3,067
Rußland	1	2	1	166
Türkei	1	7	8	458
Amerika	—	3	14	315
Gesammtverlust der Feinde	167	323	719	30,198
Verlust Englands	7	27	132	3,017
Bilanz für England	160	296	587	27,181

Diese Tabelle des feindlichen Verlustes enthält nur die in den Kämpfen genommenen oder zerstörten Fahrzeuge, nicht die, welche außerdem durch Unglücksfälle oder Stürme verloren gingen. Auch ist zu bemerken, daß, mit Ausnahme von 7 Holländischen Linienschiffen zu 54, so wie von 7 Französischen und 2 Spanischen Linienschiffen zu 50 Kanonen, die in der obigen Zahl der Linienschiffe mit eingeschlossen sind, der Rest aus den stärksten Linienschiffen von 74 bis 130 Kanonen bestand, und daß die Fregatten meistentheils zu den schönsten gehörten, die jemals gebaut worden. Endlich hat nie einer unserer Dreidecker vor einem feindlichen Schiff die Flagge gestrichen, obgleich wir überall auf dem Platz waren. Daher gilt bei unseren Matrosen der Grundsatz, daß kein Dreidecker die Flagge streichen dürfe, so bedrängt er auch seyn möchte, sondern daß er mit ihr untergehen müsse.

Was thun aber unsere Minister, um diesen von unseren Vätern uns überlieferten Ruhm uns zu bewahren? Das wenige Gute, was in neuerer Zeit geschehen, ist mehr der Wirkung der Zeit und der Mittel, welche die Verwaltung besaß, als ihrer Weisheit zuzuschreiben. So wurden das Marine-Asyl und die Errichtung einer See-Artillerieschule zu Portsmouth nur durch die dringenden Forderungen des Sir Howard Douglas und der ganzen Flotte erlangt. Nie aber hat man sich die Mühe gegeben, die See-Strategik zu lehren, und kein Schiff lichtet die Anker, um sich in Manövern zu üben. Unsere jungen Offiziere werden meist auf Fahrzeugen erzogen, die eher einem Hotel-garni als einer schwimmenden Festung gleichen. Die nöthigsten Uebungen sind ihnen fremd; sie verstehen nichts vom Verwechseln der Maste, nichts von den verschiedenen Arten zu segeln, Truppen ein- und auszuschiffen, sich in Schlachtreihe aufzustellen und dergleichen. Diese unkluge Vernachlässigung kann in einem künftigen Kriege traurige Folgen haben, und Großbritanien könnte dann leicht aus eigener Schuld allen früher von ihm Besiegten Genugthuung geben müssen.

Vor Allem ist unter den jetzigen Umständen eine Vermehrung der Zahl unserer Schiffe und eine Verminderung der durch Gunst geschehenden Beförderungen und Ernennungen anzurathen. Dann sollten auch nicht alle Beförderungen nur auf eine gewisse Klasse beschränkt werden. Einen Theil derselben sollte man nach der Anciennität vornehmen und den Rest der Regierung zur Belohnung des Verdienstes anheimstellen, Wucher und Eigennutz müßten für immer aus dem Spiel bleiben. Zu Ende des Krieges hatten wir eine hinreichende Anzahl von Offizieren, um unsere treffliche Disziplin vermittelst mäßiger Beförderungen mehrere Jahre lang aufrecht zu erhalten. Was geschah aber? Die Leiter, deren Sprossen man durch den Frieden zerstört glaubte, ward leichter erstiegen, als durch gefahrvolle Thaten. Zum Beweise dessen braucht man nur die im Juli 1838 veröffentlichte Liste der Marine-Beförderungen zu betrachten. Auf dieser Liste findet man 398 Capitaine, 525 Korvetten-Befehlshaber und 1220 Lieutenants seit dem Monat Januar 1816. Von dieser Zahl waren 102 Capitaine und 271 Korvetten-Befehlshaber im Jahre 1816 noch nicht Lieutenants. Jetzt sind 15 dieser Capitaine und 42 der Korvetten-Befehlshaber in Aktivität. Unter den während des Krieges ernannten Offizieren zählt man 50 diensthuende Capitaine und 27 Korvetten-Befehlshaber. Während des Friedens aber wurden von 386 Lieutenants 333 befördert; 53 der ältesten gehörten größtentheils zu den Paketböten und abgetakelten Schiffen. Hieraus ergiebt sich, daß im Frieden weit mehr Lieutenants und Korvetten-Befehlshaber ernannt und beschäftigt wurden, wogegen man im Kriege eine größere Anzahl von Capitainen er-

nannte. Man kann also leicht sehen, woher die Kandidaten genommen werden. Einige der neuen Korvetten-Befehlshaber gelangen zum Capitains-Rang, und dann hört man nicht mehr von ihnen, wenn es ihnen nicht beliebt, das Kommando über ein Schiff oder einen wichtigen Posten zu übernehmen, oder auch die Stelle eines Hafen-Capitains, in welcher sie ruhig die für den Grad eines Contre-Admirals erforderliche Dienstzeit abwarten. So machen es die Meisten; und wenn diese größtentheils reichen jungen Leuten hinreichenden Einfluß, einen geschmeidigen Charakter und keine körperliche Gebrechen haben, so ist ihnen übrigens eine gänzliche Unkenntniß ihres Standes an ihrer Carrière nicht hinderlich.

Ein anderer wohlzuerwägender Punkt ist die Unzulänglichkeit der den Marine-Offizieren bewilligten Gehalte; doch es scheint nun einmal, daß unsere Regierer dieses so ehrenwerthe Corps in jeder Hinsicht stiefmütterlich behandeln wollen. So erhielt zum Beispiel bei der Krönung der jungen Königin, als auf alle Welt sich die Ehrenbezeigungen in Strömen ergossen, von 9 Großkreuzen, 28 Commandeur- und 104 Offizier-Kreuzen des zur Belohnung militairischer Verdienste gegründeten Bath-Ordens die Marine nur eine einzige Auszeichnung der ersten Klasse, 2 der zweiten und 8 der dritten. Mit ängstlicher Erwartung harren wir auch des nächsten Beschlusses der Marine- und Armee-Kommission, der über die künftige Ehre unserer Flagge und folglich über die Existenz des Landes entscheiden wird.

So viel ist klar, daß England noch alle Grundlagen der Macht besitzt, und daß es nur darauf ankömmt, einen dauerhaften und umfangreichen Bau auf denselben zu errichten. Die Vervollkommnung der Marine-Offiziere, die Förderung der seemännischen und handeltreibenden Klassen, die Ergänzung der Schiffsmannschaften, die Entwickelung der unserem Lande eigenthümlichen Vortheile, die Aufmunterung unserer Seeleute zu nautischem Wetteifer mit unseren Nebenbuhlern, dies sind die Mittel, welche, zusammengenommen, der Englischen Nation die Meeresherrschaft sichern können. Wer aber das Meer beherrscht, der beherrscht die Welt, denn diejenige Nation, welche so viel Länder als möglich mit einander in Verkehr zu bringen und sich zum Centrum und Mittel des gegenseitigen Verkehrs der Völker zu machen im Stande ist, diese wird eben dadurch auch das thätigste Werkzeug für die Verbreitung der Civilisation und die stärkste, nothwendigste und geachtetste Macht seyn. (Unit. Serv. Journ.)

Bibliographie.

A diary in America. — Vom Capitain Marryat. 3 Bde. 1 Pfd. 11½ Sh.
London's hortus Britannicus, with second additional supplement up to March 1839. — 1 Pfd. 11½ Sh.
The British phaenogamous plants and ferns. — Von J. Ralfs. 8 Sh.
The Spaniard. — Tragödie. The young country widow. — Lustspiel. Von S. Gray. 6 Sh.
Experimental essays on arches, piers, buttresses. — Von W. Bland. 7 Sh.
Theory of the steam-engine. — Vom Grafen von Pambour. 12 Sh.

Italien.

Giuseppe Minoja, der edle Taubstumme.

Keiner ist großmüthiger, als ein Armer, der sein eigenes ihm spärlich zugemessenes Stück Brod mit dem hungernden Armen theilt. Keiner erweckt größere Rührung, als ein vom Schicksal Gebeugter, den das Unglück seines Mitmenschen zu Thränen stimmen kann. Ein wahrhaft merkwürdiges Beispiel dieser Art haben wir in unseren Tagen an einem Taubstummen erlebt, der, nachdem er eine geistige Bildung empfangen, die ihn zum Antheil an der Gesellschaft befähigt, die Unterweisung seiner Unglücksgefährten zur Aufgabe seines Lebens macht; es ist Giuseppe Minoja. In dem bekannten Institute zu Mailand erzogen, war Minoja kaum nach seiner Heimath — Villanova in der Provinz Lodi — zurückgekehrt, als der Anblick eines armen und verlassenen Taubstummen sogleich den edlen Vorsatz in ihm weckte, diesen Unglücklichen von seiner moralischen Dumpfheit zu erlösen und den Schatz der eigenen Kenntnisse mit ihm zu theilen. Er rief ihn zu sich, gab ihm regelmäßigen Unterricht und öffnete seinen Geist und sein Herz neuem Wissen und bis dahin kaum geahnten Neigungen.

Gewiß hatten die schönen Früchte seines wohlthätigen Bemühens unserem Minoja innige Befriedigung gegeben; denn sobald er erfuhr, daß noch andere Unglückliche dieser Art in der Provinz lebten, kam er 1832 auf den Gedanken, eine Schule für sie zu gründen. Das Gerücht von seinem edlen Vorhaben bestimmte mehrere seiner Mitbürger und andere Bewohner der Provinz, ihm ihre taubstummen Kinder vorzuführen; er nahm sie freundlich auf und widmete seine ganze Sorge ihrer Erziehung und Bildung, obgleich er keine Entschädigung dafür erhielt.

Gerührt von Minoja's uneigennütziger Menschenfreundlichkeit, nahm der Pfarrer von Villanova, Giorgio Gelmini, an dem Unternehmen thätigen Antheil; er wurde Direktor der Schule und ließ sich jedes Mittel, das ihrem Gedeihen förderlich seyn konnte, sehr angelegen seyn. Viele von Villanova entfernt Wohnende waren noch nicht im Stande, ihre taubstummen Kinder nach der Schule zu schicken; denn die Kosten ungerechnet, gab es in Villanova keine Familie, die zur Kost und Pflege solcher Unglücklichen sich bereit gefunden hätte. Diese Schwierigkeit konnte nur durch Errichtung einer Pensions-Anstalt in der Nähe der Schule beseitigt werden; und bald erreichte man diesen Zweck, indem die Familie Minoja einen Theil ihres eigenen Hauses großmüthig dazu hergab. Gegen Ende des Jahres 1837 wurde die neue Anstalt eröffnet.

Minoja, der immer nur den Vortheil seiner unglücklichen Zöglinge im Auge hat und vor Allem dahin strebt, daß der Genuß dieses Vortheils den Unbemittelten erleichtert werde, hat das Kostgeld, welches für die taubstummen Kinder gezahlt werden soll, so niedrig als möglich angesetzt. Sie erhalten Wohnung, Kost und Pflege für 14 Oesterr. Lire monatlich; und bleibt am Ende des Jahres ein kleiner Ueberschuß, so wird er zu Anschaffung von Kleidungsstücken und anderen nöthigen Dingen für die armen Kinder verwendet. Wohlhabende Leute haben Speise und Wein noch besonders zu bezahlen; doch beläuft sich auch für sie das ganze Monatgeld nur auf ungefähr 22 Lire. Sonach kann eine arme Familie, wenn ihr nur geringe Ersparniß möglich, ihren taubstummen Sohn in Villanova erziehen lassen; und er findet einen Unterricht, wie ihn das beste Taubstummen-Institut Italiens nicht besser zu geben vermag.

Minoja unterweist die Taubstummen nach derselben Methode, die in dem Institute zu Mailand angewendet wird. Die Gegenstände des Unterrichts sind: Religion, biblische Geschichte, Elemente der Naturbeschreibung, Geographie und Arithmetik. Damit die Zöglinge aber auch etwas lernen, das ihren Lebensunterhalt sichern könne, so sind Minoja und der Pfarrer Gelmini übereingekommen, sie in müßigen Stunden mit Formschneider-Arbeiten, Tischlerei u. s. w. zu beschäftigen.

Gegenwärtig hat Minoja eilf Schüler, von denen fünf aus Villanova sind und bei ihren Aeltern wohnen; die übrigen haben in der Pension Unterkunft gefunden.

Baron Magenta zeigt in seinem trefflichen Werke „Ueber fromme Stiftungen", daß die Zahl der taubstummen Kinder in Italien, sehr niedrig angeschlagen, auf 1650 berechnet werden kann, von denen bis jetzt höchstens 250 in Taubstummen-Anstalten erzogen werden. Es muß also von Seiten der Regierungen und großmüthiger Privat-Personen noch Viel geschehen, ehe nur die größere Zahl jener Unglücklichen der Wohlthat des Unterrichts theilhaftig werden kann. Defendente Sacchi.

Mannigfaltiges.

— **Sainte-Beuve's literarische Portraits.** Die fünf Bände Critiques et portraits von Sainte-Beuve, wovon die beiden letzten in Paris so eben erschienen sind, bilden nunmehr eine schon sehr reiche Galerie der bedeutendsten Französischen Schriftsteller des 17ten, 18ten und 19ten Jahrhunderts. Nur die drei oder vier ersten Stücken des im Jahre 1832 erschienenen Bandes trugen noch das polemische Gepräge des „Globe", dieses in den letzten Jahren der Restauration so berühmten literarischen Journals, an dessen Kämpfen Sainte-Beuve mit allem Feuer eines jugendlichen Genies Theil nahm. Die folgenden Gemälde verloren immer mehr jenen doctrinairen Charakter und gewannen eine objektivere, praktischere Haltung. Man hofft übrigens, daß der Verfasser dieser Literaturgeschichte in Portraits sein Werk noch weiter fortsetzen werde, da demselben noch einige der Hauptgestalten fehlen, um uns ein vollständiges Bild der geistigen Entwickelung Frankreichs in den drei letzten Jahrhunderten zu geben. Man vermißt namentlich Rousseau und Voltaire, den Kardinal Retz und Lesage in der Reihe seiner Schilderungen. Es kann bei dieser Gelegenheit auch bemerkt werden, daß Sainte-Beuve, der sich jetzt in Italien aufhält, Materialien zu einem großen Werke über den berühmten Jansenisten-Sitz Port-Royal sammelt.

— **Chinesische Warnung vor dem Gebrauche des Opiums.** Eine Chinesische Dame in Canton hat unlängst unter dem Titel Sin-pen-kian-yung-yin, d. h. „Neue Warnung vor dem Gebrauche des Opiums", ein fliegendes Blatt folgenden Inhalts drucken lassen: „Die jetzige Zeit ist von den früheren Zeiten ganz verschieden. Woher kommt es nur, daß die Gewohnheit, Opium zu rauchen, jetzt so sehr überhandnimmt? Dieses Unheil ist durch Ausländer in das Reich der Mitte gekommen und hat schon viele Tausende unserer Landsleute zu Grunde gerichtet. Warum lässest auch Du, mein theurer Gatte, der immer so wacker und thätig war, Dich umgarnen? Gewiß sagen Dir Einige, das Opium sey an der Mode, und man könne es heimlich in froher Gesellschaft genießen. Von Anderen hörst Du, es sey ein aus Arsenik und thierischen Exkrementen zusammengesetztes Gift. Ein Gift ist es ohne Zweifel; da es aber in einem ferneren Welttheil bereitet wird, so sind mir seine Bestandtheile unbekannt. Ich weiß nur so viel, daß es eine Menge Geld kostet und den Körper aufreibt. Um des Opiums willen haben Viele ihr Vermögen durchgebracht und ihre Gesichter so entstellt, daß sie Gespenstern gleichen. Ihr Gang ist schlotternd, und vergebens erwarten ihre Familien von ihnen Schutz und Hülfe. Theurer Gatte — ein Vater und eine Mutter setzen ihre ganze Hoffnung auf Dich! Ein Weib und kleine Kinder betrachten Dich als ihre einzige Stütze! Kannst Du dem Genusse des Giftes nicht ganz entsagen, so versuch' es wenigstens, Dich etwas zu mäßigen. Wär' es Dir aber möglich, diese Gewohnheit abzulegen, so würde ich, Dein Weib, von Herzen gern mein Leben zum Opfer bringen!"

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 90. Berlin, Montag den 29. Juli 1839.

England.

Berichtigung des dem United Service Journal entnommenen Artikels: „Einige Berichtigungen über die Schlacht von Waterloo.“

In der Anmerkung, mit welcher der obige Aufsatz diesen Blättern einverleibt ist*), fordert die verehrliche Redaction zu etwanigen Zusätzen auf. Wegen der ersten drei allgemein verbreiteten Irrthümer kann lediglich auf die klassische, auf jeder Seite an die ruhige Würde und klare Bestimmtheit des Tacitus erinnernde Geschichte des Krieges von 1815, nach den Vorträgen des Herrn kommandirenden Generals von Grolmann und den offiziellen Armee-Berichten ꝛc. von dem Herrn Major von Damitz ausgearbeitet (Berlin, Mittler, 1837), Bezug genommen werden, in welcher dem Berichtiger der Irrthümer zum größeren Theil beigepflichtet wird; ich will hier nur von dem vierten vermeintlich berichtigten Irrthum sprechen.

Es wird nämlich bestritten, daß es noch auf dem Schlachtfelde und bei der Meierei „la Belle Alliance“ gewesen sey, wo die beiden Feldherren Blücher und Wellington nach Beendigung der Schlacht auf einander gestoßen wären; und doch ist dem ganz bestimmt so. Schon das eben genannte Geschichtswerk, in welchem noch Niemand eine Unrichtigkeit gefunden haben wird, erhält darüber Th. I. S. 315 Folgendes:

„Der vorrückenden Englischen Infanterie hatte der Herzog von Wellington das Gehöft von Belle Alliance, wo man während des ganzen Tages die drohenden Reserve-Massen erblickt und die Leitung Napoleon's wahrgenommen hatte, als Richtungspunkt gegeben.

Dem Preußischen Heere war schon bei dem Vorrücken aus dem Walde von Frischermont dieselbe Meierei, welche hochgelegen und an einem rothen Ziegeldache zu erkennen war, als Directionspunkt für sämmtliche Truppen angewiesen. Man hegte die Meinung, daß mit dem Erreichen dieses Punktes der Sieg errungen werden und daß das Zusammentreffen zum Gewinn der Schlacht hier stattfinden müsse.

Als daher beide Heere und, durch eine Gunst des Zufalls, auch die Feldherren Blücher und Wellington hier zusammentrafen, so befahl der Feldmarschall, im Gefühl des durch die brüderliche Hülfsleistung beider Heere erfochtenen Sieges, daß diese Schlacht die Schlacht von Belle Alliance genannt werden sollte.“

Es möchte eigentlich überflüssig erscheinen, dem Vorstehenden noch etwas hinzuzufügen; da dieser Berichtiger jedoch so speziell und positiv ein merkwürdiges historisches Faktum entstellen will, das vielleicht noch 50 lebende Augenzeugen genau kennen, so will ich, als einer derselben, mir erlauben, folgendes Nähere zu bemerken.

Es war allerdings schon etwas dunkel, als das Zusammentreffen der Heerführer stattfand; aber deutlich genug konnte man an der großen Menge Todter und Verwundeter, unter denen wir hielten, sehen, daß wir noch mitten auf dem Schlachtfelde, und keinesweges, wie jener Berichtiger will, zwei Meilen, wenn auch nur Englische, darüber hinaus waren. Auch daß es wirklich das kleine Haus mit dem schönen Namen war, bei welchem wir uns befanden, ward an Ort und Stelle von dem Bayerschen Akkreditirten im Hauptquartier, Obersten Gr. Thurn und Taxis, und mir, die wir sehr spezielle Karten hatten, an einem neben dem Hause lodernden Feuer auf das Vollständigste konstatirt, während die Feldherren sich mit einander besprachen. Von dem Schlusse dieser Unterredung gedenke ich hier nur des Umstandes, daß der Herzog dem Fürsten durch den im Englischen Hauptquartier akkreditirten Herrn General von Müffling sagen ließ: „Er nehme sein Nachtquartier in Mont St. Jean, wo Napoleon heute früh habe schlafen wollen“, worauf der Fürst entgegnete: „Sagen Sie dem Herzog, daß ich dahin gehe, wo er diese Nacht noch schlafen will, da jage ich ihn hinaus!“ (wörtlich: „da stöckere ich ihn raus!“) Und so geschah es. Der Herzog kehrte mit seinem Gefolge um und ritt die Chaussee in der Richtung nach Brüssel zurück; der Fürst aber, an der Spitze seines Hauptquartiers, wandte sich links die Straße nach Genappe entlang, auf welcher der Feind geflohen war. Vorher mußten wir Alle, die um ihn waren, die verschiedenen Truppentheile aufsuchen und ihnen den berühmten, so folgenschweren Befehl überbringen: „den letzten Hauch von Mann und Pferd an die Verfolgung zu setzen.“ Nachdem dem alten Helden noch aus einer an der Straße gelegenen Meierei sein letztes Pferd durch eine Flintenkugel im Halse blessirt worden war, erreichten wir fast noch vor der Tête der ganzen Armee gegen Mitternacht das zum Theil noch mit Franzosen angefüllte eben genannte Städtchen.

Daß der Herzog von Wellington, wie der Berichtiger behauptet, noch an diesem Abend ebenfalls bis Genappe gekommen wäre, ist durchaus unrichtig. Der Fürst blieb in diesem Orte in dem ersten Hause links, dem Wirthshaus zum König von Spanien, wo er oben ein kleines Kämmerchen für sich wählte; im Vorzimmer lagen sechs blessirte Franzosen, die er zu pflegen und zu verbinden befahl, und ruhig die Nacht mit ihnen zusammenschlief. Er behielt, während die Generale Gr. Gneisenau und von Grolmann mit Allem, was von der Armee noch marschfähig war, den Feind bis zum hellen Tage unablässig verfolgten, von seinen Adjutanten nur die Herren von Weyrach und Gr. Nostitz bei sich, und etwa sechs der dienstthuenden Offiziere, zu denen ich gehörte. Niemand von uns hat den Herzog von Wellington an diesem Abend über la Belle-Alliance hinaus oder gar in Genappe gesehen; er war anderthalb Deutsche Meilen davon.

Die Stelle des Zusammentreffens habe ich am folgenden Tage, wo ich als Courier mit der Nachricht von der Schlacht nach Berlin gesandt wurde, mir nochmals genau besehen, und eben so etwa drei Wochen später, indem ich das Schlachtfeld nochmals passirte, als ich, bei der Rückkehr von Berlin, meine dort erhaltenen Depeschen an des Königs Majestät im großen Hauptquartier der verbündeten Monarchen zu Nancy abgegeben und, da bereits die Nachricht von der Capitulation von Paris dort eingetroffen war, die Erlaubniß erhalten hatte, mit meinen Leuten und Pferden, die ich bei einem in Löwen wohnenden Schwager gelassen, dem Hauptquartier nachzumarschiren. Nicht zwanzig Schritt von dem Hause la Belle-Alliance, in der Richtung nach Brüssel zu, fand diese denkwürdige Scene statt und keinesweges da, wohin sie der Berichtiger verlegen will.

Daß der Herzog von Wellington, dessen großer Kriegsruhm natürlich durch diese meine wahrhaftige Berichtigung nicht im mindesten geschmälert werden kann, da ich nur bestreite, daß er oder irgend ein Mann seiner Armee, die mir erst am 19ten Mittags noch auf dem Schlachtfelde begegnete, am 18ten über la Belle-Alliance hinausgekommen sey, in jenen großen Tagen „kein Gras unter seinen Füßen wachsen ließ“, ist vollkommen richtig; er war, was auch von Ununterrichteten lange bezweifelt worden ist, vor dem Anfang der Schlacht von Ligny, am 16ten, bei unserem Haupt-Quartier an der Windmühle von Bry, und ich habe mich am 19ten bei ihm an der Grille des Parks von Brüssel, wohin er sich zum Besuch des verwundeten Prinzen von Oranien, und um für die Blessirten zu sorgen, begeben hatte, gemeldet, als ich mit seinem Adjutanten, Oberst Freemantle, ging, um mir, halb mit Gewalt, — weil die Regierung noch immer damit flüchten wollte, — Postpferde zu schaffen. Er spazierte ganz allein in dem einfachen blauen Civilrock, den er an den Schlachttagen trug, als wenn nicht das mindeste Ungewöhnliche vorgefallen wäre, und sein ausdrucksvolles Gesicht zeigte eine so freundliche Ruhe, „als waltete im Lande der tiefste Friede“, aber man hörte noch jeden Schuß von dem nur drei Meilen entfernten Wavre.

So gern nun dem erlauchten Herzog seine hohe Glorie gegönnt werden soll, so kann doch nicht oft genug daran erinnert werden, daß der Ruhm, den Feind über das Schlachtfeld hinaus und weit hinaus verfolgt, ihn vollständig zerstreut und ihm sein ganzes ungeheures Kriegs-Material abgenommen, dadurch aber jeden ferneren ernstlichen Widerstand durchaus unmöglich gemacht zu haben, einzig und allein unserer tapferen Armee unter ihren großen Anführern: Blücher, Gneisenau und Grolman gebührt. Darum ist nie etwas Wahreres geschrieben worden, als die anspruchslosen Schlußworte des ersten Theils der allegirten Beschreibung dieses Krieges (S. 380):

„Die Geschichte wird dem Fürsten Blücher nicht vorenthalten können, daß er und seine Armee von jetzt ab den Impuls und

*) S. Nr. 81 des Magazins.

die Ausführung der erfolgreichen und den Krieg beendigenden Ereignisse vorzüglich herbeiführten."

Nernst,
Ober-Post-Direktor zu Tilsit.

Bibliographie.

A summer in Andalusia. — 2 Bde. London.
The Rhine, legends, traditions and history, from Cologne to Mainz. — Von Joseph Snowe. 2 Bde. London.
The traveller's club-house. — Von E. Barry. 18 Sh.
Travels in south-eastern Asia. — Von H. Malcom. 2 Bde. 16 Sh.
On the growth of the salmon in fresh water. — Von W. Yarrell. 12 Sh.

Frankreich.

Josephinens Entsagung.

Wie stark auch die Bande der Dankbarkeit und Liebe waren, welche Napoleon an Josephinen knüpften, so ist es doch außer Zweifel, daß er schon vor dem Jahre 1809 an die Trennung von ihr dachte. Aber so viel Verstand und Selbstbeherrschung er auch seiner Gattin zutraute, so schloß er dennoch aus den Opfern, die es ihm kostete, um wie viel schwerer es dem resignirenden Theile ankommen würde. Daher trug er sich lange mit dem Gedanken, ehe er ihn auszusprechen wagte. Fouché hatte zuerst die Kühnheit, diese zarte Saite zu berühren. Schon seit längerer Zeit hatte dieser hellsehende Mann denjenigen unter allen Plänen des Kaisers errathen, welchen dieser vielleicht am meisten zu verbergen wünschte; und da nach seinem Dafürhalten der günstige Augenblick gekommen war, benutzte er die Abwesenheit Napoleon's, der damals in Schönbrunn war, um ohne offiziellen Auftrag sich zur Kaiserin zu begeben und ihr die Auflösung der Ehe zu rathen. Dieser Schritt erregte nicht minder den Verdruß Josephinens als den Zorn Napoleon's, und obgleich der Kaiser ihm nicht sogleich das Portefeuille entzog, so that er es nur einige Zeit später, aber nicht, wie man ohne Grund behauptet hat, auf Betrieb seiner Frau, sondern weil er selbst im Geheimen beschlossen hatte, eine Minister-Veränderung vorzunehmen.

Tages vorher, ehe Fouché Josephinen diese Eröffnung machte, hatte diese ihre Tochter Hortense, die mit dem ältesten ihrer Kinder sich zur Zeit in Paris befand, schriftlich aufgefordert, sie in St. Cloud zu besuchen. Als die Königin von Holland ankam, begegnete ihr im Hofe des Palastes die Prophetin Lenormand, deren Visionen ihre Mutter mit einem übermäßigen Preise bezahlte. Zuweilen brachte die Kaiserin ganze Tage damit zu, sich die Karten legen zu lassen und aus dem Kaffeesatze oder dem Weißen von Eiern das Zukünftige zu errathen. Die Weissagungen mußten diesen Tag ungünstig gelautet haben; denn Josephine war sehr traurig. Die Unterhaltung hatte etwa eine Stunde gewährt, und die Königin schickte sich zur Rückkehr nach Paris an, als ihre Mutter mit dem Tone des Vorwurfes sagte: „Du gehst schon, Hortense? — „Das Befinden meines Sohnes beunruhigt mich, liebe Mutter; ich werde morgen wiederkommen." — „Alle meine Freunde ziehen sich von mir zurück", erwiederte sie schwermüthig; „meine Kinder selbst verlassen mich in dem Zeitpunkt, wo ich meinen Tod so nahe wähne." — „Welch' ein Gedanke! verscheuchen Sie ihn, er thut Ihnen nicht wohl. Hat Ihre Zauberin Ihnen vielleicht eine ähnliche Vorhersagung gethan? sie würde wie alle übrige auf Unwahrheit oder Einfalt beruhen." — „Mein Kind, ich weiß, was ich sage; ein großes Unglück steht mir bevor, meine Tage sind gezählt, mein Leben muß mit dem Glücke Frankreichs endigen." — „Sie beruhigen mich; denn Sie werden dann noch lange leben." — Die Königin umarmte zärtlich ihre Mutter und nahm Abschied.

Bemerkenswerth ist es, daß Josephine selten von ihren Vorgefühlen getäuscht worden ist. Als die Königin am folgenden Tage in St. Cloud eintraf, fand sie ihre Mutter sehr leidend und niedergeschlagen; ihrem Gesichte war es anzusehen, daß sie viel geweint hatte. „Ach, Du kommst zur gelegenen Zeit", war ihr Willkommen, indem sie in ihre Arme eilte; „wenn Du wüßtest! eben ging Fouché von mir weg. Rathe, was er mir hat zu sagen gewagt? Dieser Mensch ist ein Ungeheuer." — „Was ist denn vorgefallen? Sie erschrecken mich." — „Er hat mir gesagt, daß ich Frankreich und Bonaparten ein großes Zeugniß meiner Ergebenheit zu bringen hätte, daß der Kaiser der Nation in seinen Kindern Nachfolger hinterlassen müßte, um der alten Königsfamilie, die, wie Du weißt, in England ist, jede Aussicht auf Rückkehr zu benehmen." — „Aber wo wollte er denn hinaus?" fragte die Königin mit einer Ungeduld, deren sie nicht länger Meisterin war. — „Seine Rede ging darauf hinaus, daß ich das einzige Hinderniß wäre, und daß es nur an mir läge, den Kaiser noch an Größe zu übertreffen, wenn ich mich zu einem großmüthigen Opfer entschlösse; kurz, er hat von meiner Scheidung gesprochen." — „Der Kaiser wird nie darein willigen; seine Anhänglichkeit an Ihnen und uns, seinen Adoptivkindern, ist mir zu genau bekannt." — „Hortense, Du bist im Irrthum; doch laß mich ausreden. Fouché hat mir gesagt, daß die Geschichte von meiner Entsagung Rechenschaft abzulegen verpflichtet sey, und daß von nun an mein Rang über den erlauchtesten Frauen, die jemals die Throne der Welt eingenommen haben, bezeichnet seyn werde." — „Daran erkenne ich ihn wieder mit seinem Phrasenschwulst; was haben Sie ihm geantwortet?" — „Seine Unterredung hat mich so außer Fassung gesezt, daß ich anfangs keine Worte finden konnte. Ich habe mir endlich Bedenkzeit darüber erbeten und ihm in einigen Tagen Antwort zu geben versprochen. Aber er soll lange warten! Jetzt rathe Du mir, liebe Tochter; Dir allein kann ich meinen Kummer anvertrauen, was denkst Du davon?" — „Ach, Mutter, es liegt etwas Entsetzliches in dem Ganzen." — „Glaubst Du, daß Fouché im Auftrage Bonapartens kommt und daß mein Schicksal schon entschieden ist?" — „Nach Ihrer Erzählung zu schließen, bin ich nicht ohne Furcht; indeß ...." — „Und ich in der vollen Gewißheit", unterbrach sie Josephine; „von einem Thron zu steigen, kostet mir wenig, und wer weiß besser, als Du, wie viel Thränen ich vergossen habe, ehe ich ihn bestieg? Aber mit dem nämlichen Schlage auch den zu verlieren, dem ich meine theuersten Neigungen geweiht habe, siehe, Hortense, dieses Opfer geht über meine Kräfte; ich fühle es, daß ich daran sterben werde." Bei diesen Worten hatte Josephine ihre Hand aufs Herz gelegt und wurde bleich im Gesicht.

Die Königin dachte wie ihre Mutter, daß Fouché — was indeß nicht der Fall war — im Auftrage Napoleon's käme, weil es keiner langen Ueberlegung bedurfte, um einzusehen, daß, von wem auch dieser Plan ausginge, ob von Napoleon oder dem Polizei-Minister, der nach dem Ruhm geizen mochte, einen solchen Gedanken zuerst ausgeheckt zu haben, — diese Intrigue ihren gemeinschaftlichen Feinden zu viel Vortheile darbot, um so bald aufgegeben zu werden. Früh oder spät mußte dieses große Opfer gebracht werden. „Meine theure Mutter", nahm die Königin das Wort, „ich weiß Ihnen für den Augenblick nur einen einzigen Rath zu geben, nämlich, von dieser Unterredung gegen Niemanden etwas zu äußern und den Kaiser mit Vertrauen zu erwarten; dann sehen Sie zu, was er sagen wird. Wann hoffen Sie seine Rückkehr?" — „Mit Ende dieses Monats; er hat mir eine Zusammenkunft in Fontainebleau bestimmt. Dann muß er wohl von seinem Plane sprechen, und ich will mich hüten, zuerst den Mund darüber aufzuthun." — Josephine fand den Rath ihrer Tochter vernünftig und befolgte ihn; doch sollte sie nicht lange in Ungewißheit bleiben.

Napoleon hatte der Kaiserin wirklich von Schönbrunn aus geschrieben, daß er sich über München nach Fontainebleau begeben würde. Seinerseits hatte der Ober-Präfekt des Palastes, Herr von Lucey, ein Schreiben vom Großmarschall Duroc empfangen, mit der Nachricht, daß der Kaiser sein Haus zu Fontainebleau spätestens den 28sten versammelt zu sehen wünsche, weil er den 29. oder 30. Oktober einzutreffen willens sey. Napoleon aber reiste nach seiner Gewohnheit mit einer solchen Schnelligkeit, daß er vier Tage früher eintraf, d. h. den 26sten um ein Uhr Nachmittags. Mit Ausnahme Duroc's, den er bei sich hatte, des Couriers, der immer vor ihm her ging, und des Intendanten, fand er beim Aussteigen aus dem Wagen nicht einmal einen Bedienten zu seinem Empfange bereit. Dieser Zufall setzte ihn in üble Stimmung, um nach der Art, mit der er zu pfeifen anfing, zu urtheilen, wenigstens hatte es keine Aehnlichkeit mit seiner gewöhnlichen Weise. Indessen machte er dem Großmarschall keine Vorwürfe und begnügte sich, auf der Stelle nach St. Cloud den Courier abzufertigen, welcher seinem Wagen vorausgeeilt war, um der Kaiserin seine Ankunft in Fontainebleau zu melden. Inzwischen besichtigte er die neuen Zimmer des Schlosses, das während seiner Abwesenheit aufs prächtigste wiederhergestellt worden war, so daß es seinem ehemaligen Glanze unter Ludwig XV. nichts nachgab. — Um fünf Uhr Abends kamen einige Offizianten des Kaiserlichen Hauses in Fontainebleau an. Kaum bemerkte Napoleon ihre Kutsche, so ging er hinunter und stellte sich vor die Oeffnung des Schlages. „Und die Kaiserin?" fragte er heftig die noch drin Sitzenden. „Sire", erwiederte ein Mundkoch, „wir haben die Ehre, Ihrer Majestät der Kaiserin um zehn Minuten voraus zu seyn; vielleicht ist sie noch früher hier." — „Gut", sagte der Kaiser und ging in das Innere des Palastes zurück, aber für sich murmelte er noch manches unverständliche Wort zwischen den Zähnen.

Endlich kam Josephine; es war später als sechs Uhr. Es mochte vielleicht das erste Mal in ihrem Leben seyn, daß sie eine solche Zusammenkunft verabsäumte, die sie weniger als einen Befehl, denn als eine Pflicht, deren Erfüllung ihr angenehm war, betrachtete. Dieses Mal war ihr Napoleon um mehrere Stunden vorausgeeilt und wider seine Gewohnheit nicht vor ihr in das Empfangzimmer gegangen. Er saß in der kleinen Bibliothek in dem Augenblicke, als die Kaiserin eintrat, nachdem sie ihn in den Gemächern umsonst gesucht hatte. „So, so", sagte er zu ihr mit frostigem Tone, „sind Sie endlich hier, Madame? Es ist wohl Zeit; ich wollte eben nach St. Cloud abreisen." Josephine, ohnedies geängstigt durch ihren unfreiwilligen Verzug, fühlte sich von diesem eisigen Empfange nach einer so langen Trennung schrecklich verletzt; voll Bestürzung suchte sie sich zu entschuldigen. „Aber Bonaparte", erwiederte sie ihm mit dem Tone des sanften Vorwurfes, „es ist Dein Fehler .... Du läßt uns sagen, daß Du in drei oder vier Tagen hier seyn werdest, und erscheinst heute wie aus den Wolken gefallen; wie bist Du denn gekommen?" — „Habe ich, genau besehen, doch immer Unrecht", rief Napoleon aus, indem er lange Schritte durch das Zimmer machte; „wiederum mein Fehler, daß es sich so getroffen hat", fügte er mit bitterem Lächeln hinzu. „Madame, ich bin, wie ich es immer zu halten pflege, in meinem Wagen gekommen; habe ich Sie nicht länger als vierzehn Tage vorher von meiner Ankunft benachrichtigt? aber mit Euch muß man immer wieder von vorn anfangen." — Diese Vorwürfe, an welche die Kaiserin zwar nicht gewöhnt war, mochten weniger die Veranlassung seyn zu den Thränen, die ihren Augen entquollen, als die Umstände, unter denen sie vorgebracht wurden. Aber der Kaiser, in diesem

Laune fortfahrend und fast ohne alle Schonung einer Empfindlichkeit, die er nur selten auf die Probe gesetzt hatte, verwundete Josephinen aufs tiefste. Sie ihrerseits, gereizt durch ein Verfahren, das sie nicht ohne Grund eine Ungerechtigkeit nannte, ließ einige kränkende Ausdrücke fallen; der Kaiser blieb ihr die Antwort nicht schuldig, und zum ersten Mal kam das Wort „Scheidung" aus seinem Munde. Da fühlte sich die unglückliche Josephine dem Umsinken nahe und ließ, die Hände ringend, nur diese von Schluchzen unterbrochenen Worte hören: „So ist es denn wahr? Nein, nein, mein Freund .... Bonaparte, ich bitte Dich, höre doch .... gerechter Gott, es ist unmöglich." Sie sank auf ihre Kniee und streckte die Hände flehend nach Napoleon aus, der endlich inne wurde, daß er zu weit gegangen war. Beschämt, durch eine Aufwallung des Zornes so weit hingerissen worden zu seyn, näherte er sich seiner Frau, hob sie auf, und indem er ihre Hände in die seinigen faßte, sagte er mit zärtlicher Hingebung: „Nein, das wird nicht geschehen, verzeihe mir; sey ruhig, ich werde Dich nicht verlassen." Und er zog sie sanft an sich, sie zu umarmen. Ein Lächeln zeigte sich auf den Lippen Josephinens, die nicht antwortete, aber auch den sanften Umschlingungen ihres Gemahls keinen Widerstand entgegensetzte. „Es ist wahr", sagte er, „ich war heute übel gelaunt, es sey von dieser Sache nicht mehr die Rede unter uns, aber ein anderes Mal beeile Dich mehr." — Josephine trocknete ihre Thränen, versprach dem Kaiser Alles, was er wollte, und verließ ihn, um vor Tische sich noch umzukleiden. „Meine Ahnung hat mich nicht getäuscht", sagte sie zu sich; „Fouché hatte Recht."

Als sie Tages darauf vertraulich mit einer ihrer Kammerdamen plauderte, sagte sie nach einigen unbedeutenden Gesprächen: „Ich habe Vertrauen zu Ihrer Anhänglichkeit, von der Sie mir so viele Proben gegeben haben, und deshalb erwarte ich, daß Sie offen auf eine Frage antworten werden, die ich an Sie richten will." Die Dame versicherte die Kaiserin von ihrer Bereitwilligkeit, ihren Wünschen Genüge zu thun. Ihre Offenheit mußte ihr um so leichter ankommen, weil bisher Niemand ihr eine Mittheilung gemacht hatte, die sie zum Stillschweigen verpflichtete. „Warum", nahm Josephine das Wort, „ist die Verbindung, welche von meinem Zimmer in das des Kaisers führt, verschlossen gewesen?" — „Madame, ich weiß es nicht", erwiederte jene mit einem Erstaunen, dem man das Natürliche ansah; „Ew. Majestät sind die Erste, die mir diese Mittheilung machen." — „Es hat seinen Grund, suchen Sie ihn einmal." — „Madame, es ist mir, wie allen Damen, welche das Glück haben, Ew. Majestät zu dienen, bekannt, daß große Reparaturen schon vor der Abreise Sr. Majestät des Kaisers nach Deutschland in dem Schlosse angefangen worden sind. Die Architekten, welche nicht vermutheten, daß Ihre Majestäten sobald Ihre Residenz zu Fontainebleau nehmen würden, haben nicht Zeit gehabt, Alles in den vorigen Zustand zu bringen." — Josephine machte eine leichte Bewegung mit dem Kopfe zum Zeichen ihrer Ungläubigkeit. „Ihre Majestät kann auch an der Möblirung Ihres Zimmers sehen, daß die Reparaturen noch nicht beendigt sind", erwiederte die Dame. — „Meine Liebe, es steckt darunter ein Geheimniß, das ich zu verfolgen scheue, aber leider nur allzuleicht errathe. Theilen Sie von meinen Gedanken Niemanden etwas mit." Hier brach die Unterhaltung ab.

Der König von Sachsen langte in Paris an mit dem Prinzen Eugen, welchen Napoleon aus Italien hatte kommen lassen, ohne Zweifel, um seine Mutter zu trösten, wenn der schmerzliche Augenblick gekommen wäre. JJ. MM. verließen Fontainebleau den 14. November, um nach den Tuilerieen zurückzukehren. In den zunächst darauf folgenden Tagen kamen die Fürsten der Rheinischen Conföderation nach und nach in der Hauptstadt an, der König und die Königin von Bayern, der König von Würtemberg und die übrigen Anhänger des Französischen Kaisers. Die Ersten wurden in Elisée-Bourbon, die Anderen in Privathotels, welche Napoleon eigens für sie gemiethet hatte, einlogirt und alle Tage prächtig bewirthet in den Tuilerieen, an deren Mauern man indeß in einer Nacht einen Zettel mit den paar Worten anheftete: Depot der großen Monarchen- (Sires-, Königs- und Wachs-) Fabrik. Alles lachte von Herzen über dieses schlechte Calembourg, nur der Kaiser nicht. Seine erste Sorge, als er nach Paris kam, war die, der geistlichen Ober-Behörde von Paris den Wunsch mitzutheilen, daß seine Ehe mit Josephinen für aufgehoben erklärt würde; und eine Sache von so zarter Natur wurde unter dem Siegel des Amts-Geheimnisses betrieben. Napoleon wählte sich nur einen einzigen Vertrauten in dieser Angelegenheit, den Großmarschall Duroc, der, stumm wie das Grab, gewiß Niemanden eine Mittheilung machte. Dennoch war der ganze Hof bald davon unterrichtet. Es scheint mit manchen Ereignissen wie mit gewissen Leidenschaften zu gehen, die nicht lange verborgen bleiben können.

(Fortsetzung folgt.)

Belgien.

Lüttich und seine Denkmäler.

Zweiter Artikel.*)

Wir sind nun in der Geschichte Lüttichs zu dem Zeitpunkte gelangt, wo im Volke, nachdem es seine materiellen Bedürfnisse befriedigt hatte, sich der Wunsch nach höheren Gütern zu regen anfing. Wir haben gesehen, wie diesen Wünschen zum Theil unter Albert von Cuyck durch die Verleihung einiger für diese entfernten Zeiten sehr merkwürdigen Privilegien genügt wurde. Denn als noch alle Nachbar-Völker unter einer Art von Feudal-Dienstbarkeit schmachteten, las man schon auf der ersten Seite der Lütticher Constitution: „Keine Anordnung von Abgaben ohne Bewilligung der Gemeinde. Der Bürger von Lüttich kann nur vor das Schöffen-Gericht gestellt und seine Güter nicht konfiszirt werden. Das Haus eines Bürgers ist geheiligt. Der arme Mann ist König in seinem Hause. Die Einkerkerung eines Bürgers kann nur auf einen Verhaftsbefehl stattfinden, der von den Schöffen erlassen ist."

Unter Johann von Aps, Wilhelm dem Savoyarden und Robert von Langres, welche auf Hugo von Pierrepot folgten, fiel weiter nichts Merkwürdiges vor, als die Einsetzung der ersten Lütticher Bürgermeister im Jahre 1242, welche den Namen Zeitmeister oder Stadtmeister führten. Einige Geschichtsschreiber halten diese Einsetzung für viel älter; was das Schöffenwesen anbelangt, so bestand dies in Lüttich schon vor dem zehnten Jahrhundert.

Uebrigens muß man bis gegen das Jahr 1250 hinaufsteigen, um die ersten günstigen Verordnungen für die Kleinen oder die gemeinen Leute, wie man sie auch nannte, aufzufinden. Im Laufe dieses Jahres wurde unter anderen eine Verordnung gegen die Kleiderpracht bekannt gemacht, und man verbot, inskünftige Geld aus dem öffentlichen Schatz zur Bewirthung der Ritter zu nehmen, welche in den Orden aufgenommen wurden, wegen der großen Ausgaben, die aus solchen Festlichkeiten entstanden. Beim Empfangen des Ritterschlages schworen die Ritter, bis zum Tode die Rechte der Lütticher Kirche und die Freiheiten der Geistlichkeit zu vertheidigen, die Unschuldigen und die Minderjährigen zu beschützen, für das Wohl des Landes zu kämpfen und entweder jeden Tag die Leidensgeschichte Jesu Christi selbst zu lesen oder sie sich vorlesen zu lassen; darauf legten sie ihre Rüstung an, stiegen zu Pferde und gaben eine Probe von ihrer Geschicklichkeit und Tapferkeit in ritterlichen Uebungen; da aber, sagt ein Geschichtsschreiber, diese Feste viel kosteten, und das Volk die Ausgaben bezahlen mußte, so fand man es für gut, sie aufzuheben. Eine andere nicht weniger wichtige, die Handels-Polizei betreffende Verordnung erschien im folgenden Jahre. Sie führte den Namen „Verkaufs-Brief" oder „Brief in Bezug auf die verkäuflichen Dinge."

Jetzt kommen wir zur Regierung Heinrich's von Geldern, einer Regierung voll Ausschweifungen und Sittenlosigkeit, aber auch voll Heldenmuth und Größe. Es ist dies der denkwürdigste und dramatischste Zeitpunkt in der Geschichte Lüttichs. Hier ein Bischof, welcher sich damit brüstet, sechzig natürliche Söhne zu besitzen; hier ein Volkstribun, der den größten Männern des Alterthums würdig zur Seite steht und sein ganzes Leben der Befreiung und der Erhebung der Kleinen widmet! Es waren damals in Lüttich nur zu viel Elemente zu einem langen zügellosen Kampfe vorhanden, und der geringfügigste Umstand konnte Alles in Gährung bringen. Dies geschah auch in der That, und wir führen hier die erste Scene aus dem blutigen Drama an, welches vier Jahrhunderte lang spielte.

Der Diener eines Domherrn von St. Lambertus, der seinen Herrn mit einem Bürger im Handgemenge sah, beeilte sich, demselben beizuspringen, und verwundete bei dieser Befreiung den Bürger mit mehreren Dolchstichen. Ohne auf das Diplom Kaiser Heinrich's IV. Rücksicht zu nehmen, welches der Lütticher Geistlichkeit, mit Ausschluß der weltlichen Richter, das Recht zugestand, die Diener der Geistlichen zu bestrafen, ließ das Schöffen-Gericht den Schuldigen sogleich ergreifen und verbannte ihn. Die Domherren, welche darüber sehr aufgebracht waren, redeten Heinrich von Geldern heimlich auf, der auch das Urtheil des Schöffengerichtes kassirte; dieses nahm aber gar keine Notiz davon, und es herrschte die vollkommenste Anarchie unter den verschiedenen Staatsgewalten; da steigerte ein zweiter Mord, der auf dem Markte unter den Augen des Polizei-Beamten vollzogen wurde, die allgemeine Aufregung bis aufs Aeußerste.

Heinrich von Geldern wollte diese Ereignisse zur Vergrößerung seiner Macht benutzen; er erklärte also, daß er sich in Zukunft die Oberaufsicht über die Gerichtsbarkeit vorbehalte, damit dieselbe besser gehandhabt und dem Armen wie dem Reichen gleich schnell sein Recht zu Theil werde. Das Volk, welches sehnlichst wünschte, sich von den Erpressungen des Adels freizumachen, nicht einsehend, daß es auf diese Weise nur den Herrn wechsle, zollte diesem Vorschlage den lebhaftesten Beifall; dasselbe war jedoch nicht der Fall bei den Geistlichen und den Schöffen, die darin die Vernichtung aller ihrer Privilegien und der Gerichtshöfe des Landes erblickten. Sie verlangten, sich über diesen Punkt mit dem Dom-Kapitel zu berathen, und in dieser Versammlung sprach sich Frank von Visé mit Kraft und Nachdruck über das Vorhaben des Fürsten aus, mischte aber in seine Rede einige beißende Stellen ein, welche die Domherren beleidigten. Unglücklicherweise machte einer der Archi-Diakonen dem Redner eine drohende Geberde; darüber wüthend, verließ er sogleich die St. Lambertus-Kirche, durchlief die Straßen und Plätze der Stadt, erregte das Volk und schrie unaufhörlich, das Kapitel wolle nicht allein die Freiheit des Volkes untergraben, sondern auch das Leben der Bürger gefährden. Das war das erste Mal, wo der Adel dem Volke das Wort Freiheit zurief!

In Eil bewaffnete sich ein Jeder; man läutete die weiße

*) S. Nr. 82 des Magazins.

Glocke, und Frank von Visé stürzte als Anführer des erzürnten Haufens auf das Haus des Archi-Diakonen los, dessen feste Thür er zu sprengen versuchte. Das Kapitel seinerseits läutete mit allen Glocken der Kathedrale, und nun versammelten sich die Großen und Kleinen, die Geistlichen und Laien, die Ritter und die bewaffneten Leute auf den öffentlichen Plätzen, die Meisten ganz ohne Grund, ohne zu wissen, weshalb; sie liefen ohne Sinn und Verstand durch die Straßen und folgten ihren Launen, wie das immer bei Unruhen und Volks-Tumulten der Fall ist. Die größte Verwirrung herrschte in Lüttich; der Erzbischof verließ die Stadt und belegte sie mit dem Bann; doch endete dieser ganze Aufruhr so wie alle in jenen ersten Zeiten; die Bürger mußten mit entblößtem Haupt und nackten Füßen dem Fürsten und der Geistlichkeit entgegenziehen, und die Schöffen wurden verurtheilt, an die St. Lambertus-Kirche jährlich neun Anker Wein als Sühne zu entrichten.

Diesmal hatte der Erzbischof den Sieg davongetragen, aber eine große Veränderung bereitete sich in der Lage des Volkes vor. Der Adel und die Schöffen, die immer aus diesem gewählt wurden, über die Handlungsweise des Fürsten erzürnt, wollten sich mit denen verbünden, die sie bis dahin unterdrückt hatten; sie wünschten sich mit dem Volke zu vereinigen, um die Geistlichkeit zu stürzen, nicht voraussehend, was dann eintreten würde, wenn Volk und Adel sich allein einander gegenüberständen. Deshalb wendeten sie sich an einen Mann, der bei den Bürgern sehr viel galt, an Heinrich von Dinant; dieser aber antwortete ihnen, es sey den Kleinen sehr gleichgültig, wer der Herr sey, ob der Adel oder die Geistlichkeit, sie wären von dem einen so oft wie von der anderen mißhandelt worden, und es würde ihm sehr schwer fallen, das Volk für ein solches Bündniß günstig zu stimmen, wenn die Schöffen den Bürgern nicht das Recht zugeständen, die beiden Stadtmeister selbst zu wählen. Das war, wie man sieht, recht eigentlich die Wiedererweckung einer Epoche des alten Roms, eine neue Schöpfung zweier Volkstribune; aber die Patrizier merkten die Falle nicht. Das beabsichtigte Bündniß kam, dem Bischof zum Trotz, zu Stande; Heinrich von Dinant selbst und Johann Germeau waren die beiden Erwählten, und das Volk ließ sie schwören, die Freiheiten und Privilegien der Stadt aufrecht zu erhalten gegen Jeden, der dieselben angreifen würde.

Von diesem Augenblick an gab es im Staate noch etwas Anderes als Adelige und Priester, als Große und Geistliche, es gab auch Kleine, die man früher nicht beachtet hatte, und die nun bald anfingen, sich furchtbar zu machen. Kaum zum Stadtmeister ernannt, setzte Heinrich von Dinant eine Bürgermiliz ein und theilte die Stadt in zwanzig Viertel, die dem Oberbefehl von zwanzig aus dem Volk erwählten Hauptleuten anvertraut waren, von denen jeder 200 Mann kommandirte. Nun begann ein Kampf zwischen diesem furchtbaren Tribun, dem Erzbischofe und dem Adel. Die vielen Anstrengungen rieben jedoch bald die Lebenskraft des Volksvertheidigers auf, und bevor er starb, sah er noch einen Theil des mit Mühe Erkämpften wieder verloren gehen.

Während dieser ernsten politischen Ereignisse waren mehrere wesentliche Veränderungen in der Stadt bewerkstelligt worden. Man hatte verschiedene polizeiliche Maßregeln zu ihrer besseren Bewachung getroffen, denn wenn die Bürger, die an den Kriegszügen theilnahmen, abwesend waren, konnte die Stadt aus Mangel an vertheidigungsfähigen Leuten leicht überfallen werden, und andererseits wurden die Kräfte des Staats wiederum ansehnlich vermindert, wenn man eine Garnison für Lüttich davon zurückbehielt. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, gewährte man den Bewohnern des flachen Landes und des Weichbildes, die für den Krieg weniger tauglich waren, allerhand Freiheiten und Privilegien, unter der Bedingung, daß sie mit bewaffneter Hand die Thore und die weniger festen Orte bewachten, wenn die Bürgerschaft auf irgend eine Expedition ausgerückt war.

Im Jahre 1255 ließ der auf sein Ansehen eifersüchtige Fürst auf der St. Walburgishöhe, trotz dem Widerstand der Schöffen, eine Citadelle erbauen und die Festungswerke der Stadt bis zum Heiden-Thor niederreißen. „Aber die Lütticher", so erzählt Melart in seiner naiven und malerischen Weise, „sind nicht so geschmeidig und fügsam gegen alle ihnen auferlegten Gesetze und Lasten, wie andere Völker; und da sie die festen Mauern des St. Walburgis-Schlosses immer vor der Nase hatten, was sie an jedem Aufstand verhindern sollte, so versuchten sie, es niederzureißen und den Ort zu zerstören, um ihre alte Freiheit wiederzuerlangen." Das geschah denn auch im Jahre 1269.

Eines Tages, als in der ganzen Stadt ein Fest gefeiert wurde, — der eine Stadtmeister Johann des Marets heirathete gerade die schöne Aigletine, die Tochter des Schöffen Alard Pagnois, — und alle Offiziere der Garnison zur Hochzeit geladen waren, stiegen die Soldaten, welche auch Theil an den Lustgelagen nehmen wollten, zur Stadt hinab, zogen die Zugbrücke auf und ließen nur eine Frau zur Bewachung der Festung zurück. Einige Bürger, die davon benachrichtigt waren, faßten den Entschluß, diese zu überfallen. Sie stellten sich nahe bei der Brücke im Hinterhalt auf, und einer der listigsten ging auf das Thor los und rief die Frau mehrmals bei ihrem Namen. — „Was wollt ihr?" fragte diese endlich. — „Euch einen Korb voll Weintrauben für einen der Offiziere der Garnison einhändigen", antwortete freundlich der Bürger, „lasset die Brücke herab." — „Ich kann nicht", erwiederte sie, man hat mir streng verboten, Jemanden einzulassen." — „Nun", sagte der Mann, „hier steht der Korb auf dem Rand des Grabens, ich habe meinen Auftrag ausgerichtet, mag daraus werden, was will!" — So sprechend, entfernte er sich und versteckte sich in eine nahe Mauervertiefung. Einige Zeit lang war die Frau unentschieden; sie war allein; es war nichts dabei zu besorgen; ein Vorübergehender konnte den Korb fortnehmen; dann war sie auch eine Tochter Evens, und die Weintrauben lockten sie. Sie ließ die Brücke herab, trat zaghaft näher und wollte eben den Korb ergreifen, da sprang der listige Bürger auf sie los, packte sie fest in seine Arme und rief seine Gefährten herbei, die sich schnell in die Citadelle stürzten und ausriefen: „Das Schloß ist erobert, das Schloß ist erobert!" Bald folgte ihnen eine Menge von Handwerksleuten, die auf der Stelle alle Festungswerke niederrissen und die Burg gänzlich zerstörten.

Das war ein arger Angriff gegen die Oberherrschaft des Fürsten, und das Volk mußte 3000 Mark Silber zur Erbauung einer neuen Festung zahlen. Man sieht, die Bürger hatten durch die Zerstörung der Citadelle nicht viel gewonnen, aber sie trösteten sich, indem sie der Zeit gedachten, welche ihre Wiedererbauung kostete, und vielleicht sannen sie auch schon auf Mittel, dieselbe aufs neue zu überfallen. Diejenigen, welche gern wissen wollen, wie oft sich dies Drama in einem Zeitraum von fünf Jahrhunderten wiederholte, dürfen nur die „merkwürdige Geschichte des St. Walburgis-Berges" von Bovy lesen.

Die Regierung Heinrich's von Geldern wurde, wie schon gesagt, durch die abscheulichsten Ausschweifungen und die größte Sittenlosigkeit befleckt. Der Papst Gregor X. schrieb deswegen einen Brief an den Bischof, den der Domherr Hocsem, ein Zeitgenosse Heinrich's, in seine Geschichte aufgenommen hat. „Ach!" ruft der ehrwürdige Papst mit Schmerz aus, nachdem er die lange Aufzählung aller Laster vollendet hat, „was soll aus dem Volke von Lüttich werden, das Gott Deiner Sorgfalt anvertraut hat, wenn Du es der heiligen Nahrung beraubst und es durch lasterhafte Beispiele verdirbst? Kann die Heerde Weiden auffinden, die der Hirt selbst nicht kennt? Kann sie sich selbst auf den Weg leiten, den ihr Herr verlassen hat? Wie soll sie sich von der Ansteckung heilen, die von Dir ausgegangen ist, von Dir, der Du ihr Arzt seyn solltest?"

Bekanntlich wurde Heinrich von Geldern 1274 vor das Konzilium von Lyon gefordert und sollte hier durch den Papst abgesetzt werden, zog es aber vor, diesem entehrenden Urtheil dadurch auszuweichen, daß er von selbst allen seinen Pfründen entsagte. Von diesem Augenlick an fügte er den Lüttichern alles mögliche Uebel zu; nur gegen Lösegeld ließ er diejenigen los, deren er sich bemächtigen konnte, und plünderte Schlösser und Dörfer. Der Haß gegen ihn war so groß, daß man dem, der ihn lebend oder todt fangen würde, zwanzig Pfund Groschen zusagte. Er entleibte sich endlich selbst im Jahre 1283 auf dem Marquisat von Franchimont. (J. d. L.)

Mannigfaltiges.

— Deutsche Beiträge zu Savoye's Panorama de l'Allemagne. In der neuesten Lieferung dieser Zeitschrift, welche die Franzosen über Deutsche Zustände unterrichten soll, finden wir unter Anderem auch zwei Artikel von Laube, der sich in diesem Augenblick selbst in Paris aufhält, und von Theodor Mügge, vermuthlich beide in Deutscher Sprache eingesandt und von der Redaction ins Französische übertragen. Der erstere handelt von Chamisso und stützt sich, was die Data über das Leben dieses Dichters betrifft, auf Hitzig's Mittheilungen in der Allgemeinen Zeitung und auf Notizen in Varnhagen's Denkwürdigkeiten. Der letztere ist die historische Einleitung zu einer Schilderung von Berlin, der eine lithographirte Ansicht dieser Stadt beiliegt, bei welcher jedoch die Phantasie dem Auge oder Gedächtniß des Zeichners arg mitgespielt hat, denn stände nicht im Vordergrunde das Monument des Kreuzberges, auf dessen Spitze sich übrigens seltsamer Weise ein Halbmond unter das Kreuz verirrt hat, man würde in dem Bilde schwerlich die Hauptstadt Preußens errathen. Besser gelungen ist das Portrait Chamisso's, welches Laube's Aufsatz beigegeben ist, und das in letzterem einen recht geistreichen, nur, wie uns scheint, den Franzosen gegenüber doch mitunter etwas zu docirenden Kommentar findet. Viel besser kleidet den Verfasser die Sprache des Herzens, als die des Katheders. „Wir haben Chamisso geliebt", sagt er, dessen Verhältniß zu seinem Adoptiv-Vaterlande schildernd, „und wir werden stets mit Liebe seiner gedenken. Chamisso, der aus der Fremde zu uns gekommen war, gehört zu der kleinen Zahl der glücklichen Dichter, die nie eine splitterrichtende Kritik verfolgt hat; er fand in Deutschland keinen einzigen literarischen Gegner, der ihn im mindesten gekränkt hätte, sey es nun, weil er mit keiner Partei sich einließ, oder weil man, den alten Landessitten getreu, den Gast heilig hielt, der mit solchem Vertrauen an unserem Heerd sich niedergelassen. Wollten wir unser gutes Benehmen gegen ihn beflecken, so würden wir Sie um ein gleiches für einen unglücklichen Deutschen Dichter bitten, der sich zu Ihnen geflüchtet. Sie werden uns die Bitte erlassen, und es wird in Zukunft keiner Frage mehr bedürfen über diese zur täglichen Gewohnheit gewordene Gastfreundschaft."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

№ 91. Berlin, Mittwoch den 31. Juli 1839.

Italien.

Betrachtungen eines Engländers in Rom.

Alle Fremde besuchen das Kolosseum, und bei der Betrachtung dieser Ruinen sind alle von poetischen Empfindungen erfüllt oder geben wenigstens vor, es zu seyn. Ein Jeder spitzt seine Feder und versucht zu beschreiben, was er gesehen, gefühlt, geträumt. Jeder wählt die passendste Zeit und den günstigsten Augenblick für die Erregung der Gefühle, welche das majestätische Bauwerk erwecken soll. So vermeidet der Reisende bei seinem ersten Besuche sorgfältig das helle Tageslicht; er flieht die Gemeinschaft mit jenen materiellen und prosaischen Leuten, die sich auf die Schönheit des Mondscheins so wenig verstehen. Es giebt sogar Schriftsteller, welche den Rath ertheilen, das Kolosseum nur mit leerem Magen zu besuchen, weil man dann für solche Gefühle besonders empfänglich sey, oder auch nachdem man die Erleuchtung der Charwoche mit angesehen. Mistreß Storke empfiehlt vor Allem die Zeit des zweiten Mondviertels für dieses Schauspiel. Wozu das Alles? Man gehe nur um Mitternacht dahin, wie ich es that. Ein leiser Luftzug bewegt die Epheuranken um mich her; unverschleiert zeigt sich die volle Hekate und strömt ihre Lichtfluthen über die ganze Gegend, über die Hügel, die Bogengänge, die Tempel und Springbrunnen aus; es ist kein goldener, aber ein milder, zarter, reicher und harmonischer Lichtglanz, wie man ihn selten an einem anderen Himmel als dem Italischen gewahrt. Ich ersteige die höchsten Stufen, die man erklimmen kann. Das Geräusch von den Tritten der Schildwache, welche die Arena durchschreitet, dringt nur dumpf zu mir herauf. Alles ist ruhig; nur der klagende Schrei der Eule, die auf dem Bogen des Konstantin hockt, und das Plätschern eines Springbrunnens unterbrechen die Stille. Nichts stört den Zauber, ein Glück, das dem Alterthumsfreunde in Rom nur selten zu Theil wird. Keine Stadt eignet sich in der That weniger zum Beschauen der Trümmer der Vorzeit; in die ernsten Erinnerungen der ewigen Stadt mischen sich jeden Augenblick moderne Schauspiele und Getümmel aller Art. Das alte Rom steht mitten unter dem neuen; seine Tempel verpestet ein Fischgeruch, seine Paläste sind in Ställe verwandelt, seine Theater in Krambuden; im Mausoleum des Augustus giebt eine Truppe von Jongleurs und Reitern ihre Vorstellungen, und Verkäufer von gebackenen Eßwaaren haben sich unter dem Portikus des Oktavian angesiedelt. Wer nach Rom kömmt, um hier den Eindruck zu genießen, den Ruinen sonst hervorbringen, wird sehr enttäuscht werden. In einer poetischen Stellung hat er sich irgendwo niedergelassen, der Blick ruht auf einem alten Denkmal, eine süße Schwermuth durchdringt sein ganzes Wesen, mit Entzücken schwelgt er darin, da ertönt plötzlich das Geklimper der zinnernen Becken eines Bettlers, oder das Geschrei einer Hökerin, oder sonst ein entzauberndes Geräusch, und wie beim Krähen des Hahnes verschwinden die heraufbeschworenen Schatten. Traurig und unzufrieden kehrt er nach seiner Behausung zurück und vergleicht sich mit jenem Unglückseligen, der an einer köstlichen Tafel sitzt und dem eine unsichtbare Hand alle Gerichte nach einander fortnimmt, wenn er sie berühren und seinen Hunger stillen will. Der Römischen Trümmer überdrüssig, mag der Alterthumsfreund sich im Geist in die unendlichen Ebenen von Theben oder in die Wüsten von Palmyra versetzen; in jenen schweigsamen Einöden wird er nach seinem Gefallen leben können; hier aber ist Alles bunt durch einander gemischt, Todte und Lebende, Kaiser- und Papst-Stadt, Vergangenheit und Gegenwart, Geist und Materie. Und welchen Täuschungen ist man nicht ausgesetzt! Ueber Ursprung, Geschichte und Bestimmung des größten Theils der Alterthümer giebt es wenigstens ein halbes Dutzend der widersprechendsten Theorieen. „Das ist ein Tempel", sagt der Eine. — „Ein Bad", spricht der Andere. — „Nein, ich versichere Ihnen, es ist ein Palast", schreit ein Dritter. — „Ich habe die sichersten Beweise dafür aufgefunden, daß es eine Kirche ist", versichert ein Vierter. Der entzückte Reisende bewundert eine hohe Säule. Man sagt ihm, daß sie aus der Zeit der Republik herstamme und zu den wenigen Ueberresten dieser heroischen Periode gehöre. Gleich umgiebt seine Phantasie sie mit gaukelnden Erscheinungen; um diese Säule versammelten sich einst die berühmtesten Bürger des alten Roms, die tugendhaftesten und edelsten Römischen Frauen; nun steht sie geheiligt vor seinen Augen; er ist glücklich, die Trümmer vor sich zu sehen, welche die Gegenwart mit einer der schönsten Epochen aus der Geschichte der Menschheit verbinden... Wie groß ist nun aber sein Schmerz, wenn er, nach Hause zurückgekehrt, eine Beschreibung der Alterthümer Roms nachschlägt und hier ganz entschieden nachgewiesen findet, daß dieselbe Säule nicht zur Zeit der Republik, sondern fünfhundert Jahre später, während des Verfalls des Kaiserreiches, von einem der abscheulichsten und ausschweifendsten Kaiser errichtet wurde.

Solche Mißgeschicke ereignen sich oft. Bei so vielen verschiedenen Meinungen ist das Klügste, was man thun kann, diejenige anzunehmen, welche einem Denkmal des Alterthums das höchste Alter zuschreibt und die ruhmwürdigsten Erinnerungen daran knüpft. Oft irrt man sich, doch das schadet nichts; man war gerührt, man hat einen köstlichen Augenblick voll Vergnügen und Entzücken durchlebt, war das nicht schon genug?

Was nun das Kolosseum betrifft, in welchem ich jetzt ausruhe, so ist dies ein Gegenstand auch nicht des geringsten Zweifels; tausend ganz authentische Beweise belehren uns über seine ehemalige Bestimmung, und selbst die Ungläubigsten können sich den Phantasieen, zu denen es anregt, ruhig hingeben, ohne eine Täuschung fürchten zu müssen. Es ward von Flavius Vespasianus 72 Jahr nach Christo begonnen, und man brauchte vier Jahre zu seiner Erbauung; es ist von länglicher Form, sein Umfang wird auf 1741 Fuß und seine Höhe auf 179 Fuß geschätzt; die ebenfalls längliche Arena ist 300 Fuß lang und 199 Fuß breit; durch achtzig Bogen, welche in der äußeren Mauer angebracht sind, trat man in dieselbe ein, und sie konnte hunderttausend Zuschauer fassen; von den Steinen, welche ursprünglich zu dem Gebäude gehörten, ist jetzt nur noch ein Drittel vorhanden, von den fehlenden zwei Dritteln wurden verschiedene Paläste und Kirchen erbaut; jetzt ist die Arena dem katholischen Gottesdienst geweiht und mit vierzehn Gemälden geschmückt, welche die Stationen des Weges zur Schädelstätte vorstellen; in der Mitte derselben erhebt sich ein Kreuz, auf welches man nur einen einzigen Kuß zu drücken braucht, um auf 200 Tage Ablaß zu erhalten. So thront der christliche Spiritualismus auf den halb eingestürzten Denkmälern des antiken Materialismus.

Können aber bloße Beschreibungen eine Vorstellung vom Kolosseum geben? Weder Anmuth noch Schönheit muß man in den Werken der Römer suchen; es ist das Unermeßliche, die riesige Größe, der Pantheismus, die weder durch Abbildungen noch durch Worte wiederzugeben sind.

Für mich hatte der Anblick dieser Ruinen durch persönliche Beziehungen noch mehr Reiz. Wenige Monate früher irrte ich an den Ufern des Mississippi umher; heute stehe ich an denen der Tiber; ich kam von einem Extrem zum anderen; von der Wiege eines noch in der Kindheit stehenden Volkes trat ich an das Grab eines todten Volkes. Ich sah unberührte Wälder, aufsprossende Städte, neue Institutionen, junge und kräftige Völker, die an ihrer Gestaltung arbeiteten, die noch eine Bahn voll Ruhm oder Schmach zu durchlaufen hatten, die der Vergangenheit den Rücken wendeten und den Blick in die Zukunft richteten; und nun stehe ich an umgestürzten Säulen, an zerstörten Tempeln, neben eingesunkenen Palästen, mitten unter den letzten Zuckungen eines Volkes, welches seine Zeit durchlebt hat und begraben ist. Dort fühlte ich in meinem Herzen die Hoffnung frisch und freudig, hier drängt sich mir nur eine traurige, düstere Erinnerung auf.

Die Stunden eilen dahin, und plötzlich entreißt mich ein Geräusch meinem Nachdenken. Es sind Deutsche, die sich an den schönen Abenden nach dem Kolosseum zu begeben und dort manch' hübsches Lied zu singen pflegen. Nur kurze Zeit währte dieser reizende Gesang; bald vernahm ich nur noch das Plätschern des herabfallenden Wassers und den Schrei der Eule von dem Bogen des Konstantin. Ich erhob mich und folgte den Deutschen Künstlern zu Thorwaldsen's Werkstatt.

Mein Führer ging vor mir her, und nach wenigen Minuten befanden wir uns bei dem berühmten Dänischen Bildhauer. Thorwaldsen selbst war abwesend. Sein vorgerücktes Alter verbietet ihm jetzt große Arbeiten, seine Schüler führen fast alle seine Statuen und Gruppen aus, der Meister begnügt sich damit, durch einige Meißelschläge das Ganze zu vollenden. Sein Atelier besteht aus fünf oder sechs Zimmern, die alle mit Kunstgegenständen und Merkwürdigkeiten angefüllt sind; in einem derselben sah

ich drei Thon-Modelle. Diese erste Darstellung der Idee des Bildhauers nimmt die höchste Kraft seines Genius in Anspruch; die darauf folgenden Verrichtungen, wie der Abguß und die Ausführung in Marmor, sind eigentlich rein mechanisch.

In einem zweiten Zimmer standen verschiedene Marmorblöcke, die einen roh, wie sie aus dem Steinbruch hervorgegangen waren, die anderen schon bearbeitet. Hier ragte ein Arm aus dem leblosen Steine hervor, da ein Bein; hier war ein Kopf kaum angedeutet, dort schien eine große ganz vollendete Gestalt sich nur noch beleben zu wollen. Eine Christus-Statue fesselte ganz vorzüglich meine Aufmerksamkeit; der Ausdruck ihrer Physiognomie hatte etwas Himmlisches; dem Marmor war ein übermenschlicher Charakter aufgeprägt, der Körper anmuthig geneigt, und das Ganze drückte die hingebendste Demuth aus, aber die Demuth eines himmlischen Wesens. Beim Anschauen dieser Statue fühlt man sich frei von allen irdischen Banden, man erstaunt über die geheimnißvolle Macht der Kunst, die dem Stoff Gedanken, dem Stein eine edle Seele einhaucht. Welche Annäherung des Geschöpfes an den Schöpfer! Fast überschreitet es in seinen Werken die Gränze, die das Leben von dem Nichts trennt; dem Marmor flößt es die menschlichen Leidenschaften ein, es befiehlt ihm, zu denken, zu lieben, zu hassen, zu fürchten, zu hoffen, und er gehorcht.

In einem Nebensaale stand die Statue einer Russischen Fürstin; es war das schönste Werk der Art, was ich je erblickte. Unter einer Menge von interessanten Gegenständen bemerkte ich auch Thorwaldsen's Büste; sie stellt den Künstler in einem Alter von ungefähr sechzig Jahren vor. Mir scheint Thorwaldsen etwas Aehnlichkeit mit Franklin zu haben; es ist dieselbe philosophische Ruhe, derselbe kräftige, wohlwollende und rechtliche Ausdruck. Sein Styl ist großartig und akademisch.

Reich an Ruhm und an Jahren, zieht sich Thorwaldsen nach seiner Vaterstadt Kopenhagen zurück. Er läßt zahlreiche Schüler in Rom, aber bis jetzt scheint keiner derselben würdig zu seyn, der Erbe seines Talentes und seines hohen Rufes zu werden.

Nach Thorwaldsen's besuchte ich auch Overbeck's Werkstatt. Der Meister war gegenwärtig; Overbeck ist ein Mann von reifem Alter, von ernstem, mystischem Ausdruck, wie sein Talent; man könnte ihn für einen Mönch halten, nicht von der Art wie sie Boileau geschildert, die sich mit Kraftsuppen und Ortolanen mästen, auch nicht wie jene, welche sich in der Wüste durch dürftige Kost und strenge Uebungen selbst ertödten. Sein Kopf hat scharfe Knochen, seine Nase ist hervorragend, seine Gesichtsfarbe gebräunt, und sein Auge erglänzt von ascetischem Feuer. Overbeck zeichnete gerade an einer heiligen Familie, die ich beinahe für eine Raphaelsche Kopie gehalten hätte, so sehr waren die Gestalten des Deutschen Malers im Geschmacke des Urbinischen Meisters; als ich sie aber näher betrachtete, entdeckte ich sehr bald, daß die Umrisse doch nicht von untadelhafter Zeichnung und Römischer Reinheit waren; die Köpfe waren zu lang und die Hände zu dünn. Overbeck ist nur ein bleicher Widerschein, ein Diminutiv von Raphael. Bekanntlich bildet er das Haupt jener rückwärts gewandten oder katholischen Schule, die nur die Vergangenheit bewundert, die den Gothischen und Byzantinischen Styl anbetet, jene dürftige, umschleierte und starre Kunst der ersten Kirchen. Nach dem Schluß des funfzehnten Jahrhunderts giebt es für Overbeck keine Maler, keine Bildhauer, keine Baumeister mehr; mit Raphael ist die Kunst abgeschlossen, ja selbst dieser gilt ihm fast für zu heidnisch, und er läßt ihn nur unter der Bedingung gelten, daß er ihn verbessern, das heißt, schwindsüchtiger darstellen kann. Alle Uebrigen, die Tiziane, die Veronese, die Caravaggio's, finden keine Gnade vor ihm. Sprecht ihm nicht etwa von Rubens, gleich würde er ein Kreuz schlagen. Seine Zöglinge gehen in diesem Grundsatz noch weiter; sie verwerfen Raphael ganz, und selbst Giotto und Cimabuë sind für sie schon zu sehr vom Heidenthum verdorben; nach ihnen muß man bis zu den Konstantinopolitanischen Künstlern hinaufsteigen, um die echte christliche Originalität aufzufinden.

Es giebt in Rom noch eine bedeutende Menge anderer Ateliers, wo sich Künstler aus allen Gegenden versammeln. Außer den Zöglingen von Overbeck und Cornelius und den Eleven, welche Frankreich mit großen Kosten fünf Jahre in der Villa Medici unterhält, begegnet man überall Deutschen, Englischen und Spanischen Malern und Bildhauern. Erwächst aus diesem Zusammenfluß ein Vortheil für die Kunst? Ich bezweifle es. Von den jungen Leuten, welche hierher kommen, um die Meisterwerke in den Logen des Vatikan, in der Peters-Kirche, in den Palästen, in den Kirchen, auf den Plätzen oder in den öffentlichen und Privat-Galerieen zu studiren, sind die Einen für das Antike, die Anderen für die Meister des funfzehnten Jahrhunderts begeistert; diese zeichnen den Tempel des Kastor und Pollux, oder den der Konkordia, des Farnesischen Herkules und des Jupiter Stator; jene weihen ihre ganze Bewunderung nur den Raphaelschen Madonnen und den Heiligen des Mazaccio. Was entsteht daraus? Kopieen, nichts als Kopieen; mehr oder weniger geschickte Zeichner ahmen die Griechische oder katholische Kunst nach, aber ohne Genie, ohne Geschick und Größe.

Die Griechische Kunst hat ihre Aufgabe beendet; sie war im Einklang mit der heidnischen Civilisation, und sie ist todt, seit sie ihr Werk vollbracht hat. Die katholische oder spiritualistische Kunst hat ebenfalls ihre moralische Aufgabe gelöst; auch ihre Zeit ist vorüber. Was heutzutage die Kunst seyn soll, wer vermag es zu bestimmen? Doch die erste Bedingung ihres Daseyns, ihrer Thatkraft und ihrer Macht ist Schöpferkraft und Originalität. Wenn man eine neue Kopie nach Cimabuë in die Welt sendet, ist man gewiß deshalb kein größerer Künstler, als wenn man einen Faun, eine Venus oder eine Danaïde wieder auffrischt. Die Nachahmung hat niemals wahren Werth, mag es nun eine heilige Familie oder ein Capaneus, eine Madonna oder eine Pallas seyn, die man nachbildet, und überdies werden fast immer die Fehler mehr kopirt als die Schönheiten.

(Bentley's Magazine.)

Frankreich.

Josephinens Entsagung.

(Fortsetzung.)

Obgleich die fremden Souveraine die Einförmigkeit unterbrachen, welche am Hofe herrschte, war das Mißvergnügen Napoleon's mit der Unruhe Josephinens gewachsen. Indem er um jeden Preis ihr und dadurch vielleicht auch sich Zerstreuung schaffen wollte, benachrichtigte der Kaiser den Prinzen von Neuchatel, daß er an einem Tage in der Woche, den er näher angab, mit der Kaiserin zu Grosbois Jagd und Nachtlager halten würde. „Mein lieber Ober-Jägermeister“, sagte er scherzend, „ich wünsche, daß Sie uns nach der Jagd Musik und Komödie geben, wie ehemals — in der guten Zeit“, fügte er mit sardonischem Lächeln hinzu.

Berthier traf auf der Stelle alle Vorkehrungen, um seinen erhabenen Gästen ein ihrer würdiges Fest zu bereiten. Damit es vollkommen wäre, gerieth er auf den Einfall, die Truppe der Variétés kommen zu lassen. Die Wahl des Schauspiels wurde Brunet überlassen, der die Absicht zeigte, ein Stück seines Repertoriums, das gerade das meiste Furore machte, Cadet Roussel, maître de declamation, aufzuführen. Berthier, ohne das Stück jemals gesehen zu haben, fand nichts Unpassendes darin, daß ein allgemein für lustig anerkanntes Vaudeville den Vorzug vor einer vielleicht minder anziehenden Piece erhielte. So passirte das Stück ohne vorhergegangene Probe. Der Kaiser hatte eigenhändig die Liste der Personen aufgesetzt, die er bei dem Feste gegenwärtig wünschte, und der strengen Kälte ungeachtet, unterließ es auch nicht eine der geladenen Damen, sich einzufinden. — Die Jagd war traurig; die Niedergeschlagenheit der Kaiserin seit ihrer Ankunft konnte Keinem entgehen; als sie aber für das Mahl und den Ball, welche auf die Jagd folgen sollten, sich schmücken mußte, zeigte sich ihr Schmerz so unverstellt, daß die Gäste bei Tische nicht fröhlicher waren als während der Jagd. Napoleon, dem nichts entging, war einer der Ersten, welcher den in seiner Umgebung herrschenden Zwang bemerkte, und um diesem ein Ende zu machen, glaubte er gut zu thun, wenn er noch vor aufgehobener Tafel, ehe man sich in den Schauspielsaal begab, sagte: „Ei da, ich höre, daß man sich amüsirt und lacht, mehr als es bisher der Fall war, ich will keinen Zwang und keine Etikette, wir sind hier nicht in den Tuilerieen.“ — Man weiß, was solche Befehle von Seiten eines Souverains gewöhnlich hervorbringen, sie machen selbst diejenigen vollends verlegen, die es bisher nur halb waren. Aber man urtheile von dem Erstarren der Zuschauer, als sie Cadet Roussel beim Aufziehen des Vorhanges sich bitter darüber beklagen hören, daß seine Frau ihm keinen Erben geboren hätte. „Für einen Mann, wie ich bin, ist es schmerzlich“, sagte Brunet, „keinen Sohn zu haben, auf den ich das Erbe meines Ruhmes übertragen könnte; es geht nicht anders, ich muß mich von Madame Roussel trennen, um eine andere Frau zu heirathen, von der ich Kinder haben kann.“ Der größte Theil der folgenden Scenen drehte sich um dieselbe Idee, und das Wort „Scheidung“ wurde wohl zwanzig Mal wiederholt. Es ist unmöglich, die Verlegenheit der Zuschauer malen zu wollen, Berthier's vor Allem. Josephine, jeden Augenblick dem Unwohlseyn nahe, hielt sich nur mit Mühe; der Kaiser hatte die Miene, als ob er sich lediglich mit dem Stück beschäftigte, und suchte zu lachen, aber nur die Lippen verzogen sich ein wenig. Kein Mensch wagte ihn anzublicken, befürchtend, es könnte als eine Anwendung auf ihn ausgelegt werden. Man war auf einen Sturm gefaßt; es kam nicht dazu, Dank sey es Berthier, der, hinter dem Kaiser stehend, reichlich von dem Rechte Gebrauch machte, das Napoleon selbst ihm eingeräumt hatte, indem er von Zeit zu Zeit ein schallendes Gelächter hören ließ, das sonderbar mit seinem bestürzten Gesichte kontrastirte; denn hätte er die Wahl gehabt, so würde er lieber hundert Klafter tief unter der Erde gesteckt haben. Als das Stück aus war, stand Napoleon rasch auf und sagte zu dem Großmarschall Duroc, den er beim Arm faßte, mit leiser Stimme: „Ich sehe, daß Sie das Geheimniß meiner Scheidung gut bewahrt haben; denn wäre es bekannt gewesen, so hätte Niemand die Dreistigkeit gehabt, mir eine solche Unverschämtheit zu spielen.“

Das Gerücht von der Scheidung gewann täglich an Bestimmtheit; man sprach, um die Wahrheit zu sagen, zwar nur leise, aber zuletzt allenthalben davon. Es knüpften sich so viele Privatinteressen an dieses große Ereigniß, daß die Ausplaudereien und Mittheilungen in vollem Zuge waren. Napoleon, der den Stand der Sache kannte, wünschte demselben endlich ein Ziel gesetzt. — An einem Morgen — es war der 30. November — läßt er die Königin von Holland und ihren Bruder Eugen auf sein Zimmer bitten, gesteht ihnen voll Betrübniß die traurige Nothwendigkeit, zu welcher er gebracht sey, sich von ihrer Mutter zu scheiden und die theuersten Neigungen seines Herzens den Interessen seines Volkes zum Opfer zu bringen. Er beschwört sie, einig zu bleiben, und versichert ihnen, daß die neue Ehe, die er vielleicht schließen könnte, nichts in den Gefühlen ändern solle,

die er stets für sie gehabt habe. Ohne darauf die ehrfurchtsvollen Einwendungen, welche die Kinder Josephinens ihm entgegenzusetzen versuchen, abzuwarten, verabschiedet er sie auf eine wahrhaft väterliche Weise; aber Nachmittags läßt er die Königin von Holland allein rufen. „Hortense“, sagte er ihr, „die Nation hat so viel für mich und Euch gethan, daß ich das Opfer, das sie mir auferlegt, ihr glaube schuldig zu seyn. Ihre Ruhe und ihre Wohlfahrt erheischen, daß ich zur Wahl einer neuen Gattin schreite. Seit zwei Monaten lebt Eure Mutter in den Qualen der Unruhe, Alles soll bald ein Ende nehmen. Hortense, Du besitzest ihr volles Vertrauen, sie liebt Dich mit der zärtlichsten Freundschaft, willst Du sie auf ihr Schicksal vorbereiten? Du wirst mein Herz von einer großen Last befreien.“ — „Sire“, erwiederte Hortense mit Thränen in den Augen, „eben weil meine unglückliche Mutter mir ihr volles Vertrauen geschenkt hat, weil ich weiß, daß nach Ew. Majestät und dem Gefühl ihrer Pflichten ich und mein Bruder diejenigen Gegenstände sind, welche sie am meisten auf der Welt liebt, ist es mir nicht möglich, mich dem Auftrage zu unterziehen. Erlauben Sie mir im Gegentheil, Ew. Majestät sagen zu dürfen, daß es mir weit passender scheint, einem Manne den Auftrag zu geben, der in einer minder zarten Stellung, als die meinige ist, sich befindet, um der Kaiserin ein solches Unglück anzuzeigen.“ — „Du schlägst es mir also ab, Hortense?“ — „Sire, ich kann nie meine Einwilligung dazu geben, den Dolch in das Herz meiner Mutter zu stoßen.“ — „Mein Gott, es handelt sich ja hier um keinen Dolch“, wendete Napoleon ein, indem er eine leichte Bewegung mit der Schulter machte; „daß doch die Weiber Alles übertreiben.“ — „Sire, erlauben Sie mir, zu meiner Mutter zurückzukehren“, sagte die Königin und machte eine würdevolle Verbeugung. — „Recht, recht so, gehe“, sagte Napoleon, ohne von einer so entschieden ausgedrückten Weigerung beleidigt zu scheinen; „so erfordert es die Pflicht einer guten und aufrichtigen Tochter, wie Du es von jeher gewesen bist; und da dem also ist“, fügte er mit einem schweren Seufzer hinzu, wie ein Mensch, der einen lästigen Entschluß zu fassen im Begriff ist, „so will ich die Besorgung auf mich nehmen; so schnell als möglich ist wohl das Beste; es giebt Dinge, die man selbst zu machen verstehen muß. Leb' wohl, Hortense.“

An diesem Tage setzten sich JJ. MM. wie gewöhnlich um sieben Uhr Abends zu Tische; Josephine hatte den ganzen Morgen über geweint, und um die Spuren ihres Schmerzes zu verbergen, hatte sie einen weißen Crèpe-Hut aufgesetzt, der unter dem Kinn zusammengebunden war und an dem ein vorstehender Schirm den oberen Theil des Gesichtes zu sehen verhinderte. Diejenigen, welche ihr gegenüber saßen, bemerkten, daß sie verweinte Augen und lebhaft geröthete Wangen hatte. Während der kurzen Zeit, welche die Tafel währte — etwa zehn Minuten — hielt Napoleon seine Augen beständig auf den Teller gerichtet und erhob sie nur zuweilen, um auf seine Frau einen verstohlenen Blick zu werfen, in welchem sich die schmerzlichen Gefühle malten, die ihn bewegten. Die Uebrigen, lautlos wie die Bildsäulen, beobachteten mit ängstlicher Neugierde diese stumme Scene. Diese Grabesstille, welche während des nur zum Schein aufgetragenen Mahles herrschte — weder Napoleon noch Josephine rührten etwas an — wurde nur durch das Geräusch der Teller und der Speisen, welche man wechselte, unterbrochen. Dazu kam das Geflüster der auf- und abtragenden Diener und das Geklimper, das der Kaiser verursachte, der mit seinem Messer, welches er leicht zwischen zwei Fingern hielt, den Takt auf den Tisch schlug. Endlich brach er das Schweigen, aber wie in die Koulissen hineinredend, ohne sich an Jemand mit seiner Frage direkt zu richten: „Was ist die Uhr?“ Damit hob er den Tisch auf, indem er, wie man leicht denken kann, keine Antwort abwartete, und warf die Serviette weit hinter sich. Josephine folgte ihm langsam in den kleinen grünen Saal, wo er in der Regel den Kaffee zu trinken pflegte. Gewöhnlich präsentirte ein Page der Kaiserin auf einem bunten Kaffeebrett, und diese goß das Getränk dem Kaiser in die Tasse. Dieses Mal ging Napoleon auf den Pagen zu, bediente sich selbst, und ohne zu warten, bis Zucker hineingethan wäre, verschluckte er den Kaffee mit einem Zuge. Da derselbe ihm übermäßig heiß aufgetragen wurde, so verzog er das Gesicht und sah seine vor ihm stehende Frau starr an. Als er darauf die Tasse leer auf das Brett stellte, welches der Page noch immer hinhielt, sagte er „Gut“, und indem er mit dem Schnupftuch leicht über die Lippen fuhr, gab er mit der anderen Hand ein Zeichen, um anzudeuten, daß er nichts mehr nöthig hätte. Jedermann ging hinaus voll banger Ahnungen und schwerer Besorgniß über den Ausgang einer Scene, die sich jetzt vorbereitete. Man blieb in dem Saale, wo JJ. MM. gespeist hatten, und sah maschinenmäßig den Bedienten zu, welche die Tafel abdeckten.

Plötzlich drangen Klagen und Stimmenwechsel aus dem Nebenzimmer, wo der Kaiser sich mit seiner Gemahlin befand. Josephine schrie in einem herzzerreißenden Tone: „Nein, mein Freund, das wirst Du nicht thun, Du willst nicht, daß ich sterbe, ich beschwöre Dich ....“ Seufzer erfolgten darauf und ein Geräusch wie von einem Möbelstück, das heftig geworfen wird. Der Huissier glaubte, daß der Kaiserin unwohl geworden wäre — was seit einigen Tagen öfters der Fall war — und stürzte nach der Thür, um sie zu öffnen. Ein Kammerherr hielt ihn auf. „Warten Sie“, sagte er zu ihm leise, „es paßt sich nicht“, und machte ihm bemerklich, daß der Kaiser ihn rufen würde, wenn er seiner bedürfte. Aber in demselben Moment, wo der Huissier sich von der Thür entfernt, öffnet Napoleon selbst sie ungestüm und blickt sich um; als er Herrn von Beausset wahrnahm, sagte er kurz: „Kommen Sie, Beausset, und schließen Sie die Thür hinter sich zu.“ — Bei seinem Eintritt sieht der Präfekt des Palastes in der Nähe des Kamins die Kaiserin auf dem Estrich ausgestreckt und, eine Beute der schrecklichsten Zuckungen, die Hände ringend und stöhnend: „Nein, ich überlebe es nicht“, und dabei schlug sie mit dem Kopfe sich an den Fuß des Lehnstuhls. Napoleon kniete neben seiner Frau, umarmte sie und suchte sie zu beruhigen mit den zärtlichsten Worten, die er an sie verschwendete. „Josephine, meine liebe Freundin“, sagte er, indem er sie an sich zog, „ich bin es, höre mich nur und sey vernünftig, Du weißt, daß ich Dich immer lieben werde. Beausset, sind Sie stark genug, die Kaiserin fortzutragen?“ fragte er leise den Präfekten, der, von diesem Anblick aufs tiefste ergriffen, dennoch ehrfurchtsvoll in der Ferne stand und nichts zu sagen wagte. „Es ist ein nervöser Zufall“, setzte Napoleon hinzu und strengte sich vergeblich an, seine Frau aufzuheben, „wir müssen sie über die kleine Treppe auf ihr Zimmer bringen; dort wollen wir ihre Frauen rufen und ihr die Hülfe verschaffen, welche ihr Zustand erfordert. Beausset, Seyen Sie ohne Furcht und helfen Sie mir; sehen Sie nicht, daß die arme Frau stirbt?“ Herr von Beausset tritt endlich herzu, faßt die Kaiserin um den Leib, und sie mit seinem Arm umschlingend, wendet er sich gegen die Saalthür, welche über einen dunkeln Gang und eine kleine Treppe in das Toilettenzimmer Josephinens führt. Napoleon hat ein Licht ergriffen: „Warten Sie, daß ich Ihnen leuchte“, sagte er mit keichender Stimme, „ich werde vorausgehen.“ Als sie an der Treppe angelangt waren, machte ihm Herr von Beausset bemerklich, daß die Passage zu eng wäre, um sie allein ohne Gefahr zurücklegen zu können. „Sire“, sagte er, „ich riskire, mit der Kaiserin auf Ihro Majestät zu fallen.“ — „Zum Henker, hüten Sie sich, nur einen Augenblick noch werden Sie nicht müde.“ Mit diesen Worten setzt Napoleon das Licht auf die erste Stufe, geht zurück und sucht den Thürhüter, der Tag und Nacht seinen Posten einnimmt, und indem er den Menschen am Arm faßt, zieht er ihn durch den Gang und sagt ihm, das Licht in die Hand gebend: „Steigt langsam und leuchtet uns.“ Während dieser Diener maschinenmäßig gehorcht, ohne selbst auf das Schauspiel, das sich seinen Augen bietet, anscheinend zu achten, faßt Napoleon Josephinen an den Füßen, und alle drei steigen vorsichtig hinunter. Der Kaiser befindet sich in der Mitte, Herr von Beausset hält noch immer die ohnmächtige Josephine in seinen Armen, die mit dem Rücken an seiner Brust ruht und deren Kopf über seiner rechten Schulter hängt. Sie waren an die Windung der Treppe gelangt, als der Degen, den der Präfekt abzulegen vergessen hatte, ihm zwischen die Beine gerieth und ihn beinahe zum Straucheln brachte. Um einen Fall zu vermeiden, der für alle drei die unangenehmsten Folgen haben mußte, ist Herr von Beausset anzuhalten und an die Mauer sich zu lehnen genöthigt; er nimmt seine Kräfte zusammen und umfaßt enger die kostbare Last, die er trägt, aus Furcht, sie unversehens entgleiten zu sehen. Wahrscheinlich hatte Josephine ihr Bewußtseyn nicht ganz verloren; denn so wie sie den Druck Beausset's inne wurde, sagte sie, ohne sich zu rühren, leise: „Sie pressen mich sehr.“ Bei diesen Worten machte er eine hastige Bewegung, die den Kaiser zwang, zwei Stufen schneller zu steigen, als es seine Absicht war. „Langsam, Beausset“, sagte er halblaut, „fast hätten Sie uns Einen über den Anderen geworfen.“ Ohne Hinderniß gelangten sie darauf bis zum Schlafzimmer Josephinens und legten sie sanft auf eine kleine Ottomane in der Nähe der Fensterbrüstung. Dann eilte Napoleon an den Klingelzug, der mit der ersten Kammerdame der Kaiserin korrespondirte. Diese war sogleich da. „Madame“, sagte er lebhaft, „Essig, Salz, rufen Sie die anderen Frauen, und schnüren Sie die Kaiserin auf, sie ist unpäßlich.“ — Als diese Dame sah, in welchem Zustand sich Josephine befand, war ihr Erstes, alle Klingeln in Bewegung zu setzen. In kurzem war das Zimmer mit Frauen gefüllt, die kamen und gingen, Schnüre und Bänder aufschnitten, um die Kaiserin so schnell als möglich zu entkleiden.

Herr von Beausset, über ihre Lage beruhigt, hatte sich in den kleinen Saal begeben, der an das Schlafzimmer stieß. Napoleon kam bald nach. Seit dem Beginn dieses Vorfalles war der Präfekt nur um die Kaiserin beschäftigt, deren Lage ihm Unruhe eingeflößt hatte. Jetzt, wo er dem Kaiser zum ersten Mal seine volle Aufmerksamkeit schenkte, wurde er die Größe seiner Schmerzen und Aufregung gewahr. Napoleon theilte ihm die Veranlassung zu dem Ereigniß mit: „Das Interesse Frankreichs hat meinem Herzen Gewalt angethan“, sagte er, „die Scheidung ist nothwendig geworden, in der That eine grausame Pflicht für mich, und Josephinens Zustand erschreckt mich um so mehr, da sie seit mehreren Tagen bereits Kenntniß davon haben mußte, wenigstens ist ihr durch Eugen und seine Schwester heute morgen gewiß die nöthige Mittheilung gemacht worden. Ich habe ihr mehr Charakter und Seelenstärke zugetraut; ich gestehe, ich war auf einen solchen Ausbruch ihres Schmerzes nicht gefaßt.“ — Die Aufregung, in welcher der Kaiser unter dieser Rede sich befand, während er mit großen Schritten im Zimmer auf- und abging, zwang ihn, zwischen jeder Phrase eine Pause zu machen. Die Worte entwanden sich mit Mühe seiner keichenden Brust, seine Stimme zitterte, die Thränen rollten ihm aus den Augen, er mußte, wie er es zu nennen pflegte, außer sich seyn, um einem Diener seines Hauses, den er nie seines näheren Umganges gewürdigt, ein solches Zeichen des Vertrauens zu geben.

(Schluß folgt.)

P o l e n.

Die berühmtesten Polnischen Schriftsteller des letzten Jahrhunderts.

Nach Stanislaus Kozmian.

I. Ignaz Krasizki.

Die allgemeine Stimme der Polen stellt den Bischof von Ermeland, Ignaz Krasizki, an die Spitze ihrer Dichter, und wenn ihm auch die Vollgültigkeit eines Anspruchs auf diese Ehre bezweifelt werden könnte, so ist doch anzuerkennen, daß vielleicht kein Polnischer Schriftsteller so viele und mannigfache Vorzüge in sich vereinigt. Zu jeder Zeit und in jeder Literatur würden seine Werke durch Reinheit des Geschmacks und klassische Form einen bedeutenden Rang eingenommen haben; um wie viel mehr, wenn man bedenkt, daß sie in Polen und unter so ungünstigen Verhältnissen entstanden. Krasizki wurde im Jahre 1734 geboren und stammte aus einer angesehenen adligen Familie. Er war von seinen Aeltern für den geistlichen Stand bestimmt, der damals der Jugend die Aussicht auf die höchsten Staatsämter eröffnete. Früh schon zeigte sich sein außerordentliches Talent; in der Schule waren poetische Wettkämpfe seine liebste Beschäftigung, vielleicht, weil er der Palme stets sicher war. Seine Bildung vollendete er durch Reisen im Auslande, und als er nach Polen zurückkehrte, ward er der Liebling der höheren Kreise in Warschau, wegen seines Witzes, seiner vielfältigen Talente und einnehmenden Sitten. So viel treffliche Eigenschaften machten es ihm leicht, am Hofe Stanislaus August's Zutritt zu erhalten, und die Vertraulichkeit, welche sich zwischen dem Könige und dem Dichter fast in der ersten Stunde ihrer Bekanntschaft entspann, dauerte während der ganzen Zeit ihres ereignißreichen Lebens. Dem Einflusse Krasizki's ist der Schutz zuzuschreiben, den der letzte König von Polen der Wissenschaft und Literatur gewährte, und in wie hohem Werth er den Dichter hielt, das bewies er dadurch, daß er ihm das Bisthum Ermeland verlieh. Obgleich Krasizki's politische Laufbahn sehr kurz war und ihm nur auf einem einzigen Reichstage zu erscheinen gestattete, so ließ er doch als Senator seine Stimme laut genug ertönen und machte eines Tages den Vorschlag, die Verhandlungen des Reichstages so lange auszusetzen, bis Katharina's Armee das Königreich verlassen haben würde. Durch die erste Theilung Polens kam seine Diöcese an Preußen. Da er nun keine politische Rolle mehr spielen konnte, so widmete er seine heiteren Mußestunden ganz der Literatur und der Arbeit an jenen Werken, die ihm unter seinen Landsleuten einen so berühmten Namen machen sollten. Die Theilung brachte ihn mit Friedrich dem Großen in Berührung. Der Freund des unglücklichsten Königs des achtzehnten Jahrhunderts wurde der Liebling des glücklichsten.

Krasizki's Werke sind zahlreich und umfassen vielerlei Gegenstände. Sein hervorstechendster Charakterzug war Witz, und er leistete daher auch in Fabeln, Satiren und tragikomischen Gedichten das Vorzüglichste. Die Zahl seiner Fabeln beläuft sich allein auf beinahe zweihundert; sie sind in Polen im Munde jedes Kindes. Am schärfsten und mächtigsten zeigt sich sein Witz in den Satiren. Seine Lobredner rühmen von ihm, er habe darin die Zartheit und Munterkeit des Horaz mit der Kraft Juvenal's vereinigt. Man könnte von ihm ganz das sagen, was Blair von dem Römischen Dichter rühmt: daß er mit lächelnder Miene Verweise giebt und, während er als Philosoph eine gesunde Moral lehrt, zugleich die feine Bildung des Hofmanns verräth; oder um noch zarter die Lieblichkeit, Anmuth und Eleganz auszudrücken, womit der Polnische Satiriker die Fehler und Vorurtheile seiner Nation schildert, könnte auch jener andere Ausspruch über Horaz: albis dentibus ridet, auf ihn angewandt werden. Im Tragikomischen aber fand Krasizki's Humor seinen freisten Spielraum; drei von den vier Dichtungen dieser Art, die ihn zum Autor haben, gelten für seine trefflichsten Werke. Das erste derselben ist die Polnische Batrachomyomachie Myszeis, der „Mäusekrieg“, worin das Mährchen von dem Könige, den die Mäuse verzehren, erzählt wird, — ein Volksmährchen, welches die Polen mit mehreren anderen Nationen theilen. Der Dichter spottet in dieser geistreichen Schilderung des Krieges zwischen den Mäusen und Ratten über die Zwietracht, welche damals in Polens Rathsversammlungen herrschte. Ein anderes von Krasizki's tragikomischen Gedichten hatte seinen Ursprung in dem Umstande, daß Friedrich ihm einst in Sanssouci ein Zimmer, in welchem Voltaire eine Zeit lang gewohnt hatte, zum Aufenthalt anwies und ihn dabei aufforderte, etwas in der sarkastischen Weise des Französischen Philosophen zu schreiben. Dieser Einladung folgend, dichtete der Bischof seine „Monachomachie“ oder den Krieg der Mönche. Ein feineres Kompliment hätte er einem protestantischen Könige nicht machen und nicht geschickter in die Fußstapfen des Französischen Weisen treten können. Das Erscheinen dieses Gedichts machte außerordentliches Aufsehen im ganzen Lande, da es das Mönchswesen und Pfaffenthum an der Wurzel angriff. Könnte heutzutage ein solches Werk in Spanien zu Tage gefördert werden, es würde die geistige Emancipation dieses Landes mehr beschleunigen, als alle Maßregeln seiner liberalen Regierung. Um die Gereiztheit zu beschwichtigen, welche dies Gedicht verursacht hatte, schrieb Krasizki seine „Anti-Monachomachie“, worin er jedoch unter dem Schein, als wollte er seinen früheren Angriff zurücknehmen und die Rügen, denen er sich dadurch ausgesetzt, beantworten, die Unwissenheit, Vorurtheile und Trägheit der Mönchsorden noch mehr ans Licht stellte. Da Krasizki die besten Werke der epischen Dichter des Auslandes fleißig studirt und sogar mehrere Stücke daraus übersetzt hatte, so strebte sein Ehrgeiz danach, ebenfalls ein National-Epos zu dichten. Er schrieb daher ein Gedicht in zwölf Gesängen: „Der Krieg von Chocim“. Indeß wenngleich dies Werk einige Stellen von großer Schönheit enthält, so ist es doch im Ganzen ein mißlungener Versuch, und Polen harrt noch eines literarischen Denkmals der Art, wie es Tasso in Italien und Camoens in Portugal zum Ruhm ihres Vaterlandes errichtet haben.

Doch nicht nur als Originalschriftsteller, auch als Uebersetzer zeichnete Krasizki sich aus. Seine Uebertragung des Ossian bezeugt sein Talent in diesem Fach. Seine kleineren Dichtungen, poetische Episteln und Reiseschilderungen, in denen Prosa mit Versen abwechselt, sind ebenfalls reich an Schönheiten. Minder ausgezeichnet sind seine prosaischen Schriften. Zwei von seinen Erzählungen jedoch werden immer noch gelesen und bewundert, nicht sowohl wegen einer bedeutenden Erfindungskraft, als wegen treuer und scharf satirischer Schilderung der National-Irrthümer und Vorurtheile. Plutarch und Lucian scheinen seine Lieblingsschriftsteller gewesen zu seyn. Dem Ersteren, den er sich als Muster ausersah, hat er zwar in seiner „Biographie großer Männer“ nicht viel Ehre gemacht; aber in seinen „Todtengesprächen“, worin er den Letzteren nachahmte, ist er wieder ganz er selbst, voll Humor, Leichtigkeit und Leben. Er schrieb auch Komödien, war sich indeß ihres geringen Werthes so sehr bewußt, daß er nie dazu vermocht werden konnte, sie unter seinem Namen herauszugeben. Neben manchen anderen Arbeiten beschäftigte ihn die Herausgabe einer Encyklopädie und eine Uebersetzung von Hesiod's „Werken und Tagen“. Krasizki überlebte seine Königlichen Freunde beide. Er starb im Jahre 1801 zu Berlin.

M a n n i g f a l t i g e s.

— Göthe auf dem Stralauer Fischzuge und unter den Nordamerikanischen Wilden. Wenn der Verfasser der Phantasiestücke in Callot's Manier den Kapellmeister Kreisler, unter welcher Maske er bekanntlich sich selbst schildert, mit dem Ritter Gluck im Berliner Thiergarten zusammentreffen läßt und eine der köstlichsten Charakteristiken des großen Tondichters aus diesem Rencontre entspinnt, so wird man gewiß wenig danach fragen, ob der Schöpfer der beiden Iphigenien und der Armide wirklich jemals in Berlin gewesen und ob der viel jüngere Kreisler-Hoffmann ihn dort gesehen haben könne. Die innere Wahrheit der Schilderung entfernt jedes historische Bedenken. Anders aber ist es, wenn ein Schriftsteller sich geschichtlicher Personen bedient, um eine sonst höchst triviale Erzählung damit zu etwas Bedeutendem herauszustaffiren, und wenn er sie in Situationen versetzt, die ihr Charakterbild durchaus verzerren. Solch' literarisches Gaukelspiel ist bei unseren transrhenanischen Nachbarn zwar nichts Neues, und so kann es uns nicht wundern, daß sie kürzlich auch an Deutschlands größtem Dichter in dieser Weise gefrevelt haben, indem sie ihn als „bleichen hohlwangigen Werther“, ohne einen Funken von Götheschem Geist, auf ihre Schaubühne gebracht; aber auffallender ist es, auch unter den sonst so historischen Engländern ein Beispiel von ähnlicher Entstellung zu finden. Mistreß Marriet nämlich hat eine Novelle unter dem Titel: „Eine wunderbare Geschichte und ein berühmter Erzähler“, geschrieben, worin sie sich nicht damit begnügt, Göthe als Greis, mit mehreren Orden geschmückt, beim Stralauer Fischzuge in Treptow erscheinen zu lassen, — wogegen nichts einzuwenden, da es mit der Möglichkeit nicht in Widerspruch steht, wenngleich Göthe nur als junger Mann einmal auf kurze Zeit in Berlin gewesen, — sondern ihn, den Dichtergreis, den entschiedensten Feind aller sentimentalen Romantik, eine herzbrechende Indianer-Geschichte à la Cooper erzählen läßt, die er auf seinen Jugendwanderungen in den „Wildnissen des großen Westen“, in den Urwäldern Nordamerika's, erlebt haben soll. Als er mit der Erzählung zu Ende ist, „wischt er sich eine Thräne aus dem Auge, steht auf, nimmt schweigend Abschied von der Frau des Hauses (einer Lady Gravensen, die auf einer Villa in Treptow wohnt), drückt ihr die Hand und geht hinaus.“ Vielleicht hat die Verfasserin auch nur im Namen sich geirrt und statt Göthe etwa Chateaubriand schreiben wollen, der eher in den Rahmen ihres Bildes hineinpassen würde. Beiläufig erfahren wir aus dieser Erzählung auch noch, daß „die Preußischen Landleute ein wunderbares Talent zu hölzernen Skulptur-Arbeiten besitzen“, wie denn der große Krebs in Stralau so täuschend gearbeitet sey, daß viele der guten Berliner ihn für einen wirklichen Krebs gehalten hätten, daß auf dem Stralauer Fischzuge am meisten das „Spiel der alten Deutschen“, nämlich Würfel, gespielt werde, und daß die niedrige Volksklasse Berlins keinen vergnügten Tag ohne eine kleine Prügelei beschließen könne. Diese und ähnliche feine Bemerkungen bilden die Ouvertüre zu Göthe's Debüt in Treptow und Amerika!

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 92. Berlin, Freitag den 2. August 1839.

Rußland.

Petersburger Straßen-Ausruf.

Von J. G. Kohl.

Ich weiß nicht, ist es das unruhige nomadische Element, das allem Russischen Blute beigemischt ist und welches macht, daß in dem großen Russischen Reiche Alles nicht so stabil, sedentär ist, wie in unserem soliden Deutschland, — oder ist es der regsame spekulative Geist der Russischen Krämer und Handwerker, der sie überall umherzuspähen und die beste Gelegenheit zum Verkauf ihrer Waare aller Orten aufzusuchen spornt. Genug, offenbar treiben sich, — omnia sua secum portantes, — im Russischen Reich weit mehr Krämer und Handwerker wandernd umher, als irgendwo bei uns, und eine Menge von den Kleinhändlern, die wir bei uns vermummt, in sich gekehrt und stumm auf den Märkten sitzen sehen, ruhig abwartend, bis es einem Vorübergehenden gefalle, bei ihnen anzusprechen, wandern, ihre Waaren anpreisend, schreiend und Jedermann höflich ansprechend, in den Straßen der Russischen Städte umher. Vielleicht ist das rauhe Klima, das Bewegung verlangt und keine ruhige Muße gestattet, auch mit Schuld daran. Auch die Weitläuftigkeit der Russischen Städte mag ein solches beständiges Wandern der Krämer nöthig machen, da, wenn sie nicht zu ihren Käufern kämen, bei den weiten Wegen sonst von diesen wohl Vieles ungekauft bleiben möchte. Die Behendigkeit und Gewandtheit der Russen, die sich in Alles zu schicken wissen und mit Wenigem behelfen, macht in vielen Fällen ihnen ein solches Hausiren leicht, wo es einem Deutschen völlig unmöglich seyn würde. Um das zu begreifen, braucht man nur den wandernden Russischen Drechsler anzusehen, den der Herr von Engelhardt im vierten Bande seiner trefflichen Miszellen hat abbilden lassen, und der den ersten besten jungen elastischen Birkenbaum als Triebfeder seiner Drechselbank benutzt.

Die Russen nennen den mit seinen Waaren wandernden Kaufmann „Rasnoschtschik" oder „Promuischlennik", vom Abstraktum „promuischl", welches eben den Krämerei treibenden Handel und Wandel dieser Leute bezeichnet. Jedem Russen ist ein entschiedenes Talent für den Promuischl angeboren, und keinem Geschäfte widmen sie sich lieber, als diesem. Peter der Große wußte dies sehr wohl, als er den Juden in Holland rieth, nicht nach Rußland zu kommen, weil sie dort im Schachern ihre Meister finden würden. Bei allen den hundert Nationen, die Rußland beherrscht, ist der eigentliche Großrusse, ohne durch etwas Anderes als sein Talent privilegirt zu seyn, der ausschließliche reisende Kaufmann und Krämer.*) — Der Promuischl, die Krämerschaft, liegt den Russen so am Herzen und ist ein so großer Theil ihres Lebens und Wesens, daß die Interessen des Promuischl's den Staat nicht selten in Kriege verwickelten und zu Vergrößerungen führten. Eben so wie Frankreich durch seine Liebe zu Waffenruhm und England durch seine großen zur See handelnden Kaufleute und die Interessen seines Welthandels zu Eroberungen gebracht wurden, wie Ostindien durch Englische Kaufleute erworben wurde, so wurde es Sibirien durch Russische Krämer. Nicht nur waren es Kaufleute, welche Rußland zuerst festen Fuß in Sibirien fassen ließen, sondern auch Promuischlenniki waren es, welche alle einzelne Theile dieser ungeheuren Länder nach und nach entdeckten, mit ihren unermüdlichen Krämer-Speculationen auskundschafteten und so nicht nur die ersten Bande anspannen, welche alle diese entlegenen Striche mit dem Staatskörper verknüpften, sondern auch, die Waffen zur Hand nehmend, ihm dieselben völlig einverleibten. — Im Osten an der Persischen Gränze, im Südwesten gegen die Moldau und Wallachei und im hohen Norden in den Lappmarken spinnen die regsamen und weitstrebenden Russischen Promuischlenniki in diesem Augenblicke an ähnlichen Fäden.

Der Hauptsitz des ganzen Russischen Promuischl's, wie denn überhaupt der Central- und Ausgangspunkt aller echt Russischen Bestrebungen, ist Moskau. Dieser Stadt strömen vom Lande stets eine Menge spekulativer Köpfe zu, die dann von dort, mit Aufträgen wohlhabender Kaufleute versehen, sich wieder in alle Welt verstreuen. Die großen Fabrik- und Handelsherren dieser Stadt stehen immer mit einer Menge kleiner Rasnoschtschiks in Kontrakt, denen sie ein gewisses Quantum Waaren krediiren. Mit diesen beladet der Rasnoschtschik seine einspännige Telege, nagelt seine Heiligenbilder an und zieht dann damit getrost in alle bekannte und unbekannte Welt. Gewöhnlich schließen sich die Rasnoschtschiks unterweges an einander, und häufig sieht man sie in ganzen Karawanen, lauter kleine mit Waaren beladene, mit Heiligenbildern und Steppenkräutern geschmückte Wagen, das Reich durchziehen. Sie kutschiren ans Schwarze Meer zu den Tataren, die freilich nicht viel brauchen, traben über den Kaukasus ins Land der Grusinier, wo die Russischen Schlitten und Pelze überflüssig sind. Sie wenden sich nach Sibirien und spähen nach Gewinnst am Fuße der Chinesischen Mauer. Persien ist ihnen nicht zu heiß, Kamtschatka nicht zu kalt, wenn ihnen nur die, welche Gluth und Kälte erträglich machen, die Silberrubel, in der Tasche klimpern. Finden sie unter den Barbaren schlechten Absatz, so eilen sie über die Lena, den Jenisey und Ob ans andere Ende der Welt, ans Baltische Meer zu dem Mittelpunkt der Bildung und des Luxus, zum prächtigen Petersburg. Bleibt ihnen auch hier noch ein Theil ihrer Ladung, so verschleppen sie den Rest bei den „Sumpfleuten"*) an den Seen und zwischen den Felsen der Finnen und der Lappen und kehren dann endlich nach zwei oder drei Jahren nach Moskau zurück, ihrem Kommittenten, der in der ganzen Zeit kein sterbendes Wörtchen von ihnen und seinen Waaren hörte, das gewonnene Geld auszahlend und ihre eigenen Prozente davon einstreichend. — Man könnte geneigt seyn, diese Schilderung übertrieben zu finden. Allein man bedenke, daß in Rußland, einem Staate von so eigenthümlicher Stellung und Gestaltung, alltäglich Dinge passiren und, wenn das Ganze bestehen soll, passiren müssen, die in unserem anderen Europäischen Westen ganz und gar unerhört und unmöglich seyn würden. Wir West-Europäer kleben zwischen engen Felsen und Bergen, das Russische Leben aber wogt und pulsirt auf unermeßlichen Ebenen rund um den Globus herum.**) — Während wir Deutschen oft schon zwei Meilen von unserer Heimat fremd sind, fühlt sich der Russe in seinem ganzen großen Vaterland zu Hause und heimisch, und es gilt ihm gleich, ob er unter der Parallele von Konstantinopel oder an den Ufern des Polar-Meeres sein Brod findet. — Man würde daher sehr fehlen, wenn man Alles, was man in den Straßen der Russischen Städte sich herumtreiben sieht, für Kinder dieser Heimat und Gewächse dieses Bodens halten wollte. Gewöhnlich ist diese Straßenbevölkerung aus Süden und Norden des Reichs zusammengelaufen, um sich wieder nach Osten und Westen zu zerstreuen.

Von keiner Stadt gilt dies mehr, als von Petersburg, auf dessen Straßen sich alle Gouvernements repräsentirt finden, und dem Krämer und Handwerker der verschiedensten Art zuströmen. Man kann daher auch hier am besten die Sitten und Weise dieser Menschenklasse studiren und hat dabei den Vortheil, daß man mit ihrer Darstellung auch das Straßenleben aller übrigen Russischen Städte dargestellt hat. Denn auf dieselbe Weise, wie der Kwas-Verkäufer in Petersburg oder Moskau sein Getränk umherschleppt, auf dieselbe Weise bietet er es auch im ganzen übrigen Rußland an, und dieselben Backwerke, die der wandernde Bäcker jener Hauptstädte feil hat, ganz dieselben findet man auch bei dem in Archangel und Odessa.

Kein Bedürfniß stellt sich beim Menschen so häufig ein und keines hat einer so prompten Abhülfe nöthig, als das des Essens und Trinkens. Einen Imbiß für den Heißhunger, einen kühlen Trunk für die Hitze, ein warmes Getränk gegen die Kälte, wie viel gäbe man dafür nicht zuweilen zur rechten Zeit? Der Leutchen, welche in den Russischen Städten auf unruhige Zähne und lechzende Gaumen Jagd machen, sind daher nicht wenige. Im Winter vor allen Dingen die Sbiten- und Thee-Verkäufer. Thee und der von etwas billigeren Kräutern abgezogene Sbiten machen im Winter das Hauptgetränk aller Russen, die so große Liebhaber davon sind, daß sie es gewöhnlich unvermischt, wie es aus dem Born des Kessels quillt, genießen. Nur die Wohlhabenden trinken beides mit Zucker und nur die Europäisirten auch mit Milch. An allen Straßenecken haben die Theeverkäufer ihre

---

*) Mit Ausnahme der Polnischen Provinzen, wo der Jude mit dem Russischen Rasnoschtschik konkurrirt.

*) Suoma-leima nennen sich die Finnen.

**) Zwischen den Russischen Amerikanischen Besitzungen und den Inseln des Eismeers bleibt nur eine verhältnißmäßig kleine Lücke zum völligen Abschluß des Zirkels.

Tische aufgestellt, auf denen ein großes kupfernes Ssamowar*) den ganzen Tag über kocht. Eine Menge kleine und große Theekessel stehen ihrer Größe nach rangirt auf dem Tische, aus deren jedem man für einen Pfennig Thee mehr oder weniger empfängt. Citronenschnittchen, Zucker, Kaffee, Backwerk sind in Fülle umhergelegt, und in jedem Augenblick kann für eine Person, oder für zwei, oder für eine ganze Familie aufgewartet werden, die sich auf den hölzernen Bänken umher niederlassen. — Von diesen Tischen gehen nun auch beständig Herumträger aus, die auf den Märkten und öffentlichen Plätzen den Durstenden zutragen. Sie wickeln ihre Theemaschine in dicke Tücher, nehmen sie unter den Arm, und indem sie so das Getränk, selbst bei der strengsten Kälte, stundenlang warm zu halten wissen, durchstreifen sie die entlegensten Theile der Stadt, indem sie Alle, denen kühl zu Muthe seyn könnte, mit dem Rufe aufmerksam machen: „Kirpit! kirpit!" (Es kocht! es kocht!) Oft mit einem Reim:

Kto chotschet pit,
Kirpit, kirpit.

(Es singt, es singt!
Und Niemand trinkt?)

Um den Leib haben sie ein ledernes Etui wie einen Gürtel gebunden, in dem die Tassen und Gläser stecken. Am Arm hängt ihnen ein Sack mit Backwerk und Citronen. — Für ein Paar Kopeken machen sie jedem Batiuschka (Väterchen) die schönste Tasse Thee zurecht, erkundigen sich höflich bei ihm, ob er den Zucker in der Tasse liebt oder w' prikuſku (zum Zubiß), und unterhalten ihn dabei noch auf das liebenswürdigste, während jener seinen Trank ausschlürft.

Im Sommer verwandeln sich die Sbiten- und Thee-Verkäufer zum Theil in **Eisbereiter** und **Kwas-Schenker**. Der Kwas ist ein sehr angenehmes, säuerliches Getränk, das in der Regel aus Honig, aber auch aus Himbeeren und anderen Früchten bereitet wird. Es erfrischt und löscht den Durst vortrefflich, ohne wie unser Meth oder Bier zu berauschen, weil der Honig beim Kwas nicht gährt. Es ist daher auch bei Vornehm und Gering beliebt und in Rußland entschieden ein noch mehr verbreitetes Getränk, als Brunnenwasser. Es wird in jeder Haushaltung ohne Ausnahme bereitet. Sonderbar aber ist es dabei, daß sich bei diesem großen Bedürfniß nach Kwas noch nirgends großartige Fabriken für diesen Artikel etablirt haben, in der Art unserer Bierbrauereien. Vielleicht kann er nur gut gedeihen, wenn er in kleinen Portionen bereitet wird. — „kwas medowoi! kwas malinowoi!" (Honigkwas! Himbeerenkwas!) ist dem Allen nach eines der gewöhnlichsten Geschreie auf den Russischen Straßen. Meistens sind es kleine rothwangige und blondhaarige Burschen, die dies ausschreien oder singen. Sie tragen den Kwas nie anders, als in großen gläsernen Krügen, deren Durchsichtigkeit gleich eine Beurtheilung der Güte des Getränks erlaubt. Ist ihr Krug verschenkt, so füllen sie ihn schnell wieder aus den Kwas-Brunnen, die an jeder Straßen-Ecke stehen, und die den Prinzipalen jener Burschen gehören. Es sind dies große Bottiche mit Kwas, die sie mit einer Tischplatte verdecken und im Sommer oft noch zur Abkühlung in einen Kasten mit Eis stellen.

Wenn Einen der Boreas nicht so oft anbliese, könnte man in Rußland oft meinen, in Italien zu seyn, besonders wenn man dies viele Speisen und Handthieren unter freiem Himmel betrachtet, das in Rußland trotz Kälte und Schnee eben so häufig ist, wie in Italien trotz Sonne und Hitze. In den meisten Russischen Städten giebt es Plätze, auf denen man das Volk unter freiem Himmel — oft mitten im Sturm und Unwetter — an Tischen und Bänken bankettiren sieht. Der **wandernden Garköche** sind nicht weniger, als der hausirenden Mundschenken. Sie tragen alle Lieblingsspeisen des Volks in den Straßen umher und decken ihre Tafel in jedem Winkel, wo es verlangt wird. Das Blatt ihrer ambulanten Tische nehmen sie mit den Speisen auf den Kopf und das Fußgestell über die Schulter und arrangiren leicht beides wieder, wo es nöthig ist. Wenn man bedenkt, daß diese Leute ganz auf dieselbe Weise, mit ganz derselben äußeren Erscheinung und mit denselben Speisen überall, wo Russen wohnen, sich zeigen, daß ein ganzes großes Volk an dieser Erscheinung und diesen Speisen hängt, und daß die Form und Bereitung der Waare, wie die Manier des Verkäufers, sich überall mit einer gewissen Naturnothwendigkeit zu reproduziren scheinen, so wird man es gewiß nicht ganz überflüssig finden, diesen Leuten eine nähere Aufmerksamkeit zu widmen, besonders in unserer Zeit, wo man endlich auch in der Ethnographie einmal anfängt, das Mikroskop zu gebrauchen und auch den Bettlern, den Lumpensammlern, den Straßenbuben, den Pizzicaruolis von Rom, den Lazzaronis von Neapel, den Wurstbratern von Wien, den Wasserträgern von Paris u. s. w. eine genauere Aufmerksamkeit und eine philosophische Betrachtung zu widmen, welche sonst von den Reisenden als schmutzige Dinge, wie die Mollusken, Eintagsfliegen, Entozoen und sonstige niedere Thiere, unbeachtet gelassen wurden.

Eine besondere Vorliebe scheinen die Russen für alle Arten von purées zu haben. Aus Erbsen, aus Kartoffeln, aus Himbeeren und anderen Beeren kochen sie verschiedene konsistente gewöhnlich etwas säuerliche purées, die sie **kissel** nennen (kissel gorochowoi, kissel malinowoi u. s. w.) Diese Kissel's werden zwei Zoll hoch auf einem Brette wie ein Kuchenteig ausgebreitet. Der Verkäufer schneidet zierlich Scheiben davon ab und präsentirt sie auf buntbemalten hölzernen Tellern mit einem schmackhaften Oelüberguß seinen Kunden. Ueberhaupt darf ein Oelkräglein selbst außer der Fastenzeit den wenigsten dieser Tafeldecker fehlen, denn es ist die beliebteste Sauce des gemeinen Russen, besonders, wenn es nicht vom feinsten Provencer, das bekanntlich dann von der besten Qualität ist, wenn es gar nicht schmeckt, was denn der Russe nun wohl eben nicht für die vorzüglichste Eigenschaft beim Oele halten würde, da er an ihm ein wenig haut gout liebt. — Vor allen Dingen haben die **Gräschnewiki**-Bäcker des Oels nöthig, um ihrem trockenen Kuchen etwas Würze zu geben. — Diese Gräschnewiki-Bäcker sieht man besonders zur Fastenzeit in Menge auf den Straßen. Roth wie die Krebse — die Röthe der Russischen Physiognomieen setzt sich nicht wie eine zierende Schattirung in die Rundung der Wange, wie bei den Germanen, sondern überzieht das ganze Gesicht mit allgemeiner Gluth, als wäre es geschunden, — Fausthandschuhe an den Fingern, von Lindenbast geflochtene Schuhe an den Füßen, mit einem kurzen Schafpelz, der von Oelfirniß glänzt, stutzhaarig und langbärtig, so laufen die Gräschnewiki-Verkäufer selbst in dem eleganten Petersburg umher: „gorätschija! gorätschija!" (warme! warme!) rufend. Die Gräschnewiki sind unsere Deutschen „Heißweg", kleine, cylinderförmige Kuchen, die warm gegessen werden müssen, und die daher immer mit dicken Lappen bedeckt und dicht an einander in Reihe und Glied gestellt umhergetragen werden. Jeden Vorübergehenden ladet der Verkäufer zu seiner Waare ein. So wie er einen Liebhaber gefunden hat, stellt er schnell seinen Tisch auf, schneidet geschickt der bestimmten Anzahl von Kuchen den Leib auf, gießt ein paar Tropfen seines grünen Oels hinein, — kein Tröpfchen zuviel, — streut Salz ein, klappt Alles wieder zu und packt's dem Käufer in die Tasche, den er das unverdauliche Gericht „mit Gott" und „zu seiner Gesundheit" zu genießen bittet. — Das beschriebene Verfahren ist in Irkutzk dasselbe wie in Smolensk und in Taganrog wie in Archangel, als wenn die Bäcker in diesen tausend Meilen auseinanderliegenden Orten alle Bürger desselben Krähwinkels wären. Bei uns pflegt man in jeder Stadt andere Bäckereien und andere Bereitungsweisen wahrzunehmen. (Schluß folgt.)

*) Russische Theemaschine.

Frankreich.

Josephinens Entsagung.

(Schluß.)

Als der Kaiser sich etwas beruhigt hatte, schickte er nach Corvisart, der Königin Hortense, Eugen und Cambacérès, aber noch ehe er in sein Zimmer zurückkehrte, wollte er sich selbst von Josephinens Zustand überzeugen; er fand sie weit beruhigter und fast resignirt. Nachdem er sie zärtlich umarmt hatte, ging er in sein Kabinet zurück, begleitet von Herrn von Beausset, dem er einen Wink gegeben hatte. Als er an der Stelle der Treppe anlangte, wo er wenige Minuten vorher gestrauchelt war, blieb er stehen: „In Wahrheit", sagte er, auf die Enge des Durchgangs hinweisend, „scheint es doch beinahe unmöglich, hier eine ihrer Sinne beraubte Frau, eine Halbtodte durchzubringen." Diese Bemerkung verursachte Herrn von Beausset ein leichtes Lächeln, das ihm wider Willen ankam, von Ehrfurcht aber sogleich unterdrückt wurde. In dem Kabinet des Kaisers angelangt, nahm er seinen Hut auf, den er auf den Boden geworfen hatte, um die Kaiserin ungehinderter tragen zu können. „Haben Sie nicht auch zugleich Ihren Degen ablegen können?" sagte Napoleon; „doch es ist wahr, daß man in dergleichen Krisen nicht an Alles denkt. Mein Gott, ich werde davon noch krank werden." Und als der Präfekt sich anschickte, den Kaiser zu verlassen, sagte dieser: „Noch ein Wort: Sie wissen, wie geschwätzig und neugierig man hier bei Hofe ist; um jede Art von Kommentar zu vermeiden, werden Sie vor diesen Herren Pagen und Kammerdienern sagen, daß die Kaiserin einen leichten Nervenzufall gehabt hat in Folge übler Verdauung; sie ißt so rasch", fügte er vor sich hinzu. Und dem Herrn von Beausset ein wohlwollendes Zeichen, daß er entlassen sey, gebend, sagte er: „Alles bleibt unter uns, darum bitte ich."

Napoleon mochte kaum eine halbe Stunde in seinem Zimmer seyn, noch voll von den Eindrücken der eben erlebten Auftritte, als man leise an seine Thür klopfte. Er rief „Herein!" ohne selbst ein Auge aufzuheben. Auf die Einladung des Kaisers trat Eugen ein, bleich und Schmerz in den Zügen. Er hatte eben aus dem Munde seiner Mutter die Vorfälle des heutigen Abends erfahren. Gebeugt von dieser Mittheilung und den Worten der Mutter beinahe nicht Glauben beimessend, suchte er den Kaiser auf, um von seinen Lippen die Bestätigung zu empfangen. Als Napoleon ihn eintreten sah, reichte er ihm die Hand, und ohne sich von seinem Lehnstuhl zu erheben, begnügte er sich, durch bejahendes Kopfnicken auf die Fragen, welche sein Adoptivsohn an ihn richtete, zu antworten. „Alsdann", sagte Eugen mit niedergeschlagenen Augen, „gestatten mir Ew. Majestät, Sie von nun an zu verlassen." — „Was soll das heißen?" fragte Napoleon aufstehend. — „Sire, der Sohn einer Frau, die nicht mehr Kaiserin ist, kann nicht länger Vicekönig seyn. Es ist Pflicht für ihn, seiner Mutter in diejenige Einsamkeit zu folgen, welche Sie ihr bestimmen werden." — „Du, Eugen, drohest mir, mich zu verlassen?" erwiederte Napoleon mit gerührter Stimme; „kennst Du nicht die Gewalt der Gründe, die mich zu einem solchen Entschlusse genöthigt haben? Hat sie Deine Mutter Dir nicht mitgetheilt? Wenn ich auch den Sohn habe, den Gegenstand meiner heißesten Wünsche, wer wird, wenn ich abwesend bin, meine Stelle bei ihm vertreten? wer ihm Vater seyn, ihn auferziehen, mit einem Worte, einen Menschen aus ihm machen? Eugen,

ich gestehe es, ich hatte auf Dich gerechnet, nachdem ich Dir und Deiner Schwester so lange Vater gewesen bin." — Weiter konnte Napoleon nicht sprechen, die Thränen traten ihm in die Augen und erstickten seine Stimme. Auch der Prinz konnte seine Rührung nicht länger bergen, ergriff die Hand, welche der Kaiser ihm überließ, und drückte sie mit der größten Innigkeit an seine Lippen. Napoleon zog ihn sanft an sich und umarmte ihn: „Ja, wiederhole mir, daß Du mich verlassen willst", murmelte er mit kaum vernehmlicher Stimme. — „Niemals, Sire, niemals." — Und der Kaiser, der sein Haupt abgewandt hatte, um seine Thränen zu verbergen, gab Eugen ein Zeichen mit der Hand, ihm begreiflich zu machen, daß er des Alleinseyns bedürfte.

Von dem Tage an, wo der Kaiser Josephinen mit ihrer Zukunft bekannt gemacht hatte, war sie mit keinem Fuß aus dem Palaste gewichen und nur selten in den Zirkeln der Tuilerieen erschienen; an ihrer Stelle hatte die Kaiserin-Mutter die Honneurs bei Hofe übernommen. Indeß wünschte Napoleon, daß die Kaiserin dem Tedeum, das zwei Tage darauf, den 2. Dezember, in der Kirche Notre-Dame gesungen wurde, für die Jahresfeier der Krönung, die Schlacht bei Austerlitz und den Wiener Frieden, beiwohnen sollte. Josephine, umgeben von den Mitgliedern der kaiserlichen Familie, erschien auf dem Chor, Napoleon aber begab sich allein in großer Feierlichkeit nach der Kirche. Tages darauf mußte die Kaiserin noch einem Feste beiwohnen, das die Stadt Paris bei dieser Gelegenheit gab. Der Kaiser hatte gewünscht, daß dieses Fest früh begönne, um „von seinem Volk so viel" und „so wenig als möglich von Hofroben" zu Gesichte zu bekommen. „Deren sehe ich alle Tage genug", hatte er zu Herrn von Rémusat gesagt; „da die Stadt Paris mir das Fest giebt, so will ich auch hauptsächlich die Einwohner von Paris auf meinen Wegen antreffen."

Der Ball war prächtig; der Thronsaal unter Anderem strahlte von Blumen, Lichtern, Diamanten und Frauen, die einander an Glanz überboten, es schien eine wahre Feenpracht. Josephine traf zuerst ein; niemals war ihr Kostüm so blendend erschienen, niemals lag in ihrem zwar immer sanften, aber an diesem Tage von einer tiefen Schwermuth umwölkten Gesichte ein so erhabener Ausdruck von Resignation. Vorüber an den ersten Beamten und den Angesehensten der Einwohner „ihrer guten Stadt" nahm sie den Weg nach dem Thronsaal; langsam ging sie nach dem Throne, auf dem sie zum letzten Male sitzen sollte, ihre Augen schlossen sich halb, ihre Kniee bebten, und um nicht zu sinken, mußte sie auf den Arm der Frau von Larochefoucault, ihrer Ehrendame, sich stützen. „Ich fühle, daß mir die Kraft fehlt, hier auszuhalten", sagte sie mit erlöschender Stimme; „es ist mir, als sollte ich sterben." — „Ein wenig Muth, Madame, alle Blicke sind auf Sie gerichtet", erwiederte diese. — „Ach, wie drückt eine Krone!" sagte Josephine leise und versuchte, mit letzter Anstrengung ein Lächeln zu erzwingen; „der Kaiser hat es gewollt!" — Gleich darauf wurde die Ankunft Napoleon's gemeldet; im Gefolge von sieben Königen erschien er und setzte sich neben die Kaiserin, nachdem er die meisten derer, die er auf seinem Wege getroffen, angeredet hatte. Das Fest begann. Napoleon, der sich liebenswürdig zeigen wollte, stand von seinem Sitze bald auf, um die Runde zu machen, aber bevor er von der Estrade stieg, neigte er sich zu Josephinen und sagte ihr einige Worte ins Ohr, wahrscheinlich sie zur Begleitung aufzufordern; denn sie stand augenblicklich auf.

Herr von Talleyrand, welcher in seiner Eigenschaft als Kammerherr hinter dem Kaiser stand, beeilte sich, ihm zu folgen; aber er verwickelte sich in der Schleppe von Josephinens Mantel und brachte sie und sich selbst beinahe zu Falle. Kaum befreit, eilte er, Napoleon wieder zu erreichen, ohne ein Wort der Entschuldigung an Josephinen zu richten. Es ist wohl anzunehmen, daß der Fürst von Benevent nicht die Absicht hatte, die Kaiserin zu beleidigen, aber ihm war keines von den Geheimnissen des großen Drama's, das vor seinen Augen gespielt wurde, unbekannt, er wußte, daß der letzte Akt seiner Lösung entgegen ging, und dieser sonst so höfliche Mann hätte ein Jahr früher anders gehandelt. Josephine ihrerseits blieb stehen und sah ihn mit einem würdevollen Lächeln an, wie über eine Art von Ungeschicklichkeit, die sich Beide hätten zu Schulden kommen lassen; aber zu gleicher Zeit füllten sich ihre Augen mit Thränen, ihre Lippen wurden bleich und bebten vor Zorn. Am Ende der großen Galerie angelangt, trennten sich JJ. MM.; Napoleon ging rechts ab, die Kaiserin links. Alles drängte sich nun, sie zu sehen; denn sie war gleich angebetet von der Bürgerschaft wie von den Hofdamen, die sie einstimmig als gut und nachsichtig rühmten. Auch ihre jetzige Betrübniß machte einen großen Eindruck auf die Menge; es war das letzte Mal, daß die Kaiserin im Publikum erschien.

Sobald die religiösen Förmlichkeiten, deren Beobachtung der Papst verlangt hatte, einmal erfüllt und das durch die Gesetze der Kirche vorgeschriebene Verfahren beendigt war, wurde die Sentenz vom Großoffizial des Erzbisthums Paris, Herrn von Boislèvre, gefällt. Napoleon's Heirath wurde für aufgelöst erklärt, und der Kaiser zu einer Buße von sechs Franken an die Armen verurtheilt. Als er, diesem formellen Urtheile sich unterwerfend, noch an dem nämlichen Tage 120,000 Franken an die Maires von Paris zur Vertheilung an die Bedürftigsten ihrer Arondissements geschickt hatte, wurde selbst jene Verurtheilung aufgehoben. „In meiner Eigenschaft als Kaiser", sagte er munter, „muß ich dieses Mal mehr zahlen als die Andern." Aus diesem Falle kann man zugleich ersehen, welchen Gehorsam der Kaiser den Gesetzen des Reiches in den Handlungen seines Privatlebens bewies. Die vielerlei Unterhandlungen hatten beträchtliche Kosten sowohl für die Honorirung der Beistände als auch für die Rechte der Einregistrirung einer Menge nothwendig gewordener Aktenstücke verursacht; diese Kosten wurden nicht bloß sämmtlich dem Fiskus bezahlt, sondern von Napoleon sogar aus seiner Privatschatulle berichtigt. Ein nicht minder dramatischer Umstand wie alle übrige in dieser Episode der Scheidung war der, daß Eugen, dessen kindliche Zärtlichkeit für seine Mutter bekannt ist, die Functionen eines Staatskanzlers beim Senat erfüllte, d. h. daß er die Botschaft überbrachte, in welcher Napoleon dem ersten Staatskörper die Gründe auseinandersetzte, die ihn zu diesem Schritt veranlaßten. „Die Thränen des Kaisers", sagte dieser edle Jüngling bei jener Gelegenheit, „würden allein hinreichen, den Ruhm meiner Mutter sicher zu stellen."

Und die ihrigen? Sie waren brennend, als die verhängnißvolle Stunde schlug. Es war der 16. Dezember 1809. Schon hatte sich die kaiserliche Familie wie alle Großwürdenträger des Reiches in der zu diesem Behufe eingerichteten Dianen-Galerie der Tuilerieen versammelt. Napoleon saß auf einem erhöhten Sitz zur Rechten des Erzkanzlers. Regungslos wie eine Bildsäule hielt er die Hände übereinandergekreuzt und die Blicke auf den Eingang nach den inneren Zimmern gerichtet. Plötzlich thuen sich beide Flügelthüren auf; zwei Pagen ordnen sich zu beiden Seiten, und der Huissier meldet mit lauter Stimme: „Ihre Majestät die Kaiserin und Königin." Bei diesen Worten entsteht im Saale eine Bewegung, der bald die tiefste Stille folgt. Alle Blicke sind nach einer Seite hingewendet; der Kaiser steht auf, Josephine erscheint. Ein bescheidenes Musselingewand umhüllt ihre Glieder, ein kleiner Kamm von Schildkrötenschale vertritt die Stelle der gezackten Krone, welche gewöhnlich ihr glänzend schwarzes Haar einfaßte, ihre ganze Toilette zeichnet sich durch Einfachheit aus, nicht ein Edelstein, nur ein kleines Medaillon hängt an einer seidenen Schnur von ihrem Halse nieder; es ist das Portrait des Generals en chef der Italiänischen Armee. Sie nähert sich langsam, gestützt auf den Arm der Königin von Holland, die eben so bleich ist als ihre Mutter. Eugen, an der Seite des Kaisers, sieht starr vor sich hin und empfindet ein heftiges Zittern. Napoleon tritt zu ihm heran, drückt seine Hand zu wiederholten Malen mit Rührung: „Keine Schwäche, nur noch ein wenig Muth", sagte er leise. — „Sire, ich hoffe, ihn zu haben." — Aber die Angst des Prinzen nahm zu, so daß man fürchtete, ihn sinken zu sehen. Währenddeß hatte sich Josephine in dem Vordergrund an ein Tischchen gesetzt, über das eine grüne Sammetdecke mit goldenen Franzen gelegt war, und Napoleon, umherblickend, lud mit einem huldreichen Wink die Großwürdenträger zum Sitzen ein.

Darauf las der kaiserliche Prokurator, Herr Regnault-de-St.-Jean-d'Angély, mit ziemlich unsicherer Stimme die Scheidungs-Urkunde vor. Feierliche Stille herrschte unter dem Lesen, eine hohe Aengstlichkeit malte sich auf allen Gesichtern, Josephine allein schien ruhig zu seyn; ihr Arm lag nachlässig auf dem vor ihr stehenden Tischchen, ihr Kopf hing hernieder, und über ihre Wangen rollten von Zeit zu Zeit große Thränen. Ihre Tochter, hinter ihr stehend, mit dem Ellbogen auf der Lehne des Stuhles ruhend, barg ihren Kopf in den Händen und schluchzte unaufhörlich. Der Kaiser ließ seine unstäten Blicke durch den Saal schweifen und schien tausendmal mehr als die Kaiserin zu leiden. Als die Urkunde verlesen war, stand Josephine auf, trocknete die Thränen und sprach mit fester Stimme die kurzen Einwilligungs-Worte, die im Voraus für sie aufgesetzt waren; darauf nahm sie die Feder, welche Cambacérès ihr reichte, und unterzeichnete die Akte, welche Herr Regnault-de-St.-d'Angély vor sie hingelegt hatte, und sogleich ihre Augen mit dem Tuche bedeckend, zog sie sich schweigend zurück, von ihrer Tochter unterstützt, ohne nur einmal um sich zu blicken.

Auf ein Zeichen Napoleon's war Eugen auf seine Mutter zugegangen, aber die Kräfte verließen ihn, und er sank ohne Bewußtseyn zwischen die beiden Thüren der Galerie; der Huissier und sein ihn begleitender Adjutant hoben ihn auf und trugen ihn nach dem Dienstsaal, wo ihm alle seiner bedenklichen Lage gebührende Sorgfalt zu Theil wurde. Cambacérès und Talleyrand allein waren ohne Theilnahme geblieben die ganze Zeit, so lange diese so ergreifende und doch würdevolle Familien-Scene gewährt hatte. Gewisse Leute, die Alles beobachten, machten die Bemerkung, daß während dieser traurigen Ceremonie, ganz gegen die Jahreszeit, ein schreckliches Unwetter über Paris wüthete. Heftige Regengüsse und erschreckliche Windstöße trugen Schrecken in Aller Gemüther, und man hätte sagen mögen, daß der Himmel seine Mißbilligung über eine Handlung an den Tag legen wollte, welche das Glück Josephinens zerstörte. Nicht minder auffallend war es, daß dasselbe Phänomen an gleichem Tage, zu gleicher Stunde in Mailand sich zeigte.

Von den mannigfaltigen Eindrücken dieses grausamen Tages erschüttert, begab sich Napoleon früh zu Bette. Er lag schon, als der Dienst habende Adjutant sich einstellte, um, wie man es nannte, die Ordre zu empfangen. Die Kammerdiener waren noch mit einigen Anordnungen in dem schwach erleuchteten Zimmer beschäftigt, als die Thür plötzlich aufging und eine weiße Gestalt wie ein Gespenst sich zeigte. Es war die Kaiserin, allein, die Haare in Unordnung, die Züge schrecklich entstellt. Napoleon, emporgeschreckt durch diesen Anblick, richtete sich im Bette auf, die Diener zogen sich in den Hintergrund des Zimmers zurück. Wankenden Schrittes näherte sich Josephine, und als sie bis zum

Bett gekommen war, sank sie auf ihre Kniee, umfaßte Napoleon, ohne ein Wort zu sprechen, mit ihren Armen und weinte auf eine erschütternde Weise. Napoleon redete sie mit rührender Zärtlichkeit an, überhäufte sie mit Liebkosungen und weinte gleich ihr. Die Diener waren äußerst ergriffen. „Meine Josephine, sey vernünftig", sagte er matt; „Du weißt, daß ich immer Dein Freund seyn werde; ich bin mehr zu beklagen als Du, aber laß mich, ich kann nicht Muth haben für Zwei." Josephinens Antwort erstickte unter ihren Thränen. Die stumme Scene, welche jetzt stattfand, die in einander fließenden Thränen Beider sagten mehr als die beredtesten Worte. Als Josephine sich ein wenig gesammelt hatte, erwachte der Kaiser wie aus einem Traume und bemerkte nun erst, daß Leute in seinem Zimmer geblieben wären. Er ließ die Kaiserin sanft aus seinen Armen, und indem er diese über einander kreuzte, sagte er, zu den Dienern gewandt, in kurzem, gebieterndem, obgleich von Rührung noch weichem Tone: „Was machen Sie hier, meine Herren? Kann ich nicht einen Augenblick allein seyn? Treten Sie augenblicklich ab." — Kaum athmend, zog sich Alles zurück.

Eine Viertelstunde später kam Josephine vom Kaiser heraus, niedergeschlagener als je. Napoleon hatte nicht geschellt noch gerufen, aber der Dienst habende Adjutant wagte, ungeachtet des Rathes, den man ihm gegeben, es nicht zu thun, in das Schlafgemach zu treten. „Sire", sagte er, „ich komme, für diese Nacht von Ew. Majestät die Ordre zu empfangen." Der Kaiser antwortete nicht, aber der Adjutant glaubte zu bemerken, daß das Kopfkissen sich hob, als wenn es mit Ungeduld gerüttelt würde. Der Offizier trat näher und wiederholte seine Frage; aber Napoleon hatte sich so in sein Bett vergraben, daß nicht einmal das Gesicht zu sehen war. Er zog sich sachte zurück und legte sich auf das Feldbett im Dienstsaal, nachdem er wie gewöhnlich die Runde im Schlosse gemacht hatte. Diese Nacht war es im Palaste still wie im Grabe.

Den folgenden Morgen verließ Josephine, laut der getroffenen Verabredung, die Tuilerieen, um sich nach ihrem künftigen Aufenthalt in Malmaison zu begeben. Die im Dienst JJ. MM. stehenden Personen, welche von ihren Geschäften im Innern der Gemächer nicht zurückgehalten wurden, hatten sich im Pavillon versammelt, um noch einmal diejenige zu sehen, welche während zehn Jahren ihre freundliche Herrin gewesen war. Um eilf Uhr erschien Josephine, auf Madame Darberg, ihre Ehrendame, gelehnt, aber verschleiert und in einen Kaschmir dicht verhüllt. Nun begann ein allgemeines Wehklagen; sie aber durchschritt schnell den Raum, der sie von ihrem Wagen trennte, ohne nur einen Blick auf den Palast zu werfen, den sie nicht mehr bewohnen sollte. Kaum waren die Fenster des Wagens heruntergelassen, so zogen die Pferde mit Blitzesschnelligkeit davon.

Während der ersten Wochen war die Straße von Paris nach Malmaison mit einer Menge Personen jedes Ranges bedeckt, die es als eine heilige Pflicht betrachteten, sich derjenigen noch einmal vorzustellen, die, wenn sie auch keine Krone mehr trug, den Titel einer Kaiserin nicht abgelegt hatte. — Was den Kaiser betrifft, der seinen Wohnsitz zu Trianon genommen hatte, so that er sein Möglichstes, sich an das Alleinleben zu gewöhnen; aber täglich ließ er sich nach Josephinens Befinden erkundigen, und hätte er es nur wagen dürfen, so würde er sich zu ihr in eigener Person begeben haben.

St. Hilaire.

Biard's Atelier.

An der Ecke des Platzes Vendome, des würdigen Rahmens eines der größten Monumente des Kaiserreichs, der Säule Napoleon's, steht ein Haus, mit Nr. 8 bezeichnet. Es ist eines jener geräumigen Hotels aus der Zeit Ludwig's XIV., von deren Großartigkeit man überrascht wird, sobald man nur den Fuß hineinsetzt. Auf einem weiten Hofe können die Wagen bequem umlenken; ein eisernes Geländer dient der breiten aus Quadersteinen erbauten Treppe zur Einfassung, auf welcher vier Personen mit Bequemlichkeit neben einander gehen können, und die Zimmer, die eben so hoch wie die der Königlichen Schlösser sind, gleichen keinesweges jenen Nußschalen von Stein und Gips, in denen die Mehrzahl der Pariser verkömmt. Ueberall ist Licht und Luft im Ueberfluß in diesem Hotel.

Wohlan denn, stützt Euch auf die eiserne Brustwehr der Treppe und steigt hinauf, immer höher bis in das oberste Stockwerk des Hauses! Fürchtet die Ermüdung nicht zu sehr, denn ein geräumiger Treppenabsatz, so groß wie ein Zimmer der Chaussee d'Antin, bietet Euch bei jedem Stockwerk einen luftigen Ruheplatz dar.... Jetzt sind wir auf einer Galerie angelangt, wir ziehen die Klingel; eine Aufwärterin aus der Provence öffnet die Thür und begrüßt uns mit jener lebhaften, heiteren und bescheidenen südlichen Gutmüthigkeit, die man bei den entarteten Pariser Dienstboten gar nicht mehr antrifft. Dann führt sie uns in ein unermeßlich großes Atelier ein.

Betrachtet diese reichen dunkelgelben Vorhänge von Brokat und Damast, die auf einen Teppich von Flandrischem Leder mit vergoldeten Zierrathen herabfallen. Ueber einem Divan, mit weichen Kissen von demselben Stoffe bedeckt, schwebt ein Königlicher Baldachin; eine Uhr, die mit mächtigem, reinem und wohltönendem Schlage die Stunden verkündet, hängt über der Thür; Schiffsflaggen aller Nationen lösen sich von den mattgefärbten Draperieen ab, die von der Decke in reichen Falten herniederfallen, und auf zwei Fußgestellen stehen die antiken Büsten Apollo's und Diana's. Dann erblickt man die Studien, welche der Künstler in den verschiedenen Welttheilen gemacht hat, die er fast alle selbst durchreiste, und tausend seltene Merkwürdigkeiten, die er aus allen Gegenden mitgebracht: den schmalen, spitzen Nachen eines Eskimo, der wie ein Fisch geformt ist, orientalische Vasen, Federbüsche, die auf den Küsten Afrika's gekauft worden, Glaszierrathen, welche die schwarzen Schultern einer Negerin schmückten. Jene Waffen dort gehörten einem der Walter Scottschen Helden; um sie zu besitzen, legte sich der damals arme und unbekannte Künstler acht Tage lang die härtesten Entbehrungen auf! Dieser Kangiar (Dolch) ist das Gastgeschenk eines Einwohners von Alexandrien; diese Palmbäume kamen aus Kalabrien, und jener tausendfarbige Streifen schlang sich um die schlanke, braune Hüfte einer jungen Indierin. Um Alles zu beschreiben, ja um nur Alles zu nennen, würde selbst die Beredsamkeit des geschicktesten Tarators kaum hinreichen; es sey daher gestattet, diese Beschreibung abzubrechen, denn es wäre sonst noch von Truhen aus dem funfzehnten Jahrhundert, von Arabischen Waffen, von Pfeilen und Köchern aus Kongo, von Türkischen Speeren, von Ritterschwertern und tausend anderen Schätzen aus fernen Zeiten und Zonen zu sprechen, die von dem jungen, unermüdlichen und berühmten Herrn des Hauses, August Biard, gesammelt wurden, von August Biard, dem poetischen Maler „der Wüste", des „Kampfes mit den weißen Bären", des „Sklavenmarktes", der „Wachsfiguren" und hundert anderer dramatischer oder scherzhafter, erhabener oder lächerlicher Werke, die alle den echten Stempel des glücklichsten und würdigsten Talentes und wahrer Kunst an sich tragen.

Biard's Atelier ist ein Sammelplatz der zahlreichen Freunde, die ihn zärtlich lieben und seine feine, anziehende, südliche Unterhaltung aufsuchen, die er mit der Erzählung von tausend seltsamen und anziehenden Abenteuern würzt, welche ihm auf seinen Reisen begegneten; denn trotz seiner Jugend hat er schon zwanzig Jahre lang die Welt durchstreift. Im zehnten oder zwölften Jahre das älterliche Haus verlassend, sah er die Nordsee und das Morgenland, Spanien und Italien, Griechenland und Schottland, Holland und Afrika, als Schiffsjunge, Schriftsteller, See-Offizier, als armer, unbekannter und später als reicher, berühmter Künstler; immer jung, heiter, unternehmend, abenteuerlich, glücklich, geliebt und gleich beim ersten Anblick alle Herzen gewinnend, mehr noch durch die Offenheit seines loyalen Charakters als durch seine schöne und regelmäßige Gesichtsbildung. Bei ihm trifft man See-Offiziere, seine Waffengefährten, Künstler, Schriftsteller, seine Ruhmesgenossen und seine Nebenbuhler, Aerzte, Schauspieler und Gelehrte. Auch wendet sich die Unterhaltung mannigfach hin und her, von einem mathematischen Problem auf ein Schiffahrts-Abenteuer, von einem merkwürdigen Krankheitsfall auf eine Coulissen-Anekdote, von einem Gemälde zu einem Fortschritt der Chemie, von einem lächerlich albernen Wortspiele zu einer gelehrten Streitigkeit.

Henry Berthoud.

Mannigfaltiges.

— Abgerissene Gedanken der Gräfin Blessington. Die allgemeinen Betrachtungen, welche die geistreiche Freundin Lord Byron's in ihre früheren literarischen Produkte verwebt hatte, fanden solchen Beifall in England und wurden von den Kritikern so rühmend hervorgehoben, daß diese Britische Schriftstellerin sich bewogen fühlte, dem Publikum zur Abwechselung einmal lauter solche Aphorismen aufzutischen. Es fragt sich aber sehr, ob diese ohne Verbindung neben einander hingestreuten Mosaiksteinchen noch denselben Reiz ausüben werden, wie früher, wo sie dieselben zur Ausfüllung eines Gemäldes gebrauchte. Dergleichen abgerissene Aussprüche können nur dann ein besonderes Interesse haben, wenn ihnen der Stempel eines bedeutenden Genius aufgedrückt ist. Die Form muß hier das Meiste thun, da der Inhalt doch meist nur eine Wiederholung alter Wahrheiten seyn kann. Zur Probe mögen nachstehend einige von diesen „Desultory thoughts and reflections" der Lady Blessington folgen: Liebe und Enthusiasmus sind stets lächerlich, wenn ihr Gegenstand ihnen nicht entspricht — Vertrauen zu Anderen ist häufig mehr eine Folge von Unbesonnenheit als von Uebermaß der Freundschaft, und es wird öfter durch Unenthaltsamkeit der Zunge als aus verrätherischer Absicht getäuscht. — Die Gesellschaft entbehrt am leichtesten, wer sie am meisten zieren könnte; nur der Geistesarme bedarf ihrer, denn obgleich er, wie der Bettler, nichts mit zu Markte bringt, so ist er doch zu dürftig, um zu Hause zu bleiben. — Aberglaube ist nur die Furcht des Glaubens; Religion ist Zuversicht. — Die Schwächen des Genius werden oft mit seinen Vorzügen verwechselt. — Den Styl eines Autors mehr preisen, als seine Gedanken, ist, als wollte man an einer Frau mehr ihre Kleidung als ihre Person rühmen; der Styl muß passen wie die Kleidung, aber nicht die Aufmerksamkeit von dem abziehen, was er schmücken soll. — Nichts ist unähnlicher als natürliche und erlernte Höflichkeit; jene besteht in bereitwilliger Selbstverleugnung, diese in gezwungener Beachtung Anderer.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 93. Berlin, Montag den 5. August 1839.

England.

Neueste Gaben der Englischen Literatur.

Unter den Werken, welche im vorigen Monat in England erschienen sind, ist zuerst das Tagebuch eines Ausfluges nach Kleinasien im Jahre 1838 zu nennen; der Verfasser, Ch. Fellows, hat denjenigen Theil von Asien durchreist, der jetzt den Namen Anatoli führt und das alte Lydien, Mysien, Bithynien, Phrygien, Pisidien, Pamphilien, Lysien und Carien in sich begreift, um dort die Spuren der Griechischen Herrschaft vor dem dritten Jahrhundert und vor der Römischen Invasion aufzufinden. Außer dem Verdienst einer wissenschaftlichen Forschung ist von diesem Werke zu erwähnen, daß der Ausflug des Herrn Ch. Fellows in den Ansichten des Reisenden eine große Veränderung hervorbrachte. Er war in dem Lande, das er bereisen wollte, als ein echter Alterthumsforscher, mit günstigen Vorurtheilen für alle Ueberbleibsel der Griechischen Bevölkerung angelangt; doch während der Reise und als er im Stande war, die jetzt dort herrschenden Volkssitten gehörig zu schätzen, verschwand diese klassische Vorliebe, und er empfand immer größere Achtung vor dem Privat-Charakter der Muselmänner. Uebrigens ist Kleinasien ein Land, welches jeder ökonomische Alterthümler segnen muß. Die alten Statuen, die Münzen, die Medaillen, die Griechischen und Römischen Basreliefs werden hier von unwissenden Landleuten zu Preisen, die mehr als billig sind, verkauft. Für fünf Shillinge kauft man eine schöne Statue von Parischem Marmor; Herr Fellows selbst erstand für acht Shillinge zwei Bronze-Vasen, und sein Diener kaufte für 3 Farthings (6 Pfennige) das Stück dreißig bis vierzig Münzen, unter denen mehrere von Silber waren. Die Englische Regierung hat jetzt ein Schiff abgesandt, um die von Herrn Fellows gesammelten Antiken nach London bringen zu lassen.

Ferner liegt uns unter dem Titel: Ein Sommer in Andalusien, der Bericht eines jener Reisenden vor, welche England jährlich aussendet, um die alte und die neue Welt zu durchforschen. Der Autor hat anonym bleiben wollen, man weiß nicht, warum; es erscheinen täglich Bücher mit Namensunterschrift, die dem seinigen weit an Gehalt nachstehen. Mit Geist und Witz theilt er uns die Meinungen mit, welche in Spanien über die Ereignisse unserer Zeit in Umlauf sind. Diese Nation ist, wie es scheint, fest überzeugt, daß alle Völker Europa's einzig der Spanischen Tapferkeit ihre Befreiung vom Napoleonischen Joche verdanken. Nach der Meinung dieser ehrlichen Leute hat Spanien allein Frankreich erobert und England vom unvermeidlichen Verderben errettet: in der That sehr schmeichelhaft für den Herzog von Wellington. Der Andalusier, erzählt unser Reisender, hat sich die strengste Mäßigkeit zur unumstößlichen Pflicht gemacht; er zieht das Quellwasser bei weitem dem köstlichsten Wein vor, den seine Provinz hervorbringt, und hat sogar das antibacchische, an Pindar's ἄριστον μὲν ὕδωρ erinnernde Sprüchwort vom Wasser: mucho vale y poco cuesta (Es ist viel werth und kostet wenig). Die Andalusische Gastfreiheit bewährt sich nicht allein durch den herzlichen Empfang, der jedem Fremden zu Theil wird, sondern auch durch die That. So oft unser Landsmann eine Neveria (ein Ort, wo Eis verkauft wird) besuchte, fand er jedesmal seine Rechnung, wenn er sie bezahlen wollte, schon durch irgend eine geheimnißvolle Hand berichtigt. Oft wollte er gleich beim Eintritt die Zeche seiner Begleiter im Voraus bezahlen, aber stets war schon irgend Jemand schneller als er gewesen. Man findet in seinem Buche die Gerüchte über die Schönheit der Damen von Xeres, Cadix, Cordova, Sevilla, Granada, Malaga und Gibraltar vollkommen bestätigt, und unser Verfasser schreibt die gefühlvollen, weichen Herzen dieser reizenden Frauen besonders den Einflüssen des Katholizismus zu.

Der zweite Band der Expedition nach Süd-Amerika vom Capitain Fitzroy theilt, außer anderen interessanten Dingen, auch die Geschichte des Versuches mit, der in den Jahren 1830 bis 1833 mit vier Einwohnern des Feuerlandes gemacht wurde, die man nach London brachte, dort ausbildete, während der drei Jahre ihres Aufenthalts daselbst an alle Gebräuche der civilisirten Völker gewöhnte und dann zu ihren wilden Landsleuten zurückführte. Es scheint fast, als hätten diese guten Leute unter dem Einfluß all' der neuen Eindrücke und Sitten gar nicht mehr an die niedrige Bildungsstufe gedacht, auf welcher sie ihre Landsleute, ihre Freunde und Verwandte wieder antreffen mußten. Der erste Wilde, dem sie begegneten, erschien ihnen wie ein thierisches, widriges Geschöpf, und der Eine rief aus: „O! welch' ein Affe!" ganz vergessend, daß er vor drei Jahren eben so ungeschlacht, schmutzig und beschränkt wie jener Affe war. Ein Zweiter, Jemmy, erfuhr, daß sein Vater während seiner Abwesenheit gestorben sey. Einige Minuten lang war sein Gesicht ernst, doch bemerkte man kein anderes Zeichen von Schmerz. Nachdem er statt der Leichenfeierlichkeiten einige Zweige verbrannt hatte, war er ganz so heiter wie vorher. Was hätte ein Schüler von Oxford oder Cambridge wohl Besseres thun können? Das erste Wiedersehen der drei Ankömmlinge und ihrer Verwandten war verlegen und traurig. Drei Jahre der Abwesenheit hatten zwischen ihnen eine Scheidewand gezogen, deren Macht sie bald zu erkennen anfingen. Jemmy konnte sich gar nicht mehr in seiner Muttersprache ausdrücken; York und Fuegia sprachen sie noch hinreichend, um sich darin verständlich zu machen, doch fast nur in abgebrochenen Sätzen und mit vielen Englischen Wörtern untermischt. Nach mehrstündigen Erklärungen fing man an, sich allmälig wieder zu verstehen, und nun breiteten die Ankömmlinge ihre überseeischen Schätze aus, ihre Kleider, Waffen und Ackergeräthe. Gleich drängte ein Jeder an sie, man bewillkommte sie freundlich und ehrfurchtsvoll, und während sie die Beweise dieser plötzlichen Zärtlichkeit nach Kräften zu erwiedern strebten, nahmen diese schnell wiedergefundenen Freunde und Verwandte Alles nach sich, was ihre gierigen Hände nur erreichen konnten. Jemmy's Bruder hielt ihm eine pathetische Rede über den Tod seines Vaters, während sein Gefährte, der mit dem Redner einverstanden war, sehr gewandt die Taschen des aufmerkenden Reisenden ausleerte. So naiv sind die Sitten dieser Wilden! Ein Engländer, der sich auf Feuerland unter dem Schutz der drei Zöglinge der Civilisation niederzulassen gedachte, war nicht wenig erschreckt über die Aufnahme, welche dieselben fanden, und er that sehr wohl daran, auf seinen Plan zu verzichten, wie man aus dem Folgenden ersehen wird. Nach mehrmonatlichem Umherkreuzen kam das Schiff, welches Jemmy, York und Fuegia in ihr Vaterland zurückgebracht hatte, wieder nach denselben Meeresküsten zurück und fand nur Jemmy noch vor. Der Unglückliche hatte seiner ganzen Londoner Bildung wieder entsagen müssen. Seine Haare wuchsen, befreit von Kamm und Scheere, wild durch einander; er war mager wie ein Gerippe, schmutzig wie seine Landsleute, und seine vom Rauch gerötheten Augen vermehrten noch seine natürliche Häßlichkeit. Er hatte jedoch noch einige gute Gefühle und einige Erinnerung an die in England empfangenen Lehren behalten. Sobald er den Capitain Fitzroy bemerkte, faßte er maschinenmäßig nach dem Hut, den er nicht mehr trug, und brachte ihm eine Otternhaut zum Geschenk, die er, wie er sagte, eigens für ihn zubereitet hatte. Ueber York und Fuegia beklagte er sich bitterlich, denn, statt mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen, hatten sie ihn im Gegentheil noch alles dessen beraubt, was die Wilden ihm übrig gelassen. Indessen tröstete ihn die Liebe in all' seinen Leiden, denn auf dem Kanot, welches ihn an Bord geführt hatte, war seine junge Frau, welche ein verzweifeltes Geschrei ausstieß, als sie ihn im Zwischendeck des Schiffes verschwinden sah, und sich nicht eher beruhigte, als bis sie ihren Gatten lächelnd an dem Schießloche einer Kanone stehen sah. Er schien sehr in sie verliebt und übrigens ziemlich zufrieden mit seinem Schicksal. Welchen Einfluß können nach allem diesem wohl die unvollkommenen Eindrücke, welche jene drei Reisenden aus England mitbrachten, auf die Feuerländer ausgeübt haben? Man schmeichelt sich, daß ihr Andenken und die von ihnen ausgehenden Traditionen vielleicht einst die Tage eines unglücklichen Schiffbrüchigen retten möchten; indeß, es ist ihm im Voraus ein recht kurzer Aufenthalt in diesem unwirthbaren Lande zu wünschen.

Diese Reihe von Reiseberichten beschließt ein Werk über Buenos-Ayres und die Provinzen am Rio de la Plata, über den jetzigen Zustand derselben, ihren Handel und ihre Schulden, von Sir Woodbine Parish, dessen langer Aufenthalt in diesen Ländern und die hohe amtliche Stellung, die er dort einnahm, ihn wohl in den Stand setzen konnten, diesen wichtigen Gegenstand gründlich zu behandeln. Nicht in wenigen Zeilen läßt sich ein so gewissenhaft gearbeitetes Buch analysiren; es sey deshalb auch nur Einiges über das so gepriesene Klima von Buenos-

Ayres hier angeführt. Zu gewissen Zeiten erhebt sich ein leiser Wind, Nordwind genannt, der auf Alle und Jeden einen sehr unangenehmen Einfluß ausübt. Die Frauen besonders werden von schrecklichem Kopfweh befallen; man sieht sie dann nie anders ausgehen, als die Stirn mit gehackten Bohnen belegt, die auf die Haut die Wirkung eines Zugpflasters hervorbringen; um das Unbehagen vollständig zu machen, verderben bei diesem Winde auch Lebensmittel aller Art: das Fleisch fault, die Milch gerinnt, das Brod wird sauer. Jedermann hat irgend ein solches Mißgeschick mitzutheilen und hört als einzigen Trost die abgemessenen Worte: Señor, es el Viento Norte. Dieser Nordwind nun ist dort entsetzlich heiß und rührt sich fast nicht; auch flüchten sich die Einwohner, so viel ihnen möglich ist, in den Fluß, weil sie dort wenigstens eines vorübergehenden Wohlseyns sich erfreuen. Plötzlich und wenn kaum das Quecksilber des Barometers im Stande war, ihn zu verkündigen, erhebt sich der Pampero, ein Wind, der in den Schnee-Regionen der Anden entsteht, wie ein Pfeil über die weiten Pampas dahinrauscht und mit der Stärke eines Sturmwindes über Buenos-Ayres hereinbricht. Er überfällt hier die Tausende von Badenden, die mit dem Kopf wie Frösche aus dem Wasser hervorragen, und die Scene, die er veranlaßt, kann man sich leichter vorstellen als beschreiben; es ist eine vollkommene Tragi-Komödie. Alle die, welche in Ermangelung eines Dieners ihre Kleidungsstücke, wie einst die Hebräer ihre Harfen, an den Weiden des Ufers aufgehängt, werden plötzlich vom Pampero rein ausgeplündert, der in Masse Strümpfe, Hemden, Röcke, Beinkleider, kurz Alles mit sich fortnimmt. Doch das ist noch nicht genug; oft führt der Pampero einen feinen schwarzen Staub mit sich, der die Luft so verdunkelt, daß mehr als Ein Badender das Ufer nicht erreichen kann, sondern in denselben Fluthen den Tod findet, wo er Gesundheit suchte. So wie der Nordwind vorüber ist, athmet Alles wieder frei; man beglückwünscht sich, man lebt wieder auf, und was noch mehr werth ist, man freut sich, in einem von jeder atmosphärischen Epidemie verschonten Lande zu leben!

Der zweite Theil des **Tagebuchs über die Zeit Georg's IV.** (Diary illustrative of the times of Georges IV.) ist so eben bei Colburn erschienen. Hier hat die Buchhändler-Speculation wieder einmal ein recht erbärmliches Machwerk ins Leben gerufen. Die beiden Bände gleichen völlig einem Trödler-Laden; man findet hier fragmentarische Proben aller Arten von Prosa, die aus Irland, Schottland, Rom und Neapel datirt sind, und das Auge vermag kaum zu unterscheiden, ob sich in diesem Ragout wirklich etwas findet, was geschichtlichen oder literarischen Werth hat. Von Irrthümern und groben Anachronismen wimmelt dies Potpourri. Man liest hier zum Beispiel, daß im Jahre 1816 Miß Landon, „damals achtzehn Jahre alt", Lady Karoline Lamb besucht habe; unter der Rubrik 1817 ist von dem Tode Lord Byron's und von den Noten des Capitain Medwin die Rede, und zu derselben Zeit soll auch ein Handel eingegangen worden seyn, in Folge dessen Walter Scott 6000 Pfd. Sterling für jeden seiner beiden Romane „Waverley" und „Guy Mannering" erhalten hätte. John Galt ist der verantwortliche Herausgeber all' dieser Albernheiten; doch weiß Jedermann, daß unter diesem Namen Lady C. Bury verborgen ist, welche die Aufgabe, die sie sich gestellt, die unglückliche Königin Karoline, ihre Wohlthäterin, zu verleumden, nicht unvollendet lassen wollte.

Die Gräfin Blessington hat die Welt mit **abgerissenen Gedanken und Betrachtungen** beschenkt, unter denen sich einige recht hübsche, aber auch viele Trivialitäten befinden. Was die Romane anbelangt, so beschränken wir uns bloß auf eine Aufzählung derselben. Es liegen uns vor: **Die schöne Rosamunde oder die Tage König Heinrich's II.**, von Miller, welches den Erfolg nicht Lügen strafte, der diesem Schriftsteller zu Theil wurde, als er „Royston Gower" herausgab. Schöne poetische Eigenthümlichkeiten, ein echtes Schilderungstalent und eine geschickte dramatische Anordnung zeichnen diesen Jünger des Dichters von Abbotsford aus. **Geraldine, eine Gewissens-Geschichte**, ist durchweg langweilig und für alte frömmelnde Jungfrauen geschrieben. **Das Haus Glenmore oder der Irische Landmann**, von einem Irländischen Rechtsgelehrten, ein ganz vortrefflicher Gegenstand, den der Autor nur aus Mangel an Kraft und Kühnheit verfehlte; sein Buch ist dem Englischen Volke gewidmet. **Der Zauberer von Windsham**, ein schwacher historischer Roman, ganz ohne Interesse. **Nan Darrel oder die Zigeuner-Mutter**, ebenfalls ein unbedeutender und uninteressanter Roman ohne historischen Hintergrund.

Endlich sind noch die **poetischen Werke der Mistreß Hemans**, zum erstenmal vollständig gesammelt, zu erwähnen, — einer Schriftstellerin, welche würdig ist, in die Zahl der Englischen Klassiker aufgenommen zu werden. Eine nähere Analyse, zu der jedoch in dieser flüchtigen Uebersicht nicht der Ort ist, verdienen das **Tagebuch des Capitain Marryat über Amerika** und die drei neuen Bände von **Hallam's Europäischer Literaturgeschichte** des 15ten, 16ten und 17ten Jahrhunderts.

(Revue Britannique.)

Rußland.

Petersburger Straßen-Ausruf.

(Schluß.)

Ein anderes beliebtes Backwerk sind die Moskauschen „Kalatschi". Sie sind das beste Weißbrod, was in Rußland gebacken wird, obgleich auch doch nicht ganz frei von dem etwas säuerlichen Geschmacke, der sonderbarer Weise allem Russischen Brodte eigen zu seyn pflegt. Sie haben eine äußerst praktische Form, nämlich die kleiner Körbchen, d. h. mit daran gebackener Handhabe, so daß man ihrer eine Menge zu gleicher Zeit über die Finger ziehen kann. Am besten werden die Kalatschi in Moskau gebacken, doch findet man sie jetzt auch im ganzen übrigen Reiche. Es läßt sich überhaupt im Allgemeinen von den Russischen Brodten bemerken, daß sie durchweg eine sehr praktische, gut auf den Transport berechnete Form haben. So auch die kleinen „Baranki" (Schäfchen), ringförmige Kringel, die immer auf Schnüre gereiht werden, und von denen man sich immer eine ganze Garnitur kauft, und die dann die Weiber, indem sie sich wie eine Perlenschnur um den Hals hängen, leicht transportiren. — Uebrigens sollen auch manche Russische Brodformen aus der Kirche stammen und mit ihren Figuren an das Kreuz und andere heilige Gegenstände erinnern.

Wiederum ein anderes nicht unerwünschtes Geschrei sind einem Russen die Wjäsemski pranniki. „Wjäsemski pranniki! fsami lutschiji!" „Honigkuchen von Wiasma, die allerbesten!" schreit ein hübscher dicker Bursche aus Wiasma und schiebt einen Schlitten vorüber, der mit allerlei süßen Waaren vollgepackt ist, wie das Pferd von Troja mit Kriegern. Honigkuchen von Wiasma, gezuckerte, gewürzte, gefüllte und nicht gefüllte. Die gewöhnlichen Russischen Honigkuchen sind ein geschmackloses, zähes und lederartiges Backwerk. Wiasma aber kann sich mit seiner Waare dreist den Städten Thorn, Braunschweig und Nürnberg an die Seite stellen. Denn sie weiß in ihren Honigkuchen das Milde und das Starke, das Süße und das Gewürzige so geschmackvoll zu verbinden und dabei noch so manche liebliche und zuweilen äußerst unerwartete Surprise im Inneren des doppelwandigen Kuchen zu verbergen, daß jeder Schmecker seinen Wohlgefallen daran finden muß, zumal da gewöhnlich noch allerlei fromme Sprüche den Kuchen, die gepreßt werden, aufgedruckt sind. Uebrigens geht auch viele schlechte Waare für Rechnung der Stadt Wiasma durchs ganze Reich, an die kein Wiasmascher Backkünstler die Hand anlegte. Die Russen sind große Freunde von Süßigkeit und vom Naschen. Daher diese Honigkuchen-Schlitten, die auch sonst noch Bonbons und eine Menge anderes Naschwerk enthalten, immer guten Absatz haben.

Die Verkäufer der geräucherten Weißfische in Dresden haben sich einen Großvaterstuhl neben ihren Fischkasten gesetzt, auf dem sie wie die Statuen sitzen, und nur wenn sie angesprochen werden, den Mund aufthun, um zu sagen, das kostet so viel und das so viel. Die Kohl- und Eier-Weiber in Berlin und die Fischweiber in Hamburg sprechen nicht anders, als um sich einander zu bekeifen und zeigen nur Phantasie in der Erfindung gemeiner Schimpfworte. Nicht viel besser sind die „Sitzer" im Oesterreichischen. Ich weiß nicht, welch' glatte Prosa sich in unserem Deutschen Marktgesindel offenbart. Mit dem Russischen ist es ganz anders. Alle diese handelnden Bartkerle sind das lustigste, dabei aber auch das lustigste und heiterste Völkchen von der Welt. Das Publikum hat nie etwas von ihnen zu fürchten, und selbst wenn man ihnen Unrecht thut, rächen sie sich höchstens mit einem lächelnd hervorgebrachten Witze, der gewöhnlich so treffend ist, daß der Streit damit ein Ende hat. Gegen ihre Konkurrenten im Gewerbe sind sie in der Regel so höflich, daß einem West-Europäer, der nie solchen Aufwand von Komplimenten zwischen so geringen Leuten erlebt hat, ihre Unterredungen äußerst überraschend sind. Selbst wenn sie Gewerbs-Neid gegen einander erbittert, scheint doch ihr Schelten so wenig gründlich und so wenig ernstlich gemeint, daß es Einem nur wie eine Theaterscene vorkommt. Das Klagen und Lamentiren ist überhaupt den Russen nicht so eigen, wie uns stets in die trübe Zukunft blickenden Deutschen. Heiteren und vergnügten Angesichts wandern die meisten dieser armen Leutchen unter schwerer Last ihre oft recht dornigen Wege. Zuweilen ist es ihnen nicht genug, beständig zu schwatzen. Oft singen sie das Lob ihrer Waaren ab. „Ich bin der junge Wurstmacher, dabei ein hübscher Bursche. Alle Mädchen gucken nach mir, den Gott gemacht, und alle Knaben nach meinen Würsten, die ein Deutscher machte." So sang ein alter graubärtiger Kalabaßnik zu meiner Zeit mit lauter Stimme alle Tage durch die Straßen Charkoffs, der Hauptstadt der Ukraine. — Manche schleppen einen ganzen weitläufigen Frühstücksapparat umher, Wurst, Braten, Kaviar, gekochte Eier, Pfeffer, Salz, Teller, Messer und Gabeln und Alles, was das nach Frühstück lechzende Herz eines Russischen Kaufmanns aus dem Gostinnoi Dwor (Bazar) an kalter Küche verlangen kann. Auf dem ersten besten Straßenpfahl wird das vollständigste Dejeuner angerichtet. — Apfelsinen, Citronen, Aepfel, sogar die dicken Melonen und Arbusen (Wassermelonen) sind ihnen nicht zu schwer, um sie hoch aufgeschichtet auf einem Brette auf dem Kopfe mit großer Geschicklichkeit im größten Volksgedränge zur Schau zu tragen.

Die Weiber mischen sich sehr selten in den Russischen Kleinhandel, wie sie denn, ausschließlich nur mit den häuslichen Angelegenheiten beschäftigt, überhaupt bei allen nicht zum Haushalt gehörenden Verrichtungen selten oder fast nie mit den Männern in den Geschäften konkurriren. Bei uns giebt es Fischweiber, Kohl- und Eier-Händlerinnen. Eine Menge Artikel werden auf unseren Messen und Märkten fast ausschließlich nur von Frauen verhandelt, oder von ihnen gemeinsam mit ihren Männern. Kuchen, Gemüse, Kämme, Spielwaaren, Obst u. s. w. sind nicht das Einzige. Ja man sieht sogar bei uns Frauen mit dem Verkaufe solcher Waaren beschäftigt, bei deren Verschleißung einige Kraft

von nöthen ist, wie z. B. beim rohen Fleische, wo ohnedies der undelikaten Behandlungsweise wegen das schöne Geschlecht ausgeschlossen seyn sollte. In Rußland ist dies anders. Hier sind nicht nur beim Eisen, Holz, Tauwerk und anderen schwer zu handhabenden Artikeln Männer angestellt, sondern auch Männer nur ausschließlich bei Blumen, Gemüsen, Spielzeug und anderen kleinen und zarten Waaren thätig; der Russe steht in zu wenig innigem Verhältniß mit seiner Frau, um sie in die Geheimnisse des Geschäfts einzuweihen und sie bei Berechnung und Verwaltung der Kasse zuzulassen. Sie dient ihm nur im Hause und hat keine Stimme im Rathe. „Moloko, swäsheje moleko!" („Milch, frische Milch!") Das ist der einzige Ruf, den man von seinen Frauenstimmen in Petersburg vernimmt. Und noch dazu sind dies häufig Finnländerinnen und keine Russinnen. Ein seidenes Tuch um die gescheitelten Haare gebunden, recht lange unechte Gehänge in den Ohren, einen ponceaurothen Sarafan (Rock) und oben darüber eine grasgrüne mit weißem Hasenfell gefütterte Duschagreika (buchstäblich „Seelenwärmer", weil dies Kleidungsstück vorzüglich die Brust, den Sitz der Seele, warm hält), grüne mit rothen Kanten besetzte Schuhe, die Haare hinten in einer einzigen langen Flechte herabhängend, an deren Spitze eine gelbe Schleife eingeflochten. So ziehen diese Milchhändlerinnen vor den Thüren der Paläste umher, mit ihrem „Moloko! swäshego moloko!" die langschläfrigen Diener weckend. Ihre achteckigen zinnernen Milchkannen und ihre runden irdenen Schmantkrüge balanciren sie an einem sehr einfachen, aber, wenn man es näher besieht, sehr geschickt erdachten und gearbeiteten Holze. Sechs Monate des Jahres verkaufen sie gewöhnlich bloß Rahm-Eis, wie sich denn in Rußland eine Menge von Waaren im Wintersemester nur im gefrorenen Zustande verhandeln, — gefrornes Oel, das geschnitten oder wie Butter gestochen wird, gefrornes Fleisch, das man wie Holz mit Beil und Säge zertheilt, gefrorne Aepfel, die dann auch noch Sommers im aufgethauten Zustande verkauft werden, wo sie wie Bratäpfel aussehen und an Zuckergehalt und Saft sehr gewonnen haben u. s. w.

Manche Artikel werden von den Russen so stark verbraucht, daß sich in ihnen eigene Händler hervorthuen, die sich allein mit ihrer Verschleißung befassen, während sie bei uns bloß als Zuthat und Nebenwerk bei anderen Waaren erscheinen, so z. B. die Zwiebeln, in welche die Russen wie in die Aepfel einbeißen. „Luk molodei!" (Junge Zwiebeln) ist daher in den Russischen Städten wieder ein eigenes Geschrei, das so vereinzelt bei uns wohl nie auftritt. Sie verkaufen die Zwiebeln pfundweise oder auch in langen Kränzen und Gewinden an einander gebunden, mit denen sich der Käufer schmückt, und von denen sich die Zwiebeln abpflücken lassen, wie Kirschen vom Baume. Ja in Süd-Russischen Städten sieht man ganze Magazine mit diesen Artikeln gefüllt, und es giebt eigene Großhändler, die bloß Zwiebeln in Kommission und Spedition nehmen.

In unserem Deutschland, wo die Wahrheit geliebt wird und sich Alles so giebt, wie es ist, tritt ein Bauer nicht anders als bäuerisch auf und zeigt sich aus grobem Holz geschnitzt. Unter den gemeinen Leuten bei uns sieht man eine Menge wahrhaft gemeiner Physiognomieen, auf denen das Unedle handgreiflich zu Tage liegt. Nicht so in Rußland, wo überall die Gemeinheit, wo sie vorhanden ist, tief unter einer ansprechenden äußeren Hülle von Gutmüthigkeit und Wohlgefälligkeit verborgen liegt, wo man nirgends diese ekelhaften und abschreckenden Gesichtszüge, die wir z. B. auf Hogarthschen Charakter-Bildern sehen, und zu denen wir bei uns viele pendants finden, erblickt. Wer bei uns Hörner hat, läßt sie sich wachsen, und man kann sich davor in Acht nehmen. In Rußland werden alle schroffe Seiten, mit denen sich die Menschen unter einander berühren, vergoldet und bekleidet. Wer sich den Täuschungen des Lebens gern hingiebt, dem muß es angenehm seyn, unter Slawischen Stämmen zu leben. Wer die Menschen so sehen will, wie sie sind, muß die Germanischen vorziehen. Unter den Kaufleuten der Russischen Gostinnoi-Dwor's sieht man wahre Christus-Gesichter, und gewahrt man die alten ehrwürdigen Greise mit hohem kahlen Kopfe, den nur am Rande einige Silberlocken schmücken, mit langem weißen Barte und mildem sanften Auge, die in den Straßen Rindfleisch umherschleppen, so sollte man darauf wetten, es wären lauter Sokratesse, die ihr „gowaedina! gowäd!" (Rindfleisch! Fleisch!) oder ihre „moloduija ziplata!" (junge Küchlein) ausschreien. Selbst der Schelm mit seinem „Kapusta, Shinderi und Petonschka" (Kohl, Sellerie und Petersilie), der's faustdick hinter den Ohren hat und gewiß, wenn er es kann, sein Kraut Jedem zum Dreifachen des Werths anschwatzt, hat eine Gutmüthigkeit in seinem Wesen, auf die man Häuser bauen würde, und die Einem fast zwingt, ihn mit „Bruder" oder „Väterchen" anzureden, wie sie denn in der That sich unter einander auch keinen anderen Titel geben, als „batiuschka" und „brat".

Es giebt eine Menge leicht zerbrechlicher Dinge in jeder Haushaltung, an denen immer etwas hapert, derenwegen man nicht immer zum Handwerker schicken, die man aber an Ort und Stelle leicht verbessern kann. Es laufen daher in den Russischen Städten eine Menge Handwerker umher, die solchen augenblicklichen und häufig eintretenden Bedürfnissen abhelfen, was ihnen um so leichter ist, da sie sich mit wenigem Handwerkszeug leicht behelfen und oft mit dem bloßen Beil so viel ausrichten, als ein Deutscher mit Hammer, Hobel, Meißel und Messer. Die kleinen Faßbinder-Buben stecken ihre kleinen Geräthschaften in den Gürtel, nehmen ein paar Faßbänder und Dauben über die Schulter und verrichten, wenn Einer auf ihrem Ruf: „obrutschi nabiwatj" („Fässer zu beschlagen!") sie anspricht, ihr Geschäft so geschickt als möglich. Schmiede, Schneider, Schuster laufen vielfach umher und repariren und flicken, wo man sie hereinruft und ihnen ein paar Kopeken verspricht. Sogar Glaser schreien in den Straßen: „Stekli watawatz!" („Fenster einzusetzen!") und riskiren ihren ganzen zerbrechlichen Vorrath, um hier und da einer Hauswirthin von einer zerbrochenen Scheibe zu helfen und sich selber zu einem Rubelchen Geld.

Ich weiß nicht, woher es kommt, aber gewiß ist es, daß keiner von allen diesen Straßenkrämern Petersburg's lauter schreit, als der Blumenhändler sein „zwati zwätoschki!" (blühende Blumen!) Denn selbst auch diese zarten Kinder der Flora schleppt der Russe in den Gassen umher. Sie legen die Töpfe in etwas schräger Lage auf ein Brett, das sie auf dem Kopfe tragen, und wissen so die Bäumchen vor Beschädigung zu schützen. Ja sogar die Singvögel müssen in ihren Käfigen mit ihrem Gebieter, der sich von oben bis unten damit behängt hat, im Staube der Straßen wandern, bis sie irgendwo in einem freundlichen Stübchen ein Winkelchen finden, wo sie ihre Klage-Gesänge frei ausströmen lassen können. Von allen bepacken sich aber keine mehr, als die Spielsachenmänner, die Stiefel-, Handschuh- und Strumpf-Verkäufer.

Zur Verfertigung von allerlei kleinem amüsanten Kinderspielzeug haben die Russen ein besonderes Talent. Und sie bringen aus Strohgeflechten und Holzstäbchen allerlei kleine Maschinchen zuwege, die ihrer erfinderischen Kraft bei allen Kindern Ehre machen. Auch giebt es jetzt schon im Troitzkoi-Kloster bei Moskau eine Spielsachen-Fabrik, aus der sich in der Regel all der kleine Kram herschreibt, den sie in Moskau und Petersburg mit „igruschki dätskija!" (Kinderspielzeug) ausschreien, besonders seitdem der Einführung von Nürnberger Waare so harte Zoll-Gesetze entgegenstehen.

Fast jedes Geschrei in den Straßen verkündigt einen neuen Industrie-Zweig des großen Reichs, während unsere Straßen-Ausrufer höchstens aus der nächsten Nachbarschaft stammen. „Sapogi Kasanskije!" (Stiefeln aus Kasan!) heißt es, und „Kartini Moskowskija!" (Bilder aus Moskau), „Chalati Bucharskije!" (Tatarische Schlafröcke!) — Die Mongolen und Tataren waren in Zubereitung und Bearbeitung des Leders ausgezeichnet, und fast alle Industriezweige Rußlands, die sich auf diesen Artikel beziehen, stammen von ihnen her und sind durch sie begründet. So die Fabriken der hübschen mit Gold und Silber gestickten ledernen Mützen und Gürtel in Moskau, so die großen Manufakturen der brillant geschmückten Saffian-Morgenstiefeln von Kasan, die allgemein in ganz Rußland getragen werden und auch außer Landes wandern.

Die Schlafröcke sind der einzige Artikel, der gewöhnlich nicht von Russen selbst, sondern von Tataren verschleißt wird. Bloß und allein ihrer Chalati wegen halten sie sich in Petersburg auf, welche in der Regel ihre einzige Waare sind. Daher sie denn gewöhnlich auch Schlafrock-Tataren genannt werden. Doch sind freilich diese Tatarischen oder Bucharischen Schlafröcke auch so vollkommen, als sie in ihrer Art seyn können. Bei großer Billigkeit sind die Muster der seidenen Gewebe äußerst hübsch, ihr Zuschnitt sehr elegant, ihre Färbung durchaus echt und dabei das ganze Kleidungsstück etwas von dem Wenigen, was immer in Mode bleibt. Die Schlafrock-Tataren erkennt man auf den ersten Blick aus der übrigen Petersburgischen Straßenbevölkerung heraus an ihrer propren Kleidung, ihrem sorgfältig gestutzten Bart, ihrem geschorenen Kopf und ihrer ernsten sorgenvollen Physiognomie.

Von allen Rasnoschtschiks hat keiner einen kurrenteren Artikel, als der Moskausche Bilderhändler. Der Russe schmückt gern seine Wohnungen mit allerlei bunten Bildern. Die Kabaks (Branntweinschenken), die Wohnzimmer der geringen Leute, die kleinen Kajüten der Schiffsleute auf den Flußschiffen, ja sogar oft der innere Raum ihrer Schlitten und Kibitken sind gewöhnlich mit einer Menge von Bildern, buntem Papier und farbigen Tapetenflicken beklebt. Die Hauptfabriken für diese Bilder befinden sich in Moskau, von wo aus beständig eine Menge derselben in alle Enden des Reichs ausgehen. Man kann diese Bilder in drei Klassen sondern, in religiöse, politische und ästhetische. Von ihnen sind die religiösen die ältesten und eigenthümlichst Russischen und am allgemeinsten verbreiteten. Sie stellen alle die Dinge dar, mit denen sich die Phantasie des Russen unaufhörlich beschäftigt. Das Paradies, den Himmel mit allen ihren Freuden, die Hölle mit ihren schrecklichen Qualen, die sieben ökumenischen Kirchen mit ihren heiligen hundert Kuppeln und Thurmspitzen, die zwölf berühmtesten Klöster Rußlands, alle auf einem Blatte, das heilige Moskau mit seinen 1000 Kirchen. Dann die ethischen und moralisch-satirischen Bilder, der Geldteufel, wie er Gold unter die Leute vertheilt und die Menschen aller Stände blendet und verführt, der Liebesteufel und der Teufel der Eitelkeit, wie er die Männer und Frauen jeden Alters neckt und an der Nase führt. Dann die heiligen Märtyrer, wie sie Armen und Kranken helfen und selbst die größten Qualen erdulden. Alles mit der lebhaftesten Phantasie und den buntesten Farben bis ins geringste Detail ausgemalt.

Die politischen Bilder der Russen beschäftigen sich alle mit der geliebten Person ihrer Kaiser und stellen eine Menge Anekdoten von ihnen dar, die man immer in allen Enden des Reichs auf dieselbe Weise wiedergegeben findet. Kaiser Peter, wie er auf dem Ladoga-See im Sturm das Ruder des kleinen Boots

ergreift und den erschreckten Schiffern zuruft: „Seyd nicht bange, Brüder, habt Ihr schon je gehört, daß ein Kaiser in einer Pfütze ertrinkt?" — Kaiser Peter, wie er sich die Kaiserkrone aufsetzt. — Alexander, wie er in Lithauen den am Wege liegenden erfrornen Bauern ins Leben zurückzurufen sucht. — Nikolaus, wie er in seinen einfachen Mantel gehüllt, auf gewöhnlichem Russischen Troika (Wagen mit drei Pferden) durch sein Reich fährt, — oder wie er, seinen Sohn Konstantin auf dem Schoße, seine hohe Gemahlin in einem kleinen Boote spazieren fährt. — Der Thronfolger, wie er neben seinem Vater her zur Truppen-Revue reitet. — Es giebt einen bestimmten geschlossenen Cyklus von solchen Scenen, die ein für alle Mal wie geprägte Münzen kursiren, mit dem Volksleben innig verwebt sind und immer wieder ganz auf dieselbe Weise erscheinen.

Die ästhetischen Bilder sind nur Nachahmungen dessen, was man vom Auslande bekommt. Alle schöne Landschaften, mythologische Darstellungen, ethnographische Skizzen, die Paris, Berlin und Wien nach Moskau schicken, werden hier sogleich ins Russische übersetzt, d. h. recht schnell und flüchtig und zu billigen Preisen nachgemacht, mit Russischen Unterschriften versehen und von den Bilder-Rasnoschtschiks in alle Welt verschleppt. So die allegorischen Jahreszeiten, die Venusse und Apollo's unserer Künstler, die Araber und Numidier, welche die Franzosen malen, die Indier und Neger, welche die Engländer zu Markte bringen, die Portraits der hübschen Königin von England, deren Bild bis nach Irkutsk geht, des Französischen Königs Ludwig Philipp, dessen Bart bis über den Kaukasus bekannt ist, wo er dem berühmten Barte Schach Ali's begegnet. Napoleon's Portrait ist eines der gewöhnlichsten darunter, wie bei uns, und alle die merkwürdigen Begebnisse, die mit dieser gewaltigen Erscheinung in Verbindung stehen, werden auf diesen Bildern vielfältig dargestellt und dem Russischen Volke bekannt gemacht.

Italien.

Die Heilquellen und Bade-Orte.

Von A. Piazza.

Endlich ist der Sommer mit seinen 28 Grad Réaumur zurückgekehrt! Mailand ist kaum noch bewohnbar. Man muß aufs Land, nach dem Lago di Como, nach den Gesundbrunnen fliehen, wofern man nicht lieber in kühler Mitternacht-Stunde längs dem Corso der Porta Orientale lustwandelt. Das Letztere ist vielleicht bequemer, weniger poetisch, aber desto ökonomischer.

Das Wasser gehört unstreitig zu den Geißeln der Menschheit, und doch wird es immer beliebter und populairer im weitesten Sinne. Unser Geschlecht hat der Sündfluth, der Wassersucht und allen übrigen Erzessen dieses Elementes großmüthig verziehen.

Ohne jedoch bis zur Sündfluth, zu den losbrechenden Brunnen der Tiefe zurückzugehen, so giebt es Brunnen, welchen die Aristokratie unserer Tage besonders hold ist und die wir Bürgerliche verabscheuen sollten; denn sie entziehen uns eine Menge eleganter Herren, die alljährlich nach diesen Brunnen wallfahrten, um durch Tanzen, Reiten und Liebes-Abenteuer von ihren Magenkrämpfen, ihren Nerven- und Leber-Leiden sich zu befreien.

Man besucht die Heilquellen in der That nur selten um seines Heiles willen, fast immer zur Kurzweil, d. h. um der langen Weile auszuweichen. Dieser Zweck wird nicht offen eingestanden, aber es giebt tausend und aber tausend Vorwände, um ihn zu bemänteln.

In Frankreich, in Deutschland und in Italien hat man Wasser und Brunnen für jedes Leiden des Körpers und der Seele; selbst hoffnungslose oder hoffnungsarme Verliebte finden oft ihre Genesung im See- und Mineral-Wasser! Die Franzosen laden uns nach Dieppe, nach Mont d'Or und den Pyrenäen — die Deutschen nach Baden, Spaa und den Ufern des Rheins, wo heutzutage Noblesse und Mode-Schriftsteller ihre General-Versammlungen halten. Die wahrhaft kranken Leute und die weniger Bemittelten wagen sich nicht über Italien hinaus; sie nehmen mit Bormio, Battaglia, Abano, Trescorre fürlieb; und wenn es hoch kommt, so besuchen sie Ischia, Genua oder Lucca.

Noch unlängst war Spaa ein armseliges Dorf, das kaum funfzig russige Barracken zählte und dessen Bewohner nichts hatten, als Mißmuth und Schwefelwasser. Die Geschichte von Spaa ist die jedes anderen Bade-Ortes, und die Geschichte der Bade-Orte, die noch nicht existiren, wird auf ein Haar die nämliche seyn.

An einem schönen Tage kommt es einem jener Herren Mode-Aerzte, die irgend eine glückliche Kur in Ruf gebracht, in den Sinn, einen Millionair nach irgend einer Quelle zu senden, damit er — kein Mensch weiß, von welchem Uebel — Genesung erlange; und da nun auch die Medizin Novitäten und Systeme liebt, so verordnet der Herr Arzt eine Gebirgs-Quelle, an der die Ziegenhirten seit Jahrhunderten behaglich ihren Durst löschen. Er rühmt von dieser Quelle, daß sie mit Wunderkräften begabt sey, und schilt auf solche Fakultäten, die ihr nicht gebührende Achtung beweisen. Der reiche Mann, der schon in gutem Wohlseyn abgereist war, kehrt frisch, munter und wohlgemuth zurück; denn er hat die Monotonie des Stadtlebens ein paar Monate nicht gefühlt, und vielleicht ist ihm auch die Lymphe der Nereiden besser bekommen, als der Saft des Lyäus.

Ein Jahr später begeben sich auf die Empfehlung des Millionairs (denn solchen Leuten glaubt man immer) zwei elegante Damen an denselben Ort. Die Eine ist nervenschwach, die Andere zu Krämpfen disponirt. Freundinnen von ähnlicher Constitution pilgern ihnen bald nach, und das unschuldige Bergwasser, welches bis dahin fast unbekannt gewesen, erlangt eine Celebrität, die ans Fabelhafte gränzt.

Jetzt, geliebter Leser, nimm einmal an, ich erzählte Dir etwas Wahres, und bilde Dir ein, daß im dritten Jahre eine ganze Karawane von der haute société dem Wunderbrunnen zuströmt, und daß dieser Zulauf einen Medikus zu „Unentbehrlichen Rathgebern für Brunnen-Patienten", einen träumerischen Poeten zu wässerig-rührenden Kanzonen und einen Journalisten zu flau-humoristischen Artikeln begeistert: so wirst Du den weiland so friedsamen, eklogischen oder idyllischen Gebirgs-Winkel gewiß nicht wieder erkennen. Prächtige Gasthöfe nehmen die Stelle ein, wo ärmliche, vom Unwetter geschwärzte Hütten standen, und nach ungefähr zehn Jahren erblickst Du eine gar zierliche kleine Stadt, die mit Ungeduld dem Augenblick entgegenharrt, an welchem der Grundstein zu dem marmornen Denkmal gelegt werden wird, das die Verdienste des Aeskulap, dem sie ihre Gründung und ihren Flor verdankt, auf die Nachwelt fortpflanzen soll.

Denke Dir einen Saal, eine wahre Arche Noah, in welchem viele Franzosen, Engländer, Deutsche und einige wenige Karlistische Spanier sich baden. Jedes Volk hat einen reichen Repräsentanten, den seine Gicht oder sein Nervenleiden nicht verhindert, glänzende Feste zu geben und den Ruhm seiner Nation aufrecht zu halten. Ist der Tanz vorbei, so liest man Geßner's Idyllen, Tasso's Aminta, Lamartine's Meditationen, Walter Scott's „Fräulein vom See", und Gott weiß, was sonst noch für Werke des Genies oder der kümmerlichsten Mittelmäßigkeit — Alles muß sich friedlich vertragen. Dann setzen sich die ehrwürdigen Matronen zum Whist, Boston oder Tarok und senden von Zeit zu Zeit einen Stoßseufzer an ihre entfernten Hausgötter, welcher Seufzer mit dem Stöhnen eines am Faro-Tische ruinirten jungen Wüstlings harmonisch zusammenklingt.

Habt ihr nun diesen Ort der Gesundheit und des Zeitvertreibs mit eurer Phantasie geschaut und die Periode von zehn Jahren, in welcher eine neue Stadt wie durch Zauber ihr Daseyn erhielt, im Geiste ermessen, so thut mir den Gefallen und fügt noch zwölf, funfzehn oder zwanzig andere Jahre hinzu, und ihr werdet mit stummem Erstaunen dieselbe Stadt betrachten, die, weiland so lachend und geräuschvoll, jetzt in den letzten Zügen zu liegen scheint, als hätten Pest oder Cholera darin gewüthet! Und woher dieser merkwürdige Wechsel des Geschickes? Der edle Brunnen ist durch beißende Witzworte einer Dame, die ihre Dreißig bereits zurückgelegt hat, befleckt, durch die Calembourgs einer Zeitschrift verderbt und getrübt worden, und diejenigen, welche *hinführo zu seinem* Sprudel zurückkehren, um sich an freundlichen Erinnerungen zu weiden, können von Glück sagen, wenn sie Wasser finden, das ihnen den Durst löscht.

Mannigfaltiges.

— Capitain Marryat und die Nord-Amerikaner. Die Schilderung, welche Mistreß Trollope von dem Leben in den Vereinigten Staaten gegeben, hat ihren Nachfolgern die Beobachtung sehr erschwert, und auch dem Capitain Marryat ist, obgleich bei seiner Ankunft daselbst der Zorn der Amerikaner sich schon etwas gelegt hatte, in den Gesellschaften überall mit großer Zurückhaltung begegnet worden, so daß er sich zuletzt entschloß, den Einladungen lieber ganz auszuweichen, um beiderseitigen Verlegenheiten vorzubeugen. Wo er hinkam, merkte er, daß man sich in der Unterhaltung ängstlichen Zwang auflegte, ja, man fragte ihn sogar öfters, ob er auch dies und jenes nicht in sein Buch über Amerika aufnehmen werde, und als sich eines Tages ein Amerikaner, ohne ihn zu kennen, sehr freimüthig über verschiedene Institutionen und Sitten des Landes ausgesprochen hatte, erschrack derselbe nicht wenig, da er hörte, daß sein Reisegesellschafter der Capitain Marryat sey. Indeß versichert der berühmte See-Novellist doch in seinem so eben erschienenen „Tagebuch über Amerika", daß man der Mistreß Trollope, selbst in Cincinnati, ihre Verschwärzungen schon ziemlich vergeben habe, wie denn die Amerikaner im Grunde ein sehr gutmüthiges Volk seyen, und käme jene Dame jetzt noch einmal nach den Vereinigten Staaten, so würde man sie sogar wahrscheinlich besser aufnehmen, als bei ihrem ersten Besuch; man habe sie besonders deshalb früher mit Zurücksetzung behandelt, weil man es nach Amerikanischen Begriffen unanständig gefunden, daß sie, als eine verheirathete Frau, allein herumreise, und diese Zurücksetzung habe ihre Feder mit einem Uebermaß von Galle getränkt; sie würde übrigens jetzt auch anders über Cincinnati urtheilen, wenn sie es wiedersähe, da es damals noch in seiner Kindheit gewesen und sich seitdem mit einer Schnelligkeit emporgehoben habe, wie sie nur in der neuen Welt zu finden sey; denn, sagt Capitain Marryat in seinem Tagebuch, in Amerika sind zehn Jahre fast so viel als ein Jahrhundert auf dem alten Kontinent. Wo heute noch dichter Urwald ist, in welchem das Elenthier weidet und der Panther heult, da trifft man in zehn Jahren vermuthlich Städte mit Tausenden von Einwohnern und mit dem regsten Gewerbfleiß.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 94. Berlin, Mittwoch den 7. August 1839.

Türkei.

Die Familie Sultan Mahmud's.

(Aus d'Aubignosc's Turquie moderne.)

Der Sultan Mahmud hat vier lebende Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter, hinterlassen; im Laufe des Jahres 1838 verlor er einen Sohn und eine Tochter. Die Krankheit, welche den jungen Prinzen dahinraffte, blieb unbekannt, weil man sich aus einem abgeschmackten Vorurtheil der Oeffnung der Leiche widersetzte, auf welche die Aerzte mit um so größerem Rechte antrugen, weil ein älterer Prinz nahe daran war, demselben Uebel zu unterliegen; der Letztere verdankt aber, wie bekannt, seine Herstellung der Empirie, und man weiß, wie reich die Armenierin, welche dies Wunder ausübte, belohnt worden ist. Ein anderes nicht weniger zu beklagendes Vorurtheil war einige Monate darauf Schuld am Tode der zweiten Tochter des Sultans, der Gemahlin Saïd-Pascha's, die durch einen zu rechter Zeit angewendeten Aderlaß gerettet werden konnte. Aber sie war aus Kaiserlichem Blute, aus jenem Blute, das so oft auf den Stufen des Thrones geflossen, das aber zur Rettung der kostbaren Tage eines Familiengliedes nicht vergossen werden durfte. Diese beiden Thatsachen zeigen, wie groß die Macht des Widerstandes war, der sich dem Reformator sowohl in materieller wie in moralischer Hinsicht entgegenstellte.

Die Thronfolge war durch das Daseyn zweier Prinzen gesichert; glücklicher Weise hat Sultan Mahmud, der in den beiden angeführten Fällen sich schwach zeigte, die Kraft gehabt, einer von seinen Vorgängern nur zu oft befolgten Gewohnheit zu widerstehen, welche den Tod der jüngeren Prinzen anbefiehlt, um die Nebenbuhlerschaft der Erben zu verhüten. Der älteste der Söhne Mahmud's, nunmehriger Sultan, ist 17, der zweite 14 Jahr alt. Während des Ramasans erblickte man sie zu Pferde in den Straßen, wo der Sultan seine gewöhnlichen Spazierritte hielt, und in der schönen Jahreszeit folgten sie oft ihrem Vater auf seine Lustschlösser; diese beiden Fälle ausgenommen, sah man sie jedoch sonst nirgends. Ihre Erziehung wurde im Innern der Gemächer und ganz abgesondert betrieben; zuweilen wählte man ihnen einige Mitschüler aus den jungen Sklaven, die zu ihrem Dienst gehörten. Der Unterricht wurde ihnen von muselmännischen Lehrern ertheilt, doch kann man sich denken, was sie von Männern lernen konnten, denen selbst jede nützliche Wissenschaft fremd ist. Das tiefste Geheimniß umgab die ersten Lebensjahre dieser so hochgeborenen Kinder, die einst mit unbeschränkter Machtvollkommenheit über zahlreiche Völkerschaften herrschen sollten. Es bot sich uns eine in ihrer Art einzige Gelegenheit dar, etwas Näheres über die Unterrichts-Gegenstände zu erfahren. Wir waren zur näheren Bekanntschaft eines Mannes zugelassen worden, der, erst vor kurzem einer fast souverainen Stellung entrissen, sich nun aufs eifrigste mit der Erziehung seiner drei Söhne von 17, 14 und 9 Jahren beschäftigte. Wir fanden diese gestürzten Prinzen stets von Muselmännischen Lehrern umgeben, die sie in den religiösen Gebräuchen, im Lesen, Schreiben, in den Anfangsgründen der Mathematik und im Persischen unterrichteten. Mehrmals machten wir den Vater, der mit unermüdlichem Eifer allen Lehrstunden beiwohnte, darauf aufmerksam, wie das Studium einer Europäischen Sprache, des Französischen vielleicht, seinen Söhnen die Erwerbung von Kenntnissen sehr erleichtern würde, die sie durch den Unterricht, auf welchen man sie beschränkte, nie erlangen könnten; es leuchtete ihm ein; „aber", fügte er hinzu, „kann ich denn wohl etwas Besseres thun, als mich ganz nach meinem erhabenen Gebieter, dem Sultan, zu richten? Der Erziehungsgrundsatz, den ich bei meinen Kindern befolge, ist ganz der, welchen er für die seinigen festgesetzt hat. Man unterrichtet mich pünktlich von Allem, was er in dieser Hinsicht anordnet, und ich ahme ihm nach. Wenn man mit den jungen Prinzen die Europäischen Sprachen und andere Wissenschaften vornehmen wird, so sollen meine Söhne ebenfalls ähnliche Lehrmeister erhalten. Ich wiederhole es, ich kann nichts Besseres thun, als einem solchen Führer zu folgen." Es liegt etwas Rührendes in dieser Treue und Achtung, in dieser Nachahmung eines hohen Vorbildes. Wenn dies oft der Fall ist, und wir haben Grund, anzunehmen, daß es allgemein unter den vornehmen Klassen so sey, so kann man daraus bei einem Volke, wo die Subordination sich so weit erstreckt, ein Streben nach großem Fortschritt abnehmen.

Sultan Mahmud wollte sich durch die Wahl von Schwiegersöhnen brauchbare Stützen und Gehülfen verschaffen, und gewiß ist es ebenfalls ein merkwürdiger Fortschritt, daß er ganz gegen die alten Gebräuche und Vorurtheile seiner Krone den Vermählten das Zusammenleben gestattete. Sonst wählten die Sultane sich zwar auch Schwiegersöhne aus ihren Unterthanen, aber nur aus politischen Absichten; die väterliche Zuneigung kam dabei gar nicht in Betracht. Wenn die hohe Pforte erfuhr, daß irgend ein Pascha in einer entfernten Provinz große Schätze aufhäufe, die vielleicht später zu Aufruhr-Projekten förderlich seyn konnten, welche ohnehin die weite Entfernung vom Sitz der Regierung begünstigte, so wurde alsbald ein Beamter des Serails an ihn abgesandt, der ihm verkünden mußte, daß ihm eine ausgezeichnete Ehre, die Hand einer Tochter des Sultans, zugedacht sey; dabei überreichte er ihm zugleich die Fermans, einen Ehrenpelz und andere Zeichen der ihm zu Theil gewordenen hohen Gunst. Auf der Stelle mußte nun der neue Schwiegersohn seine rechtmäßigen Frauen verstoßen; die Weiber seines Harems durfte er behalten, doch nur unter dem Titel von Sklavinnen oder Dienerinnen seiner Kaiserlichen Gemahlin, die es jedoch nur dem Namen nach war, weil die Gatten nicht mit einander lebten. Dann mußte er der Prinzessin reiche Geschenke und eine Morgengabe in Goldmünzen zusenden, auch für ihren Unterhalt durch ein ihrem Range angemessenes Jahrgehalt Sorge tragen. War der Pascha so freigiebig, wie man es bei dem Reichthum erwartete, in dessen Besitz man ihn glaubte, so betrachtete ihn der Sultan als gewonnen; er stieg dann immer höher in der Gunst, und seine Frau befestigte ihn nicht allein durch ihren Einfluß in seiner Statthalterschaft, sondern verschaffte ihm auch wohl eine noch bedeutendere Stellung. Zeigte er sich aber knickerig, so war sein Untergang beschlossen, und Schwiegervater und Gemahlin trachteten nur danach, ihn im Stillen bei Seite zu schaffen; war dieser Zweck erreicht, so fielen alle seine Reichthümer dem Fiskus anheim.

Die Gatten schrieben einander oft; das war die einzige Vertraulichkeit, welche ihnen durch ihre Ehe gestattet wurde. Sie sparten dabei keine Schmeicheleien und dichteten einer dem anderen die größten körperlichen Vorzüge an; denn sie hatten sich ja niemals erblickt, nicht einmal im Bilde, weil das Gesetz des Propheten streng jede menschliche Abbildung untersagt; zuweilen ging die Täuschung so weit, daß sie sich einbildeten, einander wirklich zärtlich zu lieben. Der Zufall jedoch konnte sie vereinigen; zuweilen gelang es den Intriguen der Frau, ihrem Gatten eine der vornehmsten Ehrenstellen des Reiches zu verschaffen, wie zum Beispiel die des Großwesirs oder des Kapudan-Pascha, welche den Aufenthalt in der Residenz erfordern; in diesem Fall war dann ein Zusammenleben gestattet. Wie arg mochte aber dann oft ihre Enttäuschung seyn, wenn sie bei der ersten Zusammenkunft sich nicht so schön, so reizend und so vollkommen fanden, als ihre orientalische Phantasie es ihnen vorgegaukelt hatte!

Unter der Regierung Selim's III. kam ein solcher Fall vor. Der Pascha von Erzerum war von dem Sultan zum Gemahl einer seiner Töchter erwählt worden. Gerade in dem Augenblick, als ihm diese Ehre zu Theil wurde, verlor er ein Auge durch die Ungeschicklichkeit seines Günstlings beim Dschirid-Spiel, das er leidenschaftlich liebte. Die Folgen dieses unglücklichen Zufalls wurden noch durch die Ungeschicklichkeit des Arztes verschlimmert; der linke Nasenknorpel mußte abgenommen und durch eine silberne Platte ersetzt werden. Kurz nach seiner Heilung traf er in Konstantinopel ein, um die Stelle eines Großwesirs zu übernehmen, zu der ihn der Einfluß der Sultanin erhoben hatte. Er war furchtbar häßlich, und Niemand wunderte sich über den Abscheu, den die Prinzessin beim Anblick des Mannes bezeigte, den sie sich als einen Adonis vorgestellt hatte; sogleich verließ sie den Palast, wo die Zusammenkunft stattgefunden, und der gute Selim willigte in die Scheidung. Nichtsdestoweniger bewahrte der neue Wesir doch die Gunst seines Herrn, und er hat ein gutes Andenken hinterlassen. Zwar wurde ihm nun der Besitz einer schönen Prinzessin nicht zu Theil, aber er entging auch den schrecklichen Prüfungen, welche ihm im Laufe dieser Verbindung bevorgestanden hätten.

Ein grausames Gesetz verurtheilte alle Kinder, die von einer Prinzessin aus Kaiserlichem Blute und einem Unterthan abstamm-

ten, gleich bei ihrer Geburt zum Tode. Diese Unglücklichen, welchen Geschlechts sie auch immer waren, traten nur ins Leben ein, um aus den Händen der Hebamme sogleich in die des mit ihrem Tode beauftragten Stummen überzugehen. Durch diese unmenschliche Vorsicht wollte man allen ehrgeizigen Bestrebungen vorbeugen, welche dergleichen von Kindern gesegnete Verbindungen mit dem Osmanischen Blut hätten erzeugen können. Dem Sultan Mahmud gebührt die Ehre der Aufhebung dieses abscheulichen Verfahrens. Sein erster Schwiegersohn Halil-Pascha besaß von seiner Gattin einen Sohn, der sechs Monate lebte und dann eines natürlichen Todes starb. Halil, der früher ein Georgischer Sklave war, verdankt die außerordentliche Gunst, vom Sultan zum Gemahl seiner ältesten Tochter gewählt zu seyn, nur der Liebe, welche der alte Seriasker Chosrew-Pascha, dessen Günstling er war, für ihn hegte, da dieser selbst sich der Gunst des Sultans in hohem Grade erfreute. Die Ursache zu der gleichen Auszeichnung, welche Saïd-Pascha zu Theil wurde, der im Jahre 1837 die zweite Tochter des Sultans ehelichte, haben wir nicht auffinden können. Es lebt auch noch eine Schwester Sultan Mahmud's, die nahe an sechzig Jahr alt ist; sie hat es verstanden, die weniger strenge Beobachtung der Etikette zu benutzen und sich unter dem Schutze der Reformen mehr Freiheiten zu verschaffen, als sie ehemals genoß. Sie bewohnt einen herrlichen Palast am Bosporus, liebt sehr die Bewegung und besorgt sich gern selbst alle ihre Geschäfte und Einkäufe, daher man ihrem Harem sehr oft in den Straßen von Konstantinopel begegnet. Böse Zungen sagen von ihr, sie verstände es, sich die Langeweile des ehelosen Standes zu verscheuchen; das Publikum lacht darüber und verzeiht ihr solche Zerstreuungen, weil sie übrigens eine gute Dame ist.

England.

Philarète Chasles über den Roman der Bulwerschen Ehe *).

Hier haben wir einen häuslichen Zwist in sechs Bänden, mit dem sich ganz England, wenigstens das lesende, beschäftigt hat.

Herr Bulwer, der durch die Gnade der Königin Viktoria zum Baronet erhoben worden, nicht Henry Bulwer, der ein mittelmäßiges Buch über die Französischen Zustände geschrieben hat, sondern Herr Lytton Bulwer, der Verfasser von Pelham, Eugen Aram, Clifford und den Pilgern am Rhein, der berühmte Romanschreiber des gegenwärtigen Englands, der Vertheidiger der Schriftstellerrechte im Parlament, hat vor einem Jahre drei Bände, betitelt Maltravers, erscheinen lassen, die einiges Aufsehen machten. Der Novellist geißelte seine Feinde, schmeichelte seinen Freunden, sprach von seinen Maitressen, liebkoste seinen eigenen Ruhm und machte sich ein anständiges Piedestal, vor welchem seine Feinde besiegt niederfielen. Der kräftige, leichte Stil, eine Menge glücklicher, feiner Bemerkungen, ein treffender, rascher Blick und die Beredsamkeit des Egoismus in Verbindung mit dem Talent des Schriftstellers, verschafften dem Werk Erfolg; man riß sich darum, es erschienen eine Menge Kommentare darüber; man wollte wissen, wer Lumley Ferrers, der constitutionelle Macchiavellist, sey, und Castruccio Cesarini, das verkannte Genie. Man setzte Namen unter die Portraits; besonders aber fiel es auf, daß Bulwer gar nicht von seiner Frau sprach und das Hauptinteresse seines Romans in die Person einer jungen Maitresse, einer naiven Bäuerin, Alice Lee, gelegt hat. Die Englische Gesellschaft, die so prüde und neugierig zugleich ist, hatte keine Ruhe, bis sie seine Alice Lee entdeckte. Es scheint, daß Bulwer, der Dandy, von dem so viel gesprochen worden, sich selbst ein junges Mädchen aus dem Volk erzogen, das, wie seine Feinde behaupteten, von ihm verlassen worden, oder, wie seine Freunde sagten, ihn zuerst verlassen hatte. Die Eroberungen und Sünden des Baronets beschränkten sich nicht darauf; man nannte noch andere Weltdamen: es war etwas Aehnliches, wie die berüchtigte Liste Don Juan's. Herzoginnen figurirten neben Bürgerinnen; es war eine ganze Schaar von Opfern.

Die parlamentarische Partei, an deren Spitze Bulwer stand, setzte indeß ihre Angriffe gegen die Regierung fort. Als Repräsentant der Presse und der Literatur, nahm er eine in seinem Lande ganz neue Stellung ein, eine Stellung, die sehr falsch, aber sehr geschickt, scheinbar kühn, doch in der Wirklichkeit leicht ist. Er erkannte die gegenwärtige Entwickelung seines Vaterlandes, er sah, daß es sich die Aristokratie des Talents gern gefallen lasse, und indem er den Radikalismus zur Mauer, das Talent zur Waffe brauchte, schuf er sich seine Stellung. Wer hätte es nun gewagt, seine Sitten anzugreifen und Klage über ihn zu führen, selbst in diesem Vaterlande der Prüderie und der strengen Sitte? Er disponirt über mehrere Journale, steht an der Spitze einiger literarischer Zeitschriften, hat Einfluß fast auf die ganze Presse und schließt sich einer Partei des Unterhauses an, welche durch ihre Popularität bedeutend ist. Wer wird das Hallali gegen diesen König des Waldes anstimmen? Wer wird ihn verfolgen? — Kein Anderer, als die häusliche Person, welche die kühnste und zugleich die unbequemste ist, seine eigene Frau. Madame Bulwer, jetzt Lady Bulwer, konnte es nicht ertragen, daß ihr Mann so berühmt und unbestraft, daß Don Juan vermählt bliebe, Lovelace ohne Rächer, mit dem Volkslorbeer bekränzt, ein untreuer Gatte, ein bewunderter Moralist, ein stolzes Parteihaupt, ein Philosoph ohne Gegner. Sein schwerstes Vergehen in den Augen der Madame Bulwer war, daß er sie selbst sehr vernachlässigt hatte. Sie trennte sich von ihm und suchte Rache. Ob sie sich durch eine heimliche, weibliche That rächte, erzählt die Geschichte nicht, obgleich dies Madame Bulwer selbst in ihrem Werk anzudeuten scheint. Oeffentlich aber nahm sie Rache in diesem Roman, von dem man seit zwei Monaten in allen drawing-rooms Englands spricht und der den Titel führt: Cheveley oder der Mann von Ehre, ein Roman voller Skandal und eine Protestation gegen Maltravers.

Der Roman des Mannes wird durch den der Frau total umgestürzt; sie nimmt die Personen, die ihr Mann auftreten läßt, von der verkehrten Seite; sie zeigt sie weiß, wenn er sie schwarz gemacht hat, blau, wenn sie bei ihm grün sind, klein, wenn er sie groß darstellt, jenen optischen Spiegeln ähnlich, welche die Gesichter verkleinern oder verlängern. Diese doppelte Portrainirung, wo das, was rechts häßlich ist, links schön wird, wo Alles, was auf der einen Seite gut ist, auf der anderen schlecht erscheint, macht Einem viel Spaß; besonders aber freut sich Alt-England daran, das nach diesen Skandalosüdten so lüstern ist, das sich an diesen häuslichen Sünden wie eine neugierige Gevatterin ergötzt, die nichts zu thun hat. Man vergleicht Cheveley mit Maltravers, und umgekehrt. Man findet Schwächen bei Mann und Frau; man lacht im Stillen und tadelt öffentlich. Jene eigenthümliche Welt Englands, die in Prüderie und Gewohnheiten so erstarrt ist, fühlt sich glücklich, wenn eine unerwartete Bewegung ihre matten Wellen etwas aufregt. Auf Seiten des Mannes ist viel Talent, auf Seiten der Frau viel Streben nach Malice. Wenn der Mann seine Liebeseroberungen eingesteht, indem er sie zu platonischen macht, so enthüllt die Frau ohne Scheu die Vorgänge ihrer Seele und ihre lebhafte Neigung für Lord Cheveley. Er gesteht, daß Maltravers lange mit einer ländlichen Agnes Sorel gelebt hat, die er in Kunst unterrichten ließ; sie beschreibt ohne Rückhalt einen einsamen Abend in Venedig, während dessen Lord Clifford (der Maltravers der Lady Bulwer) auf dem Ball war; da kommt eine Ohnmacht vor, ein Arm, der durch die Rohheit des Mannes verrenkt wird, ein gelöstes Mieder, ein Sopha, eine Nacht auf dem Adriatischen Meer, Lord Cheveley in der Nähe; kurz, wir haben hier eine Scene, welche die unzweideutigste im ganzen Roman ist und sich mit den Vorschriften des Ehegesetzes am wenigsten verträgt.

Wenn wir nicht irren, ist Lady Bulwer keine Engländerin von Geburt, sondern eine Belgierin. Darum ist es ihr auch so schwer geworden, sich an das Joch der Englischen Etikette zu gewöhnen. Der armen Königin Charlotte ging's nicht besser, als sie aus ihrem sentimentalen, für die Schwächen zarter Herzen so nachsichtigen Deutschland nach Carlton-House kam. Lady Bulwer zieht nicht bloß über ihren Abtrünnigen her, sondern über die ganze Welt; sie giebt Karrikaturen vom alten wie vom neuen Adel, von Bulwer's Bruder (den sie unter dem Diplomaten Henry meint), von den Wahlen und den Wählern, von der Provinz, von den Löwen und Löwinnen *), von den Obersten, den Gelehrten und den politischen Männern. Man hätte da eine sehr pikante Satire, wenn die Ausführung dem Willen entspräche und sie das Viertel von dem Talent hätte, das ihre Malice brauchen könnte. Aber die Zerrissenheit und die bittere Stimmung verdirbt fast das ganze Buch. Dieses schamlos aufgedeckte häusliche Leben, diese groben Schilderungen der Wirklichkeit sind weder schön, noch interessiren sie. Es fehlt überall die Hand des Künstlers; keine von den handelnden Personen flößt uns Achtung ein, und der fortwährenden Anklagen, die das Buch füllen, wird selbst die Neugier müde. Was interessirt es uns, daß Lord Clifford (oder Herr Bulwer) ein finsterer Ehemann war, oder daß sein Bruder eine untergeordnete Rolle in der Familie gespielt, und daß die Gouvernante der Miß Bulwer dem Vater ihres Mündels sehr gefallen habe? Vom Erzähler, wie vom Maler, verlangen wir, daß er uns gefalle und uns fessele. Lady Bulwer hat sich schrecklich zu rächen geglaubt; ich fürchte, daß die Waffe in ihren Händen zerbrochen ist, und daß sie sich selbst bei diesem Ehezank am meisten verletzt hat. Man wußte, daß ihr Mann schon viel geliebt; man hielt den keinesweges für ein vollkommen reines Wesen, der an allen Kämpfen und Täuschungen in der Politik so lebhaft Theil genommen, der in dem Strudel der Presse und der polemischen Literatur so tapfer mitgearbeitet. Das Buch dieser unzufriedenen Dame deckt uns nichts Verborgenes auf, zerstört keine Maske. Was erfahren wir durch sie? Daß sie die Englische Gesellschaft verachtet, daß es in derselben eine Menge närrischer Prätensionen, verdorbene Standeswitwen, schwachköpfige Dandies und leichtgläubige Bürger giebt. Doch was haben wir davon, wenn wir das wissen? Das Geschlecht der Narren ist unsterblich, unerschöpflich fruchtbar; jedes Land hat die seinigen: wenn man der Welt weiter nichts geben kann, verlohnt es nicht, die Feder in die Hand zu nehmen. Die Ausländer freilich ergötzen sich sehr an den satirischen Schilderungen der Verfasserin, aber die Engländer können nur Malice ohne Anmuth und Gemeinplätze ohne Geschmack darin sehen. D'Israëli der Jüngere, Grattan der Jüngere, Theodor Hook, Galt, Bulwer selbst, haben diese Schwä-

*) Vgl. Nr. 59 und 64 unter „Mannigfaltiges". Wir theilen dieses Urtheil des bekannten Französischen Kritikers, der mit der Englischen Literatur sehr vertraut ist, unseren Lesern darum mit, weil es mit vieler Sachkenntniß geschrieben ist und uns einen tiefen Einblick thun läßt in die Entstehung des Romans, in sein Verhältniß zu Bulwer selbst und überhaupt in eine Menge geistiger und literarischer Verhältnisse in England.

*) Lions heißen in England bekanntlich die Personen, die gerade in der Mode sind und bewundert und begafft werden, wie Afrikanische Löwen.

chen der Englischen Gesellschaft viel besser beschrieben; in ihren Schilderungen ist mehr Wahrheit und weniger Bitterkeit; sie sind nicht in die Uebertreibung verfallen, die sich Lady Bulwer erlaubt.

Doch es ist ein eigener Reiz in der Galle, in die sie ihre Farben taucht. Sie ist in ihren Declamationen bitterer, als eine geborene Engländerin es seyn könnte, und der schlechte Stil ihres Pamphlets, der bald Französisch, bald Italiänisch und Altsächsisch radebricht, giebt ihren Bildern ein eigenthümliches Leben.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

The lion, a tale of the coteries. — 3 Bde. 1 Pfd. 11½ Sh.
Cicero de divinatione. — Von H. Alan. 7 Sh.
Tegg's handbook for emigrants. — 4 Sh.
Inaugural addresses by Lords Rectors of Glasgow. — Von J. B. Hay. 15 Sh.
Leila or the island. — Von Ann Tytler. 5 Sh.

F r a n k r e i c h.

Des Vicomte von Larochefoucauld Pilgerfahrt nach Görz.

Eine kleine Stadt von 10,000 Seelen, die, von dürren Hügeln umgeben, fast am Ende der Welt zu liegen scheint, eine fast durchgängig häßliche und schmutzige Bevölkerung, abscheuliche Häuser, schlecht gepflasterte Straßen, die wie Schlangen sich um sich selbst winden, keine Verbindungswege, ein schwieriger Zugang, gar keine Hülfsmittel, kurz eine Ameisengrube mitten in den Bergen, das ist Görz! Vergebens sucht man bei der Ankunft ein Schloß oder doch wenigstens eine anständige Wohnung; auf einem Hügel liegt ein trauriges Häuschen, das höchstens eine Bürgerfamilie zu beherbergen scheint, und doch ist es die Behausung, in welcher die Dynastie der Bourbonen weilt.

Unter Oesterreichischer Herrschaft stehend, gehört Görz zu dem Illyrischen Küstenstriche. Diese Provinz besteht aus zwei Kreisen oder Distrikten, deren Hauptort Triest ist, wo der Statthalter seinen Sitz hat. Oesterreich wird in Görz durch einen Kreis-Hauptmann, einen verdienstvollen Beamten, vertreten. Ich muß der Wahrheit die Ehre geben und eingestehen, daß die Länder, welche ich durchreiste, weit davon entfernt waren, mit ihren Regierungen unzufrieden zu seyn. Eine der Ursachen, welchen ich die Ruhe zuschreibe, deren sich die Einwohnerschaften erfreuen, besteht darin, daß jeder, selbst der geringste Bewohner der Illyrischen Provinzen, sich nach Wien, dem Sitz der Oesterreichischen Regierung, begeben kann, sobald er irgend einen Grund zur Beschwerde zu haben glaubt, und daß er dort mit Sicherheit auf einen schnellen und gerechten Spruch hoffen darf. Diese Ueberzeugung, welche fest in allen Gemüthern haftet, muß der Regierung, die überdies eben so weise als väterlich ist, eine unendliche Kraft verleihen.

In Görz giebt es keine Opposition, keinen einflußreichen Adel; man beschäftigt sich hier wenig mit politischen Angelegenheiten, und die Sachen gehen von selbst so gut, daß das Einschreiten der Behörden eben so unmerklich wie unnöthig ist. In Görz erlitt der General Junot die ersten Anfälle jener Geisteszerrüttung, die später seinen Tod herbeiführte. Auch wohnte der General Bertrand in dieser Stadt, welche jetzt der Zufluchtsort einer ganzen Generation von Königen geworden ist. Was für Erinnerungen haften an dieser bescheidenen Stadt! Und wie sollte man ihre Einwohner nicht lieb gewinnen, die sich bemühen, durch ihre Ehrfurchtsbezeugungen die zu ersetzen, welche so viele Franzosen gern ihrer angestammten Königsfamilie darbrächten? Wie sollte man nicht gerührt werden von dem Empfange, der hier allen Reisenden zu Theil wird, welche ihre hohen Gäste zu besuchen kommen! Könnten die Beweise der aufrichtigsten Verehrung unsere Fürsten für die Schmerzen und die Entbehrungen der Verbannung entschädigen, so wären sie glücklich; denn unmöglich kann man sich gegen dieselben achtungsvoller als die guten Görzer benehmen. Es leben in dieser Stadt viele herabgekommene Adelige, und man würde die Sympathieen begreifen, die von dieser Seite herrühren; aber auch die niederen Volksklassen hegen gleiche Gefühle, und so groß sind die Rücksichten für unsere Fürsten, daß man ihnen bereitwillig auf dem Bürgersteige Platz macht, wenn man sie auf einem Spaziergange oder auf dem Wege zur Kirche antrifft.

In der Nähe von Görz, zu Castagnavizza, auf dem Gipfel eines Hügels, von dem man eine weite Fläche übersieht, steht das Kloster der Kapuziner von der Verkündigung Mariä. Es wurde 1650 auf Kosten des Grafen Mathias von Thurn für die Karmeliter erbaut, die auch dort bis 1784 verweilten, wo der Kaiser Joseph II. diese Klostergemeinde aufhob. Damals wurde das Kloster feilgeboten, aber durch die Vermittelung der frommen Einwohner von Görz und die Verwendung eines Nachkommen des Grafen Thurn unterblieb der Verkauf. Zwölf Jahre nachher wurde die hübsche Kapelle wieder eröffnet und der Dienst darin von Philipp de Poli versehen, der von der Regierung die Erlaubniß erhalten hatte, mehreren durch die Revolution aus ihrem Vaterlande vertriebenen Französischen Geistlichen hier eine Zuflucht zu gewähren.

Als der Marschall von Ragusa 1811 Statthalter der Illyrischen Provinzen war, richtete er in Castagnavizza eine Franziskaner-Gemeinde ein, deren ehemals in Görz gelegene Abtei von Joseph II. aufgehoben worden war; und seit 1822 ist Castagnavizza das Seminar von 12 anderen Gemeinden, welche die sogenannte Franziskaner-Provinz zum heiligen Kreuz bilden. Dort wohnt auch der Provinzial derselben, ein Mann von großen Verdiensten, der außer seinen Pflichten als Superior noch das Amt eines Professors der Theologie bekleidet. Das Kloster von Castagnavizza, welches bis jetzt der Welt fast ganz unbekannt war, ist nun von geschichtlicher Bedeutung, denn am 11. November 1836 wurden dort die sterblichen Ueberreste des Königs von Frankreich, Karl's X., beigesetzt.

Gerade unter dem Altar der heiligen Jungfrau vom Berge Karmel beigesetzt, schläft dieser König, der stets eine besondere Verehrung für die Beschützerin Frankreichs hegte, unter ihrer Obhut den Schlaf der Gerechten. Auf dem Stein, welcher seinen Sarg deckt, ist mit goldenen Buchstaben folgende Inschrift eingegraben: „Hier wurde am 11. November 1836 beigesetzt der sehr erhabene, mächtige und erlauchte Fürst, seines Namens Karl der Zehnte, durch Gottes Gnade König von Frankreich und von Navarra, gestorben zu Görz am 6. November 1836, im Alter von 79 Jahren und 28 Tagen.“

Da ich erfahren hatte, daß man alle Morgen eine Messe für Karl X. las, so traf ich meine Einrichtung so, daß ich daran Theil nehmen konnte, und machte neun Tage hindurch diese mir so theuer und heilig gewordene Wanderung. Nach der Messe, welche in Gegenwart einiger Personen in einer kleinen, aber freundlichen Kirche gelesen wurde, begab ich mich in die Sakristei und verlangte in das Gewölbe hinabzusteigen, welches das Königliche Grab in sich faßte. Ein Kapuziner führte mich zum Prior, dem ich meinen Namen nannte, und der darauf die Gefälligkeit hatte, mich selbst dahin zu begleiten. Wir gingen durch den Garten, und von dem guten Prior geführt, der eine Laterne trug, stieg ich gebückt in die enge, düstere Gruft hinunter, die letzte Zufluchtsstätte, welche die Erde demjenigen bewilligte, der einst ein so herrliches Königreich besaß. Als ich mich rechts wendete, erblickte ich den schwarzen Stein, auf welchem die oben angeführte Inschrift eingegraben ist; bei diesem Anblick schwoll mir das Herz, meine Kniee zitterten, und ich kann versichern, daß mir all' der Glanz, mit dem ich Karl X. bei seiner Krönung in Rheims umgeben sah, nicht eine größere Verehrung einflößte, als ich jetzt bei Erblickung seiner Ruhestätte empfand.

Vielleicht ist es für Manchen von Interesse, sich eine Vorstellung von dem Hause machen zu können, welches der Fürstenfamilie als Zufluchtsstätte dient, die einst in großmüthiger Unvorsichtigkeit so viel für die Künste, für die Nothleidenden und für Frankreich gethan hat, daß sie am Tage des Unglücks arm und entblößt dastand, es aber vorzog, dem Wohlleben mit der Krone zu entsagen, als Verbindlichkeiten gegen das Ausland oder gegen diejenigen einzugehen, von denen sie nur mit Erröthen etwas hätte annehmen können.

Am äußersten Ende der kleinen Stadt Görz befindet sich unterhalb der Festung ein trauriger, schlecht gepflasterter Platz, von elenden Bogengängen und schlechten Häusern mit erbärmlichen Thüren umgeben, mitten unter denen sich links ein Thorweg, mit zwei Schildwachen zur Seite, erhebt; das ist die Königliche Wohnung, der man den hochtönenden Namen „Hotel Strassoldo“ gegeben hat. Eine einzige Etage von funfzehn Fenster Front enthält die Gemächer der Königlichen Familie, so wie die der Diener, welche derselben in ihrem Unglück treu blieben. Obgleich ein Portier da ist, tritt man doch, ohne gefragt zu werden, zu wem man wolle, in einen abschüssig gelegenen Vorhof ein, über den man in eine Halle gelangt, in welcher sich die Treppe befindet. Im ersten Stockwerk links gewahrt man eine kleine Thür, welche zur Vicomtesse d'Agoust und zu Mademoiselle führt. Der Treppe gegenüber gelangt man durch eine Flügelthür in einen geräumigen Saal, der zu gleicher Zeit das Vor- und Speisezimmer der Königlichen Familie ist. Rechts von diesem Saale liegen die Gemächer des Herzogs von Bordeaux, die aus einem Studiensaale und einem Schlafzimmer bestehen, welches an das des Grafen von Montbel anstößt. In der Verlängerung dieser Front des Gebäudes liegen die Zimmer von Mademoiselle, welche wie die ihres Bruders eingetheilt sind und mit dem Schlafgemach der Frau von Nicolai zusammenhängen.

Nichts ist einfacher, als das Geräth dieser verschiedenen Zimmer. Im Schlafgemach von Mademoiselle sieht man nur eine eiserne aus Paris hergesandte Bettstelle, zwei große Gemälde, eines den Herzog von Bordeaux, das andere die Herzogin von Berry vorstellend, einen kleinen Arbeitstisch und einige Sessel. Möbel, mit den einfachsten Stoffen überzogen, ein Bücherschrank, einige Statuetten, unter welchen sich ein Ecce-Homo auszeichnet, einige Gemälde und einige buntfarbige Böhmische Gläser auf einem Spiegeltischchen machen den ganzen Schmuck ihres Salons aus; doch so groß sind der natürliche Reiz und die Anmuth, welche Mademoiselle allen ihren Umgebungen mitzutheilen weiß, daß dem Orte, wo sie weilt, auch nicht das Geringste zu fehlen scheint.

Noch einfacher ist die Wohnung des Herzogs von Bordeaux eingerichtet. In dem Gemache, welches ihm zum Salon und zum Studiensaal dient, sieht man als einzigen Schmuck nur zwei schöne Vasen, die ihm aus Paris von dankbaren Handwerkern zugeschickt wurden. Ein Rahmen, in welchem sich unter Glas die schönen Haare seiner Mutter befinden, das Reiter-Portrait seines Vaters, ein großer Mahagoni-Tisch, an welchem der Prinz arbeitet, ein Bücherschrank, eine Staffelei und einige Sessel bilden das ganze Geräth dieses Saales, der auf einen breiten Balkon hinausgeht. Das Schlafzimmer des Prinzen ist mit einigen theils von ihm, theils von seiner Schwester gemalten Bildern geschmückt; nirgends erblickt man Vergoldungen, Marmorzier-

rathen, noch jene Bequemlichkeiten, welche Seele und Körper schwächen. In den körperlichen Uebungen, in denen er Meister ist, stärkt der Herzog von Bordeaux seine Kräfte; die Waffen sind die Kleinodien, die er allen anderen vorzieht, und auf seinem Pferde ruht er von den geistigen Anstrengungen aus. Selbst in den Augen der Personen, für welche die Schönheit nur in der vollkommenen Regelmäßigkeit der Gesichtszüge und in der genauen Uebereinstimmung aller Gliedmaßen des Körpers besteht, müßte der Herzog von Bordeaux für schön gelten, denn unmöglich können feinere Züge mit einem edleren Ausdruck, mit einer ausgezeichneteren Haltung des Kopfes und einer angenehmeren und kräftigeren Gestalt verbunden seyn. Nicht weniger als ihr Bruder ist auch Mademoiselle von der Natur begünstigt. Ihr Blick ist geistreich, ihr Lächeln fein und ihre ganze Gestalt höchst anmuthig; sie ist sehr unterrichtet und von sanftem, liebenswürdigem Charakter. An ihrem Bruder hängt sie mit der innigsten Zärtlichkeit und beweist ihren Königlichen Verwandten die größte Ehrfurcht und Zuneigung.

Wenn man aus den Wohnzimmern des Herzogs von Bordeaux in den Speisesaal zurückkehrt, so bemerkt man, der Eingangsthür gegenüber, noch eine Flügelthür, die zu den Zimmern der Herzogin von Angouleme führt, welche ebenfalls nur aus einem Salon und einem Schlafgemach bestehen. Am anderen Ende des Speisesaals befindet sich eine Thür, die beständig offen steht und in ein kleines Zimmer führt, in welchem stets ein Diener sich aufhält, der beauftragt ist, die Personen zum Herzog von Angouleme einzuführen, die zur Audienz vorgelassen werden. In demselben Salon, in welchem der Herzog Vormittags Audienz ertheilt, versammelt sich Abends die Königliche Familie, und dort werden alle Personen empfangen, welchen die Ehre des Zutritts in ihren engeren Kreis zu Theil wird. Weiterhin ist das Kabinet des Herzogs von Angouleme.

Man kann sich unmöglich etwas Einfacheres, Beschränkteres vorstellen, als das Innere dieser Wohnung. Bedenkt man, daß die hohen Gäste ehemals von dem Luxus und der Größe von zwanzig Königlichen Schlössern umgeben waren, die durch Erbschaft ihnen als Eigenthum zugehörten, bevor die Revolution sie ihnen zum Nießbrauch zurückgab, so möchte man sie beklagen, wenn man nicht wüßte, daß sie in den Familienfreuden, in der unveränderlichen Anhänglichkeit ihrer Freunde und vorzüglich in der Religion den Trost gefunden haben, der so großes Mißgeschick zu mildern im Stande ist.

Früh um sieben Uhr stehen der Herzog und die Herzogin von Angouleme auf und begeben sich sogleich, fast immer zu Fuß und ohne Gefolge, zur Messe nach der Kathedrale. Um 10 Uhr vereinigt das Frühstück alle Mitglieder der Königlichen Familie; um 11 Uhr kehrt jeder in seine Gemächer an sein Tagesgeschäft zurück, welches für Marie Therese in Nadelarbeiten für unsere Lotterieen besteht, denn die edle Frau findet noch immer Mittel zur Unterstützung der Französischen Armen; in Audienzen, welche sie Fremden oder ihren Freunden ertheilt, und im Lesen andächtiger Gebete, die sie an Gott für das Wohl ihrer Familie und ihres Vaterlandes richtet. Während dieser Zeit empfängt der Herzog von Angouleme auch seinerseits die Personen, die er zu sprechen wünscht; alle seine Thaten, wie alle seine irdischen Gedanken, haben nur die Zukunft seines Neffen und das Wohl Frankreichs zum Gegenstand. Ein Spaziergang, zu dem Marie Therese und der Herzog Niemand zulassen, beschließt gewöhnlich den Vormittag.

Punkt sechs Uhr vereinigt ein gutes, aber mäßiges Mahl, bei dem man vergebens die ausgesuchten Leckerbissen und das prächtige Tafelgeschirr der Großen suchen würde, zum zweitenmal die Königliche Familie und die dazu Eingeladenen; eine Gunst, die um so schätzbarer ist, weil sie sich nie auf mehr als drei oder vier Personen mit einemmal erstreckt. Gegen 7 Uhr begiebt man sich in den Salon, um halb 8 werden einige Bewohner von Görz, die Franzosen und Fremden, welche ein Recht auf diese Auszeichnung haben, zur Cour bei den Verbannten zugelassen; um 9 erheben sich der Herzog und die Herzogin von Angouleme, ihre jungen Verwandten ziehen sich zurück, und Marie Therese folgt denselben, nachdem sie Jedem der Anwesenden ein freundliches Wort gesagt hat.

Der Hofstaat der Herzogin besteht aus Frau von Nicolai, deren Geist und Sorgfalt Mademoiselle zu einer vollkommenen Prinzessin ausbildeten, und aus der Vicomtesse d'Agoust, welche auch im Exil die ganze Wärme eines treu ergebenen Herzens zu bewahren wußte. In der Nähe des Herzogs fand ich den Grafen Montbel und Herrn von Bouillé, der mehrere Jahre sich mit der Erziehung des Herzogs von Bordeaux beschäftigte. Durch die lange und schmerzhafte Krankheit des Herzogs von Blacas ist eine Lücke unter den Königlichen Freunden eingetreten; der Herzog von Angouleme sucht sie dadurch auszufüllen, daß er einen Tag um den anderen diesen alten Freund besucht, dessen bewährte Ergebenheit wohl dies ehrende Zeichen von Anhänglichkeit verdient.

Der Abbé Trebuquet, Schüler und Freund des Bischofs von Hermopolis, ist der Beichtiger des jungen Prinzen und der Prinzessin; man hätte keine bessere Wahl treffen können, denn mit der gründlichsten Gelehrsamkeit verbindet er die mildeste und aufgeklärteste Frömmigkeit. Er lebt an diesem kleinen Hofe ganz unbemerkt, vermeidet jedes Gespräch, das sich nicht auf seinen Priesterstand bezieht, und gedenkt Frankreichs nur in seinen Unterhaltungen mit Gott. Der alte Kardinal von Latil, der in der Stadt lebt, steht bei der Königsfamilie in dem Ansehen, welches seinem Charakter und dem Purpur, mit dem er bekleidet ist, gebührt; doch ist er der Politik des Herzogs von Angouleme gänzlich fremd, und sein Einfluß überschreitet nicht den Kreis seiner Priesterpflichten. Der Beichtiger des Herzogs von Angouleme ist ein Geistlicher, den man niemals sieht. Herr d'O'Hegerty, ehemaliger Stallmeister Karl's X., versieht trotz seines hohen Alters noch dieselbe Stelle bei dem Herzoge von Bordeaux, mit einem Eifer, der aus dem Herzen kömmt; auch macht er die Honneurs bei der Königlichen Tafel. Herr und Frau von St. Aubin und ihre Familie sind dem Herzog von Angouleme und seinem Neffen eben so ergeben, wie dem verstorbenen Könige; der Doktor Bougon, dessen einsichtsvoller Sorgfalt der Prinz wenigstens einen Theil seiner vortrefflichen Gesundheit verdankt, wohnt mit seiner Frau und Tochter ebenfalls in Görz.

Der Herzog und die Herzogin von Angouleme behandeln ihre Dienerschaft mit ausgezeichneter Güte, und obgleich sie zu großen Einschränkungen sich genöthigt sehen, wollten sie doch nie darein willigen, die Anzahl dieser Diener zu verringern, um nicht undankbar gegen deren Treue zu seyn.

Fügt man zu den genannten Personen noch die beiden Söhne des Herzogs von Blacas, den jungen Herrn von Foresta, die den Herzog von Bordeaux oft auf seinen Spaziergängen begleiten, und Mademoiselle Athenais Coronini, eine junge Dame, die, wegen ihrer vortrefflichen Erziehung, ihres Verstandes und ihrer Anhänglichkeit an Mademoiselle, dieser Prinzessin beigegeben wurde, so kennt man die vorzüglichsten Tischgenossen des Schlosses, und man wird zugeben, daß ihre kleine Anzahl, welche um Vieles bedeutender seyn würde, wenn die Verbannten allen ihren Anhängern eine Zuflucht hätten gewähren können, durch die Ueberzeugung ausgeglichen wird, daß diese Hofleute des Unglücks nur den Personen, nicht dem Glück ihre Dienste widmeten.

Mannigfaltiges.

— Heilkraft der Musik. Man weiß, auf wie poetische Weise Shakespeare, dem keine Fiber der menschlichen Natur verborgen blieb, in seinen Dramen oft die Musik als lindernden Balsam für kranke Gemüther benutzt, wie er bei Lear's Wahnsinn diese Kunst dem Heilmittel der zärtlichsten Kindesliebe mächtig zu Hülfe kommen läßt, und wie er ihr andererseits die größte Wirkung auch auf den verwildertsten Thier-Menschen zuschreibt. Ein Fall, der sich kürzlich in dem Hospital von Bicetre zu Paris zugetragen hat, mag denen, die an der Wahrheit dieses Dichtergedankens etwa zweifelten, als neuer Beweis von der Tiefe des Shakespearschen Genius dienen. Seit langer Zeit beherbergte jenes Pariser Hospital einen Blödsinnigen, Namens Ricard, der in thierischer Dumpfheit sein Leben hinbrachte. Eine niedergedrückte Stirn, apoplektische Gesichtsfarbe, ausdruckslose, träge und ungeschickte Bewegungen, dies Alles zeugte von seinem gänzlichen Stumpfsinn. Weder durch Worte, noch durch Zeichen konnte man den geringsten Aufschluß über seine Familie und über sein früheres Leben von diesem Kaliban erlangen, als man ihn auf der Straße fand und nach Bicetre bringen ließ. Er konnte weder sprechen, noch denken, noch irgend etwas verrichten. Selbst der Hunger vermochte ihm keinen stammelnden Laut, kein Ausstrecken der Hand nach Nahrungsmitteln abzugewinnen. Auf einem Lehnstuhl sitzend, oder in einem Winkel hockend, pflegte er sich taktartig hin und her zu schaukeln und diese Bewegung mit einem leisen Brummen zu begleiten. Der Zufall, daß ein Musiker der Oper, der durch unregelmäßigen Lebenswandel um seinen gesunden Verstand gekommen war, ebenfalls nach Bicetre gebracht wurde, wo er allmälig wieder zur Besinnung gelangte, erweckte in dem Doktor Ferus den Gedanken, ob nicht durch Musik auf jenen Blödsinnigen einzuwirken seyn möchte. Um also zugleich den Musiker nützlich zu beschäftigen, forderte er denselben auf, Ricard in seiner Kunst zu unterrichten. Der Erfolg übertraf die Erwartungen des Arztes. Kaum hatte der Musiker angefangen, die Arie: Vive Henri quatre auf dem Waldhorn zu blasen, so horchte Ricard auf und zeigte zum erstenmal in seinem Leben eine Spur von Erregung seiner Sinne. Bald griff er nach dem Instrumente und gab noch durch andere Bewegungen seine Aufmerksamkeit zu erkennen. Von dem Arzt ermuntert, setzte der Musiker seine Bemühungen mit großer Ausdauer fort; nach einigen Monaten hatte er es dahin gebracht, daß Ricard schon den ersten Satz jener Volksmelodie ganz richtig, wenn auch mit roher, trällernder Stimme, nachsang, und endlich lernte dieser das ganze Lied. Alles staunte über die Fortschritte, die der Blödsinnige zugleich in seinen übrigen geistigen Functionen machte, und wenn er auch immer noch ein bedauernswerthes Geschöpf ist, so hat er doch jetzt einigermaßen ein menschliches Ansehen bekommen. Wenn er Hunger fühlt, verlangt er nun zu essen, wenn ihn durstet, zu trinken; er bleibt nicht mehr auf demselben Fleck liegen oder sitzen, ohne daß man ihn wegträgt, sondern begiebt sich selbst auf sein Lager; er kennt seine Wärter, er erwiedert einen an ihn gerichteten Gruß, und er richtet sogar kleine Aufträge im Innern des Hospitales aus. Solche Macht hat allein die Musik über ihn ausgeübt, nachdem vorher jede Mühe, die man sich mit ihm gegeben hatte, fruchtlos gewesen war.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 95. Berlin, Freitag den 9. August 1839.

Italien.

Dante's Leben, von Cesare Balbo.*)

Die Göttliche Komödie hat, gleich der Iliade, in jedem Zeitalter ihre Scholiasten und Ausleger gefunden, von denen Einige ihren ästhetischen Werth, Andere ihre geschichtlichen Data und wieder Andere die verborgenere Tendenz des Dichters zu beleuchten suchten. Die neuesten unter den besten Auslegern waren: Arrivabene, der Dante in seinen Beziehungen zu dem Zeitalter, in welchem er lebte, betrachtete, und Ugo Foscolo, der mit der ganzen Macht seines eigenen Geistes den gewaltigsten Dichter Italiens erklärte. Jetzt ist ein neues Werk über Dante und seine Zeit erschienen, dessen Verfasser schon literarischen Ruf genug besitzt, um ein günstiges Vorurtheil für seine Leistung zu erwecken und den Verdacht zu entfernen, daß unsere Literatur mit einem bloßen obskuren Kommentare oder einer langweiligen und trockenen Biographie bereichert werden dürfte. Herr Cesare Balbo besitzt neben seiner vielseitigen Bildung und seinem überschauenden konzentrischen Blicke eine glühende Liebe zu dem Dichter und seinem Vaterlande, einen geläuterten Sinn für das Schöne und die Gabe musterhafter stilistischer Einkleidung. Wer diese beiden Bände aufmerksam durchliest, der wird den Dichter und sein Jahrhundert verstehen. Wir begnügen uns hier mit einer Darlegung der Gedanken, welche die Lektüre des Werkes in uns geweckt hat.

Der Blüthen-Monat des Jahres 1275 versammelte im Hause Folco Portinari's eine Gesellschaft zu fröhlicher Begehung des Frühlings-Festes. Unter den Damen von Florenz, welche das Fest verschönerten, befand sich eine Donna degli Alighieri, die ihren neunjährigen Sohn mitgebracht hatte, einen schönen geistvollen Knaben, dem sie aus Zärtlichkeit den Namen Dante gegeben. Auch ein junges Mädchen, eben so alt wie Dante, in einfachem flammenrothem Kleide, war zugegen. Sobald der Knabe dieses Kind erblickte, fühlte er sich im Innersten bewegt und bewies schon in diesem zarten Alter, wie mächtig die Liebe ist. Von jenem Augenblick an erwachten in dem jungen Dante ungeahnte Neigungen; unaussprechliche Sehnsucht ergriff ihn; Beatrice's Bild kam nicht mehr aus seinen Gedanken, — ja, er träumte, sie im Schoße des Liebesgottes zu sehen, der ihr sein (Dante's) Herz als Nahrung anbot. Bald versuchte er, diese kindliche Vision in die Sprache der Troubadours zu kleiden und die herrlichen Eigenschaften des kleinen Engels zu feiern. Seine Phantasie wagte den Flug des Pindar, ohne Pindar's Flügel zu borgen, — schon als Knabe war Dante ein Schöpfer.

Zum jungen Manne heranreifend, bemeisterte sich Dante aller Schätze des Wissens, die sein Zeitalter bieten konnte; sein Geist umfaßte die Dinge und ihre Grundursachen, und was er studirte, das verkörperte sich innig mit seiner höheren Natur — es wurde in ihm eine Schöpfung. Aber die lachenden Bilder seiner Jugend sollten bald verdüstert werden: jene edle Seele, die er als ein Wunder auf Erden besungen, schied im 25sten Lebensjahr aus ihrer irdischen Hülle, und ihr Verlust wirkte mit so fürchterlicher Gewalt auf den Dichter, daß er lange Zeit in einer Art von Betäubung vor sich hinlebte und allen menschlichen Umgang floh. Aber sein Geist war mitten im namenlosen Schmerz schöpferisch thätig; Beatrice's Andenken gab allen seinen Gedanken eine neue Richtung: er schrieb in dem „Neuen Leben" die Geschichte seiner Neigung und im „Convito" die Betrachtungen nieder, die sie ihm eingeflößt hatte.

Mitten in seinen Studien und Erinnerungen übte sich Dante in den Waffen und kämpfte heldenmüthig bei Campaldino; er machte sich mit den Interessen des Staates vertraut, übernahm Gesandtschaften, bekleidete obrigkeitliche Aemter und stieg zu höheren Graden in der Signoria. Auf den Rath seiner Freunde, die ihm vorstellten, daß es Pflicht eines guten Bürgers sey, im Vaterlande eine Familie zu bilden, verheirathete er sich, zeugte viele Söhne und bewies, daß er ein trefflicher Gatte, Vater und Staatsmann seyn konnte, ohne dem treuen Andenken an den Gegenstand seiner Jugendgluth zu entsagen.

Aber Dante lebte in einer Zeit der Parteienkämpfe; mit unermüdlichem Eifer hatten die Italiänischen Städte zwei Jahrhunderte lang gerungen, um die barbarischen Staats-Einrichtungen, welche Gothen, Longobarden und Franken ihnen aufgebürdet, los zu werden; sie hatten aus der Finsterniß jener Zeiten ein Licht hervorschimmern sehen, nach bürgerlichen Freiheiten sich gesehnt und den Besitz derselben durch eiserne Ausdauer erworben. Diese noch junge Wohlfahrt störte aber gar bald ein unseliger Geist der Zwietracht und der Factionen — ein Geist, der selbst Leute, die an Einem Heerde saßen, entzweite: es gab unaufhörliche Wehklagen, einen endlosen Krieg, rastlose gegenseitige Verfolgungen der Weißen, Schwarzen, Guelfen und Ghibellinen, der Papisten und Kaiserlich-Gesinnten. Dante wünschte, wie er in seinem Buche über die Monarchie selbst erklärt, eine endliche Beilegung dieser bejammernswerthen Zwietracht, — er wünschte den einstimmigen Willen einer Gesammtheit, damit die Bürger im Frieden ihr Glück fänden; daher wurde er Guelfe. Als aber die Florentinischen Guelfen ihre Vaterstadt einem Philipp von Valois preisgaben — als man Dante's Vorschlag, dem Unfuge der Tristi zu steuern, mit Landesverweisung beantwortete — als er auf seiner Flucht jedes Land zerrüttet und von Privat-Haß zerfleischt sah — da pflanzte er den Kaiserlichen Adler auf; er fühlte, daß dieser allein mit seiner unwiderstehlichen Macht solche Uebel heilen könnte, und blieb von der Zeit an entschiedener Ghibelline. Jetzt wurde er als Feind des Vaterlandes ins Elend geschickt und sein Vermögen in Beschlag genommen. Während seine Familie von Unterstützungen ihrer Verwandten leben mußte, irrte der Dichter unstät umher, von einer ihm selbst unerklärbaren Sehnsucht getrieben. Bald sah man ihn an fürstlichen Höfen, in den Schlössern der Gewaltigen dieser Erde, doch immer finster und trotzig — bald unter den Kreuzgängen des Klosters Montecorvo, dessen Bewohnern er auf ihre Frage, was sein Begehr sey, zur Antwort gab: „Ich will den Frieden!" Bald brütete er dumpf vor sich hin — bald machte er seinem Unwillen mit Worten Luft; aber nie ließ er sich zum Gemeinen und Niedrigen herab. Während dieses Herumwanderns ohne Rast und Ruh, wobei gerechte Erbitterung in seinem Innersten kochte, wurden seine Gedanken zu Riesen, und die reine Leidenschaft für Beatrice vermählte sich mit den furchtbaren Leidenschaften, die sein Unglück in ihm heraufbeschwor; er sprach, und seine Stimme glich dem Rollen eines fernen Donners.

Unter den Leiden und Beschwerden der Verbannung fand auch Dante's Geist keinen Ruhepunkt, bis ein unverhoffter Umstand ihn wieder ins poetische Geleis brachte. Er war in Lunigiana bei Morello Malaspina eingekehrt und hatte bei diesem edlen Freunde auch gegen die Stürme seines Innern ein Asyl gefunden. Eines Tages zeigte ihm sein Wirth ein Bündel Papiere und fragte, ob diese Papiere ihm angehörten. Dante staunte; denn er erkannte seine eigene Handschrift: es waren die ersten sieben Gesänge eines Gedichtes, an dem er noch im Vaterlande gearbeitet hatte. Morello erzählte ihm nun, seine Gattin habe dieses Manuskript glücklich gerettet, und Jeder, der es gelesen, sey davon entzückt geworden. Er ermahnte ihn lebhaft, das begonnene Werk zu vollenden.

Der glückliche Fund des Manuskriptes und das wackere Zureden seines Freundes Malaspina weckten Dante's Dichter-Genius aus seinem lethargischen Schlafe, und gereift in so vielen Stürmen, strebte ein neuer Riese empor; im 35sten Jahre legte der Dichter Hand an ein Werk, das ihm ein Gefährte durchs ganze Leben und ein Mittel der Unterhaltung mit Menschen seyn sollte, von denen er getrennt lebte. Allein er wollte seinen entfernt lebenden Freunden und Feinden keine erheiternde und angenehm zerstreuende Lektüre in die Hand geben, sondern einen Spiegel des Zeitalters, in dem sie lebten, ihnen vorhalten und die Welt beschämen oder bessern. Damit aber seine Lehren verständlich würden, that er zuerst den kühnen Schritt, von ernsten und erhabenen Gegenständen in der Sprache des Volkes zu reden, einer Sprache, die bis dahin Italiens Dichtern nur als Organ verliebter Eingebungen gedient hatte. Dieses Streben nach Volksthümlichkeit bestimmte ihn auch, seine Symbolik dem Geschmacke und den Meinungen des Zeitalters anzupassen.

Die Visionen der Propheten und die Verzückung des Evangelisten auf Pathmos wurden damals sehr fleißig studirt. Die Erzählung von Matthäus Paris, einem Manne, der in der Charwoche mit den Todten Unterhaltung pflegte — die Abenteuer Guerino's, der über die Gränzen der Erde hinauswanderte —

*) Vita di Dante, scritta da Cesare Balbo. 2 Bde. Turin, 1839.

und die Vision eines Benediktiner-Mönchs, in welcher ein von einer Taube entrücktes Kind die himmlischen Regionen besucht, las und kommentirte man allgemein mit großem Interesse. Dazu wurden in allen Städten Italiens geräuschvolle Feste veranstaltet, deren Gegenstand die Mysterien der Religion waren: in Florenz gab man Vorstellungen der Höllenquaalen, der Leiden des Erlösers und der Freuden der Seligen — in Frankreich wurden Todten-Tänze gemalt. Ueberall trieben Gespenster ihren Spuck; alle Gemüther hielt die Furcht vor dem Ende der Welt, das man sehr nahe glaubte, in angstvoller Spannung, und in Rom sah man bei Gelegenheit des Jubelfestes der Kirche die Bevölkerungen ganzer Ortschaften in härenem Bußgewand durch die Straßen ziehen, um durch Kasteiungen den Himmel zu verdienen. Dante, der alle diese malerischen Verirrungen seiner Zeitgenossen kannte, verklärte sie in seinem schaffenden Geiste zu erhabenen Allegorieen, und so entstand seine Wanderung durch die Hölle, das Fegefeuer und das Paradies, als deren nächste Veranlassung er angiebt, daß er, von seinem Wege sich verirrend, in einen schauerlichen Wald zwischen der Stadt des Pluto und dem Orte der Seelen-Reinigung gerathen sey.

Wenn also Dante, um sein Zeitalter zu schildern und das Interesse der Mitwelt rege zu machen, dem Glauben oder Aberglauben seiner Mitbürger sich anbequemte, so ist es thöricht, ihm vorzuwerfen, daß er nichts Neues geschaffen habe: seine Originalität liegt in der Ausführung, und jene älteren Visionen sind armselige Skelette in Vergleich mit der Großartigkeit seiner Göttlichen Komödie.

Das Jahrhundert fand Geschmack an Galanterie, und in Dante's Herzen war die Liebe zu der verklärten Beatrice noch nicht verglüht; er hatte in der Vita Nova gelobt, ihren Namen zu verherrlichen, und er löste sein Wort auf eine glänzende Weise: die ehemalige irdische Liebe in die reinste geistige Zuneigung umwandelnd, ließ er Beatrice die Ursache und das Heil seiner verhängnißvollen Wanderschaft werden. Beatrice sendet ihm den Virgil als Gefährten; sie erscheint ihm, wie er sie als zartes Mägdlein im Hause Portinari gesehen, mit demselben flammenrothen Gewand bekleidet, und führt ihn von Sphäre zu Sphäre bis an den Ort, wo das göttliche Urlicht strahlt. Aber auf dieser mystischen Reise beschwört der Dichter das Riesen-Drama seines Jahrhunderts, die einander widerstrebendsten Charaktere, den Kampf der mannigfachsten Leidenschaften, die Laster und Tugenden der Mitwelt vor das Auge unserer Phantasie; er ruft abgeschiedene Generationen aus ihren Gräbern, schildert die Menschen, wie sie waren, und theilt ihnen Belohnung und Strafe zu. Dann versendet er Seherblicke in die Zukunft und weissagt den Lebenden ihr jenseitiges Schicksal.

In diesem erhabensten Berufe, Richter zu seyn über ganze Generationen, folgt Dante nur der Stimme des Rechts und der Wahrheit. Kein Groll, keine Parteisucht besticht ihn; vor seinem Tribunale wird keine Nation, keine Stadt, kein Gewaltiger dieser Erde ungestraft entlassen: er ist furchtbar wie die ewige Gerechtigkeit. In Siena wohnen Thoren, in Arezzo Hunde, in Cassentino Elende, in Florenz Unbesonnene; die Bologneser sind Kuppler, die Lombarden Rüpel, die Genueser der Sinnenlust ergeben — dennoch erspäht und rühmt er an allen diesen Orten auch Tugenden; er enthüllt nur die Wunden jeder Stadt, damit keine gegen die andere sich vermesse und alle sich die Hände zur Eintracht bieten mögen. Er bemitleidet die Feinde selbst in ihren Qualen und läßt seine Freunde Brunetto und Farinata wegen schmählicher Thaten, die sie begangen, den Gestank der Hölle einathmen. Auch Entfernten, mit denen er in gar keinem Verhältniß gestanden, sagt er strenge Wahrheit: er rügt an den Königen Englands und Schottlands ihre Eroberungssucht, an Alfons II. seine Laster, an Dionys von Portugal seinen Wuchergeist, an Philipp dem Schönen seine Fälschungen. Dante, der Exulant, vollzieht allein und ohne Helfer die große Rache für alle Unbilden seiner Zeit, ohne den Haß der Gewalthaber, den Dolch des Meuchelmörders, der ihm auflauerte, zu fürchten. Sein Gedicht ist gleichzeitig eine Satire auf die Mißbräuche, eine Geißel der Laster, eine Geschichte der damaligen Generation und eine die Mysterien der Schöpfung erschließende Wissenschaft.

Und alle die wunderbar mannigfaltigen Elemente dieser weltumfassenden Dichtung erscheinen in dem poëtischen Gewande, das jedem derselben angemessen: schwer athmend und fürchterlich ist Dante's Sprache unter den Verworfenen, beflügelter und erquicklicher am Orte der Sühne, ganz von himmlischer Glorie umflossen im Paradiese. Ugolino's Schicksal entlockt uns Thränen; die wunderbare Schilderung des Falles der beiden Liebenden erzeugt ein gemischtes Gefühl, das keine Sprache wiedergiebt; die Worte Cacciaguida's und Sankt Peters in der hehren Stille der Himmel sind prophetisch, mit Staunen erfüllend. Diese Welt von Stoffen, diese gigantische Schöpfung, welche die Keime zahlloser Dramen in ihrem Schoße birgt, umfaßte und gestaltete der Genius Eines Mannes: dieses Buch, dem keine Nation, kein Zeitalter etwas Gleiches an die Seite stellen kann, erhielt von ihm den Namen Komödie; aber Himmel und Erde hatten daran gearbeitet, und fünf Jahrhunderte haben sie als die Göttliche bezeichnet.

Dante ist des Mangels an Liebe zu seinem Vaterlande beschuldigt worden, weil er so oft die Blitze seines Unmuths gegen Florenz schleudert; allein diese Entrüstung war edler Natur, der Dichter zürnt und straft, um zu bessern. Wohl konnte Dante mit Recht über seine Vaterstadt bittere Klage führen; denn sie hatte ihn schuldlos verstoßen und in eine Lage versetzt, daß er wie ein Schiff ohne Segel herumtrieb und die Bitterkeit fremden Brodtes kosten mußte. Eine schimpfliche Bedingung der Wiederaufnahme, die man ihm stellte, hatte seine große Seele mit Empörung zurückgewiesen. Dennoch war er fern von Rache-Gedanken und wollte, als Kaiser Friedreich Florenz belagerte, unter keiner Bedingung gegen ein Land kämpfen, wo er zuerst das Licht erblickt, — ja, er feierte die Stadt Florenz noch immer mit warmer Anhänglichkeit, obschon sie ihm endlich auch seine Söhne ins Elend nachschickte. Dante fristete sein kümmerliches Daseyn nur bis zum 33sten Jahre; ungestillte Sehnsucht und der Schmerz, von fremden Wohlthaten leben zu müssen, hatten seine Gesundheit untergraben. Seine Asche ruht unter dem schützenden Flügel der Gastfreundschaft zu Ravenna, und den Florentinern blieb fünfhundert Jahre lang nichts als der Ruhm, den größten Mann des Mittelalters hervorgebracht, und die Schande, ihn verstoßen zu haben. Die Enkel machten wieder gut, was ihre Altvordern übel gemacht, indem sie Dante ein Monument errichteten; allein derjenige, dem das Andenken des Vaters der Italiänischen Literatur wahrhaft theuer ist, geht lieber nach Ravenna und huldigt den Manen des Dichters vor der bescheidenen Zelle, die seine heilige Asche birgt.

Defendente Sacchi.

England.

Philarète Chasles über den Roman der Bulwerschen Ehe.

(Schluß.)

Hören wir, wie Lady Bulwer den alten Whig schildert, den Freund von Fox, das Haupt der alten liberalen Schule: „Er war", sagt sie, „ein Liberaler von altem Schlage, bis an sein Ende treu dem Jokei in der Livree und dem Spenser über dem Kleid. Man fand ihn eben so oft am Fenster des Klub, als an dem seinigen, und seine Wirthschaft war der Typus einer Whigwirthschaft. Die Misere seines ordnungslosen Aufwands ruinirte ihn ohne Ehre, aber wenn nur sein Haus in der Mode war und sein Salon für angenehm galt, kümmerte ihn das wenig. Wenn man sich mit Sheridan betrunken, mit Fox disputirt und an die Herzogin von Devonshire Sonnette geschrieben hat, da kann man nicht umhin, sich unendlich hoch zu achten. Und das that auch Herr Neville. Er glaubte noch steif und fest an sein altes Renommee, obgleich dasselbe längst in den Mumienzustand übergegangen war; er betete sich an. Das Innere seines Hauses war sein vollkommenes Abbild: verschossene Tapeten, verblichene Vorhänge, abgenutzte Borten, alte Ottomanen von Isabellenfarbe, Griechische Stühle, weiß angestrichen, mit vergoldetem Holz; *kleine enge Kamine* mit unmerklichem Feuer; Kandelabers von *veralteter Form*; Bedienten ohne Puder, schlecht beschuht, schlecht gehalten, in Nankinhosen mit silbernen Schnallen; ein Kellner mit dammhirschlederner Weste und stahlgrauen Pantalons; ein dunkler Speisesaal mit rothen Vorhängen, schlecht geputzten Tischen und Stühlen von rothem Maroquin. Es war das treue Bild eines Whiggistischen Hauses, zur Zeit als Napoleon Armeen aushob und William Pitt Taxen ausschrieb. Im öffentlichen wie im Privatleben Whig, liebte er überall die kleinen Mittel und die halben Maßregeln. Er war ein trefflicher Vater, ein guter Gatte, aber nur in Worten. Er hätte gern seine Frau und seine Kinder glücklich gemacht, nur durfte es ihm kein Opfer kosten. Sobald man Geld von ihm verlangte, sagte er immer: „Meine theure Freundin, ich weiß nicht, wo aus, noch ein; es ist mir durchaus unmöglich, hundert Pfund Sterling zu schaffen. Nimm bei den Lieferanten, so viel Dir beliebt, sie können mir am Ende des Jahres die Rechnung einschicken; nur bitte ich Dich, meine Liebe, versage Dir Nichts." — Er ließ seine Kinder Wechsel auf ihn ziehen, ja, er forderte sie selbst dazu auf, bis er zuletzt entdeckte, daß seine Passiva seine Aktiva überstiegen."

Das ist ein leichtes, hübsches und sehr wahres Bild. Da die Verfasserin es ohne Bitterkeit geschrieben hat, so liest man es mit Vergnügen. Warum hat sie den ganzen Roman nicht so geschrieben? Ja, sie mußte sich rächen; sie vergaß, daß die Unpartheilichkeit einen sehr wesentlichen Theil des Talents ausmacht, und daß wir nur das mit Vergnügen lesen, was uns wahr, ehrlich und ungesucht scheint. Wenn man die Leute zu schwarz macht, so fühlt sich das Publikum versucht, sie weiß zu waschen. Herr Bulwer ist, so sagt man wenigstens, etwas altklug und gezwungen in seinen Manieren, etwas oberflächlich in seinem Wissen; es ist bekannt, daß ihm diese Fehler vorgeworfen werden. Vielleicht wird er auch mit allen unseren genial seyn wollenden Zeitgenossen jenes Marktschreierische, jenen Uebermuth gemein haben, der jetzt an der Tagesordnung ist; aber was wir nicht glauben können, ist, daß Bulwer in allen Stücken dem folgenden Bilde Lord Clifford's ähnlich seyn soll:

„Lord Clifford war eine hagere Person von ungefähr sieben Fuß, von so steifer und gezwungener Haltung, daß man, wenn man ihn sah, glauben mußte, er könne selbst im Schlaf keine bequeme Lage einnehmen; seine Haare waren braun, hart, schlicht und unbiegsam, seine Augen klein und hellgrau, und eine Adlernase hatte er von so starker Krümmung, daß man sie für eine Karrikatur halten konnte. Es ist vielleicht überflüssig, zu bemerken, daß er in der Soiree immer ein blaues Kleid mit goldenen Knöpfen trug, mit einer Binde, die so steif war, wie ihr Herr, und wie in Marmor gehauen schien. Er besaß einen harlekinartigen Geist, aus lauter bunten Lappen und Stücken zusammengesetzt, die ihr Besitzer fortwährend zusammenzuflicken und in Ordnung zu bringen

suchte. Der arme Mann ward damit nie fertig, und er trieb es mit einer Selbstgefälligkeit, die sich das Schwerste zutraute. Seine Sucht, universell zu seyn, gab ihm Aehnlichkeit mit einem Exemplar der Pfennig-Encyklopädie. Gemeinplätze sprach er mit so viel Pomp und Nachdruck, daß es aussah, als ob ein Elephant seinen Rüssel krümmte, um einen Strohhalm aufzuheben. Dieser Mensch, der Alles gelernt zu haben glaubte, hatte gewiß in der Schule vom Schwerpunkt und seiner Wichtigkeit sprechen hören; daher verlor er ihn auch nie, und bei der hohen Meinung, die er von seiner Person hatte, hielt er sich für das zum Gleichgewicht des Universums unentbehrliche Atom; daher trug er auch fortwährend die größte Sorge für sein Ich. Er lachte nicht, und wenn er einmal Andere lachen machte, blieben seine Mienen unverändert. Er war ultraliberal in der Politik (was das Schreien erleichtert), und Despot und Tyrann im Privatleben, wahrscheinlich um nicht einseitig zu seyn, ein Kaligula in den guten und ein Drako in den bösen Stunden, während Alles, was ihm gehörte, einzig in seiner Art war und vollkommen zu ihm paßte, nur seine Frau nicht. Diese war aus einem ganz anderen Stamm; man duldete sie, und das war Alles."

Aus dieser Schilderung spricht zu sehr die beleidigte Frau. Das ist nicht Bulwer, der elegante Dandy mit den blauatlassenen Schößen und den tadellosen Handschuhen, zwar etwas steif und starr, aber mehr ein Byron, als ein Aristokrat. Madame Bulwer verwechselt die Vornehmheit der Geburts-Aristokratie mit der des berühmten Mannes, die finstere demokratische Stimmung, die sich mit Ellenbogenstößen einen Weg durch die Menge bahnt, um sich nicht in derselben zu verlieren, mit der Grandezza eines alten Adels, der, stolz auf seine Ahnen, stolz auf seine gesellschaftliche Stellung, mit geschlossenen Augen und suffisanter Miene einherschreitet. Herr Bulwer hat den Stolz eines homo novus, der nach Popularität strebt. Man muß den Gecken und den Eingebildeten spielen, wenn man sich einen Weg durch das Volk bahnen will; wer die Massen nicht zertritt, wird von ihnen zertreten, und Bulwer ist der Mann der Masse. Man betrachte Mirabeau, O'Connell und alle Volks-Tribunen, sie haben den Gang und die Manieren eines Jupiter; wenn sie sich klein machten, würden sie von der Menge übersehen.

Lord Clifford wird von Madame Bulwer nicht geschont; desto zarter geht sie mit Julia um, der Heldin des Romans, der Lady Clifford, und das soll sie selbst seyn. Sie läßt es ihr nicht an Lilien und Rosen, an Schönheit und Anmuth, an Liebenswürdigkeiten, Eroberungen, Liebesschmerzen und — Anbetern fehlen. Sieht das nicht aus, als wenn Sie vor Ihrem Spiegel Toilette machten, Madame? Fragen Sie sich einmal im Stillen, ob Sie wirklich ein so vollkommener Engel sind. Sind Sie Lady Clifford oder nicht? Sind Sie's nicht, so ist Ihr ganzer Roman ein schlechtes Ding ohne Interesse; sind Sie's, dann ist die Eigenliebe zu weit getrieben, und das Publikum wird gegen Ihre Selbstüberschätzung Partei nehmen. Es ist wirklich Schade, daß Sie nicht jene sonderbare Englische Gesellschaft, die Ihnen so verhaßt zu seyn scheint, mit Bitterkeit, so Sie nicht anders können, aber doch auch mit Wahrheit malen wollten. Was Sie hervorheben konnten, das ist der harte Kampf des Herrn Bulwer selbst gegen die öffentliche Meinung, seine Bemühungen, sich in die alte genealogische Aristokratie Englands einzudrängen; darin steckt ein ganzes Drama. Sie sagen, er hat sich bücken und schmiegen, den Großsprecher und den Angreifer spielen, tadeln und intriguiren müssen, um sein Ziel zu erreichen. Eben so schlau als Beaumarchais und stolzer als er, bezeichnet er, wie wir glauben, einen Uebergangspunkt, einen Fortschritt, eine neue Epoche in der Geschichte der Englischen Gesellschaft. Tugendhaft ist er nicht, aber man zeige uns Einen, der eine hervorragende Rolle auf der politischen Bühne spielt und tugendhaft ist. Man hat zu viel Leute am Narrenseil zu führen und zu viel Laster zu bekämpfen. Ein treuherziger, redlicher Mensch, der in dieses große Chaos eingreifen wollte, würde eine lächerliche Figur machen, er gliche dem Abbé Lamourette in der Revolution, einem Hammel unter den Wölfen. Ich fürchte, daß die meisten Leute, die in dieser Sphäre Glück machen, etwas vom Wolf, viel vom Fuchs und ein wenig sogar vom Tiger an sich haben. Lady Clifford wußte recht gut, wen sie geheirathet hatte. Ein guter Romandichter würde gerade die edlen Eigenschaften, die unter dieser abschreckenden Schaale verborgen sind, angedeutet haben, denn das Menschliche ist niemals durch und durch schlecht. In den schmutzigsten Geweben findet man noch goldene Fäden eingeflochten, und bei den unwürdigsten Menschen noch gute Seiten. Die schöne und tiefe Kunst, welche diese goldenen Fäden entdeckt, ist der Lady Bulwer unbekannt.

Wir möchten gern wissen, in welchen Kreisen der Französischen Gesellschaft Madame Bulwer das Unglück gehabt hat, zu leben. Die Individuen unserer Nation, die sie kennen gelernt, haben ihr die schlechtesten Beispiele und die irrigsten Vorstellungen über alle Dinge gegeben. In unseren Salons konnte sie nicht die Gattung von Franzosen gesehen haben, deren erbärmliche Typen sie uns in ihrem Buche vorführt. Da ist ein Herr de Rivoli, der weiter nichts kann, als Calembourgs machen und sich selbst loben, eine Mademoiselle d'Antoville, die jeden Augenblick in Ohnmacht fällt und beides zugleich, pedantisch wie Madame Dacier und leicht wie Marion Delorme, ist. Nachdem sie dem Leser diese herrlichen Muster der Französischen Civilisation vorgeführt und so bewiesen hat, daß sie die Welt gesehen und die menschlichen Zustände beobachtet hat, nennt uns Lady Bulwer die Französischen Schriftsteller, die sie gelesen: da ist die Parodie Werther's, eine Posse des Théâtre des Variétés, der sie eine Seite entlehnt, Heureusement, die bekannte Erzählung von Marmontel, und le Tableau de Paris, das sie Herrn Népomucène Lemercier zuschreibt, dessen philosophischen Verstand und treffenden Blick sie rühmt. Der treffende Blick und der Verstand Mercier's! gerechter Himmel! Sie zitirt Italiänisch und Französisch, was sie kann, und jedes ihrer Citate ist eine Verstümmelung von Silben und Vokalen, eine Beleidigung des Dictionnairs und der Grammatik. Die Engländer haben überhaupt die Sucht, Französisch zu zitiren, besonders wenn sie es nicht verstehen; auch Herr Bulwer, der Mann, hat sich hierin unglaubliche Schnitzer zu Schulden kommen lassen. Aber wenigstens giebt er in seinem Maltravers das Bild eines wahren Franzosen, eines Herrn de Montaigne, in dem man wirklich den Funfzigjährigen wiedererkennt, wie er in Frankreich ist, mit seiner gemäßigten Ironie, seiner ruhigen Thätigkeit, seiner Erfahrung, seinem eingewurzelten Skeptizismus, seiner gemessenen Höflichkeit, seinem geringen Vertrauen zu den Menschen und seiner geringen Begeisterung für die Dinge. Wir rathen der Lady Bulwer, diesen trefflichen Theil von Maltravers noch einmal zu lesen, wenn sie eine gute Romanschreiberin werden will. Wenn sie Französische Anekdoten erzählt, sollte sie wenigstens den Sinn der Worte, die sie braucht, kennen, z. B. den Sinn des Wortes roué, welches nicht „Spitzbube" bedeutet, wie sie meint, sondern mit dem Rade (roue) hingerichtet. Sie hat über dieses Wort eine Note, die sich durch Pedanterie und Unwissenheit auszeichnet. „Vor der Französischen Revolution", sagt sie, „brauchte man das Wort roué von allen Banditen, Betrügern und Mördern, und nicht bloß, wie jetzt, von den Freigeistern; nur einige Personen brauchten es schon damals so, aber sie waren so vorsichtig, das echt Französische Beiwort aimable hinzuzufügen; un roué aimable hieß so viel, als ein Freigeist par excellence, im Gegensatz zu dem gewöhnlichen Taugenichts oder roué." Sie täuschen sich, Madame; Ihre Sittenstudien sind eben so mangelhaft als Ihre grammatikalischen. Die Roué's der Regentschaft, schlechte Subjekte, die sich Alles erlaubten und sich des Rades würdig glaubten, haben dieses Wort, das der kleinste Schüler versteht, in die Französische Sprache eingeführt. Calas war Roué, Desrues war es; die Freunde des Kardinal Dubois waren auch Roué's, aber von verschiedener Art. Man schämt sich wirklich, einer Dame solche Verweise zu geben, die, wie man sagt, sehr liebenswürdig ist; sie selbst wenigstens ist davon durchdrungen, wenn sie von Julia, ihrer verfolgten Heldin, spricht, der sie die schönsten Augen, den reizendsten Hals, die gefühlvollste Seele giebt, und die nach dem öffentlichen Gerücht Niemand anders ist, als Lady Bulwer in Person. Der Französische Journalist, den sie in Venedig trifft und den sie Herr Barbouiller nennt, ist eben so unausstehlich durch seinen Esprit, wie ihre Mademoiselle d'Antoville und ihr Herr von Rivoli. Wir fragen noch einmal, wo hat Lady Bulwer diese Leute gesehen?

Herr Fonblanque, den sie unter dem Namen Fonnoir mißhandelt, und eben so die anderen Redacteure des Examiner, den sie den Investigator nennt, werden von ihr als in völliger Abhängigkeit von dem Willen des Herrn Bulwer dargestellt; das ist aber ganz falsch, diese lächerliche Abhängigkeit hat nie stattgefunden: die Menschen sind nicht so dumm, als Madame Lytton Bulwer sie darstellt. Die Mitglieder einer Partei folgen immer einmüthig einer Fahne, und der Fahnenträger trägt gewöhnlich die Ehre des Kampfs davon; aber darum schwören noch nicht die Anderen ihre Interessen ab: auch sie sichern sich einen bedeutenden Antheil. Man sieht die Welt und die Menschen unter einem ganz falschen, entstellenden Lichte, wenn man glaubt, daß der Mensch in so übertriebenem Grade servil seyn kann. Auch die Albernheiten der Wähler werden von Madame Bulwer übertrieben. Mit einem Worte, alle Fehler Anderer werden bei ihr zu Ungeheuern, ihre eigenen Tugenden dagegen so großartig und unvergleichlich, wie das, was sie gelitten zu haben vorgiebt. Wir bedauern Lady Bulwer; sie giebt der Englischen Gesellschaft einen kleinen Skandal zum Besten, einen Genuß, den dieselbe allen anderen vorzieht; sie zerstört ihre eigene Stellung, ohne ihrem Mann zu schaden, sie belustigt die Müßiggänger, ohne sich zu rächen, und zerstört ihren Ruf als Frau von Geist, ohne ihre häuslichen Verhältnisse in Ordnung zu bringen.

Philarète Chasles.

Bibliographie.

Memoirs of the Cadet. — Von einem Bengalier. 10½ Sh.
The vale of Glamorgon; scenes and tales among the Welsh. — 10½ Sh.
Adventures of an attorney in search of practice. — 10½ Sh.
Travels in North-America. — Von C. A. Murray. 2 Bde. 28 Sh.
An autumn ramble by the Wye. — Von Anne Twamley. 12 Sh.
Views on the Newcastle and Carlisle railway. — Von J. Blackmore. Mit 25 Kpfrn. 21 Sh.
Law of parliamentary elections. — Von Montagu und Neale. 8½ Sh.

Frankreich.

Eine Spazierfahrt in die Umgegend von Paris.

Von Leon Gozlan.

Motto: Freiheit, öffentliche Ordnung.

Weder Malerei, noch Literatur dürfen in künstlerischer Hinsicht das furchtbare Unheil unbeachtet lassen, welches die letzten Gewitter in Chantenay verursachten, vorzüglich jener schreckliche Sturm, der noch lange Zeit im schaudernden Andenken der

Menschen bleiben wird, gleich einem Orkan auf den Antillen oder dem Erdbeben in Lissabon. Camille Roqueplan, mein berühmter Freund, und ich, wir beschlossen gestern, uns nach den Orten hin zu begeben, wo das Unwetter gewüthet hat. Roqueplan wollte seinen Künstlerblick mit den zerstreuten Spuren dieser furchtbaren Verwüstungs-Scene erfüllen, um sie auf der Leinwand wiederzugeben, und ich hoffte, in den Tages-Blättern einiges Nähere darüber mittheilen zu können, getreu, wie ich es aus dem Munde derer gehört, die mit Thränen davon sprechen. Das letzte Bülletin der Akademie der Wissenschaften befestigte meinen schwankenden Entschluß; Eine Thatsache vorzüglich bestimmte mich, diese merkwürdige Wanderung anzutreten. In dem Bülletin heißt es unter Anderem: „Alle Bäume, welche die Wasserhose berührte, sind fast gänzlich ausgetrocknet; all' ihr Saft ist verdampft." Ich zweifelte an diesem Phänomen; jetzt bezweifle ich es nicht mehr, sondern ich bestreite es ganz und gar. Das ist aber keinesweges der Gegenstand dieser Zeilen; mein besonderes Unglück, so wie das meines berühmten Gefährten, sollen heute dem von Chantenay den Vorrang ablaufen.

Nachdem wir nicht ohne Aengstlichkeit über die Verheerungen hingeschritten, welche dies jüngste Gericht in einer Landschaft angerichtet, die nun nicht mehr da ist; nachdem wir mit entsetztem Auge die zweitausend Fuß weite Waldfläche überschaut, deren Bäume aus dem Boden, wie Backzähne aus dem innersten Zahnfleische, herausgerissen waren und häßliche Löcher zurückgelassen hatten; als wir Ziegelsteine gesehen, die in Eichenstämme hineingeschleudert, Karpfen, die auf das Feld geworfen worden, und nachdem wir den durch die Wasserhose ganz ausgetrockneten See betrachtet hatten, fuhren wir nach Ecouen hinunter.

Schon acht Lieues hatten wir zurückgelegt, und vier blieben uns noch mit den Rädern eines abscheulichen Fuhrwerks zu durchmessen übrig, um endlich etwas Speise und Trank einnehmen zu können. Gegen 10 Uhr kamen wir in Ecouen an, um 11 betraten wir unser Zimmer, Roqueplan, um zu schlafen, ich, um einige Notizen aufzuzeichnen, welche mir zur Grundlage eines Berichts über das Gewitter in Chantenay dienen sollten. Nur sehr ungern hatten wir hier angehalten; wir wünschten sehnlichst, Paris noch zu erreichen, aber unser Pferd, diese prächtige Eroberung, die der Mensch gemacht, wollte sich durchaus nicht unserem Willen fügen; doch glaube ich, daß der Kutscher seiner Hartnäckigkeit ein wenig Vorschub leistete. Als wir uns in unserem Zimmer umsahen, wurde Roqueplan gewahr, daß wir keine Kopfkissen hatten; er stampfte mit dem Fuße, was im Gasthofe des Herrn Langlet in Ecouen die Stelle des Klingelns vertritt, und nach langem Hin- und Herreden brachte man uns endlich ein Kopfkissen für zwei Betten.

Da sprach Herr Langlet zu sich selbst: „Diese beiden Herren sind mir verdächtig; sie verlangen zwei Kopfkissen." Ich meinerseits bemerkte, daß wir weder mit Wasser noch mit Servietten versorgt seyen; neue Erklärungen von beiden Seiten, in deren Folge wir endlich Wasser, aber keine Servietten erhielten. Herr Langlet wird von neuem unruhig und sagt zu sich selbst: „Gewiß sind diese Herren gefährliche politische Personen. Weshalb verlangen sie zwei Servietten?" Jetzt fand eine dritte Bemerkung von meiner Seite statt. Entschlossen, nicht in einem Bette zu schlafen, das mir so wenig behaglich schien, nehme ich mir vor, bis zu Tagesanbruch zu schreiben; ein einziges Licht war dazu aber nicht hinreichend; ich klingelte in der bezeichneten Art, damit man mir ein zweites bringen möchte. Dreimal fordere ich auf diese Weise, dreimal ohne Erfolg; beim vierten Mal kommen statt des Lichtes vier Gendarmen, Ecouen's ganze bewaffnete Macht, begleitet von einer Menge Bauern, die aus Liebhaberei bei unserer Verhaftung behülflich seyn wollten. Es entspann sich folgendes Gespräch: „Ihre Papiere?" — „Wir haben keine." — „Von Paris nach Chantenay reist man nicht ohne Papiere; weshalb liegt ein Dolch auf diesem Tische?" — „Dieser Dolch ist ein Geschenk wahrer Freundschaft." — „Kümmern uns nicht um Freundschaft." — „Ich nahm ihn mit, um die Bäume in Chantenay zu untersuchen und zu erfahren, ob das Holz wirklich in seinem Safte kalzinirt sey. Ich konnte doch zu solchen Experimenten kein Küchenmesser einstecken. Diese Galanterie-Klinge, die in Langres verfertigt wurde und in einer eleganten sammetnen Scheide steckt, sah heute zum erstenmal das Tageslicht." — „Gehen Sie vor uns her, wir begeben uns zum Friedensrichter."

Es war Mitternacht. Da schreiten wir nun, Camille Roqueplan und ich, auf der Landstraße von Ecouen zwischen vier Gendarmen und einer Menge jener tugendhaften, ackerbautreibenden, von Delille besungenen Männer einher. Wenn auch die Gerechtigkeit in Frankreich immer wach ist, so schlafen doch sehr häufig ihre Vollstrecker; der Herr Friedensrichter von Ecouen schlummerte gleichfalls; er möge uns vergeben, daß wir seinen Schlaf störten; wir verzeihen ihm ebenfalls, daß er uns vor seiner Thür, von blanken Säbeln umringt, gleich Verbrechern warten ließ. „Diese Herren", so meldeten ihm die Gendarmen, „haben keine Papiere, aber sie haben einen Dolch. Was ist zu thun?" — „Zuerst haben zwei nicht Einen Dolch", wendete der Friedensrichter ein; „da müßte ja Einer die Klinge und der Andere die Scheide führen. — Sie haben also keine Papiere?" — Ich erwiederte ihm, daß ich den Sinn der Frage nicht recht begriffe; ob man denn einen Paß brauche, wenn man sich acht Lieues von Paris und vier von der Gränze des Departements entferne?" — „Ja freilich!" erwiederte einer der Gendarmen, die nur zu oft statt ihres gesetzlichen Oberhauptes antworten. Aengstlich bewachte man uns mit den Augen. — „Hier sind Visitenkarten, welche die Identität meines Namens bezeugen." — Die Magistratsperson war noch unschlüssig; die Gendarmen sahen uns schon, mit Handschellen geschmückt, auf der Straße nach Paris. — „Jedenfalls", sagte der Herr Friedensrichter, „behalte ich Ihren Dolch. Kehren Sie in den Gasthof zurück, das Protokoll wird aufgenommen werden."

Wir waren nun zwar nicht frei, aber doch in etwas befreit; die drittehalb Stunden bis zu Tagesanbruch hingen wir von der Nachsicht der Herren Gendarmen ab. Virgil's und Geßner's Landleute waren gar nicht zufrieden; ihrer Meinung nach hatten wir entweder vorige Woche die Malle-Post auf der Landstraße von Chantilly überfallen, oder wir waren in contumaciam verurtheilt. Zwei Kopfkissen und zwei Lichte verlangt man nicht, ohne daß etwas Verdächtiges vorangegangen.

„Bis morgen werden Sie diese beiden Herren beherbergen", sagte einer der Gendarmen zu dem ehrenwerthen Herrn Langlet. Aber Herr Langlet wollte uns gar nicht wieder aufnehmen; hatte auch der Friedensrichter uns so halb und halb losgesprochen, er wollte uns doch keine Gnade angedeihen lassen. Heute früh erfuhren wir, daß der Friedensrichter bis Morgens vier Uhr ein langes Verhör mit unserem Kutscher abgehalten hatte: Waren wir wirklich in Chantenay gewesen? Hatten wir über Politik gesprochen? Wer waren wir eigentlich? — O, beschränkter Friedensrichter, der, nur sieben Lieues von Paris entfernt, nicht einmal weiß, daß Camille Roqueplan der anmuthigste Maler Frankreichs, einer der begünstigten Künstler des Hofes, der Lieblings-Maler der Prinzessinnen ist! — Die ganze Nacht hindurch ging der Gastwirth, mit einer Flinte bewaffnet, vor unserer Thür auf und ab, die man aus Furcht vor entsetzlichen Thaten hinter uns verriegelt hatte. Endlich heute, Donnerstag früh um sieben Uhr, durften wir Ecouen verlassen, umgeben von einfältigen Bauern, die uns auf einen Wink der Gendarmen auf der Spitze ihrer Mistgabeln nach Paris getragen hätten.

Am Schluß dieser Zeilen wage ich die Bitte an den Herrn Friedensrichter von Ecouen, doch die große Güte zu üben und meinen Dolch nicht etwa dem archäologischen Schatze der Lokal-Gendarmerie einzuverleiben; er ist mir sehr werth, und ich ersuche ihn, mir denselben zukommen zu lassen. Die Moral dieses ganzen Berichtes ist, daß diejenigen, welche versucht seyn sollten, die Ergebnisse des erhabensten Natur-Phänomens unseres Jahrhunderts zu schauen, sich ja mit einem Paß nach Chantenay versehen oder besser nicht in Ecouen Mahlzeit halten. Sollte aber dieser herrliche Zustand der Dinge noch länger dauern, so wird man nicht mehr auf Abschaffung der Todesstrafe anzutragen haben, wohl aber auf Abschaffung der Strafe, zu leben.

Mannigfaltiges.

— **Aehnlichkeit zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten.** So wenig, wie Jemand die Deutschen richtig und vollständig zu beurtheilen im Stande ist, wenn er nicht alle die verschiedenen Volksstämme, wenn er nicht den Norden und den Süden, den Osten und den Westen des Landes kennen gelernt hat, und wie sein Urtheil sehr schief ausfallen würde, wenn er sich etwa mit der Schilderung begnügte, die ihm der Oesterreicher von dem Brandenburger, der Pommer von dem Schwaben gäbe, oder umgekehrt, eben so darf der Fremde, der nach den Vereinigten Staaten kömmt, nicht glauben, er kenne den Amerikanischen Volkscharakter, wenn er bloß die Bewohner des einen und des anderen Staats der Union gesehen. Die Nüancen und Antipathieen sind hier sogar noch weit stärker als unter den verschiedenen Deutschen Stämmen, und Capitain Marryat warnt in seinem „Tagebuch über Amerika" ganz besonders vor dieser Einseitigkeit des Urtheils, die in ihrer Einbildung dort Alles über einen Leisten schlagen zu können glaubt oder ihre Ansichten aus der zweiten Hand empfängt. So sind die Bewohner der südlichen Staaten bei denen der östlichen als cholerische, unmanierliche Widerbeller und Freigeister verrufen, während diese wiederum die östlichen Staaten für eine Pflanzschule betrügerischer Krämer und Hausirer erklären. Dies kömmt daher, weil der Süden der produzirende, der Nord-Osten der fabrizirende Theil ist. Boston sieht mit gelehrtem Hochmuth auf New-York herab, Philadelphia seinerseits erhebt sich wieder mit stolzer Miene über New-York und Boston; wogegen New-York, mit seinen Dollars klimpernd, über das eingebildete, puritanische Wesen der Bostoner und über die Vornehmthuerei der Philadelphier spöttelt. Zu Boston ersuchte ein Bewohner des westlichen Staates Kentucky den Capitain Marryat, doch ja nicht auf das zu achten, was man hier von seiner Heimath sage. Zu New-York baten ein Virginier und ein Tennesseer dasselbe. Als der Capitain zu Boston Champagner bei der Mahlzeit trank, sagte ein junger Bostoner zu ihm: „Was, Sie trinken Champagner? das ist ja New-Yorkisch; trinken Sie doch Claret; oder wollen Sie durchaus Champagner trinken, so gießen Sie ihn in ein grünes Glas, und man wird es für Hochheimer halten; Champagner ist nicht passend; man hält Sie sonst für einen New-Yorker."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 96. Berlin, Montag den 12. August 1839.

Australien.

Die Sandwichs-Inseln.

Von Adolphe Barrot, Französischem Konsul für Indien und China.

Am 14. August 1836 reisten wir von Guayaquil ab und kamen in der Nacht des 29. Septembers im Gesicht der Insel Hawaii oder Owaihi an. Den ganzen Tag über hatten wir schon mit Ungeduld die Richtung durchspäht, in welcher nach unserer Meinung diese Insel liegen mußte. Nach den Berichten der Reisenden hätten wir schon in weiter Entfernung den Gipfel des Muna-Roa erblicken müssen, dessen geheimnißvolle Höhen seit langer Zeit von keinem Europäer mehr bestiegen worden; wir aber hatten beschlossen, seine unzugänglichen Abgründe zu durchspähen, die Schneelagen zu übersteigen und bis zu seinem höchsten Pic hinaufzuklimmen, um dort unsere Namen einzuzeichnen. Uns schreckten weder die zahlreichen Unfälle, welchen wir uns, allen Reiseberichten zufolge, aussetzten, noch der Tod des Englischen Naturforschers Douglas, der bei einer ähnlichen Expedition durch die Hörner eines wilden Stieres umgekommen war; die Gefahr verlieh unserem wissenschaftlichen Unternehmen nur einen neuen Reiz; unsere Blicke durchflogen die Räume und suchten mitten in den Wolken den Schauplatz unserer nächsten Forschungen auf; aber eine dichte Nebelhülle entzog ihn den ganzen Tag unseren Blicken. Dies ist übrigens sehr häufig der Fall, denn die Wolken, welche hier fast das ganze Jahr hindurch von den beständigen Nord-Ostwinden fortgetrieben werden, stoßen auf ihrem Zuge an die von den Sandwichs-Inseln gebildete Scheidewand, bleiben stehen und hängen sich an die Berggipfel an. Gegen ein Uhr Nachts wurden wir durch starken Schatten und durch das Geräusch der sich an dem Ufer brechenden Wellen gewahr, daß wir uns dem Lande näherten; bei Tagesanbruch waren wir nur noch zehn bis zwölf Meilen von der Insel Owaihi entfernt; der Muna-Roa lag vor uns, doch stieg er so allmälig empor, daß er uns gar nicht sehr hoch vorkommen wollte. Die Folge wird lehren, wie sehr wir über die uns bevorstehenden Schwierigkeiten im Irrthum waren.

Die eintretende Windstille und dann schwache Winde verhinderten mehrere Tage hindurch unsere Annäherung an die Küste, die wir erst am 1. Oktober früh erreichen konnten. Sogleich kamen eine unzählige Menge Piroguen auf uns zu gesteuert, und in weniger als einer Stunde war das ganze Verdeck der „Bonite" mit Insulanern besetzt. Die ersten wagten sich noch nicht recht hinauf, bald aber wurden sie so dreist, daß wir Schildwachen an die Leitern stellen mußten, um dem zu großen Andrange zu wehren. Fast alle waren nackt, nur um die Hüften trugen sie eine Art Gürtel, Maro genannt; einige, hauptsächlich Greise, waren tätowirt, andere trugen entweder auf der Brust oder auf den Armen ihren Namen mit großen Buchstaben eingeschrieben. Wir wurden bald gewahr, daß sie sich schon an den Anblick von Europäern gewöhnt hatten. An dem Handel besonders, den sie mit uns einzuleiten bemüht waren, konnten wir sehen, daß civilisirte Menschen schon dort gewesen; „Tala, Tala" (Dollar, Piaster) war das, was sie am häufigsten für die Muscheln, Hühner und Schweine verlangten, die sie uns brachten; auch auf unsere Europäischen Kleidungsstücke schienen sie großen Werth zu legen, und stolz schritt der Besitzer einer Weste, eines Hemdes unter seinen Gefährten umher. Doch muß ich gestehen, daß wir alle sehr enttäuscht wurden: das waren nicht mehr Cook's Insulaner; obgleich der Einfluß des wilden Zustandes in der physischen und moralischen Beschaffenheit jedes Individuums noch bedeutend vorherrschte, so war es doch nicht mehr jene nackte, ungeschminkte Natur, wie wir sie hier erwartet hatten. Indeß konnten wir auf diesem ersten Ruhepunkt noch am besten die Spuren davon wahrnehmen, wie es auf den Sandwichs-Inseln bei ihrer Entdeckung aussah; später trafen wir auf fast Europäische Städte und auf Bevölkerungen, die eben so lasterhaft wie diejenigen waren, die sie civilisirt hatten.

Ein Portugiese, welcher seit langer Zeit die Insel bewohnt und der kaum von einem Wilden zu unterscheiden war, diente uns als Lootse; Mittags gingen wir in der Bai von Ke-ara-Kakua vor Anker. Gegen zweihundert Piroguen umringten die „Bonite", und noch hatten wir kein Weib erblickt. Wir erstaunten darüber, denn in den Berichten verschiedener Reisenden hatten wir gelesen, daß unzählige Weiber sogleich die ankommenden Schiffe umringten, wie Najaden um sie herumschwämmen, untertauchten und die Matrosen durch Geberden und Stellungen auf das Land und die Vergnügungen aufmerksam machten, welche ihrer dort harrten. Der Lootse klärte uns darüber auf, indem er uns sagte, daß durch ein Gesetz der Missionäre den Frauen verboten sey, sich den Schiffen zu nahen, daß diese für sie als geheiligt (tabus) gälten; auch theilte er uns noch andere von den Missionären im Interesse der Sittlichkeit und Religion gegebene Vorschriften mit, auf die ich später zurückkommen werde.

Die Bai von Ke-ara-Kakua mißt von Norden nach Süden ungefähr vier bis fünf Meilen; im Hintergrunde derselben ist eine Art natürlichen Hafens, der durch zwei niedrige Erdzungen gebildet wird, welche rechts und links in das Meer hineingehen. Ein Berg, oder vielmehr eine Mauer schwärzlicher Lava, vier- bis fünfhundert Fuß hoch, beherrscht den Hafen; auf ihrer Höhe liegt links das Dorf Kaava-Roa, rechts, mitten unter Kokusbäumen, das Dorf Ke-ara-Kakua, nach welchem die Bai benannt, und weiterhin noch ein anderes Dorf, dessen Name mir entfallen ist. Vom Landungsplatze aus bemerkten wir auf der Höhe über der Bai einige Häuser, unter denen eines ganz auf Europäische Art gebaut zu seyn schien; der Lootse sagte uns, dies sey das Haus des Missionär Forbes, und das umliegende Dorf heiße Ober-Kaava-Roa. Nachmittags begaben wir uns nach Kaava-Roa; das Anlanden kostete viel Mühe; durch den Beistand der Indianer aber, die sich, um uns behülflich zu seyn, ins Wasser stürzten, gelang es uns, bald festen Fuß zu fassen. Das Dorf bestand ungefähr aus funfzig Häusern, denen einige Kokus- und Brodbäume ein malerisches Ansehen verliehen. Ein Abgeordneter der Dame Kapiolani, der Beherrscherin dieses Distriktes, der früher Englischer Matrose gewesen zu seyn schien, kam uns entgegen und zeigte uns an, daß seine Gebieterin bereit sey, uns zu empfangen. Wir fanden die edle Dame vor ihrem Hause unter einem Brodbaum sitzen; sie war ungefähr 50 Jahr alt, wenigstens 5 Fuß 8 bis 10 Zoll groß und sehr dick und häßlich. Zur Begrüßung reichte sie uns die Hand, ließ uns echt Europäische Stühle bringen und lud uns zum Sitzen ein. Fünf oder sechs ihrer Ehrendamen, die in ungeheuren, höchst unbequemen Säcken steckten, welche in Hawaii Kleider genannt werden, standen im Hintergrunde, und auf den Felsen um uns her lagerte die ganze Bevölkerung von Kaava-Roa auf dem Bauch, das Kinn in beide Hände gestützt, und stierte uns an. Kapiolani war ganz Europäisch gekleidet; sie trug ein geblümtes Kleid von Englischem Musselin, einen blauseidenen Gürtel und Schuhe; zwei Schildpattkämme hielten ihr Haar zusammen, und an ihren Fingern steckten drei oder vier dicke silberne Ringe. Die Bekleidung der Bevölkerung war sehr verschiedenartig; der eine oder der andere von den Männern trug als einziges Kleidungsstück eine Weste, oder ein Hemde, oder Beinkleider, die meisten waren ganz nackt, nur mit dem Maro umgürtet, die Frauen meistentheils in einen weiten aus inländischen Stoffen verfertigten Schurz gehüllt und nur einige wie Kapiolani's Ehrendamen gekleidet. Unsere Unterhaltung mit dieser währte nicht lange; der Englische Matrose diente uns als Dolmetscher, oft aber antwortete die Dame nur durch eine Art Grunzen auf unsere an sie gerichteten Komplimente; doch zeugte der Ausdruck ihres Gesichts von Wohlwollen und natürlicher Güte, und als wir den Wunsch aussprachen, am folgenden Tage dem Gottesdienste im oberen Dorfe beizuwohnen, bot sie uns sogleich Pferde und einen Führer an.

Nach beendigtem Besuch bei Kapiolani begaben wir uns nach dem Orte, wo Capitain Cook ermordet worden; es war ganz in der Nähe unseres Landungsplatzes. Cook's Tod war gewiß ein großes Unglück, aber nach Allem, was wir jetzt darüber erfahren haben, ist er nur ihm selbst und der Heftigkeit seines Charakters zuzuschreiben. Dies Volk ist keinesweges blutgierig, sie hegen vielmehr eine gränzenlose Ehrfurcht vor den Fremden, die sie wie Götter betrachten, und sicher konnte nur das Entsetzen, welches sich ihrer bemächtigte, als Cook ihren König ergreifen ließ, sie zu dieser Gewaltthat verleiten. Noch konnten wir die Spuren der Rache sehen, welche Cook's Gefährten nach seinem Tode ausübten; man zeigte uns von Kugeln durchbohrte Kokusbäume und vom Geschütz zerschmetterte Felsen.

Am nächsten Morgen fanden wir in Kaava-Roa die Pferde und den Führer, die uns Kapiolani versprochen hatte. Pferde wurden zuerst von der Küste von Kalifornien auf die Sandwichs-Inseln gebracht, und sie fangen schon an, sich dort fortzupflanzen; die für uns bestimmten waren theils mit Englischen, theils mit Mexikanischen Satteln versehen. Vom unteren Dorf bis zum oberen sind ungefähr drei Meilen, die man auf einem ziemlich guten, bergauf in den Felsen gehauenen Weg zurücklegt. Die Straße verdankt man den Missionären, welche sich zu ihrer Förderung eines seltsamen Mittels bedienten. Durch ihren Einfluß ward nämlich auf den Sandwichs-Inseln ein Gesetz eingeführt, nach welchem jeder Mann und jede Frau, die des Ehebruchs überführt werden, in eine Geldstrafe von 15 Piastern verfallen und, wenn sie nicht zahlen können, viermonatliche Wege-Arbeit leisten müssen. Die Bevölkerung von Hawaii hat den Plan der Missionäre so gut unterstützt, daß in weniger als zwei Jahren die obenerwähnte Straße und noch eine andere von 25 Meilen Länge, die von Kaava-Roa nach dem großen Flecken Kai-Lua geht, vollendet wurden. Je höher wir stiegen, desto mehr veränderte sich der Anblick des Bodens. Alle diese Inseln sind offenbar durch unterseeische vulkanische Ausbrüche gebildet worden, dafür spricht die überall anzutreffende Lava. Am Ufer ist sie noch in ihrem ursprünglich verhärteten Zustande, man unterscheidet mehrere über einander befindliche Lagen; je höher man steigt, desto mehr hat die Abwechselung von Feuchtigkeit und Hitze die Lava zerbröckelt, und man trifft sie nur noch in einzelnen Stücken an; auf den Berggipfeln aber, wo sie unaufhörlich von den darauf lastenden Wolken befeuchtet wird, hat sie sich in ein fruchtbares Erdreich verwandelt. Da stehen in Menge der Kukui, eine Art Nußbaum, aus dessen Früchten ein sehr klares und vorzüglich gutes Brennöl gepreßt und bereits ausgeführt wird, der Brodbaum, der Orangenbaum, der Maulbeerbaum, der aus Manila dorthin verpflanzt wurde, die Banane, das Zuckerrohr, der Taro, arum esculentum, eine Wurzel, die im Wasser wächst und ein Haupt-Nahrungsmittel der Insulaner ausmacht; zwischen den Felsenspalten drängen sich verkrüppelte Gesträuche hervor, eine Art Kapernstrauch, der Naihi, dessen Wurzeln, wie man uns sagte, von den Eingebornen zum Thee benutzt werden, und der Tappa, aus dessen Fäden sie ihre Kleider verfertigen und dessen safrangelbe Blüthen, so wie ein herrlicher blauer, weißer und rosafarbener Convolvulus, den Weg aufs schönste zierten.

Ungefähr auf der Mitte des Weges steht das Denkmal, welches 1825 Lord Byron, als Befehlshaber der Englischen Fregatte „La Blonde", dem Andenken Cook's hier errichtete. Man wählte den Ort, wo man den aufgefundenen Theil seiner zerstreuten Gebeine beerdigt hatte; mitten unter den Lava-Felsstücken, die man aufhäufte und aus denen man eine Art Grabhügel bildete, steht ein hoher Pfosten, an dessen Spitze eine kupferne Platte mit Cook's Namen befestigt wurde; die Inschrift derselben ist unleserlich geworden, und den ganzen Pfosten bedecken die Namen der Englischen Seeleute, welche hierher kamen, um das Andenken des berühmten Seefahrers zu feiern. Dies Denkmal ist freilich erbärmlich genug, und man erstaunt, daß die Englische Regierung nicht auf eine würdigere Weise die hohen Verdienste anzuerkennen wußte, welche Capitain Cook sich um die Schifffahrt erwarb; es ruhen wahrlich unter den Wölbungen der Westminster-Abtei Gebeine, die nicht so viel Anspruch auf die National-Dankbarkeit haben, als diese, welche hier in der Lava von Owaihi einsam vermodern.

Der Missionär Forbes, ein geborener Nord-Amerikaner, der hier mit seiner Frau und zwei Kindern wohnt, empfing uns sehr freundlich; sein Haus liegt mitten in einem Garten und ist mit einer aus Ti-Sträuchern bestehenden Hecke umgeben; die Wurzel dieses Strauches schmeckt wie gebrannter Zucker, und die Eingebornen verfertigten früher einen sehr starken Liqueur daraus, dessen Bereitung ihnen aber jetzt durch die Missionäre verboten ist. Dame Kapiolani gesellte sich zu uns, und bald rief uns das Geläut der Glocken in die Kirche, welche in ihrer ganzen Bauart den anderen Häusern des Landes gleichkommt; sie hat die Form eines hohen Kegels oder besser die eines auf der Erde ruhenden Daches. Das Zimmerwerk der Wände wird durch Stricke zusammengehalten, denn bei dem ganzen Bau eines Hauses wendet man keinen einzigen Nagel an; dadurch entsteht nun eine Art Gitterwerk, um welches sich außen die Blätter des Pandanus, der Baumwollenstaude und des Zuckerrohrs ranken; in den Häusern der Vornehmen werden die Wände von innen ganz mit Matten behängt. Die Kirche ist ungefähr achtzig Fuß lang, vierzig breit und funfzig hoch, sie faßt mehr denn tausend Personen. Auf groben Matten knieten oder saßen gegen sechshundert Indianer, für uns hatte man einige Stühle neben die Kanzel des Predigers gestellt. Es war ein interessantes Schauspiel, auf demselben Boden, wo noch vor funfzig Jahren scheußlichen Gottheiten Menschenopfer dargebracht wurden, jetzt diese Menge versammelt zu sehen, um die Christus-Lehre zu vernehmen. Freilich giebt es nur sehr wenig wahre Christen unter den Eingebornen, und fast alle haben noch in dem Innern ihrer Dörfer und Häuser ihre abergläubischen Gebräuche beibehalten, indeß ist schon viel dadurch gewonnen, daß sie zuweilen versammelt werden, um Worte zu hören, die freilich manchmal zu mystisch sind, um ihnen verständlich zu seyn, die ihnen aber doch oft auch die Lehren der erhabenen und zugleich so einfachen christlichen Moral verkündigen, welche am geeignetsten ist, ihnen nach und nach den Weg zur Civilisation zu bahnen. Die Frauen saßen an der einen, die Männer an der anderen Seite; kein nacktes Individuum wurde zugelassen, die Männer trugen meistentheils eine Art Mantel aus inländischem Zeuge, und unter den Frauen ragten sogar mehrere Strohhüte hervor. Einige hatten Gebetbücher nach dem presbyterianischen Ritus, die in Honolulu und Lahaina in Hawaiischer Sprache gedruckt waren, und als Herr Forbes die Psalmen des Rituals anstimmte, begleiteten ihn erst unsichere, doch nach und nach kühner tönende Stimmen. Die zuweilen sichtbare, aber wohl nur durch unsere Gegenwart verursachte Zerstreuung abgerechnet, ging Alles so ziemlich anständig her; Kapiolani trug Festkleider aus schwarzem Atlas und auf dem Kopf eine Haube aus inländischem Stoff, der durch seinen Glanz Aehnlichkeit mit dem Atlas hatte; ihre Haltung war nicht ohne Würde, und mit Aufmerksamkeit folgte sie dem Gottesdienst in dem vor ihr liegenden Buche, nur gab ihr die auf der Nase ruhende Brille ein sehr sonderbares Ansehen.

Den folgenden Tag machte ich mit zweien meiner Gefährten einen Ausflug nach dem Dorfe Ke-ara-Kakua, das, obgleich nur zwei Meilen von Kaava-Roa entfernt, doch weit weniger unter dem Einflusse des Missionärs zu stehen schien, was wir aus Tracht und Betragen der Bewohner abnehmen konnten. Männer und Weiber gingen hier fast ganz nackt, die letzteren wandten alle ihnen zu Gebote stehende Künste an, um unsere Aufmerksamkeit zu fesseln und unsere Theilnahme zu gewinnen, doch waren sie alle mehr oder weniger vom Aussatz heimgesucht und äußerst schmutzig; sie hatten noch dieselbe Vorliebe für Flitterkram beibehalten, welche die ersten Seefahrer bei ihnen bemerkten; ein Glasperlen-Halsband, ein kupferner Ring mit einem bunten Stein versetzte sie in das größte Entzücken. Am Mittag sahen wir die ganze weibliche Bevölkerung von Ke-ara-Kakua sich in einer kleinen von Lavafelsen umgebenen Bucht baden; sie sprangen alle von den Felsen in die Fluth und erhielten sich auf der Oberfläche vermittelst eines spitz zulaufenden Brettes von der Länge des Körpers. Ich sah eine Mutter, welche ihr kaum einjähriges Kind auf ein solches Brett legte, es den Wellen überließ, ihm nachschwamm und nur zuweilen dem Brett mit der Hand eine beliebige Richtung gab. Mir war, als erblickte ich diese Bevölkerung hier so, wie sie einst Cook antraf, frei und unabhängig, und als ich später dieselben Frauen in schmutzigen Lumpen wiedersah, sprach der Kontrast nicht zu Gunsten der Gegenwart. Als ich mich zu Herrn Forbes über die außerordentliche Geschicklichkeit der Eingeborenen im Schwimmen aussprach, antwortete er mir, daß die Indianer sich behaglicher im Wasser als auf der Erde fühlten und beinahe vierundzwanzig Stunden ohne Aufhören darin zu schwimmen vermöchten. Zum Beweis dafür erzählte er uns eine ihm bekannte Geschichte, der zufolge ein Indianer, dem der Sturm die Pirogue umgeworfen, mit einem Kinde auf dem Rücken achtzehn Stunden lang geschwommen war und das Ufer auch glücklich, doch leider mit todtem Kinde erreicht hatte.

Sechs Tage lang hielten wir uns in der Bai von Keiara-Kakua auf und besuchten die Eingeborenen in ihren Häusern, die im Allgemeinen so ziemlich wohnlich sind. Auf dem Fußboden liegen sehr gut geflochtene Matten, unter denen sich eine dicke Schicht trockenen Heidekrauts befindet. Früher gab es nur ein Gemach in jedem Hause, das Eß-, Wohn- und Schlafzimmer zusammen war; die Missionäre haben es aber jetzt dahin gebracht, daß man Abtheilungen durch große Vorhänge aus inländischen oder Englischen Zeugen macht, die dann zum Schlafen benutzt werden. Das Bett besteht aus Matten, die über einander gelegt werden, die gröbsten unten; es ist der Thron des männlichen oder weiblichen Familien-Oberhauptes, und Niemand anders darf darauf Platz nehmen. Einige Kürbiß-Gefäße, zur Bereitung des Poë bestimmt, eines dicken aus der Wurzel des Taro bereiteten Teiges, ein oder zwei Federbüschel, zuweilen ein Netz und einige Ruder, das sind die ganzen Geräthschaften eines Hawaiischen Hauses. Die Nahrung der Insulaner besteht vorzüglich in gesalzenem, meistentheils rohem Fisch und Poë. Ich wollte von diesem Teige essen, doch schmeckte er mir zu abscheulich; er hat die Farbe und Dicke der Stärke und einen vorherrschend sauren Geschmack; in Ke-ara-Kakua giebt es nicht viel Fleischarten; etwas Geflügel, Schweinefleisch, Milch, Früchte, Kokosnüsse ist Alles, was sich an Nahrungsmitteln für die Europäer vorfindet. Die Einfuhr der starken Liqueure ist in Owaihi ganz verboten, doch konnten wir recht bemerken, wie die Insulaner keineswegs von der Leidenschaft für geistige Getränke geheilt sind, die bei allen wilden Völkerschaften so vorwaltend ist; selbst die Frauen öffneten gierig den Mund, um den Branntwein zu trinken, den wir ihnen einschenkten. Ueberhaupt hält nur die Furcht vor Strafe, nicht die Ueberzeugung, die Insulaner von ihren alten Gewohnheiten zurück, und jedesmal, wenn sich eine Gelegenheit darbietet, das ihnen auferlegte Joch abzuschütteln, ergreifen sie dieselbe mit Eifer. Vor vier oder fünf Monaten machte Kaukeauli, der König der Sandwichs-Inseln, eine Reise durch Owaihi, er brachte einen Theil seines Hofstaates mit und gab sich Ausschweifungen hin, an welchen nicht allein seine Begleiter, sondern alle Einwohner von Ke-ara-Kakua Theil nahmen. Weder Kapiolani, noch Forbes durften die geringste Zurechtweisung wagen, sie harrten in ihren Häusern ungeduldig des Augenblicks, wo das Land von der Gegenwart der Gottlosen wieder befreit seyn würde.

Gegen mich war Kapiolani immer ganz besonders freundlich, sie schenkte mir einen prächtigen Kahileb, eine Art großen Federbüschel, der bei den Oberhäuptern ein Zeichen der Macht ist. Sie ließ uns ihr Haus sowohl im unteren wie im oberen Dorfe be-

sehen; dem letzteren merkt man die Nachbarschaft des Missionärs an, weil es ein gewisses Europäisches Ansehen erhalten hat; sie läßt an demselben Orte noch ein steinernes, zweistöckiges Haus erbauen. Das Haus im unteren Dorfe ist bis auf die erweiterten Fenster und Thüren noch dasselbe, welches sie vor Entdeckung der Insel dort besaß. Kapiolani und Kaaku-Manu, die Frau des Tamea-Mea, waren die ersten, welche das Christenthum annahmen, doch war ihre Bekehrung noch keine recht aufrichtige. Vor zwölf Jahren war Kapiolani noch eine recht böse Frau, wie mir Herr Forbes erzählte; sie war beständig betrunken und hatte vier oder fünf Männer; selbst nach ihrer Taufe hatte sie immer noch zwei, und erst auf wiederholte Vorstellungen entschloß sie sich, fortan nur mit einem zu leben. Jetzt ist sie eine sehr tugendhafte Person und die sicherste Stütze aller moralischen und religiösen Neuerungen in Owaihi. Schon mehrmals gab sie Proben einer großen Thatkraft. Einst wurde ein Matrose von einem Amerikanischen Schiffe auf Ehebruch ertappt und ins Gefängniß gebracht; der Schiffs-Capitain ging zu Kapiolani und drohte ihr, das Dorf anzuzünden, wenn man den Matrosen nicht auf der Stelle frei gebe. „Mein Gesetz lautet so", erwiederte Kapiolani, „entweder zahlt der Matrose 15 Piaster, oder er arbeitet sammt seiner Mitschuldigen vier Monate lang beim Straßenbau. Haben Sie jetzt den Muth, so zünden Sie das Dorf an; so lange aber Kapiolani lebt, wird ihr Gesetz in ihrem Lande befolgt werden." Der Capitain sah sich genöthigt, die Geldbuße zu entrichten, um seinen Matrosen auszulösen.

Trotz aller Anstrengungen des Herrn und der Mistreß Forbes, nimmt die Zahl der wahren Christen im Distrikte von Keara-Kakua sehr wenig zu, denn da der Missionär sich hier nur allein befindet und die Schule in Kaava-Roa seine Zeit sehr in Anspruch nimmt, so kann er sich nicht weit entfernen. Daher hat er auch schon in geringer Entfernung vom Dorfe gar keinen Einfluß mehr, und die Eingeborenen hängen noch immer an den abergläubischen Gebräuchen ihrer alten Religion. Ich hätte sehr gewünscht, die Theile der Insel besuchen zu können, wo sich keine Missionäre aufhalten, um die Eingeborenen in ihrem ursprünglichen Zustand zu sehen, doch bis zu meiner Ankunft in Manila war mein Schicksal an die „Bonite" gefesselt, und ich mußte mich also begnügen, nur die Hafenörter zu besuchen, wo die Civilisation sich schon Bahn gebrochen hat.

Während unseres Aufenthalts in Ke-ara-Kakua kam auch Kuakini, der Statthalter von Owaihi, einer der ersten Oberhäupter der Sandwichs-Inseln, zu uns an Bord; er wohnt in Kai-Lua und ist auch unter dem Namen John Adams bekannt; wir sahen ihn von weitem in seiner großen Pirogue ankommen, die von zwanzig starken Indianern gerudert wurde. Er mißt 6 Fuß 3 Zoll, seine Bekleidung war sehr einfach und bestand aus einer blauen Jacke, grau leinenen Beinkleidern, Schuhen ohne Strümpfe und einem Strohhut, doch ließ man es sich angelegen seyn, uns zu erzählen, daß er eine schöne Uniform mit sehr großen Epauletten besitze. Kuakini spricht sehr gut Englisch; er soll ein verständiger, aber schmutzig geiziger Mann seyn. Bei dem Handel indeß, den er mit uns über Lieferungen an Mundvorrath für die „Bonite" abschloß, konnten wir uns nicht über ihn beklagen; doch sollen ihm freilich diese Lebensmittel selbst gar nichts gekostet haben, weil er als Oberhaupt, dem Landesgebrauche nach, von seinen Untergebenen fordern kann, was ihm beliebt; von uns erhielt er dafür eine Menge Eisenbarren und Werkzeuge. Der Statthalter besuchte uns fast täglich in Begleitung eines anderen an Größe ihm gleichkommenden Oberhauptes, Namens Kekiri (Donner), denn diesen guten Leuten schien unser Tisch und Wein sehr zu behagen, ihre Eßlust war gar nicht zu stillen, sie stand ganz im richtigen Verhältniß zu ihrer Größe, und trotz der im Lande festgesetzten Mäßigkeits-Vorschriften thaten sie sich doch in Bordeaux und besonders in Muskatwein sehr gütlich. An Kuakini sahen wir, welchen Einfluß die Missionäre auf die ganze Bevölkerung ausüben, denn als er eines Tages mit Forbes und Kapiolani bei uns zu Mittag speiste, wagte er es kaum, unter sein Wasser ein wenig Wein zu gießen, während er sich sonst gar sehr hütete, Wasser unter den Wein zu mischen; und doch ist Kuakini noch ein Gegner der Missionäre, er liest und versteht sehr gut Englisch und beschuldigt die Geistlichen, daß sie die Bibel nicht treu übersetzt hätten. Was die gute Kapiolani anbetrifft, so wagte sie nicht das Geringste, ohne erst durch ihre Blicke Herrn oder Mistreß Forbes zu befragen.

Die Bevölkerung von Hawaii oder Owaihi beträgt jetzt kaum 29,000 Seelen; bei der Entdeckung belief sie sich auf 90,000; die Dörfer der Bai und des Bezirkes von Keara-Kakua haben 3000 Einwohner. Die Temperatur an der Küste ist außerordentlich heiß; es waren beständig zwischen 86 bis 89 Grad Fahrenheit (ungefähr 25 Grad Reaumur); im oberen Dorfe hingegen war die Luft reiner und frischer und durch den Seewind abgekühlt, so daß man sich plötzlich in einer ganz anderen Atmosphäre befand. Bei unserer Ausschiffung am ersten Tage hatte ich in jener unendlichen Mauer von schwarzen Felsen zahlreiche Löcher entdeckt, die mir ein Werk der Eingeborenen zu seyn schienen, ich hatte mich auch nicht getäuscht, denn dort war es, wo sie ihre Todten begraben; das Loch wird gewöhnlich durch ein hölzernes Gitter geschlossen. In dem Dorfe, wo Herr Forbes wohnt, ist jetzt ein Kirchhof eingerichtet worden, auf dem man alle Mitglieder der presbyterianischen Sekte beerdigt.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Virgil im Mittelalter.

Die alten Französischen Chronikenschreiber und Romanzendichter erzählen, es sey nach der Eroberung Troja's ein König, Namens Frankus, Gefährte des Aeneas, von Troja flüchtend, in die Regionen des heutigen Frankreichs gekommen. „Er regierte hier", so erzählen sie, „mit vielem Glücke und erbaute zum Ruhme seines Namens eine Stadt, der er den Namen Francia beilegte, wonach später das ganze Reich benannt wurde." Der Nachfolger dieses Frankus war Pyramus, nach ihm kam Merkurus, und auf diesen folgte Pharamond; man sieht hieraus, daß die Französische Monarchie aus den Trümmern Ilions errichtet wurde, für dessen Mißgeschick das Mittelalter eine ganz besondere Sympathie hegte. Jacques du Fouilloux, Herr des Landes Gastine in Poitou, schrieb eine Abhandlung über das Jagdwesen, welche er Karl IX. widmete und die noch heutzutage bei den Jägern in Ansehen steht; dieses Buch würde nicht vollständig gewesen seyn, wenn man nicht auch eine Genealogie der Windhunde darin gefunden hätte, und Jacques du Fouilloux hatte nichts Besseres zu thun, als ihnen einen Trojanischen Ursprung beizulegen. Askanius war der Vater eines gewissen Silvus; dieser Silvus wurde von seinem Sohne Brutus auf der Jagd getödtet; da aber das Volk dem Sohne diesen Vatermord als eine „Bosheit" auslegte, so wollte es ihn nicht als König anerkennen. Brutus wanderte aus, begab sich nach Griechenland, versammelte dort die Ueberreste des Trojanischen Volkes, ließ Schiffe bauen und bestieg diese mit allen diesen Leuten und einer großen Menge von Windhunden; in Armorika gelandet, herrschte er dort und gab seinem Reiche den Namen Bretagne.

„In Aquitanien und Poitou", so wird ferner erzählt, „herrschte zu dieser Zeit ein König mit Namen Groffarius Pictus, dem eines Tages berichtet wurde, daß die Trojaner große Jäger wären und gewöhnlich in seinen Wäldern mit einer so vorzüglichen Race von Hunden jagten, daß sie, sobald sie einen Hirsch aufspürten, nicht eher wieder von ihm abließen, als bis er todt sey. Als nun der König Groffarius solche Worte vernahm, ward er sehr ergrimmt, versammelte sein ganzes Heer und beschloß, sie zu bekriegen. Die Trojaner, die von diesem Kriegszuge Nachricht bekamen, zogen mit ihrer ganzen Macht die Loire entlang, und beide Parteien trafen bei dem Orte auf einander, wo jetzt die Stadt Tours liegt; da lieferten sie sich eine Schlacht, in welcher Turnus, der älteste Sohn des Brutus, fiel; ihm zum Andenken erhielt die Stadt, welche dort erbaut wurde, den Namen Tours."

„Ich habe diese Geschichte erzählen wollen", fügt du Fouilloux hinzu, „um zu beweisen, daß die Windhunde schon seit langer Zeit in der Bretagne benutzt werden, und ich glaube bestimmt, daß die Trojaner die Ersten waren, welche diese Race in das Land einführten."

Wem ist nun dieser Nimbus zuzuschreiben, mit welchem Troja's Andenken im Mittelalter umgeben ist? Niemanden anders als Virgil. Unter allen Schriftstellern des Alterthums stand Virgil bei unseren Vorfahren im größten Ansehen; Dante nahm ihn in seiner „Hölle" zum Muster, Petrarka ahmte seinen Styl nach, und der unwissende Haufen sah in ihm einen Chronikenschreiber, einen Romanzendichter und einen berühmten Zauberer.

Anfangs wird es lächerlich scheinen, daß der Dichter der Aeneide zu einem Zauberer gemacht werden konnte, und doch erklärt uns ein Augenblick des Nachdenkens sogleich, weshalb ihn das Mittelalter dafür hielt. Die vierte Ekloge, in welcher der Dichter das Horoskop eines erhabenen Kindes stellt, und die achte, worin eine Schäferin es versucht, durch Zaubermittel den ungetreuen Daphnis zu sich zurückzuführen, waren hinreichend, um eine solche Meinung über ihn zu verbreiten. Wenn man sich im Mittelalter irgend ein außerordentliches Wesen geschaffen hatte, so büßte man es nicht gern wieder ein; jedes Jahrhundert fügte noch irgend einen Zug zu den schon vorhandenen Legenden hinzu, und so wurde Virgil nach und nach der Nebenbuhler des weisen Merlin. Gervarius Tiburiensis erzählte 1215 eine Menge der außerordentlichsten Dinge von unserem Dichter; ungefähr zu derselben Zeit berichtet Helinandus, daß Virgil auf eines der Thore Neapels eine Fliege von Erz gesetzt habe, die alle Fliegen aus der ganzen Stadt verjagen sollte. Auch sollte er in Rom ein bezaubertes Gebäude aufgeführt haben, in welchem jede Völkerschaft durch eine Bildsäule vorgestellt wurde; sobald eine von diesen Völkerschaften eine Empörung gegen Rom vorhatte, bewegte sich die Bildsäule derselben. Nach den Biographen des Mittelalters soll Virgil auch den König Arthur besucht haben, als dieser eben die betrübende Entdeckung gemacht hatte, daß die Königin Ginevra sich sehr gut mit Lancelot stehe; der Dichter tröstete ihn durch ein Mittel, welches an das Geschenk des Mantels und des bezauberten Kelches erinnert, und wodurch ihm gezeigt wurde, wie viel Leidensgefährten er habe. Virgil besaß, wie sein Mitbruder Merlin, ein sehr zärtliches Gemüth, und es wird viel von seinen Erfolgen bei der Prinzessin von Babylon gesprochen. Er hatte sich einen herrlichen Garten gezaubert, in welchen er sie verbarg; als der Sultan die Entführung seiner Tochter bemerkte, ließ er den Virgil gefangen nehmen, aber durch eine herbeigezauberte Ueberschwemmung des Euphrat gelang es diesem, wieder zu entkommen.

Als Virgil sein Alter herannahen fühlte, wollte er sich wieder verjüngen; er gab daher einem seiner Diener den Befehl,

ihn in Stücke zu zerschneiden und diese in eine Tonne zu legen. Drei Wochen darauf wollte er dann als Jüngling wieder erwachen. Der Diener führte den Befehl seines Herrn aus, der Kaiser aber, der seinen weisen Rathgeber vermißte, ließ Nachforschungen anstellen; nach sieben Tagen fand man Virgil's Körper und begrub denselben, ohne seine Auferstehung abzuwarten.

Ein Mönch, Namens Herbers, entlehnte im 13ten Jahrhundert einer morgenländischen Sage die Idee eines in der Literatur des Mittelalters berühmten Werkes, bekannt unter dem Titel: „Der Roman des Dolopathos“. In diesem Buche spielt Virgil abermals eine sehr wichtige Rolle. Dolopathos, ein König von Sicilien, berief seinen Sohn Lucinian, den er dem weisen Magier anvertraut hatte, wieder an seinen Hof zurück, um ihn krönen zu lassen. Lucinian's Stiefmutter empfindet eine zärtliche Neigung für den jungen Prinzen, und da sie keine Erwiederung findet, so handelt sie wie Potiphar's Weib. In dem Augenblick, wo Lucinian zum Scheiterhaufen geführt werden soll, erscheint ein Greis und erzählt eine Geschichte an Dolopathos, welche ihm die Schändlichkeit seines Weibes enthüllt; noch andere Weise erscheinen und tragen ebenfalls Beispiele vor, die für Lucinian sprechen sollen, und zuletzt tritt auch Virgil auf und beweist die Unschuld seines Zöglings.

Im 16ten Jahrhundert hatte Virgil noch nicht ganz den Ruf eingebüßt, den ihm das Mittelalter verschaffte; in der „Dämonomanie“ von Jean Bodin liest man: „Virgil, der im Rufe stand, ein großer Zauberer zu seyn“ ...; und Belleforest sagt in seinen „wunderbaren Historien“: „Die Geister fürchten sich vor bloßen Degenklingen, wie man daraus ersehen kann, daß Aeneas in der Hölle seinen Degen zog, was Virgil nicht ohne mystische Bedeutung erwähnt, denn ihm war jeder Aberglaube der Zauberer bekannt.“

Th. de Puymaigre.

Malta.

Maltesische Sprüchwörter.

Die Sprache der Bewohner von Malta giebt sich jedem Kenner der Semitischen Sprachen als ein mit Italiänischen Wörtern vermengter Dialekt des Arabischen zu erkennen. In grammatischer Hinsicht ist dieser Dialekt ganz ungefälscht geblieben, wie denn auch das kleine Völkchen, unter dem er herrscht, obgleich schon wenigstens ein Jahrtausend der orientalischen Urheimat entfremdet und mit Italischem und Griechischem Blute vermischt, die Physiognomie seiner Arabischen Ahnherren treu bewahrt hat.

In Deutschland hat Gesenius zuerst die wesentliche Identität der Sprache Malta's mit dem Arabischen bewiesen. Das treffliche Wörterbuch Vassalli's (eines Eingebornen der Insel), welches ziemlich lange vor der Abhandlung des berühmten Deutschen Forschers erschien, wäre schon hinreichend gewesen, alle Zweifel über die Abkunft dieses Idioms zu beseitigen, wenn man in unserem Nord-Europa nicht so spät, und oft nur durch Zufall, zu Gesicht bekäme, was auf jener Insel gedruckt wird.

Unter solchen Umständen dürfte es wohl auch manchem Orientalisten unbekannt seyn, daß Herr Vassalli noch jetzt für seine Muttersprache thätig ist. In seiner eigenen Druckerei erschien 1828 eine Sammlung von 863 Sprüchwörtern und volksthümlichen Redensarten, mit Italiänischer Uebersetzung und gelehrten Anmerkungen des ehrwürdigen Veteranen, der gegenwärtig die ganze höhere Bildung seiner Landsleute repräsentirt.*)

Ein Exemplar dieses Büchleins verdanken wir dem Herrn Geheimen Rath Neigebaur in Bromberg, von dessen neuester Reise nach dem Süden Europa's man sich eine Menge schätzbarer Bereicherungen seines „Handbuchs für Reisende in Italien“, vorzüglich mit Beziehung auf Malta, versprechen kann. Wer die geistreiche, gewandte und lebensfrische Darstellungsweise des Herrn Neigebaur kennt, der wird einer neuen Auflage seines noch unübertroffenen „Handbuchs“ mit großem Interesse entgegensehen.

Was der Vassallischen Sammlung einen besonderen Werth giebt, ist der Umstand, daß diese Sprüche, als älteste Denkmäler der Sprache, von Italismen ganz frei geblieben sind. Auf grammatische Eigenheiten des Maltesischen wollen wir nicht eingehen, weil Jeder, der Arabisch versteht, sie leicht abstrahiren kann und Nichtkenner uns schwerlich Dank dafür wüßten. Dagegen begleiten wir einige der hier als Probe folgenden Sprüche mit dem Urtexte, so gut er sich in unveränderter Europäischer Schrift darstellen läßt.**)

Mnejn tachrog yl kelmae, tachrog yr-ruhh.
Wo das Wort herauskommt, da kommt auch die Seele heraus.***)

Moftihh tad-deheb jaqbel 'al koll qofol.
Ein goldener Schlüssel paßt zu jedem Schlosse.

Yl fqyr dejjim machqūr, u be-rass-u koll-hhad jdūr.
Der Arme ist immer verachtet; Alles umkreiset ihn feindlich.

Jmūt yl ghāni u jmūt yl fqyr,
U yt-tnejn 'al dschewū yl bīr.
Es stirbt der Reiche und der Arme auch,
Und Beide (sinken) in der Grube Bauch.

„Die Wahrheit ist wie Oel; sie schwimmet oben.“
„Das Gute, so von Bösen kommt, ist eine Fehlgeburt.“
„Frage nicht den Arzt, frage den Menschen, der Erfahrung hat.“
„Ein Mensch von langem Leibe hat noch keine Mauer eingerissen.“
„Der Mann wird dadurch noch nicht zum Manne, daß er ein Weib nimmt.“
„Eine bejahrte Person unterrichten, heißt so viel, als einen Esel zwicken.“
„Miß Dich selber, bevor Andere Dich messen.“
„Ein Kopf ohne Gedanken geht mit den Hühnern schlafen und steht mit den Hunden auf.“
„Vergiß das Gute, welches Du thust, und merke Dir das Böse, so Du gethan.“
„Es sterben mehr Leute an Uebersättigung, als an Hunger.“
„Der Tadelnswürdige tadelt und der Beschimpfte schimpft“.
„Auf den Spaß folgt Sassafras.“*)
„Der Eine beschlägt den Gaul, der Andere reitet.“

„Alt wird nur, wer sich Alter schafft,
Verschwendend seine Lebenskraft.“

„Der reiche Filz erscheint im Sterben,
Wie ein geschlachtet Schwein dem Erben.“

„Laß nicht den Bart in Andrer Händen,
Sie werden ihn mit Koth Dir schänden.“

„Die Zeit sagt nie: Auf Wiedersehn!
Sie schlüpft davon und — läßt Dich stehn.“

„Kaufst Du den Fisch, dieweil er noch im Meere,
Mußt Du ihn faul verspeisen — merk' die Lehre!“

Wir bemerken schließlich, daß seit dem Anfang dieses Jahres auch eine Maltesisch geschriebene Zeitung unter dem Titel: „Il Kaulata Maltia“ in Valetta herauskommt. Sie ist in sehr kleinem, fast winzigem Formate und führt als Motto: „Il bniedem jinkixef min kliem-u“, der Mensch (wörtlich des Menschen Sohn) offenbart sich durch seine Rede. Die Nummer kostet 1½ Soldi. Ihr Zweck scheint hauptsächlich ein literarischer zu seyn.

W. Sch...

Mannigfaltiges.

— Savigny und Ranke in Frankreich. Der Name und die wissenschaftlichen Arbeiten des Herrn von Savigny waren den Franzosen schon längst bekannt und standen bei ihnen in hohen Ehren, ehe noch eines seiner Werke durch eine Uebersetzung allgemein zugänglich für sie wurde. Guizot in seiner „Geschichte der Französischen Civilisation“ und Lerminier in seiner „Rechtsphilosophie“ hatten bereits die nunmehr von Ch. Guenoux ins Französische übertragene und so eben zu Paris in drei Bänden erschienene „Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter“, die Frucht langjähriger Studien und Forschungen des Deutschen Rechtsgelehrten, ausführlich besprochen und als eines der vollständigsten und beachtenswerthesten Werke der historischen Schule gerühmt. Bei dem Erscheinen dieser Uebersetzung werden die Verdienste Savigny's von neuem gewürdigt. „Es handelt sich hier nicht um Mythen oder Symbole“, sagt ein Kritiker in der Revue des deux Mondes; „Herr von Savigny vergeudet nicht, wie Niebuhr, die Schätze der Wissenschaft in abenteuerlichen Negationen, er baut kein System auf mindestens sehr problematische Denkmäler, seine energische und gehaltene Kritik springt niemals von einer trockenen, dürren Formel in das unendliche Gebiet der poetischen Träumereien über. Das Recht hat allerdings auch seine Poesie, aber was man vor Allem darin suchen muß, ist die Vernunft.“ Bedauert wird es nur, daß der Uebersetzer im dritten Bande, der die Lebensbeschreibungen der Rechtsgelehrten des Mittelalters, von Irnerius an, enthält, sich so bedeutende Kürzungen erlaubt hat, — eine Operation, die man lieber an seiner eigenen Einleitung zu dem Werke gewünscht hätte. Gleiche Anerkennung hat auch Leopold Ranke in Frankreich gefunden. Der Uebersetzung seiner „Geschichte der Päpste“ ist früher schon in diesen Blättern erwähnt worden; jetzt ist derselben auch eine Uebertragung seiner „Geschichte der Osmanli's und der Spanischen Monarchie im 16ten und 17ten Jahrhundert“, von Haiber, gefolgt. Dieselbe Revue bemerkt darüber: „Dies Werk gehört zu den wenigen guten Büchern unserer Zeit; der Verfasser hat mit außerordentlicher Forschergeduld jenes weise Mißtrauen gegen abenteuerliche Theorieen, jenen einfachen gesunden Sinn, der fast immer das Wahre trifft, genug, jene echt Französischen Eigenschaften zu vereinigen gewußt, die man an der Deutschen Schule um so mehr hervorheben muß, als wir in Frankreich Schriftsteller von Ruf nennen könnten, die sich um diese Eigenschaften wenig kümmern.“

*) Ihr Titel ist: Motti, Aforismi e Proverbii Maltesi, raccolti, interpretati e di note corredati da Michelangelo Vassalli.

**) Die Malteser schreiben zwar mit Italiänischer Schrift, allein sie haben zum Ausdruck verschiedener Laute, die den Italiänern fehlen, mehrere Buchstaben umgestellt, oder mit Häkchen versehen, und ein paar ganz neue Zeichen erfunden.

***) Rein Arabisch würde dieser Spruch lauten: min ejn tachrug yl kelâm, tachrug yr-ruhh — der folgende: miftahh yddaheb jaqbul 'ala koll qafal. U. s. w.

*) Oder wortgetreuer: Auf Schnack folgt Portulak. Der Portulak ist schwer verdaulich und steht also hier für jede Fatalität.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 97. Berlin, Mittwoch den 14. August 1839.

Frankreich.

Die öffentlichen Läden als Merkzeichen der Civilisation.

Von Eugene Briffault.

„Nichts ist gleichgültig in der Physiognomie der Städte; auf ihrem steinernen Antlitz haben alle Züge eine Bedeutung, wie Victor Hugo sagen würde. Die Städte können auf Gall's und Lavater's Manier untersucht und durchforscht werden; ihre äußeren Formen geben Zeugniß von ihrer Geschichte, ihren Sitten, ihren Tugenden und Lastern, von all' ihren sozialen Tendenzen."

So äußerte sich gestern einer der gelehrtesten und unermüdlichsten Forscher der Pariser Annalen gegen mich; wir standen gerade vor einem der prächtigsten Magazine der Hauptstadt. „Glauben Sie mir", fügte er hinzu, „ich könnte Ihnen schnell und mit wenigen Zügen die Geschichte der Pariser Läden entwerfen, indem ich in Gedanken und in der Erinnerung das Tafelwerk dieser reichen Außenseite hinwegschöbe! Hören Sie, doch fürchten Sie nichts, ich steige nicht bis zur Sündfluth hinauf, wir wollen im funfzehnten Jahrhundert stehen bleiben; damals sah man über diesem keinesweges glänzenden, sondern engen, niedrigen und dunklen Laden ein Abbild des heiligen Aloysius; es war in Stein ausgehauen und stellte den Heiligen dar, wie er eben den Huf eines vierfüßigen Thieres beschlug. Einige meinten, dies sey das Pferd des heiligen Georg, Andere behaupteten, es wäre Bileam's Esel, und ich muß gestehen, daß die Zeichnung, die ich davon sah, diese letzte Meinung zu bestätigen schien. Das Haus wurde von einem Hufschmidt bewohnt, der sein Geschäft unter den Schutz eines Heiligen gestellt hatte, weil in jenen frommen Zeiten alle diejenigen, welche eine Reise zu Pferde unternahmen, danach strebten, sich der Gunst des Himmels zu versichern, und gläubig überzeugt waren, daß die Eisen, welche unter heiligem Schutze geschmiedet worden, den Reiter und das Roß vor jedem Unfall bewahrten.

Nach vielen Jahren finden wir diesen Laden zwar nicht größer, aber doch heller, weniger räucherig und mit schönen glänzenden, damascirten und ciselirten Waffen wieder; das Geräusch des Ambosses ertönt noch darin, aber die Schmiede ist kleiner und mehr in den Hintergrund verlegt; sie nimmt nicht mehr den Ehrenplatz ein. Ein breiter, mit rothem Sammet und gelben Borten beschlagener Lehnstuhl scheint zur Bequemlichkeit für hohe Käufer bestimmt. Ueber der Eingangsthür ist ein eisernes, mit Blumen verziertes Lothringisches Kreuz angebracht; es steht frei und dreht sich auf Haspen herum. Wir befinden uns in den Zeiten der Ligue, bei einem Waffenschmidt, der bei den Guisen in großem Ansehen stand.

Während der Regierung des großen Königs geht es sehr still in dem Laden zu; zwar ertönen noch zuweilen Hammerschläge auf dem Amboß, doch ist es nicht mehr der geschäftige Vulkan, über den sich Boileau beklagt. Ein großer, hölzerner, grau bemalter Schlüssel, den man von weitem schimmern sieht, zeigt die Wohnung eines Schlossers an, aber nach dem wenigen Leben und der dort herrschenden gänzlichen Einsamkeit zu urtheilen, möchte man sie für ganz verlassen halten, blickte man nicht durch eine im Hintergrund halb geöffnete Thür auf einen Hof, in welchem Arbeiter schmieden, feilen, poliren und glänzende Metallstäbe an einander reihen. Auch erblickt man an den Stangen, welche zum Schutz an den niedrigen Fenstern angebracht sind, zwei Schlüssel in Kreuzform über einander gelegt, mit einer von zwei Krummstäben getragenen Bischofsmütze darüber; dieses Sinnbild hat Aehnlichkeit mit dem Päpstlichen Wappen, und der Schlossermeister ist auch ein sehr frommer Mann; er arbeitet gerade jetzt an dem Gitter eines Betstuhles in St. Cyr, ein wunderbar zierlich geformter stählerner Käfig, der die Darinsitzende jedem Blick verbergen soll, ohne sie selbst doch von der Welt zu trennen.

Der Enkel dieses Handwerkers war unter der Regentschaft derjenige Schlosser, welcher sich am besten auf die Verfertigung jener kleinen, kaum zu bemerkenden Schlüssel verstand, die jedes Schloß öffneten; sein Laden und seine Hausthür waren beständig geschlossen, und nur durch einen fast geheimnißvollen Eingang, der auf ein jetzt verschwundenes Gäßchen hinausgeht, konnte man zu ihm gelangen. Der große Schlüssel und die Päpstlichen Wappenschilder seines Großvaters waren fortgenommen worden; dafür hatte er aber über seiner Thür ein Gemälde von mittlerer Größe anbringen lassen, auf welchem ein Maler die Geschichte eines kleinen goldenen Schlüssels dargestellt hatte, welchen ein Zauberer einem Jüngling gegeben, der dadurch ohne Mühe in den Thurm eindrang, wo seine angebetete Schöne schmachtete; über dieser Darstellung las man in goldenen Buchstaben: „Zum bezauberten Schlüssel". Allgemein galt dieses Schild für eine zwar kühne, aber doch sinnreiche und galante Neuerung.

In den Jahren, welche der Revolution vorangingen, vergrößerte sich dieser Laden auf eine merkwürdige Weise; die größte Thätigkeit herrschte in demselben, und die zahlreichen Gesellen arbeiteten ohne Unterlaß. Ueber der Thür stand mit großen gelben Buchstaben: „Altmeister des Schlosser-Gewerks". Hier hauste jetzt in der That das Oberhaupt der Schlosser-Zunft, stolz auf seine Rechte und Privilegien; er hatte dem Dauphin, der nun unter dem Namen Ludwig XVI. den Thron bestiegen, Unterricht in der Schlosserei gegeben und, wie er selbst sich ausdrückte, seinen ganzen Einfluß und seine ganze Gunst angewendet, um die Statuten und Vorschriften der Zunft wieder in ihrer vollen strengen Rechtlichkeit herzustellen; die Arbeiter seiner Werkstelle, durch deren Zahl und Eifer man überrascht wurde, waren eben so viel Meister, die bei ihrem Altmeister so lange im Dienst bleiben mußten, bis sie den weitläuftigsten, bis ins Kleinste gehenden Förmlichkeiten genügt hatten; dann erst erlangten sie das Recht, für sich allein arbeiten zu dürfen.

Nun tritt eine Lücke in der Geschichte dieses Ladens ein, denn ich weiß nicht, ob er 1793 noch von dem Lehrer des Dauphins behauptet wurde; so viel erinnere ich mich aber, daß er während jener Zeit fast immer geschlossen war. Vor den Fenstern waren hohe Gitter, die durch eiserne Stangen festgehalten wurden, und drinnen lag ein ungeheurer, verwirrter Haufen alter Eisen-Geräthe aufgehäuft, welche von Zerstörungen herzurühren schienen.

Während des Kaiserreichs wurde dieser Laden sehr geräumig; es war eine große Niederlage von Galanterie-Waaren darin aufgeschlagen; die Magazine waren groß und mit Sachen aller Art angefüllt. Junge und elegant gekleidete Kommis bewegten sich im Inneren, stiegen die Treppen auf und ab, und die Beweglichkeit aller Einwohner dieses Hauses zeugte von dem guten Gang der Geschäfte. Ein ziemlich großes Gemälde schmückte die Façade; darauf erblickte man zwei Ritter in Rüstungen, von Gold, Azur und Edelsteinen glänzend, die einem Jüngling, welcher auf üppigem, blumigem Rasen, mit Rosen bekränzt und in Rosa-Gaze gehüllt, neben einer himmlisch schönen, mit einer blauen Tunika bekleideten Frau ruhte, einen diamantenen Schild darreichten; darüber stand: „Zum Zauber-Schilde". Die Oper Armide war damals an der Mode.

Unter der Restauration war der Galanteriehändler oder sein Nachfolger Goldschmidt geworden, und der Laden blitzte von goldenen und silbernen Geräthen. Auf seinen mit Spiegeln verzierten Gestellen glänzten die Kreuze, die Sterne und Ehrenzeichen aller Europäischen Mächte; vor den Augen der Vorübergehenden prangte er mit den Wappen von vier fremden Höfen, deren Goldschmidt er zu seyn sich rühmte; nie wurde eine Livree mit mehr Stolz getragen.

Jetzt ist dieses prächtige Lokal mit merkwürdigen und reichen Arbeiten, von jeder Gestalt und zu jedem Gebrauch, angefüllt; nie wurde Eisen, Stahl, Kupfer und Erz bewundernswürdiger bearbeitet. Das Gewerbe des Besitzers wird nur durch zwei Worte in achtzehn Zoll hohen, massiven und hervorspringenden Buchstaben angedeutet: „Ingenieur-Mechanikus". Statt aller Schilder, die hier einander abwechselten, vom heiligen Aloysius bis auf die Wappen der Nordischen Mächte, erblickt man jetzt nur zwei Abbildungen von goldenen und silbernen Medaillen, die dem Gewerbfleiße als National-Belohnung zuerkannt wurden; das sind im Jahre 1839 die echten Wappen und Adelsschilde des Gewerbfleißes und der Thätigkeit.

Da tritt der Kaufmann so eben aus seinem Hause; er trägt die Offiziers-Uniform der National-Garde und das Kreuz der Ehrenlegion; sein Kragen zeigt an, daß er im Dienst ist.... Er spricht mit seinem Secretair und sagt ihm, daß er, bevor er sich nach den Tuilerieen begäbe, noch auf das Stadthaus gehen müsse, um einer Sitzung des Munizipal-Rathes beizuwohnen, dessen Mitglied er ist.

Ich habe bei dieser Schilderung nichts erfunden: es giebt in Paris kein einziges nur irgend bedeutendes Magazin, das nicht in seinen verschiedenen Phasen die Geschichte unseres Handels darstellte. Der früher so verachtete und jetzt so hochgeschätzte Laden hat treu die Eindrücke aller Zeiten und aller Veränderungen aufgenommen und bewahrt. Sollte ich nach einem hundertjährigen Schlafe wieder in die Welt eintreten, so würde ich die industrielle Physiognomie zuerst befragen, um schnell den Zustand der Gesellschaft daraus zu erkennen; von ihr allein kann man mit einigem Anschein von Wahrheit sagen, daß sie der Ausdruck der Gesellschaft sey."

Bibliographie.

Pauvres fleurs. — Gedichte von Mad. Desbordes-Valmore.
Léonore de Biran. — Roman von Frau von Cubieres. 2 Bde.
Valdepeiras. — Von Mad. Reybaud.
Les Salaziennes. — Gedichte von Aug. Lacaussade.
Législation criminelle maritime. — Von Hautefeuille.

Australien.

Die Sandwichs-Inseln.

(Fortsetzung.)

Der Hauptgrund unserer Landung in Ke-ara-Kakua blieb unausgeführt; wir mußten unseren Plan aufgeben, den Gipfel des Muna-Roa zu besteigen, weil alle Erkundigungen, die wir einzogen, uns darüber belehrten, daß die beabsichtigte Expedition für uns ganz unmöglich sey. Man versicherte uns, wir würden wenigstens acht Tage brauchen, um zum Gipfel des Muna-Roa zu gelangen, und wieder eben so viel Zeit zum Herabsteigen. Die Gefahren und die Hindernisse, die uns dabei begegnen könnten, wurden uns sehr übertrieben geschildert; das wäre nun freilich kein Grund zur Unterlassung gewesen, doch fehlte es uns an Zeit, weil wir in zwei Monaten in Manila seyn und noch die Residenz des Königs, die Insel Owahu, besuchen mußten. Da der berühmte ausgebrannte Krater des Muna-Roa, der 25 Meilen im Umfang haben soll, schon so lange Zeit der beständige Gegenstand unserer Gespräche und Wünsche gewesen war, so bedauerten wir es sehr, daß wir auf unser Vorhaben verzichten mußten.

Von der offenen See aus gewährt die Insel Owaihi einen überaus malerischen Anblick; die Ost- und Nordseite der Insel ist noch viel fruchtbarer und lachender, als der von uns besuchte Theil, dem es fast gänzlich an fließendem Wasser fehlt, so daß die Bewohner ganz salziges Wasser trinken müssen, wenn sie es nicht fünf bis sechs Meilen weit holen wollen. Im oberen Dorfe ist weit mehr Wasser, und es könnte sehr leicht durch Kanäle hinabgeleitet werden, wenn nur die Bevölkerung der Insel zu einer solchen Arbeit schon vorgeschritten genug wäre. Die Ost- und Nordseite von Owaihi ist hinreichend durch mehrere Flüsse bewässert, das Klima ist hier weit besser und die Bevölkerung viel zahlreicher. Im Osten steht der berühmte Vulkan Kaa, dessen unaufhörliche Ausbrüche die Bewohner in beständiger Furcht erhalten; er ist der Wohnsitz der Göttin Pele. Die Traditionen, welche sich an diese Gottheit der Sandwichs-Inseln knüpfen, werden von Herrn Dumont-d'Urville in seiner Reise um die Welt auf eine so anziehende Weise erzählt, daß ich das poetische Gemälde, welches dieser Seefahrer davon entwirft, durch meine Wiederholung nur trüben könnte.

Am 6. Oktober gingen wir wieder unter Segel, und gegen Mittag waren wir Kai-Lua gegenüber, der Residenz des Statthalters, wohin Kuakini uns vorangeeilt war; die Korvette legte sich vor Anker, und wir begaben uns ans Land. Da wir uns nur drei bis vier Stunden aufhalten konnten, so wollten wir schnell alles Merkwürdige in Augenschein nehmen. Zuerst besuchten wir die noch unvollendete Kirche, das Werk eines Engländers, welche bei weitem die schönste aller Dörfer der Sandwichs-Inseln werden dürfte. Kuakini, der sich darauf viel einbildet, begleitete uns hinein und war stolz auf unseren Beifall; er führte uns dann in seine eigene Wohnung, die viel Aehnlichkeit mit der Wohnung Kapiolani's hatte. Lange Vorhänge von Englischem Gingham verbargen den Blicken das Innere der Frauen-Gemächer, und auf dem Ehrenplatz lag der Länge nach ausgestreckt eine gigantische, in himmelblauen Atlas gekleidete Frau; es war Kuakini's Gemahlin, die wenigstens 5 Fuß 10 Zoll maß und eben so dick als lang war; nie sah ich etwas so Ungeschlachtes und Häßliches als dieses Weib. Ueberhaupt sind alle Oberhäupter von riesenhaftem Wuchse; klein und mager zu seyn, ist bei ihnen ein Zeichen niederer Herkunft. Das Leben, welches die Oberhäupter führen, ist ganz geeignet, ihnen diese so beliebte Fülle zu verschaffen; fast den ganzen Tag über liegen sie still, geben sehr wenig und essen fast von Morgen bis Abend.

Ein zahlreicher Hofstaat umringte den Ehrensitz, und Frauen wehrten mit großen Federbüschen der alten Fürstin und ihrer Tochter, die zu ihren Füßen kauerte, die Fliegen ab. Kuakini selbst saß auf einem Sopha, und wir mußten auf Stühlen Platz nehmen. Sehr gastfreundlich bezeigte sich dieser Häuptling, den wir immer so gut bewirthet hatten, keinesweges gegen uns; nur auf unser ausdrückliches Verlangen wurde uns eine Erfrischung gereicht, auch lud er uns nicht zur Theilnahme an seinem Familienmahl ein, dessen bloßer Anblick allein uns auch schon alle Eßlust raubte. Man trug eine ungeheure Menge gekochtes Schweinefleisch, rohen gesalzenen Fisch und Poë in ausgehöhlten Kürbißschaalen auf; in einem Augenblick hatte das riesige Paar mit den Fingern den Inhalt aller Gefäße herausgeholt und um die Wette verschlungen, und dabei sollte, wie uns Kuakini sagte, seine arme Frau noch gefährlich krank seyn; bei uns auf dem Schiffe hatte der Häupiling ganz gut mit Gabel und Messer umzugehen verstanden. Nur noch eine Stunde lang konnten wir uns in Kai-Lua aufhalten, wir begaben uns also nach der Festung, in der sich ungefähr zwanzig Kanonen von verschiedenem Kaliber befinden, auf hölzernen Laffetten liegend. Im Inneren dieser Festung steht der Morai, oder das geheiligte Haus, wo die Ueberreste Tamea-Mea's, des Stifters der gegenwärtigen Dynastie, beigesetzt sind; an allen Thüren sind hölzerne Götzen mit ungeheuren Köpfen als Hüter aufgepflanzt und scheinen den Eintritt zu wehren: die letzten sichtbaren Spuren der früheren Religion. Im Allgemeinen brachte uns der Anblick der Stadt Kai-Lua, obgleich sie die Hauptstadt der Insel Owaihi ist, keine besondere Idee von der Civilisation der Einwohner bei. Einige ohne Ordnung und Symmetrie hier und dort zerstreute Hütten, eine Menge von zerlumpten Männern und Weibern, die mit lästiger Neugier unsere geringsten Bewegungen beobachteten, das war Alles, was wir in Kai-Lua vorfanden, und dasselbe sahen wir auch in Honolulu, der Hauptstadt aller Sandwichs-Inseln, die auf der Insel Owahu liegt, nach der wir jetzt unseren Lauf richteten.

Den 8. Oktober bei Tagesanbruch kamen wir im Hafen von Honolulu an; der Anblick, den die Insel Owahu darbietet, ist nicht so erhaben, aber lachender, belebter und malerischer als Owaihi. Die Stadt Honolulu liegt am Meere in einem üppigen Thale und sieht fast Europäisch aus; rechts vom Hafen lag eine ganz weiß übertünchte Festung, aus deren Schießscharten die roth bemalten Mündungen von ungefähr dreißig Kanonen verschiedenen Kalibers hervorguckten. Aus der nur dünnen Häusermasse ragten einige Glockenthürme und Kokusbäume hervor; wir sahen von weitem weiße Façaden, grüne Balkone und Europäische Dächer schimmern; dicht hinter der Stadt erhoben sich mit Taro bepflanzte Hügel. Rechts lagen zwei eingesunkene Krater, dem einen gaben die Engländer den Namen der Punschbowle; der Kamm beider ist ausgezackt und bildet Schießscharten, in die man Kanonen von sehr starkem Kaliber gestellt hat. Rechts und links vom Hafen sind Felsenbänke, die bei der Ebbe fast ganz frei daliegen; eine Oeffnung von 70 bis 80 Toisen Breite zwischen denselben bildet den Eingang des Hafens. Auf den Felsenbänken bemerkten wir eine Menge von Eingeborenen, die sich badeten, fischten oder Muscheln suchten.

Später erfuhren wir, daß unsere Ankunft die Regierung der Sandwichs-Inseln sehr beunruhigt hatte, weil man befürchtete, wir würden wegen der eigenmächtigen Zurückschickung der Französischen katholischen Missionäre Rechenschaft fordern. Kaum hatten wir uns vor Anker gelegt, so kam der Secretair des Königs in Begleitung des Amerikanischen Konsuls und des Herausgebers der Zeitung von Owahu zu uns an Bord, unter dem Vorwande, dem Commandeur seine Dienste anzubieten, eigentlich aber nur, um zu erfahren, welches der Zweck unserer Ankunft sey; als er sich überzeugte, daß unsere Absichten ganz friedlich seyen, erheiterten sich seine anfangs sorgenvollen Züge. Nur wenige Piroguen kamen zu uns heran, weil die Ankunft eines Kriegsschiffs in Honolulu, dem festen Sitz der Regierung und dem Stapelplatz des ganzen Handels, jetzt nichts Neues mehr ist. Bei unserer Ankunft lagen mehrere Englische und Amerikanische Dreimaster im Hafen, die ihre Ladungen ausschifften und Produkte des Landes dafür einnahmen; im Februar und November, wenn die auf dem Wallfischfang begriffenen Schiffe sich hier verproviantiren oder ausbessern, sind oft dreißig bis vierzig Fahrzeuge im Hafen. Wir bemerkten auch mehrere der Regierung zugehörige Schiffe, unter anderen die Jacht des Königs Kauikeauli, von Amerikanischer Bauart, welche nach der Schwester des Königs den Namen Harrietta führt, doch ist diese Prinzessin unter ihrem eigentlichen Namen Nahiena-Heina viel bekannter. Ein aus Balken und Steinen ziemlich gut gebauter Hafendamm erleichterte uns unsere Ausschiffung, und bald erreichten wir die Hauptstadt, die uns von nahem nicht mehr so anlockend als in der Ferne erschien. Dicht am Hafen standen nur elende Hütten, mehr im Innern der Stadt waren einige hübsche Europäische Wohnungen, ziemlich breite und gerade Straßen, öffentliche Plätze und selbst ziemlich gut gepflegte Gärten. Die Bevölkerung von Honolulu war im Allgemeinen etwas reinlicher, aber doch abstoßender, als die von Owaihi; die Männer sahen feiner, doch auch betrügerischer aus, und die Frauen trugen den Stempel des Lasters auf ihrer Stirn. Die Mischung von Civilisation und Barbarei, die hier herrschte, machte auf uns den seltsamsten Eindruck. Dort fuhr in einem leichten Kabriolet ein Gentleman mit einer Dame, der man es ansah, daß sie hier nicht geboren war; hier stürmte auf ungesatteltem Pferde ein nackter Eingeborener vorüber. Alle Produkte der Europäischen Industrie waren in geräumigen Magazinen ausgelegt, und vor der Thür seiner Hütte saß ein mit Bananenblättern bekränzter Indianer und bot Muscheln und Vögel zum Verkauf; hinter halb geöffneten Jalousieen erblickten wir blonde Damen in zierlichen Gewändern, die auf die vorübergehenden Fremdlinge schauten, während ein Haufen schmutziger, mit Aussatz bedeckter Weiber uns umgab und unsere Aufmerksamkeit zu fesseln suchte.

In Honolulu sind drei Kirchen; die vorzüglichste derselben ist die Kapelle der Seeleute, wo sich die Aristokratie des Landes und die weiße Bevölkerung des Sonntags versammelt. In diesem Gebäude befindet sich auch ein Lese-Kabinet, wo man die wichtigsten Journale aller civilisirter Länder, freilich erst lange nach ihrem Erscheinen, antrifft; zu diesem Lese-Kabinet gehört eine

Naturalien-Sammlung, die aus einigen im Lande oder auf der Küste von Kalifornien gesammelten Muscheln und ungefähr einem Dutzend Bogen und Pfeile von den Fidschi-Inseln besteht. Die zweite Kirche ist die der Eingeborenen, in welcher wir dem Gottesdienst beiwohnten; sie ist aus Steinen gebaut und besser eingerichtet, als die von Kaava-Roa; auch waren die Zuhörer anständiger gekleidet.

Den Morgen nach unserer Ankunft statteten wir dem Könige einen feierlichen Besuch ab. Er empfing uns aus Höflichkeit im Hause seiner Schwester Nahiena-Heina, weil dies näher am Strand gelegen war. Vor dem aus Matten bestehenden Ehrensitze saßen auf Lehnstühlen der König Kauikeauli und die drei Schwestern und Frauen seines Bruders und Vorgängers Rio-Rio; hinter denselben standen die Prinzessinnen, die vorzüglichsten Häuptlinge in Uniform und Epauletten und einige Ehrendamen. Der Befehlshaber der Festung kam uns entgegen und stellte uns dem Könige vor, der ein Mann von mittlerer Größe und ungefähr vierundzwanzig Jahren ist, mit ausdrucksvollem Gesicht, das nur durch eine sehr breite Nase und dicke Lippen etwas entstellt wird; er trug einen blauen Rock mit breiten Generals-Epauletten. Zu seiner Rechten saß Kinao, die Witwe des verstorbenen Königs Rio-Rio, die während Kauikeauli's Minderjährigkeit die Regentschaft geführt hatte.

Tamea-Mea, der erste König der vereinigten Sandwichs-Inseln, hatte mehrere Söhne, von denen aber nur Rio-Rio und Kauikeauli bekannt sind. Nach Tamea-Mea's Tode wurde Rio-Rio zum Thron berufen unter der Regentschaft seiner Mutter Kaama-Nu; er starb in England, wohin er aus unbekannten Gründen gereist, und seine Favoritin folgte ihm noch in demselben Lande nach; eine andere starb kurze Zeit nachher auf der Insel Mawi, und so blieben noch drei Frauen von ihm zurück, die auch zugleich seine Schwestern und Halbschwestern waren, von denen, wie schon gesagt, Kinao Regentin während der Minderjährigkeit Kauikeauli's wurde; doch scheint es fast, als habe ihr Einfluß ihre Würde überdauert, und als übe sie eine unumschränkte Macht über den jungen König aus, während sie selbst ganz von den Amerikanischen Missionären beherrscht wird. Der König spricht ziemlich gut Englisch, da sich aber unser Befehlshaber in dieser Sprache nur unvollkommen auszudrücken verstand, so kam das Gespräch oft ins Stocken. Einige unserer jungen Offiziere zeichneten den König und seine Familie; die Damen schienen mit ihrem eigenen Portrait nur sehr wenig zufrieden, lachten aber sehr über die ihrer Schwestern. Beim Abschied versprach der König uns seinen Besuch auf den folgenden Tag und erschien auch am 11ten am Bord der „Bonite" in Begleitung Kinao's und eines zahlreichen Generalstabes, gekleidet in das Britische Galla-Kostüm, welches ihm Georg IV. zum Geschenk gemacht hatte. Er ließ sich Alles zeigen, fragte nach jeder Kleinigkeit und schien sich sehr für See- und Militairwesen zu interessiren. Unglücklicherweise war seine Erziehung rein materiell, und sein Lehrer, der Missionär Bingham, scheint ihm absichtlich gerade die Kenntnisse vorenthalten zu haben, die er am nöthigsten hätte brauchen können, um gut zu regieren; auch steht er noch immer, wie schon gesagt, ganz unter dem Einfluß seiner Schwägerin, die in seinem Namen regiert; übrigens fehlt es ihm gar nicht an Verstand und Gedächtniß, und seine oft sehr vernünftigen Fragen zeugen von großem Verlangen nach Unterricht und Erfahrung.

Einige Tage darauf wollte der König dem Generalstab der „Bonite" ein Fest geben, wozu er uns durch den Englischen Konsul Herrn Charlton einladen ließ; wir freuten uns sehr darauf, denn es sollte ganz ohne Etikette zwei Meilen von Honolulu auf dem Lande gefeiert werden und aus einem Mittagsmahl im Grünen, aus Gesängen und den alten Tänzen des Landes bestehen. Die Sänger und die Tänzerinnen sollten ganz so wie vor der Entdeckung der Inseln gekleidet erscheinen. Früh um 10 Uhr versammelten wir uns im Hause des Königs, und von dort setzte sich die ganze Reiterschaar, aus 30 bis 40 Personen bestehend, mit dem König an der Spitze, der, wie alle Eingeborenen, ein ganz vorzüglicher Reiter war, in Bewegung. Hinter uns liefen eine Menge von Männern und Kindern her, die immer mit uns Schritt hielten, manchmal sogar uns überholten, und die Diener des Königs, auf ungesattelten Pferden reitend, bildeten die Arriere-Garde; sie erinnerten durch ihre gerade, ich möchte fast sagen anmuthige Haltung an die Abbildungen der alten Römischen Reiter. Wir ritten durch ein fruchtbares Thal, welches sich zwischen zwei Bergen hindurchzog, die früher nur einen gebildet zu haben schienen, so ähnlich und übereinstimmend war der Boden derselben; reiche Anpflanzungen von Taro-Wurzeln breiteten sich nach allen Seiten hin aus, und diese Wurzel, welche weniger mehlig als die Kartoffel, soll ganz außerordentlich ergiebig seyn, so daß ein Feld von ungefähr 50 Fuß im Umfang eine Familie von 7 bis 8 Personen das ganze Jahr hindurch ernährt. Wir waren beständig bergauf geritten und wurden am Ziel unserer kleinen Reise durch die herrlichste Aussicht überrascht, weil wir uns auf der Höhe jener Bergwand, welche die Insel in zwei Hälften theilt, auf dem Pari befanden. In der Geschichte der Sandwichs-Inseln ist dieser Ort berühmt, denn hier gewann der Vater des jetzigen Königs, Tamea-Mea, der alle Häuptlinge der verschiedenen Inseln überwand und die Alleinherrschaft an sich riß, seine letzte Schlacht; es sind die Thermopylen von Owahu. Hier entzog sich der besiegte und flüchtige König von Owahu durch einen freiwilligen Tod den grausamen Qualen, welche der Sieger ihm bereitete; er stürzte sich von der Höhe mit all' den Kriegern hinunter, welche nicht unter der Keule des Feindes gefallen waren. Man erzählt, Tamea-Mea habe Netze hinter seinem Heere aufstellen lassen, damit seine Krieger um so muthiger kämpfen sollten, weil ihnen dadurch jede Hoffnung, dem Tode durch die Flucht zu entgehen, abgeschnitten war.

Vom Gipfel des Pari aus konnten wir auch alle Vorbereitungen zu unserem Mittagsmahl übersehen; die Einwohner der Thäler klimmten die Fußsteige hinab, mit den Provisionen beladen, welche die Diener des Königs von ihnen verlangt hatten, denn auf den Sandwichs-Inseln ist der König unumschränkter Gebieter über alle Besitzthümer seiner Unterthanen. Man hatte ein Dach von Laubwerk errichtet, auf den Erdboden grünes, frisches Heidekraut gestreut, ein Tischtuch darüber gebreitet und Flaschen, Teller und Europäische Couverts mit einer gewissen Symmetrie darauf hingestellt. Das Geschirr war aus Englischen Fabriken und das Tischtuch von Amerikanischer Weberei, denn diese beiden Nationen haben sich des ganzen Handels von Amerika und Indien bemächtigt. Wir streckten uns Alle auf das Heidekraut hin, und der König gab den Befehl zum Anfang des Luau; so wird jedes gastronomische Fest auf den Sandwichs-Inseln genannt, und zwar nach einem Gericht, das nie fehlen darf und welches aus jungen, in Wasser oder Fett gekochten Taro-Sprößlingen besteht. Sogleich wurden Spanferkel, Geflügel, süße Kartoffeln, Luau, Fische und dergleichen mehr aufgetragen; Alles war in Taroblätter gewickelt und in der Erde auf heißen Ziegeln gebacken worden; ganz vorzüglich mundeten uns die so zubereiteten Fische, und wir mußten alle eingestehen, daß wir sie noch nie so schmackhaft gegessen hatten. Nur eins schien dem Male zu fehlen: wir hatten alle erwartet, Hundefleisch vorgesetzt zu bekommen; wahrscheinlich haben die Missionäre den Eingebornen den Genuß dieses Fleisches verboten. Man aß früher nicht alle Hunde, sondern nur vorzugsweise eine Art von Dachshunden mit langer Schnauze, glattem Fell und kurzen Ohren; übrigens soll das Fleisch dieser mit Fischen und Poë gefütterten Hunde dem Schweinefleisch an Geschmack gleichkommen. Die Bedienung geschah mit großem Eifer; einige der Aufwartenden trugen Jacken und Hosen, andere aber waren in der bequemen Landes-Toilette. Ehe eine Schüssel hingestellt wurde, schob ein Diener jedesmal die bedeckenden Blätter zurück, nahm ein Stück vom Inhalt mit den Fingern heraus und kostete es; man sagte mir, dies sey immer so Gebrauch an der Tafel des Königs. Madeira und Bordeauxweine kreisten im Ueberfluß, wir tranken mit den eingeborenen Gästen Gesundheiten auf Englische Weise und brachten dem Könige ein Lebehoch, der unsere Höflichkeit mit einem Toast auf Ludwig Philipp beantwortete. Mir gegenüber saß Lelehoku, der Sohn von Karai-Moku, der unter dem Namen Pitt bekannt ist und 1819 oder 1820 auf der Französischen Korvette „Urania" getauft wurde; Karai-Moku war Ober-General und erster Minister von Tamea-Mea, für sein Land und seine Zeit ein außerordentlicher Mann. Lelehoku ist einer der ersten Häuptlinge des Landes und hat die Schwester des Königs, Nahiena-Heina, geheirathet.

Nach dem Mahle wurde das Signal zum Satteln gegeben; wir stiegen wieder zu Pferd und begaben uns nach dem Landhause des Königs, wo die Landes-Gesänge und Tänze ausgeführt werden sollten. Man hatte Alles zu unserem Empfange vorbereitet, die Hütte war mit Matten belegt, und Stühle standen im Kreise umher. Es erschienen fünf Sänger, welche niederknieten; jeder von ihnen hatte mit Hülfe einer Schnur sich einen Kürbis, der in der Mitte dünner war, unter dem linken Arm befestigt, der ihnen ganz besonders zum Ausdruck ihrer Gesten behülflich war; bis zum Gürtel waren sie nackt, ihre Arme und Brust waren tätowirt, und weite Behänge aus den bunten Landesstoffen bedeckten den unteren Theil ihres Körpers; ihr Gesang war eine Art von Recitativ oder taktmäßigem Gespräch, welches je nach dem Gegenstand des Gesanges lebhafter oder langsamer wurde. Der gewählte oder gegebene Text war ein Lob auf den König; zuerst sangen sie von der Liebe der Völker für ihren Herrscher: „Eine Blume wächst auf dem Gipfel des Berges; wenn die Sterne sich verbergen und die Sonne aus dem Meere auftaucht, wendet sie von selbst sich um und bietet ihren Kelch dem Morgenthaue dar. Wir erklimmen die Höhe des Berges und pflücken die Blume, um Kauikeauli den heilsamen Thau zu bringen." Dann rühmten sie seine kriegerischen Tugenden: „Sein Pferd wendet den Kopf, um ihn zu betrachten, denn es fühlt, daß es keinen gewöhnlichen Menschen trägt; seine Lanze ist beständig vom Herzblute seiner Feinde geröthet, und seine Keule ist stachlig von den Zähnen der Krieger, die unter seinen Schlägen fielen. Wenn er spricht, dringt seine Stimme durch die Berge, und die Krieger von Owahu eilen herbei und sammeln sich um ihn, denn sie wissen, daß unter einem solchen Oberhaupte ihre Füße in Blut wandeln werden."

Was uns am meisten bei diesem Gesange wunderte, der nur aus zwei oder drei Tönen bestand, war die vollkommene Uebereinstimmung, mit der die fünf Sänger sprachen und gestikulirten; in demselben Augenblick sangen alle denselben Ton, sprachen sie dasselbe Wort, machten sie dieselbe Geberde und bewegten ihren Kürbis auf dieselbe Weise, sey es nun, daß sie ihn rechts oder links hinwendeten oder damit auf die Erde schlugen und ihn dadurch tönen ließen; es war, als hätten alle nur Einen Gedanken und Einen Willen. Manchmal wechselten und vervielfachten sich diese Gesten mit unbegreiflicher Geschwindigkeit, und nie machten die Leute auch nur den geringsten Fehler. Die Stimmen, Hände, Finger, Kürbisse und Körper dieser fünf Sänger erklangen, bewegten und wiegten sich immer zu gleicher Zeit. Auf diese Säu-

ger folgten drei andere, welche wie die drei vorigen gekleidet, aber mit Blätterkränzen geschmückt waren und um Hals und Arme Schnüre von gelben Früchten des wohlriechenden Pandanus trugen. Sie waren wohlgebaut und so schön von Gesicht, wie man es selten auf den Sandwichs-Inseln antrifft. Sie besangen die Liebe und ihre Freuden, freilich eine bloß materielle Liebe, und ihre Blicke, Gesten, Worte, ja selbst der Ton ihrer Stimme athmete die größte Sinnlichkeit; plötzlich verdüsterte sich ihre Stirn, heftig bewegten sie die federnen Fächer, welche sie in der linken Hand trugen und die, auf einem kleinen mit Muscheln angefüllten Kürbis befestigt, im Takt mit der rechten Hand geschlagen, die Stelle von Kastagnetten vertraten; auf diese Weise besangen sie die Wuth der Eifersucht. Ihr Gesang war ebenfalls nur ein lebhaftes Gespräch, weil man auf diesen Inseln keine andere Art kennt. Die Instrumental-Musik, die man im Innern des Landes antrifft, und von der wir in Owaihi einige Proben gehört hatten, besteht in Tamtams und in einer Art Flöte mit zwei Löchern, in die mit der Nase hineingeblasen wird; doch entlocken sie diesem Instrument auch nur zwei Töne.

Endlich kündigte man uns den Tanz an. Die Zeiten sind vorüber, wo ganze Schwärme von Tänzern und Tänzerinnen sich auf den grünen Wiesenplätzen versammelten und durch Tanz und Gesang die Heldenthaten der Krieger feierten; die Sänger waren die Historiographen des Landes, in ihrem Gedächtniß lebten die alten Ueberlieferungen, und aus den Gesängen der alten Barden der Sandwichs-Inseln schöpften die Seefahrer, welche über diese Inseln berichteten, ihr Material. Mit Bedauren erfuhr ich, daß man diese National-Gesänge unter dem Vorwand ihrer Unheiligkeit verboten habe; ganz vorzüglich aber hatte der Tanz das Mißfallen der Missionäre erregt und war daher von ihnen unterdrückt worden. Früher war der Oberkörper der leichten und anmuthigen Tänzerinnen nackt, vom Gürtel herab bis zu den Knieen hing ein faltiges Gewand herab, das an den Hüften aufgenommen war; Schnüre von Pandanusfrüchten, Blätter oder Federkränze und Armbänder von Hundezähnen vollendeten ihren Putz. Die Tänzerin, welche jetzt vor uns erschien, trug ein Hemd von Kattun, und ihr Tanz schien uns sehr einförmig. Sie begleitete sich mit der Stimme, ein hinter ihr stehender Sänger unterstützte sie dabei und schlug mit einem Kürbis den Takt auf der Erde. Die Tänzerin gab aber selbst den Takt und den Gegenstand des Gesanges an, und der Musiker richtete sich mit bewundernswürdiger Genauigkeit nach ihren Füßen. Nach Verlauf einer halben Stunde fing dieser Tanz doch an, uns sehr langweilig zu werden, der König bemerkte es, und da er keine andere Tänzerin zur Abwechselung hatte, so ließ er noch etwas singen; dann stiegen wir wieder zu Pferd und kehrten nach Honolulu zurück.

Wir hatten zwar einen recht angenehmen Tag verlebt, waren aber doch in unseren Erwartungen getäuscht worden. Dieser König der Sandwichs-Inseln in Rock und Beinkleidern, die ganz Europäisch gekleideten Häuptlinge, die fast Europäische Bedienung, das Alles konnte uns glauben machen, wir brächten einige Stunden unter der niederen Volksklasse einer civilisirten Nation zu. Der einförmige, langweilige Tanz hatte unseren Vorstellungen davon auch gar nicht entsprochen; nur der Gesang und die Sänger hatten etwas von der Originalität der früheren Zeiten bewahrt. Sonst hatten die Frauen diese öffentlichen Spiele und Tänze leidenschaftlich geliebt; mehrere Frauen der Königlichen Familie waren ganz vorzügliche Schauspielerinnen gewesen, denn ehemals hatte das Volk sogar seine Theater, in welchen aber nur Personen aus den ersten Familien auf der Bühne erschienen. Jetzt wird diese Leidenschaft auf den Rath der Missionäre bekämpft; vielleicht hält auch nur die Furcht vor ihrem Tadel die Frauen von ihren früheren Gewohnheiten zurück; so viel ist aber gewiß, daß wir die Gesellschaft der Damen von Kauikeauli's Familie ganz entbehren mußten. Der Englische Konsul, Herr Charlton, führte mich jedoch bei der Schwester des Königs, Nahiena-Heina, ein, unter deren Ehrendamen ich die Tochter des Engländers Young kennen lernte, welche von Tamea-Mea aus einem Englischen Schiffe, dessen er sich bemächtigt hatte, entführt wurde und bei diesem Eroberer blieb. Vor ungefähr 6 bis 8 Monaten starb sie in Owaihi, 93 Jahr alt, und wurde im Begräbniß der Könige beigesetzt; ihre Söhne behaupten einen hohen Rang auf den Sandwichs-Inseln. Auch die Favoritin Kauikeauli's lernte ich durch Herrn Charlton kennen; sie ist zu niederen Ranges, um seine rechtmäßige Gemahlin werden zu können; auch sah sich der König genöthigt, sie zu entführen, um dem hindernden Einfluß der Missionäre zu begegnen.

Den Tag vor unserer Abreise wurde uns noch der Anblick eines exotischen Schauspiels zu Theil; ein Handelsschiff hatte nämlich gegen zwanzig Indianer von der Amerikanischen Nordwest-Küste an Bord, die in ihrer Landestracht uns Abends beim Schein der Kukuy-Fackeln ihre kriegerischen und religiösen Tänze vortanzten, gewiß das Wildeste, was wir hier sahen, denn diese Leute mit roth bemaltem Antlitz, mit Federn durch Lippen und Nase gezogen, ihr Anzug, ihre Stellungen, ihre Mienen und ihr Geschrei, das Alles verschafft uns eine recht deutliche Vorstellung von den Tänzen der Wilden. Doch waren diese armen Tänzer an eine sehr kalte Temperatur gewöhnt und schienen hier fürchterlich von der Hitze zu leiden, so daß wir bald um Entlassung für sie baten. (Schluß folgt.)

Italien.

Zur Chronik der Kinderbewahr-Anstalten.

Von Defendente Sacchi.

Das Gedeihen dieser Anstalten und das Erscheinen vieler sie betreffender Werke nöthigen uns, öfter auf denselben Gegenstand zurück zu kommen. Der Berichterstatter kann sich nur an die Ordnung der Thatsachen halten, die, wenn sie sich häufen und wiederholen, nicht verschwiegen werden dürfen, und wir thun dies mit um so größerer Befriedigung, als wir eine wohlthätige Pflanze, die vortreffliche Früchte verheißt, immer tiefere Wurzel schlagen sehen.

Während die neu gegründete Pflege-Anstalt in Capo d'Istria fröhlich emporblüht, hat man eine ähnliche in Feltre errichtet, einer Gebirgs-Region, die in den Annalen der Wohlthätigkeit nicht unbekannt ist, da sie jenem Bernhardiner-Mönche sein Daseyn gegeben, der im Mittelalter die Monti die pietà stiftete.

Die Kinderbewahr-Anstalt zu Feltre wurde am 1. Mai 1838 eröffnet; sie hatte anfangs 30 und nach $1\frac{1}{2}$ Monaten 50 Zöglinge. Die Kost der Knaben besteht am Morgen und Nachmittag aus ein wenig Brod und Obst; zu Mittag erhalten sie nahrhafte Suppe, Ragout, oder Milchspeise mit Maß. Die Methode der Erziehung und des Unterrichts ist wie in anderen Anstalten dieser Orte. Das Verhältniß der Einnahme zu den Ausgaben hatte sich vom 1. Mai bis zum letzten Dezember 1838 so gestellt: Einnahme: 3216 [illegible]/100 Lire; Ausgaben: $2604\frac{1}{10}$ Lire; folglich betrug der Ueberschuß 612 [illegible]/100 Lire.

Hier, wie in Brescia, haben auch Knaben Zutritt, die ihre Kost und Pflege bezahlen können. Bis jetzt hat man nur zehn solcher Knaben aufgenommen, von denen jeder monatlich $4\frac{1}{2}$ Lire erlegt, gewiß ein geringer Preis, der jedoch so vielen Gewinn abwirft, daß die Anstalt zehn arme Kinder mehr versorgen kann. Ich will hier nicht untersuchen, ob es aller Orten zweckmäßig sey, die armen Kinder und diejenigen, welche zahlen können, in solchen Anstalten gemeinschaftlich unterzubringen; aber nothwendig scheint es mir, daß man auch Kinder zahlungsfähiger Aeltern in öffentliche Pensionen aufnehme. In den meisten Familien vom niederen Bürgerstande haben Mann und Weib so viel mit ihrem Gewerbe zu thun, daß ihnen nicht Muße genug bleibt, um ihre Kinder gehörig warten zu können; sie müssen sie der Obhut gewisser Frauen übergeben, die ihre kleinen Pflegebefohlenen den ganzen Tag in einem engen Gemache eingesperrt halten und höchstens dafür sorgen, daß ihnen kein physisches Leid geschieht. An der Stelle dieser unwissenden Weibspersonen wähle man besoldete Lehrerinnen, und der Nutzen wird unberechenbar größer seyn.

Auch in Bergamo ist am 29. Mai dieses Jahres eine neue Kinderbewahr-Anstalt eingeweiht worden, die 85 Zöglinge beherbergt, und in Pavia hat man zum Benefiz dieser Kinder-Asyle auf dem großen Theater ein Vokal- und Instrumental-Konzert gegeben, dessen Personal viele junge Herren und Damen von Talent und wohlthätiger Sinnesart gebildet haben. Unter den bedeutendsten der mitwirkenden Personen nennen wir nur Signora Carlotta Griffini, eine geborene Pavianerin, deren schöne Stimme und trefflichen Action innerhalb weniger Jahre auf den ersten Schaubühnen Italiens stürmischen Beifall geärndtet.

Mannigfaltiges.

— Rasches Leben der Amerikaner. Als einen der sichtbarsten Beweise von der Schnelligkeit, womit in den Vereinigten Staaten Alles von Statten geht, führt Capitain Marryat in seinem schon erwähnten „Tagebuche über Amerika" besonders das Emporblühen der Stadt Buffalo an, die im Staate New-York am Erie-See mitten in einer völligen Wildniß liegt. Im Jahre 1814 brannte Buffalo nieder; es war damals nur noch ein Dorf; ein einziges Haus blieb stehen, und jetzt ist es eine Stadt von 25,000 Einwohnern. Es ist sehr schön gebaut; alle Häuser in den Hauptstraßen sind entweder aus Ziegeln oder aus Granit. Die bedeutendste Straße ist breiter und hat schönere Gewölbe als die meisten Straßen in New-York. Die Stadt hat fünf oder sechs herrliche Kirchen, ein hübsches Theater, ein Rathhaus, einen Marktplatz und drei oder vier Hotels. Dazu kömmt noch ein vortrefflicher steinerner Hafendamm mit einem Leuchtthurm und ein Hafen voller Schiffe und prächtiger Dampfböte. Man erstaunt, wenn man bedenkt, daß dies Alles seit 1814 entstanden ist. Doch überall findet man in Amerika ähnliche Wunder der menschlichen Betriebsamkeit. „Ueber Hals and Kopf" ist das wahre Motto dieses Landes; Jedermann eilt, seinem Nachbar zuvorzukommen. Der Amerikaner lebt zweimal so lange als andere Menschen, denn er vollbringt zweimal so viel als Andere. Er beginnt sein Leben schon früher; mit funfzehn Jahren gilt er für einen Mann, stürzt sich in den Strom der Unternehmungen, schwimmt und kämpft mit seines Gleichen. In jeder Kleinigkeit zeigt der Amerikaner, wie kostbar ihm die Zeit ist. Er steht früh auf, verschlingt sein Essen mit der Hast eines Wolfes und ist den ganzen Tag über hinter den Geschäften. Ist er Kaufmann, so hat er selten einen Heller von seinem Gelde in Papieren oder liegenden Gründen stecken, sondern es läuft immerfort umher, sein Reichthum ist und bleibt stets produktiv, und wenn er stirbt, muß sein Vermögen aus allen vier Weltgegenden zusammengetrieben werden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅓ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 98. Berlin, Freitag den 16. August 1839.

England.

Memoiren der Herzogin von Marlborough.*)

Die Herzogin von Marlborough war eine der merkwürdigsten Frauen ihres Zeitalters. Ihr Name ist nicht minder berühmt geworden, als der ihres Gemahls, dessen Thaten eine so glänzende Epoche in der Geschichte machen; erwägt man aber, daß der Einfluß, den sie übte, auf den Königlichen Palast beschränkt blieb, daß ihr Genius in der Kontrolle der Antichambre sich entwickelte, und daß es ihr in dieser Sphäre gelang, ihren Gemahl gegen ein Heer von inneren Feinden zu schützen, ja, im buchstäblichen Sinne England durch die Königin zu regieren: so wird man sich gedrungen fühlen, die Verdienste der Herzogin weit höher anzuschlagen, als die des Herzogs.

Aber dieselbe Frau, die in ihrer Zeit so Wunderbares zu wirken vermochte, deren Geist so ungemeiner Anstrengungen fähig war und deren Andenken stets als das der vollendetsten Hof-Intrigantin, die England hervorgebracht, fortleben wird, überlebte das unmittelbare Interesse, von dem man eine genaue und vollständige Beschreibung ihres Lebens hätte erwarten können. Mit Ausnahme einer mageren, trockenen und kurzen Selbst-Apologie, die kurz nach ihrem Tode erschien, und einiger beiläufiger Notizen über Umstände ihres Lebens, die man hin und wieder zerstreut vorfindet, haben wir bis jetzt noch keine authentische und erschöpfende Darstellung ihrer merkwürdigen Laufbahn. Das einzige Werk, das uns einen Blick in ihre Privat-Geschichte verstattete, war eine Sammlung von Briefen, die unlängst unter dem Titel „Privat-Korrespondenz der Herzogin von Marlborough" erschienen ist. Diese Sammlung kann nicht die Stelle einer Biographie vertreten; allein sie liefert uns wenigstens einen Schatz neuer Belehrungen über Details ihres Lebens und Wirkens; denn bis dahin wußte man nicht einmal, wo die berühmte Frau zuerst das Licht erblickte, und wo ihre Asche ruht. Alles dies würde unerklärlich seyn, fänden wir nicht die befriedigende Lösung in der Thatsache, daß die Herzogin nach vieljährigem beispiellosen Glück am Hofe die Königliche Gunst verlor und in ein Dunkel versank, aus dem sie nie wieder ans Licht dringen konnte. Günstlinge hoher Häupter sind sprüchwörtlich von Feinden und Schmarotzern umgeben, die ihnen, sobald Ebbe eintritt, geschäftig auflauern, um ihren Ruhm und Ruf zu vernichten. Das vorliegende sehr interessante Werk einer schon rühmlich bekannten Schriftstellerin giebt von dieser Wahrheit schlagende Beispiele.

Sara Jennings wurde zu dem Fach der Intrigue, dem sie ihr ganzes Leben hindurch treu blieb, schon auferzogen. Sie war die Tochter eines begüterten Land-Edelmanns in Holywell, einer Vorstadt von St. Albans. In ihrem zwölften Lebensjahr trat sie in die Fußstapfen ihrer älteren Schwester — der „schönen Jennings" am Hofe des frivolen Karl's — und kam als Hofdame zu der Herzogin von York. Seit jener Zeit war ihre Laufbahn begründet. Sie lernte bald den Obersten Churchill kennen, der, von ihrer Schönheit bezaubert, gegen den Willen seiner eigenen Familie, deren Ehrgeiz eine glänzendere Partie für ihn erstrebte, um ihre Hand warb und nach dreijährigem heißen Bemühen Erhörung fand. Man kann wohl sagen, daß diese Verbindung mit dem kalten und unbiegsamen Ehrenfräulein das Glück seines Lebens begründete; denn schwerlich würde ein anderes Weib in ganz England ihn mit solchem Geschicke, mit solcher Kühnheit und Ausdauer in den mannigfachen Stürmen seines Lebens flott erhalten haben.

Die Erzählung ist in diesen Memoiren so zusammenhängend und enthält so viele Beziehungen auf Früheres, daß man nur mit Mühe eine kürzere Stelle ausheben kann, die für sich allein verständlich genug wäre. Die folgende Skizze des herrschsüchtigen Weibes und ihres zärtlichen Gatten, des Feldherrn, der sich anschickt, in ein fremdes Land zu reisen, um einen gefährlichen Krieg zu führen, und der Hofdame oder der Hofmeisterin im buchstäblichen Sinne, die daheim bleibt und der Flamme des Parteigeistes Nahrung giebt, ist so treffend, wie man sie nur irgend finden kann.

„Als der große Feldherr Englands Küsten verließ, fand er an seinem eigenen Schicksal bestätigt, daß höher begabte Menschen, deren Unternehmungen vom Erfolge gekrönt sind, den übrigen Sterblichen für den Besitz ihrer beneideten Vortheile immer einen Tribut entrichten müssen. Von einem Königreich ins andere getrieben — durch den Verlust manches Freundes verwundet — vom Glücke begünstigt und doch nicht glücklich, würde Marlborough in gewissen Perioden der Niedergeschlagenheit gern und freudig seine glänzende Perspektive gegen die ländliche Muße von Holywell und die wahre Anhänglichkeit seiner schwärmerisch geliebten Gattin vertauscht haben. Lady Marlborough begleitete ihn nach Margate, wo widrige Winde die Abreise ein paar Tage verzögerten. Endlich drehte sich der Wind; das Schiff war segelfertig, das Zeichen zur Abfahrt gegeben. Lord Marlborough, dessen Herz bei dem Gedanken an die Siegespalme, die ihm auf Hollands Ebenen winkte, höher geschlagen hatte, fühlte im Augenblick der ersehnten Abreise eine ungewohnte Beklemmung. Er sollte Jahre lang von einem Wesen getrennt leben, das, obwohl über die Blüthezeit hinaus, der Gegenstand seiner innigsten, fast schwärmerischen Zärtlichkeit war. Seit Anna's Thronbesteigung war sein häusliches Wohlbehagen durch die veränderte Stellung seiner Gattin gestört worden; das Ereigniß, welches die Herzogin ins öffentliche Leben rief, erweckte auch Leidenschaften, die das eheliche Glück des sanften und edeln Marlborough nicht ungetrübt ließen. Vergebens hatte er dem leidenschaftlichen Parteihasse seines Weibes und ihrer Sucht nach Einmischung in politische Händel entgegenzuarbeiten sich bemüht."

„Der stolze Sinn der Herzogin war durch die Anstellung eines Tory-Ministeriums, das ihren Wünschen so sehr entgegenlief, empfindlich gekränkt worden. Unaufhörliche Kabbeleien, in welchen Marlborough und Godolphin dazwischen treten und „Königin Sara", wie man sie zu nennen pflegte, besänftigen mußten, hatten die innige Freundschaft der Damen Freeman und Morley bereits mürber gemacht, während sie Lord Marlborough's Leben auf andere Weise verbitterten. Lord Godolphin und der Herzog hielten es bei Gelegenheit solcher Zänkereien für Pflicht, die Partei der Königin zu ergreifen. Wo es auf Muth, Beharrlichkeit und Beredsamkeit ankam, war diese Partei ohne Zweifel die schwächere; aber Lord Marlborough und seine Gemahlin waren oft über das rechte Mittel zur Beilegung der Streitigkeiten verschiedener Ansicht."

„Trotz aller dieser schmerzlichen Erinnerungen hatte das häusliche Leben, dem Marlborough jetzt entsagen sollte, noch Zauber genug, um das Herz des menschlichsten, des musterhaftesten Helden weich zu machen. Der Held, der den Feinden seines Vaterlandes unverzagt ins Auge sah, war von Schmerz übermannt, als er seinem Weibe Lebewohl sagte. Er eilte an Bord des Schiffes, um den Sturm seines Innern, dessen er nicht Meister werden konnte, zu verbergen."

Wir müssen hier bemerken, daß Marlborough's Charakter von der Verfasserin ohne Zweifel sehr überschätzt wird. Um unsere Sympathie für den Helden zu gewinnen, gebraucht sie manches Mittel, das vor dem Richterstuhl der Unparteilichkeit nimmermehr bestehen kann. Marlborough war einer der verderbtesten Menschen seines verderbten Zeitalters; seine politischen Handlungen tragen das Gepräge der Unredlichkeit und Unbeständigkeit, und vielleicht hat niemals ein Mann existirt, dessen staatsmännische Laufbahn seinen militairischen Ruhm in solchem Grade befleckt und geschändet hätte.

Die Herzogin war eine Frau von heftigem Temperament, die sich bis zu Schimpfworten gegen ihre Untergebenen herablassen konnte. In unseren Tagen, wo jede starke Aeußerung der Gefühle, seyen sie nun angenehm oder unangenehm, durch die gesellschaftliche Sitte gehemmt und zurückgedrängt wird, müssen solche leidenschaftliche Aufwallungen bei einer hochgestellten Frau Staunen erregen; allein es fehlte damals überhaupt nicht an vornehmen Damen, die, obschon weniger begabt, als Lady Marlborough, eben so große Arroganz besaßen und ihrem Zorne nicht zu gebieten wußten.

„Zu jenen Lady's, die unter den Regierungen der beiden ersten George das Zeitalter der Stuart's repräsentirten, gehörte die Herzogin von Buckingham, eine natürliche Tochter Jakob's II.,

*) Memoirs of Sarah Duchess of Marlborough etc. (Memoiren der Herzogin von Marlborough und des Hofes der Königin Anna.) Von Mißreß Thomson, Verfasserin der „Memoiren des Hofes Heinrich's VIII." u. s. w. 2 Bände. London.

von Katharina Sedley, Gräfin von Dorchester, — die sich auf ihre Herkunft nicht wenig zu Gute that. Eben so anmaßend, hartnäckig und rückhaltlos wie Lady Marlborough, ohne den männlichen Geist der Letzteren zu besitzen, scheute die Herzogin von Buckingham keine Anstrengung, um ihren Halbbruder, den Prätendenten, wieder emporzubringen. In dieser Absicht reiste sie öfter auf den Kontinent; sie verweilte gern mit kindlicher Ehrfurcht vor Jakob's Grabe und benetzte das verwitterte Leichentuch mit ihren Thränen; allein ihr kindliches Pflichtgefühl erstreckte sich nicht so weit, daß sie für Anschaffung eines neuen und kostbareren Grabschmuckes gesorgt hätte."

„Sara Marlborough mußte von Pope's satirischer Lauge viel ausstehen, besonders in einer Epistel, die Bolingbroke für die beste erklärt, die der Dichter geschrieben hat. Jene berühmten und in ihrer Art wohl unvergleichlichen Zeilen an „Atossa" wurden der Herzogin von Marlborough mit dem Bemerken vorgelegt, daß ihre Rivalin gemeint sey. Aber die schlaue Sara erkannte das treue, obschon etwas karrikaturmäßige Portrait. Sie unterbrach ihren Vorleser und sagte mit großem Nachdruck: „Ich weiß, wie es gemeint ist — seyen Sie überzeugt, daß ich mich nicht düpiren lasse." Pope mußte einen derben Verweis hinnehmen, doch söhnte sie sich später mit dem großen Satiriker wieder aus. Einige wollen wissen, sie habe ihm tausend Pfund gegeben, damit er jene Epistel unterdrückte; allein das gleicht ihrem trotzigen Charakter nicht. Auch konnte die Geißel der Satire dieses Weib kaum noch unpopulairer machen, als sie schon war."

Wir schließen mit einer summarischen Schilderung des Charakters der Herzogin, welche uns vorzüglich gelungen scheint:

„Neben ihrer ungemeinen Fähigkeit zu Geschäften besaß die merkwürdige Frau eine seltene Gabe, sich mitzutheilen und Anderen begreiflich zu machen, wie sie etwas meinte. Schon im zartesten Alter war ihr Geist über die Neigungen und Liebhabereien ihrer Gefährtinnen erhaben. Die kindischen Ergötzlichkeiten eines Hofes konnten sie nicht herabstimmen; ihrer starken Seele thaten die Fesseln der Etikette kein Leid an. Obschon die Umstände sie zwangen, die Gesellschaft einer von ihr verachteten Fürstin zu ertragen, so sank sie doch niemals bis auf das Niveau der friedlichen und anspruchslosen Anna. Selbst während der mechanischen und beschwerlichen Dienste, die sie, ihre Stellung zufolge, einer gutmüthig-beschränkten Gebieterin erweisen mußte, bildete sich ihr so lebendig empfänglicher Geist Meinungen über politische und andere Gegenstände, bei denen ihr eigenes und ihres Gatten Interesse betheiligt war."

„Mit keiner anderen Bildung, als die Gesellschaft ihr gegeben hatte, wurde Sara schon in jugendlichem Alter einem Manne verbunden, der, gleich ihr selbst, nur praktisch, nicht wissenschaftlich gebildet, ein Zögling der Welt und des Schicksals war. Damals besaß sie neben ihrer geistigen Lebendigkeit auch die ganze äußere Liebenswürdigkeit ihres Geschlechtes. Noch hatten die Welt und der Hang zu politischen Intriguen, dieses tödtende Gift aller weiblichen Anmuth, ihre Natur nicht verhärtet und die Reizbarkeit ihres Temperaments nicht gesteigert. Jetzt wurde sie Marlborough's Weib, die Gefährtin seiner Gefahren, die Freundin von Männern, welche durch Beredsamkeit, literarische Verdienste oder Tapferkeit glänzten. Ihre Fähigkeiten entwickelten sich in dieser Sphäre verwandter Geister; ihre Beobachtungsgabe übte sich an würdigen Gegenständen. Sie lernte durch Gesellschaft und Erfahrung denken und argumentiren. Viele Jahre nahm sie an den öffentlichen Begebenheiten, welche die Nation bewegten, nur geringen Antheil; allein es entging ihr keine bedeutsame Erscheinung. Godolphin, von dem sie viel seltener getrennt war, als von ihrem eigenen Gemahl, konnte ihr zu Wilhelm dem Dritten, der seinen Abfall großmüthig verziehen hatte, keine Anhänglichkeit beibringen; aber sein Umgang wirkte wenigstens mildernd auf ihr heftiges Temperament; erst nachdem der Lord-Schatzmeister einer schrecklichen Krankheit unterlegen war, wurde die Herzogin ganz abstoßend in ihrem Wesen und verlor dadurch die Zuneigung ihrer meisten Freunde. Das weiche Gemüth und die geistige Beschränktheit Anna's flößten ihr Verachtung ein, und sie duldete nur mit großer Selbstüberwindung die Gesellschaft einer Gebieterin, deren ganze Unterhaltung darin bestand, daß sie eine und dieselbe Lieblings-Idee beständig wiederholte; und allerdings haben solche Reden eine lähmendere Wirkung, als absolutes Stillschweigen."

Bibliographie.

Tea, its effects moral and medicinal. — Von G. G. Sigmond, Dr. der Medizin. 5 Sh.
Physic and physicians; lives of celebrated medical men. — 2 Bde. 24 Sh.
Memoirs of H. Grattan, by his son. — 2 Bde. 1 Pfd. 8 Sh.
A synopsis of the birds of North-America. — Von J. J. Audubon. 12 Sh.
History of British reptiles. — Von Prof. Bell. 8½ Sh.
The Rhine: legends, traditions etc. Cologne to Mainz. — Von J. Snowe. 2 Bde. 1 Pfd. 12 Sh.
Kyd the Buccaneer. — 3 Bde. 1 Pfd. 1 Sh.
Hamilton King, by the Old Sailor. — 3 Bde. 1 Pfd. 11½ Sh.
The manor of Glenmore, or the Irish peasant. — 3 Bde. 1 Pfd. 11½ Sh.
New method of keeping books by double entry. — Von S. Katte. 10½ Sh.
Ystradffin, a descriptive poem. — Von Mistreß Bowen. 7 Sh.
Poems by Lord Leigh, now first collected. — 7 Sh.
Three months in the North. — Von G. Downes. 5 Sh.
Fardoroughа the miser. — Von W. Carleton. 10½ Sh.
Letters from Germany and Belgium. — Von einem Herbst-Reisenden. 5 Sh.
Wild sports of Southern Africa. — Von Capitain W. C. Harris. 10½ Sh.
Richard Hooker's works. — 2 Bde. 18 Sh.
Emma Robert's East India Voyager. — 7½ Sh.
The Arabian Nights in Arabic. — Von W. H. Macnaghten. 1ster Band 30 Sh. — dito translated by H. Torrens. — 1ster Bd. 10½ Sh.
Travels in Western India. — Vom verstorbenen Oberst-Lieutenant J. Tod. 4to. 3 Pfd. 13½ Sh.

Australien.

Die Sandwichs-Inseln.

(Schluß.)

In Honolulu halten sich vier- bis fünfhundert Europäer auf, während in Kearakakua nur einer oder zwei leben. Fast alle Personen der höheren Stände sind Amerikaner, und der Handel mit sämmtlichen Sandwichs-Inseln wird hauptsächlich von dieser Nation betrieben; die Arbeiter und Handwerker sind größtentheils Engländer. Ueberall wurden wir sehr gut aufgenommen, und fast jeden Abend veranstaltete man uns zu Ehren irgend ein Fest. Ich machte hier die Bekanntschaft eines Spaniers, Don Francisco Marini, der ungefähr vor vierzig Jahren nach den Sandwichs-Inseln kam, sich an Tamea-Mea anschloß und ihm in allen seinen Eroberungskriegen zur Seite stand. Er soll ziemlich seltsame Abenteuer bestanden haben; unter Anderen erzählte man uns, daß Tamea-Mea, der bedeutend krank wurde und seinem Französischen Arzte Rives nicht so recht traute, diesem befahl, von jeder Arznei eine doppelte Portion anzufertigen und die eine derselben in seiner Gegenwart dem Spanier Marini einzugeben, damit er an diesem erst die Wirkung des Mittels erproben könne. Ein andermal wurde Marini gezwungen, einem Gefangenen den Kopf abzusägen; er selbst bestätigte uns die Wahrheit dieser schauderhaften Thatsache. Doch war Tamea-Mea eigentlich nicht grausam, denn er hob den seit undenklichen Zeiten eingeführten Gebrauch auf, alle Gefangene nach der Schlacht zu erwürgen; eben so vernichtete er auch das grausame Gesetz, das den Tod derjenigen anbefahl, die, wenn auch aus Unwissenheit, einen heiligen Ort (tabu) betraten. Marini schien übrigens hier recht zufrieden gelebt zu haben; er hatte 52 Kinder, denn er war kein solcher Anhänger der Monogamie wie der gute Landprediger von Wakefield. Auf unsere Frage, ob er sich nicht nach Europa zurücksehne, antwortete er verneinend und fügte hinzu: „Dieses Land war so schön, als ich es zuerst betrat; da war noch gute Zeit für alle Europäer; die Sitten waren einfach und natürlich, und die Fremden standen in großer Achtung. Jetzt aber weiß man nicht mehr, woran man ist, die Wilden haben sich civilisirt, und die Civilisirten sind verwildert; die Missionäre haben Alles verdorben, sie haben den Charakter der Bevölkerung heruntergebracht und Scheinheiligkeit und Heuchelei bei uns eingeführt, die man sonst hier gar nicht kannte." Und als wenn er fürchtete, zu viel gesagt zu haben, setzte er begütigend hinzu: „Indessen sind ihre Einrichtungen doch gut, sie haben die beste Absicht gehabt."

Obgleich der Europäische Luxus schon anfängt, in Honolulu zu herrschen, so sieht man doch erst sehr wenige Wagen; nur einige dort ansässige Europäer und Amerikaner haben Kabriolets und anderes Fuhrwerk; Kauikeauli selbst hat *eine Kutsche*, deren er sich aber nie bedient. Die reichen Häuptlinge und ihre Frauen, welchen das Gehen ihrer Beleibtheit wegen sehr schwer wird, lassen sich in einer Art Karren von Menschen ziehen. Einstmals begegnete ich auf der Straße dem Statthalter der Insel Mauwi mit seiner Frau, die im Begriff waren, Besuche abzustatten; beide lagen ausgestreckt auf dem Bauch neben einander, das Kinn auf ihre Hände gestützt, und von der Bewegung ihres Karrens schaukelten die beiden ungeheuren Körper hin und her. Eine zahlreiche Menge von Dienern folgte ihnen und ging vor ihnen her; der eine trug einen Sonnenschirm, der andere einen Fliegenwedel, ein dritter den Erben dieser edlen Familie. Die Leute, welche dieses interessante Paar zogen, gingen im starken Trabe; es waren aber auch acht bis zehn starke Bursche vorgespannt, die von Zeit zu Zeit durch andere ersetzt wurden.

Der Statthalter von Mauwi ließ stillhalten, um mit mir zu sprechen; er benachrichtigte mich, daß er den folgenden Tag vor dem Hause des Königs große Heerschau halten werde, und lud mich ein, derselben beizuwohnen. Ich wollte diese so schöne Gelegenheit, die Streitkräfte der Sandwichs-Insulaner kennen zu lernen, nicht verabsäumen und stellte mich also pünktlich ein. Die ganzen Linien-Truppen bestanden aus hundertunddreißig Mann, die in drei Reihen aufgestellt waren; ein jeder der Soldaten trug eine Flinte ohne Bajonett aus Englischen oder Amerikanischen Fabriken; Einige waren ganz nackt, nur mit dem Maro umgürtet, Andere hatten breite Stücke Zeug auf Römische Art über der Schulter hängen, und noch Andere waren mit Kokus- oder Bananenblättern bekränzt. Den Linien-Truppen gegenüber und ebenfalls in drei Reihen geordnet war die Stadt-Miliz von Honolulu aufgestellt; man konnte sie nur schwer von den regulairen Truppen unterscheiden, weil ihre Bekleidung ganz gleich war, doch hatten nur wenige von diesen Bürger-Gardisten Flinten, und die ganze Art, wie sie mit dieser Waffe umgingen, verrieth, daß der empfangene Exerzier-Unterricht nicht viel bei ihnen gefruchtet hatte. Vor der Thür des Palastes stand die Königliche Leibgarde: sie bestand aus eilf Mann, die alle in weiße Hosen und Jacken mit scharlachnen Aufschlägen und Zierrathen gekleidet waren; jeder hatte eine Flinte mit Bajonett, und das war ohne Zweifel die Elite des ganzen Heeres von Owahu. Sie schienen mit tiefer Verachtung auf die Linien- und Stadt-Truppen herabzublicken; ihr stolz erhobener Kopf und ihr militairischer Anstand zeigten, daß sie ihre Ueberlegenheit fühlten.

Ein Trommelwirbel verkündete den Anfang der Parade. Ein Offizier las eine lange Rede vor, von der ich natürlich nichts verstand; man sagte mir, es hätten auf der letzten Parade mehrere Mann gefehlt und darauf bezöge sich diese Anrede. Dann fing die Uebung an, bei welcher sich aber das ganze Heer, mit Ein-

schluß der Königlichen Leibgarde, sehr ungeschickt benahm; es wurde in Englischer Sprache kommandirt; am Schluß wurde gerufen: „Aufs Knie! Leget die Waffen hin! Betet!" Der Adjutant las darauf ein langes Gebet vor; der Haufe erhob sich wieder, und nun wurde der Befehl zum Aufbruch gegeben.

Nach der Revue lud mich der König in sein Haus ein; es ist eine geräumige Hütte, die im Innern reinlich, ja selbst prächtig aussieht. Sie besteht aus einem großen Gemach, dessen eine Hälfte durch kattunene Vorhänge, die der Länge nach aufgehängt waren, in drei Behältnisse getheilt wird; die andere Hälfte dagegen bildet einen großen Saal. Ein feines Gitterwerk bedeckte die inneren Wände; die Balken, welche aus einem sehr harten schwarzen Holze bestanden, waren mit geflochtenen und buntfarbig bemalten Stricken zusammengeknüpft; feine Matten lagen auf dem Fußboden, und an jedem Ende des Gemaches war eine breite Thür mit Glasfenstern. An den Wänden hingen einige Bildnisse, unter anderen das des Königs Leopold, noch als Herzog von Sachsen-Koburg, das Canning's und die Portraits von Rio-Rio und seiner Frau, die in England gemalt waren. Kronleuchter hingen von den Balken herab, und Stühle, einige Tische und zwei oder drei Sophas standen im Zimmer umher. Kaukeauli führte mich auch in die inneren Gemächer; in einem derselben war ein prächtiges Bett aus übereinandergelegten Matten, das gewiß funfzehn Fuß lang, acht bis zehn breit und zwei Fuß hoch war; auch befand sich in demselben Zimmer ein Schreibpult, worauf einige zerstreute Papiere umherlagen und eine kleine Bibliothek stand, die einige religiöse Bücher, die Kaukeauli gewiß nicht oft liest, und eine Geschichte Frankreichs enthielt, welche ihm ein Offizier der „Bonite" vor einigen Tagen geschenkt hatte, in der er aber gewiß nicht mehr als in seinen anderen Büchern lesen wird, obgleich er uns ein großes Verlangen aussprach, die Französische Sprache zu erlernen. Die mittlere Abtheilung oder das Mittel-Zimmer dient zum Speisesaal, in welchem nur ein Tisch und mehrere Stühle standen. Das Haus des Königs liegt am äußersten Ende eines geräumigen Hofes und ist, wie alle Häuser der Insel, mit einer Mauer umgeben, die aus Ziegeln besteht, die an der Sonne getrocknet worden. In diesem abgeschlossenen Raum stehen ungefähr funfzig Hütten, die als Küchen, Speicher, Diener-Wohnungen und Kasernen für die Linien- und Königlichen Haustruppen benutzt werden.

Kaukeauli gewinnt sehr bei näherer Bekanntschaft; er ist von Natur schüchtern, entdeckt er aber bei den Personen, mit denen er sich unterhält, Gutmüthigkeit und Nachsicht, so giebt er sich ihnen hin, und man entdeckt bei ihm so manche Verstandes- und Geistes-Anlagen, die nur der Entwickelung bedurft hätten. Er fragt sehr viel, und seine Antworten verrathen oft ein sehr verständiges Nachdenken; obgleich sein Charakter von Natur leicht und unbeständig ist, scheint er doch seine Unwissenheit tief zu fühlen. Seine Fehler rühren zweifelsohne von der Erziehung her, die er erhalten hat; nur auf unbedeutende Beschäftigungen wurde seine Aufmerksamkeit hingeleitet, daher haftet sie so selten auf ernsten Gegenständen; sein Umgang trägt noch dazu bei, seinen Hang zu Ausschweifungen zu nähren, und mit beklagenswerthem Leichtsinn giebt er sich allen Einflüssen der schlechten Beispiele hin. Einst hatte er am Bord eines Wallfischfängers großen Geschmack am Faustkampf gefunden, und das Boxen war gerade bei unserer Ankunft der Lieblingszeitvertreib des Königs und aller jungen Leute seines Hofes. Durch uns wurde dies Vergnügen verdrängt, denn als der König eines Tages am Bord der „Bonite" Fechtübungen beiwohnte, war er sogleich dafür eingenommen, und während der ganzen Zeit unseres Aufenthalts wollte er nun beständig fechten, entweder mit den Leuten, die ihm der Kommandant auf seine Bitten schickte, oder mit den Matrosen, die zufällig an seinem Hause vorüberkamen; diese hielt er sogleich an, lud sie in sein Haus, legte mit seinem Rocke alle Königliche Würde bei Seite und kreuzte stundenlang mit ihnen die Rapiere. So giebt er sich fortwährend nur launenhafter Kurzweil hin und überläßt seiner Schwägerin Kinao alle Regierungssorgen; diese steht, wie schon gesagt, ganz unter dem Einfluß der Missionäre, die also eigentlich im Namen des Königs regieren; doch sind diese ihrer Herrschaft nicht so ganz sicher, und die Opposition, die besonders unter den Fremden gegen sie laut wird, fängt doch an, sie zu beunruhigen. Der König selbst und sein ganzer Hofstaat leben in offener Feindschaft mit ihnen. Nur mit Mühe unterwirft sich Kaukeauli ihren religiösen und polizeilichen Anordnungen, und gar oft schüttelt er ihr Joch ganz ab; doch beziehen sich diese Befreiungsversuche nicht auf Staats-Angelegenheiten, nur für seine Person will er ihrer Beaufsichtigung und ihrem Tadel entziehen. Es findet auch ordentlich zwischen ihm und den Missionären eine stillschweigende Uebereinkunft statt; er mischt sich nicht in die Regierungsgeschäfte, dafür darf aber auch kein geistlicher Tadel in seinen Palast eindringen. Seine Abende bringt Kaukeauli beim öffentlichen Billardspiel zu und spielt und trinkt mit dem ersten besten Eintretenden, und doch gehörte, meiner Ansicht nach, nur eine gute Leitung dazu, um aus diesem noch rohen Demant Lichtblicke zu ziehen. Bei dem ländlichen Feste auf dem Pari konnten wir uns recht von dem Widerwillen des Königs gegen die Missionäre überzeugen; einer derselben, welcher mit seiner Frau vom entgegengesetzten Ende der Insel kam und sich nach Honolulu begab, langte gerade auf dem Pari an, als wir uns zu Tische setzen wollten. Kaukeauli grüßte ihn kaum und drehte ihm gleich den Rücken zu; doch schien der König etwas verlegen zu seyn, weil bei einem Luau immer die größten Ausschweifungen getrieben werden, und das, welches er uns zu Ehren gab, ist vielleicht das einzige, auf welchem nicht alle Gäste vollkommen betrunken waren. Erst als der Missionär seinen Weg fortsetzte und hinter der Bergecke verschwand, schien der König von einer großen Last befreit und gewann seine frühere Heiterkeit wieder.

Während meines Aufenthalts in Honolulu machte ich mehrere Ausflüge in die Umgebungen der Stadt. Das Thal, in dessen Mitte Honolulu liegt, ist außerordentlich fruchtbar und würde alle Kolonialwaaren in Ueberfluß hervorbringen; selbst die Hügel könnten bepflanzt werden, und es würde Kaffee und Baumwolle in Menge dort wachsen. Eines Tages machte ich mit einem Amerikanischen Kaufmann, Herrn Grimes, einen reizenden Spazierritt. Ungefähr eine Meile von der Stadt verließen wir den Weg am Ufer des Flusses und ritten auf einem ziemlich bequemen Wege die Hügel hinauf. Als wir auf dem Gipfel angelangt waren, bot sich uns ein Anblick dar, den man sich gar nicht herrlicher und malerischer denken kann. Hinter uns sank die Sonne in den Ocean hinab, vor uns breitete sich zwischen zwei hohen Bergen, deren seltsame Formen sich am Azur des Himmels abzeichneten, ein grünes und frisches Thal aus, in welchem ein Fluß durch Taro- und Zuckerrohr-Pflanzungen dahinrollte; im Mittelpunkt des Thales standen ungefähr funfzig von Brodbäumen und Ku-kuy's beschattete Hütten; Thiere weideten auf den Wiesen, die Schatten der Berge ruhten auf dem Thal, die Luft war frisch und mit Wohlgerüchen angefüllt; der Hügel, auf dem wir standen, stieg zu unserer Linken ganz allmälig weiter in die Höhe und war mit einem feinen, golden schimmernden Grase wie mit einem Sammet-Teppich bedeckt. Alles war still um uns her, nur einige Vögel flogen zwitschernd über unsere Häupter fort. Wir weilten dort, bis die Nacht durch ihr Dunkel dieses reizende Schauspiel unseren Augen entzog. Lebte ich in Honolulu, wie oft würde ich das reizende Thal von Tornoma besuchen! Adolphe Barrot.

Frankreich.

Herr Viennet, eine autobiographische Skizze.

Ich, der unterzeichnete Jean Pons Guillaume Viennet, eröffne meinen Feinden und Freunden, daß ich sie dieses Mal von meiner eigenen Person unterhalten will. Anfangs habe ich es wie im Scherz auf mich genommen, jetzt hat man mir eine Ehrensache daraus gemacht. — Mein Vater Jacques Joseph focht bei Roßbach mit drei anderen Offizieren seiner Familie und erhielt in dem Frieden von 1763 seinen Abschied ohne Pension und ohne eigenes Vermögen zu besitzen. Zwei Verheirathungen fesselten ihn an Béziers, und die Revolution von 1789 brachte ihn nach und nach, so wenig er sich auch darum bemühte oder mit Intriguen umging, in den Munizipal-Rath seines langjährigen Wohnorts, in die gesetzgebende Versammlung, den Konvent und den Rath der Alten. Wenige Züge aus seinem politischen Leben werden zu seinem Bilde hinreichen. In dem Prozesse Ludwig's XVI. bemühte er sich, darzuthun, daß dem Konvent das Recht, ihn zu richten, nicht zustehe; und als er dessenungeachtet verurtheilt war, stimmte er für die Verwahrung des Königs bis zum Frieden. — Vom Konvent beauftragt, 60,000 Pferde, die zur Remonte für vierzehn Armeen bestimmt waren, in Empfang zu nehmen, schlug er 30,000 Louisd'or, ein Geschenk des Lieferanten, aus und verminderte die Remonte um ein Drittel. Durch solche und viele ähnliche Züge kam es, daß mein Vater bei seinen Kommittenten sich den Namen des alten Römers erwarb. Drei Monate vor dem 18. Brumaire zu seinen Laren zurückgekehrt, setzte er seine ehrenvolle Laufbahn bis zu dem Alter von 92 Jahren fort, ohne einen Feind gehabt zu haben.

Ich bin das älteste seiner Kinder aus zweiter Ehe. Ein Abbé, mein Oheim von mütterlicher Seite, lehrte mich, als ich drei Jahr zählte, etwas Latein stammeln, und mit 14 hatte ich meinen philosophischen Kursus beendigt. Ich war von meiner Familie bestimmt, in die Stelle von einem Bruder meines Vaters zu treten, der seit dreißig Jahren die Pfarre von St. Méry verwaltete. — Die Revolution änderte diesen Plan, und anstatt des Chorrockes legte ich die Uniform an. Noch sehr jung, trat ich als Seconde-Lieutenant in die Marine-Artillerie, und auf dem Schiff „Herkules" nach einem der blutigsten Nachtreffen gefangen genommen, blieb ich einige Zeit in den Pontons von Plymouth. Bald nach meiner Auswechselung verlangte man von mir über das Konsulat ein Votum, dessen man sich überheben konnte. Ich sagte „nein", stimmte auch späterhin gegen das Kaiserthum, und der Minister Decrès schwor mir einen tödtlichen Haß. Ich avancirte von nun an nur nach der Anciennetät, und die Excellenz hatte noch die Härte, während anderthalb Jahre eine Hauptmannsstelle unbesetzt zu lassen, die mir mit Recht zukam. In dieser Eigenschaft machte ich im Jahre 1813 die Campagne in Sachsen mit; daselbst empfing ich nach der Schlacht bei Lützen und Bautzen das Kreuz der Ehrenlegion. Auch den Schlachten bei Dresden und Leipzig wohnte ich bei und wurde hier in dem Augenblicke zum Gefangenen gemacht, wo die Brücke in die Luft flog.

Unter der Restauration nach Frankreich zurückgekehrt und entschlossen, die Hauptstadt nicht mehr zu verlassen, wo mich mein schriftstellerisches Leben fesselte, verdanke ich die Erfüllung dieses Wunsches der Güte des Herrn von Montélégier, Adjutanten des Herzogs von Berry. Dieser General machte mich sogar zu seinem eigenen Adjutanten, und ich kann das Wohlwollen eines

Prinzen, den man so grausam verleumdet hat, nur loben. — Der 20. März zertrümmerte meine Aussichten in die Zukunft. Ich blieb nicht minder meinem Vaterlande treu, und bei ihrer Rückkehr von Gent bestraften mich der Prinz und der General mit ihrer Vernachlässigung für 14 Tage Dienstzeit, der ich während ihrer Abwesenheit in Paris mich unterzogen hatte. Der Marschall Gouvion St.-Cyr zog mich wieder aus dieser Ungnade, indem er mir in das Corps des Generalstabes Aufnahme verschaffte. 1823 in Folge der Anciennetät zum Escadron-Chef ernannt, wurde ich durch Herrn von Clermont-Tonnerre zur Strafe für meine Epistel an die „Lumpensammler" von den Listen gestrichen. Die Juli-Revolution gab mir meinen Tressenrock wieder, und vier Jahre später wurde ich Oberst, nachdem zwölf meiner jüngeren Kollegen mir schon den Rang abgelaufen hatten. Ich befinde mich endlich im Ruhestande mit einer Pension von 2400 Franken.

Mein literarisches Leben hatte schon vor dem Zeitpunkte begonnen, mit dem ich hier angefangen. Als siebenjähriger Knabe reimte ich, und Gott verzeih mir die ersten Verse, die ich dem Publikum übergeben. Das erste Stück, das mir Ehre machte, war meine „Epistel an den Kaiser über seine Genealogie". Den ersten akademischen Preis erwarb mir im Jahre 1810 meine Epistel an Raynouard. Ueberhaupt habe ich deren 40 verfaßt, von denen 32 gesammelt und von den Journalen vor 1830 sehr gelobt worden sind. — Müde, als ein Dichter in der Provinz zu vegetiren, fühlte ich den heftigsten Drang, in der Hauptstadt zu leben, und es war im Jahre 1814, wo ich auf das Straßenpflaster von Paris geschleudert wurde, mit der Aussicht auf halben Sold, zwei Tragödien und die Hoffnung in meinem Ränzel, beim Eintritt ohne Gönner, ohne Lobredner, ohne Freunde, ohne selbst einmal zu wissen, daß man deren bedürfe, wenn man zu Ruf kommen wolle. Aber schon im Jahre 1813, als mein Weg nach Sachsen mich über die Hauptstadt führte, hatte ich meine Tragödie „Chlodewig" untergebracht, und dieser folgten die anderen: Alexander, Achill, Sigismund von Burgund, Arbogast und die Peruvianer. Die erste und vierte sind gespielt worden, die anderen stehen auf dem langen Register des Repertoirs, und andere sind im Begriff, ihnen zu folgen.

Mit meinem Auftreten im Pariser Athenäum ärndtete ich die ersten Beifallsbezeugungen der Hauptstadt. Ich las daselbst mein Gedicht „Parya" vor. Wiederholte Auflagen, Uebersetzungen, Lobeserhebungen, Popularität, Alles brachte es, nur nicht Geld. Aber die Griechen hatten mein Gedicht bezahlt mit Lob, Achtung und Vertrauen, hatten mich in das Geheimniß ihres Aufstandes eingeweiht. Auf ihrer Durchreise durch Paris besuchten die Gesandten von Parya meine bescheidene Wohnung; Athens Dichter übersetzten mein Epos in die Sprache Homer's und beehrten mich mit schmeichelhaften Briefen. — Darauf folgte die „Belagerung von Damaskus". Ich gestehe, um auch hierin gewissenhaft zu seyn, daß es nicht gut war; „Sedim oder der Negerhandel" schloß sich an dieses, und um nicht wieder freimüthig zu seyn, bekenne ich, daß es Interesse und Poesie hatte. Es erschien dann mein großes Gedicht „die Philippide". Die Kritiker waren parteiisch, ungerecht, bitter, der Lobeserhebungen wenige, schüchterne; ich hatte schon die romantischen Empfindlichkeiten beleidigt. Das junge Frankreich rächte sich an dem wichtigsten Werke meines Lebens für meine Satiren; das zwei Monat darauf erfolgende Fallissement der Verlegers gab ihm vollends den Gnadenstoß. Aber was man auch sage, das Gedicht wird leben; die triumphiren zu früh, welche behaupten, daß sie es todt gemacht und daß es kein besseres Schicksal verdient hat.

Ein Werk in Prosa und Versen, betitelt „Spaziergänge auf dem Kirchhofe Père-Lachaise", wurde von dem Publikum und den Journalisten besser aufgenommen, die erste Auflage war in vierzehn Tagen vergriffen, der zweite Band befindet sich seit zehn Jahren in meinem Portefeuille.*) — Meine beiden Romane „der Thurm von Monthléri" und das „Schloß St.-Ange" sind hinlänglich bekannt. Nimmt man dazu meine Oper Aspasia und meine neuste Komödie „die Schwüre", so ist das Register meiner literarischen Production vollständig. Alles zusammen würde zehn starke Oktavbände füllen, rechnet man aber dazu, was sich noch in meinem Gewahrsam befindet an Dramen, Episteln, Fabeln und dergleichen, so würde dadurch die Zahl der Bände auf vierzehn anwachsen. Damit soll es stehen, wie es Gott, den Komödianten und Buchhändlern gefallen wird. Ich habe nur die Fähigkeit, zu produziren, aber nicht die, das Produzirte unter die Leute zu bringen. Ich darf nicht vergessen, daß ich Journalist war, was hätte ich sonst in Paris mit meinem bescheidenen Halbsolde anfangen sollen? Ich hatte zu wählen zwischen dem Vaudeville und Feuilleton. Ich entschied mich für das letztere und debütirte 1815 im Aristarch. Nach dem plötzlichen Hintritt desselben ging ich zu dem Journal de Paris über und arbeitete hier bis zu dem Tage, wo die ungeschickten Eigenthümer es an das Ministerium Decazes verkauften. Ich folgte den Abonnenten und ließ mich bei der Redaction des Constitutionnel eintragen. Seit 1830 führe ich nur noch die Feder für das Memoire.

Als Mitarbeiter des Journal de Paris kam ich in Verbindung mit dem trefflichen Grafen Ségur, der mir auf dem Sterbebette seinen Sitz in der Akademie vermachte und mich bat, sein Nachfolger zu werden. Zwei Tage darauf erfuhr ich, daß Benjamin Constant sich darum bewarb; ich theilte ihm die mir gewordene feierliche Einladung mit, und seine Antwort — bei dem Namen meines Vaters sey es geschworen — war grob und beleidigend. Ich sah ihn an, fand einen Sterbenden und entfernte mich, ohne etwas zu erwiedern. Ich unterließ, die übrigen Mitglieder der Akademie zu besuchen, nachdem ich es bei dreien gethan hatte. Die siebzehn, welche mich wählten, hatten von mir nur Karten bekommen; keine Gönnerschaft unterstützte meine Wahl. Ich war glücklich, ich hatte dem Herrn von Ségur Wort gehalten. Ich bekam den Auftrag, ihm ein Elogium zu halten, eine Herzensschuld zu bezahlen, den Lohn einer zwölfjährigen Freundschaft. Auch im Hinblick auf meine Vaterstadt fühlte ich mich glücklich, indem ich bedachte, daß ich der vierte Akademiker war, der dieser berühmten Körperschaft von dorther einverleibt wurde. Esprit, Pelisson und Mairan waren Söhne Béziers.

(Schluß folgt.)

*) Der erste Band meiner „Geschichte der Revolutionskriege im Norden" ist auf gleiche Weise vergriffen worden; der zweite ist ebenfalls der Oeffentlichkeit entzogen.

Bibliographie.

Aperçu historique sur l'origine et le développement des méthodes en géométrie. — Von Chasles.
Histoire des sciences mathématiques en Italie. — Von G. Libri.
L'exposition. — Von Lebouteillier.
L'Album de l'industrie et des arts utiles. — Von Lebouteillier.
Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands, de ses causes et de ses suites jusqu'à nos jours, en Angleterre, en Ecosse, en Irlande et sur le continent. — Von Augustin Thierry, Mitglied des Instituts.
Histoire de la vie, des écrits et des doctrines de Martin Luther. — Von J. M. V. Audin.

Mannigfaltiges.

— **Literarisches aus London.** Der Verfasser der „Pickwickier" und des „Nicolas Nickleby", Boz-Dickens, der bekanntlich auch seine Romane in der jetzt so beliebten Art, in einzelnen Lieferungen, herausgiebt, hat für das nächste Jahr ein neues Werk „nach einem ganz neuen Plan" angekündigt; die erste Lieferung davon soll im März erscheinen. Man sieht, er versteht es, das Publikum in Spannung zu setzen. Sein „Nickleby" naht sich endlich dem Schluß; der letzten Lieferung wird das Portrait des Autors, von Maclise gemalt und von Finden gestochen, beigefügt werden. Mistreß Trollope hat durch ihren „Fabrik-Knaben" eben so die Eigenthümer der großen Fabriken in England gegen sich aufgebracht, wie sie sich früher durch ihr Buch über die Vereinigten Staaten die Amerikaner zu Feinden machte; und so wie hier hat sie auch dort Federn zur Vertheidigung der Angegriffenen in Bewegung gesetzt. „Mary Ashley, das Fabrik-Mädchen", wird als die bedeutendste unter diesen Entgegnungsschriften genannt. Unbefangene erklären die Uebertreibungen auf der einen Seite für eben so groß als auf der anderen.

— **Republikanische Courtoisie eines Theater-Direktors.** Als im Frühling des Jahres 1800 zu Paris der Beginn der Vorstellungen des Theaters der Republik und der Künste auf eine spätere Stunde verlegt werden sollte, zeigte der damalige Direktor dieser Bühne, Herr Devismes, dem Publikum diese Veränderung in folgender Weise an: „Paris, 29. Floreal (18. Mai) im Jahre VIII. der Republik. In der Jahreszeit, wo die Sonne ihre Macht offenbart, in der Jahreszeit, wo Flora ihren glänzenden Schmuck entfaltet und ihre süßesten Wohlgerüche in die Lüfte ausströmt, da wäre es unvernünftig, dem Menschen, der die nur zu flüchtigen Gaben ergreifen muß, welche die Rückkehr der schönen Tage ihm darbietet, zumuthen zu wollen, daß er sich gerade in den schönsten Abendstunden in einen Schauspielsaal einschließen solle. Es geziemt sich, zu warten, bis die Nacht mit ihren Schatten die Reichthümer des großen Pan bedeckt hat; dann und nur dann dürfen dem Publikum die Schöpfungen des Genius und der schönen Künste dargeboten werden; so geistreich sie auch seyn mögen, sie müssen doch immer gegen die Wunder der Natur zurückstehen. Andererseits hat die Französische Nation auch eine neue Art der Tages-Eintheilung angenommen. Damit also die Vernunft den Gebräuchen und der Ordnung der Jahreszeiten sich anschließe, schien es mir angemessen, daß in der ganzen Zeit der Sommerhitze das Theater der Künste erst um 9 Uhr Abends geöffnet würde, nachdem des Tages Last vorüber ist. Ich hoffe, daß diese Anordnung dem Publikum genehm seyn wird; sie wird seine Genüsse vermehren, indem sie die Reihefolge seiner Vergnügungen regelt. Die Bürger und die Künstler (d. h. die Theater-Mitglieder) werden so ihr Diner in ihrer Gesellschaft mit Ruhe einnehmen, dann die Promenaden und Gärten besuchen und dort das bezaubernde Geschlecht bewundern können, dessen Anmuth und zierliche Toilette den Schmuck derselben erhöht; sie werden dann, gestärkt von der frischen Luft, nach der Oper gehen, deren Schauspiel erst beginnen soll, wenn die Natur das ihrige geschlossen hat. Ich erlaube mir demnach, das Publikum zu benachrichtigen, daß mit der ersten Dekade des nächsten Prairial die Oper um 9 Uhr Abends anfangen wird." Eine Fluth von Witzworten und Epigrammen ergoß sich über dies bombastische Manifest des Bürger Devismes; es wurde in Verse gebracht und nach einer beliebten Melodie in einem Vaudeville auf dem Theater Favart gesungen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 99. Berlin, Montag den 19. August 1839.

Frankreich.

Geschichte eines Pfefferkuchen-Degens.

Von E. M. von St. Hilaire.

Am 24. Oktober 1813 war Napoleon zu guter Zeit in Freiburg angelangt, wo man eine Wohnung für ihn im Hause des protestantischen Geistlichen eingerichtet hatte. Er schloß sich sogleich mit Berthier ein und beschäftigte sich, ohne nur die geringste Nahrung zu sich zu nehmen, mit den Angelegenheiten Frankreichs, diktirte das Dekret der Zusammenberufung des gesetzgebenden Körpers und verfügte über Avancements, Geschenke und Ehrenzeichen. Dann legte ihm der Marschall das Verzeichniß aller Verluste während und nach der Schlacht bei Leipzig vor. Berthier selbst hatte den Tod seines Neffen, des jungen d'Avranges, zu beklagen, welcher Oberst bei einem neuen Kürassier-Regimente war, das vor wenigen Tagen erst seinen Adler von Napoleon empfangen hatte. Dieser tapfere Offizier war in einer Vorstadt von Leipzig bei der Vertheidigung des Rückzuges des Fürsten Poniatowski gefallen. Bei dem Namen d'Avranges, der von Berthier mit einer wohl sehr natürlichen inneren Bewegung ausgesprochen wurde, erbebte Napoleon, sah den Fürsten von Neuchatel mit einem ganz besonderen Ausdruck an und fragte kurz: „Nun, welche Verluste habe ich noch zu beklagen, Herr Marschall?" — „Sire, der Divisions-General Delmas fiel unter dem Feuer der Sächsischen Artillerie und mit ihm Vial, Rochambeau ...." — „Genug, genug", unterbrach ihn Napoleon und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen; dann wiederholte er leise: „Bessières, Duroc, Kirchener, Bruyere, Vial, Rochambeau, Delmas, Poniatowski! .... Alle sind todt! Alle! O, es ist schrecklich! Wann wird das ein Ende nehmen! Ist nicht schon Blut genug geflossen? Wenn sie sich noch an mich allein hielten!" Und nach kurzem Schweigen fügte er hinzu: „Sie sagten, unter meinen tapferen Obersten sey auch d'Avranges ...." — „Sire, er fiel unter den Schwertern der Preußen. Die letzten Worte meines Neffen waren ein Dank an Ew. Majestät für alle Gnade, die Sie ihm bezeigt, und sein letzter Seufzer galt seinem Vaterlande, seiner Mutter. Sire, sie ist meine Schwester, und er ...." Hier schwieg Berthier und bedeckte die Augen mit der Hand.

Während Berthier sprach, zuckten die Hände des Kaisers, seine Lippen wurden blaß, bei ihm ein Zeichen tiefer Erschütterung. Er hatte sich auf den Tisch gebeugt, vor dem er saß, und streckte den Arm aus, um Berthier's Hand zu ergreifen, die er zweimal drückte, ohne jedoch ein Wort zu sprechen. Der Fürst von Neuchatel faßte sich und fuhr fort: „Sire, unter den Nebenumständen, die auf den Tod meines Neffen Bezug haben, ist etwas, das ich mir gar nicht erklären kann, etwas, das ich kaum glauben kann, obgleich es mir als wahr versichert wird." — „Nun, was ist es denn?" fragte Napoleon. — „Sire, eine undenkbare Sache, eine Kinderei; man fand zwischen seiner Uniform und seinem Küraß .... und doch war d'Avranges nicht närrisch ...." — „Aber, was ist es denn?" wiederholte der Kaiser mit der lebhaftesten Ungeduld. — „Sire, man fand einen kleinen Pfefferkuchen-Degen, wie man ihn Kindern schenkt, aber so gehärtet durch die Zeit, daß man gar nicht wußte, was es eigentlich seyn könne. Doch die Sorgfalt, mit welcher er in Papier gewickelt und in das Offizier-Brevet der Ehrenlegion eingeschlagen war, mit welchem Ew. Majestät meinen Neffen im vorigen Jahre beehrten, läßt uns glauben, daß diese Spielerei ihm sehr werth seyn mußte." — „Das ist seltsam!" sprach Napoleon leise und starrte zerstreut vor sich hin, wie Einer, der worauf blickt, ohne jedoch zu sehen. — „Sicher ist es ein Geschenk, das er als Kind, vielleicht von seiner Cousine empfing, die er sehr lieb hatte." — „Sie irren sich, Berthier", erwiederte der Kaiser und fuhr mit der Hand über die Stirn. „Ja, wahrhaftig!" Und wieder verfiel er in Nachdenken. — „Wie dem auch sey", fügte Berthier hinzu, „die Sache ist sonderbar." Kaum hatte er aber dies Wort ausgesprochen, so erschrack er über den Eindruck, welchen es auf den Kaiser hervorbrachte; denn dieser stand auf, ging auf Berthier zu, faßte seinen Arm mit krampfhafter Heftigkeit und war für einige Sekunden keines Wortes mächtig. Dann lächelte er, aber in dieses Lächeln mischte sich so viel Bitterkeit, daß der Fürst schon fürchtete, ihn beleidigt zu haben. — „Sie sind wieder im Irrthum, es ist nicht sonderbar, es ist erhaben! d'Avranges hat Wort gehalten, er ist seinem Schwure treu geblieben. Haben Sie mir noch Anderes zu berichten?" — „Nein, Sire." — „Nun wohl, so gehen Sie; beschäftigen Sie sich sogleich damit, die von mir bewilligten Gratificationen auszahlen zu lassen. Verlassen Sie mich, Berthier, ich wünsche allein zu seyn." Napoleon stützte seinen Kopf in beide Hände und verfiel in tiefes Sinnen; der Marschall verließ ihn und sann vergebens darüber nach, welche Beziehungen zwischen Napoleon, seinem unglücklichen Neffen und dem kleinen Pfefferkuchen-Degen stattfinden könnten.

Zu der Zeit, als der Vendome-Platz noch den Namen Piken-Platz führte und die Steine des Denkmals, das hier dem vierzehnten Ludwig errichtet worden, auf dem mit Gras bewachsenen Pflaster umherlagen, im Jahre 1794, ging ein Artillerie-Offizier auf diesem fast öden Platze auf und ab, mit nachdenklicher Miene und die Hände auf dem Rücken gekreuzt; er schien höchstens 25 Jahr alt zu seyn, war klein, hager und schlank. Seine langen schwarzen Haare hingen ihm bis auf die Schultern herab und verliehen seiner blassen, durch außerordentlich feurige Augen belebten Gesichtsbildung einen unbeschreiblich originellen Charakter. Dieser Offizier stand von Zeit zu Zeit still, um mit schwermüthigem Blick den Platz zu überschauen, der seiner ihn noch vor kurzem verschönernden Trophäe beraubt war. Er betrachtete das Fußgestell der zertrümmerten Statue und blickte dann zum Himmel auf, wie Jemand, der in Gedanken einen Tempel, einen Triumphbogen, eine Säule baut.

Der Offizier war noch in diese Art von Verzückung versunken, als ein junger Knabe aus einem der benachbarten Hotels heraussprang, sich ihm unvermuthet näherte und ihn mit soldatischer Kühnheit fragte: „Nicht wahr, Bürger, Sie sind General?" — „Nein, mein kleiner Freund." — „Ach! Sie sind nicht General! Stehen Sie auch nicht bei der Artillerie?" — „Freilich habe ich die Ehre, dabei zu dienen; aber ich bin nur Kommandant.... Nicht wahr, das ist etwas sehr Unbedeutendes?" — „Kommandant! Kommandant!" wiederholte der Knabe mit nachdenklicher Miene, erhob dann den Kopf und blickte ihn mit großen klaren Augen an: „Das gilt mir gleich", rief er mit erhobener Stimme, „ich möchte wohl Kommandant seyn! Meine Oheime sagen, das sey schon ganz hübsch. An Ihrer Uniform sah ich wohl, daß Sie bei der Artillerie ständen, obgleich Job mir das nicht glauben wollte, aber er will mich nur immer ärgern." — „Wer ist denn der Job, welcher Dir zu widersprechen wagt?" — „Ei, das ist Mama's Jokey. Wir standen beide auf dem Balkon und betrachteten Sie; sehen Sie dort oben, wo neben dem großen Fenster roth angeschrieben steht: Frei leben oder sterben.... Sie gehen hier wenigstens seit einer Stunde spazieren, nicht wahr?" — Bei dieser schnellen Frage erröthete der Offizier ein wenig, dann erwiederte er lächelnd: „Ich warte hier schon lange auf Jemand." — „Nun, da Ihr Freund nicht kömmt", sprach das freundliche Kind, „so darf ich wohl eine Frage an Sie thun, ohne Ihnen beschwerlich zu fallen?" — „Frage, was Du willst, ich werde Dir gern darauf antworten, wenn ich es vermag", erwiederte der junge Offizier, der sich für den unbekannten Knaben lebhaft zu interessiren anfing. — „Nun wohl, sagen Sie mir schnell, würden Sie mich wohl in Ihr Regiment aufnehmen? Ich bin groß, ich kann schon recht gut lesen, habe schon ziemliche Fortschritte im Schönschreiben gemacht und lerne Geographie. Mein Lehrer versichert mir ...." — „O, o, mein junger Kamerad", unterbrach ihn der Offizier, „man wählt die Soldaten nicht nach der Größe, das kannst Du an mir sehen, sondern nach dem Alter und der Vaterlandsliebe. Wie alt bist Du denn?" — „Ich werde bald acht Jahr seyn, Bürger! Betrachten Sie mich nur genau." Und sogleich nahm der Kleine eine kriegerische Haltung an; freundlich blickte ihn der Kommandant an, und ein Lächeln schwebte auf seinen feingerötheten Lippen. „Du bist noch viel zu jung, mein kleiner Freund", sprach er dann. „Wenn man auch nicht die vorgeschriebene Größe hat, so muß man doch wenigstens die Kraft besitzen, die Beschwerden des Krieges zu ertragen." — „Aber es giebt doch Pfeiffer und Tambours, die nicht größer sind als ich. Erst gestern sah ich so einen an der Spitze eines Regimentes vorüberziehen." — „Das kann seyn; aber Du mußt die Kraft haben, einen Degen zu führen; denn im Angesicht des Feindes reichen Herz und Muth allein nicht hin, mein junger Freund." — „O, wenn's nur darauf an-

kömmt, ich verstehe schon einen Degen zu führen; fragen Sie nur meine Oheime, die Offiziere sind, wie Sie; ich kann ihren großen Säbel schon mit Einer Hand regieren, Sie sollen es sehen." .... Und mit der Schnelligkeit einer Katze sprang er auf das Bassin, neben welchem sie mit einander plauderten, stützte sich mit einer Hand auf die Schulter des Kommandanten, faßte mit der anderen den Handgriff des Degens und zog ihn aus der Scheide. Bei dieser unerwarteten Bewegung hielt der Offizier schnell die Hand des kleinen Schelms fest und sagte mit ernstem Ton und blitzendem Auge: „Geduld, Niemand als ich berührt diesen Degen! Es giebt Dinge, mit denen ein Kind nie scherzen muß; steige sogleich herunter, kleiner Mann!" — „Ich wollte Ihnen bloß zeigen", stotterte das Kind; „sind Sie böse auf mich, Bürger? Verzeihen Sie mir, ich thue es gewiß nie wieder!" — Gerührt umarmte der Offizier das Kind und stellte es auf die Erde: „Ich konnte Dir die Probe nicht gestatten, die Du wagen wolltest. Um Dir aber zu zeigen, daß ich Dir nicht zürne, und um Deine Kriegslust zu befriedigen, will ich Dir einen hübschen Pfefferkuchen-Degen schenken; nimmst Du ihn an? Vielleicht kann ich Dir dereinst einen anderen geben; aber Du mußt auch nicht mehr weinen, denn das würde mir leid thun." — „O, ich will ihn wohl", rief der kleine Bursche, sprang vor Freuden in die Höhe und klatschte in die Hände; „aber auf diesem häßlichen Platz sitzt keine Pfefferkuchenhändlerin", fügte er hinzu, indem er sich die Thränen trocknete. — „Wir werden einige Schritt von hier, im Kapuziner-Garten, schon eine finden, wenn Du so gut seyn willst, mit mir zu kommen .... Indeß", unterbrach er sich nach einigem Besinnen, „fürchtest Du auch nicht, daß man sich Deiner Abwesenheit wegen beunruhigen wird? .... Ich will Dich übrigens wieder hierher zurückgeleiten." — „O, ich darf schon allein nach der Terrasse der Feuillantiner gehen; indeß, damit Job von Mama keine Schelte bekömmt, will ich ihm doch lieber sagen, daß ich mit Ihnen gehe, und daß wir bald wieder zurück seyn werden." — „Ja, das ist besser."

„Job", rief das Kind, indem es dem Jokey winkte, der auf dem Balkon des Hotels Schildwach stand; „ich gehe mit dem Kommandanten nach dem Kapuziner-Garten, einen schönen Säbel zu kaufen; wenn Mama nach mir fragt, so sage ihr nur, daß ich gleich wieder da bin." Der Jokey eilte herbei, als er sah, daß der Offizier seinen jungen Herrn mitnehmen wolle; der Kleine aber, da er Job's Bedenken errieth, warf sich in die Brust, trat mit dem Fuße auf und sagte stolz: „Wenn ich Dir erkläre, daß ich augenblicklich zurückkomme!" Dann faßte er die Hand des Kommandanten und fügte pathetisch hinzu: „Ich wußte es wohl, daß dieser Bürger zur Artillerie gehöre; aber Du willst mir niemals glauben." (Schluß folgt.)

Herr Viennet, eine autobiographische Skizze.

(Schluß.)

Um wieder auf mein politisches Leben zurückzukommen, so habe ich von meinem Votum gegen das lebenslängliche Konsulat und das Kaiserthum schon gesprochen. Ich stimmte zum dritten Mal nicht anders gegen die acte additionel, und jede meiner Ansichten wurde durch eine Broschüre unterstützt, die oft sogar von der Regierung in Beschlag genommen, aber jedes Mal von der Opposition gelobt wurde. Von nun knüpfte ich eine Epistel oder Satire an jedes politische Ereigniß der Restauration, an die Ordonnanz vom 5. September, die Einrichtung der Armee, den Aufstand der Hellenen, das Auftreten der Kapuziner, die Unverschämtheit der Jesuiten, endlich an jenes Gesetz der Liebe, das in meinen Augen einer ehrenvollen Absetzung gleichkam. Meine Popularität wuchs dabei in dem Grade, daß bei der Wahl von 1827 die Stadt Béziers mich zu ihrem Deputirten ernannte. Ich nahm meinen Platz in dem linken Centrum, das damals eine positive Stellung bezeichnete. Aber mit Herrn von Polignac war keine Vermittelung möglich. Ich feierte meinen Eintritt mit einer Philippika. Meine Epistel an Karl X. ging um mehrere Tage der Adresse der 221 voraus, und es gehörte von meiner Seite keine Ueberwindung dazu, für die Weigerung der Mitwirkung, die der König in seiner bekannten Thronrede in Anspruch genommen, zu stimmen. Ob es damals Verschwörungen gab, weiß ich nicht; man hatte zu viel Achtung vor mir, um davon mit mir zu sprechen.

Beim Erscheinen der Juli-Ordonnanzen befand ich mich auf dem Lande, 11 Lieues von Paris, und die erste unruhige Ahnung erweckte mir das Ausbleiben der Journale. Die erste Nachricht von der Revolution erhielt ich den 29sten Abends; den 30sten Mittags war ich auf dem Stadthause, wo ich der Munizipal-Kommission meine Dienste anbot. Ich kam am folgenden Tage mit der Kammer dahin zurück, las dem Volke die Proclamation des Herzogs von Orleans als General-Lieutenant des Königreichs vor, sah übrigens kein anderes Programm, als dessen Lesung mir anvertraut war. — Als die Freiheit nicht mehr in Gefahr war, entschloß ich mich, die Monarchie zu unterstützen, und indem ich nach Périer's Tode Aufruhr in den Straßen, Zwietracht in der Kammer, den Revolutions-Geist in der Presse, Schwäche und Trägheit bei den Ministern, Schlaffheit auf den Tribunalen, Willkür und sittliche Entartung überall und von keiner Seite einen Gegendruck sah, zitterte ich für die Monarchie und Frankreich. Ich benutzte die Erörterungen über die geheimen Fonds, um ein Manifest gegen die revolutionairen Leidenschaften zu schleudern. Ich sprach die Worte aus: Die gegenwärtige Legalität tödtet uns. Die Parteistimmen antworteten mir mit einem Strom von Beleidigungen.

Die Tribune zeichnete sich in diesem Federkriege durch die heftigste Verleumdung aus. Ich zeigte diesen Artikel einem meiner Freunde, der mir weiter hinauf die drei Zeilen, in welchen die Kammer selbst prostituirt genannt wurde, bemerklich machte, und ich zog die Redaction vor die Schranken. Die Minister, welche man anklagte, mich veranlaßt zu haben, zitterten über meine Kühnheit, tadelten mich im Conseil, klagten mich der Inkonsequenz und Thorheit an; ein einziger unter ihnen führte meine Vertheidigung. Aber an dem anderen Morgen nach dem Siege kamen dieselben Minister einer nach dem anderen, mir Glück zu wünschen. Sie gingen so weit, mich ihren Retter zu nennen. Doch ich irre mich, es kamen deren nur sieben, der achte hatte seinen Besuch schon den Abend vorher gemacht; es war Herr Guizot. — Von diesem Augenblick an war ich ein öffentlicher Feind; durch alle Schlünde des politischen Vesuvs ergossen sich über mich Schmähungen, Verleumdungen, Sarkasmen, Karrikaturen, Satiren. Das Lächerliche wurde mit vollen Händen über meinen Namen, meine Gestalt ausgestreut. Umringt in der Provinz von den Charivaris, verfolgt in der Hauptstadt von den Blicken und Zeigefingern der Müßiggänger aller Klassen, würde ich mein Glück in drei Monaten gemacht haben, wenn ich mich für Geld z. B. neben der Nordischen Riesin hätte sehen lassen. An Hanswürsten würde es mir nicht gefehlt haben; es hätte eine ordentliche Konkurrenz aus der politischen Welt stattgefunden und ich vielleicht jenen unverschämten Minister gewählt, der einem meiner Freunde, als ihn dieser einst fragte, warum ich nicht zum Pair ernannt worden wäre, antwortete: „Um Pair zu seyn, muß man sich nicht ridikül gemacht haben." Ich habe seinen Namen nicht erfahren; aber spaßhaft kam es mir vor, mir ein Ridikül an den Kopf werfen zu sehen, den einzigen Lohn meiner Hingabe, von Seiten eines Ministers der Monarchie, in deren Dienst ich es mir zugezogen hatte. Es hat mich nicht sehr verletzt, aber der Zufall unterwarf mich eines Tages einer harten Probe.

Ich war Geschworner in dem Prozeß der 27, den man auch die Verschwörung Raspail genannt hat. Die Advokaten hatten ihre Gründe erschöpft, es bedurfte nur noch eines Namens, um die Jury vollzählig zu machen, der meinige wurde gezogen, und die Vertheidiger erbleichten. Dies war die erste Beleidigung, andere wurden mir nicht erspart. Zwei Gegner machten es sich zur Freude, eine Karrikatur von mir zu zeichnen, ein anderer machte Epigramme, welche die Journale am nächsten Morgen mittheilten. Der Zeuge Marrast wiederholte mit affektirtem Wesen meine Worte über die Legalität, legte es aber der Regierung in den Mund, damit ich als deren Echo erschiene. Ich sagte mir, daß ich das Leben dieser Menschen in meinen Händen hielte, und ich fühlte nicht den Stachel. — Das Komplott leuchtete mir nicht ein, und ich erklärte mich für die Unschuld derer, die, wenn sie an meiner Stelle gewesen wären, mich gewiß ungehört verdammt hätten. Die Minister schmollten, aber ich war zu selbstzufrieden, um mich noch um das zu bekümmern, was Andere dachten. Uebrigens gebrauchte ich meine Universal-Medizin, nämlich die Zurückgezogenheit in mein Zimmer, so oft die Ruhestörer sie mir zu genießen erlaubten. Hier nun, unter den beständigen Angriffen der Presse, die mich in ihrer Galle zu ersäufen trachteten, arbeitete ich sieben neue Theaterstücke aus, Episteln, Fabeln, und das Alles ohne einige Hoffnung auf Erfolg, sogar ohne die Möglichkeit, sie öffentlich werden zu sehen, der ungehörten Verdammung und unglaublichsten Anschwärzung gewiß. Der Erfolg bewies, daß ich mich dennoch getäuscht hatte, meine Komödie „die Schwüre" befand sich unter den aufgeführten Stücken, und Publikum und Journalistik bewiesen mir, daß es für mich noch einige Nachsicht gäbe.

Die, welche mich niederzuschlagen trachteten, haben mich selbst wieder aufgerichtet, und indem ich ihnen hier danke, wende ich mich noch einmal zu meinem politischen Leben zurück. Ich war Mitglied der wichtigsten Komissionen der Kammer, der Pairschaft, der Septembergesetze, außerdem noch zwanzig anderer; 20 Büreaus haben mir dieselbe Ehre widerfahren lassen. Man erlaube mir, dieses wieder in Erinnerung zu bringen, man that mir Unrecht, wenn man sagte, daß ich stets mit den zeitigen Ministern votirt hätte. Wer hat Casimir Périer mehr geachtet, geliebt als ich? Ich habe ihm einige schwarze Kugeln gegeben. Späterhin konnten mich keine Bitten bewegen, das Disjunctions-Gesetz zu votiren; die, welche mich baten, kannten mich nicht besser als diejenigen, welche mich so lange Zeit der Fuchsschwänzerei angeklagt haben. — Ich habe eine wahre Othellos-Liebe für das Rechte und Wahre. Das, was ich dafür halte, bemächtigt sich so stark aller Zugänge meiner Seele, daß es mir unmöglich wird, ihm untreu zu werden, es zu verbergen oder zu verschweigen, weil ich niemals einer Coterie angehört habe, und daher kommt es, daß ich von Niemand adoptirt oder unterstützt worden bin. Zur Vergeltung sagt man, daß mich Jedermann lieb hat; leicht möglich, denn man hat mich so viel gezüchtiget. Immerhin, ich gebe es beinahe auf, von meiner Art geheilt zu werden, ich kann durchaus nicht die Wahrheit verschlossen in der Hand tragen; um so schlimmer für die Welt, wenn die Wahrheit ihr so oft wehe thut.

Mitten in den Wirren, welche der Revolution folgten, hatte Casimir Périer die Güte, zu bemerken, daß ich mit gekreuzten Armen den Zuschauer abgäbe. Er bot mir die Polizei-Präfektur an, die Präfektur von Grenoble, zuletzt die Stelle eines maître

des comptes. Ich lehnte es ab, und ich fand in allen Relationen darüber, daß ich wegen meiner Unfähigkeit leer ausgegangen wäre. Wie soll man es anfangen, um die Fürsten der Welt zu befriedigen! Sechs Jahre später, als ich noch mehr Rechte auf die Erkentlichkeit der Minister erworben hatte, schlugen mir zwei andere Minister, die ich um nichts gebeten hatte, eine Stelle in der Bibliothek war. Waren diese Herren nicht die Scheidemünze Périers? ihr Anerbieten war nach Verhältniß. — Als es sich darum handelte, mich in Ruhestand zu versetzen, beschäftigte sich der Minister-Rath während zweier Sitzungen mit dem Nachtheil, den ich von dem Unterschiede zwischen dem halben Solde und der Pension des Oberst-Lieutenant haben könnte. Der ganze Verlust betrug sechzehn Franken monatlich, und acht Menschen, die über ein Budget von 80,000 Franken zu verfügen hatten, behandelten diese Sache mit ernsten Gesichtern. O Monarchie, du Anker der Freiheiten und der Ruhe meines Vaterlandes, was habe ich dir nicht zu vergeben gehabt!

A e g y p t e n.

Sennaar und Kordofan.

Nach Dr. Ferlini.

Von Sennaar (sen bedeutet Zahn und naar Feuer) nach Baar-Abiad braucht man fünf Tage. Man kommt durch Sibilla, Massala und Mangiara. In letzterem Orte läßt die Regierung Barken bauen, um bei hohem Wasserstande den Fluß hinunter nach Kahira zu fahren. Unermeßliche Wälder und Riesenbäume säumen die Ufer des Flusses. Nachdem man ihn passirt hat, erreicht man in acht Tagereisen Abbed, das erste Dorf in der Sandebene von Kordofan. Der sandige Boden der ganzen Halbinsel ist fast himmelblau. Bis Assaba sind 13 Wegstunden, bis Doma 18 Stunden durch die Wüste, bis Kursich nur 8 Stunden; man muß aber dort übernachten. Am folgenden Tage erblickt man Kurback, das erste Gebirge in dieser endlosen Wüste, und noch einen Tag weiter die Hauptstadt der Provinz, Abajet oder Kordofan. Die Bewohner des Distriktes sind sehr fromme Muselmänner. Sie halten ihre Gebetzeiten pünktlich und lesen beständig im Koran. Alle Jahre pilgern sie nach Mekka, um ihres Propheten und Abraham's Grab zu besuchen. Sie müssen durch die Wüsten von Sabdarad ziehen, gar eine beschwerliche Reise, denn die Wüsten erstrecken sich über die ganze Insel Meroe. Die Regierung verweigert auch niemals den Gemeinden von Darfur und Tekelih, ihren Feinden, den Durchzug, wenn sie als Pilger kommen. Es giebt Leute im Volk, welche die Reise nach Mekka fünfmal gemacht haben. Diese frommen Schwarzen heißen Takruri. Sie leben drei Monate lang ganz von Almosen und genießen nichts als Korn in Wasser geweicht, wie wir unseren Pferden den Hafer geben. Ihre Ausrüstung besteht in einem groben und schmutzigen Linnenhemde, einem Stab, einem Garra oder gehöhlten Kürbis zum Trinken und Einweichen des Korns, einem kleinen Schlauch für das Korn und einem ähnlichen für den Wasservorrath.

Der Wüstensand enthält etwas Eisen-Oxyd, welches die Schwarzen gewinnen, um Nägel zu ihren Fahrzeugen daraus zu machen. Die Brunnen sind sehr tief, haben aber ein schlechtes, ungesundes Wasser.

Wenn die Regenzeit kommt, so macht man die Aussaat von Korn, Taback, Baumwolle, Grune und Simsin, aus dessen Früchten Oel gezogen wird. Die Regenzeit dauert drei Monate und manchmal länger. Schwere Gewitter begleiten sie; ein Orkan hält aber selten über eine Stunde an, und nach demselben brennen die Sonnenstrahlen mit ihrer äußersten Kraft. Das Korn von Sennaar ist Mais. Die Frucht ist in Kordofan etwas kleiner. Man bereitet aus den gegorenen Körnern die Getränke, welche Marissa und Bilbil genannt werden, einen Branntwein, in welchem die Eingeborenen sich gern berauschen.

Die Häuser sind fast durchgängig von Stroh, wie in den übrigen Theilen von Bellet-Sudan. Auf der Halbinsel findet man, wie zu Berber, einige einstöckige Wohnungen aus Ziegeln an der Sonne getrocknet. Die Bewohner von Kordofan haben keinen ordentlichen Lehm. Sie bringen aus ihrem Sande indessen ein Cement zu Stande, daraus sie ihre Mauern wenig über einen Fuß hoch aufführen. Wenn diese Schicht einige Tage lang der Sonne zum Trocknen überlassen gewesen, bringen sie eine andere Schicht darüber und erhöhen die Mauern bis auf etwa zwei Metres. In dieser Höhe decken sie das Haus mit Brettern, welche ihnen zugleich als Terrasse dienen. Zum Bewurf der Mauern machen sie aus Heckerling, Sand und Kuhmist einen Teig. Sehr fest können diese Gebäude natürlich nicht seyn. Bisweilen bei heftigem Regen durchweichen sich die Wände, und ein Haus fließt aus einander wie ein Stück Zucker. Wenn eine Feuersbrunst entsteht, bedarf es weniger Augenblicke, um ein Haus in Asche zu verwandeln, und da die Wohnungen sehr dicht stehen, so gerathen sie bei solcher Gelegenheit gleich hunderweise in Flammen. Die Bewohner machen sich nicht viel Sorge darum, da sie kein Hausgeräthe von einigem Werth besitzen. Sie nennen ihre Barracken Tukkuls.

Die Bevölkerung der Stadt Kordofan kann sich auf 12,000 Seelen belaufen. Die Garnison, zwei Bataillone stark, liegt in der Citadelle, d. h. in den Hütten, welche innerhalb der umschließenden Dornenhecke angelegt sind. Das ganze dem Vice-Könige unterworfene Kordofan wird 300,000 Bewohner haben. Das Reich Darfur ist in diesem Theile von Afrika das bevölkertste. Der Gewinn, welchen die Aegyptische Regierung von diesen Provinzen zieht, ist aber überhaupt nicht groß. Die Leute haben dem Vice-Könige jährlich über 400,000 Pfunde Arabischen Gummi's zu liefern und erhalten für den Centner (c. 33 metr. Pfd.) einen Spanischen Thaler. Da die Transportkosten bis Kahira für den Centner 1½ Thlr. betragen, so hat die Regierung den alleinigen Vertrieb des Gummi. Mit den Elephantenzähnen ist es dieselbe Sache. Die Regierung bezahlt 10 Span. Thlr. für den Centner. Der Gummi von Kordofan ist der beste und gesuchteste, dem von Mekka und Sennaar weit überlegen; er hat eine röthlich weiße Farbe. Mit Straußenfedern wird ebenfalls gehandelt, sie sind aber einem übermäßig hohen Zoll unterworfen. Eine Giraffe kauft man für 15 bis 20 Thaler.

Es giebt Nomadenstämme in den Ebenen, Bakari genannt, d. h. Rinderhirten. Sie rasten mit ihren Heerden da, wo sie einen Full, ein stehendes Wasser, antreffen. Sobald das Wasser verbraucht ist, ziehen sie weiter, den dürren Kräutern nach, welche in diesen Wüsten, der starken Regengüsse wegen, niemals fehlen. Sie essen kein Rindfleisch, sie brauchen nur die Milch und machen auch Butter, für welche sie Korn einhandeln. Die Butter oder andere fette und ölige Substanzen werden von den Reichen mit irgend einem wohlriechenden Stoffe gemischt, um sich den Leib damit zu salben. Diejenigen Bakari, welche Abgaben entrichten, stehen unter dem Schutz der Regierung, die übrigen sucht der Vicekönig gelegentlich mit Jagden heim. Er unterhält unter ihnen besoldete Spione, um ihre Weideplätze zu ermitteln. Soll Jagd auf einen Stamm gemacht werden, so ziehen 300 Mann regulaire Truppen und 100 berittene Magrabins aus. Sie erreichen etwa nach 30 Tagen das Lager der Hirten. Sie richten sich dergestalt ein, daß sie dasselbe mit Tagesanbruch überfallen. Die Heerde ist dann noch innerhalb der starken Hecken eingeschlossen, welche über Nacht zum Schutze vor Löwen dienen. Der ganze Stamm läßt sich durch einige Flintenschüsse auseinandersprengen und flieht ohne den geringsten Versuch zur Gegenwehr; die Heerden aber werden von den Soldaten weggetrieben. Diese Jagden bringen der Aegyptischen Regierung jährlich mindestens 4000 Stück Rindvieh ein. Das Vieh wird zunächst in den Dörfern vertheilt, wo Türkische Truppen liegen, später aber partieenweise nach Kahira geschickt; die Hälfte davon pflegt in der Wüste Debbeb oder im Reiche Dongola, wo es gleichermaßen an Wasser fehlt, umzukommen. Das Detaschement Truppen, welches diese Heerden transportirt, bringt 8 Monate unterweges zu. Ich traf eines Tages bei dem Oberst Rustam-Bei das Oberhaupt eines freien Stammes der Bakari. Da ich meine Verwunderung über die ungeheure Menge des Hornviehs und die kleine Anzahl der Menschen äußerte, wurde mir gesagt, daß dieser Stamm eigentlich 100,000 Mitglieder zählen sollte. Man mußte den Despotismus der Türken kennen, welcher weder die Güter noch die Person ihrer Unterthanen schont, um dieser Angabe Glauben zu schenken. Die Rinder werden zum Feldbau verwendet, dienen auch sogar als Sattelthiere. Da sie nicht geschlachtet werden, ist ihr Preis sehr niedrig. Man hat das Stück auf dem Markte zu 2 Span. Thlrn. Das Gouvernement von Kahira verkauft seine Rinder an die Bauern von Ober- und Unter-Aegypten und gewinnt dabei beträchtliche Summen.

Die unglücklichen Afrikaner werden mit solcher Barbarei bekriegt, daß sie in das Innere ihres Landes keinen Weißen lassen, aus Furcht, man wolle sie zu Sklaven machen. Ihre Furcht allein ist es, welche es den Reisenden unmöglich macht, das Land zu erforschen, indem Jeder, der sich hineinwagte, sich dem grausamsten Tode preisgäbe.

Die Gebirge liegen in diesen Wildnissen weit von einander entfernt. Auf den Gipfeln erbauen die Schwarzen ihre Städte. Die Bewohner der verschiedenen Ortschaften reden unterschiedene Sprachen und bekriegen einander beständig. Die Höhen suchen sie zu ihren Ansiedelungen, um besser vor den Waffen ihrer mächtigen Nachbarn, der Tekeli, der Darfur, der Solucks und Tinkas geschützt zu seyn. Sie gehen ganz nackt und sind Fetischdiener. Es giebt einen Höhlen bewohnenden Stamm, welcher umherstreift, um Menschen zu rauben, und seinen Raub frißt. Diese Kannibalen heißen Banda-gnam-gnam. Ich fand Einige von ihnen gefangen zu Kordofan. Sie sagten mir, daß sie ihre Schlachtopfer in Stücke schnitten, nachdem sie das aus den Wunden springende Blut getrunken, und daß sie die noch zuckenden Stücke roh äßen. Eines von diesen Ungeheuern sah mit Bedauern das Beerdigen der Todten. Sie tödteten sich nicht unter einander, sagte er, aber wer stürbe, der würde von den Lebenden gefressen.

Zweimal im Jahre macht die Aegyptische Regierung Jagd auf diese Wilden. Zweitausend Mann, aus Artillerie, Kavallerie und Infanterie bestehend, werden mobil gemacht, mit 700 Kameelen, welche Wasser, Proviant und Munition tragen. Angelangt am Fuße der Gebirge, suchen sie der Quellen sich zu bemächtigen und umstellen dieselben. Da die Greise der Knechtschaft den Tod vorziehen, so sind es nur die Kinder, welche nach 3 oder 4 Tagen sich heranwagen, um Wasser zu holen. Sie werden sogleich ergriffen und in die Mitte des Quarrés gebracht. Die schändliche Kriegslist mißglückt niemals. In ihren Hütten angegriffen, würden die Schwarzen sich niedermetzeln, aber nicht hinwegschleppen lassen; der Durst indeß zwingt sie, ihren Feinden sich selbst in die Hände zu liefern. Die Regierung erbeutet auf diese Art aus einer Ortschaft von 7—8000 Einwohnern gegen 2000 Sklaven. Den Gefangenen wird mit einem glühenden Eisen die Chiffer des Vicekönigs auf dem linken Arm eingebrannt, um

sie von den Sklaven, welche nicht Eigenthum der Regierung sind, zu unterscheiden. Die Kaufleute, welche sie der Regierung abhandeln, um sie nach Kahira oder Mekka zu führen, brennen ihnen ein zweites Zeichen ein. Junge Männer, welche zum Kriegsdienst tauglich sind, werden eingestellt. Auf folgende Art transportirt man die Gefangenen: Ein kurzer Balken ist auf beiden Enden eingespalten. In jede Spalte bringt man den Hals eines Sklaven, indem man sie öffnet, und legt ein Querholz dazwischen, damit die beiden Hälften nicht zusammenschnellen und den Gefangenen erwürgen können. Die Enden des Querholzes werden mit Riemen aus Rinderhaut festgebunden. Die Sklaven-Paare werden truppweise zusammengestellt und den Dörfer-Chefs übergeben, welche den Zug zu leiten haben. Stirbt einer der Unglücklichen, so schneidet man zum Wahrzeichen ihm die Nase, die Ohren und das markirte Stück Haut ab. Die Zugführer bringen oft ganze Sammlungen von Nasen und Ohren an ihren Bestimmungsort. Dort endlich kommen die Sklaven in ein starkes Dorngehege. Ein Koptischer Schreiber nimmt sie in Empfang und giebt den Zugführern ihre Decharge, nachdem die Nasen und Ohren mitgezählt worden sind, welche den Beweis liefern, daß Niemand unterweges entwischt ist. Zuletzt werden die Sklaven verkauft. Ist der Käufer vom Militair, so weist er den Betrag auf seinen Sold an; die übrigen Käufer bezahlen baar. Stirbt der gekaufte Sklave, so lange er sich noch in dem Gehege befindet, so trägt die Regierung den Schaden; sobald derselbe aber nur einen Schritt hinausgethan hat, ist der Verlust auf Seiten des Käufers. Den Stämmen, welche gejagt worden, läßt die Regierung mehrere Jahre Frist, um sich zu erholen; man schont das Wild, damit es sich mehre. Mehr als 40 Berge hat die Regierung auf diese Art allmälig entvölkert. Das Regiment von Kordofan ist seit 12 Jahren immer nur mit den geraubten Schwarzen komplettirt worden. Ihre Ueberzahl war daher so groß geworden, daß man einen Aufstand gegen die Weißen zu fürchten gegründete Ursache hatte. Die Schwarzen dieser Stämme von den Höhen färben ihr Haar zum Unterschied von allen übrigen Afrikanern mit einer in fettiger Substanz angerührten rothen Erde.

Die Einkünfte der Regierung bestehen auf der Halbinsel in Leinwand, Baumwolle, Butter, Mais und wenigem Gelde. Sie werden zur Besoldung der Garnison verwendet. Mit den Bewohnern der Berge Gunsavi, Bartavi, Tinka und Soluck an der Gränze Abyssiniens hinter Fasolji wird beständig Krieg geführt. Mit den Abyssiniern läßt das Gouvernement sich ungern ein; die Gebirge sind unzugänglich, und das Volk dort ist mit Luntenflinten bewaffnet. Auch sind die Angriffe auf Tinka und Soluck nicht glücklich ausgefallen; denn die freiheitsliebenden Bergbewohner vertheidigen sich bis auf den letzten Blutstropfen. Der General-Gouverneur leitet die Angriffe auf die unabhängigen Schwarzen; die Detachements werden von einem Oberstlieutenant von Cartum kommandirt.

Die vielen Harems machen genaue statistische Nachrichten unmöglich. Man erfährt niemals, wie viel Weiber und Sklaven in einem Harem stecken, und in Sklaven besonders besteht der Reichthum des Landes. Mancher Eigenthümer unterhält Hunderte. Er kann sie verkaufen, verschenken, vermehren, vermindern, von Ort zu Ort versetzen, ganz nach Gefallen. Manchmal, wenn Heerden von Sklaven hinab nach Kahira gehen, ist die Bevölkerung der Halbinsel schwach. Später mehrt sie sich wieder von der Ausbeute der Gebirge.

Man kann im Durchschnitt annehmen, daß die Regierung aus diesen Provinzen jährlich 400,000 Pfd. Gummiarabikum, 1000 Pfd. Elfenbein und 40 überaus fest gebaute Nilschiffe erhält. Die Schiffe müssen sehr fest seyn, um den Granitfelsen bei den Katarakten Widerstand leisten zu können. Dennoch pflegen einige zu zerbrechen, während man sie den Fluß hinunterschafft. Die Fluß-Anwohner müssen außerdem Indigo bauen, der ein Monopol der Regierung ist. Das Reich Dongola allein liefert ungefähr 2000 Pfd. jährlich. An Ochsen treibt die Regierung etwa 2000 Stück ein. Es giebt viel Goldsand im Lande; man wäscht ihn aber wenig, weil die Kaufleute nur in Baumwolle und Steinsalz handeln dürfen. Die Granit- und Quarzfelsen sind ohnehin metallreich. Gold ist so häufig, daß fast nur Goldmünzen in Umlauf sind. Das Tamarindenmark, ehedem Monopol der Regierung, bezahlt jetzt nur einen Ausfuhrzoll. Das Land hätte noch viele Produkte mehr dem Handel darzubieten. Der Handel mit Abyssinischen Sklaven, welche zu Gondaar geholt werden, gehört zu dem Abscheulichsten und Gräuelhaftesten, was in dieser Art zu finden ist. Ich mag davon die Details nicht mittheilen.

Das Verhältniß der Geburten zu den Todesfällen steht unter dem Einfluß mancher endemischen Krankheiten. Die Wechselfieber, welche nach den periodischen Regen auftreten, weichen den Brechmitteln leicht. Die Eingeborenen gebrauchen Urin vom Rindvieh als Purgativ. In manchen Jahren werden die Fieber gastrisch und richten große Verheerungen an, besonders da die Heilkunst im Lande keine Mittel als Schröpfen und Brennen hat. Bisweilen wüthen die Pocken, unter den Soldaten besonders wegen Unreinlichkeit der Betten, Unterlassung des Badens und Beschmierung mit Fettigkeiten, welche die Ausdünstung der Haut verhindern. Sehr häufig ist die physandria medinensis im Lande. Es giebt viele Lahme, wohl mit, weil man nicht genug beflissen ist, die Nagewürmer auszuziehen. Die Leute werden selten über 60 Jahre alt. Kontagiöse Krankheiten, wie die Bubonenseuche und Karbunkel, welche in Aegypten so verheerend sind, kommen niemals über die Katarakten. Die Eingeborenen haben aber vor diesen Krankheiten, die sie vom Hörensagen kennen, eine große Furcht.

Mannigfaltiges.

— Don Juan und die Zauberflöte in der ersten Französischen Bearbeitung. Am 17. September 1805 wurde auf dem Theater der großen Oper in Paris zum erstenmale das größte Werk des größten Tondichters gegeben. Thuring, Baillot und Kalkbrenner, der Vater des berühmten Klavierspielers, brachten Mozart's „Don Juan" auf die Bühne, aber in der grausamsten Verstümmelung; die beiden Ersteren hatten den Text, der Letztere die Musik überarbeitet, und alle drei waren höchst frevelhaft damit umgegangen. Es wurde daran dermaßen zusammengestrichen, eingeschaltet, unter einander gemischt und instrumentirt, daß, als im Jahre 1834 diese Oper nach längerer Ruhe neu in Scene gesetzt werden sollte, auch nicht ein Stück von den früheren Orchesterstimmen zu brauchen war. Erst seit fünf Jahren also hören die Franzosen auf ihrem großen Opern-Theater den echten „Don Juan"; was ihnen bis dahin hier unter diesem Namen vorgeführt wurde, war das abgeschmackteste Ragout. Castil-Blaze giebt uns in einer Chronik der lyrischen Theater von Paris einige Proben dieser Sudelei. Obgleich die Bearbeiter vor dem Publikum behaupteten, sie hätten nur aus Mozart's Partitur geschöpft, so konnte doch Herr Kalkbrenner dem Gelüst nicht widerstehen, Romanzen und Bolero's von seiner Composition einzulegen und auch einige triviale Gesangstücke aus seiner Oper „Olimpia" unter Mozart's himmlische Melodieen zu mischen. Das Uebrige war allerdings aus der Partitur des „Don Juan", aber aufs gräßlichste durch einander geworfen, in Fetzen zerrissen, zusammengeflickt und überpflastert. Eben so wie mit der Partitur, war man auch mit Da Ponte's trefflichem Textbuch verfahren. Die Situationen, die Motive, Alles war so verändert, daß man es kaum wieder erkennen konnte. Nur ein einziges Musikstück hatte man unangetastet gelassen, die Ouvertüre. Gleich mit der Introduction begann die Verhunzung; die Oper wurde mit einem von Kalkbrenner komponirten Recitativ eröffnet; darauf folgte Leporello's Solo: „Keine Ruhe bei Tag' und Nacht", dem sich eine Romanze, eine Apostrophe an die Nacht, anschloß; diese eingelegte Serenade sang Don Juan unter den Fenstern der Donna Anna. Die ganze übrige Introduction blieb fort, also das Ringen Donna Anna's mit Don Juan, der Zweikampf und das herrliche Trio der drei Bässe. Das Duett zwischen Donna Anna und Don Ottavio war an den Schluß des ersten Aktes geschleudert; die Oper wurde nämlich in vier Akten gegeben. Da nun aber Don Juan den Komthur außerhalb der Bühne getödtet hatte, so fiel auch das dem Duett vorangehende große Recitativ weg, das an der Leiche des Erschlagenen gesungen wird. Eben so war die erhabene Scene gestrichen, wo Donna Anna den Mörder ihres Vaters erkennt, ihr Recitativ und die Arie: „Du kennst den Verräther". In dem ersten Finale erschienen anstatt Anna's, Elvira's und Ottavio's, — man erschrecke nicht zu sehr, — drei Polizeidiener, die mit ihren ungehobelten Männerstimmen, — denn man nahm Choristen zu diesen Rollen, — sowohl das Masken-Terzett wie die übrigen Partieen jener drei Hauptpersonen in den Ensemble's des Finale's abplärrten. Die Handlung spielte in Neapel; ein Ausbruch des Vesuvs begleitete den Schlußsatz dieses Finale's; der Palast, in welchem der Ball stattfand, wurde umgestürzt, ohne Jemand zu verletzen, und hinter den Trümmern erblickte man die Statue des Komthurs, die Leporello zum Abendessen einlud. Diese Einladung und die Antwort darauf geschahen in einem von Kalkbrenner komponirten Recitativ: ein Schluß, des Anfangs würdig. Man denke, welche wahnsinnige Abgeschmacktheit dazu gehört, einen so titanischen Aktschluß in ein fades Recitativ auslaufen zu lassen, einem donnernden Ensemble und Orchester einen parlando-Satz anzuhängen! Es scheint in der That unglaublich. Man wird fragen, was denn aus dem schönen Duett geworden: „O Bild von Marmorsteine"? Ei, Herr Kalkbrenner und seine Associé's hatten es einem trivialen Gespräch untergelegt, welches Don Juan und Leporello späterhin im Saale eines Gasthofs mit einander führten; es war da freilich keine Statue, um mit dem Kopf zu nicken und das furchtbare: Ja! zu sagen, aber was that das? Die beiden Sänger sangen ihre Partieen her, ohne viel nach dem Sinn der Musik zu fragen. Hiermit wird man wohl genug haben und uns erlassen, noch mehr von diesem Galimathias mitzutheilen. Nicht besser wurde von denselben Herren die „Zauberflöte" zugerichtet. Bruchstücke aus der „Hochzeit des Figaro", aus „Don Juan" und aus Haydnschen Symphonieen waren hineingemengt, dem Duett zwischen Papageno und Papagena war noch eine dritte Stimme hinzugefügt, und das Champagnerlied aus „Don Juan" hatten die Bearbeiter zu einem Trio für die drei Damen zugeschnitten! Und dies konnte am ersten lyrischen Theater von Paris, an der Académie royale de musique, viele Jahre hindurch geduldet werden, mit Zustimmung des Instituts, von dessen Mitgliedern mehrere zu der Jury gehören, welche über die Zulassung und Aufführung der Opern zu entscheiden hat!

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 100. Berlin, Mittwoch den 21. August 1839.

Aegypten.

Soliman Pascha.

Vom Marschall Marmont.

Soliman Pascha, dessen eigentlicher Name Selves ist, wurde zu Lyon geboren; sein Vater ist Eigenthümer einer bedeutenden Maschinenbauerei. Aus angeborener Neigung für das Kriegswesen bereitete er sich schon frühzeitig dazu vor und wollte dann in die Marine eintreten; die Zahl der Bewerber war aber damals so bedeutend, daß viele derselben anderweitige Anstellungen erhielten; die Einen wurden als Offiziere bei der Land-Armee angestellt, die Anderen als Unteroffiziere bei der Marine-Artillerie; zu diesen Letzteren gehörte auch Selves. Mehrere Jahre hindurch diente er in dieser Eigenschaft und befand sich 1804 am Bord des vom Admiral Villeneuve befehligten Geschwaders. Mit dieser Flotte machte er die Fahrt nach den Antillen, kehrte dann mit ihr nach Europa zurück und wohnte dem Kampfe von Ortegal bei, wo Villeneuve sich schmachvoll vor einem geringeren Englischen Geschwader zurückzog und demselben zwei seiner Schiffe überließ, welche unter den Wind gekommen waren und vor seinen Augen genommen wurden, ohne daß er etwas für ihre Rettung that.

Diese Expedition war der Beginn jenes großen Planes von Napoleon, der zum Zweck hatte, die Seemacht der Engländer zu zerstreuen und die Französischen Geschwader im Kanal La-Manche zu vereinigen, um Frankreich so eine zwar nur augenblickliche, aber doch entschiedene Uebermacht zu verschaffen, die Fahrt der bei Boulogne versammelten Flotille, das Auslaufen der Flotte und die Expedition nach dem Texel zu beschützen. Dieses Manöver, dessen sich die Engländer nicht versahen, und welches zeigte, daß sich auch mit einer so geringen Seemacht, wie die unsrige es damals war, eine Zeit lang die Meeresherrschaft an unseren Küsten behaupten lasse, war dem Gelingen ziemlich nahe und scheiterte nur an der Schwachheit des Admirals Villeneuve, der es mit 27 gut bemannten und ausgerüsteten Schiffen nicht wagte, dem Englischen Geschwader eine Schlacht zu liefern, das nur 18 Schiffe stark war und unter dem Befehl des Admirals Calder stand.

Der junge Selves, eines so ruhmlosen Dienstes müde, wünschte lebhaft, in die Land-Armee einzutreten; ein Duell, in welchem er seinen Gegner tödtete, bestimmte ihn vollends dazu, die Marine zu verlassen. Er begab sich nach Italien und suchte darum nach, als Gemeiner in das sechste Husaren-Regiment eintreten zu dürfen, welches zu der Truppen-Abtheilung gehörte, die unter meinem Befehl stand und von dem Obersten Pajol geführt wurde. Der Eifer dieses jungen Mannes und seine ganze äußere Erscheinung gefielen dem Obersten Pajol; er nahm ihn in sein Regiment auf und begünstigte ihn vorzugsweise, so daß er schon nach wenigen Monaten Unteroffizier wurde. Ein besonderer Umstand beschleunigte sein Avancement; Napoleon hatte damals gerade die Sucht, bei den Infanterie-Manövern auch die Kavallerie exerziren zu lassen, und die Husaren waren davon eben so wenig ausgeschlossen wie die Kürassiere. Im ganzen sechsten Husaren-Regiment verstand Niemand sich auf diese Uebungen, und Selves, der sie bei der Marine-Artillerie erlernt hatte, wurde zum Instruktor und zum Brigadier, kurz darauf aber zum Quartier-Meister ernannt. Als 1809 der Krieg ausbrach, that sich Selves bald hervor, er wurde Offizier und machte in dieser Eigenschaft den Russischen Feldzug mit; während des Rückzuges war er Ordonnanz-Offizier beim Marschall Ney. Im Jahre 1814 bekleidete er denselben Posten beim General Piré und hatte Gelegenheit, sich Napoleon bemerklich zu machen; es wurden ihm von demselben manche Aufträge ertheilt, und seine Zukunft schien gesichert, als plötzlich das Gebäude des Kaiserreichs zusammenstürzte. Den Feldzug der „Hundert Tage" machte Selves im Generalstabe des Marschalls Grouchy mit.

Bei der Bildung der Königlichen Garde wurde er zu einer Adjutanten-Stelle mit dem Rang eines Ober-Offiziers beim 1sten vom Grafen Elie von Perigord befehligten Kürassier-Regiment vorgeschlagen, jedoch zurückgewiesen, weil er mit bei Waterloo gefochten hatte. Da er nun ohne Stelle und Beschäftigung war, so pachtete er eine Meierei in der Ebene von Grenelle. Die Garde manövrirte oft in dieser Ebene und fügte zuweilen seinen Feldern großen Schaden zu; bei einem solchen Anlaß wurde mir Selves einst von dem General Coëtlosquet vorgestellt, der ihn kannte und mit ihm befreundet war. Die Vorliebe für den Kriegerstand war indeß noch so überwiegend bei dem Landwirth, daß er 1817 den Entschluß faßte, Frankreich zu verlassen und sein Glück auf Abenteuern zu suchen. Es war mehreren Europäern in Persien geglückt; dahin beschloß er zu gehen; als er aber durch Aegypten kam, traf er mit Mehmed Ali zusammen, der ihm den Vorschlag machte, in seine Dienste zu treten, und obgleich seine Anerbietungen nicht sehr vortheilhaft waren, entschloß sich Selves doch, sie anzunehmen.

Mehmed beabsichtigte damals gerade die Bildung regulärer Truppen, was eine sehr schwierige Sache war, weil die Orientalen eine unüberwindliche Abneigung gegen diese Art von Dienst zu hegen schienen; schon einmal hatte es Mehmed Ali vergebens versucht. Dieser schwierige Auftrag wurde nun Selves anvertraut, der sich dabei mit seltener Gewandtheit und großer Geschicklichkeit benahm, so daß er ein günstiges Resultat erzielte. Ja, der Erfolg übertraf sogar die Erwartungen, und wenn der Vice-König ihm noch einige Jahre unbedingtes Vertrauen schenkt, so wird er gewiß die Aegyptische Armee der besten Europäischen gleichstellen. Während er so emporstieg und der Kreis seines Einflusses sich immer mehr ausdehnte, hat Soliman Pascha beständig über seine Kunst nachgedacht; er hat viel gelesen, viel studirt und seine Erfahrungen und die Früchte seines Nachdenkens sehr glücklich zu benutzen verstanden. Er ist ein Mann von ganz vorzüglichem Verdienst; man kann von ihm sagen, daß er das errathen habe, was ihm seine Lebensverhältnisse nicht zu erlernen gestatteten; denn da er in Frankreich nur in subalternen Graden diente und kämpfte, so hat er die Kriegführung im Großen eigentlich nur durch eigenes Nachsinnen gelernt und mit Erfolg in Aegypten in Anwendung gebracht. Er spricht darüber zum Erstaunen, hat die richtigsten Ansichten von Allem, was sich auf die Bildung der Armeen, auf ihre Bewegungen und die Grundsätze bezieht, nach denen sie geleitet werden müssen. Er ist ein ganz vollendeter Feldherr, der sich in jedem Generalstabe auszeichnen würde, besitzt eine unermüdliche Thätigkeit, spricht Türkisch und Arabisch und kennt genau den Charakter des Volkes, mit dem er zu thun hat. Er wird gefürchtet und geliebt und übt großen Einfluß auf die Gemüther aus; kurz, er ist der Schöpfer und Hebel der ganzen Aegyptischen Armee. Keinem Anderen als ihm würde Alles so gut gelingen, denn mit wahrem Talent verbindet er Erinnerungen, Erfahrungen, Menschen- und Sachkenntniß, wie sie Niemand leicht in so hohem Grade besitzen kann. Mehmed Ali hat ihm immer das Vertrauen bezeigt, welches er verdient; indeß wußte er vielleicht doch seine Talente noch nicht ihrem wahren Werthe nach zu würdigen; mir wurde die Gelegenheit, ihn in dieser Hinsicht aufzuklären, und ich habe ihm gewiß damit einen unendlichen Dienst erwiesen. In dem Sohne Mahmed Ali's, in Ibrahim Pascha, hat Soliman einen Mann gefunden, der fähig ist, ihn zu verstehen, und der ebenfalls ein bedeutendes militairisches Talent besitzt. Das Zusammenwirken von zwei so ausgezeichneten Männern trägt nur zur Steigerung von Soliman Pascha's Macht bei und sichert ihm neue Erfolge. Er zählt jetzt funfzig Jahr und ist voll Kraft und Gesundheit; in ihm erblickt man den echten Typus eines Kriegers und Offiziers der Französischen Armee aus jenen Zeiten des Ruhmes und Glanzes. Trotz seiner vielfachen Beschäftigungen gedenkt Soliman Pascha noch oft seines vergangenen Lebens, und in seinem Zimmer fand ich die Portraits Napoleon's, des Prinzen Eugen, des Marschall Ney und das meinige.

Ich habe schon oben gesagt, das Selves, jetzt Soliman Pascha genannt, die Bildung der Aegyptischen Armee bewerkstelligte; er sah sogleich ein, daß seine ersten Schritte von großem Einfluß auf sein Werk seyn müßten, er beschloß also, erst den Kern der Armee aus einem kleinen, drei- bis vierhundert Mann starken Mameluken-Corps zu formiren, welches Mehmed Ali beständig um seine Person hatte. Daraus erwuchsen ihm manche Vortheile, denn dies waren junge, muntere und verständige Leute, und von jeher wurden die Mameluken von den Aegyptern eben so gefürchtet als geachtet; sie übten also schon durch ihre Abstammung einen bedeutenden Einfluß auf die öffentliche Meinung aus; wenn sich nun noch Talent und Fähigkeit dazu gesellten, so mußte ihr Beispiel unwiderstehlich wirken. Es kam aber jetzt darauf an,

diese Mamelukken zu gewinnen, sie zu unterrichten und einzuüben; das war noch die Hauptschwierigkeit. Man sandte das Corps nach den Süd-Gränzen von Ober-Aegypten; man sonderte es ganz und gar ab, um es vor allen Intriguen zu sichern, die den Absichten des Pascha's entgegenwirken konnten, und dann bemühte sich Selves um die persönliche Freundschaft der jungen Mamelukken, die er sich auch bald erwarb. Er selbst war geschmeidig und gewandt und ein sehr guter Reiter; er nahm Theil an ihren kriegerischen Erholungsspielen, übertraf sie bald an Geschicklichkeit und wußte in ihnen das Verlangen zu wecken, die Uebungen der Europäer kennen zu lernen. Spielend wurde nun darin Unterricht gegeben und empfangen; ein seinen Zwecken sehr förderlicher Wetteifer beseelte die jungen Leute; keiner wollte dem anderen an Geschicklichkeit nachstehen. Als sie aber die Waffen-Uebungen hinter sich hatten, wurden sie der Sache müde, denn das Schweigen und die unbewegliche Haltung mißfiel ihnen sehr. Da wurde oft laut gemurrt, und die allgemeine Unzufriedenheit ließ eine Empörung befürchten; ja, man wagte selbst einen Angriff auf Selves Leben. Er aber bot ihrer Feindschaft Trotz, übte jedoch immer Großmuth, forschte nie nach den Thätern und gewann sich auf diese Weise allmälig ihre volle Achtung und Zuneigung. Die Unterweisungen gingen gut von Statten; die Mamelukken bildeten ein Muster-Corps, nach welchem man die neuen Truppen einübte; Landleute wurden angeworben und unterrichtet, und so entstand nach und nach die Aegyptische Armee.

F r a n k r e i ch.

Geschichte eines Pfefferkuchen-Degens.

(Schluß.)

Der Offizier und sein junger Gefährte fanden bald, was sie suchten. Das Kind zeigte ihm eine alte Frau, die vor der Thür eines Kuchenladens saß, und wählte sich selbst, nachdem es alle verglichen und geprüft, den schönsten Pfefferkuchen-Degen aus. „Wie viel kostet er?“ fragte der Kommandant die Krämerin, indem er in der Seitentasche seiner Uniform herumwühlte. — „Diese kosten zwei Sous das Stück, Bürger, die anderen aber nur einen.“ — Der Kommandant reichte der Krämerin eine Assignate von 5 Livres hin, worin für diesen Augenblick sein ganzes Vermögen bestand. — „Ach! mein guter Bürger“, sprach sie mit kläglichem Tone, diese Assignate gilt heutzutage nur noch 15 Sous in baarem Gelde; auch wäre es mir lieber, wenn Ihr mir einen Sou geben könntet, denn ich habe nicht genug, um Euch herauszugeben.“ — „Ich habe kein baares Geld bei mir“, erwiederte der Offizier lächelnd mit flüchtigem Erröthen, „aber behaltet nur das Ganze.“ — „Jesus, mein Gott! was denkt Ihr von mir?“ .. rief die gute Alte, indem sie einen Schritt zurücktrat, ich will Euch lieber Kredit geben, Ihr seht mir ganz aus wie einer von ehedem. Das Vaterland ist nicht in Gefahr wie vorige Woche; Ihr seyd mir also zwei Sous in baarem Gelde schuldig“, fügte sie hinzu, die letzten Worte stark betonend. — Der Offizier war in einer ihm peinlichen Verlegenheit, als er sich leicht auf die Schulter geklopft fühlte. — „Wie ich sehe, ist der Kommandant Bonaparte ein Freund von Pfefferkuchen und macht Einkäufe darin!“ sprach der Ankömmling mit einer tiefen, wohllautenden Stimme. — „Ah! Sind Sie es, Talma .... wahrhaftig, mein Lieber, Sie kommen mir recht gelegen. Bezahlen Sie doch für mich zwei Sous an diese gute Frau, die kein großes Vertrauen zu dem Gelde der Republik zu haben scheint.“ — Der Künstler zog seine Börse und reichte der Krämerin ein Zwölf-Soustück, die jetzt im Stande war, den Ueberschuß herauszugeben. — „Ich erwartete Sie aber schon seit länger denn einer Stunde auf dem Piken-Platze, mein lieber Talma“, sagte dann Napoleon mit dem Tone freundschaftlichen Vorwurfs zu ihm, „und wäre sicher schon lange fortgegangen, wenn nicht ein allerliebster kleiner Knabe ... Aber wo ist denn der Schelm geblieben?“ rief er aus und blickte besorgt umher. — „Beunruhigen Sie sich nicht, ich habe ihn, einen Pfefferkuchen-Degen in der Hand schwingend, nach dem Hause seiner Aeltern auf dem Piken-Platz laufen sehen, ich kenne ihn genau ... Doch Verzeihung, lieber Bonaparte, daß ich Sie so lange warten ließ, ich komme so eben erst aus der Probe.“ — „Wird uns das Theater der Republik endlich einmal etwas Neues und Gutes geben?“ — „Gerade nichts Neues, doch wohl etwas Gutes, ich hoffe es wenigstens meiner Kameraden wegen, es ist Karl IX. von Chenier, und diesmal habe ich die Rolle ganz umgeschaffen“ ....

„Wie sind Sie glücklich, Talma“, unterbrach ihn Bonaparte, mit einem Gemisch von Befriedigung und Bitterkeit. „Sie erfreuen sich der Huldigungen des Volkes; jeder Tag bereitet Ihnen einen neuen Triumph, Ihre Kunst ist die erste von allen; jeden Abend von einer entzückten Menge mit Beifall überschüttet zu werden! .. Ah, Talma! Ihre Stellung als Künstler ist hoch über jede andere erhaben! ... Ich muß erst Siege erkämpfen, um nur den vierten Theil von jener Popularität zu erringen, in deren Besitz Sie sich schon befinden, und um solche Siege davonzutragen, muß man Soldaten, Kanonen, Geld besitzen“ ... — „Das wird Ihnen einst Alles zu Gebote stehen, glauben Sie es mir, mein Freund; Ihr Verdienst wird anerkannt, geschätzt, ins rechte Licht gestellt und herrlicher belohnt werden, als Sie es jetzt denken. Ich verkündige es Ihnen.“ Und plötzlich eine theatralische Stellung annehmend, berührte Talma mit einem würdevollen Gestus Napoleon's Arm und sprach:

Und dies Orakel, glaub', ist mehr als Calchas' Wort.“

„Bravo! Talma, Sie sprechen diesen Vers immer auf eine bewunderungswürdige Weise.“ — „Und mein lieber Kommandant, Sie schmeicheln mir immer! .... Doch darum handelt es sich eigentlich jetzt nicht. Wir wollten beide in den „Frères Provençaux“ zu Mittag speisen; aber eine Einladung des Generals d'Avranges d'Haugeranville, die ich gestern bei mir zu Hause vorfand, macht es mir unmöglich, irgend wo anders zu essen. Ich war diesen Morgen dort, um mich zu entschuldigen, aber ich soll durchaus bei diesem Diner seyn, an dem auch Chenier und die Brüder der Frau von Avranges, Cäsar, Leopold und Alexander Berthier, von denen Sie wohl schon gehört haben, Theil nehmen werden; Barras, Perregaux und noch viele Andere sind ebenfalls eingeladen. Ich habe dem General auch versprechen müssen, Sie mitzubringen; es giebt also gar kein Mittel, davon loszukommen.“ — „Aber ich kann doch unmöglich in einem Hause zur Mittagstafel mich einfinden, wo ich noch nicht vorgestellt bin.“ — „Sie brauchen gar nicht vorgestellt zu werden, da man Sie erwartet. Frau von Avranges hat allerliebste Kinder, liebenswürdige Brüder und Schwestern, und die ganze Familie brennt vor Verlangen, Ihre Bekanntschaft zu machen.“ — „Aber noch eins, ich kann mich unmöglich so gekleidet dahin begeben“, wandte Napoleon mit einer ungeduldigen Bewegung und einem trüben Blick auf seinen Rock ein, dessen abgenutztes Aussehen auf langen Gebrauch deutete. Man wird mich für einen Emigranten oder doch wenigstens für einen Aristokraten halten“, fügte er halb lächelnd hinzu. — „Ei, mein Theuerster, die Uniform eines Ober-Offiziers der Artillerie kann sich immer neben dem Flitterstaat und den Federbüschen unserer republikanischen Berühmtheiten sehen lassen. Uebrigens ist es mir auch recht lieb, daß Sie alle diese Leute kennen lernen.“ — „Nun wohl, es sey!“ rief Bonaparte, und sich bemühend, die Geberden und den Ton des Tragöden nachzuahmen, fügte er hinzu:

„Wohlan, so folg' ich denn, wohin mein Loos mich reißt.

Nur müssen Sie mich bei den Damen entschuldigen.“ — Talma versprach ihm das und führte den Kommandanten in einen der schönsten Paläste des Vendome-Platzes. Sie traten ein, und der Erste, den Napoleon beim Eintritt in einen prächtigen Saal bemerkte, wo schon viel Gesellschaft sich versammelt hatte, war der kleine Knabe mit dem Pfefferkuchen-Degen. Sobald das Kind seiner ansichtig wurde, sprang es vom Schoße seines Oheims Alexander Berthier herunter, lief auf ihn zu, warf sich in seine Arme und rief: „Ah, Mama! da ist ja mein guter Freund von vorhin. Nicht wahr, Bürger, Sie haben versprochen, mir diesen Degen hier, wenn ich groß seyn werde, gegen einen schönen wirklichen Degen, der recht scharf ist, zu vertauschen?“ — „Ganz gewiß, mein junger Freund“, antwortete Napoleon, ihn zärtlich küssend. Der General d'Avranges war ihm entgegengekommen und hatte ihn seiner Frau vorgestellt, die ihn freundlich bewillkommte und dann zu ihrem Kleinen sagte: „Ja, mein Engel, bewahre ihn sorgfältig, damit der Kommandant Bonaparte es dereinst eben so wenig zu bereuen hat, Dir diesen Pfefferkuchen-Degen geschenkt zu haben, als wenn er Dir einen Commandeurs-Degen überreicht hätte.“

Von diesem Tage schreibt sich die berühmte Freundschaft her, welche achtzehn Jahre lang zwischen Napoleon, dem jungen Avranges und Alexander Berthier bestand. Vielleicht trug auch die Erinnerung an jenen Pfefferkuchen-Degen dazu bei, daß das Schwert des Vice-Connetable von Frankreich in Marschall Berthier's Hände gelegt wurde, der freilich dessen ganz würdig war. Was Talma anbetrifft, so weiß Jeder, mit welchem Wohlwollen und welcher Großmuth der Kaiser ihn immer behandelte. Indem Napoleon mehr als einmal seine Schulden bezahlte, trug er jene Anleihe ab, welche er einst im Kapuziner-Garten, zur Bezahlung der Pfefferkuchen-Krämerin, bei dem großen Schauspieler eingegangen war. Jetzt aber wollen wir uns 19 Jahr später, in den Anfang des Jahres 1813 hinversetzen.

An einem Sonntag im Monat März 1813, ungefähr sechs Wochen vor der Abreise des Kaisers zu jenem traurigen Sächsischen Feldzuge, der mit dem großen Unglück bei Leipzig schloß, musterte Napoleon im Tuilerieenhofe die Truppen, welche am folgenden Morgen zur großen Armee abgehen sollten. So große Begeisterung auch die bloße Gegenwart des Kaisers stets unter den Truppen erregte, so ließ er doch diesmal, um die patriotischen Gesinnungen, von denen sie beseelt schienen, noch zu steigern und anzuspornen, den König von Rom herbeibringen, nahm ihn in seine Arme, ging mit ihm durch die Reihen und zeigte den Soldaten seinen Sohn. Da bemächtigte sich derselben eine Art Taumel, der sich durch Vivats und Betheurungen kund that, deren Aufrichtigkeit man nicht bezweifeln konnte, weil man sich leicht überzeugte, daß alle diese Ausrufungen aus dem Herzen kamen. Napoleon war davon aufs tiefste ergriffen und kehrte nach seinem Palast in einer Gemüthsstimmung zurück, die mancher Höfling zu seinen Gunsten geschickt zu benutzen wußte. Indem er die große Galerie durchschritt, in der sich alle bürgerliche und militairische Notabilitäten versammelt hatten, liebkoste er seinen Sohn, bedeckte ihn mit Küssen und machte alle Umstehende auf die frühe Entwickelung des Kindes aufmerksam. „Er hat gar keine Furcht bezeigt“, sagte freundlich der Kaiser zu einigen Offizieren, bei welchen er stehen blieb; „der Kleine schien zu errathen, daß alle diese Tapferen, denen er gezeigt wurde, die Freunde seines Papa's wären.“ — Dann unterhielt sich Napoleon mit Allen, die sich in seine Nähe drängten, kniff dabei sanft die

Nasenspitze des Kindes, das er auf dem Arm behielt, und zupfte an den blonden Haarbüscheln, die aus dem Mützchen von grünem Sammet mit goldenen Sternen hervorguckten.

Als er seinen ersten Baumeister unter einigen Mitgliedern des Instituts stehen sah, wandte er sich zu ihm und redete ihn heiter an: „Nun, Herr Fontaine, denken Sie auch an den Palast unseres Königs von Rom? Macht der Bau gute Fortschritte?" — Ehrerbietig verneigte sich der Baumeister zum Zeichen der Bejahung. — „Mein Sohn soll ihn in Zukunft bewohnen", fügte Napoleon hinzu, blickte auf den Knaben mit dem ganzen Stolz der väterlichen Zärtlichkeit und reichte ihn dann seiner Erzieherin. Da er ihn mit unsicherem Schritt die lange Galerie hinuntergehen sah, furchte sich seine Stirn, und als der Thürhüter die Flügel hinter dem jungen Prinzen schloß, seufzte Napoleon und murmelte leise vor sich hin: „Ja, ja!... wir bauen Dir einen schönen Palast!... Und wenn wir diesmal unterliegen, so wirst Du vielleicht nicht einmal eine Hütte besitzen." — Diese Worte des Kaisers sind um so merkwürdiger, da sie fast ein prophetisches Ansehen gewannen. Doch nahm sein Gesicht bald wieder einen heiteren Ausdruck an, und nun begann er, was er seinen Umgang zu nennen pflegte.

Nach jeder großen Parade versammelten sich bekanntlich alle Ober-Offiziere und die Obersten der Regimenter, welche vor dem Kaiser die Revüe passirt waren, in der Galerie, und hier sprach Napoleon entweder Lob oder Tadel gegen die Befehlshaber aus, deren Untergebene gut oder schlecht manövrirt hatten. Dieses Mal hatte er Jedem nur Angenehmes zu sagen. Zu Diesem äußerte er: „Ich wünsche Ihnen Glück zur Auswahl der Leute, aus welchen Sie Ihre Elite-Compagnieen gebildet haben"; zu einem Anderen sprach er: „Ihre Offiziere und ich, wir haben uns auf so manchem Schlachtfelde gesehen"; dann zu einem Dritten: „Ihre Pferde scheinen von demselben Muthe wie ihre Reiter beseelt zu seyn; das ist ein Zeichen von glücklicher Vorbedeutung." Plötzlich wurde er am Ende der Galerie einen jungen Kürassier-Obersten gewahr; sogleich eilte er auf ihn zu und blieb vor ihm mit freudestrahlendem Antlitz stehen. — „Guten Tag, Oberst d'Avranges", sprach er mit einem Ausdruck, worüber das Herz des jungen Obersten vor Freude schlug; „es ist mir lieb, Sie vor meiner Abreise noch hier zu sehen. Wie befindet sich Ihre Frau Mutter?"

Napoleon hatte das Versprechen gehalten, welches er dem jungen Avranges vor 19 Jahren gegeben. Im siebzehnten Jahr hatte der junge Mann das Französische Prytaneum verlassen, um in die Militairschule einzutreten, wo er zwei Jahre blieb, und dann hatte er als Lieutenant den Preußischen und Polnischen Feldzug mitgemacht. Bei Wagram wo er sich besonders ausgezeichnet, war er auf dem Schlachtfelde zum Capitain avancirt. Vor der Russischen Expedition war er schon Anführer einer Schwadron, und bei der Rückkehr aus diesem unheilvollen Feldzuge hatte ihn der Kaiser zum Obersten und zum Offizier der Ehrenlegion ernannt; jetzt zählte er kaum 28 Jahr. Bei der Frage des Kaisers senkte der junge Avranges bescheiden die Augen zur Erde und erwiederte: „Sire, meine Mutter ist schon hoch bei Jahren; doch erlaubt ihr ihre Gesundheit, noch jeden Tag die Messe zu besuchen und für das Heil Ew. Majestät und den Ruhm Ihrer Waffen zu beten." — „Ich weiß, daß Frau von Avranges sehr fromm ist, und daß sie ihrer Familie täglich ein Beispiel der Tugend und des Gehorsams giebt, welchen man dem Herrscher schuldig ist, der sich für unser Glück aufopfert.... Apropos, Oberst", unterbrach sich Napoleon selbst und ging von seinem feierlichen Ton zu einem heiteren über, gedenken Sie noch unserer ersten Zusammenkunft auf dem Vendome-Platze? Das ist schon lange her!" — „Ach, Sire, die Erinnerung daran ist meinem Gedächtniß stets gegenwärtig." — „So geht es mir auch; ich war zu jener Zeit nur noch ein einfacher Artillerie-Kommandant", fügte er, den Kopf wiegend, hinzu, „während Sie jetzt schon Oberst sind; Sie befehlen, ich gehorchte damals, und doch war ich schon in Ihrem Alter." — „Ja, Sire", erwiederte lächelnd Avranges, „Ew. Majestät haben die verlorene Zeit gut einzuholen verstanden." — Der Kaiser lächelte ebenfalls und sprach: „Ich hoffe, mein Lieber, daß Sie sich auch nicht zu beklagen haben. Es ist wahr, die Zeiten haben sich seitdem sehr geändert; doch gedenkt man stets mit Wehmuth seiner Jugend, jener Zeit, wo man Pfefferkuchen-Degen verspeiste, nicht wahr? Sie erinnern sich doch noch des Degens, den ich Ihnen gab, um den Frieden zwischen uns herzustellen, denn wir hatten uns ein wenig erzürnt!" — „O Sire, den habe ich nicht verspeist, ich bewahrte ihn sorgfältig auf, und ich besitze ihn noch", antwortete der Oberst mit lebhafter Bewegung.

„Wahrhaftig?" fragte der Kaiser mit einem Ton, der Erstaunen und Freude zugleich ausdrückte; „das war aber doch nicht jener Degen, welchen Sie an der Moskwa so gut an der Spitze Ihrer Schwadron zu führen wußten!" — „Das nicht, Sire, aber er begleitete mich auf allen meinen Feldzügen." — „Nun wohl, Oberst, wenn Sie ihn noch bei sich führen", sagte der Kaiser mit gütigem Lächeln, „so wünsche ich aufrichtig, daß Sie ihn am Ende dieses Feldzuges wieder mit zurückbringen." — „Ich habe meiner Mutter gelobt, mich nur mit meinem Leben davon zu trennen", entgegnete feurig d'Avranges, „und glauben Sie, Majestät, ich halte Wort!" — Bei diesen mit Begeisterung gesprochenen Worten blickte Napoleon den jungen Avranges ausdrucksvoll an, grüßte ihn leicht mit der Hand und entfernte sich, ihm noch zurufend: „Leben Sie wohl, Oberst, bald, denke ich, sehen wir uns wieder." — Was folgte, ist bekannt.

Bibliographie.

Précis des campagnes et des siéges d'Espagne et de Portugal de 1807 à 1814. — Von Augoyat. 12 Fr.
Le bouquet de la reine. — Historischer Roman von A. von Rast. 15 Fr.
La duchesse de Bragance, ou l'ambition d'une femme. — Von Madame Bonnejoy-Pérignon. 2 Bde. 15 Fr.
De la politique de Mrs. Molé et Thiers sur la question d'Espagne. — Von J. Delbousquet. 2½ Fr.
Galérie historique des hommes célèbres de l'Italie. — Von Norvins, Didier und Anderen. Mit Portraits. 12 Fr.
Italie pittoresque. — Von Norvins, Nodier, Dumas u. A. Mit Kupfern. 2 Bde. 24 Fr.
Manuarino, ou Malte sous les chevaliers. — Von A. von Kermaingy. 2 Bde. 15 Fr.
Histoire de l'ancienne province de Gascogne, Bigorre et Béarn, jusqu'au 13me siecle. — Von Loubens. Th. 1. 6 Fr.
Psychologie expérimentale. — Von L. E. Bautain. Th. 1 u. 2. 15 Fr.
Traité pratique des maladies des enfans. — Von Richard. 8 Fr.
Histoire de France. — Von Laurentie. Th. 1. u. 2. 15 Fr.
Dictionnaire des réactifs chimiques. — Von Lassaigne. 10 Fr.
Principes métaphysiques du droit par J. Kant. — Uebersetzt von Tissot. 7½ Fr.
Théâtre de Goethe. — Uebersetzt von X. Marmier. 3½ Fr.
Vico et l'Italie. — Von J. Ferrari. 7 Fr.
Dictionnaire des maximes. — Von J. L. Matire. 7½ Fr.
Histoire du régiment de campagne. — Von Roux de Rochelle. 6 Fr.

Asien.

Der Aussätzige und das Kraut Cuichunculli.

Gegen das Ende des Jahres 1833 entdeckte Don Pablo Heredia zu Manila die ersten Spuren des Aussatzes an seinem Körper. Diese schreckliche, unheilbare Krankheit, welche eine unausgesetzte Sorgfalt aus Europa beinahe verbannt hat, existirt noch in ihrer ganzen scheußlichen Energie in den übrigen Theilen der Welt, und die Bewohner von Amerika und Asien sind den Verheerungen dieser furchtbaren Seuche noch immer ausgesetzt. Wehe dem Unglücklichen, der einmal davon betroffen ist, für ihn ist keine Hoffnung, wiederhergestellt zu werden, vorhanden; alle Wunder der Arzneikunst bleiben an dieser hartnäckigen Feindin ohne Wirkung; die Füße und bald auch die übrigen Glieder schwellen an und werden dicker, die Haut wird räudig, mit Grinden und Ekel erweckenden Geschwüren bedeckt, in allen Gelenken sitzt der Schmerz, der Tastsinn ist bei dem Kranken nicht mehr vorhanden, ein beständiges Jucken quält ihn, er kennt weder Ruhe noch Schlaf, die angefressenen Finger lösen sich Glied für Glied von der Hand, und indem die anderen Theile dasselbe Loos trifft, stirbt er die längste, die schrecklichste von allen Todesarten. Ein Gegenstand des Abscheus für Jedermann, ist er zugleich ein Gegenstand des Schreckens; man flieht ihn, denn die Krankheit theilt sich durch Berührung mit.

War sie bei Don Pablo von freien Stücken gekommen? Dies war ein Punkt, den alle Erörterungen nicht ausmitteln konnten, indeß die Elephantiasis reißende Fortschritte machte. Seine Aeltern, seine Freunde waren in der tiefsten Betrübniß, denn der Jüngling stand in allgemeiner Liebe; er war gut, leutselig, großmüthig gegen seine Sklaven, offen und bieder gegen seine Altersgenossen. Sein Vater Don Carlo Heredia, einer der reichsten Kaufleute der Compagnie, hatte in seiner Verzweiflung Europäische, Chinesische und Malaische, die geschicktesten Aerzte der Philippinen berufen. Einige von ihnen versprachen wohl, die Leiden des Unglücklichen zu verlängern, aber keiner wollte gänzliche Heilung zusagen. Don Carlo faßte also den Entschluß, bei den heidnischen Indiern, welche das Innere der Insel Luzon bewohnen, Nachfrage zu halten; denn die Wilden sind noch im Besitz einiger einfacher Mittel, welche sie, um den Schein eines gewissen Uebergewichts in der Arzneikunde zu behaupten, vor den Europäern sorgfältig geheim halten. Um den Gebrauch des Palo de calenturas oder der Fieberrinde, deren Wirkung in hitzigen Krankheiten so heilsam ist, von ihnen zu erfahren, mußte man zur List seine Zuflucht nehmen. Noch jetzt machen sie ein Geheimniß aus dem Besitz einer Pflanze, der sie die Eigenschaft, die Krätze zu heilen, zuschreiben. Es ist ohne Zweifel dieselbe, welche die Einwohner von Neu-Granada Cuichunculli nennen und die sie bis auf diesen Tag allen Nachforschungen, welche man, sie zu entdecken, angestellt hat, zu entziehen wissen.

Don Heredia begab sich also auf den Weg, um die dreißig Provinzen, welche das Gouvernement der Philippinen bilden, zu durchlaufen. Bekanntlich theilt sich die Bevölkerung der Insel Luzon in verschiedene Kasten. Die Säume sind bewohnt von 8000 Chinesen und 30,000 Mestizen, die aus der Vermischung von Chinesen, Malaien und Europäern hervorgegangen sind. Die Weißen, der Kern der Bevölkerung, übersteigen nicht die Zahl 6000 und wohnen sämmtlich in Manila, der Hauptstadt der Insel und dem Sitze des Gouvernements. Hier residirt der Ober-Gouverneur, die Audienza royale, der Intendant und die höhere Beamtenwelt. Der Rest der Bevölkerung besteht aus Abkömmlingen der Insel und ist, wie die Urbevölkerung von Borneo und Timor, von der Oceanischen Neger-Race. Sie haben die Küsten längst verlassen und sich in das Innere der Insel zurückgezogen. Sie sind noch Götzendiener und werden Negrillos oder Igorrottes genannt. Obgleich sehr zahlreich, da man die Bevölkerung der Philippinen auf nicht weniger als drei und eine halbe Million schätzt, leben sie dennoch sehr ruhig und zurückgezogen. Die Insel Jolo und die Hälfte der Mindanao-Insel sind die einzigen Punkte, welche nicht der Spanischen Monarchie unterworfen sind, sondern die muhamedanischen Indier als ihre Oberherren anerkennen. Jede Provinz hat einen

Gouverneur, Corregidor, Alcada-Mayor, der in seiner Person die administrative und richterliche Behörde erster Instanz vereinigt, gleichzeitig das oberste Militair-Gericht bildet und die Eintreibung der Königlichen Steuern besorgt. Jedes Indische Dorf hat seinen Gubernadorcillo oder kleinen Gouverneur. — Die Indischen Bewohner theilen sich in Barangays. Ein Barangay ist eine Vereinigung von 40 bis 50 Familien, deren Oberhaupt Cabeza (de barangay) heißt. Er sammelt die Steuern ein und wacht über die Aufrechthaltung einer guten Ordnung. Einige dieser Cabeza-Stellen sind erblich, die anderen wählbar. Wird eine solche Stelle vakant, so entwirft der Gubernadorcillo mit den zwölf ältesten Cabezas, die seinen Rath bilden, einen engeren Wahlzettel von drei Bewerbern, und von diesen dreien muß der General-Gouverneur einen bestätigen.

Don Carlo, der einen noch höheren Preis daran gesetzt hätte, um seinen Sohn wiederhergestellt zu sehen, bestieg seinen Elephanten und machte sich auf den Weg in Begleitung von einem halben Dutzend treuer Sklaven. Die Higorottes, an die er sich wendete, sagten ihm einstimmig, daß auf der ganzen Insel nur ein einziger Lampa-Anzar (Arzt und Zauberer), der das Mittel, den Aussatz zu heilen, verstände, existire. Es war ein alter Barangay-Häuptling, mit Namen Mara-Maz oder Feuerauge. Nach einem Marsche von mehreren Tagen entdeckte Don Heredia seinen Aufenthalt tief im Gebirge versteckt. Lange bat er, seinem Sohne die Gesundheit wiederzugeben, und lange stand der alte Lampa-Anzar an, seinen Bitten nachzugeben. — „Ihr seyd nicht meines Glaubens", sagte er dem Spanier, „und ich kann daher für Euch nichts thun. Der Geist Zanaar's, der mir das Mittel verliehen hat, denen die Gesundheit wiederzugeben, welche die Muchaves (Loose) mit Aussatz geschlagen haben, würde mich strafen, wenn ich mit seinem geheimen Mittel den Anbeter eines fremden Geistes heilte. Ich zweifle nicht daran, daß auch Euer Gott mächtig ist, wendet Euch an den; Zanaar ist ein eifersüchtiger Geist, er spendet das Gute nur seinen Kindern und würde mich mit Unglück heimsuchen, wenn ich Euren Bitten nachgäbe." Der unglückliche Vater verbrachte mehrere Tage, ohne den alten Higorotten bewegen zu können; alle Geschenke, die er ihm anbot, fanden ihn unzugänglich. Aber Don Carlo ließ nicht nach, er fiel auf seine Kniee, weinte, bis zuletzt die Thränen, die um das Leben eines theuren Sohnes flossen, die Hartnäckigkeit des Alten brachen. „Wohlan", sagte Mara-Maz, „ich will mit Euch gehen, will Euren Sohn heilen; zwar weiß ich, daß mir daraus ein Unglück entsteht, aber am Ende bin ich zufrieden, wenn der Geist Zanaar's nur mich allein straft; denn Ihr seyd ein guter Weißer und liebet Euer Kind wie das Perlhuhn seine Brut." Er setzte hinzu, daß er einen ganzen Tag nöthig hätte, um das Kraut zu suchen, dessen er zu seinem Verfahren bedürfte.

Er ging ohne Begleitung aus und kam erst mit einbrechender Nacht zurück. Er brachte auf seinen Schultern ein Paket Pflanzen, die er schleunig zerrieb, bis das Auge nicht mehr die Art zu erkennen im Stande war, preßte den Saft heraus, goß ihn in eine Kürbißflasche und machte aus dem Zurückgebliebenen eine Art von Teig, den er sorgfältig aufhob. Nach Verlauf einiger Tage, seit Pablo von dem Indier behandelt wurde, empfand er eine sichtliche Besserung, die Schwulst an den Füßen nahm ab, seine Haut wurde glatt und durchsichtig, nach mehreren Wochen zeigten sich nur noch Spuren des Uebels, nach drei Monaten war er vollkommen hergestellt, und Mara-Maz trat seine Rückreise ins Gebirge an. Von allen Geschenken, die ihm von der Familie Heredia angeboten wurden, nahm er nur sechs Varas blauen Kattun, eine Flinte, Blei, etwas Schießpulver und einen Sack mit Reis an. Umsonst that der dem Leben wiedergegebene Pablo die dringendsten Vorstellungen, ihn zum Bleiben oder zur Annahme einer kostbaren Belohnung zu bewegen. Der Indier erklärte, daß er sich von seinen Gebirgen nicht trenne. „Seyd glücklich", sagte er beim Abschiede zu den Spaniern, „was mich betrifft, so weiß ich, daß der Geist Zanaar's mir nicht verzeihen wird."

Einige Tage nach dieser Trennung verbreitete sich das Gerücht auf der Insel, daß Mara-Maz getödtet und sein Leichnam schrecklich verstümmelt gefunden worden sey. Die Gerechtigkeit wußte im Anfange nicht, auf wen sie ihren Verdacht lenken sollte; man suchte vergebens einen Grund zu diesem Verbrechen und verlor sich in Muthmaßungen, bis ein Higorotte sich mit Aufschlüssen meldete, die dem Schuldigen auf die Spur zu führen schienen. — „Ich arbeitete auf einem jener Mohnfelder (amapolas blancas), die einen Hauptartikel unseres Handels bilden, wenn wir den Mohn in Manila an die Chinesischen Contrebandisten verkaufen. Ich war nicht weit entfernt von der Hütte des Barangay-Häuptlings, als ich einen Weißen in Begleitung zweier Malaischen Matrosen vorübergehen sah. Die Erscheinung eines Weißen in unseren Bergen ist etwas so Seltenes, daß dieser Anblick mich überraschte. Ich weiß nicht, ob es Vorurtheil war, aber der Gang dieser Fremdlinge kam mir verdächtig vor. Ich glaubte nämlich wahrzunehmen, daß sie viel Vorsicht gebrauchten und sich nach allen Seiten hin umsahen, als wollten sie sicher seyn, von Niemand bemerkt zu werden. Ich duckte mich hinter ein Citronengebüsch. Von da folgte ich mit den Augen ihren Schritten und sah sie in das Haus des Lampa-Anzar treten. Lange blieb ich in meinem Hinterhalt, um ihr Herauskommen abzuwarten. Aber die Nacht war hereingebrochen, und sie hatten noch nicht die Hütte verlassen. Von dunklen Vorgefühlen geängstigt, schwang ich mich vergeblich in meinen Hamak, ich konnte keine Ruhe finden. In jedem Augenblick glaubte ich das Gekreisch von dem Vogel des Zauberers zu hören, des prophetischen Wurun-dul, das Tod verkündigt. — Am anderen Tage erfuhr ich, daß Mara-Maz gemordet worden. Ich habe bis heute geschwiegen, weil es gefährlich ist, sich die weißen Männer zu Feinden zu machen. Aber der Schatten des Mara-Maz würde mir zuletzt keine Ruhe lassen, wenn ich seinen Tod nicht rächen hülfe. Ich habe den Weißen, der in seine Hütte gegangen, genau gesehen, er hat kaum vierzig Schritte von mir einmal Halt gemacht, und wenn ich ihm zufällig begegnete, wollte ich ihn gewiß wiedererkennen." (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Schwierigkeit der Uebersetzung musikalischer Texte. Bei den meisten der neueren Französischen und Italiänischen Opern ist es zwar oft ziemlich gleichgültig, welche Worte den Noten untergelegt werden; wenigstens kömmt es dabei auf Genauigkeit im Wiedergeben des Einzelnen nicht sehr an, und man kann schon zufrieden seyn, wenn man nur einen verständlichen rhythmischen und nicht gar zu prosaischen Text vor sich hat. Selten wendet einer der jetzigen Komponisten Frankreichs und Italiens, etwa Meyerbeer ausgenommen, noch solchen Fleiß auf eine richtige musikalisch-poetische Malerei und Declamation der Worte, daß durch eine nicht getreue Uebertragung des Einzelnen am Eindruck etwas verloren ginge und die Intention des Tondichters vereitelt würde. Anders aber ist es mit den Werken älterer und besonders Deutscher Meister, die nach Italiänischen oder Französischen Texten komponirten. Bei Mozart und Gluck, wo jeder Phrase der treffendste musikalische Gedanke entspricht, wo die Betonung jedes Wortes mit Geist gesetzt ist, da hat die Uebertragung mit der doppelten Schwierigkeit zu kämpfen, einen im Ganzen wohlklingenden und poetischen Text zu liefern und zugleich jedes einzelne Wort oder doch wenigstens jeden einzelnen Gedanken möglichst zu berücksichtigen und genau wiederzugeben. Man braucht nur an die vielen Versionen des „Don Juan" zu denken, die auf Deutschlands Bühnen und in den Klavier-Auszügen kursiren, und von denen doch bis jetzt kaum eine vollkommen genügend ist; als die beste möchte noch die von F. Rochlitz gelten. Fast noch strenger aber als Mozart, der mehr den ganzen Gedanken als die einzelnen Worte auffaßte, verlangt Gluck ein genaues Anschließen an das Original, da dieser neben dem Ausdruck des Ganzen auch die größte Sorgfalt auf die Declamation des Einzelnen, auf die dem Sinn angemessenste Hebung und Senkung derselben verwendet hat, um, besonders in den Recitativen, möglichst der natürlichen Betonung der Sprache zu folgen. Mit musterhafter Kunst ist unter seinen Opern die „Iphigenia in Tauris" von Sander ins Deutsche übertragen; minder treu den Worten sich anschmiegend, hat Julius von Voß die „Armide" übersetzt; hier kommen Stellen vor, die dem Charakter der zu dem Französischen Text komponirten Musik wenig entsprechen, wie z. B. „nur des Ruhmes Phantom" zu den Noten, unter denen im Französischen: tout le camp ennemi steht, oder: „um das Grab, Zions Heiligthum", an der Stelle von: qui gemit sous de dures lois. Zuweilen ist es auch fast unmöglich, in einer anderen Sprache die Worte so zu stellen, daß sie der Composition des ursprünglichen Textes gemäß sind. So werden die Franzosen die Stelle: „Und es ward Licht" in Haydn's Schöpfung nie mit dem Effekt wie im Deutschen geben können; ließe sich auch eine Wendung auffinden, um das Wort lumière ans Ende des Satzes zu bringen, so würde doch das schleppende zweisylbige Wort nie den Eindruck machen, wie das einsylbige und doch dehnbare „Licht", das mit dem Donner des ganzen Orchesters auf Einen Schlag hereinbricht, während bei dem Französischen der musikalische Lichtstrom erst auf der letzten Sylbe des Wortes sich ergösse. Nun denke man sich aber vollends die rezipirte Französische Uebersetzung, in der diese Stelle gesungen wird: et la lumière fut, wo das Wort, auf das es ankömmt, schon vorüber ist, ehe die Instrumente in vollem Chorus einsetzen! Und dann das leere Zeitwort fut, mit dem dumpfen Vokal, zu dem gewaltigen Licht-Gebrause des Orchesters! Castil Blaze schlägt statt dessen vor: et la lumière éclata. Damit ist aber freilich auch nur ein hellerer Vokal und ein ausmalenderes Zeitwort gewonnen; der andere Uebelstand bleibt derselbe, und es käme dazu noch der einer viel zu großen Menge von Sylben. Die Schwierigkeit möchte in diesem Falle kaum zu lösen seyn.

— Mexikanische Mumien. Vor kurzem hat man in der Umgegend von Durango in Mexiko fast eine Million Mumien aufgefunden. Sie unterscheiden sich von den Aegyptischen dadurch, daß ihre Haltung sitzend ist; übrigens sind sie ganz eben so eingewickelt und mit ähnlichen Zierrathen geschmückt wie jene. Man fand in ihren Särgen unter Anderem einen Dolch aus Kieselstein mit zierlich gearbeitetem Griff, Kränze und Halsbänder von buntfarbigen Perlen, Knochenstücke, die so glatt wie Elfenbein polirt waren, schöne elastische Gewebe, Vipernknochen und mancherlei andere Gegenstände.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 101. Berlin, Freitag den 23. August 1839.

England.

Die Engländer auf Reisen.

(Nach dem Metropolitan.)

Die Völker nur an ihrem eigenen Heerde und nicht in ihren Beziehungen zum Auslande studiren, die charakteristischen Vermischungen, die fortschreitenden Abweichungen vom Ur-Typus unbeachtet lassen, welche der Geschmack am Reisen und die Reisen selbst in jedem Volke hervorbringen, hieße einen der anziehendsten und hauptsächlichsten Zweige der neueren Ethnographie vernachlässigen. Die Naturforscher beschränken sich in ihren Abhandlungen nicht bloß auf die Prüfung der inneren oder lokalen Gewohnheiten und Eigenschaften der verschiedenen Thierklassen. Nachdem der Ornitholog die seßhafte Existenz, die Gewohnheiten, die Form und das Innere des Nestes von einem jeden Vogel beschrieben hat, folgt er ihm auf seinen Reisen, beobachtet die Schnelligkeit seines Fluges in den verschiedenen Luft-Regionen und die mehr oder minder lebhafte Einwirkung dieses Elements auf denselben. Eine ähnliche, auf einen gewissen Theil des Englischen Volkes angewendete Prüfung scheint jetzt um so nöthiger, da die Reiselust sich seit einem Jahrhundert bei uns beträchtlich verstärkt und ausgedehnt hat; um sich davon zu überzeugen, braucht man nur die statistischen Notizen mancher Französischer Städte nachzuschlagen, und man wird finden, daß die Engländer, welche in denselben für einige Zeit sich aufhalten, oft den achten Theil der Bevölkerung ausmachen. Eine beständige Auswanderung Englischer Familien nach dem Kontinent folgte, als friedliche Invasion, auf die tragischen Begebenheiten von 1814 und 15, und Tausenden von Englischen Physiognomieen begegnet man jetzt überall in Italien, in Frankreich und in Deutschland.

Uebrigens weiß man, daß das Bedürfniß, sein Glück über Meer und Land zu suchen, sich nicht erst aus der Gegenwart herschreibt; es ist auf einem unzerstörbaren Vorurtheil begründet und hängt mit den tiefsten Wurzeln unseres Erziehungs-Systems zusammen. Unsere Väter erzählen uns, daß schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, unter der Regierung der Königin Anna, die Gewohnheit allgemein in unseren Familien geherrscht habe, die jungen Leute zur Vollendung ihrer Erziehung auf mehrere Jahre ins Ausland zu schicken. Einer unserer ältesten Ethnographen, Sir Richard Steele, der Mitarbeiter Addison's, beklagt sich zuerst in seinen Blättern darüber, daß die jungen Engländer dem Spott der gebildetsten Völker Europa's bloßgestellt würden. „Wenn", sagt er, „das Schwanken eines Schiffes und die Größe eines Paketbootes zur Gesundheit des Körpers beitragen sollen, so können sie doch jungen leeren Köpfen auch einen solchen Schwindel verursachen, daß sie ihr ganzes Leben hindurch davon zu leiden haben." In einem Blatte des „Plauderer" (Tatler) finden wir die Geschichte jener ehrenwerthen Dame, welche ihrem 4 oder 5 Jahr alten Sohn Menschen- und Weltkenntniß verschaffen will und glaubt, daß es nun wohl Zeit sey, ihn seine Reise durch Frankreich und Italien antreten zu lassen. Man nahm also einen armen Teufel von Studenten, welchem man monatlich 30 Shillinge zahlte, und der für die Gesundheit und den Geist des jungen ihm anvertrauten Touristen verantwortlich gemacht wurde. Sir Richard Steele sagt auch, daß Reisen eine Vervollständigung der Erziehung wären, daß man sie aber eigentlich mehr in die Jahre der Reife hinausschieben müsse, weil man dann erst den rechten Nutzen davon ziehen könne. Der Zweck der Reisen sey, die Sitten and Gewohnheiten der Völker kennen zu lernen und mit einander zu vergleichen, das Gute, was man bei ihnen vorfinde, sich anzueignen und das Schlechte zu verwerfen; läßt man nun einen noch unreifen Geist solche Vortheile genießen, der vielleicht noch nicht einmal die ersten Elemente der Höflichkeit und des Anstandes in sich befestigt hat, so hieße das, ein Gebäude ohne Grund aufbauen, oder eine reiche und mannigfaltige Stickerei auf einem Spinngewebe arbeiten.

Bald beschränkte man sich nicht mehr darauf, nur die Söhne ins Ausland zu schicken; ganze Familien, vom Säugling bis auf den Großvater, machten sich auf den Weg. Es ist bekannt, wie sehr wir uns im letztverflossenen Jahrhundert mit der Nachahmung der Französischen Sitten und Moden abmühten, und diese erbliche Nachahmungssucht gleichen unsere höflichen Nachbarn, die Franzosen, jetzt dadurch aus, daß sie auch ihrerseits uns Einiges von unseren Gebräuchen und Lächerlichkeiten entlehnen, wodurch denn auch die Französische Sprache um ein neues Wort „Anglomanie" bereichert wurde.

In einigen alten Nummern des „Abenteurer" (Adventurer) oder des „Spiegels" (Mirror) vom Jahre 1753, wo die Kunst zu reisen noch lange nicht mit der Vollkommenheit betrieben wurde, wie heutzutage, lasen wir den Bericht eines Ritters aus den nördlichen Grafschaften, der mit seiner Frau und seinen beiden Kindern nach Frankreich reiste, und bis auf die Sitten und Gebräuche, die natürlich veralten, fanden wir darin dieselben Gedanken, dieselben Gefühle, dieselben Bedürfnisse, die jetzt bei unseren modernen Reisenden vorherrschend sind. Die Frau beantragt die Sache und beweist ihrem Mann die Nothwendigkeit der Reise; man muß Paris sehen, um dort an der Quelle sich über seine Sitten und seinen vornehmen Ton zu belehren; die Entfernung ist nicht beträchtlich, und man lebt in Frankreich so billig! Die Reise ist für die Studien und die Erziehung der Kinder von nicht zu berechnendem Nutzen, die Knaben werden gefördert, die Mädchen vielleicht versorgt, und für den Urheber ihrer Tage ist dieser Ausflug eine Erholung und ein Vergnügen. Hat sie ihre Rede beendet, denn anders kann man die Worte einer Englischen Familienmutter, die ihren Mann zu ihrer Ansicht bekehren will, nicht nennen, so beginnt das Töchterchen, welches die Französischen Moden kennen lernen und hauptsächlich bei dem berühmten Marcel Tanzunterricht nehmen muß. Der Vater giebt aus reiner Güte dem wiederholten Dringen von Frau und Tochter nach, man rüstet sich zur Reise, man schifft sich ein; aber kaum eine Meile von Dover erhebt sich ein wüthender Sturm und eröffnet auf eine bedeutende, wahrhaft epische Weise die Reihe aller der unseligen Abenteuer und aufeinanderfolgenden Katastrophen, welche den unklugen Auswanderern auf ihrer Reise noch bevorstehen. Bis nach Paris verfolgt sie das Mißgeschick, und hier steigert es sich nur immer mehr, denn in der ganzen großen Stadt haben sie weiter keine Bekanntschaft, als einen Banquier, bei dem sie eine Summe erheben, die mit sechs multiplizirt noch kaum die Hälfte ihrer Ausgaben decken würde. Bald strömen Künstler aller Art herbei, um Frau und Tochter schnell in Modedamen zu verwandeln; jeder Tag wird durch glänzende und kostspielige dumme Streiche bezeichnet. Dann fallen die Köche, die Lakaien, die Friseure, die Putzhändler, die Tanzmeister über den armen Ritter mit Schimpfreden her, und der Aermste, der zugleich die Hauptperson und der erste Märtyrer dieser unglückseligen Expedition ist, schließt seinen Bericht, indem er mit Britischer Derbheit versichert, daß unter allen Französischen Ragouts für einen echten Engländer keines widerlicher und abstoßender sey, als eine à la française zugestutzte Englische Dame; für diesen Höflichkeitsverstoß bittet er aber schließlich noch die Damen um Verzeihung und meint, es gehe ihnen wie den südlichen Weinen, sie könnten den Transport nicht vertragen und müßten auf heimischem Boden genossen werden.

Die Englische Reise-Race zerfällt in zwei scharf von einander gesonderte Klassen: in Ansiedler und in Nomaden; zur ersteren gehören alle die Englischen Familien, die aus Noth auswandern und sich durch eine Niederlassung im Auslande ihre Existenz sichern; die zweite begreift die eigentlichen Touristen in sich, diese sybaritischen Vagabunden, welche wie die Scythen auf Wagen leben, Europa wie einen öffentlichen Spaziergang betrachten und nur denjenigen Ort als ihr wirkliches Adoptiv-Vaterland betrachten, wo sie ein Mittel gegen die Krankheit zu finden hoffen, welche auch die unermüdlichsten Läufer abmattet, gegen die Schlaffheit des Müßiggangs. Es ist erwiesen, daß der Aufenthalt in unseren großen Städten immer kostspieliger, ja immer unerschwinglicher für eine große Anzahl von Familien wird, die sich vergeblich abmühen, ihre Einnahmen mit den Ausgaben, welche ihr Rang ihnen auferlegt, im Gleichgewicht zu erhalten; sie befinden sich daher in der traurigen Alternative, entweder in England kläglich zu vegetiren oder auszuwandern, um in Paris, Neapel oder Florenz, wenn auch nicht üppig, doch anständig leben zu können; die Wahl ist für einen Familienvater gar keinem Zweifel unterworfen, denn er sieht sich gezwungen, die Nothwendigkeit, eine zahlreiche Familie zu ernähren und zu erziehen, über alle patriotische Gefühle zu stellen. An den Schaaren dieser unfreiwilligen Emigranten, welche hauptsächlich in den Jahren von 1815 bis 20 in freilich oft seltsamem

Putz in Frankreich landeten, haben sich Feder und Bleistift der Karrikaturisten ganz besonders geübt; doch wäre es vielleicht neuer und des Französischen Witzes würdiger, wenn er seinen Stachel gegen jene andere Klasse reisender Engländer schärfte, die aus Langeweile oder oft aus einer noch schlimmeren Ursache sich auf dem Kontinent herumtreiben, und die wir, so echte Engländer oder Schotten sie auch seyn mögen, gern verleugnen möchten. Oft beurtheilen andere Nationen die Gesammtheit des Englischen Volkes nach diesen umherschweifenden Mustern, die freilich nicht dazu geeignet sind, eine vortheilhafte Meinung von unseren Sitten und unserer Lebensart zu verbreiten; so werden zuweilen die Hausherren nach ihren Dienern oder Stallknechten beurtheilt. Doch haben gewiß seit einigen Jahren unsere Nachbarn, die Franzosen, sich weniger über den Mißbrauch und die Unannehmlichkeit Englischer Ansiedelung zu beklagen, die Verbindungen zwischen gebildeten Personen sind fester, die Vorurtheile sind besiegt worden, die eitlen Feindseligkeiten haben fast ganz aufgehört, und mit gerechtem Stolz sehen wir mehrere unserer Landsleute durch Rang und Vermögen auf dem Gipfel der Pariser Gesellschaft stehen und durch ihre Handlungsweise vollwichtige Proben ihres feinen Taktes und ihrer untadelhaften Humanität ablegen.

Unglücklicherweise wird es uns schwer, eine ähnliche Verbesserung in den Sitten und dem Betragen unserer Touristen in Italien aufzufinden, denn hier, wo der Einfluß der Bildung nicht so direkt als anderswo wirkt, sieht man nicht selten unsere Reisenden ein gänzliches Vergessen aller Lebensart zur Schau tragen; sie ziehen sich auf sich selbst zurück und geben sich eben so verschwenderischen wie lächerlichen Zeitvertreiben hin. Zeigt sich irgend Jemand in Italien in einer auffallenden, seltsamen, kalten und abstoßenden Weise, so kann man sicher darauf rechnen, daß es jedesmal ein Engländer ist. Italien, das eben sowohl aus Neigung wie aus politischer Nothwendigkeit gut und geduldig ist, hat ganz besonders viel von den Folgen jener Gastfreundschaft zu leiden, welche es unseren Landsleuten angedeihen lassen muß, die beständig seine Gasthöfe und Kasino's anfüllen. Die jungen Engländer, welche im vorigen Jahrhundert zur Vollendung ihrer Erziehung von ihren Aeltern nach Rom oder Florenz geschickt wurden, nahmen sich hier sonderbare Freiheiten heraus und führten dort die lärmenden und ungebundenen Sitten unserer Universitäten und Tavernen ein; sie hatten in dieser Hinsicht ordentlich einen festen Entschluß gefaßt, und es bestand unter ihnen eine Art von Freimaurerei. Wir entnehmen den oben erwähnten Zeitschriften den zwar nur erdichteten Brief eines jungen Engländers an seinen Vater, der uns aber ein treues Bild von der Lebensart vor Augen stellt, die unsere jungen, von ihren vertrauungsvollen Familien nach Italien gesandten Landsleute dort führten:

„Sir! Während der sechs Wochen, die ich in Florenz, und der acht Tage, die ich in Genua verlebte, habe ich keinen einzigen Augenblick finden können, um Ihnen zu schreiben; die Merkwürdigkeiten des Landes, die Spazierritte und Promenaden nahmen meine ganze Zeit in Anspruch. Der Thurm von Pisa ist das merkwürdigste Ding, das ich jemals sah; er steht ganz schief, gerade wie ein Betrunkener, der an einem Graben entlang geht und sich umsonst abmüht, im Gleichgewicht zu bleiben. Ich bin in Italien auf mehrere meiner Landsleute gestoßen, mit denen ich die Zeit recht angenehm verlebe. In Rom selbst waren einige recht liebenswürdige Edelleute; wir sind jetzt acht bis zehn gutmüthige Teufel beisammen, lauter Lebemänner und von geselliger Art; daher halten wir denn auch zusammen. Gewöhnlich kommen wir des Morgens zum Frühstück zusammen; dann, nachdem wir eine oder zwei Stunden in Wagen, die von abscheulichen Pferden gezogen werden, im Corso spazieren gefahren sind, vereinigen wir uns wieder im Englischen Kaffeehause, wo man stets ganz vorzügliche Gesellschaft, ein gutes Billard und Spiele aller Art findet. Von dort begeben wir uns zum gemeinschaftlichen Mittagsmahl, was gewöhnlich bei dem Einen oder dem Anderen von uns eingenommen wird, und nachdem wir einige Flaschen Französischen oder Spanischen Weins, den wir uns zu verschaffen gewußt, ausgestochen, speisen wir zu Abend und spielen gemeinsam bis zu Tagesanbruch, der hier selbst im Winter sehr früh erscheint. Was nun die Römer anbetrifft, so gleichen sie den Römern von ehedem gar nicht mehr, sie kommen mir wie eine Meute bissiger, räudiger und kriechender Hunde vor; ich glaube, unsere kleine Gesellschaft könnte mindestens ihrer funfzig in die Flucht schlagen. Sie sehen ein, daß wir mit diesen Elenden keine Gemeinschaft haben können; sie stehen zu sehr unter uns; übrigens spricht auch kein Einziger Englisch, was jeden Umgang unmöglich macht. Neulich sahen wir einmal den Papst und die Kardinäle bei einer Prozession, wir beschlossen aber, die Ehre Alt-Englands zu behaupten, und behielten den Hut auf dem Kopf, obgleich alle diese Italiänischen Lumpenkerle um uns herum auf den Knieen lagen. Uebrigens kann ich Ihnen versichern, daß es um die Küche hier ganz abscheulich bestellt ist; können Sie es wohl glauben? Als wir uns vergangenen Sonntag einen Pudding einrühren wollten, konnten wir gar keinen extrafeinen Rum auftreiben, und es fehlten uns noch eine Menge anderer höchst nothwendiger Ingredienzien. Bei dieser Gelegenheit muß ich Ihnen auch sagen, Sir, daß ich gern den kleinen Schweizer Erzieher los seyn möchte, den Sie mir zur Seite gestellt haben; er ist ein sehr mürrischer Gefährte; auch quält mich der kleine Schelm immer, mit allen Fremden umzugehen, die er irgendwo auftreibt, als wenn meine guten Englischen Freunde nicht hinreichend für mich wären. Ich schließe meinen Brief, indem ich Ihnen anzeige, daß ich jetzt ganz von Geld entblößt bin, und doch muß ich schleunig meine Spielschulden bezahlen. Schicken Sie mir alles Geld, was Sie nur immer auftreiben können, und ich werde immer seyn Ihr gehorsamer Sohn."

Es liegt nun freilich zwischen jenen Sitten und der Art und Weise der jetzigen Englischen Reisenden ein ganzes Jahrhundert mit seiner Civilisation; wenn diese aber auch gewisse grobe Excesse gemildert hat, indem sie die äußeren Kennzeichen des Lasters verschleierte, so sind doch durch dieselbe wieder andere feinere, versteckere Mißbräuche eingeführt worden, die vielleicht eben so verderblich sind, weil sie nicht bloß an einzelnen Subjekten haften, sondern an einem ganzen Theil unserer höheren Klassen und folglich bis in die Tiefen unseres Charakters und unserer alten Nationalität eindringen.

Alle Völker reisen, aber nur der Engländer allein versteht zu reisen. Die Reise-Wissenschaft ist bei uns zu einer wahren Kunst geworden, die ordentlich ihre Grundsätze und besonderen Regeln hat; nur wir kennen vollkommen die Theorie und Praxis derselben. Wir verdanken diese Ueberlegenheit zuerst unserer Eigenschaft als Insulaner, weil wir dadurch vorsichtig und methodisch geworden sind, und dann noch einer gewissen altsächsischen Unerschrockenheit, vermöge welcher wir ohne Gemüthsbewegung das unvermeidliche Mißgeschick und die Unannehmlichkeiten des Reise-Lebens ertragen. Den Engländer erkennt man auf dem Dampfboote oder auf dem Postwagen immer an den Vorsichtsmaßregeln aller Art, an den Geräthschaften und an jenem Zubehör, mit welchem er sich stets umgiebt, ohne jedoch davon belästigt zu seyn, und das er, der Nützlichkeit jedes einzelnen Gegenstandes wegen, für unerläßlich hält. Niemand besitzt gewiß einen undurchdringlicheren Gummimantel als er, seine Kopfbedeckung ist eigentlich ein ausgepolsterter Helm, dessen Visir er über die Ohren herabschlagen kann, um sie vor dem Eindringen des Nebels und der ungestümen Vertraulichkeit der Morgenwinde zu beschützen; seine Gamaschen sitzen am bequemsten und lassen sich am besten zuknöpfen, und was ausgesucht einfache Eleganz anbelangt, die den Englischen Reisenden stets charakterisirt, so ist sein Anzug in dieser Hinsicht gewiß untadelhaft. Ihm gehört die ausführlichste Karte, das schärfste Fernglas, das bestversorgte vade mecum, der reichhaltigste tragbare Cicerone, zwar ein wenig kompakt, doch ein Meisterwerk der Buchbinderarbeit, mit bunten Zeichen versehen und vom feinsten Russischen Leder duftend. Oeffnet er zufällig sein Porteseuille, so entdeckt man darin ein Labyrinth von Taschen-Abtheilungen und geheimen Fächern, die alle mit einem Lederriemen wohl verwahrt sind und Empfehlungsschreiben, Wechsel, Kreditbriefe, Pässe enthalten, sämmtlich unter einer gemeinsamen Hülle verborgen und an Plätzen aufbewahrt, welche so weise wie die Zellen eines Bienenstockes eingetheilt sind. Diese Brieftasche wird nur durch den Mantelsack des Englischen Touristen an Eleganz und bequemer Einrichtung noch übertroffen, denn hier ist die größte Kunst angewandt, um die Behältnisse zu vervielfältigen, die Ecken abzurunden und all den Gegenständen, die in einem gewöhnlichen Mantelsack in gräulicher Unordnung durcheinanderliegen, einen besonderen Platz anzuweisen. Hier werden die Kleidungsstücke nicht gedrückt und aus der Façon gebracht; die Rasirmesser verlieren sich nicht unter der Wäsche oder zerkratzen wohl gar den Maroquin der Fußbekleidung; hier preßt kein Reitstiefel ein Spitzen-Jabot zärtlich an sich. So ein Englischer Mantelsack betrügt durch seinen kunstvollen Bau die Luchsaugen der Zollbeamten und erspart auf dem Postwagen durch seine Leichtigkeit jede Zahlung für Ueberfracht. Um aber einen vollkommenen Begriff von unserer Ueberlegenheit in der Reise-Kunst zu bekommen, muß man einen Blick in das komfortable Tabernakel des Touristen, in sein Reise-Necessaire werfen. Hier liegt Alles aufgereiht, was die sorgfältigste Toilette nur immer erfordern kann, Pomaden, Schönheitsmittel, Essenzen, Kämme, Zangen für den Backenbart, für die Augenbrauen, für den Schnurrbart, Nägelfeilen, Rücken- und Zungen-, Zahn- und Zahnfleisch-Bürsten, Alles glänzend und sauber; oft läßt sich auch noch der Einsatz herausheben, und man entdeckt unter demselben eine wahre Nomaden-Apotheke, welche Salz- und Essig-Arten, Aetherfläschchen, Pulver und erfrischende oder abführende Pillen und allerlei unschädliche Mittel enthält, die, wenn auch nicht die Krankheit, doch die Furcht vor derselben heilen.

So ausgerüstet, geht der Englische Reisende über die Alpen, um seine Reise durch Italien zu machen, und diese bis ins Unendliche sich erstreckende Sorgfalt flößt anfangs den anderen Reisenden eine mit Achtung gemischte Bewunderung ein, die aber bald in Langeweile und Widerwillen übergeht. Ich selbst, der ich im Innern unsers Landes oft die guten Folgen der Ordnung und allgemeinen Regelmäßigkeit, worin unsere Hauptstärke im socialen Leben besteht, zu bewundern Gelegenheit hatte, mußte oft jene steifen, blonden, milchigen Englischen Gestalten im Stillen verwünschen, die ich überall in trostloser Menge auf den Landstraßen, in den Gasthöfen und wie Bildsäulen vor allen Gebäuden aufgepflanzt fand, in symmetrische Ueberröcke eingehüllt, mit Jabots wie Orgelpfeifen, den in einer Scheide steckenden Regenschirm unter dem Arm, die Spitzen nach der klassischen Englischen Mode zugestutzt, mit starren Augäpfeln und den Hals in jene gleichschenkligen Binden eingezwängt, deren retrograder Schnitt ewig bei unserer Bürgerschaft Mode bleiben wird. Diese Einförmigkeit im Anzug, in der Sprache und im Gang, die man mit Recht den Englischen Touristen der niederen Klassen vorwerfen kann, ist nirgends so in die Augen fallend als in Italien, in diesem lebhaften, üppigen

Lande, wo die fortwährenden Kunst-Genüsse eine gänzliche Vernachläßigung des Comfort so natürlich erscheinen lassen. Jeder Gebildete strahlt mehr oder minder die Farben und den allgemeinen Ton der Himmelsstriche wieder, wohin er sich begiebt; nur der Engländer bewahrt seine angeborene, undurchdringliche, unbewegliche Unbeugsamkeit und bleibt versunken in seine starre, neblige Hülle. Diese Einförmigkeit, welche für die südliche Beweglichkeit etwas Aengstigendes hat, wirft oft auf unsere Sinnesart und Denkweise ein falsches Licht. Man fragt sich, ob bei uns nicht eine Italiänische Reise mehr eine Herkömmlichkeit, ein Erziehungs- und Mode-Gegenstand, als die Wirkung eines freien Wunsches und wahrer Liebe zu den schönen Künsten sey. In Florenz und ganz besonders in Mailand erzählt man viel unbesonnene, leichtfertige, flatterhafte Züge von Franzosen; handelt es sich aber um Gefühllosigkeit und fast vandalische Stumpfheit, so sind stets Engländer die Helden solcher Anekdoten. Uns schreiben die Italiäner jenes Wort eines Reisenden zu, dem sein Postillion mitten in der Nacht anzeigte, daß er durch Ferrara gefahren sey, und der mit dem Tone eines Mannes, der sich von einer Last befreit fühlt, ausrief: „Wieder eine Stadt gesehen!" Jeder kennt auch wohl die Geschichte von dem Engländer, der es müde wurde, immer von St. Peter in Rom sprechen zu hören, der also schnell eine Postchaise miethete, Italien durchflog, auf dem St. Petersplatze anlangte, einige Minuten den Dom anstarrte, dann ausrief: „Nichts weiter als das!" und sogleich seinen Wagen wieder bestieg, ohne etwas Anderes sehen zu wollen. Dergleichen Anekdoten können nun freilich auf Rechnung der fabelhaften Beschuldigungen geschrieben werden, welche die Völker in ihrem Muthwillen so gern einander aufbürden, doch ist es immer zu bedaueren, daß man den Engländern gerade solche Züge nachsagt.

(Schluß folgt.)

A s i e n.

Der Aussätzige und das Kraut Cuichunculli.

(Schluß.)

Don Pablo Heredia und sein Vater, die den Mörder des unglücklichen Mara-Maz entdeckt zu sehen wünschten, suchten den Zeugen heimlich auf und versprachen ihm eine große Belohnung, wenn er zur Enthüllung des Verbrechens seine Hand böte, und als Ofohu — so hieß der Indier — einige Furcht blicken ließ, so versprachen sie ihm, wie auch dann der Spruch der Justiz ausfallen sollte, Vertheidigung und Sicherheit gegen den zu gewähren, welchen er des Mordes angeklagt hätte. Er willigte ein. Um aber, ohne Mißtrauen zu erregen, überall hindringen zu können, wo Europäer wohnten, und so die ganze weiße Bevölkerung die Musterung passiren zu lassen, legte der Higorotte die Livree Don Pablo's an, blieb um seine Person und folgte ihm auf alle Plätze nach, wo das Volk in größeren Massen zusammenströmte, in die Kirche, an den Hafen, wenn ein neues Schiff ankam, oder auf den Markt, wo die Kaufleute ihre Geschäfte abmachten. Eine Zeit lang blieben alle Nachforschungen fruchtlos, und schon glaubte man, daß das Verbrechen von den Matrosen eines fremden Fahrzeuges begangen worden, welche seitdem nach Europa sich eingeschifft hätten, als die Familie Heredia zu einer Festlichkeit geladen wurde, die der Ober-Gouverneur veranstaltete. Ofohu blieb mit den übrigen Sklaven, welche die Sänfte getragen hatten, am Eingange des Palastes zurück. Plötzlich fing er an zu zittern und sagte, daß er den Mörder eintreten sehe. Er benachrichtigte Don Pablo davon und beschrieb ihm unter den zum Fest geladenen Personen genau diejenige, welche er für die schuldige hielt. Er setzte hinzu, daß er sie vollkommen wiedererkenne, und daß er ihre Züge zu fest dem Gedächtniß eingeprägt habe, als daß er sich hier im Irrthum befinden könnte.

Die von ihm bezeichnete Person war Don Benito Galdiano, 28 Jahr alt; Abkömmling einer armen Familie, geboren zu Aguilar de la Frontera in der Provinz Cordova, hatte er in Cadix die Arznei-Wissenschaften studirt und, nachdem er zum Doktor promovirt war, sich nach den Philippinen begeben, um da ein Glück zu suchen, das ihm die alte Welt nicht schien gewähren zu wollen. Von dem Beginn der Krankheit an hatte er Don Pablo die größte Sorgfalt geschenkt und, als Mara-Maz sich eingefunden, um ein Uebel zu behandeln, das von ihm für unheilbar war erklärt worden, mit der lebhaftesten Aengstlichkeit die Fortschritte, welche des Lampa-Anzars Verfahren herbeiführte, beobachtet; er hatte allen Kuren assistirt und das Heilmittel zu errathen sich angestrengt, ohne der räthselhaften Pflanze auf die Spur zu kommen. Doch war nicht zu glauben, daß der Aerger, von einem Wilden sich übertroffen zu sehen, ihn zu einem Morde bringen konnte. Er war im Allgemeinen bescheiden, sanft in seinem Wesen, und die einzige Leidenschaft, die man an ihm kannte, war die für das Wissen und eine unbegränzte Liebe zu seiner Kunst. Man trug daher Bedenken, den Worten des Indiers Glauben zu schenken; aber dieser war so fest und beharrlich in seiner Anklage, daß der Alcada-Mayor ihn zu verhaften und seinen Prozeß einzuleiten befahl.

Als die Alguazils kamen, um Don Benito zu greifen, wurde er bestürzt und ließ den Ausdruck entschlüpfen: „Ich bin verloren." Nichtsdestoweniger leugnete er vor dem Richter lange Zeit, an dem Morde, dessen man ihn verdächtigte, Theil genommen zu haben. Als man ihn aber auf überzeugende Weise überführte, daß er in dem Zeitpunkte, wo Mara-Maz getödtet worden, von Manila sich entfernt habe, und er durch das Gewicht der Gründe, die sich gegen ihn erhoben, sich bedrängt sah, vielleicht endlich auch, um den lauten Mahnungen seines Gewissens nachzugeben, entschloß er sich zum Geständniß.

„Sie geben also zu", sagte der Alkalde, „in dem Hause von Mara-Maz gewesen zu seyn?" Der Angeklagte: „Ich begab mich nicht dahin, in der Absicht, ihn zu tödten". Alkalde: „Was hatten Sie aber für einen Zweck? Er muß nicht sehr wohlwollender Art gewesen seyn, da Sie sich von zwei bewaffneten Malaischen Matrosen begleiten ließen? Angekl. „Ich hatte nur wohlwollende Absichten, ich wollte von Mara-Maz nur das Geständniß seines Geheimnisses erhalten, selbst auf dem Wege der Gewalt, wenn es auf dem der Güte nicht möglich wäre." Alk. „Geschah es etwa in der Absicht, ihn zum Geständniß zu bringen, daß Sie ihm den Tod auf eine so grausame Weise gaben?" Angekl. „Ich fing damit an, ihm alles Mögliche zu versprechen, selbst eine beträchtlichere Summe, als ich besitzen konnte, wenn er mir das wohlthätige Kraut zeigen wollte. Er gab mir zur Antwort, daß er sein Geheimniß niemals einem Weißen mittheilen werde. Ich strengte alle meine Beredsamkeit an, suchte ihm begreiflich zu machen, daß es grausam wäre, eine so große Menge seiner Brüder an einer so schrecklichen Krankheit sterben zu sehen, während ein Wort aus seinem Munde zu ihrer Rettung hinreichend wäre. Er erwiederte, daß die gebleichten Gesichter und die, welche nicht den Geist Zanaar's anbeteten, nicht seine Brüder wären, diese müßten sich an ihren Gott wenden. Ich suchte ihn durch Versprechungen zu blenden, verhieß ihm Reichthümer, Ehrenstellen. Er entgegnete, die Ehrenstellen verachte er, und von Reichthümern wünsche er keine andere, als seinen Hamak und einen ruhigen Schlaf, damit er sein Haupt ohne Gewissensbisse auf das Kissen von rothem Moose (lana de polo nennen es die Wilden) legen könne. Alk. „Das Alles war noch kein Grund, ihm den Tod zu geben." Angekl. „Ich drohte ihm anfangs. Er antwortete, daß, nachdem er einem Weißen einen Dienst geleistet hätte, er auf jede Art von Strafe und Undankbarkeit gefaßt seyn müßte; er habe von vorn herein auf das Gegentheil Verzicht geleistet. Ich band ihn darauf mit Hülfe der Malaien an, die mich begleiteten, und schnitt ihm kleine Streifen Haut von den Beinen und den empfindlichsten Theilen des Körpers; ich hoffte, daß, um der Qual ein Ende zu machen, er sich zum Sprechen entschließen würde, aber er ertrug Alles mit Muth und zwang mich, neue Riemen aus seiner Haut zu schneiden." Alk. „Wie konnten Sie zu einer solchen Grausamkeit sich entschließen?" Angekl. „Ich handelte im Interesse der Menschheit. Aber ich brachte ihn nicht dahin, daß er eine Klage ausstieß, und sein Körper war zum Theil geschunden, als der Schmerz ihm die Besinnung raubte." Alk. „Darauf tödteten Sie ihn aus Furcht vor seiner Anklage, und damit Ihnen die Martern, die Sie ihm widerfahren ließen, Ihnen nicht wieder vergolten würden. Sie wollten Ihr erstes Verbrechen durch ein zweites, größeres verbergen." Angekl. „Gott sey Dank, ein solcher Gedanke ist nicht in meiner Seele aufgestiegen. Ich hatte die Absicht, nun Mara-Maz ins Leben zurückzurufen und durch Milde zu den gewünschten Aufschlüssenzu bringen. Aber die Malaien hatten die Ueberzeugung, daß er ein großer Zauberer wäre und ihnen aus Rache Muchaves oder Loose werfen würde; ohne daß ich es daher hindern konnte, versetzten sie ihm den Todesstoß ins Herz und verließen mich sodann, um auf einem Kaperschiff ihrer Nation davonzusegeln." Alk. „In dieser Weise haben Sie also die Wilden dafür belohnt, daß sie uns den Gebrauch der Chinarinde und der Moxa gelehrt haben?" Angekl. „Der Moxa! .... Mein Gott, warum habe ich nicht daran gedacht, sonst würde ich ihm eine gute Moxa*) unter jeden Nagel gethan, die ihn schon zum Sprechen würde gebracht haben; denn der Schmerz ist heftig; welche Wohlthat würde das für die Menschheit gewesen seyn!"

Nach diesen Geständnissen Don Benito's war es schwer, seiner Sache eine milde Seite abzugewinnen, und er wurde durch die Audienza royale zur Strafe der Knebelung verurtheilt. Aber der Gouverneur der Philippinen verwandelte in Betracht des früheren guten Verhaltens und der freiwilligen Geständnisse, so wie der beklagenswerthen falschen Geistesrichtung des Unglücklichen, diese Verurtheilung in zehnjährige Verbannung nach dem Präsidium von La Gomera. (Gazette des Tribunaux.)

A e g y p t e n.

Die Wüste Koruska.

Zum erstenmale geschildert von Dr. Joseph Ferlini aus Bologna.

Zwischen dem ersten und dem zweiten Katarakt des Nil, linker Hand, wenn man stromaufwärts geht, und zwar genauer zwischen Sivan und Wodoalphe, liegt eine Wohnung, welche die Aegypter Sunna nennen, d. i. Magazin. Dann folgt das Dorf Deher, wo die Karawanen ihre Waaren niederlegen, Gummi, Elephantenzähne und andere Produkte von Beller-Sudan, d. i. Land der Schwarzen. Der Fluß ist an mehreren Stellen nicht schiffbar und macht einen Zug durch die Wüste nothwendig. Der Weg durch die Wüste ist ohnehin der kürzere. Um über das Granit-Gebirge zu kommen, gebraucht man zwei Tage. Die Wüste jenseits der Berge heißt im Lande: das wasserlose Meer, Baar-gadar-mojah; der Ausgang des Gebirges heißt Baba (Pforte). Nun reist man sieben Tage lang, ohne Wasser zu

*) Beifußwolle, die, meist gegen Gicht und Podagra, auf der Haut angezündet wird.

finden, noch irgend ein Gewächs oder lebendiges Thier. Man sammelt Abends den Mist der Kameele, um davon ein Feuer zu machen und das an der Sonne gedörrte Fleisch, die einzige Nahrung des Reisenden in der Wüste, zu kochen. Die Anwohner dieser Wüste, die Abadihs, leben nur von Korn, welches sie in Wasser kochen und Durack nennen. Die Kameele, welche Lebensmittel und Gepäcke tragen, bekommen erst am siebenten Tage zu trinken und fressen während dieser Zeit nichts als ein wenig Korn, wenn ihre Herren es haben. Dies macht erklärlich, warum man unterweges so häufig die Gebeine von Kameelen, auch manchmal von unglücklichen Sklaven findet, welche in der furchtbaren Wüste haben umkommen müssen. Der Rabe (corvus vorax L.) und der Geier (vultur fulvus L.) sind die einzigen Vögel, welche man antrifft. Die Wüste hat merkwürdige Steine, dergleichen in anderen Gegenden Afrika's nicht vorkommen. Ihre Gestalt ist sphärisch; innen sind sie hohl und angefüllt mit einem röthlichen Sande, von den Naturkundigen Geodi benannt. Es giebt mehrere sonderbare Steinformationen, über deren Ursprung die Geologen verschiedener Meinung sind, wie etwa die abgerundeten Steine voll Eisen und Kupfer, gleich Mondsteinen, welche über 20 Lieues weit und breit die Ebene von Crau im mittäglichen Frankreich, in der Nähe von Arles (Provence), bedecken. Die Wüstensteine des wasserlosen Meeres sind nicht weniger schwer zu erklären; man sollte denken, Thau, Wind und Sonnenstrahlen hätten an ihrer Bildung Antheil. — Von Strecke zu Strecke hatten die Kaufleute aus den Gebeinen der Wüste Male errichtet, um später ihren Weg wiederfinden zu können. Aber die Abadihs, welche ihr Führeramt nicht verlieren wollten, zerwarfen die Merkzeichen, und bei jeder Reise ändern sie den Weg.

Der Brunnen, zu welchem man am siebenten Tage gelangt, hat drei Mündungen. Das Wasser desselben ist salzig und von sehr üblem Geschmack. Die Leute, welche an dem Brunnen ihre Wohnzelte haben, etwa 30 an der Zahl, sehen bleich und krank aus und abgezehrt wie Skelette. Man tränkt bei ihnen die Kameele und füllt die Schläuche für die weitere Reise. Vier Tage lang begegnet man keinem Gewächse und keinem Thiere; am fünften zeigen sich einige Gaziah-Bäume, deren lange, schmeidige und stachlige Zweige die Kameele fressen. Bald darauf wird das Dorf Abu-Achmet erreicht. Es hat ungefähr 500 Einwohner, die kupferbraun und fast nackt sind, Kameele halten und den Karawanen als Führer und Piloten in der Wüste dienen. Für jedes Lastthier zahlt man 3 Spanische Thaler und für den Führer 7 Thaler.

Von Abu-Achmet sind zwei Tagereisen bis Berber, woselbst der Türkische Gouverneur residirt. Berber hat nur schlechte Hütten, zu deren Bau ein Stroh, Namens Tuccul, gebraucht wird. Aus Ziegeln, an der Sonne getrocknet, bestehen wenige Häuser, und diese haben immer nur ein einziges Stockwerk. Einige Reisende erzählen, daß es in Sennaar und Kordofan vierstöckige Häuser gebe. Ich habe kein solches gefunden. Auch der große aus rothen Ziegeln erbaute Palast der alten Könige von Sennaar und Kordofan, den ich in Trümmern sah, hat sichtlich nur aus einem einzigen Stockwerk bestanden; dasselbe versicherten mir zum Ueberfluß die Türken, die ihn demolirt haben. Während meines Aufenthalts in der Hauptstadt von Sennaar, der über ein Jahr währte, habe ich niemals ein höheres Haus bemerkt. Herr Botta, der Sohn des Historikers, hat im Jahre 1832 eine Zeit lang mit mir zusammen gewohnt und kann das Faktum bestätigen.

Der erste Nil-Katarakt läßt sich bei seichtem Wasser auf Kameelen passiren, und zwar in Zeit von einer halben Stunde; bei hohem Wasserstande muß man Fähren haben; es ist immer eine gefährliche Passage. Bei der Insel Philä findet man Barken, welche bis Wodoalphe gehen. Die Sprache der Eingeborenen in diesem Distrikt weicht von der Aegyptischen ab; sie wird nach dem Stamme genannt, der sie redet: Berber-Dialekt. Der Boden, starrer Granitfels am Nil-Ufer, bringt weder Korn, noch Datteln, noch irgend eines von den Erzeugnissen anderer Aegyptischer Provinzen, daher die Bewohner ein noch elenderes Leben als selbst die Fellahs führen. Die Bevölkerung ist auch sehr gering. Sie suchen die anbaufähigen Stellen auf, wenn auch die Lage ungesund wäre, schlagen daselbst ihre Hütten auf, bauen den Acker und pflanzen Bäume.

Hinter dem Dorfe Wodoalphe, welches am linken Ufer liegt, ist der Fluß nicht schiffbar. Auf dem anderen Ufer befindet man sich in dem alten Reiche Dongola, welches beständig die Karawanen durchziehen. Es wird dort eine vom Arabischen und auch vom Berber-Dialekt verschiedene Sprache geredet. Es giebt am Nil kein reicheres Gefilde als dieses von Dongola. Dattelbäume wachsen dort in Menge, und man trifft sehr viele kleine Inseln an, welche unter Kultur stehen; die Bewässerung geschieht durch Räder, Saïgia genannt, welche durch Ochsen umgetrieben werden. Als der Vice-König von Aegypten dieses Reiches sich bemächtigte, floh die Mehrzahl der Bewohner nach Darfur und Kordofan. Die Hauptstadt heißt Neu-Dongola. Daselbst wird ein Sklavenmarkt gehalten und kommen die Kaufleute aus dem ganzen Innern von Afrika zusammen. Man pflegt in der Umgegend die Giraffe zu jagen. Eine Befestigung bei der Stadt ist von den Aegyptischen Truppen besetzt. Am Ufer, wenn man wieder stromaufwärts geht, sieht man die Ruinen der alten Stadt Dongola, die sehr stark und mächtig gewesen seyn muß. Man schifft sich zu Neu-Dongola ein und erreicht in fünf Tagen Debbeh, wo die Furth für die Karawanen ist. Nach wieder zwei Tagen landet man bei Bogol. Der Fluß ist nun nicht mehr schiffbar wegen der Katarakte, und man muß Kameele nehmen, um durch die Wüste zu ziehen. Zu Bogol residirt ein Türkischer Gouverneur, mit dem Titel Kaïmakan. Von diesem werden dem Gouvernement, den Kaufleuten und den Reisenden die erforderlichen Kameele geliefert. Welcher Eingeborene ein Kameel zur Wüstenreise liefert, muß seine Familie zur Geisel lassen, und zwar unter dem Titel der persönlichen Sicherheit, welche dadurch den Schwarzen garantirt werde. Sie heißen Bissaris und sind sehr kriegerisch, fürchten sich aber vor dem Feuergewehr.

Nach dreitägigem Marsch erreicht man die Quelle, von deren elendem Wasser man Vorrath nehmen muß, aber nur noch zwei Tage nimmt die Wüste hinweg. Sobald man das Ufer des Nil wieder erreicht, erblickt man in der Ferne drei Gruppen von Pyramiden. Es sind die Pyramiden von Begaraviah. Dort und im ganzen Reiche von Sennaar und Kordofan wird das Arabische gesprochen. Die Aussprache ist viel weicher als die der Aegypter.

Bis zur Vereinigung des Baar-Abiat und Baar-Azarack oder des weißen und blauen Flusses sind zwei Tagereisen. Die von den Türken erbaute Stadt Cartum ist der Sitz des General-Gouverneurs. Der Vice-König unterhält in der Provinz ein auf Europäische Art montirtes Infanterie-Regiment und Magrauns, eine Art irregulärer Artillerie zu Pferde. Das erste Bataillon liegt zu Sennaar, das zweite und vierte zu Kordofan, das dritte zu Woled-Medina, das fünfte zu Cartum. Die Befestigungen sind zu Kordofan und Sennaar mit Dornhecken umgeben, zu Cartum und Woled-Medina mit Ziegeln an der Sonne getrocknet. Auf dieser Halbinsel liegen viele Dörfer, die aus Stroh-Baracken bestehen. Die Bevölkerung war vor der Türkischen Herrschaft sehr zahlreich, ist aber durch die grausame Behandlung, welche sie zu erfahren hatte, und die ungeheuren Contributionen beträchtlich eingeschmolzen. Sie flohen massenweise nach Abyssinien, wohin das Türkische Joch noch nicht gedrungen. Während meines Aufenthalts zu Sennaar wanderten aus den Dörfern von Abut alle Männer unter 60 Jahren aus, um die Steuer nicht zu bezahlen; als meine Reise mich durch diese Dörfer führte, fand ich sie verödet. Die armen Leute werden bisweilen, wenn sie da, wo sie Gastfreundschaft suchten, Härte fanden, zur Rückkehr in ihre Hütten gezwungen. Wegen dieser Wechsel läßt sich die Bewohnerzahl der Gegend nicht mit einiger Zuverlässigkeit angeben. Als Ismail-Pascha sich der Halbinsel bis Fasolsi bemeisterte, schätzte man die Provinz auf eine Million Einwohner. Jetzt darf man nicht über 400,000 Seelen angeben. Davon kommen auf Cartum 6000, Musselamia 7000, Woled-Medina 7000 und Sennaar 7000, die umliegenden Flecken und Vorstädte mitgerechnet.

Mannigfaltiges.

— Die Holländische Literatur. Bei der Beurtheilung eines Romans des Holländischen Dichters J. van Lennep, der seine literarische Laufbahn mit einer Reihe von Romanzen, meist volksthümlichen Inhalts und von glänzender Phantasie, eröffnete, dann auch als trefflicher Prosaiker sich auszeichnete und im Jahre 1833 einen historischen Roman „der Pflegesohn" schrieb, welchem er später einen zweiten, „die Rose von Dekama", folgen ließ, wovon der erstere zu Anfange des 17ten, der letztere in der Mitte des 14ten Jahrhunderts spielt, wird von einem Englischen Kritiker in der Foreign Monthly Review die Frage aufgeworfen, woran es wohl liege, daß in Holländischer Sprache verhältnißmäßig so wenig Werke der schönen Literatur erschienen, und daß auch dies Wenige vom Auslande fast gar nicht beachtet werde, obgleich es diese Vernachlässigung keinesweges verdiene. Den Grund hiervon sucht derselbe darin, daß die Holländische Sprache im Auslande so wenig gekannt sey, weil die Holländer selbst, zum mindesten die gebildeten Klassen, mit denen der Fremde hauptsächlich in Berührung komme, fast sämmtlich Französisch und viele auch ziemlich gut Englisch und Deutsch sprächen, so daß der Ausländer, der nach Holland reise, nicht genöthigt sey, die Sprache des Landes zu erlernen; der Holländische Schriftsteller habe daher ein sehr geringes Publikum, da die Bevölkerung des Landes sich auf nicht mehr als drittehalb Millionen belaufe, und bei so wenig Aufmunterung sey es natürlich, daß er sich eher gelehrten Studien widme, als populäre Werke schreibe, obgleich es unter den Holländern durchaus nicht an Talenten dazu fehle; noch mehr aber wirke wohl der Umstand nachtheilig auf die National-Literatur ein, daß die Buchhändler bei der geringen Volkszahl, auf welche sie mit dem Vertrieb ihrer Verlagsartikel sich beschränkt sähen, lieber zu der reichen Fundgrube der benachbarten Literaturen ihre Zuflucht nähmen und Bücher aus dem Französischen, Deutschen und Englischen ins Holländische übersetzen ließen, als daß sie die einheimischen Autoren durch ein höheres Honorar zur Production ermuntern sollten. Diese Beantwortung der aufgeworfenen Frage dürfte indeß schwerlich als erschöpfend anzusehen seyn. Sie hält sich ganz auf der Oberfläche und verwechselt zum Theil die Folgen mit den Ursachen. Letztere müssen wohl mehr im Charakter des Volkes selbst und im Geiste seiner Sprache gesucht werden, die beide von früh an vorzugsweise auf das Reale gerichtet waren und nur eine nach dieser vorherrschenden Tendenz hin gewandte Abzweigung von dem Germanischen Urstamme bilden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

№ 102. Berlin, Montag den 26. August 1839.

Rußland.

Handelsbahnen und Waaren-Transporte in Rußland.

Von J. G. Kohl.

Der Russische Adler überschattet ein Oberflächenstück der Erde von mehr als 1500 Deutschen Meilen Länge und 3—400 Meilen Breite, das in einer ungetheilten Masse zusammenliegt. Dieser ganze ungeheure Körper bildet ein politisches, kommerzielles und gesellschaftliches Ganze, und alle verschiedene Theile dieses Organismus stehen mit einander in einer lebendigen und innigen Verbindung, indem von den Staats- und Handels-Mittelpunkten des Reichs Befehle und Waaren ausströmen und ein Personen-Verkehr durch das Ganze pulsirt, der alle Glieder unter einander verknüpft. Kein Reich unter der Sonne ist in dieser Hinsicht unter so eigenthümlichen Verhältnissen, als das Russische. Denn selbst das größte nach ihm, das Chinesische, zeigt doch nur höchstens die Hälfte der großen Dimensionen des Russischen, und die verschiedenen Theile des Englischen sind in vielen kleinen Partieen zerstreut und durch große Wasserbahnen mit einander verbunden. Nirgends hat ein Volk und Staat seine verschiedenen Lebens-Actionen auf einem so ausgedehnten Theater festen, rigiden Terrains auszuführen.

So wie das Bestehen des Englischen Staats in seiner jetzigen Ausdehnung nur möglich ist bei Voraussetzung einer tüchtigen Marine, die auf den Fittigen des Windes die Befehle der Staatsgewalt von einem Ende zum anderen bringt und den Maßregeln der Regierung Nachdruck giebt, so wie nur ein so gewandtes Schiffervolk als die Engländer die Verbindung unter allen diesen transmarinen Besitzungen erhalten kann, Unruhen zu stillen, Kriegsmunition zu transportiren, Waaren auszutauschen vermag, so konnte nur ein im Landtransporte so geschicktes und rühriges Volk wie die Russen auf einem so unermeßlichen Festlandstücke ein Staatsgebäude aufführen und alle Glieder dieser einigen Gesellschaft in warmer Berührung erhalten und vor Lähmung und Zerfall bewahren.

Die Anstrengungen, welche die Russen machen mußten, um diese ungeheure Erdscholle zu bewältigen, und welche sie noch stets machen müssen, um das Ganze in seinem Bestande und im Zusammenhange zu erhalten, sind so groß, daß gewiß jedes andere Volk außer dem abgehärteten, unverwüstlichen, kühnen und gewandten Russen davor zurückschrecken würde. Ja, man kann sagen, daß, wenn es möglich wäre, irgend ein anderes Volk, z. B. die bequemen und langsamen Deutschen, an die Stelle der Russen zu setzen, sich ein solches gewiß ganz von selbst bei den bloßen alltäglichen und gewöhnlichen Lebens-Bewegungen, nämlich bei den alle Zeit nöthigen Uebersendungen von Botschaften und Anordnungen, bei den häufig erforderlichen Truppenmärschen, den gewöhnlichen Reisen und Waaren-Transporten, ohne weiteren Krieg und äußere Störung in sich selbst aufreiben würde. So wie die Russen und Kosaken, wenn wir sie in unsere engen Städte und felsigen Bergthäler stecken wollten, glauben würden, sie müßten ersticken, so würden wir Deutsche, auf die Steppen und die den Erdball umgürtenden Flachländer Rußlands versetzt, uns von Gott und aller Welt verlassen glauben und es nicht wagen, uns in diesem grund- und gränzenlosen Elemente zu bewegen.

Eine Armee, die Monate lang zur Veränderung ihrer Quartiere, zu Revüen und Manövern unermüdlich marschirt, Feldjäger, Couriere, Boten, Postillone, die ohne Klage auf Befehl um die halbe Erde reiten, Kosaken, die auf schnellen Rossen leichten Sinnes zu Kriegs- und Friedenswerk nach allen Winden enteilen, Fuhr- und Handelsleute, die geduldig einen Verkehr treiben, der erst nach Jahren sein Ziel erreicht, konnte nur die Russische Nation stellen, die in sich alle dazu nöthige Elemente der Heiterkeit, Sorgenlosigkeit, Ausdauer, Körperkraft und Elasticität vereinigt. — Es ist daher ein Glück zu nennen, und man könnte darin die Weisheit der Natur loben, daß gerade eine solche Nation in dies massive Ende von Europa und Asien versetzt wurde.

Uebrigens hat die Natur freilich auch in vielfacher Hinsicht für die Genießbarkeit jener großen Erdscholle Sorge getragen und auf mancherlei Weise die Ueberwindung und Verkürzung der großen Entfernungen möglich gemacht. Die ganze gewaltige Bühne ist eine vom Ocean und hohen Gebirgen umgränzte Ebene, die nur von sehr wenigen und verhältnißmäßig höchst unbedeutenden hinderlichen Gebirgen umzogen wird, und die daher der Reiter wie der Fuhrmann ohne große Schwierigkeit durcheilen. Während der Hälfte des Jahres ist noch dazu diese Ebene vom Schnee und Eis geglättet, auf denen Alles um so rascher fortschleift. Große, herrliche, ruhig strömende, felsenlose Flüsse durchziehen das Ganze und befördern mit ihrem riesenmäßig verzweigten Geäder die Einigkeit aller Theile. Die großen Erdschichten, die in den diluvianischen Zeiten hier niederschlugen, senkten sich mit solcher Regelmäßigkeit herab und legten sich so gleichmäßig über einander, daß sie fast überall denselben Aggregatzustand der Oberfläche boten, daß es möglich ist, mit demselben Verkehrs-Vehikel und mit demselben Gespann von dem einen Ende der 300,000 Quadrat-Meilen zum anderen zu fahren. Von irgend welchem 300,000 Quadrat-Meilen großen Erd-Oberflächenstück könnte man dasselbe sagen? Auf irgend welchem anderen müßte man nicht bald auf dem Sande zu Kameelen, bald auf dem Eise zu Schlitten und Hunden, bald zu größeren, bald zu kleineren, bald so, bald so gestalteten Wagen seine Zuflucht nehmen? Freilich existiren natürlich auch in Rußland Verschiedenheiten im Transporte, jedoch nur unbedeutende, so daß man z. B. zu Zeiten 1700 Meilen, d. h. ungefähr ein Vierteljahr lang, zu Schlitten in einer und derselben Richtung fortreisen kann. Die Verschiedenheiten des Transports nach Zeit und Ort wollen wir in Folgendem etwas näher kennen lernen, wobei wir den Unterschied zwischen Winter- und Sommer-Transport, zwischen Land- und Wasserfracht und endlich zwischen südlichem und nördlichem Verkehr vor Augen haben müssen.

Der Land-Transport ist wohl entschieden der wichtigere, denn wenngleich auch die Ströme Rußlands schon seit alten Zeiten in hohem Grade zum Waarenaustausch benutzt wurden, so geschieht doch noch wohl der Winterschneebahn wegen und aus anderen leicht begreiflichen Ursachen die meiste Spedition zu Lande, und man kann bei den meisten Russischen Handels-Städten und Markt-Plätzen wohl das Verhältniß der Wasser- zur Land-Zufuhr wenigstens wie 1:2, wenn nicht bei sehr vielen wie 1:3 und 4 annehmen.

In ganz Rußland sind bisher noch bloße Naturbahnen, und überall auf der Preußischen und Oesterreichischen Gränze sinkt man von den künstlichen Steinwegen West-Europa's hinab auf die Erd- und Lehm-Wege des Ostens, die ganz in derselben Weise von da bis an den Fuß der Chinesischen Mauer führen, wo wiederum die Kunststraßen dieses kultivirten Reiches beginnen. — Die einzige Ausnahme hiervon machen bis jetzt nur, außer einigen kurzen Chausseen im eigentlichen Polen, die Chaussee von Riga über Mitau durch Litthauen nach Tilsit (etwa 36 Meilen), — die Chaussee von Petersburg nach Moskau (etwa 100 Meilen), und die Eisenbahn von Petersburg nach Zarskoje Selo (etwa 6 Meilen). — Die ungeheuren Entfernungen und der in den meisten Gegenden des Reichs beinahe völlige Mangel alles Baumaterials zu Wegen — der ganze Süden Rußlands von der Wolga-Höhe südwärts ist ohne einen einzigen dauerhaften und brauchbaren Stein, nur der Norden ist mit Schwedischen und Finnländischen Granitblöcken, wie Nord-Deutschland, bedeckt — und endlich der sechs Monate des Jahres von der Natur ohne Zuthun des Menschen im Reich durch Schnee und Eis unterhaltene Chaussee- und Brückenbau sind die Verhältnisse, welche bisher die Ausführung größerer Kunststraßen hinderten, deren Unterhaltungskosten und Zinsen ohnedies wohl bei der sparsam gesäeten Bevölkerung kaum durch die nur seltene Benutzung gedeckt würden. Die einzigen Bahnen, welche in dem größten Theile Rußlands bei zunehmender Bevölkerung dereinst einmal ausführbar seyn werden, sind Eisenbahnen. Vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, wo Rußland anfangen wird, einen ausgedehnteren Gebrauch von dieser Erfindung zu machen und durch Anspinnung eines Netzes von Eisenbahnen eine Multiplizirung seiner Kräfte zu Wege zu bringen, deren Produkt gar nicht zu berechnen ist.

Die Beschaffenheit des Terrains ist fast allenthalben der Art, daß sich sogar mit dem besten Willen wenig für die Wege thun läßt, dabei aber zu gleicher Zeit in der Regel so günstig, daß die völlig ungekünstelten Naturwege Rußlands meistens unseren Kunstwegen an Güte nichts nachgeben. Es giebt in Rußland weder die Felsen und Berge, die einige Gegenden West-Europa's ohne Kunststraßen völlig ungangbar machen würden, noch die Sand-

flächen Nord-Deutschlands und einiger Französischer Provinzen, in denen man ohne Steindämme sich nur mühsam fortschleppt. Das Terrain ist vielmehr bei großer Ebenheit fast durchweg in einem ziemlich festen und elastischen Aggregat-Zustande, auf dem sich durch Befahrung sehr gute Straßen leicht ausbilden. Das Wenige, was man für die Wege thut und das in verschiedenen Gegenden verschieden ist, reduzirt sich auf Folgendes:

Am meisten geschieht, kann und muß geschehen in den Ostsee-Provinzen und in Polen. Diese feuchten und sumpfreichen Landstriche — Lithauen, Kurland, Liefland, Esthland, Finnland — machen vor allen Dingen eine Erhöhung und Aufschüttung der Wege und eine Befestigung derselben durch Grand und Holz nöthig, daher auch fast alle bedeutendere Wege in diesen Ländern erhöhte und schmale Dämme mit Gräben zu beiden Seiten sind. Im besten Zustande befinden sich die Wege in dem Herzogthum Kurland, wo der Adel viel dafür thut und jeder Gutsherr für die Ebenung, Aufschüttung und Entwässerung der Dämme seines Gebiets sorgt. In der guten Jahreszeit fährt man in diesem hübschen Ländchen so bequem und rasch, wie in irgend einem macadamisirten Lande. Einen ähnlichen Wegebau mit Dammerrichtung und Abzugsgräben hat eine dringende Naturnothwendigkeit fast in ganz Polen gäng und gäbe gemacht.

Im übrigen Rußland beschränken sich die Wegearbeiten fast einzig und allein auf die Bestimmung der Gränzen der Straßen gegen die ihnen anliegenden Aecker und einige andere unbedeutende Anordnungen. Die Gräben, welche man zu den Seiten der Wege, die gewöhnlich von enormer Breite sind, — die großen Poststraßen 36 Klafter, Nebenstraßen und Vicinal-Wege 24 und 12 Klafter breit, — gezogen hat, können nicht als Abzugsgräben, sondern nur als Gränzgräben angesehen werden. Zu beiden Seiten aller Hauptwege sollen, einer allgemeinen obrigkeitlichen Verfügung gemäß, die Wälder größerer Sicherheit wegen in einer Breite von 100 Schritten gelichtet seyn. Gewöhnlich werden diese Wege nun gar nicht geebnet, vielmehr sucht sich jeder Wagen auf dem innerhalb der eben bezeichneten Breite liegenden Wegestrich die besten Stellen aus und fährt, wo er am leichtesten fortzukommen denkt. Meistens bildet sich nun in einer Richtung eine ordentlich befahrene Straße aus, die, wenn sie ausgefahren und löcherig geworden ist, verlassen wird, indem die Wagenzüge zu einem anderen ihr parallelen Strich ausgreifen, bis Regen und andere Natur-Einflüsse auch den alten von selbst wieder geebnet haben. Im ganzen fruchtbaren Süden Rußlands, wo man mit dem bei uns so kostbaren Dünger nichts Rechtes anzufangen weiß, braucht man dieses Material allgemein zur Ausbesserung der Wege und Ausfüllung der entstandenen Vertiefungen, jedoch auch in der Regel nur bei den Straßen in den Städten. Hier und da, namentlich in West-Rußland, wird auch Holz und Strauchwerk, jedoch glücklicher Weise auf nur sehr kurze Strecken, zur Wegebesserung angewendet. — Selbst die allernothwendigste Arbeit beim Wegebau, die Ueberführung der Wege über Flüsse und andere Gewässer, der Brückenbau, kann natürlich bei dem Entgegentreten so ungeheurer Ströme noch nicht zu bedeutender Entwickelung gelangt seyn. Ueber die großen Flüsse Wolga, Dniepr, Don, Düna, Dwina, Ob, Jenisey u. s. w. giebt es noch durchaus gar keine Brücken, wenn man ihre obersten Quellengebiete und die Brücke bei Riga, die einzige der Düna, so wie die Brücke bei Twer, die einzige der Wolga, ausnimmt. Ueber die kleineren Flüsse führen allerdings hier und da Brücken, doch wie bei den großen Strömen die Fähren, dienen bei ihnen die Furthen dem Verkehr noch weit häufiger zum Uebersetzen, als bei uns. Da übrigens Rußland auch nicht so quellenreich ist, als unsere Berglandschaften, und seine Gefilde nicht von so unzählig vielen kleinen Gewässern durchschnitten werden, vielmehr alles Wasser mehr in langen Fäden zusammenfließt, so ist auch das Bedürfniß nach Brücken noch nicht so dringend und häufig sich einstellend wie bei uns.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Ein Bild der Bretagne.

Aus brieflicher Mittheilung eines Italiäners.

Heute schreibe ich Ihnen zum ersten Male aus dem Lande der Druiden, aus der Bretagne. Die unermeßlichen Haiden dieses Landes und seine ungeheuren Wälder, deren Bäume die mystische Mistel umrankt, haben etwas Schauerliches und Unheimliches. Hier war es, wo entmenschte Priesterinnen formlose Steinmassen umtanzten und dem blutigen Kriegsgotte zu Ehren Menschen schlachteten — hier war auch der Schauplatz jenes verzweifelten Kampfes der Anhänger des alten Königthums gegen die Heere der Republik!

Man reist in diesem nordwestlichen Winkel Frankreichs wie im Innern von Nord-Amerika. Auf meilenlangen Strecken erscheint kein gepflügtes Feld, ja nicht einmal ein Stückchen Rasen: nackte Einöden wechseln mit Gestrüpp und Waldung. Tausend und aber tausend Mal hat man den Versuch gemacht, diese Provinz anzubauen, und immer vergebens; zahlreiche Gesellschaften von Spekulanten haben an diesen undankbaren Boden viele Millionen vergeudet. Sie werden mich fragen, wie der Mensch hier existiren kann? Bei Gott, ich weiß es nicht; aber so viel ist faktisch, daß er, wenn auch nur sehr kümmerlich, sein Daseyn fristet. Die armseligen Hütten der Bretagner Bauern verdienen weit eher den Namen schlecht gebauter Viehställe. Man steckt vier dicke Pfähle an den vier Ecken in den Boden, verbindet sie mit einer Art von Gitter aus dünneren Pfählen, füllt die leeren Räume zwischen denselben mit einer Mischung von Stroh und Lehm, und die Mauer ist fertig. Das Dach wird mit Stroh gedeckt, und oft sieht man auf dem Giebel wildwachsende Gräser und Blumen. Das Innere dieser Barracken ist wo möglich noch armseliger als das Aeußere: ein Flechtwerk aus Weidenruthen, das nicht bis zum Dache reicht, theilt die Hütte in zwei Abtheilungen, von denen die eine dem Vieh, die andere der Familie angehört. Die Betten stehen oft, wie Fachwerke eines Schrankes, über einander, und in demselben Bette schlafen mehrere Personen. Die Bauern des Binnenlandes haben eine besondere Art von Tischen: eine Vertiefung in der Mitte des Tisches beherbergt das Mahl der ganzen Familie, und von dieser Vertiefung laufen verschiedene Rinnen aus, die in eben so viele kleinere Aushöhlungen am Rande der Tafel münden. Vermittelst dieser Kanäle, bei denen die Blutrinnen der Drusen-Altäre als Vorbild gedient haben mögen, fördert jedes Glied der Familie seinen Antheil aus der großen Vertiefung in eine der kleineren, welche die Stelle unserer Teller vertreten.

Der Bretagnesche Bauer läßt sein Haar wild über die Schultern hängen: er trägt einen unförmlich großen Hut und ein rauhes Wamms aus Ziegen- oder Wolfsfell. Von den Bewohnern der Küste kleiden sich Viele in rohe Leinwand, wogegen Andere, den Moden des vorigen Jahrhunderts, den Hosenschnallen und langen Jacken treu bleibend, ihre kurzen Beinkleinder bisweilen so tief hängen lassen, daß der Rand beinahe an die Waden reicht. Ihre Sprache ist von der Französischen so verschieden, als ob zwischen der Bretagne und dem übrigen Frankreich ein Ocean läge; sie ist Celtischen Stammes und hat die meiste Verwandschaft mit dem Idiome der Landschaft Wales in England. Die Bretagner sind abergläubisch, wie alle unwissende Völker, und widersetzen sich allen Bemühungen, ihnen Kultur beizubringen.

Die kleinen Pferde der Bretagner haben ein so elendes Ansehen, daß es Einem viel Ueberwindung kostet, sie für eine Species des Geschlechtes Equus caballus zu erklären. Sie grasen ganz frei in den Gebüschen, und ihre ganze Strapaze besteht darin, daß sie die Kohlen aus den Wäldern nach den Fabrik-Orten tragen müssen, — ich sage tragen, nicht ziehen; denn in den Wäldern giebt es keine fahrbare Wege.

So wüst und unwirthlich aber die Bretagne ist, so hat sie doch zu jeder Zeit Menschen hervorgebracht, deren Frankreich mit Recht sich rühmen kann. Dieses arme und unwissende Volk ist besonders an der Atlantischen Küste ein schöner und kräftiger Menschenschlag, muthig und ausdauernd in Gefahren, seinen Meinungen, seinem Glauben und Aberglauben unerschütterlich treu. Der Bretagner will lieber die härtesten Lasten tragen, als einen Theil der großen Nation ausmachen; und die Französische Regierung behandelt ihn auch argwöhnischer und mit größerer Strenge, als jeden anderen Provinzialen. Wenn ein Bretagner seine Heimath verläßt, um in eine benachbarte Provinz zu gehen, so sagt er: „Ich reise nach Frankreich" — es ist seiner Natur zuwider, die Franzosen als Brudervolk zu betrachten, da sie nicht bloß eine für ihn wildfremde Sprache reden, sondern auch mit Spott und Hohn auf ihn herabsehen. In der Normandie hört man täglich ausrufen: „Dieser Mensch ist so starrköpfig wie ein Bretagner, — so schweinisch wie ein Bretagner, — so dumm wie ein Bretagner, — so arm und lumpig wie ein Bretagner", und was der infamirenden Redensarten mehr sind. Mit Beziehung auf die letzterwähnte Eigenschaft muß ich bemerken, daß Armuth vielleicht nirgends ein so unverzeihliches Verbrechen ist, wie in Frankreich.

England.

Die Engländer auf Reisen.

(Schluß.)

So viel ist gewiß, daß Italien großen Vortheil von den zahlreichen Englischen Reisenden zieht, und doch haben sich noch keine Bande wahrer Sympathie zwischen seinen Einwohnern und den Engländern geknüpft. „Ne hanno" (sie haben was) ist bei den Italiänern das große Argument, das sie zur Höflichkeit gegen jeden Reisenden anspornt, der, seinem Anzuge und seiner Equipage nach, ein Engländer zu seyn scheint. Doch ist leicht zu begreifen, daß man des Geldes wegen, welches man in einem Lande ausgiebt, weder geachtet noch geliebt wird, und daß nur der Eigennutz und kein wohlwollendes Gefühl den Englischen Touristen eine ausgezeichnete Aufnahme von Seiten der Italiäner bereitet, die sich jedoch meistentheils nicht über den Kreis der Gastwirthe, Kellner und Lohnbedienten hinaus erstreckt. Der Italiäner ist von Natur freundlich, mittheilend und besitzt eine Gefälligkeit, welche oft wie Kriecherei erscheint, die aber eigentlich nur aus dem Wunsche entspringt, sich die Fremden verbindlich zu machen und bei all den Merkwürdigkeiten und Kunstwerken, als deren Hüter und Besitzer er sich betrachtet, den Wirth zu spielen. Oft sah ich einen Mailänder oder Florentiner von seinen Geschäften oder Vergnügungen sich abwenden, um einen unserer verirrten Reisenden auf den rechten Weg zu führen; ja, seine gefällige Gastfreundschaft ging selbst so weit, ihn bis zu der Kirche oder dem Palast zu begleiten, wonach dieser suchte, und statt alles Dankes empfahl sich der Engländer nur mit einer Handbewegung oder einem kalten, trockenen good day, dessen Echo stets

unangenehm in meinem Innern wiederklang und einen gewiß sehr natürlichen Unwillen in mir darüber erregte, daß die Ehre und die Höflichkeit unseres Landes auf solche Weise in der Fremde befleckt wurden. So sind mir nach und nach die Ursachen jener stummen Abneigung und jenes nur halb ausgesprochenen Hasses klar geworden, wovon man gegen die in Italien reisenden Engländer erfüllt ist.

In seinem Vaterlande, im Innern seines Hauses, ist der Engländer offen, umgänglich, gutmüthig, und schon mehr als Einem Deutschen oder Franzosen wurde ein herzlicher, freundlicher Empfang in einer Englischen Familie zu Theil. Begeben wir uns aber in die Fremde, so scheinen die Meisten von uns es für einen Ehrenpunkt zu halten, Freimüthigkeit und Wohlwollen zu verleugnen und jene verdrießliche abstoßende Maske anzulegen, welche uns die anderen Völker als ein untrügliches Kennzeichen der Langenweile und der Eitelkeit vorwerfen. Im Auslande scheint der Engländer keine andere Sorge, keinen anderen Zweck zu kennen, als seine persönliche Ueberlegenheit geltend zu machen und sich nur mit sich selbst zu beschäftigen. Ueberall, wohin der Engländer nur immer reist, macht sich diese Ichsucht geltend; für sich nimmt er den besten Platz im Postwagen und an der Gasttafel, so wie das beste Zimmer im Gasthofe in Beschlag; mit Königlicher Herablassung läßt er sich bei Tafel von seinen Nachbarn bedienen, ohne nur durch ein Wort oder ein Zeichen seinen Dank zu bezeigen; handelt es sich um seine Bequemlichkeit, so kennt er keine Rücksicht auf Alter und Geschlecht; sich mit dem zweiten Platz oder einem schlechteren Zimmer aus Höflichkeit zu begnügen, schiene ihm Hochverrath an der Nation. Seine Reiseroute hat er sich im Voraus festgesetzt, und er strebt nach seinem Ziele mit der Beharrlichkeit der Magnetnadel; nichts in der Welt kann ihn von seinem ersten Plan abbringen; er wiche auch nicht um eine halbe Meile von seinem Wege ab, und sollte er der besten Gesellschaft deswegen entsagen. Ermüdend ist er nicht, denn er zeigt sich gewöhnlich ernst und schweigsam und öffnet nur den Mund, um die nöthigen Aufklärungen zu erfragen. Solltet Ihr ihn zum Reisegefährten erwählt haben, so bereitet Euch nur darauf vor, daß er Euch nach vierzehn Tagen des traulichsten Umgangs ganz plötzlich verläßt, ohne Euch von seiner Abreise vorher im geringsten unterrichtet zu haben. Es ist von dem Englischen Touristen bekannt, wie er durchaus unabhängig seyn will, und wie leicht er jedes freundschaftliche Verhältniß abbricht; sein Zweck beim Reisen ist, sich die Langeweile zu vertreiben und die Welt zu sehen; daher benutzt er die ihm begegnenden Reisenden wie einen angenehmen Zeitvertreib oder als Sprach- und Geographie-Lehrer; ist nun der Zeitvertreib und das lebendige Wörterbuch genugsam ausgebeutet, so scheint ihm nichts natürlicher, als sich davon mit so wenig Umständen zu trennen, wie man eine Broschüre beiseit legt und die Thür eines Museums oder eines Theaters hinter sich schließt. Die Englischen Reisenden halten jetzt in Italien nicht zusammen, weil sie sehr wohl wissen, daß Einer von dem Anderen nicht großen Vortheil haben würde; auch möchten ihre Verbindungen unter einander noch weniger dauernd als die mit fremden Reisenden seyn. Der Instinkt der Ichsucht, die ein Jeder, nach sich selbst zu urtheilen, auch bei den Anderen voraussetzt, hält sie fern von einander und veranlaßt sie, sich mehr der fremden Gesellschaft zuzuwenden, auf welche sie durch ihre beständige Einförmigkeit und ihren Gleichmuth großen Einfluß ausüben, denn nur der Engländer allein besitzt das Talent, immer Herr seiner selbst zu seyn. Der Franzose zum Beispiel, der von Natur unbedachtsam ist, begeht auf einer Reise zahllose Thorheiten und Irrthümer, leicht läßt er sich betrügen von Fahrleuten, Trägern, Zollbeamten, Bettlern, Gastwirthen, Spitzbuben und Vagabunden aller Art, die sich auf den Plätzen der großen Italiänischen Städte umhertreiben. Der Franzose ereifert sich und tobt, er schickt Alles zum Teufel, und trotz dieses scheinbaren Zwistes, wird zwischen Italiänern und Franzosen immer ein freundschaftlicher brüderlicher Verkehr stattfinden. Nur der Franzose wird in Rom, Neapel und Mailand jene guten, mütterlich gesinnten Wirthinnen antreffen, die sich sorgsam des armen Künstlers und Pilgers annehmen; nur ihm wird der Eintritt in die vornehmen und geheimnißvollen ridotti der Scala oder St. Carlo's gestattet, nur ihm folgen Zeichen der Theilnahme, Worte des Bedauerns bei seiner Abreise nach.

Der Engländer hingegen wird auf seiner Reise durch Italien nie oder doch nur höchst selten betrogen, denn durch seinen kalten Gleichmuth siegt er über die Italiänische Schlauheit, die übrigens jetzt viel von ihrem alten Rufe eingebüßt hat. Indem er überall mehr als Andere bezahlt, genießt er die aristokratischen Privilegien und Auszeichnungen des Gasthof-Lebens, aber auch nichts weiter. Der Italiäner kennt vom Engländer nur die Physiognomie und die Börse, er begegnet ihm wie einem großen Herrn, weil er nicht mit ihm als Freund umgehen kann; der Engländer seinerseits kennt von Italien nur die Genüsse, die er bezahlt, und das sind gewiß nicht immer die ergötzlichsten. Seine Vereinsamung, dies erzwungene Resultat seiner angenommenen Kälte und seines Egoismus, ist oft daran Schuld, daß er nach einem fünf- oder sechsmonatlichen Aufenthalt in Italien es doch eigentlich nicht besser kennt, als wenn er fünf oder sechs Tage die topographischen Karten durchblättert hätte, auf welchen die hauptsächlichsten Gebäude, Paläste und Aussichtspunkte Toskana's, der Romagna und der anderen Staaten verzeichnet sind.

In den kleinen Italiänischen Städten, vorzüglich auf dem Wege von Mailand nach Venedig, giebt es gewisse Gasthöfe, die man nur für einen oder zwei Tage als Absteige-Quartier benutzt, um irgend eine Landkutsche zu erwarten, oder um eine nahgelegene Stadt zu besuchen, die keinen langen Aufenthalt erfordert. Kehret aber lieber in die elendeste Hütte ein, im Fall Euch der Wirth von der Schwelle seines Thores die unseligen, ungastlichen Worte zuriefe: „Eine Englische Familie ist bei mir abgestiegen"; denn eine solche Familie hat das ganze Haus mit Sturm eingenommen und sich das Monopol aller Zimmer angeeignet; Euch logirt man dann auf dem Heuboden, Ihr müßt ohne Kopfkissen, ohne Decke, ja oft selbst ohne Licht schlafen. Verlangt Ihr irgend etwas von dem Kellner, so erhaltet Ihr bestimmt immer die trostlose Antwort: „Alle diese Gegenstände sind von der Englischen Familie in Beschlag genommen." Die Stiefelknechte, die Stiefelanzieher, die Handtücher, die Wasserkrüge, die Waschbecken, alle Dienstboten vom Kellner bis auf den kleinsten Jungen, kurz der ganze Gasthof mit allem Zubehör gehört ausschließlich der Englischen Familie, die oft an das Gefolge des Johann von Paris erinnert, nur daß ihr weniger Heiterkeit und gewinnende Laune eigen war. Bei Tische aber geht das Leiden erst recht an, denn für den Reisenden bleibt nichts übrig, als einige vegetabilische Zwischengerichte und etwas geriebener Stracchino-Käse, weil die Englische Familie mit unersättlicher Gier alle Schüsseln untersucht, befühlt und Alles verschlungen hat, was nur irgend derb und nahrhaft war.

Unter den Englischen Reisenden haben sich manche von dem Reiz des Klima's, von der Liebenswürdigkeit der Einwohner und den Annehmlichkeiten des Italiänischen Lebens so angezogen gefühlt, daß sie Hütten in diesem gelobten Lande bauten; Florenz insbesondere ist die auserwählte Stadt der Engländer, und deswegen macht man ihr auch den Vorwurf, daß sie mehr eine Englische Kolonie als eine Italiänische Stadt sey. Es ist wahr, daß der Einfluß unserer Sitten sich hier ganz besonders fühlbar macht, aber diese Einwirkung gereicht weder zu unserem Nachtheil, noch zum Nachtheil Italiens, welches so die Ueberschwänglichkeit seiner Leidenschaften durch die Kälte und Haltung unseres Wesens mäßigen lernt. Der in Italien ansässige Engländer kehrt wieder zur Natur zurück, streift alle jene lächerlichen Nomaden-Grillen ab und eignet sich sogar Manches von den guten Eigenschaften und dauernden Vorzügen des Landes an, in welchem er sich angesiedelt hat.

Polen.

Die berühmtesten Polnischen Schriftsteller des letzten Jahrhunderts.*)

Nach Stanislaus Kozmian.

II. Adam Naruszewicz.

Der Genius Adam Naruszewicz's hatte zu seiner Entwickelung keinen günstigeren Boden als ein Jesuiten-Kloster. Er trat in die Congregation, als er mündig wurde, und er ward einer ihrer talentvollsten Kämpen. Nach ihrem plötzlichen Fall stieg er zu den höchsten kirchlichen Würden empor, da er den König zum Gönner hatte. Seinen Werken nach gebührt ihm einer der ersten Plätze unter den berühmten Geistern seiner Zeit. Doch obgleich er mit nicht geringem poetischen Talent begabt war, obgleich er sich durch ungewöhnliche Tiefe der Gedanken und emsige Forschung auszeichnete, muß er dennoch Krasizki den Vorrang einräumen, den er zwar in Fleiß und Gelehrsamkeit zuweilen übertraf, aber niemals in jener Fülle von Humor und in jener Elastizität des Geistes erreichen konnte, wodurch sein bischöflicher Bruder so wesentlich zum Fortschritt der Bildung in Polen beitrug. Er versuchte sich in zu vielerlei Schreibarten, als daß ihm alle hätten gelingen können. In seinen Oden, deren er zwei Bücher geschrieben, entwickelt er große Erhabenheit der Gedanken und Anmuth der Sprache. Seinen Satiren fehlt es zwar an Feinheit, doch schwingt er darin oft die rauhe, aber scharfe Klinge des Juvenalischen Schwerdtes. Wärme des Kolorits, Wahrheit der Schilderungen und Reinheit der Sprache, die sich in seinen anderen Schriften nicht immer findet, zeichnen seine Idyllen aus. Nichts aber zeigt so sehr, in wie hohem Grade er schöpferische Fruchtbarkeit mit eifrigem Fleiße verband, als seine zahlreichen, kunstvollen Uebersetzungen. Pindar, Anakreon und Homer wurden nach und nach in einer der Polnischen Literatur ganz neuen Form von ihm übertragen. Während indeß seine poetischen Arbeiten so großes Lob verdienen, muß man doch bedauern, daß der Ernst seiner Studien und seines Berufs so wie seine scholastische Bildung ihn oft zu schwülstigen Gedanken und bombastischer Sprache verleiteten. In keinem seiner Werke treten diese Fehler so sehr hervor wie in den Dithyramben, wo er mit Riesenschritten einherschreitet und zu genau an Horazens Vorschrift: Numerisque fertur solutis, sich hält. Nicht nur ergeht er sich hier in übertriebenen Ausdrücken, sondern schmiedet auch neue Wörter, doch ebenfalls mit seinem gewohnten Scharfsinn. Seine Werke tragen im Ganzen den Stempel der hohen Würde seiner Stellung und seines Amtes; wenn er sich aber einmal etwas den Zügel schießen läßt, wird er auch jovial und sogar liebenswürdig galant. Als Beispiel kann seine Ode auf den Schlitten einer Polin dienen oder seine Satiren über die Ehe, worin er seine Gründe zu Gunsten dieses gesegneten Standes folgendermaßen schließt: „Gott selbst hat die Ehe gewollt, denn er schuf dem Adam keine Schwester, sondern ein Weib!"

---

*) Vergl. Nr. 91 des Magazins.

Die gränzenlose Bewunderung, mit der ihn seine Zeitgenossen verehrten, wird mehr durch seine Prosa, als durch seine Poesie gerechtfertigt. Seine Uebersetzung des Tacitus ist ein Meisterwerk. Beim Lesen desselben weiß man kaum, ob man mehr über die Erhabenheit des Originals oder über die Treue des Abbildes staunen soll. Durch dieselbe Würde, Kraft und Kürze zeichnen sich auch seine eigenen prosaischen Schriften aus. Er schrieb eine Geschichte Polens, eine Biographie des berühmten Kriegers Johann Chodkiewicz und eine Statistik der Krimm. Die sechs Bände seiner Polnischen Geschichte umfassen nur vierhundert Jahre der frühesten Zeit dieser Nation. Es ist der erste Versuch einer genauen philosophischen Untersuchung der Thatsachen und einer Ordnung derselben. Wie mühsam diese Aufgabe gewesen seyn muß, läßt sich daraus abnehmen, daß der Verfasser 360 Foliobände schriftlicher Dokumente hinterließ, aus denen er geschöpft und aus denen er weiter schöpfen wollte. Sein Plan wurde so bewundernswürdig und die Ausführung desselben so vortrefflich gefunden, daß die Vollendung seines Werkes eines der Hauptziele war, welche die Gesellschaft der Freunde der Wissenschaft und Literatur sich gesteckt hatten; einige ihrer talentvollsten Mitglieder waren damit beauftragt, die übrigen Regierungen der Polnischen Könige zu schreiben. Naruszewicz starb im Jahre 1796.

So leiteten am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts, als im westlichen Europa das höchste Verdienst mit Spott verfolgt wurde, wenn es den Priestermantel trug, in Polen zwei ausgezeichnete Prälaten das Vordertreffen im Feldzuge des Lichts und der Wissenschaft. Der Eine, heiter, gewandt, bei jedem Schritt neue Quellen des Witzes und der Leidenschaft eröffnend, stürmte oft über die engeren Geistesgränzen seines ihm folgenden Anhanges hinaus; während der Andere, hoch über die Heerde sich erhebend, ihren Marsch ordnete und sie langsamer, aber sicherer vorwärts führte. Krasicki unterhält, Naruszewicz belehrt, und sehr richtig prophezeite ein Polnischer Schriftsteller, die Werke des Letzteren würden in den Händen der Gebildeten, die des Ersteren aber in den Händen Aller seyn.

III. Stanislaus Trembezki.

Unter der Schaar der Polnischen Dichter erscheint Trembezki wie ein phantastischer Geist, der sich nicht sowohl durch hohen Genius, als durch das lustige Gewebe seiner Einbildungskraft über die Anderen erhebt und, unbekümmert um Lob oder Tadel der Menge unter ihm, seinen kühnen Flug fortsetzt. Er singt von dem Drange eines überströmenden Herzens; seine Poesie folgt jeder wechselnden Regung seines Gemüths, jeder Wallung seines Bluts. Mag er nun den Zauber einer Schönheit preisen oder die schwelgerische Lust eines Festgelages, seine Lyrik ist stets voll Anmuth, und seine Begeisterung reißt den Leser unwillkürlich mit sich fort. Wie wir über die prächtige Gewandung einer antiken Statue wohl die klassischen Formen, welche darunter verborgen sind, auf eine Zeit lang übersehen, so vertieft sich bei den Werken dieses Dichters unsere Bewunderung in die entzückende Schönheit der äußeren Hülle, der reinen, herrlichen Diction, und vergißt darüber die Kühnheit der Erfindung und die Feinheit der Gedanken. Gern folgen wir ihm von dem lustigen prunkvollen Hofleben nach den grünen Rasenplätzen von Powonsk und Sofiowka. Die ersteren schildert er in einem Idyll, die letzteren in einem längeren beschreibenden Gedicht. Sofiowka war für das östliche Polen lange Zeit, was Pulawy für das westliche, ein heiliger Ort, unter dessen Reizen und Denkmälern der pilgernde Patriot oft über die Träume der Vergangenheit und die Hoffnungen der Zukunft den Schmerz der Gegenwart vergaß.

Trembezki's Uebersetzungen des Enfant prodigue und des ersten Aktes von l'Orpheline de Chine erinnern uns an den praktischeren Theil seines Lebens. Hier verwickelten ihn seine Galanterieen gegen das schöne Geschlecht und sein Geschmack an den gesellschaftlichen Vergnügungen, — er war zum Beispiel ein leidenschaftlicher Schachspieler, — in manche Händel. Zu Ehren der Damen focht er über dreißig Duelle aus, und in diesen war er glücklicher als im Schach, denn hierin verspielte er mehrere seiner besten Werke; unter anderen fiel seine Uebersetzung des ersten Aktes der Chinesischen Waise in die Hände Radowizki's, eines Schriftstellers von sehr geringem Talent. Dieser vollendete die Uebersetzung und gab das Ganze unter seinem Namen heraus; aber die Krähe ward bald entdeckt und ihrer geborgten Federn entkleidet. Ein Witzling machte folgendes Epigramm auf die Geschichte: „Von Dschengis-Chan verschont, in Radowizki's Krallen, warst, arme Waise Du, durchaus dem Tod verfallen!"

Sein Talent auf solche Weise vernachlässigend und seine Kräfte vergeudend, hat unser Dichter nur wenig Werke hinterlassen, und der einst so bewunderte Kammerherr eines der glänzendsten Höfe Europa's verlebte seine letzten Tage in Niedrigkeit und Verlassenheit, Sperlinge fütternd und nach den Fledermäusen haschend, die über sein fieberkrankes Haupt dahinflatterten, denn mit seinen Glücksgütern waren auch seine Sinne ihm entschwunden.

Bibliographie.

Biblioteka konwersacyina. (Conversations-Bibliothek oder Darstellung der für den gesellschaftlichen Umgang nöthigsten und nützlichsten Kenntnisse und Dinge.) In 4 Abtheilungen: 1) Der Mensch in der Gesellschaft. 2 Bde. 4 Fl. 2) Der Gesellschafts-Erzähler. 2 Bde. 4 Fl. 3) Der Gesellschafts-Deklamator. 4 Bde. 8 Fl. 4) Auswahl von Kunststücken. 2 Bde. 4 Fl. Warschau.

Muzeum historyi naturalnéy i cudów stworzenia. (Museum der Naturgeschichte und der Wunder der Welt.) Mit 24 Kupfern. Warschau. Pr. 9 Fl.

Mannigfaltiges.

— Ein Russischer Winterabend. Nachdem uns Varnhagen von Ense kürzlich im „Freihafen" den Russischen Schriftsteller Fürsten Odojeffskij, durch eine mit feinster Grazie übertragene Novelle desselben, „die Sylphide", auf so empfehlende Weise kennen gelehrt, bringt das neueste Heft jener Zeitschrift abermals eine aus derselben Feder geflossene Uebersetzung aus dem Russischen, die mit gleicher Meisterschaft eine Erzählung von Melgunoff, „der Winterabend", wiedergiebt. Mit einer charakteristischen Einleitung beginnend, die uns in das winterliche Beisammenseyn einer Gesellschaft auf dem Lande versetzt, weiß der Autor unser Gemüth auf geschickte Weise in die Stimmung zu bringen, die sich willig dem Eindruck des Unheimlichen, ja des Entsetzlichen hingiebt; unerwartet aber führt er uns mit eben so viel Gewandtheit, die aufgeregten Wogen beschwichtigend, in das ruhige, freundliche Element der heiteren Gegenwart zurück, „die Täuschung, die er schafft, gutmüthig selbst zerstörend." So verschlingen sich Dichtung und Wirklichkeit auf eine höchst anmuthige Weise; der Verfasser läßt uns gleichsam einen Blick in die Werkstätte der ersteren thun, indem er an einem Beispiele zeigt, wie die Wirklichkeit zur Dichtung wird, wie aber auch zugleich das Wurzeln dieser in jener die Grundlage aller Poesie ist. Die Erzählung verdiente es, einen solchen Uebersetzer zu finden, und die captatio benevolentiae, welche derselbe in einem Vorwort zu Gunsten des Autors voranschickt, findet in Inhalt und Form des mitgetheilten Probestücks die vollkommenste Rechtfertigung. „Ich meinerseits", sagt Varnhagen, „bekenne ohne Scheu, daß überall, wo mir auf dem Boden edler, von humaner Güte und Einsicht durchdrungener Bildung ein so schöner Verein sinniger Lebensauffassung, ästhetischer und sittlicher Reinheit und gewandter anmuthiger Behandlung begegnet, wie in den Erzählungen Melgunoff's, ich gar sehr erfreut und befriedigt bin und auch die Freunde getrost einlade zu einem solchen Genusse, den man sich ohne Zweifel auch anderweitig verschaffen kann, nach welchem man aber auch allzu oft in der Nähe und Ferne nur vergebens späht."

— Die Pariser musikalische Zeitung. Die Konkurrenz eines anderen Journals, welches kürzlich in Paris unter dem Titel: „France musicale", angeblich unter den Auspizien und auch unter pekuniärer Betheiligung Auber's, begründet worden, hat den Herausgeber der Gazette musicale de Paris, Herrn Moritz Schlesinger, zur Verdoppelung seiner Anstrengungen veranlaßt, und die Abonnenten seines Blattes bekommen nun für denselben Preis von 30 Franken jährlich gerade zweimal so viel zu lesen als sonst. Früher nämlich erschien diese Zeitung nur einmal in der Woche, einen Bogen stark; jetzt wird jeden Donnerstag noch ein zweiter Bogen, als Beiblatt, unter dem Titel „Revue musicale", ausgegeben, der sich übrigens in Form und Inhalt von ersterem in nichts unterscheidet, nur daß beide Blätter ihre besondere Reihe fortlaufender Haupt-Artikel haben und man auf die Revue auch allein, zu 20 Franken, abonniren kann. Außerdem erhält man monatlich eine Musik-Beilage, bestehend aus einer Sammlung musikalischer Antiquitäten im Kirchen- und Kammer-Styl, vom 16ten bis ins 13te Jahrhundert hinauf, größtentheils Französische Compositionen, in unser jetziges Noten-System übertragen. Endlich hat der Herausgeber des Blattes während der Saison auch noch Gratis-Konzerte für seine Abonnenten veranstaltet. Die Gazette musicale vertritt übrigens in Paris diejenige Richtung der Französischen Musik, welche vorzugsweise den Grundsätzen der Deutschen Schule sich anschließt, wie schon das Verzeichniß ihrer Mitarbeiter zeigt, unter denen wir die Namen Berlioz, Castil-Blaze, Fetis, Halevy, Lißt, Marx, Rellstab und Seyfried finden. Auch Balzac, Alex. Dumas, Jules Janin und Georges Sand liefern Beiträge. Neben den musikalischen Abhandlungen, Novellen und Kritiken enthält jedes Blatt dieser Zeitung drei stehende Artikel: Nouvelles, — musikalische Nachrichten und Notizen von allgemeinem Interesse oder spezielle Pariser Neuigkeiten, — Chronique départementale und Chronique étrangère — Musikberichte aus den bedeutendsten Französischen Provinzialstädten und aus dem Auslande.

— Ein zweiter Wilhelm Tell. Zu Ridgbury in Nord-Pennsylvanien wurde vor kurzem von einem Manne, Namens Lathrop Baldwin, ein Kunststück ausgeführt, welches Tell's berühmten Schuß fast in den Schatten stellt. Der verwegene Schütze nahm eine Büchse und schoß auf achtzehn Ellen Entfernung einen Apfel vom Kopfe eines anderen Mannes, Namens Thomas Fox. Der Letztere hatte keine Kopfbedeckung, das Haar war ihm glatt heruntergekämmt, und der Apfel war sehr klein. Ob dies tollkühne Wagniß auf einer Wette beruht habe, wird nicht erzählt; die Amerikanischen Zeitungen sagen nur, die Leute seyen beide etwas angetrunken gewesen; sonst hätte sich auch wohl der Eine nicht zur Zielscheibe hergegeben; aber andererseits würde das Gelingen des Schusses dann um so merkwürdiger seyn. Daß übrigens die Amerikaner kecke Wagehälse und Abenteurer sind, ist bekannt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 103. Berlin, Mittwoch den 28. August 1839.

England.

Lady Esther Stanhope, die Königin von Palmyra.

Von Henri Cornille.

In den Zeitungen las man neulich mit kurzen Worten folgende Anzeige: „Lady Esther Stanhope ist nach einer langwierigen Krankheit, 64 Jahr alt, zu Dschuni in Syrien gestorben." Und der gleichgültige Leser erinnerte sich vielleicht gar nicht einmal, wer diese Frau war, die ihr Leben an den Gränzen der Wüste, mitten unter den Drusen und Turkomanen beschloß, über welche diese Tochter der Ungläubigen einst einen so seltsamen, ja fast wunderbaren Einfluß ausübte. Es gab in dem Leben der Lady Stanhope eine Phase, wie sie vielleicht nie wieder in die Jahrbücher des Orients eingetragen wird. Man denke sich vierzigtausend Araber, die sich plötzlich auf den Ruinen Palmyra's versammeln, unbezähmte Nomadenstämme, feurig wie die Gluth der Sonne, die mit ihren Strahlen auf dem Syrischen Sande brennt; diese wilde Schaar steht unbeweglich und schweigend vor einem fremden Weibe; von Erstaunen und Bewunderung erfaßt, rufen Alle mit einem Mal die Tochter der Stuarts zur Beherrscherin der Wüste, zur Königin von Palmyra aus. Man versetze sich im Geist auf den Schauplatz dieses fabelhaften Triumphes, und man wird das Wesen jener Frau begreifen, welche es verstand, dem muselmännischen Fanatismus Schweigen zu gebieten und sich durch sich selbst eine wahrhaft zauberische Herrschaft auf dem Boden Mahomeds zu begründen.

„Lady Esther Stanhope", sagt Lamartine in seinem herrlichen Werke, „war Pitt's Nichte. Nach dem Tode ihres Oheims verließ sie England und durchreiste Europa. Jung, schön und reich, wurde sie überall mit dem Eifer und dem Antheil aufgenommen, welche ihr Rang, ihr Reichthum, ihr Geist und ihre Schönheit ihr sicherten; doch verschmähte sie es standhaft, ihr Schicksal an das eines ihrer ausgezeichneten Verehrer zu knüpfen, und nach einigen in den vorzüglichsten Hauptstädten Europa's verlebten Jahren schiffte sie sich mit einem zahlreichen Gefolge nach Konstantinopel ein. Den eigentlichen Beweggrund zu dieser Auswanderung hat man nie erfahren können; Einige haben sie dem Tode eines jungen Englischen Generals zugeschrieben, der damals gerade in Spanien gefallen war, und dessen Andenken eine immerwährende Trauer im Herzen Lady Stanhope's zurücklassen sollte; Andere aber nur dem Geschmack an Abenteuern, und der unternehmende muthige Charakter der jungen Dame sprach für diese letzte Meinung. Wie dem auch sey, sie reiste ab, hielt sich mehrere Jahre in Konstantinopel auf und schiffte sich dann auf einem Englischen Fahrzeuge mit dem größten Theil ihres baaren Vermögens, mit ihren unschätzbaren Kleinodien und mit Geschenken aller Art nach Syrien ein. Ein Sturm aber überfiel das Schiff auf dem Wege nach Karamanien, im Meerbusen von Makris, es scheiterte, und die Wellen verschlangen alle Schätze der Lady Stanhope; sie selbst entging kaum dem Tode."

Nichts konnte indeß den Entschluß der Lady Esther wankend machen; sie kehrt nach London zurück, sammelt die Ueberreste ihres Vermögens, schifft sich von neuem ein, steuert nach Syriens Küsten hin und steigt bei Latakia, dem alten Laodicea, ans Land. Erst wollte sie sich in Brussa am Fuße des Olymp niederlassen; aber Brussa hat sechzigtausend Einwohner und ist eine an den Landstraßen von Konstantinopel belegene Handelsstadt, und Lady Stanhope sehnte sich nach der Unabhängigkeit und Einsamkeit der Wüste. Sie wählte sich also die Einöden des Libanons, dessen Verzweigungen sich mitten in Sand-Ebenen verlieren. Das in Trümmer gesunkene Palmyra, die alte Stadt der Zenobia, reizte ihre Einbildungskraft, und ihr neuer Wohnsitz sollte an jene vergessenen Stätten gränzen, wo die Vergangenheit mit all' ihrem Zauber, mit ihrer ganzen Eigenthümlichkeit sich offenbart. Da ist sie nun im Dorfe Dschuni, die edle Verbannte, deren Leben von nun an allen Abenteuern des Zufalls geweiht seyn soll. „Europa", sagt sie, „ist ein langweiliger, einförmiger Aufenthalt; da sieht man nur Völker, die der Freiheit unwerth sind, und die Zukunft bietet mir dort nur endlose Revolutionen." So siedelt sie sich dann in ihrem Theben an, sie studirt das Arabische und müht sich, den Charakter der Syrischen Völkerschaften zu erforschen. Eines Tages sieht man die Fremde im Türkischen Kostüm sich auf den Weg nach Jerusalem, nach Aleppo, nach Damaskus, nach der Wüste begeben, in der Mitte einer mit Reichthümern, Zelten und Geschenken für die Scheiks belasteten Karavane; bald sammeln sich um sie die Stämme, und es neigen sich vor ihr alle Völkerschaften, wie einst in Spanien vor Ruy Diaz de Vibar. Man giebt ihr den Namen „Cid", und keine Stimme widersetzt sich ihrem Triumphe. Nicht bloß durch ihre Freigiebigkeit hatte sich Lady Esther die Bewunderung der Araber gewonnen; mehr als einmal war auch ihr Muth auf harte Proben gesetzt worden, doch immer hatte sie der Gefahr mit kühnem Muthe und mit einer Kraft getrotzt, deren Andenken die Stämme bewahrten. Auch verstand es Lady Stanhope, den muselmännischen Vorurtheilen zu schmeicheln; weder mit Christen noch Juden stand sie in der geringsten Verbindung; ganze Tage lang weilte sie in der Grotte eines Derwisches und ließ sich den Koran erklären; nie zeigte sie sich öffentlich anders als mit jener begeisterten, majestätischen und ernsten Miene, welche bei den Orientalen immer als Kennzeichen der Propheten galt. Bei ihr war jedoch dieses Wesen und dieser Ausdruck weniger die Wirkung einer klugen Berechnung, als jenes besonderen Hanges zu allem Ueberspannten und Absonderlichen.

Der Aufenthalt der Lady Stanhope, der anfänglich nur eine Einsiedelei war, verwandelte sich plötzlich in einen orientalischen Palast, mit Pavillons, mit Orangen und Myrthen-Gebüschen, überragt von dem Laubwerk der Ceder, wie sie auf den Bergen des Libanon wächst und gedeiht. Der Reisende, dem Lady Esther den Eintritt in ihr Heiligthum gestattete, fand die Dame mit einem Turban geschmückt, der aus einem weißen oder rothen Kaschmir-Shawl gewunden war; sie trug eine lange Tunika, mit offenen fliegenden Aermeln, weite Türkische Beinkleider, die auf ihre mit Seide gestickten Stiefeln aus gelbem Maroquin herabfielen, und am Gürtel den Yatagan. Lady Stanhope hatte einen ernsten und gebietenden Ausdruck, über ihre edlen und sanften Züge war eine Majestät verbreitet, die durch ihre hohe Gestalt und ihren würdevollen Anstand noch gesteigert wurde.

Doch leider erbleichte plötzlich dieser mit so großen Kosten unterhaltene Zauberglanz. Lady Esthers Angelegenheiten geriethen durch ihre Abwesenheit in Unordnung, mit jedem Jahre verminderten sich ihre Einkünfte, die'e positiven Hülfsquellen, die eine Zeit lang die Magie ihrer seltsamen Herrschaft so wohl unterstützt hatten. Die Königin von Palmyra stieg wieder zum Range der gewöhnlichen Sterblichen herab; sie, die einst alle jene unumschränkten Fermans unterzeichnet hatte, welche dem Reisenden gestatteten, nach seinem Gefallen das Gebiet von Palmyra zu durchstreifen, sie, deren Herrschaft die hohe Pforte selbst stillschweigend anerkannte. Bald sah sie ihre Allmacht nicht mehr von allen ihren Völkerschaften anerkannt. Man ließ ihr den Titel Königin, doch war er fortan nur ein Erinnerungszeichen, und von neuem herrschte klösterliches Schweigen in Dschuni's Einöden.

Lady Stanhope, ihres nur so kurze Zeit getragenen Diademes beraubt, stirbt durch ein Spiel des Zufalls gerade in dem Augenblicke, wo der Orient wankt, wo auf dem wurmstichigen Throne Mahomed's II. der Erbe Achmeds den letzten Seufzer aushaucht; sie stirbt einsam und vergessen, ohne daß ihr Name sich in diese großen Begebenheiten gemischt hat, beim Donner der Kanonen, der in Nisib's Ebenen rollt, als sollte ihr zu Ehren, wie einst beim Tode Alexanders des Großen, eine blutige Leichenfeier begangen werden.

Bibliographie.

Confessions of a Thug. — Von Capitain Meadows Taylor. 3 Bde.
Prodromus, or an inquiry into the first principles of reasoning. — Von Sir G. Haughton.
Adventures during the late war. — Von D. H. O'Brien. 2 Bde.
The tragedy of Count Alarcos. — Von D'Israeli.
Catiline. — Trauerspiel von J. E. Reade.
Blanche of Navarre. — Drama von R. P. James.
The Lords of Ellingham. — Historisches Drama von H. Spicer.
The Landgrave and other dramas. — Von Miß E. L. Montagu.
Temptation, or a wife's perils. — Roman in 3 Bdn.
The Lion, a tale of the coteries. — 3 Bde.
Anecdotes and traditions, illustrative of early English history and literature. — Von W. J. Thoms.
Select library of Scottish Divines. — Von J. Cochrane. Bd. 1. 4 Sh.
British history chronologically arranged. — Von John Wade. 1 Pfd. 10 Sh.
Analysis of one hundred voyages to and from India, China etc. — Von Henry Wyse. 14 Sh.
Two ways of dying for a husband. — Zwei Schauspiele von N. P. Willis. 8 Sh.

Egypt; a familiar description of the land, people and produce. — 7 Sh.
Course of lectures on national education. — Von F. D. Maurice. 7½ Sh.
The courtier, or the days of Charles II. — Von Mistreß Gore. 3 Bde. 1 Pfd. 11½ Sh.
Neale's Romance of history. — 4½ Sh.

R u ß l a n d.

Handelsbahnen und Waaren-Transporte in Rußland.

(Fortsetzung.)

Das Haupterforderniß einer guten Kunststraße ist wohl ohne Zweifel das, daß dieselbe zu allen Jahreszeiten, bei allen Wetterphänomenen und allen möglichen Zuständen der natürlichen Erdoberfläche eine dauernd feste und nutzbare Basis darbiete. Dies können nun natürlich die Russischen Landwege noch nicht leisten. Sie sind gut, ja trefflich, so lange die Witterung trefflich ist. In der schlechten Jahreszeit aber verfällt Alles in völlig untauglichen und bodenlosen Zustand. In den Zeiten des Ueberganges der trockenen Jahreszeit zur kalten, und der durch Eis festen zu der durch die Hitze entsumpften Erdoberfläche, im Herbste und Frühlinge, tritt eine völlige Auflösung und Entzweiung des ganzen Landes ein. Die besten Wege und der lebendigste Transport beschränken sich daher auf die Sommer- und Wintermonate, und im Herbst und Frühling giebt es alle Mal eine Zeit, wo das Land in einen so betrübten Zustand verfällt, daß aller Handel und Wandel völlig cessirt. Die ganze Oberfläche löst sich in einen ununterbrochenen sumpfigen Brei auf. Die in ihren Betten unbewachten und ungenirten Ströme ergießen ihre Gewässer weit und breit durch das Land, und die wegschmelzende Schneedecke so wie die herabstürzenden Regenwasser bilden eine Menge temporärer und unregelmäßiger Flüsse und Schmutzbäche, die den Verkehr auf tausend Punkten hemmen und hindern. Eine Reise im Lande zu diesen Zeiten ist mit einer Menge unsäglicher Mühen und bei uns unbekannter Gefahren verbunden. Alle Waaren und reisende Personen, Fuhr- und Kaufleute legen sich dann gewöhnlich auf einige Zeit zur Ruhe in ihre Frühlings- und Herbst-Quartiere, und, — wie sie mit einem eigenthümlichen fast unübersetzbaren Russischen Ausdruck sagen, — „überherbsten" und „überfrühlingen".

In Bezug auf Sommer und Winter findet zwischen Süd- und Nord-Rußland ein nicht unbedeutender Unterschied statt. In Nord-Rußland ist in dieser, in Süd-Rußland in jener Jahreszeit der Verkehr weit bedeutender. Die treffliche, von den Russen so sehnlich erwartete und so gern benutzte Schneebahn stellt sich nämlich in ihrer nöthigen Vollkommenheit nur im Norden her, bis zu einer Parallele, die man etwa 50 bis 70 Meilen (genauer läßt sich dergleichen natürlich nicht bestimmen) im Süden von Moskau ziehen könnte. In den südlich von dieser Linie beginnenden Steppenländern sind die Winter für eine solche zu gelind und dabei doch an Stürmen, Schneegestöbern, Nebeln und anderen Störungen zu reich, als daß sie bei ihrer völligen Schutzlosigkeit dem Wanderer und Handelsmann einige Aussicht auf sichere Erreichung des Zieles verbürgen könnten. Während daher im Norden eine Menge Transporte, die nicht etwa zu Wasser gemacht werden sollen, für die schöne Winterbahn aufgespart werden und alle Hauptzufuhren zu den Häfen Libau, Riga, Petersburg, Archangel ꝛc., so wie alle in der Landwirthschaft nöthige Herbeischaffungen von Holz- und anderen Vorräthen zu den Hauptsitzen der Güter im Winter statthaben, sucht man dagegen im Süden zu den Häfen Odessa, Taganrog, Krementschug, Jekaterinograd, Mariopol u. s. w. alle Sendungen im Sommer zu bewerkstelligen, so wie ebenfalls auch in der Landwirthschaft alle Anfuhren vor dem Winter abzumachen. Es ist indeß dies eine Verhältniß nicht das einzige, was eine Verschiedenheit in dem Verkehr des Südens und Nordens begründet. Die ganz andere Natur des Steppensüdens und des Schneehügel-Nordens, so wie ihre durchaus verschiedene Bevölkerung, haben in beiden eine sehr verschiedene Weise des Verkehrs einheimisch gemacht, die einer näheren Schilderung und Sonderung werth ist.

Für den Landverkehr des Nordens ist die große Frage des Herbstes und Winters die Bildung einer guten und soliden, früh eintretenden und lange dauernden Schneebahn. Gewöhnlich stellt sich diese schon sehr früh im Jahre her, Mitte Oktober oder doch Anfangs November, und dauert 5, wo nicht 6 Monate, bis Mitte oder Ausgangs März. Auf dem glatten Schnee und Eise ist der Transport natürlich leichter und billiger als auf dem starke Friction verursachenden nackten Erdreich. Alle Wirthschaften des Nordens, kleine wie große, vornehme und geringe, Kaufleute und Ackerleute, sind daher mit Schlitten, Schlittenangespann u. s. w. immer reichlich versehen und brennen vor Begierde, damit im Winter so thätig als möglich zu seyn. Tausend Transporte, Reisen und Arbeiten werden auf den Eintritt der Schneebahn verschoben, und Alles betet: „Gebe Gott uns eine gute Schneebahn." Gut wird sie, wenn sie mit Kahlfrost beginnt, der zunächst den Boden festigt und eine sichere Basis begründet, wenn der erste Schnee bei ruhigem Wetter fällt und Stürme ihn nicht unregelmäßig anhäufen, besonders wenn ihn etwas Feuchtigkeit an den Boden heftet und dann wieder Kälte alles Folgende ballt und mauert. Lange anhaltendes Thauwetter, zur Unzeit einfallende Kälte und Stürme können die Bahn von vorn herein verderben, und milde oder kahlfrostige Winter sind das Schlimmste, was der Himmel dem Russischen Norden schicken kann. Die Begierde, auf dem Schnee zu fahren, ist bei den Leuten so groß, daß man sie schon bei dem ersten schwachen Schneeschleier, der den Boden bedeckt, ihre Schlitten anspannen sieht, und daß sie, selbst wenn schon alle Felder kahl sind, doch noch in den Gräben, oder wo sich sonst der Schnee häufte und länger liegen bleibt, auf Schlitten rutschen.

Die Schneebahnen, selbst wenn auch der beste Grund zu ihnen gelegt wurde, verderben sich doch bei längerem Gebrauche im Laufe des Winters, auch wenn sonst keine äußere zerstörende Einwirkungen des Wetters stattfanden. Zunächst an den Abhängen der Berge und Hügel, wo die Pferde oft nicht so schnell laufen können, als ihnen die Schlitten von selbst nachrutschen, und wo diese daher, da sie, anders als die Wagen, so gut vorwärts als seitwärts und rückwärts gleiten, jenen oft vorauskommen, bilden sich große, breite, glatte Eisbahnen, auf denen das Hinabfahren des Schleuderns wegen mit allerlei Gefahren verknüpft ist. Wenn die Berge einigermaßen hoch sind, ist das Herabgleiten einer großen Waaren-Karavane und die mancherlei Ereignisse dabei ein interessantes Schauspiel für den Zuschauer, eine schwere Arbeit für den Schlittenführer. — Alsdann entstehen auf den ebenen nicht abschüssigen Wegen mit der Zeit eine Menge Quervertiefungen und Erhebungen der Bahn, die wie Wellen in völlig gleichmäßigen Entfernungen und alle von derselben Größe einander folgen und von den Russen „uchabi" oder „Grüfte" genannt werden. Da, wo der Schnee sehr hoch gefallen ist, sind diese Uchabi oft so tief, daß die Schlitten aus einer Gruft in die andere fallen und das Herausarbeiten alle Mal wieder etwas Mühe kostet. Ja, nicht selten fallen die Schlitten mit solcher Gewalt hinein, daß man sie darin stecken lassen muß. Auch bei den gewöhnlichen Uchabi findet ein so beständiges Auf- und Niederschwingen des Schlittens statt, daß die Reisenden dabei ähnliche Gefühle anwandeln wie bei der Seekrankheit.

Die beste und dauerndste Schneebahn giebt es im nördlichen und mittleren Rußland. Im südlichen, bis zum Schwarzen Meere hin, pflegt man nur auf 2 Monate Schlittenbahn zu rechnen. Und auch diese sind noch unsicher. Auch in den Ostseeprovinzen, namentlich in der Halbinsel Kurland und dem westlichen Lithauen, ist die Schlittenbahn sehr unsicher, obgleich es dem Winter nicht an Länge, wohl aber an dieser schönen Moskauischen und Sibirischen Beständigkeit von dreimonatlichen 15 Grad Kälte fehlt.

Wenn auf etwas, so verstehen sich die Russen aufs Schlittenbauen. Natürlich versteht jedes Volk sich am besten auf das, was seine Verhältnisse ihm am unentbehrlichsten machen. Alle Russische Schlitten, von den eleganten, silberbeschlagenen und pelzverbrämten der Petersburger Perspektive herab bis zu den aus Birkenstämmen zusammengebogenen der Bauern, sind sämmtlich höchst zweckmäßig, dauerhaft, leicht und dabei meistens sehr zierlich und geschmackvoll, besonders wenn man sie mit den Deutschen Schlitten vergleicht. Es läßt sich so etwas schwer beschreiben und ohne Zeichnung vorstellen. Aber im Ganzen macht der mit Schwanenhälsen, Engelsköpfen, Schellen u. s. w. verzierte und dabei doch plumpe Deutsche Schlitten dem in seinem Bau äußerst zierlichen und mehr durch die eleganten Formen seiner wesentlichen Theile als durch bunte unwesentliche Anhängsel schönen Russischen Schlitten gegenüber den Eindruck einer geschmacklos aufgeputzten plumpen Frau einer wahrhaft noblen Dame von klassischem Benehmen gegenüber. Der Deutsche Schlitten fährt wie das Balkengerüste eines rohen Flußschiffs, der Russische wie der Organismus einer gewandten Englischen Jacht. Die gewöhnlichen Russischen Schlitten, die beim Transporte der Waaren dienen, haben die Kufen vorn — des zuweilen so tiefen Schnee's und besonders jener obenerwähnten Grüfte wegen — ungemein hoch umgekrümmt. Die umgekrümmte Spitze steht vorn bis 1½ Ellen hoch. Der Kasten zur Aufnahme der Ladung ist ebenfalls ganz eigenthümlich gebaut. Er ist vorn tief, aber spitz zugehend, hinten verflacht, aber breiter, so daß die Hauptmasse der Ladung mehr nach hinten liegt. Man sagt, es geschehe dies ebenfalls der Uchabi wegen, damit man beim Hinabsinken in dieselben die vordere leichtere Spitze bequemer bewegen und herausreißen könne.

Vor jeden dieser Schlitten wird nur ein Pferd gespannt, die Ladung daher danach berechnet, die in Matten wohl verpackt hinten auf den Schlitten kömmt. Jeder Fuhrmann übersieht etwa 4 bis 5 Schlitten, und da immer mehrere Fuhrleute sich zusammenthun, entweder zu einer Gesellschaft von lauter gleichgestellten Brüdern, oder als Knechte eines anderen größeren Fuhrmannes von Kapital, so sieht man immer lange Reihen von Schlitten, oft zu hundert und mehr Fuhren, hinter einander her traben. Man nennt eine solche Schlitten- oder Wagen-Karawane in Rußland eine Obose. Die Führer dieser Obosen sind Fuhrleute, die sich Jedermann verdingen und mit den Kaufleuten Kontrakte abschließen auf Waaren-Transporte nach irgend einer beliebigen Gegend des großen Weltreichs. In Deutschland, wo sich Alles auf so geregelten und bestimmten Bahnen bewegt und wo die Fuhrleute meistens nur ihre alten gewohnten Trakte befahren, der Eine diesen, der Andere jenen, würde wohl Mancher erschrecken, wenn er die meistens nur mündlich abgemachten Kontrakte der Russischen Fuhrleute anhörte, die nicht danach fragen, ob man sie nach Berlin oder nach Kiachta an die Gränze China's, nach Konstantinopel am Bosporus oder Beresow beim Nordpole schicken wolle, und nicht wissen, ob gute und welche Wege dahin führen. Sie erkundigen sich nur, wie weit der Ort ungefähr ist, und ob danach der gebotene Lohn Vortheil zu versprechen scheint. Ist dies, so heißt es „pascholl!" (Vorwärts!) Sie laden auf, und finden den ihnen bezeichneten Paul Petrowitsch, dem sie die Waare bringen sollen, sicher auf, und wenn er auch bei den Ka-

tipoden wohnte. Es macht dem Reisenden besonders im Winter viel Vergnügen, diese unermüdlichen und trotz ihrer vielen Entbehrungen nie klagenden und unzufriedenen Obosen-Führer zu beobachten, wo sie mit immer von neuem erscheinenden und vorüber defilirenden Schlittenzügen alle Wege des Reichs beleben. Roth wie die Krebse, mit buschigem Bart, Augenbrauen und Bart mit langen Eiszapfen garnirt, selbst das Gesicht oft mit einer Schnee-Maske halb bedeckt, wandern sie neben ihren Pferden her, gewöhnlich die ganze zur Obose gehörende Gesellschaft schwatzend auf einem Haufen. Nicht selten hört man sie trotz Kälte und Schneegestöber singen. Im Kruge aber, so wie sie nur ein wenig sich die Eiszapfen aus dem Bart gestrichen und das erste Gläschen Wodka (Schnaps) genommen ist, fängt alle Mal unfehlbar Gesang und Scherz unter ihnen an.

Wenn die Russischen Jämschtschiks deswegen Lob verdienen, so darf man indeß auch nicht ihrer Pferde vergessen. Diese Thiere sind eben so unermüdlich als ihre Herren und weit klüger als ihre Brüder in anderen Landen. Ein Deutsches Pferd würde es wohl eben so wenig mit einem Russischen Obosen-Pferde, als unsere Fuhrleute mit den Jämschtschiks aufzunehmen wagen: denn wenn der Russe auch keinesweges, wie wohl die Französischen Fuhrleute, mit Schlägen und brutaler, liebloser Behandlung sein Pferd plagt, so verwöhnt und verzieht er es doch auf der anderen Seite eben so wenig, ja er verpflegt es nicht ein Mal sorgsam. Mit Schweiß bedeckt, im Athem des Boreas sich abzukühlen, aus schlechtem Stroh Mark und Kräfte zu ziehen, dabei die doppelte Arbeit eines Deutschen Pferdes zu verrichten, das sind Alles Dinge, an die ein Russisches Pferd sich gewöhnen muß. Daß es energischer und unverwüstlicher ist, als das Deutsche, verdankt es seiner Erziehung, daß es klüger und überlegsamer scheint, wohl — außer vielleicht seinen ihm von der Natur gegebenen Talenten — ohne Zweifel auch der Sitte der Russen, so viel als möglich überall nur einspännig zu fahren. Bei unseren Fuhrleuten, welche 4, 6, ja 8 und mehr Pferde vor einen Wagen spannen, kann natürlich jedes einzelne Pferd seine eigene Meinung und seinen Willen nicht so durchsetzen. Der Fuhrmann muß hier Alles machen und der Leiter des Ganzen seyn, das nur er übersehen kann. Da die Pferde sich ihre Ansicht nicht mittheilen können, so verschwindet die Individualität eines jeden in der Menge. Anders ist es beim Einspänner, der sich selbst wohl versteht, nicht durch einen anders gesinnten Nachbarn gehindert wird, jede Operation, die er für geeignet hält, ausführen kann und daher beständig in Ueberlegung und Nachdenken geübt wird. Zudem kann der Fuhrmann 6 bis 8 Einspänner nicht so leicht übersehen, als einen Sechs- oder Achtspänner, und ist daher schon gezwungen, seinen Pferden mehr eigenen Willen zu lassen. Es ist sehr interessant, die klugen Russischen Pferde zu beobachten, wenn, wie denn das nicht selten passirt, die Fuhrleute alle in ihren Schlitten in tiefem Schlummer befangen liegen, — denn so heiter die Jämschtschiks sich zeigen, wenn sie wach sind, so gern verschlummern sie doch auch wieder ein Schneegestöber unter Matten und Pelze verkrochen. Die ganze Obose bewegt sich dann fast eben so regelmäßig und bedachtsam, als wäre sie von Menschen geleitet. Vorsichtig und zeitig genug biegen die Pferde aus, wo ihnen andere Schlitten entgegen kommen, und kehren von selbst wieder auf die rechte Bahn zurück. Wo es bergan geht, ziehen sie langsam, aber mit Anstrengung, als würden sie getrieben, bergab hemmen sie von selbst und suchen sich so vorsichtig als möglich mit ihren Schlitten hinab zu schaffen. Wenn sie ebene, glatte Bahn vor sich sehen, setzen sich alle in Trab und trottiren schnell und doch mit ihren Kräften sparend stundenlang fort, als hätten sie selber Noth, das Ziel zu erreichen. Bleiben die Schlitten im Schnee stecken, so bewegen sie sich ein wenig auf die Seite, weil sie aus Erfahrung wissen, daß man so die klebende Last leichter lüftet. Die Krüge riechen sie von weitem und bleiben alle wie auf Kommando vor ihren Thüren stehen.

Im Sommer verändern sich nur die Schlitten in Pawosken, sonst bleibt Alles dasselbe, Pferde, Fuhrleute, Einspänner, Obosen u. s. w. Jene Pawosken sind sehr kurze, hohe, kleine, vierrädrige Wagen, auf denen ebenfalls nur so viel verpackt wird, als ein Pferd ziehen kann. Diese ungeheuren Anhäufungen von Waarenmassen, wie man sie auf Deutschen Chausseen von Dutzenden von Pferden fortgeschleppt sieht, sind in Rußland ganz ungebräuchlich und auch bei dem Zustande der Wege und der Schnelligkeit, mit den man dort transportiren muß, ganz unmöglich. Das Auffallendste bei dem Angespann dieser Pawosken ist, daß die Hauptlast, umgekehrt als bei den Schlitten, mehr nach vorn gehäuft wird, weil die Russen meinen, daß das Pferd die Ladung um so leichter bewegt und regiert, je näher sie dem Pferde liegt, und daß — auch aus demselben Grunde — die Pferde so ungemein kurz angespannt sind, daß man bei uns nicht begreifen würde, wie sie dabei bequem gehen können.

Bei der Schnelligkeit und Gewandtheit, mit der sich diese Russischen Schlitten und Pawosken-Obosen bewegen, bei der Mäßigkeit und Nüchternheit, mit der ihre Führer und Pferde leben, bei den deshalb so äußerst geringen Fracht-Preisen sieht man daher Waaren in Rußland auf ungeheuren Distanzen mitgetheilt und versetzt, deren Gewicht uns entweder viel zu groß, oder deren Werth uns zu unbedeutend, oder endlich deren Verderblichkeit uns viel zu riskant scheinen würde, um mit ihnen einen solchen Land-Transport zu wagen. Es werden in Rußland Baumstämme, Balken, Mastbäume, Eisen, Steine und andere schwere Dinge Hunderte von Meilen weit zu Lande verschleppt und doch noch billig verkauft, die im übrigen Europa durch einen so weiten Transport längst sich im Preise verdoppelt und vervierfacht hätten. Der Süden und Norden Rußlands, die weiter aus einander liegen, als Berlin und Lissabon oder Kopenhagen und Palermo, tauschen mit großer Leichtigkeit ihre Waaren mit einander aus und theilen sich selbst das Unbedeutendste zu billigen Preisen mit. Die kleinen Fische, „snitki" genannt, von denen eine sehr beliebte Gattung im weißen Meere gefangen wird, kommen des Winters in gefrorenem Zustande bis auf die Märkte der Ukraine und Neu-Rußlands und werden hier vom gemeinen Volke eben so gegessen wie in Archangel. Die Birk- und Rebhühner aus dem Saratowschen, ja die Trappen der Steppen gehen ebenfalls im gefrorenen Zustande nach Petersburg und werden auf den Viktualien-Märkten in eben solchen Massen verkauft, wie in Wien die Hasen und Lerchen, die man in der Umgegend fing. Die Apfelsinen, die im Frühjahre in Petersburg auf einem Messinaer Schiffe landen, verbreiten sich mit großer Schnelligkeit durch ganz Rußland, und diese südliche Frucht, die sich im Innern des in Vergleich mit Rußland doch nur äußerst schmalen Deutschlands mancher Gaumen des hohen Preises wegen versagen muß, sieht man in Moskau von Jedermann verspeist, als wüchsen sie auf den Tannen- und Birkenbäumen. Die Trauben, die an der Mündung des Don und an der Südküste der Krim wachsen, sieht man auf allen Märkten Süd-Rußlands, 100, ja 150 Meilen von ihrem Geburts-Orte, schon Mitte Septembers verbreitet, und zwar zu so geringen Preisen (10—15 Pfennige das Pfund), daß sie Jedem zugänglich sind. Daß Astrachaner Trauben als Delikatesse selbst bis Petersburg und Archangel gehen, nimmt natürlich weniger Wunder. Nach demselben Maßstabe müßte man unsere Rheintrauben in Danzig und Königsberg zu einem Spottpreise essen, was doch keinesweges der Fall ist. Dies Alles sind freilich nur Kleinigkeiten, aber es sind außerordentliche Kleinigkeiten, welche die ganz ungewöhnlichen Verhältnisse in diesem merkwürdigen Reiche in ein helles Licht setzen. Das Eisen keines Landes geht so weite Landwege, als das des Urals. Es wird sogar, wie auch besonders das Kupfer, bis tief in die Bucharei hinein verfahren. Ja selbst die plumpen und schwerfälligen Massen des Bleies werden auf den energischen Flügeln des Russischen Merkurs bis zu den entlegensten Wohnsitzen der Menschen geführt. Die Chinesischen Theekisten und wiederum die Moskauschen Manufakturen, mit denen sie bezahlt werden, machen einen Weg zu Lande, der nicht bedeutend kürzer ist, als die Oceanischen Wege, welche der Englisch-Ostindische Thee wandelt und die für ihn zu liefernden Manchester-Fabrikate. Bis Moskau vertheuert sich der sogenannte Karawanenthee nicht um die Hälfte dessen, was ihn der Transport von dort bis Berlin steigen läßt. (Schluß folgt.)

Belgien.

Lüttich und seine Denkmäler.

Dritter Artikel.*)

Zu Anfang der Regierung Johann's von Flandern (1282) herrschten viele bösartige Krankheiten, die einen großen Theil der Bevölkerung von Lüttich dahinrafften; man sah, wie die Geschichtschreiber berichten, das Gras auf den öffentlichen Plätzen so üppig wie auf den Wiesen wachsen. Die Pest, der Aussatz und andere ansteckende Krankheiten waren im Mittelalter übrigens in den großen Städten sehr gewöhnlich; das Landvolk, welches den beständigen Bedrückungen der Edelleute und Barone ausgesetzt war, rettete sich in die Städte, und so mußten zuletzt wohl durch die Ueberfüllung an Menschen in ungesunden Häusern, welche in so engen Straßen standen, daß die Luft gar nicht hineindringen konnte, jene schrecklichen Katastrophen sich von Zeit zu Zeit immer wieder erneuern, durch welche das Volk dahingerafft wurde; dies war denn auch in Lüttich der Fall.

Das Bild, welches wir von dieser Stadt entwerfen wollen, würde unvollkommen seyn, wenn wir nur die äußeren Veränderungen aufzählten, welche sich in Lüttich von seiner Entstehung an bis auf unsere Tage zugetragen haben; es scheint uns daher von großer Wichtigkeit, auch aller der verschiedenen Einrichtungen zu gedenken, wodurch die Lütticher beherrscht und Modificationen in ihrer Staatsverwaltung hervorgebracht wurden; die Regierung Johann's von Flandern zeichnet sich ganz besonders durch solche Verordnungen und Friedensverträge (pacta) aus. Hauptsächlich müssen wir der geistlichen Verordnung gedenken, die 1287 erlassen und in welcher festgesetzt wurde, daß hinfort die Lebensmittel mit keinem Zoll mehr beschwert werden durften. In Folge dieser Verordnung wurde auch ein Gerichtshof aus sechs Domherren und sechs Bürgern eingesetzt, der von dem Bier, den Wagen und den Karren eine Steuer einfordern mußte, die zur Ausbesserung der Wege, der Mauern, der Brücken, der Thore und Gräben, welche die Stadt einschlossen, angewendet wurde; dieser Gerichtshof führte den Namen des Einschluß-Hofes (cour de fermeté). Dann wurden auch dadurch die Schwierigkeiten beseitigt, die sich seit langen Zeiten in Bezug auf die Gerichtsbarkeit erhoben hatten, welcher die Diener der Domherren unterworfen seyn sollten; die Geistlichkeit mußte aus der Bürgerschaft sieben Geschworene erwählen, welche, mit einer gleichen Anzahl von Schöffen vereinigt, über dergleichen Fälle auf Ansuchen des Bischofs oder des Stadt-Schultheißen Recht sprachen.

---

*) S. Nr. [illegible] des Magazins.

Vermöge dieser geistlichen Verordnung gehört auch die Sauvenière zur Stadt, und man kam überein, daß gegen die Entrichtung von 300 Mark, welche der Magistrat an den Stadt-Schultheißen und die Domkirche zu zahlen hatte, die Bürgerschaft dieses Viertels derselben Gerichtsbarkeit wie die Lütticher Bürger unterworfen seyn sollte, und daß man ohne Einwilligung des Kapitels kein Haus auf dem Pferdemarkt bauen dürfe. Ferner waren noch die Strafen für alle diejenigen darin verzeichnet, welche mit Gewalt in die Kirchen eindrängen und hier irgend einen Feind verwundeten oder tödteten.

Gegen das Jahr 1290 erhoben sich furchtbare Streitigkeiten zwischen den mächtigen Familien von Awans und von Warour, die fast ein halbes Jahrhundert hindurch dauerten, und während welcher sich die Nachkommen Raes von Dammartin's in den Ebenen von Hesbaye unter einander tödteten. Während der Adel sich selbst durch solche Privat-Uneinigkeiten schwächte, gingen in Lüttich wichtige und folgenreiche Ereignisse vor, denn ein Nachfolger Heinrich's von Dinant, der Stadtmeister Heinrich Le Pair von Warour, ein eifriger Feind der Großen, der gern an allen Unruhen Theil nahm, regte unaufhörlich das Volk gegen die Mächtigen und Reichen auf und schlug demselben vor, sich in Brüderschaften oder Zünfte, je nach dem Handwerk, zu ordnen, sich durch einen Eid unter einander zu verbinden und dann, sobald es die Umstände erforderten, bei dem Klange der weißen Glocke unter die Waffen zu treten. Dieser Vorschlag fand großen Beifall, und jede Zunft nahm 1297 ein besonderes rothes Banner an, auf welchem an der einen Seite eine goldene Freitreppe und an der anderen die Werkzeuge jedes Handwerks angegeben waren. Als diese Vorfälle dem Bischof Hugo von Chalons bekannt wurden, ergrimmte er sehr; aber Heinrich le Pair, der den schmutzigen Geiz dieses Fürsten kannte, besänftigte seinen Zorn durch eine von der Bürgerschaft aufgebrachte große Summe Geldes und erhielt so seine Zustimmung zu der Bildung der Volks-Brüderschaften. Im Jahre 1307 fügte Thibaut de Bar zu den zwölf vorhandenen Brüderschaften noch zehn hinzu, und mit der Zeit stiegen sie auf zweiunddreißig. Unter Adolph von Waldeck, 1302, wird zuerst der Titel Bürgermeister für Zeit- oder Stadtmeister gebraucht, und 1303 kömmt zuerst der Gebrauch der Freitreppe in den Wappen der ersten Magistratspersonen vor, welche bis dahin einen heiligen Michael als Zeichen der Freundschaft und Einheit führten. Noch in demselben Jahre wurde nach einem blutigen Kampfe zwischen den Weißkappen und dem Volke festgesetzt, daß in Zukunft einer der Bürgermeister aus den Plebejern gewählt werden solle.

Der Lütticher Adel, der mit großem Verdruß die Macht des Volkes immer mehr steigen sah, versuchte 1312 eine letzte Kraftanstrengung gegen dasselbe und wäre dadurch beinahe an einem Tage gänzlich vernichtet worden; gegen 300 Adelige, welche das Volk in die Kirche St. Martin hineingetrieben und diese dann angezündet hatte, kamen unter den Trümmern des einstürzenden Gebäudes um. Auf die Köpfe aller derjenigen, welche diese furchtbare Katastrophe überlebten, die unter dem Namen Mal St. Martin bekannt ist, wurden Preise gesetzt; für einen Baron 100 Livres und für seinen Stallmeister 50. Um die Vernichtung des Einflusses der Patrizier zu vervollständigen, wurde im folgenden Jahre in den Vertrag von Angleur die merkwürdige Klausel eingeschaltet: „Um in den Magistrat aufgenommen zu werden, muß man ein Handwerk treiben."

Das merkwürdigste aller historischen Denkmäler aus jener Zeit ist unstreitig der Vertrag von Ferhe, den 18 Juni 1316 in dem Dorfe gleiches Namens abgeschlossen, wodurch den Unruhen, welche Brabant und das Lütticher Land verheerten, ein Ziel gesetzt wurde; dieser Vertrag war für die Lütticher das Palladium aller ihrer Freiheiten. Keinem Bürger von Lüttich waren die Artikel dieses Vertrages unbekannt, und bei der Revolution von 1789 bezog man sich nur auf sie. Im Jahre 1317 wurden in Lüttich im Namen des Bischofs, des Kapitels und der Stadt „Briefe zum allgemeinen Besten" bekannt gemacht, welche so manches auf den Handel und den Verkauf Bezügliche in Ordnug brachten. Die Verordnungen, welche sich auf die Tuchfabriken bezogen, die damals unter der Halle der Tuchmacher sich befanden, stammen aus dem Jahre 1323; ferner wurden im Jahre 1339 zwei Jahrmärkte von acht Tagen Dauer, der eine zu Anfang Mai, der Beginn des andern aber auf den St. Lambertus-Tag angesetzt. Man schickte Boten in die umliegenden Gegenden und lud die Kaufleute ein, sich mit ihren Waaren zu dieser Zeit in Lüttich einzufinden; es wurde ihnen auch Schutz gegen jede Bedrückung und eine freundliche Aufnahme zugesichert.

Wegen der Magistratswahlen fanden beständige Reibungen statt, und die darauf bezüglichen Verträge, besonders die von Wihogne und Votem, fielen nicht zu Gunsten des Volkes aus; in dem letzten wurde sogar bestimmt, daß die eine Hälfte des Stadtrathes aus dem Adel, die andere aber aus den reichen Bürgern der sechs Vinaven (Bezirke) gewählt werden sollte. Die Unzufriedenheit über diese Bestimmungen nahm einen so ernsten Charakter an, daß Adolph von der Mark sich 1343 genöthigt sah, die Artikel des Wihogner Vertrages zu modifiziren. Noch in demselben Jahre wurde das in der Geschichte Lüttichs so berühmte Tribunal der Zweiundzwanzig eingesetzt. Dieser Gerichtshof bestand aus 22 auf Lebenszeit aus den drei Ständen Lüttichs und einigen anderen Städten des Landes erwählten Richtern, welchen es oblag, die Gewaltthätigkeiten und Unbilden der bischöflichen Beamten zu unterdrücken, ja, diese Letzteren im Nothfall sogar abzusetzen. Niemand durfte sich dieser Gerichtsbarkeit entziehen, selbst der Bischof nicht, und im Jahre 1377 wurde der Fürst sogar zur Wiedererstattung einer Geldbuße verurtheilt, die er ungerechterweise einem Bürger aus St. Trond abgefordert hatte. In den Archiven dieses berühmten Tribunals findet sich auch mehr als Ein Beispiel vor, daß in Lüttich im 14ten Jahrhundert streng auf eine der Hauptgarantieen der constitutionellen Staaten gehalten wurde, die in unseren Zeiten meistentheils nichts als ein Blendwerk ist, nämlich auf die Verantwortlichkeit der Minister.

Nach früher eingegangenen Verträgen waren die Bürger gezwungen, einen ihrer Bürgermeister aus dem Adel zu wählen; sie betrachteten diese Anordnung immer wie eine Ungerechtigkeit, indem sie behaupteten, sich allein aus sich selbst regieren zu können, und schon drohten wieder ernste Unruhen deshalb in der Stadt auszubrechen. Der Adel aber, der sich zum Widerstand zu schwach fühlte, zog es vor, dem nahenden Sturme vorzubeugen; die Familienhäupter begaben sich daher eines Tages in die Gemeinde-Versammlung, welche in der Violette, dem Stadthause, stattfand, entsagten dort ihren Rechten und gestatteten den Bürgern volle Freiheit, sich Bürgermeister und Rath selbst zu wählen, fügten jedoch hinzu, daß sie ja auch Bürger von Lüttich seyen und daher hofften, man werde ihrer bei den Wahlen gedenken.

Jetzt nun kommen wir zu den Kämpfen der Lütticher mit dem mächtigen Hause Burgund, die unter der Regierung Johann's von Bayern ihren Anfang nahmen, und während welcher das Stadtviertel von St. Lambert fast immerfort ein Haufen von Ruinen war. (J. d. L.)

Mannigfaltiges.

— **Dante und die katholische Philosophie des dreizehnten Jahrhunderts.** Unter diesem Titel ist zu Paris eine neue Erläuterung der Werke des Dichters der göttlichen Komödie erschienen. Herr Ozanam, der Verfasser dieses Kommentars, glaubte nämlich, daß die Erklärer des Dante bis jetzt auf dessen philosophische Tendenzen, die vielleicht der Hauptzweck seiner Werke gewesen, zu wenig Rücksicht genommen oder dieselben unrichtig aufgefaßt hätten. Der neue Kommentator nun giebt zunächst ein allgemeines Bild von dem dreizehnten Jahrhundert, dann schildert er die verschiedenen Phasen der damaligen Philosophie, die Studien und Schicksale Dante's und den Einfluß, den alle diese Ursachen zusammen auf die Grundsätze und Denkweise des großen Dichters ausgeübt. Er sucht hierauf diese philosophischen Anschauungen selbst in einer Analyse der göttlichen Komödie und der anderen Schriften Dante's nachzuweisen, er charakterisirt das ganze System näher durch eine Vergleichung desselben mit den berühmtesten Philosophieen des Orients, des Griechisch-Römischen Alterthums, des Mittelalters und der neueren Zeit, und fügt endlich noch einige beiläufige Früchte seiner Forschungen bei, worunter sich ein Aufsatz über Beatrix, ein Englisch-Normännisches Gedicht aus dem dreizehnten Jahrhundert und mehrere ins Französische übersetzte, mit interessanten Fragen der Gegenwart in Berührung stehende Fragmente aus Bonaventura's und Thomas von Aquino's Schriften befinden.

— **Kunstdenkmale zu Ehren der Könige Mieczyslaw und Boleslaw.** Nachdem die Skulptur in Rauch's bekannter Gruppe ein Meisterwerk zur Verherrlichung der beiden ersten christlichen Könige Polens geliefert hat, ist nun auch der Malerei die Aufgabe geworden, deren Andenken auf eine würdige Weise zu befestigen. So hat Herr Brzozowski, ein talentvoller Schüler Overbeck's, von einem Posener Mäcen den Auftrag erhalten, für die dortige Domkapelle ein Gemälde auszuführen, welches eine religiöse Scene aus dem Leben Boleslaw's darstellen soll. Der Maler arbeitet jetzt in Rom daran, und Kenner, die den bereits fertigen Entwurf desselben gesehen, setzen große Hoffnungen auf diesen Künstler. Das Bild zeigt die beiden Herrscher Boleslaw und Otto III., am Grabe des heiligen Adalbert knieend, zu welchem der Deutsche Kaiser im Jahre 1000 eine Wallfahrt nach Gnesen unternommen hatte, wo er von dem Könige der Polen mit außerordentlichem Glanz empfangen wurde. Die Fürsten sind von Großen und Rittern ihrer Reiche umgeben, und die Charakteristik der beiden im Gebet hier vereinigten Nationen soll dem Maler meisterhaft gelungen seyn.

— **Amerikanische Betriebsamkeit.** In einem Dorfe des östlichen Theils der Vereinigten Staaten lebt ein Zeitungs-Redacteur, der nicht nur sein eigener Setzer, Drucker und Laufbursche ist, sondern auch eine Schenke hat, als Dorfschulmeister fungirt, als Hauptmann in der Miliz dient, dabei sich selbst die Stiefeln und Schuhe flickt, an zwei Tagen der Woche patentirte Pillen, Essenzen und Zinnwaaren verfertigt, auch, wenn der Pfarrer abwesend ist, des Sonntags die Predigt abliest. Er ist verheirathet und hat sechzehn Kinder. Auch besitzt er einen kleinen Schooner, auf dem er im Herbste nach Boston fährt und dort den Ertrag seines Feldbau's, Kartoffeln und Zwiebeln, verkauft. Vor seiner Abreise pflegt er dann seinen Abonnenten anzuzeigen, daß das Erscheinen des nächsten Zeitungsblattes von Wind und Wetter abhängen werde!

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 104. Berlin, Freitag den 30. August 1839.

Frankreich.

Jakob Sobieski in Paris. *)

Ankunft und Aufenthalt.

Paris ist ein Wunderwerk; diese Stadt ist nicht bloß die größte des Königreichs, sondern auch die größte in ganz Europa, die größte des ganzen Weltalls. Die Zahl der Bevölkerung entspricht der Größe der Stadt; Paris umfaßt drei Städte, die Stadt, die Cité und die Universität. Der Palast des Königs steht in dem Theile, welcher die Stadt genannt wird; da sind auch die Hotels der Vornehmen, und es haben sich die vorzüglichsten Kaufleute und Handwerker daselbst niedergelassen. Mehrere große und reiche Kirchen befinden sich auch in diesem Viertel, und zu Ostern empfangen hier mehr als achtzigtausend Personen das Abendmahl.

Man behauptet, die Italiäner wären den Franzosen in der Baukunst überlegen, doch kann man nichts Schöneres als das Louvre (Lateinisch Lupara) sehen; auch das Palais-Royal ist, troß seines Alters, noch prächtig. Der König Heinrich IV. hat es verschönern lassen; er ließ lange Galerieen erbauen, die von Innen und Außen sehr reich verziert sind. Dieser Palast ist mit schönen Italiänischen und Niederländischen Malereien ausgeschmückt. Ich rathe allen Reisenden, das Palais-Royal zu besuchen. Heinrich IV. hat einen hübschen Garten hinzugefügt, und die neu erbauten Zimmer verdienen es, gesehen zu werden. Die Bastille ist ein altes Schloß, wo man wichtige Gefangene bewacht; dort ist auch der Schatz des Königs und das Zeughaus. Heinrich IV. hat zwischen der Bastille und der Seine einen großen Palast für die Kaufleute und die Arbeiter erbauen lassen. Es soll überhaupt unter ihm sehr viel zur Verschönerung von Paris gethan worden seyn.

Die Königliche Familie und der Prinz von Condé.

Zur Zeit meiner Ankunft erfreute sich Frankreich eines tiefen Friedens; Heinrich IV. war ein großer König, Gott hatte ihn mit hohem Geist begabt; er besaß viel gesunden Verstand, Menschenliebe und Herablassung; sein Aeußeres war leutselig und seine Sitten sanft. Der König, es sey mir erlaubt, mich so auszudrücken, machte großen Anspruch auf Schlauheit, und seine Politik empfand die Folgen davon. Mit löblichem Eifer bewachte er die Geschäfte seines Königreichs und selbst die aller anderen Staaten der Welt; doch troß aller dieser schönen und erhabenen Eigenschaften beherrschte ihn der Geiz; er besaß ein unersättliches Verlangen, sich Geld zu verschaffen, und zu diesem Zwecke dünkte ihm jedes Mittel gut, Auflagen, Erpressungen und was es sonst seyn mochte. Die Auflagen sind die Erfindung eines nicht sehr tugendhaften Mannes, des Marquis von Rosny, Fürsten von Sully. Heinrich IV. riß ihn aus einer sehr bedrängten Lage und überschüttete ihn mit Gnadenbezeugungen und Vertrauen; kein Französischer Großer wurde so ausgezeichnet wie Sully; doch liebte ihn das Volk nicht, und das zog dem König einen Haß zu, der mit eine der Ursachen seines Todes wurde. Die Königin Maria von Medicis wurde vom Könige nur wenig beachtet, obgleich er Kinder von ihr hatte; der König hatte Maitressen und führte, troß seines Alters, ein unregelmäßiges Leben; seinem Antlitz sah man die Spuren der Ausschweifungen an, und seine Gesundheit war sichtlich zerrüttet. Nach diesem Allen wird man leicht begreifen, daß er nicht sehr fromm war, doch empfing er das Abendmahl mit einer so demüthigen Miene und unter so viel Thränen, daß selbst die Mönche von den strengsten Orden ganz erbaut davon waren.

Was die Kriegskunst anbetrifft, so war der König darin Allen überlegen, und man kann ihn ohne Uebertreibung den größten Feldherrn seiner Zeit nennen.

Es hat sich eine Begebenheit zugetragen, welche ganz Frankreich beschäftigt. Der Prinz von Condé, einer der Prinzen von Geblüt, ist nach den Niederlanden entflohen und hat sich nach Brüssel an den Hof des Erzherzogs Albert begeben, der diese Provinz des Königs von Spanien verwaltet. Es giebt verschiedene Deutungen dieser Flucht; die Einen sagen, er hätte sich mit den Spaniern gegen seinen König verbündet; Andere meinen wieder, es sey aus Verzweiflung geschehen, aus Eifersucht auf den König, der sich noch in seinem Alter in des Prinzen junge und schöne Frau verliebt habe. Die Prinzessin von Condé ist die Tochter des Fürsten von Montmorency. Die Montmorency's sind eine der ältesten Familien in Frankreich und im Katholizismus die eifrigste. Der Vater der Prinzessin von Condé war Konnetable, das heißt der Erste im Königreich nach dem Könige. Man glaubt allgemein, daß der Prinz von Condé gefürchtet habe, der König werde ihm seine Frau entführen, und er hatte gewiß Ursach zu solcher Furcht, denn Heinrich bot Alles auf, um ihr zu gefallen und sie an sich zu ziehen. Condé konnte einen solchen Schmerz und solche Besorgniß nicht ertragen, und da er jeden Augenblick befürchten mußte, getödtet oder vergiftet zu werden, so zog er es vor, sich in die Fremde zu retten. Man verfolgte ihn, aber er eilte so schnell, daß man ihn nicht erreichen konnte. Bis zum Tode des Königs blieb der Prinz von Condé am Hofe des Erzherzogs, dann kehrte er nach Frankreich zurück.

Vorbereitungen zu einem Kriegszuge Heinrich's IV. und Krönung der Königin zu St. Denis.

Der Monat Mai des Jahres 1610 wird in Frankreichs Annalen ewig denkwürdig bleiben. Man rüstete sich zum Kriege, man krönte die Königin, und endlich wurde Heinrich IV. im Monat Mai verrätherischer Weise ermordet.

Es gab verschiedene Meinungen über diesen Krieg; die Einen sagten, daß der König sich vorbereite, die Spanier in Italien zu bekämpfen, die Anderen, er würde nach den Niederlanden ziehen; und noch Andere, er wolle nach Deutschland gehen, um sich zum Kaiser ausrufen zu lassen; so viel war gewiß, daß er gegen das Haus Oesterreich ins Feld zog. Bei Chalons wollte der König die ganze Armee mustern und sich von da nach Deutschland wenden; doch ging diese Ausrüstung ganz im Geheimen vor sich, der König wollte seine wahre Absicht nie mittheilen. Auf der Seine sah man Schiffe mit Kanonen beladen, und es würde ganz unmöglich seyn, die Menge von Kugeln, Pulver und Kriegsvorräthen abzuschätzen, die man für diesen Feldzug herbeischaffte. Der König, der sich gegen mich sehr gnädig bezeigte, forderte mich auf, an dem nahen Feldzuge Theil zu nehmen; er empfahl mich dem Hauptmann der Königlichen Garden, Herrn de Vitry, den ich überall hin begleiten sollte. Der Ausgang des Krieges war ungewiß; Heinrich IV. konnte bei dieser Expedition sein Leben einbüßen, und dann war das Leben eines zehnjährigen Kindes die einzige Garantie des Königreichs. Daher beschloß der König in seiner Weisheit, die Königin feierlich krönen zu lassen, denn das war das Mittel, alle ehrgeizige Pläne zu vernichten und die Ruhe des Königreichs zu erhalten. Wenn die Königin Regentin war, so konnte sie das Land vor allen den Unruhen bewahren, welche eine minderjährige Regierung immer herbeiführt.

Der 12. Mai 1610 wurde zur Krönungsfeierlichkeit festgesetzt, die in der Kirche von St. Denis stattfinden sollte; dort begräbt man auch die Könige von Frankreich. In dieser Kirche, wo die Benediktiner den Dienst versehen, sind viele heilige Reliquien, Schätze und Alterthümer. An dem Wege nach St. Denis, welcher durchweg gepflastert ist, stehen hin und wieder Kreuze; neben einem derselben erblickt man die Statue des heiligen Dionysius, mit seinem Kopf unter dem Arm, sich von der Ermüdung des Weges ausruhend. Die Krönungsfeierlichkeit war höchst imposant. Für die Polen hatte man eine Tribüne bestimmt, von der wir Alles sehen konnten. Die Kirche war mit Damast ausgeschlagen und Schiff und Chor mit goldgestickten Teppichen behangen. Prächtig gekleidete Herolde, die Trompeter und die Königlichen Musiker, alle in blauen Sammet gekleidet, gingen vor der Königin her. Zu beiden Seiten derselben gingen die Adeligen mit goldenen Hellebarden in den Händen und Federbüschen auf dem Kopf, dicht vor ihr kamen die Ritter des heiligen Geist-Ordens. Dann folgten die Prinzen von Geblüt, der natürliche Sohn des Königs, Herzog von Vendome, sein

*) Die erste Lieferung eines unter der Leitung Leonhard Chodzko's zu Paris erscheinenden Werkes: La Pologne illustrée, welches in 50 Lieferungen, mit Stahlstichen geschmückt, eine jede zu 25 Centimes, bestehen und in ungefähr anderthalb Jahren beendigt seyn soll, enthält ein Tagebuch Jakob Sobieski's, Vaters des Polnischen Königs und Türkenbesiegers Johann Sobieski, woraus obiges Bruchstück entlehnt ist. Dieser Polnische Magnat machte nämlich zu Anfang des 17ten Jahrhunderts eine Reise nach Deutschland und Frankreich und hielt sich mehrere Jahre, von 1607 bis 1611, also gerade in der letzten Lebenszeit Heinrich's IV. und bei dessen Ermordung, in Paris auf.

Bruder, der Prinz von Conti, Malteser-Ritter, du Perron, Soissons, Nevers, Guise und andere vornehme Herren des Hofes. Die Königin war in einen großen braunen mit goldenen Lilien gestickten und mit Hermelin gefütterten Sammet-Mantel gekleidet; zwei Kardinäle führten sie. Neben der Königin ging die Königin Margarethe, die geschiedene Gemahlin Heinrich's IV., Tochter Heinrich's II. und Schwester Karl's IX., Heinrich's III. und Franz des Zweiten. Margarethe trug denselben Anzug wie die Königin, nur hatte sie eine Krone auf dem Haupt; dicht hinter den beiden Königinnen kamen die Prinzessin von Conti, die Herzogin von Montpensier, die Prinzessin von Condé, die Herzogin von Mayenne, die Herzogin von Nevers und andere. Sie hatten sämmtlich kleine Kronen auf dem Haupt, doch waren ihre Mäntel nicht so weit und lang als die der Königinnen.

Der Kardinal von Joyeuse sang die Messe und krönte die Königin; vier Bischöfe standen ihm bei. Die Herzogin von Mayenne reichte der Königin das Gebetbuch, und die Herzoginnen von Vendôme und von Guise hielten die Kerzen, während man die Königin mit Weihwasser besprengte. Der Prinz von Conti trug die Krone, und der Herzog von Vendome hielt das Scepter. Der König saß oben auf einer Tribune und konnte die ganze Ceremonie mit ansehen, ohne selbst gesehen zu werden. Der Päpstliche Nuntius, die Gesandten von Spanien, Venedig und Florenz wohnten der Feierlichkeit bei.

Nach der Krönung begab sich der König in das Kloster und war Zeuge eines ziemlich sonderbaren Auftrittes, den ich berichten will. Die Gesandten von Spanien und Venedig waren Sr. Majestät ins Kloster gefolgt; sie fingen, aus ich weiß nicht welcher Ursach, Streit mit einander an, es kam von Beleidigungen zu Beleidigungen so weit, daß der Spanische Gesandte nach dem Degen griff; unglücklicher Weise war der andere Gesandte unbewaffnet, er bemächtigte sich daher eines eisernen Feuerbeckens und wollte auf seinen Gegner losschlagen, als man sie endlich trennte. Und bei diesem Zwiste war der König zugegen und machte den Vermittler; doch während er begütigende Worte aussprach, lachte er beständig aus vollem Herzen. Ich begegnete ihm, als er das Kloster verließ; er lachte noch immer und erzählte mir das Abenteuer. Gegen Abend reiste der König nach Paris zurück, und die Königin begab sich ebenfalls inkognito dahin, weil ihr feierlicher Einzug erst den nächsten Sonntag stattfinden sollte.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Relation du voyage de la commission scientifique du Morée, dans le Péloponnèse, les Cyclades et l'Attique. — Von Bory de St. Vincent. Th. 1 u. 2. Mit Kpfrn. u. Atl. 60 Fr.
Etienne ou l'echelle du mal. — Von Ph. Marville. 2 Bde. 15 Fr.
L'ainé de la famille. — Von A. de Lavergne. 2 Bde. 15 Fr.
Du progrès social. — Von F. de la Farelle. 2 Bde. 16 Fr.
La loge et le salon. — Von Guérin und von Villerbeck. 2 Bde. 15 Fr.
La psychologie et la phrénologie comparées. — Von A. Garnier. 7½ Fr.
Kouantsong ou le gouvernement français. — Von C. C. de Cabrières. 6 Fr.
Histoire populaire de la révolution française de 1789—1830. — Von Cabet. In 64 Lieferungen à 25 Cent.

Rußland.

Handelsbahnen und Waaren-Transporte in Rußland.

(Schluß.)

Wir sprachen bisher nur von dem Land-Transporte, wie er in Mittel- und Nord-Rußland, überhaupt in dem größten Theile des ganzen Reichs, vorzugsweise nur von den Großrussen betrieben wird. Im südlichen Europäischen Rußland, innerhalb der oben bezeichneten Gränzen, so weit die Steppen reichen und wohin die dauerhafte Winterbahn sich nicht mehr erstreckt, geschieht der Verkehr auf andere Weise, mit anderen Vehikeln, von anderen Leuten, zu anderen Zeiten.

Die oft völlige Bahnlosigkeit der Steppe im Winter, wo bei Nebeln, Stürmen und Schneegestöbern kein Wald, kein Baum, kein Hügel den Weg bezeichnet, wo häufig alle Spur von Physiognomie der Landschaft verschwindet, die vielen tiefen, in ihrem platten Boden von Regen und Flüssen ausgewaschenen Thäler und Schluchten (die von allen in den Steppen Reisenden so gefürchteten „Balki" und „Wuipolotsch" oder „Ruitwina"), dies Alles macht den Winterverkehr in den Steppen äußerst gefährlich, ohne daß durch eine gute Schneebahn solchen Gefahren auch große Vortheile zur Seite ständen. Es sind daher die Sommer-Monate die Zeit des Hauptverkehrs in den Steppen, der gewöhnlich um Ostern beginnt und im Anfange Oktobers endigt, ohne daß darum dann allem und jedem Verkehren völlig ein Ende gemacht würde.

Es sind hauptsächlich nur Kleinrussen, welche diesen Südrussischen Sommer-Verkehr zwischen der Wolga und den Karpathen, zwischen dem Kaukasus und Pontus im Süden und dem Moskauschen Hügellande im Norden, unter den Städten Kiew, Odessa, Charkoff, Astrachan, Saratoff, Taganrog, Krementschug u. s. w. treiben und leiten. Die Verschiedenheit dieser Kleinrussischen Fuhrleute und der Großrussischen ist groß und besteht in allen Kleinigkeiten der Einrichtung ihres ganzen Angespanns und aller bei ihnen gebräuchlichen Benennungen. So wie jene sich selber „Jämschtschiks", ihre Karawanen „Obosen" nennen, sich der Pferde, der Schlitten, des Winters und leichtgebauter Wagen bedienen, so nennen sich diese „Tschumak's", ihre Karawanen „Walki", bedienen sich der Ochsen, des Sommers und keiner Schlitten, sondern plumpgearbeiteter Wagen, mit denen sie nur langsam und gemächlich von der Stelle rücken.

Es ist sonderbar, daß in einem an Pferden so sehr reichen Lande, wie die Südrussischen Steppen sind, die ohne Zweifel die größten Pferdeheerden haben, welche ein Land in Europa aufweisen kann, die unerschöpflichen Gestüte für die Russische Kavallerie besitzen und von jeher, zum Theil auch noch jetzt, von Reitervölkern bewohnt werden, daß gerade hier das Pferd von den wichtigsten Arbeiten, die es sonst überall in Rußland und in anderen Ländern für den Menschen übernimmt, ausgeschlossen und der Ochse in so vieler Hinsicht an seine Stelle getreten ist. Im ganzen Russischen Süden verrichtet der Ochse nicht nur die gewöhnlichen Geschäfte des Ackerbaus, das Pflügen, Getraide-Einholen u. s. w., sondern dient auch als Lastthier dem weit gehenden Handel und vollbringt so weite Transporte, wie sonst diesem Thiere nirgends mehr zugemuthet werden. Das Pferd dient fast nur zum Reiten, zu Spazierfahrten und scheint übrigens nicht als Hausthier erzogen, sondern in den großen Tabunen (wilden Pferdeheerden) als bloße Handelswaare erzielt zu werden. Man sagt, die Kleinrussen hätten für den Ochsen eine eingewurzelte Vorliebe und gegen das Pferd als Hausthier einen unüberwindlichen Haß. Der Ochse kommt bei schlechten Wegen in dem erstaunlich zähen Schlamm der Steppenoberfläche besser fort, er erträgt die trockene Hitze und den Staub des Steppensommers leichter. Er nährt sich in den grasreichen Steppen billiger, wo das Gras umsonst, der Hafer für das Pferd theurer ist. Dies sind indeß doch nur einzelne Kleinigkeiten, es ließe sich eben so viel wieder gegen den Ochsen, der bei Regen und Kälte gar nicht zu gebrauchen ist, so wie für das Pferd anführen, — und es bleibt bei der Sache immer etwas Sonderbares und Unerklärliches.

Das Leben der Tschumak's und die Bewegung ihrer Walken ist eine ganz andere als die Erscheinung der Obosen und der sie führenden Jämschtschik's. Da die Ochsen sich weit langsamer bewegen als die Pferde, so schleppen sie sich weit länger auf den Wegen umher. Der Pontische Handel setzt daher im Süden weit mehr Walken und Ochsen in Bewegung, als der Baltische Pferde und Obosen, und ein Reisender findet des Sommers die Steppen nicht wenig von ihnen belebt und Gelegenheit genug, sie zu beobachten. Die Kleinrussischen Tschumak's sind, wie alle Kleinrussen, magere große Leute, mit kleinen struppigen Stutzbärten und langem zottigen Haarschopf. Sie regieren ihre Ochsen ohne Zügel und Peitsche mit langen Stäben und mit „zobbe!" und „zebä!", welches in der Ochsenführleute-Sprache „rechts" und „links" bedeutet, und das sie ihren Thieren beständig zurufen. Zwei Ochsen spannen sie vor jeden Wagen und vereinigen gewöhnlich 30 bis 40 zu einer ein Ganzes bildenden Walke, die unter Anführung eines Obertschumak und 5 bis 6 Untertschumaks ihre Steppenreisen vollbringt. Jedem Paar Ochsen werden 40 bis 50 Pud Waaren aufgeladen, mit denen sie des Tages etwa 3 bis 4 Meilen weiterkommen, und die sie gewöhnlich in Pferde- oder Kuhhäute verpacken. Ein durchaus nothwendiges Erforderniß bei jeder Walke ist auch ein Hahn, der seinen bestimmten Sitz auf dem vordersten Wagen hat und ihnen des Nachts statt der Uhr dient. Dieser Hahn ist so an die Walke gewöhnt, daß er nie seinen Herrschersitz auf dem vorderen Wagen verläßt, außer wenn es zum Speisen geht, wo er immer mit seinen Herren, den Tschumak's, gemeinschaftlich dinirt, die ihm gewöhnlich außerordentlich zugethan sind und ihm schmeicheln und Gutes thun. Des Abends gegen Sonnenuntergang sieht man schon immer alle Walken auf den breiten Wegen der Steppe still stehen. Die Wagen sind zu einer Art Wagenburg in ein Quarré regelmäßig zusammengefahren, in dessen Mitte sie ihre Kessel aufhängen, die gewöhnlich nichts als ihre National-Gerichte „Borscht" (eine Kräutersuppe) oder „Mamaliga" (eine Art Polenta) enthalten. Ueberall sieht man dann des Abends in den Steppen die Feuer der Tschumak's aufleuchten, die friedlich umhergelagert ihre Gesänge weit und breit ertönen lassen. Die Ochsen lassen sie in die benachbarte Steppe hinaus, wo immer ein kräuterreicher für Jedermann bereiter Tisch für sie gedeckt ist. Gegen Sonnen-Aufgang fangen sie sie ein und schleppen sich dann mit „zobbe" und „zebä" wieder ihre Tagereise von 3 Meilen zu einem anderen Weideplatze weiter. Nichts gleicht der Geduld und Weniges der Heiterkeit, mit der diese Tschumak's und Ochsen ihr Handwerk treiben. Freilich verkehren auch die Großrussen mit ihren rascheren Pferden und beweglicheren Obosen im Steppensüden, doch sind es nicht sowohl die gewichtigen Produkte des Landes, Getraide, Talg u. s. w., die sie verfahren, als die verderblicheren Waaren des Südens, die für den Norden bestimmt sind, die Griechischen und Krimschen Weine, die Trauben und anderen Früchte Tauriens und Konstantinopels.

Die beschriebenen Transportweisen sind entschieden die hauptsächlichsten des Russischen Reichs, welche die Waaren zwischen den verschiedenen Städten des Landes und von einer Gränze desselben zur anderen spediren. Der Transport durch lasttragende Pferde und andere Saumthiere hat ein verhältnißmäßig nur geringes Verbreitungsgebiet in den Taurischen und Kaukasischen Bergen, so wie in den Armenischen Gebirgen. Eben so der durch das Kameel in der Nogaischen Steppe und den an die Buchareï gränzenden Provinzen, so wie endlich auch der durch die Rennthiere und Hunde im äußersten Norden.

Von erstaunlicher Wichtigkeit dagegen für das Reich sind seine großen Wasserstraßen und die dadurch möglich gemachte außerordentlich großartige Flußschifffahrt. Die Russischen Flüsse und Ströme haben durchweg einen weit ruhigeren und viel weniger behinderten Gang als die des übrigen Europa. Ja sie

sind weiter hinauf als die Flüsse irgend einer Weltgegend, — das nördliche Amerika etwa ausgenommen, — fast bis zu ihren Quellen hin schiffbar. Da sie meistens in Ebenen sich entspinnen, so sind viele von ihnen gleich bei ihren ersten Anfängen zu benutzen, wo nur schon des Wassers genug ist, ein Schiff zu tragen. Alle Uebergänge der Waaren aus dem einen Flußgebiet ins andere sind daher außerordentlich leicht, indem zwischen den zwei Anfangspunkten der Schiffbarkeit der beiden verschiedenen Ströme gewöhnlich nur eine sehr kurze Distanz bleibt. Es giebt daher eine Menge sogenannter „Portages" oder „Tragplätze" in Rußland, auf denen die Waaren aus dem einen Fluß in den anderen hinübergetragen werden. Man nennt in Rußland solche Tragplätze „Wolok's", und viele Russische Markt- und Handelsplätze verdanken solchen Wolok's ihren Ursprung. Diese Wolok's sind gewöhnlich von Kanälen durchschnitten, ja zuweilen sogar bildet — welches Phänomen doch in anderen Ländern sonst äußerst selten ist — die Natur selber solche Kanäle, indem z. B. aus einem kleinen See zwei Ausflüsse in verschiedenen Richtungen hin stattfinden, oder indem bei hohem Wasserstande eine ganze hochliegende Gegend weit und breit überschwemmt wird und ihre Gewässer zu verschiedenen Flußsystemen abfließen läßt. Es findet auf diese Weise zur Zeit des hohen Wasserstandes bei mehreren Russischen Flußsystemen eine Schiffahrt statt, die ungehindert die Waaren aus einem Gebiet ins andere hinüberführt.

Früher war Rußland, als es nur noch den inneren Kern seines jetzigen Reichs, die Quellengebiete seiner Flüsse, beherrschte, von allen Mündungen dieser Ströme ausgeschlossen, im Norden durch die Polen, Deutschen, Finnen, im Süden durch die Kosaken und Tartaren. Seit Peter's des Großen und Katharinens Zeiten beherrscht es jetzt alle große Ströme seines Landes von der Quelle bis zur Mündung — mit den wenigen Ausnahmen der Weichsel und des Niemen — und gewährt in dieser Hinsicht ein Schauspiel, das kaum ein anderer Staat der Welt bietet. Die großen Riesenströme Sibiriens beherrscht es von ihrem Anfange bis zu ihrem 500 Meilen entfernten Ende, die ganze Wolga, die ganze Düna, Dwina, den ganzen Don und Dniepr desgleichen. Auf allen diesen Flüssen findet jetzt eine durch kein einziges politisches Hinderniß gehemmte Schiffahrt statt. Daher ist es diesem Staate denn auch mehr als irgend einem anderen Staate möglich, allgemeine Maßregeln für die Schiffahrt zu nehmen und bleibende und durchgreifende Veranstaltungen zu treffen. Das Departement der Wasser-Communication, eine höchst wichtige Abtheilung des Ministeriums des Innern, steht an der Spitze der riesenmäßigen Arbeiten, die in Bezug auf Ratifizirung und Verknüpfung der Flußbahnen in diesem Reiche vorgenommen werden. Wie überhaupt kein Staat der Welt in seiner inneren Entwickelung, in Vermehrung seiner Population, in Verdoppelung aller seiner Kräfte in neueren Zeiten so große Fortschritte gemacht hat als Rußland, so ist nun natürlich auch die Flußschiffahrt auf eine außerordentliche Weise gestiegen.

Der Dniepr, Dniestr, Don, die im ganzen Mittelalter und selbst in der neueren Zeit wenig benutzt waren, sind jetzt von einer Menge Flußschiffe befahren. Jahrtausende lang wälzten die Ströme Sibiriens müßig ihre unbenutzten Wellen zum Ocean hin, ja, es mögen vielleicht schon mehr als einmal alle Gewässer des Erdglobus durch diese Ströme zirkulirt haben und abgeführt worden seyn, bis endlich Rußland ihre wilden Götter für die Menschheit in Dienst nahm. Jetzt fördern sie mit ihren gewaltigen Verzweigungen, die sich unter einander die Hand bieten, den Handel zwischen Peking und Petersburg und schlingen zwischen diesen beiden entfernten Residenzen vom Ural bis an den Fuß der Chinesischen Mauer eine Kette, deren Wichtigkeit mit jedem Jahre steigt.

Die Wasserverbindungen Rußlands sind jetzt der Art, daß man aus der Baltischen See in das Eismeer, aus diesem in den Pontus übergeht, ohne daß auf der ganzen Strecke ein Umladen der Waaren nöthig wäre, ja daß man von Petersburg bis in die entferntesten Winkel Sibiriens 1000 Meilen weit auf Flüssen schiffen kann, ohne mehr als ein oder zwei Mal die Ladung über Woloks transportiren zu müssen.

Daß die erstaunlichen Vortheile, welche die Russischen Flußverbindungen gewähren, schon bereits alle benutzt und in Thätigkeit gesetzt wären, wird Niemand zu behaupten wagen. Wer bedenkt, was es heißt, einen Fluß zu rektifiziren, seinen Lauf zu bewachen und sein Bett zweckmäßig zu gestalten, wird leicht errathen, wie weit die Russischen Flüsse noch von diesem Ideale entfernt sind. Aber auch aus anderen Ursachen steht der Wasser-Transport in Rußland in einem nachtheiligeren Verhältnisse zur Landfracht, als in anderen Ländern. Die Russischen Gewässer sind fast durchweg während der einen Hälfte des Jahres unter einer sechsmonatlichen Eisdecke erstarrt und der Benutzung zum Waaren-Transport unzugänglich. Derselbe Umstand, der sie daher unbrauchbarer macht, diese anhaltende Schnee- und Eisdecke, macht zur gleichen Zeit die dadurch geglättete Festland-Oberfläche brauchbarer, so daß während der Hälfte des Jahres auf dem Festlande der Transport eben so leicht und billig ist, wie auf der Wasser-Oberfläche. Es läßt sich daraus abnehmen, daß unter diesen Umständen die Russischen Flüsse etwas weniger benutzt sind, als sie es unter einem anderen Himmelsstriche seyn würden.

So wenig die Russen sich, nach dem Urtheil der Engländer, in der Kunst, die großen Oceane zu befahren, auszeichnen, so außerordentlich gewandte, erfahrene und kühne Flußfahrer sind sie, — wenigstens die Großrussen. Es ist dies natürlich. Denn während die Meere, welche ihr Land umgeben, theils völlig unschiffbar, theils nur klein und unbedeutend sind, haben sie Flüsse erster Größe und üben sich in ihrer Befahrung beständig und in den größten Distancen. Man muß die Barken-Flotte der Wolga bei schwierigen Flußstellen, oder auch die der Msta bei Passirung der Wischnei-Wolotschokschen Kanal-Anstalten gesehen haben, um einen Begriff zu bekommen von der Energie, Thätigkeit und Geistesgegenwart dieser Russischen Plotniks (Floß- und Schiffführer).

Die Schiffe, deren man sich auf den Russischen Flüssen bedient, sind zwar nicht überall ganz dieselben und haben auch verschiedene Benennung. Auf einigen Flüssen heißen sie „Barki", auf anderen „Lotki", auf anderen, der Düna, dem Niemen u. s. w., „Strusi", wieder auf anderen, dem Dniepr, Bug, Dniestr, „Baidaki". — Im Ganzen aber herrscht doch in ihrer Bauart bei weitem nicht die Verschiedenheit, die man auf unseren Flüssen wahrnimmt, wo fast auf jedem Strome völlig verschiedene Bildungen und Formen erscheinen.

Das Wesentliche bei den meisten reduzirt sich auf Folgendes. Die Böte sind gewöhnlich ungemein groß, und in der Regel ist so wenig Kunst daran verschwendet, daß sie mehr ein Natur- als ein Kunst-Produkt zu seyn scheinen. Die Basis bilden dicke Fichten-Stämme, an denen man die stärksten Seiten-Wurzeln sitzen ließ, die als Rippen des Boots emporragen. Die Bretter, mit denen diese Wurzel-Rippen überkleidet sind, sind nur mit dem Beile zugehauen und mit starken Holzpflöcken befestigt. Die Ladung ist mit einem aus jungen Birkenbäumen, an denen man zur bequemeren Verflechtung alle Zweige ließ, verfertigten hohen Dach versehen, das man noch zuweilen mit einer getheerten Leinwand bedeckt. Rund um den Fuß dieses Daches führt eine Galerie herum, auf welcher die das Schiff leitenden Bootsleute gehen. In der Mitte des Schiffs und Dachs, die beide dadurch in zwei Theile getheilt werden, befindet sich das aus Brettern zusammengenagelte und mit bunten Tapetenflicken und Heiligenbildern ausgeschmückte Zimmer des Schiffsherrn oder die Kajüte. Ein Fichtenstamm in der Mitte trägt als Mast ein gewaltiges Segel, und zwei andere Fichtenstämme, am vorderen wie am hinteren Ende angebracht, dienen als Steuerruder, die meistens noch länger als der Mast sind. Die Schiffe sind gewöhnlich von sehr wenig fester Bauart, und bei weitem die meisten gehen nur stromabwärts und werden als Brenn- oder Bauholz an Ort und Stelle verkauft, indem die Waaren, welche stromaufwärts gehen sollen, dann im Winter auf dem Eise und Schnee transportirt werden.

Die Leichtigkeit, mit der man in Rußland alle diese verschiedenen Schlitten-, Wagen- und Schiffs-Transporte unternimmt und ausführt, muß in der That Jeden, der aus unseren West-Europäischen Königreichen kommt, die man zum Theil zwischen Sonnen-Untergang und Aufgang oder doch in wenigen Tagen durchstreift, in Erstaunen setzen, um so mehr, da der Entbehrungen und Strapatzen in diesem Lande so außerordentlich viele und der Gemächlichkeiten und Comforts so erstaunlich wenige sind. Ein Russe übernimmt eine Reise zum Altai oder Ural mit so wenig Umständen, als gälte es nur, auf der Eisenbahn von Liverpool nach Manchester zu fahren. Kein Volk haftet mit so wenigen Wurzeln an dem Boden seiner Heimat als die Russen, und durch alle Stände, von den vornehmsten bis zu den geringsten, macht sich eine Beweglichkeit und Versetzbarkeit bemerklich, die man nomadisch nennen möchte. Der Russische Iswoschtschik (Fiaker), der in den Straßen von Petersburg seinen Erwerb sucht, hat rasch seine Droschke gewendet, wenn der Hafer im Norden theurer wird, und fährt nach Moskau, wo er auf mehr Gewinn glaubt hoffen zu können. Der vornehme Reiche, der seiner Datsche (Villa) am Finnischen Meerbusen überdrüssig ist, packt sich seine Familie und Dienerschaft schnell entschlossen auf und rollt mit seiner Karawane von Vier- und Sechsspännern zu seinem Chuter (Landhaus) in der Krim, um die Seebäder an der Pontischen Küste zu gebrauchen. Viele Familien verbringen den Sommer in der Ukraine, den Herbst am Ural, den Winter in der Residenz. Die Moskauer Kaufleute schicken ihre Pockaschtschiks (Kommis) mit allerlei Aufträgen in die Welt hinaus, vernehmen Jahr und Tag kein Wörtchen von ihnen, sind aber sicher, daß sie nach 24 Monaten an Ort und Stelle wieder anlanden werden. „Iwan Wassiljewitsch", sprach einst ein General T...., der mit seinem Regimente am Fuße des Kaukasus den Tscherkessen gegenüber stand, zu seinem Dentschuk (Diener), „nimm unsere beiden Braunen, spanne sie vor die gelbe Britschke und fahre damit auf unser Familiengut S..... in Kurland zu meinem Bruder Wilhelm, bitte ihn um 6 gute Jagdhunde, mit denen ich mir hier die Zeit vertreiben kann. Laß dir auch einige gute Kurische Knappkäse geben, die ich sehr liebe. Morgen früh um 4 Uhr mach dich auf den Weg. Da es Frühling ist, werden dich die ausgetretenen Gewässer etwas aufhalten. Du kannst aber doch immer noch vor dem Herbste wieder zurück seyn." — Iwan Wassiljewitsch antwortete nichts darauf, als „Slaschu" (ich gehorche), und führte den Auftrag seines Herrn pünktlich aus. — Täglich werden von Petersburg Boten, Couriere und Feldjäger ausgesandt, die 12 Erdzonen zu durchstreichen haben, ehe sie ihr Ziel erreichen, und ein Dutzend Flußsysteme durchwandern müssen, bis sie zurück sind.

Viele Waaren, besonders natürlich die schweren und voluminösen, wandern jahrelang auf ihren Bahnen im Lande umher, bis sie ihren Markt erreichen. So werden die großen Masten Mohilew's und Volhynien's, welche die Engländer in Riga kaufen, im Sommer auf dem Prypet abwärts und auf dem

Dniepr aufwärts geschafft und im folgenden Winter auf dem Schnee zu Lande an die Düna gezogen, welche sie dann im zweiten Sommer an die Ufer der Ostsee trägt. Der Chinesische Thee, die Nertschinskischen Metalle, Sibirischen Pelze u. s. w. gehen zu Wagen nach Irkutzk, überfrühlingen hier, bis die Gewässer völlig vom Eis gelöst, und arbeiten sich dann auf den Sibirischen Haupt- und Nebenströmen bis nach Tobolsk hin, wo sie überherbsten, um dann im folgenden Winter auf glatten Eisbahnen sich in den Europäischen Städten zu vertheilen. Manche Waaren könnte man nennen, die sich so langsam vertreiben, daß die Jahreszeiten ihren Tanz zwei und dreimal vollendet haben mögen, ehe jene den Käufer gefunden haben, für den sie bestimmt waren. — Ja, es giebt Distanzen in Rußland, die selbst der schnellste Courier nur im Verlauf eines Viertel-Jahres durcheilen kann, obgleich diese Russischen Feldjäger wohl sonst Alles übertreffen, was man von einem Couriere an Schnelligkeit, Unermüdlichkeit, Ausdauer und Unverwüstlichkeit erwarten kann. Durch diese Feldjäger erfährt z. B. die höchste Staatsgewalt in Petersburg den 6ten oder 7ten Tag, was am Schwarzen Meere geschah. Den 8ten oder 9ten Tag weiß man in Petersburg, wie die Sachen in Konstantinopel stehen!

Bibliographie.

Italiänisch-Russisches Wörterbuch von V. Kriworotoff.
Neues Lesebuch für Kinder unter der Leitung von Nicolaus Gretsch.
Umriß der Technologie von Hermbstädt ins Russische übersetzt.
Physische Geographie von Alexander Obodoffsky.
Zwölf Fabeln von A. Jakowleff.
Der Egoist. Von N. Newerin.
Allerlei. — Au! — Gedichte von M. Demidoff.
Das Geld. Komisches Gedicht von S. Djatschkoff.
Russische Nationalfeste und abergläubische Gebräuche. Von N. Snigereff.
Abriß der Russischen Geschichte für Lehr-Anstalten. Von N. Ustrâloff.

England.

Der Herzog von Kent, Vater der Königin Victoria.

Von W. Rae Wilson.

Der Charakter des verstorbenen Herzogs von Kent war von seltener Art. Er besaß einen scharfen Verstand und ein energisches Gemüth; hohe Unabhängigkeit des Geistes, keine Furcht kennend, gab jenen Eigenschaften den freisten Spielraum, und was seine Hand irgend zu thun fand, das vollführte er mit der unermüdlichsten Anstrengung, Ausdauer und mit all seiner Macht, des Spottes und Stirnrunzelns nicht achtend, womit ihm manches Mitglied seiner eigenen Familie sowohl wie andere Personen begegneten, die auf seine geistige Ueberlegenheit und steigende Popularität eifersüchtig waren.

Alle, die den Herzog für die Verbreitung des göttlichen Wortes und für die Armen und Nothleidenden sprechen hörten, deren er sich stets aufs eifrigste annahm, müssen sich erinnern, wie sehr ihm beide Gegenstände am Herzen lagen, wie tiefen Eindruck seine glühende Beredsamkeit auf Jedermann hervorbrachte, und welche Sympathie er ringsum für die vertheidigte Sache erweckte. Niemand stand höher in der Achtung der denkenden Klasse, Niemand gab allen Ständen ein glänzenderes Beispiel als der Herzog von Kent. In ihm war keine Doppelzüngigkeit, keine weltliche Klügelei, sondern offene, edle Freimüthigkeit und Geradheit zeichneten sein Benehmen bei allen Gelegenheiten aus.

Die Lebensweise dieses Prinzen war höchst regelmäßig, ja systematisch. Er war das Gegentheil eines Bonvivants, Wohlschmeckers, Spielers und Wettrenners. Wie er selbst sich, nach dem Beispiel seines Vaters, durch Mäßigkeit auszeichnete und sich in der lustigsten Tischgesellschaft vor dem geringsten Uebermaß im Genusse hütete, so rügte er auch solche Laster, wenn er sie bei Anderen antraf. Niemals pflog er Umgang mit liederlichen und unmoralischen Personen, sondern suchte vielmehr die Gesellschaft aller derer auf, die als Wohlthäter der Menschheit bekannt waren, die der Welt sich nützlich erwiesen und deren Namen einen guten Klang hatte. So oft er mit Jemand in nähere Berührung kam, war sein Erstes, daß er sich bei Anderen nach dessen Sitten erkundigte; hörte er, daß dieselben locker und unmäßig seyen, so zog er sich auf der Stelle von ihm zurück.

Gleich seinem ehrwürdigen Vater, stand auch der Herzog des Morgens schon sehr früh auf und arbeitete an seinem Pult so emsig wie ein Büreaubeamter. In seiner Korrespondenz übertraf er alle Andere an Pünktlichkeit. Es wurde allgemein anerkannt, wie gewissenhaft er in dieser Hinsicht war; obgleich ihm täglich ganze Haufen von Depeschen vorgelegt wurden, so beantwortete er sie doch sämmtlich auf der Stelle, und wenn es auch das Gekritzel der niedrigsten Soldaten-Witwe oder Mutter war. In dem Jahre vor seinem Tode schrieb er über 300 Briefe, die mannigfachsten Gegenstände betreffend, theils in Angelegenheiten seines Regiments, theils in Sachen der vielerlei wohlthätigen Anstalten, die er im In- und Auslande beschützte, theils in seinen eigenen oder seiner Freunde Interessen. Alle diese Briefe wurden mit kaufmännischer Regelmäßigkeit in ein Buch kopirt.

Nie kann es einen aufrichtigeren und treueren Freund gegeben haben, als der Herzog von Kent es war, der nimmermehr Jemanden verlassen hätte, dem er einmal die Freundeshand gereicht. Der Zugang zu seiner Person war jederzeit leicht zu erlangen, und von Stolz konnte man an ihm nicht das Geringste bemerken; er benahm sich gegen Jedermann mit einer Herablassung, die ihm alle Herzen gewann. Von warmem, wohlwollendem Gefühl, zeigte er stets die lebhafteste Sympathie für die Leiden seiner Mitmenschen, seine Hand war dem Armen immer geöffnet, und der Strom seiner Wohlthätigkeit ergoß sich in zahlreiche Kanäle, einheimische und fremde. Er war der bewährte Freund der verlassenen Witwe, der armen Waise und des braven Soldaten.

Vor keiner Macht sich beugend, modelte der Herzog seine Grundsätze nie nach den wechselnden Umständen. Er blieb vielmehr immerdar fest und beharrlich bei den liberalen Prinzipien, zu deren Annahme ihn die innigste Ueberzeugung bewogen hatte, und weder sein Bruder, der Prinz-Regent, noch irgend eine andere Person auf Erden, wie hoch sie auch gestellt seyn mochte, war im Stande, ihn in seinen Gesinnungen auch nur auf einen Augenblick wankend zu machen. Jede mildthätige Anstalt der Stadt London, um deren Beschützung dieser Königliche Prinz ersucht wurde, förderte er aus allen Kräften, durch Beredsamkeit, Einfluß und Freundlichkeit; ja, er war ihr eigentlicher Lebensquell, ihre Seele. So oft er den Vorsitz in einer Versammlung dieser Anstalten führte, gelang es ihm, durch seine eindrucksvollen Reden die Herzen und Geldbörsen aller Zuhörer zu öffnen, und die Meisterschaft, womit er über jeden ihm vorkommenden Gegenstand zu sprechen wußte, erregte allgemeine Bewunderung.

Bis zu seinem Tode unterhielt der Herzog von Kent einen lebhaften Briefwechsel mit vielen der edelsten Männer, namentlich auch mit dem Kaiser Alexander von Rußland und mit seinem von ihm sehr hoch geschätzten Freunde, dem Herzoge von Orleans, jetzigen Könige der Franzosen, und seine Bemühungen für die große Sache des Volksunterrichts, sowohl in England wie auf dem Kontinent und auf dem ganzen bewohnten Theile des Erdballs, haben ihm die vollsten Ansprüche auf den Dank der Nachwelt erworben.

Bibliographie.

Black's picturesque tourist of Scotland, with maps and views. — 7 Sh.
The laws, customs etc. of the island of Jersey, with notices of Guernsey. — Von A. Jones Le Cras. 6 Sh.
Manchester as it is. — 4 Sh.
Memoir of the rev. James Smith. — Von George Pritchard. 3 Sh.
Sketches of missionary travels in Egypt, Syria, West Africa etc. — Von R. Marwell Macbriar. 7½ Sh.
The valley of the dove, with illustrations. — 11 Sh.
Jones's book-keeping. — 21 Sh.
The cloud of witnesses; a series of discourses. — Vom Prediger James Anderson. 10½ Sh.
The churches of London. — Von George Godwin. 2 Bde. 1 Pfd. 12 Sh.
Traverse tables. — Vom Capitain J. T. Boileau. 8½ Sh.

Mannigfaltiges.

— **Italiänische Geschichtsforschung.** Seit einigen Jahren sind die historischen Studien in Italien wieder in lebhafte Aufnahme gekommen; mehrere ausgezeichnete Schriftsteller haben sich Muratori zum Vorbild dienen lassen und bedeutende Geschichtswerke zu liefern angefangen. Die Sardinische Regierung fördert diese Unternehmungen ganz besonders und läßt unter dem Titel: Monumenta patriae eine große historische Sammlung herausgeben, wovon die ersten Bände schon die Presse verlassen haben. Unter den Gelehrten, welche in ihrer Sphäre zu diesem Aufschwung am meisten beitragen, zeichnen sich zwei Piemontesische Grafen aus, Cesare Balbo und Sclopis. Ein sehr geschätztes Werk des Letzteren ist namentlich seine „Geschichte der Piemontesischen Gesetzgebung", vom 12ten Jahrhundert bis auf Philibert Emanuel. Der Erstere hat seine Studien, angeregt durch die Briefe des Französischen Historikers Augustin Thierry über die Emanzipirung der Gemeinden, vorzüglich den Munizipal-Verfassungen zugewandt. In einem zu Turin im vorigen Jahre erschienenen Buche: Opuscoli per servire alla storia delle città e dei communi d'Italia, setzt Balbo das bei dem Studium des Italiänischen Gemeindewesens zu beobachtende Verfahren auseinander. Zwei Fragen beschäftigen ihn hauptsächlich, der Griechische Einfluß nach dem Gothischen und die Rolle, welche die Bischöfe bei der Entwickelung der Gemeinden in Italien gespielt. Außer den eigenen Forschungen beachtet und prüft dieser Geschichtsforscher Alles, was außerhalb Italiens über ähnliche Gegenstände erscheint, und daß er sich auch mit der Deutschen Sprache und Literatur gründlich vertraut gemacht, davon zeugt seine Uebersetzung des Werkes von Heinrich Leo über die Verfassung der Lombardischen Städte.

— **Polnische Kanzelredner.** Bei Ernst Günther in Lissa ist so eben das erste Heft einer von dem dortigen Propst Tietz veranstalteten Sammlung von Original-Predigten der besten älteren und neueren Polnischen Kanzelredner (Wybór kazań oryginalnych, z naylepszych naszych dawnieyszych i nowszych kaznodziejów zebrany) erschienen. Man findet darin die auserlesensten Reden von Skarga, Wujek, Bierkowski, Bialobrzeski, Woronicz, Linowski, Dobrowolski und Anderen. Fast alle diese Kanzelredner waren auch Dichter und Schriftsteller und werden größtentheils zu den Polnischen Klassikern gezählt. Berühmt sind unter den in der Sammlung befindlichen Predigten besonders die, welche Skarga auf den Reichstagen gehalten, so wie seine Reden über die Barmherzigkeit.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 105. Berlin, Montag den 2. September 1839.

Spanien.

Cordova, seine Geschichte und seine Denkmäler.

(Aus Bentley's Miscellany.)

Der Weg von Sevilla nach Cordova führt zuerst durch eine kornbewachsene Hochebene mit zerstreuten Oliven- und Fruchtbäumen; Hecken von Hagedorn fassen die Landstraße ein. Als wir den Berg erreicht hatten, dessen Gipfel die Ruinen des Maurischen Schlosses von Alcala de Guadaïra krönen, blickten wir in ein enges Thal oder vielmehr in einen Abgrund, durch welchen sich, wie ein Silberfaden, ein Fluß hindurchzog, dessen Ufer mit Feigen- und Orangenbäumen, mit Aloën und Binsen eingefaßt waren, deren grüne, blaue, gelbe und braune Schattirungen wunderbar gegen die röthliche Farbe des darüber hängenden ungeheuren Felsen abstachen. Vor uns lag eine weite wellenförmige Ebene, die immer fruchtbarer wurde, je mehr wir uns Carmona näherten, wo wir zu Mittag speisen wollten. Die Posada dieses Orts war eben so erbärmlich und eben so unbehaglich wie alle andere in Spanien; kein freundlicher Wirth, kein geschäftiger Diener, keine lachende Magd treten dem Reisenden entgegen und bieten ihre Dienste an; man ist nach der allgemein herrschenden Gewohnheit sich durchaus selbst überlassen. In Carmona verschaffte man uns doch wenigstens eine Bürste, ein Becken mit Wasser und für die ganze Gesellschaft ein einziges Handtuch; nach eingenommenem Puchero machten wir uns wieder auf den Weg, doch nur die Damen und ein Priester bestiegen die Landkutsche, wir Männer hingegen klimmten zu Fuß eine steile, enge Straße hinauf, an deren Ende sich eine Mauer und ein Thor von Maurischer Bauart befinden, und nun waren wir auf dem Gipfel eines hohen Berges, der eine weite üppige Ebene beherrscht, die Vega de Carmona, welche schon zu den Römerzeiten durch ihre Fruchtbarkeit und ihren vorzüglichen Waizen berühmt war. Dieser Waizen, der von einer sehr dicken, nur dieser Halbinsel eigenen Art ist und durch seine langen Spitzen dem Roggen gleicht, stand jetzt gerade in voller Reife; die Landschaft bekam dadurch das Ansehen einer großen Sandwüste, und als der Wind über die Aehren strich, so daß sie Wellen schlugen, wurde die Täuschung so vollständig, daß man fast in Afrika zu reisen glaubte, hätten nicht das Grün der Oelbäume und die fernen blauen Berge uns von Zeit zu Zeit an das schöne Andalusien erinnert. Am Fuß des Berges setzten wir uns wieder in den Wagen und fuhren durch diese Korn-Einöde, auf welche eine endlose Haide folgte, ein Lieblings-Aufenthalt der Banditen. Ungefährdet erreichten wir die Venta de la Portuguesa, ein einsames Haus, zehn Meilen von Carmona, wo die Maulesel gewechselt wurden; von da kamen wir in einen dicken Olivenwald. Nichts ist trauriger und ermüdender als der Anblick dieser Bäume, deren düsteres und unschattirtes Laubwerk den Blick eher ermüdet als erfrischt; und ich, der ich mir von einem Oliven-Gehölz eine lachende, malerische Vorstellung gemacht hatte, wurde eben so enttäuscht wie die Reisenden, welche zuerst einen Französischen Weinberg sehen.

Kurz vor Luisiana gesellten sich zwei Reiter zu unserem Wagen; diese neuen Gefährten, eine Art Wilder, waren mit schlechten Schafsfellen bekleidet und hatten Tücher um den Kopf gewunden, deren Zipfel im Winde flatterten; die Muskete hing hinten auf dem Pferde, die Pistolen am Sattel, der Säbel am Gürtel; sie waren als Ergänzungs-Mannschaft von den Direktoren des Postwesens abgesandt, um uns vor den immer zunehmenden Gefahren unseres Weges zu schützen, wozu die zwei Heiden, die schon seit unserer Abreise bei uns im Wagen sich befanden, wohl nicht hinreichend seyn mochten. Der Norden von Andalusien wird durch eine Räuberbande beunruhigt, welche den Namen der sieben Kinder von Ecija führt, weil dieselbe nie mehr oder weniger als sieben Mann zählt; wir kamen jedoch glücklich und wohlbehalten an den gefährlichsten Stellen vorüber und langten um zehn Uhr in Ecija an, wo wir übernachten wollten. Doch gönnte man uns kaum zwei Stunden Ruhe, da stand schon wieder der Postwagen mit Maulthieren, die auf echt Andalusische Weise bebändert waren, zur Abfahrt bereit; dicht hinter der Stadt fuhren wir über eine Brücke des Xenils, dieses in den Volksgesängen und in der Geschichte so berühmten Flusses. Bei Tagesanbruch kamen wir nach Carlota, einer hübschen Stadt, die aus einer langen und breiten, mit einer doppelten Reihe Bäumen bepflanzten Straße besteht; die Gegend ist hier lachend und malerisch, doch kaum drei Meilen weiter, in der Nähe von Mango-Negro, nimmt sie ganz plötzlich einen anderen Charakter an; man sieht nichts als dürre, kahle Flächen, welche am Horizont von der Sierra Morena, jenem braunen, von Cervantes verherrlichten Gebirge, begränzt werden. Als wir Mango-Negro kaum verlassen hatten, erblickten wir in geringer Entfernung auf einer Höhe mehrere bewaffnete Männer, wodurch die Reisenden und selbst unsere heldenmüthige Eskorte sehr beunruhigt wurden; letztere rüstete sich jedoch zur Vertheidigung; zum Glück aber wurde ihr Muth nicht auf die Probe gesetzt, wir kamen ungefährdet vorbei. Auf der Höhe des Hügels breitete sich ein herrliches Schauspiel vor unseren Blicken aus; vor uns erstreckte sich ein weites tiefes Thal mit der üppigsten Vegetation, durch welches der Guadalquivir sich schlängelte; am Horizont tauchten die grünen, mit weißen Häusern belaubten Bergrücken der Sierra Morena auf, die ungefähr 2—3000 Fuß hoch sich erhebt, und zu unseren Füßen, am jenseitigen Ufer des Flusses, lag mitten unter herrlichen Baumgruppen eine Stadt. Es war Cordova mit seinen von tausend amphitheatralischen Gärten umgebenen Häusern, welches durch seine weite Ausdehnung das Ansehen einer Hauptstadt gewinnt. Das rechts von nackten, dürren Felsen begränzte Thal breitet sich links mehr aus, verengt sich aber bald wieder zwischen den umliegenden Höhen und bildet eine Art Trichter, an dessen äußerstem Ende das Gebirge von Almodovar sich erhebt, welches so senkrecht und regelmäßig in die Höhe steigt, daß es von fern wie ein ausgezackter Thurm aussieht.

Je mehr man sich der Stadt nähert, desto mehr verliert sie an Bedeutsamkeit. Eine verworrene, unsymmetrische Masse von gelben, weißen und grauen Häusern, ein Gewirr von Thürmen und Spitzen, in deren Mitte sich die Kathedrale erhebt, zerborstene Wälle, einstürzende Thürme und vor Alter eingesunkene Thore, das ist das heutige Cordova, seines alten Glanzes ganz beraubt. Es ist nicht mehr die Stadt mit den Maurischen Palästen, der Hauptort eines mächtigen Königreichs, aber in seinem alten, ehrwürdigen Aussehen, in dieser Zerfallenheit selbst liegt ein Zauber, der die Seele des Reisenden anzieht und ergreift. Von den Palmbäumen, die durch den ersten Abderrahman nach Spanien verpflanzt wurden, ist auch nicht ein einziger mehr vorhanden, sie sind mit den Mauren verschwunden. Der Weg geht immer bergab bis zum Flusse, über den eine alte Brücke führt, deren Brückenkopf durch einen Maurischen Thurm vertheidigt wird; am entgegengesetzten Ende der Brücke ist ein Römisches Thor, das ehemals den Namen Morgenthor führte und durch welches man endlich in die Stadt selbst gelangt.

Eben so wie in Sevilla, interessirt auch in Cordova die Kathedrale am meisten; in Sevilla erstaunt man über ihre Größe und ihre erhabenen Verhältnisse, in Cordova, wo die Kathedrale weniger großartig ist, wird man durch die in ihrer Art einzige Architektur und durch die erste Bestimmung des Gebäudes angezogen. Sie war eine Moschee, die dritte der Welt, die nur wenig der Kaaba in Mekka und der Kibla des Moses in Jerusalem nachstand, ja vielleicht sogar denselben Rang einnahm, und die ihr Erbauer, Abderrahman I., selbst über diese beiden erheben wollte. Das Aeußere derselben bietet einen sonderbaren, dem Auge nicht wohlgefälligen Anblick dar; es sind dicke Mauern von gelblichen Steinen, ungefähr etwas über dreißig Fuß hoch, mit schweren viereckigen Pfeilern, unregelmäßig hier und dort angebracht und im Kleinen der Façade eines Flamändischen Hauses nicht unähnlich; zwischen diesen Pfeilern ist hin und wieder eine gewölbte Thür. Eine dieser Pforten führt in einen großen mit Orangenbäumen bepflanzten Hof, der patio de los Naranjos genannt, und durch eine andere Thür gelangt man dann in die Moschee. Hier befand ich mich nun in einem wahren Walde von Säulen, unzählige lange und enge Gallerieen bildend, die in allen Richtungen auf helle Punkte stießen, welches eben so viel offene Thüren waren. Ich erstaunte über die geringe Erhabenheit dieses Denkmales; so weit, hell und hoch mir die Wölbungen der Kathedrale von Sevilla vorgekommen waren, eben so niedrig, finster und gedrückt schienen mir diese, die nur 60 Fuß hoch sind. Die Höhe der Kathedrale steht gar nicht im Verhältniß zu ihrer unermeßlichen Ausdehnung, welche einen rechten Winkel von 150 Schritt Länge und 138 Schritt Breite

bildet, und dieser sonderbare Eindruck wird durch den grotesken Kontrast der doppelten massiven Bogen und der dünnen Säulen noch mehr gehoben. Diese Kirche sieht also zu gleicher Zeit schwerfällig und gebrechlich aus, was bei der in Sevilla nicht der Fall ist, wo die Riesen-Pfeiler, obschon in geringer Anzahl, doch zum Tragen der ungeheuren Wölbung hinreichend scheinen. Ein feierliches Dunkel herrscht in dem ganzen Gebäude, in welches der Tag nur durch spärliche Oeffnungen hineindringt, und ohne die Weiße der Mauern und der Kuppel, von welchen die Andalusische Sonne widerstrahlt, würde das Innere in ewige Finsterniß gehüllt seyn. Die Türkischen Moscheen sind eben so düster wie die heidnischen Tempel; nur das Christenthum hat das Licht in die Kirchen eingeführt. In Sevilla bemächtigte sich meiner ein Gefühl der Erhebung, in Cordova aber eine Empfindung von Bangigkeit, denn dieser Ort athmet den düsteren Schrecken der alten Haine. Die Moschee hat einige Aehnlichkeit mit dem Serail; die Türken halten ihren Gott wie ihre Weiber verborgen. Die Mezquita (die Kirche hat diesen Namen bewahrt) verdient Bewunderung, sowohl durch ihre Sonderbarkeit, wie dadurch, daß sie das einzige Denkmal von Wichtigkeit ist, woraus die Christen die innere Eintheilung der Gebäude ersehen können, welche dem muhammedanischen Gottesdienst geweiht waren. Doch ist leider diese Reliquie Arabischer Baukunst durch ihre Verwandlung in eine katholische Kirche sehr verändert worden. Zahlreiche Kapellen befinden sich jetzt in ihrem Umkreis, in der Mitte erhebt sich ein Chor, welches zwar sehr prächtig ist, aber doch nicht dahin paßt; man hat durch solche Hinzufügungen die Perspektive nur versperrt und den Original-Charakter des Gebäudes entstellt. (Schluß folgt.)

F r a n k r e i ch.

Jakob Sobieski in Paris.

(Schluß.)

Ermordung und Tod Heinrich's IV.

Freitag, 14. Mai 1610. Ravaillac, gebürtig aus Angouleme, hatte nie sein Geburtsland verlassen, wo er Kantor eines kleinen Kirchspiels war; er war von düsterer und schwermüthiger Gemüthsstimmung. Durch Zufall fiel das Buch eines Spanischen Jesuiten Mariana in seine Hände; in diesem unseligen Buche las er folgende Worte: „Es ist erlaubt, einen Tyrannen zu tödten!" .... Sogleich wurde Ravaillac's Seele von einer Art Wahnsinn befallen, er wälzt diesen Gedanken in seinem Kopfe hin und her, er wird davon ergriffen, durchdrungen; und wie vom Teufel besessen, beschließt er endlich, den König von Frankreich zu ermorden. Die Tortur selbst konnte ihm keinen anderen Beweggrund zu seinem Verbrechen entreißen. Ravaillac begab sich nach Paris, und heute, Freitags, näherte er sich in aller Frühe dem Louvre, um seinen Vorsatz auszuführen. Der König fuhr aus, doch war er so umringt, daß der Mörder sich ihm nicht nähern konnte. Nach dem Mittagessen fuhr der König noch einmal aus, um sich nach der Bastille zu begeben, weil dort alle Vorbereitungen zum nächsten Feldzuge getroffen wurden und sich der Königliche Schatz auch daselbst befand.

Ravaillac, der nahe bei dem Louvre auf der Lauer stand, folgte dem Wagen des Königs; als Heinrich IV. aus der Bastille zurückkehrte, fuhr er durch die Straße de la Feronnerie, eine enge und schmutzige Gasse, wo Eisenwerk verkauft wird; unglücklicherweise sperrte ein mit Eseln bespannter Karren den Weg. Die Königliche Garde wollte den Bauer mißhandeln, der den Karren führte; der König untersagte es und befahl, anzuhalten. Ravaillac, der jede Bewegung beobachtete, springt wie ein Rasender auf das eine Rad der Kutsche; der König saß im Fond und hatte den einen Arm auf die Wagenthür gelehnt; ihm gegenüber befand sich der Herzog von Epernon. Ravaillac stieß dem Könige den Dolch zweimal mit einer solchen Heftigkeit ins Herz, daß das Blut sogleich aus Nase, Mund und Ohren hervordrang. Der König konnte nur noch die Worte sprechen: „Mein Gott, ich bin ermordet, ich sterbe" — und er sank todt zurück. Die Königliche Garde ergriff den Mörder; man ließ die Vorhänge des Wagens herab und brachte den Leichnam nach dem Louvre.

Zufällig war ich nicht sehr fern von dem Orte, wo dieses unglückselige Ereigniß sich zutrug. Ich war nach dem Mittagessen gerade ausgegangen, um die Zierrathen und Inschriften zu sehen, die auf dem Thore St. Martin angebracht wurden, durch welches die Königin einziehen sollte. Die Inschriften waren in Französischer, Lateinischer und Griechischer Sprache abgefaßt, und als ich eben mit dem Lesen derselben beschäftigt war, rief man zu gleicher Zeit von allen Seiten: „Der König ist ermordet." Man kann sich keine Vorstellung von dem Tumult machen, der nun ausbrach; Sebastian Orchowski, mein junger Reisegefährte, der mich begleitete, rieth mir, bei meinem Banquier einzutreten, der ganz in der Nähe wohnte, und wir hielten uns fast eine Stunde dort auf. Dann begaben wir uns zu den jungen Prinzen Christoph und Albert Radziwill, den Söhnen Stanislaus Radziwill's, des Starosten von Samogitien, um Nachrichten einzuziehen. Als wir an der Kirche von St. Gervais vorbeikamen, rief eine alte Frau, wie sie uns vorübergehen sah: „Seht, seht, da sind die Polen, die den König ermordet haben!" Sie schrie das so laut als möglich dem Volke zu, welches sich an den Kirchthüren versammelt hatte; glücklicherweise gelang es mir jedoch, sie zu besänftigen. Als ich bei den Radziwills angekommen war, ließ ich mir mein Pferd holen und ritt eilig durch die Straßen. In dem ganzen Raum zwischen dem Pont-neuf und der Universität war Infanterie aufgestellt. Als ich mich nach meinem Hotel begab, kam ich auch bei dem Laden meines Schuhmachers vorbei; da dieser mich an einem solchen Tage und in einem solchen Augenblick zu Pferde sah, glaubte er, ich wolle ihn ausplündern, und wurde so von Furcht ergriffen, daß er seinen Laden schloß. Ich bemühte mich, ihn zu beruhigen, und versicherte ihm, daß die Franzosen nichts von den Polen zu fürchten hätten; aber trotz meiner guten Worte war er doch ganz erstarrt und erwiederte nichts. Den Wirth meines Hotels fand ich halb todt vor Schrecken, meine Abwesenheit hatte ihm große Angst verursacht. Der Abt von St. Genevieve, der dicht bei mir in seinem Kloster wohnte, ließ mir eine Zufluchtsstätte in seinem heiligen Hause anbieten; auch wollte er auf jeden Fall meine Sachen in Verwahrung nehmen; ich dankte ihm für seine Gefälligkeit, denn ich glaubte, daß auch die Polen nichts von den Franzosen zu besorgen hätten.

Der Anblick von Paris war jedoch nichts weniger als beruhigend; der Tag des letzten Gerichts schien über die Stadt hereingebrochen; die Frauen besonders machten einen gräulichen Lärm, sie liefen ganz außer sich durch die Straßen, rangen die Hände, heulten, weinten, fluchten und benahmen sich wie Besessene; andere, die zu Wagen waren, schrieen wie Verrückte. Die Männer blieben größtentheils in ihren Häusern; die, welche ausgingen, waren der drückenden Hitze wegen nur halb bekleidet; sie gingen entweder zu Fuß oder ritten umher, fuchten mit ihren Degen durch die Luft, drohten, fluchten und suchten überall den Mörder; kurz, es war eine völlige Volks-Raserei. Der Spanische Gesandte schwebte in der größten Gefahr, weil man verbreitet hatte, Ravaillac habe auf sein Anstiften den König ermordet; das Volk wollte seinen Palast stürmen, doch brachte man es dahin, die Aufregung endlich zu mäßigen, und der Gesandte kam mit dem bloßen Schrecken davon. Sobald man den Leichnam Heinrich's IV. gewaschen und ihn auf ein Paradebett gelegt hatte, baten die alten Soldaten um die Erlaubniß, ihm die Hand küssen zu dürfen, was ihnen auch bewilligt wurde. Das Publikum wurde die Nacht in das Louvre hineingelassen, um den König zu sehen; einige Franzosen riethen mir, mich auch dahin zu begeben, aber mein Hotel war so entlegen, daß ich es vorzog, nicht fortzugehen.

Den 15. Mai. — Heute, Sonnabends, hat sich die Königin mit ihrem neunjährigen Sohn in die Augustiner-Kirche begeben; die Königin war weiß und ihr Sohn braun gekleidet. Alle Prinzen von Geblüt, die hohen Würdenträger der Krone und eine ungeheure Volksmasse hatten sich hier versammelt. Nach dem Gottesdienst zum Gedächtniß des verstorbenen Königs setzte sich die Königin mit ihrem Sohne auf den Balkon des Klosters. Der Advokat des Königs, Herr Servien, nahm das Wort in Gegenwart des versammelten Parlamentes und empfahl demselben in einer glänzenden Rede die Königin Wittwe, die verwaisten Prinzen und vorzüglich Seine Königliche Hoheit den Dauphin. Nach dieser Rede rief der Präsident du Harlay den Sohn Heinrich's zum König von Frankreich aus; bis zur Volljährigkeit des Königs sollte seine Mutter, nach den Französischen Gesetzen und Gebräuchen, die Vormundschaft führen und Regentin seyn. Nach jeder Rede donnerten die Kanonen, es war ein entsetzlicher Lärm, denn eine Menge von den für die Kriegsrüstungen bestimmten Kanonen wurde zu dieser Feierlichkeit benutzt. Dann rief man: „Es lebe der König Ludwig XIII.!" Damit war das Interregnum zu Ende. In Polen pflegt dergleichen länger zu dauern und verwickelter zu seyn.

Den 20. Mai. — Fünf Tage nach dieser Feierlichkeit verließ der neue König, von seinem ganzen Hofstaat begleitet, das Hotel von Longueville und ging zu Fuß nach dem Louvre, wo er den Leichnam des verstorbenen Königs mit Weihwasser besprengte; dies ist ein sehr alter Gebrauch, der in Frankreich noch besteht. Die Kardinäle von Joyeuse und von Sourdis führten den jungen Fürsten, den Königlichen Mantel trugen die Fürsten von Conti, und von Soissons; die drei Brüder Guise und die Lehrer des Prinzen gingen hinter ihnen. Die Leiche des Königs war in einem der Säle des Louvre aufgestellt; über dem Thronsessel hatte man eine Estrade errichtet, auf welcher die Statue Heinrich's IV. in Wachs stand; diese Statue war von täuschender Aehnlichkeit, mit den Königlichen Insignien bekleidet und die Krone auf dem Haupte. In dem Saale stand eine mit silbernen und porzellänenen Schüsseln bedeckte Tafel; der vorschneidende Stallmeister ließ die Gerichte eines nach dem anderen herumreichen, der Mundschenk verrichtete sein Amt, und dann wurden die Schüsseln unter die Armen vertheilt. Dieses Gastmahl wiederholte sich vierzig Tage hindurch, und als wir darüber unser Erstaunen bezeigten, sagte man uns, das sey ein alter Gebrauch, der sich bei dem Tode jedes Königs wiederhole. Nach dem Ableben des Herzogs von Montpensier, eines Vetters des Königs, wurde dieselbe Ceremonie beobachtet, nur währte sie kürzere Zeit, und die Gerichte waren nicht so zahlreich. In dem Speisesaale waren mehrere Altäre errichtet worden, und Priester lasen fortwährend die Messe.

Ravaillac's Verurtheilung und Hinrichtung.

Drei Wochen nach der Mordthat sprach das Parlament das Urtheil über Ravaillac. Das Verhör war eben so vorsichtig als verfänglich geführt worden. Man ließ den Verbrecher alle denkbare Martern bestehen, um ihm Geständnisse zu entreißen, aber er wiederholte fortwährend, er habe keinen Mitschuldigen; der

Gedanke und die Kraft, den König zu tödten, sey ihm von Gott eingegeben worden. „Heinrich“, sagte er, „war ein Tyrann; er saugte durch unerschwingliche Steuern, durch die Auflage auf das Salz, dem Volke das Blut aus. Nachdem ich mehrere Male das Buch des Jesuiten Mariana durchgelesen hatte, nahm ich dessen Ideen in mich auf und entschloß mich zu der Reise, um ein Werk zu vollbringen, an welchem das Heil meiner Seele hing.“ Ravaillac ertrug mit übermenschlichem Muth alle Foltern; die Ruhe und Gegenwart des Geistes verließen ihn nicht einen Augenblick.

Am Tage der Hinrichtung brachte man den Verbrecher an denselben Ort, wo er den König getödtet hatte. Man gab ihm den Dolch in die Hand, der ihm zur Ausführung seines Verbrechens gedient; das Blut klebte noch daran. Hierauf fing man an, ihm mit Zündern die Hände zu verbrennen, und ließ nicht ab, bis die ganzen Arme verzehrt waren und die Knochen auf die Erde fielen. Dies geschah in der Straße de la Feronnerie. Sodann setzte man Ravaillac auf einen von zwei Ochsen gezogenen Karren und fuhr mit ihm nach der Kirche Notre-Dame. Er trug nichts als alte Beinkleider von blauem Tuch und ein Hemd darüber.

Als man auf dem Vorhof angelangt war, hielt der Karren still, und ein Thürsteher rief mit donnernder Stimme: „Das ist Ravaillac, der Verräther, der Verbrecher, der Schurke, der Königsmörder, der den großen König Heinrich umgebracht hat.“ Das Volk brach auf diese Worte in wildes Geschrei aus und verwünschte den Verbrecher; nun schlug ihm der Henker mit einer Keule auf die linke Seite der Brust und dann auf die rechte; hierauf riß man ihm mit Zangen die Haare aus, während der Thürsteher immerfort die obigen Worte wiederholte.

Man brach nun wieder auf, um sich nach dem Greve-Platz zu begeben; aber der Andrang der Menge war so groß, daß die Ochsen kaum gehen konnten. Häuser und Dächer waren mit Zuschauern dicht besetzt; ein Fenster wurde mit ungeheurem Gelde bezahlt; die Fürsten Radziwill und ich, wir hatten uns auch eines gemiethet, das uns sehr theuer zu stehen kam. Als man auf dem Greve-Platz angekommen war, ließ man das Volk zurückdrängen, das alle Zugänge stopfte, und mit großer Mühe gewann man den nöthigen Raum, um Ravaillac zu viertheilen. Endlich wurde der Verbrecher an Pferde befestigt und zerissen. Dann marschierte die Kavallerie heran und zerhieb den Leichnam noch mit ihren Säbeln.

Die Wuth des Volkes läßt sich nicht beschreiben. Man warf sich auf das blutende Fleisch, riß sich um die kleinsten Stücken und trug sie ins Schnupftuch gewickelt davon. Ein alter langbärtiger Buchbinder hatte einige Stücken von dem Fleisch aufgerafft und wollte sie mit Eiern kochen lassen, um sich an diesem scheußlichen Mahle zu weiden. Er lud mich und Herrn Branizki dazu ein; wir spieen ihm aber ins Gesicht und machten, daß wir fortkamen. Der Mensch mochte wohl durch den Anblick der Hinrichtung toll geworden seyn.

Was von Ravaillac's Leichnam noch übrig geblieben war, wälzte man in Koth und Blut, verbrannte es dann und streute die Asche in die Luft. Das Haus, in welchem Ravaillac geboren war, riß man nieder, und seine nächsten Verwandten wurden, bis ins vierte Glied, des Bürgerrechts beraubt. Einige Tage nach der Hinrichtung verbrannte der Henker auf dem Greve-Platz auch das Buch des Jesuiten Mariana, und das Parlament erklärte, daß jeder Drucker, Buchhändler oder wer sonst Exemplare von diesem Werke noch ferner verkaufen oder verbreiten würde, mit Confiscation und Tod bestraft werden sollte.

Den 13. Juni. — Heute hat man den Leichnam des verstorbenen Königs vom Louvre nach Notre-Dame gebracht. Die Bürgerschaft eröffnete den Zug, dann kamen 500 Arme, die Franziskaner, die Reiterei und Mönche von allen Orden; hinter diesen folgten die Schweizer von der Königlichen Garde, dann die Edelleute vom Hofe und der übrige Adel. Darauf kam der Leichenwagen, von sechs mit schwarzem Sammet bedeckten Pferden gezogen; hinter demselben gingen der Erzbischof und sechs Bischöfe im Ornat. Zehn Pferde des Königs, mit schwarzem Krepp überdeckt, wurden von den Stallmeistern geführt, und die vornehmsten Kronbeamten trugen alle Insignien der Königswürde; auch die Gesandten von Savoyen, Venedig und Spanien, der ordentliche und der außerordentliche Nuntius des Papstes folgten dem Zuge. Dann kam ein Wagen mit der Wachsstatue des Königs, die mit den Königlichen Gewändern bekleidet war, die Krone auf dem Haupt, in der einen Hand das Scepter und in der anderen den Reichsapfel trug; die Advokaten, die Notarien, die Parlamentsmitglieder, alle in rothen Roben, umgaben den Wagen, dann kamen die Prinzen von Geblüt in langen schwarzen Sammet-Mänteln; die Königlichen Garden beschlossen den Zug.

Der Leichnam des von dem Mönche Jakob Clement ermordeten Heinrich's III. war in Compiegne in einer Kapelle beigesetzt worden; den Abend vor der Beisetzung Heinrich's IV. brachte man ihn ohne Gepränge und Feierlichkeit nach St. Denis; indessen begleiteten ihn doch einige Prinzen. Der Herzog von Epernon trug das Polaische, und ein anderer Herzog, dessen Name mir entfallen ist, das Französische Wappen.

Den 1. Juli. — Heute fand die Leichenfeierlichkeit in St. Denis statt. Der Kardinal von Joyeuse sang die Todtenmesse, zwei Bischöfe assistirten ihm. Die Prinzen von Conti und von Soissons, die Herzöge von Guise, Longueville und Vendome, der Maltheser-Ritter Alexander von Elbeuf und viele andere Personen vom Hofe trugen die Kerzen. Der Bischof von Anjou hielt die Rede; dieser Prälat spricht ganz vorzüglich und hatte folgende Worte zum Text gewählt: Cecidit corona capitis nostri, quia peccavimus. Die Musiker der Kapelle sangen das de profundis. Als man die Leiche in die Gruft hinabgelassen hatte, legten die Groß-Würdenträger auch die Königlichen Insignien dort nieder, die Krone, das Scepter, den Reichsapfel und dann den Küraß, den Helm, die Handschuhe, die Sporen, den bloßen Degen, die Siegel, den Marschallstab und Anderes. Darauf rief der Herold dreimal mit langsamer, bewegter Stimme die Worte: Der König ist todt! Die ganze Versammlung kniete nieder, und eine Stimme vom äußersten Chor sprach das Vaterunser, worauf der Herold sich wieder erhob und dreimal mit donnernder Stimme ausrief: Es lebe der König Ludwig XIII.! Sogleich eilten die Würdenträger in die Gruft und nahmen die dort niedergelegten Insignien wieder fort; die Trompeten erklangen, die Trommeln wurden gerührt, die Trauerbehänge, welche die Kirche bedeckten, fielen wie durch einen Zauberschlag nieder, und es kamen reiche, prächtige Stoffe zum Vorschein. Im Innern und außerhalb der Kirche hörte man nur den Ruf: Es lebe Ludwig XIII.!

In Frankreich gestattet der Gebrauch es der Königin und dem Dauphin nicht, bei den Begräbniß-Feierlichkeiten ihres Gatten und Vaters gegenwärtig zu seyn; wahrscheinlich schreibt sich diese Sitte noch von den Römern her.

Geographie der Französischen Sprache.

In den Gränzen der Französischen Monarchie spricht man, außer den mannigfachen Dialekten des Französischen, noch vier selbstständige Sprachen: Bretagnisch (Britisch), Baskisch, Flamändisch und Deutsch. In der Provinz Roussillon herrscht auch ein Spanischer Dialekt (das Catalonische); Italiänisch aber wird nur auf Korsika gesprochen, welches von dem Kontinente Frankreichs abgesondert ist.

Hinsichtlich der Sprachgränzen muß man zwischen denjenigen Sprachen, die das Lateinische als Mutter anerkennen, und denen, deren Ursprung ein anderer ist, wohl unterscheiden. Ein Reisender kommt aus einem Französischen Dorfe in ein Flamändisches, Deutsches, Baskisches oder Bretagnisches, ohne vermittelnde Zwischen-Idiome zu bemerken; der Uebergang ist jäh und scharf. Anders verhält es sich, wenn wir aus einem Lande von Französischer Zunge in ein Land reisen, wo Spanisch oder Italiänisch gesprochen wird; da giebt es keine scharf gezogene Linie zu überspringen — unser Weg führt über einen mehr oder weniger breiten Landstrich, wo der Typus des Französischen unmerklich in den der Nachbarsprache übergeht. So verliert sich der Provençalische Dialekt durch eine Reihefolge zarter Nüancen im Italiänischen und das Patois der Gascogner im Spanischen.

Die Bevölkerung des jetzigen Frankreichs läßt sich nach den fünf Haupt-Sprachen, die sie redet, ungefähr so abtheilen:

Flamänder	177,950
Deutsche	1,140,000
Bretagner	1,050,000
Basken	118,000
Italiäner	185,079
	2,671,029
Franzosen	29,180,516
Total-Summe	31,851,545

Gehen wir nun zu den Unter-Abtheilungen der Französischen Sprache selbst über, so finden wir gleich einen sehr markirten Unterschied zwischen dem Norden und Süden.

Dieser Unterschied, den man vermittelst einer Demarcations-Linie auf der Karte andeuten könnte, ist der zwischen der Oil-Sprache (langue d'oil) und der Oc-Sprache (langue d'oc), dem eigentlich sogenannten Romanischen. Die Scheide-Linie, deren wir eben gedacht, müßte im Südwesten, am Ufer der Gironde, bei Blaye beginnen, wo das Patois von Saintonge mit dem Gascognischen Dialekte gränzt; dann zöge sie quer durch die Departements der Charente und Unteren Charente dem östlichen Theile von Haute-Vienne und la Creuse zu, bewegte sich, in das Departement des Allier eintretend, westlich von Puy-de-Dôme und nördlich von Ober-Loire, Ardèche und Isère weiter, und umfaßte endlich noch Savoyen und die Romanische Schweiz.

Im Norden dieser idealen Linie finden wir die Region, wo das Französisch der Hauptstadt und der Literatur Modificationen erleidet, die zwar auffallend, aber zu wenig markirt sind, um wahre Provinzial-Dialekte zu erzeugen. Diese Region umfaßt etwa 25 Departements, deren Mittelpunkt um Blois und Tours, an den Ufern der Loire, zu seyn scheint, welche Gegend die Könige Frankreichs eine lange Periode hindurch zu ihrem vornehmsten Aufenthalt wählten. Im Westen erstreckt sich dieselbe Region bis an die Gränzen der Niederen Bretagne; denn obgleich die Bewohner dieser Landschaft kein ganz reines Französisch reden, so kann man ihre Sprache doch nicht zu dem eigentlichen Patois rechnen, da die eigenthümlichen Ausdrücke derselben in den Französischen Schriftstellern des 15ten und 16ten Jahrhunderts (Rabelais, Amyot u. s. w.) sich wiederfinden.

In welcher Entfernung jenseits der Loire beginnt aber das Patois von Poitou (gesprochen in den Departements Vendée, Deux-Sèvres und Vienne), auf welches als bloße Spielart der Dialekt von Saintonge folgt, den man im östlichen Theile der

beiden Departements der Charente hört? Im östlichen Theil dieser Departements wird Romanisch gesprochen.

Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß in einem Landstrich von entschieden Romanischer Zunge eine Enklave des Saintongeschen Patois sich vorfindet, nämlich in einem Theile der Arrondissements Libourne, La Réole und Marmande. Diese Enklave, bekannt unter dem sonderbaren Namen Gavacherie, wird von den Nachkommen der Kolonisten bewohnt, die im 15ten und 16ten Jahrhundert aus Saintonge dahin wanderten. Obgleich allerseits von einer Gascognischen Bevölkerung umgeben, haben diese Leute doch ihren alten Dialekt und gewisse eigenthümliche Sitten bewahrt.

Im Norden der Franche-Comté findet man das Lothringische, von einigen Schriftstellern Austrasisch genannt, welches Patois nicht bloß im alten Lothringen und einem Theile des Departements der Oberen Marne herrscht, sondern auch über einen Theil des Elsaß sich ausdehnt. Im Norden des Lothringischen Patois begegnen wir dem Picardischen und dem Wallonischen.

Das Picardische hat noch sehr viele alt-Französische Ausdrücke aufzuweisen, und man darf annehmen, daß dieses Patois zur Bildung des heutigen Parisischen, in welchem es, das Departement der Oise durchziehend, unmerklich untergeht, viel mitgewirkt habe. An der entgegengesetzten Seite verschwindet das Patois der Picardie auf seinem Wege durch das Departement du Nord und einen Theil des Departements der Ardennen allmälig im Wallonischen und gegen Süd-Ost vermuthlich im Lothringischen.

Das Patois von Saintonge, ein Zweig der Langue d'Oil, gränzt im Süden an die Dialekte der Romanischen Sprache. Diese Dialekte sind: im Departement der Niederen Charente das Gascognesche, und im Departement der Charente der von Perigord und von Limoges.

Das Gascognesche, als das westlichste der Romanischen Idiome in Frankreich, hat schon auffallende Berührungs-Punkte mit dem Castilianischen Spanisch, von dem es nur durch die Pyrenäen-Kette und einen Landstrich, wo man Baskisch redet, getrennt wird. Als eine Spielart dieses Dialektes kann man den von Béarn betrachten.

Der Gascognesche Dialekt gränzt im Nordwesten an den von Perigord, der gewissermaßen eine Mittelstufe zwischen ersterem und dem von Limoges bildet; im Südwesten aber an das Languedocsche.

Die Mundart von Périgord herrscht in dem Departement der Dordogne, einen beträchtlichen Theil des Arrondissements Nontron abgerechnet, dessen Patois dem von Limoges näher steht. Perigordisch hört man auch in einigen Gegenden der Departements Charente, Gironde und Lot-et-Garonne.

Das Patois von Limoges folgt dem Perigordischen in Nord-Ost und erstreckt sich, zwischen dem Poitouschen im Westen, dem Französischen der Landschaft Berry im Norden und dem Burgundischen im Osten, ziemlich weit in das Gebiet der Langue d'Oil. Dieses Patois wird im Departement La Corrèze, im größten Theile der Departements der Oberen Vienne und der Creuse und in gewissen Theilen anderer Departements gesprochen, die der alten Provinz Limousin benachbart sind.

Das Languedocsche und das Provençalische würden gewiß mit eben dem Rechte, wie Spanisch und Italiänisch, für selbstständige Sprachen passiren können, wenn die Höfe der Grafen von Toulouse und von Provence fortbestanden und wenn die Troubadours Nachfolger von gleicher Berühmtheit hinterlassen hätten. Die Italiänischen Alterthumsforscher geben zu, daß die Provence früher, als Italien, Poeten gehabt, und daß diese Poeten den ihrigen als Vorbilder gedient haben; ist aber ein Land erst bloße Provinz eines anderen, so verliert es auch das, was den Glanz seiner Muttersprache ausmacht.

Das Languedocsche herrscht nicht bloß im Oberen und Niederen Languedoc mit Einschluß des Departements der Cevennen, sondern auch in der Grafschaft Foix (Departement der Ariège) und in den kleinen Provinzen Rouergue und Quercy (Aveyron und Lot), welche für einen Theil von Guienne galten. Dieses sehr ausgedehnte Idiom zerfällt in eine Anzahl Spielarten, von denen fünf leicht zu unterscheiden sind: die Mundart von Aude und Hérault — die von Nimes — die Cevennesche — die Mundart der Ariège und Oberen Garonne, und endlich die der Departements Aveyron und Lot. In Aude und Hérault spricht man das weichste, in den Cevennen das härteste Languedoc.

Gegen Osten wird die Sprache Languedoc's durch den Rhône vom Provençalischen getrennt, welches die Sprache der alten Provence und der Grafschaft Venaissin ist. Sie erstreckt sich jenseits der heutigen Gränzen Frankreichs in die Grafschaft Nizza, und behauptet in einem Theile des Departements der Drôme den Vorrang vor dem Patois der Dauphiné.

Das Patois der Dauphiné wird nicht bloß in den Departements der Isère und der Hohen Alpen und im nördlichen Theile des Departements der Drôme gesprochen; es herrscht auch in den Waldenser Thälern von Piémont und überwiegt in einem Theile des Departements der Niederen Alpen das Provençalische.

An den Dialekt der Dauphiné schließen sich im Norden, jedoch außerhalb der Gränzen des jetzigen Frankreich, die Dialekte Savoyens, des Waadtlandes und der ganzen Romanischen Schweiz.

Die übrigen Länder des Europäischen Kontinents, in denen man Französisch als Muttersprache redet, sind: Belgien, das Herzogthum Luxemburg, die Romanische Schweiz, Savoyen, das Thal von Aosta und die Grafschaft Nizza.

Die Linie, die im Norden Frankreichs und in Belgien die Französische und Flamändische Sprache von einander abscheidet, läuft, einige Krümmungen abgerechnet, beinahe in gerader west-östlicher Richtung, bei Gravelines beginnend und bis Limburg, wo sie mit der Deutschen Sprache zusammenstößt, sich fortsetzend. Von diesem Punkte aus zieht eine andere Linie, welche die Deutsche Sprache von der Französischen sondert, in süd-südöstlicher Richtung durch das Herzogthum Luxemburg, Lothringen, das nordöstliche Elsaß und die Schweiz bis zum Ost-Ende des Thales von Aosta, wo sie der Italischen Zunge begegnet. Derjenige Theil dieser Linie, welcher die Schweiz in zwei Theile trennt, läuft von der Stadt Delmont (jetzt zum Kanton Bern gehörig) bis zur oberen Gränze von Nieder-Wallis.

Auch in Savoyen ist Französisch die herrschende Sprache, und selbst auf den Vorbergen von Piemont findet man einige Gemeinden, die mehr Französisch als Piemontesisch reden, namentlich die Bewohner der berühmten Waldensischen Thäler (Vallées Vandoises.)

Was die Britisch-Normännischen Eilande betrifft, so hat eine Volkszählung, die das Parlament im Jahre 1821 anstellen ließ, für diesen kleinen Archipel die Summe von 49,427 Seelen ergeben. Bekanntlich sind fast alle Bewohner dieser Inseln Franzosen von Normännischem Stamme.

Werfen wir jetzt noch einen Blick auf die Französische Bevölkerung in anderen Welttheilen. In Asien wird das Französische nur an einigen Punkten Indiens gesprochen, wo Frankreich Comptoirs unterhält, und auch da ist es nur bei einigen Kaufleuten im Gebrauche.

Die Inseln an der Ostküste Afrika's und die Französischen Niederlassungen auf dem Kontinente dieses Welttheils haben eine Französisch redende Bevölkerung, die man auf 190,000 Seelen anschlagen kann. Die Westindischen Inseln mögen von ungefähr 650,000 Individuen Französischer Abstammung bewohnt seyn. Im Französischen Guyana rechnet man deren 15,000; in Nieder-Kanada (unter Britischer Herrschaft) 300,000; und in Ober-Kanada gegen 25,000.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß die Französische Sprache sogar unter den Indianer-Stämmen Nord-Amerika's tiefe Wurzeln geschlagen hat. Nach Cooper ist sie bei den Irokesen (Tschirokih's) stark im Gebrauche, und das Annual Register vom Jahre 1826 erzählt uns folgende Thatsache: „Im Monat August 1825 hatten vier Häuptlinge von Kanadischen Indianer-Stämmen eine Audienz bei dem Könige von England. Der Eine von ihnen haranguirte Seine Majestät in Französischer Sprache. Der König antwortete ihm ebenfalls Französisch und konversirte darauf mit Allen in derselben Sprache.“ Einer Amerikanischen Zeitung von 1820 zufolge, giebt es an dem Zusammenflusse des Uiskonsie und des Mississippi, 500 Meilen oberhalb St. Louis, im Oberen Louisiana, einen alten Militair-Posten, die Hunde-Wiese genannt, der von der Französischen Regierung gegründet wurde, und in welchem die Union eine Besatzung unterhält. An diesem Orte wohnen drei- bis vierhundert Französisch redende Individuen.

Nach Major Long wird das Französische von Leuten gesprochen, die zwischen dem See Superior und dem Winnipig-See wohnen. Es ist dies ein Mischlings-Volk, das man wegen der Farbe seiner Haut Bois-brulé (verbranntes Holz) benannt hat.

(Nouvelles Annales des Voyages.)

Mannigfaltiges.

— Delphine Gay-Girardin. Schon sehr frühzeitig gab Delphine Gay, jetzt die Gattin Emil von Girardin's, Proben von ihrem Dichtertalent, welches durch die literarische Erziehung, die ihr zu Theil wurde, und durch den Umgang mit Schriftstellern und Künstlern, die Madame Gay, ihre Mutter, in ihrem Salon um sich versammelte, eine fortdauernde Nahrung erhielt. Geboren zu Aachen, wo ihr Vater General-Einnehmer unter dem Kaiserreich war, verfaßte sie schon als siebzehnjähriges Mädchen ein Gedicht, „die Schwestern der heiligen Camilla“, welches von der Französischen Akademie einer ehrenvollen Erwähnung gewürdigt und in deren Sitzung vom 24. August 1822 von Alexander Duval unter lautem Beifall vorgelesen wurde. Alle bedeutende Ereignisse, welche seitdem Frankreich in Freude oder Trauer versetzt haben, begeisterten dies weibliche Talent zu poetischen Productionen. Auf das Denkmal Foy's wurden Verse eingegraben, welche Delphine Gay beim Tode dieses Generals improvisirte. Von politischer Parteisucht aber hat ihre Muse sich frei erhalten. Schon unter der Restauration war ihr von der Civilliste eine Pension von 1500 Franken ausgesetzt, die sie auch jetzt noch bezieht. Während der Griechischen Revolution schrieb sie ein Gedicht zum Besten der Griechen, welches diesen 4000 Franken einbrachte. Ihr Hauptwerk ist das Gedicht „Magdalena“, in mehreren Gesängen, aber noch nicht ganz beendet. Im Jahre 1827 wurde Dlle. Gay zum Mitglied der Römischen Akademie ernannt, und im Jahre 1831 vermählte sie sich mit dem bekannten Publizisten Emil von Girardin.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 106. Berlin, Mittwoch den 4. September 1839.

England.

Die Vergnügungen der Engländer jetzt und ehedem.

Von Theodor Hook.

Wenn es wahr ist, daß die Vergnügungen eines Volks seinen Charakter und seine Bildung wiederspiegeln, so muß sich der Charakter und die Bildung der Englischen Nation während des letzten Jahrhunderts oder während des letzten halben, ja wir möchten beinahe sagen während des letzten Vierteljahrhunderts sehr stark verändert haben; denn die Vergnügungen der Englischen Gesellschaft haben in dem kürzesten dieser Zeiträume noch größere Veränderungen erlitten, als die Kleidung und die Gegenstände des Schmucks. Wenn wir hier die Absicht haben, eine Skizze dieser Veränderungen während des letzten Jahrhunderts zu geben, so können wir darum vorzüglich die letzten 25 Jahre am meisten im Auge behalten, weil die Veränderungen in diesem Zeitraum am stärksten und entschiedensten hervortreten, und das hat vielleicht seinen Grund in dem ununterbrochenen Verkehr der Engländer mit dem Kontinent, der seit dem Frieden immer mehr zunahm. Ehe wir jedoch diese neuere Zeit betrachten, entlehnen wir einem vor einigen Jahren erschienenen Werk, betitelt: „Der Zeitvertreib der Briten", folgende Stellen, die sich auf viel ältere Zeiten beziehen und die Jeder, der in den verschiedenen Manifestationen der Geschichte gern den Geist auffaßt, mit Interesse lesen wird:

„Die Eroberung Englands durch die Normannen brachte zwei wesentliche Veränderungen in die Belustigungen, die am Schluß der Sächsischen Aera herrschten; die erste war die Beschränkung des freien Jagdrechts durch jene barbarischen Jagd-Gesetze, deren Einführung eine der empörendsten Gewaltthaten ist, die sich Tyrannei erlaubt hat, während man ihre in fast ungemilderter Strenge stattfindende Aufrechterhaltung in unserer gegenwärtigen aufgeklärten Periode eine unvernünftige Unterdrückung der unteren Klassen und eine schreiende Sünde wider den Zeitgeist nennen muß. Die ersten Urheber dieser Gesetze waren wenigstens Eroberer des Landes, sie hatten das Recht des Schwertes für sich, das damals über jeder Gesetzgebung stand; um so drückender und bitterer muß ihre gegenwärtige Tyrannei seyn, wenn man sieht, daß diese blutigen Satzungen von denen aufrecht erhalten und noch furchtbarer gemacht werden, welche dazu berufen sind, die Beschützer ihrer ärmeren Landsleute zu seyn. Die zweite durch die Normannen im geselligen Leben bewirkte Veränderung bestand in der Einführung der Turniere und jener ritterlichen Galanterie, die zwar deutlich das Gepräge des Krieges an sich trug, aber doch im Ganzen sehr civilisirend und auf Geist und Gemüth veredelnd wirkte."

„Alle gute, ehrenhafte Ritter schworen bei dem symbolischen Kreuz auf dem Degenknopf ihrer Schwerter, das Christenthum stets brav zu vertheidigen, welches jetzt zum ersten Male anfing, einen sichtlichen Einfluß auf die Kriegführung auszuüben, indem es der Tapferkeit, die bisher noch das Gepräge roher Wildheit an sich getragen, einen edlen Schwung gab und sie Großmuth und Milde gegen den Schwachen üben lehrte; während die romantische Ehrerbietung gegen das schwächere Geschlecht, die einen so hervorragenden Zug des Ritterthums bildet, vollends die Sitten des Kavaliers verfeinerte, indem dadurch zu seinen übrigen Eigenschaften noch die Milde und Zartheit hinzukam. Auch waren persönlicher Anstand, Kraft und vollendete Reiterkunst nicht die einzigen Gaben, deren Besitz man bei ihm voraussetzte; neben unüberwindlichem Muth und strenger Wahrheitsliebe mußte er auch zierlich tanzen können und eine genügende Kenntniß der Musik besitzen. Auch das Waidwerk und die Falkenjagd waren Fertigkeiten, die ihm nicht fremd seyn durften, sobald er Kraft genug hatte, sie auszuüben. Lesen mochte vielleicht ebenfalls verlangt werden, doch wird es nicht ausdrücklich als etwas Wesentliches erwähnt. Jedenfalls ist es ausgemacht, daß unter den veredelnden Einflüssen des Ritterthums und des Weiblichen der Geist sich eben so sehr fortbildete, als die Kräfte des Körpers, und daß die Sitten der Altsächsischen Zeit durch einen Zusatz von Politur und Höflichkeit sich abzuglätten anfingen. Wo die höheren Klassen mit solchen Eigenschaften voranleuchten, da werden dieselben bald, wenigstens theilweise, in die unteren eindringen, und daher finden wir auch, daß die Söhne der Bürger und Freisassen, besonders die jungen Londoner, in ihren Spielen und Zeitvertreiben die kriegerischen Uebungen und Sitten des Ritterthums nachzuahmen suchten. Sie kämpften mit Knitteln und Schilden, sie übten sich im Laufen nach dem Rennpfahl, und wenn der Frost eintrat, gingen sie aufs Eis und parirten einander mit Stangen, die den Lanzen bei einem Turnier entsprachen; allerdings etwas rauhe Spiele, da sie aber ohne Zweifel mit einer strengen Beobachtung der Gesetze der Ehre, so wie mit jener Großmuth und Schonung verbunden waren, welche die Uebungen des Ritterthums charakterisiren, so konnten sie nicht verfehlen, einen wohlthätigen Einfluß auf die Volkssitten auszuüben."

„Als das Ritterthum seinem Verfall entgegen ging und der romantische Enthusiasmus des Mittelalters sich verlor, trat eine merkliche Veränderung in der Erziehung des Adels ein: der Geist bekam eine sorgfältigere Pflege, und die Spiele und Vergnügungen wurden zarter, mehr einer sitzenden Lebensart angemessen, während man körperliche Anstrengungen und die Uebung der Muskelkraft dem Volk überließ. Diese Veränderung äußerte bald ihren Einfluß auf die niederen Klassen, welche allmälig die Spiele aufgaben, die nur eine Nachahmung der Turniere waren, und, da sie nicht die Mittel oder die Neigung hatten, den Vornehmen ihre geistige Bildung abzulernen, desto mehr ihre Laster nachahmten und sich an Spiele und Erholungen gewöhnten, welche die Trägheit, Verschwendung und Gaunerei beförderten. Die Erfindung des Schießpulvers, durch welche persönliche Kraft und Tapferkeit zum großen Theil überflüssig gemacht ward und die ganze Kriegführung eine andere Gestalt bekam, beschleunigte den Verfall des Ritterthums gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts, zumal in England, wo die Kriege der beiden Rosen den Adel und die Vornehmen beschäftigten und ernste, blutige Schlachten wenig Muße ließen, an Kampf in Spiel und Scherz zu denken. Zwar wurden noch von Zeit zu Zeit Turniere gegeben, zuweilen mit viel Pracht und Glanz, bei Krönungen, Königlichen Hochzeiten und anderen Gelegenheiten, wo Pomp und Gepränge nöthig war; aber diese Schatten des erloschenen Ritterthums waren ohne den Nutzen und die innere Lebenskraft, die es in früheren Tagen besessen. Was einst eine gute Schule des Kriegs und aller ritterlichen Künste gewesen, war jetzt zu einem flitterhaften, zwecklosen Spiel herabgesunken."

„Erst als das Aufhören körperlicher Uebungen Muße ließ zu geistigen Beschäftigungen, erst da fing man an, Wissenschaften und gelehrte Bildung für ein wesentliches Element einer feinen Erziehung anzusehen. Doch einige Mitglieder des Adels, wahrscheinlich stolz auf die Unwissenheit, die ihnen von der Weisheit der Väter überliefert worden, hingen noch fest an den alten Vorurtheilen gegen Schulgelehrsamkeit. „Für die Söhne des Adels", sagte eine Person von Rang zu dem Secretair Heinrich's VIII., „ist es genug, wenn sie ihr Horn blasen und ihren Falken zierlich tragen können; Studiren und Lernen überlassen sie den Kindern des niederen Volks." Wir haben noch jetzt junge Patrizier, die im Geiste dieses Ausspruchs handeln, während wir weise Graubärte aus derselben Klasse haben, die zwar den Wissenschaften sich unterzogen, zugleich aber fürchten, sie möchten von den Wissenschaften besiegt werden, wenn sie zugäben, daß dieselben ein allgemeines Besitzthum der niederen Klassen würden."

„Burton stellt in seiner „Anatomie der Melancholie" die Vergnügungen zusammen, die im 17ten Jahrhundert am herrschendsten waren. „Karten, Würfel, Falken und Hunde", sagt er, „sind Klippen, woran die Menschen zu Grunde gehen, wenn sie sich ihnen ohne Vorsicht hingeben, und mehr, als ihr Vermögen erlaubt. Die Falkenjagd und das Waidwerk sind Erholungen, die nur für große Leute gemacht sind, und nicht für Menschen von geringem Stande, die nicht bedenken, daß, indem sie sich Hunde, Falken und Jagdklepper halten, ihr Geld mit ihren Hunden davon läuft und ihr Vermögen mit ihren Falken wegfliegt." Als die Belustigungen, die Stadt und Land gemein sind, nennt er „Stier- und Bärenhetze, die unsere Land- und Stadtbewohner sehr gern und oft sehen, Seiltänzer, Taschenspieler, Komödien, Tragödien, Feuerwerksgärten und Hahnenkampf. Unser gewöhnlicher Zeitvertreib im Winter sind Karten, Würfel, Beilkespiel (S. unten.), Schach, Philosophenspiel, Federspiel, Billard, Musik, Masken, Gesang, Tanz, Weihnachtsspiele u. s. w." Zu dieser Liste bemerkt er: „Tanz, Gesang, Maskeraden, Vermummungen

und Bühnenspiele sind gute Erhohlungen, wenn sie zu rechter Zeit stattfinden, eben so Maispiele, Kirchweihen und Pfingstgelage. Laßt sie (nämlich die gemeinen Leute) nach Herzenslust schmausen, singen, tanzen und sich an Puppenspielen, Steckenpferden, Taschenspielern, Geigen und Sackpfeifen ergötzen, damit sie nicht an etwas Schlimmerem Freude finden."

„Nach den Parlaments-Kriegen, als die ascetischen Puritaner das Regiment führten, wurden die Belustigungen aller Klassen, am meisten aber die der niederen, eingeschränkt oder ganz unterdrückt. Entsagung und Kasteiung wurden von diesen mürrischen Feinden des Schönen mit einer blinden Strenge geboten, welche die unschuldigsten Vergnügungen mit denen zusammenwarf, deren Unterdrückung oder maßvolle Beschränkung wenigstens allerdings wünschenswerth gewesen wäre. Nicht bloß Theater und öffentliche Gärten waren verschlossen, sondern es wurde sogar ein bigotter Krieg geführt gegen Maibäume, Kirchweihen, Messen, Geigen, Tanzen, Pfingstschmause, Puppenspiele und fast Alles, was dem Volke Lust und Zerstreuung gewährte. Was war die Folge davon? Daß mit der Reaction des Nationalgeistes, der so gewaltsam in seinen natürlichen Trieben gehemmt worden, jene Zügellosigkeit und Unsittlichkeit einriß, welche die Rückkehr und die Regierung Karl's II. schändeten: eine historische Warnung, die von den modernen Puritanern nicht vergessen werden sollte, welche die harmlosen Erholungen unserer arbeitenden Klassen gern verbieten möchten."

„Strype's Ausgabe von Stow's „Ueberblick", erschienen im Jahre 1720, giebt uns folgende Zusammenstellung der Belustigungen der Londoner. „Die neueren Vergnügungen der Bürger", sagt der Herausgeber, „sind, außer Trinken, Hahnenkampf, Kegelschieben, Brettspiel, Karten, Würfel und Billard, auch musikalische Unterhaltungen, Tanz, Maskeraden, Bälle, Bühnenspiele und Klubmeetings des Abends. Die niederen Klassen lieben außer dem Liegen in Bierhäusern besonders Ringen, Boxen, Kegel, Beilkespiel*), Fangball, Schneeball, Scheibenwerfen, Stier- und Bärenhetze."

„Außer besonderen und ausgedehnten Jagd- und Fischereirechten hatten die Londoner große Grundstücke in der Nähe der Stadt, um sich in solchen Spielen zu üben, die den Körper stark und gesund machen. Auch die Damen der City hatten ihre Erholung bei der Feier von Festen: sie tanzten unter Begleitung von Musik, bis der Mond heraufstieg. Stow erzählt uns, daß zu seiner Zeit die Mädchen nach dem Abendgebet vor ihren Herrschaften tanzten und sangen; die es am besten machte, wurde mit einem Kranze belohnt."

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

- Illustrations of Constantinople and the seven Churches of Asia Minor. — Pr. 31½ Sh.
- Life and times of Sir Thomas Gresham. — Von J. W. Burgon. 2 Bde. 30 Sh.
- Biographical memoirs of celebrated physicians. — Von Pettygrew. 21 Sh.
- The zoology of Cap. Beecheys Voyage to the Pacific. — 4. 5 Pfd. 5 Sh.
- On oblique arches. — Von Hart. 8 Sh.
- Recreations in zoology. — Von Miß Zornlin. 4½ Sh.
- The ministre of Andouse. — Von Henry Mowes. 4 Sh.

S p a n i e n.

Cordova, seine Geschichte und seine Denkmäler.

(Schluß.)

Neun und zwanzig Bogengänge von 9 Fuß Breite erstrecken sich in der Kathedrale von Cordova von Morgen nach Abend; neunzehn andere, von 17 Fuß Breite, die früher an den Orangen-Hof anstießen, aber jetzt durch Kapellen versperrt werden, laufen von Norden nach Süden hin. Die Säulen, welche dem Ganzen zur Stütze dienen, sind so zahlreich, daß ich sie, um ein genaues Bild davon zu geben, nur mit einer Baumschule vergleichen kann. Ich habe sie nicht gezählt, doch versicherte mir ein alter Kirchendiener, daß von den 1017, die zur Zeit der Mauren sich dort befanden, jetzt noch 834 ständen; die fehlenden wurden beim Bau der Kapellen herausgenommen. Diese Säulen, die gemeinhin 10 Fuß Höhe und 18 Fuß im Durchmesser haben, sind von Jaspis, von Porphyr und von den seltensten Arten Marmor, von grauem, rothem, blauem, grünem, gelbem, weißem, geadertem, gestreiftem und gebändertem. Die meisten sind ganz einfach, ohne Basis und haben ein Korinthisches Kapitäl vom reinsten weißen Marmor. Wenn man den Chronikschreibern von Cordova, Morales und Ruano, glauben darf, so sind mehrere dieser Säulen von einem alten Janus-Tempel genommen, der auf demselben Platz gestanden hatte, und ihre Verhältnisse schienen mir auch in der That mehr im Römischen als Maurischen Charakter. Nur ein einziger Theil des Gebäudes ist noch in seiner ursprünglichen Gestalt vorhanden, und zwar eine Kanzel von 40 Quadrat-Fuß im Umfang, im Mittelpunkte der Moschee, die aber so durch das neue Chor verdeckt wird, daß man sie kaum bemerkt, obgleich sie ganz ausgezeichnet schön ist; die achteckige Kuppel derselben, die mit einem dunkeln, reich ausgearbeiteten, bemalten und eingelegten Holze überzogen ist, hat eine Höhe von 30 Fuß, und die Wände derselben sind mit herrlichen Arabesken bedeckt.

Der Zancarron oder die Kapelle des Mahomet, die an der Süd-Mauer liegt, übertrifft an Schönheit alle andere Theile der Moschee. Es sind drei Abtheilungen, nicht Kapellen, wie man sie fälschlich nennt, von der übrigen Kirche, so wie von einander durch Jaspis und durch Marmorsäulen geschieden, welche doppelte Bogen von seltsamer Form tragen, deren Styl man sonst nirgends auf der Halbinsel wieder vorfindet. Die mittlere Abtheilung fesselt besonders die Aufmerksamkeit. Eine gewölbte in der Mauer angebrachte Thür führt zu einem inneren Gemache, um das sich ein Sims hinzieht, worauf die herrlichsten Arabesken in Roth, Schwarz und Gold gemalt sind; auch Krystall-Mosaik von unvergleichlicher Schönheit entdeckt man daran. Die Malereien sind mit langen schmalen Streifen eingefaßt, welche Inschriften in goldenen Buchstaben auf schwarzem Grunde vorstellen; die ganze Wölbung, ein Achteck von 13 Fuß Höhe, ist mit erhabener Arbeit verziert und endigt in einem prächtig vergoldeten Belvedere, welches durch kleine Oeffnungen oder Fenster ohne Glasscheiben erhellt wird. Die Mauern sind mit vorspringenden Pfeilern und Säulen verziert, und die aus weißem Marmor gehauene Kuppel stellt eine Muschel vor. Es war die Maksura, in welcher der Koran aufbewahrt wurde; jetzt führt sie den Namen der Bibliothek. Ganz gegen die Wünsche der Einwohner, die gern das Gebäude in seiner ursprünglichen Form erhalten wollten, wurden 1533 das Chor und die Kapellen, 60 an der Zahl, in die Moschee hinein gebaut, deren Kunstwerth nicht einmal diesen Vandalismus in etwas ausgleicht. An verschiedenen Stellen dieses Denkmales sind Holztafeln, auf welchen alte, oft unerklärliche Inschriften mit Gothischen Buchstaben stehen, die sich auf die Krieger beziehen sollen, welche unter der Anführung des heiligen Ferdinand im Jahre 1236 diese Maurische Stadt eroberten. Auf einer der Säulen ist ein sehr grob gearbeitetes Kreuz zu sehen, welches angeblich ein Christensklave zur Zeit der Mauren vor mehreren Jahrhunderten mit seinen Nägeln hier eingegraben hat. Diese Denkwürdigkeit wird durch ein kleines eisernes Gitter geschützt, an welchem man folgende Inschrift liest: Este es el sancto Christo que hizo el Cavt Tibocon Laûna (cautivo con la unà) „Das ist das heilige Kreuz, welches der Sklave mit dem Nagel eingrub."

Der Orangenhof, patio de los Naranjos, ist viel geräumiger als der in Sevilla, er ist 440 Fuß lang und 410 breit und ganz mit Orangen, Zitronen und Cypressen besetzt, wovon die meisten schon weit über hundert Jahr alt sind und über welche sich klare Wasserstrahlen erheben, die aus einer großen Zisterne hervorsprudeln, deren unterirdisches Becken sich unter dem ganzen Hof hinweg erstreckt. Die Alleen, welche früher mit einer regelmäßig gemusterten Marmormosaik gepflastert waren, sind jetzt dicht mit Gras und Laubwerk bewachsen, in welchem Tausende von Vögeln nisten. Eine Maurische Säulenhalle schließt diese Art Garten von drei Seiten ein, im Süden stößt er an die Moschee, und an seiner Nordseite erhebt sich ein viereckiger Thurm von eleganter Bauart und 300 Fuß hoch, in welchem sich ein Portal befindet, das den Namen des Thores der Verzeihung führt; man glaubt, daß die Muhamedaner daselbst ihre Abwaschungen gehalten haben. Sprüche aus dem Koran, die auf den Mauern eingegraben sind, erinnern sie an diese Pflicht; nach Erfüllung derselben treten sie mit nackten Füßen ein, um im Heiligthum zu beten. Dieser Hof hat seinen ursprünglichen Charakter noch wohl bewahrt, und wenn man unter den alten Bäumen und sprudelnden Wassern das merkwürdige Thor der Verzeihung, die Moschee mit den tausend Säulen und hauptsächlich die schöne und phantastische Bauart des Zancarron erblickt, so wähnt man jeden Augenblick, es müsse irgend ein Turban sich zeigen und in den Tempel eintreten.

Außer der Moschee ist nichts mehr in Cordova, was an die Größe der Kalifen-Zeit erinnerte; die Stadt ist klein, die Straßen sind eng, winkelig und schlecht gepflastert. Der Erzbischof Roderich Ximenes sagt in seiner Geschichte der Araber, daß Cordova um die Mitte des neunten Jahrhunderts unter der Regierung Abderrahman's II., des vierten Spanischen Kalifen, gepflastert wurde. Die niedrigen, abscheulich gebauten Häuser sehen um so elender aus, weil sie alle ohne Glasfenster sind; in einer großen Straße bemerkte ich Fenster, die statt des Glases mit dichten Matten behängt waren. Doch bietet das Ganze der Stadt mit den zahlreichen Gärten und den zwischen Orangen-, Feigen-, Granatenbäumen und kräftigen Wein-Anpflanzungen hervorragenden Gebäuden einen ganz eigenthümlich malerischen Anblick dar. Der westliche Theil der Stadt, der hoch liegt, ist der reichste; dort sind die schönsten Häuser, da wohnt auch der Adel, oder, wie die Spanier sich ausdrücken, „das blaueste Blut", und wirklich haben sich auch hier die ältesten Familien niedergelassen, welche mit ihren alten Titeln und Gütern sich begnügen und sich den Anforderungen des Hofes entziehen wollen. In Cordova hat sich der echte National-Typus noch erhalten, der in Cadix und selbst in Sevilla schon beinahe ganz verwischt ist, und trotz seiner täglichen Verbindung mit Cadix und Madrid, trotz der Tausende von Reisenden, die von diesen beiden Städten dorthin kommen, ist Cordova für die Mode unempfindlich geblieben; die Frauen tragen hier ohne Ausnahme die Mantilla und die Männer die Spanische Tracht, den Majo.

Die Gründung von Cordova wird bald den Römern, bald Phönizischen oder Persischen Anbauern, bald dem Herkules und

*) Das Beilkespiel oder die Drucktafel, früher in der Halle großer Häuser ein unentbehrliches Möbel, war jetzt dem Volk überlassen, indem wahrscheinlich ein Billardtisch an ihre Stelle trat.

selbst dem Tubal Kaïn zugeschrieben. Nach der Ansicht des gelehrten Conde ist Corduba nur eine Verfälschung von Karta Tuba (bedeutende Stadt); Strabo sagt, es sey 585 vor Christi Geburt von M. Marcellus gegründet worden, doch ist man allgemein der Meinung, daß es damals nur wiederaufgebaut und vergrößert worden, denn Cordova soll schon vor den Römerzeiten eine der wichtigsten Städte der Turdetaner oder Turduler, der Urbewohner Andalusiens, gewesen seyn. Zur Zeit der Römer-Herrschaft war Cordova unter dem Namen Colonia patricia eine Stadt ersten Ranges, die Hauptstadt des jenseitigen Spaniens und berühmt durch ihre Schulen und Gelehrten, wozu die beiden Seneca's und Lucanus gehörten. Martial sagt:

Duosque Senecas, unicumque Lucanum
Facunda loquitur Corduba.

Nach der Invasion der Araber stieg Cordova zu noch größerer Wichtigkeit; es wurde die Residenz der Kalifen und der Sitz der Arabischen Wissenschaften und Künste; es war das Bagdad des Abendlandes, die aufgeklärteste und gebildetste Stadt dieses Theils von Europa. Der erste der Abendländischen Kalifen, Abderrahman, der um die Mitte des achten Jahrhunderts in Cordova herrschte, hatte schon viel für den Ruhm und das Gedeihen der Stadt gethan; unter seinen Nachfolgern aber, vorzüglich im zehnten Jahrhundert, erreichte sie den höchsten Gipfel ihres Glanzes; die nützlichen Künste, besonders der Ackerbau, wurden hier mit einer bis dahin ungekannten Vollkommenheit betrieben; auf den zahlreichen Kollegien wurden alle Zweige des menschlichen Wissens gelehrt, und die Bibliothek Al Hakem's, des Sohnes Abderrahman's III., soll allein 600,000 Handschriften enthalten haben. Cordova war der Sammelplatz aller Gelehrten und Philosophen, die durch tiefe Gelehrsamkeit und Geist eben so berühmt waren wie die Ritter durch ihre Tapferkeit und Galanterie. Auch der Handel der Stadt stand in der schönsten Blüthe, die Leder-, Seiden-, Gold- und Silbergaze-Fabriken waren lange durch ganz Europa berühmt. Die Stadt soll nach den Berichten eines Maurischen Schriftstellers ohne die Vorstädte 14 Meilen im Umkreis gehabt, es sollen sich darin mehr als 200,000 Häuser, 1600 Moscheen, 900 öffentliche Bäder befunden und die Bevölkerung sich auf eine Million Seelen belaufen haben. Vom Anfang des eilften Jahrhunderts an gerieth Cordova wieder in Verfall, denn es hörte auf, Hauptstadt zu seyn, weil das Königreich in mehrere kleine Staaten zerfiel. Ferdinand der Heilige eroberte es 1236, vertrieb die Mauren daraus und verwandelte es in eine Einöde; nach und nach hob sich Cordova zwar wieder etwas, doch erreichte es nur einen schwachen Schimmer seines ehemaligen Glanzes; seine Paläste sind Ruinenhaufen, sein Handel und seine Industrie ohne Leben, und seine Bevölkerung beträgt ungefähr 20,000 Seelen.

Man entdeckt leicht in Cordova die Spuren aller der verschiedenen Völker, welche einst darin herrschten. An einigen Stellen ist die Stadtmauer von Römischer, größtentheils aber von Maurischer Bauart, hin und wieder mit Spanischen Gips-Zierrathen überladen; die Brücke wurde im achten Jahrhundert von den Araber nauf einem Römischen Grund erbaut; das gewölbte Thor am Ende der Brücke rührt von den Römern her; die Pfosten dieses Thores bestehen aus Säulenfragmenten, wovon einige, aus weißem Marmor, von Römischer, andere aber, von röthlichem Stein, allem Anschein nach von Maurischer Arbeit sind. Die Inschriften, die man überall liest, sind Beweise für den frommen Sinn der früheren Einwohner von Cordova; überall findet man Statuen der Jungfrau und des Erzengels Raphael, des Schutzpatrons der Stadt; gleich am Römischen Thore steht der Letztere auf einer hohen Säule, welche an ihrem Fußgestell die Inschrift trägt: „Ich schwöre Dir bei dem gekreuzigten Jesus Christus, daß ich der Engel Raphael bin, den Gott zum Beschützer der Stadt auserlesen hat."

Cordova ist das Grab der Mauren, eine Spanische Stadt, in der man nicht einmal die Annehmlichkeiten des Prado genießen kann! Es fehlt derselben zwar nicht an diesem unerläßlichen Schmuck jeder Andalusischen Stadt, aber er wird mit Ausnahme der Sonn- und Festtage sehr wenig besucht, und man kann sich nach der auf einer Höhe gelegenen Alameda begeben, wann man will, man wird weder durch den Lärm der Menge, noch durch das Gedränge, noch durch das Geplauder der Damen in seinem einsamen Spaziergange gestört. Für diese Einsamkeit entschädigt aber das herrliche Gemälde, das sich unseren Blicken darbietet; man übersieht eine weite Fläche, die sich eine Meile weit bis an die Sierra erstreckt, deren Bergrücken mit Orangen-Gebüschen, Einsiedeleien und Klöstern bedeckt ist; weht der Wind von den Bergen her, so führt er die herrlichsten Düfte mit. Folgt man einer niedrigen Mauer, die sich von der Alameda nach Osten hin fortzieht, so kömmt man bald in ein dichtes Granaten-Gebüsch, dessen feurig rothe Blüthen herrlich gegen das grüne Laubwerk abstechen; rechts liegen Waizenfelder, auf welchen die Schnitter mähen und Pferde nach der alten morgenländischen Weise das Korn austreten; Priester in schwarzen Kutten und ungeheuren Hüten beaufsichtigen die Arbeiten und nehmen den Zehnten für das Kloster in Empfang; von Strecke zu Strecke erblickt man einige Trümmer der alten Gränzen der Stadt zur Zeit ihrer Blüthe, und wenn man immer tiefer zwischen den dunkeln Schatten der alten Alameda hinuntersteigt, die zwischen dem Flusse und der alten, an dieser Stelle aus gelben Steinen erbauten und von großen viereckigen Thürmen vertheidigten Ringmauer liegt, so steht man endlich wieder neben dem Brückenkopfe und dem Römischen Bogen, der den poetischen Namen „das Morgenthor" führt. (Bentley's Miscellany.)

Türkei.

Ein Russisches Urtheil über Sultan Mahmud. *)

.... Um wo möglich den Sultan Mahmud zu sehen, begaben wir uns nach dem Palast Keat-Chané. Nur wenig Hoffnung hatten wir für die Erfüllung unseres Wunsches, indem während der Anwesenheit des Sultans der Zugang zum genannten Palast in der Regel versagt wird. Als wir uns näherten, bemerkten wir eine Gruppe Menschen, die mein Begleiter und Dolmetscher, Herr Bogdanoff, für hohe Würdenträger erkannte. Wir ließen uns dadurch nicht zurückhalten. Am Thore standen Schildwachen und in deren Nähe einige Offiziere und ein Oberst. Als Letzterer uns bemerkte, trat er zu mir heran und fragte, was ich wolle? Ich bat Herrn Bogdanoff, ihm zu sagen, daß wir in Ramis-Tschiftlik in der Hoffnung gewesen wären, den Sultan zu sehen, aber, nachdem wir erfahren, daß er dahin nicht kommen würde, unsere Richtung nach Keat-Chané genommen hätten, um zu versuchen, ob wir hier nicht glücklicher seyn würden. Er fragte, wer ich sey? Ich antwortete, ich sey ein reisender Russischer General und wünschte sehr, das Glück zu haben, den Monarchen zu sehen. Der Oberst erwiederte, daß der Sultan in diesem Schlosse Niemanden empfange; „als Beweis", fügte er hinzu, „sehen Sie hier Pascha's und andere unserer Beamten, die sogar nicht in das Thor gelassen werden. Indessen werde ich Sie bei dem dienstthuenden General melden." In der That erschien dieser auch bald und richtete an mich die nämlichen Fragen, die ich gleichmäßig beantwortete. Auf seine Frage, bei welcher Truppen-Gattung ich diente, erwiederte ich: „Bei der Kavallerie." — „Obgleich der Sultan hier Niemand empfängt, so werde ich Sie dennoch dem General-Adjutanten Achmed-Pascha melden."

Achmed-Pascha kam selbst zu mir heraus. Ich sagte ihm, daß der Hauptzweck meiner Reise nach Konstantinopel gewesen wäre, den großen Monarchen, den Reformator seines Volkes zu sehen, der in die Fußstapfen Peter's des Großen getreten sey. Sehr artig erwiederte Achmed mir, er wolle dem Sultan meinen Wunsch unterlegen und mir seinen Willen kund machen. Kaum waren fünf Minuten vergangen, als mein Oberst herbeieilte und mir sagte, der Sultan habe befohlen, mich allein hinein, die Uebrigen aber vor dem Thore zu lassen. — „Ich verstehe die morgenländischen Sprachen nicht und würde ohne meinen Gefährten, Herrn Bogdanoff, taub und stumm seyn." — „So möge er mit Ihnen gehen", sagte der Oberst und führte uns durch das Thor.

Wir traten in einen kleinen Hof: rechts war eine aus drei Stufen bestehende Stiege, die in die Hof-Moschee führte; uns gerade gegenüber befand sich die zweistöckige Wohnung der Söhne des Sultans. Der jüngste von ihnen, ein schönes Kind, sah, auf den Armen eines feisten Arabischen Eunuchen, aus einem Fenster, unter welchem eine Reihe Fußvolk mit einem Musikcorps stand. In meiner Nähe bemerkte ich, in zwei Reihen aufgestellt, alte Leute in zimmetfarbenen Röcken mit Medaillen auf der Brust; später erfuhr ich, daß es Kammerherren waren. Zwischen ihnen und dem Militair war ein Gang frei zu den inneren Gemächern im anderen Hofe. Man wies mir meinen Platz bei den alten Leuten an, und hinter mir einen für Herrn Bogdanoff. Plötzlich ertönte die Musik, die Soldaten schulterten das Gewehr, und in dem inneren Thor zeigten sich zwei Beamte, große silberne und vergoldete Rauchgefäße in Form von Vasen, aus denen Aloe duftete, vor sich her tragend. Ihnen folgte der Sultan, rechts unterstützt von Halil-Pascha und links vom Seriasker Chosrew. Die Soldaten präsentirten das Gewehr, und in gemessenen Schritten ging der Sultan mir sehr nahe vorbei, in die Moschee. Als Seine Hoheit mir gegenüber war, bückte ich mich tief; er würdigte mich eines wohlwollenden Blickes.

So war mein Wunsch, den Sultan zu sehen, erfüllt. In der Voraussetzung, daß für mich nichts weiter zu thun wäre, wollte ich fort, und um so mehr, weil die Sonne mich unbarmherzig bestrahlte, mitten in einem kleinen Hofe, auf Sand stehend und ohne den mindesten Schutz; aber mein Gefährte bemerkte mir sehr verständiger Weise, daß, weil der mir erlaubte Zutritt zum Sultan als eine besondere Gnade angesehen werden müsse, und um so mehr, da außer mir Niemand die Erlaubniß erhalten habe, den Hof zu betreten, er mir den Rath gebe, die Rückkehr des Sultans aus der Moschee abzuwarten, um mich das zweite Mal vor Sr. Hoheit zu verneigen und dadurch meinen Dank für die mir bewiesene Auszeichnung an den Tag zu legen. Ich befolgte diesen Rath und habe es nicht bereut, weil bald darauf aus der Moschee der nämliche Oberst zurückkehrte und mir sagte, daß der Sultan, besorgt, daß es mir beschwerlich fallen könnte, ihn auf dem Hofe und der Sonne ausgesezt zu erwarten, zweien Pascha's befohlen hätte, mich bis zu seiner Rückkehr aus der Moschee in den Palast einzuladen. In der That erschienen auch zwei junge General-Majore, einer vom Fußvolk und der andere von der Reiterei, und führten mich in die Zimmer, unter welchen, wie ich bereits früher erwähnte, die jungen Söhne Mahmud's wohnten.

*) Aus dem Reisebericht des Russischen Generals N. E. Wsewolofsky über Süd-Rußland, die Krimm, Odessa, Konstantinopel, Klein-Asien u. s. w. in den Jahren 1836 und 1837.

Nachdem wir in ein Gemach getreten waren, mit Polstersitzen längs den Wänden, forderte man mich zum Sitzen auf, und die beiden Pascha's setzten sich neben mich: Diener reichten uns Allen Pfeifen und bald darauf Kaffee. Die Unterhaltung begann von Seiten der Pascha's mit höflichen Redensarten. Sie sagten mir, daß ich der erste im Palast Keat-Chané zugelassene Ausländer sey; Se. Hoheit pflege hier von seinen Arbeiten auszuruhen und lasse nur selten einen seiner Großen vor sich. Ich antwortete, daß ich die Gnade des Sultans zu fühlen und nach ihrem ganzen Werth zu schätzen wüßte. Dann berührten sie das damals allgemeine Gespräch über den Engländer Churchill, erzählten diese Geschichte und fragten, ob ich davon gehört hätte? — Ja, antwortete ich kurz: Der Engländer hat Unrecht. — Diese Worte schienen einen angenehmen Eindruck auf meine Nachbaren zu machen. „Nicht wahr, Mosko-Pascha? Aber unser Sultan ist so gut, daß er sehr darüber in Zorn gerieth! Ein nicht mehr junger Mann, der in Handelsgeschäften in ein fremdes Land kommt, hat sich nicht auf dem Lande umherzutreiben, um Wachteln zu schießen; und nun gar erschießt er anstatt eines Vogels ein Kind. Ist es zum Verwundern, wenn die Aeltern des Kindes ihn dafür durchprügeln? Schade nur, daß sie ihn nicht darauf zum Englischen Gesandten brachten.“ Die Unterhaltung ward lebhafter, und als wir den Gegenstand völlig erschöpft hatten, begab sich einer der Pascha's in die Moschee, wahrscheinlich um meine Reden zu hinterbringen. Einige Minuten später erschien abermals der bekannte Oberst und zeigte mir an, daß der Sultan bald aus der Moschee kommen würde, und daß er, um mich besser zu sehen, den Kammerherren habe befehlen lassen, sich zu entfernen, damit ich allein ihren Platz einnehme. Ich ging sogleich zu Herrn Bogdanoff, und wir nahmen den uns angewiesenen Platz ein.

Aus der Moschee kommend, blieb Mahmud auf den Stufen stehen, warf einen Blick auf uns, als wolle er sich von der Vollziehung seines Befehles überzeugen, und ging in derselben Weise, wie früher, auf mich zu. Als er sehr nahe gekommen war, hielt er an und sagte Etwas zu Halil-Pascha. Dieser wendete sich zu mir mit der üblichen Begrüßung, die Hand auf die Brust legend. Obgleich es sich für mich nicht ziemte, in Gegenwart des Monarchen einen Anderen zu begrüßen, so dachte ich, daß Halil's Gruß vielleicht eine Folge dessen seyn könne, was der Sultan ihm gesagt (was jedoch wegen der Musik und Trommeln Bogdanoff nicht gehört hatte), und entschloß mich, des Pascha's Gruß zu erwiedern. Hierauf setzte der Sultan seinen Gang in die inneren Gemächer fort, und wir kehrten zu unserem Boot zurück.

Es scheint mir hier übrigens der Ort zu seyn, die Person des Sultans und die Tracht zu beschreiben, in welcher ich ihn sah.

Mahmud ist von mittlerem Wuchs, breitschulterig und ziemlich wohl gebaut; sein Antlitz ist bräunlich, aber ausdrucksvoll; seine Augen sind durchdringend, aber im Blick liegt etwas Strenges und sogar Drohendes; die Brauen sind schwarz, fast radförmig; er hat eine wohlproportionirte Adlernase; der Mund ist klein. Begrüßungen erwiedert er, wenn er sein Wohlwollen ausdrücken will, mit freundlichem Blick, auch wohl mit einem Lächeln, den Kopf aber neigt er nie. Sein hoher, mit einer großen seidenen Quaste geschmückter, bis tief auf die Brauen gedrückter Feß giebt seinem Antlitz etwas Finsteres. Den Bart trägt er ziemlich kurz beschnitten; er ist völlig schwarz; leicht möglich, daß der Sultan ihn färbt. Wie man sagt, hat er eine feste Constitution und braucht keine Medizin, so daß Chakim-Pascha, der Leibarzt, für ihn keine Nothwendigkeit, sondern ein Luxus oder ein Bedürfniß der Etikette ist. Ich hörte unter Anderem, daß der Sultan — noch schöner zu Pferde, jetzt auf Europäischem Sattel reite und dreist und sicher, auf hitzigem Arabischen Roß, die Front entlang galoppire; ich habe es jedoch nicht gesehen. Mahmud kleidet sich mit vielem Geschmack, und ihm steht die neue Türkische Tracht gut. Nur Halil-Pascha, und zwar nach seinem Aufenthalte in St. Petersburg, kann sich mit ihm in Eleganz messen. Als ich den Sultan sah, trug er einen blautuchenen Kaftan und sorgfältig ausgenähte Französische Stiefel (bottes à l'ecuyère) mit goldenen Sporen. Die Sporen läßt er immer aus Frankreich kommen. Ueber dem Kaftan hing ein kurzer mit einem brillantenen Schloß auf der Brust befestigter Mantel; an den Händen trug er Handschuhe. Die ganze Tracht zusammen machte einen wohlgefälligen Eindruck auf das Auge; nur fragt sich's, ob sich dieser neue, eng am Leibe liegende Anzug auf die Dauer erhalten wird? Das Volk im Allgemeinen liebt ihn nicht; die Ulema's und alten Leute verabscheuen ihn, lassen ihn sich aber gefallen, weil sie den Sultan fürchten.

Mannigfaltiges.

— Neue Würdigung Gluck's in Frankreich. Es hat sich in der neuesten Zeit selbst in Deutschland manche Stimme gegen die hohe Verehrung Gluck's erhoben und seine Opern, sowohl in Hinsicht ihrer Musik als ihrer Sujets, als veraltet darstellen wollen. In Paris sind diese Meisterwerke schon seit längerer Zeit zurückgelegt worden, doch so wie jene Stimmen bei uns nicht durchzudringen vermochten, so scheint auch unter den Franzosen bereits wieder eine Reaction gegen diese Hintansetzung einzutreten. Dort hat die Wiedererweckung des Geschmacks an Racine's Tragödien durch Dlle. Rachel nicht wenig dazu beigetragen, daß man auch zu neuer Anerkennung des unvergänglichen Werthes der dramatischen Compositionen jenes Meisters gelangt ist, der seine Kunstregeln, eben so wie Racine, nach den Grundsätzen der antiken Schönheit sich bildete, — Grundsätze, die auch der Romantiker nie ohne Schaden studiren wird. Es ist schon die Rede davon, daß Gluck's „Iphigenia in Tauris“ auf der großen Opernbühne von Paris, der Académie royale de musique, neu in Scene gehen soll, und in der Gazette musicale läßt sich Ad. Guéroult mit wahrer Begeisterung zu Gunsten dieses Vorhabens vernehmen. Sein Urtheil über die Bedeutung der Werke Gluck's ist treffend. „Rossini schreibt nicht mehr“, sagt derselbe unter Anderem, „seine Nachahmer sind abgenutzt, Meyerbeer's Genie ist jetzt die einzige Stütze unserer großen Oper; warum also hier nicht einmal den Versuch mit einer ähnlichen Revolution machen, wie er im Schauspiel durch Dlle. Rachel bewirkt worden. Man sagt, das Publikum liebe nur noch Tanzmusik und was ihr gleicht; aber hat man nicht auch tausendmal wiederholt, daß Racine nur noch zur Lektüre tauge, daß aber auf der Bühne sein Reich zu Ende sey? Da ergreift ein junges Mädchen vom Vaudevilletheater mit energischer Hand das alte wurmstichige Scepter der klassischen Tragödie, hüllt sich in ihren durchlöcherten Mantel und trägt ihn mit solchem Adel, weiß sich mit solcher Gluth den Geist jener verlassenen Kunst anzueignen, daß ganz Paris in Bewegung geräth und seine alte Bewunderung für Racine und Corneille vollkommen wiederfindet. Und hat das Publikum nicht eben so, als das Konservatorium uns einige Scenen aus Gluck's „Iphigenia in Tauris“ und Armide“ hören ließ, des leeren Klingklangs müde, diese großen Inspirationen mit Enthusiasmus aufgenommen? Man ermuntere jedes neue, jugendliche Talent, aber man vergesse nicht, daß man, um es richtig zu beurtheilen, um die echten Kunst-Ideen zu bewahren, zuweilen auch dem Alten, durch lange Bewunderung Geheiligten seine Aufmerksamkeit wieder zuwenden muß. Wer möchte wohl sich rühmen, daß er Raphael und Correggio nicht kenne, wer möchte behaupten, daß die Fortschritte der heutigen Malerei uns des Studiums jener göttlichen Meister überhöben? Allerdings hat jede Kunst gewisse Partieen, die der Mode unterworfen sind, auf denen die Zeiten ihr Gepräge zurücklassen; aber in den Werken der Genien der Menschheit nimmt dieser sterbliche Theil nur einen sehr geringen Platz ein. Stände Gluck wirklich nicht mehr auf der Höhe der Zeit? Mozart ist vielleicht mannigfaltiger und universeller; Rossini, in seinen schönsten Augenblicken, giebt Mozart an Glanz und Lebendigkeit wenig nach; Beethoven kömmt diesem ohne Zweifel gleich an Kraft und kunstvoller Vorbereitung jener unwiderstehlich hinreißenden, erschütternden Effekte; aber kein Komponist besitzt in dem Maße, wie Gluck, die Kunst, für Götter und Helden eine musikalische Sprache zu finden, keiner ist mit so einfacher und majestätischer, mit so wahrhaft antiker Größe begabt. Er ist einfach, ohne gewöhnlich zu werden, malerisch und kühn ohne Bizarrerie; seine königliche Natur verläßt ihn nie, sein Adel verräth sich auch in den geringsten Kleinigkeiten. Man höre den Chor, der Eurydice's Tod beweint, man höre Iphigenie, die den Untergang Griechenlands und Agamemnon's beklagt, und man frage sich, ob Sophokles, wäre er Komponist gewesen, andere Töne dafür hätte finden können! Solchen Schmerz vermag man heutzutage nicht mehr auszudrücken. Wie kleinlich ist dagegen das Toben unseres modernen Schmerzes, wie zeigt sich die Schwäche unserer Natur im Vergleich mit der edlen Resignation jenes antiken Schmerzes. Dort fühlt man bei jedem Worte die Gegenwart der Götter; der Mensch ist veredelt durch ein ihn umgebendes Etwas, das größer ist, als er selbst. Was ist es denn, so fragt man, um jenen Tod des Agamemnon, der seit dreitausend Jahren die größten Genien der Menschheit begeistert hat? Nichts weiter als ein betrogener Mann, von seinem Weibe umgebracht. Wir sehen dergleichen täglich vor unseren Assisen, und diese bürgerlichen Katastrophen erregen nichts als ein wenig Neugier und viel Ekel. Woher nun der Unterschied? Weil unsere heutigen Verbrechen, von Habgier oder Ausschweifung erzeugt, ganz irdisch, ja thierisch sind; weil die Götter ihnen fremd bleiben, weil keine gewaltige Leidenschaft, kein großes Gefühl ihnen zu Grunde liegt. Jene erhabene Poesie des alten Griechenlands, die Poesie eines Homer, Sophokles und Euripides, sie ward auch von Gluck empfunden, und er hat sie seiner Musik eingehaucht. Die energische Ruhe, welche über allen Gefühlen schwebt, die Majestät, die tiefe, in Einem Wort sich malende Empfindung, der sich selbst achtende und die Bedingungen der Schönheit nie verletzende Schmerz, der Schmerz der Niobe, ein Schmerz ohne wilden Schrei und ohne Verzerrung, das ist es, was Gluck so meisterhaft auszudrücken versteht, und worin ihm kein anderer Tondichter gleichkömmt. Orpheus, Armide, Alceste und die beiden Iphigenien sind zwar nicht der Inbegriff der ganzen Tonkunst; wohl aber kann man ohne Uebertreibung behaupten, daß es in keiner andern Art dieser Kunst etwas Erhabeneres giebt.“

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 107. Berlin, Freitag den 6. September 1839.

Kaukasien.

Neueste Reisen nach Georgien und dem Kaukasus.

Die im Laufe dieses Jahres erschienenen Reiseberichte der Engländer Wilbraham und Spencer liefern uns interessante Beiträge zur Kenntniß eines Theiles von Vorder-Asien, der erst in der neuesten Zeit, wegen seiner Eroberung durch die Russen und wegen der langen Kämpfe dieser Nation mit den Gebirgshorden des Kaukasus, die Aufmerksamkeit des größeren Publikums erregt hat.*)

Capitain Wilbraham war Britischer Offizier im Dienste des Schachs von Persien. Als das Persische Heer im Juli 1837 gegen Herat marschirte, blieben die Britischen Offiziere bekanntlich zurück, und Herr Wilbraham benutzte diese Periode der Unthätigkeit, um einen Ausflug in die Länder zwischen dem Kaspischen und Schwarzen Meere zu machen.

Als der Verfasser, bei Dschelfa über den Arrad setzend, das Russische Gebiet betrat, erblickte er bald den majestätischen Ararat, dessen Ersteigung sehr schwierig und außerdem, wegen der Nachbarschaft räuberischer Kurdenstämme, mit Lebensgefahr verbunden ist. Die Landstraßen sind in sehr schlechtem Zustande, und selbst Lebensmittel kann man nur mit genauer Noth bekommen. Die Russischen Truppen in diesem Theile Armeniens werden zum Straßen- und Brückenbau angehalten; jedes Regiment hat eine große Anzahl Zimmerleute, Maurer, Grobschmiede und anderer Handwerker. Zum Aufgraben der Erde zwingt man die Eingeborenen.

Tiflis, die Hauptstadt Georgiens, hat eine sehr malerische Lage. Der niedere Stadttheil ist noch ganz orientalisch; er enthält lange Reihen Basars, in denen man überall Georgier und Armenier in ihrer Nationaltracht erblickt. Das Russische Quartier ist weitläufig, regelmäßig und in grandiosem Style angelegt. Die Reihen der Häuser erheben sich längs dem Uferrande des reißenden Stromes Kur und werden hin und wieder durch Garten-Terrassen und große freie Plätze unterbrochen. Auf einem Felsen des überhangenden Berges stehen die Trümmer eines alten Türkischen Kastells. Ein Gesuch unseres Reisenden, von hier aus die Provinzen Mingrelien und Imiretien besuchen zu dürfen, wurde ihm, aus dem angeblichen Grunde, daß die Pest dort ausgebrochen sey, von der Behörde abgeschlagen.

Die Georgischen Frauen sind träge, phlegmatisch und im höchsten Grade unwissend. Ihre gerühmten Reize schwinden gewöhnlich sehr früh; nur das dunkle Auge behält seinen Glanz. Die Gräfin Simonitsch, Gemahlin des Russischen Gesandten in Teheran, ist eine Georgierin — eine sehr imposante Frau, die, obgleich Mutter einer zahlreichen Familie, noch Spuren hoher Schönheit zeigt.

Capitain Wilbraham reiste durch den Terek-Paß in die Kaukasische Gebirgs-Region. Das Thal war so tief und eng, daß er und seine Begleiter mehrere Stunden lang in wahrer Finsterniß wanderten. An beiden Seiten des Weges erhoben sich die Berge wie riesenhafte Granit-Mauern, und tausend vorspringende, halb losgerissene Felsenstücke hingen dräuend über den Häuptern der Wanderer. Am Passe Dariel, der Pforte des Kaukasus, sind die Felsen einander so nahe gerückt, daß der schäumende Terek ihre Basis bespült. Der Paß ist hier in den Felsen gehauen, der den wüthenden Strom überhängt. Hat man den Dariel zurückgelegt, so öffnen sich die Berge allmälig und enthüllen die weite, mit üppigem Futterkraut bewachsene Ebene der Kabarda.

Zu Karras, in den Steppen der Linien-Kosaken, befindet sich eine vormals Schottische, jetzt aber Deutsche Missionair-Kolonie. „Die Deutschen Geistlichen", sagt der Verf., „sind sehr gut geeignet, sich Vertrauen und Achtung der niederen Stände zu erwerben. Sie selbst sind gewöhnlich aus keinem höheren Kreise des Lebens, und nur ihre höhere Bildung unterscheidet sie von ihren Beichtkindern. Dazu empfehlen sie sich fast ohne Ausnahme durch einfache Würde des Benehmens und vollkommene Unsträflichkeit des Wandels." Zuweilen werden Deutsche Kolonisten von den Tscherkessen fortgeschleppt. Im Jahre 1836 befand sich ein Deutscher mit seiner Frau und vier Kindern in geringer Entfernung von seinem Wohnhause auf seinem kleinen Acker am Terek, als plötzlich ein Haufe Tscherkessen die harmlosen Leute überfiel, den Mann niederschoß und die Kinder mit ins Gebirge schleppte. Ein anderer Deutscher, der Herrn Wilbraham nach den Mineralquellen von Kislavodsk geleitete, war vor mehreren Jahren mit einigen Kameraden in die Hände der Tscherkessen gefallen. Er hatte sich indessen nicht über harte Behandlung zu beklagen. Sie blieben einige Monate am Fuße des Berges Elburs bei ihren Räubern, deren Vieh sie hüten mußten, und wurden dann heimlich losgekauft.*)

Von Georgiewsk begab sich unser Reisender nach Jekaterinograd, und dann wieder über die Kabarda und durch den Kaukasus zurück nach Tiflis. Obschon diese Stadt von sehr vielen Europäern bewohnt ist, so hat sie doch keine öffentliche Bibliothek und nicht einmal einen Bücherladen. Dagegen findet man hier ein Gymnasium für Knaben von jeder Nation, in welchem hauptsächlich orientalische Sprachen gelehrt werden. Herr Wilbraham besuchte eine Soiree des Statthalters, Baron Rosen, in welcher die meisten Damen das Georgische Kostüm trugen, eine Kleidung, die fast darauf berechnet scheint, Gesicht und Wuchs zu entstellen. Fast keine dieser Damen verstand eine Europäische Sprache.

Noch während der Anwesenheit des Capitains traf Kaiser Nikolaus in Tiflis ein. Auf einem Balle, der Seiner Majestät zu Ehren gegeben wurde, hatte der Verf. die beste Gelegenheit, das schöne Geschlecht dieser Hauptstadt genauer kennen zu lernen. In dieser Beziehung sagt er: „Ich muß gestehen, daß ich mich in Bezug auf die so allgemein gefeierte Schönheit der Georgierinnen bitter getäuscht fühlte; und doch weiß ich nicht, mit welchem Rechte ich meine Erwartungen so hoch spannte. Das Lob der Georgierinnen ist fast ausschließlich von Dichtern des Ostens gesungen worden; der Mangel an Geist, ohne welchen die vollkommensten Gesichtszüge dem geläuterten Geschmack eines Europäers nicht zusagen können, ist dem sinnlichen Auge des Asiaten Nebensache. Auch die Kleidung der Georgierinnen ist ohne Geschmack. Eine goldene Tiare, ganz tief in die ohnehin etwas niedrige Stirn gedrückt, und eine Robe, die den Busen zu frei läßt, Füße und Knöchel bedeckt und den hübschesten Wuchs verhüllt, sind die wesentlichsten Stücke ihres Anzugs. Alle Mädchen und Frauen schminken sich, und ihre gebeizten Augenbrauen geben dem Gesichte etwas Gemeines, an Frechheit Gränzendes. Ist eine Georgierin wirklich schön, so kann man ihre Schönheit nur materiell nennen. Aus einer gewissen Entfernung betrachtet, erschien mir manches Gesicht sehr reizend; aber bei genauerem Ansehen fand ich immer einen unangenehmen Zug, gewöhnlich um den Mund."

Auf seiner Rückkehr von Tiflis nach Persien besuchte der Verfasser die Ruinen von Ani, der alten Hauptstadt Armeniens. Die einzigen noch stehenden Gebäude sind die christlichen Kirchen, eine Türkische Moschee, mehrere Bäder und der Palast der Armenischen Könige. Zu Erserum kam Herr Wilbraham wieder in die Sphäre der Civilisation, und er erhielt ein Zimmer als Quartier, nicht, wie bis dahin auf seiner Reise, einen Stall; denn die unterirdischen Wohnungen der Armenier sind eben so wohl von Vieh als von Menschen bewohnt. Erserum hat durch den Verlust seiner Armenischen Bevölkerung gelitten, obschon die Regierung des Landes sehr mild ist. Der Handel stockt; die Basars sind klein und dürftig. Von hier machte der Reisende einen Ausflug an den berühmten See Wan, durch das Land der Kurden. Hier überzeugte er sich bald, wie sehr die Beschreibung, welche Xenophon von der Lebensweise des Volkes in jener Gegend giebt, noch heutzutage auf die Kurden paßt. Jetzt, wie damals, sind ihre Wohnungen unter der Erde, und die Familie jedes Nomaden theilt sich mit seiner Heerde in den beschränkten Raum. Bitlis, am Ufer des Sees Wan, ist eine sehr merkwürdige Stadt; die Häuser derselben sind aus behauenen Steinen erbaut, und ihre vergitterten Fenster geben ihnen das Ansehen von Gefängnissen oder Tollhäusern. Der Anblick des schönen breiten Wasserspiegels wirkt auf ein Auge, das so lange nur

*) Travels in the Trans-Caucasian Provinces of Russia etc. (Reise in die Russischen Provinzen jenseits des Kaukasus und längs der Südküste der Seen Wan und Urumia.) Von Richard Wilbraham. 1839. — Travels in Circassia etc. (Reise nach Tscherkessien, nach der Krimmischen Tatarei und um das Schwarze Meer.) Von Edmund Spencer. 2 Bände. 1839.

*) Die Russische Regierung gestattet nur Auswechselung der Gefangenen, keine Befreiung durch Lösegeld, welche die Habgier der Tscherkessen in zu hohem Grade reizen würde.

dürre Wüsten gesehen, sehr erquickend. Der Geschmack des Wassers ist übrigens außerordentlich bitter.

Von Wan begab sich der Verfasser durch eine mit vielen Armenischen Dörfern prangende Gegend nach dem See und der Stadt Uramia. Bei Dilman sah er die Ruinen einer Armenischen Stadt und mehrere in den Felsen gebauene Bildwerke, die einer sehr frühen Zeit anzugehören scheinen. In Uramia befindet sich eine Amerikanische Missions-Gesellschaft, deren Zweck die Bekehrung der Nestorianer ist. Die Erlebnisse des Herrn Wilbraham auf seiner weiteren Rückreise nach Teheran sind von geringer Bedeutung.

Das Werk des Herrn **Spencer** enthält, in epistolarischer Form, die Früchte seiner Wanderungen durch Tscherkessien, Mingrelien und andere Asiatische Länder am Schwarzen Meer. Wir beginnen unseren Bericht über diese Reise mit dem 22sten Briefe, in welchem der Reisende von dem General-Statthalter Süd-Rußlands eingeladen wird, ihn auf einer Küstenfahrt um das Schwarze Meer zu begleiten. Die Landschaft an den Küsten der Krimm hat etwas Erhabenes und Romantisches; Weinpflanzungen, in Terrassen abgetheilt, schmücken die Anhöhen und mischen ihr helleres Grün mit dem Dunkel der Fichtenwälder am Berge, während aus lieblichen Thälern Tatarische Hütten-Dörfer und allerliebste kleine Moscheen hervorblicken.

Zu Kertsch (einst die Residenz des Mithridat) war der Verf. beim Aufgraben eines antiken Tumulus zugegen. Nach unsäglicher Arbeit fand man in einer Tiefe von 30 Fuß zwei ungeheure Steinplatten und unter denselben einen viereckigen Trog aus behauenem Stein, in welchem eine hölzerne Kiste stand. In der Kiste befand sich eine Urne aus vergoldeter Bronze von sehr zierlicher Arbeit, und die Urne war mit Asche gefüllt. Es giebt unzählige große Grabhügel in der Krimm, deren Inhalt die Museen von Kertsch und St. Petersburg bereichert hat.

Anapa war der erste Theil Tscherkessiens, dessen unser Verf. ansichtig wurde. Am frühen Morgen weckten ihn die Matrosen mit dem Geschrei: „Tscherkeß! Tscherkeß!" Er eilte aufs Verdeck und erblickte die Vorkette des Kaukasus in ihren mannigfachen Formen. Die Sonne stieg hinter einem fernen Pik hervor und vergoldete nach und nach alle Zinnen des majestätischen Gebirges. Die Anhöhen rings um Anapa waren von Tscherkessischen Kriegern besetzt. Mit Hülfe eines scharfen Fernrohrs sah Herr Spencer die dichten Wälder an der Küste und die Abhänge der Hügel von Bewaffneten wimmeln, die der Mannschaft des Schiffes eine herzliche Begrüßung zudenken mochten, im Fall sie sich über die Mauern der Festung hinaus gewagt hätte.

Von Anapa fuhr man weiter nach **Sudschuk-Kaleh** (d. h. Bratwurst-Festung), einem anderen Fort, das die Russen einnahmen, nachdem es zu Trümmern geschossen war. Die Lage dieses Ortes ist dem Handel sehr günstig; auch ist er zu militairischen Operationen sehr geeignet, wenn die umliegenden Höhen besetzt und befestigt sind. Obschon die Tscherkessen keine andere Waffen, als Büchsen, Säbel und Bogen, und keine andere Brustwehr hatten, als die eigene Brust, so widerstanden sie hier doch mit wahrem Löwenmuth einem Corps von 15,000 Mann, das einen regelmäßigen Artillerie-Train mit sich führte und von einem erfahrenen Offizier befehligt war. Der Russische Ober-General Weliaminoff versicherte unserem Autor, er halte die Eroberung des ganzen Osmanischen Reiches für eine leichtere Aufgabe, als die Unterwerfung der kriegerischen Stämme des Kaukasus. Ein vornehmer junger Tscherkesse war in Sudschuk-Kaleh zu den Russen übergegangen. „Sein Haupt und seine Physiognomie, beides rein Griechisch geformt, waren von ungemeiner Schönheit. Der reich genährte Bart, der dunkle Schnurrbart und die turbanartige Mütze vom feinsten schwarzen Astrachan vollendeten sein männliches Ansehen; seine herrliche Athleten-Gestalt hätte einem Phidias als Modell dienen können." Man hatte übrigens diesen jungen Tscherkessen im Verdachte, daß er ein Spion sey und nur darum die Rolle eines Ueberläufers spiele.

Die Nachrichten über die Tscherkessen, welche Herr Spencer hier einsammelte, waren sehr widersprechend. Die Offiziere des Russischen Lagers charakterisirten sie als geborene Räuber von unbezähmbarer Wildheit und wahrhaft Punischer Treulosigkeit; wogegen Herr Taitbout de Marigny, der Holländische Konsul in Odessa, welcher Tscherkessien im Jahre 1823 besuchte, diesem Volke alle Tugenden beimißt, die ein halbwilder Menschenschlag nur besitzen kann. Die Wahrheit dürfte wohl, wie gewöhnlich, in der Mitte liegen.

Das Tscherkessische Küstenland ist freundlich anzuschauen und jeder Fleck mit großem Fleiße angebaut. Herr Spencer behauptet, man habe die Bevölkerung Tscherkessiens viel zu niedrig angeschlagen. „Wenn wir", so sagt er, „bedenken, welch bedeutendes Areal dieses Volk bewohnt, und wie viele Hände erforderlich sind, um nur einen jener ungeheuren Berge zu kultiviren, die oft bis an 5000 Fuß hoch und — eine Bemerkung, die ich sonst nirgends gemacht — bis zum Gipfel angebaut sind, so werden wir die Tscherkessische Nation nicht bloß für sehr zahlreich, sondern auch für unermüdlich betriebsam halten müssen."

Zu Pitsunda angelangt, befand sich der Reisende am Saume des oberen Abasiens. Der Stamm, welcher diese Gegend bewohnt, stand in gutem Vernehmen mit Rußland. Die Tscherkessen mischten sich unter die Russischen Soldaten, mit denen sie wegen ihrer symmetrischen Formen und regelmäßigen Züge in schneidendem Kontraste standen. Bei Iskauria beginnt die Provinz Mingrelien, die, im Vergleich mit Tscherkessien, einen traurigen Anblick darbietet. Die Bewohner haben eine ähnliche Kleidung wie die Tscherkessen, sind aber in physischer Hinsicht mehr verwahrlost. Man behauptet, daß sie den Unternehmungen der Tscherkessen heimlichen Vorschub leisten.

Von Iskauria kehrte die Reise-Gesellschaft wieder nach der Krimm zurück. Herr Spencer reiste durch die Halbinsel nach Odessa, und dann durch Bessarabien und die Moldau nach Galacz, von wo er zu Schiffe nach Trapezunt abging. Hier traf er Vorkehrungen zu einer Wanderung ins innere Tscherkessien, — eine schwierige Unternehmung, da die ganze Küste blokirt war. Es gelang ihm endlich, unter dem Charakter eines Genuesischen Arztes in einer Türkischen Brigantine nach der Tscherkessischen Küste hinüberfahren zu können. Das Schiff hatte Salz und Kriegs-Bedürfnisse — also Contrebande — für die Tscherkessen an Bord.

Als man bei Pschad, ungefähr dreißig Engl. Meilen von Sudschuk-Kaleh, Anker warf, erschienen auf ein gegebenes Signal Tausende von bewaffneten Männern am Strande und an den Abhängen des Berges. Der Verfasser verstand die Tscherkessische Sprache nicht und wollte sich daher wenigstens durch Annahme ihres Kostüms den Sitten dieses Volkes anbequemen. Er begab sich nach dem Hause des Häuptlings dieser Gegend, Mahmud Indar Oglu, umgeben von wild aussehenden Kriegern, die ihm jedoch zuvorkommende Artigkeit bewiesen. Die Landschaft ist schön und das Land fruchtbar; die kleinen Hütten an den Abhängen der Berge und an den Ufern der Bäche kamen an Zierlichkeit den Sennenhütten der Tyroler und Schweizer Alpen sehr nahe. Je weiter der Verf. ins Innere vordrang, desto üppiger fand er den Graswuchs, desto fleißiger die Bestellung des Bodens; und diese Exkursion bestärkte ihn noch mehr in der Ueberzeugung, daß die Tscherkessen eine zahlreiche und mit den meisten Bequemlichkeiten des Lebens versorgte Nation sind.

Sitten und Lebensweise der Tscherkessen sind aus den Reiseberichten der Herren Tausch und Taitbout de Marigny schon hinlänglich bekannt, weshalb wir uns hier mit der Andeutung begnügen, daß Herr Spencer im Wesentlichen mit den erwähnten Reisenden übereinstimmt. Auch ihm erscheinen die Tscherkessen in einem besseren Lichte, als dem, in welchem wir gewohnt sind, sie zu erblicken. Er fand sie gutherzig, gefällig, großmüthig und gastfrei. Einen Hang zu Raub und Plünderung gesteht er ihnen zwar zu, allein er motivirt ihn mit der Macht uralter Gewohnheit, welche die Sitte heiligt, daß jeder Ausländer, der es versäumt, sich unter den Schutz eines Häuptlings zu begeben, dem ersten Tscherkessen, der ihn zum Sklaven machen will, als Eigenthum angehört.

England.

Die Vergnügungen der Engländer jetzt und ehedem.

(Fortsetzung.)

„Wer kann die Beschreibung der Spiele und Belustigungen von London, wie sie noch im Anfang des letzten Jahrhunderts waren, lesen, ohne sich über den Gegensatz zu wundern, den London in seinem gegenwärtigen Zustand darbietet, wo es, wie ein Französischer Reisender bemerkt, — „nicht mehr eine Stadt, sondern eine mit Häusern bedeckte Provinz ist." In der ganzen Welt giebt es vielleicht keine große Stadt, die der Masse der Bürger so wenig freien Raum für gesunde Erholung bietet. Jeder leere und grüne Fleck ist in eine Straße verwandelt worden, ein Feld nach dem anderen hat der Baumeister sich angemaßt; Plätze, die zum Ballspiel, zum Kegelschieben, Bogenschießen und anderem Zeitvertreib gedient hatten, wurden in Alleen und Quadrate zerschnitten; das Verlorene anderweitig zu ersetzen, wird bei dem steigenden Werth des Bodens und der Ausdehnung der Stadt unmöglich, und die niederen Klassen, die sich nach dem Anblick eines Feldes oder nach dem Genuß frischer Luft sehnen, müssen auf diese Dinge fast verzichten, wenn sie nicht mit dem Verlust von Zeit und Geld eine Reise zu dem Zweck unternehmen. Selbst in unsere Parks, die man nicht mit Unrecht die Lungen der Hauptstadt genannt hat, ist der Alles verschlingende Baumeister hingedrungen, während diejenigen Plätze, die noch frei sind, nicht mehr zu Spiel und Scherz dem Volk offen stehen. Ist es daher ein Wunder, daß die Leute ihre müßige Zeit auf den Kegelbahnen der Bierhäuser und Schnapsläden verbringen, oder daß ihre Unsittlichkeit gestiegen ist mit der Vergrößerung der Stadt und der daraus hervorgegangenen Unterdrückung der gesunden, harmlosen Erholungen, die sie früher hatten? Es wäre gut, dieselben wieder ins Leben zu rufen, statt sie ferner zu unterdrücken; noch besser wäre es für die körperliche wie für die moralische Gesundheit des Volks, wenn das Gesetz bestimmte, daß überall, wo neue Bauten angelegt werden, ein offener Raum bliebe, auf dem das Volk sich erholen könnte."

„Bei einer allgemeinen Musterung der jetzt herrschenden Vergnügungen wird man finden, daß man zwar viele, wenigstens in der Hauptstadt, fallen gelassen hat, deren Beibehaltung wünschenswerth gewesen wäre, aber daß auch viele aufgegeben wurden, deren Verlust wir nicht beklagen können, während die, welche uns geblieben sind, an dem Fortschritt der Civilisation Theil nehmend, theils geistiger ihrem Wesen nach geworden sind, theils elegantere, menschlichere Formen angenommen haben. Bär- und Stierhetzen, Hahnenkampf und Hahnenwerfen und ähnliche barbarische Belustigungen sind schon lange im Mißkredit und werden hoffentlich bald ganz verschwunden seyn. Daß Damen

von Rang und Erziehung solchen rohen Scenen beiwohnen, scheint uns so ungereimt, daß wir kaum begreifen können, wie dies je möglich war, selbst in Zeiten, die, mit der unsrigen verglichen, barbarisch zu nennen sind.“

„Stevens, der Kommentator von Shakespeare, bemerkt, daß man früher in einigen Grafschaften Englands eine Katze mit einer Quantität Ruß in ein Faß einschloß, das an einer Schnur aufgehängt ward, und daß derjenige, der so geschickt war, indem er darunter hin lief, den Boden einzustoßen, ohne daß er von seinem Inhalt, der Katze, berührt ward, für den König dieses unmenschlichen Festes angesehen wurde, welches damit endete, daß man die Katze zu Tode jagte. Die Verfolgung, der diese Thiere in besonderem Grade ausgesetzt waren, soll in dem Glauben ihren Grund gehabt haben, daß sie mit den Hexen intim befreundet seyen — ein Verdacht, der hinreichend war, sie dem unwissenden Haufen verhaßt zu machen.“

„Uebrigens wird es in unseren rigoristischen Tagen nicht leicht Glauben finden, daß die Zeit, die gewöhnlich diesen und anderen barbarischen Spielen, so wie der Aufführung von Stücken, dem Kartenspiel, der Musik, dem Tanz und anderen Ergötzungen gewidmet wurde, der Nachmittag des Sonntags war.“

Nachdem wir uns von dem Verfasser jenes größeren Werks über die Britischen Spiele und Vergnügungen eine allgemeine historische Uebersicht dieser Seite des Englischen Lebens haben geben lassen, wenden wir uns jetzt, wie wir anfangs beabsichtigten, zu dem vorigen Jahrhundert und der jüngsten Vergangenheit insbesondere, um sie mit unserer Gegenwart zu vergleichen. Die Veränderungen und Fortschritte, die sich hier ergeben, sind um so interessanter und merkwürdiger, als ja England während dieser ganzen Zeit nicht, wie im 17ten Jahrhundert, durch eine jener großen inneren Revolutionen erschüttert wurde, die solche Veränderungen gleich beim ersten Anblick natürlich erscheinen lassen.

Eine Belustigung, die im vorigen Jahrhundert besonders beliebt war und die jetzt ganz aus der Mode gekommen ist, sind die Maskeraden, über die sich ein geschmackvoller Zeitgenosse folgendermaßen äußert: „Maskeraden“, sagt er, „haben vor einigen Jahren viel Spektakel in diesem Königreich gemacht, zur unaussprechlichen Freude der meisten eleganten Herren und Damen und zu gleich großem Verdruß für viele wohlmeinende Unterthanen Ihrer Majestät. Sie haben uns in zwei wüthende Parteien getheilt, die sich so feindlich gegenüberstehen, wie Whigs und Tories, und deren keine der anderen das Geringste nachgiebt. Die eine Partei ist durchaus für diese Zerstreuung und will sie durch Nichts beschränken lassen, nicht einmal durch die Rücksicht auf das Sittliche; die andere dagegen will ein- für allemal nichts von diesen Vergnügungen wissen und verurtheilt Jeden, der daran Theil nimmt, mögen seine Absichten noch so rein seyn.“

„Die Aegyptischen Priester bezeichneten jedes Ding durch eine Hieroglyphe; ihre Gottheiten erschienen vor den Augen der Menge als Hunde, Affen, Gurken und Zwiebeln, so daß die Vorstellungen von der Allmacht ihr Schreckliches für die Menge verloren. Die Persischen Magier verbargen ihre Religions-Ceremonien vor dem Volk, und bei den Griechen waren die Mysterien so heilig, daß, wenn ein Eingeweihter es wagte, etwas davon auszuplaudern, er des Todes sterben mußte. So war es auch bei den Römern — die Maske war ihren Priestern unentbehrlich, und bei der nächtlichen Anbetung der Venus, des Adonis, Bacchus und anderer niedrigerer Gottheiten mußte Alles maskirt seyn.“

So weit diese ernstkomische Vertheidigung der Maskeraden, und nachdem wir noch zur Geschichte derselben angeführt, daß in der Zeit, von der die Rede ist, die Damen gewöhnlich ins Theater und an andere öffentliche Orte maskirt gingen, wollen wir sehen, was später aus ihnen geworden.

Die Maskeraden erhielten sich in der Mode vom Anfang des vorigen Jahrhunderts ab bis zu den Tagen der Mistreß Cornelys und von der Zeit der Mistreß Cornelys bis zum Pantheon; dann wurden sie in Privathäusern gegeben und bildeten eines der anziehendsten Elemente des geselligen Lebens. Das Pantheon ist nicht mehr da, und eine Maskerade ist etwas, woran kein Mensch mehr denkt, die Klassen und Kreise ausgenommen, welche nichts mit der Gesellschaft zu thun haben, bei der sie noch innerhalb der letzten 25 Jahre in Schwung waren.

Die Maskeraden sind jetzt durch die sogenannten Kostüm-Bälle verdrängt; doch scheinen dieselben einen schlechten Ersatz abzugeben, da es den Engländern bei ihrer angeborenen Prüderie so peinlich ist, eine fremde Rolle zu spielen; daher sieht auch Nichts abgeschmackter aus, als ein ehrbarer Gentleman und seine Frau, die, als Schweizer Bauern gekleidet und mit geschminkten Gesichtern, eifrig ihre häuslichen Angelegenheiten besprechen, als wären sie in ihrem gewöhnlichen Kostüm, oder ein Griechischer Häuptling und ein Pascha von drei Roßschweifen, die mit einem liebenswürdigen Chinesischen Whangfong zusammensitzen und beschäftigt sind, die Freuden oder, was wahrscheinlicher ist, die Leiden der letzten Soirée zu diskutiren. Da ist uns denn doch die Maske lieber: die Maske verbirgt den Menschen, sie giebt ihm das Bewußtseyn der Sicherheit und zwingt ihn nicht, große Anstrengungen zu machen, um sich zu verstellen, indem sie von vorn herein der ganzen Person die erwünschte Haltung giebt, und die kurzweilige Sitte der alten Zeit, maskirte Freunde herauszufinden und zu entlarven, war gar nicht so übel.

Was die eigentlichen Bälle betrifft, so waren vor dreißig Jahren Contretänze Mode, die jetzt verbannt sind, und vor funfzig Jahren wurden sie sogar bei Hofe getanzt, indem ihnen immer die Menuet vorausging. Jetzt würde man in einer Dame und einem Gentleman, die eine Menuet tanzen, ein Bild von Adam und Eva vor dem Sündenfall sehen. Der Walzer, der während des Krieges auf unsere Insel drang, scheint nur eine Erneuerung eines Tanzes zu seyn, der mit viel Lebendigkeit und Witz von dem alten Herrn im Spectator beschrieben wird, welcher sagt: „Ich glaube, dieser Tanz ist nur erfunden worden, um zwischen jungen Frauen und Männern ein gutes Einverständniß zu erhalten; doch ich bin überzeugt, wenn Du hier gewesen wärest, Du würdest reichen Stoff zu Betrachtungen gefunden haben.“ Uebrigens erzählt uns Lady Blessington in ihrem jüngst erschienenen Werk „der Müßiggänger in Italien“, daß die Art, wie die Franzosen den Walzer tanzen, durchaus freizusprechen ist von den Vorwürfen, welche die Sittsamen noch immer diesem Tanz in England machen.

Doch es ist Zeit, daß wir auf die Seite des Englischen Lebens einen Blick werfen, die für unser Thema noch viel reichere und interessantere Resultate liefert, als die bisher angeführten, wir meinen die Promenaden und öffentlichen Vergnügungen, daß wir sehen, inwiefern die hier eingetretenen Veränderungen und Fortschritte mit der Geschichte und den Fortschritten des Zeitgeistes zusammenhängen.

Vor sechzig Jahren war der Mall in Sankt-James-Park die fashionable Abend-Promenade. Jetzt wird der Mall nur zu einer Durchfahrt von Whitehall nach Pimlico benutzt, und Abend-Promenaden giebt es gar nicht mehr, weil die Klasse von Personen, die in der Gesellschaft den Ton angeben, diniren, wenn ihre Großväter zu Abend aßen, und sich zum Souper ankleiden, wenn ihre Vorfahren vor 200 Jahren sich zum Schlafengehen entkleideten.

Aber der schöne Garten, der den sumpfigen Anger verdrängt hat, und der Holländische Kanal, den er einschließt, ist an den Sommerabenden voll gedrängt von denen, die dinirt *haben* und sich eben so gern daselbst ergehen, als die, welche nicht gegessen haben; er bietet dem Publikum eine neue Quelle des Genusses und zieht eine Menge vergnügungslustiger Leute von den vorstädtischen Theegärten und Kegelbahnen ab, die in den letzten 25 Jahren bei den Einwohnern Londons so beliebt waren. Die Promenaden der fashionabeln Welt haben einen ganz anderen Charakter angenommen; ihre unbedeutendsten Vergnügungen müssen von Wissenschaft und Kunst gewürzt, Gärten, die besucht seyn wollen, müssen mit Bären und Löwen gefüllt seyn. Der Charakter und die Neigungen von Ottern und Straußen, die Gewohnheiten des Nilpferdes, die Sitten und Bewegungen der Affen und Paviane, und die häusliche Geschichte der Giraffe, deren Familie erst jüngst mit einem Zuwachs beschenkt worden, bieten unseren jungen Ladies ein Unterhaltungsthema, das zugleich ein feines Medium für sie ist, durch welches sie den zarten Unsinn ihrer galanten Begleiter anhören können, und damit das Ganze mehr der Menge imponirt, wird der Sonntag zu diesen Promenaden bestimmt und zugleich das Volk von der Theilnahme an ihrem Vergnügen ausgeschlossen; denn den Reichen und Vornehmen sind alle Tage in der Woche gleich, während für den Handwerker und Arbeiter Sonntag der einzige Tag ist, wo er Muße hat, über den Gesichtskreis seiner Werkstätte hinauszusehen oder eine Luft einzuathmen, die reiner ist, als die stickige Atmosphäre der letzteren.

Dann werden von Zeit zu Zeit Besuche in Chiswick gemacht, um zu zeigen, was man in der Wissenschaft der Blumenkultur leisten kann; hier werden Medaillen, Vasen und andere ersehnte Kleinodien den Herren und Damen überreicht, die im Stande sind, den größten Rittersporn, die schönste Nelke, die lieblichste Lilie der Jahreszeit vorzuzeigen. Für diesen Anblick muß man 10 Shillinge an der Thür zahlen zur Erhaltung des Fonds, aus welchem die Direktoren und das Comité mit den feinsten Vegetabilien um den niedrigsten Preis versehen werden. Eine andere Sitte, die neulich aufgekommen ist, ist die, auf den Gottesäckern in der Nähe der Stadt, welche die schönsten Punkte einnehmen, zu promeniren. Diese Sitte soll, wie es heißt, auf die Gesundheit, Sittlichkeit und heitere Stimmung der Leute sehr vortheilhaft wirken, und diejenigen, die an dem Genuß, den sie gewährt, Theil nehmen, meinen, sie sey das, was der Dramatiker nenne „durch den Tod lebend.“

Alle diese Dinge sind erst während der letzten 25 Jahre Mode geworden. Früher war der Kensington-Garten gut genug zur Sonntags-Promenade und offen für alle anständige Personen, die gern mit denen zusammen waren, mit denen sie sonst nicht in Berührung kamen — jetzt geht Niemand nach Kensington-Garten, außer wenn man eines von den glänzenden Musik-Corps der Garde-Kavallerie-Regimenter will spielen hören, — und dies ist immer an einem sogenannten Wochentage, damit nur ja kein Anderer als die „wenigen Auserwählten“ den Genuß theilen kann; daher wird auch der Tag und sogar die Stunde, wo das Konzert stattfindet, vor Allem, außer was Mistreß Trollope La Crême nennt, so sorgfältig geheim gehalten, wie in den Tagen der Klopffechter-Kunst der Ort, wo der Kampf vor sich gehen sollte.

Ranelagh war vor sechzig Jahren der Glanzpunkt der Mode: man spazierte daselbst in der Rotunde, wie ein Pferd in einer Mühle, unter den Düften von Thee und Kaffee, die in Wasserkesseln gebraut wurden, welche auf Feuern in der Mitte des Saals kochten und getrunken wurden von den vornehmsten Per-

sonen des Reichs, deren Unterhaltung bei der Musik eines besonders schlechten Orchesters vor unberufenen Ohren sicher seyn konnte. Ranelagh war Jahre lang Alles in Allem; es ist bekannt, daß von seinen Thüren ab die Wagen eine fortlaufende Reihe bis zur Ecke der St. Jamesstraße bildeten, und erst in den letzten Jahren hat man die Straße, die jetzt Ranelagh-Street heißt, mit Schlagbäumen versehen, um die ankommenden und abgehenden Züge in gehöriger Ordnung von einander entfernt zu halten.

Ranelagh ist von der Erde verschwunden; eine Dampfmaschine bläst ihren geräuschvollen Rauch aus, wo früher die Seufzer von Liebenden die Luft erfüllten, und ein sogenannter Delphin, der den Zweck hat, aus der Mündung der Westminster-Schleuse reines Wasser auszupumpen, ist da zu sehen, wo früher eine glänzende Treppenflucht für die ängstlichen Gäste angebracht war, die lieber das irdische Paradies zu Wasser besuchten, um nur die Gefahren des Wagengedränges zu Lande zu vermeiden.

Auf Ranelagh folgte Vauxhall; neulich verbreitete sich das Gerücht, auch Vauxhall gehe jetzt den Weg alles Fleisches oder aller „öffentlichen Vergnügungsorte." Das ist zwar nicht wahr, aber so viel ist gewiß, daß Vauxhall nicht mehr das ist, was es war. Die Sitte, in Vauxhall zu soupiren, hat aufgehört, und die Klasse seiner Besucher ist verändert. Vor dreißig Jahren war es der Sammelplatz des Vornehmsten und Glänzendsten. Die Herzogin von Devonshire, die Herzogin von Bedford, die Herzogin von Gordon, Lady Castlereagh und Alle, die in der eleganten Welt den Ton angaben, kamen dorthin, und um sie herum sah man nicht bloß diejenigen, welche zu ihren eigenen Kreisen gehörten, sondern auch die, welche, den Glanz ihrer Kleidung und ihre feine Sitten nachahmend, schaarenweise die Gärten anfüllten.

Dies ist jetzt anders geworden, und das kommt daher, weil man jetzt ähnliche Gesellschaften in Privathäusern giebt, nur in viel glänzenderem Maßstabe. Die Feten des Adels verdunkeln alle Anstalten, die an öffentlichen Orten gemacht werden, um Glanz und Unterhaltung zu schaffen, und die immer auf einem Streben nach Gewinn basirt sind. Die Privatfete ist in einer Nacht zu Ende, der öffentliche Garten bleibt die ganze Saison hindurch offen. Von dem Augenblick ab, wo es Sitte in der Aristokratie wird, sich abwechselnd Feten zu geben, wird ihr Zusammentreffen an einem öffentlichen Ort überflüssig. Daher gehen auch die Fashionabeln nicht nach Vauxhall. Trotz der gerühmten Selbstständigkeit unserer Landsleute ist doch die Liebe zum Rang und der Wunsch, mit ihm in Berührung zu kommen, eine allgemeine Leidenschaft. Sobald die Fashionabeln weg bleiben, kommen auch die Nicht-Fashionabeln nicht mehr hin, und so nimmt die ganze Geschichte ein Ende.

Eine viel bedeutendere Veränderung in den öffentlichen Vergnügungen, die in noch kürzerer Zeit eingetreten ist, besteht in der Veredlung der Genüsse der niederen Klasse und der Verfeinerung des Geschmacks, wie sie sich sehr sichtlich darin ausspricht, daß Konzerte auf einmal so beliebt geworden sind, und daß zu ihrer Aufführung an öffentlichen Orten oder in Theegärten, die vor wenigen Jahren eine sehr untergeordnete Rolle spielten, Zimmer eingerichtet werden, die an Glanz mit denen des Almacks-Klubs oder Hanover-Square's wetteifern sollen. Während die Theater in der letzten Saison ganz leer waren, sobald sie nur dramatische Unterhaltungen gaben, waren sie zum Erdrücken voll, wenn Konzerte aufgeführt wurden, und obgleich der Eintrittspreis nur 1 Shilling betrug, so ging doch Alles viel geordneter und ruhiger zu, als man sonst von einem so gemischten Publikum erwartete.

(Schluß folgt.)

Polen.

Die berühmtesten Polnischen Schriftsteller des letzten Jahrhunderts. *)

Nach Stanislaus Kozmian.

IV. Joseph Szymanowski.

Der Ruhm Joseph Szymanowski's scheint auf den ersten Anblick keine zureichende Begründung zu haben, denn er stützt sich hauptsächlich auf seine gereimte Uebersetzung von Montesquieu's bekannter Erzählung in Prosa, „der Tempel von Knidos". Aber das Verdienst dieses Dichters besteht nicht sowohl in der Uebertragung, als in der neuen Anmuth, welche er seiner Muttersprache bei dieser Arbeit abzugewinnen wußte. Der alte Styl der besten Polnischen Schriftsteller war männlich, energisch und dem Geist einer kriegerischen Nation vollkommen angemessen. Szymanowski aber brachte Wohlklang und Lieblichkeit hinein. Seine Oden, Lieder und leichteren Gedichte werden um ihrer feinen Empfindung und graziösen Diction willen bewundert. In denen, welche der Liebe geweiht sind, ist diese Gottheit mit solcher Ruhe, Keuschheit und klassischen Eleganz geschildert, daß man glauben muß, er habe sich Cowley's Grundsatz zum Muster genommen, der irgendwo sagt, die Dichter gälten nicht eher als Bürger in ihrer Zunft, bevor sie nicht der Liebe einen Zoll entrichtet oder sich ihr zur Treue verpflichtet hätten.

*) Vergl. Nr. 102 des Magazins.

V. Dionysius Kniaznin.

Das Talent dieses Dichters brachte ihn frühzeitig mit den Beschützern der Kunst und Literatur in Berührung, an deren Spitze die Czartoryskische Fürstenfamilie stand. Der wahrhaft Königliche Hof der reichsten Edelleute, an welchem früherhin eitle Müßiggänger herumschwärmten, verwandelte sich, als eine moralische Metamorphose mit dem Lande vorgegangen war, in einen Schutz- und Zufluchtsort für die Jüngeren, die sich erst einen Namen machen sollten, und für die Alten, deren Tage des Ruhms schon vorüber waren. In Pulawy fand der junge Kniaznin einen Arm, der ihn stützte, und Augen voll Feuer, die ihn auf seiner poetischen Laufbahn ermunterten. Der begeisternde Einfluß des genius loci ist überall in seinen Dichtungen wahrzunehmen. Seine drei Schauspiele: „die dreifache Heirath", „die Zigeuner" und „die Spartanische Mutter", — wovon das letztere herrliche lyrische Stellen enthält, — wurden für das Theater von Pulawy geschrieben. Sein „Ballon", ein Gedicht in zehn Gesängen, schildert die Unternehmungen einer zu Pulawy unter Leitung eines Französischen Mathematikers gebildeten Gesellschaft. Die Pläne derselben gelangen nicht, gaben aber dem Dichter einen unterhaltenden Stoff. Den Idyllen Kniaznin's fehlt es nicht an Grazie; den meisten Werth aber haben seine Oden, in denen sich oft große Kraft aufs harmonischste mit sanfter Schwermuth paart. Gewaltiges Pathos hat er namentlich in den „Elegieen des Orpheus auf Eurydice" entwickelt. Außerdem dichtete er auch Fabeln und machte treffliche Lateinische Verse, die in vieler Hinsicht sehr an Cowper's ähnliche Arbeiten erinnern. Eine unglückliche Leidenschaft verdüsterte Kniaznin's Tage; es fehlte dem Ort seiner dichterischen Triumphe nicht an einer Eleonore, die zu hoch stand für seine Huldigungen. Seine Liebe brachte ihm einen frühen Tod.

Mannigfaltiges.

— Flamändische Sprache und Literatur. Als ein erfreuliches Resultat des zwischen Holland und Belgien zu Stande gekommenen Friedens darf zunächst auch die Wiederbelebung des Eifers für Flamändische Sprach- und Literatur-Denkmäler angesehen werden. Das Flamändische, vom Holländischen so wenig verschieden, daß der Ausländer den einen Dialekt von dem anderen kaum zu unterscheiden vermag, war in Belgien, einestheils durch die Antipathieen gegen Holland und anderentheils durch die Sympathieen für Frankreich, besonders seit den Ereignissen von 1830 so mißachtet, daß es nicht bloß von der politischen Rednerbühne und in der höheren Gesellschaft ganz verschwand, sondern allmälig durch die größere Verbreitung Französischer Zeitungen, durch die Anstellung Wallonischer Prediger in Flamändischen Gemeinden und durch die ganz Französische Organisation des Militairs auch bei den niederen Ständen zu verschwinden drohte. Daß eine solche Mißachtung der Muttersprache aus bloßer Nachäffung des Auslandes den Flamändischen Belgiern eben nicht zur Ehre gereichte, sahen die Besseren unter ihnen wohl ein, doch ließ die politische Leidenschaft keine Stimme aufkommen, die sich etwa für die Erhaltung jener National-Denkmäler wollte vernehmen lassen. Erst in der neuesten Zeit und seitdem der König Leopold, dem, als einem Deutschen, das Flamändische allerdings werth seyn mußte, eine gewisse Theilnahme für Bestrebungen dieser Art zu erkennen gegeben, machen sich diese auch mehr bemerklich. Der König hat sogar eine besondere Kommission ernannt, die sich mit einer größeren Vereinfachung der Flamändischen Orthographie beschäftigen soll, und diese hat bereits ein Gutachten darüber veröffentlicht. Gleich dem Holländischen wird auch das Flamändische darin als „nederduitsche taal" (Niederdeutsche Sprache) bezeichnet und damit das Verhältniß des Dialektes zum Hochdeutschen von selbst festgestellt. Besonders die Schreibung der Diphthonge, so wie der Gebrauch des I und des Y, fand bisher auf sehr willkürliche Weise statt, und dem wird nun bereits durch die Vorschläge der Kommission abgeholfen. Die Geistlichkeit hat sich bereit erklärt, in den Gesang- und Gebetbüchern, die sie von jetzt an drucken läßt, eine konforme Schreibung in der vorgeschlagenen Art stattfinden zu lassen. Gleichzeitig ergiebt sich auch, daß bereits ein kleiner Kreis recht verdienstvoller Flamändischer Dichter existirt. Wir nennen darunter Herrn Prudent van Duyse, welcher unter dem Titel „Vaderlandsche Poezij" drei Bände lyrischer Gedichte herausgegeben, von denen ein größeres: „der Tod des Grafen von Egmont", von einer Flamändischen Gesellschaft mit einem Ehren-Preise belohnt wurde; ferner Herrn Ledeganck, welcher einen Band Bloemen mijner Lente (Blumen meines Frühlings), und Madame van Acker, die ebenfalls einen Band Gedichte unter dem Titel „Madelieven" (Maßliebchen) erscheinen ließ. Als Schriftsteller in Prosa werden die Herren Willems, Visschers, Lambin, Snellaert u. A. genannt. Der Einfluß Deutscher Romantik macht sich bei allen neueren Flamändischen Dichtern bemerklich, insofern sie nämlich nicht mehr, wie ihre Vorgänger, bloße Bearbeitungen Französischer Themata liefern oder die Mythologie der Griechen und Römer ausbeuten; indessen ward ihnen dieser Einfluß nicht direkt zu Theil, sondern erst auf einem Umwege, durch die Vermittelung der Franzosen, sind sie unbewußt auf Deutschen Boden zurückgeführt worden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 108. Berlin, Montag den 9. September 1839.

Frankreich.

Der 27., 28. und 29. Juli 1830 in Paris.

(Nach der Histoire de France pendant la dernière année de la Restauration.*)

Der 27. Juli folgte einer ruhigen Nacht. Seine ersten Augenblicke wurden durch einen Vorfall bezeichnet, der zur Verstärkung des Volks-Aufstandes in hohem Grade beitrug. Auf die Weigerung ihrer Drucker hatten die Redacteure von drei Journalen jene vor den Richterstuhl des Herrn von Belleyme geladen, der Präsident des Civil-Tribunals von Paris war. Dieser Richter hatte sich durch ein geschicktes und angemessenes Benehmen in seinen Functionen als Königlicher Anwalt und Polizei-Präfekt eine gerechte Popularität erworben. Herr von Belleyme stützte sich in seinem Urtheile auf den Umstand, daß die auf die Presse bezügliche Ordonnanz noch nicht in der legalen Form bekannt gemacht sey, und machte dem vorgeblichen Widerstande der Drucker ein Ende. Obwohl diese Entscheidung die Gesetzmäßigkeit (Legalität) der Ordonnanzen implicite anerkannte, so sahen doch in ihr die Journalisten eine Aufmunterung von Seiten der Magistratur zum Widerstande der Presse.

Trotz der Ordonnanzen, wurden alle Blätter der Opposition, mit Ausnahme des Journal des Débats und des Constitutionnel, ohne Censur publizirt. Zu Tausenden wurden ihre Exemplare gekauft und drangen in die entferntesten Gegenden der Stadt, um hier eine starke Gährung hervorzurufen. Der Polizei-Präfekt befahl die Wegnahme der Pressen, welche zu der Vermehrung jener Journale gedient hatten; aber diese Operation vollzog sich nur unter großen Schwierigkeiten. Die Herren Thiers, Carrel und Mignet schlossen sich in den Büreaus des National ein; man mußte ihre Thüren erbrechen. Man beauftragte einen Schlosser, die Pressen zu vernichten; aber durch die Drohungen des Volks eingeschüchtert, konnte dieser Mann nur eine unbrauchbar machen, die noch an demselben Abend ohne Unterbrechung des Dienstes wiederhergestellt ward. Unter den Redacteuren des Temps zeichnete sich besonders ein Mann durch seinen starken Widerstand aus, den er den Polizei-Agenten entgegensetzte. Dieser, Herr Baude, früher Unterpräfekt, seit langer Zeit ein heftiger Gegner der Restauration, bedrohte die Agenten laut mit den Strafen des Code pénal, schüchterte die Arbeiter ein, welche die Pressen unbrauchbar machen sollten, kurz, man sah sich genöthigt, den Schlosser des Schaffots herbeizurufen. Unter dem Schutze vieler Gendarmen nahm man die übrigen Pressen fast ohne ernstlichen Widerstand weg. Dagegen wurden die Pressen der royalistischen Journale durch Volkshaufen unaufhörlich beunruhigt, die ihrem Gebrauche alle nur mögliche Hindernisse entgegensetzten.

Diese Wegnahme der Pressen zeigte die äußere Seite der verhaßten Angriffe auf das Eigenthum und rief in den Gemüthern eine große Aufregung hervor. Zahlreich versammelte man sich in den Büreaus des National; drohende Aeußerungen ließen sich hören.

Die Wiege der Revolution von 1789, das Palais-Royal, war auch dieses Mal der Schauplatz der heftigsten Gährung. Die Kaufleute schlossen ihre Läden; Redner lasen und erklärten mit lauter Stimme die verbotenen Journale; überall achtete man der Ordonnanz nicht, welche die Auslegung jener Journale an den öffentlichen Orten verbot; die Versammlungen wuchsen von Augenblick zu Augenblick. Gegen Mittag befahl der Polizei-Präfekt das Aufhören dieser Versammlungen und ließ an verschiedenen Punkten Militairposten ausstellen.

Mehrere Drucker hatten Abends vorher ihre Arbeiter aus dem Dienste entlassen, indem sie ihnen die Unmöglichkeit vorstellten, ihnen Arbeit zu geben. Ebenfalls ließen zwei Chefs der Industrie, welche zugleich Mitglieder der Deputirten-Kammer waren, ihre Werkstätten räumen. Ihr Beispiel fand viele Nachahmung. Furchtbar und rasch wuchs hierdurch die emporkeimende Insurrection. Die Straßen der Hauptstadt füllten sich mit einer Menge starker Menschen, welche durch das Unglück zur Verzweiflung gebracht und größtentheils in den Waffen geübt waren. Die Handlungsdiener verließen ihre Gewölbe, um auf die öffentlichen Plätze sich zu begeben; die Zöglinge der Rechtsschule und die jungen Mediziner sprachen ganz offen die Absicht aus, an dem Tumulte Theil zu nehmen. Eine Bekanntmachung des Conseils des öffentlichen Unterrichts erinnerte sie an die Strafen, welche für solche Fälle durch die Ordonnanzen von 1820 und 1828 festgesetzt waren. Aber der Minister weigerte sich, die Schließung der Schulen zu befehlen; er glaubte mit Recht, daß ein solcher Entschluß die Zahl der unruhigen Köpfe vermehren und die Gemüther erbittern würde.

Die zu Paris gegenwärtigen Deputirten vereinigten sich des Morgens bei Casimir Périer. Labbey de Pompières präsidirte dieser Versammlung. Périer bemühte sich, zu zeigen, daß in der gegenwärtigen Lage die Klugheit der einzige Entschluß wäre, welchen die Ereignisse geböten. Der ältere Dupin wollte diese Ermahnungen noch übertreffen und rief durch seine furchtsamen Rathschläge mehrere Male den Unwillen der Versammlung hervor. Verschiedene Meinungen kamen zu Tage. Einige Deputirte meinten, man müsse durch eine Adresse oder in einer Audienz den König um die Zurücknahme der Ordonnanzen bitten, indem man ihm die Gefahren des Landes vorstelle. Andere wollten, man möge die für die Wahlen festgesetzte Epoche erwarten; dann könne man der Sache der Opposition das Uebergewicht verschaffen. Aber Mauguin, de Laborde, von Schonen, Audry de Puyraveau, Persil, Labbey de Pompières sprachen sich für einen aktiven Widerstand aus. Inzwischen kamen zwei Deputationen der Wähler, an der Spitze der einen Mérilhou und Boulay de la Meurthe, der anderen Thiers und Chevalier-Lemore. Diese baten die Versammlung, sie möge unverzüglich den Entschluß einer bewaffneten Insurrection fassen. Diese Meinung ward von C. Périer lebhaft bekämpft. Er behauptete, daß die ordnungsmäßig aufgelöste Kammer ohne Kollektiv-Gewalt sey, und warf seinen Gegnern vor, daß sie durch ihr Aufgeben der legalen Bahn die Sache der Opposition verschlimmerten. Vorzüglich machte er auf den ungleichen Kampf aufmerksam, welchen man mit der Regierung eingehen wolle, und lud die Versammlung zur Wahl eines Lokals ein, das den Blicken und der Thätigkeit der Autorität weniger ausgesetzt wäre. Die Wohnung des Herrn Périer, welche in der Straße der Kapuziner lag, war allerdings unaufhörlich von jungen Leuten umgeben, welche die Deputirten bei ihrem Eintritte mit lautem Beifall begrüßten. Die Straße wurde durch Gendarmen vermittelst einiger Schüsse geräumt. Die Deputirten vertagten sich bis auf den folgenden Tag, hatten aber den Entschluß gefaßt, daß alle Mitglieder, welche damit einverstanden wären, zur Versammlung einen Protestations-Entwurf mitbringen sollten. Besonders wurden Guizot, Villemain und der ältere Dupin aufgefordert, sich mit der Abfassung eines solchen Entwurfs zu beschäftigen.

Doch der Augenblick des Aufruhrs war gekommen.

Der Herzog von Ragusa, Ober-Befehlshaber der Garde, hatte vom Conseil der Minister am 25. Juli das Ober-Kommando der in der Hauptstadt vereinigten Truppen empfangen. Diese Wahl, auf welche die Empfehlung des Herrn von Bourmont besonders eingewirkt hatte, war eine unglückliche zu nennen. Denn von der Impopularität ganz abgesehen, welche durch sein Benehmen im Jahre 1814 unter den Mauern von Paris zu sehr motivirt war, hing der Marschall dem Systeme nicht an, zu dessen Stütze er berufen war. In einer langen und mühevollen Laufbahn hatte das Glück selten seine militairische Geschicklichkeit unterstützt. Er stand mit mehreren Häuptern der revolutionnairen Partei in Verbindung und verhehlte seinen Unwillen nicht über den Vorzug, welchen der König dem Herrn von Bourmont gegeben hatte, als er diesem, der im Range dem Herzoge von Ragusa nachstand, den Oberbefehl über die Expedition nach Algier übertrug.

Karl X. selbst theilte dem Herzoge von Ragusa zu St. Cloud die Mission mit, welche ihm anvertraut war, und befahl ihm, sich ohne Verzug nach Paris zu begeben, wo er das Kommando der Truppen übernehmen sollte. Der Marschall gehorchte und empfing von Herrn von Polignac die Ordonnanz, welche ihn in seine Stellung einsetzte.

In Paris fand er den Generalstab der Garde in Unordnung. Mehrere Offiziere hatten keine Pferde. Auch waren für den Fall eines ernstlichen Widerstandes keine Vorbereitungen gemacht; sogar waren die Truppen in ihren Quartieren nicht einmal konsignirt. Die militairische Macht in Paris mochte sich ungefähr auf 12,000 Mann belaufen, von welchen man an 1300 Mann für

*) Vergl. Nr. 78 des Magazins.

den Dienst der Königlichen Wachen zu Paris und St. Cloud abziehen muß.

Der Marschall ertheilte den Truppen unverzüglich den Befehl, die Waffen zu ergreifen, und vertheilte die verschiedenen Corps mit der Artillerie auf den Boulevards, dem Pont-Neuf und den Hauptplätzen der Stadt.

Des Morgens früh hatte ein Befehl des Polizei-Präfekten das Palais-Royal geschlossen. Diese Maßregel verstärkte nur die Volksgährung. Auf den Platz und in die benachbarten Straßen zurückgeworfen, wuchs die Menge mit jedem Augenblicke und ließ den Ruf hören: „Es lebe die Charte! Nieder mit den Ministern!" Die Kaufmannsgewölbe wurden augenblicklich geschlossen, und die Commis, zur Unthätigkeit genöthigt, vergrößerten die Masse der Unruhestifter. Mit solchen war gegen zwei Uhr der Platz des Palais-Royal ganz angefüllt. Die Gendarmerie erhielt den Befehl, die Räumung des Platzes zu bewirken, und führte ihn aus. Die zurückgeworfene Menge zerstreute sich nach verschiedenen Richtungen, offenbarte aber drohende Bewegungen. Ein Theil derselben sammelte sich auch wieder in einer Ecke der Galerie von Nemours, dem Kaffeehause der Regentschaft gegenüber, und warf von hier aus Steine auf die auf dem Platze stehenden Gendarmen. Ein Detaschement der Königlichen Garde vertrieb diese angreifende Schaar, welche bald verschwand. Gegen drei Uhr bildeten sich noch zahlreichere Versammlungen in der rue du Lycée. Um diese Straße zu säubern, rückte der Offizier aus, welcher im Palais-Royal Dienst hatte, ungefähr mit zwanzig Mann. Seine Ermahnungen blieben ohne Erfolg; er bemächtigte sich des Gewehrs eines Sergeanten und befahl seiner Schaar, zu feuern. Aber man gehorchte ihm nicht; man machte ihm Gegenvorstellungen; er hielt ein. Allein da das Volk fortfuhr, auf dieses Detaschement Steine zu werfen, wiederholte der Offizier seinen Befehl; dieses Mal schoß man; ein Mensch wurde getödtet und drei andere verwundet. Das war das Zeichen zum Kampf. Das Gerücht hiervon verbreitet sich blitzeschnell in den nahen Gegenden des Palais-Royal, verdoppelt die Erbitterung der Menge; überall versammelt man sich unter dem Rufe: „Es lebe die Charte!" Die Gendarmen schießen in die benachbarten Straßen; die Uhlanen durcheilen den Platz Vendôme und die benachbarten Quartiere und zerstreuen mit ihren Waffen zahlreiche Versammlungen. Mehrere Personen sind vermummt. Ueberall hört man ein Rachegeschrei. Die Aufrührer bewaffnen sich mit den Ueberresten einer Ladung von Ziegelsteinen, welche zum Bau des Palais-Royal bestimmt sind. Die wachsende Menge verbaut die Straßen St. Honoré und Richelieu, und die Gendarmerie, mit Stöcken und Steinwürfen gewaltig angegriffen, wird zu schwach, um die Verbindung wieder herzustellen.

Gegen sechs Uhr werden mehrere Detaschements Infanterie und Kavallerie von der Garde in Bewegung gesetzt. Eine starke Patrouille durchzieht die Straße St. Honoré. Eines dieser Detaschements wird mit einem Hagel von Steinen empfangen, den es mit Gewehrfeuer beantwortet. Einer der ersten Schüsse trifft einen Engländer, einen Studirenden der Medizin, mit Namen Folks, den man in poetischer Auffassung in Fox umgewandelt hat. Eine zweite Ladung in die Straße Traversière bringt vier Menschen den Tod.

In demselben Augenblick erhob sich in der Straße St. Honoré die erste Barrikade, aus drei großen umgeworfenen Wagen errichtet. Diese Art der Vertheidigung, deren Wirkung so mächtig seyn sollte, war seit den Unruhen der Fronde in der Hauptstadt nicht mehr angewandt. Das Volk, welches sich ihrer bei der Emeute in der Straße St. Denis, 1827, erinnerte, schien sie an dem blutigen Tage des 13. Vendémiaire gänzlich vergessen zu haben.

Eine andere Barrikade erhob sich fast gleichzeitig an der Straße Echelle. Ein zahlreiches Detaschement kam herbei. Der Offizier forderte das Volk auf, sich zurückzuziehen; man antwortete ihm nur mit Steinwürfen. Hierauf läßt er schießen; die Aufrührer weichen zurück; die Barrikaden werden zerstört.

(Fortsetzung folgt.)

England.

Die Vergnügungen der Engländer jetzt und ehedem.

(Schluß.)

Eine andere Volksbelustigung, die jetzt aufgehört und, wenn man Swift glauben darf, zu seiner Zeit wenigstens beim Volk sehr beliebt war, ist das Balladensingen auf den Straßen; zwar hört man noch dann und wann ein Paar Schreier, aber sie werden von Niemanden beachtet, und die Balladen, die jetzt auf der Straße verkauft werden, haben meist einen ernsten, sentimentalen oder wild-fröhlichen Charakter, wie sie schon bei den Konzerten Mode geworden sind oder in denjenigen dramatischen Unterhaltungen, die sich des Patronats eines urtheilsfähigen Publikums erfreuen.

Ein Fortschritt aber, der vielleicht so bedeutend ist als irgend ein anderer, der in den letzten dreißig oder vierzig Jahren eingetreten ist, zeigt sich in dem dramatischen Geschmack des Volks; um die Veränderungen, die sich hier hervorgethan haben, zu erkennen, braucht man nicht einmal bis zur Zeit zurückzukehren, wo Garrick im Theater das Scepter führte, einer Zeit, die vor 63 Jahren endete. Damals bildete die Annahme oder Verwerfung einer Komödie den Gegenstand der allgemeinen Unterhaltung und sehr oft einer voluminösen Korrespondenz, und die Aufführung derselben war eben so geeignet, die Stadt ins Theater zu locken, als ein „Aufruf", das Unterhaus voll zu machen. Damals waren auch nur zwei Theater, die nur vom 15. September bis zum 15. Mai spielten. Jedes Theater hatte seine bestimmte Schauspielergesellschaft, und die geringste Veränderung in derselben machte gleich Aufsehen. Scenische Darstellungen hatten auch noch später für das Publikum viel Reiz, bis jene vom modernen Liberalismus für ein grobes Monopol erklärte Einrichtung aufgehoben wurde und fast in jeder Straße der Hauptstadt Theater entstanden.

Als Grund für die Aufhebung jener Beschränkung führte man an, die Bevölkerung Londons und der Vorstädte habe sich so sehr vermehrt, daß die vorhandenen Schauspielhäuser nicht mehr für sie reichten, und daß man mehr Theater brauche. Dasselbe konnte man mit gleichem Recht von Bildern, Büchern oder Statuen sagen; doch hier wäre die Antwort: „Ja, aber wo wollt ihr die Maler, Kupferstecher und Bildhauer hernehmen?" Hierauf würden wieder viele hundert Stimmen schreien: „Hier sind wir"; jeder Pfuscher würde kommen und sich Alles in allen möglichen Zweigen der Kunst zutrauen. Das Publikum steht, denkt und fühlt anders. Wir haben Theater, aber wo sind die Schauspieler und Schriftsteller, die uns hinlocken? Affen, Hunde, Ziegen, Pferde, Riesen, Löwen, Tiger und Herren, die mit gesenktem Kopf auf den Brettern herumspazieren, sind wohl in ihrer Weise interessant und werden mitunter, wenn auch nicht immer, die Theater füllen. Aber den Geschmack am echten Drama hat das Publikum ganz verloren, und daran ist erstens die Menge von Theatern Schuld, die über die ganze Stadt zerstreut sind, und zweitens die daraus hervorgehende Zerstreuung des dramatischen Talents. An jedem dieser kleineren Theater findet man drei oder vier gute Schauspieler, die, wenn man sie, wie früher, in zwei gute Gesellschaften vereinigte, uns das wahre Drama geben würden. Das Publikum würde sich freuen, seine Lieblinge so beisammen zu sehen, und die dramatischen Schriftsteller würden sich bemühen, uns gute Stücke zu liefern, ermuthigt durch die Hoffnung, sie gut dargestellt zu sehen.

Konkurrenz in der Kunst ist Unsinn. Soll das Land befriedigt werden, so darf nur das Große und Anerkannte sich geltend machen. Wenn ihr irgend eine große öffentliche Arbeit der Konkurrenz preisgebt, so wird sich finden, daß ein großer Künstler an einer solchen Konkurrenz niemals Theil nimmt, und daß die Ausführung des Werks dann immer der Mittelmäßigkeit anheimfällt. Wozu dies? Warum soll das Exercitium eines Schülers zum Entwurf dienen, wonach ein großes National-Monument für die Nachwelt errichtet wird? — Wer würde es sich gefallen lassen, sich einen ganzen Monat hindurch von 30 Barbierlehrlingen barbieren zu lassen, um sich einen geschickten Bartkratzer aus ihrer Mitte zu wählen, wenn er gleich nach dem Meister selbst schicken kann, der ihn zu barbieren versteht? Warum sollen die Theater Schulen für Schauspieler werden, wenn man in der Stadt und der Nachbarschaft Talente genug zerstreut findet, um gute Truppen für zwei Theater abzugeben?

Daß auch die Veränderung der Zeit des Schauspiels viel zum Verfall der Theater beigetragen hat, leidet keinen Zweifel; denn wenn einmal eine Vorstellung gegeben wird, die besucht zu werden verdient, so geht gleich die ganze Lebensordnung einer Familie drunter und drüber. In diesem Augenblick z. B., wo die Wiedererweckung Heinrich's V. durch den eifrigen Shakespearianer Herrn Macready so viel Theilnahme erweckt, sind die Unbequemlichkeiten, welche diejenigen Personen zu ertragen haben, die das Stück zu sehen wünschen, unberechenbar. Und warum gehen sie hin? Etwa um sich am Stück zu ergötzen? um den unsterblichen Dichter zu bewundern? Weit gefehlt, sie wollen nur die schönen Decorationen sehen, die von einem unserer ersten Künstler gemalt sind, und den Chor, der durch den klassischen Direktor wieder ins Leben gerufen worden.

Daß die Tragödie — die bombastische Tragödie abgerechnet, die noch für Privatschulknaben und Lehrlinge anziehend ist, ihre frühere Popularität verloren hat, kommt daher, weil die Leute nicht mehr so sentimental sind. Man findet jetzt nirgends mehr Etwas, was wie Empfindung aussieht. Aufklärung und Erziehung haben sie aus der Gesellschaft vertrieben. Verliebte Leiden sind jetzt eine Zielscheibe des Scherzes geworden. Die Liebe, die früher die Tugend so empfindsam machte, hat sich in nackte Leidenschaft oder in Eigennutz verwandelt. Die Leute heirathen, weil sie glauben, daß sie sich weich und warm in der Ehe fühlen werden, oder weil sie einen besonderen Zweck dabei im Auge haben; aber das Gewimmer einer Theaterheldin oder das Schluchzen eines halb verrückten Liebhabers machen, wenn man das Gelächter, das sie erregen, abrechnet, nicht mehr Eindruck als die „Mondscheinleiden" der interessanten Dellas, Cellas, Julias und Amelias aus der respektabeln Firma der Herren Lane und Newman seligen Andenkens.

Eine andere Ursache dieses Abfalls ist die Verbreitung geselliger Fertigkeiten in diesem Lande. Man findet kaum ein Mädchen in einer mittelmäßig guten Gesellschaft, die nicht besser singt und spielt, als vor einem halben Jahrhundert diejenigen, welche in diesen beiden Künsten unterrichteten. Unterstützt werden sie in diesen Bestrebungen von den jungen Männern des Tages, und so schaffen sie sich im Bunde mit einander Genüsse in ihren eigenen Wohnungen, die nicht wenig dadurch an Reiz gewinnen, weil sie ihr eigenes Werk sind. Und auch das ist eine sehr bedeutende

Veränderung, die seit sehr kurzer Zeit in der höheren Gesellschaft zu Stande gekommen ist, daß das Studium der Musik, der Instrumental- wie der Vokalmusik, bei den jungen Männern vom ersten Rang im Lande so allgemein geworden. Der Thyrsis des Weingotts hat der Leier Apollo's Platz gemacht, und die fashionabel gewordene Sitte, sich des Weins nach Tische zu enthalten, die fast in eine strenge Thee-Diät übergegangen ist, bietet der schönen Liebenden reichliche Gelegenheit, die Talente ihres Freundes in Fertigkeiten glänzen zu lassen, die noch vor vierzig oder funfzig Jahren seinem Rang und seiner gesellschaftlichen Stellung nicht geziemt hätten.

Die Enthaltsamkeit, von der ich spreche — die aber in manche Kreise noch keinen Eingang gefunden — haben wir ohne Zweifel unserem ununterbrochenen Verkehr mit dem Kontinent zu verdanken, und dieser ist wieder das Werk des langen Friedens, der Dampfböte und der Eisenbahnen. Aber wenn wir in geselligen Genüssen durch diesen Verkehr gewonnen haben, so ist er leider auch Schuld an der Einführung des Rauchens als eines öffentlichen Vergnügens. Das Rauchen kannten wir zwar schon seit der ersten Entdeckung des „Unkrauts", und vor hundert Jahren war es sogar allgemeine Sitte, Pfeifen waren an der Tagesordnung, ja, das Unterhaus selbst wäre ohne Rauchzimmer nur ein schlechtes Rezeptakulum für die „Kollektivweisheit" der Nation gewesen. Aber das hatte sich geändert, die Sitte war abgekommen und nur noch auf die niederen Klassen beschränkt. Der Verkehr mit dem Festlande hat uns diese Ennuyance in einer anderen Gestalt wieder zurückgebracht, sie ist wieder ganz allgemein, nicht, wie in den Tagen des vernünftigen Rauchens, auf Gasthöfe und Bierhäuser beschränkt, sondern an öffentlichen Orten, in öffentlichen Fuhrwerken, ja auf den Straßen und Plätzen, überall wird geraucht.

Eine andere merkwürdige Veränderung im Leben der Hauptstadt ist der Verfall der Schenken und Kaffeehäuser. Als Zubehör eines Hotels für die Bequemlichkeit seiner Bewohner ist eine Kaffeestube noch überall zu finden, aber ein Kaffeezimmer in einem Wirthshaus zur Aufnahme von allerlei Gästen ist schon eine Seltenheit, außer in der City, wo es gilt, den Appetit der Geschäftsleute zu stillen und wo das Klubsystem noch nicht sehr herrschend geworden ist. — Die Verbreitung und Ausdehnung der Klubs sind merkwürdige Zeichen der Zeit; ihr Nutzen und ihre Vortheile sind von der Art, daß man sich wundern muß, nicht bloß warum diese Dinge nicht vor Jahren schon eingeführt wurden, sondern wie überhaupt die Menschen ohne sie leben konnten. Die Klubs, die London viele Jahre hindurch hatte, waren der Whitesche, der Brookessche und der Boodlesche. Der Whitesche ist der älteste und war zu Hogarth's Zeiten als Chokoladehaus berühmt. Der Brookessche entstand, nachdem die Herren Boothby und James im Whiteschen durchgefallen waren — sie gründeten ihn, um ihn mit dem letzteren rivalisiren zu lassen, und er hatte anfänglich seinen Sitz bei Almacks. Sir Willoughby Aston war es, der später den Boodleschen ins Leben rief; aber diese Klubs waren nur politische und Spielklubs, sie waren noch nicht allgemeine gesellschaftliche Rendezvous und boten nicht die großen ökonomischen Vortheile beim Frühstück, Mittag- und Abendbrod, wie die gegenwärtigen Anstalten dieser Art. Und, was mit diesem Punkt in gewisser Hinsicht zusammenhängt, welche wunderbare Veränderungen sind in der Lage der Dinge eingetreten seit jener Zeit, wo es Sitte des Königs war, am Vorabend des Dreikönigstages öffentlich im St. James-Palast Hazard zu spielen!

Im Gentleman's Magazine von 1753 findet man folgenden Bericht von den Resultaten dieses Spiels in jenem Jahre: „Sonnabend, 6. Januar. — Am Abend spielten Seine Majestät Hazard zum Benefiz des Oberthürstehers; die ganze Königliche Familie, die mitspielte, gewann, besonders der Herzog, 3000 Pfd. Die bedeutendsten Verlierer waren der Herzog von Grafton, die Marquise von Huntingdon, die Grafen von Holdernesse, Ashburnham und Hertford. Ihre Königl. Hoheiten der Prinz von Wales und Prinz Edward und eine ausgesuchte Gesellschaft tanzten im kleinen Galazimmer bis eilf Uhr, wo die Königliche Familie sich entfernte."

Die Sitte des Hazardspiels hörte nach der Thronbesteigung Georgs III. auf; aber seltsam ist es doch, wenn man nur achtzig Jahre zurücksieht, zu finden, wie der Souverain, nachdem er am Morgen dem Gottesdienst mit der größten Feierlichkeit beigewohnt, am Abend das thut, was in unseren Tagen Jedermann den härtesten Strafen aussetzt und zu dessen Entdeckung und Verhinderung eine Bill dem Parlament vorliegt, die der Polizei die Macht geben soll, zu jeder Stunde des Tages und der Nacht in die Häuser der Unterthanen Ihrer Majestät einzudringen.*)

Eine andere Veränderung im geselligen Leben ist an dem Verschwinden der Karten aus der Gesellschaft bemerkbar. Die jungen Leute spielen selten oder nie Karten, und da bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge die alten Leute selten zu sehen sind, so ist auch das Spiel selten geworden. **Karten** werden gespielt, aber nur von bestimmten Personen zu bestimmten Zwecken; betrachtet man aber die große Masse der Gesellschaft, so bilden sie nicht mehr, wie früher, als musikalische Fertigkeiten noch selten waren, einen Haupttheil der Abendunterhaltung.

Pferderennen scheinen sich zu erhalten, und das ist auch recht gut, da sie zum Gedeihen unserer National-Pferdezucht nothwendig sind; obgleich zu fürchten ist, daß bei der Verbreitung der Eisenbahnen und den großen Ankäufen, die von den Fremden gemacht werden, der Stamm sich bis zu einem Grade vermindern wird, der diejenigen beunruhigen muß, welche wissen, was wir im letzten Kriege unserer trefflich berittenen Kavallerie zu verdanken hatten.

Der Preis- oder Faustkampf ist in Verfall gerathen, und zwar zum großen Theil durch den Mangel an Vertrauen von Seiten seiner Patrone zu ihren Schützlingen. So roh dieses Vergnügen auch scheint, hat man immer zu seiner Vertheidigung dies angeführt, daß es nothwendig sey zur Erhaltung jenes Brittischen Geistes, der zwei Leute, die mit einander in Streit gerathen sind, zu einem männlichen Kampf treibt und jene hinterlistigen, meuchelmörderischen Sitten nicht aufkommen läßt, wie man sie bei Nationen findet, die von der Boxerkunst nichts wissen. Wie weit diese Vertheidigung haltbar ist, lassen wir dahingestellt; so viel aber ist gewiß, daß seit der Zeit, wo das Boxen selten geworden, kaum eine Woche vergeht, wo nicht ein oder zwei Erdolchungsfälle, die bisher in England so selten waren, vor unseren Gerichten verhandelt werden.

Der Hahnenkampf ist nicht bloß gesetzlich strafbar, sondern ist auch neulich von den Richtern unseres Vaterlandes wirklich bestraft worden. Auch die Stier- und Bärenhetzen sind verschwunden, dagegen sind Bogenschießen und Falkenjagd seit einigen Jahren in einer Wiederbelebung begriffen, die eben so weise und nützlich ist, als der Eifer, womit man in Wales arbeitet, die alte Welsche Sprache wiederherzustellen.

Rudern, oder wie es klassisch genant wird, „Schiffen", nimmt unter den Vergnügungen des Tages einen sehr hervorragenden Platz ein. Beim Beginn des vorigen Jahrhunderts und bis zur Mitte desselben stand diese „Wasserübung" keinesweges in gutem Ruf. Die steifen, goldverbrämten Jacken der Dandies jener Zeit paßten eben so schlecht dazu, als ihre Sitten und Gewohnheiten zu den Leuten, mit denen sie dadurch in Verbindung kamen. Und doch ist es eine von den Erholungen, die, indem sie körperliche Uebung mit Zerstreuung verbinden, zugleich Gesundheit und Genuß gewähren — doch nicht, wie wir so häufig sehen, ganz ohne Gefahr.

Das Turnier lebt immer mehr auf, und die herbstlichen Uebungen bei Lord Eglintoun versprechen bedeutende Resultate. Es ist zu hoffen, daß nicht ernste Unglücksfälle daraus entstehen, obgleich die Folgen, die es für einen oder zwei von den Rittern bei der Probe hatte, nicht unbedeutend waren.

Ein sehr flüchtiger Blick auf das Register der Sehenswürdigkeiten, die jetzt am meisten besucht sind, wird Jeden die Total-Veränderung erkennen lassen, die der Geist und Charakter der Nation in der bezeichneten Periode erfahren haben.

An der Stelle trivialer, unnützer Augenweiden, womit sich das Publikum abspeisen ließ, finden wir jetzt die Galerieen voll gedrängt, in welchen in der größten Fülle die Wunder der Natur und die neuesten und wichtigsten Entdeckungen in Kunst und Wissenschaft ausgestellt sind, und Damen vom furchtsamsten Charakter tragen kein Bedenken, sich unter dem zweideutigen Schutz einer Taucherglocke in die Tiefen einer künstlichen See hinabzuwagen.

Ein Volks-Vergnügen, das früher sehr beliebt war, hat ganz aufgehört, „die Messen". Bartholomäus-Messe, Southwark-Messe und Mai-Messe nahmen vor hundert Jahren unter den öffentlichen Belustigungen einen sehr bedeutenden Platz ein.

Der geschmackvolle Journalist, den wir oben zitirt, sagt hierüber (1729): „Ich habe in meinen Tagen Mai-Messe gesehen, jenes Lieblings-Vergnügen des Adels und des Pöbels, das zum großen Leidwesen Aller, nur nicht der Mächte, denen wir uns geduldig unterwerfen müssen, ganz aufgehört hat. Selbst die Fittige meines alten Freundes Bartholomäus sind beschnitten, seine Freiheiten beschränkt, seine Privilegien zerstört. Wie verändert — wie herabgesunken von seinem goldenen Zeitalter, von jenen lustigen Tagen, wo der unsterbliche Ben darin einen nicht unwürdigen Gegenstand seiner komischen Muse sah! — Wir leben der Hoffnung, diese Verluste werden uns auf der anderen Seite der Themse ersetzt werden, und Southwark wird seyn, was die Mai- und Bartholomäus-Messe gewesen sind." Weiter sagt er, indem er die Klasse der Gesellschaft bezeichnet, welche diese Messen besuchte: „Da können sich die Stutzer und die Schönen (die den ganzen Sommer hindurch nichts als die staubige Luft vom Hyde-Park eingeathmet haben) ganz verlieren, sie entdecken nicht, wo sie sind und was sie vorhaben, bis der Nebel von ihren Augen gefallen und der angenehme Traum verschwunden ist."

Diesen fashionabeln Messen folgten Auctionen, wo, wie ein Schriftsteller der Zeit sagt, „feine Damen hingehen, um einige müßige Stunden zu tödten, begleitet von feinen Herren — Beide sind Ehren halber genöthigt, auf Etwas zu bieten, und mag es das Ueberflüssigste seyn, und wenn sie so glücklich sind, einen guten Handel gemacht zu haben, wissen sie nicht, was sie mit ihrem Kleinod anfangen sollen, und möchten 50 Prozent darum geben, wenn man es ihnen abnähme."

Alle diese Lappereien haben aufgehört — Damen unserer Tage haben wenig oder gar keine müßige Stunden — die gegenwärtige Generation ist stolz darauf, vollauf beschäftigt zu seyn. Vor dreißig Jahren war jede Lady ihre eigene Schuh-

*) Das im St. James-Palast zum Spiel bestimmte Zimmer war auffallend dunkel und wurde deshalb von den Bewohnern des Palastes „Hölle" genannt. Davon, und nicht, wie man gewöhnlich glaubte, weil es so schlecht darin aussah, bekamen alle Spielhäuser in London denselben furchtbaren Namen. Die, welche das Englische Hazard spielen oder gespielt haben, werden sich erinnern, daß aus einem ähnlichen sonderbaren Grunde der Mann, der die Würfel zusammenscharrte und die Vortheile austrief, der „groomporter" oder „Oberthürsteher" genannt ward.

macherin, jedes Boudoir war zur Werkstatt geworden. Jetzt schreibt Jedermann Bücher — früher war ein Mann, und noch mehr eine Frau, die ein Buch geschrieben hatte, eine merkwürdige Person; jetzt ist in der guten Gesellschaft der oder die eine merkwürdige Person, die Nichts geschrieben hat.

Diese Mode nimmt natürlich einen gewissen Theil der Zeit weg, die früher Dingen von geringerer Wichtigkeit gewidmet war; und die ganze Raçe der Bandalores, der hinkenden Teufel, der Brummkreisel und anderer harmloser Spielereien hat jetzt der Feder, Dinte und dem Papier Platz gemacht, deren gesteigerter Verbrauch eben so vortheilhaft ist für die Sittlichkeit und Bildung der lesenden Welt, als für die Einkünfte des Landes.

(N. M. M.)

Italien.

Das Studium der Hebräischen Sprache und der Hebräischen Denkmäler aus dem Mittelalter bei den Italiänischen und Galizischen Juden.

Wir haben eine periodische Schrift vor uns, die zu den merkwürdigsten Erscheinungen der Literatur gehört und die ihrem wissenschaftlichen Geiste, ihren Mitteln und ihrer Form nach keine ihres gleichen hat. Wir meinen die Sammlungen Hebräischer Briefe, die seit 1833 unter dem Namen „Sepher Kerem Chemed" in Wien bei Schmid herauszukommen angefangen haben und jetzt bei Landau in Prag fortgesetzt werden. Diese Briefe, meist von Italiänischen und Galizischen Gelehrten herrührend und von einem der Letzteren, Herrn S. L. Goldenberg, herausgegeben, beschäftigen sich hauptsächlich mit der Beschreibung und Beleuchtung, zum Theil auch Bekanntmachung, handschriftlicher Werke berühmter Juden. Daneben finden sich auch freimüthige Betrachtungen über schwierige Stellen in den Büchern der heiligen Schrift, über den Geist und die Gestaltung des Thalmud; dann und wann Berichte über den heutigen Zustand des Studienwesens in Italien und Vorschläge zur Verbesserung desselben, höchst selten aber ein Rückblick auf die heutige bürgerliche Stellung der Juden. Das erste Heft erschien 1833, nur 143 S. 8. stark; das zweite 1836, schon 201 S. stark; beide bei Schmid in Wien. Das dritte, 236 S., erschien bei Landau in Prag 1838; das vierte ebend. 1839, 294 S. Aus der Vermehrung der Seitenzahl ergiebt sich der Schluß auf eine Vermehrung der Theilnahme von Seiten der Briefsteller, und an der fortschreitenden Abkürzung des Zeitraums zwischen der Erscheinung der einzelnen Hefte läßt sich eine größere Theilnahme der Leser erkennen. Daß letztere gerecht ist, mag die obige kurze Inhalts-Angabe schon beweisen.

Von den gewöhnlichen Mystificationen und Plagiaten der neueren Journalistik ist hier kein Schatten. Der Ton der Briefe ist liebenswürdig, tolerant, die Sprache kunstvoll, oft elegant, leicht für jeden Hebräischkundigen verständlich, und, was die Hauptsache ist, der Inhalt giebt der neu-Hebräischen Literatur auf vielen Seiten eine neue Gestalt und kann gewiß nicht lange mehr der Aufmerksamkeit der biblischen Philologen und Theologen fern bleiben.

Vor allen Briefstellern glänzt durch gründliche Forschung, gediegene Gelehrsamkeit, einnehmende Sprache und Bescheidenheit der Professor am Collegium Rabbinicum zu Padua, Herr S. D. Luzzato, hervor. Dieser gelehrte Rabbiner ist auch in Deutschland bei den Orientalisten wegen seiner in Italiänischer Sprache geschriebenen philologischen und exegetischen Werke berühmt; in der vorliegenden Sammlung aber, besonders im letzten Hefte, hat man seiner Thätigkeit die meisten Briefe zu verdanken, und zwar Briefe, von deren Inhalt man, ohne sich dem Vorwurf der Uebertreibung auszusetzen, sagen darf, daß jede Zeile eine Bereicherung der Wissenschaft sey. Auch seine Landsleute J. S. Reggio, J. Almanzi und Girondi tragen dazu bei, das Verdienst dieser Zeitschrift zu vermehren; aber er selbst bleibt immer die schönste Zierde derselben. Es ist hier nicht der Ort, ausführlich über das Geleistete zu berichten, noch weniger, durch eine tiefer eingehende Beurtheilung uns über das Einzelne zu verbreiten (Ref. hat dies anderwärts vorbereitet); wir wollen nur mit wenigen Worten von den Briefen 12 und 16 des letzten Heftes sprechen, weil diese einen Hebräischen Dichter des Maurischen Spaniens behandeln, der dem größeren Publikum eben jetzt durch eine gelehrte Abhandlung in Deutscher Sprache von Herrn L. Dukes (gleichfalls Mitarbeiter des Kerem Chemed und, wie die meisten anderen, ein Oesterreicher von Geburt) vorgeführt wird.*) Der zu Ende des 11ten Jahrhunderts blühende Dichter und Philosoph Moses ben Esra hat Gott durch begeisterte Hymnen, seinen Namen aber durch noch viele andere Gedichte und prosaische Werke verherrlicht. Dennoch war dieser Name nur noch auf einem sehr kleinen Raum der Bibliotheca Hebraea von Wolf und in einigen anderen Arbeiten dieser Art zu finden, im Munde des Volkes war er nicht, und die Literarhistoriker so wie die ausführlichsten Gelehrten-Lexika gedachten seiner noch weniger. So wie sich der Name des berühmten Mannes auf ein paar Zeilen von Wolf und De Rossi zurückgezogen hat, so mußten sich seine besten Schriften mit einem Winkelchen der Bodlejanischen Bibliothek zu Oxford begnügen, wo sie durch die unantastbaren, ungerechten Gerechtsamen der Englischen Universitäten fast unzugänglich geworden sind, und wo durch Widersprüche der Bibliographen Gagnier und Uri der Leser ihrer Beschreibung verwirrt wird. Wie erfreulich mußte es bei solchen Verhältnissen daher seyn, daß sich jetzt gerade die beiden Oesterreichischen Gelehrten Luzzato und Dukes in der Bekanntmachung und Beleuchtung der Schriften des geistvollen Spaniers begegnen! Luzzato hat die glücklichste Möglichkeit gehabt, über diesen Mann zu sprechen, da er im Besitze zweier kostbarer Handschriften desselben ist. Die eine, das Buch „Tharshish" enthaltend, das nur noch auf der Hamburger Stadtbibliothek, in München, in Paris (wahrscheinlich) und in Oxford ist. Wir sagen in Oxford, weil wir nicht mehr zweifeln, daß das Nr. CCCCXCIV. bei Uri aufgeführte Buch von Moses ben Esra kein anderes ist, als Tharshish, obgleich es dort einen anderen, und zwar Arabischen, Namen führt. Die Inhalts-Angabe dieses Buches bei Uri, verglichen mit der Inhalts-Angabe des Buches Tharshish bei Dukes, muß Jeden von der Wahrheit unserer Vermuthung überzeugen, obgleich Herrn Dukes selbst diese so sehr in die Augen springende Vermuthung entgangen ist. In dem Hamburger Koder entspricht der Inhalt des 3ten Kapitels dem 7ten des Oxforder und das 7te dem 3ten. Bei Luzzato aber ist auch diese kleine Verschiedenheit nicht, die übrigens für die Sicherheit unserer Vermuthung nicht gefährlich wäre. Ref. wird den Gegenstand in einer besonderen Abhandlung über Moses ben Esra*) bald weiter verfolgen, und wir erklären hier nur noch, daß wir uns der (uns mündlich gewordenen) gewichtvollen Beistimmung des vor allen Anderen zu entscheiden berechtigten Zunz erfreuen. Die zweite kostbare Handschrift ist der Divan, eine Sammlung religiöser und profaner Gedichte, 300 an der Zahl.**) Aus beiden Werken giebt Luzzato Proben und Erklärungen in Hebräischer Sprache; Dukes dagegen hat das obengenannte Tharshish vor sich gehabt, und von dem Divan hat ihm der befreundete Luzzato Proben mitgetheilt. Außerdem hat er noch ein auf der Hamburger Bibliothek befindliches Fragment von dem philosophischen Werke des Moses ben Esra, „Gewürzbeet" genannt, benutzt, während Luzzato eine hoch in Ansehen stehende Gebetsammlung (Machsor von Oran) trefflich für seinen Gegenstand ausgebeutet hat.

Diese zwei Briefe im Kerem Chemed werden dem Leser, der hier ihren Inhalt kennen gelernt hat, schon hinreichen, sich ein Urtheil über das ganze Streben der Zeitschrift zu bilden, und werden manche Gelehrten, denen die neu-Hebräische Sprache nicht geläufig ist, zu dem Wunsche veranlassen, sie möchte, wenigstens theilweise, ins Deutsche übersetzt werden. Daß die Verfasser selber Deutsch schreiben, ist billigerweise nicht zu verlangen, da sie fast alle Italiäner oder Polen und die Briefe auch meist für die Juden in den Oesterreichischen Staaten berechnet sind. Jedenfalls beweist diese Zeitschrift von einem großen wissenschaftlichen Fortschritte bei den Juden der genannten Staaten. Die Juden in England stehen ihnen auf dem Gebiete der Hebräischen Literatur sehr nach; eben so die in Frankreich (denn die trefflichen Ausnahmen, wie Munk und noch Einige, sind Deutsche). Nur Deutschland zählt jüdische Gelehrte dieses Faches, denen die Verfasser des Kerem Chemed huldigen müssen.

T. S. Lebrecht.

*) Moses ben Esra aus Granada. Darstellung seines Lebens und literarischen Wirkens ic. von Leopold Dukes. Altona, 1839.

*) Ich werde nämlich als Anhang zu der von Herrn J. H. R. Biesenthal und mir besorgten kritischen Ausgabe des Lexikon's von D. Kimchi über alle darin vorkommende Autoren, worunter auch Moses ben Esra ist, kürzere Abhandlungen veröffentlichen. T. S. L.

**) Dieses Werk befindet sich in keiner Bibliothek mehr.

Mannigfaltiges.

— Bevölkerung und Einkünfte des Britischen Indien. Graf Björnstjerna, Schwedischer Gesandter in London, hat in seiner Muttersprache ein Werk über die Britische Macht in Ostindien herausgegeben, welches eine Zusammenstellung aller geographischen, statistischen, absoluten und relativen Data dieses Reiches in seinem Verhältnisse zu Großbritanien umfaßt. Die Asiatische Gesellschaft in London hat dieses Werk für interessant genug gehalten, in Englischer Sprache einen Auszug veranstalten zu lassen, welchen der Vice-Präsident jener Gesellschaft, Sir Alexander Johnston, in einer der letzten Sitzungen derselben vorgetragen. Wir denken auch für unsere Leser eine Uebersicht daraus mitzutheilen, die in vielfacher Hinsicht Interesse gewähren dürfte. Einstweilen entnehmen wir diesem Werke die nachstehende Zusammenstellung der Bevölkerung und der Einkünfte der vier Präsidentschaften:

	Einwohner.	Einkünfte.
Bengalen	40,000,000	11,800,000 Pfd. (Bengalen und Agra)
Agra	38,000,000	
Madras	15,000,000	4,700,000 "
Bombay	7,000,000	2,200,000 "
Ceylon		420,000 "
Diverse Einkünfte		56,000 "
Zusammen	100,000,000	19,176,000 Pfd.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¼ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 109. Berlin, Mittwoch den 11. September 1839.

Türkei.

Kurdistan, Malatia und Hafis-Pascha.

Von B. Poujoulat.

Am Frühmorgen des 16. August setzte sich unsere Karawane von Siwas in Bewegung. Eine Viertelstunde von der Stadt passirten wir auf einer prächtigen, aus achtzehn Bogen bestehenden steinernen Brücke den Kisil-Irmak. Hat man die Brücke überschritten, so wandert man eine Stunde lang durch das fruchtbare Thal von Siwas; dann wendet sich die Straße in südöstlicher Richtung zwischen dürren, vulkanischen Bergen, auf denen man keine Spur von Menschen-Wohnungen bemerkt. Ein achtstündiger Marsch führt nach Derekli-Tasch (Säulen-Stein), einem Türkischen Dorfe, das sechzig Hütten zählt. Dieses Dorf ist frei von Abgaben, muß aber den Reisenden, die den Weg nach Malatia einschlagen, eine Eskorte gegen die räuberischen Ueberfälle der Kurden liefern. Die Eskorte verlangt von dem Reisenden keinen Sold; sie nimmt nur einige Geldstücke unter dem Titel eines Bachschi (Geschenkes). Nur die Gastfreiheit der Bewohner verschmäht jede Belohnung. Auf der Thür eines geräumigen zu der Behausung des Aga's gehörenden Saales liest man in großen Buchstaben diese Inschrift: „Hier findet der Reisende im Namen des Allbarmherzigen Quartier." Personen jedes Glaubens, jedes Standes und Vaterlandes werden in diesem Saale drei Tage lang logirt und beköstigt, ohne auch nur einen einzigen Para als Zeche oder Trinkgeld erlegen zu müssen. Nichts ist einfacher, als das Innere des Saales; ein langer Diwan und ein Teppich bilden das ganze Meublement.

Der Aga von Derekli-Tasch heißt Selim. Er ist ein Mann von 60 Jahren, dessen edle und sanfte Physiognomie große Hochachtung einflößt. Selim und sein Sohn Osman, ein schöner achtzehnjähriger Jüngling, leisteten uns am Abend Gesellschaft. Der Aga empfing uns mit den Worten: „Es ist heute das erste Mal in meinem Leben, daß ich Reisende aus dem Lande der Franken sehe; ich segne Allah, daß er Eure Schritte nach Derekli Tasch gelenkt hat." Ich dankte ihm für seine freundliche Begrüßung und fragte ihn, wie lange er schon Aga von Derekli-Tasch sey. „Es sind dreißig Jahre her", sprach Selim, „seitdem mein Vater diese Welt verließ, und von jenem Tage an bin ich Aga dieses Dorfes; aber leichter wäre es mir, die Sterne des Himmels zu zählen, als die Jahre, welche seit der ersten Niederlassung meiner Vorfahren in Derekli-Tasch verflossen sind. Der Pascha von Siwas hatte mich bereden wollen, meinen Sohn Osman nach Stambul zu schicken, damit er in den neu gestifteten Schulen Unterricht empfinge; allein ich habe mich nicht von ihm trennen wollen; denn ich habe gedacht, er würde glücklicher seyn, wenn er immer da bliebe, wo seine Voraltern mit Ehren gelebt."

Dieser würdige Muhammedaner hat an seinem alten Kostüm nichts verändert. Sein männlich schönes Haupt ziert ein bauschiger grüner Turban; sein langes Kleid aus gestreiftem Seidenzeug hält ein weißer Kaschmir-Shawl um die Hüften fest, und an den Füßen trägt er gelbe Stiefeln, die spitz zulaufen. Ich machte ihm ein Kompliment über seinen schönen Anzug, und er versetzte: „Diese Kleider, die Deine Bewunderung erregen, werden, wie man uns versichert, von dem Sultan geringgeschätzt; ist es wahr, daß er die Kleidung der Ungläubigen angenommen hat?" — „„Nicht bloß der Sultan"", sagte ich, „„sondern auch sein Heer und alle Beamten bei der Regierung tragen schon Fränkisches Kostüm."" — „Mahmud ist ein Narr", entgegnete der Aga; „er denkt nicht an die Zukunft seines Volkes. Es wäre leichter, das Wasser des Kisil-Irmak rückwärts fließen zu machen, als den Osmanli's Europäische Tracht und Manieren beizubringen. Man will das Osmanische Reich verjüngen; und doch ist es augenscheinlich seit dem ersten Tage dieser vorgeblichen Verjüngung immer tiefer gesunken! Ein rebellischer Unterthan hat die neugebackene Türkei mit Vernichtung bedroht! In welcher Epoche unserer Geschichte gab es jemals einen Sultan, der so schwach gewesen wäre, einen aufrührerischen Vasallen nicht züchtigen zu können? Armes Reich, wer bringt deinen alten Glanz zurück? Der Dämon des Unglücks bedroht dich, und deine Gewalthaber sehen ihn nicht kommen!"

Den 17ten mit Tages Anbruch war der gute Selim schon auf, um uns Lebewohl zu sagen. Er ließ unsere Quersäcke mit Reisevorrath füllen und gab uns eine Eskorte von vier Mann bis nach Hassan-Tschelebi, einem anderen Türkischen Dorfe, das zwölf Meilen östlich von Derekli-Tasch liegt. Der Weg führte durch ein dürres und menschenleeres Gebirgsland. Hassan-Tschelebi hat eine malerische Lage am Abhang eines von mehreren kleinen Bächen bewässerten Thales. Das Thal ist mit Viehweiden bedeckt und mit Obstbäumen, Pappeln und Platanen bepflanzt.

Am Morgen des 18ten stiegen wir wieder zu Pferde und setzten unsere Reise in östlicher Richtung fort. Nachdem wir zwei Stunden lang durch ein waldiges Thal gezogen waren, kamen wir in eine steinige und unfruchtbare Gegend. Von Hassan-Tschelebi bis zu dem Posthause von Tajir-Köi hat man dreizehn Meilen zurückzulegen und gewahrt auf dieser ganzen Strecke kein Dorf, ja keine einzige Hütte. Von Tajir-Köi bis Malatia sind zehn Meilen; die Straße geht von Norden nach Süden durch eine Wüste ohne Wasser und ohne Schatten. Zwei Stunden Weges vor Eski-Malatia (der alten Stadt Malatia) setzt man auf einer halb verfallenen steinernen Brücke über den Fluß Kirk-Gös-Tschai (Fluß von vierzig Augen), der sich drei Stunden nordöstlich von Alt-Malatia (weiland Melitene) in den Euphrat ergießt. Hinter der Stadt erhebt sich das Gebirg Musur-Tagh. Alt-Malatia liegt ganz in Trümmern; seine Wälle, die eine Stunde im Umkreis haben, sinken an allen Seiten ein, und die Gräben sind halb verschüttet oder in Gärten verwandelt. In dem Raume, den die Wälle einschließen, sieht man nur eingestürzte Häuser und ungeheure Schutthaufen. Die Stadt wird nur noch von einigen funfzig Türkischen Familien bewohnt. Die Osmanlis haben Melitene nach und nach verlassen, um in großen Gärten, die zwei Stunden südwärts liegen, sich anzubauen. Vor hundert Jahren sah man auf diesem ausgedehnten Gartenfelde ein kleines Dorf: jetzt findet man hier die große und reiche Stadt Jeni-Malatia (Neu-Malatia), von der wir bald sprechen werden. Für's Erste wollen wir den Ruinen des alten Malatia noch einige Aufmerksamkeit schenken.*)

Im Alterthum spielte diese Stadt keine große Rolle; Strabo gedenkt ihrer nur als einer der zehn Präfekturen Kappadociens unter Kaiser Tiberius. In der Folge zählte man sie zu den Städten von Klein-Armenien. Die einzige etwas erhebliche historische Begebenheit, welche diese Stadt berührt, fällt in die Zeiten des ersten Kreuzzugs.

„Im Jahre 1100", sagt Wilhelm von Tyrus, „regierte in Melitene ein Armenischer Fürst, Namens Gabriel. Von den (Seldschukischen) Türken hart bedrängt, schickte Gabriel Gesandte an Bohemund, den Fürsten von Antiochien, um Hülfe von ihm zu erlangen. Die Gesandten versprachen ihm unter gewissen Bedingungen den Besitz von Melitene. Bohemund nahm das Anerbieten Gabriel's an, vertraute Tankred die Verwaltung seines Fürstenthums und machte sich in Begleitung der bewaffneten Schaar, die ihm gewöhnlich als Eskorte diente, auf den Weg. Er war nur noch eine kurze Strecke von Malatia entfernt, als er plötzlich von einem zahlreichen Türkenheere unter Damisman, einem der mächtigsten Türkischen Satrapen, überfallen wurde. Der Fürst von Antiochien, sein Vetter Richard und mehrere edle Ritter fielen Damisman in die Hände, der sie zur Strafe ihrer Sünden in Ketten schlagen ließ. Nachdem Damisman das Kreuzheer geschlagen hatte, belagerte er Malatia. Einige Soldaten Bohemund's, die ihr Leben durch die Flucht retteten, eilten nach Edessa und berichteten dem Grafen Balduin alles Vorgefallene. Gottfried's Bruder, von Bohemund's Unglück bis zu Thränen gerührt, sammelte in aller Eile seine Reisigen und war in dreien Tagen vor Melitene angelangt. Bei seiner Annäherung hob Damisman die Belagerung auf und rettete sich in den entlegensten Theil seiner Staaten, indem er Bohemund, seinen erlauchten Gefangenen, mitschleppte. Der Graf von Edessa folgte ein paar Tage lang Damisman's Spuren, ohne ihn erreichen zu können, und kehrte dann traurig nach Melitene zurück. Gabriel empfing ihn mit den größten Ehren, bewirthete ihn wahrhaft fürstlich

---

*) Wir verweisen bei dieser Gelegenheit auf die in dem „Monatsbericht über die Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin" (Nr. 3) von Herrn Professor Karl Ritter gemachte interessante Mittheilung über eine von unserem Landsmanne, Herrn Hauptmann von Mühlbach, entdeckte Keil-Inschrift an einem Felsen am östlichen Ufer des oberen Euphrat, in der Nähe von Malatia.

und überlieferte ihm die Stadt unter denselben Bedingungen, die er Bohemund gestellt hatte. Darauf machte sich Balduin wieder auf den Weg nach seiner Hauptstadt Edessa."

Die meisten Chronikenschreiber gedenken nur beiläufig der Gefangennehmung Bohemund's, den die Türken den „kleinen Gott der Christen" nannten. Wilhelm von Tyrus berichtet, daß der Fürst von Antiochien seine Freiheit nur gegen ein Lösegeld erhalten habe. Die Chronik des Normännischen Geschichtschreibers Orderic-Vital ist das einzige Buch, welches einige Details über die Auslösung des Ritters enthält; allein diese Erzählung gleicht mehr einem orientalischen Mährchen, als einer geschichtlichen Thatsache. Nach Orderic verdankten Bohemund und seine Gefährten der schönen Melas, einer Tochter des Damisman, ihre Freiheit. Diese muselmännische Prinzessin hatte von der Tapferkeit der gefangenen Christen so viel Erstaunliches gehört, daß sie ein lebhaftes Interesse an den Rittern nahm. Besonders entzückte sie das edle Betragen Bohemund's, der ihr bald über Alles theuer wurde. Prinzessin Melas forderte die christlichen Krieger auf, die Feinde ihres Vaters zu bekämpfen, befreite sie dann aus ihrer Haft, die schon vier Jahre gedauert hatte, und reiste mit Bohemund ab, begleitet von ihren Frauen und Eunuchen, wie die Tochter Pharaonis einst dem Anführer der Hebräer folgte! (!) Noch mehr — sie bekannte sich zum Christenthum und heirathete den edlen Roger, einen Sohn Richard's und Vetter Bohemund's.

Neu-Malatia ist, wie schon angedeutet, zwei Stunden Weges von der alten Stadt entfernt. Indem man der ersteren sich nähert, hat man das Gebirge Musur vor sich liegen, dessen Nacktheit mit der lachenden Vegetation im Thale wunderbar kontrastirt. Neu-Malatia ist eine prächtige Oasis in einer unabsehbaren Wüstenei, ein Garten von fünf Stunden im Umfang, ein herrlicher Wald von Orangen, Citronen, Oliven, Weinreben, Mandelbäumen, Pfirsich- und Aprikosen-Bäumen. Man baut hier alle Arten Gemüse, vorzüglich Melonen und Wasser-Melonen, die in ganz Kleinasien berühmt sind. Immer grüne Laubengänge wechseln mit dichten Gebüschen, reizenden Rasen und Wiesen, die mit Blumen von jeder Farbe emaillirt sind. Eine Menge Bäche, die am Fuße des Berges Musur entspringen, fließen in tiefem Bette durch diese immer jugendlichen Felder: Alles athmet hier Frische, Leben und Heiterkeit, und man darf es den Bewohnern dieser Gegenden nicht verargen, wenn sie die Wiege der Menschheit, das irdische Paradies, nach Neu-Malatia versetzen.

Die Stadt selbst, welche in diesem Zaubergarten sich ausdehnt, ist weniger eine Stadt, als eine Menge zerstreut liegender Villa's, die das Auge mit Mühe herausfindet. Man zählt hier 15,000 Türken und 5000 Armenier. Alle Häuser haben nur Ein Stockwerk und sind aus Erde erbaut, und jedes Haus umschließt eine niedrige Mauer aus Lehm. Die Stadt hat kein merkwürdiges Gebäude; die Moscheen, Kirchen, Bäder, Karawansarai's und Basars sind von keinem solideren Material, als die Wohnhäuser.

Am Tage nach unserer Ankunft in Neu-Malatia besuchte uns ein Italiäner, Namens Andrea Magdaleno. Dieser Italiäner ist der Arzt Hafis-Pascha's, des Gouverneurs der Stadt und Ober-Befehlshabers der Armee am Taurus. Andrea hat im Orient Zuflucht gesucht, weil er bei den neuesten Revolutionen in Italien kompromittirt war. Seine Frau ist eine Florentinerin; sie wohnen seit zwei Jahren in diesem Lande. Signora Magdaleno ist noch jung, und es fehlt ihr weder an Geist noch an Kenntnissen, wohl aber fast an jedem angenehmen Zeitvertreibe, dessen sie im theuren Italien gewohnt gewesen. Auf ihrer hastigen Flucht hatte sie kein Buch und kein musikalisches Instrument mitnehmen können, und ihr ganzer Umgang beschränkt sich auf die Frauen Hafis-Pascha's, von denen sie mir allerlei nicht uninteressante Dinge erzählt hat.

Von den vier rechtmäßigen Frauen des Generals ist die älteste nur 22 Jahr alt. Zwei derselben sind Grusierinnen und die beiden anderen Tscherkessinnen. Die reizendste von Allen soll die Tscherkessin Faimé seyn, welche erst 18 Jahr zählt. Die Lebensweise dieser Damen ist ein so monotoner Müßiggang, daß eine bloße Schilderung desselben schon Ueberdruß und Langeweile erweckt. Eitler Putz, Befriedigung sinnlicher Gelüste und kindische Spielereien sind die einzigen Gegenstände ihres Strebens, ihrer Thätigkeit, und sehr selten findet man eine Türkische Frau, die lesen und schreiben kann. Auch scheint den Frauen der Harem's fast jeder Begriff von Religiosität abzugehen, und ihre Eitelkeit erstickt bei ihnen das sittliche Gefühl in solchem Grade, daß sie sehr häufig ihre noch ungeborenen Kinder tödten, um nicht durch viele Niederkunften ihre Schönheit vor der Zeit einzubüßen. Wenn man weibliche Tugend und Sittsamkeit in der Türkei finden will, so muß man sie bei den Frauen vom Volke suchen; denn nur unter den mittleren und niederen Klassen, wo der Mann gewöhnlich mit Einer Frau sich begnügt, besteht ein wahres Familienleben und wahre gegenseitige Anhänglichkeit.

Da der Euphrat, welcher hier Murad-Suju (das Wasser der Sehnsucht) heißt, nur drei Stunden von Malatia entfernt ist, so stattete ich diesem merkwürdigen Strom, den die älteste Urkunde der Menschheit schon erwähnt, bei Zeiten einen Besuch ab. Von dem Berge Bin-Goneil (dem Obus der Alten), wo der Euphrat entspingt, bis zu seinem Ausflusse sieht man nichts als traurige Ebenen ohne Vegetation. In der Gegend, wo ich seine Ufer besuchte, empfängt er einen anderen bedeutenden Fluß, den Tokma-Tschai, der in der Ebene von Malatia Kirk-Gös-Tschai heißt. Das Bett des Murad-Suju hat hier keine besondere Tiefe, und seine Breite beträgt ungefähr 60 Fuß.

Bei Schers-Arslan, einem Dorfe am rechten Ufer des Euphrat, passirt man diesen Fluß, um in das Land Charput zu kommen. Das Fahrzeug besteht aus sechzehn aufgeblasenen Schläuchen, die im Gevierte an einander befestigt sind. Ueber den Schläuchen ruht eine Art Flechtwerk aus Baumzweigen. Nur die Reisenden und ihr Gepäck werden auf diese Art hinübergeschafft; die Lastthiere läßt man durch den Strom schwimmen und lenkt sie dabei nur mit einem Seile. Wir hatten bei unserer Ueberfahrt zwei ganz nackte, herkulisch gebaute Kurden, deren schwarzer Bart ihre Brust beschattete, zu Fährleuten. Zwei Osmanli's, von denen Jeder ein sehr schönes Arabisches Pferd führte, befanden sich unter den Passagieren. Die beiden feurigen Rosse schwammen so flink, daß sie ihren Führern die Lenkseile aus den Händen rissen. Sogleich warfen unsere beiden Fährleute ihre Ruder hin, faßten die Pferde an den Schweifen und ließen sich und uns von den edeln Rennern an das nördliche Ufer ziehen.

Frankreich.

Der 27., 28. und 29. Juli 1830 in Paris.

(Fortsetzung.)

Dieser Abend wurde noch durch einen Umstand merkwürdig, welcher der Sache des Königs schadete. Ein zahlreiches Detaschement auf dem Platze Vendôme vermochte nicht mehr, die Versammlungen zu zerstreuen. Von der Volksmenge gedrängt oder angegriffen, sucht sich jenes Detaschement einen Ausweg zu öffnen. Der kommandirende Offizier befiehlt, zu feuern; aber anstatt diesen Befehl zu wiederholen, befiehlt der Subaltern-Offizier, das Gewehr auf die Schulter zu nehmen. Man gehorcht ihm, und von allen Seiten ertönt das Geschrei: „Es lebe die Linie!" Doch dieser erste Erfolg genügt der Menge nicht; sie fordert die Auslieferung der Waffen, aber derselbe Offizier weigert sich und droht, auf die schießen zu lassen, welche sich der Waffen bemächtigen wollten.

Während diese Ereignisse in der Straße St. Honoré sich zutrugen, war der Börsen-Platz der Schauplatz von nicht weniger tumultuarischen Auftritten. Ein Greis, welcher bei einem Gewehrfeuer der Gendarmerie unter die Füße der Menge gerathen war, hatte sein Leben verloren. Sein Leichnam wurde auf dem Platze umhergetragen, unter dem beständigen Rufe Rache! Die öffentliche Gewalt vermochte nicht, den Aufrührern dieses blutige Aufregungsmittel zu entziehen. Diese wollten den Leichnam im Corps-de-Garde niederlegen; man zwang die Gendarmen, welche dort standen, zu weichen, man zündete es an; der Brand dauerte bis in die Nacht.

Die Leichname mehrerer Individuen wurden in der Stadt umhergetragen, um das Volk zur Insurrection aufzuregen. Einige Verwundete, in welchen das Leben noch nicht erloschen war, wurden zur Schau ausgestellt und starben *als Opfer der* Unmenschlichkeit. Diese Schaustellungen erzeugten eine lebhafte Aufregung. Einige Militairpersonen, welche von ihren Corps isolirt waren, wurden massakrirt. Gegen Abend bemächtigte sich das Volk der Königlichen Druckerei, ein Unternehmen, durch das es die Regierung ihrer Mittel zur Communication mit dem Publikum beraubte. Hier und da zeigten sich in den Händen der Aufrührer einzelne Flinten, theils Jagdgewehre, theils der National-Garde angehörend, welche 1827 aufgehoben wurde, und am Abend wurden die Niederlagen mehrerer Waffenschmiede geplündert, um eine noch größere Zahl zu bewaffnen. Endlich hemmte die Nacht und die Ermüdung den Eifer der Kämpfenden; gegen 11 Uhr kehrten die Truppen in ihre Kasernen ein und die Bürger zogen sich zurück. Nach und nach folgte den tumultuarischen Auftritten eine Todtenstille. Aber welchen traurigen Anblick bot die Stadt dar! Fast überall hatte der starke Widerstand die Straßenlaternen zerstört, die Straßen in tiefe Dunkelheit versenkt. In vielen Straßen hatten sich die Aufrührer des Pflasters bedient, um damit zu werfen oder Barrikaden zu bauen.

Nur weniger Stunden hatte es bedurft, um auf allen Punkten das Bild der Unordnung und Zerstörung zu schaffen, als ein Gegenstück zu der früheren Regelmäßigkeit und äußeren Eleganz. Unter tausend verschiedenen Formen entfesselt, bahnt der Dämon der Empörung sich den Weg durch Anarchie.

An diesem Abend versammelten sich viele Wähler und einflußreiche Personen von der liberalen Partei bei Cadet de Gassicourt, unter der Leitung von Maurice Duval, einem erklärten Revolutionnair. Man beschloß die Bildung eines Comités in jedem Arrondissement von Paris, um die Insurrection zu organisiren, falls die Volksbewegung einen entschiedeneren Charakter annähme. In dieser Versammlung zeichneten sich Thiers und Herr von Schonen durch ihre energischen Anreden aus. Der Letztere wurde als Vermittler zwischen den Volksversammlungen und den Deputirten erwählt, welche sich zu Paris versammelt hatten. Inmitten von Gewehrfeuer trennte man sich, und die Mitglieder der Comités, welche in dieser Sitzung erwählt waren, begaben sich mitten durch die Barrikaden, welche auf verschiedenen Punkten sich erhoben, an ihre Posten.

Ueber die großen Gefahren, welche den Thron bedrohten, waren die Minister immer noch im Irrthum. Sie waren damit zufrieden, daß sie die nächst liegenden Regimenter nach der Hauptstadt marschiren ließen. In ihren Departements wurden die gewöhnlichen Arbeiten kaum unterbrochen. Der Assisen-Hof hatte den ganzen Tag seine Sitzung gehalten. Sein Präsident, Girod de l'Ain, hatte sich geweigert, die Sitzung aufzuheben, damit die Richter im Stande wären, dem legalen Widerstande

ihre Stütze zu leihen. Im Conseil wurde am Abend eine wichtige Maßregel berathen: es handelte sich darum, Paris in Belagerungszustand zu erklären. Die Minister faßten den Entschluß, daß diese Maßregel, welche alle öffentliche Gewalt der militairischen Autorität zutheilen sollte, am folgenden Tage dem Könige zur Billigung vorgelegt werden sollte. Karl X. wähnte sich noch sicher. Er kannte die unerwartete Konsistenz nicht, welche die Volksbewegung während dieses Tages gewonnen hatte.

Bis dahin hatte die Insurrection sich auf die untersten und unruhigsten Klassen der Hauptstadt beschränkt. Hätte die Regierung die 1827 aufgehobene Nationalgarde von Paris wieder ins Leben gerufen, so würde diese höchst wahrscheinlich die Unruhestifter zur Ordnung zurückgeführt haben; sie nahm dann eine Stellung zwischen diesen und der Königlichen Gewalt ein, hätte vielleicht auch einige Zugeständnisse erlangt, welche die Gemüther beschwichtigten. Aber jener unendliche, leere Raum zwischen dem Throne und der Bevölkerung war nicht ausgefüllt.

Der Fürst Polignac fuhr am 28sten 5 Uhr Morgens nach St. Cloud, wo er den König die Ordonnanz unterzeichnen ließ, welche Paris in Belagerungszustand erklärte. Diese Ordonnanz stützte sich auf den inneren Aufruhr, welcher die Ruhe der Hauptstadt gestört hätte. Sie war von einer Proclamation begleitet, welche Guernon-Ranville verfaßt hatte, die jedoch nur in einem kleinen Stadttheile angeschlagen werden konnte. In Paris hatten sich inzwischen die Elemente der stärksten Aufregung entwickelt. Anfangs war freilich die revolutionnaire Partei durch die Ordonnanzen betäubt worden, sie besann sich jedoch bald und begann eine neue Bewegung, die aber nicht mehr das frühere Prinzip, die Charte aufrecht zu erhalten, verfolgte; ihr Prinzip war vielmehr gegen die Bourbons selbst gerichtet. Während der Nacht hatten Aufwiegler aus höherem Stande das Volk in den Vorstädten aufgeregt und aufrührerische Schriften verbreitet. Schon am frühen Morgen bildeten sich in den Straßen und auf den Plätzen zahlreiche Versammlungen, die einen gewaltigen Sturm ahnen ließen. Der Herzog von Ragusa schickte nach allen benachbarten Städten, um die Verstärkung in Eilmärschen heranrücken zu lassen. Während der Nacht waren mehrere Posten durch das Volk entwaffnet worden. Der Marschall befahl den übrigbleibenden Posten, sich dem Gros der Truppen anzuschließen. Aber diese Maßregel gab der Insurrection einen neuen Schwung; denn nach dem Rückzuge dieser Detaschements überfiel das Volk die Werkstätten der Waffen-Arbeiter und der Blei- und Pulver-Verkäufer, welche des Abends zuvor verschont geblieben waren. Eben so wurden die Theater aller Waffen beraubt, die zu den Darstellungen auf der Bühne dienten, und geschriebene Anschlagezettel verkündeten der Menge diese neue Art von Arsendlen.

Als die Hof-Lieferanten diese Unordnungen sahen, nahmen sie eiligst von ihren Läden die Schilder weg; jedoch diese Vorsicht war nur ein Signal für die Zerstörung der Königlichen Wappen. Sie wurden im Kothe herumgeschleppt; dasselbe Loos erfuhren die Schilder an den öffentlichen Wagen; in mehreren Gegenden knüpfte man das Französische Wappen an die Seile der Straßen-Laternen; auf verschiedenen Punkten hörte man den Ruf: „Es lebe die Freiheit! Nieder mit den Bourbons!" zuweilen auch: „Es lebe der Kaiser; es lebe die Republik!" Alle der legitimen Dynastie feindliche Parteien hatten sich auf dem Kampfplatz vereinigt. Mit verschiedenen Werkzeugen bewaffnet, eilten die Arbeiter herbei. Hier und da zeigten sich einige National-Gardisten in Uniform. Die Straßen wurden entpflastert, Barrikaden erhoben sich in jedem Stadtviertel, Material aller Art wurde in die oberen Zimmer der Häuser geworfen.

Der Marschall schrieb um 9 Uhr Morgens an den König, um ihn von dem Zustand der Dinge zu benachrichtigen, Befehle zu erbitten und ihn aufzufordern, ohne Verzug für Mittel des Friedens zu sorgen. Kühn sagte er in seinem Briefe: „Das ist keine Emeute mehr, es ist eine Revolution; die Ehre der Krone kann noch gerettet werden, morgen vielleicht nicht mehr." Hierauf vertheilte er seine Truppen. Die Pariser warteten diese militairischen Bewegungen nicht ab. Ein Posten von nur 16 Mann bewachte das Stadthaus. Der Präfekt, Herr Chabrol, befahl ihm, sich nach der Kaserne zurückzuziehen; einige National-Gardisten in Uniform besetzten diesen Posten. Der Präfekt hatte die Thüren des Stadthauses schließen lassen. Die Insurgenten zerschlugen aber die Thüren, griffen das Stadthaus selbst an und steckten oben auf dem Thurm die dreifarbige Fahne auf, mit einem Flor umwunden. Diese Fahne wurde auch auf allen Thürmen der Kirche Notre-Dame aufgesteckt. Man setzte bald ihre große Glocke in Schwung; ihr Geläute gab fernhin das Zeichen zur Insurrection.

Vom Hofe empfing inzwischen der Herzog von Ragusa keine Antwort. Die Zeit drängte, die Revolution machte reißende Fortschritte, man mußte einen Entschluß fassen. Der Marschall berieth sich mit seinen Generalen. Man überlegte, ob man eine Stellung zum Kampfe oder zur Unterhandlung einnehmen, ob man Paris verlassen oder gegen die Insurgenten marschiren sollte.

Die zwei ersten Pläne gab man auf. Der Marschall hatte ja nicht die nöthige Vollmacht, um zu unterhandeln. Ein Rückzug nach den Tuilerieen gewährte in Abwesenheit des Königs eine unbedeutende Stellung, hätte nur den Muth und die Kraft der Insurgirten erhöht. Die militairische Macht, der man trauen zu können glaubte, bestand nur aus 7000 Mann. Einen Theil der Linientruppen und der Gendarmerie nahm man nicht hinzu, weil sie zweideutige Gesinnungen verriethen. Man fürchtete, daß ihre Gegenwart die Volksaufregung erhöhen würde. Aber um die Auswege der Hauptstadt zu bewachen und die Insurrection in ihrem Heerde zusammenzuhalten, reichte jene militairische Macht nicht hin. Mit der Artillerie von Vincennes konnte man freilich von den Höhen des Montmartre herab Paris beschießen; jedoch das geheiligte Interesse des Eigenthums, die Gesetze der Civilisation, vorzüglich die gebieterische Stimme der Humanität stellten sich einem solchen Entschlusse entgegen. Der Marschall entschied sich also, die Insurgenten unmittelbar anzugreifen und auf den Plätzen, den Boulevards und den geräumigen Straßen der Hauptstadt imponirende Streitkräfte aufzustellen. Er glaubte, daß durch eine Stellung seiner Streitkräfte nur auf offenen Punkten die regulairen Truppen, trotz ihrer Minderzahl, den Vortheil haben müßten. Zu diesem Zwecke wurden die Truppen in fünf Kolonnen in Bewegung gesetzt.

Allein diese strategischen Anordnungen des Herzogs von Ragusa haben allgemeinen Tadel erfahren. Er habe die Königliche Garde, sagt man, aus ihren vortheilhaften Stellungen herausrücken lassen, um als schwache Kolonnen sich in zu großen Entfernungen aufzustellen, die gegenseitige Hülfeleistung unmöglich machten, und auf Plätzen und in Straßen, in denen eine feindliche und unruhige Bevölkerung wohne; er habe das Louvre und die Tuilerieen gegen die Angriffe der Insurgenten ohne Vertheidigung gelassen; er hätte vielmehr sich in den Tuilerieen verschanzen, dort seine militairischen Kräfte um sich sammeln, den König dahin rufen und die Streitkräfte von St. Cloud und die Artillerie von Vincennes an sich ziehen sollen: der Ausgang dieses kurzen Kampfes wäre vielleicht ein anderer gewesen. Die Insurgenten würden sich wahrscheinlich in vergeblichen Angriffen gegen die Stellung der Königlichen Truppen aufgerieben haben, bis die Ankunft überlegener Streitkräfte sie zerstreut oder umringt hätte.

Gewiß aber erklärte sich die Erfahrung gegen den Angriffsplan des Marschalls. Schon bei dem ersten Schritt konnte man die Hindernisse ahnen, welche die Kolonnen zu besiegen haben würden. In den Häusern waren Schützen und Munition; man hatte sie fast in Festungen verwandelt, von welchen die verschanzten Bürger auf tausendfache Weise und beinahe immer ungestraft die Truppen angriffen. Aber was jene in ihren Händen hatten, verwandelte sich in eine furchtbare Waffe. Metallene Röhren, durch welche auf dem Trottoir das Regenwasser geleitet wurde, die Schriftzeichen aus den Druckereien, marmorne Kugeln, welche die Kinder bei ihren Spielen anwenden, dienten als mörderisches Material zum Schießen. Auf die öffentlichen Plätze warf man das Blei, welches, in Kugeln umgegossen, an die Menge vertheilt wurde. Man schoß mit ihnen in einer Entfernung, die das Ziel nicht verfehlte. Achtundzwanzig Grad Hitze erhöhten die Aufregung der Gemüther. Hatte der Durchzug der Kolonnen für einen Augenblick die versammelten Haufen zerstreut, so bildeten sie sich unmittelbar wieder; so mühevoll die Barrikaden vernichtet wurden, so rasch wurden sie wieder errichtet, und von hier aus griffen die Schützen das Militair an. Die Reiterei vermochte nicht, vorwärts zu rücken. Ehemalige Militairs, die entweder aus innerem Triebe oder aus Abneigung gegen die friedliche Regierung der Bourbons in die Insurrection hineingeschleudert waren, zeigten den Insurgenten das Mittel, dem feindlichen Feuer zu entgehen und das Militair mit Vortheil anzugreifen. An den Angriffen gegen die Truppen nahmen viele Fremde, besonders Engländer, welche sich zufällig in Paris aufhielten, lebhaften Antheil. Die dreifarbige Fahne, welche hier und da hervortauchte, charakterisirte immer mehr die Bedeutung des Kampfes und den Preis, welchen das Volk an den Sieg knüpfte. Mehrere Agenten trugen Karten von verschiedenen Formen und verschiedenen Farben umher, welche die beim Angriffe und der Vertheidigung nöthigen Operationen genau angaben; andere Karten enthielten eine Ordnungs-Nummer, ein Datum, das einige Monate alt war, und Inschriften, welche den Devisen der ersten Revolution ähnlich waren: lauter Beweise, wenn auch nicht für die frühere Existenz eines revolutionnairen Komplotts, wenigstens doch für die Thätigkeit, mit der die revolutionnaire Partei sich dieser Bewegung bemächtigt hatte.

Jedoch bald gewannen die erfahrenen Häupter auf die Insurrection einen entschiedenen Einfluß. Einwohner aus der Vorstadt St. Marceau schlugen die Thüren der polytechnischen Schule ein und forderten die Zöglinge zur Theilnahme an den Ereignissen auf. Diesem Rufe zur Unabhängigkeit und Freiheit, welche jederzeit diese Schule belebt hatten, folgte man gern. Mit Ausnahme von dreißig verließen alle Zöglinge die Schule und eilten zu den Barrikaden. Man befreite alle Militairpersonen, welche in der Abtei gefangen saßen; aus St. Pelagie entkamen viele Gefangene; die Staatsverbrecher wurden befreit. Auch das Militair-Gefängniß von Montaigu war in der Empörung begriffen, sie wurde aber durch die unerschütterliche Haltung eines Hauptmanns gedämpft. Binnen einer Stunde fiel das Pulver-Magazin, welches nur 14 Soldaten schützten, in die Hände des Volks; unter die Angreifenden wurden Patronen vertheilt und in die verschiedenen Stadtviertel Pulverfässer gebracht.

(Fortsetzung folgt.)

Nord-Amerika.

Die Armee der Vereinigten Staaten.

(Aus Capitain Marryat's Diary in America.)

Eine stehende Armee ist den Institutionen und dem Volke einer Demokratie so zuwider und verhaßt, daß man in Amerika

gar keine reguläre Truppen finden würde, wenn dies irgend anginge; da es aber unmöglich war, sich ganz ohne dieselben zu behelfen, so haben die Amerikaner folgende Streitkräfte:

Generalstab	13
Medizinalwesen	76
Besoldungswesen	18
Kommissariat	3
Ingenieur-Corps	28
Topographisches Departement	10
Feldzeug-Wesen	209
Zwei Dragoner-Regimenter	1335
Vier Artillerie-Regimenter	1606
Sieben Infanterie-Regimenter	3118
Rekruten und Unattachirte	1418
Zusammen	7834

Unter dieser Militairmacht beträgt die Zahl der Gemeinen nur 5652. Dies ist durchaus unzureichend; es ist in gewöhnlichen Zeiten nicht einmal genug zur gehörigen Besetzung der Gränzforts, durch welche die Indianer im Zaum gehalten werden sollen; jetzt aber, wo der Krieg in Florida die Truppen schon so lange beschäftigt, sind jene Außenposten in ganz unbeschütztem Zustande. Die Offiziere, von der übrigen Welt ganz isolirt, — denn diese Forts liegen weit entfernt von Städten und Flecken, — suchen unter sich selbst eine Gesellschaft zu bilden, indem sie meistentheils zur Ehe ihre Zuflucht nehmen, die dem Menschen immer etwas zu thun giebt und auf seine Fähigkeiten, da diese sonst bei ruhiger Monotonie leicht in Stocken gerathen könnten, wie ein Sporn einwirkt. Die Gesellschaft in jenen Außenposten ist auf diese Art, wenn auch klein, doch recht angenehm. Da alle Offiziere jetzt in der Akademie von Westpoint gebildet werden, so sind sie meist sehr intelligent und wohlunterrichtet. Soldatenfrauen aber sind auf der ganzen Welt liebenswürdige Weiber. Und auf den grünen Rasenplätzen vor den Kasernen tummeln sich allerliebste Kinder herum. An Behaglichkeit ist im Allgemeinen kein Mangel, und wenn sich Gelegenheit findet, sich mit Bequemlichkeiten und Genüssen zu versehen, so lebt es sich ganz hübsch; fehlt es daran, nun, so muß man sich auch behelfen und spart um so mehr Geld. Mit jedem Außenposten ist eine Marketender-Bude verbunden, ein Comité von Offizieren bestimmt die Preise der Waaren, und von dem Marketender wird auch eine Abgabe nach Verhältniß der Garnison-Zahl erhoben; der Ertrag dieser Steuer dient dazu, die Kosten des Unterrichts für die Soldatenkinder zu bestreiten und eine Bibliothek nebst Lesezimmer zu unterhalten. Wenn die Regierung die Offiziere längere Zeit auf einem und demselben Posten ließe, so würde noch mehr geschehen; aber sie werden beständig von einer Station zur anderen versetzt, und so will sich denn keiner die Mühe geben, zu säen, wo er zu ärndten keine Aussicht hat. Manche Offiziere klagen sogar, daß sie kaum ihre Zimmer in dem einen Fort sich haben einrichten können, so werden sie schon nach einem anderen kommandirt, was ihnen natürlich nicht nur große Unannehmlichkeiten, sondern auch große Kosten verursacht.

Die Amerikanische Armee ist kein beliebter Dienst, worüber man sich nicht wundern kann, denn sie wird in jeder Weise übel behandelt. Das Volk hegt große Abneigung dagegen, was in einer Demokratie sehr natürlich ist; schlimmer aber ist es, daß die Regierung, um sich beim Volke beliebt zu machen, häufig die Offiziere in der Ausübung ihrer Pflicht nicht unterstützt. Ihr Urlaub ist äußerst beschränkt, und sie haben nur zwischen den Außenposten und dem Kriege in Florida zu wählen; dort leben sie außerhalb der Welt, und hier werden sie aus ihr hinaus befördert. Die größte Ungerechtigkeit ist aber, daß sie nie auf halben Sold gesetzt werden; wollen sie nicht mehr dienen, so müssen sie ihren Abschied nehmen und können dann zusehen, wie sie auskommen. In dieser Hinsicht wird große Parteilichkeit für die Marine bewiesen, die ihren herrlichen Halbsold hat, obgleich man demselben, um Bemerkungen über ein so schreiendes Unrecht gegen die Armee zu vermeiden, einen anderen Namen giebt und die Sache so zu wenden sucht, als ob die Marine-Offiziere stets im Dienst wären.

Die Offiziere der Armee erhalten monatlich einen bestimmten Sold und eine bestimmte Anzahl von Rationen; ein General-Major z. B. bekömmt monatlich 200 Dollars und 15 Rationen. Mit Einschluß des abgeschätzten Werthes der Rationen würde der jährliche Sold der verschiedenen Militair-Grade in Preußischem Gelde ungefähr so zu stehen kommen:

In der Armee.	Thlr.	In der Marine.	Thlr.
General-Major	5100		
Brigade-General	3420	Derselbe Rang	5760
Oberst	2040	dito	4980
Oberstlieutenant	1680		
Major	1350	dito	3150
Capitain	1200	dito	2280
Premierlieutenant	900		
Secondelieutenant	840		
Kadett	540	dito	936

Der Sold der Kavallerie-Offiziere ist ein wenig höher.

Die Gemeinen der Amerikanischen Armee sind nicht eben die besten Soldaten der Welt; sie bestehen hauptsächlich aus Irländischen und Deutschen Auswanderern und aus Deserteuren der Englischen Regimenter in Kanada. Amerikaner kommen sehr wenig darunter vor; nur wer nichts Anderes zu thun findet und bloß die Wahl zwischen dem Militairdienst und dem Verhungern hat, tritt in die Amerikanische Armee ein, läßt sich aber auf nicht länger als drei Jahre einschreiben. Mit der Mannszucht steht es sehr schlecht, und es fallen die gröbsten Vergehen gegen die Subordination vor, wie sich bei einer solchen Zusammensetzung der Truppen schon erwarten läßt. Die körperliche Züchtigung ist in der Amerikanischen Armee nur noch für Deserteure beibehalten; wenn es aber irgend einen Beweis gäbe für die Nothwendigkeit dieser Strafe zur Aufrechthaltung der Disziplin, so wären es die mancherlei Ersatzmittel, zu denen die Offiziere ihre Zuflucht nehmen müssen, und die alle noch härter als Peitschenhiebe sind. Das gewöhnlichste ist, daß einem Sträfling 36 Pfund Schießbedarf in seinen Tornister geladen werden, und daß er mit dieser Last auf seinen Schultern sechs Tage und sechs Nächte hindurch immer drei Stunden unter vieren ununterbrochen Tag und Nacht umhergehen muß; er darf sich also immer erst, wenn er drei Stunden gegangen ist, wieder eine Stunde niedersetzen. Zuletzt wird diese Strafe sehr hart; die Füße schwellen dabei so an, daß der Delinquent nachher mehrere Tage lang nicht gehen kann. Ich fragte, was geschehen würde, wenn der Soldat seinen Tornister abwürfe und sich weiter zu gehen weigerte. Dann, antwortete mir der kommandirende Offizier eines Forts, würde man ihn an seinen Daumen aufhängen, bis er ohnmächtig würde. Wahrlich, diese Strafen schmecken nach derselben Härte und sind eben so entwürdigend wie Peitschenhiebe.

Der Sold eines Amerikanischen Gemeinen ist anständig; er beträgt 14 Dollars monatlich, wovon ihm seine Beköstigung und Bekleidung acht hinwegnimmt, so daß ihm noch sechs Dollars monatlich zu seinem Vergnügen bleiben. Die Strafe für Deserteure ist, daß man sie eine schwere Kugel und Kette hinter sich herschleppen läßt, die ihnen weder bei Tage noch bei Nacht abgenommen wird. Wenn man sie endlich entläßt, so werden sie noch ausgepeitscht und mit geschorenem Kopf aus der Kaserne hinausgetrommelt.

Mannigfaltiges.

— Mailands literarische Thätigkeit. Mailand bewährt sich anhaltend als die regsamste Stadt des neueren Italiens in intelligenter und literarischer Beziehung. Es besitzt einige unternehmende Buchhändler und Typographen, wie Stella, Carrata u. A., und diese beschämen an Thätigkeit und Geschmack alle übrige Italiänische Pressen. Selbst einige Deutsche Hauptstädte, wie Wien und Prag, dürften sich, was literarische und wissenschaftliche Produktivität betrifft, mit Mailand kaum messen können. Im Laufe des vorigen Monats (August) allein wurden von Mailand aus folgende Werke angekündigt: 1) Torriani und Visconti, historische Darstellung aus dem 15ten Jahrhundert, vom Verfasser der Sibilla Odaleta (Dr. Varese), 2 Bde. 2) Angiola Maria, eine Familiengeschichte aus den Chroniken Mailands, von Giulio Carcano. 3) Elena della Torre, Erzählung von Giovanni Campiglio, Verfasser einer Geschichte Italiens. 4) Ettore Santo, Autobiographie eines Weltmannes wie es Viele giebt (autobiografia di un galantuomo come gli altri), von Giuseppe Torelli. 5) Ein Italiänisches Werk in Englischem Gewande. Herr Marcello Mazzoni*), ein Mailänder und ein in Italien sehr beliebter Autor, hat nämlich, wir wissen nicht recht warum, das jüngste Kind seiner Laune als einen Engländer von Geburt erscheinen lassen, unter dem Titel „The Biography of an Unknown" (Lebensbeschreibung eines Unbekannten). Damit jedoch das Buch auch von denjenigen seiner Landsleute, die kein Englisch verstehen, gelesen werde, hat ein Freund des Verfassers, Herr Professor Gaetano Barbieri, eine Italiänische Uebersetzung gleich hinzugefügt. 6) Professor Giambattista Garzetti hat einen neuen Band seiner Geschichte Italiens unter der Herrschaft der Römischen Kaiser (Storia d'Italia sotto il governo degli Imperatori Romani), welcher die Literaturgeschichte Roms und Italiens vom J. 117 bis zum J. 476 nach Chr. Geburt umfaßt, erscheinen lassen. 7) Von Herrn Giuseppe Reiß erschien die letzte Lieferung seines Werkes über die Französische und die Englische Sprache (L'Italiano a Londra e a Parigi). 8) Professor Fornara hat in einem Trattato di chimica tecnologica die jetzt in allen Europäischen Ländern zur Sprache gekommene wichtige Frage über die immer größer werdende Seltenheit unserer Brenn-Materialien, namentlich des Holzes, abgehandelt und Rathschläge ertheilt, wie in Italien das fernere Zerstören der Forstkultur zu verhüten sey. 9) Tommaso Loccatelli hat eine Lebensbeschreibung der berühmten Malerin Rosalba Carriera herausgegeben. 10) Endlich ist bei Stella eine neue Ausgabe des Gil Blas in Italiänischer Uebersetzung (von Quirico Viviani) mit 300 (Französischen) Vignetten und in prachtvoller typographischer Ausstattung erschienen.

*) In der Berliner Vossischen Zeitung vom 10. Sept. wird der Name Mazzoni mit Manzoni verwechselt und der Erstere zu dem „berühmten Verfasser der Verlobten" gemacht.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 110. Berlin, Freitag den 13. September 1839.

Belgien.

Lüttich und seine Denkmäler.

Vierter Artikel.

Eben so merkwürdig als schrecklich sind die fortwährenden, immer von neuem wieder entbrennenden Kämpfe und politischen Umwälzungen, unter denen das Leben der Lütticher im Mittelalter hinfloß. Von der Regierung Albert's von Cuyck bis auf Johann von Bayern hörten die inneren Zwistigkeiten nicht auf, die Bevölkerung Lüttich's zu dezimiren, und diese Bürgerfehden waren um so gräßlicher, als sie oft Brüder und Freunde einander feindlich gegenüberstellten. Wir haben den Adel in dem täglichen Kampfe zweier Jahrhunderte unterliegen sehen, aber mit dem Bayerschen Fürsten begann ein noch wilderer Krieg zwischen Volk und Geistlichkeit. Die Bischöfe, die ihren eigenen Kräften nicht vertrauten, nahmen Zuflucht zu ihren Verbündeten, und daher rührte all das furchtbare Unheil, welches über das Lütticher Land hereinbrach, das von diesem Augenblick an das Schlachtfeld der mächtigen Herzoge von Burgund war.

Johann von Bayern, der in seinem siebzehnten Jahre zum Bischof erwählt wurde und der nie Priester gewesen war, besaß keine einzige Tugend, die ihm die Achtung und die Liebe seiner Unterthanen hätte erwerben können. Mit dem Antritt seiner Regierung brachen überall ernste Unruhen aus, die seine Strenge nicht zu unterdrücken vermochte; in der Stadt selbst bildete sich eine Partei, die unter dem Namen der Haydrois in der Geschichte bekannt ist und bald so mächtig wurde, daß sie den Bischof daraus vertrieb, der durch Ausschweifungen und unersättliche Geldgier sich die Herzen der Lütticher ganz entfremdet hatte; man warf ihm öffentlich vor, er bekümmere sich um sein Bisthum nur, um die Einkünfte einzuziehen und es an den Herzog von Burgund zu verhandeln. Doch wurden auch mitten unter diesen Unruhen einige gute Einrichtungen ins Werk gesetzt; die Stadt ließ eine die öffentlichen Aemter betreffende Verordnung bekannt machen, in welcher das Kaufen der Magistratsstellen, bei Androhung des Verlustes jedes Anrechts auf Anstellung für die Zukunft, verboten wurde; eben so ward es verboten, mehrere Aemter auf einmal zu bekleiden, und die Beobachtung dieses Mandats mußte beim Antritt einer Stelle beschworen werden. In dem Vertrage der Sechzehn, der 1403 zu Tongres geschlossen wurde, bestimmte man aufs genaueste die Gerichtsbarkeit der Bürgermeister und der Geschworenen; man beseitigte dadurch einen Theil der Verwirrung, die unter den verschiedenen Staatsgewalten eingerissen war, und vereinfachte die Gesetzgebung. Dann wurde auch ein Feudal- und ein Allodial-Gericht eingesetzt und eine Modifizirung der Statuten der Stadtmeister bekannt gemacht, die bis zu jener Zeit ungefähr das Amt von Friedensrichtern verwaltet hatten, nun aber in ihrer Macht beschränkt wurden, um den Magistrat nicht zu beeinträchtigen.

Johann von Bayern hatte, wie schon erwähnt, seine Hauptstadt verlassen müssen, und Heinrich von Horne, Herr von Perwez, war vom Volke und von den Deputirten der Stadt zum Stellvertreter (mambour) erwählt worden. Zur Hülfe des vertriebenen Bischofs eilten sein Bruder, der Graf von Hennegau, Wilhelm IV., und der Herzog von Burgund, Johann ohne Furcht, herbei. In der Schlacht bei Othée fielen neben der Burgundischen Fahne der Herr von Perwez und sein Sohn, den der zu Avignon residirende Gegenpapst Benedikt zum Bischof von Lüttich ernannt hatte, und beinahe 20,000 Mann aus den Gemeinden wurden ein Opfer dieses blutigen Tages. Die Folgen dieser Schlacht waren höchst traurig für die Lütticher, denn die verbündeten Fürsten schrieben ihnen am 24. Oktober 1408 in Lille sehr harte Bedingungen vor. Sie mußten alle ihre Freiheitsbriefe, Privilegien und Charten nach Bergen abliefern; sie durften keine Bürgermeister mehr wählen, und die Ernennung aller Gerichtsbeamten sollte nur vom Bischofe ausgehen; ihre Zünfte und alle Banner derselben wurden aufgehoben; ohne Einwilligung des Bischofes durfte die Stadt kein Bündniß eingehen; als Erinnerung an den Sieg bei Othée und als Zeichen der Eroberung des Landes konnten die Fürsten, so oft es ihnen beliebte, ihre Truppen durch das Lütticher Gebiet marschiren lassen; die Mauern, Thore und alle Festungswerke der Städte Dinant, Thuin, Fosse, Couvin und mehrerer anderer Oerter zwischen der Sambre und Maas sollten für ewige Zeiten eingerissen werden; endlich mußten die Lütticher alle Kriegskosten tragen, die sich auf 220,000 Goldthaler beliefen, und bis zur gänzlichen Tilgung dieser Geldbuße wurde das ganze Land in den Bann gethan. Als Johann von Bayern wieder nach Lüttich zurückkehrte, zeigte er sich ohne Erbarmen gegen die Aufrührer, und zahlreiche Hinrichtungen fanden statt.

Den Tag nach dem Abzuge der verbündeten Fürsten ließ der Bevollmächtigte derselben alle Banner der Zünfte auf dem Markt zusammenhäufen und anzünden. Dann verlangte er, das Domkapitel solle sein Siegel unter die Beschlüsse der Verbündeten drücken; aber die Domherren, deren Rechte dadurch mehr als durch zehn Empörungen beeinträchtigt wurden, weigerten sich standhaft und schilderten dem Fürst-Bischof den Zustand des Landes als so kläglich, daß Johann von Bayern seine Verbündeten um eine Mäßigung ihrer Beschlüsse anging, die auch 1409 von ihnen bewilligt wurde; man erlaubte zwar nicht den Zünften, aber doch den Städten, sich wieder Banner anzuschaffen, und lieferte die nach Bergen gebrachten Urkunden wieder aus. Das waren freilich nur geringe Zugeständnisse, doch begnügte sich das Volk damit; ganz besonders wurde es durch die Rückgabe der Urkunden befriedigt, auf die es großen Werth legte. Von nun an gab es im Lande weder Recht noch Gerechtigkeit, Alles ging nur nach dem Willen des Bevollmächtigten; alle Vorstellungen, die man dem Bischofe wegen Abhülfe dieses anarchischen Zustandes machte, fruchteten nichts; da aber eine so bevölkerte Stadt, wie Lüttich, doch einige Magistratspersonen haben mußte, so ernannte er zehn Männer zu Ober-Räthen; später wurde ihre Zahl auf dreizehn erhöht. Im Jahre 1416 entschloß sich Johann von Bayern, auf das anhaltende Dringen und durch das von den Bürgern aufgebrachte Geld milder gestimmt, ein neues Reglement festzusetzen, in welchem dem Volke zwar keine besondere Freiheiten bewilligt wurden, das aber doch der Hoffnung auf eine Wiedererlangung derselben Raum gab. Es wurde darin festgesetzt, daß die Stadt fortan ein rothes Banner führen sollte, in welchem das Abbild der heiligen Jungfrau gestickt war, in der Mitte desselben war eine Freitreppe und darüber das Wappen des Bischofs; dies Banner sollten der Oberrichter, die Schöffen und die dreizehn Räthe in Verwahrung nehmen, die zusammen eine Compagnie bildeten, die Compagnie unserer lieben Frau genannt. Die Zünfte sollten ein Fähnlein mit den Wappen des Bischofs und den Handwerkszeichen führen. Diese Lage der Dinge dauerte aber nicht lange, denn als 1417 der Kaiser Sigismund vom Kostnitzer Konzil zurückkehrte, vernichtete er die Verordnung der Fürsten und gab den Lüttichern ihre alten Freiheiten wieder. Aus Dankbarkeit dafür überreichte ihm die Kirche von Lüttich 6000 Gulden Rheinisch, die Stadt machte ihm reiche Geschenke, und die Geistlichkeit verehrte ihm ein mit kostbaren Steinen besetztes Kreuz von großem Werthe.

Johann von Bayern hatte sich den Maßregeln des Kaisers lebhaft widersetzt und suchte auf alle Weise deren Ausführung zu hindern; da hörte er aber plötzlich, daß sein Bruder Wilhelm, Graf von Hennegau und Holland, tödtlich erkrankt sey. Sein Plan, diese Provinzen, den Rechten seiner Nichte Jakobine zum Trotz, an sich zu reißen, und der Geldbedarf zur Erreichung dieses Ziels veranlaßten ihn, den Bitten des Volks ein aufmerksameres Ohr zu leihen; durch die abermalige Zahlung einer bedeutenden Summe erlangten die Bürger eine andere Stadt-Ordnung, welche die Zahl der Gewerke auf siebzehn festsetzte und die jährliche Wahl zweier Bürgermeister oder Stadt-Direktoren einräumte. Diese Privilegien erhielten unter der Regierung Walenrode's, des Nachfolgers Johann's von Bayern, eine noch größere Ausdehnung. Dieser neue Fürst war eben so menschenfreundlich, als sein Vorgänger grausam gewesen; er gab den Lüttichern alle Freiheiten zurück, die ihnen der Bischof Albert von Cuyck bewilligt hatte, stellte die Gewerke wieder her, deren Zahl er auf 32 erhöhte, und verlieh ihnen ähnliche Banner, wie sie vor der Schlacht von Othée gehabt.

So waren in kaum zehn Jahren alle Spuren der Eroberung beinahe gänzlich verschwunden; die Bürger hatten ihre Freiheiten wiedererlangt, doch blieb eine schreckliche Erinnerung in ihren Herzen zurück; der Name Othée ward den künftigen Geschlechtern überliefert und nährte den Haß, der seitdem zwischen Lüttich und Burgund herrschte.

Dieser Offizier setzte dem Könige den Zustand der Hauptstadt aus einander und bestand auf einen raschen Entschluß; jedoch ließ die Antwort, um welche er gebeten hatte, auf sich warten. Endlich wurde er zu Karl X. eingeführt; er fand dort den Dauphin und die Herzogin von Berry. Der Monarch beschränkte sich auf den Auftrag an den Marschall: „sich gut zu halten, seine Streitkräfte auf dem Carroussel- und dem Platze Ludwig's XV. zu vereinigen und mit der Volksmasse zu unterhandeln.“ Ausführlichere Instructionen wurden in einer besonderen Depesche niedergelegt, welche der König eigenhändig schrieb und dem Marschall anderweitig zukommen ließ.

Nach der Rückkunft des Obersten Komierowski begann der Herzog von Ragusa augenblicklich, die Befehle des Königs zu vollziehen. Er befahl allen Truppen, sich um das Louvre, das Palais-Royal und die Tuilerieen zu konzentriren und ließ die Häuser militairisch okkupiren, welche am Carroussel-Platze lagen. Die Munition war fast erschöpft; der Marschall schickte nach Vincennes ein Regiment reitender Grenadiere, um andere Munition zu suchen und die Artillerie herbeizuführen. Die Minister ihrerseits beschlossen, in der Frühe des anderen Tages sich zum Könige zu verfügen, um in seiner Gegenwart über die Mittel zum Widerstande gegen die Fortschritte der Insurrection zu berathen. Man sandte nach St. Cloud das Geld, das sich in den Kassen der Civilliste fand. Karl X. hatte den Truppen eine anderthalbmonatliche Gratification bewilligt. Er unterzeichnete am Abend den Befehl, die Truppen, welche in St. Omer und Luneville ihr Lager hatten, nach St. Cloud zu führen; die Leib-Garden wurden benachrichtigt, sich bereit zu halten.

(Fortsetzung folgt.)

Gute und schlechte Gedanken.

Von Alph. Karr.

Das allerunangenehmste Unglück ist dasjenige, bei welchem man Niemand die Schuld beimessen kann. Um in diese Verlegenheit nicht zu gerathen, giebt es ein sehr gutes Auskunftsmittel: man hält sich nämlich an das **Schicksal**, eine Art von feindseliger und mißgünstiger Macht, die sich mit nichts Anderem beschäftigt, als mit unserer Qual, und die man, in Ermangelung eines Besseren, so viel anklagen und verwünschen kann, als man eben Lust hat.

* * *

Es ist darum lange nicht so unangenehm, von einem Menschen mit Steinen geworfen, als von einem Meteorsteine getroffen zu werden. Denn den Ersteren kann man verklagen, man kann ihm Gleiches mit Gleichem vergelten; was aber thut man mit dem Aerolithen?

* * *

Ein Glück kommt niemals allein. Ein Tag des Glückes verbreitet seine Strahlen über zehn unbedeutende Tage, die ihm folgen, und über zehn, die ihm vorangegangen sind. So verbreitet auch ein Tag der Trauer seinen trübseligen Schatten. Das Glück haucht einen süßen Wohlgeruch über unser Leben aus, wie das Geisblatt die Luft, von der es umgeben ist, und den Wind, welcher es im Vorüberstreifen bewegt, mit seinem Duft erfüllt. Die unbedeutenden Tage gleichen den Nullen, die an sich werthlos sind, aber durch die ihnen vorangestellte Zahl eine große Bedeutung erhalten.

* * *

Hoffnung und Erinnerung haben dasselbe Prisma: die Ferne. Vor uns oder hinter uns, erscheint uns dasjenige als Glück, was wir im gegenwärtigen Augenblicke nicht erreichen können, was wir noch nicht, oder was wir nicht mehr besitzen. Das ist es auch, was den Sachen, die man zu verlieren fürchtet, einen so hohen Werth verleiht.

* * *

Gewisse kräftige Naturen besitzen auch eine Art von Zuversicht für Dinge, **welche geschehen müssen**; durch Hindernisse können ihnen diese Dinge zwar als schwierig, niemals aber als unmöglich erscheinen.

* * *

Jedermann ist dasjenige, was er ist, mit seinen Tugenden, Lastern, Leidenschaften, Haaren, Augen und Zähnen: kurz, er hat seine eigene Rolle. Die meisten Leute wollen jedoch durchaus die Tugenden, Laster, Leidenschaften, Haare, Augen und Zähne eines Anderen haben. Alle Welt will sich einer und derselben Sache bemächtigen, während doch Jeder sein besonderes Leben zu leben hat. Heutzutage will Jedermann in Frankreich Regierung seyn, und das ist gerade so lächerlich, als wenn es in einer Stadt Jedermann einfiele, Schuhmacher werden zu wollen.

* * *

Man reist nicht, um zu reisen, sondern um gereist zu seyn; oder auch, man reist nicht, um an einem Orte sich zu befinden, sondern um nicht an einem anderen Orte die Zeit zuzubringen. Nachher kömmt man nach Hause und findet seine Möbeln eingestaubt und seine Papiere von Mäusen zernagt. Endlich macht man sich für den Ueberrest des Lebens seinen Freunden und Bekannten unausstehlich durch die Reisegeschichten, die sie mit anhören müssen.

* * *

Der Erste, der Worte zur Musik gedichtet hat, war ein Barbar, der, weil er seine Seele nicht zur Höhe der Musik erheben konnte, diese bis zu sich herabziehen wollte und sich der Worte bediente, wie man sich des Bleies bedient, um die Lerche, die fröhlich und singend zum Himmel emporsteigt, herunterzuholen auf die Erde.

* * *

Nur ein Mensch ohne Geist ist seinem Kammerdiener oder Friseur gegenüber geistreich. Nur Thoren oder Leute, die kein Gemüth haben, können sich darüber hinwegsetzen, daß die geheimsten Gefühle ihres Herzens aller Welt offenbar werden.

* * *

Der Mensch erschrickt vor einem ganz unumwölkten Glücke. Ein gewisser Instinkt sagt ihm, er sey dem Unglück einen Zehnten schuldig von Allem, was ihm das Leben bringt. Was er ihm nun nicht zahlt, das trägt Zinsen, sammelt sich auf und wird endlich zu einer ungeheuren Schuld, die er früher oder später einmal abtragen muß.

* * *

Ein Theater-Publikum, das einmal im Zuge ist, zu lachen oder zu weinen, das lacht oder weint über Alles mit gleicher Leichtigkeit und gleichem Enthusiasmus. Ein bloßes Guten Morgen oder ein Guten Abend können dann Gelächter oder Thränen bis zum Lach- oder Weinkrampf hervorrufen.

Bibliographie.

Almanach royal pour 1839. — 10½ Fr.
Chroniques chevaleresques de l'Espagne et du Portugal, suivies du Tisserand de Segovie, drame du 17e siècle. — Herausgegeben von F. Denis. 2 Bde. 15 Fr.
Des microscopes et de leur usage. — Von C. Chevalier. 9 Fr.
Des travaux publics en Belgique et des chemins de fer en France. — Von E. Teisserenc. 8 Fr.
Un fils de Don Juan. — Gedicht von E. Fouguet. 3 Fr.
Eloge historique de James Watt. — Von Arago.
Souvenirs de Genève, complément des mémoires d'un prisonnier d'état. — Von A. Andryane. 2 Bde. 16 Fr.
Essai sur la littérature italienne. — Von Mad. d'Aubigny. 6 Fr.
Du crédit et de la circulation. — Von A. Cieszkowski. 6 Fr.

Mannigfaltiges.

— **Portugiesische Geschichtsforschungen.** Die Geschichte von Portugal, interessant besonders in der Zeit der großen Welt- und Länder-Entdeckungen, aber noch lange nicht in dem Maße bearbeitet und gekannt, wie sie es verdient, hat in Frankreich wieder Stoff zu einem historischen Versuche geliefert, der jedoch eben so wenig, wie die in demselben Lande bereits früher erschienenen Bearbeitungen der Portugiesischen Geschichte, dem Gegenstande ganz entspricht. Vertot und La Clede haben jeder eine Arbeit geliefert, die so gut wie in Vergessenheit gerathen ist. Gegenwärtig haben die Herren Chaumeil de Stella und Aug. de Santeu zusammen einen „Essai sur l'histoire du Portugal“ in zwei Bänden herausgegeben. Man wird jedoch auf die ungenügende Art der Auffassung schon aus dem Umstande schließen können, daß der erste Band dieses Werkes den ganzen Zeitraum der Portugiesischen Geschichte bis zum Jahre 1707 umfaßt, während mehr als die Hälfte des zweiten Bandes der Regierung Dom Miguels gewidmet ist. Die Geschichte der Französisch-Englischen Feldzüge in Portugal ist natürlich mit großer Parteinahme für die Waffen des Kaiserreichs geschrieben; indessen würde man dieses den Französischen Verfassern gern verzeihen, wenn sie nur überall ihre Quellen angeführt hätten. Eine Bürgschaft für die Richtigkeit der Erzählung ist nirgends, auch nicht in dem älteren Theile der Geschichte, zu finden. Ueberhaupt scheinen neuere historische Schriftsteller von dem Fehler früherer Gelehrten, die ihre Werke mit Citaten so überluden, daß man oft den Wald vor Bäumen nicht sah, sehr gern in das andere Extrem zu verfallen und gar nichts zu citiren. Das mag aus mancher Rücksicht bequem seyn, aber den Zweck, den die Herren dabei meistens im Auge haben, erreichen sie doch nicht.

— **Theologische Schriften in Frankreich.** Von Littré, Mitglied des Institutes, ist der erste Band einer Französischen Uebersetzung des „Lebens Jesu“ von Strauß herausgegeben worden. Französische Journale bemerken, „daß sich der Uebersetzer zwar mit großer Treue an das Original gehalten, aber doch damit eine Klarheit der Darstellung verbunden habe, wie sie in dem Deutschen Werke zuweilen vermißt werde.“ Die Revue des deux mondes bemerkt ferner, es sey ein Beweis von der ernsten Richtung, welche die Französische Lesewelt zu nehmen beginne, daß Werke, wie einerseits die von Strauß und Salvador, und andererseits die von Gerbet und Montalembert, ein so bedeutendes Publikum finden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 111. Berlin, Montag den 16. September 1839.

China:

Erlebnisse eines Französischen Missionairs in Canton.*)

— — — Am 21. April erfuhren wir, daß der Vice-König der Provinz Canton am folgenden Tage uns Audienz geben wollte. Um sechs Uhr in der Frühe weckte mich ein brüllendes Rufen vor der Thür der Faktorei. Es waren die Ausrufer des Mandarins, der uns begleiten sollte und der bereits mit den Dolmetschern angekommen war. Dem lästigen Zureden dieser Leute nachgebend, stiegen wir schon vor acht Uhr in unsere Sänften, und die Träger förderten uns mit erstaunlicher Schnelligkeit nach dem Palaste. Als wir angelangt waren, führte man uns durch einen kleinen mit Laternen geschmückten Hof in einen Saal. In diesem Saale stand ein großes mit einem sehr schlechten Teppich überdecktes Götzenbild, und daneben ein Tisch, vor welchem ein rother Teppich lag. Rings um den Tisch hatte man zwei große Tabourets und vier mächtige hölzerne Armsessel mit kleinen rothen Polstern gesetzt. Alsbald erschienen mehrere subalterne Würdenträger, die uns allerlei neugierige Fragen stellten. Einer von ihnen sagte, er habe in Peking einige Missionaire kennen gelernt, und bat uns, ihnen seinen Gruß zu vermelden, falls wir sie sprechen sollten.

Um halb zehn Uhr stellten sich mehrere von den Hong-Kaufleuten ein, deren Chef uns bei Seite führte und uns vorstellte, daß wir vor dem Vice-König ein Knie beugen müßten, wie auch die letzten Portugiesischen Missionaire gethan hätten. Wir sagten weder Ja noch Nein, waren jedoch fest entschlossen, unser Kompliment nur auf Französische Weise zu machen. Endlich um halb Zwölf wurde uns angekündigt, daß Seine Excellenz unserer wartete. Sogleich entfernten sich die Hong-Kaufleute. Drei Dolmetscher geleiteten uns bis zur Thür, und einer verließ in unserer Gesellschaft den Saal, während man drei Kanonen abfeuerte. Wir kamen in einen Hof, in dessen Mitte eine schöne Allee war; zu beiden Seiten dieser Allee standen zwei Reihen Soldaten aufgepflanzt. Wir betraten diese Allee nicht, sondern schritten durch einen der beiden Seitengänge bis zu einem sehr hohen Vordache, unter welchem der Vice-König saß. Zwei bis drei Stufen tiefer als er hatten die subalternen Mandarinen und noch tiefer die Dienerschaft Platz genommen. Der Vice-König war sehr einfach gekleidet und saß auf einem gewöhnlichen Sessel. Der Dolmetsch stellte uns ihm in einer Entfernung von zehn bis zwölf Schritten gegenüber. Wir machten unsere Europäische Verbeugung; der Dolmetsch aber warf sich nieder, mit der Stirn an den Boden schlagend. Wir antworteten stehend auf mehrere Fragen, die unsere Namen, unser Alter, die neuesten Nachrichten aus Europa u. dergl. betrafen. Nachdem vier bis fünf Minuten verstrichen waren, führte man uns an die Seite und hieß uns auf breiten, aber dünnen Kissen Platz nehmen. Um nicht wie Barbaren zu sitzen, hätten wir die Beine unterschlagen müssen; allein wir hatten dies nicht gelernt und kamen wegen unserer ungeschickten Positur in ziemliche Verlegenheit. Sobald wir saßen, reichte man dem Vice-König und jedem von uns, nicht aber den Mandarinen, kleine Porzellan-Tassen, die eine Art von dünnem Milchbrei mit Zucker enthielten, der mir sehr gut mundete. Seine Excellenz fragte uns noch mancherlei, z. B. ob wir in der Astronomie bewandert seyen u. dergl. Wir verstanden alle seine Fragen, besaßen aber nicht Uebung genug, um Chinesisch antworten zu können, und mußten uns also der Englischen Sprache bedienen. Als die Zeit der Audienz abgelaufen war, entfernten wir uns unter Verbeugungen, und sogleich erfolgte eine neue Salve aus drei Kanonen.

Am 2. Mai wurde uns offiziell angezeigt, daß unsere Abreise in acht Tagen vor sich gehen sollte. Der Mandarin, welcher uns als Begleiter zugeordnet war, machte seine Aufwartung, und wir bewirtheten ihn mit allerlei Europäischen Leckerbissen, die ihm ganz wohl behagten. Er nippte etwas von dem Liqueur, den man ihm vorgesetzt hatte, nahm dann unsere Gläser, eines um das andere, mischte den darin befindlichen Liqueur mit dem seinigen und lud uns ein, zum Zeichen der herzlichen Eintracht, die stets zwischen uns bestehen sollte, diese Mischung gemeinschaftlich zu trinken. Bei dieser Gelegenheit lernte ich zum ersten Male eine sonderbare Methode, die Schnupftücher zu sparen, kennen. Chinesen, die Taback schnupfen, führen außer dem weißen Taschentuch, das an ihrem Gürtel hängt, noch ein kleines farbiges, das man immer gefaltet läßt und beim Gebrauche nur ein wenig öffnet. Auch unser Gast hatte solch ein unsauberes Tuch mitgebracht; aber mochte es nun zu schmutzig seyn, oder mochte er es schonen wollen — genug, er kehrte sich von Zeit zu Zeit gegen seinen Portefeuille-Träger, der das Signal verstand und ihm jedes Mal ein Stück Papier, als Substitut des Taschentuchs, reichte. Wenn die Mandarinen ausgehen, so haben sie unter ihrem ansehnlichen Gefolge immer einen Bedienten, der ein großes Portefeuille unterm Arm trägt und, wenn der Herr irgendwo einkehrt, hinter seinem Stuhle steht, jedes Winkes gewärtig.

Der zu unserer Abreise nach Peking angesetzte Termin verstrich, und erst gegen Ende des Monats ließ der Vice-König bei uns anfragen, ob wir reisefertig seyen und an welchem Tage wir abreisen könnten? Der Chef der Hong-Kaufleute, welcher die Antwort überbringen sollte, langte unaufgefordert seinen Kalender hervor, um zu sehen, was für ein Tag der glücklichste wäre, und empfahl uns dann sehr lebhaft den 10. Juni. Wir gaben ihm zu verstehen, daß wir von Glücks- und Unglücks-Tagen wenig Notiz nähmen und am liebsten so bald als möglich abreisen würden, gleich viel, an welchem Tage. Obschon man aber so großes Vertrauen auf den 10. Juni setzte, so würde die Behörde doch noch eine Zeitlang gezögert haben, hätte nicht ein unvorhergesehenes Ereigniß sie bestimmt, unsere Abreise zu beschleunigen.

Ich benutzte unseren langen Aufenthalt zu einigen Exkursionen in der Stadt und ihren Umgebungen. Der Gedanke, manchen Ort besuchen zu können, dem andere Europäer kaum nahen durften, machte diese Ausflüge noch interessanter. Obschon ich aber von Kopf bis zu Füßen in Chinesischem Kostüm steckte und wirkliche Chinesen zu Begleitern hatte, so wurde ich doch überall gleich erkannt und mit dem Zurufe „Fan-kuei“ (ausländischer Teufel) begrüßt. Dieses Epithet ist den Chinesen so zur Gewohnheit geworden, daß sie sich oft ganz arglos desselben bedienen. Auf zweien meiner Spaziergänge gelangte ich unbehindert in die Stadt. Das dritte Mal versuchte ich, von einer anderen Seite hineinzukommen, aber dieses Mal umdrängte mich ein lärmender Volkshaufe und machte mich zum Gefangenen. Vergebens bedeutete ich dem Haufen, daß ich gern bereit sey, wieder umzukehren. Ich mußte auf der Hauptwache bleiben, die nahe am Thor ist, bis man den Statthalter der Provinz von meinem Attentate in Kenntniß gesetzt hatte. Der Statthalter befahl dem Bürgermeister, deshalb eine Untersuchung anzustellen, und dieser kam mit seinem ganzen Gefolge an den Ort, wo ich als Arrestant verweilte. Nicht ohne Mühe öffneten ihm seine Trabanten eine Gasse durch die Menge neugieriger Gaffer. Man guckte aus allen Fenstern und kletterte bis auf die Dächer, um den Fan-kuei in seiner Chinesischen Kleidung zu sehen.

Der Herr Bürgermeister von Canton überzeugte sich bald, daß mein Verbrechen nicht groß war; doch ermahnte er mich nachdrücklich, es nicht wieder zu begehen. Er befahl einem Offizier und einigen Soldaten, mich nach den Faktoreien zu bringen und den Chef der Hong-Kaufleute von dem Vorfall zu unterrichten, damit er und seine Gilde hinführo ein wachsameres Auge auf mich hätten.

Dieses kleine und nicht eben angenehme Abenteuer hatte wenigstens die gute Wirkung, daß man am nächsten Tage einen Mandarin zu unserem Begleiter nach Peking ernannte. Dieser Tag war der 7. Juni; aber die Abreise ging doch erst am 19ten vor sich.

Da ich auf meinen zwei ersten Ausflügen nach Canton ganz ungenirt und unangefochten herumschlendern konnte, so entging mir keine der wenigen Merkwürdigkeiten dieser Hauptstadt, die sich von der Straße aus beobachten lassen. So bemerkte ich im zweiten Stock eines Hauses, dessen Façade einer großen Straße zugekehrt war, eine Wasser-Uhr, die ich aber leider nicht genau beschreiben kann, da es mir nicht erlaubt war, das Haus zu betreten. Ich sah nur das Wasser aus einem größeren Gefäße in ein darunter befindliches kleineres Gefäß tröpfeln. Der obere Behälter war von Thon und der untere von Eisen; in dem letzteren zeigte ein Maßstab die Stunden an. Das ansehnlichste Gebäude ist ein großer die ganze Stadt beherrschender Tempel, in dem ich eine Zeitlang ausruhte. Die sogenannten Paläste der

*) Aus einer noch ungedruckten schriftlichen Mittheilung an einen anderen Missionair, datirt vom 4. April 18[illegible].

höheren Magistrats-Personen unterscheiden sich von den Privathäusern fast nur durch ihre längere Fronte und ihre großen mit Mauern eingeschlossenen und mit hohen Bäumen bepflanzten Vorhöfe. Einige Straßen fand ich breit und schön, die meisten aber eng und unansehnlich. Ueberall sieht man sogenannte Ehren-Pforten, dem Andenken verdienstvoller Individuen geweiht: diese Denkmäler machen einen angenehmen, aber durchaus nicht großartigen Eindruck.

Obschon die Europäer nur einige Straßen in der Nachbarschaft der Faktoreien besuchen dürfen, so hatte ich doch schon lange vor Anlegung des Chinesischen Kostüms mit Herrn Dumazel mehrere Male die ganze Vorstadt durchwandert. Eines Tages wagten wir uns auch in die östliche Vorstadt, welche von dem Viertel, wo die Faktoreien liegen, abgesondert und ziemlich entfernt liegt. Wir gingen über eine halbe Stunde längs der Stadtmauer und gelangten ohne Hinderniß auf das freie Feld. Von diesem Erfolge ermuthigt, verließen wir die Mauern, um auf den Hügeln und in den Dörfern der Umgegend zu lustwandeln. Alle Hügel fanden wir mit Gräbern bedeckt. Wir begegneten vielen wohlgekleideten Personen, die zum Theil in Sänften getragen wurden. Anfangs nahm uns dies Wunder, da wir wußten, daß die Chinesen sonst nicht gern spazieren gehen; allein man sagte uns, dieser Tag sey dem Andenken der Abgeschiedenen gewidmet, und diejenigen, denen wir begegneten, gingen, um den Manen ihrer Aeltern und Vorfahren zu huldigen.

Wir hielten uns auf unserem Spaziergang ungefähr eine halbe Meile von der Stadtmauer entfernt. An der Nordseite Canton's begegneten wir einem hinkenden jungen Mann, der auf uns zutrat und in gebrochenem Englisch zu uns sagte: „Ihr habt den Weg nach den Faktoreien verloren; seyd ohne Furcht, ich will Euch dahin bringen.“ Er ging neben uns her und wiederholte öfter die Worte: „Seyd ohne Furcht.“ Bald darauf erschien ein anderer junger Mensch, den der Erstere ein paar Augenblicke bei Seite nahm; sie sprachen Etwas mit einander und folgten dann hinter uns her. Ich argwöhnte eine schlimme Absicht, und dieser Argwohn erwies sich bald als gegründet; denn der neu Angekommene tastete von Zeit zu Zeit an unsere Rocktaschen. Wir dachten an Mittel, diese unheimlichen Begleiter los zu werden. Ein kleiner Kompaß, den ich unbemerkt aus meiner Tasche zog, überzeugte mich, daß wir in einer den Faktoreien fast entgegengesetzten Richtung gingen. Gewiß wollten diese Gauner uns nach irgend einem bekannten Hause führen und mit Hülfe einiger Spießgesellen rein ausplündern — ein Schicksal, das schon mehrere Europäer in der Umgegend von Canton getroffen hat. Wir faßten ein Herz und kehrten um, troß des Rufens und Gestikulirens unserer unwillkommenen Begleiter. Zum Glücke hatten diese weder Stöcke noch andere Waffen bei sich, und in ihrer Miene lag zu wenig Entschlossenheit, als daß wir nöthig gehabt hätten, sie zu fürchten, so lange sie nur ihrer zwei waren. Wir schlugen den ersten Seitenpfad ein, der nach der Stadt zu führen schien; da dieser Pfad aber durch den Hof einer Meierei ging, so eilten die Spitzbuben uns voran, um die Leute zu bereden, daß sie uns nicht passiren ließen. Allein zum Glücke fanden sie keinen ihres Gleichen. Man begnügte sich, uns zuzurufen, daß hier kein Durchgang sey. Wir thaten, als hörten wir nicht, setzten unseren Weg fort und fanden uns bald in einem recht hübschen und wohlbevölkerten Flecken, dessen letzte Häuser von der nordwestlichen Vorstadt nicht weit ablagen. Die beiden Taugenichtse waren uns bis in den Flecken gefolgt. Da sie ihre Hoffnung getäuscht sahen, so näherte sich Einer von ihnen Herrn Dumazel von hinten, riß ihm seinen Sonnenschirm aus der Hand und suchte dann mit seinem Kameraden eilig das Weite. Wir gelangten bald in die Vorstadt, die wir ganz ruhig durchschritten, da wir uns in einem bekannten Stadtviertel befanden. In einer Zeit von sechs Stunden hatten wir die ganze Stadt umgangen.

Obschon ich fast alle Stadttheile von Canton, innerhalb und außerhalb der Mauern, besucht habe, so kann ich doch die Bevölkerung dieser großen Stadt nicht einmal aufs Ungefähr abschätzen. Da die Chinesen sehr gedrängt wohnen, so versteht es sich, daß ein kleiner Raum oft sehr viele Individuen beherbergen muß; aber die Angabe, daß Canton zwei Millionen Seelen zähle, ist doch, meiner Ueberzeugung nach, sehr übertrieben. Die Stadt innerhalb der Mauern hat keinen bedeutenden Umfang — gewiß könnte man sie in weniger als zwei Stunden bequem umgehen — und in diesem Areale befinden sich noch ein kleiner Berg und ansehnliche Grundstücke. Ich kann ihre Bevölkerung nur höchstens auf 300,000 Menschen anschlagen. Diejenige Vorstadt, an deren Ende die Europäischen Faktoreien liegen, ist zwar ohne Zweifel bevölkerter, und außerdem dürfen die Tausende von Schiffer- und Fischer-Familien, welche in ihren Kähnen auf dem Ta-ho leben und sterben, nicht unberücksichtigt bleiben; aber bei allem dem ist es mir am wahrscheinlichsten, daß Canton — Land- und Wasser-Bewohner zusammengerechnet — nicht über Eine Million Seelen zählt.

F r a n k r e i c h.

Der 27., 28. und 29. Juli 1830 in Paris.

(Fortsetzung.)

In dieser Residenz (St. Cloud) war die frühere Sorglosigkeit einer düsteren Ahnung gewichen. Seiner Gewohnheit nach, spielte der König seine Partie Whist; aber der Kanonendonner bewog ihn öfter, seinen Sitz zu verlassen und fast die ganze Nacht auf einem Balkon zuzubringen, mit schmerzlichem Blicke nach Paris sehend. Frühzeitig zog er sich in sein Zimmer zurück.

In der Nacht brachte ein verkleideter Offizier dem General Talon den Befehl, sich nach den Tuilerieen zu ziehen. Dieser Rückzug war wegen der Artillerie und der sechzig Mann Verwundeten, die man dem Volke nicht überlassen wollte, mit Schwierigkeiten verbunden. Doch gegen Mitternacht geschah der Rückzug in guter Ordnung; die Verwundeten legte man auf die Schultern ihrer Kameraden. Auf ihrem Marsche fand diese Kolonne ein Bataillon auf dem Platze des Pantheon, das seine Waffen den Insurgenten überliefert hatte.

Obwohl äußerst ermüdet, fanden die Truppen im Hauptquartier keine zubereiteten Speisen. Eine Zufuhr an Lebensmitteln war den Morgen durch die Pariser geraubt worden. Mit Mühe verschafften sich einige Corps unzureichende Rationen an Brod; die übrigen warteten bis zum folgenden Tage. Wein-Vorräthe, welche sich in den Gewölben des Schlosses fanden, wurden an diese kleine Armee vertheilt. Einige Chefs versuchten ihre moralische Haltung zu stützen, indem sie die baldige Ankunft des Königs und des Dauphins ankündigten, aber die Täuschung verschwand bald vor einer tiefen Niedergeschlagenheit, die mit energischen Exclamationen sich paarte. Diese Stimmung der Gemüther hätte der Herzog von Ragusa durch seine Gegenwart wie durch Worte wieder heben können, aber er erschien nicht. Mehrere Generale hatten sich seit dem Morgen zum Marschall begeben, um ihre Dienste für die Sache des Königs anzubieten; aber sie konnten bei ihm keinen Zutritt erhalten.

Nach einem vollen Tage von Kämpfen und Entbehrungen hatte die Garnison für ihre Ergebenheit noch keinen Lohn empfangen. Um drei- bis vierhundert Menschen höchstens geschwächt, hatten sie auf keinem Punkte eine entschiedene Niederlage erlitten; aber die Insurgenten hatten ihre Kraft kennen gelernt: auf ihrer Seite war der moralische Vortheil. In diesem beklagenswerthen Konflikte hatte die Französische Bravour auf beiden Seiten ihre Wunder produzirt: hier eine gährende Unerschrockenheit, die in der Zahl und in Verschanzungen oft ihren Schutz fand, dort ein noch seltenerer Heroismus der Geduld und der Langmuth. Außer einigen einzelnen Exzessen wurde die Stimme der Humanität inmitten des Bürgerkrieges nicht verkannt. Ueberall hatten die Truppen, selbst in den Stadtvierteln, welche in die Insurrection am meisten verwickelt waren, Beweise von Theilnahme und Wohlwollen erhalten; überall wurden die Truppen mit einer Sorgfalt gepflegt, die sich um das Lager, dem sie angehörten, nicht kümmerte. Ebenfalls zeichnete sich das Volk an diesem Tage durch seine Uneigennützigkeit aus; das Privat-Eigenthum wie die öffentlichen Kassen wurden heilig respektirt. Ohne Zweifel mochte ein Anflug einer höheren Politik an dieser Stimmung der Gemüther seinen Antheil haben; aber nichtsdestoweniger bietet sie bei einer Menge, welche gewissermaßen sich selbst überlassen ist, ein sociales Phänomen, das die Aufmerksamkeit des Historikers verdient. Das Begehren einiger Kaufleute nach der Wiederherstellung der Nationalgarde hatten der Fürst Polignac und der Herzog von Ragusa einer Hauptstadt abgeschlagen, die im Aufstande sich befand; aber die Weisheit oder die Gewandtheit der Bürger ersetzte sie auf allen Punkten.

Die Deputirten waren bis zur Zahl zehn oder zwölf bei Audry de Puiraveau versammelt, dessen Haus gleichsam ein Centrum militairischer Operationen geworden war. Die wachsende Volksaufregung und die Dauer eines immer noch nicht entschiedenen Kampfes hatten in vielen Gemüthern eine große Unruhe erzeugt. Man fing ernstlich an, einen glücklichen Erfolg der Volkssache zu bezweifeln. Mehrere Journalisten, welche die Protestation vom 26sten unterzeichnet hatten, namentlich Thiers und Mignet, hatten die Flucht ergriffen. Und jene Stimmung beherrschte die Versammlung. Unter dem Einflusse einer tiefen Niedergeschlagenheit pflegte man der Berathung. Ein Jeder strebte, sich zurückzuziehen und seine Person in Sicherheit zu bringen. Zuweilen freilich hörte man noch einige energische Worte von Mauguin, Laborde, Bépard, Puiraveau. Diese schlugen den Deputirten vor, ihr Kostüm anzulegen, die dreifarbige Kokarde aufzustecken und sich unerschrockenen Muthes in die Reihen des Volks zu stellen. Nicht minder ungeduldig, am Kampfe unmittelbaren Antheil zu nehmen, zeigte sich der General Lafayette, dessen Muth in dem Maße wuchs, in welchem der seiner Kollegen abnahm; er erklärte sich bereit, den Posten einzunehmen, welchen man ihm anweisen würde. Aber diese Vorschläge wurden mit einem gewissen Entsetzen zurückgewiesen. Einige Mitglieder der Versammlung, die mit Recht über das Hinschleppen der Volkssache unruhig waren, hatten unter den Insurgenten ein Schreiben zirkuliren lassen, in welchem sie empfahlen, kein Zeichen, keine Fahne aufzustecken. Laffitte, den das verlängerte Stillschweigen des Hofes allmälig zur Partei der Insurrection hinübergezogen hatte, schalt über das Herumtappen im Finstern, das nur ihre persönliche Sicherheit kompromittiren könnte, und redete zum ersten Male von der Berufung des Herzogs von Orleans an die Spitze der Regierung. Jedoch diese Insinuation hatte, obwohl mit aller Behutsamkeit ausgesprochen, keinen Erfolg. Allmälig fand sich die Versammlung bis auf fünf Mitglieder vermindert. Aber außerhalb der parlamentarischen Konferenzen hatte die revolutionnaire Sache an diesem Abend einen wichtigen Schritt vorwärts gethan; denn einige Führer der Rebellion hatten, entweder um den Aufstand zu beschleunigen, oder um das Volk einer ungewissen Lage zu entreißen, durch Anschläge die Errichtung einer provisorischen Regierung verkündet, welche

aus den Generalen Lafayette und Gérard und dem Herzoge von Choiseul zusammengesetzt seyn sollte. Dieser Betrug, der in den Büreaus des National seinen Ursprung hatte, fand vorzüglich durch die Bemühungen des Herrn Lavocat, eines alten Offiziers aus der Kaiserzeit, Glauben, welcher, wegen einer Conspiration gegen die Bourbons im Jahre 1820 verurtheilt, seit der Salbung Karl's X. begnadigt war. Mit eigener Hand zeichnete ein anderer Führer der Volkspartei, Taschereau, die Namen dieser drei Bürger auf die Akte, welche den Herrn Duvergier zum Direktor der National-Druckerei ernannte. Diese kühne Fiction hatte den Erfolg, den Muth der Insurgenten zu stützen. Aber in der Versammlung der Deputirten bei Audry de Puiraveau herrschte dieser Muth nicht; gegen Mitternacht wurde die Sitzung aufgehoben, ohne daß die Deputirten einen Entschluß gefaßt hätten.

Die Pariser trafen in der Nacht vom 28. auf den 29 Juli alle Vorbereitungen zu einer furchtbaren Vertheidigung. Eine bewaffnete Bevölkerung zog durch die Straßen, die durch die Concentration der Truppen frei geworden waren und fast alle zwanzig Schritte ihr Pflaster verloren hatten. Dieses Pflaster, wie Balken, Wagen, umgehauene Bäume, Tonnen, hatte man zur Errichtung von Barrikaden benutzt, welche der Kavallerie wie der Artillerie jede Circulation versperrten. Die meisten Barrikaden waren von den Zöglingen der polytechnischen Schule errichtet, deren Gegenwart durch die Wiedererweckung der Erinnerungen an ihr heroisches Benehmen bei der Invasion 1814 zu dem glücklichen Erfolge der Insurrection unglaublich beitrug. Da überall die Stadtlaternen vernichtet waren, so stellte man Leuchter an die Fenster; den Arbeitern brachte man Lebens- und Erfrischungsmittel. Statt der gewöhnlichen Ruhe der Nacht erschollen in einigen Kirchen die Sturmglocken, und tausendfaches Getöse beherrschte die Straßen. Diesem Schauspiele von Tumult und Anarchie trat kontrastirend gegenüber der Gesang patriotischer Hymnen von 1793, mit welchem sich das Seufzen der Verwundeten und das Wehklagen der Familien verschmolz. Unter den Leitern der Volksbewegung erblickte man in der ersten Reihe den General Lafayette, dann einige alte Trümmer der legislativen Versammlung, den General Mathieu Dumas, den Herzog von Choiseul, die Herren Alex. Delaborde, Carbonnel, Dumoulin, die Obersten Jacqueminot, Dufay, Girard und die beiden Söhne des Marschalls Ney. Audry de Puiraveau machte sich durch eifrige Aufforderungen und durch die reichliche Hülfe, welche er den Insurgenten gewährte, in hohem Grade bemerklich. Der General Pajol endlich hatte auf einen Befehl der Deputirten, den der ältere Dupin abgefaßt hatte, seit 6 Uhr Morgens sich an die Spitze der Nationalgarde gestellt.

Diese Thätigkeit und diese Harmonie in den Anordnungen herrschten aber nicht im Hauptquartiere der Königlichen Armee. Die Zugänge zu den Tuilerieen wurden ohne alle Vertheidigung gelassen. In größerer oder geringerer Entfernung waren die Kasernen mit Truppen gefüllt, wurden jedoch nicht geräumt. Die Kavallerie hatte die großen Communicationen um Paris nicht frei erhalten, hatte die Zerstörung der Telegraphen durch die Insurgenten nicht verhindert. Im Innern waltete die größte Unentschlossenheit. Der Männer, welche einer an sich gerechten, aber durch zu frühzeitige Angriffe offenbar geschwächten Sache dienten, hatte sich Mißtrauen und Niedergeschlagenheit bemächtigt. Des peinlichen Kampfes müde, hatten schon zwei Offiziere der Königlichen Garde, die Herren de la Tour-du-Pin und Turgot, ihre Dimission eingereicht. Der Marschall war offenbar entmuthigt, er veränderte mehrere Male seine Vertheidigungs-Maßregeln. Endlich wies er den Truppen ihre Stellungen an.

Bevor jedoch der Marschall eine Bewegung machte, glaubte er an die Pariser eine Proclamation richten zu müssen, in welcher er das Unglück der Stadt bedauerte und in der Hoffnung, daß die guten Bürger unverzüglich zu ihrem Heerde zurückkehren würden, die Feindseligkeiten zu suspendiren erklärte. Hierauf lud der Marschall die Maire's von Paris nach den Tuilerieen. Der Siegelbewahrer seinerseits lud den Königl. Hof ein, sich ins Schloß zu begeben. Dieser Schritt des Ministeriums hatte den doppelten Zweck, sowohl sich auf das Corps der Maire's als einen Mittelpunkt der Thätigkeit zu stützen, als auch die vielleicht geneigten Magistratspersonen zu hindern, der Sache der Revolution Beistand zu leisten. Schade, daß diese Maßregel nicht ausgeführt werden konnte.

Die Insurgenten begannen ihre Feindseligkeiten wieder in der Nähe des Palais-Bourbon, das sie in Besitz nahmen, eben so das Hotel der gardes-du-corps, wo sie 300 Flinten fanden. Während dieser Scharmützel rückte eine Masse Pariser vorsichtig nach dem Louvre und den Tuilerieen. Ein anderer Schwarm griff den Justiz-Palast an, warf dort die bronzene Statue Karl's X. um und schleppte sie an einem Stricke um den Hals mit sich fort. Das Museum der Artillerie von St. Thomas d'Aquin wurde an demselben Morgen gestürmt und geplündert. Kein seltsameres Schauspiel, als die Pariser mit Gothischen Waffen zu sehen, und wie sie im 19ten Jahrhundert die Freiheit mit den Waffen und den Panzer-Hemden der Feudalität vertheidigten.

Als der Marschall sah, daß die Fortschritte der Insurrection sich nicht mehr hemmen ließen, beschwor er den Fürsten Polignac, die verhängnißvollen Ordonnanzen zurückzunehmen; das sey das einzige Rettungsmittel für die Monarchie. Aber dieser wies einen solchen Vorschlag hartnäckig zurück.

In diesem Augenblicke zeigten sich im Generalstabe zwei Würdenträger, die, von den schweren Gefahren durchdrungen, welche den Thron und das Vaterland bedrohten, den hochherzigen Entschluß faßten, ihnen zuvorzukommen und zu diesem Zwecke sich zwischen dem Hof und dem Volke als Vermittler aufzustellen. Dies waren Herr von Sémonville, Groß-Referendar der Pairs-Kammer, und Herr von Argout, Mitglied dieser Kammer. Unter mehreren Regierungen hatte Jener durch geistige Gewandtheit, takt- und muthvolles Benehmen, so wie durch sein Talent für Unterhandlungen, sich in den höchsten Würden des Staates behauptet. Als ein geschickter, aber oft fester und aufrichtiger Hofmann genoß er das Zutrauen Karl's X. und übte einen ziemlich starken Einfluß auf die Kammer der Pairs aus. Herr von Argout, durch seine Dienste in der Verwaltung ausgezeichnet, gehörte mehr zur constitutionellen Partei. Der Marschall hörte sie gern an und führte sie augenblicklich zu den Ministern. Kräftig warf Herr von Sémonville dem Fürsten Polignac das Unglück der Hauptstadt vor und sprach seine Absicht aus, den König selbst um die Zurücknahme der Ordonnanzen zu bitten. Das Geräusch dieser Konferenz zog mehrere Generale herbei, die sich im benachbarten Zimmer befanden. Von Zeit zu Zeit gab der Marschall in so starker Bewegung die Befehle zum Kampfe, daß die beiden Pairs die Idee aufgaben, von ihm eine kühne Maßregel zu fordern, nämlich die Minister selbst gefangen zu nehmen und sie unter die Obhut des Gouverneurs der Tuilerieen, des Herrn von Glandevès, zu stellen, der diese Mission über sich genommen hatte. Herr von Argout wollte dem Volke diesen eklatanten Entschluß verkünden, und der Groß-Referendar widmete sich dem peinlichen, vielleicht gefahrvollen Versuche, persönlich den König um Verzeihung zu bitten. Dieses Projekt ward jedoch durch die Ankunft des Herrn von Peyronnet vereitelt, der durch einige Worte sein Staunen über die Unentschiedenheit ausdrückte. Dieser Umstand bewog die Herren von Sémonville und Argout, sich unverzüglich nach St. Cloud zu begeben. Sie begleitete der General Alex. von Girardin, der in dieser schwierigen Lage mit allem Eifer und aller Einsicht diente. Die Minister schickten sich an, ihnen bald zu folgen. Bei ihrer Abreise nöthigten sie dem Herzog von Ragusa noch die förmliche Versicherung ab, daß seine gegenwärtige Stellung unangreifbar sey, und daß er, falls es seyn müßte, sich noch vierzehn Tage gegen die ganze Bevölkerung von Paris halten könnte.

Obwohl der Marschall den Truppen vorgeschrieben hatte, bis auf einen neuen Befehl jede Feindseligkeit zu vermeiden, so dauerte das Feuer immer noch fort. Der Angriff gegen die Stellungen des Louvre nahm einen regelmäßigeren Charakter an; Tirailleurs griffen unaufhörlich die Schweizer an, welche die Terrasse und die Kolonnade besetzt hielten. Einige Kanonenschüsse würden hingereicht haben, um die Zugänge zu dieser Stellung frei zu erhalten; aber der Marschall weigerte sich hartnäckig, zum Feuern zu autorisiren. Solche unzeitige Schwäche stand in grellem Widerspruche mit der Energie der Insurrection, hatte einen zu deutlichen Antheil an der Katastrophe, die nun hervortritt.

Die Herren Petit und Hutteau von Origny, Maire's von Paris, hatten sich in Begleitung mehrerer Mitglieder des Stadt-Rathes auf die Einladung des Marschalls nach den Tuilerieen begeben. Der Herzog von Ragusa überredete sie, das Volk zur Suspension des Feuerns aufzufordern und die Antwort von St. Cloud zu erwarten. Er bevollmächtigte sie zu der Ankündigung, daß er um die Zurücknahme der Ordonnanzen gebeten hätte, und daß er hoffte, sie zu erhalten. Diese Parlamentaire vollzogen ihre Mission mit Eifer und Erfolg. Unter den Truppen und den Insurgenten zeigte sich selbst eine Art Annäherung; man rief von beiden Seiten: Es lebe der König, es lebe die Charte! Aber in demselben Augenblick hörte man vom Louvre her eine lebhafte Explosion; die Insurgenten ergriffen die Waffen, und jede Hoffnung der Unterhandlung war plötzlich verschwunden. Die Ursachen dieser verhängnißvollen Umwandlung waren folgende: Der Gouverneur der Invaliden, Herr von Latour-Maubourg, hatte den Marschall benachrichtigt, daß die Bevölkerung von Gros-Caillou in Masse aufgestanden wäre und auf die Militair-Schule losrückte, von wo sie die Communication mit St. Cloud durch die Brücke von Jena unterbrechen konnte. Andererseits waren zwei Linien-Regimenter auf dem Platze Vendôme den Aufforderungen des Herrn Eugène Laffitte, Bruder des Deputirten, und des Obersten Heymès gefolgt und zum Volke übergegangen. Die Offiziere hatten sich nach der Wohnung des Herrn Laffitte begeben, welche seit dem Bruche der Unterhandlungen mit dem Ministerium gewissermaßen das Hauptquartier der Insurgenten geworden war. Man fürchtete, daß dieses Beispiel von einem anderen Regimente, das in den Straßen Castiglione und Rivoli stand, nachgeahmt würde. Aber die Thätigkeit des Obersten Maussin, welcher das Regiment kommandirte, kam diesem Abfalle zuvor. Zu gleicher Zeit zog der Marschall aus dem Louvre ein Schweizer-Bataillon, um es in dem Garten der Tuilerieen aufzustellen. Nachher schickte er an Herrn von Salis den Befehl, sein Regiment zu konzentriren, um alle Truppen bei der Hand zu haben, falls ein Rückzug gemacht würde, den der Abfall zweier Linien-Regimenter erfordern könnte. In der Eile vergaß der Marschall, daß er noch andere Regimenter hätte, welche ihn mit größerer Leichtigkeit verstärken konnten. Vielleicht legte er auch weniger Gewicht auf die Bewegungen, indem er glaubte, daß die Feindseligkeiten zwischen dem Volke und den Truppen, welche durch die Amnestie suspendirt waren, nicht wieder anfangen würden. Wie dem auch sey, diese an sich schon unangenehme Unachtsamkeit bekam durch einen der gewöhnlichen Unfälle noch mehr Gewicht, die zu oft auf das Loos der Schlachten und der Reiche einen entscheidenden Einfluß ausgeübt haben. Mag nun Herr von Salis den mündlichen Befehl nicht

gehörig verstanden oder es für unmöglich gehalten haben, mit einem einzigen Bataillon fast ohne Munition sich im Louvre zu halten, er entblößte allmälig von Truppen die Galerieen und die Kolonnade dieses Palais und führte nach dem Carroussel und den Tuillerieen die Truppen, welchen ihre Vertheidigung anvertraut war. Wie man sagt, führte Herr von Salis nur auf wiederholte Vorstellungen dieses Manöver aus, das die Niederlage der Königlichen Sache entschied. Denn als die auf dem Platze der Kolonnade versammelten Pariser bemerkten, daß diese Stellung nicht mehr besetzt war, stürzten sie sich in die Gitter, drangen in das Louvre ein und verbreiteten sich in dem sogenannten Saale der großen Männer, wo einige verwundete Schweizer durch die Unmenschlichkeit der Sieger noch vollends den Rest erhielten. Man drang in die Gärten des Infanten, in das Museum für Skulptur und in das der Marine. Vergebens riefen die fliehenden Schweizer, daß die Feindseligkeiten eingestellt wären; man antwortete ihnen nur durch Flintenschüsse. Ein dreizehn- bis vierzehnjähriges Kind erstieg zuerst die Terrasse, pflanzte dort die dreifarbige Fahne auf und stieg mit vieler Geschicklichkeit hinunter, um das Feuer der Schweizer zu vermeiden. Ein anderes Kind, fast von demselben Alter, erstieg ein Gitter des Louvre inmitten eines Hagels von Kugeln.

(Fortsetzung folgt.)

England.

Der Engländer außer dem Hause.

(Nach dem Atlas.)

Der große Unterschied zwischen dem Charakter der Engländer und der Franzosen oder Belgier tritt erst in der freien Luft am deutlichsten hervor. Auf einem Theil des Kontinents leben die Leute gewissermaßen außerhalb ihrer Häuser, was ohne Zweifel dem Klima mit zugeschrieben werden muß; John Bull hingegen lebt mehr in seinen vier Pfählen, was freilich auch dem Klima, aber doch hauptsächlich dem kaufmännischen Wesen des Engländers beizumessen ist. Das Aeußere jener Kontinentalbewohner zeigt Heiterkeit und allgemeine Freundlichkeit, wie sie aus einem freien gemischten Verkehr entspringen, während eine mürrische Verdrießlichkeit, durch das Schweigen und den unthätigen Ernst des häuslichen Lebens genährt, die kalte Erscheinung des Engländers bezeichnet. Diese verschiedenen Charakter-Richtungen mögen jede an sich ganz naturgemäß seyn, doch ist der Vortheil gewiß allein auf der Seite der heiteren Lebens-Philosophie.

Auf dem Kontinente strebt fast die ganze Bevölkerung nach Genuß; um die Städte herum sind angenehme, schattige Spaziergänge angelegt, die Häuser werden größtentheils mit Balkonen und vielen Fenstern versehen; dort reiht sich beständig Vergnügen an Vergnügen, doch mit möglichst geringem Kostenaufwande, und die Absonderungssucht ist da so wenig Sitte oder Bedürfniß, daß selbst die höchsten Klassen ohne Ausnahme an den Volksfesten Theil nehmen. In England sind die grünen Alleen etwas Unbekanntes, es ist nicht anständig, sich außer dem Hause anders als im Wagen zu zeigen; ländliche Lustbarkeiten werden für die Feiertage aufgespart und sind nur fürs Volk, und unsere Häuser werden mit Fensterläden und Vorhängen, mit Decken und Tapeten wohl verwahrt. Herr Buckingham hat Session vor Session dem Parlamente eine Bill vorgelegt, in welcher er auf die Einrichtung einiger Spaziergänge in der Umgegend der Stadt antrug, aber dieser Vorschlag war dem Volksgeiste durchaus zuwider, und obgleich er seinen Antrag mit demselben Eifer und derselben Hartnäckigkeit wiederholte, wie Herr Bish seinen Rath, die Sitzungen des Parlaments zuweilen in Dublin zu halten, so konnte er dem Hause doch nie die geringste Theilnahme dafür abgewinnen; es giebt gewisse Dinge, bei welchen der Verstand der Engländer still steht, und Alles, was auf eine Milderung der strengen Unterschiede eines künstlichen Gesellschaftszustandes hinzielt, gehört zu dieser Kategorie. Vor einiger Zeit erlebten wir einmal eine Probe von der Art und Weise, wie sich der Engländer bei Unterhaltungen im Freien benimmt. In Beulah-Spaa, einem niedlichen Thale, das wie ein Vogelnest zwischen den Miniatur-Hügeln von Norwood liegt, war unter hoher Leitung ein Konzert zu einem wohlthätigen Zwecke zu Stande gekommen, in welchem die Italiänischen Künstler und die Alpensänger mitwirken sollten. Als ich von einer der waldbewachsenen Höhen in die Vertiefung hinunter blickte, wo die Gesellschaft versammelt war, überraschte mich die angenehme Färbung der Scene; die Menge der Herbeigeeilten hauchte der Wald-Einsamkeit Leben ein, es herrschte gerade so viel Munterkeit, als nöthig war, um den Kontrast gegen die Ruhe der Natur hervorzuheben; das Summen und Geräusch der fashionablen Unterhaltung klang nach Heiterkeit und Frohsinn. Als wir aber hinunterstiegen und uns unter die Gesellschaft mischten, verschwand der ganze Zauber; es war nichts als eine Versammlung von einigen Hundert Menschen, die sich dem Orchester gegenüber zusammendrängten und seit einer Stunde auf die Ankunft der Grisi warteten; und wie hübsch wir uns auch in der Phantasie die ländliche Idylle ausgemalt hatten, so erblickten wir doch eigentlich nichts Anderes als das an einen ländlichen Ort hin versetzte Theater, mit seiner Hitze, seinem Gedränge, seinem Anstarren und seinem Lärm; Alles war nur hergekommen, um die Grisi zu hören; Wald und Wasser, Blumen und Gras, kurz die ganze Landschaft ward keines Blickes gewürdigt. Es sah aus, als fürchte sich die Gesellschaft völlig, daß sie am Ende doch noch in einen ländlichen Paroxysmus verfallen könne, und einige Wenige ausgenommen, die sich im schattigen Labyrinthe ergingen und in freier Bewegung sich glücklich zu fühlen schienen, waren alle so förmlich, so nackt und so gelangweilt, als es der stolzeste Aristokrat nur immer wünschen konnte.

Die Gegend von Beulah-Spaa eignet sich auch nicht recht zu einem fashionablen Feste; es giebt da eine Menge von Häuschen, in denen man Thee bereiten oder kalte Mahlzeiten verzehren kann, und es hat Alles das Ansehen von Vergnügen im Sinne des Volkes. Man muß jeden Augenblick gewärtig seyn, unter den Bäumen Leute gelagert zu finden, die große Körbe voll Schinken und Champagner bei sich haben und von deren nahem Freudengeschrei das Gehölz wiederhallt. So etwas verstößt nun sehr gegen das Englische Schicklichkeitsgefühl; in Frankreich sieht sich die Eigenliebe nie durch den Konflikt mit der lärmenden Lustigkeit des Volkes gekränkt, in England aber sind Berührungen dieser Art von sehr störendem Einfluß.

Die Erscheinung des Herzogs von Sussex bei dieser Gelegenheit war das wichtigste Ereigniß dieses Tages; an verschiedenen Punkten des Thales wurde der Prinz mit der National-Hymne begrüßt, und in der ganzen Versammlung that sich die wärmste Theilnahme für seine Person kund. In Bezug auf den Volksgesang aber machten wir diesmal und auch schon früher die Bemerkung, daß er im Publikum nicht mehr denselben Anklang wie sonst findet; das Volk zeigt nicht mehr die Begeisterung dafür wie in jenen Kriegszeiten, wo Siege und wichtige Eroberungen in uns einen wahrhaft fieberhaften Enthusiasmus erregten. Ein langer Friede kühlt die Vaterlandsliebe der Menge ab, und der Engländer verhält sich heutzutage bei solchen Gelegenheiten so ruhig, als wenn seine National-Gefühle ganz abgestumpft wären. Das Volk hat noch keinen rechten Anlaß, bei dem Namen der Königin Viktoria in Jubel auszubrechen; sie hat bis jetzt noch wenig oder gar nichts ad captandum gethan, sie hat noch kein fremdes Land besiegt, kein Schiff in die Luft gesprengt, es muß erst irgend eine große Begebenheit sich ihrem Namen anschließen, sonst bringt er keine Wirkung hervor. Es fehlt uns ein Anlaß zu Feuerwerken und Freudenfeuern, und so lange wir nicht etwas mit Enthusiasmus zu feiern haben, steht unsere Nationalität in Gefahr, ganz zu erkalten. Wir sind eine träge Race und können nur durch beständige Aufregung in Bewegung erhalten werden. Wir verstehen uns nicht auf Emeuten, wir müssen dazu verleitet und erst in Leidenschaft versetzt werden, wir müssen Krieg und Auflagen bekommen, wenn unsere alte Kraft sich wieder in uns regen soll. Und auch hierin sind wir ganz verschieden von jenen Völkern des Kontinents, die sich selbst aufzureizen wissen, wenn es gleich an einem äußeren Anlaß dazu fehlt.

Mannigfaltiges.

— **Englisches Urtheil über die Deutsche Vierteljahrschrift.** Das Erscheinen einer Art von Quarterly- oder Edinburgh-Review in Deutschland — und eine solche soll doch die seit dem Anfange des vorigen Jahres bei Cotta herauskommende „Deutsche Vierteljahrschrift" seyn — mußte natürlich auch in England Aufmerksamkeit erregen. Ein Artikel über das „German Quarterly Periodical", welcher sich im Septemberhefte der Foreign Monthly Review befindet, äußert sich über jenes Unternehmen folgendermaßen: „Wiewohl diese Zeitschrift den Begriffen, die wir mit einer solchen Publication verbinden, nicht entspricht, so muß sie doch als ein wichtiger Abschnitt in der neueren Literaturgeschichte Deutschlands angesehen werden. Die Zusammensetzung des Inhalts hat keinesweges nach einer gewissen Regelmäßigkeit stattgefunden; statt sich auf die Betrachtung von Werken zu beschränken, die kürzlich erschienen sind, oder auf die Erörterung von Fragen, die ein momentanes Interesse haben — Fragen, deren größerer Theil allerdings durch den Mangel an Freiheit der Besprechung politischer Gegenstände ausgeschlossen bleiben muß — bringt sie uns eine Reihefolge von geographischen, historischen, medizinischen, kritischen und anderen Versuchen über ältere und neuere Materien. Einige dieser Versuche sind freilich höchst interessant und ausgezeichnet sowohl durch den Styl als durch den darin entwickelten Geist; andere jedoch erscheinen uns als das gerade Gegentheil und hier durchaus nicht am rechten Orte, schon wegen ihrer furchtbaren Länge, da sie oft mehr als 70 enggedruckte Seiten einnehmen. Was wir, als Ausländer, gegen dieses System hauptsächlich einzuwenden haben, ist, daß es uns keinen Einblick in dasjenige gewährt, was gegenwärtig in der intelligenten Welt Deutschlands vorgeht, einen Einblick, den wir natürlich zu allererst von einem Werke erwarteten, das einen solchen Titel trägt. Mit Ausnahme einer in der ersten Nummer befindlichen (sehr animosen) Musterung der Schriften Heine's, ist in dem ganzen Jahrgange kaum eine Hinweisung auf Deutsche Geisteswerke, gleich viel, welcher Art." — Der Englische Berichterstatter geht sodann den Inhalt der hauptsächlichsten Artikel durch und verweilt besonders bei dem erschöpfenden Aufsatze Alexander's von Humboldt „über die Schwankungen der Gold-Production", von welchem er seinen Lesern einen ziemlich übersichtlichen Auszug giebt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 112. Berlin, Mittwoch den 18. September 1839.

England.

Die Moralität des Magens.

Nach reiflicher Beobachtung der menschlichen Natur (und es sind jetzt, ach! an 20 oder 25 Jahre, daß wir das Publikum mit Humor versorgen) haben wir gefunden, daß der größte Fehler und zugleich das größte Unglück des Geschlechts „halb Thier, halb Engel" darin besteht, daß es nie weiß, auf welcher Seite sein Brod mit Butter bestrichen ist. Ich weiß, Viele werden diesen Satz für ein Paradoxon ansehen, doch alle solche Opponenten bitten wir, zu bedenken, daß die meisten Wahrheiten denen, die's nicht besser wissen, paradox klingen, und daß die Dinge im Allgemeinen sich nicht darauf einlassen können, sich dem Verstand oder Unverstand der unwissenden Menge anzubequemen. Nicht, daß wir so weit gehen wollen, wie der Französische Philosoph, der etwas wer weiß wie Abgeschmacktes gesagt zu haben glaubte, sobald das große Publikum ihm Beifall zollte; bei Leibe nicht: der gemeine Menschenverstand ist nicht allemal gemeiner Unverstand, so oft er's auch seyn mag. Man glaube also ja nicht, daß wir unsere guten Freunde, die Leser, einschüchtern oder ihnen den Wink geben wollten, sie möchten sich in Zukunft enthalten, ihre Urtheilskraft zu üben, als sey dies eine Sache, die über ihren Horizont hinausliegt. Im Gegentheil, wir glauben, die meisten Irrthümer der Leute haben ihre Quelle in einer falschen Schaam, in einer übel angebrachten Bescheidenheit, die sie verleitet, mit einer fremden Autorität fürlieb zu nehmen, wo sie durch redliches Forschen und Nachdenken zu einer eigenen Meinung gelangen könnten. Von einem Zeitungs-Artikel, einer Theater-Kritik, einem Paragraphen in einer Revüe läßt sich die halbe Stadt beschwatzen: vegetabilische Pillen zu nehmen, einem schlechten Schauspieler zu applaudiren, eine widersinnige Philosophie anzunehmen oder einen falschen Glauben zu verspotten, während ein ruhiges Nachdenken von einer halben Stunde den Leuten zeigen würde, daß sie über die in Rede stehenden Punkte wenigstens eben so gut zu urtheilen vermögen, als diejenigen, deren Interesse es ist, sie irre zu führen. Wir bitten also nur unsere Leser, daß sie uns nicht davonlaufen, weil wir nicht das Glück haben, mit einem halben Dutzend jener „Belehrer der öffentlichen Meinung" übereinzustimmen, und daß sie sich die Mühe nehmen, uns geduldig durch die Argumente zu folgen, die wir zur Unterstützung unserer Ansicht anzuführen haben.

Wir treffen wohl hier und da Einen, der wirklich sein eigenes Interesse versteht, oder, wie er selbst sich ausdrücken würde, in ein paar Dingen Erfahrung hat; aber daraus folgt noch nicht, daß die Menschen im Allgemeinen sich in dieser glücklichen Lage befinden. Wir brauchen nur auf die große Majorität derjenigen hinzublicken, die nicht einmal etwas haben, womit sie ihr Brod bestreichen sollen, und dadurch am besten ihre Unzulänglichkeit in diesem besonderen Zweige ihrer Erziehung darthun.

Wozu wir hier mit einem so vielseitigen, allgemeinen Satz auftreten? Keinesweges, um mit der Selbstliebe irgend eines Einzelnen einen Hader anzufangen; wir wollen nicht sagen, daß A., B. und C. nicht wissen, auf welcher Seite ihr Brod belegt ist: das überlassen wir ihrem eigenen Gewissen und Selbstgefühl, und wenn irgend ein halbes Dutzend jener alphabetischen Personen sich im beneidenswerthen Besitz jener Kenntniß glauben, so mögen sie sich ungestört desselben freuen und dafür dankbar seyn. Wir stellten die allgemeine Bemerkung auf, wie die meisten allgemeinen Bemerkungen von Journalisten aufgestellt werden, um daran einen besonderen Fall anzuknüpfen; denn es ist eine Regel, die es mit allen aristotelischen aufnimmt, ja nicht mit Besonderheiten anzufangen, was immer für das Zeichen einer armseligen Phantasie gilt. Dazu kommt, daß das Publikum so viel Vertrauen und Respekt für Allgemeinheiten hat. Eine Besonderheit kann man ganz zufällig, auf der Straße gefunden haben, während ein allgemeiner Satz schließen läßt, daß der, welcher ihn aufstellt, weiß, womit er's zu thun hat. Bei einem allgemeinen Satz fällt man nicht mit der Thür ins Haus: er gleicht dem Exordium des Redners, das ihn und seine Sache den Zuhörern empfiehlt und für weitere Operationen Bahn bricht. Doch genug davon — wir haben unser Ziel erreicht, wir haben einen anständigen Portikus als Eingang zu dem Hauptstock unserer Abhandlung aufgerichtet und können nun ohne Weiteres zu den Spezialitäten übergehen, um derenwillen wir so weit ausgeholt haben.

Unter den Zeichen der vorherrschenden Unwissenheit in Betreff der geologischen Einrichtung unseres Butterbrods ist keines auffallender, als der üble Ruf, in welchen die Halbgelehrten einen der achtbarsten Theile unseres Organismus gebracht haben, das Verdauungs-Organ, und die daraus hervorgehende allgemeine Vernachlässigung so vieler schätzbaren Belehrung, die wir aus demselben für tausend Fälle schöpfen können. Eine der vielen üblen Folgen dieser Unwissenheit ist die weite Verbreitung einer unverzeihlichen Undankbarkeit. Unter hundert, ja unter tausend werden wir kaum einen Menschen finden, der ehrlich genug ist, die vielen Genüsse anzuerkennen, die er lediglich dem Magen verdankt; ja, wir möchten sagen, daß die Welt, je mehr sie diesen Genüssen nachgeht, desto hartnäckiger leugnet, daß sie überhaupt daran denkt. Wie viele Subskribenten auf öffentliche Wohlthätigkeits-Stiftungen verbergen es sogar sich selbst, daß das Diner die Angel ist, an der ihre Subscriptionen hängen! Wie viele improvisirende Prediger donnern gegen fleischliche Lüste, ohne sich bewußt zu seyn, daß ihr Geist in demselben Augenblick von dem heiligen Werk, mit dem sie beschäftigt sind, zu dem Spanferkel abschweift, das eben zu Hause gebraten wird! Wie viele Pietisten giebt es, welche die Martern, die sie ihrem Fleisch anthun, für das größte Opfer halten, das sie bringen können und dadurch am besten zeigen, wie lieb sie das Fleisch haben. Wie viele gelehrte Richter und hochherzige Staatsmänner, die mit Unwillen den Vorwurf zurückweisen, daß sie sich in ihrem öffentlichen Leben von irgend etwas Anderem, als den erhabensten Motiven, leiten lassen, würden die Justiz auf sich beruhen und den Staat sich selbst verwalten lassen, wenn das vierteljährliche Gehalt nicht wäre, das den Verdauungsprozeß unterhält. Wir sind weit entfernt, ihnen daraus einen Vorwurf zu machen: Tout pour la tripe mag ein nicht sehr erhabener Impuls zu großen Thaten seyn, aber es ist ein ehrlicher, und wir sind fest überzeugt, daß das Publikum in allen Zweigen des öffentlichen Dienstes — vom Premier-Minister bis zum Buttermann, von einer Encyklopädie bis zu einem Pfennig-Magazin — schlecht bedient wäre, wenn es Alles umsonst bekäme. Was uns also ärgert, ist nicht die Wahrheit jener Thatsache, sondern die verabscheuungswerthe Heuchelei, sie leugnen zu wollen; denn wir glauben, daß ein Mann, der verächtlich auf seinen eigenen Magen herabsieht, entweder ein geborener Pinsel oder ein abgefeimter Schurke und ein schamloser Prahlhans ist.

Es ist eine Grundwahrheit der Naturwissenschaft, daß die ganze organische Welt in besonderer Beziehung zum Magen steht. Cuvier und die anderen vergleichenden Anatomen haben überzeugend dargethan, daß ein aus Membranen bestehender Verdauungssack die einfachste Urform alles thierischen Lebens ist, und daß, so komplizirt auch der Organismus wird, der Magen immer der Kern bleibt, um den Kopf, Herz, Beine, Flügel und Schwänze so gelagert sind, daß dabei fast ausschließliche Rücksicht auf die besonderen Interessen dieses Theils genommen ist. Während also ein Magen sehr gut für sich allein fortkommen kann, unabhängig von Allem, was wir sonst als zum Thier gehörig zu betrachten gewöhnt sind, kann kein Thier fünf Minuten lang ohne Magen bestehen. Der Magen ist wirklich die causa causans der endlosen Verschiedenheiten des thierischen Lebens, und Verdauung ist der eigentliche Endzweck alles thierischen Daseyns. Der Mensch selbst, dieser Gegenstand fortwährender Selbstbewunderung, so edel an Vernunft, so unendlich an Fähigkeiten, in Gestalt und Bewegung so ausdrucksvoll und bewundernswürdig, im Handeln so engelgleich, ist nur eine ausgebildetere Thierpflanze, ein veredelter Magen, eine geistigere Maschine für die Assimilirung und Verarbeitung von Nahrungsstoffen. Essen und gegessen werden, ist das gemeinschaftliche Loos aller lebenden Wesen, und wenn der Mensch wirklich der Herr der Schöpfung ist, so ist er es auch darum, weil er das Recht und die Fähigkeit hat, Alles zu essen.

Mit gutem Grund hat Aretäus, der mit Hippokrates das Zwillingsgestirn der Griechischen Medizin bildet, in sehr schönem und verständlichem Griechisch erklärt, daß der Magen der Generalissimus unserer Freuden und Leiden sey, denn es kann ihm nichts Gutes oder Schlimmes begegnen, ohne daß die übrigen Organe wohl oder übel davon affizirt werden. Darum glauben wir, daß

noch immer genug zu reden. Daher ist die Archäologie mit das angebauteste Feld der Wissenschaft. Aber wenn man die Arbeiten dortiger Gelehrten mit denen Frankreichs und Deutschlands vergleicht, so kann man wiederum nur sagen: der Zustand der Neapolitanischen Wissenschaftlichkeit ist ein trauriger. Wer wollte sich darüber wundern! Die dortige Politik, welche für Handel, Industrie und jede Entwickelung der Nationalthätigkeit das Heil in Hemmungen und Erschwerungen des Verkehrs nach außen so wie im Lande selbst sucht, hat dieselben Maximen in sehr geschärfter Ausübung auf die geistigen Gebiete übertragen und meint die Ruhe und Wohlfahrt des Staates nicht anders wahren zu können, als durch hartnäckige Abschließung gegen die Literatur des Auslandes. Auswärtige Zeitschriften sind durch die ungeheure Auflage so gut wie verboten. Aber selbst Bücher jeder Art werden fern gehalten. Der Einfuhrzoll ist erstaunlich hoch, und die Quälereien beim Untersuchen derselben auf den Doganen sind so widerwärtig, daß die Meisten lieber auf die Anschaffung fremder Bücher verzichten. Ich verweise hierüber auf die Schrift eines Neapolitaners, damit man nicht die Einseitigkeit und Befangenheit, welche dem Urtheil eines Fremden leicht anhaften können, in diesen Bemerkungen vermuthen möge. Carlo Mela in seiner Schrift: Degli odierni afflicj della tipografia e de' libri. Fibreno 1834, sagt: „Vor 1822 waren die jenseit des Garigliano erschienenen Bücher mit einem Dazio von 2 Carol. (6 ggr.) auf 100 Duc. ihres Preises belastet. Unter dem Vorwande, die Unsicherheit der Werthbeurtheilung fremder Bücher und die häufigen Beschwerden und Streitigkeiten über diesen Punkt zu beseitigen, verordnete ein Dekret von 1822, daß jeder Band in 8vo oder kleinerem Format 3 Carol., jeder Quartband 6 Carol., jeder Folio-Band 9 Carol. Einfuhrzoll bezahlen sollte. Der wahre und in dem Dekret verschwiegene Grund ist wohl in dem Wunsch zu suchen, die typographische Thätigkeit im Lande selbst durch die Erschwerung der Einfuhr fremder Drucke zu befördern." — Eine solche Maßregel bedarf doch wohl keiner Kritik. Der Mittheilung aller der kräftigen Einwendungen, welche Herr Mela gegen dieselbe vorbringt, können wir uns füglich überheben.

Die offiziellen „Annalen des Reiches beider Sicilien" machen eine Anzeige von dem Melaschen Buche, und der Referent lobt die guten Absichten des Verfassers, indem er hinzufügt, „daß diese Publication weniger ihren Urheber als die Regierung des besten Fürsten ehre, welcher, alle Zeit auf das Wohl seines Volkes bedacht, nicht verachte, bescheiden vorgebrachte Beschwerden und ehrfurchtsvolle Meinungen seiner Unterthanen anzuhören." Diese seltsame Deprecation entwickelt beredter als jede ausführliche Darlegung der Verhältnisse die unglückliche Lage der Neapolitanischen Literatur. Kein Wunder, daß man sich in seiner Selbstgenügsamkeit mit den vorhandenen Leistungen aufs lächerlichste bläht. Ein Aufsatz über die jüngsten Erscheinungen der Literatur, Kunst und sonstiger Civilisation resumirt in folgenden Worten seine armseligen Aufzählungen: „Wir haben hier versucht, die schnellen Fortschritte der Wissenschaften, der schönen Künste und aller Elemente des socialen Lebens diesseits des Faro vor Augen zu stellen. Die Civilisation hat so große Förderungen erfahren, indem mit dem Wachsthum der Studien auch die Industrie, die Lust zur Arbeit, die Privat-Tugend, ohne welche es keine öffentliche giebt, an Blüthe zunehmen. Die Bande des socialen Lebens, welche die Völker freudig und glücklich machen, befestigten sich; die Vaterlandsliebe belebte sich in den kalten Herzen, sie, welche aus heiligen Gefühlen den Antrieb nimmt zur Liebe der Religion, des Königs, der Aeltern, der Kinder, der Sitten, der Einrichtungen, der Gesetze dieses Landes, in welchem die Asche unserer Vorfahren ruht, in welchem wir das erste Licht erblickt, in welchem Alles uns die Wohlthaten vorhält, die wir zu verdienen, die Pflichten, die wir zu erfüllen haben. Die Verbrecher haben sich an Zahl vermindert, in Folge der fortgeschrittenen Civilisation; und ihr haben darin kräftig beigestanden die väterlichen Behörden, jene, welche den Uebelthaten vorzubeugen eingesetzt ist, und jene, welcher die Gesetze das Amt übertragen, mit der Schärfe nnd Unpartheilichkeit der Strafen die Rotte der Missethäter zu zügeln. Glücklich ging das Jahr zu Ende, und glücklicher begann das neue. Am 16. Januar erreichte unsere Glückseligkeit ihren Gipfel, da Franz Maria Leopold, Herzog von Kalabrien, der Erstgeborene unseres erhabenen Monarchen und Maria Christina's von Savoyen, das Licht der Welt erblickte." Der Aufsatz ist nämlich 1835 geschrieben und steht ebenfalls in den vorerwähnten Annalen. Was soll man zu solchem Raisonnement sagen!

Die Annalen sind im Jahre 1833 begründet worden, und zwar als ein offizielles Journal auf Antrag des Ministers S. Angelo, welcher deswegen an den König sich folgendermaßen vernehmen läßt: „Sire! Das Stillschweigen der Bescheidenheit, obgleich an einer Regierung so löblich als an einem weisen und tugendhaften Privatmanne, wird tadelnswerth, wenn es allzu hartnäckig und ohne alle Ausnahme die inneren Angelegenheiten des Reichs wie Staatsgeheimnisse verhüllt. Denn die Bosheit wagt alsdann, die Waffen der Verleumdung und Treulosigkeit ungestraft führend, die seltsamsten Lügen auszustreuen und bezeichnet häufig die weisesten Fürsten als Thoren, die thätigsten als strafwürdig nachlässig .... Die Zeit fliegt, o Sire! und schon reißt sie mit sich fort die ersten Erinnerungen einer Regierung, welche bestimmt ist, die Unglücksfälle einer stürmischen Zeit vergessen zu machen, tiefe Wunden zu heilen und den künftigen Monarchen erhabene Vorbilder der Weisheit, der erstaunlichsten Mäßigung und der ausgezeichnetsten Klugheit zu geben .... Daher schlage ich Ew. Majestät die Publication eines periodischen Werkes vor, welches die Bestimmung haben soll, die Fasten Ihrer Regierung zu führen und in der freimüthigen Sprache der Wahrheit öffentlich bekannt zu machen u. s. w."

Das Journal liefert uns als Berichte über die Verwaltung der Provinzen Auszüge aus den bei Eröffnung der Provinzial-Räthe gehaltenen Reden der Intendanten, welche für das Ausland von geringem Werthe sind, weil sie nur unbedeutende und beschränkte Provinzial-Interessen oberflächlich berühren, und zwar in dem Sinne, daß dadurch die weise und wohlthätige Fürsorge der Verwaltung in das gehörige Licht trete. Ferner enthält es Schilderungen der öffentlichen Bauten, des Straßen-, Brücken-, Hafenbaues u. dgl., statistische Nachrichten über Hospitäler und andere öffentliche Anstalten, Nachrichten über Verbesserung der Gefängnisse, statistische Darstellungen und ausführlichere Beleuchtungen der Handels-Verhältnisse und einzelner Zweige der Industrie, und endlich Anzeigen und Beurtheilungen von neuen Büchern. Ungeachtet das Journal die Bestimmung hat, Annalen des gesammten Reiches zu liefern, wie auch sein Titel besagt, so ist doch über Sicilien beinahe gar nichts darin zu finden. 13.

Mannigfaltiges.

— Persische Reisebeschreibung von Europa. Montesquieu's Lettres Persannes, dieser Scherz eines geistvollen Mannes, der einigen reisenden Persern seine eigene Kritik Europäischer Zustände in den Mund legte, obwohl unzählige Mal mit gutem oder schlechtem Erfolge nachgeahmt, sind doch jetzt erst zur Wahrheit geworden. Vor einigen Wochen nämlich ist in London eine von einem Orientalen, Essaad Kayat, veranstaltete Englische Uebersetzung der Tagebücher erschienen, welche die drei Persischen Prinzen geführt, die vor zwei Jahren Europa besuchten und namentlich in London längere Zeit sich aufgehalten, um die Vermittelung der Britischen Regierung in ihren persönlichen Verhältnissen zu dem jetzt regierenden Schach zu erlangen.*) Früher bereits hatte Herr Baillie Fraser, der Englische Begleiter der drei Prinzen, eine Schilderung ihrer Erlebnisse in England herausgegeben; diese konnte natürlich von keinem solchen Interesse seyn, wie ihr eigenes Urtheil, die erste Reisebeschreibung, die ein Orientale neuerer Zeit, und obendrein von so hoher Stellung, über das moderne, industrielle und intelligente Europa herausgiebt. Daß das Buch echt und nicht etwa das Werk eines spekulativen Engländers sey, geht sowohl aus der Persönlichkeit des in London vielfach bekannten Uebersetzers Essaad, eines Syrischen Christen, hervor, welcher sich als Dolmetsch im Gefolge der drei Prinzen befand und wegen seiner Kenntnisse vieler Achtung genoß, als aus dem Inhalte des Buches selbst, dessen ganze Darstellungsweise, sowohl in seiner Naivetät, wie in seinen Uebertreibungen, den orientalischen Autor verräth. Das Werk zerfällt in folgende drei Abtheilungen: 1) Bericht über den Tod Feth-Ali Schachs und die Thronbesteigung Muhammed Schachs; 2) Tagebuch von der Reise nach England und von dem Aufenthalte daselbst; 3) Tagebuch der Rückreise, und zwar zu Lande über Wien, Konstantinopel und Bagdad. Von den drei Prinzen Risa Kuli Mirsa, Najaf Kuli Mirsa und Timur Mirsa, sämmtlich Söhnen von Firman Firman, einem Oheim des jetzt regierenden Schachs, hat sich namentlich Najaf Kuli Mirsa schon in England durch seinen Geist, so wie als Dichter in seiner Muttersprache, ausgezeichnet, und von ihm ist auch der größte Theil der gegenwärtigen Tagebücher geschrieben, doch hat er auch die Urtheile und Bemerkungen seiner Brüder sehr häufig in den Text mit aufgenommen. Bemerkenswerth ist besonders die Begeisterung, mit der die Prinzen von den Englischen Frauen sprechen, deren Schönheit sie nicht genug zu preisen wissen. Ja, Timur Mirsa hatte sich sogar, wie auch zur Zeit, als sie sich noch in London befanden, dort schon bekannt war, in eine vornehme schöne Engländerin ernstlich verliebt und wäre beinahe vor Liebesgram gestorben, als sich seine Geliebte mit einem Lord, dessen Braut sie bereits war, vermählte. Nur das Zureden seiner Brüder und der Gedanke, daß die Europäischen Frauen, ihres Leichtsinns halber, nicht werth seyen, von einem Perser geliebt zu werden, konnte ihn von seinem Gram wiederherstellen.

— Washington's Korrespondenz. In ähnlicher Weise, wie Friedrich von Raumer in Deutschland, wird Guizot in Frankreich eine Herausgabe der Lebensbeschreibung Washington's von Jared Sparks veranstalten. Die Briefe Washington's, wie sie in Nord-Amerika als historischer Begleiter zu diesem Werke gedruckt erschienen, bestehen bekanntlich aus zehn Bänden; von diesen ist dem Deutschen Werke eine große Auswahl einverleibt; das Französische wird seinerseits ebenfalls eine Auswahl bringen, und zwar vermuthlich eine zum Theil ganz andere, wie sich dies eben von den subjektiven Ansichten der beiden Herausgeber und von dem verschiedenen Interesse, welches Deutschland und Frankreich an einem solchen Werke nehmen, erwarten läßt.

*) Journal of a Residence in England and of journey etc., of Their Royal Highnesses Reeza Koolee Meerza etc. — 2 Bde. London, 1839.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 113. Berlin, Freitag den 20. September 1839.

Sandwichs-Inseln.

Die Sandwichs-Inseln.

Zweiter Artikel.*)

Die Zahl der Sandwichs-Inseln beläuft sich auf eilf, worunter fünf große, Hawaii oder Owaihi, Mauwi, Morakoi, Owahu und Tauai, drei kleine, Tamu-Rawe, Ranai und Niihau, und drei Felseneilande oder Klippen; sie liegen zwischen dem 19ten und 23sten Grad nördlicher Breite und zwischen dem 157sten und 159sten Grad östlicher Länge. Schon der bloße Anblick dieser Inseln deutet darauf hin, daß sie sich noch nicht seit langer Zeit auf der Erd-Oberfläche befinden; überall entdeckt man noch Spuren der vulkanischen Ausbrüche, durch welche sie hervorgebracht wurden, und mehrere Vorgebirge, auf denen man jetzt Dörfer sieht, sind erst seit Menschengedenken aus dem Ocean hervorgestiegen. Schritt vor Schritt kann man hier dem Gange der Schöpfung folgen; je höher man steigt, je deutlicher unterscheidet man die Abstufungen, welche die Lava durchmachen mußte, um sich zu zersetzen und fruchtbares Erdreich zu werden. Dicht am Meeres-Ufer ist sie fast überall noch so, wie der Vulkan sie ausgespieen hat; doch haben in einigen Uferthälern von Owahu natürliche und künstliche Einwirkungen die Oberfläche der Lava zersetzt, so daß einige Pflanzen mit kurzen Wurzeln darauf gedeihen; kräftige Bäume kann dieser Boden noch nicht ernähren, denn sobald die Wurzeln auf die Lava stoßen, welkt die Pflanze und stirbt ab; bei unserem Ausflug nach dem Pari hatte ich schon bemerkt, daß alle Bäume, die eine Höhe von zehn oder zwölf Fuß erreicht, abgestorben seyen, während das Gesträuch unter denselben so dicht verwachsen war, daß man nicht durchzudringen vermochte.

Die Insel Owahu wird mit Recht der Garten der Sandwichs-Inseln genannt, weil sie durch die zahlreichen Gewässer, welche sie durchströmen, außerordentliche Fruchtbarkeit erhält; das Zuckerrohr erreicht hier eine erstaunliche Höhe; an den Küsten gedeihen Kaffee und Baumwolle in ganz vorzüglicher Qualität; der Indigo wächst hier fast wild, die hohen Berge liefern das köstliche Sandelholz, auch gedeihen hier alle mehlige Gewächse, wie Kartoffeln und Taro, ganz vorzüglich. Die Hitze auf den Sandwichs-Inseln wechselt zwischen 15¼ und 29 Grad Reaumur; das Klima ist sehr gesund und frei von allen ansteckenden Krankheiten; im Februar, März, August und September fallen häufige Regengüsse auf der Küste, und in den Bergen regnet es dann fast immer, denn ihre Gipfel sind beständig von Wolken umlagert. Die Eingebornen wissen das Wasser der Bergströme sehr geschickt zu benutzen; schon die ersten Entdecker der Inseln bewunderten ihre sinnreiche Bewässerungsweise. Der Taro, welcher das Hauptnahrungsmittel der Einwohner ausmacht, muß zu gewissen Zeiten mit den Wurzeln unter Wasser stehen; jeder Besitzer einer Taro-Anpflanzung theilt sein Feld in mehrere Flächen ein, die der Abschüssigkeit des Bodens wegen immer eine tiefer als die andere liegen und durch zwei Fuß hohe mit Rasen bepflanzte Erdwälle von einander getrennt werden. Durch Gräben wird das Wasser in das obere Viertel geleitet, bleibt hier die nöthige Zeit, fließt dann in das folgende und so weiter; jede Abtheilung dient der Familie für eine bestimmte Zeit zur Nahrung, und die Viertel sind immer so berechnet, daß, wenn eines ausgebeutet worden, das folgende wieder zum Verbrauch gereift ist. Die Aerndte fällt im Ganzen immer reichlich aus und mißräth nie, weil die Sandwichs-Inseln eine solche Lage auf dem Erdball haben, daß nie längere Zeit anhaltende Trockenheit auf denselben stattfinden kann; auch sind die Feldfrüchte vor den Zerstörungen der Ratten und anderer schädlichen Thiere gesichert, weil die Civilisation sie mit diesen Geschenken bis jetzt verschont hat; die Muskito's, die Vielfüße und die Skorpionen sind indeß schon eingeschleppt worden; vor 1822 kannte man keines dieser Thiere auf den Sandwichs-Inseln. Auf diesem noch so neuen Boden haben sich bis jetzt die Raçen der Hausthiere nicht sehr vervielfältigen können; Cook fand hier nur eine geringe Zahl von vierfüßigen Thieren, sehr wenige Insekten und nur einige Vögel vor, und noch heutzutage giebt es ungefähr erst 10 bis 12 verschiedene Arten derselben. Lange Zeit hindurch war also die Bevölkerung genöthigt, nur von Früchten und Fischen und von dem Fleische des Hundes zu leben, des einzigen vierfüßigen Thieres, welches man hier antraf, und das ausschließlich für die Häuptlinge aufbewahrt wurde, die es nur bei großen Festlichkeiten verzehrten.

Man ist über die Art, wie sich die Sandwichs-Inseln und die anderen Inseln des Stillen Meeres bevölkert haben, sehr verschiedener Meinung. Mir scheint die Annahme der Europäischen Bewohner der Sandwichs-Inseln, die zwar keine gelehrte, aber doch aufmerksame Beobachter sind, am einleuchtendsten; sie glauben nämlich, daß die Bevölkerung aller Inseln dieses Oceans von hierher verschlagenen Malayen abstamme, weil zwischen dem Typus der Gesichtsbildung beider Nationen die größte Aehnlichkeit herrscht und in der Sprache der Eingebornen gegen 200 Malayische Wörter vorkommen, wie mir der Konsul der Vereinigten Staaten zu Honolulu versicherte. Die Bewohner der Sandwichs-Inseln haben eine kupferfarbene Haut; die Männer sind fast allgemein groß und wohlgebildet, ihre Haare schwarz, lang und nur selten gekräuselt; die Frauen sind viel kleiner und bei weitem nicht so schön wie die Männer, doch ziemlich anmuthig. Gewöhnlich tragen die Männer keinen Bart, und man sieht unter ihnen auch blondhaarige, was entweder von einer künstlichen Färbung mit Kalk, die sie häufig anwenden, oder von der Vermischung der Raçen herrührt. Wie bei allen wilden Völkern, sah ich auch hier nur wenig Verkrüppelte und bewunderte oft die schönen kleinen Füße und die herrlichen Zähne der Eingebornen; bei vielen jedoch bemerkte ich, daß ihnen einige Vorderzähne fehlten, welche sie, dem alten Gebrauche gemäß, beim Tode der Aeltern, des Häuptlings, oder eines Freundes und Verwandten ausgerissen hatten. Von Charakter sind sie sanft, schüchtern, heiter, schlau und beobachtend und scheinen sehr gern zu lachen. Uebrigens muß mit ihnen eine sehr günstige Veränderung vorgegangen seyn, denn Cook schildert sie als sehr geschickte Diebe und spricht viel von der großen und doch meist vergeblichen Vorsicht, die er anwenden mußte, um stehlbare Gegenstände zu sichern; wir hingegen hatten uns über keinen Diebstahl zu beklagen, und man brachte uns sogar verlorene Gegenstände wieder zurück. (Fortsetzung folgt.)

*) S. Nr. 96 des Magazins.

Frankreich.

Der 27., 28. und 29. Juli 1830 in Paris.

(Schluß.)

Die Herren von Sémonville und von Argout übernahmen die Verpflichtung, die eben gefaßten Beschlüsse augenblicklich den Häuptern der liberalen Partei mitzutheilen. Vor ihrer Abreise begaben sich Beide mit Herrn von Vitrolles zum Könige, um seine letzten Instructionen zu empfangen. Die Haltung dieses Fürsten hatte all' ihren Ernst verloren; sie drückte eine edle und majestätische Entsagung aus. „Aus allem diesem“, sagte der Monarch, „kann für Frankreich nichts Nützliches hervorgehen.“ Indem er Herrn von Sémonville gnädig entließ, entschlüpften ihm die leisen prophetischen Worte: „Gehen Sie, Sémonville, aber Sie werden zu spät kommen.“

Vor seiner Abreise nach Paris hatte der Groß-Referendar mit dem Fürsten Polignac eine kurze, aber lebhafte Unterhaltung, welche mehr als einmal einige Hofleute, die über die feindliche Mission des Groß-Referendar erbittert waren, zu beunruhigenden und selbst drohenden Stellungen aufzuregen schien. Der Fürst warf ihm vor, alles Unglück herbeigeführt zu haben, indem er sich hartnäckig geweigert habe, die Pairs-Kammer für die Annahme des Systems der Ordonnanzen zu gewinnen, als des einzigen, das der Aristokratie eine breite Basis gebe und die Zukunft der Repräsentativ-Institutionen sichern könnte. Die unparteiische Geschichte muß sagen, daß der Fürst Polignac in diesen kritischen Umständen eine lobenswerthe Biederkeit bewiesen hat. Nur auf seine persönlichen, dringenden Bitten war es Herrn von Sémonville gelungen, eine baldige Audienz beim Könige zu erhalten. Mit dem Versprechen, von ihren Erfolgen den König unverzüglich zu benachrichtigen, hatten sich die beiden Pairs in Begleitung des Herrn Vitrolles entfernt.

Der Herzog von Ragusa hatte endlich die verschiedenen Corps der Garnison vereinigt und führte sie aus Paris heraus. Auf den beiden Straßen, welche seine Truppen einschlugen, waren

die Einwohner der umliegenden Dörfer in Masse aufgestanden und machten ihm den Durchgang streitig. Einige mörderische Gefechte wurden geliefert; man mußte mehrere Male mit Kanonenschüßen die Aufläufe auseinandertreiben.

An der Barriere Etoile empfing der Marschall einen Brief vom Dauphin, welcher ihm mittheilte, daß der König ihm das allgemeine Kommando der Truppen der ersten Abtheilung übertragen. An diesen Brief schloß sich ein Tagesbefehl des Prinzen, welcher den Truppen unverzügliche Räumung der Hauptstadt vorschrieb, um sich nach St. Cloud zu begeben. Der Herzog von Ragusa setzte sich nach dieser Residenz augenblicklich in Marsch. Bei dem Dorfe Boulogne begegnete er dem Dauphin selbst, der, nachdem er an den Truppen rasch vorüber geritten war, ohne ihnen ein Wort zu sagen, hastig nach St. Cloud zurückkehrte. Wenige Augenblicke nachher kam der Marschall dort an. „Sire", sagte er zum Könige, „das ist eine verfehlte Campagne. Mit Bedauern muß ich Ew. Majestät anzeigen, daß ich Ihre Autorität in Paris nicht habe behaupten können. Den Schweizern hatte ich die Vertheidigung des Louvre aufgetragen, aber von panischem Schrecken ergriffen, haben sie diesen wichtigen Posten verlassen und mich selbst in die allgemeine Flucht hineingezogen; ich habe nur Ein Bataillon wieder sammeln können; eine Kugel, gegen mich gerichtet, hat zu meiner Seite das Pferd eines meiner Offiziere getroffen; ich bedaure, daß sie mir nicht den Kopf genommen hat; der Tod würde mir weniger schrecklich seyn, als das traurige Schauspiel, dessen ich eben Zeuge gewesen bin." Gütig antwortete der König. Bei dem Mangel an Lebensmitteln vertheilte man an das Gefolge des Marschalls Biscuits, Eingemachtes und andere Erfrischungen. Diese Aufnahme war der Strenge des militairischen Regime wenig angemessen und weckte in einigen Offizieren eine üble Laune. „Glauben Sie", fragte der Oberst Komierowski die dienstthuenden Leute, „daß wir vom Balle zurückkommen?" Mademoiselle schickte eine für sie eigentlich zubereitete Orangeade und ließ in rührender Anmuth sagen: „daß sie dem vielen Dank wissen würde, welcher aus ihrer rothen Tasse tränke." Der Herzog von Bordeaux ließ den von Anstrengung und Hunger erschöpften Soldaten das für ihn zubereitete Diner reichen. Die Königlichen Kinder ließen sich dabei in ihren jugendlichen Unterhaltungen nicht stören. In heitere Fictionen verwandelten sie die traurige Wirklichkeit, die alle Gemüther beschäftigte, und spielten wie Kinder mit den Ereignissen von Paris: als Grenadier der Garde repräsentirte der Herzog von Bordeaux die Königlichen Truppen, und seine Schwester, mit einem Colback auf dem Kopfe, machte einen insurgirten Pariser.

Die Militairschule von St. Cyr, welche aus ungefähr 350 Zöglingen bestand, kam an diesem Tage mit acht Artilleriestücken an. Der König und die Herzogin von Berry kamen ihnen herablassend entgegen. Diese jungen Militairs wurden vertheilt, ein Theil an die Brücke von Sèvres mit vier Kanonen, ein anderer in die Allee und in die Orangerie des Schlosses. In dem Park von St. Cloud konzentrirte sich die Armee, mit einer vorgeschobenen Kolonne, welche die Brücken von Sèvres und St. Cloud deckte.

Obwohl der König die Ordonnanzen zurückgenommen hatte, so verloren die Minister doch nicht alle Hoffnung, durch Gewalt der Waffen die Volksbewegung zu unterdrücken. In einer Konferenz, welche dem Conseil gefolgt war, hatte Einer von ihnen der Herzogin von Berry einen Operationsplan mitgetheilt, der, falls die Mission des Herzogs von Mortemart mißlänge, die revolutionaire Bewegung noch aufhalten könnte. Dieser Plan wollte alle Höhen der Hauptstadt mit Artillerie besetzen, der Seine und der Marne sich bemächtigen und die Telegraphen um Paris zerstören und hierauf nach Tours oder nach Blois die gesetzgebenden Kammern, das diplomatische Corps und die hohen Behörden des Staats berufen, um sich über die Mittel einer offenbaren Bekämpfung der Insurrection zu berathen. Der Dauphin billigte diesen Plan und theilte ihn unverzüglich dem Könige mit.

Bevor wir den Herren von Sémonville und Argout nach Paris folgen, wollen wir uns zu den Berathungen der liberalen Partei wenden, die noch gestern eine Beute der Entmuthigung zu werden fürchtete und heute ihre Hoffnung zu schwindelnder Höhe trieb.

Ein obskurer General, mit Namen Dubourg, war der erste Offizier höheren Ranges, welcher öffentlichen Antheil an der Insurrection nahm. Er hatte sich verkleidet und redete kraftvoll das Volk an, welches auf dem Börsenplatze versammelt war, versprach ihm, es nicht eher als im Tode zu verlassen, und zog einen großen Haufen Insurgenten mit sich nach dem Stadthause, unter dem steten Rufe: Es lebe die Charte! Es lebe die Freiheit! Seit Mitternacht war dieser Posten, wie man sich erinnern wird, durch die Truppen geräumt. Fast gleichzeitig nahm ihn der Oberst Zimmer in Besitz und leitete zuerst die Volksbewegung durch die Vertheilung von Detaschements auf verschiedenen Punkten. Diese ersten Anordnungen fanden in dem Eifer und in der Folgsamkeit der Zöglinge der polytechnischen Schule eine lebhafte Unterstützung. Während so im Stadthause sich ein Centrum militairischer Operationen bildete, dachte ein anderer Chef der Insurrection, Baude, daran, der Idee einer provisorischen Civil-Regierung Eingang zu verschaffen. Den Beamten der Präfektur schrieb er die Fortsetzung ihrer Arbeiten vor und seinem Gedanken suchte er Wahrscheinlichkeit zu geben, indem er im Namen jener vorgeblichen Regierung Beschlüsse und Proclamationen verfaßte, die er selbst kontrasignirte. Wenn leichtgläubige Patrioten von Zeit zu Zeit kamen, um sich mit ihren Mitgliedern zu besprechen, so sagten dazu abgerichtete Posten gravitätisch: „Man darf hier nicht gehen; die provisorische Regierung ist in Konferenz."

Zu derselben Zeit begab sich der General Lafayette zu Laffitte und theilte seinen Kollegen, die dieses Mal in großer Zahl versammelt waren, den Wunsch der Pariser mit, daß er den Befehl der Nationalgarde übernehme. Durch die Fortschritte der Volksbewegung ermuthigt, gaben die Deputirten einstimmig ihren Beifall. Der General Gérard übernahm die Leitung der aktiven Operationen, hielt auf den Boulevards eine Anrede an die Linien-Regimenter, die, trotz ihres Abfalls, noch einiges Gefühl der Treue zeigten, und begab sich nach dem Louvre, wo sein Hauptquartier war. Nachher rekognoszirte er die Militairposten um Paris. An die Truppen der Königlichen Garde und der Linie ward ein Manifest gerichtet, das sie ins provisorische Lager zu Vaugirard einlud. Den in Paris kasernirten Regimentern befahl der General Gérard, die weiße Kokarde einstweilen noch beizubehalten.

Gegen zwei Uhr setzte sich der General Lafayette mit großem Gefolge nach dem Stadthause in Bewegung. Auf seinem ganzen Wege erscholl ihm der übertriebenste Beifall. In der Straße aux Fers fiel auf ihn und seine Begleitung ein Regen von dreifarbigen Bändern. Der General nahm selbst eines als Kokarde; sein Beispiel wurde von Allen nachgeahmt. Bei dem Anblicke dieser Embleme schien der Wahnwitz des Volkes seinen höchsten Gipfel zu erreichen. Erst um drei Uhr langte Lafayette und seine Begleitung im Stadthause an; eine unermeßliche Menschenmenge in den Straßen hatte ihn so lange aufgehalten. Als Freudezeichen hörte man zahlreiche Schüsse. Einige Personen wollten dem General den Weg durch die Säle dieses ungeheuren Gebäudes zeigen: „Lassen Sie", sagte der Held von 1789, „ich kenne den Weg besser, als Sie." An die Stelle der schwarzen Fahne, welche der General Dubourg aufgesteckt hatte, ließ er die dreifarbige Fahne pflanzen. Aus dem großen Saale verschwanden die Lilien-Tapeten und die Büsten der zwei letzten Könige.

Durch Wahl hatten die bei Laffitte versammelten Deputirten eine Munizipal-Kommission ernannt, welche aus den Herren C. Périer, Laffitte, von Schonen, Audry von Puiraveau und dem Grafen Lobau bestand, um für die Bedürfnisse des Moments zu sorgen. Mit sehr ausgedehnten Vollmachten versehen, konnte diese Kommission die Bürger sich zugesellen, welche sie für brauchbar hielt. Sie benutzte augenblicklich dieses Recht zu Gunsten des Herrn Mauguin, und mit Ausnahme Laffitte's begaben sich Alle nach dem Stadthause und riefen: Es lebe die Freiheit! Nieder mit den Bourbons! Sie bezeichneten Herrn Baude und Mérilhou als Secretaire und konstituirten sich inmitten einer unermeßlichen Unordnung. Der Grève-Platz war noch mit Leichnamen bedeckt; hier floß noch das Blut. Die erste Sorge der Kommission war, für einige höhere Aemter der Regierung und der Hauptstadt zu sorgen. Mit dem Departement der Finanzen wurde der Baron Louis betraut; die Präfektur der Seine übergab man dem Herrn Delaborde und die Leitung der Posten dem Herrn Chardel. Alle Couriere gingen in der Nacht, und sie, wie die öffentlichen Wagen, trugen in die Departements die Sinnbilder der siegreichen Revolution. Der provisorische Präfekt der Polizei, Bavoux, fand in der Kasse dieser Verwaltung eine Million. Tausend Thaler wurden an die Zöglinge der polytechnischen Schule vertheilt. Der Sohn des Generals Lafayette vertheilte dieselbe Summe unter die Arbeiter, welche bei den Barrikaden beschäftigt waren. Zu den Munizipal-Functionen rief man nach der Prophezeiung Odilon-Barrots die Bürger, welche bei den letzten Wahlen das Amt eines Wahlzeugen versehen hatten.

In jedem Arrondissement wurden Kommissionen ernannt, um die National-Garde zu bilden und zur Unterstützung der Verwundeten Unterschriften einzusammeln. Mehrere Bürger, und unter ihnen Laffitte, brachten bei dieser Gelegenheit bedeutende Opfer.

Es war acht und ein halb Uhr, als die Herren Sémonville, Argout und Vitrolles auf der Treppe des Stadthauses ankamen. Trotz des Eifers, mit welchem sie überall auf ihrem Wege den Fall des Ministeriums und die Zurücknahme der Ordonnanzen proklamirt, hatten sie ihre Reise doch nicht ohne Gefahr vollbracht. Einige Flintenschüsse hatten den Ruf: „Es lebe die Charte! Es lebe die Republik!" begleitet. Alle Drei wurden ohne Schwierigkeit in den Saal geführt, in welchem die Munizipal-Kommission saß. Dieser Konferenz wohnte Benjamin Constant bei, der, trotz seiner heftigen Opposition, sich vorsichtig von den letzten Debatten fern gehalten hatte. Anfangs erregte die Gegenwart des Herrn von Vitrolles ein großes Staunen und Mißtrauen unter den Mitgliedern der Kommission. Herr von Sémonville bemerkte dies und unterdrückte es durch einige geistreiche Bemerkungen über die versöhnenden Absichten, die ihnen Allen gemeinschaftlich wären. Ueber den Gegenstand ihres Wunsches befragt, antwortete er: „Wir bringen den Frieden; der König willigt ein, die Ordonnanzen zu widerrufen und sein Ministerium zu verändern; der Grund, welcher die Kollision zwischen dem Throne und dem Volke hervorgerufen hatte, besteht nicht mehr, die Kollision muß also selbst aufhören." Diese einfache, aber geschickte Anrede wurde stillschweigend angehört, ohne Widerspruch, aber auch ohne Sympathie. Mit einer gewissen Heftigkeit beklagte sich Herr von Schonen allein über die feindselige und unmenschliche Verwendung der Truppen während dieser zwei Tage; Casimir Périer machte ohne böswillige Absicht einige Vorwürfe über den Mangel an geschriebenen Vollmachten der drei Parlamentaire. Der General Lafayette, welchen die Kommission hatte holen lassen, erinnerte Sémonville daran, daß sie Beide beim

Beginn der Französischen Revolution ebenfalls auf dem Stadthause eine ähnliche Mission vollbracht hätten. „Ist es nicht grausam, General", fügte der versöhnende Pair hinzu, „nach so vielen Jahren wiederum unsere Anstrengungen vereinigen zu müssen, um die Stürme des Bürgerkrieges zu beschwören?" Ohne eine Einwendung hörte Lafayette die der Kommission eben gemachte Mittheilung an und fragte Herrn von Sémonville, als dieser von den Kommissarien Abschied nahm, ob die Erwerbung der dreifarbigen Fahne nicht wenigstens die Frucht des Volkssieges von Paris seyn würde? Herr von Sémonville antwortete, daß von diesem Gegenstand zu St. Cloud keine Rede gewesen sey. Der Groß-Referendar begab sich nach dem Schlosse Luxembourg, Herr von Argout allein zu Laffitte, unter dessen Vorsitz sich mehrere Deputirten und einige Häupter der liberalen Partei versammelt hatten.

Herr von Argout theilte dieser Versammlung die Entschlüsse mit, welche des Morgens zu St. Cloud gefaßt waren. Die Majorität schien allgemein geneigt, die Bedingungen des Thrones anzunehmen. Man fürchtete, daß Paris, nach wenigen Tagen durch eine zahlreiche Armee angegriffen, sich dann härteren Bedingungen unterwerfen müßte. Die Gemüther, fügte man hinzu, schienen für die immer schwierige und gefahrvolle Krisis einer Veränderung der Dynastie wenig vorbereitet. Lebhaft wurden diese Gründe von Thiers und Mignet bekämpft, welche antworteten, daß Karl X. in das mit dem Blute der Unterthanen befleckte Paris nicht zurückkehren könnte, daß seine Dynastie abgenutzt wäre, und daß man sie durch eine andere, neue und liberale ersetzen müsse. Die Versammlung faßte keinen Entschluß, wollte vielmehr erst die Ankunft des Herrn von Mortemart um Ein Uhr Morgens abwarten.

Trotz der großen Vorsicht, welche Laffitte in dieser Konferenz bewiesen hatte, waren seine Sympathieen zu Gunsten des Herzogs von Orleans nicht mehr ungewiß. An demselben Morgen hatte er einen Vertrauten an diesen gesandt, um ihn zur augenblicklichen Reise nach Paris zu bestimmen. Der folgende Tag, schrieb er, könnte die Republik oder den Herzog von Reichstadt proklamiren; nie möchte sich eine schönere Gelegenheit darbieten, es bleibe nur die Wahl zwischen der Flucht und der Krone übrig. Nach der Entfernung der Deputirten hielt Laffitte mit drei ergebenen Anhängern des Hauses Orleans Rath, den Herren Thiers, Mignet und Larregny. Man beschäftigte sich mit den Mitteln, durch die der Herzog von Orleans am leichtesten zur Macht gelangen könnte. Man beschloß, ohne Aufschub zu handeln. Der Erfolg der Sendung des Herrn von Mortemart schien unmöglich. Man versicherte sich des Stillschweigens einiger Journale, der Unterstützung einiger anderen, und in der Nacht ließ man eine durch Herrn Thiers verfaßte Schrift anschlagen, welche den Herzog von Orleans darstellte, „als einen der Revolution ergebenen Fürsten, der die Charte annähme, wie sie das Volk immer verstanden hätte, und der seine Krone nur der Französischen Nation verdanken würde."

Diese Insinuationen wurden noch durch einen Betrug verstärkt. An demselben Abend warde ein anderes Bülletin angeschlagen, das verkündete, daß der Ex-König Karl X. den Herzog von Orleans, weil er der Sache des Volks sich angenommen, außer dem Gesetze erklärt habe, und daß der Herzog von Chartres an der Spitze seines Regimentes Paris zu Hülfe käme. Rasch verbreiteten sich neue günstige Gerüchte, die mit Absicht oder durch die Unruhe der Gemüther hervorgerufen waren. Für gewiß hielt man auf den folgenden Tag einen Angriff der Königlichen Armee, die sich im Gehölz von Boulogne reorganisirt hatte.

Nach der Konferenz, welcher Argout beigewohnt hatte, begab er sich mit Vitrolles um ein und ein halb Uhr Morgens nach St. Cloud. In tiefer Ruhe lag das Schloß, zeigte keine Spur von den Unruhen des Tages. Mit Verwunderung hörten hier Vitrolles und Argout, daß der Herzog von Mortemart diese Königliche Residenz noch nicht verlassen hätte. Sogleich ließen sie sich zu ihm führen und fanden ihn auf einem Kanapee ruhend, in der Erwartung, daß der König die den Morgen im Conseil berathenen Ordonnanzen unterzeichnen würde. Unter verschiedenen Vorwänden hatte dieser sich geweigert, und der Dauphin hatte, durch die demüthige Haltung der Krone seit dem friedlichen Schritte des Herrn von Sémonville nicht weniger verletzt, seinen Vater in seinem Widerstande unterstützt. So waren in einer Konjunktur, in der jede Minute, so zu sagen, das Geschick der Monarchie Karls X. entschied, mehrere Stunden fruchtlos verflossen. Wer kann in der That behaupten, daß die Erscheinung des Herrn von Mortemart am 29sten Abends, um der ohne Verpflichtung über die Dynastie zusammengetretenen oder unter dem Eindrucke mächtiger Hülfsquellen, welche der Königlichen Autorität noch zu Gebote standen, berathenden Versammlung die Konzessions-Ordonnanzen vorzulegen, ohne Einfluß auf die Beschlüsse dieser Versammlung gewesen wäre?

Die Herren von Mortemart und von Vitrolles wurden vor das Bett des Königs gelassen; sie baten ihn inständigst, durch eine offizielle und unwiderrufliche Beistimmung das Opfer zu vollenden, welches er seit dem Morgen gebracht habe, indem sie ihm vorstellten, daß dieser Entschluß der einzige wäre, welcher seinen Thron vor einem drohenden Falle retten könnte. Endlich willigte der König ein, die Zurücknahme der illegalen Maßregeln vom 25. Juli zu unterzeichnen, wie auch die Ernennung der Herren Gérard und C. Périer. Aber als Herr von Vitrolles Jenem eine letzte Ordonnanz überreichte, welche die National-Garde von Paris reorganisirte, konnte der Monarch sich eines stark ausgesprochenen Unwillens nicht enthalten: „Sire", entgegnete Herr von Vitrolles, „wollen Sie lieber, daß Herr von Lafayette sich dieser Sorge unterziehe?" Diese Bemerkung entwaffnete den König; er unterzeichnete, und der Herzog von Mortemart konnte abreisen. Herr von Polignac begleitete ihn mit folgenden Worten, welche die Geschichte als eine letzte Apologie seines Benehmens in dieser beklagenswerthen Lage nicht vergessen darf: „Wie Schade, daß mein Degen in meinen Händen zerbrochen ist! ich würde die Herrschaft der Charte auf unzerstörbarer Basis gesichert haben!"

England.

Die Moralität des Magens.

(Schluß.)

Der Magen ist auch die Quelle vieler Mildthätigkeit, wie wir schon gezeigt haben, obgleich der Satz, welcher sagt, daß man mit dieser Tugend bei sich selbst anfangen müsse, zu einem anderen Resultat führt. Wer hat nicht von dem Wollüstling gehört, der einem hungrigen Bettler voller Neid zürnte, weil er Appetit hatte. Dem übersatten Unglücklichen fehlte es an jener Erfahrung, die am empfänglichsten für die Leiden Anderer macht; er hatte nie jene Mahnungen des Magens gefühlt, welche auf den Armen die Wirkung haben, daß er, seinen Mitteln nach, mildherziger und wohlthätiger ist, als der Reiche. Brauchen wir andererseits hinzuzufügen, daß es ohne die Bedürfnisse des Magens an dem rauhen Material der Mildherzigkeit fehlte, und daß die Wohlthätigen dann von einem Ende Londons zum anderen mit ihren Broden in den Rocktaschen wandern könnten, ohne daß sie einen einzigen Bettler fänden, der es der Mühe werth hielte, sie anzunehmen.

Das Verhältniß des Magens zur Nüchternheit ist freilich bedenklicher, da die Trunkenheit ein Laster ist. das mit einer unmoralischen Tendenz in diesem Organ so genau zusammenhängt. Doch giebt es einige Punkte, die wir zur Vertheidigung des Magens anführen können. Man wird finden, daß nicht sowohl aus Appetit, als aus Lust an Rausch gewöhnlich des Guten zu viel gethan wird: Der Trunkenbold zieht die schnell wirkenden Mittel denen vor, die öfter, aber in schwächerem Maße gebraucht seyn wollen, wie die steigende Blüthe der Branntweinhäuser nur zu deutlich darthut. Manche trinken auch nur, um mit Anderen zusammen zu seyn, und diese würden keinen Tropfen anrühren, wenn sie ein Jahr lang allein lebten, während der eingefleischte Trunkenbold, der nur trinkt, um zu trinken, sich nicht darum kümmert, was für Zeug er in seine unglückliche Gurgel gießt, wenn es nur recht „schwarz und berauschend" ist. Wenn es aber wahr ist, daß der Magen hier insofern Vorwürfe verdient, als er sich zum Werkzeug des Mißbrauchs hergiebt, so muß man doch auch einräumen, daß er der erste, der die Folgen desselben spürt und den Sünder für sein Vergehen büßen läßt.

Was die Keuschheit betrifft, so läßt sich auch hier viel für und wider den Magen sagen. Das Sprüchwort sine Cerere et Baccho friget Venus kann auf gewisse Wirkungen voller Bäuche hindeuten, und die Mönche haben sich bekanntlich eingebildet, daß man sich am besten die Keuschheit bewahre, wenn man den Teufel in seiner Pfründe aushungert. Doch wenn dieser Zusammenhang der Sünden des Magens mit denen des Herzens einige Wahrheit hat, so wäre es nur Ungerechtigkeit, nicht erkennen zu wollen, welches Verdienst sich der Magen erwirbt, indem er der ungesetzlichen Liebe die Lust und Kraft zur Sünde nimmt, sobald er selbst leer ist. Gewiß hat noch kein Gerichtshof einen Menschen vor seinen Schranken gesehen, der im Zustand des Hungers die Keuschheit verletzt hätte, und kein Sophist wird so unverschämt seyn, zu behaupten, daß Kupido auf Gehör rechnen kann, so lange der Magen unbefriedigt ist. Sind wir also nicht berechtigt, zu schließen, daß der Magen eher ein Feind der Liebe, als ein Beförderer ihrer Sünden ist? Was diese Ansicht der Sache nicht wenig bestätigt, ist der Satz, daß kein Mensch zweien Herren dienen kann, und daß, wie Sancho sagt, „wenn der Bauch voll ist, die Glieder ruhen wollen." Dazu bemerke man noch, daß in Sachen des blinden Gottes der wohlgenährte, dicke Alderman derjenige ist, der mehr von Anderen Unbill erfährt, als sich selbst dergleichen zu Schulden kommen läßt.

Daß der Magen auf den Muth viel Einfluß hat, bestreitet Niemand. Nie hat sich die Bullenbeißer-Natur des Englischen Volks mehr herausgestellt, als in dem glorreichen Sieg, den es einst davontrug, als es von einer Krankheit heimgesucht ward, bei der die Verdauungs-Functionen am empfindlichsten leiden. Panurge bemerkt von sich selbst: Je n'ay poinct de couraige sur mer; en cave et ailleurs j'en aye tant et plus, und er hat Recht. Wer noch mit der Seekrankheit zu kämpfen hat, wird auf dem Meer nicht sehr muthig seyn, nur der ist ein handfester Seemann, der von jenem Uebel nichts mehr zu fürchten hat. Der Landsoldat aber, der in demselben Athem dem Feinde trotzen und nach dem Proviantmeister schreien kann, muß einen ungeheuren Magen zum Kämpfen haben. Die Franzosen machen es den Englischen Krämern zum Vorwurf, daß sie nicht gern mit leerem Magen kämpfen, und rühmen sich ihrer eigenen Unabhängigkeit von dem Proviantmeister im Felde. Dies mag wohl zu Zeiten verdienstlich seyn, daraus geht aber noch nicht hervor, daß der, welcher nichts zu essen hat, am besten fechten wird. Uebrigens haben wir auch die Autorität des Herzogs von Wellington für uns, welcher, als ihm ein Proviantmeister meldete, daß an einem militairischen Punkte mehrere Mundvorräthe gesammelt lägen,

ihn fragte, ob er sich mit eigenen Augen davon überzeugt, und, als er eine verneinende Antwort bekam, rund heraus erklärte, er würde eher keine Operationen beginnen, als bis er hierüber Gewißheit bekommen. Auf solche Autorität gestützt, legen wir wenig Werth auf den plausibeln Einwand, daß die Prämie bei Rekrutenwerbungen eine so wichtige Rolle spielt. Wer kämpft so gut als ein reicher Englischer Offizier, der für seine Stelle nicht nur nichts bekommt, sondern noch eine große Summe zahlen muß? und wenn ein leerer Magen zuweilen dazu beiträgt, die Kriegslust der Englischen Bauern anzuregen, so dürfen wir auch nicht vergessen, daß eben die Hoffnung, sich satt zu essen, der geheime Grund ihrer Bereitwilligkeit zu dienen ist.

Es giebt Leute, die das Herz für den wahren Sitz des Muths halten, so wie Viele glauben, daß es die Quelle der Liebe ist; beides ist falsch. Denn es ist eine ausgemachte Thatsache, daß in der Stunde der Gefahr das Herz zuerst zittert und den Menschen kraftlos macht; jedenfalls ist der löwenherzige Muth erst eine sekundäre Wirkung; denn das Herz ist nichts ohne zirkulirendes Blut, und das Blut hängt in letzter Instanz von der Verdauung ab.

Daß die Welt dem Magen ein gut Theil Patriotismus zu verdanken hat, haben wir oben bewiesen. Es giebt vielleicht keinen Beamten, der nicht behaupten wird, daß eine Gehalts-Erhöhung seinen Tugenden und Talenten sehr förderlich seyn und daß dagegen durch die geringste Verminderung desselben seine dem Vaterland nützliche Wirksamkeit wesentlich gehemmt würde.

Doch betrachten wir die wichtige Rolle, die der Magen in den öffentlichen Angelegenheiten spielt. Gleich nach Eröffnung des Parlaments beginnt der Sprecher seine Reihe von Diners, welche den Eifer der Mitglieder wach erhalten sollen. So beweisen auch die häufigen Kabinets-Diners, daß der Magen auf die ministeriellen Kapazitäten großen Einfluß ausübt. In den guten alten Zeiten haben die Diners, die man von dem Gelde gab, welches Aeltern für die Erhaltung ihres natürlichen Sprößlings ins Arbeitshaus schickten, den Eifer der Kirchspiels-Diener bedeutend gefördert, und auch jetzt bilden öffentliche Diners das Lebensprinzip aller Arten von Vereinen — von den Verbindungen zur Reform der Korngesetze bis zu denen für Verbesserung der Madrigale.

Mögen die Philosophen sagen, was sie wollen (und wir haben die beste Autorität dafür, daß es nichts Abgeschmacktes giebt, was sie nicht sagen werden), mit solchen Thatsachen gegen sie, wie wir sie angeführt haben, werden wir nicht aufhören, ihnen Allen zum Trotz zu behaupten, daß ein fettes Leiden nicht bloß für das Individuum, sondern auch für die Gesellschaft besser ist, als ein mageres. Unter allen Schriftstellern über Moral-Philosophie ist Epikur der Einzige, der sich zum Gentleman eignet, und seine Philosophie, in ihrem innersten Geist aufgefaßt, ist durchaus eine Philosophie des Magens. Wir glauben aber nicht, wie der große Haufe, daß Epikur den thierischen, übermäßigen Sinnengenuß zum Prinzip des Vergnügens erhoben hat. Wer dumm genug ist, seinen Magen zu überreizen, der ist ein eben so großer Narr, als Diogenes selbst. Aber das behaupten wir steif und fest, daß Nichts dem Geist eine so milde, wohlwollende Stimmung, eine so angenehme Munterkeit mittheilt, als ein mäßiger Genuß dessen, was zum Genießen geschaffen ist, und daß Keiner hoffen darf, sich diese Stimmung auf die Länge zu erhalten, der seinen Magen mit dem größten Respekt behandelt.

Betrachten wir dagegen diejenigen, die ein aszetisches Leben führen, die ihren Magen täglich und stündlich mißhandeln: übt nicht dieses edle Organ bittere Rache für ihre Tyrannei? Sind nicht ihre Gesichter von der Wirkung der bösen Säfte entstellt? Ist ihre Haut nicht in Galle getaucht, und werfen nicht ihre durchsichtigen Wangen das stärkste Licht auf die Irrthümer ihres Lebens? Inwendig aber sieht's noch viel schlimmer aus. Körperliches Unbehagen verstimmt den Geist, erzeugt Groll und Neid gegen den Glücklichen und verwandelt die Liebe zu Gott in Haß gegen seine angeblichen Feinde, d. h. gegen alle Menschenkinder, die so ehrlich und klug sind, die Güter der Vorsehung zu genießen, und offen eingestehen, zu welchem Zweck sie dieselben geschaffen glauben. Von solchen Leuten hat Paul Charron mit Recht gesagt: „Ils se veulent mettre hors d'eux échaper à l'homme, et faire les divins, et font les sots." Ein Mensch also, der solche Thorheiten begeht, versündigt sich gegen die große Lebensregel, erkenne dich selbst; auch ist es nicht wahrscheinlich, daß der, welcher sich rühmt, „das Erste, was er früh Morgens thue, sey, kein Frühstück zu sich zu nehmen", so gesund, munter, klug, mit sich selbst zufrieden und seinen Mitmenschen so nützlich seyn wird, als er es wäre, wenn er seinen Tag à la mode d'Ecosse mit einem nahrhaften, reichlichen Mahl einleitete. Darum wollen wir nicht das entgegengesetzte Extrem empfehlen: einen solchen Mißgriff kann nur ein Narr begehen, und ein Mensch, der für seinen Magen sorgt, ist, nach streng philosophischer Definition, kein Narr.

Ein berühmter Witzling hat behauptet, derjenige, der das Leben genießen wolle, müsse einen guten Magen und ein böses Herz haben. In diesem, wie in den meisten Paradoxen, ist Wahres und Falsches zusammengeworfen. Allerdings wird der, welcher jene beiden Dinge zusammen besitzt, nicht zu fürchten haben, daß seine Verdauung durch ein allzu starkes Mitgefühl für die Leiden Anderer beeinträchtigt wird; dagegen verliert er auch den Vortheil, den das gute Herz gewährt, indem es den Magen vor Unmäßigkeit schützt. Uebrigens trägt Nichts so angenehm zur Beförderung der Verdauung bei, als das beseligende Bewußtseyn, eine gute That gethan zu haben, und die Bonvivants, die dies lesen, mögen sich überzeugt halten, daß der Mensch mit diesem Bewußtseyn viel mehr essen kann und viel weniger Sodbrennen zu befürchten hat, als wenn er sich in harter, menschenfeindlicher Stimmung zu Tische setzt. Eben so wenig ist ein guter Magen und ein beschränkter Kopf eine glückliche Combination. Geistesaufregung ist gewiß der Verdauung schädlich, aber Piron hat sehr richtig erklärt: les morceaux caquetés se digèrent plus aisément, oder mit anderen Worten: leichte, gefällige und geistreiche Unterhaltung befördert die Verdauung, während gewiß Nichts auf diesen Prozeß einen so hemmenden, unangenehmen Einfluß ausübt, als die Monotonie einer Narrentrommel. Nein, wir glauben, daß die Vereinigung einer guten Verdauung mit einem schlechten Herzen oder einem schlechten Kopf eines der seltensten Phänomene ist; denn wenn die Natur so närrisch ist, solche Elemente zu kombiniren, so wird der schlechte Kopf dem Magen eine falsche Richtung geben, und das böse Herz wird ihm solche Schwierigkeiten bereiten, daß er wenig Muße zur Verdauung übrig behält, wenn es ihm nicht auch die Mittel zur Verdauung nimmt. Wenn es wahr ist, daß der, welcher gut verdaut, gut schläft, and daß der, welcher gut schläft, von einem bösen Gewissen nichts weiß, so muß man doch auch zugeben, daß böse Gewissen böse Träume produziren, und daß böse Träume nichts weniger als Magenstärkungen sind.

In dem menschlichen Organismus ist Alles Harmonie und Sympathie, und so wie Ein Organ leidet, müssen auch die übrigen früher oder später die Zeche bezahlen. Der Magen aber ist der Central-Fokus aller dieser Sympathieen, und so wie die Spinne, die in der Mitte ihres Gewebes sitzt, die entfernteste Berührung ihres weit ausgespannten Netzes fühlt, so nimmt auch der Magen, der mit Kopf, Herz, Lungen und Haut kommunizirt, an allen Leiden Theil, welche diese entfernteren Organe treffen.

Seine Leidenschaften zu beherrschen, ist gewiß sehr empfehlenswerth; mit Ruhe und Schärfe zu denken, mag für die Interessen des Individuums in der Gesellschaft vortheilhaft seyn; aber die Bewegungen des Magens, zumal in unserer Civilisation, gehörig zu reguliren, ist die Spitze aller Vollkommenheit, das summum bonum der Philosophie. Sprechen wir es nur aus: derjenige, welcher darauf sieht, daß dieses Organ aller Organe regelmäßig sein tägliches Brod in liberalem Maßstab bekommt, und dabei auch nicht versäumt, es durch Mäßigkeit, Munterkeit und Wohlwollen in guter Laune zu erhalten, ist der weiseste, der zuverlässigste, der tugendhafteste Mensch und Bürger, der —

„rex denique regum et
praecipue sanus, nisi cum pituita molesta est."

Mannigfaltiges.

— Deutsche Geschichtswerke in Italien. Der Geschichte Papst Innocenz des Dritten, von Hurter, die bereits von den Herren Alexander von St. Chéron und Haiber ins Französische übersetzt ist, ist jetzt auch die Ehre einer Uebertragung ins Italiänische zu Theil geworden.*) Die Italiänischen Kritiker führen auch ihrerseits dieses Werk als einen Beweis an, daß das Römische Pontifikat jetzt in Deutschland und sogar von protestantischen Geschichtschreibern viel anerkennender beurtheilt werde, als es in Frankreich von katholischen Autoren, namentlich von Sismondi, Michelet, Thierry und Anderen zu geschehen pflege. Aus der Französischen Bearbeitung des Rankeschen Werkes über die Päpste, so wie des Voigtschen über Papst Gregor VII., ist jedoch zur Genüge bekannt, in welcher Art Herr von St. Chéron and seine Kollegen mit der Uebersetzung Deutscher Werke umzuspringen pflegen. Die Storia di Innocenzo III. ist nach der Französischen Version gearbeitet und von dem Uebersetzer, Herrn Luigi Toccagni, mit neuen Zusätzen versehen; Herr Hurter möchte daher wohl kaum noch sein eigenes Werk darin wieder erkennen, obwohl von diesem Schweizer Gelehrten verlautet, daß er mit den Aenderungen, die seine Pariser Verballhorner mit ihm vorgenommen, vollkommen einverstanden gewesen sey.

— Der erste Schottische Komponist. Als solcher wird Herr John Thomson aus Edinburg genannt. Noch hat sich, merkwürdig genug, keiner seiner Landsleute, die sonst in allen Fächern schon Ausgezeichnetes geliefert haben, als Tondichter auch nur bemerklich gemacht. Was uns aber an Herrn Thomson besonders interessiren muß, ist der Umstand, daß er sich nur Deutsche Stoffe zu seinen Compositionen wählt. Zuerst trat er mit einer Oper „Hermann" (und Thusnelda) auf, die jedoch nur wenig gefallen hat; gegenwärtig hat er mit größerem Beifall zwei Deutsche Lieder von Schiller und Uhland komponirt.**) Von Schiller hat er die „Nadowessische Todtenklage" sich gewählt — nicht eben ein glücklicher Stoff, den er jedoch sowohl sprachlich als musikalisch mit Glück zu behandeln wußte. Anmuthiger ist das „Ständchen" von Uhland, das dem Komponisten Gelegenheit gegeben, Gemüth und Gefühl zu zeigen.

*) Storia di Papa Innocenzo III. e de' suoi contemporanei, di Federico Hurter. — Milano, 1839.

**) Two songs from the German of Schiller and Uhland; set to music by John Thomson. Edinburgh, 1839.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 114. Berlin, Montag den 23. September 1839.

Holland.

P. W. van Heusde.

Eine biographische Skizze.

Philipp Wilhelm van Heusde wurde am 17. Juni 1778 zu Rotterdam geboren, wo einst Erasmus das Licht der Welt erblickte. Die Familie seiner Aeltern nahm daselbst eine sehr achtbare Stellung ein, und sein Vater, ein Kaufmann, war zugleich Mitglied des Stadtraths. Obgleich der Sinn für Wissenschaft in seiner Familie nicht sehr verbreitet war, so zeigte van Heusde doch schon in seiner Jugend Abneigung gegen den Handel und viel Neigung für eine wissenschaftliche Laufbahn. Er brachte es bei seinen Aeltern dahin, daß sie ihm eine wissenschaftliche Erziehung geben ließen. Mit besonderem Eifer ergriff er das Studium der Sprachen, zu welchem noch das Zeichnen als eine angenehme und nützliche Zerstreuung kam. Im Gymnasium von Rotterdam, an dessen Spitze der gelehrte Nodell stand, faßte van Heusde eine besondere Vorliebe für die alte Literatur und für die Lateinische Poesie, welche in Holland damals außerordentlich in Aufnahme war. Das Griechische erlernte er, obgleich später, auch bei Nodell, und in der Bibliothek seines Lehrers machte er zufällig die Bekanntschaft mit Plato's Werken. Kaum hatte er dieselben zu lesen begonnen, als sie ihn auch unwiderstehlich fesselten; sein einziger Gedanke blieb seitdem, dieses Studium zu verfolgen, und er gab sich demselben mit aller der Gluth hin, welche die edle Würde und die göttliche Schönheit der Sprache in einer Seele anfachen mußten, die fähig war, sie zu fühlen.

Nachdem er sein neunzehntes Jahr zurückgelegt, begab sich van Heusde nach Amsterdam, wo an dem Athenäum damals drei Männer von außerordentlichem Verdienste wirkten, nämlich: Wyttenbach, Eras und van Swinden. Obgleich er den beiden Letzteren eine große Achtung und wahrhafte Zuneigung widmete, so war es doch vorzüglich Wyttenbach's berühmter Name, der ihn den Besuch Amsterdam's dem jeder anderen Schule vorziehen ließ. Sein eifrigster Wunsch, bei diesem ausgezeichneten Manne die Auslegung Plato's zu hören, wurde aufs vollständigste befriedigt; er selbst beschreibt seine Freude in einem Briefe an seinen älteren Freund Kreuzer, den dieser an die Spitze seiner „Initia philosophiae platonicae" setzte. Außer Wyttenbach's Vorlesungen besuchte er auch die juristischen von Eras und die physikalischen und astronomischen von van Swinden.

Im Jahre 1801 vertauschte van Heusde den Aufenthalt zu Amsterdam mit dem zu Leyden, wohin Wyttenbach berufen wurde, um den Lehrstuhl einzunehmen, den Ruhnkenius inne gehabt hatte. Unter der Leitung seines alten Lehrers setzte er hier seine literarischen und philosophischen Studien fort und vollendete auch die juristischen, nach deren Beendigung er den Titel eines Doktors erhielt.

Er war 23 Jahr alt, als die Kuratoren der Universität Leyden ihm den freien Zutritt zu der Bibliothek eröffneten, in welcher die Manuskripte von Ruhnkenius aufbewahrt wurden, und gegen ihn den Wunsch aussprachen, daß er sie untersuchen und die Griechischen Scholien zum Plato, die dieser Gelehrte vorbereitet hatte, veröffentlichen möge; diese Arbeit wurde indeß nicht beendet. Dafür gab van Heusde sein „Specimen criticum in Platonem" heraus, in dessen Einleitung er den tiefen Eindruck aussprach, den dieser große Denker auf ihn gemacht hatte.

Zu dieser Zeit fingen in Utrecht die literarischen Studien an, zu verfallen in Folge des hohen Alters der beiden Professoren Sax und Segaar. Die Kuratoren der Universität ließen deshalb im Jahre 1803 an van Heusde den Vorschlag ergehen, er möge diese beiden Veteranen unterstützen, mit der Aussicht, im Falle der Erledigung einen der beiden Lehrstühle einzunehmen. Er nahm dieses Anerbieten an und entsagte dem Reize eines einsamen, einzig den Wissenschaften gewidmeten Lebens, zu dem er sich hingezogen fühlte. Bei seiner Ankunft in Leyden fand er seine Zuhörer aufs beste für ihn gestimmt. Seine Kollegen waren ihm alle sehr freundlich gesinnt, doch zeichnete ihn de Rhoer, Professor der Jurisprudenz, besonders aus.

Seitdem wurde van Heusde dreimal berufen, die Stelle eines ordentlichen Professors an der Universität Leyden einzunehmen, aber er lehnte es dreimal ab. Im Jahre 1807 war er designirt, Luzac zu ersetzen, welcher bei der schrecklichen Feuersbrunst umkam, die durch die Explosion eines mit Pulver beladenen Schiffes veranlaßt wurde. Im Jahre 1820 wurde ihm Wyttenbach's Lehrstuhl angeboten, und als derselbe bald darauf durch den Tod Borger's, Wyttenbach's Nachfolger, erledigt wurde, noch einmal, aber vergeblich. Im Jahre 1814 erhielt er nach dem Tode Rau's, Professors der Theologie zu Utrecht, die Stelle eines Bibliothekars. Während 25 Jahren bekleidete er dieselbe und sah in dieser Zeit die Schätze der Sammlung, welche unter seiner Leitung stand, sich außerordentlich vermehren.

An der Universität lehrte van Heusde ununterbrochen die allgemeine Geschichte, deren Kursus gewöhnlich drei Jahre erforderte, und die Griechische Literatur. Auch hielt er noch andere Vorlesungen mit besonderer Berücksichtigung der Geschichte, der Philosophie und der Griechischen Alterthümer; außerdem lehrte er Kunstgeschichte, Geschichte der Griechischen Poesie und Beredsamkeit, Geschichte der alten Geschichtsschreiber, Geschichte der Menschheit, Philosophie der Sprachen, Encyklopädie u. s. w.

Im Jahre 1827 hatte van Heusde noch nichts als sein „Specimen", seine „Notiz über de Rhoer" und seine beiden „akademischen Reden", die eine über die Liebe zum Schönen, die andere über den Unterschied der antiken und modernen Beredsamkeit, herausgegeben. Außerdem hatte er eine kleine Schrift: „Diatribe in civitates antiquas" verfaßt, welche in den Memoiren der dritten Klasse des Königl. Instituts der Niederlande steht und welche seinen Schülern als Leitfaden dienen sollte. Im Jahre 1827 gab van Heusde den ersten Band seiner „Initia philosophiae platonicae" heraus. Dieses Werk, welches in das Studium Plato's einführen sollte, erschien in Zwischenräumen, und dem Spruche des Horaz: „nonum prematur in annum" gemäß, wurde es erst im Jahre 1837 vollendet. Unterdeß beschäftigte ihn die große Angelegenheit des neunzehnten Jahrhunderts, — so nannte er später den öffentlichen Unterricht — lebhaft, während er zugleich immer eifriger bemüht war, in die Gedanken Plato's einzudringen. Er hielt es für seine Pflicht, über den Unterricht etwas herauszugeben, nämlich seine „Brieven over den aard en de strekking van't hooger Onderwys" (Briefe über die Art und den Zweck des höheren Unterrichts), welche zweimal ins Deutsche übersetzt wurden. Fast unmittelbar darauf machte er eine Reise nach der Schweiz im Jahre 1828. Als eine neue Ausgabe der angeführten Briefe nöthig wurde, fügte er daher auch eine Schilderung der Reise-Eindrücke hinzu.

Als einer der Kuratoren der Universität Utrecht, der ihm sehr theuer gewesen, im Jahre 1829 starb, schrieb er über ihn, wie früher über de Rhoer, eine Notiz und vereinigte beide Schriften unter dem Titel: „Iets over de Rhoer en Beaufort." Als später im Jahre 1831 die Studirenden der Niederländischen Universitäten zur Vertheidigung des Geburtslandes die Waffen ergriffen, lagerte die Jäger-Compagnie, welche aus den Studirenden der Universität Utrecht gebildet war und in welcher sich auch der Sohn van Heusde's befand, zu Hilvarenbeek in Nord-Brabant. Van Heusde begab sich dorthin, um den Muth der jungen Leute zu entflammen. Bei ihrer Rückkehr aus dem zehntägigen Feldzuge ging er ihnen mit zweien seiner Kollegen, welche der akademische Senat beauftragt hatte, sie zu beglückwünschen, entgegen. Die Reden, welche er bei diesen beiden Anlässen hielt, erschienen zusammen.

Fünf Jahre später, im Jahre 1836, traf das Jubiläum der Universität Utrecht ein. Der Professor Heringa sollte als Rektor der Universität die Gelegenheitsrede halten. Da er indeß krank wurde, sprach er den Wunsch aus, daß van Heusde ihn ersetzen möge. Dieser ergab sich, obschon ungern, dem Wunsche und hielt eine Lateinische Rede, deren Gegenstand die Beziehung zwischen den Wissenschaften und Künsten, „de communi artium doctrinarumque vinculo", war.

Van Heusde begann hierauf eine Arbeit, welche das Resultat vieljähriger Studien enthalten sollte, von der indeß nur ein Theil veröffentlicht wurde. Das Werk hieß: „De Socratische School, of wysgeerte voor de negentiende eeuw" (die Sokratische Schule, oder Unterweisungen für das neunzehnte Jahrhundert). Drei Bände sind erschienen, der vierte ist unter der Presse. In dieser „Sokratischen Schule" hatte sich der Verfasser die Aufgabe gestellt, den Plan einer Encyklopädie nach den Prinzipien der Platonischen Philosophie zu entwerfen. Die beiden ersten Bände

umfaßten die Künste und Wissenschaften und behandeln umständlich ihre gemeinschaftlichen Beziehungen und ihren Zweck; der dritte umfaßt die Sprach-Philosophie; der vierte sollte die Metaphysik enthalten. Während er mit dieser großen Arbeit beschäftigt war, veröffentlichte er auch Briefe über die Methode für das Studium der Philosophie in Holland. Sie erschienen unter dem Titel: „Over de Beoefening der wysgeerte vooral in onze tyden en in ons vaderland.''

Wenige Wochen vor seinem Tode ließ der fleißige Gelehrte den ersten Band eines Werkes erscheinen, welches unvollendet bleiben wird; es heißt: „Principum philosophorum characterismi.'' Der erste Band enthält das große philosophische Triumvirat der alten Welt, Sokrates, Platon, Aristoteles.

Die Gesundheit van Heusde's war übrigens schon lange sehr schwach. Auf seiner letzten Reise wurde er durch einen Fieberanfall einen Tag zu Basel und einen Tag zu Bern aufgehalten. Sein eifriger Wunsch, Genf zu sehen, schien seinen Muth aufrecht zu erhalten und ihm neue Kräfte zu verleihen. Dort angekommen, besuchte er am Sonntage die Kirche und wurde hier von der Predigt so erbaut, daß er den Prediger um eine Abschrift derselben ersuchte. Am folgenden Tage speiste er im Gasthofe in einem außerordentlich heißen Zimmer und setzte sich nachher, um sich abzukühlen, auf den Balkon, wo er einschlief. Als sein Sohn diese Unvorsichtigkeit bemerkte, war es schon zu spät. Er wurde von Seitenstichen befallen, und die Hülfe der Kunst kam zu spät. Am Sonnabend Abend erwähnte der fromme Greis in seiner Verstandesbewußtheit, daß es Sonntag Morgen sey, und er glaubte die Glocken zu hören, welche die Christen zum Besuch der Kirche einladen. „Beeilen wir uns'', sagte er zu seinen Kindern, die sein Bett umstanden, „die Glocken läuten, die Glocken läuten.'' In der That waren es himmlische Töne, war es der Chor der Engel, welche diesen musterhaften Menschen zur Ruhe beriefen. Am Sonntag um 5 Uhr Abends hatte er aufgehört zu leben.

Van Heusde's Philosophie war keine leere Theorie; sie war praktisch, ins Leben eingreifend. Die Güte, die Mäßigung, die Sanftmuth, die Zufriedenheit waren die charakteristischen Züge seines Lebens. Sein Wahlspruch war: Wer immer das Beste will, erreicht das Gute nie. In Gemäßheit dieses Spruchs begnügte er sich immer mit der bescheidenen Stellung, die er zu Utrecht einnahm. (B. U.)

Sandwichs-Inseln.

Die Sandwichs-Inseln.

(Fortsetzung.)

Jede Familie lebt in ihrer Hütte und besorgt ihr Taro-Feld; die Frauen helfen den Männern beim Ackerbau, bereiten die Nahrung und verfertigen das Gewebe zu ihrer Bekleidung. Den größten Theil ihrer Zeit bringen die Männer beim Fisch- und Muschelfang zu, dessen Ertrag sie auf den Schiffen verkaufen, die hier anhalten; gewisse Tage müssen sie auch die Felder des Königs oder der Häuptlinge bestellen helfen. Doch scheinen diese Beschäftigungen lange nicht ihre ganze Zeit in Anspruch zu nehmen, denn auf unseren Ausflügen folgten uns oft Tage lang eine Menge von Männern und Frauen. Ihr einziges Vergnügen besteht darin, sich täglich drei bis vier Stunden zu baden; früher vereinigten sie sich zu Tanz und Gesang und füllten ihre Mußestunden angenehm damit aus, jetzt aber sind den armen Wilden diese Vergnügungen untersagt worden, ohne daß man ihnen andere dafür geboten hätte. Die geringe Schwierigkeit, mit welcher die Missionäre die Bevölkerung unterjocht haben, die ihren oft tyrannischen Einfluß ohne Murren erträgt, ist ein Beweis, wie leicht dies Volk zu regieren und mit wie wenig Anstrengung es zu dem Ziele hinzuführen wäre, welches sich diese zweifelsohne vorgesteckt haben.

In früheren Zeiten bildeten sich die Bewohner der Sandwichs-Inseln Götter aus Allem, was ihnen Furcht erregte; sie beteten monströse Götzenbilder an, denen sie sogar Menschenopfer darbrachten, entweder um sie beim Beginn eines Krieges günstig zu stimmen, oder um den Todesgott zu beschwören, wenn einer ihrer Häuptlinge krank danieder lag; oft wurden auch am Grabe eines Häuptlings zahlreiche Opfer dargebracht, die man unter seinen vertrautesten Dienern auswählte. In Owaihi wurden der Göttin der Vulkane, Pele, welche jeden Augenblick Leben und Eigenthum der Eingebornen bedrohte, sehr viele Opfer dargebracht, und in Owahu betete man einen mächtigen, riesenhaften und zugleich auch höchst gefräßigen Götzen an, dessen gewaltige Eßlust nur durch reichliche Spenden von dem Ertrage der Aerndten gestillt werden konnte. Der Einfluß seiner Priester, welchen es durch diese Opfer an nichts fehlte, war sehr groß, und oft hielten sie das Geschick der Häuptlinge und Könige in ihrer Hand. Tamea-Mea wollte in seiner Person die geistige und die weltliche Macht vereinigen, er war daher zu gleicher Zeit König und Oberpriester und gestattete den Missionären, die einige Zeit vor seinem Tode aus den Vereinigten Staaten anlangten, durchaus keinen Eingriff in die religiösen Gebräuche des Landes, denn er fühlte nur zu wohl, daß die Macht ganz in die Hände von Männern übergehen würde, die dem Volke einen neuen Gott verkündeten, dessen Priester sie selbst waren; doch ließ er etwas von der Strenge des Tabu nach, das unter der Regierung des Rio-Rio gänzlich abgeschafft wurde. Dieses Tabu, dessen ich schon öfter erwähnte, ist ein religiöses oder bürgerliches Verbot, gewisse Gegenstände zu benutzen, zu berühren oder selbst nur anzublicken. Es gab zwei Arten Tabu, das immerwährende und das für irgend eine bestimmte Zeit; das immerwährende oder geheiligte Tabu bezog sich besonders auf die Person des Königs, auf die der Priester, auf das Haus des Königs, auf den Ort, wo er sich badete, auf die Tempel und die den Göttern dargebrachten Opfer und auf die Königlichen Begräbnißstätten. Nach und nach dehnten die Häuptlinge und die Priester dieses Tabu nach ihrem Gefallen immer weiter aus; gewisse Fische, gewisse Federn wurden als Tabu für das Volk erklärt, so daß nur der König und die Häuptlinge solche Federn tragen und solche Fische essen durften. Eine Uebertretung dieses heiligen Tabu wurde fast immer mit dem Tode bestraft, und strenge körperliche Züchtigungen bestraften die Verletzung des Tabu für eine bestimmte Zeit. Zuweilen wurde von den Priestern ein Tabu über das ganze Land, über ein ganzes Dorf, oder über ein Haus verhängt, und auch die Männer erklärten tausend Dinge als Tabu für die Frauen, wie zum Beispiel den Genuß der Bananen, der Kokusnüsse, gewisser Fische und dergleichen mehr. Als durch den Einfluß der Amerikanischen Missionäre das Tabu vom Oberpriester selbst für gänzlich aufgehoben erklärt wurde, tönte zuerst ein Schrei des Unwillens durch alle Inseln, aber diese sanfte, gefügige Bevölkerung vergaß sehr bald ihre hölzernen Götzenbilder; sie stürzte selbst die von Menschenblut gerötheten Abgötter um und kniete, dem Beispiel ihrer Häuptlinge folgend, vor dem Altare des neuen Gottes. Die Regentin Kaahu-Manu war eine der Ersten, die sich zum Christenthum bekannten, und sie unterstützte durch ihren Einfluß alle Bemühungen der Missionäre zur Weiterverbreitung und Befestigung der christlichen Religion.

Im Jahre 1832 aber wurden zwei katholische Missionäre, Bachelot und Short, die sich seit mehreren Jahren in Honolulu niedergelassen und dort Proselyten gemacht hatten, ganz plötzlich auf Kaahu-Manu's Befehl aus ihren Häusern fortgeführt, an Bord eines inländischen Schiffes gebracht und ohne Lebensmittel, Wasser und Waffen an der Küste von Kalifornien ausgesetzt, wo sie jetzt sich noch aufhalten sollen. Als nun die „Bonite'' in Honolulu sich vor Anker legte, fürchtete man bei Erblickung der dreifarbigen Flagge, daß wir von der Französischen Regierung abgeschickt seyen, um für diese Ungerechtigkeit Genugthuung zu fordern.*) Wenn man mit Kauikeauli über diese gegen die Missionäre verübte Gewaltthat sprach, so antwortete er, daß er keinen Theil an derselben habe, weil sie unter der Regentschaft von Kaahu-Manu geschehen sey, er könne also auch nicht dafür verantwortlich seyn. Uebrigens, fügte er hinzu, wisse er sehr wohl, daß alle Kriege in Europa nur deshalb entständen, weil dort zwei Religionen neben einander herrschten; auf den Sandwichs-Inseln sey die presbyterianische Religion zuerst gelehrt worden, deshalb könne er die Verbreitung keiner anderen gestatten; so nur könne er die Ruhe in seinen Staaten erhalten, und Eine Religion sey auch hinreichend für 100—150,000 Menschen. So sind also jetzt die presbyterianischen Religionslehren über alle Sandwichs-Inseln verbreitet; das heißt, die Eingebornen besuchen Sonntags den Gottesdienst in den Kirchen der presbyterianischen Missionäre, denn leider ist die Bekehrung, mit wenig Ausnahmen, nur äußerlich, da die Eingebornen noch nicht im Stande sind, ihre neue Religion zu begreifen, und überhaupt wird sie ihnen auf eine viel zu strenge und mystische Weise gelehrt. Alle Jahr kommen die Missionäre zu einer bestimmten Zeit in Honolulu zusammen; eine Goelette, welche der Missions-Gesellschaft gehört, holt sie aus ihren verschiedenen Wohnörtern herbei. Es ist dies eine Art jährlichen Konzils, wo jeder über sein Wirken berichtet und man sich über die Zukunft bespricht. Alle Missionäre der Sandwichs-Insen sind Amerikaner und die der Gesellschafts-Inseln Engländer.

La-Haina auf der Insel Mauwi kann als der Hauptort der Mission betrachtet werden: dort ist die Haupt-Niederlassung der Missionäre und die große Missionsschule, eine Art von Pepiniere, in der die Gehülfen gebildet werden, welche den Missionären bei ihren Arbeiten behülflich sind. In La-Haina ist eine Druckerei, in Honolulu sind deren zwei, wovon eine den Missionären, die andere aber dem Herausgeber eines Englischen Journals gehört, das von einem Amerikaner redigirt wird und sich den Missionären opponirt. Das Ke-Kumu (Fackel, Lehrer) ist eine in Hawaïscher Sprache von den Missionären wöchentlich herausgegebene Zeitschrift, welche Auszüge aus religiösen Werken und einige Notizen über die ankommenden Schiffe enthält. Unter einer bedeutenden Anzahl von Büchern in Hawaïscher Sprache, die mir in die Hände fielen, waren nur sehr wenige, die sich auf Fortschritte im Gewerbfleiß und in der Wissenschaft bezogen hätten; fast alle, mit Ausnahme einiger Rechnen- und Geographie-Bücher, behandelten religiöse Stoffe; es waren entweder Bibel-Kommentare, oder Katechismen für die Eingeborenen, oder Psalmen-Bücher. Die Bevölkerung der Sandwichs-Inseln verkehrt fast beständig mit rohen Matrosen, mit Leuten ohne Rechtlichkeit, ja, fast immer nur mit dem Abschaum der Nationen, und vergiftet sich durch diese unselige Berührung, ohne daß man sich der ganz natürlichen Schutzwehr gegen dieses Uebel bediente, die sie in industriellen Beschäftigungen und in einem umfassenden, liberalen Unterrichts-

*) Die Französische Regierung hat auch wirklich später eine Fregatte nach den Sandwichs-Inseln abgeschickt, um jenen Vorfall untersuchen und die Sache ausgleichen zu lassen.

wesen finden könnte. Das sicherste Mittel, diesen Völkern die neue Religion werth zu machen, wäre, ihnen zu zeigen, daß ihre gegenwärtige Existenz sich dadurch nur verbessern könne; bis jetzt haben sie aber nur Strenge und die Entbehrungen kennen gelernt, welche ihnen durch die ihnen aufgedrungene Religion vorgeschrieben worden; man nahm ihnen ihre Spiele und Vergnügungen und bot ihnen dafür nur rein metaphysische Güter, die sie weder zu schätzen noch zu begreifen verstehen. Es ist freilich wahr, daß die Missionäre viel für die Völker des Stillen Meeres gethan, aber sie haben sich zu enge Gränzen gesteckt, sie haben das zeitliche Wohl der Eingebornen ganz und gar aus den Augen verloren bei ihren Bemühungen, sie der geistlichen Güter theilhaftig zu machen. Aus den Schulen, welche die Missionäre errichteten, ist die Erlernung der Englischen Sprache verbannt, um den Eingebornen den Umgang mit den Fremden zu erschweren und sie vor der Ansteckung der Laster zu bewahren. Dadurch hat man aber den Fortschritten der Bildung das größte Hinderniß in den Weg gelegt, ohne den eigentlichen Zweck zu erreichen; denn das Laster bedarf nicht der Sprache, es verführt am schnellsten durch das Beispiel.

Die Regierungs-Verfassung der Sandwichs-Inseln ist monarchisch und unumschränkt, doch hat sie seit der Entdeckung schon große Modificationen erlitten. Ehemals hatte jede einzelne Insel ihr besonderes, von seinen Nachbarn unabhängiges Oberhaupt, bis Tamea-Mea, der Häuptling von Owaihi, alle andere unterjochte. Sein Sohn Rio-Rio folgte ihm 1819, starb aber schon 1824 in England, und Kaahu-Manu, eine der Frauen Tamea-Mea's, führte während der Minderjährigkeit Kauikeauli's die Regentschaft, in welcher nach ihrem Tode ihre Tochter Kinao ihr folgte. Die Anhänger der Regentin, die bei Kauikeauli einiges Streben nach Unabhängigkeit zu erkennen glaubten und seinen Widerwillen gegen alle Neuerungen kannten, wollten diesen im Jahre 1832 aus Honolulu entführen und nach der Insel Mauwi bringen, wo das neue System den meisten Anklang fand. Der König aber wurde insgeheim von diesem Plane unterrichtet und wendete sich um Beistand an die Residenten der fremden Mächte, die sich auch dazu bereitwillig erklärten, und so unterblieb die Ausführung dieses Komplotts. Etwas später erschienen zwei Proclamationen in Hawaiischer Sprache, die eine von Kinao, die andere von Kauikeauli, der damals seine Volljährigkeit erreicht hatte; diese Manifeste sollten eine Art von Erklärung über ihre beiderseitigen Rechte seyn, doch war dies nichts als eine leere Förmlichkeit, denn bald beugte er sich wieder ganz unter die Herrschaft der Regentin. Kurz darauf war durch irgend Jemand in Kauikeauli der Gedanke angeregt worden, die Eroberung der neuen Hebriden zu unternehmen; wäre ihm dieser Plan gelungen, so wollte er die Sandwichs-Inseln verlassen und in dem eroberten Reiche einen neuen Thron begründen. Zwei Briggs wurden zu dieser Expedition ausgerüstet, und Boki, Statthalter von Owahu, früher General unter Tamea-Mea, sollte sie anführen; aber das Unternehmen mißglückte gänzlich; die eine Brigg, an deren Bord sich Boki befand, wurde durch einen heftigen Südwind in die offene See verschlagen, und man hörte nie wieder etwas von derselben. Die Mannschaft der zweiten Brigg „Harriett", hundert Mann stark, erreichte ihren Bestimmungsort auch nicht, sondern wurde das Opfer einer am Bord herrschenden Epidemie; man mußte von Honolulu andere Schiffe absenden, um das leere Fahrzeug von den Viti- oder Fidschi-Inseln zurückzuholen. Heutzutage stehen die Sachen fast noch ganz auf demselben Punkt wie 1832. Kauikeauli scheint völlig blind zu seyn für die Abhängigkeit, in welcher seine Schwester ihn hält, und überläßt sich rein sinnlichen Zerstreuungen, während Kinao oder vielmehr die Missionäre in ihrem Namen regieren.

Das Gesetzbuch von Hawaii enthält zehn Artikel; jedes Verbrechen wird mit kürzerer oder längerer Einkerkerung oder Zwangsarbeit bestraft, doch kann man sich mit Geld loskaufen; nur auf vorsetzlichen Mord steht Todesstrafe; da aber diese Absicht schwer bewiesen und leicht beschönigt werden kann, so ist auch dieses Gesetz nur formell; der Todtschlag wird mit 200 Piastern gesühnt. In Honolulu sind drei Richter und außerdem noch einer in jedem Distrikte, und sie erhalten von jeder Geldstrafe den dritten Theil, wodurch ihnen kein unbedeutendes Einkommen gesichert ist. Die Fremden werden durch eine aus Fremden und Eingebornen zusammengesetzte Jury gerichtet; selten wendet sich aber Jemand an diesen Gerichtshof, alle Streitigkeiten werden durch das Recht des Stärkeren geschlichtet. Der König ist unumschränkter Gebieter über den Boden und die Produkte desselben; nur mit seiner Erlaubniß darf der Sohn die Hütte und das Feld des Vaters erben, das, dem Gesetze zufolge, nach dem Tode des Besitzers dem Könige zufällt. Jeder Eingeborene muß eine Kopfsteuer entrichten, die sich auf einen Piaster für den Mann und auf einen halben für jede Frau und jedes vier Fuß große Kind beläuft; kleinere Kinder sind frei von dieser Abgabe; von jedem Verkauf muß auch dem Könige die Hälfte als Steuer abgegeben und zwei Tage in jeder Woche muß auf seinen und der Häuptlinge Feldern gearbeitet werden.

Der Handel der Sandwichs-Inseln ist noch von sehr geringer Bedeutung, er wird fast ausschließlich von einigen Englischen und Amerikanischen Schiffen betrieben, die theils direkt nach Honolulu kommen, theils auf der Fahrt von den Freistaaten der Südsee nach dem Chinesischen Meere oder auf der Fahrt nach Kalifornien und dem nordwestlichen Amerika diesen Hafen berühren. Einige laden hier ihre ganze Fracht zum Verbrauch für die Inseln aus, andere warten bloß günstige Konjunkturen ab, um ihre Ladung nach Kalifornien hinüberzubringen. Seit einigen Jahren haben vier oder fünf Amerikanische Häuser in Honolulu Handels-Etablissements errichtet, sie machen aber nur sehr wenig Geschäfte. Von den Engländern ist nur ein einziges Haus hier etablirt, und auch dies eine ist sehr unbedeutend. Der Französische Handel hat nur in langen Zwischenräumen auf den Sandwichs-Inseln von sich hören lassen, immer nur durch Zufall, nicht in direkten Geschäften, mit Ausnahme der Unternehmung eines Bordeauxer Hauses, die auf Betrieb von Tamea-Mea's Arzt, Herrn Rives, geschah, von welchem Rio-Rio nach England begleitet wurde.

(Schluß folgt.)

Aegypten.

Badegebräuche des Orients.

Nach A. Dumas und A. Dauzats.

Die Bäder sind nach den Moscheen die schönsten Zierden der orientalischen Städte. Dasjenige, in welches man mich führte, war ein großes Gebäude von einfacher und sinnreicher Architektur. Man tritt zuerst in einen großen Vorhof, wo rechts und links Zimmer liegen, in denen man den Mantel ablegt; im Hintergrunde, dem Eingang gegenüber, ist eine hermetisch verschlossene Thür: hat man diese überschritten, so befindet man sich in einer Atmosphäre, die wärmer ist als die äußere Luft. Hier hat man noch Zeit, sich zurückzuziehen; so wie man aber den Fuß in eines der Zimmer gesetzt hat, welche an diesen Flur gränzen, ist man seiner nicht mehr Herr. Zwei Bedienten packen Einen, und man gehört jetzt ganz der Anstalt.

So ging es mir zu meinem großen Erstaunen; kaum war ich eingetreten, als zwei kräftige Bade-Aufwärter mich anfaßten und meiner Kleider beraubten; dann band mir der eine von ihnen einen Leingürtel um die Lenden, während der andere mir ein Paar gigantischer Schuhe, die mich einen ganzen Fuß größer machten, an die Füße schnallte. Diese ungewöhnliche Beschuhung machte mir nicht bloß jede Flucht unmöglich, sondern da ich dadurch ungewöhnlich erhöht war, hätte ich nicht einmal meinen Schwerpunkt behalten können, wenn mich nicht meine beiden Sklaven, jeder unter einer Schulter, gestützt hätten. Ich war gefangen, an Flucht war nicht zu denken; ich ließ mich führen.

Wir traten in ein anderes Zimmer, in welchem der Dampf und die Hitze so intensiv waren, daß ich bei aller meiner Resignation zu ersticken fürchtete. Ich glaubte, meine Führer hätten sich verirrt und seyen in einen Backofen getreten; ich wollte mich losmachen, aber mein Widerstand war vorhergesehen worden. Ueberdies war ich weder in einem Kostüm, noch in einer Situation, den Kampf durchzuführen, und ich erklärte mich für besiegt. Einen Augenblick darauf fühlte ich mit Erstaunen meinen Athem wiederkehren und meine Lungen sich erweitern. So durchschritten wir vier bis fünf Zimmer, deren jedes eine höhere Temperatur hatte, als das vorige, bis wir endlich in die Badestube kamen, wo der Dunst so dicht war, daß ich im ersten Augenblick nicht zwei Schritte vor mir sehen konnte, und die Hitze so unerträglich, daß ich mich einer Ohnmacht nahe fühlte. Ich schloß die Augen und überließ mich ganz der Gewalt meiner Führer, die mich noch einige Schritte gehen ließen, dann mir meinen Gürtel nahmen, die Schuhe losmachten und mich auf einer in der Mitte des Zimmers befindlichen Estrade hinstreckten, die der Marmortafel eines Amphitheaters glich.

Auch diesmal gewöhnte ich mich nach einigen Minuten an diese höllische Temperatur. Ich benutzte die allmälige Wiederkehr meiner Kräfte, um einen bescheidenen Blick um mich herum zu werfen. Wie die übrigen Organe, gewöhnte sich auch das Gesicht bald an die umgebende Atmosphäre, so daß ich, trotz des Nebels, die rings herum befindlichen Gegenstände deutlich genug sehen konnte. Meine beiden Henker schienen mich einen Augenblick vergessen zu haben; ich sah sie am anderen Ende des Zimmers beschäftigt und gedachte die Frist, die sie mir vergönnten, zu benutzen. Ich orientirte mich nach und nach und fand, daß ich in einem großen viereckigen Salon lag, welcher bis auf Manneshöhe mit Marmor-Arten von verschiedenen Farben bekleidet war; aus offenen Hähnen strömte fortwährend heißes Wasser nach den vier Winkeln des Saals in große Bassins oder Kessel, aus welchen geschorene Köpfe hervorragten, die durch die drolligsten Geberden ihre Seligkeit ausdrückten. Dieser Anblick beschäftigte mich so sehr, daß ich die Rückkehr meiner beiden Badediener nur wenig beachtete. Der eine trug ein großes hölzernes Gefäß, in welchem Seife aufgelöst war, und der andere ein Päckchen feiner gekämmter Wolle. Auf einmal kam es mir vor, als wenn man mir Tausende von Nadeln in Kopf, Augen, Nase und Mund steckte; mein Bade-Aufwärter war es, der mir das Gesicht mit diesem Präparat übergoß und, während sein Gefährte mich an den Schultern hielt, mir Gesicht, Haare und Brust einrieb. Der Schmerz war so unerträglich, daß ich meine ganze Energie wiedererlangte; es schien mir lächerlich, mich so ohne Vertheidigung martern zu lassen, ich entfernte den einen mit einem Fußstoß, den anderen mit einem Faustschlag, und da ich für meine Schmerzen kein anderes Heilmittel fand, als eine vollständige Eintauchung, so sprang ich in eines von den vier Bassins hinein. Das Wasser war siedend heiß; ich schrie wie ein Verbrannter, und mich an meinen Nachbarn haltend, die meinen Schmerz nicht begreifen konnten, sprang ich eben so rasch über den Rand des Kessels zurück, als ich hineingesprungen

war. Doch so kurz auch die Taufe gewesen war, war sie nicht ohne Wirkung geblieben; ich hatte den Körper so roth, wie ein Seekrebs.

Ich stand einen Augenblick betäubt da und glaubte mich unter dem Druck eines Alps. Ich sah Menschen vor mir, welche in einer Art Brühe kochten und sich darin sehr behaglich zu fühlen schienen. Das stürzte alle meine Vorstellungen von Vergnügen und Schmerz über den Haufen, da dasjenige, was für mich Schmerz war, ihnen Vergnügen machte; daher faßte ich auch den Entschluß, meinen Empfindungen nicht mehr zu trauen und Alles ruhig mit mir machen zu lassen; meine beiden Henker fanden mich also vollkommen resignirt, als sie zu mir zurückkehrten, und ich folgte ihnen ohne Widerstand nach einem der vier Bassins. Als wir die Stufen erreicht hatten, gaben sie mir ein Zeichen, hinabzusteigen; ich gehorchte geduldig und befand mich in einem Wasser, das mir 35 bis 40 Grad zu haben schien. Ich hielt dies für eine sehr gemäßigte Hitze.

Aus diesem Bassin ging ich in ein anderes von höherer, aber noch erträglicher Natur. Ich bli.b darin, wie in dem ersten, ungefähr drei Minuten; dann führten mich meine Leute in ein drittes, das zehn bis zwölf Grad mehr haben mochte, als das zweite; aus diesem dritten endlich brachten sie mich in das vierte, wo ich vorhin meine Fegefeuer-Probe abgelegt hatte. Ich näherte mich ihm mit dem größten Widerstand, obwohl ich beschlossen hatte, Alles zu ertragen. Als ich an der untersten Stufe angelangt war, befühlte ich erst das Wasser mit der Fußspitze; es schien mir noch sehr heiß, aber nicht in dem Grade, als ich es vorhin kennen gelernt. Ich wagte ein Bein, dann das andere, endlich den ganzen Körper hinein, und ich war sehr erstaunt, nicht mehr dasselbe Brennen zu empfinden. Es kam daher, weil ich diesmal durch die anderen Bassins auf das letzte vorbereitet war, weil ich erst die Uebergänge durchgemacht hatte. Nach einigen Sekunden war ich ganz daran gewöhnt, und doch glaube ich versichern zu können, daß das Wasser 60 bis 65 Grad Hitze hatte; nur war meine Haut, als ich herausstieg, immer noch dunkel: vom Purpur war sie ins Karmoisin übergegangen.

Meine beiden Henker faßten mich aufs neue und banden mir wieder einen Gürtel um die Lenden; dann wickelten sie mir einen Shawl um den Kopf und führten mich durch die schon durchwanderten Säle wieder zurück, indem sie mir bei jeder Veränderung der Atmosphäre einen neuen Gürtel und einen neuen Turban anlegten. Endlich erreichte ich das Zimmer, wo ich meine Kleider zurückgelassen hatte. Ich fand daselbst einen guten Teppich und ein Ohrkissen; man nahm mir noch einmal meinen Gürtel und meinen Turban, um mir den ganzen Körper in einen großen wollenen Mantel zu hüllen, dann legte man mich wie ein Kind nieder und ließ mich allein.

Jetzt empfand ich eine unaussprechliche Behaglichkeit, zugleich aber fühlte ich mich so schwach, daß man mich nach einer halben Stunde, als man die Thür des Zimmers wieder öffnete, ganz in derselben Stellung fand, in der man mich verlassen.

Die neue Person, die jetzt auftrat, war ein junger, kräftiger Araber: ich sah ihm mit einem Schrecken entgegen, wie er bei einem Menschen, der solche Proben bestanden, natürlich ist; aber ich war so schwach, daß ich nicht einmal auf den Gedanken kam, mich zu widersetzen: er faßte zuerst meine linke Hand, der er sämmtliche Gelenke knacken ließ; dann ging er zur Rechten über, mit der er es eben so machte. Nach den Händen kamen die Füße und Kniee daran, und endlich die Wirbel. Hier stieß ich einen Schreckensruf aus; ich glaubte, man wolle mir die Wirbelsäule zerbrechen. Nachdem dieses erste Exercitium zu Ende war, ging mein Peiniger zu einem anderen über, indem er mir Arme, Beine und Schenkel mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit knetete; dies dauerte ungefähr eine Viertelstunde, dann verließ er mich. Ich war noch schwächer, als vorher; dazu schmerzten mich alle Gelenke. Ich wollte meinen Teppich heranziehen, um mich wieder zuzudecken; ich hatte nicht die Kraft dazu.

Ein Bedienter brachte mir Kaffee, einen Tschibuk und Gefäße, aus denen wohlriechende Wasser dampften; dann ließ er mich den Taback und die Düfte einschlürfen. So brachte ich eine halbe Stunde zwischen Schlaf und Wachen zu, in einer Art seligen Rausches, um die äußere Welt unbekümmert. Endlich kam man wieder, ich gab ein Zeichen, daß ich fort wolle; man kleidete mich wieder an und führte mich in das Zimmer, das auf den Vorhof hinausgeht, wo ich meinen Mantel wiederfand; dann bezahlte ich für das ganze Bad mit Bedienung, Kaffee, Pfeife und Wohlgerüchen anderthalb Piaster, d. h. eilf Sous von unserem Gelde (4½ Silbergroschen). Billiger baden kann man gewiß nirgends.

An einem anderen Tage fuhren wir den Nil hinauf nach Kahira, als uns jener tödtliche Wind überraschte, den die Araber Kramsin nennen. Als der Kramsin zu Ende war, sprangen unsere Matrosen vor Freude, daß sie diese Gefahr überstanden, und tauchten Gesicht und Arme in den Nil, um sich zu erfrischen. Mit dieser Europäischen Badeweise war ich besonders vertraut; ich ließ daher das Fest nicht vorübergehen, ohne daran Theil zu nehmen. Mit der größten Aufmerksamkeit betrachtete die ganze Mannschaft alle meine Bewegungen; ich wußte, daß es im Nil nur oberhalb der ersten Katarakte Krokodille gebe, und konnte mir daher jene Theilnahme nicht anders als auf eine für meine Eigenliebe sehr schmeichelhafte Weise erklären. Dieser Gedanke steigerte meine Beweglichkeit und Gewandtheit, ich gab den Leuten alle meine Schwimmerkünste zum Besten, als ich auf einmal am rechten Schenkel einen elektrischen Schlag bekam, der so heftig war, daß ich die Hälfte des Körpers gelähmt fühlte; ich legte mich sogleich auf den Bauch, um nach dem Schiff zurückzuschwimmen, merkte aber bald, daß ich es ohne Hülfe nicht würde erreichen können. Halb lachend, halb Wasser schluckend, verlangte ich die Stange, indem ich den rechten Arm aus dem Wasser streckte und mich mit dem linken zu stützen versuchte; das rechte Bein war ganz ohne Empfindung und versagte jeden Dienst. Zum Glück hielt Mohamed, unser Steuermann, als ob er den Unfall, der mir begegnet, vorhergesehen, am Rand der Djerma einen Strick bereit, den er mir zuwarf; ich faßte das eine Ende, er zog mich am anderen, und so betrat ich das Fahrzeug in einer viel weniger triumphirenden Weise, als ich es verlassen. Doch aus der sorglosen Heiterkeit, mit der meine Araber mich umringten, schloß ich, daß das Abenteuer nichts Beunruhigendes habe; doch wünschte ich die Ursache desselben kennen zu lernen, wäre es auch nur, um mich künftig davor zu hüten. Mohamed erzählte mir, daß man außer einer Menge von Fischen, die sehr angenehm zu essen und sehr interessant zu studiren seyen, eine Art Zitterroche im Nil fände, dessen elektrische Eigenschaften unseren Arabern so wohl bekannt seyen, daß sie, um nicht jenen Schmerz zu empfinden, den ich erfahren, sich, wie ich vorhin gesehen, damit begnügt hatten, vorsichtig Gesicht und Hände im Fluß zu waschen. Was mir hierbei besonders deutlich wurde, war, daß, wenn die Elektrizität ihnen selbst unangenehm war, sie doch sehr gern ihre Wirkungen am Europäer studirten; übrigens war diese Erklärung kaum zu Ende, als der Schmerz aufhörte und Arm und Bein wieder ihre gewohnten Dienste verrichteten.

Mannigfaltiges.

— Zur kirchlichen Statistik von Frankreich. Vor der Revolution vom Jahre 1789 gab es in Frankreich 18 Erzbisthümer und 108 Bisthümer, ohne die fünf bischöflichen Sprengel, die zu ausländischen Diöcesen gehörten, und ohne die fünf Bisthümer in Korsika. Ferner zählte man 132,008 Abteien, Priorate, Pfarren und Kapellen. Die Zahl aller katholischen Geistlichen belief sich auf ungefähr 400,000 und die Einkünfte derselben berechnete man auf 118 Millionen Livre. Gegenwärtig giebt es in Frankreich 14 Erzbisthümer und 66 Bisthümer, zusammen 80 Diöcesen, von denen einige erzbischöfliche zwei Departements zugleich umfassen, während alle übrige Departements (es giebt deren bekanntlich 86) immer eine Diöcese für sich bilden. Die erzbischöflichen Sitze sind: Paris, Lyon, Rouen, Sens, Rheims, Tours, Bourges, Albi, Bordeaux, Auch, Toulouse, Aix, Besançon und Avignon. Sämmtliche 80 Diöcesen zählen 3302 Pfarrkirchen, 26,777 Filialkirchen und 6135 Vikariate. Der katholische Klerus bestand zu Anfang des Jahres 1832 aus 39,600 aktiven Geistlichen, wozu man noch ungefähr 2000 emeritirte oder durch Krankheit an der Verrichtung ihres Amtes gehinderte Priester zählen muß. Jede Diöcese besitzt ein Seminar und mehrere Secundair-Schulen, kleine Seminarien genannt. Außerdem giebt es in Frankreich eine große Anzahl kirchlicher Damen-Stifte, so wie einige Mönchs-Klöster, unter dem verdeckenden Namen „communautes réligieuses d'hommes", welche die Regierung tolerirt, obwohl sie von den Gesetzen nicht geduldet werden. — Die Kirchen der Augsburgischen Konfessions-Verwandten stehen unter der oberen Leitung eines General-Konsistoriums, welches in Straßburg seinen Sitz hat. Jede Kirche hat ihren besonderen aus Pastoren und angesehenen Laien gebildeten Vorstand, welcher ebenfalls Konsistorium heißt. Außerdem giebt es Inspektoren (Superintendenten), die immer fünf Konsistorial-Kirchen unter ihrer Aufsicht haben. Man zählt im Ganzen 228 Prediger der lutherischen Kirche. Die reformirten Gemeinden haben, was ihre Pastoren und Konsistorien betrifft, eine ganz ähnliche Einrichtung, doch statt der Inspektoren und des General-Konsistoriums sind es die Synoden, von denen die obere Leitung ausgeht. Die Anzahl der Prediger der reformirten Kirche beläuft sich auf 345. Außerdem giebt es noch einige Tempel oder Kapellen für protestantische Dissidenten und namentlich im Nord-Departement einige Niederlassungen Mährischer Brüder. — Die Israeliten haben in Frankreich ein Central-Konsistorium, welches in Paris seinen Sitz hat, 6 Konsistorial-Synagogen und 60 Gemeinde-Synagogen, bei welchen zusammen 63 Rabbinen angestellt sind. — Man schätzt die Anzahl aller nicht-katholischen Franzosen auf 2,100,000, während sich die der katholischen auf etwas mehr als 30 Millionen beläuft. In der Charte von 1830 heißt es in Bezug auf die katholische Konfession bloß, daß die Mehrheit der Franzosen sich zu ihr bekenne; seitdem erhalten nicht nur die Geistlichen dieses Kultus, so wie der beiden protestantischen Kirchen, sondern auch die der Israeliten ihre Besoldung aus den Staatskassen. (La France, Tableau géographique etc.)

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 115. Berlin, Mittwoch den 25. September 1839.

Ostindien.

Das Britische Reich in Indien.

Von dem Schwedischen Gesandten, Grafen Björnstjerna.*)

Das Britische Reich in Ostindien gehört unstreitig zu den merkwürdigsten Phänomenen der Weltgeschichte.

Dieses ungeheure Reich ist innerhalb eines Jahrhunderts aus einer fast unscheinbaren Handels-Kolonie erwachsen. Es zählt hundert Millionen Menschen, die dem Britischen Scepter unmittelbar, und eine fast gleiche Zahl Anderer, die ihm mittelbar unterworfen sind. Sein Areal beträgt 1,250,000 Englische Quadratmeilen des fruchtbarsten Theiles der Erdoberfläche; seine Ausdehnung von Norden nach Süden ist dieselbe, wie von Messina bis Torneo; und zwischen den äußersten Gränzen in Ost und West liegen eben so viele Längengrade, wie zwischen Smolensk und Lissabon. Man ersieht hieraus, daß Ostindien in statistischer, wie in klimatischer Hinsicht mit keinem einzelnen Lande unseres Welttheils verglichen werden kann, sondern mit Europa in seiner Totalität verglichen werden muß. Die Alpengebirge Gaht und Himalaja, von denen ersteres 13,000 und letzteres bis an 27,000 Fuß über den Meeresspiegel sich erhebt, liegen innerhalb der Gränzen dieses Riesenreiches, und den nördlichen Theil desselben durchschneiden Ströme, wie der Indus, Dschemna, Setledsch, Ganges und Brahmaputra, von denen jeder wenigstens 1200 Englische Meilen weit befahren werden kann und die beiden letztgenannten in gewissen Monaten des Jahres stündlich eine Wassermasse von mehr als tausend Millionen Kubikfuß dem Bengalischen Golfe zuführen. Ein vortrefflich disziplinirtes stehendes Heer, welches vor wenigen Jahren, im Verlauf des Birmanen-Krieges, beinahe 400,000 Streiter zählte, vertheidigt die Gränzen des Britischen Ostindiens, und die jährlichen Einkünfte sind um eine gute Hälfte bedeutender, als die der Russischen Monarchie.**) Die Stadt Kalkutta wird von einer Million Menschen bewohnt; andere große Städte, wie Delhi, Agra, Benares, Lucknow und Puhna, haben 300,000 bis 500,000 Einwohner. Madras und Bombay sind bedeutendere Handelsstädte, als Venedig und Genua in ihrer blühendsten Periode gewesen.

Der Indo-Britische Staat hat Vasallen, deren Reiche mehr Bewohner zählen, als das Königreich Neapel, und deren Dynastieen älter sind, als das Haus Bourbon.***) Selbst der ci-devant Groß-Mogul, ein Nachkomme des Welterschütterers Timur, sitzt auf seinem goldenen Throne in Delhi, umgeben von allem Glanze des Ostens, als höchster Staats-Gefangener Britaniens.

Und wer sind die Eroberer, wer die Beherrscher dieses eine Welt für sich bildenden Reiches, das wie durch Zauber auf Asiens Kontinente entstanden ist und mit den Welt-Monarchieen eines Alexander, Tamerlan und Nadir-Schach in die Schranken treten kann? Auf einer Insel im fernen Westen, in einer engen Straße, wo die Strahlen der Sonne nur selten fähig sind, den dichten Steinkohlendampf zu durchdringen, hält eine Gesellschaft friedlicher Kaufleute ihre Sitzungen: diese sind die Eroberer Indiens, die unumschränkten Beherrscher der gewaltigen Ländermasse.

Die erstaunenswürdige Schnelligkeit, womit diese Macht zu ihrer gegenwärtigen kolossalen Höhe emporstieg, hat in den Annalen der Welt keine Parallele. Rom bedurfte einer Zeit von zehn Jahrhunderten, um seinen höchsten Gipfel zu erreichen; die Britische Macht in Indien ist in weniger als Einem Jahrhundert fast eben so hoch gestiegen; aber noch merkwürdiger erscheint uns diese Macht, wenn wir bedenken, daß ihr Wachsthum keinesweges von kriegerischer Ueberlegenheit oder religiösem Fanatismus bedingt war. Ein kleines Häuflein Briten erhielt durch wohlberechnete kaufmännische Speculationen Zutritt in dem fernen Lande, errichtete daselbst Faktoreien und vergrößerte sein Gebiet durch Ausübung der Römischen Maxime: „divide et impera!" bis ein kriegerischer und kampfgeübter Staat nach dem anderen zu seinen Füßen sank. Wir erinnern hier nur an die Mahratten, deren Heer 200,000 Streiter zählte, von Französischen Offizieren organisirt und mit einer zahlreichen Artillerie versehen war. Wann ist jemals mit so geringen Mitteln Größeres geleistet worden, oder wann hat jemals die Europäische Civilisation über die Halb-Kultur des Ostens einen glänzenderen Sieg davongetragen?

Indien mit seinem Sanskrit, welche Sprache so trefflich zum Ausdruck metaphysischer Begriffe sich eignet — mit seiner Philosophie, aus deren Tiefen selbst Plato und Pythagoras geschöpft haben sollen — seinen mystischen Religionslehren, deren Dogmen zum Theil in die entferntesten Weltgegenden gewandert zu seyn scheinen — Indien mit seinem poetischen Genius und seiner so vielgestaltigen Mythologie bietet dem Dichter, dem Gelehrten und Künstler ergiebigen Stoff zu Betrachtungen und Forschungen.

Die ältesten Nachrichten über dieses Land gründen sich auf die Reiseberichte der Begleiter Alexander's des Großen. Diese Berichte konnten aber nur sehr mangelhaft seyn, da Alexander seine Eroberungen nicht weiter als bis zum Hyphasis (dem heutigen Setledsch) ausdehnte und also nur die nördlichste Provinz Indiens, das heutige Königreich Lahohr, durchzog.

Alexander, dem es mit großer Mühe gelungen war, im Angesicht eines zahlreichen feindlichen Heeres über den Hydaspes (den heutigen Dschilem) zu setzen, rückte, nachdem er Porus, den König des Landes, besiegt hatte, über den Hydraotes bis zum Hyphasis vor, dem letzten der fünf großen Flüsse, die, auf dem Himalaja entspringend, durch Indiens nördlichste Ebenen dem Indus zuströmen. Am Hyphasis stieß der bis dahin unbesiegt gebliebene Macedonische Eroberer auf Agranes, den König der Ganggariden, der sich ihm mit einem Heere von 20,000 Reitern, 200,000 Fußgängern und 2000 Kriegswagen entgegenstellte. Eine Empörung, die unter seinen Truppen ausbrach, zwang Alexander, nach dem Hydaspes umzuwenden, wo er Schiffe bauen ließ, den Indus stromab fuhr und, die Küsten des Indischen Oceans und Persischen Golfes entlang segelnd, nach Medien zurückkehrte.

Der Widerstand, den Indiens Fürsten damals leisteten, ihre zahlreichen Heere, die Menge ihrer Streitwagen, die Trefflichkeit ihrer Waffen und die Stärke ihrer Festungen zeigen uns, was für ein Land Indien schon in jener Zeit war. Diodor und Arrian sagen einstimmig, dieser gesegnetste Theil Asiens sey schon zu Alexander's Zeit voll großer und reicher Städte gewesen und habe einen sehr lebhaften Verkehr getrieben. Das Land war von Heerstraßen mit Meilenzeigern und Karawanserai's durchkreuzt — kurz, die Civilisation hatte einen hohen Grad erreicht. Was Strabo und Plutarch von Indien berichten, ist hiermit im Wesentlichen übereinstimmend. Auch die Kirchenväter Clemens und Ambrosius haben einige Notizen über Indien geliefert, die jedoch nur von geringem Werthe sind.

Wir müssen jetzt eine ungeheure Periode der Unwissenheit überspringen, in welcher der edle Venetianische Reisende Marco Polo als einziger Lichtpunkt erscheint. Nur Schade, daß dieser so lange verkannte und als „Meister Million" verschrieene Wanderer gerade von Indien viel weniger aus eigener Anschauung erzählen konnte, als von der Tartarei und dem Chinesischen Reiche. Bedeutender für die Kenntniß Indiens war das Itinerar des gelehrten Arabers Ibn Batuta, der 29 Jahr lang (von 1324 bis 1353) im Orient herumreiste. Dieser Mann, gebürtig zu Tanger in Marokko, besuchte Algier, Tunis, Tripolis, Aegypten, Syrien, Arabien, Persien, Chorassan, Afganistan, Indien (zweimal), Tübet, China, Sumatra, Java und kehrte über Ormus, Schiras, Ispahan, Aleppo, Mekka, Jerusalem und Gibraltar nach Marokko zurück — eine für jene Zeit (und auch für die unserige) ungeheure Wanderung!

Während seines Aufenthalts in Indien erwarb sich Ibn Batuta die Gunst Muhammed's, des Kaisers von Delhi, der ihn mit einer Gesandtschaft nach China schickte. Diese Gesandtschaft, welche nach seiner Angabe aus 1000 Individuen bestand, verließ Delhi im Jahr 1342. Die für den Kaiser von China bestimmten Geschenke waren: hundert reich aufgezäumte Arabische Pferde — hundert Bajaderen von ausgezeichneter Schönheit — fünf Anzüge, mit Juwelen besetzt — fünfhundert dergleichen aus Goldstoff — tausend dergleichen aus verschiedenen anderen kostbaren Stoffen — goldene Gefäße, Schwerter mit Juwelen besetzt u. s. w. u. s. w. Das Reise-Tagebuch Ibn Batuta's enthält übrigens nur wenig

*) Vgl. Nr. 108 des Magazins, Art. Mannigfaltiges.

**) Die Einkünfte Rußlands belaufen sich nach den neuesten Berichten auf 300 Millionen Rubel, welche Summe etwa 12 Millionen Pfd. Sterl. gleichkommt. Die Einkünfte Indiens betragen mehr als 19 Millionen Pfd. Sterl. jährlich. (Anmerkung des Originals.)

***) Der König von Audi (Oude) z. B. hat 6,000,000 und der Nisam von Heiderabad 10,000,000 Unterthanen.

Brauchbares für den gelehrten Forscher, da der Verfasser hauptsächlich seine zahlreichen Abenteuer beschreibt und sonst nicht viel mehr als ein trockenes Verzeichniß von Namen der vielen Orte giebt, die er passirte. Eine vollständige Uebersetzung des Textes hat Samuel Lee in Cambridge geliefert.

Mit Vasco de Gama beginnt eine neue Aera für unsere Bekanntschaft mit Indien, wo die Portugiesen ums Jahr 1600 die Kolonie Goa gründeten. Ihre Missionaire, denen die Jesuiten von der Römischen Propaganda bald nachfolgten, wagten sich weit ins Innere des Landes und lieferten eine Menge neuer, wenn auch sehr einseitiger und unkritischer Materialien zu einer genaueren Kenntniß der eigentlichen Halbinsel. Nach den Jesuiten erschienen zwei Französische Reisende, Bernier und Tavernier, auf Indischem Boden. Der Erstere besuchte das Land von 1640 bis 1645, also während der Regierung des Groß-Moguls Schah-Dschehan. Tavernier reiste etwas später; aber keiner von Beiden war mit den orientalischen Sprachen vertraut, und dem Letzteren fehlte es überhaupt an allgemeiner Bildung. Anquetil du Perron, der mit Recht gefeierte Entdecker und erste Dolmetscher des Zend-Avesta, verdient als Reisender und Beobachter im Leben viel weniger Schätzung.

Um die Zeit, als Bailly seine Abhandlung über die Indische Astronomie (1780) herausgab, nahmen sich die Französischen Encyklopädisten, Voltaire an ihrer Spitze, der Religion und Philosophie Indiens mit einem Eifer an, dessen Tendenz ihnen nicht eben zur Ehre gereichte. Voltaire, dessen genialer, aber flüchtiger Blick niemals einen Gegenstand durchdrang, und der jedes Ding seinem vorweg geschaffenen Systeme anzupassen strebte, bediente sich der Brahmanischen Lehrsätze als guter Waffen gegen das Christenthum. Zwei andere Schriftsteller — Volney und Dupuis — folgten hierin dem Beispiel der Encyklopädisten.

Es war den Briten vorbehalten, richtigere Ansichten und tiefere Kenntniß von Indien zu erlangen und der Europäischen Welt mitzutheilen; und wer konnte auch zu diesem Ende in einer vortheilhafteren Stellung seyn, als diejenige Nation, der das Weltenschicksal die Herrschaft über dieses ganze Wunderland anvertraute? Den Weg der Forschungen ebnete (1787) Sir William Jones, der gelehrte und geistvolle Stifter der Asiatischen Societät in Kalkutta. Was seit jenem großen Orientalisten durch andere ausgezeichnete Forscher Britaniens, und in neuerer Zeit auch Frankreichs und Deutschlands, für die Sprachen, die Mythologie, Philosophie und Geschichte des alten und neuen Indiens geschehen, wird keinem Manne von höherer Bildung und nicht allzu beschränktem Interesse unbekannt geblieben seyn.

Nach dieser einleitenden Skizze sey es uns erlaubt, einige höchst wichtige Fragen zu erörtern, die Jeder sich aufwerfen muß, der Britaniens Verhältnisse zu Indien ins Auge faßte. Die erste dieser Fragen ist: Welche Vortheile zieht England aus seiner Herrschaft über Indien? Das Britische Parlament ist in der Verwaltung seiner ausgedehnten Kolonieen immer der Maxime gefolgt, keine direkten Steuern von denselben zu erheben, und nur in derjenigen Art von Gewinn, welchen der Handel abwirft, im Verkaufe von Landes-Erzeugnissen und anderen indirekten Einkünften seinen Vortheil zu suchen. Dieser aufgeklärten und weisen Politik verdankt England vorzugsweise den riesigen Anwachs und blühenden Zustand seiner Kolonieen, welche Letzteren sie stets an das Interesse des Mutterlandes knüpfen und ihren Besitz demselben sichern wird.

Diese Politik ruht auf den gesundesten Prinzipien der politischen Oekonomie, Prinzipien, welche uns lehren, daß der Vortheil der Nationen mit dem der Krone eins sey; daß der Reichthum nicht in Gold und Silber allein bestehe, sondern im Verkehr und Austausch; daß ein Gewinn auf solchem Wege beiden Ländern zu Gute komme und nicht dem einen auf Unkosten des anderen; diese Britische Politik ist nicht neu; sie wurde schon gehandhabt, als der Nord-Amerikanische Staatenbund noch eine Britische Kolonie war. Der einzige Vortheil, den das Mutterland aus seinen Besitzungen in Nord-Amerika zog, bestand in dem indirekten Gewinne, den der Handel, der Absatz seiner Manufakturen und die glücklichen Speculationen der Privatleute abwarfen.

England hatte Nord-Amerika alle diejenigen politischen Institutionen bewilligt, welche den Grund zu dessen eigener Macht und Freiheit legten; es hatte dem Tochterstaate eine volksvertretende Constitution, eine kaufmännische Regierung, Geschwornen-Gerichte, Preßfreiheit, religiöse und persönliche Freiheit zugestanden. Aber alle diese Vortheile konnten bei den Amerikanern die nach ihrer Ansicht ungerechte Taxe, welche auf Thee und Papier gelegt war, nicht aufwiegen, denn sie waren schon reif geworden zu politischer Selbstständigkeit: und dieses Bewußtseyn wird sich seiner Zeit auch in den Hindus thatkräftig regen.

Doch ich eile wieder zu meinem Gegenstande, dem Prinzip der Britischen Kolonial-Regierung.

Wenn England aus seinen unermeßlichen Kolonieen durchaus kein direktes Einkommen und also nichts beziehen will, was die eigenen schweren Lasten der Englischen Nation erleichtern könnte, so darf man mit Recht fragen: welches ist denn nun der Vortheil, den seine Kolonieen dem Mutterlande gewähren?

Hinsichtlich Indiens ist dieser Vortheil dreifach. Er besteht nämlich erstens: in dem Gewinne, der aus den Ausgaben erwächst, welche die Ostindische Compagnie in England hat und zu welchen die Mittel aus Ostindien beschafft werden. Diese Ausgaben sind:

	Pfd. Sterl.
Interessen (zu 10 Prozent) von dem ursprünglichen Kapitale der Theilhaber, 6,000,000 jährlich	615,000
Kosten der Reise von und nach Indien, für die Militair- und Civil-Beamten der Compagnie, nach einem Ueberschlag	68,000
Frachten für Englische Rheder	134,000
Besoldungen der Befehlshaber während ihres halbjährigen Aufenthalts in England	120,000
Entschädigung an das Englische Kriegs-Departement für die Bekleidung, Ausrüstung u. s. w. der in Indien dienenden Königlichen Truppen	220,000
Pensionen für militairische Beamte, die jetzt in England wohnen, aber vormals im Dienste der Compagnie standen	60,000
Desgleichen für Civil-Beamte	30,000
Besoldungen für aktive Beamte der Compagnie in England, Gelder zur Unterhaltung ihrer Gebäude etc.	100,000
Remuneration für die höchste Kontrolle u. s. w.	30,000
Kadetten-Schulen in England	22,000
Bounty money in England	44,000
Summa	1,443,000
Ankauf von Material in England, zur Bekleidung, Bewaffnung und Ausrüstung der eingeborenen Ostindischen Armee	500,000
Mancherlei (Sundries)	57,000
Summa	557,000

Zweitens besteht dieser Vortheil in solchen Ersparnissen, welche die in Ostindien wohnenden handeltreibenden oder Aemter bekleidenden Briten machen und die man auf 1,500,000 Pfd. Sterl. jährlich berechnet.

Endlich drittens besteht er in dem Gewinne, den Privatleute in Ostindien (besonders durch den Verkauf Englischer Manufaktur-Waaren) aus ihrem Handel ziehen, und der jährlich auf drei Millionen Pfund berechnet wird.

(Schluß folgt.)

Sandwichs-Inseln.

Die Sandwichs-Inseln.

(Schluß.)

Der Verbrauch der Sandwichs-Inseln übersteigt nicht 4 bis 500,000 Franken, und der Gesammtwerth der Einfuhr, sowohl der für den Verbrauch bestimmten wie der bloß in Entrepot gebrachten, beträgt kaum 1 Million. Der Bedarf des Landes besteht in weißem, ungebleichtem und bedrucktem Baumwollenzeug, in kurzen Waaren, Brettern, Holz, Balken, Zucker, Kaffee und Liqueuren. Die Einfuhr von Luxus-Artikeln beschränkt sich auf das, was die 5 — 600 Europäer und Nord-Amerikaner brauchen, die auf den verschiedenen Inseln leben und meistentheils ziemlich arm sind. Die Amerikaner bringen nach den Sandwichs-Inseln weiße und ungebleichte Baumwollenzeuge, Seife, Manns- und Frauenskleider, Mehl, Rum, etwas Wein und einige andere Französische Erzeugnisse. Die Englischen Frachten bestehen hauptsächlich aus Kattun, weißem Baumwollenzeug, Segeltuch, Tauwerk, kurzen Waaren und Schiffsgeräth. Die Bretter und Balken kommen aus Neu-Seeland, der Zucker von den Gesellschafts-Inseln oder aus Peru. Für diese Einfuhr-Artikel geben die Sandwichs-Inseln Sandelholz, Mundvorräthe, etwas Kukui-Oel, das vollkommen klar und geruchlos und daher zum Brennen ganz vorzüglich ist, und Gold, welches sie von den Schiffen empfangen, die hier Lebensmittel einnehmen. Wenn aber der Landbau besser betrieben würde, könnten die Inseln alle Arten von Kolonial-Waaren liefern, und ihr Handel würde sich bedeutend ausdehnen. Jetzt bilden die zahlreichen Wallfischfänger, die an den Japanischen Küsten kreuzen und zweimal des Jahres, im Februar und Oktober, nach dem Hafen von Honolulu kommen, um hier ihre Havarieen auszubessern und eben so gute als wohlfeile Lebensmittel einzunehmen, die ansehnlichste Handelsquelle der Sandwichs-Inseln. Es laufen jährlich 50 bis 60 Amerikanische und 20 bis 25 Englische Wallfischfänger in Honolulu ein, und man hat berechnet, daß jedes dieser Fahrzeuge während einer solchen Rast ungefähr 2500 Franken ausgiebt, was also zusammen 175 — 200,000 Franken machen würde.

Das Sandelholz ist bereits sehr selten geworden; man muß es auf fast ungangbaren Wegen aufsuchen. In den ersten Jahren der Ausbeute wurden die Sandelwälder ohne Verstand und Schonung niedergehauen; die Häuptlinge kannten den Werth dieses Schatzes nicht und vergeudeten ihn daher. Noch wäre es Zeit, die Fundgrube wieder ergiebig zu machen, wenn die Sandelhölzer ordentlich bewirthschaftet würden; aber die eingeborene Bevölkerung besitzt weder die Energie, noch die Ausdauer zur gehörigen Benutzung des Bodens und seiner Produkte. Jeder Eingeborene lebt in seiner Hütte, baut das Bischen Taro an, dessen er bedarf, und zieht höchstens noch etwas Geflügel und einige Schweine auf, die er an die Schiffe verkauft, welche die Inseln besuchen; mit dem gelösten Preise bezahlt er dem Könige die Kopfsteuer und kauft sich Zeug oder Liqueure für das Uebrige. Aber auch diese Hülfsquelle fließt nur für die Aristokratie des Landes; die unteren Klassen leben jetzt in noch größerem Elende als vor der Entdeckung der Inseln.

Der Zukunft ist es vorbehalten, den Landbau und Handel auf den Sandwichs-Inseln zu entwickeln. Mitten im großen Ocean gelegen, bilden sie eine natürliche Station auf diesem unermeßlichen Meere, welches Indien und China von Süd-Amerika trennt; sie werden an Wichtigkeit zunehmen, je mehr beide Kontinente in Verkehr mit einander treten. Oeffnet sich erst die Landenge von Panama, so müssen die Sandwichs-Inseln einer der bedeutendsten Punkte des Erdballs werden, weil dann zu ihren eigenen Hülfsquellen noch der Vortheil ihrer Lage auf der großen Straße von Europa nach Indien hinzukommen wird. Hier werden dann alle nach China, nach den Philippinen, nach dem Chinesischen Indien, nach Kalifornien und nach der Nordwestküste von Amerika bestimmte Waaren zusammenströmen.

Die geographische Lage der Sandwichs-Inseln ist noch in anderer Hinsicht von Bedeutung; wenngleich sie ziemlich entfernt von den Russischen Besitzungen in Kamtschatka liegen, so haben sie doch seit längerer Zeit schon die Aufmerksamkeit dieser Regierung auf sich gezogen. Unter 18 Kriegsschiffen, welche seit 1825 diese Inseln besucht haben, zählte man 4 Russische. Sollte dereinst ein Krieg zwischen England und Rußland ausbrechen, so würde ohne Zweifel eine jede dieser Mächte in deren Besitz zu kommen suchen, um eine Militair-Station und einen Zufluchtsort für seine Kriegsschiffe und für seine Korsaren daraus zu machen. Jetzt dominirt allerdings der Amerikanische Einfluß auf den Sandwichs-Inseln, der von den Missionären aus den Vereinigten Staaten ausgeübt wird, und auch der Handel wird dort von Amerika betrieben; doch möchte sich wohl England schwerlich die Wichtigkeit der Inseln für die Zukunft haben entgehen lassen; es hat gewiß längst mit Interesse auf den befestigten Hafen von Honolulu geblickt, dessen enger und schwieriger Eingang so leicht zu vertheidigen ist und in den Händen einer feindlichen Nation ein Grund zu den ernstlichsten Besorgnissen für den Englischen Handel in Indien werden könnte. England, welches die Sandwichs-Inseln als seiner Oberherrlichkeit unterworfen betrachtet, in Folge der von Tamea-Mea an Vancouver übergebenen Abtretungs-Akte, — eine Akte, die zwar, wenn man will, keinen eigentlichen Werth hat, aber doch als Vorwand dienen würde, sobald man eine Besitznahme für nöthig hielte, — England mag immerhin bisher keine Nothwendigkeit gesehen haben, in Honolulu eine Garnison zu unterhalten, die ihm viel Geld gekostet hätte und unter den jetzigen Umständen ganz unnütz gewesen wäre; aber es hat deshalb sein Augenmerk sicherlich nicht minder auf die Sandwichs-Insen gerichtet. Die politischen Beziehungen dieser Inseln zu den Regierungen civilisirter Nationen beschränken sich bis jetzt auf zwei Verträge: der eine ist der, vermittelst dessen Tamea-Mea am 25. Februar 1794 sich und die Seinigen für Unterthanen der Großbritanischen Majestät erkannte; der andere ein am 23. Dezember 1826 zwischen Kaulkeauli und der Regierung der Vereinigten Staaten abgeschlossener Handels-Traktat. Der Inhalt des letzteren bedingt keinen ausschließlichen Vortheil für die Amerikaner aus; er sichert nur für den Fall eines Krieges den Bürgern der Vereinigten Staaten und ihrem Eigenthum den Schutz der Regierung der Sandwichs-Inseln gegen alle Feinde, er sanctionirt die Zulassung der Amerikanischen Schiffe in den Häfen der Sandwichs-Inseln und verbürgt ihnen das Recht, mit der Bevölkerung dieser Inseln Handel zu treiben. Die folgenden Artikel stellen in Bezug auf die Rettung der Fahrzeuge, die an den Küsten der Sandwichs-Inseln Schiffbruch leiden möchten, und in Bezug auf die Festhaltung der Deserteure gewisse Vorschriften fest; der Traktat schließt dann mit der gewöhnlichen Klausel, daß der Amerikanische Handel alle Vortheile genießen solle, die der begünstigtsten Nation gewährt werden dürften, und stipulirt in dieser Beziehung für den Handel der Sandwichs-Inseln mit den Vereinigten Staaten vollkommene Gegenseitigkeit.

Die Engländer haben mit einem Lande, als dessen Oberherren sie sich ansehen, keinen Traktat abschließen wollen, denn ein solcher Traktat hätte ihr Recht in Zweifel gestellt. Die Amerikaner dagegen, welche fühlten, daß jene dereinst ihr auf die Sandwichs-Inseln erworbenes Recht geltend machen könnten, wollten sich die Vortheile, die sie jetzt genießen, durch einen Traktat sichern, um sie nicht zu verlieren, wenn die Inseln etwa in Besitz einer anderen Regierung kämen, in welchem Fall ihnen ihr Traktat als Garantie dienen soll. Frankreich sollte diesem Beispiel folgen, ehe es zu spät ist; wenn auch jetzt die Französische Schifffahrt wenig Vortheil davon haben dürfte, so könnte doch eine Zeit kommen, wo ein solcher Traktat ihr sehr nützlich seyn würde.

Eines jedoch ist in dem Traktat zwischen den Vereinigten Staaten und den Sandwichs-Inseln von dem Agenten der ersteren vergessen worden; er hat die Verhältnisse des Landes nicht gehörig bedacht und nicht für die Niederlassungen gesorgt, welche von den Amerikanern auf diesen Inseln theils schon begründet sind, theils bei einer weiteren Zunahme des Handels nothwendiger Weise noch entstehen werden. Die bestehenden Etablissements sind ohne die erforderlichen Vorkehrungen errichtet worden; ein Jeder nahm ein Stück Landes in Besitz, welches, wie die Eigenthümer sagen, die Regierung der Inseln ihnen abtrat, worüber jedoch keine Urkunden vorhanden sind. Diese Regierung erklärt daher jetzt, auf die alten Landesgesetze sich stützend, sich selbst das ausschließliche Eigenthum aller Ländereien zu und begreift darunter auch diejenigen, auf denen sich Ausländer niedergelassen haben, indem sie ihnen zwar erlaubt, bei ihren Lebzeiten darauf zu wohnen, aber unter der Bedingung, daß die Grundstücke und Gebäude an die Krone heimfallen sollen, wenn der gegenwärtige Inhaber stirbt oder aus irgend einem Grunde das Land verläßt. Die Regierung hat außerdem erklärt, daß kein Fremder wirklicher Eigenthümer von Ländereien auf den Sandwichs-Inseln seyn könne, eine Maßregel, die ihr von Anderen eingegeben worden und deren verderblichen Einfluß sie nicht zu berechnen weiß. Diese Erklärung der Regierung hat den Aufschwung gänzlich gehemmt, den der Landbau auf den Sandwichs-Inseln hätte nehmen können, und dem Handel ein Mißtrauen eingeflößt, welches die Fortschritte desselben durchaus hindern muß. So sieht man denn in den fruchtbaren Ebenen der Inseln nichts als den alten Taro-Bau, ganz so wie vor der Entdeckung. Man kann freilich nicht verlangen, daß ein Jeder hier die Freiheit haben sollte, sich nach seinem Belieben auf den Regierungsländereien anzubauen, aber es müßten Grundsätze über den Kauf derselben festgestellt werden.

Als wir in Honolulu anlangten, trafen wir dort die Amerikanische Korvette „Peacock", die den Commodore Kennedy an Bord hatte. Der Hauptzweck seiner Mission war, jenem Uebelstande durch die Art der Auslegung des zwischen den Vereinigten Staaten und den Sandwichs-Inseln geschlossenen Traktats abzuhelfen. Die Regierung von Honolulu erklärte aber aufs entschiedenste, daß sie keine Fremden zu Eigenthümern auf den Inseln wolle werden lassen, und da der Commodore für diesen Fall keine bestimmte Instruction hatte, so entfernte er sich sehr mißvergnügt und mit der Drohung, daß die Vereinigten Staaten nachdrücklich einschreiten würden. Die Weigerung der Regierung wird den Missionären zugeschrieben, die dadurch der Wohlfahrt des Landes gewaltigen Schaden thun, denn die Bevölkerung desselben wird für sich allein nie im Stande seyn, das Land in Flor zu bringen. Die Einwohnerzahl von Owahu, der bevölkertsten Insel, beläuft sich jetzt auf 20,000 Seelen, und die Oberfläche dieser Insel beträgt mindestens 600 Quadratmeilen von Ebenen, Hügeln und Bergen. Davon ist gegenwärtig vielleicht nur der tausendste Theil kultivirt. Und wird diese eingeborene Bevölkerung, die seit vierzig Jahren schon in so furchtbarem Maße abgenommen hat, — sie beträgt jetzt höchstens ein Viertel von der Zahl, welche Cook bei seiner ersten Reise dort vorfand, — nicht aus denselben Gründen, wie bisher, noch immer mehr zusammenschmelzen? Wird sie nicht das Schicksal aller wilden Völker haben, die durch ihre Berührung mit der Civilisation den Tod fanden, ehe diese ihr Regenerationswerk vollbringen konnte? Man schreibt die Abnahme der Bevölkerung auf den Sandwichs-Inseln verschiedenen Ursachen zu. Der Genuß der hitzigen Getränke war hier, wie bei allen wilden Völkerschaften, ein von den Europäern ihnen zugeführtes Gift. Krankheiten, die ehemals unbekannt waren, sind unter der Bevölkerung eingerissen. Die Ausschweifungen mußten in diesem Lande um so schrecklicher wirken, als die Ansteckung bis in den Schoß der Familien drang und man nicht das geringste Heilmittel gegen ein unbekanntes Uebel anwenden konnte. Ein mindestens eben so mächtiger Entvölkerungsgrund, als die Ausschweifung, ist ferner eine eigenthümliche Krankheit, von der seit etwa zehn Jahren die Frauen auf diesen Inseln im Kindbett befallen werden, und die unter zehn derselben immer sechs hinwegrafft. All diesem Unheil könnte durch schnelle Beförderung der Einwanderungen aus Europa und Amerika und durch Einführung einer gründlichen Civilisation noch abgeholfen werden; sonst wird es den Bewohnern dieser Inseln ergehen wie den Indianerstämmen in Nord-Amerika und Mexiko; die Civilisation wird ihnen nur ihre Uebel gebracht haben, ohne sie zum Genuß ihrer Wohlthaten fähig zu machen, und sie werden spurlos vom Erdball verschwinden. Adolphe Barrot.

Frankreich.

Verhandlungen des Pariser Polizei-Gerichts.

I. Der klassische Vagabund.

Ein langer, hagerer und sehr ernst aussehender Mann erhebt sich seiner ganzen Länge nach von der Bank der Angeschuldigten im Verhörzimmer des Zuchtpolizeigerichts. Ein weiter schwarzer Ueberrock mit Einer Reihe Knöpfe und in die Höhe stehendem Kragen hüllt ihn von Kopf bis Fuß ein. Dieser Mann, mit Namen Jean Paterne Leroux, ist als Vagabund aufgegriffen und soll nun verhört werden.

Präsident. Sie sind um zwei Uhr Morgens in der Straße Larochefoucauld, wo Sie auf dem Bürgersteig lagen, festgenommen worden. Sie waren ohne Obdach.

Leroux. Das gereicht meinem Jahrhundert nicht zur Ehre. Ich bin ein Mann von Kenntnissen.

Pr. Um so schuldiger erscheinen Sie. Wie kam es, daß Sie in solcher Lage sich befanden?

L. Ihr Verhör macht unseren gesellschaftlichen Einrichtungen den Prozeß. Ich will einmal das thun, was ich meinen Schülern immer verboten habe; ich will eine Frage mit einer anderen beantworten. Sagen Sie mir also, wie ist es möglich, daß ich mich in einer solchen Lage befinden konnte, ich, der ich ein Mann von Kenntnissen bin?

Pr. Ich bitte, was haben Sie für ein Geschäft?

L. Ich verbreite in der Welt, und zwar zum Besten meiner Mitgeschöpfe, die Kenntnisse, die mir zu Theil geworden.

Pr. Das heißt so viel, als Sie sind Schulmeister.

L. Schulmeister ohne Schule. Ich gebe Stunden in den Häusern.

Pr. Ich frage Sie noch einmal, wie kömmt es, daß Sie, der Sie ein gebildeter Mann zu seyn scheinen, als Vagabund ergriffen wurden?

L. Die Geschichte weist uns sehr berühmte Vagabunden nach.... Homer, z. B., der gute göttliche Homer, war er was Anderes, als ein Herumtreiber, ein Vagabund? Der berühmte Diogenes, der niemals ein anderes Wohnzimmer hatte, als die freie Straße und den Markt — was war er, wenn ich fragen darf? Ein Vagabund! Es findet sogar zwischen ihm und mir noch die Aehnlichkeit statt, daß ich auch in einem Athen, in Neu-Athen, arretirt worden bin. Aristides mortuus est pauper. — Ich spreche auch Griechisch; ich spreche....

Pr. Sie sprechen viel zu viel; begnügen Sie sich damit, auf meine Fragen zu antworten. Wo hatten Sie zuletzt Ihr Domizil?

L. Als man mich festnahm, war ich von Tours angekommen; dort habe ich Unterricht ertheilt.

Pr. Warum haben Sie sich von Tours entfernt?

L. Ich habe mich von dort entfernt, weil ich die dasigen sauern Gesichter nicht leiden konnte. (Gelächter unter den Zuhörern.)

Gerichts-Anwalt. Es geht aus einigen Papieren, so wie aus der ganzen Haltung des Mannes hervor, daß er ein etwas überschnappter Gelehrter sey.

L. Diese Bemerkung ärgert mich durchaus nicht.... Denselben Vorwurf machte man einst auch dem großen Sophokles, und zwar waren es seine eigenen Kinder, die ihn beschuldigten.... Was that aber Sophokles? Er stellte sich vor den Areopag und recitirte einige Scenen aus einem seiner Trauerspiele; seine Richter klatschten in die Hände, und die Verleumder standen beschämt da. Ich habe auch ein Trauerspiel gedichtet: „Der an seinem Schopfe hängende Absalon". Ich kann Ihnen einige Stellen daraus mittheilen.

Und in demselben Augenblicke warf Herr Leroux seinen linken Rockschoß über die rechte Schulter, was ihm eine Römische Drappirung verlieh. Er fing eben an, zu deklamiren, als ihn der Präsident zur Ruhe verwies und ihn fragte, ob er vielleicht einen Verwandten zu nennen wisse, der ihn reklamiren möchte?

Leroux. Ich habe einen Neffen — allerdings ein Mann ohne alle Kenntnisse, aber das ist nicht seine Schuld, und ich habe es ihm längst vergeben.

Das Gericht verschob die weitere Verhandlung, um den Neffen aufsuchen und ihn von der Sache in Kenntniß setzen zu lassen. Dieser meldete sich nach einigen Tagen und erklärte, daß er, obwohl bereits seit längerer Zeit mit dem Onkel entzweit, doch für diesen jetzt sorgen wolle. Auf diese Erklärung entließ das Gericht den Leroux von der Anklage und übergab ihn seinem Neffen.

II. Ein Ehemann, der auf seine Ehre hält.

Es hatte eben Ein Uhr nach Mitternacht geschlagen, als es an der Hausthür eines hohen gothischen Gebäudes in der Pariser Altstadt (rue de la cité) ungewöhnlich stark pochte. Bald darauf hörten die Einwohner dieses Hauses das Klappern zweier Holzpantoffeln, die von der sechsten Etage herunterkamen und jede Stufe durch ihren eintönigen Spektakel bezeichneten. Die in diesen geräuschvollen Pantoffeln steckende Person gelangte endlich bis zur untersten Thür, welche sie dem verspäteten Hausbewohner öffnete. Dieselben Pantoffeln, begleitet von einem Paar mit Eisen beschlagenen großen Schuhen, stiegen nunmehr die sechs Etagen wieder hinauf und schlossen sich in ihrem Zimmer ein, zur großen Zufriedenheit der Nachbarn, die, jene guten Leute zu allen Teufeln wünschend, sich anschickten, ihren auf so verdrießliche Weise unterbrochenen Schlaf weiter fortzusetzen. Aber die Nachbarn hatten die Rechnung, wenn auch nicht ohne den Wirth, doch ohne die gedachten Hausbewohner in der sechsten Etage gemacht. Dort begann jetzt nämlich ein so fürchterlicher Lärm, daß das Haus davon erdröhnte. Man hörte Tische und Stühle umwerfen, Tassen und Gläser zerbrechen, Menschen, die sich so lebhaft herumrissen, daß der Boden zitterte, Stimmen endlich, und zwar bald die quikende einer nicht mehr jungen Frau und bald die heisere eines etwas angetrunkenen Mannes. Die unglückseligen Nachbarn, die sich auf diese Weise in ihrer Ruhe gestört fanden, warfen sich in ihre Schlafröcke, und was sie zunächst thaten, war, daß sie einige Mann Soldaten von der nahen Wache im Hotel-Dieu holten. Mit diesen drangen sie nun in das Zimmer der sechsten Etage, wo der Lärm nach wie vor unbeschreiblich groß war. Auf dem Kampfplatze fand man einen zu Boden geworfenen, zerschlagenen und zerkratzten, etwa 40 Jahr alten Mann zwischen drei umgestürzten Stühlen, auf Scherben von Tellern und auf den Trümmern eines Kleiderrechens, der augenscheinlich als Waffe gedient hatte und in dem wüthenden Kampfe zerbrochen worden war. Neben ihm, oder vielmehr über ihm erhob sich ein Weib mit aufgelösten Haaren und geballten Fäusten. Sie schrie fürchterlich, was vorweg für sie sprach und weshalb sie auch in den Augen der Eintretenden als ein Opfer ehemännischer Brutalität erschien. Kaum aber zeigte sich der Unteroffizier mit den drei Soldaten, so stand auch der Mann vor ihm und sagte: „Herr Korporal, arretiren Sie mich; ich habe den Lärm verursacht, indem ich meine Frau prügelte." Der Unteroffizier, zufrieden mit dieser Erklärung, nahm den Mann mit und führte ihn auf die Wache. Die Nachbarn gingen sämmtlich wieder zu Bette und suchten sich, so gut es anging, für den verlorenen Schlaf schadlos zu halten.

In diesen Tagen erschien nun das unverträgliche Ehepaar vor dem Zuchtpolizeigericht. Als die Namen aufgerufen wurden, setzte sich der Mann sogleich von selbst auf die Bank der Angeschuldigten und bedeutete seiner Frau, sich dahin zu stellen, wo die Zeugen zu stehen pflegen.

Präsident. Rigaud, Sie sind angeklagt, Ihre Frau geprügelt zu haben.

Rigaud. Leider ist es wahr, mein Herr; ich habe sie fürchterlich geschlagen.

Frau Rigaud (schluchzend). Das ist nicht wahr; er lügt es.

Rigaud. Schweigen Sie, Madame, ich gestehe mein Unrecht.

Frau R. Nein! Du hast gut reden. Ich will sprechen, ich erstickе sonst. Sie müssen Alles wissen, meine Herren.

R. Bei Allem, was Ihnen heilig ist, Madame, entehren Sie mich nicht.

Frau R. Nein, das wäre zu arg! Man soll ihn nicht für schuldig halten; man soll ihn nicht einsperren, da er doch unschuldig ist, wie ein Schaf. Ich habe ihn gekeilt, Herr Präsident.

R. Madame Rigaud!

Frau R. Er war später als gewöhnlich nach Hause gekommen, denn er hatte sich mit einigen Freunden ein Räuschchen getrunken, und da habe ich auf seinem Rücken den Kleiderrechen zerbrochen.

R. Madame Rigaud!....

Frau R. Er konnte mir ja gar nichts thun, da ich viel stärker bin, als er; und als die Wache kam, da hat er sich arretiren lassen, damit nur ja Niemand glaube, daß er sich von seiner Frau prügeln lasse.

R. Um Gottes willen, Madame Rigaud!....

Frau R. Das ist noch nicht Alles. Am nächsten Morgen, als er von der Wache entlassen worden war, beredete er mich, ihn zu verklagen, damit die Nachbarn, die Zeugen von der Scene, sich vollends überzeugten, daß er es sey, der mich gehauen.

R. Aber ich bitte Sie, Madame Rigaud!....

Frau R. Nein, ich will nichts hören.... Ich will Dich frei machen.

R. Sie haben Unrecht, mich frei machen zu wollen auf Kosten der Wahrheit. Ihre Großmuth rührt mich, und ich will Sie auch in der That nicht mehr prügeln, aber gestehen Sie nur, daß ich Sie in der besagten Nacht grausam behandelt habe.... Und Sie, meine Herren Richter, erkennen Sie mir nur immer einige Tage Gefängniß zu.

Das Gericht, von den Thränen der Frau überzeugt, sprach jedoch die Freilassung Rigaud's aus. Rigaud schlug sich an die Stirn, und mit einem Blick voll Verzweiflung sagte er im Hinausgehen zu seiner Frau: „Madame Rigaud, Sie haben mich entehrt."

Mannigfaltiges.

— Die neue Lelia. George Sand will den Beweis liefern, daß sie nicht bloß Dichter, sondern auch Künstler sey. Der Dichter folgt unmittelbar den Eingebungen des Genius; was die Muse ihm zuführt, ruft er sogleich ins Leben, und als gewappnete Minerva entspringt sein Werk dem Haupte des Jupiter. Nicht so der Künstler. Ihm ist Denken und Schaffen nicht so unmittelbar Eins wie Jenem; vom Kopfe geht bei ihm der Gedanke in die Hand über, und die Hand, obwohl dem Kopfe unterthan, hat doch auch ihre eigenen Ansprüche, die sie geltend macht; sie verdirbt Manches, aber sie verbessert das Meiste; der Kopf idealisirt, er erfindet Götterbilder; die Hand aber bringt das Kunstwerk der Natur, der menschlichen Sympathie, näher. George Sand dichtete ihre Lelia, jenen Prototypus aller ihrer späteren, mit unserer Socialität im Kampfe befindlichen Frauen-Charaktere; jetzt schafft sie denselben Roman zu einem plastischen Kunstwerke um. Wie sie sich immer am liebsten gern „l'auteur de Lélia", ja auch Lelia selbst nannte, so nahm auch die Kritik dieses Werk immer zum Maßstab ihrer Würdigung, und alle Fehler, alle große Eigenschaften der Verfasserin wurden darin gesucht, gefunden und nachgewiesen. Jetzt antwortet sie der Kritik, und diese kann die Antwort eben so gut als einen Triumph, wie als eine Widerlegung betrachten; denn George Sand, seitdem sie ihre Lelia geschrieben, ist eine Andere geworden, und mit ihr hat auch ihr Werk eine wesentliche Veränderung erfahren. George Sand hat dieses, wie es die Franzosen nennen, umgegossen (refondu); ja, dem Buche ist ein ganz neuer Band hinzugefügt. Der Charakter der Heldin ist zwar scheinbar noch derselbe, aber er ist in anderer Weise entwickelt und mehr gerechtfertigt. Wer Lelia früher gekannt, wird sie in ihrer neuen Gestalt veredelt, tiefer an Geist und Gemüth, aber auch, was eine natürliche Folge hiervon ist, nicht mehr so innerlich zerrissen, nicht mehr so entzweit mit der Menschheit, wenn auch noch immer im Kampfe mit herrschenden Begriffen und Ansichten finden. Die neue Lelia in drei Bänden ist so eben in Paris ausgegeben worden; wir werden nächstens die Vorrede mittheilen, welche die Verfasserin ihrem umgearbeiteten Werke hinzugefügt hat.

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 116. Berlin, Freitag den 27. September 1839.

Frankreich.

Sidonius Apollinaris, der erste christliche Dichter Galliens.*)

Sidonius Apollinaris wurde in Lyon im Jahre 430 geboren; seine Familie, von der man die Polignac's hergeleitet hat, war eine der angesehensten im südlichen Gallien, und sein Leben war das eines großen Herrn und eines schönen Geistes. Sidonius war Schwiegersohn des Kaisers Avitus, und dies brachte ihn in Verbindung mit den Avitus, einem bedeutenden Namen der Auvergne, der schon in der Kirche illustrirt war durch den heiligen Avitus, Bischof von Vienne. Die Tochter des künftigen Kaisers brachte unserem Sidonius als Mitgift jenes schöne Gut Avitacum, das die Einen an das Ufer des Aidat-Sees, die Anderen an den Cambon-See in der Auvergne verlegen und das er selbst mit einer für uns sehr lehrreichen Genauigkeit beschrieben hat. Diese Beschreibung, verbunden mit der, welche Sidonius von dem burgus seines Freundes Leontius gegeben, liefert ein vollständiges Bild von dem Treiben eines großen Herrn in Gallien im 5ten Jahrhundert und von dem damaligen Leben auf dem Lande. Diese Beschreibungen werden uns dann beschäftigen, wenn wir versuchen werden, aus Sidonius' Werken ein Bild der Sitten jener Zeit zu geben; jetzt beschäftigen wir uns nur mit ihm.

Eine Anekdote führen wir jetzt schon an, welche den Stand, dem Sidonius angehörte, charakterisirt; sie zeigt, wie ein Gallo-Römischer Aristokrat die Bauern behandelt, welche die Ehrfurcht gegen seine Vorfahren vergessen. Sidonius Apollinaris erzählt, daß er auf seiner Rückkehr von Lyon nach der Auvergne Todtengräber getroffen, die damit beschäftigt waren, ein Grundstück aufzuwühlen, in welchem einer seiner Ahnen beerdigt gewesen. Aus Sidonius' eigenen Worten geht hervor, daß die Zeit die Spuren der ehemaligen Bestimmung dieser Orte völlig verwischt hatte; gleichwohl springt Sidonius, von einem etwas übertriebenen Gefühl aristokratischer Pietät für die Urheber seiner Familie fortgerissen, vom Pferde und tödtet ohne viel Umstände diese Unglücklichen wegen einer Entweihung, die sie sich vielleicht ohne Wissen und Absicht hatten zu Schulden kommen lassen. Noch auffallender ist es, daß Sidonius, indem er ahnte, daß diese Justiz etwas voreilig gewesen, an Patiens, Bischof von Lyon, schrieb, zu dessen Gerichtsbarkeit die Sache gehörte, da die Begräbnisse einen Theil der Kirchengerechtsame bildeten. Patiens, der sonst ein frommer Mann war, antwortete dem Sidonius Apollinaris, er habe recht gethan, da nach der Sitte der Vorfahren diese Entweiher kein besseres Schicksal verdienten. Freilich machte Sidonius Distichen mit dreifachen Trochäen, die in einer Kirche angebracht werden sollten, welche der Bischof von Lyon baute; offenbar war es dieser kleine literarische Dienst, um dessenwillen jener Bischof seines Kollegen seltsame Prozedur so glimpflich beurtheilte.

Der Augenblick, wo der Name des Sidonius Apollinaris in einem weiteren Kreise, als dem seiner Freunde, bekannt wird, ist der, wo er die Laufbahn des Panegyrikers betritt, und die erste Veranlassung hierzu war die Erhebung seines Schwiegervaters Avitus zur Kaiserwürde. Der Schwiegersohn des neuen Kaisers ging nach Rom und hielt vor dem Senat einen Panegyrikus in Versen. Gleich in den ersten Worten wird seine Lobrede eine der ausschweifendsten, die man sich denken kann: „Phöbus", sagt er, „Du, der Du endlich in dem Weltall, das Du durchwandelst, Deines Gleichen sehen wirst, behalte Dein Licht für den Himmel, die Erde hat an dieser Sonne genug." Diese Sonne ist der Schwiegervater des Sidonius. Der Rahmen des Gedichts ist mythologisch und allegorisch. Jupiter sitzt unter den Göttern und Flüssen; da kommt Roma mit langsamen Schritten, gesenktem Haupt und flatterndem, staubbesudeltem Haar; sie trägt keinen Helm mehr, ihre Lanze ist eine Last in ihrer Hand und nicht mehr der Schrecken ihrer Feinde. Sie stellt ihrem gegenwärtigen Verfall ihren alten Ruhm entgegen, indem sie an die verschiedenen Jahrhunderte der Römischen Geschichte erinnert, und bei der Gelegenheit werden, energisch und glücklich genug, einige republikanische Klagen ausgesprochen, die aber mehr eine rhetorische Bedeutung haben, als der Ausdruck eines wahren Gefühls sind. „O Schmerz! Die Rechte des Volks und des Senats sind vernichtet; was ich gefürchtet habe, trifft ein. Ich bin nur in meinem Fürsten, ich gehöre ganz meinem Fürsten; ich bin ein Stück des Cäsaren-Reichs, ich, die früher Königin war!" Um sie zu trösten, verspricht ihr Jupiter den Avitus, dessen Lebensbeschreibung dann folgt, voll von übertriebenem Lob und heidnischen Ideen.

In dem natürlichen Lauf der Dinge hatte Avitus nicht mehr Aussicht, auf den Thron zu gelangen, als jeder andere große Herr Galliens: als er geboren ward, ahnte man in Auvergne nicht, daß er einst Kaiser werden würde; man erinnerte sich keiner Vorbedeutung, wohl aber erinnerte sich deren Sidonius Apollinaris nachträglich, und er legt dieselbe in den Mund Jupiter's. Die Jugend des Kaisers, die der Jagd gewidmet war, giebt dem Panegyristen Veranlassung, ihn mit den Helden des mythologischen Alterthums zu vergleichen. Hat er einen Bären getödtet, so ist er ein Herkules, hat er einen Eber getroffen, so ist er ein Hippolyt. Ich verschone den Leser mit einer Menge anderer Lobsprüche, die Sidonius durch Jupiter's Mund über seinen Schwiegervater häuft. Diese Lobsprüche sind nur dann von Interesse, wenn man das politische und militairische Leben des Avitus betrachtet. Seine erste That ist ein Zweikampf mit einem Hunnischen Anführer, dessen Diener Avitus getödtet hatte. Dieser Kampf, der zu Pferde stattfindet, im Angesicht der beiden Heere, gleicht einem Turnier des Mittelalters.

Avitus glänzte in diesem Kriege nicht weniger als Diplomat, denn als Krieger: ein Brief von ihm, sagte Sidonius, beschwichtigte den König der Westgothen, Theoderich. Dieser Einfluß des Avitus erklärt sich übrigens daraus, daß Theoderich es in seinem Interesse fand, den Frieden, um den man ihn bat, zu bewilligen, wodurch freilich der prahlerische Vers:

> Littera Romani cassat, quod, Barbare, vincis*)

etwas lächerlich wird.

Auch in dem großen Kampf, den die Römer, von einem Theil der barbarischen Nationen unterstützt, gegen Attila führten, erscheint Avitus als Krieger und Diplomat. Sidonius läßt den Aetius eine schutzflehende Rede an seinen Schwiegervater halten, worin er ihn das Heil der Welt nennt; dann zeigt er, wie er die Hülfe der Westgothen zu erlangen weiß. In der Schilderung, die er uns von der Versammlung der Häupter dieser Nation giebt, findet man neben viel Gesuchtem eine Menge wahrer, malerischer Züge. Sidonius giebt bald die Realitäten der Dinge, bald die Fictionen der Rhetorik. Wer möchte Jupiter glauben, wenn er erzählt, wie die Barbaren, sobald sie hören, daß Avitus zu ihnen kommt, bereit sind, Alles zu bewilligen, und nur fürchten, er möchte ihnen den Frieden verweigern? Sidonius macht sich etwas lächerlich, wenn er Theoderich seine Ehrfurcht vor dem Geiste Roms und seinen Kindern aussprechen läßt, und den unwahrscheinlichen Wunsch, Alarich's Verbrechen wieder gut zu machen, das Verbrechen nämlich, daß er die ewige Stadt mit Sturm genommen, „den einzigen Fleck", sagt er, „der an dem Andenken unseres Ahnherrn haftet." Theoderich (und das ist historisch) schließt, indem er dem Avitus den durch Maximus Tod erledigten Kaiserlichen Thron anbietet oder vielmehr aufzwingt. In der Antwort des Avitus an den Gothen-König zeigt sich die Ueberlegenheit der Lateinischen Civilisation über die wilde Rohheit der Germanischen Eroberer: eine Ueberlegenheit, die sich in diesen Unterhandlungen gewiß öfter kund gab und mehr als einmal den Erfolg derselben entschied. Avitus spricht zu dem Barbaren-Führer von seinem Vater, den er einst gezwungen, die Belagerung von Narbonne aufzuheben. „Damals warst Du ein Kind", fügt Avitus hinzu; „Dich selbst, ich rufe diese Greise zu Zeugen, haben meine Hände getragen und an meinem Busen gewärmt; Du weintest, wenn Deine Amme Dich wider Deinen Willen wegnahm, um Dich zu säugen." Der König, was noch auffallender ist, erinnert sich, daß sein Vater ihn auf den Rath des Avitus den Virgil studiren ließ, damit er sich an sanftere Sitten gewöhne. Theoderich stellt nur Eine Bedingung für die Gewährung seiner Hülfe, die, daß

*) Aus Ampère's „Literaturgeschichte Frankreichs vor dem 12ten Jahrhundert"; vergl. Nr. 83.

*) Deinen Sieg, o Barbar, macht der Brief des Römers zu Schanden.

Avitus selbst Kaiser wird, und Avitus unterwirft sich; er kehrt zu den Seinigen zurück, die angesehenen Personen des südlichen Galliens versammeln sich und erheben ihn einstimmig auf den Thron. Diese ganze Verhandlung, durch welche ein Gallo-Römer auf Antrieb der Gothen und durch die Wahl seiner Landsleute zur Kaiserwürde erhoben wird, ist ein sehr merkwürdiges Faktum, das man nicht kennen würde, wenn es uns nicht Sidonius durch Jupiter's Mund mitgetheilt hätte.

Die Rede eines Gallischen Häuptlings, der den Avitus auffordert, den Purpur zu ergreifen, schildert in kräftigen Zügen das Elend Galliens in jener Zeit, wo es noch an den Leichnam des Römischen Reichs gebunden ist. „Mitten in diesen Niederlagen, in diesem Weltverfall, war unser Leben ein Tod, und während wir, aus Verehrung für die Ueberlieferung unserer Vorfahren, einer ohnmächtigen Regierung gehorchten, indem wir es für unsere Pflicht hielten, trotz tausend Uebeln, einer altherge- brachten Ordnung der Dinge treu zu bleiben, haben wir die Last dieses Schattenreichs getragen.

Portavimus umbram
Imperii . . . .

Nachsichtig gegen die Laster der alten Römischen Raçe und mehr aus Gewohnheit als aus Vernunft dieses Geschlecht duldend, das gewöhnt ist, den Purpur zu tragen."

Diese Worte sind merkwürdig, weil sie zeigen, wie sehr Roms Herrschaft in der Provinz verachtet war, wie sehr sich der Provinzialstolz schämte, ein solches Joch länger zu tragen.

(Schluß folgt.)

Ostindien.

Das Britische Reich in Indien.

(Schluß.)

Rechnen wir nun diese 4,500,000 Pfd. zu den beiden Facits der obigen Tabelle, so ergiebt sich uns, daß Englands Gewinn von seinen Ostindischen Besitzungen nicht weniger als 6,500,000 Pfd. jährlich beträgt, eine Summe, die, wenn sie in dieser Form remittirt würde, die ganze Kolonie aussaugen müßte. Dies ist aber keinesweges der Fall; sie kommt in folgender Art nach England: Ostindisches Opium wird nach China geschickt und daselbst gegen Thee ausgetauscht; der Thee aber kommt nach England und deckt den ganzen Tausch (covers all the exchange).

Bis jetzt haben wir von den Phänomenen des Handels geredet. Was das eine Land gewinnt, geht für das andere nicht verloren: sie gewinnen beide.

Aber die Kolonieen Englands müssen von einem höheren Standpunkte betrachtet werden.

Auf was Anderes gründet Britanien seine politische Macht, außer auf seine Kolonieen, wo Handel und Verkehr Hunderttausende seiner Seeleute beschäftigen? Den neuesten statistischen Angaben zufolge, besitzt England die erstaunliche Anzahl von 700,000 dienstthuenden Matrosen, die größtentheils auf Handelsschiffen beschäftigt sind.

Auf was Anderes, als auf seine Kolonieen, gründete England in dem Riesenkampfe mit Napoleon die Hoffnung, endlich obzusiegen? Während der allgemeinen Kontinental-Sperre fanden die Englischen Waaren nur in den Häfen der Kolonieen Absatz, und so erhielt sich die wankende Kraft des Mutterstaates.

Von diesen Kolonieen ist aber Indien unstreitig die bedeutendste, und zwar nicht bloß in politischer und kommerzieller, sondern auch in philanthropischer Hinsicht; denn England läßt hier die Wohlthaten der Civilisation mehr als 100 Millionen unserer Mitgeschöpfe zu Theil werden.

Kommen wir nun auf die Frage, welches die Wirkungen der Britischen Herrschaft in Ostindien sind, so müssen wir vor Allem den Zustand des Landes vor der Zeit der Britischen Eroberung ins Auge fassen; denn nur auf diesem Wege kann uns die jetzige relative Lage des Landes, in Vergleich mit seiner früheren, klar werden. Seine positive Lage wollen wir später in Erwägung ziehen.

Um aber in der ersten Untersuchung so unparteiisch als möglich zu verfahren, beziehen wir uns auf das vollgültige Zeugniß des treuesten und verläßigsten Geschichtschreibers, den der heutige Orient hervorgebracht hat. Golaim Hussein Chan schildert in seiner „Geschichte von Hindostan" den Zustand Indiens im 18ten Jahrhundert mit folgenden Worten:

„Zu jener Zeit wurden alle Kriegsgefangenen ermordet; alle verdächtige Personen legte man auf die Folter; die Strafen bestanden in Pfählung, Geißelung bis auf den Tod u. s. w. In einigen Provinzen stellte man förmliche Menschenjagden an und hetzte die Leute mit Hunden, wie wilde Thiere. Das Eigenthum einer begüterten Person wurde konfiszirt und der Eigenthümer erdrosselt. Keiner durfte einen Anderen zu sich einladen, ohne vorgängige schriftliche Erlaubniß des Statthalters oder Radscha's, und das Volk war immer den ärgsten Plünderungen und Unbilden ausgesetzt." In dieser Lage befand sich Hindostan schon in den letzten Zeiten der Herrschaft der Groß-Moguls; unter Nadir-Schach, der wie ein fressender Feuerstrom das Land überfluthete, wurde der Zustand des Landes noch schlimmer; aber am schrecklichsten waren die Hindu's daran, als nach Nadir-Schach's Abzug die räuberischen und unmenschlich grausamen Mahratten ihre Herrschaft gründeten. Niedermetzelung der Bevölkerungen eroberter Städte war in jenen Zeiten ein gewöhnliches Ereigniß. Das Blutbad, welches Nadir-Schach in Delhi anrichten ließ, dauerte sieben Tage und verödete eine Riesenstadt, die bis dahin eine Million Menschen gezählt hatte. Nadir's Nachfolger auf dem Throne Persiens, Schach Abdallah, gab Delhi im Jahre 1761 ein zweites Mal dem Morde und der Plünderung preis; und im Jahre 1767 fiel die unglückliche Stadt in die Hände der Mahratten, die Alles niedermetzelten, was nicht in der Flucht sein Heil fand.

Aber nicht bloß durch auswärtige Eroberer, sondern auch durch seine eigenen Fürsten, die, von dem anarchischen Zustand des Landes begünstigt, ihrer Grausamkeit gar keine Schranke setzten, ist Hindostan schrecklich zerrüttet worden. Es wäre eben so langweilig als Ekel erregend, hiervon Beispiele zu geben; denn die Ausbrüche des Despotismus sind überall dieselben, obschon sie in jenen Gegenden, wo der lothrechte Sonnenstrahl das Blut rascher fließen macht, wo beständige Tyrannei eine sklavische Unterwürfigkeit erzeugt hat und wo die milde Lehre Jesu unbekannt ist, eine noch schrecklichere Form annehmen. Jener Zustand des Elends und der Zerrüttung, der Gewaltthätigkeit von Außen und von Innen, welcher gerade um die Zeit, als England zum ersten Male auf Indiens politischem Schauplatz erschien, seinen nachtschwarzen Schleier über Hindostan ausbreitete, hat ohne Zweifel an dem beispiellosen Erfolge der Briten großen Antheil gehabt. England zeigte sich den Hindu's als Freund und Schutzherr, nicht als ein neuer Unterdrücker, wie Tamerlan, Mahmud von Ghasna und Nadir-Schach gewesen. Seine Armee drang nicht, wie die Heere der Türken, Perser und Mahratten, plündernd und verheerend in das Land ein; sie vereinigte vielmehr Europäische Taktik mit Europäischer Civilisation; sie war ordentlich und menschlich in ihrem Benehmen, zahlte für alle ihre Bedürfnisse, beschützte den Schwachen und vertheidigte den Besiegten gegen die Wuth des Eroberers.

Nachdem wir hier aus einer authentischen Quelle eine Schilderung des Zustandes Indiens unter der Herrschaft der Groß-Moguls gegeben, wenden wir uns, um den Zustand desselben Landes unter der christlich-Britischen Verfassung kennen zu lernen, an Gewährsmänner von gleicher Verläßlichkeit. Die erste Stelle unter diesen gebührt dem würdigen Bischof Heber, dessen Briefe um so größeres Vertrauen verdienen, als der Verfasser sie nicht zum Drucke bestimmt hatte.

In einem seiner Briefe, der vom 16. Dezember 1823 datirt ist, sagt dieser Geistliche: „Es giebt jetzt in Kalkutta und den umliegenden Dörfern 20 Knaben-Schulen, von denen jede zwischen 60 und 120 Schüler zählt, und 23 Mädchen-Schulen, jede mit 25 bis 30 Schülerinnen. Alle diese Kinder lernen, außer der Bengalischen und der Englischen Sprache, die Grundlehren der Moral und Religion, der Arithmetik, Geographie und Geschichte. Noch vor zwei Jahren durfte kein Mädchen in Bengalen lesen oder schreiben lernen."

In einem anderen Briefe, der an Sir Wilmot Horton gerichtet ist, schreibt Bischof Heber:

„Einige der wohlunterrichtetsten Hindu's, mit denen ich Unterhaltungen gepflogen, versichern mir, daß eine gute Hälfte ihrer bürgerlichen und häuslichen Sitten von den Muhammedanischen Eroberern erborgt ist, und daß man jetzt überall die Tendenz bemerkt, den Engländern in jedem Stücke es nachzuthun. Wohlhabende Leute suchen etwas darin, ihre Häuser mit Korinthischen Säulen zu schmücken und mit Englischem Hausrath zu füllen. Sie reiten die besten Pferde und fahren in den glänzendsten Karossen. Viele unter ihnen sprechen das Englische geläufig und besitzen ziemliche Kenntniß von unserer Literatur. In den Bengalisch geschriebenen Zeitungen, deren es schon mehrere giebt, spricht man mit vieler Gewandheit und Liberalität über politische Materien. Unter den niederen Ständen zeigt sich dieselbe Tendenz auf eine wohlthuende Weise, indem man immer mehr von den Unterschieden der Kasten absieht und große Lust zur Englischen Sprache zeigt. Beispiele von förmlichem Uebertritt zum Christenthum sind zwar bis jetzt noch selten; aber die Zahl männlicher und weiblicher Kinder, welche eine Art von christlicher Erziehung empfangen, das Neue Testament lesen, das Vater Unser und die Zehn Gebote lernen (und alles dies mit Einwilligung oder wenigstens ohne ausdrückliches Verbot ihrer Aeltern), hat in den letzten Jahren ganz erstaunlich zugenommen. Selbst viele Brahmanen äußern schon ihre Bewunderung der Moral des Evangeliums und sagen ganz naiv, daß ihre Meinung von den Engländern jetzt, nachdem sie wüßten, daß auch diese Nation einen Glauben und ein heiliges Buch habe, viel besser geworden sey."

In einem Briefe, der vom 27. Januar 1824 datirt ist, läßt sich der Bischof also vernehmen: „Ihre Aerndten sind prächtig, und der Boden, obschon seit undenklicher Zeit ohne Unterbrechung angebaut, ist von überschwenglicher Fruchtbarkeit. Vielleicht giebt es keine Gegend in der Welt, wo man alle Nahrungsmittel in solchem Ueberfluß und mit so gering anscheinender Mühe haben kann. Nur wenige Bauern arbeiten mehr als fünf oder sechs Stunden täglich, und die Hälfte ihrer Jahrestage sind Hindu'sche Feiertage, an denen sie ganz müßig gehen."

Von dem Charakter der Hindu's giebt Heber (in einem Briefe vom 7. Juni 1825) folgende Schilderung:

„Die verschiedenen Nationen, die ich in Indien kennen gelernt, sind alle in stärkerem oder schwächerem Grade mit denen Lastern behaftet, die eine despotische Regierung, eine unmoralische absurde Religion und die lange Gewohnheit innerer Befehdungen nothwendig erzeugen müssen. Ihr Charakter im Ganzen hat aber manche sehr liebenswürdige Seite; sie sind brav, gefäl-

lig, verständig, sehr wißbegierig und zeigen auffallendes Talent zu strengen Wissenschaften, wie Geometrie, Astronomie u. s. w., so wie auch zur Maler- und Bildhauerkunst."

Montgomery Martin's Werk über Indien giebt eine allgemeinere Uebersicht der Fortschritte der Erziehung in Indien, als man sie aus Bischof Heber's Briefen entnehmen kann. Es enthält eine Tabelle, die uns lehrt, daß in der Präsidentschaft Madras allein 12,498 Elementar-Schulen bestehen, in denen an 20,000 Kinder von sechs bis funfzehn Jahren Unterricht empfangen. Obgleich man über die Zahl der Schulen in den übrigen Präsidentschaften keine genaue Angaben hat, so sagen doch die wohlunterrichtetsten Leute (unter ihnen auch Montgomery Martin), daß die Fortschritte des Schulwesens hier eben so groß seyen, als in der Präsidentschaft Madras. Diese Data haben zu dem merkwürdigen Ergebnisse geführt, daß in Indien das Verhältniß zwischen solchen Individuen, die lesen und schreiben können, und solchen, die es nicht können, bedeutender ist, als in irgend einem Lande Europa's. Und dieses erstaunenswürdige Resultat ist im Britischen Indien binnen zwanzig Jahren gewonnen worden und beweist, was eine Regierung ausrichten kann, wenn sie die Macht, die Fähigkeit und den Wunsch hat, nützlich zu seyn.

Kollegien oder höhere Schul-Anstalten für Jünglinge zwischen 15 und 20 Jahren giebt es jetzt in allen größeren Städten des Britischen Indiens. In diesen Instituten empfängt die Jugend auch in Europäischen Sprachen Unterricht. Das Englische wird am höchsten geschätzt, Shakspeare ist hier ein Lieblings-Autor, wie in England, und seine Stücke werden von der Hinduschen Jugend recht gut aufgeführt.

Die Britische Regierung hat sich große Mühe gegeben, um das Verhältniß zwischen den niederen und höheren Kasten für die ersteren weniger drückend zu machen. Alle Kasten sind jetzt vor dem Gesetze vollkommen gleich — die einzige Gleichheit, die man in jedem Lande vernünftiger Weise erwarten kann.

Die Britische Regierung hat die Menschenopfer abgeschafft, welche bei der ersten Ankunft der Briten noch Sitte waren; sie hat dem damals in gewissen Provinzen (namentlich in Radschputana) herrschenden barbarischen Gebrauch, solche weibliche Kinder, welche die Zahl zwei oder drei in einer Familie übersteigen, zu tödten, wirksam gesteuert. Auch das Verbrennen der Wittwen ist in der Zeit, als Lord William Bentinck General-Statthalter war, abgeschafft worden.

Die gräßlichen Mißbräuche, welche mit dem Kultus des Götzen Dschagernaht verbunden waren, dürfen großentheils nicht mehr stattfinden; und nur Wenige gehen in ihrem religiösen Wahnsinn noch so weit, von den Rädern des Wagens, auf welchem das Idol ruht, sich zermalmen zu lassen. Doch bleibt in dieser Hinsicht noch Manches zu thun; besonders müßten die Pilgerfahrten, welche alle Jahre Tausenden das Leben kosten, streng verboten werden.

Neben den erwähnten großen Vortheilen hat die Britische Regierung ihren Indischen Unterthanen das wichtigste Paladium der constitutionnellen Gesellschaft, Freiheit der Presse, bewilligt; sie hat ihnen das herrliche Recht freier Bürger, nur von ihres Gleichen in einer Jury gerichtet zu werden, zugestanden und hält die vollkommenste religiöse Freiheit gewissenhaft aufrecht. Rechnen wir zu allen diesen Segnungen die treffliche Handhabung der Gesetze, den blühenden Zustand des Handels, den tiefen Frieden, der jetzt in dem ganzen ungeheuren Lande waltet und, was das Wichtigste von Allem ist, die Heiligkeit des Eigenthumsrechtes und der persönlichen Freiheit, so müssen wir einräumen, daß Indien nicht bloß in Vergleichung mit seinem früheren Zustande, sondern auch absolut betrachtet unendlich gewonnen hat. Der Menschenfreund kann also nicht umhin, die göttliche Vorsehung zu preisen, welche unter den Millionen Indiens solche Segnungen ausstreut, und die Britische Nation zu ehren, welche, Dank ihrer weisen Regierung, das edle Werkzeug dazu gewesen ist.

Türkei.

Die Engländer im Bosporus.

1807.

Ganz Europa hat jetzt die Augen nach den Dardanellen gerichtet, denn hier ist der Knoten der orientalischen Frage zu suchen. Die Französische und die Englische Flotte, heißt es, wollen mit Güte oder mit Gewalt die Durchfahrt durch die Meerenge bewirken, um angeblich einer Russischen Flotte zuvorzukommen, die es versuchen könnte, in den Bosporus vorzudringen. Es ist nicht zu leugnen, daß die erzwungene Durchfahrt die größten Schwierigkeiten und Gefahren für eine Flotte hat. Gleichwohl wurde sie von einer Britischen Flotte vor zweiunddreißig Jahren, wenn auch ohne weiteren Erfolg, unternommen. Wie in allen Dingen, so ist besonders in Kriegssachen die Vergangenheit die Lehrerin der Gegenwart und Zukunft. Eine Geschichte der Englischen Expedition von 1807 ist also für unsere Zeit gewiß nicht ohne Interesse. Doch ehe wir dieselbe beginnen, müssen wir einen kurzen Blick auf den Schauplatz der Operationen werfen.

Die Meerenge der Dardanellen oder von Gallipoli ist ein Kanal von 12 Stunden Länge von den Vorgebirgen Hellas oder Greco und Jenitscheri, welche die Einfahrt der Meerenge vom Mittelmeer her bezeichnen, bis zur Stadt Gallipoli, in deren Nähe sie ins Marmora-Meer mündet. Dieser Kanal, dessen Breite sehr verschieden ist, wird an zwei oder drei Stellen so eng, daß er nur 8 bis 900 Metres hat. An den beiden Küsten desselben befinden sich alte feste Schlösser und furchtbare Batterieen, die seit längerer oder kürzerer Zeit daselbst errichtet sind. Die Schlösser sind der Zahl nach vier, welche theils Europäische, theils Asiatische Schlösser heißen, je nach dem Ufer, auf welchem sie erbaut sind. Die äußeren Schlösser liegen, und zwar das Europäische weniger als eine Meile von dem Kap Greco, und das Asiatische ungefähr zwei Meilen von dem Kap Jenitscheri; ihre Entfernung von einander beträgt ungefähr 4600 Metres, was viermal so viel als eine Kanonenschußweite ist, so daß man hier ohne Gefahr passiren kann. Drei Lieues weiter, bei der ersten Verengung des Kanals, erheben sich die beiden anderen Schlösser von Europa und Asien, welche auch die Schlösser von Sestos und Abydos heißen: das sind die wahren Dardanellen, und zwischen diesen beiden mit Kanonen von ungeheurem Kaliber besetzten Festungen ist die Passage im höchsten Grade gefährlich. Ungefähr eine Meile unter- und oberhalb der Schlösser von Sestos und Abydos laufen zwei Landspitzen ins Meer, die der Barbiere und die von Nagara, Punkte, die von der Natur zur Aufstellung großer Batterieen bestimmt scheinen. Die Spitze von Nagara endet mit einer Sandbank, die dem Kanal nicht mehr Breite läßt, als zwischen Sestos und Abydos; dies ist das letzte natürliche Hinderniß für Schiffe, die in das Marmora-Meer fahren wollen; doch hätten sie das Feuer von zahlreichen Batterieen auszuhalten, obgleich dieselben weniger furchtbar sind, als die erwähnten Forts. Der gegenwärtige Zustand sämmtlicher Befestigungen der Meerenge ist Etwas, was nur schwer zur Kenntniß des Publikums kommen kann; nur die Regierung ist genau davon unterrichtet. Gleichwohl kann man aus dem Gesagten hinreichend ersehen, wie schwer es zu allen Zeiten ist, die Durchfahrt der Dardanellen zu erzwingen. Gehen wir jetzt zur Geschichte über.

Man weiß, wie sehr sich England und Rußland gegen das Ende des Jahres 1806 bemühten, die Pforte in die Coalition hineinzuziehen, welche das Geld des Kabinets von Saint-James seit 1793 zum vierten Mal gegen Frankreich zu Stande gebracht, und wie geschickt damals der General Sebastiani, Napoleon's Gesandter, die Bemühungen der Gesandten Italinsky und Arbuthnot zu vereiteln wußte. Das Kabinet von Saint-James, um dem Ultimatum, das sein Gesandter dem Divan überreichen sollte, Nachdruck zu geben, befahl dem Admiral Collingwood, welcher die Britische Flotte vor Cadix kommandirte, drei Linienschiffe zu detaschiren, welche den Zustand der Dardanellen-Schlösser und der anliegenden Forts untersuchen sollten. Dies geschah, ohne daß von Seiten der Türken ein Hinderniß in den Weg gelegt wurde. Eines von diesen Schiffen, unter dem Contre-Admiral Sir Thomas Louis, und eine Fregatte segelten sogar in den Hafen von Konstantinopel. Am 12. Januar 1807 bekam der Admiral Collingwood eine zweite Order, ein Geschwader nach den Dardanellen unter dem Vice-Admiral Duckworth abzusenden. Die Instructionen dieses Letzteren lauteten dahin, daß er sofort vor Konstantinopel zu segeln und eine Stellung einzunehmen habe, die ihn in Stand setzte, diese Stadt zu beschießen, sobald man sich weigerte, ihm die aus 11 bis 12 Linienschiffen und mehreren Fregatten bestehende Türkische Flotte nebst einer zur Bewaffnung und Equipirung dieser Fahrzeuge hinreichenden Quantität von Munition und Segelwerk auszuliefern. Dieselben Instructionen besagten außerdem, daß „die Hauptaufgabe des Vice-Admirals sey, sich der Türkischen Flotte zu bemächtigen, oder, wenn dies nicht ginge, sie zu vernichten." Dieser Zusatz ist charakteristisch: er bildet einen wesentlichen Bestandtheil aller für die Befehlshaber der Britischen Streitkräfte bestimmten Instructionen. Die Vernichtung der fremden Flotten war immer das Endziel der Englischen Politik.

Duckworth brauchte, nachdem er am 18. Januar abgesegelt war, 23 Tage, um Tenedos zu erreichen; erst am 19. Februar fand er den Wind günstig genug, um in die Meerenge einzufahren. Um sieben Uhr Morgens ging das Geschwader unter Segel und rückte in Schlachtordnung vor. Um acht Uhr befand sich das vorderste Schiff den Schlössern gegenüber, welche zu schießen anfingen; doch das Feuer hinderte das Geschwader nicht, zu passiren, ohne daß es großen Schaden nahm. Duckworth beauftragte den berühmten Sidney Smith, ein kleines Türkisches Geschwader, das bei der Spitze von Nagara lag und die Flagge des Kapudan-Pascha trug, anzugreifen und zu zerstören. Nachdem diese Operation ausgeführt war, setzte der Vice-Admiral, der sich ohne Noth einige Stunden lang aufgehalten, seinen Weg fort. Doch dieser Aufenthalt und die Veränderung des Windes bewirkten, daß er nicht bis vor Konstantinopel kommen konnte, sondern auf der Höhe der Prinzen-Inseln halten mußte. Da diese Inseln nur drei Lieues von Konstantinopel entfernt sind, so konnte man die Englischen Schiffe leicht sehen, deren Erscheinen in der Stadt und im Serail Schrecken erregte. Man beschuldigte den Kapudan-Pascha und Fewzi-Efendi, den Commandeur der Dardanellen, den Einen der Feigheit, den Anderen des Verraths; ohne Umstände wurde der Erstere abgesetzt und der Zweite hingerichtet.

Da keine Anstalt für die Vertheidigung der Hauptstadt getroffen war, glaubte der Sultan den Umständen nachgeben zu müssen und ließ dem Französischen Gesandten melden, er sehe sich gezwungen, die von den Engländern vorgeschriebenen Bedingungen, deren erste die Entfernung der Französischen Gesandtschaft war, anzunehmen. Der Groß-Offizier des Serails, der diese Botschaft auszurichten hatte, sollte dem Gesandten vorstellen, daß sein Leben nicht mehr sicher sey, da das wüthende Volk ihn als den Anstifter des Krieges betrachtete.

Die Antwort des Generals Sebastiani verdient von der Ge-

schichte aufbewahrt zu werden. „Meine persönlichen Gefahren", sagte er, „können mich nicht einen Augenblick beunruhigen, wenn es sich darum handelt, nicht bloß die freundschaftliche Verbindung zwischen Frankreich und der Pforte zu erhalten, sondern die Unabhängigkeit und Ehre des ganzen Osmanischen Reiches zu retten. Ich werde Konstantinopel nicht verlassen, und ich erwarte mit Vertrauen einen neuen Entschluß, der des Sultans Selim und der Türkischen Nation würdiger ist. Sagen Sie Ihrem mächtigen Monarchen, daß es sein Wille nicht seyn könne, von dem hohen Rang, auf welchen ihn seine glorreichen Vorfahren erhoben, herabzusteigen, indem er einigen Englischen Schiffen eine Stadt von 900,000 Seelen preisgiebt, die mit Waffen, Munition und Lebensmitteln versehen ist."

Nie wird man die Wirkung dieser edlen Antwort auf den Geist des Großherrn, noch den Enthusiasmus vergessen, den sie unter der Bevölkerung der Stadt und der Vorstädte erregte. Dieser Enthusiasmus erzeugte Wunder, und durch die Anstrengungen sämmtlicher Einwohner-Klassen, ohne Unterschied des Stammes oder Glaubens, so wie durch die geschickte Leitung derselben von Seiten des Gesandten und der Französischen Offiziere, die sich in Konstantinopel befanden, war der ganze Theil der Stadt, der ans Meer stößt, in weniger als drei Tagen in den besten Vertheidigungszustand gesetzt. Wie durch Zauber erhoben sich Batterieen, die mit mehr als 600 Kanonen von schwerem Kaliber besetzt waren und von denen mehrere Oefen hatten, um die Kugeln roth zu glühen.

Außerdem wurden Anstalten getroffen zur Sicherung der Türkischen Marine, um deren Besitz es England besonders zu thun war und deren Auslieferung von dem Gesandten als Hauptbedingung aufgestellt wurde. Die Flotte und sämmtliche Marine-Anstalten waren in dem Hafen von Konstantinopel vereinigt. Um sie anzugreifen und zu zerstören, hätte das Englische Geschwader bis zur Mündung des Bosporus vordringen und sich zwischen Skutari, der Serailspitze und Topchane lagern müssen. Nur von da aus hätte es zugleich die Stadt und die Vorstädte, den Hafen und den Palast des Großherrn beschießen können; daher suchte man besonders die Hindernisse, die ihm den Weg dahin versperrten, zu vermehren. Der Eingang in den Hafen und den Kanal des Schwarzen Meeres wurde durch die zahlreichen Batterieen vertheidigt; der Leander-Thurm war mit schwerem Geschütz und einem Ofen zum Rothglühen der Kugeln versehen worden; ein Geschwader lag bei Beschiktasch hinter einer Linie von mehr als hundert Kanonen-Schaluppen; endlich wurden Brander bereit gehalten, um gegen die feindlichen Schiffe geschleudert zu werden, und mehr als zweihundert Muselmänner, die entschlossen waren, sich für ihre Religion und ihr Vaterland zu opfern, hatten sich erboten, sie zu leiten, und würden sie nicht verlassen haben, ehe sie sie angeentert.

Es war ein großer Fehler von Seiten des Englischen Admirals, daß er so den Türken Zeit ließ, ihre Hülfsquellen zu benutzen und sich zur Vertheidigung zu rüsten. Umsonst hatte Duckworth den Befehl bekommen, sich mit dem Britischen Gesandten zu verständigen und nur, wenn dieser seine Einstimmung dazu gegeben, die Feindseligkeiten zu beginnen. Nachdem einmal die Forts und die Türkischen Schiffe auf die Englische Flotte bei der Durchfahrt durch die Meerenge geschossen, war der Krieg de facto angefangen, der Admiral war dadurch vom Gesandten unabhängig geworden und konnte unter eigener Verantwortlichkeit seinen Instructionen gemäß so rasch wie möglich vor Konstantinopel rücken und, nachdem er dreißig Minuten lang eine letzte kategorische Antwort auf seine Forderungen abgewartet, die Kanonade beginnen und Stadt, Hafen und Flotte zugleich beschießen; so, sagen die Englischen Schriftsteller, hätte ein anderer Admiral, der als Unterbefehlshaber in jenem Geschwader diente, Sir Sidney Smith, gehandelt, dessen unternehmenden Charakter sie der Unentschlossenheit und Kleinmüthigkeit Duckworth's gegenüberstellen.

Genug, es vergingen acht Tage in leeren Unterhandlungen, die kein anderes Resultat hatten, als daß sie den Admiral, der immer fort drohte und nie handelte, lächerlich machten. Allerdings waren die Winde während dieser Zeit den Engländern ungünstig; indeß hätten wohl diejenigen, welche das Geschwader bis zu den Prinzen-Inseln gebracht, es auch unter die Mauern des Serails geführt, wenn Duckworth nicht das Marmora-Meer so langsam passirt und sich nicht unnützer Weise bei der Zerstörung der Escadrille des Kapudan-Pascha aufgehalten hätte, die Sidney Smith ganz gut ohne ihn vollbringen konnte, während er mit allen Segeln weiter gefahren wäre, um die Hauptstadt des Osmanischen Reichs zu überraschen.

Am 1. März mit Tagesanbruch gab Duckworth das Zeichen, die Anker zu lichten, und um acht Uhr waren sämmtliche Schiffe unter Segel in Schlachtordnung. Jetzt glaubte Jeder, er würde seine Drohungen ausführen; es sah eine Zeit lang aus, als hätte er die Absicht, sich Konstantinopel zu nähern; auf einmal nahm die Flotte die Richtung des Windes und segelte nach den Dardanellen zurück.

Der Englische Admiral kannte die Anstalten, welche die Türken noch fortwährend trafen, um die Dardanellen in einen besseren Vertheidigungszustand zu setzen, als er sie gefunden, und er fühlte, daß die Gefahren der zweiten Durchfahrt viel größer seyn würden, als die der ersten, und daß er durch längeres Zaudern sie noch vermehre. Doch zog er einen Aufenthalt von einigen Stunden den Gefahren einer nächtlichen Durchfahrt vor, und nachdem er reiflich Alles überlegt, beschloß er, bei hellem Tage zu passiren. Demgemäß warf er am 2. März Nachmittags, ungefähr zwei Lieues oberhalb der Spitze von Nagara, Anker.

Am 3ten zwischen 7 und 8 Uhr Morgens machte er sich wieder auf und erreichte bald die engste Stelle der Meerenge. Als er sich dem Schloß von Abydos näherte, gebot er seinem Geschwader, dieses Fort mit dreizehn Kanonenschüssen zu grüßen. Zur Antwort auf diese Ehrensalve begann ein Hagel von Kugeln und Bomben von den beiden Schlössern und der Batterie der Nagara-Spitze aus; die anderen Forts und Batterieen eröffneten ihr Feuer ebenfalls, sobald die Schiffe in ihr Schußfeld kamen; diese waren mit der Antwort nicht faul, und die Kanonade dauerte fort, bis die Engländer die Meerenge passirt hatten, was sie nicht ohne bedeutenden Schaden thaten. Den größten Schaden hatten Granitkugeln von 7 — 800 Pfund Gewicht angerichtet, die fast aufs Gerathewohl von ungeheuren Bronzestücken ohne Laffeten geschleudert wurden. Eine dieser Kugeln, die vom Asiatischen Schloß abgeschossen wurde, fiel auf das Hintertheil eines Schiffes, tödtete zehn Menschen, verwundete eine gleiche Anzahl, trug das Rad des Steuerruders davon und richtete noch anderen Schaden an. Auf dem Admiralschiff wurden eben so dreißig Mann kampfunfähig gemacht. Eine andere Kugel aus dem Schloß von Sestos erreichte den „Standard", tödtete 8 Mann und verwundete 47. Diese Kugel, die man nach England mitnahm, wog 770 Pfund und hatte einen Durchmesser von zwei Fuß zwei Zoll.

Die Fregatte „Active" wurde ebenfalls von einer Granitkugel von 800 Pfund Gewicht getroffen. Das Loch, welches dieselbe in dem Fahrzeug machte, war so groß, daß, als der Capitain nach außen blickte, um den Schaden zu untersuchen, den ein Stoß dem Schiff beigebracht, er zwei Matrosen bemerkte, welche durch dieses neue Schießloch ihren Kopf steckten. Die Breite dieser Oeffnung und ihre Lage gefährdeten das Schiff in dem Grade, daß es, wenn eine Veränderung des Windes oder ein anderer Umstand es gezwungen hätte, nach dieser Seite hinüberzuneigen, sofort leck geworden wäre. Die anderen Schiffe wurden mehr oder weniger mißhandelt. Die Verluste der Escadre bei der Rückfahrt beliefen sich auf 29 Todte und 138 Verwundete, und mit denen der ersten Durchfahrt hatte sie zusammen 46 Todte und 235 Verwundete.

So endete eine Unternehmung, welche, wenn sie nicht an den Fehlern ihres Chefs gescheitert wäre, die Britische Seemacht noch furchtbarer gemacht hätte.

Mannigfaltiges.

— Versuch einer Französin über die Italiänische Literatur. Ein Fräulein Estelle von Aubigny hat einen „Versuch über die Italiänische Literatur seit dem Falle des Römischen Kaiserreichs bis auf unsere Zeit" geschrieben und diesen so eben bei Treuttel und Würz in Paris in einem anständigen Oktavband herausgegeben.*) Wir zweifeln nicht, daß es bei dem „Versuche" bleiben werde, denn Niemand dürfte wohl nach dieser Probe die Verfasserin bewegen wollen, ein größeres Werk über die Italiänische Literatur auszuarbeiten und drucken zu lassen. In der Vorrede bemerkt Fräulein von Aubigny, daß unsere Zeit mit Riesenschritten vorwärts schreite; ein Beweis davon sey, daß alle Welt fremde Sprachen erlerne; um diese aber vollkommen zu verstehen, müsse man auch die fremden Literaturen kennen lernen, von denen die Italiänische ziemlich reich sey, wie oft man auch das Gegentheil schon behauptet habe! (Celle des Italiens est assez riche, quoiqu'on ait souvent dit le contraire.) Es sähe doch traurig um die Bildung in Frankreich aus, wenn es dort wirklich noch Leute gäbe, denen so etwas erst bewiesen werden müßte. Indessen gesteht Fräulein von Aubigny, daß sie bei der Zusammenstellung ihres Buches hauptsächlich ein Publikum von jungen Mädchen im Auge gehabt, denen sie dadurch nützlich zu werden hoffe. Diese können in der That Manches daraus erfahren, besonders über solche Epochen der Italiänischen Literatur, die auch anderweitig bereits zur Genüge bekannt und ausführlich bearbeitet sind. Dagegen drängt sich das letzte Kapitel dieses Buches, welches die Literatur des 19ten Jahrhunderts behandelt, auf wenige Seiten zusammen, und man erfährt von Manzoni, Grossi, Azeglio, Rosini und einigen anderen berühmten Italiänischen Zeitgenossen eben nur so viel, daß sie existiren, von den meisten übrigen aber auch das nicht einmal. Die Verfasserin ist so naiv, in der Einleitung ihres Werkes dasselbe mit Frau von Staël's Revelationen über Deutschland zusammenzustellen. Es verhält sich aber jenes Buch zu diesem ungefähr so, wie sich das heutige Italien, hinsichtlich seiner geistigen Thätigkeit und seines Antheils an der gemeinsamen Europäischen Bildung, zu dem heutigen Deutschland verhält. Hätte Frau von Staël über die cisrhenanischen Dichter nichts Besseres zu sagen gewußt, als Fräulein von Aubigny über die transalpinischen, so würde man in Frankreich gewiß heutzutage noch beweisen müssen, „daß die Deutsche Literatur ziemlich reich sey, wie oft man auch das Gegentheil schon gesagt habe."

*) Essai sur la littérature italienne, depuis la chute de l'empire romain jusqu'à nos jours. Par Mlle. Estelle F. d'Aubigny. — Paris, 1839.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis $22\frac{1}{2}$ Sgr. ($\frac{3}{4}$ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 117. Berlin, Montag den 30. September 1839.

Frankreich.

Französische Bühnendichter und ihr Verhältniß zu den Schauspielern.

Noch in der ersten Zeit des vorigen Jahrhunderts war nichts unsicherer, als die Stellung Französischer Autoren, da diese ganz von der launenhaften Gunst ihrer vornehmen Beschützer abhingen. Das Patronat der Könige und Großen umgab sie mit einem künstlichen Glanze, und wie Höflinge, erborgten sie ihr Ansehen in der Welt von Etwas, das außer ihnen lag. Ehre und Demüthigung wurden ihnen abwechselnd zu Theil, und es stand eben so wenig in ihrer Macht, die eine festzuhalten, als die andere zu verhüten.

Vielleicht hätte eine große Anzahl Schriftsteller eine so unwürdige Stellung gern sich gefallen lassen, wäre nicht ihr materielles Interesse in gleichem Grade dabei kompromittirt gewesen. Aber viele Männer der Literatur konnten mit ihrer geistigen Thätigkeit kaum so viel erwerben, als einem Handwerker seine tägliche Arbeit einbringt. Es ist z. B. faktisch, daß der Dichter Durier für hundert seiner Verse, wenn sie zwölf Füße hatten, fünf Livres und, wenn sie kürzer waren, zwanzig Sous sich bezahlen ließ. Immer war es jene finanzielle Frage, was die Literaten schon im Voraus beunruhigte, so oft man auch in unserer Zeit sagen hört, daß das Genie früher weniger kaufmännisch gewesen sey, als jetzt. Die Verleugnung des persönlichen Interesse's war immer nur von der Nothwendigkeit diktirt, und es gab so wenige Ausnahmen von der herrschenden Regel, daß man auf dergleichen Leute mit Fingern wies. Der arme Literat wollte im Rufe einer heroischen Tugend stehen, während die eiserne Nothwendigkeit auf ihm lastete; gelang es ihm nicht, einen liberalen Gönner zu finden, so versicherte er oft und feierlich, der *Ruhm* sey das einzige Ziel seiner Bemühungen.

Den dramatischen Autoren war das Glück im Ganzen holder, als den übrigen. Während der Büchermacher dem Buchhändler kaum ein mittelmäßiges Honorar abzwingen konnte, erwarb sich der dramatische Dichter, wenn auch keine Reichthümer, wie Herr Scribe, so doch wenigstens die Fähigkeit, unabhängig leben zu können. Aber die Größe der Honorare hing von dem guten Willen der Schauspieler ab, und man kam niemals wegen bestimmter Summen überein. Bald empfing der Autor ein Vierzehntheil oder ein Siebentheil der Einnahme, bald mußte er sich mit dem 24sten Theile derselben begnügen. Dazu war von den Gebühren des Autors eine lange Periode hindurch erst nach Bestreitung der Kosten die Rede; und traf es sich so unglücklich, daß die Einnahmen die Ausgaben nicht deckten, so mußte der Schriftsteller ganz leer abziehen. Zwar fehlte es auch nicht an Beispielen, daß die Schauspieler, von dem überraschend glänzenden Erfolge eines Stückes in Extase versetzt, den Autor mit erstaunlicher Liberalität honorirten; aber solche Großmuth war keinesweges uninteressirt: man wollte den Dichter um jeden Preis festhalten, damit er sich's nicht einfallen ließe, für andere Theater zu arbeiten.*)

Um den Zustand der Verknechtung und der Käuflichkeit, in welchen die meisten Autoren versunken waren, zu bekämpfen, konnten die beißendsten Witzworte eben so wenig, als die gründlichsten philosophischen Declamationen ausreichend seyn. Eine Heilung der Wunde stand nur zu erwarten, wenn man das Uebel mit der Wurzel ausrottete. Der Schriftsteller mußte durch sein eigenes Beispiel darthun, daß er alle seine Hülfsquellen in sich selber zu finden verstand, und daß es ihm zukam, den Anderen vorzuschreiten, und nicht, ihnen demüthig nachzufolgen. Da die Gesellschaft gegen seine Reclamationen taub gewesen war, so mußte er von Bitten zu Gewaltstreichen übergehen und sich nehmen, was man ihm nicht gutwillig geben wollte. Nachdem einige ausgezeichnete Literaten ihre Macht so begründet, nachdem Voltaire, Rousseau, d'Alembert, Diderot, Beaumarchais ihren Landsleuten begreiflich gemacht hatten, wie groß der politische Einfluß des Gedankens seyn konnte, nahmen sie in dem Staate eine Stellung ein, die um so sicherer war, als sie diese Stellung nur sich selbst verdankten. Die heilsamen Folgen ihrer Bemühungen erstreckten sich auch auf solche Schriftsteller, die bis dahin kein Bedenken getragen hatten, ihre Geistes-Produkte um jeden Preis loszuschlagen. Sie boten sich nicht mehr zum Verkaufe aus, sondern man kam, um sie zu kaufen; und es war weniger eine Wohlthat, als ein Handel, was man ihnen vorschlug. Das Publikum bedurfte ihrer Intelligenz, wie sie selber dessen bedurften, was ihnen dafür geboten wurde.

Die Pensionen der Schriftsteller hatten seit jener Zeit nichts Demüthigendes mehr; sie bezogen diese Jahrgelder nicht ferner unter dem Titel Arbeitslohn (gages), sondern als mehr oder weniger verdiente Honorare, als Vergeltung dafür, daß sie ihr Vaterland verherrlichten. Die Jahrgehalte flossen nicht mehr aus der Privat-Kasse eines Königs, eines Prinzen oder Finanzier's; sie wurden von der Regierung, dem Ministerium bewilligt. Der „Französische Merkur" lieferte einen großen Theil jener Pensionen; aber sobald der Benefiziar die ihm auferlegten Bedingungen nicht erfüllte, schwebte er, wie billig, in großer Gefahr, das Benefiz zu verlieren. Fréron hatte bei seinem Nießbrauch der Année littéraire viele Verdrießlichkeiten, und endlich entzog man ihm sogar das Privilegium, jedoch erst kurz vor seinem Tode. Allzu unabhängigen Geistern verweigerte die Akademie nicht selten den Zutritt; und nur zu oft fanden die unruhigen Köpfe in der Bastille, in Vincennes oder in Bicêtre ein trauriges Asyl; aber man unterhandelte wenigstens auf einem gewissen Fuße der Gleichheit mit ihnen und verzieh auch wohl manchen Fehler, aus Besorgniß, einen noch größeren zu begehen. Rousseau kämpfte persönlich mit dem Erzbischof von Paris; d'Alembert sah einen Zirkel vornehmer Herren auf seiner bescheidenen Stube im vierten Stockwerk, und Voltaire hielt einen förmlichen Hof in Ferney, wo er Levers und große Cour gab, wie der König von Frankreich. Ich weiß recht gut, daß nicht alle Männer der Literatur eine Stellung hatten, wie die eben Erwähnten; hier, wie anderwärts, sah man eine Aristokratie und einen Volkshaufen; aber beide Stände waren verhältnißmäßig vorgeschritten. Es war billig genug, daß sie ihre nunmehrige Autorität auf dem Theater, wie in der Gesellschaft, geltend machten; und dies veranlaßte denn auch eine Coulissen-Reformation.

Es gehört unstreitig zu den größten Nachtheilen, die mit dem Berufe eines dramatischen Autors verknüpft sind, wenn er erst durch Mittelspersonen, die sich als Richter und Ausleger des ihnen anvertrauten Werkes aufwerfen, dem Publikum bekannt werden muß. Die Schauspieler sind oft nur allzu geneigt, die Stellung ihrer Klienten zu mißbrauchen. Man weiß, daß ihr schon lange Zeit bestehendes Verhältniß zu den Autoren nicht immer auf vollkommene Gleichheit gegründet war. Beide Klassen, von denen keine ohne die andere leben konnte, führten oft innere Kriege unter einander, die um so beklagenswerther waren, als die unangenehmen Details derselben dem Publikum offen vorlagen. Die Autoren zogen dabei alle Mal das schlimmere Loos. Von der Ueberreichung eines Stückes bis zu seiner Aufnahme, und von der Aufnahme bis zur Vorstellung, mußte der Dichter eine Reihe Fatalitäten bestehen, die nur ein Mensch, dessen Brust dreifaches Erz umschloß, überdauern konnte.

Das im Jahre 1766 für die Französischen Schauspieler erlassene Reglement umfaßte auch ihr Verhältniß zu den Autoren. Die Rechte der Letzteren wurden in diesem Reglement sehr befriedigend festgestellt; allein von der Theorie bis zur Praxis ist oft ein großer Schritt. Das Nichtvorhandenseyn eines zweiten Französischen Theaters, und folglich aller Konkurrenz, gestattete den Schauspielern volle Willkür, ihren ganzen Despotismus auf den dramatischen Autoren lasten zu lassen. Wenn man nur Einen Weg hat, um irgend ein Ziel zu erreichen, so muß man ihn gern oder ungern einschlagen. Die Annahme eines überreichten Stückes hing nach wie vor nur von dem guten Willen der Schauspieler ab; und war das Stück einmal in Gnaden angenommen, so geschah es noch leicht, daß Schauspieler, die mit den ihnen zugetheilten Rollen unzufrieden waren, diese Rollen aus Rache grundschlecht spielten und ihren eigenen Ruf zum Opfer brachten, um nur den des Autors zu vernichten. Das

*) C'est tout comme chez nous, können wir hierauf nicht einmal anwenden. Wäre es bei uns in Deutschland jetzt auch nur so, wie früher, zu der hier verhorrescirten Periode, in Frankreich, so könnten unsere Bühnendichter schon zufrieden seyn. Daß einige größere Bühnen, wie die Hoftheater in Berlin und Wien, bei der Honorirung der Dichter nicht knausern, ist bekannt; wie viel fehlt aber noch, um diesen die Aussicht zu gewähren, von ihren Arbeiten für die zahlreichen Bühnen Deutschlands auch nur leben zu können?

pecuniaire Interesse der Autoren hatte man in dem neuen Reglement gut bedacht; allein es gab noch tausend Mittel, wodurch sie auch dieser Vortheile verlustig werden konnten. Die Einnahme, von welcher der Autor ein Neuntheil, Zwölftheil oder Achtzehntheil erheben sollte, begriff nur dasjenige Geld, das man am Tage der Vorstellung an der Kasse empfing. Weder der jährliche Ertrag der Logen, noch die Abonnements, welche oft den größten Theil der Einnahme bildeten, wurden dazu gerechnet. Auch ereignete sich's wohl, daß ein Stück, von dem man nicht ohne Grund angenommen hatte, es werde Glück machen, nach Abzug der Kosten dem Autor ganz und gar nichts abwarf; ja, Letzterer konnte sich zuweilen glücklich schätzen, wenn er den Schauspielern die Billets, die er unkluger Weise unter seine Freunde vertheilt, nicht zu vergüten brauchte.

Den nämlichen Statuten zufolge sollte jedes Stück, das während der zwölf ersten Vorstellungen zwei Mal eine geringere Summe als 1200 Livres eingebracht hatte, alleiniges Eigenthum der Schauspieler bleiben. Nun aber konnte es wegen der kleinen Logen und Abonnements dahin kommen, daß eine allgemeine Einnahme, die bis auf 2000 Franken stieg, dem Anschein nach hinter der erforderlichen Summe zurückblieb. Auch fehlte es nicht an Beispielen eines nachträglichen sehr glänzenden Erfolges solcher Stücke, die, während sie noch dem Verfasser angehörten, im Sinne des Reglements durchgefallen waren.

Der Leser urtheile nun selbst, was für Mißbräuche in dem Verhältnisse zwischen Autoren und Schauspielern Wurzel fassen mochten! Dieser Stand der Dinge erhielt sich so lange, bis ein Mann auftrat, der schon mit anderen Leuten, als mit Schauspielern, zu thun gehabt hatte und aus allen Kämpfen, die er zu bestehen gehabt, immer als Sieger hervorgetreten war. Dieser Mann war Beaumarchais. Er war es, der die Grundlagen zu dem jetzigen Verhältnisse zwischen Bühnen und Bühnendichtern in Frankreich feststellte. Den Hergang selbst theilen wir vielleicht nächstens einmal mit. E. Loubens.

Sidonius Apollinaris, der erste christliche Dichter Galliens.

(Schluß.)

Endlich wird Avitus zum Kaiser ausgerufen; Jupiter schließt seine Geschichte, indem er Rom eine neue Jugend verspricht unter der langen, ruhmvollen Regierung des Avitus. Aber es vergeht kein Jahr, und Avitus ist gefallen. Sidonius, der die Waffen für seinen Schwiegervater ergriffen, war besiegt, und, was noch trauriger ist, er hält zwei Jahre später in Lyon wieder eine Lobrede, aber diesmal für den, der den Avitus verdrängt, ja vielleicht hatte umbringen lassen, für den Kaiser Majorianus. Um sich zu entschuldigen, vergleicht er sich mit Virgil, welcher den August besungen, und mit Horaz, der erst unter Brutus und Cassius gedient hatte und dann zu Oktavian übergegangen war. Dabei vergißt er freilich, daß diese Züge in dem Leben seiner Muster, besonders des Letzteren, nicht die sind, welche ihnen die meiste Ehre machen, und daß Horaz nicht Brutus' Schwiegersohn war. Das Eine entschuldigt ihn, daß Majorianus sein Lob wirklich verdiente. Auch dieser Panegyrikus ist mythologisch-allegorisch. Rom sitzt auf seinem Thron; alle Völker der Erde, alle Provinzen kommen, ihm zu huldigen und die Produkte der verschiedenen Länder zu den Füßen der Herrscherin niederzulegen. Unter ihnen erscheint auch Afrika, welches, nachdem es alle Gemeinplätze des alten Ruhms der Römer aufgezählt, Roms Hülfe gegen die Vandalen anfleht. Sidonius läßt sehr geschickt das Lob des Majorian von einem feindlichen Munde aussprechen, der Frau des Aetius, welche die Eifersucht ihres Gatten gegen den künftigen Kaiser aufregt. Auch aus diesem Meer von Schmeicheleien ragen einige Züge hervor, welche für den Zustand der Vandalen nach der Eroberung Afrika's merkwürdig sind; ihre Verweichlichung, ihr kränkliches, blasses Embonpoint, die Wirkung des Afrikanischen Himmels und des Römischen Luxus auf diese Germanischen Naturkinder, wird sehr lebendig geschildert.

Um Afrika zu trösten und es von den Vandalen zu befreien, verspricht ihm Rom den Majorian. Nun nimmt der Dichter das Wort und schildert den großen Zug, den Majorian mit einer Menge barbarischer Stämme gegen die Vandalen unternimmt, und dabei werden eine Menge Details mitgetheilt, die für die Geschichte sehr werthvoll sind und deren sich auch Gibbon bedient hat. Auch dieser Panegyrikus schließt mit Verheißungen des Sieges und einer glorreichen Zukunft; aber obwohl Majorian die Erfüllung derselben eher verdient hätte, als Avitus, so verging doch kein Jahr, und Majorian war ermordet.

Beim Nachfolger des Majorian, Severus, schweigt der Panegyrist; diesmal hält er keine Lobrede. Nach einer Pause von zehn Jahren läßt ihn der Nachfolger des Severus, Anthemius, nach Rom kommen, wo er die Lobrede dieses dritten Kaisers hielt.

Sidonius macht die Reise nach Rom als Schöngeist und Gelehrter; er erwähnt sorgfältig alle politische und historische Erinnerungen, die ihm unterweges begegnen. Bei Mantua erinnert er sich an Virgil, bei Rimini an Cäsar's Empörung, bei Fano an Hasdrubal's Tod.

In Rom beschäftigt ihn der Ehrgeiz: er spricht nicht vom Papst, er denkt an nichts Kirchliches, nur an Kaiser und Hof. Einem Freunde, dem er schreibt, macht er Vorwürfe, daß er nicht ehrgeizig ist, daß er seine Zeit träge auf seinem Landgut verbringt, statt nach Rom zu kommen und sich um Aemter und Würden zu bewerben. Man merkt, daß er selbst von dem, was er sagt, ganz durchdrungen ist, daß er sich jene Nichtachtung des Glanzes, die er an seinem Freunde tadelt, nicht vorwerfen kann. Einige Briefe lassen uns einen Blick in die Intriguen thun, welche die vergängliche Gewalt der Kaiser umgaben.

Kaum ist er in Rom angekommen, als er das Terrain zu untersuchen beginnt. „Ich forsche", sagte er, „auf welchem Wege man zur Gunst gelangen kann." Bald hat er zwei berühmte Konsularen gefunden, von welchen er glaubt, daß sie gute Patrone seyn müssen. Jeder hatte sein besonderes Verdienst: Avienus protegirte die ganze Welt, hatte aber nicht viel Einfluß; Basilius war weniger zugänglich und versprach weniger, hielt aber desto mehr. „Nachdem ich sie lange mit einander verglichen", sagt Sidonius, „schlug ich einen Mittelweg ein: indem ich den alten Konsular, dessen Haus ich häufig besuchte, mit der größten Rücksicht behandelte, hielt ich mich mehr an diejenigen, welche Basilius besuchten.

Aus einer Stelle in Sidonius' Briefen geht hervor, daß er eine Zeit lang Präfekt von Rom war und als solcher die Pflicht hatte, die Einwohner mit Lebensmitteln zu versorgen. Er fürchtet, das hungrige Volk möchte im Theater seine Unzufriedenheit durch Geschrei zu erkennen geben, woraus man schließen kann, daß das Volk damals noch im Theater sich versammelte und, wenn es unzufrieden war, seine Beamten dies fühlen ließ.

Sidonius Apollinaris war Keiner, der einen Panegyrikus abschlug. Nachdem er seinem Schwiegervater und dem Nachfolger seines Schwiegervaters einen gemacht, machte er auch einen für Anthemius. Das neue Stück hatte ganz denselben Charakter wie die früheren: nur hatte Sidonius diesmal keinen Mann vor sich, dessen wahres Verdienst die Gespreiztheit eines solchen Machwerks verdeckt hätte. Anthemius war von dem orientalischen Kaiser, dessen Tochter er geheirathet hatte, dem Occident aufgedrungen oder geschenkt, so daß Sidonius, um, seiner Gewohnheit nach, Rom in seinem Panegyrikus auftreten zu lassen, gezwungen ist, es in ein abhängiges, demüthigendes Verhältniß zu Konstantinopel zu setzen. Er dankt dem Kaiser Leo dafür, daß er den Römern habe erlauben wollen, Anthemius auf den Thron zu rufen; kurz, er bringt mit einer eigenthümlichen Resignation dem neuen Rom die Huldigungen des alten dar. Man fühlt, wenn man die Verse des Sidonius liest, Konstantinopel steigen, je mehr Rom fällt: schon jener Zeit erschien die Königin der orientalischen Welt in dem Glanze, wie später den Kindern des Mittelalters. Manche Verse von Sidonius erinnern geradezu an die Schilderungen Konstantinopels, die wir von den Lateinischen Kreuzfahrern haben.

Was also dieser Panegyrikus zum Bewußtseyn bringt, das ist die Herrschaft des Orients und der Fall des Occidents: diese doppelte Thatsache wird nicht bloß durch das eingestanden, was Sidonius in seinem Namen sagt, sondern auch durch das, was er Rom sagen läßt. Italien sucht die Tiber und findet sie in einer Grotte, wo sie unter Schilfrohr schläft, wie der Rhein in Boileau's Epistel. Italien weckt den alten Fluß und räth ihm, Rom aufzusuchen und es zu bewegen, daß es von der Aurora einen Vertheidiger erflehe.

Rom bekennt in dieser Rede seine ganze Schwäche gegenüber dem Orient; es erinnert ihn, was es ihm abgetreten: eine ganze Welt, eine ganze Hemisphäre hat es ihm geschenkt. Zum Dank dafür bittet es die Aurora, sein Alter zu beschützen und ihm den Anthemius zu schenken; Aurora bewilligt dies. „Uebrigens", sagt sie, „ist es nicht das erste Mal, daß ich dem Orient zu Hülfe gekommen bin. Ich habe schon früher den Memnon geschickt, dem Vaterland des Julus, des Vaters der Cäsaren, zu helfen." Sidonius knüpft die Ereignisse des 5ten Jahrhunderts an die ältesten Erinnerungen der mythischen Geschichte.

Dieser dritte Panegyrikus, der nicht besser war als die ersten, fand vielen Beifall und zog ihm große Auszeichnungen zu; er ward Patrizier und bekam eine Statue auf dem Trajanischen Forum. Er selbst gesteht offen, daß, wenn sein Gedicht kein gutes Kunstwerk sey, es doch wenigstens ein gutes Geschäft wäre.

Außer diesen drei Panegyriken hatte Sidonius, besonders in seiner Jugend, eine Menge Poesieen geschrieben, von denen uns einige erhalten worden sind; es sind Gelegenheits-Impromptüs oder Epigramme: die Poesie ist die gespreizte, frivole und zuweilen sinnreiche des Ausonius, nur hundert Jahr später geschrieben, und darum auch pedantischer, manierirter und barbarischer.

Sidonius, wie Ausonius, benutzt den unbedeutendsten Vorfall des häuslichen Lebens zu Compositionen, die er poetisch nannte: vier Fische fingen sich des Nachts in den Netzen seines Fischteichs, schnell machte er vier Verse. Er zeichnet sich, wie Ausonius, im Impromptü aus und giebt uns, wie dieser, die ausführlichsten Nachrichten darüber. Man findet in seinen Werken ein gewisses Distichon, das er besonders liebte, weil man es rückwärts lesen konnte; doch haben diese Verse den Uebelstand, daß man wenig versucht ist, sie wieder von hinten anzufangen, wenn man das letzte Wort gelesen hat. — Verschiedene Stellen in den Schriften des Sidonius zeigen, wie sehr das Impromptü damals beliebt war. Guizot zitirt einen Brief von Sidonius, worin dieser mit ergötzlicher Offenheit seine Vorliebe für diese Uebungen verräth; man sieht darin, wie ihn die Autor-Eitelkeit bis in die kirchlichen Feierlichkeiten verfolgt. Besonders kurios ist die Schilderung einer Scene, die zwischen ihm und einem seiner Feinde, Pönius, der ihn beschuldigt hatte, er mache Satiren, bei einem Kaiserlichen Souper vorfiel, einer Scene, die uns ein Bild von dem literarischen

Leben der Zeit giebt. Sidonius berichtet uns obenein tausend kleine Nebenumstände, die für ihn sehr viel, für uns desto weniger Werth haben. Er erzählt uns, in welcher Ordnung die Gäste beim Kaiser zu Tisch saßen und was für Witze die Höflinge machten über einen bestrittenen Platz, oder eine ähnliche Rivalität. Endlich kam das Gespräch auf die Satire. „Ich höre, Comes Sidonius“, sagt der Kaiser, „daß Du Satiren schreibst.“ — „Und ich höre es ebenfalls, gnädigster Fürst“, erwiederte ich. — „Schone uns“, fügte er lachend hinzu. Sidonius betheuert seine Unschuld and fordert seine Feinde auf, die Anklage öffentlich zu beweisen; wenn er sich rechtfertige, bittet er um die Erlaubniß, gegen seinen Gegner zu schreiben, was er wolle. Der Kaiser, dem diese Scene und besonders die Verlegenheit des Päonius Spaß machte, bewilligt diese Bitte, doch unter der Bedingung, daß Sidonius in Versen improvisiret. Sidonius improvisirt ein Distichon; lauter Beifall läßt sich hören, der Kaiser ist zufrieden und Sidonius in großer Gunst. Beim Abschied wirft sich der Konsul in seine Arme, und Päonius macht ihm viel Komplimente. Alle Einzelheiten dieser kleinen Erzählung sind im Original bemerkenswerth; denn sie zeigen uns, wie es im 5ten Jahrhundert unter den Schöngeistern und Großen zuging, die der Kaiser zu kleinen literarischen Soupers einlud.

Was ich bisher von Sidonius erzählt und zitirt, läßt noch nicht den Geistlichen merken. Er selbst dachte vielleicht noch nicht daran, es zu werden; aber kurz nach seiner Rückkehr von Rom gab er mit großer Aufrichtigkeit die weltlichen Geschäfte, die den ersten Theil seines Lebens ausgefüllt hatten, auf und bekehrte sich. Drei Jahre, nachdem er jenen Panegyrikus voller heidnischer Gottheiten und Erinnerungen gehalten, war er Bischof.

Wie diese Bekehrung zu Stande kam? Offenbar legte der Ehrgeiz den Grund dazu, und erst später verband sich damit der Glaubenseifer. Sidonius hatte alle Ehren, die für ihn erreichbar waren, erlangt; er war Patrizier, er hatte in Rom vor dem Kaiser gesprochen, hatte eine Statue auf dem Forum Trajani; er mußte es wohl müde werden, Lobreden zu machen, die denen, für die er sie machte, Reich und Leben nicht retten konnten. Auf politische Beförderung hatte er keine Aussicht mehr. Das Episkopat war noch das einzige Mittel, durch welches die großen Patrizier-Familien des Landes auf die Bevölkerungen Einfluß ausüben konnten. Diese Gründe haben gewiß viel zu der etwas unerwarteten Bekehrung des Sidonius beigetragen. Auch der Klerus mußte wünschen, daß dieser angesehene Mann in seine Reihen trete. Genug, um 471 wurde Sidonius Apollinaris zum Bischof von Clermont erhoben oder vielmehr von Arvernakum, an dessen Stelle Clermont getreten ist.

Als Bischof versagte sich Sidonius streng jede Beschäftigung mit weltlicher Poesie. Die schon angefangene Geschichte von dem Einfall Attila's in Gallien, den er selbst erlebt, gab er auf. Diese Geschichte hätte uns gewiß manchen interessanten Zug, manches belehrende Detail mitgetheilt; doch glauben wir nicht, daß der Panegyriker die Fähigkeit besessen hätte, einen Attila zu schildern. Er bemühte sich, aufrichtig und vollständig seinem neuen Beruf gemäß zu leben, und nach einigen Kämpfen gelang es ihm. Seine neuen Freunde, die Gallischen Bischöfe, nehmen jetzt in seiner Korrespondenz die Stelle der Rhetoren ein, an die seine ersten Briefe gerichtet waren; er, der bisher ganz den Sorgen des weltlichen Lebens hingegeben war, ist so demüthig, sich tief unter seine frommen Kollegen zu stellen; mit sehr gegründeter Bescheidenheit weigert er sich, die heilige Schrift zu interpretiren, zu deren Verständniß ihn seine theologische Erziehung nicht sehr vorbereitet hatte. Bei aller Aufrichtigkeit dieser neuen Gesinnungen indeß verläßt ihn doch der leichte Sinn, die Heiterkeit des ehemaligen Weltmanns und Literaten nich ganz, oder wenigstens nur allmälig. In seinen Briefen an verschiedene Personen der Gallischen Kirche findet man immer noch den witzigen Rhetor mehr als den ernsten Bischof. Er erzählt einem von ihnen ausführlich die Geschichte eines Abenteurers, der sich in eine reiche Familie einzudrängen gewußt, deren Erbin er geheirathet: ein wahrer Komödienstoff; das Ganze ist voll von Humor und Bonmots, z. B. „auf der Reise ist nichts schwer als ein leichter Beutel (nihil viatico gravi levius).“

Er ist auch so naiv, einzugestehen, daß er nie unnützen Grillen nachhängen wolle. „Man sagt, Du bist sehr lustig“, schreibt er an Philagrius; „was mich betrifft, ich halte alle Thränen, die das Gebet nicht entlockt, für verloren .... Wenn es gilt, einen Tag zu fasten, bin ich immer der Zweite; geht es aber zum Essen, so schäme ich mich nicht, der Erste zu seyn.“

Auch in einem Briefe, dessen Inhalt im Ganzen frommer Art ist, kann er sich weltlicher Scherze nicht enthalten. Indem er von den Ceremonien spricht, die der Bet-Woche vorangingen, sagt er: „Man betete damals aufs Gerathewohl, um Regen oder schönes Wetter zu erflehen, was, um nicht mehr zu sagen, dem Töpfer und Gärtner nicht behagen konnte.“ Aus zwanzig Stellen erkennt man, wie wenig Sidonius Theologe war, wie wenig er sich um die Streitfragen der Zeit kümmerte, besonders um die des Pelagianismus, an dem alle ernste Geister so lebhaften Antheil nahmen. Mamertus Claudianus widmete ihm seine Widerlegung der Schrift des Faustus über die Materialität der Seele. Sidonius beantwortete die Widmung mit einer Epistel voller bombastischer Lobsprüche, die am besten darthut, daß er nicht weiß, wovon in dem ihm dedizirten Buche die Rede ist. Er findet darin: „eine einzige, eigenthümliche Doktrin, die zur Begründung verschiedener Wahrheiten dient, die es versteht, über jede Kunst mit dem Künstler, der sie ausübt, zu philosophiren, die es nicht verschmäht, mit Orpheus den Bogen, mit Aeskulap den Stock, mit Archimedes den Geometerstab, mit Euphrates das Horoskop, mit Perdix den Zirkel, mit Vitruvius das Senkblei zu halten.“ Es ist schwer zu errathen, was dieser Gallimathias bedeuten soll; so viel aber ist gewiß, daß nichts in der Welt dem Inhalt des genannten Werks weniger gleicht, als dies. Von derselben Art ist der Brief des Sidonius an Faustus bei Gelegenheit eines Werks von diesem berühmten Semipelagianer über Gegenstände, über welche damals mit so viel Eifer gestritten ward. Sidonius lobt den Theologen als Rhetor, er rühmt die Eintheilung, läßt alle Philosophen des Alterthums die Musterung passiren, um sie alle dem Faustus zu opfern und seine eigene Gelehrsamkeit auszukramen, von dem Gegenstand aber spricht er nichts.

Ja noch mehr: auch in seinem neuen Beruf kann Sidonius es nicht lassen, heidnische Ausdrücke zu gebrauchen; es ist dies eine Gewohnheit, die ihm zur zweiten Natur geworden. So schreibt er einmal an Patiens, Bischof von Lyon, der in einer Hungersnoth mehreren Städten und Provinzen Galliens Korn geschickt, und vergleicht ihn mit Triptolemus. Doch er besinnt sich, daß diese Vergleichung dem Bischof Aergerniß geben könnte, und vergleicht ihn rasch mit dem Patriarchen Joseph. Ein anderes Mal schickt er einem seiner Freunde das Leben des Apollonius von Tyana, dieses berühmten Betrügers, den die Feinde des Christenthums Christus entgegenstellten. Sidonius Apollinaris spricht von ihm fast mit Begeisterung; er nennt ihn „unseren Apollonius“, und um dem Minister des Gothischen Königs, an den er schreibt, ein Kompliment zu machen, vergleicht er ihn mit Apollonius, „abgesehen vom katholischen Glauben“, was aber nur beiläufig zwischen zwei Parenthesen hingeworfen wird. Da er seine Briefe erst, nachdem er Bischof geworden, herausgab, so ist sein Christenthum für alle weltliche Anspielungen und Scherze, die darin vorkommen, verantwortlich.

Plinius den Jüngeren hat er sich, wie er selbst gesteht, zum Muster genommen; auch Symmachus ahmt er nach, der selbst schon Plinius nachahmte. Wie der unverständliche Ennodius, erhebt er sich gegen diejenigen, deren Stil dunkel ist. Ich weiß nicht, was dunkler seyn kann, als die Sprache des Sidonius. Er machte auch einige christliche Verse, die aber die Fehler ohne die guten Eigenschaften seiner profanen Poesie haben. Es ist Rhetorik über religiöse Gegenstände, wo sie so schlecht hinpaßt.

Sein Charakter, der bisher so wenig Ehrwürdiges hatte, erhebt und veredelt sich erst am Ende seines Lebens. Das Episkopat und das Unglück machten einen anderen Menschen aus ihm. Den Gothen gegenüber, die seine Stadt belagerten und stürmten, zeigte er viel Energie und Seelenadel. Sidonius war, und das ist sein schönster Ruhm, mehr Patriot, als man es damals in Gallien und im Allgemeinen im ganzen Römischen Reich war.

Die Familie der Avitus, der die Gattin des Sidonins angehörte, und besonders sein Schwager Ecdicius Avitus, scheinen in der Auvergne ein Centrum des Widerstandes gebildet und so das Vordringen der Gothen eine Zeit lang aufgehalten zu haben. Alle Briefe des Sidonius, die sich hierauf beziehen, haben ein besonderes Interesse und machen ihm viel Ehre. Er schreibt an seinen Schwager Avitus, um ihn zu bitten, daß er einen Waffenstillstand zwischen den Römern und Westgothen unterhandle, da diese fortwährend die Auvergne bedrohten, die ihnen zur Arrondirung ihres Gebiets fehlte. In der That wurde ein Waffenstillstand mit ihnen geschlossen, oder vielmehr, wie Sidonius sagt, ein Schatten von einem Waffenstillstand (induciarum imago). Bald ward dieser täuschende Waffenstillstand gebrochen, und Sidonius schreibt an den heiligen Mammertus, Bischof von Vienne: „Es geht das Gerücht, daß die Gothen sich dem Römischen Gebiet nähern. Wir armen Arverner sind immer die Thür des Einfalls (irruptioni janua sumus)!“

Entmuthigt durch so viele vergebliche Bemühungen, scheint Sidonius weniger auf die verbrannten Mauern, die zerstörten Pallissaden, die mit Schildwachen bedeckten Wälle zu rechnen, als auf die Hülfe des Himmels und die Betwoche, die er in seiner Stadt Arvernum eingeführt hat. Doch hielt Sidonius nicht bloß Prozessionen zur Vertheidigung seines Landes; diese Vertheidigung ward mit so viel Kraft geführt, daß der Gothen-König die Belagerung aufgeben und sich zurückziehen mußte. Wäre dieser ehrenvolle Widerstand auf anderen Punkten nachgeahmt worden, so wäre dieser Theil Galliens auf lange Zeit gerettet gewesen; aber die Centralgewalt und gewisse provinzielle Anfeindungen traten ihm entgegen, wie man aus Sidonius' eigenen Briefen sieht. So ist ein Brief an Gräcus, Bischof von Marseille, gerichtet, worin er sich mit Energie beklagt, daß man die Auvergne den Barbaren preisgebe, in der eitlen Hoffnung, Marseille zu retten. Der Bischof Gräcus und drei andere leiteten diese Unterhandlung, und Sidonius macht ihnen wegen eines so schimpflichen Friedens bittere Vorwürfe. „Haben das“, ruft er, „die Flammen, das Schwert, die Ansteckung verdient? Haben wir um dieses glänzenden Friedens willen aus den Mauerspalten das Unkraut herausgerissen? Erröthet, im Namen des Himmels, ob diesem Vertrage, der weder rühmlich, noch vortheilhaft ist ... Wenn es seyn muß, lassen wir uns gern Belagerungen, Kämpfe, Hunger gefallen; werden wir aber preisgegeben, dann wird man wissen, daß Ihr feigherzig einen barbarischen Plan ersonnen habt.“

Diese edlen Klagen des Sidonius waren umsonst; der Vertrag kam zu Stande, und die Auvergne ward den Gothen offiziell ausgeliefert. Sidonius und seine Familie waren dem Haß und den Verfolgungen der Sieger ausgesetzt, als dieselben in die

Stadt Arvernum einzogen. Sidonius ward auf das feste Schloß Livia verbannt, dann nach Bordeaux zum König Eurich unter dem Vorwand einer Gesandschaft geschickt, in der That aber, damit man sich seiner Person versichern könne. Aus dem Gefängniß rettete ihn die Fürbitte eines jener Männer, die in den Dienst der Barbaren-Häuptlinge traten, ihre Secretaire und Rathgeber wurden und oft der Sache der Civilisation dienten, indem sie den Herrn, den sie sich gewählt, civilisirten. Ein solches Amt verwaltete Cassiodor bei Theoderich und Leo bei Eurich. Leo war ein Rhetor, ein ehemaliger Studiengenosse des Sidonius; ihm schickte Sidonius das Leben Apollonius von Tyana; er spricht oft mit pomphaftem Lobe von ihm.

Sidonius wußte sich bald durch seinen Geist viel Einfluß auf den Barbarenkönig zu verschaffen. Er machte für ihn, was er für drei Römische Kaiser gemacht, einen Panegyrikus in Versen: Eurich erlaubte ihm endlich, in sein Bisthum zurückzukehren. Hier erwarteten ihn auf seine letzten Tage neue Verdrießlichkeiten. Zwei Priester, die Anstifter der Gothischen Unterdrückung und der Verfolgung, welche die Familien Avitus und Apollinaris, besonders aber Sidonius, ob ihres Patriotismus zu erfahren hatten, hetzten einen Theil des Klerus und des Volks gegen ihn auf. Sidonius scheint seines geistlichen Ranges gewaltsam entsetzt worden zu seyn, bis er später, über diese Verfolgungen triumphirend, seinen bischöflichen Stuhl wieder einnahm. Er starb im Jahre 489, im Alter von 60 Jahren. J. J. Ampère.

B e l g i e n.

Lüttich und seine Denkmäler.

Fünfter Artikel.

Der Herzog von Burgund, Philipp der Gute, hatte den Bischof Johann von Hinsberg bewogen, ihn im Haag einst zu besuchen; nach einigen unter Festen und Vergnügungen aller Art verlebten Tagen wollte der Prälat wieder nach Lüttich zurückkehren und begab sich daher zum Herzog, um von ihm Abschied zu nehmen. Man führte ihn in einen großen Saal, wo Philipp sich ganz allein befand; doch statt des freundlichen Empfanges und der Schmeicheleien, womit er sonst immer überhäuft wurde, machte ihm der Herzog, welcher einen Brief in der Hand hielt und sehr erzürnt schien, die heftigsten Vorwürfe: „Ich erfahre hier schöne Dinge von Euch, Herr Fürst", sprach Philipp; „ist es wahr, daß Ihr, uneingedenk des Versprechens, welches Ihr mir für meinen Neffen, Ludwig von Bourbon, gegeben, ein Bündniß mit meinem größten Feinde, dem König von Frankreich, nachsucht? Seyd auf Eurer Hut, man spielt nicht ungestraft mit mir!"

Johann von Hinsberg wollte einige Worte hervorstottern, aber Philipp hörte ihn nicht an und verließ den Saal, in welchem der Bischof sehr unruhig zurückblieb. Wenige Augenblicke darauf holte man ihn dort ab und führte ihn in ein Kabinet, wo sich ein Franziskaner-Mönch in Begleitung des Henkers befand, der ein schwarzes mit Seide gefüttertes Tuch und das bloße Schwert trug. „Hochwürdigster Herr", sprach der Priester, „Ihr habt unserem Herrn nicht Wort gehalten, denn Ihr hattet ihm versprochen, Eurem Bisthum zu Gunsten seines Verwandten zu entsagen. Er gestattet keinen Aufschub mehr, entsaget zur Stunde oder denkt an Euer Seelenheil." Der Bischof, vor Schreck schon halb todt, that Alles, was man von ihm verlangte, und nun ließ man ihn abreisen.

Auf diese Weise gelangte der erst achtzehnjährige Ludwig von Bourbon zur Oberherrschaft über Lüttich; der Papst Kalixtus III., dem Philipp seine mächtige Hülfe gegen die Türken zusicherte, schickte ihm die erforderlichen Päpstlichen Bullen zu; das Domkapitel wurde aber bei dieser Ernennung gar nicht zu Rathe gezogen. Diese Regierung ist gewiß eine der bewegtesten und dramatischsten in Lüttichs Geschichte. Auf der einen Seite ragen hervor Raes von Heers, Baré von Surlet, Johann von Ville, der Graf von Berlo, Georg Strailhe, Vincenz van Bueren, auf der anderen aber Ludwig von Bourbon, von Humbercourt, Ludwig XI. und Karl der Kühne; da giebt es hohe Gestalten zu malen und große Begebenheiten zu erzählen, wie die Schlacht von Brusteim, die Zerstörung von Dinant, die Aufopferung der sechshundert Franchimonteser.

Ludwig von Bourbon war ein Herr von einnehmendem Aeußeren, von umgänglicher, heiterer Gemüthsstimmung, und er verstand sich ganz vorzüglich auf alle ritterliche Uebungen seiner Zeit; doch war er vergnügungs- und geldsüchtig und entfremdete sich die Herzen der Bürger und der Edlen durch seinen anmaßenden Stolz. Als man ihm bald nichts mehr leihen wollte, erpreßte er Geld durch tausend schmähliche Mittel und ließ selbst schlechtes Geld prägen, dem er einen übermäßig hohen Werth beilegte. Das von allen Seiten bedrängte Volk rächte sich an dem Fürsten durch Sticheleien und belegte ihn ganz öffentlich mit dem Spitznamen des Bischöflichen Bettlers oder des ersten Bettlers des Landes. Von Tag zu Tage steigerte sich die Aufregung; die Bürger wurden von ihren Tribunen aufgereizt, unter denen der berühmte Raes von Heers obenan stand; Ludwig von Bourbon befolgte die treulosen Einflüsterungen seiner Hofleute, so daß jede Aussöhnung fast unmöglich wurde. Andere geheime Ursachen fachten die Flamme immer mehr an, denn die Könige von Frankreich, welche auf die immer wachsende Macht ihres Vasallen, des Herzogs von Burgund, eifersüchtig waren, den man im Auslande den „großen Herzog im Westen" nannte, trugen nach ihren Kräften dazu bei, die Unruhen in seiner Nachbarschaft zu befördern, und reizten durch allerhand trügerische Versprechungen den schon so unruhigen Geist der Lütticher immer mehr auf. Um sie fester an sich zu ziehen, schloß Karl VII. mit ihnen 1460 einen Handelsvertrag, kraft dessen sie aus seinem Reiche alle Arten Waaren entnehmen und dafür die ihrigen unter sehr vortheilhaften Bedingungen zum Austausch senden konnten; auch waren sie von dem Heimfallsrecht und allen Abgaben frei. Dieselbe Politik befolgte auch Ludwig XI. und befand sich dabei sehr wohl.

Immerwährende Unruhen waren die Folgen dieser Intriguen. Die Stadt Dinant, welche sich dem Herzog von Burgund widersetzte, wurde von Grund aus zerstört, und sieben Monate waren Arbeiter fortwährend mit ihrer Vernichtung beschäftigt. Auf diese schreckliche Katastrophe folgte die unglückselige Schlacht bei Brusteim den 28. Oktober 1467, wo die Lütticher, trotz ihrer Wunder von Tapferkeit, gänzlich besiegt wurden und ihre ausgezeichnetsten Hauptleute verloren. Wenige Tage darauf nahm der Herzog von Burgund Besitz von Lüttich, und um seinen Einzug recht glänzend halten zu können, ließ er das St. Margarethen-Thor einreißen, die Gräben ausfüllen und zwanzig Toisen von der Stadtmauer zerstören; die vornehmsten Einwohner gingen ihm barfuß und im Hemd entgegen; in der Straße St. Severin stand eine doppelte Reihe von Flehenden, an der einen Seite die Priester, an der anderen die Bürger, alle mit unbedecktem Haupt und eine Fackel in der Hand, um dergestalt Abbitte zu thun. Am 26. November 1467 berief Karl der Kühne die Lütticher in den Bischöflichen Palast, wo gewöhnlich die Volks-Versammlungen gehalten wurden, nahm dann auf einer Erhöhung am äußersten Ende der geräumigen Halle Platz und ließ mit lauter und deutlicher Stimme die berühmte Sentenz gegen die Rebellen verlesen, durch welche er alle Vorrechte der Bürger aufhob, diese gänzlich unter seine Oberherrschaft beugte, sie zu einer unermeßlichen Geldbuße verdammte und endlich anbefahl, daß die Mauern und Festungswerke Lüttichs und der anderen dazu gehörigen Städte auf ewige Zeiten geschleift werden und die Bürger hinführo nie mehr Vertheidigungs-Waffen tragen sollten. Nach beendigter Vorlesung erhob sich der Kanzler des Herzogs von Burgund, Herr Peter von Goux und von Wedergate, und fragte die Bürger, ob sie gewilligt wären, diesen Urtheilsspruch seines sehr mächtigen Herzogs anzunehmen und denselben treu und offen zu befolgen. Alle erhoben darauf die Hand und riefen: „Ja, ja, wir schwören!" Dieselbe Frage wurde dem Bischof und den Domherren vorgelegt und eben so beantwortet.

M a n n i g f a l t i g e s.

— Die Geschichte der Stuarts. Herr Hipp. Fortoul, ein Französischer Gelehrter, den auch die Leser des „Magazins" schon durch mehrfache historische Aufsätze kennen, die wir von ihm mitgetheilt, hat jetzt eine Monographie zur Geschichte des Hauses Stuart herausgegeben.*) Die Geschichte dieses Hauses hat für die Franzosen besonders darum ein so lebhaftes Interesse, weil sie manche Aehnlichkeit mit der Geschichte der älteren Linie der Bourbonen darbietet. Schon in der Restaurations-Periode haben deshalb auch die Forschungen Chateaubriand's und Guizot's über die Stuarts großes Aufsehen gemacht, und besonders die Vorlesungen des Letzteren, seine Hinweisung auf die Ereignisse, welche die Revolution von 1688 herbeigeführt, wurden als prophetische Warnungszeichen angesehen, die sich später nur allzu sehr bewährt und nicht wenig dazu beigetragen haben, dem Professor Guizot einen weit über Verdienst bedeutenden Ruf als Staatsmann zu erwerben. Herr Fortoul giebt in seinem Werke die Geschichte der Familie Stuart von ihrem frühesten Auftreten in Schottland bis zu ihrem letzten in Rom als Kardinal verstorbenen Abkömmling. Der Verf. sucht nachzuweisen, daß diese Familie konsequent von ihrer ersten in der Geschichte vorkommenden Erscheinung bis zu ihrem Verschwinden die Idee des strengen Katholizismus und des starren Festhaltens am Hergebrachten verfolgt habe, und daß sie an dieser Idee zu Grunde gegangen sey. Ihre Kämpfe, ihre Schicksale, ihr Unterliegen erscheinen dadurch um so tragischer; es ist, als hätte ein Fatum, das der Ahnherr der Familie herauf beschworen, bis zu dem letzten Sprößling derselben unabwendbar seine Macht über sie geübt. Man kann, ja man muß die Stuarts tadeln, indem man ihre Geschichte liest, aber man wird sich dabei auch einer lebhaften Theilnahme nicht enthalten können, einer Theilnahme, die nicht weniger an Verwunderung als an Mitleiden gränzt.

*) Étude sur la maison des Stuarts. Par M. Hippolyte Fortoul. Paris, 1842.

Das mit der heutigen Nummer zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 118. Berlin, Mittwoch den 2. Oktober 1839.

England.

Shelley's Vorschläge zur Regeneration des Menschengeschlechts.

Der nachstehende Aufsatz wurde aus Shelley's Queen Mab entlehnt. Es ist diesem an großen Schönheiten so reichen Gedichte nämlich noch ein auf einzelne Verse desselben bezüglicher Anhang in Prosa beigefügt, welcher des Autors reformatorische Ideen in gedrängter Uebersicht enthält. So sehr man auch Shelley bisher in England wegen seiner religiösen, politischen und socialen Meinungen anfeindete, und so sehr diese selbst auch zuweilen den Charakter des Uebertriebenen und Utopischen an sich tragen, so muß man doch, wenn man sich übelwollender Vorurtheile entschlagen hat, eingestehen, daß alle Aussprüche dieses seltenen Dichters aus einem großen, für das Wohl der Menschheit feurig schlagenden Herzen kamen. Er tadelt das Bestehende nicht um irgend eines egoistischen Zweckes willen, sondern weil er im Drange seines vorwärtsstrebenden Geistes, der sich zur Schau der Ideale emporgeschwungen, das Bessere sah und es auf Erden zur Beglückung aller Menschen eingeführt wissen wollte. — Wir wählten von seinen Bemerkungen den Theil, in welchem er sich über einige Grund-Elemente seiner Verbesserungs-Theorie verbreitet und von der Nothwendigkeit einer Rückkehr zur naturgemäßen Lebensweise spricht. Schade, daß der Stil Shelley's, wie in seiner Poesie, so auch in seiner Prosa, oft dunkel und lax ist.

• • •

Ich glaube, daß die Verdorbenheit der physischen und moralischen Natur des Menschen von seiner unnatürlichen Lebensweise herrührt. Der Ursprung des Menschen liegt, gleich dem des Universums, von dem er ein Theil ist, in undurchdringliches Dunkel vergraben. Seine Geschlechter hatten entweder einen Anfang, oder sie hatten keinen. Das Gewicht der Evidenz zu Gunsten einer jeden dieser beiden Annahmen scheint ziemlich gleich, und es ist dieser Punkt auch für die hier aufgenommene Streitfrage völlig bedeutungslos. Die Sprache, welche von der Mythologie beinahe aller Religionen gesprochen wird, scheint zu beweisen, daß der Mensch in irgend einer entfernten Periode die Pfade der Natur verlassen und die Reinheit und das Heil seines Seyns unnatürlichen Gelüsten geopfert hat. Die Zeit dieses Ereignisses scheint auch die irgend einer großen Veränderung in den Klimaten der Erde gewesen zu seyn, mit welcher es in offenbarer Verbindung steht. Die Allegorie von Adam und Eva, wie sie vom verbotenen Baume essen und auf ihre Nachkommenschaft den Zorn Gottes und den Verlust des ewigen Lebens vererben, läßt keine andere Erklärung zu, als daß aus naturwidriger Lebensart Krankheit und Verbrechen entstanden. Milton war davon so sehr überzeugt und nahm so viel Rücksicht darauf, daß er auf folgende Weise Raphael dem Adam die Folgen seines Ungehorsams vorhalten läßt:

. . . . Unmittelbar vor seinen Blicken
Lag da ein Platz, verödet, häßlich, finster:
Es schien ein Krankenhaus; darinnen lag
Von Siechen jede Gattung; alle Leiden
Graunvoller Krämpfe, Folterqualen, Wallung
Herzkranken Kampfes, aller Fieber-Arten
Konvulsionen, Fallsucht und Katarrh,
Der innre Stein, Geschwüre, Kolikpein,
Dämon'sche Tollwuth, melancholisch' Träumen,
Nachtwandler-Wahn, verzehr'nde Atrophie,
Die Pest voll Mordgier, Schwindsucht, Wassersucht,
Asthma und gliederstreckend' Reißen. —

Und wie viele tausend Leiden mehr noch könnten diesem schrecklichen Verzeichniß beigefügt werden!

Die Geschichte von Prometheus hat hiermit die größte Aehnlichkeit, und obgleich man im Allgemeinen ihre allegorische Bedeutung eingeräumt hat, wurde sie doch noch nie genügend erklärt. Prometheus stahl das Feuer vom Himmel und ward für dieses Verbrechen an den Kaukasus angeschmiedet, wo ein Geier fortwährend seine Leber verzehrte, welche zur Stillung seines Hungers immer wieder wuchs. Hesiod sagt, daß die Menschen vor der Zeit des Prometheus von Leiden frei waren, daß sie sich einer blühenden Jugend erfreuten, und daß der Tod, wenn er endlich kam, sich dem Schlafe gleich näherte und sanft ihre Augen schloß. Desgleichen — so allgemein war diese Meinung — schreibt Horaz, ein Dichter der Augusteischen Zeit:

Japetus' Geschlecht, das kecke,
Verlieh den Sterblichen durch bösen Trug das Feuer;
Doch als man aus des Himmels Wohnung
Des Feuers Strahl geraubt, belagerten die Erde
Schwindsucht und neuer Fieber Schaaren;
Und es beschleunigte den Schritt der Tod, der langsam
Und spät im Alter sonst sich nahte.

Horaz Od. I. 3.

Wie deutlich ist die Sprache, welche diese Alle führen! Prometheus, der das menschliche Geschlecht vorstellt, brachte irgend eine große Veränderung in der Beschaffenheit seiner Natur hervor, er wendete das Feuer zum Zweck des Kochens an und erfand so ein Mittel, um seinen Widerwillen vor dem Grauen der Fleischbänke abzuwehren. Von diesem Augenblick an wurden seine Lebenskräfte von dem Geier der Krankheit aufgefressen. Diese verzehrte sein Wesen unter jeder Gestalt ihres Ekels und ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit, indem sie die erschreckenden Vorfälle frühzeitigen und gewaltsamen Todes herbeiführte. Alle Laster entstanden aus dem Untergange der gesunden Unschuld. Tyrannei, Aberglaube, Handel und Ungleichheit wurden damals zuerst bekannt, als die Vernunft vergeblich versuchte, die Irrfahrten der aufgeregten Leidenschaft zu lenken. Ich schließe diesen Theil der Betrachtung mit einem Auszuge aus Newton's Defence of Vegetable Regimen, woraus ich diese Interpretation der Fabel von Prometheus entlehnt habe. „Wenn man derlei Versetzung der einzelnen Begebenheiten in der Allegorie mit in Anschlag bringt, wie sie die Zeit gestalten mochte, nachdem die wichtigen Wahrheiten vergessen waren, welche dieser Theil der alten Mythologie fortzupflanzen beabsichtigte, scheint der Sinn der Fabel dieser zu seyn: — Der Mensch war bei seiner Erschaffung mit der Gabe fortwährender Jugend bekleidet, d. h. er war nicht gebildet, um ein elendes, sieches Geschöpf zu seyn, wie wir ihn jetzt sehen, sondern sich steter Gesundheit zu erfreuen und ganz allmälig in den Schooß seiner Muttererde zurückzusinken, ohne Krankheit und Mühe. Prometheus lehrte zuerst den Gebrauch thierischer Nahrung (primus bovem occidit Prometheus *) und des Feuers, um durch dasselbe jene verdaulicher und schmackhafter zu machen. Jupiter und die übrigen Götter, welche die Folgen dieser Erfindungen vorhersahen, waren erfreut oder erzürnt über die kurzsichtigen Pläne des unlängst gebildeten Geschöpfs und ließen es die traurigen Wirkungen derselben in Erfahrung bringen. Alsbald stellte sich der nothwendige Begleiter der Fleischspeise (vielleicht aller durch Kochkunst verderbten Nahrung), der Durst, ein; man nahm zum Wasser seine Zuflucht, und der Mensch verscherzte die unschätzbare Gabe der Gesundheit, welche er vom Himmel empfangen hatte; er wurde siech, sein Daseyn wurde unsicher, und nicht länger mehr stieg er allmälig in sein Grab." **) —

Gerechtes Siechthum folgt auf Schwelgerei,
Und Tod führt seinen Rächer stets herbei;
Die Leidenschaft, entsprossen diesem Blut,
Kehrt' gegen Menschen wild'rer Menschen Wuth.

• • • •

Nur der Mensch und die Thiere, welche er durch seine Gesellschaft angesteckt oder durch seine Herrschaft verdorben hat, sind siech. Das wilde Schwein, der Auerochs und der Wolf sind völlig frei von Krankheit und sterben immer nur entweder durch fremde Gewalt oder durch natürliches Altern. Aber das Hausschwein, das Schaf, das Rind, der Hund sind einer unglaublichen Menge Unfällen ausgesetzt und haben, gleich den Verderbern ihrer Natur, Aerzte, welche durch ihr Elend gedeihen. Der Vorrang des Menschen ist, gleich dem des Satan, ein Vorrang der Qual; und der größere Theil seines Geschlecht, dem Mangel, der Krankheit und dem Verbrechen unterworfen, hat Grund, den schlimmen Verfall zu verfluchen, welcher ihn dadurch, daß er ihn in Stand setzte, seine Empfindungen mitzutheilen, über seine Mitgeschöpfe erhob. Aber die Schritte, die einmal gethan sind, kann man nicht mehr umlenken. Das Ganze des menschlichen Wissens ist in der einen Frage begriffen: — Wie können

*) Prometheus tödtete zuerst ein Rind. Plin. H. N. VIII. 57.
**) „Rückkehr zur Natur." Cadell, 1811.

die Vortheile der Geistesbildung und Civilisation in Uebereinstimmung gebracht werden mit der Freiheit und den reinen Freuden des Lebens nach der Natur? Wie können wir erlangen die Vortheile und vermeiden die Uebel eines Systems, welches gegenwärtig mit allen Fasern unseres Seyns verwachsen ist? Ich glaube, daß die Enthaltung von thierischer Nahrung und spirituösen Getränken uns in großem Maße zur Auflösung dieser wichtigen Frage fähig machen würde.

Es ist wahr, daß geistige und körperliche Entartung zum Theil anderen Abweichungen vom richtigen Wege und von der Natur, als denen, welche die Nahrung betreffen, beigemessen werden müssen. Die von der Gesellschaft gepflegten Uebelstände beziehen sich: auf die Verbindung der Geschlechter, woraus das Elend und die Krankheiten unbefriedigten Geschlechtstriebes, genußloser Unzucht und die allzu frühe Pubertät nothwendig entspringen; auf die faulige Atmosphäre volkreicher Städte; die Ausdünstungen chemischer Prozesse; die Einhüllung unserer Körper in überflüssige Gewänder, die sinnlose Behandlung der Kinder — alle diese und unzählige andere Ursachen tragen ihr Theil zu der großen Masse menschlicher Uebel bei.

Die vergleichende Anatomie lehrt uns, daß der Mensch den fruchtessenden Thieren in jeder Hinsicht, den fleischfressenden in keiner ähnelt; er hat weder Krallen, um seine Beute zu ergreifen, noch auch besondere scharfe Zähne, um die Sehnen zu zerbeißen. Ein Mandarin erster Klasse, mit Nägeln von zwei Zoll Länge, würde diese wahrscheinlich noch unzulänglich finden, um auch nur einen Hasen festzuhalten.

Um der Schwelgerei zu dienen, muß der Stier zu einem Ochsen verstümmelt werden, der Schafbock zu einem Hammel durch eine unnatürliche und unmenschliche Operation, damit die schlaffe Fiber der empörten Natur schwächeren Widerstand leisten möge. Es rührt einzig von der Weichmachung und Veränderung durch das Kochen und die Zubereitung her, daß man im Stande ist, todtes Fleisch zu kauen und zu verdauen, und daß der Anblick seines blutigen Saftes und seines rohen grauenvollen Aussehens nicht unerträglichen Ekel und Widerwillen erregt. Laßt den Vertheidiger der thierischen Nahrung sich selbst zwingen zu einem entscheidenden Experimente seiner Tauglichkeit, laßt ihn, wie Plutarch empfiehlt, ein lebendiges Lamm mit seinen Zähnen zerreißen und, seinen Kopf in die Eingeweide desselben tauchend, seinen Durst mit dem dampfenden Blute löschen; noch naß von der Schreckensthat, laßt ihn zurückkehren zu den unwiderstehlichen Trieben der Natur, welche sich gegen sie zu Gericht erheben wollten, und sagen: die Natur hat mich für solch' ein Unternehmen, wie dieses, gebildet. Dann, und allein dann würde er so Recht daran thun.

Der Mensch gleicht nicht dem fleischfressenden Thiere. Es giebt keine Ausnahme, wenn eben der Mensch nicht allein eine ist, von der Regel, daß die früchteessenden Thiere zellenartige Grimmdärme haben.

Der Orang-Utang gleicht dem Menschen vollkommen, sowohl in der Ordnung, als auch in der Zahl seiner Zähne. Er hat mit dem Menschen die meiste Aehnlichkeit unter dem Geschlecht der Affen, die sich alle bloß von Früchten nähren. Es giebt keine andere Gattung von Thieren, die von verschiedener Nahrung leben, bei welchen diese Analogie sich vorfindet.*) Bei manchen früchteessenden Thieren sind die Hundszähne weit spitzer und hervortretender, als die des Menschen. Auch der menschliche Magen hat mit dem des Orang-Utang weit größere Aehnlichkeit, als mit dem irgend eines anderen Thieres.

Die Eingeweide des Menschen sind auch denen der pflanzenessenden Thiere gleich, welche eine breite Außenöffnung zum Einschlucken zeigen und weite und zellenartige Grimmdärme haben. Auch das Coecum, obgleich kurz, ist breiter, als das der fleischfressenden Thiere; und gerade hier bietet der Orang-Utang wieder seine gewöhnliche Aehnlichkeit dar.

Die Bauart des menschlichen Leibes in jedem wesentlichen Theile ist die eines Geschöpfes, das nur auf vegetabile Nahrung angewiesen ist. Es ist wahr, daß das Widerstreben, von thierischer Nahrung abzustehen, woran wir durch die Leckerheit derselben so lange gewöhnt waren, bei manchen Personen von schwachem Geiste so groß ist, daß es schwerlich besiegt werden dürfte; aber hierin liegt auch nicht im entferntesten ein Beweis für die Zweckmäßigkeit jener. Ein Lamm, welches einige Zeit lang von der Mannschaft eines Schiffes mit Fleisch gefüttert worden war, wies am Ende der Reise seine natürliche Nahrung zurück. Es giebt zahlreiche Beispiele von Pferden, Schafen, vom Rinde und sogar von Waldtauben, die man so lange von Fleisch leben lehrte, bis sie ihre natürliche Speise anwiderte. Junge Kinder ziehen offenbar Orangen, Aepfel und andere Früchte dem Fleisch der Thiere vor, bis, durch die allmälige Verschlechterung der Verdauungs-Organe, der freie Gebrauch der Vegetabilien eine Zeit lang bedeutende Beschwerden verursacht: eine Zeit lang, sage ich, da es seither kein Beispiel gab, wo eine Vertauschung spirituöser Getränke und thierischer Nahrung mit Vegetabilien und reinem Wasser nicht zuletzt dahin geführt hätte, den Körper zu erkräftigen durch Mildmachung und Verbesserung der Säfte und dem Geiste jenen Frohsinn und jene Spannkraft wiederzuverleihen, welche nach dem jetzigen System unter Funfzig nicht Einer besitzt. Liebe zu starken Getränken bringt man Kindern auch nur schwer bei. Wohl Jeder erinnert sich der schiefen Gesichter, welche das erste Glas Porter verursacht. Unverfälschter Instinkt irrt sich durchaus niemals; aber sich für die Zweckmäßigkeit thierischer Nahrung wegen der verderbten Gelüste zu entscheiden, welche die erzwungene Annahme jener erzeugt, daß heißt einen Schuldigen zum Richter in seiner eigenen Angelegenheit machen; gerade als wollte man bei einer Untersuchung über die Heilsamkeit des Branntweins sich auf einen Trinker von Profession berufen.

Was ist die Ursache krankhafter Aeußerung im animalischen System? Nicht die Luft, welche wir athmen; denn alle Mitgeschöpfe in der Natur athmen dieselbe ohne Schaden ein; nicht das Wasser, welches wir trinken, wenn es nicht durch den Menschen und seine Erfindungen verdorben ist*), denn die Thiere trinken es auch; nicht die Erde, auf welche wir treten; nicht der unentstellte Anblick der Natur in Wald und Feld, oder die Ausdehnung des Himmels und Oceans; nicht das, was wir gemeinsam sind oder thun mit den gesunden Bewohnern des Waldes. Nein, etwas, worin wir uns von ihnen unterscheiden; unsere Kleidung, unsere durch Feuer bereitete Speise, so daß unser Gelüst nicht länger mehr ein wahres Kriterium für das zu seiner Befriedigung Zweckmäßige ist. Ausgenommen bei den Kindern, bleiben nirgends die Spuren jenes Instinkts zurück, der bei allen anderen Thieren bestimmt, welche Nahrung natürlich, welche es nicht sey; und sie sind so vollkommen verwischt bei den mit Urtheil begabten Erwachsenen unseres Geschlechts, daß es nothwendig geworden ist, Gründe aus der vergleichenden Anatomie zu entlehnen, um zu beweisen, daß wir von der Natur zur Pflanzenkost bestimmt sind.

Verbrechen ist Wahnsinn. Wahnsinn ist Krankheit. Wenn die Ursache der Krankheit entdeckt ist, so wird die Wurzel, aus welcher alle Laster entsprungen, der Axt bloßliegen. Alle Anstrengungen des Menschen können von diesem Augenblick an als auf den klaren Vortheil seines Geschlechts abzweckend betrachtet werden. Kein gesunder Geist in einem gesunden Körper entschließt sich zu einem wirklichen Verbrechen. Nur ein Mensch von heftigen Leidenschaften, blutunterlaufenen Augen und strotzenden Adern kann das Messer des Mordes ergreifen. Das System einer einfachen Nahrung verspricht nicht Utopische Vortheile. Es giebt keine völlige Reform der Gesetzgebung, so lange die wilden Leidenschaften und bösen Neigungen des menschlichen Herzens, denen jene eben ihren Ursprung verdankt, noch nicht besänftigt sind. Jenes hat es auf die Wurzel alles Uebels abgesehen und ist ein Versuch, welcher mit Erfolg nicht nur von ganzen Nationen, sondern auch von kleinen Gesellschaften, Familien und Individuen gemacht werden kann. In keinem Falle hat die Rückkehr zur Pflanzenkost auch nur das geringste Uebelbefinden verursacht; in den meisten ist es von unleugbar wohlthätigen Folgen begleitet gewesen. Sollte je ein Arzt geboren werden mit Locke's Genius, so bin ich überzeugt, er würde alle körperliche und geistige Zerrüttungen verfolgen bis zu unserer unnatürlichen Lebensart, so deutlich, wie dieser Philosoph all' unser Erkennen bis zur sinnlichen Empfindung verfolgte. Welche reiche Quellen von Krankheit sind nicht jene mineralischen und vegetabilischen Gifte, die eben als Heilmittel eingeführt sind! Wie viele Tausende sind Mörder und Räuber, Schlemmer und Haustyrannen, liederliche und verworfene Abenteurer geworden durch den Gebrauch gegohrener Flüssigkeiten; Tausende, welche, wären sie, um ihren Durst zu stillen, beim bloßen Wasser geblieben, nur gelebt hätten, um die Wonne ihrer eigenen unverdorbenen Gefühle zu verbreiten. Wie viele grundlose Meinungen und absurde Einrichtungen haben nicht eine allgemeine Billigung erhalten durch die Trunksucht und Unmäßigkeit Einzelner! Wer wird behaupten, daß die Bevölkerung von Paris, hätte sie ihren Hunger an der immer bestellten Tafel der Pflanzennatur gestillt, je ihre übermüthige Beistimmung zu den Proscriptions-Listen Robespierre's gegeben haben würde? Könnte ein Geschlecht von Menschen, deren Neigungen nicht durch unnatürliche Antriebe verdorben worden, mit kalter Ruhe auf ein Autodafé hinblicken? Ist es glaublich, daß ein Wesen von Zartgefühl, indem es von seinem Mahl von Wurzeln aufsteht, an blutigen Spielen Vergnügen fände? War Nero ein Mann von mäßiger Lebensweise? Würdet ihr auf seinen von dem unbändigen Hang zum Menschenhaß glühenden Wangen milde Gesundheit haben erblicken können? Schlug Muley Ismael's Puls gleichmäßig, war seine Haut zart durchsichtig, strahlten seine Augen von Gesundheit und ihren steten Begleitern, Frohsinn und Wohlwollen? Obgleich die Geschichte keine dieser Fragen entschieden hat, so würde doch ein Kind nicht anstehen, mit „Nein" zu antworten. Sicherlich sprechen die von Galle unterlaufene Wange Bonaparte's, seine zusammengezogenen Brauen, sein gelbes Auge und die unaufhörliche Unruhe seines Nervensystems den Charakter seines ruhelosen Ehrgeizes nicht weniger deutlich aus, als seine Menschentödtungen und seine Siege. Es ist unmöglich, daß Bonaparte, wäre er aus einem Geschlecht von Vegetabilien-Essern entsprungen, die Neigung oder die Macht gehabt hätte, den Thron der Bourbonen zu besteigen. Das Verlangen nach Tyrannei wäre schwerlich im Individuum rege geworden, die Macht, zu tyrannisiren, ihm von einer Gesellschaft, welche weder durch Trunk in Wahnsinn gerathen, noch durch Krankheit unfähig und vernunft-

*) Cuvier, Leçons d'Anat. Comp. Bd. III. S. 469, 373, 448, 465, 480. Rees' Encyklopädie, Art. „Mensch".

*) Die Nothwendigkeit, Mittel zur Reinigung des Wassers anzuwenden, um die Krankheiten, welche in civilisirten Ländern durch seine Verderbung entstehen, zu verhüten, ist zur Genüge einleuchtend. Siehe Dr. Lambe's Bericht über den Krebs. Ich behaupte nicht, daß der Gebrauch des Wassers an sich selbst unnatürlich ist, sondern daß der Unverdorbene keine Flüssigkeit, welche Krankheit zu erzeugen vermag, trinken darf.

los gewesen wäre, gewiß nicht übertragen worden. Wahrhaftig, von unerschöpflichem Elend ist die Unterdrückung des Instinkts schwanger, indem er ja unsere physische Natur bestimmt; die Rechenkunst kann die zahlreichen Quellen des Uebelbefindens im civilisirten Leben nicht herzählen, keine Untersuchung sie alle auswittern. Gerade z. B. das gewöhnliche Wasser, dieses anscheinend unschädliche pabulum, ist, sobald es durch den Schmutz volkreicher Städte verdorben, ein tödtlicher und heimtückischer Zerstörer.*) Wer kann sich wundern, daß alle die Anregungsmittel zur Tugend, welche Gott selbst in der Bibel hinstellt, vergeblicher und von geringerer Wirkung gewesen sind, als die Erzählung einer Amme; und daß jene Glaubenssätze, durch welche er die wildesten Neigungen erregt und gerechtfertigt hat, einzig und allein für wesentlich gegolten haben, so lange Christen alle jene Lebensgebräuche tagtäglich ausüben, welche nicht nur die verworfenen Söhne, sondern auch diese begünstigten Kinder der Liebe des Vaters Aller mit Krankheit und Verbrechen angesteckt haben? Die Allmacht selbst konnte sie von den Folgen dieser Erb- und allgemeinen Sünde nicht erretten.

Es giebt keine Krankheit, weder des Körpers, noch des Geistes, welche die Anwendung der Pflanzenkost und des bloßen Wassers nicht untrüglich gelindert hätte, wo nämlich der Versuch auf vernünftige Weise angestellt wurde. Schwäche wurde allmälig in Stärke, Unwohlseyn in vollkommene Gesundheit umgewandelt: Wahnsinn — in all seiner schrecklichen Mannigfaltigkeit, von dem Rasen des gefesselten Tollen bis zu den unberechenbaren Irrationalitäten übler Laune, welche eine Hölle im häuslichen Leben erzeugt — in eine stille und bedächtige Gemüthsruhe, die allein ein sicheres Unterpfand der künftigen moralischen Reformation der Gesellschaft darbieten dürfte. Bei einem natürlichen System der Nahrungsweise wäre hohes Alter unsere letzte und einzige Krankheit; das Ziel unseres Lebens würde weiter hinausgerückt werden; wir würden das Leben genießen und nicht länger Andere vom Genusse desselben ausschließen; alle sinnliche Vergnügungen würden weit ausgesuchter und vollkommener seyn; die wahre Empfindung des Seyns wäre dann eine fortgesetzte Wonne, so wie wir sie jetzt in einigen wenigen günstigen Augenblicken unserer Jugend empfinden. (Schluß folgt.)

B e l g i e n.

Lüttich und seine Denkmäler.

Sechster Artikel.

Die Stadt Lüttich zählte zur Zeit Karl's des Kühnen mehr als 120,000 Einwohner, doch verminderte sich diese Zahl bedeutend durch die harten Bedrückungen und politischen Proscriptionen des Herzoglichen Stellvertreters Humbercourt, der sich in Lüttich auf dem Pont d'Ile wie in einer Festung verschanzte, nur von seinen Garden begleitet durch die Stadt ritt und so allen denen Trotz bot, die durch seine beständigen Bedrückungen erbittert wurden. Die Freitreppe, das Symbol der Lüttischer Freiheiten, welches aus dem Stadtwappen schon verbannt war, ließ er vom Lüttischer Marktplatz nach Brügge bringen und auf der dortigen Börse mit einer für Lüttich schimpflichen Inschrift aufstellen. Als er einst die Stadt verlassen hatte, um sich zum Burgundischen Herre zu begeben, zeigte sich ganz unvermuthet ein zahlreicher Haufe elender, ganz abgemagerter und entstellter Männer vor den Thoren von Lüttich; es waren die Verbannten, die schon seit Monaten im Ardenner-Walde umherirrten und nun ihre Vaterstadt wiedersehen wollten, um wenigstens dort zu sterben. Der Päpstliche Legat verwandte sich für sie, und gewiß hätte derselbe eine Aussöhnung zwischen ihnen und Ludwig von Bourbon zu Stande gebracht, wenn nicht der unbeugsame Stolz Karl's des Kühnen dazwischen getreten wäre. Kaum hatte dieser in Peronne erfahren, daß Lüttich seine Thore den von ihm Verbannten geöffnet habe, so beschloß er die Zerstörung der rebellischen Stadt, umzingelte sie am 27. Oktober 1468 von allen Seiten und gab sie der Plünderung und den Flammen preis; 40,000 Männer wurden niedergemetzelt, 12,000 Frauen ertränkt; die ganze Stadt brannte, bis auf einige Kirchen und wenige Wohnungen von Geistlichen, völlig ab; alle die, welche die Zerstörung ihrer Vaterstadt überlebten, suchten eine Zuflucht in dem Ardenner-Walde, wo sie bis zum Abzuge der Burgundischen Truppen sich versteckten, die sieben Wochen lang ihr Verheerungswerk trieben. Dann sammelten sich die Flüchtlinge wieder und bauten sich um die stehengebliebenen Kirchen an, wie einst in den ersten Zeiten Lüttichs, wo die Gläubigen sich um die Kapelle des heiligen Cosmus und des heiligen Damian angesiedelt hatten; doch diese Erde, auf welcher sie geboren, gehörte ihnen nicht mehr, sie mußten sie erst zurrückkaufen, bevor ihnen erlaubt ward, dort zu leben.

Nach mehreren Konferenzen mit dem Bischofe hatte der Herzog von Burgund gestattet, daß in der Nähe der St. Lamberts-Kirche 24 und bei den anderen Neben-Kirchen 12 Häuser für die obdachlosen Geistlichen und 104 für die zum Dienste der Kirche nothwendigen Laien erbaut werden durften. Wahrscheinlich als Dank für diese große Gnade, bewilligte Ludwig von Bourbon dem Herzoge das Recht, von jedem dieser neu erbauten Häuser eine jährliche Abgabe zu erheben, dann überließ er ihm auch für dreißig Jahre alle Abgaben, welche auf den Waaren lasteten, die durch die Bogen-Brücke geführt wurden, und das sich auf ein Dreißigstel des Werthes belief. Außerdem belehnte der Bischof den Herzog noch für einige Zeiten mit demjenigen Theil des Lüttischer Gebiets, der die Stadtinsel heißt, und gestand ihm das Recht zu, hier eine Stadt oder eine Festung ganz nach seinem Belieben zu erbauen. Dafür erließ der Herzog dem Bischofe und dem Kapitel die für dieselben während des Krieges gemachten Ausgaben, welche sich auf mehr als 400,000 Gulden beliefen.

Die Erlaubniß, bauen zu dürfen, welche Karl der Kühne ertheilt hatte, wurde von Jedem aufs eifrigste benutzt; es entstanden eine Menge Hütten aus Holz oder Stroh, denn steinerne Häuser wurden erst in späterer Zeit wieder in Lüttich erbaut; Jeder bemächtigte sich des ersten besten Stück Landes, man zahlte dem Burgundischen Statthalter die gebührenden Abgaben und baute dann darauf los, ohne daß man irgend daran dachte, mit seinem Nachbar gleiche Linie zu halten; noch heute bemerkt man in Lüttich die Spuren dieses allgemeinen Wirrwarrs.

Humbercourt, der sich im Insel-Viertel förmlich verschanzt hatte, setzte zur Verwaltung der aus ihrer Asche sich wieder erhebenden Stadt einen aus neun Personen bestehenden Rath ein, welcher ganz vom Herzog abhängig war und nur nach dessen Gefallen handeln durfte. Unterdessen wuchs die Bevölkerung von Lüttich nach und nach immer mehr, und Humbercourt und der Bischof übersahen es absichtlich, daß man viel mehr Wohnungen erbaute, als der Herzog eigentlich gestattet hatte; dieser aber, der von der Uebertretung seiner Vorschrift benachrichtigt wurde und schon über die Verzögerung der auferlegten Strafsumme erzürnt war, sandte Abgeordnete nach Lüttich mit dem Befehl, alle überzählige Häuser einreißen zu lassen. Es mußte nun in möglichster Eil Geld aufgetrieben werden, um den Zorn des Siegers zu dämpfen; doch fiel der Herzog schon 1477 im Kampfe gegen die Schweizer bei Nancy. Sobald Ludwig von Bourbon den Tod Karl's des Kühnen erfuhr und er sich dadurch seines mächtigen Beschützers beraubt sah, dachte er auf Mittel, um sich so bald als möglich mit seinen Unterthanen auszusöhnen. Er begab sich also nach Gent zu seiner Nichte Maria von Burgund, der einzigen Tochter Karl's des Kühnen, und erlangte von der jungen Fürstin für die Lüttischer großmüthigen Erlaß aller vom Herzog auferlegten Strafsummen. Sie entsagte dem Besitz des Lüttischer Insel-Viertels, so wie der Oberherrschaft über das ganze Land, und befahl die Zurückgabe aller Dokumente, Freibriefe und Schriften der Stadt, welche nach Bergen gebracht worden waren; doch kam es nicht zu dieser Zurückgabe, weil bald darauf wieder Unruhen in Flandern ausbrachen. Aus Dankbarkeit wiesen die Lüttischer alle Anträge zurück, die ihnen der König von Frankreich, Ludwig XI., machte, der sich gegen die Fürstin rüstete; der schlaue und treulose Charakter des Königs stand bei den Lüttichern noch in zu frischem Andenken, und sie wollten nichts davon wissen, den Interessen Frankreichs beizutreten.

Am 9. April 1477 berief der Bischof das ganze Volk im Viertel Humbercourt zusammen und las ihnen die authentische Erklärung Maria's von Burgund vor. Wenige Tage darauf stattete der Adel mit dem berüchtigten Wilhelm von der Mark, der unter dem Namen des Ebers der Ardennen so bekannt ist, dem Fürsten seinen Dank ab und ersuchte ihn, alle Körperschaften und Gerechtsame des Landes wiederherzustellen, was Ludwig von Bourbon auch bewilligte. Die Hinsbergische Gesetzordnung trat wieder in Kraft, die 32 Gewerke wurden in ihre alten Rechte eingesetzt, und man durfte die Bürgermeister wieder selbst wählen. Diese Maßregeln wurden vom Volke mit lebhaftem Beifall aufgenommen; am meisten aber war es darüber entzückt, daß es ihm gestattet seyn sollte, das Wappen der Stadt Lüttich wieder zurück zu holen, das vor zehn Jahren nach Brügge gebracht worden war. Man sandte zu diesem Zweck eine zahlreiche und glänzende Reiterschaar ab, aus den vornehmsten Familien des Landes erwählt, deren Nachkommen dafür, zum Gedächtniß des dabei bewiesenen Eifers, alle Rechte und Privilegien der 32 Handwerke der Stadt genossen, ein Vorzug, der ihnen bis zum Jahre 1789 verblieb. Im Jahre 1478 kamen die Abgeordneten zurück, und man stellte das Palladium der Stadt auf der großen Fontaine, der Violette gegenüber, auf. Noch aber war die Stadt von allen Seiten offen, und sie besaß weder einen Schatz, noch reiche Bürger, die zur Aufführung von Mauern beisteuern konnten; man forderte daher die Kirchgemeinden auf, jede ein Viertel, so gut es ihnen möglich wäre, zu befestigen, und so entstanden denn nach und nach wieder einige Mauerstrecken; doch wurden diese Arbeiten bald durch neue sehr ernste Unruhen unterbrochen. Wilhelm von der Mark d'Aremberg, der Eber der Ardennen, der insgeheim durch den König von Frankreich aufgereizt war, stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen und Vertriebenen und lehnte sich gegen den Bischof auf; zwar versöhnte er sich für einige Zeit wieder mit ihm und wohnte bei ihm im Bischöflichen Palast, machte sich aber durch seine Anmaßungen und seine Rohheit so verhaßt, daß ihn die Schöffen aus der Stadt verbannten. Um sich dafür zu rächen, stellte er sich an die Spitze von 5 — 6000 Mann und ging auf Lüttich los, wo er noch viele Anhänger zählte. Bei der Nachricht von seinem Anrücken ließ der Bischof die Stadttruppen und die Bürgerschaft zusammenberufen, beichtete und stellte sich selbst an die Spitze seiner Leute, nachdem er ihnen zuvor Wein hatte reichen lassen. Als er zum Thore von Amercoeur hinabgeritten war, erblickte er den Feind in geringer Entfernung in den Hohlwegen nahe am Karthäuserkloster aufgestellt; kaum näherte sich der Bischof einem dieser Hohlwege, so sah er sich plötzlich von den Banden des Ebers umrigt: sein wilder Gegner stürzte mit aufgehobenem Schwerte auf ihn los; „Gnade, Gnade, mein Fürst, ich bin Euer Gefangener!" rief der Bischof.

*) Lambe's Berichte über dem Krebs.

— „Nein, keine Gnade für Dich, treuloser Fürst", erwiederte Wilhelm, hieb ihm in den Hals und befahl einem seiner Begleiter, ihn vollends zu tödten. Der Körper des Bischofs rollte in eine nahegelegene Pfütze und blieb dort mehrere Stunden im Koth stecken, ohne daß Wilhelm von der Mark ihn zu beerdigen gestattete. Auf so elende Weise endete Ludwig von Bourbon, der während der ersten Hälfte seiner Regierung der Henker seines Volkes war, später aber gern der Wohlthäter seiner Unterthanen werden wollte, wenn nur seine von den schmachvollsten Jugend-Ausschweifungen entnervte Seele sich zu hohem Berufe hätte erheben können. Er hatte anfangs über ein blühendes Land geherrscht und hinterließ bei seinem Tode nichts als Schutthaufen.
(J. d. L.)

Frankreich.

Beaumarchais und die Schauspieler seiner Zeit.*)

Die erste Aufführung des „Barbiers von Sevilla" hatte bekanntlich dem Autor wenig Ruhm erworben — das Stück war durchgefallen; ob mit oder ohne Recht, bleibe hier unentschieden. Als Beaumarchais nachmals einen Akt wegstrich, wurde es vierzehn Mal hinter einander aufgeführt, und das Eigenthumsrecht des Verfassers blieb ihm also gesichert. Es entspann sich aber ein Streit zwischen Beaumarchais und den Schauspielern; und die Sache nahm eine für jeden dramatischen Dichter in Frankreich wohlthätige Wendung.

Darf man einigen Nachrichten aus jener Zeit Glauben schenken, so war die Veranlassung dieses Streites recht seltsam gewesen. Als der Barbier von Sevilla guten Erfolg hatte, kündigte Beaumarchais, den seine Speculationen reich gemacht, den Schauspielern an, daß er kein Honorar nehmen wolle. Die Schauspieler von ihrer Seite fühlten keinen Beruf, einem Autor an Delikatesse nachzustehen, und schickten ihm, trotz seiner Verzichtleistung, das Geld, welches ihm zukam. Entrüstet über diese unzeitige Großmuth, wollte Beaumarchais nun wenigstens eine Summe zugeschickt haben, deren Empfang sich besser verlohnte. Er verlangte ein viel ansehnlicheres Honorar und erneuerte den alten Krieg wegen der Jahres-Logen, den seine Vorgänger zu schläfrig geführt. Die Wichtigkeit der Frage an sich, die bedeutende Anzahl und der Stand derjenigen Individuen, die dabei interessirt waren, der Charakter, der Geist und die Lage des Vorkämpfers hielten die Aufmerksamkeit des Publikums in großer Spannung. Man erwartete mit Ungeduld, was für Skandal und Klatscherei dieser Prozeß erzeugen würde; es verdient aber Beachtung, daß Beaumarchais nirgends ernsthafter zu Werke gegangen ist, als hier; seine Diskussionen sind voller Zahlen und statistischer Data, und man erkennt in denselben weit mehr den gewandten und schlauen Finanzier, als den geistreichen und eleganten Schriftsteller.

Nachdem Beaumarchais seinen Federkrieg eröffnet hatte, wollte er die Frage den Rechtsgelehrten und seinen literarischen Mitbrüdern vorlegen. Er lud eine Anzahl dieser Herren zu einem Souper in seiner Behausung, setzte ihnen seine Beschwerden aus einander, las ihnen die Korrespondenz vor, welche er in Betreff seines Barbiers mit den Schauspielern geführt hatte, und bat sie um ihre Meinung. Die ganze Gesellschaft billigte seine Verfahrungsweise, und seit jenem Abende wurde Beaumarchais' Hotel ein Ort regelmäßiger Sitzungen, ein Büreau der dramatischen Gesetzgebung. Man revidirte die bestehenden Theater-Statuten, man brachte diejenigen, welche die Schauspieler aus bösem Willen unterdrückt hatten, wieder in Kraft; Beaumarchais war Präsident der Societät geworden, und seine Meinung trug immer den Sieg davon.

Das unter Beaumarchais' Auspizien entworfene neue Reglement wurde dem Herzog von Duras vorgelegt. Dieser Kammerherr theilte es den Schauspielern mit, die ein wahres Zetergeschrei erhoben und betheuerten, daß sie in so harte, ihrer Ehre, wie ihren Interessen zuwiderlaufende Bedingungen nimmermehr einwilligen könnten. Freilich war das Interesse der guten Leute etwas kompromittirt; allein über Verletzung ihrer Ehre hatten sie nicht zu klagen, wofern sie nicht diese Ehre in die Unterdrückung ihrer Gegner setzten. Der Marschall von Duras erklärte ihnen, man ließe ihnen die Alternative, entweder jenen Bedingungen sich zu fügen, oder die Anstellung einer zweiten Schauspieler-Truppe sich gefallen zu lassen. Von diesem Vorschlage noch mehr bestürzt, baten sie um Erlaubniß, über das Memoire diskutiren zu dürfen, und um eine bestimmte Frist, damit sie ihren Gegnern antworten könnten.

Was die Schauspieler bei dieser Fehde am meisten befürchteten, war Beaumarchais' stechender Witz, der ihm in so reichem Maße zu Gebote stand. Sie wehrten sich übrigens mannhaft; Beaumarchais zwang sie, wegen der Honorare seines Barbiers mit ihm zu rechnen, konnte aber für die kleinen Logen nichts erlangen. Stolz auf seine errungenen Vortheile, beschied er seine Kollegen in Apollo von neuem zu sich, erzählte ihnen Alles, was er für sie gethan, und verkündigte ihnen, daß seine Berechnung für den Barbier von Sevilla hinführo das Muster jeder ähnlichen Berechnung seyn sollte. Die anwesenden Autoren geriethen über das schöne Ergebniß in solchen Enthusiasmus, daß sie ihrem Amphitryo den Titel eines Wohlthäters der Literatur zuerkannten.

Da der Streit, trotz der gefälligen Intervention des Marschalls von Duras, nicht beigelegt werden konnte, so brachte man ihn endlich vor die Herren Edelleute der Kammer, welche bei dem Marschall von Richelieu zusammentraten. Beaumarchais begab sich als Advokat der Autoren ebendahin und verfocht seine Sache in eigener Person; allein hier stand ihm ein gewaltiger Mann des praktischen Rechtes, Herr Gerbin, gegenüber. Der Verfasser des Barbiers konnte der Beredsamkeit seines Gegners nicht viel mehr als bloße Berechnungen entgegenstellen und wurde ganz und gar aus dem Felde geschlagen. Die Partei der Schauspieler triumphirte einen Augenblick; aber Beaumarchais, der nicht so leicht den Muth sinken ließ, hielt eine neue General-Versammlung der Autoren und stattete ihnen von seinem Verfahren Bericht ab, ohne die Niederlage, die er erlitten, zu verhehlen. Drei Monate später hatte er durch neue Listen und neue Intriguen die Schauspieler so weit gebracht, daß sie seine Bedingungen mit einiger Milderung und Modification wirklich annehmen mußten. Die Bühnendichter erfreuten sich in Folge dessen einer regelmäßigen Stellung, eines drei Mal bedeutenderen Honorars und gänzlicher Unabhängigkeit von den Bühnenhelden.

E. Loubens.

*) S. Nr. 117 des Magazins.

Bibliographie.

Ed. Schmalz: Traité de la Conservation de L'ouïe. Paris, Londres et Leipzic, 1839. Sec. édit. corrigée et augmentée. Avec III planches gravées. VIII u. S. 56 in 8.

Diese Schrift eines als Gehör-Arztes sehr vortheilhaft bekannten Praktikers zu Dresden ist für Aerzte selbst und noch mehr für Gehörkranke recht lehrreich, weniger durch die anatomischen und physiologischen Seiten des Gegenstandes, als durch die Abschnitte über die diätische Pflege des Ohres und die Anweisung zum Gebrauche eigenthümlicher Instrumente für die Erleichterung des Gehörs.

Mannigfaltiges.

— Der Pariser Buchhändler. Jules Janin entwirft in einem seiner neuesten Feuilletons ein Bild von einem französischen Buchhändler, ein Bild, das allerdings karrikirt ist, in dem aber doch auch diejenigen Züge leicht zu erkennen sind, die, aus dem Leben gegriffen, den traurigen Zustand des französischen Buchhandels nur allzu treffend darstellen. „Es gab einmal", sagt Janin, „einen Französischen Buchhandel; es war dies das ehrenvollste, das umfassendste Geschäft der Welt. Der Pariser Buchhändler mußte vor allen Dingen ein Mann seyn, der Geist, Geschicklichkeit und Muth besaß; er mußte den Leidenschaften, den Bedürfnissen, den Abneigungen und den Liebhabereien seiner Zeit stets nachspüren und ihnen entgegenkommen. Rasch, wie der Gedanke, mußte sein Ueberblick seyn; was das Publikum morgen verlangen würde, das mußte er gestern schon errathen haben. Vor allen Dingen aber bedurfte er einer Ausdauer ohne gleichen, um den wenigen Leuten, die noch Bücher lesen, endlich den Glauben an die Berühmtheit seiner Verlags-Artikel beizubringen. Wenn wir sagen, es gab einmal einen Französischen Buchhandel, nun ja, so meinen wir, daß die Buchhändler immer mehr verschwinden und verschwinden müssen. Es gab solche Leute, die den täglichen Geburtswehen des modernen Genies als Hebammen assistirten, die auf ihre Kosten und Gefahr neue Bücher drucken ließen, mit der Aussicht, sie nicht zu verkaufen; die von einem Roman auf ein Geschichtswerk, von dem Geschichtswerke auf ein Drama sich warfen und immer heute ein wenig ärmer waren, als vor acht Tagen. Diese armen Galeerensklaven des literarischen Lebens opferten jenem Geschäft ihre Tage und ihre Nächte, ihre Gesundheit, die Mitgift ihrer Frau, das Brod ihrer Kinder, das Haus ihres alten Vaters. Und wenn sie dann endlich die dicksten Bücher und die größten Reputationen des Jahrhunderts fabrizirt hatten, so hielten sie mit einemmale inne, denn sie konnten nicht mehr weiter, ihre Kräfte waren erschöpft, ihre Umstände ruinirt, sie hatten sich total zu Grunde gerichtet. Wer an ihnen vorüberkam und die armen Teufel erblickte, die so honett und so unglücklich aussahen, der wollte ihnen helfen; sobald man aber erfuhr: das sind Buchhändler, verschwand auch sogleich alles Mitleiden, und Niemand wollte helfen. Nicht ein einziger Banquier wagte zehn Thaler auf die größten Bücher des neunzehnten Jahrhunderts, die da in der Niederlage des Buchhändlers aufgespeichert sind. Mit Einem Worte, es ist so weit gekommen, daß der Buchhändler als der Aussätzige der modernen Gesellschaft erscheint; es ist eine Schande, ihn zu beklagen, ein Verbrechen, ihm die Hand zu reichen; kaum wagt man es, ihn anzusehen, wenn er vorübergeht. Der Unglückliche! Wenn er, anstatt mit aller Gewalt Prosa verkaufen zu wollen, oder Verse, phantastische Erzählungen, Romane, Lustspiele und wie das Zeug sonst heißen mag, womit das schöne weiße Papier verdorben wird, lieber den vierten Theil seines Verstandes, seiner Thätigkeit und seiner ehrlichen Haut darauf verwandt hätte, Wein zu verkaufen, oder Oel, chemische Feuerzeuge oder Futterkattun, so würde er jetzt eben so reich seyn, als er arm ist; er würde Mitglied des Stadtraths seyn, Wähler und Capitain der Nationalgarde, nicht mehr und nicht weniger."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 119. Berlin, Freitag den 4. Oktober 1839.

Holland.

Die Holländischen Armen-Kolonieen.

Von Don Ramon de la Sagra.*)

Die Holländischen Armen-Kolonieen wurden im Jahre 1818 unter den Auspizien der Wohlthätigkeits-Gesellschaft gestiftet. Diese Gesellschaft hatte sich die Ausrottung der Bettler zum Ziel gemacht und suchte dies dadurch zu erreichen, daß sie mit Hülfe der Armen einen großen Theil unbebauter Ländereien in den Provinzen Drenthe, Ober-Yssel und Friesland urbar machte. Die Grundsätze der Gesellschaft und die Mittel, die sie anwendete, sind von ihr selbst veröffentlicht worden. Nichtsdestoweniger ist die Verschiedenheit der Ansichten über den gegenwärtigen Zustand der Kolonieen, über den Erfolg der unternommenen Arbeiten, wie über das Resultat des Unternehmens überhaupt, ziemlich bedeutend. Als ich im vergangenen Mai von Paris abreiste, hörte ich selbst die verschiedensten Urtheile über das Wesen solcher Kolonieen, und ich konnte mich leicht überzeugen, daß die Mehrzahl eher den Verfall derselben erwartete, als eine günstige Lösung einer so wichtigen Aufgabe. Und dieses Mißtrauen war nicht nur in Paris verbreitet, sondern ich konnte mich leicht überzeugen, daß auch in Belgien eine solche Ansicht vorherrschend war.

Wie kömmt es nun, daß der gegenwärtige Zustand dieser Kolonieen zu solchen Vorurtheilen selbst bei benachbarten Nationen Anlaß giebt? Meiner Ansicht nach entspringt der Mißkredit, mit welchem die Holländischen Armen-Kolonieen betrachtet werden, vorzüglich daraus, daß sie weniger gekannt sind, weniger besucht wurden als die Belgischen. Außerdem gehen die Regierung des Landes und die Gesellschaft, welche die Kolonieen leitet, nicht darauf aus, ihre Leistungen auf ostensible Weise bekannt zu machen, und die öffentliche Meinung bleibt deshalb im Unklaren. Der offenbare Verfall der Belgischen Kolonieen, welche im Jahre 1822 gestiftet wurden, konnte in der That für die Holländischen, die jenen zum Muster gedient hatten, von übler Vorbedeutung scheinen. Wie sollte man glauben, daß die Holländischen Kolonieen, die in einer Wüste gelegen waren, wo ihnen der Mangel an Erfahrung und eine überstarke Bevölkerung gleich anfangs im Wege standen, und deren Oberverwaltung, wie väterlich sie auch für die Einzelnen sorgen mochte, doch des Schwunges und der Thatkraft des Belgischen Charakters entbehrte, zu einer glücklicheren Zukunft berufen seyen, als ihre Töchteranstalten zu Wortel und Merxplas-Ruykvorsel!

Zu diesen Betrachtungen kam noch ein anderer Umstand, nämlich die mehrjährige Abwesenheit des Stifters und Direktors der Kolonieen, des Generals van den Bosch. Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß ich, kaum im Haag angekommen, mich beeilte, die Bekanntschaft des Generals, der im Jahre 1834 wieder aus Java zurückgekehrt war und alsobald die Leitung der Kolonieen wieder übernommen hatte, zu machen, was mir auch ohne große Mühe gelang. Als ich im Laufe der Unterhaltung von den Prinzipien der Landwirthschaft zur Anwendung derselben auf die Armen-Kolonieen überging, legte er mir die Grundsätze seines vortrefflichen Systems dar, und es erwachte in mir der lebhafte Wunsch, dessen Verwirklichung zu sehen, ein Wunsch, den ich ihm nicht verhehlte. Er sagte mir, er werde in den nächsten Tagen sich nach den Kolonieen begeben und daselbst acht Tage verweilen; es würde ihm lieb seyn, mich dort zu treffen.

Bevor ich die wichtigen Aufschlüsse mittheile, welche ich aus den Unterhaltungen mit dem General van den Bosch während des Besuchs der Anstalten schöpfte, glaube ich zuvor eine Beschreibung der gegenwärtigen Lage der Kolonieen geben zu müssen. Die in Holland von der Wohlthätigkeits-Gesellschaft eingerichteten Kolonieen sind von dreierlei Art: 1) Die freien Kolonieen; 2) die Waisen-Kolonieen; 3) die Besserungs-Kolonieen. Der ersten Art giebt es drei, der zweiten zwei, der dritten drei; außerdem besteht noch eine Kolonie zur Unterweisung in den ländlichen Arbeiten. Diese 9 Kolonieen befinden sich in den Provinzen Drenthe, Ober-Yssel und Friesland und sind in drei verschiedenen Bezirken vertheilt, welche unter dem Namen Frederick's-Oord, Ommerskans und Veenhuizen bekannt sind. In dem ersten Bezirk befinden sich die freien Kolonieen; in dem zweiten eine Besserungs-Kolonie für die Bettler und eine Straf-Kolonie; in dem dritten zwei Waisen-Kolonieen, eine Bettler-Kolonie und die Anstalt für den landwirthschaftlichen Unterricht zu Wateren.

Im Ganzen findet man in den Kolonieen 555 Gebäude, worunter 4 Kirchen, 5 Hauptgebäude, 115 Nebengebäude, 6 Schulen, 12 Fabriken, 39 große Pachthöfe und 374 kleine. Das bebaute Land hat eine Bodenfläche von mehr als 1500 Hektaren; außerdem bedeckt das magere Weideland noch einen großen Raum. Die mittlere Bevölkerung beläuft sich auf ungefähr 8000 Seelen. Am Ende des Jahres 1836 waren es 8404 Individuen, welche auf folgende Weise vertheilt waren: 1) Gewöhnliche Kolonieen Numero 1, 2 und 3 mit 3253 freien Kolonisten und den ihnen beigegebenen Waisen. 2) Besserungs-Kolonie zu Ommerskans mit 848 Bettlern, 76 Individuen in der Straf-Abtheilung, 187 freien Kolonisten und Veteranen. 3) Kolonieen zu Veenhuizen: in der ersten Anstalt 1246 Waisen und verlassene Kinder, 32 Bettler und 244 freie Kolonisten; — in der zweiten Anstalt 1249 Bettler, 358 freie Kolonisten; — in der dritten Anstalt 766 Waisen und verlassene Kinder, 83 Bettler und 389 freie Kolonisten und Veteranen. 4) Zu Wateren 72 junge Waisen und verlassene Kinder.

Hieraus ergiebt sich, daß die Gesammtsumme der in die verschiedenen Klassen vertheilten Bettler mit ihren Familien 2212, die der in der Straf-Kolonie befindlichen Individuen 76, die der freien Kolonisten 2353, die der Veteranen, Handwerker und freien besoldeten Kolonisten, welche auf die großen Pachthöfe der Kolonieen verstreut sind, 1176 beträgt. Dazu kommen noch 2084 Waisen und verlassene Kinder. Im Ganzen also 7901 Individuen, welche mit Einschluß der 503 Personen, die zu den Familien der Beamten gehören, eine Totalsumme von 8404 ausmachen.

Im Jahre 1836 ergaben sich folgende Aenderungen in der Bevölkerung: Geburten in den freien Kolonieen 39, Todesfälle 31; Todesfälle zu Ommerskans 37, unter den Bettlern zu Veenhuizen 75, unter den Waisen 51. Hierzu 26 Todesfälle in den Familien gerechnet, erhält man 220 Todesfälle oder 2,6 vom Hundert der Gesammt-Bevölkerung. Im Jahre 1837 kamen 300 Todesfälle vor. Folgendes ist eine Uebersicht der Sterblichkeit unter den Bettlern und Waisen in den Jahren 1827—1836:

1827	ein	Todesfall	auf	12,24	Bettler,	17,31	Waisen
1828	„	„	„	8,88	„	12,62	„
1829	„	„	„	10,22	„	10,66	„
1830	„	„	„	6,36	„	13,66	„
1831	„	„	„	10,24	„	20,92	„
1832	„	„	„	9,58	„	33,00	„
1833	„	„	„	20,40	„	29,55	„
1834	„	„	„	28,11	„	19,84	„
1835	„	„	„	24,42	„	22,82	„
1836	„	„	„	18,31	„	40,06	„

Die Krankheits-Tabellen zeigen, daß die Lungensucht und Brustleiden die gewöhnlichsten Ursachen des Todes unter den Erwachsenen und Jünglingen beider Geschlechter sind. Untersucht man das Alter der Verstorbenen, so findet man, daß unter den Männern der Tod vorzüglich vom 45sten zum 50sten Jahre und vom 65sten zum 70sten Jahre wüthet. Unter den Kindern unter 13 Jahren beträgt die mittlere Sterblichkeit 1 auf 29, unter denen über 13 Jahren 1 auf 55.

Im Laufe der aufgeführten Jahre wurden 1302 Individuen in die Kolonieen aufgenommen und 1097 entlassen. Unter den Ersteren befanden sich 786 Bettler und 516 freie Kolonisten, Arbeiter, Veteranen, Waisen; unter den Entlassenen 600 Bettler und 497 der letzteren Art, wobei 376 junge Leute. Da es nicht uninteressant seyn dürfte, zu erfahren, was aus diesen geworden, so mag erwähnt werden, daß von 171 jungen Mädchen, welche die Kolonieen verließen, 17 sich verheiratheten, 77 in Dienste traten, 8 zu Arbeiten auf den Pachthöfen übergingen und die übrigen zu ihren Aeltern, Vormündern u. s. w. zurückkehrten. Was die jungen Leute männlichen Geschlechts betrifft, so verheiratheten sich 14, 16 gingen in Dienste, 4 wurden für die Kolonieen verwendet, 41 widmeten sich dem Landbau, 13 gingen in Werkstätten, 69 in die Armee; die anderen kehrten in ihre Familien zurück u. s. w.

Die mittlere Bevölkerung in den Waisen-Anstalten belief sich auf 1080 Knaben und 929 Mädchen, welche auf folgende Weise verwendet wurden:

*) Aus dessen „Voyage en Hollande et en Belgique". Paris, 1839. 2 vol.

Beschäftigungen.	Knaben	Mädchen.
Für Feldarbeiten	487	200
In den Fabriken	53	169
Zu Dienstleistungen, Krankendienst u. s. w.	27	67
Nätherinnen	—	34
Wäscherinnen	—	30
Für die Küche	12	17
In den Büreaus	8	—
Zu verschiedenen Handwerken verwendet	37	—
Schulgehülfen	11	—
Schüler	416	338
Schwache und Verkrüppelte	25	16
Kranke und Genesende	13	13
	1080	929

Man sieht hieraus, daß eine große Zahl der Waisen, nämlich 841, durchaus nichts einbringt und nur konsumirt.

Da die Eintheilung der Gebäude, die Bedingungen der Aufnahme in den Kolonieen, der Lohn, den die Kolonisten für ihre Arbeiten erhalten, die im Innern eingeführte Disziplin schon anderweitig, besonders aus dem Werke von Huerne de Pommeuse, bekannt sind, so soll dies hier übergangen werden, und ich werde, um das statistische Gemälde zu vollenden, nur einige Angaben über Gegenstände folgen lassen, die ich selbst beobachtet habe.

In Ommerkans sah ich mit Vergnügen den erfreulichen Zustand des Feldbaus, die zahlreichen Alleen, die dichten lebenden Hecken und den reichen Gemüsegarten. Man bedient sich in dieser Kolonie des gewöhnlichen oder Flamändischen Pfluges mit eiserner Schaar, eisernem Streichbrett und einer einzigen Sterze; derselbe ist bald mit einem Pflugeisen, bald mit einem einschneidenden Rade versehen und ruht auf einem Vordergestell. Ich habe vergessen, den General zu fragen, warum er den einfachen Pflug, der dem zusammengesetzten immer vorzuziehen ist, nicht eingeführt hat; wahrscheinlich weil es den Kolonisten bei ihrer geringen Erfahrung nicht so leicht seyn würde, ihn zu handhaben. Als ich die Kolonieen besuchte, bestand die Bevölkerung aus 702 Männern, 115 Frauen und 87 Kindern unter 13 Jahren, welche alle ein gutes Aussehen hatten. Die Schlafzimmer haben alle dieselbe Einrichtung, mit Ausnahme der den Kindern angewiesenen, in welchen die Bettstellen von Holz sind; alle andere Individuen schlafen in Hängematten. Unter den Schlafzimmern befindet sich eines, welches ausschließlich für die jungen Leute von 13 — 25 Jahren bestimmt ist. Ueberall herrschte die größte Ordnung. Ferner giebt es auf diesem Gebiete 18 kleine Häuser, in welchen sich eben so viele arme Familien befinden, die der Aufsicht der freien Kolonisten unterworfen sind, und eine Straf-Kolonie für die Ruhestörer. Diese Kolonisten sind einer strengeren Behandlung unterworfen; sie erhalten eine gleiche Ration wie die Bettler.

Die Beköstigung in den nicht freien Kolonieen ist zu Ommerskans dieselbe, wie in der zweiten Anstalt zu Veenhuizen; sie besteht in Brod und Mittags in Suppe; dies ist die einzige Ration für die Individuen, welche arbeiten. Für die Kinder, Greise und Kranken wird eine Ausnahme gemacht, und sie erhalten Frühstück und Abendbrod. Der Arbeitslohn, welcher den kräftigen Bettlern ausgezahlt wird, gestattet ihnen, sich Frühstück und Abendbrod in einer Schenke zu kaufen, welche die Anstalt unterhält.

Das Lokal, in welchem das Brod bereitet wird, ist in Ommerskans wie Frederick's-Oord von, dem Hauptgebäude getrennt; es enthält die Mühlen und Backöfen. Das Brod wird aus zwei Bestandtheilen, aus geriebenen Kartoffeln und grob gemahlenem Roggen, bereitet. Zu 180 Pfund werden 75 Unzen Salz gemischt. Die Brodte werden 6 Pfund und 6 Unzen schwer gemacht, welches Gewicht durch das Backen auf 6 Pfund reduzirt wird. Das Pfund dieses Brodtes kostet 1 Sou. Dasselbe ist von unangenehmem Geruch und schwer zu verdauen; auch verdirbt es leicht. Die Suppen werden auf verschiedene Art bereitet. Folgendes sind die vier hauptsächlichsten: 1) Kartoffelsuppe; 3 Maaß Kartoffeln, 3 Französische Unzen Rindfleisch, oder 2 Unzen Schweinefleisch, oder 1½ Unzen Fett und 2 Unzen Salz. 2) Suppe von Kartoffeln und Gemüse; 2½ Maaß Kartoffeln, ½ Maaß Mohrrüben, 3 Unzen Rindfleisch, oder 2 Unzen Schweinefleisch, oder 1½ Unzen Fett und 2 Unzen Salz. 3) Gerstensuppe; 3 Maaß Gerste, 3 Unzen Rindfleisch, oder 2 Unzen Schweinefleisch, oder 1½ Unzen Fett und 2 Unzen Salz.

Die Kinder erhalten Morgens und Nachmittags Unterricht in den Klassen. Abends versammelt man in diesen nicht nur die jungen Leute, welche während des Tages auf den Feldern oder in Werkstätten beschäftigt waren, sondern auch die Erwachsenen beiderlei Geschlechts, jedoch die Männer und Frauen abwechselnd einen Tag um den anderen.

(Fortsetzung folgt.)

England.

Shelley's Vorschläge zur Regeneration des Menschengeschlechts.

(Schluß.)

Bei Allem, was es Heiliges in unseren Hoffnungen für das Menschengeschlecht giebt, beschwöre ich die, welche Glück und Wahrheit lieben, mit dem vegetabilen Systeme einen aufrichtigen Versuch zu machen. Gründe vorzubringen, ist sicher überflüssig für eine Sache, deren Vorzüge eine Erfahrung von sechs Monaten hinlänglich auseinandersetzen würde. Aber man kann nur von aufgeklärten und wohlwollenden Menschen ein großes Opfer des Gelüstes und Vorurtheiles erwarten, obgleich eben des Systems so vortreffliche Folgen keinen Streit zulassen sollten. Die kurzsichtigen Opfer der Krankheit haben es leichter gefunden, ihre Leiden so obenhin durch Medizin zu heilen, als ihnen durch Diät zuvorzukommen. Die meisten Leute jedes Standes sind unveränderlich sinnlich und ungelehrig; doch bin ich meinerseits fest davon überzeugt, daß, wenn die Vortheile der Pflanzenkost mathematisch bewiesen sind, wenn es eben so klar ist, daß die, welche der Natur gemäß leben, von einem frühzeitigen Tode ausgenommen sind, als daß Neun nicht Eins ist, daß, sage ich, die einfältigsten Menschen den Vorzug eines langen und ruhigen im Gegensatze eines kurzen und qualvollen Lebens fühlen werden.

Im Durchschnitt sterben von sechzig Personen in drei Jahren vier. Ich habe Hoffnung, im April 1814 eine Specification geben zu können, daß sechzig Personen, welche mehr als drei Jahre von Vegetabilien und reinem Wasser gelebt haben, dann noch vollkommen gesund seyn werden. Es sind nun schon mehr als zwei Jahre verflossen. Keiner von ihnen ist gestorben. Ein solches Beispiel wird man nicht bei sechzig anderen aufs Gerathewohl gewählten Personen vorfinden. Siebzehn Personen jeden Alters (die Familien des Doktor Lambe und Mr. Newton) haben seit sieben Jahren bei dieser Diät ohne einen Todesfall und überhaupt ohne das geringste Uebelbefinden gelebt. Wenn wir bedenken, daß Einige von diesen Personen Kinder waren und einer von ihnen ein Märtyrer des Asthma, möchten wir in der That andere siebzehn Personen, aufs Gerathewohl in dieser Stadt gewählt, auffordern, einen ähnlichen Beweis zu liefern. Diejenigen, welche die Richtigkeit dieser hier fragmentarisch aufgestellten Lebensweise in Zweifel ziehen sollten, können die geistvolle und beredte Untersuchung des Mr. Newton befragen.*) — Wenn diese Versuche völlig zur Kunde der Welt gelangen und von Allen, welche rechnen können, klar eingesehen werden, so ist es kaum möglich, daß das Enthalten von Nahrungsmitteln, die anerkannter Weise schädlich sind, nicht allgemein verbreitet werden sollte.

Nach Verhältniß der Zahl der Proselyten wird auch das Gewicht der Evidenz steigen, und wenn tausend Menschen aufgewiesen werden können, welche, indem sie von Vegetabilien und destillirtem Wasser leben, kein anderes Uebel zu fürchten haben, als das hohe Alter, so wird die Welt genöthigt seyn, Thierfleisch und gegohrene Flüssigkeiten als bestimmte Gifte zu betrachten. Die Veränderung, welche durch einfache Lebensart auf den Staatshaushalt hervorgebracht werden würde, ist sehr bedeutend. Die monopolisirenden Fleischesser würden nicht mehr länger ihre Constitution zerstören, indem sie einen ganzen Morgen Landes zu einem Mahle verzehren, und mancher Laib Brod würde aufhören, der Gicht, dem Wahnsinn und der Apoplexie beizusteuern in Gestalt einer Pinte Porter oder eines Schluckes Wachholderbranntwein, und dagegen den geschärften Appetit der hungrigen Kinder des Landmannes befriedigen. Die Quantität des vegetabilischen Nahrungsstoffes, welche zur Mast eines Ochsen dient, würde einen zehnmal längeren Unterhalt verschaffen, ohne verderblich zu seyn und Krankheit zu erzeugen, wenn sie unmittelbar dem Schooße der Erde entnommen würde. Die allerfruchtbarsten Distrikte der bewohnbaren Erde werden gegenwärtig von den Menschen nur für die Thiere bebaut, um sich selbst eine nicht zu berechnende Nahrung zu entziehen. Es ist allein der Reichthum, welcher in einem eben jetzt so hohen Grade das unnatürliche Verlangen nach todtem Fleisch zulassen kann, und die Menschen büßen die größere oder geringere Freiheit des Privilegiums mit mehr oder weniger Krankheiten. Ferner würde der Geist der Nation, welche mit dieser großen Reform voranging, und sich mehr zum Landbau hinneigen; der Handel mit all' seinen Lastern, Selbstsucht und Verderbtheit würde allmälig abkommen; eine natürlichere Lebensweise würde feinere Sitten erzeugen und die ungeheure Verwicklung politischer Beziehungen so sehr vereinfacht werden daß jedes Individuum fühlen und verstehen könnte, warum es sein Land liebt, und daß es an dessen Wohlfahrt persönliches Interesse nehmen müsse. Wie würde England zum Beispiel von den Launen fremder Länder abhängen, wenn es allen Lebensbedarf in sich selbst enthielte, und Alles, was jene an Luxusgegenständen besitzen, verschmähte? Wie könnten sie es jemals zwingen, ihren Absichten zu willfahren? Was würde die Folge davon seyn, wenn sie seine wollenen Manufakturwaaren nicht mehr nehmen möchten, wenn große und fruchtbare Striche der Insel aufhörten, der Verwüstung durch Winde anheimzufallen? Nach einem natürlichen System der Lebensweise würden wir keine Gewürze aus Indien holen; keine aus Portugal, Spanien, Frankreich als Madeira; keinen der zahlreichen Luxus-Artikel, um deren willen jeder Winkel der Erde geplündert wird, und welche der Gegenstand so vieler Rivalität zwischen Einzelnen, so üble und heftige Nationalstreitigkeiten sind. In der Geschichte neuerer Zeiten scheint die Habsucht des Handels-Monopols nicht weniger, als der Ehrgeiz schwacher und schlechter Fürsten, den allgemeinen Zwiespalt erregt, zu den Mißständen der Kabinette noch Hartnäckigkeit und zu der Verblendung des Volkes noch Ungelehrigkeit hinzugefügt zu haben. Erinnere man sich stets daran, daß es der direkte Einfluß des Handels ist, weil ihn der Unterschied zwischen den Reichen

*) Rückkehr zur Natur, oder Vertheidigung der Pflanzenkost. Cadell, 1811.

und Armen immer weiter und unausgleichbarer macht. Erinnere man sich daran, daß er ein Feind jedes Gegenstandes von reellem Werth, reeller Vortrefflichkeit im menschlichen Charakter ist. Die gehässige und widrige Härte und Rohheit des Reichthums ist auf den Verfall alles Guten, was es im Ritterthum oder Republikanismus giebt, gegründet, und Luxus ist der Vorläufer einer kaum heilbaren Barbarei. Ist es unmöglich, einen Zustand der Gesellschaft zu realisiren, wo alle Kräfte des Menschen auf die Erzielung eines soliden Glückes gerichtet wären? Wenn dieser Vortheil (der Gegenstand aller politischen Speculation) in irgend einem Grade erreichbar ist, so kann er nur durch ein Gemeinwesen erlangt werden, welches der Habsucht und dem Ehrgeiz einiger Wenigen keine künstliche Nahrung giebt und welches innerlich für die Freiheit, Sicherheit und Bequemlichkeit der Menge organisirt ist. Keiner darf mit Macht bekleidet werden (und Geld ist die hauptsächlichste Macht), welcher nicht Bürgschaft leistet, sie einzig und allein zum öffentlichen Vortheil anzuwenden. Aber der Gebrauch des Thierfleisches und der gegohrenen Flüssigkeiten steht im direkten Widerspruche mit dieser Gleichheit der Menschenrechte. Der Bauer kann diese höheren Begierden nicht befriedigen, ohne seine Familie dem Hungertode preiszugeben. Ohne Krankheit und Krieg, diese nimmersatten Vertilger der Bevölkerung, würde das Weideland Raum genug in sich schließen, um eine ganze Bevölkerung zu ernähren. Die Arbeit, welche zur Erhaltung einer Familie erfordert wird, ist leichter*), als man gewöhnlich annimmt. Der Landmann arbeitet nicht nur für sich selbst, sondern auch für die Aristokratie, die Armee und die Manufakturbesitzer.

Der Vortheil einer Reform in der Nahrungsweise ist augenscheinlich größer, als irgend Etwas. Sie trifft das Uebel an der Wurzel. Die Mißbräuche der Gesetzgebung zu heilen, ehe wir die Neigungen vernichten, durch welche jene erzeugt werden, hieße annehmen, man könne durch Aufhebung der Wirkung auch die Ursache wegschaffen. Aber die Wirksamkeit dieses Systems hängt gänzlich von der Gewinnung Einzelner ab und gründet ihre Verdienste, zum Vortheil des Gemeinwesens, auf die totale Umwandlung der Lebensgewohnheiten seiner Glieder. Es schreitet sicher von einer Zahl einzelner Fälle zur größeren Allgemeinheit vor und hat den Vortheil über die entgegengesetzte Art und Weise, daß ein Fehler nicht alles Vorhergehende entkräftet.

Erwartet jedoch nicht wieder zu viel von diesem Systeme. Der gesundeste unter uns ist von erblichen Uebeln nicht ausgekommen. Derjenige selbst, welcher aufs regelmäßigste gebaut, kräftig und langen Lebens ist, steht doch ungeheuer unter dem, was er hätte seyn können, hätten nicht schon die naturwidrigen Gewohnheiten seiner Vorfahren einen gewissen Theil Krankheit und Mißgestaltung auf ihn gehäuft. In dem allervollkommensten Exemplare eines civilisirten Menschen findet sich bei ärztlicher Untersuchung irgend ein Mangel. Kann also eine Rückkehr zur Natur augenblicklich die frühere Disposition ausrotten, welche allmälig in der Stille unzähliger Jahrhunderte Wurzel gefaßt hat? — Zweifelsohne, nein. Alles, was ich behaupte, ist, daß von dem Augenblicke an, wo man von jeder widernatürlichen Lebensart abläßt, keine neue Krankheit mehr entsteht, und daß die Prädisposition für erbliche Krankheiten allmälig schwinden wird, aus Mangel ihres gewohnten Nahrungsstoffes. Bei Abzehrung, Krebs, Gicht, Asthma und Skrofeln ist dies bestimmt das Endresultat der Rückkehr zur Pflanzenkost und zum reinen Wasser.

Diejenigen, welche durch diese Bemerkungen veranlaßt werden, mit der Pflanzenkost einen aufrichtigen Versuch zu wagen, sollten sogleich von dem Augenblicke ihrer Ueberzeugung an den Anfang der Ausführung ihrer Absicht machen. Alles hängt davon ab, daß man eine verderbliche Gewohnheit entschlossen und auf einmal durchbricht. Dr. Trotter**) behauptet, daß noch kein Trinker allmälig von seiner Leidenschaft geheilt worden ist. Thierisches Fleisch in seinen Wirkungen auf den menschlichen Magen ist dem Branntwein analog. Es ist ihm ähnlich in der Art, obgleich verschieden in dem Grade seiner Wirkungen. Der zu einer reinen Diät Bekehrte muß auf eine temporäre Verminderung seiner Muskelkraft aufmerksam gemacht werden. Die Entziehung eines mächtigen Reizmittels läßt auf einen solchen Erfolg hinlänglich schließen. Aber sie ist nur temporär, und es wird sich bald eine gleichmäßige Tüchtigkeit zur Anstrengung zeigen, die seine frühere veränderliche und vorübergehende Kraft weit übertrifft. Ueberdies wird er im Athemholen, das sonst so viel Anstrengung verursacht, eine große Leichtigkeit gewinnen und von jenem qualvollen und schweren Herzklopfen befreit werden, welches jetzt fast ein Jeder nach heftiger Ersteigung einer ganz gewöhnlichen Anhöhe fühlt. Er wird gleich geschickt seyn zu körperlicher Anstrengung wie zu geistiger Thätigkeit, vor wie nach seinem einfachen Mahle. Er wird keine von den narkotischen Wirkungen gewöhnlicher Nahrung fühlen. Reizbarkeit, die direkte Folge erschöpfender Aufregungsmittel, würde der Kraft natürlicher und ruhiger Impulse weichen. Er wird nicht länger mehr verschmachten unter der Schläfrigkeit des ennui, dieses unbesiegbaren Lebensüberdrusses, der fürchterlicher ist, als der Tod selbst. Er wird entgehen dem epidemischen Wahnsinn, welcher über seinen eigenen schimpflichen

*) Es trug sich unter den Augen des Verfassers zu, daß einige Arbeiter bei einer Eindeichung in Nord-Wales, welche, da der Eigenthümer ihn nicht zu zahlen im Stande war, selten ihren Lohn bekamen, große Familien dadurch ernährt haben, daß sie kleine Stellen unfruchtbaren Bodens bei Mondschein bebauten. In der Anmerkung zu Pratt's Gedicht „Brod, oder der Arme" steht eine Erzählung von einem fleißigen Arbeitsmann, der sich dadurch, daß er vor und nach seinem Tagesgeschäft einen kleinen Garten bestellte, zu einer beneidenswerthen Unabhängigkeit emporschwang.

**) Siehe Trotter: Ueber das Nervensystem.

Begriffen von der Gottheit brütet und die „Hölle verwirklicht, welche Priester und alte Weiber erdichten." Jederman bildet seinen Gott nach seinem eigenen Charakter; der Gottheit eines Menschen von einfacher Lebensart würde kein Opfer angenehmer seyn, als das Glück seiner Geschöpfe. Er würde unfähig seyn, Andere aus Liebe zu Gott zu hassen und zu verfolgen. Er wird ferner finden, daß ein System einfacher Diät ein System vollkommenen Epikuräismus ist. Er wird nicht länger mehr unablässig beschäftigt seyn, jene Organe, von denen er seinen Genuß erwartet, abzustumpfen und zu tödten. Das Vergnügen des Geschmacks, dessen man sich bei einem Mahle von Kartoffeln, Bohnen, Erbsen, Rüben, Sallat, mit einem Dessert von Aepfeln, Stachelbeeren, Erdbeeren, Johannisbeeren, Himbeeren, und im Winter Orangen, Aepfel und Birnen erfreut, ist weit größer, als man denkt. Derjenige, welcher wartet, bis er diese nüchterne Kost mit der Sauce des Appetites essen kann, wird kaum tauschen mit dem gleißnerischen Wollüstling, welcher beim Lord-Mayor schmaust und gegen die Freuden der Tafel loszieht. Salomo hielt sich tausend Konkubinen und sagte in Verzweiflung: Alles ist eitel. Der Mann, dessen Glück sich auf die Gesellschaft Eines liebenswürdigen Weibes gründet, wird nicht leicht mit dem Mißbehagen dieses ehrwürdigen Schwelgers sympathisiren.

Ich wende mich zunächst an den jungen Enthusiasten, den glühenden Anbeter von Wahrheit und Tugend, den reinen und leidenschaftlichen Moralisten, der noch nicht durch die Ansteckung der Welt verdorben ist. Er wird ein reines System annehmen nach seiner abstrakten Wahrheit, seiner Schönheit, seiner Einfachheit und seinem Versprechen weitaussehender Vortheile; er wird, wenn nicht schon Gewohnheit Gift in Speise verwandelt hat, die rohen Vergnügungen der Jagd aus Instinkt hassen; es wird eine Betrachtung voll von Schreck und Mißbehagen für seinen Geist seyn, daß Wesen, fähig der zartesten und bewunderungswürdigsten Sympathieen, an den Todesqualen und letzten Zuckungen sterbender Thiere Freude finden sollten.

Aber auch der ältliche Mann, dessen Jugend von Unmäßigkeit vergiftet worden ist, oder der mit augenscheinlicher Enthaltsamkeit gelebt hat, oder mit mannigfachen schmerzlichen Krankheiten behaftet ist, würde bei einer vortheilhaften Veränderung, welche ohne das Wagniß giftiger Arzneimittel bewirkt worden ist, gewiß seine Rechnung finden.

Die Mutter, für welche die ewige Unruhe der Krankheiten und unerklärlichen Todesfälle ihrer Kinder die Ursachen unheilbaren Jammers sind, würde bei dieser Lebensweise die Befriedigung haben, daß sie ihre stete Gesundheit und natürliche Heiterkeit beibehält.*)

Das schätzbarste Leben ist täglich bedroht durch Krankheiten, welche durch Medizin mit Gefahr nur so obenhin vertauscht, aber nie geheilt werden. Wie lange noch wird der Mensch für die Gefräßigkeit des Todes kuppeln, seines hinterlistigsten, unversöhnlichsten und ewigen Feindes?

Ihr wendet das Wort „wild" auf Löwen, Panther und Schlangen an, aber bei euren eigenen rohen Metzeleien übertrefft ihr diese bei weitem in Grausamkeit; denn das Blut, welches diese vergießen, ist Sache der Nothwendigkeit und zu ihrer Subsistenz erforderlich.

• • •

Daß der Mensch nicht von Natur bestimmt ist, thierische Nahrung zu verzehren, geht aus der ganzen Constitution seines Körpers hervor, welcher mit den wilden Thieren oder Raubvögeln keine Aehnlichkeit hat. Der Mensch ist nicht mit Krallen oder Klauen, nicht mit der Schärfe der Fänger und Hauer versehen, welche zum Ergreifen und Zerreißen so geeignet sind; noch auch ist sein Magen so straff und muskulös, noch sind seine Lebensgeister so feurig, um ihn für die Verdauung dieser festen Masse von Thierfleisch zu befähigen. Im Gegentheil, die Natur machte seine Zähne stumpf, seinen Mund klein und seine Zunge weich und zeigte in der Langsamkeit seiner Verdauung die offenbare Absicht, ihn von dem Verzehren einer zu seiner Gestalt und Constitution wenig passenden Nahrung abzulenken. Aber wenn ihr noch behauptet, daß dies eure naturgemäße Weise der Subsistenz ist, dann folgt der Natur auch in der Art, eure Beute zu tödten, und wendet weder Messer, noch Hammer, noch Beil an, sondern ergreift, gleich den Wölfen, Bären und Löwen, einen Ochsen mit den Zähnen, faßt einen Eber um den Leib, oder zerreißt ein Lamm oder einen Hasen und verzehrt ihn, wie die Wilden, noch in den Zuckungen des Todeskampfes.

• • •

Wir treiben unseren Luxus noch weiter durch die verschiedenen Saucen und Würzungen, welche wir unseren thierischen Schmäusen beifügen, indem wir Oel, Wein, Honig, Essig und

*) Siehe Mr. Newton's Werk. Seine Kinder sind, wie sich denken läßt, die schönsten und gesundesten Geschöpfe; die Mädchen sind vollkommene Modelle für einen Bildhauer; ihre Gemuthsstimmung ist auch die sanfteste und einnehmendste; die verständige Behandlung, welche sie in anderen Punkten erfahren, mag dazu das Ihrige beitragen. — In den ersten fünf Jahren ihres Lebens sterben von 18,000 Kindern, die geboren werden, 7500 an verschiedenen Krankheiten; und wie viele von denen, die am Leben bleiben, werden elend durch nicht unmittelbar tödtliche Krankheiten? Der Beschaffenheit und Menge der weiblichen Milch wird durch den Gebrauch des todten Fleisches wesentlich geschadet. Auf einer Insel in der Nähe von Island, wo keine Vegetabilien zu bekommen sind, sterben die Kinder regelmäßig an Krämpfen, noch ehe sie drei Wochen alt sind, und die Bevölkerung wird vom Festlande her ergänzt. G. Mackenzie's Gesch. v. Island. Siehe auch: Emile K. I.

Syrische und Arabische Salben und Parfümerieen zusammenmischen, als hätten wir im Sinne, die Gerippe, an denen wir nagen, einzubalsamiren und zu vergraben. Die Schwierigkeit, solch eine Menge Stoff zu verdauen, der in unserem Magen in Auflösung und Fäulniß übergeht, ist die Quelle endloser Unordnung im menschlichen Körper.

Vor Allem wurden zuerst die wilden, schädlichen Thiere zur Nahrung ersehen und dann die Vögel und Fische geschlachtet; darauf wendete sich der menschliche Appetit selbst gegen das arbeitsame Rind, das nützliche und wolletragende Schaf und den Hahn, den Wächter des Hauses. Zuletzt wurde der Mensch durch diese vorbereitenden Studien für Menschenmord, Metzeleien und Kriege reif.

Frankreich.

Der Runkelrüben-Zucker in Frankreich.

Erst vor etwas mehr als einem halben Jahrhundert machte Marggraf in Berlin die wichtige Entdeckung, daß jedes Zwiebelgewächs, und vor Allem die Runkelrübe, einen dem Produkte des Zuckerrohrs vergleichbaren Zucker liefert. Man stellte Versuche an, die ohne Erfolg blieben, weil die Mittel der Bereitung noch unbekannt waren. Später weckte das System der Kontinental-Sperre bei Vielen die Lust, von neuem zu experimentiren. Ein Napoleonisches Dekret vom 15. Januar 1812 gründete fünf chemische Institute, welche die Fabrication des neuen Zuckers lehren sollten; 100,000 Morgen Landes wurden zum Anbau der Runkelrübe bestimmt und in Rambouillet, auf Kosten der Krone, eine Fabrik errichtet. Man erinnert sich der mannigfachen Versuche, welche unter der Kaiserherrschaft Proben von Runkelrüben-Zucker erzeugten, der wie grobes weißes Salz aussah. Man konnte diesen Zucker nicht in Hüte formen, und er wanderte als eine Kuriosität, die zu vielen Witzeleien Veranlassung gab, von einer Hand in die andere. Wer erinnert sich nicht jener Karrikatur, die im Jahre 1812 erschien und auf welcher Napoleon dargestellt ist, wie er eine Runkelrübe in seinen Kaffee taucht und dem Könige von Rom eine andere zuwirft, mit den Worten: „Daraus kannst Du Dir Zucker machen!"

Aber der Spott vermag die Industrie nicht aufzuhalten; man strebte eifrig vorwärts, besonders in Deutschland, wo um dieselbe Zeit schon mehrere Runkelrübenzucker-Fabriken errichtet waren, die aber in Folge der Ereignisse der Jahre 1812 und 1813 wieder eingingen. In Frankreich beschäftigte man sich erst seit 1827 wieder ernstlich mit dieser interessanten Fabrication, die um 1829 und 1830 bedeutende Fortschritte machte. Im Jahre 1836 erzeugte das Land schon ein Drittheil des zur Consumtion erforderlichen Zuckers, und seitdem hat die Production wieder bedeutend zugenommen, trotz der Auflage, welche 1837 und 1838 auf diesen Industrie-Zweig gelegt wurde, und trotz des Verfalls einer Anzahl Fabriken, die unter ungünstigen Umständen ins Leben getreten waren.

Die Kultur der Runkelrübe bietet, in Vergleichung mit vielen anderen Landes-Erzeugnissen, wesentliche Vortheile. Das Französische Klima ist diesem Gewächse sehr günstig, besonders im Norden, da es keiner sehr warmen Temperatur bedarf. Nur anhaltende Dürre, die aber in den Departements, wo man sie anbaut, sehr selten ist, kann der Runkelrübe schaden; und wenn der Ertrag ja einmal für die Zucker-Fabriken ungünstig ausfällt, so gewährt sie dem Vieh noch ein treffliches Futter.

Im Jahre 1829 belief sich die Quantität des in Frankreich fabrizirten Runkelrüben-Zuckers nur auf 8,760,000 Pfund. Seitdem haben die Fabriken ungeheuer viel mehr zur Consumtion geliefert, namentlich

im Jahre	1833	60,000,000 Pfund
„ „	1835	70,000,000 „
„ „	1836	90,000,000 „
„ „	1837	100,000,000 „
„ „	1838	110,000,000 „

Der Ertrag von 1839 wird, wenn er auf 130 Mill. Pfund steigt, der Hälfte der Consumtion in Frankreich, die nach den genauesten statistischen Angaben 260 Mill. Pfund beträgt, gleichkommen. Es besteht also die Möglichkeit einer Unterbringung der 160 Mill. Pfd. Zucker, den die Kolonieen uns liefern können, da beide Productionen vereinigt die zur Consumtion erforderlichen 260 Millionen nur um Weniges übersteigen; und nehmen wir an, daß die einheimische Production sehr viel bedeutender seyn dürfte, als sie 1838 gewesen, so müssen wir auch annehmen, daß die Consumtion in demselben Verhältniß bedeutender seyn werde: denn dies ist der natürliche Gang der Dinge. Das Bedürfniß nach größerem Wohlbehagen hat den Verbrauch des Zuckers unter der arbeitenden Klasse allgemeiner gemacht. Die Consumtion, welche noch vor wenigen Jahren nur ungefähr 4 Pfund für jedes Individuum betrug, ist jetzt auf 7½ Pfund gestiegen; und doch hält Frankreich in dieser Beziehung mit England, wo, Eines ins Andere gerechnet, jedes Individuum jährlich 20 Pfd. Zucker konsumirt, noch lange keine Vergleichung aus.

Im Jahre 1828 wurde in Gemäßheit eines Berichtes der Kommission der Deputirten-Kammer der mittlere Preis der Fabrication eines Kilogramms Zucker auf 86 Centimes oder 43 Centimes für das Pfund festgestellt. Im Jahre 1836 war es, in Folge einer verbesserten Methode der Bereitung, schon dahin gekommen, daß dieser Preis auf 30 Centimes reduzirt wurde. Da übrigens die Bedingungen der Unterhaltung einer Fabrik nicht in allen Provinzen dieselben sind — denn das zu verbrauchende Material ist in gewissen Gegenden theurer, als in anderen — so darf man wohl 35 Centimes als mittleren Preis annehmen. Dazu kommen noch 5 Centimes für das Läutern und 8 Centimes Abgabe, vom 1. April 1839 an gerechnet — in Allem 48 Centimes oder beiläufig 9½ Sous das Pfund. Das rechtmäßige Benefiz der Fabrik und das Benefiz des Handels, welcher die Kosten der Fracht und der Aufbewahrung in den Magazinen trägt, erhöhen diesen Preis gegenwärtig auf 16 Sous für die mittleren Qualitäten.

Der Runkelrüben-Zucker war bis zum 1. August 1838 frei von Abgaben; seit jener Epoche ruhte auf ihm eine Abgabe von 11 Franken von 100 Kilogramm (200 Pfund), und seit dem 1. April 1839 beträgt diese Abgabe 16½ Franken oder 8 Centimes das Pfund, wie bereits oben gemeldet.

Wir geben hier eine Uebersicht der im Jahre 1838 in Frankreich vorhandenen Fabriken:

Departement du Nord	200	Fabriken.
„ Pas-de-Calais	113	„
„ Aisne	48	„
„ Somme	49	„
Andere Departements des nördlichen und mittleren Frankreichs	148	„
Gesammtzahl . .	558	Fabriken.

Jetzt werden über 60 Millionen Franken auf diesen Industrie-Zweig verwendet. Er beschäftigt ungefähr 40,000 Arbeiter.

Die Methode der Fabrication kann hier nicht im Detail beschrieben werden. Sie ist an gewissen Orten etwas abweichend, besonders hinsichtlich der Auspressung des Saftes, die man entweder an frischen oder an verschiedentlich eingemachten Runkelrüben vornimmt. Aber beim Sieden, bei der Konsolidirung und der Läuterung folgt man durchgängig denselben Regeln, die für den Saft des Zuckerrohrs festgestellt sind.

Im Jahre 1828 waren in Frankreich nur 3200 Hektaren Landes dem Anbau der Runkelrübe gewidmet; im Jahre 1836 schon bis an 17,000. Jetzt darf man ihre Zahl auf 40,000 schätzen. Um 3000 Pfund zu liefern, muß ein Runkelrüben-Feld eine Hektare (10,000 Quadrat-Meter) groß seyn. Die eben angenommene Summe von 40,000 Hektaren würde also 120 Mill. Pfund liefern. Was ist nun dieses Stück Landes in Vergleichung mit den 33 Millionen Hektaren, die man in Frankreich zu aller Art von Anbau verwendet, und den übrigen 17 Millionen, die, obschon kulturfähig, noch gar nicht angebaut sind?

(Moniteur Parisien.)

Mannigfaltiges.

— Deutscher Nachdruck. Gegen das Nachdrucken der Zeitschriften hat die Gesetzgebung noch in keinem Lande etwas durchzusetzen vermocht. In Frankreich werden zwar die Herausgeber solcher Journale, welche sich den Nachdruck von Artikeln gestatten, die nicht bloße Novitäten und Tagesereignisse betreffen, von den Gerichten bestraft, doch bedarf es dazu einer Anklage und der Einleitung eines förmlichen Prozesses; und wie oft wird es wohl der Verfasser eines Journal-Artikels der Mühe werth halten, zu solchen Maßregeln seine Zuflucht zu nehmen? Daher kömmt es denn auch, daß Blätter, wie der Voleur und das Cabinet de Lecture, trotz aller Prozeß-Androhungen, nicht aufhören, mit dem Nachdrucke anderer Journale ihre Spalten zu füllen. Gleichwohl wird es ein Französisches Blatt dieser Art doch immer für eine Pflicht der literarischen Ehre ansehen, wenigstens die Quelle zu nennen, aus der es geschöpft. Honorirt man auch das Manuskript nicht, so will man doch wenigstens den Namen des Autors und desjenigen, der ihn bezahlt hat, honoriren. Nicht so aber ist es in Deutschland. Wir haben hier ganz ähnliche Blätter, wie der Voleur und das Cabinet de Lecture, aber sie theilen nur die Compilations-, nicht auch die Höflichkeits-Grundsätze derselben. Dem „Magazin" widerfährt mehr als einem anderen Blatte die Ehre, einen Theil seiner Artikel, besonders aber die Miszellen, die doch in der Regel keine bloße Uebersetzungen sind und meistens ein bestimmtes Urtheil aussprechen, von anderen Deutschen Blättern nachgedruckt zu sehen. Wir lassen uns dies auch gern gefallen, wenn es hin und wieder von Blättern geschieht, die, vermöge ihrer Stellung, uns durch Nennung der Quelle wirklich eine Auszeichnung gewähren. Füllen aber andere ihre Spalten fortwährend mit unseren Arbeiten — Arbeiten, die wir doch, sie mögen Uebersetzungen seyn oder nicht, honorirt haben — und thun sie es fast beständig, ohne ihre Quelle anzugeben, so sehen wir gar nicht die Nothwendigkeit ein, uns auch das gefallen zu lassen. Wir denken daher nächstens ein regelmäßig fortlaufendes Register derjenigen Deutschen Zeitschriften zu eröffnen, die unsere Artikel, gleichviel, ob größere oder kleinere, ohne Quellen-Angabe nachdrucken; wollen aber, wie billig, erst noch einen Termin verstreichen lassen, um den Schuldigen Zeit zu lassen, ihren Fehler bis dahin gut zu machen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 120. Berlin, Montag den 7. Oktober 1839.

Frankreich.

George Sand's Vorrede zur neuen Lelia.*)

Erregt ein Kunstwerk von der einen Seite vielleicht einigen Unwillen, so erweckt es von der anderen auch gewiß wieder einige Sympathie. Will nun der Schöpfer desselben, durch Nachdenken und Jahre gereift, lange nach diesen tadelnden oder wohlwollenden Bemerkungen sein Werk von neuem umarbeiten, so läuft er Gefahr, dadurch seinen Vertheidigern eben so wie seinen Gegnern zu mißfallen; für diese geht er in seinen Verbesserungen noch nicht weit genug, und jene finden, daß er gerade das umgearbeitet, was ihnen am meisten zusagte. So in die Enge getrieben, muß er nach seiner eigenen Einsicht verfahren und weder seine Widersacher zu gewinnen, noch seine Freunde sich zu erhalten streben.

Obgleich einige Kritiken über die Lelia in einem auffallend eifernden und bitteren Tone abgefaßt sind, so habe ich doch angenommen, sie wären alle aufrichtig gemeint und von guten Herzen ausgegangen. Von diesem Gesichtspunkte aus hätte ich Ursache, mich des Gedankens zu freuen, daß ich meine Zeitgenossen falsch beurtheilte, wenn ich sie mit schmerzvoll zweifelsüchtigem Blick betrachtete. So viel Unwillen zeugte doch wohl von Seiten der Tages-Literaten für die höchste Sittlichkeit im Bunde mit der gewissenhaftesten Menschenliebe; zu meiner Schande aber muß ich gestehen, daß, wenn ich von der Krankheit des Zweifels genesen bin, ich doch meine Heilung nicht einzig diesem Glauben verdanke.

Hoffentlich wird man mir nicht den Wunsch unterlegen, als wolle ich eine so rauhe und strenge Kritik entwaffnen, oder als wolle ich gar mich in Erörterungen mit den letzten Kämpen des Katholizismus einlassen; solchem Beginnen ist meine Kraft nicht gewachsen. Lelia war und bleibt, meiner Ansicht nach, ein poetischer Versuch, ein phantastischer Roman, in welchem die Personen weder durchaus wirklich sind, wie es manchen ausschließlichen Freunden der Charakter-Zergliederung schien, noch durchaus sinnbildlich, wie einige synthetische Geister wähnten; doch veranschaulicht jede derselben einen Theil der philosophischen Intelligenz des neunzehnten Jahrhunderts: Pulcheria den von den Sophismen des vorigen Jahrhunderts geerbten Epikureismus; Stenio den Enthusiasmus und die Schwäche einer Zeit, wo der Geist, von der Einbildungskraft fortgerissen, sich zu schwindelnder Höhe aufschwingt und, von einer Wirklichkeit ohne Poesie und Größe erdrückt, in die tiefste Tiefe hinabstürzt; Magnus die Trümmer einer verderbten und versunkenen Geistlichkeit, und so alle übrigen. Was Lelia betrifft, so muß ich gestehen, daß mir diese Gestalt energischer als die übrigen vor die Seele getreten ist; ich entsinne mich, daß sie mehr noch die Personifizirung als der Vertreter des Spiritualismus unserer Zeit seyn sollte, eines Spiritualismus, der dem Menschen zwar als Tugend nicht mehr innwohnt, weil dieser aufgehört hat, an das Dogma zu glauben, welches ihn vorschrieb, der aber allen aufgeklärten Völkern als Bedürfniß und erhabene Sehnsucht verbleibt und ewig verbleiben wird, weil er das Grundwesen aller höheren Geister ist.

Diese Vorliebe für die stolze und unglückliche Gestalt der Lelia hat mich, vom Gesichtspunkte der Kunst aus, zu einem schweren Irrthum verleitet; ich gab ihr ein durchaus unmögliches Daseyn, welches neben den anderen halb wirklichen Personen desto mehr gegen die Wirklichkeit zu verstoßen scheint, je abstrakter und symbolischer es seyn will. Dieser Fehler ist nicht der einzige im Werke, der mir aufgefallen, als ich es nach jahrelangem Vergessen wieder mit ruhiger Ueberlegung durchlas. Trenmor schien mir zu unbestimmt aufgefaßt und eben deswegen in seiner Ausführung verfehlt. Die Entwickelung, so wie vieles einzelne Stilistische, zu viel Längen und Wortgepränge sind mir als geschmackwidrig erschienen, und mein Kunstgefühl drängte mich, diese wesentlich mangelhaften Stellen zu verbessern; das ist ein Recht, welches mir weder meine wohlwollenden noch meine feindlichen Leser streitig machen können.

Wenn ich aber auch als Künstler mich meines Rechtes über die Form meines Werkes bedient habe, so stand mir als Mensch doch dasjenige nicht zu, die ausgesprochenen Grundgedanken dieses Buches zu verändern, obgleich meine Ansichten seit der Zeit, wo ich es schrieb, mannigfache Umwälzungen erlitten haben. Das regt eine wichtigere Frage an, ohne welche mir das kleinliche Geschäft nicht eingekommen wäre, eine Vorrede zu dieser zweiten Ausgabe zu schreiben. Nachdem wir diese Frage genauer beleuchtet, werden mir ernstere Geister es verzeihen, wenn ich einen Augenblick zu ihnen von mir selbst gesprochen habe.

In dem Zeitpunkte, wo wir leben, wogen die Elemente einer neuen socialen und religiösen Einheit zerstreut umher unter einem großen Konflikt von Anstrengungen und Wünschen, deren Zweck erst wenige überlegene Geister begreifen, die den Faden derselben zu verfolgen anfangen, und selbst diese sind nicht gleich im ersten Anlauf zu der Hoffnung gelangt, welche sie jetzt aufrecht erhält. Ihr Glaube hat tausend Prüfungen durchgemacht, er ist vielen Gefahren entgangen und hat unzählige Leiden überwunden; er lag im Kampfe mit allen Auflösungs-Elementen, mitten unter denen er entstand, und noch jetzt von der Selbstsucht, der Verderbtheit und den Begierden der Zeit bekämpft und zurückgedrängt, erduldet er eine Art Märtyrerthum und windet sich nur langsam aus dem Schutt hervor, der ihn gern begraben möchte. Wenn schon die großen Geister und die edleren Seelen des Jahrhunderts gegen solche Prüfungen anzukämpfen hatten, wie mußten nicht erst die Wesen von niederer Gattung und gewöhnlicherer Natur schwanken und zittern, indem sie eine solche Aera von Atheismus und Verzweiflung durchlebten.

Wenn wir über dieser Hölle voll Klagen und Verwünschungen die mächtigen Stimmen unserer zweifelnd religiösen oder religiös zweifelnden Dichter, eines Göthe, Chateaubriand, Byron, Mickiewicz, wenn wir jene gewaltigen und erhabenen Laute des Entsetzens, des Ueberdrusses und des Schmerzes ertönen gehört, welche diese ganze Generation erschütterten, haben wir da nicht auch das Recht, unsere Klagen auszuhauchen und wie die Jünger Jesu zu rufen: „Herr, Herr, wir verderben!" Wie viel sind wir nicht deren, die wir die Feder ergriffen, um die tiefen Wunden unserer Seele mit Worten auszusprechen und der Menschheit unserer Zeit vorzuwerfen, daß sie uns keine Arche erbaut, in der wir vor dem Sturme eine Zuflucht finden könnten? Hatten wir nicht die Beispiele von Dichtern vor unseren Augen, die durch die kräftigere Färbung ihres Genius mit der kühnen Regung des Jahrhunderts enger verbunden schienen? Schrieb nicht Victor Hugo auf das Frontispiz seines schönsten Romans das Wort ἀνάγκη? Zeichnete nicht Dumas in seinem Antony eine herrliche, große Gestalt der Verzweiflung? Strömte Joseph Delorme nicht einen Schmerzens-Gesang aus? Warf Barbier nicht einen düsteren Blick auf diese Welt, die er nur durch die Schrecken der Danteschen Hölle hindurch erblickte? Und wir unerfahrenen Künstler, die wir in ihre Fußstapfen traten, hatten wir uns nicht mit diesem bitteren Manna genährt, welches Jene über die Menschenwüste herabträufelten? Waren unsere ersten Versuche nicht Klagelieder? Wagten wir es nicht, unsere schüchterne Leyer nach den Tönen ihrer hochklingenden zu stimmen? Wie viel sind wir nicht ihrer, ich wiederhole es noch einmal, die wir ihnen von weitem mit einem Klage-Chor antworteten? Zahllos ist unsere Schaar! Und viele unter uns, die sich wieder mit dem Treiben des Jahrhunderts befreundet haben, viele, die in eingebildeter oder wahrer Ueberzeugung einen Halt und einen Trost gefunden, blicken jetzt hinter sich und erschrecken, daß so wenig Jahre, so wenig Monate vielleicht sie von jenen Tagen des Zweifels, von jener Zeit der Trübsal scheiden! Nach dem poetischen Worte eines unter uns, der wenigstens für sein Theil seinem religiösen Schmerze treu verblieb, haben wir alle das Vorgebirge der Stürme umsegelt, in dessen Nähe uns ein Ungewitter lange trostlos umhertrieb; wir haben das stille Meer erreicht, die Ergebung des gereiften Alters; von Hoffnung und Kraft erfüllt, schiffen einige mit vollen Segeln dahin, die meisten aber bewegen sich keuchend und mühsam fort, denn sie haben zu viel gelitten. Doch welches auch der Leuchtthurm sey, der unsere Bahn erhellte, in welchem Hafen wir auch eine Zuflucht fanden, sollten wir aus Stolz, aus Feigheit oder Unredlichkeit unsere Mühen, unser Mißgeschick und die uns nahe gewesene Gefahr des Schiffbruchs leugnen? Sollte eine kleinliche Eigenliebe, der Traum einer falschen Größe, uns zu dem Wunsche verleiten, die Erinnerung an die erlittenen Schrecknisse, an den Wehschrei der gequälten Brust auszulöschen? Können wir, dürfen wir es versuchen? Ich

*) Vgl. Nr. 115 des „Magazins", Artikel „Mannigfaltiges".

denke, nein! Je mehr wir darauf Anspruch machen, ganz und aufrichtig zu neuen Lehren bekehrt zu seyn, um so offener müssen wir die Wahrheit bekennen und unseren Nächsten das Recht lassen, über unsere früheren Zweifel und Irrthümer zu richten. Unter dieser Bedingung allein können sie unseren gegenwärtigen Glauben ergründen und richtig würdigen; denn so gering wir auch seyn mögen, Jeder von uns nimmt doch eine Stelle in der Geschichte des Jahrhunderts ein. Die Nachwelt schreibt nur die großen Namen auf ihre Tafeln, aber das Wehgeschrei, welches wir erhoben, wird nicht in dem Schweigen der ewigen Nacht verklingen; es hat den Wiederhall erweckt; es hat Polemik angeregt; es hat unduldsame Geister herausgefordert, doch nur um ihre Macht zu brechen, und edle Seelen, um ihre Bitterkeit zu mildern; kurz, es hat alles das Böse und das Gute hervorgebracht, welches hervorzubringen in seiner Bestimmung lag; denn die Skepsis und die Verzweiflung sind große Krankheiten, welche das Menschengeschlecht erdulden muß, um seinen religiösen Fortschritt zu vollenden. Der Zweifel ist ein heiliges, unverjährtes Recht des menschlichen Geistes, der seinen Glauben prüft, um ihn entweder anzunehmen oder zu verwerfen. Die Verzweiflung ist die furchtbare Krisis, der gefährliche Paroxysmus desselben. Aber, o Gott! es ist etwas Großes um diese Verzweiflung! Sie ist das glühendste Verlangen der Seele nach Dir, das unverwerfliche Zeugniß Deines Daseyns in uns und Deiner Liebe zu uns, denn wir können die Gewißheit dieses Daseyns und das Gefühl dieser Liebe nicht verlieren, ohne sogleich in eine fürchterliche Nacht voll Entsetzen und Todesangst zu versinken. Ich stehe nicht an, zu glauben, daß die Gottheit väterliche Sorge für diejenigen trage, die, weit entfernt, dieselbe in der Trunkenheit des Lasters zu leugnen, sie vielmehr in den Schrecken der Einsamkeit beweinen; und wenn sie sich für die auf ewig verschleiert, die sie mit frecher Unverschämtheit erklären wollen, so weiß sie sich denen zu offenbaren, die sie in Thränen suchen. In dem seltsamen, doch herrlichen Gedicht „Dziady" stehen dem Konrad des Mickiewicz in jenem Augenblick Engel zur Seite, wo er sich im Staube wälzt und Gott lästert, und Byron's Manfred verjagt dem Geist des Bösen die Seele, welche der Dämon so lange gepeinigt, die ihm aber in der Todesstunde dennoch entgeht.

Wir müssen also die Ueberzeugung gewinnen, daß wir nicht das Recht haben, die socialen oder religiösen Ideen, die wir einmal ausgesprochen, wieder zurückzunehmen oder durch eine feige Uebertünchung zu verändern. Wenn es Pflicht ist, einen früheren Irrthum einzugestehen und einen neuen Glauben zu bekennen, so wäre es eine Art von Apostasie, nicht weniger strafbar und verachtungswürdig, als die anderen, wollte man seinen Irrthum leugnen oder verhehlen, um dadurch die verschobenen Theile des eigenen Lebens-Gebäudes linkisch an einander zu fügen. Die Wahrheit kann Tempel und Altar nicht nach der Laune oder dem Vortheil der Menschen wechseln; irrt der Mensch, so möge er seine Täuschung eingestehen und der nackten Göttin nicht die Schmach anthun, sie mit dem gestickten Mantel zu bekleiden, den er im Staub des Weges einhergeschleift.

Durchdrungen von der Unantastbarkeit der Vergangenheit, habe ich mich nur des Rechtes bedient, mein Werk in Rücksicht auf die Form zu verbessern; ich habe dies Recht im weitesten Sinne des Wortes geübt, und doch blieb Lelia nichtsdestoweniger das Werk des Zweifels, die Klage des Skeptizismus. Einige haben mir gesagt, daß dieses Buch ihnen wehe gethan; aber ich glaube, daß es einer weit größeren Anzahl wohl gethan hat, denn wer es gelesen und die darin ausgesprochenen Schmerzen mitfühlte, der hat auch gewiß das Bedürfniß empfunden, den Weg zur Wahrheit mit größerem Eifer und Muth aufzusuchen; was aber diejenigen betrifft, die entweder aus Macht der Ueberzeugung oder aus Verachtung jeder Ueberzeugung nie etwas Aehnliches gefühlt, so konnte die Lesung dieses Buches ihnen weder wohl noch wehe thun. Es ist möglich, daß Personen, die in völlige Gleichgültigkeit gegen jeden ernsten Gedanken versunken waren, nach der Lesung von Werken dieser Gattung in sich eine Traurigkeit und einen bis dahin ungekannten Schauder erwachen fühlten. Doch nach so vielen Werken des skeptischen Geistes, deren ich oben gedachte, kann Lelia nur einen schwachen Antheil an der Erweckung dieser Zweifelsucht haben. Ueberdies ist eine solche Wirkung ja heilsam, und wenn nur eine einzige Seele aus jener Stumpfheit erwacht, die dem Nichts gleichbedeutend ist, so kömmt wenig darauf an, ob sie sich durch Traurigkeit oder Freude zu erheben strebt. Die Frage, um die es sich für uns in diesem Leben und ganz besonders in diesem Jahrhundert handelt, ist nicht, in eitlen Vergnügungen zu erschlaffen, noch unser Herz dem großen Unglück des Zweifels zu verschließen; wir haben etwas Besseres zu thun, wir müssen dieses Unglück bekämpfen und siegreich daraus hervorgehen, nicht bloß um in uns die menschliche Würde zu erhöhen, sondern um der folgenden Generation den Weg zu zeigen. Laßt uns also wie eine große Lehre jene erhabenen Blätter aufnehmen, wo René, Werther, Konrad, Manfred ihrer tiefen Bitterkeit Worte verleihen; sie sind mit ihrem Herzblut geschrieben, in ihre brennenden Thränen eingetaucht, sie gehören mehr der philosophischen Geschichte des menschlichen Geschlechts an, als ihren poetischen Annalen. Laßt uns nicht erröthen, daß wir mit diesen großen Männern geweint; die Nachwelt, um einen neuen Glauben reicher, wird sie unter ihre ersten Märtyrer zählen.

Und wir, die wir ihre Namen anzurufen und in ihre Fußstapfen zu treten gewagt, wir wollen in unseren Werken den matten Reflex verehren, den ihr Schatten in dieselben geworfen. Wir wollen danach streben, uns als Künstler zu vervollkommnen, und in diesem Sinne in Demuth unsere Fehler verbessern; vor Allem wollen wir es uns angelegen seyn lassen, als Glieder der menschlichen Familie fortzuschreiten, und zwar ohne thörichte Eitelkeit und heuchlerische Weisheit; laßt uns stets daran denken, daß wir in der Finsterniß umherirrten, und daß wir mehr als Eine Wunde davontrugen, deren Narbe niemals verharrscht.

H o l l a n d.

Die Holländischen Armen-Kolonieen.

(Fortsetzung.)

In den freien Kolonieen zu Frederick's-Oord ist überall dieselbe Ordnung eingeführt. Die Kolonisten sind mit ihren Familien und den Waisen in gut gebauten Häusern vertheilt; jede Familie hat ein Stück Land hinter ihrem Hause. Diese Wohnungen sind gewöhnlich Muster der Ordnung und Reinlichkeit. Obgleich jede Familie ein eigenes Stück Land zur Bebauung erhält, so ist die Art und Methode der Bebauung doch festen und bestimmten Vorschriften unterworfen. Jede Familie wird als Theil des großen Ganzen betrachtet und muß nach demselben Plane zum allgemeinen Resultate mitwirken. Den Lohn, welchen die Mitglieder der Familien für ihre Arbeit erhalten, können sie nach Belieben verwenden. Was sie zu ihrer Unterhaltung brauchen, empfangen sie für bestimmte und mäßige Preise von der Verwaltung oder der Schenke. Die Felder der freien Kolonieen sind gut bebaut, aber sie bieten keinen so schönen Anblick wie die von Ommerskans dar; man sieht hier nicht so viel Alleen wie in den Zwangs-Kolonieen.

In der Kolonie Nr. 1 besuchte ich die Webestühle, 40 der Zahl nach, welche in zwei Zimmern vertheilt sind, wo junge Knaben und Mädchen arbeiten, alle gesund und reinlich. Sie bleiben hier von 5 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends, die Zeit der Mahlzeit und der Erholung abgerechnet. Für ein Stück Leinwand von 32 Franz. Ellen, welches sie gewöhnlich in 2½—3 Tagen vollenden, erhalten sie 15 Sous. Abends begeben sich diese jungen Leute in die Schule. Morgens und Nachmittags wird dieselbe Schule von Kindern unter dreizehn Jahren besucht, welche, wenn sie dieses Alter überschritten haben und zur Arbeit übergehen, den Unterricht Abends erhalten.

Die Gegend, in welcher sich diese ländlichen Anstalten befinden, ist ohne Widerrede die schlechteste von ganz Holland, und die Lage der Kolonieen, welche von sandigen Ebenen umschlossen sind, gewiß die ungünstigste für die Communication wie für den Transport. Der Boden in seiner ursprünglichen Gestalt ist mit einer elenden und einförmigen Vegetation von Heidekraut bedeckt, dessen allmälige Ausrottung kaum eine leichte Lage von Pflanzenerde verschafft, die an den fruchtbarsten Stellen sandig, an den anderen moorartig ist. Die faserige Torflage, welche den Haupt-bestandtheil des Bodens bildet, hat bald eine Dicke von 2 oder 3 Fuß, bald eine noch bedeutendere, und ist auf weißem oder röthlichem Thonboden gelagert. Kein Baum, kein Strauch steigt in dieser weiten Ebene auf, die zu immerwährender Unfruchtbarkeit verdammt gewesen wäre, wenn hier die menschliche Betriebsamkeit nicht die wunderbarste Umwandlung zu Stande gebracht hätte. In dieser ungünstigen Oertlichkeit, auf diesem unfruchtbaren Boden, begann das Werk der Colonisation, welche bewirkt wurde durch 1) Arme von faulem und widerspänstigem Charakter, die theils alt, theils kraftlos, alle aber wenig geneigt waren, ihr träges und ungezwungenes Leben mit einem arbeitsamen und mäßigen zu vertauschen; 2) durch schwache Kinder aus den Hospizien, die meist zu den ländlichen Arbeiten unbrauchbar waren.

Außer den Uebelständen, die aus der Unfruchtbarkeit des Bodens und aus der Beschaffenheit der zur Bebauung desselben bestimmten Bevölkerung hervorgingen, lag noch ein anderer in der isolirten Lage der Kolonieen, welche die Herbeischaffung von Dünger unmöglich machte. Die neuere Landwirthschaft beruht auf dem Prinzipe, daß zu fortlaufenden Aerndten reichlicher Dünger erforderlich ist, zu dessen Erzielung viel Vieh gehalten werden muß, was wieder reiche und fruchtbare Weide voraussetzt. Weide, Vieh und Dünger bilden die landwirthschaftliche Dreiheit, welche ein einziges und untrennbares Ganze ausmacht. Hierdurch wird das fehlerhafte dreijährige System aufgehoben und ein wohl berechneter Wechsel der Bebauung desselben Bodens eingeführt. Dieser verarmt nie, weil der Futterbau einen wesentlichen Theil der Feldereintheilung bildet und die Mittel zur Befruchtung der Felder gewährt. Aber dieses vortreffliche System, welches die Grundlage der modernen Landwirthschaft ist, setzt ein wesentliches und unumgängliches Element voraus, nämlich eine natürliche Fruchtbarkeit des Bodens, auf welchem die Industrie eine künstliche hervorrufen soll. Auf einem von Natur unfruchtbaren Boden, der zu fern von jedem Wohnsitze lag, um thierischen Dünger zu erhalten, der noch weiter von jeder Waldung entlegen war, aus welcher Pflanzen-Dünger hätte gezogen werden können, mußte diese Aufgabe indeß ungleich schwieriger erscheinen und selbst den kühnsten Geist entmuthigen. Sehen wir nun, was der General van den Bosch, die Seele der ganzen Unternehmung, gethan hat und noch thut.

Das einfachste Mittel, obgleich etwas kostspielig, war, Futter zu der Ernährung des Viehes aufzukaufen, da das Land nichts hervorbrachte; mit dem Dünger mußte dann der Boden verbessert werden, und es war der Ertrag der Weide auf einem nach und nach befruchteten Boden abzuwarten. Außer dem hohen Preise dieses Mittels würde indeß das Resultat doch kaum das

erwünschte gewesen seyn, denn selbst wenn es gelungen wäre, das Vieh mit dem Ertrage der Weiden zu nähren, so würde der durch das Vieh erzielte Dünger kaum zur Erhaltung der Fruchtbarkeit dieses Landes genügt haben; wie aber würde den anderen Theilen dieses Bodens, die zum Unterhalt der Bevölkerung dienen sollten, etwas davon zugute gekommen seyn? In der That rechnet man in den Wirthschaften, wo der durch das Vieh erzielte Dünger die Fruchtbarkeit der Weiden und des zu anderen Zwecken bestimmten Landes erhält, auf eine natürliche Fruchtbarkeit des Bodens; die Aufgabe ist hier daher nicht, diese hervorzurufen, sondern die ursprüngliche zu erhalten und zu vermehren. In den ländlichen Kolonieen Hollands ist aber der Boden von Natur unfruchtbar und bringt nur spärliches Heidekraut hervor. Dieser Boden sollte nun geeignet gemacht werden, reiche Aerndten zu tragen und eine zahlreiche Bevölkerung zu ernähren.

Die beiden großen Mittel, welche angewendet wurden, um ausgedehnte, früher unfruchtbare Ländereien zu kultiviren, waren der Ginster und die Hammel, d. h. eine Pflanze, welche glücklicherweise auf dem ärmlichsten Heidelande wächst, und ein mäßiges Thier, welches sich vom Heidekraut nährt. Diese einfache Angabe enthält die Prinzipien eines vollständigen Systems des Landbaues für Heideland, eines Systems, das den Gelehrten kaum bekannt ist, das aber die größte Aufmerksamkeit verdient, da seine Anwendung in Holland schon so wunderbare Resultate ergeben hat.

Es würde zu weitläufig seyn, das vom General van den Bosch angewendete Verfahren zur Befruchtung des Bodens ausführlich anzugeben. Diese große Aufgabe, welche die vollständige Geschichte jener Anstalten, nach der schwierigsten Seite hin, umfaßt, fällt dem General selbst zu, und er allein könnte sie würdig lösen. Ich will mich begnügen, anzuführen, was jetzt noch in den Kolonieen zur Befruchtung neuer Heiden geschieht. Auf diesem widerstrebenden Boden bieten sich gewöhnlich vier Fälle dar: 1) Die obere Erdschicht ist sandig. 2) Sie ist torfartig, doch von geringer Dicke. 3) Diese Torfschicht ist dick, aber zum Verbrennen geeignet. 4) Diese Schicht ist sehr dick, aber faserig und nicht zum Verbrennen geeignet.

Im ersteren Falle, wenn die obere Schicht sandig ist, schneidet man das Heidekraut ab, um es zu einem Zwecke zu verwenden, den wir gleich angeben werden; dann wird das Land mit der Hacke oder dem Pfluge bearbeitet und die torfhaltigen Theile verbrannt. Ist die mechanische Theilung des Bodens bewirkt, so wird Dünger in einem später anzugebenden Verhältnisse dazu gemischt. Hierauf wird das Land noch einmal bearbeitet, und im Frühjahr werden Kartoffeln darauf gesäet.

Ist die obere Schicht torfartig, aber nicht dick, so schneidet man das Heidekraut ab und bearbeitet das Land bis zu einer Tiefe von 2 oder 2½ Fuß. Das so bearbeitete Land wird angezündet. Diese Operation, welche die Kinder ausführen, dauert lange. Sodann wird das Land mit dem Pfluge oder der Egge bearbeitet, mit Dünger gemischt, von neuem bearbeitet und endlich mit Kartoffeln besäet. Bei der ersten Aerndte sieht man auf diesem Boden noch immer eine Menge Erdschollen, welche nicht verbrannt sind. Diese werden niedergestoßen, wenn das Land wieder bearbeitet wird, um Roggen darauf zu säen.

Ist die Torfschicht dick, aber zum Verbrennen geeignet, so schneidet man erst das Heidekraut ab; sodann werden in gewissen Zwischenräumen Gräben gezogen, um das Ablaufen des Wassers zu bewirken. Diese Gräben liegen so tief, wie der Torf liegt, welcher abgenommen und zerschnitten wird. Ist dies geschehen und ist man bis zum sandigen oder thonhaltigen Grund gekommen, so wird dieser auf die für ihn passendste Weise behandelt.

Ist die Torfschicht dick und faserig, zum Verbrennen nicht geeignet, so wird die Schwierigkeit größer. Einen solchen Boden der Kultur zu übergeben, ist keine leichte Aufgabe. Man verfährt dabei auf folgende Weise: Die obere Schicht wird mit einem starken Pfluge zerwühlt und dann angezündet. Dieses wird fortgesetzt, bis die Zähigkeit des Bodens überwunden und er zertheilt ist. Die Erdlage, die man so erhält, ist indeß ganz unfruchtbar, weil sie nur aus verbranntem und zerstoßenem Torf besteht. Um daraus einen künstlichen Boden zu bilden, mischt man Thonerde hinzu, welche sich gewöhnlich unter den Torflagen findet. Nun beginnt die Arbeit von neuem, und es wird Buchwaizen gesäet, welcher auf solchem Boden leicht wächst. Dieser wird mehrere Jahre hindurch ausgesäet und bei der Umarbeitung des Bodens nach der Aerndte jedesmal Feuer angelegt. Nach [illegible] oder 8 Jahren erhält man einen ganz erschöpften Boden, welcher indeß nun gedüngt und bebaut werden kann. Der Anfang wird mit Kartoffeln gemacht.

Betrachten wir jetzt die Reihenfolge der Bebauung und die Feldereintheilung. Die erste Aussaat auf einem Boden, der den ersten Grad der Fruchtbarkeit erlangt hat, sind immer Kartoffeln. Die Düngung ist dazu nothwendig. Die Kartoffel-Aerndte fällt in den August oder September. Sodann wird das Land wieder bearbeitet, mit der Hälfte des zur gewöhnlichen Bebauung erforderlichen Düngers untermischt und mit Roggen und Ginster besäet. Der Roggen wächst bald, aber der Ginster, der theilweise durch den Roggen erstickt wird, bleibt klein. Ist indeß der Roggen abgemäht, so wächst auch der Ginster und bedeckt die Oberfläche des Bodens. Dieses ist also die dritte Aerndte auf einem Boden, der nur ein- und ein halbesmal gedüngt worden ist. Eine Ginster-Aerndte hat auf den Boden dieselbe Wirkung wie eine vollständige Düngung, d. h. sie macht ihn geeignet, eine Kartoffel-Aerndte oder eine Roggen- und Ginster-Aerndte zu geben. Läßt man aber den Ginster noch ein Jahr lang stehen und gräbt ihn dann in den Boden ein, so theilt er dem Boden eine hinlängliche Fruchtbarkeit mit, um ohne Düngung drei abwechselnde Aerndten von Kartoffeln, Hanf und Roggen zu geben.

Man sieht hieraus, daß in der Reihenfolge der Bebauung das erste Jahr für Kartoffeln, das zweite für Roggen und Ginster bestimmt ist. Bei der zweiten Bebauung fängt man schon an, die Vortheile der Pflanzen-Düngung zu ärndten, welche eine dreimalige Bearbeitung mit dem Pfluge erfordert, nämlich eine, um die Pflanze einzugraben, und zwei im Frühling, um die aufgelösten Theile mit der Erde zu vermischen und diese für die Aufnahme der Saat empfänglich zu machen.

(Schluß folgt.)

Türkei.

Die Raja's in der Türkei.

Von V. Morpurgo.

Das sicherste Mittel, über die Bildungsfähigkeit der Türken zu entscheiden, ist, unserer Ansicht nach, ein gründliches Studium ihrer Sitten und Einrichtungen. Nur weil man diese noch so wenig kennt, hat man so widersprechende Ansichten über die Zukunft des Osmanischen Reiches aufgestellt. Man hat einerseits nur das herrschende Volk in Anschlag gebracht und andererseits wieder zu viel Gewicht auf die Raja's und die Verschiedenartigkeit der Bevölkerung gelegt, um daraus den Schluß zu ziehen, daß die Wiedergeburt des Reiches eine Unmöglichkeit sey. Wir werden sehen, inwiefern diese Ansicht begründet ist.

Kampf und Eroberung sind für die Muselmänner nicht nur eine politische Aufgabe, sondern auch eine Mission des religiösen Proselytismus gewesen. Die Völker, die sie ihrer Herrschaft unterworfen und welche sich nicht zum Islam bekehrten, wurden daher auch in eine politisch untergeordnete Lage versetzt. Eine breite Scheidewand, die Religion, erhob sich zwischen dem erobernden und dem unterworfenen Volke. Die Eroberer, stolz und begeistert von dem neuen Glauben, der ihr sittliches, bürgerliches und politisches Daseyn durchdrang und welcher der Gewalt der orientalischen Leidenschaften entsprach, konnten die Lehren des Christenthums nicht annehmen. Die Verehrung der Reliquien und Bilder ließ die Christen sogar als Götzendiener in den Augen der Türken erscheinen. Den Christen erschien dagegen wieder das Evangelium zu erhaben und göttlich, als daß sie das Gesetz Christi mit dem Koran hätten vertauschen sollen. Die Religion wurde nun ein nationales Band, und ein so starkes Band, daß die Zeit und die Verhältnisse es nicht zerreißen konnten, sondern nur noch enger knüpfen mußten.

Indeß war die Herrschaft der Türken nicht tyrannisch, und wenn die besiegten Völker auch ihre politischen Rechte verloren, so blieb ihnen doch die freie Ausübung ihrer Religion, und sie durften sich unter dem Schutze ihrer Herren mit dem Handel und dem Ackerbau beschäftigen. Ihre Kirchen verblieben ihnen. Zwar verwandelten die Türken einige in Moscheen, aber sie bezeigten den Heiligen, denen diese Kirchen geweiht waren, die tiefste Ehrfurcht. So entgingen die Christen dem Drucke, welcher im Mittelalter fast auf allen besiegten Völkern lastete. Das Feudal-System lag weder in den Sitten noch in den Grundsätzen der Osmanli's; die Menschen waren nicht an den Boden gebunden, und der Boden gehörte nicht gewissen mächtigen Familien. Niemals galt in der Türkei das Sprüchwort: Kein Land ohne Herrn.

Man hat häufig behauptet, der Islam wäre den Besiegten gewaltsam aufgezwungen worden; dennoch läßt sich leicht nachweisen, daß nichts dem Geiste des Korans mehr widerspricht. So heißt es in demselben: „Ungläubige, ich bete nicht an, was Ihr anbetet, und Ihr betet nicht an, was ich anbete; beobachtet Euer Gesetz, und ich werde das meinige beobachten." — Es existirt ein zu Medina im vierten Jahre der Hedschra zwischen Muhammed und den Christen abgeschlossener Vertrag. In diesem verpflichtet Muhammed sich für sich und seine Nachfolger, den Christen Freundschaft und Schutz zu bewilligen. Der Vertrag von Medina ist im Geiste der größten Duldsamkeit geschrieben und den Christen durchaus günstig. Indeß war diese gute Stimmung Muhammed's nicht von langer Dauer, und bald zeigte er sich den Christen feindlich, entweder weil er nicht mehr glaubte, sie schonen zu müssen, oder weil diese den Vertrag zuerst verletzt hatten. Jedoch darf nicht übersehen werden, daß in den Kapiteln des Korans, wo die Verfolgung der Ungläubigen geboten wird, von Kriegeszeiten und nicht vom Friedenszustande die Rede ist. Im Kapitel der Schlachten, welches die Türken gewöhnlich lesen, wenn sie zum Kampfe gegen die Christen ausziehen, heißt es: „Wenn Ihr mit Ungläubigen zusammenstoßet, so schneidet ihnen die Köpfe ab, tödtet sie; haltet sie gefangen, bis Ihr es für angemessen erachtet, ihnen die Freiheit zu schenken oder sie gegen ein Lösegeld auszuliefern, und höret nicht auf, sie zu verfolgen, bis sie die Waffen niedergelegt und sich Euch unterworfen haben." Die Religion schreibt den Muselmännern ihr Betragen gegen die Dschiaurs vor, wenn dieselben sich unterwerfen. Die Kleidung derselben muß sich von der der Gläubigen unterscheiden; sie dürfen keine Kleider von hellen Farben tragen, und selbst ihre Pantoffeln müssen dunkel seyn. Die Dschiaurs stehen den Muselmännern überall nach; sie müssen der Regierung den Charasch oder die Kopfsteuer bezahlen, von welcher nur die Kinder ausgenommen sind. Diese jährlich zu entrichtende Steuer ist von verschiedener Höhe, je nach dem Alter und nach dem Vermögen. Der mittlere Ansatz ist 40 Piaster, unge-

fähr 10 Franken. Das Gesetz befiehlt übrigens den Muhammedanern, die Tributpflichtigen wohlwollend zu behandeln. In Folge dieses Gebots haben die Raja's nicht nur ihre Religion ausüben und Reichthümer sammeln dürfen, sondern sie sind auch zu den bedeutendsten Stellen der Verwaltung gelangt und haben selbst Sitz und Stimme bei den Berathungen ihrer Herren erhalten.

Einen anderen Beweis der Duldsamkeit der Türken mag man in den städtischen Verfassungen suchen, welche sie ihren tributpflichtigen Unterthanen verliehen. Jede religiöse Genossenschaft wählt jährlich mit Majorität der Stimmen eine gewisse Anzahl von Abgeordneten, und diesen Abgeordneten liegt nicht nur die Oberaufsicht und Verwaltung der Kirchengüter und Hospizien ob, sondern sie entscheiden auch fast alle Civil-Prozesse, üben die Gerichtsbarkeit über ihre Religionsverwandten, vertheilen die Abgaben und repräsentiren ihre Kommittenten bei den Behörden. Die Bedeutung dieser städtischen Institution hat freilich in der letzten Zeit durch die Mißbräuche, welche in das Regierungs-System der Türkei eingedrungen sind, sehr abgenommen, aber auch in ihrer jetzigen Gestalt ist sie noch von großer Wichtigkeit und würde den Raja's hinlängliche Bürgschaften darbieten, wenn diese städtischen Gewalten, anstatt sich gegenseitig zu verfolgen, sich zu gemeinsamer Vertheidigung vereinigen wollten. Jede Stadt, jedes Dorf hat seine Abgeordneten. In den großen Städten haben die verschiedenen Genossenschaften einen Hasne (Schatz), welcher zu den Bedürfnissen der Regierung mit beiträgt. In Konstantinopel hat jedes Stadtviertel seine besonderen Kommissarien, welche vom oberen Rathe abhängig sind, in dem die Griechischen und katholischen Armenier durch die Abgeordneten und Patriarchen, die Juden durch die Ober-Rabbiner vertreten sind. Die Geistlichkeit jedes Glaubensbekenntnisses übt in der Türkei eine große Gewalt, weil die Regierung einer jeden das Recht einräumt, die Ungehorsamen in den Bann zu thun. In Konstantinopel bekommt kein Raja einen Paß ohne einen Teskere (Erlaubnißschein) seines religiösen Oberhauptes. Die Patriarchen haben eine Ehrenwache, und Mahmud bewilligte den Religions-Oberhäuptern den Kaiserlichen Orden Nischan.

Da es in der Türkei an allen statistischen Berechnungen fehlt, so läßt sich die Zahl der Raja's auch nicht einmal annäherungsweise angeben.

Ehe wir zu einer umständlichen Darstellung der Sitten der tributpflichtigen Völkerschaften in der Türkei übergehen, müssen noch die Baratlis, eine bevorrechtete Körperschaft der Raja's, welche vom Sultan einen Ferman, Berat, erhalten haben, erwähnt werden; sie sind vom Charasch befreit und dürfen gelbe Pantoffeln wie die Muselmänner tragen. Die Baratlis zahlen dieselben Steuern wie die Europäer; sie wählen Abgeordnete aus ihrer Mitte, sind nicht der Gerichtsbarkeit der Statthalter unterworfen und haben das Recht, sich an den Divan in Konstantinopel zu wenden. Diese Vorrechte sind der Lohn für ausgezeichnete Dienste, die sie dem Staate geleistet haben, oder die Anerkennung einer bedeutenden Stellung im Handelsstande. Diese Vorrechte sind erblich.

Im Türkischen Reiche giebt es außer den Osmanen drei verschiedene Nationalitäten, welche durch ihre Abstammung, ihre Religion und ihre Sitten sehr bestimmt von einander geschieden sind, nämlich die Armenier, die Juden und die Griechen, die wir nach einander in einigen folgenden Artikeln näher betrachten wollen.

Mannigfaltiges.

— Sydney Smith und die Weisheit der Vorfahren. Der Anglikanische Prediger, Herr Sydney Smith, ein Verwandter des bekannten Admirals dieses Namens, genießt in England als Publizist einen bedeutenden Ruf. Einer der Gründer der Edinburgh Review, hat er dieser Zeitschrift viele Jahre lang die glänzendsten Artikel geliefert; diese treten jetzt zum Theil aus ihrer Anonymität hervor, indem unter dem Titel The Works of the Rev. Sydney Smith drei Bände gesammelter Abhandlungen über Zustände und Interessen der nächsten Vergangenheit und der Gegenwart erschienen. Obwohl Geistlicher der herrschenden Kirche, hat er doch stets das Prinzip unbedingter Glaubens- und Gewissensfreiheit zur Devise sich gewählt. Er war es, der bereits für die Emancipation der Katholiken schrieb, als diese Maßregel noch jahrelang vom Parlament zurückgehalten wurde; eben so sind von ihm die ersten Artikel der Edinburgh Review gegen die sogenannte Test- und Corporations-Akte, und nicht minder hat er zu allen Zeiten einen lebhaften Krieg gegen den Negerhandel und die Sklaverei in den Kolonieen geführt. Nur die Methodisten, die Englischen „Mucker", schloß er von der Liebe aus, mit der er alle Glaubensparteien, alle Menschenracen umfaßte. Um von seiner Denkweise und seinem Styl eine Probe zu geben, theilen wir hier aus einer Abhandlung über England im Vergleiche mit Nord-Amerika seine Bemerkungen über „die Weisheit unserer Vorfahren" (the wisdom of our ancestors) mit: „Die Weisheit unserer Vorfahren, die Weisheit von Menschenaltern, die Weisheit der Vorzeit — lauter Worte, die uns stets von neuem daran erinnern, wie aus dem Verdrehen und Mißverstehen eines Wortsinnes leicht die abgeschmacktesten Irrthümer entspringen können. Erfahrung ist sicherlich die Mutter der Weisheit, und die Alten haben, wie sich's von selbst versteht, größere Erfahrung als die Jungen. Die Frage ist jedoch, wer sind die Alten und wer sind die Jungen? Von Personen, welche zu derselben Zeit leben, hat natürlich die älteste auch die größte Erfahrung; aber bei Generationen von Menschen tritt der umgekehrte Fall ein. Diejenigen, welche zuerst kommen, und das sind unsere Vorältern, haben die geringste Erfahrung. Wir haben zu ihrer Erfahrung auch noch die vieler Jahrhunderte hinzugefügt und sind daher, so weit Erfahrung ausreicht, weiser und befähigter, ein Urtheil abzugeben, als sie waren. Richtig wäre es daher, statt zu sagen: wie können wir so anmaßend seyn, unsere Meinung im Widerspruche mit der unserer Vorfahren zu behaupten, lieber anzunehmen: können wohl solche junge, ununterrichtete und unerfahrene Leute, wie unsere Vorältern nothwendig doch waren, diese oder jene Sache eben so gut verstanden haben, wie diejenigen, die so viel mehr gesehen, so viel später — d. h. länger — gelebt und die Erfahrungen so vieler Jahrhunderte mehr für sich haben? Alle jene Redensarten von der Weisheit unserer Vorfahren beruhen daher lediglich auf einem Mißbrauch von Worten, indem man nämlich Phrasen, die, auf Zeitgenossen angewandt, richtig waren, auch auf spätere Geschlechter übertrug. Denn wenn, wie wir oben bemerkt, von lebenden Menschen der älteste die größte Erfahrung hat, so besitzt dagegen von Menschengeschlechtern das älteste immer die geringere Erfahrung. Unsere Vorfahren zur Zeit der Normannischen Eroberung waren Kinder an der Brust; zur Zeit Eduard's I. waren sie Schulknaben, unter Elisabeth Jünglinge, Männer unter der Königin Anna, und wir erst sind die grauhärtigen, ehrwürdigen Greise, welche alle Erfahrung, die das menschliche Leben an die Hand giebt, aufgespeichert und zu unserem Vortheil ausgebeutet haben."

— Zur Gefängniß-Statistik. In einem zu Anfang des vorigen Jahres abgestatteten Berichte über den Zustand des großen Auburn-Gefängnisses in New-York befinden sich in Bezug auf die Gefangenen folgende Angaben, welche von neuem darthun, wie einerseits Mangel an Unterricht und andererseits Unmäßigkeit im Genusse berauschender Getränke die meisten Sträflinge in das Gefängniß führt. Von 1232 Bewohnern des Auburn-Gefängnisses

hatten eine Universität besucht	3
hatten ein Gymnasium besucht	13
konnten lesen, schreiben und rechnen	351
konnten bloß lesen und schreiben	311
konnten bloß lesen, und zwar sehr mühsam	272
konnten gar nicht lesen	282
Zusammen	1232

Unter denselben befanden sich:

Trunkenbolde	457	
Starke Trinker	477	
Zusammen		934
Mäßige Trinker		276
Leute, die keine Spirituosa zu sich nahmen		22
Zusammen		1232

Ferner wurde Folgendes ermittelt:

Es hatten unter dem Einflusse des Trunkes ihre Verbrechen begangen	736
Verbrecher, deren Aeltern oder Aufseher unmäßige Trinker waren	458
Solche, die ihre Aeltern vor dem 16ten Lebensjahre verloren oder verlassen hatten	431
Als Spieler waren bekannt	397
Matrosen waren gewesen	146
Soldaten waren gewesen	111
Eine Sonntagsschule hatten vor ihrer Verurtheilung besucht	49
Fleißige Leser der Bibel	47
Solche, welche die zehn Gebote auswendig wußten	123
Verheirathete	625
Unverheirathete	607
Solche, die ihre Frauen verloren oder verlassen hatten	197

An demselben Gefängnisse war von dessen geistlichem Seelsorger eine Sonntagsschule eingerichtet worden, die im Jahre 1837 von etwa 200 Sträflingen besucht wurde. Alle diejenigen, die gar nicht lesen konnten, mit Ausnahme solcher, die sich für zu alt hielten oder sich zu wenig Fassungskraft zutrauten, wurden vorzugsweise zugelassen. Außerdem ward den Sträflingen ein regelmäßiger Religions-Unterricht ertheilt, und Alle, die daran, so wie an der Sonntagsschule, Theil nahmen, zeichneten sich durch ein ordentlicheres und bescheideneres Betragen aus. — In demselben Gefängnisse, in welchem die Zahl der gleichzeitig darin befindlichen Sträflinge immer etwa 7—900 beträgt, hatten die Letzteren im Jahre 1837 durch eigene Arbeit eingebracht 46,469 Dollars (ungefähr 65,000 Thaler), während der Staat jährlich 25,000 Dollars (ungefähr 35,000 Thaler) zuschießt. Das Ganze kostete also 100,000 Thaler, was bei einer Durchschnittszahl von 800 Köpfen 125 Thaler auf den Kopf beträgt. Außerdem aber waren die Arbeiten der Sträflinge bei einem Bau, welcher im Gefängnisse vorgenommen wurde, auf den Werth von 7500 Doll. (ungefähr 10,500 Thaler) berechnet worden, und diese müssen billigerweise von jenen Kosten in Abzug gebracht werden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 121. Berlin, Mittwoch den 9. Oktober 1839.

Frankreich.

Aus dem Leben der Gallo-Römer und der Gothen des fünften Jahrhunderts.

(Nach den Schriften des Sidonius Apollinaris, von J. J. Ampère.)

Sidonius Apollinaris, dessen Leben wir (S. Nr. 116 des „Magazins") darzustellen versuchten, hatte zwei Fehler, denen wir werthvolle Nachrichten über seine Zeit verdanken; diese beiden Fehler sind: die Sucht, zu beschreiben, und die Sucht, nachzuahmen. Da die, welchen er nachahmte, viel beschrieben haben, so glaubte er auch Alles beschreiben zu können. Hat Plinius der Jüngere sein Landhaus in Laurentum beschrieben, so erläßt uns Sidonius auch die Beschreibung des seinigen nicht, und durch diese und ähnliche Schilderungen bekommen wir eine Vorstellung von dem Landleben eines Gallischen Großen im 5ten Jahrhundert. In einer Epistel an seinen Freund Consentius erzählt Sidonius, wie der Tag bei diesem Freunde zugebracht wurde. Erst ging man in die Kirche, dann machte man Besuche in den Nachbarschlössern, aber schon sehr früh, denn um die vierte Stunde, d. h. um zehn Uhr, war man wieder zu Hause; dann folgten die ländlichen Spiele, welche in diesen reichen Wohnungen üblich waren: Ball, Würfel, eine Art Kreisel, das, wie es scheint, ein Spiel der eleganten Welt war; man ging ins Bad, dann streckte man sich auf weiche Kissen zwischen den Statuen der Musen hin, um zu diniren. Mit dieser Epistel kann man ein Gedicht des Sidonius über das Schloß des Paulinius Leontius an den Ufern der Garonne verbinden. Das Lob dieser Wohnung wird in Appollo's Mund gelegt, der Bacchus auffordert, sich mit ihm bei Paulinus niederzulassen. Trotz des mythologischen Rahmens, ist die Beschreibung höchst genau und sorgfältig. Hier wird nicht ein Tag auf dem Lande beschrieben, sondern eine vollständige Landbesitzung, aus Schloß und Zubehör bestehend. Ich sage Schloß, denn der burgus des Paulinus ist befestigt; die ganze Höhe, auf der es liegt, ist von Mauern umgeben und von hohen Thürmen beherrscht. Der Verfasser fügt hinzu, daß diese Mauern allen Belagerungen widerstehen können; später spricht er von Wällen (propugnacula). Aus diesen für Vergnügen und Schutz zugleich bestimmten Wohnungen sind die Burgen und Schlösser des Mittelalters hervorgegangen. Die Schlösser, wie mehrere andere Elemente des modernen Lebens, sind aus den letzten Zeiten des Römischen Reichs herzuleiten.

Das Badehaus, das vor der edlen Wohnung lag, stand in Verbindung mit dem Fluß; es war von zahlreichen Säulen von rubrum antiquum getragen, und das Dach war vergoldet. Das Schloß bestand aus zwei Wohnungen, einer Winter- und einer Sommerwohnung, deren jede eine andere Lage gegen Wind und Sonne einnahm; jede hatte ihre Säulenhallen und Bäder: in die Bäder der Sommerwohnung stürzte durch Röhren ein Wasserstrom aus der Höhe hinab. In der Winterwohnung ward durch Heizungsröhren überall eine sanfte Wärme verbreitet; auch der Schmuck der Künste fehlte in diesen reichen Wohnungen der Gallo-Römer nicht. Sidonius erwähnt in der von ihm beschriebenen ein Schlachtgemälde, welches den Kampf des Mithridates mit Lukullus darstellte, und ein anderes, auf dem jene ersten Scenen der Genesis dargestellt waren, die Michel Angelo an dem Plafond der Sixtinischen Kapelle und Raphael an den Gewölben der nach ihm benannten Logen gemalt hat. Auch Bibliotheken waren in diesen Gallischen Villa's, so gut wie Fresken und Gemälde-Galerieen. Sidonius erzählt uns, daß die Bibliothek seines Freundes Ferreolus in Nimes in drei Partieen getheilt war: die erste enthielt nur christliche Bücher und war für die Frauen bestimmt; die zweite enthielt nur profane Bücher für die Männer, und die dritte war eine gemischte Bibliothek von heiligen und profanen Werken für beide Geschlechter. In diesen Bibliotheken wurden literarische und zuweilen theologische Konferenzen gehalten; man disputirte daselbst über Origenes, der von der Kirche noch nicht verdammt war und dessen religiöse Meinungen die gebildeten Geister Galliens beschäftigten.

Sidonius, der uns dieses Detail über das materielle Leben der reichen Klassen im 5ten Jahrhundert mittheilt, unterrichtet uns auch über die literarischen und philosophischen Studien der Zeit. So frivol auch damals die Literatur war, so setzten doch die ausgezeichnetsten Männer jeder Art eine Ehre darein, sich mit ihr zu beschäftigen, mochten sie nun ein Amt unter den Römischen Kaisern verwalten, oder im Dienst der Barbarenführer stehen. Die Gothenkönige selbst liebten es, ihre diplomatische Korrespondenz im blühendsten, elegantesten Latein zu führen. Sidonius erzählt uns, daß er besonders gern mit einem seiner Söhne ein dem Menander entlehntes Stück von Terenz gelesen und die Nachahmung mit dem Original verglichen habe.

In der Philosophie rühmt er den Mamertus Claudianus, dessen Platonismus von keiner großen Tiefe seyn konnte, so viel sich aus der Schrift über die Immaterialität der Seele, womit er Faustus zu widerlegen suchte, schließen läßt. Sidonius selbst erinnert einen Freund daran, daß sie zusammen die Aristotelischen Kategorieen studirt haben. Außer den Platonikern und Peripatetikern gab es Epikuräer. Man spricht unaufhörlich von ihnen, um sie zu widerlegen; Salvian hatte sie schon bekämpft.

Bei Sidonius ist die Philosophie, wie alles Andere, zur Rhetorik geworden, doch sieht man, daß er die verschiedenen Systeme kannte. Er liebt es, seine Kenntnisse in dieser Beziehung selbst in seine Poesieen, in das Lob des Anthemius, hineinzutragen. Indem er die Studien dieses Kaisers beschreibt, zählt er die vorzüglichsten Philosophen des Alterthums auf; bei Aristoteles bedient er sich des merkwürdigen Ausdrucks: „Die Netze, die Aristoteles mit Hülfe seiner Syllogismen legt." In dem Hochzeitsgedicht seines Freundes Paulinus giebt uns Sidonius, unter dem Vorwand, Paulinus sey ein Weiser, die Geschichte der Philosophie und versammelt alle Philosophen des Alterthums in ein Pantheon, eine Idee, die im Mittelalter oft vorkommt und wovon Raphael's „Schule von Athen" eine erhabene Darstellung ist.

Durch die Korrespondenz des Sidonius werden wir mit vielen zu seiner Zeit berühmten Gelehrten bekannt, deren Namen ohne ihn der Vergessenheit anheimgefallen wären. Indem er die Einen mit Virgil oder Homer, die Anderen mit Cicero vergleicht, läßt er es nicht an jenem übertriebenen Lobe fehlen, das besonders in Zeiten des Verfalls so reichlich ausgetheilt wird. Er richtet siebzig lobende Verse an Consentius und legt das ganze Alterthum zu seinen Füßen; wer hätte ohne dieses Geschwätz je etwas von Consentius gehört? Ein gewisser Johannes war nach Sidonius' Meinung der einzige Mann, der die Literatur retten konnte; darum ist sie auch nicht gerettet worden. So wenig aber alle die, welche unser Autor rühmt, sein Lob verdienen, so ist es doch wichtig, zu wissen, daß es damals in Gallien eine große Anzahl Männer gab, die einen lebhaften Briefverkehr unterhielten und eine Art Freimaurerei oder literarischer Kamaraderie bildeten. Man kann diesen letzten Pflegern der alten Literatur einige Sympathie nicht versagen; die Herbstsonnen sind blaß, aber nach ihnen ist Alles Winter.

Sidonius selbst, trotz aller Komplimente, die er seinen Freunden macht, fühlt zuweilen, daß die Literatur ihrem Tode nahe ist. In dieser Hinsicht geht er fortwährend vom Enthusiasmus zur Muthlosigkeit über; bald sagt er: Die Meisten treiben heute „unlitterarische Literatur" (illitteratissimis litteris vacant), indem er sich selbst einen jener Barbarismen erlaubt, die ihn so sehr betrübten und den Tod der Lateinischen Sprache beweinen ließen; bald rief er, daß in dem Schiffbruch aller gesellschaftlichen Größen die Literatur das Einzige wäre, was den Menschen Edles bliebe. Zu anderen Zeiten sah er besser und urtheilte richtiger; dann sprach er von der Welt, wie von einem erschöpften, ohnmächtigen Greise. Anderswo ruft er denen, die, seiner Meinung nach, ausnahmsweise die Literatur und den Geschmack noch aufrecht erhalten, zu: „Wenn Eure kleine Zahl die Reinheit der Sprache nicht vor dem Rost spitzfindiger Barbarei rettet, so wird sie bald für immer vernichtet seyn."

Sidonius klammert sich leidenschaftlich an den letzten Rest der erlöschenden Kultur. Er dankt einem gewissen Arbogast, daß er in einer der barbarischen Provinzen an der Mosel die Lateinische Sprache aufrecht erhält: „Ich freue mich sehr", schreibt er ihm, daß wenigstens in Eurem edlen Herzen noch eine Spur der untergehenden Liebe zur Literatur vorhanden ist." Aber trotz Arbogast und der übrigen Freunde des Sidonius, lag die alte Literatur in den letzten Zügen; er selbst, wie wir sehen, verhehlte sich dies nicht, und bei all' seinem Enthusiasmus hatte er ein geheimes Vorgefühl von dem Untergang der Lateinischen Literatur.

Dies sind die Hauptzüge aus den Werken des Sidonius, die ein Bild von der damaligen Römischen Gesellschaft geben. Man findet darin die Barbaren im Moment der Eroberung, wie sie die Französische Civilisation bald angreifen, bald ihren Einfluß erfahren. Die interessantesten und werthvollsten Partieen in Sidonius' Werken sind die, in welchen von den Barbaren die Rede ist. Das Erscheinen dieser zudringlichen Gäste ergriff ihn viel tiefer, als die blassen Helden seiner Panegyriken oder die mythologischen Personen, die er sprechen läßt, und das entschiedene Ausgeprägte in der Physiognomie seiner Muster theilte sich bis auf einen gewissen Grad seinem Styl mit. Seine Briefe schildern energisch die unsichere Lage der Gallo-Römer und insbesondere der Arvernen den barbarischen Stämmen gegenüber, die sich um den Besitz ihres Landes stritten. „Eine klägliche Beute in der Mitte zwischen zwei eifersüchtigen Völkern, verdächtig den Burgundern, Nachbarn der Gothen, sind wir der Wuth derjenigen, die uns angreifen, und der Eifersucht derer, die uns vertheidigen, ausgesetzt."

(Schluß folgt.)

Holland.

Die Holländischen Armen-Kolonieen.

(Schluß.)

In Betreff des Düngers ist schon bemerkt worden, daß der General van den Bosch hierzu Hammel angeschafft hatte, welche das Heidekraut abweiden und im Winter sich mit wenigem Heu begnügen. Dieses Thier gesellte sich also dem Ginster zu, um die Heiden zu befruchten. Zugleich wurden auch noch andere Mittel angewendet, um die Quantität des Düngers zu vermehren. Das Heidekraut wird auf dem Boden der Schäfereien ausgebreitet. Eben so in den Kuhställen. Hier verfährt man auf zweierlei Weise: entweder man bereitet jedem Thiere eine Streu, welche alle Tage nebst den Exkrementen weggenommen wird, oder man bringt einen Ablaufsgraben an, welcher die Exkremente aufnimmt und sie nach außen abführt. Die zweite Methode ist reinlicher, die erste ergiebiger.

Man hat in den Kolonieen vergleichende Erfahrungen über die Quantität und die Qualität des Düngers angestellt. Es ergiebt sich daraus, daß 100 Hammel eine Quantität Dünger liefern, welcher, der Quantität nach, dem von 10 Kühen, der Qualität nach, dem von 15 Kühen gleichkommt. Um einen Morgen Landes zu befruchten, gebraucht man den Dünger von hundert Hammeln, oder hundert Menschen, oder funfzehn Kühen, oder funfzehn Pferden. Wir lassen jetzt eine Uebersicht der Betriebskosten und des Ertrages der Aerndten folgen:

Erstes Jahr. Kartoffelbau.

Umwühlung des Bodens mit der Hacke in einer Tiefe von 3 Fuß, macht für den Morgen	180	Gulden.
Drei Bearbeitungen mit dem Pfluge	12	„
Preis der Aussaat	10	„
Für das Aussäen	10	„
Sämmtliche Kosten für einen Morgen	212	Gulden.
Ertrag der Aerndte von 600 Scheffeln	200	„
Verlust	12	Gulden.

Zweites Jahr. Erste Bebauung, Roggen.

Preis einer dreimaligen Bestellung	12	Gulden.
Saat	9	„
Eine halbe Düngung	25	„
Für das Aerndten und Mähen	4	„
Sämmtliche Kosten für einen Morgen	50	Gulden.
Ertrag der Aerndte mit Inbegriff des Strohes	100	„
Gewinn	50	Gulden.

Zweite Bebauung, Ginster.

Dreimalige Bestellung	12	Gulden.
Samen	10	„
Arbeit bei der Aerndte	10	„
Sämmtliche Kosten für die Aerndte	32	Gulden.

Setzt man den Kartoffelbau im dritten Jahre fort, so kostet die Aerndte nur 32 Gulden; nämlich:

Drei Bestellungen mit dem Pfluge	12	Gulden
Saat und Arbeit bei der Saat	20	„

Die Roggen-Aerndte wird 25 Gulden kosten. Die beiden Aerndten des dritten und vierten Jahres werden nur 57 Gulden kosten und einen Ertrag von 300 Gulden nebst dem Ginster geben.

Die steigende Fruchtbarkeit des Bodens macht ihn geeignet, die vierte Aerndte zu geben. Nach diesen Bemerkungen über die hier angewendete Methode wird man leicht einsehen, daß der jetzige Ertrag der Kolonieen das Resultat einer gelehrten Berechnung ist, welche sich auf eine genaue Erwägung der anzuwendenden Mittel und des gewünschten Resultates gründet. Man sieht daraus, daß die ersten Bedingungen der dem Boden mitgetheilten Fruchtbarkeit der Dünger der Menschen, der Hammel und der Ginster gewesen sind; dasselbe Verfahren wird noch immer angewendet.

Vergleicht man das, was diese Ländereien zur Zeit ihrer Gründung waren, die Hindernisse, gegen welche man ankämpfen mußte, und die starke, großentheils unnütze Masse der Bevölkerung, vergleicht man dies Alles mit den in den ländlichen Anstalten bei der Verbesserung des Bodens, bei der Anordnung der Arbeiten, in der inneren Verwaltung und der Disziplin der Individuen bewirkten Resultaten, so kann man wohl sagen, daß verhältnißmäßig wenig zu wünschen übrig bleibt, und daß die schwere Aufgabe, welche den ländlichen Anstalten vorlag, ihrer Lösung ziemlich nahe ist.

Unter den gegenwärtigen Verhältnissen ist es schon ein großer Vortheil, daß die Bettler und Waisen in den Kolonieen untergebracht werden, von welchem Gesichtspunkt aus man auch sonst die Frage betrachten mag. In der That gelingt es in den Kolonieen, sie für einen Preis zu nähren und zu kleiden, der weit geringer ist, als der in allen anderen derartigen Anstalten Hollands erforderliche. Und zu diesem Resultate gelangen die Kolonieen, indem sie den Reichthum des Bodens vermehren, indem sie einen bis dahin unfruchtbaren Boden der Kultur übergeben, indem sie Individuen, welche früher ein müßiges und umherschweifendes Leben führten, zur Arbeit anhalten, Waisen eine gute Erziehung und die Mittel, ihr Leben auf eine ehrenwerthe Weise zu fristen, an die Hand geben.

Die Wohlthätigkeits-Gesellschaften, welche in Holland bestehen, und welche die Aufgabe haben, theils den Armen Unterstützungen zukommen zu lassen, theils allmälig die Armuth zu vermindern, theils auch sie ganz auszurotten, haben zur Ausführung dieser Pläne im Jahre 1836 15 Millionen Gulden bestimmt und 14 Millionen wirklich verwendet. Würde diese Summe zur Einrichtung und Unterhaltung ländlicher Kolonieen gebraucht, so könnten damit 500,000 Arme gekleidet und unterhalten werden, wobei noch ausgedehnte Ländereien der Kultur übergeben werden würden.

In Betreff der Erziehung haben die Kolonieen sehr interessante Resultate ergeben. Wir lassen hier eine Uebersicht der jungen Leute folgen, welche im Jahre 1836 die von der Wohlthätigkeits-Gesellschaft errichteten Schulen besuchten:

	Schüler.		
	Am Tage.	Abends.	Im Ganzen.
Schule der Kolonie Nr. 1	59	80	139
Hauptschule der Kolonie Nr. 2	132	168	300
Erste Sekundär-Schule der Kolonie Nr. 2	55	83	138
Zweite Sekundär-Schule der Kolonie Nr. 2	23	16	39
Hauptschule der Kolonie Nr. 3	137	162	299
Sekundär-Schule der Kolonie Nr. 3	54	55	109
Schule zu Ommerskans	70	147	217
Schule der ersten Anstalt zu Veenhuizen	648	531	1179
Schule der zweiten Anstalt zu Veenhuizen	210	263	473
Schule der dritten Anstalt zu Veenhuizen	316	467	783
Schule zu Wateren	—	75	75
	1704	2047	3751

Die Primär-Schulen der Kolonieen sind in Betreff der verschiedenen Unterrichts-Gegenstände und der Methode ganz auf dieselbe Weise eingerichtet, wie die übrigen in Holland, die mit Recht so berühmt sind. Die Ordnung, die Disziplin, die Reinlichkeit, die gute Haltung der großen Zahl junger Leute, welche sich in den acht Holländischen ländlichen Kolonieen befinden, können nur Bewunderung erregen.

Sonntag der 8. Juli war einer von den Tagen, welche ich in den Kolonieen zubrachte; das Schauspiel, von dem ich Zeuge war, hat in meiner Seele den tiefsten Eindruck hinterlassen. Inmitten der endlosen Ebenen, welche mit dem reichen Grün der Gemüsegärten bedeckt sind und welche von Kanälen und Alleen durchzogen werden, steigen die Hauptgebäude auf, in welchen die Waisen und Bettler wohnen; dann sieht man in gleichen Zwischenräumen, so weit sich die Kolonieen erstrecken, die von den freien Kolonisten und ihren Familien bewohnten Häuser. Die Ankunft des Generals hatte unter der ganzen Bevölkerung die größte Freude erregt. Schon um zehn Uhr fing die Menge an, nach dem Tempel zu strömen, um dem Gott der Barmherzigkeit für die unverhofften Wohlthaten zu danken, mit denen er sie überhäuft hatte. Auf verschiedenen Punkten der weiten Ebene spiegelten sich am Horizont die zahlreichen Kolonnen ab, welche durch das Zusammenströmen der freien Kolonisten, der Bettler und der Waisen gebildet wurden. Alle waren höchst reinlich gekleidet, alle gesund, alle fröhlich und zufrieden. Die älteren und die jüngeren Bewohner grüßten den General mit gleicher Ehrfurcht; die fröhlichen Gesichter der Kinder, ihr Lächeln und ihre Bewegungen zeigten die Liebe, welche sie für diesen wohlwollenden Beschützer empfanden. Man mußte es gesehen haben, um sich eine Vorstellung von dem fröhlichen, belebten Schauspiele zu machen, das sich hier, fern von jeder bewohnten Gegend, inmitten dieser sandigen Fläche darbot.

Der protestantische Tempel ist ein großes, achteckiges Gebäude, um welches oben eine Gallerie herumläuft. In wenigen Augenblicken war der Raum von Kolonisten und Waisen gefüllt, deren Vereinigung ein schwer zu beschreibendes Bild darbot. Die jungen Waisenmädchen stimmten ein frommes Lied an. Hierauf folgte die Predigt, welche von der ganzen Gemeinde mit der größten Andacht angehört wurde, und wenn ich auch die Holländischen Worte nicht verstand, so konnte ich doch den Eindruck beurtheilen, den sie hervorbrachten. Mehr als einmal sah ich Thränen fließen, und ich konnte auf allen Gesichtern den Ausdruck religiöser Empfindungen wahrnehmen. Ich betrachtete dieses Schauspiel mit Rührung, als ein neues Ereigniß mit den Fortschritt

der christlichen Liebe in den Seelen dieser Unglücklichen offenbarte. Als die Armenbüchse herumging, gaben eine große Anzahl von den Kolonisten und die Mehrzahl der jungen Leute Almosen. Nach dem Gottesdienste entfernten sich Alle in derselben Ordnung. Ein Jeder kehrte nach seiner Kolonie und nach seiner Wohnung zurück, um eine gesunde und reichliche Mahlzeit einzunehmen.

Immer in Gesellschaft des Generals und der bedeutendsten Beamten, nahm ich die Tische der jungen Leute in Augenschein: alle bezeugten laut ihre Freude über den Besuch ihres Beschützers. Da konnte ich mich nicht enthalten, zum General zu sagen: „Bevor ich die Kolonieen sah, bewunderte ich die außerordentliche Anstrengung, welche deren Einrichtung Ihnen kosten mußte, und beklagte Sie sogar wegen der Mühe, die Sie dabei gehabt hatten. Seitdem ich aber die Kolonieen kenne, hat meine Bewunderung zugenommen, und mein Mitleid ist geschwunden." — Der General reichte mir die Hand, und in seinem Gesichte spiegelte sich die innere Befriedigung seiner wohlwollenden Seele ab.

Von dieser Reise habe ich die innerste Ueberzeugung mitgebracht, daß der gedeihliche Zustand der Kolonieen den Kenntnissen, dem Eifer, dem Einflusse, der Thätigkeit und der Ausdauer des Generals van den Bosch zu verdanken ist, und daß das einzige Mittel, ein so weit aussehendes und verwickeltes Unternehmen zu einem glücklichen Ende zu führen, das ist, die Leitung einem ausgezeichneten Manne anzuvertrauen. Dies ist so wahr, daß die Abwesenheit des Generals in wenigen Jahren den Verfall der Kolonieen herbeiführte; diese Abwesenheit und die des Capitains van den Bosch waren auch die Ursachen des gegenwärtigen Zustandes der Belgischen Kolonieen, deren Untergang unvermeidlich scheint.

Wenn die Aufgabe vollständig gelöst seyn wird, d. h. wenn die Holländischen Kolonieen, die unter ungünstigeren Umständen eingerichtet wurden, als man glaubt, sich selbst genügen und ihre Bedürfnisse mit ihren eigenen Hülfsquellen bestreiten werden, dann wird der General van den Bosch das Handbuch und das Gesetzbuch der Anstalten der Oeffentlichkeit übergeben. Werden diese in Ländern, wo die Umstände günstiger sind, als in Holland, angenommen und von aufgeklärten, menschenfreundlichen und thätigen Menschen zur Ausführung gebracht, so wird das System des Generals mit ungleich geringeren Schwierigkeiten verwirklicht werden, und vermöge dieser bewundernswerthen Schöpfung wird mit der Zeit eine elende und unnütze Menschenklasse wieder zur Menschenwürde erhoben werden und in der Gesellschaft eine nützliche Stellung einnehmen.

Türkei.

Die Raja's in der Türkei.

Zweiter Artikel.

Die Armenier.

Der Ursprung dieses Stammes in der Türkei braucht wohl kaum näher angegeben zu werden; der Name Armenier bezeichnet ihn hinlänglich. Dieser orientalische Stamm hat sich frühzeitig den Osmanen genähert, und wenn er, der Religion nach, christlich ist, so ist er, den Sitten nach, muselmännisch. Die Armenier zerfallen in katholische Armenier und in schismatische Armenier. Die Ersteren, welche durch die Bande des Katholizismus an Rom geknüpft sind, haben theilweise die Sitten des Orients mit denen des Occidents vertauscht. Ihre Geistlichkeit, die in Rom gebildet ist, hat sie längst mit den Geheimnissen unserer Kultur bekannt gemacht. Sie studiren unsere Sprachen, arbeiten in den Comptoiren der Europäer, und Manche sind Dolmetscher in unseren Kanzelleien. Ihre Frauen verschleiern sich, wenn sie die Straßen Konstantinopels betreten, aber sie ziehen sich nicht in die Weibergemächer zurück, wenn ihre Männer Besuche von Fremden erhalten. Die katholischen Armenier sympathisiren in vielen Punkten mit den Europäern. Die reichsten derselben sind Juweliere und Banquiers, und ihre Macht steigt oder fällt, je nachdem das Glück ihre Beschützer oder die der schismatischen Armenier, ihrer erbittertsten Feinde, an das Ruder bringt.

Die schismatischen Armenier veranlaßten die schreckliche Verfolgung, welche die katholischen Armenier in Konstantinopel nach der Schlacht bei Navarin zu bestehen hatten. Sie wußten den Schrecken zu benutzen, der sich nach der Abreise der Französischen, Englischen und Russischen Gesandten aller Gemüther bemächtigt hatte, und sie überredeten die Pforte, daß die katholischen Armenier den Feinden der Türkei als Spione dienten. Als Beweis ihrer Anklage führten sie an, daß dieselben die Kirchen der Franken besuchten. Der Divan verurtheilte die katholischen Armenier auf diese Beschuldigung hin, ohne zu bedenken, daß sie diese Tempel besuchten, weil ihnen keine eigene verstattet worden waren. Man verjagte sie aus Konstantinopel und verbannte sie nach Anatolien. Der Befehl war so streng und wurde so rasch ausgeführt, daß ihnen kaum einige Stunden zur Abreise und zum Verkaufe ihres Eigenthums zugestanden wurden. Die Verbannung würde ohne die großmüthige Verwendung des Generals Guilleminot noch nicht aufgehoben seyn. Dieser geschickte Diplomat setzte nicht nur die Zurücknahme des Verbannungs-Befehls durch, sondern er bewirkte auch, daß ihnen ihre Häuser zurückgegeben wurden, und daß sie eine besondere Kirche und einen Patriarchen erhielten. Bis dahin waren die katholischen Armenier dem schismatischen Patriarchen unterworfen gewesen, von dem sie die größten Demüthigungen zu erdulden hatten. Seit einiger Zeit werden sie in Konstantinopel begünstigt, und nach dem Tode Casas-Artin's, des Aufsehers der Münze, wurde ein Das-Oglu zu dieser wichtigen Stelle ernannt.

Die schismatischen Armenier sind reich und mächtig; sie sind die Banquiers der Pascha's und haben durch ihre Intriguen und durch das Ansehen, in welchem sie bei den Großen des Reichs stehen, keinen geringen Einfluß gewonnen. Da sie mit dem wirklichen Besitze der Macht zufrieden sind, so vermeiden sie es, dieselbe zur Schau zu tragen, und verbergen ihren Stolz unter ehrfurchtsvollen und geschmeidigen Formen. Sie sind falsch, hartnäckig, rachsüchtig, ehrgeizig. Sieht man sie in den Straßen Konstantinopels einhergehen, so scheint es, als wollten sie sich allen Blicken entziehen. Dennoch haben sie mehr als Einen mächtigen Wesir, vor dem sie sich bis zur Erde neigen, gestürzt.

Diese Armenier sind übrigens sehr begabt, und für den Handel haben sie eine merkwürdige Geschicklichkeit; sie wagen Alles und haben einen außerordentlichen Scharfblick für die Wahrscheinlichkeit des Gelingens oder des Verlustes. Man hat sie mit den Schweizern verglichen, aber in Bezug auf den Handel und sie eher den Engländern an die Seite zu stellen. Die Armenier sprechen das Türkische vortrefflich und wissen alle Schwächen ihrer Herren, deren Stolz, Unwissenheit und Einfalt auf eine ausgezeichnete Weise auszubeuten. Im Uebrigen sind sie mäßig, arbeitsam, freigebig, aber freigebig ohne wahre Großmuth und nur aus Berechnung.

Die Häuser der reichen Armenier sind Paläste, aber der Luxus ist auf das Innere beschränkt; von außen sehen sie ärmlich aus. Im Allgemeinen herrschen in den Armenischen Familien noch ganz patriarchalische Sitten. Die Bedienten werden wie Kinder des Hauses behandelt. Sie sind in die Geheimnisse ihrer Herren eingeweiht und nehmen an deren Geschäften Theil. Wenn sie Anlagen zeigen, treten sie oft sogar in das Geschäft ein und heirathen die Tochter. Da die Frauen für untergeordnete Wesen gelten, so können sie nicht einmal Taufzeugen abgeben. Sie werden noch strenger als bei den Türken behandelt, dürfen sich in Gegenwart ihres Mannes oder ihrer Schwiegeraltern nicht ohne besondere Erlaubniß setzen und nie das Wort ergreifen, wenn Fremde zugegen sind. Die Söhne rauchen nie in Gegenwart ihrer Väter und dürfen sich ebenfalls nur setzen, wenn ihnen die Erlaubniß dazu ertheilt worden ist. Die Töchter werden, ohne befragt zu werden, verheirathet und bekommen ihren zukünftigen Gatten nicht vor der Heirath zu Gesicht.

Die Züge der Armenier haben einen finsteren und wilden Ausdruck. Dagegen sind die Frauen sehr hübsch; nur haben sie das Unglück, sehr beleibt zu werden. Ihre Schönheit verwelkt früh wegen der häufigen Bäder und des unthätigen Lebens, zu dem sie verdammt sind. Die Armenier gehen fleißig in die Kirche und unterlassen diese Besuche nur, wenn sie um ihre Aeltern trauern. Die Trauer dauert ein Jahr, und während dieser ganzen Zeit dürfen sie das Haus nicht verlassen.

Die schismatischen Armenier sind äußerst abergläubisch. Sie fasten oft und sehr streng. Außer den großen Fasten beobachten sie noch zehn andere fünftägige Fasten. Rechnet man die Mittwoche und Sonnabende, welche ebenfalls Fasttage sind, hinzu, so kommen jährlich 202 Fasttage heraus. Während dieser ganzen Zeit genießen sie weder Fleisch, noch Fisch, noch Butter, noch Oel, noch Milch, noch Wein. Ihre Priester haben außerdem noch zwei Fastenzeiten, eine jede von funfzig Tagen, die eine vor Weihnachten, die andere vor der Verklärung Christi. Während dieser beiden Zeitabschnitte dürfen sie aber Eier, Butter und Milch genießen; Mittwochs und Sonntags trinken sie sogar Wein. Die Armenier sind sehr mildthätig gegen ihre Glaubensgenossen, und eine ihrer Weisen, Almosen zu geben, verdient wohl, erwähnt zu werden. Sie behaupten, daß, als ein Theil ihrer Nation nach einem langen Abfalle durch die Predigt des heiligen Gregor Loosavoritsch wieder zum Christenthum bekehrt wurde, die Priester, welche von den Opfern der Heiden gelebt hatten, den Heiligen baten, für ihren Unterhalt zu sorgen. Gerührt von ihrer Bitte, gestattete er ihnen, den Zehnten aller Feldfrüchte einzusammeln, und befahl dem Volke, Gott im Namen der Todten Thieropfer darzubringen und das Fleisch den Armen zu vertheilen. Dieser Tradition gemäß opfern die Armenier noch von Zeit zu Zeit einen Ochsen oder ein Lamm für die Seelen der Verstorbenen. Sie führen zuerst die Opferthiere an die Kirchthüren, streuen Salz auf dem Altare aus und beten für die Todten. Hiernach lassen sie die Thiere das Salz fressen und tödten sie. Das Fleisch wird unter die Priester, die Armen und die Freunde des Verstorbenen vertheilt. Diese Ceremonie, welche in Armenien und den anderen Provinzen des Türkischen Reichs noch beobachtet wird, ist in Konstantinopel abgekommen.

Obgleich die Armenier nicht an das Fegefeuer glauben, so lassen sie doch Messen für das Seelenheil der Verstorbenen lesen; man wählt dazu vorzüglich den Begräbnißtag, oder den siebenten, funfzehnten, vierzigsten und dreihundertfünfundsechzigsten Tag nach der Beerdigung. Oft wird Weihrauch auf den Gräbern verbrannt, vorzüglich Sonnabend Abends; sie vertheilen Almosen nach der Verfügung der Verstorbenen und glauben, daß diese Mildthätigkeit ihrem eigenen Seelenheile zu Statten komme. Jeder Armenier vermacht vor seinem Tode der Kirche ein Kreuz, auf welchem sein Name eingegraben ist.

Das Kreuz steht in großer Verehrung bei diesem Volke; sie halten es für einen mächtigen Vermittler. Den Beweis findet man in folgendem Gebete: „Auf Fürbitte des heiligen Kreuzes, des stillen Vermittlers, erbarme Dich der Seelen der Todten.

mächtiger Gott." — Und auch in diesem: „Für das Heil unserer Seelen erflehen wir von Gott die große und wirksame Macht des heiligen Kreuzes."

Alle Armenier tragen kleine Kreuze von Holz oder Metall; bevor dieselben aber eine höhere Kraft erlangen, müssen sie zunächst in geweihtes Wasser oder geweihten Wein getaucht werden. Sie würden eher das zweite Gebot verletzen, als diese Besprengung unterlassen. Nach dieser Ceremonie, sagen sie, ist das Kreuz geistig geweiht, wie Christus das Kreuz zu seinem Throne, seinem Wagen und seinem Schwerte gemacht hat. Sie bekreuzigen sich auch oft, aber immer in der kanonischen Form; die Griechen halten sie für Gottlose, weil dieselben sich von der rechten Seite zur linken bekreuzigen. Die Griechen bekreuzigen sich mit drei Fingern, um dadurch die Dreieinigkeit anzudeuten, während die Jakobiten, die Kopten und die Abyssinier nur einen Finger gebrauchen, zum Zeichen, daß sie an die eine Natur Christi glauben.

Das Armenische Credo enthält die Eutychianische Ketzerei, welcher zufolge Christus nur Eine Natur hat und seine Menschheit ganz in seine Gottheit aufgeht. Obgleich die Armenier das Konzilium von Chalcedon verwerfen und Eutyches von einer Synode der Bischöfe im Jahre 491 exkommunizirt wurde, so wurde doch die Lehre von der einen Natur auf dem Konzilium zu Tewin im Jahre 520 angenommen. Die Armenier behaupten indeß, daß sie die menschliche Natur nicht, wie Apollinaris, leugnen, daß sie eben so wenig die beiden Naturen, wie Eutyches, vermischen, und daß sie endlich auch nicht sie, wie Nestorius, von einander scheiden. Sie glauben, daß die göttliche und menschliche Natur so verbunden sind, daß sie nur eine ausmachen, wie der Körper und die Seele auch nur Eine Person bilden.

Die Armenier behaupten, ihre Vorfahren seyen von Noah in der Astronomie und dem Landbau unterwiesen worden, und ihre Sprache sey die erste gewesen. Als Grund geben sie an, daß die Arche auf dem Berge Ararat sitzen geblieben, und daß wahrscheinlich die Nachkommen derjenigen, die sich hier niedergelassen, die ursprüngliche Sprache bewahrt hätten. Ihre Bekehrung zum Christenthum führen sie bis zur Zeit Christi zurück. Ihrem Berichte nach schickte ihr König Abaro, als er von den Wundern Christi hatte sprechen hören, zwei Gesandte zu demselben, mit der Bitte, ihn von einer schweren Krankheit zu heilen; er bot dafür kostbare Geschenke an, unter denen sich auch die wunderbare Tunika ohne Naht befand, welche die Soldaten nach dem Tode Christi verloseten. Der König Abaro nannte sich in seinem Briefe Herrscher von Armenien und Syrien, bot Jesus seine Reiche an und erklärte, er wolle sich und sein Volk dessen Herrschaft unterwerfen. Da die Leidenszeit herannahte, so antwortete ihm Jesus, er müsse die Gebote der Schrift erfüllen und könne dem Wunsche des Königs nicht nachkommen; indeß wolle er ihm einen Apostel senden, der ihn heilen solle. In der That begab sich der heilige Thaddäus nach Edessa, predigte dem Könige das Evangelium, heilte und taufte ihn. Nach der Taufe des Königs bekehrten sich auch die Unterthanen, und die Armenier behaupten, sie hätten von dieser Zeit an die reine Lehre Christi bewahrt. Die Sage meldet noch, einer der Gesandten des Königs, der ein Maler gewesen, habe das Bild des Erlösers malen wollen, aber dessen Haupt sey von einem so glänzenden Heiligenschein umflossen gewesen, daß der Künstler nicht habe mit seiner Aufgabe zu Stande kommen können. Da bewirkte Jesus, um dem frommen Wunsche zu genügen, daß sein Bild plötzlich durch ein Wunder auf der Leinewand erschien, und befahl, dieses Bild dem Könige nebst einem Briefe zu übergeben.

Im Jahre 535 unserer Zeitrechnung sagten sich die Armenier von der Kirche los. Die Trennung kam in 16 Jahren vollkommen zu Stande, und im Jahre 551 nahmen sie unter dem Patriarchen Moses I. eine eigene Zeitrechnung an, welche sie beibehalten haben. Die Armenier haben 5 Patriarchen, welche in Cis, Konstantinopel, Aghthamar, Jerusalem und im Kloster Etschmiadsin bei Eriwan residiren. Der Patriarch von Etschmiadsin ist das Haupt der Kirche und heißt Katholikos. Er allein hat das Recht, Bischöfe einzusetzen und das heilige Oel, meirone, welches zur Weihe, Ordination u. s. w. gebraucht wird, zu weihen. Die geheime Kraft dieses Oels entspringt, wie man sagt, aus einem Wunder, welches im Augenblick der Weihung eintritt: Das Oel geräth von selbst ins Kochen. Die Patriarchen von Cis und Aghthamar haben die Rechte des Katholikos innerhalb ihrer Diözesen. Die Gewalt des Patriarchen von Etschmiadsin wurde von der Nation im Jahre 1441 anerkannt, als das eigentliche Armenien sich der Gerichtsbarkeit des Sitzes von Cis entzog. Seitdem Etschmiadsin an Rußland gekommen ist, hat die Pforte das Band gelöst, welches die Türkischen Armenier an ihr geistliches Oberhaupt knüpfte. Jetzt wird der Patriarch von Cis wieder als Oberpriester betrachtet. Wenn der Katholikos von Etschmiadsin bisher als das geistliche Oberhaupt angesehen wurde, so ist doch der Patriarch von Konstantinopel immer als das zeitliche Oberhaupt der Armenischen Kirche anerkannt worden. Er wird von vierundzwanzig der angesehensten Laien erwählt, und die Wahl fällt immer auf einen Mann, dessen Reichthum, Talente und Einfluß den Anforderungen dieser bedeutenden Stellung genügen. Die Wahl muß, um gültig zu seyn, vom Sultan bestätigt werden.

In Betreff der geistlichen Angelegenheiten steht der Patriarch von Konstantinopel über keinem anderen Bischofe, aber in politischer Beziehung hat er einen großen Einfluß. Er repräsentirt die Armenischen Raja's bei der Pforte, er empfängt die Bittschriften und bringt die Befehle der Pforte zur Kenntniß. Von jedem Bisthum erhält er jährlich einen Tribut in Anerkennung seiner geistlichen Hoheit, und selbst sein geistliches Oberhaupt durfte, ehe er Russischer Unterthan wurde, sich diesem nicht entziehen. Von diesem Tribut bezahlt er die den Armeniern als Körperschaft auferlegte Taxe, und nur der Patriarch von Jerusalem ist in dieser Beziehung unabhängig und sendet seinen Tribut direkt nach Konstantinopel. Dieser Letztere übt außerdem eine gewisse Gerichtsbarkeit über die ihm Untergebenen und trägt die Geburten, Ehen und Todesfälle ein.

Vor Alters unterschied sich der Bischof, welcher seinen Sitz in der Hauptstadt des Osmanischen Reiches hatte, in nichts von den anderen Bischöfen; als aber das Bisthum von Konstantinopel zu einem Patriarchat erhoben wurde, übertrug ihm der Katholikos von Etschmiadsin das Recht, die Bischöfe zu weihen. Die Zahl der Prälaten ist nicht auf die der bischöflichen Sitze beschränkt, und jedes Kloster, welches ein bestimmtes Individuum zum Oberhaupt zu haben wünscht, gelang vermittelst eines reichen Geschenks zur Erfüllung seines Wunsches.

Dieses sind die geistlichen Einrichtungen des merkwürdigen Volkes, welches, von so verschiedenen Volksstämmen und Religionen umgeben, während mehrerer Jahrhunderte eine stark ausgeprägte Eigenthümlichkeit zu bewahren gewußt hat.

Die Armenier haben vermöge ihrer ungeheuren Reichthümer einen bedeutenden Einfluß in der Türkei. Wenn diese aber auch ihrer Eigenliebe schmeicheln und ihnen viel Gewalt über das herrschende Volk geben, so verfließt ihr Leben darum doch auf eine traurige und langweilige Weise und wird ganz von niedrigen Leidenschaften in Anspruch genommen. Nie erschallen Freudentöne in einem Armenischen Hause; nie herrscht Heiterkeit in einem solchen. Ihre Sprache selbst ist streng und rauh und hat keinen Ausdruck für zärtliche und freudige Empfindungen. Die Religion nöthigt sie zu fast beständigem Fasten. Die Pforte rechnet auf ihre Treue und darf darauf rechnen. Ihre religiösen Meinungen trennen sie von allen anderen christlichen Glaubensbekenntnissen; ihre Sprache steht in keinem Zusammenhang mit anderen; ihre Literatur hat keine ruhmvolle Vergangenheit, und ihr Charakter ist nicht geeignet, Sympathieen zu erwecken. Ihre Sitten endlich sind ganz Türkisch.

Mannigfaltiges.

— Das wandernde Daguerreotyp. In Frankreich hat sich jetzt eine neue Art von Erwerbszweig gebildet, nämlich das Zeigen des Daguerreotyps, das seinen Mann eben so gut und in diesem Augenblicke noch besser ernährt, als das Zeigen von gelehrten Hunden, unterrichteten Kanarienvögeln und historischen Wachsfiguren. Der Daguerreotypzeiger läßt sich bei dem Mechanikus Chevalier, oder bei Giroux in Paris, einen Apparat arbeiten, der die Camera obscura, die Silberplatten, das Quecksilber, die Säuren, das Jod, kurzum Alles enthält, wie es von Daguerre vorgeschrieben ist, und nun begiebt er sich auf eine Kunstreise in die Provinz. In jeder Stadt steigt er im „Hotel de Paris" ab, und sofort macht er dem Herausgeber der dortigen Zeitung einen Besuch. Im Namen der Kunst, im Interesse der Bildung und des Fortschritts fordert er den Mann auf, der, wie unser Künstler versichert, die beste Provinzial-Zeitung redigirt, eine Zeitung, die auch in Paris mit Vergnügen gelesen werde, die große eben hier eingegangene merkwürdige Neuigkeit in seinem Blatte zu verkünden. Und in der morgenden Zeitung liest die ganze Stadt, daß auch sie jetzt so glücklich sey, die weltberühmte Erfindung des Herrn Daguerre, das größte Wunder der Natur und der Kunst zugleich, in ihren Mauern zu besitzen. Ein Schüler des Herrn Daguerre, und zwar sein Lieblingsschüler, sey so eben mit einem Instrument eingetroffen, welches Herr Daguerre selbst als das vollkommenste bezeichnet habe, das bisher gearbeitet worden, und werde die Ehre haben, nicht bloß die Tuilerieen und das Louvre, das Palais-Royal und die Pariser Börse in trefflichen Abbildungen nach der neuen Methode vorzuzeigen, sondern auch in Gegenwart der hiesigen Einwohner den Marktplatz mit dem Rathhaus dieser Stadt, die Kirche und ihren auch in Paris mit Auszeichnung genannten alten Thurm, so wie noch andere einheimische Merkwürdigkeiten, zu daguerreotypiren. Wer kann dieser Ankündigung widerstehen? Das Zusehen, wobei man noch obendrein eine genaue Erklärung des neuen eben so einfachen als verwickelten Verfahrens erhält, kostet nur einen Franken, und für die mäßige Summe von 30 Franken kann man sogar ein daguerreotypirtes Konterfei des städtischen Rathhauses und der Kirche mit ihrem auch in Paris mit Auszeichnung genannten alten Thurm erhalten. Unser Daguerreotypzeiger nimmt ein Sümmchen ein, das den Werth seines Kastens um das Zehnfache übersteigt, und wandert dann nach der nächsten Stadt weiter. Selbst die Französische Gränze hält ihn nicht auf; in Belgien, in Spanien, in Savoyen und in der Schweiz macht er nicht minder große Einnahmen. Nur auf Deutschland hat er Ursache zu zürnen, denn das geschickte Volk dort macht sich seine Daguerreotype selbst, und bevor er noch mit seinem Apparat von Chevalier oder Giroux hingekommen, ist derselbe schon von Pistor, Petitpierre und Anderen so verbessert worden, daß seine eigene Kunstfertigkeit wie eine Stümperei erscheine.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 122. Berlin, Freitag den 11. Oktober 1839.

Türkei.

Die Raja's in der Türkei.

Dritter Artikel.

Die Juden.

Wenn die Armenier den Muselmännern durch ihre Sitten nahe stehen, so findet, nach einer Seite hin, noch eine größere Aehnlichkeit zwischen diesen und den Juden statt. Die Religion bildet hier den Berührungspunkt. Die Formel der Einheit Gottes, welche Muhammed aufgestellt hat, ist von der mosaischen Anschauung nicht unterschieden. Ferner sind beide Völker beschnitten, beide haben einen Abscheu vor den unreinen Thieren, beide dulden keinen Bilderdienst. Die Juden im Orient haben Jahrhunderte hindurch eine unerschütterliche Anhänglichkeit an die Rabbinischen Satzungen, eine unauslöschliche Abneigung gegen jede Aenderung, sowohl der religiösen Einrichtungen, als auch ihrer Sitten und Beziehungen zu Fremden, offenbart. Sieht man sie, auf ihr Stadtviertel beschränkt, jeden Umgang mit Christen und Muselmännern vermeiden, Schmach und Schimpf geduldig hinnehmen, ohne anderen Trost als die Zuversicht einer glorreichen Zukunft, so weiß man nicht, ob man sie nicht mehr bemitleiden als verachten soll. Die Türken hassen und verfolgen sie nicht, aber sie verachten sie und lassen sie die Folgen dieser Geringschätzung in jedem Augenblicke empfinden. Die in der Türkei wohnenden Juden sind sehr unwissend, abergläubisch und unduldsam. Sie verstehen sich durchaus nicht dazu, ihren Kindern eine andere Erziehung zu geben, als diejenige, welche der Thalmud geben kann; sie lassen dieselben nicht einmal eine Europäische Sprache lernen, obgleich diese Kenntniß für sie von großer Wichtigkeit seyn müßte, denn die Juden in der Türkei haben keine eigene Sprache und sprechen nur eine verderbte Spanische Mundart. Vor einigen Jahren versuchten philanthropische Protestanten die Smyrnaer Juden dem unglückseligen Zustande, in welchen sie ihre Unwissenheit versetzt hat, zu entreißen; sie schlugen den Rabbinern und Gemeinde-Vorstehern vor, eine Schule zu eröffnen, in welcher ihre Kinder in den Elementar-Gegenständen unterrichtet werden sollten; sie wollten alle Kosten tragen und den Juden selbst die Leitung übergeben. Die Rabbiner sahen indeß in diesem Anerbieten nur eine Schlinge, welche die Christen der Reinheit ihres Glaubens legen wollten, und sie begnügten sich nicht mit einer abschlägigen Antwort, sondern sie thaten auch im Voraus alle Kinder, welche die Schulen der Christen besuchen würden, und die Aeltern derselben in den Bann.

Ich unterhielt mich eines Tages mit dem Ober-Rabbiner über den glücklichen Zustand seiner Glaubensgenossen in Frankreich; um seine Eigenliebe aufzustacheln, hatte ich eine Stelle aus einem Journale übersetzt, in welcher alle Juden aufgezählt wurden, die eine bedeutende Stellung in den Wissenschaften, den Künsten und selbst in der Armee errungen hatten. Ich glaubte, ihn überzeugt zu haben, aber er antwortete: „Die Juden in Europa sind Christen, welche durch das Lesen unheiliger Bücher ihr Heil verscherzt haben; sie genießen die Güter dieser Welt, aber im Paradiese wird kein Platz für sie seyn.“

Von der Unduldsamkeit der Türkischen Juden gegen diejenigen ihrer Glaubensgenossen, welche zum Christenthum übertreten, kann man sich kaum eine Vorstellung machen. Vor einigen Jahren wurde ein junger Mann in Konstantinopel durch das Lesen des neuen Testaments bewogen, sich taufen zu lassen. Sein Vater bemühte sich vergeblich, ihn wieder zum Judenthum zu bekehren. Er antwortete immer mit der Schrift in der Hand: „Entweder das alte Testament ist erlogen, oder der Messias ist erschienen.“ Sein Vater hatte die Grausamkeit, ihn mit den größten Verbrechern zusammen in ein Gefängniß sperren zu lassen; er hatte seinen Sohn sogar bei der Behörde der gräßlichsten Verbrechen angeklagt. Damit war er noch nicht zufrieden und ließ seinem Sohn von Zeit zu Zeit Stockschläge aufzählen. Unfehlbar würde er den Unglücklichen am Ende gemordet haben, wenn nicht ein Armenischer Banquier, zu dessen Kunde dieser Vorfall kam, sich beim Groß-Wesir für die Freilassung des jungen Mannes verwendet hätte.

Die orientalischen Juden glauben, daß der Thalmud von Gott ausgegangen sey. Ihrer Ansicht nach, besteht kein anderer Unterschied zwischen dem Pentateuch und dem Thalmud, als daß der erstere mündlich von Moses überliefert worden ist, der andere schriftlich. Sie schreiben aber beiden Ueberlieferungen einen gleich göttlichen Ursprung zu. Weder bei der Feier der jüdischen Feste, noch in der Beobachtung der unbedeutendsten Vorschriften des jüdischen Kultus haben sie sich die geringste Veränderung erlaubt. Die Türkischen Juden haben sich nicht von den Manichäischen Ansichten frei erhalten können, die in alle orientalische Religionen eingedrungen sind. Sie nehmen ein Reich der Dämonen und ein Reich der Engel an; Satan steht an der Spitze der ersteren, wie Gott an der Spitze der letzteren. Jeden Menschen geleiten zwei Engel bis zum Tode; der gute Engel hält sich rechts, der andere links. Außerdem ist die Luft von bösen Geistern erfüllt, welche Schedim heißen. Dieses Wort sprechen sie indeß nur mit Zittern aus, und wenn sie die bösen Geister bezeichnen wollen, nennen sie dieselben „die draußen“. Sie leben der festen Ueberzeugung, daß ein großer Theil der Krankheiten, mit denen die Kinder heimgesucht werden, dadurch entsteht, daß diese Geister in den Körper derselben eindringen. Wenn ein Kind fällt, so glauben sie, daß ein Dämon diesen Augenblick als den günstigen wählt, um in seinen Körper einzuziehen. Deshalb streuen die Mütter Zucker auf die Stelle, wo das Kind gefallen ist, damit die Schedim, welche sehr näschig seyn sollen, ihre Kinder verschonen. Auch für die Frauen, welche in Wochen sind, fürchtet man die Angriffe der bösen Geister. In diesem Falle hält man Knäuel, welche mit Nadeln besteckt werden, und Knoblauch für besonders wirksame Talismane. Am Tage vor der Beschneidung wird das Kind sorgfältig von den Aeltern bewacht, weil diese fürchten, Aschmedai, der König der Schedim, werde es ersticken. Alle diese Vorurtheile haben die Juden, wie es scheint, aus der Babylonischen Gefangenschaft mitgebracht, und die Bücher, welche dieselben enthalten, sind in Chaldäischer Sprache geschrieben.

Die Rabbiner haben einen großen Einfluß, weil ihnen die Regierung das Recht verliehen hat, in den Bann zu thun. Derjenige, den der Bann trifft, ist außer dem Gesetze, und es bleibt ihm nichts übrig, als durch die schleunigste Unterwerfung Verzeihung nachzusuchen. Die Rabbiner sind die Lehrer des Gesetzes; in allen Civil-Prozessen, die von den Juden anhängig gemacht werden und die sie nach den Gesetzen Mosis und seiner Ausleger entscheiden, findet von ihren Urtheilen keine Appellation statt. Denjenigen, der an einen muselmännischen Gerichtshof appelliren wollte, würde der Bann treffen. In jeder Stadt, wo eine jüdische Gemeinde ist, besteht eine Schule, in welcher die Kinder die Elemente der Hebräischen Sprache und die Grundsätze ihrer Religion lernen. Die Kinder, welche eine geistliche Laufbahn wählen, setzen den Unterricht bei anderen Lehrern fort, von denen sie in der Auslegung des Thalmud und der anderen Kommentatoren unterwiesen werden. Nach einigen Probejahren werden sie in der Hebräischen Theologie geprüft, und wenn sie die Prüfung bestehen, werden sie Gelehrte genannt. Alle Juden, welche sich eines gewissen Wohlstandes erfreuen, zahlen, nach Maßgabe ihres Vermögens, eine jährliche Steuer; wer sie verweigern wollte, würde in den Bann gethan werden. Mit diesem Gelde werden die verschiedenen Bedürfnisse der Gemeine, die Unterhaltung der Geistlichkeit und die außerordentlichen an die Türkischen Behörden zu entrichtenden Abgaben bestritten. Alle Jahre versammeln sich die Steuerpflichtigen und wählen einen Rath; dieser Rath wählt drei Mitglieder, welche die vollziehende Gewalt repräsentiren und welche von den Rabbinern zu Rathe gezogen werden müssen, ehe sie in den Bann thun. Der Rath wählt unter den Gelehrten drei Richter für die Civil-Prozesse und einen Rabbiner, welchem die Prüfung und Entscheidung aller praktischen religiösen Fragen obliegt. Alle diese Rabbiner werden auf Lebenszeit ernannt. Die drei Mitglieder, denen die vollziehende Gewalt übertragen ist, bedürfen der Bestätigung der Regierung. Eine geistliche Hierarchie ist unter den Juden nicht vorhanden; jede Synagoge ist selbstständig, und der Ober-Rabbiner in Konstantinopel hat keinen höheren Rang als die anderen Rabbiner.

Auch in der Türkei halten die Juden die Ehe für ein heiliges Band, und sie zeigen sich in diesem Punkte weit strenger als ihre Glaubensgenossen in Aegypten und Syrien, welchen zwei Frauen gestattet sind. Obgleich die jüdischen Frauen, dem äußeren Anschein nach, auf gleichem Fuße mit ihren Männern stehen

und sie sich nicht in einem solchen Zustande der Unterwürfigkeit befinden, wie die muselmännischen und Armenischen Frauen, so wird doch die Heiligkeit der Ehe sehr häufig verletzt, da der Scheidung nur sehr geringe gesetzliche Schwierigkeiten im Wege stehen. Freilich ist die Scheidung von der Einwilligung beider Gatten abhängig, aber wenn die Frau nicht geneigt dazu seyn sollte, so behandelt der Mann sie schlecht, und es bleibt ihr am Ende nichts Anderes übrig, als sich in seinen Willen zu fügen. Im Falle der Scheidung verbleiben die Kinder dem Vater, und es kann daher der Frau nicht schwer werden, eine andere Ehe einzugehen. Die Scheidung gilt bei den Juden für nichts Schimpfliches, wenn nicht ein Ehebruch die Veranlassung ist.

Dem Rabbinischen Gesetze zufolge, kann der Mann seine Frau nach zehnjähriger Ehe verstoßen, wenn sie ihm keine Kinder geboren hat. Die zukünftigen Gatten dürfen sich vor der Verlobung sehen; wenn aber der Kontrakt einmal unterzeichnet ist, so werden sie getrennt und bekommen sich vor der Hochzeit nicht wieder zu Gesicht.

In sittlicher Beziehung ist gegen das Leben der Juden wenig einzuwenden, denn das Gesetz verpflichtet sie, sich im achtzehnten Jahre zu verheirathen, und die Eingebornen wagen nicht, gegen dasselbe zu verstoßen. Dies ist aber auch eine Hauptursache des unter ihnen herrschenden Elends.

Die Juden in der Türkei betreiben kein Gewerbe, und auch das Land bauen sie nicht, weil es ein fremdes Land ist und sie noch immer in der Erwartung des Messias stehen, der sie nach Judäa führen soll. Man findet wohl unter ihnen einige Kaufleute und Banquiers, aber ihre außerordentliche Unwissenheit, ihre Unkenntniß der Arithmetik und der Europäischen Sprachen macht ihnen die Konkurrenz mit den Armeniern und den Griechen unmöglich. Sie müssen sich daher mit dem Kramhandel begnügen. Da sie indeß eine große Waaren-Kenntniß besitzen und sehr gewandt sind, so bedienen sich ihrer viele Kaufleute als Mäkler.

In der Türkei hat sich eine Sekte protestantischer Juden gebildet, welche Karaiten heißen.*) Diejenigen, welche derselben angehören, werden von den thalmudischen Juden verabscheut und mit dem glühendsten Hasse verfolgt. Die in der Türkei wohnenden Karaiten stehen fast alle unter dem Schutze Oesterreichs oder Rußlands; nur in Aegypten bilden sie eine zahlreiche Raja-Gemeinde. Die Karaiten erkennen nur das alte Testament an und verwerfen den Thalmud and die anderen Kommentatoren. Jeder Karait glaubt sich verpflichtet, den Pentateuch selbst abzuschreiben; dieses Buch steht überhaupt in großer Verehrung bei ihnen; sie nehmen alle Vorschriften desselben im wörtlichen Sinne and erfüllen sie mit der größten Gewissenhaftigkeit. Im Allgemeinen sind sie sehr redlich, und in Rußland und in Gallizien, wo sich mehrere Kolonieen derselben befinden, stehen sie im besten Rufe. Die Karaiten gestatten die Vielweiberei, heirathen aber gewöhnlich nur Eine Frau. Die Verlobung hat bei ihnen wie bei den thalmudischen Juden dieselbe bindende Kraft wie die Ehe, und die Ceremonien, welche für die Auflösung der einen gebräuchlich sind, werden auch für die der anderen angewendet. Eine Ausnahme wird nur durch den Tod des Vaters der minderjährigen Verlobten herbeigeführt. In diesem Falle kann die Mutter die Genehmigung der von dem Vater eingegangenen Verpflichtung verweigern. Den Mitgliedern dieser Sekte steht es nicht frei, im Testament zum Nachtheile der rechtmäßigen Erben zu verfügen; auch dürfen sie keinem Kinde mehr als dem anderen hinterlassen. Folgendes ist die Ordnung der Erbfolge unter ihnen: 1) Die Söhne; 2) die männlichen Nachkommen der männlichen Linie; 3) die Töchter; 4) die Kinder der Töchter; 5) der Vater; 6) die Oheime von väterlicher Seite; 7) die Brüder; 8) die Mutter. Die unehelichen Kinder sind ebenfalls erbfähig, wenn die Mutter eine Karaitin war. Der Mann erbt nicht von der Frau, obgleich diese ihm einen Theil ihrer Mitgift schenken kann.

Nach der Behauptung der Rabbinischen Juden ist diese Sekte um die Mitte des achten Jahrhunderts entstanden; aber die Karaiten selbst wollen schon vor der Zerstörung des ersten Tempels existirt haben; damals hatten sie einen Bund unter dem Namen der „Gesellschaft der Söhne Juda's" gebildet und erst später sich Karaiten genannt. Die Geschichte dieser Sekte zerfällt in drei Hauptabschnitte; die erste wird durch die Flucht ihres Hauptes Simeon Ben Schetak nach Alexandrien und durch die Rückkehr desselben nach Jerusalem bezeichnet. Der zweite Abschnitt beginnt gegen die Mitte des achten Jahrhunderts, als Anani, ihr Oberhaupt, in Babylon war. Der Anfang des dritten Abschnittes fällt ins funfzehnte Jahrhundert, als Eliah Ben Don Davis von Lissabon nach Konstantinopel kam, um eine Verschmelzung der Karaiten und der Rabbinischen Juden zu bewirken. Da sein Plan nicht zur Ausführung kam, gab er ihnen ein Gesetzbuch, welches die Grundlage ihrer Einrichtungen bildet.

Frankreich.

Aus dem Leben der Gallo-Römer und der Gothen des fünften Jahrhunderts.

(Schluß.)

Sidonius schildert uns die Barbaren in dreifacher Beziehung: erstens als Barbaren an und für sich; zweitens in ihren Beziehungen zur Gallo-Römischen Gesellschaft, und drittens in ihren persönlichen Beziehungen zu ihm selbst.

Sidonius ist der Erste, der die Barbaren beschrieben hat, denn Salvian donnerte gegen die Welt im Namen der Barbaren und Gottes, beschrieb sie aber nicht. Sidonius dagegen beschreibt sie bis zum Uebermaß. Man lese z. B. in dem Panegyrikus des Anthemius die Schilderung der Scythischen Völker; die charakteristischen Züge der Tatarischen Race sind darin sehr treffend gezeichnet. Einzelnes darin läßt sogar eine genaue und aufmerksame Beobachtung erkennen: „Wenn sie zu Fuß sind, erscheinen sie von mittlerer Statur; zu Pferde oder sitzend sehen sie sehr groß aus." An einer anderen Stelle drückt er durch eine treffende Hyperbel die Unzertrennlichkeit dieser Völker von ihren Pferden aus: „Andere Nationen werden vom Rücken der Rosse getragen, diese wohnt darauf." Auch sämmtliche Germanische Stämme, die in Gallien eingedrungen waren, schildert er, wie er sie an dem halbwilden Hofe des Eurich gesehen: „Hier sehen wir den Sachsen mit den blauen Augen zittern, ihn, der nichts als die Wogen des stürmenden Meeres fürchtet. Hier läßt der alte Sikamber, nach seiner Niederlage geschoren, seine Haare aufs neue wachsen. Hier spaziert der Heruler mit den grünlichen Wangen, die fast die Farbe des Oceans tragen, an dessen äußersten Rändern er wohnt. Hier beugt der sieben Fuß hohe Burgunder das Knie und fleht um Frieden."

Man staunt, unter dem manierirten Pinsel unseres Dichters so kühne Züge und so lebendige Farben zu finden, und man ahnt nicht, daß die Epistel, der diese Verse entlehnt sind und die an den Rhetor Lampridius, den er Tityrus nennt, gerichtet ist, mit folgenden Versen anfängt, die einen ganz anderen Charakter haben: „Warum treibst Du mich an, Gesänge zu verlangen von Cyrrha, von den Hyantidischen Kamönen, von den gelehrten Wellen der Helikoniden, die der Fuß des lebhaften, geflügelten Thieres hervorspringen ließ?" u. s. w. Diese Poesie, der ihr Inhalt, dem Verfasser zum Trotz, eine gewisse Energie giebt, unterzeichnet er: Melibbus.

In dem Panegyrikus des Avitus, der von faden Allegorieen so voll ist, findet er doch noch die Kraft, die Völkerhorden zu schildern, die Attila's Fahnen folgen, und den Sächsischen Seeräuber, der die bläulichen Wogen des Oceans spaltet.

Diesen reinen Barbaren, die noch nicht vom Hauch der Civilisation berührt sind, stellen wir den Barbaren gegenüber, der sich zivilisirt, den Anführer, der bis auf einen gewissen Grad die Haltung eines Römischen Kaisers nachzuahmen sucht. Dies finden wir in dem Brief, wo Sidonius den kleinen Hof Theoderichs II. in Bordeaux beschreibt. In diesem Brief giebt uns Sidonius einen genauen Bericht über die Art, wie der König den Tag zubrachte. Er beginnt ihn damit, daß er Morgens sehr früh mit den Arianischen Priestern betet; Sidonius vertraut dem Freunde, dem er schreibt: „Wenn Du mir das Geheimniß bewahren willst, so will ich Dir erzählen, daß dies mehr aus Gewohnheit als aus Frömmigkeit geschieht." Dann beschäftigt sich Theoderich mit der Verwaltung des Königreichs: Die lärmende Menge seiner fellbedeckten Trabanten erscheint vor ihm; nachdem er sich überzeugt, daß sie alle da sind, verabschiedet er sie: man hört sie murren und flüstern hinter dem Vorhang, der den König von der Menge trennt, eine Sitte, die den Formen der Kaiserlichen Etikette entlehnt ist. Um zwei Uhr erhebt sich Theoderich, um, wie Sidonius sagt, seinen Schatz und seine Ställe zu besichtigen, ein wahres Barbaren-Vergnügen: denn was kennt ein Barbar Schöneres als recht viel Gold und Pferde zu besitzen? Dann folgt das Banket, wo mäßig getrunken wird, was bei Germanen merkwürdig genug ist; nachdem er das Mittagsschläfchen (somnus meridianus) gehalten, spielt Theoderich Würfel, und Sidonius, der keine Gelegenheit unbenutzt läßt, dem König Komplimente zu machen, versichert, daß er immer Philosoph bleibe, möge er gewinnen oder verlieren. Gleichwohl gesteht er nachher, daß zur rechten Zeit verlieren ein sehr gutes Mittel sey, sich beim König beliebt zu machen, und daß er selbst dies selten versäume. Dann folgen bis zum Abend wieder Geschäfte; des Abends zerstreut man sich, jeder vollendet den Tag bei seinem Patron. Dieses Bild ist merkwürdig. Die offizielle Religion nimmt einige Minuten des Morgens weg, der Chef umgiebt sich mit den Seinigen, sucht sie aber in gehöriger Entfernung zu halten. Die Audienzen hinter dem Vorhang, bei Tisch, diese Regelmäßigkeit bei den an Ungebundenheit gewöhnten Germanen, dies Alles zeugt von einem gewissen Streben nach Civilisation und nach Römischen Sitten; im Schatz oder im Stall finden wir den Barbaren wieder. Endlich dürfen wir nicht vergessen, daß dieser Theoderich, der den Virgil gelesen und dessen Philosophie und Civilität (civilitas) von Sidonius gerühmt wird, durch einen Brudermord sich den Weg zum Thron gebahnt hatte und auf gleiche Weise desselben beraubt wurde.

Sidonius schmeichelte nicht bloß dem König, er war auch galant gegen die Königin. Evodius, der sich bei Hofe beliebt machen wollte, hatte die Absicht, der Ragahilde, der Gattin Eurich's, einen mit Bildwerk versehenen Becher zu schenken. Er verlangte von Sidonius zwölf Verse, wozu Sidonius sehr gern bereit war. Er fängt mit Triton und Galathea an und endet mit einem Kompliment über den Teint der Barbaren-Frauen. Die letzten Worte sind: „Glücklich das Getränk, das in den Glanz des Metalls eingeschlossen und durch den noch höheren Glanz der Züge der Königin verschönert wird. Wenn sie darin ihr Gesicht zu spiegeln würdigt, empfängt das Silber seine Weiße von diesem Gesicht." Gewiß schätzte die Gattin Eurich's den

*) Man vergleiche den Artikel „die Karaiten" in Nr. 67 des Magazins von d. J.

Stoff ihres Bechers höher, als die Verse des galanten Dichters an der Außenseite.

Im Grunde verabscheute Sidonius diese Barbaren, und in der ersten Hälfte seines Lebens, als er noch in Lyon unter den Burgundern war, ehe er nach der Auvergne unter die Gothische Herrschaft kam, lobte er einen seiner Freunde, einen Lyoner Dichter, der so eben eine Satire auf diese Burgundischen Könige gemacht, von denen der grausamste und glücklichste, der seine drei Brüder gemordet, von dem heiligen Avitus gepriesen worden. Man freut sich zu sehen, daß es noch Leute gab, die wenigstens durch Satiren diesen erbärmlichen Schmeicheleien entgegentraten. Sidonius selbst hat sich gegen seine Herren einige Epigramme erlaubt, welche furchtsam genug den Unmuth des Gelehrten ausgesprochen, den man in seinen Studien gestört hat. „Ich", sagt er, „der ich, unter diese langhaarigen Horden hingeworfen, gezwungen bin, Germanische Worte zu erwiedern, mit saurem Gesicht zu loben, was der gefräßige Burgunder singt! ... Glücklich deine Augen, deine Nase, deine Ohren ... fern von diesen Riesen, denen kaum Alcinous' Küche genügen würde! Doch meine Muse schweigt und hält inne: sie fürchtet, man möchte dies für eine Satire halten." So wird Sidonius aus Klugheit zahm; er unterbricht sich, weil er fürchtet, den Scherz zu weit zu treiben und seinen furchtbaren „sieben Fuß hohen Patronen", wie er sie nennt, zu mißfallen.

In seinen Briefen bemerkt man oft dieselbe Klugheit; alle Augenblick legt er sich Schweigen auf oder bedient sich unverständlicher Ausdrücke. Er spricht sich nicht über die Personen, von denen er redet, aus, er nennt die, welche er anklagt, nicht. Das ganze Verhältniß des Sidonius und der Literaten überhaupt zu den Barbaren drückt sich vortrefflich in der Phrase aus; „Wir machen uns über sie lustig, wir verachten sie, und wir fürchten sie."

Doch so wie wir in der Geschichte seines Lebens sahen, daß ihn das Gefühl seiner bischöflichen Stellung auf eine gewisse Höhe der Energie und des Patriotismus erhob, eben so finden wir auch neben den Schmeicheleien, die er an Theoderich verschwenet, neben den galanten Versen, die er an Ragahilde richtet, und seinen furchtsamen Scherzen über die großen Barbaren von sieben Fuß, die ihm so viel Angst machen, einmal eine offene und muthige Sprache. Er, der von Natur so wenig zur Begeisterung aufgelegt war, wird doch warm, indem er von den Leiden des Landes und der Kirche, von dem Untergang des Glaubens und der orthodoxen Tradition spricht. „In unseren Kirchen", sagt er, „sieht man nichts als faule Dächer, die auf der Erde liegen, oder Thüren, die keine Angeln haben; der Eingang zu den Basiliken wird durch wilde Dornhecken versperrt; die Heerden liegen nicht bloß in den Vorhöfen, sondern sie begrasen die Seiten der Altäre."

Die Phantasie und die Literatur der Gallo-Römer hat die Barbaren in sich aufgenommen. Salvian nimmt von ihrem Erscheinen Gelegenheit, furchtbare Strafreden gegen die allgemeine Verderbniß zu halten und die Weisheit der göttlichen Vorsehung zu preisen. Sankt Avit zeigt uns das kuriose Verhältniß der Kirche zu den Barbaren, der Kirche, die sie fürchtet und schont, die Arianischen Fürsten zum katholischen Glauben zu bekehren sucht und sich endlich den orthodoxen Siegern in die Arme wirft. In Sidonius Schriften sieht man, wie diese Barbaren noch gehaßt, aber immer mehr gefürchtet werden, wie man ihnen laut schmeichelt, sie leise verwünscht und sie wie im Fluge schildert. Wir lernen sie hier nur durch ihre Gegner kennen; das Barbarenthum hat sich nicht selber geschildert. Bald wird es allein herrschen; noch einige Jahre, und diese ganze heidnische Kultur, die so lange geblüht, die selbst die Phantasie der christlichen Schriftsteller, der Bischöfe, der Heiligen beherrscht hat, wird vom Schauplatz verschwinden, und nur die Barbarei bleibt zurück mit dem Christenthum; sie wird das Christenthum selbst ergreifen, und die Kirche wird zum großen Theil barbarisch werden. Bis auf Karl den Großen folgt dann ein furchtbares Chaos, aus dem kaum ein Schimmer von Civilisation hervordringt.

Eine Bemerkung, die sich uns bei der Lektüre eines Theils der Sidonischen Werke aufdringt, ist die, daß sie der Zeit und den Umständen, unter denen sie entstanden, so total fremd sind. Wenn man diese Hochzeitsgedichte, diese Episteln, die mit solcher Sorgfalt gefeilt sind und deren Inhalt oft so nichtig ist, betrachtet, ist man versucht, zu schließen, daß Einer, der solche Dinge geschrieben hat, in einer ruhigen Zeit gelebt haben muß, wo kein Sturm die Gesellschaft aufregte. Und wie anders ist es in der Wirklichkeit! Nie hat sich die Menschheit unglücklicher gefühlt, als in dem Jahrhundert, das mit Alarich anfängt und, nachdem es einen Attila und Genserich erzeugt, mit Klodwig endet. Dieser Kontrast findet sich oft in der Literargeschichte wieder. Als im 16ten Jahrhundert die Schäferliteratur Italiens, das Sonnett, das Madrigal, die Ekloge nach Spanien kommen, von wem werden sie eingeführt, wer sind die Verfasser jener sanften Sonnette, jener schmachtenden Idyllen? Niemand anders, als die Führer der Banden Karl's V. und Philipp's II., die Europa in Schrecken setzten, jener Garcilasso, der sein ganzes Leben hindurch im Felde war, jener Mendoza, der dasselbe Italien, dessen zierliche Poesie er nachahmte, mehrere Jahre lang mit eiserner Ruthe regierte und schonungslos plünderte. Man erstaunt, wie verschieden die Gefühle sind, die man diesen Menschen allein zutraut, von denen, die sie ausdrücken. Mit mehreren anderen Epochen ist es eben so. Nie hat man mehr von der Natur gesprochen, als im 18ten Jahrhundert, und nie herrschte mehr Lüge und Künstelei als damals. Die, welche den Musen-Almanach von 93 gelesen haben, behaupten, er sey eben so voll von zuckersüßen Kleinigkeiten in diesem furchtbaren Jahre, als in den früheren und späteren. Es giebt tausend Beispiele von diesem Mißverhältniß zwischen einem Theil der Literatur einer Zeit und der Geschichte dieser Zeit. Ist darum der Satz, daß die Literatur der Ausdruck der Gesellschaft ist, weniger richtig? Ich glaube nicht. Nur ist es nicht genug, daß dieser Satz so hingestellt wird, er muß auch seiner ganzen Tiefe nach begriffen werden. Die Literatur spiegelt immer die Gesellschaft zurück, aber nicht immer den Theil derselben, der auf der Oberfläche erscheint. Sie drückt oft das aus, was verborgen ist, und in dieser Hinsicht hat oft das Studium der Literatur das meiste Interesse, denn sie sagt uns, was die Geschichte uns verschweigt. Die Literatur ist nicht bloß ein Herold, der den Triumph der herrschenden Ideen und Gefühle verkündet, sie ist eine Vertraute, die uns mittheilt, was man heimlich gedacht und gefühlt hat, was nicht geräuschvoll ans Tageslicht trat, desto tiefer aber im Inneren verborgen war. Zuweilen offenbart sie nicht die Herrschaft eines Faktums, sondern die Reaction gegen dasselbe. Sie spricht Wünsche, Bedürfnisse aus, ein gewisses Ideal, das die Geister mit sich herumtragen. Auch ist sie nicht immer die Stimme des Moments, in dem sie hervortritt; sie ist oft der Nachhall des Gewesenen, der letzte Seufzer des Untergehenden, der erste Schrei des Werdenden. Gerade in so schrecklichen Zeiten, wie das 5te und 6te Jahrhundert, fühlt man das Bedürfniß nach einer Literatur, die mit der Wirklichkeit nichts gemein hat, am meisten. So ging es Sidonius und seinen Freunden; sie mußten in einer Welt leben, die durchaus verschieden war von der nur zu reellen Welt, die sie umgab und erdrückte. Freilich ganz entzieht man sich nie dem Einfluß seiner Zeit, und die Wirklichkeit dringt selbst in die Poesie ein, die von ihr am weitesten entfernt ist. Daher tragen auch die Werke des Sidonius Apollinaris das treue Gepräge der galloromischen Gesellschaft des 5ten Jahrhunderts und weihen uns in das geistige, sittliche, literarische und politische Leben jener Zeit ein. J. J. Ampère.

Ostindien.

Die Frauen der Hindus.*)

Die meisten Reisenden, die in früherer Zeit Indien besuchten, haben nichts weniger als günstige Urtheile über sittlichen und geistigen Werth der dortigen Frauen gefällt; allein es verdient Beachtung und ist kein schwaches Argument zur Vertheidigung des weiblichen Charakters auch in diesem Theile der Welt, daß nur die oberflächlichsten Beobachter, bloße Küstenbesucher und überhaupt solche, denen jede Gelegenheit zu genauerer Bekanntschaft mit den Eingebornen abgeschnitten war, von dem weiblichen Geschlechte Indiens schlecht und lieblos urtheilen, während Andere, die längere Zeit im Lande verweilten, ihren strengen Ton immer mehr herabstimmen, bis der anfängliche bittere Tadel endlich gar in Lob übergeht. Man würde sich sehr täuschen, wenn man den Grund dieses veränderten Urtheils in einer Besserung des Charakters der Frauen suchte; nur die Europäerinnen haben tausend Wechsel der Mode, der Erziehung und Verfassung durchgemacht, während das Schicksal und die Stellung der Frauen des Ostens immer unverändert geblieben sind.

Die frühesten Europäischen Reisenden beschweren sich ausdrücklich darüber, daß sie nur mit den verworfensten Individuen aus niedrigen Kasten einigen Verkehr anknüpfen konnten. So z. B. Bernier; so Terry, der noch früher (im Jahre 1615) nach Indien ging. Letzterer schreibt: „Ueber den Charakter der vornehmeren Frauenzimmer muß ich mich jedes Urtheils begeben; denn mit diesen kann man nur Bekanntschaft anknüpfen, wenn sie nicht ehrbar oder verarmt sind." Hätte nur jeder in diesem Punkte unerfahrene Reisende seine Unwissenheit so aufrichtig eingestanden, wie Terry, statt nach eigener Phantasie oder nach falschen Modellen ein Bild zu entwerfen! Tennant, der im Jahre 1796 schrieb, sagt mit Hinweisung auf solche unredliche Kunstgriffe vieler Reisenden: „Diese Seite des häuslichen Lebens bei den Asiaten kennen die Europäer schlechter, als irgend eine andere, wie viel auch darüber geschrieben worden ist. Schon der Name des Frauengemachs, Harem (das Verbotene), deutet an, daß alle Fremde, besonders männliche Individuen, von demselben ausgeschlossen sind. Man darf also die mannigfachen Erzählungen von den Privilegien, Sitten und Beschäftigungen Asiatischer Frauen unbedenklich für Mährchen erklären; denn es fehlte ja den Berichterstattern jede Gelegenheit zu selbstständiger Beobachtung."

Ein solcher Reisender war unter Anderen der Holländer Stavorinus, der sich über die Indischen Frauen also vernehmen läßt: „Die Weiber hier zu Lande, obgleich von braunem Teint, haben angenehme Gesichter und sind wohl proportionirt. Ihr Talent zu Intriguen ist eben so groß, als ihre Ueppigkeit. Sie bedienen sich aller erdenklichen Kniffe, um die Herzen ihrer männlichen Bekannten, besonders wenn sie Ausländer sind, zu umstricken. Weibliche Prostitution gilt für keine Schande; es giebt allerwärts privilegirte Orte, wo eine große Zahl feiler Dirnen unterhalten wird." Dies Alles ist mit kritischem Urtheil

*) Für diejenigen Leser, welche die sogenannten Bajaderen in Deutschland gesehen, also die Hindustanischen Frauen bereits von Angesicht zu Angesicht kennen gelernt haben, möchte dieser Artikel von besonderem Interesse seyn.

gesprochen und würde auch ohne Zweifel große objektive Wahrheit haben, wenn der Verfasser am Eingang seines Raisonnements nur wenige Worte noch gesagt und etwa so begonnen hätte: „Die Weiber, mit denen ich Bekanntschaft gemacht" u. s. w.

Wenden wir uns nun zu einem Autor, dessen Zeugniß wegen seiner vieljährigen genauen Bekanntschaft mit dem Leben der Bewohner Hindostans gewiß höher zu schätzen ist, als die Guckkasten-Berichte anderer Reisenden. Der Abbé Dubois, von dem wir die bekannten Briefe und die „Beschreibung der Sitten und Gebräuche des Indischen Volkes" haben, war in der ersten Zeit seines dortigen Aufenthalts nahe daran, in den Ton des großen Haufens der Reisebeschreiber einzustimmen; aber bald fielen ihm die Schuppen von den Augen, und er schrieb, wie folgt: „Ich glaube dreist behaupten zu können, daß Europäer nur selten zu einem gültigen Urtheil über das weibliche Geschlecht in diesem Lande berechtigt sind; denn es wird ihnen schwer, wo nicht unmöglich, mit achtungswürdigen Frauen nähere Bekanntschaft zu knüpfen. Ihre ganze Erfahrung in diesem Punkte gründet sich auf ihren verbrecherischen Umgang mit Buhldirnen, die gewöhnlich aus den niedrigsten Kasten sind, oder anderen ungebildeten Weibspersonen." Der Abbé hatte, wie er selbst sagt, das seltene Glück, mit Frauen aus respektabeln Kasten „auf dem Fuße väterlicher Vertraulichkeit" umzugehen, und er spricht seine Ueberzeugung dahin aus, daß „die vornehmeren Hindustanischen Frauen im Allgemeinen und verheirathete Frauen insbesondere den Individuen ihres Geschlechts in viel aufgeklärteren Ländern als Muster der Keuschheit und ehelichen Treue empfohlen werden könnten." Diese Hyperbel wollen wir dem ehrlichen Abbé, der die Frauen Indiens vielleicht besser als seine eigenen Landsmänninnen kannte, gern zu Gute halten. Er fährt fort: „Ich will nicht gerade behaupten, daß die Indische Frau aller Schwächen ihres Geschlechts ermangele. Hier, wie anderwärts, liebt sie Putz und Gepränge, ist eigensinnig, reizbar, rachsüchtig, launisch, plauderhaft, zänkisch und zu Klatschereien geneigt." Hier scheint der Herr Abbé aber mehr an seine eigenen Landsmänninnen insbesondere, als an die Frauen überhaupt gedacht zu haben.

Lassen wir nun die Zeugnisse der Reisenden auf sich beruhen und zeigen wir dem Leser aus einigen Beispielen, wie Indische Frauen sich benommen haben, deren Handlungsweise durch eine seltsame Fügung des Schicksals den Blicken Europäischer Beobachter offen vorlag.

Ein junger Britischer Künstler, der vor ungefähr funfzig Jahren in Hindostan wanderte, fühlte sich an einem schönen Morgen bewogen, dem schrecklichen Schauspiel einer Wittwen-Verbrennung beizuwohnen. Die bezaubernd schöne junge Frau hatte, der Sitte gemäß, den Holzstoß schon dreimal umgangen und stand eben mit heiterer Miene auf der Stufe zu ihrem Flammen-Bett, ihren Freundinnen ein zärtliches Lebewohl zuwinkend. Der Engländer stürzte aus dem Haufen der Gaffer hervor, und ehe noch die Brahmanen von seinem Vorsatz etwas merkten, hatte er das Opfer schon gerettet. Durch die Berührung eines Franken befleckt, konnte die junge Frau nicht mehr geopfert werden. Wenige Monate nach dieser Begebenheit führte der junge Mann die von ihm Gerettete als seine Braut zum Altare; und nun wollen wir dem Leser mittheilen, was ihr Landsmann, Mirsa Ebn Talib Chan, der mehrere Jahre später England besuchte, von ihr urtheilt. Vor Allem muß der Leser wissen, daß Mirsa Ebn Talib ein Muselmann war und also gewiß nicht eben großen Beruf fühlte, ein Weib aus Hinduschem Stamme unverdienter Weise zu loben. Er schreibt: „Während meines Aufenthalts in London war ich so glücklich, mit einigen Hindustanischen, an Engländer verheiratheten Damen bekannt zu werden. Die Ausgezeichnetste unter ihnen war Mistreß D—l. Man sagt allgemein, sie sey eine vornehme junge Wittwe gewesen, die ihr jetziger Mann vom Scheiterhaufen befreite und, nachdem sie Christin geworden, heirathete. Sie ist sehr schön und liebenswürdig und mit Englands Sprache und Sitten so innig vertraut, daß es mich einige Mühe kostete, sie als meine Landsmännin zu erkennen. Sie stellte mir ihre Kinder vor, die 16 bis 18 Jahre alt sind und ganz wie junge Europäer sich ausnehmen."

Dieses Beispiel einer achtungswürdigen Indischen Frau, die unter 50 Millionen ihrer Landsmänninnen gleichsam aufs Gerathewohl aufgegriffen war, mag für unzählige andere Beispiele stehen, deren Authentizität wir verbürgen könnten.

Es sey fern von uns, die in Hindostan angesessenen Europäer eines lockeren und sittenlosen Lebenswandels zu beschuldigen; aber so viel wird Niemand leugnen können, daß ihre Begriffe von Sittlichkeit weniger streng sind, als man sie in Alt-England unter den mittleren Ständen antrifft; auch darf uns dies nicht Wunder nehmen, wenn wir ihre Stellung ins Auge fassen und den Einfluß des Klima's nicht zu gering anschlagen. Diese Untersuchung ist jedoch unserem Gegenstande fremd; wir wollen eigentlich darthun, daß, wenn die sittliche Schlaffheit, deren man Indiens Frauen so gern bezüchtigt, bei den niedrigen Kasten, mit welchen die Europäer Umgang gepflogen, wirklich anzutreffen ist, wenigstens ein Theil ihrer Verderbtheit von dem bösen Beispiel der Europäer sich herschreibt. Da nun moralische Revolutionen nicht die Geburten eines Tages oder einer kürzeren Periode sind, so muß die Verantwortung hauptsächlich auf früheren Generationen ruhen.

Schon die ältesten Europäischen Reisenden sprechen mit wahrer Empörung von den schamlosen Exzessen, welche Abendländer auf ihren Wanderungen im Osten begehen. Terry, welcher im Jahre 1615 nach Indien ging, war vielleicht der scharfsinnigste Reisende seiner Zeit; seine Beobachtungen sind anmuthig und unterhaltend, seine Raisonnements geistvoll und seine Folgerungen richtig, während seine Erzählung den Stempel der unbestechlichsten Treue trägt — ein um so rühmenswertheres Verdienst, als es bei den damaligen Reisenden sehr selten anzutreffen ist. Dieser Mann erzählt uns folgende Begebenheit, von der er auf seiner Reise nach Indien am Kap der guten Hoffnung Zeuge gewesen. „In der Bai fanden wir ein Holländisches Schiff, dessen Bestimmung nach Bantam lautete. Dasselbe brachte ein kleines nach Angola bestimmtes Portugiesisches Schiff mit, welches zehn Portugiesische Mädchen, die in der erwähnten Kolonie sich verheirathen sollten, am Bord hatte. Die Mädchen waren Alle recht hübsch und in seidene Stoffe gekleidet; aber die Galanterie der Holländer ging so weit, daß sie nicht bloß die ganze werthvolle Befrachtung des Schiffes, sondern auch allen Schmuck, den jene Mädchen am Leibe trugen, wegnahmen und sie dann in ihrem lecken, schlechtbemannten und fast aller Lebensmittel beraubten Schiffe der Willkür des Oceans preisgaben." Die brutale Rohheit dieses Betragens mußte in einem Zeitalter, wo der Geist der Chevalerie noch nicht untergegangen war, doppelt empörend seyn. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Deutsches Sprach-Element in Belgien. Wir haben bereits vor einiger Zeit der Bemühungen gedacht, die man sich jetzt in Belgien giebt, die alte Flamändische Sprache wieder zu Ehren zu bringen und ihr eine literarische Existenz nicht bloß in der Gegenwart, sondern auch zu einer Zeit zu vindiziren, wo die benachbarten Stämme und Völker noch wenig dafür gethan hatten, ihre Sprache auch in Schriftdenkmalen zu begründen und zu hinterlassen. Es wäre unrecht, wenn man in Deutschland jenen Bemühungen keine Aufmerksamkeit schenkte, denn sie haben ein uns sehr nahe liegendes Interesse: die Sprache, der sie gewidmet sind, deren Laute dort, wiewohl im Munde eines ganzen Volkes lebend, doch von der glatten Politur des Französischen täglich mehr verdrängt werden, ist Deutsch; Deutsch sind auch die Regeln und Abstammungen, auf welche diese Sprache zurückzuführen die jetzt unter den Auspizien des Königs Leopold gegründete Kommission bemüht ist. Ein Mitglied dieser Kommission, Herr J. F. Willems in Gent, hat bereits im Jahre 1837 eine Zeitschrift in Flamändischer Sprache gegründet, die es sich zur Aufgabe macht, dem Deutschen Element in Belgien sein altes Recht wieder zu verschaffen und es wenigstens gleichzustellen mit dem Französischen, dessen überwiegenden Einfluß der Wallonische Theil der Bevölkerung durchgesetzt hat. Jene Zeitschrift führt den Titel „Belgisches Museum für Niederdeutsche Sprache und Literatur, so wie für die Geschichte des Vaterlandes."*) Herr Willems geht darin so weit, nicht bloß die Identität des Flamändischen und des Holländischen als unbezweifelt hinzustellen, sondern auch zu behaupten, daß das Plattdeutsche, welches von Lüttich bis nach Köln am Rhein, so wie von den Ufern der Ems, an den Nord- und Ostsee-Küsten durch ganz Hannover und Mecklenburg, bis nach Pommern und Danzig hin gesprochen werde, kein anderes Idiom sey, als das „Nederduitsche". Jeder Flamänder würde sich in diesen Gegenden durch seine Muttersprache, wenn er sie nur nach einer gewissen feststehenden Orthographie ausspreche, verständlich machen. Der Brabanter und der Limburger, den man fragt, welche Sprache er versteht, antwortet auch immer ganz einfach: „Ich spreche Deutsch." Mit einem Hinblick auf den großen Landstrich, den das Niederdeutsche, im Gegensatze zu der seit Luther über ganz Deutschland verbreiteten Hochdeutschen Schriftsprache, einnimmt, meint nun Herr Willems, es sey zu hoffen, daß die sprachlichen Bemühungen der Flamänder auch außerhalb ihres kleinen Ländchens Anklang und Unterstützung finden würden. Vor allen Dingen aber sey es nothwendig, sich über die Orthographie zu einigen, die zuerst ein gewisser des Roches verdarb, der unter der Regierung Maria Theresiens die Schreibung des Antwerpener Dialekts in Belgische Schulen einführte. Diesem sey entgegen zu arbeiten, indem man sich wieder der Schreibung der in den Jahren 1653, 1696 und 1777 in Antwerpen gedruckten Flamändischen Bibeln bediene. Zwar werde darauf eingewandt, man nähere sich dadurch allzu sehr dem Holländischen; „aber warum sollen wir eine solche Annäherung vermeiden?" fragt Herr Willems. „Haben doch die Holländer selbst erst aus den Regeln geschöpft, die früher von Belgischen Sprach- und Schriftkundigen aufgestellt worden. Auch denke ich, ist es kein Verbrechen, dahin zu arbeiten, daß sich die Flamändische Literatur mit der unserer nordischen Nachbarn aussöhne; denn sonst hätten auch die Wallonen ein solches begangen, als sie die Sprache des Französischen Volkes in Belgien adoptirten."

*) Belgisch Museum voor de Nederduitsche Tael en Letterkunde, en de Geschiedenis des Vaderlands. Gent, 1837—39.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 123. Berlin, Montag den 14. Oktober 1839.

Nord-Amerika.

Eine Fahrt von Havre nach New-York.

(Aus den Briefen eines jungen Deutschen.)

New-York, 22. Juli 1839.

Seit vierzehn Tagen befinde ich mich in dem großen Emporium der nördlichen Hälfte der Neuen Welt, in der eigentlichen Hauptstadt der Vereinigten Staaten; denn wer denkt in Europa nicht zuerst an New-York, wenn von Nord-Amerika die Rede ist? Hierher strömt fast Alles zusammen, was von Europa kömmt, und was die Union dorthin sendet. Hier münden die größten Communicationslinien des inneren Landes. Der Fremde, der hier landet, empfängt sogleich den großartigsten Eindruck von der Macht und dem Reichthum dieses jugendlichen Staatenbundes. Und will er so recht mitten hinein kommen, so muß er seine Wohnung in Broadway nehmen, auf dem Breiten Wege, der belebtesten und wahrhaft majestätischen Straße von New-York. Hier logire ich jetzt, in einem Französischen Hotel, und betrachte dies rasche, hastige Treiben als müßiger Zuschauer. Gewiß haben diejenigen, welche mich in Gedanken auf meiner Reise begleiten, schon ausgerechnet, daß ich spätestens Mitte Juli in Charleston, dem Orte meiner Bestimmung, angelangt seyn müsse; unvorhergesehene Umstände aber halten mich wider meinen Willen noch hier zurück, und so kann ich denn einstweilen nichts Besseres thun, als meinen Freunden in der Heimath eine Schilderung von meiner Reise machen, auf der ich ein Ereigniß erlebte, welches gewiß zu den seltensten gehört, die auf einer Seefahrt vorkommen. Ich glaube aber fast, daß die drückende Hitze, die hier schon seit meiner Ankunft herrscht, — zwischen 23 und 26 Grad Reaumur abwechselnd, — mir nicht gestatten wird, meine Erzählung in Einem Zuge zu beendigen. Bei einer Reisebeschreibung kann ohnehin eine etwas desultorische Form immer erlaubt werden, und so will ich denn die einzelnen Bilder in bunter Abwechselung wiedergeben, wie sie vor mir aufsteigen und wie mir eine günstige Stunde kömmt.

Mein Brief von Havre ist, glaube ich, noch später von da abgegangen, als ich selbst, der ich bis zum 1. Juni dort verweilte. Ich hatte einen Platz in der ersten Kajüte des Paketschiffs „die Herzogin von Orleans" genommen, welches an diesem Tage zwischen 12 und 1 Uhr Mittags die Anker lichtete. Auf der Jetée, einer Promenade, die eine Strecke ins Meer hineingeht, winkte mir der letzte Bekannte den Abschied zu, und bald sah ich Europa's Küsten immer mehr und mehr sich verlieren. Die Trennung von Europa stimmte mich nicht traurig, vielmehr machte der Gedanke einen erhabenen Eindruck auf mich, einen ganzen Welttheil hinter mir zu lassen, einen Welttheil, auf welchem Millionen von Menschen leben und sterben, ohne dessen Gränzen gesehen zu haben. Welttheil! Erst jetzt habe ich den Begriff dieses Wortes recht gefaßt; diese gewaltige Ländermasse ist für mich jetzt nur ein Theil der Welt, während Manchem die Landschaft, ja die Stadt selbst, in welcher er geboren, schon die ganze Welt zu seyn scheint.

Die Passage ist theuer genug; sie kostet volle 200 Thaler Preußisch Courant; indeß lebt man dafür auch so angenehm und bequem, wie man es auf einem Schiffe wohl nicht erwartet. Auf den Englischen Dampfböten beträgt der Preis noch mindestens 50 Thaler mehr, wofür man freilich den Vortheil hat, nur halb so lange unterweges zu seyn. Kaum hatten die Matrosen unter ganz eigenthümlichen Gesängen die Segel aufgespannt, und kaum war die Küste vor unseren Augen verschwunden, ich hatte noch nicht Zeit gehabt, die Einrichtungen des Schiffs mir anzusehen, — so befand ich mich schon in einem Zustande, der mich fast Alles vergessen ließ, — es war die Seekrankheit! Auf einen unbetheiligten Beschauer müßte der Anblick eines solchen Schiffes einen gar wunderlichen Eindruck machen: wenn er sähe, wie von beiden Seiten des Fahrzeuges so zwanzig bis dreißig Menschen die Köpfe über Bord halten und mit bleichen Gesichtern wieder von sich geben, was sie eben noch mit großem Appetit gegessen. Da ich Erleichterung hoffte, wenn ich mich zu Bett legte, so stieg ich hinunter in mein Zimmer (cabane), wo ich meinen Stubengenossen, einen jungen Französischen Kaufmann, schon auf seinem Lager vorfand.

20. Juli.

Ehe ich weiter erzähle, wie es mir in meiner Seekrankheit erging, will ich vorher mein Zimmer beschreiben. Die Kajüte nimmt auf dem Paketboot die halbe Länge des Fahrzeuges ein; unser Schiff aber ist ein Dreimaster von wenigstens 150 Fuß Länge. Am Ende der Kajüte, die hinten vom Steuerruder anfängt, also in der Mitte des Schiffs, ist noch eine besondere Abtheilung gemacht, von der Größe eines kleinen zweifenstrigen Zimmers und sehr elegant eingerichtet, mitten ein Tisch und an den Seiten Sopha's. Man nennt diese Abtheilung chambre des dames, weil für den Fall, daß viel Damen mitreisen, dieselben sich hier aufhalten. In dem anderen, größeren Theile der Kajüte befindet sich, der ganzen Länge nach, eine Tafel, an welcher gespeist wird. An den beiden Seiten dieser Kajüte sind nun die besonderen Zimmer oder Schlafgemächer der Passagiere, jedes von dem anderen durch eine Wand getrennt und mit einer Thür nach der Kajüte versehen. Wer zum erstenmal in die Kajüte eines solchen Paketboots tritt, muß über die Pracht und Eleganz erstaunen. Der Fußboden ist durchgehends mit Teppichen belegt, und die ganzen Wände, welche durch die Eingänge in die besonderen Gemächer gebildet werden, sind mit verschiedenen der feinsten Hölzer ausgelegt, wie sie Amerika nur liefern kann. Jedes kleine Zimmer hat ein Fenster mit Jalousieen; die Thürklinken sind von Glas mit einer silbernen Platte, auf welcher die Nummer des Zimmers angebracht ist.

Jetzt die Beschreibung der kleinen Zimmer: ein solches hat freilich nur etwa 5 Fuß im Quadrat, ist aber sehr bequem eingerichtet und mindestens 8 Fuß hoch. Alles ist hier niet- und nagelfest, wie im ganzen Schiffe, weil sonst beim Schwanken des letzteren die Gegenstände hin und her rutschen würden. Der Fußboden hat ebenfalls einen Teppich; die Wände sind mit weißer Oelfarbe angestrichen, und das Licht fällt von oben herein, wo man zwei kleine längliche Spalten mit dickem geschliffenen Glase ausgelegt hat. Das Zimmer ist nichtsdestoweniger ganz hell. Es hat einen Tisch mit zwei Schubkasten, in welchen sich das Waschbecken und dergleichen befindet. Ueber dem Tisch ist ein Spiegel. An der Wand des Schiffes sind die beiden Betten, zwei Kasten, einer über dem anderen befestigt. In diesen kastenähnlichen Betten liegen zwei Matrazen, einige Decken und ein Kopfkissen, Alles sehr gut und stets höchst reinlich; auch haben beide Betten kleine Gardinen, und die feinen Hölzer fehlen hier ebenfalls nicht. Ich war der Einzige, der mit Jemand zusammen logiren mußte, weil die übrigen Zimmer schon alle besetzt waren. Sind viel Passagiere, so werden immer zwei in ein Zimmer logirt. Mein Kamerad hatte das untere Bett in Beschlag genommen, und ich mußte daher in das obere klettern, was bei dem Schwanken des Schiffs einige Virtuosität erforderte.

Glücklich in mein Bett gelangt, hatte ich Muße, meinen unglücklichen Katzenjammer abzuwarten, denn weiter ist die Seekrankheit nichts, und zwar noch dazu ohne Kopfschmerz. Ein Musensohn aber hat eine zu vielseitige Bildung erlitten, als daß ihm dies etwas Neues seyn sollte, und die Ohren zartfühlender Leser will ich hier nicht weiter mit einer näheren Schilderung dieses Leidens belästigen. Zur Bedienung hatten wir Schwarze oder vielmehr gens de couleur, Farbige, gewöhnlicher Mulatten genannt. Es war Mittagszeit, man brachte uns Suppe, bald aber remittirten wir dieselbe. Nach einigen Stunden hatten wir Ruhe, und den anderen Tag, einen Sonntag, war uns ganz wohl. Ich aß mit Appetit, dachte dabei viel an Deutschland und hätte lieber eine Landpartie gemacht, als hier so abgeschieden auf dem Schiffe zu liegen. Tages darauf, als wir den Thee eingenommen hatten — hier wird Morgens und Abends Thee getrunken — und uns ganz behaglich fühlten, glaubten wir die Seekrankheit überstanden zu haben und erhoben uns von unserem Lager. Aber die folgende Stunde fand uns schon wieder im Bett und in dem alten Zustande. Die Schwarzen, wenn wir sie fragten, wie lange denn die Geschichte daure, antworteten uns immer, übermorgen sey Alles vorbei; dies sagten sie jeden neuen Tag, und jeden Uebermorgen sahen wir uns getäuscht. Von uns 13 Passagieren der Kajüte waren indeß nur drei lange Zeit seekrank, und von diesen dreien war ich noch der gesundeste. Ich hatte mir herauskalkulirt, daß man, um die Seekrankheit zu vermeiden, im Bett bleiben müsse, und legte mich daher, wenn ich einmal aufgestanden war und mich unbehaglich fühlte, sogleich nieder

Mein Stubengenosse, der länger ausblieb, war dafür nachher seekrank, während ich mit frohem Muthe mein Morgen- und Abendbrod genoß. So hatte ich Tage, wo mir ganz wohl war und wo ich die Seekrankheit überwunden zu haben glaubte. Dies kam aber mehr daher, weil wir wenig Wind hatten; an Tagen, wo der Wind heftig bites und das Schiff stark schaukelte, ging das Lied wieder von vorn an. So blieb es bis zum zwölften Tage, und ich hatte nach gerade darauf verzichtet, am Bord gesund zu seyn: da heißt es, heute sey sehr schönes Wetter; ich kleide mich an und bleibe auf, ohne die geringste Anwandlung zu verspüren. Zum erstenmal nahm ich an diesem Tage das Diner an der Tafel ein. Indeß wurde ich nochmals krank und hütete wieder aus Furcht mehrere Tage das Bett, indem ich es vorzog, auf meinem Lager zu bleiben und gesund zu seyn, als außer dem Bett mich unbehaglich zu fühlen. So war ich in den Zustand gerathen, in welchem sich Menschen befinden, von denen man sagt, sie seyen Jahr aus Jahr ein krank. Doch kann ich jetzt aus eigener Erfahrung bestätigen, daß dies bei der Seekrankheit wohl meist die eigene Schuld des Kranken ist; denn Leute, die dabei so viel als möglich auf dem Verdeck bleiben und sich nicht legen, sind gewöhnlich in einigen Tagen von dem Uebel befreit, während ich aus Bequemlichkeit lieber im Bett lag und daher, wenn ich aufstand, des Aufbleibens ungewohnt, mich krank fühlte. Am siebzehnten Tage war ich den ganzen Tag auf und so auch die folgenden; obgleich mir auch da anfangs nicht ganz wohl zu Muthe war, fühlte ich mich doch von Tag zu Tage besser, und der Seekrankheit folgte eine vollkommene Gesundheit mit einem wahren Löwenappetit, welchen ich, aus langer Weile und durch eine sehr gut besetzte Tafel aufgemuntert, auch ohne Zurückhaltung in vollem Maße befriedigte.

Da ich nun gerade auf das Kapitel vom Essen gekommen bin, so wäre es wohl an der Zeit, die Art zu schildern, auf welche wir am Bord genährt worden sind; ich will dies aber noch ein wenig versparen und gelegentlich beibringen, da es doch alle Tage so ziemlich dasselbe war. Dagegen mag hier die Erzählung eines Ereignisses folgen, welches wir nur einmal auf der Reise erlebten und das beinahe dasselbe geworden wäre, was man nur einmal im Leben erfährt, und zwar am Ende der Lebensreise: der Tod. Diesmal war es aber nicht der Tod selber, sondern nur seine gute Freundin: die Lebensgefahr. Doch ich eile lieber ohne viele Andeutungen in medias res.

Am 17. Juni also hatte ich die Seekrankheit glücklich überstanden und fing an, mich wie alle andere Passagiere zu verhalten. Am 19ten, Morgens nach 8 Uhr, — man hatte zum Aufstehen geklingelt, denn um 9 Uhr wurde das Frühstück eingenommen, — also zwischen 8 und 9 Uhr, lag ich noch im Bett und wendete mich, wie man zu sagen pflegt, zum letztenmale um, halb wachend, halb träumend, als plötzlich ein heftiger Krach geschah, auf welchen bald neue Stöße folgten, so daß ich, etwas unsanft im Bett gerüttelt, zur völligen Besinnung kam. Die Stöße, von Krachen begleitet, währten fort, und über uns auf dem Verdeck entstand ein Lärmen und Geschrei, als stécken Alle am Spieße; man hörte hin und her laufen und schreien, dazwischen Kommandoworte, das Rollen der Lettern mit Rädern und anderes Getöse. Alles deutete auf etwas Außergewöhnliches; ich hörte, wie Einer nach dem Anderen aus der Kajüte die Treppe hinauflief aufs Verdeck, und noch zweifelnd, ob man nur die Segel anders richte oder dergleichen, kam mir doch nach gerade der Gedanke an eine Gefahr: wie, wenn das Schiff auf eine Klippe gerannt wäre! Da ich jedoch wußte, daß wir auf offenem Meere waren, so wollte ich mich schon wieder beruhigen und auf den Lärm nicht achten. Jetzt steigt aber ein Passagier, ein Franzose, der mit seiner Frau und Tochter die Reise machte, die Treppe herunter, und indem seine Gattin ihn ängstlich fragt, was denn sey, höre ich ihn hastig sagen: O mon dieu, nous sommes perdus. le navire sombre! Daß wir verloren seyn sollten, hatte ich ihn verstanden, aber der Grund blieb mir unklar, denn ich wußte damals noch nicht, was sombrer hieß. Ich richtete mich auf, um von meinem Stubenkameraden Aufschluß zu erhalten, der mir indeß nur durch seine Geberden wurde, denn er sprang aus dem Bett, fuhr in die Kleider und sprach ganz unzusammenhängend, nur darauf bedacht, so bald als möglich die Kajüte zu verlassen. Der Lärm und das Krachen währten immer fort. Jetzt machte auch ich mich aus dem Bett, und im Nu war ich angekleidet. Während ich rasch vor dem Spiegel meine Kravatte umlegte, um nicht unordentlich auf dem Verdeck zu erscheinen, dachte ich ganz ernstlich an den Tod und warf mir die Frage auf: Sollst du wirklich jetzt sterben? Es ist ein ganz eigen Ding, der Tod, und noch dazu so plötzlich, aber ich kann doch sagen, daß ich bei weitem nicht das Gefühl hatte, wie man es gewöhnlich schildert; ich war auf Alles gefaßt, verlor aber die Hoffnung noch nicht, und in dem Moment, wo ich aufs Verdeck stieg, um zu sehen, ob ich verloren sey oder nicht, dachte ich mehr an meine Verwandten und Freunde, als an mich selbst.

(Fortsetzung folgt.)

Ostindien.

Die Frauen der Hindus.

(Schluß.)

Gleich bei seiner Ankunft in Indien findet derselbe Reisende Veranlassung genug, die sträfliche Aufführung der Europäer, im Kontraste mit dem sittlichen Betragen der Eingebornen, zu rügen. Die Wärme und Offenheit, womit er dies thut, lassen uns an der Wahrheit seiner Berichte keinen Zweifel. Er schreibt: „Es muß jeden fühlenden Menschen bitter kränken, daß viele Naturkinder und ungläubige Heiden mehr Treue und Wahrhaftigkeit, mehr Rechtlichkeit und Ehrbarkeit, mehr Menschenliebe und Barmherzigkeit besitzen, als eine Menge von Damen, die sich zur Lehre Jesu bekennen.“

In der Periode von 1660 bis 1700 haben verschiedene Reisebeschreiber des abscheulichen Lebenswandels gedacht, den die Europäer in Ostindien zu führen pflegten; besonders reich an betrübenden Beispielen dieser Art sind: Souza's Geschichte der Portugiesen in Indien — die Reisen der Jesuiten, des Herbert, Bernier und Tavernier — und Hamilton's Neue Beschreibung von Ostindien. Der letztgenannte Autor erzählt uns unter Anderem eine Begebenheit, die jeden Menschenfreund mit Grauen erfüllen muß. Senhor Thoma Pereyra, ein Portugiesischer Abenteurer, erwarb sich durch seine Schlauheit und Gefügigkeit die Gunst des Königs von Pegu in solchem Grade, daß dieser ihn zu seinem ersten Feldherrn machte. Er hatte seine Pracht-Elephanten und eine eigene Leibgarde, die ebenfalls aus Portugiesen bestand. Als dieser glückliche Emporkömmling eines Tages auf einem großen Elephanten in Gala von Hofe kam und seinem eigenen Palaste zuritt, hörte er im Hause eines Bürgers Musik. Die Tochter dieses Bürgers, ein sehr schönes Mädchen, war selbigen Morgen einem Jüngling aus der Nachbarschaft angetraut worden. Der General verweilte vor dem Hause und ließ den Aeltern sagen, sie möchten ihm die Braut vorstellen. Beide Aeltern fühlten sich sehr geehrt und beeiferten sich, seinem Wunsche nachzukommen; kaum aber hatte das Mädchen die Schwelle ihrer Wohnung überschritten, als Pereyra, von wilder Lust entbrannt, sie ergreifen und nach seinem Hause schleppen ließ. Der unglückliche Bräutigam nahm sich aus Verzweiflung das Leben; die trostlosen Aeltern aber zerrissen ihre Kleider und liefen heulend und wehklagend durch die Straßen bis zum Palaste des Königs und flehten ihre Götter und Mitbürger an, den Bösewicht zu bestrafen. Ganze Haufen Volkes versammelten sich und erhoben ein Zetergeschrei, das bis zu den Ohren des Königs drang. Dieser schickte sogleich einen Boten, um die Ursache des Tumultes zu erfahren, und forderte, sobald er von dem Vorfall unterrichtet war, den General zur Rechenschaft. Pereyra, der die Frucht seiner Frevelthat ungestört genießen wollte, entschuldigte sich mit Unpäßlichkeit. Der König gerieth über diese Ausflucht in Wuth; er befahl sämmtlichen Bürgern, die Waffen zu ergreifen und jeden Portugiesen ohne Gnade niederzustoßen, und sein Befehl wurde so schleunig vollstreckt, daß in wenigen Stunden fast kein Portugiese mehr am Leben war. Der ruchlose Pereyra wurde lebendig ergriffen und, an die Hinterfüße eines Elephanten gefesselt, durch die Straßen geschleift, bis kein Fleisch mehr an seinen Knochen war. Drei Mann von seiner Leibwache, die sich zufällig in den Vorstädten am Flusse befanden, entkamen bei nächtlicher Weile in einem kleinen Boote. Sie schifften die westliche Küste entlang, bis sie Malakka erreichten.

Auch Tennant, der im vorigen Jahrhundert nach Indien reiste, war Zeuge von der sträflichen und schamlosen Aufführung der Europäer im Osten. Er sagt: „Ueberall fand ich in ihren Sitten eine Mischung von Habsucht, Grausamkeit und ungezügelter Sinnenlust. Die Meisten hatten sieben bis acht Konkubinen, die sie mit tyrannischer Strenge zur Arbeit anhielten, um den Ertrag dieser Arbeit zu verprassen.“ Der Abbé Dubois urtheilt im Ganzen, wie Terry und Tennant; aber sein Raisonnement ist nicht frei von Vorurtheilen, sein politischer Eifer verleitet ihn zu mancher Ungerechtigkeit, und wir möchten ihn daher nicht gern zu unserem Verbündeten machen. Nur Eine Stelle seines Buches erlauben wir uns hier anzuführen, weil wir im Voraus überzeugt sind, daß ihre Wahrheit jedem unparteiischen Leser einleuchten wird. „Wenn Du einem verständigen Hindu von unserer höheren Moralität und Civilisation Etwas vorsagst, so mache Dich darauf gefaßt, daß er Dir folgende Fragen stellen wird: „Ihr rühmt Euch Eurer moralischen Ueberlegenheit; wie soll ich aber damit in Einklang bringen, daß in Euren Hauptstädten Paris und London, wie Ihr selbst in Euren Zeitschriften freimüthig eingesteht, gegen 40,000 öffentliche Buhldirnen leben? Erkundige Dich einmal in Kalkutta, Madras und Bombay, ob die moralische Entartung unter der dicht gedrängten Bevölkerung dieser großen Städte auch nur in gleichem Maße um sich gegriffen hat — und dann lasse uns weiter von der Sache reden.“

So viel liegt klar am Tage, daß der sittliche Werth des weiblichen Geschlechts in Ostindien da, wo Europäer sich niedergelassen haben, am tiefsten gesunken ist; und mit Recht können sie ausrufen: Vae nobis miseris, ad quos Paganorum vitia transierunt!

(Asiatic Journal.)

Türkei.

Die Raja's in der Türkei.

Vierter Artikel.

Die Griechen.

Zwischen den Muselmännern und den Armenischen oder jüdischen Raja's haben wir hinsichtlich der Religion und der Sitten manche Berührungspunkte wahrgenommen; zwischen den Muselmännern und Griechen werden sich dagegen nur Verschiedenheiten aufzeigen lassen. Die Griechen, die durch ihre Erinne-

rungen mit dem alten Hellas, durch ihre Sympathieen mit dem Abendlande verknüpft sind, haben von den Hellenischen Republiken die Poesie und die Beweglichkeit, vom Ost-Römischen Kaiserthum die Schlauheit und den Aberglauben, von Europa das Streben nach Fortschritt überkommen. Sie haben traurige Zeiten durchlebt and der Barbarei, die sie von allen Seiten umgab, widerstanden; sie haben ihre Nationalität inmitten einer mächtigen Nation bewahrt und können jetzt vielleicht Europa bei der Reorganisation des Osmanischen Reichs behülflich seyn. Die Griechen verdanken ihre Vorrechte theils der muselmännischen Duldsamkeit, theils ihrem eigenen Verstande. Die Erhaltung ihrer Nationalität ist die Frucht der unbeugsamen Strenge ihrer religiösen Einrichtungen und des patriotischen Sinnes ihrer Geistlichkeit. Diese hat sich freilich dem nachtheiligen Einfluß einer mehrhundertjährigen Knechtschaft nicht entziehen können und viele Laster angenommen, aber ihre Schattenseiten treten in den Hintergrund, wenn man bedenkt, daß sie vier Jahrhunderte hindurch ihren unglücklichen Landsleuten Worte des Trostes gespendet und einen rühmlichen Antheil an der Befreiung des Vaterlandes genommen hat. Man hat vielleicht die Unbeugsamkeit verdammen können, welche einen abtrünnigen Griechen zurückwies, wenn er wieder reuig an die Thüren der Kirchen klopfte und wieder in die Gemeinschaft der Christen aufgenommen zu werden wünschte, aber ohne diese Strenge würde es jetzt keine Griechen mehr in der Türkei geben.

Als die Türken triumphirend in Konstantinopel einzogen und ihre Macht über alle Länder ausbreiteten, welche der Griechischen Kirche unterworfen waren, ehrten sie die Religion der Besiegten und ließen diesen fast alle Kirchen. Nicht nur gestatteten sie denselben die freie Ausübung ihrer Religion, nicht nur überließen sie den aus der Mitte der Griechen gewählten städtischen Behörden die Anordnung der inneren Angelegenheiten, sondern sie übertrugen auch den Griechen aus den vornehmeren Familien wichtige Stellen in der Diplomatie und in der Verwaltung. Die Griechen waren allerdings geschickter zur Führung der Geschäfte als ihre Herren. Da sie von Jugend auf in die Geheimnisse der Diplomatie eingeweiht wurden, da sie ferner in den alten und neuen Sprachen bewandert waren, so mußte ihre Stimme bei den Berathungen ein großes Gewicht haben, und die Türken, welche besser mit dem Schwerte als mit der Feder umzugehen wußten, überließen gern den edlen Fanarioten die Leitung der Verwaltung und der Beziehungen zu den fremden Mächten. Die vornehmen Fanariotischen Familien übten von jeher dadurch einen großen Einfluß, daß aus ihnen die ersten Dolmetscher und die Gesandtschafts-Secretaire gewählt wurden. Der aristokratische Sinn war unter den Griechen tief eingewurzelt, und erst seit 1821 hat die Masse der Nation wieder Bedeutung erhalten. Früher waren die Reichen allein gebildet, und das Volk schmachtete in der tiefsten Unwissenheit. Selbst die städtischen Behörden waren nur ein Werkzeug der Unterdrückung, weil die mächtigen Familien es durchzusetzen wußten, daß die Archonten nur aus ihnen gewählt wurden. Vermöge des Schutzes, den ihnen die Türkische Regierung verlieh, drückten sie dann das Volk auf die unerhörteste Weise. Als Beispiel kann der frühere Zustand von Chios dienen. Diese Insel war eine Apanage der Mutter des Sultans und erfreute sich in Folge dessen vieler Begünstigungen. Die Insel gewährte keinen großen Ertrag, aber die Einwohner waren sehr reich; die ältesten Söhne der Familien ließen sich gewöhnlich in den bedeutendsten Städten des Osmanischen Reichs nieder und errichteten daselbst Comptoire; nach Jahren überließen sie dann diese ihren jüngeren Brüdern und kehrten, mit Reichthümern beladen, in ihr Vaterland zurück, wo sie sich verheiratheten. Es gab auf der Insel vier oder fünf Familien, welche, vermöge ihres alten Ursprungs, die hohe Aristokratie bildeten; diese gingen nur Ehen unter einander ein und blickten auf alle Andere mit Geringschätzung nieder. Die Griechen von Chios unterhielten in Konstantinopel und in den anderen Städten des Reichs Deputirte, welche beauftragt waren, das Betragen der jungen daselbst wohnenden Chioten zu überwachen. Regte sich in diesen ein Freiheitsgedanke, so brachen ihre Landsleute augenblicklich alle Verbindung mit ihnen ab. Wollte ein junger Chiote eine Frau heirathen, die nicht von der Insel gebürtig war, so ließen ihn die Deputirten festnehmen und schickten ihn gefesselt nach Chios. Nach der Griechischen Revolution verlor die Oligarchie ihre Macht.

Die Griechen sind sehr bildungsfähig und zeigen in Allem, was sie unternehmen, eine bewunderungswürdige Thätigkeit. Da sie mäßig, geschickt und unternehmend sind, so haben sie Glück im Handel. Der Vorwurf der Unredlichkeit, den man ihnen macht, ist nicht unbegründet. Die Griechen verdanken ihre Reichthümer nicht nur dem Handel, sondern auch dem Ackerbau und den Seefahrten. Die Griechischen Matrosen sind äußerst mäßig, und da die ganze Mannschaft, vom Capitain bis zum Schiffsjungen herab, einen verhältnißmäßigen Antheil am Gewinne hat, so entfalten alle einen außerordentlichen Eifer und eine große Thätigkeit. Indeß kömmt die Blüthe der Griechischen Marine der Türkei wenig zu Gute, denn — wunderbar genug — die Schiffe unter Türkischer Flagge haben in den Türkischen Häfen mehr als alle andere zu zahlen, und die Griechen schiffen daher gewöhnlich unter fremder Flagge. Auch der Ackerbau ist für die Griechen eine große Quelle des Reichthums, um so mehr, als sie fast alle Grundbesitzer sind. Seit einiger Zeit sind sie zwar vielen Plackereien ausgesetzt, und die Habsucht der Statthalter verschlingt einen bedeutenden Theil der Einkünfte, aber dennoch hat der Griechische Bauer ein sehr glückliches Loos. Alle Bauern haben eine bequeme Wohnung, ein gutes Bett, Wein, Gemüse und oft auch Fleisch.

Es ist schon angemerkt worden, daß der oligarchische Geist seit der Griechischen Revolution sehr herabgestimmt worden ist. Zwei Ursachen haben vorzüglich diese Umwandlung bewirkt. Zuerst das Herabkommen der vornehmen Familien, welche vorzugsweise unter der Verfolgung der Türken zu leiden hatten, und dann die Verbreitung des Unterrichts durch die Eröffnung vieler neuen Schulen in den Städten und auf den Dörfern.

Alljährlich versammeln sich die Griechen zu Ostern in den Kirchen der Städte und Dörfer, um die Abgeordneten zu wählen, welche sie bei den Türkischen Behörden repräsentiren und die Kirchengüter und die Hospizien verwalten. Nimmt man etwa die Wahlen zu Konstantinopel aus, so zeigen die Griechen sonst hierbei einen großen Unabhängigkeitssinn. In diesen Versammlungen kann man die ganze unruhige Beweglichkeit des National-Charakters kennen lernen. Ich wohnte einer Sitzung bei, wo einer der austretenden Abgeordneten wegen seiner zu großen Unterwürfigkeit gegen die Türkische Regierung getadelt werden sollte. Als ich diese Menschen ihre Beschwerden mit so vieler Energie, mit so vieler Beredsamkeit auseinandersetzen hörte, da wurde es mir klar, wie dieser bevorrechtete Volksstamm so viele Revolutionen hatte durchmachen, so viel Elend ertragen können, ohne unterzugehen.

Der lebhafte und poetische Charakter der Griechen tritt auch bei ihren Festen und religiösen Feierlichkeiten hervor. Ihre Gesänge und Tänze haben einen ganz nationalen Ausdruck. Ihre Heiterkeit durchbricht alle Fesseln. Man sollte kaum glauben, daß dieses Volk einer fremden Tyrannei unterworfen ist, wenn man fröhliche Gruppen auf den Straßen Wein- und Liebeslieder singen hört. Jedes Dorf steht unter dem Schutze eines Heiligen, und wenn dessen Fest gefeiert wird, so strömen Tausende von Griechen aus allen Gegenden herbei. Man betet, man singt, man tanzt, und die Türkische Behörde mischt sich nur in so weit ein, als es zur Aufrechthaltung der Ordnung erforderlich ist.

Eines der schönsten Schauspiele, welches ich je gesehen habe, wurde in der Metropolitan-Kirche des heiligen Photinius zu Smyrna in der Nacht vor Ostern veranstaltet. Mehr als 5000 Gläubige jedes Geschlechts und jedes Alters drängten sich vor den Thüren der Kirche und füllten den glänzend erleuchteten Hof. Drei Stunden nach Mitternacht trat die Geistlichkeit, mit ihrem glänzendsten Schmucke angethan und unter Anstimmung des Tedeums, aus den Thüren der Kirche. Tiefes Schweigen wurde von der Menge beobachtet, und alle Augen richteten sich nach der Tribune, auf welcher der Erzbischof, umgeben von der Geistlichkeit, stand. Plötzlich sprach der Bischof mit lauter Stimme die Worte: „Christos anesti" (Christus ist auferstanden). Hierauf zündeten alle Anwesenden Kerzen an, schwenkten sie in der Luft und widerholten begeistert die Worte: „Christos anesti". Die Ceremonie dauerte noch eine Viertelstunde, worauf sich die Menge in die Straßen ergoß, nicht mehr traurig und schweigend, wie sie gekommen war, sondern fröhlich und freudig; die Freunde stürzten sich in die Arme; Einer rief: „Christos anesti", und der Andere antwortete: „alitina anesti" (er ist in Wahrheit auferstanden).

Die Grichischen Frauen sind sehr fleißige Kirchengängerinnen. Sie dürfen nur die vergitterten Galerieen besuchen, wo sie nicht gesehen werden können. Daraus darf man indeß nicht schließen, daß die Griechischen Frauen sich dem Anblick der Männer entziehen, sondern sie erfreuen sich derselben Freiheit wie die Europäischen Frauen und bilden durch ihre Anmuth und sprudelnde Heiterkeit die Zierde der Gesellschaften. Vor der Revolution wurden allein die reichen Mädchen unterrichtet; die Fanariotinnen machten sich mit der alten Griechischen Sprache und Literatur bekannt; in den anderen Städten lernten die Frauen nur Neugriechisch lesen und schreiben. Aber seit einigen Jahren lernen sie auch das Französische, und durch die Bemühungen protestantischer Missionäre sind in den Städten und Dörfern viele Schulen errichtet worden, in welchen die Elemente einer guten Erziehung gelehrt werden. Der Fanatismus und die Unduldsamkeit haben die Griechische Geistlichkeit verleitet, diese Schulen zu verbieten, aber der Anstoß ist gegeben, und die Gemeinden haben schon angefangen, öffentliche Schulen zu gründen, bei welchen die von den Protestanten eingerichteten als Muster gedient haben. Es ist zu hoffen, daß die Griechischen Frauen, je mehr sie der Wohlthaten der Bildung theilhaftig werden, auch desto mehr ihren Männern die Achtung einzuflößen wissen werden, welche diese ihnen in der Regel jetzt nicht bezeigen; mit der Zeit werden sie gewiß eine würdigere Stellung in der Familie einnehmen. Ungeachtet ihnen viele Freiheit gelassen ist, würde man dennoch sehr irren, wenn man glaubte, daß sie mit den Männern auf gleichem Fuße ständen. Der Beweis vom Gegentheile liegt darin, daß ihre Männer sie unter dem geringfügigsten Vorwande verstoßen können, z. B. wenn sie einen übelriechenden Athem haben.

Die Poesie, welche die Feste der Griechen verschönert, tritt auch in den religiösen Ceremonien hervor. Die Hochzeit wird nicht in der Kirche, sondern im Hause der Braut gefeiert. Dort wird ein Altar errichtet, auf welchem Kerzen, Bilder, Weihrauch stehen. Die Braut ist sehr geschmackvoll gekleidet; sie trägt Blumen in ihrem Gürtel, und ihr Haar ist mit einer Menge von Goldschnüren umwunden, welche auf ihre Brust niederfallen; während der ganzen Ceremonie stehen ihr zwei Freundinnen zur Seite, dem Gatten ein Freund. Nach den üblichen Gebeten spricht der Hauptpriester der Gemeinde die Trauungsformel, worauf die Brautleute die Ringe wechseln. Die Pathen bekränzen dann ihr Haupt mit zwei Blumengewinden, welche nach einiger

Zeit von den Neuverehelichten ausgetauscht werden, zum Zeichen, daß das Leben der beiden Gatten von nun an in einander aufgeht. Sodann werden Kerzen angezündet, Weihrauch verbrannt, und die Priester stimmen eine Hymne an, wobei sie dreimal den Altar umschreiten. Ferner werfen die Anwesenden Zuckerwerk zu den Füßen der Gatten, es werden Erfrischungen herumgereicht, und die Neuvermählte theilt unter die Jünglinge und Jungfrauen Goldschnüre aus.

Die Griechen taufen ihre Kinder wenige Tage nach der Geburt; stürben sie vorher, so, glauben sie, würden ihnen die Thore des Paradieses verschlossen. Bei der Taufe wird das Kind ins Wasser getaucht; nachher wird es mit geweihtem Oel auf der Stirn, dem Munde, den Augen, den Ohren, der Nase, den Händen und den Füßen gesalbt.

Die Religion, welche das Kind mit so vieler Feierlichkeit in ihren Schoß aufnimmt, entfaltet eine nicht geringere Pracht, wenn sie den Menschen am Rande des Grabes empfängt. Mit Blumen geschmückt, ruht der Todte in einer offenen Bahre; er ist mit seinen besten Kleidern angethan und sein Gesicht nicht verhüllt. Die Bahre wird von den Freunden des Verstorbenen getragen; eine Menge Priester ziehen vorauf und singen Hymnen. Der Sarg wird zuerst nach der Kirche gebracht und dort eine Messe gelesen; hierauf umringen ihn die Verwandten und Freunde, küssen die Stirn des Verstorbenen und tragen ihn nach dem Grabe. Die Todtenmesse ist sehr schön; sie mag deshalb mitgetheilt werden:

„Kommet, Brüder, kommet, Brüder, und laßt uns dem Todten einen letzten Kuß geben, indem wir Gott danken. Er hat die Aeltern verlassen; er ist auf dem Wege zum Grabe und fragt nicht mehr nach der Eitelkeit der Erde und dem Gelüste des Fleisches. Wo sind jetzt die Verwandten und Verbrüderten? Wir sind getrennt! ach! wir sind getrennt. Bitten wir Gott, daß er ihn zu seiner Ruhe eingehen läßt."

„Welche Trennung, o Bruder! welche Trauer! welche Klagen ob der Veränderung! Auf, umarmen wir ihn, der vor kurzem noch bei uns war. Er ist dem Grabe verfallen, er ruht unter einem Steine, seine Wohnung ist in der Finsterniß, er schlummert bei den Todten, wir sind getrennt. Bitten wir Gott, daß er ihn zu seiner Ruhe eingehen läßt."

„Alle Uebel und alle eitlen Freuden der Welt sind zu Ende; warum hat der Geist seine Zelle verlassen? Ist der Thon schwarz geworden oder das Gefäß zerbrochen? Er ist stumm, fühllos, todt, unbeweglich. Indem er dem Grabe anheimfällt, bitten wir Gott, daß er ihn für immer zu seiner Ruhe eingehen läßt."

„Unser Leben ist in der That wie eine Blume, wie ein Dunst, wie ein Morgenthau. Sehen wir aufmerksam in das Grab. Wo ist die Anmuth des Körpers? Wo die Jugend? Wo die Augen und die Schönheit des Fleisches? Alles ist vertrocknet wie das Gras des Feldes, Alles hingeschwunden. Kommet doch und weinet zu den Füßen Christi."

„Kommet doch, o Söhne Adam's! Sehet den, der nach unserem Bilde geformt war, der Erde übergeben. Alle seine Anmuth ist verschwunden; sie ist im Sarge zerflossen, sie dient den Würmern zur Speise, sie ist in Finsterniß begraben. Jetzt sind wir getrennt; bitten wir Gott, daß er ihn zu seiner Ruhe eingehen läßt."

Die Griechen sind größtentheils sehr abergläubisch; sie glauben an Zauberei und nehmen gern zu Hexenmeistern ihre Zuflucht. Die unterste Volksklasse ist wild und rachsüchtig; die Reliquien hält sie in hohen Ehren. Diese kräftigen Seelen bedürfen einer Anregung, und eben so glühend wie sie nach dem Besitze einer Reliquie streben, eben so hitzig verfolgen sie auch den Gegenstand ihrer Rache, deren Erfüllung sie für eine heilige Pflicht halten. Ich erinnere mich eines Jünglings, dessen Bruder in einem Streite getödtet wurde. Er söhnte sich mit dem Mörder aus und schwur, ihm zu verzeihen; er wurde sogar scheinbar dessen Freund. Ein Jahr lang brütete er Rache. Als endlich der Jahrestag des Mordes gekommen war, da führte er den Mörder in eine Schenke, und als die Stunde schlug, in welcher sein Bruder getödtet worden war, stieß er den Dolch in das Herz seines Mörders.

Die Griechen glauben, daß die Armenier verdammt sind. Von den Katholiken und Protestanten haben sie diese Meinung nicht. Ihre Kirche nimmt größtentheils die Lehre von der Gnade an, wie sie Johannes Cassianus, der Schüler des Johannes Chrysostomus, gelehrt hat; es ist eine semi-pelagianische Lehre. Sie glauben, daß der erste Anstoß zum Guten vom freien Willen ausgeht, den die Gnade dann erleuchtet. Den Papst verabscheuen die Griechen; ferner leugnen sie das Fegefeuer und erkennen nur die Bibel und die sieben ersten Konzilien an. Sie behaupten, daß der heilige Geist nicht vom Vater und Sohne, sondern bloß vom Vater ausgeht. Sie nehmen das Abendmahl unter beiderlei Gestalten. Bildsäulen nehmen sie in ihre Kirchen und Häuser nicht auf, weil sie glauben, daß dies dem zweiten Gebote zuwider sey. Dagegen stehen die Bilder bei ihnen in großer Verehrung. Sie verehren die Heiligen und besonders die Jungfrau.

Die Griechische Geistlichkeit ist im Allgemeinen sehr fanatisch, und sie erhält das Volk im tiefsten Aberglauben, um es desto besser leiten zu können. In Budscha, einem Dorfe bei Smyrna, habe ich gesehen, daß Griechische Priester einen Jüngling in den Bann thaten, weil er eine Katholikin geheirathet hatte. Den Ladenbesitzern war verboten worden, ihm etwas zu verkaufen, und da diese hier sämmtlich Griechen sind, so war der unglückliche Jüngling gezwungen, alle Tage sein Brod bei den Europäischen Familien zu erbetteln.

Das Haupt der Griechischen Kirche ist der Patriarch in Konstantinopel; er wird von zwölf Erzbischöfen und Bischöfen erwählt und bedarf der Bestätigung der Pforte. Von der Geistlichkeit und den Griechen erhält er kostbare Geschenke, und wenn er sein Amt aufgiebt, bewahrt er den Titel Ex-Patriarch. Es giebt noch zwei andere Patriarchen im Türkischen Reiche, den zu Jerusalem und den zu Kahira. Man zählt fast 120 Erzbischöfe und Bischöfe. Die Geistlichkeit zerfällt in zwei Klassen, die Mönche und die Laienbrüder. Den ersteren verbleiben alle hohe geistliche Aemter; diese können auch nach ihrer Verheirathung noch die Aufnahme erhalten, aber sie dürfen auf keine Beförderung Anspruch machen, und wenn sie ihre Frauen durch den Tod verlieren, ist es ihnen untersagt, eine zweite Ehe einzugehen. Dieses Verbot wird auf folgende Weise motivirt: Die Griechische Kirche gestattet ihren Glaubensgenossen nur, sich dreimal zu verheirathen, und diese Vorschrift wenden die Priester auch auf ihr Verhältniß an. Die erste Ehe des Priesters ist diejenige, welche er bei seiner Ordination zum Diakonus mit Christus eingeht, die zweite seine Weihe zum Priester und die dritte die Ablegung der Mönchsgelübde. Stirbt seine Frau, so kann er also nicht noch eine vierte Ehe eingehen.

Im Griechischen Ritus sind drei Messen täglich verordnet; die beiden ersten werden Morgens um 4 und um 7 Uhr, die dritte um 12 Uhr gehalten. Alle Gebete werden in Altgriechischer Sprache verrichtet. Die Priester müssen täglich vierzig Kyrie Eleison's hersagen und einmal wöchentlich die Psalmen abbeten. Verheirathete Priester dürfen an den Tagen, wo sie ihren Frauen beigewohnt haben, nicht die Messe lesen.

Hiermit mag diese Betrachtung der Sitten und Einrichtungen der Raja's abgebrochen werden. Sie hatte keinen anderen Zweck, als den eigenthümlichen Charakter einer jeden dieser Völkerschaften hervorzuheben, die Berührungspunkte zwischen ihnen und den Muselmännern aufzuzeigen, so wie auf die Hauptverschiedenheiten aufmerksam zu machen, welche sie gegenseitig von einander trennen. So viel ist sicher, daß, wenn alle Raja's denselben religiösen Glauben hätten und unter dem Einflusse desselben Prinzips ständen, sie eine festgeschlossene Masse seyn würden, welche einen Staat im Staate bilden und die Grundpfeiler der Osmanischen Herrschaft untergraben könnte. Aber der religiöse Haß, welcher die Griechen, die katholischen und schismatischen Armenier und die Juden scheidet, bedingt nicht nur die Oberherrschaft der Muselmänner, sondern läßt sie sogar als vortheilhaft erscheinen. Wollte die Türkische Regierung die Anforderungen der Zeit berücksichtigen und den Raja's bürgerliche und politische Freiheit zugestehen, so würden dieselben ein mächtiger Hebel zur Wiedergeburt und Wohlfahrt des Türkischen Reiches seyn.

Dr. V. Morpurgo.

Mannigfaltiges.

— Aus Dänemark. Unter den jüngeren Dänischen Dichtern, die den Fußstapfen Baggesen's und Oehlenschläger's folgten und namentlich die altnordischen Stoffe, mit denen uns die verdienstvolle gelehrte Gesellschaft in Kopenhagen stets vertrauter macht, auf poetische Weise zu benutzen verstanden, wird mit Auszeichnung der Name Henrik Hertz genannt. Zuerst war er anonym als Verfasser von „Briefen eines Verstorbenen" aufgetreten, die jedoch keine Nachahmung der Episteln von Muskau waren, sondern sich als Briefe des verstorbenen Dichters Baggesen über die neuesten Erscheinungen der Dänischen Literatur darstellen. Diese Briefe machten so viel Aufsehen und gefielen in Dänemark so allgemein, daß der König dem jungen Verfasser, nachdem er ermittelt worden war, ein Reisestipendium bewilligte, das ihn in den Stand setzte, Deutschland und Italien zu besuchen. Nach seinem Vaterlande zurückgekehrt, hat er demnächst einen Cyklus von Dichtungen nach Thorwaldsenschen Basreliefs: „Amors Geniestreiche" und endlich eine Sammlung kleiner Lustspiele erscheinen lassen. Als seine gelungenste Arbeit wird indessen eine romantische Tragödie genannt, die den Titel führt: „Das Haus des Svend Dyring" und deren Stoff den altnordischen Volksgesängen (kiempeviser) entlehnt ist. Man hat dieses Trauerspiel bereits mit glücklichem Erfolg auf die Kopenhagener Bühne gebracht, und namentlich sollen die darin eingestreuten Lieder und Chöre von großem Effekt seyn. Eine Deutsche Uebersetzung desselben ist so eben in Hamburg und Kiel von einem Ungenannten erschienen.

— Unterricht in Frankreich. Die Anzahl der Französischen Unterrichts-Anstalten hat sich in den letzten Jahren sehr vermehrt; dieselben sollen sich jetzt auf etwa 400,000 belaufen, und die Zahl derjenigen, die darin Unterricht erhalten, wird auf vier Millionen berechnet. So groß nun diese Zahl auch scheint, und so sehr sie die effektive Anzahl der Lernenden in der That übersteigen mag, denn der Ueberschlag ist ein sehr summarischer und wahrscheinlich nur der runden Summe wegen in dieser Weise angegeben, so erreicht sie doch nicht das Verhältniß der Lernenden zu der Bevölkerung, das in Preußen stattfindet. Während hier nämlich schon ein Lernender auf sechs bis sieben Seelen (3 auf 20) kommt, würde in Frankreich höchstens Einer auf Acht zu rechnen seyn. In Rußland zählt man, den letzten amtlichen Berichten zufolge, einen Lernenden auf 43 Seelen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 124. Berlin, Mittwoch den 16. Oktober 1839.

Frankreich.

Die Lohn-Literatur der Franzosen.

Schon seit Jahren seufzt der Buchhandel in Frankreich unter Verlegenheit und Mißgeschick; seit einigen Monaten ist das Uebel noch gestiegen. Die Angelegenheiten der Literatur (worunter wir hier besonders Werke der Dichtung und Kunst verstehen) kommen täglich mehr ins Gedränge, und zwar durch eigenes Verschulden. Eine plötzliche Revolution hat vor zehn Jahren den Zusammenhang des Wissens und des Gedankens zerrissen, die eben in voller Entwickelung begriffen waren; eine lange Anarchie folgte, in deren Schoß sich wenigstens neue Talente erhoben neben den noch fortlebenden alten. Man glaubte, im Gefolge der sich wiederherstellenden Ordnung auch eine neue literarische Richtung, wohlthuend für das Herz und den Ruhm, zu erblicken; allein in der Literatur, wie in der Politik, zeigen sich immer die inneren Blößen und tiefen Zerstörungen erst dann recht deutlich, wenn von außen die Aufregung gestillt ist.

Unter der Restauration ist gewiß viel und Mannigfaltiges geschrieben worden. Neben wahren Meisterwerken tauchten eine Menge von Werken, besonders in Geschichte und Politik, empor, die mehr oder weniger zweiten Ranges sind. Damals verlieh eine sittliche Idee, ein scheinbarer Patriotismus den Schriften eine Art von Hoheit, von welcher geblendet das Publikum, der Schriftsteller und selbst der Kompilator die innere Triebfeder nicht sahen. Beim Sonnenuntergang der Restauration schon waren jene moralischen Ideen geflohen, die während des Tages geblendet hatten; der größte Theil der Schriftsteller und der Leser fühlte in sich die wahren Triebfedern und legte sie auch Anderen bei; man verhehlte sich und der Welt nicht mehr, daß ungebundener Wetteifer der Eigenliebe, das drängende Bedürfniß, zu leben, die eigentlichen Beweggründe des Schreibens wären; die Lohn-Literatur stand in ihrer Nacktheit da.

Indessen müssen wir, um das Uebel kräftiger bekämpfen zu können, zuvörderst die Bedeutung des abschreckenden Wortes näher angeben und uns vor Uebertreibung hüten. Die Lohn-Literatur ist schon alt; zu allen Zeiten gab es eine solche. Der größte Theil der gedruckten Bücher verdankt seine Entstehung dem obigen Beweggrunde. Mit den Leidenschaften, den Ueberzeugungen und dem Talente verbunden, hat die Armuth ihren Antheil oft an den edelsten Werken, ja an solchen, die sich als die uneigennützigsten darstellten. „Paupertas impulit audax", sagte Horaz, und Le Sage schrieb seinen Gil Blas für den Buchhändler. Indessen waren die schönen Werke des 17ten und 18ten Jahrhunderts im Allgemeinen, besonders in Frankreich, Zeugen von Uneigennützigkeit; und es war eine Art von Zugeständniß im Gegensatz der Gewohnheiten, welches Boileau dem Racine machte, indem er von ihm sagte:

> Je sais, qu'un noble esprit peut sans honte et sans crime
> Tirer de son travail un tribut légitime.

Er selbst machte dem Buchhändler Barbin ein Geschenk mit seinen Versen. Bei Bossuet, Fénélon, La Bruyère, bei Montesquieu und Buffon und ihres Gleichen wird man keine Thür entdecken, die zum Magazin des Buchhändlers führt. Voltaire vernachlässigte seine Bücher zwar nicht, aber dennoch bereicherte er sich nicht durch sie, sondern durch andere Speculationen. Der dürftige Diderot verschenkte auch lieber seine Arbeiten, als daß er sie verkaufte. Bernardin de Saint-Pierre war der Erste, welcher das Schauspiel eines großen Geistes in Händeln mit dem Verleger gab. Beaumarchais fing zuerst an, mit Editionen kluge Geschäfte zu machen. Im Ganzen war die Würde der Literatur groß genug, um solche einzelne Flecken zu decken. Unter dem Kaiserreiche schrieb man verhältnißmäßig wenig; unter der Restauration schrieb man viel, aber man folgte, wie wir oben sagten, einer edleren Inspiration, oder glaubte ihr zu folgen. Erst jetzt ist die Lohn-Literatur in ihrer rohsten Gestalt zu sehen.

Dieser Literatur ist es gelungen, die Kritik ganz aus ihrer Stelle zu jagen, sich darin festzusetzen und so zu thun, als wäre sie ganz allein da. Freilich, wer die Erzeugnisse der Zeit mit sicherem Ueberblicke beherrscht, der wird auch noch daneben bestehende Literaturen gewahr, welche ernsthafte und ehrenvolle Arbeiten in sich fassen; z. B. jene, welche man die Literatur der Akademie der Inschriften, und jene, die man „Literatur der Universität" nennen könnte. Aber, man muß es sagen, ohne dem Verdienst dieser Arbeiten zu nahe zu treten, der ganze literarische Ruhm einer Nation ist nicht in ihnen. Das rege Leben sucht sich frei und kühn außerhalb Nahrung für die Einbildungskraft und Aussichten zur Anwendung seines geistigen Vermögens. Dieses freie Feld außerhalb der Schranken einer Akademie und einer Universität war freilich zu jeder Zeit ein Tummelplatz für alle Bestrebungen des Geistes; verschiedene Gestalten des schlechten Geschmacks, seltsamer Moden und lächerlicher Philosophieen zogen unter bunten Farben darüber hin; aber niemals ist es so von Banden besetzt und verwüstet worden, wie jetzt, von fast organisirten Banden, die es als ihr alleiniges, rechtmäßiges Eigenthum betrachten und ausbeuten, und die auf ihrer Fahne die Inschrift haben: „Vivre en écrivant." Selbst ernsthafte, ruhmreiche Männer nehmen Theil an diesem Treiben, muntern es auf oder schweigen wenigstens. Wenn hier und da eine ehrliche Stimme protestirt, so wird sie durch das allgemeine Geräusch erstickt, und (sollte man's glauben?) der Geist und die Laune Janin's sind die einzigen noch übrigen kühnen Wächter in den herrschenden und lebhaften Fragen der Literatur.

Die geistvollen, kenntnißreichen und gewissenhaften Schriftsteller, welche in den letzten Jahren der Restauration eine so schöne Rolle gespielt haben, sind mit der Juli-Revolution zur Politik übergegangen und wurden hierdurch der Literatur untreu. Die ehemaligen Mitarbeiter des Globe sind jetzt Deputirte, Staatsräthe und Minister. Ob der Staat durch diesen Uebertritt gewonnen hat, ist eine Frage, auf die wir hier nicht einzugehen brauchen; gewiß aber ist's, daß die Kritik dadurch viel verloren hat. Die philosophische Tribüne, von der herab sie ihr gediegenes Urtheil sprachen, ist nun nicht mehr ein schöner Sammelplatz für neue Talente, für aufblühende Hoffnungen; diese suchen vielmehr jeder seinen eigenen Weg, auf welchem sie den Verirrungen ausgesetzt bleiben, die man uns mit Recht zum Vorwurf macht. Aus diesem Zustand der Dinge muß man die abschreckende Gestalt der Literatur erklären. In einem beklagenswerthen Wetteifer, einem unlauteren Ehrgeiz begriffen, ist sie stets geschäftig, verwegen, bringt den verfeinerten Leidenschaften der Civilisation die zügellosen Aeußerungen des rohen Naturzustandes auf, vernichtet jeden Anflug von Edelmuth in dem Abgrund des Egoismus und verdingt ihr bischen Talent schimpflicher Habsucht.

Jeden Tag wird auch das Schreiben und Drucken eine geringere Auszeichnung. Bei unseren neuen Gewohnheiten der Oeffentlichkeit, bei den Wahlen und anderen Zusammenkünften findet sich für Jeden, einmal wenigstens in seinem Leben, eine Gelegenheit zu einem Toast, einer Rede, zu einer Aufforderung, kurz, sich gedruckt zu sehen. Man ist jetzt Autor. Hiervon bis zu einem Feuilleton ist nur ein Schritt. Ist dieser gemacht, so will man auch schon im Kreise der Familie, der Freunde durch Prosa und Poësie glänzen, und endlich will man gar diese Familie damit ernähren. Und, aufrichtig gesagt, wer kann in unserer Zeit von sich sagen, daß er nicht eine materielle Nebenabsicht beim Schreiben habe? Pascal, als er von der Ruhmsucht spricht, setzt hinzu: „Und ich, der ich dagegen schreibe, bin ganz frei davon?" Und ich, der ich gegen Lohn-Literatur schreibe....?

Der gegenwärtige Zustand der Tagespresse in Bezug auf die Literatur ist, um die ganze Wahrheit zu sagen, unheilvoll. Es ist dahin gekommen, daß statt der moralischen Idee der eingestandene rohe Gewinn das Alpha und das Omega der verschiedenen Journale ist. Die Annonce ist die Seele der Blätter! Die Annonce, von der sie eigentlich leben, macht sie gefällig gegen das annoncirte Buch. Die Annonce ist auch Mitschuldige an dem Todschlag des Buchhandels. Sie kostet für jedes neue Werk 1000 Franken, bevor der Verleger noch einen Pfennig eingenommen hat. Deshalb muß auch, auf unbarmherziges Drängen des Verlegers, jedes Werk zu 2 Bänden, zu größerem Format ausgereckt werden, weil die Gebühren der Ankündigung dieselben bleiben. Die Buchhändler machen so aus einer Anekdote eine Novelle und aus einer Novelle einen langen Roman.

Seit der Einführung der 40 Franken-Presse hat sich die sittliche Stellung der Journale um vieles verschlimmert. Die Personnage, von welcher diese kühne Idee ausging, ist von unbestreitbarem, aber übel geleitetem Talente. Der Urheber hat andere Journale und das seinige dadurch nur noch mehr von der Annonce

abhängig gemacht.*) Wenn man jetzt ein Buch gelobt findet, und der Name des Rezensenten bürgt nicht für Unparteilichkeit, so darf man annehmen, der Verleger oder der Autor haben etwas beigetragen, die Kosten der Druckerschwärze zu decken. Als dieses Unwesen anfing, erhob sich nur eine Stimme dagegen, es war die von Armand Carrel, die Anderen, und selbst das die Presse beherrschende Journal des Débats, folgten der verderblichen Eingebung des Eigennutzes; leider folgten selbst die tugendhaften Männer der damaligen Verwaltung der schmachvollen Richtung und unterstützten ein System, das ohne alle Aussicht auf legitimen Erfolg nur der Corruption Thür und Thor öffnete. Gewiß ists, daß die Moralität der Presse seit dieser Zeit außerordentlich gesunken ist. Balzac hat neuerlich viele Gemeinheiten auf diesem Felde gesammelt und sie in seinem Romane: Un grand homme de province, auf seine phantastische Weise erzählt. Daß es in der Theater-Literatur nicht besser aussieht, braucht man wohl nicht erst zu sagen.

Das Uebel hat schon alle neue Bücher ergriffen; seit zwei Jahren wird nichts mehr verkauft, und der Buchhandel verhungert. Man hat das Publikum so sehr mißbraucht, hat ihm so viel leeres Papier, so viel Altes für Neues, so viel Geschmackloses und Plattes vorgesetzt, daß es buchstäblich stumpf geworden ist. Die Lese-Kabinette kaufen schon nichts mehr. Neulich las man die Reclamationen eines Autors gegen den Gebrauch einiger solcher Kabinette, die aus Sparsamkeit die Romane der Feuilletons aus den Journalen schnitten und sie so binden ließen, um nicht das Buch noch einmal kaufen zu müssen. Der Verfasser schrie laut über diese Oekonomie. Aber was soll man von einer Zeit halten, wo die Leser schon wissen, daß der Roman, den sie jetzt als Lückenbüßer eines Journals vor sich haben, sicher als selbstständiger Herr bald um freundliche Aufnahme bitten wird? und was von einem Schriftsteller, der die Leute öffentlich anklagt, weil sie sich gegen eine Prellerei, die sich von selbst versteht, nach ihrer Weise ein Auskunftsmittel suchen?

Man werfe einen Blick auf die Journale, wie in ihren Feuilletons Alles bis zum Lächerlichen breit ist; welche Mannigfaltigkeit an gesuchten Phrasen, welche Gezwungenheiten, bombastische Beschreibungen und Langweiligkeiten! Es giebt Schriftsteller, die ihre Romane in Feuilletons nur in Dialogform schreiben, weil auf diese Weise bei jedem Gedanken, oft schon bei einem Worte, eine neue Zeile angefangen werden muß. Nun kenne ich einen Schriftsteller, der, wenn er sich zu einem Journal herabläßt, für die Zeile durchaus zwei Franken haben muß und dabei noch klagt, das er nicht so viel wie Lord Byron erhält. Also oft für ein einziges Wort zwei Franken; das nenne ich doch einmal den wahren Werth der Wissenschaft zu schätzen wissen! So seufzt der Buchhandel zwischen den Anmaßungen der Autoren, seinem eigenen Charlatanismus und dem ausländischen Nachdruck und muß in seinem Verderben noch weiter fortschreiten, wenn den genannten Uebeln nicht radikal entgegengearbeitet wird. Nur die drei Fakultäten der Universität: Jurisprudenz, Medizin und Theologie, machen noch mäßige Verlagsgeschäfte.

Zunächst gegen den ausländischen Nachdruck, der wohl eine Mitschuld, aber keine Hauptschuld beim Ruin des Buchhandels ist, hat sich die „Société des Gens de Lettres" gebildet. Die erste Idee dazu ist von Desnoyers ausgegangen. Dieser Schriftsteller von Geist hat, inmitten der allgemeinen Verderbtheit, sein thätiges Streben rein von unedlen Absichten zu erhalten gewußt, und sein Name dient der Gesellschaft gewiß zur Empfehlung. Nichts ist gerechter, als die Verständigung gelehrter Männer zu gemeinschaftlichen Schritten über ihre Interessen. Den auswärtigen Nachdruck kann aber eine Privat-Gesellschaft nicht erreichen; sie muß auf den inländischen Jagd machen, muß die diebischen Journale z. B. gerichtlich zu einem Tribut zwingen. Da aber der einzelne Gelehrte sich mit Verfolgungen der Art nicht befassen kann, da ihm Zeit, Kraft und oft die Bekanntschaft mit den Schikanen fehlt, so muß ein Agent oder ein permanentes Comité da seyn, seine Angelegenheiten zu vertreten. Aber ist es nicht traurig für die Literatur, daß man zu einer förmlichen Organisation wie die Coalition der Schneidergesellen kommen mußte? Bisher dachte ich mir das literarische Eigenthum ganz einfach so: Man schreibt ein Buch, verhandelt mit dem Verleger, erfüllt gegenseitig die eingegangenen Bedingungen und genießt sein Eigenthum. Wird unterdessen das Buch in Belgien nachgedruckt, so ist es ein Unglück und eine Ehre, die der Herausgeber vorhergesehen hat. Anstatt eines Buches schreibt man Aufsätze in einem Journale; wird man von einem Blatte nachgedruckt, so ist's die Sache des Journals, sein Recht zu suchen. Diese einfache Politik des literarischen Eigenthums erregt aber das Mitleiden vieler vornehmer Autoren, mehrere unserer 12 (literarischen) Marschälle von Frankreich, wie sie der gegenwärtige Präsident der Société des gens de Lettres in einem Briefe öffentlich nennt**), werden die Achseln zucken. Aber so lange unsere Ansicht noch bei den Schriftstellern herrschte, so lange noch keine Compagnie bestand, hat auch das Publikum keine Gelegenheit gehabt, einen so tiefen Blick in das Elend der Literatur zu thun.

*) Der Verf. spricht hier von Emil v. Girardin, der im Laufe seiner politischen Abenteuer durch ein Duell mit Armand Carrel, in welchem dieser fiel, durch zweideutigen Actienhandel und zuletzt durch seine besoldete Thätigkeit bei den Wahl-Umtrieben eine traurige Berühmtheit erlangte. Als Staatsmann hat er durch den Erfolg der Wahlen aufgehört, glücklich zu erscheinen; als Ehemann kann er es wohl an der Seite der liebenswürdigen Delphine Gay noch seyn. (Anmerk. d. Uebers.)

**) Man sehe die Journale La Presse und Le Siècle vom 18ten und 19ten August d. J.

Die Société des Gens de Lettres hat sich aber auch noch vor anderen Nachtheilen zu bewahren. Die Mehrheit entscheidet in solchen Gesellschaften; allein was heißt eine literarische Majorität? Die Société macht sich anheischig, dem einzelnen Mitgliede beizustehen, seine Werke unterzubringen und jungen Mitgliedern die literarische Laufbahn zu eröffnen. Aber wo sind die literarischen Bedingungen und die Bürgschaften für Zulassung als Mitglied? Literat kann sich Jeder nennen, und die Gesellschaft kann und wird nicht entscheiden, ob er des Namens würdig ist. Wer da kommen wird, um sich anzuschließen, wird aufgenommen, und man darf sicher seyn, daß die unbedeutendsten und die am wenigsten berechtigten Schriftsteller am lautesten schreien, und daß diese die Majorität bilden werden. Die Gesellschaft wird demnach bald eine Schriftsteller-Versicherungs-Anstalt seyn, die den Tadel verfolgt und Lob erzwingt. Schon sieht man Journale, die sich täglich die gröbsten Injurien sagen, wenn von Politik die Rede ist, in diesem Punkte eng verbündet und im Feuilleton mit einander fraternisiren, während sie sich oben gegenseitig beschimpfen.

Wenn ich hier so von dieser Societät spreche, so ist es nicht ohne Gefahr. Der ehemalige Gerant der Revue des deux mondes, Herr Buloz, machte vor kurzem den Scherz, er habe es mit zwei Klassen der unlenksamsten Menschen zu thun, mit Komödianten und Schriftstellern. Darauf erschien eine Anzeige in zwei sonst feindlichen Blättern, daß das Comité der Societät sich zu dem bösen Spötter begeben habe, um von ihm einen förmlichen Widerruf zu erlangen! Wir dürfen also nicht mehr sagen, die Literaten seyen indisciplinables, wir müssen vielmehr gestehen, daß sie zu sehr diszipliniert sind. Wir haben indessen das Vertrauen, daß viele Mitglieder jener Gesellschaft unsere Meinung theilen, und daß sie sich dem Umsichgreifen des Gemeinen wohl widersetzen werden. Ich nenne nur den ersten Präsidenten der Gesellschaft, den erleuchteten Villemain. Er hat diese Würde wahrscheinlich nur deshalb angenommen, um in der literarischen Demokratie mit seiner gewohnten Gewandtheit die Grundsätze der Unabhängigkeit und des guten Geschmacks aufrecht zu erhalten. Schade, daß er durch eine hohe Stellung*) der schönen Gelegenheit entrissen ist, auch hier Gutes zu stiften und Böses zu verhüten.

Herr v. Balzac, der einstimmig an der Stelle des aufgeklärten Akademikers zum Präsidenten gewählt worden ist, trägt seine starke Phantasie und Einbildungskraft auf diese ernste Sache über. Sein oben berührter Brief über das literarische Eigenthum gränzt ans Fabelhafte. Er schlägt allen Ernstes der Regierung vor, die Werke der 10 oder 12 Marschälle von Frankreich, mit denen des Verfassers selbst anfangend, zu kaufen. Seine Werke schätzt er auf 2 Millionen. Wir können nichts Besseres thun, als zu glauben, Herr v. Balzac wollte sich über die Tendenz der Gesellschaft selber lustig machen.

Wir wollen zum Schlusse einige Worte der Hoffnung aussprechen. Wie groß auch die Anstrengungen der Lohn-Literatur sind, wie sehr sie auch leider berühmte Namen zu Repräsentanten haben mag, triumphiren wird sie doch nicht. Ihr fehlt die Inspiration, um auf die Wissenschaft zu wirken. Die Vernichtung ihrer Pläne hat man schon an mehreren Unternehmungen gesehen. So bei dem gigantischen Werke L'Europe littéraire, bei der neuen Chronique de Paris und bei der Presse zu 40 Franken. Diese Literatur hat Kapitale und Talente, aber die moralische Idee ist ihr fremd, und der Egoismus der einzelnen Mitglieder führte bald den Ruin des Vereins herbei. Indessen müssen bei jedem neuen Versuche diejenigen wachsam seyn, welchen das Schicksal der Wissenschaft am Herzen liegt. Die Redlichen müssen, jeder in seiner Sphäre und Würde, zusammenhalten, sich durch sympathetische Eintracht unterstützen und so Muth gewinnen, um dem Schlechten zu begegnen. Die Lohn-Literatur mag fortbestehen; sie kehre in ihr Flußbett zurück, wo sie ihren langsamen Lauf so lange fortsetzen mag, so lange sie Quellen hat; aber man baue ihr Dämme, daß sie nicht Feld und Garten überschwemme und den köstlichen Fleiß der gerechten Arbeiter zerstöre.

Sainte-Beuve.

Die Pariser Fruchthändlerin.

Wenn man Paris durchwandert und jene prächtigen Läden mit vergoldeten Zierrathen, kostbarem Marmor und herrlichen Spiegeln angestaunt hat, prunkvoll wie Gesellschafts-Säle, so daß der verlegene Käufer gar nicht einzutreten wagt, sondern sich mit seinem Gelde wieder entfernt, dann bleibt man mit Vergnügen vor dem bescheidenen Kram der Obsthändlerin stehen.

Ungeachtet des scheinbaren Gewirrs in dem einfachen Laden, waltet doch eine geheime Ordnung in der Aufstellung der Früchte und Gemüse; sie hängen in Büscheln oder stehen in Garben umher, thürmen sich zu Pyramiden auf oder liegen bunt durch einander. Glänzende Mohrrüben, Zwiebeln und lange weiße und grüne Porree-Bollen schmücken den Eingang in üppigen Gewinden; weiter unten sind je nach der Jahreszeit Bündel von Rüben und Spargel, Gurken und große Kohlköpfe ausgestellt, die gegen ihren aristokratischen Bruder, den zierlichen Blumenkohl, sich sehr ungeschickt ausnehmen. Geschützt durch diese Art von Wall, erblicken wir hinter demselben die Schoten und Bohnen in ihren leicht zu sprengenden Hülsen, die Stachel- und Johannisbeeren,

*) Er ist seit einigen Monaten bekanntlich Minister des öffentlichen Unterrichts.

ie Kirschen und die Himbeeren, und draußen vor der Thür ruht uf einer alten Bank, als stummer und unzuverlässiger Wächter, in schwerfälliger Kürbis mit seiner Falstaffs-Masse.

Alle diese Schätze sind offen und frei vor den Blicken der Vorübergehenden und so recht handgreiflich für die Diebe ausgebreitet, an welche die Fruchthändlerin gar nicht zu denken scheint; hr edles Vertrauen beschämt die Vorsichtsmaßregeln der Kaufleute, die ihre Läden mit geheimen Schubfächern und versteckten Pappkästchen versehen, und die sich mit ihren Waaren hinter Eisenstäbe und Drahtgitter flüchten, während die Fruchthändlerin ie ihrigen auf offener Straße feilbietet, denn sie benutzt Alles ur Ausbreitung ihrer Früchte: die Fensterbretter, die Thürschwelle, ie vor dem Laden stehenden Stühle. Geschäftig wandert sie wischen ihren Schätzen umher und weiß überall Bescheid in iesem Gemüse-Labyrinth; so sehr auch Alles durch einander eworfen ist, greift sie doch blindlings nach dem Verlangten, und hr Fuß strauchelt nie; und was könnte ihr auch Uebles daraus rwachsen? Nur für ihre Eier fürchtet sie das Zerbrechen.

Die Fruchthändelerin ist ein ganz besonderer Menschenschlag on Paris; freilich muß man sie nicht im vornehmen Theile der Hauptstadt suchen. Auf der Chaussée d'Antin, in der Nachbarschaft der Börse und des Vendome-Platzes giebt es auch Gemüsekrämer, die sich pomphaft verduriers nennen; so hießen nämlich früher diejenigen Königlichen Küchenbeamten, welche den Salat u liefern hatten; eine echte Fruchthändlerin aber, wie wir sie n Sinne führen, findet man in den Vierteln von Montmartre nd Poissonniere, St. Denis und St. Martin; sie liebt ganz besonders den Marais und die Vorstädte; dort gedeiht und blüht e in ihrer üppigsten Originalität; ihr wie ihren Gemüsen ist die euchtigkeit der engen Straßen zuträglich. Sie ist über die Mittelhre des Lebens hinaus, von treuherziger Physiognomie, was sogleich für sie einnimmt, und von ziemlich ansehnlicher Beleibtheit. Sie hat keine so blühende Farbe wie die Austernhändlerin und die Damen der Halle, keinen so festen Blick, keine so männliche Stimme und kein so herausforderndes Wesen wie diese; sie steht sehr ländlich und wirthschaftlich aus. Uebrigens ist sie eine rau von Verstand, thätig und hinreichend gewitzt; doch verwenet sie weder auf ihre Person noch auf ihre Sprache solche Sorgalt; sie ist nur auf die Schönheit ihres Waaren-Vorrathes edacht. Ihr Kleid hebt ihren Wuchs nicht zum vortheilhaftesten ervor, das kömmt wohl daher, weil sie eigentlich gar keine Taille hat und jedes Einschnüren umsonst wäre; ihre Aermel reift sie bis zum Ellenbogen herauf, so daß man ihre rothraunen Arme gewahrt; eine weite Schürze, deren blendendes Weiß man gerade nicht rühmen kann, hüllt mit ihrem mächtigen altenwurf sie ein. Und diesen alltäglichen Putz liebt unsere ruchthändlerin so sehr, daß sie ihn auch des Sonntags anbehält; nur eine reine Haube setzt sie auf, — die Kokette!

Hat man wohl schon bedacht, wie weit ihre Beziehungen sich erstrecken, welchen wichtigen Einfluß sie auf die Sittlichkeit und en Handel eines Viertels ausübt? Sie steht mit Allen in Verbindung, Alles verkehrt mit ihr. Ohne sie wäre das Viertel gar icht bewohnbar; wo sollte man sonst alle Wirthschafts-Vorräthe, lle die tausend kleinen Lebensbedürfnisse hernehmen und die Tagesneuigkeiten erfahren, von denen man doch so gern etwas eiß? Wie würde es wohl um das Frühstück der Grisetten, des Studenten, des Handwerkers von jedem Stande und jedem Gewerbe stehen, ohne das Stück Käse, ohne die Früchte und Nüsse, welche sie ihnen mit freigiebiger Hand zumißt oder zuzählt? Wie würde das Mittagsmahl der kleinen Hauswirthschaften wohl usfallen, ohne die Mohrrüben, den Kohl und die Zwiebeln, welche em Geschmack des Fleisches so prächtig aufhelfen und der Brühe Farbe und Würze geben? Der Einwohner von Paris, er nur seine Stadt kennt, der nicht weiß, wie das Korn wächst, och wann Aerndte und Weinlese vor sich gehen, belehrt sich ber das Vorschreiten der Jahreszeiten, indem er den Laden der ruchthändlerin betrachtet.

Doch verkauft sie auch noch viele andere Dinge; ihre frische Butter, ihr weißer Käse und ihre Eier sind berühmt, und mit dem Gewürzkrämer theilt sie die Ehre, die so beliebten Pfeffergurken u bereiten. Sehet Euch nur um! Hier hängen Flederwische nd Besen, hier stehen Töpfe von jeder Gestalt und Farbe, hier würde auch der gute Lafontaine alles Nöthige finden:

De quoi faire à Margot pour sa fête un bouquet.

Selbst für die kleinen Vögel ist gesorgt; außer dem Vogelkraute, — und was sollte wohl ohne Vogelkraut aus Paris werden! — ängen noch außerhalb des Ladens lange Hirse-Aehren und runde Brödchen, die einige Aehnlichkeit mit unseren Butterkuchen haben. Bei der Fruchthändlerin kauft man auch jene kleinen gebrannten Thon-Gefäße, aus deren schmaler Oeffnung man das einmal Hineingesteckte nicht wieder herausnehmen kann, die Sparbüchsen, welche der Grisette, dem Ladenmädchen, den Kindern nd den fleißigen Handwerkern so werth sind, diese Sparbüchsen u unschuldigen Vergnügungen, welche die Fruchthändlerin für inen Sou verkauft, und mit denen zu handeln eine so vernünfige und sparsame Frau allein würdig ist.

Blumen und Früchte, Käse, Butter und frische Eier, alles as, werdet Ihr sagen, kann man auch in der Halle kaufen; aber die Halle ist so weit, und die Zeit ist in Paris so kostbar! Der Laden der Fruchthändlerin ist eine kleine in jeder Straße aufgeschlagene Halle; für jeden Hausstand werden hier die Tagesbedürfnisse eingeholt, und selbst die stolzen Paläste müssen oft, wenn die Halle sie im Stich ließ, zu dem einfachen Laden ihre Zuflucht nehmen und erstaunen, daß sie so gut darin bedient werden.

Begreift Ihr jetzt die moralische Wichtigkeit der Fruchthändlerin? Niemand kömmt zu ihr, der nicht einige Worte mit ihr wechselte; hier ist der Lieblings-Sammelplatz aller Dienstmädchen; durch diese aber werden die Familien-Geheimnisse ausgeplaudert und kommen zu den Ohren unserer Freundin. Auf der Straße, am Fuße jener hohen Häuser sitzend, die eine ganze Welt in sich fassen, sieht und weiß sie Alles; Liebschaften, Zänkereien, Skandale aller Art, nichts entgeht ihr, denn die Kunden, welche ihr ihren Tribut an Liards und Neuigkeiten entrichten, erzählen ihr selbst Dinge, die sich außerhalb ihres Horizontes, in den anstoßenden Vierteln zutragen; auch ist sie die Vertraute aller Kinderfrauen. Die Fruchthändlerin ist überaus gutmüthig, ihre Freundschaft ist treu und ihre Gefälligkeit erprobt; mit Eifer leistet sie jeden kleinen Dienst, den man nur verlangen kann. Obgleich ihr Handel, der mehr als jeder andere ins Detail geht, keinen langen Kredit gestattet, so borgt sie doch mancher armen Nachbarin einige Liards, ja wohl selbst einige Sous, die für sie den Werth von Franken haben, und dem dürftigen Arbeiter, den Witwen und Waisen giebt die gute Seele reichliches Maaß; ein schönes Almosen, das auf edle und zarte Weise versteckt wird, wovon Niemand etwas erfährt und wofür ihr nicht einmal ein „schön Dank" zu Theil wird, weil diejenigen, denen sie es spendet, es gar nicht bemerken.

Nord-Amerika.

Eine Fahrt von Havre nach New-York.

(Fortsetzung.)

Auf dem Verdeck angelangt, fand ich das Meer ziemlich bewegt und in einen so starken Nebel gehüllt, daß man kaum mehr als hundert Schritt weit sehen konnte. Dieser Nebel war denn auch die Ursache unseres Unglücks. Eine Brigg, Namens „James Deniston", mit Holz aus dem St. Lorenzbusen beladen, war, in der Richtung nach Südost segelnd, vor unser Schiff gekommen, welches nach Westen segelte, und da man sie des dichten Nebels wegen nicht eher bemerkte, als bis sie ganz nahe war, konnte man nicht verhindern, daß unser Schiff mit vollen Segeln gegen sie anlief. Unser Bugspriet, die Stange, welche vor dem Schiffe ist und an welcher auch zwei Segel angebracht sind, war zwischen die beiden Masten der Brigg gerathen, und beide Schiffe hatten sich mit den Tauen und Segeln so in einander verwickelt, daß sie nicht zu trennen waren. Mit jedem neuen Wellenschlage fuhr unser Schiff gegen das andere, und mit schrecklichem Gekrach fing unser Bugspriet an, das ganze Verdeck der Brigg zu rasiren. Noch einige fürchterliche Stöße, und der Hauptmast der Brigg brach zusammen und stürzte mit allen Segeln ins Wasser. Jetzt ging es an den anderen Mast, und auch dieser wankte schon. Die Mannschaft der Brigg hatte sich unterdessen glücklich gerettet und auf das Vordertheil unseres Schiffes geflüchtet.

Die Deutschen Auswanderer, die sich auf unserem Zwischendeck befanden, kamen Einer nach dem Anderen, bleich wie der Tod, aufs Verdeck, und Alles legte Hand an, wo es nöthig war. Unser Bugspriet, so wie alle Seile am Vordertheil unseres Schiffs, wurden abgehauen, um nur die beiden Schiffe zu trennen. Endlich, nachdem das Aneinanderstoßen derselben wohl eine Viertelstunde gedauert hatte, war die Brigg losgelöst und schwamm davon. Dies Alles mit anzusehen, war ein erhabenes Schauspiel, aber freilich auch der dafür eingesetzte Preis kein geringer. Ich kann kein Bild finden, um den Eindruck zu schildern, welchen die Brigg auf mich machte, als sie so ganz verwüstet dahintrieb, ihre Masten, die noch kurz vorher mit vollen Segeln stolz in die Lüfte ragten, im Wasser hinter sich herschleppend, ohne Mannschaft, ohne Führer, ganz den Wellen überlassen. Als wir uns in einige Entfernung von derselben gesetzt hatten, um nicht noch einmal mit ihr zu karamboliren, wurde ein Boot ausgeschickt, auf welchem sich der fremde Capitain mit seinem Steuermann an Bord seines Schiffes begab, um dessen Zustand zu untersuchen. Es war für immer verloren! Das Steuerruder zerbrochen, das Schiff leck; nur der Umstand, daß es mit Holz beladen war, verhinderte sein Untersinken. Der Capitain nahm die nöthigsten Effekten, die Kleider und Lebensmittel der Mannschaft, und als diese an Bord unseres Schiffes waren, kehrte man noch einmal zu dem verlassenen zurück, um dasselbe in Brand zu stecken, weil es aus der angegebenen Ursache nicht untergehen konnte und daher im Nebel noch gegen andere Schiffe hätte laufen können.

Ein neues Schauspiel bot sich nun uns dar, gleichfalls einzig in seiner Art. Eine Rauchsäule stieg auf; bald sahen wir die hellen Flammen hochschlagen, und gern hätte ich diesen Anblick noch länger gehabt, aber man spannte die Segel, und wir entfernten uns von dem Platze. Bei dieser Gelegenheit konnte ich den Charakter der Seeleute studiren. Der fremde Capitain, dessen Physiognomie auf den ersten Blick einen gutmüthigen Menschen zeigte, stand auf unserer Kajüte und sah nach seinem Schiff; indem ich ihn betrachtete, fiel mir die Stelle aus Schiller's Glocke ein: „Einen Blick nach dem Grabe seiner Habe sendet noch der Mensch zurück", und ohne seine Miene zu verändern, stieg er herunter, als uns das Schiff aus den Augen war. Diese Festigkeit, diese Selbstverleugnung war zu bewundern. Ich habe über den Tod eines Kanarienvogels mehr jammern hören als hier!

Gern möchte ich noch mehr von dieser Begebenheit erzählen,

aber ich fühle mich einem solchen Ereignisse gegenüber zu schwach, als daß ich es in seiner ganzen Größe wiedergeben könnte. Und welche Seltenheit des Zufalls! Man denke sich den großen Ocean, auf welchem Millionen von Schiffen ungehinderten Spielraum haben, und hier müssen zwei Schiffe gerade auf einem Punkte zusammentreffen. Wären wir um zwei Minuten später an diese Stelle gekommen, so hatte die Brigg uns glücklich passirt; waren wir dagegen zwei Minuten früher an derselben Stelle, so hätte die Brigg unser Schiff in die Flanke gefaßt, und beide Fahrzeuge wären vermuthlich unrettbar verloren gewesen, denn einerseits würde die Brigg mit ihren 300 Tonnen Last unser Schiff leck gemacht und andererseits sie selbst ihr Vordertheil eingebüßt haben. Man stelle sich sodann die Verwirrung vor, da auf unserem Schiffe allein 307 Auswanderer waren, dasselbe also mindestens 350 Menschen an Bord hatte. Wo hätten diese in den beiden Böten bleiben sollen. Jeder hätte sich retten wollen, alle Disziplin würde aufgehört haben, und wahrscheinlich hätten Alle ihr Grab in den Wellen gefunden. Zum Angedenken schreibe ich hier die Stelle nieder, wo diese Gefahr uns drohte: es war unter 47 Grad 21 Minuten nördlicher Breite und 46 Grad 30 Minuten westlicher Länge von Paris.

So wie nun während der Gefahr Alles mit größter Seelenruhe abgethan wurde, so war nach der Gefahr Alles beschäftigt, den Schaden wieder gut zu machen. Dank dem Baumeister, der das Vordertheil unseres Schiffs so fest konstruirte, daß es der Gefahr trotzte. Man untersuchte es und fand nur einen Fuß Wasser darin. Das Vordertheil war allerdings sehr beschädigt, indeß noch so, daß wir ohne Gefahr die Reise fortsetzen konnten. In einigen Stunden war ein neues Bugspriet an die Stelle des alten, abgehauenen gesetzt und alles Tauwerk wieder befestigt. Der Schaden, den unser Schiff erlitten hat, wird auf 6000 Franken geschätzt.

29. Juli.

Auf einem Schiffe gleicht ein Tag dem anderen, wenn nicht ein so ungewöhnlicher Vorfall dazwischentritt, wie er uns begegnete; ich brauche daher nur den Verlauf eines Tages zu schildern, um eine Vorstellung von unserer ganzen Reise zu geben.

Des Morgens um 8 Uhr wurde geklingelt, und man schickte sich nachgerade zum Aufstehen an. Um 9 Uhr wird wieder geklingelt, zum Zeichen, daß das Frühstück servirt ist. Wir setzen uns an die Tafel, welche mit einigen Leisten belegt wird, damit die Speisen beim Schwanken des Schiffs nicht von einer Seite zur anderen rutschen können. Ein Frühstück auf einem Amerikanischen Paketboot ist anderer Art als ein Deutsches. Wenn man die Tafel sieht, meint man, es solle zu Mittag gegessen werden, so vielerlei Dinge stehen darauf; es giebt Setzeier, Carbonade, Hammel- und Schweinebraten und dergleichen mehr. Man nimmt und ißt, wovon und so viel Einem beliebt, und trinkt dazu Thee, Kaffee oder Wein.

Nachdem man dies Frühstück mit Muße eingenommen, geht man aufs Verdeck und stellt oder legt sich daselbst, wohin man will. Man liegt, plaudert, amüsirt oder ennuyirt sich nach Belieben. Auch an Spielen fehlt es nicht. Ein Spiel besonders, ein Gemisch aus Kegel-, Billard- und Damenspiel, war mir ganz neu. An der einen Seite des Verdecks nämlich wird mit Kreide ein numerirtes Schema von Feldern gezeichnet; jeder Spieler erhält dann zwei hölzerne Scheiben von der Größe einer Untertasse und in der Form von Damenbrettsteinen; man stellt sich etwa funfzehn Schritt von dem Schema entfernt und sucht mit einem Stock oder vielmehr mit einer Stange, die zu dem Spiel gehört, seine Steine auf die Nummern zu spielen, während man sich zugleich bemüht, den Gegner zu vertreiben. Wer zuerst oder welche Partie zuerst 40 zählt, hat gewonnen. Außer diesem Spiel unterhielten wir uns noch mit Schießen nach Sturmvögeln, welche wir jeden Tag antrafen, oder man machte gymnastische Uebungen oder schaukelte sich, denn eine Schaukel war auch angebracht, oder man hatte über diesen und jenen zu sprechen, wie dies ja nie fehlt, wo nur wenig Menschen und wenig Stoff zu Abwechselung. Zwischen 12 und 1 Uhr stieg hinunter, wer wollte, und verlangte, was er wollte; denn für das gezahlte Passagiergeld hat man hier die Freiheit, zu verlangen, was und wann man will. Man speist also zum zweiten Frühstück ein wenig Schinken oder Sardellen mit Essig und Oel und trinkt dazu ein Glas Wein oder Porter oder Limonade. Hierauf amüsirt man sich wieder, so gut man kann, bis um 3 Uhr, wo zu Mittag gespeist wird.

Die Mittagstafel ist sehr reichlich besetzt. Nach einer guten Bouillon hat man viererlei Braten, Hammel- und Schweinebraten und zwei verschiedene Sorten Geflügel, als Puten, Enten, Gänse und Hühner, — Alles frisch geschlachtet, da sich auf dem Vordertheil des Schiffes ein großer Stall befindet, in welchem Schweine, Hammel und Federvieh zu Hunderten ernährt werden. Auch eine Kuh fehlt an Bord des Schiffes nicht, um zu Kaffee und Thee frische Milch zu liefern, und Brod wird um den anderen Tag gebacken. Nachdem man diese Braten, zu welchen natürlich auch verschiedene frische und eingemachte Gemüse gehören, wie grüne Erbsen und dergleichen, verzehrt und dazu ein gut Glas Bordeaux-Wein getrunken hat, kömmt der zweite Gang an die Reihe, bestehend aus verschiedenen Puddings und Torten von Blätter- oder Butterteig, mit Früchten gefüllt. Hierzu giebt es Burgunder Hermitage, Xeres, feine Rheinweine und Champagner. Zuletzt kömmt der Nachtisch, der aus Orangen, Feigen, Mandeln, Traubenrosinen und Nüssen besteht. Wer noch Kaffee trinken will, braucht nur zu fordern. Zeit hatten wir nicht zu sparen, also wurde gewöhnlich eine Stunde und länger getafelt. Nachher stieg man wieder aufs Verdeck und suchte sich zu unterhalten. Gewöhnlich steckte man sich noch die Taschen voll Dessert, sagend: pour mes enfans, und knackte daran bis zum Thee, zu welchem, ich weiß nicht mehr, ob um 7 oder 8 Uhr geklingelt wurde.

Zum Abend trinkt man nun Thee, Wein oder Zuckerwasser, oder auch Alles zusammen, und ißt dazu ein Butterbrod mit Fleisch. Auch wurde öfters Biscuit oder Pfefferkuchen dazu gebacken, oder man verabreichte Konfitüren, verschiedene in Zucker eingemachte Früchte. Nachher genossen wir den schönen Abend und hörten die Deutschen Auswanderer singen. Man sah die Sonne unter- und den Mond aufgehen, stimmte sich erhaben oder melancholisch, dachte an Vergangenheit und Zukunft oder versammelte sich in der chambre des dames und dehnte sich auf den rothsammetnen Sopha's oder machte Kartenkunststücke, spielte Domino, Dame und Tricktrack.

Wir waren, wie ich schon erwähnte, 13 Passagiere in der Kajüte, 7 Amerikaner, 4 Franzosen und 2 Deutsche. Die Amerikanische Reisegesellschaft bestand aus einem Particulier mit seiner Gemahlin, einem siebzehnjährigen Sohn und einer dreizehnjährigen Tochter, sehr angenehmen Leuten, die zwei Jahr zu ihrem Vergnügen gereist waren, ferner einem Advokaten, einem Plantagenbesitzer und einem Marine-Offizier, einem jungen Mann von 26 Jahren, aus Charleston gebürtig, der schon eine Reise um die Welt gemacht hatte und als Seesoldat uns manche belehrende Aufschlüsse gab. Alle diese hatten Europa zum Vergnügen bereist. Die vier Franzosen der Gesellschaft waren mein Stubenkamerad, mit dem ich, während wir krank im Bette lagen, viel plauderte, und ein Kaufmann oder Commissionair mit seiner Frau und Tochter. Endlich befand sich, außer mir, noch ein Deutscher in der Kajüten-Gesellschaft, ein Kaufmann, der für ein Handelshaus der Champagne reiste. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Angelsächsische Literatur. Die „Königl. Gesellschaft für Literatur" in London ist im Begriffe, ein auch für Deutsche Sprach- und Geschichtsforscher interessantes literar-historisches Werk unter dem Titel „Biographia Britannica Literaria" herauszugeben. Es wird dasselbe eine vollständige Literatur-Geschichte Großbritaniens vom Beginn der Angelsächsischen Periode bis auf die neueste Zeit seyn und meistens aus Lebenbeschreibungen derjenigen Männer und Frauen bestehen, die sich um die Förderung von Sprache und Literatur irgend ein Verdienst erworben. Die Angelsächsische Periode, mit welcher der Anfang gemacht wird, wird allein zwei Bände umfassen, die Normannische Periode abermals zwei und das dreizehnte Jahrhundert einen Band. Ueber die Ausdehnung der folgenden Abtheilungen ist vorläufig noch nichts Näheres bestimmt, doch kann man nach diesem Maßstabe wohl annehmen, daß das Ganze von voluminösem Umfang seyn werde. Eine Probe desselben ist bereits erschienen: nämlich die Einleitung zu dem Angelsächsischen Theile des Werkes, welche zugleich eine gedrängte Uebersicht aller auf unsere Zeit gekommenen Angelsächsischen Manuskripte, Gedichte sowohl als prosaischer Werke, so wie der Forschungen gewährt, die bereits in Bezug auf diese namentlich auch für die Rechtsgeschichte so interessante Periode in England und anderen Ländern stattgefunden haben. Verfasser dieser Einleitung, die den Titel führt: „Versuch über den Zustand der Literatur und der Gelehrsamkeit unter den Angelsachsen", ist Herr Thomas Wright, ein uns auch bereits als kompetenter Beurtheiler Deutscher Literatur- und Geschichts-Zustände bekannt gewordener Englischer Kritiker. Es ist zum Erstaunen, welchen Reichthum von Materialien jene früheste Periode Britischer Sprach- und Literatur-Denkmale darbietet. Unter Anderem ist ein Schatz von vertrauten Briefen erhalten, die von zwei der ausgezeichnetsten Männer dieser Zeit, von Alcuin und Bonifaz, herrühren und die auch bereits im neunten Jahrhundert eine Lieblings-Lektüre des Adels und der Geistlichkeit gebildet zu haben scheinen. Wir lernen daraus in ähnlicher Weise, wie aus den Episteln des Sidonius Apollinaris, das Leben und die Gesittung einer Zeit kennen, die, weil wir so wenig von ihr wissen, uns meistens viel barbarischer scheint, als sie wirklich war. Unter Anderem ist uns in den Briefen Alcuin's eine überaus interessante Darstellung von Karl's des Großen Kriegszug gegen die Sachsen aufbewahrt, und zwar die Darstellung nicht eines Historikers, sondern eines Freundes, der dem anderen eben schreibt, was gestern und heute vorgefallen. Nicht minder anziehende Denkmale sind uns von dem Unterrichtswesen und den Reisebeschreibungen der alten Angelsachsen geblieben; am reichsten aber ist die Sammlung von Gesängen, des Krieges- sowohl, als des Hof- und des friedlichen Volkslebens, die aus jener Zeit auf die unsrige gekommen. Für uns Deutsche müssen diese Reliquien eines uns so nahe verwandten Stammes kein geringeres Interesse haben, als für die Engländer, und wir glauben daher auch, daß, wenn die Biographia Britannica so reichhaltig ausfällt, wie die von Herrn White gelieferte Probe, das Werk auch in unserem Vaterlande eine freudige Aufnahme bei allen Geschichts- und Sprachforschern finden werde.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 125. Berlin, Freitag den 18. Oktober 1839.

Rußland.

Die Russischen Klöster.

Von J. G. Kohl.

Für die Klöster ging in Rußland auch, wie für so vieles Alte, die goldene Zeit mit Peter dem Großen zu Ende. Er und nachher Katharina beschränkten die Klöster so viel als möglich, sowohl ihrer Zahl, als ihrem Ansehen und Reichthum nach. Das Land-Eigenthum wurde ihnen völlig genommen, der Besitz von Leibeigenen verboten, die Mönche auf bestimmten vom Staat zu empfangenden Sold gesetzt und ihre Macht dadurch so sehr geschmälert, daß die alten Zaaren, wenn sie wiederkämen, jetzt keine Spur von einem Solowetzkoi-Kloster finden würden, welches, aufrührerisch gegen ihre Befehle und trotzend auf seine zahlreichen Unterthanen, ihren ausgesandten Heeren Jahre lang Widerstand leisten konnte. Aber auch die eindringenden Polen würden kein Troitzkoi-Kloster mehr finden, das heldenmüthig mit ungeheurem Aufwande und gewaltigen Mitteln das Vaterland vertheidigte und einer der festesten Anker Rußlands im schlimmsten Sturme war.

Früher waren die Klöster die festesten und fast die einzigen Festungen, die Rußland hatte, in deren Mauern die Vertheidiger des Vaterlandes gegen Tataren, Polen, Türken Schutz und Rettung suchten. Seit einem Jahrhundert sinken sie immer mehr und mehr vor der rasch weiterschreitenden Zeit, hinter der sie zurückgeblieben, zu völliger Unbedeutendheit herab — unbedingt wenigstens zu politischer. Denn ihre kirchliche Bedeutung als Pflanzschulen für die höhere Geistlichkeit werden sie noch so lange behalten, als die jetzige Organisation der Geistlichkeit besteht. Doch werden sie wohl immer mehr bloßen Klosterschulen ähnlich werden und ihren Charakter als Sitze müßiger Einsiedler-Gesellschaften verlieren.

Die drei jetzt noch größten und berühmtesten Klöster sind: das uralte Höhlen-Kloster in Kiew, das Dreieinigkeits-Kloster bei Moskau und das Alexander-Newsky-Kloster in Petersburg. Sie haben alle drei den Ehrentitel „lawra" (Kloster ersten Ranges), während die anderen bloß „monastir" genannt werden, und ein jedes von ihnen wird als die Residenz eines der drei Metropoliten betrachtet. Das reichste von allen ist das Dreieinigkeits-Kloster (Troitzkaja lawra) bei Moskau. Es hat einen großen Schatz alter ererbter Juwelen und Raritäten und wichtiger historischer Erinnerungen, die ihm noch jetzt viel eintragen, da sein Ruf durch ganz Rußland geht und viele Pilgrime aus den entferntesten Gegenden heranlockt. Das Höhlen-Kloster in Kiew (Petscherskaja lawra) übertrifft indeß das vorige noch an Alter und Rang, und wenn auch nicht an kostbaren Raritäten — es war immer den Tataren zu nahe — doch an heiligen Reliquien und Leichnamen der Märtyrer und Anachoreten, von denen noch jetzt seine Katakomben gefüllt sind, weil die Tataren sie alle darin ließen. — Das Newsky-Kloster, das jüngste der Lawra's, wurde gerade durch jene bei den übrigen Klöstern nicht eben sehr beliebte Namen groß, die sich, obgleich sie viele Klöster aufhoben, doch in die Nothwendigkeit versetzt sahen, für ihre neue Hauptstadt wieder wenigstens etwas der Art zu schaffen. Von Peter besitzt es den Leichnam des heiligen Alexander Newsky, und von Katharina ein gewaltig großes ihm zu Ehren errichtetes massiv silbernes Monument, dessen ganze Masse auf 40 Centner reines Silber geschätzt wird und darin also das silberne Grabmal des heiligen Nepomuk in Prag noch bei weitem übertrifft, obgleich nicht in der Schönheit der Arbeit. Das Newsky-Kloster zieht seine Haupt-Einkünfte ebenfalls, wie das Höhlen-Kloster, von den Todten, wenngleich von weit weniger heiligen Todten, die erst mit ihrem Tode Anachoreten wurden. Alles Vornehmste, was in Petersburg seine irdische Rolle zu Ende gespielt hat, pflegt sich theils in den Kirchen, theils auf den Höfen dieses Klosters zur Ruhe zu legen. Und da wird dann eine Zelle für einen solchen Einsiedler mit ungeheuren Preisen bezahlt.

Von allen Moskauschen Klöstern gilt dasselbe. Auch sie ziehen den größten Theil ihrer Einkünfte von den Gestorbenen, die sich unter die Schatten ihrer Birkenbäume und Glockenthürme flüchten. Der Tod ist der Hauptförderer ihres Lebens, und er, der Alles sonst so häßlich und wüst macht, schmückt diese Klöster mit dem freundlichsten Schmuck, den sie haben, mit den in Frieden ruhenden Geschiedenen und deren Monumenten, die überall in malerischen Gruppirungen sich theils dicht um ihre Kirchen herum, wie die Schäfchen um den Hirten, lagern, theils in langen Reihen sich an der inneren Seite der schützenden Mauern schaaren, theils unter den Hainen trauernder Hängebirken sich labenden Schattens erfreuen. „Ach ja, Väterchen, für alle die lebendigen Seelen (Leibeigenen), die wir hatten, sind uns nun nur diese todten Leiber geworden. Großer Gott! wir bekommen 24 Rubel Gehalt; wir müßten verhungern, wenn der Sensenmann uns nicht fütterte. Die Todten sind unser einziger Trost", sagte mir eine Nonne im Dewitschi-Monastir (Mädchen-Kloster) zu Moskau. Und ich bedauerte die Arme; denn das heißt wahrlich Zurückkommen, von solchen Schatzgräbern, wie jene Mönche früher waren, so armselige Todtengräber zu werden, wie sie nun sind. — Sie haben doch immer noch zu viel, insofern sie für das Wenige doch noch weniger thun. Muße und leibliche Pflege ist das, dem die Russischen Mönche am meisten huldigen, d. h. die, welche, wie die Mehrzahl, in den Klöstern altern, oder die sich in ihrem Alter aus dem Stande der Weltgeistlichen dahin zurückziehen. Die Talente, welche zu höheren geistlichen Chargen übergehen, und zum größten Theil die Nonnen, haben freilich auch ihre Geschäfte. Wie fleißig die Letzteren für ihr tägliches Brod spinnen und weben müssen, ist indessen leicht wahrzunehmen.

Die Russischen Klöster waren in ihrer Art auch, wie die West-Europäischen Klöster, in früheren Zeiten Sitze des Lichts und der Gelehrsamkeit, und all' das Wenige, was das alte Zaaren-Reich an Gelehrsamkeit und Bildung hatte, ging aus den Klöstern hervor, in denen nicht nur Nestor's Alt-Russische Geschichte, sondern auch noch manches andere für Rußland wichtige Buch geschrieben wurde; und erst in neuerer Zeit sind sie, den Universitäten, Schulen, Seminarien und geistlichen Akademieen gegenüber, verdunkelt worden, wie eine Oellampe dunkelt und erblaßt, wenn eine helle Gasflamme neben ihr aufflackert.

Die Russischen Klöster sind nie in solchem Sinne abgeschlossene claustra gewesen, wie die so vieler Römisch-katholischer Orden. Sie huldigen alle der nicht sehr strengen Regel des heiligen Basilius, die — wenn man die Ehelosigkeit ausnimmt — eben keine besonders unerträgliche Entsagungen und Kasteiungen auferlegt. Sie haben daher, wenn auf der einen Seite ihnen auch nicht so große Verdienste und ausgezeichnete Leistungen für die Menschheit zu kreditiren sind, auf der anderen Seite auch nicht solche Unmenschlichkeiten, Mißgeburten und Verbrechen in ihrem Debet stehen. Es lebt sich vielmehr zum Theil in ihnen so ganz con amore schummerig und munklig fort, und sie vegetiren so bis ans Lebens-Ende hin, ohne für sich und ihre Mitmenschen das Leben zu einer besonderen Plage zu machen.

Besonders weichen die Schlösser der Frauen-Klöster leicht vor jedem leisen Druck, und es muß einem Fremden, der in den katholischen Klöstern kaum bis zum Sprechgitter vordringen konnte, recht angenehm auffallen, von den freundlichen Russischen Nonnen überall, selbst zu den geheimsten Winkeln ihrer Zellen, so gastfreundlich herumgeführt zu werden. Der Reisende komme in kein Russisches Nonnenkloster, wo er nicht selber die Zahl der Nonnen durch Zählung ihrer Bettstellen ausfindig machen könnte; freilich geht dann die alte Igamena selber immer mit, als neidische Wächterin der Sittsamkeit. Ob diese nun deswegen mehr in Gefahr ist, als bei den zwei- und dreifach verriegelten katholischen Klöstern, ist noch die Frage. Doch so viel ist gewiß, daß das, was man etwa der Art von Russischen Nonnen hier und da andeuten hört, nicht der Wiedererzählung lohnt, da wir das in West-Europa Alles hunderttausendmal pikanter und skandalöser haben. —

Die berühmtesten Nonnen-Klöster sind das Woßnesenskische auf dem Kreml, in welchem alle Gemahlinnen der früheren Zaaren begraben liegen, und das Mädchen-Kloster, in welches sich die intrigante Schwester Peter's des Großen zurückzog, die wohl wenig die Bedeutung des schönen Namens Sophia kannte, der ihr bei der Taufe als ein unbewährtes Prognostikon gegeben wurde. — Früher war es häufig, daß sich Prinzessinnen und Zaarinnen so in die Klöster zurückzogen. Jetzt thun es nicht einmal mehr die Töchter der bedeutenden Unterthanen. Die Bildung des Adels ist zu rasch Europäisch geworden, als daß seine Kinder noch auf die Idee kommen könnten — wie es doch in katholischen Landen noch häufig vorkömmt — sich in die so wenig

kosmopolisirten Klöster zurückzuziehen. Es ist äußerst selten, irgend einen einigermaßen bedeutenden Namen in den Nonnen-Registern zu finden. Priester-Töchter, Offiziers-Waisen, Bauern-Kinder sind das Häufigste.

Wider seinen Willen indeß muß auch jetzt noch manches schöne Auge in den Klöstern weinen und beten. So z. B. noch ganz neuerdings das der hübschen Gräfin —l— —m—, die zu den doppelherzigen Frauen gehörte; denn obgleich sie schon das eine an ihren Gemahl verschenkt hatte, fand sie doch noch eines für den Grafen —z—, einen Polen. Dieser seinerseits erwiederte diese Artigkeit mit Gleichem, obwohl er, als verheiratheter Mann auch schon längst kein Herz mehr zu vergeben hatte. Und beide Liebenden saßen eben in der schönsten Reise-Kalesche der Welt, um von jenseits der Gränze herüber mit ihren hinterlassenen respektiven Ehehälften zu unterhandeln, als sie durch einen recht unzeitigen Zufall auf einer Station dem General-Gouverneur der Provinz begegneten, der ihnen, nach Kenntnißnahme der Sache, denn rieth, einen so wichtigen Schritt doch erst einige Jahre recht christlich und reiflich in zwei etwas weit von einander entfernten Klöstern zu überlegen, zu denen sie auch alsdann unverzüglich abgeführt wurden.

Uebrigens sind die Klöster nicht nur für lose Vögel dieser Art wohlthätige Käfige, sondern auch noch in vielen anderen ähnlichen Fällen wird auf Einsperrung in ein Kloster erkannt, auf zeitweilige, lange, kurze, lebenslängliche; auf Arbeit im Kloster, auf bloßes Bewohnen einer Zelle u. s. w. Und zwar nicht bloß gegen die Geistlichen, sondern auch gegen Mitglieder anderer Stände. Daher findet man denn in dem einen einen ehemaligen Soldaten als Thurmwächter, in dem anderen einen früheren Weltpriester als Glockenläuter, oder einen Bischof als stillen Zellen-Bewohner.

Die Einsiedler sind jetzt ganz aus Rußland verschwunden, in dessen rauher Natur man diese Menschenklasse kaum für möglich gehalten hätte. Doch sieht man in verschiedenen Gegenden noch ziemlich frische Spuren von ihnen, wo noch alte Leute sich solcher zu erinnern wissen und wo ihre Höhlen noch jetzt in so gutem Zustande sind, als hätten sie sie kaum verlassen. In den festen Thon-, Lehm- und Kalkschichten, aus denen fast der ganze Estrich des Russischen Reichs zusammengeschlagen ist, haben diese Einsiedler ihre langen Gänge und unterirdischen Zellen mit Leichtigkeit eingegraben. Besonders da, wo tiefe Flußthäler diese Schichten durchfurchten und an den Rändern der Thäler so Wald, Höhe und Aussicht entstand. Man sieht solcher Einsiedler-Höhlen mehrere an der Wolga, in der Ukraine, im Kiewschen u. s. w., ganz in der Art des Irrgartens von Gängen bei dem Kiewschen Höhlen-Kloster. Man findet in vielen dieser Einsiedeleien noch die Betten, Bänke, Tische, Heerde, Kruzifixe, Todtenköpfe ihrer früheren Bewohner, Alles in den festen Thon des Bodens eingemeißelt. Sehr häufig arbeiteten sie sich auch einen Gang zu irgend einer benachbarten Kirche, wo sie dann unter dem geweihten Boden derselben wohnten. Die Eingänge sind wie in ein Bergwerk und die Gänge so schmal, daß sie kaum für ausgehungerte Anachoreten breit genug erscheinen. Bei Poltawa sieht man eine solche Höhle, wo die den Reisenden mit Fackeln begleitenden jungen Männer versicherten, daß ihre Aeltern ihnen noch erzählt hätten, wie sie sonst den alten frommen Bewohner derselben mit Speise und Trank gefüttert.

Viele dieser Leute glaubten noch nicht genug zu thun, wenn sie auf die ganze außer ihrer Höhle liegende Welt verzichteten, und sannen daher noch auf ganz besondere Kasteiungen. Etwas Gewöhnliches war es bei ihnen z. B., ein eisernes Hemd zu tragen, d. h. sie umschnürten sich Schultern, Brust und Leib mit dicken eisernen Ketten, die dann zum Theil ins Fleisch eindrangen und mit diesem verwuchsen. Diese Ketten-Fakire sind das Einzige, was noch der Art auch selbst auf das heutige Rußland gekommen ist. Nicht bloß bei Nowgorod, wo wir selber einen solchen sahen, sondern auch in anderen Gegenden sollen sie vorkommen. Sie haben sich aus ihren Höhlen hervorgethan, wahrscheinlich weil ihnen da Niemand etwas mehr brachte, und suchen jetzt auf Wanderungen ihr Brod. Es sind herumstreifende Bettler, die von Kloster zu Kloster ziehen, halb verrückt scheinen, aber vom Volke noch für eine Art lebendiger Heiligen angesehen werden. Ihre Kette, eine recht handfeste, von der Stärke derer, mit denen man die Pferde an die Krippe bindet, haben sie ein Mal um den Hals, ein Mal um den Leib und kreuzweise über Brust und Rücken geschlungen. Sie schlafen dabei auf nackten Brettern, nehmen einen Holzblock zum Kopfkissen und versichern, so weit angenehmer zu träumen, als in den weichen Betten, in denen ihnen übel wird, und die sie nicht annehmen, wenn ein Mitleidiger sie ihnen anbietet. Man findet zuweilen solche Selbstpeiniger, die den Klöstern als Boten dienen oder für sie Heiligenbilder u. s. w. verkaufen. Diese sind also die letzten Nachkommen jener wunderthätigen Höhlenbewohner, deren Segen noch alle Tage in den Russischen Kirchen erfleht wird.

Die Russischen Kaufleute, in denen sich das Haupt-Kapital Griechisch-katholischer Frömmigkeit niedergelegt findet und die damit gewöhnlich ein eben so schätzenswerthes Kapital von Kaiserlich Russischen Silber-Rubeln verbinden, sind ohne Zweifel die Hauptgönner der Klöster, von denen diese in der Regel die meisten milden Gaben beziehen. Fast überall, wo man etwas Neues in einem Kloster entstehen sieht, hat ein Kaufmann seine fromme Hand im Spiel. So z. B. wird noch jetzt auf Kosten eines Kaufmanns Ignatiew im St. Simon-Kloster in Moskau ein Glockenthurm gebaut, der an Höhe selbst den „großen Johann" auf dem Kreml um zwei Klafter übertreffen soll. Zuweilen lassen die Kaufleute den Klöstern die Kuppeln ihrer Kirchen vergolden. Zuweilen schenkt Einer Geld, um Alles auszumalen; ein Anderer, um eine neue Kirche zu bauen u. s. w. Den Kaufleuten ist es daher besonders zu danken, daß noch jetzt die Russischen Klöster ein so stattliches Ansehen haben. Sie haben gewöhnlich eine sehr hübsche Lage an den Ufern der Flüsse, auf Anhöhen. Die meisten zählen mehrere Kirchen, oft fünf bis sechs in ihren Ringmauern, und geben daher mit ihren unzähligen Thürmen und Thürmchen, besternten und vergoldeten Kuppeln gewöhnlich den Anblick einer kleinen Stadt. Auch halten sie sich, trotz der oben berührten Beschränkung von Seiten der Regierung, sehr brav und haben meistens Alles in gutem Stande, und es scheint, daß ihre Kirchen und Gebäude weniger darben, als die darin wohnenden Personen.

Nord-Amerika.

Eine Fahrt von Havre nach New-York.

(Schluß.)

30. Juli.

Heute noch oder morgen Vormittag gebe ich diese Zeilen an meinen hiesigen Korrespondenten ab, damit dieselben übermorgen, am 1. August, mit dem Paketschiffe nach Havre gehen. Die Fahrt von Amerika nach Europa dauert, der günstigen Winde halber, kürzere Zeit als die entgegengesetzte, und meine Briefe, die ich von hier absende, werden daher schneller nach Berlin gelangen, als die von dort an mich geschickten. Man rechnet für ein Paketschiff von New-York nach Havre gewöhnlich 20, höchstens 25 Tage. Mein Brief kann also, wenn keine Hindernisse eintreten, ungefähr in einem Monat in Berlin seyn und bestimmt doch zwischen dem 1. und 8. September. Eine kleine Kiste mit Naturalien werde ich in vierzehn Tagen direkt nach Hamburg schicken und bei dieser Gelegenheit wieder schreiben. Bis dahin hoffe ich auch über meine weitere Reise, in Betreff deren ich bis jetzt immer noch auf den nöthigen Bescheid warte, das Nähere anzeigen zu können.

Ich habe zur Vervollständigung meines Reiseberichts jetzt auch noch die zweite Kajüte und das Zwischendeck zu schildern. In jener befanden sich nur zwei Passagiere, ein Französischer Handlungs-Commis und ein Bruder des Compagnons meines Stubenkameraden, ein Schneider oder, besser gesagt, tailleur artiste, denn mein Gesellschafter setzte mir aus einander, daß zwar ein Schuhmacher nur ein Handwerker, ein Schneider aber ein Künstler sey, weil es große Kunst erfordere, den Kleidern einen guten Schnitt zu geben, und weil ein Schneider auch Erfindungsgabe besitzen müsse, wodurch er sich zum Künstler mache. Diese zweite Kajüte nun ist eigentlich keine Kajüte, sondern nicht viel mehr als ein besonderer Verschlag auf dem Zwischendeck, von wo aus man hineingelangt. Ein Passagier zahlt für dieses Loch 375 Franken, wofür er noch einen Korb mit Lebensmitteln erhält und sich sein Essen mit Kreti und Pleti zusammen brauen muß, wenn er dem Koch nicht noch für die Besorgung besonders bezahlen will. Auch hat er nicht die mindeste Bedienung.

Nun kömmt das Zwischendeck an die Reihe. Ein Familienhaus im Berliner Voigtlande ist gewiß golden dagegen. In der Mitte des Decks hat man einen Gang für die Passage frei gelassen; auf beiden Seiten befinden sich zwei Reihen von Betten, die eine über der anderen. Ein solcher Passagier zahlt 90 bis 120, ja wohl bis 150 Franken, je nachdem viel oder wenig Nachfrage ist. Für dies Geld haben sie nichts als die Stelle, wo sie schlafen, und zwar werden immer fünf in Ein Bett placirt; Matratzen und was sonst zum Lager gehört, müssen sie sich selbst besorgen, eben so auch die Lebensmittel; man giebt ihnen nur Holz und Wasser. Beim Anblick des Einganges in dies Zwischendeck hat man schon genug; in einer Diebeshöhle kann es nicht schmieriger und ekelhafter aussehen als hier, wo diesmal 307 Menschen, meistentheils Landleute aus Würtemberg, Rheinbayern und dem Elsaß, logirt waren. Man wird sich leicht all' das Widerliche vorstellen, was die Ausdünstung und das Beisammenseyn so vieler an sich schon oft unreinlicher Menschen verursacht. Diese Leutchen lebten indeß, wie der Frosch im Sumpfe, ziemlich à leur aise und brauten sich am Tage ihr Mahl, welches sie mit demselben Behagen verzehrten, wie wir die Keule eines Truthahns, und ihr Wasser oder Brandy mag ihnen eben so geschmeckt haben, wie uns ein Glas Burgunder oder Champagner. Diese armen Auswanderer werden nun noch für ihr schweres Geld behandelt wie das liebe Vieh. Die Matrosen geben ihnen Fußtritte, wenn sie ihnen im Wege sind, und erlauben sich gegen das weibliche Personal das frechste Betragen. Eines Tages kam ein Deutscher mit einem ganz aufgeschwollenen Gesicht zu mir und beklagte sich, daß ein Matrose ihn so geschlagen habe, weil er gegen ein Liebesverhältniß protestirt, welches dieser mit einem Mädchen angeknüpft. Ich rief einen Engländer herbei und verdolmetschte ihm die Anklage, worauf dieser es dem ersten Offizier sagte. Der Deutsche sollte den Matrosen herbeischaffen. Er kam zurück und erklärte, der Matrose habe sich versteckt. Der Offizier lachte, selbst alle Deutsche fingen an, mitzulachen, und so kehrte der Landsmann ohne Genugthuung, ja noch obenein verhöhnt, in die Mitte seiner Kameraden zurück. Ein andermal warf ein Matrose vom Maste ein dickes Seil herab, das einen Deutschen fast todtgeschlagen hätte. Man brachte ihn zu uns. Einer aus unserer Gesellschaft ließ ihm zur Ader, und nachdem man ihm

eine Portion schwarzen geronnenen Blutes abgezapft, seinen Körper mit belebenden Essenzen eingerieben und ihm einige Stärkung eingeflößt hatte, wurde er in sein Loch gebracht, und die Geschichte war vergessen.

Was Menschenleben heißt, wissen die Amerikaner nicht zu schätzen; auf einen Schiffsnagel wird mehr Aufmerksamkeit verwendet! Kommen doch beim Auffliegen eines Dampfboots hier öfters gleich an die Hundert von Menschen ums Leben! Von den phantastischen Träumen über das freie Land der Nord-Amerikaner, dessen Zustand von manchen Verzückten schon jetzt fast über die Europäische Kultur erhoben wird, kömmt man hier sehr bald zurück. So viel glaube ich bereits nach meinem kurzen Aufenthalte sagen zu können, daß hier nur ein einziges Prinzip regiert, das Geld. Schwerlich beruht in irgend einem Lande Alles so ganz auf dieser Basis. Alles will nur Geld machen!

Vielen Zeitvertreib gewährten uns auf der Reise die Delphine, welche oft zu Hunderten an unser Schiff heranschwammen und die lustigsten Sprünge im Wasser machten. Zuweilen sahen wir auch größere Arten, wohl von der Länge eines mäßigen Wohnzimmers, und einigemal bemerkten wir in der Ferne die von noch gewaltigeren Meerbewohnern hervorgebrachten Fontainen. An einigen Abenden, besonders wenn es recht finster war, hatten wir das herrliche Schauspiel des phosphorescirenden Meeres. Wenn wir dann über Bord sahen, schien es uns, als schwämmen wir in einem Flammenstrom; das Schiff, mit Gewalt die Wellen zertheilend, rührte das Wasser zu Schaum auf, und dieser Schaum leuchtete wie Feuer. Eben so schien das ganze Meer stellenweise in Flammen aufzulodern, denn wo nur zwei Wellen sich brachen und Schaum hervorbrachten, da entstand auch dieser Feuerglanz. Ich begab mich an das Vordertheil des Schiffs, und hier, wo der Kiel die Wellen mit solcher Macht durchschneidet, daß das Wasser gänzlich zu Schaum zerstiebt und mehrere Fuß hoch gepeitscht wird, hier war in finsterer Nacht die ganze Prora des Schiffs hell wie von Lichtschein erleuchtet. Die Straße, von wo unser Schiff herkam, glich auf eine weite Strecke einem glühenden Lavastrom. Solch' ein Schauspiel ist erhaben und einzig in seiner Art.

Auch einen Sturm erlebten wir. Es war am 3. Juli; wir saßen auf dem Verdeck und sahen dunkle Wolken am westlichen Horizonte aufsteigen; sie näherten sich mehr und mehr, und ein plötzlicher Regen, von heftigem Sturmgebraus begleitet, brach los. Obgleich alle Segel beigelegt wurden, hing das Schiff doch ganz nach der einen Seite, und während wir auf der anderen mehr als 16 Fuß hoch Bord hatten, schlugen auf jener die Wellen fast ins Schiff. Indeß lief Alles noch gut und ohne Lebensgefahr ab.

Den Tag darauf war das Amerikanische Unabhängigkeitsfest, und wir bedauerten sehr, nicht schon in New-York zu seyn. Unsere Tafel war an diesem Tage festlicher als je servirt, und beim Dessert floß der Champagner reichlich. Man stieß auf das Wohl der Vereinigten Staaten an, wobei ich die Deutsche Nation zu repräsentiren hatte, denn der zweite Deutsche unserer Gesellschaft lag noch seekrank im Bett. Alles war heiter gestimmt, und man schlug vor, daß Jeder ein Lied singe. Die schöne Deutsche Sitte, bei fröhlichen Mahlen einen Rundgesang mit Chor anzustimmen, scheinen Engländer und Franzosen nicht zu kennen. Mein Stubenkamerad, der Franzose, sang eine Romanze, die ich vor meiner Abreise auch in Berlin singen hörte. Jetzt war die Reihe an mir. Meine schwächste Seite war berührt, denn meine Berliner Freunde haben nie die Tonart finden können, aus welcher ich eigentlich singe. Da man nicht nachließ, in mich zu dringen, und meine Weigerung wahrscheinlich nur für Künstler-Bescheidenheit hielt, stimmte ich endlich an: „Das Jahr ist gut, Braunbier ist gerathen!" Meine Zuhörer konnten sich des herzlichsten Lachens nicht enthalten, und ich mußte mehreremale abbrechen, um mitzulachen. Man wollte indeß mehr hören und bezwang sich, so gut als möglich, das Lachen zu verbeißen, bis ich geendet hatte. Der Zweck meines Gesanges, mag derselbe aus Fis- oder Dis-moll gewesen seyn, war erreicht, ich hatte dazu beigetragen, die Lustigkeit zu erhöhen. Das Lachen von Deutschen hätte mich in diesem Falle vielleicht gekränkt, aber hier war auch nicht das mindeste schadenfrohe oder spöttische Element darin zu finden, es war nur der Ausdruck einer heiteren Stimmung. Von der hohen Bedeutung des Festes durchdrungen und begeistert, — oder, daß ich mich nicht täusche, die verschiedenen Weine mochten wohl einen gebührenden Antheil an unserem Enthusiasmus haben, — stiegen wir sämmtlich, mit unseren Doppelflinten bewaffnet, aufs Verdeck, und zwei, drei Ladungen in jeden Lauf setzend, damit der Knall stärker sey, feuerten wir zu Ehren des Tages mehrmals unsere Gewehre ab.

Die Seeoffiziere hatten uns gesagt, daß wir am Abend des 5. Juli in New-York seyn würden, doch leider war nach dem Sturm des vorhergehenden Tages eine völlige Windstille eingetreten, und wir blieben fast auf derselben Stelle. Mitunter hatten wir Tage auf der Reise, an welchen wir jede Stunde 12 Englische Meilen zurücklegten, und der Capitain äußerte, daß wir mit dem besten Winde im Stande wären, an einem Tage 7 geographische Grade, also über 100 Deutsche Meilen, weiterzukommen. Wir hatten aber freilich oft auch sehr schlechten Wind und sahen uns genöthigt, bald gegen Norden, bald gegen Süden zu segeln, was uns nicht viel förderte. Einen Fall will ich hier nur anführen. Nachdem wir nach dem Unglück mit der Brigg drei Tage gesegelt waren und wir Passagiere uns freuten, wie gut und rasch wir in dieser Zeit beständig fortgekommen, erfuhren wir vom Capitain, daß wir uns nur 10 Englische Meilen von dem Orte befänden, wo wir die Brigg in den Grund gerannt hatten. Man denke sich also, wie wir gekreuzt seyn mußten. Auch sind wir bis zum 38sten Grad nördlicher Breite gewesen und haben große Eisschollen angetroffen, — Alles der widrigen Winde halber. Bisher hatte der Capitain uns immer gesagt, wie viel Meilen wir noch zu machen hätten; jetzt beobachtete er die Politik, uns nichts mehr zu sagen, damit die Leute im Zwischendeck nicht all' ihre Provision verzehren sollten und dann im Fall eines ungünstigen Windes keine Lebensmittel mehr hätten, denn ihrer funfzig hatten schon Alles aufgegessen und fingen an, die Anderen zu belästigen oder gar zu bestehlen.

Es waren indeß alle Anzeichen da, daß wir nicht mehr weit vom Lande seyn konnten. Schon einige Tage hatten wir viel Schiffe gesehen, und jetzt, Sonntags den 7. Juli, bemerkten wir auch in der Ferne unter anderen Schiffen eines, welches von den Seekundigen für einen Lootsen gehalten wurde, den der Capitain sehnlichst erwartete. Es war 11 Uhr Vormittags; Alles schaute durchs Fernrohr, und unsere Vermuthung ward zur Gewißheit. Bald erkannten wir durch das Glas eine große rothe Sieben, — die Lootsen führen Nummern, — bald sahen wir diese Sieben auch mit bloßen Augen und von Moment zu Moment immer deutlicher. Der Pilot nahm die Richtung auf unser Schiff, und um ¾ auf 12 Uhr war er an Bord, nachdem er mit seinem kleinen windschnell segelnden Schiffe im Nu einigemal um unser großes herumgefahren. Seit mehreren Tagen hatten wir Holz und Kräuter auf dem Meere schwimmend vorgefunden, aber nichts gab uns eine solche Gewißheit von der Nähe des Landes als das Erscheinen des Piloten. Der Capitain hatte nun für diese Reise sein Geschäft verrichtet, der Pilot nahm seine Stelle ein, und Alles ging nach dessen Kommando.

Wir stiegen hinunter, um ein wenig zu essen, und als wir gegen 1 Uhr auf das Verdeck zurückkehrten, sahen wir in der Ferne die Küste von Amerika. Mehr und mehr näherten wir uns dem Lande, Aller Augen waren nach demselben Punkte gerichtet, man bemühte sich, Bäume und Häuser zu unterscheiden. Es war eine ganz eigene, erhabene Stimmung, in der man sich befand. In Gedanken einige Jahrhunderte zurückgehend, konnte ich mich der lebhaftesten Rührung nicht erwehren, als ich mir das Gefühl recht klar zu machen suchte, welches der Held Columbus gehabt haben mag, als er nach einer halbjährigen Reise zum erstenmale die heiß ersehnte Küste des neuen Welttheils sah! Welch' paradiesischer Genuß mußte ihm sein hohes Selbstbewußtseyn in diesem Momente gewähren, — das Bewußtseyn, durch Beharrlichkeit und Kraft, ohne wankend zu werden, seinen Willen durchgesetzt zu haben und ihn nun so herrlich gekrönt zu sehen! Solche Augenblicke lassen sich nur fühlen; Worte dafür zu finden, ist unmöglich.

Nun sahen wir das Land schon ganz deutlich und konnten die Bäume und Häuser, so wie die Berge und den Sand am Ufer, unterscheiden. Es war Long-Island, eine Insel von 120 Englischen Meilen Länge, also noch nicht das feste Land. Der Sandbänke wegen gingen wir aber jetzt nach Süden und verloren das Land bald wieder gänzlich aus dem Gesicht. Ich hatte noch keinen Sonnenaufgang auf dem Meere gesehen, und wir verabredeten uns, den anderen Morgen früh auf zu seyn, aber es erschien Niemand weiter, als der andere Deutsche, und wir Beide genossen das Schauspiel allein. Indeß kann ich nicht sagen, daß der Eindruck schöner wäre, als bei einem Sonnenaufgang im Gebirge. Die Sonne ging hier, in südlicheren Graden, in dieser Zeit der längsten Tage erst kurz vor halb 5 Uhr auf, und des Abends um halb 9 Uhr war es schon ganz finster. Jetzt bekamen wir auch das Land wieder zu Gesicht, und da wir den richtigen Weg hatten, ging es nun gerade darauf los. Rechts hatten wir Long-Island, links die Küste von New-Jersey. Wir beschäftigten uns heute fast mit nichts Anderem, als nach dem Lande zu schauen, welches immer deutlicher zum Vorschein kam. Kaum daß wir um drei Uhr Ruhe genug hatten, uns zu Tisch zu setzen, denn wir waren schon ganz nahe. Der Capitain rief uns vom Essen hinweg, um das nach Liverpool abgehende Paketschiff zu sehen. Zum zweitenmal wurden wir abgerufen, als wir bei der Einfahrt in den Hafen angelangt waren. Jetzt hatten wir von beiden Seiten die herrlichsten Landschaften vor uns liegen. Wir passirten die Forts des Hafens und sahen die schönsten Baumgruppen, waldige Hügel und Bergketten, mit geschmackvoll gebauten Villen besäet.

Endlich gelangten wir zur Quarantaine, wo viele Schiffe vor Anker lagen und wir die ärztliche Untersuchung abwarten mußten. Diese Quarantaine ist die Insel Staaten-Island, welche den malerischsten Punkt des Hafens darbot. Die natürliche Landschaft wird auch hier durch die elegantesten Landhäuser noch verschönt, die meistens mit Säulen und Gallerieen und Thürmchen versehen sind. Der Arzt kam, und die Untersuchung ging vor sich, das heißt, die Passagiere der Kajüte wurden gar nicht untersucht, da man bei Leuten, die so gut aßen und tranken, wohl Gesundheit voraussetzen konnte. Die Zwischendeck-Passagiere mußten einer nach dem anderen vor dem Arzte vorbeigehen und ihm die Zunge zeigen. Wer etwa krank oder blaß war, den machte die Angst vor der Untersuchung roth, und alle passirten für gesund.

Ein Theil unserer Gesellschaft begab sich nun auf die Insel, um noch heute nach New-York zu fahren. Ich, der ich nichts zu versäumen hatte, blieb zurück und genoß mit den Uebrigen der schönen Aussicht. Es war ein herrlicher Abend, und die Landluft mit Entzücken einschlürfend, ergötzten wir uns an dem

Anblick der Landschaft und der vielen Schiffe, welche hier in Quarantaine lagen, und von denen hin und wieder Hornmusik ertönte.

Am achtunddreißigsten Tage also hatten wir glücklich und unversehrt den Hafen erreicht; mein Befinden war vortrefflich, denn ohne anstrengende Arbeit und bei guter Kost muß man wohl körperlich gedeihen. Den nächsten Vormittag gingen auch wir auf die Insel hinüber, und ich betrat zum ersten Mal den Amerikanischen Boden. Nicht lange, so hatte ich auch schon die Bekanntschaft einiger Amerikanischen Vögel und Schmetterlinge gemacht. Die Pflanzenwelt gleicht in Vielem ganz der Europäischen. Nach Tische fuhren wir mit dem Dampfboote nach New-York und begaben uns dort in einen Gasthof, der uns empfohlen war. Von jetzt an mußte man wieder aus seiner Tasche leben, und ich bedurfte gar keiner langen Zeit, um mich zu überzeugen, daß Alles hier sehr theuer sey. Die Gasthäuser sind wie in Europa, aber das Bezahlen ist anders. Wer in einem solchen Hotel logirt, ist so zu sagen wie in Pension. Man speist, was da ist, und bezahlt tagweise, man mag gegessen haben oder nicht. Nur der Wein und andere geistige Getränke wurden noch besonders bezahlt. In unserem Gasthause aß man viermal: Morgens um 8 Uhr das Thee-Frühstück mit einem Dutzend verschiedener Gerichte; um halb 4 Uhr das Mittagsmahl, wieder sehr gute Tafel, zum Dessert Ananas, Eis-Creme und dergleichen; um 7 Uhr die Vesper, das heißt Thee mit Backwerk und Obst, und von 9 bis 12 Uhr das Souper, aus kalten Speisen bestehend. Man zahlte hier täglich 2¼ Dollars, ungefähr 3 Thaler. Den Tag darauf wurde uns ein Französisches Hotel, als das billigste, rekommandirt, wo man wöchentlich 10 Dollars zahlt. Wir bezogen dasselbe, und morgen sind es nun drei Wochen, daß ich in demselben wohne, noch nicht wissend, wann ich weiterreisen werde.

Nach meiner Ankunft habe ich mich ein wenig à l'Américain zugestutzt. Schon auf dem Schiffe sagte man mir, daß ich meinen Schnurrbart und Wallensteiner abnehmen müsse, wenn mir in New-York nicht die Straßenbuben nachlaufen sollten, weil es dort durchaus nicht Mode sey, andere als Backenbärte zu tragen. Das mag seyn, dachte ich, es ist bei uns auch nicht eben Mode, aber deshalb hindert uns in der Heimath doch Niemand daran, von der Mode abzuweichen, und wer an einem Bart Gefallen findet, kann unangefochten und unbemerkt damit durch die Straßen gehen; und in dem gepriesenen Lande der Freiheit ist solcher Modezwang! Ich schnitt also, mich der Sitte fügend, meinen Bart ab. Auch kaufte ich mir für 3 Dollars einen Strohhut, da man behauptete, mein Filzhut sey nicht fein genug. Mir gefällt das abgemessene Amerikanische Wesen eben so wenig als die geleckte Außenseite der Franzosen, die beim Anblick einer schönen Landschaft keine andere Aeußerungen haben als: joli, charmant, gentil, deren Klange man es schon anhört, daß ihnen das innere Gemüth abgeht. Doch ein jedes Volk hat neben seinen Schwächen und Mängeln auch sein Gutes, und dies von ihnen sich anzueignen, ist der Vortheil, den eine Reise darbietet. Ich warte nun einstweilen hier ab, welche Nachrichten ich von Charleston erhalten werde, um mich dann entweder direkt oder über Virginia-Springs, einen Badeort im Staate Virginien, dorthin zu begeben. In meinen nächsten Briefen hoffe ich schon einiges Nähere über das Land selbst und seine Bewohner mittheilen zu können.

J. C.

Afrika.

Sankt Helena und Napoleon's Grab.

1838.

Am 23. Oktober, mit Tages-Anbruch, erblickten wir Sankt Helena in einer Entfernung von ungefähr zehn See-Meilen gegen Nordwesten. Indem wir uns der Insel näherten, wurden ihre unregelmäßigen Umrisse sehr bald deutlicher; die azurne Bläue, welche uns aus der Ferne entgegenschimmerte, verwandelte sich nach und nach in ein unfreundliches Braun, das geringe Fruchtbarkeit des Bodens verhieß, und die Licht- und Schattenwechsel verdankten nur den Buchten, Vorbergen und vielgestaltigen Klippen ihr Daseyn. Nirgends erspähte das Auge einen Fleck mit grüner Vegetation, oder irgend einen milderen Zug der Landschaft; die ganze Insel erschien als eine unförmliche, über dem Wasser aufgethürmte Felsenmasse. Um 11 Uhr Vormittags steuerten wir, eine (Engl.) Meile von der Küste uns haltend, um die nördlichste Spitze, den von seiner Form so genannten Zuckerhut-Berg, dessen schroffe Felsenwände bis an tausend Fuß und darüber emporstarren. Sie bestehen aus einer Strata, die alle erdenkliche Abdachungen von der horizontalen bis zur senkrechten Linie zeigt; im Allgemeinen ziemlich regelmäßig gruppirt, an einzelnen Stellen aber chaotisch zusammengeworfen, lassen diese Felsen einen vulkanischen Ursprung des Eilandes vermuthen, welche Vermuthung durch den geologischen Charakter Sankt Helena's beinahe Gewißheit erhält. Hat man den Zuckerhut umsegelt, so ist Barnes-Fort, eine kleine, ungefähr 150 Fuß über dem Meeresspiegel in den Felsen gehauene Batterie, der nächste Gegenstand, welcher die Aufmerksamkeit fesselt. Als die Insel noch unter der Gerichtsbarkeit der Ostindischen Compagnie stand, mußte jedes ankommende Schiff vor diesem Platze anhalten, worauf ein Arzt an Bord des Schiffes kam und von der Gesundheit der Mannschaft sich überzeugte, ehe sie die Erlaubniß erhielt, Anker zu werfen. Jetzt findet diese ärztliche Untersuchung vor James-Town statt, nachdem das Schiff Anker geworfen, und erhält die Mannschaft ein Gesundheits-Attest, so wird in den ersten 24 Stunden ihrer Anwesenheit eine kleine weiße Fahne vom Mastkorbe ausgehißt; eine gelbe Fahne zeigt an, daß kranke Personen an Bord sind.

Hat das Auge an dem Anblick von Barnes-Fort sich ersättigt, so ruht es dann mit größerem Behagen auf dem Hafen, der 1½ Miles weiter ab und James-Town gegenüber sich ausdehnt. Die vielen Schiffe von verschiedenen Nationen, welche hier ankerten, und die kleinen mit Schiffsgütern oder Wasservorrath hin und her rudernden Böte beleben diese Scene ungemein.

Hier, wie an allen Orten, wo die Küste steil und voller Untiefen ist, wechselt der Ankergrund jählings. Ein halbes Stadium vom Lande findet man eine Tiefe von 10 bis 12 Faden, die stufenweise zunimmt, bis sie in der Entfernung einer (Engl.) Meile 28 Faden beträgt. Noch weiter hinaus läßt sich die Tiefe, wegen jähen Abfalls des Dammes, nicht mehr ermessen. An dem Damme ist ein sicherer Grund zum Ankern; allein man muß die Schiffe immer dicht vorlegen, damit ihnen die plötzlichen Windsbräute, welche oft von den Bergen durch das Thal Saint-James stürmen, keinen Schaden thun. Haifische sind hier so zahlreich, so schlau und gefräßig, daß ein Mensch, der das Unglück hat, über Bord zu fallen, so gut als verloren ist. Selbst wer dicht an der Küste badet, schwebt noch in Gefahr, da man Beispiele hat, daß die Ungeheuer im seichtesten Wasser, wo sie kaum schwimmend vorwärts konnten, ihre Opfer überfielen.

Der einzige regelmäßige Landungsplatz ist zur Linken des Thales, vom Meere aus gesehen; er befindet sich dicht unter einer schweren Batterie, die eine recht günstige Lage hat, um den vornehmsten Zugang der Insel zu beherrschen. Von hier bis zum See-Thore führt der Weg längs dem Strande, beschützt von einer lothrechten, mehrere hundert Fuß hohen Felsenwand und an einigen Stellen von Bäumen beschattet, unter deren Zweigen Bootsleute, Lastträger und Müßiggänger von allerlei Nation und Gesichtsfarbe zu jeder Stunde des Tages sich gütlich thun. Drei bis vier Schildwachen stehen zwischen dem Landungsplatz und dem See-Thore, und eine an dem letzteren, deren Ordres zum Theil dahin lauten, daß sie keine Güter oder Pakete in die Stadt lasse, bevor sie durch einen Zoll-Beamten visitirt worden. Das See-Thor ist eine kleine Barrière mit einer Zugbrücke, und an den Mauern des Durchgangs sind Schießscharten für kleines Gewehr angebracht. (Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Schuler's Geschichte der Schweiz. Einzelne Momente der Schweizer Geschichte, wie der Rütlibund, die Kämpfe der Eidgenossen gegen Oesterreich und Burgund, sind allerdings, wenigstens ihren Umrissen nach, allen Gebildeten mehr oder weniger bekannt; wie jedoch der Bund der Schweizer Kantone das geworden, was er heutzutage ist, welcherlei Volks- und Staatsleben dort zur Erscheinung kam und sich gegen alle Stürme hielt, während rings herum mächtige Reiche entstanden und — wie Venedig oder Genua — untergingen, das wissen die Wenigsten zu sagen — und doch ist das Schweizer Volk ein Deutscher Stamm und die Schweiz mitteninne von drei der historisch wichtigsten Länder Europa's gelegen. Zwar ist ein Meister Deutscher Geschichtsschreibung ein Schweizer gewesen, und er selbst hat eine treffliche Darstellung der Anfänge seiner vaterländischen Historie uns hinterlassen, aber Johannes v. Müller ist nur in die Bibliotheken, nicht ins Volk übergegangen. Besonders in der Schweiz selbst fühlte man dies, wo eben die neuere und Spezial-Geschichte des Landes, die Johannes v. Müller's großartige Darstellung von sich ablehnte, am meisten zur Erklärung der heutigen Zustände erforderlich schien. Diesem Bedürfnisse kam Melchior Schuler entgegen, indem er „die Thaten und Sitten der Eidgenossen" beschrieb, von welchem Werke jetzt die beiden ersten Bände, die Geschichte der Schweiz bis zur Reformation und die Geschichte derselben im sechzehnten Jahrhundert enthaltend, in einer wohlfeilen (dritten) Ausgabe bei Friedrich Schultheß in Zürich erschienen. Wir lernen daraus die genetische Entstehung des Bundes kennen, der, zuerst von drei Bezirken gestiftet, zunächst über die „acht alten Orte" sich erstreckte und später einen immer größeren Kreis von nahegelegenen Städten und Gauen in sein Interesse zog. Wir sehen den Zwiespalt, der noch jetzt zwischen dem sogenannten Siebener-Konkordat und dem Sarner-Bündnisse besteht, schon im sechzehnten Jahrhundert sich entwickeln, und wir erkennen die Ursachen, welche in einigen Kantonen das Werk der Kirchen-Reformation begünstigten, während in anderen, wie noch heutiges Tages, die Sitten wie der Glaube der Väter unangetastet von den Einflüssen der Zeit blieben. Selbst was in den letzten Wochen erst im Kanton Zürich vorging, die Reaction der ländlichen und streng religiösen Bevölkerung gegen die Neuerungen der freidenkenden Stadt, findet in früheren ganz ähnlichen Vorgängen genügendere Erklärung, als in den vom Parteigeist diktirten Zeitungsartikeln der einen wie der anderen Ansicht in der heutigen Schweiz. Es scheint uns daher auch vollkommen an der Zeit, einmal auch in Deutschland auf ein Buch, wie das von Melchior Schuler, aufmerksam zu machen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 126. Berlin, Montag den 21. Oktober 1839.

Frankreich.

Gläubiger und Schuldner.

Von Raspail.*)

Das Schuldgefängniß ist eine Pfand-Niederlage, eine Depositen-Kammer. Wer hier beherbergt wird, ist kein Gefangener, er befindet sich hier gar nicht als Mensch, sondern als eingesetztes Unterpfand, kraft einer von dem Herrn Civil-Präsidenten für gültig erklärten Forderung. Dies Gefängniß ist das Leihhaus der Gläubiger, die hier eine gleichförmige Abgabe entrichten, welchen Werth auch das Pfand haben mag; das Pfand ist der Schuldner selbst, eine Person vertritt die Stelle der Waare, die nirgends zu finden.

Der Gläubiger nimmt eines Tages den Schuldiger beim Schopf und sagt zu ihm: Zahle. Der Schuldner antwortet: Visitire mich, ich habe nichts; wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren. Nicht doch, erwiedert der Gläubiger, ich schließe nicht so, wie die Kaiserliche Gnade; wenn ich Dein Substanzielles nicht habe, so hab' ich doch Dein Personelles, ich bemächtige mich Deines Leiblichen im Namen des Gesetzes, und in Ermangelung eines Besseren will ich Dein Leibliches noch sorgfältiger verwahren, als ich es vielleicht mit dem Dinglichen gethan hätte; bemühe Dich, mit mir diesen Fiaker zu besteigen, und komme mit zum Präsidenten des Gerichtshofes erster Instanz; auf sein Visa wirst Du in das Magazin einpassiren, bis Du Mittel gefunden, Dich mir in Valuten, in Baarschaften oder in annehmlichen Waaren zu präsentiren.

Uebrigens ist der Gläubiger, in physischer wie in moralischer Hinsicht, keinesweges dem Schuldner stets überlegen; bewahre, meistentheils sogar ist dies der Fall nicht. Stellt Euch einen schönen jungen Mann vor, den liebenswürdigsten aller Stutzer, den besten Reiter und Tänzer, der sich trefflich auf's Fechten versteht und sehr streng im Punkte der Ehre ist, Courmacher nach der Mode, Schönredner und Mann von Geist und Witz, der von den Männern beneidet und von den Damen geliebt wird, die unentbehrlichste Zierde der schönsten Promenaden und der reichsten Gesellschaftssäle, Advokat oder Offizier, der in der Robe oder mit den Epauletten gleich viel auf sich selbst hält, der Euch stößt, ohne um Entschuldigung zu bitten, der Euch mit seinem Tilbury überfährt, ohne Euch anzurufen, der Euch, ganz unbekümmert um Eure Hühneraugen, auf den Fuß tritt, der trällernd eine Dame lorgnettirt oder sich über einen Bewohner der Provinz lustig macht, ein Mann aus guter Familie oder von berühmtem Namen; so ist der Schuldner beschaffen, so hat er zu allen Zeiten den Gesetzgebern vorgeschwebt, welche die Satuten über die körperliche Haft zu revidiren hatten. Wenn er sich unter einer demüthigeren Gestalt und mit weniger verführerischem Aeußern darstellt, so ist das nur eine Ausnahme; das Gesetz aber hat es nicht mit den Ausnahmen zu thun, diese bekräftigen nur die allgemeine Regel.

Der Gläubiger hingegen ist in dem, was an ihm das Wesentliche und nicht die Ausnahme bildet, gerade das Gegentheil von dem Schuldner. Stellt Euch einen unsauberen Kauz vor, der über und über von Schmutz klebt, der sich die Nase am Aermel abwischt, um sich die Mühe zu ersparen, das Schnupftuch aus der Tasche zu ziehen, der Euch nie grüßt, aus Furcht, dadurch seinen Hut abzunutzen, durch den er noch einiges Ansehen behält; — der arme Teufel lebt nur von Knoblauch und Zwiebeln; es fehlt ihm an Brod, er hat nur Valuten in seiner Kasse; er kann Euch kein Glas Wasser anbieten, wenn Ihr aber Millionen verlangt, so hat er sie zu Eurer Verfügung, zwar nicht bei sich, aber bei einem Bekannten. Macht nur keine Umstände; wenn Ihr zahlungsfähig seyd, so leiht er Euch, was Ihr wünschet; im Fall Ihr es nicht seyd, wird er seine Vorsichtsmaßregeln treffen, um nicht zu viel dabei zu verlieren; unterzeichnet ihm nur erst den kleinen Wisch von Schuldschein, und er zahlt Euch sogleich den Betrag aus. Geht rasch zu Werke, denn der Aermste leidet unendlich, indem er sich Euch verbindlich zeigt; haltet ihn nicht zu lange auf, er würde sonst ohnmächtig hinsinken und dadurch nur den Spott seiner Feinde erregen, die seine Erben sind.

Wer Schulden halber sich in Haft befindet, ist nur ein Unterpfand, kein Gefangener; so betrachtet ihn das Gesetz. Wenn er sich aber selbst über seinen Zustand Rechenschaft ablegt, so wird es ihm doch klar, daß er eigentlich nichts Anderes als ein Gefangener ist, ein Straffälliger, dem seine Einkerkerung Schmach und Kummer bereitet; er leidet so viel und vielleicht selbst mehr als ein wegen Diebstahls Verurtheilter; seine Leiden sind eine unmittelbare Folge seines Mangels und sein Mangel eine unmittelbare Folge seiner früheren Genüsse. War er reich und angesehen, so wird diese Demüthigung beständig an seinem Herzen nagen; war er arm, so erwartet ihn bei seiner Befreiung aus der Haft der Hunger, denn er hat das Recht verloren, sich seinen Lebensunterhalt durch Arbeit zu erwerben; wer wird wohl einem Schuldgefangenen Arbeit geben?

Das Schuldgefängniß ist keine Leibesstrafe, und doch beraubt es der Freiheit! Es ist keine entehrende Strafe, und doch kann man es nicht betreten, ohne seinen guten Ruf draußen zurückzulassen, den man nur mit großer Mühe nach der Befreiung wieder erlangt.

Ich bediene mich hier der Worte Schuld, Debitor und Schuldner, aber nicht Alles, was man zu bezahlen hat, ist eine Schuld, und nicht jeder Debitor wird darum auch ein Schuldner. Ihr könnt hunderttausend Franken, ja selbst vier Millionen geliehen haben, ohne daß dem Gläubiger das Recht zusteht, sich an Euren Leib zu halten, und wiederum giebt es Fälle, wo Euer Körper schon für funfzig Franken als Unterpfand dienen muß. Wenn man etwas geliehen, selbst in der Absicht, es nicht wieder zu bezahlen, so ist man deshalb noch kein Schuldner, und das Gesetz hat nicht einmal die Macht, diese Arten von Schulden in eine und dieselbe Klasse mit dem Diebstahl zu bringen. Schuldner ist nur derjenige, welcher seine Schuld unterzeichnet und dergestalt schriftlich anerkannt hat, daß er die Verpflichtung, zu zahlen, eingegangen ist. Hat er am Verfalltag Mittags Punkt zwölf Uhr seinen Gläubiger nicht befriedigt, so ist er ihm von diesem Augenblick an verfallen; jener lauert ihm auf, bemächtigt sich seiner, packt ihn auf dem benachbarten Platze in einen Wagen, führt ihn vor den Präsidenten des Civil-Gerichts, um seine Identität zu beweisen, und von da nach einem Gefängniß, wo er dann völlig zu Grunde gerichtet wird und der Anspruch des Gläubigers nicht minder; dadurch verliert dieser nun zwar Alles, aber er tröstet sich darüber, denn er besitzt noch vieles Andere. Von dem Tage an hat der Schuldner gar nichts mehr, nichts als einen Körper, der ihm zur Last ist und leiden muß, um dem Gläubiger, dessen ausschließliches Eigenthum er ist, als Unterpfand zu dienen; dieser ist nun Besitzer eines Menschen, welchen er, seinem Rechte nach, in einen Käfig sperren und auf seine Kosten füttern kann; hält man nicht auch zu seinem Vergnügen Papageien, die nicht mehr Vortheil bringen und dem rechtmäßigen Besitzer eben so viel kosten?

Der Gläubiger muß die Unterhaltungskosten wenigstens für einen Monat vorausbezahlen; erneuert er nicht am letzten Tage des Monats bis Punkt Mitternacht die gesetzlich vorgeschriebene Summe, so ist der Gefangene frei und darf entlassen werden. Dreißig Franken, also täglich 20 Sous, betragen die Zehrungskosten. Hat ein Schuldner Familie, so könnte er sie dafür gerade mit Brod versorgen; es bleibt ihm gar kein Mittel übrig, etwas für sie zu erwerben. Er verliert seine Kundschaft, es gehen keine Bestellungen, ja selbst keine Zahlungen mehr ein; es steht nicht in der Macht des Schuldners, seine ausstehenden Schulden einzuziehen; er hat es außer Acht gelassen, von Anderen die Erfüllung einer Förmlichkeit zu verlangen, der er sich selbst aus freien Stücken unterzogen; nur mit Hülfe der Freiheit kassirt man sein erworbenes Geld ein, für einen Mann aber, den die Mauern eines Kerkers von der Welt trennen, ist Niemand zu Hause.

*) Aus dem eben erschienenen zweiten Bande der Lettres sur les prisons de **Paris**, einem Werke, worin der Verfasser, Herr Raspail, nicht sowohl eine historische Darstellung von den Pariser Gefängnissen giebt, als vielmehr die auf dieselben bezüglichen Ereignisse erzählt, welche sich seit der Juli-Revolution zugetragen, mit Rücksicht auf den Einfluß der politischen Parteien. Er berührt bei dieser Gelegenheit eine Menge mehr oder minder wichtiger Social-Verhältnisse. Die Form des Buches ist zwar munter und satirisch, die Grundlage jedoch ernst genug, um die Aufmerksamkeit aller Denkenden zu verdienen. Die „Briefe über die Pariser Gefängnisse“ sollen vier Bände bilden, wovon die beiden letzten, noch nicht beendigten die Studien des Verfassers über den Zustand der Gefängnisse von Versailles und der Umgegend von Paris im Jahre 1832, über den von St. Pelagie im Jahre 1833, über den von La Force und anderen Pariser Gefängnissen im Jahre 1835 und schließlich eine Auseinandersetzung des Strafsystems, wie es jetzt ist, und wie es nach Herrn Raspail's Meinung seyn sollte, enthalten werden.

Das Schuldgefängniß kann freilich nach der Art seiner Einrichtung und den darin befolgten Grundsätzen nicht wie ein Straf- oder Besserungshaus betrachtet werden; davon ist es weit entfernt, denn nur in einer Beziehung ist es ein Gefängniß, im Winter nämlich treibt man Euch bei Sonnenuntergang und im Sommer um neun Uhr Abends vom Hofe fort, dessen Gitter sich Euch erst wieder in der schönen Jahreszeit um sieben und im Winter um acht Uhr Morgens öffnen; auch verwehrt man es Euch streng, die Straße zu betreten. Abgesehen von dieser Hausordnung kann man das Schuldgefängniß in ein Schlaraffenland umwandeln, wenn man dasselbe nur reich betritt, denn hier wird mit vollkommener Freiheit gespielt, gegessen und getrunken; man empfängt seine Freunde entweder bei sich oder in der Restauration, die ein Gefangener in einer Ecke des Korridors eingerichtet hat, der an das politische Gefängniß angränzt. Der höchste Luxus wird nur durch eine Wand von dem höchsten Elende geschieden, und so mancher Gefangener wird nicht wenig durch den Kontrast seiner Nachbarschaft gequält.

Schwarzes Brod und Wasser, Kohlsuppe, mit Fett und mit Butter zubereitete Gemüse; kein besseres Getränk, selbst nicht einmal für Geld; kein Besuch, selbst nicht einmal der Verwandten, der Gattin oder der Kinder, anders als hinter einem doppelten Gitter, an welchem der Kerkermeister umhergeht, und Alles sieht und hört: so ist das Schicksal der Gefangenen beschaffen, die sich dicht neben dem Schuldgefängniß befinden. Hier hingegen giebt es die auserlesensten Gerichte, geistige Getränke aller Art, Champagner, frohe Gesänge, lustige Reden, wie sie der Rausch mit sich führt, Spiel um Gold, Musik, Gesellschaft, Familienfreuden, unbeaufsichtigte Besuche von früh bis spät, Pracht und Vergnügen hinter verschlossenen Thüren; der reiche Schuldgefangene unterscheidet sich durch nichts von dem Offizier, der Stubenarrest hat. Da nun Jeder gleich bei seinem Eintritt oder doch einen Monat darauf schon ungefähr weiß, wie lange seine Haft dauern wird, so sorgt derjenige, welcher Gold vor seinem Gläubiger zu verbergen wußte, wohlweislich dafür, sich seine Zelle in einen Gesellschaftssaal oder in einen Palast umzuwandeln; er verschafft sich Gemächer, indem er eine ganze Reihe von Zellen miethet, er läßt sie täfeln, tapissiren und ausschmücken, die Eisenstäbe werden durch Vorhänge und Frangen versteckt, und auf dem Pflaster seines Fußbodens breitet er kostbare Teppiche aus; Piano's, Armsessel, Divane, die elegantesten Betten, die luxuriösesten Möbel, alles dies passirt frei in das Gefängniß ein, und ein Schuldner, der sich hier wegen elender 10,000 Franken in Haft befindet, kann in seinem Serail ein Mobiliar von 20,000 Franken an Werth um sich haben, ohne daß der Gläubiger auch nur das geringste Recht hat, dieses Eigenthum seines Schuldners mit Beschlag zu belegen; dieser muß nur die einzige Vorsicht anwenden, Niemanden auch nur das geringste unterzeichnete Papierzettelchen in Händen zu lassen, was zum Beweise dienen könnte, daß ihm das Alles zugehört.

Seit dreißig Jahren befindet sich hier ein Fremder, ein Amerikaner, Schulden halber eingekerkert und wird eben so zahlungsunfähig daselbst sterben, wie er die Haft betreten hat, wenn man sich nicht beeilt, unsere ungastlichen Gesetze gegen den fremden Schulsdner zu reformiren. Dieser Fremde, der in Amerika ein großes Vermögen besitzt, will seinen Französischen Gläubigern durchaus keinen Heller bezahlen, weil er sie beschuldigt, ihn bestohlen zu haben; nun nimmt aber die körperliche Haft kein Ende, wenn ein Fremder der Gegenstand derselben ist; seine Person bleibt seinen Gläubigern bis zu seinem Tode als Unterpfand. Besagter Ehrenmann hat sich endlich darein gefunden; für Spaziergänge, Mahlzeiten, Lektüre, Ruhe und Besuche hat er seine festgesetzten Stunden, und seit dreißig Jahren hat er sich so an diese Lebensweise gewöhnt, sie ist ihm so zur zweiten Natur geworden, daß er fürchten muß, mit der Wiedererlangung seiner Freiheit Alles zu verlieren; die Aufhebung des gerichtlichen Beschlages wäre für ihn eine Art von Todesurtheil, denn draußen findet er gar nicht das Klima, die Luft, den Boden, das Licht wieder, worin er zu leben gewöhnt ist.

Für den Reichen ist also das Schuldgefängniß keine Strafe; der Reiche gewinnt dabei; er entbehrt weiter nichts als die Gewohnheit, die kothigen Straßen von Paris zu durchstreifen; das Glück folgt ihm in seinen Kerker; freilich kömmt der Reiche, der sich einstecken läßt, weil er nicht bezahlen will, dem wegen böslichen Betruges Verurtheilten sehr nahe. Nur den Armen, den ehrlichen Mann, der gern bezahlen möchte und es nicht im Stande ist, ihn, dessen sich der Gläubiger vielleicht am Vorabend des Tages bemächtigte, wo die Wechselfälle des Handels ihn wieder begünstigt hätten, nur den rechtlichen Schuldner trifft die körperliche Haft mit ihrer ganzen Schmach, mit ihrer Strenge und Verzweiflung. Er schämt sich zu sehr seiner Einkerkerung, um aus seinem Gefängniß einen Aufenthalt der Lust und des Vergnügens zu machen, er verliert zu viel durch seine Haft, um darin etwas Anderes als seinen völligen Ruin und das Verderben seiner Familie zu erblicken. Er ist unschuldig, denn nicht durch seine Schuld blieb er im Rückstande, und er denkt an nichts, als wie er sich mit Ehre aus dieser unglückseligen Angelegenheit ziehen kann; er ist nur eine geringe Summe schuldig, vielleicht tausend Franken; er, der bis jetzt tausend Franken am Verfalltage so leicht wie einen Heller auszahlte! Nur für ihn ist es ein Strafgesetz, nur er wird den ganzen Tag dadurch in Allem, was ihm nach der Ehre, nach seiner Familie am theuersten ist, gekränkt und gequält. Durch seine Eisenstäbe hindurch sieht er in jener fernen Welt einen Hoffnungsstrahl aufblitzen; er stürzt vorwärts, um das Glück zu erhaschen, doch eine eiserne Mauer hält ihn zurück, und an dieser starren Klippe zerschellt seine letzte Täuschung. Doch was gewinnt der Gläubiger dabei, daß er seinen Schuldner gänzlich zu Grunde richtet? Er verliert sein Geld, aber er rächt sich auf gesetzliche Weise; für zwanzig Franken monatlich hat er die Gunst erkauft, einen Menschen mit seinen Krallen festzupacken und mit dessen Schmerzen zu spielen.

Die körperliche Haft ist kein Mittel, den Reichen zur Bezahlung zu nöthigen, und den Armen macht sie ganz unfähig, zu zahlen. Dem Unredlichen ist sie von großem Nutzen, da er sich dadurch von seiner Verpflichtung befreit, daß er seinem Gläubiger fünf bis zehn Jahre zur Last fällt; den redlichen Mann hingegen ruinirt sie ganz und gar. Wenn sie einigen Gläubigern Nutzen bringt, so ist das gewiß nur der Fall bei schamlosen Wucherern, die sehr wohl wissen, wem sie leihen, und die ihren Schuldnern das Geld fast wieder aus der Tasche stehlen, denn sie leihen nur mit großem Vorbehalte und verstehen es, sich das Hunderifache selbst von dem wiedergeben zu lassen, was sie gar nicht geliehen haben.

Solch' ein rechtlicher Darleiher lockt Euch durch seine Argusse alle Familiensöhne, Modeherren und Generalverschwender an; er kennt das Vermögen des Vaters so genau wie der Haus-Anwalt; sein Notizbuch ist noch viel richtiger als das große Hypothekenbuch; er hat seine Seelenverkäufer, die ihm der Reihe nach alle jene verschuldeten Jünglinge zuführen, die schnell Geld brauchen, weil sie schnell genießen wollen. — „Wie viel bedürfen der Herr Marquis?" — „Etwa 2000 Franken, alter Seebär." — „Das ist eine etwas hohe Summe, 2000 Franken, Herr Marquis; es sind schwere Zeiten, die Vergnügungen zehren Alles auf. Wer weiß, wie lange auf die Rückzahlung zu warten seyn möchte!" — „Nicht länger als ein halbes Jahr." — „Nun, ich will Ihnen ein Jahr Zeit lassen, Herr Marquis; aber ich weiß nicht, wie viel ich dabei riskire. Ich muß alle Fälle und Möglichkeiten bei unserem Handel in Anschlag bringen. Geben Sie mir eine Schuldverschreibung über 10,000 Franken, so will ich Ihnen in Valuten oder in barem Gelde die 2000 Franken zahlen, deren Sie, wie es scheint, so dringend bedürfen." — „Ei so mögest Du an Deinem Gelde ersticken, alter Geier; hier ist die Verschreibung." — „Und hier, Herr Marquis, haben Sie dagegen eine Anweisung, auf welche Sie die 2000 Franken in meiner Kasse erheben können; sie ist nicht weit von hier; bemühen Sie sich gefälligst dahin; man wird Sie nicht warten lassen."

Der arme Marquis, oder Baron, oder Graf, oder Ritter, oder vielleicht auch nichts von alledem! Er eilt nach der Kasse, wo ihm, nach Vorzeigung der Anweisung des Herrn, der Commis einen Wechsel von 500 Franken übergiebt, dann eine Portion Töpfergeschirr zum Werth von 500 Franken, ferner eine Portion Strohhüte zu gleichem Werth, endlich eine Portion Geräthschaften aller Art und Gestalt, von Eisen und Messing, neu und renovirt, die mit dem Anderen zusammen die Summe von 2000 Franken voll machen. Der Marquis flucht, er schickt die ganze Sippschaft zum Teufel, er würde um Alles in der Welt dies Zeug nicht mit den Fingerspitzen berühren, ja, sie nicht einmal eines Seitenblicks würdigen; er nimmt seinen Wechsel über 500 Franken, der ja für diesen Tag wohl ausreichen wird; den übrigen abscheulichen Trödel mag nehmen, wer da will. Nach Verlauf von Jahr und Tag rufen ihm vier Nachtreter sein böses Abenteuer ins Gedächtniß zurück, indem sie ihm den von ihm ausgestellten, nunmehr fälligen Wechsel über 2000 Franken präsentiren. Aber kaum hat der junge Herr die ersten vierzehn Tage in Ste. Pelagie gesessen, so macht der Vater oder Onkel die Jugendthorheit wieder gut. Der Wucherer entfernt sich dann von Hause, um den Schmähungen zu entgehen, und sein Kassirer darf nur Valuten annehmen; so haben 500 Franken Darlehen in einem Jahre 9500 Franken Zinsen getragen. Die körperliche Haft ist das Palladium der Gläubiger und der Handels-Interessen, denn sie nöthigt nur denen Zahlung ab, die bestohlen werden, aber fast niemals denen, die gestohlen haben.

Es giebt unter diesen ehrlichen Wucherern einen, der seinen Laden im Justiz-Palast hat, an der Schwelle des Saales der Pas-Perdus; er ist zugleich Polizei-Inspekter, Pfandleiher und Kerkermeister. Ihr würdet ihm gern einen Liard als Almosen in die Hand drücken, und er würde ihn auch nicht verschmähen, denn er weiß zu gut, daß ein Liard und noch ein Liard zwei Liards machen, zwei Liards und noch zwei Liards einen Sos und so weiter bis zu einer Million. Nun, dieser Arme giebt jeder seiner Töchter 300,000 Franken Mitgift; sind sie erst verheirathet und unter der Gewalt eines Anderen, so leiht er ihnen auf Wucher, um, wo möglich, seine Thaler wiederzubekommen. Die Aussteuer, die er seiner Tochter giebt, ist eigentlich nur ein Darlehen auf Wucher, welches er seinem Schwiegersohn gewährt, und nach Verlauf von fünf Jahren findet es sich, daß der Herr Schwiegersohn die Tochter umsonst geheirathet hat.

Afrika.

Sankt Helena und Napoleon's Grab.

(Fortsetzung.)

Das Thal, in welchem die Stadt liegt, erstreckt sich in sanfter Erhebung wohl 1¼ Miles weit nach dem Innern der Insel und endet jählings in einem großen Behälter oder Becken, das eine 50 bis 60 Fuß hoch herabfallende kleine Kaskade beständig mit dem reinsten, aus zahlreichen Bergquellen zusammenströmen-

ren Wasser füllt. Dieses Wasser wird vermittelst eines Kanals durch das Thal nach der Stadt geleitet und fließt mitten durch ie große Straße dem Meere zu. Die Anhöhen zu beiden Seiten des Thales sind hoch, kahl und so abschüssig, daß man sie ur mit Lebensgefahr ersteigen könnte. Auf der westlichen Anhöhe, dem sogenannten „Leiter-Berge", steht eine die Stadt eherrschende Batterie mit Kasernen für zwei Compagnieen von er Linie; die Besatzung wird alle sechs Monate abgelöst, binnen velcher Zeit sie gute Erfahrung im Bergdienste machen muß, a sämmtliche militairische Uebungen unten im Thale vor sich ehen. Die Batterie kann von zwei Seiten erstiegen werden, in in die Quere laufender Weg, der ungefähr eine Englische Reile lang ist, und eine senkrechte Stufenleiter führen beide hinan. Reisende, die von Indien heimkehren und in St. Helena Station machen, versuchen gewöhnlich die Ersteigung der Stufenleiter, um Jedermann zu beweisen, daß die weichliche Existenz n Orient ihre Nerven noch nicht geschwächt hat. Dieses Experiment ist für ungeübte Personen wirklich sehr mühselig; denn ie Höhe kann nicht unter 1200 Fuß betragen, und an einigen Stellen ist der Felsen so mauersteil, daß man den Schwindel och mehr als die Anstrengung zu befürchten hat. Die Einwohner der Insel, sowohl Kinder als Erwachsene, klimmen diesen alsbrechenden Pfad mit anscheinend großer Behaglichkeit hinan nd herab; doch haben schon mehrere Individuen das Wagestück euer bezahlen müssen. Zwei Soldaten vom 91sten Regiment, die was benebelt waren, versuchten einmal bei einbrechender Nacht, uf der Stufenleiter nach ihrer Kaserne zurückzukehren; allein e verloren den Schwerpunkt, taumelten ins Thal hinab und urden zerschmettert weggetragen; ein Dritter kam mit einigen rbrochenen Gliedmaßen davon. Der Leiter-Berg endet nach em Innern zu in einem Pik, der die Batterie noch um ein Bedeutendes überragt und auf dessen Gipfel eine schon längst unenutzte Sternwarte angebracht ist.

Ist man zum Seethore hinein gekommen, so hat man gleich ie ganze Stadt vor sich liegen. Das zierliche Englische Ansehen on James-Town muß Jeden, dessen Erwartungen die unfreundliche üste getäuscht hat, recht angenehm überraschen. Die von dem Seethore gerade aus laufende Hauptstraße ist ungefähr 20 Ellen reit, von welcher Breite 12 Ellen auf den macadamisirten Fahrweg ommen. Zu beiden Seiten ziehen sich gepflasterte und mit Randsteinen eingefaßte Trottoir's. Die Häuser, zumeist einstöckig, sind in emselben Style erbaut, wie in den kleinen Städten Englands. Die ronte hat einen Ueberwurf von weißem Stuck, der ihnen ein übsches und freundliches Ansehen giebt. Das schönste Gebäude, velches zweistöckig, an jeder Etage mit einem Balkon und an der ronte mit einer hölzernen Veranda versehen ist, hat man den Offizieren der Garnison eingeräumt; es enthält außer dem gemeinschaftlichen Speise-Saal vortreffliche Wohnungen für zwei der drei Offiziere. Diesem Gebäude gegenüber liegt der einzige mpfehlenswerthe Gasthof der Insel, in welchem die Fremden fast den Comfort des Lebens finden. Die Zeche sammt Logis ist auf vei Pfund Sterling den Tag angesetzt; da man aber für dieses ixum Alles haben kann, was der Gasthof zu beschaffen im Stande t, namentlich auch Wein von allen Sorten und in ungemessener Quantität, so erscheint mir die Summe in Vergleichung mit den Rechnungen vieler heimischen Gasthöfe, nicht übertrieben groß. Auch darf man auf einer so außer dem Wege liegenden Insel billiger Weise keine so wohlfeile Bewirthung (wenn sie vorzüglich seyn ll) erwarten, wie in einer großen Stadt, wo der viel bedeutenere Verkehr und Umsatz des Geldes bei geringerem Preise mit leichem Gewinn verbunden ist. Der Eigenthümer des Gasthofs, in Jude, Namens Salomons, der schon lange auf der Insel ch niedergelassen und jetzt die Würde eines Sheriff's von St. Helena bekleidet, treibt auch einen einträglichen Handel mit allen rdenklichen Waaren, von Chinesischem Spielwerk bis zu Schiffs-Vorräthen jeder Art.

In der Hauptstraße bemerkt man verschiedene Waaren-Lager, ie Europäern oder Leuten von Europäischer Abkunft angehören. Die Waaren sollen sämmtlich sehr theuer seyn. Etwa 300 Schritte on dem Seethore entfernt, theilt sich die Hauptstraße in zwei chmalere und weniger zierlich aussehende Straßen: die eine ieht sich eine kurze Strecke weit auf dem Wege, der am Abhang es östlichen Berges nach dem Innern führt; die andere geht as Thal hinan und dicht am Hospitale des Regiments vorbei. In der letzteren ist ein Basar, auf welchem man wohlfeile Artikel eder Art zum Verkaufe ausbietet. Unter den Läden der Kleinändler dieses Basars bemerkte ich auch viele Branntwein-Schenken, die fast nur durch das Militair flott erhalten werden. Die Kasernen stehen auf einer künstlichen Terrasse, welche den klein in dieser Gegend von einer Schleuse kontrollirten Strom iberschaut. Sie hat beinahe die Form eines länglichen Vierecks ind wird durch eine Reihe quer laufender zweistöckiger Gebäude, n denen die Offiziere wohnen, in zwei so ziemlich gleiche Theile zetheilt. Das der Stadt zunächst liegende Stück dient als Parade-Platz; obschon ganz flach, scheint es doch für ein Manöver von echs Compagnieen kaum breit genug. Auf dem anderen Theil der Terrasse erheben sich die Kasernen der Soldaten, die, mit Einschluß der Offizier-Wohnungen, drei Seiten des Terrains einnehmen; sie sind aus Steinen erbaut und haben nur ein Erdgeschoß, erscheinen aber nichtsdestoweniger bequem und komfortabel.

Die ganze Garnison besteht aus sechs Compagnieen Infanterie (jetzt das 91ste Regiment) und hundert Mann Artillerie. Ein so kleines Corps ist ohne Zweifel ausreichend, um in Friedenszeiten die Ordnung zu erhalten, aber ganz unfähig, einen feindlichen Angriff abzuwehren. Da nun der Besitz St. Helena's für uns Engländer so lange wichtig seyn muß, als wir unsere Kolonieen im Osten behalten, so wird im Fall einer Kollision mit anderen Seemächten eine stärkere Besatzung nothwendig seyn, widrigenfalls man uns diese Insel nehmen wird, um uns die Schifffahrt nach Indien abzuschneiden. Der Soldat erhält zwei Tage der Woche frisches und die fünf übrigen Tage gesalzenes Fleisch; da er übrigens Vegetabilien aller Art in Ueberfluß genießen kann, so hat man noch keine schlimme Wirkungen dieser Menge gesalzenen Fleisches in Erfahrung gebracht. Sehr zuträglich ist es auch für die Gesundheit des Soldaten, daß er fast alle Tage des Jahres Bewegung im Freien haben kann. Dicht an die Kasernen stößt ein Spielplatz, wo die Leute ihre müßige Zeit mit Ballschlagen, Kegelschieben u. s. w. recht angenehm vertreiben.

Die Offiziere sind, weil sie andere Neigungen und Gewohnheiten haben, der Langenweile viel mehr ausgesetzt, als die Gemeinen. Die Freuden der Geselligkeit unterbrechen die Monotonie des Lebens auf Sankt Helena nur selten, und die wilde Erhabenheit einer Landschaft verliert, wenn man sie täglich sehen kann, bald ihren Reiz. Glücklich also der, welcher in dem eigenen Geiste eine Fundgrube immer neuen Genusses besitzt und nicht auf Zeitvertreibe geräth, die eher eine gefährliche Aufregung als eine wohlthätige Anregung sind. In den Monaten Februar, März und April kann man Rebhühner schießen, aber mit Gefährdung seines Lebens und seiner gesunden Glieder. Da dieses Geflügel nur an den Abhängen der Berge zu finden ist, so sind wenigstens zwei Jäger erforderlich, von denen der Eine oben, der Andere unten klopft, damit die Rebhühner allmälig nach der Mitte getrieben werden und endlich zum Aufsluge sich bequemen. Dieser Entschluß wird ihnen übrigens schwer, da sie instinktmäßig zu wissen scheinen, welche Sicherheit das rauhe und abschüssige Terrain ihnen gewährt. Eine andere Belustigung gewähren die Hahnenkämpfe, die hier um so pikanter sind, als St. Helena einer besonders schönen, offenbar mit Malaiischem Blute versetzten Klasse von Hähnen sich rühmen kann.

Die eigentliche Jagd muß man sich in St. Helena versagen, da es ganz an Wild fehlt, auch die Insel zu gebirgig ist; dagegen werden Pferde-Rennen mit ziemlichem Erfolge angestellt. Im nordwestlichen Theile der Insel, unweit Plantation-House, befindet sich eine sehr gute Rennbahn, und die Pferde, obwohl nicht von reinstem Geblüte, sind starke, ausdauernde Thiere, gewöhnlich 14 bis 15 Hände hoch. Die meisten werden vom Kap hierher transportirt; aber die auf der Insel geworfenen Pferde schätzt man am höchsten. Ein guter Renner kostet 25 bis 30 Pfund. Treffliche Weideplätze kann man immer zu einem monatlichen Preise von sieben Shilling für jedes Pferd miethen, und dabei hat der Eigenthümer die Freiheit, nomadisch mit der Weide zu wechseln.

Die Temperatur der Insel ist im Ganzen so gemäßigt, daß die Schildwachen selbst gegen Ende Oktobers, um welche Zeit die Sonne am Mittage beinahe scheitelrecht steht, nach Sonnen-Untergang Tuch-Beinkleider und Ueberröcke tragen müssen. Die Hitze erreicht in diesen Breiten zwar nicht eher den höchsten Grad, bis die Sonne den Wendekreis beinahe erreicht hat, indem alsdann erst der beständig aus Süd-Ost wehende Passatwind stark erwärmt wird und also die Gluth der Sonne viel weniger mildern kann. Aber selbst in dieser Periode zeigt das Thermometer durchschnittlich nur 80° Fahrenheit im Schatten; man braucht keine Sonnenstiche zu fürchten, und alle Kühlungs-Mittel der Indier sind hier unbekannt. Selbst die anwesenden Europäer bedienen sich nur eines Sonnenschirms, wenn ihre Geschäfte sie nach Außen rufen. Der Winter ist so gelinde, daß das Thermometer selten unter 54° fällt.

Trotz dieser Vortheile des Klima's und Bodens, sind die Eingebornen der Insel ein physisch ausgearteter Menschenschlag, der zwar alle Farben-Schattirungen, vom Europäischen Weiß bis zum Schwarzbraun des Indiers, aber keinen einzigen physiognomischen Zug aufweisen kann, aus dem seine Abstammung sich enträthseln ließe. Von der muskelstarken Afrikanischen Race konnte ich kein Exemplar entdecken; dagegen sah ich mehrere Chinesen und Ostindier, von denen die Ersteren ihrem National-Kostüme getreu bleiben. Alle übrige Bewohner kleiden sich Europäisch; die niederen Stände, obwohl ärmlich gekleidet, halten viel auf Reinlichkeit. Ich staunte nicht wenig, Viele der farbigen jungen Mädchen, die ihr Haar mit großer Sorgfalt geschmückt hatten, baarfuß gehen zu sehen; Einige unter ihnen waren mit schrecklich langen Füßen geiegnet. Die Reize der hiesigen Damen sind überhaupt sehr untergeordneter Art; ich fand die meisten derselben skelettartig mager, ohne Haltung und ohne Grazie in ihren Bewegungen. Dennoch muß ein Engländer, der aus Indien kommt, viele ihrer Gebrechen vergessen, wenn er hört, wie rein und korrekt sie seine Muttersprache reden. In diesem Betrachte zeichnet sich St. Helena vor allen übrigen Kolonieen Englands vortheilhaft aus.

Die Spärlichkeit der Lebensmittel muß eine der vornehmsten Ursachen gewesen seyn, die zur physischen Degradation der Eingebornen beigetragen haben; denn die Hülfsquellen der Insel sind für ihre Bevölkerung nicht zureichend, und was von Außen eingeführt wird, ist so theuer, daß der Arme darauf verzichten muß. Schafe, Hornvieh und wohlfeile Weine werden monatlich in kleinen Schiffen, welche die Regierung ausschließlich zu diesem Handel bestimmt, vom Kap her nach St. Helena gebracht; feines Mehl und Zwieback kommen aus England und

Amerika; und die Insel selbst liefert Geflügel und Vegetabilien aller Art im Ueberflusse. Ich darf hier auch das Bier nicht unerwähnt lassen, welches aus England geschickt wird und für die Besatzung bestimmt ist. Der Brauer desselben, unser Baß in London, hat durch kluge Berechnung die Einflüsse des Temperatur-Wechsels auf gährende Getränke das rechte Verhältniß des Malzes zum Hopfen in ihrer Vermischung so genau ermittelt, daß die einander widerstrebenden Ingredienzien während des Transportes sich harmonisch vereinigen und ein klares, schmackhaftes Bier geben.

Der nach dem Innern führende Weg geht durch diejenige Straße, welche, nachdem die Hauptstraße sich getheilt, zur Linken ausläuft. Dieser Weg ist an mehreren Stellen im Zickzack in den Felsen gehauen, sonst würde er für Fuhrwerke aller Art zu steil seyn. Die Abhänge an den Seiten sind an vielen Stellen mit stacheligem Genist bewachsen, aus dem hin und wieder üppig wucherndes Geranium hervorblickt. Auch gewahrt man einzelne Rasenplätzchen und zwergartige Gebüsche; aber die Steilheit der Abdachung und die Natur des Bodens machen jede Art von Anbau unmöglich. (Schluß folgt.)

Rußland.

Kaiser Alexander nach der Besetzung Moskaus durch die Franzosen.

Der General-Lieutenant Michailowsky-Danilewsky hat seine Darstellungen der Russischen Feldzüge von 1812 bis 1814 durch ein neues Werk vermehrt, welches die Katastrophe von Moskau zum Gegenstande hat und über dieselbe viele neue und interessante Aufschlüsse giebt. Wir theilen daraus (nach Russischen Journalen) nachstehende kürzere Episode mit.

In St. Petersburg hatte man so eben erfahren, daß Kutusoff mit der Armee Moskau geräumt und es den Franzosen überlassen habe. Der Kaiser Alexander selbst besaß noch keinen offiziellen Bericht über dieses unerwartete Ereigniß, bis er nachstehendes Schreiben des Grafen Rostoptschin erhielt:

„Der Adjutant des Fürsten Kutusoff brachte mir einen Brief, in welchem er von mir Polizei-Offiziere fordert, welche die Armee auf die Heerstraße von Riäsan geleiten sollen. Er sagt, daß er mit Bedauern Moskau verlasse. Sire! das Verfahren Kutusoff's entscheidet das Schicksal der Hauptstadt und Ihres Reichs. Rußland wird sich entsetzen, wenn es die Preisgebung der Stadt erfährt, in der sich die Größe Rußlands konzentrirt, in der sich die Asche Ihrer Vorfahren befindet. Ich folge der Armee. Ich habe Alles fortschaffen lassen; mir bleibt nur übrig, das Schicksal meines Vaterlandes zu beweinen!“

Da der Brief des Grafen Rostoptschin zwei Hauptumstände nicht erklärte: 1) aus welchen Gründen der Fürst Kutusoff nicht vor Moskau noch eine Schlacht lieferte und retirirte, und 2) warum er sich nach Riäsan wandte, welches Letztere den Kaiser besonders beunruhigte, weil die Straße von Riäsan nicht die rechte war, die man in militairischer Beziehung einschlagen mußte, so schickte der Kaiser deshalb sogleich den General-Adjutanten Fürsten Wolkonskij (jetzigen Minister des Kaiserlichen Hofes) zu Kutusoff ab. Darauf fährt der Verfasser fort:

„Den anderen Tag nach der Abreise des Fürsten Wolkonskij am 9. (21) September um 9 Uhr Abends kam der Oberst Graf Michaud, vom Fürsten Kutusoff mit dem längst erwarteten Bericht abgeschickt, in St. Petersburg an. Er war über Wladimir und Jaroslawl gereist, inmitten vieler tausend Einwohner, die sich aus Moskau und dessen Umgegend gerettet hatten. „Auf diesem Wege“, sagt Michaud, von Geburt ein Ausländer, seiner Gesinnung nach aber ein Russe, „waren Alle von einem Gedanken beseelt, daß das Vaterland nicht ungerächt bleiben werde, Alle waren von unbegränzter Ergebenheit für den Thron erfüllt. Wechselsweise überließ ich mich bald dem Kummer, beim Anblick des sich meinen Augen darstellenden Gemäldes, bald der Freude, als ich den allgemeinen Enthusiasmus und alles das bemerkte, was ich auf jedem Schritt wahrnahm.“ — Michaud wurde ungesäumt dem Kaiser auf Kamennoi-Ostroff vorgestellt. Aus dem betrübten Gesichte des Gesandten schloß der Kaiser, daß der Bericht kein erfreulicher sey. — „Gewiß sind Sie mit traurigen Nachrichten hergeschickt!“ waren die ersten Worte des Monarchen. — „Leider mit sehr traurigen. Moskau ist von uns verlassen worden....“ „Wie?“ unterbrach ihn der Kaiser, „haben wir etwa eine Schlacht verloren, oder hat man meine alte Hauptstadt ohne Schlacht preisgegeben?“ „Leider“, antwortete Michaud, „boten die Umgebungen Moskaus kein vortheilhaftes Terrain zur Schlacht mit einem an Zahl überlegenen Feinde dar, deshalb ist der Oberbefehlshaber überzeugt, daß er eine rettende Maßregel ergriffen, indem er Ew. Majestät die Armee erhalten hat. Der Untergang der Truppen konnte Moskau nicht retten und würde die verderblichsten Folgen gehabt haben. Jetzt, da die Armee alle ihr durch Ew. Majestät bestimmte Verstärkungen erhält, die ich überall auf meinem Wege angetroffen habe, wird sie im Stande seyn, aggressive Operationen zu beginnen, und den Feind zur Reue nöthigen, daß er es gewagt hat, ins Herz Ihres Reiches einzudringen!“ — „Ist der Feind in Moskau eingerückt?“ — „Ja, Sire; und in diesem Augenblick ist die Stadt bereits in Asche verwandelt; ich habe sie in vollen Flammen verlassen.“ — — Thränen stürzten aus den Augen des Monarchen und verdüsterten dieselben! „Mein Gott!“ rief er aus, „welch ein Unglück!“ — „Betrüben Sie sich nicht, Sire! Ihre Armee verstärkt sich täglich....“ — Die Worte Michauds unterbrechend, sagte der Kaiser: „Aus Allem, was mit uns vorgeht, schließe ich, daß die Vorsehung große Opfer von uns fordert, vorzüglich von mir. Ich bin bereit, mich ihrem Willen zu unterwerfen, aber sagen Sie: was sagten die Truppen, als man meine alte Hauptstadt ohne einen Schuß verließ? Wirkte dies nicht auf den Geist der Soldaten? Bemerkten Sie keine Herabstimmung des Muthes?“ — „Erlauben Sie mir, Sire, zu Ihnen aufrichtig wie zu einem Soldaten zu sprechen?“ — „Ich fordere dieses immer, jetzt aber bitte ich Sie: verhehlen Sie mir nichts, erzählen Sie mir aufrichtig Alles, was sie wissen.“ — „Sire, ich muß Ihnen bekennen, daß, als ich die Armee verließ, Alle, vom Oberbefehlshaber bis zum letzten Soldaten, in unbeschreiblicher Furcht schwebten....“ — „Was sagen Sie? Woher kommt diese Furcht? Ist's möglich, daß meine Russen durch das Unglück niedergedrückt sind?“ Nein, Sire, sie fürchten bloß, daß Sie, in der Güte Ihres Herzens, Frieden schließen möchten; sie brennen vor Begierde zu kämpfen und Ihnen durch ihre Tapferkeit und Aufopferung ihres Lebens zu beweisen, wie sehr Sie Ihen ergeben sind!“ — Der Kaiser klopfte Michaud auf die Schulter und sagte: „Sie haben mein Herz erleichtert; Sie haben mich beruhigt. Kehren Sie zur Armee zurück, sagen Sie meinen getreuen Unterthanen, überall, wo Sie durchreisen werden, daß, wenn mir kein einziger Soldat mehr übrig bleiben sollte, Ich meinen treuen Adel und meine wackeren Bauern aufrufen, sie selbst anführen und alle Hülfsmittel meines Reichs in Bewegung setzen werde. Rußland bietet mir mehr Hülfsmittel dar, als der Feind wähnt. Wenn aber vom Schicksal und von Gottes Vorsehung meinem Geschlecht beschieden ist, nicht mehr auf dem Throne meiner Vorfahren zu herrschen, so werde ich, nachdem ich alle Anstrengungen erschöpft, mir einen Bart bis hierher wachsen lassen“ (mit der Hand auf seine Brust zeigend) „und lieber einwilligen, mich im Innern Sibiriens vom trockenen Brodte zu nähren, als die Schande meines Vaterlandes und meiner wackeren Unterthanen zu unterschreiben, deren Opfer ich zu schätzen verstehe. Die Vorsehung prüft uns; wir wollen hoffen, daß sie uns nicht verlassen werde.“ — Bei diesen Worten fing der Kaiser an, im Zimmer umher zu gehen; sein Gesicht flammte. Mit raschen Schritten zurückkehrend, drückte er kräftig die Hand des Obersten und fuhr fort: „Vergessen Sie nicht, was ich Ihnen jetzt sage; vielleicht kommt die Zeit, wo wir uns dessen mit Vergnügen wieder erinnern werden: Napoleon oder ich, ich oder er. Beide zugleich können wir nicht regieren. Ich habe ihn kennen gelernt; er soll mich nicht mehr täuschen.“ — „Sire“, antwortete Michaud, „Ew. Majestät unterzeichnen in diesem Augenblicke den Ruhm Ihres Volkes und die Rettung Europas.“ — „Möge Ihre Vorhersagung eintreffen“, sagte Alexander; „begeben Sie sich zur Ruhe, und seyen Sie bereit, zur Armee zurückzukehren.“

Diese überaus interessante Unterredung hat, wie der Verf. versichert, Wort für Wort so stattgefunden, da Graf Michaud unmittelbar nach derselben den Inhalt niedergeschrieben und ein eigenhändiger Brief des Grafen zu dieser Darstellung benutzt worden.

Mannigfaltiges.

— Deutscher Wein und Sang in Nord-Amerika. Charles Murray erzählt in seinen kürzlich erschienenen Reisen in Amerika (Travels in America), daß er in Lexington einen Deutschen kennen gelernt habe, der an der Spitze aller musikalischen Gesellschaften des Staates Kentucky stehe und jedes Instrument desselben, von den Kirchen-Orgeln bis zu den Klavieren der Schulmeister, kontrollire. Dieser Deutsche Musiker versammelt oft einen Kreis von Freunden zu einer Liedertafel, wo dann die herrlichsten Gesänge Deutscher Dichter und Komponisten mit großer Begeisterung vorgetragen werden. Zur vollständigen Erweckung der letzteren darf es jedoch auch niemals an einer Bowle echten Rheinwein-Punschs fehlen, und Herr Charles Murray ruft bei Erwähnung dieses Nektars aus: „O, ihr Mäßigkeits-Gesellschaften, wie viele Gallonen eures nüchternen Thees müßtet ihr hinunterschlürfen, bevor ihr den Enthusiasmus erregen oder die Erinnerungen wecken könntet, die unsere Rheinwein-Bowle hervorrief, als das edle Getränk den lange schon seiner Heimath entführten Sohn Deutschlands nach dem Rhein und seinen tausend Sagen und Liedern von Wein, Weib und Sang zurückversetzte!“

— Geburts- und Sterbeliste der ganzen Erde. Ein Englischer Statistiker hat ausgerechnet, daß, wenn man die gesammte Bevölkerung der Erde auf nahe an tausend Millionen annehme, welche durchschnittlich 30 Jahre lebten, dann von den Menschen zur Welt kommen und mit Tode abgehen:

In jeder Sekunde . . .	1	In jeder Woche . .	604,800
„ „ Minute . . .	60	„ jedem Monat . .	2,592,000
„ „ Stunde . .	3,600	„ „ Jahre . .	31,596,000
An jedem Tage . . .	86,400	„ 30 Jahren . . .	946,080,000

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 127. Berlin, Mittwoch den 23. Oktober 1839.

Asien.

Die orientalischen Angelegenheiten.

Für Leser, welche mit Geschmack für auswärtige Geschichte einen erklecklichen Sinn für den Reiz politischer Neuheit verbinden, wird obige Ueberschrift verführerisch genug seyn, sich dadurch auf Befriedigung irgend einer Seite ihrer Wißbegierde gefaßt zu machen. Vielleicht, glaubt Mancher, ist hier in Erfahrung zu bringen, wann und zu welcher Stunde man den Hafen von Alexandrien verbrennen wird; vielleicht steht hier deutlich geschrieben, glaubt ein Anderer, daß bei den Zwangs-Maßregeln, wie bei vielen anderen Regeln, starke Ausnahmen stattfinden; ein Dritter wird Aufschluß vermuthen über den Inhalt der Konferenzen, die Chosrew Pascha mit den Europäischen Gesandten hat, und ein Vierter endlich möchte gern wissen, ob die Erschöpfung der Aegyptischen Staats-Kasse, von der die Korrespondenten der Allgemeinen Zeitung schon so lange sprechen, noch nicht erschöpft ist. Doch wir bedauern, den Erwartungen dieser Leser nicht entsprechen zu können. Die allwissenden Zeitungsschreiber mögen errathen, was die Großmächte zur Lösung des Räthsels mit der Aegyptischen Sphinx thun werden; die allweisen mögen rathen, was diese Mächte thun sollen; wir mischen uns nicht in diese orientalischen Angelegenheiten, wir theilen hier weder dem Pyramiden-Pascha Kronen, noch dem Türkischen Reiche seine längst verlorenen Provinzen zu.

Dennoch wird man sehen, daß obige Ueberschrift dem Inhalte des folgenden Aufsatzes vollkommen entspricht. Ganz unblutige, ganz von der Diplomatie fernliegende orientalische Angelegenheiten meinen wir nämlich, und zwar die Studien über Sprachen, Geschichte und Sitten des Morgenlandes, die im Schoße oder durch die thätige Aufmunterung eines edlen Vereins weltberühmter Männer stattfinden und befördert werden.

Im Jahre 1822 bildete sich zu Paris eine Gesellschaft von Gelehrten, wobei Namen wie Silvestre de Sacy und Abel Rémusat glänzten, zur Beförderung aller Kenntnisse, die entweder im Orient ihre Heimath haben oder sich darauf beziehen. Ihr erster Zweck war, die Sprachenkunde, sowohl des alten wie des neuen Morgenlandes, durch alle mögliche Hülfsmittel allgemeiner zu machen. Zu diesem Ende setzte sie sich in Verbindung mit gelehrten Gesellschaften in Asien selbst, ernannte korrespondirende Mitglieder in Europa und suchte sich Manuskripte aller Art zu verschaffen, um sie auf dem Wege des Druckes vollständig, oder in Auszügen, oder in Uebersetzungen zu verbreiten.

Wenn der Name Gelehrten-Republik irgend auf die Verfassung und Gebräuche von Pflegern der Wissenschaft anwendbar ist, so verdient ihn gewiß die Asiatische Gesellschaft zu Paris. Ihre Einrichtungen waren und sind ganz republikanisch, Kaiser und Könige aber verschmähten es nicht (sich selber dadurch verherrlichend), sie mit Beifall und Gunst zu krönen.*) Ihr erster Ehrenpräsident war ein Fürst, der früher selbst als Privatgelehrter im Auslande wirkte. Er hat den Sitzungen der Gesellschaft persönlich präsidirt und seine Beiträge als Mitglied fürstlich geleistet. Gehäufter Geschäfte halber — er ist nämlich jetzt König der Franzosen — mußte er die Präsidentenstelle niederlegen, aber er ist unter dem Namen „Protecteur" Mitglied geblieben. Ein von der Gesellschaft durch Stimmenmehrheit gewähltes Conseil mit einem Präsidenten an der Spitze (jetzt Améd. Jaubert) ist beauftragt, die literarischen Arbeiten, die in den Plan der Gesellschaft aufgenommen sind, zu leiten, die Fonds zu verwalten, die von ihm nützlich erachteten Schriften drucken, ausziehen, oder übersetzen zu lassen; es ertheilt Aufmunterungen; es ernennt die korrespondirenden Mitglieder ꝛc. Es hält monatlich wenigstens eine Sitzung, bei der jedes Mitglied der Gesellschaft Zutritt hat, und giebt in einer Sitzung jedes Jahr Rechenschaft von seiner Verwaltung. Seit 1833 giebt die Regierung aus den Fonds des öffentlichen Unterrichts Zuschüsse, welche aber dieses Jahr aus Mangel an Mitteln bei diesem Ministerium ausbleiben mußten.

Die Gesellschaft hat zwei Klassen von auswärtigen Mitgliedern. Mitglieder der ersten Klasse, membres associés étrangers, oder membres honoraires sind diesen Augenblick 52. Die Bedingungen der Aufnahme sind — wohlerworbener Ruhm im Fache der orientalischen Literatur. Durch die Statistik der Mitglieder dieser Klasse kann man sich einen Begriff von der Verbreitung der orientalischen Studien in den verschiedenen Ländern bilden. Wenn man die Verhältnisse genau würdigt, so muß man den günstigsten Schluß für Preußen ziehen. Es hat neun Associés dabei: in Berlin drei (Bopp, Ideler, Wilken), in Bonn drei (Freytag, Lassen, Schlegel), in Breslau einen (Habicht), in Greifswald einen (Kosegarten) und in Halle einen (Gesenius). England hat zwar 15 und Rußland nur eines weniger, aber die Beziehungen dieser Länder zu Asien, in welchem der größte Theil ihrer Unterthanen leben, lassen vielmehr eine Verwunderung zu über die verhältnißmäßig sehr geringe Zahl von Mitgliedern. Oesterreich zählt zwei Mitglieder (Joseph v. Hammer-Purgstall und Graf Castiglioni) und Bayern ein Mitglied (Othmar Frank).

Die zweite Klasse besteht aus Mitgliedern, die schon weniger Schwierigkeiten bei ihrem Eintritt finden. Sie brauchen nur von zwei Mitgliedern zur Aufnahme vorgeschlagen und dann durch Stimmen-Mehrheit angenommen zu werden. Man heißt dann membre souscripteur, zahlt 30 Franken jährlichen Beitrag, wofür man das Journal Asiatique gratis und alle auf Kosten der Societät herausgegebene Werke zu billigeren Preisen erhält.

Wir wollen jetzt von diesem Journal und von den durch die Gesellschaft publizirten Werken näher sprechen.

Gleich bei ihrer Gründung beschloß die Asiatische Gesellschaft, sich in einer periodischen Schrift unter dem Namen Journal Asiatique ein Organ zu geben. Von 1822 an erschien monatlich ein Heft von 4 Bogen und mehr, und 12 Hefte bildeten 2 Bände. Mit dem Jahre 1828 begann eine seconde série und mit 1836 eine troisième série, aber alle drei Serien sind unter dem Einflusse einer gleich wissenschaftlichen Richtung redigirt. Mit ihm kann kein Journal früherer Zeit, kein gleichzeitiges eine Vergleichung bestehen. Die meisten Zeitschriften dieser Art (wie z. B. in Deutschland das treffliche Repertorium der morgenländischen Literatur von Eichhorn, oder die Orientalische Bibliothek des in späteren Jahren so spitzfindigen und aus Eigennutz geschwätzigen J. D. Michaelis) sind der biblischen Sprachkunde ausschließlich oder überwiegend zugethan. Die von Jos. v. Hammer herausgegebenen Fundgruben des Orients hatten einen zu beschränkten Kreis von Kräften und Bestrebungen.*) Das Asiatic Journal der Engländer ist eigentlich mehr ein Journal der Ostindischen Compagnie zu nennen, als ein Journal für die Erkenntniß des Geistes, wie er sich im Oriente durch Sprache, Sitten und Geschichte ausdrückt. Die Idee der merkantilen Zwecke spielt eine größere Rolle darin, als die Entwickelung dessen, was dem Gedanken, dem Geschmacke und der Vergangenheit des Orients angehört.**) Als die Gründer des Journal Asiatique sich mit dem ersten Hefte an's Publikum wandten, konnten sie nur die Englische Zeitschrift als etwas der ihrigen dem Namen nach Aehnliches anführen (die Fundgruben waren schon wieder verschüttet) und mit vollem Rechte behaupten, daß sie einem gefühlten Bedürfniß abhelfen. Daß aber neben diesem Journal kein anderes auftrat, wodurch es paralysirt worden wäre, ist schon ein Beweis seiner Vortrefflichkeit. So sehr auch seit 1822 der Aufschwung der Wissenschaft, besonders in Deutschland, sich diesem Zweige der Literatur mitgetheilt hat und ein größeres Publikum sich dafür interessirte, so wagte doch der Unternehmungsgeist nicht, mit dem Pariser Institut rivalisiren zu wollen.

Schon die Sprache, in der es erscheint, hat ihren eigenthümlichen Reiz für die Mitarbeiter und Leser dieses Journals. Der Gelehrte, hat er auch nicht genug Eitelkeit, gern seinen Namen in der ganzen civilisirten Welt gelesen zu sehen, so hat er doch Vorliebe für seine Leistung genug, diese überall gebilligt oder wenigstens geprüft zu sehen. Französisch aber versteht jetzt jeder Orientalist; viele Deutsche schreiben darin, sogar mit Eleganz, wie dieses von den Mitgliedern Schlegel, Munk u. A. bekannt ist. Wie Ludwig XIV. die Höfe und Diplomaten zur Kenntniß

*) Ein Schreiben voller Königlicher Huld und Theilnahme an den Bestrebungen der Gesellschaft haben Se. Maj. der König von Preußen an den Präsidenten derselben unterm 26. Oktober 1826 erlassen; es ist im Journal Asiatique dieses Jahres abgedruckt.

*) Sie erschienen zu Wien 1810—13 und lieferten vieles Schöne von der Hand ihres Herausgebers.

**) Das vor kurzem entstandene Journal: Kunde des Morgenlandes, bei dessen Redaction Ewald und Rödiger wirken, übertrifft alle vorhergegangene Zeitschriften dieser Art in Deutschland. Ob es aber so alt wie das Journal Asiatique werden wird, ist leider sehr zu bezweifeln.

der Französischen Sprache gezwungen hat, so zwang in neuerer Zeit Silvestre de Sacy die Orientalisten, die Sprache zu lernen, in welcher der große Lehrer des Arabischen las und schrieb. Viele Deutsche Philologen wanderten seinetwegen nach Paris, und diejenigen, welche seine mündlichen Vorträge nicht hören konnten, konnten doch nicht ohne Benutzung seiner Schriften an gründliches Fortschreiten denken. Jedoch es ist nicht die Sprache allein, durch die es, wie kein anderes Journal, zur Weltverbreitung geeignet ist, es ist vielmehr der Inhalt, der es so sehr empfiehlt.

Sein vollständiger Titel zeigt schon, daß sein Inhalts-Reichthum nicht durch eine theologische oder profane Richtung begränzt wird. Er ist: „Journal Asiatique, ou recueil de memoires, d'extraits et de notices relatifs à l'histoire, à la philosophie, aux langues et à la literature des peuples orientaux." Jedes Monatsheft ist in 3 Abtheilungen gesondert. Die erste enthält meist Mittheilungen aus Codices, Abhandlungen über Geschichte, Geographie, Poesie, Wissenschaft des Orients, Aufklärungen über so Vieles, was bisher bei seinen verwilderten oder Ur-Völkern noch dunkel erschien. In diesem Theile kann man oft das Deutsche Genie glänzen sehen, das mit mehr Kraft auftritt und mit mehr Einsicht über Völker und Dinge spricht, als diejenigen, die durch Autopsie mit ihrem Gegenstande in erfolgreiche Berührung kommen. Dem Gelehrten bietet sich hier Gelegenheit, einen einfachen Gedanken, eine wichtige Bemerkung schnell veröffentlichen zu können, während anderswo der Gelehrte, der solche alleinstehende Bemerkungen nicht gern unterdrücken will, sich zu dem Entschlusse verlocken läßt, sie zu einem ganzen Buche zu verflachen. Das arme Publikum erhält dann statt einiger Goldkörnchen einen Haufen reich mit Papier eingelegten Goldschaums. Die zweite Abtheilung ist der Kritik geweiht, wo aber nur Werke von Bedeutung in Anspruch genommen werden; die dritte Abtheilung endlich kündigt alle Erscheinungen über den Orient in der ganzen Welt an. Diese Abtheilung schon muß das Journal den Gelehrten werth machen, besonders denen, die in Ostindien, im Asiatischen Rußland u. s. w. von der Literatur des Tages fast abgeschnitten sind.

In der Wirksamkeit der Asiatischen Gesellschaft spielt die Publizirung nützlicher Werke auf ihre Kosten eine Hauptrolle. Manche Werke werden ganz auf ihre Kosten, manche durch ihre Unterstützung gedruckt. Erst seit dem Juli dieses Jahres ist die Einrichtung dahin verbessert worden, daß alle diese Werke in gleichem Formate gedruckt werden, so daß man künftig eine Sammlung von Publicationen hat, die durch Auswahl der Gegenstände wie durch das Aeußere zu einem zusammenhängenden Werke wird. Nach dem am 17. Juni d. J. gemachten öffentlichen Rapport wird das Conseil von jetzt an auch strenger bei der Auswahl seyn. Daß diese Bücher den Mitgliedern zu mäßigeren Preisen überlassen werden, haben wir schon gesagt.

Zu den merkwürdigsten Werken dieser Art gehört die **Reisebeschreibung des Dr. Schulz** (bekanntlich ist dieser ausgezeichnete Deutsche Gelehrte vor einigen Jahren auf seiner Reise in Kurdistan von den räuberischen Einwohnern erschlagen worden) mit kostbaren Kupfertafeln. Sie ist noch nicht beendigt, wird aber nächstens erscheinen und schon in die neue Sammlung aufgenommen werden.

Ein anderes eben fertig gewordenes Werk ist die **Geographie des Abulfeda**, herausgegeben von Reinaud und Mac Guckin de Slane. Abulfeda, der erhabene Sultan von Hamat, ist gewiß der einzige Fürst in der Welt, der sich durch streng-wissenschaftliche Gelehrsamkeit einen solchen unsterblichen Namen erworben hat. Seine Geographie war bisher noch nicht vollständig gedruckt, nur einzelne Bände waren herausgegeben und übersetzt. Jetzt erscheint sie durch Reinaud und de Slane vollständig, und zwar **nach einer Handschrift von der eigenen fürstlichen Hand des Verfassers, die sich auf der Pariser Bibliothek befindet.** Ein Umstand, schon an sich wichtig, wird für den wissenschaftlichen Werth noch wichtiger dadurch, daß jetzt die Genauigkeit der Längen- und Breiten-Angabe erhöht wird. Nach dem Berichte des Journal Asiatique (Juli, Seite 14) haben die Herausgeber sogar **die Quellen des Abulfeda** entdeckt, und darunter eine Handschrift, deren er selbst sich bei seiner Arbeit bedient hat. Lebrecht.

Afrika.

Sankt Helena und Napoleon's Grab.

(Schluß.)

Es war an einem stillen und heiteren Morgen, als ich diesen Weg hinanstieg. Etwa anderthalb Miles von der Stadt entfernt, blieb ich stehen, um Athem zu schöpfen, schaute mich um und sah mit Entzücken das herrlichste Panorama vor meinen Blicken ausgebreitet. Tief unten lag das schöne Thal, dessen Teppich von frischem Grün mit den düsteren, dräuenden Felsenmassen, die das Thal beinahe überhängen, lebhaft kontrastirten. Die zierliche kleine Stadt am Fuße des schützenden Berges versandte aus jedem Schornstein eine Rauchsäule, die in anmuthigen geringelten Wölkchen durch die reine Atmosphäre schwebte; und im Hintergrunde schimmerte durch die geöffneten Felsen der gränzenlose blaue Ocean. Kommt man tiefer ins Innere, so verliert die Landschaft viel von ihrer romantischen Wildheit; das Auge erquickt sich an grünen Feldern und an Wohnhäusern, die zum großen Theile den Wohlstand und sogar den guten Geschmack ihrer Besitzer verkünden.

Etwa vier Miles von James-Town und 1762 Fuß über dem Meeresspiegel liegt **Longwood-House**, der letzte Aufenthalt jenes Mannes, dessen Königliche Paläste einst fast eben so zahlreich waren, wie die Hauptstädte Europens. Da ich nirgends eine genaue Beschreibung dieses Gebäudes gefunden habe, so will ich hier mittheilen, was ich selbst an Ort und Stelle beobachtet. Es liegt von Osten nach Westen, hat ungefähr 70 Fuß Länge bei 20 Fuß Tiefe und bestand ursprünglich nur aus einem Erdgeschoß und Dachboden. Als man das Haus zum einstweiligen Aufenthalte Napoleon's einrichtete, erhielt es an der Mitte der nördlichen Fronte einen Vorbau, der als Billard-Zimmer diente. Dieser Vorbau steht auf einer drei Fuß hohen Terrasse und ist von einer leichten hölzernen Veranda umgeben, deren Pfeiler die vorragende Traufe zu stützen scheinen. Da das Billard-Zimmer größer und freundlicher war, als die übrigen Gemächer des Hauses, so verbrachte Bonaparte hier viele Zeit in Gesprächen mit den Gefährten seiner Verbannung. Jetzt eilt es seinem Verfall entgegen. Den Billard-Tisch hat man daraus entfernt, und die sonst weißen Wände sind mit unzähligen Namen und Inschriften, größtentheils von Französischen Besuchern, befleckt und bekritzelt. Um das Andenken eines Herrschers zu ehren, den sie in seiner Noth im Stiche ließen, verlästern hier die Franzosen das Britische Volk mit den abgeschmacktesten Verseleien und nehmen kleine Fragmente der marmornen Kamin-Bekleidung oder Splitter des Fußbodens als Reliquien mit sich fort. Die übrigen Gemächer des Hauses sind in solch einem desolaten Zustande, daß man kaum ihre ehemalige Bestimmung enträthseln kann. Die meisten scheinen jetzt von Ratten und anderem häuslichen Ungeziefer in Besitz genommen; und selbst diejenige Stube, wo Napoleon's Riesenseele ihrer Hülle sich entwand, ist in einen häßlichen Stall umgewandelt! Das äußere Ansehen des Hauses entspricht dem Inneren. Mehrere Fenster-Oeffnungen sind an **einigen Stellen** zugebaut, und in den Rahmen der übrigen gewahrt man dürftige Ueberreste von Glas; denn wo eine Scheibe zerbrochen ist, hat man sie entweder in diesem Zustande gelassen oder das Loch mit einem Strohwisch ausgefüllt. Die Mauern sind so lange vernachlässigt und dem Wetter ausgesetzt gewesen, daß sie gar keine erkennbare Farbe mehr haben; und der blaßgrüne Schimmel, welcher unter der Traufe hinzieht und hin und wieder bis zum Boden hinab sich erstreckt, beweist, daß der Regen auch durch das Dach seinen Weg findet und die Traufe überflüssig macht. Longwood-House war augenscheinlich immer ein schlechtes Gebäude und wird bald ganz in Trümmern liegen.

Hinter dem Hause, und mit demselben parallel laufend, ist ein großer hölzerner Schuppen für Kühe und Kälber erbaut. Der Raum zwischen beiden ist eingefriedigt und beherbergt eine Menge Geflügel von jeder Sorte. Etwa 60 Ellen von Longwood entfernt, erhebt sich das neue Wohngebäude, welches man für Bonaparte errichtet hatte. Dieser Akt Britischer Großmuth kam, wie viele andere seinesgleichen, zu spät; denn als der Bau fertig war, hatte Napoleon's körperlicher Zustand schon in solchem Grade sich verschlimmert, daß er die Strapazen einer Wohnungs-Veränderung nicht mehr aushalten konnte. Ein Capitain außer Diensten und ein Schuhmacher aus James-Town haben das Haus sammt dazu gehörigem Grundstück von der Regierung gepachtet, und Jeder, der es von Innen betrachten will, muß zwei bis drei Shilling erlegen.

Die Gegend um Longwood gehört zu den ebensten Theilen der Insel und ist gut angebaut. Von dem Hause ab läuft ein Thal in nordwestlicher Richtung dem Meere zu. Bonaparte soll eines Tages in Verkleidung durch dieses Thal zu entkommen versucht haben: er war schon bei mehreren Schildwachen glücklich vorüber, als endlich ein wachthabender Unteroffizier ihn erkannte und ihm sogleich, von zweien Soldaten begleitet, in kurzer Entfernung nachfolgte. Sobald Bonaparte sich entdeckt sah, wendete er um und schlenderte langsam wieder zurück. Diesen Vorfall erzählte mir ein Invalide vom 66sten Regimente, der gegenwärtig einen bei Longwood errichteten Leuchtthurm für Kaufleute dirigirt und damals dicht bei dem Hause auf Wache stand.

Die gerade Entfernung Longwood's von **James-Town** beträgt nur $1\frac{1}{4}$ Miles; aber ein wildes, fast gar nicht zu passirendes Thal, das gegen die See hin sich öffnet und an der anderen Seite wohl zwei Miles weit ins Innere sich erstreckt, liegt zwischen beiden. Die Seiten-Wände dieses Thales bestehen aus einer grauen und porösen Steinart, die ohne Zweifel vulkanischer Natur ist. Gegen das Land-Ende des Thales hin werden diese Abhänge weniger schroff, und die ganze Landschaft gewinnt ein freundlicheres Ansehen. Das Auge ruht mit Wohlgefallen auf anmuthigen Gärten, eingehegten Fluren und grasenden Viehheerden; unwillkürlich bleibt man stehen und beschaut sich die stille, friedliche, dem Getümmel der Welt so weit entrückte Scene; und doch kann der Geist bei den arkadischen Gedanken, die sie wecken sollte, nicht lange verweilen: er wird fortgerissen zu Betrachtungen ganz anderer Natur; denn am äußersten Ende des Thales, beschirmt von Anhöhen, die amphitheatralisch emporsteigen, befindet sich das enge Bette, in dem Napoleon von seinen welterschütternden Thaten ausruht. Keine kolossale Büste, keine Pyramide bezeichnet den Ort; und so ist es auch am besten. Die Einkünfte eines ganzen Reiches würden ja nicht zureichen, ein Monument zu errichten, das Napoleon's Größe angemessen wäre; und man zollt seinem Andenken einen würdigeren Tribut, wenn man dem Boden, der die Asche des Gewaltigen deckt, nur durch diese Aehre seine Weihe giebt! Das Grab liegt beinahe west-östlich und wird durch drei neben einander stehende Flaggen aus grobem Stoffe bezeichnet. Diese Flaggen und der $1\frac{1}{4}$ Fuß breiten Rasen

zu ihrer Seite umzieht ein einfaches, etwa 4 Fuß hohes eisernes Gitter, in dessen südwestlichem Winkel, 4 bis 5 Fuß von dem Rasen abstehend, eine Trauerweide wächst. Die Weide hat viel gelitten und kann nicht eben das schönste Exemplar ihrer Gattung gewesen seyn; aber ihre Stellung und ihr eigenthümliches Ansehen geben der düster romantischen Scene noch mehr Relief; denn der sehr geneigte Stamm scheint auf dem Gitter zu ruhen, während die melancholisch überhangenden Zweige ihren Schatten auf das Grab werfen und mit den fröhlichen bunten Blumen, die Napoleon's Hülle zu entwachsen scheinen, ergreifend kontrastiren. Der Rasen soll — o Eitelkeit alles Irdischen! — von dem Küchenflur der neuen, für den großen Gefangenen bestimmt gewesenen Wohnung genommen seyn.

Ein elliptischer Raum um die Grabstätte, dessen größter Durchmesser etwa 35 Fuß beträgt, ist mit hölzernen Palissaden eingefriedigt. Das Gras innerhalb dieses Raumes wird beständig grün erhalten, und Niemand darf ihn ohne besondere Erlaubniß des Gouverneurs betreten, seitdem viele Besucher aus einer Art von Fanatismus manchen Frevel an der Trauerweide begangen haben. Wer jetzt noch etwas von dem Baume mitnehmen will, dem steht eine Auswahl junger Schößlinge, die ein pfiffiger Bursche in Töpfen unterhält, um geringen Preis zu Diensten. Zwar ist keines dieser Reiser ein echter Nachkomme der klassischen Weide; aber eine starke Einbildungskraft wird die Bastarde nicht minder willkommen heißen, als die rechtmäßigen Descendenten. Westlich von der Palissade und dicht daneben prudelt der kleine Born, dessen herrliches Wasser Napoleon dazu bestimmte, während der Sommer-Monate hier sein Lieblingsplätzchen zu wählen. Man erwartet von jedem Besucher, sey er nun durstig oder nicht, daß er von diesem Wasser trinke, und zu diesem Ende stehen immer einige Humpen an der Quelle in Bereitschaft.

Etwas nördlich und dicht bei dem Pfahlwerke steht ein hölzerner Schuppen von der Größe und Gestalt eines Schilderhauses, in welchem man die Verhaltungs-Regeln für Besucher und zugleich ein Buch findet, worein sie ihre Namen und was ihnen sonst noch beliebt, einschreiben können. Wer Geduld genug besitzt, manche schwer lesbare Hand zu entziffern, der wird mit vielem Genusse in diesem Buche blättern, wo die Originalität, die Bizarrerie, die Selbstgefälligkeit oder Albernheit der Pilger in verschiedenen Sprachen und in einer Unzahl guter oder schlechter Verse sich offenbart haben und noch offenbaren. Da Alles, was Napoleon betrifft, dem Publikum stets willkommen und interessant seyn wird, so darf ich wohl den Wunsch aussprechen, daß irgend eine dem Unternehmen gewachsene Person diesen Wust von Einfällen und Ergüssen sichtete und zum Drucke arrangirte. Da das erwähnte Buch jedes Jahr einen neuen Zuwachs an Bemerkungen in Reimen und Prosa erhält, so würde auf diesem Wege ein periodischer Literatur-Artikel, ein Napoleon's-Album ins Leben treten.

Das Grab und der dazu gehörige Grund stehen unter der Obhut eines ausgedienten Unteroffiziers, der jedem Ankommenden, mit Aussicht auf ein kleines Trinkgeld, viele ganz erstaunliche, obschon fast jedem Menschen bekannte und geläufige Dinge herzählt und seine stillen Betrachtungen auf empfindliche Weise stört; denn wer vertiefte sich nicht gern an einem so hehren Orte in Gedanken an den Eroberer, dessen Laufbahn der eines Kometen glich! Gewiß war es eine große, dem Genius dieses Titanen der neuesten Zeit bewiesene Huldigung, daß man, selbst als er schon niedergeworfen, von Siegern umringt und von seinen Freunden verlassen war, die Ruhe Europa's nicht eher gesichert glaubte, bis man ihn an einen Felsen im fernen Ocean geschmiedet wußte! Aber sein Insel-Kerker hätte seinem Andenken geheiligt werden sollen. Warum hat man nicht St. Helena nach dem Tode des Titanen verödet, die Zugänge zerstört, Alles Lebende entfernt und die ganze fürchterliche, unwirthbare Felsenmasse für ewige Zeiten „Napoleon's Grab" genannt?

(Robert Stuart im U. S. J.)

Frankreich.

Der Französische Beamte.*)

Die Beamten in Frankreich sind den Schmetterlingen zu vergleichen, deren die Naturforscher so viele Arten zählen. Es giebt unzählige Abstufungen in der Beamtenwelt, aber dem aufmerksamen Beobachter werden die vielfachen Aehnlichkeiten, die erstaunlichen Analogieen nicht entgehen. Welcher Abtheilung der weitverbreiteten Hierarchie auch der Französische Beamte angehören mag, so wird es doch nie schwer halten, die Einwirkung des Prinzips, unter dem sie alle stehen, das Gemeinschaftliche in ihren Neigungen und in ihrem Geschicke herauszufinden.

Ihr gemeinsames Schicksal läßt sich kurz auf folgende Weise bestimmen. Im dreißigsten Jahre heirathet der Beamte, welcher ein Gehalt von 1800 Franken bezieht, eine Erbin, welche ihm —800 Fr. Zinsen zubringt. Er miethet im Marais oder im Weichbilde von Paris eine Wohnung, deren Miethzins jedoch nicht 400 Fr. übersteigen darf. Von hier aus macht er nun täglich einen Weg von zwei Stunden, um einzuregistriren, Briefe zu kopiren, Akten zu ordnen, Erlaubnißscheine zum Waffentragen, Pässe, Recepisse's auszustellen, um ferner diejenigen, welche kommen und abgehen, oder die, welche von der Conscriptions-Steuer bedroht sind, einzutragen, und um Berichte zu machen, wenn diese oder jene Gemeinde eine Brücke, eine Primärschule, eine Kavallerie-Garnison erhalten soll. Oder er muß auch wohl von seinem ledernen Polsterstuhle aus einen Spieler, einen Sträfling, eine Verschwörung oder Gott weiß was überwachen. Beständig muß er die 38,000 Gemeinden Frankreichs, ihre Wünsche, ihre Bedürfnisse, ihre Gesinnungen im Auge behalten und auf Alles, was einen Bezug zum Handel, zur Politik, zum öffentlichen Wohlstande, zur Religion, zur Moral, zur Gesundheitspflege hat, mit einem Worte auf Alles aufmerksam seyn. Dies sind die Verpflichtungen des Beamten während sechs Stunden des Tages und sechs Tagen in der Woche. Dann kommt der Sonntag. An diesem Tage überläßt er sich der Süßigkeit des Schlafes bis um 10 Uhr und rasirt sich weit später als gewöhnlich. Um 3 Uhr entflieht er der Abgelegenheit des Marais oder den Anhöhen von Belleville, wandert mit seiner Frau nach Paris, und nachdem er noch zwei Stunden auf und ab spaziert, um sich Appetit zu machen, nimmt er bei Richefeu ein schweigertisches Mahl für 40 Sous ein. Nach dem Essen geht's in die Elysäischen Felder, wenn es Sommer, in das Konzert von Musard, wenn es Winter ist. Um 10½ Uhr Abends wird der Rückweg zu Fuße angetreten, und man kömmt nicht lange vor Mitternacht zu Hause an, denn die Frau ist todmüde. Damit ist der Tag beschlossen.

Mit der Zeit finden sich auch Kinder ein, mindestens zwei, zuweilen auch drei. Der Beamte verwünscht, verflucht sein ganzes Leben lang den Stand, den ihn sein Vater hat ergreifen lassen; mehr als tausendmal ruft er mit jener Person aus den „Fourberies de Scapin" aus: „Was sollte ich auf dieser Galeere machen!" und dennoch ist er überglücklich, wenn er am Ende seinen Sohn in dieselbe hineinspannen kann. Dieses ist bis zu der Pensionirung, von der am Schlusse die Rede seyn soll, der regelrechte Lebenslauf eines verheiratheten Beamten.

Es giebt auch unverheirathete Beamte, und sie bilden sogar die Mehrzahl. „Wozu soll ich heirathen?" sagt der Junggeselle. „Wenn ich eine Ehe aus Neigung schließe, wie empfindlich muß es dann für mich seyn, meiner Frau nicht alle Zerstreuungen, nicht den allerliebsten Tand, Blumen und Bänder, Perlen und was sonst zum Glücke der Frauen in Paris so unumgänglich nothwendig ist, bieten zu können? Soll dagegen mein Hausstand wie alle andere seyn, wozu wollte ich mich dann fröhlichen Herzens und ohne eine Entschädigung in das Wespennest der fälligen Wechsel, der Modekünstlerinnen, der Ammen und Aerzte stürzen? Sollte man nicht auch anders leben können? Es kömmt auf einen Versuch an." Beweggründe dieser Art, pecuniaires Unvermögen, sind es, welche die meisten Beamten zum Junggesellenstande verdammen. Ihr Loos ist indeß vielleicht noch trauriger als das ihrer Kollegen, welche sich in das Joch der Ehe geschmiegt haben. Der unverheirathete Beamte ist allerdings glücklich, frei und stolz auf seine Freiheit bis zum Alter von vierzig Jahren. Er speist an der Table d'hôte für 32 Sous, er besucht Konzerte, Schauspiele, ländliche und andere Bälle und erwärmt sich zuweilen am Strohfeuer eines abenteuerlichen Lebens. Aber allmälig wechselt die Scene: der Beamte ist alt geworden, fünfundvierzig Jahre alt, und die Zeit der Täuschungen ist unwiederbringlich vorüber. Er findet weder an Promenaden, noch an Konzerten, weder am Theater, noch an allen möglichen Bällen Vergnügen. Was bleibt ihm jetzt? Welcher unschädlichen Leidenschaft soll er sich in die Arme werfen? Wie die langen Sommer-Morgen und die endlosen Winter-Abende ausfüllen? Er fühlt sich jetzt so einsam! Das Wirthshausleben ist so abgeschmackt und fade! Ist es nicht unerträglich, alle Tage neue Gesichter zu sehen? Wie langweilig! Und welcher Unterschied erst zwischen den saft- und kraftlosen Suppen und den mageren Saucen der Wirthshaustafel und der nahrhaften Kost eines Familientisches! Solche Vergleiche bringen eine mächtige Revolution im Leben des ehelosen Beamten hervor. Er entsagt der Welt und ihren Freuden, um ein gutes und angenehmes Studium zu ergreifen, um sich einer unschädlichen Grille hinzugeben. Er wird Ornitholog oder Numismatiker, er sammelt Mineralien, Schmetterlinge oder Muscheln, er stopft die Kanarienvögel seiner Nachbarn aus und abonnirt auf fünf oder sechs illustrirte Ausgaben. Endlich nimmt er eine Haushälterin, speist zu Hause und ordnet sein Leben, so gut es geht.

Merkwürdige Inkonsequenz! Der Staat sollte doch wohl vor allen Dingen die Entwickelung des Familienlebens begünstigen, das eben so sehr eine Bürgschaft des Glücks der Einzelnen wie der Stätigkeit der Gesellschaft ist, und dennoch sind die meisten Beamten in Frankreich gezwungen, ehelos zu bleiben. Man hat berechnet, daß die mittlere Summe des Gehalts der Beamten in Frankreich nicht mehr als 1500 Fr. beträgt. Und dennoch welches Drängen zum Beamtenstande! Welches Menschengewimmel in den Vorzimmern der Aemterverteiler! Intriguen, Kabalen, Verleumdungen, alle Hebel werden in Bewegung gesetzt, um in die Reihe der Glücklichen einzutreten. Da sind die Deputirten, sämmtliche Deputirten eines der bedeutendsten Departements des Reichs; sie sollizitiren beim Minister des Innern oder der Finanzen die Stelle eines Supernumerarius oder Commis mit 1000 Fr. Gehalt. Vielleicht gelingt es ihnen.

Es ist wohl der Mühe werth, hierauf näher einzugehen. Früher waren die Stellungen einiger Beamten wohl geeignet, den Ehrgeiz derjenigen Proletarier zu erregen, welche ihre Erziehung in den gelehrten Anstalten beendet hatten. Junge Beamte

*) Nach den in fortlaufenden Lieferungen auch jetzt noch erscheinenden, bereits früher erwähnten Französischen Sitten-Darstellungen: Les Français, peints par eux-mêmes contemporains.

erhielten eine Besoldung von 10—12,000 Fr., begaben sich dabei spät in das Ministerium und entfernten sich früh. Uebrigens war auch nicht viel daran gelegen, ob sie kamen oder nicht; die Arbeit wurde doch gethan, weder besser noch schlechter, und das Land schien nicht unter ihrer Trägheit zu leiden. Sie durchblätterten einen Aktenstoß, konferirten ein Viertelstündchen mit dem Büreau-Chef, Staats-Secretair oder Minister, beantworteten die Schreiben der angesehenen Bittsteller, warfen die der unbedeutenden in den Papierkorb, und ihr Tagewerk war gethan. Abends konnte man sie dann ihr rothes Ordensband und ihr blühendes Gesicht im Garten der Tuilerieen, im Amphitheater der Oper oder auf dem Balkon der Italiänischen Oper zur Schau tragen sehen. Das waren glückliche Zeiten! Jetzt ist es anders; die Repräsentativ-Regierung und die ehrenwerthen Bewilliger des Budgets haben diesen Sinekuren ein Ende gemacht. Indeß jagt die Menge, der diese Reform entgangen ist, den Stellen noch eben so eifrig nach, wobei sie darauf rechnet, daß ihre Beschützer sich ewig halten werden. Die unbesonnenen Sollizitanten bedenken nicht, in welcher Zeit wir leben. Giebt es denn etwas Dauerndes und Beständiges? Wer weiß denn, wen der parlamentarische Orkan morgen niederwerfen wird? Fast täglich schaut ein Beamter, der 12,000 Fr. Gehalt, das Kreuz der Ehren-Legion und eine Stelle ohne Arbeit geträumt hatte, vergeblich nach seinem Schutzherrn um, der unversehens vom Schauplatz abgetreten ist, und sieht mit Schrecken, daß ihm für immer die höheren Stellen verschlossen sind.

Ein Beispiel wird das Loos der Mehrzahl der Beamten vielleicht am besten erläutern. Felician hat das Glück, im Staatsdienste zu stehen. Im zwanzigsten Jahre trat er in denselben, und jetzt ist er zweiunddreißig Jahre alt. Er zählt also zwölf Jahre Dienstzeit, während welcher er beständig die Zufriedenheit seiner Vorgesetzten zu bewahren gewußt hat. Indeß hat er doch zur Zeit nur ein Gehalt von 1200 Fr., und da er etwas ehrgeizig ist, so fühlt er sich in seiner Lage nicht allzuglücklich und strebt nach Beförderung. Wie viel Briefe hat er nicht schon von der Provinz aus geschrieben, um seine Rechte, seine gute Aufführung, sein Alter, die vortheilhaften Zeugnisse seiner Vorgesetzten geltend zu machen? Wie oft hat er nicht schon **seinen** Deputirten ersucht, beschworen, ihn persönlich dem Minister, von dem sein Schicksal abhängt, zu empfehlen? Unnütze Mühe! Endlich faßt er in seiner Wuth und Verzweiflung einen energischen Entschluß. Er schmälert sein väterliches Erbtheil um 1000 Fr. und reist nach Paris. Hier belagert er das Vorzimmer des Ministers, stürmt das Heiligthum der Gunstbewilligungen. Was läßt sich einem Manne antworten, der zweiunddreißig Jahre alt ist, zwölf Jahre tadellos gedient hat, nur 1200 Fr. Gehalt bezieht und um eine Zulage von 2—300 Fr. bittet. Der Minister verspricht ihm die erste eröffnete Stelle. „Die von Verrières wird es bald werden", antwortet Felician, welcher auf Alles vorbereitet ist. — „Gut, sie sollen sie haben."

Unterdeß vergeht einige Zeit und er erhält seine Ernennung nicht. Was erfährt er endlich? Um Verrière's Stelle bewirbt sich der Schützling eines einflußreichen Mannes, dem sie auch versprochen wird. Felician ist außer sich. Er macht sich noch einmal auf den Weg und führt, halb freiwillig, halb gezwungen, zwei oder drei Deputirten mit sich zum Minister, verschafft sich die Verwendung von Pairs und General-Lieutenants und sogar ein Schreiben vom Hofe. Durch so fürchterliche Anstrengungen gelingt es ihm endlich, die Mitbewerbung seines Nebenbuhlers zu vereiteln. Einige Tage nachher begiebt er sich zum Minister; aber anstatt seiner Bestallung, findet er einen Büreau-Chef, der ihn mit folgenden niederschmetternden Worten empfängt: „Der Minister bedauert höchlichst, Ihnen nicht die Stelle bewilligen zu können, die Sie nachgesucht haben. Die Gerechtigkeit, welche alle seine Handlungen leitet, hat ihm die Verpflichtung auferlegt, sie einem Familienvater zu geben, der schon zweiundzwanzig Dienstjahre zählt. Uebrigens können Sie darauf rechnen —" — „Wie", sagt Felician, den seine gewöhnliche Klugheit ganz verläßt, „ist es meine Schuld, wenn Sie gegen diesen Familienvater zwölf Jahre lang ungerecht gewesen sind? Ich muß also zweiundzwanzig Jahre gedient haben und Vater von einem halben Dutzend Kinder seyn, um auf ein Gehalt von 1500 Anspruch zu haben. Die Aussicht ist verführerisch." Felician kehrt wieder in sein Departement zurück.

Wie viele Beamte hätten im Handel, in der Industrie, im Gebiet der Künste mit der Hälfte Ausdauer, Geschicklichkeit, Talent, deren sie bedurften, um es im Staatsdienste zu einer mittelmäßigen Stellung zu bringen, ihr Glück machen können?

Es giebt natürlich unter den Beamten sehr verschiedene Charaktere: Eifersüchtige und solche, die es nicht sind, zaghafte Seelen, Müßiggänger, eingebildete Kranke, arbeitsame Naturen, Schmeichler, Angler, solche, die sich gar nicht um Politik bekümmern, und solche, die auf jede Bewegung in Aegypten, England, Rußland ihr Auge gerichtet haben und das künftige Schicksal der Reiche vorausbestimmen. Skizziren wir rasch einige dieser Charaktere.

Beamter und eifersüchtig seyn! Giebt es eine schrecklichere Qual? Man schreibt an einen Maire, einen Pfarrer oder irgend wen sonst, man regulirt die Ausgaben dieser oder jener Gemeinde, welche 200 Meilen von Paris entfernt ist; plötzlich steigt ein Gedanke, ein gräßlicher Gedanke in dem Beamten auf: „Meine Frau, wo ist meine Frau? Ist sie zu Hause? Wer ist bei ihr?" Bei einem solchen Gedanken schwindelt der Kopf, der angefangene Satz bleibt unvollendet, ein Rechnungsfehler ist unvermeidlich. Getrieben vom Teufel der Eifersucht, stiehlt sich der Gequälte aus dem Büreau, eilt nach Hause und umarmt seine Frau, die am Pianoforte einen Contre-Tanz von Musard oder einen Walzer von Julien einstudirt. Diesmal ist Alles gut abgegangen, aber wehe dem, der diese Besuche zu oft wiederholt. Die Furcht vor dem Minotaurus stürzt ihn in dessen Klauen, und der Ehemann, der seinen Verdacht zeigt, ist ohne Rettung verloren.

Ist der Beamte, dem die Qualen der Eifersucht unbekannt sind, nicht weit glücklicher? Wie ruhig und harmlos verfließen seine Tage! Er steht zu seiner gewohnten Zeit auf, vor oder nach seiner Frau, wie es ihm beliebt, ist Herr im Hause, ißt alle Tage ein Lieblingsgericht, geht nach dem Büreau, wann er will, und macht dort, was er will. Wollte man sein Gesicht in gewissen Augenblicken einer genauen Untersuchung unterwerfen, so würde man vielleicht die Vorboten des Zorns, ein Runzeln der Stirn, eine Anwandlung der Empörung wahrnehmen können, aber in einigen Augenblicken sind alle Wolken vorübergezogen, und sein Gesicht glänzt wieder klar und heiter. Was fehlt ihm auch zu seinem Glücke? Er hat eine hübsche Frau, rückt rasch vor, ohne je zu sollizitiren, und bekömmt reichliche Gratificationen; sein General-Secretair, welcher die größte Zärtlichkeit für seine jüngste Tochter empfindet, beauftragt ihn öfter, dies oder jenes Gefängniß, dies oder jenes Gestüt zu inspiziren, und seine Kollegen sagen dann boshafterweise: „Es scheint, daß Leopold's Frau ihn bald wieder mit einem neuen Pfande ihrer Liebe beschenken wird, denn er ist befördert worden. E sempre bene!"

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Literarische Oede in Portugal.** In keinem anderen Europäischen Lande hat die Literatur innerhalb weniger Jahre so große Rückschritte gemacht, wie in Portugal. Die in diesem Lande herrschende Preßfreiheit und der damit verbundene Hang, über politische Dinge auf das Ungebundenste zu raisonniren, hat bisher sehr traurige Früchte getragen, und wie man einerseits Großbritanien als Beweis anführt, daß in einem politisch erstarkten und mündigen Lande die Preßfreiheit eine Beförderin des Guten und Wahren ist, so kann andererseits Portugal als lebendes Beispiel dienen, wie in einem Lande, dessen Bevölkerung noch auf so niedriger Stufe allgemeiner Bildung steht, jene Freiheit nur von verderblichen Folgen ist. Obgleich in Portugal jetzt mehr als zwanzig Zeitungen und Journale erscheinen, wird man sich doch vergeblich bemühen, in einer dieser Zeitschriften auch nur einen Artikel zu finden, der im Entferntesten ein Interesse an der Wissenschaft verriethe. Ja, selbst das politische Raisonnement hat nicht einmal einen würdigen Charakter; meistens ist es Geklätsch und persönliche Invektiven, was darin dem Publikum geboten wird. Auswärtige Blätter und Bücher zu lesen, zeigt das letztere, das an keine bessere Kost gewöhnt ist, keine besondere Lust, und höchstens sind es einige schlechte Französische Romane, die in die Boudoirs der Damen ihren Weg finden. Es geht den Leuten dort, wie manchem Theater-Publikum bei uns zu Lande; die Gewöhnung an erbärmliche Machwerke, mit denen man sich unterhält, stumpft nicht bloß das Publikum für alles Bessere ab, sondern hält auch gute Köpfe zurück, Zeit und Talent auf die Produzirung besserer Dinge zu verwenden.

— **Cooper und seine Abstammung.** Herr James Fenimore Cooper, der bekannte Amerikanische Schriftsteller, hat in New-York einen Injurien-Prozeß gegen den Herausgeber des daselbst erscheinenden Enquirer, Hrn. Webb, eingeleitet, weil dieser zur Widerlegung einer Notiz in Cooper's neuestem Werke (Home as found) in seiner Zeitschrift einige indiskrete Aufschlüsse über die Herkunft des Herrn Cooper gegeben hatte. Letzterer soll sich in dem genannten Werke für eine Art von Amerikanischem Lord dargestellt haben, der eine Erziehung genossen, wie man sie selten in den Vereinigten Staaten antreffe. Hiergegen führt nun Herr Webb an, daß Herr Cooper zwar von ehrlichen, aber sehr niederem Stande angehörenden Leuten abstamme; sein Vater sey ein Fischhändler gewesen, der seine Waare in den Straßen von Burlington ausgerufen; später, nachdem er einiges Vermögen gesammelt, habe er eine Stellmacher-Werkstätte etablirt und sich dabei so emporgeschwungen, daß er zum Friedensrichter der Gegend, in welcher er jetzt noch wohne, erwählt worden; Herrn Cooper's Großmutter von mütterlicher Seite, Mistreß Fenimore, habe auf dem Markte in Philadelphia Grünzeug und andere Vegetabilien feil gehabt und hätte sich allerdings dadurch einen so bedeutenden Ruf erworben, daß man sich dort jetzt noch der „alten Mutter Fenimore" und ihrer trefflichen Bedienung erinnere. — Unstreitig sollte Herr Cooper, wenn sich die Sachen wirklich so verhalten, in dieser Veröffentlichung seines Stammbaums eher eine Huldigung als einen Gegenstand zu einem Injurienprozesse finden; denn es gereicht ihm doch gewiß nur zu größerer Ehre, unter solchen Umständen seinen weit verbreiteten literarischen Ruf sich erworben zu haben. Es scheint indessen, daß Herr Cooper wirklich seine vornehme Abstammung beweisen will und daher der Prozeß, von dem die geschwätzige Fama sich beeilt hat, auch den Lesern diesseits des Atlantischen Meeres Bericht zu geben.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 128. Berlin, Freitag den 25. Oktober 1839.

Frankreich.

Die Juli-Revolution und der Herzog von Orleans.

Aus der Histoire de France pendant la dernière année de la restauration. *)

Der Herzog von Mortemart war ein kränklicher Mann; bisher Französischer Gesandter in Rußland, war er wegen Kränklichkeit nach Hause zurückgekehrt, und dieser Uebelstand war nicht ohne Einfluß auf den Ausgang einer Unterhandlung, die so viel Thätigkeit und Energie erforderte. — Am 30sten des Morgens reiste er mit Herrn von Argout ab; im Boulogner Gehölz stiegen sie aus und konnten sich nur mit Mühe einen Weg nach Paris bahnen. Der Herzog wollte sich anfangs zu den Deputirten begeben, die bei Laffitte versammelt waren, unterließ dies aber, als ihm Herr Bérard vorstellte, dieser Schritt sey unnütz, ja gefährlich. Er ging daher lieber ins Luxembourg, wo achtzehn durchaus Königlich gesinnte Pairs versammelt waren. Von diesen bekam er aber nur Rathschläge und keinen entscheidenden Beschluß. Man war der Meinung, der Herzog solle im Luxembourg einen bleibenden Aufenthalt nehmen und seinen offiziellen Charakter daselbst so viel als möglich geltend machen. Der Groß-Referendar stellte ihm die Secretaire der Pairs-Kammer zur Disposition; aber die Büreaus des Moniteur waren mit Bewaffneten besetzt, die im Namen der Munizipal-Kommission sich jeder Veröffentlichung von Seiten der Regierung widersetzten. Die anderen Drucker wollten ihre Pressen ebenfalls nicht hergeben, aus Furcht, das Volk möchte sie zerbrechen. So war man also auf innere Verwaltungs-Akte beschränkt, bei denen die Publizität nicht unbedingt nothwendig war. Der Herzog hob den Belagerungszustand auf, setzte sich mit dem diplomatischen Corps in Verbindung und wollte den Gang der Justiz wiederherstellen. Aber das Volk zwang die Richter, auseinanderzugehen. Der Herzog war genöthigt, sich seine Vollmachten von der Revolution selbst bestätigen zu lassen, und da er selbst dazu zu schwach war, so übernahm Herr Collin de Sussy, einer seiner Kollegen, seine Mission, nachdem ihm der Herzog die Originalien der Ordonnanzen vom 29. Juli und Briefe an Lafayette, Gérard und Casimir Périer mitgegeben.

Noch ist hier einer interessanten Scene zu gedenken, die sich während der Konferenz des Herrn von Mortemart mit den Pairs zutrug. Chateaubriand war auf die Nachricht von den Ordonnanzen aus Dieppe nach Paris geeilt; hier wurde er in der Nähe des Louvre erkannt und von einem Haufen junger Leute unter dem Ruf: „Es lebe der Vertheidiger der Preßfreiheit!" nach dem Luxembourg getragen. Der Dichter war von diesem Auftritt so ergriffen, daß er an den Verhandlungen jener Konferenz anfangs gar keinen Theil nahm; als man ihn endlich um seine Meinung fragte, sagte er: „Meine Herren, retten Sie die Preßfreiheit, und in zwei Monaten will ich den Thron wieder aufrichten."

Ehe wir sehen, was Herr Collin de Sussy jetzt ausrichtete, müssen wir den Kampf der verschiedenen Parteien betrachten, die den Sieg des Pariser Volks für ihre Zwecke zu benutzen suchten.

Zwei Hauptparteien standen einander gegenüber: die republikanische und die Orleanistische. Die erstere vertheilte sich in eine Menge Versammlungen von jungen Leuten, die Nichts unversucht ließen, um ihren utopistischen Ideen den Sieg zu verschaffen. In einer dieser Versammlungen wurde der Dichter Béranger, welcher zur Verbreitung der liberalen und irreligiösen Ideen viel beigetragen, mißhandelt, weil er die Gefahren der republikanischen Regierungsform darzustellen suchte. An Lafayette wurden mehrere Deputationen geschickt, um ihn zu bewegen, daß er die Republik proklamire, die das Ziel und der Lohn der Anstrengungen des Volks sey. Lafayette war persönlich geneigt, die Amerikanische Constitution in Frankreich zu versuchen; doch die Erinnerungen von 1793 und die Furcht vor einem Kriege mit dem Auslande schreckten ihn ab. Auch mußte er sich gestehen, daß die Mehrheit der Bürger gegen die Republik sey, und daß der wahre Republikaner vor Allem den Gesammtwillen achten müsse. Eine Deputation bot ihm selbst die Krone an; er meinte, „das würde ihm gerade so stehen, wie ein Ring einer Katze." Ein heftiger Redner der demokratischen Partei bemerkte ihm, er würde durch ein solches Benehmen seine Popularität verlieren. „Die Popularität", sagte er, „ist ein großer Schatz; aber man muß ihn, wie alle Schätze, im Interesse des Landes zu verwenden wissen." Einige Legitimisten ließen ihm schüchtern antragen, die Regentschaft für Heinrich V. zu übernehmen; er ging natürlich nicht darauf ein.

Auf der anderen Seite arbeiteten die Anhänger des Herzogs von Orleans für den Erfolg ihres Plans. Einige von ihnen hatten schon früh Morgens eine Proclamation abgefaßt, worin der Herzog zum General-Statthalter des Königreichs ernannt ward; doch bei der zaudernden Politik des Herzogs wollte man sich nicht der Gefahr aussetzen, von ihm desavouirt zu werden, und schickte daher Herrn Thiers mit den nöthigen Beglaubigungsschreiben nach Neuilly, um den Herzog um eine geheime Audienz zu bitten. Dieser hatte sich in den letzten Tagen sorgfältig verborgen gehalten, aus Furcht, der Hof möchte ihn entführen lassen. Man behauptete, ein Garde-Bataillon habe den Befehl bekommen, sich in der Nähe von Neuilly aufzustellen und das Schloß zu cerniren, sobald das Volk Miene machte, den Herzog in sein Interesse zu ziehen. Aber eine solche Vorsichtsmaßregel lag zu wenig im Geist der Regierung Karl's X., und Nichts berechtigt uns, daran zu glauben; auch wußte der König selbst noch nicht am 30sten des Morgens, daß sein Vetter sich in Neuilly befinde.

Herr Thiers bekam den Herzog von Orleans nicht zu sehen, sondern nur Madame Adelaide und die Herzogin, welchen er vorstellte, daß der Augenblick für den Prinzen da sey, sich zu erklären und zu handeln. „Die constitutionnelle Partei", sagte er, „scheine entschlossen, Karl X. und seine Dynastie nicht länger zu ertragen; den Herzog von Reichstadt oder die Republik an seine Stelle zu setzen, sey aus mehreren Gründen nicht rathsam; also bleibe nur der Herzog von Orleans übrig. Seine Thronbesteigung würde Europa mit Frankreich aussöhnen, denn man würde daraus abnehmen, daß Frankreich von den republikanischen Chimären für immer geheilt sey. Wenn übrigens noch Gefahren zu bestehen seyen, so würde sich der Herzog seine Krone verdienen, wenn er diese Gefahren theile. Vor Allem aber komme es darauf an, das Volk nicht länger in Ungewißheit zu lassen." Hierauf entgegnete die Schwester des Herzogs, „die Thronbesteigung ihres Bruders könnte leicht dem Ganzen das Ansehen einer Palast-Revolution geben; Europa könnte glauben, Karl X. sey mehr durch eine Intrigue, als durch die öffentliche Meinung gestürzt worden. Dies könnte also gerade der Sache der Freiheit schaden, indem dann die fremden Mächte sich für Karl X. erklären würden." Doch die letzten Worte des Herrn Thiers bewogen die Prinzessin zu dem Versprechen, an den Prinzen zu schreiben; sie selbst erbot sich auch, wenn es nöthig sey, nach Paris zu kommen und die Gefahren der Pariser zu theilen. Herr Thiers nahm mit den prophetischen Worten Abschied: „Heute, Madame, bringen Sie die Krone in Ihr Haus."

Die in Paris anwesenden Deputirten hatten sich, wie wir oben gesehen, in der Frühe bei Laffitte versammelt; einige Pairs waren unter ihnen. Hier war es, wo Laffitte und Dupin, im Vertrauen auf die allgemein herrschende Furcht vor der Republik, zum ersten Mal direkt die Erwählung des Herzogs von Orleans als das geeignetste Mittel empfahlen, der Unsicherheit ein Ende zu machen und die Volksbewegung zu hemmen. Doch für diesmal trennten sich die Deputirten, ohne einen Entschluß zu fassen, und vertagten sich auf den Mittag in ihren gewöhnlichen Berathungssaal, um den Herzog von Mortemart zu empfangen.

Funfzig Deputirte stellten sich hier ein, unter ihnen die Mitglieder der Munizipal-Kommission. Herr von Mortemart kam nicht, durch seinen Gesundheitszustand zurückgehalten; dies schadete der Sache Karl's X. sehr, denn die Anhänger des Herzogs von Orleans hatten dadurch freies Feld. Doch noch war nicht offiziell von seiner Erhebung die Rede. Erst entspann sich eine lange Debatte über die Gewalt der Munizipal-Kommission; sodann theilten der General Gérard und Herr von Corcelles einige Angaben über die Pariser und die Königlichen Streitkräfte mit, und der Erstere machte die Anzeige, daß die Höhen von Montmartre so eben von 1500 Rouennern mit zwanzig Stück Geschütz besetzt worden seyen. Herr Hyde de Neuville schlug vor, eine Kommission von fünf Pairs und fünf Deputirten zu ernennen, welche untersuchen solle, was zu thun sey, „um alle Interessen und Gewissen

*) S. den letzten Artikel aus diesem Werke in Nr. 108 u. f. des „Magazins".

zu versöhnen." Dieser Vorschlag ward angenommen und zu Kommissarien ernannt die Herren Augustin Périer, Sebastiani, Guizot, Benjamin Delessert und Hyde de Neuville, welche sich sofort nach dem Luxembourg begaben.

Die Deputirten waren noch versammelt, als Herr Collin de Sussy erschien, um an der Stelle Herrnvon Mortemart's die neuen Ordonnanzen Karl's X. vorzulegen. Man hörte diese Ordonnanzen gleichgültig an und nahm sie nur wie einfache Mittheilungen, nicht wie offizielle Dokumente auf. Einige beschwerten sich über den Titel eines Großsiegelbewahrers, den sich Herr Chantelauze in der Ordonnanz beigelegt, welche Herrn v. Mortemart zum Minister ernannte. Andere fragten, ob die Mitglieder des alten Kabinets, die noch nicht ersetzt seyen, auch in dem neuen Sitz und Stimme haben würden. Herr Collin de Sussy ließ durch Laffitte antworten, daß der Herzog von Mortemart nebst den Herren Casimir Périer und Gérard beauftragt seyen, das ganze Kabinet zu erneuern. Als er endlich die Versammlung um die einfache Abnahme jener Dokumente bat, verweigerte man dieselbe, um, wie Benjamin Constant bemerkte, jede, auch nur stillschweigend ausgesprochene Anerkennung einer Regierung zu vermeiden, die vom Volke gestürzt worden. So sehr hatten sich die Gesinnungen der Deputirten innerhalb weniger Stunden verändert.

Lafayette hatte die Versammlung durch Herrn Barrot auffordern lassen, gewisse Bedingungen und Prinzipien aufzustellen, deren Annahme jeder neuen Gewalt, die sie Frankreich geben würden, zum Gesetz gemacht würde. Vor Allem aber kam es der Versammlung darauf an, das Resultat der Konferenz ihrer Kommissarien mit denen der Pairs zu erfahren. Dieses war nach der Berichtabstattung des Herrn Sebastiani folgendes. Man hatte erkannt, daß für den Augenblick Nichts so nothwendig sey, als die Berufung der Kammern; da aber diese nicht von dem Chef ausgehen könne, den die Ereignisse in eine so mißliche Stellung versetzt, so trage man darauf an, daß die Versammlung den Herzog von Orleans auffordern lasse, sich nach Paris zu begeben und die Functionen eines General-Statthalters des Königreichs zu übernehmen. Dieser Antrag ward fast einstimmig angenommen. Die Versammlung fügte den Wunsch hinzu, daß die Nationalfarben beibehalten würden. Diese Beschlüsse waren allerdings wichtig, ohne jedoch über das Schicksal Karl's X. und seiner Familie definitiv zu entscheiden, wie man auch aus folgendem bemerkenswerthen Umstand sehen kann. Herr Villemain meinte, er könne nicht einsehen, wie so man das Recht habe, die herrschende Dynastie zu ändern, worauf Sebastiani, ohne zu widersprechen, entgegnete, „daß diese Frage durch den eben votirten Beschluß nicht entschieden sey, und daß die Kammer mit dem letzteren keinen anderen Zweck habe, als der Unordnung und dem Blutvergießen ein Ende zu machen." Diese Zurückhaltung eines der ergebensten Anhänger des Hauses Orleans beweist, wie ungewiß die Stimmung der Kammer noch war. Herr von Mortemart selbst täuschte sich hierüber: bei der Konferenz im Luxembourg, wo er zugegen war, hatte er sich jenem Beschluß nicht widersetzt; auch meinte er, daß man damit keine definitive Verpflichtung gegen die neue Gewalt eingehe.

Im Ganzen also hatte die Mission des Herrn Collin de Sussy bei den Deputirten keine günstige Aufnahme gefunden. Die lange Abwesenheit des Herrn von Mortemart, so wie der Mangel jeder militairischen Demonstration, hatte den Muth der letzten Anhänger Karl's X. gelähmt. Mehr eine faktische Gewalt aber, als eine berathende Versammlung war dazu berufen, eine Frage zu entscheiden, die ebenfalls rein faktischer Natur war, und diese Gewalt hatte ihren Sitz im Stadthause, dem Centrum der revolutionnairen Regierung, dem Sitzungsort des Pariser Gemeinderaths blutigen Andenkens: hier war das eigentliche Tribunal, wo über die Rechte der Bourbonen zum letzten Mal und unwiderruflich entschieden werden sollte.

Herr Collin de Sussy konnte nur mit Mühe das Innere des Stadthauses erreichen, dessen Höfe, Treppen und Säle mit Bewaffneten erfüllt waren. Als er endlich vor Lafayette geführt worden, den ein Haufe von Abgeordneten der Volksgesellschaften, Nationalgardisten und Arbeitern umgab, sagte dieser zu ihm: „Der heutige Tag ist der schönste meines Lebens. Sie sehen mich von Freunden umgeben, die, wie ich, des Despotismus der letzten funfzehn Jahre müde waren. Erlauben Sie, daß wir Alle zusammen Ihre Botschaft vernehmen." Herr v. Sussy verlangte zu der Munizipal-Kommission geführt zu werden; nur drei Mitglieder waren von derselben anwesend, Lobau, Mauguin und Audry de Puiraveau, welchen Herr Collin vorgestellt ward. Kaum hatte er aber angefangen, den Zweck seiner Sendung zu nennen, als ihn ein heftiges, wiederholtes Murren unterbrach: „Es ist zu spät, zu spät! Karl X. hat an dem Tage, wo er die Ordonnanzen unterschrieb, zu regieren aufgehört. Das Volk hat durch sein Blut das Recht erworben, sich einen anderen König zu wählen." Herr von Sussy wollte die Aktenstücke, deren Ueberbringer er war, nicht wieder mitnehmen; da erklärte ihm Audry de Puiraveau, der sich in dieser kurzen Konferenz durch seine Heftigkeit auszeichnete, er werde nicht von hinnen gehen, ohne sie an sich genommen zu haben. Nur das Eine konnte er erlangen, daß Lafayette in einem Briefe an Herrn v. Mortemart bescheinigte, daß ihm diese Aktenstücke mitgetheilt worden.

Lafayette wollte noch, um seinem Lieblings-Prinzip treu zu bleiben, das Volk, das draußen stand, von der Sendung des Herrn von Sussy unterrichten. Er trat also in den großen Saal und schickte sich an, nachdem Alles still geworden, die Ordonnanzen Karl's X. vorzulesen. Aber kaum hatte er nur den Titel derselben gelesen, als er schon unterbrochen ward. „Mit welchem Recht", rief man, „wage es ein Pair von Frankreich dem Pariser Volk die Dekrete eines entthronten Königs zu bringen? Die Familie der Bourbonen hätte genug auf Frankreich gelastet; die Krone, die man jetzt wieder aufheben wolle, sey für immer in den blutbespritzten Straßen der Hauptstadt verloren gegangen!" Lafayette hatte Mühe, den Tumult zu stillen. Die Lesung der Ordonnanzen erregte neue Erbitterung, bis endlich Lafayette, durch die allgemeine Stimmung und seine eigenen Erinnerungen fortgerissen, lächelnd jene verhängnißvollen Worte sprach: „Sie sehen, Sie müssen Verzicht leisten; es ist aus mit den Bourbonen!" Dies war das Todes-Urtheil der Dynastie Karl's X.

Herr de Sussy versuchte noch eines; er sah ein, daß es vor Allem darauf ankomme, den General, wenn auch nur auf Augenblicke, aus dem Stadthause zu entfernen, und schlug ihm daher eine Unterredung mit Herrn von Mortemart im Luxembourg vor. „Es ist zu spät", sagte Lafayette; „das Volk hat selbst in den drei Tagen die Ordonnanzen zurückgenommen; es thut mir persönlich leid, den Herzog von Mortemart nicht zu sehen, aber als Wortführer des Volks kann ich mit dem Abgeordneten der gefallenen Monarchie nichts zu thun haben." Jetzt sah Herr von Sussy ein, daß seine Mission zu Ende sey, und entfernte sich.

Die ersten Strahlen des Morgens hatten Scenen der Trauer in Paris beleuchtet. Die Straßen waren noch mit Leichen besäet, unter welchen Viele ihre Angehörigen und Freunde suchten. Man hatte schon am Abend vorher vor der Kolonnade des Louvre große Gruben ausgehöhlt, um die Todten darin zu beerdigen. Fünfundachtzig Leichen mit ihren Kleidern, welche die öffentliche Ehrlichkeit unverletzt gelassen, wurden darin zwischen zwei Lagern ungelöschten Kalks beigesetzt. Man schmückte die Gruben mit Lorbeerzweigen, Kreuzen und Trauerkronen und gab ihnen die Inschrift: Aux Français morts pour la liberté.*) Auch militairische Ehren wurden diesen Unglücklichen erwiesen, und ein Vikar von Saint Germain l'Auxerrois, der Abbé Paravey, kam in Priesterkleidern, um ihr Grab zu weihen, was unter der ehrfurchtsvollen Theilnahme der Menge geschah. — Die Verluste auf beiden Seiten werden verschieden angegeben. Nach einigen Urkunden hatte das Volk 788 Todte und 4500 Verwundete, und das Militair 163 Todte und 578 Verwundete. Nach anderen, die mehr authentisch sind, beträgt die Zahl der verwundeten Bürger 2—3000, die der getödteten 700, während von den Soldaten 400 verwundet und 80 getödtet wurden oder an den Folgen ihrer Wunden starben. Von den Zöglingen der polytechnischen Schule fiel nur Einer; einige waren mehr oder minder schwer verwundet. Die Zahl der Pariser, die an dem Kampf überhaupt Theil genommen, läßt sich nicht genau angeben. Ein Deputirter, den man für gut unterrichtet halten kann, Alexander Delaborde, erklärte später auf der Tribüne (11. November 1830), daß diese Zahl sich ungefähr auf 8000 belaufen könne. Dies wäre im Verhältniß zur Bevölkerung eine schwache Zahl, und nur die Barrikaden, die Muthlosigkeit der Truppen und die fanatische Begeisterung, womit das Volk kämpfte, können den Sieg derselben erklärlich machen.

Am Morgen des 30sten besetzten bewaffnete Insurgenten die Höhen, welche Saint-Cloud umgeben. Im Laufe des Tages erfuhr man, daß Versailles sich für die Revolution erklärt habe. Die Empörung verbreitete sich rasch in die der Hauptstadt benachbarten Dörfer. In Saint-Cloud verbrachte man den ganzen Tag in Ungewißheit über die Gesinnungen derjenigen, welche sich in Paris an die Spitze der Insurrection gestellt.

Was die Königlichen Truppen betrifft, so zählten sie in diesem Augenblick noch 15,000 Mann und konnten in wenigen Tagen auf 22,000 vermehrt werden. Aus den Provinzen kamen mehrere Regimenter, die sich in forcirten Märschen der Hauptstadt näherten, aber nichts war geschehen, um ihre Vereinigung zu sichern. Sie fanden die Barrièren verschlossen und irrten ohne Sold, Ordnung und Lebensmittel umher, auf allen Seiten den Verlockungen zum Abfall ausgesetzt; einige jedoch gelangten nach Saint-Cloud. Hier hatte die fortdauernde Unthätigkeit entmuthigend auf die Truppen gewirkt; gleichwohl gehorchten nur wenige Militairs dem Ruf des General Gérard. Auch Lafayette's Aufforderung an die Truppen, die Waffen zu strecken, blieb umsonst. Doch wurde auch von Seiten des Hofes kein Versuch gemacht, den militairischen Geist der Truppen anzufachen. Man glaubte, die Folge der vom Herzog von Mortemart eröffneten Unterhandlungen müsse das Aufhören jeder feindseligen Bewegung seyn; aber das war falsch, denn gerade der Ausgang dieser Unterhandlungen hing von der mehr oder minder energischen Stellung des Hofes ab, und eine Demonstration auf Paris am 30. Juli würde viel zum Erfolg derselben beigetragen haben: sie hätte den Muth der Anhänger des Königthums wieder gehoben und die schwankenden Geister, deren es in den politischen Krisen so viele giebt, fortgerissen.

Der Dauphin indeß sah nicht ohne Mißvergnügen die Politik der Unterhandlungen über energischere Entschließungen den Sieg davontragen. Er hoffte wenig von der friedlichen Mission des Herrn v. Mortemart und schien mehr zu offener Bekämpfung des Aufstandes geneigt; eine Proclamation, die er an die Truppen

*) Später setzte man folgende vier Verse an die Stelle:

Passant, à nos concitoyens
Vas dire, qu'ici de la vie
Nous avons rompu les liens
Pour le salut de la patrie.

richtete, war von diesem Geiste beseelt. Auf der anderen Seite machte der Herzog von Ragusa einen Tagesbefehl bekannt, worin er den Truppen die Mission des Herrn v. Mortemart und die Rücknahme der Ordonnanzen mittheilte und erklärte, „daß, da die Veranlassung des Kampfs zwischen Volk und Soldaten aufgehört, die Letzteren nichts weiter zu thun hätten, als den König und seine Familie zu vertheidigen." Dieses Manifest erbitterte besonders den Dauphin: er läßt den Herzog holen, überhäuft ihn mit Vorwürfen und heißt ihn auf sein Zimmer gehen; es entsteht ein lebhafter Wortwechsel, man hört die Worte: Treulosigkeit und Verrath, und der Herzog, seiner nicht mächtig, legt die Hand an den Degen. Der Dauphin reißt ihm den Degen aus der Scheide, wobei er seine Hand verwundet, schleudert ihn weit von sich, packt den Herzog beim Kragen, wirft ihn auf ein Kanapé und befiehlt der Wache, ihn auf sein Zimmer zu führen und daselbst streng zu bewachen. Der König jedoch, von diesem unglücklichen Zwist unterrichtet, machte seinem Sohne gerechte Vorwürfe und ermahnte ihn, sich mit dem Marschall zu versöhnen. Dann schickte er dem Letzteren seinen Degen und ließ ihn zu sich kommen. „Herr Marschall", sagte er, „mein Sohn war heftig gegen Sie, aber gestehen Sie, daß Sie ihm jenen Tagesbefehl erst mittheilen mußten, ehe Sie ihn bekannt machten; er seinerseits wird sein Unrecht einsehen." Der Herzog weigerte sich anfangs, den Dauphin je wiederzusehen; aber auf das Zureden des Königs trat er endlich in das Kabinet des Prinzen und murmelte etwas von Genugthuung. „Auch ich habe Unrecht gethan", sagte der Dauphin; „aber Ihr Degen hat mir Blut gekostet, und so sind wir quitt." Dann reichte er dem Marschall die Hand, und diese schmerzliche Scene schien vergessen; aber der Marschall trat sofort vom Kommando ab.

Während es so in Saint-Cloud stand, hatte sich endlich der Herzog von Orleans bewegen lassen, nach Paris zu kommen. Zwölf durchs Loos bestimmte Deputirte hatten ihm die oben erwähnten Beschlüsse der Versammlung überbringen sollen, aber die Furcht, auf dem Wege von den Königlichen Truppen aufgehoben zu werden, hielt sie zurück. General Sebastiani schrieb daher statt dessen einen Brief, der von Allen unterzeichnet ward. Der Herzog ließ sagen, er werde am folgenden Morgen nach Paris kommen; Laffitte ließ ihm zurück sagen: „Nicht morgen, sondern jetzt gleich!" Das wirkte: um eilf Uhr Abends kam der Prinz in Paris an, von drei Offizieren seines Hauses begleitet; im Knopfloch trug er eine dreifarbige Schleife, die von seiner Schwester selbst befestigt war.

(Fortsetzung folgt.)

Der Französische Beamte.

(Schluß.)

Sehen wir jetzt die zaghaften Seelen, welche sich in verschiedene Unterabtheilungen bringen lassen. Zuerst ist hier der Beamte zu erwähnen, welcher in beständiger Furcht vor Revolutionen und Absetzung schwebt. Er verdient in der That unser Mitleiden. Eine andere Spielart dieser Gattung ist der pünktliche Beamte; seit dreißig lebt er in der beständigen Angst, einmal zu spät in seinem Büreau anzulangen. Was hat er nicht Alles zu fürchten? Die Versperrung einer Straße, die Neubauten, das Zuspätgehen seiner Uhren, der öffentlichen Uhren. Und dennoch kann es ihm begegnen, daß er einmal um fünf Minuten zu spät kommt. Dann sehe man aber nur die Bestürzung, welche sich auf seinem Gesichte malt, die Hast, mit welcher er gegen Alle, die ihm im Wege stehen, anrennt, die geflügelte Eile, mit welcher er über das Trottoir dahin schwebt. Endlich langt er an, und sein Zuspätkommen wird nicht gerügt. Dennoch wird viel Zeit hingehen, ehe er sich wieder der Gefahr aussetzt, zu spät zu kommen, und mindestens während eines Jahres wird sein Name immer der erste auf der Tagesliste seyn.

Ich kannte einen Märtyrer dieser schrecklichen Tagesliste. Er war vierundzwanzig Jahr alt und verliebt, sehr verliebt. Eines Tages bewilligte ihm seine Schöne ein Stelldichein, welches um 10 Uhr Morgens angesetzt war. „Zehn Uhr", sagte er zu sich, „und das Büreau! meine Zukunft! die Tagesliste! Ich, der ich bis jetzt noch nicht einmal gefehlt habe. Was würde mein Vorgesetzter sagen!" Der arme Teufel versäumte das Stelldichein, aber vierzehn Tage später sah er den Gegenstand seiner liebenden Sehnsucht am Arme eines seiner Kollegen, der regelmäßig jede Woche zweimal krank war.

Die übrigen Schattirungen der Beamten-Charaktere weiter auszuführen, würde überflüssig seyn, da der Name sie schon hinlänglich bezeichnet. So der Müßiggänger, der das Geheimniß gefunden hat, nur täglich eine Stunde zu arbeiten, der unermüdliche Arbeiter, der es für eine Sünde halten würde, eine Minute zu versäumen, der eingebildete Kranke, der Spaßmacher, der Schmeichler, den seine Kameraden gewöhnlich den Spion nennen, u. s. w. Indeß giebt es noch einen Charakter, der wohl einige Pinselstriche und eine besondere Schilderung verdient!

Das Tagewerk des Beamten beginnt in der Regel um 10 Uhr Morgens und endet um 4 Uhr Nachmittags. Die unverheiratheten Beamten bringen die achtzehn freien Stunden mit Schlafen, Nichtsthun u. s. w. hin. Ist indeß der Beamte verheirathet und hat er eine zahlreiche Familie, so muß er schon darauf denken, seine geschäftsfreien Stunden irgendwie nützlich anzuwenden. Er führt das arbeitsamste und thätigste Leben, welches man sich nur denken kann. Schon um sechs Uhr Morgens kopirt er Akten, kolorirt Kupferstiche, giebt Tanz- oder Musik-Unterricht, bearbeitet Artikel für die Pfennig-Magazine oder schmiert einen Roman zusammen, je nach seinem eigenthümlichen Berufe. Von 10 bis 4 Uhr gehört er dem Staate an. Um 6 Uhr, wenn er sein Mittagsmahl eingenommen hat, spielt er im Orchester eines Boulevard-Theaters, oder wenn ihm die Natur keine künstlerische Befähigung verliehen hat, so führt er die Bücher eines Handwerkers, Materialisten u. s. w. in seinem Stadtviertel. Dies ist sein tägliches Leben. Armer Märtyrer der Ehe! Welche unvermeidliche Thätigkeit! Welche Aufopferung! So gelingt es ihm freilich, außer den 1500 Fr., welche er vom Staate bezieht, noch 8 oder 900 Fr. zu verdienen und seiner Frau und seinen Kindern Nahrung und Kleidung zu verschaffen.

Das Leben des Beamten in der Provinz ist etwas von dem des Beamten in der Hauptstadt unterschieden. Jene sind fast alle schon im dreißigsten Jahre verheirathet; denn was soll man in der Provinz anfangen, wenn man nicht verheirathet ist? Uebrigens haben die Beamten in der Provinz, sie mögen nun verheirathet seyn oder nicht, ein glücklicheres Loos als ihre Kollegen in der Hauptstadt. Ihre materielle Existenz ist mindestens gesichert, und sie sehen die reichen Kaufleute und wohlhabenden Eigenthümer ein eben so bescheidenes Leben, wie sie selbst, führen. Dann steht auch der Beamte in den kleineren Städten in einem gewissen Ansehen. Ist er Junggeselle, so wird er vermöge seiner 1500 oder 1800 Fr. Gnade vor den Augen der Mütter unverheiratheter Töchter finden, und manche Jungfrau wird ihn einem wohlhabenden Handelsmann vorziehen, weil sie als seine Frau nicht nöthig hat, den Laden zu hüten, weil sie um fünf Uhr speisen kann, und weil sie beim Präfekten angenommen wird. Ist er verheirathet, so hat er Zutritt in den ausländigsten Häusern, etwa das Oeil-de-Boeuf der Stadt ausgenommen, wenn das gewichtige Wörtchen nicht vor seinem Namen steht. Ist seine Frau jung, hübsch oder geistreich, so kann sie die Busenfreundin der Frau des Präfekten, der Frau Generalin oder der Frau Unter-Intendantin werden; er wird zu allen Gastmählern, Festen und Soireen beim General-Einnehmer gezogen. Welch' glückliches Daseyn! Das ist noch nicht Alles! Abends, wenn der Kaufmann seine Stücke nachmißt, wenn der Handwerker unzufrieden seufzt, oder wenn die fleißige Nätherin ihre Hände in flinkere Bewegung setzt, weil sie noch nicht 20 Sous verdient hat, dann gehen der Beamte und seine Frau frisch und fröhlich, geschnürt und geputzt im jardin des plantes des Orts, auf der Esplanade oder sonst wo spazieren, oder, wenn es Winterszeit ist, besuchen sie Gesellschaften, spielen Karten, den Point zu einem Sou, plaudern, mustern die Schönheiten des Landes, lesen die neuen Revuen oder unterhalten sich von ihren Aussichten auf Beförderung.

Dennoch ist das Glück der Beamten in der Provinz nicht vollkommen; ein Wurm nagt an ihrem Herzen, sie beneiden das Loos der Beamten in der Hauptstadt. „Ja, wenn wir in Paris wären", klagen sie, „würde man uns nicht so vergessen. Beförderungen, Gratificationen, Alles ist in Paris. Es hilft immer zu etwas, in der Nähe der Sonne zu leben. Ach, wenn wir doch nach Paris reisen könnten." Endlich erscheint der mit vielen Opfern erkaufte Tag, an welchem die große Reise angetreten wird, und da nichts versäumt worden ist, um die Verwendung möglichst vieler Deputirten, Pairs und General-Lieutenants zu erhalten, so erwacht kaum ein Zweifel, daß es nicht gelingen sollte, den erwünschten Platz zu erobern. Doch es ist schon von der Enttäuschung und der Erbitterung des unglücklichen Felician die Rede gewesen. Solcher Fälle kommen täglich mehrere vor.

Man sieht hieraus, daß der Beamte nirgends glücklich ist. Er ist unzufrieden in der Provinz, unzufrieden in Paris. Allgemeines Resultat: es giebt kein traurigeres Loos, kein unglückliches Daseyn, als das eines Beamten. Man denke sich nur, daß er kaum so viel bezieht, um leben zu können, daß er betteln, kriechen, sich erniedrigen muß, oder, wenn er diese Mittel verschmäht, sich darauf gefaßt machen muß, es nie zu etwas zu bringen. Was bleibt ihm in dieser schrecklichen Alternative für eine Wahl? Auch er kabalirt und intriguirt. Er bemüht sich, diejenigen, welche einst zur Macht gelangen werden, aus der Menge herauszufinden; an diese hängt er sich, und so gelingt es ihm wohl, indem er diesen zur Seite stößt, jenen, der ein begründetes Recht hat, verdrängt, eine Sinekure mit 8 — 10,000 Fr. zu erhaschen.

Wie die Loose aber auch fallen mögen, so schreitet die Zeit doch für Alle fort, und es kommt nach dreißig Dienstjahren die Zeit der Pensionirung. Jetzt ertönen neue Klagelieder. So lange der Beamte noch jung war, sehnte er diesen Tag herbei, der seine Ketten zerbrechen, ihm seine Freiheit, seine Unabhängigkeit zurückgeben sollte; nun dieser erschienen ist, wie sehr ändert er seine Sprache. Man wird unwillkürlich an die Fabel von dem Holzhauer und dem Tode erinnert. „Welche Ungerechtigkeit!" ruft er aus, „welche Barbarei! Ich fing kaum an, die Früchte meiner Arbeit zu sammeln, und jetzt verabschiedet man mich, reduzirt mit einem Federzuge meine Einkünfte um die Hälfte. Was soll aus mir werden, dessen größtes Vergnügen die Arbeit, das Registriren, Expediren war?" Der Beamte vergißt, daß es auch für ihn eine Zeit gab, wo er höchst erbittert darüber war, daß die alten Leute den jungen den Weg versperrten. Was helfen aber alle Klagen? Er wird darum nicht minder pensionirt. Sind alle seine Kinder verheirathet und fesselt ihn nichts mehr an Paris, so zieht er sich in eine kleine Stadt der Umgegend zurück, wo er seine letzten Tage friedlich verlebt. Gut für ihn, wenn er so viel erspart hat, um sich ein Stück Land kaufen und sich gemeinschaft-

lich mit dem Maire des Orts auf den Veteranen unter den Oppositions-Blättern abonniren zu können.

Ausnahmen von einer so glücklichen Resignation sind indeß häufig genug. „Haben Sie schon gehört?" sagt dann und wann ein Beamter zu seinen Kameraden, indem er gerade eine Feder zuspitzt; unser früherer Büreau-Chef —" — „Nun, was ist mit dem?" — „Sie wissen wohl, daß er sich in der Nähe von Chantilly in einem allerliebsten Dorfe niedergelassen hatte. Die schönste Natur; aber der arme Mann sehnte sich nach dem Grün seiner Aktenstücke. Seine Gesundheit wurde immer schwächer, sechs Monate siechte er hin; der Büreau-Staub war zu seinem Daseyn unentbehrlich; er wurde immer hinfälliger, und endlich hat die Langeweile seinem Daseyn ein Ende gemacht."

Paul Duval.

Polen.

Abenteuer eines Polnischen Edelmanns. *)

Dzierzanowski, ein Polnischer Edelmann, der zur Zeit August's III. lebte, ist seiner Schicksale wegen merkwürdig. Zuerst diente er im Jahre 1747 im Französischen Heere und kämpfte unter dem berühmten Marschall von Sachsen in den Niederlanden gegen das Bundesheer der Holländer und Engländer. Nachdem er an zwei Feldzügen Theil genommen hatte, kehrte er nach Polen zurück. Hier findet er seine Schwestern nach dem Tode des Vaters in ihrem Erbtheile beeinträchtigt, da der Vater sein ganzes Vermögen der Stiefmutter verschrieben hat. Dzierzanowski faßt sofort den Entschluß, ihnen mit Gewalt Recht zu verschaffen und unternimmt nach einer damals in Polen noch gebräuchlichen Sitte einen sogenannten „Zajazd", d. h. er fällt mit einer Schaar niederen Adels unvermuthet in das Dorf der Stiefmutter ein und zwingt diese, ihm eine Summe von 15,000 Gulden auszuzahlen, die er den Schwestern übergiebt, ohne das Geringste für sich zu behalten. Bald aber erwacht sein Gewissen, weil er dem letzten Willen seines Vaters zuwidergehandelt, und als Büßender begiebt er sich nach Rom. Nach mehrmonatlichem Aufenthalte daselbst wandert er in der Pilgertracht nach Frankreich. Hier wird die Polizei auf ihn aufmerksam, er wird beobachtet und endlich als Vagabund ins Gefängniß gebracht. Es gelingt ihm zwar bald, durch den Beistand einiger in Paris anwesender Polen, die für ihn Bürgschaft leisten, sich wieder auf freien Fuß zu setzen, er ist aber nothgedrungen, von neuem in Französische Kriegsdienste zu treten, und zwar mit dem Beding, sich in die Französischen Besitzungen nach Ostindien zu begeben. Dort angelangt, hat er eine rohe, zusammengeraffte Schaar in den Waffen zu üben und weiß diese so geschickt zur Mannszucht und zum Kriegshandwerke zu gewöhnen, daß sie in den Kämpfen mit den Engländern allen regulairen Truppen gleichkommt, und Dzierzanowski's Ruf erschallt in allen Kolonieen. Aber nicht lange, da entzweit er sich mit dem General-Gouverneur der Kolonie und verläßt in Folge dieses Zwistes seine neue Stellung, um in Frankreich gegen seinen Vorgesetzten selbst Klage zu führen. Das Schiff, welches er bestiegen, landete unterweges auf den Französischen Besitzungen in den Antillen und blieb dort eine Zeitlang vor Anker. Die ihm gewordene Muße und eine Erlaubniß des Französischen Kommandanten benutzte Dzierzanowski, um sich eine genaue Kenntniß aller Häfen und Landungsplätze der Inseln zu verschaffen und Grundrisse derselben aufzunehmen. Als er nun aber in Frankreich anlangte, ward seine Angelegenheit mit seinem ehemaligen Chef nicht nach seinen Wünschen erledigt, und dies veranlaßte ihn, sich nach England zu begeben und, aus Rache gegen das Französische Gouvernement, alle seine Pläne und Beschreibungen der Antillen, insbesondere die der Insel Martinique, an den Minister Pitt zu verkaufen.

In London macht Dzierzanowski die Bekanntschaft eines vornehmen Portugiesen, der ihm vorschlägt, sich nach Lissabon zu wenden, wo eben eine Flotte ausgerüstet wurde, die das Spanische Paraguay unterwerfen sollte. Mit Begier ergriff er die Gelegenheit, sich neuen Kriegsruhm zu erwerben, und bald ist er in Portugal. Doch kaum ist er ans Land gestiegen, als seine allzu freie Denkungsart ihn der Inquisition in die Hände führt. Er muß in den Kerker wandern und würde wohl lange in demselben geschmachtet haben, wenn sich nicht vornehme Personen abermals seiner angenommen hätten. In Freiheit gesetzt, geht er nach Spanien hinüber, wo er als Ausländer bessere Aussichten, als in Portugal, haben zu können glaubt. Hier geräth er wieder mit dem Sächsischen Geschäftsträger in Kollision und vergißt sich so weit, daß, als er aus dem Munde desselben Beleidigungen gegen das Polnische Volk zu vernehmen vermeint, er ihm öffentlich ins Gesicht schlägt. Wunderlicher Weise hatte diese einem unantastbaren Staats-Repräsentanten zugefügte Beleidigung so gute Folgen für Dzierzanowski, daß ihm der Kurfürst von Sachsen und König von Polen, August III., mit dem Range eines Sächsischen Obersten den Auftrag ertheilte, ein Regiment in Polen für ihn neu anzuwerben.

*) Aus dem so eben erschienenen zweiten Hefte der „Mala Encyklopedya polska" (Lissa, bei Günther), eines encyklopädischen Werkes, das in gedrängter Kürze über alle aus Polens Geschichte denkwürdige Personen, Orte u. s. w. Auskunft ertheilt.

So kehrt denn Dzierzanowski nach langer Abwesenheit in sein Vaterland zurück. Er findet August III. nicht mehr am Leben, und während seiner letzten Wanderung hat bereits Stanislaw August den Thron bestiegen. Er wird dem neuen Könige vorgestellt, und dieser findet alsbald so großes Gefallen an dem Humor und den interessanten Erzählungen des weitgereisten Mannes, daß er ihn an seinen Hof zieht, ihm eine Kammerherrnstelle überträgt und dadurch veranlaßt, den Sächsischen Diensten zu entsagen. Nun lebte Dzierzanowski mehrere Jahre am Hofe Poniatowski's, bis die Verwirrungen in Polen eintraten und die Intervention der fremden Monarchen erfolgte. In dieser Zeit herrschte der Russische Gesandte, Fürst Repnin, in Polen mit fast unumschränkter Gewalt; in ihm ersah daher Dzierzanowski den gefährlichsten Gegner seines Vaterlandes; heftig bei allen seinen Entschlüssen, trifft er mit mehreren Gleichgesinnten im Geheimen die Verabredung, den Fürsten mitten aus Warschau zu entführen. Wenn man der Erzählung Rulhiere's, der sehr oft parteiisch in seinen Darstellungen ist, Glauben beimessen darf, so hat Dzierzanowski den König zum Mitwisser seines Planes gemacht, hat ihm sogar eine schriftliche Auseinandersetzung desselben übergeben, und diesen Plan hat der König selbst dem Russischen Ambassadeur verrathen. Genug, die Absicht Dzierzanowski's wurde entdeckt, er selbst aber noch bei Zeiten von der Gefahr in Kenntniß gesetzt. Unter einer Mönchskutte entfloh er aus der Hauptstadt und entging glücklich den eifrigsten Nachforschungen Repnin's, der 3000 Dukaten demjenigen versprach, der ihm den Flüchtigen lebendig oder todt überliefern würde. Dzierzanowski wurde nachher Mitglied der Barer Conföderation und theilte deren Loos. Seine späteren Schicksale sind nicht bekannt geworden.

Bibliographie.

Wiersze różne. (Verschiedene Gedichte.) Von Leopold Potocki. Warschau. 3 Fl.

Pomysły do filozofii dziejów rodzaju ludzkiego. (Herder's Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.) Uebersetzt von Jos. Bocheń. 3 Bde. Warschau. 6 Fl.

Mannigfaltiges.

— **Englisches Urtheil über die kosmopolitische Wirksamkeit der Deutschen.** Ein im letzten Hefte der Foreign Quarterly Review enthaltener Artikel über den Einfluß der Deutschen auf die allgemeine Civilisation sucht nachzuweisen, daß unser Vaterland von allen Europäischen Ländern dasjenige sey, welches die parteilosesten und richtigsten Ansichten über Menschen und Völker hege, die außerhalb des großen Kreises Europäischer Gesittung sich befänden. Alle andere mächtige Staaten unseres Welttheils, heißt es in jenem Artikel, waren mehr oder weniger direkt durch den Besitz Amerikanischer Kolonieen beim Sklavenhandel und bei der Unterdrückung der farbigen Menschenracen interessirt; Deutschland allein hatte den Vortheil, aus der Ferne ruhig zu beobachten und sein Urtheil lediglich durch die strengen Prinzipien der Wissenschaft oder durch die leidenschaftslosen der Religion und der Menschlichkeit leiten zu lassen. Männer, wie Leibnitz, Justus Möser und Lessing, fährt der Englische Reviewer fort, haben bereits in den beiden letzten Jahrhunderten in Deutschland jene gesunden Ideen ausgesäet, die bei uns erst in der neueren Zeit zur Reife gediehen sind. Besonders aber wird Herder hochgestellt, der, wie Coleridge von ihm gesagt hat, Begriffe und Gesetze antizipirte, welche in Frankreich erst nach einer blutigen Revolution Eingang fanden, England durch parlamentarische Kämpfe dem Schlendrian der Gewohnheit entringen mußte, Deutschland aber im Frieden und unter aufgeklärten Fürsten sich erwarb. „Kaum hat ein neuerer Schriftsteller", so schließt die Review ihren Artikel, „den Herderschen Ideen zur Beförderung der Humanität noch Etwas hinzuzufügen können. Um seine Intentionen vollständig darzustellen, müßte man eine Uebersicht aller menschlichen Verhältnisse und aller Endzwecke der Schöpfung liefern. Die wesentliche Unterscheidung der menschlichen Kreatur von allen übrigen geschaffenen Wesen, der ungeheure Irrthum, den Menschen eine bloße höhere Potenz des Affen zu nennen (den kürzlich noch Tiedemann vollends darlegte, indem er nachwies, wie sehr sich die Hirnbildung des Negers von der des Urang-Utang unterscheide), die Identität der Verstandeskräfte bei den verschiedenen Menschen-Racen, ihre natürliche Tendenz, mit einander in Frieden zu leben, die berechnete Grausamkeit des gewöhnlichen Verkehrs civilisirter Nationen mit den Wilden der ganzen Erde, die Abscheulichkeit der Negersklaverei, die verschiedenen Grade der Civilisation, als Stufen zu einem höheren Zustande des socialen Lebens, die Nothwendigkeit, die Sprache, die Musik, die Regierung und die besonderen Zustände aller Völker der Erde zu studiren, die Pflicht des Menschen, Mitgefühl für das ganze Menschengeschlecht, für den Aermsten sowohl als für den Mächtigsten, zu haben — alles dies, worüber erst jetzt ein größeres Einverständniß unter uns zu werden beginnt, ist bereits von Herder gelehrt und dargelegt worden. Und wahrlich, es gereicht den Deutschen nicht wenig zur Ehre, daß so Viele unter ihnen diesen großen Schriftsteller noch eben so schätzen, wie es ihre Väter vor funfzig Jahren gethan haben."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis $22\frac{1}{2}$ Sgr. ($\frac{3}{4}$ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 129. Berlin, Montag den 28. Oktober 1839.

England.

Biographische Notizen über James Watt.*)

James Watt, dem die Dampfmaschine ihre gegenwärtige Vollkommenheit verdankt, wurde am 19. Januar 1736 zu Greenock geboren. Sein Ur-Großvater war Pachter in der Grafschaft Aberdeen gewesen; er hatte für Montrose Partei genommen und auf dem Schlachtfelde geendet. Sein Vermögen fiel nachmals dem Fiskus anheim. Er hinterließ einen einzigen Sohn, Thomas, der sich den Studien widmete, in Greenock Mathematik und die Elemente der Nautik lehrte und endlich als oberste Magistrats-Person des Fleckens Crawfords-Dyke (1734) sein Leben beschloß. Zwei Söhne überlebten den 92jährigen Vater: der ältere, John, welcher demselben Berufe sich widmete, starb schon 1737; der jüngere, James, wurde Baumeister und Verfertiger von nautischen Instrumenten. Er verwaltete 25 Jahre lang das Amt eines Rathsherrn und Schatzmeisters von Greenock und stand im Rufe eines eben so thätigen als scharfsinnigen Geschäftsmannes. Gegen das Ende seines Lebens verlor er einen großen Theil seines Vermögens durch unglückliche Speculationen. Er starb 1782 im 84sten Lebensjahre. Dieser James Watt war der Vater des berühmten Maschinenbauers. Letzterer hatte in seiner Kindheit eine so schwächliche Constitution, daß er die Elementarschule von Greenock nicht regelmäßig besuchen konnte und einen großen Theil des Jahres das Haus hüten mußte. Bei seiner Mutter lernte er lesen und bei dem Vater schreiben und rechnen. Einige Anekdoten aus jener Zeit sind höchst interessant, weil sie uns zeigen, wie früh der Geist des Knaben eine entschiedene Richtung erhielt.

Der alte James Watt, ein eben so verständiger als sorglicher Vater, gab seinem Sohne sehr früh allerlei Instrumente in die Hand, und dieser bediente sich ihrer bald mit der größten Gewandtheit und Geschicklichkeit. Alles, was an Spielwerk in sein Bereich kam, zerstörte er und bestrebte sich dann eifrigst, es wieder zusammenzusetzen. Etwas später unternahm er den Bau einer kleinen elektrischen Maschine, deren prächtige Funken seine jungen Freunde sehr überraschten und ergötzten.

Trotz seines herrlichen Gedächtnisses, würde der kleine Watt auf einer gewöhnlichen Schule eben kein Wunderkind gewesen seyn. Er hätte sich nie entschließen können, seine Lection wie ein Papagei auswendig zu lernen; denn er fühlte bei Zeiten die Nothwendigkeit, Alles zu analysiren, was sich seinem Geiste darbot, und die Natur hatte ihn mit einem ausgezeichnet kräftigen Reflexions-Vermögen begabt. Einige entferntere Verwandte, Leute von beschränkter Einsicht, konnten die kühnen Hoffnungen des Vaters nicht theilen. Seine Tante, Mistreß Muirhead, sagte eines Abends am Theetische zu dem Knaben: „James, ich habe noch nie einen so faulen Jungen gesehen, wie Dich! Nimm ein Buch in die Hand, oder thue sonst etwas Nützliches. In dieser ganzen halben Stunde hast Du nichts gethan, als den Deckel des Theekessels bald abgehoben und bald wieder aufgesetzt, und bald eine Tasse, bald ein Löffelchen über den Dampf gehalten!" Ohne Zweifel grübelte der Kleine in jenem Augenblick über die Kraft des Dampfes und wollte vielleicht schon seiner Verwandlung in tropfbare Flüssigkeit auf die Spur kommen.

Der junge Watt besaß in seinem Knabenalter auch im hohen Grade die Gabe, Geschichtchen und Anekdoten zu erfinden, oder mit vielen selbsterdachten Umständen auszuschmücken, — ein neuer Beweis, daß jedem genialen Menschen, welche Richtung sein Geist auch einschlagen möge, ein poetisches Element einwohnt. Im Jünglings-Alter schien James fast jede Wissenschaft mit gleichem Eifer zu studiren: besonders interessirten ihn Medizin und Chirurgie in solchem Grade, daß er eines Tages den Kopf eines Kindes mit auf sein Zimmer schleppte, um ihn recht ungestört zerlegen zu können. Trotz seiner Liebe für Wissenschaft und Literatur, kam er 1755 nach London zu einem Verfertiger mathematischer und nautischer Instrumente in die Lehre. Er blieb nicht viel über ein Jahr bei seinem Meister und ging 1757 nach Glasgow, um sich dort als Mechaniker zu etabliren; allein die Zünfte machten ihm aus Neid solche Schwierigkeiten, daß er dem gewählten Brod-Erwerb nicht eher obliegen konnte, bis die Universität sich seiner annahm und ihm in ihrem Bezirke eine Werkstatt bewilligte. Watt sprach immer gern von seiner frühen Geschicklichkeit in mechanischen Arbeiten, die auch wirklich, nach einigen ausgezeichneten Proben aus jener Periode zu schließen, sehr groß gewesen seyn muß. Schon seine ersten Zeichnungen der Dampfmaschine waren, wie Herr Arago, der sie gesehen, versichert, äußerst fein und genau ausgeführt.

Als Watt jene Stellung zur Universität Glasgow erhielt, war er kaum 21 Jahr alt. Seine vertrautesten Bekannten in dieser Zeit waren: Adam Smith, der Verfasser des „National-Reichthums" — Dr. Black, den seine Entdeckungen hinsichtlich der latenten Wärme und des kohlensauern Kalks zu einem der größten Chemiker des vorigen Jahrhunderts erhoben — und Robert Simson, der berühmte Restaurator der bedeutendsten Werke, welche die Mathematiker des Alterthums uns hinterlassen haben. Die Werkstatt des schlichten jungen Instrumentenmachers wurde nach und nach eine Art Akademie, wo die ausgezeichnetsten Menschen in Glasgow sich zusammenfanden, um die schwierigsten Probleme der Kunst, der Wissenschaft und Literatur zu besprechen. Welchen Antheil aber der junge Handarbeiter an diesen Diskussionen nahm, wird sich aus folgender, bis jetzt ungedruckt gebliebener Aeußerung eines der trefflichsten Mitarbeiter der „Britischen Encyklopädie" ergeben. „Ich hatte von je", so schreibt der verstorbene Professor Robinson, „eine große Neigung zu Natur-Wissenschaften und insonderheit zu mathematischen und mechanischen Forschungen. Als ich von den Doktoren Simson, Dick und Moor, drei ausgezeichneten mathematischen Talenten, bei Herrn Watt eingeführt wurde, sah ich einen Handarbeiter und erwartete nicht viel mehr; allein ich lernte bald einen sinnigen philosophischen Kopf kennen, der sich immer bereit zeigte, mir Unterweisung zu geben. Meine Eitelkeit hatte mir eingeredet, daß ich in meinem Lieblings-Studium ziemlich vorgeschritten sey, und es schmerzte mich etwas, als ich bemerkte, wie sehr Herr Watt, obschon eben so jung, wie ich, mir überlegen war..... So oft einer unserer Kommilitonen irgend einen Skrupel hatte, wendete er sich an Herrn Watt. Dieser bedurfte nur einiger Anregung; denn jedes Ding war für ihn der Anfang zu einem neuen und ernsten Studium, und er ließ keinen Gegenstand fahren, bevor er sich entweder von seiner Unerheblichkeit überzeugt oder Etwas daraus gemacht hatte. Er lernte die Deutsche Sprache, um Leopold's Theatrum Machinarum lesen zu können; und ähnliche Gründe bewogen ihn, das Italiänische zu erlernen..... Da James Watt neben seinen geistigen Vorzügen einen redlichen und biederen Charakter besaß, so ist es kein Wunder, daß seine Freunde ihm sehr anhingen. Seine Ueberlegenheit kränkte Niemanden, denn er machte sie nie mit Anmaßung geltend, und die Verdienste Anderer fanden bei ihm stets die liberalste Anerkennung, ja, er ging oft so weit, scheinbare Entdeckungen seiner Freunde, die eigentlich ihm selbst angehörten, weil er die Grund-Idee dazu gegeben, ganz dem erfinderischen Geiste Jener beizumessen."

Die mannigfachen und tiefen Studien des jungen Mechanikers von Glasgow waren seinen Handarbeiten niemals im Wege. Die letzteren verrichtete er bei Tage, während die Nacht theoretischen Untersuchungen gewidmet war. Das Vertrauen auf seinen überall schaffenden Geist ließ ihm keine Unternehmung, wie fremd sie auch sonst seiner Geschmacks-Richtung gewesen sey, zu schwierig oder zu trocken erscheinen. Obgleich ganz ohne musikalisches Ohr, versuchte er den Bau einer Orgel, und dieser Versuch gelang auf eine ausgezeichnete Weise! In den mechanischen Details des neuen Instrumentes war Vieles bis dahin Mangelhafte glücklich verbessert: was aber am meisten unsere Bewunderung verdient, ist der Umstand, daß Watt's Orgel auch hinsichtlich der Harmonie ihrer Töne kaum etwas zu wünschen übrig ließ.

Der gelehrte Biograph des großen Mannes giebt uns eine Geschichte der Anwendung der Dampfkraft von den ältesten Zeiten bis auf diese Periode in Watt's Leben. Jeder, der die folgende Notiz über die sinnreiche Erfindung des Hero von Alexandrien liest, wird mit uns beklagen, daß der Menschengeist so viele Jahrhunderte davon abgehalten worden ist, diese Erfindung bis

*) Nach Arago's Lebensbeschreibung des berühmten Maschinenbauers, die kürzlich in Englischer Uebersetzung erschienen ist. Dem Werke sind noch zwei interessante Abhandlungen beigegeben, von welchen die eine das Maschinenwesen mit Beziehung auf den Wohlstand der arbeitenden Klassen zum Gegenstande hat, die andere aber (von Lord Brougham) historische Details über die Entdeckung der Bestandtheile des Wassers giebt.

auf ihre letzten Ergebnisse zu verfolgen. Wären Dampfschiffe und Eisenbahnen schon seit ein Paar Jahrtausenden im Gebrauche, wie ganz anders würde es es jezt um die Menschheit stehen!

„Ich finde", sagt Herr Arago, „das erste Beispiel einer Bewegung durch Dämpfe in einer Erfindung, die sehr viel älter ist, als Gerbert's Organum: diese ist das Aeolopyl des Hero von Alexandrien, dessen Datum bis an 120 Jahre über unsere Aera hinausreicht. Vielleicht wird es schwer seyn, ohne Beihülfe von Zeichnungen dem Leser einen klaren Begriff davon zu geben, wie dieser Apparat wirkt; dennoch will ich es versuchen. Wenn ein Gas in einer gegebenen Richtung aus dem Gefäße dringt, das es beherbergt, so hat das Gefäß, nach dem Gesetze der Reactionskraft, die Tendenz, in diametrisch entgegengesetzter Richtung sich zu bewegen. Eine Flinte z. B. prallt immer etwas zurück, wenn sie abgefeuert wird: das durch die Entzündung des Salpeters, der Kohle und des Schwefels erzeugte Gas strömt in der Richtung des Flintenlaufs nach Außen; die Wirkung sezt sich aber hinterwärts fort, so, daß die abfeuernde Person, wenn sie das Gewehr nicht fest an die Schulter drückt, durch den Kolben einen tüchtigen Stoß erhält. Um also die Richtung der Reaction zu verändern, braucht man nur der Explosion des Gases eine andere Richtung zu geben. Wäre der Lauf an seiner Mündung verstopft und an einer Seite mit einer horizontalen, ihn im rechten Winkel schneidenden Oeffnung versehen, so würde das Pulver-Gas an der Seite und horizontal ausströmen; das Zurückprallen des Laufes würde rechtwinklig erfolgen und am Arme, nicht an der Schulter, verspürt werden. In dem ersten Falle wirkt der Stoß von vorn nach hinten, mit der Tendenz, die abfeuernde Person niederzuwerfen; im anderen Falle würde er die Tendenz haben, sie im Kreise herum zu schwingen. Gesezt nun, wir befestigten den Lauf beständig und in horizontaler Lage an eine bewegliche, lothrecht stehende Achse, so müßte er im Augenblick der Entladung nothwendig seine Richtung mehr oder weniger verändern und bewirken, daß die Achse um sich selber kreiste. Nehmen wir ferner an, jene rotationsfähige, lothrecht stehende Achse wäre hohl, am oberen Ende verstopft und mündete von unten wie ein Schornstein in einen Dampf erzeugenden Kessel, und außerdem bestände eine freie laterale Communication zwischen dem Innern der Achse und dem Innern des Flintenlaufs, so daß der Dampf, nachdem er die Achse gefüllt, in den Lauf eindränge und an der Seite durch die horizontale Oeffnung desselben wieder ausströmte, so würde dieser Dampf beim Ausströmen eine wesentlich gleiche, nur der Intensität nach andere Wirkung haben, als das entzündete Pulver-Gas in dem unten verstopften und an der Seite durchbohrten Laufe. Doch kann es in solchem Falle auch keine einfache, momentane Erschütterung geben, wie beim Abfeuern der Geschütze und Flinten, sondern die rotirende Bewegung muß gleichförmig und dauernd seyn, wie die Ursache, die sie erzeugt; und kämen wir endlich auf den Gedanken, mehrere Flintenläufe oder horizontal liegende Röhren an einem lothrechten kreisenden Tubus anzubringen, so sähen wir uns im Besitz einer Maschine, die dem sinnreichen Apparate des Hero von Alexandrien im Wesentlichen entspräche."

„Dieser Apparat war also ohne Zweifel eine Maschine, in welcher Dämpfe die Bewegung erzeugten, und deren mechanische Wirkungen nicht unerheblich seyn mußten. Es bedarf jedoch kaum einer Bemerkung, daß unsere jezt gebräuchlichen Dampfmaschinen sowohl in Rücksicht ihrer Form, als der Art, wie die bewegenden Kräfte wirken, von dem Aeolopyl sehr verschieden sind."

Die Griechen und Römer waren mit der großen mechanischen Kraft des Dampfes nicht ganz unbekannt; allein sie bedienten sich derselben, unseres Wissens, nie zu praktischen Zwecken. Erst im Anfang des 17ten Jahrhunderts forschten einzelne Individuen mit Ernst und Ausdauer nach den möglichen Wirkungen dieses Agens. Ums Jahr 1605 machte Flurence Revault, ein Kammerherr Heinrich's IV. und Lehrer Ludwig's XIII., die Entdeckung, daß eine mit Wasser gefüllte eiserne Hohlkugel oder Bombe, die man mit verstopfter Mündung in ein Feuer wirft, früher oder später durch den eingesperrten Dampf, der sich in dem Feuer alsbald entwickelt, zersprengt wird. Von dieser einfachen Entdeckung leitet Herr Arago die Erfindung der heutigen Dampfmaschine auf folgende Weise her;

„In welchem Zustande finden wir dieses Wurfgeschoß vor seiner Explosion? Der untere Theil enthält Wasser, das eine sehr hohe Temperatur hat, aber noch flüssig ist; der obere Theil ist mit Dampf gefüllt. Dem charakteristischen Gesetz aller Gase gemäß, wirkt dieser Dampf gleichmäßig nach allen Richtungen; er drückt eben so stark auf das Wasser, als gegen die Metallwände, die ihn einschließen. Gesezt nun, es befände sich am unteren Theile dieser Wände eine Oeffnung, in der ein Hahn oder Zapfen steckte, so würde beim Ausziehen des Zapfens das von dem Dampfe gedrängte Wasser mit äußerster Gewalt herausdringen. Wäre der Zapfen an einer Röhre angebracht, die zuerst um die Außenseite der Bombe sich wände und dann scheitelrecht von Unten nach Oben sich kehrte, so würde das Wasser, nach Maßgabe der Elastizität des Dampfes oder, mit anderen Worten, dem Grade der Temperatur angemessen, in der Röhre aufsteigen; und diese aufsteigende Bewegung fände nur in der Stärke des Apparats ihre Gränzen."

„Nehmen wir nun an der Stelle dieser Bombe einen starken Kessel von großen Dimensionen, so hindert uns nichts mehr daran, bedeutende Massen Flüssigkeit durch die bloße Wirkung des Dampfes in unbestimmte Höhen zu treiben: und wir haben in jedem Sinne des Wortes eine Dampfmaschine, die zu Austeichungen gebraucht werden kann."

Frankreich und England streiten sich um die Ehre, diese Anwendung der Dampfröhre entdeckt zu haben. Die Engländer behaupten, der berühmte Marquis von Worcester sey der erste Entdecker gewesen. Während seiner Gefangenschaft im Tower saß dieser Herr eines Tages beim Feuerheerde und sah, wie der Deckel des Topfes, in welchem sein Essen kochte, plötzlich sich hob. Er grübelte diesem Umstande nach, kam auf die wahre Ursache und publizirte 1663 sein „Jahrhundert der Erfindungen", in welchem Buche er, so weit man ihn verstehen kann, die Bombe mit dem vertikalen Tubus, wie sie vorhin beschrieben worden, als nothwendiges Mittel, die gehofften Resultate zu erlangen, in Vorschlag bringt. Aber schon 1615 soll Salomon de Caus aus Dieppe in der Normandie, ein schlichter Mechaniker, in seinem Buche La Raison des Forces mouvantes diese Bombe mit dem Tubus beschrieben haben. Ein Englischer Architekt, Capitain Savery, verbesserte im Jahre 1698 die Entdeckungen von Caus und Worcester; aber die größte Vervollkommnung der Dampfmaschine, von der Zeit ihrer einfachsten Struktur bis auf unseren Watt, verdankt man, nach Herrn Arago, dem Französischen Arzt Denis Papin, der, wegen seiner Religion aus Frankreich vertrieben, seine Schriften über diesen Gegenstand in Leipzig drucken ließ. Dieser Papin war Mitglied der Königl. Societät in London. Seine Entdeckungen wurden von dem Eisenhändler Newcomen und dem Glaser Cawley in Dartmouth in größerem Maßstabe weiter geführt und verbessert. Nach diesen Beiden muß man noch Henry Potter nennen, einen Knaben, der im Spiele mit seines Gleichen auf die wohlbekannte Erfindung an den Zapfhähnen kam.

Daß James Watt seine Aufmerksamkeit diesem Gegenstande zuwendete, war mehr Zufall, als Absicht. Ein Näheres hierüber werden wir unseren Lesern in einem nächsten Artikel mittheilen.

F r a n k r e i c h.

Die Juli-Revolution und der Herzog von Orleans.

(Fortsetzung.)

Daß die Unentschlossenheit des Herzogs v. Orleans nicht agitirt war, geht aus Folgendem hervor. Der Prinz war seit einigen Stunden in Paris, als ein Bote bei Herrn v. Mortemart erschien und ihn „im Interesse der Sache Karl's X." nach dem Palais Royal beschied. Herr v. Mortemart ward geheimnißvoll in das Kabinet des Prinzen geführt. „Herzog von Mortemart", sagte dieser zu ihm, „wenn Sie den König früher als ich sehen, sagen Sie ihm, daß man mich mit Gewalt hergeschleppt, und daß ich mich eher werde in Stücke hauen lassen, als die Krone auf mein Haupt setzen." Dann sagte er, daß er nicht nach Saint-Cloud gekommen sey, weil er seine Verhaftung befürchtet; er habe sich an einem Orte verborgen, der nur seiner Familie bekannt gewesen, und diesen habe er erst dann verlassen, als ein Volkshaufe seiner Gattin gedroht, sie mit ihren Kindern nach Paris zu entführen und so lange als Geisel zu behalten, bis er selbst komme. Auf die Frage, ob er ihn als General-Statthalter des Königreichs anzuerkennen habe, antwortete Mortemart ausweichend, und bat ihn, die obige Erklärung ihm schriftlich für den König mitzugeben. Der Prinz schrieb diese Erklärung sofort auf ein Quartblatt; Mortemart verwahrte diese Schrift sorgfältig und entfernte sich. „Der Herzog von Orleans hat sich rechtschaffen gezeigt", sagte er, als er nach Hause kam; „seine Gesinnungen sind die eines wahren Bourbonen." Einige Stunden später jedoch schickte der Herzog von Orleans aufs neue zu ihm und ließ sich jene Schrift wieder ausbitten; Herr v. Mortemart gab sie ohne Widerspruch zurück. Was diese plötzliche Veränderung in den Gesinnungen des Herzogs hervorgebracht, werden wir später sehen.

Karl X. hatte, als es Abend ward und er immer noch keine Nachrichten vom Herzog von Mortemart erhielt, den General Arthur de la Bourdonnaye, einen seiner ergebensten Anhänger, nach Paris geschickt, um ihm zu berichten, wie es daselbst stehe. Herr de la Bourdonnaye konnte nur mit Mühe in die Hauptstadt dringen und mußte den unpopulären Namen, den er trug, sorgfältig verheimlichen. Casimir Perier empfing ihn mit hoffnungerregender Freundlichkeit und führte ihn zu Lafayette und den Mitgliedern der Munizipal-Kommission, die ihm aber keine befriedigende Antwort gaben. Er kehrte nicht eher nach Saint-Cloud zurück, als bis er den Herzog von Mortemart gesprochen, welcher ihm seine Unterredung mit dem Herzog von Orleans mittheilte. Der General Alexander Girardin war von Karl X. zu gleichem Zweck nach Paris geschickt worden, ohne daß es ihm besser ging.

Auf einmal verbreitete sich in der Gegend des Stadthauses das Gerücht, Karl X. habe Lafayette Vorschläge machen lassen und den Herzog von Orleans zum General-Statthalter im Namen Heinrich's V. ernannt. Das Volk, das auf dem Grèveplatz und den anliegenden Quais versammelt war, ward unruhig. Da richtete die Munizipal-Kommission zur Beruhigung des Volks eine Proclamation an die Pariser, die von Herrn Barthe, einem ehemaligen Karbonari, verfaßt war und die gröbsten Verleumdungen gegen die Restauration enthielt. „Karl X.", heißt es darin, „hat aufgehört, zu regieren. Er konnte den Ursprung seiner Gewalt nicht vergessen und betrachtete sich immer als den Feind unseres Vaterlandes und seiner Freiheiten, die er nicht verstehen

konnte. Erst griff er unsere Institutionen mit allen Mitteln an, die ihm Heuchelei und Lüge an die Hand gaben, dann, als er sich zu offener Bekämpfung derselben stark genug fühlte, beschloß er, sie im Blut der Franzosen zu ertränken... Aber Euer Heldenmuth hat den Verbrechen seiner Herrschaft ein Ende gemacht. Einige Augenblicke waren hinreichend, eine verdorbene Regierung zu stürzen, die Nichts als ein fortwährendes Komplott gegen die Freiheit und das Glück Frankreichs war." Dieses heftige Manifest schloß mit den Worten: „Statt einer durch die Fremden eingesetzten Gewalt, werdet Ihr eine Regierung haben, die Euch ihren Ursprung verdankt."

Casimir Perier wollte diese Proclamation nicht unterzeichnen, die ihm in Ton und Inhalt über die Befugnisse der Munizipal-Kommission hinauszugehen schien. Vielleicht konnte er auch die darin ausgesprochenen Beschuldigungen nicht gutheißen. Aber was nützte diese stillschweigende Mißbilligung! Casimir Perier war durch das Vertrauen, das ihm Karl X. spät genug geschenkt, der revolutionairen Partei verdächtig geworden. Man wollte ihn auf der Straße von Saint-Cloud gesehen haben; doch kann man nicht sagen, in welcher Absicht er dahin gegangen seyn solle. Beinahe hätte ihm diese Beschuldigung einen Verhaftsbefehl von einer republikanischen Fraction zugezogen, welche sich als provisorische Regierung im Stadthause neben der Munizipal-Kommission konstituirte. Doch Laffitte drang in Ihn, diesen Verdächtigungen ein Ende zu machen, und Perier nahm an der lezten Versammlung der Deputirten Theil, aber nur passiv.

Um der neuen Gewalt eine militairische Stütze zu geben, verordnete auch die Munizipal-Kommission am Morgen des 31sten die Mobilmachung von 20 Regimentern Nationalgarden, welche das Vaterland außerhalb der Hauptstadt vertheidigen sollten; diese Nachbildung der Revolutions-Armee von 1793 hat mit den außerordentlichen Umständen, welche sie erzeugten, wieder aufgehört.

Unterrichtet von der Ankunft des Herzogs von Orleans in Paris, begaben sich die zwölf Kommissarien der Deputirten-Versammlung am 31sten um 9 Uhr Morgens in das Palais-Royal. „Ich habe nicht angestanden, Ihre Gefahren zu theilen", sagte der Prinz zu ihnen; „aber eins verlangen Sie von mir, worüber ich mich nicht so schnell erklären kann. Ich bin mit Karl X. verwandt und daher persönlich gegen ihn verpflichtet. Die Gefahr ist nicht dringend: so viel ich weiß, wird von Saint-Cloud aus nichts Feindseliges geschehen. Ich will Ihnen später meinen Entschluß mittheilen." Herr Berard forderte ihn auf, sich schnell zu entscheiden. „Wir stehen auf einem Vulkan", sagte er, „und Ihre bloße Anwesenheit unter uns hat die letzten Bande, die Sie an Karl X. knüpften, zerrissen. Wir haben nicht mehr die Wahl zwischen Karl X. und Ihnen, sondern nur zwischen Ihnen und der Republik. Wenn Sie die General-Statthalterschaft nicht annehmen, so werden Sie in einer Stunde hören, daß die Republik proklamirt ist und mit ihr die Anarchie, man darf das Volk nicht lange zwischen Thür und Angel lassen." Benjamin Delessert sprach eben so, während der General Sebastiani meinte: „Die Achtung vor der Legitimität, der unsichere Stand der Dinge, die Möglichkeit der Rückkehr der Königlichen Familie gebiete dem Prinzen, die angebotene General-Statthalterschaft auszuschlagen." — „Die Jugend, die in den drei Tagen mitgekämpft", entgegnete Herr Berard, „ist gegen die Erhebung des Herzogs von Orleans, weil er ebenfalls ein Bourbon ist, und betrachtet die Republik als den einzigen Lohn, der ihr gebührt." Die anderen Deputirten stimmten ein; der Prinz bat um einige Augenblicke Bedenkzeit und ging mit Dupin und Sebastiani in sein Kabinet. Da sie etwas lange wegblieben, erzählte man sich, daß Sebastiani rasch zu dem Fürsten Talleyrand gegangen sey, um ihn zu fragen, was zu thun sey, worauf der Fürst geantwortet haben soll: „Gut, er muß sie annehmen." Dies war die erste eingreifende Theilnahme an der Juli-Revolution von Seiten eines Mannes, der seit 1789 über die Throne zu disponiren schien, von dem aber die Geschichte vielleicht mit mehr Wahrheit sagen wird, daß er einen wunderbaren Instinkt besessen, den Sturz der Regierungen vorher zu sehen, und ein nie sich verleugnendes Geschick, sich den neuen Gewalthabern unentbehrlich zu machen.

Der Prinz brachte den Deputirten eine mit Vorsicht abgefaßte Proclamation zurück; es hieß darin, „er habe kein Bedenken getragen, mitten unter die heldenmüthige Bevölkerung von Paris zu kommen, und er wolle Alles thun, was in seinen Kräften stehe, um die Pariser vor Bürgerkrieg und Anarchie zu bewahren." Zugleich verkündete er das baldige Zusammentreten der Kammern und schloß mit den Worten: „Die Charte wird nunmehr eine Wahrheit seyn."

Die Kommissarien überbrachten diese Proclamation der Kammer, wo sie mit Enthusiasmus aufgenommen wurde. Benjamin Constant, Guizot, Berard und Villemain wurden beauftragt, eine Antwort darauf zu entwerfen. Diese Antwort, die zum großen Theil das Werk des Herrn Guizot war, fing also an: „Frankreich ist frei. Die absolute Gewalt erhob ihre Fahne: Die heldenmüthige Bevölkerung von Paris hat sie umgeworfen. Die heilige Sache, die kürzlich vergebens in den Wahlen gesiegt, hat durch die Waffen den Sieg errungen. Freiheit und Ordnung zugleich waren durch eine Macht bedroht, die unsere Rechte verlezte, unsere Ruhe störte: jezt haben wir uns Freiheit und Ordnung wieder erkämpft. Wir brauchen nichts mehr zu fürchten für die schon erworbenen Rechte, und die, welche uns noch fehlen, stehen uns offen." Dan folgten verschiedene Garantieen, welche die Kammer dem Lande zu geben gedenke, und der Schluß lautete ebenfalls: „Die Charte wird nunmehr eine Wahrheit seyn." Fünfundneunzig Deputirte unterschrieben diese Proclamation, und man beschloß, sie in corpore dem Herzog von Orleans zu überreichen. Da hörte man, daß der Prinz gesonnen sey, nach dem Stadthause zu gehen; die Versammlung beschloß, sich ebenfalls in Masse dahin zu begeben. Wir müssen sehen, was auf einmal den Herzog von Orleans bewog, sich zu einem so wichtigen Schritt zu entschließen.

Von dem Augenblick ab, wo die Constitutionellen der Mitwirkung dieses Prinzen gewiß waren, suchten sie auch Lafayette für ihn zu gewinnen: besonders Barrot, Gerard und Mauguin ließen sich dies angelegen seyn. Am 30sten schwankte Lafayette den ganzen Tag zwischen seinen persönlichen Neigungen und den Einflüssen seiner Freunde. Abends war er zwar dem Beschluß der Deputirten beigetreten, hatte aber erklärt, er betrachte diese Maßregeln nur als provisorische; unwiderruflich sey nur der Sieg und die Souverainetät der Nation. Das war auch die Gesinnung der meisten an ihn gerichteten Adressen der Volks-Gesellschaften; doch damit der Pariser Sieg jedenfalls den öffentlichen Freiheiten zu Gute komme, hatte Lafayette, wie oben erzählt worden, durch Barrot die Deputirten aufgefordert, eine neue Charte zu entwerfen, die das Grundgesez der neuen Regierung bilden sollte. In den späteren Abendstunden schienen die Anträge einiger Tausende von jungen Leuten, die am anderen Morgen die Republik unter seiner Präsidentschaft proklamiren wollten, Eindruck auf ihn zu machen. Doch Barrot ließ sich von ihm versprechen, bis zum anderen Morgen nichts Entscheidendes zu thun. Am 31sten früh fand eine Unterredung statt zwischen Lafayette, Barrot und Mathieu Dumas, deren Resultat zu Gunsten des Herzogs von Orleans ausfiel. Folgender Umstand, der zufällig oder absichtlich herbeigeführt war, machte jedem Zweifel des Generals ein Ende. Der Gesandte der Vereinigten Staaten, Herr Rives, besuchte ihn im Stadthaus; „was werden unsere Freunde in den Vereinigten Staaten sagen", rief Lafayette, „wenn sie hören werden, daß wir die Republik proklamirt haben!" „Sie werden sagen", antwortete Rives gelassen, „daß eine Erfahrung von vierzig Jahren für die Franzosen verloren gegangen ist." Diese entschiedene Mißbilligung der republikanischen Regierungsform von dem Gesandten einer Republik machte auf Lafayette tiefen Eindruck. Von jezt ab schien er, wenn auch ungern, sein Lieblings-Utopien aufzugeben; doch dafür sollte das Prinzip der Volks-Souverainetät in die Charte aufgenommen und zwanzig Millionen National-Garden mit selbstgewählten Offizieren gebildet werden. Dieser Mann, der immer im Zerstören so viel Ausdauer und Energie bewies, wurde schwach und unentschlossen, wenn er wieder aufbauen sollte. In diesen zwei Tagen spiegelt sich sein ganzes Leben ab.

Die Partei des Herzogs von Reichstadt hatte bald wenig Aussichten, troz der Erinnerungen der Armee und eines Theils des Volks. Man hätte diesen Prinzen erst von Oesterreich erbitten müssen, und seine Abstammung war eine schlechte Empfehlung bei einem Volk, das eben im Namen der Freiheit gekämpft. Lafayette gab diesen Gedanken bald auf.

So standen die Dinge, als der Herzog von Orleans sich entschloß, ins Stadthaus zu gehen. Er hätte diesen wichtigen Schritt gern aufgeschoben, sah aber ein, daß er ihn thun müsse, um den Republikanern ihre lezten Hoffnungen zu nehmen. Daß ihm übrigens die Wichtigkeit dieses Schrittes nicht entging, sieht man aus folgenden Worten. „Wenn ich den Thron besteige", sagte er zu Herrn Berard, „so werde ich sehr viel verlieren. Mein Familienleben ist so still, unser ganzes Wesen so einfach, daß wir nicht fürs Königthum passen können. Es wird mir mehr eine Pflicht, als ein Genuß seyn. Und dann muß ich gestehen, daß ich von jeher eine republikanische Gesinnung hatte, die ich immer behalten werde."

Die Deputirten kamen nach dem Palais-Royal, wo Laffitte ihre Proclamation vorlas. Der Prinz erwiederte, „die Prinzipien der Charte seyen immer die seinigen gewesen, doch bedaure er die Umstände, die ihn zur Annahme seiner gegenwärtigen Mission zwängen." Hierauf machte er sich auf den Weg nach dem Stadthause, begleitet von einer Menge Nationalgardisten und Bürgern und unter dem Ruf: „Es lebe die Charte! Es lebe der Herzog von Orleans!" Der Prinz erwiederte sehr freundlich und reichte den Individuen der niedrigsten Klassen seine Hand. Der ganze Zug, durch die Hitze, den Zulauf und die Barrikaden unterweges erschwert, war bei der herrschenden Stimmung der Gemüther nicht ohne Gefahr. Die lezten Beschlüsse der Kammer und die Proclamation des Herzogs von Orleans hatten die Hoffnungen der demokratischen Partei zu Schanden gemacht und den Pöbel aufgeregt. Die Anschläge dieser Bekanntmachungen wurden an vielen Orten mit Wuth abgerissen und die Herumträger mißhandelt. Dagegen bedeckten republikanische Plakate ungestraft die Mauern der Hauptstadt, von Mitgliedern der Munizipal-Kommission mehr oder weniger geheim gebilligt. Als der Zug dem Stadthause nahte, hörte man den Ruf: „Es lebe die Freiheit! Nieder mit den Bourbonen!" Der Quai de Grève war mit Bewaffneten besezt, die den Herzog ermorden wollten; nur der Zufall machte ihren Plan scheitern. Auf der Treppe des Stadthauses sagte der Herzog zu den Bürgern, die sie einnahmen: „Meine Herren, ein alter Nationalgardist kommt, seinen alten General zu besuchen." Lafayette empfing ihn mit der ihm angeborenen Höflichkeit, doch auf vielen Gesichtern malte sich getäuschte Hoffnung und Unzufriedenheit. Man rief: „Keine Bourbonen mehr! Es lebe Lafayette!" Der Herzog, Lafayette, die Munizipal-Kommission und die Deputirten bildeten einen Halbkreis mit-

ten unter der Menge, und Einer von ihnen las die Proclamation der Kammer, die der Prinz mit Wenigem erwiederte. Auf einmal näherte sich der General Dubourg in Uniform, mit blassem Gesicht und langem Bart dem Prinzen, wies auf den mit Bewaffneten erfüllten und blutbefleckten Greve-Platz und sagte: „Es heißt, Sie seyen ein rechtschaffener Mann und also nicht fähig, Ihre Verpflichtungen zu brechen; ich rathe Ihnen, sie genau zu beobachten, denn sobald Sie ihrer vergessen, ist das Volk da, um sie Ihnen ins Gedächtniß zu rufen." Der Herzog antwortete mit Würde, aber nicht ohne Gemüthsbewegung; dann nahm er Lafayette bei der Hand, ging mit ihm auf den Balkon hinaus und umarmte ihn, eine dreifarbige Fahne schwingend. Diese patriotische Umarmung machte einen ungeheuren Effekt. Die Menge, bis dahin still und ungewiß, brach in lautes Freudengeschrei aus und begleitete ihn auf diese Weise in das Palais-Royal zurück. Jetzt war die Revolution auf ihrem Gipfel angekommen.

(Schluß folgt.)

P o l e n.

Napoleon als Gesetzgeber des Herzogthums Warschau. *)

Nach dem Tilsiter Frieden eilte Napoleon, der es kaum erwarten konnte, sich seinem Volke von neuem als Sieger zu zeigen, durch Polen nach Dresden, ohne sich irgendwo einen Aufenthalt zu gestatten. Er hatte sich selbst davon überzeugt, daß die Polen, nach so vielen ihnen gegebenen Versprechungen, nach so vielen und großen Opfern, nicht zufrieden damit waren, daß er ihr Land in das Herzogthum Warschau verwandelt hatte. Um uns nun eine angemessene Verfassung zu geben, berief er die Regierungs-Kommission zu sich, welche diese promulgiren sollte, oder vielmehr, er deutete, vielleicht in Folge eines Irrthums, seinem Minister-Residenten in Warschau an, daß Stanislaw Potozki und ich (Wybizki) sich unverzüglich zu ihm nach Dresden begeben sollten. Mir blieb die Unzufriedenheit meiner Kollegen nicht verborgen, und auf das Inständigste drang ich in Potozki, daß das Plenum der Kommission zu einer so wichtigen Angelegenheit zugezogen werden möchte. Ich erklärte dem Präsidenten Malachowski, daß Napoleon wohl nur durch ein Mißverständniß uns Beide zu sich berufen hätte, weil wir ihm am besten bekannt waren.

Als es nun feststand, daß wir insgesammt uns zu dieser politischen Reise anschicken sollten, setzte ich alle Triebfedern in Bewegung, um mit einem fertigen Verfassungs-Projekte vor Napoleon zu erscheinen. Aber ich gestehe, es herrschte leider wenig Einigkeit und wenig Lust zur Arbeit unter uns. Der ehrenwerthe Malachowski wollte als Marschall des für uns einst so rühmlichen Constitutions-Reichstages Napoleon um Verleihung der Verfassung vom 3. Mai 1791 angehen. Ich stellte bescheidentlich vor, daß diese Constitution nicht mehr zu dem gegenwärtigen Zeitgeiste passe, daß man jetzt das ganze Volk zur Repräsentation müsse gelangen lassen, und daß die Leibeigenschaft völlig aufgehoben werden müsse, was Alles durch die Constitution vom 3. Mai nicht geschehen war, weil das Volk in seinen früheren Ideen noch zu sehr befangen gewesen. Ich selbst bemühte mich, die Haupt-Ideen zu dem erforderlichen Werke zu entwerfen; Potozki gab mir zu Allem seine Zustimmung; zum Unglück aber erkrankte er, und ich war genöthigt, ihn gleichsam mit Gewalt aus dem Bette zu treiben und mit nach Dresden zu nehmen. Die Uebrigen waren uns schon vorausgereist. Ich kam spät in Dresden an, da ich mit meinem Kranken sehr sorgfältig und behutsam reisen mußte. Napoleon, der schon in Ungeduld gerathen war, ließ uns sofort vor sich kommen. Die verschiedenen Verfassungs-Vorschläge, die ich, wie schon erwähnt, in Warschau mit Potozki entworfen hatte, wurden von uns unterweges noch oft durchgesprochen und vermehrt. Als wir nun aber vor den Kaiser treten sollten, waren unsere Kollegen mit uns nicht eines Sinnes. Wann auch bestand Einigkeit in Polen?!

Wir kamen in das Schloß; Napoleon ließ nur mich und Potozki vor sich rufen und machte uns gleich bei unserem Erscheinen Vorwürfe über unser verspätetes Eintreffen. Vor dem damaligen Herrn der Welt bedurfte es eines gar richtigen Taktes und vieler Geduld. Wir nahmen die Vorwürfe hin und begannen, ihm mit wenigen Worten unseren Dank dafür auszudrücken, daß er uns eine Constitution ertheilen wolle; worauf er erwiederte: „Ich weiß, daß die Polen unzufrieden damit sind, daß sie nur das Herzogthum Warschau besitzen; aber Euretwegen darf ich die Interessen Frankreichs nicht kompromittiren." Wir gaben nochmals im Namen des Volkes unseren Dank zu erkennen; Napoleon ergriff seinen Hut, zerdrückte ihn zwischen den Händen und sagte: „So wird Alles einmal zerbrochen werden!" Darauf richtete er die Frage an uns, ob wir ein Projekt zu einer Constitution mitbrächten? Potozki fing an, das, was wir in Kürze aufgesetzt hatten, vorzulesen; Napoleon aber unterbrach ihn. „Heut bedürfet Ihr einer anderen, einer Repräsentativ-Verfassung", sagte er und ließ den Herzog von Bassano rufen, um ihm eine solche zu diktiren. Da wagten wir, ihm vorzustellen, daß im Vorzimmer der Präses der Regierungs-Kommission mit den übrigen Mitgliedern anwesend wären. Er ließ sie hereintreten; Alle empfing er mit heftigen Vorwürfen über ihre Uneinigkeit, Hinneigung zur Anarchie u. s. w. und sagte zuletzt: „Ich werde bei Euch die Leibeigenschaft aufheben und eine Repräsentativ-Verfassung unter dem Scepter des Königs von Sachsen und dessen Dynastie bei Euch einführen."

Nun begann Napoleon, die Constitution zu diktiren, welche er, wie aus der Geschichte bekannt ist, unterm 22. Juli 1807 dem Herzogthum Warschau ertheilte. Er sprach, im Zimmer auf- und abgehend, so rasch, daß der Herzog von Bassano, der beinahe auf den Knieen schreiben mußte, nur mit Mühe zu folgen vermochte. Er fragte uns von Zeit zu Zeit, ob wir zufrieden wären, und konnte einer willfährigen Antwort gewiß seyn.

In einer Stunde war das Werk vollendet; es war aber noch ungeordnet, wie während eines Spazierganges entstanden. Das Ordnen der Verfassung übertrug Napoleon dem Herzog von Bassano, der sich, gleich wie wir, ohne ein Wort zu sprechen, verneigte. — Welchen Eindruck machte auf mich diese Stunde! So viele Jahrhunderte lang waren wir ohne feste Regierungs-Gesetze; erst der letzte, vier Jahre lang dauernde Reichstag brachte eine leidliche Constitution zu Tage; Napoleon entwarf eine für die damaligen Verhältnisse und unser Volk sehr zweckmäßige in einer Stunde.

Wir kehrten in den Audienzsaal zurück, wo wir dem Könige von Sachsen, als unserem Herzog, vorgestellt wurden. Auch hier ließ es Napoleon an bitteren Vorwürfen gegen uns nicht fehlen. Er drohte uns sogar mit Entziehung der Constitution, sobald wir zu den früheren Gewohnheiten zurückkehren sollten. So mußten wir für unsere oder vielmehr unserer Vorfahren Verirrungen büßen!

Wie groß der Respekt vor dem Kaiser war, davon stehe hier ein Zug. Während derselbe diktirte, meldete ein Kammerherr den König von Westphalen. „Soll warten!" schrie ihm Napoleon entgegen. Der König von Sachsen war nicht weniger respektvoll, als wir, und da wir uns später bei dem Kaiser verabschiedeten, sagte er: „Ich weiß, daß der König von Sachsen kein Herrscher für Euch ist; er ist kein Soldat; Ihr habt ihn Euch aber selbst auf Eurem Reichstage gewählt."

*) Aus den Memoiren Wybizki's, welche, wie es heißt, nächstens im Druck erscheinen werden. Der Tygodnik literacki hat einstweilen daraus Proben mitgetheilt.

M a n n i g f a l t i g e s.

— Friedrich Rückert. Ein Füllhorn voll begeisterter Huldigungen schüttet das Oktoberheft der Foreign Monthly Review über diesen Deutschen Dichter aus. Es wird zwar zugegeben, daß die zuletzt erschienenen beiden Theile der Rückertschen Dichtungen (Band V und VI) ihren Vorgängern nachstehen; wer jedoch, fügt der Englische Kritiker hinzu, die ersten Theile einmal gelesen, wer sich mit dem Reichthum dieser Bilder und Formen, mit dem Adel dieser Sprache und Gesinnung einmal vertraut gemacht, der wird sich durch Wiederholungen, wie sie später vorkommen, durch das Spielen mit Worten und morgenländischen Formen, in seiner Liebe zu dem Dichter nicht irre machen lassen. Besonders wird Rückert als der Sänger des Universums geschildert, in welchem er überall Gott und die Liebe zum Bewußtseyn bringt. Gemüth, Verstand und Einbildungskraft fühlen sich auf gleiche Weise durch seine Dichtungen angezogen, und so gewinnen diese der Erkenntniß Gottes, der wahren Religiosität und dem Sittlichkeitsgefühle eben so viele, ja bei weitem mehr Anhänger, als andererseits dem Fanatismus und dem unsere Zeit schändenden Religionshasse durch die Kontrovers-Predigten einiger seiner Bayerischen Landsleute zugeführt werden.

— Lowe Almquist. Von diesem Schwedischen Dichter und namentlich von seinem phantastischen Roman „Tintomara" haben wir bereits früher in diesen Blättern gesprochen. Gegenwärtig ist er mit einer Weltgeschichte beschäftigt, die weniger eine äußere, d. h. politische und Regenten-Geschichte der Länder und Völker, als eine innere, nämlich eine Geschichte der Nationalitäten in ihren Beziehungen zum Weltgeiste werden soll. Kein anderer Dichter, etwa Goethe ausgenommen, hat sich wohl so sehr wie Almquist in den poetischen Formen der verschiedensten Nationen versucht. So schrieb er ein Lustspiel „Ninon de Lenclos" im Charakter der Französischen Komödie, ein Drama „Ramido Marinesco" voll Spanischer Gluth und an Calderonsche Darstellungen erinnernd, ein Italiänisches Maskenspiel „Signora Luna" im Geiste Gozzi's und Goldoni's, einen Roman „die Urne", der in Deutschland spielt und sich an Deutsche Muster lehnt, und endlich sogar eine Japanesische Erzählung „der Palast". Gleichwohl dringt Niemand so sehr, als Almquist, auf die Bewahrung Schwedischer Nationalität und ihre Freimachung von dem Bestreben der neueren Zeit, den Weltbürgersinn auf Kosten geistiger und physischer Eigenthümlichkeit und Kräftigkeit auszubilden. Er behauptet, daß in den höheren Klassen der Gesellschaft das Erziehungs-System in England und in Frankreich, in Deutschland und in den Skandinavischen Ländern ganz gleich sey und eben darum auf eine Verflachung hinauslaufe; was sich des kindlichen Geistes bemächtigen und ihm eine eigenthümliche Richtung geben soll, das muß aus den Sitten und Gewohnheiten der Heimat hervorgegangen und auf die sittliche Stellung des Volkes berechnet seyn, dem der werdende Mensch angehört.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 130. Berlin, Mittwoch den 30. Oktober 1839.

Polen.

Fürst Albrecht Stanislaw Radziwill.

Graf Eduard Raczynski hat das historische Feld der Polnischen Literatur neuerdings mit einem sehr wichtigen Werke bereichert. Es sind dies die „Pamiętniki Albrychta Stanisława X. Radziwiłła" (Memoiren des Fürsten Albrecht Stanislaw Radziwill, Großkanzlers von Lithauen. 2 Bde. Posen, 1839). Das Werk fällt in die für Polens Geschichte so merkwürdige Zeit der Könige Wladyslaw IV. Waja und Johann Kasimir. Nachstehendes ist die Lebensbeschreibung des Verf., die der Herausgeber dem Werke selbst vorangestellt hat:

„Albrecht Stanislaw Radziwill ward im Jahre 1392 geboren. Sein Vater war Kastellan von Wilna, die Mutter eine geborene Kosziczanka. Ein jüngerer Bruder, Michael, starb in frühem Alter, eine Schwester war Priorin in dem Kloster der Benediktinerinnen zu Niewiez. Das alte Lithauische Geschlecht der Radziwill zeichnete sich von jeher durch seine Liebe zu den Wissenschaften und durch Frömmigkeit aus. So wird auch die Religiosität und die Gelehrsamkeit des Vaters unseres Albrecht gerühmt; er verstand zwölf Sprachen und hatte es unter anderen in der Hebräischen zu so großer Vollkommenheit gebracht, daß er in ihr eben so korrekt schrieb, wie in der Muttersprache. Tokarski, der Biograph Albrecht's, erzählt, daß der Vater alljährlich die Fastenzeit in der wilden und schaurigen Kalibower Einöde zubrachte und dort vierzig Tage, fern von aller menschlichen Gemeinschaft, der Selbstbetrachtung widmete.

Schon in früher Jugend wurde Albrecht Radziwill von seinen Aeltern, behufs seiner wissenschaftlichen Ausbildung und Befestigung im katholischen Glauben, nach Deutschland gesandt. Er schritt so rasch vor, daß er schon im vierzehnten Jahre den Kursus der Philosophie beschließen konnte und Gewandtheit in mehreren Sprachen sich erworben hatte. Seine Reisen durch die Länder Europa's machte er darauf unter der Aufsicht eines strengen Hofmeisters, der seinem Zöglinge auch die kleinsten jugendlichen Schwächen nicht ungeahndet hingehen ließ und ihm selbst die unschuldigsten Vergnügungen und Zerstreuungen versagte; dagegen suchte er ihn für eine harte Lebensweise und eine fast bis ins Kleinliche gehende Regelmäßigkeit zu gewinnen.*) Die Reisen in Deutschland, Belgien, Holland, der Schweiz und Italien konnten für den jungen Fürsten nicht ohne Früchte bleiben; er erweiterte seine Kenntnisse und gewöhnte sich an Arbeitsamkeit, Ordnung und eine sparsame Verwendung der Zeit und des Vermögens.

Von Italien aus begab sich Radziwill nach Paris, wo er auf Empfehlung des Polnischen Königs Sigismund III. Wasa Zutritt bei dem Königlichen Hofe fand. Er machte sich dort so beliebt, daß der Oheim der nachherigen Polnischen Königin, Marie Louise, Gemahlin Wladyslaw's IV., ihn mit einer seiner Nichten verheirathen wollte. Schon war der Tag der Verlobung angesetzt, als in dem jungen Radziwill die Liebe zum Vaterlande mächtig erwachte. Sein Biograph Tokarski erzählt, ihm habe geträumt, daß, während er vor dem Könige von Frankreich gestanden, Sigismund III. hinzugetreten sey, ihn bei der Hand gefaßt und gesagt habe: „Bin ich nicht Dein König? Mir folge!" Dieser Traum sey von so großem Einflusse auf Radziwill's Gemüth gewesen, daß er sogleich beschlossen habe, das Band zu lösen, das ihn auf immer vom Vaterlande fern halten sollte. Genug, Radziwill entsagte allen Aussichten, die ihm die Verbindung mit einem der ersten Häuser in Frankreich gewährte, und reiste heimlich von Paris ab. Unter großen Gefahren gelangte er bis zum Hafen, und er hatte kaum auf einem nach Danzig abgehenden Schiffe Frankreichs Boden verlassen, da traf der ihn verfolgende Bote am Strande ein.

Als der verständige, gelehrte, in fremden Sprachen bewanderte und vor Allem religiös-sittliche Jüngling in Warschau auftrat, mußte er dem Könige, der solche Eigenschaften überaus schätzte, vorzüglich zusagen. Sigismund III. faßte auch rasch so großes Vertrauen zu ihm, daß er ihn zu seinen Berathungen zuzog, an welchen sonst nur Bobola, einige Jesuiten und Vertraute Theil nahmen. Er war von Anfang an mit Gnadenbezeugungen gegen ihn nicht karg, übergab ihm sogleich die Lusker Starostei und das kleine Insiegel des Lithauischen Herzogthums, obgleich Radziwill, damals kaum 25 Jahre alt, noch keiner Verdienste sich rühmen konnte. Selbst um sein häusliches Glück besorgt, vermählte ihn Sigismund mit der reichen Witwe Dzialinska, die außer anderen Benefizien im lebenslänglichen Besitze der Gniewer Starostei sich befand. Um für so viel Huld sich dankbar zu zeigen, begleitete Radziwill den jungen Wladyslaw, Sigismund's Sohn, auf seinen Reisen durch Europa und wachte mit Sorgfalt über dem unerfahrenen und leidenschaftlichen Gemüthe des jungen Prinzen. Sterbend setzte sogar Sigismund III. den Fürsten zum Vormund seiner Kinder ein.

Wladyslaw IV. erbte seines Vaters Vertrauen und Zuneigung gegen Albrecht Radziwill; in jeder wichtigen Angelegenheit holte er seinen Rath ein und nahm seine Hülfe in Anspruch. Radziwill war der Vermittler bei den Streitigkeiten, die zwischen Wladyslaw und den Einwohnern von Danzig wegen Erhebung des Seezolls entstanden waren, ihm ertheilte der König den ehrenvollen Auftrag, seine zweite Gemahlin, Marie Louise, an des Reiches Gränzen zu empfangen. Radziwill, von dreizehn Senatoren und einem Kreise zahlreicher Ritterschaft umgeben, begrüßte die Königin in Oliwa, geleitete sie in festlichem Aufzuge nach Danzig und wußte fünf Wochen lang durch immer neue Belustigungen die vergnügungssüchtigen Franzosen zu unterhalten, indem er doch, obgleich an 10,000 Franzosen und Polen damals in der Stadt zusammengekommen waren, durch sein Ansehen und seine verständigen Anordnungen jeder öffentlichen Störung vorzubeugen verstand, was bei der damaligen Aufgeregtheit der Gemüther kein geringes Verdienst war.

Wladyslaw IV. wurde den Polen frühzeitig entrissen. Als nun unter Johann Kasimir unzählbares Unglück über Polen einbrach und des Vaterlandes wahre Söhne zur Rettung desselben herbeieilten, da blieb auch Radziwill nicht hinter Anderen zurück. Viele und große Opfer hat er seinem Vaterlande gebracht, überallhin, wo es Noth that, sandte er auf seine Kosten bewaffnete Kriegerschaaren, und nicht selten gaben gerade die Radziwillschen Truppen den Ausschlag. Auch am Hofe Johann Kasimir's leistete Radziwill seinem Vaterlande die wichtigsten Dienste, in den schwierigsten und verwickeltsten Verhältnissen wurde sein Rath gesucht, und zuweilen sandte der König selbst des Nachts nach ihm aus und rief: „Eilt, holt mir mein liebes Väterchen, denn seinen Rath wollen wir in diesem schwierigen Falle hören."

Für so viele Dienste wurde Radziwill von seinem Monarchen mit Belohnungen überschüttet. Er gelangte in den Besitz von sechs Starosteien und erwarb sehr bedeutende Güter; seine Aeltern hatten ihm nur ein geringes Erbe hinterlassen. Dennoch verwandte er zu seinem eigenen Bedarf nur wenig, auf das freigebigste dagegen bedachte er die Kirche, das Vaterland und seine Untergebenen, so wie Leidende und Verlassene bei ihm stets reichliche Hülfe fanden. Einige Jesuiten-Kollegia und viele Kirchen verdanken ihm ihre Entstehung und Erneuerung. Seine Sparsamkeit hielt ihn aber nicht ab, sich mit einer glänzenden Hofhaltung zu umgeben, und stets hatte er eine Schaar Jünglinge bei sich, die bei ihm Gelegenheit fanden, sich zum Dienste für das Vaterland vorzubereiten. Das Schachspiel und gelehrte Aufgaben beschäftigten ihn oft in den Mußestunden. Jedes Frauenzimmer, das aus dem Gefolge seiner Gemahlin sich verheirathete, erhielt außer einer angemessenen Ausstattung, 1000 damalige Polnische Gulden, eine goldene Kette und zwölf silberne Löffel zum Brautschatz.

Bei seinen Bußübungen war er durchaus im Geiste seiner Zeit befangen. Von diesen erzählt sein Biograph Tokarski: „Die Kasteiungen, denen sich dieser Herr unterwarf, waren unerhört und kaum glaublich, und doch ist, sic me Deus adjuvet, Folgendes der Wahrheit gemäß und hat den ältesten Kammerdiener des Fürsten zum Gewährsmann. Eigenhändig kasteite er sich nur in der Jugend; dagegen befahl er oft seinem ältesten Kammerdiener, daß er um eine bestimmte Stunde die Secretaire mit frischen Ruthen versehen und ihn abstrafen sollte, zuweilen zweihundert, fünfhundert, ja tausend und zweitausend Streiche herzählend, je nachdem er es befohlen hatte. Von zwei Seiten fielen die Streiche, und unter Vier bis Sechs hielten

*) Daß eine so mönchische Erziehung einem wahrhaft freien und edeln Gemüthe nicht zusagt und ihren Einfluß auf die Humanität selbst eines so trefflichen Charakters, wie es Fürst Albrecht Radziwill war, nicht verfehlt, geht aus den Schlußbemerkungen dieses Artikels hervor. Red.

unseren Herrn, unseren Wohlthäter, unseren Vater, einen Kanzler, einen Fürsten, einen Radziwill, ohne Erbarmen, denn so wollte er es haben, und so war sein Befehl. Fing er an zu wimmern, so wurde ihm ein Bett über das Haupt geworfen. Sein ältester Kammerdiener hatte überdies den Befehl, ihn zu beobachten. Wenn dieser nun etwas wider Gottes Gebote Streitendes wahrgenommen hatte, so durfte er ihm nur sagen: „Kommen Ew. Durchlaucht mit in jenes Zimmer, denn Sie müssen abgestraft werden!" Nie fragte der Fürst: wofür? nie suchte er Entschuldigungen hervor, sondern folgte stets ohne Weigerung. Und wenn er sich den Händen seiner Peiniger entriß und der Kammerdiener ihm sagte, daß so und so viele Hunderte an der anbefohlenen Strafe fehlten, so legte er sich gleich, ohne ein Wörtchen zu erwiedern, wieder hin, um das volle Maß zu erdulden. „Nach der Abstrafung war er stets heiter, und oft erhielt der Kammerdiener noch obenein eine Belohnung."

Außer einigen ascetischen Schriften, die schon zu Radziwill's Lebenszeit gedruckt wurden, hinterließ er zwei historische Manuskripte, das eine „De rebus Sigismundi III." betitelt, das andere sind die vorliegenden Memoiren, welche ursprünglich in Lateinischer Sprache abgefaßt, von dem Fürsten Hieronymus Radziwill aber im 18. Jahrhunderte in's Polnische übersetzt sind. Sie umfassen die Jahre 1642 — 1652. Das erste Werk galt lange für verloren, durch einen glücklichen Zufall habe ich es auf einer meiner letzten Reisen aufgefunden. Ueber das zweite Werk erlaube ich mir noch folgende Bemerkungen:

„Aus der Biographie selbst wird der Leser vielleicht schon errathen, was er von Albrecht Radziwill zu erwarten habe. Der offene edle Charakter desselben ist auch auf sein Werk übergegangen, und sollte es ihm auch an durchdringender Urtheilskraft und der Kenntniß des menschlichen Herzens gebrechen, die seinem bekannten Zeitgenossen, dem Geschichtsschreiber Piasezki, in so hohem Grade eigen war, so wird doch dieser Mangel durch Partheilosigkeit, durch die Fülle der Fakta und deren lebhafte Schilderung hinlänglich entschädigt. Durch seinen religiösen Eifer wird er zuweilen gegen Andersgläubige befangen, wie denn dieser sonst so biedere Pole, der stets bereit war, sich für die Freiheiten der Städte und des Volkes, für das Ansehen des Monarchen und das Wohl des Landes einzustellen, so oft die Berathungen auf die Verhältnisse der Nichtkatholiken im Lande gelenkt wurden, stets mit Heftigkeit gegen dieselben auftrat, ohne Rücksicht auf das dem Vaterlande daraus entspringende Unheil. Doch fällt die Schuld davon nicht auf Radziwill zurück (?). Seine Gesinnung war eine Folge der Eindrücke, die er in der Jugend empfangen hatte, und die mächtiger waren, als sein Verstand, und irrte er auch, so folgte er doch ehrenhaft seiner Ueberzeugung.

Fürst Radziwill starb am 12. November 1656 zu Danzig, da sein Vaterland in dem Kriege mit den Schweden hart bedrängt wurde."

(P. L.)

Frankreich.

Die Juli-Revolution und der Herzog von Orleans.

(Schluß.)

Die Munizipal-Kommission berathschlagte jetzt, ob sie ihre Functionen fortsetzen sollte oder nicht. Mauguin war für das Erstere, weil die Kommission nicht dem General-Statthalter, sondern der Deputirten-Kammer Rechenschaft schuldig sey. Man verschob einen Entschluß auf den folgenden Morgen. Inzwischen sorgte die Kommission für die Besetzung der verschiedenen Verwaltungsstellen. C. Perier ward zum Minister des Innern ernannt, aber er erklärte, wie unangenehm es ihm wäre, unter der provisorischen Regierung ein Ministerium anzunehmen, das ihm Karl X. zuletzt angeboten. Seine Ernennung war schon an den Moniteur eingesandt und mußte zurückgenommen werden. Sein ganzes Benehmen in jenen Tagen war fortwährend unentschieden und zweideutig; seine Abneigung gegen die Revolution stellte sich immer mehr heraus. Er, der Repräsentant des Tiers-état und der parlamentarischen Partei, bereute schon den unklugen Beistand, den diese Partei der revolutionairen Fraction geleistet hatte aus Ehrgeiz oder aus blindem Eifer gegen einige Männer der Regierung.

Mit jeder Stunde schienen die Gefahren der Königlichen Familie zu wachsen. Karl X. hatte noch am 30sten vom General Excelmans erfahren, daß man die Blicke auf den Herzog von Orleans richte, und daß man schon davon rede, ihn auf den Thron zu erheben. Der General gestand ihm, wie wenig man hoffen dürfe, seiner Familie den Thron zu erhalten. Daß Karl X. darüber sehr niedergeschlagen ward, läßt sich denken. Gegen Abend wurde Saint Cloud von Insurgenten bedroht. Die Herzogin von Berry, die für ihre Kinder zitterte, beschwor den König, Saint-Cloud zu verlassen. Der König gab nach, nachdem ihm der Herzog von Ragusa vorgestellt, daß Saint-Cloud keine militairische Position sey. Nach dieser Flucht war die Mission des Herzogs von Mortemart zu Ende. Am 31. Juli um 2 Uhr Nachts reiste die Königliche Familie nach Trianon ab, begleitet vom Marschall und einigen Regimentern, die ohne Ordnung marschirten. Die Brücke von Saint-Cloud wurde besetzt, um die Flucht zu schützen. Der General Talon wunderte sich darüber, daß die Rücknahme der Ordonnanzen den Bürgerkrieg nicht geendet hätte, und ließ Lafayette um eine Erklärung darüber bitten. Dieser antwortete schriftlich folgendermaßen: „Man verlangt von mir eine offene Erklärung über das Schicksal der Königlichen Familie seit dem letzten Angriff auf die Charte und dem Sieg der Pariser Bevölkerung; ich will diese Erklärung geben: sie lautet, daß jede Versöhnung unmöglich ist, und daß die Königliche Familie aufgehört hat, zu regieren."

Bei Ville d'Avray, wo der König um vier Uhr ankam, fand man eine Menge Waffentrümmer von dem 50sten Linien-Regiment, das diesen Posten verlassen hatte. Das Wappen der Monarchie war schon auf allen Punkten dieses Orts verschwunden. Der König stieg um fünf Uhr in Trianon ab; hier ließ er seine Minister kommen und zeigte ihnen an, daß mit der provisorischen Regierung keine Unterhandlung mehr möglich sey. Man schlug verschiedene Widerstandspläne vor. Karl X. wollte sich nach der Vendée zurückziehen oder den Herzog von Bordeaux mit seiner Mutter nach Saumur schicken, während der Rest der Königlichen Familie in Rambouillet warten sollte. Doch vor der Rückkehr des Dauphins, der mit dem Gros der Armee zur Sicherung des Rückzugs in Saint-Cloud zurückgeblieben war, beschloß er Nichts.

Dieser Prinz hatte am Morgen die Sèvres-Brücke besucht, die von einem Corps der Garde nebst einigen Lanciers besetzt war. Ein Insurgenten-Haufen wollte den Uebergang erzwingen. Der Dauphin forderte sie auf, sich zurückzuziehen; sie antworteten ihm mit Geschrei und Flintenschüssen. Der Prinz gebot Feuer; auf einmal machten die bis dahin unbeweglichen Soldaten Miene, überzugehen. Als der Dauphin dies sah, rief er: „Soldaten, wenn Ihr mich verlassen wollt, thut es nicht als Flüchtlinge, sondern mit der Ordnung und Ruhe, die Kriegern ziemen." Das wirkte: ein kräftiger Angriff der Lanciers schlug den Haufen in die Flucht. „Wenn Ihr jetzt entschlossen seyd, den Posten der Ehre zu verlassen", sagte der Dauphin, „da ist Euer Weg, gehet." Und sie gingen. Ein Schweizer-Bataillon, das man gegen den Rath des Herrn v. Maillardoz in Sèvres zurückgelassen, dasselbe, das sich auf dem Grève-Platz so kaltblütig gewehrt, wurde von den Einwohnern umringt und halb mit Gewalt, halb durch Zureden entwaffnet.

Der Dauphin kam mit den Truppen ebenfalls nach Trianon. Der Abfall auf der Sèvres-Brücke hatte ihn sehr gebeugt; seine und des Königs Haltung drückten Unentschlossenheit und Rathlosigkeit aus. Die Herzogin von Berry wollte ihre Kinder nach Neuilly führen und dort unter den Schutz des Herzogs von Orleans stellen. Dieser Schritt, wozu auch der General Vincent rieth, hätte der neuen Gewalt viel Verlegenheit bereitet, aber der König war zu stolz dazu. Endlich gab er den Befehl zum Aufbruch nach Rambouillet. Um 1 Uhr brach man auf. Der König machte den Weg zu Pferde, die Herzogin von Berry hatte Männerkleider angelegt. Zwischen 9 und 10 Uhr des Abends traf man in Rambouillet ein. Der König stieg zuerst ab; er sah sehr niedergeschlagen aus; auf seinen bestaubten Kleidern wollte man die Spuren vieler Thränen bemerkt haben. Er reichte der Herzogin von Berry den Arm, um die Schloßtreppe hinaufzusteigen; der Baron Damas trug den eingeschlafenen Herzog von Bordeaux im Arm. Der Saal war voll von Offizieren und Beamten. Der König redete den Maire gnädig an, und die Uhr ziehend, die auf die zehnte Stunde wies, wunderte er sich seufzend, daß es noch so früh sey. Die Truppen bivouaquirten im Park; das Innere des Schlosses wurde von den Gardes-du-Corps, dem 7ten Schweizer-, dem 2ten Grenadier-Regiment zu Pferde und den Jagd-Gendarmen besetzt. Die Garde-Infanterie blieb im Dorfe Perray vor Rambouillet, und die aus sieben Batterieen bestehende Artillerie besetzte die Rue-Verte, einen Weiler hinter Rambouillet. Saint-Cloud hatten die Insurgenten nach mehreren Gefechten ausgeplündert, in deren einem der Herzog von Fimarcon, einer der höheren Garde-Offiziere, schwer verwundet ward.

Die Indisziplin hatte auf dem Wege von Trianon nach Rambouillet große Fortschritte gemacht. Die Franzosen können nicht fliehen; so lange sie vorrücken und siegen, sind sie muthig und ausdauernd; so wie es aber an den Rückzug geht, werden sie schwach und muthlos. Die meisten Offiziere waren ganz demoralisirt und nicht fähig, etwas zu befehlen. Einige mehr oder weniger bedeutende Desertionen hatten stattgefunden. Dazu kam der Mangel an Geld, man mußte Silberzeug versetzen, um den Soldaten Brod zu schaffen. Es fehlte an Fleisch, Wein und Futter. In einer der fruchtbarsten Provinzen des Königreichs war man der Hungersnoth ausgesetzt. Mehrere Soldaten, die ohne Waffen sich entfernt hatten, um Lebensmittel zu holen, wurden von den Bauern ermordet. Herr Weyler de Navas, militairischer Unter-Intendant des Königlichen Hauses, benahm sich in diesen kritischen Umständen mit einer Klugheit und Treue, die das größte Lob verdienen. Als Beispiel einer in Bürgerkriegen seltenen Mäßigung ist anzuführen, daß mitten unter diesen harten Entbehrungen alle Transporte, die aus Beauce nach Paris zur Versorgung der Hauptstadt abgingen, von den Truppen respektirt wurden.

Die Königliche Familie hatte in Rambouillet die erste Freude, die ihr seit lange zu Theil geworden: dies war die Rückkehr der Dauphine, welche in den ersten Tagen des Juli ihre jährliche Reise nach den Bädern von Vichy angetreten hatte.*) In Maçon

*) Man hat behauptet, daß die Dauphine absichtlich entfernt worden sey, damit sie bei der Ausführung des intendirten Staatsstreichs nicht zugegen sey; aber das ist ganz falsch. Die Dauphine war mehr für Gefühle, als für politische Ideen empfänglich, und folglich weder für, noch gegen die Ordonnanzen. Ihr Schrecken, als sie in Maçon davon hörte, neben dem Muth, den

erfuhr sie den Staatsstreich: sie ward blaß, zitterte und hatte Mühe, sich zu fassen. Doch gewann sie bald die ihr natürliche Würde wieder und wußte um der Etikette willen, die sie umgab, ihre äußere Erscheinung von jeder sichtlichen Befangenheit zu befreien. Am folgenden Morgen reiste sie ab; kurz vorher sagte sie zu dem Präfekten, Herrn von Puymaigre: „Es ist vielleicht ein großes Unglück, daß ich nicht in Paris war!.... Uebrigens fürchte ich Nichts für mich; ich fürchte nur für den König und Frankreich!“

In Bourg und Lons-le-Saulnier ward sie gut aufgenommen, obgleich man daselbst die Ordonnanzen schon kannte. Am 29sten um 2 Uhr kam sie nach Dijon, wo sie mit dem Ruf: „Es lebe die Charte!“ begrüßt ward. Nachdem sie die Behörden empfangen, wollte sie, obwohl man ihr davon abrieth, das Schauspiel besuchen. Als sie in die Loge des Präfekten trat, rief man: „Es lebe die Charte! es lebe die Republik! nieder mit der Königin!“ Sie war gezwungen, den Saal zu verlassen. Als sie sich erhob, eilten sämmtliche Zuschauer hinaus, die Einen, um die Tochter Ludwig's XVI. zu beschimpfen, die Anderen, um sie zu vertheidigen. Mit Mühe konnte sich der Wagen der Prinzessin Bahn machen. In der Präfektur brach sie in Thränen aus und verbrachte so die ganze Nacht. Nachdem sie 1000 Franken für die Armen zurückgelassen, reiste sie um 4 Uhr Morgens nach Paris ab, in Begleitung des Gendarmerie-Capitains. Sie hielt sich einige Stunden in Tonnerre bei dem Unter-Präfekten auf und setzte dann ihre Reise verkleidet fort. Zwischen Joigny und Melun traf sie den Herzog von Chartres (gegenwärtig Herzog von Orleans), der zu seinem Regiment zurückkehrte. Der Prinz stieg in ihren Wagen, nahm an ihrem Kummer lebhaften Antheil und bot ihr seine Dienste an mit einer Ritterlichkeit, von der sie sehr gerührt schien. In La Croix-de-Berins erfuhr die Prinzessin die Räumung von Saint-Cloud und die Besetzung von Versailles durch die Insurgenten. Gleichwohl wollte sie mit den gehörigen Vorsichtsmaßregeln diese Stadt passiren, mit Umgehung von Paris. Als sie durchfuhren, mußte der Graf von Faucigny, ihr Begleiter, der als Bedienter verkleidet war, mehrere Male unter dem Ruf: „Es lebe die Freiheit!“ den Hut schwingen. Sie hielt sich nicht auf, sondern erreichte mit denselben Pferden die erste Station auf dem Wege nach Rambouillet. Am 1. August früh kam sie mit dem Dauphin in Rambouillet an. Der König that ihr einige Schritte entgegen. „Ach, mein Vater“, rief sie, „was haben Sie gethan!“ Und weinend stürzten sie einander in die Arme. Ihre Ankunft mischte Balsam in die Leiden dieser unglücklichen Familie. Trotz des Kummers, womit sie jetzt zu kämpfen hatte, war die Prinzessin so aufmerksam, die Brittschriften, die man ihr auf der Reise überreicht und für deren Erfolg sie jetzt nichts thun konnte, portofrei zurückzusenden. *)

Wir kehren wieder nach Paris zurück. — Einige Mitglieder der Munizipal-Kommission hatten ein Programm aufsetzen wollen, das die Prinzipien enthielt, auf denen die neue Ordnung der Dinge beruhen sollte. Doch dies hatte keine weitere Folgen; man theilte Lafayette die Bedingungen dieses Programms mit, und dieser ging dann am 1. August in das Palais-Royal, wo er mit dem Herzog von Orleans eine Unterredung hatte, die von der Geschichte aufbewahrt zu werden verdient. „Sie wissen“, sagte Lafayette, „daß ich Republikaner bin, und daß ich die Amerikanische Verfassung für die beste halte, die es je gegeben hat.“ — „Ich denke wie Sie“, sagte der Prinz; „es ist unmöglich, zwei Jahre lang in Amerika gelebt zu haben und nicht derselben Ansicht zu seyn. Aber glauben Sie, daß es uns bei der gegenwärtigen Lage Frankreichs und der herrschenden Stimmung zukommt, diese Constitution einzuführen?“ — „Nein“, antwortete Lafayette und faßte das Programm seiner Kollegen in folgenden Worten zusammen: „Was Frankreich jetzt braucht, das ist ein volksthümlicher Thron, umgeben mit republikanischen Institutionen.“ — „So meine ich es auch“, entgegnete der Herzog. — „Halt“, sagte Lafayette, „die Constitution von 1791 war eine wahrhaft republikanische.“ — „Das ist nicht die meine“, sagte der Herzog; „die Erfahrung hat uns die Nachtheile derselben nur zu sehr fühlen lassen; man kann nicht mit Einer Kammer auskommen.“ Nach dieser Unterredung, die Lafayette nicht säumte zu veröffentlichen, rief er begeistert aus, „der Herzog von Orleans sey eben so republikanisch gesinnt als er!“ Woher diese Täuschung? Wurde etwa das oben genannte Programm dem Herzog vorgelegt und von ihm angenommen? Hierüber schweigt die Geschichte. Unsere persönliche Meinung ist, daß die kompromittirende Mittheilung jenes Programms zufällig oder absichtlich durch den allgemein gehaltenen Charakter jener Unterredung verhindert ward, welche, ohne den Prinzen sehr zu binden, dem General solche Garantieen bot, die geeignet waren, ihn zufriedenzustellen.

Der vorige Tag hatte der demokratischen Partei noch nicht alle Hoffnung geraubt. Eine Deputation der Haupt-Volksgesellschaft, die bei dem Restaurateur Lointier zusammenkam, verlangte von der Munizipal-Kommission, daß kein Souverain ausgerufen würde, ohne vorherige Befragung des Volks. Barrot wußte diese Forderung geschickt abzuweisen; doch der Abend ließ eine Bewegung zu Gunsten der Republik fürchten. Man forderte den Herzog auf, die Posten verdoppeln zu lassen. „Aber wozu eine Bewegung?“ rief er; „ich bin Republikaner; ich bin es immer gewesen.“

Die Munizipal-Kommission legte an diesem Tage ihre Gewalt in die Hände des General-Statthalters nieder. Doch bat sie der Prinz, diejenigen ihrer Functionen, welche die Sicherheit und die inneren Interessen der Stadt Paris beträfen, bis auf weitere Ordre beizubehalten.

Die ersten Handlungen des Herzogs von Orleans waren die Wiedereinführung der Farben von 1789, die Berufung der Kammern auf den 3. August und die Aufhebung der Strafen für politische Preßvergehen. Dann bildete er ein provisorisches Ministerium. Dupont de l'Eure übernahm das Departement der Justiz, General Gérard das des Krieges und Baron Louis die Finanzen. Guizot bekam das Departement des Innern, Marschall Jourdan das des Auswärtigen, Bignon den öffentlichen Unterricht und Tupinier, Direktor der Häfen des Königreichs, die Marine. Pasquier ward zum Präsidenten der Pairs-Kammer ernannt, nachdem Pastoret, der Kanzler von Frankreich, der in den letzten Ereignissen keine bedeutende Rolle gespielt, seine Entlassung genommen. Herr Calmon ward Domainen-Direktor und Herr Chardel in der Direction der Posten bestätigt. Girod de l'Ain übernahm die Pariser Polizei-Präfektur. — Sebastiani hatte an der Bildung dieses Kabinets vielen Antheil gehabt. Er selbst behielt sich für die Zukunft das Departement der auswärtigen Angelegenheiten vor, auf dessen baldige Vakanz die politische Nullität des Marschall Jourdan schließen ließ. Die republikanische Partei, die man schon die Partei des Stadthauses zu nennen anfing, ward in diesem Kabinet nur durch Dupont de l'Eure vertreten.

Die öffentliche Theilnahme hatte sich schon für die Opfer des Bürgerkrieges thätig gezeigt. Schon am 30sten ward eine Subscription zu Gunsten der Verwundeten und ihrer Familien eröffnet. Dieser Subscription kam man in ganz Frankreich mit einem Eifer entgegen, dem der Parteigeist nicht immer fremd blieb. Eine große Menge Aerzte, Apotheker, Particuliers und Handwerker zeichneten sich durch die Sorgfalt aus, womit sie die Verwundeten aus beiden Lagern aufnahmen und pflegten. Die materiellen Verluste wurden schnell wieder gut gemacht. Die Kosten für die Wiederherstellung des Pflasters, das zu den Barrikaden gedient hatte, betrugen allein an 200,000 Fr. Ein Beschluß der Munizipal-Kommission verordnete, daß zwei Bürger in jedem Bezirk die wichtigsten Waffenthaten der drei Tage sammeln sollten; Herr Plougoulm, Advokat am Königlichen Gerichtshof von Paris, sollte einen Hauptbericht daraus machen. Dieser Beschluß kam nicht zur Ausführung. Ein anderer Beschluß, durch welchen die Akademie der schönen Künste aufgefordert ward, einen Plan zu den für die Opfer dieser merkwürdigen Woche bestimmten Trauer-Monumenten zu liefern, hatte ebenfalls keine Folge.*)

Doch die Künste blieben nicht ganz unthätig für die Darstellung dieser Ereignisse. Die Pariser Münze ließ eine Medaille zum Andenken an dieselben schlagen**), und die Herren Casimir Delavigne und Auber versuchten, den Aufschwung, aus dem sie hervorgegangen waren, in einer Volkshymne zu besingen, die man die Parisienne genannt hat, eine etwas blasse Nachahmung der Marseillaise, aber ganz dazu gemacht, die fieberhafte Aufregung im Volk noch lange zu erhalten.

Die Schüler des Rechts und der Medizin, so wie die Zöglinge der polytechnischen Schule, welche Ehrenbelohnungen bekommen, schlugen diese, so wie jede persönliche Auszeichnung, aus, indem sie meinten, ihre Theilnahme an den Kämpfen von Paris sey nur die Erfüllung einer Nationalpflicht gewesen. Die Journalisten waren eben so großmüthig; aber die Macht, zu deren Erhebung sie so viel beigetragen hatten, that ihrer Uneigennützigkeit bald Gewalt an.

England.

Ueber den Umfang des Diebeshandwerks in den Englischen Grafschaften.

Der Widerwille der Engländer gegen alle Polizei, der in ihrer übertriebenen Achtung für die individuelle Freiheit seine

---

ie dem Dauphin in ihrem Brief vom 28sten ausdrückte, und dem direkten Tadel, den sie später darüber aussprach, zeigt, wie schwankend ihre Ansicht darüber war.

*) Als die Munizipal-Kommission erfuhr, daß gewisse Gelder, die der Dauphine gehörten, bei dem Staats-Secretair derselben, Herrn Charlet, deponirt worden, verordnete sie die Beschlagnahme derselben am 31. Juli. Man fand bei ihm 140,000 Franken in verschiedenen Münzsorten und andere Kostbarkeiten. Diese sonderbare Execution, die eigentlich den Zweck hatte, die königliche Familie zur Herausgabe der Kron-Juwelen zu zwingen, erregte einigen Tumult unter der Menge, welche die Tendenz derselben mißdeutete. Die Leute aus dem Volk, denen man diese Schätze übergab und die sie in der Verwirrung leicht bei Seite bringen konnten, deponirten sie ehrlich im Stadthaus. Herr Mérilhou, der den Auftrag hatte, die Bücher jenes Intendanten zu untersuchen, konnte sich nicht genug über die vielen Wohlthätigkeitszüge, die er darin verzeichnet fand, wundern. Später wurde Alles Herrn Charlet wieder zugestellt.

*) Der Munizipal-Rath von Paris beschloß am 13. August, daß das auf der Stelle des alten Opernhauses (wo der Herzog von Berry ermordet worden) angefangene Monument dem Andenken der Juli-Opfer geweiht werden sollte; ihre Gebeine sollten darin beigesetzt und ihre Namen auf Tafeln von schwarzem Marmor eingeprägt werden. Diese Bestimmung ist bis auf den heutigen Tag ohne Ausführung geblieben.

**) Diese Medaille stellte auf der einen Seite Frankreich dar, weinend über einem Grabmal, das von der Freiheit bekränzt ward, nebst einer Inschrift zum Andenken der in den drei Tagen gefallenen Franzosen; auf der anderen Seite standen folgende vier Verse von Casimir Delavigne, der durch seine alte Intimität mit dem Hause Orleans ganz dazu berufen schien, der Dichter der Juli-Revolution zu werden:

„France, dis-moi leurs noms, je n'en vois point paraître
Sur ce funèbre monument.“
— Ils ont vaincu si promptement
Que j'étais libre avant de les connaître.

Quelle hat, ist Schuld an der steigenden Zahl und Kühnheit der Verbrechen in diesem Lande. Besonders ist dies Uebel auf dem platten Lande, das fast jedes Schutzes entbehrt, sehr fühlbar, und die Regierung hat daher Kommissarien ernannt, welche über die zur Abhülfe geeigneten Mittel Bericht erstatten sollten. Dieser Bericht ist in der letzten Session dem Parlament vorgelegt worden und hat allgemeines Aufsehen erregt.

Zuerst handelt der Bericht von den verschiedenen Eigenthums-Verletzungen, die auf dem platten Lande vorkommen. Die Erforschung derselben war nicht leicht. In den meisten Distrikten schickte man die Kommissarien zu den Friedensgerichtsschreibern, wo sie nur die Zahl sämmtlicher Kriminal-Prozesse erfuhren, als ob die Zahl der Verurtheilungen einen Maßstab für die der Vergehen abgäbe. Ja, es giebt Distrikte, deren Richter mehrere Male mit weißen Handschuhen auf den Händen (ein Zeichen, welches andeutet, daß ihre Distrikte ganz rein von Verbrechen seyen) in den Assisen erschienen waren, und von welchen es sich nachher fand, daß sie zu denen gehörten, wo die meisten Verbrechen verübt wurden. Die Polizei war daselbst so schlecht bestellt, daß kein Verbrecher verfolgt wurde, die Gefängnisse leer blieben und die Jury beständige Ferien hatte, was dann diese guten Dorf-Beamten als eben so viele Beweise für die Sittenreinheit ihrer Untergebenen anführten.

Die Erfahrung hat längst bewiesen, daß die Zahl der Verurtheilungen in keinem Verhältniß steht zu der der Verbrechen. Viele Verbrecher bleiben unbekannt, viele retten sich durch Flucht, und viele entgehen der Strafe aus Mangel an genügenden Beweisen. Die Kriminal-Register sind also nicht die sichersten Quellen für diese Statistik. Zwei andere Ursachen, welche die Straflosigkeit der Verbrechen sichern, sind die Furcht, zu denunziren, und die Zwecklosigkeit gerichtlicher Verfolgungen in den meisten Fällen. Als die Kommissarien in Worcestershire ihre Untersuchungen betrieben, wurde in dortiger Gegend ein Hammel-Diebstahl begangen; die Kommission machte bekannt, daß sie den Dieb, wenn sie seiner habhaft würde, exemplarisch bestrafen wolle. Doch Alles schwieg; kein Pächter führte Klage; es schien, als hätten die Hammel Niemanden gehört. Diese Scheu, zu denunziren, wurde durch die letzte Parlaments-Akte, die den Angeklagten einen Vertheidiger bewilligt, vermehrt. Ein Pächter, dem man die Hälfte seiner Heerde gestohlen, entdeckte die Diebe und verfolgte sie gerichtlich. Die Beweise ihrer Schuld waren so schlagend, daß sie dem Instructions-Richter das Verbrechen gestanden und zugleich das Mitleid des Bestohlenen anflehten; gleichwohl gelang es dem Advokaten, ihre Schuldlosigkeit darzuthun, und der Pächter ward zu den Kosten verurtheilt. Dieser rief, als er dies hörte: „Ach, ich hätte schweigen sollen! Die eine Hälfte meiner Heerde haben mir die Diebe genommen, die andere nimmt mir die Justiz!"

Die Kommissarien sahen bald ein, daß sie zu anderen Mitteln die Zuflucht nehmen müßten, wenn sie die Zahl der begangenen Verbrechen erfahren wollten. Sie versprachen den Verurtheilten, welche Geständnisse ablegen wollten, eine Belohnung, und das wirkte. Bald entstand eine Art Wetteifer unter den Angebern, und man erfuhr mehr, als man wünschte. Die Meisten konnten übrigens nichts Einzelnes angeben; die gewöhnliche Antwort war, sie hätten „Hunderte von Diebstählen, mehrere Hunderte, zu viel, als daß sie sich aufzählen ließen", begangen. Nur die, welche Raub und Diebstahl im Großen getrieben hatten, konnten ihre Heldenthaten einzeln aufzählen. Daher hält sich auch der Bericht nicht bei den gewöhnlichen Taschendieben auf; die Zahl derselben und ihre Konkurrenz auf dem Lande ist, wie es in dem Berichte heißt, so groß, daß im Durchschnitt der tägliche Ertrag ihrer Industrie für Jeden nicht über drei Pence (2½ Sgr.) betragen kann.

Zu den gefährlicheren Klassen gehören zuerst die sogenannten „Colporteurs", die mit Pferden und Karren von Markt zu Markte reisen. Diese Karren, die mit doppeltem Boden versehen sind, dienen ihnen sowohl zur Verwahrung des Gestohlenen als zur Flucht. Man kann sich nicht vorstellen, wie groß die Zahl der durch dieses Mittel ausgeführten Diebstähle ist. Dann kommen die Horden von Vagabunden jeder Art, die Tag und Nacht auf dem platten Lande umherstreifen, und die bald von Thür zu Thür Almosen betteln, bald Instrumente spielen oder eine Lotterie mit sich führen, deren Gewinner immer der Person gehören, die ihnen Quartier giebt, und die nach Allem, was in ihren Bereich kommt, lange Finger machen.

Die schlimmste Art von Plünderern für den Landmann sind die „Kohlenverkäufer", die jede Nacht die Eselheerden, welche sie zum Transport der Steinkohlen brauchen, auf die besten Felder treiben, bis der Pächter Nichts mehr darauf zu ärndten hat.

Hierzu nehme man noch die gewöhnlichen Diebe, die vermittelst Leitern, falscher Schlüssel und Einbruchs ihr Handwerk treiben, und die zwar weniger zahlreiche, aber desto gefährlichere Klasse der Schriftverfälscher oder Verbreiter von falschen Banknoten, und man hat nur noch eine unvollkommene Vorstellung von allen Angriffen, denen das Eigenthum ausgesetzt ist.

Mehrere von den bezeichneten Verbrechern müssen sich übrigens, um auf dem platten Lande ihr Wesen treiben zu können, eine Stadt von einigem Umfang zum Mittelpunkt ihrer Operationen nehmen; in kleinen Gemeinden, wo ihre Sitten und Bubenstücke bald allgemein bekannt und die Wachsamkeit jedes Einzelnen herausfordern würden, wäre es ihnen, trotz des Mangels an aller Polizei, unmöglich, sich lange zu halten.

Die Geständnisse, welche Einzelne der Kommission machten, geben uns ein treues Bild von den Sitten und dem Charakter dieser Diebe. Diese Geständnisse haben meist eine ermüdende Breite; denn sobald sie einmal von den Kommissarien über die Folgen ihrer Aufschlüsse beruhigt waren, ergingen sich die Diebe in endlosen Erzählungen; die Einen rühmten sich ihrer Heldenthaten und Gefahren mit eben so viel Stolz, als Othello seiner Siege, und die Anderen beschrieben ihre Diebsstücke mit der Lust und Redseligkeit des alten Tobias, wenn er sich in seine endlosen lustigen Geschichten verliert.

Einer von diesen ausgedienten Dieben, der kaum zwanzig Jahre alt war (er hatte früh angefangen!) und einer ehrbaren Familie von Manchester angehörte, giebt eine sehr ergötzliche Schilderung seines abenteuerlichen Lebens, von der wir nur das Interessante mittheilen:

„Ich habe eine Französin gekannt", sagt er, „die nur stahl, um sich die Romane ihres Vaterlandes anschaffen und lesen zu können. Das war ihre Passion; sie konnte nicht einen Tag leben ohne Herrn von Balzac oder Paul de Kock. Wer von diesen Herren am beliebtesten bei ihr war, weiß ich nicht; aber so viel ist ausgemacht, daß Beide für die Verirrungen ihrer Landsmänninnen verantwortlich sind. Was mich betrifft, so hatte ich eine andere, obwohl ähnliche Leidenschaft: es war das Theater. Ach, um ins Theater zu gehen, hätte ich einem Verhungerten den letzten Bissen Brod stehlen können. Auch habe ich nie eine Gefahr gescheut, wenn es die Befriedigung dieses Bedürfnisses galt, das bei mir lebhafter als Hunger oder Durst war."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Lichtbilder und Konjekturen.** Herr Henry Fox Talbot, derselbe Engländer, der mit Herrn Daguerre bei der Erfindung der Lichtbilder konkurrirte, dessen Darstellungen jedoch, die auf sogenanntem photogenischen Papier ausgeführt waren, weit hinter denen des Französischen Künstlers zurückblieben, hat eine Schrift über das Alter und die Echtheit des ersten Buches Mosis, der Genesis, herausgegeben.*) Herr Talbot, der sich auch viel mit klassischer Alterthumskunde beschäftigt und der einen Band archäologischer Forschungen unter dem Titel „Hermes" edirt hat, will zwischen der Fabel der Pandora, wie sie Hesiod erzählt, und der Geschichte von der verbotenen Frucht im Paradiese große Aehnlichkeit auffinden, zu welchem Zwecke er sich die sehr unnütze Mühe giebt, einige seltsame Konjekturen über die Lesart eines Hesiodischen Verses aufzustellen und unter Anderem das Griechische Wort πῶμα (Poma), welches so viel als Büchse (der Pandora) bedeutet, in das Lateinische pomum (Apfel) zu verwandeln. Nicht minder scharfsinnig scheint eine andere Konjektur, auf die er sich ganz besonders viel zu gut thut, nämlich daß der Name der Phrygischen Göttin Berecynthia, von welcher der Berg Berecynthus den Namen hat, keinen anderen Ursprung habe, als das Hebräische Wort „Bereschith", mit welchem die Genesis beginnt und das so viel heißt, als „im Anfang". Auf dieselbe Weise, wie man nun die Cybele Magna Mater, [illegible], genannt habe, so hätten ihre hebräisirenden Anbeter in Phrygien sie „Bereschith" geheißen, wie noch heutzutage das erste Buch Mosis bei den Juden genannt werde; und daraus hätten nun die Alles hellenisirenden Griechen „Berecynthia" gemacht! Man sieht, daß Herr Talbot doch noch bei weitem mehr Beruf zum Daguerreotypisten, als zum Philologen hat.

— **Spencer contra Jacobi.** Ein Herr Spencer in Liverpool tritt, wie früher Talbot gegen Daguerre, jetzt gegen Herrn Professor Jacobi in Petersburg in die Schranken. Herr Spencer behauptet nämlich, auch seinerseits die Erfindung gemacht zu haben, gestochene Kupferplatten durch einen elektro-magnetischen Prozeß zu vervielfältigen, d. h. sie in Relief-Tafeln herzustellen. Proben seiner Arbeit hat er zwar nach London gelangen lassen; wir zweifeln jedoch nicht, daß diese post festum gemachte Erfindung in gleichem Verhältnisse hinter der Jacobischen zurückbleiben werde, wie Talbot hinter Daguerre zurückgeblieben ist.

— **Klöster in England.** Der Anglikanische Geistliche, Herr F. D. Wackerbarth, der sich zu den Grundsätzen der Oxforder Schule bekennt, von welcher seit einiger Zeit die sogenannten „Oxford tracts" ausgehen, hat ein Buch über die Nothwendigkeit der Wiedererrichtung von Klöstern in England (The revival of monastic institutions) herausgegeben. Er trifft darin mit den Bemühungen des katholischen Bischofs Wiseman zusammen, dem es in der That geglückt ist, in London selbst ein Mönchs- und ein Nonnenkloster zu gründen, wie denn überhaupt jene von Oxford ausgehende theologische Schule die Römischen Prinzipien, die sie angeblich bekämpft (die Römischen Katholiken werden von diesen Oxfordern gewöhnlich „Tridentinische Sektirer" genannt, weil und sie sich selbst als die eigentlichen Katholiken betrachten), fast durchweg adoptirt hat.

*) The antiquity of the book of Genesis, illustrated by some new arguments. By H. Fox Talbot. — London, 1839.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 2 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 131. Berlin, Freitag den 1. November 1839.

Belgien.

Lüttich und seine Denkmäler.

Siebenter Artikel.

Auf Ludwig von Bourbon folgte Johann von Horne, unter dessen Regierung die zahlreichen Wunden des Landes auch nicht vernarbten. Der neue Bischof hatte sich zwar mit Wilhelm von der Mark versöhnt und 1484 mit ihm einen Frieden zu Tongern geschlossen; trotz dieses beschworenen Vertrages aber ließ Johann von Horne den Eber der Ardennen gefangen nehmen, nach Mastricht führen und ihn dort schon den folgenden Tag auf dem St. Servais-Platz in seiner Gegenwart enthaupten. Dieser hassenswerthe Treubruch, der sich durch nichts entschuldigen läßt, stürzte das Land in neue Unruhen, wodurch wieder viel Blut floß. Die Familie von der Mark war mächtig; die Brüder des Ebers, Robert, Adolph und Eberhard, alle tapfere Kriegsmänner, schworen dem Bischofe ewige Rache, und mit Hülfe ihrer Anhänger, unter welchen sich der berüchtigte Tribun Guy von Kanne, den das Volk 1486 ermordete, besonders hervorthat, wütheten sie lange Zeit im ganzen Bisthum. Erst 1492 endigten diese schrecklichen Streitigkeiten, denn der Bischof ging in der Ebene von Haccourt seinen Feinden unbewaffnet entgegen, kniete dann nieder und rief dreimal hinter einander: „Herr Eberhard, vergebt mir den Mord Eures Bruders, ich beschwöre Euch bei den Wunden und den Leiden unseres Herrn Jesu Christi"; worauf Eberhard weinend und schluchzend erwiederte: „Ihr bittet um Verzeihung wegen des Mordes an meinem Bruder, im Namen eines Gottes, der für uns Alle starb, wohlan! ich bewillige sie Euch!" Von da an lebten diese beiden Häuser in Friede und Ruhe mit einander.

Während dieser Unruhen waren natürlicherweise alle Arbeiten zum Wiederaufbau der Stadt liegen geblieben; nach Beilegung derselben begann man jedoch wieder, sich damit zu beschäftigen. Die Violette, welche gegen Ende des vorigen Jahrhunderts auf dem Marktplatz erbaut worden war, fing an, einzufallen; man schaffte daher die nöthigen Geldmittel zur Erbauung eines neuen Stadthauses herbei, welches aber erst 1497 beendigt wurde. Die damaligen Bürgermeister Raes von Warfusée und Gilles von Huy stellten ihre eigenen Wappen, das des Papstes, des Kaisers, Johann von Horne's und das Stadtwappen daselbst auf. Am Obertheil des Gebäudes wurden die Wappenschilde der zweiunddreißig Gewerke und aller anderer Städte des Landes in erhabener Arbeit angebracht, über welchen sich der Kaiserliche Adler erhob. Um die Bevölkerung von Lüttich zu vermehren, gestattete man allen Fremden, sich daselbst niederzulassen und acht Jahre hindurch ihre Handwerke nur gegen eine Abgabe von einem Gulden jährlich zu betreiben; nach Verlauf dieser Zeit aber wurden denjenigen, die Bürger werden und sich im Gewerk einkaufen wollten, große Vortheile zugesagt. Um diese Zeit, 1500, wurde Lüttich dem Westphälischen Kreise einverleibt, einem jener Kreise, die der Kaiser Maximilian auf dem Augsburger Reichstage festsetzte.

Wäre Johann von Horne ein weiser und kluger Mann und ein Freund des Volkes gewesen, das seiner Obhut anvertraut war, so hätte er das Geld, welches er von seinen Unterthanen bezog, nicht zu thörichten Vergnügungen und unnützen Reisen verschwendet, anstatt sich mit dem Wohle seines Landes zu beschäftigen. Er war grausam und habgierig und ließ mehrere Bürger unter dem Vorwande der Auflehnung gegen seine Regierung köpfen und viertheilen, lediglich um sich ihres Vermögens bemächtigen und geheime Rache befriedigen zu können. Ja, seine Gewaltthätigkeiten nahmen so überhand, daß sie bei ihm ordentlich in eine Art von Wuth ausarteten, denn oft stürzte er sich selbst mit dem Dolche in der Hand auf diejenigen, welche sich die kleinsten Beleidigungen gegen ihn zu Schulden kommen ließen. Fast jeden Tag verlangte er unter allerhand Vorwänden neue Beisteuern von seinen Unterthanen, und als diese ihm endlich verweigert wurden, verließ er die Stadt und begab sich nach Mastricht, wo seine Wuth-Ausbrüche ihm nach kurzer Zeit den Tod zuzogen.

Sein Nachfolger, Erhard von der Mark, wurde im sechzehnten Jahrhundert das für Lüttich, was Notger im zehnten gewesen war, denn nur wenige Fürsten haben so wie er für die Verschönerung der Stadt und die Vergrößerung des Landes Sorge getragen. Er besuchte alle Städte und Schlösser seines Gebietes und ließ sie befestigen und ausbauen; in Lüttich selbst wurde fleißig an der Stadtmauer gearbeitet, zu den Wällen zwischen dem St. Lorenz- und St. Margarethen-Thore wurde der Grund gelegt und am St. Walburgis-Thore ein ausgezeichnet fester Wall erbaut; auch ließ er zwei marmorne Thürme zur Vertheidigung der St. Margarethen- und der St. Martins-Seite errichten, die den feindlichen Ueberfällen am meisten ausgesetzt waren. Im Jahre 1508 fing er an, einen neuen bischöflichen Palast auf der Stelle des alten zu erbauen, an welchem zweiunddreißig Jahre gearbeitet wurde und der beim Tode Erhard's noch nicht beendigt war; in seinem Testamente verordnete daher der Fürst, daß alle rückständige Summen, die ihm als bischöfliche Tafelgelder zu zahlen waren, zur Vollendung des Gebäudes angewendet werden sollten. Dies ist das prächtige Gebäude, welches wir noch heute sehen, zwar von der Zeit und den Feuersbrünsten so beschädigt, daß Lüttich vor den Fremden erröthen müßte, die hierher kommen, um es zu bewundern. Wenn nur nicht der unwissende Materialismus unseres Jahrhunderts sich noch vandalischer in dieser Hinsicht zeigt und aus ökonomischen Rücksichten Hand an dieses bewunderungswürdige Denkmal legt, und den Lüttichern nichts als einige Trümmer von diesem letzten Ueberrest ihres ehemaligen Glanzes übrig bleiben!

Während Erhard von der Mark sich mit der Befestigung und Verschönerung der Stadt beschäftigte, sorgte er auch für die Verherrlichung seiner Kirchen. Aus fremden Provinzen berief er die geschicktesten Arbeiter an seinen Hof und ließ für die St. Lambertus-Kirche ein Reliquienkästchen anfertigen, das mit kleinen silbernen Figuren und kostbaren Edelsteinen geschmückt ward, so daß es hundert tausend Thaler kostete, für jene Zeit eine ungeheure Summe, denn damals war das Geld so knapp, daß der Tagelohn eines gewöhnlichen Arbeiters nur einen Lütticher Liard betrug. Zur Ausschmückung der Kathedrale ließ der Bischof ferner noch aus Paris kostbare Stickereien auf Goldgrund, mit echten Perlen durchwirkt, verschreiben, dann auch noch Meßgewänder und Chorhemden von gleichem Reichthum, zum Gebrauch für die dienstthuenden Geistlichen beim Feste des heiligen Lambertus. Eines der schönsten Kunstwerke aber, welches während seiner Regierung ausgeführt wurde, war sein Grabmal, das er im Chor der Kathedrale aufstellen ließ. Dieses aus vergoldetem Kupfer bestehende Mausoleum war fünf Fuß hoch und breit und sieben lang; an den Seiten waren sieben Nischen zu Statuen angebracht. Auf diesem Mausoleum stand ein goldener Sarg, aus welchem ein Knochengerippe sich erhob, das dem auf einem Fußgestell knieenden Kardinal zu winken schien. Die alten Geschichtschreiber versichern, daß nichts in Europa diesem Denkmale an Schönheit und Reichthum gleich gekommen sey; in den literarischen Reisen der Benediktiner Martene und Durand befindet sich eine getreue Abbildung davon. Auch die festen Schlösser von Huy, Dinant, Stockhem und Franchimont, die jetzt nur noch Ruinen sind, wurden von Erhard von der Mark erbaut. Als ihm einst einige Edelleute ihre Verwunderung darüber bezeugten, daß er als ein so friedliebender Fürst so bedeutende militairische Werke ausführen lasse, erwiederte er mit Feinheit: „Wer seinen Vogel wohl bewahren will, muß einen guten Käfig besitzen." Wenn man nun aber zu gleicher Zeit so viel Wälle, Gebäude und Denkmäler entstehen sieht, so fragt man sich, wie Erhard von der Mark so große Ausgaben bestreiten konnte; er besaß aber durch die Gnade Kaiser Karl's V. sehr reiche Pfründen, die ihm große Summen einbrachten, wurde auch zum Bischof von Chartres, zum Abt von St. Michael in Antwerpen, zum Erzbischof von Valencia und zum Kardinal ernannt, und das rohe Material, so wie das Arbeitslohn, kostete in damaliger Zeit nur sehr wenig. Auch häufte der Bischof dadurch viel Geld auf, daß er den Bürgern gestattete, die Abgaben, welche auf den Häusern der Stadt und der anderen guten Städte lasteten, wieder abzulösen.

Wir haben aller der großen Dinge gedacht, die Erhard von der Mark ausführen ließ, doch müssen wir leider auch dem Lobe des geistvollen Mannes den Tadel beigesellen, denn er, der von Beginn seiner Regierung an sich so gerecht und nachsichtig gegen Jedermann bewies, zeigte doch nicht denselben hohen Sinn, als es sich um religiöse Fragen handelte. Schon frühzeitig bahnten sich die Lehren Luther's den Weg auch nach Lüttich, doch Erhard, der wegen eines Bündnisses mit Karl V. die Allianz mit

Frankreich aufgegeben hatte, ließ sogleich in seinem Kirchsprengel die Kaiserlichen Edikte gegen die „Ketzer" bekannt machen und verfolgte diese mit der größten Strenge. Schon 1509 bethätigte der Bischof seinen Eifer für die Römische Kirche durch verschiedene Verordnungen gegen die „Gotteslästerer", welche bei einem Rückfalle drei Goldgulden Strafe bezahlen mußten und dann an den Pranger gestellt wurden, wo man ihnen ein Ohr abschnitt. Im Jahre 1521 ließ der Bischof mehrere Anhänger der neuen Lehre in die Maas werfen und bald darauf mehrere andere lebendig verbrennen. Ungefähr um dieselbe Zeit kam ein Karmeliter Mönch, Johann Jamolet, Doktor der Theologie, mit besonderen Vollmachten vom Papste und vom Bischofe nach Lüttich, um das Amt eines apostolischen Inquisitors gegen die neuen Sektirer und ihre Proselyten zu verwalten; er machte sich aber durch seine Grausamkeit sehr verhaßt, und das erzürnte Volk brachte es dahin, daß der Gemeinderath ein Dekret veröffentlichte, worin „Jedem untersagt wurde, sich um die Verbrechen oder Vergehen der Bürger, und wäre es auch in Religionssachen, zu kümmern und sie zu bestrafen, ohne daß sie nach den Gesetzen und Freiheiten des Landes gerichtet und verurtheilt wären, weil man die Spanische Inquisition nicht in das Land eindringen lassen wollte."

Vergebens suchte der Bischof um Widerruf dieser Verordnung bei den Gerichtspersonen nach und stützte sich dabei auf die Edikte Karl's V.; die Bürgermeister waren muthig genug, ihm zu erwiedern, daß sie den Dekreten des Kaisers immer nur in denjenigen Punkten folgen würden, die den Rechten der Bürger und den Verträgen des Landes nicht entgegen wären. Nun schlug der Bischof dem Stadtrathe vor, aus allen Kirchspielen Personen von anerkannter Rechtlichkeit insgeheim auszuwählen, ihnen volle Macht über die Ketzer zu geben, welche sie nach den bestehenden Gesetzen richten sollten. Durch diese letzte Klausel, die freilich nichts als eine Vorspiegelung war, erlangte der Bischof Alles, was er nur wollte. Nun entstand in Lüttich eine Art Inquisition, und statt der Beisitzer der heiligen Hermandad saßen hier einige Bürger, welche meistentheils vom Bischofe und seinen geheimen Agenten gewählt wurden, über die Anhänger Luther's zu Gericht. Unzählige Personen beiderlei Geschlechts und von jedem Alter wurden eingezogen und nach Anwendung der Folter den Flammen überliefert. Allgemeines Entsetzen herrschte in der Stadt, die Gefängnisse waren mit Opfern überfüllt, und der Inquisitions-Ausschuß, den die Gewohnheit, zu verdammen, von Tag zu Tag immer strenger machte, folgte nur zu treu der von Erhard ausgegangenen Anregung. Doch wie das gewöhnlich der Fall ist, die Verfolgung vergrößerte nur die Zahl der Bekenner der neuen Lehre, und der Bischof, der gar nicht mehr wußte, wie er sie bewältigen und an der Verbreitung ihres Glaubens verhindern sollte, fiel darauf, ihnen die Zunge mit einem Nagel durchbohren zu lassen; dann ließ er auch neue Edikte gegen diejenigen veröffentlichen, welche die heilige Jungfrau und die Heiligen lästerten, die Existenz des Fegefeuers leugneten und die Ceremonien der Römischen Kirche tadelten. Gar Mancher wurde dieser Ursachen wegen verbrannt.

So konnte sich dieser Mann, der in seinem Privatleben so groß war, doch nicht über die Vorurtheile seines Jahrhunderts erheben, sondern folgte blind den Eingebungen eines kleinlichen und erbarmungslosen Fanatismus. Auf seinem Grabstein hätte man Herrliches eingraben können, und doch hat er nur den Freudens- und zugleich auch Schmerzensruf des Geschichtschreibers Sleidan verdient: „Erhard ist todt!.. Wohl keiner hat mehr Menschen, als er, der neuen Lehre wegen verfolgt."

Die folgenden dreißig Jahre bieten wenig Merkwürdiges dar; Cornelius von Berg, Georg von Oesterreich und Robert von Berg, gingen ziemlich unbemerkt vorüber; den 16. Juni 1538 hielt Ersterer unter den üblichen Ceremonien seinen Einzug in Lüttich, da er aber von schwacher Gesundheit und sehr ruheliebend war, so dankte er schon nach sechs Jahren wieder ab, hatte jedoch während dieser Zeit so manche gute Einrichtung, besonders in militairischer Hinsicht, zur besseren Vertheidigung der Stadt getroffen. Zu Anfang des Jahres 1544 kam Karl V. zum zweitenmal nach Lüttich, wo er 1520 unter der Regierung Erhard's von der Mark schon einmal gewesen war. Die Geistlichkeit, der Adel und die Magistratspersonen empfingen ihn auf den St. Walburgis-Höhen und geleiteten ihn mit großem Pomp bis zum bischöflichen Palaste; die Bürgermeister, welche ihre langen Purpur-Roben trugen, überreichten ihm die Schlüssel der Stadt, die er sehr gnädig annahm und an seinen Sattelknopf befestigte. Als der Kaiser vor dem prächtigen, von Erhard erbauten Palaste angekommen war, rief er die Bürgermeister zu sich und gab ihnen die Schlüssel mit den Worten zurück: „Bewahret immer die Schlüssel meiner guten Stadt mit demselben Eifer und derselben Treue, die Ihr bis heute bewiesen habt, und ich werde sie nie besseren Händen anvertrauen können." — Nach einigen Tagen begab sich der Kaiser von Lüttich nach Speyer, nachdem er zuvor noch Georg von Oesterreich zum Bischof eingesetzt hatte, der ein so warmer Anhänger Karl's V. war, daß er denselben in seinem Bisthume nach Gefallen schalten ließ, und nach seinem Tode zählten die Lütticher in ihrem Lande drei von einem fremden Monarchen erbaute Festungen. Das gefiel ihnen keinesweges, und sie schickten mehrere Gesandtschaften an den Kaiser ab, um davon befreit zu werden; diese brachten aber, wie Bouille sagt, nur Blumen ohne Früchte zurück. Abgesehen von seiner Unterthänigkeit gegen Karl V., war Georg von Oesterreich ein ziemlich guter Fürst, der sich, wie seine Vorgänger, die örtlichen Verbesserungen angelegen seyn ließ; er baute unter Anderem auf dem Kornmarkte, der sonst der Bischöfliche Hof hieß, ein Schlachthaus, führte beim St. Walburgisthor einen Wall auf und ließ ein Stück Mauer bauen. Auch beauftragte er seinen Vice-Kanzler, den gelehrten Oranus, ein Mitglied des Schöffen-Tribunals, mit einer Reform der Gerichtshöfe des Landes, die aber von den Bürgermeistern und den Abgeordneten der Gewerke, als gegen die Landesgesetze und Rechte, verworfen wurde. Dann beseitigte er verschiedene Gränzstreitigkeiten durch einen Vertrag mit der Statthalterin der Niederlande, Maria von Ungarn, gab einige Verordnungen in Bezug auf die nichtsnutzigen Burschen und Nachtschwärmer und veröffentlichte auch das erste Edikt in Lüttich, das auf Censur und Bücherverbot Bezug hatte; er befahl nämlich am 21. April 1548, alle Exemplare verschiedener Schmähschriften, welche gegen die Stadtbeamten und fürstlichen Räthe gerichtet waren, den Flammen zu überliefern. Die Schmähschriften waren vermuthlich in den benachbarten Städten gedruckt worden, denn erst um das Jahr 1558, unter der Regierung Roberts von Berg, wurde zuerst in Lüttich gedruckt; das erste Buch, welches die Presse verließ, ist ein von den Domherren von St. Paulus herausgegebenes Brevier, in zwei Oktav-Bänden 1560 von Gauthier Morberius gedruckt.

Der Anfang der Regierung Robert's von Berg wurde also durch eine große Wohlthat, durch die Errichtung einer Druckerei in Lüttich bezeichnet, doch traten auch zugleich schon lange vorbereitete Maßregeln ins Leben, die der Macht des Landes gefährlich wurden; der Papst Paul IV. gestattete nämlich 1559 die Errichtung neuer Bisthümer in den Niederlanden, und Lüttich verlor dadurch einen bedeutenden Theil seiner Diöcese. Große Unzufriedenheit entstand darüber in der Stadt, und es war sogar schon einen Augenblick, selbst in den Berathungen der 32 Gewerke, davon die Rede, sich von der Römischen Kirche loszusagen und zu der Augsburgischen Konfession überzugehen; doch legte sich die Aufregung bald wieder. Robert von Berg leistete im Jahre 1564 Verzicht auf das Bisthum und starb das Jahr darauf zu Bergen op Zoom.

Seit der Eroberung Lüttichs war nun ein Jahrhundert verflossen; zwar hatte die damals ganz zerstörte Stadt ihren alten Glanz noch nicht wieder erreicht, aber sie zählte sich doch schon wieder unter die Städte ersten Ranges. Wie durch Zauber waren zahllose Wohngebäude aus der Erde hervorgewachsen und bedeckten fast schon die ganze Fläche der heutigen Stadt; auf dem Hügel und auf allen Höhen um Lüttich herum wurde Wein gebaut, ja selbst alle jetzige Vorstädte bestanden schon zu jener Zeit, freilich noch nicht so ausgedehnt und bevölkert, wie jetzt; so finden wir die Stadt auf einem alten Plan von Guichardin aus dem Jahre 1560 gezeichnet; es befanden sich damals in Lüttich vier reiche Abteien, drei Damenstifte, vier Klöster von Bettelorden, 32 andere Klöster und Parochial-Kirchen, so daß man inner- und außerhalb der Stadt über hundert Kirchen zählte.

(J. d. L.)

England.

Ueber den Umfang des Diebeshandwerks in den Englischen Grafschaften.

(Fortsetzung.)

„Das Erste, was ein Dieb zu thun hat, wenn er mit Erfolg stehlen will, ist, die Gaunersprache zu studiren. Ich habe eine Sammlung von altem Rothwälsch gelesen; mit dem, was jetzt in Gebrauch ist, verglichen, war es Nichts. Es giebt drei Dialekte: die Sprache der Zigeuner, der Bettler und der eigentlichen Diebe. Im Hauptstamm einander ähnlich, unterscheiden sie sich doch von einander in vielen Einzelnheiten. Diese Nüancen muß man kennen; sonst würde der Bettler den Stadtdieb nicht verstehen, und der Zigeuner könnte Beiden nicht antworten. Das hat noch den Vortheil, daß man gleich an den ersten Worten erkennt, welchem Zweige der Profession derjenige, mit dem man spricht, angehört. Das Rothwälsch der Zigeuner ist das reichste; es hat Worte für jede Sache, es ist eine vollständige Sprache."

Nach diesen linguistischen Mittheilungen hören wir Einiges über die topographischen Verhältnisse des Handwerks: „Von allen unseren Englischen Städten", sagt er, „liefert Manchester am meisten Subjekte. Wenn Ihr den Leuten in irgend einem anderen Bezirk des Vereinigten Königreichs sagt, daß Ihr aus Manchester seyd, so hält man Euch schon für einen Dieb. Mit London, Birmingham, Liverpool ist es eben so. Die Diebe von Manchester und Liverpool gelten für die geschicktesten. Man glaubt, daß sie aus Irland stammen, und daß sie daher eine so wunderbare Gewandtheit in jeder Art von Betrug und Gaunerei besitzen. Was mich betrifft, so kann ich versichern, daß alle Diebe von einigem Ruf, die ich kennen gelernt habe, Irisches Blut in ihren Adern hatten. Auch meine Mutter war eine Irländerin. Walliser sind unter denen, die einen Namen haben, Wenige und noch weniger Schotten. Uebrigens ist Irland eben so sehr durch seine Vagabunden und Prostituirten, als durch seine Diebe berühmt."

Diese statistische Mittheilung wird durch ein Kennerurtheil über die Englischen Gefängnisse vervollständigt. Nach dem Erzähler „ist das Gefängniß von Leicester das angenehmste in den drei Königreichen. Die Arbeitszeit ist nicht sehr lang daselbst; man hat eine Stunde zum Frühstück und zwei zum Mittagbrod; um sechs Uhr ißt man Abendbrod, und erst um acht Uhr wird man eingeschlossen. Man wohnt zu Dreien in einer Zelle und

st nicht zum Schweigen verurtheilt; endlich sind zwei besondere Höfe zum Promeniren da, einer für die Verbrecher und einer für die Vagabunden."

Dann folgt die Beschreibung einer Reise des Helden und er übrigens sehr gewöhnlichen Mittel, durch die er sich in den Besitz fremden Gutes setzt. Hier „verdient" er fünf Pfund, dort 5, noch weiter 30, und so jeden Tag. In dieser Weise durchreist r den ganzen Norden Englands und den Süden Schottlands, berall mit demselben Erfolg „arbeitend", „sich nirgends mit Bewunderung der baulichen Merkwürdigkeiten aufhaltend, die Shillinge der Bewohner den Monumenten ihrer Orte vorziehend und mehr Vergnügen darin findend, ihre Taschen zu durchsuchen, ls vor den Statuen auf den öffentlichen Plätzen in Extase zu gerathen." In Durham jedoch konnte er sich nicht enthalten, „die Kathedrale mit Vergnügen zu betrachten", und in Sunderland, wo er eine ganze Woche „ausruhte, widmete er seine Zeit frommer Lektüre." „Die Bibel", sagt er, „interessirte mich sehr, und eine Nacht, da ich nicht einschlief, wurde ich von den Schönheiten einer Stelle im Jesajas ergriffen, wo er in herrlichen Zügen den Erlöser schildert, der die Welt befreien soll. Diese Erinnerung wird nie aus meinem Gedächtniß schwinden." Eine schöne Erinnerung, man muß gestehen, in einem mit Rothwälsch durchspickten und mit Diebes- und Prostitutions-Geschichten angefüllten Selbstbekenntniß.

Nach diesem graduirten Doktor der Diebeskunst kommt in dem Bericht ein Filou von niederer Klasse, dessen Mittheilungen wieder von anderer Art sind, der nicht als Schöngeist glänzen will, der die Dinge ganz einfach und, wie die Franzosen sagen würden, als positiver Mensch erzählt.

Man fragt ihn z. B., was der Dieb thun muß, wenn er auf der That ertappt wird. „Wenn's geht, muß man fliehen", sagt er; „wo nicht, muß man sehen, wie man sich den Zudringlichen vom Halse schafft, ohne ihn zu tödten. Wir haben dafür verschiedene Methoden: man schlägt seinem Mann mit einem Wollstrumpf, in dem ein Stein liegt, auf den Kopf; das tödtet nicht und macht kein Geräusch, und wenn man sich nur mit Geschick dessen bedient, so ist der Mensch sofort betäubt, und weiter braucht man nichts. Noch sicherer ist es, die Nase des Unwillkommenen breitzuschlagen, bis man ihm den Knorpel zerbricht. Diese Operation macht den, der sie erfährt, sofort stumm, und man kann ruhig weiter „arbeiten." Ein anderes treffliches Mittel ist, seinen Mann bei den Haaren vorn zu packen und ihn mit dem Gesicht auf den Boden niederzuwerfen, damit er nicht schreien kann. Ein Haus, das mir gehörte, fügte er hinzu, müßte keine unterirdische Küchen haben; denn ihre Fenster bieten den Dieben einen sicheren Weg zur Flucht."

Auf die Frage, ob die Diebe unter einander assoziirt, ob die Banden zahlreich sind, ob sie ihre Beute theilen u. s. w., antwortet er: „Ich habe die großen Banden nie leiden können; allein arbeiten ist das Beste, die Beute ist größer, aber auch die Gefahr. Gewöhnlich muß man zu Zweien oder Dreien höchstens seyn: ein Mann und eine Frau; ein Mann und zwei Frauen; auch ein Kind thut oft gute Dienste; zuweilen gehen zwei Frauen zusammen, ohne einen männlichen Begleiter; auf dem Jahrmarkt aber, wo sie sehr nützlich sind, verbinden sie sich auf die ganze Dauer des Geschäfts mit Männern. Während die Männer arbeiten, halten die Frauen Wache. Sie wenden die Gefahr ab. Wenn ein Konstabler kommt, so thun sie, als wenn sie in heftigem Streit begriffen wären, und schlagen einander; so wie aber der Beamte sich einmischen will, fallen die Puffe auf ihn, und er wird bald außer Stand gesetzt, zu schaden. In solchen Fällen ist ein kurzer Stock sehr werthvoll; man fällt nieder und schlägt dem Konstabler auf die Waden. Dieses Verfahren wird nie seine Wirkung verfehlen. Ich habe es auf den Messen von Bartholomew und Bougthon Green und bei den Wettrennen von Burton und Newcastle mit Erfolg anwenden sehen."

Ein dritter Gefangener theilt den Gebrauch eines neuen Instruments mit, des „Taschenleerers." „Man bekommt ihn", sagt er, „für zehn Shilling bei den affilirten Schlossern. Er ist dem Werkzeug ähnlich, womit man Pfropfen, die in die Flaschen gefallen sind, herauszieht. Er hat drei nach innen gewendete Zangen, die sich durch den Druck einer Springfeder schließen. Sobald man ihn in die Tasche, die man plündern will, hineingebracht und die Zangen das Schnupftuch, die Börse, die Brieftasche oder irgend etwas Anderes ergriffen haben, drückt man an der Springfeder, und der Gegenstand ist gefangen, wie in den Scheeren eines Krebses. Dieses Instrument wird besonders auf den Viehmärkten gebraucht, und wenn man es mit Geschick handhabt, hat man die großen und weiten Taschen der Pächter bald geleert. Für die Frauentaschen [illegible] die Hand aus; nur muß man zu Zweien seyn, man [illegible] kann schneller und sicherer; der Eine hält sich zur Linken [illegible] on, und während er ihre Aufmerksamkeit fesselt, indem [illegible] was zeigt oder mit ihr spricht, faßt der Andere an der R[illegible] as ist die Seite, wo die Bäuerinnen ihre Taschen trag[illegible] der linken Hand die Tasche, nach der er Verlangen trägt, zieht sie leise vom Körper weg und leert sie mit der anderen Hand. (Schluß folgt.)

Biographische Notizen über James Watt.

Zweiter Artikel.

Das Museum der Universität Glasgow bewahrte ein kleines Exemplar einer Newcomen'schen Dampfmaschine, mit dem man so gut als gar kein Experiment anstellen konnte, und Watt wurde ersucht, es in besseren Stand zu setzen. Er machte sich an die Arbeit, untersuchte den Gegenstand theoretisch und praktisch von allen Seiten, und das Ergebniß war eine große Entdeckung, die uns jetzt so nahe zu liegen scheint, daß wir kaum begreifen können, warum kein früherer Mechaniker auf denselben Gedanken kam. Diese Entdeckung war die Anwendung des Kondensators; sie fällt in das Jahr 1765, und zwei Jahre vergingen, ehe man es versuchte, von derselben in größerem Maßstabe Gebrauch zu machen. Watt associirte sich in der Folge mit Dr. Roebuck, dem Gründer eines großen Etablissements zu Carron, welchem er kontraktmäßig zwei Drittheile seines Patentes überließ. Alsbald wurde nach den neuen Prinzipien eine Maschine gebaut, die Alles bestätigte, was die Theorie antizipirt hatte. Ihr Erfolg war vollständig; aber Roebuck erlitt unterdessen einen empfindlichen Verlust an seinem Vermögen, und dies bestimmte Watt, in einer anderen Branche seines Faches zu arbeiten.

In den Jahren 1767 bis 1773 beschäftigte er sich mit Vermessungen und Nivellirungen zur Anlegung von Kanälen; und zu Anfang des Jahres 1774 trat er mit einem Herrn Boulton aus Birmingham in Geschäfts-Verbindung. Das erste Patent war 1769 ausgestellt und hätte damals nur noch wenige Jahre Gültigkeit gehabt. Die beiden Geschäfts-Genossen kamen beim Parlamente um Verlängerung des Termines ein, und es gelang ihnen mit großer Noth, ihr Patent noch auf 25 Jahre gesichert zu erhalten. Von der Zeit an fand das neue Maschinenwesen in allen Bergwerken Eingang, und Boulton und Watt bezogen ein Drittheil von dem Werthe der Kohlen, die durch ihre Maschinen gewonnen wurden. Die Erfindung erwies sich so einträglich, daß die Besitzer einer einzigen Grube in Cornwallis, wo drei Pumpen im Gange waren, den Erfindern ihre Rechte um jährliche Interessen von 2500 Pfd. Sterl. für jede Maschine abkauften. Ein paar Jahre später wurden es die Gruben-Besitzer müde, die Erfindung so theuer bezahlen zu müssen, und sie bestritten die Kraft des Patents. Es entspannen sich hartnäckige Prozesse; aber die Patentirten blieben endlich Sieger. Jene ersten Maschinen hatten bloß zum Auspumpen des Wassers gedient; aber Watt verwandelte sie bald in Maschinen für Bewegungen jeder Art und brachte sie zu derjenigen Vollkommenheit, die seinen Namen unsterblich gemacht hat. Die folgende Stelle aus Herrn Arago's Werke giebt uns einen Begriff davon, welche ausgezeichnete Fähigkeit der große Mechaniker besaß, um Verbesserungen jeder Art an dem Wunder wirkenden Automate zu ersinnen:

„Jetzt, da so Viele mit Projekten von rotirenden Dampfmaschinen sich beschäftigen, würde es unverzeihlich seyn, wenn ich mit Stillschweigen überginge, daß Watt solche Maschinen nicht bloß erdacht, sondern wirklich gebaut hat. Er sah in der Folge von ihnen ab, nicht, weil die Experimente verunglückten, sondern weil er Ma[illegible] von doppelter Kraft und geradeliniger Oscillation, aus ökon[illegible]schem Standpunkte betrachtet, für weit vorzüglicher hielt. Unter den großen und kleinen Erfindungen, die in der Struktur unserer heutigen Dampfmaschinen so wunderbar kombinirt sind, giebt es in der That nur wenige, die nicht bloße Entwickelungen der originellen Ideen dieses außerordentlichen Mannes wären. Man prüfe seine Arbeiten, und man wird unter den vornehmsten Punkten, die im Texte genau aufgezählt sind, auch finden, daß er Maschinen ohne Condensation vorschlug, in denen der Dampf, nachdem er gewirkt hat, in der Luft sich vertheilt, und welche für solche Oertlichkeiten berechnet waren, wo man nicht leicht große Quantitäten kalten Wassers haben konnte. Die Wirkung des Prinzips der Ausdehnung in Maschinen mit verschiedenen Cylindern war ebenfalls sein Projekt. Er brachte zuerst gewisse Kolben, die, obwohl ganz von Metall, der Einwirkung des Dampfes widerstehen sollten, in Anregung. Er war der Erste, welcher sich Quecksilber-Manometer bediente, um die Elastizität des Dampfes in dem Kessel und in dem Kondensator zu messen; er kam zuerst auf die Idee eines einfachen permanenten Visiers (gage), vermittelst dessen man immer und auf den ersten Blick das Niveau des Wassers im Kessel bestimmen konnte — eines Visiers, welches, um das beständige schädliche Variiren des Niveau's zu verhüten, die Bewegungen der Wasser-Pumpe (feeding-pump) mit denen einer kleinen Flöße (aus Kork? float) in Verbindung setzte u. s. w. u. s. w. Bliebe mir Zeit genug übrig, so würde ich ferner zeigen, daß Watt in seinen Versuchen, die Kessel zu verbessern, die Abnahme der Hitze geringer zu machen und den Schwall schwarzen Rauches, der aus gemeinsamen Schornsteinen, wie hoch sie auch seyn mögen, dringt, zu konsumiren, nicht weniger geschickt und glücklich war."

Man hat viele interessante Anekdoten von kleineren Entdeckungen Watt's, die zum Theil seinem Berufe fremder waren. So beweist Herr Arago mit siegenden Gründen, daß Watt die wahren Bestandtheile des Wassers vor Lavoisier und Cavendish entdeckte; und es bleibt nur noch zu untersuchen, ob diese beiden Herren nicht heimlich seiner Erfindung sich bemeistert und nur den Schein gänzlicher Unbekanntschaft mit derselben angenommen haben. Die beigefügte Abhandlung Lord Brougham's betrifft denselben Gegenstand und führt so ziemlich zu demselben Ergebniß. Der Lord bemerkt, daß aller Dunkelheit und Unsicherheit vorgebeugt worden wäre, wenn James Watt seine Theorie eben so klar auseinandergesetzt hätte, wie Lavoisier gethan; aber Herr Watt der Sohn zeigt in einer Note, daß sein Vater so deutlich and bestimmt, als nur irgend möglich, sich ausgedrückt hat. Die Worte des Briefes, in denen er seine Entdeckung mit-

theilt, müssen alle Zweifel an der Verständlichkeit der Auseinandersetzung niederschlagen.

James Watt starb, allgemein betrauert, im Jahre 1819. Es ist unnöthig, der Auszeichnungen zu gedenken, die ihm bei seinen Lebzeiten zu Theil wurden, oder der Ehre, die seinem Andenken widerfahren ist. In seinen häuslichen und freundschaftlichen Verhältnissen, muß er ein Mann von sehr liebenswürdigem Charakter gewesen seyn. Die folgenden Auszüge aus Lord Jeffrey's Lobrede auf Watt wird Niemand ohne lebhaftes Interesse lesen.

— — — „Dies wird der Ruhm unseres Watt bei künftigen Generationen seyn, und er ist hinreichend für sein Volk und sein Vaterland. Diejenigen aber, denen er unmittelbar angehörte, die in seiner Gesellschaft lebten und seiner Unterhaltung sich erfreuten, haben noch manche andere, dem Publikum verborgen gebliebene Phase seiner Individualität kennen gelernt. Ganz abgesehen von seinen großen Talenten im Gebiete der Mechanik war James Watt ein außerordentlicher und in manchem Betracht ein staunenswürdiger Mensch. So vielseitige und vielseitig genaue Kenntnisse, eine so riesenhafte Belesenheit und eine so ausgezeichnete Gabe, alles Gelesene sich zu eigen zu machen, waren vielleicht keinem Mitlebenden zu Theil geworden. Er faßte und durchdrang mit beispielloser Schärfe und Schnelligkeit, was ihm geboten wurde, und wußte aus Allem etwas Köstliches zu erbeuten. Der unermeßliche Schatz seiner Gelehrsamkeit verdiente Bewunderung; noch bewundernswürdiger aber war die Geisteskraft, womit er in dem Erworbenen waltete. Es schien, als ob jede Materie, die in einer Unterhaltung mit Watt zufällig zur Sprache kam, der neueste und dabei vornehmste Gegenstand seiner Studien gewesen wäre: so groß war die Fülle, die Genauigkeit und die Klarheit der Belehrung, welche er ohne Zaudern und sichtbare Anstrengung zu jeder Zeit und über Alles ertheilen konnte. Neben seinen tiefen und umfassenden Kenntnissen im ganzen Gebiete der Mathematik und Mechanik war er in der Chemie, Physik und Medizin und in allen Naturwissenschaften trefflich bewandert, ein vollendeter Architekt und ein umfassender Kenner der Rechtswissenschaft. Er verstand die meisten Europäischen Sprachen und war mit der Literatur jedes Europäischen Volkes vertraut. Es ereignete sich gar nicht selten, daß man den großen Mechaniker und Maschinenbauer Stunden lang über die metaphysischen Theorieen Deutscher Philosophen diskutiren oder über Form und Stoff der Deutschen Dichtkunst raisonniren hörte."

„Was seinem wunderbaren Gedächtnisse ohne Zweifel großen Vorschub that, das war eine höhere und seltenere Gabe — die unschätzbare Gabe, jedes Material der Belehrung zu sichten, ihm die rechte Stelle anzuweisen und alles Werthlose oder Unerhebliche auszuscheiden und zu verwerfen. Kein Wortkram, kein Wust roher Stoffe füllte seinen Kopf; nur der edelste Extrakt, die feinste Essenz resultirte aus dem chemischen Prozesse, der in seinem Innern vorging. Daher konnte man auch [illegible] einer irgend ein Werk gelesen hatte, aus seinen Gespräch[illegible] den Inhalt viel größeren Nutzen ziehen, als die Lektüre des dickleibigen, wortschwallreichen Buches selbst jemals gewährt hätte; und jede Absurdität und geistige Verirrung eines Autors ergab sich schon aus der Klarheit und Schärfe, womit Watt dasjenige zergliederte, was der Autor wahr und richtig gedacht hatte."

In seinem Verkehre mit Anderen war dieser merkwürdige Mann nicht bloß freundlich und gefällig, sondern auch edelmüthig und voll zarter Rücksicht. Jeder junge Mensch von Talent, der um Schutz oder guten Rath bei ihm anhielt, konnte auf liberalen Beistand und kräftige Ermuthigung rechnen. Seine im Kindesalter schwächliche Gesundheit schien mit den Jahren sich zu befestigen, und er bewahrte bis zum letzten Augenblicke nicht bloß die ganze Größe, Kraft und Geschmeidigkeit seines außerordentlichen Geistes, sondern allen Humor und geselligen Frohsinn seiner glücklichsten Tage. Seine Schottischen Freunde hatten ihn niemals lebendiger und belehrender, geistreicher und humoristischer gesehen, als zur Zeit seines letzten Besuches in Schottland (1817). Nach seiner Rückkehr arbeitete der 82jährige Greis mit wahrem Jünglings-Eifer an einer neuen Maschine zum mechanischen Kopiren von Bildhauer-Arbeiten!

Dieses glückliche und segensreiche Leben endete mit einem sanften Tode. Im Sommer 1819 fühlte sich Watt etwas leidend; aber erst wenige Wochen vor seiner Auflösung wurde er in bedenklichem Grade krank. Jetzt fühlte er oder schaute vielmehr klar, was ihm bevorstand, und beeiferte sich, seine Freunde zu trösten; denn er selbst bedurfte keines Trostes. Er sprach seine Dankbarkeit gegen die Vorsehung aus, daß sie ihn mit einem langen Leben gesegnet, der meisten Gebrechlichkeiten des Alters überhoben und, nach Vollendung seines ehrenvollen Tagewerks, einen heiteren Lebens-Abend genießen lassen. Und so trennte sich seine große Seele ohne Pein und Kampf, mit ruhigem Bewußtseyn von der irdischen Hülle, um in einer Welt höherer Intelligenzen wieder jugendlich fortzuwirken.

Watt ist zweimal verheirathet gewesen, hat aber nur einen Sohn, den vieljährigen Gefährten seiner Studien und Bestrebungen, und zwei Enkel, die Letzteren von einer vor ihm hingeschiedenen Tochter, hinterlassen. Er war Mitglied der Königlichen Societäten in Paris und Edinburg und einer von den wenigen Briten, die das Französische National-Institut zu seinen Mitgliedern wählte. Alle Männer der Literatur und der Wissenschaft waren seine herzlichen Freunde, und sein eben so mil-der als liberaler Charakter entwaffnete endlich den Neid selbst; ja, man darf annehmen, daß Watt zu den wenigen höher begabten Menschen gehört, die bei ihrem Tode gar keinen Feind hinterlassen haben.

Herrn Arago's Abhandlung über die Wirkungen des Maschinenwesens mit Rücksicht auf den Wohlstand der arbeitenden Klassen muß alle verjährten Vorurtheile in Betreff dieses Gegenstandes mit der Wurzel ausrotten. Einige dieser Abhandlung entlehnte Thatsachen und Berechnungen werden dem Leser interessant und belehrend seyn.

Die Quantität Wassers, welche täglich vermittelst Maschinen aus den Gruben von Cornwallis geschafft wird, erforderte eine Kraft von 50,000 Pferden oder 300,000 Menschen. Eine einzige Kupfer-Mine in Cornwallis realisirt die Arbeit von 1000 Pferden in 24 Stunden. Kein Spinner würde aus einem einzelnen Pfunde roher Baumwolle einen Faden von 150 Miles spinnen können, wie die Mule-Jenny vermag. In London beschäftigte der Bücherhandel vor Erfindung des Druckens etwa 200 Individuen, jetzt hat sich diese Zahl bis weit über 10,000 gesteigert. Als der berühmte Arkwright, der zuerst Barbier in Preston war und seinen Kindern ein Vermögen von 100,000 Pfd. Sterl. jährlichen Einkommens hinterließ, die den Fingern der Spinner substituirten Dreh-Rollen nützlich und einträglich gemacht hatte, belief sich der jährliche Ertrag der Baumwollen-Manufakturen in England nur auf 2,000,000 Pfd. Sterl.; jetzt übersteigt er 37,000,000 Pfd. Sterl. In der Grafschaft Lancaster allein wird den Manufakturisten jedes Jahr eine Quantität Baumwollen-Garn geliefert, die 21 Millionen erfahrene Spinner mit Spindel und Rocken nicht beschaffen könnten!!! Anderthalb Millionen Werkleute finden jetzt täglich bei diesem Gewerbe Beschäftigung, obschon die Zahl derselben vor Watt's und Arkwright's Erfindungen nur 50,000 betrug. In der Spitzen-Manufaktur zu Stockport hat die Errichtung von Dampfmaschinen bewirkt, daß die Zahl der bei diesem Gewerbszweige beschäftigten Arbeiter in sehr wenigen Jahren um ein Drittheil zugenommen hat.

Herr Edward Laines berechnet die Länge des Fadens, der alljährlich zur Fabrication von Baumwollen-Waaren verwendet wird, auf das Einundfunfzigfache der Entfernung der Sonne von unserer Erde, d. h. ungefähr 2000 Millionen Seemeilen.

Mannigfaltiges.

— Angelsächsische Literatur. Für die Freunde derselben in England — und deren Zahl wird täglich größer, weil das Sprachenstudium überhaupt immer allgemeiner und das Bedürfniß, den Spuren der Muttersprache nachzugehen, stets mehr gefühlt wird, — ist vor einiger Zeit ein treffliches Wörterbuch erschienen, das auch in Deutschland bekannt zu werden verdient.*) Der Verfasser desselben, Herr Bosworth, hat ein jahrelanges Studium dazu benutzt und nicht bloß die neueren Leistungen seiner Landsleute Thorpe, Kemble und Cardale, sondern auch die trefflichen Vorarbeiten auf dem Gebiete Angelsächsischer Sprachkunde, wie sie sich in Grimm's Deutscher Grammatik und in Rask's Skandinavischen Forschungen finden, mit großem Nutzen und schätzenswerther Anerkennung seinem Werke zu Grunde gelegt. Dem Lexikon selbst geht eine Abhandlung über den Ursprung, die Geschichte und die Verwandtschaft der Germanischen Sprachen voran. Das Niederdeutsche, das Hochdeutsche und die Skandinavischen Mundarten werden zunächst von einander gesondert und nach ihren charakteristischen Unterscheidungs-Merkmalen dargelegt. Ausführlichere Betrachtungen sind demnächst dem Angelsächsischen, dem Friesischen, dem Holländischen und dem Deutschen insbesondere gewidmet. In Bezug auf das Friesische, das von allen verwandten Dialekten die meiste Aehnlichkeit mit dem Angelsächsischen hat, verdankt Herr Bosworth sehr viel dem Niederländischen Gelehrten, Herrn Halbertsma, der sich in seinem Vaterlande hauptsächlich mit dem Studium des Friesischen beschäftigt. Den Mittheilungen und Belehrungen der Gebrüder Grimm, sagt der Verf. sehr bescheiden, sey er nicht minder dafür verpflichtet, daß er von manchem Irrthume zurückgekommen und zum Verständnisse dunkler Stellen selbst Angelsächsischer Schriftsteller gelangt sey. Im Wörterbuche wird das Angelsächsische durch die entsprechenden Worte der verwandten Sprachen, durch das Englische und endlich auch durch das Lateinische erklärt. Fast jedem Worte sind Stellen aus Angelsächsischen Schriftstellern mit einer so treu als möglich gehaltenen Englischen Uebersetzung angehängt. Die grammatikalischen Flectionen der Wörter sind, eben so wie das Geschlecht der Substantive, genau angegeben. Im Allgemeinen hat zwar der Ver[illegible]s Jahr 1100 als die späteste Zeit des reinen Angel[illegible] angenommen, indessen hat er doch auch ausnahmsweis[illegible] jüngere Worte, besonders solche, die in der Saxon [illegible] vorkommen, seinem Lexikon einverleibt. Am Schlusse [illegible]s befindet sich ein ausführlicher Index der darin entha[illegible]teinischen und Englischen Bedeutungen, so daß dasselbe auch [illegible] Wörterbuch zum Uebersetzen in das Angelsächsische benutzt werden kann.

*) A Dictionary of the Anglo-Saxon Language; with a preface on the origin and connexion of the Germanic tongues, a Map of Languages and the Essentials of Anglo-Saxon Grammar. By Rev. T. Bosworth LL. D. London, 1838.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 132. Berlin, Montag den 4. November 1839.

Frankreich.

Der Spekulant. *)

Der Spekulant ist der Mann unserer Zeit, der hervorstechende Charakter der jetzigen Generation, der getreueste Ausdruck des Geld-Jahrhunderts. Wer hätte besser, als er, die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft studirt, um irgendwo eine neue Unternehmung ausfindig zu machen? Wer hat gründlicher über die sich neu erhebenden Monarchieen und über die alternden Reiche, über die wahrscheinlichen Revolutionen und die möglichen Republiken nachgedacht, um zu entdecken, welches gesellschaftliche Chaos die reichste Ausbeute geben wird? Der Spekulant schwebt wie der Geist des Bösen über die Berge und Thäler dahin und jagt dem Glücke auf den Flügeln des Dampfes nach. Er zergliedert die Wissenschaften und zerlegt die Berühmtheiten, überzeugt, daß jeder Dunst eine bewegende Kraft ist, welche sich zu Banknoten ausmünzen läßt. Er kombinirt das Gute und das Böse, das Heilige und das Profane, das Recht und das Faktum, das Wahre und das Falsche, das Gerechte und das Ungerechte, um durch irgend ein chemisches Verfahren ein industrielles Produkt zu erzielen, auf das Actien ausgegeben werden können. Die Wechselfälle der Reiche sind für ihn ein merkwürdiges Schauspiel, ein vortheilhaftes Geschäft, weil er von den Zuschauern das Geld für die Plätze in Empfang nimmt. Er weiß aufs Haar, was, ein Jahr ins andere gerechnet, jede ministerielle Krisis einbringt. Ihm verdanken wir es endlich, daß der Handel in Betrügereien, die Politik in Geldschacher, die öffentliche Sittlichkeit in eine Finanz-Combination ausgeartet ist, und daß die ganze Gesellschaft nur noch eine Höhle voll Robert Macaire's ist. O, großer Mann! Heil Dir!

Der große Mann fängt meistentheils seine Speculation ohne einen rothen Heller an; dafür hat er Schulden; diese sind der Antheil, den er in den Fonds der von ihm organisirten Gesellschaften einlegt. Daher setzt er auch mit unvergleichlicher Kühnheit und mit der großartigsten Ruhe Millionen aufs Spiel; er wagt ja weiter nichts — als das Geld anderer Leute. Sein Gewissen könnte vielleicht einige Zweifel erheben, aber er betrachtet die Dinge von einem zu hohen Standpunkte aus, als daß ihn solche Kleinigkeiten beunruhigen sollten. Die Fesseln der Pflicht und der Moral sind zu schwach, um ihn zu hemmen. Wenn er sich nur sicher vor der Zucht-Polizei weiß, so fürchtet er nichts. So lange ihn die Assisen nicht vor ihre Schranken ziehen, macht er sich breit mit dem Anstrich der Tugend, die er auf eine geniale Weise zur Schau trägt. Ueberschreitet er die Linie, welche den Bürger, der zu allen Aemtern geschickt ist, von dem Gebrandmarkten trennt, nicht um die Breite eines Haares, so trägt er den Kopf hoch und glaubt sich auf dem Pfade der Ehre. Man sehe nur, mit welchem Selbstvertrauen er alle ihm zustehende Rechte ausübt; es giebt keine Würde, auf die er nicht Anspruch machen könnte. Er kann Geschworener, Spion, Nationalgardist, Zeuge vor Gericht, Diplomat, Stadt-Sergeant, Minister, Aufführer werden; und indem er nöthigenfalls alle diese verschiedenen Charaktere sich zu eigen macht, hat er nicht seinesgleichen.

O, Wohlthat der Civilisation! Der Spekulant, der seiner Beute nachjagt und sich in alle Irrgänge unserer Zeit verliert, bedarf, um glücklich daraus hervorzugehen, weder des Schwerdtes des Theseus, noch des Fadens der Ariadne. Er bekämpft die Ungeheuer nicht, die ihm in den Weg treten, sondern er schlägt ihnen Zeitkäufe vor, er blendet sie mit dem Zauberspiegel der phantastischen Erfindungen, er ködert sie mit industriellen Actien und bewegt die gezähmten Ungeheuer, mit ihrer Klaue ein gestempeltes Papier zu unterschreiben und, nach Art der frischgebackenen parlamentarischen und constitutionellen Monarchen, ihm einen bürgerlichen Handschlag zu ertheilen.

Von der hier geschilderten Figur würden sich vielleicht zwei streng geschiedene Arten aufzeigen lassen: der Mystifizirende und der Mystifizirte. Aber der wahrhafte Spekulant, das Ideal der Gattung, vereinigt beide Verschiedenheiten in sich. Bald betrügt er, bald wird er betrogen. Heute verkauft er, morgen wird er verkauft; Betrug ist sein Handel, Unredlichkeit sein Geschäft. Es ist dies ein gutes Geschäft.

Der Spekulant, der einmal im Zuge ist, kleidet sich elegant; er läßt einen Jeden das köstliche Zeug seiner Beinkleider und den herrlichen Stoff seiner Weste bewundern. Es sind neue Erfindungen, für die er ein Patent nachsucht. Das Bedürfniß einer Verbesserung der Toiletten-Artikel war längst allgemein empfunden; er hat die umfassendsten Pläne; an Kapitalien kann es nicht fehlen, denn die Auslagen sind unbedeutend, und der Gewinn ist kolossal. Indem er dies auseinandersetzt, steigt der Spekulant in ein herrliches Tilbury, welches mit einem Vollblut-Pferde bespannt ist, das er auf die vortheilhafteste Weise erworben hat. Er verkauft es wieder an einen Freund, der es durchaus haben will und dem er Gelegenheit zu einem vortheilhaften Kaufe zu geben wünscht. Er opfert sich selbst und bezweckt keinen anderen Gewinn, als — eine Bagatelle von 100 Louisd'or; mit Kleinigkeiten giebt er sich nicht ab.

Ist er im Bois de Boulogne angelangt, so erhebt er sich von den schwellenden Kissen, von denen herab er auf seinen kleinen Groom und die Vorübergehenden niederschaut, und mischt sich unter die Spaziergänger, um einem reichen Fashionable des Jockey-Klubs ein Geschäft vorzuschlagen, welches Gold in Scheffeln einbringen muß. Es bedarf nur eines Einlage-Kapitals von einigen hunderttausend Francs. Eines der schönsten Geschäfte ist die Errichtung eines Hauses im Großen zur Paarung der Stärke und der Schwäche, der Kraft und der Anmuth, d. h. zu einer engeren Verbindung beider Geschlechter. Bei der Errichtung dieses wesentlich philanthropischen und nationalen Instituts, welches den leidenschaftlichen Naturen einen Abfluß eröffnen wird und für die öffentliche Sittlichkeit, für alle Familienväter der Provinz und der Hauptstadt eine Bürgschaft seyn soll, wird allen Anforderungen des feinsten Geschmacks genügt werden. Die Actionaire erhalten Nummern und Billette, vermöge welcher sie zu jeder Zeit Zutritt haben. Ein genauer und umfassender Bericht wird die Actionaire in den Stand setzen, sich beständig von der Sachlage zu unterrichten. Der Spekulant nimmt alle Mühseligkeiten und Beschwerden der ersten Einrichtung über sich, und die Theilnehmer werden nur die Mühe haben, den Gewinn einzuziehen. Er selbst hat dabei nichts Anderes als das Interesse des Landes und die Sicherung der Ordnung im Auge; für ihn ist es eine rein moralische Frage. Daher übernimmt er auch auf die uneigennützigste Weise, ohne alle Entschädigung, die Verwaltung, die Rechnungsablegung, alle Geschäfte, Schreibereien und — die Kasse.

Der Spekulant in den höheren Sphären wartet nicht lange auf das Glück; für ihn arbeitet der Telegraph, ihm klopfen die Emeuten vertraulich auf die Schulter, ihm nicken die Verschwörungen zu; ist das zusammengenommen nicht der Stein der Weisen? Er weiß einige Stunden zum voraus, was aus dem gährenden Gebräu, das in dem großen repräsentativen Kessel schäumt und wallt, hervorgehen wird. Für jeden Fall hat er eine Combination in Bereitschaft. Er gewinnt 10 Centimen an den Doctrinairen, etwas weniger an den Dynastischen, weit mehr am linken Centrum. Das Wesentliche ist nur, daß er bei Zeiten in Kenntniß gesetzt wird. Zu diesem Zwecke hat er vom Palaste der gesetzgebenden Versammlung an bis zum Tempel der Wechsel-Agenten Posten aufgestellt, welche ihn durch verabredete Zeichen von Stunde zu Stunde von den Pulsschlägen der Regierungs-Krisis und den Fieberzuckungen der Rednerbühne benachrichtigen. Wem wird der Sieg verbleiben? Daran liegt wenig. Vor Allem die Speculation. Diese bringt in einem Augenblicke Paläste, Villa's, Kreuze der Ehrenlegion, reiche Erbinnen. Sind diese Geschenke von Dauer? Je nachdem. Es ist ein frecher und phantastischer Schwarm, der wie in den Mährchen der tausend- und einen Nacht plötzlich erscheint und vorübergaukelt. Bald dieser, bald jener; Frankreich trägt die Kosten.

Der Spekulant der Mittelklasse hat eine komfortable Wohnung, einen bestimmten Platz an der Börse und bei Tortoni, eine Familie irgendwo und eine Maitresse hier oder da. Um sich vor den politischen Wetterschlägen zu schützen, hat er einen Fuß im Lager der Legitimisten, einen Arm im juste-milieu und einen anderen Theil des Körpers bei den Republikanern. Aus den Kreuzen der Ehrenlegion macht er sich eben so wenig, wie aus den Suppen der Wohlthätigkeits-Anstalten. „Die Armuth bringt nichts ein" Die Juli-Feste sind ihm eben so zuwider, wie die Gefechte der Polichinelle, die Programme des Rathhauses eben

*) Nach der Skizzensammlung: Les Français.

so sehr, wie die lebenden Merkwürdigkeiten. „Bei diesen schlechten Späßen kömmt nichts heraus."

Wenn er die Kunst, zu schreiben, versteht, und das kömmt vor, so verkauft er seine Manuskripte fünf- oder sechsmal. Zuerst bringt er sie in den Feuilletons an, dann läßt er sie in Oktavo drucken, und endlich verarbeitet er sie zu Dramen oder Vaudevilles. Das ist eine literarische Trilogie in drei verschiedenen Formen, in drei verschiedenen Gewändern, mit drei verschiedenen Titeln, welche doch eines und dasselbe sind. Die Hauptsache ist, daß er dreimal Geld bekommen hat und das gute Publikum am Ende dreimal getäuscht worden ist. Später kann er die Trilogie noch einmal in 12mo oder in 18mo ausgeben und sie endlich noch in seine gesammelten Werke aufnehmen. Bewundernswerther Fortschritt der Wissenschaft!

Das Landleben liebt der Spekulant nicht besonders. Wozu sind auch die Felder und die Saaten? Sie ernähren ja doch nur höchstens die Bewohner der Erde. Das mag ganz vernünftig und für den großen Haufen gut genug seyn; der wesentliche Punkt für ihn ist ja aber nicht, die Menschen zu mästen, sondern die Speculation zu nähren. (Schluß folgt.)

E n g l a n d.

Ueber den Umfang des Diebeshandwerks in den Englischen Grafschaften.

(Schluß.)

Ein vierter Dieb giebt der Kommission merkwürdige Details über die Landstreicher oder Zigeuner, welche unstreitig die zahlreichste Klasse der Uebelthäter bilden. Wie groß ihre Zahl ist, kann man daraus schließen, daß nur die Gefängnisse von England und Wales jährlich mehr als 18,000 Subjekte dieser Sorte beherbergen.

Die Zigeuner sind die schlauesten Diebe, in allen Gattungen des Diebstahls gleich geschickt. Auch die Frauen besitzen diese Gewandheit: besonders wissen sie durch Wahrsagen den Leuten das Ihrige abzunehmen, sie sind mit dem geringsten Geschenk, mit einem Penny, ja mit einem Stück Brod zufrieden, während sie mit dem größten Geschick Alles, was ihnen in die Hände kommt, bei Seite bringen. Sie machen auch goldene Ringe aus dem Messing alter Knöpfe, und wenn sie Bauern mit gutmüthiger ehrlicher Miene kommen sehen, bücken sie sich und thun, als wenn sie diese Ringe, die sie in Papier eingehüllt haben, eben erst gefunden hätten; dann klagen sie über den Fund und meinen, ein Stück Brod oder ein Paar Penny, um welches zu kaufen, wäre ihnen lieber gewesen. Es ist selten, daß sich der Landmann nicht betrügen läßt und diese Ringe für mehrere Shilling zuletzt kauft. Die Zigeuner machen auch falsches Geld, besonders im südwestlichen Theil Englands, namentlich in den Grafschaften Sussex, Kent, und Northampton. Ihre Sitten sind die der früheren Jahrhunderte; sie sind in Clans eingetheilt. Die drei genannten Grafschaften enthalten den Stamm der Cooper, der Stanleys und der Bucklands. Die beiden Stämme Boslem und Smith, deren jeder gegen 60 Individuen zählt, leben in Nottinghamshire und Derbyshire, wo dieselbe Abwesenheit der Polizei ihre Räubereien begünstigt. Sie haben keine Religion, lästern wie Ungläubige, begatten sich wie die Thiere und sind eben sowohl die Schmach, als der Aussatz der Civilisation. Die Untersuchung brachte heraus, daß sie den Landleuten eine Art abergläubischer Furcht einflößen. Washington Irving spricht in seiner „Astoria" von einem berühmten Indianischen Häuptling, genannt „der schwarze Vogel", der vermittelst Arsenik, welches ihm von Weißen geliefert worden, seinem Stamm einzureden wußte, daß er eine übernatürliche Macht besitze. Wenn ein Unzufriedener sich widerspänstig zeigte, so prophezeite der „schwarze Vogel" seinen Tod auf den und den Tag, und die Prophezeiung traf unfehlbar ein. Die Zigeuner üben in den Englischen Dörfern durch dasselbe Geheimmittel eine gleiche Macht aus. Nur muß hier bloß das Geflügel und die Schweine büßen, wenn die Bauern den Zigeunern etwas abschlagen.

Die Reisenden werden von diesen Leuten nicht angegriffen; aber die Straßen sind darum nicht sicherer, und es giebt andere Räuber genug, welche die Landstraßen gefährden. Das Verhör mehrerer reisenden Commis hat der Kommission bewiesen, daß die Straßen, außer in der Nähe großer Städte, nicht sicher sind. Auf dem Kontinent ist die Sicherheit viel größer. In Deutschland hört man nur selten von einem angehaltenen Reisenden; in Preußen ist es längst eine unbekannte Sache; in Frankreich ist die Gefahr noch nicht ganz verschwunden, aber viel geringer als bei uns, und wenn Spanien und Italien die Länder sind, welche am meisten Reise-Abenteuer aufweisen, so nimmt wenigstens England mit vollem Recht den dritten Rang ein.

Dieselben Reisenden rühmen die Sicherheit der Landstraßen in der Nähe der Hauptstadt. Einer von ihnen hat erklärt, daß er zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht, zu Fuß oder zu Pferde, ohne Furcht daselbst reisen würde. Die Kommissarien fragten ihn, wie hoch er den Schaden schätze, der für seine Geschäfte aus dem Aufenthalt hervorgehe, zu welchem ihn die bei dem gegenwärtigen Zustand gewisser Englischer Straßen und der großen Anzahl Banditen erforderliche Vorsicht zwänge? Die Antwort lautete: „Wenn ich auf allen Straßen mit gleicher Sicherheit reisen könnte, wie in den Distrikten, wo eine regelmäßige Polizei ist, so würde ich damit, daß ich früher abreisen und nach dem Einbruch der Nacht weiter fahren könnte, in vierzig Tagen ungefähr fünf gewinnen."

Neben, wo nicht über die Straßenräuber sind die schändlichen Menschen, welche die Schiffbrüchigen plündern, zu stellen. Der Bericht erklärt, daß an den gefährlichsten Küsten, besonders in Cheshire, die ganze Bevölkerung dieses Gewerbe treibt, und zwar mit solchem Eifer, daß man keine Ursache hat, die Wahrheit der alten Geschichte von dem Pfarrer von Cornwallis in Zweifel zu ziehen. An einem Sonntag hört derselbe mitten in einer Predigt über das 13te Gebot: „Fremdes Gut sollst du nicht nehmen" unter seinen Zuhörern die Nachricht zirkuliren, daß ein Schiff gestrandet sey. Sofort schicken sich diese guten Christen an, nach dem Ufer zu eilen. Der Prediger hält sie auf: „ob sie denn ohne ihn arbeiten wollten?" Und sofort Meßgewand und Chorrock von sich werfend, springt er über die Kanzel: „Vorwärts, meine Jungens, jetzt heißt's laufen."

Die Gier der Küstenbewohner nach diesem Raub ist unerhört: es ist ein Wetteifer unter ihnen, wer zuerst einen gestrandeten Gegenstand berühren wird; sie glauben, daran ein unbestreitbares Eigenthumsrecht zu haben. Vor drei Jahren scheiterte ein Schiff, welches „der Grieche" hieß, unter Capitain Salisbury an dieser Küste. Der Capitain kam um, und sein Körper wurde ganz nackt gefunden. Ja man hatte ihm sogar einen Finger abgeschnitten, um sich eines Ringes zu bemächtigen. Der Kopf einer Frau, die in demselben Schiffbruch umkam, wurde ohne Ohren gefunden; man hatte sie ihr abgeschnitten, weil das Abnehmen der Ohrringe zu viel Zeit erforderte. Bei einem anderen Schiffbruch hatte sich einer von den Plünderern mit Hülfe seines Sohns eines Fasses mit Rum bemächtigt; nach einigen Tagen fand er die Tonne leer: sein eigener Sohn hatte ihn bestohlen. Muß es nicht so kommen, wenn diese Elenden ihre Kinder an diese schändliche Räuberei gewöhnen? Männer, Weiber, Kinder, Jung und Alt stürzen an die Küste, sobald ein Schiff in Gefahr ist, und statt ihm beizustehen, befördern sie vielmehr seinen Untergang. Was müssen die Völker von uns denken, wenn England solche Verbrechen ungestraft läßt?

Nicht weniger gefährlich als die bisher Genannten sind die vierundzwanzig Logirer, die in den großen Städten, besonders in London, eine wahre Schule des Lasters halten. Ihre Häuser versorgen England mit jener Masse von Verbrechern, die in offenem Kriege mit der Gesellschaft liegen. Die jungen Leute, die aus irgend einem Grunde das väterliche Haus verlassen müssen, finden da eine sichere Zuflucht. Die „Logirer" wissen sie allen Nachforschungen zu entziehen. Der junge Mann, der einmal da hineingerathen, ist verloren; man lernt hier den Geschmack am Bösen durch die Gesänge und das Lachen, womit die Leute erzählen, was sie gethan oder gesehen haben, durch ausschweifende Gelage, berauschende Getränke, Taback, Karten, Würfel, Billard und vor Allem durch die Frauen. So lange der neue Ankömmling Geld oder Kleider hat, bezahlt er seinen Antheil an dieser ewigen Orgie. So wie das aufhört, kann er sich die Mittel, daran Theil zu nehmen, nur durch Stehlen schaffen.

Der Bericht der Kommission zeigt durch eine Menge von Thatsachen, daß, während in den Städten durch den wohlthätigen Einfluß der Polizei das Uebel im Abnehmen begriffen ist, auf dem platten Lande dagegen, wo es an jeder schützenden Gewalt fehlt, es täglich schlimmer wird. Unter Anderem führt sie zur Unterstützung dieser Behauptung folgendes Faktum an, das zu bedeutsam ist, um mit Stillschweigen übergangen zu werden.

Der Lieutenant Cole von der Königlichen Marine hatte ein adeliges Gut bei Rhayader in der Grafschaft Radnor in Wales gekauft. Neben dem Wohnhause waren einige Grundstücke, welche von dem bisherigen Besitzer mit Mauern umschlossen worden. Ein Nachbar machte dennoch Ansprüche auf ein gemeinsames Eigenthumsrecht an diesen Grundstücken; es war ein durch seine Familienverbindungen im Lande einflußreicher Advokat. Als er die ersten Versuche machte, sich den so bestrittenen Boden anzueignen, schlug ihm der Lieutenant Cole vor, die Frage entweder durch Schiedsrichter oder durch einen Gerichtshof entscheiden zu lassen. Diese Vorschläge wurden zurückgewiesen, und von einem Haufen Menschen, welche mit Blei beschlagene Stöcke trugen, begleitet, zerbrach der Eindringling die Thüren des Gehäges und trieb seine Pferde und sein Vieh hinein. Der gesetzmäßige Eigenthümer wandte sich an die Behörde; nach zehntägigen Sollicitationen erlangte er endlich, daß ihm sechs Spezial-Konstabler beigegeben würden, weil die gewöhnlichen hier nicht ausreichten. Der Lieutenant bemächtigte sich nun des Viehes seines Gegners und schickte es in das Gefängniß, das zur Aufnahme von Thieren bestimmt ist, welche fremde Weiden betreten. Der Eigenthümer des Viehes kam mit einer stärkeren Macht hinzu, nahm seine Heerde zurück und führte sie aufs neue auf den Boden des Lieutenants. Die Behörde, bei der sich Herr Cole wieder beklagte, antwortete ganz einfach, er müsse sich die Mittel verschaffen, mit bewaffneter Macht den Angriffen seines Gegners zu widerstehen. Von den Konstablern jedoch wollte Keiner mehr dem Lieutenant helfen. Die Drohungen seines Gegners schreckten sie zurück. Herr Cole war gezwungen, auf seine Kosten einen Trupp von 25 Mann zu halten, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Nun erst, als man sah, daß er zu energischem Widerstand entschlossen sey, begann man eine Instruction gegen die Leute des Advokaten und überführte sie der Unordnung und des Aufruhrs (riot). Doch da es an genügendem Schutz gegen die Rache fehlte, die man nach ihrer Verurtheilung zu befürchten hatte, so sprach man bloß die Sentenz aus, ohne sie zu vollziehen.

Die Kommissarien, erstaunt, daß dergleichen in einem Lande vorkommen könne, wo die Achtung für das Eigenthum bis zum Fanatismus geht, fragten den Lieutenant, ob sein Fall ein außerordentlicher und ohne Beispiel sey. Die Antwort lautete: „Solche Dinge sind sehr häufig. Nur Eins war bei diesem Vorfall ohne Beispiel, die Hartnäckigkeit nämlich, mit der ich mich dem Angriff auf mein Eigenthum widersetzte. Der Arme giebt gewöhnlich nach, denn er weiß es nicht anders, als daß die Gewalt über das Recht und das Faktum über das Gesetz den Sieg davonträgt."

In dieser allgemeinen Musterung der Verletzungen, welche die Gesellschaft täglich erfährt, haben die Kommissarien auch ihre Aufmerksamkeit auf die gefährliche Lage der Fabrikherren gerichtet, die ohne Vertheidigung dem so leicht zu verführenden Haufen ihrer Arbeiter gegenüberstehen. Denn die bewaffnete Macht schreitet immer dann erst ein, wenn die Unordnung den höchsten Gipfel erreicht hat, und die Quelle dieser Unordnungen ist nicht, wie die Radikalen behaupten, in dem Haß gegen die Aristokratie zu suchen, sondern in der mangelhaften Einrichtung der Polizei in allen anderen Orten als London. Selbst mitten in einer Emeute kann der Soldat keine individuelle Thatkraft entwickeln: unbeweglich steht er, an die Reihen gekettet, mit dem Gewehr da, und wenn man ihm endlich die Erlaubniß giebt, zu handeln, so ist der Aufrührer verschwunden, und den unschuldigen Zuschauer trifft Feuer und Schwert. Die militairische Macht bringt unter diesen Umständen den friedlichen Bürgern keine wirksame Hülfe, und diese werden immer das Opfer solcher Vorfälle seyn, so lange nicht die Behörden mit einer besonderen Polizei ausgerüstet sind, welche aus energischen, verständigen Leuten besteht.

Der Bericht der Kommissarien schließt mit den verschiedenen Klauseln einer Bill zur Errichtung einer solchen Polizei in den Ruraldistrikten Englands. Das Ministerium hat bekanntlich diese Bill in der letzten Session dem Parlament vorgelegt; doch hat Lord John Russell nicht gewagt, das Institut, das durch dieselbe geschaffen werden soll, auf alle Punkte des Landes in gleichmäßiger Weise auszudehnen und ihm ein gemeinschaftliches Centrum zu geben. Die Englischen Vorurtheile gegen die Centralisation und der Widerstand der Aristokratie, welche sich die Regierung der Grafschaften nicht nehmen lassen will, erlauben es nicht, diese neue Macht in die Hände des Ministeriums zu legen. Die Bill ermächtigt die zu den vierteljährlichen Sessionen versammelten Friedensrichter, eine besoldete Polizei einzuführen, welche theils die Räubereien auf dem Lande reprimiren, theils in den Städten bei einer Volksbewegung die öffentliche Ordnung beschützen soll. Nach dieser Bestimmung wird die Polizei ganz von den Lokalbehörden abhängen; auch ist es nicht anders möglich, da die exekutive Gewalt weder in den Städten, noch in den Grafschaften direkte Agenten hat. Diese Bill hat das mächtigste Argument für sich, die Nothwendigkeit. Die Toryistische Opposition hat ihr auch nur einen unbedeutenden Widerstand geleistet; eher erregt sie den Argwohn der radikalen Partei, welche vielleicht in dieser permanenten Gewalt ein Unterdrückungswerkzeug sehen wird. So viel ist ausgemacht, daß die Einführung einer besoldeten Polizei in England eine wahre Revolution in den Sitten dieses Landes ist.

Rußland.

Theehäuser und Restaurationen in Moskau.

Von J. G. Kohl.

Wer alle Moskauer Kirchen genau besehen und darauf noch, wie ich am 2. Mai 1837, alle Irrgänge der Handelsbuden-Stadt und Basare durchlaufen ist und zehn Stunden hindurch nichts Anderes zu sich genommen hat, als Kirchenluft und Straßenstaub, der kann nicht stark getadelt werden, wenn er mit einiger Begierde alle Schilder der Häuser durchliest und hastig nach dem erquicklichen Wörtchen Restauration sucht, selbst wenn es auch mit einem orthographischen Schnitzer „Restirazie" buchstabirt seyn sollte, wie es in Moskau bei einigen Restaurateurs geschrieben steht, die da dachten: „Das Russische Wort restiratj heißt zerknacken, zerbeißen. In meiner Wirthschaft sind ja nun viele Dinge, welche meine Gäste zu zerbeißen pflegen. Restauration muß also wohl eine Art von Zerbeißungshaus seyn, und die Franzosen, die bekanntlich keine gute Russen sind, haben sich hier offenbar versehen und haben Restirazie statt Restauration schreiben wollen."

Bald war ich nun auch so glücklich, mir aus der Ferne die Restauration des Kaufmanns Manzoff freundlich zuwinken zu sehen, und sogleich richtete der begierige Steuermann Hunger, der einstweilen bei mir den Vorsitz führte, die Kiele meiner Schuhsohlen auf jene goldene Inschrift zu, die vor einem Gange der Ilias-Straße Kitaigorod's prangte. Am Ende des Ganges fand ich eine Thür und Treppe, und am Ende der Treppe, im ersten Entree-Zimmer des Traiteurs, ach, welche anmuthige und seelenlabende Fülle von zerbeißlichen Waaren! In diesem ersten Zimmer wurde nämlich das, was man in das zweite, dritte und vierte zum Zerbeißen schickte, geschmort und gebraten, gekocht und geröstet. Auf buntgeschmückte Flaschen gefüllt, standen die erquicklichsten Flüssigkeiten umher, Kwas, Bier, Meth, Wein, Liqueurs, Naliwki's und Nastoiki's u. s. w., bei deren Anblick man in Hexametern sprechen möchte, wie Odysseus bei der Beschreibung der Milch- und Käse-Kammer des Cyklopen. — Brodte, Karbonaden, Eier- und allerlei Gemüse-Portionen, Kuchen und hunderterlei Backwerk häuften sich hier auf einander in einem Ueberfluß, wie auf einem Küchen-Gemälde aus der Niederländischen Schule! Welche wohlgefällige Thätigkeit für einen Hungrigen in dem Vorzimmer eines Russischen Kaffeehauses, welches Hin- und Herschleppen so süßer Lasten, welch' einladendes Tellergeklapper und appetitliches Brutzeln und Sprudeln der Suppen und bratenden Fische! Welche freundlichen Klänge der vom Koch fordernden Marqueure: „Zwei Portionen Sselennoi Schtschi! — eine Portion Ikra machkoje! — mir vier Portionen Skoromnaja Suppe!" Alles um so interessanter, weil es unverständlich ist und also die Erwartung spannt. — Ich, der ich hier in Moskau nur Eine Idee hatte, nämlich: „Russen, Rußland und Russisches", dessen Blicke nur nach Russischen Formen jagten und dessen Ohren, wie Netze, nur nach Russischen Tönen ausgestellt waren und dessen Gaumen nur nach Russischen Speisen lechzte, — ließ mir gleich etwas National-Russisches geben, einen Teller mit dem so beliebten „Sselennoi schtschi" (grüne Krautsuppe), und ich muß gestehen, daß ich es nicht bereute. Diese Suppe ist an und für sich schon sehr schmackhaft. Dazu birgt sie noch auf ihrem Grunde allerlei kleine unerwartete Surprisen und überrascht den hungrigen, mit dem silbernen Löffel darin Fischenden auf die mannigfaltigste Weise, bald durch ein lieblich geröthetes Stückchen Schinken, bald durch ein Ei, bald durch ein Paar kleiner Saussischen und noch durch manche andere schmackhafte Dinge. Denn sie ist eines von den in der Russischen Küche so beliebten Potpourri's. Ich ließ darauf in Butter gebratene Blinni mit frischem Kaviar folgen und ging dann schmeckend den ganzen Russischen Speisezettel durch, was für einen hungrigen Ethnographen ein sehr vergnügliches Geschäft ist. Doch lassen sich Reminiscenzen an solche Dinge schwer für Andere genießbar reproduziren. Als ich endlich zur Zigarre und zur Tasse Kaffee gekommen war, überließ ich mich der gemüthlichen Betrachtung des Russischen Kaffeehaus-Lebens.

Diese Kaffeehäuser sollten eigentlich nur Theehäuser genannt werden, insofern Thee entschieden das vornehmste und gesuchteste Getränk dort ist und Kaffee nur höchstens dann und wann von einem Nicht-Russen gefordert wird, ja in den meisten selbst gar nicht zu haben ist. Es haben sich diese Theehäuser, wie alles echt Russische, am eigenthümlichsten in Moskau ausgebildet; doch giebt es deren nach dem Moskauschen Zuschnitt auch in allen größeren Provinzstädten. In Petersburg giebt es nur Kaffeehäuser nach unserer Weise, und höchstens nur für die geringeren Klassen Russische Theehäuser. In Moskau finden sich die meisten am Fuße des Kremls um den Alexander-Garten herum, wo sich das meiste Leben der Stadt sammelt.

Die Zimmerräume sind in diesen Theehäusern, wie überall in Rußland, sehr groß, und es giebt ihrer gewöhnlich eine ganze Suite. Sie sind immer sehr bunt ausgemahlt und besonders auffallend reich mit Spiegeln versehen. In einigen hängt zuweilen das Portrait des Kaisers, in jedem ohne Ausnahme aber ein großes, in goldenen Rahmen gefaßtes Heiligenbild mit stets brennendem Lämpchen. Keiner der eintretenden Gäste versäumt es, vor ihm seine Verbeugung, Kreuz und Devotion zu machen, so wenig wie in einer Kapelle, und diese beständigen Gebetverrichtungen in einem Kaffeehause sind für den Fremden ein sehr sonderbarer Anblick. Die Anzahl der Domestiken in diesen Kaffeehäusern ist eine wahre Unzahl, eben so wie in den Häusern der Reichen. In meinem Kaffeehause Manzoff, wo doch nur acht Zimmer waren, belief sie sich auf sechzig. In anderen findet man sogar ein Corps von 80 Bedienten. Diese Leute sind durchweg in Moskau weiß gekleidet: sie tragen weiße Pantalons, ein weißes Hemd oder Gewand darüber, das von einem weißen Gürtel zusammengehalten wird. Am Sonntag, so lange dies weiße Gewand noch unbefleckt ist, nehmen sich diese jungen, in der Regel hübschen, bärtigen Burschen recht nett in dieser Uniform aus. Man begreift aber nicht, wie die Kaffeewirthe, die doch eben so genau berechnen wie die unsrigen, eine solche Menge von Leuten für unumgänglich nöthig halten, und warum denn immer sechs Rücken sich bücken müssen, wenn ein Gast bewillkommnet werden soll, oder zehn Arme sich ausstrecken müssen, wenn Jemand etwas fallen läßt. Freilich verlangt das Russische Publikum etwas bedeutend viel Bedienung. Denn nicht nur die Pfeifen müssen von den Dienern gereinigt und gestopft, sondern den Herren auch brennend in den Mund gesteckt werden, nicht bloß Mantel und Pelz dem Kommenden abgenommen, sondern auch dem Gehenden wieder umgehängt werden. Manche lassen sich auch sogar den Thee einschenken und sehr gewöhnlich sogar die gebrachte Karbonade oder Beefsteaks in kleine Stückchen zerschneiden. Es fehlte nichts, als daß sie sich dieselben auch noch in den Mund stecken ließen. Bei allen diesen Dingen wäre doch immer auch Einer hinreichend. Allein gewöhnlich greifen überall ein halbes Dutzend Hände zugleich zu, und namentlich beim Mantelumhängen sind immer Viele zugleich geschäftig, und alle Diener des Zimmers verneigen sich höflich zugleich gegen den Hinausgehenden. Es kann daher nicht fehlen, daß sie manche müßige Stunden haben. Ueberhaupt ist kaum ein Land in der Welt, wo immer so viele Menschen in Ordnung gehalten werden müssen, als in Rußland. Hundert Menschen gehen zusammen aufs Feld zum Ackern, Aerndten, Säen. Jeder kleinste Transport geschieht von ganzen Karawanen von Wagen. Sehr selten sieht man einzelne Menschen in Rußland. Alles häkelt und hängt an einander, und Alles regt und bewegt sich in Massen.

Die Gesellschaft in diesen national Russischen Kaffeehäusern ist immer eine echt Russische. Es kommen dahin die bärtigen

Kaufleute und die rasirten Tschinnowniks.*) So war es auch bei Manzoff. Die Bärtigen saßen, von Silber- und Banko-Rubeln schwatzend, bei einander, tranken Thee und rauchten wenig. Die Unbärtigen rauchten viel, die Meisten Pfeifen, Einige sogar Zigarren und lasen sogar auch in den Zeitungsblättern, d. h. in den „Moskauschen Neuigkeiten" und den „Literarischen Notizen", den beiden in Moskau verbreitetsten Blättern. — Peter I. schien also dennoch Recht zu haben, wenn er den Bart als ein so großes Hinderniß der Civilisation betrachtete und ihn, wo möglich, bei den Russen völlig auszurotten strebte.

An das andere Ende meines Tisches ließen sich auch bald drei Bärte nieder; ein goldbrauner und zwei mattbraune, wie man diese denn unter den Russen am häufigsten findet. Sie nahmen das andere Ende des Tisches für sich und ließen sich natürlich Thee geben. Denn wenn anderswo die ganze Welt Geld schreit, so schreit die echt Russische „tschai." — Und tschai ist bei Vornehm und Gering ein so ungemein in Rußland verbreitetes Getränk, daß jeder Russe sich sehr unglücklich halten würde, wenn er es sich versagen müßte, während ich mich sehr glücklich schätzte, als ich hier zum ersten Male genau und im Detail beobachten konnte, wie die National-Russen dieses Getränk zu sich nehmen.

Zwei Spülkümpe von Porzellan stehen beständig zum beliebigen Gebrauche auf der Mitte jedes Tisches. Es wird ein Theetopf, ein Topf mit heißem Wasser, ein Schälchen mit Zucker, auf dem die Stücke genau gezählt sind, und ein anderes Schälchen mit Citronenschnittchen — mit Milch vermischen die Russen ihren Thee nie — servirt. Dies Alles nun wurde auch meinen drei Nachbarn auf eine schmutzige Serviette gesetzt — denn was diesen Artikel in den Russischen Kaffeehäusern betrifft, so sind auf ihnen gewöhnlich schon so viele Diners und Frühstücke abgehalten, daß die Phantasie in ihren gelben, grünen und braunen Flecken und anderen Reminiscenzen hinreichende Unterhaltung findet. Es bemächtigte sich dann einer von den drei Bärten des Wassertopfs und machte den Wirth, schwenkte zuvor jede Tasse sorgfältig aus und warf dann in jede ein Stück Zucker, während zugleich Jeder von den Dreien auch ein Stück zum Zubiß in die Hand nahm. Dann schenkte der Wirth den Thee ein, und zwar so, daß er den Theetopf immer über allen drei Tassen kreisen und dabei jedes Mal ein paar Tropfen fallen ließ; natürlich, um Niemanden Unrecht zu thun, damit Jeder gleich viel vom oberen und gleich viel vom unteren Thee bekam. Dann goß er sogleich wieder Wasser auf den Thee. Darauf warf sich Jeder ein Citronenschnittchen in die Tasse, drückte es ein wenig mit dem Löffel aus und schüttete sich das Getränk ins Untertäßchen, indem er den süßen Zuckerrest dazu sorgsam nachspülte, knupperte dann an seinem Stückchen Zucker, stellte beide Arme auf den Tisch und ließ aus dem Unterschälchen den warmen Trank seine bekannten Wege weiter gehen. Sie tranken ihre Tassen nie ganz leer, sondern ließen, auch wenn der Thee noch so lauter war, einen kleinen Rest, den sie in den Spülkump schütteten, welche allgemeine Sitte wahrscheinlich mit einem kleinen Aberglauben zusammenhängt. Darauf leckten sie sich den Bart aus, strichen und bearbeiteten ihn mit den Fingern, wie die Vögel ihre Federn mit dem Schnabel. Der Wirth hatte schon längst wieder Thee gebraut. Alle Drei waren zugleich fertig, und alle Drei bekamen auf dieselbe Weise, wie vorher, ihre Ladung, die sie auf dieselbe Weise mit Zuckerknacken, Ausspülen u. s. w. wieder leerten. Sie saßen so brauend eine halbe Stunde lang zusammen, bis von allem heißen Wasser sie selber wie Theekessel dampften und ihre Angesichter im Schweiße badeten. — Dies Letztere ist nun eigentlich weit mehr der Zweck dieser Art von transpirirender Berauschung, als das Trinken selbst, und gewiß würde ein Chinese großes Aergerniß daran nehmen, sein edles Blüthengetränk bloß als schweißtreibendes Mittel verwandt zu sehen. Das Schwitzen — d. h. nicht eben das, welches von angestrengter Arbeit herrührt — ist den Russen ein Genuß, daher sie es auch in allen möglichen Krankheiten so heilsam halten. Daher auch ihre Schwitzbäder und manches Andere.

Es ist wunderbar, daß die Russischen Kaufleute nicht nur in Moskau, sondern auch in allen anderen Städten Rußlands, haarklein auf dieselbe Weise Thee trinken und haarklein so genau dasselbe wiederholen, als geschähe es aus einer Naturnothwendigkeit, wie z. B. ein Ahorn nicht runde, sondern gelappte Blätter macht. Das Ganze hat um so mehr Interesse, als sich so viel Charakteristisches der Russischen Nation darin abspiegelt.

Auf eine für uns sehr auffallende Weise setzen sich die Russen in diesen Kaffeehäusern über gewisse Vorurtheile hinweg in Bezug auf das Rauchen. In jedem Kaffeehause nämlich giebt es eine Partie von Pfeifen mit langen Röhren und kleinen Türkischen Köpfen, die dem ganzen Publikum gemeinschaftlich dienen. Sie gehen von Munde zu Munde, und es wird Einem zum Thee eine Pfeife präsentirt, wie bei uns eine Zigarre. Die Bedienten haben nicht nur das Geschäft, sie zu stopfen, sondern auch, sie anzurauchen und so fix und fertig dem Gast in den Mund zu stecken. Man sieht sie oft mit fünf bis sechs brennenden Pfeifen laufen, die sie abwechselnd rauchen und zwischen den Tischen vertheilen. Ich möchte einmal einen Englischen Schiffs-Capitain sehen, wenn ihm ein Russischer Diener eine solche Pfeife anbietet!

*) Beamte der niederen Klassen.

Uebrigens giebt es auch manches Hübsche in den Kaffeehäusern Moskau's. Die Russen lieben Musik; und Nachtigallen oder andere Singvögel werden daher in allen Kaffeehäusern gehalten, die sie mit ihrem Gezwitscher erheitern, wie die Kaufbuden und andere öffentliche Orte, wo sich Russen begegnen. Fast in jedem dieser Kaffeehäuser findet sich auch ein Schrank mit einer Spiel-Uhr, die den ganzen Tag über musiziren muß. Wenn auch nicht immer Musik, so wollen die Russen doch immer Geklimper haben und angenehmen Ohrenkitzel, daher denn auch die verschiedenen von uns erfundenen Harmoniken sie so sehr ergötzen.

Wie gesagt, diese National-Russischen Kaffeehäuser sind ungemein zahlreich in Moskau, und im Alexander-Garten findet sich ihrer eine ganze Reihe, das eine wie das andere eingerichtet. Für die West-Europäer, die in Moskau wenig häufig sind, giebt es nur ein Französisches Kaffeehaus an der Schmiedebrücke, wo man für gutes Geld gut Französisch gespeist und bedient wird. Für die Reichen und Vornehmen aber existirt der sogenannte Englische Klub, der seine prachtvollen Zimmer in einem herrlichen Palast allen denen darbietet, die sich nichts daraus machen, wenn sie Abends am Whisttisch einige tausend Rubel verlieren, die dort zu Zeiten ein Frühstück oder Souper geben, deren Depensen allein einen Anderen bankerott machen würden und mit dessen Speisestoff man tausend Arme satt machen könnte.

Mannigfaltiges.

— Romantische Schlösser in Frankreich. Herr Leon Gozlan, der zu den talentvolleren jungen Schriftstellern des heutigen Frankreichs gehört, hat die Burgen und Schlösser seines Vaterlandes zum Gegenstande und zur scenischen Grundlage einer historischen Darstellung gemacht, die so eben unter dem Titel Les Tourelles erschienen ist. Bekanntlich hat Walter Scott an Schloß Kenilworth und an die Feste, die dort der Königin Elisabeth gegeben wurden, den Faden zu einem seiner schönsten historischen Romane geknüpft; ein ähnlicher Gedanke scheint auch unserem Franzosen vorgeschwebt zu haben, denn die glänzenden Zusammenkünfte der Fürsten und der Barone auf ihren Besitzungen und Lustschlössern sind es hauptsächlich, die dem Verfasser Gelegenheit verschaffen, Zeiten und Menschen zu schildern und zugleich mit der Geschichte ein Geschichtchen zu geben. Chantilly, das großartige und luxuriöse Schloß des Fürsten von Condé, ist der Schauplatz der ersten Darstellung; demnächst folgt Ecouen, bekannt durch die grandiose Mädchen-Erziehungsanstalt, an deren Spitze Madame Campan stand, die auch in diesem Gemälde eine Hauptrolle spielt. Vaux, Villeroi, Voisenon und Petit-Bourg endlich heißen die Schlösser, die in dem zweiten Theile dieser Bildergalerie Namen und Hintergrund zu der Landschaften geliefert haben, in denen die Staffage meistens die Hauptsache und oft auch mannigfaltiger und interessanter ist, als die scenische Decoration.

— Neue Theorie von Sonne, Mond und Erde. In England ist eine Schrift erschienen, die in vollem Ernste zu beweisen sucht, daß es mit dem Kopernikanischen Weltsysteme Nichts sey, und daß die Sonne wirklich um die Erde sich bewege. Der Mann, der dies beweist und damit gegen alle Astronomen von Galilei bis Herschel zu Felde zieht, heißt Francis Eagle und ist Wundarzt in London. Seine mit einem etwas konfusen Titel in die Welt geschickte Schrift*) stützt sich hauptsächlich auf folgendes Argument: „Wir wissen durchaus gar nichts von der Natur, dem Wesen, der Beschaffenheit, der Dichtigkeit oder Zusammensetzung von Sonne, Mond, Sternen und Planeten, von ihrer Größe und wirklichen Entfernung, von der Atmosphäre, in der sie eingehüllt sind, von der Wirkung der Strahlenbrechung, während wir sie von der Erde aus sehen, und von allem sonst auf sie Bezug habenden, was uns zu einer kategorischen Entscheidung befähigen könnte: ist es darum nicht ein merkwürdiges Beispiel von Demuth und Weisheit, daß unsere Astronomen, die kaum über ihre eigenen Nasen deutlich hinweg zu sehen vermögen, über viele Millionen Meilen hinaus zu schauen und zu urtheilen wagen?" Unser Wundarzt verwirft nicht allein die bisherigen Ansichten vom Weltsysteme, sondern er hat auch seine eigenen: er behauptet, Sonne, Mond und Sterne seyen keinesweges so weit von uns entfernt, als die Leute glauben; er hält die Planeten und Sterne überhaupt nicht für dichte und solide Körper, sondern für „Licht-Tropfen", wie er denn auch von der Sonne bezweifelt, daß sie eine feste Masse sey, und von der Erde, daß sie eine runde Form habe. Der Mann, der dieses schreibt, ist übrigens weder ein religiöser Mystiker, noch sonst überspannt; seine Schrift ist vielmehr die Nüchternheit selbst und ein neuer Beweis, daß in dem praktischen England eben so gut, wie in dem theoretisirenden Deutschland, ein mittelmäßiger Kopf, der sich mit Dingen beschäftigt, die über seinem Horizont liegen, das abgeschmackteste Zeug zu Tage fördern kann.

*) Remarks on the laws of distance, magnitude, shadows and parallax, as opposed to modern astronomy and in favour of the Mosaic account of the creation.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 133. Berlin, Mittwoch den 6. November 1839.

Frankreich.

Die Schreckenszeit in der Bretagne.*)

Das Schloß La Hunaudaie.

Von E. Souvestre.

Das Gesetz, welches die Güter der Emigranten mit Beschlag belegte und ihren Verkauf anordnete, wurde in der Bretagne zuerst im September 1793 zur Ausführung gebracht. Dasselbe hatte, wie man sich leicht denken kann, eine Reihe unheilvoller Scenen zur Folge. Die meisten Edelleute waren ins Ausland geflohen oder schürten im Innern das Feuer der Empörung; nur die Frauen und Kinder waren in den Schlössern zurückgeblieben. Jetzt erklärte man ihnen, daß ihre Güter der Nation verfallen seyen, und nahm unter ihren Augen das Inventarium der Möbel, der Bibliotheken und Kostbarkeiten auf. An einigen Orten übertrug man den Frauen die Aufsicht über ihr sämmtliches Eigenthum, jedoch mit der Verpflichtung, nichts zu entfremden; anderswo ging ihnen der Befehl zu, ihre Besitzungen in der kürzesten Frist zu räumen. Im letzteren Falle führten die erwachsenen Töchter ihre alten Väter, die Mütter die kleinen Kinder; ein Kommissarius, den Departements-Beschluß in der Hand haltend, übergab ihnen beim Abzuge, was der vertriebenen Familie als Almosen zugestanden worden war. Es war nicht viel: ein Bett, zwölf Stühle, ein Schrank und für jedes Kind drei Hemden und seine Wiege. Was den Unterhalt der Verjagten betraf, der aus den Einkünften der konfiszirten Besitzungen bestritten werden sollte, so behielt sich die Verwaltung vor, darüber noch weiter zu verfügen. Fragte ein bejahrter Edelmann auf der Schwelle seiner Wohnung die Kommissarien, wo er ein Obdach für sich und seine Familie finden würde, so wiesen diese lachend auf den Freiheitsbaum, der vor seinem konfiszirten Schlosse gepflanzt worden war. Die damalige Zeit brachte es so mit sich. Die Revolution hatte bereits alle Stadien durchlaufen und war auf ihrem Höhepunkt angelangt. Das monarchische Europa hatte dem revolutionairen Frankreich den Fehdehandschuh hingeworfen; Frankreich hatte die Herausforderung angenommen, indem es sich eine Verfassung und neue politische Interessen gab. Die Republik war ausgerufen worden, und der Tod des Königs folgte bald darauf. Ein Rückschritt auf diesem Wege war noch nicht möglich; man mußte vorwärts.

Die Städte der Bretagne schlossen sich, mit Ausnahme von zweien oder dreien, der Revolution an und unterwarfen sich ihren Folgen; der Haß der Royalisten wurde dadurch noch gesteigert. In Poitou, Maine und Anjou drohte Aufruhr; Morbihan und die untere Loire waren in gährender Bewegung. Im Finistère hatte die Wachsamkeit der Behörden noch jede laute Aeußerung der Unzufriedenheit verhindert, aber der Zustand des Departements flößte doch Besorgnisse ein. Der Hauptsitz der Aufregung waren die Departements Ille-et-Vilaine und die Côtes-du-Nord. Man nannte hier die Anführer, ohne jedoch sichere Beweise zu haben. Es waren die Picot's de Limoëlan, die Dubuat's, die Mollien's, die Loquet's de Granville, die Desilles', die Guyomarais', vor Allen aber Tuffin de la Rouerie, in dessen Händen alle einzelne Fäden zusammenliefen.

Dieser Mann, der in der Bretagne dieselbe Rolle gespielt haben würde, wie Charette in der Vendee, wenn er etwas später gestorben wäre, war anfangs Offizier in den gardes françaises gewesen. Dem Ungewöhnlichen nachjagend, nie um die Mittel zur Ausführung seiner Pläne verlegen, von verderbtem und romanhaftem Charakter, war er nahe daran gewesen, wie Rancé zu enden, nachdem er wie Faublas gelebt hatte. Er wollte seine Tage in einem Trappisten-Kloster beschließen, als die Nachricht vom Ausbruche des Krieges in Nord-Amerika zu seinen Ohren drang. Augenblicklich warf er das Mönchsgewand bei Seite, ließ sich die Haare wieder wachsen und focht gegen die Engländer unter dem Namen des Oberst Armand. Als er nach Frankreich zurückkehrte, bereitete ihm die öffentliche Meinung einen glänzenden Empfang, aber der Minister ließ ihm offiziell den Befehl zukommen, nicht bei Hofe zu erscheinen, und unter der Hand den Rath, sich still zu verhalten. Im Jahre 1787 sendete ihn der Adel der Bretagne nach Paris, um hier die Aufrechterhaltung der Vorrechte der Provinz zu verfechten. Diese Sendung verschaffte ihm den Ruhm der Verfolgung: er wurde in die Bastille gesperrt. Seine revolutionairen Anwandlungen dauerten indeß nicht länger als bis zu dem Tage, an welchem die Rechte des Adels in Frage gestellt wurden. In Rennes und Saint-Brieux hatte er gegen die Ansprüche des dritten Standes protestirt; als diese Ansprüche zu Gesetzen erhoben worden waren, beschloß er, sie zu bekämpfen, und rüstete sich in seinem Schlosse La Rouerie.

Tuffin war wie zum Parteihaupte gemacht. Nicht nur besaß er alle Eigenschaften, die zu einer solchen Rolle erforderlich sind, sondern auch alle dazu nöthige Laster. Er war kühn, gewandt und zu unstät, um in lange Muthlosigkeit zu verfallen; dabei vereinte sein leicht erregbarer Charakter Begeisterung und kluge Berechnung, Aufrichtigkeit und Verstellung. Seine vielen Liebes-Intriguen hatten ihm die Kunst gelehrt, der Eigenliebe zu schmeicheln; man konnte ihn überraschen, nie ihn außer Fassung bringen. Ausgezeichnet durch einen unbezwinglichen Muth, selbst in einem Stande, der diese Tugend als gemeinsames Erbtheil empfangen hatte, war er hierdurch in den Stand gesetzt, seine kühnen Entwürfe zur Ausführung zu bringen. Ueberdies war er stolz und jeder schlechten Handlung fähig, wenn sie ihn zum Ziele führte, aber auch geduldig, wie alle Hofleute, und heiteren Temperaments, wie alle Wüstlinge; dem Hunger, der Ermüdung, der Kälte bot er Trotz, ohne sich zu beklagen oder niederschlagen zu lassen.

Schon gegen Ende des Jahres 1791 hatte Tuffin de la Rouerie in den bedeutendsten Städten der Bretagne royalistische Ausschüsse gebildet und Werbungen angestellt. Als er im Mai 1792 in seinem Schlosse angegriffen wurde, entfloh er wie durch ein Wunder und brachte eine erste Empörung zum Ausbruch, welche ohne Resultat blieb und nur seine Helfershelfer Elli- und Maloeuvre auf das Schaffot führte. Seitdem durchstreifte er unter beständigen Verfolgungen die Bretagne, von Schloß zu Schloß, von Hütte zu Hütte fliehend; aber auf seinem Wege führte er überall der Unzufriedenheit neue Nahrung zu, streute Versprechungen aus und legte an allen einzelnen Punkten Zündstoff nieder, um einen allgemeinen Brand anzufachen, wenn die Zeit gekommen seyn würde.

Jetzt war aber offenbar die Stunde gekommen. Die Lage der Republik forderte zum Angriff auf. Der Februar 1793 war a- gelaufen, und die Spaltungen im National-Konvent nahm- einen immer heftigeren Charakter an. Die Jakobiner, welche sich auf die Sectionen und die Kommune stützten, klagten die Girondisten monarchischer Umtriebe an; die Girondisten gaben ihnen die Anklage zurück und nannten sie Anarchisten, so daß es d- Patrioten in den Departements, die ungewiß zwischen diesen entgegengesetzten Beschuldigungen schwankten, schwer werd- mußte, die Wahrheit zu entdecken. Indeß führte doch der Ei- fluß einiger bedeutender Männer und ein angeborener Hang z- Mäßigung die meisten Republikaner in der Bretagne der Part- der Girondisten zu. Die Verwaltung des Departements Fi- stère hatte sich entschieden für diese erklärt und schon im Okt- ber 1792 eine Adresse eingesendet, in welcher sie die 48 Se- tionen aufforderte, die Freiheit der Deputirten der rechten Sei- nicht zu beschränken. „Bedenket", hieß es in der Adresse, „d- der dreiundachtzigste Theil der Republik einer Nation, wel- die Anarchie verabscheut, keinen Schrecken einflößen kann. Fra- reich wird sich nicht der Herrschaft einer Stadt unterwerf- Erinnert Euch doch, wem der Ruhm des 10. August gebüh- Der National-Konvent muß mit Ruhe an dem Verfassungswe- arbeiten können; findet er diese nicht bei Euch, so werden ande- Städte sie ihm zu verschaffen wissen."

Ueberdies bedrohte fast ganz Europa unsere Gränzen, - nur durch Freiwillige ohne Schuhe und ohne alle Uebung in d- Waffen vertheidigt wurden. Die Staatskassen waren leer, di- Industrie lag danieder, der Handel war vernichtet. Alle Be- hungen waren unterbrochen, selbst der Familienumgang hatte aufgehört; die Beamten in den Städten, welche beständig - Aufruhr oder von den Unternehmungen der Royalisten auf - Lande bedroht wurden, sahen ihre Frauen und Kinder nicht me-

*) Siehe die beiden früheren Artikel: „Die Schreckenszeit in der Bretagne" in Nr. 85—87 des „Magazins" von 1838 und „Nantes während der Schreckenszeit" in Nr. 35—39 des diesjährigen „Magazins".

sie aßen und schliefen in den Konferenz-Zimmern, und unter den Dekreten des Konvents lagen beständig ein Paar geladene Pistolen.

Trotz dieses schwankenden Zustandes überließ sich das Volk weder der Furcht noch der Verzweiflung. Jedem Unfalle setzte es einen unerschütterlichen Muth entgegen. Alle Küsten der Bretagne waren von Soldaten entblößt, die festen Plätze waren verfallen; ein Aufruf wurde erlassen, und es stellten sich 6000 Freiwillige und 1000 Schanzgräber. Die Verschanzungen wurden wieder aufgerichtet, Kanonen mit den Händen auf die Gipfel der Felsen getragen; von den Wänden der Keller kratzte man den Salpeter ab und fabrizirte Pulver; aus den bleiernen Rinnen der adeligen Schlösser wurden Kugeln gegossen. Die Frauen nähten Kamaschen, welche sie auf den Altar des Vaterlandes niederlegten, die Kinder zupften Charpie, die Greise traten in die Veteranen-Compagnieen und lernten das Exercitium. Das ganze Land erhob sich und rüstete sich zum ausbrechenden Kampfe.

Diese allgemeine Gährung hatte indeß meinen Handel nicht unterbrochen, der diese gerade zur Grundlage hatte. Ich hatte keine bestimmte Speculation, sondern ich spürte den Geschäften nach, wie die Abenteurer der neuen Welt den Bibern nachjagen. Immer im Besitz von einigen hundert Louisd'ors, einer damals ganz bedeutenden Summe, da das baare Geld sehr selten war, benutzte ich alle Umstände, die sich mir darboten. Heute machte ich in Tréguier einen Handel mit Fayence-Geschirr, welches den Engländern abgenommen worden war, morgen erstand ich in Lorient 6000 Paar Handschuhe, welche bei irgend einer Gelegenheit konfiszirt worden waren und nun in den Magazinen verschimmelten. Der Umsatz der Assignaten, welche nicht überall gleich niedrig standen, gewährte mir ebenfalls einige Vortheile. Nur hütete ich mich wohlweislich, die Lebensmittel in den Kreis meiner Geschäfte zu ziehen; hier hätte ich fürchten müssen, durch einen Mißgünstigen als Spekulant und Wucherer verschrieen zu werden. Ich verzichtete auf den leichten Gewinn, zu dem die Confiscation und das öffentliche Elend so vielfältige Gelegenheiten boten, und ich hatte mich darein ergeben, nichts weiter als eine Art von Hausirer zu seyn. So zog ich von einem Orte zum anderen, indem ich hier kaufte, was dort fehlte, indem ich die Bedürfnisse der Reichen für Geld, die der Armen umsonst befriedigte, wobei ich allerdings auf jedem einzelnen Markte nicht viel verdiente, aber doch beständig mein Kapital umsetzte.

Dieser Handelsbetrieb that meinem Eifer als Bürger keinen Abbruch. Kam ich irgendwo an, wo die Patrioten aufgerufen wurden, so setzte ich alle Geschäfte hintenan und stellte mich. Das Gefühl der brüderlichen Gemeinschaft war damals so stark ausgebildet, daß man sich nirgends für einen Fremden hielt. Man gehörte nicht der National-Garde dieser oder jener Stadt, sondern der Republik an, und wenn die Trommel gerührt wurde, so stellten sich die Patrioten, ohne an etwas Anderes zu denken. So kam es, daß ich den Gefechten bei Fouesnant und Savenay beiwohnte.

Der März 1793 hatte begonnen; ich kehrte von einer Wanderung, die sich bis Nantes erstreckt hatte, nach Guingamp zurück. Zufällig hörte ich zu Dinan, daß ein Theil der Waldung von La Hunaudaie zu verkaufen sey. Ich hatte Aufträge von Port-Brieux und von Vannes erhalten und beschloß deshalb, mich nach den näheren Bedingungen des Verkaufs zu erkundigen.

Als ich durch Lamballe kam, stieg ich vom Pferde, um dem procureur-syndic einige Briefe zu übergeben. Ich fand ihn im Gespräche mit einem Fremden, Beide umgeben von Schreibern, welche unausgesetzt Schriften ausfertigten. Nach einer kurzen Unterhaltung schickte ich mich an, Abschied zu nehmen, als plötzlich Schritte und Stimmen ertönten, unter denen ich die eines Freundes meiner Familie, des Arztes Launay, zu erkennen glaubte. Wirklich trat derselbe, gefolgt von zwei Sans-Culotten, ein. „Hast Du schon gehört, Bürger?“ sagte er zum Prokurator, ohne zu grüßen. „Die Bauern sind gestern nicht nach Saint-Brieux auf den Markt gekommen; es ist Hungersnoth zu fürchten; die Fanatiker rotten sich überall zusammen, und vor Ende des Monats werden sie bewaffnet gegen uns ausziehen.“

Er war im Begriff, fortzufahren, als seine Blicke auf mich fielen. „Du hier, Baptiste?“ rief er aus. „Was führt Dich hierher? Wohnst Du nicht mehr in Guingamp?“ — Ich wollte ihm den Grund meiner Anwesenheit in Lamballe mittheilen, aber er hörte nicht. — „Ich habe gehört, daß Dein Vater gestorben ist. Ein großer Verlust, mein Freund — — ein großer Verlust für uns Alle. Bei Allem war es etwas schwer, mit dem guten Manne auszukommen; er war ein bischen hartnäckig, ein bischen geizig, ein bischen aristokratisch. Dennoch habe ich den herzlichsten Antheil genommen. Aber ich wußte nicht, daß Du mit unserem Syndikus bekannt wärst.“ — „Ich habe nicht die Ehre.“ — „Dann muß ich Dich ihm vorstellen; Ihr seyd Beide für einander geschaffen.“

Er wartete meine Antwort nicht ab, sondern nannte dem Prokurator meinen Namen. „Für den stehe ich Dir, Bürger“, sagte er, indem er mich auf die Schulter klopfte; „der ist von Kindesbeinen an ein echter Republikaner gewesen; er lag mit Jedermann in den Haaren. Erinnerst Du Dich noch, Baptiste, wie sie Dich zum Pfaffen machen wollten? Er hat freilich eine geistliche Erziehung erhalten, aber er glaubte schon als Kind weder an Gott, noch an den Teufel; es ist ihnen nicht gelungen, ihn im Aberglauben zu verdummen.“

Ich stand während dieser lächerlichen Anrede wie auf der Folter; ich wollte derselben dadurch ein Ende machen, daß ich Launay bemerkte, daß ich Eile habe. „O, so geht das nicht“, rief er, „wir essen zusammen Abendbrod.“ — „Ich reise augenblicklich ab.“ — „Aber es wird schon dunkel, und die Wege sind unsicher.“ — „Ich kann durchaus nicht bleiben.“ — „Es ist also ein wichtiges Geschäft.“ — „Ja.“ — „Und wohin willst Du?“ — „Es ist nicht weit von hier.“ — „Plancoët?“ — „Nein — — näher — — im Walde.“ — „La Hunaudaie?“ — „So ist's.“ — „Willst Du die Guyomarais besuchen?“ — „Nein.“ — „Uebrigens“, fuhr er fort, ohne weiter auf mich zu hören und zum Syndikus gewendet, „kennt dieser Sansculotte alle Aristokraten. Er hat unter ihnen gelebt, und ich, der ich hier stehe, habe gesehen, wie er in rosaseidenem Rocke, den Claque unter dem Arme, bei den vornehmen Damen von Kerjeau den Angenehmen spielte; er wohnte allen Jagdpartieen bei und hat vielleicht auch Tuffin de la Rouerie gesehen. Das ist nun so einer, dem ich von Herzen gern den Strick drehen möchte. Er ist die Seele der royalistischen Verschwörung, und überall hört man nur seinen Namen. Fragt man den Bauer, warum er die Abgaben nicht bezahlt, so heißt's: Herr de la Rouerie hat's verboten; warum er kein Getraide auf den Markt bringt: Herr de la Rouerie hat's verboten; wer ihnen gesagt hat, daß die Preußen in drei Monaten in Paris seyn werden: wiederum Herr de la Rouerie. Er ist überall, leitet Alles, und dennoch sieht man ihn nirgends. Wenn man abergläubisch wäre, sollte man glauben, er wäre der Teufel. Uebrigens soll es ein schmucker Mann seyn. Aber Du mußt ihn jedenfalls bei Frau von Coatanscours gesehen haben.“ —

Ich versetzte ziemlich trocken, daß dies nicht der Fall sey. „Da Du die Guyomarais besuchst“, fuhr er fort, „so wirst Du von ihm sprechen hören; sie gehören auch zu der Bande, sie sowohl wie ihr Schwiegervater Micant de Mainville.“ Ich wollte ihm noch einmal bemerken, daß ich mich nicht aufs Schloß begebe, aber er ließ mir nicht Zeit dazu. „Jedenfalls“, sagte er, „hoffe ich, daß wir auch nächstens einen Besuch auf dem Edelhofe abstatten und Alles mit dem Bajonette durchstöbern werden, besonders da seit einiger Zeit das Gerücht geht — — der Herr Tuffin könnte schon da verborgen seyn. Sage doch den Guyomarais, daß sie sich vorsehen.“ — „Ich werde es ihnen sagen“, erwiederte ich ungeduldig. Hierauf zum Syndikus tretend, der in lebhaftem Gespräche mit dem Fremden begriffen war, grüßte ich und entfernte mich. (Schluß folgt.)

Der Spekulant.

(Schluß.)

O, wie herrlich ist der Spekulant anzusehen, wenn er sich nachlässig in einem Lehnstuhl à la Voltaire ausstreckt und in wollüstiger Behaglichkeit den Prospektus einer neuen kolossalen Unternehmung liest, zu welcher er seine Fähigkeit, seine Freunde aber ihr Gold hinzubringen! Wie sinnt er über alle Wechselfälle nach! Je unpraktischer die Speculation ist, desto besser. Man schlage doch in Paris den höher begabten Geistern ein einfaches und vernünftiges Unternehmen vor, welches nur einen anständigen Gewinn verheißt, und man wird sehen, wie sie die Schultern zucken werden. Ein anständiger Gewinn! Lieber Gott! das ist so gut wie betteln. Wer würde seinen Namen zu einer solchen Kinderei hergeben? Ein anständiger Gewinn! Ein Mann, der gut gestellt ist, wird sich nie einer solchen Lächerlichkeit schuldig machen. Man muß in vier und zwanzig Stunden oder spätestens in einem Vierteljahre ein Vermögen erwerben können, und wenn man warten soll, so müssen gleich starke Dividenden gezahlt werden. Wäre es sonst wohl der Mühe werth, sich darauf einzulassen? Man erfinde Wagen, welche ganz allein, ohne Pferde und ohne Dampfkraft über Berg und Thal rollen; man erfinde Gläser, vermittelst welcher man Actionaire auf einem geschwänzten oder ungeschwänzten Kometen entdecken kann; man erfinde Zaubergewebe aus Jasmin und Rosen, die erst zu einem dicken Brei zusammengerührt, dann durch ein unbegreifliches Verfahren zu Fäden verarbeitet werden. Das läßt sich hören! Das beschäftigt die Einbildungskraft! Der Erfolg dieser Wunderdinge ist zum voraus gesichert, nicht trotzdem, daß sie lächerlich sind, sondern eben weil sie lächerlich sind.

Der Spekulant, oberster Beherrscher des Landes der Chimären, verbringt einen Theil seines Lebens, eingewiegt vom süßen Klange der Täuschungen. Im Traume ergießt sich der goldene Regen auf seine Speculationen, in Gedanken erobert er das goldene Vließ, welches am Baume der Industrie aufgehängt ist. Beständig schwebt ihm das Beispiel dieses oder jenes Millionairs vor Augen, der damit anfing, daß er Vieh verkaufte, und damit aufhörte, daß er Völker verkaufte, zwischen welchen beiden Dingen unser Spekulant keinen großen Unterschied sieht. Er citirt eine Menge seiner Kameraden, welche im Beginn ihrer Laufbahn mit dem Pöbel durch einander liefen, und welche jetzt mit den Mächtigen der Erde umgehen. Freilich giebt es Ungläubige, welche seine Pläne und Träumereien belächeln, weil sie mehr als einen dieser Apostel des Goldes von Erfolg zu Erfolg, von Gewinn zu Gewinn, bis zu einem Zimmer in Sainte-Pelagie oder einem Bette im Hôtel-Dieu oder gar einer Zelle in Bicêtre haben fortschwindeln sehen. Aber über Lästerungen ist unser Spekulant erhaben. Mögen die Prophezeiungen zutreffen oder nicht, sie werden dennoch für unmöglich erklärt. Die Notabilitäten unserer Zeit haben das schöne Vorrecht, selbst durch ihre Niederlagen berühmt zu werden; der Kampf, welcher mit den Waffen der Speculation gerüstet ist, tritt gegen jeden in die Schranken, und mag er

iun beklatscht oder ausgezischt werden, so folgt nicht minder eine Renge von Industrie-Rittern diesen Paladins des neunzehnten Jahrhunderts.

Wir wollen ihn in seinem Zimmer aufsuchen, wo er unter Papieren und Briefen vergraben ist, welche er methodisch ordnet. Wie viel Schätze hat er unter seinen Händen. Wählen wir nach Gutdünken einige aus und lesen sie: Nr. 3, Waggons, welche uf fast unsichtbaren Eisendrähten einige Fuß über der Erde fortollen. Nr. 8, Kohlen-, Kupfer-, Asphalt- und Quecksilber-Minen, welche in kurzem vor einem der Thore von Paris werden entdeckt werden; Nr. 9, Anstalt, welche wohlhabende Männer solchen ungen Damen verschafft, die es nicht sind. NB. Es werden ernsthafte Nachweisungen gegeben; Nr. 17, Musik- und Tanz-Association zur Entschädigung für Erdbeben, Feuersbrünste und Pestfälle; Nr. 18, Gesellschaft zur Sicherstellung des Publikums gegen alle Zwangssteuern, welche gewöhnlich Billette zu Benefiz-Vorstellungen, Armen-Lotterieen und Subscriptionen für milde Zwecke genannt werden; Nr. 33, Wissenschaftliche Gesellschaft für die Seidenwürmerzucht, nach der Methode des wechselseitigen Unterrichts. Das sind noch Ideen! Der Spekulant führt sie alle aus; er erklärt eine jede für eine Nationalsache, und eine jede trägt für ihn goldene Früchte. Verlust ist für ihn gar nicht möglich, denn wenn die Sache gelingt, spekulirt er auf den Erfolg, wenn sie fehlschlägt, auf das Mißlingen; er spekulirt auf das Gebäude, welches im Bau begriffen ist, wie auf das, welches zusammenstürzt. Für ihn ist Alles gut, Bausteine und Schutt.

Der Spekulant hat eine Familie: Nichten, Neffen, Brüder. Unumgänglich nöthig ist es freilich nicht, aber es kann doch seyn; im letzteren Falle kömmt es darauf an, den gehörigen Nutzen von ihnen zu ziehen. Einige von ihnen können sterben, und dann würde der Spekulant, der sich zum Oberhaupt und Schutzherrn der Familie aufgeworfen hat, sie beerben. O, wie süß würde es dann für ihn seyn, am Grabe der Verklärten zu weinen, die ihm, außer dem Beispiel ihrer Tugenden, noch etwas Substantielleres für seinen Körper hinterlassen haben. Der Spekulant nimmt den höchsten Antheil an dem Schicksal seiner Verwandten. Den Einen bringt er im Militair unter und macht ihm die edle Reizbarkeit der Französischen Tapferkeit zur Pflicht, welche nicht die leiseste beleidigende Anspielung hinnimmt, ohne Rechenschaft zu fordern und den Degen zu ziehen; es ist dies ja die erste Pflicht des Handwerks, das erste Gesetz der Ehre. Einem Anderen stößt er die Leidenschaft zu abenteuerlichen Reisen, zu überseeischen Expeditionen ein. Nur in Indien, Brasilien, in China oder Persien findet man jetzt noch ein frisches und kräftiges Leben. In Europa ist Alles schwindsüchtig und verkümmert. Einen Dritten veranlaßt er, sich dem religiösen Stande zu widmen; derselbe ist dazu berufen, und die Seele dieses fromm gesinnten Verwandten sehnte sich nach den Freuden eines gottgeweihten Lebens. Gott ruft ihn schon lange zu sich, in ein Trappisten-Kloster; dies ist die Vorhalle des Himmels, der Wohnsitz der Glückseligen. Der Letzte endlich ist für die Welt und ihre Freuden gemacht; der Spekulant übernimmt es, ihn in dieselben einzuweihen. Er führt ihn der Wollust in die Arme, er zieht ihn zu seinen Schwelgereien, und der Lehrmeister ist stolz auf den Schüler. Nur Schade, daß dieser zu schwach ist, um so viele Genüsse zu ertragen. Mit einem Worte, alle diejenigen, mit deren Erziehung und Leitung sich der Spekulant befaßt, treten allmälig vom Schauplatze ab. Und was sagt der große Mann hernach? „Ich", ruft er aus, „habe meine Familie unterstützt, ich mich für sie aufgeopfert! Der Himmel hat mich dafür belohnt. Indem ich das Wohl meiner Verwandten förderte, ist es auch mit meinen Angelegenheiten nicht schlecht gegangen. Gott sey Dank! Alles ist gut ausgeschlagen."

Es leidet wohl keinen Zweifel, daß der Spekulant sich wie jedes andere Mitglied der menschlichen Gesellschaft verheirathen kann; aber die Liebe hat keinen Antheil daran, und nur die Mitgift fällt ins Gewicht. Auf Schönheit sieht er nicht, wenn nicht etwa die Schönheit ihm einen Weg zu seinem Glücke eröffnet und ihn mit leidenschaftlichen Liebhabern des Schönen in Verbindung bringt. Auf das Alter kömmt es ihm auch nicht an, und eine reiche Frau kann im Gegentheil nie zu alt für ihn seyn. In dem Augenblicke, wo sich das Grab öffnet, klappt auch der Deckel des Geldkastens auf. Der alte Engel, mit welchem der Spekulant einen Handels-Traktat abgeschlossen hatte, dessen wichtigster Artikel der der Erbschaft war, wird dann auf das rührendste beweint. Er würde nicht minder ein Kind heirathen, wenn die Gelegenheit sich günstig zeigte, und sollte er auch verbunden seyn, mit der Puppe zu spielen. „Die Unschuld hat für ihn so viele Reize." Die Unschuld muß indeß eine reiche Erbschaft zu erwarten haben und die Gütergemeinschaft im Kontrakt ausbedungen seyn. „Der Mann ist das Haupt der Familie."

Ist der Spekulant verheirathet, so versichert er das Leben seiner Frau, damit, wenn sie aus dem Leben scheiden sollte, er doch für diesen Verlust entschädigt würde. Auch das Leben seiner Kinder versichert er; die Früchte seiner Liebe können am Zahnen, an den Pocken, an der Cholera oder woran sonst sterben, so daß er bei jedem Leichenbegängniß in seiner Familie den Betrag einer Prämie zu erheben hat. Uebrigens ist er ja auch Actionair der großen Beerdigungs-Gesellschaft, und er hat also ein sehr bestimmtes Interesse, die Todesfälle sich vermehren zu sehen. Schon aus diesem Grunde mußte er geneigt seyn, den Spruch der Schrift zu erfüllen: „Wachset und mehret Euch!" Er selbst versichert sein Leben nicht, da nach seinem Tode von der Versicherungs-Summe nichts in seinen Beutel zurückkehren würde.

Die Spekulationswuth verzehrt indeß nicht bloß die Leute in den höheren Sphären; sie ergreift alle Stände, alle Klassen. Dem Spekulanten einer niederen Art ist ebenfalls sein Weg vorgezeichnet. Wenn im Theater etwas Besonderes gegeben wird, so kauft er die Billette zum voraus auf, um sie mit Gewinn wiederzuverkaufen. Er weiß, daß zur Zeit der Industrie-Ausstellung Gelegenheitsstücke gegeben werden, in welchen der Name dieses oder jenes Fabrikanten ehrenvoll erwähnt wird. Was thut der Spekulant? Er sucht die Kaufleute auf, welche gern öffentlich genannt seyn möchten, und nachdem er ein Abkommen mit ihnen getroffen, bringt er es bei den Dichtern, Schauspielern und Schauspiel-Direktoren dahin, daß sie in das Stück Lobeserhebungen für diesen oder jenen Herrn, die Zeile oder das Couplet für so und so viel, einschalten. Dabei findet Jeder seine Rechnung; die Dichter, Schauspieler und Schauspiel-Direktoren gewinnen die gepriesenen Fabrikanten als Zuhörer; dieser übergiebt dem Publikum auf solche Weise einen Prospektus, und das Publikum hat den Vortheil, mit dem Stücke zugleich eine Annonce zu erhalten.

Wir sind noch nicht fertig; wenn wir etwas tiefer hinabsteigen, so kommen wir zu den von Vidocq geschilderten Spekulanten. Diese sind bei allen Festen und Feierlichkeiten zu finden und spekuliren auf das Gedränge. Sie machen sich an den guten Mann, der vor Freuden weint, wenn er einen Prinzen vorbeidefiliren sieht, und im Handumdrehen wird der Industrie-Ritter auf Kosten seines Opfers angeben können, was die Uhr ist. Den Besitzstel der Taschentücher, Brieftaschen und Börsen versteht er eben so rasch zu ändern. Das Gewerbe ist freilich mit einiger Gefahr verknüpft, und der Spekulant dieser Art verbindet mit seinem Namen gewöhnlich noch den Titel Sträfling. Der Spekulant aus einer höheren Sphäre, der am Ende nur im Großen treibt, was dieser im Kleinen, fährt dagegen in einer schönen Equipage und unterschreibt sich, wenn das Glück gut ist: Deputirter oder Pair von Frankreich.

Mit einem Worte, der Spekulant weiß Alles, sieht Alles, berechnet Alles, benutzt Alles. Ein Blick genügt ihm, um zu wissen, welchen Vortheil er aus einer glücklichen Combination ziehen kann, welchen Gewinn ihm eine republikanische Association oder eine neue Asphalt-Composition, der Triumph der jungen Königin in Spanien oder die Vertilgung der Wanzen bringen wird. Er hüpft mit dem ungezwungensten Anstande über das Elend von zwanzig ruinirten Familien hinweg, um sich auf Trümmern niederzulassen, aus denen er auf eine für ihn belohnende Weise ein neues Gebäude aufzuführen gedenkt. Er lacht boshaft zum Unglück seines Nächsten, und er hat eines der heiligsten Gebote durch eine leichte Variante zu seinem Vortheil umgeändert; sein Wahlspruch lautet: Du sollst fremdes Gut an Dich bringen und zu Deinem Vortheil verwalten. Er behauptet, das Beispiel vieler angesehener und geachteter Leute für sich zu haben.

Worin besteht für ihn das Gute und das Böse? das Gute ist, Kapitalist, das Böse, Proletarier zu seyn. Worin besteht für ihn die Tugend und das Laster? Die Tugend ist die Kunst, fremdes Gut auf eine gesetzliche Weise an sich zu bringen, das Laster die Ermangelung der Eigenschaften, welche zum Reichthum führen. Für was sieht er den Handel und die Industrie an? Diese sind ein Kriegszustand zwischen den Staatsbürgern, um sich auf die möglichst geschickte und mit dem geringsten Skandal verbundene Weise gegenseitig um ihr Vermögen zu bringen; sie sind ein Kampf auf Leben und Tod zwischen demjenigen, der etwas besitzt, und demjenigen, der gern etwas besitzen möchte, oder, mit anderen Worten, sie sind die praktische Verwirklichung des Spruches: Stehe auf und mache mir Platz.

Ob der Spekulant ein Gewissen, ob er Achtung vor dem Heiligen hat, darf man nicht fragen. Seine Religion ist die Verehrung der Annehmlichkeiten des Lebens, so wie Gottesdienst die gewissenhafte Beobachtung der Börsen-Statuten, seine Heiligthümer die kostbaren Sachen, welche die Juden in der Wüste in den glühenden Kessel warfen, aus dem das goldene Kalb hervorging.

Hat er denn aber gar kein Gewissen? O ja, aber es ist wie die schillernde Seifenblase, die ein Knabe aus einem Rohre bläst wenn man sie so sieht, sollte man glauben, es wäre etwas.

Hat er ein Herz? Gewiß, aber es schlägt nur für eine Sache, und gegen die Gebote der Ehre und alle schöne Empfindungen ist es mit einem undurchdringlichen Panzer geschützt. Man sagte von einem großen Feldherrn, an der Stelle des Herzens trüge er eine Kanonenkugel; vom Spekulanten kann man sagen, statt der Seele habe er Papiere au porteur.

d'Arlincourt.

England.

Zur Statistik der Verbrechen in England.

Der in den letzten Blättern des „Magazins" erwähnte Bericht der mit Untersuchung der Verbrechen in den Englischen Grafschaften beschäftigten Kommission enthält unter Anderem auch eine interessante Liste der Verdächtigen nach den Verzeichnissen der Lokalitäten, wo die Polizei am vollständigsten ausgebildet ist. Diese Verdächtigen sind in drei Klassen eingetheilt: erstens giebt es Personen, deren Subsistenzmittel nicht bekannt sind, und von denen man also vermuthen darf, daß sie auf verbrecherliche Weise ihr Leben fristen; zur zweiten Klasse gehören solche Personen,

die zwar vor der Welt ein gesetzliches Gewerbe treiben, aber sich schon eines Verbrechens schuldig gemacht, und also vermuthen lassen, daß sie durch öftere Verletzungen des Gesetzes den Gewinn ihres Gewerbes zu vergrößern suchen; die dritte Klasse besteht aus solchen, die zwar nicht zu einer der beiden vorigen Klassen gehören, die aber, obwohl sie noch nicht gerichtlich bestraft worden, doch der Behörde als verdächtig bezeichnet sind.

Nehmen wir nun die Angaben über die Stadt London und den polizeilichen Distrikt der Hauptstadt und vergleichen damit den Distrikt einer Manufakturstadt, wo das Verbrechen einen geringeren Maßstab hat. London enthält, nach den offiziellen Dokumenten, 10,444 Personen, die der ersten der oben genannten drei Klassen, 4353, die zur zweiten, und 2104, die zur dritten gehören, was zusammen 16,901 giebt, oder einen Verdächtigen auf 89 Einwohner. In Newcastle an der Tyne zählt man 1730 Personen zur ersten, 222 zur zweiten und 62 zur dritten Klasse, zusammen also 2014 Verdächtige, oder Einen auf 27 Einwohner. Die verschiedenen Kategorieen dieser Klassen sind folgende:

	London. (Einwohnerzahl 1,515,992.)			Newcastle. (Einwohnerzahl: 55,000.)		
	1. Klasse	2. Kl.	3. Kl.	1. Kl.	2. Kl.	3. Kl.
Einbrecher oder Nachtdiebe	136	39	42	—	—	—
Straßenräuber	19	8	11	4	—	—
Taschendiebe	344	73	154	114	20	—
Gewöhnliche Diebe	1,667	1,338	652	308	—	—
Schriftverfälscher	—	3	—	1	—	—
Betrüger	56	226	41	121	85	—
Hehler	51	158	134	7	2	—
Pferdediebe	7	4	—	1	—	—
Viehdiebe	—	—	—	1	—	—
Hundediebe	45	48	48	5	2	—
Falschmünzer	25	1	2	—	—	—
Verbreiter von falschem Gelde	202	54	61	—	2	2
Ruhestörer	723	1,866	179	525	—	—
Vagabunden	1,089	186	20	192	92	—
Briefbettler	12	17	21	4	2	—
Ueberbringer von Bettelbriefen	22	40	24	6	—	—
Anständig gekleidete Hetären, die in öffentlichen Häusern wohnen	813	62	20	45	10	—
Anständig gekleidete Hetären, die sich auf der Straße aufhalten	1,460	79	73	43	—	—
Gemeine Hetären*)	3,533	147	184	353	—	—
Nicht registrirte Personen	40	2	438	—	7	60
In Summa	10,444	4,353	2,104	1,730	222	62

Die Häuser, welche zur Beherbergung des Lasters in beiden Städten dienen, sind in folgende Kategorieen getheilt.

	London.	Newcastle.
Häuser, in welchen die gestohlenen Effekten niedergelegt werden	227	17
(Davon abgeschafft seit Errichtung der Polizei)	131	6
Häuser, in welchen die Diebe zusammenkommen	276	8
(Davon abgeschafft seit Errichtung der Polizei)	159	3
Mittlere Durchschnittszahl der Diebe, die täglich in diese Häuser kommen	17	31
Oeffentliche Häuser	933	71
Mittlere Durchschnittszahl der Prostituirten in diesen Häusern	4	4
Uebelberüchtigte Häuser, die von Prostituirten besucht werden	848	46
Häuser, in welchen Prostituirte wohnen	1554	31
Spielhäuser	32	—
Mittlere Durchschnittszahl der Personen, die sie täglich besuchen	20	—
Häuser, in welchen die Bettler wohnen	221	78
Mittlere Durchschnittszahl der sie bewohnenden Individuen	11	3

Interessant ist auch eine Tabelle, aus der die mittlere Zeit hervorgeht, während deren die Verbrecher ihr Gewerbe treiben, ehe sie ins Gefängniß kommen. Die Kommission hat hier zwei Distrikte einander gegenübergestellt, den von Saalford in Lancashire, wo die Polizei gut eingerichtet ist, und den von Knutsford in der Grafschaft Chester, wo nur wenig Konstabler vorhanden sind.

*) Einige Statistiker, denen diese leider so bedeutenden Ziffern noch zu niedrig schienen, glaubten sie höher angeben zu müssen. So hat eine freiwillige Gesellschaft zur Abschaffung der Prostitution in einer neulich von ihr gemachten Publication die Zahl der öffentlichen Mädchen in London auf 80,000 angegeben. Das ist ein grober Irrthum. Aus der Arbeit der Kommission geht hervor, daß London auf eine Bevölkerung von anderthalb Millionen 7000 Prostituirte zählt. Es ist dasselbe Verhältniß wie in Paris, wo nach den Polizeiregistern von 1832, auf 900,000 Einwohner 3558 kommen.

Gefängniß von Saalford.

Alter der Gefangenen.	Anzahl der Jahre, wo sie ungestraft ihr Wesen trieben. / Anzahl der Individuen												
	1 Jahr	2 Jahre	3 Jahre	4 Jahre	5 Jahre	6 Jahre	7 Jahre	8 Jahre	9 Jahre	10 Jahre	12 Jahre	14 Jahre	16 Jahre
10 Jahre und darüber	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Von 10 — 15	3	4	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—
„ 15 — 18	14	9	4	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
„ 18 — 21	9	11	6	3	1	—	—	—	1	—	—	—	—
„ 21 — 25	7	7	2	3	1	—	1	—	—	—	—	—	—
„ 25 — 30	1	3	3	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—
„ 30 — 40	1	5	—	2	2	—	—	—	—	—	—	—	—
„ 40 — 50	2	7	1	—	—	1	2	—	—	—	—	—	—
„ 50 — 60	1	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
60 und darüber	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	40	30	17	10	5	1	3	—	1	—	—	—	—

Die mittlere Durchschnittszeit beträgt hier zwei Jahr[e] drei Monate.

Gefängniß von Knutsford.

Alter der Gefangenen.	Anzahl der Jahre, wo sie ungestraft ihr Wesen trieben. / Anzahl der Individuen												
	1 Jahr	2 Jahre	3 Jahre	4 Jahre	5 Jahre	6 Jahre	7 Jahre	8 Jahre	9 Jahre	10 Jahre	12 Jahre	14 Jahre	16 Jahre
10 Jahre und darüber	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Von 10 — 15	6	5	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—
„ 15 — 18	—	6	6	4	2	1	—	—	—	—	—	—	—
„ 18 — 21	—	5	7	7	5	4	—	—	—	—	—	—	—
„ 21 — 25	2	—	1	2	3	2	1	1	2	1	1	—	—
„ 25 — 30	1	—	2	1	1	1	2	2	—	1	1	—	—
„ 30 — 40	—	—	1	2	4	1	1	—	1	1	—	—	—
„ 40 — 50	—	—	—	—	—	—	—	—	1	3	1	—	—
„ 50 — 60	—	—	—	—	—	1	1	—	—	—	—	—	—
Ueber 60	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	10	16	17	18	15	10	5	3	4	6	3	—	—

Hier beträgt die mittlere Durchschnittszeit: 5 Jahre.

Man sieht aus diesen Zahlen, daß eine wohlan[geordnete]
Polizei die Zeit der Straflosigkeit eines Verbrechers um [mehr]
als die Hälfte vermindert; in Saalford können sie 2 Jahre [3 Mo-]
nate, in Knutsford 5 Jahre lang Böses thun.

Mannigfaltiges.

— In Sachen des internationalen Nach[drucks.]
Die Französischen Buchhändler hätten Gelegenheit, nächste[ns]
Maßregel der Reversion gegen die Belgischen zu ergreifen,
durch solche einzelne Nachdrucks-Vergeltungen nur im Nu
Etwas für die Sache des geistigen Eigenthums zu ge[winnen]
wäre. Herr von Reiffenberg, der tüchtigste Gelehrte
schichtsforscher, den Belgien besitzt, ist nämlich im Begri[ff,]
Geschichte der Belgier von der frühesten Zeit bis zur Fra[nzösischen]
Invasion herauszugeben und diese, typographisch reich ausge[stattet,]
bei dem bekannten Nachdrucker Wahlen in Brüssel ersch[einen zu]
lassen. Das Ganze wird zwar nur, wie es heißt, 20 Fr.
ist es jedoch einigen Pariser Buchhändlern darum zu thu[n,]
Brüsselern ein recht eklatantes Argumentum ad hominem
so brauchen sie es nur für 10 Fr. herzustellen, und wir
zeugt, ganz Belgien kauft dann die Geschichte seines Vate[rlandes]
nicht aus der Belgischen, sondern aus der Französischen
faktur. — Der Amerikanische Schriftsteller Cooper soll,
lische Blätter berichten, einen Prozeß gegen einen
Buchhändler eingeleitet haben, der die Seeromane des
nachgedruckt hat und sich damit vertheidigt, daß ihm bei
Nachdruck kein in England erschienenes Exemplar, sonder[n]
in New-York gedruckte Original vorgelegen habe. Man
gierig, wie die Englischen Gerichte diesen zum erstenmale
kommenden Fall entscheiden werden. Herr Cooper verkauft,
so wie Herr Washington Irving, das Verlagsrecht seiner
zweimal: in Amerika und in England; es fragt sich jedo[ch,]
unter den jetzigen Umständen, so lange nämlich kein internat[ionaler]
Vertrag zwischen beiden Ländern über die Rechte beider
Schriftsteller besteht, der Englische Richter dem Nord-A[merika-]
nischen Autor die Befugniß zugestehen werde, in Großbr[itannien]
ein Recht zu verkaufen, das er im Grunde hier gar nich[t]

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 134. Berlin, Freitag den 8. November 1839.

England.

Auszüge aus dem Notizenbuch eines Arztes.

Der Hypochondrist.

Unter den vielen Unausstehlichkeiten der Gesellschaft ist wohl keine in Wahrheit so arg, wie der nähere Umgang mit einem Hypochondristen; das Opfer dieses Umgangs mag ein gewöhnlicher Verwandter oder der heilkundige Rathgeber des Leidenden seyn. Vergebens stellt dieser vor, daß auch andere Kranke in Schmerzen oder gar in Lebensgefahr seiner ängstlich harren; hilft nichts! er muß hören, wie die tausendmal erzählte Geschichte von Leiden anfängt, sich in einem neuen Tausend zu wiederholen. Ist der Patient männlichen Geschlechts, so hält er ihn bei einem Knopfe fest, der verloren ist, wenn sein Besitzer nicht hören will; ist es eine Dame, so legt sie die dünne, bleiche Hand auf den Vorderarm des Arztes, und dieser kann nicht mit eisernem Herzen den Faden der Erzählung durchschneiden, wenn er bedenkt, wie die schöne Klagende sich in Furcht vor dem nahen Tode befindet, einer Furcht, die noch drückender wird, weil sie auf demselben Punkte mit einer unbesiegbaren Leidenschaft fürs Leben zusammenwohnt, und wie die Kranke, nach ihrer Meinung, von allen frohen Genüssen abgeschnitten ist. Wir bringen den Kranken um gar viele Genugthuung, wenn wir uns weigern, ihn anzuhören. Die Auseinandersetzung seiner Leiden und der Glaube an das Mitgefühl des Zuhörers geben ihm eine eigenthümliche Befriedigung, und er sucht jede Gelegenheit, sich diese zu verschaffen. Das Wohlgefallen mancher Hypochondristen an der Darstellung ihrer Leidensgeschichte geht oft so weit, daß sie eine Abneigung gegen Trost und Linderung zeigen, um ja dieses Wohlgefallens nicht beraubt zu werden.

Eine sonderbare Thatsache ist's, daß der Hypochonder, so sehr er auch nach dem Arzte schmachtet, doch weniger als andere Kranke seine Anordnungen befolgt. Er ist schlimmer daran, wie Tantalus; er ist unglücklich, wenn ihm nichts verschrieben wird, und stehen die ersehnten Balsame vor ihm, so berührt er sie nicht. Zum Beweise meiner Behauptung folgendes Brieschen von Mrs. ....

„Mein lieber Freund.

„Ich habe Ihren Rath genau befolgt — aber ich habe bloß eine Pille genommen. War das so recht? .... Billigen Sie geschmorte Kälberfüße? Was meinen Sie zu leichten Puddings? Kann ich Brod, Reis, Sago ohne Gefahr genießen? Sind Fische zuträglich, oder ist Braten noch immer das Beste? Ich habe die Nacht gut zugebracht und bin diesen Morgen besseren Muthes. Aufrichtig die Ihrige Maria —."

Diese Dame hat, wie viele ihres Gleichen, ihr Leben der Untersuchung gewidmet, der Untersuchung nämlich, welche und wie viel Nahrungsmittel ihrem zerrütteten Gesundheitszustande nicht schaden. Ein Körnchen anders, ein Körnchen mehr in ihre Küche geworfen, wird für sie ein Saatfeld von Angst und Mißvergnügen; sie fürchtet Alles und hofft gar nichts; sie verlängert ihre Krankheit, indem sie über den Leiden derselben brütet, und verkürzt sich das Leben dadurch, daß sie es mit der Besorgniß, es möchte bald aufhören, ausfüllt. Ich habe diese Lady seit vielen Jahren gekannt und schätze ihre Herzensgüte sehr hoch, während ich das Elend beklage, welches sie durch ihre hypochondrischen Grillen sich selbst zuzieht. Natürlich sanft und zärtlich gegen ihre Umgebung, ist doch ihre Liebenswürdigkeit durch die Krankheit verdrängt worden; denn nichts kann mehr die Gemüthsart trüben, als die beständigen Gefühle von Schmerz. Die ehrwürdige Mrs. — hat fortwährend den Doktor so oder so zur Hand; sie steht immer an der Gränze des Wohlbefindens, aber niemals innerhalb desselben; sie ist immer besser, aber niemals wohl; ist das eine Symptom besiegt, so ist gleich ein anderes dafür da. Sie kommen und verschwinden auf ihren Befehl, gleich unterirdischen Geistern; aber obgleich sie, wie der Zauberer, diese Geister beschwört, so zittert sie doch mehr als jeder Andere bei ihrer Erscheinung.

Die Arme war das einzige Kind eines reichen Mannes, folglich wuchs sie als verdorbenes Kind empor. In dem Plane ihrer Erziehung waren weder die geistigen noch die körperlichen Vervollkommnungen ernstlich bedacht; ein schöner Wagen stand zu des kleinen Mädchens Verfügung, damit es ja nicht die jungen Glieder anstrenge, und so mußte natürlich ihre Gesundheit bedroht werden. Sie wurde nervös, hysterisch und in den Verdauungs-Werkzeugen geschwächt, und ehe sie das 30ste Jahr erreichte, war sie eine vollkommene Hypochondristin. Sie war früh Witwe geworden, hatte mit dem Verlust ihres Mannes auch die Gesellschaften verloren, die dieser um sich versammelte, und wurde in einen Zustand von Einsamkeit versetzt, was für diejenigen, welche von Natur zur Hypochondrie geneigt sind, am schlimmsten ist. Obgleich sie einen Schwarm von Dienern im Hause hat, obgleich sie mit allen Glücksgütern gesegnet ist, so lebt sie doch still, einsam und ohne Genuß. Die Gegenwart ihrer nächsten Verwandten, ihrer besten Freunde ist ihr lästig, weil dadurch die mit ängstlicher Pünktlichkeit befolgte Lebensweise auf einen Augenblick gestört werden könnte.

Sie steht des Morgens sehr zeitig auf, weil der liebe Doktor versichert, daß die Morgenluft die Wirksamkeit der Arzneimittel begünstige. Der liebe Doktor wird auch bald herbeigerufen, um seine täglichen Klagelieder zu hören. Heute scheint die Härte und Ausdehnung des Magens eine neue Krankheit zu verkünden. Was soll gegessen werden, um den Druck zu erleichtern? Sie zieht den Doktor ans Fenster, damit er klar sehen kann, wie bleich sie ist, oder wie ihr die Röthe ins Gesicht steigt. Glaubt er, daß der Schmerz über dem linken Auge eine Apoplexie anzeige? Was ist der Grund, daß sie keine Minute lesen kann, ohne daß es ihr schwindelt; daß sie im Ohre einen Lärm hört, als wäre ein kochender Kessel darin? Sie fürchtet, endlich wahnsinnig zu werden und im Irrenhause zu sterben. Der Arzt verschreibt, empfiehlt sich und schätzt sich glücklich, auf einige Stunden der Folter entkommen zu seyn, auf die er morgen wieder gespannt wird und die von seinem praktischen Leben unzertrennlich ist.

Einen großen Irrthum begehen Viele, der bloßen Einbildung die Leiden des Hypochonders zuzuschreiben. Sie leiden an physischen Störungen des körperlichen Organismus, welche eine Beklemmung und Besorgniß hervorrufen, die dadurch noch vergrößert wird, daß der Kranke seine ganze Aufmerksamkeit bei ihnen verweilen läßt. Diese krankhaften Empfindungen drängen auch den Leidenden, sich seiner Beklommenheit zu entladen, sobald sich ein Freund findet, dessen Busen sie aufnehmen will. Er ist erfreut, zu sehen, daß seine Erzählung Sympathie weckt. Doch sah ich auch Manchen, der auf den Gedanken gebracht wurde, die Erzählung der Details seiner Uebel könnte ihm einen Grad von Verachtung zuziehen, und er unterdrückte in Folge dieser Vermuthung einen guten Theil dessen, was er sonst mit Begierde erzählt haben würde. Welches Opfer eine solche Discretion für die Kranken seyn muß, kann man aus der Genugthuung schließen, die sie empfinden, wenn sie so con amore ihr Herz auf dem Strom der Rede umherschaukeln.

Hypochondristen leiden oft von Illusionen, gleich Wahnsinnigen; sie sehen Menschen und Dinge, die nicht existiren. Walter Scott giebt eine Erzählung, die wunderbar beleuchtet, zu welchem Umfange solche Täuschungen wachsen können. Ein Schottischer Advokat glaubte sich immer von einem kleinen Mann begleitet, der, gestiefelt und gespornt, ganz wie ein Ritter gekleidet war. Nach einiger Zeit verwandelte der kleine Ritter sich in ein Skelett und brachte eine solche Verwirrung in dem Geiste des Advokaten hervor, daß dieser der Krankheit erlag. Merkwürdig hierbei ist noch der Umstand, daß der Kranke selbst nicht an die Existenz der Erscheinung glaubte und seinem Arzte versicherte, daß er nur als trauriges Opfer seiner Imagination sterben müsse.*) Ich kannte eine Dame, die immer einen schwarzen Hund neben sich am Tische sitzen sah. „Sie können ihn nicht sehen", sagte sie zu mir, „weil es nur ein Phantom meiner krankhaften Einbildung ist." Es war derselbe Fall bei Dr. Donne, nur daß er an die Vision wirklich glaubte. Er sah nämlich seine Frau mit einem todten Kinde auf dem Arm zweimal durch sein Zimmer gehen. Sein Zimmer war damals in Frankreich, seine Frau aber in England (S. Life of Dr. Donne by Isaac Walton p. 24).

---

*) S. Letters on Demonology and Witchcraft, by Sir Walter Scott Bart. p. 29—33.

Diese Fälle müssen jedoch von denen unterschieden werden, wo Menschen glauben, sie seyen aus Glas, Wachs und anderen Stoffen. Ein Bäcker in Ferrara glaubte, er wäre aus Butter zusammengesetzt, und wollte deshalb nicht an seinen Ofen gehen, damit er nicht schmelze. Diese Fälle gehören nicht ins Gebiet der Hypochondrie, sie sind Monomanieen.

Die Hypochondrie wird öfter mit Melancholie verwechselt, und wirklich führt sie häufig dazu. Sie gleicht ihr manchmal so genau, daß man sie das erste Stadium derselben nennen kann. Illusionen sind in beiden Krankheiten; der Hypochonder jedoch weiß, daß es nur Illusionen sind, während der Melancholikus sie für Wirklichkeiten hält. Der Erstere hat wirkliche Smerzen, die für ihn solche sind, weil er nervöser Natur ist; er fürchtet den Tod, weil er das Leben liebt; der Melancholikus hingegen sehnt sich nach dem Tode, weil er diese Welt als ein unermeßliches Jammerthal betrachtet, das voll von Unglück aller Art ist, während im Grabe Ruhe und Linderung der Leiden zu finden ist. Aus diesem Grunde werden im Anfall der Melancholie Selbstmorde verübt; die Hypochondristen aber denken nicht entfernt daran, sich auf solche Weise zu befreien. Diese leiden physisch so, daß ihre Vernunft geschwächt wird, zu gleicher Zeit aber auch der Muth sinkt. Er sinkt bis zu einer Furchtsamkeit herab, die ihn vor dem Gedanken des Todes zittern macht. Der Melancholikus leidet moralisch, und er gewinnt, nach langem Kampfe mit sich, den Muth der Verzweiflung am besseren Glücke und sucht letzteres in der ewigen Ruhe des Grabes. Die Unterscheidung zwischen Hypochondrie und anderen Uebeln, ihre Pathologie und Behandlung muß dem Arzt überlassen bleiben; die Kenntniß der Ursachen jedoch und ihrer moralischen Behandlung kann nicht weit genug verbreitet werden.

Constitution und Temperament scheinen wenig Einfluß auf die Entstehung der Krankheit zu haben. Die Kraftfülle der Jugend und die Gravität des Alters sind ihr entgegen. Sie bildet sich zwischen dem 25sten und 50sten Lebensjahr, und Männer sind ihren Anfällen mehr als Weiber ausgesetzt. Diese sind in früheren Jahren der Hysterie unterworfen, etwa im 50sten Jahre leiden sie von der Hypochondrie, so wie meine Freundin Mrs. —, doch erreicht die Krankheit keinen solchen hohen Grad, wie bei den Männern.

Die Ursachen der Hypochondrie sind zweierlei, eine moralische und eine physische. Die erstere trifft man bei Personen von sitzender Lebensart, bei denen, welche einen übermäßigen Gebrauch von Thee, Kaffee u. dergl. machen. Gelehrte greifen gewöhnlich zum Gebrauch der Chinesischen Pflanze im Uebermaße. Unverdaulichkeit und Störungen in den Gedärmen sind die natürliche Folge, und diese führen zur Hypochondrie. Beim weiblichen Geschlechte sind es besonders Näherinnen, die, von Thee und Butterbrod lebend, dabei sich nicht genug bewegen, die Verdauungskräfte verlieren und der Hypochondrie anheimfallen.

Es ist in der That kränkend für den menschlichen Stolz, wenn er bedenkt, daß das Vermögen, seine geistige Fähigkeit auszuüben, vom Zustande des Magens abhängt; daß das einige Stunden längere Zurückbleiben unverdauter Speise schwermüthig, gereizt macht; daß hierdurch der Schlaf geraubt oder durch schreckliche Träume unterbrochen wird; daß der Schwung unserer Gedanken dadurch gelähmt, unsere Aufmerksamkeit mangelhaft wird, und daß wir dadurch Menschen und Dinge um uns mit trübem Blick ansehen.

Nichts kann mehr die Denkkraft modifiziren, als Diät im Essen, Schlafen und der körperlichen Bewegung; fehlt diese, so ist die Medizin, welche durch den Körper auf den Geist wirken soll, meist erfolglos oder setzt gar andere Uebel an die Stelle derer, die sie nur halb vertilgt. Die Lebensweise Dryden's war den intellektuellen Beschäftigungen nicht günstig, und er mußte, sagt man, erst Arznei nehmen, ja sich öfter zur Ader lassen, ehe er an die Arbeit ging.

Die moralischen Ursachen der Hypochondrie entstehen in den Fehlern der Erziehung, je nach dem Geschlechte des Individuums. Ist es weiblich, so machen sich die üblen Folgen jener ängstlichen Sorgen geltend, mit denen die krankhafte Empfänglichkeit des nervösen Systems verzärtelt worden ist. Feine Gefühle, Sentimentalität, Schüchternheit sind lauter schöne Dinge, die man beim Mädchen gern sieht; aber man ist gewöhnlich so sehr mit der Ausbildung dieser Eigenschaften beschäftigt, daß man darüber vergißt, ihnen irgend ein Ziel zu setzen, und daß dadurch das Mädchen leicht vergißt, Gefühle und Wünsche zu kontrolliren. In England wenigstens wird die Einbildungskraft der Mädchen viel mehr genährt, als ihr Urtheil geübt, und hieraus entsteht die reizbare Empfänglichkeit, von der ich gesprochen habe; denn Jedermann weiß, daß Alles, was zu sehr anspannt und aufregt, in eine Erschöpfung übergeht.

Musik, eine beim weiblichen Geschlechte mit Vorliebe getriebene Kunst, thut auch das Ihrige, die krankhafte Reizbarkeit zu erhöhen; der einsame, zum Sitzen nöthigende Fleiß, welcher unerläßlich ist, wenn man in dieser bezaubernden Kunst den in unseren Tagen an die weibliche Bildung gemachten Anforderungen entsprechen will, hilft die Krankheitskeime vorbereiten, welche sich nach Jahren zur Hypochondrie entwickeln. Dennoch ist die männliche Natur mehr als die weibliche dieser Krankheit ergeben. Besonders finden wir sie bei Beschäftigungen, welche wenig körperliche Bewegung zulassen, dagegen die geistige Thätigkeit einer zu großen Anstrengung unterwerfen. Sie ist die eigentliche Krankheit der Gelehrten. Der Anbeter des Ruhms sitzt, opfert in stiller Nacht seinem Idole ein Lämpchen voll Oel und denkt selten dabei, daß er auch das Oel seines Lebens mitopfert, daß seine unter dem Einflusse des Ehrgeizes unternommenen Arbeiten den Grund zur Schwermuth, Hinfälligkeit und einem Heere von Uebeln legen, die seine Zukunft bedrohen und dem Abend seiner Tage kein heiteres Wölkchen zurücklassen, wenn er je diesen Abend erreicht.

(Schluß folgt.)

F r a n k r e i c h.

Die Schreckenszeit in der Bretagne.

Das Schloß La Hunaudaie.

(Schluß.)

Ich war im Walde angekommen, ohne weiter an das zu denken, was sich beim Syndikus begeben hatte, als ich hinter mir den Galopp von Pferden hörte; bald darauf erblickte ich zwei Gendarmen. Ich weiß nicht, wie es kam, daß mich die Ahnung überfiel, ich sey derjenige, den sie suchten. Mir blieb übrigens nicht lange Zeit, nachzudenken, denn sie waren bald an meiner Seite. Sie befahlen mir, still zu stehen, fragten mich nach meinem Namen und forderten mich dann auf, vom Pferde zu steigen. Ich fragte, was sie wollten. „Wir haben den Befehl, Dich nicht weiter ziehen zu lassen", wurde mir zur Antwort gegeben. „Ihr führt mich also nach Lamballe zurück?" — „Nein." — „Wohin denn sonst?" — „Du wirst es sehen." —

Während dieses Gesprächs waren die Gendarmen abgestiegen, zogen mich mit sich in den Wald, befestigten ihre Pferde an einem Baume und zündeten ihre Pfeifen an, ohne sich weiter besonders um mich zu bekümmern. Dies Abenteuer kam mir zu sonderbar vor, um nicht mein Erstaunen und theilweise auch meine Besorgniß zu erregen. Mein erster Gedanke war, daß hier ein Irrthum obwalte, allein ich wurde bald enttäuscht; mich hatten sie anhalten sollen. Aber welches Verbrechens hatte ich mich schuldig gemacht? Was wollte man von mir? Ich erhielt auf alle meine Fragen keine andere Antwort als: so lautet der Befehl. Da ich wohl einsah, daß es mir nicht gelingen werde, die Schweigsamkeit meiner Wächter zu besiegen, so beschloß ich, geduldig die Lösung dieses Räthsels abzuwarten. So verflossen ziemlich drei Stunden. Es war dunkel geworden, und es wehte ein kalter Wind. Meine beiden Gefährten fingen schon an, ungeduldig zu werden, als plötzlich ein Geräusch zu unseren Ohren drang. Bald konnte man das Geklirr von Waffen unterscheiden und beim Sternenschimmer die Uniformen erkennen. Die beiden Gendarmen brachen nun mit mir nach dem Rande des Waldes auf; ein Wer da! wurde ausgetauscht, worauf einige Männer von dem bewaffneten Haufen auf uns zukamen. Unter ihnen erkannte ich den Prokurator und den Fremden, den ich schon in Lamballe gesehen hatte. Den Ersteren fragte ich nicht zum sanftesten, was man von mir wolle und warum man mich festgehalten habe. „Ich habe den Befehl gegeben", sagte der Fremde. — „Und mit welchem Rechte?" fragte ich. — „Ich bin der Bürger Morillon, Agent des vollziehenden Rathes." —

Nach diesen Worten fiel der Syndikus ein: „Der Bürger ist mit einer wichtigen Haussuchung im Schlosse La Hunaudaie beauftragt; Deine Unterhaltung mit Launay hat ihn auf die Vermuthung gebracht, Du mögest in Verbindung mit den Guyomarais stehen und sie benachrichtigen." — „Ich kenne die Guyomarais nicht und gehe auch nicht zu ihnen." — „Zu wem denn?" — „Zum Wald-Aufseher." — „Und zu welchem Zwecke?" — „Zum Behufe eines Holzkaufes." — Der Bürger-Kommissarius zog den Syndikus bei Seite, und Beide schienen sich zu berathen. Nach einer kurzen Unterredung wendete sich Morillon zu mir mit den Worten: „Ich bin geneigt, Dich für einen guten Patrioten zu halten; Du kennst ohne Zweifel die Waldwege, da Du Dich ohne Führer aufgemacht hast." — „Ich kenne sie." — Vermuthlich wirst Du nicht ablehnen, an unserem Zuge Theil zu nehmen; es könnte seyn, daß wir eines Menschen bedürften, der das Terrain kennt, und in keinem Falle wird eine Verstärkung von zwei Armen etwas schaden." — „Ich bin bereit." — „Es lebe die Republik! Vorwärts!"

Ich stellte mich mit dem Kommissarius, dem Prokurator und dem Friedensrichter an die Spitze des Zuges. Ich hatte mir nicht verbergen können, daß die Aufforderung des Bürgers Morillon ein Befehl sey, der aus einem Rest von Mißtrauen entsprang, aber ich hatte ihm die Wahrheit gesagt; ich brauchte nichts zu verschweigen und hatte nichts zu fürchten. Sein Argwohn entwich daher auch bald. Ich hatte schon mehrmals an Sendungen gegen Priester, die den Eid nicht leisten wollten, Theil genommen, und ich war daher schon mit den Vorsichtsmaßregeln, die bei solchen nächtlichen Märschen beobachtet werden müssen, vertraut; ich gab sie dem Kommissarius an, der augenblicklich die Wichtigkeit meiner Winke erkannte und keinen derselben verabsäumte. Da ich wußte, daß der Hauptzugang zum Schlosse von Hunden bewacht werde, die unsere Ankunft verrathen haben würden, so schlug ich einen abgelegenen Fußpfad ein, der uns an die Thür des Gartens führen mußte. Ich war allmälig einer der Führer des Zuges geworden, und ein je größerer Antheil mir zugestanden wurde, desto mehr wuchs auch meine Theilnahme. Ich berechnete alle Wechselfälle, als wenn ich persönlich verantwortlich gewesen wäre, und ich sah dem Ausgange mit Unruhe entgegen. Welchen Zweck man eigentlich

hierbei hatte, wußte ich nicht, aber ich wußte, daß das Interesse der Republik hierbei im Spiele war, und das genügte mir. Zu einer anderen Zeit und für eine andere Sache würde ich gern zurückgeblieben seyn, das Schicksal derjenigen, welche man überfallen wollte, würde mich mit Unruhe erfüllt und ich würde gewünscht haben, daß sie von der ihnen drohenden Gefahr benachrichtigt worden wären; aber die Nothwendigkeit, das Vaterland zu retten, verdrängte damals alle andere Rücksichten; erst nach dem Kampfe stellte sich das Mitleiden ein. Der Aufrührer wurde dem allgemeinen Interesse geopfert, wie man sich selbst opferte. Ueberdies waren die Royalisten nicht bloß politische Gegner, sondern Feinde. Der Krieg gegen sie schien eine rechtmäßige Abwehr, denn sie hatten den Kampf überall begonnen, an den Gränzen und im Innern. Hier handelte es sich nicht bloß um Meinungen, sondern um Gefühle; man haßte sie wenjger aus Partei-Leidenschaft, als aus nationalem Instinkt.

Wir langten endlich beim Schlosse an. Es war kein Geräusch zu vernehmen, kein Licht erglänzte, alle Bewohner schienen im Schlaf begraben. Die erste Maßregel, die man traf, war die Aufstellung von Posten an allen Ausgängen. Das tiefste Schweigen war anbefohlen worden. Der Bürger Morillon, der Friedensrichter und ich hatten uns einige Schritte von einer kleinen Gartenthür postirt, deren man sich nicht mehr zu bedienen schien, und wir warteten ab, daß die ertheilten Befehle vollzogen würden, als wir plötzlich in dem Gehölze das Geräusch von Schritten hörten. Ich gab meinen Gefährten ein Zeichen, und wir traten hinter einen Mauervorsprung zurück. Die Schritte kamen näher, die Blätter raschelten lauter, und es erschien bald darauf ein Bauer am Rande des Gehölzes. Aengstlich spähte er nach allen Seiten umher, endlich schritt er auf die kleine Thür zu und bückte sich, um das Schloß zu suchen. In diesem Augenblick stürzte ich mich auf ihn und faßte ihn bei den Armen. Er stieß einen lauten Schrei aus, aber der Bürger Morillon zwang ihn, zu schweigen, indem er ihm eine Pistole auf die Brust setzte. Wir entrissen ihm den Schlüssel und öffneten ohne Mühe die kleine Thür.

Im Garten stieß der Syndikus mit ungefähr dreißig National-Gardisten zu uns. Wir unterrichteten ihn kurz von der Lage der Dinge, und nachdem wir die Thür wieder geschlossen und zwei Schildwachen ausgestellt, schritten wir auf das Schloß zu. Bei diesem angelangt, fanden wir die Thür geöffnet wie absichtlich. Den Bauer schien dies zu befremden. „Jetzt aufmerksam!“ gebot Morillon, „damit uns Niemand entwische. Ein Dutzend Menschen umringe das Schloß und gebe Feuer auf Jeden, der zu entfliehen versucht!“

Nachdem diese Anordnungen getroffen worden waren, wurde die Blendlaterne eröffnet und Fackeln angezündet. Das tiefe Schweigen, welches bis jetzt beobachtet worden war, wurde nun, wie auf ein verabredetes Zeichen, gebrochen, und die National-Gardisten stürzten in das Schloß. Es trat ein Augenblick unbeschreiblicher Verwirrung ein. Der Bürger Morillon und der Prokurator liefen von Zimmer zu Zimmer, um Befehle zu ertheilen; man hörte nur noch eilige Schritte und Waffengeklirr; endlich erhob sich ein Triumphgeschrei, gefolgt von mehreren anderen. Kurz darauf wurde der Friedensrichter abberufen; ich folgte ihm.

Als ich in eines der oberen Zimmer trat, erkannte ich in der Mitte der National-Gardisten und Gendarmen den Bürger Guyomarais, welchen ich früher schon gesehen hatte. Er stand gegen das Kamin gelehnt, bleich, aber stolz und verächtlich um sich blickend. Neben ihm kauerte eine junge Frau, die fast nackt war und zwei Kinder in ihren Armen hielt, mit denen sie ihre Nacktheit zu verhüllen schien; hinter ihnen stand ein Greis, zu dessen Füßen ein zerbrochenes Schwert lag. Es waren der Bürger und die Bürgerin La Guyomarais und der letzteren Vater, Micant de Mainville. Im Hintergrunde bemerkte man noch zwei Männer, von denen ich später erfuhr, daß es ein Herr Dampière und der Erzieher der Kinder seyen.

Der Friedensrichter wollte eben das Verhör beginnen, als wiederum ein Freudenschrei ertönte: man führte drei andere Gefangene herbei. Die beiden Ersten wurden alsobald als der Arzt Taburet und als ein Bedienter des Hauses erkannt; der Dritte nannte sich Morel und gab sich für einen Chirurgus aus. Der Bürger Morillon fragte hierauf den Herrn des Hauses, ob dies alle seine Gäste wären. — „Alle“, war die Antwort. — „Du irrst Dich; es fehlt noch einer und gerade der wichtigste.“ — „Wer denn?“ — „Tuffin de la Rouerie.“ — Der Gefangene erbebte. — „Du siehst, daß wir gut unterrichtet sind; Tuffin ist hier, und wir werden ihn ausfindig machen, sollten wir auch das Schloß in Brand stecken.“ — „Thut es“, gab La Guyomarais kalt zur Antwort. — Es trat eine Pause ein; der Syndikus und der Bürger Morillon besprachen sich einige Augenblicke; sie erklärten hierauf, sie würden die Haussuchung fortsetzen, während der Syndikus die Gefangenen verhöre.

Sie entfernten sich wirklich, und das Verhör begann; dasselbe hatte kaum einige Minuten gedauert, als der Abgesandte des Konvents mit einem Portefeuille ins Zimmer trat, welches das Wappen der La Guyomarais trug. Der Friedensrichter öffnete es und zog einen Trauring hervor, in welchen die Worte: „Dum spiro, spero“ eingegraben waren; ferner eine Fahne mit einem gestickten Herzen, umgeben von einem weißen Kranze, so wie einige an einen Herrn Gasselin gerichtete Briefe. Der Ring glich denen, welche die Emigranten von Dudresnay als Symbol ihrer Hoffnungen trugen, und das Herz war, wie wir Alle wußten, das Feldzeichen der Royalisten in der Bretagne. Die Briefe bezogen sich offenbar auf eine bevorstehende Insurrection, aber sie sprachen sich nicht klar darüber aus, und es fehlte uns der Schlüssel. Das Wichtigste war, zu erfahren, wer dieser Gasselin sey, an den über alle getroffene Vorbereitungen Bericht erstattet wurde. Da die Fragen, welche an die Gefangenen wegen dieser unbekannten Person gerichtet wurden, kein Resultat ergaben, so brachte ich den Bauer, welcher an der Gartenthür angehalten worden war, in Erinnerung. Der Bürger Morillon befahl, ihn augenblicklich herbeizuführen.

Bei seinem Anblicke erbleichte La Guyomarais, aber er tauschte einige Blicke mit dem Bauer aus, welche ihn wieder zu beruhigen schienen. Der Bevollmächtigte des Konvents fragte ihn, ob er diesen Menschen kenne. „Es ist mein Gärtner“, antwortete er. — „Er heißt?“ — „Stephan.“ — „Was hatte er zu dieser Zeit außerhalb des Schlosses zu thun?“ — „Ich weiß es nicht.“ — Der Friedensrichter nahm hierauf den Gefangenen vor: „Wo warst Du?“ — „Im Walde.“ — „Was thatst Du dort?“ — „Ich pflückte fünfblätterigen Klee.“ — „Um Mitternacht?“ — „Das ist gerade die rechte Zeit.“ — Der Bürger Morillon sah den Syndikus erstaunt an. „Ist ein solcher Aberglaube wirklich noch hier auf dem Lande verbreitet?“ — „Allerdings ist er es; aber ich möchte wohl den fünfblätterigen Klee sehen, den dieser Schlingel gepflückt hat. Wenn ich nicht irre, werden wir wichtige Entdeckungen machen. Man durchsuche ihn.“ Man durchsuchte, aber man fand nichts. „Du wirst uns“, fuhr der Syndikus fort, „wohl nicht aufbinden wollen, daß Du ausgegangen warst, um Klee zu suchen; übrigens ist es auch weder das erste Mondesviertel, noch Freitag.“ — „Daher habe ich auch nicht gefunden, was ich suchte“, erwiederte Stephan, indem er Herrn von La Guyomarais einen Blick des Einverständnisses zuwarf. — „Niemand wußte hier, daß Du ausgegangen warst?“ — „Niemand.“ — „Also hattest Du die Thür des Schlosses offen gelassen?“ — „Ich wohne nicht im Schlosse.“ — „Wo denn?“ — „Im großen Gartenhause.“ — „Allein?“ — „Mit meiner Frau.“ — „Man hole sie“, befahl der Bürger Morillon, „und man durchsuche die Wohnung dieses Menschen.“

Ein Dutzend National-Gardisten entfernten sich, um diesen Befehl zu vollziehen, als der Syndikus eine halbnackte Frau herbeiführte. Bei ihrem Anblicke verlor Stephan die Fassung. — „Katharina!“ rief er aus. Diese erhob das Haupt, stieß einen Schrei aus und verbarg ihr Gesicht in beiden Händen. „Wir haben sie so eben oben gefunden“, sagte der Prokurator. — „Oben!“ wiederholte der Gärtner. — „In dem grünen Zimmer.“ — Der Bauer stieß einen dumpfen Schrei aus und entfärbte sich; dann trat er mit geballten Fäusten gegen Katharina vor. „Unglückliche, was thatst Du dort?“ stammelte er; „antworte, was thatst Du dort?“ — Diese antwortete nicht, sondern fiel schluchzend vor ihm nieder; er aber faßte ihre beiden Hände und riß sie mit einem Rucke auf, so daß sie gerade und bebend vor ihm stand. „Gnade, Stephan!“ wimmerte sie.

Der Bauer ließ das Weib wieder zur Erde sinken und richtete dann seine Blicke auf Herrn von La Guyomarais, der die Augen niederschlug. „Also ist es wahr“, rief er aus; „deshalb war die Thür geöffnet. Jetzt verstehe ich Alles. Während ich Nachts im Walde umherstreifte und den Kugeln der Blauen entgegenging, waren Andere hier glücklich und lachten mich aus. Mein Blut hatte ich hingegeben, aber man nahm mir auch noch die Ehre, und die Treue, die ich bewies, wurde mir mit Verrath vergolten.“ Er schlug sich dabei mit den geballten Fäusten gegen die Stirn, und in seinem ganzen Wesen malte sich eine unbeschreibliche Verzweiflung und Wuth. Herr von La Guyomarais trat einen Schritt gegen ihn vor. „Der Schein täuscht Dich, Stephan“, sagte er; „später werde ich Dir Alles erklären“. Der Bauer lächelte höhnisch. „Nein“, antwortete er, ich weiß genug. Sie glaubten mir Alles nehmen zu können, weil Sie mein Herr sind, aber man muß auch mit dem Schmerze der Kleinen kein Spiel treiben.“

Stephan wendete sich hierauf zum Bürger Morillon und sagte: „Sie suchen den Marquis; ich weiß, wo er ist, und werde es Ihnen sagen.“ Diese Aeußerung verursachte eine eben so allgemeine Freude unter uns, wie sie die Gefangenen zu erschrecken schien. Herr von La Guyomarais wollte sich auf den Gärtner stürzen, aber man hielt ihn zurück. „Erinnere Dich, was Du auf Deine einstige Seligkeit versprochen hast“, rief er diesem zu. Der Bauer schüttelte das Haupt und sagte, indem er Katharina anblickte: „Es war noch Jemand, der seine Seligkeit verpfändet hatte, aber man hat ihr ihr Versprechen aus dem Gedächtnisse gebracht; das thaten nicht die Blauen, sondern einer von denen, welchen ich mein Leben gegeben hatte — — Gott verzeihe ihm, weil er Gott ist, aber ich werde mich rächen und, so wahr ich ein Christ bin, sein Haupt auf's Schaffot bringen.“ — „Und auch das der Anderen, Unglücklicher!“ rief ihm La Guyomarais zu. Stephan zitterte. „Komm“, sagte der Bevollmächtigte des Konvents, der seine Unschlüssigkeit gewahr wurde; „die Republik bestraft die Verräther, aber sie verzeiht ihren verirrten Kindern.“ — Der Bauer schien zu schwanken. „Willst Du Dich nicht rächen?“ flüsterte ihm Morillon zu. Er richtete sich hoch auf und schritt durch die Thür.

Wir folgten ihm mit einem Gefühl der Neugierde, in das sich Furcht und Hoffnung mischten. Er führte uns durch den Garten, öffnete eine verborgene Thür, schritt einige Minuten längs der Außenmauer hin und blieb endlich bei einem Mauervorsprunge unter einem jungen Kirschbaum stehen. Dann wendete er sich zu

uns und sagte: „Derjenige, den Ihr suchet, liegt unter Euren Füßen." — Wir waren im höchsten Grade erstaunt. — „Was soll das heißen?" rief Morillon, „der Bürger Tuffin de la Rouerie —" — „Ist am 30. Januar gestorben." —

Wir Alle waren im höchsten Grade erstaunt, am meisten der Bevollmächtigte des Konvents, der sich nicht mit dem Gedanken vertraut machen konnte, daß so viele Vorbereitungen nur zur Entdeckung eines Leichnams führen sollten. Er wollte zweifeln, aber Stephan gab ihm Beweise, die ihn überführten. Wir erfuhren nun, daß der Tod Tuffin's so lange verborgen gehalten worden, um die Royalisten nicht zu entmuthigen. Die Guyomarais waren seine geheimen Testamentsvollstrecker geworden und handelten anscheinend unter seiner Leitung. Es schien fast, als ob der große Verschwörer an dem Orte, wo er abgeschieden war, etwas von seinem Geiste und seinem Einflusse hinterlassen hätte; noch im Grabe bekriegte er die Republik. Sein bloßer Name hielt Alles in Aufregung, und das Heer, welches einen Todten zum Führer hatte, rüstete sich heimlich und war nur des Winks zum Aufbruch gewärtig. In La Hunaudaie, wo er sich unter dem Namen Gasselin verborgen hatte, war er erkrankt und gestorben.

„Das war ein Mann", sagte Stephan zu uns, „von dem man nicht geglaubt hätte, daß er sterben könne; seit länger als einem Jahre lebte er in den wildesten Verstecken, trank das Wasser des Douves, aß schwarzes Brod und schlief auf der kalten Erde. Hier überfiel ihn plötzlich das Fieber, und er fing an, irre zu reden. Er glaubte im Getümmel der Schlacht zu seyn und drohte den Blauen den Tod; ich hütete ihn. Hier im Schlosse zitterten Alle, denn wenn man damals eine Haussuchung angestellt hätte, so waren Alle verloren. Dies dauerte drei Tage und drei Nächte. Als man endlich sah, daß er mit dem Tode kämpfte, ließ Herr von La Guyomarais eine Grube graben, welche ihn noch ganz warm mit allen seinen Papieren aufnahm. Ich selbst bedeckte die Stelle mit Rasen, damit man nichts sehen könne, und am folgenden Tage spielten die Kinder des Pächters auf seinem Grabe und wanden Kränze." — „Man hat ihn also mit allen seinen Papieren begraben?" fragte Morillon. — „Sie befinden sich in einem gläsernen Kasten."

Es wurden Schaufeln herbeigebracht. Der Gärtner leitete selbst die Arbeit. Nachdem man einige Zeit gegraben, fand man Widerstand, und es zeigte sich bald eine formlose Masse, die sorgfältig frei gemacht wurde. Nachdem man die Lumpen des Leichentuchs zurückgeschlagen, erkannte man einen Leichnam. Der gläserne Kasten, den der Bauer erwähnt hatte, lag zu den Füßen desselben. Der Bürger Morillon trat mit dem Syndikus bei Seite, um von dem Inhalt des Kastens Kenntniß zu nehmen. Beide kehrten bald zu uns zurück. — „Triumph!" rief Morillon, „wir haben die Stammlisten der beabsichtigten Insurrection und die geheime Korrespondenz Tuffin's mit den Emigranten auf Jersey und Guernsey gefunden. Jetzt, Bürger, hat das Vaterland nichts mehr zu fürchten; Tod den Verräthern, es lebe die Republik!" Als wenn dieser Ruf auf Echos gestoßen wäre, so hallte er von Schildwache zu Schildwache wieder und erdröhnte im Schlosse wie ein lauter Donnerschlag. In diesem Augenblicke trat die Sonne hinter den Hügeln hervor und erleuchtete den Wald.

Uns hielt jetzt nichts mehr; man holte eine Bahre und trug auf derselben die Ueberreste des Verstorbenen nach dem Schlosse. Als diese bei mir vorüber kamen, konnte ich mich einer traurigen Empfindung nicht erwehren: das war also der Ausgang so vieler Intriguen, so muthig ertragener Leiden, so kühn entworfener Pläne? Von allen so sorgsam mit Schweiß und Blut gepflegten Hoffnungen hatte sich keine erfüllt, und dieser Mann, der sich vermessen hatte, die Monarchie wiederherzustellen, hatte nicht einmal einen Sarg für seinen Leichnam gefunden. Was ist also alle Kraft eines Einzelnen? Ich stand träumerisch still, als sich eine Hand auf meine Schulter legte. „Woran denkst Du, Bürger?" fragte mich Morillon. — „Ich bedenke, daß dieser Mann drei Jahr hindurch die Erde mit seinen Nägeln aufgewühlt und Pulver ausgestreut hatte, und daß, als er der Sonne einen Funken abgestohlen und ihm nichts mehr übrig blieb, als seine Mine springen zu lassen, er wie ein Kind am Fieber dahinstarb." — „Glücklicherweise," antwortete er mir, „denn sein Tod rettet vielleicht die Republik; wenn die Royalisten ihn erfahren, werden ihre Reihen aus einander stieben; alle ihre Hoffnungen, alle ihre Pläne ruhen jetzt bei diesem Leichnam. Es ist nicht der Leichnam eines Menschen, den man jetzt fortträgt, sondern der des Bürgerkrieges."

Mannigfaltiges.

— **Melanchthon in Frankreich.** Der Französische Gelehrte, Herr D. Nisard, der sich mit einer kritischen Geschichte der Zeit der Renaissance, der Epoche der Wiedergeburt nicht bloß von Kunst und Wissenschaft, sondern auch von Glauben und Leben, beschäftigt, hat so eben eine treffliche Darstellung von Melanchthon's Wirken vollendet, die vorläufig in der Revue des deux mondes abgedruckt ist, sehr bald jedoch, mit den übrigen Bildern der Wiedergeburtszeit vereinigt, als ein besonderes Werk erscheinen wird. Die Ruhe und Gründlichkeit, die Herrn Nisard bei seinen Untersuchungen auszuzeichnen pflegen, haben sich hier mit wahrhaft humanem Wohlwollen vereinigt. Weder der Franzose noch der Katholik treten in dieser Darstellung des Deutschen Reformators auf störende Weise hervor. Der „Lehrer Deutschlands", wie Melanchthon von seinen Zeitgenossen genannt wurde, ist, wie Nisard sagt, auch der Lehrer Frankreichs gewesen. „Hat er bei uns auch nicht persönlich gelehrt", fügt sein Französischer Biograph hinzu, „blieb seine Wirksamkeit doch gleichwohl nicht ohne großen Einfluß. Calvin, durch welchen unsere besten Geister damals sich bildeten, hatte sich selbst durch die Methode Melanchthon's gebildet. Unsere Studirenden lernten das Latein in seinen Sprachlehren. Vor mir liegt ein Exemplar seiner Institutionen der Rhetorik, „„ganz anders behandelt als bisher"", wie sich der Buchhändler François Regnault, und zwar im Jahre 1529, ausdrückt. Bereits seit 1526 war diese Rhetorik in unseren Schulen eingeführt. Seine viel gelesenen und bewunderten theologischen Schriften bildeten den Geschmack selbst derjenigen, deren Bekenntniß sie nicht veränderten. Ich finde darin nichts Wesentliches, was nicht auch dem Französischen Geiste entspräche, keine Eigenthümlichkeit der Auffassung oder des Styls, die nicht auch unseren Schriftstellern wünschenswerth seyn mußte. Wenn der Einfluß Melanchthon's auf Frankreich ein direkter war, welche Verpflichtung haben wir alsdann nicht gegen diesen großen Mann? Und wenn auch der Französische Geist von selbst den Weg gegangen, den Melanchthon's Geist, der jenem nicht unbekannt war, eingeschlagen, so müßte ich ihn darum, und weil er die trefflichen Eigenschaften unserer Französischen Schriftsteller und ihre Lehren gewissermaßen bestätigte, nicht minder verehren." — Denjenigen Franzosen, die dem Biographen Melanchthon's den Vorwurf machen möchten, daß er unkatholische Lehren verbreite, antwortet Herr Nisard: „Ich warne Euch, davor auf der Hut zu seyn, daß Ihr Euch mehr als Katholiken, denn als Christen zeiget. Ja, damals, als die Reformation die Wiedertäufer in Münster erzeugte, als sie Frankreich in zwei feindliche Lager theilte, da mochten Eure Vorurtheile einen Grund haben; jetzt aber, wo die Schwerter in die Scheide gesteckt sind, wo auf beiden Seiten die geistig hochstehenden Menschen sich auf dem Gebiete des Christenthums vereinigt und ausgesöhnt haben, jetzt dürfen wir uns nicht mehr fürchten, den edlen Melanchthon hoch zustellen, der durch seine Feder und durch alle Tugenden des praktischen Christen so viel dazu beigetragen, den Geist von den Fesseln der mittelalterlichen Scholastik zu befreien. Ja, ich möchte den Katholiken, falls sie es etwa nicht noch mehr als Bossuet selber seyn wollen, zurufen, daß es die Reformation sey, welche den Gallikanischen Katholizismus, den tiefen, gelehrten und philosophischen Katholizismus dieses großen Mannes hervorgerufen. Oder möchten sie vielleicht lieber die Zeit wieder haben, wo die Professoren der Scholastik in Paris sich anstrengten, ihren Zuhörern darzuthun, worin sich papam vidi von vidi papam unterscheide; wo eine Thesis besagte, daß es nach Ketzerei schmecke, zu behaupten: ego currit sey gutes Latein; wo ein Professor der Theologie, der über das erste Buch Mosis las, in welchem vom König von Salem die Rede ist, der dem Abraham Brod und Wein reicht, das Wort Salem von Salz ableitete und sich nun über die wunderbare Wirksamkeit dieses Ingredien… ausbreitete? Das war die Zeit, wo die Bischöfe Krieg führten mit der Literatur als einer Aussaat der Ketzerei. Die Reformation war es, welche die Katholiken jener Zeit zwang, ihre Bücher, die sie bei Seite gestellt, und die Dogmen des Evangeliums, die sie unter Gott weiß welchem Wuste von Scholastik begraben, wieder hervorzusuchen, zu den Quellen selbst ihres Bekenntniss… zurückzukehren und die Prinzipien desselben zu erforschen, um sie vertheidigen zu können."

— **Geselliges Leben in Deutschland.** Die Lustspiele der erlauchten Verfasserin von „Lüge und Wahrheit" sind ins Englische übersetzt worden, und zwar von Mistreß Jameson, der bekannten liebenswürdigen Darstellerin von Shakespeare's Frauen-Charakteren, der wir auch die Lebensskizzen aller gekrönten Selbstherrscherinnen, so wie andere Werke verdanken, die eben so, wie sie von Frauen handeln, auch hauptsächlich für Frauen bestimmt zu seyn scheinen. Mistreß Jameson giebt die Sammlung jener Lustspiele unter dem Titel „Geselliges Leben in Deutschland" heraus und begleitet sie mit einer Einleitung, so wie mit erklärenden Anmerkungen.

— **Italiänische Conversations-Lexika.** In Italien erscheinen jetzt drei Dizionarj di Conversazione: eins in **Venedig**, das im Oktober 1837 begonnen wurde und jetzt, nach zwei Jahren, obgleich bereits 29 Hefte erschienen, noch nicht mit dem Buchstaben A zu Ende ist und in diesem Augenblicke bei dem Worte **Arno** hält (das Ganze dürfte demnach in etwa 30 Jahren fertig seyn); das andere in **Padua**, das ungefähr eben so rasch vorschreitet, und das dritte endlich in **Mailand**, welches es sich zur Aufgabe gestellt hat, seine Arbeit binnen drei Jahren fertig zu liefern. Der Herausgeber des letzteren ist von den anderen Herausgebern der Oberflächlichkeit angeklagt worden; er beruft sich jedoch darauf, daß gerade die angeschuldigten Artikel wörtlich aus dem Leipziger Conversations-Lexikon übersetzt seyen, welchem, als von gründlichen Deutschen bearbeitet, man doch gewiß nicht den Vorwurf der Oberflächlichkeit machen könne.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 135. Berlin, Montag den 11. November 1839.

Rußland.

Segeliel, oder der Don Quixote des 19ten Jahrhunderts.

(Bruchstück aus dem ersten Theile.*)

Segeliel's Zimmer. Ein Tisch voller Papiere, Bücher, Zeichnungen; rings umher musikalische Instrumente, physikalische und chemische Apparate. Der Morgen bricht so eben an.

Segeliel (seine Kleider abwerfend). Schon drei Uhr!.... Die ganze Nacht verloren — rein verloren!.... Nicht eine freie Minute konnt' ich finden — weder mit dem Grafen sprechen, noch mit dem Knäs.... Wie's scheint, brachte ich diese fünf Stunden nur hin, um mich von Lydien's Untergange zu überzeugen!.... Lydie, Lydie!.... Doch hinweg dies irdische Gefühl! Nicht zum Genusse ja bin ich auf die Erde herabgesandt.... Aber wozu denn? — Was bedeuteten die Worte Lucifer's: „O Cypriano, Cypriano! ich gedenke Deiner! Ich gedenke dessen, wie ich mich in meinem ersten Leben über Dich lustig gemacht, dem Lucifer zu Gefallen!"'.... Ich erdulde Deine Martern: Alles sehe ich, Alles verstehe ich in dieser Minute — aber Vergangenheit, Zukunft — wer erräth euch?.... Ich Unglückseliger! Alles seh' ich, Alles verstehe ich nur, um die Unendlichkeit der Leiden des Menschengeschlechts zu erkennen — nur, um mich von der Eitelkeit aller meiner Bestrebungen zu überzeugen.... Wenn mir nun ein Lohn dafür zu Theil würde? Wie, wenn ich doch glauben dürfte, daß meine Ideen — daß es gut, daß ich vergeblich leide: daß dermaleinst meine Qualen den Menschen gute Früchte tragen werden? Aber auch dies sind keine Gewißheiten — und das Gefühl der Liebe zur Menschheit brennt in meinem Herzen immerfort, nur zu meiner unsäglichen Marter.... O Schicksal, Schicksal! warum hast du dies rastlos peinigende Gefühl mir eingehaucht? Das ganze Weltall wollte ich umfassen in einer großen Umarmung — alle Menschen möcht' ich an mein Herz pressen! Ich breite die Arme aus und umfasse.... ein Dunstgebilde! O, weshalb kann ich nicht, wie die anderen Menschen, meinem Gefühle seine Gränzen anweisen, ruhig einen Gegenstand mir wählen, unbekümmert um die ganze Welt mit ihm mich beschäftigen?.... (Er schlägt ein Buch auf.) Da, dieser Mann hier schrieb vier starke Bände über die Pilze!... Wie ihm das nur möglich geworden? Vielleicht fand er in seiner Jugend einmal einen Pilz, betrachtete ihn genauer, zeichnete, zerlegte und untersuchte ihn und nach ihm andere Pilze, legte sich dann förmlich auf das Studium der Pilze, lehrte über sie und widmete endlich sein ganzes Leben ausschließlich den Pilzen — so daß, ob Dichter und Musiker Himmel und Erde mit zaubersüßen Klängen erfüllten, ein Komet mit verhängnißschwer geheimer Bahn die Ekliptik durchkreuzte, die verheerendsten Seuchen über den ganzen Erdkreis hereinbrachen, Königs- und Kaiser-Reiche ringsum in Trümmer stürzten, — er, unwandelbar gelassen, in der weiten Welt nichts erblickte, als.... Pilze und zuletzt in das Grab stieg, noch immer still nachsinnend über seine vielgeliebten Pilze!.... O, du dreimal Glückseliger! — Wie aber — ich hänge wohl gar meinen Einbildungen nach — und wie viel Arbeit habe ich noch für diese Nacht?.... Was soll ich nun zuerst vornehmen?.... Doch, die irdische Natur verlangt schon wieder ihr Recht: der Körper ist erschlafft, die Augen fallen mir zu. Wir wollen uns indeß schon überwinden: dieser Trank vertreibt ja den Schlaf und erweckt.... Krankheit. — Nun, was schadet das? — Fahre denn nur hin, du vergängliches, sieches Wesen!.... (Er leert ein vor ihm stehendes Glas Opium.)

Womit aber nun anfangen?.... Wir wollen doch einmal diese Papiere ein wenig durchsehen: Ah, ein Entwurf zu einer milden Stiftung.... (Er liest.).... Vortrefflich! Der Verfasser meint es redlich; er handelt nicht aus Eitelkeit.... Doch, was seh' ich? Wie viele Hindernisse stehen ihm dennoch entgegen! Diesem braven Manne nicht zu willfahren — er muß unterstützt werden! Aber wie?.... Man muß alle diese Einwürfe widerlegen, muß darthun, wie völlig grundlos sie sind. Dazu indeß, ja dazu wird man freilich ein ganzes Buch schreiben müssen; denn an den Einwendungen der Gegner sehe ich, daß diese nicht einmal oberflächliche Kenntniß von der Sache besitzen, gegen die sie auftreten. Mit dem A-b-c muß man für sie anfangen.... und diese Arbeit sollte morgen fertig seyn! Unmöglich! Dem Grafen muß dies nur erklärt werden. — Sehen wir jetzt weiter: Der Doktor bittet, in den Hospitälern eine von ihm erfundene Arznei gegen die Schwindsucht versuchen zu dürfen. — Ei, laß doch sehen!.... Was erblick' ich? Unglückseliger Arzt! Er weiß nicht, daß in dieser Pflanze Gift verborgen ist — das zerstörendste Gift für den menschlichen Organismus!.... Erfinderisch, fürwahr! Die Scheidekünstler haben dieses Gift noch nicht gefunden — und sie könnten es doch so leicht.... in ihren eigenen Heilmitteln finden!.... Der Doktor muß also eines Besseren belehrt werden — aber wie? Ich soll mit ihm über diese Ideen sprechen, die vielleicht erst über hundert Jahre, nicht früher, den Menschen bekannt werden....? Um ihm zu erklären, ihm zu beweisen, daß diese Pflanze verderblich für die Menschen ist, muß ich ja alle gegenwärtig vollgültige Meinungen umstoßen..... Was ist da zu thun — etwa die Heilmittel ihm auseinandersetzen.... erörtern? Dazu müßte ich aber mit seinen Begriffen anfangen, in ihrer Sprache zu reden beginnen, müßte ich ihre Sprache erst erlernen.... Wohlan, versuchen wir's denn! (Er schlägt ein medizinisches Werk auf.) Welch' ein Wust von Abgeschmacktheiten, unrichtigen Beobachtungen, falschen Folgerungen! Noch zwanzig Jahre, und Nichts von allem dem, was hier für unbestreitbare Wahrheit erklärt worden ist, kommt davon. Arme Schlucker! Fabelhaften Undingen legen sie stolze Namen bei, während sie wirklich Wesentliches übersehen und den Weg zur Wahrheit durch Tausende von Namen, Eintheilungen und Untereintheilungen sich selber verrammeln.... Ein halbes Leben schier müßte man daran setzen, alles dies umzustoßen, und ein anderes halbes daran wenden, ihre Sprache zu erlernen! Es ist entsetzlich, in Wahrheit entsetzlich!.... Einstweilen aber fährt der Doktor zum Grafen in das Haus; er wird mit seiner Arznei Lydien.... kuriren, und ich finde keine Mittel, sie vom gewissen Tode zu retten!.... Doch, wär's nicht vielleicht auf einem Umwege noch möglich? Wir wollen's versuchen. (Er arbeitet.) Indeß, hier sind ja noch andere Eingaben: Herr A. bittet um einen Titel.... Herr B. wünscht eine Gratification.... Vorstellungen wegen Ordensverleihungen..... Desgleichen..... Desgleichen.... Immer dasselbe.... Nun, das Alles kann schon ein wenig warten: Diese Herren sterben ja nicht, wenn sie auch nicht sogleich Titel, Gratificationen und Orden bekommen.... Aber der Doktor, der Doktor! In der Einfalt seines Herzens, in der Ueberzeugung, Gutes zu stiften, lädt er jeden Tag eine Sünde, eine Blutschuld, einen Mord auf seine Seele!.... Und die milde Stiftung.... Gelingt es mir nicht, ihr das Wort zu reden, so ist sie verloren.... Womit aber nun anfangen? Unter diesem Antheile, den des Doktors Vorschlag in mir erweckt, verbirgt sich darunter auch nicht etwa ein Gefühl der Selbstsucht — das Verlangen, Lydien zu retten?.... Durch die milde Stiftung sollen ja Tausende glücklich werden. Eilen wir also, erst dieses Werk zu Stande zu bringen. (Er arbeitet von neuem.) Unterdessen wird aber der Doktor ganz gelassen fortfahren, die Menschen umzubringen.... Nein, vor Allem muß ich seine Ansichten widerlegen.... Was soll ich also endlich vornehmen? Das Eine soll das Glück Tausender begründen — das Andere kann wohl Tausende vom gewissen Tode retten — und schon graut der Morgen! Wer entscheidet meinen Zweifel? O, wie schwer bist du doch, menschliche Hülle! (Er schreibt und geht dann aus einem Zimmer in das andere.)

(Inzwischen senkt sich **Milton's Lucifer** mit anderen gefallenen Geistern auf **Segeliel** herab.)

Lucifer. Ei, da ist ja auch unser fleißiger **Segeliel**!

Astaroth. Nur weiter, weiter! Er wittert uns schon....

Lucifer. Sey ganz ruhig — er sieht mich nur dann, wenn ich will, daß er mich erblicken soll.... Ah, er arbeitet an zwei gar erhabenen Werken.... Und wie arbeitet er — welche Unruhe in seinem Geiste — welche Menschenliebe in seinem Herzen flammt!.... Glüh', glüh' immer zu! Nur erinnere Dich auch, daß Du angethan bist mit menschlicher Gestalt.... Wir wollen aber doch sehen, ob er seinen Zweck erreichen wird. (Bei diesen Worten breitet er seine Flügel über **Segeliel** aus, worauf sich dessen Augen alsobald schließen und er selber, nach vergeblichem Streben, sich wach zu erhal-

*) Wir haben kürzlich nach George Sand (die sieben Saiten der Lyra) einen Französischen Faust kennen gelernt und theilen nun hier zur Vergleichung mit, wie ein neuerer Russischer Dichter einen ähnlichen metaphysisch-ironischen Stoff auffaßt.

ten, in tiefen Schlaf versinkt. Dann fliegen die Geister mit lautem Gelächter davon.)

Dasselbe Zimmer Segeliel's.

Segeliel im Lehnstuhle in tiefen Schlummer versunken; vor ihm herabgebrannte Lichter. Der Geist des Mittags und der Geist der Mitternacht begegnen sich über seinem Haupte.

Ersterer. Ist's ein lebendiger oder ein todter Leichnam, den Du mir hier übergiebst?

Letzterer. Ein lebender und todter zugleich: Er ist unser Mitbruder, aber in einer Todten-Hülle.

Ersterer. Wovon lebt er denn?

Letzterer. Von Liebe.

Ersterer. Und woran stirbt er?

Letzterer. An Liebe.... Er liebt Alles in dieser Welt; aber er liebt auch den Lucifer.... Ein wunderbares Wesen! Liebe und Mitleid für die Menschen stürzen ihn zum ewigen Abgrunde hinab. Der Unglückselige, gequält vom Unglücke der Menschen, murrt gegen die Gnade des Schöpfers und — der Sinnlose! — klagt Ihn deshalb an!....

Ersterer. O, wie hat Lucifer in ihm auch das paradiesische Gefühl entweiht!

Letzterer. Dies Gefühl eben peinigt den Lucifer mehr als all' seine Martern zusammengenommen.... Denke Dir, in dieser Nacht habe ich etwas recht Wunderbares mit angesehen. — Gefallene Geister versammelten sich hier und arbeiteten in verbrecherischer Berathung an finsterem, verborgenem Unheile. Aus den Kopfkissen der schlafenden Menschen stiegen in verderblichem Nebel unreine Träume herauf, welche der Menschen Gedanken entweihten; da fand der Dichter keine Eingebungen mehr, und nur das Hirngespinst der Eitelkeit schwebte ihm fortwährend vor den Augen — da verwünschte der ermattende Gelehrte seine Wissenschaft; da wandte sich der Gatte von der Gattin ab — da stoßen des Bluts Gestirne über den Häuptern der Unmündigen zusammen. — Was brüteten die gefallenen Geister aus? Mit Fallstricken umgaben sie den Mitbruder — wollen gern die Liebe umschmelzen in Fluch....

Ersterer. Vielleicht dem Segeliel zum Heile!

Letzterer. Vielleicht zum ewigen Verderben!

Ersterer. Wer weiß das?

Letzterer. Ja, wer weiß es?

Ersterer. Aber, wie spät ist's jetzt an der Erde?

Letzterer. Sie ist schon wieder einen Augenblick näher zur Sonne gerückt.

Ersterer. Ich dacht' es wohl.

Beide. Zu spät! zu spät!

(Sie fliegen nach entgegengesetzten Seiten aus einander.)

Segeliel (erwachend). Welch' ein wunderlicher Traum! Was habe ich denn gesehen? Es war, als ob meine Mitbrüder über mir schwebten — das Rauschen ihrer Fittige erweckte mich.... Sie sprachen Etwas — sie nannten auch meinen Namen und Lucifer's Namen.... Aber, was weiter — kann ich mich nicht besinnen? (Er sinnt nach.) Nein, vergeblich such' ich, dies Traumgesicht in meinem Gedächtnisse zu erneuern.... Doch wart', jetzt hab' ich's doch wohl wiedererhascht.... Nun will ich's auch festhalten.... Aber, da verstiebt schon Alles wieder wie Grabesasche.... O, wie schwer bist du doch, menschliche Gestalt!.... (Erschrocken nach der Uhr sehend.) Schon Mittag!

(Der Secretair des Grafen tritt ein.)

Secretair. Der Graf ersucht Sie, ihm schleunigst die Papiere zu bringen, die er heut mitnehmen muß.

Segeliel (in Verzweiflung). Die Papiere? — Augenblicklich!...

Secret. Er sagt, er habe Ihnen gestern ein Projekt des Doktors übergeben....

Segeliel. Damit bin ich noch nicht fertig geworden.

Secret. Und einen Aufsatz gegen eine milde Stiftung....

Segeliel. Ist noch nicht ganz beendet.

Secret. Vor Allem aber die Vorstellungen wegen Belohnungen....

Segeliel. An die habe ich auch noch nicht einmal Hand angelegt.

Secret. Gott bewahre! Wie ist das möglich?.... Dann wird der Graf ja aber höchst unzufrieden seyn.

Segeliel. Was sollt ich thun? Es war mir nun einmal nicht möglich. Ich habe bis zur Erschöpfung aller Kräfte gearbeitet; und das Werk des Doktors allein erfordert allermindestens zwei Monate Arbeit.

Secret. Entschuldigen Sie — so arbeiten Sie wohl einen Entwurf zu Errichtung eines Comité's aus....

Segeliel. Comité! Comité! Ich kenne Eure Comité's — was ihnen Noth thut, ist.... die Erfindung des Doktors, hundert Menschen umzubringen.

Secret. Doch, erlauben Sie, es giebt bei uns auch unterrichtete Männer, erfahrene....

Segeliel. O, ich kenne diese unterrichteten, diese erfahrenen Männer! Schon manche ihrer Sünden ist durch meine Hände gegangen, und nicht einmal meinen eigenen Augen traute ich, indem ich einen weisen Namen unter einer so unbegreiflichen Albernheit las. Ist für sie persönlicher Vortheil bei Etwas zu hoffen, so kehren sie das Oberste zu unterst; steht aber kein Vortheil zu erwarten, so ist es auch nichts damit.

(Schluß folgt.)

England.

Auszüge aus dem Notizenbuch eines Arztes.

Der Hypochondrist.

(Schluß.)

Wir wollen aber nicht zu weit gehen und dem Gelehrten-Stande ausschließlich das Vorrecht dieser Krankheit zugestehen. Wir haben sie schon bei Landleuten zu bekämpfen gehabt, die selbst ihre Felder bauen. Es hängt dabei sehr viel von der Gesellschaft ab, in die solche Männer versetzt werden, und von der Fähigkeit oder Unfähigkeit, sie zu genießen. Heiterer Umgang mit dem schönen Geschlechte, Veränderung des Schauplatzes und Reisen sind nicht nur die besten prophylaktischen Mittel, sondern auch die besten Heilmittel gegen die schon ausgebrochene Krankheit. Sie ziehen nicht bloß die Aufmerksamkeit von den körperlichen Beschwerden ab, sondern erleichtern auch die Bürde der geistigen Abspannung, welche besonders in unserem spekulirenden und handeltreibenden Lande den Weg zur Hypochondrie bahnt.

Will der Hypochonder aber das Reisen zur Kur gebrauchen, so möge er beileibe nicht allein reisen, auch nicht im Gallop, wie es so Manche thun, die sich todmüde jagen für synonym mit reisen halten. Unter solchen Umständen wird ihm, gleich dem berühmten Smellfungus*), der vom Hause den Spleen mitgenommen hat, jede Gestalt in schwarzer Farbe, verzerrt und abschreckend vorkommen. Alle Dinge und Menschen von Dan bis Beerscheba werden dann von ihm für abscheulich, elend, sündhaft und verdorben ausgegeben, und der arme Mann kommt nach Hause zurück mit einem Herzen voller Unmuth, ja Menschenhaß, kränker als zuvor. Um die Reise nützlich zu machen, müssen die Tagereisen kurz seyn; es müssen Straßen gewählt werden, die dem Geist abwechselnde Ansichten und folglich abwechselnde Betrachtungen bieten; man vermeide große und kleine Städte (!); die mannigfaltige Scenerie gebirgiger Gegenden, romantische Natur mit ihren Wundern im Kontrast zu dem alltäglich Einfachen mögen aufgesucht werden. Das sich schlängelnde Bächlein, der brausende Wasserfall, das Summen der wilden Biene, der Gesang der Lerche, das heisere Krächzen der Saatkrähe (sic!), das durchdringende Kreischen des Vielfraßes, wenn er sich von seinem Horst auf nacktem Felsen durch den weiten See schwingt, dies Alles sind Gegenstände, welche anziehender für den Geist des Hypochonders sind, als die rauschenden Vergnügungen, Schauspiele und Unruhen der Städte. Erstere besänftigen, letztere reizen seine Gefühle.**)

„Sie müssen früh aufstehen", sagte ich neulich einem fashionablen Hypochonder, „müssen die breite Allee im Regents-Park mehrmals durchlaufen; sie werden dann Ihre Schwermuth verlieren und dafür Lust zu einem tüchtigen Frühstück bekommen." Er starrte mich einen Augenblick an, als hätte ich den unerwartetsten Unsinn gesprochen, und antwortete: „Wie kann das seyn, mein lieber Doktor? Sie wissen, wenn man in der Gesellschaft lebt, muß man sich nach ihren Sitten richten. Ich speise um halb 8 Uhr zu Mittag, bin schläfrig während der darauffolgenden Verdauung bis gegen 10; der Thee wird dann aufgetragen, ich werde nach dessen Genuß munter und bleibe es bis Morgens, ich mag in meinem Bette jede mögliche Lage versuchen, ich mag dem Gott des Schlafes mit jeder erdenklichen Gebetformel schmeicheln. Wie soll ich um diese Zeit aufstehen können? In dieser Antwort liegt viel Wahres, aber auch der Schlüssel zu den Erscheinungen von Spleen und Hypochondrie in unserem high life.

Wir glauben genug gesagt zu haben, um unsere Leser zu überzeugen, daß der Hypochonder kein bloßer Griesgram (whimsical) ist, sondern körperlichen Störungen preisgegeben ist. Und dieses zugegeben, muß der Arzt auch schonender, vorsichtiger und konsequenter seyn. Da die Krankheit physischer und moralischer Natur ist, so muß auch die ärztliche Behandlung von dieser Doppelnatur seyn. Der Arzt muß durch seine Medizin die körperlichen Uebel heben oder erleichtern wollen, während er zugleich sucht, den Geist des Patienten auf eine Weise zu beschäftigen, wodurch die Aufmerksamkeit von den Gefühlen der körperlichen Leiden abgelenkt wird. Er darf ihm keinen Augenblick Gelegenheit geben, über seinem leidenden Zustand zu brüten; er muß besonders darauf sehen, daß der Kranke sich nicht wegen Schmerzen von Arbeit lossagt, sondern er muß vielmehr Alles aufbieten, ihm mäßige Beschäftigung zu verschaffen, bei der das Blut in Bewegung, aber nicht in Hitze geräth. Wir erinnern uns hier der vortrefflichen Antwort, welche der selige Dr. James Gregory in Edinburg einem vornehmen Hypochonder gegeben hat. Dieser legte eine lange Liste von Uebeln vor und fragte dann: „Was soll ich thun?" Der Arzt besann sich kurz und antwortete: „Gehen Sie nach Hause, Mylord, leben Sie mit einem Shilling täglich, und suchen Sie ihn durch Arbeit zu verdienen!"

(N. M. M)

---

*) Bekanntlich der Spottname Smollet's, den ihm Sterne in seiner Sentimental Journey giebt. D. Uebers.

**) Wäre ich hier nicht Uebersetzer, so wünschte ich Arzt zu seyn! Ich würde dann vom medizinischen Standpunkte aus prüfen können, ob der Verfasser in seiner Wärme für Natur-Vorzüge nicht einen sehr üblen Rath an gläubige Patienten ertheilt. Vom Standpunkte des gesunden Menschenverstandes aus glauben wir, daß ein Hypochonder, der große und kleine Städte flieht, um sich am Krächzen der Krähen u. s. w. zu erbauen, als Misanthrop aus der Krächzkur hervorgehen wird. Rousseau, der die schönsten Natur-Gegenstände gegen das frohe Leben der Gesellschaft vertauscht hat, mag durch seine Lebensgeschichte, statt tausend anderer Beispiele, die Behauptung des Verf. Lügen strafen.

Türkei.

Die Dampfböte in der Türkei.

Im Hafen von Stambul, dem Türkischen Zoll-Amte gegenüber, nicht weit vom alten Serail, legen gewöhnlich die Französischen, Russischen, Oesterreichischen und Türkischen Dampfböte vor Anker, denn in der Türkei giebt es ebenfalls eine Dampfschifffahrts-Gesellschaft. Die Französischen Paketböte befahren nur Eine Linie und legen nur alle zehn Tage an; die Russischen, welche die Verbindung mit Odessa herstellen, machen die Fahrt zweimal monatlich; aber die Oesterreichischen, welche die ganze Schifffahrt in der Levante, mit Inbegriff des Schwarzen Meeres, an sich reißen zu wollen scheinen, sind hier beständig zu finden.

Daß nun auch die Ottomanische Flagge an Bord einiger Steambots weht, ist folgendermaßen zugegangen: Ein Minister, der die Entdeckung gemacht hatte, daß es zur Herstellung einer schnellen Verbindung zwischen den einzelnen, so weit von einander entlegenen Provinzen des Türkischen Reichs kein besseres Mittel als die Dampfböte gäbe, wollte dennoch seinen Herrn, den Sultan Mahmud, nicht zu allzu großen Ausgaben verleiten; er ließ daher eines Tages zwischen elf und zwölf Uhr die angesehensten Armenischen Saraf's (Banquiers) zu sich entbieten. Nach den üblichen Begrüßungen warteten die armen Saraf's, trotz ihrer furchtbaren Beklemmung, demüthig ab, daß der Wesir ihnen mittheile, welche Opfer die Regierung Seiner Hoheit von ihrer Treue und ihrer Ergebenheit fordere. Der Minister führte ihnen nun zu Gemüthe, welchen Antheil der Fürst an dem Glücke der seinem Scepter unterworfenen Raja's nähme; dann sagte er ihnen, daß des Sultans Herz täglich blute, wenn er von seinem Palaste von Beschiktasch aus sähe, wie die fremden Dampfböte sich fast des ganzen Handels des Reichs bemächtigten. Um einem solchen Mißverhältnisse abzuhelfen, fuhr er fort, gäbe es nach der Ansicht des Sultans, den der Ewige in seinen Schutz nehmen möge, kein besseres Mittel, als daß die Saraf's einen kleinen Theil der Schätze, die sie unter der glückbringenden Regierung des Sultans gesammelt hätten, zur Erbauung einiger solcher Böte anwendeten.

„Gott ist barmherzig!" riefen die Saraf's aus; „er erlaubt, daß wir dem Fürsten unsere gränzenlose Ergebenheit bezeugen können; wir werden daher einige solcher Schiffe aufs zweckmäßigste und prächtigste erbauen lassen. Seine Hoheit möge es aber nicht übel aufnehmen, wenn unser Stolz sich so weit versteigt, ihm dieselben anzubieten." — „Nein, nein", entgegnete der Wesir; nie wird der Sultan (der Schatten des Allerhöchsten beschütze seinen Thron!) ein solches Opfer annehmen. Die Zeiten haben sich geändert; die Willkür und die Erpressungen haben der Gerechtigkeit und der Billigkeit Platz gemacht. Der Sultan wird nicht nur Euer Anerbieten nicht annehmen, sondern er würde sich auch darüber beleidigt fühlen, und Ihr könntet Ursache haben, es zu bereuen. Macht Euch also ohne Sorge an den Bau der Schiffe; versuchet, auf eine für Euch einträgliche Weise mit diesen fremden Schiffen, welche sich auf Eure Kosten bereichern, in Konkurrenz zu treten. Bringet zuerst eine Verbindung zwischen Stambul und Smyrna und dann zwischen Stambul und Trapezunt zu Stande; dies sind die ergiebigsten Linien. Alles, was Seine Hoheit dafür fordert, daß Sie Euch auf diesen Gedanken gebracht hat, ist, daß Ihr vorkommenden Falls Truppen nach Smyrna, Sinope oder Trapezunt transportirt." — „Auf unser Haupt und unsere Augen!" antworteten die Saraf's, indem sie sich tief verneigten; „wir werden dem Sultan gehorchen."

Die Paketböte wurden mit großen Kosten erbaut und liefen allmälig mit vielem Pompe und unter dem Donner der Kanonen in den Hafen von Stambul ein; aber der größte Gewinn, den die Unternehmer bis jetzt noch gezogen haben, ist der, daß sie die Bataillone des Sultans unentgeltlich an Bord nehmen, denn die Reisenden ziehen die Französischen und Oesterreichischen Dampfböte vor und werden es noch lange thun. Der Wesir kann sich aber um so mehr Glück wünschen, den Vermittler zwischen dem Herrscher und den Banquiers abgegeben zu haben, als sein Herr über Schiffe, die ihm keine Ankaufs- und keine Unterhaltungskosten verursachen, wie über die seinigen verfügt und sie dieselben gerade die Linien befahren, auf welchen Soldaten zu transportiren sind.

Ein Dampfboot, welches von Konstantinopel abgeht, bietet immer einen merkwürdigen Anblick dar. Auf dem Vordertheile des Schiffes versammeln sich Griechen, Syrier, Perser, Türken, Albanesen. Die Einen haben schon ihre Plätze eingenommen und sitzen würdevoll da, die Anderen schwatzen mit großer Zungenfertigkeit, noch Andere nehmen ihre Mahlzeit ein oder breiten die Teppiche aus, auf welchen sie sich niederkauern wollen. Einige, die die Vorschriften des Propheten wahrscheinlich deshalb vergessen, weil sie unter christlicher Flagge reisen, lassen sich sogar Liqueure, vorzüglich Rum, geben. Man glaube aber ja nicht, daß sie sich mit kleinen Dosen begnügen; sie trinken den Rum, wie die Trunkenbolde in den anderen Ländern den Wein. So betreten die Türken den Pfad der Civilisation; die Völlerei ist ihre Führerin und scheint ihnen beweisen zu wollen, daß es auch außerhalb des Paradieses, das der Prophet ihnen verkündet, Freuden giebt, die nicht zu verschmähen sind.

Uebrigens führt nicht nur in der Türkei der Wein und der Rum viele Gläubige der Verdammniß zu. In Afrika habe ich viele Moslemin, Männer sowohl wie Frauen, gesehen, welche, wenn sie zur Stadt zurückkehrten, kreisförmige Bewegungen beschrieben, die sehr gegen die Festigkeit ihrer Beine sprachen. Eines Tages machte ich mich in Algier an einen Mann, der vom Saume der Wüste kam. „Wie viel verdienst Du täglich?" fragte ich. — „Dreißig Sous." — „Und zur Zeit des Dey?" — „Sechs Sous." — „Dann bist Du jetzt viel reicher als sonst." — „Das nicht, denn es ist Alles viel theurer geworden, und dann ist auch der Wein." — „Was, Unglückseliger! Du trinkst Wein? Und Muhammed!" — „Und Du", erwiederte er, „ißt Du nicht Freitags Fleisch? Und Christus." — Es ist sehr begreiflich, daß diese Unterhaltung mich abschreckte, künftig den Moralprediger zu spielen.

Zu denjenigen, welche am Bord der Dampfböte nicht trinken, gehören immer die Juden. Der Jude ist zu jeder Zeit, in jeder Stunde, an jedem Orte Kaufmann, und bedarf daher immer seines vollen Verstandes. Er würde gern die Anderen zum Trinken bewegen, sollten sie auch darüber ihres Paradieses verlustig gehen, denn nicht des Paradieses wegen versagt er sich die hitzigen Getränke, sondern des Gewinnes wegen. Wenn es indeß Muselmänner giebt, welche das religiöse Gesetz vergessen, so giebt es auch Andere, welche statt ihrer daran denken. Eines Abends stand ich beim Steuermann; ein Mann, welcher würdevoll auf und ab schritt, kam auf uns zu und fragte mich, nach welcher Seite hin Mekka läge? Ich betrachtete den Kompaß und gab ihm die gewünschte Auskunft; hierauf stieg er auf den Verschlag, welcher die Räder des Schiffs bedeckt, wendete das Antlitz nach der heiligen Stadt und rief die Gläubigen zum Gebet. Alsobald richteten sich Alle auf, sahen, nach welcher Seite hin der Imam gekehrt war, und fingen an, zu beten, ohne sich durch irgend etwas zerstreuen zu lassen.

Sieht man, wie sehr sich die Muselmänner und die Dschiaurs jetzt an Bord der Dampfböte drängen, so sollte man glauben, daß nie ein Vorurtheil gegen dieses Transportmittel bestanden habe. Dem ist indeß nicht so. Die Dampfböte gaben bei den Muselmännern anfangs zu großen Bedenklichkeiten Anlaß, und es fehlte wenig daran, daß nicht sehr tiefsinnige Abhandlungen für und gegen, wie einst für und gegen den Kaffee, geschrieben wurden. Wahrhaft religiöse Menschen nahmen Anstoß daran, daß sie auf einem Schiffe fahren sollten, welches gegen den Wind segelt; denn gegen den Wind zu segeln und gegen die Gebote Gottes handeln, kam ja doch wohl ziemlich auf eins heraus.

Die Juden hatten an diesem Transportmittel etwas Anderes auszusetzen; da die Dampfböte zu bestimmten Zeiten abgehen, so trifft es sich wohl, daß die Abgangszeit mit einem Sabbath zusammen fällt; der Thalmud hat aber den Juden verboten, am Sabbath zu reisen. Sie mußten also diese Gelegenheit, die sich ihnen nur zwei- oder dreimal monatlich darbot, versäumen und sich vielleicht ein vortheilhaftes Geschäft entgehen lassen oder ein Mittel ausfindig machen, wie sie diese Schwierigkeit umgehen konnten, ohne die Gebote ihrer Religion zu verletzen. Erfinderische Geister indeß, wie es die Juden sind, vorzüglich wenn Geld im Spiele ist, mußten schon ein Mittel ausfindig machen; sie entdeckten bald, daß es nichts weiter bedürfe, um den Vorschriften des Thalmuds nachzukommen, als daß sie den Freitag an Bord des Dampfbootes verschliefen. Noch größer war die Schwierigkeit für die Juden, welche sich bei den Dardanellen einschiffen, wo das Dampfboot nur vorüberfährt. Hier konnten sie nicht schon am Abend vorher an Bord gehen. Was vermag indeß nicht der menschliche Verstand? Der Jude der Dardanellen schläft Freitag Abends auf einem am Ufer befestigten Boote, und am folgenden Morgen, wenn das Paketboot ankömmt, springt er an Bord.

Von allen Dampfböten, welche von Konstantinopel abgehen, ist in Bezug auf die Reisenden dasjenige, welches zur Verbindung zwischen dieser Stadt und Trapezunt dient, unstreitig das interessanteste. Ich mußte nach Therapia reisen, um dem Französischen Gesandten einen Besuch abzustatten. Von Konstantinopel nach Therapia hat man vier Meilen. Da seit mehreren Tagen schon der Wind aus Norden kam, so erwies mir die Verwaltung der Oesterreichischen Dampfböte die Ehre, mir einen Platz auf dem Dampfboote, welches nach Trapezunt geht, anzubieten. Ich nahm dieses Anerbieten um so lieber an, als sich der Direktor der Gesellschaft selbst nach Therapia begab.

Als wir eben das Boot besteigen wollten, welches uns an Bord des Dampfbootes bringen sollte, kam ein Türke in großer Eile auf dasselbe zugerannt: „Meine Herren! meine Herren!" rief er, „hören Sie mich: einer meiner Sklaven, der am Sonntage entflohen ist (es war Donnerstag), befindet sich am Bord des Paketbootes; ich habe ihn gesehen und fordere seine Auslieferung; er kostet mich 4000 Piaster. Sie werden nicht wollen, daß ich mein Geld verlieren soll." Wir standen still, um den Türken anzuhören und um ihn zu fragen, welche Beweise er für seine Behauptung beibringen könne. „Was!" sagte er, „welche Beweise? Ich habe drei Zeugen an Bord und einen Polizei-Soldaten, weil ich ihn nicht wieder aus den Augen verlieren will, nachdem ich ihn einmal entdeckt habe." — Obgleich ich nicht Mitglied der Gesellschaft für die Emancipation der Negersklaven bin, so that es mir doch leid, daß der Flüchtling von seinem Herrn entdeckt worden war.

Wir ließen den Türken in unser Boot, und ein Jeder von uns that sein Möglichstes, um ihm mildere Gesinnungen gegen den armen Teufel einzuflößen. Wir forderten den Herrn auf, menschlich zu seyn und den Sklaven nicht zu schlagen; wir machten ihm bemerklich, daß er mit Sanftmuth mehr ausrichten werde,

als mit Strenge. Er antwortete uns: „Seyen Sie unbesorgt; ich habe keinen bösen Charakter. Uebrigens würde ich ja auch am meisten verlieren, wenn er krank würde. Ich werde sehr gütig und nachsichtig seyn. Wenn er mir ausgeliefert worden ist, und wenn wir von Bord des Dampfbootes zurückkommen, so wollen wir ihn dort auf die Bank setzen und an den Kleidern festhalten, damit er nicht wieder entfliehen kann, und damit es mir möglich gemacht werde, nachsichtig zu seyn; denn wenn er noch einmal entfliehen sollte, so sehen Sie wohl ein, daß ich nicht umhin kann, ihm hundert oder zweihundert Stockschläge aufzählen zu lassen.“ — Während der Türke diese Worte sagte, suchte er in unseren Augen zu lesen, inwiefern es ihm gelungen sey, uns für sich zu gewinnen, und ob wir geneigt seyn möchten, die Rolle von Gendarmen zu übernehmen.

Der brave Türke war froh, daß er seinen Sklaven wiedergefunden hatte; nichtsdestoweniger war in seinem Gesichtsausdrucke, neben den Zeichen einer unzweideutigen Freude, doch auch eine gewisse Befangenheit wahrzunehmen. War dies ein Rest des Kummers, den er empfunden hatte? Oder war es eine Vorahnung?

Der Dialog, den ich mitgetheilt habe, war kaum zu Ende, als wir an Bord anlangten. Der Türke stieg ohne weitere Umstände zuerst auf das Dampfboot; seine Ungeduld mochte wohl groß seyn, und dann war er ja auch Türke. „Wo ist Euer Sklave?“ fragten wir ihn. — „Dort ist er, meine Herren.“ — In demselben Augenblicke erhob sich ein großer Mensch, den man an dem Schnitt seines Gesichtes alsobald für einen Cirkassier erkannte, von dem Teppich, auf welchem er saß und aus einer ganz neuen Nargileh rauchte. „Ist dieser Mann Dein Herr?“ fragte man ihn. — „Ich kenne ihn durchaus nicht.“ — „Du kennst mich nicht, Selim? Nun, so werden diese hier Dich erkennen.“ — „Mögen sie immerhin ihr Zeugniß abgeben; sie sind ja dazu bezahlt.“ — Die Zeugen erklärten einstimmig, daß sie Selim wiedererkannten, und daß er der Sklave des Türken sey.

Ich bedauerte aufrichtig das Schicksal des unglücklichen Cirkassiers, obgleich ihm seine Lage keinen großen Kummer zu machen schien. Endlich gab der Schiffs-Capitain, welcher, wie alle Schiffs-Passagiere, überzeugt war, daß der Türke Recht habe, Befehl, Selim auszuliefern; aber dieser zog ein Papier aus seiner Tasche und sagte: „Diese Leute sind Betrüger; ich bin niemals Sklave gewesen; ich bin frei und Russischer Unterthan; hier ist mein Paß.“ Zufälligerweise befand sich ein Beamter der Russischen Kanzellei an Bord; man legte ihm den Paß vor, und er erklärte ihn für gültig. Nie habe ich eine ähnliche Bestürzung wie die des Türken gesehen. Er wollte sich einige Bemerkungen erlauben; aber man sagte ihm, er möge sich an die Russische Gesandtschaft wenden, und forderte ihn auf, das Schiff zu verlassen. Da er sich eben nicht beeilte, dieser Aufforderung nachzukommen, und da das Zeichen zur Abfahrt bereits gegeben war, so ließ man ihn vermittelst des Polizei-Soldaten, den er mitgebracht hatte, in das Boot zurückbringen. Das Paketboot war schon in vollem Laufe, als wir ihn noch von weitem schreien hörten: „Russe! er ist kein Russe! er ist mein Sklave, und ich habe 4600 Piaster für ihn bezahlt.“ Der Cirkassier rauchte ruhig weiter und wendete in seiner Hand mehrere Geldstücke hin und her, zu denen er, Gott weiß wie, gekommen seyn mochte.

Wenn das nach Trapezunt gehende Paketboot zuweilen Sklaven mit sich führt, welche ihre Freiheit erlangt haben, so kommen auf demselben Paketboote auch die Cirkassierinnen nach Konstantinopel, welche die Harems bevölkern. Es sind junge Mädchen, welche die Aeltern an Kaufleute verkaufen, die sie durch die Russischen Kreuzer hindurch nach Trapezunt und Konstantinopel führen. Man darf nicht glauben, daß diese Mädchen traurig sind und sich nach ihrem Vaterlande und ihren Verwandten zurücksehnen. Sie verlassen ihren Vater und ihre Mutter mit keinem anderen Gefühle, als mit welchem sich diese von ihnen trennen. Weshalb sollten sie auch weinen? Die Aeltern haben für ihre Töchter Geld empfangen, welches sie vor Entbehrungen in ihren alten Tagen bewahrt, und die Töchter vertauschen die Mühseligkeiten der Feldarbeiten mit den Annehmlichkeiten des Lebens in den Harems. Sobald die Cirkassierinnen den Bord des Paketbootes betreten, beginnt für sie ein neues Leben. Der Kaufmann, der sie erstanden hat, schläft wohl aus Sparsamkeit auf dem Verdeck und setzt sich während der Ueberfahrt der Rauhigkeit der Temperatur aus; aber für seine Sklavinnen miethet er den großen Salon. Jetzt sind sie schon in einem eleganten Zimmer, wo sie tändeln und scherzen, in die Spiegel schauen und goldene Träume für die Zukunft bilden. Die Eine sieht sich schon als Sultanin; die Andere würde sich mit einem Pascha begnügen; sie verheißen sich gegenseitig ihren Schutz. Indeß geht das nicht so rasch, wie sie glauben. Zuerst müssen sie von einer Krankheit geheilt werden, welche sie fast schon mit auf die Welt bringen und von der keine einzige dieser Huri's frei ist. Alle fühlen unter der Oberhaut die Regungen des Insektes, welches die Krätze hervorbringt. Sodann müssen sie noch eine gewisse Erziehung erhalten, die Türkische Sprache und ein Instrument spielen lernen. Wenn dies geschehen ist, werden sie zum Verkauf ausgestellt und zuweilen mit 60,000 Piastern (4000 Thalern) bezahlt.

de Segur-Dupeyron.

Frankreich.

Bibliographie.

Eléna. — Von J. Jozeau. 7½ Fr.
Recherches psychologiques sur la cause des phénomènes extraordinaires. — Von G. P. Billot. 2 Bde. 12 Fr.
Maladies des voies urinaires. — Von Barré. 3 Fr.
Dictionnaire universel d'histoire naturelle, dirigé par Ch. d'Orbigny. — In 6—8 Bänden, jeder in 12 Lieferungen à 1½ Fr. mit kolor. Kupf. 2½ Fr.
Traité de lithographie. — Von G. Engelmann. Lief. 1 u. 2. mit 25 Kupf. 6 Fr.
Etude du piano. — Von Mad. Ch. St. Phal. 6 Fr.
Job et les psaumes. — Uebersetzt von H. Laurens. 8½ Fr.

Mannigfaltiges.

— **Ein Urtheil über Russische Fabrikwaaren.** Ein Vergnügungsreise, die der bekannte Russische Schriftsteller Thadd. Bulgarin in diesem Sommer nach Stockholm gemacht, hat eine Reisebilder-Sammlung der Art zur Folge gehabt, wie sie uns jeder Herbst auch in Deutschland, Frankreich und England mit den fallenden Blättern zu bringen pflegt. Der Verfasser schiffte sich in einem Livländischen Hafen nach Schweden ein und giebt daher seinen Landsleuten auch seine Beobachtungen auf der Reise durch die Deutschen Ostsee-Provinzen Rußlands, die er ohnehin näher zu kennen Gelegenheit hat, da er in der Nähe von Dorpat ein Landgut besitzt, auf dem er gern verweilt, obgleich er eben keine Vorliebe für diese Provinzen zu hegen scheint. Mit Vergnügen erfahren wir von Herrn Bulgarin, daß die Lettischen und Esthnischen Landleute auch heutzutage noch, wie vor dreißig und vor funfzig Jahren, ihren Kindern vorzugsweise gern eine Deutsche Erziehung und Bildung geben lassen, wie sie bekanntlich der Adel und der Bürgerstand in Kur-, Liev- und Esthland allgemein besitzen. Russisch wird zwar in den Schulen überall gelehrt, doch nur so wie etwa im übrigen Rußland das Französische, während das Deutsche meistens die Lehr- und Unterhaltungssprache in den niederen wie in den höheren Schulen der Ostsee-Provinzen ist. Die in Esth- und Lievland ansässigen Russen verstehen die Sprache des niederen Volkes (Esthnisch und Lettisch); sind sie jedoch Handelsleute, so sprechen sie auch Deutsch. Die Handels-Artikel, die in diesen Provinzen und namentlich auf dem Lande verbreitet sind, sind natürlich alle Russischen Ursprungs; doch giebt Herr Bulgarin den Eigenschaften und dem Rufe dieser Artikel eben kein glänzendes Zeugniß. Da man im Auslande selten Gelegenheit hat, Russische Fabrikate der Art kennen zu lernen, so möchte folgende Stelle aus Hrn. Bulgarin's Reisebildern nicht ohne Interesse seyn: „Der einträglichste Handel in den kleinen Städten der Ostsee-Gouvernements ist der mit sogenannten Kramwaaren, von welchen die vorzüglichsten sind: Inländischer Taback, Salz, Häringe, Birkentheer, Lederwaaren, Eisen, Beile, Sensen, Messer, Russischer Kattun, Zitze, Tücher u. dgl. m. Ueberhaupt sind alle Waaren in den Ostsee-Gouvernements von Russischen Manufakturen und Fabriken. Diese Fabrikate sind aber so schlecht, daß es ein wahrer Jammer ist, sie anzusehen. Zu jener Zeit, als solche Waaren erfunden und zuerst gemacht wurden, mochten sie wohl schon besser gewesen seyn, als jetzt bei uns. Russische Fayence- und Glaswaaren bieten einen fürchterlichen Anblick dar: Alles ist krumm und schief und mit Blasen bedeckt. Messer und Vorlegschlösser sind so beschaffen, als wären sie von Holz; ein Schloß der Art öffnet sich beinahe schon, wenn man hineinblickt, und die Messer zerbrechen beim Schneiden des Brodteiges. An den Zeugen geht die Farbe ab, sobald man etwas stark mit den Fingern daran reibt. Deshalb werden diese Waaren auch nur gekauft, weil man doch nicht ganz ohne Gegenstände der Art seyn kann. Ihr Ruf aber ist der verzweifeltste; Russische Waare und schlechte Waare sind synonyme Bedeutungen.“ — Der Verfasser mißt die Schuld dem Russischen Grundsatze bei, Alles so billig und leicht als möglich herzustellen, damit es nur recht rasch von Hand zu Hand gehe. Nach den Industrie-Ausstellungen in Petersburg und Moskau sendeten die Fabrikanten zwar recht stattliche und blendende Muster; diese hätten jedoch durchaus keine Aehnlichkeit mit den Waaren, die man für die Provinzen und die Jahrmärkte fabrizire. Er weist darauf hin, daß man im Ausland ebenfalls für den Landmann und den ärmeren Bürger billige Waaren herstelle; diese seyen jedoch meistens auch geschmackvoll, gut und dauerhaft. Er weiß sich dies um so weniger zu erklären, da doch im Auslande Brod und Arbeit viel theurer sind als in Rußland; er vergißt jedoch, den hauptsächlichsten Grund anzuführen, nämlich den Mangel aller Konkurrenz in seinem Vaterlande. Der Fabrikant in Deutschland weiß, daß, wenn er seine Messer, Vorlegschlösser, Zeuge u. s. w. nicht zu gleicher Zeit gut und dauerhaft herstellt, dann die Englischen Messer, Vorlegschlösser, Zeuge u. s. w., ungeachtet des sie beschwerenden Eingangszolles, die seinigen auf Messen und Märkten verdrängen würden. Dieser Gedanke erhält ihn immer aufmerksam, und keine Verbesserung des Auslandes entgeht seinem Scharfblick. Der Russische Fabrikant dagegen, den das Prohibitiv-System seines Landes vor jeder Konkurrenz bewahrt, strebt nur dahin, wie Herr Bulgarin sagt, seine Arbeit so rasch als möglich unter die Leute zu bringen; diese müssen sie ja doch kaufen, sie mögen gut seyn oder schlecht, da ihnen nichts Anderes zu Gebote steht

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅓ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 136. Berlin, Mittwoch den 13. November 1839.

Italien.

Die Italiänische Gesellschaft.

Von dem Bibliophilen P. L. Jacob.

Es giebt wenige Reisende, die nicht mit gewissen Vorurtheilen und Voraussetzungen nach Italien kommen und fast Alles daselbst anders finden, als sie sich vorgestellt. So giebt es Manche, die, wenn sie nur noch einige Jugendkraft in sich spüren und nicht zu viel weiße Haare auf dem Haupte zählen, schon im Geiste die leichten Eroberungen genießen, die sie in diesem Lande der schönen Frauen und der Leidenschaften unfehlbar machen müssen; wenn dann solche Leute finden, daß sie ihre galante Rechnung ohne Wirth gemacht, so schwören sie bei ihrer Rückkehr, daß Italien das klassische Land der Tugend und Prüderie geworden ist, und die Italiänischen Damen bekommen auf einmal den Ruf von Heiligen oder Tigerinnen, weil der oder jener Engländer, Russe oder Franzose, der dort Abenteuer gesucht, nicht eine einzige Liebes-Intrigue auf seinem Wege gefunden.

Und doch hatte er gehört, daß Amor, der heidnischste der Götter, noch immer der Lieblingsgott des christlichen Italiens sey; man hatte ihm gesagt, daß dieser Amor in einem so reizenden Lande sich nicht den geringsten Zwang anthue, und daß er, so sehr er auch noch jetzt wie ehedem ein Kind sey, doch die hundert Arme des Briareus und die Siebenmeilenstiefeln des kleinen Däumlings habe, womit er niemals sich unterweges aufhalte. Die Liebe ist von allen Täuschungen die, welche man am letzten verliert, an die man sich oft noch festklammert, wenn die anderen uns ohne Erbarmen verlassen haben. Die Liebe also oder, wenn man ein ewig heiliges Wort nicht entweihen will, die Galanterie ist die geheime Triebfeder fast jeder (?) von einem Einzelnen unter dem Vorwand der Gesundheit, der Studien oder der Belehrung unternommenen Reise. Ein solcher Einzelner setzt sich eines Morgens auf mit einem ganzen Liebesroman, den er sich ausgesponnen, im Kopfe; er träumt nur von zärtlichen Unterhaltungen und Rendezvous, von anonymen Billetdoux, geheimen Treppen, Masken und Dolchen; er hofft, daß die ermatteten Fibern seines Herzens noch einmal wieder aufleben und in harmonische Schwingung gerathen werden; er stellt sich die Italiänerinnen wie Rosen vor, die lieber gepflückt werden, als auf ihrem Stamm verwelken wollen. Er hatte fortwährend gelesen und gehört, daß es in Italien keine Unschuld giebt, daß die Frauen daselbst sehr gefällig, die Männer leicht zu täuschen sind; zu diesen über Italien verbreiteten Lügen hatte die Phantasie das Ihrige gethan, und nun kommt er in Italien an und wundert sich, die Wirklichkeit so klein, so mager, so gewöhnlich zu finden.

Denn man hatte ihm nicht gesagt, daß der Fremde in Italien sehr mißtrauisch behandelt wird, daß ihm zwar die Salons, aber nicht die Herzen offen stehen, und daß die Italiäner, von Natur argwöhnisch und hinterlistig, gegen den fortwährenden Besuch des forestiere, wie sie den Fremden aller Länder nennen, nichts einzuwenden haben, aber sich niemals dazu verstehen würden, ihn in das Innere der Familie aufzunehmen; man hatte ihm nicht gesagt, daß die Frauen, die in denselben feindseligen Gesinnungen gegen die Fremden auferzogen sind, mit Mühe dieselben überwinden und ihnen eben so wenig die Stelle eines Vertrauten als eines Liebenden einräumen. Man hatte ihm nicht gesagt, daß er, wenn er zu einer wahrhaft Italiänischen Gesellschaft Zugang finden wolle, genöthigt sey, sich erst zu naturalisiren und seinen natürlichen Charakter, so wie jene fashionabeln Gewohnheiten, die er sich mit so viel Mühe angeeignet, aufzugeben; sich in die Manieren des Ortes, so sonderbar und unschön sie ihm scheinen mögen, hineinzulernen und sich ganz dem ungenirten Ton hinzugeben, der gewöhnlich im schneidendsten Kontrast mit seiner Erziehung und seinen Neigungen steht. Dieser Forderung, die auf der Furcht beruht, man könnte einem übelwollenden oder spottlustigen Spion in die Hände fallen, entspricht es, daß er jedem Streben, in die bestehenden Ideen eine Umwälzung zu bringen, entsagen muß; so sehr gefällt sich der Italiänische Geist mit angeborener Trägheit in den unverzeihlichsten Routinen. Das ist der Grund, warum die meisten Reisenden Italien, aber nicht die Italiäner kennen lernen.

Ein unglücklicher Reisender der Art, der sich nicht bemühte, durch Ausdauer und Geschick jenes Zutrauen der Italiänischen Gesellschaft zu erlangen, das man einem Neuangekommenen nie bewilligt, kommt nun ganz enttäuscht nach Hause und schreibt in sein Reise-Journal ungefähr folgende Worte: „Es giebt keine Gesellschaft in Italien! Es giebt keinen Conversationsgeist, keine Zerstreuungen für Gemüth und Herz daselbst. Die Frauen verstehen nicht zu lieben, und die Männer sind gegen die Liebe gleichgültig." Kurz, er hat in Italien gerade das Gegentheil von dem gefunden, was man ihm schilderte und was er sich versprochen hatte. Statt einer eigenthümlichen, echt Italiänischen Gesellschaft sah er nur eine blasse Kopie Französischer und Englischer Sitten; statt lebendiger, geistreicher Gespräche hörte er nur eine matte, alltägliche Unterhaltung voller Gemeinplätze, und statt jener wohlklingenden, reichen Sprache, die er erwartete, mit sanfter Stimme und den feurigen Blicken ausgesprochen, die dem südlichen Auge angehören, hörte er nur ein verdorbenes Französisch oder Englisch. Der Tourist seufzt, nimmt seine Brieftasche und schreibt die tiefe Bemerkung hinein: „Selbst die Sprache Petrarka's und Dante's hat Italien vergessen; es kann nur noch das Englische und Französische radebrechen; Italien, wo bist du?"

Man muß in der guten Gesellschaft Italiens diejenigen Personen, welche die Fremden aufsuchen und mit ihnen umgehen, von denen unterscheiden, die sie vermeiden und von sich fern halten. Mit den Ersteren macht der Fremde allein Bekanntschaft, sobald er die große Welt betritt, d. h. sobald er den Mitgliedern des diplomatischen Corps in den Hauptstädten vorgestellt worden; jene Italiäner sind es auch, welche sich bestreben, ihre nationale Individualität aufzugeben und die Sprache und Manieren der Fremden zu kopiren, wahrscheinlich in der Absicht, die Fremden herbeizuziehen, sie zu längerem Bleiben zu bewegen und so der Italiänischen Gesellschaft die Bewegung und das Leben, die ihr fehlen, zu geben. In dieser Vorliebe für die Fremden stimmen sie, obgleich sie bei ihnen auf höhere Ideen begründet ist, mit ihren Landsleuten aus den niederen Ständen überein, die jedes Jahr ein „schlechtes" nennen, wo nicht Tausende von reichen und müßigen Reisenden aus allen Punkten des Erdballs nach Italien zusammenströmen, nicht um es zu verheeren, wie eine Armee Heuschrecken, sondern um ihre Federn zurückzulassen, wie Zugvögel. Das Italiänische Volk empfängt mit Freuden diese immer neuen Gäste, die für dasselbe eine jährliche Aerndte sind, bei der es nicht die Mühe des Säens gehabt und die ihm die Stelle der Industrie und des Handels vertritt; aber es weiß nicht, daß eine solche Hülfsquelle in vieler Rücksicht unsicher, ja gefährlich ist, weil die augenblicklichen Vortheile, die sie ihm verschafft, mit dem Verlust der Originalität und Selbstständigkeit nur zu theuer erkauft sind; denn wie sollte nicht der tägliche Verkehr mit Fremden aus allen Ländern den eigenthümlichen Typus der Italiänischen Gesellschaft allmälig ganz verwischen!

Diese Gesellschaft leidet übrigens ebenfalls unter dem Mangel an Einheit, der das Italiänische Staatsleben von jeher charakterisirt hat. Mit der Einheit fehlt ihr auch die Kraft und Festigkeit, und das ist mit ein Hauptgrund, warum sie den fremden Einflüssen, die ihre gänzliche Zerstörung herbeiführen, leichter zugänglich geworden. Zu diesen Einflüssen gehört vornehmlich der der Oesterreichischen Herrschaft in der Lombardei, einer Herrschaft, die zwar durchaus nicht gewaltthätig und geistig um sich greifend, aber doch politisch sehr wichtig und bedeutend ist. So sehr auch fortwährend das Volk dieser Provinz gegen die Oesterreicher eingenommen ist, so kalt und zurückstoßend sie auch vom Adel, besonders in Mailand, behandelt werden, wo seine Paläste und Theaterlogen ihnen gleich verschlossen sind, es bleibt doch ausgemacht, daß eine fremde Occupation, von welcher Art sie auch sey, früh oder spät auch auf den geistigen Zustand eines Landes einwirken und denselben durchaus modifiziren muß. Wäre diese Occupation Französisch, so würde diese Einwirkung schon viel sichtbarer seyn; denn die Franzosen, weniger zurückhaltend und phlegmatisch als die Oesterreicher, würden auch mehr Vertrauen und Entgegenkommen finden. Aber wenn auch die Oesterreichische Herrschaft langsamer und versteckter wirkt, so wirkt sie doch, und die Verschmelzung des Fremden mit dem Eingeborenen, die in der Nähe Venedigs schon anfängt, wird sich nach und nach immer weiter ausbreiten und alle Klassen der Gesellschaft ergreifen. Das Oesterreichische wird sich, wenn man so sagen darf, langsam und

still infiltriren, während das Französische rasch und geräuschvoll Alles überschwemmt hätte.

Es giebt in Italien nur eine kleine Zahl offener Salons, die entweder Diplomaten oder sonst reichen Fremden gehören, die sich auf eine Zeit lang in einer Lieblingsstadt niedergelassen haben. Diese Salons sind sich alle einander gleich und ohne eine ihnen eigenthümliche Physiognomie. Fast ausschließlich von Reisenden besucht, sind sie alle eine blasse Kopie der Europäischen Hauptstädte. Es sind die Pariser Salons mit weniger Leben, Bewegung, weniger Ideen- und Wortgeräusch; es sind die Wiener oder Berliner Salons mit geringerer Etikette und Einförmigkeit; es sind die Londoner Salons mit weniger Gedränge und Langeweile.

In solchen kosmopolitischen Réunions ist natürlich nicht die Italiänische Gesellschaft zu suchen, die sich in das Innere der Familien zurückgezogen hat, um hier die alten Traditionen gegen die Gefahren der fremden Nachahmung zu vertheidigen. Die Italiäner ziehen im Allgemeinen die engen Zirkel den großen Gesellschaften vor. Daher empfangen sie niemals bei sich, und die großen Herren, die gewöhnlich schon aus Bequemlichkeit zur Menschenscheu geneigt sind, umgeben sich nur mit untergeordneten Leuten, welche die Rolle von Schmarotzern spielen und ihren stolzen, geizigen Patronen die Empfangskosten ersparen.

Diese untergeordneten Leute, die oft kein besonderes Amt und keine bestimmte Beschäftigung haben, und die nicht zu den niederen Ständen gehören, obgleich sie auch nicht aus den höheren sind, hängen mit den letzteren durch ihre Geburt und mit den ersteren durch ihre Lebensverhältnisse zusammen. Diese gutmüthigen Schmarotzer reicher oder mächtiger Familien findet man vielleicht nur noch in Italien. Sie haben mit den Klienten der Alten viel Aehnliches, die um jeden reichen oder mächtigen Bürger ein Gefolge bildeten, seine Kämpfe und sein Schicksal theilten und auf seine Kosten lebten. Die Klienten des modernen Italien sind bald Priester, welche Kirchenstellen bekleiden, die von der Familie, der sie den Hof machen, abhängen, bald Abbés, welche Erzieher der Kinder des Hauses waren oder sind, bald Advokaten ohne Prozesse, dann noch Regisseurs, Agenten und zuweilen auch, aber seltener, Künstler, Maler, Bildhauer, Architekten, die beschäftigt seyn wollen. Dies sind die Haupt-Elemente, welche den inneren Zirkel einer Italiänischen Familie bilden. Eine solche triviale Umgebung gefällt den Hausherren, indem sie ihnen keine außerordentliche Ausgaben auflegt und ihrer Trägheit Vorschub thut; zugleich entgehen sie, indem sie sich auf diese kleine Welt, in der sie Herren sind, beschränken, dem Schmerz oder den Verdrießlichkeiten, welche die Vergleichung mit Anderen ihnen verursachen könnte, wenn sie in die Welt hinaustreten und sich zeigten, wie sie sind. In manchen Städten jedoch, in Florenz z. B. und besonders in Neapel, sind die Vornehmen freundlicher gegen Fremde von Auszeichnung und wissen den Werth einer umfassenden und mannigfaltigen Unterhaltung zu schätzen, die ganz anders ist, als die ihrer Landsleute in ihren rein Italiänischen Zirkeln. In Florenz und Neapel ist man jener eintönigen und „zwanglosen" Familienzirkel überdrüssig, die, leer an Unterhaltung, von Schweigen und Gähnen unterbrochen sind und keinen Begriff von gutem Ton und feinen Manieren haben. In Rom dagegen hindern die engherzigsten und strengsten Vorurtheile die Bewohner, mit den Fremden, die alle Jahre die verlassenen Hotels der ewigen Stadt anfüllen, in vertrauteren Umgang zu treten, und in den Salons, die jährlich um Weihnachten geöffnet und um Ostern geschlossen werden, findet man am allerwenigsten Römer.

Die Römer verschließen sich gern in ihre großen heruntergekommenen Paläste, deren Thüren und Fenster so schlecht verschlossen sind, daß die Luft von allen Seiten hineindringt, wo man Tapeten nur an den Wänden findet, wo man nicht weiß, was ein Kamin ist, wo man aller Bequemlichkeiten beraubt ist, welche die Civilisation in den Bereich der bescheidensten Existenzen gebracht hat. Hier vegetiren diese stolzen Römer in einer schlecht möblirten, schmutzigen und kalten Hinterstube, während ihre Besuchzimmer Gemälde und Spinneweben den maliziösen Kommentaren eines Jeden preisgeben, der das Recht, den Geiz der Eigenthümer zu verspotten, beim Hinausgehen bezahlt; denn diese Leute schämen sich nicht, durch Vermittelung ihrer Livree-Bedienten die Neugier des Liebhabers, der ihre Gemälde besucht, und den Fleiß des Künstlers, der sie kopirt, in Contribution zu setzen. Mancher Römische Fürst erhebt einen schmutzigen Tribut der Art von den Studien der jungen Künstler, die in seiner Galerie arbeiten.

Nur ein Römisches Haus benutzt sein kolossales Vermögen zu der freigebigsten, obwohl nur zu sehr zur Schau getragenen Unterstützung der Armen, besonders aber der Künstler, durch die Bestellungen, die es fortwährend, obwohl ohne Geschmack und Kennerschaft, bei ihnen macht, und zugleich ist es das einzige, welches die Fremden aller Nationen und Stände, die jeden Winter mit bedeutenden Wechseln von ihrem Banquier nach Rom kommen, gastfrei aufnimmt und zu glänzenden wiederholten Festen bei sich versammelt. Es ist dies eine Art Entschädigung, die der Herzog Torlonia den Reisenden bieten zu müssen glaubt, die sich darüber beklagen, daß der edle Banquier ihnen zu viel abnimmt, oder vielmehr die glänzende Aufnahme, die am Abend Jeden erwartet, dem man am Morgen Geld theuer verkauft hat, ist bei der enormen Kommissions-, Courtage- und Wechselgebühr mit in Rechnung gebracht. Die Mildthätigkeit des Herzogs Torlonia hat aber Rom nicht von der Bettlerplage befreit; seine Gönnerschaft hat noch kein Genie, ja nicht einmal ein gutes Kunstwerk hervorgerufen, und seine offene pompöse Gastfreundschaft bringt keinen eleganten oder angenehmen Salon zu Stande; doch sollte sein Beispiel für Häuser von älterem Glanz und fast gleichem Vermögen nicht verloren gehen, die man für ausgestorben halten möchte, sähe man nicht an dem Frontispiz ihrer Paläste ihre mit rothen Hüten und Päpstlichen Mitren besetzten Schilder und zuweilen auf dem Korso ihre schweren Karrossen mit geschwärzter Vergoldung und bespannt mit ausgehungerten, mit gothischer Livree überladenen Pferden.

Der Salon des Banquier-Herzogs wird von der alten Herzogin, seiner Mutter, präsidirt, die älter als 80 Jahre ist und dabei einen Schein von Jugend bewahrt hat, den sie vielleicht dem Gebrauch von flüssigem Golde verdankt. Mit noch ganz gerader Haltung und majestätischem Anstand empfängt sie höflich und würdevoll alle Fremden beider Geschlechter, selbst die in Haltung und Kleidung durchaus Lächerlichen, welche die blinde Göttin der Bank in die Salons des Herzogs Torlonia geschickt, den man unverdientermaßen den „Römischen Rothschild" genannt hat, als ob er den politischen Einfluß, das Finanz-Genie und die hohen und wahrhaft liberalen Ideen des Baron Rothschild in Paris besäße.

Die Feste des Borgo-Palastes sind mehr rauschend als angenehm; die Menge daselbst ist sehr bedeutend, aber so gemischt und bunt, daß man sich zugleich mit einem Kaufmann aus der Londoner City und einem Russischen Großmarschall, mit einem reisenden Commis und einem berühmten Maler stößt. Jeder, der bei dem Banquier 1000 Franken mit einem Diskonto von 6 Prozent nimmt, erhält mit seinem Geldzettel eine Einladungskarte. Da bewundert man eine Sammlung grotesker Engländerinnen, welche Potier's Karrikatur in den Anglaises pour rire übertreffen; die Einen sind mit Federbüschen, Bändern und anderem Tand behängt, wie das Gespann eines Kardinals, während die Anderen ihre Nachtmütze oder ihren Reisehut zum Kopfputz haben. Die fremden Prinzen, die durch Rom reisen oder daselbst wohnen, sind gewöhnlich die Götter dieser Bälle, Konzerte oder Routs, bei welchen man dem Wirth nachsagen muß, daß er keine Geldkosten spart und alle Welt zufriedenzustellen sucht. Daher lassen sich auch die Eingeladenen am anderen Morgen gleich neue Geldsummen von Seiner Excellenz schicken; denn wenn der Banquier in seinen Salons sich herzoglich benimmt, so ist der Herzog ganz erschrecklich Banquier in seinen Comptoirs: es ist eine heilige Allianz von Größe und Kleinheit, von Adel und Wucher.

Der Salon des Fürsten Borghese war einer der angenehmsten in Italien, ehe der Tod seiner liebenswürdigen Tochter, der Herzogin von Mortemart, und seine durch den Schmerz dieses Verlustes entstandene Gemüthskrankheit diese weniger zahlreichen, aber an Eleganz und Ordnung die des Römischen Banquiers übertreffenden Réunions geschlossen hatten. Man fand in diesem Hause die beste Gesellschaft, eine Gesellschaft, die jetzt nur noch in der Erinnerung der Personen existirt, die sie in ihrem Adels-, Geistes- und Künstlerglanz gesehen haben. Der Fürst Borghese hat seine Tochter nicht lange überlebt, die in den Salons unseres Faubourg Saint-Germain noch heute beweint wird.

Der Herzog von B.... bildet sich ein, ebenfalls einen Salon zu haben, weil er an bestimmten Tagen Kerzen anzünden und beide Flügel seiner Palastthore öffnen läßt. Aber er sieht nicht bloß wenig Fremde bei sich, sondern auch die Römer, denen man da begegnet, sind Gestalten, die man sonst nirgends trifft. Der Herzog und die Herzogin von B.... besitzen die Italiänische Sucht, sich mit untergeordneten Leuten zu umgeben, im höchsten Grade; sie versammeln nicht bloß die Klienten der niedrigsten Sorte um sich, sie machen sich sogar Klientinnen, die aber nicht so hübsch sind, wie die des Kaisers Nero; in ihren Freitags-Konzerten sieht man ein seltenes Münz-Kabinet von alten Weiberköpfen, deren Toilette eben so erbärmlich ist, als ihre Manieren und ihr Jargon.

Die Gesandten und fremden Minister in Rom theilen sich unter einander in die Soireen in der Fastenzeit; wenn nicht eine diplomatische Trauer das Schweigen der Violinen bezahlt, tanzt man bei den Gesandten in vollem Karneval. Die Soireen des Französischen Gesandten, die alle Dienstag, und die des Oesterreichischen, die alle Montag stattfinden, sind die, wo es am ceremoniösesten hergeht und wo es am wenigsten heiter ist. Oesterreich und Frankreich erdrücken ihre Wochen-Gesellschaften mit Politesse und Etikette. Der Graf Latour-Maubourg ist einer der letzten Repräsentanten unseres alten Hofes, und er hält sich streng in den Schranken einer stets taktvollen, aber zu kalten und steifen Urbanität; er zeigt den schlecht erzogenen, schreienden Römern des modernen Papstthums, was ein Französischer Edelmann zu der Zeit war, wo wir noch Edelleute, einen glänzenden Hof und eine aristokratische Gesellschaft hatten. Frau v. Latour-Maubourg ihrerseits macht die Honneurs des Empfangs mit einer Grazie und Artigkeit, die echt Französisch sind. Nichtsdestoweniger lastet eine Atmosphäre der Kälte und Langeweile auf den großen Assembleen der Ambassade, in denen es übrigens nicht an vergoldeten Kleidern, Kreuzen, Bijouterieen und schönen Frauen fehlt. Diese Langeweile hat ihre Quelle in dem für den Empfang festgesetzten Ceremoniell und in der Einrichtung der Zimmer.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Rimembranze d'Italia. (Es sind dies die Briefe, die der Belgische Marquis von Beaufort in Französischer Sprache herausgegeben und die sich durch ihre katholische Frömmigkeit auszeichnen. Herr Ignazio Cantu hat dieselben ins Italiänische übersetzt und dem Buche auch noch einen Anhang über die „Eindrücke des katholischen Roms auf die Reisenden aller Jahrhunderte" hinzugefügt.)

Rußland.

Segeliel, oder der Don Quixote des 19ten Jahrhunderts.

(Schluß.)

Secret. Aber die Schrift über die Aufhebung der milden Stiftung scheint eine ganz nichtige Arbeit.

Segeliel. Nichtig? Dieser Aufsatz ist von der ärgsten Abgeschmacktheit und von höllischer Bosheit diktirt! Während ihr Verfasser bei Freudenmahlen schwelgt, werden Tausende von Menschen kein Obdach haben, Tausende von Kindern ohne Erziehung bleiben, ohne Aufsicht, der Armuth und Verwahrlosung zu Opfern!.... Wenigstens eine Woche brauch' ich, um all' die verschmitzten Beweise, all' die verfänglichen Berechnungen zu widerlegen, womit der Verfasser seine teuflische Absicht zu umhüllen verstanden hat.

Secret. Ja, verzeihen Sie, ich verstehe noch nicht recht. — Was haben Sie denn mit dem Allen zu schaffen? Das brauchen Sie ja gar nicht zu verantworten.

Segeliel. Wie so?

Secret. Was Sie nicht schreiben, beantworten ja doch Andere; folglich sind Sie immer außer Schuld .... Bringt der Doktor die Leute um — so können Sie doch dreist sagen: „Mich trifft keine Schuld!" — Willigten Andere in die Aufhebung der milden Stiftung — so sagen Sie wiederum mit Fug und Recht: „Ich habe dabei keine Schuld; Andere haben es ja befohlen!".... Bleiben aber bei Ihnen die Sachen liegen, so sind Sie Schuld daran und kein Anderer.

Segeliel. Nun, ich kann doch nicht eine Arbeit abgeben, bevor ich sie vollständig eingesehen habe, wenn sich in ihr Hindernisse offenbaren, welche früher nicht bekannt waren. — Wie könnt' ich dies auf mein Gewissen laden?

Secret. Ach, Gewissen! Was soll das hier? Hier kommt es nicht auf das Gewissen an, sondern einzig darauf, die Sache rasch aus den Händen loszuwerden. Dies ist's, wodurch ein praktischer Beamter sich auszeichnet. Hören Sie mich jetzt einmal an: Sie dauern mich — wahrlich, Sie dauern mich von Herzen — Sie sind ein junger Mann, erst kürzlich in den Dienst getreten; und wie ich sehe, arbeiten Sie ununterbrochen eifrig, ohne sich zu schonen, ohne Ihre Gesundheit zu bedenken. Sie erwägen jede Sache umständlichst, Sie mühen sich, das Rechte zu beschützen. Ja, Sie grübeln auf eine ganz lächerliche Weise, um die Deutlichkeit und Sauberkeit der Schreibart auf's peinlichste besorgt. — Nun hören Sie ferner auch den Rath gesunder Erfahrung: Sie quälen sich rein umsonst; ob Sie schlecht oder gut das Papier voll schreiben, das ist ganz gleichgültig, das hilft Ihnen zu gar nichts, das empfiehlt Sie bei Niemanden — darauf kommt es nicht an. Man muß nur die Sachen rasch aus der Hand bringen — dies ist die Hauptsache, und hierfür giebt es gar mannigfache Mittel. Da seht einmal mich an, wie ich's mache: Bekomm' ich eine Arbeit, so richte ich mein Augenmerk vor Allem zuerst darauf, ob es etwa möglich ist, die Sache einem Anderen zuzuschanzen ....

Segeliel. Aber wenn das nun der Andere eben so ....

Secret. So giebt er sie eben dem Dritten.

Segeliel. Und wenn nun auch dieser Dritte ....

Secret. So empfängt sie ein Vierter.

Segeliel. Wie lange soll sie denn so aus einer Hand in die andere wandern?

Secret. So lange, bis sich irgend eine gute Haut findet, welche die Sache glücklich in Gang bringt — wenn diese nicht etwa .... von selbst inzwischen irgendwie abhänden kommt — d. h. so unter der Hand .... verschwindet — was freilich immer das Allerbeste. — Dann Gott mit ihr!

Segeliel. Aber wenn es, zum Unglück, einmal nicht möglich ist, die Arbeit einem Anderen .... zuzuschanzen — wie Sie sich ausdrücken? —

Secret. In solchem Falle ziehen Sie, wenn die Arbeit schwierig ist, Erkundigungen, Erklärungen ein — das giebt nicht nur eine Piece mehr, sondern zieht zugleich die Sache in die Länge und macht noch obendrein Ihre Thätigkeit und Ihre Vorsicht der Behörde bemerkbar.

Segeliel. Aber nachher?....

Secret. Nachher wird sich schon wieder ein neues Hinderniß finden lassen, das wieder neue Anfragen nöthig macht; oder es kann sich auch wohl ein glücklicher Vorwand darbieten, die Sache an einen anderen Ort zu versenden.

Segeliel. Und dann?....

Secret. Nun, dann, wenn alles dieses nicht angeht, so übernehmt Ihr eben die Arbeit, kopirt sie von A bis Z, damit die Behörde auch sehe, daß Ihr wirklich arbeitet, und hängt an das Ende ein paar Redensarten an, drei Ellen lang mit fünf Vergleichungen, eben so vielen Erwägungen und Beziehungen, so daß man „nach hohem Befinden urtheilen könne." — Auf diese Weise, Herr, lebt Ihr ruhig, ohne Euch vergeblich zu Grunde zu richten; so kommen Tausende von Sachen unter Euren Händen zusammen und habt Ihr dabei dennoch wenig Arbeit, gar keine Verantwortlichkeit, erlangt überdies den Ruf eines fertigen Arbeiters und findet jede Thür zu Eurem Eintritt geöffnet.

Segeliel (außer sich vor Entrüstung). Und Ihr scheut Euch nicht, die Behörde so zu betrügen? (Er stürzt aus dem Zimmer.)

Secret. Was war das? „Betrügen ....!" Ja ja, er ist richtig übergeschnappt — hi, hi, hi! So sind die .... Entsprungenen — die weisen Männer! Was gewinnt Ihr nun wohl? Wo seyd Ihr! Ewig bleibt Ihr zurück. Man sieht es ja: unaufhörlich erwägen — endlos grübeln — Das Wetter, Freund, wirst Du vom Grafen bekommen! So lange die Vorstellungen liegen zu lassen — die Vorstellungen am Belohnungen!.... So wirst Du's nicht lange treiben! Gesellen Deinesgleichen sind allzu gefährlich — mit solchen braut man kein Bier .... Man höre sie nur: „Vereinfachung der Arbeiten — Abkürzung des Geschäftstyls" — —! Unruhige Querköpfe, Ihr! Ging's nach Euch, so hätten wir beim Jahres-Schlusse richtig die Hälfte Nummern weniger .... So wollte ich doch, daß Du, je eher, je lieber, auf und davon gingst!

(Die Schriften durchblätternd). Wie er die Sachen zugerichtet hat! Ich will sie aber doch einmal genauer ansehen: „Abhandlung über den Vorschlag des Doktors &c. Erster Theil: Ueber die Wirkung der uranfänglichen Elemente auf den Organismus des Menschen — und ....!" Ueber die Ungereimtheiten!.... Volle 20 Seiten! Hi, hi! Ja ja, er ist ganz einfach wahnsinnig. Da haben wir die weisen Männer — wozu sind sie gut? — Am Ende nimmt aber der Graf selber noch seine Raisons an! Nun, geschähe dies wirklich, so gäb's auch sicher ein Unglück! Ja gewiß, das geht ihm nicht so umsonst hin: Wer weiß, wird er nicht auch einmal entlassen — dann kann er hierüber und über alles Andere nachdenken, so viel er will. Dann, Ew. Erlaucht, ist es vergeblich, daß Hochdieselben uns nicht trauen und alle einträgliche Arbeiten diesem Neulinge geben. An uns halte sich Ew. Gnaden, ja an uns! Wohin wollen Sie sich nach uns wenden? Bei uns läuft jede Sache zwanzig Mal durch die Finger, und überzählige Nummern kommen auf die Liste, ehe diese hochweisen Männer Euch nur ein einziges kleines Blättchen nothdürftig vollschreiben.... Ei, sieh doch: „Die Behörde betrügen!".... Einfaltspinsel! Man muß sich aber doch einmal die Mühe nehmen, diesen groben Dummkopf zurechtzurücken, und dazu wollen wir zuerst dafür sorgen, daß er weit und breit bekannt werde mit seiner „Abhandlung über die uranfänglichen Elemente"..... Hi, hi, hi! (K. B. O.)

Polen.

Isabella Czartoryiska.*)

Zu denjenigen Polinnen, welche sich durch ihren Witz, durch ihre Anmuth und ihre Vaterlandsliebe einen weiten Ruf erworben haben, gehört die Fürstin Isabella Czartoryiska, geborene Gräfin Flemming, Gemahlin des im Jahre 1823 als Kaiserlich Oesterreichischer Feldmarschall verstorbenen Fürsten Adam Czartoryiski. In frühen Jahren wurde sie während ihrer Reisen durch fremde Länder an vielen Höfen und in den Residenzen gern gesehen. In der zweiten Hälfte ihres Lebens, als mit dem Zauber der Jugend für sie zugleich alle Aussichten auf ein neues Erblühen ihres Vaterlandes dahinschwanden, zog sie sich auf den Landsitz Pulawy zurück. Hier stellte sie sich zwei Aufgaben für ihr ferneres Leben; die erste war, eine möglichst große Sammlung von Denkmälern, welche auf das untergegangene Polen Bezug hatten, zusammenzubringen; die zweite, den Zustand des ihr untergebenen Landvolks zu verbessern. In Folge großer Bemühungen und Kosten gelang es ihr, in dem sogenannten Sybillen-Tempel zu Pulawy, welcher nach dem Muster eines Alt-Römischen Tempels eigens dazu erbaut war, die mannigfaltigsten Ueberreste und Denkmäler aus den glorreichsten Zeiten der Polen zusammenzubringen. Von da an geschahen aus allen Gegenden Polens patriotische Wanderungen nach Pulawy, diesem glänzenden Mausoleum der Polnischen Vorzeit.

Dem Landvolke, insbesondere dem in der Nähe ihres Gutes wohnenden, wurde sie eine wahrhafte Mutter, und obgleich in ihren Bestrebungen ein kleinliches Selbstgefallen nicht fehlen mochte und sie sich mehr mit der Verbesserung von Aeußerlichkeiten als des Zustandes desselben selbst befaßte, so erreichte sie doch auch hierbei ein gewisses Ziel. Der Pulawyer Landmann erlangte zwar auch nicht die für den Polnischen Landmann nothwendigste Eigenschaft, das ist einen inneren Antrieb zu eigenthümlicher Thätigkeit, verblieb vielmehr in seiner angeborenen Nachlässigkeit, verließ sich auf seine Pflegerin und lernte nicht, etwas für sich selbst zu seyn; so viel ist aber gewiß und mußte jedem Ankömmling auffallen, daß das äußere Leben des Pulawyer Landmanns, seine Hütte und sein Gehöft in größerer Ordnung und Reinlichkeit sich befanden, als die in anderen Polnischen Dörfern. Es gewährte einen lieblichen Anblick, wenn die Fürstin ihre Landleute besuchte, mit eines Jeden Namen, Neigungen und selbst seiner Verwandtschaft vertraut war. Und wäre dies auch nur eine für sie fünfzig Jahre hindurch unterhaltende Zerstreuung gewesen, so ist doch auch schon eine solche ehrenwerth und der Nachahmung würdig.

Außer diesen beiden hauptsächlichen Lebensrichtungen hatte die Fürstin Czartoryiska einen mächtigen Hang zum Gartenbau und zur Obstbaumzucht. Sie legte in Pulawy einen sehr großen Englischen Garten an, welcher sich an die Weichsel lehnte und in dem der üppige Anwuchs alter Bäume und die geschickte und geschmackvolle Benutzung der natürlichen Schönheiten mannigfaltige und reizende Aussichten gewährten. Das lebhafte Verlangen nach Verbreitung eines besseren Geschmacks der Garten-

*) Aus der „Mała-Encyklopedya polska", Heft 2.

kunst im Vaterlande bewog die Fürstin außerdem, im Jahre 1806 ein sehr schätzbares Werk über diesen Gegenstand herauszugeben. Es giebt nichts Treffenderes und Verständigeres, als die in demselben enthaltenen Rathschläge und Vorschriften. Sie passen zu jeder Oertlichkeit, umfassen alle Verhältnisse, in welchen sich ein Besitzer eines Parks oder eines Gartens befinden kann, und neben der Rücksicht auf Annehmlichkeit für die Sinne verliert auch die Verfasserin den materiellen Nutzen nicht aus den Augen. Dieses Werk, welches den Titel führt: „O ogrodach", war, da es in einem ausgezeichnet lieblichen Style geschrieben ist, der Zeit nach das erste Werk, das, von Frauen-Hand herrührend, den Polen ein solches Maß von Annehmlichkeiten bot.

Der Abschnitt über die Anpflanzung der Bäume schließt mit folgenden Betrachtungen: „Die Gärten, die Bäume, die Sträucher und deren Anpflanzung haben viel zur Erheiterung meiner Tage beigetragen. Mehr als einmal wurden meine Sorgen und Schmerzen gelindert, wenn ich mich unter die schattigen Gänge begab, und zwischen blühenden Pflanzen schienen mir die Tage lieblicher hinzufließen. Als mir Vaterland und Hoffnung verloren gegangen, da hatten andere Vergnügungen und Zerstreuungen keinen Reiz mehr für mich; diese blieben mir immer theuer und unterbrachen die traurigen Erinnerungen. Mehr als einmal mahnten mich die alten Bäume an glücklichere Zeiten, und wenn ich junge Bäume pflanzte, erschien mir die Zukunft unter heiterem Himmel."

Diese und ähnliche Stellen, in welchen ein tiefes Gefühl sich kundgiebt und welche in einer fließenden und anmuthigen Sprache abgefaßt sind, sichern dem Werke der Fürstin Czartoryiska für immer einen Ehrenplatz unter den Schriften der damaligen Epoche. Des großen Formats, der bedeutenden Anzahl der Kupferstiche und des hieraus folgenden hohen Preises ungeachtet, verbreitete sich dieses Werk durch das ganze Land, weckte überall den Sinn für Garten-Anlagen und erreichte somit aufs glücklichste sein Ziel.

Nachdem durch den Kaiser Alexander das neue Königreich Polen begründet worden war, wählte sich die Fürstin Czartoryiska noch einen neuen Wirkungskreis, indem sie den „Pilgrim in Dobromil" herausgab. Hier ist ihre Absicht noch menschenfreundlicher. Es sollte dies ein Buch für das Landvolk seyn, in welchem dasselbe Alles, was ihm außer der heiligen Schrift zu wissen zukömmt, finden könnte. Die Verfasserin stellte daher in der Gestalt eines Pilgrims einen nur um Weniges höher als das Landvolk stehenden Menschen dar, welcher den Landkindern allerlei Begebnisse erzählt und insbesondere ihnen die Regierung der Polnischen Könige in der Kürze und ihrer Fassungs-Kraft angemessen beschreibt. Es traten aber hier der Absicht der Fürstin manche Schwierigkeiten entgegen. Die Pulawyer Bauern verstanden das Lesen noch halbwege, die in dem übrigen Lande jedoch verstehen es nicht, und wenn sie auch am Ende bis auf diesen Punkt der Bildung fortgeschritten wären, so kann es den Bauern in dem Zustande, in welchem ihn Jahrhunderte lang die Vorurtheile der Polnischen Herren gelassen haben, wenig interessiren, von welcher Art die Regierungsweise oder das Schicksal eines Polnischen Königs gewesen, und daher sind die Leser für diesen Pilgrim in höheren Klassen, als der des Bauern, zu suchen. Dem Werke sind ländliche Scenen beigegeben, welche die Verbesserung manches eingewurzelten Fehlers und Aberglaubens zum Zwecke haben. Diese sind sehr gut aufgefaßt und bezeugen, wie genau die Verfasserin sich mit den Verhältnissen des Landmanns bekannt gemacht hat. Und so bekundet dieses Werk, wie Alles, was aus der Feder der Fürstin geflossen ist, ihr eindringliches und treffendes Urtheil.

Ein Jahr später ließ die Fürstin Czartoryiska den zweiten Theil des Pilgrims erscheinen. Außer ähnlichen und eben so gut dargestellten ländlichen Bildern finden sich hier neben der Fortsetzung der Geschichte der Könige Lebensbeschreibungen der Polnischen Heiligen, die offenbar weit mehr dem Gesichtskreise des Polnischen Landmanns anpassend sind. Die Erzählungen, die der erste Theil enthält, sind nicht von der Hand der Fürstin Czartoryiska; deren Verfasserin ist vielmehr ihre Tochter, die Herzogin von Württemberg, von welcher der allgemein bekannte Roman „Malwina" herrührt.

Es muß mit Recht bedauert werden, daß die Fürstin Czartoryiska, eine sehr aufmerksame Zeugin der mannigfaltigsten Ereignisse, ihre Memoiren der Nachwelt nicht hinterlassen hat. Diese würden gewiß von historischem Werthe seyn. Wenn sie etwas entschuldigen kann, so ist es dies, daß die schwierigen Verhältnisse, welche ihre ganze Familie durchleben mußte, ihr jede Veröffentlichung solcher Memoiren fast unmöglich machte und ihr dadurch auch die Lust zur Abfassung von Erinnerungen nahm, welche erst der späten Nachwelt sich zeigen konnten. Indessen war die Fürstin auch in dieser Rücksicht nicht ganz unthätig. Unter dem Titel eines „Catalogue raisonné" über die Sammlungen in Pulawy hat die Fürstin in Französischer Sprache die Umstände erzählt, unter welchen sie während ihrer mannigfachen Reisen durch Europa diesen oder jenen Gegenstand acquirirte, und viele Anekdoten und Beschreibungen von Personen, mit denen sie zusammenkam, beigefügt. Die Handschrift dieses bis jetzt noch nicht veröffentlichen Werkes befindet sich gegenwärtig in den Händen der Familie Czartoryiska.

Nachdem die Fürstin auf diese Weise unter wohlthätigen Beschäftigungen funfzig Lebensjahre in ländlicher Zurückgezogenheit in Pulawy zugebracht hatte, mußte sie, schon fünfundachtzig Jahre alt, während der Verwirrungen des Jahres 1831 ihren Aufenthaltsort verlassen. Sie suchte in Galizien eine Zuflucht, wo sie, nachdem sie noch einige Jahre eines herben und freudeleeren Alters verlebt hatte, im Jahre 1834 starb.

Mannigfaltiges.

— Calderon und der Nachdruck. Calderon's Verse:

„Wie sie der Verfasser schrieb,
Nicht wie sie der Diebstahl druckte,
Dessen Müh' ist, daß er richte
Andrer Mühe stets zu Grunde" —

die sich bekanntlich das Brockhaussche Conversations-Lexikon zum Motto genommen, haben weder das letztere noch den Spanischen Dichter selbst vor Nachdruck zu schützen vermocht. Bereits im Jahre 1827 erschien in Wien (bei J. P. Sollinger) eine Sammlung von Calderon's Schauspielen, die ein Nachdruck der besten Deutschen Uebersetzungen (von A. W. Schlegel, J. G. Gries, O. v. d. Malsburg, G. N. Bärmann, Ant. Schumacher, Wilhelmine Schmidt geb. Nauen u. A.) war. Diese Ausgabe hatte jedoch wenigstens den Schein einer gewissen Rechtmäßigkeit für sich; denn erstlich war damals der Deutsche Bundesbeschluß, in Folge dessen auch in den Oesterreichischen Staaten aller Nachdruck untersagt wurde, noch nicht erschienen; zweitens waren die Uebersetzer gewissenhaft genannt und ihre zum Theil sehr verdienstvollen Arbeiten unverstümmelt wiedergegeben; drittens endlich war bei der Zusammenstellung dieser Ausgabe eine gewisse Verständigkeit der Auswahl und auch ein positives Hinzuthun der Redaction nicht zu verkennen: denn jedem Stücke gingen zwei erklärende und meistens sehr ansprechende Sonnette des Wiener Poeten J. G. Seidl und einige Worte über die bisherige Geschichte des betreffenden Dramas voran. Alles dies kann nun der neueste Deutsche Nachdruck, von dem so eben unter dem Titel: Calderon's gesammelte Werke (Stuttgart, J. Scheible's Buchhandlung, 1840) die erste Lieferung erschienen ist, nicht für sich anführen. Dieser nämlich verschweigt erstens die Namen der Uebersetzer, deren Arbeiten er benützt, und giebt sich als Original-Uebertragung aus; zweitens verstümmelt er sie obendrein, wie es z. B. bei dem „Leben ein Traum" der Fall ist, wo zwar die Griessche Uebersetzung zum größten Theil gegeben wird, einzelne Scenen jedoch von Bärmann eingeschoben sind, so daß das Ganze als ein Flickwerk erscheint; drittens endlich ist jetzt in Stuttgart, eben so gut wie im übrigen Deutschland, der Nachdruck verboten, so daß keinerlei Rechtfertigung, die Herr Sollinger für seine Ausgabe anführen konnte, von der Scheibleschen Buchhandlung geltend gemacht werden kann. Außer dem „Leben ein Traum" befindet sich in der ersten Lieferung des neuen Calderon auch noch das „Haus mit zwei Thüren"; dieses ist, so weit es vorliegt, ein wörtlicher Nachdruck der bereits im Jahr 1821 in Altona erschienenen Bärmann'schen Uebersetzung, und zwar wiederum ohne Nennung des Bearbeiters. Indessen können sich die Käufer, deren die neue Ausgabe hoffentlich nur Wenige finden wird, solchen wörtlichen Abdruck doch noch eher gefallen lassen, als den verstümmelten des ersten Dramas. Im „Leben ein Traum" kommt es z. B. vor, daß Herr Scheible in der dritten Scene die Rosaura folgendermaßen nach **Gries** sprechen läßt:

„Hier mein **Degen**; denn ich kann
Dir allein ihn überlassen,
Weil du unter allen Diesen
Scheinst der Erste."

Bald darauf fällt es ihm jedoch ein, einige Zeilen von Bärmann zu benützen, und nunmehr sagt dieselbe Rosaura:

„Muß ich sterben — nun wohlan!
Deiner Huld vertrauend, laß ich
Dir dies **Schwert** als theures Pfand rc."

Aus dem **Degen** ist also mit einemmale ein **Schwert** geworden. Ein Uebersetzer beider Stellen würde es unstreitig vermieden haben, die beiden Worte so unmittelbar hinter einander zu gebrauchen; denn wenngleich in poetischer Sprache der Degen auch ein Schwert genannt werden kann, so wird es doch hier, besonders im Munde einer Frau, ein lächerlicher Klimax. Gries übersetzt darum auch:

„Wenn ich sterben muß, so laß ich,
Im Vertrau'n auf deine Huld,
Dir ein Pfand, nicht klein zu achten rc."

Nicht minder seltsam erscheint eine andere Variation: in dem eingeschobenen Bärmannschen Theile der Uebersetzung wird nämlich der Name Sigismund immer **Sigismundo** ausgesprochen, so daß der Leser schon aus dieser Verschiedenheit immer abnehmen kann, ob er eben die Griessche oder die Bärmannische Uebersetzung liest. Einen großen Vortheil dürfte indessen der Scheiblesche Nachdruck für das Publikum haben. Wir hören nämlich, daß die hiesige Nicolaische Buchhandlung sich dadurch veranlaßt sieht, eine neue, überaus wohlfeile und, wie sich von selbst versteht, rechtmäßige Ausgabe der Griesschen Uebersetzung des Calderon zu veranstalten. Hier wird man also Gelegenheit haben, die treffliche Bearbeitung unverstümmelt und zu einem Preise zu erhalten, der dem des verstümmelten Nachdruckes ziemlich gleichkommen wird.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 137. Berlin, Freitag den 15. November 1839.

Asien.

Der Koran.

(Nach der Foreign Quarterly Review.)

Wie kommt es, daß man den Koran so wenig liest? Unsere volksthümlichsten Mährchen stammen aus dem Orient; unsere volksthümlichste Poesie hat morgenländische Färbung; und eines der merkwürdigsten Bücher des Ostens, ein Buch, das Millionen begeistert und entzündet hat, bleibt vergleichungsweise so gut als unbeachtet. Die Nachforschungen des Historikers sind den erstaunlichen Revolutionen gewidmet, die Asien einst bestanden, und doch läßt man die Beredsamkeit, welche der gewaltigsten dieser Revolutionen ihr Daseyn gab, auf Bücherbrettern einschlummern. In einem Zeitalter, wo die Philosophie alle Arten und Abarten der menschlichen Ueberzeugung prüft, und die Religion alle mit einander zu versöhnen sucht, schenkt man einem Buche, dessen Inhalt noch ein gutes Viertheil der Menschheit als heilig und unverletzlich verehrt, kaum die oberflächlichste Aufmerksamkeit!

Mit solchen Betrachtungen schreitet wohl mancher Neuling zur Lektüre des Korans; sobald er aber einige Kapitel gelesen hat, findet er schon die Antwort auf seine Beschwerden und muß zu seiner Beschämung dieselbe Apathie, die er bei Anderen verdammt hat, bei sich selbst niederkämpfen. Ein Gewebe unzusammenhängender, oft sich wiederholender Declamationen, mit unverständlichen Anspielungen vermischt — Verordnungen, deren Zweck und Nothwendigkeit man nicht absehen kann — eine ganz fremdartige Phraseologie und stilistische Einkleidung sind Alles, was der aufmerksamste Leser beim ersten Durchlesen zu entdecken vermag. Liest er aber das seltsame Buch gar in einer Uebersetzung, so wird seine Geduld noch härter geprüft; die einzige erträgliche Uebersetzung ist die von Sale, einem gründlichen Kenner der Arabischen Sprache, der aber aus übergroßer Gewissenhaftigkeit mehr die Worte als die Gedanken wiedergiebt. In beiden Fällen ist das Ergebniß gewöhnlich dasselbe: der Studirende wirft die unerquickliche und langweilige Lektüre von sich und findet es hinführo bequemer, von den Schönheiten des Korans sprechen zu hören, als im Buch selbst ihnen nachzugehen. Ist aber sein Vorsatz stark genug, um den Schwierigkeiten Trotz zu bieten, so liest er bis ans Ende, thut einen tiefen Athemzug und — fühlt sich so klug, wie zuvor. Viele Kapitel, die nur ein matter Abglanz, eine salzlose Wiederholung von anderen ihres gleichen sind, haben in der That höchstens sprachlichen Werth; und Jeder, der sich nicht um Textes-Kritik bekümmert, mag sie getrost überschlagen.

Wir hoffen demnach, mehr als Einer Klasse von Lesern einen angenehmen Dienst zu erzeigen, wenn wir den Stil, den Stoff und die allgemeinen Eigenthümlichkeiten dieses außerordentlichen Werkes einer kursorischen Betrachtung unterwerfen und die vornehmsten Abschnitte mit Ereignissen zusammenhalten, welche ihren Inhalt erklären.

Schon beim ersten Schritte wird die Untersuchung sehr ernsthaft. Mit Ausnahme einiger wenigen Gebete ist der ganze Koran im Namen des höchsten Wesens als unmittelbar göttliches Wort niedergeschrieben. Vorhaltungen und Lehren, Verheißungen und Drohungen, Fluch und Seegen: Alles geht direkt von der Gottheit aus. Und wenngleich der Strom der Begeisterung oder des Unwillens dann und wann seinen heiligen Urquell aus dem Gesichte zu verlieren scheint, so wird uns dieser Urquell am Ende der Periode doch immer wieder ins Gedächtniß gerufen. Die ersten Kapitel (Suren) des Korans und noch mehrere zerstreute Stellen in den übrigen Kapiteln haben unverkennbar echt poetischen Gehalt; aber im Ganzen ist das Werk nur klangreiche gereimte oder assonirende Prosa. Um die Assonanz am Schlusse nicht zu unterbrechen, läßt man alle Perioden auf analoge Weise schließen, — eine große Verlegenheit für den Uebersetzer, der eine Art von Mittelweg zwischen Metrum und schlichter Prosa einschlagen muß, wenn er die Form nicht ganz bei Seite setzen will. Die Perioden des Korans sind von sehr ungleicher Länge; dies ist aber keine Folge der Nachlässigkeit, sondern eines inneren Dranges, einer Begeisterung, die allen Regeln Trotz bietet. Zuweilen reißt den Propheten der Strom seines Enthusiasmus weit über die gewöhnlichen Gränzen fort; ein anderes Mal versteht er es wieder, eine ganze Fluth von Phrasen mit einem einzigen schrecklich bedeutungsvollen Worte zu dämmen und aufzuwiegen.

Man weiß, daß der Koran in abgerissenen Stücken, von zwei bis wenigstens hundert Zeilen, wie die Gelegenheit sie eingab, diktirt wurde. So oft ein neuer Einwurf beantwortet, ein Zweifel gelöst, oder eine neue Satzung bekannt gemacht werden sollte, hatte der Prophet eine kürzere oder längere Offenbarung. Diese einzelnen Offenbarungen ließ man, je nach Muhammed's Anweisung, bald besondere Kapitel für sich, bald integrirende Theile längerer Kapitel bilden. Der Prophet scheint aber bei dieser Anordnung oft vergessen zu haben, was schon gesagt war, und überhaupt keiner bestimmten Methode gefolgt zu seyn. Daher erklärt sich's, daß die Kapitel jede erdenkliche Ausdehnung (von zwei oder drei, bis 1200 oder 1500 Zeilen) haben; daß die mannigfachsten Materien ohne sichtbare Verknüpfung durch einander gemengt sind und die nämlichen Sentenzen mit unbedeutender Verschiedenheit des Ausdrucks an verschiedenen Orten unzählige Male wiederkehren. Die große Uebereinstimmung, man möchte fast sagen, die Identität vieler Kapitel in Form und Materie kann vielleicht nur der Unwissenheit des Propheten und seinem durch beständige Wechsel von Extase und Abspannung geschwächten Gedächtniß zugeschrieben werden. Keiner, der seine Gedanken niederschreibt und das Geschriebene wieder durchliest, würde so vieler Wiederholungen sich schuldig machen; aber Muhammed konnte bekanntlich weder schreiben noch lesen; und die blinde Verehrung seiner Anhänger ging ohne Zweifel so weit, daß sie auch Wiederholungen, wenn der Ausdruck nur einigermaßen nüancirt war, für ganz neue Offenbarungen hinnahmen. Ein Theil dieser Mängel kommt auch wohl auf Rechnung Anderer: die Original-Diktate Muhammed's wurden, nachdem sie unter seinen Anhängern die Runde gemacht hatten, in einem Kasten verwahrt; aber viele Zettel mögen verloren gegangen oder an die unrechte Stelle gerathen seyn, sonst würde Ebubekr, als er ein Jahr nach des Propheten Tode den Koran im Zusammenhang herausgab, gewiß nicht alle Kopieen einzelner Stellen, deren er habhaft werden konnte, gesammelt und Vieles, was er vermißte, aus dem Gedächtnisse der ältesten Gläubigen ergänzt haben — sein Zettel-Kasten hätte ihm vollkommen genügt.

Bei der Anordnung der Kapitel oder Suren scheint man ganz aufs Gerathewohl verfahren zu seyn, was damals um so eher zu entschuldigen war, als jeder Moslim die chronologische Folge derselben und die Umstände, unter denen sie offenbart wurden, genau kennen mochte. Kapitel vom jüngsten Datum, in denen alle wesentliche, die innere Verwaltung betreffende Verordnungen sich drängten, wurden zuerst gesucht, zuerst vervollständigt und an die Spitze der übrigen gestellt. Andere aus früherer Zeit, die man leichter haben konnte, kamen zwischen die übrigen, und bei Vertheilung der großen Masse, die nichts besonders Merkwürdiges enthielt, ließ man sich von dem Prinzip der Länge und Kürze leiten.

Die ersten Verse des 73sten und 74sten Sure darf man als den wahren Anfang des Korans betrachten. Hier lesen wir, wie der Erzengel Gabriel den Propheten ermahnt, zu seinem heiligen Berufe sich anzuschicken — jene hehren Worte, die Muhammed, als er sie zu hören wähnte, solchen Schrecken einjagten, daß er in den Schoß seines Weibes Chadidsché flüchtete! Daß Muhammed in jener Periode oft an geistigen Zerrüttungen solcher Art laborirte, war schon sehr früh die Meinung der Christen des Orients. Seine Anhänger wollen dies zwar, wie man sich denken kann, nicht zugeben; da uns jedoch, um Muhammed's Verfahrungsweise zu erklären, nur zwischen krankhaftem Enthusiasmus und wirklicher Inspiration die Wahl bleibt, so ergiebt sich von selbst, für welches von beiden wir stimmen werden. Die Suren aus späterer Zeit enthalten übrigens Nichts, woraus man auf solche Zustände schließen könnte; und räumen wir auch ein, daß Muhammed den ganzen Koran für eine ihm gewordene göttliche Offenbarung hielt, so ist doch jedenfalls die abgöttische Ehrfurcht der Muhammedaner vor diesem Buche in dem Texte schlecht begründet. Außer der allgemeinen Bemerkung, daß es von Allah eingegeben sey, und der am Schluß des 85sten Kapitels stehenden zufälligen Erwähnung eines im Himmel aufbewahrten Originales finden wir Nichts, was den mystischen Nimbus, womit man den Koran umhüllt hat, rechtfertigt. Der Schluß des 42sten und der Anfang des 33sten Kapitels zeigen uns übrigens zur Genüge, daß

dieser Widerspruch leicht gehoben werden kann. Die muselmännischen Ausleger haben diese Stellen mit gläubiger Befangenheit gelesen und ihnen demzufolge einen engeren Sinn untergelegt. Der Lateinische Uebersetzer Maracci war zu feindselig polemisch, und der Englische Uebersetzer Sale ist zu gewissenhaft, um in den bezeichneten Stellen etwas Anderes zu finden; wir übersetzen sie daher von neuem:

„Bei dem Sterne, wenn er fällt! Euer Landsmann ist nicht im Irrthum, noch spricht er aus eigenem Antriebe, es ist Nichts, als Offenbarung, was er redet. Der Allmächtige hat's ihn gelehrt; er hat seinem Knechte Alles eingeflößt; seine Einbildung hat ihn nicht berückt in dem, was er gesehen; warum zweifelt Ihr also an dem, was er sieht? Er hat fürwahr einen anderen Niedergang geschaut — dicht neben der (die Wege) scheidenden Ceder ist die Wohnung des Paradieses. Wo die Ceder ihren Schatten wirft — sein Auge ward nicht geblendet und blickte nicht unstät — er hat fürwahr gewaltige Zeichen seines Herrn gesehen!"

— — „Es ist nicht möglich, daß der Herr zu dem Menschen spreche, außer hinter einem Schleier, oder durch einen Boten, der ihm einflößt, was ihm (dem Herrn) gefällt. So haben wir Dir im Geiste offenbart, was wir verordnen. Du wußtest nicht, was Schrift oder was Glaube ist; allein wir haben es Dir zu einem Lichte gemacht, um durch dasselbe jeden unserer Knechte, den wir leiten wollen, zu leiten; denn gewißlich, Du führest auf den rechten Pfad."

Aus diesen Worten ergiebt sich Zweierlei: erstens, daß Muhammed durchaus nicht vorgiebt, jede Offenbarung sey von einer übernatürlichen Erscheinung begleitet, sondern im Gegentheil es für hinreichend hält, auf frühere Offenbarungen sich zu berufen, um Allem, was er sagt, Gewicht zu geben; zweitens, daß er anerkennt, die Offenbarung gehe nicht durch sichtbare Mittel, sondern innerlich und unsichtbar von Statten. Noch deutlicher lehrt uns dies eine etwas drollige Stelle des 75sten Kapitels, wo der Prophet ermahnt wird, die Worte des Korans nicht so hastig auszusprechen, sondern zu warten, bis die innere Eingebung vollständig sey. Wenn Muhammed übrigens sein geistiges Schaffen aus subjektiver Ueberzeugung für Offenbarung hielt, so war seine Betheuerung, der Koran sey offenbart, kein Betrug; und wenn ferner sein Eifer, Anderen dieselbe Ueberzeugung beizubringen, ihn dazu bestimmte, die Gegenwart dessen, von dem er sich geleitet glaubte, sinnlich fühlbarer zu schildern, als er selbst sie fühlte: so ließ er sich nur eine jener selbstbewußten Uebertreibungen zu Schulden kommen, denen seine heftigsten Gegner am meisten ausgesetzt sind.

Der Prophet war vierzig Jahre alt, als er sich zu dem mühsamen Geschäfte, den verjährten Glauben vieler Millionen zu ändern, so feierlich berufen fühlte. Die zärtliche Zuneigung seiner Gattin Chadidsché, der kindische Enthusiasmus seines Neffen Ali und die blinde Hingebung seines Dieners Seid mag man als leichte Eroberungen betrachten. Aber die Bekehrung seines Freundes Ebubekr, eines Mannes von reifem Alter und stolzer Sinnesart, kann nur mit der Gehaltlosigkeit des Glaubens, dem er entsagte, erklärt werden. Durch ihn ließen sich zehn der geachtetsten Einwohner Mekka's bewegen, den Propheten anzuhören; und eine Aufmerksamkeit, die anfänglich bloße Frucht der Neugier und Artigkeit seyn mochte, verwandelte sich zuletzt in Ueberzeugung. Drei Jahre lang blieb das heilige Geheimniß in dem Kreise der erwähnten vierzehn Personen, und die erhabene Andacht ihrer frühesten Zusammenkünfte gab dem schönen Gebete sein Daseyn, welches die erste Sure des Korans bildet:

„Preis sey Allah, dem Herrn der Welten — dem Barmherzigen und Gnädigen — dem Herrscher am Tage des Gerichts!"

„Dich beten wir an — Dich flehen wir um Hülfe — führe uns auf den geraden Weg."

„Auf den Weg Derer, denen Du Huld bewiesen — nicht Derer, denen Du zürnest — noch Derer, die in der Irre wandern!" *)

Wir besitzen keine andere Sure aus jener ältesten Zeit, und vermuthlich ist auch damals keine geoffenbart worden — facit indignatio versus, oder, wie Muhammed selbst sagt: „Nur im Sturme rollen Donner und leuchten Blitze." Es war Konflikt der Leidenschaften nöthig, um den Koran ins Daseyn zu rufen."

Erst im 44sten Jahre seines Lebens verkündete Muhammed öffentlich seine erhabene Sendung. Die große Mehrheit seiner Mitbürger hörte ihn mit Staunen und Verachtung; es gelang ihm nur, ein kleines Häuflein treuer Anhänger um sich zu versammeln, mit denen er die Hälfte der Nächte in Gebeten und frommen Unterhaltungen zubrachte. Diejenigen Suren, welche man in jene Periode versetzen darf, handeln hauptsächlich von der Wahrheit des Korans, der Allmacht und Gnade Gottes, den Schrecknissen des jüngsten Tages und der ewigen Vergeltung. Die Wahrheit des Korans wird gewöhnlich mit dem Eide des Allmächtigen bekräftigt. „Bei Allem, was erzeugt, bei Allem, was trägt — bei Allem, was bewegt — diese Verheißung kommt vom Himmel!" (Sure 51.) Die Schilderungen des jüngsten Tages haben viel Erhabenes, obschon sie augenscheinlich auf biblische Reminiscenzen basirt sind.

„Wenn einst die Erde gewaltig erbebt und ihre Lasten abschüttelt — da wird der Mensch sagen: Wehe, was ist ihr zugestoßen? Dann wird sie den Auftrag verkünden, den Allah ihr gegeben hat." (Sure 79.)

„Wenn die Sonne einst erzittert, die Sterne erbleichen und die Berge schwanken — wenn die Kameelstute ihre Jungen vergißt und die Raubthiere angstvoll sich zusammendrängen — wenn das Meer aufwallt und die Seelen sich vereinigen — wenn der Himmel hinweggenommen, die Hölle angefacht und das Paradies (der Erde) nahe gerückt wird." (Sure 82.)

„An jenem Tage werden die Augen der Menschen gräßlich vor sich hinstarren; kein Augenlied wird zucken; ihre Herzen werden ohne Blut seyn." (Sure 14.)

Die vollständigsten Schilderungen des Paradieses und der Hölle finden wir in der 32sten und 37sten Sure. Muhammed verweilt mit besonderer Lust bei den Qualen der Verdammten, und was ihm noch weniger zur Ehre gereicht — er läßt die seligen Bewohner des Paradieses an diesen Qualen sich weiden. Ohne Zweifel hatten die Kränkungen, denen er stündlich ausgesetzt war, und das angestammte Rachegefühl des Arabers an solchen Verirrungen seines Geistes den größten Antheil; denn wir werden in der Folge sehen, daß Muhammed kein Mann von tückischer und schadenfroher Sinnesart war, oder daß er dieses Element, wenn es ja in ihm lag, zu beherrschen wußte.

(Fortsetzung folgt.)

Italien.

Die Italiänische Gesellschaft.

(Schluß.)

Der Name der Ankommenden wird dreimal sehr laut ausgerufen, erst in dem Vorzimmer der Fußbedienten, dann in dem der Kammerdiener und endlich in dem Salon, der unmittelbar an den gränzt, wo der Gesandte und die Gesandtin sich befinden; nun erst kommt ein Huissier in schwarzem Frack, seidenen Strümpfen und goldenen Schnallen an den Schuhen, den man in Rom il gentiluomo d'onore nennt, mit dem Hut in der Hand auf Dich los, macht Dir eine tiefe Verbeugung und geht dann zu dem Hausherrn, um ihm leise ins Ohr Deinen bei der Passage durch drei verschiedene Zungen schon mehr oder weniger verstümmelten Namen zu wiederholen. Nie hat man mehr Gelegenheit, zu bemerken, wie sehr es einem Namen an Wohlklang und Adel fehlt, als in dieser glänzenden Probe, welche die meisten mit der Juli-Revolution emporgekommenen Namen schlecht aushalten. Der andere Grund jener Langeweile liegt in dem Lokal, das aus einer Reihe langer Galerieen und großer, schlecht möblirter und schlecht erleuchteter Zimmer besteht, wo sich nicht jene traulichen Gruppen von vier oder fünf Personen bilden können, die, Thee trinkend, mit einander plaudern und ihre kleinen engeren Gesellschaften mitten in der großen bilden.

Was aber diese Soireen besonders unheimlich macht, das ist die Menge der rothen und schwarzen Kappen, die unter den glänzenden Toiletten der Damen herumspuken. Die Monsignori und die Kardinäle kommen sehr früh und entfernen sich sehr spät; sie werden mit einer Aufmerksamkeit behandelt, die man sonst nur Prinzen von Königlichem Geblüt zukommen läßt; man erhebt sich, wenn sie vorübergehen, verneigt sich vor ihnen, räumt ihnen seinen Platz ein; die Frauen verlassen ihre Sitze, um sie ihnen anzubieten; die Hausherrin setzt sich neben sie, bezeugt ihnen ausschließliche Aufmerksamkeit und verläßt sie nicht eher, als bis sie bei einem Spieltisch untergebracht sind, denn die Kardinäle spielen Whist oder Schach, wie gewöhnliche Sterbliche. Bei einem Ball ziehen sie sich gewöhnlich in den Spielsalon zurück, ehe sich die Quadrillen im Tanzsalon bilden, und hören da mit Vergnügen aus der Ferne der profanen Musik zu, die sie übrigens schon aus der Kirche kennen. Die Monsignori oder Prälaten dagegen, die nicht so abgeschlossen gegen die Welt zu seyn brauchen, obgleich sie ebenfalls rothe oder violette Strümpfe haben, mischen sich unter die Tänzer, lorgnettiren die Damen, geben mit Lächeln und Artigkeiten von einer zur anderen, nehmen ein Bouquet oder einen Fächer an sich und begehen die artigsten Sünden von der Welt ohne die geringsten Gewissensbisse. Die Fremden, selbst die Protestanten, gewöhnen sich mit Mühe daran, zu sehen, wie die Diener der Religion dergestalt an Vergnügungen Theil nehmen, die mit ihrem Kleid und ihrer Würde unverträglich sind; besonders aber sind die Frauen, zumal die, welche weder der Geburt, noch der Erziehung nach Römerinnen sind, sehr befangen in Gegenwart von Leuten, die ihre Beichtväter seyn könnten; die Gegenwart dieser Weltpriester also bringt viel Kälte und Zwang in diese Versammlungen.

*) Wir lassen hier den Urtext dieser Sure folgen, um dem nicht des Arabischen kundigen Leser wenigstens einen Begriff von der eigenthümlichen Rhythmik des Originals zu geben:

El hhamdu lillâhi, rabbi 'lálamîna,
Errahhmani 'rrahîmi,
Mâliki yaumi 'ddîni.
Iyyake nabodu, we iyyake nestaînu.
Ihdina 'sssirâta 'lmustakîma,
Ssirâta 'lladsîna enamta alaihim,
Ghairi 'lmaghdhubi alaihim,
We la 'dhdhâllîna.

Das hh soll nicht unser Allemanisches ch, sondern ein bloßes stärker gehauchtes h vertreten. Das a oder e des Artikels (al, el) wird immer von dem Schluß-Vokale des vorhergehenden Wortes verdrängt (z. B. yaktulu 'lmelik, er tödtet den König, für yaktulu elmeliki), und das l des Artikels assimilirt sich dem folgenden Konsonanten, wenn er ein r, ein Zungenlaut oder ein Sibilant ist; also z. B. err'ası (der Kopf) für elrasi; eddzahab oder eddahab (das Gold) für eldzahab, eldahab. Der Initialbuchstab wird nie verdoppelt. Der Uebers.

Die Römischen Damen, die sich gar nicht scheuen, die Huldigungen eines feurigblickenden jungen Geistlichen anzunehmen, erscheinen selten in den Soireen der Gesandten; sie führen fast alle ein zurückgezogenes Leben, das man für langweilig halten müßte, wenn sie großen Eifer zeigten, es zu verlassen. Es ist in der That unerklärlich, wie diese Frauen ihre Zeit verbringen. Die Gesellschaft lieben sie nicht, denn sie verstehen die Kunst nicht, zu glänzen; daß sie sich geistig zu Hause beschäftigen, davon kann bei Italiänischen Frauen gar nicht die Rede seyn, und auch die Wirthschaft kann ihre Zeit nicht ausfüllen, da sie derselben gerade durch die Ehe überhoben werden. Zwar wissen sich einige von ihnen auf eine fromme Weise zu beschäftigen: diese besuchen die Kirchen, wo es Ablaß zu holen giebt, knieen daselbst auf das staubige Steinpflaster nieder neben Aussätzigen und Bettlern, küssen und benetzen mit Thränen die Kruzifixe, die Madonnen und die wunderthätigen Reliquienschranken, verschleiern sich wie Nonnen, binden scheußliche Wunden in den Hospitälern zu, besuchen die Anstalten für Waisen und Greise, halten neuntägige Andacht, erbauen sich an Predigten und was dergleichen mehr ist. Doch das sind nur Ausnahmen von der Regel; zwar haben sie alle ihren Beichtvater und würden sich für verdammt halten, wenn sie Sonntags zur Messe fehlten. Aber nicht Alle haben des Tages Hospitäler zu bedienen, oder des Abends an frommen Zusammenkünften Theil zu nehmen; in den Salons zeigen sie sich nie, und selten auf den Promenaden, sondern bleiben beständig zu Hause, wo sie weder lesen, noch nähen, noch sich mit der Wirthschaft, ihren Kindern und noch viel weniger mit ihren Gatten beschäftigen. Im Sommer schlafen sie den größeren Theil des Tages; im Winter aber schlafen sie nur des Nachts, und der Tag hat in Italien, so gut wie anderswo, zwölf bis funfzehn lange Stunden. Was thun nun diese schönen Müßiggängerinnen diese funfzehn Stunden? Woran denken sie, wenn sie überhaupt denken? Ein Italiäner antwortet einem darauf ganz einfach: Che fare di meglio che fare l'amore?

Literarische, musikalische und künstlerische Gesellschaften giebt es nirgends in Rom, das keine eigene Künstler und Literaten mehr hervorbringt, sondern sie aus allen Theilen Europa's bekömmt. Diese finden sich ganz isolirt unter den modernen Römern, welche die personifizirte Gleichgültigkeit in Sachen der Kunst sind und kaum ihre Monumente und die Geschichte ihrer großen Männer kennen. Sie wissen bloß, daß ihre ewige Stadt die Heimath des Schönen ist, und daß sie um dieses Schönen willen immer besucht seyn wird; sie wissen auch, wie viel Thaler durch den Aufenthalt der Fremden in Umlauf gesetzt werden, und mehr verlangen sie nicht. In den Salons der Gesandten oder der Fremden, die ein Haus halten, wo man dinirt, trifft man zuweilen einen Improvisator, der nicht improvisirt, und zwei oder drei Archäologen, die sich den Reisenden als Ciceroni für Rom und die Umgegend anbieten. Sie wissen vortrefflich die Gebäude zu beschreiben, von denen kein Stein mehr übrig ist, und geben Einem endlose hypothetische Abhandlungen, die mehr kosten als ein Morgen von dem Boden, wo die schönen Sachen standen, die sie in ihrer Phantasie gesehen haben. Sobald sie nicht als Cicerone fungiren, sind diese Antiquare, die sich Mitglieder aller Italiänischen Akademieen nennen, sehr sparsam mit ihren Worten, denn sie geben ihre Wissenschaft nicht umsonst weg. Poeten trifft man nur in den Theater-Korridors, wo Sonnette zu Ehren der Prima Donna oder des Tenors, der gerade en vogue ist, gemacht oder verkauft werden. Von Literatur hört man nicht einmal in den akademischen Sitzungen sprechen, in denen gewöhnlich nur langweilige Abhandlungen über die Lokal-Alterthümer vorgetragen werden. Auch in einigen Klöstern kommen Gelehrte zusammen, die von Griechisch, Hebräisch und Chinesisch vollgepfropft, aber im Umgang nicht so liebenswürdig sind, als der gelehrte Herr Drack, ein Franzose, Bibliothekar der Propaganda, der funfzehn Sprachen versteht.

In den kleinen Städten des Kirchenstaats findet man viel mehr Sinn für Künste und Wissenschaften als in Rom: in Bologna, dieser Akademie- und Universitätsstadt, nehmen die Leute Theil an der geistigen Bewegung, die von allen Hauptstädten Europa's ausgeht. Man findet daselbst Frauen, die Lektüre haben, Männer, die sich nicht mit ihrer Unwissenheit brüsten; man bekommt daselbst neue Werke, die den Netzen der Censur zu entschlüpfen wissen; man liebt da ernste, gründliche Gespräche, die mehr die Philosophie als die Poesie zum Gegenstand haben. Nur einen Vorwurf kann man den Bolognesen machen, daß sie zuweilen pedantisch werden. In Ferrara ist die Gesellschaft weniger pedantisch, weniger ernst, und doch eben so fein, eben so gesprächig und interessant. Die Bewohner von Ferrara sind besonders gegen die Fremden sehr zuvorkommend, die sie mit der größten Artigkeit aufnehmen und in ihren gastlichen Ansprüchen für die übrige Reise empfindlicher und strenger machen. Hier kann man einen Begriff davon bekommen, was die alte Italiänische Gesellschaft war, die man immer mehr vermißt, je mehr man sich Neapel nähert. Neapel hat gar keine Gesellschaft; man lebt da mehr in freier Luft, als im Innern der Häuser, die nicht einmal für die Aufnahme von Gesellschaften eingerichtet sind. Die Zimmer sind fast ohne Möbel, die Beleuchtung ist ebenfalls schlecht, auch paßt das lebendige Neapolitanische Naturell nicht für ein ruhiges, geordnetes Gespräch, wo die Zuhörer oder Redner einen geschlossenen Kreis bilden, der enger oder weiter wird, ohne sich aufzulösen. In Neapel giebt es ein Bankierhaus, das dort dieselben Rechte genießt, wie sie der Herzog Torlonia in Rom an den Fremden ausübt, indem er sie zugleich plündert und fetirt. Herr Meuricofre macht nicht so viel Aufwand, als sein Römischer Kollege; er bestellt keine Statuen, keine Gemälde und Kapellen, aber er weiß die Leute durch seine wahre oder erheuchelte Bonhomie zu fesseln. Er hat einen stets offenen Salon, in welchem eine Freiheit und Beweglichkeit herrscht, die, verglichen mit dem Zwang und der Etikette der meisten Italiänischen Salons, sehr wohl thut. Herr Meuricofre nimmt von den Summen, die er gegen Wechsel aus London, Paris oder Petersburg giebt, fünf bis sechs Prozent, was nur einen jährlichen Zins von 30 bis 60 Prozent macht; dagegen ladet er seine Korrespondenten zum Diner, nimmt sie in seine Theaterloge mit, bewirthet sie auf seinem Landhause und ist fortwährend herzlich und guter Dinge; bei ihm tanzt, singt, plaudert und amüsirt man sich viel bürgerlicher als sonst in einem Neapolitanischen Salon; da ist man weder pretentiös, noch lächerlich, denn Jeder fühlt sich wohl und Keiner bedauert sein Geld.

Daß die Venetianische Gesellschaft nicht so heiter und froh ist, als die des Herrn Meuricofre, kann man sich denken; sie trägt die Melancholie und das Mysteriöse an sich, was diese ganze Stadt charakterisirt, die sich die Phantasie gern so vorstellt, wie sie in ihren schönen Tagen und besonders in ihren schönen Nächten war. In Venedig hat sich die Gesellschaft mit dem Reichthum zerstückelt; was aber noch davon übrig ist, im Schatten dieser äußerlich so stillen Paläste, ist hinreichend, um das reizende Fantom der Venetianischen Sitten heraufzubeschwören. Auf diesen Maurischen Balkons, welche die Lagunen beherrschen, versammelt man sich des Abends, um die frische Luft vom Wasser einzuathmen, die düsteren Gondeln vorübergleiten zu sehen und Liebesgeständnisse auszutauschen. Die Gesellschaft hält im Sommer ihre halbstummen Sitzungen beim Mondschein, und in den Winterbällen giebt man sich ganz der rauschenden Fröhlichkeit des Karnevals hin, der in Venedig seine Heimath hat.

Unter den größeren Italiänischen Städten sind vorzüglich zwei, von denen man sagen kann, daß sie eine Gesellschaft haben: das sind Florenz und Genua. Die Florentiner sind nicht so abstoßend und menschenscheu, wie die meisten Italiäner, sondern im Gegentheil sehr aufgeräumte, einnehmende Leute. Zwar empfangen sie nicht bei sich, und zwar aus Sparsamkeit, aber sie kommen, wohin sie eingeladen werden, zu den prächtigen Festen, die der Großherzog giebt und die an die Epoche der Medicis erinnern, in die diplomatischen Salons, wo man die höchste Gesellschaft von Florenz findet, eine liebenswürdige, geistreiche, für die Fremden höchst einladende Gesellschaft! Unter den diplomatischen Salons ist der des Englischen Konsuls am besuchtesten. Da glänzt Lady Augusta F., die in England geboren, aber in Italien mit großer Sorgfalt erzogen worden ist und in ihrer Bildung wie in ihrem Charakter ein pikantes Gemisch des nordischen und des südlichen Weibes darbietet, und zwar vereinigt sie in sich das Anziehende Beider. In Florenz giebt es auch Assembleen, wo die Wissenschaften und Künste würdige Repräsentanten haben, selbst unter den Frauen, welche die neueste Französische Literatur kennen, und die, wie man erzählt, vor zwei Jahren den sonderbaren Einfall hatten, einen Liebeshof zu bilden zum Empfang Herrn Balzac's.

Alle Winter lassen sich fremde Familien von Auszeichnung in dieser schönen Stadt nieder und vermehren die Anzahl der Bälle, Konzerte, Improvisationen und Routs, die ihr eine so lebendige und bewegliche Physiognomie geben. Mit einem Wort, das Leben ist hier viel angenehmer als in Mailand, wo das Hauptvergnügen der Reichen und Vornehmen darin besteht, daß sie Abends oder Mittags, je nach der Jahreszeit, in ihren Kutschen längs der Wälle promeniren, während reitende Gendarmen mit gezückten Säbeln die beiden Equipagen-Reihen in Ordnung halten. Das gesellige Leben dagegen, dem in Florenz der beständige Zufluß von Fremden neue Nahrung giebt, das freundliche Gesicht, das die Einwohner ihren Gästen machen, die Leichtigkeit, womit sie unter einander Verbindungen anknüpfen, die Freiheit in Leben und Gesellschaft — dies Alles ist ganz dazu geeignet, dem Reisenden Florenz zum Paradies von Italien zu machen, wenn er sich nur von gewissen kleinen Intriguen entfernt hält und sich hütet, den Cavalieri serventi ins Gehege zu kommen.

Auch in Genua ist das gesellige Leben sehr angenehm. Zwar bewahrt Genua gewissenhaft die Traditionen seiner alten Gesellschaft, die sich etwas mehr konzentrirt hat, um nicht mit dem Umsichgreifen der fremden Occupation in den öffentlichen Sitten unterzugehen; aber durch den politischen Verstand des Gouverneurs von Genua, des Grafen Paulucci, eines der ausgezeichnetsten Männer, den der König von Sardinien für seine Absichten brauchen kann, ist es gerade das gesellige Leben, durch welches sich die Occupation befestigt und auf dem Boden der ehemaligen Republik Wurzel faßt. Der Graf Paulucci, der so gebildet wie ein Franzose und so schlau wie ein Italiäner ist, sah ein, daß das sicherste und schnellste Mittel zur Verschmelzung des Genuesischen mit dem Piemontesischen sey, die „Sklaven" und die „Herren" in öfteren geselligen Rapport zu bringen, und zu diesem Zweck giebt er glänzende Feten, wo der stolzeste Adel nicht zu erscheinen verschmäht und sich so allmälig an die Herrschaft der Fremden gewöhnt. Jetzt konspirirt man nicht mehr auf den Bällen, und der Ton der Violinen übertäubt jede Aufwallung von Nationalhaß. Kein Genueser ist stark genug, eine Einladung des liebenswürdigen Grafen Paulucci auszuschlagen, besonders wenn er selbst sie giebt mit jener Galanterie, die der besten Zeiten unserer feinen Gesellschaft würdig ist.

Es giebt auch in Genua mehrere ausgezeichnete Frauen; so glänzte im vorigen Jahre in den Salons des Französischen General-Konsuls die Herzogin von Galliera, Tochter des Marquis von Brignole, Sardinischen Gesandten in Frankreich. Diese Dame, die den glänzenden weiblichen Namen, welche Frankreich Europa mit Stolz zeigt, würdig zur Seite steht, gäbe die beste Widerlegung der Vorwürfe, die man der vernachlässigten Erziehung der Italiänerinnen machen kann, wenn die ihrige, so umfassend wie die eines Professors der Normal-Schule, nicht das Werk unseres Landes wäre, wo sie von Jugend auf gewesen ist. Man kann noch andere Genuesische Damen vom höchsten Adel nennen, die in der Welt den Rang einnehmen, der ihren Vorzügen wie ihrer Herkunft gebührt. Die Marquise Durazzo, die Herzogin Spinola, die Gräfin von Serra und Andere, die ihre Schönheit auszeichnet, erinnern an die verführerischen Genueserinnen, die zur Zeit der Eroberung Genua's durch Ludwig XII. alle seine Hauptleute unterjochten und selbst dem strengen Gatten der Königin Anna von Bretagne eine Maitresse gaben. Diese großen Damen sind die schönsten Zierden der literarischen und künstlerischen Réunions, die auf der Villa Negroni stattfinden, so oft ein berühmter Fremder, Dichter, Maler, Musiker, auf seinem Wege nach Genua durch die ungeduldige Gastfreundschaft des Marquis Johann Karl di Negro, eines leidenschaftlichen Liebhabers der schönen Künste, aufgehalten wird. Der Marquis hat in seinem Palais, das durch sieben mit ausländischen Pflanzen überladene Garten-Stockwerke merkwürdig ist, Päpste, Kaiser, Könige, Lord Byron und Meyerbeer empfangen. Kurz, die Genuesische Gesellschaft, die weniger steif und aufgeblasen ist, als die Turiner, ist Französisch durch die Urbanität der Form und Italiänisch durch den weiblichen Zauber, der sie beherrscht.

P. L. Jacob.

Westindien.

Die dienende Klasse in den Kolonieen.

Ein alter treuer Diener flößt mir immer eine gewisse Ehrfurcht ein. Ein solcher ist in der That eine der seltensten Erscheinungen in unserer an Veränderungen so reichen Zeit. Der Geist der Zeit ist bis in die Küche und in die Bedientenstube gedrungen und hat auch hier die schlummernden Triebe des Ehrgeizes und die Sucht, sich über seinen Stand zu erheben, geweckt, zum großen Schaden der Anhänglichkeit und der Genügsamkeit, welche den dienenden Stand sonst auszeichneten. Es giebt keine Klasse der Gesellschaft mehr, welche nicht danach strebte, über ihre natürliche Stellung hinauszugehen. Der Salon in der Küche, der zu Garrick's Zeit für einen Scherz, für eine unmögliche Thorheit gehalten wurde, ist zur Wirklichkeit geworden. Es ist dies eine Thatsache, an die man sich gewöhnt hat, die sich täglich darstellt.

So ungefähr sprach sich „Blackwood's Magazine" im Märzheft d. J. aus. Dieses Thema spinnt ein auf Barbados erscheinendes Blatt folgendermaßen weiter aus:

„Auch in der neuen Welt hat der Zeitgeist nichts zur Besserung der dienenden Klasse beigetragen. Wir können Beispiele der unbedingtesten Ergebenheit und Aufopferung aus der Zeit der Sklaverei anführen. Aber der Fortschritt der Zeit und die Emancipation der Sklaven haben diese Gefühle in den Kolonieen bis auf die letzte Spur vertilgt. Ein treuer Diener ist so selten wie ein weißer Rabe geworden. Dagegen werden die Beispiele der Undankbarkeit und Unverschämtheit immer häufiger. Das Schrecklichste dabei ist, daß gerade diejenigen, welchen die beste Behandlung zu Theil geworden ist, am häufigsten der Anhänglichkeit und Dankbarkeit gegen ihren Herrn ermangeln. Wir können aufs bestimmteste versichern, daß, als vor einiger Zeit ein Herr, dessen Menschlichkeit gegen seine Sklaven fast bis zur Schwäche ging, gefährlich erkrankte, keiner seiner Leute sich von der Stelle rührte, um einen Arzt für den guten Herrn herbeizurufen. Man kann nur mit der größten Betrübniß anhören, was die Bewohner der verschiedenen Theile der Insel über diesen Punkt anführen. Wie sehr hat sich der Charakter der Neger geändert, seitdem ihnen die Wohlthat der Freiheit zu Theil geworden ist! Träge Arbeiter fordern einen unerschwinglichen Lohn und thun so gut wie gar nichts, ihn zu verdienen. Man muß einem Neger gute Worte geben, um ihn zur geringsten Arbeit zu bewegen; läßt man es sich einfallen, ihn wegen einer Nachlässigkeit auszuschelten, so verläßt er die Arbeit ohne Umstände. Die Neger täuschen aufs gröblichste die Erwartungen der Freunde dieses unglücklichen Volkes, welche nicht glaubten, daß die Freiheit ihnen zum Deckmantel ihrer Bosheit dienen würde."

Ein Pariser Blatt, der „Vert-Vert", stimmt mit lachendem Munde in die Wahrheiten ein, die das zuletzt erwähnte Blatt auf eine so ernste Weise und im Tone so aufrichtiger Betrübniß zur Sprache gebracht hatte.

„Seitdem die Philanthropie an der Tagesordnung ist", sagt dasselbe, „sind die Weißen dem Schicksale der Neger verfallen. Auf jenen lastet alles Elend, diese allein sind glücklich. Es ist jetzt besser, Sklave als Eigenthümer zu seyn. Ich kenne kein härteres Loos, als das eines weißen Kreolen. Wird ein Verbrechen begangen, so ist er der Schuldige; kömmt dagegen eine gute Handlung zur öffentlichen Kenntniß, so wird sie sicherlich einem Neger zugeschrieben. Die verhaßten Tyrannen, welche in den philanthropischen Büchern immer mit einer ungeheuren Peitsche abgebildet zu sehen sind, werden in Wirklichkeit von den unschuldigen Schlachtopfern aufs unbarmherzigste gepeinigt, gemißhandelt, geschunden. Wenn man einen Neger kaufte, bezahlte man das Recht, ein schwarzes Geschöpf zu kleiden und zu nähren, sehr theuer. Der Neger that dafür sehr wenig; er schlief, aß, trank und verherrlichte die Dame seiner Gedanken in Liedern. Wenn er Zahnschmerzen hatte, gab man ihm Paraguay-Roux, und wenn er sich in den Finger geschnitten hatte, Englisches Pflaster. Ein Neger kostete tausend Thaler, und der Herr verlor ihn nicht gern. Daher war es auch eine Freude, zu sehen, wie dick und fett die unglücklichen Neger wurden; ihre Wangen färbten sich fast roth, und zur Zeit, wo es noch Domherren gab, hätten sie dreist mit den Domherren in die Schranken treten können. Die Pflanzer dagegen, die sich im Schweiße der Neger mästen sollten, waren bleich und mager. Nichtsdestoweniger schrieen die Philanthropen aus voller Kehle, daß es eine Schändlichkeit wäre, eine Million unserer Mitmenschen so grausam zu martern. Ein hübsches Kompliment für die Weißen. Wir kennen in der That viele Philosophen, die sich sehr unglücklich fühlen würden, diesen Mitmenschen zu gleichen, obgleich die Philosophie sonst im Rufe steht, sehr häßlich zu seyn. Die Sache wurde ganz ernsthaft behandelt. Sogar die Neger kamen auf den Gedanken, daß sie eigentlich sehr unglücklich seyen; sie haben erklärt, daß sie bis zu dem Augenblicke, wo man ihnen eine Constitution bewilligen würde, fortfahren würden, nichts zu thun und Bananen zu essen. Sie haben sich sämmtlich auf die Zeitungen abonnirt, welche die Sache der Neger führen, und sie bilden Klubs, wo den kleinen Negern Bücher gegen die Kreolen vorgelesen werden. Alle fordern mit lauter Stimme 25,000 Livres Rente und Havanna-Zigarren. Gewiß wird es nicht an Philanthropen fehlen, welche darauf antragen werden, diesen Vorschlag in Erwägung zu ziehen. Reisenden, welche sich nach den Antillen begeben, wird der Rath ertheilt, sich schwarz anstreichen zu lassen und sich für Sklaven auszugeben, wenn sie daselbst frei seyn wollen."

Mannigfaltiges.

— Strauß und der Holländische Buchhandel. Dr. D. F. Strauß, der Verfasser des „Lebens Jesu", ist weniger in Deutschland selbst, als bei einigen Deutschen Nachbarstämmen, ein Gegenstand heftiger Polemik geworden. Die Vorgänge in Zürich, wo die „Straußen" ein politischer Beiname geblieben, sind allgemein bekannt. Minder publik ist ein Streit geworden, der sich über den Deutschen Schriftsteller in Holland erhoben hat. Der Buchhändler J. H. Bolt in Gröningen hatte nämlich das bevorstehende Erscheinen einer Holländischen Uebersetzung des „Lebens Jesu" von Strauß angekündigt. Kaum aber hatte man diese Ankündigung gelesen, als in den öffentlichen Blättern eine Anzeige des Dr. Hofstede de Groot, Professors der Theologie in Gröningen, erschien, worin dieser vor der Uebersetzung jenes Deutschen Buches warnte und alle gute Niederländer beschwor, sich der Verbreitung desselben so viel als möglich zu widersetzen. Auf den Wunsch des genannten Professors ließen die Vorsteher des Holländischen Buchhändler-Vereins seine Warnung auch in das zu Amsterdam erscheinende Buchhändler-Wochenblatt (Nieuwsblad voor den Boekhandel) aufnehmen und begleiteten dieselbe sogar mit einer Aufforderung an sämmtliche einheimische Buchhändler, keine Unterzeichnungen auf das angekündigte Werk anzunehmen und dasselbe vielmehr gänzlich zu unterdrücken. Dieses Verfahren des Buchhändler-Vorstands fand in Holland vielen Widerspruch. Konnte man es auch allenfalls in der Ordnung finden, daß ein Niederländischer Professor der Theologie es für angemessen hielt, in Bezug auf das Straußische Werk ein anderes Verfahren zu beobachten, als ein durch seine Frömmigkeit und seinen hohen wissenschaftlichen Standpunkt gleich ausgezeichneter Professor derselben Fakultät in Deutschland, so fand man es doch mindestens auffallend, daß in demjenigen Lande, das in den beiden letzten Jahrhunderten immer der Zufluchtsort der Lehr- und Geistesfreiheit gewesen war, die Buchhändler selbst gegen ein Buch sich verschworen sollten, das in Deutschland ungehindert drei Auflagen erlebt hatte. Herr Bolt in Gröningen, der durch den Bannstrahl des Buchhändler-Vorstandes getroffene Verleger, sah sich dadurch veranlaßt, an alle seine Kollegen ein gedrucktes Rundschreiben zu erlassen, worin er mit großer Gereiztheit das ganze Ereigniß als etwas Unerhörtes bezeichnete, wie es im Holländischen Buchhandel noch niemals vorgekommen sey, und worin er zugleich anzeigte, daß die Holländische Uebersetzung des Straußischen Werkes, als eine Rechtfertigung desselben gegen die Verketzerung von Leuten, die es wahrscheinlich niemals gelesen hätten, und als die beste Vertheidigung seiner (des Verlegers) selbst, nächstens vollendet im Druck erscheinen werde. Man ist sehr gespannt auf dasjenige, was nunmehr der Buchhändler-Vorstand einerseits und die theologische Kritik in Gröningen andererseits zu thun sich veranlaßt finden möchten.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 138. Berlin, Montag den 18. November 1839.

Frankreich.

Edgar Quinet über das Wesen der Kunst.

Erster Artikel.

Was ist der Zweck der Kunst? Antwort: die Schönheit. Eine zu elementarische Lösung der Frage, wird man sagen, besonders aber eine zu antike. Versuchen wir indeß, daran festzuhalten; vielleicht führt sie uns weiter, als es scheint. Wo ist denn nun eigentlich die Schönheit? Man wird erwiedern: in einer Blume, in einem Sonnenstrahl, in dem Lächeln eines sterblichen Geschöpfs. Ganz gewiß, sie ist in allem diesen. Aber sie ist nur unvollständig darin, weil sie überall der Vergänglichkeit unterliegt. Wie, wenn man statt dieser Dinge, die einen Tag leben und nicht länger, statt dieses Lichtes, dessen Glanz nur erborgt ist, wenn man statt dessen irgendwo die Blume fände, welche niemals welkt, den Duft, der nie schwindet, das Lächeln, welches nie in Thränen sich verwandelt? Nur dann, nicht wahr? würden wir die Schönheit aufgefunden haben, die der Anfang und das Ende aller anderen wäre. Diese Schönheit nun, welche sich mittheilt, ohne sich zu erschöpfen, dieser höchste Glanz ohne Aufgang und ohne Untergang, ohne Jugend und ohne Alter, was anders kann es seyn als das Urbild, welches wir uns von der Vollkommenheit machen, die von nichts übertroffen, verändert oder verdunkelt werden kann, also die Idee, unter der wir uns Gott selbst vorstellen? Darüber hinaus ist nicht zu gehen; der göttliche Geist, er ist das ewige Vorbild, welches unter dieser oder jener Form immerdar jedem Künstler vorschweben wird, der diesen Namen verdient. Oder, mit anderen Worten, die Kunst hat zum Zweck, die unendliche Schönheit in Formen darzustellen, das Unvergängliche im Vorübergehenden zu erfassen, in der Zeit die Ewigkeit zu umarmen, das Unsichtbare durch das Sichtbare abzubilden. Bleiben wir stehen bei diesem Gedanken, und wir werden sehen, welche Lichtstrahlen er, gleich einem Brennpunkte, entsendet.

Zuvörderst bedurfte die Kunst nicht des Menschen, um ins Daseyn zu treten. Ehe noch das Menschengeschlecht auf Erden erschien, war das Weltall schon ein großes Kunstwerk, welches den Ruhm seines Schöpfers verkündete. Mit der werdenden Natur ist auch die Schönheit erstanden und Fleisch geworden. Man glaube doch nicht, daß es vor Homer und Moses keine Gedichte gab, daß Menschenhände die ersten Bildwerke gemacht. Der älteste Tempel ist der, den der Schöpfer der Welt gebaut. Und fragt man, welches das erste Gedicht und das erste Gemälde gewesen, so ist die Antwort nicht schwer. Der erste Sonnenaufgang war es, der aus dem Chaos entstieg, das erste Brausen des Meeres, als es mit seinen Gestaden sich vertraut machte, das erste Erzittern der Wälder, als das unbefleckte Licht sie berührte, das Echo des noch forttönenden Schöpfungswortes. Dies war die erste Poesie, das erste Gemälde, worin das Ewige zur Erscheinung kam. Noch war kein Volk auf der Welt, und die Idee der Kunst stand schon vollständig da. Das Werk und der Werkmeister waren bei einander, und wenn nicht gar zu viel Willkür in solchen Vergleichen läge, so könnte man noch hinzufügen, es sey gewissermaßen schon im voraus ein Bild von der Eintheilung der Künste dagewesen; in diesem Sinne waren die Gebirgszüge die Baukunst der Natur; die vom Blitzstrahl gemeißelten Gipfel und Zacken ihre Skulptur; Schatten und Licht, Tag und Nacht ihre Malerei; das Getöse der ganzen Schöpfung ihre Musik, und der Inbegriff von dem Allen seine Poesie.

Aus dem Vorhergehenden folgt, daß weder die Natur noch die Kunst einander nachgebildet sind, sondern beide aus gleichem Urquell herrühren, und dieser ist Gott. Welchen Gegenstand auch die Kunst darstellen will, sie muß ihn gleichsam zum zweitenmale schaffen. Weder die Baukunst, noch die Skulptur, noch die Malerei liefern eine sklavische Kopie von einem Theile der Erscheinungswelt. Eben so wenig geben sie das Bild eines einzelnen Menschen wieder. Wo aber ist das Muster, welches sie nachahmen? Es ist, wie schon gesagt, das Schöne an sich, das Wahre im höchsten Sinn. Man nenne sie immerhin nachahmende Künste, aber man vergesse nicht, daß sie das Ewige nachahmen. Hieraus ergiebt sich, daß man die Künstler in zwei verschiedene Familien sondern muß: die Einen, zur Sklaverei geschaffen, kopiren die Formen des Weltalls, ohne Zusatz, ohne Beschränkung; die Anderen — die Freien und Herrscher — ahmen nicht bloß das Antlitz und den Körper der Natur nach, sondern ihr Bildungsverfahren und ihren Geist, um desto besser mit ihr zu wetteifern. Man fragte einst Raphael, wo er das Modell zu seinen Madonnen finde? „In einer gewissen Idee", gab er zur Antwort; diese Idee war das Göttliche, welches für seinen Blick durch die irdischen Züge von Perugia's und Foligno's Frauen hindurchleuchtete.

Sollen wir hieraus etwa schließen, daß Kunst und Philosophie eins und dasselbe seyen? Keinesweges. Die letztere kann die Formen der Dinge beiseitlassen und braucht sich nur mit den Ideen zu beschäftigen. Der Künstler dagegen muß zwei Welten beherrschen, die wirkliche und die ideelle; er darf weder die eine durch die andere zerstören, noch die eine in die andere auflösen. Beide muß er neben einander bestehen lassen und ihre scheinbaren Widersprüche in Harmonie verwandeln. Dies ist das Wunder, welches er fortwährend zu vollbringen hat; um diesen Preis wird ihm der Ruhm. Nach dem Unendlichen geht sein Streben; aber vor allen Dingen muß er sich genaue Gränzen stecken, und zuerst hat er zu lernen, daß seine Macht nur in dem Maße wächst, als er sich selbst beschränkt. Bis hierher und nicht weiter, ist die erste Lehre, die der Schöpfer seinem Geschöpf mitgegeben. Wenn der Künstler, von dieser Nothwendigkeit der Selbstbeschränkung durchdrungen, seinen Sinn ausschließlich auf das Endliche richten wollte, so würde er nur Form und Hülle übrig behalten; unter dieser Hülle aber ist das Nichts. Verläßt er dagegen die Wirklichkeit, um sich ganz dem Ideal hinzugeben, so geräth er ins Bodenlose. Zwischen diesen beiden äußersten Enden liegen eine Menge Abstufungen, welche die verschiedenen Grade des Wahren, des Falschen, des Schlechten und des Schlechtesten bilden. Jedes schöne Werk ist auch durchaus sittlich, weil es den Einklang zwischen der Welt und ihrem Schöpfer ausdrückt. Es beruht auf dem Gleichgewicht der Stoffe, auf dem Plane der Vorsehung, auf den Bedingungen der ewigen Gerechtigkeit, oder vielmehr es ist ein Mikrokosmus, ein Miniaturbild der allgemeinen Weltordnung.

Daraus ergiebt sich ferner, daß die Künste nicht, wie man oft sagen hört, nur Gegenstände der Laune und der Phantasie sind, sondern daß sie im Gegentheil mehr Wirklichkeit in sich haben, als irgend eine Beschäftigung der Welt. Als Wirklichkeit nämlich muß Alles gelten, was war, als chimärisch Alles, was falsch ist. Für das Positive wird man doch wohl ansehen, was nicht wankt, was nicht untergeht, und in dieser Hinsicht kann es nichts Festeres geben, als das Unsterbliche, nichts Positiveres als das Ewige. Aber das Unsterbliche, dies große Wort, ist es wohl gemacht für das Geschöpf, Mensch genannt? Ja, es ist für den Menschen gemacht, und dies führt uns zu dem Ziel, nach welchem wir steuerten. Ist es nicht ein erhabener Gedanke, daß dieses gebrechliche Wesen mit seinen gebrechlichen Händen Dinge schafft, die nicht mit ihm dahinsterben, daß es, vielleicht morgen schon unter den Todten, ein Buch zurückläßt, auf ein Stück Baumrinde geschrieben, eine Statue oder, weniger als dies, eine dünne Leinwand, und daß nicht Jahre, nicht Jahrhunderte die Zeilen dieses Buchs auslöschen, daß Reiche vergehen werden neben diesem Piedestal, und daß die Statue unerschütterlich stehen bleiben oder, wenn ihr Umsturz erfolgt, daß die kommenden Geschlechter sie wieder aufrichten werden, und daß diese Leinwand, die ein Windhauch zu zerreißen vermag, ganze Generationen überdauern wird. Woher diese Unvergänglichkeit anders, als weil der Künstler inmitten aller Eintags-Gedanken seiner Mitwelt eine unvergängliche Idee in sich aufnimmt, die positivste von allen, eine Emanation der Gottheit, die, wie eine unzerstörbare Basis, sein Werk trägt und es hoch über die Verwüstungen der Zeit erhebt. Alles verändert sich, Alles unterliegt, Alles stirbt, nur sie nicht, die, selbst begraben, noch ihre unverwüstliche Schönheit bewahrt, so wie die Mathematik ihre ewig unumstößliche Wahrheit, und die zwar verhüllt oder vergessen eine Zeit lang schlummern, aber nie altern und nie sich verändern kann. Der vorübergehende Beschauer verschwindet; die Kunst aber, auf das Ewige gegründet, bleibt bestehen. Bedarf es der Beispiele? Sie finden sich überall! Das alte Griechenland ist zertrümmert, aber die Statue seiner Niobe steht noch heut wie eine trauernde Witwe an einem Grabdenkmal. Das Römische Reich, wo ist es? Im Staube der Römischen Campagna, während die Statue

des sterbenden Gladiators es überlebt und ihren marmornen Lippen ein Lächeln entschwebt über dies Verschwinden aller Zuschauer des Cirkus.

Wenn die Kunst sich die höchste Schönheit zum Ziel setzt, so muß man auch zugeben, daß selbst bei der größten Verschiedenheit der Zeiten, der Bildung und der Religionen immer dasselbe Ideal über der ganzen Menschheit schwebt. Daraus erklärt es sich, wie das Heidenthum uns durch seine Grundsätze empören kann, und wie es doch ganz und gar durch seine Werke uns bezwingt. Die Gottheiten der Vergangenheit erregen uns Mitleid, ihre Tempel aber entzücken uns; ein Widerspruch, der noch auffallender wird, wenn man bedenkt, daß die Künstler des Mittelalters, also die frömmsten, gläubigsten und begeistertsten Verehrer der christlichen Religion, keinesweges Widerwillen gegen die heidnischen Statuen und Bilder empfanden, sondern dieselben zum Gegenstande anhaltenden Studiums machten. Wie! Christen des 13ten Jahrhunderts sehen wir in Florenz oder Pisa wiederaufgefundene Götzenbilder studiren, betasten und nachahmen, dieselben wie heilige Werke verehren und ihnen geweihte Stellen im Innersten der Tempel des Unsichtbaren anweisen? Allerdings, denn sie fanden in diesen auserlesenen Formen des Alterthums die verlorenen Strahlen der ewigen Schönheit wieder, nach denen sie selbst bei der Leuchte der Offenbarung suchten. In Ansehung der Wahrheit waren die Griechischen Schulen und die des Mittelalters nur in den Köpfen unserer heutigen Theoretiker mit einander im Streit; man sehe vielmehr, durch welche Gefühle sie verbunden, und wie sehr sie unter einander übereinstimmten. Die Griechischen Künstler hatten sich über ihren Kultus erhoben; von den Gipfeln des Heidenthums sahen sie schon das hereinbrechende Licht des Christenthums schimmern; inmitten der heidnischen Sinnenwelt waren sie die Boten des Wunders der geistigen Schönheit. So streckten sie der Zukunft ihren Arm entgegen, so wurden diese Propheten der Civilisation die natürlichen Vermittler der Völker und der Religionen. Reicht nicht Virgil, der kaum ein Heide zu nennen, Dante'n die Hand? Führt Sophokles nicht zu Racine hinüber? Kehren nicht Phidias und Plato unter anderen Namen in Raphael's und Michel Angelo's Werken wieder? Und woher kömmt es, daß ungeachtet der Verschiedenheit von Zeit und Ort, ungeachtet des Kontrastes der Religionen, der Alles trennen zu müssen scheint, dennoch diese Männer, weit entfernt, sich einander auszuschließen, sich abzustoßen, sich zu verleugnen, vielmehr über die Entfernung der Jahrhunderte hinweg einander gegeseitig anziehen, rufen und umarmen? Der Grund davon ist angedeutet: sie alle schöpften ihren Glanz aus einer und derselben Quelle des Lichts, ihre besondere Schönheit aus einer und derselben höchsten Schönheit, ihre Dichtungen aus einem und demselben Born der Poesie; in allem Anderen getrennt und einander feind, waren sie in ein und dasselbe Reich des Unvergänglichen eingedrungen, wo sie sich sämmtlich als Söhne desselben Vaters fühlten, nämlich desselben Gottes der Kunst, der Schönheit und der Harmonie.

A s i e n.

Der Koran.

(Fortsetzung.)

Von diesen kunstlosen Ergüssen der Phantasie und des Gefühls wenden wir uns zu anderen, die mehr an den Verstand gerichtet sind. Die Nachbarschaft der Juden und die vielfachen Berührungen beider ursprünglich so nahe verwandten Nationen hatten den Sagenkreis der Araber sehr erweitert. Sie waren mit den althebräischen und rabbinischen Ueberlieferungen von den Patriarchen der Bibel vertraut und glaubten in mancher Katastrophe, die über ihre eigenen mächtigen Stämme hereinbrach, ähnliche Beispiele göttlicher Leitung und göttlicher Strafe zu sehen. Alles, was Geschichte und Mythe von dem hartnäckigen Unglauben erzählten, womit die Verkündigungen Gottes durch den Mund seiner Abgesandten aufgenommen wurden, mußte dem neuen Propheten, der nicht mehr Glück hatte, als seine Vorgänger, bei seinen Predigten trefflich zu Statten kommen. Darum erinnert er so gern an die Sendungen aller älteren Propheten, von Nuh (Noah) bis Isa (Jesus), und an die Strafen derer, welche diese Gottesmänner verwarfen und von sich wiesen. Indem er seine eigene Lage mit der seiner Vorgänger identifizirte, bemühte er sich, seine Verächter dahin zu bringen, daß sie ihr Schicksal mit demjenigen identifizirten, das alle vor ihnen vergeblich gewarnte Menschen betroffen hatte.

Dies ist sein vornehmstes, aber nicht sein einziges Argument. Die Koraischiten hatten gefragt: „Wie sollte es zugehen, daß der verwaiste Sohn Abdullah's, den wir vierzig Jahre lang mit Geringschätzung betrachtet, mit einemmale zu unserem Propheten würde?" Muhammed rang ihnen die Waffe sehr geschickt aus den Händen und schlug sie mit ihrem eigenen Einwand. „Gerade", sagte er, „weil ich so lange Zeit ein anspruchloser Bürger gewesen bin, muß es doch einen außerordentlichen Grund haben, daß ich jetzt mit hohen Ansprüchen auftrete. Und wenn ich bisher vor keinem Anderen mich ausgezeichnet: woher kommt mir jetzt alle die Seelenstärke, die ich entwickle?" Sein liebster und am häufigsten wiederholter Grund für die Göttlichkeit des Korans ist die Unnachahmlichkeit desselben.*) In seinem stolzen Selbstgefühl fordert er sogar die unsichtbaren Mächte, die Genien und Dämonen, zum Wettkampf heraus, und der gähnende Leser des heiligen Buches kann nicht begreifen, daß dessen ganze Autorität auf die Unmöglichkeit, auch nur einem einzigen Paragraphen etwas Gleiches an die Seite zu stellen, gegründet seyn soll. Es ist allerdings thatsächlich, daß Niemand diesen Fehdehandschuh des Propheten aufgenommen und einen besseren Koran verfaßt hat; und doch behaupteten die Uebelgesinnten, wie wir aus dem Buche selbst erfahren, es sey keine übermenschliche Weisheit darin zu entdecken. Unter Anderem warfen sie auch (wie uns Kapitel 25 lehrt) dem Propheten vor, er bediene sich eines Gehülfen. Dieser Gehülfe war, wie wir aus der Antwort ersehen, ein Ausländer. Maracci, Prideaux und andere böswillige Polemiker machen sich diesen Umstand zu Nutze, um dem Propheten die Ehre der Originalität zu rauben; allein das Verdienst des Korans liegt ja in seinem Stil und Geiste, nicht in dem Stoffe, den er behandelt; und kein Fremder konnte etwas mehr als den rohen Stoff dazu liefern. Wäre die Achtsamkeit dieser Herren nur eben so groß gewesen, wie ihr falscher Eifer, so hätten sie aus dem Koran selbst die befriedigendste Auskunft über diesen Punkt erhalten können; er ist mit lauter Nachahmungen biblischer Tiraden (von der Genesis bis zur Apokalypse) angefüllt; und da Muhammed selbst ganz unbelesen war, so muß er diese Original-Stellen durch Andere kennen gelernt haben. Man sagt, daß er zweien in Mekka angesessenen christlichen Handelsleuten, die, wenn sie unbeschäftigt im Freien kauerten, einander aus der Bibel vorlasen, fleißig zuzuhören pflegte.

Obschon aber die Klugheit, die Begeisterung und Beharrlichkeit des neuen Propheten seine Sache in gewissem Betracht förderten, so gerieth er doch oft in unangenehme Verlegenheiten, weil man auch Dinge von ihm verlangte, die er mit allen seinen Vorzügen nicht zu leisten fähig war. Jene heiligen Personen, denen er beigezählt seyn wollte, hatten Wunder gewirkt, die den pikantesten Theil ihrer Geschichte ausmachten; und es war also sehr natürlich, daß seine Zuhörer ihn aufforderten, ähnliche Beweise seiner göttlichen Sendung beizubringen. Die häufigen und mit einander in Widerspruch stehenden Entschuldigungen, zu denen er in solchen Fällen greift, beurkunden seine Noth und Verlegenheit. Bald deklamirt er über die unerforschlichen Wege Gottes, bis er den Gegenstand der Frage aus dem Gesichte verliert; bald versichert er den Zudringlichen, sie würden unfähig seyn, das Schreckliche zu ertragen, das sie von ihm begehrten; ein anderes Mal sagt er ihnen, sie seyen zu verstockt, als daß selbst ein Wunder sie rühren und umstimmen könnte u. s. w. Seine Gegner sahen ihren Vortheil, und der Prediger war nun täglich in den Straßen Mekka's von Spöttern umgeben, die seine salbungsvollsten Reden unterbrachen und ihm auf ärgerliche Weise zuredeten, er möchte doch wenigstens Eine der furchtbaren Weissagungen, mit denen er sie bedroht, in Erfüllung gehen lassen. „Ich bin ein Prediger, kein Engel", war die unbefriedigende Antwort. „Die Rache wird kommen in der von Allah bestimmten Stunde — diese Stunde kann Niemand beschleunigen, so wenig er sie abwenden kann, wenn sie herannaht." Hier stieß er aber auf neue Schwierigkeiten. Sein unbegränzter Eifer für die Ehre Gottes bestimmte ihn, die Lehre von der Prädestination in ihrer ganzen Strenge zu predigen; und so traf es sich wohl, daß er seinen Zuhörern, nachdem er sie wegen ihres Unglaubens hart getadelt, unkonsequenter Weise versicherte, Glauben und Unglauben seyen die unmittelbaren Wirkungen des göttlichen Impulses.

Die Vorschriften und Verordnungen Muhammed's mögen wohl, da sie aufmerksame und eifrige Hörer voraussetzen, größtentheils von späterem Datum seyn, als seine Ermahnungen und Warnungen. Man findet sie vorzüglich in Kap. 6, 20, 45, 31, 17, 26, 30, 70 und 42. Kein Europäischer Schriftsteller hat die moralische Versunkenheit der Araber in jener Periode würdig genug beschrieben. Neben ihrer Gesetzlosigkeit und ihren barbarischen Gewohnheiten, die von der Natur des Landes unzertrennlich scheinen, huldigten sie dem gröbsten Aberglauben und verletzten die einfachsten Regeln der häuslichen Ehrbarkeit. In jedem wichtigen Lebensverhältniß von abergläubischen Begriffen geleitet, scheinen sie nur, wenn wilde Leidenschaft in ihnen tobte, mit freiem Willen gehandelt zu haben. Muhammed's moralische Unterweisungen waren ob ihrer Einfalt sehr geeignet, die verwilderten Gemüther seiner Landsleute zu veredeln: außer dem Verbote, Zinsen zu nehmen, enthält die Ethik des Korans nur ganz schlichte Prinzipien der Rechtschaffenheit, wie sie der unverdorbene Menschenverstand allgemein anerkennen muß. Muhammed's religiöse Satzungen waren anfänglich sehr streng; als aber seine Erfahrung zugenommen und sein Enthusiasmus durch die Opposition eine andere Richtung erhalten hatte, modifizirte er diese Satzungen dahin, daß der Gläubige nur drei Mal täglich — in den Morgen- und Abenddämmerungs-Stunden und in der ersten Nachtwache — zum Gebete verpflichtet seyn sollte. — Das Mittags- und Nachmittags-Gebet wurden erst nach der Hidschret den übrigen beigesellt.

Der einzige national-religiöse Gebrauch, den er beibehielt, war die jährliche Wallfahrt nach der Kaaba. Man ist über die Beweggründe, die Muhammed zu Heiligung dieser Sitte bestimmten, verschiedener Meinung gewesen. Savary behauptet, der Prophet habe sich dabei von politischen Rücksichten leiten lassen; und allerdings konnten diese periodischen Zusammenkünfte der in beständigen Zwietracht lebenden Arabischen Stämme an jenem von Allen heilig gehaltenen Orte zu gegenseitiger Annäherung

---

*) „Bringt mir eine Sure, wie diese sind, wenn Ihr Recht haben wollt!" (ita bi súratin min mithlihá, in kontom sadikína.)

und endlicher Eintracht den Weg bahnen. Sale ist der Meinung, Muhammed sey diesem Gebrauche, als solchem, sogar abgeneigt gewesen, allein er habe sich genöthigt gesehen, seine Neigungen den überwiegenden Vorurtheilen seiner Landsleute zum Opfer zu bringen. Da der Prophet jedoch bei jeder anderen Gelegenheit so ganz von seinem religiösen Gefühle sich leiten läßt und bei Allem, was sein Gewissen verdammt, nicht im Geringsten betheiligt seyn will, so werden wir uns nach einer befriedigenderen Lösung der Frage umsehen müssen.

Hören wir ihn selbst für sich reden: „Wir haben jeder Sekte einen Ort des Opfers angewiesen, wo sie Allah's Namen anrufen und dabei von den Heerden opfern soll, die Allah ihr gegeben hat." Dies ist unstreitig eine Anspielung auf den Tempel zu Jerusalem und die drei großen Feste, an welchen jeder männliche Jude vor dem Herrn erscheinen mußte. Auch die Sage, welche den Bau der Kaaba von Abraham herleitete, gaben diesem Gebäude in seinen Augen eine besondere Heiligkeit. Daß er aber dieser Sage den unbedingtesten Glauben schenkte, ergiebt sich zur Genüge aus seinen Aeußerungen im 2ten und 14ten Kapitel.

Die in den erwähnten Kapiteln am häufigsten wiederholten Ermahnungen beziehen sich auf einen höchst wichtigen Punkt — den Umgang seiner Anhänger mit den Ungläubigen. Menschen ohne geistige Kultur stehen mehr unter dem Einflusse des Gefühls als der Vernunft; daher verbot der Prophet den Seinigen, mit Nichtbekehrten Freundschaft zu knüpfen. Der Spott, die schärfste Waffe, die man dem Gefühl entgegensetzen kann, war ganz in den Händen der Gegner, und darum durften sich die Gläubigen in keinen Religionsstreit einlassen.

Obschon Muhammed während seines zehnjährigen Lehramtes in Mekka täglichen Beschimpfungen und Gefahren ausgesetzt war, so versuchte er es doch in jener Periode nie, Böses mit Bösem zu vergelten. Allein der Haß und die barbarische Rohheit seiner Feinde zwangen ihn endlich zu Maßregeln, die unberechenbare welthistorische Folgen hatten. Hamsa's wilde Tapferkeit und Ali's fanatischer Eifer konnten sich bei Langmuth und Resignation nicht zufrieden geben: als ihr geheiligter Verwandter eines Tages mit ungewöhnlicher Frechheit insultirt wurde, nahmen diese Beiden sich die Freiheit, ihn auf eklatante Weise zu rächen. Das Gefühl des Menschen war bei dieser Kollision stärker, als das des Propheten. Muhammed ließ den Gewaltstreich ungerügt. Das edle Paar vertheidigte ihn von jetzt an überall, wo die Ehre der Familie und des Propheten es zu erfordern schien, und der Letztere mochte bald einsehen, daß seine Existenz ungefährdeter wurde, wenn er so tapfere Kämpen immer an seiner Seite hatte. Im 23sten Kapitel finden wir zum ersten Male ein feindseliges Verfahren sanctionirt; denn da heißt es ausdrücklich: „Bedient euch des Mittels, das zur Abwehrung des Uebels geschickt ist"; und wir brauchen nicht erst zu bemerken, welche weite Auslegung ein solches Gebot zuläßt. Sobald man die Vorschriften der Langmuth und Duldsamkeit einmal überschritten hatte, führte die gegenseitige Erbitterung nothwendig zu dem entgegengesetzten Extreme. Die Unbilden, denen Muhammed's erste Bekenner in Mekka ausgesetzt gewesen, hatten sie genöthigt, andere Asyle zu suchen, sie zerstreuten sich über das umliegende Land und verbreiteten überall das Gerücht von des Propheten Heiligkeit. Die ansteckende Natur des Enthusiasmus und die Schönheiten des Korans wirkten auch das Ihrige. Ein König von Aethiopien schickte dem Propheten Geschenke und erklärte sich als seinen Anhänger — ein Gesandter, der einen politischen Auftrag hatte, besuchte aus bloßer Neugier den Mann, von dem er so viel gehört; und schon eine kurze Unterredung mit Muhammed bestimmte ihn, dessen Lehre anzunehmen, die er nach seiner Rückkehr unter seinen Landsleuten verbreitete. Die ganz andere Gesinnung, welche man außerhalb Mekka's gegen ihn hegte, mußte einen tiefen Eindruck auf den Propheten machen und seinen zehn Jahre lang verhaltenen Groll endlich zur Reife bringen. Die hohe Bestimmung, die er sich verheißen hatte, war ihm jetzt viel näher gerückt, und er durfte mit größerem Rechte, als jemals, die Hoffnung nähren, seinem hehren Berufe ganz zu genügen. Nur Mekka stand noch, wie ein Fleck, auf dem schönen Gemälde; was Wunder also, wenn er sich sehnte, diesen Fleck zu tilgen! Das Interesse seiner Religion hatte sich verändert; so mußte auch die Politik, der er bis dahin gefolgt war, einer neuen Politik weichen. Dazu kamen noch andere Betrachtungen: Ebutalib, der, obschon ein Ungläubiger, sein mächtigster Freund und Beschützer gewesen, war todt, und die Verwegenheit der Feinde des Propheten hatte verhältnißmäßig zugenommen. Auch seine edle Gattin Chadidsché, die ihn oft getröstet und aufgerichtet hatte, lebte nicht mehr, und Muhammed kehrte des Abends aus einer Stadt, die ihn haßte, in eine verödete Wohnung zurück. Der empörte Zustand seines Innern giebt sich besonders aus dem 36sten Kapitel zu erkennen, das vor allen übrigen berechnet scheint, ähnliche Gefühle in seinen Anhängern zu wecken. Im Kapitel 23 hatte der Prophet auf das Schwert hingedeutet; im 42sten ist es schon gezückt; hier zählt er die Rache für erlittene Kränkungen zu den Tugenden eines Gläubigen.

Das schon lange dräuende Gewitter entlud sich endlich. Die Koraischiten, der Umtriebe des Propheten müde und bestürzt über die feindlichen Gesinnungen ihrer Nachbarn, beschlossen, diesen querköpfigen Mitbürger aus der Welt zu schaffen, koste es auch, was es wolle. Schon waren sie über die Zeit, den Ort und die Art der Ausführung ihres Vorhabens einig. Muhammed erhielt Kunde davon, sprach die Verse des 22sten Kapitels, welche Widerstand gegen Verfolgungen und freiwilliges Exil um des Glaubens willen zur Pflicht machen, und entfloh mit Mühe nach Medina.

(Schluß folgt.)

England.

Zwei Englische Damen-Portraits.

Von Boz-Dickens.

I. Der Blaustrumpf.

Wenn es eine weibliche Person giebt, die wir nur mit Widerstreben an Hymen's Altar führen würden, so ist es sicherlich der Blaustrumpf. Wir bezeichnen indeß mit dieser Benennung eigentlich nicht sowohl diejenigen Mitglieder des schönen Geschlechts, welche auf die wissenschaftlichen Zeitschriften abonnirt sind, als vielmehr diejenigen, deren ganzes Leben der Literatur gewidmet ist, so daß es ihnen unmöglich ist, ein Wort zu sagen, welches sich nicht auf den Zustand der Literatur im Vaterlande oder im Auslande bezöge. Vorzüglich haben wir dabei auszusetzen, daß der Blaustrumpf meistentheils sehr unwissend ist, und daß diese Unwissenheit für Niemand ein Geheimniß ist, außer für sie selbst.

Wir statteten kürzlich einem Blaustrumpfe einen Besuch ab. Die ersten Worte waren: „Haben Sie schon das „Magazine" gelesen, wie heißt's doch gleich? Sie sollten es lesen; es wird mit vielem Geiste redigirt und wird ihnen gewiß gefallen." Nachdem wir nun verneinend geantwortet haben und uns eben anschicken, uns nach dem Befinden ihrer Großmutter zu erkundigen, unterbricht sie uns mit der Frage: „Wissen Sie nicht, wie weit Polzikonski mit seinem Russischen Wörterbuche gekommen ist? Das wird ein vortreffliches Werk werden, wenn es jemals beendigt wird. Ich zweifle indeß noch daran. Denken Sie nur, eine Masse von zwölf Kubikfuß Russischer Wörter? Haben Sie schon die letzte Monatslieferung der Pickwickier? O, der herrliche Pickwick! Wie sehr liebe ich ihn!" — Hierauf stürzt sie in ein kleines Zimmer, welches sie ihr Studir-Zimmer nennt und aus welchem wir sie nach einigen Sekunden mit einem kleinen Buche hervortreten sehen, das sie für ein Spanisches ausgiebt. Sie bittet uns, ihr einen unverständlichen Satz zu erklären. — „Denken Sie nur", sagt sie dann, „ich habe erst am Dienstage vor acht Tagen das Spanische angefangen und bin schon bis zur 180sten Seite des Don Quijote gekommen; ich liebe ihn außerordentlich und habe erst im Spanischen die Schönheiten desselben recht bewundern lernen." — Hierauf liest sie uns etwas Spanisches vor, aber mit einer so schrecklichen Aussprache, daß wir uns gleich aus dem Staube gemacht haben würden, wenn wir nicht auf einen kleinen Morgenimbiß gehofft hätten. Kaum hat sie einige Seiten gelesen, als sie plötzlich zu unserer großen Freude aufhört und sagt: „Jetzt habe ich Sie, und Sie sollen mir nicht entgehen. Erinnern Sie sich nicht, daß Sie mir versprochen haben, mein Album mit einem ihrer poetischen Ergüsse zu bereichern? Setzen Sie sich, hier haben Sie eine Feder und Alles, was Sie brauchen. Wie liebenswürdig Sie sind! Es stehen Ihnen vier Seiten zu Gebote, aber Sie müssen leserlich schreiben." — So sind wir also, vom Hunger verzehrt, gezwungen, eine ganze Stunde ohne Aufhören zu schreiben, während die junge Person zuweilen über unsere Schultern guckt, um zu sehen, wie weit wir gekommen sind. Unterdeß ist sie beschäftigt, einen Französischen religiösen Schriftsteller in ein so gutes Englisch zu übertragen, als ihr zu Gebote steht.

Nachdem wir endlich mit unserer traurigen Aufgabe zu Stande gekommen sind, schmeicheln wir uns mit der süßen Hoffnung, einige kleine Pasteten zu essen, aber der unerbittliche Blaustrumpf zwingt uns, eine Kritik der Verse Milton's anzuhören, welche wir aus dem Gedächtnisse niedergeschrieben haben und welche sie in ihrer Unwissenheit uns selbst zuschreibt. Sie theilt uns dann mit, daß so eben ein sehr wissenschaftliches Werk bei Murray erschienen ist, über welches wir entzückt seyn werden. „Aber", fügt sie hinzu, „lesen Sie es ja recht aufmerksam; es ist sehr tief. Ich kann Ihnen versichern, daß ich gestern den ganzen Morgen mit der ersten Hälfte zugebracht habe. Es ist darin von nichts als von Dampfmaschinen, Sternen, Hieroglyphen und dergleichen Dingen die Rede; es ist außerordentlich interessant; indeß bin ich nicht der Ansicht des Verfassers in Betreff der Dampfmaschinen, welche durch Gas getrieben werden." Das führte uns natürlich auf eine Erörterung des Standes der Wissenschaft in der Welt im Allgemeinen und in unserer Stadt im Besonderen. Ich weiß kaum, wie lange wir noch über Münzen und Entdeckungen, über Ariost und Chronologen gesprochen haben würden, wenn nicht glücklicherweise die Mutter der jungen Literatur-Freundin dazu gekommen wäre, welche der Tochter vorwarf, daß sie vergessen habe, für das Mittagessen zu sorgen, worauf diese würdevoll erwiederte, daß sie nicht immer an solche gewöhnliche Dinge denken könne. Die Mutter wurde heftig und schien nicht übel geneigt, ihre Tochter zu ohrfeigen, als wir es für angemessen hielten, uns zu entfernen.

Dieses Beispiel kann als Muster der ganzen Klasse der Blaustrümpfe dienen, und wir wollen nur noch einige charakteristische Züge hinzufügen, welche immer zutreffen. Geht die wissenschaftliche Dame auf einen Ball, so bekundet sie schon durch ihre zerknitterten und schmutzigen Handschuhe, wie wenig sie sich aus solchen Vergnügungen macht. Es ist zehn gegen eins zu wetten,

daß sie radikale Ansichten hat, und daß sie keinen Unterschied zwischen einem Bürgerlichen und einem Adeligen macht. Sie geht nur aus, um beim Buchhändler einzusprechen; sie unterhält sich mit dem Commis auf die vertraulichste Weise, fragt ihn, ob dieses oder jenes Buch erschienen ist, und was er davon hält. Auch in den Lese-Kabinetten ist der Blaustrumpf leicht zu erkennen, weil sie nur wissenschaftliche Werke liest. Sie kennt immer den Verfasser des Journal-Artikels, der einiges Aufsehen macht, aber sie würde ihn um keinen Preis nennen. Es kömmt so gut wie nie vor, daß sie Verse macht; denn über die Poesie ist sie hinweg; sie zieht ihr die Geschichte, Philosophie und die schönen Künste vor.

Ferner kann man nur darauf rechnen, bei ihr eine Sammlung Autographen zu finden, so wie drei oder vier alte Münzen, welche sie Medaillen nennt und welche sie inbrünstig küßt, wenn sie ihre Schachtel öffnet und dabei erwähnt, daß dieselben einem der Cäsaren gehört haben. Vor kurzem hat sie sich auf die National-Oekonomie und auf die Geologen gelegt, und sie sagt mit ernster Miene, daß sie Cuvier bewundert.

Findet man bei einer jungen Person zwei oder drei dieser charakteristischen Merkmale, so darf man sie getrost zu den Kandidatinnen des alten Jungfernthums rechnen; denn wenn es junge Personen giebt, wie dies wohl kaum bezweifelt werden kann, welche früher als andere in den Stand der alten Jungfern treten, so geht doch der junge Blaustrumpf allen anderen voran und erwirbt diesen Namen schon im dreiundzwanzigsten Jahre, wenn ihre älteren Mitschwestern, die nicht Blaustrümpfe sind, noch für jung gelten.

II. Die junge Naturforscherin.

Es trifft sich wohl selten, daß man nicht unter seinen Bekannten auf eine junge Person dieser Art stößt. Die Insekten sind der Gegenstand ihrer Forschungen; da diese nicht ihr zu Gefallen freiwillig sterben und dieselben nur in todtem Zustande zu gebrauchen sind, so folgt wohl daraus, daß sie dieselben tödten muß. Man muß ihr die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie menschlich ist, und daß sie ihren Opfern die letzten Augenblicke so süß wie möglich zu machen bemüht ist. Zuweilen durchbohrt sie einen Käfer mit einer glühenden Nadel, jedoch nicht, ohne vorher das Rückgrat abzulösen, weil dieses der Sitz der Empfindung ist. Andere Insekten, für die sie nicht minder zärtliche Gefühle hegt, ersäuft sie in einem mit Oel gefüllten Löffel, welches, ihrer Ansicht nach, die Eigenschaft hat, augenblicklich zu tödten; dennoch zappeln die Insekten noch fünf Stunden lang mit den Beinen, aber sie belehrt uns, daß die Bewegung der Muskeln einzig und allein die Ursache ist.

Will sie einmal noch barmherziger als gewöhnlich seyn, so holt sie ein Glas, stellt es auf den Tisch und setzt ein halbes Dutzend Schwefelhölzer und eine kleine Lampe daneben. Ist man nicht in das Geheimniß eingeweiht, so weiß man nicht, wozu das dienen soll. Bald werden indeß drei lebende Schmetterlinge herbeigebracht, der Ertrag ihrer wissenschaftlichen Morgen-Exkursion. Sie legt einen nach dem anderen behutsam auf ein Blatt Papier unter dem umgestürzten Glase. Wenn sie dieselben in die zweckmäßigste Lage gebracht hat, so zündet sie die Schwefelhölzer an, und das Glas füllt sich mit Schwefeldampf. Die Schmetterlinge flattern in ihrer Todesangst hin und her; das junge Mädchen schaut mit zufriedener Miene ihren vergeblichen Anstrengungen zu und läßt sie eine Stunde in diesem Zustande, während sie selbst einige Kapitel der Bibel liest. Ist die Stunde abgelaufen und leben die armen Wesen noch, so beginnt die Operation von neuem. Sind die Schmetterlinge endlich gestorben, so werden sie unter dem Glase hervorgeholt, auf eine Nadel gespießt und wie gepfählte Verbrecher auf eine Reihe von Pfropfen gepflanzt.

Dies ist die Hauptbeschäftigung eines so unschuldigen Lebens; die Botanik und die Mineralogie werden auch hinzugezogen, aber sie sind mehr Nebensache. Die junge Gelehrte besitzt ein Herbarium, welches zwei Klatschrosen, eine Primel und drei Veilchen enthält; sämmtliche Pflanzen sind gut getrocknet und von ihr selbst gepflückt. Auch hat sie ein Schubfach, in welchem sich zwei Stücke Kupfers und Roheisens, Glas und Kohle in ihrem ursprünglichen Zustande befinden. Man kann sich keine Vorstellung von den Griechischen und Hebräischen Wörtern machen, welche sie anbringt und die ihr so geläufig wie Englische sind. Was sie aber vor allen übrigen Personen ihres Geschlechts auszeichnet, ist die Leichtigkeit, mit welcher sie Theorieen aufbaut. Es ist wirklich zum Verwundern! Es leben die Philosophen im Unterrocke! Eine ihrer Lieblings-Theorieen ist die Unempfindlichkeit der Thiere, vorzüglich der Insekten. Diese Ueberzeugung mag allerdings ihr Gewissen sehr erleichtern, aber auf den Opfern ihres Systems lastet sie schwer.

Die junge Naturforscherin ist indeß nicht grausam; ganz im Gegentheile. Wir haben gesehen, daß sie Thränen vergoß, als sie sich in den Finger geschnitten hatte. Obschon wir nun ihre Menschlichkeit nicht bezweifeln können, so würden wir doch anstehen, sie zu heirathen, weil, wenn wir vor ihr stürben, es sich leicht ereignen könnte, daß sie uns in Spiritus setzen ließe und uns als naturgeschichtliche Merkwürdigkeit ins Britische Museum schickte.

Mannigfaltiges.

— Der Kampf um die Sylphide. Der Vorzug, den Mlle. Taglioni den Russen giebt, indem sie nicht bloß im vorigen Jahre Paris gegen St. Petersburg vertauschte, sondern auch in diesem Winter wieder in der nordischen Hauptstadt auftritt, ohne an eine Rückkehr zu ihren Französischen Bewunderern zu denken, hat in Frankreich eben solchen Unmuth und Neid erregt, als ob die Russen etwa in der orientalischen Frage den Sieg über die Franzosen davongetragen hätten. Das Journal des Débats, welches in der haute politique die Rechte Frankreichs gegen das Ausland durch geharnischte Artikel zu vertheidigen pflegt, hat auch in dieser choreographischen Differenz den Fehde-Handschuh aufgenommen, und in seinem Feuilleton vom 11. November tritt Jules Janin mit einer förmlichen Kriegserklärung gegen die anmuthige Sylphide hervor. Janin glaubt sich dazu um so mehr berechtigt, weil er es war, der früher durch seine vergößernden Artikel nicht wenig zu den Triumphen der Tänzerin beigetragen; aber eine gewisse Empfindlichkeit und persönliche Gereiztheit ist in seinem jetzigen Angriffe nicht zu verkennen. Gelegenheit zu diesem lieferte die junge Dänin, Dlle. Lucilie Grahn, die kürzlich mit außerordentlichem Erfolg in dem Ballet „die Sylphide" aufgetreten, nachdem man in Paris lange Zeit schon daran verzweifelt, diese Vorstellung ohne Marie Taglioni jemals wieder zu sehen. Es ist eigenthümlich, daß gerade die Tanzkunst, die sonst den Franzosen ausschließlich ihre Kränze wand, in unserer Zeit das Germanisch-Skandinavische Element zu begünstigen scheint; denn auch Mlle. Taglioni ist bekanntlich in Stockholm geboren, und die Europäische Berühmtheit der Deutschen Tänzerinnen Fanny und Therese Elsler erfüllt jetzt noch alle Englische und Französische Zeitungen. Ob nun aber die Franzosen ein Recht haben, auch gegen Nicht-Französinnen so empfindlich zu seyn, wie es Herr Janin gegen Mlle. Taglioni ist, weil sie jetzt in Petersburg lieber tanzt, als in Paris, ist doch billigermaßen zu bezweifeln. Hören wir, was der Aristarch der Pariser Theater mit einem Hinblick auf die entflohene Sylphide sagt: „Ja, prediget solchen jungen Damen nur immerhin, daß es ihnen an Dankbarkeit und gewissermaßen an kindlicher Liebe gegen das Publikum fehlt, dessen Schoß- und Glückskinder sie waren. Sie lachen Euch mitleidig aus. „Paris!" sagen sie, „was ist Paris? Ein gutes altes Männchen, das keinen gesunden Menschenverstand besitzt, das sich ruinirt hat, um den Luxus der großen Oper, des Theatre Français, der Italiänischen Bühne und aller Bretter zu bezahlen, auf denen getanzt, gesungen und deklamirt wird. Paris? Ei was! wenn es nicht zufrieden mit uns ist, so möge es dies nur immer sagen; wir sind auch des alten Egoisten schon lang überdrüssig. Er kann sich noch glücklich genug schätzen, daß ich, die berühmte Tänzerin, ihm meinen elastischen Fuß zeige, oder daß ich, die Sängerin, seine Lieblingsmelodieen vortrage, oder daß ich, die Schauspielerin, die Verse seiner Dichter deklamire! Kommt uns nur mit Eurem Paris; als ob wir nicht auch London und St. Petersburg hätten! Dort, ja dort giebt es noch ein gebildetes Publikum! Dort sind noch vornehme Leute und Kenner, und dort wird das Verdienst nach Gebühr belohnt." Und kaum haben sie das ausgesprochen, husch! sind sie auch — besonders wenn sie sich nicht mehr so schön und bewundert fühlen, wie bisher — fort, ohne Abschied zu nehmen von ihrem ersten Protektor, fort, um jenen gewöhnlichen Beifall zu ärndten, den alle Hauptstädte Europa's, eben so wie ihre Kleider, Bänder und Hüte jedes Monats, direkt aus Paris verschreiben. So machte es auch, nachdem sie allen Enthusiasmus bei uns erschöpft hatte, nachdem sie den Ruhm — ich meine jenen Tagesruhm, welcher der trügerische Rauch der Ruhmesflamme ist — in größerem Maße eingeärndtet, als zehn Generale und zehn Dichter, so machte es Mlle. Taglioni, die, ohne uns Adieu zu sagen, ohne ein Wort darüber zu verlieren, warum sie uns verlasse, mit einemmale nach den Schnee- und Eisgefilden Rußlands sich begab. Nicht einmal das Köpfchen wandte sie um, um uns zu sagen: „Ich gehe." Sie entfloh mit dem Ruhme, den wir ihr geliehen, nicht geschenkt hatten. Und die Pariser von St. Petersburg, als sie sie mit der Strahlenkrone ankommen sahen, die wir ihr anvertraut hatten, wie ein Verschwender wohl seiner jungen Geliebten die alten mütterlichen Diamanten leiht, mit der Bedingung, daß sie nach dem Balle zurückgegeben werden, jubelten ihr entgegen und feierten sie und bildeten sich ein, daß sie diesem Pariser Ruhm die Weihe geben könnten, als ob der Ruhm von dort herkäme! Von St. Petersburg ging Mlle. Taglioni nach London, und London machte es nicht St. Petersburg, sondern Paris nach und applaudirte. Was that indessen Paris, nachdem sie es solchergestalt verlassen hatte? Härmte es sich etwa? Verbrannte es die Briefchen und die Locken, die es von der Ungetreuen erhalten hatte? Behüte der Himmel! Unser gestrenger Herr ist nicht so aufbrausend; er ist an diese Art von Liebesaufkündigung schon zu sehr gewöhnt, um sich darüber zu grämen. Was that er also? Er sah sich nach einer Anderen um und hat endlich sogar auch eine zweite Sylphide wiedergefunden." — Wer sieht diesen Zeilen nicht den Unmuth gekränkter Eigenliebe an? Herr Paris hat in der That lange suchen müssen, bevor er eine andere Sylphide gefunden, und Mlle. Taglioni kann durch das Bekenntniß des Hrn. Janin, so bitter es auch gemeint ist, sich doch eher geschmeichelt als verletzt fühlen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅔ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 139. Berlin, Mittwoch den 20. November 1839.

Belgien.

Lüttich zur Zeit des Abfalls der Niederlande.*)

Gerhard von Groisbeck trat das Bisthum Lüttich unter sehr schwierigen und ernsten Umständen an, denn Belgien war ganz im Aufruhr. Philipp II., der mit seinem verschlossenen Wesen, seiner starren Haltung, seiner Heuchelei, seinem Mißtrauen und seinem Hasse gegen Alles, was nicht Spanisch war, sich ganz von seinem Vater Karl V. unterschied, verstand es gar nicht, sich die Liebe seiner Niederländischen Unterthanen zu gewinnen, und hielt sich auch beständig in Madrid auf, von wo er seine Befehle an die Regentin Margarethe von Parma sandte, die nichts ohne den Rath des Kardinals Granvella that, dieses gewandten und heuchlerischen Staatsmannes aus Machiavell's Schule. Die Ketzer-Verfolgungen und die Errichtung neuer Bisthümer, wodurch den alten ein Theil ihrer Einkünfte entzogen wurde, hatten Lutheraner und Priester aufgeregt, die Unzufriedenheit des Adels wurde insgeheim durch Wilhelm von Oranien genährt, und die Strafgerichte der Inquisition, so wie die Strenge des „Raths der Unruhen", der 1568 ins Leben trat, steigerten die allgemeine Aufregung auf den höchsten Punkt, so daß ganz Belgien nur ein weites Schlachtfeld war, auf dem Katholiken und Kalvinisten, Belgier und Spanier, Geusen und Hidalgos sich um die Wette mordeten; überall zeigte sich der wilde Herzog von Alba furchtbar und unerbittlich, und doch vermehrte sich mit jedem Tage, trotz der härtesten Verfolgungen, die Stärke der neuen Religionspartei.

Der kluge und aufgeklärte Bischof Groisbeck sah bald ein, was für eine Rolle er unter solchen Umständen zu behaupten hatte; nur die Neutralität konnte sein Land frei vom Kriegs-Elend erhalten, aber es mußte eine starke, ehrfurchtgebietende Neutralität seyn, er vertheilte daher seine Truppen auf verschiedene Punkte des flachen Landes und schlug den Ständen die Anlegung eines Reservefonds vor, damit das Volk nicht zu sehr bedrückt würde, im Fall Geld erforderlich wäre. Auch wandte er alle ihm zu Gebot stehende Mittel an, um in seinem Bisthume die Religions-Unruhen beizulegen; oft ließ er Strenge vorwalten, zeigte sich aber nie so unduldsam wie Erhard von der Mark. Jede Aufforderung, sich den Spaniern oder den Niederländischen Patrioten anzuschließen, wies der Bischof zurück und behauptete standhaft seine Neutralität, konnte aber doch trotz seiner Anstrengungen den Durchzug der Kriegsheere beider Parteien nicht immer abwehren.

Im Jahre 1568 ging Wilhelm von Oranien mit einem Heere von 20,000 Mann Fußvolk und 9000 Mann Reiterei bei Köln über den Rhein, bei Trier über die Mosel, näherte sich der Maas und schickte Abgesandte an die Lütticher Bürgermeister, um freien Durchzug durch ihr Gebiet nach den Niederlanden zu verlangen, wohin er sich begeben wollte, um den Tod der Grafen Egmont und Horn zu rächen. Das war aber nur eine Kriegslist, um den Herzog von Alba zu täuschen, der bei Mastricht lagerte, denn ohne die Rückkehr seiner Abgeordneten zu erwarten, ging „der Schweigsame" mit seinem Heer zwischen Maseyck und Stockhem durch eine Fuhrt über die Maas, zog auf Tongern und Lüttich los und belagerte diese letztere Stadt, unter dem Vorwande, daß der Bischof die Spanier begünstige und seinen Unterthanen verböte, Dienste in Oraniens Heere zu nehmen; eigentlich geschah es aber nur in der Hoffnung auf eine unermeßliche Beute. Am 28. Oktober kam Oraniens Heer in der St. Walburgis-Vorstadt an und lagerte sich auf denselben Höhen, wo gerade auf den Tag vor hundert Jahren die Burgunder gelagert und den Stadttheil von St. Lambert zerstört hatten. Doch diesmal kämpfte nicht der Bischof gegen sein Volk, und keine innere Unruhen hatten die Bürger entnervt und ihren Muth geschwächt; sogleich erhob sich die ganze Stadt und sammelte sich um ihren Fürsten, der sich als großen Feldherrn zeigte, denn Tag und Nacht ritt er auf den Wällen umher, ordnete an, ermahnte, ermuthigte und half mit eigener Hand die Mauern ausbessern und die Breschen ausfüllen. Alles wurde Soldat, die Domherren, die ganze Geistlichkeit, ja selbst die Frauen wollten Theil an den Beschwerden und dem Ruhme ihrer Gatten und Brüder haben.

Die Stadt wurde zu gleicher Zeit von allen Seiten angegriffen, aber wo sich der Feind auch zeigte, überall traf er auf den kräftigsten Widerstand, die Breschen wurden mit brennbaren Gegenständen angefüllt und dann angezündet, um den Feind zurückzutreiben, und der Bischof setzte sich jeder Gefahr aus, um nur seine gute Stadt zu retten, auch mußte Wilhelm von Oranien nach manchen vergeblichen Versuchen die Belagerung aufgeben, weil die Franchimonteser, die Lognarden und Condrosier den Lüttichern zu Hülfe kamen; sein Nachtrab litt bedeutend bei dem Rückzuge, denn eine Menge von Soldaten wurden getödtet und in die Steinkohlengruben geworfen. Während der Belagerung waren in der Stadt mehrere Anhänger Oraniens entdeckt, festgenommen und an der Ausführung ihrer Verrätherei verhindert worden; man machte ihnen sogleich den Prozeß, brachte sie auf die Folter und verurtheilte sie zum Galgen, der auf dem großen Marktplatz errichtet wurde.

Während dieser Unruhen konnte Gerhard von Groisbeck natürlicherweise nicht an die Verschönerung der Stadt denken; er mußte nur beständig auf ihre Erhaltung und Rettung bedacht seyn, daher nennen die Geschichtsschreiber seiner Zeit auch kein einziges wichtiges Werk, das unter seiner Regierung entstanden wäre, außer daß die erste Glashütte in Lüttich angelegt und ein Leihhaus errichtet wurde, für welches der Bischof mit den Bürgern sehr vortheilhafte Anordnungen traf.

Derselbe Bischof gerieth im Jahre 1566 mit den Bürgermeistern und dem Rath in einen Streit wegen der Stadtschlüssel, die er, besorgt um die Sicherheit der Stadt, jeden Abend in seine Hände ausgeliefert verlangte, wie dies vor Zeiten Gebrauch gewesen. Doch wollte Niemand etwas von dieser Sitte wissen, und man verweigerte dem Bischof die Auslieferung; da die Sache sich nicht gütlich beilegen ließ, so wurde bei der Kammer zu Speier ein Prozeß deshalb anhängig gemacht, der noch nicht zu Ende war, als Ferdinand von Bayern 1649 gewaltsamerweise in Lüttich eindrang und diese Frage kurzweg beseitigte, indem er den Lüttichern alle ihre Privilegien nahm. Gerhard von Groisbeck nahm auch eine wichtige Verbesserung in der Rechtspflege vor, die, unter dem Namen der „Groisbecker Reformation" bekannt, am 4. Juli 1572 durch die Schöffen in Kraft gesetzt und eingeführt und wodurch alle Mißbräuche und Bestechungen beseitigt wurden. Unter der Regierung dieses Bischofs war die Königin von Navarra, Margarethe von Valois, in Lüttich; sie gedenkt in ihren Memoiren lobend des Prälaten und der Stadt.

Am 28. Dezember 1580 starb Gerhard von Groisbeck. Wenige Tage vor seinem Tode hatten ihm die Stände des Landes für drei Jahre die Auszahlung einer Summe von 6000 Gulden zugesagt, weil der Fürst seine Einkünfte und sein Vermögen zum Besten des Staates aufgeopfert hatte und ihm kein hinreichendes Auskommen übrig geblieben war. In der Domkirche wurde ihm ein schönes Grabmal erbaut, und eine lange Inschrift preist seine Talente, seine Beredsamkeit, Rechtlichkeit, Liebe zu seinen Unterthanen und Ueberlegenheit des Geistes. (J. d. L.)

*) S. Nr. 131 des Magazins.

Asien.

Der Koran.

(Schluß.)

Medina, die volkreichste Stadt der Landschaft Hidschas, lag im Herzen des Landes, wo Muhammed's Name gefeiert und seine Lehre durch Schüler, die vor ihm entflohen, ausgebreitet worden war. Man empfing ihn hier als Propheten und Fürsten mit allgemeinem Enthusiasmus. Die Menge derer, welche an ihn glaubten, stärkte seine Ueberzeugung und sein Selbstvertrauen, und was vorher ein banges Flüstern des halb verzweifelnden Fanatismus gewesen seyn mochte, das erhielt jetzt den entschiedenen Ton der Gewißheit. Der Unglaube seiner Feinde erschien ihm jetzt unsinniger und verdammenswürdiger, als jemals, und das Ergebniß war das 47ste Kapitel des Korans, worin er allen Feinden des Glaubens offenen Vertilgungskrieg ankündigte. Von jener Zeit an wurde der Koran ein Gesetzbuch, und zwar ein mit Blut geschriebenes. Da es rein unmöglich wäre, in den Gränzen dieses Artikels die bürgerlichen Einrichtungen Muhammed's auch nur kursorisch durchzugehen, so beschränken wir uns auf Hervorhebung der leitenden Umstände und der vorwaltenden Gesinnungen jener merkwürdigen Zeit.

Man durfte es von dem energischen Charakter des Propheten

erwarten, daß er, sobald er erst den Krieg als ein religiöses Prinzip erkannt hatte, auch die entschiedensten Mittel ergreifen würde, ihn mit Erfolg zu führen; daher ist auch die bei weitem größere Zahl der in Medina geoffenbarten Suren diesem Gegenstande gewidmet. Alle die unerschöpflichen Hülfsquellen des göttlichen Beifalls und Mißfallens werden aufgeboten, um die gläubige Schaar anzufeuern; aber der glühende Eifer, der sie auf das Schlachtfeld trieb, konnte sie auf dem Feldzuge nicht unterhalten. Tausend Unkosten mußten bestritten werden; und da Muhammed selbst außer Stande war, sie zu bestreiten, nahm er zu frommen Contributionen und Anleihen ohne Zinsen seine Zuflucht. Jeder Gläubige, der das Schwert führen konnte, mußte kämpfen, und Jeder, der nicht bettelarm war, mußte Beiträge geben. Leute, die ihrer neuen Religion in behaglicher Ruhe sich erfreuen und die Befestigung und weitere Verbreitung derselben dem Allmächtigen überlassen wollten, bezeichnete der Prophet als Feige und Scheinheilige.

Die anfängliche Bestürzung der Anhänger des Propheten über seine urplötzlich veränderte religiöse Politik kann nicht besser geschildert werden, als mit den folgenden Worten der 47sten Sure: „Sie starrten Dich an mit dem glanzlosen Blick eines Sterbenden!" Es war aber nicht sowohl das neue System selbst, als sein großartiger Charakter, der erklärte Krieg gegen eine Welt, was ihnen Bestürzung einflößte; denn Kampf und Raub in kleinerem Maßstabe hatten von jeher zu den liebsten Beschäftigungen des Arabers gehört. Auch für Beiträge zum Besten der Allgemeinheit fühlten die schlichten Söhne der Wüste zum großen Theil keinen sonderlichen Beruf; ja, Einzelne derselben forderten in der Einfalt ihres Herzens wieder zurück, was sie hingegeben hatten, und es ist belustigend, zu sehen, mit welchem Unwillen der Prophet auf solche Beispiele groben Eigennutzes hinweist.

Nach einer Reihe von kleinen vorbereitenden Kämpfen waren die Gläubigen so glücklich, eine reiche Karawane zu plündern und ein überlegenes Corps, das die Karawane beschützen wollte, in die Flucht zu schlagen. Der Sieg war ihnen sauer geworden, und sie schrieben ihn dem Beistande von Engeln zu. Es folgt nun eine Anekdote, die in den Annalen der Selbsttäuschung kaum ihres gleichen hat. Die Gefangenen waren ehemalige Verfolger des Propheten, und man durfte erwarten, daß er die von ihm selbst empfohlene Tugend der Rache jetzt ausüben würde; allein er entließ sie alle gegen Lösegeld. Bald darauf sprach er mit thränenschwerem Blick die folgenden Zeilen und verkündete seinen Freunden, daß sie und er selbst für ihre unzeitige Schonung beinahe von Allah vernichtet worden wären. „Der Prophet soll nicht Gefangene machen, bevor er die Ungläubigen von der Erde vertilgt hat."

Die Gefangenen hatten jedoch die Vergünstigung, vor der Execution Muselmänner zu werden. Dann heißt es wieder: „Sage denen, die Dich verstoßen, daß ihnen vergeben werden soll, wenn sie Reue fühlen; erlauben sie sich aber neue Uebertretungen, so steht das Beispiel früherer Zeiten vor ihnen. Schlage sie, bis aller Widerstand aufhört; und alle Religion ist Gottes!"

Im folgenden Jahre erlitten die Gläubigen eine große Schlappe bei Ohud. Muhammed selbst wurde schwer verwundet und wäre beinahe auf dem Platze geblieben. Unter den vielen einander widersprechenden Entschuldigungen, die dieses fatale Ereigniß mit den Ansprüchen und Verheißungen des Propheten versöhnen sollten, bemerkt der Leser doch zu seiner Befriedigung, daß der Prophet nirgends eine bestimmte Zukunft verkündet. Er selbst scheint sich diese Niederlage als eine Prüfung der aufrichtigen Gesinnungen seiner Anhänger erklärt zu haben; aber sein Eifer, ihre Befürchtungen niederzuschlagen, jagt ihn, wenn er sie anredet, von einem Argumente zum anderen, und das Peinliche seiner Situation giebt sich in jedem Worte zu erkennen.

Die Niederlage bei Ohud war übrigens zum Glück die einzige, welche das Heer der Moslimen erleiden mußte, und Muhammed's Energie und Klugheit verhüteten, daß sie üble Folgen nach sich zog. Kein Jahr verging ohne Besiegung oder freiwillige Unterwerfung eines feindlichen Stammes; auch erneuerten sich wieder Beispiele von verzeihender Großmuth. Nur Verrätherei und Wortbrüchigkeit verzieh der Prophet niemals; und die gänzliche Niedermetzelung eines jüdischen Stammes war ein furchtbares Beispiel der Strenge, zu der er sich bei solchen Gelegenheiten verbunden glaubte.

In allen zu Medina diktirten Suren ist viel von Juden und Christen die Rede, und Muhammed's Betragen gegen die Bekenner beider Religionen zeigt zur Genüge, daß Feindseligkeit im Allgemeinen nur insofern sein Gegenstand war, als seine Religions-Meinungen ihn dazu aufforderten. Da er sich, zum Beweise seiner prophetischen Sendung, auf die Bibel alten und neuen Testamentes zu berufen pflegte, so hatten ihn seine heidnischen Landsleute im Anfang für einen jüdischen oder christlichen Sektirer gehalten. Obschon er aber in den biblischen Büchern die Basis seiner Lehre erkannte, so behauptete er doch, daß sie allesammt durch Menschensatzungen verfälscht und entstellt seyen. Besonders anstößig waren ihm verschiedene christliche Dogmen, gegen die er wiederholt und mit heftiger Polemik ankämpfte. Desto höher schätzte er die christliche Sittenlehre; und es kann einem unparteiischen Beobachter nicht entgehen, daß alle seine Vorschriften bis auf die Periode, als seine Feinde ihn zwangen, die Strenge des Pentateuch zu üben, den milden Geist des Evangeliums athmeten; wie er denn auch von Jesu Lehramt und persönlichem Charakter mit größter Hochachtung redet. Bei den Juden von Medina, die in Stadt und Umgebung sehr zahlreich waren, fand Muhammed lebhafte Opposition. Sie spotteten öffentlich über seine Ansprüche, behandelten ihn mit persönlicher Geringschätzung und nahmen jede Gelegenheit wahr, um für seine Feinde Partei zu ergreifen. Der Prophet macht seinem Unmuthe hierüber an vielen Stellen Luft; aber in den der Zeit nach letzten Kapiteln des Korans (dem 5ten und 9ten), welche in eine Periode fallen, als er schon jede Hoffnung aufgeben mußte, die Hartnäckigkeit der Christen und der Juden zu besiegen, wird die Brüderschaft jedes bibelgläubigen Volkes mit den Moslimen anerkannt — Muhammed gestattet seinen Anhängern, mit den Kafir's an einem Tische zu essen, und verwandelt das Gesetz der Vertilgung für sie in die bloße Verpflichtung, Kopfsteuer zu zahlen.

Wir kommen nun zu jenen merkwürdigen Suren, aus denen man am deutlichsten ersieht, daß, welches auch Muhammed's eigene Meinung von den Impulsen, denen er folgte, gewesen sey, diese Impulse keinen tieferen oder heiligeren Ursprung hatten, als sein eigenes Herz. In Mekka hatte er sich nur so viel Autorität über seine Anhänger erlaubt, als die Pflicht des Religions- und Sittenlehrers ihm geben konnte: aber sechs Jahre absoluter Gewalt und beständigen Erfolges hatten diesen Ton umgestimmt. Jetzt bedeutet er seinen Anhängern schon, daß sie mit dem Propheten nicht so vertraulich reden sollen, wie mit ihres Gleichen; daß sie in seiner Gegenwart nicht zuerst ihre Stimmen erheben und nicht vor ihn treten sollen, wenn er allein und ungestört seyn will. Niemand darf ihn ungebeten besuchen, oder in seiner Gegenwart von alltäglichen Dingen reden; und endlich ist keine Widerrede erlaubt, wenn der Prophet seinen Willen erklärt hat. Man sieht leicht, daß alle diese Anforderungen nothwendige Folgen der höheren Stellung waren, die Muhammed seit längerer Zeit einnahm: der schlichte Glaubens-Prediger hatte sich in einen geistlichen und weltlichen Oberherrn umgewandelt. Die 33te Sure hat einen noch gröberen materiellen Charakter. Bei einem zufälligen Besuche war Muhammed von den Reizen der Gattin seines Freigelassenen Seid bezaubert worden. Der ihm sklavisch ergebene ehemalige Diener schwankte keinen Augenblick zwischen seiner Neigung und der seines vergötterten Meisters. Sie wurde von Seid geschieden und mit Muhammed vermählt. Da aber der Prophet den Seid kurz vorher als Sohn adoptirt hatte, so galt die Ehe nach den bestehenden Gesetzen der Araber für blutschänderisch; allein dem Propheten machte dies keinen Skrupel; er hob das ärgerliche Gesetz auf, und die zweifelnden Gläubigen wurden durch einen Ausspruch Allah's, daß diese Handlung des Propheten keinen Tadel verdiene, beruhigt. Dies war aber noch nicht genug. Die Zahl der rechtmäßigen Frauen, mit welchen der Gläubige vorlieb nehmen sollte, war auf Vier angesetzt; nur der Prophet sollte von dieser Beschränkung frei seyn, und außerdem sicherte er seinen Harem vor den Gelüsten Anderer durch die göttliche Erklärung, daß seine Frauen von sämmtlichen Muselmännern als ihre Mütter geehrt werden sollten. Diese empörende Intervention des Himmels in seine häuslichen Angelegenheiten ging endlich so weit, daß zwei Frauen Muhammed's einen Verweis erhielten, weil sie aus edelm weiblichen Stolze einen Akt der Untreue, bei dem sie ihren Eheherrn überraschten, etwas heftig gerügt hatten!!

Es würde noch gut seyn, wenn die Wirkungen solcher menschlichen Schwächen des Propheten auf seine Lebenszeit sich beschränkt hätten; aber die muselmännische Welt leidet noch jetzt unter einigen dieser Wirkungen. Muhammed hatte sich von seinem Lieblings-Weibe Ajescha unter Umständen, die ihm großen Verdruß machten, scheiden lassen, als ihm plötzlich (in der 24sten Sure) von oben eröffnet wurde, daß Ajescha unschuldig sey. An diese willkommene Eröffnung reihte sich sofort ein unerhörtes Gesetz: „Keine achtungswürdige Frau soll fürderhin als ehelicher Untreue schuldig betrachtet werden, bevor wenigstens vier Zeugen gegen sie aufgetreten sind; und Jeder, der ihre Tugend ohne zureichenden Grund in Zweifel zieht, hat öffentliche Auspeitschung verwirkt!" Welche Frau, die eines solchen Vergehens sich schuldig macht, wird bei der Ausführung so dumm seyn, daß vier Personen gegen sie zeugen können? Ihr Verbrechen geschieht, wie natürlich, im Verborgenen; und der Verdacht ist nach Umständen ein nützliches Substitut für die gesetzliche Strafe, die nur selten vollzogen werden kann. Die Peitschenhiebe der Ankläger Ajescha's mögen einen gar erbaulichen Beweis von der Unschuld dieser Frau abgegeben haben? Doch gestehen die Muselmänner selbst, man habe den giftigsten Ankläger entwischen lassen, weil er ein Mann von Bedeutung und Einfluß gewesen sey: so unbegreifliche Widersprüche weiß der Fanatismus mit einander zu versöhnen!

Die Thatsache, zu deren Erzählung der Koran gleich nach dieser ärgerlichen Geschichte übergeht, beweist uns, daß Muhammed, obgleich er eine Zeitlang mehr Welt- und Lebemann, als Schwärmer zu seyn schien, doch noch unter der Herrschaft seiner Einbildungen stand. Während ihres langwierigen Kampfes mit Mekka war es den Gläubigen unmöglich gewesen, die heilige Wallfahrt nach der Kaaba zu verrichten. Im sechsten Jahre verkündete der Prophet eines Tages den Seinen, er habe im Traume die Versicherung erhalten, daß sie noch dieses Jahr den heiligen Tempel besuchen und alle vorgeschriebene Gebräuche vollziehen würden. An dem festgesetzten Tage trat er wirklich, nur von den Häuptern seiner Anhänger begleitet und ganz ohne Wehr und Waffen, die gefährliche Reise an, indem er mit beispielloser Einfalt erwartete, daß Allah die Herzen seiner Feinde umstimmen würde. Aber eine solche Lösung der Schwierigkeit war ihm nicht zugedacht. Als der kleine Trupp Mekka sich näherte, kam eine Botschaft, die ihnen das weitere Vordringen kurz und energisch untersagte, und der bestürzte Prophet sah jetzt ein, daß er nicht bloß sich selbst und die Häupter, welche die

ganze moralische Kraft seiner Partei bildeten, getäuscht, sondern sie auch durch seine Leichtgläubigkeit in dringende Gefahr gebracht hatte. Nichts wäre fähig gewesen, Muhammed's Partei und Religion vor gänzlicher Vernichtung zu bewahren, hätte nicht eine jener conventionellen Einrichtungen bestanden, denen man bisweilen unter barbarischen Völkern begegnet, und deren Kraft eben so groß ist, als ihre Bedeutungslosigkeit, als ob, vermöge eines dunkeln sozialen Instinktes, da, wo man dem Verstande wenig anmuthen kann, die blindeste Ergebenheit von dem Gefühl verlangt würde. In dem Chaos der Anarchie und inneren Zerrüttung, welches die Arabische Halbinsel immer darbot, waren seit undenklicher Zeit vier Monate des Jahres einer allgemeinen Waffenruhe geheiligt, und sämmtliche Arabische Stämme sorgten mit großer Emsigkeit dafür, daß diese Sitte aufrecht erhalten wurde. Für den heiligsten dieser vier Monate galt aber derjenige, in welchem die Pilgerfahrt vor sich ging; und jede persönliche Gewaltthätigkeit mußte in den Umgebungen der heiligen Stadt, denen Muhammed jetzt sich genähert hatte, noch verbrecherischer seyn, als anderweitige. Dennoch fühlten die Bewohner von Mekka eine Versuchung, der sie kaum widerstehen konnten; und wir wissen aus dem Folgenden, daß man dieser für seine Feinde so günstigen Situation Muhammed's auf beiden Seiten sich bewußt war. Es kam zu einem Vertrage, in welchem der Prophet seinen erbittertsten Feinden, unter der Bedingung, daß sie ihm die jährliche Wallfahrt erlaubten, den Frieden bewilligte; doch sollten die Koraischiten ihre Stadt verlassen, sobald er mit den Seinen herannahen würde. Im folgenden Jahre wurde der Vertrag von beiden Seiten beobachtet, und die Moslimen hatten die Freude, den lange verschobenen Ritus an dem heiligen Orte wieder vollziehen zu können. Bald darauf erklärte Muhammed einen Vertrag mit den Koraischiten wieder für ungültig, weil sie gegen einen mit den Gläubigen alliirten Stamm feindselig verfahren hätten, und befahl im 9ten Kapitel des Korans, daß nach Jahresfrist kein Ungläubiger mehr der Kaaba sich nähern sollte. Die Sure wurde sofort an die Koraischiten gesandt, und der Prophet folgte mit einem Heere von 10,000 Mann. Jetzt war die Lage beider Theile gerade das Gegentheil von dem, was sie früher gewesen. Den zum Widerstande nicht vorbereiteten Koraischiten blieb kein anderer Ausweg, als Unterwerfung, und Ebu Sofian, der entschiedenste Feind des Propheten, empfing ihn mit den Schlüsseln der Stadt. Was nun folgt, ist der wahre Prüfstein des Charakters Muhammed's. Seine bittersten Lästerer, seine unversöhnlichen Feinde waren ihm preisgegeben, und er verzieh ihnen! Diejenigen, die keinen Beruf fühlten, zum Islam überzugehen, konnten sich jeden Aufenthalt suchen, der ihnen behagte.

Schon oberflächliche Betrachtung zeigt uns, daß Muhammed's Lehre mit den gewöhnlichen Argumenten der Kritik weder vertheidigt, noch bekämpft werden kann. Weder die vollkommene Ueberzeugung des Stifters und seiner Zeitgenossen, noch die bewunderuswürdig raschen und ausgedehnten Eroberungen der Nachfolger Muhammed's können als Beweise dafür gelten, daß er wirklich ein gottbegeisterter Seher gewesen sey. Ein eben so unbedingter und, in den ersten Zeiten wenigstens, umfassender Glaube ist in verschiedenen Zeiträumen auch anderen Lehrmeinungen, die von Abgeschmacktheiten wimmelten, zu Theil geworden; und eben so glückliche, ungeheuer ausgedehnte Eroberungen, wie die der Chalifen waren, hat mancher Weltstürmer mit seiner irdischen Kraft und Klugheit, ohne allen religiösen Impuls, ausgeführt. Auf der anderen Seite würden uns aber die menschlichen Schwächen Muhammed's und die Unvollkommenheiten seiner Lehre noch keine zuverlässige Waffen gegen den Islam in die Hand geben. Der eingestandene Zweck und die Grundlehren dieser Religion waren doch unendlich besser, als das Heidenthum, in dessen Schoße sie erwuchs; und wenn wir z. B. annehmen, daß David unter besonderer göttlicher Leitung gestanden habe, so dürfen wir ähnliche Ansprüche der großen Volksbildner anderer Länder nicht geradezu abweisen.

Was man aber auch von Muhammed's Prophetenthum denken möge: immer werden die großen Eigenschaften, die er als Mensch entwickelt hat, gerechte Anerkennung verdienen. Diese Eigenschaften, die der Prophet aus Mekka mit den Unsterblichen aller Zeiten und Völker theilt, waren: Freiheit von den Vorurtheilen seines Jahrhunderts und Vaterlandes — unerschütterliche Ausdauer in einer für heilig erkannten Sache — und die Gabe des entschiedensten Einflusses auf Geist und Gemüth der ihn umgebenden Menschheit.

Frankreich.

Edgar Quinet über das Wesen der Kunst.

Zweiter Artikel.

An den Resultaten unseres ersten Artikels festhaltend, können wir nun die in unseren Tagen so oft aufgeworfene seltsame Frage beantworten: „Ist die Kunst dahin? ist es mit der Poesie zu Ende?“ Es giebt Leute genug, welche in die Welt hineinschreiben und verkünden, es sey um beide geschehen. Wie? die Poesie und die Kunst wären todt! Gewiß, eine große Nachricht, nicht geringer als die Botschaft vom Tode eines der Fürsten oder Könige der Erde, denn die Kunst kann sich, was ihren Stammbaum betrifft, wohl mit jedem von ihnen messen. Und wer hat denn ihr Leichenbegängniß gesehen, wer ihm beigewohnt? Waren es Göthe und Schiller, Chateaubriand und Byron, die sie zu Grabe getragen? Die Verkünder dieser Botschaft begreifen schwerlich ihre ganze Größe, denn haben sie wohl an die Bedingungen gedacht, die dazu gehören würden, sie wahr zu machen? Die erste wäre, daß unser Land selbst seinem Untergang nahe stände, und daß es alle Kennzeichen eines frühen Siechthums an sich trüge. Wollen wir das aber von unserem Lande denken? Und dieser Tod des Staates wäre nicht genug; es ist nicht so leicht, wie man glaubt, die Welt von ihrer alten Leidenschaft für das Schöne zu heilen. Dazu gehörte noch, daß Gott aus der Natur und dem Bewußtseyn der Menschen verschwunden wäre, wie ein Priester sich aus dem Tempel entfernt, wenn der Gottesdienst zu Ende ist. Und wollen wir das von Gott denken? O, wenn das Alles wahr ist, wenn alle Herzen leer sind, selbst von Sehnsucht und Verlangen, wenn es keinen inneren Gottesdienst mehr giebt, kein Vaterland, keine Heimath, keinen Heerd, keine Familie, kein Frankreich, ja, dann haben sie Recht, dann liegen Kunst und Poesie in einem und demselben Grabe mit dem Staat! Das moralisch Schöne ist nur ein Phantasma, und ihr alle, die ihr noch strebet, die Spuren davon aufzufinden, sey es durch den Pinsel, oder durch den Meißel, in Prosa oder in Versen, ihr Schriftsteller, Künstler, Bildhauer, Maler, ihr seyd die bethörtesten der Menschen; auf ewig verirrt, ohne Hoffnung, wieder auf den rechten Weg zu kommen, bleibt euch nichts übrig, als euch neben einander hinzusetzen, ohne noch auf etwas zu sinnen, ohne irgend etwas zu wagen, denn das Leere läßt sich nicht malen, das Nichts nicht bauen, es giebt keine Poesie von Etwas, das nicht ist, und der bloße Tod vermag in seinem Grabe nicht einmal einen Traum zu erzeugen. Wenn dagegen alles eben Gesagte falsch, wenn es nicht wahr ist, daß die Gesellschaft gestorben, — welche frevelhafte Annahme wäre dies auch! — wenn es unwahr, daß Gott die Welt verlassen, dann ist Alles gerettet; das Unendliche bleibt uns, und was brauchen wir weiter? Nicht sinnlos sind dann die, welche unter uns die Religion der Schönheit zu pflegen suchen, sondern die ewige Vernunft haben sie für sich. Laßt uns also nicht so schnell an der Zukunft verzweifeln. Wenn das Leben uns entflieht, so wollen wir es doch nicht lästern. Vor Allem aber wollen wir nicht die Neugeborenen in ihrer Wiege schon um das ihrige bringen. Man lasse sie heranwachsen, und sie werden ausführen, was wir nicht vermochten!

Doch nehmen wir den Faden wieder auf. Wenn alle Künstler der Menschheit nach einem gleichen Ziele streben, so ist diese Gemeinschaft ganz besonders sichtbar bei denen, welche einer und derselben Bildungs-Epoche angehören. Welcher Unterschied auch in der Verfahrungsweise, in den Werkzeugen, in den Ausführungsmitteln obwalten mag, Alle nehmen sich in einer und derselben Zeit ein und dasselbe Vorbild zur Nachahmung. Man verlange hier keine Definirung der abstrakten und höchsten Schönheit; um diese zu liefern, müßte uns erst die der Unendlichkeit, des Absoluten, der höchsten Wahrheit gegeben werden. So viel aber ist gewiß, daß das Künstler-Ideal keine in den philosophischen Schulen entstandene Abstraction ist, sondern ein lebendiges Dogma, ein Strahl der allgemeinen Offenbarung, ein Gegenstand des Glaubens, eine von den Vorfahren geerbte Ueberlieferung, welche durch die Freiheit der Kunst verbessert, verschönert oder entstellt wird. Mit einem Wort, der Kultus, die Volksreligion, das ist die sichtbare Form dieses unsichtbaren Vorbildes. Um diese Wahrheit faßlicher zu machen, laßt uns ein Beispiel wählen, nicht aus dem Alterthum, sondern aus den uns umgebenden Denkmälern. Wir wollen in Gedanken einen Dom vor uns aufbauen. Eine unzählige Menge von Künstlern hat zu seiner Vollendung mitgewirkt. Alle haben, ohne sich gegenseitig zu kennen, mit verschiedenen Mitteln eine und dieselbe Idee ausgedrückt. Die erste Kunst, die, auf welche sich alle andere stützen, ist die Architektur. Welchen Charakter hat sie? Dies gewaltige Schiff mit seinen beiden Seitenkapellen, in Form eines Kreuzes, den Leichnam Christi im Grabe vorstellend, dieses Mysterium, dies Halbdunkel, dieser Hauptthurm, der, ein Bild der geistigen Macht, zu den Wolken emporstrebt, das ist doch wohl ein Gebäude des Geistes, nicht des Fleisches? Doch laßt uns näher gehen. Der Baumeister hat nicht Alles daran gethan. Statuen bewohnen diese Nischen, eine für dies Monument geborene steinerne Bevölkerung. Der in den Gewölben und Pfeilern ausgeprägte Gedanke zeigt sich sichtbar wieder in den Zügen, der Haltung, ja selbst in dem Faltenwurf der Kleidung dieser Personen. Könige, Bischöfe, Kaiser, ewig in ihren steinernen Büchern lesend und alle von gleichem Geiste strahlend. Welche Kasteiung! welche Demuth! welche Ascetik! Eine einzige Seele athmet in den Formen der bildenden und der Bau-Kunst. Noch nicht genug. Die Wohnung des Unsichtbaren ist nicht nur das Werk von Baumeistern und Bildhauern; auch die Maler haben mit Hand angelegt. Der Dom ist im Innern mit Fresken des 13ten und 14ten Jahrhunderts bedeckt. Wir finden da die Glasmalereien des Nordens, oder die Mosaik der Byzantiner, oder auch die Gemälde eines Giotto, Buffalmacco, Orcagna und Fiesole, wie in den Kirchen von Toskana. Auch hierin welcher Kultus des Leidens auf Golgatha! welche Herrschaft des Geistes! welches Abstreifen des Stoffs und des Körpers! Weiter im Reiche der Geister vorzudringen, scheint nicht möglich, und doch ist das Wunder noch lange nicht vollendet. Die Kathedrale ist stumm, sie muß noch sprechen, die Musik muß den anderen Künsten die Krone aufsetzen. Gesänge ertönen in den schweigenden Gewölben, und welche? Der Gregorianische Lobgesang, das Dies irae, das Te Deum, und der Ausdruck dieser liturgischen Melodieen harmonirt so zu dem des ganzen Denkmals, daß man glauben sollte, diese Gesänge ertönten von den Lippen der Statuen und all der vielen Figuren auf den Glasmalereien und Fresken, gleich

einem großen Chor überirdischer Wesen. So wahr ist es, daß ein und dasselbe unsichtbare Vorbild all den Künstlern vorgeschwebt hat, die dies Ganze ins Leben gerufen, den Baumeistern, Bildhauern, Malern und Tondichtern, und dieses Vorbild ist Christus selbst.

Was soll hiermit gesagt seyn? Sollte dies Alles bloß auf einen Augenblick zur Kurzweil dienen? Nichts weniger; bewiesen sollte hierdurch werden, daß die Religion das Ideal ist, welches eine ganze Civilisations-Epoche beherrscht, daß sie es ist, die allen Künsten einer und derselben gesellschaftlichen Bildung die Familien-Aehnlichkeit und Bundesgenossenschaft verleiht, so daß man gewissermaßen, wenn eine davon bekannt wäre, alle andere daraus finden könnte. Dies führt zu dem allgemeinen Gesetz, daß die Revolutionen in den Künsten von den religiösen Umwälzungen abhängen. Will man also wissen, in wie viel Perioden die Geschichte der Kunst zerfällt, so muß man zusehen, wie viel Perioden es in der Geschichte der Religionen giebt, und man wird die Antwort haben. So oft die Gestalt gewechselt hat, unter der sich der Mensch die Idee Gottes vorgestellt, eben so oft hat auch sein Ideal in den Werken der Nachahmung sich geändert. Und die Hauptepochen in der Entwickelung der Religionen werden uns nicht allein die Phasen der Umwälzungen in den Künsten bezeichnen, sondern auch die Beschaffenheit einer jeden derselben kennen lehren.

Vor Allem muß jedoch auf den Unterschied zwischen Glauben und Poesie, Kultus und Kunst aufmerksam gemacht werden. Die letztere, indem sie durch faßliche Formen die Idee Gottes versinnlicht, wie dieselbe von den Völkern gedacht oder von der Ueberlieferung empfangen ist, muß diese Idee unvermeidlich verändern und umgestalten. Zuerst begnügt sie sich damit, die von dem Priesterthum geheiligten Typen nachzubilden. Sie nimmt auf diese Weise gewissermaßen an der Liturgie Theil. Keine Freiheit, keine Erfindung in der Wahl oder in der Form der dargestellten Gegenstände, und je fester der Glaube, desto unterthäniger der Künstler. Nach und nach jedoch tritt die Einbildungskraft an die Stelle der Gewohnheit. Die Formen vervollkommnen sich, sie gewinnen mehr Freiheit. Der individuelle Genius schafft sich im Heiligthume selbst einen eigenen Glauben; er ändert und erlaubt sich Neuerungen nach seinem Gutdünken; er folgt nicht mehr der Bahn der Vorfahren, sondern der, die er selbst sich bricht, so daß man wohl behaupten kann, die Kunst schreite nur auf Kosten der Ueberlieferung fort, und aus dem Kultus zwar hervorgegangen, aber zur Ketzerei sich hinneigend, ziele sie selbst auf Vernichtung ihres Ursprungs.

Die erste Religions-Epoche nun beginnt im Orient mit der politischen Geschichte der Völker von Hoch-Asien: sinnlicher Pantheismus, materielle Unendlichkeit, Naturdienst, Kultus des Gott-All, der Schöpfung, welche noch nicht die Oberherrlichkeit des Menschen erfahren hat. Durch welche Art sichtbarer Kunst wird diese Religionsform wohl darstellbar seyn? Es wäre dafür eine Kunst zu entdecken, die sich bis zu einer gewissen Vollkommenheit zu erheben vermöchte, ohne daß die Gestalt des Menschen ihr Gepräge darauf zurückließe. Giebt es eine solche? Ja, eine einzige, die Baukunst. Gewiß, weder die Säulen, noch die Giebel, noch die Hallen sind nach dem Muster der menschlichen Gestalt gebildet. Die Kapitäle können wohl an aufblühende Palmbäume und Bärenklau erinnern, die Obelisken an die Granitspitzen des Thals von Aegypten; aber in allen diesen Dingen ist es die Natur allein, die geologische oder vegetabilische, welche dem Künstler sitzt; nicht die Menschheit, die in diesen Werken noch fehlt. Hierzu kommt, daß unter allen Künsten die Architektur diejenige ist, welche sich am meisten für den Geist einer in Kasten getheilten Gesellschaft eignet. Sie ist meist das Werk mehrerer Generationen, nicht das eines Einzelnen. Ein ganzes Volk legt Hand an den Bau der Pyramiden, und Niemand läßt seinen Namen darauf zurück. Aus diesem doppelten Grunde, der in der religiösen und politischen Verfassung wurzelt, wird der Geist des Orients von der Baukunst repräsentirt. Im Orient zuerst erreicht diese Kunst, vor allen anderen, einen Grad der Erhabenheit, der noch gestern erst die Französische Armee unter den Ruinen von Theben zur lautesten Bewunderung hinriß.

Die zweite Revolution in der Geschichte der Religion brach in Griechenland aus. Hier war es, wo die Menschheit zum erstenmal sich selbst anbetete. Welche Kunst wird aus dieser neuen Phase der Idee Gottes entspringen? Wer wird es seyn, der die Apotheose des Geschöpfs unternimmt und die Menschheit auf das Piedestal stellt? Wer anders als der Bildhauer? Dies also ist Griechenlands Kunst, ihm gehört sie eigentlich an, und aus diesem Ursprunge entstehen auch die Hauptgesetze für sie. Wenn die Bildhauerkunst, ihrem Wesen nach, die Apotheose des Menschen ist, wenn sie das Menschengeschlecht darstellt, welches den Olymp zum Piedestal genommen, folgt daraus nicht nothwendig, daß sie ihr Modell vergöttlichen, daß sie es von allem Veränderlichen, Ephemeren, Sterblichen entkleiden muß? Ohne Zweifel. Es muß allen Wechseln von Zeit und Ort enthoben seyn, oder, mit anderen Worten, die Skulptur hat den reinen abstrakten Menschen darzustellen. Sie wird ihn in das Göttliche hüllen, wie in einen Mantel. Sie wird mehr den Geist eines ganzen Lebens, als einen besonderen Moment desselben auszudrücken suchen. Der Gegenstand ihrer Nachahmung ist der idealisirte Mensch, der in seinem Stolz schon den Olympischen Trank gekostet. Sie bedarf für ihre Darstellungen mindestens der Personen von Halbgöttern, wo nicht der Götter selbst. Mit einem Wort, die ganze Skulptur ist eine Apotheose. Als heidnische Kunst, wird sie auch im Heidenthum ihre ganze Höhe erreichen.

Bei den Römern, wo die Religion in gewisser Hinsicht dieselbe war, wie bei den Griechen, schien auch die Kunst dieselbe zu seyn. Aber mit dem Ideal war auch sie gesunken. An die Stelle der Mensch-Anbetung auf dem Olympus hatten sie den Kultus der politischen Stadt gesetzt. Auch waren die Künste, in denen sie sich als wirkliche Erfinder zeigten, solche, die zur Verschönerung der Stadt dienten, nicht Statuen und Tempel, sondern Thore, Straßen, Triumphbögen und andere Denkmäler, welche die Apotheose der Stadt bezeichneten und aus Rom die ewige Stadt oder die Wohnung der Erdengötter machten.

Mit dem Christenthum war eine neue religiöse Revolution vollbracht, und aus dieser Revolution entsprang eine andere in den Künsten; ja, sie erzeugte gewissermaßen eine ganz neue Kunst. Die Menschheit, bis dahin von den Griechen apotheosirt, erniedrigt im Angesicht des Schöpfers; sie prunkt nicht mehr mit Jupiters Zügen. Das heidnische Sinnenthum wird verworfen, das Kreuz ist das Symbol dieses neuen Idealismus, und eine minder fühlliche Kunst, denn sie bezieht sich nur auf den Sinn des Auges, wird vorzugsweise die der christlichen Zeiten: die Malerei. Was bleibt in ihr von der Apotheose des Menschen? Die Personen erscheinen nicht mehr erhöht auf einem Piedestal, das sich über die ganze sichtbare Welt emporhebt. Sie leben nicht in ewiger Unerschütterlichkeit, nicht in der himmlischen Ruhe des Empyreums. Im Gegentheil, sie sind die Beute aller Leidenschaften des irdischen Lebens, umgeben von allen Einzelheiten der Zeit und des Orts, so treu sie sich nur wiedergeben lassen; der Mensch wird nicht mehr abstrakt betrachtet, sondern als ein bestimmter Mensch in einem besonderen Moment. Daher führt in das Gebiet dieser Kunst Alles, was dazu dient, den individuellen Charakter zu bezeichnen: Kostüm, Farbe, Ton der Gegenstände, und so hat die göttliche und menschliche Person, nachdem sie vom Christenthum geheiligt worden, bei den Neueren das Reich der Malerei begründet. (Schluß folgt)

Mannigfaltiges.

— **Zwei neue Englische Schauspiele.** Das Englische Drama, das in unserer Zeit fast noch mehr heruntergekommen war, als das Deutsche, scheint sich regeneriren zu wollen. Wenigstens wird aus London berichtet, daß in jeder der beiden letzten Wochen ein neues Schauspiel, das eine von Edw. Lytton Bulwer und das andere von Sheridan Knowles, mit außerordentlichem Beifall und, wie es scheint, auch mit nachhaltigem Erfolg aufgeführt worden sey. Bulwer sowohl als Sheridan Knowles haben sich in der letzten Zeit vorzugsweise der Bühne zugewandt, und mit jedem neuen Stücke scheint ihre Popularität zu steigen. Der „See-Capitain" oder „das Geburtsrecht", von Bulwer, spielt in der Zeit der Elisabeth und hat einen ähnlichen Stoff wie „Richard Savage", nämlich einen Sohn zum Gegenstand, der seine Mutter sucht und den seine Liebe zu der ihm unbekannten Mutter in die unglücklichsten Konflikte bringt. Da jedoch dramatische Stoffe mit einem tragischen Ausgang in England jetzt verpönt zu seyn scheinen, so nimmt auch der See-Capitain gegen man ein viel glücklicheres Ende als Richard Savage. Nicht minder fröhlich schließt das neue Drama von Sheridan Knowles, welches „Liebe" heißt, gewiß eine seltsame Benennung, da sie füglich jedem Schau-, Trauer- und Lustspiele in der Welt beigelegt werden könnte. Indessen hat sich doch Herr Sheridan Knowles in jenem Stücke die Verherrlichung der Liebe zur besonderen Aufgabe gemacht. Es ist die Liebe eines Leibeigenen zu einer Herzogs-Tochter, die jenem den höchsten Adel der Seele und dieser die Gewalt über sich verleiht, ihren Stolz zu bezwingen. Das Stück spielt in Deutschland und zwar zu einer Zeit, wo die Ritter und Turniere noch im höchsten Flor waren, am Hofe eines Herzogs von Kärnthen. Herr Sheridan Knowles läßt darin eine selbstregierende Deutsche Kaiserin auftreten, eine Kaiserin-Jungfrau, wie es jetzt eine Königin-Jungfrau in England giebt. Man sieht, daß Herr Sheridan Knowles auch darin seinem großen Vorbilde Shakespeare nachahmt, daß er sich blutwenig um die ausländische Geschichte kümmert.

— **Komprimirter Torf.** Die Literary Gazette vom 9. November berichtet Wunderdinge über dieses neuentdeckte Surrogat der Steinkohlen. Die Maschine, die Lord Willoughby de Eresby zur Komprimirung des Torfes hat herstellen lassen, liefert ein so vorzügliches Resultat, daß die dadurch gewonnenen Torf-Steinkohlen den echten nicht bloß gleichen, sondern sie auch in einem Stücke noch übertreffen. Die echte Kohle ist nämlich nicht ganz frei von Schwefel, und dieser ist namentlich bei der Fabrication des Stahls sehr nachtheilig. Nun machen die Herren Philp und Whicker, Eigenthümer der berühmten Stahlwaaren-Fabrik von Savigny und Comp. in London, bekannt, daß die mit Hülfe des komprimirten Torfes hergestellten Fabrikate alle früher mit Steinkohlen bearbeiteten bei weitem übertreffen. So viel uns bekannt ist, hat die Kompressions-Methode des Lord Willoughby de Eresby auch bereits in Deutschland Eingang gefunden. Falls sie sich, wie es den Anschein hat, bewährt, so möchte diese Erfindung für unser Vaterland noch viel wichtiger seyn, als für England selbst, das ja so reich an trefflichen Steinkohlen ist.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 140. Berlin, Freitag den 22. November 1839.

Aegypten.

Ueber den Weinbau, das Weinpressen und das Aufbewahren des Weins bei den alten Aegyptern.

Vom General-Lieutenant von Minutoli.

(Hierbei eine lithographirte Tafel.)

Daß der Weinbau in verschiedenen Provinzen des alten Aegyptens betrieben ward, geht theils aus mehreren bildlichen Darstellungen hervor, die man auf den Denkmälern dieses Landes findet, (namentlich in den Grabesgrotten zu Ilithia, dem heutigen Eleids, zu Theben und den in der Nähe der großen Pyramiden gelegenen, in welchen man Weingärten, die Weinlese, das Auspressen der Trauben, das Aufbewahren des Mostes ꝛc. abgebildet sieht) theils ist dies aus mehreren Stellen der alten Klassiker zu ersehen. So baute man nach Diodor und Athenäus die Weinrebe in mehreren Nomen dieses merkwürdigen Landes an, und nach diesem letzten Schriftsteller soll der erste Weinstock in Aegypten bei Plinthina gepflanzt worden seyn. Athenäus läßt sich nämlich folgendermaßen über den in diesem Lande gewonnenen Wein aus: „Es giebt Wein von mehreren Sorten, die sich durch den Geschmack und durch die Farbe unterscheiden, — der von Koptos in der Thebaide ist z. B. so leicht und verdaulich, daß man ihn selbst den Fieberkranken zu trinken erlaubt.“ Strabo 17. spricht dagegen von dem Weine, der in Arsinoi, dem jetzigen Fayoum, wächst, und andere Schriftsteller wiederum von dem, der in der Gegend von Mendes und von Alexandrien gewonnen wird. Strabo behauptet, indem er die Umgegend dieser letzten Stadt aus eigener Anschauung beschreibt, daß guter Wein daselbst wachse, und daß besonders der Mareotische, wenn er umgefüllt würde, sich sehr lange erhalten solle. Athenäus sagt ebenfalls: „Der Mareotische ist ein herrlicher weißer Wein von würzigem Geruche, der den Harn treibt und den Kopf nicht einnimmt; allein derjenige, der auf der Landenge zwischen dem Meere und dem See wächst und den man den Tainotischen nennt, ist von noch vorzüglicherer Güte und von dunkelgelber Farbe.“ Und darf man den Worten des Horaz Glauben beimessen, so genoß Kleopatra zuweilen des Weines aus der Umgegend des Mareotis im Ueberfluße.

Plinius theilt uns von den Aegyptischen Weinen Folgendes mit: „Der Sebenitische (Wein) wird aus folgenden drei Sorten von Trauben verfertigt: aus den Thacischen, denen von Aethalos und von Peuce.“ Auch Virgil spricht von dem Thacischen Weine, der im leichten Boden am besten gedeihe.

Daß der Weinbau in Aegypten noch auf anderen Punkten, so wie in mehreren angränzenden Ländern, betrieben wurde, geht ebenfalls aus dem Strabo und dem Lucan hervor. Nach ersterem Klassiker war der Libysche, den man mit Meerwasser zu vermischen pflegte, in schlechtem Rufe und besonders der von Antiphrae verspottet; Lucan erzählt uns, indem er ein Nachtmahl des Cäsar und der Kleopatra beschreibt: „daß man ihnen auf goldenen Schüsseln alle Götter Aegyptens, sowohl vierfüßige (Thiere nämlich) als auch Flügelwerk, auftischte und ihnen in mit Edelsteinen verzierten Gefäßen nicht Mareotischen, sondern den edlen Wein, den Meroe in der kurzen Zeit von wenig Jahren unter dem Einfluße der Sonne reifen sieht, die brennend genug ist, um selbst den Falerner zu verderben, einschenkte.“

Daß damals in Meroe Wein wuchs und vielleicht jetzt noch wächst, ist um so weniger zu bezweifeln, als der Portugiesische Reisende Alvarez zu seiner Zeit Wein in Habyssinien hat pressen sehen, welches Land doch noch südlicher als Meroe liegt, und nach Ibn-Selim im Distrikt von Sesdikal Wein wächst, auch im Süden von Dongola, gegen Aloa hin, die Zahl der fruchtbaren Felder und Weinberge doppelt so groß seyn soll, als in jenem Landstriche.*) Dies stimmt zwar nicht mit Shaw's, Humboldt's und Whewell's**) Ansichten überein, welche der Meinung sind, daß der Weinstock in so

*) Siehe Burkhard's Travels etc. Tom. III. p. 496.

**) In seinem Werke, betitelt: Astronomy and general Physics. London, 1835.

dürren und brennenden Breitengraden schwerlich gedeihen könne; indem der letztere Gelehrte gradezu behauptet, daß der Weinstock nur zwischen den Breitengraden fortkomme, deren mittlere Temperatur 8—14° Reaumur betrüge, daß folglich die zum eigentlichen Nutzen verwendbare Kultur des Weinstocks, auf beiden Hemisphären, sich kaum bis zum 30sten Grad der Breite nähere, einige Berge und Inseln jedoch ausgenommen, als zum Beispiel Teneriffa und Ferro, deren mittlere Temperatur 18½° beträgt, wo man indessen zwar einige Weinstöcke in den Gärten, aber keinen eigentlichen Weinbau antriffe.*)

Der Französische Reisende Pacho sah bei Natroan in der Pentelika nahe am Meeresufer Weinstöcke zwischen den Felsenspitzen, die er für Ueberbleibsel aus der Griechischen Zeit hält; vielleicht stammen sie aber auch von den später eingewanderten Römern her.**)

Zu welcher Zeit übrigens der Weinbau in Aegypten eingeführt ward, hat man bisher nicht mit Bestimmtheit zu ermitteln vermocht. Diodor versteigt sich hierbei bis in die Fabelzeit hinauf, indem er geradezu behauptet, daß Osiris die Kunst, den Wein zu bereiten, in jenem Lande eingeführt habe. Aehnliche Sagen haben sich ebenfalls über den Anbau des Weinstocks und der Anfertigung des Weins in anderen Ländern verbreitet; denn so behauptet z. B. Athenäus, daß Orestes, Sohn des Deukalion, den Weinstock zuerst in Sicilien, Saturnus auf Kreta, der König Gerion in Spanien, Bacchus in Indien, und andere Schriftsteller, daß der Altvater Noah denselben in Syrien zuerst angepflanzt haben soll. Der Wein sey eine Gabe Gottes, sagen Andere, den er dem Menschen, zum Troste nach der Sündfluth, ertheilt habe.

Daß der Genuß des Weins und anderer gegorener Getränke den Aegyptern erlaubt war, ersehen wir unter Anderen aus dem Ameshion; nach dem Herodot und dem Porphirius, erhielten die Priester täglich, nächst Rind- und Gänsefleisch, noch eine Portion Traubenwein (im Gegensatz von Obst und Gerstenwein oder Bier, das aus Gerste angefertigt ward und statt des Hopfens einen Zusatz von Wolfsbohnen oder bitteren Wurzeln erhielt); allein sie mußten sich dessen, wie die Juden, bei den heiligen Gebräuchen enthalten, und nur in gewissen Tempeln und bei besonderen religiösen Feierlichkeiten pflegten sie das den Göttern zum Opfer dargebrachte Fleisch auf den Altären mit Wein zu begießen; denn im Tempel von Heliopolis z. B. waren ähnliche Libationen verboten. Dessenungeachtet soll aber der Verbrauch des Weins sehr bedeutend gewesen seyn. Nach dem Diodor durften die Könige nur ein bestimmtes Maaß davon trinken; allein sie überschritten nicht selten dies Gesetz, wie uns dies unter Anderem von Mycerin und Amasis kund geworden ist. Daß die anderen Kasten ebenfalls dergleichen Exzesse zu begehen pflegten, ersehen wir aus der Darstellung auf beiliegender Tafel Fig. 16 und 17, die aus einer Grabesgrotte zu Beni-Hassan entnommen ist; denn hier erblickt man zwei betrunkene Aegypter, die von ihren Dienern nach Hause getragen werden. Juvenal läßt sich in Sat. XV. 45. folgendermaßen über die Bewohner von Ombos aus: — — — Sed luxuria Barbara famoso non cedit turba Canopo etc.

Plutarch ist der Meinung, daß den Beherrschern Aegypten's die Erlaubniß, Wein zu trinken, erst unter der Regierung des Psammetich eingeräumt worden, und Paw, daß dieser und Amasis, die Beide mit den Griechen in genauerem Verkehr standen, ihren Weinbedarf von diesem Volke über Naukratis bezogen hätten. Er beschuldigt den Athenäus des Irrthums,

*) Aus den obigen Angaben scheint hervorzugehen, daß entweder einige Pflanzenarten in verschiedenen Ländern ihre Heimath haben oder durch die Kultur unseren Klimaten angeeignet worden sind; denn so fanden z. B. d'Urville, Forster und Brongniart an der Küste von Patagonien und auf den Falklandsinseln Pflanzen, die mit den unsrigen identisch waren.

**) Der Weinstock wird bekanntlich sehr alt und stark, so daß man ihn nach Plinius Lib. XIV. c. 1. zu den Bäumen zählte. („Vites jure apud priscos magnitudine quoque inter arbores numerabantur.“) „Man erblickt in der Stadt Populonium“, sagt er daselbst ferner, „eine Bildsäule des Jupiter, die aus einem einzigen Stück Rebholz angefertigt ist und dennoch keine Spur von Verwesung an sich trägt. Zu Metapont war der Tempel der Juno auf Säulen von ähnlichem Holze gestützt, und eben so war der Dachstuhl des Tempels der Diana in Ephesus aus Cyprischem Rebholz angefertigt, welches ebenfalls sich unzerstört zeigte.“ Ja, Strabo behauptet, daß man zu Margiana Weinstöcke angetroffen habe, die so stark waren, daß zwei Menschen sie nicht umspannen konnten.

weil dieser behauptet, daß die Stadt Anthilis, sammt den sie umgebenden Weinbergen, den Königinnen von Aegypten als Apanage zugetheilt worden wäre; indem diese Stadt erst nach der Eroberung von Aegypten durch Kambyses den Beherrscherinnen Persiens überwiesen worden sey, worauf sie alsdann den Namen Gynäcopolis oder Frauenstadt erhalten haben soll.

Den einheimischen Frauen war ebenfalls der Genuß des Weins erlaubt, wie dies aus mehreren Abbildungen auf alten Denkmälern, welche Tafelfreuden darstellen, hervorgeht. Daß auch das zarte Geschlecht hierbei nicht immer mäßig blieb, geht aus der Darstellung Fig. 18 hervor, die man zu Theben findet. In Griechenland scheint eine ähnliche Sitte geherrscht zu haben, denn es tadelt unter Anderem Athenäus den mit dem Wein getriebenen Mißbrauch sehr. Die Römer scheinen hierin gewissenhafter gewesen zu seyn, indem z. B. Ognatius Mecennius seine Frau dem Tode weihte, weil sie das Verbot des Weintrinkens überschritten hatte.

Durch jene Rüge Paw's wird aber die Behauptung des Athenäus, daß Anthilis damals den Weinbau betrieben habe, nicht widerlegt. Dies schließt freilich auch den Umstand nicht aus, daß dennoch viel fremder Wein in Aegypten eingeführt worden sey; denn so soll z. B. nach der Aussage Herodot's jährlich zweimal eine bedeutende Menge in irdenen Jarren eingebracht worden seyn, worauf die leeren Gefäße nach Memphis geschafft, daselbst mit Nilwasser angefüllt und alsdann nach der Syrischen Gränze gebracht wurden.

Unter den Ptolomäern und den ihnen folgenden Römern mag allerdings der Weinbau in Aegypten zugenommen haben und mögen auch Griechische oder andere fremde Weinstöcke eingeführt worden seyn, wie dies bereits aus den oben angegebenen und durch Plinius angeführten dreierlei Sorten, wenigstens der Etymologie nach, hervorzugehen scheint, bis dies Land endlich durch die Araber erobert ward, die den Gebrauch des Weins aus diätetischen Rücksichten untersagten oder wenigstens sehr beschränkten und auf diese Weise natürlich den Weinbau nach und nach verfallen ließen.

Daß der Wein bereits im höchsten Alterthume in großer Menge in Aegypten angebaut worden seyn mag, ersehen wir ebenfalls aus den Büchern des alten Bundes; dafür spricht namentlich folgende Stelle im 4ten Buch Moses, Kap. 20 V. 5: „Und warum habt ihr uns aus Aegypten geführt an diesen bösen Ort, da man nicht säen kann, da weder Feigen, noch Weinstock, noch Granatäpfel sind."

Während meiner Anwesenheit in Aegypten fand ich bei Esneh in der Thebaide Trauben, wenigstens aß ich dergleichen im Monat Januar 1821, die man für mich vom Stocke gepflückt hatte. In der Provinz Fayoum trifft man noch viele Reben an, die auf dem Boden nachläßig fortranken, vortreffliche Trauben tragen, die man meistens als Frucht zu genießen pflegt, aus welchem aber Christen und Juden sich heimlich Wein bereiten. Ich fand ebenfalls in der Oase des Jupiter Ammon-Reben, wodurch abermals die Aussage Strabo's, der behauptet, daß in dieser Oase Wein wachse, bestätigt wird, ungeachtet der Französische Akademiker, Herr Letronne, der Meinung ist, daß hierunter Palmwein zu verstehen sey, der (oder vielmehr Palmbranntwein) daselbst allerdings heimlich zubereitet und genossen wird. Es gelang mir auch, dergleichen, wie ich dies bereits in meinem Reiseberichte anführte, durch die Vermittelung des meine Karawane führenden Scheiks und meines Mamelukens, der den von mir mitgenommenen Wein nicht verschmähte, insgeheim zu erhalten und zu kosten.

In der Umgegend von Beni-Hassan, Theben und den großen Pyramiden mag der Weinbau bereits im höchsten Alterthume betrieben worden seyn; man findet in den dortigen Grabesgrotten, außer den vielen Gegenständen, die Bezug auf das priesterliche und kriegerische Leben der alten Aegypter haben, auch Scenen aus dem bürgerlichen und häuslichen Leben dieses Volkes, unter den mannigfaltigsten Modalitäten, und unter diesen ebenfalls den Weinbau, die Weinlese und selbst die Aufbewahrung des Weins abgebildet. Der verstorbene Louis Regnier aus Lausanne, der die Französische Expedition als Gelehrter und Beamter begleitete, versicherte mir, in einer Grabesgrotte in der Nähe der Pyramiden ähnliche Abbildungen, die Bezug auf den Weinbau und die Weinlese hatten, gesehen zu haben. Champollion ist es aber gelungen, auf Aegyptischen Denkmälern Hieroglyphen zu entdecken, die den Weinbau bezeichnen *), und eben so eine Opferscene zu ermitteln, auf der sich weiße mit rothem Wein angefüllte Flaschen fanden, die, seiner Meinung nach, aus einem hohen Alterthum stammen sollen. Der Engländer Wilkinson hat ebenfalls in seinem interessanten Werke über Aegypten **) eine Hieroglyphe, die den Weinstock oder den Weinbau darstellt, so wie mehrere auf diesen, auf das Weinpressen und das Aufbewahren dieses Getränkes sich beziehende Abbildungen, aus jenen Grabesgrotten beigebracht. Fig. 9 zeigt jene den Weinstock oder den Weinbau bezeichnende Hieroglyphe. Desgleichen findet man in den Hypogeen häufig irdene oder hölzerne Gefäße, auch Körbe von Dattelbast mit Trauben gefüllt, die man den unterirdischen Göttern wahrscheinlich als Sühnopfer dargebracht hatte.

Da jene Grotten von Beni-Hassan bis zu dem Pharao Osirtasen hinaufreichen, der ums Jahr 1740 vor unserer Zeitrechnung lebte und folglich ein Zeitgenosse Joseph's war, der im 40sten Kap. der Genesis bei der Auslegung der Träume des Bäckers und Schenken ebenfalls des Weins erwähnt; da ferner der Ursprung Thebens bis in das graueste Alterthum hinaufreicht, die Grotten in der Nähe der Pyramiden, d. h. diejenigen, die man in dem Felsen von Kassres-Seyed, dem alten Chenoboskion, antrifft, nach der Vermuthung Champollion's, Rosellini's und Wilkinson's, älter als die von Beni-Hassan seyn und noch vor der Ankunft Abraham's in Aegypten erbaut seyn sollen, so sprechen jene Darstellungen für eine sehr weit hinaufreichende Kultur des Weinstocks.

Ich werde nunmehr einige aus dem Wilkinsonschen Werke entnommene Darstellungen, die Bezug auf den Weinbau rc. haben und die ich selbst an Ort und Stelle sah, hier beibringen und zu deuten versuchen.

Die Reben wurden im alten Aegypten entweder an Wänden oder Geländern, die theils aus Stangen oder Latten bestanden, die auf verzierten und oft selbst bemalten Pfeilern oder Säulen, oder auf bloßen hölzernen Gabeln ruhten, und auch in Lauben, Bogengängen und einzeln stehenden Stöcken gezogen; denn die Sitte, solche nach der Weise der alten Römer und der heutigen Italiäner an den Bäumen ranken zu lassen *), scheint bei den alten Aegyptern nicht üblich gewesen zu seyn, wenigstens geht dies aus den mir bisher bekannten Darstellungen des Weinbaus auf ihren Denkmälern nicht hervor. Fig. 1 und 4 zeigen ähnliche an Geländern und Fig. 15 in einzelnen Stöcken gezogene Reben; Fig. 2 aber dergleichen in Bogengängen angelegte. Wenn der Wein anfing zu reifen, dann mußten mit Schleudern bewaffnete Knaben die sich demselben nähernden Vögel zu verscheuchen suchen. Fig. 3 zeigt einen in dieser Art beschäftigten jungen Aegypter.

Der Wein pflegte im Monat Epiphi, welcher am 25. Juni beginnt, zur Weinlese reif zu werden, welcher Umstand aber das frühere oder spätere Reifen einzelner an Spalieren oder Wänden gezogenen Trauben nicht ausschloß. Die zum Essen gepflückten Trauben wurden in flache Körbe gelegt und mit Laub bedeckt, die zum Pressen bestimmten aber in tiefe Körbe oder Kübel geschüttet, die alsdann entweder auf dem Arme, auf der linken Schulter, auf dem Kopfe oder vermittelst einer Trage über beide Schultern nach der Weinpresse getragen wurden. Fig. 1, 2, 4, 7 und 15 zeigen mehrere mit Pflücken und Tragen der Trauben beschäftigte Aegypter. Ob man sich auch der Affen zur Weinlese bediente, vermochte ich bis jetzt nicht zu ermitteln. Fig. 5, welche Darstellung man in einer Grabesgrotte zu Beni-Hassan findet, zeigt nämlich einen Baum, vielleicht einen Sykomorenbaum, auf welchem drei Affen sitzen, wovon zwei mit Pflücken der Früchte desselben beschäftigt sind, während der dritte mit Essen auf eigene Rechnung sich beschäftigt. In der Provinz Jumna, im südlichen Habyssinien, soll man die Affen zu mancherlei häuslichen Verrichtungen abrichten und sich derselben besonders als Fackelträger bei Nachtmahlen bedienen, wobei sie zwar manchmal ihres Amtes vergessen und Unordnungen anrichten, allein bald wieder durch den Stock und durch Fasten zur Ordnung zurückgeführt werden.

Nach vollendeter Weinlese ließ man die einzeln stehenden Weinstöcke durch die Ziegen abweiden, wie dies Fig. 15 zeigt. Bei den Römern scheint dasselbe üblich gewesen zu seyn; denn so sagt Horaz B. II. Sat. 4. 43:

„Vinea submittit capreas non semper edules."

Der Wein wurde auf verschiedene Art gepreßt, denn so benutzte man hierzu z. B. die Hand- und die Fußpresse unter verschiedenen Modalitäten. So wurden unter Anderem bei der ersten Art die Trauben in einen Sack geschüttet, zwei Stangen durch beide Enden desselben gesteckt und jener alsdann über ein großes Gefäß gehalten, in welches nunmehr der Traubensaft vermittelst des Zusammendrehens des Sacks gepreßt wurde. Fig. 11 zeigt eine solche Darstellung, die aus einer Grabesgrotte in der Nähe der Pyramiden entnommen ist. Merkwürdig ist die Prozedur der mit dieser Arbeit beschäftigten fünf Aegypter.

Fig. 19, die man in einer Felsengrotte zu Beni-Hassan abgebildet findet, zeigt einen ähnlichen Sack, der aber zwischen einem Rahmen angebracht und befestigt ist, das eine Ende desselben nämlich vermittelst einer Schleife, während das andere, welches ebenfalls mit einer Schleife versehen, durch den Rahmen gezogen ist und durch drei Handlanger, vermittelst eines durchgesteckten Stabes, herumgedreht und auf diese Weise der Traubensaft in ein unterhalb des Sacks angebrachtes Gefäß hineingepreßt wird. Ein vierter Handlanger ist mit dem Sack selbst beschäftigt.

Die Fußpresse war, wie die Darstellungen Fig. 7 und 8 zeigen, die man in den Grabesgrotten von Theben abgebildet findet, gestaltet. Vielleicht gab es aber noch mehrere Arten derselben. In Fig. 7 erblickt man zuerst links ein paar Weinstöcke, die wahrscheinlich den Weingarten oder Weinberg andeuten sollen, desgleichen zwei Aegypter, die mit Trauben angefüllte Körbe oder

*) Hier setzen wir freilich voraus, daß dieses Aegyptologen Erklärungen der Hieroglyphen auch die Feuerprobe einer strengen Kritik aushalten; denn es scheint mir, als mystificire er zuweilen einen Theil des zu leichtgläubigen Publikums. Vielleicht gelingt es aber dennoch den vereinten Bemühungen thätiger Archäologen und Paläographen, auch über diesen interessanten Gegenstand mehr Licht zu verbreiten.

**) Betitelt: Manners and customs of the ancient Egyptians etc. in three Vol. London, 1837.

*) Horaz bezeichnet dies in seiner II. Epode V. 9 und 10 durch folgende Worte:

„Ergo aut adulta vitium propagine
Altas maritat populos."

...ibel nach der Presse bringen. Diese ist mit Säulen und Schnitz... ...k verziert und blau, roth, gelb und grün bemalt, und auf derselb... ...s erblickt man fünf Aegypter, welche die Trauben mit bloßen...

... der unmittelbarsten Form, ...

Unendlichen erwachenden Menschheit. Sie besingt das Ewige ohne Rücksicht auf Zeit, den Gott im Geschöpf, das Wesen an sich, nicht die einzelnen Wesen. Hiermit beginnt jede Civilisation; als Poesie des Tempels und der Kirche, die einzige, welche Plato ...

Digitized by Google

weil dieser behauptet, daß die Stadt Anthilla, sammt den sie umgebenden Weinbergen, den Königinnen von Aegypten als Apanage zugetheilt worden wäre; indem diese Stadt erst nach der Eroberung von Aegypten durch Kambyses den Beherrscherinnen
Persiens
Gynäkopoli

Den e
erlaubt,
mälern, w
das zarte
der Darst
Griechen
denn es
getriebene
hafter gen
Frau dem
überschritt

Durch
Athenäus,
nicht wide
daß denno
sey; denn
mal eine
den seyn,
selbst mit
Gränze ge

Unter
allerdings
mögen au
worden se
durch Pli
Etymologi
durch die
didactischen
ten und a
verfallen

Daß
Menge in
ebenfalls
namentlich
„Und wa
bösen Ort
Weinstock

Währe
neh in de
im Monat
hatte. In
an, die au
ben tragen
welchem a
Ich fand e
durch aber
dieser Oase
zösische Ak
unter Pal
branntwe
nossen wird
reits in m
des meine
luken, der
insgeheim

In de
großen Pyr
thume bei
Grabesgrot
auf das v
haben, auch
dieses Volk
diesen eben
bewahrung
nier aus La
und Beam
der Nähe
den Weinba
pollion ist e
glyphen zu e
eine Opfer
Wein anges
aus einem
Wilkinson
Aegypten
Weinbau d
pressen und
Abbildungen
jene den We
Desgleichen
hölzerne Ba

fällt, die man den unterirdischen Göttern wahrscheinlich als Sühnopfer dargebracht hatte.

Da jene Grotten von Beni-Hassan bis zu dem Pharao Osirtasen hinaufreichen, der ums Jahr 1740 vor unserer Zeit

---

*) Hier fe
der Hieroglyph
es scheint mir
Publikums.
thätiger Archäo
genstand mehr

**) Betitelt
Vol. London,

Digitized by Google

:l nach der Presse bringen. Diese ist mit Säulen und Schnitz verziert und blau, roth, gelb und grün bemalt, und auf dersel erblickt man fünf Aegypter, welche die Trauben mit bloßen ien stampfen, wobei sie sich aber an eben so vielen an dem oberen chalken angebrachten Leinen festhalten. Zur rechten Seite der presse erblickt man einen anderen Aegypter, der bemüht ist, Most aus dem Trog, der vor dem Hahn des Kastens ange ist, mit einem Gefäße zu schöpfen, um solchen alsdann in hinter ihm aufgestellte Jarre oder Amphora einzufüllen. Halb erblickt man noch drei auf Ständern angebrachte Wein be, die wahrscheinlich bereits angefüllt aber noch nicht bedeckt vielmehr verstopft sind.

Diese letzte Art, den Wein zu keltern, war auch bei den ältern üblich, wie dies aus mehreren Stellen der heiligen ift hervorgeht; denn so heißt es z. B. im 13. Kap. v. 15 des des Nehemia: „Zu derselben Zeit sah ich in Judá Kelter am Sabath.“ Daß auch die Römer den Wein mit den n zu keltern pflegten, ersehen wir aus einer Mosaik, die zu aufgefunden ward, auf welcher man drei bekränzte Kna tanzend und springend den Wein mit den Beinen keltern , so wie aus folgender Stelle des Virgil's (Georg. II. 7.):

— — — — — — „nudataque musto
Tinge novo mecum direptis crura cothurnis.“

Der Wein wurde in Jarren oder Amphora's von mannig zer Gestalt aufbewahrt. Fig. 6, die aus einer Grabesgrotte r Nähe der Pyramiden entnommen ist, zeigt zwei Aegypter, beschäftigt sind, eine Jarre anzufüllen. Die angefüllten ße wurden alsdann sorgfältig zugepfropft, oder mit Deckeln hen, die mit Nilschlamm, Thon, Gyps, Kalk, Harz, u. a. m. ietisch verschlossen wurden, und auf welchen man alsdann ens einen Stempel einzudrücken pflegte. Hiernächst wurden Jarren, falls sie wie die Griechischen oder Römischen einen n Fuß hatten, entweder, wie Fig. 10 zeigt, auf einen ausge zen Untersatz oder mit dem Fuße im Sande gegen die Keller er aufgestellt oder angelehnt. Fig. 6, 7, 8, 11, 12 und 13 n mehrere ähnliche verschlossenene Jarren von verschiedener n.

Nach dem Herodot, II. 121, soll man zur Zeit des Ramp den Wein ebenfalls in Schläuchen aufbewahrt haben. Die ier nannten ähnliche Weingefäße auch Testae, denn so sagt raz I. 18. 2 und 3:

— „Graeca quod ego ipse testa
Conditum levi — — —.“

Daß der Aegyptische Wein nach der Gährung umgefüllt de, geht bereits aus der oben angeführten Stelle Strabo's vor, wenngleich die näheren Umstände hierüber nicht ange en werden.

Ob die Qualität des Weins, so wie dessen Alter, durch be dere Aufschriften bezeichnet wurde, vermochte ich bis jetzt nicht ermitteln. Vielleicht sollen die auf Fig. 11 befindlichen hiero phischen Zeichen dies andeuten. Bei den Römern war dies nigstens üblich, wie wir dies aus der 34sten Sat. des Pe nius ersehen.

Frankreich.

Edgar Quinet über das Wesen der Kunst.

(Schluß.)

Ferner hat das Christenthum den Genius der Musik, wenn ot geschaffen, so doch wenigstens enthüllt, — dieser geistigen nst, denn man kann von ihr sagen, daß sie bis zur Seele dringt, : die Stimme des göttlichen Geistes, ohne Vermittelung der ne. Der Protestantismus, der von Anfang an die anderen nste aus dem Tempel verbannte, hat diese letztere beibehalten kultivirt. Sie ist übrigens diejenige, welche von allen am len einen formellen Glauben und ein durch Ueberlieferung gestelltes Symbol entbehren kann. Ihre Glanzperiode ist nicht des Glaubens, sondern die der Philosophie. Mozart und ethoven sind die Zeitgenossen Kant's und Hegel's.

Auf dem Gipfel aller Künste erhebt sich endlich die Poesie, in gewisser Hinsicht sie alle umfaßt. Sie ist Architektur, n sie zimmert und baut; Skulptur und Malerei, denn sie läßt dem inneren Auge die erkennbare Welt hervortreten und schil t sie ihm; besonders aber ist sie Musik und Harmonie, denn s ist ihr Wesen. Mit ihr ist die Leiter der sichtbaren Schön t erklommen. Wer höher an ihr hinaufsteigen will, der ver igt von der Kunst, was nur die Moral und die Religion ge ren können. Solche Verwirrung führt an den Abgrund, wo hwindel uns erfaßt. Jede Poesie, die ihre natürlichen Grän überschreiten will, geräth ins Leere; den Glauben hinter sich send, verfällt sie in Träumerei. Nach der regelrechten Ent ckelung der Griechischen Poesie in Athen, der Stadt der Schön it, kömmt die überspannte und ausschweifende in Alexandrien, Stadt des Mystizismus.

Nicht nur in allgemeinen Beziehungen zu allen anderen nsten steht die Poesie; sie theilt sich in mehrere Gattungen, e eine jede irgend eine besondere Aehnlichkeit mit der Architek r, oder mit der Skulptur, oder mit der Malerei haben. Zunächst, der unmittelbarsten Form, ist sie lyrisch, der erste Laut der im Unendlichen erwachenden Menschheit. Sie besingt das Ewige ohne Rücksicht auf Zeit, den Gott im Geschöpf, das Wesen an sich, nicht die einzelnen Wesen. Hiermit beginnt jede Civilisation; als Poesie des Tempels und der Kirche, die einzige, welche Plato in seiner Republik dulden wollte, nähert sie sich der religiösen Architektur. Ihre Strophen erheben sich wie heilige Säulen. Sie ist dazu gemacht, im Heiligthum wiederzuhallen; hier ist sie an ihrem Platz, hier kann sie ihre ganze Bedeutung entfalten. Dies ist die Dichtung des Priesterthums; da, wo es keine Theokratie gab, wie in Rom, war diese Hymnen-Poesie eine künstliche, wenn sie überhaupt sich hervorthat.

In zweiter Reihe steht die epische Poesie. Sie erhebt den Menschen auf das Piedestal, ja, sie betet ihn fast an. Was anders also, als daß sie ihre Personen unter demselben Gesichtspunkte betrachtet, wie die Bildhauerkunst? Sie vergrößert, erhöht dieselben, giebt ihnen zwölf Fuß. Auch gelten die meisten Gesetze der einen eben so für die andere. Es ist der Epopöe nicht genug, daß ihre Personen groß seyen; sie nimmt das Uebernatürliche zu Hülfe und macht Halbgötter aus ihnen. Da übrigens diese Gattung von Poesie hauptsächlich von Erinnerungen lebt, so blüht sie vorzüglich in den Zeiten, die reich sind an Familienüberlieferungen. Welche Sinnesart pflanzt aber am besten die Ueberlieferungen fort? Die aristokratische doch wohl? Und beschauen wir nun die Helden alle der heroischen Epopöe, so finden wir nicht einen einzigen, der nicht zur Kaste der Krieger oder der Edlen gehörte. Achill, Aeneas, der Cid, König Arthur, Karl der Große, keiner von ihnen ist aus der unteren Volksklasse hervorgegangen. Die heroische Epopöe war der Gesang der Krieger-Klasse unter den Indiern, unter den Griechen und in der christlichen Feudalzeit. Es ist das eigentliche Gedicht jeder Aristokratie.

Die dramatische Dichtung dagegen ist das Werk der Demokratie. Ueberall ist das Drama mit ihr groß geworden. Das Theater entwickelte sich in Grichenland unter der Demokratie der Jonier, nicht unter der Aristokratie der Dorier. Bei den Neueren erscheint es zuerst in der höchsten Gleichheit der Kirche, nicht im Schoße des Ritterthums. Die Mysterien wurden zuerst in den Kathedralen aufgeführt. Die Epopöe des Mittelalters, für die Ritter gedichtet, ward vor allen auf den festen Schlössern gesungen und rezitirt. Das Drama war stets für das Volk. Im Orient, bei den Hindus, war es aus der Reihe der heiligen Bücher ausgeschlossen. Im Abendlande giebt es so lange kein eigentliches Drama, als die Institutionen des Mittelalters dauern. Diese Dichtungsart ist erst seit zwei Jahrhunderten, seit der Emancipation des Volks, zu ihrer Vollkommenheit gelangt. Wenn übrigens das Drama mit einer der obengenannten Künste einige Aehnlichkeit hat, so ist es offenbar mit der Malerei; weder das Lustspiel noch das Trauerspiel verwandeln ihre Personen in Halbgötter, gleich der Skulptur und der Epopöe. Sie lassen ihnen ihr persönliches Wesen, zuweilen sogar ihre physische oder moralische Häßlichkeit. In dieser Hinsicht kann man die Malerei ein stummes Drama nennen und das dramatische Gedicht ein lebendiges Gemälde.

Baukunst, Skulptur, Malerei, Musik und Poesie, dies sind die Stufen, auf welchen die menschliche Einbildungskraft sich bis zur unsterblichen Schönheit zu erheben vermag. Sie bilden die Jakobsleiter, auf der die Phantasieen des menschlichen Geistes unaufhörlich emporsteigen. Mit dem einem Ende stützt sie sich auf die Erde, mit dem anderen berührt sie den Himmel. Sind dies aber wirklich die Künste alle, durch die man zur göttlichen Schöne hinanklimmen kann? Die erste und wichtigste von allen dürfte wohl noch fehlen. Die Neueren denken nicht daran in ihren Theorieen; die Alten aber hüteten sich, sie jemals zu vergessen. Diese höchste Kunst, welche sonst kann es seyn als die der Weisheit, Gerechtigkeit und Tugend, oder, um Alles in Ein Wort zu fassen, die Kunst des Lebens? Ist nicht in der That jedes Menschenleben in sich selbst ein Kunstwerk? Bringt nicht jeder Mensch bei der Geburt in seinem Innern ein moralisches Schönheits-Ideal mit auf die Welt, welches er allmälig durch seine Handlungen offenbaren, ausdrücken, verwirklichen soll? Ja, um es nur ganz herauszusagen, in Jedem von Euch ist etwas von einem Phidias, denn es lebt ein solches Etwas in jeglicher moralischen Kreatur. Ja, es ist jeder Mensch ein Bildner, der an seinem Marmor oder Thon so lange formen muß, bis er aus der verworrenen Masse seiner rohen Anlagen eine geistig freie Person herausgearbeitet. Der Gerechte, der seine Thaten nach einem göttlichen Vorbilde regelt, der, welcher zu sterben weiß, wenn es gilt, die Hülle des irdischen Lebens abzuwerfen, wie der Bildhauer den Marmor abwirft, um zur inneren Statue zu gelangen, Sokrates, der den Schierlingsbecher trinkt, der heilige Ludwig auf dem Aschenlager, Johanna d'Arc im Handgemenge, und wer noch? Napoleon? Ja, aber nicht Napoleon als Kaiser, sondern Napoleon auf der Brücke von Arçole; mit Einem Wort, jeder Held und jeder Heiliger, sie sind die äußerste Gränze und der höchste Gipfel der Schönheit auf Erden. Sie sind das Gedicht, das Gemälde, die Harmonie im höchsten Sinne des Worts, denn sie sind eine lebendige Harmonie, ein lebendiges Gedicht. Das Werk und der Werkmeister sind hier untrennbar eins; darüber hinaus giebt es nichts als die Gottheit selbst.

Digitized by Google

Napoleon's Esprit. *)

Genie und Esprit finden sich selten zusammen, was gar kein Wunder ist: denn jenes hat es mit der Tiefe der Dinge, dieser mit ihrer Oberfläche zu thun.

Man hüte sich, denen zu glauben, die Einem im Doktorton versichern, daß Nichts so verbreitet ist wie der Esprit, und daß diese Waare auf den Straßen zu finden sey. Viele hört man vornehm ausrufen: „Wer hat nicht heutzutage Esprit?“ Solchen Leuten antworte man nur: „Erstens habt ihr keinen, und dann die Narren.“

Es giebt einige Genies, die sich durch Esprit auszeichneten: ja, sie fanden darin ihre Erholung, wenn sie von den Höhen der Philosophie oder der exakten Wissenschaften herunterstiegen. Fontenelle hatte Esprit, und eines Tages sagte er, als von Lafontaine die Rede war, dem Boileau seinen Mangel an Esprit vorwarf: „'s ist wahr, Lafontaine hat so wenig Esprit, daß er nicht einmal weiß, daß er mehr werth ist, als alle große Männer seines Jahrhunderts.“

Molière war ein Mann von Genie und Esprit zugleich; Voltaire hatte eben so viel Esprit als Genie, und der Verfasser des Esprit des Lois, von welchem man gesagt hat, es enthalte „Esprit über die Gesetze“ (de l'esprit sur les lois), hat auch die Lettres persannes geschrieben, wo der feinste Esprit und der tiefste Verstand auf jeder Seite zusammentreffen. Napoleon hatte auch Esprit, so gut wie Genie, und man kann mit den Witzen und Schlagworten, die er in die Welt geworfen und die man uns treu aufbewahrt hat, ganze Bände anfüllen. Besonders zeigte sich sein Esprit darin, daß er in großen wie in kleinen Dingen Nichts so sehr liebte, als Geistesgegenwart und raschen Entschluß: wer sich rasch, wie durch Inspiration, entschließe, sagte er, werde selten etwas schlecht machen. Jede Unentschlossenheit hielt er für das Zeichen eines verkehrten oder schwachen Geistes, d. h. eines Mangels an Geist. Ein unsicherer Blick konnte ihn zornig machen oder ihm Ekel einflößen, und ein Fehler, der die Folge eines raschen Entschlusses war, dünkte ihm unsträflich. Daher wollte er von seinen Offizieren und Soldaten, wenn er sie fragte, vor Allem schnell geantwortet haben, selbst auf die Gefahr hin, daß die Antwort geradezu falsch sey: jedes Schweigen oder Stammeln erregte seine Strenge.

„Du bist nicht mehr in meiner Garde“, sagte er einst zu einem seiner Brummbärte, der auf eine seiner Fragen mit geschlossenem Munde dastand; nun brummte dieser einige Worte, als der Kaiser sich entfernte. — „He, ich glaube, Du brummst; was sprichst Du? laß hören!“ — „Ich sage, Sire, daß ich jedem Anderen, der mich nur mit der Zunge gefragt, geantwortet hätte; aber Sie fragen mich mit den Augen, und das vernichtet mich.“ — „Du bist Sergeant.“ — „Morbleu! Sire! großen Dank!“ — „Na, ich glaube, Du wirst vor dem Feind nicht schweigen.“

Wie gesagt, wenn man ihm nur rasch antwortete; ob die Antwort richtig war, untersuchte er nicht. Was er wollte, das war eine Antwort, die er selten verbesserte, mochte sie auch noch so falsch seyn.

In den Salons seiner Schlösser und in der Umgebung von Königen oder Marschällen war der Kaiser viel zurückhaltender mit Worten, als wenn er mit seinen Soldaten zusammen war, denen er sich so gern näherte. Im ersteren Fall war er die Ruhe und die Würde selbst, außer wenn er einen Stolz demüthigen oder eine Eitelkeit züchtigen wollte; bei den Soldaten dagegen war er ein Freund, der zum Freunde sprach, ein Kamerad, der einem Kameraden die Hand drückte, und seine herablassende Sprache wurde, ohne trivial zu seyn, von Allen verstanden.

Welch' schönes Buch könnte man aus den Worten machen, die von den Brummbärten jener Garde aufbewahrt werden, die von Lissabon bis Moskau bivouaquirt hat!

Da wir gern in Allem, was uns umgiebt, ein Gegenbild von uns sehen, so ist es leicht erklärlich, warum Napoleon denjenigen seiner Soldaten oder Offiziere, deren rasche, treffende Antwort ihm so sehr zusagte, am meisten gewogen war. So gut wie wir unsere Fehler gern mit dem Beispiele Anderer entschuldigen, so freuen wir uns auch, unsere guten Eigenschaften dadurch gehoben zu sehen, daß wir sie an Anderen bemerken.

Montecuculi würde mit dem Kaiser nicht gestimmt haben; denn der Letztere gab nur dann etwas auf eine Eroberung, wenn sie rasch vollendet worden war. Die kleinen Dinge richten sich nach den großen, und jede lebendige Geistes- und Körperthätigkeit war in Napoleon's Geschmack; Zauderer müssen dem zuwider seyn, der die Welt gern erobern möchte.

Doch gehen wir zu Einzelnem über.

„Was würdest Du thun, um das Kreuz zu bekommen?“ sagte er einmal zu einem Grenadier. — „Ich würde mich tödten lassen, Sire.“ — „Das ist Unsinn, denn wenn Du todt bist, kannst Du das Kreuz nicht bekommen, und eine Wunde genügt.“

„Hast Du Furcht?“ sagte er ein anderes Mal zu einem Konskribirten, der blaß vor dem Feinde stand. — „Aber ... Sire.... was da vorbereitet wird, kann Einen nicht sehr ermuthigen.“ — „Nimm Dich in Acht, die Kugeln haben Augen; sie suchen sich die Feiglinge mitten aus dem Handgemenge.“ — „Gut, Sire, sie sollen mich nicht finden.“ — „Wie so?“ — „Weil Ihre Worte mir Muth gegeben haben.“ — „Ich werde Dir nach der Schlacht etwas Anderes geben.“ — „Das ist nicht so sicher.“ — „Wie so?“ — „Weil ich mich wahrscheinlich werde tödten lassen.“

„Der Posten war gefährlich“, sagte er in einer seiner berühmten Proclamationen; „aber ich war ruhig, die 32ste Halb-Brigade war da.... Und die Soldaten rechneten es sich zur Ehre, zur 32sten gehört zu haben.“

„General, an Sand, auf die Schrift zu streuen, fehlt es Ihnen nun nicht.“ Das sind die ersten Worte Bonaparte's, welche die Geschichte aufbewahrt hat: es war bei der Belagerung von Toulon, als eine Bombe einen Theil der Brustwehr, an welche der General und der Artillerie-Lieutenant angelehnt standen, wegriß.

Ich sah einmal einen Band von Voltaire, der von des Kaisers Hand beschrieben war. Eine hohe Person, die ihn besaß, wollte ihn für eine bedeutende Summe, die ein Banquier ihr bot, nicht losschlagen. Napoleon hörte dies und schickte ihr einen zweiten, eben so beschriebenen Band, indem er ihm das ganze Werk mit seinen werthvollen Kommentarien versprach. Dann kam die Insel Elba, und die Arbeit blieb unvollendet. Doch die Bemerkungen des Kaisers über die Tragödien Voltaire's sind Muster von Geist und Geschmack.

Er wollte einmal in seiner Bibliothek ein Werk nachschlagen, das in einem hohen Fach stand, und da er es nicht erreichen konnte, so nahm er einen Stuhl. — „Erlauben Sie, Sire“, sagte der hagere D..., „ich werde die Ehre haben, Ihnen das Buch zu geben. Ich bin größer als Sie.“ — „Länger, wollen Sie sagen.“

(Schluß folgt.)

*) Das Wort Esprit ist fast unübersetzbar; geistreich würde dem homme d'esprit noch am nächsten kommen, wenn nicht die Franzosen mit „Esprit“ vornehmlich den Begriff des Witzes verbanden, der von unserem „geistreich“ zwar nicht ausgeschlossen, aber auch nicht nothwendig damit verbunden ist.

Mannigfaltiges.

— Das Leben einer vom Glück begünstigten Frau. Die unlängst in London erschienenen „Memoiren der Herzogin von St. Albans“, herausgegeben von Mistreß Cornwell Baron Wilson, werden jetzt von allen gebildeten Ständen Englands, von fürstlichen Personen, wie von Kaufleuten und Künstlern, mit gleichem Interesse gelesen. Denn die Verstorbene hat allen diesen Ständen angehört und zeichnete sich in jeder Stellung durch ihren tugendhaften Lebenswandel und durch ihren trefflichen Charakter aus. Zuerst hatte sie als Miß Harriet Mellon eine Provinzial-Bühne betreten, um für den Unterhalt ihrer blutarmen Familie zu sorgen. Ein glückliches Geschick führte sie nach London, wo sie sich die Protection Sheridan's, die Freundschaft der Mistreß Siddons und den stets wachsenden Beifall des Publikums erwarb. Es waren hauptsächlich komische Rollen, in denen sie glänzte. Ihre liebenswürdige und natürliche Fröhlichkeit war ganz geschaffen, dasselbe Gefühl auch bei Anderen zu erwecken. Eines Sommers reiste sie mit ihrer Mutter nach dem Bade Cheltenham, wo sie Gastrollen gab und auch eine Vorstellung zu ihrem Benefiz erhielt. Die Einladungen zu dieser Vorstellung wurden in üblicher Weise an die Bade-Gäste gesandt. Unter Anderen war Herrn Coutts, dem reichsten Banquier von London, eine Loge angeboten worden; dieser nahm die Einladung in einem verbindlichen Schreiben an und übersandte der Benefiziantin fünf Guineen mit dem Wunsche, daß dieses Gold ihr Glück bringen möge. Es waren glänzende neue Guineen, und die junge Schauspielerin ließ sich von der Bezeichnung „Glücksgeld“ (luck-money) so enthusiasmiren, daß sie, die ganze übrige Einnahme ihrer Mutter überlassend, dieses Gold für sich behielt, um es als Glücks-Aussaat zu verwahren. Und in der That bewährte es sich als solche. Herr Coutts, dem es sehr wohl gefiel, als er hörte, daß das junge Mädchen seinen Wunsch so in Ehren halte, wollte selbst zu dessen Erfüllung beitragen und blieb von der Zeit an ihr Protektor — ein Verhältniß, das so wenig Anstoß zu erregen geeignet war, daß selbst die drei Töchter des Herrn Coutts, die Marquisin von Bute, die Gräfin von Guildford und Lady Burdett (die Gemahlin des bekannten Parlaments-Mitgliedes Sir Francis Burdett), sich mit der liebenswürdigen Miß Mellon befreundeten. Nach dem Tode seiner Gattin heirathete Herr Coutts die Künstlerin, die das Theater verließ, um die reichste Frau in London zu werden. Zwölf Jahre war sie mit dem Banquier verheirathet, der sie bei seinem Tode zur Haupterbin seines kolossalen Vermögens einsetzte. Als sie nach einiger Zeit mit dem Herzoge von St. Albans sich vermählte, zeigte sie an ihrem Hochzeitstage wieder die fünf Guineen vor, die sie in Cheltenham als Glücks-Aussaat aufbewahrt hatte. Ihr freundschaftliches Verhältniß zu der Familie ihres verstorbenen Gemahls dauerte auch nach ihrer zweiten Verheirathung ununterbrochen fort, wie sie denn auch bei ihrem vor zwei Jahren erfolgten Ableben eine Enkelin des Herrn Coutts, Miß Angelina Burdett, zu ihrer Universal-Erbin eingesetzt hat. Ihre Memoiren sind reich an interessanten Zügen aus einem Leben, das die erstaunlichsten und beneidetsten Glückswechsel erfuhr, die einer Frau zu Theil werden können.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis $22\frac{1}{2}$ Sgr. ($\frac{3}{4}$ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 141. Berlin, Montag den 25. November 1839.

Polen.

Der Aufstand in der Ukraine im Jahre 1768.*)

Was eigentlich die fürchterlichen Blutscenen in der unglücklichen Stadt Human zunächst veranlaßte, ist schwer zu sagen; ich glaube jedoch mit den Geschichtschreibern, welche diese Sache der Nachwelt übergeben werden, darin einig zu seyn, daß die ganze Gräuelthat in dem besonderen Widerwillen, welcher in der Ukraine gegen die Union mit der Römischen Kirche vorherrschend war, ihren ersten Ursprung hat. Als nämlich in den letzten Jahren die Herren der Ukrainischen Güter, vor Allen die Bischöfe und Metropoliten, eifriger als früher, die Gläubigen weltlichen wie geistlichen Standes in der Einheit mit der Römischen Kirche zu befestigen trachteten, da begann offenkundig, wie vordem insgeheim, ohne Zweifel auf Befehl seiner vorgesetzten Geistlichkeit, Melchisedek Jaworski, Vorsteher des nichtunirten Motrunensischen Klosters, in der ganzen Ukraine, vorzüglich aber in den Smielanzischen, Tscherkessischen, Zabotynzischen und den umliegenden Landschaften, das gemeine Volk und die Geistlichen zu neuem Schisma zu bereden und von dem Gehorsam gegen den unirten Metropoliten loszumachen. Zugleich ließ er, mit besonderer Zustimmung des Perejaslawschen Bischofs, — welche Würde damals Gerwasy Linzewski, ein Nichtunirter, inne hatte, — so manche schismatische Zerkiew (Kirche) neu erbauen; er weihete die neuentstandenen und wagte, das Volk, das fast immer der Union sich zu widersetzen geneigt war, offen auf seine Seite zu ziehen.

Bald hatte er auch die Smielanzischen, Zabotinzischen und andere Dorfschaften fast ganz für seine Zwecke gewonnen, was ihm um so besser gelang, als viele Einwohner derselben an die Nichtunirten im Auslande durch Bande der Verwandtschaft gefesselt waren. Der Erfolg war, daß sich die aufgeregte Menge zusammenzurotten begann; unirte Geistliche wurden geschlagen, vertrieben und dem Metropoliten, dem bisherigen Oberhirten, der Gehorsam geradezu aufgekündigt, wobei auch noch gegen die Tempel des Herrn und das allerheiligste Sakrament die größte Verachtung sich kundgab.

Als der damalige Metropolit, Felician Wolodkowicz, sah, wie seine Gemeine irregeleitet wurde, ließ er es an den zur Unterdrückung des Uebels geeigneten Mitteln nicht fehlen. Vor Allem suchte er sich des erwähnten Melchisedek, welcher sich widerrechtlicher Weise in seine Diözese eingedrängt hatte, zu bemächtigen. Dies gelang, und Melchisedek wurde zuerst in Radomysl, dann in Derman in Wolhynien gefangen gehalten, wo er in einer Schrift, die er mit eigener Hand aufsetzte, ein freiwilliges Geständniß darüber ablegte, von wem er ausgesandt worden und auf wessen Antrieb er gehandelt hätte, wovon schon oben die Rede war. Bald aber entfloh Melchisedek auf eine unbekannte Weise aus der Gefangenschaft und kehrte in sein Kloster zurück.

Um diese Zeit trieb das Polnische Heer den Pöbel, welcher durch einen Kosaken aufgewiegelt worden war und bis auf einige Hunderte sich in dem Smielanzischen Lande zusammengerottet hatte, noch einmal aus einander, und nicht nur der Kosak, sondern auch die mit demselben verbundene Rotte wurde wegen des Aufstandes gegen die Kirche mit dem Tode oder mit Gefangenschaft gestraft. So wurde der aufrührerische Geist noch einmal unterdrückt.

Aber nur auf kurze Zeit war die Ruhe hergestellt. Denn bald darauf, im Jahre 1767, begann der Russische Hof mit der Republik Polen um die Garantieen zu verhandeln, welche demselben durch den Warschauer Traktat vom Jahre 1765 versprochen worden waren. Gegen die Vollziehung dieses Traktats traten Mehrere unter den Polen auf und bildeten in der Stadt Bar in Podolien unter dem Marschall Krasinski, dem Unterkämmerer von Rozan und dem Starosten von Warec Pulawski, in demselben Jahre und Monate, in welchem der Reichstag zu Ende ging, eine Conföderation. Sie zogen das ganze Heer, das damals unter dem Befehle des Woronicz in der Ukraine stand, an sich, ließen aber die Ukrainischen, Smielanzischen, Tscherkaßischen, Zabotinzischen und Humanschen Kosaken zurück, theils, weil diese sich widersetzten, theils auch, weil ihre Herren, die auf die weiteren Folgen Bedacht hatten, ihnen den Abzug nicht erlaubten.

Da zeigte sich die beste Gelegenheit zur Ausführung des Vorhabens. Einige Hundert Zaporoger Kosaken verbreiteten untergeschobene Ukase der Russischen Kaiserin die ganze Gränze entlang, in welchen die Versicherung gegeben war, daß der Russische Hof die Absicht hege, nach Ermordung der Polen, Juden und unirten Rußniaken die Kosaken von aller Unterwürfigkeit gegen Polen zu lösen und sie nach Vereinigung mit dem Russischen Reiche mit beständiger Freiheit zu beschenken. In der ganzen Ukraine war nur Eine Stimme darüber, daß der Erfinder dieser Ukase der oben erwähnte Melchisedek gewesen sey, was selbst die Aufrührer zugestanden, welche sich damals in den Dörfern umhertrieben, um dem Landvolke den Segen zu der Gräuelthat zu ertheilen und es unter Androhung von Strafen und Flüchen zum Handeln zu bringen. Dasselbe sagten nachher auch andere zum Tode geführte Uebelthäter aus.

Auf diese Weise begann die von jeher gegen die Polen eingenommene Ukrainische Bevölkerung, nachdem sie ihren Herren den Gehorsam aufgekündigt hatte, sich zahlreich mit den Zaporoger Kosaken zu vereinigen, deren Anführer and Hauptmann einer derselben, Namens Zieleznial, war, der dazu von Melchisedek auserwählt worden. Dieser Zieleznial war früher einer der Setnik's (Häuptlinge über hundert Mann) unter den Zaporogern gewesen und hatte sich vieler Räubereien, Diebstähle und Mordthaten schuldig gemacht. Seine Gewissensbisse hatten ihn nachher gleichsam zur Buße nach Kiew getrieben, wo er in einem Kloster Zuflucht fand. Hier gelang es dem Melchisedek, den berühmten und erfahrenen Mörder, unter Beihülfe anderer Aufrührer, durch sein Zureden dahin zu bringen, daß er den Oberbefehl über das zusammengelaufene Gesindel übernahm.

Die aufrührerischen Rotten verbreiteten alsbald eine so große Furcht, daß die Einwohner und Juden aus der ganzen Nachbarschaft mit ihren Besitzthümern zu ihrer Sicherheit sich in großer Anzahl in die Stadt Human begaben, so daß diese Stadt, die doch ziemlich geräumig ist, alle nicht fassen konnte. Sie füllten mit ihren Habseligkeiten alle Straßen der Vorstadt and den Markt an.

Es währte auch nicht lange, so verbreitete sich die Nachricht, daß der zusammengerottete Volkshaufe auf die Stadt losziehe. Schreck und Entsetzen bemächtigte sich der hierher geflüchteten, die Gläubigen eilten, sich auf den Tod vorzubereiten, Alle aber, ihr Eigenthum zu verbergen, wie man denn auch bis auf den heutigen Tag davon noch Manches in der Erde findet. Der Rektor des Basilianerklosters, Heraklius Kostecki, und noch zwei Mönche wagten es, im Kloster zu bleiben; die übrigen sechs Professoren waren mit Bewilligung ihres Rektors nach Wolhynien entflohen. Jene nun sprachen den Erschreckten Trost zu, befestigten sie im heiligen Glauben und hörten am Freitage, Sonnabende, Sonntage und Montage, das ist am 17., 18. und 19. Juli, die Beichte ab; am letzten Tage aber, als am 20sten, erlitten auch sie einen grauenhaften Tod.

Bevor die schreckliche Scene selbst ihren Anfang nahm, erhielt der Gubernator der Humanischen Güter, Mladanowicz, die Nachricht, daß die Humanischen Kosaken, welche unter dem Obersten Obuch an die Gränze der Güter geschickt worden waren, Zeichen von Untreue gegeben hätten. Sogleich erließ der Gubernator den Befehl, daß diese Kosaken in Human einrücken sollten, and berief ihren Setnik Gonta mit den anderen Häuptlingen zu sich, um sie dem Herrn und der Stadt von neuem Treue schwören zu lassen. Gonta leistete nicht nur den Eid in Gegenwart der Einwohner auf dem Rathhause, sondern versprach auch unter allerhand Verwünschungen, daß er sich zum Verrathe nicht würde gebrauchen lassen.

Als man nun schon die Nachricht erhielt, daß über fünfhundert Hajdamaken sich in dem nahe gelegenen Städtchen Sokolow befänden und von da aus auf Human zögen, schickte man alle berittene Kosaken, deren gegen siebenhundert waren, zu einem Streifzuge aus, behielt nur das Fußvolk in der Stadt und setzte die ganze Hoffnung der Rettung auf den erwähnten Gonta. Die Obersten der ausgerückten Schaar waren Obuch und Magnuszewski. Auf dem Marsche nach Sokolow zu kündigte diesen Gonta, nach einer Unterredung mit den übrigen Kosaken, auf einmal den Gehorsam

*) Aus den Akten des Basilianer-Klosters zu Human im Tygodnik Wilenski mitgetheilt.

auf, eingedenk aber mancher ihm erwiesenen Dienste und der bisherigen Freundschaft, erlaubte er ihnen wenigstens, sich zurück in die Stadt zu begeben. Mit Mühe retteten sich Beide vor den ihnen dennoch nacheilenden Kosaken, welche wahrscheinlich durch ihren Tod verhindern wollten, daß man in der Stadt Human von dem Verrathe Gonta's im voraus Kenntniß erhielt.

Gonta also und die Seinigen verbanden sich, ohne Zweifel, früheren Verabredungen gemäß, mit dem Gesindel und rückten gleichfalls auf die Stadt los. Als die Einwohner sie an den Palisaden bemerkten und sahen, wie die Juden und Christen, welche außerhalb derselben geblieben waren, niedergemacht wurden, ließen sie schnell die Thore schließen, die Brücken aufziehen und bereiteten sich zur tapferen Gegenwehr. Alle, sowohl der Adel, die Juden, die nicht berittenen Kosaken und die Schloßwache, welche unter einem Hauptmann Lenard stand und gegen hundert Mann betrug, wie auch die zur Conföderation Versammelten, deren gegen zweihundert waren, einigten sich zur Vertheidigung. Sie konnten das um so gefaßter thun, als sie alle mögliche Mittel, große Geschütze und sehr viele Handgewehre, Pulver, Kugeln und Kartätschen besaßen. Der Muth der Einwohner wurde noch gehoben durch die Gegenwart der Preußen, deren gegen funfzig Mann zum Ankauf von Pferden gerade in der Stadt anwesend waren. Aber diese verließen die Stadt, sobald sie sahen, daß es zum Gefechte kommen würde, weil sie zu diesem keine Ordre hatten.

In der That war gegründete Hoffnung da, die Stadt vor dem drohenden Unheil zu bewahren, denn obwohl sie von den Aufrührern von sieben Uhr des Abends an die ganze Nacht hindurch eifrigst und mit aller Macht berannt wurde und die Aufrührer fortwährend aus Handgewehren feuerten und ganze Massen Volks aus den nahen Dörfern zum Ausgraben und Niederhauen der Pfähle antrieben, so mußten sie doch, durch Kartätschen und Kugeln aus der Stadt hart empfangen, nach dem Verluste vieler Leute, von der Erstürmung wieder abstehen.

Als sie nun sahen, daß sie mit Gewalt nicht zum Ziele kommen konnten, beschlossen sie, Verrath zu gebrauchen, der ihnen auch gelang. Der Setnik Gonta näherte sich mit den anderen Häuptlingen dem Thore, welches dem Walde von Greckow zu liegt, mit einem weißen Tuche, das er zum Zeichen des Friedens an die Spitze einer Lanze befestigte. Zu gleicher Zeit sandte er an den Gubernator Mladanowicz die Erklärung, daß er, wie er früher dem Herrn und der Stadt Treue geschworen, den Belagerten auch weiter nichts Uebles anzuthun gedenke, vielmehr verspreche er dem Gubernator vollkommenen Gehorsam, wenn man ihn freiwillig in die Stadt lassen wollte; er fügte die Drohung hinzu, daß er, im Fall man auf seine Anträge nicht einginge, sich grausam rächen würde. Die Abgesandten stellten diesen Antrag in sehr einfachen Worten und wußten ihre eigentliche Absicht so listig zu verbergen, daß der betrogene Gubernator, wie man behauptet, geradezu untersagte, die Stadt weiter zu vertheidigen.

Die belagerten Einwohner sahen nun gleich ihren sicheren Untergang vor Augen, und da sie ihr Leben nicht mehr retten konnten, so besorgten sie wenigstens ihr Seelenheil. Die Einen begaben sich in die Kapelle der Basilianer, die Anderen in die Pfarrkirche, wo sie unter Gebeten eine allgemeine Absolution erhielten. Viele, die darin keinen Platz mehr fanden, erhielten das Sakrament von den Basilianern auf dem Markte und in den Straßen. Eine grausige Furcht überfiel Alle, die Angst preßte Allen Thränen und Klagerufe aus, überall hörte man die Menschen auf ewig von einander Abschied nehmen.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Napoleon's Esprit.

(Schluß.)

Uebrigens zeichneten sich die Bonmots des Kaisers nicht bloß durch Takt und Witz aus: sie enthielten auch immer das Lob einer Tugend oder die Rüge einer Gemeinheit. Man hat oft La Bruyere's Lakonismus bewundert: auch Napoleon wußte in einer Zeile, einem Wort, einen ganzen Charakter zu zeichnen.

— „Talleyrand kann man, wo man will, einen Fußstoß geben, seine Figur würde dieselbe bleiben. — Man kann zehn Bände zur Geschichte dieses alten Fuchses der Diplomatie schreiben und wird ihn darum nicht besser kennen lernen.“

„Bourmont ist einer meiner Irrthümer.“ Diese prägnante Phrase liest man in den Memoiren von Sankt Helena.

Was den Spott betrifft, so handhabte er ihn mit einer Meisterschaft, welche den Unerschrockensten außer Fassung bringen konnte.

Eines Abends war er in den Salons Marie Louisens zugegen, wie Mademoiselle de S... von einem galanten Bräutigam einen reichen Korb zum Geschenk bekam; das junge Mädchen schrie und sprang vor Freude, da sagte Napoleon mit boshaftem Lächeln: „Allons, allons, voilà le présent qui fait oublier le futur.“ *)

Bei einem Mann von so außerordentlicher Organisation kam natürlich der Zufall denen, die sich ihm näherten, oft zu Hülfe und öffnete ihnen Thore, die bis dahin für sie verschlossen waren.

*) Dieses Wortspiel ist unübersetzbar [illegible] liegt darin, daß present zugleich Geschenk und Gegenwart, le futur zugleich der Zukünftige Bräu[illegible] und [illegible] Zu[illegible] bedeutet.

Eines Morgens hielt der Kaiser auf dem Carrouselplatz Revüe über seine unter allen Sonnen gebräunten Tapfern; als er an der Spitze seiner Grenadier-Compagnie vom Pferde abstieg, verwickelte sich sein linker Fuß in den Steigbügel; er wäre gefallen, wenn ihn nicht der erste Brummbart, rasch herzuspringend, mit kräftiger Hand gehalten. Ohne sich umzudrehen, sagte der Kaiser: „Ich danke, Herr Lieutenant.“ — „In welchem Regiment, Sire?“ fragte Joseph Hubert ganz naiv. — „In meiner Garde“, erwiederte der Kaiser, dem Grenadier einen freundlichen Blick zuwerfend.

„Wie viel Soldaten sind in Ihrer Garde?“ fragte ihn einst eine hohe Person. — „Ein Einziger“, antwortete der Kaiser; er wollte damit zu verstehen geben, daß Ein Geist, Eine Treue diese furchtbaren Legionen beseele.

Einer seiner Brummbärte sagte zu einigen Konskribirten, die er zu exerziren hatte: „Erinnert euch Kinder, daß ihr den Feind nur um des Ruhms willen prügeln müßt.“ — „Was ist der Ruhm?“ fragte ihn der Kaiser, der gerade vorüberging. — „Sire, es ist der Tag nach einer Schlacht.“ — „Du hast die Feldwebel-Epauletten.“ — „Konskribirte, das ist auch ein Stück Ruhm.“

Eines Tages inspizirte er die Invaliden; ein alter Soldat, dem ein Arm und beide Beine fehlten, antwortete auf seinen Namensruf: — „Prés.... — „Warum sagst Du nicht présent (Hier)?“ — „Sire, weil ein Theil von mir nicht da ist und ich nur die Hälfte eines Menschen bin.“ — „Dann erlaube mir, dieses Band an Dein Herz zu befestigen; Du mit einer Hand wirst es nicht können.“ — „Hier, Sire, das Herz ist ganz zur Stelle.“

So sehr übrigens der Kaiser es liebte, Alle, die ihm, durch ihre Geistesgegenwart und das Treffende ihrer Antworten gefielen, zu „bebändern“, darf man doch nicht glauben, daß er viele Gunstbezeugungen in den Wind warf, und daß er Etwas, was er einmal geschenkt, nie zurücknahm. Im Gegentheil: wenn er merkte, daß er einen Fehler begangen, der Folgen haben konnte, verbesserte er ihn auf der Stelle, und diese Verbesserung war gewissermaßen die Strafe, die er sich selbst auflegte.

Er ernannte einmal einen Menschen, den man ihm als einen ausgezeichneten Rechner gerühmt, zu einer Finanzstelle; als er sich aber später überzeugt hatte, daß derselbe nicht dazu tauglich sey, diktirte er plötzlich seinem Finanz-Minister folgenden Brief: „Das Amt, das Sie bekleiden, mein Herr, ist Ihrem Talent nicht angemessen; der Kaiser hatte Sie falsch beurtheilt; machen Sie also, daß er seinen Mangel an Urtheil nicht zu bereuen hat, und reichen Sie sofort Ihre Entlassung ein; diesen Dienst erwartet der Kaiser von Ihrer Liebe zu ihm; ich hoffe, Sie werden ihm denselben nicht abschlagen.“

Napoleon war auch sehr empfänglich für Lob und Schmeichelei. Im Theatre français spielte man eines Abends Voltaire's „Mahommed“, als der Kaiser gerade bei der schönen Scene zwischen Omar und Sopir in seine Loge trat. Da wendete sich der Schauspieler, welcher die Religion des Propheten pries, durch die Gegenwart des großen Feldherrn begeistert, nach dessen Loge hin und sprach mit einem Feuer, das den Saal ergriff:

Il est de ces esprits favorisés de cieux,
Qui sont tout par eux mêmes et rien par leurs aïeux.
Tel est l'homme, en un mot, que j'ai choisi pour maître;
Lui seul dans l'univers a mérité de l'être.
Tout mortel à sa loi doit un jour obéir,
Et j'ai donné l'exemple aux siècles d'avenir. *)

Der rauschendste Beifall erfolgte von beiden Seiten. Der Kaiser lächelte wohlgefällig und schickte dem Künstler, der eine so treffende Anspielung gemacht, am anderen Morgen ein glänzendes Geschenk.

Am Abend vor der Schlacht bei Wagram besuchte er mit einem seiner Marschälle die Vorposten und näherte sich einer Gruppe von Brummbärten, in der ein Redner mit grauem Schnauzbart das Wort führte, welcher einem seit kurzem bei der Armee eingetroffenen Konskribirten einen Brief diktirte. „Der Kaiser kommt.“ — „Was scheert das mich?“ sagte der Brummbart; „er hat nie was dagegen, wenn man am Tage vor einer Keulerei an seine Mutter schreibt; denn er weiß recht gut, daß nicht immer der folgende Tag Allen leuchtet; nicht wahr, Sire, Sie sind darüber nicht böse?“ — „Schon gut, Trubert, diktir nur Deinen Brief.“ — „Wohlverstanden. Schreib, Rekrut, und mach ja recht viel Ausrufungszeichen, das wirkt wie eine Bombe; schreib: „Mama“, drei Ausrufungszeichen. „Mama, morgen schlagen wir uns, das wird heiß werden....“ zwölf Ausrufungszeichen. „Der kleine Korporal ist in eigener Person zugegen mit seinem grauen Rock, der so viel Schlachten gewonnen. Wir werden ihm Ruhm einbringen, mehr, als er tragen kann, und er wird uns in den Tagesbefehl setzen, da ich entschlossen bin, mit Hülfe meines neuen Freundes Trubert, der mehr Patronen zerrissen, als ich Radieschen geschluckt, den Russen eine Fahne zu nehmen. Wenn mich aber eine Kugel kriegt, so lasse ich die 36 Franken, die ich noch in der Tasche habe, dem Trubert, damit er auf meine, auf eure Gesundheit trinke und auf die unseres großen Napoleon, des ersten Kaisers der Franzosen, Königs von

*) Doch Geister giebt's, begünstiget vom Himmel,
Die durch sich selbst sind, Alles sind und nichts
Dem Ahnherren schuldig, nichts der Welt. So ist
Der Mann, den ich zum Herren mir erwählte.
[illegible] er Welt allein verdient [illegible]
Und allen Sterblichen, die ihm gehorchen sollen,
Gab ich ein Beispiel, das nach ehren wird
(Göthe's Uebersetzung.)

Italien, Protektors des Rheinbundes, Mediateurs der Schweizer Eidgenossenschaft u. s. w. Und nun drei Linien Ausrufungszeichen."

Der Kaiser diktirte den Brief zu Ende.

P. S. „Der Brief hat gestern nicht abgehen können, denn keiner von den Soldaten der großen Armee hat seinen Posten verlassen wollen. Ich theile Ihnen also mit, liebe Mutter, daß die Schlacht tapfer geliefert worden, daß ich die Schulter ein wenig gestreift bekam, daß die 36 Fr., die ich im Säckel hatte, eine Kugel abgehalten haben, daß ich beständig Trubert zur Seite war, der die Offizierschleife der Ehrenlegion auf die Brust bekam; der Kaiser wußte wohl, daß er sie verdient hatte. Was mich betrifft . . . ." Hier hatte der Kaiser natürlich Quant à moi diktirt. „Erlauben Sie, Sire, es muß heißen: Tant qu'à moi." — „Ich glaube, Du irrst Dich." — „Ich kenne meine Sprache, Sire, ich lehre sie meine Kameraden." — „Gut, ich fahre fort: Tant qu'à moi." — „So ist's recht!" murmelte Trubert leise. — „So hat es der Kaiser für gut gefunden, mich zum Korporal zu ernennen. Ihr Sie liebender Sohn, Martin." — „Wir rechnen auf Ihr Wort", sagte Trubert. — „Und ich auf das Eurige", antwortete der Kaiser. Der Posten rief: „Es lebe der Kaiser!" Die Schlacht erfolgte, und Alles traf so ein, wie der große Mann beschlossen. Die Geheimnisse der Zukunft lagen ihm damals offen.

„Mein Ruhm gehört eigentlich meinen Soldaten: ich gestehe, daß ich einen Raub an ihnen begehe." Nun wundere sich noch Einer, daß sie so gern den Kugeln entgegen gingen.

„Unglücklicher!" sagte er einmal zu einem seiner Grenadiere, den er blaß und zitternd im Augenblick einer Action sah, „ich sollte Dich in Dein Dorf zurückschicken." Der Soldat ließ sich zwanzig Schritte vor seiner Compagnie tödten.

Man sieht also, daß es einem Mann von diesem thätigen Geist, von so rascher Fassungskraft, von so treffendem Urtheil in großen wie in kleinen Dingen, einem Mann, der diese natürliche, geschmackvolle Kaustizität besaß, womit er fortwährend die Thorheiten und Laster seiner Epoche geißelte, nicht an Esprit fehlen kann, und zwar war bei Napoleon der Esprit gleichsam das, was vom Genie überschäumte.

Jacques Arago.

China.

Ein Besuch in Makao im Jahre 1838.

Von Adolph Barrot.

Die Stadt Makao liegt auf einer kleinen Halbinsel von ungefähr drei (Engl.) Meilen in der Länge und einer Meile in der Breite, welche die Portugiesen ihre Kolonie in China nennen. Das Terrain dieser Halbinsel ist ganz von Hohlgründen und Hügelreihen durchschnitten, an deren Seiten die Häuser der Portugiesischen Stadt erbaut sind. Da, wo die Halbinsel mit dem Kontinente verbunden ist, mag sie ungefähr 200 Toisen breit seyn.*) An dieser Stelle läuft eine Mauer in die Quere, die kein Ausländer überschreiten darf; und nur ein wohlbewachtes Thor vermittelt die Communication mit dem Innern. Der Boden des Portugiesischen Gebietes bringt nichts als einige Gemüse-Arten hervor, die von Chinesischen Gärtnern gebaut werden. Vom Meere aus gesehen, hat Makao eine sehr malerische Lage; die Hügel, welche die Stadt beschirmen, sind zwar kaum 100 bis 150 Fuß hoch, aber das Grün der Bäume, die man dem steinigen Boden abgezwungen, die niedlichen Häuser und die mit Kalk geweißten Festungswerke auf den Höhen, von welchen die Portugiesische Flagge weht, geben dem Ganzen einen lachenden Anblick, der bald wieder verschwindet, wenn man der Scene näher rückt.

Ich war im Anschauen dieser Europäischen Stadt, der einzigen, welche die Chinesische Politik auf dem Gebiete des Kaiserreichs duldet, ganz versunken, als mein Fahrzeug Anker warf.**) Das Wasser der Bai ist so wenig tief, daß größere Schiffe dem Ufer nicht nahen können. Fünf bis sechs Kähne ruderten uns in großer Hast entgegen, um uns an die Küste zu bringen. Diese Transport-Kähne, von denen immer einige Hundert in der Bai vorräthig sind, werden alle von Frauen gelenkt; denn hier muß jedes Individuum der Volksklasse, welches auch sein Alter oder Geschlecht sey, harte Arbeit thun, um nicht Hungers zu sterben.

Ich nahm in Einem der Böte Platz und warf meine Bagage in ein Anderes. Während der Ueberfahrt konnte ich mir die Tracht der Schifferinnen nach Muße besehen. In ihren dunkelblauen Kitteln mit der niedergeschlagenen Kaputze waren mir diese Frauen anfangs wie Franziskaner-Mönche vorgekommen; aber die Täuschung verschwand, als sie, vom Rudern erhitzt, ihre Kapuzen zurückschlugen. Ihr kohlschwarzes, in einen dicken Zopf geflochtenes Haupthaar war mit langen goldenen Nadeln geschmückt, und an den bloßen Füßen und Armen steckten plumpe Ringe von Silber oder Glas. Die ganze Kleidung war übrigens sehr reinlich. Die rauhe Lebensweise dieser Frauen hatte die Zartheit ihrer Formen nicht zerstört; nur ihren Teint fand ich etwas von der Sonne geschwärzt.

Die einzige schöne Straße von Makao ist der Große Strand (Praya Grande); sie besteht aus einer Reihe sehr ansehnlicher Europäischer Häuser, die sich längs eines wohlgebauten Kai's ausdehnen. Diese Häuser gehören theils reichen Portugiesen, theils Englischen Kaufleuten, die in Canton ansässig sind. In die Praya-Grande münden eine Menge kleiner, enger und abschüssiger Gassen, größtentheils von elenden Barracken gebildet; doch hat auch das Innere der Stadt mehrere schöne Häuser, einige Kirchen und andere Gebäude aufzuweisen, deren solide Struktur den ehemaligen Wohlstand der Kolonie verkündet. Im Mittelpunkte der Europäischen Stadt liegt der Basar oder die Chinesen-Stadt, ein Labyrinth kleiner Gäßchen von sechs Fuß Breite, die an beiden Seiten mit Läden und Magazinen besetzt sind. In diesem Revier wohnt kein Europäer.

Der einzige Gegenstand in Makao, welcher einen Fremden wahrhaft interessiren kann, wenn auch nur wegen der Erinnerungen, die er weckt, ist die auf einem hohen Hügel belegene „Grotte des Camoens". Hier war es, wo Portugals einziger großer Dichter als armer Verbannter seine Lusiade schuf. Ich versäumte nicht, nach diesem Orte zu pilgern. Den Gipfel des Hügels überragt ein Felsen von ungefähr 20 Fuß Höhe, an dessen einer Seite man eine Aushöhlung von zwei bis drei Fuß Tiefe bemerkt. Der Aushöhlung gegenüber erhebt sich ein anderer Felsen, der sie gegen Wind und Regen schützt. In dieser einsamen Grotte sitzend, schrieb Camoens seine Eingebungen nieder. Sie würde einen noch rührenderen Eindruck machen, wenn die barbarische Bewunderung der Portugiesen das Asyl des Genies nicht entstellt hätte; man hat nämlich den Sitz der Grotte mit Skulpturen geschmückt, die Wände des Felsens weiß angestrichen, seine Oberfläche über der Bank abgeplattet und ein paar Französische Verse zu Ehren des Dichters eingegraben! Auf dem Gipfel des Felsens ist ein zierliches Belvedere errichtet, von welchem man ein prächtiges Panorama überschaut. Ganz Makao und die ungezählten Auen und Eilande, von denen es umgeben ist, liegen vor den Blicken des Wanderers ausgebreitet. Man unterscheidet die beiden Häfen mit ihrem bunten Gewimmel von Portugiesischen Fahrzeugen, Fischerkähnen und herrlich bemalten Dschonken. Im Angesicht Makao's bemerkt man den Hafen Tai-pa, der für ausländische Schiffe bestimmt ist. Dieser Hafen wird von zwei Inseln gebildet, die einander im Hintergrunde so nahe rücken, daß nur eine enge Durchfahrt für die ins Chinesische Meer eintretenden Schiffe bleibt. Etwas weiter ostwärts erblicken wir einen überaus majestätischen, zum Golfe sich erweiternden Meerarm, die östliche Mündung des großen Stromes von Canton; westwärts aber das in Auen zerschnittene Flachland, von welchem die Insel Makao durch einen anderen gewaltigen Mündungs-Arm des Ta-ho, den sogenannten „Inneren Paß", getrennt wird. Endlich jenseits der Taipa-Inseln verliert sich der gränzenlose Ocean des Südens in nebelgrauer Ferne. Ich war von diesem herrlichen Panorama so hingerissen, daß ich wohl eine Stunde lang der Grotte des Camoens vergaß, die zu meinen Füßen lag.

Makao hat ungefähr 12,000 Einwohner, von denen der größere Theil Chinesen sind. Die Zahl der Europäer mag sich auf fünf- bis sechshundert, die der Portugiesischen Mestizen auf vier- bis fünftausend belaufen. Die Portugiesische Kolonie wird von einem Statthalter, einem Auditeur (ouvidor) und einem Wahl-Senate regiert. Der gegenwärtige Statthalter ist Oberst-Lieutenant vom Generalstabe. Die Revolutionen des Mutterlandes haben auch in Makao Wiederhall gefunden. Zur Zeit meiner Anwesenheit war eine Krisis des Parteienkampfs eingetreten. Der Gouverneur, ein Anhänger der Charte von 1822, hatte die ganze Bevölkerung gegen sich, und eine imposante Majorität im Senate annullirte seine ganze Gewalt. Alle Europäer in Makao nahmen Theil an dem Kampfe und diskutirten das Für und Wider mit solchem Eifer und solcher Hartnäckigkeit, als hätte Europa's Schicksal von der Entscheidung abgehangen. Ich wurde unwillkürlich an den Sturm in einem Theekessel erinnert. Man hörte die großen Worte „politische Unabhängigkeit" in dem kleinen Makao, wo ein Chinesischer Beamter von mittlerem Rang alle Handlungen der Portugiesischen Behörden kontrolliren darf; man hörte von nationaler Ehre und Würde sprechen, wo ein kaum hundert Schritt weit entferntes wohlbewachtes Mauerthor die Einwohner jeden Augenblick daran erinnert, daß sie allen Demüthigungen der wahren Eigenthümer des Bodens sich unterwerfen müssen, um hier leben zu können.*)

Die Gründung der Kolonie in Makao datirt aus ziemlich früher Zeit. In einer Anwandlung von Großmuth, wie sie sei-

*) Streng genommen ist es kein Festland, womit Makao zusammenhängt, sondern ein dem eigentlichen Festlande der Provinz Canton vorgelagertes, durch Flüßchen und Meer-Arme in zahllose Auen zerstückeltes Terrain.

**) Die Halbinsel Makao wird zu dem Distrikte von Hiang-schan (Heong-san) gerechnet, dessen Hauptstadt, eine Stadt dritten Ranges, ungefähr auf dem halben Wege nach Canton liegt. Der Name Makao ist aus Ama-gao entstanden, was so viel als Bai der Ama (einer Seegöttin) bedeutet. Jetzt sagt man dafür Gaosmen (Ousmun), d. h. Pforte oder Eingang zur Bai. Die Chinesen würdigen diesen Fleck in ihren früheren geographischen Werken gar keiner Erwähnung. A. d. Ueb.

*) Morrison hat in seine Dialogues and detached Sentences (Macao, 1816) eine Proclamation eines Bürgermeisters von Heong-shan aufgenommen, worin derselbe bitter darüber klagt, daß man in Makao sich weigere, den Europäischen Mörder eines kürzlich todtgefundenen Chinesen auszuliefern. Es heißt in dieser Proclamation unter Anderem: „Die in Makao wohnenden Europäer verdanken es der unendlichen Güte unserer Kaiser, daß sie den Boden betreten und die Früchte, die er hervorbringt, genießen dürfen, wie das Chinesische Volk. Ihre Verstocktheit ist wahrhaft empörend! Ich sollte von Rechtswegen an die höheren Würdenträger der Provinz berichten, damit sie eine Untersuchung anstellten und Makao gänzlich absperrten (man denke an das Mauerthor!); allein es wohnen an diesem Orte Chinesen und Europäer durch einander; und folglich würde das durch die Absperrung entstehende Ungemach auch die Chinesen treffen. So befehle ich denn hiermit allen in Makao ansässigen Chinesischen Kaufleuten und Handarbeitern, unverzüglich allen und jeden Verkehr mit den Ausländern abzubrechen und nicht eher wieder anzuknüpfen, bis ihr Chef den Mörder ausgeliefert hat. Jeden, der diesem Befehle zuwiderhandelt, erwartet eine schwere Züchtigung. Keine Nachsicht, kein Erbarmen soll stattfinden." (Die Proclamation ist vom Jahre [illegible].)

dem nicht wieder vorgekommen, gestattete die Chinesische Regierung den Portugiesen, auf diesem felsigen Fleck zu wohnen und gegen die Angriffe der Seeräuber sich zu befestigen. In ihrem heutigen Zustande könnte die Stadt einer Belagerung durch Chinesische Truppen vielleicht Trotz bieten; aber gegen Europäische Heere ist sie zu unregelmäßig befestigt. Die Garnison besteht aus 250 Soldaten von der farbigen Bevölkerung, die von weißen Offizieren befehligt werden. Auch giebt es in Makao sechs- bis siebenhundert Neger, die der Schrecken der Chinesen zu seyn scheinen. Als der Gouverneur eines Tages einen Aufruhr zu dämpfen hatte und auf seine Truppen nicht mehr rechnen konnte, ließ er die Neger-Sklaven bewaffnet nach dem Bazar marschiren. Sobald diese schwarzen Teufel (U-kuei) erschienen, war auch die Ruhe wieder hergestellt.

Die Portugiesen dürfen nur eine bestimmte Zahl Kanonen in ihren Forts unterhalten.*) Die Festungswerke von Makao machen übrigens den Chinesischen Behörden nur sehr geringe Sorge. Die erste Magistrats-Person von Heong-ßan brauchte nur den dortigen Chinesen die Räumung der Stadt anzubefehlen und keine Lebensmittel mehr zu verabreichen, so wäre Makao in drei Tagen ausgehungert. Der Handel, den die Kolonie treibt, ist nicht ganz unbedeutend; drei bis vier Schiffe aus ihrem Hafen fahren alljährlich nach dem Britischen Indien und bringen Baumwolle und Opium von Bengalen mit; und so oft die Chinesische Regierung gegen das Schmuggler-Wesen energische Maßregeln ergreift, dient das Zollhaus von Makao als Niederlage für die Sendungen, welche in den Magazinen von Canton jedem Handstreiche der Chinesischen Behörden bloßgestellt seyn würden. Sonst bringt die Kolonie dem Mutterlande, wohin alle Jahr ein oder zwei Schiffe abgehen, ganz und gar keinen Gewinn.

Sechs bis acht Britische Familien, deren Häupter gewöhnlich in Canton residiren, und ungefähr zwanzig Portugiesische Familien, die in mehrere streng von einander geschiedene Zirkel vertheilt sind, bilden die einzigen geselligen Elemente in Makao. Die öffentlichen Lustbarkeiten beschränken sich auf Spaziergänge und Ritte in den unebenen Gassen der Stadt oder auf den dürren sandigen Hügeln in der Nachbarschaft.

Um diese flüchtige Skizze von Makao zu vervollständigen, muß ich noch ein paar Worte über die dortigen Französischen Missionaire sagen. Makao besitzt zwei Propaganden, in welchen alle katholische Missionaire sich ausbilden, die das Christenthum mit Gefahr ihres Lebens nach China, Kotschinschina, der Tatarei und dem Korea bringen. Jede Propaganda ist aber zugleich auch ein Kollegium, in welchem junge Leute, die von den Missionairen aus allen den erwähnten Ländern nach Makao geschickt werden, klassische Bildung empfangen. Zur Zeit meines dortigen Aufenthalts belief sich die Zahl dieser jungen Zöglinge auf ungefähr Zwanzig. Einige Missionaire sprechen etwas Chinesisch; aber diese Sprache hat solche Schwierigkeiten, das nur sehr Wenige eine tiefere Kenntniß derselben erlangen. Die Bildung oder Dressur ihrer Chinesischen Zöglinge ist mit unglaublichen Schwierigkeiten verknüpft; ja, diese Schwierigkeiten scheinen unübersteiglich, wenn der Lehrer außer Stande ist, in der Sprache seines Schülers sich auszudrücken. Er lehrt ihn zuerst Lateinisch; aber vor Allem muß der Neuling unser Alphabet, von dem er bis dahin gar keinen Begriff gehabt, kennen lernen. Wie gelangen die Missionaire nun zu ihrem Zwecke? Ich für meinen Theil begreife es nicht; dieses Lehramt scheint eine Dosis Geduld zu erfordern, wie ich sie bis dahin keinem Menschen gegeben glaubte. Aber welche Hindernisse können den Eifer eines Menschen erkalten lassen, der bereit ist, an die Ausbreitung des Glaubens sein Leben zu setzen? Noch vor wenigen Jahren wurden mehrere Missionaire in Kotschintschina auf Befehl des dortigen Königs nach grausamen Martern hingerichtet. Beinahe um dieselbe Zeit wanderte Herr Bruguiere, Bischof von Kapsus und apostolischer Vikar in Korea, unter tausend Gefahren durch ganz China, verweilte mehrere Monate in den Einöden der Tatarei und begab sich dann nach Korea, um im Angesichte dieses Landes seiner Bestimmung — vor Kälte und Hunger zu sterben. Diese schrecklichen Beispiele, weit entfernt, die anderen Missionaire zu entmuthigen, erhöhen nur noch ihre Begeisterung.

Noch muß ich die Aeußerung eines Portugiesen erwähnen, die ich selbst bei einem Diner in Makao hörte und die unseren Französischen Glaubens-Boten sehr zur Ehre gereicht: „Seit zwanzig Jahren kommen Französische Missions-Zöglinge zu uns nach Makao, darunter so mancher schöne und kräftige Jüngling, der große Ansprüche hätte, in der Welt und ihrer Gesellschaft zu glänzen; und doch habe ich nie auch nur die entfernteste verdächtige Anspielung auf ein Mitglied der Französischen Propaganden gehört. Immer ist ihr Lebenswandel rein und untadelhaft gewesen!"

Dessenungeachtet sind unsere Missionaire ein Dorn im Auge des Portugiesischen Gouvernements. Es bestreitet ihnen das Recht, in Makao zu verweilen, unter dem Vorwande, daß sie zu Mißhelligkeiten zwischen der Chinesischen Behörde und der Stadt-Behörde Veranlassung geben könnten. Aber der wahre Grund ist in der Eifersucht der Portugiesischen Missions-Institute zu suchen. Die Französischen Priester finden bei ihren Glaubens-Brüdern weniger Toleranz, als bei den heidnischen Chinesen.

*) In jedem Geleits-Briefe, den ausländische Schiffe in Canton erhalten, wird die Zahl der Mannschaft und der Waffen, auch die Quantität Munition, welche sie mitführen, genau verzeichnet. Die Königliche Bibliothek zu Berlin besitzt einen solchen Schiffspaß (tschuan-pai, im Dialekte von Canton schün-pai), den der Hai-kuan-pu (Ober-Einnehmer der ausländischen Zölle) im Jahre 1824 einem Preußischen Seehandlungs-Schiffe, befehligt von dem Kaufmann Jansen, ausgestellt hat. In diesem Dokumente ist sogar die Zahl der Flinten-Kugeln (gerade 200) angegeben und außer der Specification noch bemerkt, daß die Vertheidigungs-Mittel des Schiffes nicht allzugroß (pŏ kin tō) seyen. A. d. Ueb.

Mannigfaltiges.

— Wissenschaftliche Vereine in London. In der Englischen Hauptstadt giebt es jetzt nicht weniger als 41 verschiedene Societäten, die der Förderung wissenschaftlicher und literarischer Zwecke gewidmet sind und die in der Zeit vom November bis zum Juni regelmäßige Sitzungen halten. Die „Königl. Societät" (Royal Society), welche man als die Mutter aller dieser Vereine ansehen kann, ward im Jahre 1663 gegründet. Sie besitzt die Autorität einer Akademie der Wissenschaften und hat ihre Forschungen über alle Gebiete des Wissens ausgedehnt. Dem Studium des Antiquarischen (nicht des klassischen Alterthums oder der Archäologie) sind zwei Vereine gewidmet: die „Gesellschaft der Alterthumsfreunde" (Society of Antiquarians), die im Jahre 1717 gegründet wurde und sich mit den Alterthümern des vereinigten Königreichs beschäftigt, und die „Numismatische Gesellschaft" (Numismatic Soc.), ein sehr ausgebreiteter Verein, der, wie sein Name besagt, Münzen und Medaillen zum ausschließlichen Gegenstande seiner Forschungen macht. Die Naturgeschichte hat acht Vereine in London aufzuweisen; es gehören dazu die „Linnäische Gesellschaft", die sich nicht bloß mit Botanik, sondern auch mit Zoologie beschäftigt, eine „Zoologische" und eine „Entomologische Gesellschaft" und endlich fünf verschiedene Land- und Gartenbau-Gesellschaften (die Royal Society of Horticulture, die Horticultural, die Royal Botanical, die Metropolitan und die Botanical Society), die von Zeit zu Zeit öffentliche Ausstellungen veranstalten. Der Himmelskunde sind zwei Gesellschaften gewidmet: die Royal Astronomical und die Uranian Society, denen sich die „Mathematische", die „Meteorologische" und die „Elektrische Gesellschaft" anschließen. Die „Gesellschaft für Künste" (Society of Arts), gegründet im Jahre 1734, beschäftigt sich weniger mit der Kunst, als mit Maschinen- und Ingenieurwesen, doch ist das „Institut der Britischen Architekten" und die „Gesellschaft für Baukunst" (Architectural Soc.) aus derselben hervorgegangen. Der Kunde unseres Erdballes, und zwar sowohl seiner äußeren Gestalt als seiner inneren Struktur, haben zwei Gesellschaften, die „Geographische" und die „Geologische", ihre Studien gewidmet. Ein einziger Verein, die „Königl. Gesellschaft für Literatur" (Roy. Society of Lit.), ist ausschließlich mit literarischen Forschungen beschäftigt. Die „Königl. Asiatische Gesellschaft" (Roy. Asiatic Soc.) hat sich, nach dem Vorgange der Société Asiatique in Paris, die Wissenschaft, die Sprachen und die Literaturen des Orients zur Aufgabe gemacht. Die „Statistische Gesellschaft" hat es mit der Erforschung von Thatsachen und Zahlen zu thun, wobei sie sich nicht auf Länder- und Völkerkunde beschränkt, sondern alle andere Wissenschaften in ihren Bereich zieht. In der „Royal", der „London-" und der „United Service-Institution" finden Vorlesungen und Unterhaltungen über mannigfaltige Dinge, namentlich aber über literarische, kommerzielle, militairische und maritime Gegenstände statt. Die „Englische Agrikultur-Gesellschaft" besteht zwar größtentheils aus Land-Edelleuten, hält jedoch auch ihre regelmäßigen Sitzungen in London. Die Camden-Society giebt hier von Zeit zu Zeit Schriften von allgemeinem Nutzen heraus. Acht Gesellschaften beschäftigen sich in London mit medizinischen und chirurgischen Gegenständen; eine derselben ist die „Phrenologische Gesellschaft". Drei Vereine, der Graphische, der Künstler- und der Liebhaber-Verein (Graphic. Artists- und Amateurs-Soc.), sind der Förderung der schönen Künste gewidmet. Die Gesammtzahl der Sitzungen aller dieser Gesellschaften beträgt in der Session von 35 Wochen 620, so daß durchschnittlich 18 auf jede Woche oder 3 auf jeden Abend (die Sonntage ausgenommen) kommen. Die Zahl der Mitglieder ward im letzten Winter auf 17,000 berechnet, doch sind natürlich viele Namen bei mehreren Vereinen zugleich aufgenommen. Das Gesammt-Einkommen betrug im vorigen Jahre 41,000 Pfd. und das Kapital-Vermögen 81,500 Pfd. Vier Gesellschaften, die Royal, die Antiquarian, die Geological und die Astronomical Soc. werden auch von der Regierung regelmäßig unterstützt; die Geographische Gesellschaft erhält ebenfalls, doch nur zu besonderen Zwecken, wie etwa zur Ausrüstung von Reisenden, Beiträge vom Staat, die das Parlament zu bewilligen hat.

Wir bitten, neue Bestellungen, die auf dieses Blatt für das nächste Jahr beabsichtigt werden, recht zeitig zu machen, damit die Auflage danach eingerichtet werden kann. Vom laufenden Jahrgange sind nur noch wenige vollständige Exemplare, von den meisten früheren Bänden gar keine mehr zu haben.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 142. Berlin, Mittwoch den 27. November 1839.

England.

Ueber den Geist des Englischen Zeitworts. *)

Die Behauptung eines alten Grammatikers, „daß die Seele des Menschen sich vorzüglich dem Verbum hinneige", könnte allerdings im ersten Augenblicke etwas befremdend erscheinen; gehen wir aber in das Wesen des Zeitworts etwas tiefer ein, so finden wir zwischen Seele und Zeitwort so viel Paralleles und Analoges, daß wir mit jener Ansicht übereinstimmen müssen. Denn betrachten wir die der Seele und dem Zeitworte gleich inwohnenden Eigenschaften, so ergiebt sich, daß dasjenige, was die Seele dem Leibe bedeutet, das Zeitwort für die Sprache ist. Jene bringt in den Leib Leben, beseelt die einzelnen Glieder und bildet aus ihnen ein Ganzes, das man den Leibesorganismus nennt; dieses bringt Leben in die Sprache, beseelt die einzelnen Redetheile und verbindet sie zu einem Ganzen, das man den grammatischen Satz nennt. Wie die Thätigkeit der Seele nicht einfach ist, sondern vielfach, wie sie nicht eine, sondern mehrere Kräfte besitzt und unter diesen wieder die Kraft des Wollens und des Wahrnehmens ganz besonders bemerkbar ist, so hat das Verbum nicht, wie die anderen Redetheile, nur Eine Function, sondern mehrere, und ganz besonders ist es in seiner seelenhaften Kraft dadurch zu erkennen, daß es durch seine Modi die Seelenkräfte des Wollens und Wahrnehmens am deutlichsten ausdrückt. Wie die Seele erst durch ihre Verbindung mit dem Körper ihr eigentliches Wesen erhält und als solche erkannt wird, so erkennt man das Verbum in seiner Vollkraft und in seinem ganzen Umfange erst durch seine Bedeutung im Satze und durch seine Belebung desselben. Wie der Leib erst durch die Seele gewisse Eigenschaften erhält, so empfängt das Substantiv gewisse Eigenschaften durch das Verbum. Wie jene das bewegende oder hemmende Prinzip im Leibe seyn kann, so bringt dieses eine Bewegung oder eine Privation der Bewegung (ein Stillstehen oder Ruhe) in den Satz. Wie jene endlich durch eine ihr inwohnende Kraft ein Urtheil bildet und diese Kraft nicht nur über solche Dinge zu urtheilen pflegt, welche in die Gegenwart fallen, sondern auch über solche, die der Vergangenheit oder Zukunft angehören; so bildet dieses eine Aussage, die sich eben so wohl auf die Vergangenheit und Zukunft, als auf die Gegenwart beziehen kann. Man könnte eine Analogie zwischen Seele und Verbum noch weiter nachweisen; allein Gesagtes genügt zu unserem Zwecke und ist hinreichend zur Erkenntniß einer angemessenen Definition des Zeitworts.

Aus obiger Vergleichung ersieht man leicht, daß das Verbum unter allen Sprachkategorieen bei weitem die wichtigste ist, und daß daher eine Sprache um so vollkommener ist, je mehr obgenannte Eigenschaften im Zeitworte ausgebildet sind. Daß dies in der Englischen Sprache bis auf einen ziemlich hohen Grad, wenigstens in einem höheren Grade als in der Lateinischen und in den mir bekannten neueren Sprachen, der Fall ist, dies wird sich bei einem näheren Eingehen in die Natur des Englischen Zeitworts und ganz besonders bei einer näheren Betrachtung der mit demselben verbundenen Tempora leicht ergeben.

Aus obiger Parallelisirung des Zeitworts mit der Seele haben wir deutlich gesehen, daß ersteres unter anderen die drei Haupteigenschaften besitzt, daß es 1) ein Attribut, 2) eine Zeitbestimmung und 3) eine Aussage enthält. Was die erste dieser Eigenschaften betrifft, nämlich das der Substanz durch das Verbum beigelegte Attribut, so müssen dieses alle Sprachen wohl in einem gleich hohen Grade ausdrücken. Die Ursache hiervon scheint Folgendes zu seyn: Vergleichungen kann man nur bei solchen Attributen anstellen, die entweder eine Qualität oder Quantität anzeigen, bei denen ein Mehr oder Weniger stattfinden kann. Das im Zeitworte enthaltene Attribut aber ist weder ein qualitatives noch ein quantitatives, sondern ein solches, das noch durch ein anderes eine Qualität oder Quantität anzeigendes Attribut näher bestimmt werden kann, wie: A. schreibt schön. So lange es daher durch ein qualitatives oder quantitatives Adjektiv nicht näher bestimmt wird, eben so lange kann es auch nicht verglichen werden. Wenn nun aber Dinge nicht mit einander verglichen werden, oder, was dasselbe ist, ein Mehr oder Weniger zulassen können und doch von derselben Art sind, so müssen sie nothwendigerweise auch gleich seyn und auf derselben Stufe des Werthes stehen. Das im Zeitworte enthaltene Attribut nun läßt in keiner Sprache, vermöge seiner so eben nachgewiesenen Natur, eine Vergleichung zu, folglich muß es auch in allen Sprachen gleich seyn.

Es liegt 2) ganz in der Natur des Zeitworts, daß es eine Zeitbestimmung enthalte. Denn da es eine Energie des Subjekts, entweder in seiner Bewegung oder in seiner Privation der Bewegung (seiner Ruhe), ausdrückt, Ruhe und Bewegung aber in die Zeit fallen müssen, so muß es nothwendig auch eine Zeitbestimmung enthalten.

Die Zeit zerfällt durch die in ihr geschehende Handlung*) in die Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. Ich sage, durch die Handlung; denn ohne diese würde der menschliche Geist vielleicht kaum daran gedacht haben, dieselbe selbst in der Vorstellung zu trennen, oder derselben eine Ausdehnung zu geben. Ohne hier weiter in die Theorie der Zeiten eingehen zu können, bemerken wir bloß, daß jede dieser drei Hauptzeiten wiederum ausgedehnt ist und, wie alles Seyn, einen Anfangs-, Mittel- und Endpunkt hat, in welchem Falle man sie, in Bezug auf ihre Unterabtheilungen, eine bestimmte nennen kann. So z. B. dieses auf die Gegenwart angewandt, kann man sie zerlegen in a) A. ist im Begriffe zu schreiben (Anfangspunkt); b) A. hat schon angefangen zu schreiben, er schreibt aber noch, (Mittelpunkt), und endlich c) A. hat geschrieben, hört aber eben auf zu schreiben (Endpunkt). So hat selbst die Gegenwart, in ihre Unterabtheilungen zerlegt, eine Zukunft oder Anfangspunkt, Gegenwart oder Mittelpunkt und Vergangenheit oder Endpunkt. Dasselbe Verhältniß findet auch bei der Vergangenheit und Zukunft statt. Doch kann hier von der bestimmten Zeit nur so viel gesagt werden, als zum Verständniß des Folgenden nöthig ist, indem wir auf dieselbe weiter unten noch einmal zurückkommen.

Es kann nun auch eine Handlung, die einer von den drei Hauptzeiten angehört, so mitgetheilt werden, daß in ihrer Darstellung auf diese Gränzpunkte oder Unterabtheilungen keine Rücksicht genommen werden soll, und die nicht sowohl wichtig ist in ihrer Beziehung zu einem bestimmten Zeitraume, als vielmehr in ihrer Mittheilung als Ereigniß. Selbst eine solchergestalt dargestellte Handlung muß nothwendig in eine Zeit fallen, welche aber, wegen ihrer Unbestimmtheit in ihren Unterabtheilungen, die aoristische (unbestimmte) Zeit genannt wird.

Es giebt natürlich eben so viele aoristische Zeiten, als es Hauptzeiten giebt, nämlich eine aoristisch-gegenwärtige, vergangene und zukünftige; z. B. ich schreibe, ich schrieb, ich werde schreiben. Hier kann unter „ich schreibe ꝛc." sowohl der Anfangs- als Mittel- als Endpunkt verstanden werden. Um nun die aoristische Zeit mit der bestimmten nicht zu verwechseln, sollten alle Sprachen für beide Arten von Zeiten auch besondere Formen haben. Während man dies in der Deutschen vergeblich sucht**), hat die Englische Sprache eine besondere Form für die Unterabtheilungen der bestimmten Zeit und eine besondere für die aoristische. So sind die drei aoristischen Zeiten von to write:

I write — I wrote — I shall write,

welche Formen in ihrer Bedeutung etwas ganz Anderes sind, als „I am writing, I was writing und I shall be writing." Erstere nämlich können eine Handlung auch außer ihrer Dauer, in ihrer Ausgedehntheit durch eine ganze Hauptzeit darstellen, letztere aber nur in ihrer Dauer, im Mittelpunkte einer beliebigen Hauptzeit, wie wir weiter unten sehen werden.

Man muß von den aoristischen Zeiten ferner Gebrauch machen:***) 1) Bei solchen Verbal-Begriffen, die eine Gemüthsbewegung oder ein Gefühl ausdrücken. Man sagt also besser I love this diligent boy, als I am loving etc., selbst dann, wenn die Liebe während meines Sprechens stattfindet. So sagt man auch viel besser „I feel my wound", als I am feeling, welche

*) Aus einer philosophischen Darstellung der Englischen Grammatik von J. L. Schwarz.

*) Der Kürze wegen sagen wir bloß Handlung; man ergänze hier und in der Folge immer den Begriff Zustand.

**) Wenn ich sage: „er schreibt", so ist dies sowohl für die aoristische als für die bestimmte Zeit gültig.

***) Es ist in der That befremdend, daß, meines Wissens nach, kein Grammatiker der Englischen Sprache, selbst Engländer nicht, weder auf diese, noch auf mehrere der folgenden Regeln, die auch nur hier darum eine Stelle finden, Rücksicht genommen haben.

letztere Formen nur bei Ungebildeten vorkommen. Die Ursache hiervon ist einfach: Gemüthsbewegungen und Gefühle können nicht willkürlich von dem Subjekte hervorgerufen oder unterdrückt werden. Wir werden uns ihrer nur während ihrer Dauer bewußt; ihr Anfang und ihr Ende haben für unsere Thätigkeit keine Bedeutung, weil diese Endpunkte von unseren Willen nicht abhängig sind. Da nur bei Verbalbegriffen dieser Art die Endpunkte wegfallen und sie nur in ihrer Dauer für uns seyn können, so braucht man von der Form der Dauer oder des Mittelpunktes, als dem Unterscheidungszeichen von den zwei Endpunkten, keinen Gebrauch zu machen. Wenn ich also sage „I love", so muß die aoristische Form nur den Mittelpunkt ihrer Dauer anzeigen; denn eine Unbestimmtheit der Zeit giebt es hier nicht. — Man macht 2) von der aoristischen Form bei solchen Verbalbegriffen Gebrauch, die, vermöge ihrer Natur, fest und unveränderlich sind, daher wird sie bei der Darstellung von ewigen Wahrheiten angewandt, weil dieselben, vermöge der in ihnen enthaltenen absoluten Nothwendigkeit, nicht sowohl in einem Gränzpunkte einer bestimmten Zeit stattfinden, als vielmehr unbestimmt durch alle Gränzmomente einer jeden Hauptzeit: Z. B. virtue rewards itself (Locke), never saw I the righteous man forsaken (Goldsmith); thou shalt not kill (decalog). Aus dem Grunde, daß dasjenige, was zur Gewohnheit werden soll, oft wiederholt werden muß, was aber oft wiederholt werden soll, einer ausgedehnten Zeit bedarf und der Charakter der aoristischen Zeit von der Art ist, daß sie sich unbestimmt nach allen oben bezeichneten Momenten einer Hauptzeit ausdehnen kann, läßt sich auch 3) erklären, warum diese Form oft geradezu gebraucht wird, um ein Pflegen auszudrücken; als „so both families lived together in all that harmony, which generally precedes (vorauszugehen pflegt) an expected alliance (Goldsmith), und gleich darauf sagt derselbe „the hours between breakfast and dinner the ladies devoted (pflegten zu widmen) to dress and study. — Infected minds to their deaf pillows will discharge their secrets" (Shakespeare). —

Soll aber eine Handlung nach ihrem ganzen Umfang genau bestimmt werden, so muß auch dieses in Bezug auf den Zeitraum in dem sie sich ereignet, sorgfältig geschehen. Und hier muß noch einmal zuvörderst bemerkt werden, daß jede der drei Hauptzeiten wiederum in unserer Vorstellung theilbar und ausdehnbar ist, was das für unsere grammatische Zeit im Englischen gebräuchliche tense, das von tenders herkömmt, zu bezeichnen scheint. Kein Zeitpunkt steht absolut, sondern er ist relativ mit einem anderen verbunden; denn dasjenige, was von der Natur oder in sich nicht abgegränzt ist, kann nur in unserer Vorstellung für einen gewissen Fall als absolut gedacht werden. So umfaßt die Gegenwart nicht nur die Gegenwart als solche, sondern auch eine in ihr enthaltene und mit ihr verbundene Vergangenheit und Zukunft; dasselbe gilt von den anderen zwei Hauptzeiten. Durch eine Handlung kann entweder ein Beginnungspunkt einer gewissen Zeit entstehen, oder ein Mittelpunkt, oder endlich ein Endpunkt derselben. Stelle ich z. B. eine Handlung dar, die ich im Begriffe bin, war oder seyn werde, auszuüben, die aber ihren Anfang wirklich noch nicht genommen hat, so ist die Unterabtheilung der Zeit, in welche sie fällt, der Anfangspunkt oder das Futurum einer beliebigen Hauptzeit. Theile ich sie aber als solche in ihrer Dauer mit, d. h. wie sie während des Zeitraums, von dem ich spreche, wirklich stattgefunden hat, so fällt sie in den Mittelpunkt oder in die Gegenwart einer beliebigen Zeit. Stelle ich sie endlich in ihrer Vollendung dar, d. h. wie sie gerade in einer beliebigen Hauptzeit endet, von der ich spreche und in die sie fällt, so gehört sie dem Endpunkt oder der Vergangenheit derselben an. Auf diese Art zerfällt jede Hauptzeit in drei Momente, so daß die drei Hauptzeiten neue Zeitmomente haben, wie folgendes Schema zeigt:

Gegenwart.

Anfangspunkt: Ich bin im Begriffe zu schreiben, I am going to write.
Mittelpunkt: Ich schreibe, I am writing.
Endpunkt: Ich habe geschrieben, I have written.

Vergangenheit.

Anfangsp. Ich war im Begriffe zu schreiben, I was beginning to write.
Mittelp. Ich schrieb, I was writing.
Endp. Ich hatte geschrieben, I had done writing.

Zukunft.

Anfangsp. Ich werde im Begriffe seyn zu schreiben, I shall be beginning to write.
Mittelp. Ich werde schreiben, I shall be writing.
Endp. Ich werde geschrieben haben, I shall have done writing.

Wenn auch nicht alle in diesem Schema enthaltene Instanzen in allen Sprachen genau beobachtet werden, so ist doch die eine sorgfältiger hierin als die andere. Daß die Englische Sprache, schon wegen der ihr eigenen abstrakten Ausbildung ihrer Sprach-Kategorieen, hierin aufs genaueste verfahren muß (was im Deutschen kaum möglich ist), geht schon daraus hervor, daß sie den Mittel- und Endpunkten aller drei Hauptzeiten eine von der aoristischen verschiedene Form gegeben hat. Selbst im Beginnungs-Punkte, wo die Deutsche Sprache der Englischen gleich zu seyn scheint, hat doch letztere vor der ersteren das voraus, daß sie (was noch von vielen anderen Fällen gilt), dasjenige, was erstere mit einem abstrakten Substantivum und dem energie- und attributlosen Verbum Seyn der Ruhe ausdrückt, mit einem lebendigen attributiven Zeitworte der Bewegung giebt. In dem Anfangspunkte der vergangenen und zukünftigen Zeit wird mit Recht beginning dem going vorgezogen; denn das Verbum to go, das ein Gehen nach einem Endpunkte andeutet, hat natürlich denselben noch nicht erreicht, wodurch die Bedeutung von Werden und Wollen entsteht; beginning aber ist schon einen Schritt weiter und hier darum passend, weil der Anfangspunkt einer Handlung in der Vergangenheit und im Futurum relativ weiter vorgeschritten seyn muß, als der in der Gegenwart.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Notes taken during travels in Africa. — Unter diesem Titel sind — jedoch zunächst nur für seine Freunde und nicht im Buchhandel — die Reiseberichte des verstorbenen John Davidson im Druck erschienen. Davidson ward, wie Clapperton und viele Andere, ein Opfer der Reiselust in den Wüsten Afrika's. Leider ist jedoch der Theil seines Berichtes, den er zuletzt geschrieben, verloren gegangen.

Polen.

Der Aufstand in der Ukraine im Jahre 1768.

(Schluß.)

Nachdem noch auf eine kurze Zeit der Hauptmann Lenard, Markowski und ein Fähnrich sich dem Einlasse des Gesindels vergeblich widersetzt hatten und aus allen Geschützen und Handgewehren, auf die sich dem Thore nahenden zu feuern verlangten, öffnete man auf Befehl des Gubernators das Thor. Die Einwohner boten bei der Begrüßung dem Gonta, dem Zieleznial und den anderen Häuptlingen auf einem Tische nach alter Gewohnheit Brod und Salz dar; ihnen assistirten die vornehmsten Beamten. Es drang sogleich ein großer Haufe in die Stadt, und sofort wurde die Kapelle, die Pfarrkirche und die jüdische Synagoge von einer großen Schaar umstellt. Den Gubernator und dessen ganze Familie führte man in eines der Bürgerhäuser in strengen Gewahrsam und nach einer kurzen Unterredung zwischen Gonta und Zielesniak rief der Erste den Kosaken zu: „Auf, Brüder! Zeit ist's, das Werk zu vollbringen!" Da erfolgte die Gräuelthat, die in ihrer Vollständigkeit zu schildern Niemand unternehmen möchte.

Zuerst wurden die Einwohner niedergemacht, welche sich auf dem Markte befanden. Wehgeschrei erfüllte die Luft; in den Häusern, in den Straßen fielen die Opfer, ohne Rücksicht auf die Person, auf die Bitten und Thränen. Kinder wurden auf die Lanzen genommen, in die Luft oder auf die Dächer geworfen und, wenn sie dann noch lebten, von neuem durchbohrt. Müttern wurde der Leib geöffnet, die Leibesfrucht hervorgezogen und vernichtet.

Die in der Stadt versammelten Konföderirten und gutsherrlichen Soldaten versuchten zwar auch jetzt noch eine Vertheidigung, da sie aber nicht wohl angeführt wurden, denn der Hauptmann Lenard hatte sich gleich nach dem Zwiste mit dem Gubernator aus der Stadt entfernt, so wurden sie sämmtlich, nachdem sie einigen der Hajdamaken das Leben genommen hatten, niedergemacht. Von da an fanden die Mörder keinen Widerstand mehr, ein Theil eilte in die Pfarrkirche, ein anderer in die Kapelle des Basilianerklosters. In der ersten sprang einer der Attamanen auf die Kanzel, verhöhnte die Bürger, verspottete die heiligen Gebräuche und den Gottesdienst, die Sakramente und Bilder und stieß Lästerungen auf den ganzen katholischen Glauben aus. Auf seinen Ruf warfen sich die Empörer wie wilde Thiere auf die ehrenwerthesten und angesehensten Personen. Der Geistliche Wadowski wurde am Altar mit einem Spieße durchbohrt; dem Einen wurden die Kleider vom Leibe gerissen, Andere fielen unter den Aexten, wieder Andere wurden erschossen und noch Andere mit Messern, Piken und Stangen niedergemacht. Ehrwürdige Greise zog man an den Haaren umher; den Frauen ward vor Aller Augen Gewalt angethan.

Nicht anders ging es in der Kapelle zu, wo man den Rektor der Klosterschule, Kostecki, als er, schon von einem Schusse durchbohrt, die von dem Raubgesindel zum Spotte hingeworfenen Hostien von der Erde aufsuchte und genoß, mit Lanzen vollends tödtete und seinen Leichnam nachher in die Gosse warf. Mehrere Geistliche mußten erschreckliche Qualen ausstehen, weil man sie zur Entdeckung der verborgenen Klostergeräthe und deponirten Gelder der Bürgerschaft zwingen wollte. Aber diese Sachen waren schon vorher von anderen Schurken aufgefunden worden, deshalb wurden diese Geistlichen am Kopfe, im Gesichte und an den Schultern mit Knütteln und Riemen gräßlich geschlagen, halb nackt zum Hohne um das Rathhaus geführt und, da sie schon dem Tode nahe waren, auf Verwendung einiger Einwohner, in strengen Gewahrsam in das Haus des Bürgers Ignaz Rebat geführt, dann aber doch, da der Kaplan der Russischen Zerkiew zum Erzengel Michael, Namens Paroch, welcher bis jetzt außer Landes im Schisma beharrt, darauf drang, wieder auf die Straße geschleppt und in der Nähe der genannten Zerkiew ermordet, die Leichname aber der Verspottung preisgegeben.

Nicht geringerer Grausamkeit waren die Juden ausgesetzt, deren in der Synagoge allein 3000 gemordet wurden. Viele konnte man auf den Straßen, von Blut triefend, bald ohne Hände, bald ohne Ohren umherschleichen sehen, welche nur baten, daß man ihnen vollends das Leben nehme. Das thaten

enn auch die Bauern, welche aus den nahen Dorfschaften her- eigeeilt waren. Hier warden die, welche sich in Löchern, Gräben nd anderen Schlupfwinkeln verborgen hatten, hervorgezogen, ort die Fliehenden ergriffen oder, wie Heerden, auf eine Stelle etrieben. Dort sah man wieder, wie sogar die Weiber, durch as Beispiel ihrer Männer in Wuth gesetzt, ihre Opfer mit Messern, Sicheln, Spaten, Hacken verwundeten und tödteten und ogar ihre Kinder zu ähnlichem Gräuel antrieben und anleiteten.)ier sah man, wie ganze Schaaren aus den Häusern das Eigen-)um der Bürger und aus der Pfarrkirche and der Kloster-Kapelle ie Geräthe und den Schmuck hervorschleppten und dies Alles,)en so wie die bedeutenden Deposital-Gelder, zu dem Gonta ısammentrugen; da wieder, wie Einzelne ihre schmutzigen Lap- en abwarfen und die von den Leichnamen gerissenen Kleider nlegten. Einer der Attamanen, der noch etwas Gottesfurcht n Herzen trug, wollte die Kapsel mit dem Leibe des Herrn aus er Kirche in die Zerkiew tragen; aber sie wurde ihm aus den)änden gewunden, man trat auf den auf der Erde verschütteten)ostien umher, und sie mischten sich mit dem Blute der Leich- ame. Wieder Andere zerbrachen die Kruzifixe und speiten sie n, trieben, mit den Priester-Ornaten angethan, Unzucht, oder anden die Opferteller sich um den Hals und betranken sich aus en Abendmahlskelchen.

Die durch das unschuldige Blut ihrer Herren und Landes-)enossen gesättigte Rotte begann endlich, nachdem sie mehr als chtzehntausend Menschen verschiedenen Standes in weniger als eben Stunden hingemordet hatte, sich ein wenig zu beruhigen.)ie noch zuletzt zusammengetriebenen und aus verschiedenen Ver- ecken hervorgezogenen Bürger sollten geschont werden, doch be- chloß man, sie nach Altgriechischer Weise zu taufen, nämlich eden einzeln dreimal im Wasser unterzutauchen. Dazu trieb man lle Bürger in die Zerkiew des heiligen Nikolaus. Als hier er greise Kaplan sich weigerte, den Tauf-Akt zu vollziehen,)eil die Leute schon getauft wären, schlugen sie ihn mit Knütteln ieder und begaben sich zu dem erwähnten Kaplan der Michaels- erkiew, wo das Vorhaben ausgeführt wurde. Denn dieser Kaplan war von dem Vorurtheile geleitet, daß die durch unirte Geistliche vollzogene Taufhandlung ungültig wäre, und genügte gern dem Verlangen. Einige der Bürger widersetzten sich aber elbst dem Ansinnen und erlitten noch nachträglich den Tod.

Das schreckliche Gemüth des Gonta hätte nun wohl an dem ıngerichteten Blutbade sich begnügen sollen, aber die verwilderte ınd noch immer nicht gesättigte Rachsucht ließ ihn jetzt noch des Gubernators Mladanowicz nicht vergessen. Ein besonderer Umstand ıatte seinen Haß gerade auf diesen gerichtet. Der Wojewode)atte nämlich, als er von den Unruhen in der Ukraine Kenntniß rhielt, mehrere Wochen vor dem Ueberfalle der Stadt, einen Brief an Gonta geschrieben, in welchem er diesem zur Sicherung)es Humanschen Landes in sehr gnädigen Ausdrücken versprach, hn nicht nur bei dem bisherigen Besitze einiger Vorwerke zu belassen, ondern ihm auch noch zwei Dörfer auf Lebenszeit zu übergeben, ofern er das Humansche Land und insbesondere die Stadt gegen)ie Empörer mit Treue und Sorgfalt vertheidigen würde. Diesen Brief hatte Mladanowicz, sey es aus Mißgunst, oder aus Ver- chtung, oder anderer Ursachen wegen, dem Gonta nicht einge- ıändigt. Der hatte aber bereits auf anderen Wegen von dem Briefe erfahren und fand ihn nachher unter den geraubten Sachen des Mladanowicz vor. Deshalb ließ nun Gonta ihn mit seiner Frau und seinen Kindern vor sich kommen. Er schrie ihm voll Wuth entgegen: „Verräther! Du bist der Urheber dieser Grausamkeiten! Deinetwegen ist dieses Blut vergossen worden! Weshalb hast Du mir den Brief meines Herrn, den Du in Händen hattest, nicht übergeben?“ und verwundete ihn mit einem Jagdmesser am Kopfe. Blutend sank Mladanowicz zu Boden; da fielen die bereitstehenden Kosaken über ihn her, und vor den Augen seiner Frau und seiner Kinder ward er in Stücke gehauen. Die unschuldigen Wesen selbst, die jammernd um Erbarmen flehten, wurden darauf entkleidet in einen Kreis genommen, vielerlei Muthwillen an ihnen verübt und sie dann mit Spießen getödtet.

Die Masse der Leichen und des Blutes, mit der die Erde und die Wände überall gefärbt waren, und der Pestgeruch, der zu erwarten war, weil man die Leichname, als der Beerdigung unwerth, nicht zu verscharren gestattete, nöthigten endlich die Empörer, sich aus der Stadt zu entfernen und sich mit der Beute auf ein südlich von der Stadt gelegenes Feld zu begeben. Auf diesem Felde, Karpowka genannt, legten sie ein Lager an, versahen es mit Verschanzungen und Geschützen, schritten dann zu einer neuen Eintheilung des Haufens in Rotten, deren jede aus hundert Mann bestand, und wählten die Anführer. Zuerst wurde unter dem Donner der Geschütze und der Handgewehre Maxym Zielezniak zum Hetmann, dann Gonta zum Obersten ausgerufen, Anderen wurden andere Würden zugetheilt, je nachdem sich Einer bei dem Morden ausgezeichnet hatte. Die Regierung über Human erhielt ein Kosak, Namens Ulasienko, der sich nachher mit den bedeutenden Geldsummen, welche er aus dem ganzen Humanschen Lande erhoben hatte, nach Wolhynien flüchtete.

Die neuen Beamten hatten nun vornehmlich für Lustbarkeiten des Volks zu sorgen. Aus der ganzen Gegend warden Nahrungsmittel aufgehäuft, an Meth, Wein und Branntwein gegen hundertfunfzig Tonnen zusammengebracht, und zwei Wochen verlebten nun die Mörder unter Gesang, Geschrei, Musik, Tänzen und allerhand Zerstreuungen. Den Gonta allein sah man in der Zeit immer voll Unruhe und in Gedanken umhergehen, und oft rief er den Seinen zu: Brüder, ich glaube nicht, daß wir austrinken werden, was wir hier zusammengebracht haben.“ Jetzt erfolgte auch die Theilung der Beute. Die Kleider, die Pelze und Geräthe wurden zu einigen großen Haufen zusammengetragen, das Geld, die Uhren und das meist zerbrochene Silberzeug in Kisten gesammelt. Zielezniak erhielt außer anderen kostbaren Sachen drei silberne Kästchen, welche er, obgleich sie weit mehr werth waren, für neuntausend Gulden an einen Kaufmann nach Kiow verkaufte. Der Rest des Silberzeuges und der Kostbarkeiten wurde dem Gonta zuerkannt.

Bei der Sonnenhitze verbreiteten die Leichname, die nun schon drei Tage unbeerdigt dalagen, einen so unerträglichen Geruch, daß die übrig gebliebenen Einwohner auf die Fortschaffung derselben drangen, und endlich erlaubten Zielezniak und Gonta, daß die Leichen von dem zusammengetriebenen Landvolke in einen großen Teich, der sich mitten auf dem Markte befand und von ziemlich bedeutender Tiefe war, geworfen würden; er wurde völlig angefüllt. Die Leichen, welche außerhalb der Stadt lagen, überließ man den Hunden und den Vögeln.

Zum Ueberfluß traten nun die Aufrührer zu einem Rathe zusammen, in welchem beschlossen wurde, daß einige Rotten in die nahegelegenen Städte und Dörfer ausgesandt würden, theils um zu rauben, theils um noch mehr Volks heranzuziehen, und so erlitt die Umgegend mit Human gleiches Schicksal.

Indessen hatte sich der Setnik Szydlo mit funfzig berittenen und wohlbewaffneten Kosaken und zwei Geschützen nach dem Städtchen Balta begeben, das an der Türkischen Gränze liegt. Er hatte auch hier die Juden und den Polnischen Adel gemordet. Da sich aber viele über den Fluß Kodyma auf die Türkische Seite gerettet hatten, verlangte er von dem Türkischen Pascha deren Auslieferung. Diese wurde ihm verweigert, und vielleicht hätte sich Szydlo bei dem Bescheide beruhigt und wäre in sein Lager zurückgekehrt, wenn nicht vor seinen Augen ein Grieche von einem Türken wäre getödtet worden. Hierdurch aufgebracht, zog er noch funfzig Hajdamaken an sich und that einen Einfall in die Türkei mit solcher Gewalt, daß die Türken das Weite suchen mußten und Szydlo die ganze Türkische Seite in Besitz nahm. Als darauf eine Anzahl Tataren den Türken zu Hülfe kam, hatten die Kosaken mit dem in der Eil zusammengebrachten Raube bereits wieder das Feld geräumt. Bei der Rückkehr dieses Setniks und anderer, die, gleichfalls mit Beute beladen, ins Lager einrückten, nahmen wieder die Freudenschüsse, das Jauchzen und die Gastereien kein Ende.

Aber die Freude dauerte nicht mehr lange. Während der Erlustigungen im Lager wurde dem Zielezniak and Gonta gemeldet, daß ein Russischer Lieutenant, Namens Krywoj, mit sechzig Donischen Kosaken in die Stadt eingerückt sey. Diese Nachricht erschreckte zwar die Empörer, und sie beschlossen, gegen die Russen auf ihrer Hut zu seyn, aber der kluge Lieutenant wußte ihnen so viel Beweise seiner Freundschaft zu geben, daß Zielezniak und Gonta ihn nicht nur zu ihren Mahlzeiten einluden und ihm bedeutende Geschenke übersandten, sondern ihm auch erlaubten, die in der Stadt ausgestellten Wachen der Kosaken durch seine Leute abzulösen. Um ihre Thaten vor ihm zu rechtfertigen und in ein näheres Verhältniß mit ihm zu treten, zeigten sie ihm den obenerwähnten von Melchisedek untergeschobenen Kaiserlichen Ukas und erklärten, daß sie bereit wären, auf Befehl der Kaiserin ihr Blut bis auf den letzten Tropfen zu verspritzen. Zum Beweise wollten sie in Gemeinschaft mit ihm nach Berdyczow sich begeben, um die dort befindlichen Konföderirten niederzumachen.

Krywoj lobte dies Alles und versprach, sie mit einem ganzen Kavallerie-Regimente, das sich der Stadt näherte, zu unterstützen. Zuvor aber verlangte er, daß die Bauern mit ihren Frauen und Kindern entfernt würden, weil diese die Beschwerlichkeiten des Krieges nicht auszuhalten vermöchten und nur zu Unordnungen Veranlassung gäben. Die Meinung fand Beifall, und sogleich ließ man ausrufen, daß alle Bauern und überhaupt alle diejenigen, die nicht Muth genug in sich spürten, um alle Unfälle eines Soldaten im Kriege ertragen zu können, austreten und nach Hause zurückkehren sollten. Viele Bauern entfernten sich hierauf, aber eben so viele blieben auch zurück.

Endlich wurde im Lager bekannt gemacht, daß die ganze Schaar sich zu dem im Verein mit den Russen zu unternehmenden Zuge nach Berdyczow bereit halten sollten. Auf den Vorschlag des Russischen Lieutenants wurde am letzten Tage vor dem Ausmarsche noch ein allgemeines Gelage gehalten, bei welcher Gelegenheit sich die Hajdamaken im Meth und Wein so betranken, daß sich kaum Einer von der Stelle rühren konnte. Die Russen blieben aber durchaus nüchtern. Als Zielezniak und Gonta kaum mehr ihrer Sinne mächtig waren, forderte sie Krywoj, indem er sich gleichfalls berauscht stellte, auf, sich mit ihm in seine Wohnung nach der Stadt zu begeben. Sie folgten ihm dahin. Unter vertraulichen Gesprächen erhielt Krywoj die Nachricht, daß sich seine Reiterei schon unweit des Lagers befände, und da gab er plötzlich den Befehl, den Gonta, den Zielezniak und Andere, die mit ihnen gekommen waren, in Ketten zu legen. Um Geschrei zu vermeiden, warfen sich die Kosaken auf sie, verstopften ihnen den Mund, und nun saßen sie in einem Winkel, einander zunickend und ihr Schicksal beklagend.

Während dies mit Zielezniak und Gonta geschah, umstellten die Donischen Kosaken and Russischen Kavalleristen das Lager. Das fiel den Empörern nicht auf, denn sie meinten, ihre Genossen seyen angekommen. Erst als man ihnen von allen Seiten zurief, daß sie die Waffen niederlegen sollten, warden sie ihrer Lage sich bewußt, ein Theil suchte sich den eindringenden Russen entgegen

zu werfen, bald aber, von mächtiger Furcht erfaßt und in dem Rausche ihrer selbst nicht mächtig, mußten sie sich sämmtlich ergeben. Viele waren sogar noch nicht aus ihrem Schlafe erwacht und ahnten ihr Verderben nicht. Die Russen hatten eine Menge Stricke und Fußblöcke mitgebracht und ließen die Gefangenen von dem Landvolke, das sie zusammengetrieben hatten, theils binden, theils in die Blöcke legen. Da dies aber des Nachts geschah, so gelang es doch so Manchen, unbemerkt aus dem Lager zu fliehen. Die Pferde, die Waffen, die Munition und die Beute der Empörer wurde nun dem Russischen Obersten Nolkin, der mit dem Kavallerie-Regiment angekommen war, übergeben.

Zielezniak und dessen aus Rußland herübergekommene Genossen wurden mit der ganzen Beute nach Moskau geführt, der Häuptling, nachdem er die Knute erhalten, nach Sibirien verschickt. Dahin brachte man auch den oftgenannten Melchisedek, der aber bald wieder nach Kiew zurückkehrte und sogar zu einem Abt eines Klosters erhoben wurde. Die übrigen Verbrecher erlitten Strafen nach der Sitte des Landes.

Diejenigen unter den Aufrührern, die im Polnischen Lande ansässig gewesen waren, brachte man in das Lager des Branizki, der unweit Mohilew mit seiner Division eine lange Zeit hindurch stand. Nach angestellter Untersuchung wurde Gonta in dem Dorfe Serby geschunden, und nachdem ihm Hände und Füße abgehauen, das Herz dem noch Lebenden aus dem Leibe gerissen war, sein Körper geviertheilt. Seine Mitschuldigen wurden auf verschiedene andere Weise getödtet und bestraft, ein Theil wurde geköpft, ein anderer gehängt, einem dritten der linke Fuß und die rechte Hand abgehauen. Zeugen dieser Strafen waren Kamieniez, Lemberg, Kazimierz, Wintza, Zytomierz, Latyczow, wo die Verbrecher zu acht, zu sieben und zu fünf hingerichtet wurden.

Ein solches Ende hatte der Ukrainische Aufstand vom Jahre 1768, der nicht nur den Empörern, sondern auch vielen Bürgern des Vaterlandes zum Verderben gereichte. Einen nicht geringen Verlust brachte er dem Vaterlande, das ihn in seinem Schoße erzeugt und ernährt hatte, auch noch in der Rücksicht, daß mehrere Millionen, ein durch schwere Arbeit erworbenes Eigenthum, in fremde Hände kamen.

Bibliographie.

Obraz Polaków i Polski w 18ᵐ wieku. (Gemälde der Polen und Polens im 18ten Jahrhundert; eine Sammlung von Denkwürdigkeiten, Tagebüchern, Staats-Korrespondenzen und Privatbriefen, Reisen und Schilderungen einzelner Begebenheiten, zur Beleuchtung des Zustandes von Polen in dem genannten Jahrhundert.) Herausgegeben vom Grafen Eduard Raczynski. Theil I. Posen. 3 Fl.

Historya panowania Jana Kazimierza. (Geschichte der Regierung Johann Kasimir's.) Nach einem Manuskript herausgegeben vom Grafen Eduard Raczynski. Zwei Theile. Posen. 18 Fl.

Spanien.

Palma, die Hauptstadt der Insel Majorka.

In das Innere der Stadt Palma führt eine ziemlich enge, etwas dunkle, aber sehr belebte Straße. Zur linken Seite liegt ein quadratförmiges Gebäude im Maurischen Baustyle, welches einen imposanten und sehr gefälligen Eindruck macht. Es ist eine alte Moschee, welche nach Vertreibung der Mauren in eine Kirche verwandelt wurde und die jetzt als Börse benutzt wird. Die hohen Wölbungen ruhen auf schmächtigen und eleganten Säulen. Am äußersten Ende dieser Straße liegt ein kleiner unregelmäßiger Platz. Hier findet man zwei schöne Gebäude und einige ärmliche Kaffeehäuser. Die Kirche und das Kloster der Dominikaner, die in keiner Beziehung bemerkenswerth sind, liegen an demselben Platze. Rechts führt eine breit aufsteigende Straße zur Kathedrale und zu den Palästen des Bischofs und des Gouverneurs. Die Kathedrale, welche die ganze Stadt beherrscht, erhält durch ihre Lage und durch ihre Ausdehnung einen großartigen Charakter. Das Hauptportal ist mit vielen und seltsamen Figuren und Inschriften geschmückt. Die Straßen der Stadt sind nicht regelmäßig gebaut, aber die Häuser sind meistentheils reinlich, freundlich und wohnlich, obschon niedrig. Fast alle haben einen kleinen viereckigen Hof, in den die Strahlen der Sonne nicht leicht Eingang finden, einen Maurischen Balkon und eine von außen auffführende steinerne Treppe. Hinter einigen Häusern findet man auch Gärten, und mehrere Gebäude sind der Art, daß sie selbst einer großen Stadt zur Zierde gereichen würden. Zuweilen sind sie verschwenderisch mit Marmor geschmückt, und es kömmt sogar vor, daß die Treppen und die Säulen, auf denen diese ruhen, ganz von gelbem Marmor sind.

Die Frauen auf Majorka sind größtentheils schön, und man könnte sogar sagen, daß es keine häßliche giebt. Besonders sind sie wegen ihrer Augen berühmt, und es ist in der That schwer, der Anziehungskraft derselben zu widerstehen.

Palma ist auf allen Seiten von Wällen eingeschlossen, welche sorgfältig bepflanzt sind; hier erhebt die Aloe stolz ihre Blüthenkrone unter hohen Palmen. Der Gesichtskreis dehnt sich weit aus, und die Inseln Iviza und Cabrera tauchen in der Ferne aus den Wellen auf, die den Horizont begränzen. Am äußersten Ende der Stadt, in der Nähe des Jesus-Thores, ist eine mit Bäumen, Blumen, bequemen Bänken und eleganten Laternen geschmückte Promenade, wo sich Nachmittags die feine Welt versammelt. In Wagen, welche aus dem Zeitalter der Isabella herzustammen scheinen und welche mit störrischen Maulthieren bespannt sind, sieht man irgend einen dickwanstigen alten Mönch, vielleicht einen Heiligen des Tages, fahren; hin und wieder kommen auch wohl moderne und geschmackvolle Wagen zum Vorschein. Obgleich die Tracht der Frauen sehr einförmig ist und fast alle in schwarze Seide gekleidet sind, so gewähren doch diese Versammlungen ein anziehendes und originelles Schauspiel. Anmuth und Natürlichkeit, eine edle Haltung und ein feiner Wuchs, schönes Haar, lebhafte Augen und ausdrucksvolle Züge sind die Eigenschaften, welche das schöne Geschlecht auf Majorka auszeichnen.

Mannigfaltiges.

— Dramatische Musik in England. Es ist merkwürdig, daß man in England, wo an guten Singstimmen durchaus kein Ueberfluß ist, doch die beiden Britischen Sängerinnen, Miß Clara Novello und Mistreß Shaw, die im vorigen und im vorletzten Jahre so großen Beifall in Deutschland sich erwarben, fast gänzlich ignorirt. Miß Clara Novello ist bereits seit einiger Zeit wieder in ihrem Vaterlande, aber die öffentlichen Blätter, selbst diejenigen nicht ausgenommen, die sich vorzugsweise mit Musik beschäftigen, erwähnen ihrer kaum. Dagegen wird viel Aufhebens von einer Miß Delcy gemacht, einer neunzehnjährigen Primadonna, die durch ihr Auftreten im Drurylane-Theater Furore erregt. Der Atlas knüpft an diese Erscheinung die Hoffnung, den alten frommen Wunsch, eine Englische National-Oper zu besitzen, endlich erfüllt zu sehen. Denn diesem Blatte zufolge, liegt es weniger an dem Mangel an guten Komponisten, als an der gänzlichen Unfruchtbarkeit des dramatischen Gesanges in England, was der Erfüllung jenes Wunsches bisher im Wege war. Braham, der berühmte, jetzt aber schon zu den Veteranen gehörende Sänger, wird als alleinstehende einzige Ausnahme seit vielen Jahren genannt; sollte nun nicht aber auch Miß Delcy zu den Schwalben gehören, deren Erscheinen noch lange nicht den Sommer verkündet? Was die Komponisten betrifft, so behauptet der Atlas, daß seit Karl Maria von Weber's Anwesenheit in England, und seitdem man sich hier mit dessen „Freischütz" und „Oberon" befreundete, eine überaus wohlthätige Reaction im Geschmacke der Englischen Musikfreunde sowohl, als der dramatischen Komponisten Englands eingetreten sey. Er beruft sich auf die Namen Barnett, Loder, Bennett und Macfarren, um darzuthun, daß sich im Lande eine musikalische Schule zu bilden beginne, welche, die Tiefe, den Gefühlsreichthum und den humoristischen Anflug der Deutschen Musik sich zum Muster nehmend, einem Ziele entgegengehe, das von Französischer Leichtfertigkeit und Italiänischer Unnatur gleich weit entfernt sey. Wir müssen gestehen, daß uns diese Anerkennung und Huldigung Deutscher Musik fast beschämt; denn wenn wir sehen, wie Donizetti, Bellini, Adam und Thomas immer mehr die Tagesgötzen unseres Theater-Publikums werden, so möchten wir uns selber nach einem Barnett und Bennett umsehen, der uns in treuer Verehrung Karl Maria von Weber's auch in Deutschland von jenem Italiänischen und Französischen Opernwesen befreie.

— Die Schule für das Studium mittelalterlicher Handschriften in Frankreich. Die erste Nummer einer neuen gelehrten Zeitschrift ist in Paris unter dem Titel Bibliothèque de l'Ecole des Chartes erschienen. Sie wird hauptsächlich die Ergebnisse der Forschungen des unter dem Namen Ecole des Chartes bekannten Instituts veröffentlichen. Dieses seit dem Jahre 1829 bestehende Institut verdankt seine Begründung ursprünglich einer Idee Napoleon's. Es war um das Jahr 1812, als der Kaiser den Plan entwarf, ein Kollegium zu stiften, in welchem das Lesen alter Handschriften und die Kenntniß der Französischen Dialekte des Mittelalters gelehrt werden sollten, um auf diese Weise gründlichere Historiker für die Landesgeschichte heranzubilden. Der Russische Feldzug kam jedoch der Ausführung des Planes in den Weg, und dieser ruhte nun in den Archiven, bis Karl X. im letzten Jahre der Restauration durch eine Königl. Verordnung einstweilen zwei Professoren ernannte, durch welche eine gewisse Anzahl von jungen Leuten in den obenerwähnten Disziplinen unterrichtet werden sollte. Diese Verordnung ist als die Grundlage der Ecole des Chartes anzusehen. Seitdem hat sie mannigfache Ausdehnungen und Verbesserungen erhalten, so daß sie jetzt unter ihren Mitgliedern mehrere ausgezeichnete Schriftsteller zählt und in der Folge für Frankreichs Geschichte das zu leisten verspricht, was früher einmal die verdienstvollen und gelehrten Benediktiner geleistet haben. Die Bibliothèque de l'Ecole des Chartes wird alle vierzehn Tage erscheinen und hauptsächlich historische Untersuchungen über das Mittelalter liefern. Die erste Nummer enthält einen interessanten Bericht über die Geschichte der Schule selbst und der Modificationen, die sie nach und nach erfahren. Einer ihrer Zöglinge hat kürzlich auch vom Französischen Ministerium den Auftrag erhalten, die Archive aller Hafenstädte des Mittelländischen Meeres zu besuchen, um Data zu sammeln über die mittelalterlichen Handels-Verbindungen Frankreichs mit Algier und den anderen Barbaresken-Staaten.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 143. Berlin, Freitag den 29. November 1839.

Italien.

Rom im Sommer.

Mittheilungen eines Deutschen.

Wie häufig auch immer Rom und Römisches Leben in alter und neuer Zeit, von wie verschiedenen Beobachtern und aus wie mannigfaltigen Gesichtspunkten dem Deutschen Leser vor Augen geführt worden sind, so achten wir doch nicht für unwerth der Mühe, noch für unwillkommen den Versuch, von dem Sommerleben der Stadt, wie es gegenwärtig sich darstellt, eine Schilderung anzubieten, theils, weil dessen Herrlichkeiten von den Fremden, welche Rom besuchen, weniger geschaut zu werden pflegen, theils, weil die Vergleichung der noch jährlich wiederkehrenden Erscheinungen mit denen, aus welchen sie geworden sind, bald von ihnen nur ein schwacher Wiederschein, bald ihr getreues, doch auch eben nur ihr Abbild, einen großen, vielleicht nirgends in dieser Art größeren Reiz gewährt. Um solcher Vergleichung willen beabsichtigen wir auch, von einigen Gebräuchen, Veranstaltungen, Lustbarkeiten älterer Zeit, welche auswärts wohl wenig bekannt geworden und in der Erinnerung der Römer selbst schon fast erblichen sind, gelegentlich das Andenken zu erneuen.

Das Römische Jahr zerfällt aufs deutlichste in zwei gesonderte Hälften, deren unterschiedene Farben, wie an einem Apfel, scharf sich absetzen. Es mag mehr witzig als wichtig scheinen, ist aber richtig und allzu auffallend, um nicht bemerkt zu werden, daß dieselbe Zwiefältigkeit und Zwiespältigkeit, welche dem Jahreslaufe das Ansehen eines Janusbildes giebt, am Römischen Wesen auf allen Seiten, in jeder Richtung, an der Schale wie am Kerne, sich hervorthut. Betrachte man das Regiment, es ist geistlich und weltlich zugleich, und vom Centrum aus verzweigt sich durch den ganzen Organismus das zwiefache Geäder. Betrachte man die Wissenschaft, die Kunst, auf einer Seite Himmel, Schönheit der Natur, Stofffülle, Pracht der Vorbilder, Ruhmgedächtniß, auf der anderen Erschlaffung, Zersplitterung, Bewußtlosigkeit, Unvermögen. Betrachte man die gemeinnützigen Anstalten, die Mittel sind so reich und die Anlagen so großartig, als die Wirkungen schwach und die Erfolge gering sind. Betrachte man die Sitte, wo in der Welt ist in größerer Verträglichkeit die Strenge der Zucht mit der Laxheit der Gesinnung, wo giebt es mehr verschlossene Thore und mehr offene Nebenthürchen, wo eine ängstlichere Ausbildung der höflichen Formen, verbunden mit einer geselligeren Freiheit und zwangloseren Leichtigkeit des Umganges! Betrachte man die Lebensweise, Speise und Trank und Kleidertracht, noch immer sind die Café's und Korso-Promenaden, die Siesten und die Conversazioni unverdrängt von den daneben eingedrungenen Salon-Sitten, Gesellschaften, singenden und tanzenden Thé's; noch sind die Osterien nicht den Traiteurs, die Becher nicht den Kelchgläsern gewichen, noch bieten Mieder, schönem Nacken schmeichelnde hinterwärts gesteckte Busentücher, eckig gefaltete zurückfallende Schleier den Französischen Moden inmitten der Stadt Trotz. Betrachte man die Stadt, den Leib der gesammten Existenz, man findet ein Doppelding in jedem Sinne, doppelt in zeitlicher, doppelt in räumlicher, doppelt in ästhetischer, doppelt in gewerblicher Beziehung; eine Stadt, modern so sehr hier und antik dort, daß man zwischen beiden die Sperrkette ziehen könnte, hier wohlgehalten, dort in Trümmern, hier bewohnt, dort verödet, hier Stadt, dort Land, hier Paläste, enge Straßen, Gewerb und Gewirr, dort Aecker, Gärten, Weinberge, Einsamkeiten, alles dieses innerhalb derselben Mauern. Ja, betrachtet man auch Nichts als Licht und Luft, wer wüßte nicht, wie grell hier die Kontraste sind von Schatten zu Sonne, von Dunkel zu Hell, von Kalt zu Warm. Kein Wunder, wenn in einer solchen Stadt auch die Bevölkerung zwei Gesichter hat, das eine heiter, ruhig, ausdrucksvoll, das andere unstät, launisch, wetterwendisch, das eine verwunderungslos, das andere neugierig, einheimisch das eine, das andere fremd. Und eben so kein Wunder, wenn sie beide nie zugleich, sondern stets das eine um das andere zeigt; das eine ist das Sommer-Antlitz, das andere ist die Winter-Maske. Rom ist also auch in dieser Hinsicht zweierlei Rom, Rom der Römer und Rom der überseeischen und überalpischen Zugvögel, die bald auf längere, bald auf kürzere Zeit in ihm rasten; jene Landes-Fremden, die sich dauernd niederlassen, muß man im Ganzen zu den Römern zählen, denn die Romheit Roms verzehrt unglaublich schnell das ihr Widrige und artet sich dem leicht eroberten Fremdling unwiderstehlich ein.

Der Fremdenzug, die Fest-Charaktere der heiligen Tage, die Vertheilung mancher Geschäfte und der Wechsel der Temperatur, diese sind es, unter deren mannigfaltigen Einflüssen die Wandlungen des Römischen Jahres geschehen.

Im Winter, wann die Fremden die Stadt anfüllen, ziehen die Römer sich so viel als möglich in die Heimlichkeit der Wohnungen zurück. Die Geschäfte jeder Art sind dann in wenig unterbrochenem Gange; die Galerieen, die Bibliotheken sind den Liebhabern, den Gelehrten geöffnet; die Schulen sind in voller Thätigkeit; die Straßen sind den handthierenden Bürgern, den hungrigen Lohndienern, Ciceronen, Miethskutschern und den nahrhaften Gästen, an denen diese und jene nach Kräften zehren, preisgegeben. Die Kirchenfeste sind in dieser Zeit vorzüglich ernst, erhaben, feierlich. Es sind die hohen Feste von der Geburt des Herrn bis zum heiligen Frohnleichnam hin. In dieser Zeit läßt fort und fort die Päpstliche Kapelle ihre allgefeierten, feierlich würdigen Gesänge vernehmen. Mancherlei Volkeslust schlingt die farbigen Fäden durch das ernste und bedeutsame Gewebe der Ceremonien; die Pifferari singen und spielen vor den Madonnenbildern; die Pizzicaroli putzen ihre Läden mit Fett und Lichtern und Flittergold auf; die Frittellari schüren ihre Kohlen und rühren in den Pfannen, daß es bäckt und brutzelt nach Herzenslust; St. Peter's Dom setzt sein blendend, zauberisch, flimmerflammend Perldiadem auf; das Engels-Kastell entlädt sich in Feuer-Kaskaden. Und daß bei diesem Allen nicht doch noch der Ernst gar überhandnehme, spukt recht inmitten dieser Jahreshalbe das sausende, berauschende, volle und tolle Karneval dazwischen.

Feste, Feste, Feste! Heilige Feste, profane Feste, Kirchenfeste, Volksfeste, Stadtfeste, Landfeste, Winterfeste, Sommerfeste, gemeine, hohe und Jubelfeste! Von Festen trägt das Römische Jahr einen großen, bunten, glänzenden Kranz auf dem Haupt, vor die Brust gesteckt einen reichen, blanken, strotzenden Strauß, und prangende, prunkende, zehnfach verschlungene Gewinde, um und um gehängt, von Festen, Festen und Festen! Es haben Völkerfluthen über Rom gebraust; es haben Wetter und Wuth seine Mauern, seine Tempel, seine Paläste geschlagen; es haben die alten Geschlechter sich mit neuen vertauscht; es haben fremde Stämme Platz genommen; es haben wiederum flammende Stürme von Unglück, Brand, Pest, Plünderung, Bürgerkrieg Vernichtung über Vernichtung gewälzt — noch heute schreit, wie vor Tausenden von Jahren, panem et Circenses das Volk. Rom bleibt Rom, weltherrschaftgierig, herzenbezwingend, listig, stolz, hungernd und spielsüchtig heute wie gestern.

Die Sommerhalbe des Jahres rechnet man am bequemsten von Corpus Domini, etwa Ende Mai bis zum Ende des Oktober. In ihr sind zwei Monate den Freuden geweiht, der August, seit uralten Zeiten festlich, und der Oktober, die eigentliche Lust- und Ferienzeit.

Kirchenfeste.

Die kirchlichen Feste des Winters unterscheiden sich schon durch Inhalt und Bedeutung von denen des Sommers. Den großen Mysterien des Gotteslammes geweiht, bilden sie, Ring in Ring, eine wohlgefügte Kette, Verkündigung, Geburt, Tod, Auferstehung, Himmelfahrt, Geist-Ergießung, dreieinige Gottheit und der Sühne Verewigung im hochheiligen Sakrament. Die Feste des Sommers fallen dagegen vereinzelter aus einander, indem sie die vielen Heiligen, Apostel, Märtyrer, Engel und Jungfrauen, vor Allen die Jungfrau der Jungfrauen, die Gottgebärerin selber feiern, zuletzt um das Ende des Oktobers oder mit Novembers Anfang aus der Zerstreuung vielfältigen Gedächtnisses und Dienstes in den Tagen Aller Heiligen und Aller Todten sich zur Einheit sammelnd. Der Anbetung der Madonna fehlt in Rom zwar keine Zeit des Jahres, denn da der Mai ehemals der einzige Monat war, in welchem sie keinen Tag die Ehre hatte, ist endlich dieser ganz ihr geheiligt und so zum eigentlichen Marienmonat geworden, aber vorzugsweise den Sommer verherrlichen die meisten und ausgezeichnetsten Marienfeste, unter diesen die Geburt, die Heimsuchung, die Assumption. Nicht genug, daß ihren Triumph so viele Feste und der ganze Mai erhöben, sind auch noch ihrem

heiligen Herzen besondere Altäre aufgerichtet, besondere Vereine gestiftet, besondere Kulte bereitet und wiederum ein ganzer Monat, der August, geweiht. Maria Santissima, wegen vielfältiger Wunder und Rettung aus Pest, Feuersbrunst und anderer Fahr, gilt der Stadt für ihre wahre Schützerin und Advokatin; daher ihr Tag und Nacht viel Devotion dargebracht wird. Fromme Brüderschaften nehmen von ihrer Anrufung den Namen her; ihren Bildern fast allein, mit Blumen geziert, mit ewigen Lampen und gelegentlich mit reicherem Aufwand an Schmuck und Lichtern, begegnet man in allen Straßen; ihrer Kirchen sind 66 in der Stadt; unter vielen Titeln wird sie angerufen, als die Madonna des Heiles und der Hülfe, des Trostes, des guten Rathes, der Schmerzen und der Gnade, als die Trösterin der Betrübten und die Königin der Engel, auch unter fremden Titeln, als vom Karmel, von der Eiche, von Loretto; ihre wunderthätigen Bilder, zum Beispiel, welches 1796 mit lebendigen Augen die Umstehenden angeblickt, oder das hochberühmte Bild von St. Sisto e Dominico oder das von S. Maria Maggiore, welches S. Lucas gemalt haben soll, sind stets von Betern umdrängt und locken an besonderen Festen größere Scharen von Gläubigen an. Der feierlichen Bräuche und Gottesdienste sind zu viele und verschiedene, um hier geschildert zu werden. Nur des einen Festes der heil. Maria vom Schnee zu gedenken, sey verstattet! Es war am 5. August des Jahres 352 als ein edler Römer, Johannes der Patrizier, und seine fromme Gattin früh Morgens forschten, wo über Nacht ein reiner Schnee in Rom gefallen wäre, denn jedem von ihnen besonders war die brünstig zuvor angeflehte Jungfrau, welcher sie eine Kirche zu bauen gelobt hatten, im Traum erschienen, dies Wunder verkündigend, durch welches sie den von ihr selbst erkorenen Ort bezeichnen wollte. Liberius saß damals auf dem Stuhle des Apostelfürsten. Der Papst hatte kaum das Unerhörte vernommen, als er mit feierlichem Zuge sich zu der begnadigten Stätte begab. Gleichzeitig mit den frommen Gatten langte er auf der Höhe des Esquilin an. Blendender Schnee deckte den Hügel. Der heilige Vater selber griff zum Grabscheit, damit die vom Himmel vorgezeichneten Gränzen festgehalten würden. Und siehe! kaum berührte das Eisen die weiße Decke, so furchte sich freiwillig vor dem Spaten hin eine deutliche Linie in den Schnee und umzickte ohne menschliches Zuthun den von der Jungfrau beschlossenen Grundriß ihres Tempels. Alljährlich wird nun in S. Maria Maggiore ein Fest des Schnees am 5. August begangen. Eine Kapelle ist heilig gehalten vor anderen und einst mit dem ersten Golde, das nach Amerika's Entdeckung nach Europa kam, verziert. Da senkt sich an dem Morgen dieses Festes langsam und allmälig von der goldenen Decke ein Blütenschauer herab von Balsaminen, weißen Rosen und Jasmin. Solches geschieht zum Andenken an jenes alte Wunder, dem die Basilike ihr Daseyn verdankt, alljährlich vor dem staunenden und anbetenden Volke; beglückt, wer von den Blüten eine erhascht und heimträgt.

Es ist eine vielverbreitete Devotion, zu Abend um die Stunde des Ave vor dem Madonnenbilde des Hauses die Lauretanische Litanei mit einem Antiphon und Evviva Maria zu singen. Diese Andacht pflegt von denselben Personen täglich vor demselben Bilde verrichtet zu werden. Der responsorische Gesang erfreut gemeinlich durch die Sicherheit und Reinheit der Intonation, obgleich man sich an den eigenthümlichen Kehlton des Römischen Volksgesanges, zu welchem bei den liturgischen Stücken noch eine besondere conventionelle Manier hinzukommt, erst gewöhnen muß. Bisweilen werden diese Litaneien dadurch unerträglich, daß alle Kinder der Nachbarschaft aus vollster Brust mithalten und die gewohnte Weise ungeirrt zu Ende singen, gleichviel, ob etwa der Einsatz um etwas mehr, um etwas minder zu hoch oder zu tief gerathen sey. Bisweilen aber sind sie wunderschön. Die Melodie, von hellen klangvollen Stimmen gesungen, wird von 2 oder auch mehreren, gerad' wie sichs schickt, doch meist geschickt genug behandelten Mittelstimmen getragen und von einem Basse, den vielleicht ein einzelner Mann, der einzige unter vielen Weibern, nach seinem Instinkte kräftig durchführt, unterstützt.

In dieser Weise hört man verschiedene liturgische Gesänge, nicht selten zierlich figurirte, an den großen Festen der Geburt und Assumption Mariae vor den Bildern Abends. Alle Häuser sind alsdann aufs Mannigfaltigste erleuchtet, hohe Kerzen wechseln mit Papierlaternen und kleinen Lampen; bald blinken nur von den Fenstern Lichter, bald zeigen sie die Balkone in feurigem Umriß, bald folgen sie allen Simsen und architektonischen Linien der Paläste. Manche suchen durch die Zusammenstellung vielfarbiger Flämmchen, Manche durch bemalte Tulpen und Becher von geöltem Papier oder Chinesische Ballons, Manche durch transparente Vorstellungen von Heiligen und Geschichten Reichthum oder Geschmack oder Verehrung darzuthun. In verschränkten Chiffern das A. M. und I. H. S., christliche Symbole, und Kränze und Kronen sieht man hier und dort von Lämpchen gebildet und in die funkelnde Verzierung des Hauses auf allerlei Weise verflochten. Vor Allem aber hat auf die Verherrlichung des eigenen Madonnenbildes ein Jeder Kunst und Vermögen gewendet. Auf offener Straße Vergoldung und farbige Stoffe, künstliche Blumen und gemalte Säulen, Engel, Wolken, reiche Vasen und duftende Sträuße, Wälder von Kerzen, prächtige Leuchter, schwebende Kristallkronen, bisweilen Kostbarkeiten, Metalle und edele Steine wetteifern mit einander, das Bild selbst, dem sie dienen, zu verdunkeln, und in einzelnen Fällen auf passendes Gerüste vertheilt, mit Stufen, Baldachin, Altargebäu, die Façade des Hauses zur Kapelle umzuwandeln. An solchen Orten kann man als Hüter, sey es der Schätze, sey es der Ordnung wegen, Grenadiere mit geschultertem Gewehre Spalier bilden sehen, während in der Mitte des weiten Kreises, den sie umschließen, eine andächtige Gruppe entblößten Hauptes Psalmen singt. Außen drängt das Volk an, gaffend, betend, bewundernd, die Männer mit abgenommenen Hüten, die Weiber mit einer Macht auf dem Haupte, einem weißen gefalteten Tuch, einem sauber gestickten Schleier. Vor den Palästen leuchten im Kreise größere Fackeln, auf Pfählen befestigt, und auf den Plätzen werden getheerte Fässer abgebrannt. Dem Volk ist in dieser Gattung eine solche Lust nicht wiedergeworden, wie sie vor nun 200 Jahren ihm der Französische Ambassadeur, Maréch. d'Estrée, bereitete, indem er hohe Pfähle statt der Fässer mit brennbarem Stoff umwickelt anzünden ließ, so daß man, als sie brannten, flammende Säulen zu sehen glaubte. Aber ein eigenthümliches Schauspiel gewähren immer auch, im Umfang eines geräumigen Platzes aufgestellt, die brennenden Fässer. An einem windstillen Abend, wenn die unbewegte Luft dem Feuerpfeiler gerade aufzusteigen erlaubt, glaubt man, in der Mitte des Platzes Kolonna stehend, von einer ganzen Halle flammender Säulen eingeschlossen zu seyn. Oberhalb der Feuer-Säulen breitet sich der Rauch aus, funkendurchblitzt, und bildet von Säule zu Säule dunkele und von rothem Golde überflimmerte Bögen. Darüber hoch wölbt sich der feierliche Nachthimmel, mit Sternen besäet, zum ernsten Dome. Tritt man ein wenig seitwärts, so schieben sich die Feuer zu einer Flammenwand zusammen. Dies Feuerspiel ließe nichts zu wünschen übrig, wenn man seiner genießen könnte, ohne vom Rauche und von der Hitze belästigt zu werden, und wenn nicht jeder Luftzug es in Verwirrung brächte und die Illusion zerstörte. Man muß aber die erleuchtete und mit Feuern angefüllte Stadt vorzüglich auch von einem der hohen Punkte überschauen, von einer der Säulen, vom Kapitolsthurm oder von einer der hohen Loggien auf dem Quirinal oder Kapitol, um, über Höhen und Thäler hin, an dem zaubergleichen Wechsel von Licht- und Schattenmassen, Gluthen und Flammen, dämmernder Helle und blendendem Glanze das Auge zu weiden. Ein Gegenstück zu dem weihnachtlichen Spiel der Pifferari vor den Bildern der Madonna bilden Nachtmusiken, die, ganz angemessen, der lärmenden Lust des Sommers, ihnen von kriegerischen Banden dargebracht werden. Das Orchester ist klein, des Volkes Ergötzen groß. Unbegreiflich, wie dem betäubenden Getöse, welches vier Soldaten mit einer Heerpauke und Türkischen Trommel, einer Pfeife und einem Triangel tapfer ausführen, stundenlang die musiksinnigen Römer ihre Ohren preisgeben mögen! Inzwischen sind die Feuer erstorben, die Fackeln erloschen, die Lichter allmälig niedergebrannt. Die Menge zertheilt sich. Vor den Bildern wird es leer. Gesang und Musik verstummen. Die Straßen werden immer einsamer, dazu die Café's und die Schenken. Und während hier und dort nur noch einzelne Lämpchen brennen, streift hier und dort ein einzelnes Pärchen an den Häusern hin, schwankt hier und dort ein Nachzügler von denen, die sich aus Devotion bis auf die Neige gütlich thaten, heim. C'est comme chez nous. Es hat Mitternacht geschlagen. Das Fest ist aus, die Lust verrauscht, das Geld, und nicht bloß fromm, verthan. Bei Einigen kommt der Segen, bei Vielen die Sorge nach.

Diese Lustbarkeiten, Illuminationen, Freudenfeuer zeichnen die Marienfeste aus, und zwar nur die genannten beiden, welche Feste des gesammten Volkes sind. Andere werden nur von einzelnen Gemeinden, von besonderen Kirchen, Bezirken, Brüderschaften gefeiert, so auch die Feste anderer Heiligen. Hervorragend unter den letzteren sind im Sommer die Feste des Täufers Johannes und am meisten das Fest der Apostel Petrus und Paulus. S. Rochus und S. Bartholomä haben von jener ehemaligen Herrlichkeit verloren. Die vornehmsten Feste kündet früh Morgens von der Engelsburg der Donner der Geschütze an. Die partiellen Feste wandern rastlos durch die Stadt, öffnen bald hier, bald dort zu drei- und acht- und neuntägigen Feiern, Messen und Abendandachten die reich verzierten Kirchen. Leinwand-Dächer, an langen Seilen über Straße oder Platz gespannt, gehen von der heiligen Pforte aus, wo sie denen, welche aus- und eingehen oder draußen zu weilen genöthigt sind, und den Bettlern auf den Stufen und den frommen Krämern Schatten geben. Vor den Thüren nämlich drängt sich Kram an Kram, wie auf einem Landmarkt, Tischchen an Tischchen, bunt aufgeputzt, behängt, bedeckt mit Rosenkränzen, Kreuzchen, Bilderchen. Von wunderthätigen berühmten Bildern sind da Abbildungen feil, um Vieles, wie sich denken läßt, verzerrter und häßlicher noch als ihre Originale; denn irdischer Schönheit pflegen Bilder, welche Wunder thun, zu spotten, aber wie diese mit Juwelen, Gold und Pracht beladen sind, so jene auf dem Papier mit Schaumgold beklebt, mit Wachsperlchen, Flittern und Glasstückchen durchstickt, insbesondere die Madonna von Loretto und andere ihrer Schwestern und der Gesù Bambino von Araceli, dann ganze Galerieen von Heiligen, Sponsalizien, Verzückungen, Verklärungen, aus dem Fegefeuer mit halbem Leib hervorlangend und schreiend Seelen, welche ihre unbeschreibliche Mißgestalt ganz hinein verwünschen sollte. Auf dem Boden sind Myrthenzweigchen ausgestreut; Laubgehänge, kreuzweis umwunden mit grell gefärbten Bändern, hängen an den Pfosten nieder und in Kränzen von dem Thürgesims; darüber ist etwa ein Bild des Heiligen, der verehrt wird, gemeinlich aber eine Reihe von Wappenschildern mit den kirchlichen Insignien und denen des Stifters, des Patrons der Kirche und manche buntgetünchte Rosette auf hölzerner Tafel zu schauen, ein Schmuck, der viel von gutem Willen an sich trägt und in seiner prahlenden Naivetät jedem Gebirgsdorf Ehre machen würde. Desto prachtvoller sind die Paraturen im Innern des Heiligthums.

Was nur an Farbenkraft das unverwöhnte Auge zu ertragen vermag, das schlingt sich hier in Stoffen die hohen Pilaster hinan und schwebt in Wolkenkränzen, Farbe in Farbe verflochten, von den Bögen nieder. Der Triumphbogen sonderlich vor der Tribüne, das offene Thor, durch welches der Blick zum Allerheiligsten bringt, triumphirt in aller Herrlichkeit der ungebrochenen reinen Farben. Selbst Grün und Violett und jede weitere Mischung verachtend, entfaltet er die Fülle des Blauen, Rothen, Gelben; hineinverflochten Weiß und Gold entfernen von dieser Verbindung jede Härte und Gemeinheit. Die Architektur der modernen Italiänischen Kirchen verträgt diesen Schmuck, scheint ihn zu fordern. Auf Decoration zielt ihre ganze innere und äußere Anlage. Man muß nicht spröde seyn gegen diesen jedes Mittel zur Schmückung des Theuersten und Heiligsten verwendenden, verschwendenden Drang. Man muß kein Auge freilich, von der Ruhe und dem Adel reiner Linien, Griechischer Formen gesättigt, herzubringen, denn hier ist keine keusche Kunst. Aber wen nur irgend Formgefühl und Sinn für schöne Verhältnisse der Anordnung geleitet hat, setzt die erfinderische Ueppigkeit der Phantasie in Erstaunen. Reichthum der Säulen, Giebel, Gesimse an Façaden, wo der Zweck nicht, sondern die Pracht den Maßstab giebt, des Innern weit gespannte Bögen, glänzende Kapellen, kunstvolle Steinarbeit, Getäfel, Gold, Bildwerk und Malerei, kostbare Zierden der Altäre, dies in Verbindung mit dem Farbenschimmer der Stoffe, mit kunstreich geordneten Lichtergruppen, Lichterketten in feierlichem Zuge, strahlenden Gewändern, Weihrauch und Gesang, nur im Vereine des Ganzen giebt sich dessen Sinn. Wer sich dem Eindruck überläßt, kritischer Vornehmheit entsagend, die das Unvergleichbare vergleicht, der wird ergriffen werden. Es ist eine eigene Sphäre, die der Kunst nicht, obgleich Kunst verbrauchend, eine Existenz, die in sich selbst gegründet, vollendet und ganz ist.

Eine Eigenthümlichkeit des kirchlichen Lebens im Sommer sind die häufigen Prozessionen, bald Umgänge in einzelnen Kirchen oder auf dem Platze vor der Kirche, bald größere Züge durch einen Theil der Stadt, in vielen Fällen die gesammte Geistlichkeit Roms vereinigend, am zahlreichsten und glänzendsten am Frohnleichnams-Tage. Diesem pflegen im Juni noch sieben andere Prozessionen zu folgen. Dann hört diese Feierlichkeit allmälig auf.

Wenn man die Menge der kirchlichen Handlungen, die Festlichkeit, mit welcher sie sich schmücken, die Allgegenwart, mit welcher sie in das weltliche Daseyn eindringen, alle seine Momente in ihren Kreis ziehen, allen seinen Formen ihr Siegel aufdrücken, und wenn man die Kraft bedenkt, durch welche sie, ohne ihre Würde und Erhabenheit zu gefährden, Nichts, das irdisch schön ist, reizt und entzückt, zu verstoßen gezwungen, allen Geistesreichthum in sich saugen und alle Herrlichkeit des Himmels sammt der Erde in sich selber zu umschließen trachten, so scheint hier die höchste Aufgabe gelöst, der Zwiespalt zwischen Ewigkeit und Zeit in der Form der Erscheinung, so wie er es im Geist und Glauben ist, aufgehoben und das ganze Leben auch in seinen Freuden und Genüssen Gottesdienst. Und wenn auch nicht der Wurm, der innen an der Wurzel nagt, getödtet seyn kann, so scheint doch wenigstens für die Zeit Gestalt und Schönheit gerettet; und alle Blätter, alle Blüthen, alle Früchte hangen und prangen, so scheint es, an demselben Baum. Ihr verlangt Augenweide und Sinnenreiz, die Kirche will euch diese nicht versagen; ihr begehrt Ergötzung, Freud' und Fröhlichkeit, die Kirche bietet sie; ihr habt in rauschendem Gepräng, an Fest und Spiel eure Lust, die Kirche selbst giebt zu dem Allen die Gelegenheit. Was wollt ihr mehr? Sie wollen aber doch mehr! Mit Ketten unter Blumen hat die Kirche Rausch und Lust gebunden, den wilden Schwarm in ihren Zwinger eingesperrt und spricht: Ergeht, ergötzt euch hier, seyd fröhlich, habet Alles und genießt. Los reißen sich die wilden Gesellen, die Schranken liegen, und drinnen und draußen sind sie nun zugleich.

Wir haben die Kirchenfeste vorangestellt und voranstellen müssen, denn auf den ersten Blick nehmen sie die ganze Breite des erscheinenden Volkslebens ein und stellen sich auch auffälliger als alles Uebrige in Rom und in gedrängterer Masse dar. Doch, wie gesagt, das kirchliche Element verhindert nicht, daß dieses Leben noch viel andere Seiten zeige, und diese sind nicht minder der Betrachtung werth.

England.

Ueber den Geist des Englischen Zeitworts.

(Schluß.)

Das obige Schema gilt von der Darstellung einer Handlung in einer solchen bestimmten Zeit, die nicht nur in ihrer Dauer, sondern auch in ihrem Beginnen und ihrer Vollendung, wie es das jedesmalige Vorfallen einer Handlung in einer Zeit erfordert, genau angegeben werden soll. Sollen aber alle diese Unterabtheilungen einer bestimmten Zeit in ihrer Fortdauer gegeben werden, so ergiebt sich, nach obiger Eintheilung, folgendes Schema:

Gegenwart.

I am to be writing — I am writing — I have been writing.

Vergangenheit.

I was to be writing — I was writing — I had been writing.

Zukunft.

I shall be to be writing — I shall be writing — I shall have been writing.

Wie sehr diese Formen zur Deutlichkeit und ganz besonders zur Kürze beitragen, indem oft viele Bestimmungswörter und ganze Umschreibungen durch dieselbe umgangen werden können, ergiebt sich im ersten Augenblick, und dies bedarf daher keiner Belege durch Beispiele oder einer sonstigen weiteren Ausführung.

Wenn nun der Fall eintritt, daß eine Handlung sowohl mit einer genauen Zeitangabe als auch mit Nachdruck ihrer Kraftäußerung sorgfältig angegeben werden soll, so muß dieses, je nachdem dieselbe sich in dem einen oder anderen Gränzpunkte der Hauptzeiten sich ereignet, nach folgendem Schema geschehen:

Gegenwart.

I do begin to write — I do write — I have done writing.

Vergangenheit.

I did begin to write — I did write — I had done writing.

Zukunft.

I shall do begin to write — I shall do write — I shall have done writing.

Das Nachdruck äußernde Verbum to do verstärkt nicht nur, wie man gewöhnlich annimmt, den folgenden Verbalbegriff, sondern es bestimmt auch den Zeitpunkt einer Hauptzeit näher, in die eine Handlung fällt, was man bei einem näheren Eingehen in den Sinn von Sätzen dieser Art leicht einsehen wird. Man vergleiche nur der Kürze wegen diese wenigen evidenten Beispiele „yes, I did love her" (Sherlock), wo did nicht nur den Begriff love verstärkt, sondern auch eine gegenwärtige Liebe verneint; oder I see it all, you do need aid though you do not own it (W. Scott), und am deutlichsten an folgendem Beispiel: Perdition catch my soul, but I do love thee! and when I love thee not, chaos is come again (Shaksp. Othello), wo do nothwendigerweise den Mittelpunkt der Gegenwart und eine Verstärkung des folgenden Verbalbegriffs anzeigt; der durch das nachdrückliche to do stärker hervortretende Begriff des folgenden Infinitiv ist wohl die Ursache, warum in ihm die nähere Zeitbestimmung nicht erkannt wurde — da to do den von ihm abhängigen Infinitiv mit Nachdruck hervorhebt, so wird es auch bei Fragen und Verneinungen gebraucht. Daß erstere durch einen Nachdruck des Verbalbegriffes gebildet werden sollten und dieser am besten durch to do ausgedrückt werden kann, daran wird Niemand zweifeln, indem erstens die Natur einer Frage mit sich bringt und für letzteres das Verbum to do in einem hohen Grade geeignet ist, wie dieses im Deutschen durch das Zeitwort Thun, selbst ohne folgenden Infinitiv, ebenfalls oft zu geschehen pflegt; man erinnere sich nur an „wer hat das gethan?" Aber selbst die Natur einer Verneinung bedarf eines solchen Nachdrucks; denn eine Verneinung ist immer der Gegensatz eines vorhergegangenen Satzes, den er verneint, der nicht einmal immer ausgedrückt zu seyn braucht. Da man aber durch den Gegensatz zugleich den Satz besser kennen lernt, wodurch also gewissermaßen das Geschäft der Verneinung ein zwiefaches wird, nämlich der Gewährung einer besseren Einsicht in den Satz auf der einen Seite und auf der anderen der Aufhebung desselben, so giebt es kaum etwas in der Sprache, was eines stärkeren Nachdruckes bedürfte.

Betrachten wir ferner die gewichtige Bedeutung des Verbums to do, so war es kaum anders möglich, als daß der der größten Einfachheit und Deutlichkeit beflissene Englische Sprachgenius es die Stelle aller solcher Verben, die eine von dem Willen des Subjekts abhängige Thatkraft äußern, vertreten ließ. Denn Thun ist „seine Kraft mit Willen und Bewußtseyn auf etwas Sinnenfälliges oder Geistiges richten"; die meisten im Zeitworte liegenden Begriffe aber sind Kraftäußerungen, die in einer Thätigkeit bestehen. Jeder Begriff eines kraftäußernden Verbums ist der in ihm liegende Begriff des Thuns mit einer speziellen Angabe, worin dieses Thun bestehe; sage ich z. B. A. schreibt, so heißt dies: A. ist thätig, und diese Thätigkeit besteht im Schreiben. Wie sich nun die Natur des Thuns dergestalt verhält und alle kraftäußernde Verben ein Thun ausdrücken, so kann es ganz gut, wenn unmittelbar vorher die nähere Beschaffenheit desselben, d. h. der Verbalbegriff schon genannt ist, denselben aufnehmen, ohne daß im Satze eine Verwirrung entstehe, wodurch aber auf der anderen Seite der Vortheil entspringt, daß dieselbe Form des Verbalbegriffs nicht noch einmal wiederholt zu werden braucht und die Darstellung an Kürze und Einfachheit sehr viel gewinnt, wie: here passion stopt the mouth of Jones, as surprise did that of Partidge (Fielding). — Aus der Bedeutung des Verbums to do läßt sich erklären, warum es die Stelle eines schon genannten und noch einmal zu wiederholenden intransitiven Verbums so wie die Stelle von to be, to have und der passiven Form nicht vertreten kann; denn wie sollte der Begriff einer kräftigen Bewegung zugleich den eines ruhigen Zustandes in sich vereinen können?

Erscheint endlich eine Handlung, sowohl in Bezug auf genaue Zeitangabe als auf Nachdruck der in ihr enthaltenen Kraftäußerung, nicht sowohl bedeutsam an sich, als vielmehr in ihrer Beziehung und in ihrem Verhältnisse zu einem anderen nach ihrer Vollendung sich zutragenden Ereignisse, so entsteht, nach den Hauptzeiten, folgendes einfache Schema:

I write — I had written — I shall have written.

Man kann das Präsens in diesem Schema schon darum nicht

mit dem des Aorists verwechseln, da dieses überhaupt selten von einer anderen Handlung begleitet ist, oder doch wenigstens nie im Futurum, während beides bei jenem immer der Fall ist, als: If the stage becomes a nursery of folly and impertinences, I shall not be afraid to animadvert upon it. (Spectator.)

Fassen wir alles früher Gesagte zusammen, so entstehen folgende fünf Tabellen:

Aoristische oder unbestimmte Zeit.

I write — I wrote — I shall write.

Bestimmte Zeit.

I am going to write — I am writing — I have written.
I was beginning to write — I was writing — I had done writing.
I shall be beginning to write — I shall be writing — I shall have done writing.

Dauernde Zeit.

I am to be writing — I am writing — I have been writing.
I was to be writing — I was writing — I had been writing.
I shall be to be writing — I shall be writing — I shall have been writing.

Bestimmte Zeitangabe mit Verstärkung des Begriffs.

I do begin to write — I do write — I have done writing.
I did begin to write — I did write — I had done writing.
I shall do begin to write — I shall do write — I shall have done writing.

Theilweise bestimmte Zeit, aber nur in Beziehung auf eine subsequente Handlung.

I write — I had written — I shall have written.

Auf diese Art scheint jeder auf Nüancirung und Bestimmung der Zeit Bezug habenden Form des Englischen Zeitworts ihre rechte Stelle angewiesen zu seyn, woraus zugleich die Reichhaltigkeit und Manigfaltigkeit desselben genugsam erhellt; es steht gewissermaßen, wenigstens in den Abstufungen der Zeitangabe, bis auf einige minder erhebliche Punkte, dem Griechischen Zeitworte gleich, ja in vielen Feinheiten und Wendungen sogar über demselben.

Wenn einige, zwar äußerst wenige, Verbal-Formen der Tempora in einer anderen Instanz sich noch einmal wiederholen, so geschieht dies auf eine solche Art, daß vermittelst ihrer Verbindung und Stellung im Satze, wie es theilweise schon oben gezeigt ist, ihre jedesmalige wahre Bedeutung gleich zu erkennen ist.

Man sieht ferner, daß dargestellte Zeiteintheilungen des Englischen Verbums dem Geiste und der innersten Anlage desselben ganz analog, um nicht zu sagen, nöthig sind. Und wenn vielleicht die eine oder die andere der in obigen Tabellen aufgestellten Formen, (was, wie ich glaube, doch nur bei „I shall begin to do write" der Fall ist), in der Darstellung der Schrift-Sprache bei allen Autoren noch nicht ganz durchgedrungen ist, so läßt sich dies theils aus der Vorliebe erklären, welche die meisten Englischen Autoren für die alten klassischen Sprachen haben, die sie abhält, den Geist ihrer eigenen Sprache über den der alten zu erheben, und theils daraus, daß sie dem Geiste und den Feinheiten ihrer Sprache noch nicht genug Aufmerksamkeit zugewendet haben. Indessen hat man eben so wenig das Recht, alle diese angemessenen Formen aus einer Theorie, die eine Sprache in ihrer Energie und philosophischen Anlage betrachtet, auszuschließen, als man das Recht hat (was gewiß noch Keinem eingefallen ist), in der Darstellung einer Lateinischen Sprachtheorie, ja selbst in der einer praktischen Grammatik, das Futurum exaktum der sogenannten periphrastischen Conjugation darum nicht aufzunehmen, weil man es in Lateinischen Autoren bis jetzt noch nicht hat finden können.

Frankreich.

Die Alterthümer von Dinan.

Die Stadt Dinan liegt in einer der anmuthigsten Gegenden, am Abhange eines Hügels, an der Rance, deren Uferbekränzung reich an landschaftlichen Schönheiten ist. Die Umgegend von Dinan gilt daher auch mit Recht für den sehenswerthesten Theil der Bretagne.

Steile Wege führen aus der Vorstadt in die obere Stadt. Die alten Mauern mit ihren Zinnen und den von Epheu umrankten Thürmen schauen von den Felsgipfeln herab, auf denen sie ruhen, weit in das Land hinein. Vor der Erfindung des Schießpulvers konnte Dinan eine lange Belagerung aushalten, und mehr als einmal hinderten seine Wälle das Vordringen feindlicher Heere. Dieser Mauergürtel ist eines der seltensten und kostbarsten Ueberbleibsel der militairischen Baukunst des Mittelalters. Der besterhaltene Theil des Mauerwerks findet sich westlich von der Stadt auf dem Wege nach der Bretagne. Man sieht hier noch mehrere Thore, von denen die bemerkenswerthesten das von St. Louis, welches im Jahre 1620 restaurirt wurde, und das von Rennes, welches von zwei dicken Thürmen eingeschlossen ist, sind. Neun andere Thürme bekränzen die Mauern; sie alle überragt der Schloßthurm, ein herrliches Bauwerk des 15ten Jahrhunderts mit hohen Bogengewölben. Dieser großartige Bau dient jetzt als Gefängniß. Alle Befestigungswerke sind sehr sorgfältig aus schönen Quadratsteinen gebaut. Die Gräben sind jetzt in Gärten, die Wälle in Spaziergänge umgewandelt.

Die Kirche des Erlösers, welche die Hauptkirche von Dinan ist, kann sich eines hohen Alters rühmen. Das Portal, dessen Erbauung dreist in das 11te Jahrhundert gesetzt werden kann, ist vorzüglich reich an interessanten Bildwerken. Von unten steigt es in drei Rundbogen auf, welche theils auf glatten, theils auf gewundenen, theils auf reich verzierten Säulen ruhen. Auf den Kapitälern sieht man Schlangen, Drachen, geflügelte Thiere, bewaffnete Menschen, Märtyrer und einen Unglücklichen, den zwei verzerrte Gestalten umklammern und dessen Geschlechtstheile eine scheußliche Kröte abnagt. An dem Gewölbbogen des Portals schweben Engel. Unter den beiden Seitenbogen erblickt man vier Heiligengestalten, die sich auf Löwen stützen und über deren Häupter reich verzierte Thronhimmel ausgespannt sind. Weiter nach oben, unter einem Karnieße, sind fünf menschliche Köpfe angebracht, deren einer einen lebendigen Menschen zu verschlingen scheint. Auch den symbolischen Löwen und Ochsen sieht man über der Thürwölbung. Die oberen Theile der Façade, wie z. B. die Fenster, die das Schiff erhellen, sind das Werk des funfzehnten Jahrhunderts. Die südliche Mauer gehört der Romanischen Epoche an; von außen ist sie mit gewölbten Fenstern, blinden Bogenwölbungen, viereckigen Pfeilern und Säulen geschmückt, deren Kapitäler ganz in dem Style wie die des Haupt-Portals ausgeführt sind.

Eine Umgürtung von eilf Kapellen stellt die Rundung nicht her, welche durch den Vorsprung hinter dem Haupt-Altar gebildet wird. Auf der Seite des Schiffes ist nur eine solche Kapelle, auf der entgegengesetzten fünf. Fast alle enthalten Nischen von schöner Arbeit. In einigen findet man noch Ueberreste von Glasmalereien aus der Zeit des Wiederaufblühens der Künste. Eine Galerie mit schönem Geländer umschließt das Chor. Vier Marmor-Säulen stützen den Thronhimmel des Altars.

In dieser Kirche findet man noch eine Gothische Inschrift auf einem Pfeiler der Altarwölbung und mehrere Nischen, die früher Grabsteine enthielten. Die kostbarste Reliquie ist aber wohl das Herz des Connetable Du Guesclin, welches früher im Kloster der Jakobiner aufbewahrt wurde und welches jetzt unter einem bescheidenen Denkmale ruht. Dieses besteht aus einem großen Piedestal mit einer Urne. Ein alter Grabstein von Granit ist in dasselbe eingemauert, in diesem ist ein Herz eingegraben. Auf dem Steine ist ferner folgende Inschrift zu lesen:

Cy gist le cueur de
Messire Bertran Du Guesqui
en son vivant conestable de
France qui trespassa le VIIe
jour de juillet l'an mil IIIe
IIIIXX dont son corps repose
avecque ceuls des roys
a saianct Denis en France.

Mannigfaltiges.

— **Vattel's Völkerrecht.** Von Herrn v. Vattel's Droit des Gens*) ist kürzlich in Paris eine neue Ausgabe erschienen, welche die beiden Herausgeber, Baron von Chambrier und Graf von Hauterive, noch wesentlich dadurch bereichert haben, daß der Erstere jedem Kapitel einen praktischen Kommentar durch Beispiele aus der neueren Geschichte und der Letztere dem Ganzen einen Nachtrag, insofern er durch die Begebenheiten seit der Zeit der Abfassung des Werkes nothwendig geworden, hinzugefügt hat. Vattel selbst hatte bekanntlich das „Recht des Krieges und des Friedens" (De jure belli et pacis) von Hugo Grotius und Puffendorf's „Natur- und Völkerrecht" (De jure naturae et gentium), so wie Christian von Wolf's philosophische Entwickelungen desselben Gegenstandes, seinem Werke zum Grunde gelegt. Dieses hat allerdings auch für unsere Zeit noch ein großes Verdienst, doch wäre es wohl wünschenswerth, wenn es auch vom Deutschen Standpunkte aus umgearbeitet und mit Zusätzen vermehrt herausgegeben werden möchte, da das der Herren von Chambrier und Hauterive schwerlich unseren Bedürfnissen entspricht. Das Völkerrecht pflegt den Franzosen immer nur als ein Recht des Französischen Volkes vorzuschweben; ja, von allen Europäischen Nationen möchten die Deutschen allein Unparteilichkeit und Kosmopolitismus genug besitzen, um das Völkerrecht in seinem wahrsten Begriffe aufzufassen und darzustellen.

*) ou principes de la loi naturelle appliqués à la conduite et aux affaires des nations et des souverains.

Wir bitten, neue Bestellungen, die auf dieses Blatt für das nächste Jahr beabsichtigt werden, recht zeitig zu machen, damit die Auflage danach eingerichtet werden kann. Vom laufenden Jahrgange sind nur noch wenige vollständige Exemplare, von den meisten früheren Bänden gar keine mehr zu haben.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

№ 144. Berlin, Montag den 2. Dezember 1839.

Nord-Amerika.

J. F. Cooper als Geschichtsschreiber.

J. Fenimore Cooper und Walter Scott scheinen ein leiches Schicksal beim Steigen sowohl wie beim Sinken ihres uhmes zu haben. Der Schottische Barde tauschte durch jede eue Frucht seines Dichtergeistes einen vermehrten Tribut der uldigung seines Namens ein; sein glorreicher Ruf drang über e fernsten Meere, und weit mehr noch als Voltaire war er der ebling der Völker, gesucht in den Palästen und in den Hütten. So lange er den Hippogryphen in das gestirnte Reich der Einildungskraft schwang, sah die Welt mit Bewunderung die Kühneit und den Adel des zauberkundigen Reiters; sie brach in freuges Staunen aus, als er sich auf dem Flügelrosse so gotterfüllt em Himmel nahte, um ihm die süßesten Genüsse für sie zu ntwenden. Aber leider, der arme Poet in England that, was, ach Schiller's erhabener Erzählung*), schon vor ihm ein Kunstenosse und Landsmann gethan, er verkaufte das Musenpferd, für elches er nicht hinreichende Nahrung mehr hatte, zur irdischen rbeit; das edle Wesen aber, für freie Künste nur, nicht fürs andwerk geboren, mußte dem ungewohnten Joche und dem bararischen Zwange sehr bald erliegen. Auf dem Gebiete der Dichtung und Wahrscheinlichkeit folgte er seinem sittlichen Gefühle, und sein Genie spendete den Segen des Schönen und rhabenen an Nationen; auf dem Gebiete der Wahrheit und Thatsache folgte er den Inspirationen der Parteisucht und vertzte die Weltgeschichte und selbst die Kunstformen ihrer Darellungsweise. Wie sehr die Welt überrascht war, als Walter Scott seine Geschichte Napoleon Bonaparte's herausgab, wie tief dadurch sein Ansehen stürzte, und wie erschrocken seine reunde darüber waren, das kann man durch die Presse jener Jahre erfahren.

Cooper hat auf eine neue glänzende Weise, so sehr wie Walter Scott, das freudige Staunen der Leser zu erregen und ire Theilnahme zu beschäftigen gewußt. Nicht von Ritterburgen erab sprach seine Muse, nicht hinter die verfallenen Mauern othischer Kapelle führte sie uns, um Zeuge von dem Hasse, dem ampfe und der Grausamkeit zwischen Kaste und Kaste zu seyn; ein, sie machte sich bald das weite Amerika zum Schauplatz nd die aus dem Kampfe der Freiheit hervorgehende Gestaltung er Dinge zum Gegenstand; bald lieh das große Weltmeer ihr nermeßlichen Stoff, die Liebe der Seefahrer zu ihrem Elemente, as Leben in ihrer Abgeschiedenheit, ihre Sitten und Abenteuer u malen; bald schweifte sie im Stande der Freiheit auf den nabsehbaren Prairieen umher und spielte mit der frommen Einlt des Wilden, oder ergötzte sich an seiner unerschütterlichen Thatkraft. So lange Cooper auf dem Gebiete der Dichtung, u Wasser oder zu Lande, blieb, war er der Stolz der neuen Welt, und Amerika hatte einen Schriftsteller, um welchen es von er alten Welt beneidet werden konnte. Aber sein böser Stern ührte ihn nach Europa und ließ ihn hier seinen schönen Ruhm er Gefahr des Sichüberlebens preisgeben. Vom Dichter läßt an sich Vieles gefallen, der raisonnirende Sittenrichter aber uß darauf gefaßt seyn, daß die Länder und Menschen, die er eurtheilt, keinen Spaß verstehen; er muß sehen, daß vor Allem, wenn er ihnen Wahrheiten sagt, sie auch auf Wahrheit urückgeführt werden mögen und doch mit Anstand und Geist orgetragen seyen. Seit 1836 hat Cooper mehrere Werke herusgegeben, in welchen er alle Welt und noch einige Dinge leinlich und engherzig bespricht. In einem Buche (A Residence n France etc. 1836) geht er gar so weit, an das Heiligthum der Amerikanischen Eigenliebe zu greifen. Er bezüchtigte seine Landseute eines Theiles dessen, wessen man sie gerechterweise bezüchgen darf, aber in so herausforderndem Tone, daß die lächerliche Eitelkeit der Amerikanischen Menschen (Amerikanisches Volk kann an nicht gut sagen) in Harnisch fuhr. Diese Menschen haben wei empfindliche Punkte in ihrem Charakter. Der erste ist, wenn man ihrer Neigung, durch jedes Mittel Geld zu sammeln, in Hinderniß in den Weg legen will; der zweite ist, wenn man on dieser Neigung übel spricht. Cooper hat Letzteres gethan nd dadurch die Wuth seiner Landsleute so gereizt, daß sie, vielleicht das Lynch-Gesetz an ihm vollzogen hätten, wäre er in Amerika gewesen. Eine Gesellschaft, in welcher der Bösewicht nicht verwünscht, in der er nicht für einen unnatürlichen Sohn Amerika's erklärt wurde, war im Jahre 1836 etwas Seltenes.

Der in die Enge getriebene Schriftsteller glaubte sich wieder zu reinigen, wenn er von den alten Feinden seines Landes gleichfalls viel Böses erzählte; wenigstens, meinte er, würde hierdurch das gestiftete Unheil vergessen werden. Er entschloß sich also, John Bull die Haut abzuziehen und die Blößen Jonathan's damit zu decken. In seinem Buche „England etc." (London, 1837) hat er zwar sehr wenig Wahres und Interessantes gesagt, aber schlechte Bissen genug für die bellenden Landsleute hingeworfen, um sie zu beschwichtigen. Diese Absicht scheint Glück gemacht zu haben, und sie scheint auch mitgewirkt zu haben, einem neuen Werke Cooper's im Gebiete der Wirklichkeit, nämlich seiner Geschichte des Seewesens der Vereinigten Staaten (New-York, 1839), die Entstehung gegeben zu haben.

Ueber dieses Buch, das die auf ihr Seewesen so sehr eifersüchtigen Engländer durch seine Ausfälle mehr noch verletzt, als die gehäuften Spötteleien über ihre Sitten in „England etc.", wollen wir einen Englischen Beurtheiler selbst reden lassen, indem wir seinen nationalen Unwillen mäßigen und das, was für unsere Leser weniger Interesse bieten kann, nicht aufnehmen.

„Im Jahre 1837 (so berichtet im Wesentlichen das United Service Journal) hat Herr Fenimore Cooper ein Werk über England herausgegeben, in welchem er seinen Haß gegen dieses Land ausgoß und mit vergifteter Feder die boshaftesten Irrthümer häufte, die nur ein mißgünstiger Bürger des Landes der Freiheit und Gleichheit begehen konnte. Die Quarterly Review zermalmte dieses Werk und zeigte, wie undankbar der Verfasser gegen eine Nation ist, die sein Talent gepflegt und ihn mit der edelmüthigsten Gastfreundschaft aufgenommen hat. Seitdem hat der Verfasser zwei Bände erscheinen lassen, welche die „Geschichte des Seewesens der Vereinigten Staaten" behandeln. Wir warteten absichtlich mehrere Monate, ehe wir an die Beurtheilung dieses Werkes gingen, damit wir, wo möglich, frei von dem Eindruck seyen, den sein „England" in uns zurückließ, und damit wir bei unserer Arbeit frei von dem Einflusse des geringsten Rachegefühls seyn mögen.

Bei unserem Wunsche, unparteilich zu seyn, schicken wir auch das für die Amerikanische Marine ehrenvolle, aber nur gerechte Geständniß voraus, daß sie von ihrer Entstehung an bis jetzt sich, vom Offizier bis auf den Gemeinen, stets durch Tapferkeit ausgezeichnet. Sie hat den Feind niemals vermeiden wollen, und sie war, was viel sagen will, oft Siegerin über eine Seemacht, welche die unbestrittene Ueberlegenheit über alle andere Seemächte behauptet; sie hat die Geschwader Englands besiegt!

Herr Cooper, welcher erklärt, daß sein Werk in Eile vollendet worden ist, und daß er es der Welt mit eben so viel Furcht als Hoffnung übergebe, behauptet: „Zwei Elemente von Kraft müssen bei dem Bau eines Kriegsschiffes berücksichtigt werden, die Fähigkeit, zu belästigen, und die Fähigkeit, auszuhalten. Ein Schiff von 1000 Tonnen Last mit einer einzigen Kanone schweren Kalibers kann 12 Schiffen von 30 Tonnen, die jedes eine solche Kanone haben, widerstehen, weil bei dem großen Schiffe eine größere Fähigkeit, auszuhalten, ist. Auf der anderen Seite würde dieses Schiff ein gleich großes, aber mit 20 nur leichten Geschützen bewaffnetes nehmen, weil es geschickter ist, zu belästigen." Diese Behauptung giebt dem Verf. den Schlüssel zu vielen Kriegsereignissen; er kommt öfter darauf zurück, und wir müssen unsere Leser ebenfalls noch darauf hinführen.

Um die hinlängliche Seitenzahl für zwei Bände aufzubringen, werden die trivialsten Erzählungen von den kleinsten Scharmützeln zwischen zwei Pinassen angehäuft, während die eigentliche Geschichte der Nordamerikanischen Marine, die von der Unabhängigkeits-Erklärung beginnen müßte, theils dürftig, theils entstellt ist, obgleich der Verf. die gründlichsten Vorarbeiten über die Geschichte der Großbritanischen Seemacht, wie die von James und Brenton, hätte zu Rathe ziehen können. Er hat diese und jede andere Autorität gänzlich vernachlässigt, dafür aber in den Angaben seiner Freunde, deren Namen er wohlweislich verschweigt, seine Quellen gefunden. Bei solchen Gewährsmännern ist es begreiflich, daß wir niemals die Größe und die genaue Ausrüstung eines Schiffes in ihm finden, dafür aber dem Leser der Staub

*) In dem Gedichte „der Hippogryph".

großmütterlicher Anekdötchen in die Augen gestreut wird. Wir wollen, da wir beim Lesen die Fähigkeit, auszuhalten, geübt haben, dem Verfasser auch zeigen, daß uns die Fähigkeit, zu belästigen, nicht fremd ist.

Die Amerikaner haben, wie ein Dichter behauptet, zwei Sprachen, die eine für den Fremden, die andere unter sich. Sobald sie einen Engländer wittern, wird die erstere in Anwendung gebracht, in der es kein Wort für Wahrheit geben soll. Der Engländer darf, muß von ihnen hintergangen werden. Ob sich Herr Cooper dieser Sprache selbst bedient, oder ob er von seinen „respectable authorities" darin mit Nachrichten versehen worden ist, können wir nicht sagen. Jedenfalls sind die poetischen Licenzen sehr zahlreich in dem Buche gebraucht, und was den Stil betrifft, wollen wir unsere Kritik nicht darauf ausdehnen, da sie hier wichtigere Dinge zu thun hat; auch von den neuen seemännischen Ausdrücken, die Herr Cooper erfunden hat, wollen wir für jetzt schweigen und wollen lieber seine erzählten Thatsachen näher beleuchten, näher, als es für den Verf. erwünscht seyn mag. Wir beginnen mit der Beschimpfung durch das Britische Schiff „Leander", deren Haupt-Begebenheiten folgende waren:

Ein Lieutenant vom Schiffe „Halifax" sah in den Straßen von Norfolk fünf desertirte Englische Matrosen mit der Mannschaft der Nordamerikanischen Fregatte „Chesapeake" umherspazieren. Er gab dem Britischen Konsul davon Nachricht, welcher es dem Vice-Admiral Berkeley, dem Oberbefehlshaber der Britischen Geschwader in den Amerikanischen Gewässern, anzeigte. Dieser fertigte den „Leopard" an die Amerikanische Fregatte ab und gab zugleich einen Befehl, vom 1. Juni datirt, an alle Schiffs-Capitaine, daß sie beim Zusammentreffen mit der Fregatte auf der hohen See diese durchsuchen sollten, da sich auf ihr Deserteure von den Schiffen „Belleisle", „Bellona" ꝛc. befinden müßten; daß sie aber zugleich dem Capitain der Fregatte erklären sollten, er habe die Erlaubniß, dasselbe auf Englischen Schiffen zu thun, wenn er Amerikanische Ausreißer darauf vermuthe.

Am 22. Juni stieß der „Leopard" auf den „Chesapeake" in der Gegend von Hampton-Roads, und Capitain Humphreys, der Befehlshaber des „Leopard", schickte den Lieutenant Meade mit dem Befehl des Admirals an Bord der Fregatte und gab zugleich ein Schreiben mit, in welchem er die Hoffnung ausdrückte, daß die Angelegenheit freundschaftlich beigelegt werden möge. Kommodore Barron vom „Chesapeake" antwortete: „Ich weiß nichts von den Leuten, die Ihr beschreibt." Man ließ ihm zweimal bei leisem Winde sagen, daß die Befehle des Admirals dringend wären und vollzogen werden müßten; die Schiffe lagen nahe an einander, dennoch antwortete Barron, er könne nichts verstehen. Zugleich sah man deutlich, wie er alle Anstalten traf, sich davon zu machen. Humphreys schloß mit Recht, daß diese Antworten nur gegeben waren, um Zeit zu gewinnen; man sah auch deutlich alle Vorbereitungen zur Flucht; er gab daher eine Ladung, und nach Verlauf von etwa 15 Minuten strich die Amerikanerin die Segel. Man fand zwölf Engländer auf ihr, wobei vier Deserteure.

Barron wußte genau von den Deserteuren, einer derselben gestand dies beim Verhöre, und doch brachte er durch seine ausweichenden Antworten es dahin, daß die Aufforderung des Britischen Schiffes eine so beklagenswerthe Wendung nahm.*) Herr Cooper schmückt diese Begebenheit zu einer wunderbaren Geschichte aus und versäumt nicht dabei, die Tapferkeit der Feinde weidlich herunterzureißen, dagegen die Tapferkeit, Geschicklichkeit, Ordnung und Mannszucht seiner Landsleute unter die Sterne zu versetzen. Er giebt sich undenkbare Mühe, das Benehmen der Offiziere und Gemeinen der Fregatte zu rechtfertigen und vergißt, daß sie 1135 Tonnen Last trug, 415 Mann und 44 Kanonen verschiedenen Kalibers hatte, daß sie demnach an Geschütz dem Britischen Schiffe fast gleich, an Mannschaft aber überlegen war (es hatte nämlich 53 Kanonen, 318 Mann und 25 Jungen), also wohl länger hätte belästigen und länger aushalten können, ehe sie die Segel strich. Herr Cooper hütet sich, eine wahre Beschreibung des Treffens zu geben, sagt aber, der Präsident des Kriegsgerichts habe bei der Untersuchung des Betragens Barron's in ausführlicher Rede den Angeklagten das schönste Zeugniß seines Muthes und seiner Festigkeit gegeben, so daß kein Zweifel mehr darüber obwalte. Wir glauben, die Tapferkeit Barron's wäre weniger zweideutig, wenn er mit seinen Kanonen etwas mehr Lärm, der Präsident aber mit seinen Lobeserhebungen etwas weniger Lärm gemacht hätte; der Lärm aber, den Herr Cooper bei der Erzählung macht, ist nicht bloß lächerlich, sondern voll von falschen Angaben, nach dem Amerikanischen Grundsatze, daß man den Fremden, besonders Engländern, keine Wahrheit schuldig ist. Ein Gleiches thut er bei der Beschreibung des Kampfes zwischen dem Amerikanischen Schiffe „President" und dem Englischen „Little Belt." Er macht die Britischen Seeleute zu solchem feigen Gesindel, daß die, nach ihm, immer siegenden Amerikaner gewiß sich selbst für verleumdet halten müssen, nur solche Schufte geschlagen zu haben.

*) Unsere Deutschen Leser mögen sich erinnern, daß der erzählte Vorgang in eine Zeit fällt, wo England die unverantwortlichste Tyrannei zur See übte, eine Tyrannei, die es der Napoleonischen Zwingherrschaft noch zuvorthat, ja ihr einen Schein von Recht verlieh. Jedes nicht Englische Schiff war vogelfrei, es mag Französische oder andere Flagge geführt haben. Mit unparteiischem Auge betrachtet, hat der „Leopard" gegen den „Chesapeake" nichts Besseres gethan, als was ein Seeräuber thut. Rohe Gewalt, nicht Recht hatte er, das Amerik. Schiff zu durchsuchen, und des Kommodore Barron Absicht war wahrscheinlich eine solche, die man leider bei seinen Landsleuten nicht oft findet, nämlich eine edle. Er wollte die Unglücklichen aus der Hand der grausamen Engl. Kriegsgesetze retten. Der Uebers.

Kommodore Rodgers ist der Lieblingsheld unseres dichtenden Geschichtschreibers. „Er hatte noch keine Stunde die amtliche Nachricht von der Kriegserklärung", heißt es, „so war er schon unter Segel." Um ihm doch einiges Lob zuzuwenden — die Zeitungen und Dichter gaben ihm wirklich so wenig als er verdiente — wird hervorgehoben, daß er den ersten Schuß im letzten Kriege gethan hat. Nächst Rodgers wird Kommodore Hull zum Helden gemacht und in romantischem Tone erzählt, wie er die „Belvidere" verfolgte und den Schiffen „Afrika", „Shannon", „Guerriere", „Aeolus" und einem Schooner entwischte. Die einzelnen von ihm berichteten Umstände kann er in keinem seiner Vorgänger gefunden haben; die Tagebücher der betheiligten Schiffe schweigen auch davon, er hat hier seine Privatquellen benutzt, die ihn niemals im Stiche lassen, wenn alle authentische Quellen versiegt sind.

Zu welchem Zwecke ist diese Geschichte geschmiedet? Man hat kein Recht, anzunehmen, daß ein Werk von solcher Uebereilung, wo jeder Satz ein Irrthum, jede Behauptung eine Unwahrheit ist, bei den Amerikanern in Aufnahme kommen wird. Die Familien der tapferen Dekatur, Hull, Perry, Porter ꝛc. können nicht sehr viel Wohlgefallen an einem Buche finden, wo so viel Unwahres und so viel Entstelltes ist. Fern sey es von uns, die Tapferkeit der Amerikanischen Capitaine zu leugnen, aber der Geschichtschreiber verdirbt ihren Ruf, wenn er ihre Fehler zu Tugenden machen will und ihre Tugenden so hyperbolisch malt. Sie werden ohne Zweifel ihre Thaten lieber von Geschichtschreibern lesen, die ihnen Gerechtigkeit wiederfahren lassen, ohne in solche plumpe Schmeichelei zu verfallen.

Ein Beispiel noch mag dem Leser einen Maßstab für den Geist des Cooperschen Werks liefern. Das Amerikanische Schiff „Constitution" kämpfte mit dem Britischen „Guerriere" und nahm es nach einem Kampf von zwei Stunden. Die „Constitution" war um die Hälfte größer als ihr Gegner, hatte mehr Kanonen und 460 Mann, während dieser nur 244 hatte. So geben übereinstimmend an Paul Hamilton, Secretair im See-Ministerium der Vereinigten Staaten, und Capitain Stewart im Seedienste desselben Staates. Aber man lese die Berichte des Herrn Cooper über diese Affaire! Nicht nur behauptet er, daß die Kräfte der beiden Gegner an Mannschaft, Geschütz und Größe ganz gleich waren, sondern er sagt noch, die Action dauerte nur eine halbe Stunde, wie ihm wohlunterrichtete Leute sagen. Nein, Herr Cooper ist für keinen einzigen edlen, männlichen Gedanken empfänglich. Um dem Amerikanischen Capitain Hull sein gehöriges Lob zu geben, hätte er den Widerstand des Feindes zu würdigen verstehen müssen: denn was für große Kriegsthat ist es denn, ein Schiff zu nehmen, das so verächtlichen Widerstand leistet?

Unter den freisinnigen Amerikanern werden schwerlich die Leser dieses Werkes zu suchen seyn; und findet es auch Leser, so werden doch wenige darunter seyn, die ihm Achtung zollen; und dies mit Recht, denn es findet sich keine Nachricht darin, die mit dem Freimuth eines Gentleman's oder der Wahrheitsliebe eines Geschichtschreibers gegeben ist."

Frankreich.

Einige Tage im südlichen Frankreich.

I. Lyon und Avignon.

Ich gebe meinen Ausflug für keine Reise, noch diese flüchtigen Skizzen für einen regelmäßigen Bericht. Es sind nichts als ein paar abgerissene Bemerkungen, gleich sibyllinischen Blättern, schlecht zusammen passende Stücke, gleich der Garderobe eines Reisenden; doch ich rechne auf die Nachsicht meines Lesers, den ich ersuche, die Verbindungsstriche zwischen meine Gedanken zu setzen.

Traurig über Alles, was ich zurücklassen mußte, und welche nur weitaussehende Hoffnungen mich entschädigten, reiste ich von Genf, meiner Heimat, ab; zu meinem Troste aber war mein Nachbar ein Handlungsreisender von der guten Art, beweglich, flatterhaft, aufschneiderisch und schwatzhaft, übrigens aber eine ehrliche Haut, heiter, sorglos und friedfertig, sich zum Liberalismus bekennend, ohne etwas davon zu verstehen, einzig und allein deshalb, um nicht hinter der Zeit zurückzubleiben, kurz, ein vollkommener Hans Narr, dem man Alles aufbinden und den man für Alles begeistern konnte, der bei der leisesten Anregung von Seiten seines Lieblings-Journals sogleich geschrieen hätte: Es lebe der Kaiser von China! Eine Sorte von Menschen, wie ich sie überall gefunden.

Ein Lyoneser Fabrikant nahm den dritten Platz im Kabriolet ein; er war ein starker Raucher und Biertrinker, und vermöge eines geheimnißvollen Assimilirungs-Prozesses hatte er die sinnbildlichen Formen seiner Gewohnheiten angenommen, denn sein ganzer Körper, der von oben bis unten gleich breit war, hatte etwas vollkommen Krugartiges, und sein länglich rundes, von starken Brauen und einem wahren Bartwald beschattetes Antlitz konnte für das Urbild seines von Rauch umwallten Pfeifenkopfes gelten, aus dem er ziemlich rücksichtslos qualmte. Er schien ein gewaltiger Geschäftsmann zu seyn und war deshalb auf die Genfer eifersüchtig, von denen er sehr schlecht sprach; mit diesen Kaufleuten sey nichts anzufangen, das wären Juden; unsere Münz-Veränderung hielt er für eine versteckte Speculation; in allen unseren polizeilichen Verordnungen, in unseren Gesetzen selbst er-

lickte er nur Fallen, die den Fremden gelegt würden, um ihnen echt viel Geld abzunehmen. So wurde er einst, als er spät Abends in Genf anlangte, am Thor angehalten, weil er nur Napoleondors bei sich hatte und man weder dies Gold nehmen, noch ihn auf Treu und Glauben passiren lassen wollte; ein Spaziergänger hatte ihm mit sechs Sous aushelfen müssen. Die Gefälligkeit des Spaziergängers konnte ihn wohl mit der Zähigkeit des Thoreinnehmers aussöhnen, aber bewahre, er wollte durchaus in Ersterem eine Ausnahme, in Letzterem die Regel erblicken. Ein andermal war er in Geldstrafe genommen worden, weil er eine Laterne an seinem Kabriolet hatte, und weil man nicht so gütig war, sich aufbinden zu lassen, daß er eine Wunde am Bein habe, die ihn hindere, das Pferd an der Hand zu führen. Hauptsächlich aber rührte sein Zorn von einem Bankerott her, bei welchem er von der Konkursmasse ausgeschlossen wurde, weil er eine Forderung nicht zur gehörigen Zeit hatte geltend machen können, da die Genfer Anzeigen leider in Lyon nicht erschienen. Statt auf seine Klagen zu antworten, erlaubte ich mir, als guter Instructionsrichter, eine Querfrage, um den Prozeß aufzuhellen. „Darf ich wohl fragen, mein Herr, ob Sie Genf des Handels wegen besuchen?" — „Ei, das will ich meinen." — Hier schwoll mein Krugmann bedeutend an. — „Nun, und kommen die Lyoner Herren bei ihren Geschäften mit Genf noch so leidlich weg?" — Das traf die Eigenliebe des Männleins, es fing, und der Schuß ging los: „Ja, das hängt davon ab, wie man seine Sachen führt; ich für mein Theil stehe mich nicht so gar schlecht dabei." — „Und damit, denke ich, werden Sie sich genügen lassen; Sie werden mit mir den Schluß daraus ziehen, daß unsere Kaufleute doch so ganz arg nicht sind, wie man sie schildert, da man immer noch in ihre Aepfel beißen kann, und daß jene Klagen gewisser eifersüchtiger Gelüste nur daher rühren, weil man ihnen nicht einen gar zu großen Bissen gestattet." — Es that mir wohl, die Sache einmal gründlich beleuchtet zu haben.

Bis Lyon mußten meine beiden Gefährten mir als Merkwürdigkeiten dienen, da sich keine besseren fanden; ich wüßte in der That weiter nichts, was des Erzählens werth wäre. Wer an Halbmonden, Böschungen, Pulverwürsten, Schanzen und Schießscharten sein Vergnügen findet, der verweile beim Fort de l'Ecluse und ergötze sich daran. Ich aber komme nie daran vorüber, ohne das Leben der armen Garnison-Soldaten zu beklagen, die dergleichen Schönheiten von Amtswegen bewundern müssen, — Maschinen, die an andere Maschinen gekettet sind. Möchte ich doch eben so gern die Laffette einer Kanone seyn, als das geistbegabte Wesen, das nichts Anderes auf dieser Welt zu thun hat, als jene Laffette zu bewachen. Und der ganze Trost dafür ist, daß das Schild der Weinschenke Gas-Limonade anpreist!

Wäre ich Arzt, so würde ich Bellegarde in Aufnahme bringen; ich würde die zarten Nerven und die phlegmatischen Temperamente von Zeit zu Zeit eine Douanen-Kur daselbst durchmachen lassen. Ich kenne nichts, was das Blut so prächtig in Wallung brächte, wie das Zusehen, wenn diese plumpen, schwieligen Hände in den Effekten herumwühlen, die von der sorgsamen Hand einer Gattin, Schwester oder Mutter so hübsch und kunstgerecht geordnet sind. Wenn das Auge der Herren Zollbeamten in Eurem Mantelsack nichts Anstößiges findet, so lassen sie Euch allerdings die Genugthuung, ihn auf Eure Weise wieder in Ordnung zu bringen; ist dann nicht Alles, wie es seyn sollte, desto schlimmer für Euch, Ihr habt es mit Euch selbst abzumachen. Uebrigens, da es an Orten zur Wiederherstellung der Gesundheit doch der Zerstreuungen bedarf, hier gäbe es ein immerwährendes kleines Schauspiel: alle Arten von Charakteren erscheinen auf dieser Bühne, wie man es nur wünschen kann, und so wird am Ende ein vollständiges Drama daraus. Der Handlungsreisende giebt seine Portion Späße zum Besten, indem er die Zoll-Behörde durch Reizung ihres Trommelfells zu entwaffnen hofft; er ist der Narr des Stücks. Ein Engländer, die Hände in der Westentasche und ein Jagdlied pfeifend, antwortet nur durch stolzes Kopfschütteln oder durch ein dumpfes, kurzes No, womit er den Assistenten imponirt; er ist der Tyrann der Truppe. Eine Modehändlerin läßt, als erste Liebhaberin, ihre Augen zärtliche Blicke abfeuern, um das Tribunal zu gewinnen und eine Rolle Kanten, die sich bescheiden in den Winkel ihrer Pappschachtel verkriecht, vor Gefahr zu schützen. Eine Lyoner Gastwirthin, die Fäuste in die Seiten gestemmt, beantwortet jede Frage mit einem Schwall von Schimpfworten und vertheidigt ihren Plunder wie eine Löwin ihre Jungen; das ist die Dugazon. Der Mann legt sich ins Mittel, er thut sein Möglichstes. „Bitte, meine Herren, nehmen Sie's ihr nicht übel; sie ist ein Weib, wie Sie sehen, und die Weiber, wissen Sie wohl, das hat hitziges Blut, das muß reden." — „Ach Du da, schweige doch, kümmere Dich um Deine Sachen, weißt Du das? Meinst Du etwa, ich wüßte nicht, was ich sage?" — Und so weiter: die Rollen spielen sich ganz von selbst; auch pflegt zuletzt, wie es in den Tagesstücken in der Regel geschieht, fast immer der Unschuldige die Zeche bezahlen zu müssen.

Zu Nantua, zu Meximieux trifft man nichts als Kaffeehäuser; da ist ein Französisches Kaffeehaus, ein Kaffeehaus des jungen Frankreichs, ein Kaffeehaus der Republik, ein Italiänisches Kaffeehaus. Wie viel Einbildungskraft bloß auf die Schilder verwendet! Frankreich ist durchaus das Land der Kaffeehäuser; das Kaffeehaus ist hier das Merkmal und der Gipfel der Civilisation, es ist ein nothwendiger Appendix der Deputirten-Kammer; da erhellen sich die Meinungen beim Zigarrenschimmer und reifen beim Feuer des Punsches. Fügt man zu der Herrlichkeit der Kaffeehäuser noch gräulich schmutzige und schwerfällige Diligencen, schlechte Pferde, mittelmäßiges Geschirr, grundlose Wege, unförmliche und zerborstene Lehmhäuser mit ungeheuren Schildern, die man mit einer nicht ganz matten Brille vom Monde aus müßte lesen können, so hat man das sogenannte schöne Frankenland.

Während wir weiter vorrücken, wird auch die Temperatur milder; zu Cerdon verläßt uns der Schnee. Wenn man Lyon näher kömmt, erstaunt man, an allen Karren einen Esel vor die Pferde gespannt zu sehen. Dies hat darin seinen Grund, daß das Gesetz weislich die Zahl der Pferde nach Verhältniß des Fuhrwerks beschränkt; da ist denn der Esel eine kleine Zugabe, die man sich erlaubt, und die aus Gewohnheit geduldet wird, — ein Beweis, daß es immer Mittel giebt, auch die besten Gesetze zu umgehen, wenn die öffentliche Sittlichkeit nicht über ihre Ausführung wacht. Was mich aber noch mehr Wunder nimmt, das ist, vor den Thoren der zweiten Stadt Frankreichs, dieser Hauptstadt der Industrie, die Rhone uneingedeicht einen weiten Strich Landes überschwemmen zu sehen, der zwar schlecht und sandig seyn mag, der aber leicht nutzbar zu machen wäre, wenn auch nicht für den Feldbau, so doch für Maschinen, welche die Strömung des Wassers treiben könnte. Man lasse nur erst Englands Uebervölkerung hier eintreten, und der menschliche Scharfsinn wird, mit dem abnehmenden Raume wachsend, auf dieser Seite des Kanals eben solche Wunder gebären, wie auf der anderen.

In Lyon will ich den Leser nicht aufhalten. Schon dreimal habe ich diese Stadt besucht, die, ich gebe es zu, schön und groß ist; aber mit Ausnahme eines oder zweier beachtungswerthen Gegenstände habe ich dort nie etwas zu sehen bekommen als Nebel, Regen, Steinkohlendunst und den schwarzen Koth, womit das Steinpflaster geölt ist. Doch giebt es da sehr schöne Brücken, unter anderen die Brücke Lafayette's und die Tilsiter. Das ist aber eine Schönheit des Bedürfnisses; was das rein ästhetisch Schöne betrifft, das so zu sagen moralisch Schöne, so ist dies eine Eigenschaft, welche die Lyoner unkultivirt lassen, für die sie gar nichts gethan haben. Lyon, dem Klima und Gewerbefleiß nach eine Englische Stadt, ist Französisch den Sitten nach, was Schlaffheit anbetrifft, aber nicht an Annehmlichkeiten. Es hat daher auch für einen Reisenden keinen Reiz, wenn er nicht, mit dem Contobuch unter dem Arm, auf Handel ausgeht. Die Langeweile durchzieht die Straßen von Lyon; sie packt Euch beim Eintritt und läßt Euch nicht eher los, bis Ihr wieder hinaus seyd: Post equitem sedet atra cura. Selbst die Dominospieler, von denen die Kaffeehäusen strotzen, sehen eher aus wie Leute, die ein Geschäft betreiben, als wie solche, die sich unterhalten wollen. Man beeile sich denn auch, wenn man der Casatischen Chokolade die geforderte Ehre erwiesen, aus dieser Höhle des Rauchs, der Flüche und Kärrner fortzukommen.

Das ganze artistische Lyon kann man in wenigen Stunden abmachen. Der anziehendste Gegenstand ist das Krankenhaus, dieser Palast der Barmherzigkeit; dann das Stadthaus, von schwerfälliger, aber mit Hinsicht auf seine Bestimmung nicht unschöner Architektur; hernach das Museum, welches indeß für eine Stadt von solchem Umfange doch etwas ärmlich erscheint. Außer einigen bemerkenswerthen Gemälden von Bonnefond, worunter das Portrait Jaccard's, des Wohlthäters der Lyoner Industrie, des Archimedes der Spuhlen; außer zwei oder drei alten Gemälden, von denen man denken kann, was man will, und der berühmten Mosaik, die, wenn ich nicht irre, im Bett der Rhone aufgefunden worden, ist hier zu jeder Zeit nichts als Einsamkeit und eisige Kälte anzutreffen. Hierauf kömmt der Bellecour-Platz, der sowohl seiner Schönheit wie seiner Revolutions-Erinnerungen wegen besucht zu werden verdient; ferner die St. Johanns-Kathedrale mit ihren zarten Glasmalereien, die bei einem Alter von 400 Jahren noch ganz frisch sind; sodann, nicht weit davon, der Justiz-Palast, den man, da er nicht schön zu machen ist, wenigstens so reich als möglich ausgestattet hat. Man könnte ihn den Palast der tausend Säulen nennen, denn er ist völlig gespickt damit; an der Vorderseite hat er deren 24. Leider hatte der Baumeister, ganz voll von seinen Säulenhallen, das Uebrige ein wenig vernachlässigt. Als die Inspektoren das Innere in Augenschein nahmen, sagten sie zu einander:

„Fürwahr, ich sehe wohl etwas, —
Doch saget mir, wie kömmt denn das?
Recht deutlich unterscheid' ich's nicht." —
Was war's am Ende? Eins nur fehlte —
Guckkastenmann vergaß das Licht. *)

Scherz beiseit, ich kann versichern, daß man nicht daran gedacht hatte, den Hauptsälen Licht zu geben, daß man eines schönen Morgens dies kleine Versehen entdeckte, und daß man, um dem abzuhelfen, eine Façade durchlöchern mußte, die nicht auf Fenster berechnet war. Man könnte glauben, ich mißbrauchte die Privilegien, die mir als Reisenden zustehen, aber ich kann die Sache auf Autorität eines gewichtigen und glaubwürdigen Mannes bezeugen.

Bei dieser Musterung ließ ich es bewenden: ein Stück vom Alter benagten Steines allen Euren Meisterwerken von gestern, die morgen vielleicht schon nicht mehr da sind, bei weitem vorziehend, eilte ich, die Gräber des Ignaz und Photin aufzusuchen, eilte zu den Trümmern Römischer Bäder unter der St. Just-

*) Je vois bien quelque chose,
Mais je ne sais pour quelle cause,
Je ne distingue pas trop bien.
Il n'avait oublié qu'un point,
C'était d'éclairer sa lanterne.

Kirche und zu Notre Dame de Fourvière, wo ich den Himmel und den Montblanc wiederfand. Wenn man hierher beten ginge, das könnte ich wohl begreifen, ich meine in freier Luft und vor diesen großen Werken Gottes; wäre dies das Ziel der Wallfahrt, ich würde mich ihr von ganzem Herzen anschließen.

Ich schwankte, ob ich Abends das Theater Gymnase oder die Oper besuchen sollte, hier gab man Anna Bolena, dort den Pied de Mouton; ich zog das Letztere vor, weil ich dachte, daß nur das Mittelmäßige die Mittelmäßigkeit erträglich macht. So untergeordnet auch dies Theater war, so herrschte doch Anstand und Gemüthlichkeit unter den Zuschauern; sie lachten aus so vollem Herzen über all die Albernheiten, daß ich mich an ihrer Freude recht ergötzte; das war mein Schauspiel für mich allein. Am nächsten Morgen machte ich mich schon sehr früh nach dem Dampfschiffe auf. Noch strömte das Gas seine Lichtfluthen über die einsamen Straßen aus, und schon war Alles auf der Brücke und am Quai in regster Bewegung. Hier wäre nun viel zu sehen gewesen, wenn nicht der Mistral, welcher meiner erwartete, um mich nicht mehr zu verlassen, mich in die Kajüte gejagt hätte. Die Leser verlieren dadurch viel an Eigenschafts- und Umstandswörtern, denn das Erwachen einer großen Stadt, vom Flusse aus bei aufgehender Sonne betrachtet, bietet reichlichen Stoff für den beschreibenden Styl, wenn nicht zu etwas Besserem. Es war mir aber doch unmöglich, mich in meiner Luke still zu verhalten; alle Augenblick rief mich etwas aufs Verdeck, bald die Durchfahrt durch eine Hängebrücke, die unser Schornstein, sich zu neigen gezwungen, mit seiner Stirn streifte, wie jene Hochmüthigen, die sich kaum merklich verbeugen; bald ein Schloß auf den Höhen, bald ein Dorf, eine Fischerbarke, ein Weinberg oder eine Stadt.

Bei Vienne vorüberfahrend, erschien mir der Dampf zum erstenmal von einer malerischen Seite; seine Wolken, vom Winde launenhaft umhergetrieben, hüllten einen Kirchthurm ein, gaben der Landschaft einen Hintergrund und warfen einige Schatten über unseren herrlichen Himmel.

Die Hügel von Condrieux wetteifern mit denen von La Vaux, was Schwierigkeit der Bebauung und Gestalt der Weinberge anbetrifft, welche hier ebenfalls durch terrassenförmiges Gemäuer unterstützt werden müssen. Die Ufer der Rhone sind es, von denen Lyon die Aprikosen empfängt, welche dort so viel gegessen werden; hier aber, wie überall, sind Obst und Hülsenfrüchte nur der Ertrag des Landvolks, welches sie mit eigenen Händen anbaut, mit eigenen Augen hütet und ohne Mittelsmann verkauft. Die großen Grundbesitzer haben in diesem Kulturzweig nichts stehen als ihre Vorschüsse. (Fortsetzung folgt.)

England.

Die Temperatur der Inseln Jersey und Guernesey.

Die Inseln Jersey und Guernesey können als Beweis dienen, wie sehr die Intensität der Kälte durch den wohlthätigen Einfluß des Wassers gemildert wird. Ein neuerer Reisender hat daselbst einen Pomeranzenbaum und zwei prächtige Kamelien bewundert, welche ein Blumenliebhaber unter freiem Himmel gezogen hat. Die eine dieser Kamelien ist weiß und hat doppelte Blüthen; sie wurde vor ungefähr 25 Jahren am Fuße einer mit Spalieren versehenen, gegen Südwest gelegenen Mauer gepflanzt; jetzt ragt sie über die Mauer hinaus, welche 11 Englische Fuß hoch ist. Ihre Ausbreitung beträgt 17 Fuß, und der Stamm hat 6 Zoll vom Boden einen Umfang von 12 Zoll. Die Zahl der jährlich treibenden Blüthen kann auf 2—3000 berechnet werden, welche um die Mitte Februars anfangen aufzublühen und bis Ende des Mai dauern. Die bunte Kamelie ist seit 15 Jahren gepflanzt und überragt ebenfalls die Mauer; ihre Ausbreitung beträgt 13 Fuß, der Umfang des Stammes 10 Zoll. Diese Kamelie hatte im Jahre 1838 am 24. Dezember ungefähr 40 vollkommen entfaltete Blüthen und unzählige Knospen. Zu dieser Zeit war noch kein Frost eingetreten.

Der Pomeranzenbaum gehört zu der großen sogenannten Sevillanischen Art; auch er ist höher als die erwähnte Mauer; seine Ausbreitung beträgt 14 Fuß, die Dicke seines Stammes 12 Zoll. Dieser schöne Baum war im September 1838 mit Früchten bedeckt, sowohl von diesem wie von dem vorigen Jahre.

Das Erdreich, in welchem diese Gewächse stehen, ist künstlich aus einem Gemisch von Sand, Heideerde, Düngererde und gewöhnlicher Erde gebildet. Die Quantität dieser Mischung, mit welcher die Gruben für eine jede dieser Pflanzen gefüllt wurden, mochte sich auf vier oder fünf Schubkarren belaufen.

Früher beobachtete der Besitzer bei Annäherung des Winters die Vorsicht, die Kamelien mit Matten zu überdecken und eine starke Lage frischen Düngers am Fuße derselben auszubreiten, um sie gegen die Kälte zu schützen. Da er aber bemerkte, daß seine gewöhnlichen Kamelien, welche in Büschen standen, obgleich sie ohne allen Schutz waren, durchaus nicht von der Kälte litten, so unterließ er diese Vorsicht auch bei den doppelten Kamelien und bedeckte nur die Wurzeln derselben mit einer tüchtigen Lage Mist. Trotz dieser Unterlassung haben die Pflanzen bei einer Kälte von 15 Grad keinen Schaden gelitten. Der Pomeranzenbaum wird nur in den drei Winter-Monaten mit Matten bedeckt, welche sorgfältig an den Zweigen befestigt werden; ferner wird der Stamm desselben, wie die starken Zweige, mit Heu umhüllt und eine Lage Mist über die Wurzeln gebreitet.

Es dürfte sehr zweifelhaft seyn, ob in Frankreich Kamelien von dieser Höhe mit so geringer Pflege unter freiem Himmel fortkommen; höchstens dürfte ein solcher Versuch an den Küsten der Bretagne glücklich ausfallen.

Einen anderen Beweis für die Milde des Klima's auf der Insel Jersey liefern hundertjährige Feigenbäume, die so dick wie Nußbäume sind und denen eine Kälte von 17 Graden im Winter 1838 nicht schadete.

Bibliographie.

Alcyphron. — Unter diesem Titel hat Thomas Moore, nach langem Schweigen, wieder einmal ein romantisches Gedicht erscheinen lassen. Der Dichter der Lalla Rookh behandelt darin mit der Leichtigkeit und Anmuth der Versification, die ihm so sehr eigenthümlich sind, einen Gegenstand, den er früher bereits unter dem Titel „der „Epikuräer" in Prosa bearbeitet und herausgegeben hatte. Ein junger Grieche, der in die Aegyptischen Mysterien eingeweiht wird, ist der Held des Gedichtes.

Mannigfaltiges.

— Der König in Thule. Die neunte Englische Uebersetzung von Goethe's Faust ist so eben bei Black und Armstrong in London erschienen. Der Verfasser nennt sich nicht, doch versichert er in der Vorrede, viele Jahre lang in Deutschland gelebt zu haben, und darum glaubt er auch um so eher zu einem vollen Verständnisse des großen Gedichtes gelangt zu seyn. Seine Uebersetzung hat das Verdienst, sich Vers für Vers dem Originale anzuschließen, doch ist sie einerseits weder so treu, wie die von Harvey (in Prosa), noch so poetisch, wie die von Blackie. Wir theilen hier für Freunde Goethe's und der Englischen Sprache die Uebersetzung von Gretchens Lied: „Es war ein König in Thule" mit:

There once was a king in Thule,
Loved constant to the grave —
To him his mistress truly
When dying — a goblet gave.

He prized the gift of his deary!
'Twas fill'd at every „bout",
But his eyes were always teary,
Whenever he drank thereout.

At length, when nigh unto dying,
He told his cities up,
And gave to each heir a tithing,
But to none gave he the cup.

One day as he sat at dinner,
'Mongst knights of high degree,
In his old ancestral tower
That beetles o'er the sea,

Uprose the worthy old toper
And a bumper emptied he!
Then he threw the golden treasure
Far, far into the sea; —

He saw it fall; — and a drinking
And sinking — far from shore;
The old king's eyes 'gan twinkling —
Not a drop did he drink more!

— Dramatische Symphonieen. Das Beispiel, das Beethoven in seinen Hirten- und Helden-Symphonieen gegeben, fängt an, ganz eigenthümliche Früchte zu tragen. Der Französische Komponist, Herr Berlioz, bearbeitet ganze Trauerspiele als Symphonieen und hat in der vorigen Woche eine „Romeo und Julia-Symphonie" aufführen lassen, von welcher Jules Janin sagt, sie bilde ein großes Drama voll Leidenschaften und Schrecken aller Art, voll Genie und Beredsamkeit, voll Liebe und Schmerz. Ueber zweihundert Musiker haben diese Symphonie ausgeführt, die drei volle Stunden gedauert und zu welcher Herr Emil Deschamps die nöthigen Worte geschrieben hat. Nachstehendes ist das Programm der neuen Symphonie: „Nr. 1. Instrumental-Einleitung: Gefechte, Lärm, Einschreiten des Prinzen. Erster Prolog (kleiner Chor). Contreali-Arie. Fortsetzung des Prologs; kleines Scherzo für Tenor-Solo mit Chor. Schluß des Prologs. Nr. 2. Romeo allein. Fernes Geräusch des Balls und Konzerts. Großes Fest bei Capulet. Andante und Allegro fürs Orchester allein. Nr. 3. Capulet's Garten einsam und still; die jungen Capulets kommen vom Feste, Reminiscenzen von der Ballmusik singend (Chor und Orchester). Julie auf dem Balkon und Romeo im Schatten (Adagio fürs Orchester allein). Nr. 4. Die Fee Mab (Scherzo fürs Orchester allein). Nr. 5. Zweiter Prolog (kleiner Chor); Leichenzug Juliens (Chor und Orchester). Fugirter Marsch. Stimmen und Instrumente mit einander abwechselnd. Nr. 6. Romeo am Grabe der Capulets. Erwachen Juliens (Orchester allein). Nr. 7. Finale, gesungen von beiden großen Chören und vom kleinen Chor und dem Pater Lorenzo. Doppelchor der Montagues und Capulets. Recitativ, rhythmische Erzählung und Arie des Pater Lorenzo. Händel der Montagues und Capulets auf dem Kirchhofe. Doppelchor. Invocation des Pater Lorenzo. Versöhnungseid. Dreifacher Chor."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 145. Berlin, Mittwoch den 4. Dezember 1839.

China.

Canton im Jahre 1838.*)

Von Adolph Barrot.

I. Ankunft in Canton.

Während wir, den Si-kiang hinansegelnd, der Stadt Kuang-theu-fu uns näherten, begegneten uns mehrere Kriegs-Dschonken [u]nd zahlreiche Dschonken der Mauth-Beamten.**) Die ersteren [sin]d, je nach dem Range des Offiziers, der sie befehligt, gelb [od]er rosenroth angestrichen. Ihre Struktur ist vortrefflich, und [si]e segeln sehr schnell. Diejenigen unter ihnen, welche das Innere [de]s Flusses bewachen, fassen 60 bis 70 Tonnen. Flaggen von [je]der Farbe schmücken das Hintertheil des Schiffes und flattern [a]n dem Maste, der außerdem mit vielen Bandstreifen behangen [ist]. Hoch über den kleinen Flaggen am Schiffs-Schnabel weht [di]e Hauptflagge, auf welcher die Titel des Befehlshabers in [gr]oßen Charakteren prangen. Ich habe nur wenige Fahrzeuge [ge]sehen, die an äußerer Schönheit mit den Chinesischen Kriegs-Dschonken einen Vergleich aushalten; denn man findet nirgends [so] lebhafte, brennende Farben, wie in China: alle Gebäude, die [mir] in die Augen fielen, schienen erst gestern angestrichen zu [sey]n. An jeder Seite der Fahrzeuge bemerkt man eine Reihe [vo]n Schilden, die etwas nach hinten zu geneigt sind und als [Br]ustwehren dienen. Alle Kriegs-Dschonken, deren ich ansichtig [wu]rde, trugen vier bis sechs Kanonen. Wären diese Fahrzeuge [bes]ser armirt und mit tapferen Artilleristen bemannt, so könnten [sie] treffliche Dienste thun; so aber sind sie höchstens gegen Chinesi[sc]he Schleichhändler zu gebrauchen, und selbst in einem Kampfe [zw]ischen Dschonken und Contrebandiers bleibt die Kaiserliche [Fla]gge nicht immer Siegerin. Zehn dieser Fahrzeuge würden [ein]e gut ausgerüstete Europäische Goelette schwerlich dahin ver[mö]gen, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben.

Die Handels-Dschonken auf dem Si-kiang haben zwar [auc]h schöne Farben, allein ihre Bauart ist ganz anders. Die [me]isten meiner Leser werden Abbildungen Chinesischer Dschonken [ges]ehen haben; ihr Hintertheil ist bis zu einer bedeutenden Höhe [mi]t einer Menge Kammern überbaut, und das Vordertheil ist ge[spa]lten, um den Anker hindurch zu lassen. Beide Extremitäten [rag]en manchmal 15 bis 20 Fuß über das Mittel-Gebäude. Die [Ma]lereien und Skulpturen an dem Hintertheil müssen ein paar [Mo]nate Arbeit erfordern. Diese Fahrzeuge haben gewöhnlich [dre]i Masten und an jedem Maste nur Ein Segel aus Matten [vo]n ungeheurer Größe. Die Handels-Dschonken bewegen sich [lan]gsam vorwärts und sind überhaupt nur zu Fluß- und Küsten[fah]rten gebaut; dessenungeachtet wagt sich jedes Jahr eine An[zah]l derselben in die hohe See, um den Philippinischen Inseln, [de]m Malayischen Archipel und den Häfen Hinter-Indiens kauf[mä]nnische Besuche abzustatten. Sie müssen aber bei ihrem [Sch]leichhandel sehr auf der Hut seyn, da die ungleich schneller [seg]elnden Kriegs-Dschonken ihnen leicht auf dem Nacken sitzen.

Am Abend warfen wir dreißig Englische Meilen von Canton [Ank]er. Ich konnte vor dem Schreien und Singen der Chinesischen [Bo]otsleute, die beständig an uns vorüber fuhren, die ganze Nacht [kein] Auge schließen. Am anderen Morgen lichteten wir die Anker [wie]der und erreichten um zehn Uhr die Fluß-Insel Whampoa, [das] Non plus ultra der Europäischen Schiffe in China.***) Die [Böt]e dürfen zwar bis nach der Hauptstadt rudern, auf welchem [We]ge sie zahlreichen Visitationen der Mauthschiffe sich unter-werfen müssen; aber den großen Fahrzeugen ist dies unter keiner Bedingung erlaubt. Die Engländer haben oft den Wunsch geäußert, daß man ihnen gestatten möchte, auf dieser Insel zu wohnen und ihre Comptoire und Magazine dahin zu verlegen; allein die Chinesische Regierung hat diesem Wunsche nie ein geneigtes Ohr geliehen; sie glaubt nicht ohne Grund, daß ein solches Zugeständniß den Schleichhandel födern würde.

Wir hatten schon aus der Ferne den Wald von Masten fremder Schiffe gesehen, die bei Whampoa Station machen, um ihre Fracht auszupacken oder reiche Ladungen an Thee, Seide, Droguen und anderen kostbaren Artikeln zu erwarten, die von Canton kommen sollen. Wir segelten mitten durch dieses Gewimmel und Getümmel, und um acht Uhr des Abends hielt unser Kutter im Angesichte der Riesenstadt, die Chinesisch Kuang-tscheu (im dortigen Dialekte Kuong-tsau) heißt, der wir aber den barbarischen, bei uns Europäern schon eingerosteten Namen Canton (von Kuang-tung oder Kuong-tong, was eigentlich nur der Provinz zukommt) lassen wollen. Schon auf dem halben Wege von Whampoa her sahen wir die freundlichen Landhäuser zu beiden Seiten des prächtigen Stroms immer zahlreicher werden, und bald zeigte jedes Ufer eine ununterbrochene Reihe von Gebäuden, die in den lebhaftesten Farben prangten. Hin und wieder erhoben Pagoden und Buddha-Klöster ihre mit reichen Skulpturen bedeckten Spitz-Kuppeln. Aber das rege Leben auf dem Strome selbst fesselte unsere Aufmerksamkeit vor Allem; der Wasserspiegel war mit Fahrzeugen von jeder Form und Größe ganz übersäet, so daß unser Schiff immer nur eine Durchfahrt von etwa dreißig Fuß Breite hatte; Tausend und aber Tausend Handels-Dschonken schaarten sich an der einen Seite zu einer schwimmenden Stadt, in der aus dicken Rauchwolken ein beständiges Schreien, Singen und Rufen hervordrang; von einer anderen Seite her boten uns mächtige Kriegs-Dschonken ihre kohlschwarzen, mit großen, schlecht montirten Kanonen bewehrten Flanken; etwas weiter ab tummelten sich Frachtböte von jeder Form, und die zahllosen Laternen der sogenannten Blumen-Böte enthüllten alle Pracht des Innern der Gemächer, von denen sie überbaut sind.

Der Besuch eines Blumen-Bootes ist jedem Europäer streng untersagt. Vergebens spazieren die schönen Bewohnerinnen derselben mit ihrem bekränzten Rabenhaar, ihrem weiß und roth geschminkten Gesichte mit der lang geschweiften Braue, wie man sie nur in China sieht, und den winzigen Füßchen, die den sylphenschlanken Körper kaum tragen können, auf dem Verdeck herum; vergebens begegnen sie dem schmachtenden Blick des Reisenden mit einem anmuthigen Lächeln, oder winken sie ihm zwischen den halb geöffneten seidenen Gardinen. Kannst Du der Versuchung nicht widerstehen, so bist Du ein Kind des Todes; diese Sirenen locken Dich nur, um Dich der geheimen Polizei auszuliefern.

Kurze Zeit vor meiner Ankunft in China hatte ein junger Europäer, der das Chinesische im Dialekte von Canton geläufig sprach, in eines dieser Blumen-Mädchen sich verliebt. Es war ihm gelungen, im Vorüberfahren ein paar Worte mit ihr zu wechseln. Eines Tages erhielt er von dem reizenden Wesen einen Brief, worin sie ihn mit Ausdrücken glühender Liebe auf den Abend zu sich beschied. Der Jüngling zauderte einen Augenblick; aber im zwanzigsten Jahre ist die Leidenschaft bekanntlich stärker, als die Vernunft. Gegen Abend ruderte er allein in einer kleinen Barke nach dem schwimmenden Zauberschlößchen, auf dem die Sirene wohnte. Die mystische Gardine öffnete sich, und ein Blick voll schwärmerischer Zärtlichkeit beflügelte seinen Muth, an Bord zu kommen. Er stürzt in das Gemach, das nur von Einer Lampe erhellt war; er sieht sich um — die Geliebte war verschwunden. Er thut ein paar Schritte vorwärts — da packen ihn mit einemmale zwanzig Arme: er wird niedergeworfen, geschlagen und geknebelt. Der unglückliche junge Mann mußte die ganze Nacht unter einem Haufen roher Kerle zubringen, deren Lästerworte ihn um so mehr verletzen mußten, als er ihre Sprache verstand. Am folgenden Morgen beraubte man ihn aller seiner Kleidungsstücke und fesselte ihn, Rücken gegen Rücken, an eine gleichfalls entkleidete alte Frau, die kaum noch den Gebrauch ihrer Sinne hatte. In diesem Zustande mußte er sich, den Europäischen Faktoreien gegenüber, so lange auf einem abgedeckten Fahrzeuge herumführen lassen, bis er mit einer Summe von drei bis viertausend Franken losgekauft war.

*) Bei den jetzt in den dortigen Gegenden eingetretenen politischen Ver[wick]lungen des Britischen und des Chinesischen Interesse möchten diese Skizzen [um] so willkommener seyn. Wie es heißt, hat das Geschwader unter Admiral [Mai]tland Befehl erhalten, den Hafen von Canton zu blokiren und den Eng[länd]ern für das von den Chinesen vernichtete Opium vollständige Schadlos[haltu]ng zu verschaffen.

**) Der Si-kiang (d. h. „Strom aus Westen"), im Süden der Haupt[stadt] (bei der sogenannten Bocca-Tigris), auch Tschü-kiang, d. i. Per[len-S]trom, genannt, entspringt im Alpenlande Yün-nan, bricht sich in [viele]n Krümmungen einen Weg durch die gebirgigen Binnenländer von [Kua]ng-si und Kuang-tung und bildet endlich im Süden der Hauptstadt [ein g]ewaltiges Delta von Auen und Strom-Armen, die sich in den Ocean [ergie]ßen.

***) Von dieser Insel (der Heimat des Chinesen Fung-a-hok in Pots[dam]) bis nach der Hauptstadt zählt man ungefähr 12 Englische Meilen. [Der] Name Whampoa ist eine Englisch-Portugiesische Verderbung von [Hua]ng-pu, oder im dortigen Dialekte Uong-pu, d. h. „gelber Landungs[platz]".

Sechs kleine Meilen oberhalb Canton sahen wir ein Fort, das seit der Zeit des Britischen Angriffs auf die Bocca-Tigris errichtet worden ist. Dieses Fort hat die Form eines halben Mondes; aber seine Wälle sind nur dazu berechnet, auf den herannahenden Feind ein wachsames Auge zu haben: passirt ein Schiff die Linie, so sind sie außer Thätigkeit gesetzt. Zwei Miles von der Hauptstadt erhebt sich ein anderes kleines Fort. Man zeigte es mir mit dem Bemerken, es heiße die „Französische Thorheit", ohne mir jedoch den Grund dieser Benennung sagen zu können. Eine kurze Strecke weiter liegt eine dritte kleine, jetzt demolirte Festung, welche den Titel „Holländische Thorheit" führt. Die Holländer, deren Handel mit China früher viel bedeutender war, als heutzutage, waren bei dem Vice-König um die Erlaubniß eingekommen, ein provisorisches Hospital in einem alten verlassenen Fort bei Canton anzulegen. Die Bitte wurde ihnen großmüthig gewährt; kaum aber sahen sie sich im Besitze eines Asyls auf Chinesischem Boden, als sie eine Besatzung mit Kanonen und Kriegs-Bedürfnissen hinein legten. Man entdeckte ihre Verrätherei und jagte sie, wie hergelaufenes Gesindel, aus dem Reiche.

Als wir bei der „Holländischen Thorheit" vorüberkamen, ging der Tag eben zu Ende. Die Kriegs-Dschonken schickten der Sonne eine Kanonen-Salve als Scheidegruß nach, und zu gleicher Zeit stiegen aus den übrigen Fahrzeugen Tausende von Raketen empor. Fünf Minuten später förderte uns ein von zwei Frauen gelenktes Ueberfahrts-Boot von der Britischen Faktorei ans Ufer.*) Wir waren in Canton!

Am folgenden Morgen stand ich, trotz des rauhen Wetters (es war der 4. Januar 1838), in der Frühe auf und verließ mein Absteige-Quartier. Der Platz, den ich zunächst betrat, war an einer Seite vom Ufer begränzt, an der anderen Seite erhoben sich die ausländischen Faktoreien in einer Ausdehnung von ungefähr 250 Toisen. Die erste Faktorei zur Linken, wenn man dem Flusse den Rücken kehrt, ist die Französische; ein hoher Mast, von dessen Spitze eine dreifarbige Fahne weht, bezeichnet den Aufenthalt unseres Residenten. Zur Zeit meines Besuches war Frankreich in China nicht repräsentirt, indem Herr Gernaert, der Französische Konsul, erst vor wenigen Tagen Canton verlassen hatte. Zunächst der Französischen Flagge bemerkt man die der Vereinigten Staaten; dann kömmt die Britische, und zuletzt die Holländische. Uebrigens giebt es noch einen Dänischen Hong (Faktorei), einen Spanischen und mehrere Hongs, die Privatleuten angehören. Alle diese in Europäischem Stil erbauten Etablissements sind fast ohne Ausnahme das Eigenthum der Hanisten**), die sie den Fremden sehr theuer vermiethen; da der Raum, welchen die Chinesische Regierung zur Anlegung der Faktoreien bewilligt hat, sehr beschränkt ist, so kann man nur um hohen Preis eine Wohnung erhalten. Einer von den Kommissarien der Ostindischen Compagnie, Herr Clarke, war so gütig, mir sein Zimmer anzubieten, und ich fand mich vergleichungsweise sehr gut logirt. Der Abrede gemäß, sollte ich in der Britischen Faktorei zu Mittag speisen; allein ich erhielt von allen Seiten so viele dringende Einladungen, daß ich nur sehr selten von dieser Vergünstigung Gebrauch machen konnte. Ich ergreife mit Vergnügen diese Gelegenheit, um die herzliche Gastfreundschaft der Engländer gegen uns Franzosen zu rühmen; ich fand diese Nation in Canton, wie ich sie in Jamaika gefunden hatte, wo ich während eines Aufenthalts von neun Monaten mit zuvorkommender Höflichkeit überhäuft worden war.

Frankreich.

Einige Tage im südlichen Frankreich.

I. Lyon und Avignon.

(Fortsetzung.)

Die Fahrt von Lyon nach Avignon, die nur zwölf Stunden dauert, kostet 30 Franken in der ersten Kajüte; das ist viel zu theuer. Daher kömmt es denn auch, daß dieser große Gewinn große Konkurrenz erzeugt; die Konkurrenz aber verwandelt den Gewinn in Verlust. Es haben sich, wie es heißt, drei neue Gesellschaften für die Rhone-Ausbeutung gebildet, und der Chef einer derselben, der Adler Mathieu, rühmt sich, bis zur Quelle des Stromes in 22 Stunden hinauf stiegen zu wollen. So werden denn auch die Lyoner von der Associations-Wuth geplagt, doch klüger als die Pariser, lassen sie sich nicht auf fabelhafte Speculationen ein, die oft nur im Prospektus existiren; sie spekuliren nur auf die Industrie in der Nähe und Ferne. Man hat indessen auch im Süden trügerische Valuten geschaffen; so gab ein großer Grundbesitzer, der bei Montelmart einen sehr kostspieligen Kanal besaß, denselben auf Actien und zog daraus 700,000 Franken. Der merkwürdigste Fall der Art ist eine gewisse Eisenbahn, die man in Marseille, Gott weiß wohin, zu bauen beabsichtigte; die Actien waren schon im Umlauf, und noch wußten die Actionaire nichts Näheres darüber; das einzige, worüber sie sich im Klaren befanden, war die Ueberzeugung, daß ihr Glück gemacht sey.

Für so ein kurzes Zusammentreffen in einer Postchaise oder auf einem Dampfboote sind unsere Französischen Nachbarn höchst liebenswürdig. Es giebt nichts Höflicheres, nichts Mannigfaltigeres, nichts Angenehmeres als ihre Unterhaltung. Ein Ritter der Ehrenlegion besonders sorgte dafür, daß das Gespräch nicht ins Stocken gerieth. Als ich ihn fragte, was wohl das Ergebniß der Wahlen seyn würde, erwiederte er mit Laune: „Es thut mir wahrlich herzlich leid, mein Herr, daß ich Ihnen nicht eine ganz sichere Antwort darauf ertheilen kann; jedoch setze ich voraus, daß wir mit dem Ministerium wechseln werden, wäre es auch nur der Veränderung wegen. Wir Franzosen sind ein anspruchsvolles Parterre; wir bezahlen gut, aber wir verlangen auch, daß der Direktor oft sein Repertoir erneuere, sonst zischen wir." Konnte man wohl die wunde Stelle zierlicher verhüllen?

Die Hängebrücken folgen eine dicht auf die andere; zwischen Tain und Tournon fuhren wir durch die erste, welche von den Segustern über die Rhone gebaut wurde; der einzige Fehler dieser schönen luftigen Bauten ist die Einförmigkeit, denn das erste Gesetz des Malerischen ist Abwechselung, und doch sind die Verhältnisse dieser Brücken sich einander ganz gleich. Uebrigens ist die Reise hier bezaubernd schön und übertrifft an Annehmlichkeiten bei weitem die Dampffahrt auf dem Genfer See, wo die Gegenstände durch die Entfernung so zusammenfließen und so verkleinert werden, daß sie mehr wie Luftgebilde denn wie Wirklichkeit aussehen und auf die Länge ermüden, gleich einer an uns vorübergleitenden Decoration, die kein Ende nimmt. Hier aber berührt man fast die Gegenstände, man nimmt Theil an den kleinen Ufer-Scenen, man unterscheidet die Gesichter, man hört die Stimmen, und das Alles eilt vorüber und spielt Verstecken mit dem Auge des Reisenden, während sich vom Horizonte ferne Schlösser sanft ablösen und wie unbewegliche Pfeiler dastehen, vor welchen sich die Gemälde des vorderen Planes auf- und abrollen.

Unter der Menge dieser Schlösser verweile ich mit Ehrfurcht vor dem von Crussol, das, Valence gegenüber, auf pyramidalischen Felsen liegt. Wahrscheinlich ließen die Condors aus Tausend und eine Nacht diese imposante Masse aus den Lüften herabfallen, denn wie war es sonst möglich, sie hier aufzuthürmen? Wenn mir die Ehre zu Theil geworden wäre, Marquis von Crussol zu heißen, so würde ich diese Burg ankaufen, nicht um sie weiß übertünchen zu lassen, wie man thörichterweise gethan, sondern um ihren Einsturz zu verhindern; nicht um sie zu bewohnen, denn das wäre entsetzlich langweilig, wohl aber, um von Zeit zu Zeit hier das Andenken an meinen Namen und an mein Geschlecht aufzufrischen; dann würde ich zurückkehren, fast eben so stolz wie ein Liberaler. Stolz gegen Stolz abgewogen, so muß ich ganz ehrlich bekennen, daß ich den am besten begreife und am ersten entschuldige, der durch die Geschichte gerechtfertigt wird, der seine Ansprüche auf gutes altes Gestein gründet, welches seine acht bis neun Jahrhunderte zählt. Aus der Basis des Crussoler Schlosses hat man die Säulen des Justiz-Palastes von Lyon genommen. Fast die ganzen Rhone-Ufer sind mit seltsamen Felsgruppen bestreut, die senkrecht in die Höhe steigen; Tag für Tag von den Gewässern ausgehöhlt und bearbeitet, sehen sie von fern wie Citadellen, Thurmspitzen und Gothische Gewölbe aus. Ich finde überall etwas Gothisches, das muß man sich schon gefallen lassen; sollte es selbst nicht da seyn, so denke ich es mir hinzu.

Dort drüben erblicke ich Grignan: eine prächtige Gelegenheit, dem Leser, wie es wohl zu geschehen pflegt, eine Probe von meinen Literaturkenntnissen zu geben; hätte ich nur meinen Sévigné bei der Hand! Zu Tournon passirt ein großes Kollegium an uns vorbei, zu Viviers ein großes Seminar, zu Bourg das Fräulein-Stift St. Andéol mit seinen 365 Fenstern. Wird die Zahl der Blicke, die täglich durch jedes dieser Fenster gesendet werden, im Durchschnitt gleichfalls auf 365 geschätzt, so bekömmt man eine schöne Summe und wird wohl nicht fern von der Wahrheit seyn.

Unter allen Rhone-Brücken ist die von St. Esprit die älteste, vom Abte dieses Burgfleckens erbaut, der bis dahin St. Saturnin hieß. Es ist die einzige, an der ich die Pfeiler von einer Art durchsichtiger Nischen durchbrochen sah, die der Landschaft einen eigenen Reiz verleihen und der Brücke ein sehr malerisches Ansehen geben; sie wären sogar schön, wenn sie nicht aus zwei Theilen beständen, von denen der eine etwas schräg an den anderen stößt. Die Fahrt durch diese Brücke ist nicht ohne Gefahren; bei hohem Wasserstande erfordert die Enge der Bogen große Behutsamkeit, um nicht dagegen anzulaufen. Abseits liegt eine ehemalige Moschee, eine Erinnerung daran, daß ein Theil von Frankreich einst den Sarazenen gehörte.

Avignon hat mit keiner anderen Stadt Aehnlichkeit. Es ist das Mittelalter in voller Rüstung, in seinem ganzen Wesen, mit seinem Mißtrauen Aller gegen Alle und mit seiner ungastlichen Herbheit. Seine ausgezackten Mauern sind hoch, stark und von erstaunlicher Dauerhaftigkeit. Das Dampfboot geht ein ganzes Stück über die Stadt hinaus und kehrt dann, dicht an den Quai sich lehnend, wieder um, indem es, wie ein gewandter Politiker, dem Strome sich zu überlassen scheint, um ihn dann desto besser zu besiegen. Kaum hat es angelegt, so wird es haufenweise von Gesindel überfallen, welches sich auf die Passagiere und ihre Sachen stürzt, wie Diebe unter einander einverstanden ist und sich seine kleinen Dienste fürchterlich bezahlen läßt. Ich nahm mein Logis im Palais-Royal bei einem Juden; er ist der erste Wirth, der mich bis jetzt christlich behandelt hat. Am nächsten Morgen eilte ich gleich zu der alten Zeit und zu den alten Dingen, begleitet von einem liebenswürdigen Landsmann, den ich zu treffen das Glück hatte.

---

*) Diese Böte müssen die ganze Nacht über erleuchtet seyn, damit etwaige Zoll-Defraudationen dem Auge der Polizei nicht entgehen.

**) Etwas Näheres über diese wird in einem folgenden Artikel gesagt werden.

Schöneres, Größeres, Erhabeneres kann es nicht geben, als
er Palast der Päpste. Es ist mehr als ein Palast, mehr als
ine Veste, es ist ein Sitz der Weltherrschaft. Und doch waren
iese Avignoner Päpste, die für 20,000 Goldthaler die Stadt
ekauft hatten, nur halbe Päpste, ja noch weniger, nur das
Drittel davon. Was mußte also ein ganzer Papst erst seyn!
lus diesem Palast hat man eine Kaserne gemacht: schreckliche
Entweihung, ich will nicht sagen der Päpste, aber der Geschichte!
Hier tanzen, lesen, singen, spielen, bürsten und flicken ihre Bein-
leider jene Französischen Soldaten, die feinsten ihrer Gattung,
ie lustigsten und muntersten Müßiggänger der Welt, ein Geschlecht,
essen Leben in ewiger Heiterkeit verfließt und das eben so leicht
irbt wie es lebt. Selbst die Heiligenbilder an den Decken ihrer
Päpstlichen Kasernen stimmen sie mehr zu Witzeleien, als zu
Frömmigkeit. Zum Cicerone gab man uns die Frau des Schloß-
ogts, eine alte aufgeräumte Marketenderin, die diesen Posten
eit etwa dreißig Jahren bekleidete und lange Erfahrungen hatte.
– „Na, Kinderchen, immer voran, ich werde Euch herumführen."
– Wir besuchten zuerst einen der größten Theile des Palastes,
er einst auch einer der wichtigsten war, die berühmte Päpstliche
Küche, zu der die ganze Welt beisteuerte, bis Luther mit einem
Stoß seiner gewaltigen Ferse die Hälfte ihrer Fleischtöpfe um-
stürzte. Die Kapelle, obgleich sie im Ganzen sehr gelitten, be-
wahrt doch in einem ihrer Winkel noch einige Spuren ihres ehe-
maligen Glanzes: die Decke ist ein gestirnter Himmel, an welchem
Heilige in gelben Halbstiefeln und Persischen Gewändern schwe-
ben; man sollte glauben, es wären unsere Modeherren beim
feinen Frühstück. Dann kömmt die Rüstkammer, deren Täfel-
werk mit kriegerischen Insignien, Päpstlichen Wappen und doppel-
ten Schwertern bemalt ist, darüber die Inschrift: ad utrumque
parata, das heißt, bereit, das Zeitliche wie das Geistliche zu ver-
theidigen. Von da stiegen wir nach dem Inquisitionsgefängniß
hinauf, dessen Mauern mit tief eingegrabenen Klagen der un-
glücklichen Gefangenen ganz bedeckt sind; so viele Seufzer wur-
den hier dem Steine anvertraut, der sie ewig wiederholt. Mehrere
dieser Klagen athmen eine edle, einfache Kühnheit, und man fühlt,
daß die Schlachtopfer den Henkern Schrecken einflößen mußten:
„Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit,
denn sie sollen satt werden." — „Si male locutus sum, ostende
quid mali dixerim; si bene locutus sum, cur me caedis?" — Ist dies
nicht erhaben? Bekundet das nicht, was für Menschen man hier wie
Feinde behandelte? Das Herz schwillt einem an, wenn man so et-
was liest. Derselbe Kerker war später der Schauplatz anderer
Gräuel, die aber wenigstens nicht im Namen der Religion verübt
wurden. Als die Septembrisaden auch über Avignon hereinbrachen,
warf man dorthinein ihre Opfer, die hier sammt und sonders nieder-
gemetzelt wurden; durch eine Art von Fallthür, die zu unseren
Füßen sich öffnet und in einen mehrere Stockwerk hohen Thurm
hinuntergähnt, flossen die Ströme unschuldig vergossenen Blutes
hinab. Noch jetzt kann man an den Mauern das Rieseln dieser
furchtbaren Sündfluth verfolgen; beim Anblick der breiten schwarz-
rothen Streifen sträubt sich uns das Haar auf dem Scheitel.

(Schluß folgt)

Aus dem Leben eines Diplomaten.

Das Leben des Grafen von Hauterive, von dem kürzlich Artaud eine Schilderung gegeben hat, gewährt uns das Bild einer mehr als vierzigjährigen diplomatischen Laufbahn. Der Graf von Hauterive stand allerdings nicht im Vordergrunde des politischen Schauplatzes, aber er nahm dennoch an den Verwickelungen einer so ereignißreichen Zeit keinen unbedeutenden Antheil und war den Personen und Begebenheiten nahe genug gerückt, um eine Einsicht in die geheimen Motive, die dem Auge des bloßen Zuschauers entgehen, zu gewinnen. Es läßt sich daher leicht denken, daß sein Leben ein mehr als persönliches Interesse haben muß, da mit demselben die Geschichte eines bedeutenden Abschnittes der Französischen Diplomatik verknüpft ist, und daß dasselbe reich an werthvollen Aufschlüssen über Personen und Zustände der Revolution und der Kaiserzeit seyn wird. Der Graf von Hauterive war übrigens nicht nur Diplomat und verstand nicht nur diplomatische Noten und Berichte zu entwerfen, sondern er hatte sich auch die Kunst, zu schreiben und seine Gedanken in eine entsprechende Form zu kleiden, angeeignet. Talleyrand machte ihm sogar einst einen Vorwurf daraus, daß er nur ein Literat sey. Bekanntlich verdiente Talleyrand diesen Vorwurf, wenn man anders die Schriftstellerei für etwas mit dem Berufe eines Diplomaten und Staatsmannes Unvereinbares gelten lassen will, nicht im mindesten und brauchte auch nicht danach zu streben, da er die Federn Anderer für sich in Bewegung zu setzen wußte. Daher mag man auch in dieser Aeußerung Talleyrand's mehr den Ausdruck des Neides, den ihm die wohlgeschriebenen Berichte seines Abtheilungs-Chefs verursachten, als einen begründeten Tadel sehen. Ein Blick auf das Leben des Grafen von Hauterive bestätigt zum wenigsten nicht, daß ihm die diplomatischen und politischen Gaben, welche Talleyrand in so eminentem Grade besaß, durchaus abgingen.

Hauterive wurde der diplomatischen Wirksamkeit im Jahre 1780 durch seine Bekanntschaft mit dem Herzoge von Choiseul zugeführt. Er war damals Professor am Oratorium zu Tours und erhielt als solcher den Auftrag, den Herzog bei seiner Ankunft in dieser Stadt, wo derselbe der Vertheilung der Preise beiwohnen wollte, zu bekomplimentiren. Die Rede des jungen Professors hatte für ihn den günstigsten Erfolg, insofern sie ihm eine Einladung nach Chanteloup verschaffte, wo sich damals in dem Salon des Herzogs von Choiseul die angesehensten Personen versammelten. Damit war der erste Schritt gethan. Als Ludwig XVI. den Grafen von Choiseul-Gouffier, Neffen des Staatsmanns, zum Gesandten in Konstantinopel ernannte, wurde ihm der junge Hauterive als Gesandtschafts-Attaché beigegeben. Im Gefolge der Gesandtschaft befanden sich ferner der Abbé Delille, der Abbé Le Chevalier, welcher die Stelle des alten Troja auffand, der bekannte Zeichner Cassas und Fauvel, der sich später um die Ruinen Athens so verdient machte.

Delille war ein leidenschaftlicher Kaffeefreund. Die Folge davon war, daß er bald nach seiner Ankunft in Konstantinopel von einer Augenentzündung befallen wurde. Hauterive, den der Herzog von Choiseul-Gouffier gebeten hatte, sich des Dichters anzunehmen, legte es diesem ans Herz, sich mehrere Monate seines Lieblingsgetränks zu enthalten. Delille schien sich in sein Schicksal zu ergeben, aber der Herzog bemerkte bald, daß er gewöhnlich nach dem Mittagsessen aus Pera entwische und sich in Begleitung eines Janitscharen nach Konstantinopel begebe. Das Augenübel des Dichters verschlimmerte sich dabei alle Tage. Hauterive befragte daher mit Hülfe des Dolmetschers den Janitscharen, der am öftersten mit dem Abbé Delille verschwunden war. Dieser machte denn auch kein Hehl daraus, daß derselbe in Stambul die Kaffeehäuser besuche und den Arabischen Nektar genieße. Vergeblich waren aber Hauterive's Aufforderungen, dem Dichter hierin nicht zu Willen zu seyn. Der Janitschar erklärte aufs unumwundenste, daß er, trotz seiner Verehrung für den Padischah von Frankreich und dessen Gesandten, diesem Gebote nicht nachkommen könne. Er beschrieb, wie der Abbé Delille, wenn er mit ihm in der Barke fahre, die Augen zum Himmel aufschlage und die Sonne bei der Hinfahrt, die Sterne bei der Rückkunft anrufe, wie er plötzlich aufstehe und laut in einer Sprache rede, die nicht so einfach wie die der Franken sey. Der Türke sah in den Verzückungen des Dichters nichts Anderes als die Aeußerungen eines stillen Wahnsinns, dem er, nach Türkischen Begriffen, nicht widerstreben zu dürfen glaubte. Dieser Zug scheint eben so bezeichnend für den Abbé Delille wie für den Türkischen Charakter zu seyn.

Hauterive verweilte hierauf einige Zeit in der Moldau als Secretair des Hospodars. Bald übermannte ihn indeß die Langeweile, und er bat um die Zurückberufung nach Frankreich. Er kehrte dorthin über Berlin zurück, wo er sich in einem Buchladen mehrere Stunden mit einem Unbekannten unterhielt, der, wie er später erfuhr, der berühmte Mirabeau war. In Paris verheirathete er sich mit einer reichen Wittwe und zog sich auf ein Landgut seiner Frau zurück, wo er den Ausbruch der Revolution abwartete. Dort empfing er einen Brief seines Freundes, des Abbé Barthélemy, der vom 18. Mai 1790 datirt ist und welcher, da er die Stimmung aller gemäßigt Gesinnten ausdrückt, hier einen Platz finden mag. Er lautet: „Ich beneide Sie um den Genuß der Natur; ich bin zum Umgange mit der Gesellschaft verdammt, welche jetzt sehr hart und sehr grausam ist. Ich bin von Unglücklichen umgeben; ich höre nichts als begründete Klagen, als schaudervolle Neuigkeiten, und ich bin schwach genug, um mich von Gräßlichkeiten, welche fern von mir begangen werden, rühren zu lassen. Candide würde jetzt schwerlich bei seiner Ueberzeugung verharren können, daß wir in der besten Welt leben. Die starken Geister trösten sich mit dem Gedanken, daß das Schreckliche nothwendig ist. Glauben Sie mir, theurer Freund, das Menschengeschlecht ist ein arger Lump; man muß fern von demselben leben, um es lieben zu können."

Die Septembertage des Jahres 1792 machten auf Hauterive einen schmerzlichen Eindruck. „Ich kann nie begreifen", sagt er in seinem Tagebuche, „daß es, trotz der Erinnerung an diese Tage, Menschen giebt, welche weder einfältig, noch schlecht sind, und die doch an die Volks-Souverainetät glauben. Man muß nicht wissen, was das Volk und was die Vernunft ist, um diesem Worte einen Sinn unterzulegen."

Hauterive bekleidete einige Zeit die Stelle des Französischen Konsuls in New-York. In Amerika machte er Talleyrand's Bekanntschaft, die nicht ohne Folgen für seine diplomatische Laufbahn blieb. Der ehemalige Bischof von Autun wurde durch Marie Joseph Chénier's Verwendung von der Liste der Emigranten gestrichen und kehrte nach Paris zurück, wo sich unterdeß auch Hauterive wieder eingefunden hatte. Er wurde im Jahre 1799 zum Abtheilungs-Chef der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Im folgenden Jahre veröffentlichte er eine Schrift über den Zustand Frankreichs am Ende des Jahres VIII. Napoleon bezeigte dem Verfasser seine Zufriedenheit mit derselben dadurch, daß er ihm eine Gratification von 25,000 Francs aus seiner Privatkasse auszahlen ließ. Als Abtheilungs-Chef hatte Hauterive häufig Gelegenheit, den ersten Konsul zu sprechen. Als dieser ihn eines Tages fragte, was die Diplomatie sey, antwortete er, sie sey eine Wissenschaft und eine Kunst und müsse daher gelernt werden.

Nach der Ermordung des Herzogs von Enghien besuchte Hauterive Herrn von Talleyrand und sagte zu diesem mit dem Ausdruck der Entrüstung: „Man kann nicht länger unter ihm dienen." — Der Minister erwiederte darauf in seiner kalten Weise: „Wie das? Die Geschäfte bringen es so mit sich."

Im Jahre 1805 entspann sich eine sehr lebhafte Korrespondenz zwischen Talleyrand, der dem Haupt-Quartiere des Kaisers in einiger Entfernung folgte und Hauterive, der in Abwesenheit des

Ministers das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten übernommen hatte. Es dürfte wenige Staatsmänner gegeben haben, welche seltener mit eigener Hand geschrieben haben als Talleyrand. Dennoch enthält diese Korrespondenz mehr als 200 Briefe von ihm, in denen sich sein Geist und seine Sinnesart auf die verschiedenste Weise abspiegelt. Aus dem Haupt-Quartiere von Straßburg schreibt er an Hauterive: „Ich bin überzeugt, daß Sie sich keine Vorstellung von dem machen, was man ein Haupt-Quartier nennt; es ist ein Ort, wo man am Tage Niemand auf der Straße begegnet, wo sich Jeder um neun Uhr schlafen legt, wo man keine andere Uniformen, als die der Pompiers sieht, und wo sich vier Palast-Damen, eine Kaiserin, drei Beamte des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, Maret und ich aufhalten."

In einem Briefe Talleyrand's, datirt von Austerlitz den 9ten Dezember, findet sich folgende Stelle: „Welcher Tag für einen Französischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, mein lieber Hauterive; ich habe das Schlachtfeld besucht, auf welchem 15—16,000 Todte ausgestreckt sind; von denen, die in den Seen den Tod gefunden haben, spreche ich gar nicht, weil man die Leichname noch nicht herausgefischt hat. Auf dem Raume, den ich durchwandert habe, liegen 2000 todte Pferde. Näheres über den Waffenstillstand werden Sie aus den Bülletins ersehen." — Hauterive antwortete hierauf: „Sie sprechen vom Schlachtfelde, von den Todten, von den ertrunkenen Soldaten wie ein Zaporogischer Kosak." — In diesem Briefe spricht sich übrigens der ganze Enthusiasmus aus, den die Schlacht bei Austerlitz hervorbrachte. „Welcher Gegensatz und welche Zauberei!" heißt es in demselben. „Welch reichen Stoff der Verwunderung, des Studiums und der Unterhaltung erhalten wir für das Ende dieses Winters und für das Ende unseres Lebens, wie fern es auch seyn mag. Ich sehne mich nach Ihnen und nicht minder nach völliger Muße, um den Sachen nachdenken zu können, welche meinen Geist erfüllen und mein Herz begeistern, von denen ich mir Rechenschaft geben möchte, und die mich zu dem Bedauern veranlassen, daß ich nicht statt der Feder das Schwert gewählt und den Krieg studirt habe, die einzige Kunst oder Wissenschaft, wie man will, welche jetzt noch einen positiven, nützlichen, ehrenvollen und befriedigenden Charakter hat. Man trägt sich hier damit, daß der Kaiser mit dem Hause Oesterreich einen für das letzte ehrenvollen Frieden abschließen, aber sich in München zum Kaiser des Abendlandes krönen lassen werde." Der Plan, sich zum Kaiser des Abendlandes zu erheben, welchen Napoleon in der Siegestrunkenheit der Schlacht bei Austerlitz faßte, ist eine bemerkenswerthe Thatsache, die in Rom erst im Jahre 1807 bekannt wurde.

Im Jahre 1809 wurde Hauterive nach Fontainebleau berufen, wo ihm der Kaiser verschiedene Noten diktirte, welche beweisen sollten, daß Pius VII. in seinen Streitigkeiten mit Napoleon der angreifende Theil gewesen sey. Es mag eine Probe der Kaiserlichen Politik in Bezug auf diese Frage hier folgen: „Der Papst soll Bischof von Rom bleiben. Wäre zur Zeit des heiligen Petrus die Lage der Dinge dieselbe gewesen wie jetzt, so würde der heilige Petrus aus dem Innern Galiläa's nach Paris gekommen seyn. Was die theologische Erörterung angeht, so nimmt diese der Kaiser auf sich; in Betreff der Politik liegt das Recht klar am Tage." — Später änderten sich freilich Napoleon's Ansichten, und er hielt die Zurückhaltung des Papstes zu Fontainebleau für eines der lästigsten Hindernisse.

Als Napoleon aus Rußland zurückkehrte, ließ er, kaum in den Tuilerieen angekommen, Hauterive zu sich berufen. Nach Austausch der gewöhnlichen Höflichkeitsformeln sagte er zu diesem: „Ich will von jetzt an nur noch ehrliche Leute um mich haben." — Doch wir können Hauterive selbst reden lassen: „Wir gingen in seinem Kabinet auf und ab; er sprach wenig; nicht anders ich. Plötzlich stand er vor mir still und sagte, indem er seinen durchdringenden Blick auf mir ruhen ließ: „„Könnte man denn nicht in das Blut dieses schläfrigen und apathischen Volks etwas Brennstoff schleudern?"" — „„Sire"", entgegnete ich, „„das geht schon lange so fort, und wir haben seit einundzwanzig Jahren Krieg. Zwei Ihrer Feldzüge haben mehr Geld und Blut gekostet, als alle Kriege dieser Zeit, die dennoch in den zwanzig letzten Jahrhunderten nicht ihres gleichen finden. Die einundzwanzig Kriegsjahre sind ein Jahrhundert von Unfällen, Leiden und Todesfällen gewesen, und man möchte endlich ein Ende sehen. Uebrigens haben Sie ja auch den Krieg ruhmvoll geführt und sind in alle Hauptstädte Europa's eingezogen. Die Pariser Bürger werden sagen: Als der Kaiser Napoleon in Wien und Berlin einzog, waren die Einwohner keinesweges in Furcht vor ihm. So lange er sich an beiden Orten aufhielt, gingen sie ihren früheren Beschäftigungen nach; sie arbeiteten, sie aßen, sie schliefen, wie früher. Nicht anders wird es seyn, wenn der Kaiser Alexander in Paris einziehen wird."" Napoleon ließ mich nicht ausreden. Die gewaltsame Bewegung, die sich auf seinem Gesichte malte, belehrte mich, daß ich genug gesagt hatte. Er wendete seine Augen von mir ab und erhob sie zum Himmel. Hierauf stampfte er den Boden mit seinem Fuße und sagte mit dem bittersten Tone: „„Wenn ich Wien verbrannt hätte."" Ich gestehe, daß bei diesen schrecklichen Worten mir das Blut in den Adern erstarrte, und ich habe nie etwas gehört, was einen ähnlichen Eindruck auf mich gemacht hätte. Er erholte sich indeß bald von dieser heftigen Erschütterung, und dieselbe wirkte länger in mir als in ihm nach."

Diese Scene zwischen dem Kaiser, dessen Stern im Erlöschen war, und dem Diplomaten, gehört zu denjenigen, welche allein das dramatische Genie eines Shakespeare würdig auszumalen im Stande wäre. Wie sollte man nicht von dem wilden Drange betroffen werden, der den Kaiser zu der Frage veranlaßte, ob es nicht ein Mittel gäbe, Brennstoff in das Blut des Volkes zu schleudern! Als ob dieses Volk nicht genug gegeben hätte! Als ob es nicht genug Blut vergossen, nicht genug Gold gespendet hätte. Frankreich war unter der Last der Eroberungen ermattet und erschöpft; es flehte den Eroberer um Schonung an. Wie ein Roß, dem der Reiter zu viel zugemuthet hatte, sank es röchelnd unter ihm zusammen, und vergeblich waren alle seine Anstrengungen, es zu einem neuen Laufe anzustacheln. (L. Q.)

Mannigfaltiges.

— Ein Irländer über Deutschland. Einen der abgeschmacktesten Artikel über Deutschland, die jemals in Englischer Sprache geschrieben worden, hat die Revue Brittanique in ihr diesjähriges November-Heft übertragen. Das Englische Original dieses ins Französische übersetzten Artikels soll angeblich in Frankfurt a. M. unter dem Titel „Germany" erschienen seyn und einen Irländer, Namens B. Hawkins, zum Verfasser haben. Unmöglich aber konnte ein solcher Mischmasch von wahren, halbwahren und ganz aus der Luft gegriffenen Nachrichten in Deutschland selbst gedruckt werden, ohne daß der Verfasser Gelegenheit erhalten hätte, beinahe eben so viele Berichtigungen hinzuzufügen, als er Notizen gegeben hat. In diesem Aufsatze werden auf ungefähr 50 Oktavseiten nichts mehr und nichts weniger, als der Geist der Deutschen Geschichte, ein Bild der geselligen Zustände des Landes, die Politik des Deutschen Bundes und endlich der Handel und die Industrie der Zollvereinstaaten dargelegt und entwickelt. Um einen Begriff davon zu geben, wie man, trotz der lebhaften Gedanken-Communication, die jetzt zwischen Deutschland, England und Frankreich besteht, trotz Eisenbahnen und Dampfböten, dicht vor den Thoren Deutschlands über dasjenige urtheilt, was in diesem Lande sich begiebt, wollen wir hier aus einigen der oben erwähnten Abschnitte ein paar Notizen zum Besten geben, wie sie Herr Hawkins gesammelt und die Revue Brittanique ins Französische übersetzt hat. Was zunächst die Deutsche Geschichte betrifft, so wird den Englischen und Französischen Lesern unter Anderem erzählt, daß Luther das Deutsche Volk durch Aufstachelung seiner Gelüste (passions brutales) und durch Versprechungen einer Amnestie für alle seine Verbrechen dem neuen Glauben zu gewinnen wußte. Damit in Uebereinstimmung wird denn auch die Reformation als das größte Unglück für Deutschland dargestellt, welches letztere in Folge derselben bis auf die neueste Zeit in allen wissenschaftlichen und literarischen Bestrebungen zurückgeblieben sey. Selbst die Präludien von Goethe und Schiller (unter deren Vorgängern auch Fichte genannt wird) seyen ohne Echo im Lande geblieben, und erst die Invasion der Franzosen, oder vielmehr der Beistand der Russen, habe Deutschland zu einer Art von politischem Sebstbewußtseyn aufzurütteln vermocht. „Vergebens", sagt unser Irländer, „hatten Schiller, Goethe, Uhland und Körner ihre patriotischen Gesänge ertönen lassen; die Gegenwart der Russischen Armee war viel entscheidender: sie allein war es, die eine allgemeine Erhebung bewirkte." Zu dem geselligen Zustand des Landes übergehend, theilt der Verfasser die Einwohner Deutschlands in folgende sieben Klassen ein: 1) hoher Adel; 2) ehemals unmittelbarer Reichs-Adel; 3) Prälaten; 4) besonderer Adel jedes Deutschen Landes; 5) tiers-état oder Bürgerstand; 6) Bauern und 7) endlich bloße Einwohner, die nicht die Rechte der Staatsbürger haben. Der Verfasser findet keinen einzigen Deutschen Staat ohne die augenfälligsten Gebrechen, gegen die ihm Alles, was an England und Frankreich auszusetzen ist, als unbedeutend erscheint. Wie richtig er aber in dieser Beziehung urtheilt, ist schon allein aus dem Umstande zu ermessen, daß er von den Preußischen Protestanten sagt, sie suchten, den Katholiken gegenüber, dieselben Grundsätze der Unterdrückung geltend zu machen, die England in dem Zeitraume von 1688 bis 1799 gegen Irland angewandt habe. Der Verf. weiß also nicht einmal, daß vor dem Preußischen Gesetze Protestanten und Katholiken ganz gleich sind, und daß es eben nur die von einer ganz anderen Seite her, als von Preußen, ausgegangene Versagung dieser Gleichheit ist, die zu den letzten Differenzen Anlaß gegeben. Er weiß nicht, daß, trotz dieser Differenzen, die brüderliche Liebe unter den Bekennern der verschiedenen Konfessionen, namentlich aber in der Hauptstadt und in den alten Provinzen des Landes, nicht einen Augenblick gestört, und daß selbst bei dem letzten großen Reformationsfeste überall nur mit Liebe der katholischen Brüder gedacht worden. Gleichwohl erblickt unser Irländer in dieser angeblichen Feindschaft ein vortreffliches Mittel, Uneinigkeit in den Deutschen Bund zu bringen und — den von Preußen ausgegangenen Zollverband wieder aufzulösen. Hinc illae lacrymae! Und trotz solcher Ungereimtheiten nimmt die Revue Brittanique, die früher einmal so vortrefflich redigirt war, einen Artikel der Art in ihre Blätter auf! In Frankreich sollte man doch endlich gut genug über Deutschland unterrichtet seyn, um nicht alles das auf Treu und Glauben hinzunehmen, was irgend ein Irländer, der weder für sein Wissen noch für seinen Charakter eine Bürgschaft darbietet, über die Zustände dieses Landes drucken läßt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 146. Berlin, Freitag den 6. Dezember 1839.

Frankreich.

Der Handlungs-Reisende.*)

Aber was ist denn nun eigentlich ein Handlungs-Reisender? Ein Handlungs-Reisender ist mit der Zeit ein durch und durch elastisches und kosmopolitisches Wesen geworden, das erst nach und nach Form, Geltung und einen Namen gewonnen. Der Handlungs-Reisende widmet sich dem Dienst des Maßes, Gewichts, Zuckerkandis, Ingwers, der gedruckten Leinwand und der Kalikots. Der Handlungs-Reisende ist der vollständige Begriff des merkantilischen Fortschrittes, das Nec plus ultra der Ehre und Würde des Laden-Geschäfts; er ist das Lebens-Element des Fabrikanten, der Niederlagen und des Großhändlers; er ist das perpetuum mobile des Bedarfs, des Mangels und des Ueberflusses; er ist eine nie versiegende Quelle für Güter-Versender, Spediteure und Commissionaire, der spezielle Messias des Gastwirths, des Dienstmädchens und des Stiefelputzers; er ist der Despot der Table d'Hôte, der Stammgast des Kaffeehauses und besonders des Billards; er ist — doch was ist denn eigentlich der Handlungs-Reisende nicht! Ohne ihn giebt es keinen Witz, kein Räthsel, kein Wortspiel; ohne ihn keinen Scherz, keinen Spaß. Wer könnte also leugnen, daß ein Handlungs-Reisender ein durchaus beachtenswerthes, außerordentlich nützliches und über alle Maßen bedeutendes Wesen sey?

Der Handlungs-Reisende läßt sich in viele Abtheilungen und Unter-Abtheilungen bringen, in Kategorieen, Sectionen, Typen und Prototypen; doch stellen sich folgende sieben Klassen besonders heraus: der Reisende für das eigene Haus, der Reisende-Associé, der Reisende-Commissionair, der Volontair-Reisende, der Immerwährende Reisende, der Fuß-Reisende und der Tabuletkrämer.

Den Reisenden fürs eigene Haus erkennt man an dem Ernst seines Gesichts, an der Vorsicht in seinem Benehmen und an seiner würdevollen Haltung. An der Wirthstafel setzt er sich da, wo es am wenigsten belebt ist, ißt ruhig, spricht nicht ein Wort, beobachtet unter der Hand, runzelt die Stirn, legt sorglich seine Serviette zusammen, braucht einen Zahnstocher, erhebt sich und geht, um seine lau werdenden Kunden aus ihrer Lethargie aufzuwecken. Sein Eintritt in ein Handlungshaus ist würdevoll, ruhig und ganz der Wichtigkeit seiner Stellung zu demselben angemessen. Mit einem einzigen Blick hat er den Bedarf des Kommittenten übersehen, und bevor noch dieser Zeit hatte, selbst zu überschlagen, was ihm wirklich fehle, hat der reisende Prinzipal in sein Notizbuch bereits eine ganze Litanei von Artikeln aufgenommen und dabei gesagt: „Diese Waare fehlt Ihnen, von jener werden Sie viel verkaufen; hiervon werde ich Ihnen einige Stücke zusenden, davon sollen Sie auch etwas haben." So versichert der Reisende fürs eigene Haus — mit Sturm ersteigt er die Festung, so daß der Kommittent, wie durch ein Blendwerk getäuscht, gar nicht den Gedanken eines „Nein" fassen kann. Und dann ist es ja auch der Chef des Hauses, der so viele Vortheile, so vielen Rabatt zu gewähren im Stande ist, diesen kann man unmöglich so leer, das heißt, ohne Aufträge, ausgehen lassen. Auf diese Weise wird der reisende Prinzipal da gewiß Bestellungen erhalten, wo sein armer Stellvertreter ohne Auftrag abgefertigt wird. So vielen Eifer, so viele Selbstliebe dieser auch an den Tag legen mag, das eigene Haus wird jedesmal den Sieg über ihn davontragen; er wird immer einen gewissen Einfluß geltend machen, dem kein Kommittent widerstehen kann. Das Kostüm des reisenden Prinzipals ist weder gesucht, noch in die Augen fallend; er trägt sich einfach, sauber gebürstet und besonders feine Stoffe.

Der Prinzipal-Reisende hat immer nur einen guten Handschuh auf der Hand, der andere, zerrissen, wird in der Hand getragen. In neuerer Zeit, besonders seit der Revolution von 1830, wagt er schon ein seidenes Schnupftuch, echt Ostindische Waare aus Lyon.

Der Reisende-Associé steht gewöhnlich in einem problematischen Alter, schwankt zwischen fünfunddreißig und vierzig Jahren, trägt meistens ein Toupet und falsche Zähne von berühmten Artisten; sollte er aber zufällig weder eine Perrücke, noch ein Gebiß falscher Zähne tragen, so ist er ganz gewiß mit einem Bleikämmchen versehen, mit dessen Hülfe er bemüht ist, den Schaden der Zeit wieder zu verbessern und die auf dem Scheitel einzeln hervorsprießenden Haare nach vorn zu kämmen; wenn er spricht, wird er den Mund nur so weit öffnen, um der Zunge freien Spielraum zu gestatten. Der Reisende-Associé ist ein interessantes, zweibeiniges Wesen, gewöhnlich klein, untersetzt, dickbäuchig, im Ganzen über eine gute Haut. In seinem Anzuge ist er kokett, er riecht nach Eau de Cologne, zuweilen auch nach Patschuli; er trägt eine weiße Halsbinde, eine weiße Weste, schwarze Beinkleider und einen Rock von derselben Farbe — ganz wie man sich vordem getragen. Am Zeigefinger seiner rechten Hand macht sich ein Siegelring von massivem Golde bemerkbar, an seinem Hemde Knöpfe von Perlenmutter oder Elfenbein und an seiner Hosentasche eine flache Uhrkette à la Vaucanson. Bei Tische spricht er wenig, aber gut und abgemessen, das heißt, seine Worte tragen das Gepräge eines gewissen anmaßenden Tones, und was ihm in der Rede Unwahrscheinliches entschlüpft, dem weiß er einen Anstrich von Gemüthlichkeit und Aufrichtigkeit zu geben. Der Reisende-Associé speist nicht mit dem kleinen Ausschuß seiner Kollegen; an der Table d'Hôte trinkt er seine halbe Portion Kaffee, steht dann auf, spricht einen Augenblick mit dem Gastwirth, ruft einen Bedienten, der ihm ein wenig die Stiefel bürsten, und verlangt einen Burschen, der ihm seine Musterkarten tragen soll. Bei dem Kommittenten ist er, wie überall, höflich, zuvorkommend und unterwürfig; er küßt das kränkliche Kind, spielt mit dem jungen Pudel, sagt der Laden-Mamsell einige Artigkeiten und bietet dem Chef eine Prise an. Er erkundigt sich nach dem diesjährigen Stand des Weines, macht den Wetterpropheten, läßt sich über Ackerbaukunde weitläuftig aus, giebt eine Uebersicht von der Beschaffenheit des Roggens, des Hafers und der Melonen, fragt nach dem Befinden der Madame und ladet den Herrn freundlich ein, nach Paris zu kommen. „Wir werden dann im Rocher de Cancale speisen", sagt er mit einem wohlberechneten Lächeln; „auch werden wir einigen verkappten Flaschen Cyperwein den Hals brechen", fügt er flüsternd hinzu. Kurz, er erhält einen Auftrag und zuweilen einen guten Auftrag.

Der Reisende-Commissionair war zur Zeit des Kaiserreichs ein apokryphisches, ideales, oder wenigstens unbestimmtes Wesen; zur Zeit der Restauration hat es sich schon mehr verkörpert, hat einen Kopf und Arme erhalten; seit den glorreichen Julitagen aber hat es sich dergestalt mit seiner Rolle identifizirt, ist es so gewissenhaft mit den Vollkommenheiten unserer Zeit mitgegangen, daß es nun der Schrecken der Krämer, der Niederlagen und des ganzen Geschäfts überhaupt geworden. Will man sich von der geistreichen Ausgeburt unserer Zeit einen Begriff machen, so denke man sich ein Wesen, das an die Funfzig streift, bald älter, bald jünger, meistens aber älter. Dieses Geschöpf ist Eigenthümer eines mit grauen, pomadirten Haaren gekrönten Hauptes, davon auch die Schläfe bedeckt sind. Außerdem ist er mit einem schäbigen Rock, mit faltenreichen Pantalons, einer patentirten Halsbinde, einem weißen Hut und schiefgelaufenen Stiefeln bekleidet. In dem sonderbaren Aufzuge spielt diese Art Mauvais-Sujet den Stutzer und Angenehmen; von seinem welken Jabot streift er oft den Taback ab, um bei dieser Gelegenheit die vergoldete Einfassung seines Haarrings, den er von seiner letzten Eroberung erhalten, glänzen zu lassen. Der Reisende-Commissionair hat lange die Welt durchstreift, hat Alles gesehen, Alles untersucht, Alles beobachtet, weiß Alles zu schätzen. Er kennt alle Mittel, alle Hülfsquellen, alle Wege und Stege, jeden Punkt und Strich, die Ein- und Ausgänge, mit einem Worte, alle Geheimnisse seines Metiers, seines Standes, seiner Kunst. Ist von einem berühmten Hause die Rede, so besinnt er sich keinen Augenblick; als eine nothwendige Einleitung wiegt er sich auf seinem Stuhle, steckt einen Finger in seine mit ciselirten Knöpfen besetzte Weste, blinzt mit den Augen und sagt: „Dieses Haus! ich kenne es, im Jahre IX waren wir, der Chef und ich, Commis in einem Hause." Ist von einem Kaufmann die Rede: „Ich kenne ihn, er hatte den Debit in Loco zu besorgen, während ich die Versendungen nach außerhalb machte." Nennt man einen Banquier: „Ich kenne ihn, er war noch Kassendiener, als ich —" Der Reisende-Commissionair hat bereits Alles gethan, ist bereits Alles gewesen, in der That aber thut er nichts und ist auch nichts gewesen. Doch muß man ihm Gerechtigkeit wiederfahren lassen; so kennt er zum Beispiel alle Hotels in ganz Frankreich, von ihren guten und schlech-

*) Nach dem Französischen Skizzen-Buche: Les Français.

ten Seiten; er kennt alle Köche, wo es die vorzüglichsten Schüsseln giebt, und wo man am besten bedient wird; dann steht er sich auch mit den Mädchen sehr gut. Nicht etwa seiner Großmuth wegen. Die Großmuth! Die Civilisation und der Positivismus haben das rein abgeschafft — sondern weil er süßlich, schwatzhaft und verführerisch ist. Er weiß in schicklichen Ausdrücken die Reize des Stubenmädchens hervorzuheben, die Saucen der Köchin emphatisch zu rühmen und dem Gastwirthe Komplimente zu machen.

In der Regel geht er am liebsten mit jungen Reisenden und den Milchbärten um. Und zwar deshalb, weil er das Domino, Whist, Ecarté und vorzüglich das Billard vortrefflich versteht, und sobald er in ein Kaffehaus geräth, ist er gewiß, von dem Neulinge seine halbe Portion Kaffee, sein Schnäpschen, seine Cigarre und Flasche Bier zu gewinnen, lauter tägliche Ausgaben, die seinem geringen Haushalt zu Gute kommen. Der Reisende-Commissionair — wir bitten ihn um Verzeihung; allein die Wahrheit über Alles! — der Reisende-Commissionair hat meist cynische Sitten; hört man am Tische eine zwang- und schminklose, schmutzige Unterhaltung, eine von jenen Unterhaltungen, die uns nöthigen, den Mund zu verschließen, und unsere Nachbarin, die Augen zu senken, so dürfen wir bloß nach dem äußersten Ende desselben hinsehen und gewiß seyn, dort ein schmutziges Wesen zu erblicken, mit einem unrasirten Barte, einer finnigen Nase, einem krummen Kinn, mit trüben, schmutzigen, Perlenmutter ähnlichen Augen, das sich ein Reisender-Commissionair nennt; dieser Zotenreißer nimmt weder auf den Ort, an welchem er sich befindet, noch auf die Gesellschaft, die ihn umgiebt, noch auf die Möglichkeit, daß auch Damen zuhören können, irgend eine Rücksicht. Von den Kunden wird er bald mit Laune, bald mit Kälte und wie ein Fieber aufgenommen; um ihn los zu werden, wird ihm ein Auftrag ertheilt; so gering er auch seyn mag, seinem Hause, welches so unglücklich war, ihm Proben anzuvertrauen, wird er gewiß das Doppelte aufgeben. Ist die Bestellung gemacht, aufgegeben und ausgeführt, so erkennt der Kommittent den Betrug, schimpft, flucht, verwünscht den Reisenden zu allen Teufeln und läßt die Waare zur Disposition liegen. Während dessen ist der Reisende-Commissionair nach Hause gereist; er macht auf seine zwei bis drei Prozent Ansprüche, er erhält seinen Antheil, das ist Alles, was er will. Er hat die Kunden und seinen Prinzipal angeführt, weiter verlangt er nichts.

(Schluß folgt.)

Einige Tage im südlichen Frankreich.

I. Lyon und Avignon.

(Schluß.)

Wir gelangten nun in einen hohen pyramidalischen Thurm, der oben durch eine Klappe verschlossen und eigentlich nichts weiter als ein geräumiger Rauchfang war. Im unteren Theil befand sich noch vor wenig Jahren ein eiserner Käfig, dessen Klammern man noch in der Mauer sieht. Dieser Ort diente zu den Auto-da-Fe's, und der Ruß, der oben die Mauern schwärzt, deutet an, daß die Bestimmung der Stätte keine Sinekure war. Ein schmaler Gang führt zu dem Gerichtssaale, dessen Richterstuhl mit vergoldeten Fresken umgeben ist; gegenüber befinden sich Sinnbilder, welche noch jetzt entsetzenerregend sind; die darunter gesetzten Schriftstellen hat die Zeit aus Schaam verlöscht. Man unterscheidet nur noch einzelne Worte: hunc gladium.... justos amo, malos debello... Arius.... haeretici... Zu beiden Seiten des Tribunals befinden sich in der Mauer eine Art von Orgelpfeifen, durch welche man den Angeklagten die Fragen zukommen ließ und ihre Antworten entgegennahm, denn die Gefangenen befanden sich in einem tieferliegenden Gemache und durften ihre Richter nicht sehen. An diesen Saal stößt ein enger Kerker ohne Licht und Luft an, neben dessen Eingange man den zum siedenden Oel bestimmten steinernen Bottich bemerkt; dicht dabei sind die Oubliettes, eine Art unterirdischer Kerker, welche kürzlich vermauert wurden, und die Folterkammern, deren Ofen noch jetzt ein drohendes Ansehen hat; wenn aber auch seine Einheizer nicht fehlten, er würde hoffentlich nicht wieder glühen, denn der Hauch Gottes hat ihn ausgelöscht. Weiterhin steht ein sieben Stockwerk hoher Thurm; das ist das Staatsgefängniß, wo Rienzi gefangen saß. Außer den Mauern ist weiter nichts mehr übrig, als einige Trümmer der Treppe, die durch den Tritt der hinaufsteigenden Unglücklichen ganz abgenutzt wurde, und ein enger in der Mauer befindlicher Gang, der wahrscheinlich dazu diente, sie zu belauschen und ihre Geheimnisse zu erforschen. Schon lange sind die Unterdrücker todt, aber die Werkzeuge ihrer Grausamkeit legen noch immer Zeugniß von ihnen ab, sie hatten ja so viele Sorgfalt aufgewendet, um sie recht dauerhaft zu machen! Rings um den Palast herum zieht sich ein bedeckter Weg, wo man während der Schreckenszeit Hunderte von Opfern einsperrte, auf die Jourdan, wie es heißt, kanoniren ließ. Ich weiß wirklich nicht, in welches Jahr diese That fällt, und ob ich jenen alten berühmten Namen auch nicht unabsichtlich verleumde; so viel ist gewiß, daß man in der Mauer noch die Spuren der Kartätschen sieht. Wer nun aber auch der Vollstrecker des Blutgerichts der einen und untheilbaren Republik war, das thut wenig zur Sache; man erkennt doch hieran sehr wohl ihr Losungswort und ihre Devise: Freiheit.... zu plündern und zu morden, Gleichheit.... der Mohnköpfe des Tarquinius! Man sieht, wie reich dieser Palast an Erinnerungen ist, und wie eine der anderen, selbst in langen Zwischenräumen, noch den Rang streitig macht.

Etwas tiefer als der Palast der Päpste liegt die Kirche Notre-Dame des Dons, die, wie es heißt, von Karl dem Großen wieder aufgebaut wurde, und wirklich hat auch die Façade etwas vom Byzantinischen Styl, der zu jener Zeit im Schwung war. Es drängte mich, Crillon's Grab daselbst zu sehen, das in allen Reisebeschreibungen verzeichnet ist. Nichts als Betrug! man findet bloß einen Marmorstein, der unter der Restauration von der Familie gleichen Namens zu seinem Andenken gesetzt wurde, und ich suchte doch den Aeltervater selbst. Ich bedauerte sehr, eine schöne Statue der Jungfrau von Pradier nicht sehen zu können, die man noch unter Verschluß hält; eben so wollte man mir nicht das prächtige Gothische Grabmal Johann's XXII. zeigen, welches sich in einer Kapelle befindet, die Deveria aus Paris so eben mit Fresken ausgeschmückt. Der Kirchendiener versicherte mir, man habe seinen Vorgänger bloß deswegen fortgejagt, weil er Jemand in jene Kapelle eingelassen hatte. Es blieb mir also nichts übrig, als mir den Eingang zu erzwingen, alle daraus entstehenden Unannehmlichkeiten auf mich nehmend. Ohne Umstände klopfte ich an die Thür, die ein Handlanger halb öffnete, um mich abzuweisen. — „Ich wünsche Herrn Deveria zu sehen." — „Er ist nicht hier." — „So will ich eine Bestellung an ihn zurücklassen." — „Er befindet sich aber gar nicht in Avignon, es ist Niemand als sein Gehülfe hier." — „Ei vortrefflich, den will ich gerade sprechen." — „Der ist zum Mittagessen fortgegangen." — „So will ich auf ihn warten, verstehst Du mich, Einfaltspinsel", und ihn mit dem Ellbogen beiseitstoßend, trat ich ein und betrachtete das Meisterwerk. Was Deveria's Fresken anbetraf, so gab ich mir gar nicht die Mühe, den Vorhang wegzuziehen, denn es war weiter nichts als Schüler-Arbeit; der Meister streift unterdeß auf Rechnung des Quantum's im Lande umher und wird gerade zu rechter Zeit zurückkehren, um das Gemälde zu unterzeichnen und die Zahlung zu bescheinigen.

Die Kathedrale ist weit unbedeutender als Notre-Dame des Dons, und das Grab Mignard's ist die einzige Merkwürdigkeit in derselben. Das Calvetische Museum, eine reiche Stiftung, führt den Namen nach ihrem großmüthigen Gründer. Es enthält schöne Alterthümer, die man zum Theil in Avignon selbst, hauptsächlich aber in dem Flecken Vaison fand, Statuen und Büsten von Kaisern, Torso's, Urnen, Grabmäler und Altäre von ansehnlichem Umfang, mit Bildhauerarbeiten, die man eher für Celtischen als Römischen Ursprungs halten würde. Es sind auch zahlreiche Statuetten sowohl von Menschen als von Göttern darunter; die merkwürdigste, ja, wie es heißt, die einzige ihrer Art, soll eine Karrikatur des Heliogabalus seyn. Wo aber ist der Beweis dafür? Bemerkenswerth schien mir eine in zwei kleine Randungen auslaufende Hellebardenspitze, welche dem Bildniß des Kaisers zum Rahmen diente und die man als Heereszeichen gebrauchte. Zahllose Münzen befinden sich hier, doch für diese Art von Merkwürdigkeiten ist eine kurze Besichtigung nicht hinreichend. Die Bildergallerie ist von Interesse, sie enthält schöne Gemälde von Joseph, Charles und Horace Vernet, die alle drei aus Avignon stammen; darunter ragt besonders der Mazeppa auf dem wilden Pferde hervor, der durch den schönen Kupferstich von Jazet allgemein bekannt ist. Horace Vernet, der dieses Stück für seine Vaterstadt bestimmt hatte, durchstach es zufällig bei einer Fechtübung mit dem Rappiere. Er besserte es möglichst gut aus und verfertigte eine Kopie davon für das Luxembourg; da es ihm aber einfiel, daß Paris wohl eines Tages Ansprüche auf das Original machen könnte, so sandte er beide dem Museum von Avignon zu. Auch Mignard hinterließ seinen Mitbürgern ein schönes Denkzeichen seines Pinsels. Außerdem erregten meine Aufmerksamkeit nur noch ein Portrait von Crillon und zwei von Petrarka; das eine derselben, welches zu Lebzeiten des Dichters gemalt seyn soll, ist zugleich das schönste und das charaktervollste, es ist auch das Original aller jener Kupferstiche, die man überall sieht; das zweite Bild aber hat auch nicht die geringste Aehnlichkeit mit demselben. Zwei Portraits von Laura, einander eben so unähnlich, sind die Seitenstücke dazu. Was nun die Bibliothek betrifft, so war mir darin folgender Nebenumstand das Merkwürdigste. Dem verbindlichen und bereitwilligen Ansehen des Mannes nach, der es übernommen hatte, mir die Büchersäle zu zeigen, schmeichelte ich mir, tausend nützliche Belehrungen über den Inhalt, den Werth, das Alter und die Folge der zahlreichen Manuskripte von ihm erhalten zu können; er hingegen, der wahrscheinlich meine neugierige Miene für eine Kennermiene hielt, schmeichelte sich seinerseits, daß ich ihm einen ähnlichen Dienst würde leisten können. Ich harrte, er harrte, wir harrten beide, und so möge auch der Leser auf die weiteren Details harren.

Da ich im Museum aus dem Plan von Avignon ersah, daß mir noch Laura's Grab zu sehen übrig blieb, so zögerte ich nicht, mich nach dem anderen Ende der Stadt zu begeben, und beeilte mich nicht wenig, um mir eine solche Sehenswürdigkeit nicht entgehen zu lassen. Ein neuer Betrug! dieser aber war unverschämt und unverzeihlich! Mitten in einem öden Garten zeigte eine Art Mensch, mit einer Armenbüchse in der Hand, einen verunglückten Säulenstumpf, noch ganz frisch und neu, den ein Engländer an dem Orte hatte errichten lassen, wo seiner Meinung nach Laura's Grab seyn konnte, um so allen Kunstfreunden das Suchen desselben zu ersparen; so zwingt man uns durch den unwiderstehlichen Reiz von Laura's Namen, hierherzukommen und etwas anzusehen, was eigentlich nur beweisen soll, daß nichts zu sehen ist.

Für diese Täuschung suchte ich mich im Invalidenhause zu entschädigen, zwar einem nachgebornen Bruder, aber doch einem Nebenbuhler des Pariser Domes. Wenn dieser letztere nichts weiter als ein Denkmal seyn soll, welches die National-Eitelkeit dem National-Ruhme errichtete, so trägt er den Preis davon; war man aber wirklich Willens, eine wohlthätige und belohnende Anstalt zu gründen, sollte er eine Stätte der Ruhe, der Ehre und der Erholung für das Alter der Tapferen seyn, so verdient der Invaliden-Dom von Avignon den Vorzug. Man tritt in einen schönen, geräumigen Plan, der von zahlreichen, schattigen Fußsteigen durchschnitten wird, die fortwährend von dem Klappern der Stöcke und Krücken wiederhallen. Die ihn umgebende Mauer ist ein großes Gemälde von einfacher und ernster Arbeit, aber reich durch seinen Inhalt, denn es bildet einen vollständigen Kursus des Französischen Ruhmes. Von 1789 an sind hier alle Siege eingeschrieben, mit dem Datum und dem Namen des kommandirenden Generals. Dicht gedrängt stehen sie in den Rahmen. Hier liest man alle Namen der Marschälle, Generale und Admirale. Der Ausführung dieser Tafeln liegt ein großartiger und doch zugleich zarter Gedanke zum Grunde; jeder Invalide kann vor sein Feld treten und dort seine Ruhmes-Trophäen und seine verlorenen Gliedmaßen aufsuchen, und das ist sein Trost. Im Hintergrunde des Gartens, am Gebäude entlang, zieht sich eine geräumige Terrasse hin, auf welcher alle diese ehrwürdigen Trümmer sich an Avignon's schöner Sonne erwärmen und sich zum hundertsten Male ihre Feldzüge erzählen, denn sie sind sämmtlich lebende Bülletins. Es befinden sich hier 700 Invaliden, alle im blauen Ueberrock und dreieckigen Hut. Ich näherte mich der Gruppe; da erhob sich der rüstigste von ihnen und bot sich mir treuherzig zum Führer an. Ich fragte ihn, ob sie auch Marengauer hier hätten. — „Ei freilich! dort unten steht gleich einer. Komm her, La France, komm, erzähle uns etwas." Der Gerufene war ein Südländer voll guten Willens, aber die Sachen fingen schon an, sich in seinem Kopfe etwas zu verwirren. Ich fragte, ob sie auch noch Aegypter hätten? „Nur noch sehr wenige, aber sie sehen alle nicht mehr recht. He, kommt doch näher, Ihr da, hier ist ein Bürger, der die Alten liebt." — Sie kamen herbeigehumpelt, sahen alle ein wenig mürrisch aus und waren gerade nicht sehr gesprächig, doch beantworteten sie meine Frage freimüthig und kurz; ich hörte ihnen mit Ehrfurcht zu und trocknete mir unbemerkt die Augen. Ich habe meinen Thiers wohl zweimal durchgelesen, wenige Worte aber von diesen Invaliden versetzten mich besser in jene Zeit, als seine malerischsten Schilderungen. Nur noch einige Jahre, und diese ganze Armee, die jetzt noch ein wenig mit zur Gegenwart gehört, ist weiter nichts mehr als ein weit entferntes unglaubliches Mährchen! Mein Führer zeigte mir die Schlafgemächer, die Küchen und Speisesäle; Alles ist reinlich, geräumig und bequem, aber ohne Aufwand; auch eine Bibliothek steht zu ihrer Benutzung da und ist mit schönen Kupferstichen von Ludwig Philipp, Napoleon, ihrem Gouverneur Moncey und allen Marschällen geschmückt. Alle, die ich befragte, lobten die gute Behandlung und das Wohlseyn, dessen sie sich erfreuten. Für sie ist immer Ruhetag. Zuerst wies der Invalide mein Geldstück zurück, ich tauschte mir aber dafür eine Prise Taback ein und bat ihn, einen Schluck auf mein Wohl zu trinken; das Wort Schluck ist ein geheiligter Ausdruck und wird nie zurückgewiesen. Ich entfernte mich mit großer Befriedigung.

Nur Eins blieb mir noch zu sehen übrig, und zwar das Juwel des Irren-Hospitals, ein berühmter elfenbeinerner Christus von ungefähr zwei Fuß Länge. Es ist in der That ein vollendetes Meisterwerk, denn nie sah ich einen so ausdrucksvollen, so göttlichen Christuskopf, der so herrlich das Ideal versinnlichte, welches sich die Einbildungskraft davon geschaffen hat. Sonderbar daran ist, daß die eine Hälfte des Gesichts den Schmerz, die andere aber die Ergebung ausdrückt, und doch stört dies nicht, denn betrachtet man ihn von vorn, so verschwindet diese Verschiedenheit. Von Guillermin aus Avignon im Jahre 1630 verfertigt, ward er von dem Künstler den Orden der Büßer überreicht, um seinen Bruder von einer schweren Strafe loszukaufen, und der Handel wurde angenommen.

In Avignon giebt es auch ein Judenviertel, welches aus freier Wahl noch immer der Wohnsitz der Israelitischen Bevölkerung ist, obgleich sie nicht mehr daran gebunden ist. Die Herrschaft in Avignon führt jetzt der Krapp; die Fabrikanten und Zahnärzte bewohnen die Paläste und bespritzen im Vorüberfahren mit dem Koth der überaus schmutzigen Straßen alle die armseligen Barone und Herzoge, die nicht den Muth haben, sich zum Handel zu erniedrigen, um sich dadurch wieder aufzuhelfen. Ein Herzog aus berühmtem Geschlechte hat seinen Palast verkauft, schlug es aber ab, auch seinen Titel als Grand von Spanien zu Gelde zu machen, für den man ihm 400,000 Fr. geboten hatte. Worüber soll man sich mehr wundern, über das Anerbieten oder über das Ablehnen? Eine der reichsten Erwerbsquellen von Avignon ist die Durance, deren Wasser durch einen Kanal herbeigeleitet wird und die Felder bewässert, was zwar ziemlich kostspielig ist, aber die Ausgaben reichlich vergilt. (Bibl. Univ.)

China.

Canton im Jahre 1838.

II. Faktoreien und Basars.

Die Britische Faktorei ist das merkwürdigste Europäische Etablissement in Canton, ja sie würde selbst in Europa ein prächtiges Gebäude seyn. Der Hauptsaal oder die „Britische Halle" hat ein wahrhaft Königliches Ansehen, er ist mit sehr kostbaren Trumeau's und einem prächtigen Bildniß Wilhelm's IV. in Lebensgröße geschmückt. Das den Faktoreien bewilligte Terrain hat eine Tiefe von ungefähr 250 Fuß, die Gebäude sind in der Mitte von zwei Straßen oder größeren Passagen durchbrochen, und an jeder Seite dieser Straßen ist eine Reihe Chinesischer Kaufläden und Magazine angebracht, in denen man alle Gegenstände, welche die Neugier der Europäer in China aufsucht, vorfindet. Ich schlenderte fünf bis sechs Stunden lang in diesen Basar's herum, bald den Waaren, bald den Verkäufern meine Aufmerksamkeit zuwendend, und konnte mich gar nicht satt sehen. Ich fand hier nicht die demüthigen und kriechenden Chinesen von Manilla; die Kaufleute von Canton fühlen, daß sie in ihrer Heimat sind, und daß, wenn es ja einem Privatmann gestattet wäre, die Rolle des Unterdrückers zu spielen, diese Rolle ihnen von Rechtswegen zukäme. Dessenungeachtet behandelten sie uns mit großer Rücksicht und Höflichkeit und zeigten sich sehr bereit, dem individuellen Geschmacke, ja selbst den Launen der Käufer zu genügen. Alle steckten in wohl gefütterten Winterkleidern; eine Art langer seidener Weste ohne Kragen, die wattirt und mit goldenen oder messingenen Knöpfen besetzt war, kreuzte sich über ihrer Brust; weite Pantalons und Strümpfe von starker Wolle schützten ihre Beine. An den Füßen trugen sie seidene Schuhe mit zwei Finger dicken Sohlen aus dicht gepreßten Blättern von Bambus-Papier, die sehr gut gegen Nässe schützen. Ihre Kopfbedeckung war eine seidene oder wollene Mütze von sehr verschiedener Form. Bei strenger Kälte wird ein großer Pelzmantel über die anderen Kleider geschlagen, das Pelzwerk an demselben ist oft so kostbar, daß ein solcher Mantel über 250 Thaler nach unserem Gelde kostet und in Europa noch weit mehr kosten würde.

Man findet vielleicht nirgends geschicktere Kaufleute, als in China. Ihre Geduld und Ausdauer sind eben so bewundernswürdig, wie ihre praktische Klugheit. Leute, die ungeheuere Geschäfte machen, debattiren und feilschen oft Stunden lang um eine wahre Kleinigkeit. Ihre Beredsamkeit ist ohne gleichen, wenn sie nur den unbedeutendsten Vortheil dabei im Auge haben; sie wissen ihre Artikel von tausend Seiten zu empfehlen und erreichen fast immer ihren Zweck, selbst bei Ausländern, in deren Sprache sie nur nothdürftig sich mittheilen können. Alle Kaufleute in den Querstraßen der Faktoreien verstehen und sprechen Englisch: es gehört aber längere Uebung dazu, um mit ihrer eigenthümlichen Aussprache vertraut zu werden.

Die erste Bude, welche in diesem Basar meine Aufmerksamkeit fesselte, war mit den wunderlichsten, groteskesten Figuren, die man sich nur denken kann, angefüllt. Ich kam mir vor, wie ein Kind, das zum ersten Male in einen Laden tritt, wo lauter Spielsachen zum Verkaufe stehen. Zwei Stunden lang amüsirten mich die drei Fuß hohen vornehmen Herren und feinen Damen in ihrer kostbaren Kleidung, die wackelnden Köpfe der unzähligen Puppen-Idole, von denen immer eines häßlicher ist, als das andere, und die fürchterlichen Drachen, die bei jeder Berührung dräuend ihre Augen verdrehen. Vor Allem erregten die zu Gruppen geschaarten Figuren, welche Kostüme der verschiedenen Provinzen des Reichs und die mannigfachsten Sitten und Gebräuche darstellten, mein Interesse. — Von da begab ich mich in ein Seidenwaaren-Magazin. Hier lagen eine Menge trefflich gearbeiteter Shawls jeder Farben und unvergleichliche, gestickte Tüll's vor dem Schau- und Kauflustigen ausgebreitet. Man zeigte mir Stücke Seidenstoff, wie sie unsere besten Fabrikanten in Lyon kaum liefern können. Die schönsten Chinesischen Seidenzeuge kommen aus der Provinz Kiang-nan, diesem Babylonien China's in ungeheurem Maßstabe, das für sich allein schon volkreicher ist, als das ganze Russische Reich, dem Lande der üppigsten Fruchtbarkeit, der erstaunlichsten Betriebsamkeit in allen feineren Kunstarbeiten, aber auch des weichlichsten Wohllebens. Was in der Provinz Canton fabrizirt wird, ist im Allgemeinen von geringerer Güte. Auch sah ich unzählige, herrlich gestickte Bänder, deren Anblick viele unserer Damen entzückt hätte. — Ganz verblendet von allen diesen Schätzen, wollte ich in einem Laden mit lackirten Waaren etwas Ruhe und Erholung suchen; allein der Herr dieses Magazins reizte meine Schaulust von neuem, indem er mir Necessaire's zeigte, die so unvergleichlich lackirt waren, daß sie recht gut als Spiegel dienen konnten. Ich öffnete mehrere wunderschöne Arbeitstische und konnte nicht müde werden, die feine Arbeit an den tausend Artikeln aus Elfenbein, die sie enthielten, zu bewundern. Kostbar geschmückte Spiel-Schachteln, allerliebste Thee-Büchsen und eine Menge anderer Gegenstände, die man mit Lack zu überziehen pflegt, machten vor meinen Blicken Parade. — An das Magazin mit lackirten Arbeiten stieß ein anderes, in welchem alle Herrlichkeiten des Bijouteriehandels ausgestellt waren. Die Chinesen sind vortreffliche Juweliere; sie liefern auch in diesem Zweige der Industrie oft Vorzüglichlicheres als wir. Nirgends habe ich so leichte und feine Filligran-Arbeit von Gold und Silber gesehen; man zeigte mir Ohrgehänge, Armbänder und andere Schmucksachen, deren Gewebe, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist (denn Geflecht wäre zu unbehülflich), mit Nichts, was wir in Europa kennen, eine Vergleichung duldet. Unter Anderem sah ich Schmuckkästchen von so vollendeter und zarter Arbeit, daß ihr Gewicht beinahe Null war, obschon sie eine Höhe von sieben bis acht Zoll hatten.

Aus dem Bijouterie-Laden ging ich in das Atelier eines Malers und staunte nicht wenig, recht gute Kopieen der Kunstwerke unserer Ausstellungen vorzufinden. Phantasie-Stücke der

Herren Dubuffe und Grevedon tapezierten die Wände dieses Chinesischen Ateliers, das jedoch mit größerem Rechte den Namen eines Magazins verdiente; denn Herr Sam-kua (der Maler) hat keine stärkere Dosis schaffender Phantasie, als seine Landsleute überhaupt. Die Malerei ist dem Chinesen eine mechanische Kunst, die er wie jede andere ihrer Schwestern treibt, und kein Mensch kann es im technischen Theile derselben weiter bringen. Nicht bloß die Stillleben, die Pflanzen und Thiere, die Gewänder u. s. w. versteht er mit großer Genauigkeit, Nettigkeit und Sauberkeit zu konterfeien, auch seine Portraits lebender Personen haben überraschende Aehnlichkeit, sofern diese in materieller Reproduction der Züge besteht. Aber Geist und Seele des Originals darf man in diesen Portraits nicht suchen.

Meine Musterung der Chinesischen Magazine bei den Faktoreien währt schon lange, und doch kann ich hier noch nicht abbrechen. Treten wir auf ein halbes Stündchen in jenen Laden mit Elfenbein-Waaren, wo wir allerliebste Siegel mit dem Wappen oder den Anfangs-Buchstaben aller Glieder unserer Familie, das Stück zu fünf Franken, gestochen bekommen. Schau einmal jene konzentrischen Kugeln, von denen je sechs oder sieben, eine in der anderen, sich bewegen; alle sind mit solcher Vollkommenheit à jour gemeißelt, als hätte der Künstler jede einzelne Kugel als sein Meisterstück behandelt. Die Chinesen verrathen es keinem Ausländer, wie sie das Elfenbein bearbeiten; Methode und Werkzeuge sind uns gleich unbekannt. — Gehen wir weiter! Hier verkauft man Kräutersäckchen von eben so zierlicher Form als lieblichem Geruche, und parfümirte Matten, die, wenn sie angefeuchtet werden, den köstlichsten Duft verbreiten; dort prangt ein Porzellan-Magazin mit allen seinen Schätzen. Man würde sich nach Paris versetzt glauben, wenn man nicht sehr bald bemerkte, daß alle diese Artikel von den unsrigen verschieden sind. In unseren Magazinen findet man keine so kolossale Vasen mit Schlachtgemälden und keine Tassen, wie diese, die so fein und durchscheinend sind, daß man sich fast scheut, sie anzufassen. — Und nun laß uns noch ein paar Augenblicke vor der Bude jenes merkwürdigen Mannes verweilen, der Doktor und Apotheker in Einer Person ist. Ein kleiner Tisch und ein Schemel sind sein ganzes Mobiliar. Siehst Du das Bündel kleiner Stäbchen in dem großen vor ihm stehenden Glase? Kein Europäer ahnet ihre Wunderkraft: an jedem derselben steckt ein Rezept. Diese Stäbchen sind nach einem gewissen Prinzipe durch einander gemengt. Sobald Du dem außerordentlichen Manne Dein physisches Leiden geklagt hast, zieht er, anscheinend aufs Ungefähr, eines der Stäbchen heraus, liest den geheimnißvollen Zettel und bereitet sofort eine Arznei, die Jeden heilen muß, dessen Glaube an ihre Wirksamkeit stark genug ist.*) — Aber vielleicht bedarfst Du keines leiblichen Arztes; eine gewagte Speculation macht Dir Unruhe, oder Du willst sonst einen Knoten Deiner Zukunft gelöst wissen? Ei, wir sind ja schon zehn Mal bei dem Wundermanne vorüber gekommen, der solche Mysterien zu enthüllen versteht! Siehst Du ihn einsam auf seiner Bank sitzen? Vor ihm liegen kleine Streifen Papier und kleine versilberte Stäbchen auf einem Tische. Dieser Mann ist die Sibylle; seine Bank ist sein Dreifuß, und die Papierstreifen sammt den Stäbchen sind die Orakel, die er Dir für einige Sapek's, d. h. für wenige Kreuzer verkauft.

Endlich sind wir aus der Passage an den Faktoreien heraus; wir haben vor lauter Schauen und Bewundern sehr guten Appetit bekommen und erfrischen uns nun in dem riesenhaften Magazin von Eßwaaren an der Ecke zur Rechten. Die Büffets dieses Magazins oder dieser encyklopädischen Speise-Anstalt brauchen sich einer Vergleichung mit denen des Palais-Royal nicht zu schämen. Mit einem Worte — China ist für wohlhabende Leute und für Solche, die keine Bambus-Streiche zu befürchten haben, das wahre Land des Comforts und behaglichen Lebensgenusses.

Ich hatte in allen Magazinen der beiden Basars eine außerordentliche Thätigkeit bemerkt; auch war mir nicht entgangen, daß die Kaufleute ihre Waaren mit ungeheurem Eifer und selbst um niedrige Preise los zu werden suchten. Mein Begleiter sagte mir, diese stürmische Geschäftigkeit habe in der Annäherung des neuen Jahres ihren Grund. Kraft eines Reichs-Gesetzes müssen alle Geschäfte mit dem Schlusse des Jahres zu Ende seyn; daher wird es jedem Kaufmann zur Pflicht gemacht, in den letzten Tagen des letzten Monats seine Bilanz fertig zu haben. Diese Befreiung von den Lasten des alten Jahres feiert man mit großen Lustbarkeiten. Hat ein Chinese seine Rechnungen abgeschlossen, so schmückt er seinen Laden an der Vorderseite mit Blumen-Gewinden, Raketen und Schwärmern. Der Lärm der abgebrannten Feuerwerke verkündet seinen Nachbarn einstweilen, daß ihn keine alte Sorge mehr drückt; dann ladet er eine Auswahl vertrauter Freunde zu sich und zecht und pokulirt mit ihnen ein paar Tage lang. So lange die Orgien dauern, bleibt jede Hausthür verschlossen, und eine transparente Leinwand vor den Fenstern schützt die Bewohner vor den Blicken profaner Neugier. Bei reichen Chinesen dauern diese Feste oft vier Wochen lang. An den beiden ersten Tagen des Jahres sind alle Läden geschlossen, Niemand thut eine Handarbeit, und Jeder denkt nur an heitere Zerstreuungen. Dafür hat aber auch der fleißige Chinese sonst keine Ferien mehr, ausgenommen den Tag des Drachenfestes und den des Laternen-Festes. Der erstere ist eine Art von Fastnacht; er wird mit Maskeraden und allerlei anderen Possen begangen, bei denen der Drache die Hauptrolle spielt. Das Laternen-Fest, an dem ganz China bei nächtlicher Weile einem bunten Feuermeere gleicht, ist schon oft beschrieben worden.

*) Wir erlauben uns hier die Bemerkung, daß man auch in China zwischen achtbaren verständigen Aerzten und den Quacksalbern der Basars, bei denen nur das Volk Hülfe sucht, sehr wohl zu unterscheiden weiß. Von den Ersteren, die sich niemals zu Hokuspokus herablassen, sind Viele sehr literarisch gebildet und fruchtbare Schriftsteller. Was sie in ihren Werken von den Pflichten des Arztes sagen, ist so vortrefflich, daß es ohne alle Modification auch unseren angehenden Medizinern zugerufen werden könnte.

Mannigfaltiges.

— Die Versammlung in Pisa. Die im Monat Oktober d. J. in Pisa stattgefundene erste Versammlung der Italiänischen Naturforscher und Aerzte bildet noch immer den Hauptgegenstand der Besprechung in den Journalen Ober-Italiens. Mit Ausnahme des Kirchenstaates hatten sämmtliche Italiänische Provinzen ihre Vertreter auf diesem wissenschaftlichen Kongresse. Selbst Neapel, das sonst an den gemeinsamen literarischen Bestrebungen der Halbinsel nur geringen Antheil zu nehmen pflegt, hat doch nicht unterlassen, einige Gelehrte aus seiner Mitte zu senden, die denn auch in der offiziellen Zeitung des Königreichs beider Sicilien einen Bericht über diese unverfängliche Gelehrten-Versammlung abstatteten. Eine gründlich auf alle Erscheinungen des für Italien so neuen Schauspiels eingehende Relation enthält das November-Heft der in Mailand herauskommenden Rivista Europea. So detaillirt ist dieselbe, daß sie sogar von den Einlaßkarten der fremden und einheimischen Gäste eine Beschreibung und Abbildung mittheilt. Man sieht es dem Berichte an, wie unerwartet und überraschend allen Theilnehmern diese erste Regung eines gemeinsamen wissenschaftlichen Lebens der Italiäner war. Wir Deutsche pflegen in unserer Sprache und Literatur, in unseren Universitäten und scientivischen Vereinen den gemeinschaftlichen Mittelpunkt zu erkennen, in welchem die getrennten Theile als ein Ganzes sich wiederfinden; nicht so ist es jedoch in Italien: dort giebt es Schlagbäume, wie für die Lebensmittel und Handels-Waaren der verschiedenen Staaten, so auch für deren Bücher und Unterrichts-Anstalten. Der Gelehrte und der Buchhändler in Florenz haben kaum eine Kunde von dem, was in Neapel dozirt und gedruckt wird, und eben so umgekehrt. Darum mußten solche Versammlungen, wie die in Pisa, als eine außerordentliche Neuerung erscheinen. Glücklicherweise nahm sie jedoch der aufgeklärte Großherzog von Toskana in seinen fürstlichen Schutz, und so ist wohl zu hoffen, daß die neue Institution, die eben für Italien ganz besonders fruchtbringend zu werden verspricht, auch in der Folge sich erhalten werde. Interessant ist folgende Notiz, die der Berichterstatter der Rivista über den Versammlungsort der Naturforscher in Pisa giebt: „Was in der That“, sagt er, „den seltsamsten Kontrast zu der gegenwärtigen Benutzung dieses Gebäudes bildet, ist der Umstand, daß es einst ein Dominikaner-Kloster war, und zwar der Sitz des fürchterlichen Inquisitions-Gerichts. Von hier gingen zu allererst die schmählichen Verfolgungen aus, denen, zur ewigen Schande ihrer Urheber, jener große Geist ausgesetzt war, dem nur allzu spät die verdiente Genugthuung zu Theil geworden, jener unsterbliche Sohn Pisa's, Galileo, unter dessen Auspizien jetzt, nach zwei Jahrhunderten, die erste Versammlung Italiänischer Gelehrten stattfand.“ — Die Enthüllung von Galileo's Standbild in den Räumen der „Sapienza“ (des Universitäts-Gebäudes) war auch das Erste, was die versammelten Gelehrten in Pisa gethan und womit sie auf würdige Weise die von Deutschland nach Italien verpflanzte Institution eingeweihet haben.

— Bühnen-Demoralisation. Von der unsittlichen Tendenz der kleineren Theater in London kann man sich im Auslande kaum einen Begriff machen. Da es diesen Bühnen durch eine Parlaments-Akte verboten ist, solche Dramen aufzuführen, die das ausschließliche Privilegium von Coventgarden und Drurylane bilden, so nehmen sie natürlich zu denjenigen Mitteln ihre Zuflucht, die auf die große und ungebildete Menge berechnet sind und ihre Anziehungskraft selten verfehlen. So las man kürzlich auf einem Theaterzettel solcher Bühnen die Ankündigung eines Nationaltanzes von zwanzig oder dreißig jungen Dieben, Alle in charakteristischem Kostüm gekleidet. In einem Stücke, das ungeheuren Zulauf hatte, ward ein Mensch auf der Bühne gehängt, und zwar mit allen Formalitäten, wie sie bei Hinrichtungen in England stattzufinden pflegen. In einem anderen Stücke zeigt man ein genaues Facsimile der „rothen Scheune“, in welcher der berüchtigte Corder die unglückliche Maria Marten getödtet und verscharrt hatte. Ja, in einer Farce: „des Teufels Tochter“, wird sogar das Leben und die Verführungskunst der gemeinen Buhldirnen Londons zu einem Gegenstande theatralischer Aufführung gemacht. Wie wir bereits erwähnten, sind diese unsittlichen Darstellungen zum Theil das Resultat einer bestehenden gesetzlichen Bestimmung. Natürlich fragt man sich nun, warum, wenn das Parlament einmal Verordnungen über das Theater erläßt, diese nicht lieber die öffentliche Sittlichkeit, statt der Privilegien von Coventgarden und Drurylane, im Auge haben!

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 147. Berlin, Montag den 9. Dezember 1839.

Frankreich.

Das Journalwesen in Frankreich.

I. Janin's Apologie des Journalismus.

Das nachfolgende Plaidoyer des Journalismus in Form eines Sendschreibens an Frau von Girardin, geb. Delphine Gay, ist durch ein Schauspiel dieser Letzteren, betitelt „die Schule der Journalisten'', veranlaßt worden. Da die Theater-Censur die Aufführung des Stückes nicht gestattete und dasselbe nur zur Kenntniß derjenigen Personen gelangt ist, welche die Verfasserin zur Vorlesung hinzugezogen hatte, so läßt sich über die Art, wie die Aufgabe, den Journalismus von seiner Schattenseite zu zeigen, gelöst ist, nichts sagen; so viel ist aber wohl aus den in dem Sendschreiben gegebenen Andeutungen ersichtlich, daß das Gemälde grau in grau gehalten ist, und daß dasselbe schonungslos die parties honteuses der Tagespresse aufdeckt. Bedeutungsvoll ist es immer, daß die schärfsten und vielleicht auch gefährlichsten Angriffe auf den Journalismus von den Jüngern desselben selbst ausgehen; denn Frau von Girardin ist nicht die Erste; schon vor ihr hatte Balzac in seinem „grand homme de Province à Paris'' das Signal gegeben und das Thema so erschöpfend behandelt, die Farben so stark aufgetragen, daß es schwer werden dürfte, etwas hinzuzufügen oder hinzuzudichten. Schon hier erscheint das Büreau eines Journals fast wie eine Mörderhöhle, die Journalisten als Ritter der Heerstraßen, die den schneidenden Dolch des Worts erbarmungslos in die Brust ihrer Opfer stoßen und ihr Talent auf die niedrigste Weise in Geld umsetzen, oder, wenn es hoch kömmt, als Condottieri des neunzehnten Jahrhunderts, die sich der Partei verdingen, die ihnen das Meiste bietet, bei denen aber keine Spur von Ueberzeugung und Aufrichtigkeit zu finden ist. Wenn übrigens Balzac Manches gegen den Journalismus auf dem Herzen hatte und hierin vielleicht die persönlichen Motive seiner Anklage zu suchen sind, so hält es schwerer, solche bei der Verfasserin der „Schule des Journalisten'' aufzufinden. Gekränkte Eigenliebe kann es nicht gewesen seyn, denn von ihrem ersten Auftreten an wurde sie von der Presse getätschelt und sogar als Muse der Restauration gefeiert; ja sie selbst hat das Feuilleton der „Presse'' unter dem Namen des Vicomte v. Lannoy mit manchen artigen Schilderungen bereichert und somit an den Sünden der Tagespresse Theil genommen. Das Journal la Presse hat seitdem auch aus der Feder des Herrn Granier de Cassagnac eine Vertheidigung der Frau v. Girardin gegen die Angriffe des Herrn Janin geliefert, und wie billig werden wir auch die andere Partei in einem Streite hören, der ein so bedeutendes Moment der heutigen Literatur, wie den Journalismus, zum Gegenstande hat. Ein Nachklang jenes frühesten Wohlwollens mag es übrigens seyn, daß der Feuilletonist des Journal des Débats, der hier als Paladin des Journalismus auftritt, sie mit so vieler Courtoisie bekämpft, während Balzac mit Hohn und Spott überschüttet wurde. Wir lassen seine Apologie des Journalismus hier folgen.

An Frau von Girardin.

Ich war von Ihnen eingeladen worden, am vergangenen Dienstage der Vorlesung Ihres neuen Stücks, der „Schule der Journalisten'', beizuwohnen. Ich nahm die Einladung an, ohne etwas Arges dabei zu denken. Einer Schriftstellerin, die so muthig und so ausdauernd wie Sie kämpft, die vor Allem ein so großes Talent hat, kann meine Theilnahme nicht entgehen. Da Sie wußten, daß ich mich zu Ihren Freunden rechne, und daß ich Ihrem Geiste und Ihrem Style vollkommene Gerechtigkeit widerfahren lasse, so hatte ich wohl allen Grund, zu glauben, daß Sie mich in keine Falle locken wollten, mich, den Mann der Presse, den Sohn der Presse, der nur für und durch sie lebt, der sie wie eine treue Pflegerin, wie eine Mutter liebt, mich, der ihr, in Bedacht dessen, was sie Großes, Nützliches, Ehrenwerthes und Schönes wirkt, Alles, selbst ihre Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten, verzeiht.

Ich fand mich also zeitig in den schönen Räumen ein, welche dem Vorlesen und der traulichen Unterhaltung so günstig sind; ich bewunderte die geschmackvolle Pracht, die Gemälde, von denen zwei Boucher's Namen tragen, die Spiegel, die Goldleisten, die bequemen Sessel, die wahrhaftig nicht zum Anhören einer Vorlesung gemacht scheinen, den schönen Garten, der an Ihr Arbeits-Kabinet stößt, die zuvorkommenden, gut gekleideten Bedienten, und, ich versichere Ihnen, nicht einen Augenblick kam es mir in den Sinn, daß für eine beliebte Journal-Schriftstellerin, wie Sie es sind, dies Zimmer zu schön, diese Möbel zu prächtig, der Schein der Kerzen zu blendend, die Dienerschaft zu zahlreich wäre. Im Gegentheil, es ist mir nie eingefallen, daß man den Günstlingen der Tages-Presse einen Vorwurf daraus machen könnte, daß sie so elegant wie die Wechsel-Agenten eingerichtet sind; die Einen setzen Ideen, die Anderen Thaler in Umlauf; jene leben von ihrem Talente, diese von ihrem Gelde. Die Zeit ist längst vorbei, wo man einen Schriftsteller fragte, warum er nicht mit seiner Frau und fünf oder sechs Kleinen in einer Dachkammer wohne, warum er sich einen Bedienten zu seiner Aufwartung, eine Uhr, welche ihm die Stunden ansagt, zu halten erlaube, warum er seine Füße auf ein weiches Polster strecke, warum er eine schöne und junge Frau zum Liebesgenuß habe, einen Wagen, der ihn in die Welt der Reichen und Glücklichen führt; wir sind schon längst darüber einverstanden, daß die poetische Armuth ein Ding der Unmöglichkeit bei uns geworden ist, weil der Mensch bei uns nicht nach dem, was er werth ist, sondern nach dem, was er vermag, geschätzt wird. Seitdem aber das Geld eine Macht geworden ist, sind die größten Dichter der neueren Zeit, Lord Byron, Walter Scott, Chateaubriand und Lamartine, darauf bedacht gewesen, so viel Geld wie möglich zu verdienen, schon aus Eitelkeit und Stolz.

Ich bewunderte also diese Dinge, indem ich mir Ihre ersten poetischen Ergüsse ins Gedächtniß zurückrief, als Sie, ein schönes, blondes und begeistertes Kind, ihre schönen Verse unter der Kuppel des Pantheon am Grabe des Generals Foy hersagten, und ich dachte nicht ohne ein Gefühl des Stolzes daran, daß die Macht des Journalismus so groß wäre, daß Sie von Ihrer dichterischen Höhe herabgestiegen, um Ihre beredte und einschmeichelnde Stimme auf der Tribüne des Tages vernehmen zu lassen, daß auch Sie allmälig in das Journalleben eingedrungen, welches das wirkliche Leben der poetischen Welt ist. Ich sagte zu mir selbst: Es ist unmöglich! Man hat wieder einmal gelogen! Diese wird nicht undankbar gegen die Presse handeln, welche sie gepflegt hat, diese wird ihre gute, wenn auch etwas launische Pflegerin nicht anklagen und schmähen. Das kann nicht seyn. Alles, was man von diesem Stücke erzählt hat, die Sarkasmen, die Verwünschungen, die Ausfälle sind erdichtet. So groß war mein Vertrauen zu Ihnen, mein Bruder, das ich gar nicht daran dachte, wie günstig die Mitglieder des Théâtre-Français „die Schule der Journalisten'' aufgenommen und mit welcher rührenden Einstimmigkeit sie sich für die Annahme Ihres Stücks erklärt hatten. Und doch hätte ich leicht denken können, daß Sie den Journalisten sehr übel mitgespielt haben mußten, um diese rührende Einstimmigkeit der Schauspieler, welche ohne die Presse nicht drei Monate bestehen würden, zu Stande zu bringen. Aber ich vergaß gern diese traurigen Vorbedeutungen, so groß war mein Wunsch, Sie gerecht und leidenschaftlos zu finden.

In diesem Gedanken wurde ich noch bestärkt, als ich Ihren Salon sich allmälig mit den Männern füllen sah, auf welche die Pariser Presse mit Recht stolz ist. An jenem Abend sah man bei Ihnen Journalisten jeder Art, jeder Partei. Da fand man den Politiker, der die geringsten Einzelnheiten der Constitution auswendig weiß und den Europäischen Begebenheiten mit der Feder in der Hand folgt, den philosophischen Journalisten, diesen Geschichtschreiber der Ideen und nicht der Thatsachen, den Kritiker, der die alten Meisterwerke vertheidigt und der alle Charten der Welt für Boileau's Art poétique oder für Shakspeare's Sommernachtstraum hingeben würde, da sah man den poetischen Journalisten, der hier und da die Gebilde seiner Phantasie ausstreut, damit sie desto schneller Eingang bei der Menge finden, den dramatischen Dichter, der den fliegenden Blättern das Drama anvertraut, welches er der versammelten Menge im Theater nicht erzählen kann, den sarkastischen Journalisten, der mit den Waffen der Ironie kämpft. Diese waren alle da, Sie, unser Bruder, der sich auf allen Gebieten der Kunst versucht hat, nicht einmal mitgerechnet. Wie hätte ich vermuthen sollen, daß Sie uns eigens zu diesem poetischen Feste eingeladen hatten, um uns Alle insgesammt abzuschlachten? Wie hätte ich eine so mörderische Ab-

sche diesen blauen Augen, dieser weißen Hand, diesem milden Genie zutrauen sollen! Sie wissen vielleicht nicht, daß Sie ein Fest des Domitian nachgeahmt haben. Auch dieser hatte in seinen Palast allerlei Schöngeister und große Herren geladen. Sie saßen an seiner Tafel, die mit allen den Herrlichkeiten beladen war, von denen uns Petronius eine Beschreibung hinterlassen hat. Plötzlich öffnete sich die Decke des Saales, welche den blauen Himmel und seine kreisenden Gestirne darstellte, und es strömte ein sanfter und feiner Regen auf die Gäste herab: es war Rosenwasser. Bald war der Saal von den herrlichsten Düften gefüllt, und die Gäste riefen: Genug! Aber der Thau wurde zum Regen; die Wohlgerüche stiegen den Tischgenossen zu Kopf, und man mußte sie besinnungslos und halbtodt aus dem Saale tragen. Nichts Anderes beabsichtigten Sie am vergangenen Dienstage mit Ihrer Anmuth, Ihrem Geiste, Ihrer Schönheit und Ihren schönen Versen.

Wir saßen schon Alle auf unseren Plätzen: vorn die Damen in ihrem Schmucke, einige schön, andere geistreich, was vielleicht eben so viel werth ist. Auch hier waren alle Klassen repräsentirt; da sah man die Glücklichen und Weisen, die Spötterinnen und Lacherinnen, diese pikanten und neckenden Feuilletons des Salons, die tausendmal gefährlicher sind als die, welche wir schreiben, diese Feuilletons von Fleisch und Bein, die mit ihren runden Schultern prunken und die jeden sarkastischen Einfall mit einem feinen Lächeln begleiten. Da sah man die Frauen, welche Alles ansehen, ohne etwas zu verstehen, und die zufrieden sind, wenn sie, nicht die Komödie, die Sie vorlesen, sondern die, welche im Saale gespielt wird, errathen. Auch an Dichtern fehlte es nicht; unter ihnen ein berühmter und ungeschickter, der seine schönsten Verse für die schlechten Dramen hingeben würde, deren er so viele gemacht hat. Selbst große Herren hatten sich eingefunden, Namen, die in unserer Geschichte glänzen; aber vor diesen hätten Sie, mein schöner Kollege, am allerwenigsten unser Handwerk mit Spott überschütten sollen. Bedenken Sie doch, daß diese Männer, welche alle ihre Vorrechte verloren haben, uns Schriftstellern es nie verzeihen werden, daß wir zwischen Sie und ihre Sonne getreten sind. Bedenken Sie doch, daß die Titel, die Stammbäume, die Kronen den Dichtern, den Schriftstellern, den Journalisten zugefallen sind. (Fortsetzung folgt.)

Der Handlungs-Reisende.

(Schluß.)

Der Volontair-Reisende ist groß, jung und blond, ein ausgemachter Stutzer. Er hat einen großen Gehalt, ist in seinen täglichen Ausgaben unbeschränkt und genießt das vollste Vertrauen seines Hauses. Zuweilen hat er was gelernt, und dann ist es schwer, der Pedanterie seiner Erziehung auszuweichen. Hat er gar Kollegia an einer Universität gehört, so wird er es gewiß in jedem Augenblicke klar hervortreten lassen. In jeder Stadt nimmt er, sobald er angekommen, ein Bad, pflegt sich wie ein Dämchen und läßt in sein Luftkissen frische Luft ein. Er raucht nur theure, echte Havana-Cigarren, trägt feine Handschuhe, doppelte Augengläser und ein Fläschchen mit wohlriechenden Oelen. Bei Tische trinkt er gute Weine mit Selterser-Wasser, rührt die groben Speisen nicht an, verachtet die ordinairen Gerichte und spart seinen Appetit für Crême, Bisquit, Makaronen und andere Leckerbissen, wenn welche da sind. Im Ganzen ißt und spricht er wenig und steht vor allen Anderen vom Tische auf. Wer sein modenhaftes Aussehen, seinen vornehmen Anzug, sein feines Benehmen und Betragen bei Tische und die Achtung, mit der man ihm im Hotel begegnet, nicht unbemerkt läßt, wird gestehen: „Er ist der Repräsentant eines guten Hauses." In der Regel besucht er kein Kaffeehaus, geht er aber dorthin, so geschieht es bloß, um die Zeitungen zu lesen; von dort geht er, seine Geschäfte anzuknüpfen. Beim Eintritt in ein Haus grüßt er ganz höflich und weiß seine Dienste mit Leichtigkeit anzutragen. Ohne das mindeste Geräusch kündigt er sich an: „Mein Herr, ich reise in Geschäften dieses Hauses." Hier hält er inne; hat der Kommittent Lust, ihm einen Auftrag zu ertheilen, so giebt er ihm denselben; sonst weiß der selbstständige Reisende zu gut die Würde seines Hauses in Ehren zu halten, um sich aufs Bitten zu legen. In der Diligence nimmt der Volontair-Reisende seinen Sitz ausschließlich im Kabriolet ein; er ist gegen Damen galant und gegen Jedermann artig, selbst gegen den Conducteur und Postillon. Dieser Typus eines eleganten Reisenden hat sich in unseren Tagen gänzlich verloren; die Konkurrenz hat ihn verwischt; er ist verschwunden, man hört nicht mehr von ihm sprechen, sein Reich ist zu Ende.

Den Immerwährend-Reisenden macht gewöhnlich ein junger Mensch von achtzehn bis zwanzig Jahren; dieser Mensch ist gewöhnlich eine Mißgeburt, eingebildet, bärtig und ein Großsprecher. Er ist der Schmetterling seiner Zunft, frisirt, süßduftend und prahlhaft. Er ist gut gekleidet, trägt weite Pantalons, Glanzstiefel und eine kurze Weste. In seiner Hand ist ein gewundenes Stechpalmröhrchen in beständiger Bewegung; sein Haupt ist mit einem Kopfputz nach den besten Moden geziert, je nachdem es Regenwetter, Sonnenschein oder windig ist. Er erhält täglich 10 bis 12 Francs und einen jährlichen Gehalt von 1000 bis 1200 Francs. Seine Reise wird ihm genau vorgeschrieben; in dieser Stadt soll er so lange verweilen und in jener sich so viele Tage aufhalten; er muß es so einzurichten suchen, daß seine Geschäfte innerhalb eines bestimmten Zeitraumes abgethan seyen. Ist er vom Postwagen (gewöhnlich die Ordinaire) abgestiegen, so ist die Eintheilung seiner Zeit folgende: 1) Er geht spazieren, mustert die Stadt, wittert die Luft und holt sich Appetit; es ist wahrlich noch zu früh, um die Kunden zu besuchen; sie sind noch nicht aufgestanden; in der Provinz ist man träge, man liebt und schlürft das Far niente in langen Zügen; man verdient das Geld dort langsam, dafür aber leicht, und muß sich fügen. 2) Er kehrt in sein Hotel zum Frühstück zurück, frühstückt lange und gut; das ist ihm auch nicht gewehrt, um so weniger, da es nicht einen Pfennig mehr kostet; ob man Appetit hat, oder nicht, beim Gastwirth hat man immer Appetit; das weiß der Immerwährend-Reisende sehr gut und ißt daher lieber für Zwei als für Keinen. 3) Er geht in ein Kaffeehaus, trinkt eine halbe Portion, spielt, verliert, spielt wieder, verliert wieder, er spielt von neuem und gewinnt. Er hat die ganze Gesellschaft traktirt und obendrein 18 Francs verzehrt; sonst müßte er, um seinen Verlust zu ergänzen, und nur dieserhalb, einen Tag länger in der Stadt verweilen. In der Stadt muß man im Kaffeehause spielen, um seinen Bedarf heraus zu bringen, die Diligencen richten einen zu Grunde. 4) Es schlägt ein Uhr, er besucht seine Kunden: die Kunden aber haben wenig Sinn für Reisende dieser Klasse. „Mein Herr", sagt man ihm, „wir brauchen gar nichts." — „Mein Herr, kommen Sie morgen wieder." — „Ach, mein Herr! nichts wie Reisende und Hunde sieht man auf der Straße." — „Ich will nichts wissen von Reisenden." Der Immerwährend-Reisende hört diese mehr und minder schmeichelhafte Bemerkungen, macht seine Verbeugung und bedankt sich. Zuweilen muß er auch hören: „Sie belästigen", — er aber erwiedert: „Mein Herr! hier ist ein neues Dessin, die ausschließliche Erfindung unseres Hauses." Man schreit ihn an: „Sie belästigen uns!" er aber replizirt mit Enthusiasmus: „Drei Monat Ziel und drei Procent, Vortheile, die Ihnen kein Anderer gewähren kann." — „Aber, mein bester Herr, Sie verlieren Ihre Zeit umsonst." — „Thut nichts, mein Herr, dieserhalb reise ich ja." Sobald ein Kommittent nur die Nasenspitze eines solchen Reisenden wittert, und ehe dieser noch die Hand an den Thürdrücker legt, ruft er ihm schon entgegen: „Mein Herr! geben Sie sich weiter keine Mühe, wir sind mit allem Nöthigen vollkommen versehen." Und zuweilen hat er nicht eine Elle dieser Waaren, nicht eine Unze Farinzucker, nicht ein Quentchen Vitriol oder Indigo auf seinem Lager. Man kann sich auch in der That keinen schlechteren Empfang denken, als von diesen Krämern mit Nadeln, Messern, Scheeren, oder selbst von Wechselhändlern zur Verfallzeit.

Der Immerwährend-Reisende muß so lange zur Thür hinaus und zum Fenster wieder hereinkommen, bis eine Bestellung erfolgt ist; das steht ausdrücklich in seinen Vorschriften. Labor omnia vincit improbus. Dafür aber hat der Prinzipal die Verpflichtung, den Kaffee, den Wäscherlohn, das Theater und andere kleine Ausgaben zu tragen, die ihm von den Reisenden unter dem bescheidenen Namen „Reisekosten" zur Last geschrieben werden. Das kennt ein Jeder, nur der Prinzipal nicht. Ob der Prinzipal an die Treue seines Commis glaubt oder nicht, gleich viel, er wird seine Rechnungen immer pünktlich auszahlen, das heißt, die Reisekosten für fünf Monate, anstatt für drei. Der Immerwährend-Reisende behandelt seinen Prinzipal wie seine Kunden.

Der Fuß-Reisende ist ein ordentlicher Bursche, etwas derbe, aber freimüthig, schlau und doch ganz ergeben. Er erhält 6, 7 oder 8 Francs, nach der Jahreszeit und den Geschäften. Er trägt eine Blouse und Kamaschen, einen Knüttel und in seiner Tasche so viel Kleingeld, um auf der Landstraße seine Kehle in den Wirthshäusern anfeuchten zu können; er reist, leicht wie der Vogel und glücklich wie der Fisch im Wasser. Seine Proben und Sachen übergiebt er einem Kärrner. Ist er in einer Stadt angekommen, so säubert er sich, entstäubt seine Füße, rasirt sich, nimmt seine Proben und besucht seine Kunden. Der Fuß-Reisende wird, als friedlich und wenig gefährlich bekannt, von jedem Kommittenten, in Folge dieser Ueberzeugung, wie wohl ungern, doch überall zugelassen. Sobald er eingetreten ist, entfaltet er seine Probekarte, nimmt seinen Hut ab und sagt zum Chef, ohne daß ihn dieser mit einem Worte darum gefragt hat, ganz familiair: „Es macht sich, und Sie?" Darauf antwortet der Chef ganz ehrerbietig: „Mein Herr! Ihr ergebenster Diener!" Der Fuß-Reisende besucht nur die kleinen Häuser, die Kleinhändler, und diese sind eben stolzer, als die Kaufleute en Gros. Der Fuß-Reisende ist ganz ohne Gene; er setzt sich aufs Comptoir, schlägt mit seinen Hufeisen den Takt, spricht von gutem und schlechtem Wetter und kramt seine Politik aus. Jetzt erst glättet sich die faltige Stirn des Kunden; ein Kleinhändler liebt die Politik über Alles; der Fuß-Reisende, der es nach Umständen bald mit dieser bald mit jener Partei hält, raisonnirt nicht übel. Das Gespräch beginnt, steigert das Interesse, man erhitzt und streitet sich; ein Nachbar kommt hinzu, nimmt Antheil, giebt seine Meinung ab, zeigt seine Dialektik und Theorie; man stellt Muthmaßungen an und äußert fromme Wünsche; der Fuß-Reisende bildet anfangs eine Opposition: er spricht mit Hitze, redet mit Enthusiasmus, als Franzose oder nicht, das kümmert ihn wenig; er spielt den Redner, gestikulirt, müht sich ab und wehrt sich wie ein Gefangener: seine Stimme gewinnt an Umfang, seine Gedanken machen Sprünge in die Kreuz und Quer; er sprüht Funken, Blitze, seine Worte machen Geräusch, Effekt, er imponirt seinen Zuhörern, die ihn anstaunen: das hat er nur gewollt. Hat aber seine Diskussion die höchste Höhe erreicht, hat er die möglichst höchste Stufe erklommen (kluge Strategie), dann zieht er die Flagge ein und räumt seinem Kommittenten einen Sieg ein, der seiner

Eigenliebe um so schmeichelhafter seyn muß, als ihm dieser Sieg erst so hartnäckig abgestritten wurde. Der geschmeichelte Kommittent ist entzückt, hingerissen; er kann ihm unmöglich einen Auftrag verweigern.

Der Fuß-Reisende verfolgt seinen Triumph bis auf den Commis (bei Kleinhändlern die überwiegendste Person); er lebt mit ihm auf vertrautem Fuß, nennt ihn „Mein theurer Freund", verspricht ihm eine Stelle in Paris; er bietet ihm ein Gläschen Bittern an; er geht mit ihm nach dem Waffensaal; er zergliedert ihm mathematisch den Fechtschuh und erklärt ihm, wie man sich mit Nutzen der natürlichen Waffen bedienen könne. Der Fuß-Reisende ist vielleicht unter allen Reisenden derjenige, der die meisten Aufträge erhält.

Der Reisende-Tabuletkrämer oder wandernde Handelsmann ist eine Art Alcides, angethan mit einer blauen, tausendstreifigen Blouse. Als Waffe, zum Angriff und zur Vertheidigung trägt er eine Peitsche in seiner Hand, den Stock von Stechpalme, die Schnur von Leder. Besonders kenntlich ist er an der Wachsleinwand, womit sein Hut überzogen, an den blausammtnen Pantalons, womit seine Schenkel bedeckt sind, an den Hufeisen, die seine Füße erheben, und an dem beständigen Fluchen, das auf seinen Lippen heimisch ist. Sobald er in einer Unter-Präfektur angekommen ist (die Unter-Präfekturen sind nämlich seine Hafen-Stadttheile, für die er eine Vorliebe hat), erkundigt er sich nach einem Magazin. Die Gasthäuser, wo solche Reisende einkehren, haben immer eine Kammer vorräthig, die sie eigens für solche Reisende bestimmen. Ist er damit versehen, so kramt er seine Waare aus und ordnet sie in einem düsteren Raum, wo das Tageslicht, selbst am hellen Mittag, nicht eindringen kann. Desto besser; es ist gar nicht nöthig, daß der Käufer den Bruch in der Doppelschachtel, den Sprung im Rastirmesser, den Flicken im Zahnstocher und die welke Farbe des Tuches gewahre. Es ist eigens so eingerichtet und ganz herrlich. Kommt ein Käufer dorthin, so befindet er sich wie der Vogel am Vogelleim. Sind diese Vorbereitungen getroffen, so versucht der Tabuletkrämer, seinen Kunden anzuregen; zu dem Ende schmeichelt, liebkost er ihn, betet ihn an, nach seiner Weise, nach seiner Gewohnheit, roh, barsch und hart; in seiner Rhetorik bedient er sich wahrlich keiner zierlichen Redensarten, keiner Blumen. Wenn er nur reüssirt, das ist Alles, was er verlangt und was er wünschen kann; und er reüssirt auch, denn die Kunden aus der Unter-Präfektur wollen lieber selbst wählen, als sich auf die Empfehlung des Reisenden verlassen. Der Reisende-Tabuletkrämer trägt immer dieselben Kleider, im Winter wie im Sommer; er speist mit den Fuhrleuten, trinkt mit den Fuhrleuten, schläft in seiner Tabulette mit seiner Frau und seinem Hunde; auf diese Weise kommt er zu Flöhen, dafür aber spart er das Schlafgeld. Am Tage arbeitet er wie ein Galeerensklave, und wenn er seine Rechnung schließt, ist er um nichts reicher.

Wenn Sie uns nun fragen, was wird aus den Handlungs-Reisenden in ihren alten Tagen? so antworten wir: Der Reisende für das eigene Haus wird, mit sehr seltenen Ausnahmen, zichtlisch, Millionair und Friedensrichter in seinem Stadtviertel. Nachdem er seinen Kommittenten Proben, Waaren und Rabatt ertheilt, ertheilt er jetzt den Bittenden Predigten, Ermahnungen und Stempel-Papier. Sein Metier hat er also nicht im Geringsten geändert; die Form ist dieselbe geblieben, der Stoff nur hat sich geändert.

Der Reisende-Associé erhält, wenn er als Siebziger sich durch alle Hindernisse durchgewunden, zuletzt eine Versorgung in einem Orchester eines untergeordneten Theaters; seine Vielseitigkeit war also nicht ohne Nutzen für ihn, und er hat noch den Vortheil, seine Abende anständig zubringen zu können; er ist bei den Proben gegenwärtig und macht sich auch mit den Coulissen zu schaffen. Er hat sich immer für Andere interessirt, thut es gegenwärtig noch, und ist seine Lebensweise immer dieselbe geblieben.

Der Reisende-Commissionair wird geboren, lebt und stirbt in der Diligence; seine Lage bleibt ewig dieselbe; er ist mit seinem Probekasten zusammengewachsen, so wie dieser mit ihm; auch wird er nie die Wölbung seines Kutschenhimmels verlassen, wie der Veteran sein Schilderhaus und seinen Trinkbecher. So lange er einige Pfennige in der Tasche und einen Kommittenten zur Aussicht hat, wird er, wie der ewige Jude, immer glücklich, zufrieden, ohne Verdruß, ohne Sorge und ohne Neid leben. Die Diligence ist ihm Alles: sein Vaterland, seine Familie und seine Freunde. Die Diligence, welche sein erstes Lächeln gesehen, wird auch seine letzten Seufzer empfangen.

Der Volontair-Reisende wird, wenn er nach Hause kommt, Vorsteher eines Magazins, verkauft Bänder, Zündfläschchen oder Getraide; er wird auch der Nachfolger seines Prinzipals, ist ein Egoist erster Klasse geworden, hat sich bereits 15—20,000 Livres jährlicher Renten erworben und sein vierzigstes Jahr angetreten, jenes reife Alter, wo es ihm gestattet ist, Deputirter zu werden, und um nicht aus seiner vorigen Rolle zu fallen, vertheidigt er in der Kammer die Freiheit des Landes.

Der Fuß-Reisende verwandelt sich in einen Ladenhalter einer Vorstadt; er fabrizirt durchsichtige Wachslichter oder baumwollene Schlafmützen; er besitzt auch den Ehrgeiz, immer vorwärts zu schreiten. Er hat eine Ehehälfte, Kinderchen, die ihn Papa nennen, und einen Dachshund, der viele Künste macht, einen Korb zwischen den Zähnen trägt, nach Art des berühmten Munito.

Was den Reisenden-Tabuletkrämer betrifft, so hat er, um sich eine kleine Münz-Sammlung anzulegen, dieses Ziel durch den Verkauf einiger Habseligkeiten, die er nach dem Lande expedirt, bereits erreicht. Und wenn der sechzigste Winter ihm das Bedürfniß der Ruhe fühlbar macht, verkauft er Wagen und Pferd, Bagage und anderes alte Gut und läßt sich häuslich nieder mit 450 Franken jährlicher Renten, einem halben Morgen Weinland, mit rheumatischen Schmerzen, die er sich durch vierzig Jahre der Mühe und Arbeit, der Unruhe und der Entbehrung mühsam erworben hat.

So ist das Septemvirat der Handlungs-Reisenden beschaffen, so war es, so ist es, und so wird es noch lange seyn, trotz allem Wechsel des Schicksals und dem Mißbehagen des undankbaren Kommittenten. Vormals, in der guten alten Zeit, wo man bei einer Reise über die Gränze des Departements sein Testament vor einem Notar machte, damals wußte man alle gute Eigenschaften dieses achtbaren und ergebenen Ordens so zu schätzen, daß der Kommittent mit jedem Morgen ganz ehrerbietig nach dem Hotel kam, um sich nach der Ankunft des Reisenden zu erkundigen. Der Kommittent hielt schon acht Tage vorher seinen Auftrag bereit; er bat sogar, daß die Bestellung angenommen würde; er würde sich selbst zu einem Fußfall herabgelassen haben, nur um seinen Zweck zu erreichen; er strengte sich an, ihn sofort zum Mittagessen einzuladen, für ihn seine halbe Portion Kaffee und sein Schnäpschen zu bezahlen, das Fußbad mit inbegriffen; er empfahl seinen Commis, gegen ihn höflich, zuvorkommend und liebevoll zu seyn; seiner Frau, die Papillotten abzunehmen und eine gute Haube aufzusetzen; seinen Kindern, eine Verbeugung zu machen und ein Kußhändchen zu werfen; seinem Kassirer, den Reisenden ins Kaffeehaus zu führen, eine Flasche Bier mit ihm zu trinken, ins Schauspielhaus, um ein neues Vaudeville zu hören, in die Kirche, um die Glasmalereien zu sehen, ins Museum, um gar nichts zu sehen. Das war ein Aufwand von unerhörtem Luxus, von seltener Höflichkeit und verschiedenen Ausgaben, in Rücksicht, daß der Reisende überall nichts bezahlte. Heut zu Tage jedoch haben sich die Rollen gewaltig geändert. Die Sterne, die Menschen und die Handlungs-Reisenden haben die seltsamsten Verwandlungen erlitten. Die Sterne haben sich verwandelt, die Menschen verwandeln sich noch, und die Handlungs-Reisenden sind ihnen vorangegangen, folgen ihnen und werden ihnen in Ewigkeit bei dieser allgemeinen Veränderung folgen.

Vor noch nicht gar zu langer Zeit kannte der Kommittent Paris, Rheims, Amiens durchaus nur dem Namen nach. Die Handlungs-Reisenden, diese Kanäle der Französischen Industrie, verbreiteten überall hin die seltsamsten Erzeugnisse, die aus ihren Probekästen hervorgingen, wie die Bonbons aus dem Füllhorn vor der Thür eines Zuckerbäckers, und der Provinziale, der diese Wunder der Schöpfung bei sich einkehren sah, thronte mit Stolz auf seinem Comtoir von weißem oder Tannenholze. Allein heutzutage, o Tempora, o Mores! Jetzt, wo der Satan dem Hirn eines Menschen die teuflische Erfindung eingeblasen hat, wodurch es dem schüchternen Landmann möglich ist, von Brives oder Avallon in so kurzer Zeit, als erfordert wird, die Augen auf- und zuzuschließen, zu niesen oder eine Prise Taback zu nehmen, nach Paris zu reisen, läßt sich kein Kommittent mehr zurückhalten, die Hauptstadt zu besuchen. Den Kleinhändler allein, diesen halb Unzen-, und halb Ellen-Käufer, ihn allein nur schreckt noch Paris zurück, besonders der Kosten und der schlechten Speisen wegen, wofür er auf dem Lande herrlich leben kann. Auf diese Weise ist der Kleinhändler allein noch die rettende Vorsehung des armen Reisenden. Was würde in der That auch aus Letzterem werden, ohne die kleinen Aufträge von 150 — 200 und manchmal gar 300 Franken?

Das ist das Resultat der Civilisation und der Fortschritte; Die Civilisation hat den bescheidenen Krämer zu Grunde gerichtet, und aus dieser Puppe hat sich der eingebildete Kaufmann entpuppt. Die Fortschritte haben die Diligencen erzeugt, welche, durch den niedrigen Preis des Transportes, wiederum die Handlungs-Reisenden zu Grunde gerichtet haben. Die Civilisation hat den höflichen Kaufmann zu Grunde gerichtet, aus dessen Asche der stolze Kommittent hervorgegangen. Die Fortschritte der Zeit haben die Eisenbahnen hervorgerufen, welche wiederum die Diligencen vernichten werden, bis auch diese einst durch die Luftschifffahrt möglicher Weise ihre Zerstörung finden.

Daher kommt es, daß die Handlungs-Reisenden, die bis jetzt allen Stürmen der Zeit entgangen, in unseren Tagen die Märtyrer, die Sündenböcke für die unersättliche Habgier ihrer Prinzipale geworden. Daher kommt es, daß die Handlungs-Reisenden den Bettelmönchen, oder besser, abgewiesenen, verachteten Bettlern gleich geworden, die sich des Hauses schämen, das sie repräsentiren oder zu repräsentiren versuchen. „Geh, armer Tropf, stelle Deinen Charakter bloß für die 12 Francs, die Du täglich für sämmtliche Reisekosten erhältst, geh, verkaufe Dein Gewissen und richte Deine Betheurungen genau nach der Qualität des Zuckers und der Farbe des Stoffes ein, die Du dem Käufer aufdrängen willst. Geh von Thür zu Thür, bettle um das Lächeln des Einen, um den Händedruck des Anderen, bettle um einen Auftrag, um zuletzt doch nichts zu erhalten. Geh, Du hast weder einen Glauben, noch Gesetze, weder Grundsätze, noch Religion, nichts von alle dem! Denn welcher Glaube könnte Dich leiten, welches Gesetz kannst Du befolgen, zu welchen Grundsätzen kannst Du Dich bekennen, und welche Religion kann Dich beseelen? Du hast nichts von alle dem; nicht einmal eine eigene Meinung darfst Du haben. Deinen Glauben, Deine Gesetze, Deine Grundsätze und Deine Religion mußt Du vom Kommittenten annehmen. Kamäleon! Du spiegelst Dich in Deinem Kunden! Du strahlst seine Farben wieder, Du kopirst seine

Sprache, Du ahmst seine Manieren nach, Du gehst nach seiner Leitung, Du folgst ihm Schritt für Schritt; Du gehörst ihm, ihm allein, ganz ihm. Er ist Deine Gottheit, Dein Idol, Dein wohlthätiger Stern, Deine Hoffnung, Dein Führer, Deine Stütze; er ist Dein Trost, Dein guter Engel, Dein Hoffnungsanker. So bete sie an, Deine Allmacht! Kann sie für Deine knechtische Ergebenheit an ihre geheiligte Person erkenntlich seyn? Kann sie Deine Selbstverleugnung belohnen? Kann sie durch einen guten Auftrag, mit diesem Balsam ihres Vertrauens, die Wunden wieder heilen, die sie Deiner Eigenliebe und Ruhe so oft geschlagen?

China.

Canton im Jahre 1838.

III. Gärten und Europäische Frauen.

Am Nachmittage verabredeten wir eine Wasserfahrt nach den Gärten von Fa-ti, die etwa vier Englische Meilen oberhalb Canton liegen. Das Rudern ist eine der vornehmsten Ergötzlichkeiten bei den Engländern von Canton. Sie haben lauter leichte Kanots, die mit zwei, vier oder sechs Rudern fortbewegt werden. Diese Fahrzeuge sind sehr niedrig, und es gehört viele Uebung dazu, um sie geschickt zu lenken. Unsere Equipage bestand aus einem Chinesischen Steuermann, einem Englischen Ober-Aufseher, einem Schiffs-Lieutenant von der Königlichen Marine und zwei Kommissarien oder Agenten der Ostindischen Compagnie. Diese Herren machten den Anfang damit, daß sie, trotz der Rauhheit des Wetters, ihre Oberkleider ablegten; dann ergriff Jeder ein numerirtes Ruder, und bald flog die Barke, Dank ihren vereinten Bemühungen, rasch über den Wasserspiegel dahin. Ich für meine Person saß, in meinen Mantel gehüllt und doch vor Kälte zitternd, am anderen Ende der Barke. In weniger als drei Viertelstunden erreichten wir die Gärten von Fa-ti. Es sind ihrer acht bis zehn, die sämmtlich in Einer Reihe an einem Arme des Flusses liegen; man kann sie als eine Pflanzschule betrachten, aus welcher die reichen Bewohner von Canton alle Bäume und Blumen beziehen, womit sie ihre Häuser schmücken. Jeder Garten ist in funfzehn bis zwanzig Alleen abgetheilt, und diese Alleen werden von Töpfen mit Zwerg-Bäumen und Blumen gebildet, welche zu beiden Seiten auf fünf bis sechs Stufen über einander stehen. Springquellen, Kioske, Hütten und kleine Pagoden machen diese Gärten, im Vereine mit der sorgfältig gepflegten Vegetation, zu einem reizenden Aufenthalt. Ich sah hier merkwürdige Proben von der Geschicklichkeit, womit der Chinese die Natur in alle beliebige Größen und Formen zwängt: Orangenbäumchen, kaum einen Fuß hoch, waren von goldenen Früchten schwer, und an eben so winzigen Apfelbäumen hingen rothbackige kleine Aepfel, die uns den Mund wässerig machten. Am meisten aber staunte ich über den Bambus, jenen prächtigen Federbusch der Wälder, den ich auf Manilla bis zu einer Höhe von 50 Fuß emporragen gesehen und der mir hier als krüppelhafter Zwerg begegnete. Bei seiner vergeblichen Anstrengung, die ihm vorenthaltene Freiheit zu erringen, nimmt er hundert groteske Formen an. Man findet in den Gärten von Fa-ti eine unermeßliche Sammlung aller Sträucher und Blumen, die das südliche China hervorbringt; ich bewunderte viele der letzteren, von denen mir bis dahin nicht einmal eine Abbildung zu Gesicht gekommen war.

Wir verließen die Gärten von Fa-ti und nahmen Blumen mit, welche die Eigenthümer uns zum Geschenk gemacht hatten. Auf unserem Rückwege bekam auch ich Lust, ein Ruder zu führen; einer der Herren lieh mir großmüthig das seinige und fror statt meiner auf der Bank. Meine ersten Versuche waren nicht eben angenehm; das vom Strome gepackte Ruder drückte oft mit solcher Gewalt gegen meine Brust, daß ich große Mühe hatte, mich auf den Beinen zu erhalten. Dessenungeachtet verlor ich den Muth nicht und war, zum Lohne dafür, binnen einer Viertelstunde ein vortrefflicher Ruderer. Ich kam frisch und gesund und mit einem Appetite, der dem Klub, wo ich eingeladen war, Ehre machen mußte, in Canton an.

Das Wort Klub darf den Leser selbst im Canton nicht überraschen. Wer weiß nicht, daß ein Klub überall, wo einige Engländer beisammen sind, zu den unentbehrlichsten Dingen gehört? In Canton ist er wirklich sehr nothwendig; er ist ein Vereinigungs-Punkt für die armen Exilirten, denen es hier an allen moralischen Genüssen des Lebens gebricht. Die Zahl der Europäer, welche in den Faktoreien von Canton wohnen, beträgt kaum hundert; alle sind Kaufleute, die, trotz jedem Verbote der Chinesischen Regierung, das ganze Jahr hier verweilen. Nur einige von ihnen machen dann und wann die kurze Reise nach Makao. Den Tag verbringen sie in ihren Magazinen und Comptoirs; was sollen sie aber an den Abenden treiben? Für sie giebt es keine trauliche Unterhaltung, keine zärtliche Ergüsse am Familienheerde. Die Chinesische Regierung duldet keine Europäische Frau in Canton; sie denkt nicht ohne Grund, daß die Europäer, wenn man ihnen erlaubte, ihre Familien kommen zu lassen, sich für immer daselbst niederlassen würden und endlich mit Gewalt vertrieben werden müßten. Vor mehreren Jahren wollten sechs Damen aus Makao, ihrer langen Strohwittwenschaft müde, die Toleranz des Vice-Königs erproben. Sie schmuggelten sich durch die Boca-Tigris, und schon am nächsten Morgen sah man sie vor den Faktoreien spazieren gehen. Als Seine Excellenz davon Kunde erhielt, wurden dieselben im höchsten Grade entrüstet. Eine gewaltsame Entfernung der Damen wäre mit Gefahr verbunden gewesen; denn alle Ausländer führten Waffen und zeigten sich entschlossen, ihre Frauen bis aufs Aeußerste zu vertheidigen; auch vermeidet die Chinesische Regierung blutige Händel mit den Barbaren, so lange es nur irgend angeht. Dennoch mußten die Damen um jeden Preis wieder aus Canton fort; und wie sollte auch der Vice-König an den Hof berichten, daß Europäische Frauen seine Wachsamkeit getäuscht? Zuerst wurde an den Thüren aller Faktoreien eine Proclamation angeschlagen, welche den Damen einschärfte, die Stadt Canton nicht ferner mit ihrer Gegenwart zu beflecken. Seine Chinesische Excellenz fügte noch einige beleidigende Bemerkungen hinzu, die ich aus Achtung vor dem Zartgefühl meiner Leserinnen übergehen muß. Dieses Mittel blieb jedoch fruchtlos: die Damen von Makao nahmen von dem unhöflichen Publikandum keine Notiz, und jetzt mußte man von Chinesischer Seite strengere Maßregeln ergreifen. Eine zweite Proclamation suspendirte allen Verkehr zwischen Eingebornen und Europäern, bedrohte also die Letzteren implicite mit nichts Geringerem, als dem Hungertode. Ein paar Tage ließ man sich diese Aussicht gefallen; aber die Entbehrungen wurden doch bald zu fühlbar, und es blieb den heldenmüthigen Schönen keine andere Wahl mehr, als abzureisen, oder im Arm ihrer zärtlichen Gatten und mit ihnen zu verschmachten. Sie wählten das Erstere und ließen dabei manche Verwünschung gegen den unritterlichen Vice-König vernehmen. Seit jener Zeit haben die Europäer für den größten Theil des Jahres auf die Freuden des ehelichen Umgangs verzichtet; wenn sie ihrer Einsamkeit müde sind, so bleibt ihnen kein anderer Ausweg, als auf ein paar Tage nach Makao zu gehen.

Was kann man aber an Abenden thun, wenn der Magen unbefriedigt bleibt, besonders in einer Gesellschaft, deren Mitglieder sämmtlich von der Arbeit des Tages ermüdet sind? Auch ist der Klub der Faktoreien in der That hauptsächlich zu gastronomischen Zwecken gestiftet. Man kommt wechselweise bei einem oder dem anderen der Mitglieder zusammen und verbringt so die Abende recht angenehm. Wer sollte aber glauben, daß es der Zwietracht gelungen ist, selbst in dieser kleinen Kolonie, wo Eintracht das unschätzbarste Gut, ihre Fackel zu schwingen! Und doch ist es nur zu wahr; kleinliche Rivalitäten entzweien diese ehrenwerthen Männer, die sämmtlich auf Achtung und Wohlwollen ihrer Mitbürger Ansprüche haben.

Mannigfaltiges.

— **Russische Theater-Encyklopädie.** In St. Petersburg ist ein „Pantheon des Russischen Theaters und aller Europäischen Bühnen" angekündigt, das in Russischer Sprache eine Musterung der dramatischen Literatur aller Länder und eine Uebersicht alles dessen liefern will, was in dem Bereich theatralischer Leistungen gehört. Der Redacteur, Herr Th. Coni, als dramaturgischer Schriftsteller in seinem Vaterlande bekannt, giebt den Inhalt seines in Form einer Monatschrift erscheinenden Werkes folgendermaßen an: 1) Geschichte des Russischen Theaters von dessen Gründung bis auf die neueste Zeit; 2) Uebersicht der heutigen Zustände und Richtungen der Bühne überhaupt, sowohl in Rußland als in den übrigen Ländern Europas; 3) Kritische Berichte über sämmtliche neue Theaterstücke der Russischen wie der ausländischen Bühnen; 4) Biographieen und Charakteristiken der ausgezeichnetsten dramatischen Schriftsteller und Künstler Rußlands und anderer Länder; 5) Bibliographische Uebersicht aller auf Bühnenkunst und Dramaturgie sich beziehenden größeren und kleineren Schriften; 6) Einzelne dramatische Scenen in Versen und in Prosa. In der That, ein interessanter Plan — wenn er nämlich so, wie er angekündigt ist, zur Ausführung kommt. Unsere Deutschen „Allgemeinen Theaterzeitungen", die sich meistens mit Coulissen-Geschwätz und den allergewöhnlichsten Persönlichkeiten beschäftigen, könnten sich allenfalls ein Muster daran nehmen.

— **Verschiedenartiger Erfolg zweier Zeitungs-Annoncen.** In der Literary Chronicle erzählt ein Engländer, der wegen seiner seltsamen Einfälle bekannt ist: „Vor einigen Jahren machte ich folgendes Experiment: ich ließ in die Zeitungen zwei verschiedene Annoncen einrücken, in denen ich eine Haushälterin verlangte. In der einen hieß es, man suche eine Frau, die nicht bloß die Wirthschaft führen, sondern auch als Gesellschafterin dienen solle; es werde daher ein angenehmes Aeußere gewünscht, verbunden mit Bildung und eleganten Manieren. In der anderen Anzeige aber ward bloß gesagt, man suche eine gesetzte Haushälterin mit der unumgänglichen Bedingung, daß sie häßlich sey. In Folge der ersten Annonce ward ich überschwemmt mit Anmeldungen; es fanden sich so viele einnehmende und gebildete Damen, daß ich sowohl meinem Zeitalter, als meinem Vaterlande Glück dazu wünschte, einen solchen Reichthum an weiblicher Auszeichnung zu besitzen. Auf die zweite Bekanntmachung aber ging — man wird es kaum für möglich halten! — nicht eine einzige Meldung ein. Ja, ich versuchte es seitdem noch mehreremal, indem ich dieselbe Annonce von neuem in die Zeitungen einrücken ließ, aber immer blieb der Erfolg derselbe."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 148. Berlin, Mittwoch den 11. Dezember 1839.

England.

Die heutige und die frühere Englische Roman-Literatur. Bei Gelegenheit des Jack Sheppard, von Ainsworth.

Jede Zeit von einiger Bedeutung hat ihre Zeichen, an welchen der Beobachter die Zukunft zu erkennen vermag. Doch nehmen sich so Wenige die Mühe, die Zukunft in der Gegenwart zu lesen, daß die stärksten Zeichen oft von den Zeitgenossen unbeachtet blieben; nur wenn Ereignisse die Philosophie bestätigten, wurde die Schrift an der Wand deutlich lesbar. Von diesen Zeichen ist die Literatur des Tages eines der bedeutsameren. Welches Kind weiß jetzt nicht die Bedeutung und Tendenz der Literatur des 18ten Jahrhunderts, welcher Journalist sieht nicht die ganze Französische Revolution in Beaumarchais' Figaro angedeutet und ausgesprochen? Doch ehe diese Zeichen sich erfüllten, waren der Daniele, die da auslegen konnten, was seitdem so allgemein verständlich geworden, nur wenige, deren Keiner sich Gehör verschaffen konnte, selbst bei den Parteien, denen am meisten daran liegen mußte, das Unglück abzuwenden.

Daß die herrschende Literatur Englands in unseren Tagen, obgleich sie weniger Ausgezeichnetes aufzuweisen hat, ebenfalls ein Exponent für die künftige Denk- und Handlungsweise der Nation ist, bezweifeln wir nicht, und sollte Jemand aus einem fernen Lande nach England kommen, so wissen wir nicht, wo er mehr in die Schwächen des National-Charakters eingeweiht würde, als in den Kolumnen der Englischen Bücher-Annoncen. Besonders belehrend aber sind die Bücher, die nur zur Unterhaltung geschrieben werden, und mag man nun diese Unterhaltung in bigotter Theologie oder in fashionabeln Novellen, in parlamentarischen Skizzen oder in Annalen von Newgate, in den Darstellungen Brougham's oder Ainsworth's suchen: wir betrachten solche Werke mehr als Symptome dessen, was das Publikum thut und denkt, denn als einfache Erscheinungen, die ihren Werth für sich besitzen. Dieses Verhältniß zwischen Schriftstellern und Publikum ist wahrscheinlich ein allgemeines, das in allen Zeiten und Ländern wiederkehrt; aber nie trat es so hervor, als in unserer Zeit, wo die Schriftsteller sich nach dem Geschmack der Leser richten, statt diese nach dem ihrigen zu bilden, und wo man sich mehr bemüht, der Mittelmäßigkeit des kaufenden Publikums zu Gefallen zu schreiben, als man früher danach strebte, sich von seiner Zeit zu unterscheiden. Wenn man nach diesem Kriterium urtheilt, ist das Resultat nicht im Mindesten befremdend, und ein plötzlicher starker Fall des Barometers kann uns nicht sicherer den kommenden Orkan andeuten, als der Erfolg gewisser Werke vom niedrigsten geistigen Kaliber als Vorbote politischer und socialer Stürme erscheinen muß, mögen auch die sich sammelnden Wolken noch unter dem Horizonte seyn und kein Windstoß oder wirbelndes Stroh ihre Nähe ankündigen. Sehen wir von einigen rein wissenschaftlichen Werken und den dann und wann erscheinenden Tagebüchern unternehmender Reisenden ab: wie sparsam sind die Zeichen einer wahrhaften Fortentwickelung des Geistes, wie zahlreich die seines Rückschritts! Was dieser literarischen Nichtigkeit noch mehr Bedeutung giebt, ist das Bewußtseyn, daß dieselbe nur die Intelligenz des zahlenden Publikums repräsentirt, — die Thatsache, daß, während die Klassen, die sich am behaglichsten fühlen, sich mit den trivialsten, nichtsnutzigsten Dingen abgeben, die unter ihnen stehenden, unfähig jeder Lektüre und durch die bloße Macht der Verhältnisse erzogen, die viel aufregender ist, als die der Worte, über die elementaren Prinzipien des gesellschaftlichen Daseyns brüten und voll von den Leidenschaften sind, welche die erste Erkenntniß der rohesten Wahrheiten unvermeidlich begleiten.

Da ist auch so ein Buch erschienen, das zu der bezeichneten Klasse gehört, Jack Sheppard, von Harrison Ainsworth, ein Buch, das, an sich nicht bedeutender als alle übrige, der Besprechung nicht werth wäre, wenn es nicht eben eine ganze Richtung verträte. Jack Sheppard ist ein schlechtes Buch, und, was noch schlimmer ist, es gehört zu den schlechten Büchern, die für ein schlechtes Publikum gemacht sind. Wenn wir unseren Lesern das Buch selbst in die Hände geben könnten, so wäre es der kürzeste Weg, unsere Ansicht von seinem Inhalt zu begründen, daß wir ihnen die Kupferstiche, die damit verbunden sind, zeigten. In diesen Kupfern ist die ganze Gemeinheit und Widrigkeit des Stoffs zur Anschauung gebracht, die ganze unnatürliche Aufregung, deren es bedarf, um das Interesse eines Publikums wach zu erhalten, das für Humor zu zimperlich und für wahren Pathos zu blasirt ist. Die Kupferstiche sind in der That ein Extrakt des Gedruckten, und sie scheinen zu dem Buch in demselben Verhältniß zu stehen, wie eine prachtvolle Decoration zu einem Melodrama, wobei es zweifelhaft bleibt, ob die Kupfer für das Buch gestochen wurden, oder das Buch zur Erläuterung der Kupfer geschrieben ward.

Da wir jedoch nicht darauf rechnen können, daß unsere Leser diese Bilder selbst zur Hand haben, so müssen wir ihnen schon sagen, daß Jack Sheppard ein berüchtigter Einbrecher des vorigen Jahrhunderts war, und daß die Geschichte seines Lebens die Geschichte der gemeinen und ekelhaften Schändlichkeiten ist, die mit seinem Gewerbe verbunden sind. Um aber nicht durch eine endlose Wiederholung von Abenteuern, deren eines dem anderen gleich ist, langweilig zu werden und keinen trockenen Auszug aus dem Newgate-Kalender und den Zeitungen des Tages zu geben, hat der Verfasser den Helden in eine melodramatische Geschichte von unwahrscheinlichen Verbrechen verwickelt, wobei er auch mit Personen von höherem Rang in Verbindung gebracht und mit guten Eigenschaften ausgestattet wird, die mit seinem Charakter und seiner Lage unverträglich sind. Verbrechen ist die einzige Quelle jeder interessanten Situation, und der einzige Beweis dafür, daß die mitspielenden Personen Verstand besitzen, besteht in der Leichtigkeit, mit der sie ihn verlieren. Zur Fabrizirung solcher Werke gehört weiter nichts, als ein Bischen äußere Technik; Erfindung und Interesse brauchen nicht weit gesucht zu werden. Die Charaktere, Handlungen, Gedanken und Ausdrücke sind alle von der niedrigsten und einfarbigsten Art. Es kommt hier nicht auf den Menschen, auf die Natur, sondern nur auf die Verunstaltung beider, nicht auf allgemein menschliche, sondern auf ganz spezielle Ausnahms-Verhältnisse an. Hier Gefühl oder Humor einzustreuen, wäre nicht bloß Zeitverschwendung, sondern eine Täuschung für den Leser. Solche Dinge wären hier ganz am unrechten Ort: es hieße, einen Gedanken an die Stelle eines Bildes setzen, und die ganze Wirkung, auf die es ankommt, würde zerstört werden. Das ist die Lektüre, die das lesende Publikum des 19ten Jahrhunderts sucht und bekommt!

Der wahre Held des Buches ist nicht Jack Sheppard, sondern Jonathan Wild, und dieser Name bringt uns natürlich auf eine Vergleichung zwischen dem vorliegenden Werke und der ergötzlichen Burleske von Fielding; denn in dem Unterschiede zwischen diesen beiden Produkten liegt der ganze Zwiespalt zwischen uns und den Bewunderern der neuen Schule. Man hat von Dickens' Schriften gesagt, ihre Popularität sey weiter nichts, als eine natürliche Reaction der öffentlichen Meinung gegen die Herrschaft der sogenannten Exklusiven: das Publikum, der Schalkheit und Langweiligkeit der fashionabeln Romane überdrüssig, wende sich mit krankhaftem Hunger nach starker Aufregung zu den schmutzigen Sitten und Verbrechen des niedrigen Lebens. Doch glauben wir eher, daß der herrschende Geschmack seine Quelle hat in der Unfähigkeit, mit dem Erhabenen und Edlen zu sympathisiren.

Indem wir so Herrn Dickens' Namen hier zur Sprache bringen, sind wir weit entfernt, ihn mit seinen Nachahmern gleichzustellen oder seine Werke mit den „Fabrik-Knaben" (von Mistreß Trollope) und den „Jack Sheppards", die äußerlich ihnen so ähnlich sind, in eine Kategorie zu setzen. Wenn Boz das Laster schildert und die eigenthümliche Verworfenheit, welche die Armuth dem menschlichen Charakter unter der Herrschaft einer mangelhaften Civilisation aufdrückt, hat er fortwährend ein moralisches Ziel vor Augen, und indem er das Scheußlichste und Abstoßendste darstellt, sucht er die besten Gefühle unserer Natur zu wecken und die Aufmerksamkeit seiner Leser auf das zu richten, was unter der Oberfläche verborgen liegt. In dieser Hinsicht nähert er sich seinen großen Vorgängern Fielding und Gay; denn wiewohl sein Weg ein anderer ist, so ist doch das Ziel dasselbe, und statt den Geist eines verständigen Lesers zu verunreinigen, macht ihn die Lektüre seiner Geschichte weiser und besser. Aber gerade diesen Vorzug werden Boz' Leser, so fürchten wir, am meisten übersehen, und wir sind überzeugt, daß es nicht sowohl dieser moralische Gehalt ist, der seinen Schriften Absatz verschafft hat, als der scharfe Geschmack des Mediums, worein er die Bitterkeit derselben gekleidet

Blickt man auf die Newgate-Scenen Fielding's und Gay's zurück (und wir sind überzeugt, unsere Leser werden uns Dank wissen, daß wir sie ihnen ins Gedächtniß rufen), so erinnert man sich vor Allem des edlen Zweckes, für den dieselben geschrieben sind, der Kühnheit, womit die Verfasser der Gesellschaft ihre Larve abgerissen und die Schalheit jener conventionellen Formen aufgezeigt haben, welche die Laster und Lügen des fashionabeln Lebens verhüllen. Wir denken im Lesen nicht an Macheat und Wild, sondern an die politischen und gesellschaftlichen Gauner, welche in den vordersten Reihen dieser großen Maskerade, „der Welt", figuriren. Fielding hat sich hierüber ausgesprochen, und was er sagt, paßt eben so gut auf Gay's Schriften als auf seine eigenen. „Ohne in Newgate's Bevölkerung", sagt er, „nur die menschliche Natur mit abgelegter Maske zu sehen, was einige schamlose Schriftsteller gethan haben, glauben wir doch Recht zu haben, wenn wir fürchten, daß die glänzenden Paläste der Großen nichts Anderes sind, als Newgate in der Maske, und ich kenne Nichts, was einen rechtschaffenen Mann mehr erbittern kann, als zu sehen, wie das, was in dem einen Ort mit allem ersinnlichen Elend und mit der größten Schande bestraft wird, an dem anderen in Luxus und Ehren lebt." Wir sehen, wir haben es hier mit Wahrheiten zu thun, welche das weiteste und edelste Feld umfassen, mit Wahrheiten, welche die höchsten Fähigkeiten unserer Natur in Anspruch nehmen und die uns fortwährend über den Schmutz der dargestellten Bilder erheben, um den Geist mit der tiefen Moral, die jene Bilder repräsentiren, zu beschäftigen: je schmutziger und häßlicher die Dinge aussehen, desto reicher ist die Fülle von Satire und Moral, die daraus zu schöpfen ist. Vielleicht ist in der ganzen „Bettler-Oper" keine Scene lehrreicher, als die, welche, wegen ihrer Verstöße gegen die Prüderie, jetzt nicht mehr dargestellt wird.

Wenn aber die Tendenz dieser Werke edel ist und die Hand des Meisters erfordert, ist es nicht weniger der Witz und Humor, womit die Haupt-Idee in der Ausführung behandelt ist. Die „Bettleroper" ist voll von Sarkasmen und Epigrammen von Anfang bis Ende, so daß die Aufmerksamkeit weniger auf die Vorgänge, die uns vor Augen geführt werden, als auf den Sinn, der in Allem liegt, gerichtet ist. Auch die Geschichte Jonathan Wild's zieht die gebildetsten Leser an, durch die Feinheit ihrer Bemerkungen über die menschliche Natur und durch die belustigende Art, wie dieselben auf die Umstände angewendet werden. Schriften dieser Art stehen zwar immer über dem gewöhnlichen Niveau des Publikums, aber sie haben die Tendenz, die Leser geistig und moralisch zu erheben, und die Popularität, die sie genossen, zeigt, daß sie nicht ganz ohne Einfluß waren.

Wenn solche Werke Erfolg finden sollen, so muß im Publikum nicht bloß ein gesundes moralisches Gefühl herrschen, das die allgemein anerkannten Wahrheiten ohne Scheu aussprechen hört, ein gesundes Gewissen, welches den Scherz vertragen kann, wo der Scherz nur eine bessere Manier ist, derbe Wahrheiten zu sagen, sondern das Publikum muß auch gewohnt seyn, sich mit höheren moralischen Speculationen zu beschäftigen, es muß die menschliche Natur und die Gesellschaft gern von einem höheren Standpunkt aus betrachten. Ohne eine gewisse Freiheit des Ausdrucks kann die Häßlichkeit des Lasters nicht so dargestellt werden, daß der scherzhafte Gegensatz zwischen dem Buchstaben der Erzählung und der Ironie, deren Medium sie ist, recht lebendig hervortritt: ohne rasche und geübte Auffassungskraft beim Leser, ohne eine vertraute Bekanntschaft desselben mit dem Edlen und Schönen geht die Ironie verloren, der Geist bleibt unbeachtet, die „Bettleroper" wird zu einem „Tom und Jerry" und Jonathan Wild ein zweiter Jack Sheppard.

Woher die Veränderung, die über den Geist unserer Zeit gekommen ist und die das Erscheinen solcher Werke zu einem literarischen Mirakel macht? Die eigenthümliche Literatur einer jeden Zeit entspringt aus den Bedingungen ihrer Civilisation. Fragt man nun nach den charakteristischen Kennzeichen der Civilisation unserer Tage, so sind dies nach unserer Ansicht: Gleichgültigkeit gegen Alles, was einem im Leben nichts einbringt, ein formeller, conventioneller Ton, eine Scheu, die mit dem Schein der Dinge zufrieden ist und nicht tiefer zu blicken wagt, ein Mißtrauen gegen Alles, was in That oder Gedanken sich über die allgemeine Moralität erhebt, eine Verachtung alles dessen, was geistig über ein verjährtes Vorurtheil hinausgeht. Zwei leitende Gefühle scheinen die Gesellschaft des neueren England zu beherrschen: Gier nach Reichthum, als dem Mittel, sich die Genüsse dieser Welt zu sichern, und zaghafte, niederschlagende Unruhe wegen der Bahn, die zur Seligkeit in der künftigen Welt führt: zwei Gefühle, die beide wahre Tugend und wahres Glück unmöglich machen und vielleicht auch mit einer gesunden National-Literatur unverträglich sind.

Fragen wir nach den Ursachen, die solche Wirkungen erzeugen, so finden wir: eine gesteigerte Künstlichkeit des gesellschaftlichen Lebens, ein Abirren von der Natur und, was die Folge davon ist, ein Untergehen aller Individualitäten in Einen gemeinsamen Charakter, der kalt, eintönig, oberflächlich und zwar polirt, aber abstoßend und hohl ist. Der harte Kampf um die Existenz, die Anhäufung der Bevölkerung in große Städte, die allgemeine Richtung des Geistes auf die Routinen einer schmutzigen Industrie, und das Zuschneiden der Charaktere nach den kleinlichen Beschränkungen komplizirter Gesetze, das sind die Hauptthatsachen, die zu jenem Resultat führen. Während so die Gefühle erstickt werden, ist der Geist in einen engen Kreis von Ideen gebannt, und selbst die Wissenschaft beschränkt sich auf das rein Positive. Wo sich der Verstand fortwährend mit den kleinsten Details eines rein persönlichen, individuellen Nutzens zu beschäftigen hat, wo die täglichen Gedanken der Leute auf Geld und Geldeswerth gerichtet sind, da geht der Phantasie jeder Genuß verloren, weil man keine Muße hat, sie edel zu beschäftigen. Andererseits wird durch diese beständige Unruhe, den Mangel an aller Freude, besonders häuslicher, einen Mangel, der in den Schwierigkeiten und Unsicherheiten der Existenz seine Quelle hat, das Temperament versauert und das Herz verdorben, und so nehmen die Menschen entweder zu lasterhaften und brutalen Genüssen ihre Zuflucht, oder zu den Aufregungen des Fanatismus, die nicht zu Liebe und Demuth, sondern zu Kampf, Haß und Selbstverherrlichung führen. Wie viel die Verbreitung eines ascetischen streitsüchtigen Pietismus dazu beigetragen, den Ton der Literatur zu verschlimmern, kann man täglich in den Zeitungen lesen. Die Schriftsteller, als Mitglieder der Gesellschaft, theilen ihren Geschmack. Sie hören auf phantasiereich zu seyn, nicht bloß, weil das Publikum nichts davon wissen will, sondern weil die Quellen der Phantasie in ihnen, wie in den Anderen, ausgetrocknet sind. Die der Literatur gegebene Möglichkeit, ohne Kapital zu produziren, hat sie, bei dem überhäuften Zustand der Märkte für alle andere Industrieen, zum Handel gemacht. Das Ziel alles Handels ist, viel und schnell zu produziren, und der Umstand, daß das Bedürfniß nach Büchern zu den Massen herabgestiegen ist, hat eine schlechtere Literatur nicht nur erträglich, sondern sogar wünschenswerth gemacht. Dazu kommt, daß das neue Leben, welches die französische Revolution in alle Kreise des Geistes brachte, plötzlich wieder versiegt ist. Eine wunderbare geistige Aerndte war die Folge jenes Umschwungs: ist da die neu eintretende Armuth des erschöpften Bodens ein Wunder!

Ohne jedoch die Untersuchung weiter zu führen, können wir behaupten, daß der rasche Verfall der Literatur ein anderer Beweis dafür ist, daß ihr eine hastige, unregelmäßige Entwickelung der Gesellschaft vorangegangen, und daß die rasche Zunahme des Reichthums und der Bevölkerung in unserer Zeit nicht so unbedingt ein Glück ist, als es scheint: und wie das silberne Zeitalter der Römischen Literatur, so ist dieser Verfall unserer Literatur ein Zeichen für den nahen Untergang unserer National-Institutionen, wenn wir nicht noch Energie genug behalten, um die Gesellschaft im Großen zu restauriren und allen Klassen die ihnen angemessene Stellung wiederzugeben. (The Athenaeum.)

Frankreich.

Das Journalwesen in Frankreich.

I. Janin's Apologie des Journalismus.

(Fortsetzung.)

Den Schriftstellern sieht man ja begierig entgegen, wenn sie in den Salon treten, ihren Namen spricht der Lakai, wenn er sie ankündigt, mit einem gewissen Stolze aus. Geben Sie nur Acht, wenn ein Créqui und Chateaubriand zu gleicher Zeit in den Saal treten, und Sie werden sehen, wem sich die Blicke und die Herzen zuwenden. Man melde den Herzog von Montmorency und Balzac, und Alle werden Balzac ansehen. Die Ueberlegenheit des Geistes steht unwiderruflich fest, die Herzöge, die Marquis, die Grafen und Vicomte's haben den Schriftstellern weichen müssen, und dennoch lesen Sie Unbesonnene in Gegenwart dieser Adeligen eine Komödie vor, in welcher Ihren Kollegen so grausam mitgespielt wird. Wahrhaftig, Sie hätten anders, Sie hätten Ihrer eigenen Würde weniger vergeben sollen. Mögen wir uns immerhin über uns selbst lustig machen, aber dann wollen wir es auch unter uns thun. Wir können uns derbe Wahrheiten sagen, aber dann sey kein Fremder zugegen. Denn wir auch seyen, Dichter oder Journalisten, wir gehören Alle derselben Familie an und sollten uns hüten, uns den Abkömmlingen der fürstlichen Häuser zur Schau zu stellen, die uns vor hundert Jahren abgewiesen haben würden und die jetzt froh sind, wenn sie zu uns kommen dürfen.

Als endlich Alles so weit war, da öffnete sich die Thür Ihres Zimmers, und ein beifälliges Gemurmel empfing Sie. Wie schön waren Sie am vergangenen Dienstage! Schöner waren Sie nicht, als wir Sie in der Kirche St. Genevieve sahen, und als Sie das alte Italien durchzogen, wo die dortigen Gelehrten Ihre Schönheit in verliebten Sonnetten feierten. Aber ach! wie bald entschwand dieser blendende Schimmer! Als Sie die erste Scene Ihrer Komödie gelesen hatten, da fühlte ich mein Herz erkalten, da sank ich aus dem poetischen Himmel in die Wirklichkeit der täglichen Kämpfe, Verleumdungen, Schmähungen und gehässigen Anfeindungen zurück. Sie, die begeisterte Dichterin, stürzen sich in das schreckliche Gemetzel der periodischen Presse! Sie, Delphine, betreten diese schlüpfrigen und schmutzigen Pfade! Sie, unglückliche Frau, beschmutzen Ihre weißen Hände mit diesem Kothe! Sie, die immer auf den Höhen schwebten, Sie steigen jetzt unter die Erde; Sie fliehen die Sonne und begraben sich in einer Kloake! Wie, von dem schönen Berufe des Journalismus, dem Sie sich selbst gewidmet haben, der Ihrem Namen einen neuen Glanz verliehen und Sie in Berührung mit Geistern gebracht hat, denen Sie als Dichterin unbekannt geblieben waren, kennen Sie weiter nichts als diese jammervollen Armseligkeiten, die Sie uns auftischen? Wie, Sie haben nur die eine Seite sehen wollen, Sie haben das Haupt abgewendet, um das Edle, Lebenskräftige, Allmächtige dieser furchtbaren Erfindung nicht zu sehen! Wie, Sie haben in Ihren Kreisen und

Digitized by Google

gräßlichen Höhlen die armen Teufel aufgesucht, die von Gift, Schmähungen und Lügen leben, die mit Verleumdungen ihr tägliches Brod verdienen, und die dennoch mehr zu beklagen als schädlich sind! Sie sind ja nur die unschädlichen Insekten eines großen Körpers, der ihre Stiche gar nicht fühlt! Was thut dem Löwen der Floh, der in seiner Mähne nistet! Diesen haben Sie gesucht, Madame. Sie hatten die lange Liste der Journalisten vor Augen, auf der alle glorreiche Namen eingeschrieben sind, welche das Geschick Europa's seit 1789 geleitet haben. Hier stehen Mirabeau, Madame Roland, Bailly, Barnave, Lameth und aus einer späteren Zeit der General Foy, Benjamin Constant, die beiden Bertin's. Wie wäre es aber möglich, alle Journalisten zu nennen, welche die Welt aufgeklärt und gebildet haben! Kennen Sie nicht Chateaubriand's Kämpfe für den Frieden, die Freiheit und den Glauben! Anstatt aber die Schriftsteller aufzuzählen, welche der Stolz ihres Landes und des Journalismus waren, fragen wir lieber, welcher irgend bedeutende Mann in unserer Zeit nicht Journalist gewesen ist. Guizot, Odilon Barrot, Mauguin, Berryer sind Journalisten. Das Journal ist unsere Rednerbühne, ist unser Forum, ist das politische Leben, ist die Stimme, welche zu Allen dringt, ist die Gegenwart, welche die Zukunft herbeiruft. O, wie beklage ich Sie und Ihren edlen Geist, daß Sie sich zu so ohnmächtigen Declamationen haben verleiten lassen! O, wie beklage ich Sie, daß Sie sich nur mit diesen schmachvollen und elenden Einzelnheiten beschäftigt haben, ohne auf den Gesammtzustand einzugehen. Sie haben sich, theure Dichterin, ich muß es offen und frei sagen, auf den untersten Standpunkt der Frage gestellt. Sie haben nur nach unten geblickt, nicht nach oben, nicht zur Seite. Sie haben uns mit vielem Geiste und Talente die Bedientenstube des Journalismus geschildert. Wer aber, frage ich Sie, der sich an eine glänzende, mit Krystallgefäßen und Blumen geschmückte Tafel setzt, wird wohl in die schmutzigen und schmierigen Löcher hinabsteigen, wo die Saucen gebraut werden! Sie halten ein Glas voll edlen Weines in der Hand, und Sie denken nicht daran, daß die Füße eines schmutzigen Winzers die Rebe gepreßt haben. Wer läßt sich den Genuß des Brodtes verkümmern, weil der Bäckerbursche den Teig mit seinen schweißigen Händen geknetet hat! Eine Komödie macht man nicht, indem man mit dem Haken des Lumpensammlers in dem Auswurfe des Lebens umherwühlt. Wenn ich Ihnen nun gar erst sagen wollte, was die kühnsten Kriegsführer, die tapfersten Heere thun, ehe sie zur Schlacht gehen — — was liegt daran, wenn die Schlacht gewonnen wird! Wenn der Richter auf seinem Richterstuhle sitzt und Recht und Unrecht abwägt, was kümmert's mich, ob er am Morgen ein reines Hemde angezogen hat! Molière's Tartüffe würde gewiß noch schrecklicher anzusehen seyn, wenn der Dichter ihn uns aussätzig und mit Geschwüren bedeckt gezeigt hätte. Aber Molière läßt als großer Dichter seinen Scheinheiligen, ehe er ihn aufs Theater bringt, von Kopf bis zu Fuß von Orgon ankleiden. Und Sie, die elegante Dame, wollten sich etwas darauf zu Gute thun, wenn das Parterre über die Lumpen der Literaten lachte, wie über die Lumpen Robert Macaire's und seines würdigen Freundes Bertrand.

Es ist mir unmöglich gewesen, den ersten Akt der „Schule der Journalisten" zu billigen. Derselbe ist eine Orgie ohne Wahrheit, die Sie irgend einem schlechten Romane des Herrn von Balzac entlehnt haben. Angenommen auch, es gehöre so wenig Geist und Talent zur Redaction eines Journals, wie Sie voraussetzen, so wäre doch die Feier einer Orgie immer ein sehr ungeeigneter Zeitpunkt. Sie wissen sehr wohl, daß eine nur irgend vernünftige Seite nicht unter den Ausdünstungen des Weines geschrieben werden kann. Ich frage Sie, die zum Handwerke gehören, kennen Sie viele Schriftsteller, welche ihr Leben mit Essen, Trinken und Singen ausfüllen, und die sich zum Ueberflusse die gröbsten Beleidigungen sagen? So geht es ja nicht einmal in einer Gesellschaft von Lumpensammlern und Dieben zu. Jedes Geschäft, selbst das schändlichste, erfordert eine Zeit der Arbeit und der Besonnenheit. Der Mörder, welcher einem Opfer auflauert, bleibt nüchtern und wartet, um sich zu berauschen, bis er den Wein mit Blut mischen kann. Und doch soll der Journalist gerade den Augenblick, sich zu berauschen, wählen, wo er der Besonnenheit, des Styles und des Geistes am dringendsten bedarf! Als Beweis führten Sie in der Unterhaltung, die sich zwischen uns in Ihrem Salon entspann, einen Mann an, der den gebildetsten Geschmack, das sicherste Urtheil hatte, einen der größten Schriftsteller, auf den Frankreich in einer besseren Zeit stolz gewesen seyn würde. Dieser Mann, sagten Sie, war berauscht, als er einen Journal-Artikel schrieb, der als eines der schrecklichsten Kapitel in der Geschichte der Zeit figurirt. O, wie wenig kannten Sie diesen Mann *), wenn Sie glauben konnten, er habe in dem Zustande, in welchen ihn seine unglückselige Leidenschaft versetzte, eine Zeile geschrieben. Im Gegentheil, er achtete die Französische Sprache so sehr, daß, wenn er sich einmal zum Schreiben anschickte, was freilich selten geschah, er sich dazu durch eine lange Enthaltsamkeit vorbereitete. Wenn er die Feder in der Hand hatte, trank er nur Wasser. Den Artikel, von dem Sie sprechen, dieses Mene, tekel, phares, welches einer Monarchie den Todesstreich versetzte, schrieb er mit kühlem Blute und in vollkommen nüchternem Zustande. Wenn der Wein ihn begeistert hätte, würde er dicke Bände hinterlassen haben, während wir jetzt nur wenige unvergängliche Seiten von ihm besitzen. (Schluß folgt.)

*) Es ist hier Etienne Becquet gemeint, der Verfasser des Artikels im Journal des Débats, welcher mit den Worten: „Unglücklicher König! unglückliches Frankreich!" schloß.

Bibliographie.

Les Guêpes. (Die Wespen.) Unter diesem Aristophanischen Titel hat der Schriftsteller Alph. Carr angefangen, auf eigene Hand eine Monatsschrift herauszugeben, mit der er der Tagespresse, gleichviel, ob sie dem Ministerium oder der Opposition huldige, selbständig entgegentreten will. Herr Carr geht von der Ansicht aus, daß alle Zeitschriften entweder durch ihr Publikum oder durch ihre Protektoren und Actionnaire eine einseitige Richtung erhalten, die er vermeiden will. Wer leistet jedoch Gewähr gegen die Einseitigkeit des Herrn Carr?

China.

Canton im Jahre 1838.

IV. Die äußere Stadt. — Consumtion und Gewerbe.

Canton zerfällt in zwei Städte, die innere und die äußere. Eine sehr alte Mauer mit Zinnen trennt beide Städte von einander: diese Mauer ist 20 bis 25 Fuß dick und in gewissen Zwischenräumen von gewölbten Thoren durchbrochen, die man am Abend verschließt. An einem dieser Thore dürfen die Fremden in außerordentlichen Fällen ihre Petitionen abgeben. In der inneren Stadt residiren der Vice-König und die übrigen ersten Behörden; man erkennt ihre Behausungen an zwei sehr hohen Masten, von denen jeder eine Kugel trägt. Es ist den Fremden ausdrücklich verboten, die innere Stadt zu betreten; und wer diesem Verbote zuwider handelte, der würde sich den größten Gefahren aussetzen, aber in der äußeren Stadt, die allein schon über eine halbe Million Bewohner zählt, darf man sich ergehen, so viel man will. Beide Städte sind in gleichem Style erbaut; die mit großen Steinplatten gepflasterten Straßen haben kaum sechs Fuß Breite; und die vornehmsten derselben sind an beiden Seiten mit unzähligen Kaufmanns-Läden versehen. Nichts ist malerischer oder, besser gesagt, grotesker, als der erste Anblick einer Chinesischen Straße. An jedem Laden befindet sich ein coulissenartig angebrachtes Brett, das vom Boden bis zum Dache reicht. Auf allen diesen Brettern, deren Farbe abwechselnd roth, blau, grün, gelb u. s. w. ist, prangen kolossale Charaktere aus Kupfer oder vergoldetem Holze, die uns über den Namen des Kaufmanns und die Gegenstände seines Handels Auskunft geben. In den Straßen selbst ist (ohne Zweifel schon wegen ihrer Enge) ein Lärmen und ein Gedränge, von dem die bevölkertsten Straßen Europäischer Hauptstädte keinen Begriff geben: wir schoben uns oft mehr vorwärts, als wir gingen, und dennoch bekamen wir keine Kopf- oder Rippenstöße, obschon selbst Lastträger mit ungeheuren Lasten dicht neben uns sich Bahn brachen. Als ich mich in dieser wogenden Masse zum erstenmale so gut als allein sah, wurde mir wirklich etwas unheimlich zu Muthe; denn ich gedachte der zahlreichen Beispiele von Gewaltthätigkeiten, deren Opfer andere Europäer geworden waren und von denen ich erst gestern Abend hatte erzählen hören. Vielleicht ist Manches übertrieben; wie dem aber auch seyn möge, so kann ich wenigstens versichern, daß mir und meinen Begleitern während unseres ganzen Aufenthalts auf Chinesischem Boden keine Art von Schimpf widerfahren ist.

Die äußere Stadt Canton ruht, wie Amsterdam, auf Pfählen in einem schlammigen Boden und ist so vor den Ueberschwemmungen des Flusses gesichert, dessen Wasser zur Fluthzeit unter den Straßen fließt. Europäische Bauten würden für dieses künstliche Terrain zu schwer seyn; aber das Material der Chinesischen Häuser, die außerdem im Durchschnitte nur aus einem Erdgeschoß und einem niedrigen oberen Stock bestehen, ist sehr leicht. Dennoch sah ich ein Gebäude aus Quadersteinen, dessen Alter man auf 2500 (!!) Jahre berechnet. Die Stadt erstreckt sich auf einer Linie von ungefähr zwei Französischen Meilen in westöstlicher Richtung längs dem Flusse; ihre Breite bis zur Mauer der inneren Stadt beträgt wenigstens eine Meile.

Wir hatten auf unserer ersten Wanderung durch diese kleine Welt von wimmelnden Gassen hauptsächlich den Zweck, eine weit vom Thore entfernt liegende große Fabrik lackirter Waaren in Augenschein zu nehmen. Das Revier der Fleischer und Viktualien-Händler, welches wir zuerst betraten, ist äußerst sehenswürdig; hier sind alle Läden mit genießbaren Dingen der drei Naturreiche angefüllt; alle Elemente der Küche, roh und gekocht, todt und lebendig, in buntester Mischung. Die Fleischer in Canton brauchen von den unsrigen nichts zu lernen; man sieht nirgends besser gehauene Ochsen-Viertel, schönere Hammel, appetitlichere Côtelette's und fetteres Rüsselvieh. Kennst Du auch jenes Thier, dessen Fleisch so absonderlich lecker aussieht? Ach! es ist der Hund, der treue Gefährte des Menschen, den er nach seinem Tode hier ernähren hilft. Betäubt Dich nicht das Geschnatter der Myriaden Enten, die in haushoch über einander gethürmten Käfigen stecken? Und nun sieh einmal, wie meisterlich der Chinese die gefangenen Fische lebendig und gesund zu erhalten versteht! Aus einer mächtigen Kufe, die als Reservoir dient, steigen Springbrünnchen empor, und fallen in eben so viele kleine, mit Fischen angefüllte Zober. Ich eile rasch an den Gestellen vorüber, auf welchen Schwalben-Nester, Bauchflossen von Haifischen und tausend andere Delikatessen für verwöhntere Gaumen symmetrisch rangirt sind. — Nach den Magazinen mit Eßwaaren kommen die Kleider-Magazine; man hat hier die Wahl unter ferti-

gen und ganz vollständigen Anzügen für alle Bürger-Klassen, von der schlichten baumwollenen Tunika des Handarbeiters bis zu dem kostbaren seidenen Gewande des höheren Würdenträgers, das mit blauäugigen und rothzüngigen goldenen Drachen prangt. Etwas weiter ab liegen die Kaffeehäuser, oder vielmehr die Theebuden, wo man den Thee so heiß trinkt, daß nur ein Chinesischer Gaumen unverletzt bleibt. Hier bemerkte ich zum ersten Male viel mehr Einfachheit und viel weniger Luxus, als in Europa. Die Café's von Canton haben weder kostbare Spiegel, noch marmorne Tische, noch reich geschmückte Büffets aufzuweisen; einige Bänke und ein ordinairer Tisch sind das ganze Mobiliar. Auf dem Tische stehen Täßchen, nicht viel größer, als Fingerhüte; aber diese Täßchen enthalten auch einen Schluck Thee, wie man ihn nur in Canton zu bereiten weiß, selbst unter den niederen Ständen. Unmittelbar an die Tscha-pu's (Theebuden) stoßen die Magazine der Tabackshändler, die ihre Waare dadurch am besten zu empfehlen glauben, daß sie, mit befriedigender Miene am Boden kauernd, aus ihren langen schwarzen Pfeifen schmauchen und die blauen Wölkchen dem Vorübergehenden ins Gesicht blasen. — Ein paar Schritte über die Tabacks-Gränze hinaus befinden wir uns im Reviere der Feuerwerker. Wundere Dich nicht, wenn die Läden dieser Leute noch weiter reichen, als Dein Auge trägt! Die Lust an Feuerwerken ist ein charakteristischer Zug der Chinesischen Nation. Wir rühmen uns in Europa, das Pulver erfunden zu haben; aber die Chinesen lachen über unsere Ansprüche, sie wissen aus ihren Annalen, daß man schon vor Christi Geburt im „Reich der Mitte" Kunstfeuer von allen Farben abbrannte, und man muß aufrichtig gestehen, daß die Europäischen Feuerwerker noch sehr weit hinter den Chinesischen zurückgeblieben sind, wie große Fortschritte auch diese Kunst seit 50 Jahren in unserem Westen gemacht hat. Es herrschte in diesen Magazinen erstaunliche Thätigkeit; ich besah mir eines derselben und erinnerte mich dabei der Zeit, in welcher ich das glücklichste Kind in Europa gewesen wäre, wenn man nur ein Zehntheil dieser Schätze zu meiner Verfügung gestellt hätte.

Aus dem pyrotechnischen Viertel führte unser Weg durch einen minder belebten Stadttheil, wo schöne Häuser von silbergrauem Baumaterial, deren Zwischenräume mit sehr weißem Kalk ausgefüllt waren, als die Wohnungen der reichen Bürger sich ankündigten. Endlich standen wir vor der Manufaktur lackirter Waaren, dem großen Gegenstand unserer Wanderung. Ihr Eigenthümer, ein Herr Hip-kua, dem hundert Arbeiter zu Gebote stehen, führte uns persönlich in seine Werkstätten und erklärte uns mit großer Zuvorkommenheit, wie viele Metamorphosen der Lack durchmachen muß, bevor er seinen Zwecken ganz entspricht. Im ersten Saale waren die Tischler mit Bearbeitung des Holzes beschäftigt. Wenn dieses Holz, welches dem Kirschbaumholze sehr ähnlich ist, die gehörige Form hat, so bringt man es in einen zweiten Saal, wo es einen Ueberzug von einer Art grobkörnigem Thon erhält. Ist der Thon trocken genug, so wird er vermittelst eines platten und harten Steines geschabt, so daß er in die Poren des Holzes einzudringen vermag. Das also zubereitete Holz erhält die erste Deckung von Lack. Ich wünschte die Bestandtheile dieses Firnisses zu erfahren; allein Herrn Hip-kua's Antworten waren nicht sehr befriedigend; ich konnte nur so viel daraus entnehmen, daß der Lack ein Gemisch von Gummi-Arten und des Saftes verschiedener Pflanzen ist. Hip-kua zeigte uns mehrere Kisten voll dieses edlen Fabrikates und sagte, jede dieser Kisten, die ungefähr 50 Pfund wogen, koste 80 Piaster, d. h. etwas über 100 Thaler. Man glaube aber nicht, daß ein Ueberstrich von Firniß schon hinreichend sey. Die erste Lage wird, sobald sie trocken ist, wieder abgeschabt. Das Holz behält nur eine leichte schwarze Färbung und muß, je nachdem der Lack eine größere oder geringere Vollendung haben soll, noch zwei bis zehn Mal überstrichen werden. Endlich läßt man es längere oder kürzere Zeit trocknen. Alle diese Details beziehen sich aber nur auf einfache Lackirung; sollen noch Zeichnungen hinzukommen, so erfordert dies eine ganz andere Arbeit.

Die Wohlfeilheit der lackirten Waaren hatte mich zu dem falschen Schlusse verleitet, daß ihre so bewunderten goldenen Dessins nur das Ergebniß eines einfachen Verfahrens seyen. Dem ist aber nicht so. Man sticht zunächst mit einem feinen spitzigen Instrumente ein auf Papier gezeichnetes Muster nach; dann klebt man das Blatt auf den Lack, der die Zeichnung empfangen soll, und bedeckt es mit pulverisirtem Talke. Dieses Pulver dringt durch die Löcher des Papiers und läßt auf dem Lack einen Abdruck der Zeichnung, den ein Arbeiter mit einem spitzen Instrumente einritzt. Ist diese Arbeit gethan, so wird das weitere Lackiren das Geschäft eines Malers, der mit einem sehr feinen Pinsel die ersten Lagen rother und brauner Farbe, welche der Vergoldung vorangehen, aufträgt. Ehemals begnügte man sich mit matter oder glänzender Vergoldung; jetzt fügt man noch Versilberungen, grünes Blätterwerk, weiße und rothe Blumen hinzu. Der Fabrikherr zahlt seinen beiden ersten Malern je 20, den vier Chefs der Werkstätten je 15 und den übrigen Arbeitern 4 bis 5 Piaster monatlich. Die Arbeit dauert von 7 Uhr Morgens bis 5½ Uhr Abends; die Arbeiter halten täglich zwei Mahlzeiten, und für jede Mahlzeit bewilligt man ihnen eine halbe Stunde. Hip-kua zeigte uns in seinen Magazinen unzählige lackirte Gegenstände, klagte aber sehr, daß der Absatz dieser Artikel nicht mehr stark sey. Die Lack-Waaren haben, da sie in Europa außer Mode gekommen sind, auf dem Markte von Canton die Hälfte ihres früheren Werthes verloren.

Wir dankten Herren Hip-kua für seine Gefälligkeit und kehrten dann auf einem anderen Wege nach den Faktoreien zurück, ohne die geringste Beleidigung zu erfahren, obschon das Viertel, das wir dieses Mal passirten, sehr selten von Europäern besucht wird. Wenn drei oder vier Chinesen mit ihrem seltsamen Kostüm in den Straßen von Paris herumspazierten, so würden sie die Neugier des Pöbels gewiß viel mehr reizen, und vielleicht könnten sie sich glücklich schätzen, wenn es ihnen gelänge, ohne ein unangenehmes Abenteuer in ihre Wohnung zu kommen. Man versicherte mir übrigens, daß die Polizei-Agenten strengen Befehl haben, jeden in der Stadt verirrten Fremden, der ihnen begegnet, in Schutz zu nehmen und nach den Faktoreien zurückzubringen.

Mannigfaltiges.

— **St. Marc Girardin und Gans.** Herr St. Marc Girardin, der so eben wieder mit glänzendem Erfolge seine Vorlesungen über Poesie bei der Sorbonne in Paris eröffnete, hat in das neueste Heft der Revue des deux Mondes seinem verstorbenen Freunde Eduard Gans eine Gedächtniß- und Ehrentafel gesetzt. Lerminier war ihm darin bereits vorangegangen, indem er in seiner Abhandlung über die „geschichtlichen Gegensätze unserer Zeit" (S. Nr. 73 und 74 des „Magazins" von d. J.) dem Deutschen Gelehrten, mit welchem er in der philosophischen Auffassung des Rechts auf Französischem Boden zusammengetroffen war, einen Platz auch in der Kulturgeschichte Frankreichs vindizirte. Was dieser jedoch nur gelegentlich ausgesprochen hatte, das thut St. Marc Girardin in einem eigenen, dem Verstorbenen gewidmeten Artikel, der mit der ganzen Energie, Klarheit und Anmuth des Ausdrucks geschrieben ist, die wir an diesem Französischen Schriftsteller zu bewundern pflegen. „Noch einmal", sagt er im Beginn seines Artikels, „habe ich die Briefe, die ich von Gans besitze, und die Bemerkungen überlesen, die ich über unsere im Jahr 1830 in Berlin gepflogenen Unterhaltungen niedergeschrieben. Wie ist eine solche Lektüre doch erschütternd! Welcher schmerzliche Rückblick auf das Leben! Und ach, wie oft kommt man in diesen Fall, wenn man auch erst ein Alter von vierzig Jahren erreicht hat! Wie doch unser Kreis von Freunden schon gelichtet ist! Da und dort, überall hat der Tod Bande und Neigungen zerstört, von denen uns nichts, als einige Briefe geblieben, die, ach! in der vollen Gluth der Jugend geschrieben, voller Zukunftspläne und Hoffnungen sind, die wir, als wir sie zuerst gelesen, freudig begrüßten, jetzt aber mit zusammengepreßtem Herzen wiederlesen bei dem Gedanken, daß von so vieler Liebe, so vielen guten und edlen Gesinnungen, so vielem Geiste und Leben, Nichts uns bleibt, als im Himmel eine unsterbliche Seele, mit der wir vielleicht in keinerlei Verbindung mehr stehen, und auf der Erde die Erinnerung, die der Lauf der Zeit und die Sorgen jeglichen Tages nach und nach selbst aus den treuesten Herzen verwischt!" Girardin erzählt darauf die Geschichte seiner Bekanntschaft mit Gans, und wie er in ihm einen Deutschen gefunden, der, wie wenige seiner Landsleute, Frankreich kannte und liebte, aber bei aller Vorliebe für dasselbe sich auch der geistigen Vorzüge seines Vaterlandes stets bewußt war und mit der Anerkennung des Französischen Einflusses auch denjenigen immer geltend zu machen verstand, den Deutschland auf Frankreich, wie auf das übrige Europa, übte. „Gans", fährt sein Französischer Freund fort, „irrte sich sehr oft in der Beurtheilung der Gegenwart, d. h. in der Politik; aber er excellirte in der Philosophie der Geschichte, wenn es galt, Begebenheiten aus der Ferne und in großen Massen zu würdigen. Alsdann hatte er auch eine merkwürdige Beredsamkeit, die halb Französischer und halb Deutscher Natur war, halb Esprit und halb Enthusiasmus. Die Philosophie der Geschichte war seine Lieblings-Wissenschaft. Ein Schüler Hegel's, hat er die Grundsätze dieser Schule in eigener, oft mit denen des Meisters scheinbar in Widerspruch stehender und doch wiederum völlig mit ihnen übereinstimmender Weise angewandt. Wie gern unterhielt ich mich mit ihm über dieses Thema; welche lange und für mich belehrende Conversationen lieferte uns die Philosophie der Geschichte. Nur dann, wenn Gans zu glauben schien, daß die großen Ideen über den Fortschritt des Menschengeschlechts einzig und allein Deutschen Ursprungs seyen, erlaubte ich mir, ihm eine Stelle von Bossuet oder Fenelon zu citiren, welche vor Herder und Hegel, ohne ein System daraus zu machen und in ihrer gewöhnlichen Sprache, den Plan der Vorsehung und den Gang der Civilisation mit bewundernswerther Klarheit dargelegt hatten." — In ähnlicher Weise citirt nun St. Marc Girardin andere Unterhaltungen mit Gans und längere Stellen aus Briefen des Verstorbenen, die er besitzt. Endlich aber giebt er eine Uebersicht der Schrift: „Rückblicke auf Personen und Zustände" (was nicht ganz richtig durch Coup d'oeil rétrospectif sur les personnes et sur les circonstances übersetzt ist), weil Gans darin seinen Aufenthalt in Paris zu drei verschiedenen Perioden beschrieben und eine Skizze vieler Französischer Illustrationen geliefert hat. Als besonders ergreifend hebt Herr St. Marc Girardin das Bild hervor, das sich in diesem Buche von der Herzogin von Broglie (einer Tochter der Frau v. Staël) befindet, da auch diese seitdem bereits, ungefähr um dieselbe Zeit, wie Gans, ihren Freunden durch den Tod entrissen worden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 149. Berlin, Freitag den 13. Dezember 1839.

Frankreich.

Einige Tage im südlichen Frankreich.

II. Aix und Marseille.

Nun machte ich mich nach Aix und Marseille auf den Weg, immer von jenem unseligen Mistral begleitet, welchen die Leute dieser Gegend als einen Wind bezeichnen, der einem den Kies ins Gesicht treibt. Wir reisten Nachts und ließen es darauf ankommen, so den Anblick der zwei oder drei Merkwürdigkeiten von Aix zu verlieren, wodurch wir den Vortheil hatten, diese traurige Provence nicht zu sehen, in der man nichts als verkalkte Steine erblickt. Der Eilwagen ist ganz abscheulich, doch besitze ich glücklicherweise ein Mittel gegen alle diese kleinen Reise-Unannehmlichkeiten, dessen ich früher schon einmal gedachte und das ich nun so frei bin, in aller Form anzuempfehlen. Befindet sich auf dem Eilwagen ein Handlungs-Reisender, — und man trifft auf dergleichen Personen fast immer, — so rathe ich Jedem, sich mit ihm zu befreunden; denn einmal haben die Handlungs-Reisenden immer Zeit zu Vergnügungen, selbst wenn es ihnen daran zu ihren Geschäften gebricht, und dann haben sie alle Witz oder doch so etwas Aehnliches. Sie kennen alle im Lande übliche Fluch- und Betheurungswörter, verstehen sich darauf, angenehm mit allen Vorübergehenden zu scherzen; jede Lokal-Anekdote, jede Sehenswürdigkeit des Weges ist ihnen bekannt; sie wissen Alles, wie zum Beispiel, daß es in Nimes mehrere Arena's giebt, und dergleichen mehr; ganz besonders aber sind sie mit dem Theater vertraut, und von ihnen beziehe ich meine ganze Kulissen-Chronik. Was nun den Handel anbetrifft, so kennen sie ganz genau den Preis der Elle, des Dutzends oder des Fasses, doch ist dies unglücklicherweise das Einzige, worüber sie einige Verschwiegenheit beobachten. In Bezug auf die Politik gehören sie natürlich zur Opposition, weil man dadurch sogleich ein Ansehen von Unabhängigkeit und Geist gewinnt und auch nichts zu erfinden braucht, da einem die Zeitung am Morgen den Vorrath für den Tag liefert. Die Bekanntschaft mit diesen Herren ist leicht angeknüpft, denn ganz ohne Umstände fangen sie damit an, die Eurige zu machen; sie erkundigen sich nach Eurem Namen, Vornamen, Reisezweck, und nun gehören sie Euch bis zu Eurer Ankunft gänzlich an, sie plaudern ohne Aufhören und bieten Euch alle Naselang eine Wette an: „Wetten wir um eine Bowle, um eine Flasche Champagner, um ein Theater-Billet"; eine Art von Handel, bei dem der Vortheil ganz auf ihrer Seite ist, der Schaden aber ihrem Hause zufällt. Zuweilen begegnet man auch Handels-Reisenden, die sich noch auf andere Dinge verstehen, die bescheiden und zurückhaltend sind; man gehe diesen aber ja aus dem Wege, denn sie sind lange nicht so spaßhaft wie die anderen.

Ganz frühmorgens langten wir in dem geräuschvollen Marseille an, das schon lange erwacht war, weil es eigentlich gar nicht schläft. Es kündigt sich durch einen noch unvollendeten Triumphbogen an, welchem, um schön zu seyn, nur das Passende fehlt; denn wenn man die Marseillaise und die daran haftenden Erinnerungen ausnimmt, so kenne ich keinen anderen Ruhm von Marseille, als seinen Handel; Bogen und Säulen aber sind keine Handels-Trophäen; dazu gehören Haufen klingender Thaler. Und es besitzt solche Pyramiden, was fehlt ihm also noch?

Von Seiten der Augenweide ist Marseille beinahe ohne Nebenbuhler; es hat schöne Spaziergänge, geräumige Plätze, malerische Brunnen, breite und gerade, aber nicht einförmige Straßen, Miethswagen, die so prächtig wie die Equipage eines Gesandten sind, unzählige Kaffeehäuser, in welchen die Marseiller ein Drittel ihres Lebens verbringen, und die gewiß in Allem den Pariser Café's gleichkommen, wenn sie nicht diese noch an Glanz überstrahlen. Am bemerkenswerthesten fand ich das Viertel Bonaparte mit seiner Säule, die Straße St. Ferreol, welche mit Läden eingefaßt ist, die an die schönsten der Cheapside und des Palais-Royal erinnern, und den Cours (Spazierplatz), der Vormittags zur Börse dient, wo sich dann, wie bei einer Emeute, Kopf an Kopf drängt. Ich war hier Zeuge eines schmerzlichen Schauspiels; das zufällige Absterben mehrerer der schönen Bäume, mit denen er bepflanzt war, so wie das Siechthum einiger anderen, hatten die Stadt veranlaßt, diese herrliche Zierde ganz auszurotten, die überall so kostbar ist, doch unter der Marseiller Sonne ohne Werth zu seyn scheint. Stricke, die an allen vier Seiten angebracht waren und von Schiffswinden angezogen wurden, stürzten diese hundertjährigen Häupter mitleidslos in den Staub, und die Aristokraten des Pflanzenreichs fielen unter dem thörichten Jauchzen der Menge, die immer für Todesvollstreckungen eingenommen ist, und geschähen sie auch auf ihre Kosten. Mir trat eine Thräne ins Auge über die Thorheit, fast möchte ich sagen über das Verbrechen einer solchen That gegen diese ehrwürdigen Freunde der Menschheit; mir war, als sey ich unter jene barbarischen Völker versetzt, die ihren Greisen das Kopfkissen unter dem Haupte wegziehen. Hätte man nicht das Abfallen der letzten Knospe, des letzten Zweiges abwarten müssen, bevor man es zu diesem äußersten Entschluß kommen ließ?

Die vorzüglichste Schönheit von Marseille ist die Seele dieses großen Körpers, ist die Beweglichkeit und, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Elastizität seiner Bevölkerung, denn der südliche Charakter haucht Allen ein energisches Leben ein. Kein Kaufmann steht stumm vor seinem Laden; alle Augenblicke blieb ich auf der Straße stehen oder eilte zum Fenster, weil ich immer einen Streit zu hören glaubte oder ein Handgemenge befürchtete, und doch waren es nur zwei Leute, die um eine Orange handelten oder ganz freundschaftlich an einander Fragen richteten. Die Nacht selbst dämpft diese Bewegung und diesen Glanz nur sehr wenig, so sehr bestrebt sich das Gas, den Tag zu ersetzen. Kaffeehäuser, Magazine, Hotels, kurz Alles, nur nicht die Straßen-Laternen, ist mit Gas beleuchtet; dies scheint eine sonderbare Ausnahme zu seyn, die sich aber dadurch erklären läßt, daß diese Laternen auch so schon gerade nicht schlecht erleuchten, und Alles, was ziemlich gut seine Dienste verrichtet, ist gewöhnlich weniger für den Fortschritt empfänglich. (Schluß folgt.)

Das Journalwesen in Frankreich.

I. Janin's Apologie des Journalismus.

(Schluß.)

Sie wissen so gut wie Jedermann, daß der Wein noch Niemand begeistert hat. Selbst die Dichter, welche Bacchus und Venus preisen, feiern sie nüchtern und Morgens. Wenn Boileau sagt: Horace a bu son soûl, so begeht er eine dichterische Licenz. Und wie wollte man erst bei einem Trinkgelage ein Journal schreiben, d. h. ein ganzes Buch, welches durch alle Hände geht und alle Angelegenheiten des Landes behandelt, die größten und die kleinsten. Schaffen Sie also doch aus Ihrer Komödie die gemeinen Punsch-Terrinen weg, deren Flammen einen so düsteren Schatten auf Ihren Geist werfen. Schaffen Sie die dampfenden Speisen und die Trüffeln weg, das Geklirr der zerbrochenen Gläser und der Teller, die man sich an die Köpfe schleudert. Mit vollem Bauche und auf Sopha's hingestreckt, welche die Unmäßigkeit besudelt hat, würde man nicht das jämmerlichste Sudelblatt schreiben können, wie viel weniger ein Journal, das, wenn es seine Stimme erhebt, ein Ministerium stürzt. Dies ist gerade einer der schreiendsten Widersprüche Ihrer Komödie, daß das Journal trotzdem die unerhörtesten Wirkungen hervorbringt. Kaum ist das Journal, welches Trunkenbolde und Schlemmer mit vollem Bauche und leerem Kopfe schreiben, erschienen, als auch schon das Ministerium zusammenstürzt, der Thron in Gefahr kömmt, in der Familie des Ministers das Unheil ausbricht und der größte Künstler der Gegenwart sich aus dem Fenster stürzt. So viel Unheil, so viel Elend bringt in Zeit von vierundzwanzig Stunden ein von solchen Wichten geschriebenes Journal hervor.

Noch ärgere Vorwürfe verdient der zweite Akt. Nachdem wir den Journalisten außer dem Hause im Rausche gesehen haben, wird er uns in seiner Behausung vorgeführt. Hier suchen wir aber vergeblich den eleganten Salon, das freundliche Arbeitszimmer; wir finden nichts als Unordnung und Unreinlichkeit. Schon ist es zwölf Uhr, und der Kammerdiener hat das Zimmer noch nicht gereinigt. Hierin besteht indeß nicht allein die Unordnung; wir finden bei dem Manne ein schreckliches herzloses Geschöpf, welches ihn beherrscht und schmäht, einen jener abgezehrten Dämonen, welche in der Oper tanzen und aus dem Todten-

tanze gestohlen zu seyn scheinen. Wir fragen wiederum, warum hat man auf eine beklagenswerthe Ausnahme, die sich in unserem Stande so gut wie in jedem anderen findet, eine allgemeine Anklage begründet? Ist es nicht grausam von Ihnen, daß Sie diese Tänzerin, welche mit dem ganzen Gewichte ihrer Nichtigkeit und verwundeten Eitelkeit auf dem Manne lastet, auf das Theater ziehen? War sie Ihres Zornes werth? Wie können Sie glauben, daß ein solches Weib, das sich im Kothe des Theaterlebens umhergeschleppt hat, einen edlen Geist beherrschen könne? Wie würde dieser Mann, der doch einige Achtung vor sich selbst haben muß, da Sie ihm Talent zugestehen, einem solchen Wesen gestatten, in seinem Journale eine Familie zu schmähen, die er achtet, eine junge Frau, welche er liebt, ein großes Talent, welches er verehrt? Wüßten Sie, wie unmöglich es ist, daß ein Mann sich selbst eingestehe, daß er ein Niederträchtiger und Verleumder sey, so würden Sie diese Einzelheiten ausstreichen, welche höchstens des elenden Romans des Herrn von Balzac würdig sind, der der Presse nun einmal seinen Zorn gewidmet hat, obgleich diese auf seine Schmähungen wie ein Riese auf den Angriff eines ungezogenen Kindes antwortet. Wenn man Portraits zeichnet, so muß man zwischen La Bruyère und Rétif de la Bretonne, zwischen dem Salon und dem Rinnsteine zu wählen wissen. Ohne auf die lächerliche Klassifizirung der Marschälle, Capitaine, Lieutenants und Korporale in der Literatur einzugehen, muß man doch anerkennen, daß es in der Schaar der Belletristen auch Troßbuben giebt. Mit diesen aber haben die Komödie und der Roman nichts zu schaffen: De minimis non curat praetor. Sie sprechen von der Schmach der Journalistik; wissen Sie aber wohl, daß, wenn Sie beabsichtigten, alle unter dem Aussatze der Literatur wühlende Insekten aufzuzählen, Sie noch weit von der Wahrheit entfernt geblieben sind? Warum, wenn Ihnen der Muth nicht fehlte, zeigten Sie uns nicht die schreckliche Wunde in ihrer ganzen Häßlichkeit? Wissen Sie auch, daß es in Paris Menschen giebt, die für 10 Thaler — wir nehmen eine runde Summe — gegen einen beliebigen Menschen Schmähungen drucken lassen, welche die Damen der Halle nicht in den Mund nehmen würden? Sie lassen von diesem Manne drucken, daß er ein Spitzbube, ein Betrüger, ein Mörder ist, daß seine Frau sich verkauft, seine Tochter sich preisgegeben hat. Für die zehn Thaler, die indeß voraus bezahlt werden müssen, schickt dieser Literat auch noch sein Journal den dreihundert Freunden des Mannes zu, den Sie entehren wollen. Nennen Sie das aber ein Journal und den Nichtswürdigen einen Journalisten! Dann müssen Sie auch zugeben, daß es im Bagno Pairs von Frankreich, General-Prokuratoren, Fürsten der Römischen Kirche giebt; dann dürfen Sie keinem Notar die Hand reichen, weil Sie an den fürchterlichen Peytel denken müssen. Was sodann ihre Anklage betrifft, der Journalist arbeite zu schnell, so scheint mir diese — und ich glaube, Sie werden meiner Ansicht seyn — ganz unbegründet. Wer von einem Journalisten spricht, der spricht zugleich von einem Improvisator, von einem schnellfertigen Schriftsteller, der die Schwierigkeiten der Sprache schnell überwindet, von einem Schöngeiste, der zu seinem Publikum, wie der Advokat zu seinen Richtern, zu jeder Zeit, zu jeder Stunde redet, und der ein wenig von Allem spricht. Wer von einem Journal spricht, der spricht auch von einem ephemeren Werke. Ist das in der Eile und ohne Ansprüche, obgleich nicht gewissenlos hingeworfene Wort nur elegant und lebendig, ist der Ausdruck nur klar und bestimmt, so genügt das. Das Publikum macht an das Journal nicht die Ansprüche eines Buches, eben so wenig wie es z. B. von Chaix-d'Est-Ange, wenn er vor den Geschworenen spricht, eine ausgearbeitete Rede fordert, wie sie der Römische Redner lieferte, der für Milo oder den Dichter Archias das Wort führte.

Damit ist indeß noch nicht gesagt, daß man auf den im Fluge geschriebenen Spalten des Journals nicht bewundernswerthe Stellen fände. Und was schadet es im Grunde auch, daß eine Nation täglich so ihren Geist, ihren Muth, ihr Talent verschwendet? Mir scheint es im Gegentheil ehrenvoll, Zeuge dieser unermüdlichen Anspannung der kostbarsten Fähigkeiten zu seyn, wie wir es sind, und diesen Aufwand von Geist ohne Gewissensbisse, sogar ohne Dankbarkeit zu benutzen, wie wir es doch Alle thun. Die Verschwender schaden sich nur selbst, und deshalb schätzt und liebt man sie, so lange sie nichts schulden. Derjenige, welcher ein Buch schreibt, welcher sich geschickt hinter seiner unbedeutenden Persönlichkeit verschanzt und für seinen eigenen Ruhm sorgt, welcher vollkommene Muße hat, die Materialien zu sammeln und sie in das günstigste Licht zu stellen, ist häufig ein Egoist. Aber der Journalist, der jeden Morgen dem Ersten Besten seinen Geist hinwirft, der Niemand seinen Namen sagt, außer denjenigen, die ihm ans Leben wollen, der ohne Maß und Ziel seinen Geist, seine Leidenschaft, seine Jugend und seine Liebe verschwendet, der macht vielleicht einen schlechten Handel, aber Mitgefühl können wir ihm doch sicherlich nicht versagen.

Im dritten Akte führen Sie uns sodann in die Familie des Ministers (Thiers) ein, dessen Namen ein Jeder beim Vorlesen nannte. Ich brauche Ihnen hier wohl nicht zu sagen, daß dieser Mann der Stolz der Presse unserer Zeit ist. An dem Tage, wo dieser Mann sich selbst zum Conseils-Präsidenten ernannte, gewann die Französische Presse ihre Schlacht bei Austerlitz. Sie kennen eben so gut wie ich die Bedeutung dieses allgewaltigen Redners; Sie kennen die Beweglichkeit seines Geistes und wissen, wie leicht es ihm geworden ist, den schwierigsten Lagen zu genügen. Das scheinen Sie aber nicht zu wissen, daß der hohe Verstand dieses Mannes ihn vor der Verzweiflung bewahrt hat, welche Sie ihm andichten. Seine Einsicht in die Natur der Pariser Presse, dieser launischen Gewalt, aus der er selbst hervorgegangen ist, hat ihm den Muth gegeben, alle Launen und Ungerechtigkeiten derselben zu ertragen: der gewöhnlichste Muth, den eine hohe Stellung erfordert, ist ja der, daß man ruhig die Beleidigungen, satirischen Ausfälle, Ungerechtigkeit und Grausamkeiten der periodischen Presse hinnimmt.

Wir kommen jetzt zum letzten Theil der Anklage. Ihr Stück besteht aus drei streng gesonderten Theilen. Wir haben zuerst die Komödie der lärmenden und zechenden Journalisten, die Komödie des von der Tänzerin tyrannisirten Journalisten, zwei traurige Komödien. Hierauf, nachdem Ihre erkünstelte Heiterkeit erschöpft ist, erzählen Sie uns mit vieler Wärme die klägliche Geschichte des durch einen Journal-Artikel entehrten Hauses. Nachdem auch dieses Drama zu Ende ist, gehen Sie zu einem anderen Drama über. Sie führen uns ein zweites Schlachtopfer vor: nach dem Staatsmanne kömmt der Künstler, damit jeder sein Theil erhalte und kein Opfer beim täglichen Mahle des Menschenfressers fehle. Das letzte Opfer ist also der Künstler, der größte Maler seiner Zeit, der den Ruhm der Soldaten der großen Armee und des Kaisers verewigte; dieser stirbt besiegt, geschmäht, gemordet durch die Journale. Dies sagen Sie, und um uns zu zeigen, daß Sie Recht haben, führen Sie uns anstatt eines mächtigen Geistes, der die Palette kühn wie Murat den Schild erhob, einen kindischen Greis vor, einen Schwachkopf, der seinen verlorenen Ruhm bejammert. Dieser Mann schleicht umher und schimpft auf die Journale, als wenn diese der Ruhm wären, als wenn diese eine alternde Phantasie verjüngen, dem Herzen neue Lebenskraft, dem Blicke Schärfe, dem Gedanken neue Schnellkraft geben könnten. Wenn die Journale das könnten, dann wären sie ja mächtiger als Gott. Wie konnte es Ihnen aber entgehen, Madame, daß Sie diesem Greise alle Würde des Alters nahmen, indem Sie ihm eine so unglückliche fixe Idee gaben? Wie sollen die Zuschauer einen Mann achten, der die Meisterwerke seines früheren Alters selbst verachtet und im sechzigsten Jahre noch um die Lobsprüche der Journale bettelt? Sie glauben also nicht, daß, wie für jeden anderen Menschen, so auch für den Künstler eine Zeit der Ruhe eintrete? In der That, Sie sind zu milde, und ich fürchte sehr, daß das Publikum Ihre Nachsicht nicht theilen werde. Das Publikum, dieses tausendköpfige Ungeheuer, ist grausam und unbarmherzig. Es spielt mit seinen großen Männern, es spielt mit seinen Künstlern, wie das Kind mit seinem Spielwerk. Wie können Sie verlangen, daß wir uns für einen Greis interessiren, welcher Lobsprüche erbettelt, und noch dazu bei einer Nation, bei der der Abgott des heutigen Tages nie der des morgenden ist. Diese Pariser Welt ist ein schrecklicher Abgrund. Sie verschlingt, in Massen und im Einzelnen, den Ruhm, das Talent, die Schönheit, die Jugend, den Muth, die Beredsamkeit und selbst die Tugend, und sie kann nie genug bekommen. Sie ist taub wie der Stier des Phalaris, hat alle kleine Leidenschaften der Liebe, hängt sich an ein Nichts und zerbricht freudig die Fesseln, welche sie sich in einer Liebesregung auferlegte. Und Sie wollen uns in ihrer Komödie beweisen, daß man die Künstler bis zum Tode loben soll? Haben sie auch bedacht, wohin ihre Paradoxen führen könnten? Sie wollen aus der Kunst gerade das ausschließen, was noch in etwas das richtige Urtheil des großen Haufens lähmt. Sagen Sie doch zu der Stimme, die ihren Schmelz verloren hat: Singe noch! Sagen Sie doch zu dem runzligen Gesicht und den grauen Haaren: Komme zu uns, bekränzt mit Blumen! Sagen Sie doch zu dem kindisch gewordenen Condé: Führe uns in die Schlacht! Sagen Sie doch zu dem geistesschwachen Pascal: Vollende Dein großes Werk über die Wahrheit der Religion! Das geht nicht, und es ist vergebliche Mühe, dem schwachen Alter den Lebensathem einblasen zu wollen, vergebliche Mühe, den vermoderten Ruhm aus dem Staube aufzurichten. Gehen Sie doch um Mitternacht auf den Kirchhof des Père-Lachaise, und rufen Sie den großen Geistern, den verwelkten Schönheiten, die dort ruhen, zu: Stehet auf und folget mir! Nein, Sie werden den schlimmen Hang des Menschen nicht ändern; er findet ein Vergnügen daran, das zu zerbrechen, was er angebetet hat.

Sodann dürfen wir auch wohl fragen, hat denn ein Mann, der zwanzig Jahre hindurch mit Lobsprüchen überschüttet wurde, das Recht, sich zu beklagen? Was würde denn dieser Mann gethan haben, wenn er das glorreiche Elend so vieler anderer Künstler, die größer als er waren, hätte ertragen müssen? Was hatte Gros, denn seine Geschichte erzählen Sie uns doch, Frankreich vorzuwerfen? Frankreich hatte ihm Ruhm, Reichthum und Ehre verliehen; die Zahl seiner Schüler bildete ihm eine Ehrenwache; der Kaiser ernannte ihn zum Offizier der Ehrenlegion, weil er seine Schlachten malte, die Restauration zum Baron, weil er die Kuppel der Kirche St. Geneviève ausführte. Ein Jeder gab dem Künstler, was er ihm geben konnte: Vermögen, Ruhm, Orden, Titel. Wenn man das Genie bezahlen kann, so wurde er gewiß bezahlt. Was that indeß Gros? Er bezahlte der menschlichen Schwäche seinen Tribut, er wurde alt. Als er einmal so weit war, hätte er sich in seinen Ruhm hüllen sollen, wie sein berühmter Freund, der Baron Gérard; in Frieden konnte er den Ruhm, den Reichthum, die Verehrung, die man ihm zollte, genießen; wo er sich gezeigt hätte, würde man sich bis zur Erde vor ihm geneigt haben. Aber da begeht er die Unbesonnenheit, sich von neuem dem öffentlichen Urtheile auszusetzen: er malt einen Herkules, er malt das Portrait Clot-Bey's, halb in Aegyptischem, halb in Französischem Kostüme. Was sollte das Publikum thun, das bis in die Säle der Ausstellung verfolgt wurde!

Sollte es vor einem Gemälde niederknieen, in welchem sich kaum noch der letzte Wiederschein eines untergehenden Geistes zeigte? Das Publikum, ohne sich weiter um den berühmten Namen zu kümmern, den diese Arbeiten trugen, geht weiter und sagt: Es ist schade! Die Journale, welche nur das Urtheil des Publikums aussprechen, sagen ebenfalls: Es ist schade! Sie sagten es mit Besonnenheit und Mäßigung. Auch die strengsten sagten nichts weiter. Und was sollten sie denn auch anders thun? Sollten sie das Portait Clot-Bey's bewundern? Sie hätten ja dadurch das Portrait Napoleon's herabgesetzt. Sollten sie den Herkules bewundern? Dann hätten sie ja die Pestkranken zu Jaffa verdammen müssen. Die Achtung vor dem vergangenen Ruhme des Künstlers machte es sogar zur Pflicht, ihm zu sagen, daß er sich diesmal täusche.

Hätte Gros nur noch einige Zeit gewartet, hätte er nicht, wie alle schwache Geister, dem ersten Eindrucke nachgegeben, sondern ganz einfach sein Glück genossen, hätte er mit wohlwollendem Blicke die neuen Kämpfer auf der Bahn, welche er verlassen, verfolgt, so würde für diesen Mann, der Ihnen so unglücklich erscheint, noch einer der schönsten Tage seines Lebens gekommen seyn; er würde, umgeben von allen berühmten Namen Frankreichs, der Eröffnung des Versailler Museums beigewohnt haben. Der König würde sich in eigener Person eingefunden haben, um den Künstler an der Schwelle des Palastes Ludwig's XIV. zu empfangen, und in der großen Schlachten-Gallerie hätte der alte Maler, auf den Arm des Königs gestützt, in der schönsten Beleuchtung die Schlachten des Kaiserthums, die Siege, die er mit dem Pinsel erkämpft, die historischen Riesen, die vollendet aus seinem Haupte hervorgesprungen waren, bewundern können. Noch einmal hätte er das Fußvolk mit aufgerollten Fahnen vorüberziehen sehen, noch einmal hätte er das Schnauben der Pferde vernommen, noch einmal hätte er seine Soldaten, seine Helden, seinen Gott, seinen Freund, Napoleon Bonaparte, begrüßt. Dann würde er wie der greise Simeon zum Könige gesagt haben: „Seyen Sie gesegnet, Sire, Sie haben meinem Geiste in Versailles ein Haus gebaut! Seyen Sie gesegnet, Sie haben den Staub von meinen Gemälden und meinem Ruhme abgeblasen! Jetzt, wo meine alten Augen Jaffa, Abukir, Eilau wiedergesehen haben, kann ich ruhig sterben.“ An diesem Tage würde er vielleicht im Vollgefühle seines Ruhms gestorben seyn, und die große Armee würde Trauer für ihren großen Maler angelegt, Frankreich ihn beweint haben.

Wollen Sie gerecht seyn, Madame, so bürden Sie nicht den Journalen diesen Selbstmord auf. Es ist ja ein Selbstmord wie alle andere, den die Eitelkeit zum kleinen Theile, die Narrheit zum größten verschulden. Wollte ich lächerliche und beklagenswerthe Todesfälle anführen, von denen Niemand die Ursache kennt, so sollte es mir nicht an Beispielen fehlen; ich würde solche sowohl unter den jungen Leuten wie unter den Greisen finden. Escousse tödtete sich in einem Alter von noch nicht fünf und zwanzig Jahren nach einem glänzenden Erfolge in der theatralischen Laufbahn. Nourrit tödtete sich, und an Lobsprüchen hat es ihm doch wahrhaftig nicht gefehlt. Auger, der beständige Secretair der Académie française und ein ausgezeichneter Journalist, verließ eines Tages seine Wohnung, um sich unter dem Pont-des-Arts zu ertränken. Mit allen diesen Fällen haben die Journale nichts zu schaffen, und gerade in ihrer Unbegreiflichkeit und Räthselhaftigkeit liegt das Schreckliche derselben. Seyen Sie überhaupt überzeugt, daß die Journale an Niemandes Tode schuld sind, daß sie nicht einmal den Ruhm tödten können, denn sie sind nichts als das Echo des öffentlichen Urtheils. Man sage und thue, was man wolle, ein guter Vers bleibt ein guter Vers, ein gutes Gemälde ein gutes Gemälde, ein ehrlicher Mann ein ehrlicher Mann. Hinge die öffentliche Meinung wirklich so ganz von den haltlosen Urtheilen ab, wie Sie glauben, so müßte man an der menschlichen Gesellschaft verzweifeln. Daß die Meinung zuweilen ungerecht sey, unterliegt keinem Zweifel. Die Ungerechtigkeit schleicht sich überall ein. Aber weil die Verurtheilung des Calas ein juristischer Mord war, sind wir nicht berechtigt, die Richter und Gerichtshöfe in Frankreich abzuschaffen. Ueberdies ist die Oeffentlichkeit eine der Grundbedingungen der constitutionellen Freiheit. Sie mögen sich anstellen, wie Sie wollen, Sie werden sich nicht der zwiefachen Kontrolle der Tribune und der Journale entziehen können. Nehmen wir also mit den Vortheilen dieser neuen Einrichtung auch deren Nachtheile hin.

Nun noch eine Frage. Indem Sie mit so vielem Aufwande von Geist eine Komödie, nicht sowohl gegen die Presse, als gegen die kleinen Bosheiten, die sie sich gegen bedeutende Männer erlaubt, schreiben, fürchten Sie nicht, in dem Falle des Bären zu seyn, der einen Feldstein aufhob, um eine Fliege zu tödten. Verdienen denn diese kleinen Bosheiten ein so großes Aufheben? Wäre es nicht Ihrer würdiger gewesen, den armen Mann zu bemitleiden, der schon über das funfzigste Jahr hinaus ist und täglich Blut und Wasser schwitzt, um etwas Gift, Galle und Geifer auszubrüten, mit denen er die Stiefel der größten Geister, der seltensten Talente, der unbescholtensten Charaktere wichst? Was schaden denn diese Menschen demjenigen, der nur das geringste Verdienst aufzuweisen hat? Im ganzen Königreich giebt es keinen Mann, der mehr beschimpft wird als Ludwig Philipp, und er wandelt ruhig seine glorreiche Bahn. Wenn man in solcher Gesellschaft geschmäht wird, sollte man nicht stolz darauf seyn? Seyen sie also nachsichtig, besänftigen Sie Ihren Zorn, legen Sie den Dingen keine größere Wichtigkeit bei, als sie verdienen. Bedenken Sie, daß das öffentliche Leben, der Ruhm ihre Reize, aber auch ihre Uebelstände haben. Sie wollen gelobt seyn, machen Sie sich auch auf scharfen Tadel gefaßt; der Tadel ist der Gefährte des Lobes. Selbst Cäsar mußte es dulden, daß bei seinem Triumphzuge der Troß der Armee hinter ihm herzog und ihn an seine Kahlköpfigkeit erinnerte. Achilles war nur an der Ferse verwundbar; auch jetzt noch werden die großen Männer in die Ferse gestochen, aber darum ist es ihnen auch so leicht, das Gewürm zu zertreten. Mit einem Worte, in dem constitutionellen Leben, wie es sich gestaltet hat, muß man seine Wahl zu treffen wissen: man muß Allen angehören oder sich allein; man muß ein Staatsmann seyn oder in der Straße Saint-Denis Tuch verkaufen; man muß schön, Dichterin, beneidet seyn oder auf den Markt gehen und die Strümpfe seines Mannes stopfen. Jeder hat seinen Ruhm, Jeder seine Beschwerde. Für den Einen sind die Lobsprüche und die Sticheleien der Journale, für den Anderen die Freundschaft und das Geklätsch der Nachbarn, für den Einen der Beifall der Menge, der Lärm des Tages, für den Anderen die Eintönigkeit und die Langeweile des häuslichen Lebens. Ein drittes giebt es nicht.

Ich komme zum Schlusse; es ist Zeit. Sie haben mir die Ehre erwiesen, mich zu der Vorlesung einzuladen, nicht nur mir eine Falle zu legen, sondern damit ich Ihnen offen und frei meine Meinung sagen sollte. Ich erwartete, nur Kollegen bei Ihnen zu finden, und in diesem Falle würden wir die Frage bei verschlossenen Thüren erörtert haben. Ich sah mich aber in eine Gesellschaft geistreicher Leute, schöner Damen, Staatsmänner, großer Herren versetzt. Was ich Ihnen nicht leise sagen konnte, schreibe ich Ihnen also öffentlich. Ihre Komödie wurde ja auch vor Männern der Presse wie vor Leuten gelesen, die nichts Besseres zu thun haben, als in allen Salons zu erzählen, was sie gehört haben, und Ihre Komödie hat daher vollkommen den Charakter der Oeffentlichkeit. Sie haben mit dem Zauber eines beredten Advokaten gesprochen, und keiner dieser schönen Herren, keine dieser schönen Damen ist weggegangen, ohne überzeugt zu seyn, daß der Journalist ein Scheusal, ein gottloser, talentloser, herzloser Mensch ist, welcher ein Vergnügen darin findet, den Ruhm und die Schönheit zu schmähen, welcher das Alter und die Jugend schlachtet, welcher aus bloßer Mordlust würgt und sein Gift auf jeden Vorübergehenden spritzt; daß er Morgens und Abends betrunken ist, versteht sich von selbst.

Madame, wenn Sie diesen Brief eben so aufmerksam lesen, wie ich ihn geschrieben habe, so werden Sie hoffentlich darin die Sprache eines Mannes finden, der sein Handwerk vor allem Anderen schätzt und liebt, der ihm seine Arbeit und sein Leben widmet. Meine Person gebe ich gern Angriffen preis, wenn aber der Journalismus angegriffen wird und seinen Mund nicht aufthut, so kann ich nicht stumm und fühllos bleiben, besonders wenn der Angriff von einer so schönen, talentvollen und geistreichen Schriftstellerin wie Sie ausgeht.

China.

Canton im Jahre 1838.

V. Die Hanisten oder Hong-Kaufleute.

Einige Tage hielt mich das schlechte Wetter zu Hause; als der Himmel sich wieder aufgeheitert hatte, brachte man eine andere interessante Exkursion in Vorschlag. Ich willigte um so lieber ein, als der Weg durch Stadttheile führte, die wir auf unserem ersten Ausfluge nicht betreten hatten.

Der erste Gegenstand, der dieses Mal, außer einigen hochzeitlichen Aufzügen, unsere Neugier rege machte, war ein sehr langer Kaufmannsladen, welcher Kostbarkeiten und Seltenheiten von mancherlei Art enthielt. Unter den ersteren bemerkten wir jene grünen in Daumen-Ringe gefaßten Steine, die von den Chinesen sehr geschätzt werden. Man forderte 100 Pfd. Sterl. (700 Thaler) für einen solchen Stein. Alle Preziosen waren, wie in den Magazinen zu Paris, unter Glas und Rahmen ausgestellt. In dem hinteren Raume des Ladens standen allerlei Seltenheiten aus China und Japan, nebst Alterthümern beider Länder, größtentheils Figuren aus Bronze, Kieselstein oder Porzellan, von denen einige uralt seyn sollten. Wir kauften einige dieser Kuriosa; allein der hohe Preis, den die Chinesen auf solche Gegenstände setzen, zwang uns bald, unsere antiquarischen Gelüste zu mäßigen.

Die einfache, aber sehr wirksame Taktik, vermittelst deren die Chinesischen Bettler sich reichliche Almosen zu verschaffen wissen, gewährte uns auf unserem ganzen Wege große Belustigung. Gewöhnlich gehen ihrer Zwei mit einander, und Jeder führt ein metallenes Becken oder Gong, das sie vor den Ohren des Kaufmanns, den sie zu ihrem Opfer ausersehen, ertönen lassen. Ihre höllische Musik nimmt nicht eher ein Ende, bis der Zweck, weshalb sie gekommen, erreicht ist. In Europa würde die Polizei solchen Erpressungen bald ein Ende machen; aber in China, wo die Regierung für das Armen-Wesen nichts thut, erlaubt man dem Bettler jedes Mittel, wodurch er sich die Bedürfnisse des Lebens verschaffen kann, vorausgesetzt, daß er nicht stiehlt, raubt oder mordet. Kein Mensch hat die Verpflichtung, Almosen zu geben; allein es ist auch streng untersagt, einen Bettler fortzujagen oder zu mißhandeln. Hätte das Chinesische Volk nicht eine natürliche Antipathie gegen Müßiggang, so würde es mich Wunder nehmen, daß die Zahl der Bettler verhältnißmäßig so gering ist, da sie ihr Daseyn so leicht fristen

können. Auch waren fast alle Individuen dieser Art, die ich bemerkte, entweder sehr alt oder mit körperlichen Gebrechen behaftet, die sie augenscheinlich zur Arbeit untüchtig machten.

Wir passirten eine kleine Brücke, die von einem Ende zum anderen mit solchem armen und, trotz der winterlichen Luft, halbnackten Gesindel besetzt war, und gelangten in das Quartier der Tischler und Zimmerleute. Sopha's, Koffer und Kisten aus Kampherholz von jeder Größe und Form, Stühle à la paresseuse, so komfortabel, wie der verwöhnteste Lord sie nur wünschen könnte, füllten diese geräuschvollen Magazine. In demselben Viertel wohnen auch die Marmorschneider. China liefert sehr schöne Marmor-Arten zu sehr billigen Preisen; ich zahlte 25 Thaler für ein Tischblatt von weißem rothaderigen Marmor, das 4 Fuß 11 Zoll im Durchmesser hatte. Schon der mit Eisen beschlagene Kasten, in den man es packte, würde in Europa wenigstens acht Thaler gekostet haben.

Auf unserer weiteren Wanderung gelangten wir zu dem Hong oder Handelshause des Hanisten Hau-kua, welcher der reichste Kaufmann in Canton und vielleicht in der ganzen Welt ist. Man schätzt sein Vermögen auf 125—150 Millionen Franken. Seine Magazine bestehen aus funfzehn bis zwanzig Sälen in fortlaufender Reihe, welche die Waaren und einen Theil der Thee-Sorten enthalten, die dieser Hanist alle Jahre in den Europäischen Handel liefert.*) Ein oberes Stockwerk derselben ist die Niederlage der Seidenwaaren. Zahlreiche Arbeiter waren mit dem Einpacken ungeheurer Quantitäten weißer oder gelber Seide beschäftigt, and an beiden Wänden der Säle stiegen die Ballen bis zur Decke empor. Ihr Werth schien mir wenigstens drei Millionen zu betragen. Die Magazine reichen bis zum Flusse, wo eine geschäftige Menge wie Ameisen ab und zu eilte, um die kostbaren Güter einzupacken, welche ein paar Tage darauf auf ausländische Fahrzeuge spedirt werden sollten, nachdem sie in den Händen des Kolossen der Chinesischen Kaufmannschaft ein stattliches Benefiz zurückgelassen hatten.**)

Zwei junge Männer von sehr feiner Bildung machten uns in Hau-kua's Magazinen die Honneurs. Der Eine war viel auf Reisen gewesen; er hatte England und die Vereinigten Staaten besucht und redete das Englische mit ziemlicher Fertigkeit. Ich fragte ihn, was er von Europa dächte; er antwortete mir: „Ich habe alle die schönen Dinge, die mir dort zu Augen gekommen, aufrichtig bewundert; aber China, wo ich nun einmal geboren bin, gefällt mir doch besser.“ Ich wollte seinen Patriotismus auf die Spitze treiben und bemerkte ihm, die Wunder der Baukunst und Industrie, welche London aufzuweisen hätte, müßten ihn doch wohl sehr überrascht haben. „Ach nein“, versetzte er; „wir haben ja auch Thorheiten dieser Art; aber im Allgemeinen begnügen sich meine Landsleute mit bequemen und einfachen Wohnungen, und nur selten kommt es uns in den Sinn, solche Pracht-Gebäude aufzuführen, wie Ihr Europäer.“ Ich weiß nicht, ob der junge Chinesische Handlungs-Commis aufrichtig war, oder ob er nur verhehlen wollte, daß seine Nation in der Darstellung des Großartigen hinter uns zurückgeblieben ist. Letzteres ist mir wahrscheinlicher; denn ich habe seitdem öfter die Bemerkung gemacht, daß in vielen Details des Lebens reicher Chinesen ein frivoler Luxus obwaltet, der mit noch größerem Rechte, als die Unternehmungen reicher Europäer, zu den menschlichen Thorheiten gezählt werden kann.

In geringer Entfernung von der erwähnten Niederlage kamen wir an einem der Wohnhäuser des Herrn Hau-kua vorüber, das, wie alle Häuser von Canton, einstöckig und aus kleinen an der Sonne gebackenen Ziegeln von grauer Farbe, die ein sehr regelmäßiges Mauerwerk abgeben, errichtet war. Dieses Haus hatte sechs Eingänge und bedeckte in einer abgelegenen Straße eine Fläche von 180—200 Toisen. Ich fühlte die lebhafteste Neugier, das Innere zu besehen, überzeugte mich aber bald, daß ich auf eine solche Ehre verzichten mußte; große Feuerschirme mit den Bildern der Penaten erlaubten uns nicht einmal, in die Vorhalle zu blicken, und ganze Haufen Bediente hielten an den Eingängen Wache. Eine große Anzahl Personen, die nicht zu dem Hausstande des Herrn Hau-kua gehören, genießen die Wohlthaten seiner Gastfreiheit; sie sind gleichsam seine Vasallen, und man hat mir versichert, daß jeder reiche Privatmann in China einen solchen Troß von Klienten um sich hat, denen er die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens zukommen läßt.

Ich benutze diese Gelegenheit, um einige Details über die Körperschaft der Hanisten oder Hong-Kaufleute zu geben, welche den nothwendigen Verbindungs-Kanal zwischen der Chinesischen Regierung und den Ausländern bildet und gleichsam der Sündenbock des ganzen Handels mit fremden Nationen ist. Die Hanisten werden, als solche, nicht zu den Kaiserlichen Beamten und Würdenträgern gerechnet; ihre Autorität ist nur halb-offiziell, und selbst einige andere kaufmännische Corporationen, wie z. B. die Salzhändler, sind höher gestellt. Das ausschließliche Privilegium der Hanisten, mit den Ausländern zu verkehren, verschafft ihnen außerordentlichen Gewinn, daher Mehrere von ihnen unermeßliche Reichthümer besitzen; aber sie sind keinen Augenblick vor Erpressungen und anderen Gewaltstreichen der Regierungs-Beamten sicher. Sie müssen nicht bloß für die Zölle, welche ausländische Schiffe zu entrichten haben, sondern auch für alle Vergehen und Gesetzwidrigkeiten der Ausländer einstehen und nach Umständen büßen. Während meiner Anwesenheit in Canton wurde ein Europäisches Schiff mit Opium arretirt; man nahm die Waare in Beschlag, ließ aber die Matrosen gehen, weil die Behörde mit ihnen, als Europäern, nichts zu schaffen haben wollte. Doch erkundigte man sich zuvor nach dem Namen des Schiffsherrn und erfuhr, daß er ein in Canton residirender Engländer war. Sogleich forderte die Regierung, nicht jenen Engländer, sondern den Chinesischen Eigenthümer der Faktorei, wo er logirte, also einen Hong-Kaufmann, zur Rechenschaft und verurtheilte ihn zu einer Geldbuße von 150,000 Franken! Vergebens protestirte der Hanist und wendete ein, er könne zwar für Gesetzwidrigkeiten, die in einem seiner Häuser begangen würden, aber nimmermehr für Etwas, das auf dem Flusse vorginge, als welcher seiner Obhut nicht anvertraut sey, zur Rechenschaft gezogen werden. Alles war vergebens; er mußte zahlen. Fast jeder Hanist kauft sich um bedeutende Summen eine Stelle, mit welcher der Rang eines Beamten fünfter oder sechster Klasse verbunden ist, weil er dann wenigstens die Erpressungen secundairer Würdenträger nicht zu besorgen braucht. Es ereignet sich oft, daß die Hanisten, trotz des unermeßlichen Gewinnes, den der ausländische Handel ihnen abwirft, schlechte Geschäfte machen. Vor zwei Jahren fallirte der Hanist Hing-tak mit mehr als 10 Millionen Franken; aber seine Kollegen traten sogleich mit den Gläubigern des Banquerottiers, die Europäer waren, in Unterhandlung und verpflichteten sich, nach Ablauf eines bestimmten Termines seine Schulden zu decken. Die Chinesische Regierung denkt übrigens in diesem Punkte sehr gerecht; ein Chinese, der seine bei Europäern kontrahirten Schulden nicht bezahlen könnte, würde streng bestraft werden.

*) Hanist, ein Chinesisches Wort mit Europäischer Ableitungs-Silbe, bezeichnet einen Mann, der eine Faktorei oder einen Hang (in Canton Hong) besitzt. Das Wort ist nur eine Modification von Hing, gehen, wandeln, und bedeutet bald Handel überhaupt (man denke an das Deutsche Wandel), bald ein Handlungs-Haus insbesondere.

**) Herr Hau-kua ist kürzlich mit Tode abgegangen, vermuthlich in Folge aller der Drangsale, die bei Vollziehung der Kaiserlichen Edikte gegen das Opium über sein Haupt kamen. Man führte ihn gefesselt vor die Faktoreien und drohte den Bewohnern derselben, ihn vor ihren Augen zu enthaupten, wofern das Opium nicht ausgeliefert würde.

Mannigfaltiges.

— Phantastische Dramen. Die Revue des deux Mondes gewinnt immer mehr an Reichhaltigkeit des Inhalts, während ihre Rivalin, die Revue de Paris, in gleichem Verhältnisse stets unfruchtbarer wird. Die erstere hat sich namentlich das Feld der philosophischen Kritik, der geschichtlichen Forschungen und der kosmopolitischen Länder- und Völkerbetrachtung, letztere dagegen mehr die sogenannte Unterhaltungs-Literatur: Novellen und andere leichte Waare, zum Terrain gewählt. Es kömmt nun allerdings darauf an, welcher Art von Lesern man angehört, um dieser oder jener Richtung den Vorzug zu geben, doch selbst wenn wir beide Genres als gleichberechtigt gelten lassen, müssen wir doch der Revue des deux Mondes zugestehen, daß sie ihre Aufgabe besser zu erfüllen wisse. In demselben Hefte, das den in unserer letzten Nummer erwähnten Artikel St. Marc Girardin's über Eduard Gans enthält, befindet sich auch eine vergleichende Kritik des phantastischen Dramas — wie es die geistvolle Beurtheilerin nennt — dreier Literaturen, der Deutschen, der Englischen und der Polnischen, von George Sand. Goethe, Byron und Mickiewicz sind die Repräsentanten dieser drei Literaturen, denen die Verfasserin jetzt auch die Französische, als vierte Literatur, hätte hinzufügen können, da sie selbst in ihren „sieben Saiten der Lyra“ ein phantastisches Drama der Art geliefert hat, wie sie es hier mit scharfer Unterscheidung der Nationalitäten und der Auffassungen darlegt. Faust ist ihr natürlich der Prototypus dieser Dramen, doch sucht sie andererseits auch nachzuweisen, daß Byron in seinem Manfred nicht, wie Goethe selbst geglaubt, diesen bloß nachgeahmt oder dessen „Faust“ in eigener Weise verarbeitet habe. Vielmehr kömmt sie bei ihrer Untersuchung zu dem Resultate, daß beide Dichter, unabhängig von einander, von derselben Idee ergriffen worden seyen, und daß Byron, wenn er auch Goethe's Faust gekannt, doch einen ganz selbständigen Weg eingeschlagen. Das dritte Drama, welches sie „Konrad“ nennt, bildet einen Theil von Mickiewicz's großem Gedichte, die Dziady, der darin als ein Akt, als das bloße Fragment eines Drama's, bezeichnet ist. Auch Mickiewicz bringt in seiner Dichtung die Geisterwelt mit der wirklichen Welt in Berührung, doch tritt jene nicht, wie bei Goethe und Byron, äußerlich hervor; sie lebt und spricht vielmehr im Innern der handelnden Personen mit, und zwar sind es nicht bloß diese allein, sondern auch die Leser, die die Geisterstimmen vernehmen, welche gleichsam den Griechischen Chor bilden, der dem Monolog mit seinen Betrachtungen folgt. Dämonen und Engel, der böse und der gute Genius des Menschen, werden mitredend eingeführt, und wie in Egmont's oder Richard's III. Traum, blicken wir in des Schlafenden oder Wachenden Seele, von der uns kein Fältchen verborgen bleibt. George Sand theilt zugleich einen Auszug aus diesem fragmentarischen Drama mit, das, wie sie sagt, obwohl bereits vor einiger Zeit eine Uebersetzung des Ganzen erschienen, vielleicht noch nicht hundert Franzosen gelesen und verstanden haben.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 150. Berlin, Montag den 16. Dezember 1839.

Frankreich.

Das Journalwesen in Frankreich.

II. Die Schattenseiten des Journalismus.

Als Replik auf J. Janin's Apologie.

Die geistreichen, nachdrucksvollen und im Charakter einer so feinen Höflichkeit geschriebenen Worte, welche Sie an Frau von Girardin auf Veranlassung ihrer „Schule der Journalisten" gerichtet haben, mußten überall einen mächtigen Eindruck hinterlassen. Es war nicht anders zu erwarten, denn das Geistreiche verdient vor Allem, natürlich mit Ausnahme der heiligen Dinge, die Aufmerksamkeit der gebildeten Menschen auf sich zu ziehen. Ist es doch in Frankreich mit der Abgötterei der Kunst sogar schon so weit gekommen, daß man ruhig zusieht, wenn Gott zum Gegenstande der Erörterung gemacht wird, und nur dann in Eifer geräth, wenn die Reihe an die Dichter kömmt. Fällt es Jemand ein, zu sagen, daß das Evangelium ein Gewebe von Dichtungen sey, so hat das weiter nichts auf sich; aber wehe dem, der in „Athalie" Verstöße gegen die Französische Sprache finden wollte! Seiner wartet Schimpf und Schande. Sie konnten sich also dreist zum offiziellen Vertheidiger der Journalisten aufwerfen, denen Sie die Ehre erwiesen haben, sie Schriftsteller zu nennen. Das gebildete Frankreich, welches auf Ihre Worte hört und nach diesen sein Urtheil bildet, ist über Hals und Kopf zum Schutze seiner Götter herbeigeeilt und hat sich durch ein Wort über die wahre Bedeutung der Sache verblenden lassen.

Erlauben Sie einem Manne, der Sie oft bekämpft, aber immer geachtet hat, der oft in seinen Ansichten von Ihnen abweicht, aber jedenfalls das, was er für Wahrheit hält, so schreiben möchte, wie Sie das schreiben, was ihm als Irrthum erscheint, sich mit Ihnen über die vornehmsten Punkte Ihres Briefes zu besprechen. Seyen Sie zum voraus überzeugt, daß ich nicht die Absicht habe, den Ruhm der Journalisten zu verkleinern. Auch ich bin ein jüngerer Sohn der Presse, deren älterer Sohn Sie sind, und es kömmt mir nicht in den Sinn, der kindlichen Pflicht zu nahe zu treten. Aber, wie unnatürlich und grausam es auch seyn möge, die Schande seiner Mutter aufzudecken, so hat diese doch so jammervolle Wichte, so elende Taugenichtse in unsere Familie aufgenommen, daß es mir schlechterdings unmöglich ist, das geringste brüderliche Gefühl gegen sie zu nähren.

Sie werfen Frau von Girardin vor, daß sie nur die Bedientenstube des Journals gezeigt hat, aber, offen gestanden, glaube ich, daß Sie uns nur in den Salon geführt haben. Sie scheinen sich sogar nicht einmal Rechenschaft von den wesentlichen Elementen des Journals gegeben zu haben, und meiner Ansicht nach, haben Sie demselben Tugenden und Vorzüge zur Grundlage gegeben, welche nur zufällig und ausnahmsweise zutreffen. Wenn Sie also nichts dagegen haben, mögen wir die Preßfrage, mit der unsere Macht, unser Ansehen und unsere Zukunft zusammenfällt, einer Prüfung unterwerfen; wir wollen also ihre ehrenwerthe und gemeine Seite betrachten und die Schafe von den Böcken sondern; wir wollen die Functionen, Attribute und Aeußerungen des Journalismus so streng von einander scheiden, daß die edleren Geister, welche diese Bahn betreten, nicht Gefahr laufen, durch diese Gemeinschaft besudelt zu werden, und daß die elenden Wichte, welche ihre Nothdurft an einem Winkel des Hauses verrichten, nicht der verdienten Schmach entgehen, weil zuweilen würdige Gäste in dasselbe eintreten. Aeußerlich ist ein Schriftsteller, der ein Journal mit seinen Ideen bereichert, kaum von einem verleumderischen und unwissenden Blattsudler zu unterscheiden. In dem Artillerie-Museum sieht man in einem Schranke zwei Klingen, die man kaum würde unterscheiden können, wenn nicht die eine etwas länger wäre als die andere. Man verwechselt sie unfehlbar, wenn man nicht auf den Unterschied aufmerksam gemacht wird. Und dennoch ist die eine der Dolch Ravaillac's, die andere das Schwert Franz' I.; die eine die Waffe eines nichtswürdigen Mörders, die andere die Waffe eines ritterlichen Helden, den Bayard zum Ritter schlug.

Ihnen selbst war der Mangel an großen Talenten und Namen im Gebiete der Journalistik so auffällig, daß Sie sich in Ihrer Liste der Journalisten nicht anders wie Lalande zu helfen wußten, der den Papst an die Spitze seines Katalogs der Atheisten stellte. Dem Sprüchworte zuwider, daß man nur den Reichen borge, haben Sie die Aermlichkeit der Journale mit einigen berühmten Namen, die theils echtes, theils falsches Gold sind, zu verdecken gesucht. Sie sagen, Mirabeau, Madame Roland, Bailly, Barnave, Lameth, Chateaubriand, der General Foy, Benjamin Constant, Guizot, Odilon Barrot, Mauguin und Berryer sind und waren Journalisten. Wenn man die Sache so nimmt, so muß ich wirklich noch Ihre Mäßigung bewundern. Sie hätten ja eben so gut noch Dante, Cicero, Aristophanes und Homer anführen können.

Wenn Sie mir nun erlauben, Ihre Liste zu prüfen, so wollen wir zuerst Odilon Barrot, Mauguin und Berryer ausstreichen. Diese Männer sind Advokaten, die im Justiz-Palaste ohne Zweifel in großem Ansehen stehen; wenn es Ihnen aber gelingt, etwas Geschriebenes von denselben aufzuspüren, so sind Sie geschickter als ich. Sie könnten sogar der Akademie, die Herrn Berryer zu ihrem Mitgliede ernennen will, einen großen Dienst erweisen, wenn Sie nur 15 gedruckte Zeilen von demselben entdeckten. Da die Noth so groß ist, würde die Akademie gewiß über die Qualität hinwegsehen, wenn nur der Quantität genügt würde; denn wenn Sie ihr nicht zu Hülfe kommen, wird es ihr wie Ludwig XIV. gehen, wenn er Bürgerlichen einen Orden verlieh, und sie wird ihm hundert Jahre zur Nachweisung seiner Berechtigung bewilligen müssen.

Wir werden ferner die anderen Namen, die Sie in Ermangelung von schlechteren angeführt haben, von Ihrer Liste streichen. Bedachten Sie denn auch, was Sie thaten, als Sie Guizot, Chateaubriand, Mirabeau zu Journalisten machten? Zum Glück für Frankreich irren Sie; wären diese Männer nur Journalisten gewesen, so würden Sie sie nicht nennen können; Sie würden sie nicht einmal kennen.

Diese Männer waren Gelehrte, Philosophen, Dichter, Schriftsteller. Sie Alle konnten schon auf vollendete Werke, auf einen bekannten Namen, auf einen gegründeten Ruhm hinweisen, als sie den Journalen von diesen Werken eine Idee, von diesem Namen ein Echo, von diesem Ruhme einen Schimmer liehen. Als schon bekannte Männer, sind sie dem Journale, diesem Werke unbekannter Größen, zu Hülfe gekommen. Aber sie haben diese Laufbahn durchschritten, wie der Rhein den Genfer See durchfließt, ohne ihren Lauf zu ändern oder ihre Klarheit zu verlieren. Doch ich irre mich, das Journal ist ein niedriger und enger Gang, durch welchen große Gedanken nicht durchkommen, ohne die Wände mit ihren Flügeln zu streifen. Glauben Sie, daß Chateaubriand's Artikel im „Journal des Débats" — und es waren doch große Artikel, die gewiß fast den dritten Theil des Raumes eines Ihrer kleinen Feuilletons einnehmen würden — mit dem „Génie du Christianisme", mit „René", mit „Bonaparte et les Bourbons" in Vergleich gebracht werden könnten? Glauben Sie, daß Guizot seine Geschichte der Englischen Revolution, seine Vorlesungen über die neuere Geschichte für einige Spalten hingeben würde, die er früher, ich weiß selbst nicht, wo, und auch er weiß es wohl nicht mehr, geschrieben hat? Nehmen wir dreist an, es hätte nie ein Journal gegeben, vernichten Sie mit einem Federzuge Alles, was die erwähnten Männer in Journalen geschrieben haben, so nehmen Sie ihnen auch nicht eine Zeile, auch nicht einen Gedanken. Sie leben in sich selbst, in ihren Büchern, in ihren Reden, in ihren Ideen, in ihrem Style, und nicht in den Journalen. Weit entfernt, des Journalismus zu bedürfen, reichten sie diesem vielmehr zuweilen ein Almosen ihres Talents und ihres Ruhmes.

Dagegen giebt es, wie Sie eben so gut wie ich wissen, Männer, welche in ihrem ganzen Leben nichts als Artikel geschrieben und gelesen haben, welche den „National", den „Constitutionnel" und die „Gazette de France" auswendig wissen, aber nicht einen Hexameter Homer's, nicht ein Distichon Ovid's, nicht eine Periode Bossuet's; Menschen, welche sich zu den wahrhaften Publizisten wie die Advokaten zu den Rednern verhalten; leichtfertige Phrasenschmiede, die leeres Stroh dreschen, weil sie sich nicht durch das Studium der großen Meister gebildet haben; Menschen, welche sich durch eine langjährige Uebung eine ausgezeichnete Kenntniß der Gemeinplätze erworben haben; Menschen, welche uns beide durch ihre Kannengießerei über die orientalischen und occidentalischen Angelegenheiten zum Lachen bringen, und die sich dennoch über Sie und über mich lustig machen, über Sie, weil

Sie allerliebste literarische Phantasieen schreiben, über mich, weil ich mir ein schwieriges Problem der Völkergeschichte klar zu machen suche, über uns beide aber, weil uns Virgil mehr als die Erörterung der Thronrede anspricht, und weil wir lieber Catull's Verse an den Sperling der Lesbia als das Ministerium vom 15. Oktober und vom 15. April gemacht haben möchten. Diese Menschen, welche im Journal geboren werden, welche im Journal leben und sterben, wie die Maden im Käse, welche von der Politik nichts verstehen, als die hohlen Declamationen der Tages-Polemik, welche in ihrem Blatte wie in einer Rennbahn umherjagen und ihre Füße immer wieder in die alten Fußstapfen und ihre alten Phrasen in die alten Artikel setzen, welche tagtäglich dreißig Jahre hindurch schreiben, und deren Namen dennoch Niemand weiß — diese Menschen sind die Journalisten.

Ich wiederhole es, Sie kennen diese Menschen so gut wie ich; Sie sehen dieses Gelichter alle Tage. Welche Aehnlichkeit findet aber zwischen diesen Menschen statt und den Männern, die auf Ihrer Liste stehen? Die Einen leben nur in vergessenen Artikeln, die Anderen in bekannten und beliebten Büchern. Denken Sie das „Journal des Débats" hinweg, und Chateaubriand's Ruhm bleibt ungeschmälert; denken Sie den „Courrier Français" hinweg, und von Herrn Châtelain bleibt nichts übrig, nicht einmal der Name.

Sie werden wohl bemerkt haben, daß ich mich auf die Journalisten beschränkt habe, die man anständig nennen kann. Was nun diejenigen betrifft, „die gegen den Ersten Besten für zehn Thaler Schmähungen drucken lassen, welche die Damen der Halle nicht in den Mund nehmen würden", die von ihm drucken lassen, „daß er ein Spitzbube, ein Betrüger, ein Mörder ist, daß seine Frau sich öffentlich verkauft und seine Tochter sich preisgegeben hat", so scheinen Sie diese Klasse von Menschen eben so gut zu kennen wie ich, und ich übergehe sie. Ich bin nur bis zur Mittelmäßigkeit gegangen; Sie sind zur Niederträchtigkeit hinuntergestiegen. Ich bin also noch schonender und zurückhaltender gewesen als Sie.

Es giebt also zweierlei Menschen, die in den Journalen schreiben: die Einen halten dieselben für einen Kramladen, die Anderen für ein Katheder; die Einen empfangen von ihnen das Leben, die Anderen verleihen es ihnen; die Einen würden, wenn es keine Journale gäbe, Handlungs-Reisende oder Aufruhrstifter seyn, die Anderen Geschichtschreiber, Politiker, Dichter. Jene sind Journalisten, weil man es ihnen zu seyn erlaubt, diese, weil sie es seyn wollen.

Darauf haben Sie in Ihrer Apologie des Journalismus nicht gehörig geachtet, und diese Unterlassung ist auch daran schuld, daß dieselbe nicht die Bedeutung hat, welche sie sonst gehabt haben würde. Sie beweist nichts, weil sie zu viel beweist. Sie giebt das Wichtigste preis, um das Unwichtige zu retten. Sie haben das Verfahren der Republikaner auf die Journalistik angewendet und die Riesen den Zwergen gleichgestellt.

Daher kömmt es auch, daß Sie in Widersprüche und augenscheinliche Irrthümer verfallen sind. Sie sagen, die Komödianten würden nicht drei Monate leben, wenn die Presse ihnen nicht die Ehre erwiese, täglich von ihnen zu sprechen. Das könnte leicht der Fall seyn; aber warum sagen Sie dann weiter, „die Journale haben noch nie den wohlbegründeten Ruhm erschüttert, weil sie nur das Echo der öffentlichen Meinung sind, und ein guter Vers bleibe ein guter Vers, ein gutes Gemälde ein gutes Gemälde, man möge sagen, was man wolle; wäre die öffentliche Meinung allein von diesen haltlosen Urtheilen abhängig, so müßte man an der menschlichen Gesellschaft verzweifeln." Auch hier haben Sie sich von den beiden Elementen, die das Wesen des Journalismus bilden, nicht Rechenschaft gegeben; das erste und bleibende dieser Elemente sind die Mittelmäßigkeit und die Nichtverantwortlichkeit, welche viel Böses wirken; das andere und zufällige dieser Elemente sind das Talent und die Begabung, welche einiges Gute stiften. Aus demselben Grunde haben Sie auch nicht zur klaren Einsicht in die Macht der Presse kommen können.

Sie halten die hohe Stellung des Herrn Thiers für das Werk der Presse; Sie nennen ihn das Kind des Journalismus und sagen, daß an dem Tage, wo er zum Conseils-Präsidenten ernannt wurde, die Französische Presse ihre Schlacht bei Austerlitz gewann.

Wie schade, daß Sie nicht Recht haben. Auch ich mische mich in das politische Handgemenge, welches sich die Journale alle Morgen Angesichts des Publikums liefern; auch ich versuche, die Ideen und Lehren, welche ich auf dem Felde der Geschichte sammle, zu verbreiten. Ich habe also ebenfalls Gelegenheit gehabt, mich öfter über die Politik des Herrn Thiers auszusprechen; aber noch weiß ich nicht, in wie fern wir Kinder der Studiums und der Literatur an dem Tage unsere Schlacht bei Austerlitz gewonnen haben sollen, wo Herr Thiers zum Minister ernannt wurde. Es ist freilich wahr, daß wir glaubten, die Ideen würden endlich zu ihrem Rechte gelangen, als er die Leitung der Angelegenheiten übernahm; wir glaubten, ein junger Mann, der durch seinen Geist die höchsten Stufen erstiegen, würde seinen Ruhm darein setzen, die Herrschaft der Vernunft zu beginnen. Und dennoch, sagen wir es nur frei heraus, wie schwer es uns auch ankömmt, that Herr Thiers nichts für den Glanz der Wissenschaften. Ja sogar, wenn ich nicht irre, wurden unter seinem Ministerium Victor Hugo's „le Roi s'amuse" und „Antony" von A. Dumas verboten. Ich erzähle diese Thatsachen ganz einfach, weil sie der Geschichte angehören, und weil man wirklich hätte vermuthen sollen, daß ein Schriftsteller, den die Literatur zum Ministerium geführt hatte, sich der Literatur erinnern würde, besonders in einer Zeit, wo die Macht so schnell entschlüpft, und wo den gefallenen Größen nichts bleibt als der Umgang mit den Musen, die ihre Verehrer nie vergessen.

(Schluß folgt.)

Einige Tage im südlichen Frankreich.

II. Aix und Marseille.

(Schluß.)

Bevor ich die Einzelnheiten genauer betrachtete, wollte ich mir erst, meiner Gewohnheit nach, eine Idee vom Ganzen verschaffen. Ich erstieg Notre Dame de la Garde; diese heilige Jungfrau ist der erste Gedanke der Seeleute bei einer Gefahr, das beweisen die unzähligen schlechten Gemälde der Kapelle. Doch muß ich gestehen, je schlechter sie sind, desto mehr ziehen sie mich an. Freilich beklage ich von Herzen, daß die Frömmigkeit dieser guten Leute so auf der Mitte des Weges stehen bleibt, und daß der Gedanke an Gott in dem Gebete zu dieser Mittlerin sich verliert und verbirgt; aber dennoch hat diese Dankbarkeit, wenngleich sie in ihrem Gegenstande sich irrt, etwas Rührendes durch ihre Andacht und Naivetät. Warum muß der Unterricht, oder das, was man so wohlfeilen Kaufes mit diesem Namen belegt, indem er die Kindheits-Begriffe der Völker aufhebt, auch das Gefühl zerstören, welches sie ins Leben rief? Warum kann der Geist sich nur auf Kosten des Herzens bilden? Was mich betrifft, ich bedaure diese ehrlichen Leute weit weniger, als die Freigeister, welche sich über sie lustig machen. Auf Notre Dame de la Garde ist die Wacht, die der Stadt die Ankunft der Schiffe anzeigen soll. In dem Gemache des Aufsehers sahen wir die Hauptflaggen des Marseiller Handels in Wasserfarben abgebildet, ein wahres Wappenschild unserer Zeit. Durch die Teleskope der Wacht entdeckten wir an den äußersten Gränzen des Horizontes Fahrzeuge, von welchen man mit bloßem Auge auch nicht einen Punkt wahrnehmen konnte. Von dieser Höhe hat man eine köstliche Aussicht auf das Meer, die Insel und das Schloß von If, den Leuchtthurm, den Hafen, die unermeßliche Phocische Stadt, die unzähligen Bastiden, welche dieselbe in der Ferne umgeben, und die kahlen, wie mit Asche bedeckten Berge, die sie einschließen. Alles sieht aber merkwürdig unfruchtbar aus, und man würde sich Kummer machen um die Ernährung einer solchen Unmasse von Menschen, wenn die Masten, welche sich auf der Rhede zusammendrängen, uns nicht darüber beruhigten. Die Bastiden sind eigentlich eine Art kleiner Landhäuser, die von einem kleinen Stückchen kahlen Bodens umgeben sind, das mit zwei oder drei Bäumen bepflanzt ist. Dort ruht sich der Marseiller Kaufmann Sonntags aus und genießt die Freuden des Landlebens, das heißt Kegelspiel, Zigarren, Gebackenes und Jagdvergnügen. Auf jenen Bäumen werden Stangen aufgestellt, welche die Vögel verlocken, sich im Vorüberfliegen darauf auszuruhen, und unser Nimrod lauert geduldig Stunden lang hinter seinem kleinen Balkon, ob sich nicht eine Beute gerade vor seinem Flintenlauf niederlassen will, wie ein Handlungsdiener ruhig hinter seinem Tisch das Herannahen des Kunden abwartet. Kömmt der Vogel nicht, so verliert er am meisten dabei, denn das beste Provencer-Oel wartete seiner in der Bratpfanne. Theokrit und Virgil, ihr, die ihr die Genüsse des Landlebens so genau besungen, von diesem habt ihr uns doch nicht berichtet; aber man denkt ja nicht immer an Alles!

Die Haupt-Fabriken von Marseille sind bekanntlich die Zuckerund Seifensiedereien. Nichts ist so leicht und so wenig anziehend, wie diese letzte Fabrication. In unermeßlichen Kübeln kocht ein gräuliches Gemisch von Fett und Aschensalz, das unaufhörlich, wie von Macbeth's Hexen, durch Wilde von der Südsee gerührt wird, mindestens sollte man sie ihrer Kleidung nach für Wesen dieser Gattung halten. Je nachdem sich die Masse durchs Schäumen klärt, geht sie immer in andere Kübel über und setzt sich zuletzt zu Seife an; nun handelt es sich nur noch darum, sie zu formen. Bei dieser für die Geruchsnerven so empörenden Arbeit präsidirt ein zigarrenrauchender Dandy, der kurz nachher im Konzert, im Theater oder in den besten Gesellschaften in gelben Handschuhen einherstolzirt. Es ist dies der Seifensieder-Meister, der sich seines Handwerks gar nicht schämt und sich ganz vortrefflich auf die Verschmelzung der Kontraste versteht. Das Raffiniren des Zuckers ist schon interessanter; es besteht aus einer langen Folge von allerhand Verrichtungen, zu denen ungefähr drei Monate Zeit erforderlich sind; da wird der Zucker durch Kohlen filtrirt, durch Dämpfe eingekocht, was unter einer Art von Luftpumpe geschieht, um bei geringer Temperatur eine Aufwallung mit wenig Brennmaterial zu erzielen; darauf wird er in Formen von weißem Thon gegossen, worin das Brod Zucker ungefähr vierzehn Tage stehen bleibt und sich härtet.

Die Marseiller sind von jeher Antiministerielle und Berryers gewesen, weil sie behaupten, daß die neue Verfassung nichts für sie gethan habe. Aus der immer großartigeren Ausbreitung ihres Handels und Reichthums kann man beurtheilen, wie gegründet ihre Klagen sind! Liverpool ist vielleicht die einzige Stadt der Halbkugel, welche ihnen den Rang streitig macht. Will man einen Beweis davon, so begebe man sich nach dem Hafen durch die Canebiere, die kürzeste, aber gewiß die schönste Straße der Welt, und blicke auf den Wald an ihrem äußersten Ende; die

neue Welt hat keinen, der gedrängter und großartiger wäre, als diese Masten von jedem Ursprung und Umfang, die sich sanft im Seewinde schaukeln und die tausend Farben majestätisch entfalten und wehen lassen, mit welchen sie beflaggt sind. Es giebt keinen Winkel der Erde, der nur irgend eine Art Handel triebe und nicht auch hier bei diesem Flaggen-Kongreß seinen Vertreter hätte. Was für eine Stadt ist dieser Hafen! Was für eine Macht der Bewegung ist sein unvergleichlicher Quai! Wie die Adler nach dem Kampfe in ihren Horst zurückkehren und ihrer Brut die Atzung bringen, welche sie in weiter Ferne für sie raubten, so fördern diese Schiffe um die Wette aus ihren ungeheuren Höhlen Reichthümer aller Art ans Tageslicht, die sie aus allen Theilen der Windrose herbeiholten und die ganze Schwärme von Arbeitern zählen, ordnen und forttragen. Hüte, Turbane, Griechische, Armenische und Albanesische Mützen kreuzen und vermischen sich hier und bilden nur ein einziges Volk, ein Volk von Kaufleuten. So ist die Habsucht noch mächtiger als das Christenthum und vollzieht unter den Nationen jenes Werk der Annäherung und Verschmelzung, dessen erfreuliches Schauspiel die Vorsehung unseren Nachkommen vorbehalten hat! Der Hafen ist Marseille im eigentlichen Sinne, denn ihn erblickt man am äußersten Ende jeder Straße, er ist Lebens-Bedingniß, Reichthum und die schönste Zierde der Stadt. Unglücklicherweise münden aber dort alle Rinnsteine mit ihrem Unrathe aus, deshalb herrscht daselbst beständig ein übler, ungesunder Geruch, und das ist die Kehrseite der Münze. Doch will man einen Kanal graben, um die Wasser der Durance nach Marseille zu leiten, das Auslaufen der Fahrzeuge zu erleichtern und zu gleicher Zeit den Hafen gesunder zu machen. Der Plan, der von einem jungen Ingenieur aus dem Kanton Waadt, Namens Mayor, entworfen wurde und dessen Kostenanschlag sich auf drei Millionen beläuft, ist schon von den städtischen Behörden angenommen, und man wartet nur noch auf die Bestätigung der Regierung. Zugleich geht man damit um, den Hafen zu erweitern, indem man die Häuser um einige Fuß hineinrücken will, wodurch man ihnen mehr Einheit und Schönheit geben könnte; doch wird man wohl durch die Größe des Opfers abgeschreckt werden, wenn nicht die Eigenthümer, den großen Vortheil einsehend, der daraus für ihre Besitzungen erwachsen würde, bereitwillig jeder Anforderung entgegenkommen und sich billig finden lassen, denn es wäre doch zu hart, sie für eine Wohlthat noch theuer entschädigen zu müssen.

Der Name Puget ist allerdings eine Ehre für Marseille, doch mißbraucht man das Recht der Mitbürgerschaft und ermüdet damit das Ohr des Reisenden. Das Stadthaus, ein stattliches, aber überladenes Gebäude, macht ihm nur geringe Ehre, und die Kapelle der Charité nicht die geringste. Serre, ein Schüler von Puget, hat das Stadthaus mit zwei Gemälden ausgestattet, welche die berüchtigte Pest vorstellen, an denen aber das Naturwahre allein merkwürdig ist; das ist indeß immer etwas und heutzutage sogar viel. Von da aus begab ich mich nach der Sanitäts-Behörde, deren Gebäude, die Consigne benannt, sich längs des Lazarethes hinzieht, und wo man durch die Gitter die Langeweile der Quarantaine beobachten kann. Der Secretair der Behörde, ein unterrichteter und sehr liebenswürdiger Mann, hatte die Gefälligkeit, mich umherzuführen. Die Statue des heiligen Rochus, welche das Eingangsthor überragte, ist durch einen Schiffsschnabel geköpft worden, und man besorgt, daß ein Naseweis derselben Art, durch die Fenster in den großen Saal eindringend, einst den Malereien, die diesen schmücken, ein ähnliches Schicksal bereiten wird. Den Namen der Künstler nach zu urtheilen, müßten diese Gemälde lauter Meisterwerke seyn, und in der That sind sie es auch meist alle. Unglücklicherweise hascht die an Talenten so reiche Französische Schule noch immer vergeblich nach Genie; ihre schönsten Erzeugnisse sind immer nach einer Seite hin mangelhaft; entweder ist die Composition, die Zeichnung oder das Kolorit verfehlt. Bei ihnen erkennt man nicht, wie bei der Italiänischen Schule, jene mächtige Schöpferkraft, die, wie aus einem Guß, auf der Staffelei der Phantasie das künftige Gemälde schon vollendet erblickt, ja wirklich erblickt, so daß Pinsel und Palette, die gefügigen und zu Allem geschickten Werkzeuge, weiter nichts zu thun haben, als die Vision ganz ohne Anstrengung auf die Leinwand zu übertragen. Hier aber fühlt man im Gegentheil, wie der Maler umhersuchte, wie er die Figuren wählte, die Effekte berechnete, hinzufügte, auftrug oder dämpfte, bis ihm das Werk endlich hinreichend geglättet und vollendet erschien. Dadurch bringt man, wie sie sich ausdrücken, ein schönes Stück zuwege; aber ein Stück ist noch nichts Ganzes, und nicht also überlieferte man der Welt eines jener alten Kunstdenkmäler, welche die Meister selbst, im stolzen Bewußtseyn ihres Werthes, perennius aere, dauerhafter als Erz, nannten. Das Hauptstück dieser Sammlung stellt einen heiligen Rochus dar, der vor der Jungfrau kniet und sie um Abwendung der Landplage anruft. Es ist eines der ersten und besten Werke Davids; ohne aber einiger minder wichtigen Mängel zu gedenken, athmet das Ganze schon jene Griechische und Römische Manier, welche David in Frankreich einführte, und die bis weit in die Kaiserzeit hinein Alles despotisch beherrschte: der heilige Rochus sieht aus wie ein Römischer Senator und Maria wie eine Jungfrau von Delos. Dann folgt die Pest von Marseille, von Gérard, der keine andere Belohnung für sein Gemälde in Anspruch nahm, als die Ehre, es neben dem seines Meisters David aufgehängt zu sehen. Weiter zurück erblickt man den hülfespendenden Belzunce, im Vordergrunde ist Marseille unter dem Bilde einer Mutter dargestellt, welche ihren Sohn stützt, der von den ersten Anfällen der Pest ergriffen wird. Das Kind ist bewundernswürdig ausgeführt; diese Schwere in allen Gliedern, die in einander zusammensinken, dieses allgemeine Krankheitsgefühl, welches auf das frischeste Wohlbehagen folgt, dies Zurücktreten und Gerinnen der Lebenssäfte, diese Gesichtsfarbe, die erbleicht wie die Gefilde an einem Gewittertage, wenn dichte Wolken sich vor der Sonne aufthürmen, alles dies verräth den großen Meister. Neben diesem Kinde im ersten Stadium der Krankheit erblickt man einen Mann in den letzten Zügen. Der Kontrast ist trefflich und würde fast durch den Gegenstand bedingt; unglücklicherweise aber hielt es der Künstler für nöthig, seinen Sterbenden sich winden zu lassen, und es ist schwer zu sagen, wie durch diese eckigen und widernatürlichen Verrenkungen, durch dieses gräßliche Z, welches den Hauptplatz auf dem Gemälde einnimmt, das ganze Bild entstellt und verunehrt wird. Die menschliche Würde verlangt ein Maaß selbst im Entsetzlichen, und dem Genius, diesem gesteigerten Sinn der Menschenwürde, ist ein Instinkt jenes Maßes angeboren, welches er nie überschreitet. Ein Bild von Paul Guérin stellt den berühmten Ritter Roze in dem Augenblicke vor, wo er mit Gefahr seines Lebens die Pestleichen fortschaffen läßt, welche die Stadt nur mit Verlängerung des Uebels bedrohten. Es ist ein Gemälde von großem Verdienst; der Held erinnert bedeutend an die Antike, er hat ihr Adel, Kraft und Einfachheit entlehnt, doch machte der beschränkte Raum auf der Leinwand es nöthig, ihm alles Uebrige aufzuopfern, denn Roze nimmt das ganze Gemälde ein. Was man übrigens von der Scenerie erblickt, läßt glücklicherweise das Fehlende nicht schmerzlich bedauern, denn die blaugrüne Farbe, welche die Pest anzeigen soll und die allen Gestalten eigen ist, gehört zu jenen gezwungenen Hülfsmitteln, mit welchen das Genie haushälterisch umgeht. Die Cholera am Bord einer Fregatte, ein Gemälde von Horace Vernet, hat nur den Fehler, daß es zu gut ist. Es ist dieselbe geleckte, glitzernde und zierliche Art, welche man vom Luxembourg her kennt und die man den Dandyismus der Malerei nennen möchte; Mignard, aus dessen Namen man ganz ungerechter Weise ein schlechtes Kompliment gemacht, hat sich nie so viel Mühe gegeben. Ueber dem Kamine befindet sich das bewundernswürdige Basrelief, die Pest von Mailand, die einzige von Pugets Arbeiten, welche mir seinen Ruf erklärlich machte. Zuletzt vervollständigt noch ein Portrait des heldenmüthigen Belzunce, das ähnlich seyn soll, die Reihe dieser Pestbilder, mit denen dieser Name für immer verwebt ist. Ich bestieg den Wall der Tourette und ward nicht müde, von da aus in die Tiefen des Meeres zu schauen und die unfruchtbaren, aber malerischen Küsten der Rhede zu betrachten, an welchen entlang das Auge immer weiter in die Ferne schaut. Diese Esplanade, an der die Aussicht auf derselben das einzig Schöne ist, gränzt an die alte Kathedrale, in welcher Belzunce den Schlaf des Todes schläft.

Ich unterließ nicht, mich nach den Sehenswürdigkeiten von Marseille zu erkundigen; doch was höre ich, nichts giebt es hier . . . auch nicht die kleinsten alterthümlichen Trümmer in dieser ältesten Stadt Frankreichs. Die Einfälle der Barbaren richteten hier allgemeine Verheerung an, und der Handel, dieser zweite Barbar, der die Sachen nur nach ihren Marktpreisen schätzt, räumte noch vollends Alles aus dem Wege, was ihn nicht anging. Es giebt hier zwar, wie man sagt, eine Bibliothek, die reich an Manuskripten ist, welche zur Revolutionszeit in den benachbarten Klöstern und ganz besonders in der Abtei von Lerins erobert wurden, doch außer den Bibliothekaren benutzt und kennt sie Niemand. Das Museum verdient gesehen zu werden, ich aber zog es vor, meine mir kurz zugemessene Zeit dem zu widmen, was man sonst nirgends sieht, der so belebten, geschäftigen Bevölkerung, von welcher der Fischmarkt das treueste Bild und der Haupt-Versammlungsort ist. Dort erblickt man in Menge jene Frauen, die weltbekannt sind durch ihre Sprache, durch ihre Schlägereien, ihre Unverschämtheit und durch ihr Mitleid; denn nie verläßt sie ein Bettler mit leeren Händen, und ereignet sich irgend ein Unglücksfall, so sammeln sie sogleich unter einander eine Kollekte, die oft im Verhältniß reichlicher ausfällt, als jene Sammlungen, deren die Zeitungen mit so vielem Gepränge erwähnen. Doch erstreckt sich ihre christliche Liebe nicht bis zum Vergessen irgend einer Beleidigung; wenn zwei von diesen Gevatterinnen in Streit gerathen, so legen sie zuvörderst ganz sorgsam ihre Hauben, Ringe und Ohrgehänge beiseit, dann stürzen sie auf einander los, die Stärkste drückt die Besiegte, als Zeichen ihres Triumphes, mit dem Gesicht auf die Erde, und damit ist Alles abgemacht. So Mannes sich auch Einer fühlen mag, ich rathe ihm doch nicht, sich mit diesen Damen in einen Wortwechsel einzulassen; ihm möchte leicht ein Gleiches widerfahren, denn in diesem Viertel findet kein Unterschied der Geschlechter statt.

(Bibl. Univ.)

China.

Canton im Jahre 1838.

VI. Ein Buddhistisches Kloster.

Der Buddhistische Klostertempel, der diesesmal das eigentliche Ziel unserer Exkursion war, liegt in geringer Entfernung von dem Quartier der Schuhmacher. Gebaut ist derselbe ebenfalls von kleinen Ziegeln aus grauer Erde; allein er ruht auf einem Fundamente aus schönem Granit. Man findet prächtige Granitblöcke in China; ich habe Säulen von 25 Fuß Höhe gesehen, die aus Einem Stücke gearbeitet waren. Vor ungefähr zwölf Jahrhun-

derten wurde dies religiöse Gebäude, das im Grunde nur eine ungeheure Anhäufung kleinerer Gebäude ist, durch die Kotschin-Tschinesen gegründet. Es wird von 250 Mönchen bewohnt, die wir Bonzen zu nennen pflegen. Ein geräumiger Hof führt zunächst in die Vorhalle, wo zwei monströse Statuen die Wächter des Tempels vorstellen. Sie sind 12 bis 15 Fuß hoch von bemaltem Holze und haben grausenerregende Gesichter. Aus der Vorhalle traten wir in eine große Kapelle, die dem Gotte des irdischen Wohlbehagens gewidmet ist. Die sehr große Statue dieses Gottes hat eine liegende Stellung und stützt den ungeheuren Kopf auf den rechten Arm; der Obertheil des Körpers ist unbekleidet; die ganze Statue ist aus Einem Holzblocke gearbeitet und von Kopf bis zu Füßen vergoldet. — Ich habe nie eine bessere Personification des Hanges zu Wein and Wohlleben gesehen: das eine Auge des Gottes war fast geschlossen, und um den halb geöffneten Mund spielte ein Lächeln. Er hat noch nicht das höchste Stadium des Rausches erreicht, was auch hier zu Lande gar nicht passen würde, da die Chinesen im Allgemeinen dem Laster der Trunkenheit sehr wenig ergeben sind. Auf einer lakirten Tafel über dem Kopfe des Idols stehen die Worte: „Gesundheit, Macht, Reichthum, das irdische Glück des Menschen.“ Vor dem Gotte steht eine Art von Altar, auf welchem man sechs bis acht Vasen aus einer dem Silber ähnlichen Composition von Zink und Kupfer bemerkt. In die geheiligte Asche, welche den Inhalt dieser Gefäße bildet, stecken die Gläubigen kleine brennende Stäbe aus wohlriechendem Holze. Zwei langen vergoldeten Bandrollen an beiden Seiten des Altars hat man eine solche Lage gegeben, daß sie sich aus der Ferne wie gespenstisch hagere, vor der Gottheit niederknieende Figuren ausnehmen. In einem großen Kohlenbecken vor dem Altare verbrennt das Volk Papier-Zettel, worauf die Priester mystische Charaktere geschrieben haben, um sie dann zu verkaufen; und an einer Seite der Kapelle hängt eine Glocke, die den Gott, falls er gerade etwas Anderes im Kopfe haben sollte, an das fromme Individuum, das eben zu ihm betet, erinnern muß.

Wir verließen den Chinesischen Bachus oder Silen und schritten auf Brücken über mehrere Höfe, die man hohl ausgegraben und zu Behältern eines grünlichen stehenden Wassers gemacht hatte. Die Chinesen lieben diese Farbe sehr und sorgen dafür, daß Nichts die Einförmigkeit eines solchen Wasserteppichs unterbreche. Mitten in diesen ungesunden Lachen bemerkten wir vortrefflich gearbeitete künstliche Felsen, die den Neid manches Liebhabers malerischer Spielereien in meinem Vaterlande erregt haben würden. Die ganze Façade des vor uns liegenden Gebäudes war mit schönen Skulpturen geschmückt.

Die letzte der erwähnten Brücken führte geradesweges nach der Küche des Klosters. Eine Inschrift an der Thür untersagte das Tabackrauchen in den inneren Räumen. Nur wenige Schritte von der Küche lag das Refektorium, wo wir gerade zur interessantesten Stunde des Tages ankamen; denn es saßen hier volle hundert und funfzig Bonzen an dreißig parallelen Tischen, und jeder hatte seine Portion Speise, d. h. eine Tasse mit dünnem Reisbrei und eine andere dergleichen mit einem Gemüse, das ungefähr wie Spargel aussah, vor sich stehen. Die Enthaltung von jeder animalischen Speise gehört zu den Gelübden der Buddha-Priester. Als wir eintraten, rezitirte der Superior eben mit feierlicher Stimme eine Art von Benedicite, das etwa zehn Minuten dauerte und worauf ein Glockenschlag das Signal zum Essen gab. Alle diese Bonzen waren in lange graue Kutten gekleidet, deren Kapuze auf die Schultern zurückfällt. Sie beobachten an der Tafel ein tiefes Schweigen, und ihre Abstraction war so groß, daß sie kaum unser Eintreten bemerkten. In dem Raume zwischen den beiden Reihen der Tische stand ein besonderer Tisch für den Superior, der übrigens an dem Mahle keinen Theil nahm. Im Hintergrund des Saales liest man auf einer Tafel die Namen der Würdenträger des Klosters und die bestimmten Zeiten ihrer Functionen.

Das obere Stockwerk ist dem vollendeten Buddha unserer Weltperiode gewidmet: es bildet eine ungeheure Kapelle, die kostbarer aufgeputzt ist, als die übrigen Theile des Gebäudes. Von der Galerie, welche diese Kapelle umzieht, sahen wir Canton und seine Vorstädte in ihrer ganzen ungeheuren Ausdehnung vor uns liegen. Die innere Stadt wird gegen Norden von ziemlich hohen Bergen begränzt; sie muß sehr viele Gärten enthalten, denn wir bemerkten eine große Anzahl Bäume. Die mit Thürmen bewehrte Mauer, welche beide Städte trennt, zieht sich in Form eines Halbkreises von Ost nach West; sie kann eine Länge von drei Stunden haben. Auf das Buddha-Bild in der Kapelle war uns nur ein flüchtiger Blick vergönnt, da wir dieses Heiligthum selbst nicht betreten durften. Beim Niedersteigen von der Galerie zeigte man uns eine andere Kapelle, die der Hanist Haukua nach dem Tode seines ältesten Sohnes einer tausendarmigen Gottheit zu Ehren erbauen ließ.

Im unteren Stockwerk wieder angelangt, ließen wir uns über einen anderen grünen Teich nach der Kapelle des weiblichen Buddha*) führen, an deren Wänden zehn Gemälde hingen, die eben so viele Orte der höllischen Pein darstellten. Ueber jedem Höllenschlunde thront ein mürrischer Buddhistischer Minos, und neben ihm eine zarte jugendliche Schönheit, die seine herben Urtheile vermuthlich mildern soll. Unter dem Richterstuhl bringen gespenstische Trabanten den Sünder geschleppt; das Verbrechen, dessen man ihn zeiht, ist auf einem Medaillon abgebildet. Eines dieser Medaillons zeigte einen Sohn, der seinen Vater mit einer Axt erschlägt; der Vatermord hat keinen anderen Zeugen, als einen Büffel, welcher aufmerksam zuschaut. Dieser Büffel-Kläger erscheint neben dem Schuldigen vor dem Richter, und schon entfaltet eine Gerichtsperson das verhängnißvolle Papier mit dem Urtheilsspruche. Auf einem anderen Gemälde wird ein junges Weib d.m Todtenrichter überliefert; dieser wägt ihre guten und bösen Handlungen in einer Wage, and man sieht an der Verzweiflung, die sich auf dem Gesichte der armen Kreatur malt, daß die Sünden-Schale schwerer seyn muß. Auf dem untersten Theil eines jeden Gemäldes sind die Strafen selbst abgebildet: hier stürzen die Nachrichter der Hölle ganze Haufen von Verbrechern in den unersättlichen Rachen eines grauenvollen Lindwurms; dort wird ein Sünder zwischen zwei Brettern zersägt, und Hunde lecken sein hervorsprudelndes Blut. Auf einem dritten Bilde packt ein scheußliges Ungethüm die nackten Leiber der Verdammten und schleudert sie aus Leibeskräften gegen einen Berg, der von breiten Dolchen starrt, in denen sie stecken bleiben, wie Schmetterlinge an Nadeln; auf einem vierten erscheint ein ungeheurer Kessel voll geschmolzenen Metalls, in welchem die Opfer, wie Fleisch in einem Kochtopfe, vermittelst großer Gabeln manipulirt werden.

Die Bildsäule des weiblichen Buddha's schien mir fast ein Meisterstück zu seyn; sie ist, wie die Statuen der übrigen Götter, aus vergoldetem Holze. Das Gesicht hat viel Sanftmuth und Würde; der mit einer Krone geschmückte Kopf ist wunderschön geformt. Zwei Engel an ihrer Seite, welche das Haupt bücken und die Hände falten, scheinen sie anzubeten.

Während wir die Merkwürdigkeit dieser Kapelle einer himmlischen Frau anstaunten, betrachteten uns fünf oder sechs irdische Damen mit vieler Neugier; sie bildeten die Familie eines Würdenträgers aus dem Inneren des Reichs. Das Kloster dient Personen von Rang, die in Canton kein Domizil haben, als Absteige-Quartier. Als ich den Schönen mich näherte, waren sie, wie flüchtige Schatten, wieder verschwunden.

Ehe wir das Kloster verließen, lag man uns an, in einen kleinen Saal zu treten, wo wir Thee und verschiedene Sorten getrockneter Früchte, auf einem runden Tische servirt, vorfanden. Es wäre unhöflich, ja fast grausam gewesen, die Gastfreundschaft dieser braven Leute auszuschlagen, und so entschlossen wir uns, ein paar Tassen vortrefflichen Thee's zu schlürfen, der fast kochend heiß und ohne Zucker war. Die Chinesen glauben ihren Thee zu verderben und ihm einen Theil seines Aroma's zu entziehen, wenn sie fremdartige Stoffe hineinmengen. Beim Abschiede reichte uns ein Bonze seinen Betteltopf, mit den Worten Kom-tscha (milde Gabe)! Wir versagten ihm das kleine Almosen nicht und entfernten uns, ganz entzückt über die herzliche Aufnahme, die wir bei den Mönchen gefunden hatten. Ein Theil derselben mußte wohl in Nord-China zu Hause seyn; denn ich sah unter ihnen manche Physiognomie, die beinahe für Europäisch gelten konnte, und Mancher trug einen stattlichen, wohlgenährten Bart.

Mannigfaltiges.

— Das Wort „Statistik“. Bis jetzt ist geglaubt und auch fast in allen Handbüchern der Statistik gesagt worden, daß nicht bloß die wissenschaftliche Bearbeitung dieser Wissenschaft, sondern auch der Name selbst in Deutschland entstanden sey. Professor Achenwall in Göttingen soll ihr im Jahre 1749 den Namen und die erste systematische Form gegeben haben. Das Letztere mag unbestritten bleiben; was jedoch das Erstere betrifft, so hat Professor Ferrario auf der Versammlung der Italiänischen Naturforscher in Pisa nachgewiesen, daß Girolamo Ghilini, Kanonikus von San Ambrogio in Mailand, bereits im Jahre 1633 in seinem Werke Teatro degli Uomini Letterati das Wort Statistik gebraucht habe, indem er von einer Scienza Statistica und von Statistica affari spreche. Professor Ferrario selbst hat ein ausgezeichnetes Werk über medizinische Statistik geschrieben und machte auch in Pisa sehr beherzigenswerthe Vorschläge über allgemeine statistische Tabellen, die in allen öffentlichen Krankenhäusern nach demselben Schema einzuführen wären.

— Benvenuto Cellini. In Italien hat man den berühmten Skulptor auf die Bühne gebracht, und zwar ist das von Lorenzo Sanzogno verfaßte Drama nach der Selbstbiographie gearbeitet, die der Meister hinterlassen hat. Das Drama hat indessen einen sehr verschiedenartigen Erfolg gehabt: während es in Turin als ein Meisterwerk bis zum Himmel erhoben wurde, ist es in Mailand ausgepocht worden. Gegenwärtig ist es im Druck erschienen, so daß des Stückes Gegner und dessen Bewunderer sich gegenseitig widerlegen können; es scheint jedoch, als ob die Ersteren den Sieg davontragen würden.

*) Dieser sogenannte weibliche Buddha ist nichts Anderes, als der Indische Awalokita (d. h. der auf die Welt schaut), Buddha's Stellvertreter auf Erden in der Person des Tibetischen Dalai-Lama. Da diese verklärte Intelligenz von den Indischen Buddhisten mit einigen weiblichen Attributen abgebildet wurde, so hat man sie in China irrthümlich für ein himmlisches Weib erklärt und mit allen Attributen eines Weibes ausgestattet. Awalokita heißt bei den Buddhistischen Chinesen, die ihn für den Schutzpatron China's erklären, Kuanschi, was gleiche Bedeutung hat.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 151. Berlin, Mittwoch den 18. Dezember 1839.

Italien.

Die Frauen in Italien.

Von dem Bibliophilen P. L. Jacob.

Die Sittlichkeit der Italiänerinnen ist ein altes, vielbesprochenes Thema, und es ist zum Gemeinplatz geworden, sie für schlecht zu erklären; besonders haben es sich Französinnen und Engländerinnen zum Gesetz gemacht, die Italiänischen Frauen, welche Liebe treiben und dies naiv eingestehen, als wäre es eben so unschuldig, wie sticken oder Börsen stricken, unbarmherzig zu steinigen; dabei forscht man aber nicht nach den Ursachen, die bei den Italiänerinnen mehr Inkonsequenzen, Schwächen und Fehler entschuldigen können, als sie deren begehen, obgleich sie gewiß nicht skrupulös sind. In Italien ist Alles den Frauen entgegen, sowohl das Urtheil der Welt, in der sie nur eine untergeordnete Stellung einnehmen, als die Gesetzgebung, die sie der äußeren Unabhängigkeit beraubt, indem sie von der väterlichen Erbschaft ausgeschlossen sind, als endlich die Erziehung, die sie geistig vernachlässigt, kurz Alles, mit Ausnahme der Liebe, für die sie ganz geschaffen sind und die man ihnen auch als beständigen Zeitvertreib gestattet.

Die Ehe, die man bei uns als eine Verbindung zwischen Gleichen mit gemeinschaftlichen Pflichten und Interessen betrachtet, ist in Italien nur ein Vertrag zum Nachtheil der Frau, der die Ehe selten eine Stellung gewährt, welche während der Jugend ihre Eigenliebe zu befriedigen vermag, und noch seltener ein freies und glückliches Leben für die Zukunft sichert. Sklavin von der Wiege bis zum Grabe, nimmt die Italiänerin in allen Perioden ihres Lebens eine viel niedrigere Stellung ein, als die Civilisation den Frauen in Europa anweist. Ihre Geburt gilt in den höchsten wie in den niedrigsten Klassen der Gesellschaft für ein Unglück, und kaum findet sie in der Familie jene Liebe, die ihr allein Ersatz gewähren könnte für die persönlichen Rechte, die ein parteiisches Gesetz ihr raubt. Wenn sie nicht als Fremde, wird sie als Nebensache behandelt: des Vaters verständiger Eifer, der Mutter Zärtlichkeit fehlen ganz bei einer Erziehung, die meist ungeschickten Miethlingen überlassen wird; denn die Erziehung der Frauen beschränkt sich in Italien auf etwas Musik und Tanz; alles Uebrige wird für überflüssig gehalten. Es hat Frauen gegeben, welche auf den Universitäten Padua und Bologna Griechisch und Philosophie lehrten, aber im Allgemeinen können die Italiänerinnen kaum orthographisch schreiben, und die Gebildetste kennt von der Geschichte des Landes nur einige Namen, die mit der Lokalität und den Monumenten in Verbindung stehen.

Uebrigens ist die Gelehrsamkeit nicht das, was die Männer anziehen würde, da sie ihnen nur ihre eigene Unwissenheit vorhielte. Vor Allem sucht man ein junges Mädchen früh zu verheirathen, wenn's geht, sobald sie mannbar ist, und zu zwölf Jahren ist sie heirathsfähig; zu zwanzig ist sie schon alt, und alte Mädchen finden in Italien nie einen Mann. Die Aeltern haben also nichts Dringenderes zu thun, als eine Partie für ihre Tochter zu finden; diese nimmt sie mit geschlossenen Augen an, weil sie fühlt, daß sie ihrer Familie zur Last ist, und weil sie hofft, im Ehestand mehr Freiheit und Vergnügen zu finden. Diese frühzeitigen Heirathen haben das Gute, daß sie dem Alter der Leidenschaften zuvorkommen und denselben nicht Zeit lassen, den Ruf eines jungen Mädchens zu Grunde zu richten. Man fürchtet mit Recht das Temperament der Italiänerinnen, die, wie ein impertinentes Sprüchwort sagt, Mütter werden, sobald ein Mann ihnen ins Gesicht sieht.

Die nicht verheirathete Italiänerin geht wenig aus, besucht keine Bälle, genießt keine Zerstreuung, lebt stets einsam und sieht nur in der Kirche oder vom Fenster herab Menschengesichter. So erscheint ihr die Ehe in der Ferne als eine Befreiung; sie wünscht nur, in eine andere Lage zu kommen: ihre bisherige Lage war so traurig, so eintönig, daß sie bei der Veränderung nur gewinnen zu können glaubt, und diese Veränderung kann keine andere als die Ehe seyn, durch die sie förmlich emanzipirt wird. Von da ab gehört sie sich selbst, von da ab giebt sie sich der ganzen Welt hin, nur nicht ihrem Mann. Daher hat der Hochzeitstag nichts Schreckliches, keine Thränen für sie: sie wirft keinen besorgten Blick in die Zukunft, sie sehnt sich nicht nach den schönen Jahren der Unschuld und der Sklaverei zurück; sie wünscht nur, Gattin zu seyn, um sich Alles zu erlauben, was man ihr bisher verbot, sie fühlt das Bedürfniß, zu lieben, und die Ehe ist nur der Weg zum Geliebten.

Kein Wunder: ein solches Mädchen stand immer ohne mütterlichen Rath da, denn in Italien ist eine Mutter nicht die Vertraute, die Freundin ihres Kindes, das sogar selten bei der Mutter erzogen wird; noch seltener ist es, daß die Mutter die Gefühle und Ideen ihrer Tochter zu erforschen sucht, um sie zu ordnen, zu berichtigen, zu leiten. Zwischen ihnen ist kein Band der Sympathie, der Pflicht und Dankbarkeit; sie lieben sich nicht, ja sie hassen sich zuweilen; die Tochter grollt ihrer Mutter, daß sie sich so wenig um sie kümmert; sie ist weder offen, noch zärtlich, noch rücksichtsvoll gegen sie; sie verbirgt ihr die zügellosen Pläne einer Phantasie, die sich mit jener Schnelligkeit und Kraft entwickelt, welche die fruchtbare Natur und die glühende Sonne Italiens allen ihren Produkten mittheilen. Bei uns ist die Phantasie der Mädchen nicht so früh entwickelt, nicht so glühend und kühn.

Die Liebe beschäftigt die Italiänischen Phantasieen zuerst; anfangs ist sie bei ihnen ohne bestimmtes Ziel, aber eben dies ist das Unglück. Man beschäftigt sich mit den idealen Genüssen der Liebe, ohne sie in der Wirklichkeit zu kennen. Dadurch wird den Leidenschaften der Weg gebahnt, und das junge Herz hängt sich dann an den ersten Gegenstand, der sich ihm darbietet. Es ist gefährlich, sich für Schattenbilder zu passioniren: die Seele gewöhnt sich dann an die Leidenschaft und giebt sich ihr ohne Vorsicht, ohne Prüfung hin. Da sollte das Auge einer Mutter über die Gefühle dieser jungen Person wachen; die Erfahrung eines Weibes sollte der leichtgläubigen Unwissenheit eines anderen Weibes beistehen, ihr die Gefahr zeigen und bittere Täuschungen ersparen. Das fehlt eben der jungen Italiänerin: ohne Führer durchwandelt sie diese Periode reiner, neuer Gefühle, die so leicht zum Guten zu lenken wären; sie schafft sich ein Liebhaber-Phantom, das sie mit den seltensten Vorzügen schmückt; sie entflammt, sie brennt für dieses Schattenbild; bald aber wird sie's müde, diese Liebesgluth in sich zu konzentriren, sie giebt ihr Phantom auf, sie will eine Liebe, die ihrer Liebe antwortet, sie will die Wirklichkeit nach dem Ideal. Was ihr die Ehe so anziehend macht, sind nun nicht mehr Bälle und die Freuden der Welt, sondern das Glück, zu lieben und geliebt zu werden. Darum nimmt sie jeden Mann, den man ihr vorschlägt, mit Freuden an, ohne ihn gesehen zu haben, ohne zu wissen, ob er ihr gefallen wird, ohne auch nur zu fragen, ob er jung oder alt, schön oder häßlich, reich oder arm ist. Ehen aus Liebe werden in den höheren Klassen Italiens selten geschlossen, und vielleicht ist das kein Unglück: die Ehe, wie sie bei uns eingerichtet ist, hat harte Prüfungen zu bestehen, wenn der Rausch der Liebe ihr vorangegangen. Aber auch die Konvenienz-Ehen sind in Italien selten; die Ehen werden da auf eine ganz eigene Weise geschlossen, man beachtet weder die Neigungen, noch die Gewohnheiten beider Parteien: kaum wird es vorkommen, daß ein Mädchen den Gatten, den ihr die Aeltern bestimmen, ausschlägt. Nur in Italien konnte Venus einen Vulkan heirathen.

In Frankreich giebt es fast nur Konvenienz-Ehen, in denen die Gatten, ohne sich zu lieben, sich nicht gleich von vorn herein mißfallen, und da haben sie die Hoffnung, mit der Zeit Eigenschaften an einander zu entdecken, die sie nicht vermutheten und die ihr Bündniß fester ketten, als die Bande der Liebe. In England und Deutschland werden sehr viele Ehen aus Neigung geschlossen, dafür ist aber auch die Phantasie dort nicht so leidenschaftlich, die Vernunft ist kälter als im Süden, und man betrachtet daselbst den Ehestand unter einem ganz anderen Gesichtspunkt, man schreibt ihm einen unumschränkten Einfluß auf das Wohl und Wehe des Daseyns zu. Indem man in diesen Stand tritt, legt man sich Pflichten auf, die man, schon aus Egoismus, nicht zu brechen wagt: jeder der Gatten würde seine Zukunft aufs Spiel zu setzen fürchten, wenn er von dem Pfade abwiche, den das Gesetz ihm vorschreibt und den er zu wandeln versprochen. Wie viele Männer sind nur treu, um sich die Treue ihrer Frauen zu sichern! Man beobachtet sich gegenseitig, man handelt so, wie man's beim Anderen sieht, man widersteht und

fällt zugleich. Das Ehrgefühl hat hier den Gürtel der Keuschheit ersetzt.

Der feurige Geist der Italiäner ist dieser kleinlichen egoistischen Berechnungen nicht fähig. In Italien hat man auch nicht einen so hohen Begriff von der Ehe, als einem bürgerlichen oder religiösen Institut; indeß heirathet man darauf los, läßt sich auch alle Kinder gefallen, die aus der Ehe entspringen, aber man hat den betrogenen Gatten nicht, wie bei uns, zu einem gehörnten Thier gemacht, zu einem höllischen Schreckbild, das, auf der Schwelle des Hymentempels stehend, doch Niemanden vom Eintritt abschreckt, zu einem ewigen Typus des Spottes und der Lächerlichkeit. Ein betrogener Ehemann ist in Italien nicht schlechter als jeder andere Ehemann, und man könnte beinahe sagen, daß es in diesem glücklichen Lande gar keine betrogene Ehemänner giebt, denn wenn es nicht Alle sind, so erwarten sie's doch Alle zu werden und schlafen darum nicht schlechter. Wenn man übrigens das Benehmen der Männer im Hause kennt, wenn man weiß, wie wenig sie sich bemühen, die tugendhaften Gesinnungen ihrer Frauen lebendig zu erhalten, und wie unzart sie dieselben behandeln, so wird man sich über diese Sündhaftigkeit der Frauen gar nicht wundern. Den Italiänischen Männern fällt es nie ein, ihren Frauen jene zarte Aufmerksamkeit zu beweisen, die von Natur gute Seelen sicherer gewinnt, als eine große Leidenschaft. Sie glauben, durch ein vornehmes, abstoßendes Betragen sich mehr als Herren geltend zu machen; gegen das, was sonst alle Männer der Welt im Innersten empört, sind sie gleichgültig, und sie scheinen selbst dadurch einzugestehen, daß man sie behandelt, wie sie es verdienen. Liebenswürdig zu seyn, bemühen sie sich nie.

Doch giebt es in Italien eine Klasse bizarrer Ehemänner, welche auch eifersüchtig sind, aber nur zu Hause; sie würden sich entehrt glauben, wenn ihre Eifersucht bekannt würde, und ertragen lieber Alles, ehe sie dieselbe eingeständen.

Wir haben eben bemerkt, daß die Männer in Italien sich nicht sehr beliebt bei ihren Frauen zu machen suchen. So bemühen sie sich oft, den Werth derselben zu verkleinern, aus Furcht, ihre Ansprüche zu steigern, wenn sie ihnen über ihre Figur oder ihren Geist das geringste Kompliment machten. Ueberhaupt beobachten sie nicht einmal die einfachsten Höflichkeits- und Anstandsformen gegen sie, nur daß sie sie nicht schlagen: von Vertrauen und Achtung zwischen Beiden kann hier natürlich nicht die Rede seyn. Ist es daher ein Wunder, wenn die Italiänerinnen bei einer solchen Behandlung ihre Pflicht vergessen? Wie sie sich auch betragen, ihre Behandlung bleibt dieselbe.

Was die Italiänerinnen besonders auszeichnet, ist ihre Natürlichkeit: sie sind lebhaft, geistreich, zärtlich, ohne die geringste Affectation; sie wissen nicht, was das heißt: Effekt machen. Daher kommt es, daß sie nie an sich selbst zweifeln, weil sie nicht zu reflektiren und zu vergleichen gewöhnt sind, und daß sie nur so lange auf ihre Schönheit zählen, als dieselbe dauert. Nun dauert diese nicht so lange als im Norden, und sobald eine Italiänerin in ihrem Spiegel sieht, daß ihre Reize abnehmen, sucht sie sie nicht durch Toilettenkünste aufzufrischen, sondern ergiebt sich darein, ihre Rolle zu ändern und alt zu werden.

Die Italiänerinnen treiben diese Abneigung gegen alles Falsche oder Unnatürliche so weit, daß man ihnen in jedem Alter eine gewisse Nachlässigkeit in der Kleidung vorwerfen kann. Das Einzige, worauf sie große Sorgfalt verwenden, ist die Anordnung des Haares, das sie mit Perlen, starken Nadeln und massiven Kämmen schmücken; im Uebrigen geniren sie sich nicht, einen halb offenen Mantel, schlecht gemachte Strümpfe, häßliche Schuhe zu tragen. Von Schnürleibern, Fischbein, Agraffen u. dergl. wissen sie nichts. Kurz, sie halten alle kleine Toilettenkünste, die unseren Französinnen einen Reiz mehr geben, für unnütz oder gefährlich. Aus dieser Naivetät ist auch zum großen Theil ihre Unbefangenheit in der Liebe zu erklären; sie sind nicht gewöhnt, ihre Empfindungen oder Gedanken zu verbergen, und wenn sie daher lieben, tritt diese Liebe sofort ans Tageslicht, ohne daß sie daran denken, sie in einen dichten oder transparenten Schleier zu hüllen. Man hat Unrecht gethan, ihnen deshalb Schamlosigkeit vorzuwerfen; es gereicht ihnen vielmehr zum Lobe, daß sie sich der Prüderie und Falschheit der modernen Sitten gegenüber so frei und natürlich erhalten haben. Sie suchen ihre Schwächen nicht zu verhüllen, aber sie erheben sie gerade durch diese edle Offenheit, die dem Weibe so wohl ansteht und welche die Verfeinerung der Erziehung bei uns leider nur allzu sehr zerstört.

Auch darf man nicht vergessen, daß die Italiänerinnen, da sie in der Gesellschaft nur eine untergeordnete Stellung einnehmen, sich leicht daran gewöhnen, wie große Kinder behandelt zu werden, die man streichelt und liebkost, so lange ihre Spiele und Launen gefallen, die aber, sobald man ihrer müde wird, sobald man ernstere Dinge vor hat, bei Seite geschoben und vergessen werden. Daher glauben sie sich auch mehr erlauben zu können, eben weil sie sich als Kinder betrachten; wie die Kinder, wissen auch sie nichts von Ehre oder unbeflecktem Ruf; ihre Verirrungen scheinen ihnen gar nicht so bedeutend, zumal da der Beichtvater nie die Absolution verweigert. Nach ihrer und ihrer Beichtväter Meinung hat die Liebe noch keine Seele in die Hölle gebracht; im Gegentheil, sie erlöst Viele durch die Menge von Gebeten und Bußen, die man für den Geliebten übernimmt. Kurz, sie sehen in der Liebe nicht etwas so Gefährliches, und die Liebe belohnt sie dafür.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Das Journalwesen in Frankreich.

II. Die Schattenseiten des Journalismus.

(Schluß.)

Wir wollen indeß nicht behaupten, daß Herr Thiers in der Schuld des Journalismus geblieben sey, denn Sie irren, meiner Ansicht nach, wenn Sie glauben, Herr Thiers verdanke den Journalen sein Glück. Erst von dem Augenblicke an, wo er den „National" verließ und seine früheren Artikel verleugnete, ebnete er sich den Weg zu seiner späteren Stellung. Wir dürfen uns nicht täuschen: der Journalismus ist ein Feld, das nichts Anderes trägt, als was man gesäet hat. Viele haben vor Ihnen das Feuilleton des „Journal des Debats" gehabt, und doch ist es Ihnen allein gelungen, sich darin zu einer Macht zu erheben.

Man muß immer zu der Ansicht zurückkehren, daß die Journale von denjenigen abhängig sind, welche sie machen. Die periodische Presse ist aber, theils durch die Mängel ihres gegenwärtigen Zustandes, theils durch die mit ihrem Wesen verbundenen Mängel, in eine Lage gebracht, in welcher sie weit mehr ein Werkzeug des Afterwissens und der Zuchtlosigkeit, als der Vernunft und der Bildung ist. Ich weiß sehr wohl, daß sie die Wunden heilt, die sie schlägt, aber noch besser ist es, wenn gar keine Wunden zu heilen sind.

Ich habe schon erwähnt, daß ein Theil der Uebelstände, welche mit der Presse verknüpft sind, nicht aus ihr selbst entspringt, sondern aus den Einflüssen, inmitten deren sie sich entwickelt. Als das ancien régime sich dem Ende zuneigte, war der dritte Stand eine ungeheure sociale Thatsache geworden, aber dennoch weigerte sich die Regierung, sie anzuerkennen. Jetzt ist die periodische Presse mit ihren guten und schlechten Elementen eine sociale Macht, welche alle andere tyrannisirt und absorbirt; aber die Regierungen weigern sich, sie anzuerkennen. Sie wirkt daher in einem anderen Sinne als die geordnete und geregelte Gesellschaft, welche ihr gehorcht, ohne es zu wissen oder zu wollen, und welche sie dennoch zurückstößt. Es ist folglich ganz natürlich, daß die Presse niederreißt, was die Gesellschaft aufbaut. Es ist augenscheinlich, daß die Journale nicht weniger Deputirte ernennen als die Wähler und nicht weniger Gesetze machen als die Kammern. Und dennoch sind die Journale, diese vierte Macht, welche unumschränkter herrscht als die anderen, weder anerkannt, noch ist ihr Machtgebiet bestimmt und geregelt. Der Erste Beste, welcher eine Bürgschaft und einen Drucker auftreibt, nimmt Theil an dieser Macht. Wer Kinder im Lesen unterrichten will, muß eine Bestallung und eine Bürgschaft haben, und der Erste Beste gründet ein Journal und legt jeden Morgen das Bekenntniß seines Glaubens, d. h. seines Unglaubens, seiner philosophischen, politischen, literarischen Ansichten ab. Die Polizei-Beamten müssen darauf achten, daß in der Halle reife Früchte, bei den Schlächtern frisches Fleisch, in den Bäckerladen gutes Brod zum Verkaufe ausgesetzt werden, und uns ist es noch nicht gelungen, eine liberale und konservative Institution ausfindig zu machen, welche Frankreich die Bürgschaft richtiger Ansichten, weiser Meinungen, moralischer Grundsätze geben könnte.

In Frankreich fürchtet man die Journale und schmeichelt ihnen, aber sie werden nicht geachtet. In England müssen sie sich gewissermaßen in die Versammlungen des Parlaments einschleichen und die Verhandlungen stehend verfolgen. Die Folgen dieser Geringachtung liegen am Tage. Die Journalisten, welche fern von den Angelegenheiten gehalten werden, können auch nichts davon wissen. Da sie nichts davon wissen und dennoch genöthigt sind, darüber zu berichten, so erfinden sie. Was von den Angelegenheiten des Landes gilt, das gilt auch von allen anderen Sachen. Die periodische Presse irrt, vermöge ihrer Stellung, fast immer neben der Wahrheit her. Bringt man ferner noch das wüste Gewirr unserer Gesellschaft in Anschlag, die keine Hierarchie und keine bestimmte Regeln hat, sondern in der die Plätze und Aemter wie die Bratwürste an den patriotischen Festen vertheilt werden, so wird man auch die Kämpfe und Feindschaften begreifen, denen die Presse dient. Wem man keinen Faustschlag versetzen kann, dem versetzt man einen Artikel; wen man nicht niederschlagen kann, den bringt man um die Ehre.

Dies ist die immersprudelnde Quelle des Unrechts, das die Journale den Personen und den Sitten zufügen. Es ist eine schändliche, abscheuliche Gewalt, welche an Allem, selbst an der Freiheit zweifeln macht. Wissen Sie auch, was der Patriarch des modernen Liberalismus, der Freund Voltaire's, der gute und ehrwürdige Franklin, von der Freiheit der Presse dachte? Folgendes schrieb er am 12. September 1789 in der Bundeszeitung der Vereinigten Staaten:

„Ich glaube eine Kontrolle entdeckt zu haben, welche, anstatt den allgemeinen Schatz der Freiheit zu vermindern, denselben vielmehr vergrößern wird; dieselbe bezweckt, dem Lande eine Art der Freiheit zu geben, welche ihm durch die Gesetze vorenthalten wird, nämlich die Freiheit des Stocks. Wenn in den Urzuständen der Gesellschaft ein Mensch einen anderen durch böswillige Rede schmähte, so hatte der Beleidigte das Recht, ihm durch einen Faustschlag oder, wenn der Fall noch einmal vorkam, durch eine tüchtige Tracht Stockschläge zu antworten, und er brauchte nicht zu fürchten, gegen irgend ein Gesetz zu verstoßen. Jetzt ist aber das Recht, solche Antworten zu ertheilen, aufgehoben, und jeder derartige Versuch wird als Ruhestörung bestraft, während das

Recht der Beleidigung sich in voller Kraft erhalten zu haben scheint. Mein Vorschlag geht also dahin, die Freiheit der Presse unangetastet zu lassen und die Ausdehnung ihrer Macht in nichts zu beschränken; aber man gestatte auch der Freiheit des Stockes, gleichen Schritt mit ihr zu halten. Dann könnt Ihr auch, meine werthen Mitbürger, wenn ein leichtsinniger Schriftsteller Euren Ruf, der Euch vielleicht theurer als das Leben ist, angreifen und diesem Manifeste seinen Namen vordrucken sollte, offen und frei zu ihm gehen und ihm die Haut gerben. Verbirgt er sich dagegen hinter dem Drucker, und gelingt es Euch dennoch, zu entdecken, wer er ist, so könnt Ihr, seinem Beispiel folgend, ihm auflauern und ihm eine tüchtige Tracht Stockschläge aufzählen. Wenn er Schriftsteller, die geschickter als er sind, besoldet, um Euch zu verleumden, so könnt Ihr einige Sackträger dingen, welche stärkere Arme haben als Ihr, und welche Euch bei Eurem Rachewerk kräftigen Beistand leisten werden. Dies ist mein Plan."

Diese Worte sind von Benjamin Franklin, und dennoch darf er wohl zu den wärmsten Freunden der Preßfreiheit gezählt werden. Aber alles Gesagte bezieht sich nur auf die Uebelstände, welche aus der falschen Stellung des Journalismus entspringen. Wir kommen jetzt zu den Nachtheilen, die aus seinem Wesen hervorgehen, denn alles Bestehende, selbst die Vernunft und die Freiheit nicht ausgenommen, sind mit solchen behaftet.

Meiner Ansicht nach, schlagen Sie die Vortheile der Preßfreiheit, obgleich in der besten Absicht, viel zu hoch an. Wollten Sie die großen Dinge, welche die Freiheit der Presse bewirkt haben soll, an den Fingern herzählen, so würden Sie bald zu Ende seyn; und es ist auch nicht anders möglich. Im Grunde kann die Preßfreiheit doch nur die Freiheit seyn, Alles zu sagen, was man weiß. Wenn man aber nichts weiß, so hält man den Mund, oder man sagt Dummheiten; das Letztere thut man nun in Frankreich seit funfzig Jahren. Man hat sich so sehr in diese Freiheit verliebt, daß man glaubt, sie allein genüge schon, und sie könne Studium, Kenntnisse, Erfahrung, Weisheit, die Achtung der Vergangenheit und das Mißtrauen in die Zukunft ersetzen. Funfzig Jahre besteht bereits die Freiheit, Neues zu sagen, und man sagt nur Altes einzig und allein darum, weil man nichts gelernt hat. Die politischen Journale wärmen den „Contrat Social", den „Esprit des Lois" und die Broschüren des Abbé Sieyes auf, die literarischen, Laharpe's „Cours de littérature" und Voltaire's Kritiken. Im Uebrigen findet man nur altersschwache und wurmstichige Ideen; man stößt auf kein Buch, zu dem das vergangene Jahrhundert nicht ein kühneres Muster lieferte. Wer hat sich in der Philosophie mehr voran gewagt als Helvetius, wer in der Politik mehr als Rousseau, wer in der Moral mehr als der Abbé Raynal, wer in der Religion mehr als Lamétrie, wer in der Schilderung eines gesellschaftlichen Utopiens mehr als der Abbé von Saint-Pierre? Und dennoch lebten diese verwegenen Geister, welche so kühne, so umwälzende oder so verderbte Gedanken in die Welt schleuderten, in einer Zeit, wo es keine Preßfreiheit gab. Ich wiederhole es, dieselbe besteht seit funfzig Jahren, und dennoch hat man sich ihrer nur bedient, um das wieder aufzuwärmen, zu verdünnen und zu entstellen, was in einer Zeit gesagt wurde, wo sie noch gar nicht vorhanden war.

Nicht die Freiheit, Alles zu sagen, ist das Wichtigste, sondern etwas zu wissen. Die Presse ist nur das Mittel, die Ideen zu verbreiten, aber um sie zu verbreiten, muß man sie besitzen. Wenn der Journalismus wirklich eine fruchtbare Einrichtung werden will, so muß er zuvor die Ruhe der Geister, die Lernbegierde wiederherstellen; sodann muß er eine aufrichtige, anständige, zureichende Lehrmethode einführen. Wird er es je dahin bringen? Vielleicht; doch wird jedenfalls noch viel Zeit darüber hingehen. Ich weiß sehr wohl, daß die meisten Journalisten in dem bedruckten Papiere nur ein Mittel sehen, einem Minister das Leben sauer zu machen oder einen Menschen zu verleumden; Sie sehen darin das Mittel, ein Land zu leiten und sich an die Spitze der Bildung zu setzen.

Nun werden Sie auch wohl begreifen, daß „die Schule der Journalisten" Stoff genug zu einem Stücke bot, und daß es sogar ein schöner und reicher Stoff war; nun werden Sie auch wohl begreifen, daß die Frage der Journalistik, welche Sie in Ihrem allerliebsten Briefe so obenhin behandelten, manche traurige und ernste Ansichten gewährt. Sie werden wohl einsehen, daß es keine Kleinigkeit ist, jeden Morgen das Schicksal eines Landes, seine Verwaltung, seine Gesetze, seine Kunst, seine Wissenschaft dem gierigen Zahn der Presse preisgegeben zu sehen, der allmälig alle Bindestoffe zernagt, welche die Gesellschaft mit ihren Traditionen, ihren Sitten und Grundgesetzen verknüpfen. Es ist zugleich ein komischer und ergötzlicher Anblick, einen solchen kleinen Atlas, welcher die Welt auf seinen Schultern trägt, mit ihr in den Staub rollen zu sehen.

Sie beklagen sich, — ich komme noch einmal darauf zurück, — daß Frau von Girardin nur die Bedientenstube des Journals gezeigt habe. Aber zur Zurüstung eines jeden Festes ist auch ein Küchenjunge erforderlich, und die schönste Frau trägt ein Skelett in sich. Und dann giebt es noch einen anderen Grund, den Körper des Journalismus anatomisch zu zerlegen. Die Presse muß jetzt wie eine schöne Maschine dargestellt werden, welche still steht oder doch mindestens in Unordnung gekommen ist. Für das Auge und das Ohr kann man sich nichts Großartigeres denken: die Räder des Gedankens schnurren, die Vernunft ist in voller Arbeit, die bewegende Kraft der Bildung treibt unaufhörlich. So scheint es; sieht man aber etwas schärfer hin, so entdeckt man bald die Mängel. Es ist viel Lärmen um nichts, eine falsche Wissenschaft, eine lügnerische Tugend. Wer in das innere Triebwerk nicht hineinschaut, der wundert sich, der zweifelt, der fragt, warum die Freiheit der Presse zum Unheile der Völker und nicht für ihre Wohlfahrt wirkt. Dann ist es Sache des Dichters, der das sieht, was den Blicken des großen Haufens verborgen bleibt, die Maschine zu öffnen, sie auseinanderzunehmen, die Schrauben und Räder zu untersuchen und den Ursachen der Unordnung nachzuspüren. Es ist dann leicht möglich, daß der Zuschauer sich von manchen Bestandtheilen abwendet, welche nicht für den Anblick gemacht sind, leicht möglich, daß das feinere Gefühl durch den ekeln Geruch des Oeles und der Schmiere beleidigt wird, leicht möglich, daß die Phantasie das Schwinden ihrer Täuschung bejammert, wenn sie das Geheimniß dieses äußerlich so großartigen und poetischen Lebens durchschaut. Aber so geht es einmal in dieser Welt, wo Alles seine Kehrseite hat.

Sie machen also ohne Grund Frau von Girardin den Vorwurf, sie habe in einer Gesellschaft schöner Frauen und adeliger Herren die lächerliche und schmachvolle Seite des Journalismus hervorgekehrt. Ich sage ihr meinen Dank dafür, und Sie sollten es auch thun; denn von jetzt an werden uns diese schönen Frauen und adeligen Herren nicht mehr mit den geistlosen und obskuren Journalisten verwechseln können, welche uns mit ihrer Schmach bespritzen; von jetzt an wird weder Ihr glänzender Styl, noch die ehrenwerthe Kritik, nach welcher ich strebe, die Ruhe der Familien stören oder einen großen Künstler an den Rand der Verzweiflung führen. Sodann werden die beiden Parteien der Journalistik, die im Finstern schleichende und die offen wirkende, streng geschieden seyn. Unser Antheil wird fortan ausschließlich das Studium und das Nachdenken, aber auch die Anerkennung und die Ehre seyn.

Glauben Sie mir, die Vorlesung dieses Stückes hat weder Ihnen, noch denjenigen, die in Ihre Fußstapfen treten, geschadet. Auch scheint es mir, daß Sie die armen Schauspieler etwas zu hart angelassen haben. Sie wünschen, daß dieselben „die Schule der Journalisten" nicht spielen möchten, weil ihnen die Journalisten einige Dienste erweisen und ihnen einige Ideen leihen. Aber bedenken Sie auch wohl, daß, wenn die Schauspieler gezwungen sind, alle diejenigen, denen sie verpflichtet sind, mit Rücksichten zu bezahlen, sie auch nicht einmal die drei Monate, welche Sie ihnen zugestehen, ihr Daseyn werden fristen können. Dann dürfen sie nicht den „Médecin malgré lui" spielen, aus Rücksicht für die Doktoren, welche sie heilen, nicht die „Plaideurs", aus Rücksicht für die Advokaten, welche ihre Prozesse führen, nicht „Turcaret", aus Rücksicht für die Banquiers, welche ihr Geld verwalten, nicht den „Bourgeois gentilhomme", aus Rücksicht für den Schneider, welcher ihre Kleider macht, nicht „George Dandin", nicht den „Avare", nicht den „Menteur", aus Rücksicht für die Geizigen, die Lügner und die betrogenen Ehemänner, welche der Vorstellung beiwohnen können. Dann müßten sogar der „Misantrope" und die „Ecole des Femmes" vom Repertoire gestrichen werden, um nicht bei den Celimenen, welche den Schauspielern zulächeln, oder bei den Angelika's, welche ihnen mit ihren kleinen Händen Beifall klatschen, Anstoß zu erregen.

Fürwahr, Sie haben ein zu schönes Talent, als daß Sie es durch Taschenspielerstückchen aufs Spiel setzen sollten. Es handelt sich weniger darum, den Journalismus mit aller Gewalt zu vertheidigen, als ihm auf die rechte Weise das Wort zu reden. Die Gebrechen, welche man in den Schatten stellt, schwächen die Gründe, mit denen man kämpft. Seyen Sie nicht sowohl der Advokat der Journale, als der Patron derselben. Verkünden Sie, welche Ansprüche die Aufklärung und die Vernunft an die allgemeine Achtung und Liebe haben. Mit diesen können wir offen hervortreten, weil sie begründet sind. Noch immer bilden wir Literaten den edelsten und herrlichsten Theil der Nation. Ich möchte sogar bezweifeln, ob man je irgendwo einen solchen Areopag von Schriftstellern, Gelehrten und Künstlern, wie bei uns, gefunden hat. Sagen Sie den Advokaten, die in der Kammer sitzen, sagen Sie den Ministern, die Frankreich zu beherrschen glauben, obschon sie von uns den Impuls empfangen, und die aus unseren schlechten Artikeln ihre guten Reden zusammenstoppeln, sagen Sie diesen, daß von dem Augenblicke an, wo wir der Politik unsere Studien, unsere Schätze von Gedanken und Erfahrungen zubringen werden, diese auch die Würde, den Adel und die Unabhängigkeit erhalten wird, welche ihr noch fehlen. Sie meinen, wir hätten nur Geist, aber es fehle uns an gesunder Vernunft. Das ist lächerlich, denn der Geist ist die zarteste Blüthe der Vernunft. Sagen Sie diesen Menschen, was wir sind und was wir zu seyn verdienen. Sie sind es ja recht eigentlich, die nicht drei Monate leben würden, wenn wir nicht täglich von ihnen sprächen. Bringen Sie diesen in Erinnerung, daß Frankreich nicht die Herrschaft der rothen Strümpfe gestürzt hat, um sich unter den Druck eisenbeschlagener Schuhe zu bringen. Sagen Sie diesen, daß auch wir, die Philosophen, die Publizisten, die Dichter, die Schriftsteller, sie von ihrem Pfluge weggeholt haben, obgleich kein Cincinnatus unter ihnen ist, um ihnen die Regierung Frankreichs anzuvertrauen, die wir ihnen nehmen können, wie wir sie ihnen gegeben haben. Sagen Sie diesen, daß auch wir uns in dem strahlenden Lichte des Ruhmes und des Ansehens sonnen wollen, und daß, wenn wir den uns gebührenden Platz nicht schon längst eingenommen haben, dies nur daher rührt, daß die Vernunft geduldig ist, weil ihr die Ewigkeit gehört.

Granier de Cassagnac.

Nord-Amerika.

Die Quellen des Wakulla in Florida.

Das kleine Dorf St. Markus liegt in Mittel-Florida, sechs Meilen von Talahasse entfernt, dessen Meerhafen es, so zu sagen, ist. Eine Eisenbahn, die freilich viel zu wünschen übrig läßt, verbindet beide Punkte und dient zum Transport der ungeheuren Baumwollen-Sendungen, welche aus bedeutenden Entfernungen nach diesem Markte des Innern zusammenströmen. Das St. Markus-Schloß, welches die Spanier vor mehreren Jahrhunderten erbaut, das jetzt aber ganz verfallen ist, hat eine vortreffliche Lage am Zusammenflusse des St. Markus-Flusses und des Wakulla, die sich dann einige Meilen tiefer in den Mexikanischen Meerbusen ergießen. Die Quelle des letzteren Flusses ist im ganzen Lande berühmt, und obgleich die darüber umlaufenden Gerüchte sehr übertrieben waren, so erregten sie doch in hohem Grade meine Neugierde, und ich beschloß, sie selbst aufzusuchen. Die Banden der Seminolen, welche zu dieser Zeit das Innere des Landes sehr unsicher machten, nöthigten mich indeß, diese Reise mit einem zahlreichen Gefolge anzutreten.

Am 18. Februar 1838 um 6 Uhr Morgens verließ meine kleine Expedition, die aus drei Schaluppen und zwanzig gut bewaffneten Männern bestand, den Hafen, und nachdem sie das vorspringende Fort umschifft hatte, lief sie in den Fluß ein, der an dieser Stelle sehr breit ist und dessen niedrige und sumpfige Ufer nur mit einigen Zedern und Fichten bedeckt sind. Der Morgen war sehr kalt für diese Gegend, denn das Thermometer gab nur 7 Grad an, während wir vor zwei Tagen eine Temperatur von 25 Grad gehabt hatten. Ein heftiger Sturm war der Grund dieses plötzlichen Temperatur-Wechsels, der in Amerika sehr häufig eintritt; im Wasser stieg das Thermometer auf $12\frac{1}{2}$ Grad. Kaum waren wir eine halbe Meile gesegelt, als die Scene sich plötzlich änderte und die Windungen der Ufer mit dichten Wäldern bedeckt erschienen. Die Natur nahm den Charakter einer großartigen Wildheit an, welche mächtig auf unsere Stimmung wirkte. Eichen, Zedern, Katalpa's standen dicht aneinandergedrängt und waren von Lianen und wilden Weinreben eng umschlungen; dazwischen traten dann wieder die ungeheuren Magnolien und die riesenhaften immergrünen Eichen mit dem saftigen Grün ihres Laubes hervor; Kaktusse und Yucca's bedeckten den Boden und machten durch ihre langen Stacheln diese Waldungen ganz undurchdringlich. Von allen Baumzweigen hingen Tillandsia's herab, welche von fern wie lange Schleier erschienen und der ganzen Gegend einen düsteren Anblick geben, der noch dadurch verstärkt wird, daß sie allgemein als Zeichen der Ungesundheit betrachtet werden. Uebrigens war die Vegetation so frisch wie mitten im Sommer, und die verschiedenen Färbungen des Laubes bildeten eine der schönsten Kontraste. Allmälig bevölkerten auch zahllose Thierschaaren die Einöde. Unter den Vögeln bemerkte man Pelikane, Reiher von blendender Weiße (Psittacus carolinensis), viele Arten von Kranichen, Enten, Anhinga's, Elstern. Der große weißköpfige Adler schwebte majestätisch über unseren Köpfen auf, und um unsere Böte tummelten sich Alligatoren von 12—15 Fuß Länge, welche, bald still im Wasser ruhend, nur die Augen und die Schnauze hervorstreckten, bald blitzschnell vorüberschwammen oder ihre kurzen und dicken Körper im Schlamme wälzten. Mehreremale sahen wir auch die Nester der Kartenwespe, welche sich in den höchsten Zweigen einnistet.

Wir hatten gegen eine starke Strömung zu kämpfen, und in jedem Augenblicke traten uns größere Hindernisse entgegen. Der Strom verengte sich, und die Krümmungen wurden immer zahlreicher; an manchen Stellen war er nur 2—3 Fuß breit, während doch die mittlere Breite auf 12—15 angenommen werden kann. Kräuter, Schilf und Rohr erschwerten unser Vorrücken, und ungeheure Baumstämme, welche im Flusse lagen, machten es fast unmöglich. Nur mit der Axt in der Hand konnten wir uns einen Durchweg eröffnen.

Später waren die Ufer mit ungeheuren Cypressen besetzt, und es war keine leichte Aufgabe, unsere Böte durch diese mächtigen Bäume, die so gewaltige Wurzeln treiben, hindurchzubringen. Als wir noch eine Meile vom Ziele unserer Wanderung entfernt waren, zeigte das Thermometer $10\frac{1}{2}$ Grad; ins Wasser gesenkt, stieg es schnell auf 17. Endlich bemerkten wir eine Lichtung, und die Aussicht auf ein baldiges Ende unserer Mühe verlieh uns neue Kraft zur Ueberwindung der noch übrigen Schwierigkeiten. Bald langten wir auch in dem großen ovalen Grunde an, dem die Quellen entströmen. Die Breite, welche wir maßen, beträgt 300 Fuß, die Tiefe 76, doch soll sie an einer anderen Stelle 100 Fuß übersteigen. Die Temperatur der Oberfläche beträgt $17\frac{1}{2}$ Grad; an das Senkblei gebunden und in die Tiefe geworfen, zeigt das Thermometer einen halben Grad weniger. Das Wasser ist von so bewundernswürdiger Klarheit, daß die Pflanzen, welche auf dem Grunde wachsen, und die Fische, die darin umherschwimmen, deutlich wahrzunehmen sind. Ein Kalkfels-Zacken, welcher das Becken durchschneidet, scheint sich bis zur Oberfläche des Wassers hervorzustrecken, aber das Senkblei belehrte uns, daß er 30 Fuß unter dem Wasser ruht. Die Böte schienen über einem bodenlosen Abgrunde zu schweben, und dieser Eindruck war so mächtig, daß mir der Kopf schwindelte und ich mich an den Rand des Bootes anklammerte.

Es ist unmöglich, von der zauberischen Schönheit der Landschaft eine Vorstellung zu geben; die frische und üppige Vegetation, die Klarheit des himmelblauen Wassers, die uns umgebende Stille versetzten die Seele in eine heilige Stimmung, deren sich selbst die rohen Menschen, die mich umgaben, nicht erwehren konnten. Unbeweglich saßen sie da, als wenn sie gefürchtet hätten, die tiefe Stille durch ein menschliches Geräusch zu entweihen. „It is beautiful, very beautiful, Sir", sagte einer zu mir und rief mich aus der idealen Welt, in der ich weilte, in die Wirklichkeit zurück; ich befahl, an dem freisten Orte anzulegen. Es wurde nun ein großes Feuer angezündet und ein Mahl bereitet.

Das Wasser der Quelle ist sehr trinkbar, obgleich das des Flusses übelschmeckend ist; an einigen Stellen schien dieses sogar einen leichten Schwefelgeschmack zu haben; die Magnetnadel erlitt in demselben keine merkliche Abweichung.

Wir lagerten am Ufer des Flusses. Unsere Leute entdeckten auf einem Baumstamme das grob und vor kurzer Zeit eingeschnittene Bild eines Tigers; wir ersahen daraus, daß der Indianische Häuptling Tiger-Tail (Tigerschweif) sich in der Nähe aufhalte, denn durch derartige Symbole bezeichnen die auf einem Kriegszuge befindlichen Schaaren der Wilden den Weg, den sie eingeschlagen haben. Dies veranlaßte uns, während der Nacht auf unserer Hut zu seyn; wir wurden indeß nur durch das ferne Gebrüll der Panther gestört.

Am folgenden Morgen fand einer von unserer Gesellschaft unter seiner Lagerstätte eine große Klapperschlange, und wir bemerkten außerdem eine bedeutende Anzahl von Wasserschlangen, welche hier unter dem Namen Mocassins bekannt sind; auch fingen wir eine männliche Schildkröte (trionyx). Unsere Rückfahrt ging rasch von Statten, obgleich ich mehrmals anlegen ließ, um Pflanzen zu sammeln.

Die Thatsache, der ich nicht Glauben beimessen wollte und von der sich mir dennoch die Ueberzeugung aufgedrängt hatte, war die, daß ein Fluß, der an mehreren Stellen die Breite der Seine hat, plötzlich, und nur sechs oder sieben Meilen von seiner Mündung entfernt, aus der Erde hervorspringen sollte. Woher kömmt nun eine so ansehnliche Wassermasse? Die einzige annehmbare Erklärung scheint mir die zu seyn, daß der Fluß durch unterirdische Kanäle mit dem Jackson-See in Verbindung steht, der eine ziemlich starke Strömung in derselben Richtung wie der Fluß hat, obgleich beide sehr weit von einander entfernt liegen. Uebrigens ist auch Florida reich an unterirdischen Gewässern, und in diesen tiefen Höhlen verbergen sich zuweilen die Alligatoren. Mehrere Flüsse strömen eine Zeit lang unter der Erde fort und kommen erst wieder in einiger Entfernung zum Vorschein. Auch findet man fast überall Seen von bedeutender Größe, welche eine mehr oder minder merkliche Strömung haben.

Graf von Castelnau.

Mannigfaltiges.

— Professor Lerminier und die Deutschen Zeitungen. Die unwürdige Art und Weise, in der der Französische Professor Lerminier auch in diesem Jahre verhindert worden, seine Vorlesungen über Rechtsphilosophie zu halten, ist nicht bloß in Pariser Zeitungen mit höhnendem Jubel verkündet worden, sondern dieser hat auch in einigen Deutschen Blättern Wiederhall gefunden. Wir sind nicht etwa Willens, den Pariser Zeitungen gegenüber, die politischen Ansichten des Herrn Lerminier zu vertheidigen — wir wollen sogar vorweg einräumen, daß, wenn es sich darum gehandelt hätte, den Professor zum Mitgliede der Deputirtenkammer zu erwählen, die streng prüfenden Wähler vollkommen berechtigt gewesen wären, den Kandidaten abzuweisen. Aber jene Zeitungen und noch mehr die ihnen nachbetenden Deutschen Blätter möchten wir fragen, was sie denn eigentlich unter Freiheit des Unterrichts verstehen, wenn sie es gutzuheißen wagen, daß ein Gelehrter darum, weil seine politischen Ansichten mißfällig sind, vom Lehrstuhl heruntergetrommelt und an Vorträgen gehindert werde, die der Wissenschaft angehören und mit der Politik nichts gemein haben? Falls die Regierung einem Professor seine Vorlesungen untersagte, weil ihr seine politischen Ansichten mißfielen, würden jene Zeitungen gewiß nicht unterlassen, dieses Verfahren als eine Verletzung der Unterrichtsfreiheit zu bezeichnen; warum haben nun dieselben Blätter kein Wort des Tadels, ja sogar nur Ausdrücke des Hohns und der Schadenfreude da, wo nichts weiter als jugendlicher Uebermuth die Schüler antreibt, sich zu Richtern über die politische Gesinnung ihrer Lehrer aufzuwerfen? Als Mann der Wissenschaft hat Herr Lerminier seine Berechtigung hinreichend dargethan, um in dieser Eigenschaft auch von den öffentlichen Blättern gekannt und geachtet zu werden. Am allerwenigsten aber sollten Deutsche Journale in den Ton der Französischen einstimmen; denn gerade Deutschlands Philosophie, Deutschlands Unterrichtsfreiheit ist es, die Herr Lerminier in allen seinen Schriften hochstellt, welche überhaupt von der Art sind, daß sie ihm nur die Achtung des Lesers gewinnen können. Wenn daher dasjenige, was in einigen Deutschen Zeitungen über den letzten Unfug der Pariser Studirenden gesagt wurde, die Französischen Blätter zu der Ansicht verleiten sollte, daß man auch in Deutschland solchen Unfug allgemein gutheiße, so ist dies, wie wir, auf das Urtheil vieler kompetenten Männer gestützt, versichern können, ein außerordentlicher Irrthum.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅓ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 152. Berlin, Freitag den 20. Dezember 1839.

Frankreich.

Skizzen aus dem Jagdleben.*)

Auch in dem Französischen Jagdleben hat die Revolution von 1789 eine gänzliche Umwandlung herbeigeführt, und der Jäger aus der Gegenwart gleicht dem vor Diesem ungefähr so, wie ein Krämer, den seine Million adelt, dem Herzog von Buckingham oder dem Marschall von Richelieu. Die Gründe dieser Veränderung sind nicht schwer einzusehen; ehedem gehörte die Jagd zu den Ergötzlichkeiten einer kleinen Zahl von Bevorrechteten, und da die liegenden Gründe bei der Familie verbleiben mußten, so jagten die Söhne in demselben Revier, in dem ihre Väter gejagt und sich ausgezeichnet hatten; es pflanzten sich die erworbenen Fertigkeiten fort, so wie die Sprache, Methoden und Gebräuche, und Jedermann machte sich ein Studium daraus, um sich nicht dem Tadel der Einflußreichen und Kenner auszusetzen. Die stets gezückte Waffe des Lächerlichen, über dem Haupte des Neulings schwebend, unterhielt die Furcht und den Eifer, weil in Frankreich solche Wunden den Tod geben. Den Augen des Laien zeigte sich die Jagd als eine von Geheimnissen strotzende Kunst, als eine Art von Freimaurerei, wo man nur nach einem langen Noviziat Meister werden konnte. Wie heutzutage alle unsere Truppen in Kleidung und Manöver uniformirt sind, so hatten die Jäger der alten Zeit gleichsam nur Eine Art von Tracht, Kunstsprache und Jagd-Praxis. Daher ist es leicht, die Züge zu dem Bilde eines solchen Mannes zu entwerfen: ein Land-Edelmann im Tressenrocke, wie man ihn noch in den Boskets der Opéra-Comique sieht, den Kopf mit einem Federbarett bedeckt, ein Mann, der in gewählten Ausdrücken über die Schlacht bei Malplaquet und Fontenoi, über Zehnender und dreijährige Eber, Rebhühner, Kaninchen und galante Abenteuer spricht. Von einem Ende Frankreichs zum anderen, auf den gemeinschaftlichen Jagd-Zusammenkünften, in diesen Assembleen des Waldbezirks, athmete Alles einen Wohlgeruch orthodoxer Kunstsprache, handelte man nach den Regeln der guten Jagdsitte, und nicht Ein Wort, das nach Ketzerei roch, störte durch unbefugtes Eindringen in die Gesellschaft die hergebrachten Ideen, bei denen man sich wohlbefand. Die in den Ebenen oder Forsten sanctionirten Gewohnheiten pflanzten sich in den Salons, am Hofe, in den Schlafzimmern fort. Sedaine hat diese Epoche gut charakterisirt, wenn er den Baron von Clainville sagen läßt: „Madame, verdammte Schliche! Wir scheuchen das Wild aus dem Gehölz von Galdeux, unsere Hunde verlieren die Fährte; ich vermuthe einen Absprung, wir finden sie wieder auf. Ich rufe Brevant zu, daß wir deren wieder sehen; er behauptet das Gegentheil. Ich aber sage: Siehe doch! die Ballen voll, die Flanken dick, die Schalen rund, die Klaue breit; es dünkt mich, es ist eine gelte Hirschkuh oder ganz gewiß ein Zehnender." — Das ist leibhaftig der Jäger von Ehemals, den Kopf angefüllt mit seinem Wörterbuche, immer in Kunstausdrücken redend, selbst wenn er sich an Damen wendet.

Schwierig ist es, das Bild des jetzigen Jägers zu entwerfen. Er tritt in so mannigfaltigen Gestalten auf, nach dem Lande, das er bewohnt, dem Vermögen, das er besitzt, dem Range, den er bekleidet, daß er, ein neuer Proteus, dem Maler unerfaßbar wird. Er ist ein lebendiges Kaleidoskop, zeigt uns landjunkerische, stutzerhafte, komische, ernste, groteske, fantastische Gestalten, und selbst wenn man sie schon im Umriß entworfen zu haben meint, zeigen sie sich in der nächsten Sitzung wieder verändert. Ehemals mußte man, um zu jagen, ein vornehmer Herr seyn; heute, wo es keine vornehme Herren mehr giebt, jagt Jedermann. Man erlangt die Berechtigung dazu, daß man des Jahres die mäßige Summe von 15 Franken in das Meer des Budgets einlaufen läßt. Was sage ich? Unter denen, welche die Ebene mit der Flinte auf der Schulter durchstreichen, möchte man vielleicht eben so viele Rebellen gegen das Gesetz des Waffentragens finden, als solche, die demselben sich unterworfen haben. Es ist leicht zu begreifen, daß, nachdem dieses Privilegium, früher im Besitz einer einzigen Klasse, aufgehört hat, ein solches zu seyn, und der ganzen Gesellschaft zur Nutznießung freisteht, die Physiognomie des Jägers sich verändern mußte. Er hat keinen eigenthümlichen Charakter mehr, hat seine Einheit verloren. Soll eine Schilderung möglich werden, so müssen wir eine Klassifizirung vornehmen. Zuerst kommt der echte Waidmann, dann der Krämer, der Alles todt macht, endlich der Dandy, der Nichts tödtet. Jede dieser Haupt-Rubriken hat wieder ihre Unter-Abtheilungen, die oft nahe an einander gränzen oder gar in einander übergreifen.

In unserem goldenen Jahrhundert, d. h. wo Gold über Alles geht, verdrängt die Aristokratie der Thaler die der Wappen. Wie das Vermögen auf der einen Seite zunimmt, nimmt es auf der anderen ab, weil bei dem ewigen Wechsel hier unten die Waagschale des Glückes sinkt, wenn sie drüben steigt. Die Einen arbeiten, gewinnen, kaufen Hunde und Jagdrecht, die Anderen sehen mit verschränkten Armen zu und verlieren. Wollen sie das Gleichgewicht erzwingen, so geben sie ihre Equipage auf und verkaufen ihre Jagd an die reichen Krämer in der Stadt. Wie viel Adelige wüßte ich nicht zu nennen, die, ob sie gleich in grauen Schlössern mit Gothischen Thürmchen wohnen, ihrem Maurer oder Dachdecker die Erlaubniß, Hasen zu tödten, verkauft haben, und diese, um die bedeutenden Kosten nicht allein zu tragen, bringen die Jagd, wie andere gewerbliche Unternehmungen, auf Actien unter, associiren sich mit dem Bäcker, dem Schneider, dem Rentier, dem Winkel-Kaufmann. Wenn der bedungene Tag herannaht, wälzt sich eine neue Bevölkerung über das herrschaftliche Terrain, das sich mit Staunen vom Bürgervolke angefallen sieht. Solche Verbindungen finden sich heute in allen Klassen; die großen Financiers miethen die Königlichen Parken und bilden sich ein, daß ihre Jagden denen Ludwig's XIV. gleichen, wovon sie nur eine gemeine Karrikatur sind. Was schadet's? Genug, es giebt Gelegenheit, seine Jagdhunde in Zahlung zu bringen, seine Parforce-Jäger bei Prämien-Verkäufen anzuschlagen, seine Leithunde als Accessit bei Baarzahlungen zu diskontiren und seine Hirsche, Wölfe, wilden Schweine beständig im Munde zu führen, — die erfolgreichste Aristokraten-Sprache, welche von Allen, die sie hören, bewundert wird. So spielen diese Pächter die Rolle des Landadels und gewinnen das Recht, zu sagen: „meine Jagd", „mein Revier-Jäger", „meine Rebhühner". Herrliches Beispiel von den Folgen der Aufklärung! Ehemals sammelte man Kapitalien zu Handels-Speculationen, in unseren Zeiten tritt man zusammen, um das gewonnene Geld wieder auszubringen. Die Erlaubniß, durch Felder und Wälder zu birschen, ist, wie ein Lager von Steinkohlen oder Erdharz, auf Actien untergebracht; schon zerlegen sich diese Actien in Coupons von einem Tage Dauer, und späterhin werden sie sich auf eine gewisse Portion Flintenschüsse reduziren lassen.

Ein großer Grundbesitzer ist, in richtiger Schätzung der kynegetischen Wuth seiner Zeitgenossen, auf den glücklichen Einfall gekommen, das Jagen auf seinem Gebiete vermöge einer Taxe, die trefflich mit seinen Interessen harmonirt, zu erlauben. Man zahlt fünf Franken, um seine Ebenen zu durchstreichen, zehn Franken, um seine Forsten zu betreten, und für jeden Schuß die Kleinigkeit von zwanzig Sous. Ist ein Wild erlegt, so verlangt man funfzig Centimes mehr von dem Schützen, der sie in der Trunkenheit des Erfolges nicht gut mit Anstand verweigern kann, und will er sein Wildpret forttragen, erhebt der Aufseher einen neuen Tarif: zehn Franken für einen Fasan, fünf Franken für einen Hasen, vierzig Sous für ein Rebhuhn u. s. w. Wahrhaftig, dieser Biedermann versteht sich aufs Spekuliren! Es fällt mir dabei die Geschichte eines Wucherers ein, der zu seiner Frau sagte: „Der und der wird kommen, ich leihe ihm 1000 Franken, aber da ich die verabredeten Zinsen im Voraus erhebe, so wirst Du ihm, gegen Aushändigung seines Wechsels, der erst in zwei Jahren fällig ist, baare 300 Franken zustellen." — „Thor", antwortete sie ihm, „warum liehst Du sie ihm nicht auf vier Jahre? dann hättest Du ihm gar nichts herauszuzahlen." — Diese Actien ändern oft den Herrn. Heute ist man Jäger, morgen nicht mehr. „Wie geht das zu?" Ganz natürlich; Bank-Ereignisse, Börsenspiel oder der Handel mit trockenen Pflaumen führen gewisse unvorhergesehene Wechselfälle herbei; man muß, um den Ruin zu vermeiden, die Ausgaben beschränken. „Actien zu verkaufen", liest man in den Journalen, förmlich einregistrirt wie Eisenbahn-Actien; sie werden kolportirt, sind dem Steigen und Fallen unterworfen, und am Schlusse des Monats, wenn der fatale Zahl-Termin da ist, treten die Bedrängten sie den Glücklicheren ab, um wichtigere Schulden zu decken. Die Ungewißheit, wie lange

*) Aus dem Französischen Skizzenbuche: Les Français.

man das Jagdrecht besitzen werde, ist die Ursache von dem Tode vieler Hasen; man tödtet, so viel man kann. „Wozu meinem Nachfolger etwas lassen?" so denken sie und ahmen den reisenden Handlungsdienern nach, die an der table d'hôte sich den Magen verderben, damit ihnen die Mahlzeit nicht so theuer zu stehen komme. (Schluß folgt.)

Italien.

Die Frauen in Italien.

(Schluß.)

Bei der untergeordneten Stellung und Unfreiheit, in der die Italiänerinnen leben, giebt es doch auch eine Freiheit, welche ihnen die Ehe verschafft, nämlich die, allein in die Salons, ins Schauspiel, auf die Promenade zu gehen und sich die Gesellschaft, die ihnen am besten gefällt, auszuwählen, unter Männern, wie unter Frauen. Dabei sind sie ganz ohne moralischen Schutz; denn die Italiäner machen es nicht wie die Franzosen, die nur zu oft die Duennas bei ihren Frauen spielen, während die Italiäner selten mit ihnen ausgehen. Auch fehlt ihnen die Obhut älterer Frauen, die ja aus der Liste der großen Welt ausgestrichen sind und nicht einmal als chaperons daselbst erscheinen, um ihre Töchter und Schwiegertöchter zu beschützen; denn in Italien, wo die Frömmigkeit immer an die Stelle der Liebe tritt, giebt es ein bestimmtes Alter, wo die Frau sich selbst aus der Gesellschaft der Jüngeren verbannt.

Sobald dieses Alter da ist, giebt sie alle weltliche Gedanken auf und beschäftigt sich nur mit Gott; von da ab (denn die „Dreißigjährige" des Herrn Balzac ist jenseits der Alpen unbekannt) trägt sie einen Schleier, verbirgt ihre Haare, macht ihren Mantel gewissenhaft zu und führt ein klösterliches Leben fern vom Geräusch der Welt. Jetzt beschäftigt sie sich eben so eifrig mit ihrem Seelenheil als früher mit der Liebe und büßt durch die pünktlichste Frömmigkeit die Verirrungen ihrer Jugend. Diese Frömmigkeit hat viel Aehnliches mit der Liebe, wenn sie ihre Lippen an den Marmor einer Madonna oder an das Metall eines Kelchs preßt. Es ist die Liebe mit ihrer Gluth, ihren Freuden, ihren Thränen und Schmerzen; nur ist diese Liebe beständiger als die frühere, da der Gegenstand immer derselbe bleibt und die Verehrung, die man ihm zollt, immer ausschließlicher wird; der Himmel bekommt jetzt das, was früher zehn Liebhaber auf einmal.

Auch als Witwe hat die Italiänerin nicht die beste Stellung, wenn sie nicht die Gemüther ihrer Kinder zu beherrschen weiß; denn sobald ihr der Ehe-Kontrakt nicht ein Witthum aussetzt, hat sie kein Recht auf die Erbschaft des Mannes, und die Söhne brauchen ihr nicht mehr zu geben, als zur Subsistenz unentbehrlich ist. Das Gesetz sorgt nicht für das Schicksal der Witwen, und ein Mann, der ohne Testament stirbt, läßt seiner Frau nicht mehr als die Zinsen ihrer nie sehr bedeutenden Mitgift, so daß eine solche Frau, die bei Lebzeiten ihres Mannes an eine glänzende Existenz gewöhnt war, sich auf ihre alten Tage in einem dem Elend nahen Zustande befindet, wenn ihre Kinder ihr nicht zu Hülfe kommen. Das Königreich Sardinien ist der einzige Theil Italiens, wo man kürzlich diese ungerechten Bestimmungen verbessert hat: die neue Gesetzgebung von 1838 sichert den Töchtern einen Antheil an der väterlichen Erbschaft und den Witwen den Genuß eines Theiles der Einkünfte ihres Mannes. Doch man wird sich hüten, im übrigen Italien diese Verbesserung, die für eine dem reformatorischen Geist der Zeit gemachte Konzession gilt, nachzuahmen, und die Frauen werden nach wie vor durch den Tod ihrer Aeltern und Gatten enterbt werden.

Ist es nun der Italiänerin zu verdenken, wenn sie sich erst durch die Liebe und dann durch Frömmigkeit zerstreut? Von Jugend auf unglücklich und Sklavin, ist es anders möglich, als daß sie außerhalb des kalten Kreises, in den sie hineingebannt ist, eine Entschädigung sucht? Sie wäre glückliche Gattin und glückliche Mutter gewesen, wenn sie einen andern Mann und andere Kinder gehabt; da aber ihr Streben ist, sich und Andere zu beglücken, so wird sie erst die Menschen lieben, ehe sie sich Jesus und den Heiligen ergiebt. So füllt sie die Leere aus, die ihre Familie in ihr zurückläßt, und ist viel eher zu entschuldigen, als die Frauen diesseits der Alpen, die sich durch Koketterie zu zerstreuen suchen, weil ihnen das häusliche Eheglück zu ennuyant ist.

Die eigentlich sogenannte Koketterie ist nicht der Fehler der Italiänerinnen, wenn man unter Koketterie die Sucht versteht, die Blicke, die Huldigungen und die Herzen zu gewinnen und Liebe zu spielen, ohne sie wirklich zu empfinden. Ist aber Koketterie nur das Streben, zu lieben und Liebe zu finden, dann sind die Italiänerinnen durchaus kokett. Es schlummern in ihnen die besten Keime, die aber durch parteiische Gesetze und unvernünftige Sitten verdorben werden. Wäre dies nicht, so würden sie die trefflichsten Wirthschafterinnen, die besten Hausmütter, die liebenswürdigsten Frauen in der Gesellschaft werden: so aber sind sie leichtsinnig, sorglos, ohne alle Erziehung, und nur jenes reizende Naturel versöhnt uns mit ihnen, das zwar mitunter alles Andere bei ihnen ersetzt, aber nicht immer vergessen läßt, was ihnen fehlt. Es ist eine edle Pflanze, die nur etwas mehr Pflege verlangt. Daher sind auch die Italiänerinnen, die in Frankreich verheirathet sind, unter dem wohlthätigen Einfluß Französischer Sitten und Gesetze, Muster von Tugend und ehelicher Treue.

Wenn die Erziehung der Frauen in Italien vernachlässigt ist, so ist es die der Männer nicht weniger. Man scheint diese Erziehung der Natur zu überlassen, die bis auf einen gewissen Grad dies Vertrauen rechtfertigt, besonders im südlichen Italien, wo die Leute einen angeborenen Takt, eine Fassungskraft und eine Beweglichkeit des Geistes besitzen, die wahrhaft außerordentlich sind. Doch diese Naturgaben allein genügen nicht für das Leben. Die glücklichsten Anlagen müssen durch die Erziehung entwickelt, vervollkommnet werden. Daher bringen es auch die jungen Leute der ersten Familien selten zu etwas Großem, obgleich sie meist voller Geist sind; aber der Geist läßt nur ihren gänzlichen Mangel an Bildung hervortreten: sie sind fast alle in der Kindheit und Jugend sich selbst überlassen geblieben oder in schlechte Schulen gesteckt und den Händen unwissender Erzieher preisgegeben worden, die ihren Zöglingen nur zu schmeicheln wissen, um sich lebenslängliche Pensionen zu verdienen. So gewöhnen sich die Italianer frühzeitig an Nichtsthun, und diese Gewohnheit wird später befördert durch den Mangel jeder Laufbahn, die ihren Ehrgeiz erwecken kann, durch die Entfernung von den öffentlichen Angelegenheiten und die Unfähigkeit, ihrem Vaterlande nützlich zu seyn.

In dieser Unthätigkeit, der auch das Klima Vorschub thut, ist vielleicht der Ursprung der cavalieri serventi oder cicisbei zu suchen. Das sind die chapeaux d'honneurs der verheiratheten Frauen, die im Leben, besonders in der Gesellschaft überall die Stelle des Ehemanns vertreten. Wahrscheinlich haben die Müßiggänger der großen Welt diese echt Italiänische Gewohnheit angenommen, um ihre Zeit und Phantasie auszufüllen. Diese Sitte, die besonders den Fremden ein Stein des Anstoßes ist, aber weniger durch das, was sie jetzt davon sehen, als was sie in den Büchern darüber lesen, verliert sich jetzt immer mehr und wird in vierzig Jahren ganz verschwunden seyn. Besonders herrscht sie noch in einigen kleinen Provinzialstädten, die sich etwas darauf zu Gute thun, eine eigene Gesellschaft und eigene Sitten zu haben; in ihrer ganzen Kraft besteht sie noch in Toskana, wo die Italiänischen Sitten ein letztes Asyl gefunden haben. In Florenz erscheint eine verheirathete Frau öffentlich niemals mit ihrem Mann und ohne den Freund des Hauses, der nach der skandalösen Chronik seine Freundesrechte bis auf die äußersten Konsequenzen geltend macht. Nichts ist geheimnißvoller, als das Verhältniß eines cavaliere servente zu der Dame, der „er dient": das ist der Ausdruck, den man allgemein angenommen, um die Natur seiner Pflichten und Attribute zu bezeichnen.

Der cavaliere servente ist der Sklave seiner Dame; hier findet sie eine Entschädigung für die niedrige Rolle, die sie in ihrer Familie spielt. Er ist früh morgens bei ihr und nimmt die Besuche auf, die er auch wieder ins Vorzimmer und die Treppe hinabbegleitet; er geht mit ihr aus, zu Pferde, zu Wagen, zu Fuß; im letzteren Fall trägt er ihr den Mantel und schützt sie mit der ombrella gegen die Sonnenstrahlen. Er begleitet die Dame ins Schauspiel, wo er mit der zartesten Aufmerksamkeit für sie sorgt; er führt sie wieder in den Wagen zurück, wo sie sich mit einander niederlassen, ohne auch nur den Mann, wenn er zufällig auch in der Loge ist, zum Mitfahren einzuladen.

Uebrigens sehen die Ehemänner dieses Verhältniß gar nicht ungern: der cavaliere ist ihnen so gut wie den Frauen ein Bedürfniß. Wenn dieses Ehe-Supplement seine Rolle nur ein Bischen versteht, so kann er es sogar dahin bringen, der Freund des Mannes zu werden, der ihm dann alle Geheimnisse und Angelegenheiten des Hauses anvertraut und ihn zu seinem Majordomus macht. Es kommt wohl vor, daß dann der Mann mit dem größten Ernst von der Welt zu seiner Frau sagt: „Hör' mal, werde mir nur nicht unserem Freunde untreu, ich würde Dir's nicht verzeihen." Zu seinem Stellvertreter aber sagt er, ohne daß es ihm einfällt, zu lachen: „Du, ich will Dir nur sagen, daß meine Frau Dir nicht lange untreu bleiben wird; sie liebt Dich von Herzen und wird bald wieder zu Dir zurückkehren." In Florenz ist es, wo der betrogene Gatte nie dem Spott ausgesetzt ist; denn man weiß, daß es allen Männern eben so gehen kann, und sobald man sich verheirathet, ergiebt man sich in das gemeinsame Loos. Ueberhaupt ist es einmal ein allgemein herrschendes Prinzip, daß ein Mann sich nicht mit seiner Frau beschäftigen darf: er verläßt sie, um sich unter das Joch einer anderen zu beugen, und daher ist es nicht mehr als billig, daß es auch der Frau frei steht, sich einen Kavalier zu wählen, der sie für die Vernachlässigung von Seiten ihres Gatten entschädigt. Man scheint damit andeuten zu wollen, daß die Ehe mit der Liebe unverträglich ist.

Man sieht, dieses Verhältniß ist ein viel innerlicheres und also auch bindenderes, als das zwischen Mann und Frau. Daher macht es auch allgemeines Aufsehen, wenn man von dem unwiderruflichen Bruch einer solchen Verbindung hört: je länger sie gedauert hat, desto größer ist der Skandal, denn gewöhnlich dauern solche Verbindungen mehrere Jahre, ja oft das ganze Leben hindurch. Eine Trennung ist selten das Resultat einer vorübergehenden Kaprice, und doch verzeiht man es einem Kavalier nie, wenn er seine Dame zuerst verläßt, was auch dieselbe gethan haben mag, um diese Trennung herbeizuführen; man hat das Prinzip, daß ein Kavalier seiner Dame Alles nachsehen muß, selbst eine kleine Untreue. Auch sind wirklich die cavalieri sehr standhaft und großmüthig in dieser Beziehung: nur in einem Fall verlieren sie die Geduld, sobald sie sehen, daß ihr Platz, wenn auch nur vorübergehend, von einem Fremden, einem Nicht-Italiäner besetzt ist. So gern sie ein Auge zudrücken, wenn ein Landsmann mit ihnen konkurrirt, so unerbittlich sind sie, wenn der Dritte ein Ausländer ist. Dann stoßen sie Verwünschungen aus gegen das Weib, das die Pflichten der Gastfreundschaft zu weit getrieben und auf die Gefühle ihres Cicisbeo so wenig Rücksicht nimmt, daß sie ihm einen Fremden vorzieht.

Digitized by Google

Die Marquise S ...., die im vorigen Winter die Sonne der Florentinischen Gesellschaft war, wunderte sich, auf einmal ihre Loge und ihren Salon verlassen zu sehen. Alle Einladungen waren vergebens; man antwortete mit vagen Entschuldigungen oder gar nicht. Der Mann der Marquise, dem die Traurigkeit der schönen Verlassenen Kummer machte, übernahm es, einige versöhnende Schritte bei den Anbetern seiner Frau zu thun. Diese verbargen ihm den Grund ihrer Desertion nicht; sie sagten ihm ganz einfach: „Wir wollen nicht die Fackeln des Lord .... seyn (Non vogliamo servire di candelieri a lord ....).“ Lord ...., der seit einiger Zeit in Florenz wohnte, hatte sich in die Marquise verliebt, machte ihr den Hof und nahm ganz die Stelle eines cavaliere servente bei ihr ein. Der Mann machte ihr Vorstellungen, sie widerstand anfangs, aber die Einsamkeit war zu drückend, sie verabschiedete Lord ...., und sogleich kehrten ihr Kavalier, ihre Freunde, ihr gewöhnlicher Hof zurück. Man kann sich denken, daß sie sich fest vornahm, sich nicht mehr der Anglomanie zu ergeben.

Trotzdem muß man sagen, daß die Italiänische Gesellschaft immer mehr Französisch oder Englisch wird; vergebens flüchtet sie sich in die kleinen Städte, in das Heiligthum der Familien in Rom und Mailand, in die Erinnerung der alten Italiäner, die sie fortwährend zurückrufen, ohne sie mit ihren eigenthümlichen, naiv unmoralischen Sitten erhalten zu können. In funfzig Jahren wird man kaum eine Spur davon finden. Die Zahl der Fremden, die wie neue Schwärme von Galliern, Hunnen und Gothen nach Italien strömen, nimmt jährlich zu: diese Fremden bringen die Sitten, die Ideen ihres Landes mit. Wohin sie kommen, verderben sie den Lokalgeist und reizen die Eingeborenen zur Nachahmung, trotz aller National-Vorurtheile. Schon werden die Italiäner in Italien selten; bald wird es da nur eine kosmopolitische Bevölkerung geben, die alle Sprachen spricht, nur nicht ihre eigene, die gekleidet ist à la française und lebt à l'anglaise, und nur daran denkt, den Reisenden ihre Sonne, ihre Ruinen, ihre Erinnerungen, ihre falschen Medaillen, ihre Makaroni, ihren Karneval und ihre heilige Woche so theuer wie möglich zu verkaufen. Dann wird man auf dieses berühmte Vaterland großer Männer mit Recht Brutus Wort anwenden: „O Italien, du bist nur ein Name!“ Paul L. Jacob.

China.

Canton im Jahre 1838.

VII. Die Börse und andere öffentliche Orte.

Von dem Klostertempel begaben wir uns nach einem Etablissement, das mit unseren Europäischen Börsen verglichen werden kann, aber zugleich auch eine Kapelle ist, wie alle öffentliche Anstalten der Chinesen. Hier versammeln sich die Kaufleute von Ning-po in der Provinz Fu-kian, welche mit Canton einen sehr bedeutenden Binnenhandel in Thee und Flockseide treiben. Die inneren Gemächer konnten wir nicht besuchen, und selbst der Eintritt in den Versammlungs-Saal war uns nur deshalb erlaubt, weil die Wachen nicht an ihren Posten standen. Dieser Saal hat einen wahrhaftig großartigen Charakter; er ist rings mit hohen Spitzen bestellt; und in der Mitte erhebt sich die Statue des Schutzpatrons aller Kaufleute, an dessen marmornem Altare prächtige Skulpturen sind. Leichtes Täfelwerk von herrlicher Arbeit umzieht den Altar mit seinen Blumengewinden, ohne ihn zu verstecken. Diese Kapelle war die kostbarste, die ich auf meiner ganzen Reise gesehen. Auf einer etwas niedrigeren Estrade vor dem Altar steht ein mit Drachenköpfen gestickter Prachtsessel, der nur andeuten soll, daß der Kaiser, obschon weit entfernt, doch bei jeder wichtigen Verhandlung als gegenwärtig gedacht werden müsse. Ungeheure Laternen schmücken die meisterhaft ausgelegte Decke des Saales. Ich habe in den von mir besuchten öffentlichen Gebäuden der Stadt überhaupt öfter Gelegenheit gehabt, wahre Meisterstücke von Zimmerwerk und Tischlerei zu sehen; der geschickteste Handwerksmann in Europa würde keine elegantere und solidere Arbeit liefern können. An beiden Hauptwänden des Saales befanden sich zwei große Gemälde auf Papier: Gegenstand des einen waren zwei hochbejahrte Greise, die ein Opfer bringen und mit dankbarer Befriedigung den Dampf aus der Schale emporsteigen sehen. Auf dem anderen Gemälde war ein zartes Kind dargestellt, das einem ehrwürdigen Greise ein Gefäß mit Blumen reichte. Beide Figuren fand ich vortrefflich: die Physiognomie des Alten athmete Wohlwollen, und die des Kindes hatte einen reizenden Ausdruck von Unschuld und Frömmigkeit. Dieses Gemälde bewies, daß auch Chinesischen Künstlern zuweilen etwas Höheres, als bloße technische Kunstfertigkeit einwohne.

Am anderen Morgen unternahmen wir bloß eine Wasserfahrt nach einer Insel, die vier bis fünf kleine Meilen oberhalb Canton liegt. Die Chinesen nennen sie Lu-tsün; bei den Europäern aber heißt sie das Paradies. Ihre Lage ist recht anmuthig; schöne uralte Bäume schmücken das steile und schwer zugängliche Ufer. Ich bemerkte Ruinen, die auf eine ehemalige starke Bevölkerung des Eilandes schließen lassen, darunter einen Tempel, den ich, wegen seiner überaus malerischen Lage skizzirte. Einige hundert Schritte vom Ufer lagen zerstreute Fischerhütten, mit kleinen Feldern von Reis und Taro (Arum esculentum) daneben. Zwei Traditionen knüpfen sich an die Ruinen von Lu-tsün, eine historische und eine mythische. Der ersteren zufolge, hatte die reizende Lage des Eilandes eine große Menge reicher Familien dahin gezogen; als aber die wilden Horden der Mandschu's im Jahre 1644 das ganze Land um Canton verheerten, wurden alle die friedlichen Bewohner von Lu-tsün, ohne Unterschied des Alters oder Geschlechtes, niedergemetzelt. Die Mythe aber berichtet, daß es schon vor alter Zeit in dem jetzt verödeten Dorfe nicht geheuer gewesen sey; gespenstische Unholde drangen bei nächtlicher Weile in die Häuser und raubten Menschen, so daß kein Morgen anbrach, an dem nicht eine Familie den Verlust eines oder mehrerer von den Ihrigen zu beweinen hatte. Die Bewohner wurden bald von einem solchen Schrecken ergriffen, daß alle Ueberlebende der dämonischen Insel für immer den Rücken kehrten. Die wenigen Fischer, welche sich später hier angebaut haben, führen ein zu arbeitsames und kümmerliches Leben, als daß ihnen Zeit bliebe, an Gespenster zu denken.

Des anderen Tages blieb ich, von den vielen Exkursionen der vorhergehenden Tage etwas erschöpft, in den Faktoreien und stattete nur dem merkwürdigen Hospitale des Amerikanischen Missionairs, Dr. Parker, einen Besuch ab. Man hat dieses Hospital das ophthalmologische benannt, weil Herr Parker vornehmlich Augenarzt ist; doch finden auch andere Patienten von jeder Art in demselben Zulaß. Es giebt in China sehr viele augenkranke Individuen, was vermuthlich darin seinen Grund hat, daß man sich dort allgemein die Augenlieder mit einer Art von Pfrieme reinigen läßt; ich habe in den Straßen von Canton wohl hundert Mal schaudernd zugesehen, wie ein Barbier unter freiem Himmel dastand und sein stählernes Instrument an den zurückgeschlagenen Augenliedern eines Menschen hin und her bewegte.

Die ungeheure Galerie des Hospitals ist mit Gemälden behangen, welche alle merkwürdige Kuren des Dr. Parker darstellen. Ungefähr 300 Individuen beiderlei Geschlechts saßen auf Bänken um die Galerie herum und erwarteten den Besuch des Doktors, der mir erlaubte, ihn zu begleiten. Die sanfte und liebreiche Art, womit er seine Kranken behandelte, war mir sehr rührend; er befragte sie gewissenhaft und redete ihnen Trost zu, bevor er das Heilmittel anwendete. Fast alle Patienten hatten Augenübel von den verschiedensten Arten und Stadien, bei denen ich nicht länger verweilen will. Im oberen Stocke befinden sich noch zwei Zimmer mit ungefähr zwölf Betten für solche Kranke, die der Doktor im Hospitale pflegt und behandelt; unter diesen befand sich sogar ein Würdenträger aus dem Innern, den Herrn Parker's Ruf weit hergelockt hatte, um eine verjährte Augenkrankheit los zu werden. Medizin und ärztliche Behandlung sind unentgeltlich; am Ende jedes Jahres überreicht Herr Parker der Missions-Gesellschaft sein Budget und bekommt nur so viel für sich, als zu den dringendsten Bedürfnissen ausreicht. Er soll bei allen Chinesen, die von ihm und seinem Wirken Kunde erlangt haben, in großer Hochachtung stehen.

Am Abend jenes Tages gab er ein glänzendes Bankett in der Britischen Faktorei; der prächtige von tausend Flammen erleuchtete Saal dieses Palastes, seine ungeheuren Kamine von weißem Marmor, und sein kostbar servirter Tisch erinnerten mich einen Augenblick an die Festsäle unserer Königlichen Schlösser. Nach dem Diner kamen Jongleurs aus Peking, deren Talent mir sehr gerühmt worden war; aber sey es nun, daß ich zu viel von ihnen erwartete, oder waren sie wirklich nur gemeine Jongleurs: genug, ihre Gewandheits-Spiele schienen mir wenigstens nicht bewundernswürdiger, als die, welche ich von Indischen Taschenspielern hatte ausführen sehen.

Des anderen Tages ließ ich mich in eine Thee-Manufaktur führen: ich hatte große Lust, genauere Bekanntschaft mit der Zubereitung dieses Blattes zu machen, dessen Verkauf zwei Drittheile des unermeßlichen Handels der Engländer mit China ausmacht, und welches in mehreren Europäischen Ländern ein so nothwendiger Artikel geworden ist, daß die Britische Regierung schwerlich die Verantwortlichkeit einer den Theehandel sistirenden Maßregel übernehmen möchte. Nachdem die Theeblätter eingesammelt, und an der Sonne oder bei gelindem Feuer geröstet worden, rollt man sie bekanntlich mit den Händen und liest sie dann aus. Die Heizung ist das letzte Geschäft. Der Saal, in welchem wir uns befanden, enthielt ungefähr 50 Kessel in Oefen von Mauerwerk. Jeder Kessel war bis auf 170 Grad Fahrenheit erhitzt und faßte sechs bis acht Pfund grünen Thee, den ein Mann ungefähr drei Viertelstunden lang ohne Unterbrechung mit bloßer Hand umrührte. Diese Feuerprobe müssen die Theeblätter drei bis sechs Mal bestehen; das letzte Mal mengt man einen Löffel voll einer Mischung darunter, die aus zwei gleichen Theilen Berlinerblau und Gesgaet (?) besteht. Diese Mischung giebt dem Thee, dessen gedörrtes Blatt von Natur grau ist, jene bläuliche oder gräuliche Färbe, von welcher diese Gattung grüner Thee heißt.

Der schwarze und der grüne Thee sind Blätter desselben Strauches. Einige Personen haben mir versichert, die Blätter des schwarzen und die des grünen Thee's würden zu verschiedenen Jahreszeiten gepflückt; aber ich glaube, daß die Verschiedenheit beider Sorten mehr als Eine Ursache hat. Zum grünen Thee wählt man die zartesten Blätter; auch wird dieser mit besonderer Sorgfalt gelesen und gerollt, und endlich geht die letzte Dörrung oder Heizung ganz anders vor sich. Der schwarze Thee wird nicht in Kessel, sondern in große Körbe gethan, die gleich Sieben geflochten sind; unter diesen Körben entzündet man ein Feuer von gereinigten Kohlen, damit der Rauch den Geschmack des Gewächses nicht verderbe.

In der Umgegend von Canton bereitet man nur Thee von geringerer Qualität; allein die Eingeborenen verwandeln diesen gemei-

nen Thee in grünen und verkaufen ihn so öfter für Thee aus dem Inneren. Zu diesem Zwecke strecken sie die Blätter in großen flachen Kasten und schneiden sie vermittelst eines feinen und scharfen Instrumentes in kleine Stückchen, wie die grünen Theeblätter. Um die Täuschung vollständig zu machen und die Spuren dieser Operation zu tilgen, rollen sie den zerschnittenen Thee noch einmal zwischen großen Stücken Leinwand, setzen ihn dann von neuem ans Feuer und geben ihm die erforderliche Farbe.

Der Herr des Etablissements wollte mich durchaus einige Täßchen Thee kosten lassen, ehe wir schieden; er war aber so zartfühlend, uns keinen Thee aus seiner eigenen Fabrik anzubieten. Unter den acht oder zehn Sorten, die wir erprobten, schien mir eine Sorte Heison (Hyson) die edelste. Das Getränk wird in China auf andere Art, als bei uns bereitet. Man thut in jede Tasse die nöthige Quantität Blätter, füllt sie dann mit kochendem Wasser und verschließt sie hermetisch mit einer Art von Deckel. Sobald das Getränk die erforderliche Kraft hat, wird es noch heiß und in kleinen Schlückchen getrunken, wobei man jedesmal den Deckel des Täßchens lüftet und gleich wieder zudrückt, damit das Aroma nicht verdunste.

Das **Probiren** ist beim Theehandel eine Sache von großer Wichtigkeit. Als die Ostindische Compagnie noch im ausschließlichen Besitze dieses Handelszweiges war, hatte sie ihre Probirer, die bis zu 3000 Pfd. Sterl. (20,000 Thlr.) jährlich erhielten. Wir sahen bei einem Englischen Kaufmanne, Herrn Dent, der jetzt Französischer Konsul in Canton ist, wie man bei dem Probiren verfährt. Zuerst wird das Ansehen, dann der Geruch des Thee's geprüft; da aber diese oberflächliche Prüfung noch Zweifel übrig lassen könnte, so hat man ein Mittel erfunden, das zu positiveren Ergebnissen führt. Eine gewisse Quantität Blätter wird, nachdem sie sehr genau abgewogen worden, in eine kleine Kanne gethan; ist dies geschehen, so gießt man kochendes Wasser auf und kehrt gleichzeitig eine Sanduhr um, die eine Minute anzeigt. Ist die Minute abgelaufen, so wird der Thee eingeschenkt. Nach einem so genau berechneten Aufgusse giebt sich die wahre Eigenschaft des Blattes aus der Kraft und dem Geschmacke des Getränkes zu erkennen.

Am Nachmittag desselben Tages besuchten wir das Dorf Ho-nan, in welchem die Europäer vormals frei sich ergehen durften: jetzt ist es nur noch erlaubt, den dortigen Klostertempel zu betreten, der gleich am Landungs-Platze sich erhebt, und dessen Gründung in ein hohes Alterthum hinaufreichen soll. Den Eingang zu diesem ehrwürdigen und sehr großen Gebäude bildet ein ungeheurer Hof mit Bäumen, die Jahrtausende alt seyn mögen. Eine erste Vorhalle wurde von zwei ungeheuren, einander angrinzenden Kolossen bewacht, und an der zweiten Vorhalle, zu der man durch einen anderen Hof gelangte, standen vier solcher hölzerner Riesen von 18 bis 20 Fuß, die sich auf allerlei Weise ihre Zeit vertrieben. Der Eine, mit martialischer Miene und buschigen Brauen, zog seinen Säbel halb aus der Scheide, als exekutirte er ein Kommando der Portugiesischen Armee, welches cara firoz ao inimigo (ein wildes Gesicht dem Feinde!) heißt; der Andere spielte eine Art von Mandoline und sang auch wohl dazu, denn sein Mund war halb geöffnet und ließ eine fürchterliche Reihe sechs Zoll langer Zähne sehen. Das dritte Ungeheuer hielt ein Scepter in der Hand; welches aber die Beschäftigung des Vierten war, ist mir rein entfallen.

Der Tempel von Homan besteht zum Theil aus fünf Haupt-Kapellen, die durch Höfe, mit sehr schönen Bäumen bepflanzt, von einander getrennt werden. Die Zellen der Mönche und die Nebengebäude ziehen sich an den Flügeln hin, welche durch kleine Brücken mit dem Hauptgebäude verbunden sind. In einer dieser Kapellen fanden wir ein prächtiges Grabmal aus weißem Marmor, das, wenn man es nach dem Gottesacker des Père Lachaise transportirte, die schönsten Monumente dieses Pariser Kirchhofs verdunkeln würde. Die etwas mehr als vier Fuß hohe Basis bildet ein regelmäßiges Viereck, dessen Façaden je zehn Fuß Breite haben mögen; auf dieser Basis erhebt sich eine Art Säule in Spindelschnecken-Form, die oben spitz zuläuft. An jeder Façade befinden sich Skulpturen von merkwürdiger Arbeit. Vier Engel oder höhere Intelligenzen knieen an jeder Ecke des Mausoleums, das, wie man mir versicherte, über der Asche eines der ersten Erbauer des Tempels errichtet ist.

Eine Scene, deren ich mich nicht versehen hatte, sollte mein ganzes Interesse auf die vornehmste Kapelle des Tempels konzentriren: die Bonzen hatten sich zum Abendgebete versammelt. Ihr langes Gewand aus grauer Seide war zum Theil mit einem gelbseidnen Stoffe überdeckt, der den rechten Arm frei ließ und vermittelst silberner oder kupferner Spangen an der linken Seite der Brust fest saß. Die Kapelle, wo das Gebet gesprochen wurde, hatte ungefähr 80 Fuß Länge bei 50 Fuß Breite. Im Mittelpunkt standen drei kolossale Buddha-Statuen, von denen die mittlere wahrhaft monströs war; zahlreiche Laternen mischten ihren bunten Schein in die scheidenden Strahlen der Sonne, und auf den Altären dampften geweihte Stäbe aus wohlriechendem Holze. An jeder Seite schaarten sich 150 bis 200 Bonzen; ihr Gottesdienst bestand darin, daß die Mönche zur Rechten einen Vers vorbeteten, der von denen zur Linken nachgebetet wurde. Ein Glöckchen mahnte zum Niederknieen und ein Triangel zum Aufstehen; so oft die Versammlung aber auf die Kniee fiel, kehrte sie das Antlitz, nicht den Buddha-Bildern, sondern der untergehenden Sonne zu.*) Als die letzten Strahlen des Taggestirns verloschen waren, warf sich der ganze geistliche Chor noch drei Mal nach einander, und zwar wiederum gegen Abend gekehrt, an die Erde; dann machten sie, einen Mann hoch, drei Umzüge um den Tempel und verschwanden endlich, bis auf Zwei oder Drei, welche die Lampen auslöschten und die Pforten verschlossen.

Ehe wir dem Gebete beiwohnten, hatte man uns in einen Hof geführt, wo die ungeheuersten und fettesten Schweine, die ich jemals gesehen, unterhalten werden. Jeder Bonze weiht bei seinem Eintritt ins Kloster dem vollendeten Buddha ein solches Schwein, das hier sein Lebelang die sorglichste Pflege findet. Man schlachtet diese Thiere niemals, und wenn Eines derselben verendet, so ist dies ein Tag der Trauer für die ganze ehrwürdige Gemeinde.

Zum Schlusse sahen wir noch den Garten des Tempels, wo man vielerlei Sorten Gemüse, die einzige Speise der Bonzen, anbaut. Im Hintergrunde des Gartens liegen ihre Gräber; sie bedecken den ganzen östlichen Abhang einer Anhöhe. Ueber jedem Grabe erhebt sich ein kreisförmiges Mauerwerk, mit einer Oeffnung gegen Osten, und eine schlichte Inschrift auf dem Steine giebt über den Namen des Verstorbenen und die Zeit seiner Bestattung Auskunft.

*) D. h. entweder nach der Heimat ihrer Religion (Indien), oder nach der imaginairen, von dem Buddha Amitaba beherrschten Welt der seligsten Freude, welche im Westen unserer Erde, aber in einer Entfernung von Quintillionen Meilen gedacht wird.

Mannigfaltiges.

— **Der Rhein und der Englische Humor.** Dem Deutschen Rhein ist jetzt auch die Ehre widerfahren, von den Engländern travestirt zu werden. Bereist, beschrieben und besungen mit jedem Jahre mehr, mußte natürlich, nachdem alle Seiten des malerischen Stromes erschöpft waren, auch die komische einmal an die Reihe kommen. Thomas Hood, der Herausgeber des Comic Annual, der glückliche Rival von Boz, hat eine mit Holzschnitten reich ausgestattete Rhein-Reise unter dem Titel Up the Rhine (Den Rhein hinauf) herausgegeben. Die „Pilger auf dem Rhein" von Bulwer bildeten augenscheinlich die Grundlage zu der Hoodschen Parodie. Wie in jener Darstellung, ist es auch in dieser eine ganze Familie, die von England aus die Rheinfahrt unternimmt; nur mit dem Unterschiede, daß, statt der schönen Rhein-Sagen, die dort eingeflochten sind, hier die karrikirtesten Geschichtchen mit passenden Bildern sich finden. Die reisende Familie besteht aus einem hypochondrischen „Onkel Orchard", der viermal in jeder Woche sein zeitliches Ende herannahen sieht, einer verwittweten „Tante Wilmot", die ihren „seligen Georg" beständig im Munde führt, einem Neffen „Frank Somerville", welcher der Poet und Spottvogel der Gesellschaft ist, und endlich einem sentimentalen Kammermädchen, „Martha Penny". Alle Vier schreiben Briefe in die Heimat, und diese theilt uns der Herausgeber mit. Besonders zeichnen sich darunter die von Martha Penny durch ihre Orthographie aus. Den Namen Rotterdam z. B. schreibt sie gewöhnlich Rotter D—m, ganz in derselben Weise, wie Einige den Kraftausdruck God D—m abzukürzen pflegen. In Nymwegen wird Onkel Orchard mit einem „Sparbette" bekannt, einem hölzernen Trog von vier Fuß Länge, in welchem, um nicht gekrümmt wie ein Z zu liegen, die Füße des Schlafenden weit über das Gestell hinwegreichen. Die Abbildung dieses Sparbettes mit seiner zierlichen, den Schlafenden halb unbedeckt lassenden Steppdecke wird uns in einem Holzschnitte gegeben, wie denn überhaupt diese Illustrationen, die ebenfalls von Hood selbst gezeichnet, noch viel karrikirter als die Reisebeschreibung selbst sind. Indessen dürfen sich die Rheinländer das nicht zu Herzen nehmen, denn gerade das Hochstehende wird in England am meisten mit Karrikaturen beehrt, und so dürfte ihnen Hood's Rheinreise im nächsten Jahre einen noch zahlreicheren Besuch von Lords und Ladies zuführen. Die Gewohnheit der Letzteren aber, auf dem Kontinente mehr als alle andere Reisende zu knausern, bestärkt Herr Hood noch durch ein Rheinlied, in welchem er die Schönheiten des Stromes preist, dabei jedoch immer den Refrain wiederholt: „Take care of your pocket!" (Nehmt euren Beutel in Acht!) Die den Engländern widerwärtige Sitte, daß Männer sich gegenseitig küssen, was, ihren Begriffen nach, auch die Frauen sich kaum gestatten dürfen, wird durch ein sehr lustiges Bild karrikirt, das den schlechten Pun (Calembourg) als Unterschrift trägt: „der Omni-Buß." Eben so ist ein Tabacksklub in Köln mit der Unterschrift „Bellevue" dargestellt, doch sieht man eben weiter nichts, als Dampf und Bier und Wein. Eine Deutsche Post ist mit vier Pferden lang gespannt in vollem Trab abgebildet, doch bleiben die vorderen zwei Pferde von Zeit zu Zeit stehen, um sich nach den Hinterpferden umzuschauen. Nicht minder sind die Deutschen Studenten-Trachten, die Philister auf ihren Sonntags-Spaziergängen, ja sogar die Künstler und die Gelehrten parodirt. Doch, wie gesagt, das ist Alles nur ein Beweis, wie sehr diese Dinge jetzt in England „the lyons of the day", d. h. die vielgesuchten Tagesgötzen sind.

Das mit dem 31sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis $22\frac{1}{2}$ Sgr. ($\frac{3}{4}$ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 153. Berlin, Montag den 23. Dezember 1839.

Frankreich.

Einige Tage im südlichen Frankreich.

III. Toulon.

Der Weg von Marseille nach Toulon ist malerisch, voller Abwechselungen und ziemlich bergig; man würde sich in der Schweiz oder in Savoyen glauben, wenn nicht hin und wieder das Meer durchblickte und man nicht überall jene unglückseligen runden und gleichförmigen Oelbäume anträfe, deren mattes und staubiges Grün von nun an die Grundfarbe der ganzen Landschaft bleibt. Eine kurze Strecke vor Cuje bemerkte ich ein frisches, saftig grünes Thal, welches wohlangebaut, friedlich und von allen Seiten eingeschlossen war, und wo meinem Auge nur ein Bach fehlte; hätte ich nur einige Streifen klaren Wassers entdecken können, so würde ich gleich Tempe! gerufen haben, so wenig war ich durch den oberen Theil der Provence verwöhnt worden. Dicht hinter Cuje sieht man eine waldbewachsene Hügelreihe mit verschiedenen Schluchten, bei deren Anblick den Reisenden die Haare zu Berge steigen; denn erst ganz kürzlich mußte eine Abtheilung Gendarmen aufgeboten werden, um sie von den Dieben zu befreien, die sie unsicher machten; welch' ein herrlicher Stoff für die gelehrten Stammgäste der Diligencen! Von hier an bieten die Höhenzüge, welche die Fernsicht beschränken, einen sonderbaren Anblick dar, denn um die Bearbeitung derselben zu erleichtern, sind sie in breite Stufen umgewandelt worden, deren Fläche besäet wird, so daß diese Art terrassirter Ebenen von weitem wie ein schön gestreifter Stoff oder wie eine Musterkarte aussieht. Der höchste Punkt zwischen beiden Städten ist der Paß von Ollioules, welcher mit dem von Echelles bei Chambery viel Aehnlichkeit hat. Fast eine Viertelstunde lang zieht sich der Weg zwischen schiefen, zerrissenen Bergen hindurch, deren seltsame Gestalt und kalkige Farbe auf einen vulkanischen Ursprung hindeuten. Man glaubt in der Tiefe eines weiten Schachtes zu wandern, dessen Ausgang man vergeblich sucht. Das Dorf Evanot krönt den einen dieser Berge, und sein altergraues Schloß sieht aus, als wäre es durch eine Feuersbrunst so geschwärzt; eine kleine Strecke weiter hin steigen die Trümmer des Schlosses von Ollioules empor und scheinen den Vorüberreisenden mit ihren entfleischten Armen zu drohen, wie jene Schreckgestalten, welche den Eingang der Zaubergärten hüten. Hier steht man auch in der That am Thore der Hesperischen Gärten, denn kaum sind diese Schrecknisse vorüber, so gewahrt man zum ersten Male auf den Terrassen, welche den Weg begränzen, die goldenen Aepfel der Orangenbäume.

Toulon kündigt sich gleich als eine Festung an, schon aus der Ferne durch seine Redouten und Wälle, und nahebei durch seine Schildwachen und Zugbrücken, so wie durch die genaue Paß-Untersuchung. Der Name Toulon's erinnert mich an einen Rath, den ich meinen Lesern wohl ertheilen möchte: wenn je irgend einer derselben eine Vergnügungsreise macht, so unterlasse er es ja, sich mit Empfehlungsbriefen zu versehen. Gewöhnlich wissen die Leute, an welche man empfohlen wird, weniger von den Sehenswürdigkeiten ihres Landes, als wir selbst, und wenn sie auch damit bekannt wären, so haben sie andere Dinge zu thun, als sie uns zu zeigen; man gewinnt also dadurch nichts als eine für beide Theile gleich lästige Einladung zum Mittag. Wenn es Euch um bloße Anerbietungen zu thun ist, wohl, so verseht Euch nur mit Empfehlungsbriefen; bedürft Ihr aber wirklicher Dienstleistungen, so bezahlt sie lieber, das ist das Kürzeste und das Sicherste. Ein Kaufmann in Toulon, der sogleich von meiner Ankunft benachrichtigt wurde, und der sich verpflichtet glaubte, mich zu begrüßen, kam eiligst (zwei Stunden nachher) nach meinem Gasthofe, mich zum Thee einzuladen (mit dem ich so eben fertig war) und in mich zu dringen, daß ich doch meine Abreise aufschieben möchte (für welche er meinen Platz schon belegt wußte). Ich glaubte in Genf zu seyn, denn ich hörte alle jene Wenn's, die man für echt Genferisch hält. — „Wenn wir von Ihrer Ankunft vorher unterrichtet gewesen wären, so würden wir Sie aufgenommen haben, denn wie Sie sehen, fehlt es uns nicht an Platz." — „Wenn Sie noch einige Tage verweilen wollten, so würden wir Sie mit der Umgegend bekannt gemacht und Sie bis Hyères begleitet haben." Kurz, die ganze Litanei dieser Conditionnels, die man nie in Futura zu verwandeln gedenkt, und die den Fremden nur in Verlegenheit setzen, weil er sehr wohl fühlt, daß er sich lächerlich macht, wenn er sich dafür bedankt, und doch wiederum unhöflich ist, wenn er nicht etwas Verbindliches darauf erwiedert. Den anderen Tag mußte ich, trotz dieser berühmten Wenn's, versuchen, mich zurechtzufinden, und mir allein die Sehenswürdigkeiten aufsuchen.

Es war ein Sonntag, und die Seeleute und Soldaten von allen Waffenarten begingen ihren Gottesdienst mit dem Glase in der Hand und schlenderten die Straßen im Zickzack entlang; man muß freilich eingestehen, daß Tausende von Schenken bereit waren, sie in ihren Schooß aufzunehmen, und ich selbst hätte mich beinahe von den einladenden Schildern verlocken lassen. Das Innere der Stadt bietet nicht das geringste Sehenswürdige dar, wenn man davon die Brunnen mit Tritonen und Delphinen ausnimmt, aus welchen das Wasser in Bassins hinabfällt, die mit Moos und Muschelwerk verziert sind und einen angenehmen Anblick gewähren. Der Cours (Spaziergang) ist eine breite mit Bäumen bepflanzte Straße, zu deren beiden Seiten sich die schönsten Magazine befinden, die mit Seeleuten in blauen Jacken, flachen Hüten, auf welchen der Name des Schiffes geschrieben steht, und Halsbinden mit langen à la Jeannot geknüpften Enden, wie man sie in jedem guten Vaudeville sehen kann, völlig gepflastert ist. Die anderen Straßen sind sehr eng, und alle die, welche auf den Hafen zulaufen, sind mit Leinen bezogen, auf welchen die Hemden der Matrosen zum Trocknen aufgehängt sind und hin und her flattern; in der That ein sehr leicht zu befragender Windmesser, der nur das Unangenehme hat, daß er die versteckte Armseligkeit der Toulouer Garderobe zu öffentlich entschleiert.

Das Fort Lamalgue, das über und über von Kanonen starrt, ist ein ganz vorzügliches militairisches Werk und zugleich der herrlichste Aussichtspunkt, den man sich nur denken kann. Es beherrscht das ganze Bassin von Toulon, wie Notre Dame de la Garde das von Marseille, und die Lage der beiden Rheden und der Inseln, welche sie durchschneiden, der beiden Städte und der sie umgebenden Hügel, ist, von diesen beiden Punkten aus gesehen, so gleichartig, daß es sehr schwer wird, sie nicht in der Erinnerung zu vermischen, wenn man sie nur einmal betrachtet hat. Von hier aus überblickt man mit Ehrfurcht jene Kette von Festungswerken, welche Toulon zu einem uneinnehmbaren Platze machen: das Fort Balaguier, das St. Katharinen-Fort, das Fort von Artigue, das Pharao-Fort, das höchste von allen, und das kleine Gibraltar, welches durch die ersten Heldenthaten des kleinen Lieutenants berühmt wurde, der Alles, was er einmal berührt hatte, mit in seinen Ruhm hineinzog. Ich bedauerte sehr, daß es mir an Zeit fehlte, um das See-Hospital von St. Mandrier zu besuchen, welches an der entgegengesetzten Seite der Meerenge liegt, und das ich, trotz der drei Lieues, die mich davon trennten, mit der Hand berühren zu können wähnte, so weitläuftig und großartig ist es angelegt. Möchte doch dieser Königliche, bis jetzt noch unvollendete Bau, der für den Fall eines Krieges eingerichtet wird, niemals benutzt werden! Die Könige brauchten nur Vorsitzer der Friedensgesellschaften zu werden, und die Sache wäre in Ordnung. Doch muß ich gestehen, daß ich bei Abstellung des Krieges mehr auf die Selbstsucht als auf die Menschenliebe zähle, mehr auf das Interesse als auf das Gefühl, mehr auf die Wagons und auf die Eisenbahnen, als auf die schönrednerischen Gesellschaften und ihre Traktätlein.

Der Hafen von Toulon wird nicht, wie der von Marseille, durch einen unermeßlichen Handelsverkehr belebt; aber Schiffe von allen Größen und allen Benennungen liegen auf der Rhede, und die entmasteten Veteranen, die hier von ihrem ruhmvollen Tagewerke ausruhen, geben ihm ein so imposantes Ansehen, wie es der andere nicht hat. Uebrigens sind sich beide Häfen zum Verwechseln ähnlich, sowohl in der Gestalt ihrer Quai's und dem Aussehen ihrer Speicher, wie in dem beständig hin und her wogenden Menschengedränge; nur strömen nach Toulon noch mehr Quacksalber und Marktschreier herbei, die ihre Hoffnung auf die blauen Jacken setzen. Der Balkon des Stadthauses wird von zwei Karyatiden von Puget getragen, deren Züge und Haltung aufs vortrefflichste die Verzweiflung der äußersten Mattigkeit ausdrücken; sie sind die schönste Zierde des Quai's.

Wir beeilten uns, des günstigen Windes wegen, nach dem „Montebello", diesem König der Meere, dem Admiralschiffe von 120 Kanonen, uns führen zu lassen. Unterweges kamen wir vor dem „Muiron" vorbei, einer abgetakelten Fregatte, welche hier den Ehrenplatz einnimmt. Mitten unter den Basreliefs, welche die Pyramiden, die Mameluken und die berühmte Abfahrt vorstellen, und über denen der Kaiserliche Adler schwebt, liest man Folgendes: „Diese Fregatte wurde 1795 der Republik Venedig abgenommen und führte 1799 Bonaparte von Aegypten nach Frankreich zurück." Dies Denkmal, das so viel Erinnerungen weckt, eröffnet den Hafen; man kann weder hinein noch heraus, ohne es zu erblicken, und ich denke, man betrachtet es gewiß ohne Ehrfurcht; es ist das Geschick des großen Mannes, das Caesarem vehis. (Schluß folgt.)

Skizzen aus dem Jagdleben.

(Schluß.)

Neben den Jägern von Profession und den Mieths-Jägern giebt es noch Gratis-Jäger, d. h. nicht zahlende Jagdberechtigte. Es sind Leute, die viel Bekanntschaft, überall Freunde haben, die sich einladen lassen und, ohne einen Heller auszugeben, an einem Vergnügen Theil nehmen, das Andere bezahlen. Man kann sie Schmarotzer-Jäger nennen, sie treffen gewöhnlich gut, tödten viel und essen herkulisch. — Nach diesen kommen die Wilddiebe, die Piraten und Flibustier der Forsten. Sie würden es für die größte Schande halten, das Recht, ein Rebhuhn zu tödten, erst zu erkaufen; sie ziehen aus, ohne zu wissen, wohin, kennen das Land auf mehrere Meilen in der Runde und vermeiden, wo sie's irgend können, den Revier-Jäger. Werden sie zufällig auf frischer That betroffen, so macht ihnen das keine Unruhe; mit einem eisernen Kolben versehen, treten sie ruhigen Schrittes den Rückweg an und lassen es darauf ankommen, ob man sie verfolgen wolle. Machet diesen Herren den Vorschlag, eine Actie auf Eure Jagd zu nehmen, und sie werden Euch in's Gesicht lachen. Ein solcher sagte einmal zu mir: „Wenn ich auf meinem eigenen Grund und Boden jagte, so würde ich nicht halb so viel Vergnügen empfinden, als jetzt, da ich bei meinem Nachbar jage. Nur die Furcht vor dem Jäger ist mir unangenehm; ich brauche aber Bewegung, und um mir deren mehr zu verschaffen, ist es wahrscheinlich, daß ich im nächsten Jahr kein Gewehr mitnehmen werde, dann brauche ich nicht Posten noch Gendarmen zu scheuen. Ich verspreche mir mehr Spaß davon.

War gestohlnes Brod, geheim verzehrt,
Allzeit mehr als selbsterworbnes werth.

An großen Jagdtagen haben diese Freibeuter besonders günstiges Spiel. In jedem Dorfe giebt es eine Menge Aecker, die den Bauern gehören. Diese erlauben den ersten besten Ankömmling, auf ihrem Gebiete zu jagen, und während die Actionairs ihre Püffe rechts und links versenden, flüchtet das gescheuchte Wild in die Luzernen- und Rotherüben-Felder, welche an die Wohnungen gränzen, und der Fang der Wilddiebe ist meist lohnend. Sobald die Jäger sich entfernt haben, nähern sich die Nachzügler, eilen in die verlassenen Felder, und zuweilen ist ihre Stoppellese mehr werth als die Aerndte der Anderen. Ich kenne deren manche, die Wachen ausstellen, um sie von der Wiederannäherung der Jagd zu benachrichtigen: Andere, die Lorgnetten in ihren Jagdtaschen führen und von Zeit zu Zeit rekognosziren, ob der Feind zu einem Ueberfall heranrücke. Ich habe auch schon solche gesehen, die einen Kittel trugen, der inwendig weiß, auswendig blau war, und, während die Wächter einen blauen Jäger verfolgten, sich hinter die Gebüsche, wie hinter eine Kulisse, zurückzogen, das Kostüm änderten, indem sie die weiße Seite nach außen kehrten, und dem herannahenden Verfolger einen weißen Jäger zeigten, der mit herabhängender Flinte und verschränkten Armen den Gegner anredete: „Sie setzen wohl dem blauen Jäger nach, der so eben hier vorüberlief? Den müssen Sie bald einholen, er sah sehr abgejagt aus, verdoppeln Sie Ihre Schritte." — Diese Flibustier kennen die Anzahl und das Aussehen der Actionaire, Ort und Stunde ihres Frühstücks, und da die Aufseher in jedem Stande außerordentlich pünktlich sind, sich da zu rechter Zeit einzufinden, wo gegessen wird, so haben jene eine volle Stunde die bequemste Gelegenheit, ihre Netze auszuwerfen. Zuweilen wird durchs Loos entschieden, wer den Revier-Jäger in Schweiß setzen soll, und während dieser durch eine geschickte Diversion nach der einen Seite hin gelockt wird, indem der Verfolgte in gemessenen Pausen wieder zum Vorschein kommt, bleiben die Wilddiebe auf der anderen Seite nicht müßig und tödten, was ihnen in den Wurf kommt. Das nennen sie cynegetische Kriegslist.

In der Nähe von Paris sind die Eigenthümer vor allen unbefugten Eingriffen in ihr Jagdgebiet gesichert; sobald man sich aber auf einen Umkreis von zwanzig Stunden entfernt hat, trifft man auf Ebenen, die Jedermann mit der Flinte über dem Arm durchstreifen kann und die das Ziel der Reise-Jäger sind. Steigt man im Monat September in eine Diligence nach Orleans, Chartres, Sens u. s. w., so findet man ein Dutzend Jäger im Wagen und eben so viele Hunde auf demselben, die während der ganzen Reise mit Beißen oder Knurren nicht aufhören. Diese Sonntags-Jäger, die Abends von Paris abreisen, kommen Sonntag früh in ein Revier, schießen den ganzen Tag und reisen noch denselben Abend ab, um die Eröffnung der Büreaus Montag früh nicht zu verfehlen. Die Beamten in den Ministerien, Notarien, Hülfsschreiber, Huissiers bilden hauptsächlich diese Klasse von Nomaden-Jägern. Wie auch das Wetter sey, sie werden ihre Reise am Sonnabend nicht unterlassen; die Jagd ist eine Leidenschaft, die um jeden Preis befriedigt werden muß. Florent Chrestien, der Lehrer Heinrich's IV., drückt diesen Gedanken in seiner Uebersetzung des Oppian in folgenden eben so harmonischen als zierlichen Versen aus:

Car la chasse est coquine, en sorte que quiconques,
L'a goustée une fois, ne s'en lassera onques.

Die Jagd ist eine leckre Dirne; sintemalen
Wen ihre Reiz' entzückt, der läßt auch nicht vom Dalen

Es ist gewiß, daß der Stutzer aus dem Jockey-Klub, der Rentier aus dem Viertel du Marais, der Zimmerhof-Besitzer, der Stiefel-Fabrikant aus der Rue Vivienne, der Stifts-Advokat, der Commis, der Secretair nicht einerlei Sprache, Kleidung, Sitte haben können. Alle sind Jäger, darin kommen sie überein, aber in allem Anderen sind sie verschieden. Der Stutzer will für einen Jäger gehalten seyn und giebt sich keine Mühe, es zu werden; das gerade Gegentheil vom Aristides, von dem ein Grieche sagte: „Er will gerecht seyn, nicht scheinen." Dieser junge Herr geht nicht auf die Jagd, sich zu ergötzen, sondern um morgen sagen zu können: „Ich komme von der Jagd." Trifft er unterweges eine Dame, so wird er sie verfolgen; was hat er nöthig, den Rebhühnern nachzulaufen, ist er denn nicht sicher, deren genug nach seiner Rückkehr bei Chevet zu finden? Das Wesentliche für ihn ist, auf der Jagd gewesen zu seyn; damit hat er das Recht erworben, bei seiner Rückkehr Geschichten zu ersinnen und in zwanzig verschiedene Häuser Körbe mit Wildpret zu schicken. — Der Fashionable hat nicht die Zeit, sich zum Jäger zu bilden; wenn Diana eine Feindin der Liebe ist, so ist die Liebe eine Feindin Dianens. Dieser Herr, immer verliebt, wird sich nicht das Gehirn anstrengen, um über die Feinheiten der Jagd nachzudenken; er zieht es vor, die der Frauen zu besiegen. Da aber die Jagd eine Kunst ist, wobei man Geschicklichkeit, Kraft, zuweilen Muth entfalten muß, so will der Stutzer für einen Jäger passiren, um bei den Damen brav, geschickt, herzhaft zu heißen. Ist er reich, so unterläßt er nicht, sich jedesmal ein neues Gewehr zu kaufen, so oft ein Waffenschmidt eine Verbesserung erfunden, und da solche vergebliche Entdeckungen nicht selten vorkommen, so ist unser Mann Herr eines furchtbaren Arsenals. Er hofft nämlich, endlich einmal ein Gewehr zu finden, dessen Schüsse nie das Ziel verfehlen. Der Vorrath an Waffen hat einen doppelten Zweck: einmal beweisen sie den Reichthum des Mannes, und das ist in Paris etwas Wichtiges; dann dienen sie, die Eigenliebe des Besitzers zu retten. Wenn er fehlt — und das geschieht oft — so hat er seine Entschuldigung in Bereitschaft: Es ist eine neue Flinte, ich habe ihre Handhabung noch nicht weg; ich habe das nicht voraussehen können, doch soll es mir zur Lehre dienen.

Der Dandy geht spät zu Bette und kann sich am 1. September nicht früh aus den Federn machen; es ist endlich neun, ehe er nach dem Mode-Journal gekleidet aus den Händen seines Kammerdieners hervorgeht. Gebürstet, pomadirt, kostümirt, glänzend, die Hände in buttergelben Handschuhen, steigt er in seinen Tilbury, vor den ein stampfendes Roß gespannt ist, das die Lüfte zu durchschneiden schnaubt. Er läßt die Zügel schießen, es geht fort; kaum hat der Lakai, eben so abgeschmackt gekleidet als sein Herr, Zeit gehabt, aufzuspringen, ohne vom Wagenrade zermalmt zu werden. Was liegt an einem Bedienten weniger oder mehr? Man wollte im Galopp vorüberfahren, man hatte zwei Damen an Fenstern bemerkt, mußte sich schnell in Positur setzen und das unbändige Roß paradiren lassen. Wer weiß? man kann morgen eine Eroberung gemacht haben.

Er kommt an — die Frühjagd ist beendigt, von allen Seiten eilt man in das einsam liegende Forsthaus, wo das Frühstück bereit steht. Der Stutzer findet den Einfall geistreich, er hat Hunger und wird später jagen. Er steigt aus. Was ist das für ein zerlumpter Mensch, der vor ihm steht, indem er den Fuß auf die Erde setzt? Seine gestickten Kamaschen werden von Bindfaden wie von Schnallen zusammengehalten, Pantalons, Jagdrock, haben die ursprüngliche Farbe verloren, eine alte schwere Flinte hängt ihm von den Schultern, seine Jagdtasche droht in Stücken zu fallen, der Riemen, an dem sie befestigt ist, scheint von Zunder gemacht. Dieser Mann ist ein Jäger. Wenn man ihn so dem Fashionablen gegenüber steht, sollte man meinen, daß er sich hingestellt habe, um eine oratorische Figur, eine Antithese zu bilden. Beide sind mit ihrem Aufzuge zufrieden. „Ich werde durch den Kontrast gehoben", sagt der Eine; „ich werde, diesem Hasenfuß zur Seite, einem Waldmann ähnlicher sehen", denkt der Andere. — Wenn Ihr glaubet, daß dieser zerlumpte Mensch, dieser mit einer Flinte bewaffnete Bettler, ein armer Schlucker ist, der sich so kleidet, weil sein Schneider ihm ferner zu krediriren sich weigert, so seyd Ihr in einem großen Irrthum. Dieser Jäger ist im Besitz des Schlosses, das Ihr am Rande der Ebene erblicket, Inhaber von Kohlengruben, Woll-Spinnereien, Hochöfen, ja, Eisen-Galvanisir-Fabriken. Er liest die Forst-Literatur, „den Jäger mit dem Spürhund", „den Jäger mit dem Windhund", „den Jäger-Almanach", und da der Redacteur dieser drei Blätter mit aufgehobenem Arm über die Stutzer herfällt, die auf ihre Jagdkleid so viel Luxus als auf ihre Ball-Garderobe verwenden, so ist er in das Uebermaaß des Gegentheils gerathen. Er affektirt die entschiedenste Verachtung gegen einen Mann mit glänzen-

der Flinte und reinlichem Jagdrocke. Eine neue Wildtasche flößt ihm Abscheu ein, er hat seine jüngst gekaufte gegen die alte umgetauscht, die er trägt, sie hat 20 Jahre lang auf dem Rücken eines Bärenhäuters Kreuz- und Querzüge gemacht und zeigt deutliche Spuren von den verschiedensten Arten Wild, das sie beherbergt. Die, welche den alten Noviz-Jäger nicht kennen, sagen, wenn sie ihn in diesem Aufzuge sehen: „Ei, über den Wagehals! der allein trifft mehr als die Uebrigen zusammengenommen.“ Solche Bemerkungen sind ihm ein Ohrenschmaus, machen ihn stolz, erquicken seine Seele. Seine Leidenschaft ist, für einen geschickten Jäger, einen erfahrnen Jäger, mit den Strapazen spielenden Jäger gehalten zu werden, er möchte sich gern das Ansehen eines Wilddiebes geben, wie mancher Jüngling aus Eurer Bekanntschaft für ein schlechtes Subjekt gehalten zu werden hofft, sobald er ein Stutzbärtchen trägt oder mit einer brennenden Cigarre über die Straße geht, obgleich er nicht das geringste Arg in seinem Herzen trägt.

Diese beiden Jäger nehmen die oberste und unterste Staffel der Leiter ein; einander entgegengesetzt, was die Kleidung betrifft, sind sie an Ungeschicklichkeit und Unwissenheit sich gleich. Um sie gruppiren sich eine Menge von Dilettanten, die sich nur durch leichte Schattirungen von einander unterscheiden. Erst, wenn man sich weiter von der Peripherie entfernt, gelangt man nach und nach zu dem Mittelpunkt, wo man auf den wahren Jäger stößt. In einer Gesellschaft von zwanzig Personen, die Flinte oder Jagdhorn führen, findet man kaum einen Mann, der diesen ehrenvollen Titel verdient, sie werden alle mehr oder minder an den Krämer oder Stutzer gränzen, gar nichts oder Alles schießen. Den echten Jäger erkennt man leicht an seinem sonneverbrannten Gesicht, seiner klassischen Tracht, an seiner leichten Art, die Flinte zu tragen, an der Wachsamkeit seines Hundes. Er ist anständig gekleidet, nett, aber ohne Pracht, die Bluse von blauer Leinwand, die trefflichen Lederkamaschen vertreten bei ihm den Knierock mit goldenen Knöpfen oder die Firnißstiefel und die grauen Lappen, welche mit weißem Zwirn wieder zusammengenäht sind. Er wechselt nicht jedes Jahr seine Waffen, versucht es nicht mit jeder neuen Verbesserung. Zufrieden mit seinem Schießgewehre, warum sollte er ein anderes wählen? „Wer nur Genuß sucht im Genießen, keinen anderen Gewinn kennt als einen hohen, nur dann die Jagd liebt, wenn er mit vollen Händen nimmt, der muß sich nicht zu unserer Schule zählen“, äußert einmal Montaigne. Der wahre Jäger jagt um des Jagens willen, um List mit List zu bekämpfen, er genießt, wenn er seine Hunde manövriren sieht, wenn der Hase den ganzen Tag vor seiner Meute ausgehalten hat. Er liebt den Kampf mehr um des Kampfes, als um des Sieges und der Beute willen, er will nicht zehn Hasen, nur einen tödten, er würde sich schämen, den Fleischer zu spielen.

König Modus, Gaston Phöbus (de Foy) und die alten Jagd-Schriftsteller haben das Jagen als ein vorzügliches Mittel gegen den Müßiggang empfohlen; sie wollen, daß man laufe, sich müde mache, um Appetit zu bekommen und gesund zu bleiben, aber sie erklären den muthwilligen Wildverderber für ehrlos. Ein wahrer Jäger gleicht dem Gastronomen von Profession, der von allen Speisen kostet und mit einer leichten Neigung, weiter zu essen, von Tische aufsteht. Wenn er auf die Jagd geht, so ist seine Absicht, die Geschwindigkeit seiner Beine, die Erfindungskraft seines Geistes, die Geschicklichkeit seiner Arme, die Richtigkeit seines Augenmaßes zu üben, nicht, daß er das gebratene Rebhuhn, das Hasenschwarz, die gebackene Wachtelspeise, die Rehkeule, das Schnepfen-Ragout verachte, im Gegentheil, er thut sich auf den Namen eines Gastronomen etwas zu Gute; denn der wahre Jäger ist ein Mann von Geist, und es ist nur eine Ausnahme von der Regel, wenn er kein Feinschmecker ist, so wie es eine Ausnahme ist, wenn ein Gourmand ein Dummkopf ist. Die Dinge nach ihrem wahren Werthe beurtheilend, ißt er das Wild, wenn es einmal getödtet ist, aber er jagt nicht, um zu essen. Ariost sagt, „der Jäger achtet nicht den Hasen, den er einmal gefangen.“ Eine falsche Behauptung; könnte man nicht wiederholen, was ihm eines Tages der Kardinal Hippolyt v. Este zugerufen: „Meister Ludwig, wo nehmt ihr all das närrische Zeug her?“ (!) — Ein Jäger aus dem Handelsstande jagt wohl ein wenig um des Vergnügens willen, zu jagen, aber der Werth der getödteten Stücke muß wenigstens dem Aufwand an Geld, Zeit, Pulver, Schuhwerk einigermaßen gleich kommen. Ein im Walde laufender Hase ist für ihn nur ein 100 Sous-Stück auf vier Pfoten; von ihm hoffet keine Schonung; wenn er tausend Rebhühner tödten könnte, er würde es thun und sie nach der Halle schicken. Sprechet ihr von Schonung, davon, daß man auf's andere Jahr, auf morgen denken müsse, so wird er Euch nicht verstehen oder wie Figaro antworten: „Wer weiß, ob die Welt noch drei Wochen steht.“ Ist es ein Wilddieb dieses Standes, so wird er, da seine Ausgaben unbedeutend sind, sich mit Wenigem begnügen, aber wenn er das Prädikat eines Actionärs sich erworben, wenn er sein Vergnügen bezahlt hat, so wird der Dämon des Geizes und der Begierde sich mit dem der Jagdleidenschaft verbinden und das Gehirn des Tropfs so verwirren, daß er täglich in den heftigsten Fieber-Paroxysmen und Nervenspannungen seyn wird.

An großen Jagdtagen ist das Wild einem Steigen von 100 zu 100 Prozent unterworfen. Je weniger man tödtet, desto mehr wird gekauft. Der Mann, der noch vor Sonnenaufgang sein Haus verlassen hat und Abends lendenlahm und verhungert zurückkommt, kann Anstands halber nicht mit leeren Händen erscheinen, ohne spöttisch sagen zu hören: „Es hat sich der Mühe verlohnt, so früh aufzustehen!“ Darum bringt jeder Jäger, der diesen Tag auch nur fünf Franken besitzt, wenigstens zwei Rebhühner mit nach Hause; hat er überdies einige Sperlinge auf den Ulmen der äußeren Boulevards geschossen, so offerirt er sie als Zugabe, oder zwei junge Steintauben, so beehrt er sie mit dem Range von wilden Holztauben. Nur ein Wunsch ist ihm fehlgeschlagen, ein schwarzes Ferkelchen anzutreffen, mit welchem Vergnügen wollte er seiner Frau einen Frischling oder jungen Eber verehren! Da diese wackeren Schützen nicht ohne Ballast heimkehren dürfen und wenigstens einige Rebhühner im Tornister führen müssen, so übernehmen die Versorgung die Gastwirthe an den Barrieren, die den Wildhandel betreiben helfen, und gewinnen an Hasen und Rebhühner so viel, als wenn sie Wasser in Wein verwandeln. Sie sind die Unterhändler der Wilddiebe; sobald der feine Herr im Tilbury anhält, nähert sich ihm ein Knabe und raunt ihm ins Ohr: „Ich habe zwei Fasanen, drei Hasen, zehn Rebhühner Ihnen anzubieten, sie müßten sich trefflich auf Ihrem Jagdwagen ausnehmen.“ Unmöglich können sich die Seidenschnüre der Börse gegen einen solchen Vorschlag zusammenziehen; denn Chevet ist für morgen gut, wenn man die Sendungen an die Damen machen wird, man muß aber bei der Ankunft auch etwas vorzeigen können.

Eine Klasse von Jägern habe ich noch nicht erwähnt, die theoretischen Jäger, mit denen es seine eigene Bewandtniß hat. Der Theorieenjäger thut dem Wild nichts zu Leide; denn er jagt niemals; er hat indessen ehemals gejagt und nimmt sich fest vor, einst wieder zu jagen, überdies spricht er täglich davon. Was er auch sey, Arzt, Advokat, Notar, Sensal, Auctions-Kommissarius, so zieht er du Fouilloux dem Hippokrates, Salnove dem Barthole, D'Yanville dem Barème vor. Gerathet Ihr auf das Kapitel von Feuerwaffen, so wird er Euch alle Systeme auseinandersetzen; jedes Jahr, wenn neue Verbesserungen aufkommen, wünscht er sich Glück, noch keine Flinte gekauft zu haben. Er wird Euch mit dem Kalender-Datum angeben, wann der Wachtel-, wilde Enten- und Schnepfenzug beginnt, und gelingt es Euch, eines dieser Thiere vor dem festgesetzten Termin zu tödten, so behaltet das Geheimniß bei Euch und verursacht ihm keinen empfindlichen Verdruß. Wollt Ihr ihn von seiner starken Seite kennen lernen, so merket, es ist die Gesetzgebung, und zwar speziell, der Theil, welcher sich mit Vorschlägen zur Verhütung des Wildschadens beschäftigt; hier hat er immer einige Dutzend derselben in der Tasche, darum seyd auf Eurer Hut; wenn er auf dieses Kapitel kommt, dann wird er erbarmungslos über Eure Geduld herfallen und sein ganzes Repertorium vorlesen. Ich wurde einst so überfallen, ich, der ich dieses schreibe, aber nachdem er seine erste Ladung glücklich abgefeuert hatte, unterbrach ich meinen Mann: „Alle Jäger sind eifersüchtig“, sagte ich zu ihm, „das Stück Wild, das sie nicht erlegen, ist ein Raub, den man an Ihnen begeht; schlagen Sie ihnen daher folgendes Gesetz vor, und Sie werden es mit Freuden votirt sehen. Es lautet:

Erster und einziger Artikel: Die Jagd ist Jedermann verboten, außer ...... (die Lücke beliebe jeder Gesetzgeber mit seinem Namen auszufüllen.)“ Elzéar Blaze.

China.

Canton im Jahre 1838.

VIII. Das Opiumhaus und die Neuvermählten.

Der letzte Tag meines Aufenthaltes in Canton sollte noch reich an Erlebnissen werden. Ein Britischer Freund lud mich ein, mit ihm nach einem Opiumhause zu gehen, und ich nahm diese Einladung um so lieber an, als es schon lange mein lebhafter Wunsch gewesen war, die Wirkungen dieses verderblichen Genusses, wenigstens an Anderen zu beobachten. Wir traten in einen gewöhnlichen Laden, wo allerlei Waaren von geringem Werthe zur Schau lagen, damit die Wachsamkeit der Polizei getäuscht würde. Mein Gefährte sagte dem Hüter des Ladens einige halblaute Worte, und dieser geleitete uns zu einer verschlossenen Thür, die auf sein Geheiß wie von unsichtbaren Händen geöffnet wurde. Wir stiegen eine Treppe hinan und befanden uns in einem geräumigen Saal, mit einem Alkoven im Hintergrunde, den seidene Umhänge verhüllten. Man zog die Umhänge weg; eine Art Feldbett, auf welchem eine Matraze und eine Decke aus kostbarem Stoffe lagen, füllte den ganzen Alkoven, und einige reich gekleidete Chinesische Herren thaten sich auf den weichen Polstern gütlich. Ihr rothes gedunsenes Gesicht und ihre geschwollenen Augen verkündeten mir gleich, daß sie in der Kunst, Opium zu rauchen, keine Neulinge waren. Ich nahm Platz an der Seite des Einen; man stellte ein Kästchen zwischen uns und brachte uns dann Pfeifen aus sehr feinem Bambusrohr, von zwei Fuß Länge; deren Mundstücke von Elfenbein waren. Ungefähr sechs Zoll über dem unteren Ende steckte ein kleines, gegen die Basis hin sich erweiterndes Röhrchen in dem Hauptrohre. An unsere Seite stellte man einen lieblich duftenden angezündeten Wachsstock, darauf langte mein Nachbar eine kleine silberne Dose und eine Art Fingerhut von Gold aus dem Kästchen heraus. Die Dose enthielt präparirtes Opium; der Chinese that Etwas davon in den Fingerhut, reichte mir eine der Pfeifen und lud mich ein, seinem Beispiele zu folgen. Ich mußte ihm durch Zeichen zu verstehen geben, daß ich ein großer Ignorant sey und seines gütigen Unterrichts bedürfte. Das ernsthafte rothe Gesicht des Chinesen blieb unempfindlich; er nahm ein wenig Opium von der Dicke einer Erbse, knetete es ein Weilchen zwischen den Fingern und

legte es in die Oeffnung des kleinen Tubus. Darauf streckte er sich seiner Länge nach auf dem Sofa aus und hielt die Flamme des Wachsstocks an das Opium. Das Kügelchen erweiterte sich zuerst, verlängerte sich dann, nahm allerlei Formen an und zog sich wieder zusammen. Sobald es seine erste Gestalt und Größe wieder erhalten hatte, steckte der Raucher das elfenbeinerne Mundstück in den Mund, hielt den kleinen Tubus von neuem an die Flamme und zog dreimal in gierigen Zügen den Dampf ein; seine Augen schlossen sich, und er blieb mehrere Minuten lang in süßer Extase liegen. Jetzt war die Reihe an mich gekommen. Ich empfing die wohl präparirte Pfeife aus den Händen meines Nachbarn, legte meinen Kopf auf das Kissen, entzündete mein Opium und that vorschriftmäßig dieselben Züge; aber meine Augen wollten sich nicht schließen, ich verspürte keine Extase und überhaupt keine Art von Aufregung. Wir füllten und leerten um die Reihe vier bis fünf solcher Pfeifen, und mein Chinesischer Nachbar wurde allmälig bis in den siebenten Himmel verzückt; vor seinen halb geöffneten Augen mußten die lieblichsten Visionen vorübergehen, denn auf dem ganzen Gesichte malte sich eine selige Befriedigung, die keine Sprache wiedergiebt. Ich für meinen Theil erhob mich von unserem Lager, fast ungehalten darüber, daß immer noch gar keine Veränderung in mir vorgehen wollte; keine Ahnung des Paradieses der Opiumraucher war mir beschieden. Vermuthlich wirkt dieser Genuß nur bei dem recht lebhaft, der seinen Nerven schon viel geboten hat.

Wenige Stunden nach meinem Besuch im Opiumhause sollte ich Unwürdiger die Ehre haben, einer neu vermählten jungen Chinesin aufwarten zu dürfen. Sie war die Gattin eines Linguisten oder Dolmetschers, der einem Englischen Kaufmann so große Verbindlichkeiten hatte, daß er ihm die Bitte, ihn seiner jungen Frau vorzustellen, nicht abschlagen zu dürfen glaubte. Herr *** lud mich ein, ihn zu begleiten, und wir erreichten bald die Wohnung des Linguisten, der uns im Vorzimmer einstweilen Platz nehmen ließ und dann nach den inneren Gemächern sich begab. Die junge Frau muß ihm viele Bedenken entgegengesetzt haben; denn wir blieben so lange allein, daß wir die ganze Ausstaffirung des Zimmers bis in ihre winzigsten Details gemächlich betrachten konnten. Endlich, nach einer vollen Stunde, kam der Linguist wieder und sagte uns, seine Frau sey eben im Begriffe, zu erscheinen. Fast in demselben Augenblick trat wirklich ein junges Weib, auf zwei Dienerinnen gestützt, ins Zimmer. Sie that einige Schritte vorwärts, beantwortete unsere Verbeugungen mit einem leichten Kopfnicken, sah uns einen Augenblick von der Seite an, ohne die Augen zu erheben, drehte sich dann auf ihren kleinen Füßchen wieder um und — entfernte sich, wie sie gekommen war. Man wird ohne Mühe begreifen, wie sehr ich mich getäuscht fühlte; ich hatte etwas ganz Anderes erwartet, hatte auf das Vergnügen gerechnet, mit einer Chinesischen Dame konversiren, über ihr Benehmen und ihren Geist urtheilen zu können. — Alles vergebens. Nur so viel blieb mir in der Erinnerung, daß sie jung und vielleicht hübsch war — ich sage, vielleicht; denn ich bemerkte in ihrem Gesicht dieselbe Maske von Schminke, die mich schon an den Blumenmädchen unangenehm überrascht hatte. Ihr Kopfputz schimmerte von Goldblech; ihre Hand schien mir alabasterweiß und ungemein schön geformt; ihre Finger, deren Nägel übrigens eine bedeutende Länge hatten, waren mit Juwelen geschmückt. Eine kostbar gestickte violette Tunika, die etwas über das Knie herabfiel, zeichnete die anmuthigen Umrisse ihrer feinen Gestalt, und unter den bauschigen Beinkleidern à la Turque blickten kleine rothe Puppenschuhe hervor, worin die verstümmelten Füßchen steckten. Ihr wankender unsicherer Gang erregte mein inniges Bedauern; sie würde ohne den Beistand ihrer Dienerinnen wohl zwanzig Mal gefallen seyn. Wie sehr muß dieser abscheuliche Zwang, dem die Frauen von Kindheit an sich unterwerfen müssen, auf ihrer Einbildungskraft lasten und den Kreis ihrer Ideen einschränken! Freilich ist auch ein Chinesischer Eheherr dessen gewiß, daß er seine Frau immer zu Hause findet; und kömmt er des Abends, von Geschäften ermüdet oder mit sorgenvollem Kopfe nach Hause, so braucht er nicht zu befürchten, daß seine Gefährtin ihm dringend anliegen werde, sie auf die Promenade oder nach Bällen und Konzerten zu bringen. Aber welchen Trost, welchen Reiz kann ihm die erstickte Seele des armen Weibes gewähren? In einem so traurigen Haushalt giebt es keine einigen Ergüsse des Herzens, kein zärtliches gegenseitiges Vertrauen; der Mann bleibt ein Fremdling an seinem eigenen Heerde.

IX. Eine Hinrichtung.

Einer traurigen Scene sollte ich an diesem Tage noch beiwohnen — es war dies die Hinrichtung eines Schleichhändlers, bei welchem die Polizei einige Opium-Pillen entdeckt hatte. Auf dem Wege zum Richtplatze, der im Osten von Canton liegt, konnte ich nicht ohne Schauder daran denken, daß ich selbst vor wenigen Stunden Opium geraucht. Das Volk schien mit solchen Schauspielen vertraut; es benahm sich aber dabei viel ernster und würdiger, als der Janhagel Europäischer Hauptstädte bei ähnlichen Gelegenheiten. Hinrichtungen in China sind immer mit großem Pompe verbunden: eine Compagnie von Pikenmännern, deren Hüte dem berüchtigten Helm des Mambrin glichen, eröffneten den Zug; ihre mit rothen Bandstreifen besetzte Kleidung gab ihnen einige Aehnlichkeit mit den Masken-Trupps, die man bei uns am Morgen der Ascher-Mittwoch sieht. Dann kamen Leute, die Ketten und Peitschen trugen, und hinter ihnen eine Anzahl berittener Offiziere, unter denen man die Tataren an ihrem wilderen, martialischeren Gesichte und an den langen Schnauzbärten erkannte. Einer dieser Eisenfresser benutzte die Gelegenheit, als der Zug wegen des Gedränges in einiges Stocken gerathen war, um uns Europäer mit einem Auge anzustieren, in welchem Neugier und Verachtung auf sonderbare Weise sich mischten. Als er bemerkte, daß wir seinen Blicken ohne Scheu begegneten und unser Auge nicht niederschlugen, zuckte ein Blitz des Zornes auf seiner Stirn. Den Offizieren folgten in Palankin's viele Civil-Beamte, deren Begleiter von Zeit zu Zeit ihre Gong's dröhnen ließen. Endlich kam der blutroth gekleidete Nachrichter mit seinem breiten Schwerte, dessen Scheide ebenfalls blutroth war, und hinter ihm der Delinquent, den aber kein Priester, kein göttlicher noch menschlicher Trost auf dem letzten schrecklichen Gange begleitete. Eine andere Abtheilung Soldaten schloß den Zug.

Die musterhafte Strenge der Chinesischen Polizei wurde mir am heutigen Tage sehr anschaulich; ja, sie wäre mir beinahe fühlbar geworden. Zahlreiche mit Peitschen oder langen Bambusstäben bewaffnete Sbirren züchtigten jeden Verwegenen, der inmitten des Zuges quer über die Straße laufen wollte. Die Richtstätte ist ein kleiner freier Platz, an dessen Gränzmauer eine Maschine steht, die sich ungefähr wie ein Kleiderschrank ohne Thüren ausnahm. Auf diesem blutigen Gestelle waren mehrere erst kürzlich abgehauene Köpfe zu schauen. In einiger Entfernung gegenüber saßen die Richter an einem Tische und schrieben, während das Militair hinter dem Tribunale sich in Reihe und Glied stellte. Der Delinquent, dessen Zustand an Bewußtlosigkeit zu gränzen schien, mußte, nachdem der Henker seinen Zopf auf dem Haupte festgebunden hatte, vor dem gräßlichen Schaugerüste niederknieen. Dann kehrte sich der rothe Mann mit gezogenem Schwerte gegen das Tribunal, und gleichzeitig dröhnte ein Gong, das mir noch, wie eine Todtenglocke, im Ohre nachsummt. Einer der Richter stieß mit dem Fuße seinen Schreibtisch um, welcher Akt das Signal der Hinrichtung ist; das fürchterliche Schwert blitzte in der Luft, und im nächsten Augenblick rollte der Kopf des Verurtheilten zu den Füßen des Henkers. Wir kehrten schweigend und tief bewegt nach den Faktoreien zurück.

Mannigfaltiges.

— **Ungarn, jetzt das Land der Touristen.** Miß Julia Pardoe, die Verfasserin einer mit Beifall aufgenommenen Darstellung von Konstantinopel, so wie der „Erzählungen des Harems", befindet sich jetzt in Ungarn, das sie von allen Seiten kennen zu lernen sucht, um sodann nach den Notizen, die sie sorgfältig in ihre Tagebücher einträgt, eine möglichst treue Schilderung dieses eigenthümlichen Landes herauszugeben. Ungarn wird demnach im bevorstehenden Jahre ein besonders viel ausgebeuteter Stoff der literarischen Reisebeschreibung seyn. Denn auch der Fürst Pückler hat sich bekanntlich längere Zeit in Pesth und in anderen Theilen des Landes aufgehalten und wird uns unstreitig die Beobachtungen mittheilen, die er in den Palästen und Burgen der edeln und gastfreien Magyaren gesammelt. Miß Pardoe ist nicht minder, sowohl bei den Magnaten und Deputirten des Reichstages in Preßburg, als bei dem Adel in Pesth und Ofen und bei den Bergwerks-Besitzern in Kremnitz und Schemnitz, mit großer Zuvorkommenheit und Gastfreundschaft aufgenommen worden. Die Ungarn scheinen außerordentlichen Respekt vor berühmten Schriftstellern zu haben, besonders wenn diese die Absicht verrathen, ihre Beobachtungen drucken zu lassen. Der Miß Pardoe zu Ehren ward im Palaste des Präses der Ungarischen gelehrten Gesellschaft in Pesth ein glänzendes Fest gegeben, an dessen Spitze die Gräfin Laszló von Teleky stand. Herr Peter Vajda, ein bekannter Magyarischer Schriftsteller, war so aufmerksam, während Miß Pardoe sich im Lande aufhielt, in mehreren Ungarischen Blättern Uebersetzungen aus ihren früher erschienenen Werken mitzutheilen.

— **Das Jahr 40.** In Frankreich giebt es eine Redensart: Je m'en moque comme de l'an quarante (Das ist mir eben so lächerlich, wie das Jahr Vierzig). Diese Redensart soll aus dem vorigen Jahrhundert herstammen. Man hatte nämlich von dem Jahre 1740 prophezeit, daß es sehr unheilbringend für die Regierung Ludwig's XV. seyn würde. Um nun ihren Unglauben an diese Prophezeiung darzuthun, hatten es sich die Freigeister am Hofe Ludwig's XV. schon im Jahre 1739 angewöhnt, bei jeder passenden Gelegenheit zu sagen: „Je m'en moque, comme de l'an quarante." Gleichwohl blieb die Vorhersagung im Schwunge, und diese erweiterte sich im Volke bald dahin, daß im Jahre 1740 die Welt untergehen würde. Aber weder der Weltuntergang noch sonst irgend ein bedeutendes Ereigniß in Frankreich war eingetreten, als die erste Stunde des Jahres 1741 schlug, und nun stimmten nicht bloß die Spötter, sondern auch die Leichtgläubigen in jenen Ausruf ein, der bis zum heutigen Tage sich erhalten hat.

Das nächste Blatt des „Magazins" wird, wegen des Festes, schon am Dienstag den 24. Dez. ausgegeben.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 154. Berlin, Dienstag den 24. Dezember 1839.

Aegypten.

Mehmed Ali und Aegypten.

Einleitung.

Wenn Franzosen und Engländer den Charakter Mehmed Ali's schildern, sind ihre dabei einwirkenden Vorurtheile und Parteilichkeiten verschieden von der Vorliebe und den Parteilichkeiten Deutscher Schriftsteller über den merkwürdigen Mann. Die Deutschen Vorurtheile haben ihren Sitz in der vorherrschenden Ansicht von der Civilisation des Landes und von der Seelengröße oder Seelenkleinheit des Beherrschers; der Deutsche fragt sich, ist das Herrscher-System des gewaltigen Pascha's wohlthätig, gewährt es eine Abhülfe für den tiefgesunkenen Zustand der Asiatischen Völkerschaften, trägt es die Saaten einer fruchtbaren Zukunft in seinem Schooße, wenn auch der stumpfe Sinn langjähriger Knechtschaft für jetzt noch den Wohlthaten Europäischer Kultur unzugänglich bleibt, oder wirken voreilige, mit dem Geist der Araber und Türken nicht übereinstimmende Einrichtungen und Anstalten hemmend oder zerstörend? Beim Französischen Publizisten hingegen, und noch mehr beim Englischen, ist zwar die Stimme kosmopolitischer Betrachtung nicht ganz unterdrückt, aber sie kann nicht vor der Stimme des persönlichen und Landesnutzens zu Worte kommen. Der Engländer fragt, wie viel können wir durch die Regierungs-Maßregeln des Pascha's in und auf dem Wege durch Aegypten gewinnen? Der Franzose dagegen fragt, wie weit kann ich die Handels-Vortheile des Nebenbuhlers bei Freund Mehmed Ali schmälern, und wie viel kann ich an mich reißen? Als Freund betrachtet Frankreich den Pascha längst schon aus mehreren Gründen. Seit seiner Festsetzung in Nord-Afrika pflegt es die freundnachbarlichen Rücksichten des Aegypters, weil der alte Wunsch Napoleon's, daß das Mittelländische Meer nur ein Binnensee von Frankreich seyn, noch stark in der Gallischen Politik spukt und Mehmed Ali's Herrschaft über einen Theil der Küste den verhaßten Eindringling vom Oceane her auch gern von Malta und den Jonischen Inseln verjagen möchte. Außerdem betrachten die Franzosen die jetzigen Einrichtungen Aegyptens als ihre Schöpfung, da in der That der von Napoleon ausgestreute, von den Engländern zum Theil wieder zertretene Saame unter des Pascha's Wartung zur Frucht wurde. Die Engländer auf der anderen Seite betrachten Mehmed Ali als den Drachen, der sich auf dem Wege zu den Schätzen Indiens lagert, als den Riesen, der mit der einen Hand das Rothe Meer bedeckt und die andere seit der Schlacht von Nisibis sogar nach dem Schwarzen ausstreckt; der nicht nur den Kaffee von Mokka, den Weihrauch, den Balsam des glücklichen Arabiens selbst ärndtet und selbst an das konsumirende Publikum verkauft, sondern auch seine Länder durch Gewerbfleiß von der Nothwendigkeit emanzipirt, unter welcher sie bisher ihre Bedürfnisse an Manufakturen von den Werkstätten Englands nahmen. Daher der Groll der Englischen Politik und der einzelnen Kaufleute, daher die ewigen Lamentationen über Bedrückung des Pascha's, über unerhörten Despoten-Gräuel gegen das Volk, über das Elend des letzteren und über die Zerbrechlichkeit des Staatsgebäudes, welches der heillose Usurpator aufgeführt hat. Wir sind weit entfernt, zu verkennen, daß der Vice-König seine Fellahs und noch mehr die armen Neger in Sennaar und Kordofan keinesweges im Geiste Europäischer Milde oder einer christlichen Gesinnung regiert; aber welcher Billige wird den eigenen Maßstab an einen total anderen und fremden Zustand legen? Wir erkennen vielmehr die Geisteskraft Mehmed Ali's in den Aeußerungen seiner Tadler, wie in denen seiner vielen und zum Theil hochgestellten Lobredner. Die Anerkennung seiner Vorzüge inmitten eines Stromes von Vorwürfen und Tadel ist sogar, wegen ihrer Unwillkürlichkeit, glaubwürdiger, als die mit Absicht gehäuften Lobeserhebungen. Der folgende, dem United Service Journal entlehnte Artikel eines Engländers, der lange in Aegypten gelebt, hat diese Eigenschaft; er wird dem Leser, dem unbefangenen gewiß, trotz der Klagen gegen den mächtigen Pascha, auch Verehrung für ihn abzwingen; deshalb, und weil er in merkantiler und kameralistischer Hinsicht neue Aufschlüsse giebt, glauben wir, unseren Lesern durch die Uebertragung einen Dienst zu leisten.

„Der Pascha von Aegypten ist ohne Zweifel ein großer Mann; er ist über die Vorurtheile seines Volkes erhaben; er sieht und hört mit offenen Augen und offenen Ohren. Die Beweggründe, durch welche alle seine Handlungen geleitet werden, sind Ehrgeiz und Habsucht; doch die letztere Leidenschaft dient gewöhnlich der ersteren. Obgleich er kein Mann von entschiedenem Herrschertalent oder von schöpferischem Genie ist, so ist er doch schlau und klug, faßt außerordentlich schnell die Pläne und Ansichten Anderer auf und weiß ihren realen Werth zu schätzen. Er ist immer fest und entschlossen in seinem Vorhaben, begierig, seine Macht zu erweitern und sich von den Fesseln des Vasallenstandes zu befreien. Er hat von Natur keine Liebe für Europäer; im Gegentheil, er besitzt viel von der Antipathie eines gewöhnlichen Türken gegen sie; doch in Augenblicken der Gefahr von ihm angestellt, erkannte er bald ihre Brauchbarkeit und ihre unendliche Ueberlegenheit über sein Volk; sie sind ihm jetzt zu seiner Existenz als Souverain nothwendig geworden. Fast jeder Plan zur Erhaltung und Erweiterung seiner Macht, jeder Entwurf zur Vermehrung seiner Einkünfte durch Kultur und Fabriken ist von Europäern, mit denen er in Verkehr und Verbindung steht, ausgegangen. Leicht zugänglich und von einer fast kindischen Neugierde, hört er bereitwillig die Einflüsterungen eines Jeden an; und wo keine Gegeneinflüsse ihn umgeben, fällt er oft als Opfer seiner eigenen Habsucht. Bloß von Eigennutz geleitet und gänzlich unbekümmert um die Interessen Anderer, setzt er voraus, daß alle Menschen von ähnlichen Beweggründen beherrscht werden; und deshalb zeigt er sich, vielleicht mit wenigen Ausnahmen, undankbar gegen seine geschicktesten Europäischen Diener, welche, wenn sie auch die Neigung dazu hätten, doch weder Mittel noch Gelegenheit haben, sich auf die von den Eingeborenen angewandte Weise zu bereichern. Viele von den Europäern entworfene und unter ihrer Leitung ausgeführte Pläne sind gut und werden ohne Zweifel sehr heilsam seyn, aber nur wenige werden mit gehöriger Kraft und Klugheit durchgesetzt. Es giebt in Aegypten Gießereien, in welchen kriegerische Werkzeuge von der schlechtesten Beschaffenheit fabrizirt werden; eine Münze, welche das werthloseste Geld von der Welt prägt; Kleiderfabriken, deren Fabrikate bloß aus Zwang von den Fellahs getragen werden. Aehnliche Mängel sind in seinen Indigo-Pflanzungen und Zucker-Raffinerieen sichtbar. Ungeachtet der Vorschriften Muhammed's destillirt er Branntwein; und obgleich selbst außerordentlich mäßig in seiner Lebensweise, wünscht er doch nicht, daß seine Beamten und Günstlinge zu Mäßigkeits-Vereinen gehören möchten.

Wenige Europäer im Dienste des Paschas werden im Verhältniß zu ihren Lebensbedürfnissen bezahlt. Zwar sind die gewöhnlichen Lebensbedürfnisse außerordentlich wohlfeil; aber die Lebensweise der Türkischen und Aegyptischen Beamten ist sehr kostspielig, und der Aufwand steigert sich mit dem Range in weit größeren Verhältnissen, als die Erhöhung des Gehaltes erlauben will. Kaffee und Taback, Bäder und Tänzerinnen, Sklaven und Diener, Miethezins und Gastmähler zehren das größte Einkommen auf; und ich glaube nicht, daß ein einziges Beispiel angeführt werden kann, daß ein Europäischer besoldeter Diener des Paschas sich aus seinem Dienste mit einem nur mäßigen Ersparniß zurückgezogen hätte. Viele geschickte Handwerker Englands sind durch scheinbar sehr liberale Anerbietungen verlockt worden, ihre heimathlichen Geschäfte aufzugeben, um die Pläne des Paschas zu leiten und auszuführen; aber sie haben, zu ihrem Schaden, die Wahrheit des alten Sprüchworts, daß „nicht Alles Gold ist, was glänzt", bald erkannt. Der Pascha ist ein schlechter Zahler; und wenn das Geld durch die Hände der Unterbeamten gehen muß, so wird sein Werth in Aegypten sehr heruntergesetzt.

Die Aegypter seufzen unter dem eisernen Joche ihres Zuchtmeisters, welcher, gleich seinen mächtigeren Vorgängern, — den alten Pharaonen, — im Allgemeinen der Herr des Bodens, des Lebens und des Eigenthums seiner Unterthanen ist. Es ist jämmerlich, mit anzusehen, wie die armseligen Gruppen von Männern, Weibern und Kindern, die zu öffentlichen Bauten verwendet werden, mit der Peitsche zur Arbeit angetrieben und durch eine sonderbare Verkehrtheit von Vernunft und Humanität gezwungen werden, bei der Arbeit zu singen und den Schein von Zufriedenheit anzunehmen. Es ist eine kaum glaubliche, aber unleugbare Thatsache, daß der Gesang der Fellahs ihre Arbeit akkompagniren

muß; wo nicht, so wird die Peitsche angewandt. Allerdings haben durch die weisen Rathschläge philanthropischer Europäer die unglücklichen Einwohner seit kurzem einige Verbesserung ihres Zustandes erfahren, und in verschiedenen wichtigen Punkten ist ihnen eine Erleichterung zugesichert worden: so hat der Pascha, durch große Gnade, dem Bauer erlaubt, steuerfrei sein Korn auf den Markt zu bringen, es nach einem beliebigen Preise zu verkaufen, seine eigenen Kleider zu machen, sein eigenes Vieh zu schlachten, sein Geflügel, seine Eier u. s. w. zu verkaufen. Diese Konzessionen können ihm zu einiger Popularität verhelfen; doch ich zweifle sehr, ob er sich je die Achtung oder das Vertrauen seines Volkes erwerben wird.

In Mehmed Ali steckt viel von einem philosophischen Staatsmanne und zugleich von einem Despoten; so hat er, mit Ausnahme außerordentlicher Fälle, in Aegypten die Todesstrafe abgeschafft und an ihre Stelle lebenslängliche Zwangsarbeit gesetzt; doch der sanfte und fast weibische Charakter der Aegypter, welche nie als Mörder und selten als verwegene Verbrecher bekannt sind, machte die Todesstrafe immer unnöthig.

Eines der erfreulichsten Resultate der Regierung des Pascha's ist die Veränderung, welche in dem Betragen der Einwohner dieses einst unzugänglichen Landes gegen Fremde und besonders gegen Engländer stattgefunden hat. Wir können jetzt mit eben so vieler Sicherheit, wie in jedem anderen Lande Europa's, allein durch die Dörfer und Ebenen wandern, oder die Gebirge erklimmen: Achtung und Bewunderung begleiten unsere Schritte, und wenn das hungrige Landvolk nach Buxisch schreit, so muß man es ertragen und dabei eingedenk seyn, daß es jämmerlich arm ist, und daß seine Armuth nicht aus Trägheit, sondern durch die kurzsichtige Politik seines Herrschers entstanden ist.

(Fortsetzung folgt.)

F r a n k r e i c h.

Einige Tage im südlichen Frankreich.

III. Toulon.

(Schluß.)

Der Lieutenant, welcher uns an der Treppe des „Montebello" empfing, hatte zufällig die Dame, welche ich hierher führte, auf einem Ball kennen gelernt und hielt es daher für seine Pflicht, hier die Honneurs als Wirth zu machen; er zeigte sich also in seinem vollen Glanze als Franzose und als Seemann. Um meinem Berichte eine lokale Färbung zu geben, müßte ich Eugen Sue's Wörterbuch plündern, der seinerseits wieder aus Cooper entlehnte; da wir aber Beide, Du, verehrter Leser, und ich, Bewohner des festen Landes sind, so gestatte mir, in unserer Sprache zu reden. Schon von außen gesehen bot das Schiff einen mächtigen Anblick dar; bei Betrachtung aller der Feuerschlünde, mit welchem es übersäet ist, wenngleich sie angekettet und verschlossen sind, schaudert einem doch die Haut eben so, als wenn man durch die Eisenstäbe blickt, hinter denen die Löwen und Tieger einer Menagerie liegen. Nichts aber gleicht der Verwunderung, die uns ergreift, wenn wir nun das Schiff selbst besteigen. Stellt Euch einen ungeheuren Saal vor, mit einer langen Reihe jener schrecklichen Musikanten von blitzender Schwärze eingefaßt, die zum Todestanze aufspielen sollen. Zweihundert Freunde dieses Tanzes verzehrten ihr Mittagsmahl zwischen den Stückpforten und aßen nicht Schiffszwieback, sondern frisches Brod, Kartoffeln und gutes Fleisch, das sie mit einem Glase vortrefflichen Weins hinunterspülten, denn als Ersatz für alle Entbehrungen, welche den Seeleuten bevorstehn, werden diese besser als die Land-Truppen beköstigt. Seitdem das Holz auf den Schiffen durch die Steinkohle ersetzt wird, die weniger Raum einnimmt, können größere Vorräthe an Mehl untergebracht werden, und seitdem hat sich auch die Schiffskost verbessert. Während die Mannschaft ihre Mahlzeit zu sich nahm, besuchten wir die verschiedenen Stockwerke dieser Welt im Kleinen. Doppelte, überaus zierliche und saubere Treppen führten von einem ins andere. Wir waren über die bewundernswürdige Ordnung ganz erstaunt, welche in dieser Unmasse von Gegenständen herrscht, die zur Ausrüstung eines Schiffes nöthig sind. Für jede Sache ist ein überschriebener Platz bestimmt, und jedes Ding befindet sich auch an seinem Orte, wodurch die Schönheit und die durchaus nothwendige Ersparniß an Zeit und Raum befördert wird. In dem Stockwerk über dem unteren Schiffsraum befinden sich die Gemächer der Offiziere, ein numerirter Verschlag, worin die Kleidungsstücke und die ganze kleine Habe der Matrosen aufbewahrt wird, und das Arsenal oder das allgemeine Magazin, in welchem die Waffen, die Taue, die Segel, das Eisenwerk und die Vorräthe aller Art verwahrt werden, und das an Reichthum den schönsten Bazar, in zierlicher Anordnung das systematischste Museum übertrifft. Dann besichtigten wir noch das Krankenzimmer und den Schlafsaal, in welchem zwölfhundert Hängematten dicht neben einander an den Balken der Decke aufgehängt und frühmorgens wieder abgenommen werden; dann die Küche und den Eßsaal, dessen ich schon gedachte, und das Zimmer des Befehlshabers, welches sehr bequem, und das des Admirals, welches ganz besonders prächtig eingerichtet ist, und zuletzt den Oberlauf, das oberste Verdeck. Für diejenigen, welche in dieser Beziehung so unbewandert sind wie ich, füge ich noch hinzu, daß die drei Decke jetzt mit Perkussions-Kanonen bewaffnet sind, welche sicherer und in einer Minute sechsmal feuern. Man stelle sich das Gebrüll dieser 120 Mäuler vor, wenn sie alle auf einmal losdonnern! Der Lieutenannt versicherte uns, daß er bei einem nur etwas heißen Kampfe die größte Mühe hatte, den Leuten die Befehle des Kommandanten verständlich zu machen, wenngleich er sie ihnen mit dem Sprachrohre in die Ohren schriee. Wir hatten das Glück, Zeugen eines Manövers zu seyn, das etwas sehr Seltenes auf einem nicht ausgerüsteten Kriegsschiffe ist, welches statt seiner vollständigen Bemannung von 11 — 1200 Mann jetzt nur ungefähr noch 200 zählte; denn auf der Rhede liegt Alles im Schlafe, Regsamkeit, Mannszucht und Sauberkeit; doch ist dies nur ein leichter Schlummer, den das erste Signal verscheucht. Dieses Signal wurde gegeben, und sogleich ertönte ein dumpfes Gesumme in der Tiefe dieses Bienenstocks, aus allen Oeffnungen drängten sich Menschenschwärme auf das Verdeck und stellten sich sogleich jeder an seinem Posten auf. Auf den größten Lärm folgte die tiefste Stille; dann ertönten Signale, die mit dem Gesange einer Nachtigall Aehnlichkeit hatten, und sogleich waren die Leitern, die Masten, die Stangen und das Takelwerk mit Matrosen bedeckt, die sich so leicht darauf bewegten, wie der Vogel auf dem Zweige, und gleichzeitig eine und dieselbe Bewegung ausführten. Die Raaen waren buchstäblich ganz in Menschen eingehüllt, die dicht an einander gedrängt wie Lerchen am Bratspieß hingen, hier die Köpfe, dort die Füße nach unten gekehrt; so suchten sie in dem Raume unter ihnen die schweren Segel, um sie zusammenzuziehen und aufzubinden. Mit derselben Ordnung stiegen sie dann hinunter, und Alles verschwand wie eine Vision. Wir hatten, ohne es zu bemerken, zwei Stunden auf dem Schiffe zugebracht, und ich kann es nicht verlassen, ohne der einfachen und würdigen Art Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, mit welcher der Offizier uns die Sachlage auseinandersetzte, von den Diensten sprach, zu welchen sie berufen werden könnten, und uns die Wegnahme des Englischen Piloten vor St. Juan de Ulloa erzählte. Offenbar zürnte die Marine nicht gerade der Jugend Joinville's wegen ihrer furia francese, aber sie erkannte auch an, daß es vollkommen gerecht sey, Genugthuung für eine Beleidigung zu gewähren, für die man ein Gleiches gefordert haben würde.

Da die Stunde vorüber war, so hatten wir viel Mühe, uns die Erlaubniß zur Besichtigung des Marine-Arsenals und des Bagno zu verschaffen; doch man kann Alles, was man will, wenn man es nur recht will. Wir erlangten folglich den Eintritt, sahen die in Zellen eingetheilten Diligencen ankommen, welche dem Erebus neue Gäste zuführten, besichtigten die Kanonen und Waffen-Depots, die Magazine, welche zur Ausrüstung der Flotte bestimmt waren, die Seilerei, wo Alles, wegen der beständigen Diebstähle, die hier vorfallen, von freien Arbeitern gethan wird. Diese Werkstatt ist von ungeheurer Länge und erinnert an Gestalt und Perspektive an den Themse-Tunnel. Wir bewunderten die Ausbesserungs-Bassins, in welche die beschädigten Schiffe durch eine Schleuse hineingebracht werden, worauf man das Wasser durch Dampfmaschinen ausschöpft, bis der verwundete Riese sich nach und nach bis zum Mittelpunkt des Einschlusses hinabsenkt und sich hier auf großen Steinblöcken niederläßt, die ihn in der Luft erhalten, so daß man von allen Seiten seine Wunden untersuchen und heilen kann. Im Vorübergehen begrüßten wir den „Duquesne" und alle jene alten Seehelden, die einen Theil des Französischen Ruhmes ausmachen, zerfallene Rümpfe, denen nichts als ihr Namen blieb. Fünf große Schiffe waren gerade im Bau begriffen, doch hatte man, wie es hieß, den 120 Kanonen entsagt, weil sie zu schwierig zu manövriren seyen. Dann begaben wir uns in den Modell-Saal, der die Miniatur-Abbildungen aller Arten von Schiffen und aller einzelnen Theile enthält, die zu ihrem Bau nöthig sind. Mit Entzücken würde ich diesen Saal gemustert haben, wenn ich dazu noch die Kraft gehabt hätte, doch leider waren wir von unserem Morgenspaziergange schon zu ermattet, und eine lange Besichtigung verlangte ungeschwächte Geistes- und Körperkraft. Uebrigens war unser Führer auch ein unwissender Schwätzer, der, des Trinkgeldes wegen, weit mehr über Alles schwatzte, als er davon verstand. Die moralische Abspannung, die er mir verursachte, war noch größer als meine körperliche, und so sehnte ich mich nur immer nach dem Augenblick, wo ich Alles gesehen haben würde; daher betrachtete ich auch Alles nur halb, weil mir der Egoismus der Ermüdung alles Interesse, ja selbst alles Mitleid raubte. In der Nähe gesehen sind diese Galeerensklaven überhaupt weniger beklagenswerth, als man glaubt. Allerdings ist es wahr, daß die Neuhinzukommenden kein Fleisch erhalten, daß sie an einer Kette auf einem unermeßlich großen Feldbett ohne Kissen und Decken in ihrem Anzuge schlafen und mit Ungeziefer bedeckt sind; sobald sie aber nur die leisesten Zeichen von gutem Willen geben, werden sie unter die „Erprobten" eingereiht, welche auf Matrazen schlafen, besser ernährt werden, von der gemeinsamen Kette befreit sind und nur einen Ring am Fuße tragen. Von da an genießen sie einer ziemlichen Freiheit, was der Mißbrauch, den sie damit treiben, hinreichend beweist; denn trotz aller Beaufsichtigung gelingt es ihnen beständig, zu stehlen und zu entwischen. Einige von ihnen hatten Hunde abgerichtet, die sich in das Bagno einschleichen und dann ihren Spießgesellen außerhalb desselben allerhand Dinge zutragen mußten, die sie ihnen im Maule versteckten. Man fand kein anderes Mittel, diesem Unfuge zu steuern, als andere Hunde abzurichten, welche diese diebischen Comissionaire angreifen und sie so zwingen mußten, das Versteckte fallen zu lassen. Sicher ist meinen Lesern die Geschichte von jenem Soufflard bekannt, der die Kapelle des Bagno bestohlen hatte, und die von jenem General, der eines Tages mit all seinen Ad-

jutanten durch das große Thor sich fortbegab: die Trommeln wirbelten, die Garde trat unters Gewehr und erwies alle militairische Ehrenbezeugungen — vier oder fünf Galeerensklaven waren es, welche diese Maskerade aufführten und von denen man nie wieder etwas sah. Das einzige ziemlich sichere Schutzmittel gegen solche Täuschungen ist der geübte Blick einiger Wächter, welche das linke Bein aller Hinauskommenden beobachten, weil die beständige Last, welche die Galeerensklaven daran tragen, ein fast unmerkliches Hinken verursacht, von dem sie sich schwer wieder entwöhnen. Man ertheilt den erprobten Galeerensklaven sehr gern die Erlaubniß, für ihre eigene Rechnung zu arbeiten; einige arbeiten allerhand kleine, leicht zu verfertigende Gegenstände, die wieder von anderen zum Verkauf herumgetragen oder ausgestellt werden, und sie ziehen davon ansehnlichen Vortheil, da so viel Fremde hierher kommen. Andere zeigen Zauberlaternen, Eichkätzchen und tausend verschiedene mehr oder weniger sinnreiche mechanische Kunstwerke. Eure Börse müßte sich sehr schwer öffnen, wenn Ihr beim Fortgehen noch irgend etwas darin behalten hättet. Meine Gefährtin klagte über Ermattung; sogleich entfernte sich einer jener Krämer, der an Gestalt und Manieren sich vor allen vortheilhaft auszeichnete, und kam mit einem Feldstuhle zurück, obgleich wir ihm auch nicht das Geringste abgekauft hatten. Ich wollte ihm einen kleinen Beweis meiner Dankbarkeit in die Hand drücken; er erwiederte, obgleich wir ganz allein waren: „Nein, mein Herr, ich nehme durchaus nicht das Geringste; ich würde es gern gesehen haben, wenn Sie mir etwas abgekauft hätten, dies aber würde mich drücken.“ Leider war meine Kasse erschöpft, denn ich hätte mich gern für seine Weigerung entschädigt und noch ein wenig mit ihm mich unterhalten, um seine Geschichte zu erfahren, die sehr interessant seyn mußte. Alle Galeerensklaven tragen die Genfer Farben; die Unglücklichen! gelbe Beinkleider und rothe Jacken; die unverbesserlichen Sträflinge haben zweifarbige Aermel. Die Mütze ist roth, und die zum zweitenmal bestraften tragen einen gelben Rand an derselben; bei den auf Lebenszeit Verurtheilten war er grün, jetzt aber werden diese nach Brest transportirt, jedoch sah ich noch einen, und zwar einen Vatermörder von höchstens 17 bis 18 Jahren. Uebrigens hängt es sehr von den Sträflingen ab, sich ihre Strafzeit nicht nur zu mildern, sondern auch bedeutend abzukürzen. Um ihrer erschreckenden Anhäufung abzuhelfen, werden viele schon nach zwei oder drei Jahren, ja meist alle vor Ablauf der Strafe begnadigt. Vergebens fragte ich nach gewissen Dieben, die Aufsehen erregten, und nach jenem Pfarrer Delacollonge, dessen schaudererregende Geschichte wir zur Zeit gelesen hatten; alle waren schon längst freigelassen. Ein erst kürzlich angekommener Notar war zum Schreiber und Faktotum des Commissairs ernannt worden, und dieser Posten, der sehr einträglich ist, wird ihm in kurzer Zeit das Recht erwerben, in besserer Lage als früher zurückzukehren. Ich für mein Theil, fühle mich versucht, zu glauben, daß diese zu weit getriebene Nachsicht, die eben so verwerflich ist, wie die außerordentliche Strenge, welche derselben voranging, die Rechtspflege entehrt und die Gesellschaft ins Verderben stürzt. Das Einzige, um das man sich gar nicht bekümmert, ist die Seele dieser Unglücklichen, für deren Besserung rein nichts gethan wird, denn sie haben weder Geistliche, noch Predigten, noch Messen und arbeiten des Sonntags eben so wie an den Wochentagen. Die Abschaffung der Schiffskaplane geht noch allenfalls an, denn so sehr auch diese Maßregel zu beklagen ist, so steht es doch den Matrosen wenigstens frei, das Wort Gottes aufzusuchen, das nicht mehr zu ihnen kömmt; die Galeerensklaven können nur das haben, was man ihnen giebt; nun aber gewährt man ihnen in dieser Hinsicht nichts, sondern es scheint, als wolle man ihnen absichtlich auch das noch nehmen, was sie besitzen. Zum Glück scheint ein Morgenroth des Christenthums über dies Land heraufzudämmern, und durch den christlichen Geist wird auch unfehlbar ein neues Strafgesetz hervorgerufen und in diesem ein gerechtes und mitleidvolles Wohlwollen mit Strenge gepaart werden; denn hierin besteht die wahre Barmherzigkeit, zuerst in Hinsicht auf den Missethäter und dann in Bezug auf die Gesellschaft, welche doch wohl etwas mehr Berücksichtigung und eine größere Sorge für ihre Sicherheit verdient. (Bibl. Univ.)

China.

Canton im Jahre 1838.

X. Ein Chinesisches Diner.

Herr Dent war so gütig gewesen, mir zu einem Chinesischen Diner eine Einladung zu verschaffen; demzufolge hatte ich von dem Hanisten Sam-kua eine rothe Einladungs-Karte erhalten, mit zierlichen Charakteren darauf, deren Sinn man mir erklärte. Um sechs Uhr Abends verfügten wir uns nach dem Hause dieses Herrn, der uns mit großer Herzlichkeit willkommen hieß. Sam-kua ist ein Mann von schöner, einnehmender Gesichtsbildung und sehr feinem Benehmen, der aber, leider! kein Wort Englisch versteht. Während der halben Stunde, die dem Diner voranging, besah ich mir die Möblirung der verschiedenen Zimmer, in welche wir Zutritt hatten. Eine Veranda oder Galerie mit Aussicht auf den Fluß beherrschte eine große Anzahl Barracken, deren Fundament Hafendämme aus Schlamm bildeten, welche die Fluth zweimal täglich wässert. Das Elend dieses Reviers kontrastirte mit dem lachenden Anblick des Flusses, wo tausend und abertausend bunte Dschonken der untergehenden Sonne Raketen und Kanonensalven nachschickten. Die Nachbarschaft unserer Faktoreien hatte das Mobiliar des Herrn Sam-kua etwas europäisirt; in seinem Studirzimmer sah ich eine Perpendikel-Uhr auf dem Tische, und Bücher-Gestelle, wie man sie in Frankreich zimmert. Nur der große und lustige Speisesaal war noch ganz Chinesisch. An der Decke desselben hingen Lampen von gummirtem Reis-Papier, die eine zauberische Wirkung hervorbrachten; außerdem enthielt dieser Saal große Schenktische, kostbare Vasen, allerliebste Modelle von Dschonken und zwei oder drei Sofa's.

Ein Cloison aus sehr feinem, mit illuminirten Zeichnungen bedeckten Stoffe trennte den Speisesaal von einem anderen Zimmer; dieser Stoff war so durchscheinend, daß ich ihn von fern für gemaltes Glas angesehen hatte. Auch hier fand ich die Einrichtung eben so kostbar als geschmackvoll. Im Hintergrunde der Galerie war eine Statue des Handelsgottes; rechts und links von dieser Statue entdeckte ich zu meiner nicht geringen Ueberraschung — wird es der Leser wohl glauben? — einen Kupferstich, Napoleon am Simplon, und ein Portrait des Herzogs von Reichstadt! Eine Chinesische Weltkarte, die in demselben Gemache hing, erregte mein lebhaftes Interesse, denn sie gab mir einen recht anschaulichen Begriff von dem Nationalstolze der Chinesen: sie maß ungefähr zwanzig Quadratfuß; aber wenigstens neunzehn Zwanzigtheile dieses Raumes absorbirte das Chinesische Reich, dessen berühmter Gelber Fluß (der Riesenstrom Hoang-ho) schon allein so breit wie eine Hand gezeichnet war. In einem unscheinbaren Winkel gegen Nordwesten lag Rußland, und an diesem Ländchen hingen als Zugaben: England, so groß wie eine Wallnuß; Frankreich und Holland, beide wie Haselnüsse; dann noch einige Staaten von Erbsengröße u. s. w. Welche Demüthigung für uns Europäer! Ich war noch immer mit der Karte beschäftigt, als man mir anzeigte, daß eben aufgetragen sey. Vier reiche Kaufleute von Nan-king, die sich so ernst und feierlich wie Muselmänner benahmen, hatten unterdeß die Gesellschaft vermehrt; es waren unserer überhaupt achtzehn Personen, und man vertheilte uns an drei Tische, die in Form eines Dreiecks standen. Die Tische sowohl als die Sessel, auf denen wir Platz nahmen, waren mit kostbar gestickten Scharlachtüchern überdeckt. Ich für meine Person saß zwischen Sam-kua und einem wohlbeleibten Kaufmann aus Nan-king, der, wenn ich mich recht erinnere, Ku-miung hieß!

Ein Chinesisches Diner erschöpfend beschreiben, wäre eine Aufgabe, die beinahe meine Kräfte überstiege. Herr Dent hatte bei unserem gütigen Wirthe als eine Gunst sich ausgebeten, daß die Mahlzeit ganz à la Chinoise wäre, ohne die geringste Beimischung Europäischer Köche, und Herr Sam-kua hatte Wort gehalten. Das ganze Diner zählte wenigstens 50 Gedecke; von denen freilich jedes nur Eine Schüssel bildete. Das Couvert eines jeden Gastes bestand aus einem kleinen silbernen Teller, einer Tasse von demselben Metall, die als Glas diente, zwei kleinen elfenbeinernen Stäbchen, und einer Art Löffel von sehr dickem Porzellan. Zuerst wurde ein dünnes Fricassé oder eine dicke Suppe von Schwalbennestern aufgetragen, welches Gericht unsere Chinesischen Mitgäste wunderbar schnell aufzehrten, während wir große Noth hatten, um nur unserer Stäbchen Meister zu bleiben. Man hält beide in der rechten Hand, das eine zwischen dem Daumen und Zeigefinger, das andere zwischen Mittel- und Ringfinger, so daß ein Dreieck entsteht, dessen Spitze sich öffnet. Die ernste beinahe finstere Miene unserer Chinesen erheiterte sich sehr, als sie bemerkten, wie sauer es uns wurde, ihrem Beispiel zu folgen; aber sie ließen es dabei nicht bewenden, sondern gaben uns mit seltener Geduld so lange Anleitung, bis Jeder seine Stäbchen leidlich manipuliren konnte. Alle Gäste fanden die Schwalbennester delikat; sie sind eine in China sehr gesuchte Speise; auch wurden wir fünf oder sechs Mal, versteht sich in schicklichen Intervallen und unter verschiedenen Formen, damit bewirthet. Tauben-Eier, ganz in Lammbrühe gekocht, folgten den Schwalben-Nestern, und Jeder versicherte, nie etwas so Leckeres verzehrt zu haben. Dann kamen die Hunde-Cotelette's, eine Speise, zu deren Genuß ich unter keiner Bedingung mich entschließen konnte, obschon ich wußte, daß es an einer Chinesischen Tafel für sehr unhöflich gilt, ein Gericht auszuschlagen. Nach den Hunde-Cotelette's bewirthete man uns mit Haifisch-Flossen, die ungefähr wie Seekrebse (Hummer) schmecken. Sie werden in der Nachbarschaft kleiner verödeter Eilande gefischt, wo arme Fischer drei Viertheile des Jahres Entbehrungen aller Art ausstehen, um ihren reichen Mitbürgern diese Delikatesse zu verschaffen. An die Haifischflossen reihten sich Holothurien oder Seeblasen, eine Art Meerwürmer, die man ungetheilt gelassen hatte, um sie nicht zu entstellen. Auch dieses Mal regte sich in mir das gerade Gegentheil von Appetit; ich konnte diese dicken, schwarzen, wohl sechs Zoll langen Würmer, die ihre mit Stacheln bewehrten Ringe wie zur Vertheidigung zusammenzogen, ohne Grausen kaum ansehen, während meine beiden Nachbarn sie mit ihren Stäbchen an der einen Extremität zierlich anfaßten und dann hinunterwürgten, wie die Schlange ihre Beute verschluckt. Ich bedeckte das Scheusal, das man auf meinen Teller gelegt hatte, mit meinem breiten Löffel, um es nicht vor Augen zu haben. So kamen denn noch eine Menge Gerichte, deren Namen und Composition mir gleich unbekannt waren; Hirsch-Sehnen, Fisch-Augen, Gemüse und Fleisch-Sorten aller Art und Alles von dem sonderbarsten Ansehen und Geschmacke. Es entstand in meinem Magen ein gräuliches Chaos, und selbst der heiße Samtschu, von dem ich jede Minute ein Täßchen trinken mußte, konnte die Ordnung nicht ganz herstellen.

Obgleich die Mahlzeit an sich schon einen großen Theil meiner Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, so versuchte ich doch, mit meinem Nachbarn Ku-niung, dessen anfänglicher Ernst bald in gemüthliche Heiterkeit sich umwandelte, eine pantomimische Unterhaltung anzuknüpfen. Herr Ku-niung war trefflich gegen die Kälte geschützt; sein Kleid aus wattirter blauer Seide und der prächtige Pelzmantel über den breiten wohlgerundeten Schultern machten mir in meinem Europäischen Frack, dieser erbärmlichen Ausgeburt civilisirter Geschmacklosigkeit, die kalte Temperatur noch fühlbarer. Das Thermometer zeigte sechs Grad (Fahrenheit); dies war nun allerdings keine übergroße Kälte, aber doch hinreichend, um mein durch die Hitze von Manilla verwöhntes Blut fast in Eis zu verwandeln. Kamine sind in Canton nicht Sitte; nur in den Faktoreien hat man sie seit einigen Jahren eingeführt. Ein schlichtes Kohlenbecken wurde im Saale angezündet; aber der Rauch fiel uns bald noch beschwerlicher, als die Kälte, und wir mußten das Becken wieder fortbringen lassen. Als der Sam-tschu auf Herrn Ku-niung zu wirken begann, zog er seinen Pelzmantel aus, den ich sogleich ohne Umstände über meine Schultern warf. Da entstand ein wieherndes Gelächter, das gar kein Ende nehmen wollte; Ku-niung setzte mir, um die Maskerade vollständig zu machen, eigenhändig sein Barett auf und zwängte sich meinen Hut bis an die Ohren über den Kopf. Sein Vollmondgesicht glühte von hoher Befriedigung, obgleich er bei dem Tausche gar sehr verloren hatte. Es blieb übrigens nicht beim bloßen Austausche der Kleider; mein Nachbar wollte durchaus, daß wir auch die Namen wechselten; er nannte mich Ku-niung und antwortete bis zum Ende des Mahles nur auf den Namen Barrot.

Nachdem die unzähligen Gerichte, denen wir größtentheils mehr aus Neugier als aus Appetit zugesprochen hatten, endlich verzehrt waren, baten wir Herrn Sam-kua, den Reis bringen zu lassen, der gleichsam die Abschieds-Schüssel eines Chinesischen Diner's ist. Wir steckten einen Theil der Blumen, welche die Tische schmückten, an unsere Knopflöcher und begaben uns dann in die Galerie, wo wir ein neues Service fanden, das aus allen Arten von Kuchen, die man in China kennt, zusammengesetzt war. Spanische, Portugiesische und Bordeaux-Weine vertraten hier die Stelle des Sam-tschu; man zündete die Cigarren an, und die Munterkeit unserer Chinesen wurde so mittheilsam, daß wir von ganzem Herzen einstimmten. Drei bis vier Stunden lang wurden Französische, Englische und Chinesische Lieder um die Wette gesungen, und es würde mir schwer, zu sagen, wer von uns die Ohren seines Nachbarn am besten zerreißen konnte. Ich bemerkte, daß unsere Chinesen an die edlen Südweine Europa's ganz und gar nicht gewöhnt waren; sie schlürften den Inhalt der wenigen Gläser, die sie aus Gefälligkeit mit uns tranken, so bedächtig und zögernd, als wär' es Gift, und doch wurden sie sämmtlich benebelt. Um ein Uhr nach Mitternacht beurlaubten wir uns, matt und müde von dem langen Bachanal, aber ganz entzückt von Herrn Sam-kua und seinen Freunden, die uns Barbaren, auch dann noch, als der Sam-tschu und der Xeres ihrem Charakter jede Hülle abgestreift hatten, große Herzlichkeit bewiesen. Das Volk der „Blume der Mitte" ist gar nicht so böse geartet; nur muß man sein Vertrauen zu erwerben verstehen.

Adolph Barrot.

England.

Theodor Körner's Andenken in England.

Der Morning-Advertiser enthält unter dieser Ueberschrift folgenden Artikel: „Herr Richardson vom Britischen Museum, welcher hier in der Mechanic's Institution vor einiger Zeit einen sehr unterrichtenden und gehaltvollen Vortrag über Deutsche Sprache und Literatur hielt, las, aufgemuntert durch den bisherigen Erfolg, in der gestrigen Sitzung über das Leben und die Schriften des berühmten Theodor Körner, des Deutschen Dichter-Soldaten (the German soldier-poet), dessen Verdienst und Ruhm, obschon er in seinem Vaterlande vergöttert wird, bisher bei uns noch nicht genugsam gekannt und gewürdigt wurde. Herr Richardson gab eine lebhafte Schilderung seiner kurzen, aber glänzenden Laufbahn und seiner schönen Gedichte, Erzählungen und Dramen. Die biographische Mittheilung, welche ein Auszug aus der von dem Vater geschriebenen, den Werken vorgedruckten Lebensbeschreibung war, gab ein interessantes und geistvolles Bild seines kurzen, aber thätigen Lebens. Die Uebersetzung einiger Kriegslieder, welche Herr Richardson mit viel Energie und Ausdruck vortrug, wurde von der Versammlung sehr dankbar aufgenommen, welche ihre Anerkennung durch wiederholte Beifalls-Aeußerungen bezeugte.

Körner war ein für die Freiheit glühender, reichbegabter Jüngling, welcher tiefes Mitleid mit seinem unter dem Despotismus Napoleon's seufzenden Vaterlande empfand. Er schrieb einige patriotische Schauspiele und Kriegslieder, und als nach dem unheilvollen Feldzuge in Rußland seine Landsleute gegen die Unterdrücker aufstanden, verachtete es sein edles Gemüth, vor den Mühseligkeiten und Gefahren zurückzuschrecken, die zu bestehen er die Anderen aufgefordert hatte. Er gab die schönen Aussichten auf Ruhm und Glück, die vor ihm lagen, auf und ging zur Armee, oder vielmehr zu einem Corps Preußischer Freiwilliger, welche eben so, wie er, für die gute Sache die Waffen ergriffen hatten. Nachdem er den Mühen und Gefahren des Feldzuges Trotz geboten und bei dem treulosen Ueberfall des Lützowschen Corps während des Waffenstillstandes schwer verwundet worden war, fiel er zuletzt in einem Gefecht im Mecklenburgischen. Er wurde auf dem Schlachtfelde unter einer Deutschen Eiche begraben, geleitet von den Thränen und der Bewunderung seiner Landsleute; seine Werke aber erfreuen sich noch gegenwärtig bei allen Klassen der Einwohner seines Vaterlandes der höchsten Verehrung.

Der Vortrag des Herrn Richardson wurde von der Versammlung mit größter Aufmerksamkeit und Sympathie aufgenommen, nur durch Zeichen des Beifalls unterbrochen; diese wiederholten sich in gesteigertem Maße am Schluß und waren eben so allgemein als wohlverdient."

Mannigfaltiges.

— **Komprimirter Torf.** Die in Nr. 139 des „Magazins" enthaltene, nach der Londoner Literary-Gazette mitgetheilte Notiz über die von Lord Willoughby de Eresby erfundene Torfpresse hat mehrfache, bei der Redaction eingegangene Anfragen über das nähere Verhältniß der Sache zur Folge gehabt. Wir haben diese Anfragen zwar, so weit es in unsern Kräften stand, zu beantworten gesucht; da sich jedoch voraussetzen läßt, daß das Englische Verfahren, den Torf in einen, den Steinkohlen sehr nahe kommenden Brennstoff zu verwandeln, auch einen größeren Kreis unserer Leser interessire, so erlauben wir uns, diejenigen, die vielleicht selbst gern Versuche machen möchten, auf Dingler's Polytechnisches Journal Bd. LXXII, Heft 6 zu verweisen, wo nach dem Englischen Civil Engineers and Architects Journal (Aug. 1839, Pag. 281) nicht bloß eine genaue Beschreibung der Maschine des Lord Willoughby de Eresby, sondern auch eine Abbildung derselben so wie eine Darstellung des ganzen Verfahrens gegeben ist. Das in Hamburg erscheinende, von J. Andreas Romberg herausgegebene „Polytechnische Journal" hat ebenfalls Beides, nämlich Abbildung und Beschreibung, nach Dingler mitgetheilt. Den Bemerkungen über die Beschaffenheit des anzuwendenden Torfes, so wie über die gewonnenen Resultate, entnehmen wir Folgendes: „Man muß bei der Auswahl des zum Pressen bestimmten Torfes mit Sorgfalt zu Werke gehen und nur einen schwarzen, von Fasern möglichst freien Torf wählen. Guter Preßtorf soll beinahe wie schwarze Butter aussehen, und nur solcher wird die auf seine Behandlung verwendeten Kosten bezahlen. Man soll diesen Torf in gewöhnlicher Größe, d. h. in möglichst gleichen Kuchen von 8 Zoll Länge, auf 3 Zoll Breite und 2 Zoll Tiefe stechen, was mit einer eigens hierzu geformten Schaufel leicht geschehen kann. Alle Versuche, den Torf in größeren Massen zu pressen, sind durchaus mißlungen; denn hier wurde das Wasser dann nur an den äußeren Theilen ausgepreßt, während die mittleren naß blieben. Bekanntlich wäre aber dieses Auspressen des Torfes in größeren Massen, selbst wenn es gelänge, nicht praktisch, indem der Torf gewöhnlich nur in kleineren Stückchen verwendet wird. Vor der Pressung soll der gestochene Torf 5 bis 6 Tage lang in Schuppen auf dieselbe Weise, auf welche man Ziegel zu trocknen pflegt, zum Trocknen aufgerichtet werden, und nach dem Pressen muß er bis zur vollkommenen Trockenheit gleichfalls unter Dach bleiben. Lord Willoughby hat auf den Vorschlag mehrerer Freunde den gepreßten Torf auf verschiedene Weise durch künstliche Hitze zu trocknen versucht, ohne jedoch zu einem genügenden Resultate zu gelangen. Gehörig gepreßter Torf nimmt nur den dritten Theil seines ursprünglichen Raumes ein, ist hart, dicht und beinahe schwarz. Seine Schwere ist verschieden; denn während einiger im Wasser schwimmt, sinkt anderer darin unter. — Was nun die Anwendung des gepreßten Torfes betrifft, so ist er ein treffliches Ersatzmittel der Steinkohlen. Man kann ihn zum Hausbedarf auf Rosten brennen, und man hat ihn mit Vortheil zum Kalkbrennen verwendet. Bei einem Versuche, den man an einer Dampfmaschine in der Gießerei St. John in Perthshire anstellte, ergab sich, daß der gepreßte Torf bei gleichem Gewichte um 16 pCt. länger dauert als die Steinkohle. Nach Allem steht ferner zu vermuthen, daß der gepreßte Torf auch zur Fabrication von Gas benutzt werden kann, da er eine große Menge eines mit hellem, weißem Lichte brennenden Gases giebt. Man kann ihn ferner wie gewöhnliche Holzkohle verkohlen, wodurch er noch um die Hälfte an Umfang verliert. Die aus ihm gewonnene Kohle ist wegen der Langsamkeit, mit der sie brennt, ein für manche Zwecke vortreffliches Brennmaterial; ihr Werth wird noch dadurch erhöht, daß sie keinen Schwefel enthält, und daß sie nur eine sehr geringe Menge Asche giebt. Zur Behandlung des Stahles namentlich ist sie wegen der Abwesenheit von Schwefel ganz trefflich geeignet: die Herren Philip und Wicker haben mit ihr ganz ausgezeichnete Rasirmesser und chirurgische Instrumente geschmiedet, auf denen sich die Inschrift: „forged with peat" (mit Torf geschmiedet) als Recommandation zu lesen ist. Die gepreßte Torfkohle ward ferner auch bei der Behandlung anderer Metalle, namentlich zum Löthen von dünnem Messinge, mit dem besten Resultate benutzt, und endlich kann sie auch in Küchen anstatt der gewöhnlichen Holzkohlen gebraucht werden, da sie gar keinen unangenehmen Geruch verbreitet."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis $22\frac{1}{2}$ Sgr. ($\frac{1}{2}$ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 155. Berlin, Freitag den 27. Dezember 1839.

Ungarn.

Die Ungarische (Magyarische) Sprache.

Das Ansuchen der Ungarischen Landstände, ihre Vorstellungen dem Könige in der Magyarischen Muttersprache allein und unter Beseitigung des bisher daneben üblich gewesenen Lateinischen einreichen zu dürfen, hat in mehreren Deutschen Zeitschriften zu Bemerkungen mißbilligender und fast spöttischer Art Veranlassung gegeben. Man erklärt jenes Ansuchen ohne Umstände für eine Thorheit und bedeutet den Ungarn, daß es endlich an der Zeit sey, einer so rohen und kindischen Sprache, die von einem Theile ihrer eigenen Nation nicht mehr geachtet würde, zu entsagen.

Wir wollen zur Entschuldigung solcher unberufenen Mahner voraussetzen, daß sie selber mit der von ihnen verurtheilten Sprache ganz unbekannt sind und also entweder Urtheile von Personen, die bei ihnen einer gewissen Autorität sich erfreuen, unbedingt zu den ihrigen gemacht oder aus dem allgemeinen Kulturzustande der Nation und dem wirklichen oder vorgeblichen ihrer Literatur auf den Werth der Sprache geschlossen haben.

Hinsichtlich des Letzteren — denn das Erstere beantwortet sich von selbst — erlauben wir uns nur, zu erinnern, daß Schlüsse von der Kultur und dem literarischen Standpunkte eines Volkes auf seine Sprache sehr voreilig sind. Dies lehrt manche auf unparteiische Beobachtung gegründete Erfahrung. Ein Volk, das mit den trefflichsten Anlagen der Phantasie und des Verstandes begabt ist, kann durch eine Verkettung ungünstiger Umstände so tief herabgedrückt werden, daß seine Sprache allein lange Perioden hindurch die einzige wahrhaft selbständige Geistesschöpfung ist, deren es sich rühmen darf, das Einzige, worin wir, wie in einem treuen Spiegel, erkennen, was unter anderen Bedingungen aus der Nation geworden wäre oder noch werden könnte. Denn die Urbildung der Sprache verliert sich in eine vorgeschichtliche Zeit, in eine Periode jenseit der politischen Stürme und socialen Mißverhältnisse, die den sonst regen und kräftigen Geist unfähig gemacht haben, des sprachlich Geschaffenen nun auch als eines tüchtigen Werkzeugs zu neuen Schöpfungen, zu einer Original-Literatur sich zu bedienen. Diese spätere Lethargie kann nun freilich auch der Sprache als solcher nachtheilig seyn, weil sie ihren eigenen Mitteln nicht mehr vertraut. Um mit neuen Begriffen oder Nüancirungen sich zu bereichern, welche die überflügelnde Civilisation und literarische Entwickelung irgend eines Nachbar-Volkes in dessen vielleicht minder begabtes Idiom gelegt, greift sie, statt aus eigenem Fond zu schöpfen, ängstlich nach Außen und erhält am Ende, statt der Begriffe, bloße Wörter. Aber nicht bloß Mangel an Selbstvertrauen, sondern auch Faulheit und falscher Geschmack, andere Wirkungen geistiger Abspannung, können zu solchen Anleihen im Auslande verleiten und die Sprache mit einer Art Papiergeld überschwemmen, das zum Theil nie durch echte Münze verdrängt wird. Wir wissen, welcher traurige Bankerott einst unserer herrlichen Deutschen Muttersprache drohte, und wie sehr spät die mit wunderbarer Bildungskraft ausgerüsteten Slawischen Sprachen zu einem energischen Bewußtseyn ihres Werthes gekommen sind.

Das Vorurtheil gegen die letzteren, die, obgleich ihr Typus im Wesentlichen ein ganz anderer, als der des Magyarischen, doch einige Analogie mit demselben darbieten, scheint in unserer Zeit, nachdem das vergleichende Sprachstudium, besonders im Indisch-Germanischen Gebiete, einen so erhabenen Standpunkt eingenommen, auch einzelne geist- und phantasiereiche Produkte des Europäischen Ostens dem Deutschen würdig angeeignet worden, immer mehr zu schwinden. Nur die verwaiste Magyarische Sprache, nicht so glücklich, unter der Aegide des Sanskrit für sich kämpfen zu können, bleibt außer den Gränzen des Landes verachtet, und von ihrer Literatur, obschon sie wenigstens nicht tiefer steht, als die mehrerer Slawischen Völker, wird selbst in Uebertragungen kaum Notiz genommen. Doch wir haben es hier ausschließlich mit der Sprache zu thun; wir betrachten die Literatur als gar nicht vorhanden und bestreben uns nur, zu zeigen, daß von Allem, was man der ersteren aus Unbekanntschaft und Vorurtheil zur Last legt, weit eher das gerade Gegentheil begründet ist.

Das Ungarische hat zwar, wie jede Originalsprache, noch Spuren einer kindlichen (nicht kindischen) Naturanschauung aufzuweisen, aber im Ganzen ist es eine sehr verstandesmäßig angelegte und durchgebildete Sprache, die nicht bloß für die meisten abstrakten Begriffe in jedem Sinne des Wortes vollkommen selbständige Wurzeln und Derivata besitzt, sondern auch die meisten philosophischen Kunstwörter der civilisirten Nationen in vaterländischem Gewande sich angeeignet hat. Sie zeigt uns keinen rohen Luxus, keinen — wenn dieser Ausdruck erlaubt ist — unbeholfenen Reichthum, sondern weise Oekonomie in der Fülle und zarte Abschattung in der Mannigfaltigkeit: und durch ihren ganzen Bau waltet eine so lebensvolle Gefügigkeit, daß sie den Keim zu unabsehbarer Fortentwickelung in sich zu tragen scheint.

Sowohl die Wurzeln oder Kernwörter des Magyarischen, als seine Partikeln zum Ausdrucke grammatischer Bedeutung und Beziehung, ermangeln fast jeder härteren Konsonanten-Häufung; und auch aus ihrer Combination resultirt eine vorherrschende Weichheit, die aber nur im Munde eines Ausländers, der die Mitlauter ohne Schärfe und Vibration ausspricht, unharmonisch werden und in Schlaffheit ausarten kann. Von allen Lauten der Deutschen Sprache fehlt dem Ungarn nur das ch; dagegen besitzt er manchen zarten und lieblichen konsonantischen Laut, den wir Deutsche sehr ungeschickt nachzubilden pflegen, namentlich: das gelinde z der Franzosen (auch bei ihm z); das j derselben Nation (zs); und die Konsonanten d, t, l, n, bald ohne Nachlaut, wie bei uns, bald mit einem sehr subtil nachtönenden oder vielmehr innig verbundenen, den Grundlaut verklärenden Jod (gy, ty, ly, ny), das in den Romanischen Sprachen nur l und n, in den Slawischen aber bekanntlich die meisten Konsonanten begleiten kann. Die Vokale sind dieselben, wie bei uns; nur werden sie reiner gesprochen, und jeder Vokal kann seiner Natur nach lang oder kurz seyn. Grammatische Anfügung verkürzt bisweilen lange Selbstlaute, in der Regel aber verlängert sie den kurzen Schlußvokal; und wenn der Tonstelle noch Längen vorangehen oder folgen, so darf man diese dessenungeachtet nicht abkürzen. Das prosodische Zeitmaß ist sehr wichtig, weil es (wie z. B. in den Lateinischen Wörtern ŏs und ōs) vor vielen Mißverständnissen bewahrt. Außerdem waltet durch sämmtliche Wortbildungen das Gesetz des Einklangs der Vokale, vermöge dessen nur Gleichartiges zu einander kommt: so z. B. wird aus ortza (Wange) mit dem Suffix der dritten Person: ortzája (seine Wange); aber elme (Verstand), elméje (sein Verstand) — so entsteht társalkodni (Umgang pflegen) aus társ, Gefährte; aber erölködni (sich anstrengen) aus erö (Kraft).*)

Die Wortbildung des Magyarischen, sey sie nun Ableitung oder Zusammensetzung, hat zwar von wirklicher Einkörperung und Verschmelzung der Bestandtheile verhältnißmäßig nur wenige Beispiele aufzuweisen; aber diese Bestandtheile sind schon ab ovo so gebildet, daß sie sich in den meisten Fällen ohne vorgängige Lautverwandlung harmonisch zusammenfügen; und in allen Gruppirungen derselben herrscht eine bewundernswürdige Klarheit und Folgerechtheit. Der lebendigste Redetheil, das Verbum, entwickelt auch hier die größte schöpferische Kraft: Handlung und Zustand erhalten durch Silben, die dem Kern des Wortes unmittelbar angefügt oder vorgesetzt werden, eine Menge Bestimmungen, von denen jede andere Sprache die meisten durch Umschreibung ausdrücken muß. Mit den Slawischen Sprachen theilt das Ungarische die Bezeichnung der öfteren Wiederholung, oder des dauernden Charakters einer Handlung am Verbum, obwohl sie dabei, ihrem Prinzipe treu bleibend, nicht, wie jene Sprachen-Klasse, die Wurzel selbst umbildet. Beispiele: mondani, sagen; mondogatni, oft oder wiederholt sagen; írni, schreiben; irkálni, beständig schreiben; ijeszteni, erschrecken (einen Anderen momentan); ijesztgetni, zu schrecken pflegen u. s. w. Den Indo-Germanischen Stammsprachen überhaupt nähert sie sich geistig durch Zusammensetzung der Verba mit Präpositionen, die alle in gewissen Redewendungen, wo es Nachdruck oder Euphonie erheischt, auch getrennt werden und dem Verbum folgen oder nur mittelbar vorangehen, z. B. tenni, setzen, legen; aber letenni, niedersetzen; feltenni, aufsetzen; eltenni, wegsetzen. Einige derselben drücken sehr zarte Nüancen aus, die man erst durch langen Ge-

---

*) Wir bemerken noch, daß das einfache s der Ungarn unserem sch; sz einem scharfen ß; cz unserem z, und v dem Deutschen w entspricht.

brauch fühlen lernt; so namentlich meg, welche Präposition z. B. in Verbindung mit hallani (hören) dem Begriffe nichts hinzuthut, ihn nur etwas energischer hervorhebt.*) Endlich an die Tatarische Sprachenklasse reiht sich das Ungarische durch den Ausdruck der doppelten Transition, der Passivität und Möglichkeit der Handlung, ebenfalls vermittelst angefügter Silben, z. B. tanitani, lehren; tanitódni, unterrichtet werden; tanitatni, lehren lassen; tanithatni, lehren können. Es würde demnach tanitathatom heißen: ich kann ihn lehren lassen (bewirken, daß er lehre). Auf mannigfache und sehr gefällige Weise bilden sich Verba von Nominen und umgekehrt, z. B. orozni, stehlen (or, Dieb); úralni, als Herrn behandeln (úr, Herr); betsülni, Ehre beweisen (bets, Ehre); álmodni, träumen (álom, Traum); adó, Steuer, adomány, Gabe, adós, schuldig, adósság, Schuld u. s. w. (von adni, geben); esméret, Kenntniß, esmerés, Erkenntniß, esmeretség, Bekanntschaft u. s. w. (von esmérni).

Wie in der Ableitung, so ist das Magyarische auch in der Zusammensetzung unerschöpflich, mögen die Komposita nun materielle Dinge oder abstrakte Begriffe bezeichnen. Beispiele: jószívü, gutherzig, hívszívü, treuherzig (von jó, gut; hív, treu; szív, Herz); nyíltszívü, offenherzig (nyilni, öffnen); nagylelküség, Seelengröße (nagy, groß, lélek, Seele); törvénytudó, Rechtsgelehrter (törvény, Recht, tudni, wissen); eredetivaló, Urwesen (eredet, Ursprung, való, seyend); természetvizsgaló, Naturforscher (természet, Natur, vizsgalni, forschen); költéstehetség, Dichtergabe; képzettehetség, Einbildungskraft; viszszaszerzötehetség, Reproductionsvermögen u. s. w. Viszszaszerzeni heißt zurückwirken; das Wort tehetség, welches die drei letzten Komposita schließt, bedeutet Vermögen, wörtlich Machenkönnung, von tehetni, machen können.**)

Der interessanten Eigenthümlichkeiten des Magyarischen, sofern sie in das Gebiet der grammatischen Beziehung gehören, giebt es noch so viele, daß wir in dieser Skizze nur auf eine Auswahl derselben hinweisen können. Vielleicht einzig in ihrer Art ist die Erscheinung, daß jedes aktive Verbum zwei Conjugationen hat, von denen die zweite das Objekt der Handlung virtuell einschließt, d. h. nicht etwa (wie z. B. die Semitischen Sprachen) als Suffix dem Verbum anhängt, z. B. von látni (sehen): látok, ich sehe, ohne Beziehung auf einen Gegenstand meines Sehens; aber látom, ich sehe es (ihn, sie), mag nun der Name des Gegenstandes explicite folgen oder im Sinne bleiben. Eben so: látsz, du siehst; aber látod, du siehst es; lát, er sieht; aber látja, er sieht es u. s. w. Ferner besitzen die Magyaren eine dem Griechischen Medium sehr analoge Conjugation, nach welcher, außer den Passiven, größtentheils solche Verba gehen, die eine Rückwirkung, einen Zustand, oder wenigstens eine Handlung ausdrücken, welche mehr im Subjekte bleibend gedacht wird, z. B. sich grämen; scheinen; springen; Jemand bemitleiden; anflehen u. s. w.

Die sehr zahlreichen Präpositionen werden, sofern sie nicht Theile des Verbums (s. oben), dem von ihnen regierten Worte immer angehängt, sind also im buchstäblichen Sinne Postpositionen, gleich denen Partikeln, welche die Beugefälle anderer Sprachen vertreten müssen. Einige derselben schwinden bei dieser Operation zu wahren Kasuszeichen ein, und zwar gerade diejenigen, die ihrem Gebrauche nach dem Lokativ und dem Instrumental mehrerer Indisch-Germanischen Stammsprachen korrespondiren. Beispiele: úttzán (auf der Straße), von úttza, Straße; aber mezön (auf dem Felde), von mezö, Feld — kézzel (mit der Hand), von kéz, Hand.***) Ist aber das regierte Objekt Personal-Pronomen, so wird es der Präposition, die alsdann ihre Rechte als ursprüngliches Substantivum wieder geltend macht, in Form eines Suffixums des Besitzes angehängt, z. B. von hoz, zu: hozzám, zu mir; hozzád, zu dir u. s. w. Eben diese Suffigirung findet bei jedem Substantive statt, z. B. von fö, Kopf: fejem, mein Kopf; feje, sein Kopf; fejünk, unser Kopf u. s. w. Ja, das Magyarische geht hierin noch einen Schritt weiter als die Semitische Sprachenklasse: man kann den Gegenstand, der im Besitze eines anderen, von einem dritten Gegenstande besessenen steht, dem Suffixe, das jenen repräsentirt, wieder in der Form eines Suffixes beigeben; so z. B. heißt virága seine Blume (virág, Blume); aber virágájé, seiner Blume ihr (ihres) und bezieht sich dann auf einen Theil der Blume oder sonst einen Gegenstand, der als ihr angehörend gedacht wird. Natürlich müssen der mittelbare und der unmittelbare Besitzer vorher genannt seyn.

Endlich bemerken wir noch, daß die Ungarische Sprache ihre Partizipien und echten Gerundien (nicht bloß formelle Kasus des Infinitivs) besitzt, und daß sie in syntaktischer Hinsicht eben so weit, wie die Lateinische, über alle conventionelle Steifheit erhaben ist. Ihre gleich große Fähigkeit zu energischer Kürze und rednerischer Dehnung des Ausdrucks eignen sie zu jeder Art von Prosa, während sie wegen ihres harmonischen Baus, wegen der Fülle von Synonymen, von Reimlauten und charakteristischen Naturlauten, wie die Erfahrung schon gelehrt, auch ein treffliches Organ poetischer Eingebungen seyn kann.

Preisen wir also den Ungarn vielmehr glücklich, wenn man ihm gestatten sollte, an der Stelle schlechten Lateins gutes Magyarisch zu schreiben, die Sprache seiner kraftvollen ruhmgekrönten Väter, die ihn, mag er nun verständig raisonnirend oder dem Herzen Stimme leihend sein Inneres erschließen wollen, niemals im Stiche lassen wird.

W. Schott.

*) In anderen Fällen ist die Modification wieder viel einleuchtender, z. B. megadni, zugeben, von adni, geben; megállani, stehen bleiben, von állani, stehen.

**) In denen Kompositis, deren integrirende Theile ein Genitiv-Verhältniß bilden, ergiebt sich dieses nur durch gegenseitige Stellung und Einheit der Betonung: so z. B. steht napkelet für napnak kelete, der Sonne ihr Aufgang (nap, Sonne; kelni, aufstehen).

***) Die Postposition mit ist eigentlich val (vel).

Aegypten.

Mehmed Ali und Aegypten.

(Fortsetzung.)

Mehmed Ali hat eine große Abneigung gegen Proselyten und tadelt offen diejenigen — und deren giebt es viele — welche aus rein gewinnsüchtigen Beweggründen sich der Beschneidung unterwerfen und dem Schein nach Muhammedaner werden. Als der berühmte Burckhart nach seiner Rückkehr aus der heiligen Stadt Mekka, wo er den Charakter eines Anhängers des Propheten auf eine geschickte Weise behauptet hatte, ihm vorgestellt wurde, nahm ihn der Pascha freundlich auf, bemerkte aber zu gleicher Zeit ganz ruhig: „Ihr habt Jedermann getäuscht, Herr, aber mich habt Ihr nicht getäuscht.“ Er hat mehr als einmal mehrere Renegaten aus seinem Dienste entlassen, indem er mit Recht bemerkte, daß man auf Menschen, welche des Gewinnes wegen ihren Glauben verlassen, kein Vertrauen setzen könne.

Der Pascha ist mehr spekulativer Kaufmann als Fürst; kein Funke von hohem ritterlichem Gefühl belebt je seinen Busen; keine Spur von Hochherzigkeit oder edler Großmuth bezeichnet seine Bahn. Er benutzt die Menschen, wie er das Vieh benutzt, indem er sie liebkoset und ihnen schmeichelt, so lange sie seinen Zwecken dienen, und indem er sie zuletzt von sich stößt. Herr und Meister von Allem, was ihn umgiebt, übt er seine Macht aus nur zu seiner Vergrößerung und zur Aufhäufung von Reichthümern, ohne einen Gedanken an die allgemeinen Menschenrechte. Er duldet Europäer um sich, nicht weil er sie liebt, sondern weil er sie benutzt: seine Interessen fordern ein herzliches Zusammenwirken mit ihnen; denn ihres Beistandes und ihrer Hülfe im Rathe und im Felde beraubt, würde er bald in sein ursprüngliches Nichts zurücksinken. Er nimmt sie auf, schmeichelt ihnen und ehrt sie; er hört auf ihre Eingebungen, ihre Bedürfnisse und Wünsche; verspricht Alles und hält nichts, außer wozu er durch Umstände wirklich genöthigt wird. Seine Einkünfte sind durch Europäer um das Vierfache vermehrt worden; aber keiner von ihnen hat einen verhältnißmäßigen Vortheil davon gezogen; im Gegentheil, sobald der Zweck erreicht war, wurden ihre Dienste sogleich abgewiesen, oft ohne die bedungene Belohnung. Er besitzt große Schlauheit, welche bei ihm das wirkliche Talent ersetzt, und ist in den Angelegenheiten und Intriguen des Lebens sehr erfahren; nichts entgeht ihm; auf seinem Divan sitzend, leiht er mit scheinbarer Gleichgültigkeit dem müßigen Geschwätz seiner Umgebung, doch nicht ein Wort entschlüpft seinen Ohren, nicht eine nützliche Hindeutung geht verloren, und früher oder später giebt er sie für seine eigene aus.

In seinem Benehmen gegen die Gesandten der auswärtigen Mächte entfaltet er ein Meisterstück von Intrigue, indem er ihnen zu der Meinung Raum giebt, als regelten ihre Wünsche sein Verfahren, obgleich er in Wahrheit sie beherrscht. Während sie um die Wette suchen, sich einander zuvorzukommen, betrügt er sie alle. Eine Quelle von Mehmed Ali's Größe besteht in der Aufrechthaltung der Eifersucht der Repräsentanten der maritimen Mächte, wodurch die wahren Absichten und Instructionen eines Jeden ihm offenbart werden.

Die Armee des Paschas ist groß, doch sie besteht aus fremdartigen und verschiedenen Elementen — aus Türken, Arabern, Armeniern, Griechen, Maltesern, Italiänern und Franzosen. Sie ist die Zufluchtsstätte unzufriedener Menschen und der Kanal, in welchen sich die Europäische und Asiatische Verderbtheit ergießt. Der Soldat hat den Vorrang vor dem Bürger, und da er besser genährt und gekleidet ist als die Fellahs, so ist er demnach auf sein Handwerk stolz; außerdem hat er volle Freiheit, zu plündern, wo er nur plündern kann. Eine Art von Disziplin ist eingeführt worden, die in der That hinreichend ist, seine Soldaten den halbnackten, unbewaffneten Stämmen des Berges Libanon oder Arabiens furchtbar zu machen, die aber vor einer Europäischen Macht von geringem Nutzen seyn würde. Die Einführung Kongrevischer Raketen durch einen Engländer war ihnen von großem Nutzen bei ihren Arabischen Feldzügen, indem eine einzige Rakete, die in die erbärmlichen Arabischen Forts fiel, hinreichend war, den größten Theil ihrer halbnackten und zusammengekauerten Vertheidiger zu tödten.

Die Flotte Mehmed Ali's ist, wie seine Armee, bloß dem Anschein nach furchtbar. Er hat zwar einige Linienschiffe, verschiedene Fregatten und viele kleinere Fahrzeuge, und diese Schiffe sind, den Zahlen zufolge, gut bemannt; doch seine Schiffe sind, was das gewöhnliche Resultat des Kontrakts ist, schlecht gebaut und werthlos, schwere Segler und unzureichend sowohl für den Krieg gegen die Elemente, als gegen die Menschen. Eines seiner besten Schiffe erster Klasse, von 120 Kanonen, das in dem Hafen von Alexandrien gebaut ist, liegt noch bis heute dort, als ein Denkmal der Thorheit seiner Erbauer, indem dort das Wasser nicht die gehörige Tiefe hat, um es auf die hohe See zu tragen; in der That, man muß gestehen, daß der Pascha von denjenigen, welche diese Angelegenheiten zu besorgen hatten, sehr schlecht bedient worden ist. Im gegenwärtigen Augenblicke würden einige Kongrevische Racketen, wenn sie im Nothfalle vernünftig angewandt würden, in wenigen Stunden das vereinte Türkische und

Aegyptische Geschwader gänzlich zerstören. Unter der Leitung Französischer Offiziere haben die Mannschaften beider Flotten einige geringe Kenntnisse in der Artilleriewissenschaft erlangt; aber keine menschliche Kunst kann Matrosen aus ihnen machen. Die Disziplin, zu der sie gelangt sind, ist eben nur hinreichend, ihnen den Stachel der Wildheit zu nehmen, durch den diese Barbaren sich bisher so furchtbar ausgezeichnet haben; doch dieser Verlust ist nicht durch einen besser geregelten Muth und durch die Beharrlichkeit der Europäer ersetzt worden.

Die Zeiten haben sich in der That, in dieser Hinsicht, bei den Türken, Aegyptern und Arabern auf eine traurige Weise geändert. Bis zu einem furchtbaren Grade enthusiastisch, Anhänger des Fatalismus und ihren Herren eifrig ergeben, fochten sie unter der grünen Standarte des Propheten mit einer Wildheit, die an Verzweiflung gränzte, und mehr wie Teufel, als Menschen. Von ihrer Jugend auf ward ihnen gelehrt, die Christen zu verachten, zu verfolgen und zu Sklaven zu machen und sich sorgfältig vor der Einführung ihrer Sitten und Gewohnheiten zu hüten. Mehmed Ali riß zuerst diese Schranke nieder, gründete seine Macht durch die Vertilgung der Mamelucken und war um seiner eigenen Selbsterhaltung willen gezwungen, die Gränzen, deren strenge Bewachung er hätte vorschreiben sollen, zu überspringen. Der Feldzug Napoleon Bonaparte's war das Mittel, seine Aufmerksamkeit auf die Europäer zu richten: er sah an den Fortschritten dieses Feldzugs, daß die höchste Tapferkeit, ohne Eintracht und Disziplin, von keinem Nutzen wäre gegen die besonnene Entschlossenheit und überlegene Taktik der Europäischen Armee. Die Mameiucken, eine Reiterei, die in der ganzen Welt ihres gleichen nicht hatte und von deren Heldenmuthe das Schicksal Aegyptens abhing, zerstoben vor dem niederschmetternden Eisen, und die Macht Aegyptens sank vor einem Volke, das bisher von ihnen kaum unter die Kinder der Menschen gerechnet wurde. (Schluß folgt.)

C h i n a.

Der Handel mit China und England's Verhältnisse zu diesem Lande.

Von Adolph Barrot.

Canton, der einzige Hafen China's, welcher dem ausländischen Handel offen steht, hat einen sehr bedeutenden Verkehr. Im Jahre 1837 berechnete man die Einfuhr auf 200 Millionen und die Ausfuhr auf 220 Millionen Franken. Die Briten sind hier, wie fast allerwärts, gegen die übrigen Ausländer im Vortheile; sie haben in dem erwähnten Jahre für 180,718,000 Franken eingeführt und für ungefähr 161,400,000 Franken ausgeführt. Die Einfuhr an Opium allein schätzt man auf 90 Mill. Franken.

Sowohl das Opium, als die auf 45 Millionen Franken berechnete rohe Baumwolle, die jährlich nach China wandert, werden von dem Britischen Indien geliefert. Andere Einfuhr-Artikel von Seiten Englands sind: Tuche und wollene Stoffe, für ungefähr 15 Millionen Franken; baumwollene Stoffe, für 8 Millionen; mancherlei Produkte der Bergwerke und der Manufakturen Englands, für 25 Mill. Franken. Dagegen gebraucht England jährlich: Thee, für ungefähr 90 Millionen; Flockseide, für 45 Millionen; rohen Zucker, für 5 Millionen, und 25 Mill. Gold und Silber.

Eine Parallele zwischen dem Französischen und dem Britischen Handel mit China ist für Frankreich sehr beschämend. Den 180,718,000 Franken der Britischen Einfuhr konnten wir 1837 nur 650,000 Franken an Werth, und ihrer Ausfuhr nicht über 1,400,000 Franken gegenüberstellen! Wir überlassen unseren Nachbarn fast ohne allen Widerstand einen Verkehr, in welchem wir, wenigstens hinsichtlich gewisser Artikel, mit ihnen konkurriren könnten. Das Uebel ist um so größer, als unsere Manufakturen jene geringe Summe nicht einmal liefern. Die Masse der eingeführten Artikel bestand 1837 aus Reis (von Batavia und Manilla), Pfeffer von Sumatra, Bengalischem Opium und Spanischen Piastern.

Sind denn nun wirklich unübersteigliche Hindernisse vorhanden, die uns jede Konkurrenz unmöglich machen? Sollte jeder Weg zu einer kaufmännischen Reform uns für immer verschlossen seyn? Gewiß nicht. In diesem Augenblick, wo unsere Industrie so erstaunenswürdige Fortschritte macht, wo die Wissenschaft ihr eine so mächtige Stütze geworden, möchte ich eine solche Behauptung nicht wagen. Die Wahrheiten der höheren politischen Oekonomie dringen bei uns allmälig an das Licht; seit mehreren Jahren bemerkt man in Frankreich eine große kaufmännische und industrielle Gährung, der die Regierung kräftigen Vorschub thut; unsere Industrie bemüht sich, die Gränzen zu überschreiten, welche unsere politischen Revolutionen seit einem halben Jahrhundert ihr gesteckt hatten. Sie bedarf hinführo nur der Erfahrung und guter Leitung; vor Allem aber ist es, wenn wir zu Ergebnissen gelangen wollen, erforderlich, daß der Associations-Geist bei uns sich entwickele, daß unsere Fabrik-Städte und ihre natürlichen Depots, die Seehäfen, sich die Hände bieten und keine Anstrengung scheuen, um den Kampf zu bestehen. Die Aufgabe ist nicht über ihre Kräfte.

Die Märkte China's bieten uns wichtige Auswege. Warum liefern unser Handel und unsere Industrie nicht ihren Antheil zu jenen 15 Millionen Franken wollener Stoffe, welche die Engländer alle Jahr den Chinesen verkaufen? Sind wir in diesem Artikel hinter unseren Nachbarn zurückgeblieben? Ich glaube es nicht. Warum sollten unsere baumwollenen Stoffe, unsere Uhrmacher-Arbeiten nicht mit denselben Artikeln, sofern sie aus Englischen Fabriken sind, rivalisiren können? *)

Unsere Staatsmänner sind heutzutage, Gott sey Dank, zur vollen Einsicht gelangt, daß ohne Tausch kein Handel möglich ist. Eben das Nichtvorhandenseyn dieses so nothwendigen Elementes ist die vornehmste Ursache unserer kaufmännischen Inferiorität in entfernten Ländern. Wie können unsere Schiffe die Erzeugnisse unseres Gewerbfleißes nach China bringen, wenn es ihnen ganz unmöglich ist, daselbst Rückfrachten zu finden? Eine kaufmännische Reise besteht aus einer Hinfahrt und einer Herfahrt; beide müssen ihre Vortheile abwerfen. Wenn nun die Rückkehr Französischer Schiffe, statt ihren Unternehmungen Vortheil zu bringen, ihre Lasten um 40 bis 50 Prozent vermehrt, wie ist da eine Konkurrenz mit England möglich?

Warum haben wir nur ein oder zwei Handelsschiffe, die alljährlich nach China fahren? Weil wir nur eine oder zwei Ladungen Thee in China einnehmen können. Wir würden jedes Jahr hundert Schiffe im Chinesischen Meere haben, wenn unsere Zoll-Einrichtungen uns erlaubten, Consumtions-Artikel China's als Rückfracht einzunehmen.

Diese Frage ist von unberechenbarer Wichtigkeit; denn sie interessirt unseren Gewerbfleiß nicht minder, als unsere Schifffahrt. Keines von beiden kann gedeihen oder in Nachtheil kommen, ohne daß das andere dieselben Wirkungen in gleichem Grade empfindet. Die Schifffahrt ist nur der Kanal der Industrie.

Leider ist aber gar viel von unserer Seite zu thun, damit dieser Zweck erreicht werde. Manche Reform muß ins Leben treten, manches individuelle oder örtliche Interesse durchkreuzt, manches Vorurtheil überwunden werden. Unsere jetzige Inferiorität erklärt sich befriedigend: sie ist die Folge einer Krisis, dergleichen alle Staaten in langen Zwischenräumen zeigen. Ein halbes Jahrhundert beständiger Kriege, in deren Verlauf unsere Häfen blokirt und die verschiedenen Industrie-Zweige in den Kreis unserer inneren Bedürfnisse eingeengt waren, hat alle unsere Verhältnisse zum Auslande nothwendig lähmen müssen, und als nun der Friede die Häfen Frankreichs wieder öffnete, als der Französische Handel wieder frei sich bewegen konnte, da fanden wir auf allen Märkten der Welt eine furchtbare Konkurrenz. Rührige Nebenbuhler hatten während unserer langen Unthätigkeit alle Handelswege so gut als erobert; wir mußten gegen ihre alte Erfahrung ankämpfen, gegen die großen Kapitalien, die ein ununterbrochener Handel ihnen eingebracht, gegen die immer neu-erregte Thätigkeit ihrer Manufakturen und endlich gegen die Zoll-Tarife, die Großbritaniens merkantilisches Uebergewicht fast der ganzen Welt auferlegt hatte. Es ist also gar nicht verwunderlich, daß wir bis jetzt nur Stoppeln lesen konnten, wo Andere reiche Aerndten hielten, daß wir annehmen mußten, was man uns übrig ließ. Man reise durch die ganze Welt, und man wird finden, daß in allen Ländern alle Gegenstände der allgemeinen Consumtion, alle nothwendigsten Artikel fast ausschließlich durch die Engländer geliefert werden; uns Franzosen bleibt nichts übrig, als den Bevölkerungen der entfernten Länder gewisse Luxusartikel zuzuführen, die zuweilen großen Gewinn abwerfen, deren Absatz aber stets von den Zufälligkeiten lokalen Wohlstandes abhängt.

Ich komme auf den Handel des Auslandes mit China zurück. Der Britische Handel mit dieser Monarchie befindet sich jetzt in einer Krise, deren Folgen schwer zu berechnen sind; jedenfalls werden sie höchst wichtig seyn. Die neuesten Maßregeln der Chinesischen Regierung werden den Absatz des Opiums, wenigstens eine Zeitlang, unmöglich machen. Nun aber hatte dieser Handel einen jährlichen Werth von 90 Millionen Franken, und diese Summe deckte so ziemlich allen Thee, welchen die Engländer in China kauften: ungeheure Kapitalien wurden darauf verwendet und noch viel bedeutendere in Bewegung gesetzt; es war eine Quelle unermeßlichen Gewinns, auf welchen die Ostindische Compagnie rechnete, und der ihr vielleicht gerade in dem Augenblicke fehlen wird, wo sie am dringendsten seiner bedarf. Wenn aber der Opium-Verkauf die Ostindische Compagnie im höchsten Grade interessirte, so war dieser Verkauf für den Handel Großbritaniens überhaupt, das die vermittelnde Rolle dabei spielte, von nicht geringer Wichtigkeit.

Diese ganze kommerzielle Bewegung ist urplötzlich, und zwar in demselben Augenblick, als sie ihren höchsten Punkt erreicht hatte, gelähmt worden. Es wird dies also für den ganzen Indisch-Britischen Handel ein fürchterlicher Schlag seyn; denn sämmtliche Handelszweige eines Landes stehen in einer Art von solidarischer Verbindung; man kann nicht einen derselben zerstören, ohne die übrigen in wesentlichen Nachtheil zu bringen. Die Nachwirkungen dieser Krisis wird man auch in England verspüren.

Kann nun England gegen China Repressalien ergreifen? — Schwerlich.

Eine Nation hat nur zwei Mittel der Wiedervergeltung gegen eine andere, die ihren Handel beeinträchtigt. Diese Mittel sind der Krieg, oder analoge Maßregeln gegen die Einfuhr-Produkte des Landes, über das man zu klagen hat.

Betrachten wir das letzte Mittel zuerst; kann England den Chinesen damit Schaden zufügen, wenn es die Einfuhr-Zölle der Chinesischen Waaren erhöht? Nein; denn die Einfuhr dieser

*) Da dieselben Fragen auch an die Deutsche Industrie gerichtet werden können, so dürften die Winke, die Herr Ad. Barrot seinem Vaterlande giebt, gewiß auch in dem unsrigen nicht unbeachtet bleiben.

Waaren wird von der Britischen Consumtion viel gebieterischer verlangt, als von dem kaufmännischen Interesse China's. Der Thee ist für England einer der nothwendigsten Consumtions-Artikel geworden; er unterhält einen bedeutenden Verkehr, und die auf demselben ruhenden Abgaben liefern dem Schatze unermeßliche Summen; der Thee wird also für die Engländer noch lange ein Beweggrund zu kluger Mäßigung seyn, wenn sie es jemals versuchen sollten, Maßregeln gegen China zu ergreifen. Die gänzliche Unterdrückung des Theehandels würde übrigens nicht einmal den schwächsten Einfluß auf die Entschließungen des Chinesischen Gouvernements haben, denn dieses weiß, daß in Ermangelung Britischer Schiffe eine bedeutende Anzahl von Schiffen anderer Nationen kommen würde, um Chinesischen Thee zu kaufen. Erwägt man endlich, welche Maßregeln die Chinesische Regierung schon ergriffen hat, so wird man ohne Mühe begreifen, daß dieser Staat, selbst auf die Gefahr, alle Vortheile des Handels mit dem Auslande zu verlieren, keinen Augenblick zögern würde, ihm seine Thore zu verschließen, wenn er nur irgend annehmen könnte, seine politische Unabhängigkeit oder die Integrität seines Gebietes dürften wohl durch diesen Handel gefährdet werden.

Da nun dieses Wiedervergeltungs-Mittel den Briten abgeschnitten ist, können sie wohl zu dem einzigen, das ihnen noch bliebe, zum Kriege ihre Zuflucht nehmen?

Dieses Problem ist vielleicht schwieriger zu lösen, als das erste. Ich für meinen Theil behaupte unbedenklich, daß ein Krieg mit China so gut als unmöglich ist. Ich werde nicht sehr lange bei Erörterung der Gründe verweilen, die heutzutage eine Invasion des Chinesischen Gebietes den Briten, trotz ihrer gewaltigen Seemacht, unausführbar machen würden: England selbst kennt diese Gründe besser, als jede andere Nation. Erstlich würde ein solcher Krieg ein ungerechtes Prinzip zur Grundlage haben. China ist bis jetzt noch nicht in den Codex der civilisirten Reiche eingetragen; es steht nur in solchen Verhältnissen zum Auslande, die es einzugehen für zweckmäßig hält. So hat dieser Staat den Ausländern gestattet, in Canton Handel zu treiben, aber auch zugleich ihnen Bedingungen gestellt; und es ist die Sache der Ausländer, zu erwägen, ob diese Bedingungen ihnen genehm sind. Wenn nun die Nationen, welche mit China Handel treiben dürfen, dem himmlischen Reiche ihre Gesetze und ihre Sitten aufdringen wollen, so hat dieses, meines Erachtens, ein Recht, sich zu widersetzen, und sein Recht wird noch einleuchtender, wenn man gar einen Artikel, der dem Chinesischen Volke nur Unheil bringen kann, ein Gift, das sie demoralisirt und zum Vieh herabwürdigt, ihrem Handel als vornehmste Basis unterlegen will. *) Jeder feindliche Angriff von Seiten einer auswärtigen Macht würde also, nach dem Verhältnisse der Maßregeln, die dieses Land ergreift, um dem Opiumhandel zu steuern, höchst ungerecht seyn.

Es wäre aber solch ein Schritt nicht bloß eine Ungerechtigkeit, sondern ein arger politischer Fehlgriff. Ohne Zweifel würde eine Landung und momentane Niederlassung an jedem Punkte der Chinesischen Küste sehr wohl ausführbar seyn; man bedürfte zu diesem Zwecke nur einer kleinen wohlbemannten Flotte. Aber jede Niederlassung muß auch behauptet werden, und da erwüchse eine Legion von Schwierigkeiten, deren unvermeidlicher Ausgang die Schande wäre, nichts ausgerichtet zu haben. Zunächst müßte man ein bedeutendes Terrain erobern, um freie Hand zu haben und die nothwendigen Lebensmittel sich verschaffen zu können. Wäre aber das Terrain an sich schon hinreichend? Bedürfte man keiner Arme, um es anzubauen? Es läßt sich mit Gewißheit (?) voraussetzen, daß die ganze Bevölkerung den eroberten Distrikt verlassen und somit in eine Oede verwandeln würde. Noch vor wenigen Jahren wurde ein Küstenstrich von hundert Stunden bis fünf Stunden landeinwärts auf Befehl der Chinesischen Regierung durch Feuer verheert, und warum? weil man einigen kecken Seeräubern das Handwerk legen wollte! Was würde diese Regierung nun vollends thun, um einen unberechenbar gefährlicheren ausländischen Angriff abzuwehren? Gewiß kostete es ihr keine große Ueberwindung, acht bis zehn Millionen Seelen von der Bevölkerung ihrer Küstenländer aufzuopfern.

Setzen wir nun den Fall, die Niederlassung auf Chinesischem Gebiete wäre wirklich organisirt, und man wäre dahin gelangt, sich ohne Mühe die Bedürfnisse des Lebens zu verschaffen. Das eroberte Gebiet muß nothwendig Gränzen haben, und diese Gränzen wird man gegen unaufhörliche Angriffe vertheidigen müssen. Man wird sich gezwungen sehen, sie immer weiter zu rücken, und schon nach wenigen Jahren wird die Kolonie ansehnliche Heere und ein Budget nöthig haben, um nur existiren zu können. Dann aber bleibt immer noch ein Kontinent mit einer Bevölkerung von zwei- bis dreihundert Millionen im Hintergrunde!! — mit einer Bevölkerung, welcher Haß und Verachtung des Auslandes nicht bloß anerzogen, sondern auch durch ihre Religion (?) zur Pflicht gemacht ist. Diese ganze Bevölkerung würde wie Ein Mann sich erheben (?). Man hätte es dann nicht, wie in Ostindien, mit isolirten und oft in gegenseitiger Feindschaft lebenden Völkerschaften, sondern mit einer kompakten einträchtigen Nation zu thun. Wie niedrig man auch die Energie der Chinesen anschlagen möge, ein solches Eindringen in ihr Gebiet würde den Nationalstolz des ganzen Landes unfehlbar empören. Man weiß, welche Kraft die Worte Vaterland und Glauben (!) einer Nation einzuhauchen im Stande sind: von tausend örtlichen Umständen begünstigt, könnte die Ueberzahl auf die Länge sehr wohl über Muth und Geschicklichkeit triumphiren.

Die Aufgabe wäre also schwer und der Erfolg wenigstens zweifelhaft; aber gesetzt auch, er wäre gewiß: würden wohl die Vortheile, die aus der Eroberung von ganz China (einem so ungeheuren Unternehmen, daß ich es keinen Augenblick für möglich halten kann) resultirten, ein Ersatz für Alles, was sie gekostet, seyn? Dürfte England mit Aussicht auf so erschreckende Chancen, selbst im Falle guten Erfolgs, ein Unternehmen wagen, dessen erstes Ergebniß der Ruin der Ostindischen Compagnie seyn müßte? Dürfte es geneigt seyn, seiner eigenen Industrie, die ihre nach China exportirten Produkte auf sich selbst zurückgedrängt sähe, einen unheilbaren Streich zu versetzen — den Schatz einer jährlichen Rente von 120 Millionen zu berauben, und den Preis des Thee's in England um das Fünffache zu steigern? Und endlich: würde nicht dieser unermeßliche Britische Staatskörper, eben wegen seiner unermeßlichen Ausdehnung, sich schwächen, an vielen Orten verwundbar werden und aus weit stärkerem Grunde, als bisher, seine Auflösung und Zerstückelung befürchten müssen? *)

*) Es ist nicht zu leugnen, daß England (wie noch mehrere andere Europäische Staaten) öfter Versuche gemacht hat, in Verhältnisse mit China zu treten, wie sie zwischen zwei civilisirten Staaten bestehen. China hat sich jedes Mal mit konsequenter Hartnäckigkeit geweigert; da aber die Briten gleichwohl einem kaufmännischen Verkehre mit diesem Reiche nicht entsagen wollten, so mußten sie auch allen Bedingungen sich fügen, die das Chinesische Gouvernement ihnen vorschrieb. Dies ist bekanntlich nicht geschehen: England hat nicht bloß verbotene Artikel unbedenklich eingeschmuggelt, sondern auch eine andere Bedingung, nur in Canton mit China zu verkehren, eingestandenermaßen öfter zu überschreiten versucht. Was Wunder also, wenn ein solches charakterloses Benehmen die Briten bei der Chinesischen Regierung in äußersten Mißkredit gebracht und endlich zu energischen Maßregeln geführt hat, die man jetzt mit dem Stempel der Barbarei brandmarken möchte! A. d. Ueb.

*) Wir behalten uns vor, einen Theil der hier von Herrn M. Barret aufgeworfenen Fragen zu beantworten.

Mannigfaltiges.

— Hindustanische Literatur in Frankreich. Während England die blühendsten Anstalten für den Unterricht und die Verbreitung der Hindustanischen Sprache besitzt, hat Frankreich bis vor kurzem noch nicht das Geringste für diese Sprache gethan, obgleich es durch seine Ostindischen Kolonieen mit ihr in Verbindung steht. Erst in diesem Augenblick macht der berühmte Orientalist Garcin de Tassy seine Landsleute mit dieser Sprache bekannt, indem er ihr in dem 650 Seiten starken Buche: Histoire de la Littérature hindoui et hindoustani (Paris, 1839), einen Standpunkt im Kreise der Sprachwissenschaften anweist, der auf gleicher Höhe mit den gebildetsten und wichtigsten Sprachen ist. Herr Garcin de Tassy zeigt in der Vorrede, daß sie, außer ihrer merkantilen und politischen Wichtigkeit, noch ein dreifaches Interesse in Bezug auf Poesie, Geschichte und Philosophie darbietet. Nach der Behauptung der orientalischen Schriftsteller, genießt sie in Asien, wegen ihrer Reinheit und Eleganz, ein Ansehen, wie es keine andere Sprache besitzt. Das Hindustanische ist in dem weiten Indien das, was das Französische in Europa ist; es wird nicht nur in einem Landstriche als Landessprache gesprochen, sondern es giebt auch dort schwerlich eine Stadt, in der man sich durch dasselbe nicht verständlich machen könnte. Der Reisende Victor Jacqueminot hat den Franzosen seine Geringschätzung dieser Sprache mitgetheilt; aber dieser gelehrte Mann hielt jede Zeit für verloren, die er nicht auf Geologie verwenden konnte, und ihm war auch das Sanskrit verhaßt. Herr Garcin de Tassy hat sich in Frankreich um die Hindustanische Literatur sehr verdient gemacht. Seinem Eifer verdankt man die Gründung eines Lehrstuhls für sie in Paris und die Herausgabe der Werke des Tahcin eddin und des Wali, der einzigen bisher in Frankreich edirten Hindustanischen Autoren. In dem jetzt erschienenen Buche beschreibt er das Leben von mehr als 750 einheimischen Schriftstellern und den Inhalt von mehr als 900 Büchern. Die Einrichtung des Buches ist sehr zweckmäßig und für das Aufsuchen der vorkommenden Personen und Dinge jede Erleichterung durch ausführliche Register aufs sorgfältigste geboten. Es wäre zu wünschen, daß auch für das Persische, Türkische, Chinesische rc. solche Bücher erschienen. Im Arabischen besitzen wir zwar die Bibliotheca Arabica unseres Schnurrer, aber sie ist schon 30 Jahre alt und bedarf jetzt einer radikalen Umarbeitung. Das Werk des Herrn Garcin de Tassy gehört zum Theil auch England an; denn nur durch eine umfassende Subscription von Seiten des Englischen Comite's für Uebersetzungen aus morgenländischen Sprachen wurde er in den Stand gesetzt, es herauszugeben. Das eben erschienene Buch bildet zwar ein Ganzes für sich, doch nennt es der Verfasser erster Theil, weil er bald als zweiter Theil eine Anthologie folgen lassen will.

Das mit dem 31sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 156. Berlin, Montag den 30. Dezember 1839.

China.

Ueber die Möglichkeit einer Eroberung China's.

Randbemerkungen zu dem letzten Artikel des Herrn Ad. Barrot.*)

Herrn Adolph Barrot's Raisonnement über die wahrscheinlichen oder so gut als gewissen Ergebnisse einer Invasion China's enthält mehrere falsche Prämissen und Folgerungen, zu denen ihn theils Unkenntniß der Chinesischen Geschichte und anderentheils auch das mögliche Schicksal der Französischen Kolonie in Algier verleitet haben mag. Was er vom Zurückweichen der Bevölkerung, von nothwendiger Erweiterung der Gränzen, um nur Ruhe zu haben, von Patriotismus und Religionshaß spricht, würde in der That ungleich besser an seine eigenen Landsleute gerichtet gewesen seyn, als sie ihre Niederlassung an der Küste Nord-Afrika's zu gründen im Begriffe standen. Die ganze Geschichte China's lehrt uns, daß nationale Einheit in diesem Reiche immer nur künstlich bewerkstelligt wurde, nie aus einem inneren Bedürfnisse der Nation hervorging — daß die Chinesen von Religionshaß und Fanatismus weit entfernt sind — und daß ihr Patriotismus nie etwas Anderes als Anhänglichkeit an den heimischen Boden gewesen ist. Diese drei Ursachen haben, im Vereine mit der weit mehr arbeitsamen und häuslichen, als kriegerischen Sinnesart der Chinesen, die Eroberung des Landes immer sehr erleichtert.

Nach dem Zeugnisse der Chinesischen Annalen selbst hatten die kriegerischen Barbaren im Nordosten, Norden und Nordwesten — Tungusische, Türkische, Mongolische, zum Theil auch wohl Germanische oder Slawische Wanderhorden — schon in grauer Zeit Invasionen in das „Reich der Mitte" versucht und ausgeführt, ungefähr so, wie die Celtischen, Germanischen und andere Stämme des Europäischen Nordens zu verschiedenen Zeiten gegen den warmen und schönen Süden unseres Welttheils losstürmten. Auch ist es jenen Wanderhorden, obschon sie an Zahl und Kultur den Chinesen immer sehr untergeordnet waren, durch überlegene Tapferkeit und Taktik, so wie auch durch die Einheit ihrer Operationen, sehr häufig gelungen, ansehnliche Theile des Reichs von dem Ganzen loszureißen und selbständig zu beherrschen; ja, seit dem 13ten Jahrhundert u. Z. haben sie zwei Mal ganz China bis zum südlichen Ocean mit mäßiger Heeresmacht und ohne sehr hartnäckigen Widerstand erobert und Jahrhunderte lang in seinem Besitze sich behauptet.**) Freilich gelangen solche Invasionen in der Regel nur dann, wenn eine von Anbeginn wenig energische oder durch zu lange Existenz geschwächte und entartete heimische Dynastie auf dem Throne saß; aber selbst die kräftigen Kaiser des Hauses Han (um Christi Geburt) mußten sich von den wilden Hiongnu manche Demüthigung gefallen lassen. Von einer Chinesischen Massenerhebung, wäre sie auch nur partiell gewesen, kennt die Geschichte kein Beispiel; denn auch die ruhmwürdige Austreibung der Mongolen durch den Stammherrn der Dynastie Ming war im Grunde nur ein Akt, wie er sich auch bei den vielen einheimischen Regentenhäusern, sobald sie sich selbst überlebt hatten, immer wiederholte. Kecke Empörer, die man, so lange sie nichts ausrichten, Räuber nennt, sammeln Banden von Abenteurern, die sich allmälig zu Armeen gestalten, geben der morsch gewordenen Dynastie den Todesstoß und bringen ihre eigene Familie auf den Thron. Ein gleiches Schicksal, wie den früheren einheimischen und auswärtigen Kaiser-Geschlechtern, droht auch dem jetzt regierenden Mandschuischen Hause, dessen Zügel nach allen Indizien schon viel schlaffer geworden sind, als früher; wie denn überhaupt keine Monarchie des ganzen Orients jemals auf Prinzipien gegründet war, die ihre Stabilität verbürgen konnten.

Eine Massenerhebung der Chinesischen Nation ist aber bei weitem nicht bloß darum, weil die Geschichte eines solchen Faktums nicht gedenkt, sehr unwahrscheinlich; wir haben noch stärkere Gründe gegen ihre Wahrscheinlichkeit. Es ist eine ganz falsche Voraussetzung, wenn man die 300 Millionen China's nur wie Eine ungeheure, durch gemeinsame Interessen verknüpfte Familie betrachtet. Schon die Thatsache, daß die sogenannten Provinzial-Dialekte der Chinesen, obschon alle von gleichem Grund-Charakter, doch im Uebrigen erstaunliche Verschiedenheit zeigen, beweist frühe Isolirung und in gewissem Sinne gegenseitige Entfremdung der einzelnen Provinzen des Riesenreiches, die auch hinsichtlich ihres Klima's und der Configuration ihres Bodens einander sehr unähnlich, und von denen die meisten, ihrer Bevölkerung nach, mit Frankreich und Großbritanien sich messen können.*) Das Idiom von Fukian zum Beispiel ist dem Idiome der nachbarlichen Provinz Canton noch mehr entfremdet, als das Schwedische dem Deutschen; und die Bewohner beider Provinzen können, wenn es auf bloße mündliche Verhandlungen ankommt, weder gegenseitig, noch mit denen von Kiangnan oder Petschili sich verständigen. Nun giebt es zwar eine gleichsam über allen diesen Provinzial-Sprachen schwebende verfeinerte Universal-Sprache, ein Chinesisches Hochdeutsch, das die Gelehrten und die höheren Würdenträger des ganzen Reiches verstehen und mit weniger dialektischer Nüancirung sprechen; aber dieses Idiom ist der großen Menge nur in den wenigen Provinzen (Schantung und einem Theile von Kiangnan) verständlich, wo es mit der Volkssprache die meiste Verwandtschaft hat.**)

Der lockere Zusammenhang aller größeren Glieder des Chinesischen Staatskörpers ergiebt sich aber am schlagendsten aus der inneren Geschichte China's, ganz abgesehen von seinen historischen Verhältnissen zum Auslande. Von den ältesten Zeiten ab, und also auch in Perioden, wo die Monarchie noch lange nicht ihre heutige Ausdehnung hatte, sehen wir beständige Tendenz zur Zerstückelung, der nur von einzelnen Kraftmenschen auf dem Throne dann und wann durch Herstellung künstlicher Einheit gesteuert wird. Sehr selten ist eine Dynastie im unbestrittenen Alleinbesitze des kolossalen Reiches; die meisten konnten es nicht verhindern, daß selbst in den Tagen ihres Glanzes, besonders in entfernteren Theilen der Monarchie, Neben- und After-Dynastieen sich behaupteten, deren Fürsten eben so echte Chinesen waren, wie jene; und mehrmals erfolgte eine Theilung des Reichs in die südliche und nördliche Hälfte. Von einigen Provinzen, die das heutige China arrondiren helfen, kann man sogar sagen, daß sie mit weniger Unterbrechung immer eine gewisse Selbständigkeit behauptet haben; so namentlich die Alpenländer in West und Südwest, deren am schwersten zugängliche Regionen zum Theil von Bergvölkern fremden Stammes bewohnt sind.

Der Chinesische Provinziale — wir meinen insonderheit den Bürger und Bauer — hängt mit Liebe an seiner besonderen Heimat, aber keinesweges an dem Ganzen; die Bewohner der Nachbar-Provinzen sind ihm nicht viel mehr, als Ausländer, mit denen er höchstens in lebhafte kommerzielle Berührung kommt. Er verläßt seine Provinz fast eben so ungern, als wenn er ein fremdes Land beziehen müßte; und thut er es wirklich, so geschieht es nur aus Noth oder Speculations-Geist, und nicht etwa darum, weil sein bisheriger Beherrscher oder Unterdrücker einem anderen Platz gemacht hat. Aus bloßem Fremdenhaß und ohne drohende Aufforderungen von Seiten der Regierung würden

*) Herr Ad. Barrot, dessen interessante Beobachtungen über das Leben in Canton wir in einer Reihe von Artikeln mitgetheilt, war bisher Französischer Konsul in Manilla und ist ein Bruder des bekannten Französischen Advokaten und Deputirten, Herrn Odilon Barrot.

**) Zuerst die Mongolen unter Tschinggis-Chan's Nachfolgern, und seit 1644 die noch jetzt im Reiche der Mitte waltenden Mandschu.

*) Aus amtlichen Tabellen in einer der neuesten Ausgaben des großen Staats-Handbuches ergeben sich in runder Summe: für Petschili 28, Schantung 29, Honan 23, Kiangsi 30, Hukuang 45 (!), Tschekiang 26, Szetschuan 21, Schensi 25 und Canton 19 Millionen Seelen! Kiangnan, das Chinesische Mesopotamien, beherbergt in seinen oceanischen Tieflanden die ungeheure Summe von 72 Millionen, also ungefähr ein Sechstheil mehr, als das ganze Russische Reich! Von den übrigen Provinzen zählt die am schwächsten bevölkerte, Kuantschen, etwas über 5 Millionen. In schneidendem Kontraste zu dieser erstaunlichen Population sind die unermeßlich ausgedehnten übrigen Besitzungen des Chinesischen Kaisers, vom Tungusischen Amur-Lande bis zum westlichen Turkestan und von den Gränzen Sibiriens bis zum Himalaya, so menschenleer, daß die Gesammtzahl ihrer Bewohner vielleicht nicht über fünf oder sechs Millionen beträgt!!!

**) Ein gemeinsames Medium der Verständigung für alle Klassen aller Provinzen konnte nur die geschriebene Sprache abgeben, welche bekanntlich keine Elementar-Laute darstellt und von jedem Chinesen in seinem Dialekte gelesen wird. Da aber der Unterschied der Dialekte bei weitem nicht immer auf bloße modifizirte Aussprache eines und desselben Wortes sich beschränkt, sondern viele Wörter und Phrasen auch schon als solche gewissen Provinzen eigenthümlich sind, so hat auch jede Provinz sich genöthigt gesehen, für solche Ausdrücke ihre besonderen Schriftzeichen zu erfinden, die niemals in die klassische Schriftsprache übergehen.

gewiß nur Wenige ihren Heerd verlassen. Gesetzt aber den außerordentlichen Fall, es entschlössen sich Millionen zur Auswanderung, so wäre das ein sehr bedenkliches Wagestück. Nehmen wir z. B. an, eine Invasion der Provinz Canton durch die Briten hätte eine solche Wirkung: Canton begränzt sich an drei Seiten mit anderen Provinzen, die schon zum Ueberflusse mit Bewohnern gesegnet sind, und der plötzliche Andrang von ein Paar Millionen Reis-Essern mehr würde jede dieser Provinzen in helle Verzweiflung setzen; ja, diese Katastrophe wäre vielleicht der einzige denkbare Impuls zu einer partiellen Massenerhebung, die aber dem angreifenden Ausländer nur Vortheil bringen könnte: die Emigranten würden zurückgeworfen, und im Fall eines Widerstandes von ihrer Seite käme es zu gräulicher Konfusion und Zerrüttung. Dann stände ihnen noch gegen Abend die verhältnißmäßig schwach bevölkerte, aber auch zum großen Theil unwirthbare, in die Kreuz und Quer von mächtigen Gebirgen durchzogene Provinz Kuang-si offen, wo sie vielleicht unbehindert, aber zugleich mit Aussicht auf baldigen Hungertod einziehen würden. Alles dies braucht man dem Chinesen nicht erst vorzustellen: er ist berechnender Natur und folgt nie bloßen Eingebungen der Leidenschaft oder Begeisterung.

Was nun endlich den **Religionshaß** im reinen uninteressirten Sinne des Wortes betrifft, so hat ebenfalls die Erfahrung gelehrt, daß der Chinese dazu keine Prädisposition in sich trägt; ja, die beiden Haupt-Religionen des Reiches der Mitte sind nicht einmal geeignet, eine solche Prädisposition, wo sie wirklich vorhanden ist, zu nähren und zu pflegen. Zwar hat es auch in China schon Religions-Verfolgungen gegeben, aber nie um des Glaubens selbst, sondern um **politischer Rücksichten** willen. Die Chinesische Staats-Religion, welche in ihrer ursprünglichen Reinheit nur unter den höheren Würdenträgern und einem Theile der Gelehrten sich fortgepflanzt, hat einen sehr nüchternen Charakter und fast gar keine Bedeutung für Phantasie und Gemüth, daher auch eine **ausländische**, mit sinnlichem Kultus verbundene und dem Herzen viel wohlthuendere Lehre, der **Buddhismus**, schon vor achtzehn Jahrhunderten im Mittelreich freundliche Aufnahme fand und, immer mehr um sich greifend, die wahre Volks-Religion geworden ist. Der Buddhismus ist seinem Prinzipe und seiner Tendenz nach von dem alten National-Glauben außerordentlich verschieden; er hat aber den Letzteren nicht sowohl vernichtet, als in sich absorbirt. Die Buddhistische Geistlichkeit findet für die Götter und vergötterten Menschen aller Nationen in ihrem überschwenglich reichen Pantheon Platz, und ihre Moral athmet einen Geist der Milde und des Erbarmens, der, wie die Erfahrung gelehrt, das Eis des Nordens schmelzen und die verzehrende Glut des Südens in liebliche Wärme umwandeln kann. Recht auffallend zeigt sich dies z. B., wenn man die muhammedanischen Malayen mit ihren der Lehre Buddha's huldigenden Brüdern vergleicht. Bei den Chinesen, als einem seiner Natur nach ruhigen verständigen Volke, das der Islam selbst schwerlich zu Glaubens-Kriegen elektrisirt hätte, darf man demnach aus viel stärkerem Grunde annehmen, daß der Buddhismus oder der synkretistische Glaube, dem diese Lehre durch Accomodation sein Daseyn gegeben, sie gegen fremde Religionen duldsamer gemacht und mittelbar ihren Haß gegen das Ausland sehr gemildert habe. Dasselbe beurkundet die Geschichte des Christenthums im Chinesischen Reiche, dessen Prediger so lange Duldung, ja bei dem Volke sogar Ermunterung fanden, bis der Verdacht ehr- und herrschsüchtiger Pläne ihre Sache verdarb. Selbst in unserer neuesten Zeit, wo die Animosität der Regierung gegen Missionaire beider Religions-Parteien aufs Höchste gestiegen ist und den Chinesischen Proselyten die härtesten Strafen drohen, haben die Glaubensboten von Seiten des **Volkes**, das sie im schlimmsten Falle gleichgültig, oft aber mit lebhaftem Interesse anhört, nichts zu befürchten; ja, es scheint keinem Zweifel unterworfen, daß noch jetzt kleine katholische Gemeinden tief im Innern fortbestehen, obschon sie ihren Gottesdienst, aus Furcht vor der Behörde, so heimlich halten müssen, wie die ältesten Christen im Römischen Reiche.

Ueberhaupt kann nicht genug daran erinnert werden, daß es ein künstliches und ein natürliches China giebt, und daß man sich hüten muß, dem letzteren, wozu die Masse der Nation gehört, alle die abstoßenden Eigenschaften beizulegen, oder in so eminentem Grade beizulegen, die ersteres auszeichnen. Das künstliche China ist die Regierung, sind die Beamten der verschiedenen Klassen, deren furchtbares Netz die ganze Chinesische Welt wider ihren Willen überzieht. Nur diese repräsentiren oder monopolisiren die starre Selbstgenügsamkeit und Abgeschlossenheit, den finsteren Argwohn und Haß gegen alles Ausländische, welche die bloße Nennung des Namens China uns vor die Seele führt. Man zerstöre dieses Gewebe, und es wird ein im Ganzen harmloses, zwar an Vorurtheilen laborirendes, aber doch verträgliches und für die Bildung von Außen her gar nicht unempfängliches Volk übrig bleiben, das bis jetzt aus bloßer Bangigkeit die gehässigen Eigenschaften seiner Zwingherren dann und wann zurückstrahlt. Vergleichen wir die Berichte aller Ausländer, die aus eigener Erfahrung über China geschrieben haben, und es wird sich ergeben, daß ihre Entrüstung über alle Unbilden, die sie von der Chinesischen Regierung erdulden müssen, ihnen selten jede Lust benommen hat, nebenbei dem Volke einiges Lob zu spenden; ja, solche unter ihnen, die vermöge ihrer Stellung hauptsächlich oder ausschließlich mit Bürgerklassen in Berührung gekommen sind, rühmen fast ohne Ausnahme die zarte Rücksicht, offne Herzlichkeit und bis zu einem gewissen Punkte sogar die Liberalität, womit man sie aufgenommen und behandelt hat. So namentlich auch Herr Barrot, der sich in den mitgetheilten Reisebildern als einen der geistreich-lebendigsten und zugleich unparteiischsten Beobachter des Chinesischen Thuns und Treibens beurkundet.

Die Beurtheilung der übrigen Gründe, womit Herr Barrot vor einer Eroberung China's warnt, überlassen wir den Staats-Oekonomen und dem Handelsstande. W. Schott.

A e g y p t e n.

Mehmed Ali und Aegypten.

(Schluß.)

Mehmed Ali, umgeben von einer widerspänstigen und aufrührerischen Soldateska, von welcher sein Leben beständig bedroht war, sah sogleich den Vortheil ein, den er von dem Beistande einer anderen Macht ziehen könnte. Die Reihen der Mameluken lichteten sich in der That auf eine traurige Weise; aber selbst noch als ein Gerippe des einst stolzen Corps waren sie furchtbar genug, um dem Despotismus Schrecken einzujagen und die Autorität des Pascha's unsicher zu machen. Er öffnete deshalb seine Länder den bisher verachteten und verfolgten Christen; er stellte sie in seinem Rathe und in seinen Armeen an; er schmeichelte ihrer Eitelkeit und munterte sie durch kleine Geschenke und große Versprechungen auf. Daher strömten ganze Heerden müßiger Vagabunden, der Auswurf und Abschaum Europäischer Völker, nach Aegypten, und es wurde bald, was es jetzt ist, eine Zufluchtsstätte für die Verarmten, ein Abzugskanal, in welchen der ganze Schmutz Europa's sicher einfließen konnte. Aber mit diesen Elementen wirkte Mehmed Ali Wunder. Sein Volk allmälig an die Gegenwart und Gesellschaft der Europäer gewöhnend, ging er einen Schritt weiter und entwöhnte seine Unterthanen von ihren eingewurzelten Vorurtheilen. Es gelang ihm, eine Armee nach dem Muster der Europäischen zu errichten, und da er fand, daß diese Aenderung Vortheil brachte, schritt er zu anderen gleich wichtigen Verbesserungen. Er griff sie in den Besten ihrer Vorurtheile an, indem er sie nöthigte, ihren Bart zu scheeren und den Turban abzuschaffen, — führte durch Gründung öffentlicher Schulen, so wie durch Errichtung von Fabriken und durch Verbesserung des Landbaues, Künste und Wissenschaften ein. Die Mittel, wodurch er die Macht erhielt, diese herkulische Arbeit auszuführen, waren seine eigenen; denn wenige Europäer würden kühn genug gewesen seyn, ihm bei diesen Thaten von Raub, Grausamkeit und Mord, welche seine frühere Laufbahn bezeichneten, beizustehen; doch jede Verbesserung in seiner Armee, in seiner Marine und in seinem Lande, welche auf diese Ereignisse folgte, ist von Europäern oder unter ihrer Leitung ausgegangen und ausgeführt worden. Die Soldaten und Matrosen Mehmed Ali's sind Konskribirte, mit Gewalt ihrem Heerde und ihren Frauen und Töchtern entrissen, die, unbeschützt und gebrochenen Herzens, in Abwesenheit der Männer, gezwungen sind, für eine kärgliche Nahrung den Boden zu pflügen und auf dem Felde zu arbeiten. Doch so unwillig auch im Anfange diese Männer über die gewaltsame Entführung aus ihren Familien waren, so versöhnten sie sich doch bald mit ihrer neuen Lebensart. Das Leben eines Soldaten ist dem Geschmacke des Arabers, des Aegypters und des Türken angemessen und ist ihrem vorigen Zustande von Leibeigenschaft unendlich weit vorzuziehen. Diese Männer sind treu, weil sie bisher nur eine fortgesetzte Bahn des Glückes gegangen sind, und weil bei ihnen der Sieg immer der Vorläufer des Raubes ist. Dieser fortgesetzte Triumph hält sie zusammen; doch den Ismaeliten ist in der Stunde des Unglücks wenig zu trauen. Bei ihnen ist die Habsucht stets das leitende Prinzip, wodurch sie beherrscht werden, und diese niedrige Leidenschaft zeigt sich bei Offizieren und Gemeinen. Diese Männer sehen einen siegreichen Führer als eine Art von Halbgott an und beugen sich in Anbetung vor ihm, bis der Zauber durch eine Niederlage gebrochen wird; dann schließen sie sich eben so willig und mit gleicher Aufrichtigkeit an den Eroberer.

Sollte eine Europäische Armee gegen das Aegyptische Heer in Bewegung gesetzt werden, so würde die Richtigkeit dieser Bemerkungen leicht erkannt werden. Die Truppen unter Ibrahim, diesem Menschenschlächter, haben durch ihre glücklichen Erfolge gelernt, die Heere des Sultans zu verachten, doch sie kennen wohl und fürchten den überlegenen Muth und die Disziplin der Europäischen Truppen. Eine sehr kleine Schaar Englischer Truppen würde hinreichen, die hunderttausend Krieger des Paschas zu zerstreuen; und einmal gänzlich zerstreut, würde es fast unmöglich seyn, sie wieder zu sammeln.

Der Pascha wird von den Aegyptern gefürchtet, aber nicht geachtet; die ärmeren Klassen tragen kein Bedenken, wenn es ohne Nachtheil für sie geschehen kann, auf seine Habsucht und Tyrannei zu schimpfen; er wird von den Syrern gehaßt, welche nur durch die Gegenwart seiner Truppen von offener Empörung zurückgehalten werden. Jeder Theil seiner Herrschaft eilt dem Verfall entgegen, weil ihm die Bevölkerung entzogen wird, um seine Armeen zu füllen; weite Strecken des fruchtbarsten Landes von der Welt, das früher von Ueberfluß strotzte, sind jetzt öden Wüsten ähnlich, und der größere Theil der wenigen Unglücklichen, die in den Dörfern zurückgelassen wurden, werden beständig zu den öffentlichen Arbeiten gezwungen, indem man sie zur Belohnung dafür halb verhungern läßt und wie das Vieh behandelt.

Der durch seine Waffen errungene Sieg giebt ihm ein Handels-Monopol in den eroberten Provinzen, zu großem Nachtheil Englands und zum offenbaren Nachtheil der Einwohner. Seine Besetzung von Dscheddah hat ihm über alle Pilger Macht gegeben, welche hierdurch nach Mekka wandern und die sich jährlich auf ungefähr 70,000 belaufen. Seine Besetzung von Lobeah hat ihm ein Monopol des Mokka-Kaffee's gegeben, des Produkts von Afrika und Arabien, das nach dieser gedeihlichen Stadt gebracht wird. Durch Besitznahme der kleinen, aber sehr wichtigen Insel Massowoh und der entgegengesetzten Küsten sind die Einwohner Abyssiniens abgeschreckt worden, ihre Produkte aus dem Innern herbeizubringen: und somit ist ein sehr wichtiger Handel für uns und für andere Europäische Nationen verloren gegangen.

Die Eroberung und fortdauernde Besetzung von Aden sichert uns den Zutritt zum Rothen-Meere bei Babel Mandeb; doch ist es für unsere fernere Sicherheit in dieser Gegend unumgänglich nöthig, daß wir Mokka und Dscheddah, die zwei wichtigsten Städte auf der Arabischen Seite des Rothen Meeres, Massowah, welches der Schlüssel zu Abyssinien und das große Depot für das nordöstliche Afrika ist, und Zeyla, beinahe Aden gegenüber, auf der östlichen Küste von Afrika, in Besitz haben sollten. Zeyla ist ein wichtiger Handelsplatz für Myrrhen, Gummi, Federn, Elfenbein und andere kostbare Waaren. Das umliegende Land hat Ueberfluß an Hornvieh; 10,000 bis 12,000 Hörner und Häute werden jetzt jährlich von dort verschifft. Durch die Besitznahme dieser verschiedenen Häfen würden wir uns nicht bloß die Produkte Arabiens, Abyssiniens und Ost-Afrika's sichern, sondern auch für unsere Plätze neue und große Marktplätze eröffnen, — Marktplätze, die jetzt Mehmed Ali für seine werthlosen Fabrikate allein in Beschlag genommen hat.*)

In Handels-Angelegenheiten mit Mehmed Ali kann man nie Vertrauen auf sein Wort setzen. Es sind Versuche gemacht worden, den Handel mit Indien durch Aegypten zu führen; doch das Resultat war, wie man es erwarten konnte: er erlaubte den Handel; aber als er glaubte, wir wären zu weit gegangen, um zurücktreten zu können, versuchte er, von uns eine schwere Abgabe zu erpressen, wodurch die Häuser, die sich in das Geschäft eingelassen hatten, Verluste von ernster Bedeutung erlitten. Derselbe habsüchtige Beweggrund treibt ihn an, Alles zum Monopol zu machen, selbst den Koth auf den Straßen, der gesammelt und für seine Rechnung verkauft wird.

Die Bande, welche Aegypten mit Großbritanien verbinden, werden jedes Jahr lockerer: jenes Land, mit dem wir noch vor einem Jahrhunderte unbekannt waren, wenigstens in kommerzieller und politischer Hinsicht, muß bald unsere Straße nach Osten werden, und jetzt wird dies um so nothwendiger, da wir den Werth davon kennen. Mehmed Ali hat bisher manche Gelegenheit gegeben, unsere Absichten in dieser Hinsicht zu fördern; doch ist unsere Regierung so blind, daß sie voraussetzt, dies werde immer der Fall seyn? Errichtet auf dem Rothen Meere eine beständige Dampfschifffahrt, erweitert verhältnißmäßig unsere Communication auf diesem Wege, und es bedarf einer geringen prophetischen Gabe, um das Resultat vorauszusagen. So lange nicht Aegypten ein integrirender Theil des Britischen Kolonialreichs wird, muß unsere künftige Straße nach Indien durch die Thore, wenn nicht eines Feindes, doch einer nicht sehr freundlichen Macht gehen, und wir werden der Willkür oder Habsucht eines barbarischen Herrschers des Landes, dessen Wille und Vergnügen uns Gesetz seyn muß, preisgegeben seyn. Frankreich blickt bereits mit eifersüchtigen Augen auf unsere Fortschritte, — doch weit mehr wird es dies thun, wenn es das Rothe Meer mit unseren Schiffen angefüllt und Aegypten von unseren Kaufleuten besetzt sieht! Und dies muß der Fall werden, wenn wir beharrlich fortfahren, das Rothe Meer zu unserer Straße nach Indien zu machen; und sein Vorzug vor der Fahrt auf dem Euphrat gebietet es uns dringend. Ueberdies haben die Syrischen Eroberungen des Pascha's die Ausführbarkeit einer Reise nach Indien auf dem Euphrat wesentlich von seinen Launen abhängig gemacht, so daß seine jetzige oder künftige Feindseligkeit gegen Großbritanien beide Straßen in Gefahr bringt. Es scheint daher für die künftige Sicherheit unseres Indischen Reichs absolut nothwendig, daß Aegypten in Wirklichkeit, wenn auch nicht dem Namen nach, eine Britische Kolonie werde.**) Die Furcht vor einem solchen Ereigniß ist ohne Zweifel ein mächtiger Beweggrund für die Französische Regierung, Mehmed Ali bei seinen übermäßigen Ansprüchen, die er jetzt an Syrien, Aegypten und Kandien macht, zu unterstützen. Französischer Einfluß in Aegypten ist mit den Interessen Großbritaniens unverträglich und muß, wenn er sich geltend macht, zuletzt Krieg hervorbringen. Weit besser also würde es seyn, die Rechte und die Integrität des Ottomanischen Reiches zu unterstützen und zu verhindern, daß das Rothe Meer in den Besitz oder in den Dienst einer Macht komme, deren Haß gegen die Britischen Besitzungen in Indien eben so groß ist, als ihre Ansprüche auf die Colonisation in Afrika oder Asien abgeschmackt und lächerlich sind.

Es giebt nur Einen Plan, den schönsten und prächtigsten, den je ein Mensch ersonnen hat, der nicht nur diesen Uebeln vorbeugen, sondern auch ohne Zweifel vielen Europäischen Nationen große Wohlthaten bringen würde, — ich meine die viel besprochene Communication durch den Isthmus von Suez, ein von Napoleon gehegtes Projekt, der die Wichtigkeit Aegyptens als von Frankreich abhängig zu schätzen wußte. Es ist zu bedauern, daß sein kurzer Aufenthalt in Aegypten ihm nicht erlaubte, sich genauere Berichte über die Ausführbarkeit des Planes und die Schwierigkeit desselben liefern zu lassen, da die bisherigen Nachrichten so ungenau und so unzuverlässig waren.

Dieser Kanal könnte, wenn er glücklich vollendet würde, zur Hauptstraße Englands und aller Europäischer Nationen gemacht werden; er würde die Schätze des Rothen Meeres aufdecken, seinen Ueberfluß an Perlen und Perlenmuscheln, an Schildkrötenschalen, Korallen und allerlei Fischen, die in diesem warmen und ruhigen Wasser schwimmen. Auf der einen Seite würde er uns die Märkte von Yemen, Konfidia, Lobeah und Mokka, die mit dem Balsam und Kaffee Arabiens gefüllt sind, öffnen. Auf der anderen Seite würde er unseren Handelsunternehmungen Abyssinien darbieten, welches der Schlüssel zu Mittel-Afrika ist und Gold, Straußfedern, Kardamum, Elfenbein und andere kostbare Waaren in Ueberfluß hervorbringt; er würde unmittelbarer den Handel des Persischen Meerbusens und der ganzen östlichen Küste Afrika's in unsere Hände geben; er würde die Entfernung zwischen England und Indien, zwischen England und China außerordentlich abkürzen. Es ist ein Plan, auf dessen Ausführung alle unsere diplomatische und kommerzielle Energie und Thätigkeit gerichtet seyn sollte.

Der jetzt beabsichtigte Kanal, obgleich tiefer und breiter als der alte, würde kaum halb so lang werden; er würde, die nothwendigen Krümmungen mit eingerechnet, ungefähr 80 Meilen in der Länge haben und bei dem alten Palusium anfangen. Dieser mit Schlamm verschüttete Hafen müßte gereinigt und wieder gebaut werden; von hier aus würde er durch eine Reihe von Seen gehen und dann fast in gerader Linie bis Suez. Der Boden ist durchweg verschieden; bei Suez ist er leicht und tief; mitten im Delta ist er steinig, und eine lange Strecke Landes zwischen zwei Hügelreihen liegt fast unter dem Wasserspiegel der beiden Meere; gegen das Mittelmeer ist der Boden wieder leichtes Alluvial; an keiner Stelle der ganzen Strecke giebt es Flugsand.

Der Kanal müßte von hinreichender Weite und Tiefe seyn, um die schwersten Schiffe zu tragen, und seine Mündungen müßten durch Schleusen geschützt seyn. Die Kosten eines solchen Kanals könnten ungefähr 3,000,000 Pfd. Sterl. betragen, etwa die Hälfte der Kosten der London-Birminghamer Eisenbahn. Die dazu erforderliche Zeit würde nicht über 2½ Jahr dauern. Die Benutzung des Kanals müßte allen Europäischen Staaten garantirt werden gegen Entrichtung einer von den Großmächten bestätigten Abgabe.

Es kann kein Zweifel seyn, daß die Einnahme, die aus den durchgehenden Schiffen gewonnen würde, nicht bloß mit hohen Interessen das verwendete Geld wieder bezahlen, sondern auch die von Zeit zu Zeit nothwendigen Reparaturen hinlänglich bestreiten würde. Fischer würden aus allen Theilen Europa's nach dem Rothen Meere ziehen, und als nothwendige Folge davon müßten an vielen Stellen desselben Seehafenstädte gegründet werden. Die Pilgrime nach Mekka, von denen nur durch Aegypten 40,000 gehen, würden sich zu Konstantinopel oder Dekondra direkt nach Dscheddah einschiffen. Alle Englische Fahrzeuge, die nach Indien gehen, würden natürlich diesen Weg vorziehen, und Baumwolle, Taback, Zucker, Kaffee, Thee und andere Waaren des Orients würden zugleich ihren Weg in das Mittelländische Meer finden.

Die Schwierigkeiten der Ausführung eines solchen Planes sind sehr übertrieben worden. Daß eine Ungleichheit der Ebene zwischen den beiden Meeren stattfindet, ist nicht zu bestreiten; doch selbst vorausgesetzt, daß das Rothe Meer 25 Fuß über dem Wasserspiegel des Mittelmeers liegt, so würde dieser Unterschied eher günstig seyn, da die Gewalt der Strömung dadurch das Bette von Meer zu Meer rein erhält und so die Mühe des beständigen Reinigens erspart.

Eine Eisenbahn ist vorgeschlagen worden, um die beiden Meere zu verbinden; doch die Schwierigkeiten sind so furchtbar, daß ein solcher Plan nie mit der geringsten Aussicht auf Vortheil ausgeführt werden kann.

Der Weg nach Indien durch das Rothe Meer ist jetzt der Lieblingswunsch des Tages, und gegenwärtig würden sich sogar mehrere unserer schönen Landsmänninnen verleiten lassen, die Reise zu versuchen. Dampfschifffahrt ist bereits beschlossen worden, und die Fahrzeuge, die dazu gebraucht werden sollen, gehen bereits ihrer Vollendung entgegen. So sehr ich auch diesen Weg bewundere, so kann ich mir doch die Schwierigkeiten nicht verbergen, die mit einer fortwährenden und ausgedehnteren Dampffahrt verbunden sind. Die unsichere Fortdauer von Mehmed Ali's Freundschaft, die durch die Intriguen der Franzosen noch unsicherer geworden ist, welche keine Gelegenheit versäumen, unseren Einfluß in diesem Lande zu schmälern, bei Seite setzend, kann ich hier nur fast unübersteigliche Hindernisse sehen, die den Plan, der jetzt ausgeführt wird, nicht sehr vortheilhaft erscheinen lassen. Nur diejenigen, welche der gefährlichen Schifffahrt des Rothen

---

*) Also die Engländer dürfen Aden, Mocka, Zeyla ꝛc. den Einwohnern entreißen, dürfen diese und jene Küstenstriche des Meeres erobern, so wenig Rechte sie auch dazu haben; Mehmed Ali dagegen ist ein Usurpator, ein Unterjocher, wenn er die vor seiner Thür liegenden Gegenden früher als die Europäer nimmt. Man giebt so gern vor, daß die Europäische Politik auf Grundsätzen der Sittlichkeit ruhe; aus der Sprache unseres Verf. läßt sich das nicht erkennen. Welchen Begriff muß ein Aegyptischer Minister oder Gebildeter überhaupt von der Redlichkeit Englands bekommen, wenn jeder durch dieses geschehene Raub nur Besitznahme heißt, während die Besitznahme einer Stadt durch den Pascha eine Unterjochung und eine Usurpation genannt wird?

**) Das heißt den Nagel auf den Kopf treffen! Auch der Deutsche Zoll-Verein schadet dem Kramerwesen Britaniens: wie wäre es, wenn man Preußen, Sachsen und noch ein paar Länder zu Englischen Kolonieen machte?

Meeres ausgesetzt gewesen sind, können diese Gefahren und Schwierigkeiten gehörig beurtheilen. Das Rothe Meer ist in beständigen Fluthen begriffen, das Bett, wodurch Schiffe von großer Tonnenlast mit Sicherheit segeln können, ist äußerst flach, und selbst dieser Theil ist wegen des Anwachses von Korallenmoos so verschieden, daß die Anwendung von Schiffen von großer Tonnenlast jederzeit abzuweisen ist. Man kann in der That nichts gewinnen durch Anwendung von Schiffen von 1200 bis 1400 Tonnen; aber Alles ist von der Brandung und von Stürmen zu fürchten. Kleine Fahrzeuge, selbst von 500 Tonnen Last, können, wenn sie von einem Sturme ergriffen werden, fast unmittelbar zwischen den Felsenriffen, wo sie tiefe, ruhige Wasser und vollkommene Sicherheit finden, Schutz suchen und sind nicht gezwungen, sich dem Verlust und Schaden, der aus solchen Stürmen entsteht, auszusetzen; aber große Fahrzeuge müssen unter allen, wenn auch ungünstigen Umständen die Reise fortsetzen.

Wenig besser als Wahnsinn ist die Voraussetzung, daß die Kosten solcher großen Fahrzeuge sich durch Passagiere und Briefe bezahlt machen. Die Summe der Briefe, die von England nach Indien und von Indien nach England gehen, läßt sich in runden Zahlen sehr wohl berechnen; doch die Frage bleibt noch zu beantworten, wie viel Briefe auf diesem Wege gehen werden? Viele Personen, und zwar alle Handelsmänner, senden ihre Briefe in zwei und selbst in drei Abschriften, und einige von diesen gehen nothwendiger Weise mit den angezeigten Gütern. Wiederum ist es, wenn es nicht ein Gesetz giebt, das jeden Passagier zwingt, sich der Dampfschiffe zu bedienen, eine unvernünftige Voraussetzung, daß der zehnte Theil dieser Leute die Gelegenheit der Dampfschifffahrt ergreifen werde. Viele Passagiere sind Personen von beschränkten Mitteln, denen die Zeit keine Sache von Wichtigkeit ist, und viele von diesen wünschen auf ihrer Reise Alles zu sehen, was nur zu sehen ist, ohne sich darum zu bekümmern, mit welcher Gelegenheit sie reisen. Wiederum giebt es Zeiten, wo die Pest in Aegypten herrscht, und dieses Land ist in der That nie ganz frei davon; und die Gesetze der Quarantaine sind eher Alles, als angenehm. Es ist unmöglich, einen vortheilhaften Handel in Aegypten zu machen; Aegypten nimmt in seinem jetzigen Zustande wenig von uns; aber wahrscheinlich fast so viel, als man von seiner Armuth erwarten kann. Diese und andere Betrachtungen machen es zweifelhaft, daß die Schifffahrt durch das Rothe Meer sich je als ein vortheilhaftes Unternehmen erweisen werde.

Auf eine merkwürdige Thatsache möchte ich besonders die Aufmerksamkeit der Geologen lenken, nämlich auf die erstaunliche Abnahme des Wassers im Rothen Meere und die entsprechende Zunahme des wüsten Landes; der Zugang zu fast jedem Hafen ist jetzt gehindert, und Städte, die früher dicht am Strande lagen, sind jetzt einige Meilen landeinwärts davon entfernt. Dscheddah, Mokka und anderen wohlbekannten Häfen kann man sich innerhalb zwei oder drei Meilen nicht nähern; Inseln erheben sich beständig über dem Wasser, und die neue Korallenbildung ist an manchen Stellen 40 Fuß über der gegenwärtigen Wasserfläche.

Algier.

Ein Blick auf die Französischen Niederlassungen in Afrika.

Am 5. Juli 1830 kapitulirte Algier, und es sank nach mehr als dreihundertjährigem Bestehen diese barbarische Gewalt, welche eine Geißel und eine Schmach für das gebildete Europa gewesen war. Seit Karl's V. Zuge bis auf unsere Zeit herab waren alle Versuche, den Streifereien der Algierischen Seeräuber ein Ziel zu setzen, erfolglos geblieben; sobald die Europäischen Geschwader sich von der Afrikanischen Küste entfernt hatten, begannen die Räubereien wieder. Jetzt endlich kann das Mittelländische Meer ohne Gefahr beschifft werden, und die Schiffe der kleineren Staaten, welche früher beständig den Angriffen der Korsaren ausgesetzt waren, brauchen nur noch vor Klippen und Stürmen auf ihrer Hut zu seyn. Dies ist indeß nicht der einzige Vortheil, welchen die Französische Eroberung gehabt hat. Schon hat der Handel an den Küsten des alten Numidiens einen neuen Aufschwung genommen, und er dürfte vielleicht wieder so blühend werden wie zu der Zeit, wo diese Gegend eine Menge reicher und mächtiger Städte zählte.

Die Resultate, welche die Französische Occupation sonst noch gehabt hat, werden in einem Französischen Berichte, der bis zu Ende des Jahres 1838 reicht, folgendermaßen kurz zusammengestellt: „Ungeheure Arbeiten", sagt dieser, „sind begonnen worden, um das Klima zu verbessern, um die Häfen zu erweitern und um das Land mit einem Netze von Straßen zu durchziehen, auf welchen die Civilisation im Gefolge des Handels wird vordringen können. Die Zahl der Bevölkerung ist in beständigem Zunehmen begriffen, und wenn auch die Eingebornen theilweise das Französische Gebiet verlassen, so wird doch dieser Abgang reichlich durch Einwanderungen aus Europa ersetzt; diese haben den doppelten Nutzen, dem Lande Bebauer und Vertheidiger zuzuführen. Allmälig gewöhnen sich auch die Eingebornen daran, unter unseren Fahnen zu kämpfen. Die Uebelstände, welche aus der langen Dauer der Ungewißheit und des Schwankens hervorgegangen waren, sind so ziemlich bis auf die letzte Spur verwischt. Die Bebauung des Landes machte ersichtliche Fortschritte, die Dörfer erhoben sich wieder aus ihren Ruinen, und die Städt änderten ihre Physiognomie. Eben so entstanden neue öffentlich Anstalten und militairische Gebäude; die Zahl der Kranken i Heere verminderte sich beträchtlich. Ein günstiges Zeichen wa ferner der steigende Werth des Besitzthums. Endlich erschiene nach einer Verbannung von zwölf Jahrhunderten das Christe thum und seine Verkündiger wieder auf dem Boden Afrika's."

Nicht anders drückt sich der General Brossard in seiner i vorigen Jahre erschienenen Broschüre aus. Auch er bezeugt de günstigen Einfluß, welchen die vordringende Civilisation auf de Zustand und die Gesinnung der einheimischen Bevölkerung gehab hat. „Die Wirkung und Gegenwirkung des Zustandes des Bodens auf den moralischen Zustand der Einwohner", sagt er, „i überall hervorgetreten, wo neue Niederlassungen gegründet worden sind. Die Fortschritte der Kultur entfernen oder unterwerfe die rohen Völker; im letzteren Falle vermischen sie sich mit den gebildeten Volke."

Sehr genaue Nachrichten über die Ausdehnung der Französischen Niederlassungen finden sich in einem vom Kriegs-Ministerium veröffentlichten Werke. In diesem sind nicht nur die Beobachtungen und Erfahrungen der Französischen General-Stabs-Offiziere benutzt worden, sondern auch die Reisenden Shaw, Peyssonnel und Desfontaines. Folgende kurze Notizen über diese dürften vielleicht nicht unwillkommen seyn.

Thomas Shaw, geboren zu Kendal in Westmoreland im Jahre 1692, war Kaplan des Englischen Comptoirs zu Algier. Er benutzte seinen dortigen Aufenthalt zur Bereisung des alten Numidiens; westlich drang er bis zu den Trara-Gebirgen über die Tafna hinaus vor, südöstlich bis zum Abhange der Jurjura-Gebirge. In Bona erreichte er wieder das Meer und besuchte dann die Regentschaft Tunis. Seine Reisen fallen in das Jahr 1727; die Beschreibung derselben erschien 1738.

Jean André Peyssonnel, geboren zu Marseille im Jahre 1694, besuchte im Jahre 1724 im Auftrage der Regierung und zum Behufe naturgeschichtlicher Studien das nördliche Afrika; er durchstreifte die Regentschaft Tunis nach allen Richtungen und bereiste auch den östlichen Theil der Regentschaft Algier. Die Ausbeute war bedeutend, aber leider gingen unter Chiracs liederlicher Verwaltung nicht nur seine wissenschaftlichen Notizen, sondern auch die Herbarien und die Sämereien, die er nach Frankreich schickte, verloren.

René-Louiche Desfontaines, geboren zu Tremblay in der Bretagne im Jahre 1750, trat seine Reise nach Afrika im Jahre 1783 an, nachdem er zuvor zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften ernannt worden war. Im Jahre 1786 kehrte er zurück, nachdem er den größten Theil der Regentschaften Tunis und Algier besucht hatte; westlich drang er weiter als Shaw. Seine Bemerkungen über Algerien, von denen ein großer Theil verloren gegangen ist, sind nicht ohne einen gewissen pikanten Reiz.

Mannigfaltiges.

— Wissenschaft und Industrie. Wir erwähnten kürzlich, daß die von Herrn Professor Jacobi in St. Petersburg gemachte Erfindung, Relief-Metallplatten auf elektro-magnetischem Wege zu reproduziren, von einem Herrn Spencer in England nacherfunden worden. Gegenwärtig wird nun aus London berichtet, daß die Erfindung der Herren Jacobi und Spencer bereits zu praktischen Resultaten geführt habe, indem in einer Fabrik plattirter Waaren solche antike Metallgeräthe, die jetzt, vermöge der Moden à la Renaissance und Rococo, sehr gesucht sind, auf jenem Wege leicht und wohlfeil vervielfältigt werden. Gerade diejenigen Schnörkel in Blättern, Blumen und Arabesken, an deren treuer Nachahmung die neuere Kunst verzweifelte, weil sie ohne bedeutenden Kosten- und Zeit-Aufwand nicht zu bewirken war, lassen sich durch die Methode des Herrn Spencer am besten herstellen. Nicht minder gelungene Versuche sind aber auch bereits in einer Knopf-Fabrik gemacht worden, von jener wissenschaftlichen Entdeckung praktischen Nutzen zu ziehen.

— Allan Cunningham. Dieser verdienstvolle Britische Geograph und Naturforscher, der sich besonders um die Kunde des fünften Welttheils verdient gemacht hat, ist am 27. Juni d. J. in Australien mit Tode abgegangen. Im Jahre 1814 trat Herr Cunningham, der damals 23 Jahr alt war, seine erste wissenschaftliche Reise an, und zwar nach Brasilien, um Pflanzen für den botanischen Garten in Kew zu sammeln. Nach Sydney kam er im J. 1817; von dort aus besuchte er alle Gegenden Neu-Hollands, so weit sie bis jetzt bekannt sind, und erst 1830 kehrte er nach England zurück. Ein Aufenthalt in Neu-Seeland im J. 1838 untergrub seine Gesundheit dermaßen, daß er bald nach seiner Rückkehr nach Sydney in eine Krankheit verfiel, von der er nicht wieder genas.

Das mit der heutigen Nummer zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen. — Titelblatt und Inhalts-Verzeichniß werden nachgeliefert.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

2044 092 563 576

Digitized by Google